image
not
available

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Ein und dreißigster Jahrgang.

1 8 3 7.

Januar.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollona
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1837.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände" enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt" Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts" für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt" in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts" eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt" bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt." — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Literatur-Blatt.

№ 1.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 2. Januar 1837.

Sehet, das Neue
Findet uns neu!
Goethe.

Neujahr.

Neujahr ist herangekommen,
Und die Herzen schlagen neu,
Neue Hoffnung ist erglommen,
Jeder stille Wunsch wird frei.

Wunderlich sind wir gefahren
Auf des Jahres Strom dahin,
Mühe durfte Keiner sparen,
Mußten oft den Nachen ziehn.

Winde tobten, Wogen schäumten,
Segel riß, es brach das Tau;
Wenn wir uns verloren träumten,
Ward der Himmel wieder blau.

Aber wenn an grünen Fluren
Prangend bunt im Blumenkleid
Wir im Flug vorüberfuhren,
Da vergaß sich alles Leid.

Bäume nickten her von schönem
Strand sich wiegend klein und groß,
Warfen launig Dem und Jenem
Goldne Aepfel in den Schoß.

Und da weinten wohl die Einen,
Wenn die Andern hell gelacht;
Wollte Dem kein Glück erscheinen,
Hat es Jenen froh gemacht.

Die da weinen, die da lachen,
Stehn nun all an Einem Ziel,
Und es rüstet sich der Nachen,
Neu zu gehn in's Wellenspiel.

Neues Jahr und neues Leben,
Neue Fahrt und neuer Strand,
Neues Forschen, wem gegeben,
Wem versagt das goldne Pfand.

Laßt das Forschen, laßt das Fragen,
Keinem wird es doch bekannt,
Keiner hat mit Wunsch und Klagen
Sich das Glück in's Haus gebannt.

Werfet, was die Fahrt verstöret,
Ohne Schonen über Bord,
All der Wust hinausgekehret
Sey mit Einem kecken Wort!

Neuen Mast und neue Segel,
Neuen Anker, neues Tau!
Fröhlich, wie des Himmels Vögel
Steuern durch das lichte Blau,

Ohne Furcht vor Felsenriffen,
Kraft im Arm für jede Fahr,
Neu erfrischt, gerüstet schiffen
Wir hinein in's neue Jahr!

Briefe aus der Provence im Sommer 1836.

Wir hatten uns botanisirend und mineralogisirend einen Monat in der Auvergne herumgetrieben, und wollten nun wieder unseres Lebens froh werden; deßhalb wandten wir uns weder nach Lyon noch nach Paris, sondern in die sonnige Provence, die freilich auch arg ausgeartet ist, an die man aber doch nie ohne eine gewisse Sehnsucht denken kann.

Bei der kleinen Stadt Tournon, gegenüber dem weltberühmten Weingelände der Ermitage, unter einer Eisendrahtbrücke erwarteten wir das von Lyon die Rhone herabkommende Dampfboot, das uns mitnehmen und in die Provence führen sollte. Bei dieser Einschiffung ist kein Augenblick zu verlieren. So wie man in der Ferne den Rauch erblickt, muß in einen Kahn gestiegen und schief mitten in den Strom hineingefahren werden. Im Nu ist das Dampfschiff da, hält einen Augenblick an und wirft uns einen Strick zu; kaum aber sind wir hinaufgestiegen, so brausen und sausen die Räder wieder herum, und die Doppelkraft, die Gewalt des Stroms und des Dampfs, reißt uns so schnell fort, daß uns Tournon bald aus den Augen ist. Das Boot geht Morgens von Lyon ab, fährt an acht Departements vorüber und kommt Abends bei guter Zeit in Arles an, macht also in dieser Zeit siebenzig Postlieues. Mit ungemeiner Keckheit wagt es sich in die Mitte des reißenden Stroms, als wenn da keine Hindernisse und Gefahren zu fürchten wären. Freilich ist ein Pilot an Bord, der alle bedenklichen Oertlichkeiten des Flusses kennt und das Boot rasch bald rechts, bald links leitet; so vermeidet es Klippen, Sandbänke und seichte Stellen, und wenn sich der Strom theilt, so fährt es in den tiefsten Arm. Um die Schnelligkeit zu ermessen, mit der es fortschießt, braucht man nur einen Baum oder Strauch am Ufer in's Auge zu fassen; ein kurz vorher noch entfernter Punkt kommt mit Macht heran und schießt im Nu vorbei. Es ist, als würde man nur von dem Gedanken, weiter zu eilen, fortgetrieben; Alles gehorcht einer unsichtbaren Macht. Da wo Kahnüberfahrten sind, legt sich das mächtige Kamin immer mehr zurück, und endlich fährt das Boot mit unglaublicher Schnelligkeit unter dem von einem Ufer zum andern ausgespannten Seil weg; man meint, dies Seil werde von einem Orkan getrieben. Nichts sonderbarer, als wenn dem pfeilschnellen Dampfboot Züge von Kähnen begegnen, die Waaren in die südlichen Departements geführt haben und nun zurückkommen; sie werden mühsam von zehn, zwölf, zwanzig bis fünf-und-zwanzig Pferden gezogen, und nebenher gehen schreiend, fluchend und peitschend die Fuhrleute bald am Ufer, bald im Fluß selbst.

So fuhren wir an Valence und Montélimart, an der Mündung der Isère und der Drôme vorüber, und glücklicherweise auch schnell an dem armseligen, steinigten rechten Ufer. Die Brücke von St. Esprit ist eine Episode dieser schnellen Reise, die ohne Dampfboote so lang und so langweilig wäre. Da sieht man auf einmal eine Reihe geschmackvoller, aber so enger Schwibbögen, daß sie eigens dahin gestellt scheinen, um alle Schifffahrt auf der Rhone unmöglich zu machen; auf keinen Fall sind sie gebaut, um Dampfschiffe hindurch gehen zu lassen. Glücklicherweise ist bei der Geschicklichkeit der Piloten hier nie ein Unfall geschehen, es wäre aber doch möglich, und bei der reißenden Schnelle der Fahrt läßt sich denken, wie das Boot zertrümmert werden würde, wenn es die Durchfahrt nicht recht träfe und von den überdies reißenden Wellen gegen einen Pfeiler getrieben würde. Jedermann sieht dies ein, darum eilt Alles auf das Verdeck und richtet lautlos die Augen nach der Prora des Schiffs, bis es glücklich unter der Brücke weg ist, dann athmet man wieder freier und froher.

Da wo die Rhone eine Biegung macht, sahen wir auf einmal Avignon vor uns liegen. Die mittägliche Sonne läßt die alten Mauern und Thürme hell glänzen, ebenso den großen, herrschenden Pallast. Das Volk eilt in Menge an's Ufer, Packträger mit braunen, südlichen, ausdrucksvollen Gesichtern klettern von allen Seiten auf das Boot, als wollten sie es durch Entern nehmen, sie bemächtigen sich auch unserer Personen und Gepäcke, sie sprechen und schreien entsetzlich viel, sind aber doch so ehrlich, alle Augenblicke auf der Straße stille zu stehen, um uns zu erwarten; endlich wollen sie uns in ihre respektiven Gasthöfe bringen, denn Jeder hat den seinigen; darüber entsteht aber Streit, denn wir wollen zusammen bleiben und uns nicht trennen lassen, am wenigsten von diesen Lazzaronis. Die Sache ging aber nicht ohne Schwierigkeiten ab, denn an einem Gasthof hatte der Garçon unten an der Hausthüre auf die ankommenden Fremden gewartet und bereits meinen Mantelsack in Empfang genommen, diesen mußte er nun aber wieder

herausgeben, da unser Sinn nach einem andern Gasthof stand, den man uns auf dem Dampfboot empfohlen hatte.

Avignon, das durch den Traktat von Tolentino vom Pabst an Frankreich abgetreten wurde, zeigt wenig Spuren seiner ehemaligen Wichtigkeit. Unter der Regierung der päbstlichen Legaten zahlte die Grafschaft Venaissin fast gar keine Steuern, war aber dafür in einen todähnlichen Zustand versunken, in dem Alles darnieder lag. Jezt zahlt das Land viel Steuern, erfreut sich aber dabei eines thätigen Handels und einer regen Industrie, wobei die Bevölkerung bedeutend zunimmt und auch der Ackerbau gedeiht. Die Seidenfabrikation und der Krappbau bringen viel Geld in Umlauf, besonders lezterer. Der Krapp aus dem Comtat (Grafschaft Venaissin) ist von besserer Qualität als der in Elsaß und Holland, darum geht er die Rhone hinunter und wird nach allen Theilen Europas verschickt. Die in ihre Geschäfte und Korrespondenzen versunkenen Kaufleute, die sich an der Seidenzucht und am Krappbau bereichernden Einwohner bekümmern sich wenig um die Erinnerung an Clemens V., an alle Päbste und Gegenpäbste, die Avignon bewohnten, ja eben so wenig um Petrarka und Laura, von denen nur gar wenige heutige Einwohner einige traditionelle Kenntniß haben und sich gar komisch über Beide äußern, wenn Fremde darnach fragen. Mir erwiderte eine ziemlich ansehnliche Kaufmannsfrau, an deren alterthümlichen Haus, ganz in der Nähe des weiland päbstlichen Pallasts, Petrarka gewiß oft vorbeiging: „Je suis bien aise, que vous connoissiez Mr. Petra; c'est un excellent homme, il fait dans les Graps, mais il ne nous a jamais amené Madame. *Elle s'appele* Laure? Quelle drôle de nom pour une Dame! est elle aussi de Beaucaire?“

Bekanntlich bewog der Einfluß Philipps des Schönen von Frankreich die Päbste, Rom zu verlassen und in Frankreich ihren Wohnsitz aufzuschlagen; hier kauften sie Avignon von der Königin Johanna von Neapel und ließen sich da nieder. Rom war nun fast ganz verlassen und regierte sich selbst; Rienzi's Unternehmen konnte ihnen auch schwerlich Lust machen, dahin zurückzukehren. Endlich aber drangen die Italiener auf diese Rückkehr, und da ihnen dies nichts half, so ernannten sie einen Italiener zum Pabst, dem die Cardinäle in Avignon einen andern entgegensezten. So entstanden denn zwei päbstliche Linien, wo einer immer auf den andern folgte. Diese beiden Linien theilten sich in Europa. Der zuerst in Avignon zum Pabst gewählte Cardinal hatte freilich versprochen, er wolle seine Würde niederlegen, wenn es das Wohl der Christenheit erheische; gar bald hatte er aber seine Zusage vergessen. Die Unordnung und der Scandal stiegen auf den höchsten Grad, als gar ein dritter Pabst aufstand und die schon so bestrittene Würde für sich in Anspruch nahm, wodurch dann eine dritte Pabstlinie entstanden wäre. Endlich kam das Concilium von Constanz und warf alle Nebenpäbste über den Haufen. Durch große Strenge stellte es die Einheit der damals schon zerfallenden katholischen Kirche wieder her, und verzögerte die Reformation, die sich ankündigte.

Der alte päbstliche Pallast ist jezt eine Kaserne; in seinen weiten Hallen und Gemächern sieht man keine langen, weiten, faltigen Gewänder, keine viereckigen Mützen, keine Kardinalshüte und Bischofsmützen mehr, wohl aber knappe, bunte französische Uniformen, zusammengestellte Flinten, Tschakos, mit viel Wind und Lärm. Die wenigen Traditionen, die sich bei den Lohnbedienten über den päbstlichen Hof in Avignon erhalten haben, sind diesem keineswegs günstig. So führte man uns in einen Saal, der noch jezt salle brulée genannt wird; denn darin soll ein Pabst — welcher, konnten wir nicht erfahren — mehrere Familien zu einem Gastmahle vereinigt, und um sich an ihnen zu rächen, mit einem Theil des Pallasts verbrannt haben. Und doch zeigte man uns diesen Saal! In einem andern Theil des Pallastes wurden wir in einen Saal geführt, in dem die Inquisition ihre Sitzungen gehalten haben soll, und wo die Angeklagten der Tortour unterworfen wurden. Nicht weit davon ist ein Ort, wo man sie hinrichtete: hier öffnet sich ein unterirdischer Gang, der — ein päbstlicher Tunnel — unter dem Rhonebett weg nach dem Flecken Villeneuve-des-Avignon führte, wo in einem gewissen Hause alles aus- und eingelassen wurde, was sich nicht überall im Pallaste des Pabstes sehen lassen durfte, und doch war dort die Frechheit weit gediehen.

Am Abend gingen wir über die Brücke nach einer Insel, die gegenüber von der Rhone gebildet wird. Hier sieht man recht das ungeheure päbstliche, über die Stadt herrschende Schloß. Der Widerschein der untergehenden Sonne sezte die großen gothischen Fenster des Pallastes in Gluth, wo Clemens V., Innocens und die Urbane gewohnt hatten, von wo aus so viel Bullen in die Welt geschleudert, wo über so viel geistliche und weltliche Fragen gestritten worden war, als noch die ganze christliche Welt die Augen auf jenen Hof heftete, den Petrarch und so viel gleichzeitige Schriftsteller als den Sitz des Luxus und der tiefsten Sittenverderbniß bezeichnen und mit dem Namen des neuen Babylons belegen. Auch aus der neuern Zeit knüpfen sich traurige und gehässige Erinnerungen an diese Mauern. Ein Thurm des Pallastes hieß la Glacière, wo der wilde Jourdan so viele unschuldige Opfer schlachten ließ, und noch sieht man an den Wänden Spuren von den damals hier vergossenen Blutströmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

Mißhandlung des Buchhändlers Fraser.

In derselben Stunde, wo ein grosser Theil der loyalen Preußen – man würde in England nach hier gebräuchlicher, charakteristischer Classifikation sagen, der Adel, der Reichthum und der Verstand des Königreichs – auf die Gesundheit ihres guten Königs aß und trank, am diesjährigen dritten August, trug sich auf hiesiger Regentstraße in einem stattlichen Buchhändlergewölbe etwas zu, was ich, troz des Aufsehens, das es damals gemacht, bis heute unerwähnt gelassen habe, weil ich den Erfolg der Sache abwarten wollte. – Ein gewisser Herr Grantley Berkeley fand sich bewogen, um zwei Uhr Nachmittags dem Buchhändler Fraser in seinem Gewölbe auf der Regentstraße einen Besuch abzustatten. Besucher und Besuchter kannten sich gegenseitig gar nicht, wenigstens nicht von Person, und jener hatte die genannte Stunde wahrscheinlich deßhalb gewählt, weil er irgendwie erfahren, daß zu solcher Frasers Leute ihr Mittagsmahl zu halten und daher Fraser meist allein zu seyn pflege. Er war von seinem Bruder, Craven Berkeley, und einem Freunde begleitet, und hatte als Anführer der Compagnie ein Armaturstück, dergleichen bei der englischen Armee, die bekanntlich auf derbe Correctionsmittel hält, die Pferdebändiger führen. Das Ding hat ganz das Aussehen einer langen Reitgerte, ist aber eindringlicher, als die biegsamste Birkenruthe, hat einen Griff, der, gleich einem Schulsattel, hinten und vorne erhaben gepolstert ist, um desto fester in der umspannenden Hand zu liegen, und ist vom Stiele nach der Spitze mit dick anfangendem und in allmählicher Abstufung schwach endigendem Drahte umflochten, während die sogenannte Schwippe, bei anständigen Reitpeitschen ein seidenes Schnürchen, hier aus einer beliebigen Zahl dünner, in Knoten gebundener Lederriemen besteht. Diese Annehmlichkeit hatte Berkeley unter den Rock geknöpft. Als Offizier mit taktischen Anordnungen vertraut, postirte er, so wie er vor Frasers Gewölbe angekommen war und ein Blick durch die hohen, polirten Fenster ihm die kleine, einsame Gestalt des Buchhändlers zeigte, seine Begleiter vor die Thüre und trat ein. Ehe noch der friedliche Fraser von einem Ueberfalle die entfernteste Ahnung hatte, legte ihm Grantley Berkeley seine schwere Faust so unsanft auf die rechte Schläfe, daß er augenblicklich zu Boden stürzte. Ueberrascht zwar, doch nicht ohne Geistesgegenwart, wollte Fraser wieder aufstehen; allein der Feind über ihm packte ihn gewaltig mit der Linken beim Kragen, hielt ihn nieder und beohrfeigte ihn mit der Rechten. Sey es, daß Berkeley plötzlich seine adelige Hand durch die Berührung eines Bürgerlichen zu entweihen fürchtete, oder daß er sich jezt erst des genannten Instruments erinnerte, mit raschem Griffe zog er die Drähterne hervor und ließ sie in schnellen Schwingungen auf den bereits blutenden Gegner niederfallen: gleichviel, ob aus Uebereilung oder mit Vorbedacht, hatte er das Werkzeug seiner Rache am schwachen Ende gefaßt, und die schweren Schläge des harten Griffs raubten dem Mißhandelten die Besinnung. Grantley eilte, sie ihm zurückzugeben; er drehte die Peitsche um, faßte sie beim Griffe und hieb auf den am Boden Liegenden so wirksam ein, daß der erste Hieb den rechten Backen von der Schläfe bis an's Kinn aufriß. Das Mittel wirkte: Fraser stieß einen gellenden Schmerzensschrei aus, und vielleicht weniger, weil er die Gefahr sah, die seinen Augen drohte, als weil ein natürlicher Instinkt sie ihn fühlen ließ, bedeckte er das Gesicht mit seiner linken Hand. Das Licht seiner Augen wurde dadurch gerettet, aber in die Hand zeichnete die fortwährend geschwungene Peitsche tiefe, blutige Schnitte. Wenn London das ist, was in London voll heißt, so zeigt sich solches in keinem Theile der Stadt mehr, als in der Regentstraße. Da drängen sich Reihen von Wagen auf und nieder, und die breiten Trottoirs sind für die Masse der Fußgänger zu schmal. Am lezten dritten August aber war London noch immer voll, und so mußte der Vorfall in Frasers Gewölbe von den Vorübergehenden sogleich wahrgenommen, sein Schmerzensruf von ihnen gehört und die Zahl der stehen Bleibenden mit jedem Augenblicke größer werden. Bald fanden sich auch barmherzige Seelen, welche der Anblick entrüstete, der Anblick eines schwachen, zu Boden geworfenen Menschen und eines mitleidslos ihn geiselnden Riesen. Der gewöhnliche Ausruf des Engländers, wenn ein öffentliches Ungebührniß ihn empört, der Ruf: shame! shame! ging von Mund zu Mund, und Einige, die dem Mißhandelten mit ihren Fäusten nützlicher zu seyn meinten, als mit passiver Theilnahme, wollten durch die Thüre ihm zu Hülfe. Doch da stand der Nachtrab, die eingestemmten Arme tapfer zur Abwehr gebrauchend. Zwei, drei wurden kräftig zurückgewiesen; da bat ein handfester Wagenfabrikant höflich, ihn in's Gewölbe zu lassen: Antwort ein Faustschlag, der ihn aus dem Gleichgewichte auf die Knie brachte. Damit nicht zufrieden, warf der Wache haltende Freund sich in Boxerattitüde und forderte männiglich zum Kampfe. Das ist für jeden Engländer, der boxen kann, und in der Regel können das die Meisten, eine verführerische Lockung. Doch der Wagenbauer widerstand ihr, sprang auf, schleuderte den, so kunstwidrigen Angriff nicht erwartenden Verlustigen auf die Seite, warf die Thüre und zugleich den dahinter stehenden Craven Berkeley zurück und fiel dem andern Bruder in den vibrirenden Arm. Wäre Fraser nicht von Schmerz und Blutverlust erschöpft gewesen, so hätte es ihm nicht verargt werden können, wenn er den Moment, wo sein Peiniger von ihm ablassen mußte, dazu benuzt hätte, ihm die nächste Papierscheere in den Leib zu rennen, auch würde er für den Fall der Tödtung wahrscheinlich ohne Strafe davon gekommen seyn; allein zu erschöpft oder betäubt, dachte er nur an Flucht, und während sein Retter mit Grantley Berkeley rang, suchte er die Thüre zu gewinnen. Diese aber hatte Craven inzwischen wieder geschlossen, und als Fraser sich ihm näherte, faßte er ihn bei der Brust und rief, ihn zurückstoßend, seinem Bruder zu: damn him, Grantley! give it him, give it him well! Der Skandal endigte, wie in gut polizirten Staaten dergleichen immer zu enden pflegt, durch Einmischung der Polizei und mit Verhaftung der drei Herren. Es ist wahr, sie ergaben sich ohne den geringsten Widerstand einem einzigen Polizeidiener; doch kann ihnen dies nicht als Loyalität angerechnet werden. Angesehen, daß die geringste Widersezlichkeit den Diener des Gesetzes berechtigt haben würde, seinen kurzen Stab – truncheon genannt, eine eben so praktische, als furchtbare Waffe – mit ihren Köpfen in Berührung zu bringen, wäre es doch auch in der That zu arg gewesen, wenn zwei Männer, wie die beiden Berkeley, die Offiziere auf halbem Solde und wohlbestallte Friedensrichter sind, sich gegen die Handhaber der Gerechtigkeit aufgelehnt und sich der Gefahr ausgesezt hätten, bei ihrer nächsten Continentalreise als geprügelte Offiziere aus allem militärischem Umgange verstoßen zu werden. Außerdem wußten sie, daß der Polizeidiener, sobald er sich in der Minorität sah, nur seine Schnurre rasseln zu lassen brauchte, um in wenigen Minuten durch sie die Majorität zu erhalten, und was sie gethan, konnte ja nach englischem Rechte mit Geld gebüßt werden. (Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Rückert.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 1. Montag, 2. Januar 1837.

Lyrische Dichtkunst.

1) Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert. 2ter Band. Erlangen, Heyder, 1836. 8. S. 504.

Rückert hat lange auf eine Sammlung seiner Gedichte warten lassen, und oft ist ihm die Genugthuung zu Theil geworden, daß man ihn frug, warum er sie nicht sammle, während man hundert andere lieber frug, warum sie die übrigen gesammelt? Jezt endlich ist dem ersten Theil auch der zweite gefolgt, und man wird überrascht durch den Reichthum, den uns der bescheidene Dichter bisher verbarg, indem er ihn zerstreute.

Den vorliegenden Band eröffnen die geharnischten Sonette, freie kühne Klänge von 1813, die uns wohl seltsam gemahnen in einer ganz anders gewordenen Zeit. Damals hatte der deutsche Philister einen ungeheuren kühnen Traum, daß er noch beim Erwachen seine Schlafmütze für einen Helm hielt und die Morgenpfeife für ein Schwert und stolz auf die Magd herabsah, die ihm den Kaffee brachte, bis er wieder zur Besinnung kam und inne wurde, daß er nur geträumt habe, und daß er immerdar derselbe in der ganzen Stadt bekannte Philister geblieben sey. Aber der Traum war so deutlich. War es nicht, als ob im Schein brennender Dörfer kühne Krieger vorbeiritten, als ob Kanonen krachten, die glühende Sonne über meilenlangen Schlachtfeldern aufging, Völker im Todeskampfe rangen, Ströme von Blut flossen, ein furchtbarer Rachegeist heillose Räuber fortpeitschte von einem Boden, der im Traum seltsamerweise eine Art von Heiligkeit annahm, und den man das Vaterland nannte, und als ob eine lange verworrene Flucht, wie wenn Ameisen nach ihrer Höhle ziehen, nach einer fernen Stadt sich wälzte, und der Ameisenkaiser seinen kleinen Hut verlor und — und — aber nun wars aus. Es war nur ein Traum, so lebhaft er auch war. Wenn es nicht ein bloßer Traum gewesen wäre, so würde es ja unmöglich seyn, daß man jezt darüber lacht, darüber spottet, sich der Vaterlandsliebe schämt, als ob sie das Unanständigste wäre, das einem ehrlichen Philister in guter Gesellschaft nur passiren kann.

Es geht freilich mit der Vaterlandsliebe, wie mit allen übrigen Tugenden. Sie werden lästig, wenn sie ohne Noth zur Schau getragen werden. Man kann nicht immer begeistert seyn, deßwegen soll man es auch nicht immer scheinen und am wenigsten im ungehörigen Augenblick, in Perioden der ausgesprochensten Nüchternheit. Ob wir in Deutschland aber nicht ein wenig zu sehr in den entgegengesetzten Fehler gefallen sind? nämlich in die gänzliche Vergessenheit des Vaterlandes? Der Patriotismus soll doch nicht so tief einschlafen, daß man sich erst jede Ungezogenheit gegen ihn erlauben darf, bis

er gähnend erwacht und sich dann mehr ärgert, als es nöthig gewesen wäre, wenn er nicht gar so tief geschlafen hätte.

Uebrigens waren jene geharnischten Sonette Rückerts herrliche Stimmen der Zeit, echte Trompetenklänge der Schlacht, und wenigstens einige davon dürften auch auf die Parteiungen unserer Tage noch nicht alle Anwendung verloren haben, wenn anders das Ueberhandnehmen des französischen Geschmacks in der deutschen Literatur, und die Hinneigung unserer Jugend auf jene Seite, verbunden mit dem studirten Ekel vor allem Patriotischen, als Zeichen der Zeit und Wegweiser für die Zukunft irgend eine Bedeutung haben.

So z. B. folgendes:

Nicht schelt' ich sie, die mit dem fremden Degen
Zerfleischen meines Busens Eingeweide;
Denn Feinde sinds, geschaffen uns zum Leide,
Wenn sie uns tödten, wissen sie weßwegen.
Allein was sucht denn ihr auf diesen Wegen?
Was hofft denn ihr für glänzend Ruhmgeschmeide,
Ihr Zwitterfeinde, die ihr eure Schneide,
Statt für das Vaterland sie hebt dagegen!

Auf die politischen Lieder folgt: II. Agnes Todtenfeyer, die zartesten Klagelieder um eine geliebte Todte, echte Sprache einer schönen Seele.

Nun aber will ich sehn, ob man mit Armen
Der Poesie kann in die Wolken reichen,
Und niederholen aus des Lichtes Reichen
Trostschätze für ein Herz, das will verarmen;
Sehn will ich, ob Begeist'rung mit den warmen
Gluthauchen kann des Grabes Thür erweichen,
Daß lebensfrisch daraus hervorgehn Leichen,
Die eingesargt der Tod hat ohn' Erbarmen;
Sehn, ob aus Liebesrosen, Trauernesseln,
Noch Kränze flechten können die Kamönen,
Damit ein fliehend Schattenbild zu fesseln;
Ob man erbauen kann aus Zaubertönen
Ein Demantschloß, darin auf Saffirsesseln
Sitz' engelgleich die Schönste aller Schönen.

Tritt sanfter auf mit deinem Flügelschlage,
O Zefir, denn du rühreſt heilige Räume;
Es flehen dich die Blätter dieser Bäume,
Nicht zu verwehen ihre leise Klage.
Senkt duftiger zu diesem Blumenhage,
Ihr Wolken, eures Vorhangs dunkle Säume,
Daß ungestöret hier die Holde träume,
Die hier sich bettete, so früh am Tage!
Sie will nicht wachen! schlafen will sie. Wache
Für Sie denn unser Schmerz und uns're Thränen,
Und unser Segen schaukle ihre Wiege.
Glückselig, wen zu diesem Brautgemache
Mit leisem Arme niederzieht das Sehnen,
Daß er bei Ihr, zwar Staub bei Staub nur, liege!

III. Rosen auf das Grab einer edlen Frau. IV. Amaryllis, die liebliche Idylle, die wir früher schon in diesen Blättern mit dem Vergnügen angezeigt, mit der uns ihre Lektüre auch jezt wieder erfüllt hat. Dieses Gedicht, die Liebe zu einem spröden Landmädchen schildernd, ist wohl einzig in seiner Gattung. V. Aprilreiseblätter vom Jahr 1811, wilde Jugendklänge mit vorherrschender Klage über die Zufriedenheit, mit der sich damals alles ins französische Joch fügte.

Ihr, die der Himmel hat bestellt, als Lichter
Zu leuchten denen, die im Finstern klimmen,
Wie habt ihr also euer Amt zum schlimmen
Mißbraucht, ihr Lehrer, Denker, Forscher, Dichter!
Den Schlaf der Trägheit, aller Kraft Vernichter,
Drin aufgelöst ihr euer Volk seht schwimmen,
Statt es zu wecken draus mit euren Stimmen,
Wiegt ihrs noch mehr in eitle Traumgesichter.
Eins ist uns Noth! Wach seyn zum Kampfgewitter.
Wollt ihr nicht mehren selbst der Kämpfer Summe,
Schmelzt sie nur nicht durchs Klimpern eurer Zitter.
Hört wohl ein Gott eu'r loses Wortgesumme?
Er hör's, das er die Lei'r euch schlag' in Splitter,
Und euch schlag' auf den Mund, daß er verstumme.

Wenn man freilich liest, wie zwischen 1805 und 1812 nicht bloß eine Menge bezahlter Federn, sondern auch die berühmtesten Dichter und Gelehrten, z. B. Goethe und Johannes Müller, dem fremden Tyrannen huldigten, und wie verhältnißmäßig wenige Männer, die Aretin in der oberdeutschen Zeitschrift 1810 als „Prediger der Deutschheit, Hochverräther und Verbrecher“ der französischen Polizei denunciirte, damals für das Vaterland zu reden oder nur zu denken wagten; so begreift man das Eine kaum und das Andere sehr leicht, — das Eine, wie viel dazu gehörte, die Deutschen gleichwohl ein paar Jahre später in den Freiheitsrausch von 1813 zu versetzen, — das Andere, wie wenig dazu gehören würde, „unter günstigen Umständen“ die Periode von 1805 — 1812 zu wiederholen, was das in Israel „verschmolzene“ junge Deutschland und Frankreich so sehnlich wünscht.

Nun folgen italienische Gedichte, Octaven, Distichen. Hier nur eins der leztern:

Leicht zu sättigen ist, und unersättlich, die Liebe.
Wochen und Monden lang gnügt ihr ein einziger Blick
Sparsam zu zehren daran; dann kommt die Stund', und ein ganzer
Himmel von Blick und Kuß stillet die Hungernde nicht.

ferner **Sicilianen**, zartes Liebesgetändel, z. B.:

Als mein Schön' um ihre zarte Hand
Den Handschuh zog, um Rosen so zu brechen;
Da sprach der Strauch, der sich beleidigt fand:
Nun meinst du wohl, es werde sich erfrechen
Kein edler Dorn, die nicht zum Widerstand
Bewehrte Hand unritterlich zu stechen?
Doch ob sie durchs umpanzernde Gewand
Nun jezt dich stechen, kann ich nicht versprechen.

Es stand ein schöner glatter Fels am Meer,
Ein Efeu hielt mit Armen ihn umschlungen,
Den Fels zu schmücken war nur sein Begehr,
Darum er gern ihm wär' ins Herz gedrungen,
Um Nahrung dort zu saugen mehr und mehr;
Allein das harte Herz blieb unbezwungen.
Da welkt' er, und der Fels war schmuckesleer.
O Felsenherz: das ist auf dich gesungen.

Dazu Uebersetzungen aus sicilianischen Dichtern, namentlich aus Meli, z. B.:

Das schwebende Herz.

Ich armes Herz! der mich im Busen trug,
Verschenkt' an die mich, die er nennt sein Leben.
Der Stolzen da nicht dünkt' ich gut genug,
In ihrer schönen Brust mich aufzuheben.
Weil sie bei sich das Obdach ab mir schlug,
Will auch mein vor'ger Herr mir keines geben.
Ich armes Herz! so muß ich nun im Flug
Jetzt in den Lüften hin und wieder schweben.

Die Aschenuhr.

Als Lorismund um seine Rosalinde,
Verzehrt in Liebesglut, zu Asche schwand,
Verstreute sie den Staub nicht in die Winde,
Sie sammelt' ihn mit ihrer treuen Hand:
Nun dient er dem erfinderischen Kinde
In einer Uhr anstatt der Stunden Sand,
Und freut sich, daß durch sie er Ruh nicht finde
Im Tod, wie er im Leben Ruh nicht fand.

Das himmlische Schachspiel.

Herr Lucifer spielt' eines Tages Schach
Mit Gott, und schlug ihm eine Königin:
Und das war Eva, die in Ungemach
Verlorne Lebensmutter, Königin.
Dann rückte Gott ein arm Figürlein schwach,
Vor rückt' er es, daß es ward Königin;
Die war es die des Feindes Hochmuth brach,
Ihn machte matt die Jungfrau Königin.

Sodann **Ritornelle** und endlich **Vierzeilen**, lauter kleine epigrammatische Gedichtchen, Bilder aus Italien, Liebesspielereien, aber auch sinnreiche Sprüche enthaltend, z. B.:

Iß die Frucht, und gib den Kern
Dankbar zurück der Erde,
Daß wieder ein Baum es werde,
Der wieder Früchte dir gebe gern.

Ich hatte kein Licht in meinem Haus,
Da lief ich vor meines Nachbarn Thür,
Er steckte mir eines an, und dafür
Blies ich zum Dank ihm seines aus.

Der Sonne würd' unerträglich werden
Der Anblick all des Schlechten auf Erden,
Wenn nicht ein Theil der schlechten Gesellen
Sich gut müßten stellen.

Zulezt **Gaselen** nach **Dschelaleddin**, worin die orientalische Färbung, die der Dichter in seinen spätern Jahren angenommen, entschieden vorherrscht. Schon Toluck hat auf die Schönheiten Dschelaleddins, dieses merkwürdigen Mystikers, der so viele Aehnlichkeit mit unserm Angelus Silesius hat, aufmerksam gemacht. Beiden ist insbesondere das Versinken in die Gottheit, das Einswerden mit ihr gemeinschaftlich, z. B.:

Obgleich die Sonn' ein Scheinchen ist deines Scheines nur,
Doch ist mein Licht und deines ursprünglich Eines nur.

Ob Staub zu deinen Füßen der Himmel ist, der kreis't;
Doch Eines ist und Eines mein Seyn und deines nur.

Der Himmel wird zu Staube, zum Himmel wird der Staub;
Und Eines bleibt und Eines dein Wesen, meines nur.

Wie kommen Lebensworte, die durch den Himmel gehn,
Zu ruhn im engen Raume des Herzenschreines nur?

Wie bergen Sonnenstrahlen, um heller aufzublühn,
Sich in die farbden Hüllen des Edelsteines nur?

Wie darf, Erdmoder speisend, und trinkend Wasserschlamm
Sich bilden die Verklärung des Rosenhaines nur?

Herz, ob du schwimmst in Fluten, ob du in Gluten glimmst,
Flut ist und Glut ein Wasser; o sey du reines nur!

Daher auch die Hingebung an alles, was von Gott geschaffen ist, weil es von ihm geschaffen ist.

Um's reine Licht hab' ich die Flamme liebgewonnen,
Um's goldne Schwert hab' ich die Schramme liebgewonnen.

Aus Liebe zu dem Hirten, der mein Leben weidet,
Hab' ich das Glöcklein an dem Lamme liebgewonnen.

Ich hab' aus Liebe zu der wilden Frucht am Baume,
Das rauhe Moos an seinem Stamme liebgewonnen.

Ich hab' um deiner jugendlichen Schönheit willen
Das welke Alter deiner Amme liebgewonnen.

Weil mir der Duft des Lebens haucht aus deinen Locken,
Hab' ich den todten Bux am Kamme liebgewonnen.

Ich habe, weil die Perle ruht im Meeresgrunde,
Das Körnlein Sand am Meeresdamme liebgewonnen.

Weil Thau zu Liebeschminke wird im Rosenantliz,
Hab' ich das Tröpflein Flut im Schlamme liebgewonnen.

Charakteristisch dürfte schließlich als ein Inbegriff der Rückertschen Schlacht- und Blumenpoesie folgendes kriegerische Frühlingslied erscheinen:

Komm, o Frühling meiner Seele, Welten wieder mache neu!
Licht am Himmel, Glanz auf Erden, hoch und nieder mache neu!

Setze mit dem Sonnenknaufe blau der Lüfte Turban auf,
Und der Fluren grünen Chaftan, holder Chider, mache neu!

Mache Wiesen frisch von Kräutern, und von Sprossen Haine jung,
Rosen-Schnürbrust und der Lilje schlankes Mieder mache neu!

Schmelze mit dem Hauch, des Winters Helm und Panzer, mit dem Blick
Brich den Frostspeer; unsern Frieden, Weltbefrieder, mache neu!

Ohne Ostwind ist die Luft todt, und der Rosen Othem stockt,
Aus dem Schlummer weck den Ostwind, sein Gefieder mache neu!

Roll' in Donnern, geuß aus Wolken auf die Erde Moschusflut,
Laß von Kopf zu Fuß uns baden, alle Glieder mache neu!

Pinie schlägt im Winde Pauken, Platanus mit Händen Takt,
Hauch der Liebe! deine Traumdüft' unterm Flieder mache neu!

Reben ringeln sich an Ulmen zur Verehrung Gottes auf,
Veilchen küssen Staub; Lenzandacht, o Gebieter, mache neu!

Hyacinthe kos't mit Tulpen, und von Rosen Nachtigall,
Turtel girret süße Weisen; Parülieder mache neu!

Zünd' in Blüten Opferfeuer, Weihrauchglut in Düften an,
Und als Fibeln alle Gräser Rohr' und Rieder mache neu!

Laß die Blätter Zungen spitzen, Liebesfragen auf der Flur
Zu verhandeln, ihren Scharfsinn für und wider mache neu!

Hörst du? Frühluft, Frühroth, Frühlicht ruft: Steh früh im Frühling auf,
Freund, mit Frühthau deines Geistes Augenlieder mache neu.

Daß du Lenzgeheimniß schauest: Blumenschmelz ist Alchimie;
Festgeschmeid im bunten Feuer, rüst'ger Schmieder, mache neu.

Wenn wir überall die goldene Reinheit der Gesinnung, die in unserer Zeit so seltene, darum doppelt zu schätzende Vaterlandsliebe, das liebevolle Gemüth, die überaus reiche und vielgestaltige Phantasie an Rückert ehren und bewundern, so beklagen wir uns nur über einen Fehler, der aus seiner vielleicht zu großen Gewalt über die Sprache entspringt. Er theilt diesen Fehler mit dem älteren Voß, nur daß ihn dieser im Klassischen, Rückert aber im Romantischen verschuldete, und auch bei Voß entsprang er aus der Meisterschaft in der Handhabung des Worts. Der Fehler besteht in der Liebhaberei, ohne Noth Sprachschwierigkeiten aufzusuchen, nur um das Vergnügen zu haben, sie zu überwinden, z. B. schwere Reime, ungewöhnliche Ausdrücke und Wortstellungen. Das Ohr des Meisters, das einmal dieser Liebhaberei nachhängt, entfernt sich nach und nach zu sehr vom Ohr des Zuhörers, und dem erstern wird geläufig und natürlich, was dem leztern immer mehr und immer unangenehmer auffällt. In Deutschland begehn große Meister des Verses diesen Fehler leichter, als in irgend einem andern Lande; weil das Publikum nicht streng genug ist. Unter vielen nur ein Beispiel:

Ceres weint auf grüner Matte
Um die Tochter Persefatte,
Die gespielt im Schein der Sonne
Unter Blumen arglos hatte.

Man sollte meinen, dergleichen dürfe nur in einer Travestie und Posse vorkommen, aber die folgenden Verse

Nun auf freudlos dunklem Throne
Drunten hält sie fest der Gatte;

beweisen, daß das Gedicht durchaus nicht komisch genommen seyn will. Ein andermal singt Rückert:

Das Auge sah der Locken holde Wirrung,
Und sprach: Hier will es Blicke von Erfahrung,
Zu gehn in solcher Waldnacht ohne Irrung.

Dieser Mißgriff im Gedanken würde dem Dichter wohl nicht begegnet seyn, wenn ihn nicht der Reimklang verführt hätte.

Wir wiederholen, daß dies Fehler nicht eines Schülers, sondern eines Meisters sind; und wir wollen dem Meister damit nicht zu nahe treten, denn wie nach der alten trivialen, aber immerhin passenden Metapher die Sonne, so müssen auch die besten Aepfel und Dichter Flecken haben. Nur der Schüler wegen, die so gern statt der Hauptsache die Nebensache, statt der Schönheiten ihres Meisters nur dessen Sonderbarkeiten nachahmen und stets in pejus melioriren, haben wir unsere unmaßgebliche Meinung in dieser Beziehung nicht zurückhalten wollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 2.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 3. Januar 1837.

Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar seyn.

Goethe.

Das Jahr 1836 in . . . .

N. in Deutschland. December.

Man wundert sich hier sehr, daß in Ihren Blättern so äußerst selten von unserer guten Stadt die Rede ist, und doch können Sie aus jeder guten Statistik der deutschen Bundesstaaten ersehen, daß bei uns die Kultur in allem utile et dulce die Durchschnittshöhe erreicht hat; wir selbst meinen allerdings, es in Manchem noch etwas weiter gebracht zu haben. Wir besitzen Wohlthätigkeitsanstalten und Vereine zu schönen Zwecken aller Art: für Gesang und entlassene Sträflinge, für Denkmäler und Armenwesen; wir haben Kunst- und Gewerbevereine und Ausstellungen, wir greifen der Kunst unter die Arme durch Ankaufung von Gemälden, der Armuth durch Verloosung von Geldbörsen und Ofenschirmen; wir haben in Kunst und Wissenschaft hochstehende Männer, Poeten und Schriftsteller; wir machen aber nach bescheidener deutscher Weise nicht viel aus ihnen und lesen ihre Werke nicht; wir bauen Häuser in allen Stylen und in gar keinem, wir verschönern Kirchen, Plätze und Promenaden und verändern jedem Fremden, wenn er vor zehn Jahren hier gewesen wäre, würde er die Stadt gar nicht mehr kennen, wir haben endlich eine Kunstanstalt, einen „Tempel Thaliens,“ in welchem der Himmelstochter nicht allein auf das Anständigste, sondern auf eine allen billigen Ansprüchen vollkommen genügende Weise geopfert wird, eine Bühne, deren Intendant kein Opfer scheut und mit dem rühmlichsten Eifer darnach strebt, es zu machen wie alle andern. Sie sehen, wir böten so gut als jede andere der ausgezeichneteren Städte Deutschlands hie und da Stoff genug zu einem der Berichte, welche, so treu als anziehend, Bilder aus dem deutschen öffentlichen Leben Laterna-magica-artig vor den Blicken des Lesepublikums vorüberführen. Es drängt mich wirklich, die Lücke auszufüllen, und ich fasse in einer kurzen Uebersicht zusammen, was uns in dem eben ablaufenden Jahre vorzugsweise bewegt hat.

Ein reiches Jahr! Wir haben auf unserer Bühne mehrere neue Stücke gesehen, die nicht direkt aus dem Französischen gezogen waren, wir haben die Vorzeichen einer bedenklichen Revolution in der weiblichen Kleidung erlebt, wir haben an Eisenbahnen gedacht und dabei Manches nicht bedacht, wir sind es müde geworden, den Märschen und Gegenmärschen der kriegführenden Parteien in Spanien auf der Karte zu folgen, und haben sie ihrem Schicksal überlassen, wir haben noch immer nicht recht verstanden, was das junge Deutschland eigentlich bedeuten soll, wir haben uns vor der Cholera gefürchtet und den Ansteckungsglauben aufgegeben, wir haben an Sir John

Herschels Entdeckungen im Mond geglaubt und nicht gewußt, ob wir an die Homöopathie glauben sollen.

A Diis initium! zuerst vom Theater. — O süßes „O, oder vielmehr □, von Holz" in meiner Vaterstadt, da ich noch jung war! O Phantasie der Jugend, du nur zu früh getrübter Zauberspiegel! Nie mehr genieße ich der süßesten, der mächtigsten Kunst wie damals, da ihre geringsten Diener in Bescheidenheit, in Naivetät, und im ernstlichsten Bestreben, sich für den gütigen Zuspruch dankbar zu erweisen, an meinen regen Sinnen, an meinem jungen Herzen die Stücke vorüberführten, welche jezt der Spott der Gebildeten sind, oder nur noch um einer sogenannten dankbaren Rolle willen von einem vornehmen Mimen aus der Polterkammer gezogen werden. Ich schwärmte für die Kunst, aber auch die Künstler beschäftigten mich bedeutend, und nun vollends die Schauspielerinnen! Ich sah hie und da eine bei Tag am Fenster — bleich, hohläugig, und doch wie mystisch-anziehend! Tagsgespenster, denen erst Abends hinter den Lampen das Herz schlug, das warme Blut in die Wangen schoß und das Feuer aus den Augen sprühte. Noch weiß ich, mit welcher Ehrfurcht ich der Directrice, wenn sie mit rothen Wangen, mit prächtig geschwungenen Augbrauen und in unbeschreiblichem Kostüm an der Kasse stand, meine Groschen in die weiße Hand drückte. Der Besuch des Theaters war indessen ein selten gestatteter Genuß; immer aber umschwärmten wir das Bretterhaus, und suchten wenigstens einen Lichtschimmer aus dem Innern oder ein Stück halbverklungenes Pathos zu erhaschen. Oft überwog der Muthwille den Respekt: wir sprizten durch die Astlöcher Wasser in's Heiligthum oder stachen die zwischen den Coulissen und der Wand eng rangirten, zum Auftritt bereiten Schauspieler mit spitzem Holze in die spanisch bekleideten Beine. Wurde es dann zu arg, so machte wohl der Direktor mit dem Stock in der Hand einen Ausfall, und nahm sich, wenn er so in Rittertracht, mit hochrothem Gesicht und pechschwarzem Bart an Gottes helle Sonne herausfuhr, höchst seltsam aus; wir flohen, lachten ihn aus und bewunderten ihn, und wenn er wieder hineinging und die Thüre schloß, war mir, als ob der Himmlischen einer wieder zum Olymp entschwebte. — Jezt aber, da ich des Glücks genieße, fast täglich den glänzenden Vorstellungen einer der ersten Bühnen beizuwohnen, wo mehrere Heroen in den verschiedenen Kunstfächern auf dunkler Folie in prachtvollem Lichte glänzen, jezt nehme ich eine Prise aus der Dose unseres ersten Helden ohne die geringste Emotion, und denke nicht das Mindeste dabei, wenn ich unsere Primadonna frage, wie sie nach der Anstrengung in Robert dem Teufel geschlafen habe. Und wie oft, Gott verzeihe mir, wenn ich lästere! habe ich mich in die armselige Bude gewünscht, wo sich links hinter der ersten Coulisse stets die Hand sammt Buch des Souffleurs präsentirte und den Takt zu der Vorstellung schlug! Die Schauspieler des ärmsten Impresario im deutschen Reich rührten, entzückten, täuschten mich, und waren gewiß keine „denkenden Künstler." Und jezt — bin nur ich jezt ein Anderer, oder ist die dramatische Kunst in der kurzen Spanne eines halben Menschenlebens schwach und stumpf geworden?

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus der Provence im Sommer 1836.

(Fortsetzung.)

Vor unsern Augen stand die alte Brücke, von der einige Schwibbögen zerstört sind, und die aussieht wie ein Monument aus lang vergangener Zeit. Bei ihrem Anblick vergißt man gern das neue Avignon, seine Seide, seinen Krapp, seine Fabriken und ähnliche Anstalten, um wenigstens für einen Augenblick den Erinnerungen an die Scenen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zu leben. Ueber diese jezt zerstörte Brücke zogen die päbstlichen Legaten, wenn sie von ihren Gesandtschaftsreisen in allen Theilen Europas zurückkamen, darüber zogen die vielen Fürsten und hohen Herrn, die nach Avignon eilten, um dem Pabste ihre Huldigung darzubringen. Sein Pallast wimmelte von Geistlichen jeden Rangs, aller Farben und aller Länder, von vornehmen und geringen Intrikanten, Sollicitanten und müssigen Prälaten. Was mußte der Herr des Hauses nicht alles thun, um alle diese Könige, Fürsten und Herrn an sich zu fesseln, um sie in Gehorsam zu erhalten und seinen Nebenbuhlern mit Erfolg entgegen zu arbeiten.

Bei diesem Zurückversetzen in eine längst entschwundene Zeit wurde ich nicht froh; da fiel es mir ein, auszukundschaften, ob Avignon noch den alten Ruf wegen seiner schönen Frauen und Mädchen verdiene? In den Straßen, auf den Spaziergängen, an den Fenstern sah ich einmal nichts als französisches Mittelgut, wie in Paris und Lyon: hübsche, feine Züge, aber weder in Form noch in Farbe und Ausdruck etwas Bedeutendes, Hinreißendes, wie in Rom, Venedig und Genua. Darauf ging ich in meinen Ansprüchen herunter und verlangte nichts mehr zu sehen, als ein niedliches Thümmelsches Klärchen. Aber auch so wohl sollte mir nicht werden, nur am Abend im Theater lächelte und winkte mir ein schönes Gesicht auf schöner Büste aus einer der obern Logen zu; ich erkundigte mich und erfuhr, daß die Odaliske aus — Spanien sey, und zwar aus Barzellona, das viel ähnliche Artikel in das südliche Frankreich und nach Paris liefert.

In unserm Gasthof war eine artige Table d'Hôte, die in der Provinz in Frankreich eine ganz eigene Physiognomie hat, und wohl einige Bemerkungen verdient.

[illegible] findet man eine Art improvisirter oder Stegreif[illegible]. Das Angenehme, Behagliche und Unbegreifliche hier ist eine Zuthulichkeit und Vertraulichkeit ohne allen Rückhalt, ein „wie zu Hause seyn,“ nach dem sich jeder neu Angekommene richtet, das Jeder benuzt, das aber keine der vielen Unannehmlichkeiten des eigentlichen „Zuhauseseyns“ in Frankreich hat. Es ist eine Heimath ohne Hund und Katze, ohne Hausfreund, ohne [illegible], ohne Nachbar, ohne Portier, ohne Bonne und ohne Wachbillets. Außerdem sieht man nirgends die Welt offener, richtiger gezeichnet und richtiger gefärbt als hier, wenn man nur ein Bischen Beobachtungsgabe und Beobachtungslust hat. Den altherkömmlichen Vorschneider und etwa einen Reisecommis ausgenommen, der schon einige Zeit hier ist, erneut sich hier alle Tage das Eß- und Trinkpersonal. Jeder anfahrende Wagen ladet eine Sammlung von Essern aus und ein, lauter Leute, die einander nicht kennen, die zusammen in den Postwagen eingeschachtelt werden, sich schnell nähern und wieder verlassen, unterwegs ab- und zugehen, sich verwundern, Neue aufnehmen und nach ihrer gegenseitigen Vertraulichkeit alte, vertraute Freunde und Bekannte scheinen. Unmöglich ist's, eine Table d'Hôte im Einzelnen zu beschreiben, weil dieses Amalgam alle Augenblicke wechselt, aber sie hat einige stereotype Charaktere, die ich hier auffassen will.

Vorerst sizt an jeder gut eingerichteten Wirthstafel ein Mann, der gleichsam eine Stiftung ist, unentgeldlich vom Wirth gespeist wird und dafür die Honneurs am Tische und den offiziellen Höflichkeitsmann bei Allen und gegen Alle machen muß. Er ist zugleich seit langen Jahren Vorschneider und hat es darin zu einer bewundernswürdigen Fertigkeit gebracht, die nicht allein den Gästen sehr angenehm, sondern auch dem Wirth sehr vortheilhaft ist, denn durch ihn wird viel gespart und alle Verschwendung verhindert. Wenn er einem Gast vorschneidet, so muß er ihm auf ein Haar am Gesicht ansehen, wie viel er wohl essen mag, und ob er sich wohl mit einem kleinen, einem Haut-, Muskel- oder Knochenstückchen begnügen wird. Wenn neue Gäste ankommen, so muß er mit einem Blick weghaben, ob die schon aufgetragenen Speisen, klug vertheilt, nicht auch für sie ausreichen, und wie viel sie wohl in der ihnen bis zum Abgang der Diligence oder des Dampfboots gegebenen Zeit verzehren können; gewiß ein ganz eigenes Studium. Für jede glücklich vor ihnen gerettete bedeutende Schüssel bekommt er von dem Wirth eine Prämie; er ist hiernach der geschworene Feind des Reisenden. Nach diesem stereotypen Vorschneider und Honneursmacher, der gewöhnlich auch der offizielle Liebhaber und Spazierenführer der Frau Wirthin ist, kommen einige Tischabonnenten aus der Stadt, gewöhnlich unverheirathete Angestellte. Dies sind für den Fremden gleichfalls gefährliche M denn sie kennen auf ein Haar die Qualität der Sch So wie sie im Haus ankommen, gehen sie in der zu ihrem guten Freund, dem Chef de cuisine, be zum Neujahr immer ein gutes Geschenk geben und ihnen dafür genaue Nachweisung ertheilt über die gu oder schlechten Eigenschaften dieser oder jener Schü über die Frische, Saftigkeit der Braten und dergleich Auch der Vorschneider-Hausfreund darf es mit ihnen, a den stehenden Kunden der Hausfrau, nicht verderbe darum versteht er ihren Wink und bedient sie bei de guten Schüsseln auf's Beste, zum großen Nachtheil de Fremden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, December.

Gäste. Theater. Kunst. Verschönerungspläne.

Nach der Abreise des Herrn Thiers ist Dr. Bowring der berühmteste Gast gewesen, den wir hier gesehen haben. Dieselbe freundliche Aufnahme, welche er in Livorno bei seinen englischen Landsleuten fand, ward ihm hier nicht allein in Privatcirkeln, sondern auch von Seiten des Hofes zu Theil. Bowrings edle Geradheit machte ihn des ganzen Vertrauens würdig, wodurch der Großherzog ihn bei mehrmaligen Zusammenkünften ausgezeichnet hat. Er erhielt zulezt die Einladung, den Großherzog auf einem Ausflug in die Maremmen zu begleiten und dort die neuesten Arbeiten in Augenschein zu nehmen. — Florenz füllt sich mit Fremden; die Wintersaison scheint glänzender als je werden zu wollen. Was aus Neapel fliehen konnte, kehrt nach einem kurzen Aufenthalt in Rom, wo man die Cholera noch diesen Winter erwartet, hieher oder nach Oberitalien zurück. Man hofft also, daß das gesellschaftliche Leben sich zu seinem frühern Glanze erhebe, als noch der Fürst Borghese, Demidoff, Poniatowsky und Andere hier ein Haus machten. Dabei wäre denn zu wünschen, daß das Theater billigen Erwartungen entspräche. Die Herbstsaison schloß zu Anfang dieses Monats mit der „Lucrezia Borgia“ von Donizetti, welche hier mit außerordentlichem Erfolge gegeben ward. Es rührt dies namentlich von der Besezung und dem ungewöhnlich guten Ensemble her; denn die Oper steht im Ganzen und Einzelnen bedeutend unter Marino Faliero. Musikalische Motive zu einem seltenen und ungeheuern Werk liegen in dem französischen Torso; es braucht aber Genie, um sie herauszufinden und zu einem Ganzen umzugießen. Mit der bloßen, wenn auch geschickten Handhabung des Gegebenen ist es hier nicht gethan. — Man hat einen neuen „Faust“ mit sehr traurigem Erfolg versucht. Den Goethe hatte man sich zurecht geschneidert und Gordigiani dies in Musik gesezt. Die gebildetsten Italiener finden sich nicht in Goethe hinein; wie kann man erwarten, daß ein Publikum eine schlechte Bearbeitung und eine gewöhnliche Musik goutire! — Für die bildenden Künste beginnt hier jezt eine eigentlich goldene Aera. Anatoli Demidoff, der von seinen Reisen zurück ist, scheint das Andenken seines Vaters namentlich durch einen angemessenen Aufwand ehren zu wollen. Man trägt sich hier mit dem Gerücht, daß das Denkmal für den alten Demidoff, welches Bartolini unter Händen hat, in ein

kuppelförmiges Gebäude komme, dessen Inneres mit Malachit auszulegen, dessen Aeußeres mit Bronzethüren von der Hand des Fräuleins von Fauveau zu verzieren seyen. Gewiß ist, daß zunächst Bartolini's ziemlich mißliche Lage durch solche Liberalität sich bedeutend verbessert hat. Bei Bezzuoli ist von Demidoff ein Bild bestellt worden, dessen Größe und Gegenstand ganz dem Ermessen des Künstlers anheimgestellt ist; andere Aufträge haben minder bedeutende Künstler erhalten. — In diesem Augenblick ist wieder stark davon die Rede, daß die Via Calzajuoli, die belebteste, aber unbequemste Straße von ganz Florenz, erweitert werden solle. Die Realisirung dieses Planes wird von allen Seiten gewünscht; sollte er ausgeführt werden, wird man sich nur zu bald wundern, wie es so lange möglich gewesen, die Verbindung zwischen den zwei Hauptplätzen von Florenz durch eine so dunkle, enge Gasse zu führen. Die Franzosen hatten das großartige Projekt, nicht allein diese Erweiterung vorzunehmen, sondern die Piazza del Granduca bis zur Loggia des Mercato Nuovo zu vergrößern, und Postgebäude nebst Zubehör niederzubrechen. Ihre kurze Herrschaft ließ hier diesen Plan eben so wenig verwirklichen, als in Rom die Ausdehnung des St. Petersplatzes bis an die Engelsbrücke. Hier nun ward dies Bedürfniß seit Jahrhunderten gefühlt; es ist nicht allgemein bekannt, daß der Großherzog Cosimo im sechzehnten Jahrhundert Aehnliches bezweckte, und außerdem um die ganze Piazza die Bogen der berühmten Loggia des Orcagna fortsetzen wollte. Ihn, dem bis dahin keine Kosten irgend ein Unternehmen verleidet hatten, schreckte die ungeheure Summe, welche die Inhaber der Häuser für die Abtretung derselben verlangten. — Die heilige Cäcilie (von Rafael), durch Mauro Gandolfi gestochen, ist neulich von dessen Sohne publicirt worden. — Der Beachtung des Auslandes ist ein italienisches Journal zu empfehlen, das unter dem Titel l'Italiano in Paris erscheint (heftweise), und außer italienischer Literatur und Kunst namentlich das Treiben der Italiener im Auslande zur Aufgabe hat. In den sechs Heften, die vorliegen, verkündet sich bedeutend mehr Geist, als man in den meistens sehr sterilen italienischen Journalen begegnet. Der trostlose Zustand der jetzigen italienischen Literatur und Kunst wird offen eingestanden, und der wohlverstandene Rath gegeben, nicht von den Akademien und dem ganzen Roccoco arkadischer Poesie, sondern von einem tüchtigen Studium der Geschichte, von einem tiefern Eindringen in fremde, namentlich in deutsche Literatur eine wissenschaftliche Wiedergeburt zu hoffen. Die deutsche Musik wird wenigstens insofern anerkannt, daß man ihre unendliche Tiefe und Eigenthümlichkeit, der jetzigen italienischen gegenüber, mit Enthusiasmus hervorhebt. Da die Zeitschrift namentlich für Italien berechnet ist, und die Herausgeber nach allen Seiten hin Rücksichten zu nehmen haben, wird eine eigenthümliche Färbung, eine systematische Haltung des Ganzen fast unmöglich gemacht.

London, December.

(Fortsetzung.)

Englischer Preßzwang und englische Vorurtheile.

Das Höchste, was in England ein Friedensrichter für die Störung des öffentlichen Friedens an Strafe diktiren darf, sind fünf Pfund Sterling. Werden diese und die bei polizeilichen Verhandlungen sehr unbedeutenden Kosten erlegt, so kann er höchstens noch dem Unruhestifter Caution für sein künftiges friedliches Verhalten abverlangen. Die beiden Berkeley konnten daher im Voraus die etwaigen Kosten ihrer Verhaftung und Befreiung berechnet und mit den nothwendigen Geldmitteln sich versorgt haben, und der Erfolg zeigte, daß sie solches wirklich gethan. Aus der polizeilichen Haft wurden sie ohne Verzug vor den betreffenden Distriktsrichter geführt, und da sie ihr Vergehen allenthalben eingestanden, ihnen von diesem die Wahl gestellt, die zuerkannten Geldstrafen zu bezahlen, oder in's Gefängniß zu gehen: sie wählten das Erstere und waren frei. Nicht einmal zur Bürgschaftsleistung wurden sie angehalten, warum? weil Fraser die Erklärung abgab, daß er seine Entschädigungsansprüche gegen sie im Wege des Rechts geltend machen werde, und eine solche Erklärung, wenn nicht besondere, dem Kläger Lebensgefahr drohende Umstände vorwalten, die Bürgschaftsleistung beseitigt. Dies zeigt, daß der Nachtheil, für ein polizeiwidriges Ungebührniß vom Friedensrichter um Geld gestraft zu werden, nicht der einzige ist, welchem die Frevler sich aussetzen. Die Verhandlung vor dem Friedensrichter ist eine rein polizeiliche. Weist er den Gegenstand an die Assisen über, so verfällt solcher damit der criminellen Untersuchung. Aber die Ansprüche des Verletzten auf Entschädigung werden weder von den Assisen, noch von dem Friedensrichter berücksichtigt, denn auch die von Letzterm diktirten Geldstrafen gehören nicht dem Beschädigten, sondern dem Könige, und das von Rechtswegen; die Buße ist eine Buße für den Bruch des öffentlichen Friedens, und des Friedens Herr sind Seine Majestät der König. Die Ansprüche des Beschädigten sind civilrechtlicher Natur und müssen daher vor den geeigneten Gerichtshöfen angebracht und durchgeführt werden. Alles das ist ganz vernünftig, nicht so die Verhältnisse, die ich jetzt berühren will. Ich kann mich nie eines stillen Lächelns erwehren, wenn ich die Engländer sich ihr Lieblingsbeiwort, das der Free-born, der Freigeborenen, geben höre. Sie sind frei, beneidenswerth frei durch manche ihrer politischen Institutionen; aber sie sind auch Sklaven, eisern gefesselte Sklaven durch viele ihrer gesellschaftlichen Satzungen, und das eben ist der Widerspruch, daß die Nation, die für politische Freiheit fühlt und an deren Erhaltung mit Freuden ihr Herzblut setzen würde, abgestumpft erscheint gegen die Ungebührnisse und Dornen gesellschaftlicher Bedrückung. Fraser ist seines Standes ein Buchhändler, und Buchhändler können ehrenwerthe Leute seyn. Er steht außerdem nach englischen Begriffen in der obersten der zwei Buchhändlerclassen, ist nicht ein bloßer Sortimentsbuchhändler, ein bookseller, sondern ein Verlagsbuchhändler, ein publisher. Was er von Geburt ist, weiß ich nicht, darauf kommt aber auch nichts an. Da er nicht einmal ein Sir vor seinem Taufnamen führt, so ist das ein deutlicher Beweis, daß er weder aus adeligem Blute entsprossen, noch des Königs Degen ihn zum Ritter oder Baronet geschlagen hat. Wichtiger ist es, daß er von Allen, die ihn kennen, als Mann von Ehre gerühmt, und in der merkantilischen Welt für einen wohlhabenden Mann gehalten wird. Aber obgleich er ein publisher und ein Mann von Ehre und ein wohlhabender Mann ist, so rangirt er doch tief unter dem Edelmanne, der sich schämen würde, etwas Anderes als ein Müßiggänger, ein fruges consumere natus zu seyn, und auch auf Frasers beide leztgenannten Eigenschaften keinerlei Rechtstitel vorzubringen vermag. Dessenungeachtet würde die öffentliche Stimme nicht bloß Frasern einen Unverschämten nennen, wenn er einen solchen Edelmann wegen von ihm erfahrener Kränkung zum Zweikampfe forderte, sondern auch den Edelmann, der die Ausforderung annähme, als einen Menschen betrachten, der sich selbst erniedrigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 1.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 3. Januar 1837.

Landschaften aus der Odyssee

von

Friedrich Preller.

Die Kunst der Landschaftmalerei hat sich in neuester Zeit fast ausschließlich der Darstellung des Wirklichen zugewendet. Je mehr man einsah, daß nur ein gründliches Studium der Natur zur Vortrefflichkeit führen könne und daß es deßhalb auch nöthig sey, mit dem geologischen und klimatischen Charakter vertraut zu werden, welcher die landschaftlichen Formationen in verschiedenen Ländern und Gegenden unterscheidet, desto mehr gab man sich Mühe, diese mannichfaltigen Erscheinungen zu durchforschen und jede in ihrer Eigenthümlichkeit darzustellen. Es zeigte sich auch hierin die Richtung der zu Naturstudien im umfassendsten Sinne geneigten Zeit, der erweckte Scharfblick in Erfassung und Sonderung des Charakteristischen und die Achtung vor der Wahrheit, welche allein zur rechten Erkenntniß führen kann. Seitdem diese Richtung herrschend geworden ist, haben wir nicht mehr ausschließlich wie früher die italienische Natur in Bildern gesehen, auch die deutsche und nordische ist uns in ihren malerischen Situationen bekannt geworden, und Ansichten der Gegenden aller Welttheile und Himmelsstriche haben uns wenigstens die allgemeine Beschaffenheit der dortigen Landschaften vor Augen geführt. Diese umfassenden Studien konnten in Beziehung auf höhere Kunst als treffliche Vorbereitung betrachtet werden, sie waren geeignet, der erfindenden Phantasie das nöthige Material zu liefern, um eigenthümliche Schöpfungen zu gestalten, da sie zugleich das Allgemeine und das Specielle ins Auge faßten; nur als Zweck und Ziel der Kunst hätten sie nicht betrachtet werden sollen. Leider aber ist ein großer Theil unsrer Landschaftmaler bei der bloßen Nachbildung der Wirklichkeit stehen geblieben. Man begnügt sich, malerische Punkte zu suchen, welche den besondern Charakter des Landes deutlich aussprechen, und dem Gemüth eine entschiedene Stimmung mittheilen, und glaubt genug gethan zu haben, wenn man sie mit Wahrheit und frappanter Wirkung darstellt. Die Wahl der Jahres- und Tageszeit, des Wetters, der Beleuchtung gibt oft unbedeutenden Punkten einen wahrhaft poetischen Reiz, aber diese glückliche Wahl und die naturgemäße Ausführung im Bilde ist dann das Einzige, was dem Künstler selbst angehört. Er sucht und lockt nur das Schöne aus der Natur heraus und ahmt es nach; er schmückt sein Werk mit allen Reizen der Erscheinung, aber doch bleibt es nur ein Stück Natur, und während man das Gelungene der Nachahmung preisen muß, vermißt man den eigenthümlichen Gedanken.

Wie die landschaftliche Natur in jeglicher Beschaffenheit eines Anklangs an menschliche Seelenstimmung fähig ist, so liegt es im Vermögen der poetischen Composition, menschliche Zustände und die Stimmungen, welche sie hervorrufen, mit dem Charakter der Landschaft zu vereinigen und den Ausdruck des Lebenden auf das Unbelebte zu übertragen. Die menschliche Scene gibt hier die Bedeutung und den Grundton der Landschaft an, und Felsen und Bäume, Gewässer, Gründe, Luft und Wolken sind gleichsam die Melodie, in welcher sich derselbe erweitert und im Wiederhall vervielfacht. Der Künstler, der eine solche freie Schöpfung unternimmt, muß des eigenthümlichen Charakters der landschaftlichen Erscheinung, deren er zu Begleitung seiner Scene bedarf, sehr mächtig seyn; er darf nicht aus erfahrungsleerer Phantasie, nach Einfällen und willkührlichen Vorstellungen componiren, sondern muß auf klimatischer und geologischer Wahrheit fußen, ohne sich deßhalb an topographische Wirklichkeit zu binden. Er wird nordische Geschichten in nordischer, griechische Scenen in griechischer Naturumgebung schildern, aber vernünftigerweise darauf Verzicht leisten, daß das Felsgestade, auf welchem Polyphem sitzt, eine wirkliche Ansicht der sicilischen Küste sey, oder die Taufe im Jordan gerade den Prospect der Stelle darbiete, welche noch jezt den Pilgern als der Ort dieses heiligen Vorgangs gezeigt wird.

Durch einen längeren Aufenthalt in Italien hatte sich Herr Preller mit der südlichen Natur so vertraut gemacht, daß er es unternehmen konnte, eine Reihe von landschaftlichen Gemälden in diesem Charakter frei zu erfinden. Herr Doctor Härtel in Leipzig wünschte, daß in dem schönen Hause, welches er nach dem Entwurf des Architekten Hrn. Hermann vor dem Petersthor hatte bauen lassen,* ein großes Parterrezimmer, dessen Fenster sich nach dem Garten öffnen, von unserm Künstler mit einem landschaftlichen Cyclus aus der Odyssee ausgemalt würde. Das Zimmer bot eine Hauptwand für ein großes Mittel- und zwei Seitengemälde, und außerdem zwischen Thüren und Fenstern noch vier ansehnliche Pfeiler, jeden für ein Bild, dar, so daß über einem vier Fuß hohen Sockel sieben viereckige Bilder angebracht werden konnten von 6½ Fuß Höhe und 4 bis 8 Fuß Breite. Die Flächen der Gemälde legte man in vertieften Feldern an, welche mit vergoldeten Leisten und rothem Grund umgeben und durch verzierte Pfeiler gesondert wurden. Zur Ausführung der Bilder brachte Herr Preller die Temperamalerei in Vorschlag, eine Technik, welche in neuerer Zeit nur wenig mehr geübt, von den älteren Landschaftmalern aber, wie Poussin u. A., häufig angewendet worden war. Bekanntlich werden hier mit reinem Wasser abgeriebene Farben durch eine Mischung gebunden, welche aus dem rohen Ei und Essig zu gleichen Theilen besteht und ihnen eine gelinde, für den Auftrag auf trockenen Kalkgrund sehr geeignete Flüssigkeit ertheilt. Bei der Leichtigkeit, womit diese Farben trocknen, gewähren sie den Vortheil, daß man sie sogleich in ihrer Wirkung sieht und oftmals einzeln und in Massen übergehen kann, während in der auf frischen Kalk aufgetragenen Frescomalerei die Farbe lang feucht und dunkel bleibt, ein stückweises Malen in scharfen Ansätzen nöthig, und alles Retouchiren (es müßte denn nach dem Trocknen in Tempera geschehen) unmöglich macht. Vortheile der Frescomalerei sind, daß ihre Farben frischer, naturgemäßer und transparenter aussehen, eine weit größere Tiefe erhalten und daher sowohl das hellbeleuchtete glänzend, als das dem Licht entzogene, dunkle klar und kräftig darstellen; die Temperafarben dagegen nehmen leicht eine gewisse Schwere und matte Undurchsichtigkeit an, welche nur durch große Uebung zu vermeiden ist.

* Dessen Loggia, von Peschel und Haag mit Fresken verziert, bereits in der Allg. Bauzeitung Erwähnung gefunden hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Triumphbogen de l'Etoile zu Paris.

(Mit einem Kupferstich.)

In Bezug auf den neulich in Nr. 84 u. ff. des Kunstblatts vom vorigen Jahre enthaltenen Aufsatz über die Bildhauerarbeiten an dem Triumphbogen de l'Etoile zu Paris liefern wir hier einen Aufriß dieses merkwürdigen Monuments, und zwar der gegen Paris zugewendeten Seite. Das Tropäum zur Rechten, von Rude gearbeitet, stellt die Abreise der Freiwilligen im J. 1792, das zur Linken, von Cortot, die Rückkehr und den Sieg im J. 1810 vor; das Basrelief zur Rechten, von Lemaire, die Bestattung des Generals Marceau; das zur Linken, von Seurre d. Ae., die Schlacht von Abukir. Die beiden großen Renomméen sind von Pradier; der Fries, an welchem Brun die Mitte, Laitié die rechte, und Jacquot die linke Seite ausgeführt, stellt die Vertheilung der eroberten Fahnen am Altar des Vaterlandes und die Abreise der nördlichen und italienischen Armeen dar. Die Attika ist mit eilf Schildern geschmückt, auf welchen folgende Namen eingegraben sind: Valmi, Jemappes, Fleurus, Montenotte, Lodi, Castiglione, Arcole, Rivoli, Pyramides, Aboukir, Zürich. Darüber ist noch der kolossale Adler angedeutet, welcher als Krönung des Ganzen im Vorschlag war.

Zu leichterer Uebersicht fügen wir die Sculptur-Gegenstände der drei andern Seiten bei:

Seite von Neuilly (der obigen gegenüber): Tropäum zur Linken, von Etex, der gewaffnete Widerstand 1814. Tropäum zur Rechten, von demselben, der Friede 1815. Die beiden Renommèen sind wieder von Pradier. Basrelief zur Linken, von Championière: Die Eroberung von Alexandrien in Aegypten; das zur Rechten, von Feuchère: Uebergang der Brücke zu Arcole. Im Fries: Die Rückkehr der Armeen; in der Mitte: Frankreich, von der öffentlichen Wohlfahrt und dem Ueberfluß begleitet, den Heerführern Kränze zutheilend. Auf den eilf Schildern der Attika die Namen: Ulm, Austerlitz, Jena, Friedland, Somo-Sierra, Eßling, Wagram, Moscowa, Lützen, Dresde, Leipsick.

Seite von Roule: Am Tympanum des kleinen Bogens Allegorien auf die Linien- und leichte Infanterie, von Bra. Das große Basrelief darüber, von Gechter, stellt die Schlacht von Austerlitz vor. Auf dem Fries sieht man das Ende der Abreise und den Anfang der Rückkehr der Armeen. Auf den Schildern der Attika die vier Namen: Gênes, Heliopolis, Marengo, Hohenlinden.

Seite von Passy: Am Tympanum die schwere und leichte Cavallerie, von Valois. Im großen Basrelief, von Marochetti, die Schlacht von Jemappes. Im Fries Anfang der Abreise und Ende der Ankunft der mit Beute beladenen Heere. Auf den vier Schildern der

[illegible] die Namen: Hanau, Montmirail, Montereau, [illegible].

Der Fries ist von Brun, Jacquot, Laitié, Rude, Caillouette und Seurre d. Ae.

Unter den Gewölben der kleinen Bögen sind vier [illegible] allegorische Seiten-Basreliefs; das auf der Seite [illegible] (von Debay d. Vater) stellt die Siege im [illegible]; das auf der Seite von St. Cloud (von Cortot) die Siege im Westen; das auf der Seite von [illegible] (von Bosio dem Neffen) die Siege im Norden, [illegible] das auf der Seite von Roule (von Walcher) die [illegible] Osten dar.

Die Tympane der kleinen Bögen, unterhalb des großen, sind mit Sculpturen von Seurre d. Ae. und Debay d. Vater verziert; sie stellen die Artillerie und Marine dar.

Die Gewölbe der Bögen, die Gebälke, Gesimse und die Attika sind mit Rosetten, Guirlanden, Löwenköpfen und anderen Ornamenten verziert, welche von Jacquot, Deschamps, Lefebvre, Veniet und Duvieur gearbeitet sind.

Unter dem Gewölbe des großen Bogens und unter den Seitenbögen sind die Namen von 96 durch die französischen Armeen erfochtenen Siegen und die Namen aller Generale, die sich in diesen Schlachten ausgezeichnet, eingegraben.

Die Dimensionen dieses Monuments, an welchem von seinem Beginn 1806 bis zu seiner Enthüllung am [illegible] Juli v. J. dreißig Jahre gebaut wurde, sind folgende: Totalhöhe: 45 Metres 89 Centimetres (141′ 3″). Breite: 44 M. [illegible] Cent. (158′ 4″). Tiefe: 22 M. 44 Cent. (69′ 2″). Der große Bogen hat 29 M. 73 Cent. Höhe auf 14 M. 62 Cent. Breite; die Höhe der Seitenbögen beträgt 18 M. 58 Cent. und ihre Breite 8 M. 41 Cent. — Die Renommeen am großen Bogen haben 20′ Höhe, die Basreliefs an der Façade 30′ Länge, die Seitenbasreliefs [illegible]′, die großen Trophäen, mit dem Piedestal, 60′.

Nachrichten vom November.

Malerei.

Prag, [illegible]. November. Der k. k. Kammermaler Gurk hat hier einige dreißig Bildnisse von Personen gezeichnet, welche bei der Krönung functionirten, um selbige in einigen großen Gemälden anzubringen, welche die Hauptmomente der letzten böhmischen Krönung darstellen sollen.

Paris, 16. Oktober. Sogar ein Café, das der Variétés, hat sich neuerdings zu einer wahrhaft künstlerisch-schönen Verzierung emporgeschwungen; der berühmte Decorationsmaler Ciceri hat dasselbe höchst geschmackvoll und in einem eigenthümlichen Genre verziert.

London. In dem Berichte des engern Ausschusses des Unterhauses zur Untersuchung des Zustandes der schönen Künste kommt über Glasmalerei folgende Aussage des Hrn. Martin vor. „Die Glasmalerei könnte gegenwärtig auf eine weit höhere Stufe gebracht werden, als je. Die Meinung, als sey die alte Kunst verloren gegangen, ist ganz irrig; nur die Rubinfarbe versteht man nicht ganz in der Vollkommenheit darzustellen, wie vor Alters. Dagegen verstehen wir die Wirkungen des Lichts und Schattens besser hervorzubringen.“ Hrn. Martin ist es gelungen, auf Spiegelglas zu malen, das so dick ist, daß man es mit gewöhnlichen Mitteln nicht zertrümmern kann, und so groß, daß man der Eisenstangen gar nicht bedarf.

Kunstausstellungen.

St. Petersburg. Unsre am 28. Sept. und 10. Oktober eröffnete diesjährige Kunstausstellung füllt nicht weniger als 25 Säle der Akademie, hauptsächlich mit den Werken russischer oder doch in Rußland lebender Künstler. Die Zahl der Nummern beläuft sich auf 550. Die Portraits, worunter die des Kaisers und der Kaiserin, von Professor Krüger in Berlin, und das der Großfürstin Helene Paulowna, von Neff, den ersten Rang einnehmen, bilden die Mehrzahl. Kuprensky, Orlow, Bluchart und Tyranow zeichnen sich in diesem Fache aus. Unter den Landschaften sind ein Panorama von St. Petersburg, von Rojew, und andere Bilder von Rakowitsch, Wodobjew, Fuhrmann, Seestädte von Tanneur und Gaiwasowsky, und Landschaften von Kuarlchen, Schanto und Lebedew vorzüglich beachtungswerth. Merkwürdig ist es, daß diese Kunstausstellung des Nordens durchaus keine Winterlandschaft enthält. Von historischen Bildern waren, außer mehreren Copien, vorhanden: „Die Zusammenkunft des Großfürsten Swjatoslaw mit dem byzantinischen Kaiser Johann Tzimisces an den Ufern der Donau,“ von Solczew; der Patriotismus der Bürger von Nischnei-Nowgorod im J. 1612, von Scotti. Der Fürst Poscharsky vor Moskau die Feinde des Vaterlands bekämpfend, von Demidow, und ein noch unvollendetes Bild von Tschernezow, die Parade auf dem Marsfelde im J. 1831, zur Feier der Beendigung des polnischen Kriegs, darstellend. Drei sich gegenwärtig in Rom aufhaltende russische Maler, Iwanow, Markow und Lebedew haben Beiträge eingesandt. Im Vergleich mit der Ausstellung des vorigen Jahres zeigt sich ein bedeutender Fortschritt, und es wäre nur zu wünschen, daß die Gründung eines Kunstvereins in St. Petersburg auch in andern russischen Städten nachgeahmt würde, wodurch die Künstler sichere Aussicht auf Belohnung ihres Kunsteifers erhalten würden. Der Kaiser kaufte die Ansicht von Jerusalem von Professor Worobjew. Zwei Modelle von Loganowsky und Pimenow befahl er in Marmor auszuführen. Eine Aquarellzeichnung von Sternberg bestimmte er für das Album der Kaiserin und noch 3 Gemälde von Alexejew, Demidow und Eckart für die kaiserliche Sammlung.

Warschau, 20. November. Im Kasimir'schen Palast sind gegenwärtig die Werke der polnischen Künstler ausgestellt.

Berlin, 4. November. Der Vorbericht der zweiten Auflage des Katalogs der gegenwärtig nah an 2000 Kunstwerke zählenden Ausstellung enthält folgende interessante Notiz: Fünfzig Jahre sind verflossen, seitdem die erste Kunstausstellung in Berlin stattfand. Sie ward den 20. Mai 1786 auf Befehl Friedrichs II. eröffnet und enthielt 335 zum Theil

in viel früheren Jahren gearbeitete Kunstwerke, in 5 Zimmern. Rode, Chodowiecky, Meil, Frisch, Tassaert, nebst einigen Jüngeren, lieferten Beiträge; allein ein ganzes Zimmer füllten Werke älterer Meister, und Copien von Künstlern und Dilettanten bildeten die Mehrzahl. Unter Nr. 268 war auch eine vom jetzt regierenden König gemalte Minerva ausgestellt. Auch Alexander v. Humboldt und Graf Karl von Brühl hatten zu jener ersten Ausstellung eigene Arbeiten eingesandt.

Meiningen, 20. Oktober. Vor einigen Tagen hatte der durch seine plastischen Arbeiten in Elfenbein bekannte Künstler B. W. Schulz, Mitglied der Königl. Akademie der Künste in Berlin, seine neuesten Arbeiten, an welchen er mit seinen beiden Söhnen seit vier Jahren gearbeitet hatte, eine Kanne, drei Kelche und eine Hostiendose aus Elfenbein, mit Gold verziert, hier zur Beschauung ausgestellt. Die daran angebrachten, in Hoch- und Flachrelief gearbeiteten Figuren sind nach Originalzeichnungen von Albrecht Dürer ausgeführt. Der König von Preußen ließ dieser Künstlerfamilie schon früher einen Pokal um 80 Frd'r. und die Königin von England einen dergleichen um 100 Pfd. Sterl. abkaufen.

Brüssel, 21. Oktober. Die Gemäldeausstellung, welche kurz vor den Septembertagen eröffnet wurde, und zu welcher der Eintritt Anfangs 1 Fr., später ½ Fr. kostete, stand dem Volke am 23., 24., 25. und 26. unentgeldlich offen. Am 21. Oktober betrug die Einnahme für Einlaßkarten und Kataloge 17,000 Fr., während im vorigen Jahre im Ganzen nur 8,000 Fr. eingegangen waren. Die Zahl der Portraits war sehr gering; dagegen sah man viele historische Compositionen, welche fast alle Begebenheiten aus der belgischen Geschichte zum Gegenstand hatten. Namentlich machte sich unter diesen die Schlacht von Courtray von einem jungen talentvollen Maler, de Keyzer, die Aufopferung der obrigkeitlichen Personen und Bürger von Antwerpen, von Brakelaer, die Ermordung der Magistratspersonen von Löwen, von Leys, die Schlacht von Roverbold, von Jacops, der Tod Egmonts von drei Malern: von Rooy, Deffiennes und Kremer 2c. bemerklich. Von Genrebildern war wenig Vorzügliches vorhanden.

Paris, 17. November. Der Director des Königl. Museums zeigt an, daß die Ausstellung der Werke lebender Künstler am 1. März 1837 eröffnet werden würde.

Museen und Sammlungen.

Wien, 21. Oktober. Das prachtvolle ehemalige fürstliche Colalto'sche Museum von Gemälden und Alterthümern ist nun zum Verkauf ausgesezt.

Paris. Ein in der Kirche St. Gervais befindliches treffliches Gemälde Albrecht Dürer's, die Leidensgeschichte des Herrn in 9 Feldern darstellend, wird wahrscheinlich für die Gallerie des Louvre gewonnen werden, die noch keine erhebliche Arbeit des deutschen Meisters besizt. — Selbst aus den Tuilerien gehen Gemälde nach dem reichen Museum von Versailles. Vor einigen Tagen hat der König aus der Dianengallerie daselbst mehrere historische, auf die Waffenthaten der Franzosen sich beziehende Bilder nach Versailles bringen und an deren Stelle acht große und mehrere kleine Bilder von Mignard aufhängen lassen.

25. Oktober. Von den 12 Marmorbildsäulen auf dem Pont de la Concorde sind bereits vier: Condé, Duguesclin, Richelieu und Sully herabgenommen und zur Versendung nach dem Museum zu Versailles eingepackt werden. Jede derselben wiegt 30,000 Pfd.

27. November. Die reiche Sammlung von Handzeichnungen, welche das Gouvernement besizt, war bisher nur wenig zugänglich; in einem einzigen Saale konnten abwechselnd nur eine geringe Zahl derselben unter Glas und Rahmen ausgestellt werden. Durch die Fürsorge der Administration der Museen und des Architekten Hrn. Fontaine sind nun im Louvre eben so viele Säle, als es berühmte Malerschulen gibt, (?) für die Aufnahme der Sammlung von Handzeichnungen eingerichtet worden. An den obern Räumen ihrer Wände sieht man die größern, an den untern in Rahmen und Glas die kleineren aufgehängt; vorzüglich fleißig ausgeführte Zeichnungen sind in Pulten, mit Gläsern bedeckt, (Montres) angebracht, und eine Anzahl von Schränken enthält die Portefeuilles. Unter die vortrefflichsten Gegenstände, welche diese Sammlung enthält, gehören: einige Cartons von Giulio Romano, eine Feuersbrunst, eine Belagerung und einen Triumph verstellend, eine Zeichnung von Lorenzo Ghiberti, die er an den Thüren des Battisterio zu Florenz in Bronze ausgeführt hat; die berühmte, von Leonardo da Vinci selbst, nach seinem Abendmahl im Refectorio zu Mailand verfertigte Copie; die berühmte Hand, welche M. Angelo als Antwort auf die Frage zeichnete, ob er den an den Cardinal San Giorgio verkauften Cupido gefertigt habe; die Jünger von Emaus, von Rembrandt; das Bildniß der Brainvilliers von Le Brün; die Löwenjagd von Rubens retouchirt; fünf Zeichnungen desselben Meisters, zehn von Correggio und vierzehn von Rafael.

Rom. Die Herstellung des Palastes am Lateran nähert sich seiner Vollendung; aber die erste Idee, eine Sammlung antiker Bronzen daselbst zu errichten, scheint aufgegeben, und man will nun statt dessen alle guten Bruchstücke der alten Architektur, welche die Regierung in ihren Magazinen besizt, nebst den Elgin'schen Gypsabgüssen von den Bildwerken des Parthenon, aus dem vaticanischen Museum hierherschaffen.

Stockholm, 15. November. Das Königl. Museum ist dieser Tage durch die aus Florenz angekommenen Gypsabgüsse der Gruppe der Niobe bereichert worden.

Akademien und Vereine.

Berlin. In der Sizung des wissenschaftlichen Kunstvereins am 16. November wurde über den Fortgang des Dresdener Galleriewerkes Bericht erstattet, dessen Blätter größtentheils von dem Herausgeber Hrn. Hanfstängl selbst lithographirt werden. Die vier ersten Hefte liegen vor, und allgemein ward anerkannt, daß noch keine andere Gallerie sich einer so sorgfältigen und getreuen Herausgabe ihrer Meisterwerke zu erfreuen habe. — Hr. Prof. Tiek theilte Betrachtungen über die Restauration und Conservirung der Dresdener Bildergallerie mit, deren Zustand einen jeden mit der Erhaltung der Gemälde vertrauten Künstler und Kunstfreund mit großer Besorgniß erfüllen muß. — Hr. Hofrath Förster legte das von ihm herausgegebene Pompeji (Uebersezung des Werkes von Bulwer) vor. Die beigegebenen bunten, von Asmus gezeichneten, von Storch in Berlin gedruckten Blätter sind das Geschmackvollste, was bis jezt in dieser Weise dargeboten wurde, um uns mit dem erfinderischen Geiste der alten Kunst vertraut zu machen.

Hierzu ein Kupferstich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

10 20 30 40 50 Par. Fuss

Der Triumphbogen de l'Etoile zu Paris

№ 3.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 4. Januar 1837.

Die süddeutschen Dichter, welche im schwäbischen Winkel sitzen. —

Deutscher Kritiker.

Die Schwaben im Winkel.

Kommt her, die ihr mit feinen Witzen,
Mit Nadelspitzen euch bewehrt!
Die Schwaben, „die im Winkel sitzen,“
Erwarten euch am frommen Herd!

Kennt ihr auch wohl den schnöden Winkel,
Das düstre Haus, das uns umzirkt? —
Smaragdnes Weinlaub, goldner Dinkel
Hat Wand und Estrich ihm durchwirkt.

Und wenn der Flocken trüb Gewimmel
Noch lang verfinstert eure Luft,
Spannt schon ein frühlingsblauer Himmel
Sein Dach aus über Blüthenduft.

Die Donau spielt auf unsrer Schwelle,
Der Jüngling Rhein träumt schon vom Strand;
Der Dichtung volle Wunderquelle
Schäumt auf und eilt in's deutsche Land.

Stromgötter tauchen aus den Fluthen,
Der Sänger und der Seher naht,
Im Munde Klang, im Auge Gluthen;
Nicht Winkelzüge sind sein Pfad:

Hier Schiller, mit der Donnerstirne,
Durch dessen Wort das Schicksal braust —
Er stieß das Puppenvolk am Zwirne
Von eurer Scene mit der Faust;

Dort Hölderlin — zu breiter Mündung
Er, Pindars Bruderstrom, entwallt —;
Hier Schelling, dessen Lichtverkündung
Dem dunklen Ungrund gab Gestalt;

Dort Uhland — sein Gemüth versunken
In tiefer Zeiten heil'ges Lied —
Ein Schwan, deß Ton, gehöhnt von Unken,
Hoch über Land und Meere zieht.

Aus diesem Winkel schritt auch Hegel,
Verdeckter Blöße stolzer Schild,
Von dessen Blut manch dürst'ger Egel,
Für Augenblicke trunken, schwillt.

Nicht spotten sollt ihr unsres Strebens:
Auch unser Strahl entsprang dem Quell,
Dem keuschen Born des Dichterlebens,
Und lauter will er bleiben, hell.

Den weiten Erdkreis füllt Gemeinheit,
Groß war sie, frech, zu jeder Zeit;
Das Gute bleibt an Zahl die Kleinheit,
Und ihr, ihr schelter's „Kleinlichkeit?“

Heißt kleinlich der euch, der die Gruben
Unsaubern Lügentrödels scheut,
Nicht seine Hand dem Lotterbuben,
Dem feilen Museheuchler beut?

So mag, wer will, im Sumpfe spritzen
Bei aller Frösche grüner Brut;
Wir Schwaben, „die im Winkel sitzen,“
Wir tauchen uns in reine Fluth;

Wir schwingen uns, wie unsre Seher,
Die Adler, auf zu Sonn' und Blitz;
Werft uns in's Blaue nach, ihr Schmäher,
Den Distelblumenstaub, als Witz!

Das Jahr 1836 in . . . .

(Fortsetzung.)

Es gibt bekanntlich Kritiker, die dies behaupten, und hinweisend auf die gegenwärtige Geschichte der Bühne fast aller Nationen, eine fatale Parallele ziehen: die Bühne des Terenz, und die Bühnen Schröters, Garriks, Talmas — Gladiatorenkämpfe und das Ballet — Thierhetzen und die große Oper. Setzt sich die Parallele streng fort, so haben wir weit dahin, bis vielleicht jenseits der civilisirten Dampfsbarbarei, aus dem Schooße eines erneuerten Glaubens, mit neuen Mysterien und Moralitäten eine neue Kunst entspringt, eine Kunst, die wieder an das entzückte Ohr appellirt, sofern es der Trichter der Gedanken und kein bloßer Resonanzboden ist, die dem Auge wieder die Menschengeberde als eigentlichen Zielpunkt anweist und es an's Ignoriren gewöhnt.

Es wäre lächerlich, wollte man der Intendanz unserer Bühne zum Vorwurf machen, daß sie nicht gegen den Strom schwimmt, daß sie Alles auf die Bretter bringt, was unsere gereisten Leute anderswo gesehen haben, und es „nach den Anforderungen der Zeit ausstattet.“ Wir dramatischen Malcontenten klagen nicht die Menschen an, wir beklagen das Fatum, das der klugen Jeztwelt den edelsten Genuß getrübt, freilich ohne daß die Mehrzahl es gewahr wird, wie das Individuum, dem das vorrückende Alter ein schönes Gefühl um's andere aus dem Herzen nimmt, sich in jedem Augenblick für einen ganzen Menschen hält und es am Ende auch ist.

Jene „Ausstattung,“ das Trousseau Thaliens, vom unvorsichtigen Vormund schlecht nach den Renten des Mündels bemessen, ist auch bei uns glänzend genug; aber ich kann des Glanzes nicht froh werden, weil er nach meinem innigsten Gefühle die Kunst geradezu aufhebt. Wenn ich sehe, wie viel man es sich kosten läßt, um die Gesetze des Lichts und des Schattens, der Vegetation und der Baukunst gründlich zu verletzen, glänzende Anachronismen zu begehen und mit großer Prätension historische Böcke zu schießen, so muß ich immer jenes Schauspiels meiner jungen Jahre gedenken; — man sieht, ich bin ein laudator temporis acti und nicht vom jungen Deutschland. — Einmal — Schillers Räuber waren auf den Brettern — in dem haarsträubenden Auftritt, wo Hermann, der Rabe, dem elenden Greise im Verließ Speise bringt, fing auf einmal der Mond dicht über Hermanns Kopf Feuer, und das Oelgesicht unseres Trabanten warf bedrohliche Runzeln und aus seinen Augen schossen bedenkliche Lichtbündel; da drehte sich Hermann um, nahm kaltblütig den Hut ab, klatsche den Mondschein aus und fing behend sein Stichwort auf. Man lachte, aber keinem Menschen fiel es ein, daß dadurch die Illusion gestört worden sey. Und wenn heute im prächtigen Schauspielhause die Alpen im rosigen Licht, sammt Vorbergen, blitzenden Seen und auftauchenden Thurmspitzen, zwischen Erde und Himmel hängen bleiben, gleich einer Fata Morgana, oder die Mirmidonen in glänzendem, antikem Waffenschmuck superne, die Beine turpiter in weite Beinkleider gesteckt — woher so viele Tricots als Lucullus Purpurmäntel hatte! — ein's! — zwei! anmarschirt kommen, so hat man das Aeußerste und Ueberflüßigste gethan, um es genau so weit zu bringen, wie an jenem Tage, wo der Mond auf einmal aufhörte, des alten Moors Elend zu bescheinen. „This lantern doth the horned moon present,“ und der frappanteste Mondschein in der Oper ist halt Laternenschein.

Es geht der Bühne heutzutage wie einer heruntergekommenen Familie, welche bei immer steigendem Luxus der Erhaltung der Standesehre unnatürliche Opfer bringt, die prächtig wohnt, sich kostbar kleidet, und dabei darbt und es den Ihrigen am besten fehlen läßt, an dem, was Leib und Seele zusammenhält. Es gab eine Zeit, da war das Theater ein tüchtiger Mann, der es sich sauer werden ließ, aber sein Auskommen fand; er hatte einen Gott und einen Rock, aber ein herzliches oder munteres Wort für jeden Besuchenden, und vor Allem ein gutes Glas Wein; seine Töchter waren froh, wenn sie die Toilette ein für allemal abgemacht hatten, und griffen überall in der Wirthschaft an, und ein wenig Schmutz — äußerlicher, meine ich, Küchenschmutz — machte ihnen wenig Kummer. Jezt ist es ein vornehmer Herr, geplagt von Nahrungssorgen, Spleen und Noten — keinen Banknoten — voll Items; er ißt Kartoffeln, um den Schneider zu bezahlen, und im Bedürfniß, seine Lebensgeister

für den Salon zu befeuern und seine Stirne zu glätten, hat er sich an den Branntwein gewöhnt, und jezt kann er den poetischen Wein gar nicht mehr leiden, und schüzt gar vor, er sey ihm ungesund; die Fräulein aber kleiden sich viermal im Tage um und essen Opium — pour se donner de l'esprit. Genug — dergleichen heißt unter Uns auf dem Markte die schönen Zeiten der Republik besingen, gottlob ist es nicht so gefährlich, und leider eben so nutzlos. Es fällt mir zudem ein, daß ich vom hiesigen Theater etwas sagen wollte und es über dem Allgemeinen ganz vergessen habe. Ich wäre gerne über diesen Punkt weg; statt selbst weiter zu schreiben, stehle ich daher lieber und setze zu Charakterisirung unserer Bühne einige Stellen eines Berichts her, der, aus der Feder eines unserer ersten Faiseurs, vor Kurzem in einem weitverbreiteten Unterhaltungsblatt zu lesen war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus der Provence im Sommer 1836.

(Fortsetzung.)

Unter den ausheimischen Gästen bemerken wir zuerst den reisenden Handelsdiener oder Commis-Voyageur, etwas mager, gut gekleidet, mit großer Vorstecknadel. Eine Menge Opernarien fängt er halb pfeifend, halb singend an, ohne sie zu endigen; sie sind wie die Fragmente seiner Musterkarte. Er fragt laut nach der Wohnung angesehener Leute, eilt dann an's Fenster, wenn ein hübsches Mädchen vorüberzieht und thut als ob er sie grüße. In seiner Nähe sizt ein wohlgenährter runder Mann zwischen vierzig und fünfzig, ein Fabrikant, Kaufmann, Grundeigenthümer oder sonst etwas der Art. Sein volles Gesicht ist roth mit langen Augenbrauen, dreifachem Kinn, und auf dem in's Kahle übergehenden Kopf trägt er eine schwarzseidene Mütze. Er ißt wenig, trinkt aber viel, sagt kein Wort, lacht jedoch in einem fort, und manchmal sehr laut. Wenn die Diligence mit ihrem obligaten Lustigmacher ankommt, denn jede hat einen, so lacht er über alle seine Witze. Jener ist oft ein Advokat aus der Umgegend, der zu einem Termin geht, wenigstens trägt er einen schwarzen Rock, spricht viel und laut, erzählt lustige Anekdoten und weiß gut mit dem Diligencen-, Kaffee- und Gasthauswitz umzugehen.

Endlich kommt der Nachtisch, und mit ihm die brillante Zeit für den Commis-Voyageur, der während des eigentlichen Mittagessens fast ganz still geblieben ist; beim Klappern der Teller, Messer und Gabeln konnte seine Beredsamkeit ihre rechte Stelle nicht finden, darum begnügte er sich damit, etwa fünf Dutzend Calembourgs und Wortspiele zwischen drei oder vier scandalösen Geschichten — in der Kunstsprache heißen sie facéties diverses — anzubringen. Wie hätte er auch mehr leisten können? er mußte ja essen, oder vielmehr verschlingen: das Pferd frißt, der Ochs kaut wieder, der Mensch ißt, der Commis-Voyageur verschlingt. Nun aber ist endlich der rechte Zeitpunkt gekommen, wo er alle seine Talente loslassen kann, als Spaß-, Witz- und Schnurrenmacher, Taschenspieler, Plastiker, Bauchredner und Virtuos. Kaum wird das Dessert aufgesezt, so beginnt seine Vorstellung.

Zuerst läßt er Brodkugeln verschwinden, verschlingt sie, bringt sie wieder zum Vorschein, macht dann kleine Lafayette's-, Louis-Philipps-, Fieschi's- oder Louis Napoleons-Büsten daraus. Diesen Büsten kann man es gleich ansehen, ob der Commis-Voyageur für oder gegen sie ist, ob er gut oder übel von der Regierung denkt, ob er vom Mouvement oder der Resistance, ob er Republikaner, Monarchist, Radikaler oder Juste-milieu ist. Im Allgemeinen aber haben die Commis-Voyageurs seit der Julirevolution keine politische Meinung, und bei der Hetze von politischen Systemen und Farben seit dieser Zeit in Frankreich haben sie noch nicht zu sich selbst kommen, noch nicht klar sehen können. Sie brauchen wenigstens noch einige Jahre Ueberlegung. Indessen behauptet er kühn, Bonaparte sey ein großer Mann gewesen, nur ein Bischen zu ehrgeizig; der Commis-Voyageur verabscheut noch immer wie vor sieben Jahren die frères ignorantins, wiewohl es keine mehr in Frankreich gibt, und schimpft entsetzlich auf die Jesuiten. Gleich darauf producirt er ein anderes Stückchen: er schneidet kleine Brodwürfel, legt sie hintereinander auf den Rücken der linken Hand, gibt dieser dann einen kleinen Schlag mit der rechten und schnellt sich die Brodwürfel sämmtlich in den Mund, zur allgemeinen Belustigung, zum allgemeinen Beifall, worauf die Commis-Voyageurs sehr halten. Ist er damit fertig, so nimmt er ein Glas, gießt etwas Wasser hinein, hält es mit der linken Hand fest auf den Tisch, mit der Rechten aber fährt er leise auf dem Rand herum, woraus ein schneidender, durchdringender Ton entsteht, der Einem durch Mark und Bein geht. Die Damen bitten ihn besonders und inständig, aufzuhören, der Commis-Voyageur aber fährt doch fort und lacht dabei fein. Der Mann ist der wahre Peiniger und Scharfrichter der Damen, und warum wohl? Er behauptet — und daran ist allerdings etwas Wahres — es gebe kein sichereres Mittel und Recept, von ihnen geliebt zu werden, als sie zum Zähneknirschen zu bringen: darin besteht sein Philtrum. Wenn nun alle Frauenzimmer, Alt und Jung, tüchtig mit den Zähnen geknirscht haben, so geht der Commis-Voyageur zu andern Künsten, nämlich zur Bauchrednerei über. Er hält die Hand vor den Mund und spricht hinter ihr. Gewöhnlich macht er die Scene zwischen dem Schornsteinfeger in der Esse und seinem Meister unten, der ihn fragt und ihn dann

ausschilt, weil er ihm hat Ruß in die Augen fallen lassen, als er gerade hinaufsah. Allerdings eine höchst dramatische Situation. Hierauf erzählt er zum Ausruhen einige Schnurren, z. B. von Maveur.

Nun beginnen die musikalischen Künste; bittet man den Mann nicht, einzuhalten, so ist er im Stande, alle Arien des Feydeautheaters zu singen. Sein Triumph ist: Vainement Pharaon dans sa reconnaissance, oder: J'ai long-temps parcouru le monde, oder: Viens, gentille dame, oder: Ah! quel plaisir d'être soldat! oder: C'est la princesse de Navarre; aber besonders ausgezeichnet ist er in der süßen und graziösen Art: Cent esclaves ornaient ce superbe festin et dans des vases d'or faisaient couler le vin. Andere Lieder und Romanzen singt er mit obligatem Accompagnement von Messer und Gabel; zulezt kommen die zweideutigen Lieder nach allen Graden, je nachdem die Gesellschaft ist. Sind lauter Männer am Tisch, so singt er ohne Ueberspringen und Lücke, ist aber ein beau sexe da, so läßt er die zu starken Stellen weg und ersezt sie mit einem tra la la, für die anstößigen Reime aber weiß er die Zuhörer auf andere Art schadlos zu halten; er steckt nämlich den Zeigefinger in den hohlen, angespannten Mund und schnellt ihn auf der Seite hinaus, worauf denn ein metallisches „Poff“ erschallt, das übrigens wesentlich zu seinem Verführungssystem gehört. Dies ist der Commis-Voyageur, der diesen entsezlichen Aufwand von Liebenswürdigkeit nur macht, um Andern gefällig zu seyn, ihren Beifall und ihren Dank zu erhalten. An ihm ist allerdings viel Lächerliches, es wäre aber sehr zu wünschen, daß solch uneigennütziges Bemühen, Andern Vergnügen zu machen und sie zu unterhalten, in andern Ländern auch zu finden wäre, besonders in Deutschland.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

(Fortsezung.)

Frasers und Sir G. Berkeley's Proceß.

Der Mensch ist ein so beugsames Geschöpf, daß er sich an Alles gewöhnt: der Orientale an den Gedanken, das Bauchgrimmen seines Gebieters mit seinem Kopfe zu büßen, der bürgerliche Engländer an die Unwahrscheinlichkeit, von dem Edelmanne, der ihn beleidigt, eine andere als eine Geldentschädigung zu erhalten. Da es sich nun fügte, daß Herr Grantley Berkeley, wenn auch nicht von edelm, doch von adeligem Blute war, so blieb natürlich dem schrecklich mißhandelten Fraser nichts übrig, als entweder die erlittene Mißhandlung schweigend hinzunehmen, oder sie zum Grunde einer Entschädigungsklage zu machen. Ich habe bereits gesagt, daß er sich zu Lezterm entschlossen, und wünsche um seines Gefühls willen, daß es ihm keine Anstrengung gekostet haben möge, sich an das Herkommen und das Gesez seines Vaterlandes zu erinnern.

Daß Grantley Berkeley zu dem, was er Frasern gethan, eine Veranlassung gehabt haben müsse, leuchtete ein, und sie blieb auch nicht lange Geheimniß. Grantley hatte zu der genommenen Rache durch die im Augusthefte des Fraserschen Magazins enthaltene Beurtheilung seiner Novelle, Schloß Berkeley, sich bewogen gefunden, und wie ungesäumt er dieser Bewegung Folge gegeben, erhellt aus seiner eigenen Versicherung, die fragliche Kritik am Morgen des dritten August, also nur wenige Stunden vor seinem militärisch geordneten Ueberfalle, zum ersten Male erblickt zu haben. Berkeley gehört demnach zum reizbaren Autorengeschlechte, und der gewaltig tiefe Eindruck, welchen die Anzeige seiner Novelle auf ihn gemacht, würde schon allein die Conjectur rechtfertigen, daß er entweder ein von der Kritik ganz ungewöhnlich verhätschelter oder ein angehender Schriftsteller seyn müsse. Nun, er ist Lezteres, und daß er mit klopfendem Herzen nach dem, seine Novelle besprechenden Aufsatze griff, ist daher so wenig zu verwundern, als daß der ausgesprochene Tadel ihn ärgerte. Indessen war es laut Berkeleys Versicherung keineswegs die Kritik seiner Dichtung, was ihm die Peitsche zur Züchtigung des Herausgebers in die Hand gedrückt, sondern einzig und allein —; am besten, ich übersetze ein paar der Stellen, die den Dichter ganz vorzüglich in Harnisch gejagt haben sollen, und die sein Sachwalter vor Gericht zu Rechtfertigung seines Clienten aushob. „Auf dem Schreibetische vor uns liegt Schloß Berkeley,“ hebt der Recensent an. „Zuvörderst denn, welch furchtbar schlechter Geschmack von Seiten des Herrn Grantley Berkeley, ein Buch unter solchem Titel zu schreiben! Das muß Ekel erregen. Unter Allen, die da athmen, hätte er einer der Lezten seyn sollen, die Geschichte seines Hauses zum Gegenstande öffentlicher Beachtung zu machen. Dürfen wir ihn ergebenst fragen, warum sein ältester Bruder als Lord Segrave in das Oberhaus eingeschoben worden ist? warum er dort nicht als Graf Berkeley sizt? — Wir sind sehr weit entfernt, gleich dem erbärmlichen Verfasser vorliegenden Buchs, den weiblichen Charakter zu schmähen. Wenn aber Dinge feierlich in offenen Gerichtshöfen verhandelt worden sind, da kann es nicht unzart heißen, zu bemerken, daß Herrn Grantley Berkeley's Mutter mit Herrn Grantley Berkeley's Vater als dessen Maitresse lebte, und daß sie wenigstens ein Kind hatte, ehe sie den alten, sehr einfältigen Lord dahin bringen konnte, daß er sie heirathete. Alles das steht in den Journalen des Oberhauses. Doch genug, es ist ja rein verlorene Mühe, einen Kellerwurm, wie den Verfasser, auf das Rad zu flechten. — Daß der Verfasser die Kunst oder das Talent besizt, aus dem Gemüthe jedes Weibes, das der Liebe eines Mannes von Geschmack, von Ehre oder Verstand würdig ist, das Juwel hervorzulocken, wie er sich sehr dumm ausdrückt, davon liefert die Novelle, Schloß Berkeley, mehr als einen Beweis. Es ist auch möglich, daß er von den Stubenmädchen, nach deren Betragen und Gefühlszustande er das ganze weibliche Geschlecht beurtheilt, sich einige Male etwas höher gewagt, etwas höher stehenden Frauen seinen übel riechenden Weihrauch vorgehalten hat. Doch halten wir solchen Falls jede Wette, daß, wenn die betreffende Dame deßhalb aus irgend einem Grunde keinen Lärm hat machen wollen, sie wenigstens dem Bedienten geklingelt, oder, wenn sie einen Herrn herbeigerufen, dieser den Verfasser von Schloß Berkeley zum Hause hinaus getreten hat. Ja, ja, es ist die höchste Zeit, daß diese an den englischen Frauen verübten Bestialitäten aus unserer Literatur hinausgeworfen werden.“

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Mosen.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 2. Mittwoch, 4. Januar 1837.

Lyrische Dichtkunst.

1) Gedichte von Julius Mosen. Leipzig, Literarisches Museum, 1836. 8. S. 184.

Mehrere Lieder dieses jungen Sängers leben schon im Munde des Volks, so namentlich sein vortreffliches Gedicht „die lezten Zehn vom 4ten Regiment“, ausgezeichnet schön in Musik gesezt, und wenn wir nicht irren, von mehr als einem Componisten.

Schon bei seinem ersten Auftreten haben wir Julius Mosen als einen Bevorzugten des Himmels begrüßt, denn wenigen von der jüngern Generation ist diese Dichtkraft des Genies und zugleich diese Reinheit, Einfachheit, Bescheidenheit und Milde verliehen, worin er am meisten an Uhland erinnert.

Ein Theil der vorliegenden Gedichte ist patriotischen, ein anderer zärtlichen Inhalts; auch sind Romanzen dabei.

Unter den ersten findet sich z. B. das Lied auf die Leipziger Schlacht:

Es wollten viel treue Gesellen
Sich kaufen ein Vaterland,
Zu Leipzig mit eisernen Ellen
Ein freies Vaterland.

Bei Leipzig ruhet begraben
Wohl mancher Mutter Kind,
Das Grablied sangen ihm Raben,
Die dort geflogen sind.

Was fraget ihr, Todesgenossen,
Die ihr da unten ruht:
Was half es, daß geflossen
So viel vom rothen Blut?

Wer kann euch Antwort sagen,
Wer sagen solches Leid?
Wohl euch, daß ihr erschlagen,
Daß ihr erschlagen seyd!

Echt volksmäßig ist „Andreas Hofer“

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz!
Mit ihm das Land Tyrol!

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,

Ihm schien der Tod gering;
Der Tod, den er so manchesmal
Vom Iselberg geschickt in's Thal
Im heil'gen Land Tyrol!

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er laut: Gott sey mit euch,
Mit dem verrathnen deutschen Reich,
Und mit dem Land Tyrol!

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Thor.
Andreas noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort soll er niederknieen;
Er sprach: das thu' ich nitt!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz;
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tyrol!

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal,
Andreas Hofer betet
Allhier zum leztenmal;
Dann ruft er: nun so trefft mich recht!
Gebt Feuer! ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tyrol!

Da der junge Dichter nicht zu den glücklichen Hegelianern gehört, die nichts Erhabeneres kennen als die Gegenwart, so mögen sie ihm folgendes **Berglied** verzeihen:

Aus dumpfer Luft empor zu Bergesgipfeln,
Die matte Brust in frische Luft getaucht,
Dort lausch' den Stimmen in den Eichenwipfeln,
Denn oben durch die Waldeshöhe haucht
Der Geist der Freiheit, und aus Waldesranken
Ersprießen still urkräftige Gedanken.

Und fühlst du schaudernd dort dein inn'res Elend,
Das leere Gaukelspiel der dumpfen Zeit,
Und kommt es über dich mit Aengsten quälend,
Dann gehe mannhaft mit dir selbst in Streit,
Bis du in dir den Geist, der dich bestricket,
Die Lüge sammt der Feigheit hast erstickt.

Sey arm und frei! Beim Wasserkruge heiter!
Und immerdar ein unerschrockner Leu!
Ein starkes Schwert, für's Recht ein eh'rner Streiter,
Und noch im Kerker, noch in Ketten frei!
Freiseyn ist leicht, kannst du es fröhlich wagen,
In eig'ner Brust die Gottheit selbst zu tragen.

Ich kenne Balsam, Wunderarzeneien,
Die sieche Seele machen sie gesund
Mit einem Zauberworte: Tod nicht scheuen!
Ihr Männer, die inwendig so gesund,
Was wohl im Glänzen eu'rer Augen stecket,
Daß es den Teufel in der Hölle schrecket?

Es will ein hohes Bild nicht von mir lassen,
Ein schlanker Jüngling, aber todesbleich,
Landflüchtig und verfolgt und ganz verlassen,
Du Heldenherz an Liebe groß und reich,
Ach, Ulrich Hutten! Also unterliegen
Für Recht und Wahrheit, — heißt im Tode siegen.

Wie sich in diesen Gedichten eine Innigkeit **der Treue** zu erkennen gibt, die schon um ihrer **Seltenheit** wegen auffällt, so wiederholt sie sich auch in den **Liebes**liedern. Auch diese sind von einer Tiefe und wir **möchten** sagen Süßigkeit der Empfindung, wie sie **in dem** Maaße selten geworden ist, in dem sich die bloß **bunt**malende Phantasie und der Witz der Lyrik **bemächtigt** und das alte Herz daraus verdrängt hat. **Folgendes** Gedicht hat weniger Originalität der Bilder, als **Wärme** der Empfindung:

Mondenschein, stiller Mondenschein,
Eile zu ihrem Kämmerlein!
Du sollst sie oftmals grüßen,
Mondenschein, darfst sie küssen!
Willst du mein Bote seyn?

Nachtigall, traute Nachtigall,
Fliege mit deinem Liederschall,
Fliege zu ihr und sage,
Was ich im Herzen trage
Ueberall, überall!

Rosenduft, süßer Rosenduft,
Schwinge dich durch die Abendluft,
Eile mit deinem Wehen!
Schmeichler, sie wird es verstehen,
Daß dich die Liebe ruft!

Aber der treuste Bote hier
Plaudert den ganzen Tag von ihr;
Immerfort muß er springen,
Fröhliche Kunde mir bringen,
Eile mein Herz zu ihr!

Ein äußerst liebliches und, so weit unsere Kenntniß der Lyrik reicht, auch originelles Bild ist folgendes:

Freiheit.

Im Blumenkelch gefangen
Sie eine Biene trug.
Es glühten ihre Wangen,
Es flatterte das Tuch.

Sie rief: ich laß es brummen,
Und wär' es auch dein Herz!
Es mag auf Freiheit sinnen,
Es gilt mir Alles Scherz!

Doch plötzlich war gesprungen
Ein Blumenblatt entzwei,
Die Biene vorgedrungen
So zornig, wild und frei.

Sie hat sich auch gerochen
An ihrem harten Sinn,
Und in die Brust gestochen
Die schöne Quälerin.

Höchst anmuthig ist auch der Wasserneck, aus dem wir nur die Hauptsache kürzehalber herausheben:

Der Dichter.

Schleicht doch dort der Müller wieder
Meinem armen Bächlein nach.
Gäb' der Neck doch auf ihn nieder
Hurtig Rache, Noth und Schmach,
Eh' er noch mit seinen Tücken
Mag den Wassergeist bestricken!

Der Müller.

Und so habe
Ich dich endlich, Wasserknabe!
Warst du sonst so faul und arg,
Muß nunmehr ein Flutenschwall
Sprühen in die Räder all',
Sonst bin ich dir selber karg!
Magst du weinen und dich kränken;
An den Meister sollst du denken!

Des Müllers Tochter.

Wenn die Sonne untergehet,
Schleicht der Vater in die Kammer,
Und das Bächlein draussen flehet,
Schluchzet wie in herbem Jammer,
Weiß nicht wie!

Der Müller.

Und das treibet und das mehlt
Ohne Ruh und Rast,
Und es drängt sich ungezählt
Gast an Gast.

Doch der kleine König steht
Im krystall'nen Glas;
Und der Müller, Müller mäht
Nun sein Gras.

Des Müllers Tochter.

Ach was leuchtet hier im Schreine,
Und was funkelt in dem Glas,
Und wie kommt es, daß ich weine?
Und da drinnen, wer ist das?

Ist es doch, als wenn ich flöge,
Als ob eine Hand
Mich in den Garten zöge!
Da ist grünes Land!

Heb' ich nun das Glas empor
In den Mondenschein!
Ach! zwei Augen schaun hervor
In mein Herz hinein!

Meine ganze Jugendwelt,
Und der Knabe gar,
Der am Bach mir zugesellt
Oft und heimlich war!

Herrlich sich ein Jüngling ringet
Aus dem Glas hervor,
Der das zarte Mägdlein schwinget
An sein Herz empor.

Der Müller.

Schläft die ganze Mühle ein,
Nicket mit dem Kopf?
Sollt' der Neck entronnen seyn
Aus dem Zaubertopf?
Jedes Rad wie eingefroren,
Mühl' und Müller sind verloren!

Diese wenigen Beispiele mögen die hohe Meinung rechtfertigen, die wir von dem jungen sächsischen Dichter gehegt und hegen.

Biographie.

Karl von Hohenhausen. Untergang eines Jünglings von achtzehn Jahren. Zur Beherzigung für Eltern, Erzieher, Religionslehrer und Aerzte. Braunschweig, Vieweg, 1836.

Der Selbstmord, als dessen Opfer auch Karl von Hohenhausen gefallen, wird eine immer häufigere

Erscheinung auch unter Jünglingen, die kaum die Knabenschuhe ausgezogen haben. Auch der Ref. hat die traurige Erfahrung machen müssen, daß zwei seiner ehemaligen Schüler bereits durch Selbstmord geendigt haben. Die äußern Anlässe sind die verschiedenartigsten und eben so die Individualitäten, weniger vielleicht die Temperamente. Aber dieselben Veranlassungen dazu, Individualität und Temperament haben noch vor hundert Jahren selten Jemanden, am wenigsten Knaben und Jünglinge, zum Selbstmord verleitet. Es muß eine Veränderung in allen unsern Lebensverhältnissen, Gewohnheiten und Ansichten vorgegangen seyn, welche diese Selbstvernichtungswuth des Geschlechts hervorruft und steigert. Die Frage darnach ist leichter aufgeworfen, als beantwortet; denn jedenfalls dürften wir irre gehen, wenn wir entweder immer nur nach individuellen, oder nach irgend einer, in einzelnen Zeitrichtungen begründeten Ursache forschen wollten. Gewiß ist die ganze Erscheinung das Ergebniß aus dem Zusammenwirken subjektiver und objektiver, oder, wenn man lieber will, individueller und universeller Ursachen, die außerdem sowohl physische als moralische sind. Es fragt sich zunächst nach den universell-physischen Ursachen und da findet sich denn als charakterisches Merkmal des gegenwärtigen Gesundheitszustandes der civilisirten, europäischen Welt, daß Affektionen des Nervensystemes mit den meisten Krankheiten in höherem Maaße verbunden sind, als sonst, daß namentlich Leiden des Eingeweid- und Blutgefäßsystems weit häufiger, heftiger und nachtheiliger auf Gehirn und Kopfnerven zurückwirken, als sonst der Fall war. In Verbindung mit diesem Verhalten, theils es erweckend, theils davon wieder hervorgerufen, steht überhaupt der moralische Zustand der Generation, besonders der Gebildeten, überhaupt aber der in Städten lebenden. Das speculative Element herrscht in den materiellen und spirituellen Beschäftigungen und Bestrebungen vor, in der Wissenschaft, in der Kunst, im Handel, Gewerbe und Industrie. Und da echte, wahrhafte gründliche, Tiefen und Höhen wohl ermessende Spekulation, welche der Seele Ruhe und Frieden zu bringen vermöchte, immer nur Sache Weniger seyn kann, so hat sich eigentlich deren Affe, das Raffinement, auf den Thron gesezt, welches natürlich in Reiz und Ueberreiz ausartet, und den Unfrieden, die Zerrissenheit, die Haltungslosigkeit, in die Seelen der Menschen bringt, auf welchen Stufen der Gesellschaft sie stehen mögen. Sinnlicher und geistiger Genuß ist die Losung, sinnlicher und geistiger Selbstgenuß die Krone, die fast alle zu erringen trachten, selbst solche, die sich einbilden oder es vorgeben, den allgemeinsten Interessen, einem überschwänglichen Kosmopolitismus ihr Leben zu weihen. Alles, das Höchste zu erreichen, wird Alles aufs Spiel gesezt; aber die meisten unglücklichen oder selbst falschen Spiele
chen Bankerott. Dieses gilt, wie gesagt, ganz allge
in materieller wie in spiritueller, in physischer u
moralischer Hinsicht. Wir erleben philosophische,
tische, religiöse, politische, merkantilische Bankerott
Tage. Die prahlerische Selbstvergötterung, mit w
die Mehrzahl der Philosophen, Poeten, Religiösen,
litiker, Moralisten und Industriellen ihre Allge
und Alleinvortrefflichkeit ausposaunen und die We
verlästern und verspotten, die nicht das Ueberschw
liche, sondern nur das Menschenmögliche, nicht
Gottgleiche, höchstens das Gottähnliche, das Go
und Menschenwürdige und zwar nicht ohne, son
nur mit Gott leisten zu können, eingestehen. —
prahlerische, alle Gesellschaftsklassen aufblähende und
hölende Selbstvergötterung ist freilich an der Tage
nung, aber sicher der Vorbote einer bevorstehenden
gemeineren Kalamität. Wie lange das aufgeschra
Wesen sich noch halten wird, ehe es zusammenbr
wer vermag es zu sagen? Eine ruhige Lösung ist
gewiß nur dann möglich, wenn man sich über die
genwart nicht täuscht, sondern ihr aufgespreiztes, glei
des, meistens unwahrhaftes Wesen, ihre Gottverlas
heit fest ins Auge faßt, selbst unter denen, die sich
Auserwählten des Herrn zu seyn rühmen. — W
dies der vorherrschende Charakter der Gegenwart u
jüngsten Vergangenheit ist, so wird uns wenigstens
häufige Erscheinung des Selbstmordes im Allgemei
nicht mehr befremden. Sie ist bloß Symptom einer
gemeineren, unter jenen gleißenden Formen verhüllten, tr
losen, verzweiflungsvollen, leiblichen wie geistigen Kra
haftigkeit der civilisirten Welt. Möge man dieses Sympt
welches an den einzelnen Stellen, wo es an den T
bricht, mit hinreichend einschneidenden Schmerzen begl
ist, wohl beachten, vor allem aber nicht glauben, d
an jenen einzelnen Stellen die Wurzel der Krankh
zu finden sey. Möge man nicht glauben, daß du
einzelne Operationen der Krebsschaden zu heben
möge man vielmehr versuchen, wenn es noch Zeit
den ganzen Organismus gesund zu machen. Was
thun sey, ist leicht zu sagen, aber schwer auszuführe
Es ist Erkenntniß und Befolgung der leibhaften, a
allen Gassen zu findenden Wahrheit: der Mensch s
Mensch und weder Gott noch Thier seyn, weder übe
schwänglichem Genuß, noch überschwänglicher Arbeit hi
gegeben werden; man kehre mit einem Wort nicht z
Natur à la Rousseau zurück, sondern erhebe sich vielme
zu der wahren Natur des Menschen, die sich im Gleic
gewicht seines leiblichen und geistigen Daseyns offenbar
welches an Gott geknüpft und zu ihm gewendet bleibt.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 4.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 5. Januar 1837.

O they have lived long in the alms-basket of words!

Shakespeare.

Das Jahr 1836 in . . . .

(Fortsetzung.)

„Die Oper," sagt das authentische Aktenstück, „ist jezt bei uns die Hauptsache und wird dem Drama weit vorgezogen. Dieses ist aber doch einmal auch ein Kunstzweig, und wenn auch den Forderungen des Publikums und dem herrschenden Geschmack nach Kräften entsprochen werden muß, so kann doch das Drama, wenn gleich untergeordnet, im gleichen Schritt mit der Oper gebracht werden: das Wollen darf nur mit dem Vollbringen erscheinen. Dies sind freilich nur fromme Wünsche, die wir aber der anerkannten Umsicht unserer Intendanz vertrauensvoll an's Herz legen . . . Wir sprechen geradezu die Ueberzeugung aus, daß größere dramatische Meisterwerke nur darum bei uns so selten zur Erscheinung kommen, weil es an der ausreichenden Besezung fehlt, und ein paar [illegible] Säulen nach architektonischen Gesezen den Musentempel doch nicht so ganz zu tragen im Stande seyn möchten. Es wäre ein großes Unglück, wenn das treffliche Institut zu Bildung des Geistes und Herzens in's Sinken gerathen sollte. Die ganze, sich doch sonst so [illegible] rasch perfectionirende Menschheit sollte die würdige Aufrechthaltung solcher Anstalten sich zur heiligen Aufgabe machen . . . Aus der neuesten Zeit kann ich Ihnen ein ganz außerordentliches Ereigniß melden. Die hochgefeierte Künstlerin, welche noch vor wenigen Wochen die Kaiserstadt entzückte, erwies uns die seltene Auszeichnung, daß Sie unmittelbar von dort unserer Stadt die unschäzbaren Gaben Ihres Genius zuwandte. Brauche ich zu sagen, daß die mit den seltensten, über den Verein in ihr selbst verwunderten, auf so bescheiden natürliche Weise benüzten Gaben ausgestattete Künstlerin unser Publikum entzückte? Jezt noch, da Sie schon längere Zeit unserer Mitte entschwebt ist, scheinen wir noch immer von einem mächtigen Zauber umschwebt. Die hinreißendste Anmuth, der lebendigste Geist, das tiefste Gefühl, und dabei auch nicht im Geringsten die Grenzen des Natürlichen überschreitend, lassen sich viel schöner gar nicht denken, als die Gefeierte sie in Spiel und Gesang hinreißend entwickelte, die als eigenthümliche Charakteristik aus allen ihren Kunstgebilden bezaubernd hervorleuchten, ja diesen dadurch erst eigenthümliches Leben und Seele verliehen wird . . (Folgen Analysen ihres Spiels in sieben Rollen: in geometrischer Progression sich steigernder, am Ende sich überschreiender Enthusiasmus.) Wie Sie in der lezten ihrer Gastrollen, Alice, das Publikum durchschütterte, verdient im vollen Sinne des Worts erstaunlich genannt zu werden. Die höchste Kunst, die äußerste Natur, das durchdachteste Spiel, der gefühlvollste, mächtigste Gesang wanden sich zu einem wunderbaren, tiefsinnigen

Selam. Das außerordentliche Gemälde trübte auch nicht der leiseste Fleck, und der Eindruck wird in den Gemüthern der Hörer ein ewig unvergeßlicher bleiben. Hatte schon das wiederholte Herausrufen während der Oper den Charakter eines Sturms angenommen, so brach der Ocean des Jubels am Ende vollends alle Dämme: Massen von Blumenkränzen und Lorbeerkronen wurden von der tosenden Brandung auf die Küste der Bretter geschleudert, welche die Welt bedeuten, und der hunderstimmige Ruf: Wiederkommen! Dableiben! sichtbar tiefem Gefühl entspringend, klang wahrhaft erschütternd. Leider wird er wohl frommer Wunsch bleiben: uns blühen keine solche Rosen! Mit der sichtbarsten Rührung schied Sie, nachdem Sie in wenigen, aber herzlichen Worten versichert, wie unmöglich es Ihr sey, Ihrem tiefgefühltesten Dank Worte zu geben."

Heiliger Genius der deutschen Sprache! du hast uns so überschwenglich reich gemacht; aber sieh! gleichwie gerade das Volk, welches die Natur am verschwenderischsten mit Schätzen und Macht gesegnet, die schlimmsten Bettler in seinem Schoße hegt, so hast auch du der dürftigen Kinder viele, welche deine abgegriffenste Scheidemünze, auf der dein königliches Bild kaum mehr kennbar ist, aus allen Taschen zusammensuchen, um einer reisenden Ambubaja einen plumpen, geschmacklosen Kranz nachwerfen zu können! Glückseliges Alterthum, das so Vieles hatte, was uns fehlt, und keine gefeierten Künstlerinnen hatte! Aber das Schlimmste ist, daß ich, was ich eben erst bemerke, mit diesem Plagiat weder unsere Lokalkritik, noch unsere Lokalbühne charakterisirt habe. Es will mir überhaupt bedünken, als ob dies ein unmögliches Werk wäre, wenn man nicht anders in den mehr oder minder sonoren Namen von Berichterstattern, Mimen, Machinisten und Schneidern Charakteristik sieht. Ich muß daher auch daran verzweifeln, mit den folgenden Bemerkungen unsere gute Stadt besonders zu bezeichnen.

Wenn hier einmal die Frage zur Sprache kommt, warum in dem sonst so reichen, wenn auch im Augenblick etwas verwilderten Garten deutscher Poesie die edelste, würzigste Blüthe, das Drama, das „bühnengerechte" Drama so gar nicht gedeihen wolle, so zeigt es sich, daß unter den Leuten, welche mitsprechen können, die Anspruchsvollsten mit der Weltgeschichte und ihrer absoluten Vernünftigkeit den uneigennützigsten Frieden geschlossen haben, und die deutsche Nachahmungssucht als ein nothwendiges Element des in den Schicksalen, dem Geist und der Sitte der Nationen zur Erscheinung kommenden Weltplans betrachten: wir haben keine Tragiker, gerade wie wir keinen deutschen Kaiser mehr haben; unsere Komiker wollen nicht geboren werden, gerade wie die Hofnarren ausgestorben sind. — Wir haben ästhetische Israeliten — fast hätte ich gesagt Juden — die meinen, es sey nun einmal nicht viel und schöne dramatische Poesie auf dem Platz; warum? das gehe sie nichts an, und sogar sie könnten sie nicht besser machen; unter diesen Umständen sey aber ein zwangloses Anlehen von Frankreich die vernünftigste Operation: das Kapital dürfe gar nicht heimbezahlt werden, und Deutschland koste es nichts, als ein paar Procent Zinsen aus dem Grundstock der Nationalehre, und sie, Gott sey Dank! gar nichts. Wir haben Philister, welche nicht begreifen, warum nicht, wenn doch einmal die Regierungen über dem Nationalglück nicht an den Nationalspaß denken können, und man dergleichen absolut haben müsse, wohlhabende patriotische Männer zur Hervorrufung von Bühnenoriginalpoesie einen Aktienverein bilden, dessen Dividende auf dem Altar des Vaterlands niedergelegt würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus der Provence im Sommer 1836.

(Fortsetzung.)

Der Commis-Voyageur ist auch dem Offizier weit vorzuziehen, den regelmäßig jede Table d'Hôte aufzuweisen hat. Es sind wahre Offiziere der komischen Oper, süßblutige Obersten in Urlaub, die ihr ganzes Leben nichts Anderes thun, als zu ihrem Regiment zurückreisen, wo sie nie ankommen. Diese nomadischen Helden haben etwas Sultanisches in den Manieren und etwas Tamerlanisches in den Gesichtszügen. Im Allgemeinen sind sie von Mittelstatur und zum Starkwerden geneigt; sie nennen ihre Gesundheit à l'épreuve du canon, ihr ziemlich rothes Gesicht ist rund, voll und wohlgenährt, im Kinn sind kleine Grübchen; überdies ziemlich kurzer Hals, rothe Ohren, schwarzer, dünner Schnurrbart, auf den viel Kunst und Sorgfalt gewendet wird, über der weißen und hohen Stirn hübsche, seidenartige, etwas lockige Haare. Ihre Kleidung besteht in Folgendem: ein Pantalon-fantaisie, ein enger, grüner, über die Hüften weit ausbeugender Oberrock, bis oben zugeknöpft, mit Schnüren und Borden, die man in Frankreich Brandebourgs nennt, wohlversehen, eine schwarzsammtne Halsbinde und ein problematisches Hemd, da man nichts davon zu sehen bekommt, ein rothes, koket aufgesetztes Käppchen mit langer silberner Klunker. Merkwürdig ist ihre kleine, zarte, von keinen Strapazen gebräunte, wohlgeformte Hand mit Ringen an allen Fingern, um die Eroberungen und Trophäen anzuzeigen; dazu eine kleine Reitpeitsche, mit der sie oft auf die schöngewichsten Stiefeln schlagen, um auf den kleinen Fuß aufmerksam zu machen; an diesen Stiefeln tragen sie Sporen, selbst im Wagen. Uebrigens sprechen diese Leute wenig, trällern aber viel, trinken oft

ein ganzes Glas auf einen Zug aus, und wenn sie dann lachen, geschieht es immer so laut und überkräftig, daß man sich über ihre Brust wundern muß.

Aus diesen Elementen bestehen mit einigen Modificationen alle Tables d'Hôtes in den französischen Provinzen. Engländer sieht man selten daran, und da sie für ihre jungen Leute, ihre Mädchen und Frauen sehr auf Sitte und Anstand halten, so haben sie ganz recht, immer besonders und einzeln zu essen. Man sieht sie, Vater, Mutter, Söhne und Töchter, alle lang, hager, mit Knochen, Regenschirmen und grünen Schleiern, theilnahmlos und fast durch das große Eßzimmer in ein Seitenkabinet gehen, ohne sich nur umzusehen, was den Commis-Voyageur und den Offizier sehr verdrießt. Sie haben Unrecht, dies Sauvagerie oder Sparlust zu nennen, denn der jezt immer rechnende und handelnde Engländer weiß recht gut, daß er an einem besondern Tisch, in einem besondern Zimmer, mit besonderer Bedienung mehr für ein Mittagsmahl bezahlen muß, als an der Table d'Hôte. Einzelne Engländer kommen auch an den Tisch und nehmen Theil an Essen und Trinken, jedoch selten an der Unterhaltung. Auch uns war sie am dritten Tag schon unerträglich, und wir reisten ab.

Von der Stadt Arles führt jezt ein Kanal nach dem Port de Bouc. Napoleon fing ihn zwar an, um für den Handel eine innere Communikation und zugleich einen Abzug für die Moräste zu bilden, durch die er geht, er wurde aber erst unter der Restauration vollendet. Bei der jetzigen Freiheit der Meere hat er den Nutzen nicht mehr, wie in der Zeit, wo er angefangen wurde; die Schiffer fahren bei schönem Wetter auch viel lieber auf der Rhone und auf dem Meer, denn dadurch vermeiden sie bedeutende Abgaben. Auf diesem Kanal geht täglich von einem Ende bis zum andern eine Postbarke, oft das einzige Fahrzeug auf dieser in Friedenszeit wenig benuzten Communikation, der freilich an Leichtigkeit und Bequemlichkeit, aber auch an eintöniger Langweiligkeit nichts gleich kommt. Wählt man es zum Fortkommen, so sieht man bald ein, daß man in einer Art von Gefängniß ist. Der Kanal selbst zieht sich in gerader Linie unabsehbar in die Länge, nur hie und da gehen Brücken darüber, die geöffnet werden, um die Wasserkutsche durch zu lassen, rechts und links erheben sich hohe, von der ausgeworfenen Erde entstandene Terrassen, über die man nicht wegsehen kann, und also nichts erblickt, als den Himmel. Der Postillon führt seine vier Pferde, die in immer gleicher Geschwindigkeit die Barke an einem Seil ziehen, unter dem sich das Gras auf immer gleiche Weise beugt. Hie und da eine Frau, die auf der Brücke erscheint, um sie aufzuziehen: darin besteht die ganze Unterhaltung der Fahrt, die um so unausstehlicher ist, wenn man reist, um Land und Leute kennen zu lernen. Nur manchmal werden die Terrassenwände niedriger oder verschwinden ganz, dann wird ordentlich freiaufgeathmet, und welche Freude! Man gewahrt den Rauch irgend eines Dampfschiffs, späterhin auch das Meer, das immer näher rückt. Auf der andern Seite breiten sich die unermeßlichen Wiesen der Crauebene aus; zwischen den Gesträuchen liegen Schäferhütten, von Zeit zu Zeit auch ein Bauernhaus; in der Nähe Kühe und weiterhin unzählige Heerden weißer Schafe, die aussehen wie im Gras liegende Steinblöcke. Hier treiben sich auch eine Menge Pferde in wildem Zustand herum. Zur Zeit der Ernte fängt man sie mit Schlingen; dann müssen sie zwei Monate lang das Korn in großen Scheunen austreten, eine Arbeit, die sie sehr angreift und abmagert; hierauf werden sie wieder in Freiheit gesezt. Nur einige wenige werden zum Dienst abgerichtet: sie sind ganz unansehnlich, aber an Kraft und Stärke allen übrigen Pferden überlegen, ja diese Pferde allein haben Ausdauer für das in der Sonnenhitze so anstrengende Ziehen der Wasserkutsche.

Endlich endigt unsere Gefangenschaft, denn wir sind am andern Ende des Kanals angekommen. Vor uns liegt das Meer, ein Schloß vertheidigt die Küste und große Fischerbarken mit ausgespannten Segeln schaukeln sich am Horizont. Die Landdiligence erwartet die Reisenden hier, um sie nach Marseille zu führen. Es waren ihrer aber diesmal so viele, daß wir keinen Platz darin finden konnten; wir mußten also einen Kahn nehmen, um über einen Meeresarm nach les Martigues, einer kleinen Stadt auf einer Landzunge, überzusetzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

Concerte. Cholera. Der Landtag.

An Concerten kann es dem tonkunstliebenden Publikum kaum fehlen in einer Stadt, die schon durch die eigenen Sängerinnen und Sänger und die ausgezeichneten Virtuosen der auch in ihrem Ensemble als trefflich anerkannten Kapelle des Königs die reichlichsten Mittel dazu gewährt. Eben darum aber entbehren zuweilen recht vorzügliche Leistungen durchreisender Musikkünstler einer dem Gegenstande angemessenen Zuhörerversammlung. Dieses war der Fall bei dem Kammermusikus Eisner aus St. Petersburg, dessen Virtuosität auf dem Waldhorne übrigens die Anwesenden volle Gerechtigkeit widerfahren ließen. Morandi's gefühlvolle Harfenkünste fanden ebenfalls nicht so viel Hörer, als Beifall. Schwerlich würde auch der Zusammenfluß von Theilnehmern bei dem Violinisten Lipinski aus Warschau (welcher überdies den gewöhnlichen Concertpreis um ein Viertheil erhöht hatte) so stark gewesen seyn, wäre nicht lange zuvor der Ruf erklungen, daß er einen zweiten Paganini abgeben könne. In Kunststücken lasse dieser ihn allerdings hinter sich, dagegen aber sey Lipinski dem violinistischen Halbgotte vielleicht gar voranzulociren. Viele seiner erstaunten Zuhörer

sollen auch wirklich dieser Meinung beigetreten seyn. Einer großen geistlichen Musik zum Besten armer Wittwen und Waisen von Volkslehrern, welche in der Neustädter Kirche stattfand, fehlte es zwar nicht an vielem Besuche, aber er hätte doch noch stärker seyn können. Uebrigens wohnten dieser sehr gelungenen Aufführung mehrerer werthvoller Compositionen von Diabelli, Reissiger und Julius Otto auch alle so eben anwesenden Glieder unsers Königshauses bei. Wohlthätige Einrichtungen wie diese leztere, auf eine jährliche Wiederholung berechnete, die im vorigen Jahr begründet wurde, zeugen von einem schönen Sinne für ächte Humanität, dessen so lebendiges, oft erfreuliches Daseyn sich neuerlich immer überzeugender darthut. Dahin gehört auch die, vor Kurzem vom Könige bestätigte Casse zu Unterstützung der Wittwen und Waisen von Aerzten und Apothekern. Die größere oder geringere Beisteuer der Theilnehmer an diesem nüzlichen Institute regulirt sich nach den Ansprüchen, welche jeder Theilnehmende an eine höhere oder geringere Pension für seine Nachgelassenen macht. Nicht minder verdienstlich ist gewiß auch das ernste Streben der hiesigen jüdischen Gemeinde, ihre Schul- und kirchlichen Einrichtungen mit den Fortschritten der Zeit immer mehr in Einklang zu bringen. Der neuerlich erst ihr gewonnene Oberrabiner, Dr. Fränkel, scheint sich diesem Zwecke fortdauernd mit dem lobenswürdigsten Eifer hinzugeben. Unter seiner Leitung ist die Erbauung eines neuen Gotteshauses auf Actien beschlossen und ein Plaz dazu bereits für 5500 Thaler erkauft worden. Auch ein Frauenverein zu wohlthätigen Zwecken hat sich unter dieser Gemeinde gebildet. — Hatten die gedruckten öffentlichen Nachrichten schon seit einiger Zeit den melancholischen Gedanken, daß die asiatische Cholera uns doch endlich einmal heimsuchen werde, mächtig angeregt, so mußte wohl ein amtlicher Bericht aus dem im sächsischen Gebirge gelegenen Fabrikorte Oberwiesenthal, daß sie dort mit all ihren Schrecknissen angelangt sey, unsere Besorgnisse verdoppeln. Im Augenblick geschahen auch von Seiten der Regierung durch Absendung von Aerzten und aller zur Erleichterung des in solchen Fällen eintretenden Elends erforderlichen Dinge zweckmäßige Vorkehrungen. Zum Glück milderten die nachherigen ärztlichen Anzeigen die Schrecken der ersten Notiz ungemein, und jezt weiß man, daß die eingetretenen Todesfälle schwerlich von dem eigentlichen asiatischen Uebel herrührten. Uebrigens hat man alles Mögliche gethan, um dem Verbreiten der Krankheit in Oberwiesenthal kräftig entgegenzutreten. Zufolge der neuesten genauen Erörterungen scheint sich überhaupt so viel als gewiß herauszustellen, daß im Königreiche Sachsen, weder früher, noch jezt, jene furchtbare Krankheit überhaupt Fuß gefaßt habe. — Ein besonderes Leben verspricht diesen Winter der Stadt Dresden der wieder begonnene Landtag. Des Königs Thronrede bei dieser Gelegenheit hat, besonders auch durch die herzgewinnende Art seines Vortrags, allgemein angesprochen. Aus den bereits gehaltenen Sitzungen zu schließen, wird der schöne Geist der Milde und Besonnenheit, ohne welchen dergleichen Versammlungen ihre Würde gänzlich gefährden, wie bei dem lezten Landtage vorherrschend seyn. Zwei Blätter bestehen wieder, wie damals, welche den wesentlichen Inhalt der Diskussionen, das eine ausführlicher, das andere in gedrängter Kürze geben wollen. Ersteres erscheint unter dem Titel: „Mittheilungen vom Landtage," und ist als offiziell zu betrachten, das zweite, „Landtagsblatt" genannt, hat wieder die Arnoldsche Buchhandlung unternommen. Das Mitwirken einer ziemlichen Anzahl geschickter Stenographen gibt Hoffnung auf authentische Nachrichten. — Obschon bereits bei dem lezten Landtage die Zulassung des zweiten Geschlechts auf die Tribünen verweigert wurde, so ist doch der damalige Antrag diesmal wieder aufgenommen worden, hat aber, wie damals, aus erheblichen Gründen kein Gehör gefunden. Wirklich scheint auch ein Graziengesicht durchaus nicht geeignet, um sogar den kleinsten politischen Zug darin aufzunehmen. Wie die Poesie alle Staatskunst als ein für ihr ätherisches Reich wahrhaft unheiliges Apokryphum von sich ausschließt, so auch Schönheit und Grazie, so lange wenigstens, als es der sogenannten Emancipation noch nicht gelungen ist, die Frauen aus dem höhern in ein mit ihrem Wesen ganz unvereinbares, niederes Gebiet herunterzuziehen.

(Der Beschluß folgt.)

London, December.

(Fortsetzung.)

Frasers und Sir G. Berkeley's Proceß.

Man braucht weder das Blut eines Spaniers, noch das eines Gallsüchtigen, sondern nur überhaupt Blut in den Adern zu haben, um es recht begreiflich zu finden, daß bei Stellen, wie die ausgehobenen — und ich habe bei meiner Wahl das Zartgefühl der Leserinnen berücksichtigt — dem Novellendichter die Zornesader schwellen mußte. Aber was sollte aus der Ruhe der Welt werden, wenn es männiglich erlaubt wäre, dem ersten Impulse zu folgen, den Ersten Besten, der uns etwas Unangenehmes bringt, nach Herzenslust auszupeitschen? Wer wollte dann Zeitungsträger, wer Briefbote seyn? Nein, nein, Ruhe und Besonnenheit vor allen Dingen, Niemand übersprungen und zulezt Jedem das Seine: Berkeley konnte Frasern zürnen, weil er Derartiges gegen ihn in sein Journal aufgenommen; aber Hauptgegenstand seines Zornes mußte doch in erster Instanz der Recensent seyn. Berkeley kannte diesen nicht, allerdings, denn auch die englischen Kritiker tourniren meist mit geschlossenem Visir; allein es war Hundert gegen Eins zu sezen, daß Fraser den geschlossenen Helm kannte, weil die Verleger für das unter ihrer Firma Erschienene verantwortlich sind, sehr selten aber die Verantwortlichkeit übernehmen, ohne den Rücken vollkommen gedeckt zu wissen; am wenigsten wird solches der Verleger eines kritischen Blattes thun, da die Empfindlichkeit der Autoren und die Geneigtheit der Geschwornengerichte, hohe Geldentschädigungen zuzuerkennen, in England alltägliche Dinge sind. Anstatt also Frasern mörderisch zu überfallen, hätte Berkeley ihn nach dem Namen des gehässigen Kritikers fragen sollen, und hätte Fraser die Antwort verweigert und Berkeley in ritterlicher Hize dem Arme der Gerechtigkeit vorgegriffen, so wäre mindestens Eine Entschuldigung auf seiner Seite gewesen. Seine rasche, übereilte Handlung erscheint dagegen um so strafbarer, weil schon Tags nach dem Ueberfalle der Recensent sich öffentlich nannte, öffentlich die Versicherung niederlegte, daß er Frasern ermächtigt, Jedem, der seinen Namen zu wissen begehren würde, solchen zu nennen, und Berkeley eingestehen mußte, daß er Frasern mit keiner Sylbe darnach gefragt. In Parenthese schalte ich übrigens ein, daß der Recensent gleichzeitig an den Novellendichter schrieb und für die, Frasern zugefügte Mißhandlung sich die Genugthuung erbat, die er, darum gebeten, zu keiner Zeit verweigert haben würde, daß, da der Recensent Berkeley'n ebenbürtig war, dieser keinen äußern Beweggrund haben konnte, die Ausforderung abzulehnen, und daß nach zwei- oder dreimaligem Kugelwechsel die Duellanten zwar unverwundet, aber auch unversöhnt den Kampfplaz verließen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 2.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 5. Januar 1837.

Das Pentelikon bei Athen und seine Marmorbrüche.

Von Dr. Roß.

Wie überhaupt das attische Land an mannichfaltigen Reizen und Naturgaben reich ist, und ihm nur Menschenarme und ein sorgfältigerer Anbau fehlen, um es wieder zu seiner früheren Würde zu erheben, so hat auch jedes der Hauptgebirge Attika's seine eigenthümlichen, schon von den Alten deutlich ausgesprochenen und bis heute sich gleich bleibenden Schönheiten und Vorzüge. Der Hymettos ist stolz auf jenen zauberartigen Purpurduft,* der sich Abends kurz vor Sonnenuntergang über seine Abhänge breitet, auf seinen würzereichen Thymian und auf den aus ihm bereiteten, von den Dichtern gefeierten, trefflichen Honig;** er besizt eine Stunde von Athen unerschöpfliche Brüche blauen Marmors,*** und birgt, in halbverschütteten Schachten, vielleicht noch nutzbare Eisenadern.† Der Parnes erfreut sich imposanter, gewaltiger Massen, die, von tiefen Schluchten zerklüftet, jählings aus der Ebene zu einer Höhe von viertausend Fuß und darüber emporsteigen, und auf ihren Gipfeln ansehnliche Strecken dunkler Tannenwaldungen †† tragen, aus denen Athen noch heute, wie vor Alters, mit Kohlen ††† und zum Theil mit Bau- und Brennholz versorgt wird; dieselben Schluchten und Wälder bergen auch noch wilde Schweine und andere jagdbare Thiere, Luchse* und Wölfe, wie in Pausanias Tagen,** wenn gleich verhältnißmäßig in geringer Zahl. Allein das schönste Gebirge Attika's durch seine Form, wie das wichtigste durch seine Erzeugnisse, ist unstreitig jenes, welches sich in Gestalt eines Piks nordöstlich von Athen aus der Ebene erhebt, und indem es auf der Ostseite gegen das Thal von Marathon und die Seeküste steil abfällt, gegen Norden durch eine von Bächen durchschnittene Hügelkette — die alte Diakria*** — mit dem Parnes zusammenhängt, gegen Süden aber nur durch eine schmale Ebene vom Hymettos getrennt ist. Daß der älteste Name dieses Gebirges Brilessos sey, ist schon von dem trefflichen Forscher Leake † angenommen worden, und Forchhammer †† scheint diese Ueberzeugung zu theilen, welche ohne Zweifel die einzig richtige ist. Allein dieser ältere Name ist, aus sehr begreiflichen Gründen, wie wir weiter unten sehen werden, schon im Alterthum durch den des Pentelikon verdrängt worden.

Dies Brilessosgebirge also, im Osten durch einen schmalen Küstenstreifen von der See getrennt, im Nordosten und Osten von dem Thale von Marathon und der alten Diakria (jezt τὸ Κατάδεμα genannt), im Westen von der attischen Ebene und im Süden von der Mesogäa begränzt, hat an seinem Fuße einen Umfang von neun bis zehn Stunden. Sein spitziger Gipfel erhebt sich bis zu einer Höhe von 3500 Fuß über der Meeresfläche und ist während der Wintermonate häufig Wochen lang mit

* Daher der Ausdruck bei Ovid, v. d. Kunst zu lieben, 3, 687: purpureos colles florentis Hymetti.

** Horaz. Oden 2, 6, 14. — Pausan. 1, 32, 1. — Aelian, Mannichf. Gesch., 10, 21.

*** Horaz. Oden. 2, 18, 3. — Strabon 9, S. 246 Tchn.

† Eine fabelhafte Erzählung von Goldstaub am Hymettos, der von kriegerischen Ameisen bewacht werde, findet sich bei Harpokration u. d. W. χρυσοχοεῖν.

†† Aristoph. Wolken 525. — Schol. zu Aristoph. Acharn. 348.

††† Damals durch die rüstigen Bewohner des volkreichen Fleckens Acharnä (vgl. Aristoph. Acharner); jezt aber durch die Bauern zweier Dörfer am Fuß des Gebirgs: von Chassia (Suidas u. d. W. Χασιά) und von Menidi (dem alten Päonidä).

* Einen hier getödteten Luchs (jezt [illegible] genannt) hat der Verf. selbst gesehen.

** Pausan. 1, 32, 1.

*** Hesychios u. d. W. Διακρίς.

† Leake, on the demi of Attica, p. 4. — Vgl. Thukyd. 2, 23; Strabon 9, S. 246 Tchn. — Plin. h. n. 4, 11.

†† Forchhammer, zur Topographie von Athen, Göttingen 1833.

Schnee bedeckt.* Es war im Alterthum mit einer Statue der Athene geschmückt,** zu deren Unterbau vermuthlich einige Quadern gehören, die man unweit des Gipfels findet. Das Gebirge ist nur hin und wieder spärlich mit Tannen und Fichten bewaldet, vorzüglich auf der Nordostseite gegen Marathon hin; aber es ist reichlich mit Gestrüpp bewachsen von Myrten, Lentiskus, Arbutus (dem Erdbeerbaume) und ähnlichen Arten. In den Schluchten fehlt es nicht an Quellen kalten und klaren Wassers, allein die meisten derselben verlieren sich wieder, ehe sie die Ebene erreichen; nur südlich nach der Mesogäa und nördlich nach der Diakria fließen einige kleine Bäche ab. Dagegen erzeugt der Brilessos den Hauptfluß Attika's, den Kephissos, dessen vorzüglichste Quelle am westlichen Fuße des Gebirges bei Kephissia ist.

Südöstlich von Kephissia und gleichfalls an der Westseite des Gebirges liegt in einer anmuthigen Schlucht ein Kloster, Pentele oder in verderbter Aussprache mitunter auch wohl Mentele*** genannt. Dieser Name ist für die Topographie des alten Attika ein wichtiger Anhaltspunkt. Denn da Stephanos von einer Ortschaft † Pentele in Attika spricht, ohne ihre Lage anzugeben, derselbe Name aber noch unverändert auf jenem Kloster ruht, so sind wir zu der Annahme berechtigt, daß auch die örtliche Lage des Klosters mit jener des alten Pentele identisch sey; was durch die Nähe ausgedehnter, im Alterthum nach Pentele benannter Steinbrüche (ἡ Πεντέλῃσι λιθοτομία) †† bestätigt wird. Durch diese Combination gelangen wir aber weiter zu der Ueberzeugung, daß der bei den späteren Schriftstellern des Alterthums wiederholt erwähnte Berg Pentelikon ††† kein anderer sey, als unser Brilessos, und daß der leztere Name durch den ersteren verdrängt wurde, nachdem der Ruf des trefflichen hier gebrochenen Marmors sich über die ganze griechische und römische Welt verbreitet hatte.

* Im Jahr 1832, wo am 23. und 24. September ungewöhnlich kalte Witterung eintrat, waren die Gipfel des Parnes zwei Tage lang mit Schnee bedeckt, und auch die höchste Spitze des Brilessos zeigte einen leisen Anflug von Schnee. Dies dürfte in einer so frühen Jahreszeit das einzige Beispiel seyn.

** Pausan. 1, 32, 2.

*** Diese Verwandlung des Π in Μ rührt her von der Assimilirung des ν im Accusativ des Artikels mit dem folgenden Lippenbuchstaben: εἰς τὴν Πεντέλην, wie noch heute die ächte griechische Aussprache ist. — So ist auch Menidi aus Päonidä entstanden.

† Stephanos u. d. W. Πεντέλη. Er nennt Pentele einen Gau (δῆμος), was bis jezt bloß auf seiner Auctorität beruht und mehr als zweifelhaft ist.

†† Paus. 1. 32, 1. — Plut. Publicola 15. — Strab. 9. S. 246 Tchn.

††† Ὄρος Πεντελικόν, Paus. a. a. O. — Mons Pentelensis, Vitruv. 2, 8.

(Die Fortsetzung folgt.)

Landschaften aus der Odyssee

(Fortsetzung.)

In der Wahl der Gegenstände, welche Herr Preller für die sieben Bilder zu treffen hatte, band er sich natürlich an die im Gedicht angegebene Zeitfolge, nicht an die Ordnung, in welcher sie erwähnt werden; daher die Abenteuer, welche Ulyß bei Alkinoos erzählt, vor dem Aufenthalt bei der Kalypso dargestellt sind.

An der Wand des Eingangs sieht man zuerst den riesenhaften Cyclopen Polyphem vor der Oeffnung seiner Höhle sitzend. Er ist geblendet und tappt noch mit ausgestreckten Armen nach beiden Seiten umher, während Ulysses schon mit seinen Gefährten das Freie gewonnen hat und am Abhang im Vorgrund die Widder herabtreibt. Bis auf eine kleine Aussicht nach der emporragenden Spitze des Aetna ist die Landschaft durch die graue Felswand und überhängende Feigenbäume geschlossen, auf welchen noch die feuchten Schatten des frühen Morgens liegen. Die düstere und unheimliche Umgebung des in der Mitte sitzenden Ungeheuers läßt völlig das Mißgeschick ahnen, welchem die Fliehenden entronnen sind, die ein über die Felswand herabfallender Sonnenstrahl, Glück verheißend, beleuchtet.

Auf dem zweiten Bilde sieht man Ulyß, wie er, die Insel der Kirke durchspähend, am Bach den gewaltigen Hirsch — hier ein Reh — erlegt und eben auf den Rücken geladen hat, um es seinen Genossen zu bringen. Ein hügeliges, mit hohen Eichen bewachsenes Eiland thürmt sich vor uns auf; nach der Seite zu gewahrt man das Meer und im Hintergrund Monte Circello. Es ist ein stürmischer, regnigter Morgen — der Wind schüttelt die gewaltigen Laubmassen und treibt die Wolken gewitterhaft zusammen; nur einzelne Lichtstreifen fallen zwischen ihnen durch auf die Landschaft. Wie ist es dem Maler gelungen, in diesen unwegsamen, aufsteigenden Gründen, in diesen bewegten und dunklen Baumgruppen das Unbekannte der Fremde, das Erwartungsvolle der gewagten und mühseligen Kundschaft, welche Ulyß hier unternommen, so treffend zu bezeichnen! Und doch weht uns aus diesem Sturmhimmel das Gefühl der Freiheit an, und die Beute, welche der Held hinwegträgt, versichert uns seines fröhlichen Muthes.

Mit dem dritten Bilde führt uns der Künstler in den Bereich der Zauberin selbst. Auf ansteigenden Hügeln mit der Aussicht nach der breiten Meeresfläche, aber im Rücken von hohen Felswänden geschützt und von Pinien umwachsen, liegt der wunderbare Palast der lockenden Circe, ein fester, cyclopischer Bau von geheimnißvollem Aussehen. Schwärme von Vögeln umkreisen ihn, wie herbeigezogen und festgehalten durch den melodischen Gesang, der aus dem Innern ertönt.

Ein Quell kommt nach vornen herab, an dessen Spiegel hohe Reiher umherschreiten, und die grünen Hügel herauf nahen ein Paar jener verwandelten Unglücklichen, die in Gestalt freundlich wedelnder Löwen und Bergwölfe den Helden begrüßen. Drückende, beengende Schwüle eines heißen Sommernachmittags liegt über der üppigen Landschaft, nur im Vorgrund, wo eine dichte Gruppe von Kastanienbäumen kühlen Schatten verbreitet, athmet man freier. Hier steht Ulyß mit dem Götterjüngling Hermes, der ihm das wunderwirkende Kraut Moly, die Pflanze mit schöner weißer Blume und schwarzer Wurzel zum Schutzmittel gegen die Zauberkünste der Circe darreicht. Ein Tiger, die Augen voll Thränen, hat sich an den Helden angeschmiegt, als erwarte er von ihm Erretung. Dies Bild voll südlicher Gluth versezt den Beschauer völlig in seinen Zauberkreis und erfüllt ihn mit der Ahnung einer geheimen, unheildrohenden Magie, die ja auch in der Natur bei ihren großen Katastrophen und Witterungserscheinungen so überwältigend hervortritt.

Im vierten Bild öffnet sich das Meer vor uns. An dem steilen Ufer, wo hohe Pinien und Kastanien aufragen, hat Kalypso, dem Befehle des Zeus zu Folge, den Helden gelehrt, ein Schiff zu zimmern, damit er seine Sehnsucht stille und der Heimath zueile. Schon hat er die Arbeit rüstig gefördert, der hohe Bord des Fahrzeugs ist gerundet, von der Arbeit ruhend sizt der Held, das Beil in der Hand, und die schöne Göttin steht vor ihm, weitere Rathschläge ertheilend. Es ist gegen Abend und der Künstler hat gewagt, seine Figuren durch Gegenstände außer dem Bilde zu beschatten; nur über das Fahrzeug gleitet noch ein Sonnenstrahl und über das hohe Meer, welches in weiter aber trüber Fläche vor uns liegt, denn ein Sturm zieht in der Ferne herauf, und verkündet die Gefahren, welche der Held noch zu bestehen hat, bevor er das ersehnte Ziel erreicht.

Auf dieses Seitenbild der Hauptwand folgt nun das Hauptbild von acht Fuß Breite, das einzige dieses Formats, da alle anderen überhöht sind. Es steht der Hauptthüre gegenüber, die von dem mittlern Saale hereinführt und bildet sonach auch die Mitte der ganzen Composition. Sinnvoll hat der Künstler die Begegnung des Ulyß und der Nausikaa zum Inhalt gewählt. Ein lieblicher Hain von hohen Eichen und Kastanien schließt den ummauerten Waschplatz ein, an welchem Nausikaa mit ihren Gespielinnen des Tages Arbeit vollendet hat. Die heiterste Abendsonne beleuchtet die fern am hohen Ufer sich aufthürmende Stadt und den ruhigen Hafen, an dessen Krümmung sich der Weg nach dieser traulichen und kühlen Stelle herumzieht. Ulysses ist eben aus dem dichten Gebüsch im Vorgrund herausgetreten; erschrocken fliehen die Mädchen, nur Nausikaa, eine hohe Gestalt, steht furchtlos den Fremdling anblickend und fragend in der Mitte des Bildes. Das Imposante dieser Figuren, die schönen Gruppen der Mädchen, die heitere Beleuchtung, welche auf sie und Nausikaa fällt und die großen Schattenmassen, welche die Bäume auf den Vordergrund werfen, wo Ulysses steht, verbreiten einen großen Reiz über dieses Bild. Darin ist die Ueppigkeit und heitere Gluth des Südens, das Wohlleben glücklicher Phäaken und die edle patriarchalische Einfalt des Mädchens mit kräftigem Pinsel geschildert. Zugleich paßt dies Gemälde als ein Symbol unbefangener Gastfreundschaft gar trefflich in die Mitte des Zimmers.

Es folgt nun das sechste Bild, oder das zweite kleinere Seitengemälde der Hauptwand. In der Höhle der Nymphen liegt Odysseus schlafend am frühen Morgen — die grauen Kalkwände erheben sich über ihm und außen am Ufer grünen die Oelbäume. Nachdem die Phäaken den Schlummernden mit allen seinen Schätzen ans Land gebracht hatten, deckte Athene die Insel mit Nebel, um sie unkenntlich und ihn selbst unsichtbar zu machen. Statt dessen hat der Künstler eine graue Scirrocoluft gewählt, durch welche man nur unbestimmt die Ferne wahrnimmt. Ein zweifelhaftes Gefühl ergreift uns, und mit den öden Schauern des sonnenlosen Morgens empfinden wir die ganze Verlassenheit des Helden.

Im siebenten endlich ist glückliche Heimkehr und herzliches Wiedersehen. Ulyß ist bei seinem getreuen Hirten Eumäos, dessen ländliche Wohnung am Abhang eines engen, von hohen Felsen eingeschlossenen Thales, zwischen Weinstöcken, Oliven und Aloen liegt. Die Nachmittagssonne leuchtet hell und schimmernd durch eine Weinlaube vor dem Eingang des Hauses; vorn am Aufgang ist das Gehege, wo ein Theil der Heerde sich aufhält. Telemachus ist eben angekommen und wird von Eumäos begrüßt, während Odysseus, den geliebten Sohn ahnend, ruhig mit der Weinschaale in der Hand auf seinem Sitze verharrt. Das Einfach-behagliche und Trauliche der Umgebung erweckt das süße Gefühl der Heimath und stiller Zufriedenheit, die Empfindung der sichern Ruhe, welche der lang umhergetriebene, ermüdete Wanderer endlich erreicht hat. Es ist schwer, die Schönheiten dieses Bildes im Einzelnen zu schildern, welches ganz den männlich-idyllischen Geist der Homerischen Schilderung ausspricht. So wie die Menschen, die uns der Künstler vorführt, der Homerischen Heldenzeit entsprechen, so entspricht ihr auch die Natur. Es ist die große, sich selbst gelassene und doch unter so mannichfaltigen Bedingungen erscheinende Natur des Homer mit ihrer südlichen Fülle und Pracht, mit ihrer drohenden Gewalt und jenen einfach-edlen Formen, welche von Gluth und Duft poetischer Begeisterung umzogen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Nekrolog.

Darmstadt. Am 2. Mai v. J. starb dahier der als Mensch hochgeachtete und als Künstler rühmlich bekannte Architekt Franz Heger, Großherzogl. Hessischer Oberbaurath und Ritter des Ludwig-Ordens — geboren zu Worms am 5. Januar 1792. Seinem Wirken als ausübender Künstler gingen vielseitige Studien voraus. Erst nachdem er auf dem Pädagogium zu Darmstadt und auf der Universität Giesen seine classische Ausbildung vollendet hatte, widmete er sich 1810 ausschließlich der Architektur auf den Ateliers des Oberbauraths Moller zu Darmstadt und des verstorbenen Oberbaudirectors Weinbrenner in Carlsruhe. In Gesellschaft des leztern bereiste er Norddeutschland, und trat 1817 seine Kunstreisen in Süddeutschland, Italien, Griechenland und Frankreich an, von welchen er erst 1821 nach Darmstadt zurückkehrte.

Unter den vielen von ihm entworfenen und ausgeführten Gebäuden stehen die beiden großen Casernen zu Darmstadt oben an und räumen sowohl hinsichtlich der gelungenen Anordnung, als des schönen und ganz eigenthümlichen Styls ihrem Erfinder eine der ersten Stellen unter den Architekten der neuern Zeit ein.

Die zunächst am Neckarthor gelegene Cavallerie-Caserne kennt man aus dem dritten und vierten Hefte der „Entwürfe ausgeführter und zur Ausführung bestimmter Gebäude, herausgegeben von Moller und Heger, im Verlage von Leske zu Darmstadt“; aber die in dem obern Theile der Stadt erbaute, wahrhaft majestätische Infanterie-Caserne, so wie Hegers übrige Bauwerke sind in den eben erwähnten Heften noch nicht erschienen. Möchte doch durch eine Fortsezung derselben diesem Mangel bald abgeholfen werden!

Nachrichten vom November.

Akademien und Vereine.

Düsseldorf. Der hiesige Kunstverein läßt nach Degér's betender Madonna von Caspar in Berlin einen Stich verfertigen, welcher unter die Mitglieder vertheilt werden soll.

Nürnberg, 26. Oktober. Das diesjährige Gedächtnißblatt des hiesigen Kunstvereins hat Hr. Walther, nach dem im Besize des Herrn Kassirers Merklein befindlichen Gemälde Kreuls d. J. „das Bäckermädchen,“ gestochen.

Brüssel, 10. Oktober. Gestern fand hier mit großen entsprechenden Feierlichkeiten die Eröffnung der neuen Malerakademie statt.

Alterthümer und Ausgrabungen.

Paris. Hr. Mimaut, französischer Consul in Alexandrien, gibt in einem Briefe folgende Gegenstände als sein Eigenthum an: 1) die vier großen Grabvasen aus Alabaster, welche das Grabmahl des Königs Psammetich schmückten. 2) Eine mehr als lebensgroße Statue des Geschichtschreibers Herodot aus parischem Marmor, in den Ruinen des Paniums zu Alexandrien gefunden. 3) Eine Bronze-Statue des Antonius, aus den Ruinen von Zifteh. 4) Eine verstümmelte Säule aus rosenfarbenem Granit, auf welcher die monumentale Inschrift der Brüche von Syene, worüber Herr Letronne eine gelehrte Abhandlung in seinen Recherches pour servir à l'histoire de l'Egypte geschrieben. 5) Eine bronzene Vase mit bacchischen Attributen, die man wegen der Vortrefflichkeit ihrer Arbeit für ein Werk des Lysippus hält. Die Composition ist auf der kolossalen Warwikvase wiederholt. Die Beschaffenheit des Orts, wo man dieselbe gefunden, läßt schließen, daß sie zu Ende der Dynastie der Lagiden daselbst verborgen worden, und nur der äußersten Sorgfalt, womit man sie bedeckt, ihre Erhaltung verdankt. 6) Die genealogische und chronologische Tafel von Abydos, die im Jahr 1818 von Hrn. Bankes entdeckt und von Champollion untersucht und commentirt wurde, ohne Zweifel nach der Inschrift von Rosette das interessanteste und kostbarste Monument, das man aus den Ruinen des alten Aegyptens gezogen. — Da der Vicekönig von Aegypten nun alle Ausfuhr von Alterthümern verboten hat, um selbst ein Museum in Cairo zu gründen (was auf Champollions und Hrn. Mimauts eigenen Antrag geschah), so verdankt Herr Mimaut bloß einer von Seiten des Vicekönigs freiwillig ertheilten Specialerlaubniß die Freiheit, diese Gegenstände nach Europa zu bringen.

Paris, 9. November. Bei den Ausgrabungen am Pairspalaste hat man neuerdings wieder mehrere interessante Alterthümer gefunden. Unter diesen soll eine etruskische Vase von bedeutendem Kunstwerthe seyn.

Zu Liernay (Côte d'Or) zwischen Saulieu und Autun, im Burgundischen, hat man einen Stierkopf von vortrefflicher Arbeit aus Gold, oder vielmehr aus einem ihm ähnlichen Metall, welches wahrscheinlich das berühmte korinthische Erz ist, gefunden. — Dies Metall hat einen eigenen Wohlgeruch, eine Eigenschaft, an welcher man nach Martial das korinthische Erz erkannte, und zeigt ganz eigenthümliche Unvollkommenheit in der Vermischung seiner verschiedenen Bestandtheile, woraus man auf die Richtigkeit der so oft bestrittenen Sage schließen könnte, daß das korinthische Erz aus der Zusammenschmelzung von Gold, Silber und Kupfer bei dem Brande von Korinth entstanden sey. Den Chemikern wird es wohl gelingen, die Art der Composition aufzufinden und nachzuweisen, welche Vorzüge dieselbe vor den genannten einfachen Metallen haben.

Angers. Hr. Grille, Bibliothekar zu Angers, ist in Besiz eines Schazes gekommen, der vielleicht an Vollständigkeit und Erhaltung nicht seines Gleichen hat. Ein Landmann fand in einer hölzernen Kiste, die beim Ausgraben aus der Erde in Staub zerfiel, vierzig Stück römischer Gefäße von der schönsten Form und Erhaltung mit mythologischen Vorstellungen geziert. Die vorzüglichsten sind die Einfassung eines Spiegels und zwei Masken vom feinsten Silber, mehrere Götterbilder und ein vortrefflich gearbeiteter Schlüssel in Bronze. Man glaubt, daß dieses der Schlüssel des Sacellums gewesen seyn möge, dessen heiligen Schaz diese Geräthe gebildet haben. Die Schönheit und Eleganz der Formen aller dieser Gegenstände beweist, daß sie aus der schönsten Zeit der römischen Kunst herrühren; ihre Erhaltung ist so vortrefflich, daß sie eben aus der Werkstätte des Silberarbeiters zu kommen scheinen. Hr. Grille hat die vortheilhaftesten Anerbietungen, diesen Schaz zu verkaufen, abgewiesen, und denselben großmüthig der Stadt Angers zum Geschenk gemacht. Er ist jezt damit beschäftigt, eine Notiz über diesen interessanten archäologischen Fund für den Druck zu redigiren.

In einem Theile des Stadthauses entdeckte man kürzlich einige kleine, ziemlich wohlerhaltene Ueberreste maurischer Architektur, für deren Erhaltung der Architekt Hr. Binet Sorge zu tragen hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 5.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 6. Januar 1837.

— Es wandern die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß;
Andre ziehen frohlockend dort ein mit den Gaben der Ferne.
Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel schüttet die Erndten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht. —

Schiller.

Briefe aus der Provence im Sommer 1836.

(Fortsetzung.)

In Martigues gibt es wahrscheinlich nur einen einzigen Wagen auf Federn, und zwar nur zu zwei Plätzen, unserer aber waren drei. Uns graute, die Nacht in diesem elenden Städtchen zuzubringen, deßhalb nahmen wir einen Karren, sezten uns mit unserm Gepäck auf Stroh und ließen uns tüchtig stoßen. Links hatten wir den großen Teich Berre, aus dessen Mitte sich der dicke Rauch einer Sodafabrik erhebt. Rechts zieht sich eine Reihe unfruchtbarer und einförmiger Anhöhen hin. Im Thal stehen verkrüppelte Olivenbäume, elende Weinstöcke und schlecht angebaute Aecker. Hierauf senkt sich der Weg und geht durch wüstliegende, einsame Vertiefungen. Darüber wurde es dunkel und immer dunkler. Bald aber kommt mehr Bewegung, mehr Häuser, Wagen und Staub, was uns beweißt, daß wir auf die große Straße in der Nähe einer großen Stadt gelangt sind. Wir erblicken am Horizont das Licht eines Leuchtthurms, das uns aber die dazwischen liegenden Gegenstände manchmal wieder entziehen. Endlich kommen wir in Marseille an. Glücklicherweise war es Nacht und man sah das armselige Gefährt nicht, das uns in die Phozäerkolonie geführt. So fuhren wir an dem schönen Hotel Beauvau an.

Es gibt Städte, in denen der Fremde Anfangs seine liebe Noth hat, um eine Uebersicht zu gewinnen und sich zurecht zu finden. Dies machen die engen, schiefen, gewundenen und dunkeln Gassen und Gäßchen unmöglich, zumal wenn sie alle Augenblicke von andern ähnlichen unterbrochen werden. Dadurch wird z. B. in Genua eine Uebersicht ganz unmöglich. So ist es aber nicht in Marseille: hier sind die Straßen breit, gerade, regelmäßig und ziehen sich weit hin. Die Vorderseiten der Häuser sind geschmackvoll und die Luft hat freien Spielraum in den weiten Straßen und Baumgängen, die angenehmen Schatten gewähren. Die festliche Pracht des Frohnleichnamfestes, die bunten seidenen, zu den Fenstern heraus und über die Balkone gehängten Flaggen, mit deren großen Falten die Luft spielte, gaben der Stadt am folgenden Tag noch ein günstigeres Aussehen.

Eins aber fällt dem Reisenden am meisten auf, wenn er Marseille zum ersten Mal sieht, nämlich der Hafen, der tief in die Stadt geht und dessen Maste gar malerisch über die Häuser hinausragen, während der Kiel über den Kellern steht, die unter dem Hafen weglaufen. Seit ungefähr fünfzehn Jahren ist Marseille auf Kosten Livornos so sehr in die Höhe gekommen und in seinem Gedeihen gestiegen, daß sich selbst die Einwohner darüber wundern; jezt ist es unter allen Häfen des Mittelmeers der besuchteste, und schon lange ist der Hafen für die

ankommenden Schiffe zu eng, so daß sie manchmal mit dem Kiel darüber hinausgehen. Sie sind so dicht aneinder gedrängt, sie haben so wenig Platz zum Ein- und Ausfahren, daß es sich gar nicht begreifen läßt, wie diese ungeheuren Maschinen sich von einander los, wieder frei und beweglich machen, aus der Linie herauskommen und flott werden können. Aber alle ihre Bewegungen gehen langsam, regelmäßig und ohne Unglücksfälle vor sich. Jetzt wird an einem großen Becken für das Kalfatern und Ausbessern der Schiffe gearbeitet, ein sicheres Auskunftsmittel, um viel Platz zu gewinnen.

Auf dem Kay um den Hafen liegen die Produkte aller Welttheile bunt durch einander, wie im Hafen ihre Schiffe, die aus- oder einladen. Neben dem Getreide liegen Eisenstangen, Blei, Kohle und Holz, nicht weit davon Fässer mit Krapp, Meubeln und Handarbeiten aus allen Ländern. In den benachbarten Laden werden lebende Schildkröten, Schalthiere aller Art, Früchte und Samen aus dem Süden, Kokosnüsse, lustige Affen, aus Aloefaden gewebte Stoffe, Papagaien, Arrahs und andere Vögel Indiens von allen Farben und Größen verkauft, für die Marseilles Sonne fast nicht warm genug ist. Am Hafen gehen die Einwohner aus allen Welttheilen und meerumflutheten Ländern umher: Mauren, Neger, Türken, griechische Kapitäne, die durch ihr häufiges Hieherkommen in Marseille wie zu Hause sind. Die Erwerbung Algiers und die neuen Verhältnisse mit dieser Stadt haben den südlichen Charakter Marseilles noch vermehrt und mannichfaltiger gemacht. Leute vom afrikanischen Jägerregiment lassen ihre Sporen durch die Straßen klirren, andere Offiziere kommen eben von der Tafna an und erzählen Jedem davon, wer sie nur anhören will. Vor wenigen Tagen waren sie noch mitten unter Arabern. Die Küste der Barbarei, dies ungastliche, schreckliche Land, lag einst wie tausend Meilen weit von uns entfernt, jezt aber ist sie ein Nachbarland. Ueber einem Magazin liest man: Ici on arrète des places pour Bone, Oran und Bougie, wie anderwärts: Voitures pour Lyon, Paris, Genèves, Bruxelles. Frankreich hat freilich die Seeräuber im Mittelmeer vernichtet und damit der Menschheit einen nicht genug zu dankenden Dienst erwiesen, den Romanschriftstellern ist aber dadurch gar kein Gefallen geschehen; sie haben so eine wahre Schatzgrube verloren, denn nun kann nicht mehr die Rede seyn von wilden, grausamen Seeräubern, von auseinander gerissenen Gatten oder Geliebten, von entsetzlichen, blutdürstigen Paschas, die aber von schönen, thränenfeuchten Augen erweicht werden. Der Marschall Bourmont hat wirklich einen Zweig der Literatur zerstört.

Hätte man Zeit, so wäre auf diesen schwimmenden, jezt aber so ruhig, fest und eingekeilt stehenden Häusern eine reiche Sammlung von Scenen des Laut- und Stillebens zu machen. Hier kauern Matrosen beim Essen, dort sitzen welche auf den Marsstangen im Gleichgewicht wie Seiltänzer, oder auf dem Bugspriet, um Segel und Tauwerk auszubessern; die Leute sind wie verloren in einem Gewirr von Segeln, Tauen und Masten, und man begreift kaum, wie sie da wieder herauskommen sollen. Anderwärts machen die Leute ihr Schiff zur Abfahrt fertig. Die Schiffer und was dazu gehört wissen auf den ersten Blick an der Stellung seiner Masten, ob es ankommt, morgen, übermorgen oder erst in einigen Tagen abgeht. Eine hübsche Skizze ließe sich von den Matrosen machen, die mit einer Winde den Anker aus dem tiefsten Schlamm heraufziehen; um bei dieser Arbeit ihre Kräfte zusammen und im selben Augenblick anzuwenden, haben sie dabei einen monotonen, fast wehmüthigen, klagenden Gesang.

(Der Beschluß folgt.)

Das Jahr 1836 in . . . .

(Fortsetzung.)

Wir haben gute, verständige Männer, welche sich just keine Rechenschaft darüber zu geben wissen, weßhalb der deutsche Genius keine Nationalbühne gebähren will, weßhalb alle Versuche dazu mehr oder weniger den Charakter der Künstlichkeit trugen, worüber die Kunst ausblieb; allein sie können nicht vergessen, daß ihre Väter und zum Theil noch sie selbst vor einer Bühne saßen, auf der Deutschland, allerdings oft mit wunderlicher Geberde und in baroker Tracht, aber doch Deutschland weinte und lachte, fühlte und spottete, Tiraden und Fratzen schnitt, wobei immerhin zwischendurch der Franzose mit der tragischen Lorbeerperrücke und dem komischen Anstandsbaarbeutel, der Britte mit der poetischen Zauberlaterne und der plumpen Natürlichkeit, der Welsche mit seinen Trillern und Purzelbäumen willkommene Gäste waren, weil der angestammte Kosmopolitismus, der Trieb, das Fremdartige in sich aufzunehmen, sich von jeher geltend machte. Es ist ihnen unbegreiflich, durch welchen meteorischen Einfluß der dramatische Acker, der in frühern Generationen, Gott weiß! keine üppigen, aber doch einige gesunden Früchte getragen, jezt gar nichts mehr tragen will als Unkraut, nicht einmal wucherndes, nein, armseliges Unkraut, nicht einmal Klatschrosen und Kornblumen und Rittersporn, nein

> Raben, Ruß, am meisten aber
> Schwindelhaber, Dippelhaber.

Sie wollen sich durchaus nicht überzeugen lassen, daß das, was sich mit so viel Pomp und Geklingel allen Sinnen

es wirklich aufdringt, eine Forderung der Zeit und somit vernünftig sey.

Wir haben Politiker, die zum Ueberfluß auch aus dem Inland der Kunst Gift saugen: wenn man sie hört, so fühlen sie sich gedemüthigt, daß die große deutsche Nation, deren Literatur eben jezt Franzosen und Britten wie eine ungeahnte Offenbarung aufgehe, daß die Mutter der Erfindung, die Zauberin, welche alle Höhen des Geistes mit ihrem Blicke messe, in alle seine Tiefen mit ihrer Lampe leuchte, daß die Meisterin der Geschichte, sofern es sich darum handelt, sie zu schreiben, sich vor der Schaubühne mit derselben Bettelkost in goldenen Schüsseln begnüge, welche tiefgesunkene Völker ohne Ruhm und Zukunft dem Dünkel auf eine entweihte große Vergangenheit, der Sehnsucht nach den entzogenen Klostersuppen und dem gegenwärtigen Elende auf Augenblicke entreiße; sie bemerken es mit bitterem Spott, daß das hochgebildete Publikum deutscher Hauptstädte sich mit demselben Abhub der Académie royale de musique und des Vaudevilles bedienen lasse, wie der lombardische, spanische, portugiesische Pöbel; sie rufen: ihr lacht, wenn ihr hört, wie die Italiener, Pulcinellas und Pantalones vergessend, im Circus zu Verona über Menschenhaß und Reue heiße Thränen weinen, und solltet weinen, daß ihr nur noch mit den Herren Scribe, Bayard und Melesville lacht! Sie vergaßen, daß man über noch etwas lacht: über sie selbst.

Wir haben dramatische Dichter — doch nein! nichts von ihnen! sie wißen nicht, was sie thun; aber wir haben poetische Enthusiasten, die in ihrer Gutmüthigkeit meinen, zu einer deutschen Schaubühne fehle es zufällig nur an deutschen Dichtern; sie harren täglich der Ankunft eines dramatischen Messias, sie finden alle Jahre im Meßkatalog keinen Johannes und rufen, wie der Hirsch nach frischem Wasser, nach einem deutschen Molière, einem deutschen Garrick.

„Ei ja, das kann ich auch, das kann ein Jeder:
Doch kommen sie, wenn ihr nach ihnen ruft?"

Ei ja, sage ich, um auch einmal wieder das Wort zu nehmen, und zu was sollten sie dienen, wenn sie kämen? laßt einen neuen Pygmalion eine deutsche Muse bilden, laßt ihn ihrer zwei bilden, eine tragische und eine komische, die eine großartig, voll Majestät, den Mund zum Orakel geöffnet, das Auge im süßen Wahnsinn gen Himmel geschlagen; die andere voll Liebreiz und Schalkheit, den lachenden Blick gerade vorwärts gerichtet: wo wäre die Göttin, von der der Künstler die Beseeligung der Statuen erflehen könnte, auf daß sie von ihren Fußgestellen stiegen, und unter uns wandelten, und uns durch Rede und Blick und die Geberde des Lebens entzückten? Ein deutscher Molière! O wünscht es nicht! ihr wünschtet den bittersten Schmerz in eine Dichterbrust, einen Schmerz, an den kein Mensch glauben möchte, wo es so viel erlogenen Poetenschmerz gibt! Die Zeiten sind vorbei, lange vorbei, wo ein Ludwig der Große Spaß verstand. Warum und wie sie vorbei sind, könnte Jedermann wissen; es ist aber gut, daß es nicht Jedermann weiß, und die Wenigsten darüber nachdenken. Und so bleibt denn der große Hause bei uns, wenn ja einmal in diesem oder jenem „Salon" die Einsprache eines Deutschthümlers gegen das bestehende Regime laut wird, naturgemäß, in unbewußter Demuth und Resignation bei der Schneiderraison stehen: sie finden nichts dabei zu denken, viel weniger zu tadeln, daß man aus demselben Lande, das uns seit unvordenklicher Zeit im Fache der Kleidertracht den Unkosten der Erfindung überhebt, auch die première matière des dramatischen Genusses bezieht. Schlimm nur, bemerken sie, indem sie sich kritisch über die Erscheinung stellen, daß den deutschen Marchandes de modes die Poesie des Schnitts, und den dramatischen Zuckerbäckern, welche französische Lustspiele und Melodramen in deutsche Model drücken, der Esprit an den ungewaschenen Fingern hängen bleibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

(Fortsetzung.)

Heirathsverhältnisse der englischen Aristokratie.

Grantley Berkeley's Benehmen gegen den Buchhändler und die vom Recensenten eingemischten Persönlichkeiten wurden in den öffentlichen Blättern gleich lebhaft und derb getadelt. Den schwersten Stein verdiente unstreitig die Art, wie Letzterer von Berkeley's Mutter gesprochen, und gerade, weil er der Lüge nicht gezeiht werden konnte, mußte die Erinnerung an ein im Publikum so ziemlich vergessenes Aergerniß den Sohn desto tiefer verwundet haben. Auch hätte der Recensent, wenn er für gut fand, einen in der Familie Berkeley vorgekommenen menschlichen Fehltritt zu erwähnen, die Gerechtigkeit üben sollen, eines von einem andern Gliede derselben Familie bewiesenen ungewöhnlichen Edelmuths gleichfalls zu gedenken. Graf Berkeley, der Vater, verliebte sich in die schöne Tochter eines Fleischhauers. Das schöne Mädchen erwiderte seine Liebe, und vor Gott ihm angetraut, gebar sie ihm einen Sohn. Bald nachher führte der Graf sie zum Altar, und Wunder über Wunder! das bescheidene Mädchen wurde eine bescheidene Gräfin. Es gibt Länder, wo dergleichen Heirathen auf französisch mésalliances, auf deutsch Mißheirathen genannt werden. England kennt zu seinem Heil diesen Begriff nicht, weiß nichts von den Nachtheilen, welche in den betreffenden Ländern eine mißgenannte Mißheirath dem Stammbaum und den nächsten Sprößlingen bringt. Die Vermählung eines Edelmanns mit einer Bürgerlichen verunziert dort den

Stammbaum und macht die Kinder unfähig zu Bekleidung von Stellen, deren Inhabern Alles fehlen darf, nur nicht eine ununterbrochene Reihe von so und so viel Ahnen. Hie und da, z. B. in Mecklenburg, werden die aus solchen Bündnissen entsprungenen Töchter sogar in kein Fräuleinstift zugelassen. Vielleicht existiren auch noch Höfe, an denen die bürgerlich geborene Gemahlin eines Edelmanns nicht courfähig ist und zurückbleiben muß, während ihr Gemahl von seiner Pflicht zu Gallatagen und Hofbällen gefordert wird. Von allen diesen Sazungen weiß man in der englischen Adelswelt und am englischen Hofe nichts. Keine Rücksicht der Art kann hier die Wahl des Barons wie des Herzogs beschränken. Die Krone, die er trägt, gehört zur Hälfte seiner Gemahlin, und die Kinder, mit denen der Himmel sie beschenkt, sind von gleich echtem Adel, ob das Blut ihrer Mutter schon in den Adern eines der normännischen Ritter geflossen, die den Eroberer nach England begleitet, oder ob es ihr aus den Adern eines Schneiders zugekommen. Bei dem ungeheuern Stolze des englischen Adels und bei der Starrheit, mit welcher er von untergeordneten Ständen sich absondert, muß diese Humanität auffallen; doch erklärt sie auch zugleich den mit jenem Stolze und jener Starrheit merkwürdig contrastirenden Umstand, daß kein europäischer Adel häufiger solche Ehebündnisse schließt, als der englische. Bulwer, der Novellenlieferant, Geschichtschreiber, Theaterdichter, Volksrepräsentant und Staatsökonom, findet die Hauptursache dieser Erscheinung darin, daß in England die Liebe der Herzen der Liebe zum Gelde zu folgen und deshalb der Adel kein Bedenken zu tragen pflege, Dünger auf seine Aecker zu führen. Allein abgesehen davon, daß der Reichthum des englischen Adels im Allgemeinen solche Rücksicht zu einer minder gebieterischen macht, zeigt ein Blick auf derartige Wahlen, daß den meisten kein Selbinteresse unterliegt, und es dürfte daher gewiß wahrer seyn, daß die Erscheinung ihren Grund eben in der Abwesenheit der nachtheiligen Folgen hat. Unter den Frauen des höchsten Adels befinden sich gegenwärtig mehrere, die früher Schauspielerinnen und Sängerinnen gewesen oder vom Erwerbe ihrer Nadel sich genährt haben, während nur die ältliche Gemahlin des jugendlichen Herzogs von St. Albans, die von der Bühne in die Arme eines der reichsten hiesigen Bankiers überging, bei ihrer Verbindung mit dem Herzoge dessen Schulden bezahlte und ihm ein fürstliches Jahrgeld aussezte. Es ist aber sicher eine eher zu verneinende, als zu bejahende Frage, ob jene armen Mädchen geworden wären, was sie sind, wenn in der englischen Adelswelt und am englischen Hofe andere Geseze herrschten. Dort gleicht der Altar den Mangel der Geburt aus, am Hofe hat die Königin über den Zutritt zu entscheiden, und sie darf sich bei der Entscheidung nicht an die Abstammung, sie muß sich an den guten Ruf halten.

(Der Beschluß folgt.)

Dresden, December.

(Beschluß.)

Die Schröder-Devrient. Tragisches Ereigniß. Audienzen.

Bei dem Gedanken an Grazie fällt uns in Dresden Lebenden häufig sogleich die anmuthige Schröder-Devrient ein. Die 70,000 Thaler, welche, laut öffentlicher Blätter, ihr vom Drurylanetheater in London für dreijährigen Gesang geboten worden, sind allerdings eine verführerische Summe; gleichwohl behaupten verschiedene, wohl unterrichtet Scheinende, sie werde ein minderes Honorar vorziehen, das sich mit ihren jezigen Verhältnissen vertrage, so daß sie den ihr contraktmäßig zugestandenen jährlichen Urlaub, ich glaube von drei Sommermonaten, zum Aufenthalt in London verwendete und Dresden jederzeit ihren Winter widmete. — Ein tragisches Ereigniß nahm mehrere Tage lang die Aufmerksamkeit eines großen Theils der Stadt in Anspruch, weil zwei junge, frische, die beste Hoffnung gebende Menschen seine Opfer waren. Zwei Lehrlinge einer hiesigen Kramhandlung finden Abends beim Eintritt in ihre Wohnstube diese noch von der während ihrer Abwesenheit vorgenommenen Scheuerung des Fußbodens etwas feucht, glauben durch Heizung der Stube mit Steinkohlen nachhelfen zu müssen, und legen sich später in die nicht weit vom Ofen stehenden Betten schlafen. Entweder ist das Oeffnen der Ofenklappe nicht gehörig erfolgt, oder die zu locker gewesene Klappe von selbst zugefallen; genug, am Morgen findet man die Lehrlinge erstarrt. Der herbeigerufene Arzt wendet alle Mittel, sie in das Leben zurückzubringen, fruchtlos an. Nach seiner Aussage sind sie nicht sowohl am Kohlendampfe, wovon sich keine Spur in dem Gemache gefunden, als an dem entbundenen Kohlenoxyd erstickt. — Von den seit dem Oktober d. J. stattfindenden Audienzen, welche unser König an dazu festgesezten Tagen, monatlich zweimal, Jedem ertheilt, der etwas bei ihm unmittelbar anbringen zu müssen glaubt, wird nicht wenig Gebrauch gemacht. Ein Theil der Ansuchenden besteht aus Einwohnern der Stadt, die Mehrheit aber gehört den untern Classen des Landes außer Dresden an. Es ist in diesem Monate bereits die fünfte Audienz vorgekommen. Die Einrichtung hat wesentlichen Nuzen, schon durch den Trost, welchen aus dieser Zugänglichkeit zu der Person des Monarchen gar viele Unglückliche schöpfen mögen. Ganz aus eigener Bewegung von ihm ausgehend, zeigt sie dem Volke, daß es dem über dasselbe erhöhten Manne ernstlich darum zu thun ist, keine Scheidewand zwischen sich und dem Allergeringsten haben zu wollen, vielmehr auch Leztern so gut, wie dem ihm zunächst Stehenden, sein volles Recht widerfahren zu lassen, und wenn es nicht geschehen, ihm dazu zu verhelfen. Allerdings könnte wohl in der Folge einmal auch die boshafte Verleumdung unter der Maske verfolgter Unschuld, oder wohl gar des Patriotismus den Bittstellern sich einmischen, wenigstens ist die Möglichkeit des Falles nicht zu leugnen. Beispiele sind bei ähnlicher Gelegenheit anderwärts vorgekommen. Daß aber hier die vergifteten Pfeile gewiß, statt den Verwundeten zu schaden, nur auf den frechen Schüzen selbst zurückfallen würden, dafür bürgt die Scharfsicht und Besonnenheit des wohlwollenden Regenten vollkommen. Kurz, das Land ist ihm für diesen abermaligen Beweis seiner Huld jedenfalls von Neuem besonders verpflichtet. Ueberhaupt gibt der König auf alle Weise zu erkennen, wie sehr ihm alles, das gemeine Beste Betreffende am Herzen liegt. Auch seine Gemahlin beurkundet, daß sie ein gleicher Geist der Huld und Liebe beseelt. Kaum war das für die Antonsstadt so wohlthätige Gelingen des vom Zimmermeister Siemen unternommenen artesischen Brunnens erfolgt, so erschien auch der König mit ihr bei dem Unternehmer, ihm seine Theilnahme zu bezeigen und die nähern Umstände zu erforschen. Auf ähnliche Weise unterrichtet sich der König so genau als möglich von der Beschaffenheit anderer, auf den Vortheil des Publikums berechneter Anstalten, und sucht sich überhaupt von Allem gern durch eigene Ansicht zu überzeugen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 3. Freitag, 6. Januar 1837.

Biographie.

Karl von Hohenhausen. Untergang eines Jünglings von achtzehn Jahren. Zur Beherzigung für Eltern, Erzieher, Religionslehrer und Aerzte. Braunschweig, Vieweg, 1836.

(Schluß.)

Dazu könnte es aber nur kommen, wenn Alles, Haus und Schule, Familie, Gemeinde, Kirche und Staat zusammenwirkten in einem Sinn und Geist. Bis es aber dahin kommt (und es wird wohl noch lange nicht dahin kommen), bis dahin bleibt es Aufgabe und Pflicht der Einzelnen, sich und die Ihrigen, und was sie in ihren Kreis ziehen können, gegen physische und moralische Kränklichkeit zu wahren.

Vorliegendes Werk, das uns zu vorstehenden Bemerkungen veranlaßt hat, ist ein höchst dankenswerthes. Die unglücklichen Eltern haben es in einer Weise bearbeitet, daß es dem auf dem Titel ausgesprochenen Zweck vollkommen entspricht. Es enthält eine kurze Biographie des Sohnes von der Hand der Mutter. Darauf folgen Auszüge aus dem Tagebuche des beklagenswerthen Jünglings, der ein Opfer physischer und psychischer Leiden war, denen noch kein gehörig und wahrhaft durchgebildeter Charakter entgegentreten konnte. Diesen Auszügen schließen sich an pädagogische Würdigungen der geistigen und moralischen Eigenthümlichkeiten des zu Grunde Gegangenen; und endlich hat der Vater umfassende Schlußbetrachtungen beigefügt, welche das Ereigniß und das Individuum gegenüber den Bedingungen der Gegenwart, ihrer Bildung, ihrer Bestrebungen rc. darstellen. Dieser Schluß des Werkes gibt unstreitig dem Ganzen erst seinen wahren Werth. — Mit einer rühmenswerthen Wahrhaftigkeit geben beide Eltern an, wo und wiefern sie im Allgemeinen und im Einzelnen bei der leiblichen und geistigen Erziehung ihres Sohnes gefehlt zu haben glauben; allein sie zeigen auch an, wo das wider Wissen und Willen geschehen ist, wo sie nur in der Gegenwart allgemein herrschenden und sogar anerkannten Beweggründen gefolgt und wo es außer ihrer Macht gelegen, in den Kreisen, in denen sich ihr Leben bewegen mußte, gewisse schädliche Einflüsse des allgemeinen Kultur- und Bildungsstandes entfernt zu halten. Von einer eigentlichen Vernachlässigung der Erziehung kann bei alledem auch nicht im geringsten die Rede seyn. Vielmehr war Karl von Hohenhausen, wie unter andern auch aus dem Tagebuche seiner Selbstbekenntnisse, aus Briefen seiner Altersgenossen, aus Allem hervorgeht, ein leiblich und geistig und moralisch im Allgemeinen durchaus wohlgebildeter, musterhafter Jüngling. — Er

war ein schönes, lebhaftes, liebenswürdiges Kind und einziger, lang ersehnter Sohn. Darum scheint er in früher Kindheit eher zu viel als zu wenig Aufmerksamkeit und Sorgfalt, Güte und Liebe erfahren zu haben. Auch dürfte er, so weit sich aus den Mittheilungen schließen läßt, *zu wenig* mit Kindern seines Alters, zu viel dagegen in Gesellschaft Erwachsener gelebt haben, ein Mißgriff, zu welchem sorgsame Eltern durch die immer häufigeren Gefahren des Umganges mit andern Kindern unserer Städte nur zu leicht veranlaßt werden. Eigenwille und Selbstschätzung zeigten sich beim dreijährigen Kinde schon in einem bedenklichen Grade und scheinen nicht gebrochen worden zu seyn. Einen gewissen Adel der Gesinnung, der gewiß die Krone männlicher Tugend ist, hat man, wie aus einzelnen Andeutungen hervorgeht, zu früh dem Kinde zugemuthet. Ein Hauptversehen war aber unstreitig, wie die Eltern selbst zugeben, daß man dem Knaben zu früh ästhetische Lektüre, zwar nicht gestattete, aber doch auch nicht entzog. Der *sechsjährige* Knabe wohnt einer Vorlesung von Heine's Radcliff bei, den er überdies, wie sich bei dieser Gelegenheit ergab, für sich bereits durchgelesen hatte, ein Stück, welches Selbstmord predigt. Und es scheint nicht, daß man ihn fortan mit derberer Kost gespeiset hat. Denn auch für die Geistesnahrung der Jugend gilt das Sprichwort: Salz und Brod macht Wangen roth. Vielmehr finden wir im Tagebuche des zwölfjährigen Knaben Theaterkritiken so vornehm decidirten Styles, wie sie höchstens einem 24jährigen, jungen Manne wohl anstehen möchten. Auch fanden sich bei dem 10—12jährigen schon Trauerspielfragmente und die Sucht, als Lehrer seiner Spielkameraden diesen sein Uebergewicht empfinden zu lassen. Obgleich er auch in der Schule für sein Alter weiter voran war, als gut zu heißen ist; so wurde er doch durch die Bemerkung eines Lehrers, daß er nicht so viel leiste, als man von ihm erwarten dürfe, zu so übertriebenem Fleiße gestachelt, daß er, ein dreizehnjähriger Knabe, von Morgens *fünf* Uhr bis Nachts *zwölf* Uhr arbeitete. Als er dieses, Mark und Nerven der Jugend verzehrende Arbeiten auch die Herbstferien über fortgesezt hatte, stellten sich die ersten Symptome eines organischen Unterleibsübels ein, welches die äußere Hauptveranlassung zu unsäglichen Körper- und Seelenleiden wurde, denen er nach vierjährigem Kampf nicht längeren Widerstand zu leisten vermochte. Weit entfernt, einen Stein gegen den Unglücklichen zu heben, im Gegentheil gern der Ansicht zugethan, daß zu jener Zeit, da der Selbstmord erfolgte, die durch die leidenden Organe afficirte Gehirnthätigkeit schon so deprimirend auf seinen Geist wirkte, daß dessen Willensakte nicht mehr als vollkommen freie zu betrachten waren, — können wir dennoch nicht umhin, der Wahrheit die Ehre zu geben, indem wir die Ueberzeugung aussprechen, daß wenn das beginnende Uebel in dem vierzehnjährigen Knaben einen schlichteren, weniger ruhmlechzenden, gottergebeneren Sinn angetroffen hätte, dasselbe schwerlich diesen Ausgang genommen haben würde. Denn schon der *vierzehnjährige Knabe* schrieb in sein Tagebuch: „Ich glaube zwei verborgene Krebse und einen Bruch zu haben. Sollten diese Uebel zum Ausbruch kommen, so steht mein Entschluß fest: *Ich werde mich erschießen!* Gott verzeihe mir die Sünde! Doch dies ist kein plötzlicher Entschluß, *schon oft* dachte ich, auch *ohne diese Uebel*, meinem elenden Daseyn ein Ende zu machen; werden aber meine geistigen überspannten Leiden noch durch körperliche überboten — wohlan, so verlasse ich die elende Welt, ob nun zur Vernichtung, oder zu einem schöneren Daseyn überzugehen.“ Woher diese geistigen Leiden des Vierzehnjährigen? Darüber findet sich keine Auskunft. Später finden sich mehrfache Aeußerungen, die vermuthen lassen, daß er Großes, Ungewöhnliches, Ueberschwängliches nicht in der Wissenschaft, sondern im Leben zu leisten sich vorgesezt habe. Er trug eine Art von Ideal nicht des Menschen und der menschlichen Würde überhaupt in sich, nach dessen Realisirung er trachtete, mit sich herum; vielmehr schwankte ihm ein Ideal seines eignen Selbst vor, das auszuleben er sich berufen fühlte, ja dessen vollkommene Offenbarung er für seine Lebensbestimmung hielt. Hiebei hatte er das Ziel der Vollendung immer vor Augen. Dies schon ist ein Zeichen einer unnatürlich überspannten Entwicklung des Bewußtseyns. Kein großer Mann, kein gesunder Mensch hat in diesem Alter so bestimmte Forderungen und Lebensaufgaben an sich gestellt. Nur von einem höheren Trieb des energischen Geistes beseelt, hat er alles Nächste ergriffen und ist von Stufe zu Stufe in immer weiteren Kreisen fortgeschritten. Hätte z. B. Luther in seinem vierzehnten Jahre schon beschlossen gehabt ein großer Mann zu werden, er wäre es gewiß nicht geworden, oder wäre ihm in diesem Alter gar eingefallen, ein Reformator zu werden, gewiß würde sein schwacher Verstand sich bald von der Unmöglichkeit überzeugt haben und er selbst wäre, innerlich verzweifelnd, vermuthlich zu allem Handeln untüchtig geworden. — Aber freilich, das ist eben der Fluch der ganzen modernen Bildung, daß dem jugendlichen Geist fix und fertige Ideale vorgehalten werden, daß sie in ihm viel zu früh das Selbstbewußtseyn, das Wollen und Streben früher als das Vermögen entwickelt, daß sie überhaupt den der Natur entgegengesezten Weg der Entwicklung geht. Wir denken hier keineswegs allein an die moderne Schulbildung. Diese ist nur ein Theil der ganzen und wird von deren Strom fortgerissen. Nein, es ist die ganze, alle Regionen des

Lebens durchgreifende; und Schulmänner, welche, wie der Referent, mit Leib und Seele danach trachten, dieser Verkehrtheit entgegen zu arbeiten, wissen nur zu wohl, daß sie gegen den Strom schwimmen, daß sie oft, wider Wissen und Wollen, von diesem Strom fortgerissen werden. — Nichts desto weniger muß man immer aufs Neue rufen, bitten, warnen: Kehrt zur Natur zurück! Jeder andere Weg führt zum Verderben. Hütet eure Kinder vor frühzeitiger Lektüre selbst moderner Kinder- und Kindlichkeitsschriften! Predigt ihnen nicht Moral vor und Grundsätze ein, sondern nöthigt sie bloß, nach euren Befehlen, wie nach göttlichen Geboten, ohne Widerrede handeln! Sind eure Befehle nur wirklich vernünftige und in Uebereinstimmung mit den göttlichen, so werden eure Kinder ihre Vernünftigkeit und Göttlichkeit später, aber zu ihrem um so größern Heil selbst herausfinden! Fürchtet euch, in euren Kindern Genies zu erblicken! Alle nicht ganz verwahrlosete Kinder erscheinen und sind auch in der That genial; denn der kindliche Geist, so lange er es noch ist, sieht und treibt Alles originell, schöpferisch. Glaubt um Gottes Willen nicht, wahres Genie werde unterdrückt, wenn man ihm nicht vollauf Nahrung gebe! Im Gegentheil, wenn es zu Grunde geht, geht es an Ueberfütterung zu Grunde. Ohne Nahrung bleibt es auch bei gesunder, kräftiger und wohl bemessener Kost nicht; vielmehr ist dies die rechte Kost für jeden sich entwickelnden Menschengeist, für den gewöhnlichen, wie für den ungemeinen. Laßt eure Kinder vor dem siebenten Jahr eigentlich noch gar nicht lernen! Geht nicht zu früh auf rein formelle Bildung aus, die eigentlich ein Unding ist! Stellt sie nicht zu früh auf die Bahn gelehrter Bildung! Geht nicht vom Allgemeinen, von den Regeln aus und zur Anwendung über, sondern, wie im Moralischen, so im Intellectuellen: Zuerst das Besondere, Concrete, dann das Allgemeine und Abstracte. Auch in der Religion ist es verkehrt, mit den Glaubenslehren anzufangen. Von der religiösen Erhebung des Gemüthes, von der Furcht und Liebe Gottes führt der Weg zur Dogmatik, zum möglichen Verständniß eines sogenannten systematischen Religionsunterrichts. Aber von der Dogmatik zum Glauben und gläubigen Denken und Handeln findet selten Jemand den Weg. Vernachläßigt die leibliche Entwicklung nicht; laßt dieselbe gleichen Schritt halten, oder vielmehr laßt sie immer einige Schritte der geistigen voraneilen! Muthet also keinem Geiste Productivität zu, ehe der Körper nicht Zeugungskraft auf dem Wege natürlicher, nicht vorzeitiger Entwicklung erlangt hat. Die vorzeitige Productivität zerstört Gesundheit und Leben auf die entsetzlichste Weise; sie wird aber geweckt und hervorgelockt durch zu frühes Lernen, besonders wenn es das Abstractionsvermögen zu sehr in Anspruch nimmt. — Hütet eure Kinder vor Allem vor der Lektüre moderner wie antiker Poesie, nicht allein der raffinirten, sondern auch der sublimen. Nur rein erzählende Poesie, ganz einfache, fromme und fröhliche Lieder, nur solche Fabeln, welche dem Gemüth, nicht dem Verstand eine Lehre geben, sind unschädlich. Milch für die Jugend, nicht Wein, am allerwenigsten den neuesten Branntwein! Dies und noch Mehreres ruft uns das Leben und Schicksal Karl von Hohenhausens zu; und die Eltern haben es in der edlen Absicht bekannt gemacht, damit es uns Allen, die wir Kinder zu erziehen haben, zur Warnung und zur Beherzigung diene, auf den Weg der Natur zurückzukehren, wenn wir ihn etwa verlassen haben. Es gibt keine eindringlichere Mahnung dazu, als dieses Buch.

W. B. Mönnich.

* * *

Die edeln Eltern haben sich bei dem unersetzlichen und bitter schmerzlichen Verlust, der sie betroffen, auf eine so würdevolle Weise benommen, daß die öffentliche Meinung ihnen dafür eine ehrende Anerkennung schuldig ist, und um so mehr, als jene niedrigen Seelen, die alles und auch das Heiligste und Zarteste zu einem Skandal machen, weil sie nur von Geklatsch und Verläumdungen zu leben wissen, bereits in ihren Schmutzblättern jene unglücklichen Eltern verhöhnt haben.

Was kann würdevoller seyn, als gebeugt unter das Unglück, gleichwohl fest und treu eine Pflicht gegen die Gesellschaft erfüllen! und wahr zu seyn, wo man nicht nur traurige Folgen zu berichten, sondern sich auch selber einen, wenn auch nur geringen Theil der Veranlassungen vorzuwerfen hat.

Sie haben lange mit dem Entschluß gekämpft, das vorliegende Buch herauszugeben, und ihn endlich ausgeführt, um ein warnendes Beispiel aufzustellen. Sie glauben, dieses Werk müsse jedes fühlende Herz, besonders das eines Vaters, in Anspruch nehmen. Sie glauben, es enthülle eine Wunde der Zeit, an der viele leiden. Sie wollen manches Elternherz vor dem entsetzlichen Schmerze, der das ihre getroffen hat, manches Jünglingsherz vor den Verirrungen bewahren, in die ihr armer Sohn gefallen ist, und die, so lautet ein tiefgefühltes Schreiben der Mutter „nur eine Folge der neuern Erziehung und Literatur sind. Gott und seine Gebote sind in beiden immer außer der Scene. Möchte doch das Evangelium wieder die Grundlage der Erziehung werden mit seiner einfachen Moral, statt aller Philosophie. Eine große Verantwortung laden die Literatoren unserer Zeit auf sich, die den Menschen bloß zum Spiele seiner Leidenschaften und des Verhängnisses machen und ihn aller moralischen Kraft berauben, die Leidenschaft zu überwinden und das Verbrechen zu

vermeiden. In Karls Nachlaß ist es gar oft sein Herz, was ihn anhält auf dem Pfade des Verderbens, aber sein Verstand tödtete ihn, der der Reife der Vernunft ermangelnd, überfüllt mit klassischem Heroismus, mit Logik und Metaphysik, mit den Extravaganzen der neuern, besonders französischen Literatur von Victor Hugo an. Haben die neuern Dichter (von Goethe an) so wenig gefühlt, was Eltern- und Kindesliebe ist, daß Werther, der sich aus strafbarer Liebe zu seines Freundes Gattin den Tod gab, mit kurzen Worten an seinen Freund das Andenken an seine Mutter abfertigt: Wilhelm, tröste meine Mutter! und er war ihr einziger Sohn, sie eine Wittwe. Arme Mutter, dich hat Niemand getröstet! Ein andermal sagt er: das war nun mein Schicksal, die zu betrüben, denen ich Freude schuldig war. Ach, diese Stelle hat mein armer Sohn unterstrichen. Schicksal? Dürfen wir es Schicksal nennen, wenn wir nur unsern eignen Neigungen folgen? Wir unglückliche Eltern haben das Theuerste auf Erden verloren. Wir dürfen klagen und jammern und rechten mit denen, die durch verderbliche Lehren das edelste Herz verhärtet, den hellsten Verstand umdüstert, aber wir klagen auch uns an, daß wir dem Jüngling keine festere Basis in den heiligen Lehren des Evangeliums gegeben haben. Möchten unsere Klagen gewürdigt werden und der verderbliche Schwindel, der in den empörenden Schriften des jungen Deutschland athmet, wie Nebel zerstieben, dieser Menschenbeglücker, die nicht bedenken, daß der Tod und die Sünde in der Welt sind."

In den gediegenen Worten, mit denen der Vater das Buch beschlossen hat, heißt es unter andern: „Wenn die Schwachen und Gemeinen offen oder heimlich zur Fahne der Repräsentanten der Gottlosigkeit, des cynischen Materialismus, „der Rehabilitation des Fleisches" in knechtischer Feigheit übertreten, so werden die besseren und edleren Naturen — ohne den Haltungspunkt einer geläuterten Weltweisheit und Religion — zu früh sich selbst aufgebend, an göttlicher und menschlicher Liebe verzweifelnd — als Opfer unserer zerrissenen Zeit fallen. „An jedem Tage verschwindet ein Stern, an jedem Tage gibt wieder einer von den Hirten der Menschheit, wie Homer sagen würde, seinen trostlosen Beruf auf, sey es nun, daß er sich, wie Leopold Robert oder wie Charlotte Stieglitz, durch den Stahl tödtet, oder durch den Zweifel stirbt." — So fiel auch mein Karl durch diesen „Pesthauch des Lebens," wenn er ausruft: „Jeder Zweifel ist ein Pfeil, der auf ein Menschenherz zielt;" so auch sog er jenes Gift der Romantik ein, wenn er gesteht: „daß seine Tagebücher ein Gegenstück seyn sollten zu den drei lezten Tagen eines Verurtheilten. So könnte auch er auf seinen Leichenstein setzen: Ich habe an Victor Hugo geglaubt!" — Es ist erschütternd und doch wirklich wahr, daß ein Jüngling, der sich ermordete, diese Worte auf seinen Grabstein gesezt wissen wollte. Herr von Hohenhausen, der Vater, spricht mit eben so viel Belesenheit als tiefer Auffassung von dem ganzen Zusammenhange der neuern „Verzweiflungsliteratur," von dem Versuche, das Fleisch zu rehabilitiren, von dem Einfluß der französischen Romantik, von dem Einfluß der (Hegel'schen) Selbstvergötterung, von Hotho, von Charlotte Stieglitz, vom neuesten Antichristenthum, von Strauß, Hülsmann, und er läßt in dieser Beziehung den wenigen kräftigen Stimmen, die sich gegen die Verführung der Jugend erhoben haben, z. B. Diesterweg und Lorinser, die Gerechtigkeit widerfahren, die ihnen gebührt.

So ist denn dieses Buch ein wahrhaft zeitgemäßes und wohl zu beherzigen.

Lyrische Dichtkunst.

3) Gedichte von Karl Jacht. Berlin, Bade, 1836.

Ein mildes Gemüth überläßt sich hier dem meist heitern und freundlichen Strom seiner Gefühle. Es wäre nun zwar nicht nothwendig, immer wieder zum zehntausendsten Male den Mai zu besingen, da es aber doch geschieht und immer geschehen wird, müssen wir die Erscheinung von der besten Seite als ein Zeichen und einen Beweis des im deutschen Volk nie ersterbenden Natursinns nehmen.

Auf thaubenezten Schwingen
Schwebt mild der junge Mai
Mit Blumen, Schmetterlingen
Und Blüthenduft herbei;
Ein Veilchenschmuck bekränzet
Bescheiden ihm das Haupt,
Und seine Stirne glänzet,
Von frischem Grün umlaubt.

Wie oft hat man das schon gehört, aber es ist doch schön, daß eine Generation die andere immer ablöst in der ewigen Hymne des Lenzes, seit den schwäbischen Minnesingern. Die meisten Gedichte der vorliegenden Sammlung haben etwas Sanftes:

Senke mild mit kühlendem Gefieder,
Süße Ruhe, dich zu mir hernieder,
Träufle Balsam lindernd in mein Herz rc.

Viele sind Gelegenheitsgedichte auf Allerhöchste Geburtsfeste, auf Schauspieler, auf den Tod eines Laubfrosches rc. Zulezt Räthsel und Charaden in Menge.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 6.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 7. Januar 1837.

> La mode a son language a elle, language mystérieux et poétique qui dejoue l'erudition de l'Institut, mais que l'homme de tact est habile à saisir.
>
> Le livre des cent-et-un.

Das Jahr 1836 in . . . .

(Fortsetzung.)

Diese letzte Bemerkung bietet mir den leichtesten Uebergang vom Trödel Thaliens zu der Garderobe der Göttin Mode, vom Schauplatz, wo die schöne Welt ihre Begeisterung holt, zu dem, wo sie selbst Schauspieler ist und Andere begeistert. Habe ich es gerühmt, wie unsere Bühne mit Glück bemüht ist, fest vor dem Winde der Zeit zu segeln, so verdient es gleiche Anerkennung, daß unsere schöne Welt, daß unsere Damen und die Elite unserer Herrn — (warum haben wir keinen Pendant zu „Gentleman?“ das Wort „Herr“ in dieser Verbindung erinnert immer höchst fatal an die Figuren im Modejournal, wo zu lesen ist: der Herr rechts erscheint in einem Oberrock zum Frühling, oder der Herr links trägt einen polnischen Rock von der Erfindung des Pariser Künstlers Guichard) in ihrem Aeußern so gewissenhaft auf Position halten, als unser Intendant auf Strenge des Kostüms. Nicht als ob hier im Fache der Toilette etwas wirklich erfunden würde; ach nein! das Genie unserer Putzmacherinnen, wie unserer Dramatiker, arbeitet nur mit den Händen, und auch das Reich der Mode ist ja ein „aufgeklärter“ Despotismus, in dessen Schooße man nicht einmal in Gedanken raisonnirt. Aber darum ist uns die Sorge des Nachdenkens keineswegs erspart, so wenig als den Anordnern unserer theatralischen Genüsse. Der Mensch, sogar wenn er stiehlt oder borgt, soll einmal nicht mühelos genießen, noch Andern zum Genuß verhelfen. Nur ist auf der Bühne nicht der Dichter derjenige, der den Kopf anstrengt, sondern der Intendant und Requisitenmeister, und im Departement der äußerlichsten Angelegenheiten nicht derjenige, welcher das Kleid macht, sondern der, der es bestellt. Dort bedarf es der reiflichsten Ueberlegung, ob mit den platten Dächern das Bedürfniß nach Lokalwahrheit gehörig abgefertigt sey, wenn eine Ansicht von Venedig, Shakespearischen Andenkens, für die Stumme von Portici zu Neapel umgetauft werde, oder ob es sich mit dem historischen Gewissen vertrage, die besterhaltenen Jacken und Beinkleider aus Robert dem Teufel in der „Jüdin“ im zweiten Glied auftreten zu lassen; hier müssen die bedenklichsten Umstände abgewogen werden, bis man zum beruhigenden Resultat gelangt, daß eine passirte Frühlingsrobe noch einen passabeln Herbstüberrock abgeben müsse.

Auch im Reiche der Mode haben wir unsere Helden und Primedonne, Chevaliers, strenge Väter und edle Mütter, Corps de Ballet und mitleidswerthe Comparsen. Den ersten Partien, den auf Lebenszeit von der Mode engagirten Personnagen kommt es zu, die von den

unsichtbaren Obern in der Toilette angeordneten Reformen dem Troß zur Nachachtung zu verkündigen, und sie haben dann die Gefälligkeit, sich als lebende Modelle durch die Stadt und an öffentlichen Orten zu bewegen. Ihnen gegenüber geht es dem Corps und Chor — sans comparaison — wie dem Pariser Lumpensammler, der, vor dem in der Trunkenheit zu Boden Gesunkenen in Betrachtung vertieft, endlich in den philosophischen Ausruf ausbrach: voilà comme je serai dimanche! — das heißt für die Meisten über ein Jahr um diese Zeit!

Die Geschichte der Moden gleicht, wie allerdings am Ende jede Entwicklung menschlicher Zustände, der Geschichte der Erde selbst. Auch in den Phasen der Kleidertracht lassen sich bei aller scheinbaren Regellosigkeit still wirkende Gesetze entdecken, welche sie mit dem auf den ersten Blick Disparatesten organisch verknüpfen. Eine historische Uebersicht der Moden in einem längern Zeitraum würde viel Aehnlichkeit mit einem geologischen Profil haben, und die Methode, welche gegenwärtig die verschiedenen Bildungen der Erdrinde nach den in ihnen begrabenen Thier- und Pflanzenformen einander unterordnet und auf einander bezieht, wäre als Vorbild für eine zu schaffende Philosophie des Kostüms zu empfehlen. Freilich, so wenig die Geologie von Minirern und Juwelieren bearbeitet wird, so hoch läge diese neue Wissenschaft über dem Horizont der Schneider und Dandys, aber die wissenschaftlichen Resultate müßten sich am Ende doch auch für die nur vom blinden Triebe befangenen Classen ersprießlich erweisen.

Wenn in der Erdrinde ganze Schichtenreihen dieselben, oder nur wenig modificirte Fossilien führen, zum Beweis, daß in langen Zeiträumen, im ruhigen Zustand der Erde, viele Generationen von Thieren und Gewächsen in's Daseyn traten, lebten und starben; wenn dann aber plötzlich in den weiter nach oben gelagerten Gebilden fremdartige, den bisherigen ganz unähnliche organische Gestalten auftreten, zum Beweis, daß eine rasche Umwälzung die Oberfläche umgewühlt und abgefegt, und der Garten der Schöpfung sich frisch besaamt, so zeigt sich ganz Analoges in der Geschichte der äußerlichen Lebensformen des Menschen. Lange Jahre hindurch blüht und vergeht ruhig eine ganze Vegetation von Hüten, Roben, Gilets, Frisuren und Toupets, welche, nebst den übrigen constituirenden Pertinenzstücken des Gesellschaftsmenschen, gleichsam die Geschlechter vorstellen. Der Grundtypus aller bleibt sich gleich, und er wird vom Wechselnden nur so umspielt, daß sich zahlreiche Arten, Varietäten und Bastarde bilden. Dann kommt man aber in der Geschichte häufig zu einem Punkt, wo das behagliche Spiel des Werdens und Vergehens verwandter Formen plötzlich abbricht, und der Mensch, der ideale Modemensch, sofort einen ganz andern Schatten wirft, eine ganz verschiedene geometrische Figur auf den Blättern jener Urkunden beschreibt, in welchen die Frivolitäten des Tags mit so komischem Ernst eingetragen werden.

Diese Umwälzungen entsprechen natürlich meistens gleichzeitigen Veränderungen im Staatsleben, und ob jene mehr oder minder rasch, mehr oder minder allgemein erscheinen, hängt häufig damit zusammen, ob leztere mehr den Charakter einer Reform oder einer Revolution hatten. So, um bei dem Modernsten stehen zu bleiben, war durch die definitive Zähmung des Adels zu Hausthieren und die Einführung der Etikette unter Ludwig XIV. der Tracht Franzens und der Heinriche zwar nicht plötzlich, aber doch rasch genug ein Ende gemacht und Puder und Perrücke zum Symbol einer langen, höchst charakteristischen Periode erhoben worden. Aus dem leise gährenden Sumpf der Gesellschaft schoß hier eine wuchernde, in hundert Farben spielende, in einem Chaos kleinlicher Formen sich erschöpfende Flora auf; aber bei allem bizarren Wechsel im Detail haben die Porträts aus der zweiten Hälfte des siebenzehnten und dem achtzehnten Jahrhundert eine so entschiedene und untrügliche Familienähnlichkeit als die Schaalthiere aus dem Muschelkalk. Jene ganze liebenswürdige, schnörkelhafte Schöpfung ging bekanntlich durch den ausbrechenden Vulkan der Menschenrechte fast mit Einem Stoße unter; der Sturm wehte den Schönen nicht nur den Puder aus den Haaren, er riß ihnen sogar auf eine Zeitlang die Strümpfe von den Beinen, und die Gestalten nach und vor der Sündfluth waren nicht mehr kommensurabel.

Das Natürliche und Nothwendige dieses Zusammenhangs zwischen politischen Reformen und dem, was im weitesten Sinn das Kostüm einer Zeit ausmacht, konnte schon längst, wenn man den Gegenstand hätte philosophisch betrachten mögen, Winke über die „Portée" mancher Staatsveränderungen in Frankreich an die Hand geben; denn wenn von Moden die Rede ist, erscheint es kaum nöthig, die Geschichte eines andern Landes als Frankreichs zur Betrachtung zu ziehen. Wer im August 1830 Zeit gehabt hätte, an solche Aeußerlichkeiten zu denken, würde es, in der nie erlöschenden Erinnerung an den Vorgang von 1792, ganz wahrscheinlich gefunden haben, daß die europäische Menschheit, oder vielmehr zunächst wieder der Pariser seine nochmalige Entpuppung zur dreifarbigen Chrysalide auch äußerlich, durch Verleugnung der bisherigen Formen constatiren werde. Jede hohe Dame in Europa hätte sich der Thatsache unterworfen, sobald die Pariserin von 1831 die Robe der Mutter Heinrichs V. so wenig mehr tragen mochte, als die von 1795 die Frisur Marie Antoinettens, und kein Legationssekretär hätte mehr als sonst gedacht, wenn der ganze Modekram der Restauration im Hafen von Cherbourg eingeschifft worden wäre. Aber dem war nicht so: der Juliuskämpfer,

nachdem er sich den Pulverruß abgewischt, deckte Brust und Hals, die er im Gefechte gelüftet, mit dem alten Halstuch, der alten Chemisette. Die jeune France erfand nur Worte, keine Carmagnole; der braune Frack Ludwig Philippe's ist die beste Bürgschaft für Aufrechthaltung der Charte von 1814, und der flaumleichte Gigot wiegt, wenn er siegreich die Julirevolution überdauert hat, bleiben in der Wagschale des parceque Bourbon.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus der Provence im Sommer 1836.

(Fortsetzung.)

Am besten ist's, um dies Alles im Hafen zu sehen, man nimmt einen kleinen Kahn und fährt damit um die vielen Schiffe herum, die hier in engem Raum bei einander liegen. Sie gehören den verschiedensten Nationen an und werden sich in einigen Tagen oder Wochen nach allen Weltgegenden, über alle Meere zerstreuen. Da liegt der Oesterreicher zwischen dem Holländer und Sardinier, und dieser stößt wieder an den Engländer, dessen reinliches Schiff sich die Nähe eines türkischen gefallen lassen muß, das ein wahrer Sudelkoch ist; ihm kommt darin ein griechisches aus Hydra fast gleich. Alle liegen Bord an Bord, und um auf eines in der Mitte zu gelangen, muß man über die andern weggehen. Und doch sind sich die Schiffsleute ganz fremd in Sitten, Gebräuchen und Sprache. In welche Breiten, in welche Meere, an welche Küsten werden sie nächstens segeln? Werden sie sich je wieder begegnen, und wo? auf welchem Meer oder in welchem Hafen? Wir erkundigten uns bei unserm Fahrer nach den Schiffen, an denen wir vorüber kamen, und er erkannte sie alle leicht an ihrer Bauart, ihrem Takelwerk. Neben einem Spanier lag ein Franzos, dann ein Engländer und einer von den vielen Amerikanern, die Schmuggelei treiben und auf diese Weise die Handelsaufträge der europäischen Nationen ausführen; die Matrosen auf diesem Schiff aus Carolina trugen rothe Locken. Jene Russen sind an ihren langen Haaren kenntlich; die Orientalen haben braune Gesichter und gewöhnlich weite Kleider, wenn sie nicht zu der türkischen Kriegsmarine gehören. Es lagen da auch mehrere Schiffe, die nach der Insel Bourbon und nach Indien gehen.

Bis der neue Hafen fertig ist, liegen die Schiffe zum Kalfatern und Ausbessern in einem besondern Theil des alten; sie liegen schief und sehen dabei mit ihren langen Masten gar sonderbar aus. Am Eingang des Hafenbeckens liegen die Schiffe, die nur eine kurze Quarantäne zu halten haben, gegenüber steht das Sanitätsgebäude. Vor dem eisernen Gitter halten einige Kähne mit Reisenden, denen die Erlaubniß ertheilt worden ist unter Aufsicht eines Wächters sich in gesetzlicher Entfernung mit ihren Verwandten oder Freunden zu unterhalten. In diesem Sanitätsgebäude wird nächstens ein schon angekommenes Basrelief von Puget nebst einigen Gemälden von guten Meistern aufgestellt werden, die sich auf die Bestimmung des Gebäudes beziehen, nämlich die Pest in Marseille, die drei Perioden oder Stadien dieser Krankheit, von David, und der Ausbruch der Cholera auf der Fregatte Melpomene. Die furchtbare Wahrheit der Sterbenden und der Todten, die Vereinigung so vieler traurigen Gegenstände machen einen peinlichen Eindruck. Besonders fiel mir der Ausdruck einer Mutter auf, die ihren sterbenden Sohn unterstützt. Wahrscheinlich hat man mit alle dem die Beamten des Lazareths an die Wichtigkeit ihrer Pflichten erinnern wollen, denn es ist nur Eine Stimme in Marseille über die Nachlässigkeit und Bestechlichkeit der Gesundheitsbeamten.

Wir haben auch einige von den Dampfbooten bestiegen, die an festgesetzten Tagen nach den Häfen Italiens und des Mittelmeers abgehen, z. B. den Baléare, der eben nach Barcellona abgeht, um der Königin Christine eine Million zu bringen. Handelsdiener werfen mit aller Anstrengung Geldsäcke voll Thaler hinauf, die hernach als Ballast im untersten Raume aufgehäuft werden; ein kostbarer Ballast! Der französische Pharamond ist dem spanischen Espagnol an Größe und Einrichtung der Säle, wie in der Beherbergung der Reisenden weit überlegen. Drei Wochen vor unserer Ankunft war der Phocéen von hier abgegangen, um seine erste Fahrt um das Mittelmeer zu machen. Ihm soll kein anderes Dampfboot in Pracht, Luxus und Bequemlichkeit der Einrichtung verglichen werden können. Ohne einige Ermüdung und Entbehrung trägt er die Nachkommen und Landsleute Peters des Eremiten, Richards Löwenherz und des heiligen Ludwig nach Griechenland, Jerusalem, Egypten und Algier. Sie folgen der Spur der alten Kreuzfahrer, freilich mit weniger Begeisterung, dafür aber im Vollgenuß aller Erfindungen der heutigen Civilisation und Gastronomie.

Am Abend bestiegen wir Notre-Dame de la Garde. Da sieht man unten Stadt und Hafen, wie sich der Nebel darüber herzieht. Auf der Landseite stehen eine Menge kleiner weißer Häuser in einer noch nicht ganz von der Sonnenhitze versengten Ebene. Nichts aber gleicht dem schönen, grenzenlosen Meer. Wundervoll schön und zauberisch ist's, wenn die Sonne untergeht und ihre letzten Strahlen auf die kahlen Felsen der Inseln If, Pommègue und Ratoneau wirft, so daß sie wie goldene Zaubereilande aus dem bläulichen Meer hervorragen. Im Hintergrund zeigen sich Schiffe mit vollen

Segeln, die vielleicht von einem entlegenen Welttheil kommen, und auf denen Mancher gerührt, ungeduldig nach dem lange nicht gesehenen Vaterlande blickt. In Häfen wie Marseille sieht man oft die ergreifendsten Auftritte des Schmerzes und der Verzweiflung, aber auch der Freude und des Entzückens: Thränen und Wehmuth beim Trennen und Scheiden, grenzenlose Freude beim Wiedersehen. Diese Flügelhäuser tragen so oft zerrissene Herzen in's Weite, aber auch manche erfüllte Hoffnung wieder in die Heimath.

(Schluß des ersten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

(Beschluß.)

Englische Erbfolge. Fraser und Berkeley.

Weil dem so ist, kann es nicht Härte des Gesetzes, sondern muß vielmehr Schutz der Moralität genannt werden, daß nach englischem Rechte der Makel unehelicher Geburt durch das nachfolgende Ehebündniß der Eltern nicht ausgelöscht wird, und das vor der Ehe geborene Kind der Ansprüche verlustig bleibt, welche nicht einmal der Vater ihm hätte entziehen können, wenn der Segen der Kirche seiner Geburt vorausgegangen wäre, und die nun weder Vater, noch Mutter ihm zu sichern vermag. Der Erstgeborene ist in England überhaupt seiner Eltern alleiniger gesetzlicher Erbe. In Bürgerfamilien und wo das Vermögen ein bewegliches ist, kann testamentarische Verfügung das Gesetz nach Belieben abändern und ohne Nennung eines Grundes den enterben, der außerdem alleiniger Besitzer des ganzen Nachlasses geworden seyn würde. In Adelsfamilien und wo das Vermögen in Landeigenthum besteht, ist der Erstgeborene ebenfalls alleiniger gesetzlicher Erbe von seines Vaters Titel und Gütern; doch ist sein Recht darauf ein angebornes, das keine leztwillige Verordnung ihm nehmen kann. Hier aber tritt nun das Erforderniß ehelicher Geburt in vollster Strenge ein, und der gesetzliche Anspruch auf Titel und Güter erlöscht, wenn auch nur erwiesen wird, daß die Mutter früher Mutter geworden, als Gattin gewesen ist. Als daher nach dem Hinscheiden des alten Grafen Berkeley sein Erstgeborener den väterlichen Titel annahm (denn es ist bekannt, daß in England nicht wie in Deutschland die Söhne eines Edelmanns schon bei Lebzeiten des Vaters dessen Rang und Titel theilen, sondern entweder andere Titel, oder nur den titellosen Namen führen), wurden schnell Stimmen laut, die ihm seine Berechtigung auf den Grund seiner vorehelichen Geburt absprachen. Lebte ein anderer in der Ehe geborener Sohn, so fiel das Erstgeburtsrecht diesem zu, und da ein solcher wirklich vorhanden, derselbe aber noch minderjährig war, so machten seine Vormünder den Anspruch ihres Mündels geltend. Die Gräfin Mutter hatte ihren Gemahl überlebt, und je inniger sie an ihren Kindern und diese an ihr hingen, und je höher der Standpunkt war, auf welchen Werth und Würdigkeit sie in der öffentlichen Achtung hoben, um so schmerzlicher war es für sie und um so empfindlicher für ihre Kinder, als der Grund, der das Recht des Erstgeborenen auf den Zweitgeborenen übertragen sollte, vor dem Hause der Pairs gerichtlich erörtert wurde. Das Urtheil entschied für den Antrag der Vormünder, und auf dieses Urtheil deutete der Recensent von Schloß Berkeley in der Frage: warum Grantley Berkeley's ältester Bruder nicht als Graf Berkeley im Oberhause size? Wenn es indessen für das verwundete Gefühl des Weibes und der Mutter einen Balsam geben konnte, so fand sie ihn darin, daß das öffentliche Aergerniß ihr nicht die Liebe ihrer Kinder schmälerte, und daß, als der Zweitgeborene volljährig geworden war, er die Annahme des ihm zugesprochenen väterlichen Titels „aus Achtung gegen seine Mutter" verweigerte. Solcher Edelmuth ist in Israel selten, und deßhalb meinte ich, daß der Recensent, der für dienlich befunden, den Fehltritt der Mutter zu erwähnen, auch der Großmuth des Sohnes hätte gedenken sollen. Alle diese Dinge wären durch den Aufsatz in Frasers Magazin Einigen in's Gedächtniß zurückgerufen worden, oder er hätte einigen damit Unbekannten eine neugierige Frage abgelockt. Das Aufsehen, welches Berkeley's Ueberfall erregte, und Frasers Klage frischten die vergessenen Dinge allgemein auf und brachten sie in den Mund des großen Publikums. Hätte Berkeley nach dem Lesen der Kritik diese nothwendige Folge seines raschen Entschlusses bedacht, so würde er ihn wahrscheinlich unausgeführt gelassen haben. Ein gewandter Sachwalter legte Frasers Entschädigungsanspruch, gehörig colorirt, den Geschworenen vor, und ein nicht minder gewandter Redner erinnerte die Geschworenen an den Gefühlssturm, welcher den Novellendichter ergriffen und in betäubendem Wirbel zu unverzögerter Züchtigung des Herausgebers einer so empörenden Schandschrift fortgerissen haben müsse, und versuchte, das Unrecht des Einen gegen das Unrecht des Andern aufzuwägen. Das gelang ihm nun allerdings nicht und konnte ihm rechtlich nicht gelingen. Wären indessen die Geschworenen verpflichtet, ihr Verdict mit Zweifels- und Entscheidungsgründen zu begleiten und aus lezteren zu rechtfertigen, so würde es sich wohl gezeigt haben, daß sie in die Schale für den Verklagten die Aufreizung des Sohnes, und in die Schale gegen den Kläger die Schuld des Aufreizers geworfen. Frasers Mißhandlung war so groß, daß nur eine bedeutende Geldsumme, nicht ihn dafür entschädigen, sondern der Größe derselben entsprechen, nur eine dem eigenmächtigen Frevler schmerzlich fühlbare Ausgabe eine angemessene Buße heißen konnte. Aber selbst wenn Berkeley die zuerkannte Buße aus eigener Tasche zahlen müßte, und es nicht wahrscheinlich wäre, daß seine reiche Familie ihren Ritter schadlos halten würde, könnte jene für keine verhältnißmäßige gelten. Nach einer wenige Minuten dauernden Berathung gab der Vormann der Geschworenen ihren Ausspruch in den Worten ab: für den Kläger einhundert Pfund Sterling.

W. S.

Geographische Homonyme.

Im Süden weit ist es ein Wild,
Sein Fell so kostbar besezt, so mild;
Im Ost ein lustiger Musikus,
Nach dessen Pfeife man tanzen muß;
Im Norden klingender Theolog,
Doch hier zu Land ein Neolog.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 7.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 9. Januar 1837.

— Ich
Sah rings umher und sah nur Sternenglanz,
Und sah auch meine Erd', ein kleiner Ball,
Mit ihrem Mond.

Herder.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte. *

Von

Dr. Nürnberger.

Wir können unsern diesmaligen Bericht, den sympathetischen Wünschen der meisten unserer Leser gemäß, wieder mit dem Himmel beginnen, und zwar sind es Sir John Herschels Entdeckungen am südlichen Firsternhimmel, worüber uns eine Mittheilung vorliegt und womit wir unsern Vortrag würdig zu eröffnen gedenken. Dieser vortreffliche Beobachter, bekanntlich Sohn des im Jahre 1822 verstorbenen berühmten Astronomen Friedrich Wilhelm Herschel, hat des Vaters mächtige Teleskope zur Durchmusterung der in Europa nicht zu Gesicht kommenden südlicheren Himmelsgegenden jezt nach dem Kap der guten Hoffnung verpflanzt und an einem zur Beobachtung besonders bequem gelegenen Orte daselbst, mit Namen Feldhausen, aufgestellt. Eine große Heiterkeit der Luft, welche dem Kap eigen ist, * begünstigt ihn bei diesen Beobachtungen, und also entfaltet sich ihm das schönste, wunderbarste Himmelsschauspiel. Der allgemeine Anblick des südlichen Firmaments in der Nähe des Pols ist nämlich, nach seinen Beschreibungen, über allen Ausdruck reich und prächtig, wozu besonders der größere Glanz und die breitere Entwicklung der Milchstraße beiträgt, welche hier vom Sternbilde des Orion bis zu dem des Antinous nur als ein einziger glänzender Lichtstreifen erscheint. Gleichwohl zeigt sich dieser Streifen bei näherer Betrachtung seltsam durchbrochen von leeren, sternlosen Flecken, vorzüglich in den Sternbildern des Scorpions und Kreuzes; gegen Norden hin wird die Milchstraße dünner und blässer. Es ist hiernach wohl ausgemacht, daß unser Sonnensystem nicht im Mittelpunkte der Kreisebene liegt, welche der Ring der Milchstraße umgibt, sondern daß wir eine excentrische Stellung dagegen haben,

* Vergl. den vorlezten dieser Berichte in Nr. 288 u. ff. vom vorigen Jahrgang unserer Blätter.

Wir sind zwar nicht gewohnt, diese Berichte einander schnell folgen zu lassen, allein die Reichhaltigkeit und Wichtigkeit der Materien erlaubt uns diesmal nicht, die Mittheilung länger zu verschieben.

Anm. d. Red.

* Herschel bemerkt über diese, auf dem Kap stattfindende außerordentliche Heiterkeit der Luft, daß man die Venus meistens noch Morgens gegen neun Uhr bei vollem Sonnenschein mit bloßem Auge wahrnehme, und daß es ihm dort gelinge, beim Mondschein ohne Glas die feinste Schrift zu lesen.

und uns diesem Ringe selbst da viel näher befinden, wo die Sternbilder des Schwans, Adlers, Pfeils u. s. w. in demselben glänzen, und wo er sich daher viel breiter, heller und mit scheinbar weiter aus einander gerückten Sternen zeigt, als in den diametral gegenüberliegenden Stellen des Fuhrmanns, der Zwillinge u. s. w.

Die erste und natürlichste Frage, die sich uns bei Betrachtung der Milchstraße, dieser prachtvollen Zone, aufdrängt, welche Klopstock „dem Unendlichen die Straße voll Glanz" nennt, ist die: warum sich die Sterne hier auf einmal so dicht zusammengedrängt zeigen, daß der übrige Himmel dagegen fast verödet erscheint? Wir finden uns gleichsam gezwungen, eine gewisse Symmetrie im Himmelsbau, in der Vertheilung der Gestirne durch die Unendlichkeit der Himmelsräume anzunehmen; — und dieser so natürlichen Annahme widerspräche die herrliche Milchstraße durch das Uebermaß der dort, im Vergleiche zum übrigen Himmel, zusammengedrängten Sterne? Diese so dringende Frage haben aber auch schon Kant, Lambert, Herschel aufgeworfen, und nach der übereinstimmenden Meinung dieser Weltweisen stehen die Sterne in der Milchstraße nicht wirklich, sondern nur scheinbar dichter beisammen als an den übrigen Himmelsstellen. Der uns zu Gesicht kommende Theil des Fixsternhimmels hat nämlich nach der ganzen Kreisrichtung der Milchstraße hin bloß eine größere Ausdehnung, gleichsam als wenn das Sterngewölbe platt gedrückt und dadurch nach gedachter Richtung hinausgerückt wäre, dergestalt, daß die Sterne dorthin, zwar immer in gleichen Entfernungen, aber in längeren Reihen und also in größerer Zahl hinter einander stehen. Wenn wir z. B. in einem Walde solche Bäume betrachten, welche in langen Alleen hinter einander angepflanzt sind, so erscheinen uns diese Bäume, troß ihrer respektiven gleichen Entfernung von einander, durch eine optische Täuschung gleichwohl auch dichter; eben so ergeht es uns mit der Milchstraße, in welcher die Sterne ebenfalls nicht dichter beisammen, sondern nur in längeren Reihen hinter einander stehen. — Es ist ferner zu bemerken, daß sich unser Sonnensystem auch nicht einmal in der Ebene der Milchstraße selbst befindet, welches daraus folgt, daß uns dieser Sternring nicht völlig als ein größter Kreis der eingebildeten Himmelshohlkugel erscheint. Denn der Beobachter wähnt sich immer im Mittelpunkte jener eingebildeten Himmelshohlkugel, und folglich auch im Mittelpunkte sämmtlicher in ihr gedachten größten Kreise, deren Ebenen demnach alle durch sein Auge gehen; und wenn ihm also ein Kreis, wie hier die Milchstraße, nicht als größter erscheint, so ist dies, wie gesagt, ein Beweis, daß der Beobachter sich nicht in der Ebene desselben befindet. Die Milchstraße geht aber dem Südpol um zehn Grad näher als dem Nordpol vorbei, da doch, wenn sie größter Kreis wäre, ihre Entfernung von beiden Polen gleich groß seyn müßte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Jahr 1836 in . . . .

(Fortsetzung.)

Wenn der ewige Wechsel der Moden, besonders der weiblichen Tracht, nur denen furchtbar ist, deren Börsen er compromittirt, so erscheint er nur denen so bedeutend und genial regellos, welche ein Lebensinteresse darin finden. Ein Auge, das sich ein wenig in die historische Vogelperspektive zu stellen weiß, findet den durchgreifenden Grundtypus leicht heraus. So befinden wir uns fortwährend, troß alles launischen Zerrens und Kräuselns, Uebertreibens und Beschneidens an diesem oder jenem Ende, in der großen Periode des Kostüms, welche der amerikanische Freiheitskrieg vorbereitet und die französische Revolution schnell herbeigeführt hat. Wie man hin und wieder in der Politik fruchtlosen Bestrebungen begegnet, Gespenster aus einem untergegangenen Staatsleben mit dem Fleisch und den Farben der Wirklichkeit zu umkleiden, so wird man auch im cyklischen Wechselspiel der Moden durch Rückgriffe auf die Formen früherer Perioden überrascht; aber solche Versuche erscheinen bloß als nie ausbleibender Widerspruch gegen den Zug der Natur, und dadurch rein episodisch, ja oft pathologisch. Bei solchen Erscheinungen faselt dann der Schwache von Jesuiten und lettres de cachet, und der Eiteln blickt aus ihrem Spiegel eine leibhafte Marquisin von Pompadour entgegen, mit Allem, was sich an diese Erinnerung knüpft. Dergleichen sind nur Klippen im Strome, an denen er sich dort murrend, hier murmelnd bricht und dann ruhig weiter zieht: unaufhaltsam geht die Geschichte ihren Gang, ihr parallel die Entwicklung der äußern Lebensformen, und leztere kann und wird noch lange dem Impulse folgen, der sie auf Verbürgerlichung der Tracht, negativ auch Verwischung alles dessen, was Stände, Kasten, Gewerbe unterschied, positiv auf das hintreibt, was Allen anständig und bequem ist.

Für das weibliche Geschlecht schien seit einer Reihe von Jahren das leztere Ziel gewissermaßen schon erreicht, und zwar durch den benedeiten Gigot und den übrigen Harnisch der leztverflossenen Zeit. Schwerlich ist je eine Combination dem schönen Geschlecht so vortheilhaft gewesen und daher mit so viel Liebe festgehalten worden. Es ist als ob Atropos in einem Augenblick guter Laune das Muster zugeschnitten hätte: die Tracht machte Alle gleich, wie das erstere Spiel ihrer Scheere. Es war

damit ein conventionelles Schema, ein stereotyper Umriß der weiblichen Gestalt gegeben, in den sich Jede und Erforderniß hineinbauen konnte. Die Tyrannei der Schönheit, welche bekanntlich unter dem Direktorium und noch unter Napoleon eine unerträgliche Diktatur ausgeübt hatte, schien auf lange, wenn nicht auf ewig gekürzt; derjenigen, welche bei der bequemen Tracht ihren Vortheil fanden, waren unendlich viel mehr, als deren, welche verloren, wenn Alles gewann, und der [illegible] weibliche Demos rechnete keck darauf, daß der [illegible], statt das Abstraktionsvermögen der Männer zu [illegible], ihnen nur etwas weiß machen würde. Und so war es auch: in unserer Phantasie wurde nachgerade eine ungemeine Entwickelung der Schultern ein natürlicher Zug der weiblichen Gestalt, und ältere weibliche Bilder, um nicht zu sagen sogar Statuen, erschienen uns als monstra per defectum.

Wenn ich nicht irre, so datirt sich das Avenement des Gigot etwa vom Jahr 1824 her, und er ist demnach ein wahres langes Parlament im Reiche der Mode. Schwerlich hat je ein so ausgesprochener Typus so lange regiert: Mode, die launische Herrscherin, schien ganz vergessen zu haben, ernstlich mit ihrem Kriegsminister zu arbeiten und einmal wieder ein neues, umgestaltendes Uniformirungsreglement für ihr getreues weibliches Heer zu erlassen, und man makelte zehn Jahre und länger an den kleinen Montirungsstücken. Auch unsere Damen lebten ruhig unter dem kleidsamen, duldsamen Regime, seiner Segnungen in Dankbarkeit genießend, und auch bei uns ist ohnedem die Miliz der Mode so gut disciplinirt, daß vielleicht kaum Einer unter den Höchststehenden die Gleichheit vor dem Gesetze des Gigot beschwerlich dünkte. Aber die Construction eines Ermels und eines Bruststücks, selbst die [illegible], kann einmal nicht so lange dauern als ein [illegible], und so mußte der unbefangene, unparteiische Beobachter, wenn auch mit Schmerz, die Zeit kommen sehen, wo all die pompösen Friese und Auslaladungen der weiblichen Büste auf den Abbruch würden [illegible] werden.

Vielleicht noch nie, seit man sich in hiesiger Stadt [illegible] kleidet, war eine bevorstehende Reform in der Toilette als ein Uebel betrachtet worden; diesmal aber [illegible]zuckte es wohl die große Mehrheit des schönen Geschlechts mit einem nicht angenehmen Gefühl, als man auf einmal erfuhr, wie zu Paris die überladene Wolke des Gigot geplazt sey und die weibliche Büste negativ [illegible], kahl und armselig zurückgelassen habe. Man [illegible] Intriguen der Schönheitsaristokratie, die sich unbegreiflicherweise so lange ruhig verhalten, man ging so weit, daß man die enge, knappe Bekleidung von Arm und Schulter und den ehrlichen Umriß der Natur für [illegible] erklärte; aber man wußte leider nur zu gut, daß, wenn es mit der Reform Ernst wurde, sie unausbleiblicher zu unsern Thoren einziehen würde als die Cholera. Ich habe eine Nichte, die geht seitdem nie durch das Vorzimmer, ohne seufzend zum Porträt ihrer Urgroßmutter aufzusehen, in dem sie das Bild ihrer eigenen bevorstehenden Verärmlichung erblickt; und doch steckt in ihr ein so herrliches Weib, als Natur je deutschem Boden entspringen ließ, und jezt schon könnte sie durch die gefürchtete Neuerung nur unendlich gewinnen; wer kennt und hat aber im sechzehnten Jahr alle seine Vortheile?

Beteten wir noch an Altären der Grazien, unsere Weiber und Töchter wären processionaliter hingezogen und hätten einen Riesengigot ex voto zur Abwendung der Gefahr im Heiligthume aufgehängt. Vor Monaten, als nur erst der rosenfarbige Postillon de modes den Ausbruch des Uebels im Pariser Infektionsherd gemeldet hatte, konnte man sich immer noch der Hoffnung hingeben, daß es gewisse Grenzen nicht überschreiten, daß es etwa nur die höchsten, am meisten dazu disponirten Stände heimsuchen würde. Denn Gottlob! alle die kindischen Krankheiten, die dort ausgebrütet werden, müssen wir denn doch nicht alle durchmachen. Scharfblickende wollten allerdings bald alle Symptome einer Weltseuche erkennen, aber im Allgemeinen fing man wieder an sich zu beruhigen, und konnte sich wieder desto ungestörter vor der Cholera fürchten. Da auf einmal kamen auf einem Casinoball unter Frauen mittlern Standes mehrere sehr bedenkliche Fälle vor. Vor wenigen Tagen, ja Stunden, noch stattliche Weiber, deren Nacken sich stolz über der reichen Blätterkrone gewiegt, welche Schultern und Busen umrauschte, und jezt — wie unnatürlich natürlich! heruntergekommen! ein entlaubter Stamm! „O piteous spectacle! woeful day!“ Seit diesem Tage ist am allgemeinen Ausbruch kaum mehr zu zweifeln; ich breche aber hier ab, um der erschreckten Phantasie Ruhe zu gönnen, denn mein nächster Brief soll von einem nicht minder ernsten Gegenstand, von der Cholera, handeln.

Die Vergessene.

Urahne schleicht durch's ganze Haus
Und murmelt den Abendsegen,
Sucht emsig jeden Winkel aus,
Bevor sie sich mag legen.

Im Lehnstuhl hinterm Ofen sieht
Sie nach dem alten Gatten:
Sie find't ihn nicht, ihr überzieht
Das Aug' ein dunkler Schatten.

Sie geht die Kammern aus und ein,
Herum an allen Betten,
Hält über die Kissen die Ampel herein
Der leeren Lagerstätten;

Horcht, wie ihr Tritt im öden Raum
So hohl, so einsam knarret;
Sie schüttelt sich in wirrem Traum,
Sinnt vor sich hin und starret.

„Herr Gott im Himmel! Alle fort!
Die Kinder in ihren Gruben,
Sie gingen ohn' ein Abschiedswort,
Und ließen mich in der Stuben.

Ach Herr, du nahmst sie all zu dir,
Sie sind wohl lang vermodert;
Wo war ich denn, da du von hier
Mein Häuslein abgefodert?

O Gott! hast mich vergessen!“ Stumm
Schleppt sie sich zu dem Hacken
Und schlingt den Todesstrick sich um
Den hundertjährigen Nacken.

Ludwig Seeger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, December.

Volksbilder in aufsteigender Linie.

Ich setze die in meinem vorigen Brief abgebrochene Gallerie von Volksbildern fort, und hoffe sie zu Ende zu bringen, wenn mir nicht anders der Stoff unter den Händen wächst.

Die männlichen Dienstboten zerfallen in Lakaien und Hausknechte; erstere werden nur von ganz reichen Familien gehalten, einen Hausknecht aber muß jedes Comptoir haben. Wie in andern großen Städten, sind die Lakaien ein ziemlich verderbtes, müßiggängerisches und genußsüchtiges, überdieß auch oft impertinentes Volk, während der brave Hausknecht sein Brod in Ehren und durch angestrengten Fleiß verdient. Nur Sonn- und Festtags vertauscht er die kurze blaue Jacke und das lederne Schurzfell gegen einen guten Rock, eine elegante Weste und ditto Pantalons; dann streicht er sein Haar reichlich mit duftender Pommade, hängt eine breite, sauber geputzte Bronzekette mit ungeheuern Uhrschlüsseln und Pettschaften an die silberne Uhr, und führt in diesem Staate sein Liebchen, eine ehrbare Köchin oder ein lustiges Klein- (Stuben-) mädchen, in Peter Ahrens, Dargerlohs oder Fuchs Tanzsalon. Im Sommer begeben sich diese Paare häufig nach Tivoli und andern Theatern vor den Thoren, wo im Freien gespielt wird. Im Ganzen gehören die Hausknechte zu den ehrenwerthen Leuten, da man sie, indem man ihnen viel anvertrauen muß, nur dann in seinen Dienst nimmt, wenn sie ganz vorzügliche Zeugnisse aufzuweisen haben. — Die weiblichen Dienstboten liegen größtentheils im Argen, und selbst die neue, so lange sehnlichst erwartete Gesindeordnung hat bisher noch wenig Einfluß auf die moralische Besserung dieses Standes ausgeübt. Die leidige Putzsucht ist das Verderben aller weiblichen Dienstboten in Hamburg, und wenn sie gar hübsch sind, was nicht selten der Fall ist, so gibt es keine Rettung für sie. Dies wird nicht eher besser werden, als bis wir auch eine Kleiderordnung für die Dienstboten haben. Jezt kleidet sich das Dienstmädchen ganz nach der herrschenden Mode, und ist von der Dame des Hauses nur durch die seltsam geformte Mütze mit einem breiten, ungeheuer weiten Strich zu unterscheiden, an Sonn- und Festtagen aber, wo sie alle Moden auf eine oft lächerliche und übertriebene Weise nachäffen, gar nicht, außer an der schlechten Haltung, dem plumpen Gang und den schlotternden Armen mit rothen, groben Händen.

Ich komme jezt zu den Juden. Es ist kaum glaublich, daß im neunzehnten Jahrhundert der Name Jude noch als ein Schimpfwort gelten kann, und doch ist dem wirklich so, wenigstens bei uns. Der Jude mag beginnen, was er will, er mag sich durch Reichthum, Tüchtigkeit, Großthaten, Verstand oder Talente auszeichnen, es hilft ihm Alles nichts, und wieder und immer wieder wird man den Spruch hören: „Er ist doch nur ein Jude!“ Der Judenhaß, oder vielmehr die Judenverachtung streift hier wirklich an's Unglaubliche, und wenn christliche Familien sich auch von dem Verkehr mit reichen Juden nicht ganz losmachen können, so wird es doch stets den Anschein haben, als ob man sich zu diesen herablasse, selbst wenn man Vortheile von ihnen zieht oder gar Wohlthaten von ihnen empfängt. Nie wird eine hiesige christliche Familie es sich zur Ehre rechnen, mit einem geistreichen, trefflichen oder reichen Juden umzugehen; ja, man entschuldigt sich wohl gar deßhalb und schüzt die Macht der Verhältnisse u. s. w. vor. Dieser Haß dehnt sich selbst auf diejenigen aus, die zu uns übergetreten sind, und dann heißt es: „Ihm ist zwar ein wenig Wasser über den Kopf geschüttet, aber er bleibt doch ein Jude!“ Und das in unserer Zeit, wo man so eifrig darauf ausgeht, das ganze Christenthum über den Haufen zu werfen, wo eine jüdische Geldmacht sich nicht nur au niveau mit andern Mächten gestellt, sondern sie sich gar dienstbar gemacht hat, in unserer Zeit, wo Alles Toleranz predigt! Diese Stimmung hat sich in der neuesten Zeit hier wieder mehrere Male Luft gemacht, indem man die Juden aus verschiedenen Vergnügungsorten mit Gewalt vertrieb, wobei es arge Schlägereien gab, denn die Juden vertheidigten sich muthig. Befragt man die Christen nach der Ursache dieses unnatürlichen Hasses, so erhält man zur Antwort: „Sie sind arrogant, unverschämt und wucherisch, meinen es überdies mit keinem Christen ehrlich.“ Man sehe aber nur den Sohn eines reichen christlichen Hauses, den kaum dem Knabenalter entwachsenen Sohn eines Senators oder Bürgermeisters an, und sage mir, ob sich die höchste Arroganz in seinen aufgeblähten Mienen, ja in seiner ganzen Erscheinung einen Augenblick verkennen läßt? Ja ist selbst der Mittelstandsmann nicht arrogant, wenn er, indem er mit Stolz die hier so oft vorkommende Redensart hören läßt: „ich bin Hamburger Bürger!“ sich selbst Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen gegen solche Personen erlaubt, die nicht, wie er, Bürger des kleinen Staates sind? Was den Vorwurf des Wuchers betrifft, so gibt es wohl wenige christliche Kaufleute, die einen sich ihnen darbietenden Vortheil von sich weisen; mehr thun aber auch die Juden nicht, denn der eigentliche Wucher ist ihnen durch die Geseze streng verboten, und sie sind zu furchtsam, um gegen diese zu verstoßen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Shakespeare.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 4. Montag, 9. Januar 1837.

Lyrische Dichtkunst.

1) Shakespeare-Almanach. Herausgegeben von Gottlob Regis. Berlin, Veit und Comp., 1836. 8. S. 358.

Ein neuer Almanach, der die Bestimmung hat, Uebersetzungen nicht bloß von Shakespeare, sondern auch von verwandten Dichtern seiner Zeit aufzunehmen.

Den Anfang machen die lyrischen Gedichte Shakespeares (Sonette und der verliebte Pilger). Sie sind in der gelehrten Welt sehr bekannt, beim großen Publikum aber desto weniger, und wir erklären uns diese Versäumniß daraus, daß nicht bloß die allerdings gesuchten und übertriebenen Spitzfindigkeiten, sondern auch die zartesten, wir möchten sagen, duftigsten Feinheiten es sind, die dem gewöhnlichen Geschmack nicht zusagen. Dazu kommt, daß die größere Zahl der Sonette Herzensergießungen gegen einen Mann sind, wie man sie sonst nur gegen Frauen auszugießen pflegt. Sie sind an den Grafen von Southampton gerichtet (wie es wenigstens die Kritik am wahrscheinlichsten gefunden hat) und Ausdrücke der schwärmerischesten Anhänglichkeit, deren Ernst gleichwohl sehr oft in den heitersten Scherz umschlägt, z. B. in folgendem resignirten Sonett:

XLII.

Daß Du Sie hast, ist nicht mein ganzer Schmerz;
Und habe doch fürwahr Sie treu geliebt.
Daß Sie Dich hat, ist meines Kummers Herz,
Ein Liebesraub, der tiefer mich betrübt.
Euch Liebes-Sünder will ich so vertheid'gen:
Du liebst Sie, weil Du weißt, daß Sie mir werth;
Und so auch Sie muß mich um meinethalb beleid'gen,
Erhörend meinen Freund, der meinethalb Sie ehrt.
Verlier' ich Dich, mein Liebchen nimmt die Beute;
Verlier' ich Sie, gleich findet sie mein Freund:
Sie Beide finden sich, und ich verliere Beide,
Zu meiner Qual um meinethalb vereint.
Doch, Glück! Sind wir nicht eins, Er mein, ich Sein?
Holdsel'ger Traum! dann liebt Sie mich allein.

Die minder zahlreichen Sonette, die ein weibliches Wesen zum Gegenstande haben, unterscheiden sich von Liebesgedichten anderer Sänger, z. B. Petrarcas, sehr auffallend durch eine Natürlichkeit, die sogar das Derbe nicht verschmäht, z. B.:

CXXX.

Von Sonn' ist nichts in meines Liebchens Blicken:
Wenn Schnee weiß, ist Ihr Busen graulich gar:
Weit röther glüht Rubin als Ihre Lippen:
Wenn Haare Draht sind, hat Sie drahtnes Haar.

Damaskus-Rosen weiß und roth erblickt' ich;
Doch nicht auf Liebchens Wangen solchen Flor:
Und mancher Wohlgeruch ist mehr erquicklich
Als der aus Ihrem Munde geht hervor.
Gern hör' ich wenn Sie spricht; doch zu gestehen
Bleibt, daß Musik mir weit ein süß'rer Gruß.
Zwar keine Göttin hab' ich schreiten sehen:
Mein Liebchen, wenn es wandelt, geht zu Fuß.
Und doch, gewiß, so hoch beglückt Sie mich
Als irgend Eine, die man schlecht verglich.

CXXXVIII.

Wenn Liebchen spricht, daß nie ihr Herz erkalte,
So glaub' ich ihr, wenn sie es schon erfand;
Damit sie mich für einen Neuling halte,
Mit Listen dieser Welt noch unbekannt.
So, irrig wähnend, daß Sie jung mich wähne,
Wiewohl sie weiß, mein Frühling ist dahin,
Leugn' ichs ihr nicht in ihre falschen Zähne,
Und beiderseits verbirgt sich wahrer Sinn.
Doch warum sagt Sie nicht, daß sie nicht treu?
Warum nicht Ich, daß einst ich jung gewesen?
O, Amors Lieblingslust ist Heuchelei,
Und Lieb' in Jahren mag nicht Jahreszahlen lesen.
Darum belüg' ich Sie, belügt sie mich,
Und unsre Lügensünden schmeicheln sich.

Doch auch hier, wie überall, ist Shakespeare so mannichfaltig, daß er die niederländische Schule beständig mit der italienischen wechseln läßt. Wie zart sind folgende Sonette:

XXIII.

Wie auf der Bühn' ein ungeübter Held,
Wenn ihn die Furcht in seiner Rolle hindert,
Oder ein wild Geschöpf, das Wuth zu hitzig schwellt,
Und übermächtig ihm die eigne Stärke mindert:
So ich vergess' es, zaghaft, auszusprechen
Was von mir fordert voller Liebe Pflicht;
In eigner Liebe Macht schein' ich mich abzuschwächen,
Zu Boden drückt mich eigner Gluth Gewicht.
O dann nimm meine Blick' als Redekünste
Und stumme Deuter der beredten Brust!
Die flehn um Lieb' und schmachten um Gewinnste
Mehr als ein Mund mit Worten je gewußt.
Was Liebe schweigend schrieb, o lern' es lesen!
Mit Augen hören ziemt der Liebe feinem Wesen.

CLIV.

Einst schlief der kleine Liebesgott; zur Seiten
Lag neben ihm sein Herzensfeuerbrand.
Und manche Nymphen, die sich keuschem Leben weihten,
Umhüpften ihn. Mit ihrer Mädchenhand
Ergreift die schönste Büßerin dies Feuer,
Darin viel tausend Herzen sich verzehrt:
So ward von Jungfrauhänden der Verleiher
Heißathmender Begier im Schlaf entwehrt.
Sie löscht den Brand in einem kühlen Bronnen,
Den Liebesgluth mit ew'ger Hitze traf:
Er ward zum Bad, wo Kranke Heil gewonnen,
Genesung trinkend. — Doch ich, Liebchens Sklav,
Trink' ihn umsonst: die Welle rauscht und spricht:
Wenn Liebe Wasser wärmt, kühlt Wasser Liebe nicht.

Einige Gedichte beziehen sich nicht auf Liebe, sondern enthalten allgemeine Klagen eines edeln Unwillens:

LXVI.

Müde von alle diesem wünsch' ich Tod:
Verdienst zum Bettler sehn geboren werden,
Und hohle Dürftigkeit in Grün und Roth,
Und wie sich reinste Treu entfärbt auf Erden,
Und goldnen Ehrenschmuck auf Knechteshaupt,
Und jungfräuliche Tugend frech geschändet,
Und Hoheit ihres Herrscherthums beraubt,
Und Kraft an lahmes Regiment verschwendet,
Und Kunst im Zungenbande der Gewalt,
Und Schulen-Unsinn, der Vernunft entgeistert,
Und schlichte Wahrheit, die man Einfalt schalt,
Und wie vom Bösen Gutes wird gemeistert:
Müde von alledem, wär Tod mir süß;
Nur daß ich sterbend den Geliebten ließ.

LXX.

Daß Du geschmäht wirst, nicht verübl' ich's Dir;
Denn stets war Anmuth der Verläumdung Ziel.
Verdacht und Argwohn sind des Schönen Zier,
Im Himmelblau ein schwarzes Krähenspiel.
Wenn gut Du bist, bewährt Verläumdung Deine Güte
Nur desto reiner, weil Dich Welt umkost:
Denn Lasters Wurm liebt sich die schönste Blüthe,
Und Dein Lenz zeigt sich rein und fleckenlos.
Durch Jugend-Hinterhalte bist Du hindurch,
Bald unberührt, bald siegreich durchgedrungen;
Und dennoch fesselt dieser Ruhm Dir nicht
Die ewig losgelaßnen bösen Zungen.
Du Einer müßtest, ohne schlimmen Schein,
Von Herzenskönigreichen Meister seyn.

Der „verliebte Pilger“ umfaßt eine Sammlung Lieder von zärtlichem Inhalt, Bilder, mit zum Theil sehr glühendem Pinsel gemalt, z. B. IV. Dann folgt ein Zwischenspiel aus Thomas Middleton's Mayor von Quinborough. Der Dichter war Shakespeares Zeitgenosse und obwohl an Werth ihm weit untergeordnet, doch in der Manier ihm verwandt.

5) Poetische Reisetabletten aus Italien, Tyrol, Deutschland, dem Elsasse und der Schweiz. Von J. B. Rousseau. Frankfurt a. M., Varrentrapp, 1836.

Theils elegische, theils epigrammatische Reisebilder, je nachdem der Verfasser mehr eine sanfte oder erhabene Empfindung, oder eine witzige Bemerkung anzubringen hatte. Dazwischen auch viele Gedichte, die sich nicht grade auf die Reise beziehen. Der Verfasser besitzt eine schöne Dichtergabe, aber eine gewisse angenehme Leichtigkeit verleitet ihn zu kleinen Flüchtigkeiten, die er wohl vermeiden könnte. Eins seiner besten Sonette aus Italien ist:

Der Dom zu Mailand.

Auf zwei und fünfzig marmornen Colonnen
Trägst du das Bild Madonna's über Mailand,
Und schwimmst, ein stolzes felsenzackig Eiland,
Mit Spitzentausenden im Reich der Sonnen.

Bewundert prangt, was kühn der Geist ersonnen,
Der für das Erhabne Großes zeugte weiland.
Ein würdiger Palast für einen Heiland,
Heißt du, o Dom, der Andacht ew'gen Bronnen!

Mit fünf Portalen, bildgeschmückten Ecken,
Mit Thürmchen, die die Finger betend strecken,
Mit Marmorblumen, die die Stürme bleichen,

Steigst du in Wolken, steinerne Lawine,
Und zeigst, daß alles Schöne Gott nur diene,
Und daß das Schönste strebt zu seinen Reichen.

Dieses gewiß schöne Gedicht hat einen unnöthigen Makel erhalten durch die Marmorblumen, die die Stürme bleichen. Sturm und Wetter machen im Gegentheil den ursprünglich weißen Marmor mit der Zeit schwarz, wie man namentlich am Mailänder Dom sieht. Eine der besten Dichtungen sind „des Künstlers Rosen und Dornen", die zur Erbauung gar manches Künstlers dienen können. Hier nur einige Strophen:

Selbst Armuth naht, die dürre Hand in Künstlers Brust zu schlagen.
Die Noth schuf manch schön Gedicht, noch schönere der Magen.
Doch lebt Homer, der blinde Greis, nicht gottgleich überm Grabe,
Indeß von Krösus man nur spricht, daß er gelebet habe?

Der Neid, die scheußliche Harpy', beschmuzt auch Künstlers Streben.
Das Schicksal ras'te nicht so arg in jenem Haus zu Theben,
Als es die Künstlerbrust durchtobt, die von dem Neid ergriffen.
Das Messer sich zur eigenen Vernichtung hat geschliffen.

Und Haß verschwistert sich dem Neid, doch nur zu eignem Schaden:
Denn Der, auf den sich das Geschoß des Hasses soll entladen,
Kann sich die Achtung Derer, die, uns achtend, uns auch ehren,
Durch Duldung unverdienten Hohns, durch Schweigen, nur vermehren.

Fleuch, Hochmuth, aus des Künstlers Brust: Du bist des Teufels Sippe,
Und führst wie er versuchend hin zu jener Schwindelklippe,
Wo in die Tiefe lockt hinab den gottvergeßnen Sänger
Der Ruf von seinem eigenen gespenst'gen Doppelgänger.

Geringschätzung kann nur äußerlich, doch nicht das Inn're kränken.
Den Werth bestimmt nicht stets die Zeit, ihn wahrt dein Angedenken.
Wer würdigt Shakspeare'n nach der Zeit, wo er noch hielt die Pferde?
Ihn, der jezt mit dem Sonnengott sprengt um die Dichtererde.

Verfolgung, du auch bist ein Dorn, der Künstlerherzen ritzet,
Doch nur ein Wetterleuchten, das nicht tödtet, wenn es blitzet.
Nennt man den Troß, der aus Florenz den Göttlichen einst bannte?
Doch Beatrice lebet noch, und ewig lebt ihr Dante.

Die Todtenlilie in der Brust, die sich der Kunst geweihet,
Die mit dem weißen Blättertuch ihr Grab noch überstreuet,
Ist Reizbarkeit. Fiel aus dem Aug' Correggio's eine Thräne,
Sie that so weh, als die im Blick von seiner Magdalene.

In Tyrol besingt der Verfasser den Andreas Hofer, dieses Gedicht ist aber nicht so kurz und volksmäßig wie die von Max von Schenkendorf und Julius Mosen. Dagegen ist das folgende Gedicht „auf dem Isel" gar schön:

Geister der Erschlagnen ihr,
Tausendfach gewürmet hier,
Sorgt, o sorgt, daß solch ein Tag
Nie mehr bringe solche Schmach!

Deutschlands Einheit bleibe wahr,
Dann ist ferne die Gefahr,
Daß sich Brüder Eines Sinns
Morden in des Fremdlings Zins.

Bauern vom Tyrolerland,
Bayern von der Isar Strand,
Reicht euch hier zum Unterpfand
Ew'ger Sühne treu die Hand:

Die ihr hier in Frieden ruht,
Laßt aus eurem Märtyrerblut
Ueber Deutschlands weiten Raum
Blühn der Lieb' und Eintracht Baum.

Ueber München findet man sehr viele Gelegenheitsgedichte und Distichen. Die lezteren sind nicht immer geistvoll, z. B.:

Heinrich Heß, Deutschlands Cimabue, hat hier sich verewigt,
Weckend in diesen Plafonds die byzantinische Kunst.

Das ist für das Versmaaß zu prosaisch. Ungerecht ist, was der Dichter über die Pinakothek sagt:

Allen Respekt, o Pinakothek, für Zweck und Bedürfniß
Eines Gebäudes! Doch sprich: bist du nicht Opfer des Zwecks?
Körper und Seel' ward gemordet an dir, um Fenster zu haben,
So daß rings man von dir nichts als die Fenster gewahrt,
Und du Ein Fenster beinah, ein großes, mit einem Gebäude,
Nicht ein Gebäude erscheinst, welches mit Fenstern versehn.

Unter den Gedichten, welche durch einzelne Kunstwerke veranlaßt worden sind, ist folgendes auf Canovas Venus ausgezeichnet:

Schöne Frauen schön zu finden,
Ist von allen Männersünden
Die verzeihlichste: darum
Laß, du Nackte und doch Keusche,
Mich an diesem Marmorfleische
Schönheit lernen still und stumm.

Ein Professor möge grübeln,
Und ein Liederlicher liebeln,
Wenn er diese Formen sieht.
Ich will aus dem Sinnenmeere
Dich, du Schöne und du Hehre,
Freundlich ziehn in mein Gemüth.

So viel vom Dichter. Herr Rousseau ist aber auch als Parteimann in diesen Gedichten aufgetreten für die katholische Kirche gegen die evangelische:

Ging da in einer Kirche herum,
Merkte Nichts von Gott, nur ein Publikum;
Sie sagten wohl Alle, sie dächten an ihn,
Auch stieg ein wichtiger Mann auf die Bühn',
Und redete viel mit des Rhetors Stimm'
Von der Gegenwart Deß, der die Schlange zertreten:
Doch sagen das besser noch manche Poeten,
Und die Schauspieler sagen es gleichfalls nicht schlimm.

Ging drauf in ein anderes Kirchlein hinein,
Das dämmerte traulich im Lampenschein;
Zwar stand es leer, da das Hochamt aus,
Doch merkt ich der Herrgott der war noch im Haus,
Und vor mir hoben mit himmlischer Lust
Drei Bilder mich zu des Dreieinigen Throne:
Ein brennend Herz, eine Dornenkrone,
Und eine durchschossene Mutterbrust.

Und nicht minder als Parteimann für die Autokratie gegen den Liberalismus. Da nun die lyrische Poesie schwerlich die Arena ist, auf welcher die große Frage der Kirche und des Staats entschieden werden können, so glauben wir uns auch die unnütze Mühe ersparen zu dürfen, mit dem Verfasser deßfalls zu rechten.

6) Gedichte von Christian : Wurm. Nürnberg, Schrag, 1836.

Der Verfasser des sehr verdienstlichen Commentars zu Goethe's westöstlichem Divan tritt uns hier als Dichter entgegen. Zuerst Commentator, dann Dichter? Ist das die natürliche Ordnung? Es scheint nicht; und dieses Abweichen von der natürlichen Ordnung ist geeignet, kein günstiges Vorurtheil zu erregen. Doch setzen wir jedes Vorurtheil bei Seite und nehmen die Gedichte zur Hand, so finden wir unter ihnen manche recht gelungene. Ganz besonders ansprechend haben wir einige von epigrammatischer Form und dann Legenden und Legendenartiges gefunden, solche also, wo poetischer Verstand, naive und witzige Ansicht und Beurtheilung der Dinge vorherrschendes Element sind. Originelles in Gedanken, Empfindungen oder in der Form ihrer Darstellung haben wir nicht gefunden. Versbau und Reim sind korrekt, der sprachliche Wohllaut ist meistentheils mit Glück, manchmal nur auf Kosten des, der deutschen Sprache natürlichen Ausdrucks, erstrebt worden. Anklänge an Goethe'sche Manier, auch aus der späteren, nicht viel Nachahmungswürdiges darbietenden Zeit, fallen manchmal unangenehm auf, das kommt von Ueberschätzung eines Dichters, der eigentlich, wie jeder, nur darin nachgeahmt zu werden verdient, wo er wirklich Ausgezeichnetes geleistet hat, da nämlich, wo er sein eignes Innere in poetisch vollendeter, diesem entsprechender Form offenbart hat. Leider ist aber eben hierin ein Dichter wieder unnachahmlich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 8.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 10. Januar 1837.

> Greis: Wie oft durch's Morgenlicht
> Hat der Rappe mich getragen!
> Knabe: Das braucht man jezt nicht,
> Dort kommt der Dampfeilwagen!
>
> Gust. Schwab.

Poesie des Dampfes.

Ich höre Lieder, ehrenwerthe, klagen,
Seh' edle Angesichter sich verschleiern,
Verwunderlich trauernd, daß in unsern Tagen
Der Prosa Weltreich seinen Sieg will feiern;

Daß Poesie, entsezt, nun fliehen werde,
Auf schnurgerader Eisenbahn entjagen,
Entführt auf Dampffregatten unsrer Erde,
Auf Dampfkarossen ferne fortgetragen.

Ei, wart ihr denn so hold den krummen Wegen,
Daß ihr so sehr die graden scheuen könnet?
Und ist euch's Poesie, auf Holperstegen
Zu kriechen, wenn zu fliegen euch vergönnet?

Wohl mag das Lied der Nachtigall seit Jahren
Als legitime Poesie euch klingen;
Wie doch, begänn' ein Chor von jungen Aaren
Urplözlich heut im Sonnenduft zu singen? —

So macht euch auf, wohlan, auf alten Gleisen
Der Poesie, der flücht'gen, nachzujagen,
Und kuppelt mit Gebiß, mit Strang und Eisen
Das Roß, das edle, freie, vor den Wagen!

Die Heid' entlang! Laßt eures Leib's Gebeine
Des Auferstehungstages Rütteln ahnen!
Der Rosse Schnauben, Peitschenknall und Steine
Im Staubgewölk euch der Entflohnen mahnen!

Springt doch in's Boot! Laßt rudern stromhernieder!
In seinem Schweiß den Schiffer laßt nicht zagen!
Ob euch die Ruderknechte, eure Brüder,
Von der verlornen Poesie nicht sagen?

Besteigt ein Schiff und fangt die Launenspende
Des wind'gen Windgott's auf im Segeltuche,
Als ob ein Bettler mit dem Hut behende
Des Wandrers milden Sold zu haschen suche!

Will er's, so ruht windstill mit schlaffem Segel,
Seyd festgefroren in den Sommertagen!
Vielleicht daß Delphin euch und Seevögel
Von jener, so ihr suchet, weiß zu sagen. —

Ich will indeß hinab die Bahn des Rheines
Auf schwarzem Schwan, dem Dampfschiff, singend schwimmen,
Den Becher schwingend voll des goldnen Weines,
Dir, Menschengeist, den Siegeshymnus stimmen!

Wie dir der Feuergeist die Flammenkrone
Herab vom stolzen Haupt hat reichen müssen,
Wie du dem Erdengeiste, seinem Sohne,
Das ehrne Herz kühn aus der Brust gerissen!

Wie du zu beiden sprachst: Ihr sollt nicht rasten!
Daß fürder Mensch nicht Menschen dingen möge,
Geh, Feuer, du und trage seine Lasten!
Leb', Eisen, du und wandle seine Wege!

Ich weiß, daß deines Wandelns Feuergleise
Kein Blümchen im Poetenhain bedrängen,
So wie des Heil'genscheines Glutenkreise
Kein Löckchen am Madonnenhaupt versengen.

Nein, Amt der Poesie in allen Tagen
Ist's, hoher Geist, dein Siegfest zu verschönen,
Wie der Victoria Goldbild über'm Wagen
Des Triumphators schwebt', um ihn zu krönen. —

Schon seh' ich dort entlang des Gaues Straßen
Die dampfgetriebnen Wagenburgen fliegen,
Wie scheugewordne Elephantenmassen
Thürm' und Geschwader trugen fort zu Siegen.

Der schwarzen Rüssel Schlötte hoch erhoben,
Dampfschnaubend, rollend wie die Wetterwolke,
Die Mannen, siegestrunken, jauchzend oben,
Weitum gelichtet alle Bahn vom Volke!

Wenn auch aus seinem alten Lindenfrieden
Sie dort den Dorfespatriarchen stören,
Nicht schadet's, muß er, was der Geist beschieden,
Die Mütze lüftend, staunend jezt verehren;

Und wenn er muß, was er vorbei sah tosen,
Als wandelnden Altar des Geist's erkennen,
Wenn er im Rauchkoloß, dem flücht'gen, losen,
Die Glut, die ew'ge, die ihn zeugt, sieht brennen;

Und wenn er betend fleht, daß die Minerve,
Die jüngst des Volks olympischem Haupt entsprungen,
Nie gen den Vater die Geschosse werfe,
Nie sey von seiner Dränger Sold gedungen;

Und wenn er ahnt, daß sie in schönern Tagen,
Wofür er selbst einst fest stand im Gefechte,
Dem Enkel werde zu erstiegen wagen:
Ein freies Vaterland und heil'ge Rechte! — —

Laßt beten ihn und ahnen so im Stillen,
Bis sich gesenkt vor uns des Dampfes Wolke,
Als heil'ger Tempelvorhang zu verhüllen
Der Zukunft Schickungen dem jetz'gen Volke!

Anastasius Grün.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Die zwei magellanischen oder Kapwolken (Nubecula major und minor), zwei dort zu Gesicht kommende Sterngruppen in der Nähe des Südpols, schildert Herschel als unendlich merkwürdig. Die größere ist eine Anhäufung von bereits gebildeten Sternen, von runden und unregelmäßigen Sternhaufen und von Nebelflecken verschiedener Ausdehnung und Dichtigkeit; zwischen diesem Allen zeigen sich aber große Haufen solchen Nebels, welchen auch die stärksten Instrumente nicht in wirkliche Sterne aufzulösen vermögend sind, und welchen unser Beobachter daher „Sternstaub" * nennt. Im Herschelschen fünf-und-zwanzigfüßigen Telescop stellen sich leztere Haufen bloß als eine allgemeine Erleuchtung dar, welche gleichsam nur einen hellern Hintergrund für die darüber hin zerstreuten, schon bestimmter ausgeprägten Gebilde abgibt. Unter diesen Gebilden selbst aber finden sich Dinge, deren räthselhafte Form alle und jede Erklärung auszuschließen scheint: so gewahrt man z. B. darunter eine, wenn wir so sagen dürfen, aus Weltenstoff gewobene Rosette von Schleifen. Wahrscheinlich ist hier die sonst gewöhnliche Kugelformation des sich zusammenballenden Weltenstoffs durch irgend einen, uns unbekannten Umstand beeinträchtigt worden. Man würde aber nicht fertig werden, wenn man alle die wunderbaren Einzelnheiten der Nubecula major beschreiben wollte. Die Nubecula minor ist ein nicht ganz so auffallender Gegenstand, indem in ihr der Lichtnebel, den, wie gesagt, auch unsere stärksten Instrumente in Sterne aufzulösen nicht vermögend sind, vorherrscht. Doch enthält sie einen der reichsten und prächtigsten Sternhaufen. — Außer den „magellanischen Wolken" aber hat Herschel dem großen Sternnebel im Orion, über den wir uns in diesen Blättern kürzlich ausführlich verbreitet haben, eine ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und er verspricht von diesem Gebilde, welches vielleicht problematischer ist, als irgend ein anderer Himmelsgegenstand, eine neue Zeichnung, die von der früheren, wohl den meisten Lesern bekannten Abbildung von Messier viel voraus haben wird. — Auch den Halley'schen Kometen hat Herschel auf dem Kap nach dem Durchgange durch die Sonnennähe bis in den Mai beobachten können. Er zeigte ihm gar keinen Schweif mehr, ** dagegen aber gewann der Kopf

---

* Weltenstoff? diejenige Materie, von welcher das ganze Universum erfüllt scheint, und durch deren fortgesezte Zusammenballung der Akt der Schöpfung gleichsam ein dauernder wird?

** Man vergleiche, was wir in unserm vorlezten Berichte mit aller Umständlichkeit darüber beigebracht haben.

sichtbar an Volumen, daß die Zunahme der linearen Dimensionen an einem Tage innerhalb drei Stunden ein Sechzehntel des Ganzen betrug.

Von diesen Herschel'schen Himmelsbeobachtungen gehen wir zu einem andern, unendlich merkwürdigen Phänomen über, dessen astronomische Natur gegenwärtig ebenfalls außer allen Zweifel gesezt scheint, und auf dessen regelmäßiges Wiedereintreffen wir daher auch schon früher (vergl. Nr. 99 v. J. dieser Blätter) aufmerksam gemacht haben, wir meinen die **Meteornächte vom 12ten zum 14ten November**. Den Lesern ist nämlich aus einem frühern Berichte bekannt, daß schon seit einer Reihe von Jahren immer um die Mitte des Novembers, eine ganz ungewöhnliche Menge von Sternschnuppen und Feuerkugeln beobachtet worden ist, und zwar mit einer solchen Regelmäßigkeit, daß sich mehrere Astronomen durch die so oft stattgefundene Wiederkehr desselben Ereignisses genau zur selben Zeit haben bestimmen lassen, die Vermuthung auszusprechen: die Erde treffe in ihrer Bahn auf eine, mit solchen Meteoren ganz besonders reich erfüllte Himmelsgegend.* Natürlich war daher im diesjährigen November die Aufmerksamkeit vieler Himmelskundigen auf dies wieder zu erwartende Phänomen sehr gespannt, und der verdienstvolle Conservator der Breslauer Sternwarte, Hauptmann v. **Boguslawski**, lud schon früher zur sorgfältigsten Beobachtung desselben ein. Die Resultate dieser Beobachtungen liegen nun in vielfachen Berichten vor uns, und die Hauptsache: die Erscheinung **ungewöhnlich vieler** Sternschnuppen und Feuerkugeln gerade wieder um die nämliche Zeit, nämlich in den Nächten vom 12ten bis 14ten November, findet sich dadurch merkwürdigerweise neuerdings vollkommen bestätigt. Ganz besonders wichtig ist dabei aber die gleichzeitige Bestätigung des von **Ende** und **Olmsted** (Professor der Mathematik zu New-Haven in Nordamerika) bei den früheren Erscheinungen hervorgehobenen Umstandes: daß die Meteore in den betreffenden Novembernächten allermeistens von der Himmelsstelle ausgehen wo der Stern Geba (γ im **Löwen**) steht. Nach einer mit besonderer Aufmerksamkeit angestellten Beobachtung zu Frankfurt a. M. war diese Stelle auch diesmal wieder der Anfangspunkt fast aller Sternschnuppen. Dieser Hauptpunkt der Erscheinung aber liegt in der Richtung, welche die Erde um diese Zeit in ihrer Bahn verfolgt, und es wird daher höchst wahrscheinlich, daß die Erde dann auf eine, mit der Substanz der Sternschnuppen besonders erfüllte Gegend im Weltraume treffe.* Die Meinung einiger Naturforscher, als wenn das Ereigniß, aller dieser angeführten besondern Umstände unerachtet, doch nur von zufälligen Veranlassungen herrühre, scheint in dem Maaße an Wahrscheinlichkeit zu verlieren, als man das Detail der Beobachtungen sorgfältiger vergleicht. So wurden z. B. in la Chapelle bei Dieppe während der betreffenden Nächte wohl **zwanzig** Mal mehr Sternschnuppen als gewöhnlich beobachtet, und **Arago**, der die in Frankreich angestellten Beobachtungen gesammelt hat, führt eine Menge solcher Fälle an. Auch dort aber ergab sich, daß das Sternbild des Löwen der gemeinsame Anfangspunkt der Meteore war, und die beständige Vereinigung beider Momente: der Menge und des Ursprungs, schließt demnach die Annahme einer bloßen Zufälligkeit schlechterdings aus. Gleich wenig zuläßig erscheint die, in unzähligen öffentlichen Blättern verbreitete Hypothese des Professors **Benzenberg** zu Düsseldorf, der in diesen Meteoren nur Produkte der vulkanischen Thätigkeit des Mondes sieht; und man hat, zur Widerlegung, bloß gefragt: welcher Umstand wohl die Monderater bestimmen sollte, ihre Thätigkeit vorzugsweise immer in den Meteornächten vom 12ten zum 14ten November zu entwickeln, und ihren Auswürfen sämmtlich die bezeichnete gemeinsame Richtung anzuweisen?

(Die Fortsetzung folgt.)

* Wir erinnern daran, daß in der von **Arago** für die **Comité** ertheilten Instruktion (vergl. Nr. 79 ff. v. J. dieser Blätter) die Beobachtung dieses Phänomens in den betreffenden Nächten, unter dem obigen Gesichtspunkte ganz besonders empfohlen wird. Der Eingang dieses Berichts ist also jedenfalls noch abzuwarten. Uebrigens scheint die von uns früher bemerkte versuchte Hypothese vom tellurisch-**atmosphärischen** Ursprunge der Sternschnuppen, Feuerkugeln u. s. w. durch diese neue Beobachtung nicht wesentlich beeinträchtigt zu werden. Diese Meteore sind gewiß ein atmosphärisches Erzeugniß, wodurch aber die Möglichkeit ähnlicher Erzeugungen in der den Himmelsraum erfüllenden luftförmigen Flüssigkeit (Aether?) gar nicht ausgeschlossen wird. Die Himmelsgegend, auf welche die Erde bei Durchlaufung ihrer Sonnenbahn gegen die Mitte Novembers trifft, scheint nur mit der zur Bildung dieser Meteore geeigneten Materie besonders erfüllt zu seyn.

* Genau sechs Monate später, den 11ten, 12ten und 13ten Mai, befindet sich die Erde bekanntlich in den, dieser Sternschnuppenregion diametral gegenüber liegenden Punkten ihrer Bahn (leztere als **kreisförmig** vorausgesezt). Gerade dann aber fallen mit der nämlichen Regelmäßigkeit die drei kalten Tage: Mamertus, Pancratius und Servatius. Auf dieses merkwürdige Moment eines cosmischen Zusammenhanges zwischen beiden Erscheinungen macht zunächst Professor **Wild** in Hannover aufmerksam. Nun scheint zwar die Regelmäßigkeit des Eintreffens lezterer kalten Tage eng mit der Regelmäßigkeit des Eintrittes der Sonnenwirkung auf die nördliche Polarzone zusammenzuhängen, wie wir dies in unsern frühern Berichten hinreichend auseinandergesezt haben; allein dies hebt die Möglichkeit eines **cosmischen** Miteinflusses auf jene Erscheinung nicht auf, und die Natur combinirt vielleicht leztern cosmischen Impuls mit der oben bezeichneten, rein tellurischen Ursache. In jedem Falle verdient also die Bemerkung des Professors **Wild** sorgfältige Berücksichtigung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, December.

(Fortsetzung.)

Volksbilder in aufsteigender Linie.

Zu den **Detaillisten** rechnet man alle Personen, welche den Kleinhandel treiben. Zu bewundern sind der unermüdliche Fleiß, die Betriebsamkeit und der Spekulationsgeist dieser Leute, die wohl die geplagtesten in der ganzen Stadt sind, indem sie selbst an den Sonn- und Festtagen ihren Laden nicht ganz schließen dürfen und ihn vom frühesten Morgen bis spät in die Nacht offen halten müssen. Man findet bei dieser, in der Regel achtungswerthen Classe eine große Höflichkeit und Bescheidenheit; nur Sonntags, wenn die Ladenjünglinge sich in ihren besten Putz werfen und mit der Badine in der Hand, dem Hut auf Einem Ohre und der brennenden Cigarre im Munde — diese leztere darf nie fehlen — zu den öffentlichen Belustigungsorten hinauseilen, erlauben sie sich wohl hie und da einen kleinen Exceß, zur Entschädigung für die trostlose Sklaverei der Woche. So bescheiden sie an den Wochentagen hinter ihrem Ladentische, so wortkarg sie dort sind, desto unbescheidener und lauter geberden sie sich, sobald sie den Sonntagsrock an und die Cigarre im Munde haben. Wahrlich, dieses Völkchen ist höchst ergötzlich, und ich verdanke der Beobachtung desselben manche heitere Stunde. Kenntlich sind sie an der wohlgeschonten Kleidung, den zurückgekrempten Ermelaufschlägen und dem glatt gebürsteten, schief sitzenden Hute. — Bei den **Fruchthändlern**, einer eigenthümlichen Hamburger Classe, werden auch die Austern, diese Lieblingsspeise der Hamburger, gekauft und größtentheils auch genossen. Hier ist es, wo sich nicht nur die Feinschmecker der Stadt, sondern auch Fremde gern versammeln, um von Allem zu genießen, was die verschiedenen Welttheile an Leckerbissen hervorbringen und uns senden. Hier sieht man auch an den Tischen jene rothen, vollsaftigen, behaglichen Gesichter sitzen, deren kleine Augen, in Erwartung des kommenden Genusses, vor Lust blinzeln, deren breite, genußsüchtige Naslöcher sich dehnen, um den Duft von Diesem oder Jenem schon vorher einzuathmen, die mit Augen, Nase und Mund zugleich genießen. Die meisten Fruchthändler wohnen in Kellern, die aber natürlich geräumiger und eleganter sind, als die von der Armuth bewohnten, oft wahrhaft scheußlichen Höhlen, in denen es nie Tag wird, in denen Feuchtigkeit und verderbliche Miasmen die Gesundheit untergraben. Die Fruchthändler sind artige, gescheite Leute, die sich besonders trefflich darauf verstehen, die von ihnen verkauften Leckerbissen appetitlich auszustatten und dadurch die Genußlust zu ködern. — Der **Restaurateurs** gibt es unzählig viele in Hamburg, und man kann zu allen Preisen bei ihnen essen. Die Restaurationen, welche für die untere Volksclasse bestimmt sind, für Handwerksgesellen u. s. w., sind nach Verhältniß gut und äußerst billig: für zwei Groschen kann sich ein fleißiger Handwerker behaglich satt essen, und hat dafür, freilich schwachen, Bouillon, ein gutes Stück kräftigen Fleisches, ein Zugemüse und Brod. In den feinern Restaurationen ißt man nach der Charte und größtentheils sehr gut und nach Verhältniß billig. Das treffliche Fleisch, welches bei uns zu Hause ist, bildet den Hauptbestandtheil unserer Nahrung; Fische sind schon theurer, doch werden einige Arten derselben, namentlich Seefische, oft unbegreiflich wohlfeil am Markte. **Metzger und Bäcker** sind bei uns noch zünftig; diese Gewerbe nähren ihren Mann vortrefflich, wie überall, und sehr reiche Metzger und Bäcker gehören nicht zu den Seltenheiten. Jeder haut sein Fleisch zu, wie er will, jeder backt sein Brod so groß oder klein, als es ihm gefällt und seine Kunden es zulassen wollen; die Concurrenz muß diese Uebelstände ausgleichen. Diese wohlhabenden Leute, die an Sonn- und Festtagen gerne etwas drauf gehen lassen, füllen die zahlreichen Vereine und Clubs mit ihren Familien, und legen bei diesen Gelegenheiten einen unglaublichen Luxus an den Tag. Gesundheit, Fröhlichkeit und Wohlleben sind, bei regem Fleiße, bei ihnen zu Hause, und der Metzger und Bäcker lebt weit besser, als mancher Beamter, der eine nicht unbedeutende Stelle bekleidet. — Auch unter den übrigen Handwerkern, namentlich unter den Schneidern und Schustern, gibt es sehr reiche Männer. Wenn ein Schneider das Glück hat, daß einige junge Modeherren bei ihm arbeiten lassen, so ist sein Glück gesichert, und er darf darauf rechnen, in vier bis fünf Jahren ein wohlhabender, in zehn Jahren ein reicher Mann zu seyn. Eben so geht es mit dem Schuhmacher. Die übrigen Handwerker aber haben Mühe, sich durchzuschlagen, da die Concurrenz so ungeheuer ist, und fast noch größer der Luxus und die Genußsucht dieser Menschen, die oft mit ihren Familien an einem einzigen Sonn- oder Festtage in öffentlichen Lokalen mehr durchbringen, als sie die ganze Woche bedurft hätten, um gemächlich zu leben. Sie sind es vorzüglich, welche die verrufenen Säle von Fuchs, Dargerloh, Peter Ahrens *rc.* füllen, sie, die in Tivoli und den andern Sommertheatern viel mehr aufgehen lassen, als ihre Umstände erlauben, sie, deren hübsche, an Putz und Vergnügen von Jugend auf gewöhnte Töchter so leicht dem Laster in die Arme sinken, nur um ferner noch, wenn die Eltern sich schon ruinirt haben, ihrer Putz- und Vergnügungssucht fröhnen zu können. Für die Frauen und Töchter der Handwerker sind auch die sogenannten Sommertheater eine wahre Pest, indem sie gleich nach dem Essen in Schaaren zu denselben hinausziehen und bis zum Thorschlusse dort sitzen, dem Spiele auf der Bühne zusehen, ihren Thee trinken, den sie zu Hause weit wohlfeiler haben könnten, und mit den Nachbarinnen plaudern, statt im Hause ihren Geschäften obzuliegen. Die unglaublich wohlfeilen Abonnementspreise befördern das Uebel; die Aufmerksamkeit der Behörden soll indeß bereits auf diese Uebelstände gerichtet und es im Werke seyn, die Sommertheater, wenigstens für die Wochentage, zu schließen. — Die **Krämer**, bei uns seltsam genug **Krautkrämer** genannt, treiben den Kleinhandel mit Colonialwaaren, gelangen aber selten zum Wohlstande und noch seltener zum Reichthum, da es in den größern Familien Brauch ist, sich mit den benöthigten Colonialwaaren im Großen zu versehen. Dieser Umstand drückt diese gewerbthätige Classe, die, nur auf den „**geringen Mann**“ beim Verkaufe beschränkt, oft viel Credit geben, und, der starken Concurrenz wegen, die Waare so billig als möglich liefern muß. Deßhalb falliren so viele Gewürzkrämer, und nur einige wenige — meist sehr alte, berühmte Häuser — gelangen zum Reichthum.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 3.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 10. Januar 1837.

Landschaften aus der Odyssee

(Beschluß.)

Aus unsern Angaben ersieht man schon, daß in der Composition dieser Landschaften Laub und Bäume einen Hauptgegenstand ausmachen. In der That sind diese so vortrefflich, daß sie überall die Aufmerksamkeit besonders auf sich ziehen, sowohl um der Wahrheit ihrer Formen, als um der schönen Gruppirung und lebenvollen Bewegung willen. Es sind keine todten Massen, sondern in ihnen spielt der Abendwind oder wühlt der Sturm, oder sie erzittern vom Thau des Morgens oder senken sich im Strahle der Mittagssonne; sie sind auch nicht in gespannten Linien abgezirkelt, sondern über sie ist die Zeit ergangen und man erkennt ihre Schicksale. Zwar bietet die Temperamalerei keineswegs dieselbe Möglichkeit, die Naturgegenstände im Einzelnen auszuführen und mit einem reizenden Schmelz der Töne darzustellen, wie die Oelmalerei. Hr. Preller versteht, wie kürzlich bei seinem Gemälde der Wartburg gesagt worden ist, diese Vorzüge der Oelmalerei mit ungewöhnlicher Kunst anzuwenden; aber eben so glücklich gelang es ihm, jene größere massenhafte Behandlung, welche die Temperamalerei und ihr decorativer Zweck erfordert, in einem Styl durchzuführen, der an Poussin erinnert, ohne dabei die charakteristische Wahrheit des Einzelnen aufzugeben. Vorzüglich zu bewundern scheint mir auch der Reichthum von Motiven in Anordnung des Terrains, die Mannichfaltigkeit der Gründe, Abhänge, Ufer und Schluchten, worin eine Fülle von Naturbeobachtung niedergelegt ist, und die alle so wahr geordnet und verbunden sind, daß der Blick jeder Krümmung folgt und den Zusammenhang vollkommen begreift. Von Luft und Wasser bescheide ich mich noch etwas zu sagen, da sich ohnehin schon versteht, daß erstere bei Schilderung verschiedener Tages- und Witterungszeiten mit Virtuosität behandelt, und lezteres in Darstellung von Meeresgegenden nicht untergeordnet seyn könne. Sehr günstig wirkt zu allem diesem die ansehnliche Größe der Figuren, die, ungefähr einen Fuß hoch, den Blick auf sich ziehen, ohne ihn von der Landschaft abzulenken, und eine hinreichende Sorgfalt der Ausführung erheischten, um ein besonderes Interesse für sich zu erwecken.

Die Composition von sieben großen, architektonisch zusammengeordneten Landschaftbildern erfordert aber nicht bloß, daß der Künstler mit jedem Einzelnen fertig werde und glücklich zu Stande komme; sie müssen auch in Linien und Farbenstimmung unter einander harmoniren und dem umherwandernden Blick eine Befriedigung im Ganzen darbieten. Hier findet Göthe's Wort seine Anwendung: „die höchste Aufgabe der bildenden Kunst ist, einen gegebenen Raum zu verzieren." Wie in der umgebenden Natur, so sollen sich auch in den Gemälden correspondirende Linien finden und ihre Anordnung im Allgemeinen soll dem Auge als eine Zierrath erscheinen. Der Horizont aller Landschaften ist ungefähr in gleicher Höhe genommen; außerdem aber enthalten die Bilder eine Musik der Linien, die in ihrem Schwung etwas Zauberisches hat, und aus der Mitte des Zimmers übersehen, erst den zauberischen Klang vollendet, welchen diese Phantasien voll Wahrheit und inniger Tiefe schon einzeln im Gemüthe erregt haben. Was die Stimmung der Farbentöne betrifft, so scheint mir sehr glücklich, daß die zwei ersteren Bilder neben der Thüre kühl gehalten sind, das dritte zwischen den Fenstern dagegen, durch welche das lebendige Grün des Gartens hereinschimmert, sich in vollster Gluth der Farbe zeigt, und eben so das siebente, welches in der Tiefe des Zimmers, den Fenstern gegenüber, steht und ein wenig vortheilhaftes Schlaglicht empfängt; an der Hauptwand endlich wird das Hauptgemälde von zwei kühl betonten Seitenbildern eingefaßt und die warmen Tinten des Abendlichtes treten dadurch um so freundlicher aus ihm hervor.

In allen diesen Beziehungen und Gegeneinanderstellungen zeigt sich, welch andere Aufgabe es sey, einen

Cyclus von Gegenständen in einem gegebenen architektonischen Raum zu behandeln, oder ein Staffeleibild zu malen, von dem man nicht weiß, welchen Platz es erhalten werde. Bei lezterem ist Alles beliebig und willkührlich, während dort Alles abgewogen und in einander gearbeitet werden muß.

Wenn gleich nun der Maler in der kleinen Reihe von Darstellungen, auf die er beschränkt war, dem Reichthum des Homerischen Gedichts nicht nachzukommen vermochte, so erweckt er doch in dem Cyclus, den er gewählt, einen genügenden Begriff von den Gefahren, Leiden und wunderbaren Abenteuern, welche Ulyß vor seiner Heimkehr in das geliebte Vaterland zu bestehen hat. Er gibt nur die Bilder der Wanderungen aus dem ersten Theile der Odyssee, nicht der Mühen und Leiden, welche der Held noch im eigenen Hause überwinden muß. Wenn aber sein Nachdichten nach Homer nur ein partielles ist, so ist es doch ein glückliches; er versezt uns in die Homerische Welt, wir reisen und dulden mit Odysseus. Und außerdem hat er noch seine eigene Poesie in diesem Cyclus verborgen; denn wie objectiv auch der Gedanke sey, welchen der erfindende Künstler als Vorwurf nimmt, er wird doch etwas Eigenthümliches, dem besondern Zweck Entsprechendes daraus gestalten. So scheint der Gedanke der Gastlichkeit, des Empfangs im heimathlichen, wohlversehenen Eigenthum bei der Wahl aller Gegenstände herrschend gewesen zu seyn, und daher entwickelt sich aus dem ganzen Zusammenhang eine Stimmung, welche den angenehmsten und freundlichsten Eindruck hinterläßt und wohl der Absicht des Besitzers gemäß ist.

Um aber die Erinnerung an die übrigen Scenen der Odyssee nicht ganz unberücksichtigt zu lassen, ist über den landschaftlichen Bildern ein Fries angebracht, der in Abtheilungen mit braunen Figuren auf gelbem Grunde, nach Art der Vasengemälde, eine Reihe von Abenteuern enthält. Diese Scenen sind von Hrn. **Bruckmann** in München componirt und nach dessen Zeichnungen von Hrn. Preller gemalt. Ueber dem Bilde des Polyphem sieht man Ulyß, wie er dem Cyclopen die gefüllte Schale reicht, über der Thüre daneben die Fahrt an den Sirenenklippen, über der Erlegung des Hirsches, wie Ulyß gegen Kirke das Schwert zieht, über dem Palast der Kirke den Helden mit der Zauberin beim Mahle, von einer ihrer Nymphen bedient, über dem Bild der Kalypso die Scene, wie die Göttin ihm seine Abfahrt verkündigt, über der Nausikaa das Fest beim Alkinous, über der Nymphengrotte den Sturm, worin Leukothea erscheint, dann über den beiden Thüren und über dem Bilde der lezten Wand das Gelag der Freier, den Kampf mit Iros und endlich die Ermordung der Freier sammt der Wiedererkennung zwischen Ulyß und Penelope. Diese einfach, aber lebendig aufgefaßten Bilder geben den Wänden einen schönen Schluß und tragen zur guten Wirkung der Landschaften wesentlich bei.

Die Decorationen der Pfeiler und Decke sind nach den Zeichnungen des Architekten ausgeführt.

Herr Preller hat unter längeren Unterbrechungen, die seine amtliche Stellung in Weimar nöthig machte, mehrere Jahre an dieser Arbeit zugebracht, im Ganzen aber ungefähr zehn Monate darauf verwendet.

Das Pentelikon bei Athen und seine Marmorbrüche.

(Fortsetzung.)

Zwischen Kephisia nun und dem Kloster Pentele, nur eine Viertelstunde nordwärts von dem lezteren, zieht sich ein breiter Rücken (ῥάχις) vom Fuße des Gebirges bis nahe an seinen Gipfel hinauf, der vorzugsweise die edle Marmorader enthält. Dieser ganze Rücken ist, bis auf eine Höhe von mehr als drittehalb tausend Fuß, voll größerer und kleinerer Brüche, aus denen die Alten den köstlichen Stein für ihre Bauten und ihre Bildhauerwerke geholt. Die ersten Brüche finden sich ganz unten am Fuße des Berges; allein der Stein, der hier bricht, hat glimmerartige Adern, und man ist nicht tief genug eingedrungen, um die edlere Schicht zu fassen. Der größte und in malerischer Hinsicht der schönste Bruch liegt fast auf der Mitte der Höhe. Gegen Westen und gegen die Ebene hin weit geöffnet, ist er auf den übrigen Seiten von haushohen, senkrechten Marmorwänden begränzt, an denen sich die sorgfältige und saubere Art, wie die Alten die größten Blöcke nicht etwa absprengten, sondern mit dem Meißel und Stemmeisen Schnitt vor Schnitt behutsam ablösten, auf eine belehrende Weise erkennen läßt. Diese Wände sind mit Fichten und Erdbeerbäumen gekrönt; über ihren Rand hängen Gebüsch und Schlingpflanzen herunter, und links sieht man, an der Wand klebend, die Trümmer einer Einsiedelei (ἀσκητήριον), zu der man nur durch halsbrechendes Klettern, oder mit Hülfe von Stricken und Leitern gelangen kann. In der Hinterwand des Bruches aber öffnet sich, von wilden Ranken überschattet, der Eingang zu einer geräumigen Tropfsteingrotte, zu deren Erweiterung die Menschenhand, durch Losbrechung von Marmorblöcken von der Decke, auch das Ihrige beigetragen haben mag. — An einer andern Wand sieht man eine rohe, von der Hand eines alten Arbeiters eingerizte Zeichnung eines Tempels; und an mehreren Stellen liest man das Wort ΟΡΟΣ (Gränze), das sich auch in den Marmorbrüchen am Hymettos, zum Theil mit Hinzufügung eines Eigennamens, wiederholt

findet. Hiernach wird es wahrscheinlich, daß die Steinbrüche, die auch Xenophon unter den Quellen des öffentlichen Einkommens aufführt, ein Staatseigenthum waren, und daß der Staat die Benutzung derselben parthienweise an einzelne Unternehmer verkaufte, von denen dann jeder die Gränzen des ihm zuständigen Bezirkes durch solche Inschriften bezeichnete.*

Von den höher hinauf gelegenen Brüchen kommen mehrere dem bisher beschriebenen fast an Umfang gleich, und einer möchte ihn vielleicht noch übertreffen; aber sie stehen ihm an malerischer Schönheit nach.

Wann die Athenäer angefangen, den Pentelischen Marmor zu brechen und zu benutzen, kann nicht genau nachgewiesen werden. Wahrscheinlich reicht die Entdeckung und Eröffnung der Brüche in ein hohes Alterthum hinauf; aber es läßt sich bezweifeln, ob dieselben vor den Perserkriegen schon in großen Massen ausgebeutet, und namentlich, ob der Marmor damals schon zu Bildhauerarbeiten für tauglich gehalten und angewandt wurde. Die ältesten bis jezt auf der Burg in Athen gefundenen Sculpturen, eine sitzende Statue der Athene in ägyptisirendem Style und eine weibliche Figur in Basrelief, die nicht viel jünger zu seyn scheint, sind aus Parischem Stein. Die Perser brachten einen Marmorblock von Paros mit sich nach Marathon, um das Denkmal des gehofften Sieges daraus zu errichten; doch beweist dies nicht viel gegen das Alter der Brüche auf dem Brilessos, denn, außer andern denkbaren Gründen, konnte es ihnen bequemer seyn, eine solche Masse übers Meer, von Küste zu Küste, als sie über Land von Pentele nach Marathon zu führen. Dagegen ist bemerkenswerth, daß noch am Theseustempel der Fries aus Parischem Marmor ist; weil, wie es scheint, der Bildhauer — mag es der Maler Mikon oder ein anderer Künstler gewesen seyn — nur in dieser Steinart zu arbeiten gewohnt war. Noch auffallender aber ist es, daß von den bis jezt aufgefundenen Hohlziegeln des Parthenon bei weitem die meisten ebenfalls aus Parischem Marmor geschnitten sind; während bei dem gleichzeitig im Bau begriffenen und wenige Jahre später vollendeten Tempel des Zeus in Olympia die Dachziegel aus Pentelischem Steine waren.** Man fühlt sich hiernach versucht, anzunehmen, daß man diese Art von Ziegeln, deren Erfindung (um die fünfzigste Olympiade) dem Byzes aus Naxos zugeschrieben wird, bis dahin nur aus Paros oder aus Naxos, wo sich ein gleichartiger Marmor findet, zu beziehen pflegte; und daß man erst nach der Erbauung des Parthenon, für welchen [illegible] man noch Ziegel aus Paros hatte kommen lassen, auch in den Pentelischen Marmorbrüchen sie zu verfertigen anfing.

So unvollständig diese Beobachtungen auch noch sind, so wagen wir doch darauf die Behauptung zu bauen, daß die Benutzung der Steinbrüche am Pentelikon erst ins Große zu gehen anfing, als nach den Perserkriegen die Kunst in Athen den höchsten Aufschwung nahm, und prachtliebende Staatsmänner, wie Kimon und Perikles, jene großartigen Bauten ausführen ließen, deren Ueberreste noch heute der Stolz und die Zierde Athens sind. Der Tempel des Theseus und der des ungeflügelten Sieges, das Parthenon mit allen seinen Bildwerken, die Propyläen und das Erechtheion, so wie die Tempel von Eleusis, sind aus Pentelischem Steine gebaut;* bis auf die oben bemerkte Ausnahme des Frieses des Theseums und der Hohlziegel des Parthenon. Im Parthenon, im Erechtheion, in den Propyläen finden sich Marmorbalken von zwei und zwanzig bis zu etlichen dreißig Schuh Länge verwandt. Diese gewaltigen Massen schaffte man auf Wagen fort, wie dies die tief in die Oberfläche der Felsen eingeschnittenen Wagengeleise beweisen, die man auf dem Gebirge selbst in der Nähe der Brüche an vielen Stellen bemerkt. Vom Fuße des Pentelikon nach der Stadt führte eine künstliche Chaussee, deren Richtung man an den Ueberresten durch die ganze Ebene verfolgen kann. Selbst auf die Akropolis hinauf scheinen die schwer belasteten Wagen von Maulthieren gezogen worden zu seyn, wie dies aus einer von Plutarch aufbewahrten Anekdote hervorgeht. Er erzählt, daß ein Maulthier, welches schon der Arbeit enthoben worden war, freiwillig, aus alter Gewohnheit, neben den Wagen herzulaufen und ihnen gleichsam den Weg auf die Akropolis zu zeigen pflegte; und daß das Volk, aus Rührung und Dankbarkeit, einen Beschluß faßte, daß dieses Thier bis an seinen Tod auf Staatskosten ernährt werden solle.** Doch sieht man, wenigstens bei den oben erwähnten langen Balken, sich genöthigt, anzunehmen, daß sie, etwa auf der Südseite der Akropolis, vermittelst Maschinen in die Höhe gewunden wurden, da die starken Krümmungen des Fahrwegs ihren Transport auf andere Weise unmöglich machen mußten.

---

* Xenoph. von den Einkünften, 1, 4. — Vgl. Böckh, Staatshaush. 1, S. 333.

** Pausan. 5, 10, 2.

* Die Tempel von Rhamnus, von Sunion und Thorikos sind hier nicht mit aufgezählt, weil der Marmor, aus welchem sie erbaut sind, wenn gleich dem Pentelischen gleichartig, doch nicht in Pentele, sondern in der Nähe jener Orte selbst gebrochen zu seyn scheint; denn die ganze Ost- und Südküste Attika's hat weißen Marmor.

** Plutarch im Leben des ältern Cato, Cap. 5.

(Der Beschluß folgt.)

Nachrichten vom November.

Alterthümer und Ausgrabungen.

Rottenburg am Neckar. Bei Aufgrabung einer von Dr. Raidt zu Niedernau, am Eingange zu den sieben Thälern entdeckten Sauerquelle, wurde, außer vielen römischen Münzen von Aurichalcum, Erz und Kupfer, ein $1\frac{1}{2}$ Fuß hoher und 1 Fuß breiter Denkstein aufgefunden, auf welchem Apollo (Grannus), schön gelockt, die Füße verschränkt, sich auf eine Urne stützend, in erhabener Arbeit, abgebildet ist. Auch in der Umgegend unserer Stadt wurden wieder mehrere bedeutende römische Alterthümer, als Gefäße aus Siegelerde, 1 Fuß im Durchmesser, worauf interessante Gegenstände in erhabener Arbeit, z. B. der Kampf der Pygmäen mit den Kranichen, abgebildet sind, aufgefunden; ferner Scherben, worauf mit dem Stempel der Name der alten Römerstadt Sumlocenne eingedruckt, auf einem andern mit dem Griffel locenne Julius Camlius Sevir eingerizt ist, so daß Rottenburg als die Römerstadt Sumlocenne nun durch drei Aufschriften auf Denksteinen und durch sieben auf Gefäßen beurkundet ist.

Pompeji. Am 15. Oktober wurde in Gegenwart Sr. Maj. des Königs und seiner beiden Brüder, der Prinzen Leopold und Anton, in einem Hause der Strada di Mercurio, dem des Kastor und Pollux gegenüber, ein großer Schaz von 64 silbernen Gefäßen entdeckt. Es war dies ein Tisch-Service für vier Personen, das in einem hölzernen Kasten aufbewahrt, in einem unansehnlichen Zimmer, rechts vom Atrium, gestanden hatte. Merkwürdig ist der Umstand, daß dies Zimmer nur durch eine Mauer von dem in einem andern Hause befindlichen getrennt ist, in welchem am 25. März 1835 die 14 silbernen Vasen gefunden wurden. In beiden Zimmern war bereits im Alterthum nachgegraben worden, wie aus dem Loche in der Mauer und aus der umgewühlten Asche sehr deutlich zu erkennen ist; die, welche damals nachgruben, konnten indeß unmöglich die wahren Eigenthümer gewesen seyn, da sie sonst einen so bedeutenden Schaz wohl nicht würden haben liegen lassen. Offenbar ist dieser Fund der ansehnlichste der Art, den man bis jezt in Pompeji gemacht hat; auch sind sämmtliche Gefäße auf das Geschmackvollste verziert. Der größere Theil des Silbers besteht aus Tellern und aus Tassen (Schalen); drei der Vasen sind mit den schönsten Flach- und Hoch-Reliefs geziert, und sie geben an Schönheit den zwei der schönsten unter den vierzehn im vorigen Jahre gefundenen nichts nach. Das ganze Service besteht aus folgenden Stücken: eine Schüssel mit zwei schönen Griffen, 1 Palm 12 Zoll im Durchmesser; eine Vase (Mörserform), außen mit Weinlaub und Weintrauben verziert, außerordentlich schön gearbeitet, 5 Z. hoch, oben 6 Z. im Durchmesser; zwei Vasen (Becherform), $\frac{1}{2}$ Palm im Durchmesser, 2 P. hoch, außen mit den schönsten Hoch- und Flach-Reliefs bacchantischer Vorstellungen. Auf der einen Seite sieht man einen kleinen geflügelten Bacchus-Genius auf einem Panther, auf der andern einen ähnlichen, auf einem Stiere reitend. Außerdem sind noch viele Figuren und Attribute daran zu sehen. Ferner vier Teller, jeder mit schön verzierten Henkeln und jeder von 18 Zoll im Durchmesser; vier Teller mit vorstehenden, vergoldeten Knöpfen in der vertieften Mitte. Jeder Teller hat abermals zwei Henkel und $7\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser; vier Teller, sehr einfach, jedoch jeder mit zwei verzierten Henkeln, 7 Zoll im Durchmesser. Außerdem fanden sich vier Schalen (Tazze), jede mit zwei verzierten Henkeln, $5\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser; vier dergleichen, sehr einfach, mit Henkeln, von $5\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser; vier dergleichen von verschiedenen Formen, mit Henkeln, 5 Z. im Durchmesser; vier dergleichen wieder von anderer Form, 4 Z. im Durchmesser; vier dergleichen, jede mit zwei verschiedenen Henkeln, 4 Z. im Durchmesser; vier kleine Schalen, wie kleine Pastetenformen, $2\frac{1}{2}$ Z. im Durchmesser; vier kleine Teller, jeder mit drei kleinen Füßen und $3\frac{1}{2}$ Z. im Durchm. (unsern Salzfässern ähnlich); vier kleine Becher, jeder mit drei kleinen Füßen und 5 Z. im Durchm.; vier Tazze a campana scannellata, am obern Rande gemessen 5 Z. im Durchm., senkrechte Höhe $2\frac{1}{4}$ Z.; vier dergleichen, $3\frac{1}{2}$ Z. im Durchm., $2\frac{1}{4}$ Z. hoch; eine schöne Vase mit Henkeln (Form einer Amphora), an der Oeffnung von 4 Z. Durchmesser, $10\frac{1}{2}$ Z. hoch; zwei kleine schöne Casserollen, mit schön verzierten Henkeln, $5\frac{1}{2}$ Z. im Durchm., $2\frac{1}{2}$ Z. hoch; ein Löffel (Coppino) mit senkrechtem Henkel, 5 Z. im Durchmesser; ein Spiegel in Form einer Patera mit einem reichverzierten Griff, 8 Z. im Durchm.; 6 Ligulae, Löffel und Gabel zugleich, an der einen Seite ein kleiner Löffel, an der andern die Gabelspize (aber nur eine Spize); zwei Löffel, unsern Löffeln ähnlich. Zusammen 64 Stücke. Dieser Schaz wurde sofort am 14. Oktober in das Kön. Museum nach Neapel gebracht, wo er später aufgestellt werden dürfte. Bis jezt ist er dem Publikum noch nicht zugänglich gewesen.

Odessa, 14. Oktober. Neuerdings wurde bei Kertsch in einem Grabhügel ein aus behauenen, nicht durch Cement verbundenen Steinen errichtetes Grab gefunden, worin sich eine Todtenkiste und in dieser eine sehr schöne bronzene Urne fand. In lezterer waren verbrannte Knochen und zwei alabasterne Vasen, die wahrscheinlich einst Parfüms enthielten.

Neue Kupferstiche, Lithographien, Holzschnitte rc.

London. „Die spanische Mutter,“ nach einem Gemälde von Sir David Wilkie, gestochen von Abraham Raimbach, London, bei Hodgson u. Graves. Pr. 21 Sch. avant la lettre 4 Pf. 4 Sch. (vierfacher Preis). Die Zerstörung Jerusalems nach einem Gemälde von E. Lambert, gestochen von G. S. Sanders. London.

Berlin. Panoramatische Ansicht von Berlin, vom Zeughause aus gesehen, gezeichnet von Enslin, gestochen von Peschek in Dresden.

Von dem großen Gemälde des Kön. Preuß. Hofmalers Fr. Krüger, Se. Maj. den Kaiser, den Kronprinzen und den Großfürsten Michael Pawlowitsch darstellend, ist eine treffliche Lithographie von Jentzen in Berlin gefertigt.

Deutscher Volkskalender für 1837, herausgegeben von F. W. Gubitz, mit 120 Holzschnitten. Vereinsbuchhandlung.

Leipzig. Das malerische und romantische Deutschland. I. Heft. Leipzig, bei G. Wigand. Jedes Heft mit 5 Stahlstichen. 8 Gr. Der Plan ist im Ganzen auf 260 Platten gemacht. Dieses I. Heft enthält Lohmen, die katholische Kirche zu Dresden und eine Ansicht von Dresden, nebst erklärendem Texte.

Mainz. Polyorama des Rheinstroms von Mainz bis Bacharach, von Frhr. v. Klein; in 48 Ansichten der malerischen Gegenden dieses Abschnittes des Rheinthales.

Dresden. Panoramische Ansicht der St. Marcuskirche und des Dogenpalastes rc. zu Venedig, von Enslin d. S. gemalt, von E. W. Arldt auf Stein gezeichnet und bei H. Braunsdorf in Dresden gedruckt, in der bis jezt bei Lithographien seltenen Dimension von 36 Z. Breite und 24 Z. Höhe. (Das Berliner Königl. lithographische Institut besizt eine Kunstpresse, die den Druck von 28 Z. langen und 29 Z. hohen Platten möglich macht.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 9.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 11. Januar 1837.

— Einförmiger Kreislauf,
Dem schlaftrunken Italien träumt!

Platen.

Italienische Städtebilder.

Dritter Brief.

Ich habe in meinem vorigen Briefe die italienische Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts zu schildern gesucht, und stelle nun diesem Bilde das der jetzigen Zeit gegenüber; vorher aber ein paar Worte von den Frauen.

Diese sind im Ganzen noch immer, was sie vor vierzig Jahren waren; sie halten in Italien mehr als anderswo zäh am Alten, und je weniger in den verschiedenen Provinzen das politische Leben durch fremden Einfluß bestimmt wurde, je mehr hat sich in ihren Profilen die antike Form, in ihren Gewohnheiten die hergebrachte Bildung überliefert. Sie werden heute wie ehemals im Allgemeinen in Klöstern erzogen, in denen sie auch jezt noch nicht viel mehr erlernen als nothdürftiges Schreiben und Lesen, etwas Französisch, ein geringes Maaß von Handarbeiten und die unerläßliche Gewohnheit, an Sonn- und Festtagen in die Messe zu gehen. Zeichnet außer diesen Pflichtstunden irgend etwas eine Italienerin aus, so ist dies meistens ihrem natürlichen Talent zuzuschreiben, dem sie es auch verdanken, daß ein italienisches Mädchen den Uebergang aus der klösterlichen Behausung in die Welt auf sehr ungezwungene Weise macht, und sich den Formen des gesellschaftlichen Lebens leicht und mit Hingebung anschmiegt. Das unverheirathete Mädchen wird noch fortwährend streng bewacht. Freilich ist es außer Rom allmählig sehr selten geworden, daß dem werbenden Jüngling der Eintritt in's Haus bis zum Tage der aktenmäßigen Verlobung versagt bleibt; er hat nicht mehr von Ave Maria bis ein Uhr in der Nacht auf der Straße zu stehen und mit seiner Schönen im zweiten oder dritten Stock die geheimöffentliche Conversation zu halten. Bei irgend ernstlichen Absichten ist ihm der Zutritt in das elterliche Haus seiner Braut gestattet; er wird von nun an als Glied der Familie angesehen, ohne daß jedoch das Mädchen, wenn auch nur auf Minuten, allein mit ihm gelassen würde. Dies hat, wie früher angedeutet, die Folge, daß beide Partien später im ehelichen Leben sich schadlos zu halten suchen, und namentlich jezt in Zerstreuungen aller Art sich theilen. Um die Erziehung der Kinder bekümmerte bis auf die allerlezten Jahre (die auch endlich dieses Bedürfniß zur Sprache gebracht haben) die italienische Mutter sich gar nicht, oder höchstens um den materiellen Theil derselben so lange, bis ein bequemes Frauenkloster sie auch dieser Sorge überhob. Was von innerem Leben, von Herz, von Gefühl bei solchen Zuständen noch übrig blieb, erschöpften die sentimentalen Opern Bellinis und die Verzweiflungsliteratur des modernen Frankreichs, welche die Damen neuesten Tons mit den gesunden, aber etwas

derben Comödien vertauschten. Es mag dadurch zu erklären seyn, daß die herzliche Fröhlichkeit, die ein eigenthümliches Naturgeschenk der an sich kräftigen italienischen Frauen zu seyn pflegte, mit jedem Jahre, namentlich in den höhern Kreisen, seltener wird. Der unwillkührliche Ausbruch eines herzlichen Lachens kann sie jezt in Gegenwart eines Fremden schamroth machen. Auch dürfte es bald sehr schwer seyn, zu sagen, wie auf diesen Gesichtern, deren Feuer jezt durch die ganze Langeweile der modernen Musik und durch den wasserreichen Strom neuerer Tragiker bis zum Verlöschen gedämpft wird, sich noch ein gesunder, das Laster mit seinem wahren Namen nennender Witz eines Molière oder Goldoni ausnehmen könnte.

Der junge Florentiner von 1836 (ich wähle die Florentiner, weil sie, den Süditalienern noch immer an Bildung voraus, hinter den Lombarden jezt zurück sind, und so den besten Durchschnitt liefern) hat nach dem Aufstehen um zehn Uhr Morgens nichts Eiligeres zu thun, als zu seinen Pferden in den Stall sich zu begeben, und gründlich und genau zu untersuchen, ob sein Pferd von dem gestrigen Ritt in die Cascinen nicht diesen oder jenen Schaden genommen. Die eigene Familiarität, welche im Süden überhaupt zwischen Herrn und Dienern allgemein ist, erlaubt seinem adeligen Blut, das ganze Register von Thierkrankheiten mit seinem Stallknecht durchzusprechen und auf diese erbauliche Weise die erste Morgenstunde zu weihen. Nach dem Frühstück schlägt er den Weg nach der Piazza St. Trinita ein, um dort im Cassino dei Nobili den gestrigen Tag im Gespräch mit seines Gleichen nochmals an sich vorübergehen zu lassen. Alle schlechte oder gute Pferde, die man in den Cascinen, alle Kutschen und Hunde, die man am Arno oder auf der Piazza del Granduca gesehen, müssen herhalten; kaum daß im Vorbeigehen von Abenteuern, von Damen überhaupt die Rede ist.

Das Cassino dei Nobili, dessen ich Erwähnung gethan, hat außer seinen Meubeln und Kaminen, seinen Billards und Karten nichts, was irgend Unterhaltung gewähren könnte; kein einziges italienisches oder fremdes Blatt wird hier gefunden. Man nimmt also am hellen Tage zu den Karten seine Zuflucht, während, als Reliquien einer frühern Zeit, drei bis vier alte „Marchesen von den getrockneten Kastanien“ sich ums Kamin gruppiren, und diese Stille zu einer wahren Klatschmetzelei benutzen. Die junge italienische Welt hält es unter ihrer Würde zu klatschen; sie kennt die Moral des weiblichen Geschlechts zu genau, als daß sie an das punctum movens aller Klatscherei, an die Möglichkeit einer Täuschung noch irgend glauben könnte. Nicht einmal aus bloßer Neugier fragt sie: wer ist der Freund jener Signora? sondern bedient sich eines Ausdrucks, den wir nicht einmal italienisch hersetzen mögen.

Nun kommt gegen halb ein Uhr die Zeit heran, zu Prinoth zu gehen. Ein Deutscher denkt bei diesem Namen an ein Lesekabinett, an einen Conditorladen, ein Kaffeehaus u. dergl. Der Italiener von heute ist aber bei Weitem nüchterner, und begnügt sich, bei diesem Galanteriehändler, dies ist Herr Prinoth, Modewaaren neuesten Styls zu bewundern und dabei anderthalb Stunden zu verplaudern. Auf diese Weise gelangt man bis zum Mittagessen, und man schlendert mit einem kleinen Umweg über die Piazza del Granduca nach Hause. Wie die Tafel einer solchen Familie bestellt ist, kann ein Fremder nur von Hörensagen wissen; man scheut das fremde Auge so sehr, daß nur in äußerst seltenen Fällen eine Einladung erfolgt. Kaum glaubt man, daß es dem Italiener bei solchen Mahlzeiten behaglich seyn kann, denn man trennt sich zu schnell und eilt wieder aus einander, weil alle Stunden des Tags in Beschlag genommen sind. Man hat noch in dem Cassino das unterbrochene Kartenspiel wieder aufzunehmen oder ein neues vor drei-und-zwanzig Uhr zu beginnen. Um diese Stunde pflegt dann die Mutter oder die Frau vorzufahren, um unsere jungen Helden nach den Cascinen zu entführen.

Wer diesen wundervollen Garten, dem links der Arno, rechts die schöngeformten Berge von Fiesole zur Einfassung dienen, an einem klaren Sommerabende von bunten Menschen und stattlichen Equipagen belebt gesehen hat, wird es den jungen Florentinern zu gute halten, daß sie jeden Tag denselben Gang wiederholen, und ohne ihn mit dem Gedanken: „diem perdidi“ sich schlafen legen. Hier hält die Dame auf dem Platze vor dem großherzoglichen Pavillon jeden Abend an derselben Stelle, um, umgeben von ihren Troubadours, die zu Roß oder zu Fuß herbeizueilen pflegen, den ersten Akt ihrer Hofhaltung zu beginnen. Mit der Dämmerung jagt man die schnurgerade Allee zurück, übergibt das Pferd dem Diener und eilt, um eine Erfrischung zu nehmen und eine Zeitung zu lesen, in den Café delle Colonne, seltener gleich für die erste Abendstunde (la prima sera) in eine Conversation. Es bleibt noch eben Zeit übrig, die Toilette zu machen, um im Theater oder in dem genannten Hof der Minne gratis seine Rolle zu spielen und so würdig den langen, mühevollen Tag zu beschließen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Enke's oben mitgetheilte Ansicht, der auch der Königsberger Astronom Bessel, mit dem wir uns über das merkwürdige Phönomen mündlich unterhalten haben,

wesentlich beitritt: daß es nämlich im Weltraume eine, mit der Substanz der Sternschnuppen besonders erfüllte, oder der Erzeugung dieser Meteore vorzüglich günstige Region gebe, und daß die Erde, bei Durchlaufung ihrer Jahresbahn um die Sonne, gegen die Mitte Novembers diese Region berühre, scheint daher die meiste Aufmerksamkeit zu verdienen. * Da sich aber, wenn, wie wir nicht zweifeln, diese Erklärung die richtige ist, die Erscheinung schon seit Jahrtausenden, immer zur nämlichen Zeit, wiederholt haben muß, so fragt man sich mit Bedingung, wie sie der Aufmerksamkeit der Naturforscher so lange habe entgehen können? Wäre denn dem Jahrhunderte, in dem wir das Glück oder Unglück haben zu leben, Alles vorbehalten?

Wir müßen dies in der That zu glauben anfangen, indem wir so eben durch Pariser Blätter die Bestätigung der, mit dem Versprechen, darauf zurück zu kommen, vorläufig bereits in unsern frühern Blättern erwähnten wichtigen, oder vielmehr unerhörten Entdeckung des französischen Naturforschers Thilorier erhalten, die fixe Luft (das kohlensaure Gas) nicht nur in einen tropfbar flüssigen, sondern selbst in einen, wenn wir so sagen dürfen, eisähnlichen festen Körper zu verwandeln. Luft zum festen Körper zu verdichten — hat man so etwas jemals gehört? Auch erregten die Experimente Thiloriers, welcher sich während der betreffenden Sitzung der Pariser Akademie (am 5ten Oktober) in einem Nebenzimmer befand und mit seinem höchst einfachen Instrumente in Blitzesschnelle so viel Luft fest machte, als die Herren Akademiker nur immer verlangen mochten, selbst bei diesen Männern vom Fach das größte Erstaunen. Die Hauptsache beim Experiment, welches wir übrigens, sobald uns eine genaue Beschreibung jenes Thilorier'schen Instruments zugekommen seyn wird, genau erläutern werden, besteht darin, daß man die luftförmige Kohlensäure, wie sie uns z. B. aus mussirendem Weine, aus Bier u. s. w. überall in Menge entgegen tritt, einem sehr bedeutenden Drucke aussezt, wodurch man sie augenblicklich in eine tropfbare, also wasserähnliche Flüssigkeit verwandelt. Leztere läßt man sodann durch ein Ventil springbrunnenartig springen, wo sie dann in Schnee- oder Eisgestalt niederfällt. Die also zum festen Körper verdichtete fixe Luft hat einen außerordentlichen Kältegrad. Quecksilber in eine Höhlung solcher eisförmigen fixen Luft gebracht, gefriert augenblicklich (welcher Umstand allein schon eine Kälte von 32° Reaumur ankündigen würde), und Thilorier wies ein Stück solchen Lufteises vor, in dessen Mitte ein ganzes Pfund Quecksilber lag, welches so fest gefroren war, daß es mit Hammerschlägen zertheilt werden mußte, und dabei einen crystallinischen Bruch zeigte. Es erregte, heißt es wörtlich in unserm Berichte, ein ganz eigenes Gefühl, Luft in festen Stücken in der Hand zu halten; jeder konnte sie berühren, schmecken, die Kälte fühlen, die gefrorene Luft in die Finger nehmen und dieses Eis auf der Hand wieder verdunsten und seine ursprüngliche luftförmige Gestalt neuerdings annehmen sehen. Aether darauf gegossen, bildete damit eine halbflüssige Masse gleich schmelzendem Schnee; Alkohol gefror sogleich zu glänzendem Eise, jedoch nur in unmittelbarer Berührung mit dieser gefrorenen Luft, nicht aber, wenn er z. B. in einem silbernen Gefässe auf oder in das Lufteis gesezt wurde. — Gleichzeitig hat Thilorier dargethan, daß die Kohlensäure bei diesen Metamorphosen eine außerordentliche Zusammendrückung und nachher wieder eine eben so ungemeine Ausdehnung erleidet, welcher Umstand auf eine praktische, aus allen diesen Entdeckungen zu ziehende Anwendung hinzuweisen scheint. Die Sache ist noch in ihrer Kindheit, aber irren wir uns nicht, so wird sie von den allerwichtigsten Folgen nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für das Leben werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

* In einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris hat der bekannte Astronom Biot zu erweisen versucht, daß sich die Erde am 13ten November in demjenigen Punkte ihrer Bahn befindet, wo sie den unter dem Namen des Zodiakallichts hinreichend bekannten Sonnennebel berührt, der eine Menge mikroskopischer Planetengebilde enthalte, welche bei ihrer Aehnlichkeit mit den beobachteten Meteoren die Erscheinung verursachen sollen. — Man sieht, welche Aehnlichkeit diese Hypothese mit der oben entwickelten Ansicht hat, und daß die Periodizität des Vorgangs aus dieser Ansicht gleich sehr folgt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Guizots Aufnahme in die Akademie.

Die königlichen Akademien haben in diesem Monate zwei öffentliche Sitzungen gehalten, und so etwas ist in Paris stets eine Tagesbegebenheit, besonders wenn ein berühmter Mann, wie diesmal Guizot, in der Académie française seine Antrittsrede hält. Nun unterlag zwar Guizots Beredsamkeit keinem Zweifel, denn auf der Rednerbühne der Deputirtenkammer hatte er Proben genug davon abgelegt, und zwar bei den wichtigsten Erörterungen, welche je die Volksrepräsentanten beschäftigt haben. Auch als Professor der Geschichte hatte Guizot bewiesen, wie meisterhaft er vorzutragen verstehe; aber einen Minister zu hören, welcher den Akademikern wegen seiner Ernennung zu ihrem Collegen danken muß, hat immer für die Pariser etwas Anziehendes. Vor zwei Jahren befand sich Thiers in dieser Lage, und nun kam die Reihe an Guizot. Die Doktrinärs bringen gern überall ihre strengen Grundsätze an; deßhalb zweifelte man kaum, daß er auch die Antrittsrede dazu benutzen würde, um seinem System zu huldigen und das Lob desselben auf geschickte

Weise in die akademische Rede einfließen zu lassen. Diese Vermuthung ist denn auch durch die That bestätigt worden. Indessen kann man es einem Minister nicht verargen, wenn er auf der Rednerbühne der Deputirtenkammer sowohl, als der Akademie behauptet, man besitze jezt in politischer Hinsicht alle Vortheile, wornach man sich ehemals gesehnt habe. Und wenn der Mann zu einer Partei, oder wenn man lieber will, zu einer Classe gehört, welche nicht mehr erwerben, sondern bloß das Bestehende erhalten will, und diese Tendenz in ihren Tageblättern beständig predigt, so ist es ja natürlich, daß er in der Akademie nicht anders redet, als in den Journalen und in den gesezgebenden Kammern. Die Rede Guizots war schon am Abend in einer ministeriellen Zeitung gedruckt, und ging von da am folgenden Tage in die andern Blätter über; Jeder kann also darüber urtheilen. Daß das Streben der aufgeklärten Philosophen, zu denen de Tracy, sein Vorgänger, gehörte, darin meisterhaft geschildert ist, erkennt man allgemein an, und sicher wird sich außer Frankreich auf dem Festlande kein Minister so freisinnig ausdrücken, als es hier geschehen. Noch muß ich bemerken, daß der Mißmuth, welcher, wie Guizot zeigt, den tiefsinnigen Denker de Tracy überfallen hatte, als nicht Alles sich so herrlich gestaltete, wie er es von der Julirevolution erwartet hatte, keine einzelne Erscheinung ist, sondern an mehreren andern, eben so tiefsinnigen und erfahrungsreichen Männern bemerkt wird, welche zu der ersten Revolution beigetragen haben, und nun von der zweiten alle die Früchte hofften, welche in der vorigen nicht reif geworden waren. Wir werden sogleich ein anderes Beispiel davon sehen. Freilich sind diese Männer nun alt und können nicht mehr hoffen, alle die edeln Gebilde ihres Geistes in's Leben treten zu sehen; denn was im Jahr 1830 nicht geschehen ist, wo dem Anscheine nach so leicht das Beste zu bewerkstelligen war, wie könnten sie hoffen, es so bald entstehen zu sehen! Hätte de Tracy der Rede zuhören können, welche sein Nachfolger Guizot zu seinem Lobe und einigermaßen zu seiner Entschuldigung hielt, vielleicht hätte er ihn mit den Worten unterbrochen: „Ach! du bist auch einer derjenigen, welche sich der völligen Entwickelung der von uns seit langer Zeit entworfenen Staatseinrichtungen widersezt haben! Wie sollten alte Männer nicht muthlos werden, wenn sie sehen, daß diejenigen, welche durch ihre großen Geistesfähigkeiten am meisten zur Einführung der besten Regierungsform beitragen könnten, alle ihre Kräfte aufbieten, um etwas Anderes, Unvollkommeneres herbeizuführen!“ — In der folgenden Woche fand im königlichen Institute eine andere öffentliche Sizung statt, welche im Grunde viel merkwürdiger war, als die Aufnahme Guizots, aber, weil hier kein so berühmter und mächtiger Mann auftrat, doch bei weitem nicht so viele Zuhörer herbeigezogen hatte. Es war die öffentliche jährliche Sizung der Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften, einer Akademie, die wieder eine der nüzlichen und freisinnigen Einrichtungen ist, welche man der ersten Revolution verdankt, und die bekanntlich erst nach der Julirevolution wieder hergestellt worden ist. Eine solche Akademie kann nur in einem Staate bestehen, wo völlige Preßfreiheit herrscht und wo Alles auf Oeffentlichkeit beruht. Unter einer uneingeschränkten Regierung würde eine politische Akademie entweder eine ganz unnüze Anstalt seyn, oder ein Werkzeug in den Händen der Machthaber zur Durchsezung ihrer Plane werden. Welche wichtige Stellung jene Akademie in Frankreich sich verschaffen kann, läßt sich bereits aus den von ihr in diesem Jahr aufgestellten Preisfragen abnehmen, welche einige der wichtigsten Angelegenheiten für Staat und die bürgerliche Gesellschaft betreffen, z. B. die Ursachen des im Volk herrschenden Elends und die Mittel, demselben abzuhelfen, die freie Einfuhr fremder Produkte, die Folgen der Vervielfältigung der Verkehrmittel zwischen den Völkern durch Dampfschifffahrt und Eisenbahnen. In England leisten freilich zum Theil freie Vereine, was hier von der Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften geleistet wird; allein da hier dem Staat vor den politischen Vereinen bange ist, weil sie in der ersten Revolution viel Unheil gestiftet haben, so muß die Akademie dieselben ersezen, und kann, da sie die öffentlichen Angelegenheiten nur im Allgemeinen und ohne eigentliche Rücksicht auf gegenwärtige oder lokale Umstände in Untersuchung zieht, noch mehr Nuzen stiften, denn sie muß mitten unter den Parteien stets ruhig bleiben. Sie hatte dießmal keinen Preis ertheilt; ein Beweis, daß die von ihr gestellten Aufgaben schwer zu lösen sind, und in der That gehören einige davon zu den Fragen, über welche ein Staatsmann lange nachdenken kann, ohne zu einem klaren Resultate zu gelangen.

(Die Fortsezung folgt.)

Hamburg, December.

(Fortsezung.)

Volksbilder in aufsteigender Linie.

Die Kaufleute bilden mit Recht den ehrenwerthesten und ehrenvollsten Stand in unserm Handelsstaate. Zwar sind jene wackern, zum Theil etwas derben Handelsherren der alten Hanse zum größten Theil ausgestorben, allein Bravheit, Rechtlichkeit und besonders lobenswerther Fleiß nicht zugleich mit ihnen. Ein Kaufmann jeziger Zeit darf nicht mehr, wie früher, unwissend seyn und all sein Wissen sich auf Rechnen und Schreiben beschränken: er muß im Gegentheil viel wissen, muß vor Allem Sprachkenntnisse besizen, und weder in der Geographie, noch Politik unerfahren seyn. Wie kommt es aber, daß troz dem seine Unterhaltung meist trivial und wenig belebt ist? Man darf wohl behaupten, ohne der Uebertreibung bezüchtigt zu werden, daß eine Gesellschaft von lauter Kaufleuten dem fast unerträglich erscheint, der höhere Ansprüche an die Gesellschaft und an eine gesellige Unterhaltung zu machen berechtigt ist. Freilich werden in solchen Gesellschaften die großen Fragen der Zeit berührt, aber auch nur berührt, und niemals wird erschöpfend darüber verhandelt; das ist für den, der zu denken gewohnt ist, eine solche Pönitenz, daß er sich bald veranlaßt fühlt, die Unterhaltung auf Gegenstände zu lenken, in denen der Kaufmann eigentlich zu Hause ist, auf den Handel, und da kann der Uneingeweihte manches Interessante erfahren. Der Hamburger Kaufmann hat dagegen viele sehr achtungswerthe Eigenschaften: er ist großmüthig, ja oft sogar großsinnig, gerecht gegen seine Untergebenen und von dem lebhaften Wunsche beseelt, daß es Allen, die ihn umgeben, behaglich sey. Seine Wohlthätigkeit ist mit Recht berühmt; er ist außerdem in der Regel — einzelne Ausnahmen zählen ja überhaupt nicht — ein zärtlicher Gatte und guter Vater, und vor allen Dingen Patriot. Wehe dem Fremdlinge, der diesem Patriotismus durch irgend einen Tadel des einmal Bestehenden zu nahe träte! Freilich läßt der Hamburger selbst es sich nicht nehmen, dieses oder jenes an den Einrichtungen des Staates zu tadeln; allein dies darf kein Fremder sich unterstehen, und wie in der Anekdote von den zankenden Eheleuten, werden alle diejenigen zur Thüre hinausgewiesen, die sich in den Zwist des Staats mit seinen Söhnen mischen wollen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 1.

Mittwoch, 11. Januar 1837.

[2]

Comptoir-Handbuch

nach

MAC-CULLOCH

in

Einem Bande.

Mit den Planen von Constantinopel, Gibraltar, Helsingör, New-York, Petersburg und Rio-Janeiro, und einer Weltkarte nach Mercator's Projektion.

So eben ist bei uns erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

die 4te—6te Lieferung,

einer schönen und ausserordentlich wohlfeilen Ausgabe von Mac-Culloch's vortrefflichem:

Dictionary of Commerce and Commercial Navigation,

Bogen 31—60.

Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Inhalt:

Flaschen, Flaschenkürbis, Flaumfedern, Fleischleim, Flensburg, Flieder, Fliegen, Flindern, Flintglas, Flittergold, Flohsamen, Flor, Florenz, Flugschrift, Flußspath, Folie, Foligno, Forli, Fortepiano, Foulards, Fracht, Frachtbrief, Frachtcontract, Frachtfahrer, Francavilla, Frankfurt a. M., Frankfurt a. O., Franken, Franzosenholz, Freiberg, Freiburg, Friedrichshafen, Früchte, Fulda, Fuhr(manns)wagen, Fuhrwerke, Funchal, Fünfhäfen, Fünfkirchen, Fürth, Furniere, Fußmaaß, Fußteppiche, Gaeta Gagat, Galatz, Galbanum, Galgant, Galläpfel, Gallen, St., Gallerte, Gallipoli, Gallipoli, türk., Gallon, Galmei, Gamander, Gambia, Gummi, Gangfische, Garn, Gaslicht, Gesellschaft, Gase, Gebrannte Wasser, Gefle, Geflechte, Geislingen, Gelbholz, Geld, Gemskugeln, Genever, Genf, Gent, Genua, Gepäckzoll, Gera, German, Gerste, Gerstenbranntwein, Gerstengraupen, Gerstenzucker, Gesellschaftshandlungen, Gesellschaftspaß, Getränke geistige, Gewerbschein, Gewichte, Gewürznelken, Ghee, Gibraltar, Gießen, Gilbkraut, Gilde, Gin, Ginseng, Girgenti, Girona, Glarus, Glas, Glasflüsse, Glasgalle, Glasgow, Glasperlen, Glastropfen, Glatz, Glaubersalz, Glaucha, Glätte, Glockengut, Glogau, Glückstadt, Goa, Gobelins, Göppingen, Görlitz, Göttingen, Görz, Gold, Gomuti, Gombrun, Goole, Goslar, Gotha, Gothenburg, Granatäpfel, Granaten, Granville, Grasse, Graudenz, Graupen, Grauwerk, Gray, Grätz, Greenock, Greenwich, Greifswalde, Grenadilleholz, Grenoble, Gries, Grindwurz, Grodno, Gröningen, Grünspan, Grütze, Guajac-Gummi, Guanarnato, Guatemala, Guajaquil, Guernsey, Guinea-Pfeffer, Gummi, Gummigutta, Gummilack, Gunny, Güstrow, Gyps, Haag, Haare, Haarkugeln, Haarlem, Haarpuder, Hadern, Hafen, Hafengeld, Hafer, Hagenau, Hahnenfedern, Haircords, Halberstadt, Halifax, Hall, Hall, Halle, Hamans, Hamburg, Hameln, Hamm, Hanau, Handel, Handelsbilanz, Handelsfactor, Handelsgesellschaften, Handelsgewicht, Handelskammern, Handelsverträge, Handschuhe, Hanf, Hanföl, Hanfsaat, Hannover, Hansa, Harpunierer, Haselnüsse, Haselwurz, Hasenbälge, Hausen, Hausenblase, Hausirer, Häute, Hautelisse, Havannah, Havarie, Havre de Grace, Hayfischflossen, Heidekorn, Heidelbeeren, Heidelberg, Heilbronn, Helsingör, Herat, Heringe, Hermannstadt, Hermeline, Heu, Hildburghausen, Hildesheim, Hirschberg, Hirschhorn, Hirse, Hof, Höllenstein, Hollunder, Holzessig, Holzhandel, Holzkohlen, Holzuhren, Holzwaaren, Honfleur, Honig, Hopfen, Horn, Huddersfield, Hull, Hummer, Hunde, Hüte, Hüttenrauch, Hyeres, Idria, Iglau, Imola, Indianische Vogelnester, Indiennes, Indigo, Indigolack, Indigo rother, Inhaber, Innsbruck, Interesse, Insolvenz, Instrumente, Ipecacuana, Ipswich, Iridium, Iris, Irkutsk, Iserlohn, Ismail, Ispahan, Iän, Jalappwurzel, Jamaika-Pfeffer, Jaspis, Jassy, Jeddo, Jever, Jodine, Johannisbrod, Jonische Inseln, Juchten, Judenpech, Kabeltau, Kabliau, Kai, Kaigeld, Kaiserich, Kalisch, Kalk, Kalmank, Kaluga, Kameel, Kameelgarn, Kameelhaar, Kamelot, Kammertuch, Kammholz, Kämme, Kanefas, Kaninchenhaare, Kanonen, Kanten, Kapern, Kaperschiff, Kapplaken, Karmin, Kars, Kartoffeln, Kasan, Kaschau, Kaschu-Nuß, Käse, Kastanien, Kattun, Katzenauge,

Katzenfelle, Kaufbeuren, Kaviar, Kelp, Kempten, Kerman, Kermes, Kerzen, Kessel, Khiva, Khokand, Kiachta, Kiddermünster, Kiel, Kienruß, Kiew, Kilmarnock, Kingston, Kinoharz, Kirkaldy, Kirschen, Kislar, Klagenfurth, Klausenburg, Kleber, Kleesame, Klippfisch, Knallquecksilber, Knallsilber, Knochen, Knöpfe, Kobalt, Kolkothar, Komora, Kompaß, Königsberg, Königsholz, Königswasser, Kopenhagen, Korb, Korkholz, Korn, Kornbranntwein, Korngesetze, Kostroma, Kottbus, Kursk, Krähenaugen, Krakau, Krämpeln, Krapp, Kratzen, Kraut, Kreide, Kremnitz, Krems, Krepp, Kriegsbedarf, Kreutznach, Kronstadt, Kümmel, Kupfer, Kupferstiche, Kupferwasser, Kurze Waaren, Küstenhandel, Küstrin, Kutahieh, Laberdan, Labrador, Lachaux de Fond, Lachs, Lack, Lackirte Waaren, Lackmus, Ladanum, Ladungsschein, La Guayra, Laguna, Lahore, Laibach, Lakritzensaft, Lammfelle, Lampen, Lampreten, Lancaster, Lanciano, Landau, Landsberg, Landshut, Landstraßen, Länge und Breite, Langensalza, Langres, Laon, Lapis-Lapuli, Lärchenbaumschwamm, Last, Lastigkeit, Lasurstein, Latten, Laugensalze, Lausanne, Lavendel, Lazareth, Lebensversicherung, Leberthran, Lebkuchen, Lecce, Leckage, Leder, Lederarbeit, Leeds, Lehrlinge, Leibrenten, Leicester, Leim, Leinen, Leinenband, Leinene Garne, Leindl, Leinsaat, Leipzig, Leith, Lemberg, Lennep, Leonisches Gold, Lerida, Leuchtthürme, Leuwarden, Leyden, Libau, Licenzen, Lichter, Liebesäpfel, Liegezeit, Liegnitz, Lille, Lima, Limmerick, Limoges, Limonen, Limonensaft, Lincoln, Lindau, Linde, Linon, Linsen, Linz, Lipari, Lisieux, Lissabon, Listados, Literarisches Eigenthum, Liverpool, Livorno, Locle, Lodeve, Lodi, Löffel, London, Londonderry, Longcloths, Lootsen, Lorbeer, Loxa, L'orient, Loudeac, Löwen, Louviers, Lübeck, Lublin, Lucca, Lugano, Lumpen, Lüneburg, Lüneville, Lüttich, Luxemburg, Luzern, Lynn-Regis, Lyon, Maaße, Macao, Macassar, Maccaroni, Macclesfield, Macis, Macisbohnen, Macis, Macon, Madera, Madras, Madrid, Magdeburg, Magnesin, Magnesia, Magnet, Mahagoniholz, Mahon, Maidstone, Mailand, Maines, Mais, Makler, Maklerlohn, Makrele, Malacca, Malachit, Malaga, Malmö, Malo, Malta, Malvasierwein, Malz, Mamers, Man, Manchester, Mandeln, Mandelöl, Mangischlak, Manilla, Manna, Mannheim, Manresa, Mans, Mansfield, Mantua, Maracay, Maracaibo, Maranham, Marburg, Margate, Mariakirch, Marienburg, Marienglas, Marienwerder, Mark, Markt, Marly, Marmelade, Marmor, Marocco, Marsala, Marseille, Marthensholz, Maschinen, Massa, Mastix, Mastricht, Masulipatam, Matanzas, Mataro, Matera, Matrosen, Matrosenpresse, Matten, Maubeuge, Mauritius, Mazzara, Meaco, Meaux, Mecca, Mecheln, Meerrettig, Meerschaum, Meerschwämme, Meerstinx, Meerspinne, Meerzwiebel, Mehl, Mehlbeerbaum, Meiningen, Meisel, Meißen, Melinde, Melisse, Melonen, Melun, Memel, Memmingen, Mendoza, Mennig, Mequinez, Mecur, Merqui, Merseburg, Messe, Messerschmiedwaaren, Messing, Metalle, Metallgold, Meth, Metz, Mexico, Middelburg, Mietau, Milch, Milchzucker, Milfordhaven, Milhaud, Minden, Mineralwasser, Mispeln, Mocha, Modena, Modon, Mogadore, Mohr, Mohilew, Moissac, Mömpelgard, Monopol, Mons, Montargis, Montabaur, Montelimart, Montevideo, Montilla, Montpellier, Montreal, Montrose, Monza, Morcheln, Morges, Morlaix, Moschus, Moskau, Mossul, Moulins, Mühlhausen, Mühlhausen, Mühlsteine, Mühlheim, Mülheim, München, Munition, Munjet, Münster, Münzen.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[24]

Die

Mitternacht-Zeitung

für

gebildete Stände

beginnt mit Anfang des Jahres 1837 ihren

zwölften Jahrgang

und nehmen alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen darauf an.

Preis 8 Thlr.

Braunschweig, den 15. December 1836.

Chr. Horneyer.

---

[784] In meinem Verlage erscheint binnen Kurzem:

Das Kleeblatt, oder Wahrheit und Dichtung aus dem Lehrerleben. Ein pädagogischer Roman für Lehrer und Lehrerfreunde von L. Kellner. Preis 1 Rthlr. 4 Gr.

Mit diesem Werke wird dem Lehrerstande und dessen Freunden eine Lektüre dargeboten, durch welche ein doppelter Zweck erreicht werden soll. Dasselbe gibt nämlich in den Lebensschicksalen dreier, an Charakter verschiedener Lehrer in Form eines Romans nicht allein eine höchst angenehme Unterhaltung, sondern schafft auch durch die ganze Handhabung des reichen Stoffes, Erhebung des Herzens. Mit dieser Unterhaltung und Erhebung geht der Zweck der Belehrung Hand in Hand, indem durch zahlreich eingestreute, die Methodik, Disciplin, das Schulrecht, Emancipation, Conferenzen, Schriftsteller u. s. w. betreffende Winke dafür reichlich gesorgt wird.

Mitgetheilte, das Lehrerleben und die Lehrerwirksamkeit im Auge habende Lieder, ernste und launige Gebete, erhöhen das Interesse des Ganzen und machen es zu einer jedem Lehrer gewiß höchst willkommenen Gabe, deren Genuß um so angenehmer seyn muß, da das Sujet unmittelbar aus der pädagogischen Welt entnommen ist.

Der Preis ist so niedrig gestellt, daß es auch dem Unbemittelteren möglich wird, dieses gewiß zeitgemäße Werkchen anschaffen zu können. Ein Aufsatz daraus ist im diesjährigen Februarhefte von Gräfe's Archiv für Pädagogik abgedruckt.

Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen darauf an.

Neuhaldensleben, den 1. Dec. 1836.

C. A. Eyraud.

---

[766] **Neue schöngeistige Schriften.**

Originalbeiträge
zur deutschen Schaubühne.

1ster Band. Inhalt: 1) Lüge und Wahrheit, Schauspiel in 4 Akten. 2) Die Braut aus der Residenz, Lustspiel in 2 Akten. 3) Der Oheim, Schauspiel in 5 Akten. 8. Velinp. geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Th. Hell, dramatisches Vergißmeinnicht. 14tes Bändchen. Inhalt: Die Dame von Laval, Drama, und Lauretta oder das rothe Siegel, Lustsp. br. 1 Thlr.

Th. Hochfeldt, Harfenklänge.
Zweite verbesserte Auflage. gr. 8. br. 2 Thlr.

A. v. Tromlitz, sämmtliche Schriften.
Neue verbesserte Auflage in Taschenformat. Zweite Sammlung 28ster bis 36ster Band. Alle 9 Bände 3 Thlr. 12 Gr. im Pränumerationspreis bis Ende d. J. Ladenpreis 5 Thlr.

Die erste Sammlung besteht aus 36 Bänden und ist im Pränumerationspreis für 14 Thlr. zu bekommen. Der Ladenpreis ist 20 Thlr.

Die zweite Sammlung, ebenfalls 36 Bände, kostet im Pränumerationspreis ebenfalls 14 Thlr. und der Ladenpreis ist 20 Thlr.

G. Schilling, sämmtliche Schriften.
Rechtmäßige, sehr verbesserte Ausgabe letzter Hand in Taschenbuchformat. 51ster bis 60ster Band. Pränumerationspreis bis Ende dieses Jahres 3 Thlr. 12 Gr. für alle 10 Bände. Ladenpreis 5 Thlr.

Die ersten 50 Bände sind bis dahin auch noch im Pränumerationspreis von 16 Thalern zu bekommen. Der Ladenpreis ist 25 Thlr.

Beide Werke kann man in allen nambaften Buchhandlungen für die angegebenen Pränumerationspreise erhalten.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

---

[767] Im Verlage der Nicolai'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen:

Nibelungennoth und Klage
nach
ältester Gestalt in ungebundener Rede
übersezt von
August Zeune.

Zweite verbesserte Auflage. Mit Karte und geschichtlichen und urkundlichen Erläuterungen.

Velinpapier, sauber geheftet 1½ Thlr.

Der Werth dieses gründlichen Werkes ist durch die erste Auflage schon hinlänglich bekannt geworden, und es ist zu hoffen, daß die gegenwärtige, innerlich wie äußerlich so sehr verbesserte neue Auflage auch ferner dazu beitragen werde, die Kenntniß der vaterländischen Poesie zu verbreiten.

---

[770] Bei Friedrich Vieweg in Braunschweig ist erschienen:

Vierte Auflage
der Neuen vollständigen und auf die möglichste Erleichterung des Unterrichts abzweckenden
Englischen Sprachlehre
für die Deutschen,
vom Prof. Dr. **K. F. Wagner.**

Erster oder theoretischer Theil. gr. 8. Preis 1 Thlr.
Zweiter oder praktischer Theil, welcher die Uebungen über die einzelnen Regeln enthält. gr. 8. Preis 16 Gr.

Zweite Auflage
von **H. M. Melford's,**
Lectors der neueren Sprachen an der Universität Göttingen,
Englischem Lesebuche,
enthaltend eine zweckmäßige Sammlung von Lese- und Uebungsstücken aus den besten neuern englischen Prosaisten und Dichtern, und nach stufenweiser Schwierigkeit geordnet.

Mit einem Vorwort vom
Prof. Dr. **K. F. Wagner.**
gr. 8. Preis 18 Gr.

Von diesen drei in Zusammenhang stehenden trefflichen Lehrbüchern wurden abermals neue Auflagen nöthig, und der Verleger empfiehlt sie der Beachtung aller Schulanstalten und Lehrer angelegentlich. Bei größeren Bestellungen werden Frei-Exemplare bewilligt.

---

[20] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das
System der Circulation
in seiner Entwicklung
durch die
Thierreihe und im Menschen
und mit Rücksicht auf die physiologischen Gesetze seiner krankhaften Abweichungen
dargestellt von
C. H. Schultz,
Doctor der Medicin und Chirurgie und ordentl. Professor an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin rc. rc.

Mit 7 illuminirten Tafeln.
Preis 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Inhalt: Bedeutung und Gliederung des Circulationssystems. I. **Vom Blute.** Lebendige Bestandtheile des Bluts. Plasma und Bläschen. a) Die Blutbläschen. b) Das Plasma. c) Chemische Bestandtheile des Bluts. Specifische Verschiedenheiten des Bluts in den organischen Systemen und in den Lebenszuständen und Individuen. II. **Vom Gefäßsystem.** 1) Gefäßsystem der Pflanzen. 2) Gefäßsystem der Thiere. a) Peripherisches System. b) Das centrale Gefäßsystem. Bewegungen des Herzens und der Gefäße. III. **Die Circulation des Bluts in den Gefäßen.** 1) Die peripherische Circulation. a) Vor der Herzbildung. b) Nach der Herzbildung. 2) Die

centrale Circulation. Begriff. a) Bewegung im Venensystem. b) Blutbewegung im arteriellen System.

Dies Werk ist die zweite Abtheilung der von der Akademie der Wissenschaften in Paris gekrönten Preisschrift desselben Verfassers.

Stuttgart, im Januar 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[780] In der unterzeichneten Buchhandlung sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Die Lebensgeschichte

des

großen Königs Friedrich von Preußen.

Ein Buch für Jedermann

von

Prof. Dr. J. D. P. Preuß,

Verf. des größeren Werks über denselben Gegenstand.

Neue unveränderte und wohlfeile Ausgabe in 6 Lieferungen. Jeden Monat erscheint eine Lieferung von 8 Bogen in gr. 8. für den Preis von 1/4 Thlr. 3 Lieferungen bilden einen Band. Das Werk selbst ist mit 2 Bänden vollendet und kostet vollständig 1 1/2 Thlr.

Friedrich der Große.

Zur richtigen Würdigung seines Herzens und Geistes. Enthaltend einzelne Scenen, schriftliche und mündliche Aeußerungen von ihm aus seiner Jugendzeit bis zu seinem Tode,

herausgegeben von

Carl Müchler.

Neue unveränderte und wohlfeile Ausgabe in 5 Lieferungen. In jedem Monat erscheint eine Lieferung von 8 Bogen in gr. 8. und kostet 1/4 Thaler. Alle 5 Lieferungen bilden einen Band und kosten zusammen 1 1/4 Thlr.

Die erste Lieferung beider Werke ist bereits in allen Buchhandlungen vorräthig.

Nauck'sche Buchhandlung in Berlin.

---

[787] **Die ländliche Baukunst.**

Ein Handbuch für angehende Architekten, Baulustige und Gebildete, die sich über diesen Gegenstand belehren wollen. Von Friedrich Huth. Mit 10 Kupfertafeln. à 1 Thlr. od. 1 fl. 48 kr.

Ein wahrer Spottpreis für dieses deutlich und nach den ächten Regeln der Kunst geschriebene Werk! Es ist in allen deutschen Buchhandlungen zu haben; in Leipzig bei dem Verleger

Robert Friese.

---

[8] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Ueber das Kopfweh, die Migräne

und den Gesichtsschmerz in pathologischer und therapeutischer Hinsicht. Nach Hume Weatherhead, Dr. Martin, Sir Halford u. A. gr. 12. 45 kr.

Dr. Weatherhead und Dr. Martin fanden darin, daß sie an den genannten Uebeln selbst schmerzlich litten, eine ernste Veranlassung, ihre Natur zu studiren und ihre Heilung aufzufinden. Ihre Mittheilungen sind rein praktisch und auch Nichtärzten nicht bloß verständlich, sondern gewiß auch sehr heilsam. Ausgezeichnete Aerzte haben diese Mittel mit Erfolg angewendet.

---

[2] So eben ist erschienen und in allen solid Handlungen zu haben:

ALBUM.

Neue Original-Compositionen

für Gesang und Piano

von *Banck, Bellini, Curschmann, Field, Jähns, Lœw Mendelssohn-Bartholdy, Mlle. Puget, C. G. Reissige Rossini, Spontini, Taubert,*

poetisch eingeleitet von Dr. *Förster.*

Mit Portrait und Vignetten. Für 1837.

Velinpap. eleg. cart. 3 Thlr. 18 Gr. Prachtausgab 7 Thlr.

Schlesinger'sche Buch und Musikhandlun in Berlin.

---

[782] Im Verlage der Buchhandlung von Eduard Eisenach in Leipzig erscheint auf Subscription und is durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Taschenbuch

für

Möbeltischler,

bearbeitet und herausgegeben

von

Andreas Romberg, Architekt.

In 12 Heften mit 72 Tafeln neuer geschmackvoller Möbeldessins und erläuterndem Texte dazu. In kl. Quart. Subscriptionspreis für das Heft: 9 Gr. C.-M., 11 1/2 Sgr. Pr. Ct., 34 kr. in 20 Gf., 40 kr. in 24 Gf.

Sowohl Liebhaber von geschmackvollen Ameublements überhaupt, als auch insbesondere Möbeltischler, werden dieses Werk nicht allein äußerst zweckmäßig und höchst brauchbar, sondern wegen der Art seiner Behandlung, sogar nothwendig und unentbehrlich finden und ein wahrhaft willkommenes nennen.

---

[778] In der Wagner'schen Buchhandlung in Freiburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Chateaubriands sämmtliche Werke

54 und 55s Bändchen. Enthält:

Historische Studien

über den Verfall des römischen Reichs, die Entstehung und Fortschritte des Christenthums und den Einbruch der Barbaren, nebst einer kritischen Analyse der Geschichte Frankreichs. Deutsch bearbeitet von Dr. A. Neurohr. 1ster und 2ter Theil.

Subscriptionspreis für die Abnehmer der ganzen Sammlung das Bändchen 4 Gr. sächs. od. 18 kr. Für Abnehmer der historischen Studien allein das Bändchen 6 Gr. sächs. oder 24 kr. (Das Ganze wird 11 Bändchen umfassen.)

Dieses Werk, welches des berühmten Verfassers Ansichten über Staat, Kirche, Geschichte, Politik rc. darstellt, ist als Vorläufer seiner mit Ungeduld erwarteten Memoiren zu betrachten.

---

[783] Bei Joh. Fr. Hartknoch in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Reise durch die mexikanischen Provinzen Tamaulipas, Cohahuila und Texas im Jahre 1834. In Briefen an seine Freunde von Eduard Ludecus. 24 Bog. gr. 8. in Umschl. geh. auf fein Maschinen-Velinpap. 1 Rthlr. 18 Gr., auf feinstes Schweizer Velinpap. 2 Rthlr. 12 Gr.

№ 10.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 12. Januar 1837.

— Immortal man hath glow'd
With all kinds of mechanics, and full soon
Steam-engines will conduct him to the moon.

B y r o n.
Don Juan.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

In das nämliche Gebiet des Unerhörten gehört die in diesen Tagen ausgeführte Luftreise der drei Engländer Green,* Holland und Mason, die weiteste, welche bis jetzt noch stattgefunden hat. Die drei Luftschiffer stiegen Montag den 7ten November, Nachmittags zwei Uhr in London im Vauxhallgarten auf, kamen um fünf Uhr Abends nach Dower, passirten, durch eben eintretenden günstigen Wind unterstützt, den über fünf deutsche Meilen breiten Kanal** in nicht mehr als zehn Minuten, senkten sich kurz vor sechs Uhr über Frankreich, um 11½ Uhr über dem Distrikt von Namür, hatten am andern Morgen nach fünf Uhr, bei einem Barometerstande von zwanzig Zoll, die größte Höhe (beiläufig von einer halben deutschen Meile) erreicht, und ließen sich zwei Stunden später, Dienstag den 28sten November, Morgens nach sieben Uhr, an der Lochmühle zwischen Dillhausen und Niederhausen, im herzoglich Nassauischen Amte Weilburg, nieder. Die Entfernung von London beträgt, in gerader Linie, etwa hundert Meilen, welche hiernach in wenig über siebenzehn Stunden zurückgelegt worden sind. — Der Ballon besteht aus rothem und gelbem Taffent, überzogen mit einer von Green eigends hiezu ausgedachten, die Haltbarkeit sehr vergrößernden Masse; derselbe hat eine ovale Form, sein großer Durchmesser hält 60, der kleinere 50 und der Umfang 160 Fuß. Dieser Ballon ist ganz von einem Netze umgeben, an welchem ein, von Holz und dem stärksten Sohlleder verfertigter Ring hängt, der die, mittelst geflochtener Seile befestigte, aus Weiden und Rohr geflochtene und mit rothem Baumwollendamast überzogene Gondel trägt. Die Höhe vom Boden dieser Gondel bis zu der ganz oben am Ballon angebrachten Klappe, welche, wenn man, um die Maschine sinken zu machen, Gas entlassen will, durch einen Zug geöffnet werden kann, beträgt 80 Fuß. In der Mitte der Gondel befindet sich eine Winde, an welcher der fünfzahnige Anker, gehalten von einem 1000 Fuß langen, zum Theil aus gummi elasticum bestehenden, und dadurch viel dehnbareren und haltbareren Seile, herabgelassen wird. Zu dem nach dem Bedürfnisse des Steigens zu vermindernden Ballaste gehören auch kupferne, mit Wasser gefüllte Cylinder, welche mit Ventilen und Schnüren versehen sind, so daß man

* Green ist Mechanikus in London und hat schon über zweihundert Luftreisen gemacht; das hier angewendete Luftschiff gehört ihm und macht auch schon die sechste Reise. Die beiden andern Herren sind reiche Partikuliers. Bei dieser Reise soll eine große Wette zu Grunde gelegen haben.

** Wir entlehnen diese für unsern Zweck hinreichenden summarischen Angaben über die Fahrt der Reisenden dem, von einem derselben (Holland) in der Gondel selbst geführten und bereits veröffentlichten „Lufttagebuche."

sie, wenn sie entleert sind und man über Wasser kommt, hinein senken und neuerdings füllen kann. Ueber der Gondel hängt eine Lampe von sehr dickem Glase und solcher Einrichtung, daß sie nicht leicht erlöschen kann. Um die Feuersgefahr zu vermindern, sind Gefässe mit ungelöschtem Kalk vorhanden, auf welchen man, wenn Speisen oder Getränke erwärmt werden sollen, Wasser gießt. * Die ganze Maschine wog gefüllt 1205 Pfund, der Ballast 1874, die Provisionen 400, die drei Personen zusammen 450 Pfund, Total 3929 Pfund. Die Aufsteigungskraft eines solchen Ballons bestimmt sich bekanntlich durch das Verhältniß der specifischen Schwere der atmosphärischen Luft, in der er schwimmen soll, und des Gases, mit dem er gefüllt wird. ** Zum lezteren ist bis jezt noch immer Wasserstoffgas gewählt worden, welches man erhält, wenn man z. B. mit Wasser verdünnte Schwefelsäure auf Eisenfeile gießt, und welches dreizehn Mal leichter als die atmosphärische Luft ist. Da diese Art von Füllung aber bei der Größe des diesmaligen Ballons sehr theuer zu stehen gekommen seyn würde, so hat man, und zwar zum ersten Male, was in wissenschaftlicher Hinsicht besonders hervorgehoben zu werden verdient, Steinkohlengas (Kohlenwasserstoffgas, wie es durch trockene Destillation der Steinkohle gewonnen wird) angewendet, welches zwar viel schwerer, aber auch um das Sechsfache wohlfeiler ist. In der That hat die solchergestalt bewirkte Füllung nur etwa 800 Rthlr. gekostet; die Kosten für die ganze Ausrüstung sollen aber doch über 10,000 Rthlr. steigen. Da das specifische Gewicht dieser lezteren Gasart sehr verschieden ist, so können wir eine genaue Berechnung der Aufsteigungskraft des Ballons nicht anstellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Dieser Vorsorge ohnerachtet, hatten die Reisenden unterwegs viel von Kälte gelitten. Einer von ihnen war sogar nachher an den Folgen erkrankt.

** Ein schwimmender Körper verdrängt bekanntlich ein so großes Gewicht des Fluidums, in dem er sich befindet, als er selbst besizt. Da nun der Luftballon angeführtermaßen mit einer Gasart gefüllt wird, welche viel leichter ist, als die atmosphärische Luft in ihren untersten, dichteren Schichten, so steigt er bis zu Luftschichten auf, wo das Gewicht des verdrängten Volumens Luft nur noch seinem eigenen ganzen Gewicht gleich ist. Die Differenz zwischen diesem seinem eigenen ganzen Gewichte und dem Gewichte einer Masse Luft aus jener tiefsten atmosphärischen Schicht, deren Volumen dem seinen gleich ist, bildet also offenbar die „Aufsteigungskraft des Ballons."

Italienische Städtebilder.

(Fortsetzung.)

So ist in flüchtigen Umrissen der junge Adelige vom Jahr 1836; so ist im Allgemeinen auch der Bürgerliche, den übrigens seine geringeren Mittel zwingen, sich mit mehr Kenntnissen zu versehen und auf diese Weise vor der völligen Apathie gegen höhere Interessen bewahren. Die Noth lehrt ihn Zeit gewinnen und schätzen. Ist er bei dem schlechten Schulunterricht weit genug gekommen, um an gesunder Lectüre, an Geschichte, Statistik und Nationalökonomie einmal Gefallen zu finden, so gibt er sein ganzes Leben lang diese Studien nicht mehr auf. Was ein solcher Italiener in dieser Beziehung aus sich macht, gehört ihm erb- und eigenthümlich; von außen wird er in keiner Weise unterstüzt. Wird seine Liebe zu den Wissenschaften lebendig und feurig, so führt sie gewöhnlich zu ausgezeichneten Resultaten. Fachgelehrte, Fachwissenschaften sind eben so unbekannt, als der deutsche Buchhandel; alle Schwierigkeiten, die dadurch entstehen, können nur durch eine sich opfernde Liebe zur Sache überwunden werden. Botta und Sismondi führen ihn in die italienische Geschichte ein und leiten ihn an, sein Volk mit andern Völkern zu vergleichen. Ist er auch im Stande, Französisch mit Leichtigkeit zu lesen und zu sprechen, mit Hülfe eines Dictionärs den Galignani zu verstehen, so gibt dies ihm, schlecht beschlagen in allgemeiner Geschichte und Geographie, wie er ist, doch nicht Material genug an die Hand, um bei solch vergleichendem Studium zu andern, als oberflächlichen Resultaten zu kommen. Ein solcher fürchtet den Franzosen, weil er in diesem sein kräftigeres, entschiedeneres Selbst sieht, das Original von allem, dessen bloße Andeutung, dessen verblichene Kopie er selber ist. Zum Engländer sieht er mit einer Art von innerlicher Verehrung hinauf; ihm imponirt in der Nation die besonnene, kräftige Haltung, im Individuum die klingende Münze und die glatte Nettigkeit (la pulizia) der äußern Erscheinung, während die Eigenthümlichkeit John Bulls ihm total unbegreiflich bleibt und schlechtweg als „Narrheit" bezeichnet wird. Der Italiener, welcher Shakespeares Größe begriffe, soll noch geboren werden. — Deutschland ist ihm noch immer eine terra incognita. Die Abneigung, welche gegen alles Deutsche sich eingeschlichen hatte, fing sich zu verlieren an, als plötzlich die Begebenheiten von 1831 sie von Neuem und heftiger als zuvor hervorrufen mußten. Die österreichischen Truppen, die Prigioni von Silvio Pellico, Filippis Grammatik waren bisher fast das einzige Medium, durch welches man seinen Blick in jene ultramontanen Gegenden richtete. Seitdem nun die Franzosen angefangen haben, sich mit deutscher Literatur zu beschäftigen, seitdem Maffei's Uebersetzungen der Schiller'schen Tragödien über ganz Italien verbreitet sind, und alles, was die österreichische Regierung in der Lombardie für Handel und Verkehr, für Belebung des Volksunterrichts und für Bildung überhaupt gethan hat, zu den merkwürdigsten, in Italien durchaus einzigen

[illegible] geführt hat, scheint auch dem Italiener die Zeit [illegible], wo er Oesterreicher und andere Deutsche genauer [illegible], dem deutschen Volk noch etwas anderes als [illegible] und Gelehrsamkeit einräumen, und neben die [illegible] Berühmtheit stereotypen Namen eines Friedrichs des Großen und Leibnitz noch andere deutsche Männer ersten Ranges stellen muß. Wie dankenswerth auch alle Versuche [illegible] sind, die deutsche Literatur bei ihren [illegible] einzuführen, die politische Stellung beider [illegible], die Verschiedenheit des Volkscharakters, die [illegible], aber übertriebene Schwierigkeit der deutschen Sprache für einen italienischen Kopf und eine italienische Zunge, lassen das tiefere Verständniß des deutschen Volks von Seiten der Italiener nur noch in weiter Ferne erblicken.

Das Resultat des angedeuteten historischen Studiums [illegible] für den jetzigen Italiener in Bezug auf ihn selber [illegible], daß Rom der Welt Gesetze vorgeschrieben, daß die [illegible] Macht, welche im Mittelalter alle christlichen Völker beherrschte, in Italien ihren Sitz hatte, daß [illegible] Napoleon ein Corse, ein Italiener war. Kaum wird daher noch ein Verfall der Gegenwart eingeräumt, oder, wenn dieser auch zugegeben wird, doch unmittelbar [illegible] durch die Hinterthür eines Ma zu den Glanz-[illegible] der Vergangenheit zurückgekehrt. Nur wenige hochgebildete Männer vermögen es über sich, im Gegensatz zu diesen politischen Schwätzern, alle dunkeln Schatten der Gegenwart gegen das glänzende Licht einer großen Vergangenheit zu halten. Leopardi, der den moralischen Muth hatte, in seinen Canti einen Schrei über das Elend Italiens auszustoßen, findet im Busen seines Volks ge-[illegible] Widerhall. Und doch, so lange man nicht den Muth hat, mit sich über die Gegenwart wahr zu seyn, werden alle Versuche, welche jezt für die Erziehung kleiner und großer Kinder besprochen und theilweise gemacht werden, nur künstliche Erscheinungen bleiben, und die drei Worte: nazione italiana, progresso, incivilmento, welche seit einigen Jahren wie neu erfunden im Munde aller liberalen Italiener leben, immer nur einen [illegible] Klang haben.

Zum Schluß ist es interessant, sich zurückzurufen, wie zwei Männer ersten Ranges, beide reiche Naturen, die Wehen dieser alten und neuen Zeit auf ganz verschiedene, beide aber auf merkwürdige Weise zu bestehen hatten. Alfieri wurzelte mit seinem ganzen Wesen, mit Allem, was ethisch an ihm genannt werden kann, in der Zeit von 1750; in seiner prosaisch-politischen Poesie, in der schroffen Sprödigkeit seines Charakters, in seiner Begeisterung für England und Italien, in der beschränkten, [illegible] zur Schau getragenen Verkennung Deutschlands [illegible] er das ganze junge Italien. Auch im Grafen Cicognara lebte als Element der neuern Zeit, als [illegible] Lebensflamme die Liebe zu seinem Vaterlande, die sich nicht darin kund gab, daß sie die Helden aller Nationen zu Republikanern von 1792 umgestaltete, sondern in einem umfangreichen Werk über die Geschichte der italienischen Bildnerei, in der werthvollen Arbeit über die Nielli und in der durch ihn hervorgerufenen größern Unternehmung über die venetianischen Gebäude auf weniger glänzende, aber auf solidere Weise sich bethätigte. Dabei verging kein Tag, daß er nicht da oder dort zur Tafel geladen, und mehrere Stunden durch Visiten, die er zu machen und zu empfangen hatte, und durch die Toilette seiner zweiten Frau, welche für ihn ernstlichste Beschäftigung blieb, in Anspruch genommen ward. Sah man ihn dann, wie er ganze Morgen die mechanischsten Nielloversuche mit der peinlichsten Sorgfalt anstellen konnte, dann, wie er als der beste Reiter auf Pferden aller Art sich zu tummeln, als einer der schönsten Männer seiner Zeit in gesellschaftlichen Cirkeln zu glänzen wußte, so erkannte man den Mann nicht wieder, der während der französischen Herrschaft einst eine sehr bedeutende Stellung seiner politischen Ueberzeugung geopfert hatte. Für Venedig schien er geboren, in Venedig so heimisch zu seyn, daß jede Trennung von dort einem Andern unmöglich geworden wäre. Die Elasticität des Charakters aber, welche Cicognara besaß, führte ihn in seinen frühern Jahren durch mehr als die Hälfte des gebildeten Europas, fesselte ihn dann plötzlich oft Tage, nicht selten Monate lang an einen elenden, unbedeutenden Ort, wo die Augen einer schönen Frau ihn Venedig und die Welt vergessen ließen, und machte endlich auch seinem vorgerückten Alter eine größere oder kleinere Reise durch Italien, einen längern Aufenthalt in Florenz, Rom oder Neapel zum eigentlichen Herzensbedürfniß. Gegen seine nächste Umgebung herzlich und ungebunden, in der Unterstützung von Kunst und Künstlern freigebig, liberal und edel, hatte er den Schein, auf äußerliche Formen zu halten, und mit sich selber mehr, als begreiflich war, beschäftigt zu seyn. Stifter der venetianischen Akademie, unbegrenzter Verehrer Canovas, schrieb er gegen die Akademien (in der Antologia) einen der heftigsten Artikel. — Die Memoiren dieser encyclopädischen Natur würden nicht allein an sich interessant, sondern auch für die Auffassung der alten und neuen Zeit in Italien eines der wichtigsten Dokumente seyn.

(Schluß des dritten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, December.

(Fortsetzung.)

Volksbilder in aufsteigender Linie.

Die Damen — ich schreibe dieses Wort mit einem Seufzer nieder, denn dem ritterlich gesinnten Manne fällt es schwer, selbst der Wahrheit zu Ehren ungalant seyn zu

sollen – unsere Damen sind weder der schönere, noch der liebenswürdigere Theil unserer Bevölkerung. Woher mag das kommen? und ist die Schul- oder die häusliche Erziehung Schuld daran, daß man so wenig geistreiche, so wenig liebenswürdige Frauen unter uns antrifft? Ich glaube, daß beide gleiche Schuld tragen. Das Kind wird, so wie es zu denken beginnt, in Schulen geschickt, deren Vorsteherinnen oft selbst so wenig Bildung besizen, daß sie auch den mäßigsten Ansprüchen nicht zu genügen vermögen. Stirbt ein Kaufmann, ohne Vermögen zu hinterlassen, so errichtet seine nachgebliebene Gattin oder deren Tochter eine Schule oder gar eine Pensionsanstalt, und ist sie nur aus guter, d. h. angesehener Familie, so darf sie fast mit Sicherheit darauf rechnen, ihr Institut bald gefüllt zu sehen, gleichviel, ob sie zur Menschenbildung befugt ist oder nicht. Ich kenne solche Schuldamen, die noch mit der Grammatik und Orthographie ihrer Muttersprache im Streite liegen, sie haben aber troz dem eine gefüllte Schule. Für den wissenschaftlichen Unterricht der armen kleinen Mädchen wird dann durch Candidaten gesorgt, und zwar meist durch Candidaten der Theologie, die bei uns, wie wohl anderer Orten auch, gleichsam das Privilegium haben, geistlos zu seyn. Dieser Unterricht selbst ist sehr mangelhaft; am meisten wird noch für Sprachkenntnisse und Musik gethan, eben weil die Lehrer fremder Sprachen und der Musik **keine** Candidaten sind. Mit dem fünfzehnten Jahr hört nun selbst dieser mangelhafte Unterricht auf, und das Kind wird durch die Confirmation zum Fräulein. Dann ist es gänzlich unter die Aufsicht einer Mutter gestellt, die, eben so erzogen und gebildet wie die Tochter, sich wohl um den Kleiderschnitt ihres Töchterchens bekümmert, aber nicht im Stande ist, für die geistige Ausbildung desselben auch nur das Geringste zu thun. Die Unterhaltungen jüngerer und älterer Damen sind meistens der Art, daß man mit eben der Sehnsucht nach dem Kartentische blickt, wie der Wanderer in der Wüste nach der Oase. Wenn es hoch kommt, unterhält man uns vom Theater oder von dem, was wir schon in den Tagblättern gelesen. Ein Mann, zumal ein Fremder, bringt fast immer die Wirkung auf den weiblichen Theil der Gesellschaft hervor, daß dieser gänzlich verstummt oder unter sich flüstert.; jeder Versuch, ein besseres Gespräch auf die Bahn zu bringen, scheitert an dem absolutesten Schweigen der ganzen Gesellschaft. Ich habe mich oft des Lächelns nicht erwehren können, wenn ich einen jungen geistreichen Fremden sich abmühen sah, diesen Statuen Leben und Bewegung einzuflößen; man hörte ihm erst mit vornehmskalter Miene, am Ende aber gar nicht mehr zu, und die älteste und angesehenste Dame der Gesellschaft machte wohl gar seiner Beredsamkeit durch die Frage an eine jüngere plözlich ein Ende: „Mein Deeren (meine Dirne), wo wohnt deine Schneidermamsell? Ich will sie künftige Woche gerne haben.“ – Wenn man es Häuslichkeit nennen kann, daß die Hausfrau um neun, zehn, ja um eilf Uhr Morgens aufsteht, Kaffee trinkt, ihre Morgentoilette macht, dann den Schlüsselkorb ergreift und der Köchin ausgibt, was diese den Tag über bedarf, oder der Wäscherin die Wäsche zuzählt, und endlich sich zum zweiten Frühstück um zwölf Uhr nochmals ankleidet, so sind die reichen Hamburgerinnen häuslich. Die Kinder gehen in der Regel um acht oder neun Uhr zur Schule, ohne die Mutter vorher gesehen zu haben, und der fleißige Mann auf sein Comptoir, nachdem er seinen Kaffee allein geschlürft hat. Zwischen zwei und vier Uhr werden dann von der Dame des Hauses entweder Visiten gemacht oder empfangen; um vier Uhr wird zu Mittag gegessen und um sieben Uhr fährt man entweder in's Concert oder Theater, oder puzt sich auch zur Gesellschaft. Dies ist das Leben einer Hamburger Dame, [illegible] das Eldorado, nach dem sie sich sehnt, so wie sie confirm[illegible] ist, und das sie mit der Ehe betritt. Man rühmt den so[illegible]nannten gebildeten Hamburgerinnen, sowohl Frauen, [illegible] Mädchen, strenge Sittsamkeit nach, und irrt, so weit me[illegible] Erfahrungen reichen, hierin nicht. Die jungen Mädchen [illegible] von einem Schimmer echter Jungfräulichkeit umflossen, [illegible] ihnen einen großen Reiz verleiht, und von den Lippen ei[illegible] verheiratheten Frau wird man nie eine Frivolität vernehm[illegible] dieß wäre nun recht schön, wenn eben diese Lippen nur so[illegible] etwas redeten.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, December.

(Fortsezung.)

Sizung der Akademie der politischen und moralischen Wissenschaft[illegible]

Graf Simeon, der ehemalige Minister im Königre[illegible] Westphalen und dann in Frankreich, hatte in der Sizu[illegible] der Akademie der politischen und moralischen Wissenschaft[illegible] den Vorsiz. In seiner Einleitungsrede zu den Preisaufgab[illegible] sagte er, da die Oeffentlichkeit jezt eine Hauptbedingung d[illegible] Staatsverfassung sey, huldige auch die Akademie derselb[illegible] durch diese Sizung und durch die Erörterung wichtiger po[illegible]tischer Aufgaben. Dann wurden drei Aufsäze verlesen, d[illegible] sämmtlich verdienen, hier etwas näher beachtet zu werde[illegible] Sie streifen sämmtlich in das politische Gebiet über; alle[illegible] wenn man bloß aus dieser Rücksicht ihrer nicht erwähn[illegible] wollte, so müßte man von den Leistungen dieser Akadem[illegible] ganz schweigen. Von dem Sekretär der Akademie, Charl[illegible] Comte, einem der freisinnigsten Deputirten und ehemalige[illegible] Mitverfasser des bekannten Censeur européen, rührte die Lo[illegible]rede auf den Engländer Malthus her. Comte behauptet[illegible] gleich Anfangs, kein Schriftsteller der neuern Zeit sey hä[illegible]figer mißverstanden und angegriffen, ja sogar verleumd[illegible] worden, als der Verfasser des **Versuches über die B[illegible]völkerung**. Die Grundlage dieses Werkes beruhte auf de[illegible] von dem Verfasser gemachten Erfahrung, daß in Gegenden[illegible] wo es weder an Raum, noch an Nahrungsmitteln fehlt, di[illegible] Bevölkerung in Zeit von 25 Jahren sich verdoppelt, also i[illegible] geometrischem Verhältnisse wächst, wogegen die Nahrungs[illegible]mittel nur in arithmetischem Verhältnisse vermehrt werde[illegible] können, so daß dadurch eine große Noth entstehen kann[illegible] welche dem Wohle des Staates und der bürgerlichen Freihe[illegible] gefährlich wird, wie denn Malthus auch bemerkt hatte, da[illegible] hauptsächlich nach Mißwachs und in Zeiten der Theuerun[illegible] die Werber viele Rekruten bekommen, und also die Regie[illegible]rungen in Stand gesezt werden, Krieg zu führen, oder di[illegible] Freiheit in ihrem Lande zu unterdrücken. Der Verfasse[illegible] hatte eine so innige Ueberzeugung von der Richtigkeit seine[illegible] Grundsazes, daß nichts vermögend war, sie im Geringste[illegible] zu erschüttern, und dabei besaß er einen solchen Gleichmut[illegible] und einen so sanften Charakter, daß auch die heftigsten An[illegible]griffe nicht im Stande waren, ihn aus seiner gewöhnliche[illegible] Fassung zu bringen. Leute, die fünfzig Jahre lang mit ihm gelebt haben, sagen aus, daß sie ihn nie im Zorn gesehen haben. Comte meinte, Malthus sey doch zu weit gegangen und habe seine Behauptungen ein wenig übertrieben, abe[illegible] im Ganzen habe er doch Recht gehabt. Say bekämpfte sei[illegible]ner Zeit den englischen Schriftsteller; doch that dieser Strei[illegible] keineswegs ihrer gegenseitigen Achtung Eintrag. Comte sagte[illegible] er wolle sich über diesen Streit nicht entscheidend aussprechen; Say war nämlich sein Schwiegervater; jedoch schie[illegible] Comte Malthus Recht zu geben.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 4.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 12. Januar 1837.

Neue Kupferwerke.

1.

La Reale Galleria di Torino illustrata da **Roberto d'Azeglio**, Direttore della medesima, Membro dell' Accademia di Belle Arti di Torino e di Milano etc., dedicata a S. M. il Re Carlo Alberto. Torino, Tipogr. Chirio e Mina, 1836. gr. fol. Fasc. 1. 2.

Dies Prachtwerk, von dem wir bereits vorläufig Nachricht gegeben, ist mit größter typographischer und kalligraphischer Eleganz ausgeführt. Die Kupferstiche, nach sorgfältigen Zeichnungen leicht aber meisterhaft schattirt, geben eine genügende Vorstellung von Composition und Haltung der Originale; ein sehr ausführlicher Text gibt Nachricht über Verdienst und Herkunft der leztern. Das erste Heft enthält: 1) Kreuzabnahme, von Gaudenzio Ferrari, gez. von Lor. Metalli, gest. von Giov. Garavaglia, und nach dessen Tode beendigt von Faustino Anderloni. 2) Heilige Familie von Rubens, gez. und gest. von Cesare Ferreri zu Parma. 3) Schweinsjagd von Rubens, gez. von Metalli, gest. von Lasinio d. J. 4) Landschaft von Johann de Vries, gez. von Heinr. Gonin, gest. von Tito Boselli, Schüler von Toschi. — Das zweite Heft: 5) Unbekanntes Portrait eines stehenden Mannes, von Rubens, gez. von Metalli, gest. von Lasinio d. J. 6) Der verlorene Sohn von Guercino, gez. von Silvestro Pianazzi, gest. von Franç. Rosaspina zu Bologna. 7) Bildniß des Erasmus, von Hans Holbein, gez. von Metalli, gest. von Ferreri. 8) Verkündigung von Orazio Gentileschi, gez. von Metalli, gest. von Lasinio d. J. — Unter diesen Blättern zeichnen das erstere, von Garavaglia und Anderloni, und die von dem jüngeren Lasinio gestochenen wegen der treuen Auffassung der Originale und der schönen Wirkung des Stichs besonderes Lob. Bei gänzlicher Anspruchlosigkeit in Beziehung auf Farbe und fast durchgängig engen Strichlagen ist doch alles Metallene und Harte vermieden.

2.

E' Imp. e Reale Galleria Pitti, incisa ad un contorno condotto, d'illustrazioni fornita e pubblicata da **Luigi Bardi**. Firenze, presso l'Editore, 1836. kl. Fol. Dispensa I.

Ungefähr in derselben Weise angelegt wie das vorige. Inhalt dieses Hefts: 1) Bildniß des Fedra Inghirami, von Rafael, gez. von Garavaglia, gest. von Ferreri. 2) Jagdgesellschaft von Giovanni da S. Giovanni, gez. von Fil. Calendi, gest. von G. B. Gatti. 3) Die Jünger zu Emaus, von Jac. Palma d. Ae., gez. von Ferd. Rondoni, gest. von Gius. Rossi. 4) Der Streit über die heil. Dreieinigkeit, von Andrea del Sarto, gez. von Filippo Calendi, gest. von Gius. Marri. 5) Pietà von Fra Bartolommeo, gest. von Moriz Steinla. — Diese Blätter sind etwas weniger sorgfältig und stehen dem bloßen Umriß näher als die des ersteren Werkes. Die Erklärungen sind von Inghirami, Masselli und Centofanti.

3.

Illustrations of modern Sculpture, a Series of Engravings with descriptive prose and illustrative poetry. By **T. K. Hervey**. London, 1832—35. 6 Hefte oder Vol. I. kl. Fol.

Sehr zierliche, meist in der vollendetsten englischen Punktirmanier ausgeführte Stiche nach vorzüglichen Bildhauerwerken der neuesten Zeit, übrigens ohne Plan, wahr-

scheinlich bloß nach zufälligen Rücksichten zusammengebracht. Jedes Blatt ist mit überflüssig vielem Text, nämlich einer prosaischen Erklärung und einer poetischen Paraphrase begleitet. Heft I. enthält: 1) Die glückliche Mutter, Gruppe von Westmacott zu Bowood, dem Landsitze des Marquis von Landsdown (vollendet 1822), gest. von Tomkins. 2) Die Tänzerin von Canova in Casa Manzoni zu Forli (1809), gestochen von W. Finden. 3) Merkur, welcher Pandora auf die Erde bringt, Basrelief von Flaxman (nicht in Marmor ausgeführt, aber nach dem Gypsmodell verbreitet), gest. von W. T. Fry. Heft II. 4) Resignation, sitzende weibliche Figur, von Chantrey für das Monument des Mrs. Digley in der Kathedrale von Worcester, 1825 gearbeitet, gestochen von R. H. Dyer. 5) Mutterliebe, Gruppe in Gyps von Bailey, 1823 ausgestellt, gest. von H. Cook. 6) Hebe, Marmorstatue von Thorwaldsen, bei Hrn. Samuel Boddington in London, der sie 1825 von dem Künstler in Rom erkaufte, gest. von C. Finden. — Heft. III. 7) Arethusa mit dem Hund, Marmorstatue von Carew (vor 1828), in der Gallerie des Grafen von Egremont zu Petworth, gest. von Dyer. 8) Michael und Satan, Marmorgruppe von Flaxman in derselben Sammlung, gest. von J. Thomson. 9) Venus von Canova, in der Sammlung des Marquis von Landsdown, gest. von Dyer. Nach Angabe des Textes ist die in der Gallerie zu Florenz befindliche eine etwas strenger gehaltene Wiederholung dieser zuerst gearbeiteten. Ein drittes Exemplar ist bekanntlich in der Glyptothek in München. Heft IV. 10) Die unglückliche Mutter, Marmorgruppe von Westmacott, zuerst 1822 und dann noch zweimal ausgeführt. Das erste Exemplar im Besitz des Marquis von Landsdown zu Bowood, gest. von Thomson. 11) Der Falkenjäger, Marmorstatue von Carew, 1830 für die Gallerie des Grafen Egremont zu Petworth ausgeführt, gest. von W. T. Fry. 12) Die Unschuld (sitzende weibliche Figur, die eine Schlange an den Busen drückt), von Franz Bienaimé, einem Schüler Thorwaldsens, für den Grafen Sommariva gearbeitet, und da lezterer vor der Vollendung starb, 1829 in London ausgestellt, gest. von Fry. Heft V. 13) Die schlafenden Kinder, berühmte Marmorgruppe von Chantrey, als Denkmal zweier Kinder des verst. Rev. William Robinson 1817 gearbeitet, gest. von W. Fry. 14) Narcissus, Figur in Gyps von Bacon, in der Gallerie der Society of Arts befindlich, gest. von B. Holl. 15) Die Wohlthätigkeit, Marmorgruppe von Canova am Denkmal der Erzherzogin Christina in Wien, gest. von demselben. Heft VI. 16) Eva an der Quelle, Marmorfigur von Bailey im J. 1822 gearbeitet, im folgenden Jahre mit dem Preis von 100 Guineen für die beste inländische Sculptur von den Vorstehern der British-Institution beehrt und endlich für 600 Guineen von den Landsleuten des Künstlers durch Subscription erkauft und im Gebäude der Philosophical and Literary Institution seiner Vaterstadt Bristol aufgestellt. 17) Der gefesselte Prometheus, Gypsmodell von Manning (Manning), einem Schüler Bacons, welches 1833 dem siebzehnjährigen Künstler die goldene Medaille der K. Akademie zu London gewann; gest. von Holl. 18) Schlafende Nymphe, Gypsmodell von Bailey, 1832 ausgestellt, gestochen von demselben. Als Zeichner ist unter vielen dieser Stiche Hr. Corbould angegeben. Die Zeichnung zum lezten Blatt rührt von Pistrucci her.

4.

Gallerie zu Shakespeare's dramatischen Werken. In Umrissen, erfunden und gestochen von Moriz Retzsch. Dritte Lieferung. Romeo und Julia. XIII Blätter. Mit Andeutungen von Carl Borromäus von Miltitz, deutsch und in englischer Uebersetzung, so wie mit den scenischen Stellen des Textes. Herausgeg. von Ernst Fleischer. Leipzig, London und Paris, 1836. kl. Fol.

Die Momente, welche Herr Retzsch hier in seiner bekannten Weise bearbeitet hat, sind folgende: Bl. 2. (Nr. 1 ist wieder Shakespeare's Apotheose): Wie nach der Rauferei der Bedienten der Capuleti und Montecchi die feindlichen Familienhäupter durch den Lärm aufgestört, heraus auf den Platz eilen. 3) Wie Romeo sich mit seinen Freunden maskirt, um zum Feste im Hause der Capulets zu gehen. 4) Der Ball selbst, Romeo Julien küssend. 5) Die Liebenden in Lorenzo's Zelle. 6) Romeo die Geliebte nach der Brautnacht verlassend. 7) Julia auf den Knien vor ihrem erzürnten Vater, die Vermählung mit Graf Paris zurückweisend. 8) Julia, den Becher mit dem vom Mönch bereiteten Trank in der Hand. 9) Julia todt auf dem Bette liegend, von den Ihrigen beweint. 10) Paris mit Romeo vor dem Erbbegräbniß der Capuleti zusammentreffend, wird von ihm erstochen. 11) Romeo an Juliens Sarg den Giftbecher trinkend. 12) Julia erwacht, stößt sich den Dolch in die Brust. 13) Versöhnung der Aeltern über der Leichen der Kinder. Die Compositionen stehen denen der früheren Lieferungen in keiner Beziehung nach; in den Erläuterungen schließt sich Herr v. Miltitz durch sorgfältiges Eindringen in den Stoff und Fülle der Beziehungen ganz an seinen Vorgänger, den sel. Böttiger, an; auch das Typographische ist mit derselben Eleganz ausgestattet.

5.

Die Schachspieler. Zeichnung von Moriz Retzsch. Nach dessen Andeutungen erläutert von Carl Borromäus von Miltiz. Leipzig, in Commission bei Ernst Fleischer. kl. qu. Fol. Ein Umriss mit drei Textblättern.

Ueber diese Composition hat Herr von Miltitz selbst in einem früheren Jahrgang unsrer Blätter berichtet. Satan spielt mit dem Menschen um seine Seele; der Schutzgeist des Menschen wacht über ihn, die Schachfiguren auf des Bösen Seite bezeichnen die Wollust, den Zorn, die Falschheit, den Stolz u. s. w., die auf des Menschen Seite die Hoffnung, Wahrheit, Demuth, Unschuld, Liebe 2c., welche schon zum größten Theile von ihm verloren sind. Schade, daß diese Allegorien zu klein erscheinen und ohne Commentar kaum verstanden werden können.

Das Pentelikon bei Athen und seine Marmorbrüche.

(Beschluß.)

In dem Maße, wie der Pentelische Marmor durch die Bauten des Iktinos, Mnesikles und Archilochos, und durch den Meißel des Phidias, Alkamenes und Praxiteles mehr und mehr berühmt wurde, ward er auch über ganz Griechenland eifriger gesucht. Xenophon in der angeführten Schrift bezeichnet die Ausfuhr desselben schon als beträchtlich, und schon Pindaros hatte in einem von ihm gegründeten Tempel der Göttermutter in Theben ein stehendes Bild der Göttin aus Pentelischem Marmor geweiht, ein Werk der Thebäischen Künstler Aristomedes und Sokrates.* Zur anfänglichen Verbreitung des Pentelischen Marmors außerhalb Attika's mag es nicht wenig beigetragen haben, daß zum großen Theile Attische Künstler, wie einige der oben genannten Meister und ihre Schüler, für andere Staaten und in fremdem Gebiete Beschäftigung fanden; aber noch mehr empfahl der Marmor sich selbst durch seine eigenthümlichen Vorzüge, durch seine große Weiße und die Feinheit seines Korns, bei großer Härte und Dauerhaftigkeit. Die zarten Ornamente am Fries und an den Capitellen des Erechtheion würde es, nach dem Urtheile sachverständiger Künstler, unmöglich gewesen seyn, in dem grobkörnigeren und spröderen Parischen Marmor in solcher Schärfe und Bestimmtheit auszuführen; und die unvergleichliche Vollkommenheit, in welcher diese Ornamente noch überall erhalten sind, wo das Geschütz der Belagerer oder die muthwillige Hand frevelhafter Reisenden sie nicht gewaltsam verlezt haben, gibt das gültigste Zeugniß für die Dauerhaftigkeit dieses edlen Stoffes ab. So waren denn, um nur einige Beispiele aus den alten Schriftstellern anzuführen, die Knidische Venus** des Praxiteles und sein berühmter Amor in Thespiä, der unter Nero im Brande Roms unterging, aus Pentelischem Marmor;** der Tempel des Zeus in Olympia war, wie bereits bemerkt worden ist, mit Dachziegeln aus demselben Stoffe gedeckt;*** in Bura und Aegira in Achaja, in Platäa und Theben, in Liläa an den Quellen des Kephissos und anderer Orten prangten Statuen aus Pentelischem Stein von der Hand des Phidias, des Alkamenes und Praxiteles.† Der Gebrauch des Pentelischen Marmors nahm in den lezten Jahrhunderten des Alterthums viel mehr zu als ab; Hadrian vollendete aus ihm den Riesentempel des Olympischen Zeus in Athen; der reiche Marathonier Herodes schmückte das Panathenäische Stadion mit neuen Marmorsitzen, und hätte, nach Pausanias Ausdrucke, die Steinbrüche des Pentelikon fast dadurch zu erschöpfen geschienen;†† der andern zahlreichen Bauten dieser Männer nicht zu gedenken. Noch größere Massen davon schleppte die Prachtliebe der Römer nach der Hauptstadt der Welt, z. B. Domitian zum Bau des Jupitertempels auf dem Capitol, zu welchem Plutarch die Säulen in Athen geschnitten sah.††† Kurz, noch heute findet der Reisende fast in jeder Ruine Griechenlands Architekturstücke und Fragmente von Sculpturwerken aus diesem edelsten Producte Attika's; Rom ist damit gefüllt, und es gibt wohl kaum ein Museum in Europa, welches nicht einige Stücke daraus aufzuweisen hätte.

Nach dem Aufhören der alten Kunst und dem Eintritte der Barbarei scheinen die Pentelischen Marmorbrüche gänzlich unbenuzt geblieben zu seyn; die Wände derselben bedeckten sich mit Gestrüpp und Epheu und die dahin führende Kunststraße gerieth in Verfall. Und wie hätte es anders seyn sollen? Wenn ja die Franken, die Byzantiner und die Türken, die sich während des Mittelalters und bis auf die neuesten Zeiten auf dem classischen Boden umtummelten, zu ihren Schlössern, Kirchen oder Moscheen, zu ihren Brunnen und Grabdenkmälern irgend-

---

* Pausan. 9, 25, 3.

* Lucian im klagenden Jupiter 10.
** Pausan. 9, 27, 3.
*** Ders. 5. 10, 2.
† Ders. 7, 25, 5; 25, 6; 26. 3. — 9, 2. 5; 4, 1; 11, 4. — 10, 33, 2.
†† Ders. 1, 19. 7.
††† Plutarch Publicola 15.

wo ein Stück Marmor gebrauchten, so fanden sie es näher und bequemer in den Ruinen des Alterthums. Ist es doch erst ein halbes Jahrhundert, als eine der Säulen des Olympion vermittelst Pulver umgesprengt wurde, um zum Bau einer neuen Moschee verwendet zu werden. Eine neulich in dem großen Marmorbruche gefundene Silbermünze des Venetianischen Dogen Ranieri Zeno (zwischen 1252 und 1268) dürfte nichts gegen die obige Annahme beweisen, da sie bei hundert andern Veranlassungen hier verloren worden seyn kann.

Je mehr auf solche Weise das Stillliegen der Brüche den antiken Monumenten Athens Schaden gebracht hat, desto erfreulicher ist es für die Freunde der Kunst und des Alterthums, daß auf Befehl S. M. des Königs die Pentelischen Marmorbrüche, zunächst für den Bedarf des neuen Residenzbaues, seit einigen Monaten unter der Leitung geschickter Genieofficiere wieder in Betrieb gesezt worden sind. Eine fahrbare Straße ist, fast in derselben Richtung wie die alte, bis an den Fuß des Gebirges geführt worden, und die Arbeiten haben in dem näher beschriebenen großen Bruche begonnen. Der gewonnene Marmor ist von der schönsten Qualität; man hat schon Stücke von drei bis vier Cubikmeter Inhalt gebrochen, welche auf Schleifen den steilen Abhang hinuntergebracht und am Fuße des Berges auf Wagen geladen werden, die sie nach der Stadt schaffen. Demnächst wird im Piräus eine Niederlage der ausgesuchtesten Marmorblöcke von allen Größen errichtet werden, und es steht zu erwarten, daß die Bildhauer Roms und anderer Orte Europa's diese Gelegenheit nicht versäumen werden, sich das edelste Material zu ihren Werken zu verschaffen; dasselbe Material, in welchem die größten Meister des Alterthums mit besonderer Vorliebe gearbeitet.

Athen, im August 1836.

Aphorismen.

Karl Maratti hat einen Raphaelischen Madonnenkopf bei zweihundertmal nachgezeichnet, ohne, wie er gesteht, seine Anmuth zu erreichen; und doch war er der Maler schöner Muttergottesbilder.

Dies führt uns darauf hin, daß nur ein solches Studium gewisser Schönheitsformen den Künstlersinn schärfe, reinige und ihn im Einzelnen und Ganzen bei dem, was Andere für willkührliche, erlaubte Variationen nehmen, durch eine Feinfühligkeit der Wahl auf immer schönere Gestaltung leite.

Gewöhnliche, eilige, viel beschäftigte, unruhige Künstler sind zufrieden, wenn sie, vielleicht zufällig, treffen, was gefällt, anspricht. Den großen, ruhig bildenden Künstler macht das, daß er aus dem Schönen das Schöne wählt, welches wir dann als ein Nothwendiges, Unvergleichliches, Schönstes verehrend anstaunen.

* * *

Die Skizze wird der unendlichen Natur gegenüber gemacht. Die Ausführung nimmt leicht zu viel von der Subjectivität des Künstlers an. Claude Lorrain malte seine Bilder zwar nicht in der Natur, nicht einmal seine Skizzen; aber er studirte die Natur-Erscheinungen täglich und stündlich und trug sie lebenswarm nach Haus an seine Staffelei. So mied er die Manier.

* * *

Das philosophische und poetische, auch das politische Talent entwickelt sich oft erst in vorgerückten Jahren; das bildnerische und musikalische gewöhnlich frühe. Wenn ein Künstler, noch jugendlich-frisch, in herrlicher Blüthe strahlt, dann hoffe nicht, daß er noch bedeutend wachse. Manche culminiren auf dem Gipfel des Ruhmes. Wenn in einem Künstler einmal alle Triebkräfte, menschliche und artistische, zusammengewirkt haben, Liebe zur Natur, Forschungslust, Freude am künstlerischen Schaffen und Nachbilden, Wetteifer, Verlangen nach Ehre, Ruhm, Geld ꝛc.; dann fürchte, daß er bald nachlasse in seinem Eifer.

Wir sehen auch die Talente desto höher steigen, auf je breiterem Boden solcher treibenden Kräfte sie stehen. Umgekehrt neigt jeder Künstler um so schneller zur Manier, d. h. zur subjectiven Naturlosigkeit, je kleiner und magerer der Boden seiner Bildenstriebkraft ist.

* * *

Die Studien des Künstlers können nie speciell genug seyn; namentlich kann er das Fließende, Wasser, Wolken, Wellen, Dünste ꝛc. nie genug beobachten. Er muß, wie der Philosoph, auf die Gesetzmäßigkeiten losgehen, auf die Normalerscheinungen, damit ihn die Zufälligkeiten nicht zerstreuen, verwirren. Wenn er weiß, wo gewisse Erscheinungen im großen Maßstabe vorkommen, so versäume er die Gelegenheit nicht. Ich denke an ein Hochgewässer, wo ich den grandiosesten Wogensturz beobachtet.

Nachrichten vom November.

Literatur.

Paris. Quatremère de Quincy. Lettres sur l'enlèvement des ouvrages de l'art antique à Athènes et à Rome. Nouvelle edition.

Nestor l'Hôte. Notice historique sur les obélisques égyptiens et en particulier sur l'obélisque de Louqsor.

Rom, 1. November. Es ist hier eine neue Zeitschrift für die bildenden Künste unter dem Titel: Iconografia e Scenografia delle belle arti angekündigt. Sie wird in Heften, jeden Monat eins, erscheinen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 11.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 13. Januar 1837.

Blick' ich hinauf, hierher, hinüber,
Allunverändert ist es, unversehrt.

Goethe.

Stephanie.

Eine Erzählung.

Der Jubelruf im Schloßhofe von Felsheim war verstummt, die versammelten Vasallen standen noch in einzelnen Gruppen, die erleuchteten Schloßfenster und die brennenden Pechkränze betrachtend und sich dabei von ihrem jungen Gebieter unterhaltend, der so eben, nach achtjähriger Abwesenheit, wiederum in ihrer Mitte angelangt war. Das durch Hoffnung, Furcht und Erwartung geschärfte Auge des Untergebenen übersieht auch die kleinste Einzelheit nicht und zieht, nach Maßgabe der eigenen Befähigung, daraus die verschiedenartigsten Schlüsse. Auch die Art und Weise, wie der Graf aus dem Reisewagen gestiegen, hatte Stoff zur Besprechung an die Hand gegeben: wenn er denselben früher rasch und eilig verlassen, mit einem flüchtigen, der Versammlung zugewandten Gruße, so waren jezt seine Bewegungen langsam und bedächtig gewesen. Sinnend hatte er die Menge überblickt, wie um die Persönlichkeit jedes Einzelnen dem Gedächtniß wiederum zurück zu rufen, und alsdann, mit einem herzlichen Danke für ihre Theilnahme, die Aeußerung verbunden, wie er von jezt an in ihrer Mitte zu leben gedenke und die Hoffnung habe, daß ihnen daraus Freude und Zufriedenheit erwachsen werden. „Er ist vernünftiger geworden," bemerkte einer; „Verstand kommt nicht vor Jahren," ein Anderer; „er sieht noch immer eben so hübsch aus," meinte eine der Frauen, wogegen eine zweite bemerkte: „und eben so gutherzig." Den Männern war der Schnurrbart und die etwas militärische Haltung ihres Gebieters nicht entgangen, sie zogen daraus den Schluß, daß er jezt ernster, gesezter, aber vielleicht auch strenger seyn werde.

Der Gegenstand so mannichfacher Gedanken hatte sich indessen in seine Zimmer verfügt. Als die Thüre geschlossen und der Hut bei Seite gelegt war, blieb er einen Augenblick sinnend stehen, schaute umher, wie in der Hoffnung, irgend ein Liebesgruß werde ihn empfangen, schüttelte dann wehmüthig das Haupt und überflog mit seinen Blicken die Reihe der erleuchteten Zimmer, eines so wohnlich, so angenehm, so einsam und verlassen wie das andere. Aus tiefem Sinnen erwachend, ging er in den Gemächern umher und ein Lächeln der Anerkennung flog über das Antliz: Alles war, seinem Befehl zufolge, unverändert geblieben. In der Mitte des eigentlichen Wohnzimmers stand noch der Tisch mit den zum Theil aufgeschlagenen Büchern, in welchen er vor acht Jahren am Abend seiner Abreise gelesen. Noch stand der Lehnsessel, wie er ihn damals geschoben, halb abgerückt vom Tische, die Stellung und Anordnung des Geräths war die alte, man erkannte, daß liebevolle Sorgfalt über das

Ganze gewacht haben mußte. Der Graf nahm ein Buch nach dem andern in die Hand, schlug einige lächelnd wieder zu und sezte sich endlich in den Sessel, um ein offen daliegendes näher zu betrachten. Es war Tassos befreites Jerusalem, und eine zierlich getrocknete Blume deutete auf nachstehende Strophen:

Anmuth'ger Vögel süße Töne dringen
Wetteifernd aus der grünen Nacht empor,
Auch lockt die Luft mit ihren leisen Schwingen
Aus Laub und Wellen manchen Ton hervor.

Eine liebliche Erinnerung ergriff mit Blitzesschnelle die Seele des Grafen. Verwundert und nachdenklich betrachtete er die Blume, man sah, daß sein Sinnen darauf ging, ob dieselbe von ihm dorthin gelegt worden seyn könnte; endlich, das Haupt schüttelnd, las und blätterte er weiter, mit dem Wunsche nach neuen Zeichen fremder Huld und Erinnerung; da trat Joseph ein, sein junger Inspektor, ein Mann von einnehmendem Aeußern. Eine arme Waise in's Schloß gekommen, hatte er sich zu seinem jetzigen Beruf vortrefflich herangebildet, und der Graf, welcher ihn außerordentlich liebte, nannte ihn immer nur bei seinem Taufnamen. Freundlich streckte er dem Eintretenden seine Hand entgegen, die derselbe mit dem Anstande eines Menschen erfaßte, bei welchem der Takt des Herzens die Stelle feinerer Bildung vertritt. „Mein guter Joseph," sagte der Graf herzlich, „du freust dich meiner Rückkehr. Verwalte nun wieder dein früheres Amt, bereite den Thee, und erzähle, was sich während meiner Abwesenheit begeben hat. Ich will dir die Mittheilung erleichtern und Alles abfragen."

Die Unterhaltung wurde lebhaft geführt, endlich äußerte der Graf: „Nun hast du noch der feindlichen Occupation zu gedenken; zu meiner Verwunderung gewahre ich, daß meine Zimmer unberührt geblieben sind." Joseph ertheilte Auskunft über Alles und fügte hinzu: „Es war ein Leben, von welchem Sie sich schwerlich eine Vorstellung machen. Ein paar Mal waren auch Damen hier einquartirt." Der Graf lächelte: „Hübsch?" — „So so, bis auf Eine — o, Herr Graf, ich dachte oft, so müßten Engel aussehen! Eine so anmuthige Dame habe ich niemals, weder vor, noch nachher erblickt. Sie war die Frau eines französischen Obersten. Gerne hätte ich ihr jeden Wunsch an den Augen absehen, ja mein Leben für sie hingeben mögen!" Der Graf lächelte abermals: „Siehst du, Joseph, bei solchen Aeußerungen verdrießt es mich, daß du früher so viel mit mir gelebt hast. Wenn du ganz deinem Stande und deinen einfachen, tüchtigen Ansichten getreu geblieben wärest, würdest du weder denken noch sagen, daß du dein Leben für eine Unbekannte hättest hingeben mögen. Das ist vornehmer Unsinn."

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Eben so wenig ist bis jezt über die, durch diese neue Luftreise erreichten wissenschaftlichen Zwecke etwas Näheres bekannt geworden. Green soll namentlich die Absicht gehabt haben, eine sehr bedeutende Höhe zu ersteigen, in der Hoffnung, dort auf Luftschichten zu treffen, in welchen, wegen wegfallender tellurischer Rückwirkungen, die Luftströmung auf lange Zeit gleiche Richtung behalte. Dies wenigstens mag nicht gelungen seyn, denn, so viel wir wissen, ist die Ausdehnung und Richtung der Fahrt bis in's Nassauische nicht freiwillig gewesen. Auch sind unsere Reisenden nicht die ersten, welche das Wagestück der Ueberfliegung des Kanals versuchen. Blanchard, in Begleitung des Amerikaners Jefferies, hat denselben Flug von der englischen Küste aus schon im Jahre 1785 ausgeführt.* In der Hauptsache scheint die Luftschiffahrt also während der seitdem verstrichenen fünfzig Jahre keine Fortschritte gemacht zu haben, und Green, dem ein Urtheil zusteht, soll auch die Meinung ausgesprochen haben, daß sie in praktischer Hinsicht nie eine ausgedehntere Anwendung erlangen werde.** Indeß denke ich, indem ich dies Urtheil des englischen Mechanikers und Luftschiffers niederschreibe, auch wieder an Mephistopheles: „Ein tiefer Blick in die Natur!" Unser Jahrhundert führt gar zu besondere Sachen im Schilde.***

Es ist in unserm vorlezten Berichte die Rede von den ganz außerordentlichen Vervollkommnungen gewesen, welche die Construction der Dampfwagen in Nordamerika erfahren hat, und in der That ziehen auch diese

* Diese Luftfahrt hatte am 7ten Januar des gedachten Jahres Statt. Die Reisenden liefen dabei große Gefahr, indem ihr Ballon schnell sank, so daß sie, zur Erleichterung, selbst ihre ganze Kleidung auswerfen mußten. Indeß landeten sie doch endlich wohlbehalten im Walde von Guiennes. Blanchard erhielt für diese kühne Unternehmung vom Könige von Frankreich 12,000 Livres und eine jährliche Pension von 1200 Livres.

** Es sey denn, muß ich einschränkend bemerken, daß die horizontale Direktion des Luftballons erfunden werde. In diesem Augenblicke kündigt ein Herr Godin zu Lagrange bei Arcueil diese Erfindung an. In englischen Blättern wird der Streit darüber sehr ernsthaft geführt, und der Courier behauptet steif und fest, daß das Gewicht des Ballons eine hinlängliche Gravitation gegen die Luftströmung darbiete.

*** Wir erfahren eben, daß diese gelungene Luftfahrt unter den übrigen englischen Luftschiffern einen großen Wetteifer erregt hat. Die Herren Gye und Hugues, Verfertiger eines noch größern Ballons als der Green'sche, und dem sie den Namen Vauxhall gegeben haben, kündigen eine Auffahrt zu Paris an, wozu den dortigen Akademikern zwei Gratisplätze in der Gondel angeboten worden sind. Diese Gondel bietet Raum für acht-und-zwanzig Personen und alle Bedürfnisse.

durch Gillingham und Winans in Baltimore für die Baltimore- und Ohioeisenbahn erbauten Dampfwagen bereits die Aufmerksamkeit aller Eisenbahngesellschaften auf sich, da deren Leistungen, nach den übereinstimmenden Berichten sachkundiger Augenzeugen, „bei weitem Alles übertreffen, was England, die Wiege der Eisenbahnen, in dieser Beziehung bis jezt hervorgebracht hat, und da mit diesen Dampfwagen Steigungen überwunden werden, die außerdem wohl manches Bahnprojekt ganz unausführbar gemacht haben würden.“ (Eigene Worte eines vor uns liegenden sachreichen Berichts über diese kaum verhoffte Vervollkommnung der Dampfwagenconstruktion). Indeß klang doch dasjenige, was namentlich amerikanische Blätter darüber vorbrachten, so außerordentlich und widersprach allen bisherigen Erfahrungen und Annahmen über die Grenzen der Dampfwagenwirkung bei Ansteigungen des Terrains so gänzlich, daß viele Leser an der Zuverlässigkeit der Angaben zu zweifeln anfingen, oder doch große Uebertreibung voraussezten. Nun sind aber alle diese Zweifel und Bedenklichkeiten gegenwärtig durch ein Schreiben des sächsischen Konsuls Braun zu Baltimore gehoben, aus dessen Entwicklungen hervorgeht, daß die Leistungen der neuen Baltimore-Locomotiven in der That dem davon verbreiteten Rufe vollständig entsprechen. Als Grenze der Steigung hat man nämlich bis jezt 1 auf 96 (also z. B. 1 Fuß auf 96 Fuß) angenommen; allein es ist eine Thatsache, daß die Baltimoredampfwagen Steigungen von 1 auf 25 mit Leichtigkeit und Sicherheit, wenn auch etwas verminderter Schnelligkeit überwunden. Dieses außerordentliche Resultat, welches mehr als die doppelte Kraft der besten jetzigen englischen Dampfwagen voraussezt, wird durch Vervollkommnung der Dampferzeugung, * durch vergrößerten Durchmesser der Cylinder, größeren Kolbenhub und eine Einrichtung bewirkt, vermöge welcher die Dampfkraft auf beide Räderpaare wirkt. — Wie wir erfahren, hat das Direktorium der Leipzig-Dresdner Eisenbahn bereits zwei dieser verbesserten Dampfwagen bestellt, und wird sich dadurch das Verdienst erwerben, dieselben zuerst nach Deutschland zu verpflanzen. Indeß ist aber in den Werkstätten des Ingenieurs Norris zu Philadelphia schon wieder eine andere Locomotive erbaut worden, welcher man, wie unglaublich es klingt, noch ausgezeichnetere Leistungen nachrühmt. Auf der Bahn von Philadelphia nach Columbia nämlich befindet sich, wie bei ersterer Stadt, eine Anhöhe, wo die Steigung gar 1 Fuß auf 14 Fuß, also $^{1}/_{14}$ beträgt. Diese Steigung ward bis jezt durch eine, auf der Höhe angelegte, stehende Dampfmaschine überwunden. Nunmehr aber steigt Norris Locomotive diese schiefe Ebene regelmäßig, ohne weitern Beistand, hinan, und leistet also, wenn sich, wie wir glauben müssen, Alles bewährt, wiederum mehr, als die Baltimore-Maschine, welche, wie oben angeführt, als das Aeußerste nur Steigungen von $^{1}/_{25}$ bewältigt. Natürlich ermuthigen solche Erfolge der fortschaffenden Mechanik alle Eisenbahnunternehmungen in der neuen Welt. Die Eisenbahn von Neuyork an den Eriesee, welche zu zehn Millionen, und die Eisenbahn durch die südlichen Grafschaften, welche zu sieben Millionen Dollars veranschlagt ist, sollen beide noch in diesem Jahr fertig werden, und sind es in diesem Augenblick wahrscheinlich schon. Dabei steigen Verkehr und Bevölkerung in dem nämlichen riesenhaften Verhältnisse. — Armes Europa!

* Nach dem erwähnten Berichte beträgt die Anzahl der Röhren dieser neuen Dampferzeuger 400, die englischen Maschinen enthalten deren dagegen selten mehr als 120. — Die englischen Maschinenbauer, wie demüthigend es für sie sein mag, werden diese neue Construktion also nur schnell nachahmen müssen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, December.

(Beschluß.)

Volksbilder in aufsteigender Linie.

Unter unsern Gelehrten zeichnen sich die Aerzte in der Regel vortheilhaft aus. Die meisten von ihnen sind nicht nur gelehrt, sondern auch redsam und geistreich, und obendrein im höchsten Grade ehrenfest. Sie sondern sich aber, in geselliger Hinsicht, vielleicht zu sehr ab, denn eben durch sie könnte die Geselligkeit gehoben werden; indeß ist es ihnen auch wieder nicht zu verdenken, daß sie ihre wenigen Mußestunden nicht einer einförmigen Unterhaltung aufopfern mögen, und so bleiben sie meist für sich, mit Ausnahme der jüngern Aerzte, die der Praxis wegen schon ein Opfer bringen müssen. Völlig unerträglich sind aber die angehenden Geistlichen, hier Candidaten genannt, wovon überdies ein großer Theil sich zum Mysticismus hinneigt. Der gemessene, schulmeisterliche Ton dieser Leute, womit sie Gemeinplätze vortragen, der unverkennbare geistliche Hochmuth, der Abscheu, den sie gegen Alles unverholen aussprechen, was die neueste Zeit geboren hat — und wovon sie freilich am meisten bedroht werden — hat mich schon oft belustigt, wenn es mich nicht zu Tode langweilte. Zwischen den Aerzten und den Candidaten und Predigern in der Mitte steht der Rechtsgelehrte, der nicht ganz so geistreich und belebt wie jene, aber auch lange nicht so flach und abgestanden wie diese ist. Es sind meist recht praktische, oft sehr beredte Leute, die sich indeß mehr auf der Oberfläche der Dinge umhertummeln, als daß sie sich die Mühe gaben, in die Tiefe zu dringen; doch waren sie, wenn sie nur wollten, durch ihre Bildung dazu befähigt. Doktoren der Philosophie giebt es hier, wie aller Orten, eine Menge; diese Herren sind schwer zu classificiren, indem man die geistreichsten und die flachsten Männer darunter antrifft; sie widmen sich häufig dem Unterrichte, gleich den Candidaten der Theologie. Man erlasse es mir, über die Prediger etwas zu sagen; sie sind hier, wie überall, und sie flößen mir wahrhaftes Mitleid ein, wenn ich die Angst sehe, mit der sie auf die Bestrebungen der neuesten Zeit blicken, die den durch so viele Jahrhunderte mühsam von

ihnen errichteten und erhaltenen Bau gänzlich zu untergraben drohen. Man nennt hier nur einen einzigen bedeutenden Redner, den Doktor und Hauptpastor Schmalz, den man aus Dresden hieher berief, als Böckel uns verließ. Er ist als ein sehr aufgeklärter, freisinniger Mann den Mystikern ein Greuel.

Literatur und Kunst. Der Literaten gibt es hier, im Verhältnisse zu andern großen Städten, wenige, und selbst diese wenigen zählen kaum. Töpfer schreibt eine Menge bühnengerechter Lustspiele; A. Schoppe versieht die Welt zugleich mit Romanen und Jugendschriften, und erregt durch ihr Vielschreiben Erstaunen; Bärmann übersezt aus fremden Sprachen; Georg Lotz redigirt seine meist aus Uebersezungen bestehenden „Originalien“ und läßt dann und wann ein Bändchen Erzählungen oder Gedichte erscheinen; aber alles dieses zählt wenig oder gar nicht. In der neuesten Zeit ist Oettinger von Berlin herübergekommen, und da wird es bald Zank und Hader in Fülle in unserer Gelehrtenwelt geben, da dieser Literat allein davon lebt. Indeß dürfte Oettinger hier schwerlich seinen Boden finden, denn so wie er es zu arg treibt, weist man ihn aus, wie man es schon mit ähnlichen Leuten früher gethan hat. Der politischen Zeitschriften haben wir jezt vier: den in früherer Zeit so berühmten, jezt ziemlich gesunkenen „Korrespondenten,“ der jezt wieder einen neuen Aufschwung zu nehmen bemüht ist, die „Neue Zeitung,“ die „Börsenhallenliste“ – die beiden leztern sind Abendblätter – und die „Wöchentlichen, besser täglichen, Nachrichten,“ die eine Reihe von Jahren zum bloßen Intelligenzblatte herabgesunken waren, jezt aber wieder Gebrauch von ihrem Rechte machen, auch politische Artikel liefern zu dürfen. Alle diese Zeitungen haben eine liberale Tendenz, müssen aber, durch eine sehr ängstliche Censur beengt, leise und vorsichtig auftreten. Der Censoren haben wir zwei, einen für die politischen Blätter, jezt Syndikus von Sienen, einen zweiten, Doktor Hoffmann, für die Belletristik; außerdem gibt es noch ein Obercensurcollegium, dessen Präses allemal der Oberpolizeiherr ist. Lassen Sie mich über diesen Gegenstand nichts mehr sagen, denn es geht in diesem Punkte jezt hier wie überall im Vaterlande. Ein Stempel, der seit einigen Jahren auch auf die nichtpolitischen Blätter gelegt worden, ohne diesen dafür das Vorrecht der sogenannten privilegirten, Anzeigen aufnehmen zu dürfen, zu gewähren, hat viel Geschrei und Mißmuth erregt, und drückt vollends Alles zu Boden, was einen literarischen Aufschwung nehmen möchte. Man hatte vielleicht gehofft, durch diese Maßregel einige höchst unbequeme Organe zum gänzlichen Schweigen zu bringen, allein man hat sich darin geirrt, und das Publikum bezahlt den Stempel für die Volksblätter, die es nicht entbehren kann, noch mag. – In Hinsicht der Kunst ist hier seit einigen Jahren ein Aufschwung zu bemerken, seit einige kunstliebende, wenn gleich nicht kunstübende Männer aus den ersten Familien eine Kunstausstellung bei uns in's Leben gerufen haben. Es fehlt uns nicht mehr an jungen, strebsamen Malern, wohl aber noch immer an einem Kupferstecher von Bedeutung, der sicher hier eine angemessene Beschäftigung finden würde, wenn er sich einiges Rufs zu erfreuen hätte. Die Anlegung einer Malerakademie ist projektirt worden, doch nur als Privatunternehmung. – Die dramatische Kunst hat hier, wie fast überall, einen schweren Stand; das gute Alte will man nicht mehr sehen und hören, und gutes Neues taucht nirgends auf; die Bühne kann also nur unter Noth, Sorge und großen Bedrängnissen ihr Daseyn fristen, zumal jezt, wo aller Orten Sommertheater entstehen und die Einnahme beschränken, ohne daß dadurch die Ansprüche des Publikums verringert würden. Man muß der Direktion das Verdienst lassen, daß sie, wie ein geschickter und umsichtiger Pilot, das lecke Bühnenschiff zu lenken und über Wasser zu halten bemüht ist, und mehr kann man nicht von ihr fordern. – Ich glaube jezt meinen Bericht schließen zu können, nachdem ich Alles berührt, was in der Weltstadt – denn so kann man Hamburg mit Recht nennen – in meinem geistigen Bereiche war.

Paris, December.

(Fortsezung.)

Sizung der Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften.

Nachdem Comte's Rede vorgelesen war, trat Cousin auf und entschuldigte sich, daß er der Versammlung schnell aufgeschriebene Bemerkungen über die von ihm auf seiner Reise nach Holland gemachten Erfahrungen über das Schulwesen mitzutheilen wage; er hoffe, das Publikum werde nur die Wichtigkeit des Gegenstandes beachten. Ich war um so gespannter auf diese Reisebemerkungen, da sie bereits nach einer Vorlesung derselben in einer Privatversammlung der Akademie Aufsehen erregt, und in den Tageblättern lebhaft besprochen worden waren, weil sie der in Frankreich von allen Freisinnigen so sehr begünstigten Methode des wechselseitigen Unterrichts das Urtheil sprechen sollten, was denn von Seiten eines im öffentlichen Unterrichtswesen so hoch gestellten Mannes als ein wahres Kriegsmanifest gegen den Verein zu Beförderung des Volksunterrichts anzusehen war. Aber entweder hat er diesen Ausfall unterdrückt, oder man hatte ihn mißverstanden, und die Zeitungen hatten, was nicht selten geschieht, die Sache unrecht dargestellt. Cousin erzählte, wie er zu Rotterdam viel Thätigkeit, Reichthum, Handelsgeist, aber wenig Neigung zu Kunst und Literatur bemerkt, jedoch die Volksschulen in einem vortrefflichen Zustande gefunden habe. Zwei vom Eifer für das allgemeine Beste beseelte Männer, Delprat und Mackaer (wenn ich recht gehört habe), dienten ihm zu Führern. Rotterdam besizt eine Schule für kleine Kinder, welche neben der Zwollschen und der Deventerschen die einzige in Holland ist. Hier werden hundert Kinder gehalten; eine solche „Wartschule,“ meint Cousin, sollte mit jeder Armenschule verbunden werden; nur sollte sie auch unentgeltlich seyn. Außerdem besteht zu Rotterdam eine große Armenschule für tausend Kinder, welche in mehrere Classen abgetheilt ist, und worin eine Kleinigkeit (wöchentlich ungefähr vier Sous) entrichtet wird. So etwas, sagt Cousin, fehle in Frankreich gänzlich. Zwischen den unentgeltlichen Schulen und den von Privatleuten gehaltenen theuern Schulen fehle eine Mittelgattung, in welche die minder Begüterten ihre Kinder schicken könnten, ohne ein großes Opfer zu bringen. In den von Privatlehrern gehaltenen Schulen fehle es aber oft an Zucht, Aufsicht und guter Unterrichtsmethode; man solle also das Beispiel der Rotterdamschen Schule zum Muster nehmen; diese falle der Regierung so wenig zur Last, daß sie sogar noch Gewinn abwerfe, und daß gerade durch diesen Gewinn die Kosten obengenannter Wartschule bestritten werden. Im Allgemeinen hat Cousin wohl Recht; allein darin irrt er, daß er glaubt, es gebe keine wohlfeilen Privatschulen in Paris; dergleichen bestehen in allen Stadtvierteln; in Paris kann man Alles zu beliebigen Preisen haben, es gibt wohlfeile und theure Anstalten, und die Konkurrenz richtet sich nach der Verschiedenheit der Glücksgüter.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Hammer.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 5. Freitag, 13. Januar **1837.**

Lyrische Dichtkunst.

7) Geschichte der osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit. Mit einer Blüthenlese aus **2200** Dichtern, von Hammer-Purgstall. Erster Band. Pesth, Hartleben, 1836. 8. S. 327.

Durch dieses ausgezeichnete Werk ergänzt Herr von Hammer seine osmanische Geschichte. Derselbe Quellenreichthum, der ihm allein bei der Behandlung der politischen Geschichte der Türken zu Gebote stand, strömte ihm auch für dieses Werk eine kaum übersehliche Fülle des Stoffes zu, und derselbe Geist, dieselbe Liebe, die ihm die Feder führten bei der Vollendung jenes großen und einzigen Geschichtswerks, zeigen sich uns auch hier wieder in ihrer ganzen Lebendigkeit.

Der Verfasser charakterisirt die morgenländische Dichtkunst auf eine Weise, die von derjenigen Goethe's (im westöstlichen Divan) und jener wunderlichen Menschenklasse, die auf einzelne Aussprüche und respektive Täuschungen Goethe's oder Hegels ganze Systeme, nicht nur philosophische, sondern sogar historische gebaut hat, gar wenig abweicht. „Die Poesie des Orients, sagt Herr von Hammer, im Gegensatze mit der klassischen, zerfällt in die chinesische, indische, alt-persische, hebräische, arabische, neupersische und türkische. Jene drei ersten können als die antiken betrachtet werden, im Gegensatze der drei lezten, und die Grenzscheide zwischen der antiken und modernen ist der Islam, denn, wiewohl es Dichter vor Mohammed gegeben, so reicht der erste Flor arabischer Poesie derselben kaum ein halbes Jahrhundert vor dem Islam hinauf. Die obige Reihenfolge ist keine unzusammenhängende, wo die einzelnen Glieder zufällig wie Korallen an einen Faden gereihet sind, sondern eine mit historischem Organismus gegliederte, deren beide Aeußerste noch obendrein auf eine bisher noch ganz unbekannte und höchst überraschende Weise mit einander verbunden sind, während in der Mitte die hebräische Poesie mit der ältesten arabischen ganz und gar zusammenfließt. Nicht so die persische, in welcher sich schon vor dem Islam das Epos in allen seinen Zweigen, sowohl in dem Thier-Epos (die Apologe Bidpai's), als in dem romantischen (W a m i k und A s r a, das schon unter den Sasaniden in Pehlewi gedichtet war), als in dem heroischen (das B a s t a n n a m e, wenn gleich in Prosa) reich entfaltete; die persische, in welcher der schönste Mythos der Minne, der der Liebe der Rose und Nachtigall, als hundertblättrige Rose aufblühte, als tausendstimmige Nachtigall aufscholl, die persische, in welcher die Mährchen wucherten, wider welche Mohammed sein Volk im Koran gewarnt; es ist also ein großer Irrthum, zu sagen (wie Rosenkranz nach Goethe), daß der Koran das

geistige Princip der modernen orientalischen (vorderasiatischen) Poesie enthalte, daß die Poesie von den Arabern ausgegangen, und die der Perser erst durch diese angeregt worden, während umgekehrt die persische Poesie bei weitem die reichste, blühendste, üppigste, die Schatzkammer der Stoffe, aus welcher die Araber, als sie an der Kultur der Besiegten die ihre ausbildeten, geschöpft."

„Der älteste Stamm der westlichen Türken ist der vielnamige der Oghusen, Ghusen, Usen, Polowzer (Poluzen), d. i. Feldusen, Turkmanen, Kumanen, Valvi, Valbi, Valani, Qualani, Chwalinen, Chwalisier, d. i. der Falben oder Fahlen, von den Armeniern Berzilier oder Berisilier genannt, die sich selbst Kunen nannten, von den Byzantinern Unen genannt wurden. Unter diesen sechzehn Namen hat dieser Stamm der westlichen Türken Asien von der chinesischen Grenze an bis an die Ufer des Bosporus überschwemmt, und unter ihrem eigenthümlichen, der Kunen oder Kumanen, sich bis in Ungarn angesiedelt. Eine bisher gar nicht beachtete Stelle der ältesten türkischen geschichtlichen Urkunden über ihren eigenen Ursprung lehrt uns, daß die Kunen ursprünglich an der chinesischen Grenze saßen, von wo sie vertrieben, ganz Asien erobernd und herrschend überflutheten. Diese höchst wichtige Kunde erklärt das bisher von großen Sprachforschern wohl aufgestörte, aber selbst von Abel Remusat nicht erklärte Räthsel der Aehnlichkeit türkischer und chinesischer Grammatik, türkischer und chinesischer Sitte. Hager hat zwar die Aehnlichkeiten des Türkischen und Chinesischen schon berührt, über den chinesichen Ursprung der Charaktere des türkischen, mit Recht chinesisch genannten Schattenspieles, sind einige Winke gegeben worden, und Abel Remusat hat den weit regelmäßigeren Bau, welchen das Westtürkische vor dem Osttürkischen voraus hat, angestaunt, ohne die Ursache davon in der durch die Auswanderung von der chinesischen Grenze her historisch begründeten Einwirkung der Chinesen auf die Sprache ihrer Grenzwächter nachzuweisen. Die ältesten Denkmale der Sprache der Westtürken tragen schon des Gepräge dieser größeren, durch chinesischen Verkehr bewirkten Ausbildung in sich, wovon in der Sprache der Osttürken, welche im Uighurischen doch eine eigene Literatur hatten, nicht anzutreffen ist. Diese aus der grauesten Zeit asiatischer Völkerwanderung sich herschreibende Verbindung der Ghusen oder Kunen mit den Chinesen, denen sie als Grenzwächter steuerpflichtig dienten, bildet die Kette, wodurch sich die beiden äußersten Enden Asiens in den Chinesen und Osmanen berühren, so daß die obige Reihenfolge der Chinesen, Inder, Alt-Perser, Hebräer, Araber, Neu-Perser und Türken (wie schon oben gesagt worden), eine organisch gegliederte, indem der Uebergang und die nächste Verwandtschaft der einzelnen und durch das oben Gesagte die Berührung der beiden äußersten Punkte in die Augen springt. Die Lehre des Budha ist das gemeinsame Band der Verbindung Chinas und Indiens von uralter Zeit her, und die Poesie der beiden Völker ist vor der der anderen vier durch die ihnen ausschließlich eigene dramatische ausgezeichnet. Indien und Persien sind durch das Epos verbunden, welches in Indien so riesenhaft auftritt, und welchem nur Persiens Heldensagen an die Seite gestellt werden können, während keines der anderen vier Völker dergleichen aufzuweisen hat. Die Hebräer, als Mittelpunkt der Kette, sind im ausschließlichen Besitze der prophetischen Lyrik. Dem Araber aber zunächst stamm- und sprachverwandt, und der Poesie der beiden Völker ist derselbe Stempel der Einfachheit des Nomadenlebens aufgeprägt. Der Islam ist das Band, welches den Araber mit dem Neu-Perser vereint, der frei, im Geiste seiner Ahnen, den schönsten Flor der Poesie entfaltet; als sklavischer Nachahmer tritt in dessen Fußstapfen der Türke, in dessen Sprache noch die Spur der alten chinesischen Nachbarschaft fortlebt, und bei dem sich vorzugsweise vor dem Perser und Araber das chinesische Schattenspiel als ein schwacher Nachhall des chinesischen Drama erhalten hat. So verschlingen sich die sieben Glieder der asiatischen Poesie wie die sieben Verse der ersten Sura des Korans, welche der Araber die sieben Glieder heißt, zu einem organisch gegliederten Ganzen, von welchem nur das Türkische, und von diesem das Westtürkische oder Osmanische der Gegenstand dieser Geschichte. — Von den Oghusen, Ghusen oder Usen wissen wir aus der ältesten Zeit nur so viel, daß sie Volkssänger hatten, welche Usen hießen, und das Buch des Oghuf oder der Weisheitssprüche der Väter, sangen. Ein paar Hundert derselben hat Diez bekannt gemacht, andere sind den Sprüchen der Väter in dem morgenländischen Kleeblatte einverleibt worden. Alle tragen das Gepräge großer Einfachheit und nomadischer derber Kraft; z. B.:

Der (rußige) Topf sagt dem (rußigen) Topf: Dein Hinterer ist schwarz.

Man geht hin, wann man will, und geht weg, wann man kann.

Verkaufe nicht den Vogel in der Luft.

Was soll der im Hinauffahren thun, der schon im Hinunterfahren rastet?

Der Ochs des Gekränkten wird fett, während er selbst abmagert.

Thue das Gute, wirf es ins Meer;
Weiß es der Fisch nicht, weiß es der Herr.

Herr von Hammer spricht nach dieser ersten historischen Uebersicht von dem innern Charakter der osmanischen

Poesie und äußert bei diesem Anlaß: „Da wir schon einmal die Hand an das Heiligthum des westöstlichen Diwans gelegt, und gezeigt, daß Goethe's Warnung, wenigstens auf die osmanische Dichtkunst, keine Anwendung leide, so fahren wir fort, noch einen andern Abschnitt der Noten und Abhandlungen zum besseren Verständnisse des Diwans kritischer Prüfung zu unterwerfen, nämlich den der Naturformen der Dichtung, um zu zeigen, daß derselbe eben so wenig als die Warnung auf die osmanische Dichtkunst angewendet werden kann. „Es gibt nur, sagt Goethe, drei echte Naturformen der Poesie, die klar erzählende, die enthusiastisch aufgeregte und die persönlich handelnde, Epos, Lyrik und Drama." Ohne darüber rechten zu wollen, daß die enthusiastische Aufregung, d. i. die Begeisterung, nicht nur das Wesen der Lyrik, sondern auch dem Epos und dem Drama zu Grunde liegen müsse, wenn dieselben wirklich den Namen von Poesie verdienen sollen, sey es erlaubt zu bemerken, daß das bloß beschreibende und didaktische Gedicht eben sowohl echte Naturform der Poesie sey, als Epos, Lyrik und Drama, ja die Gnome und Fabel ihrem Ursprunge nach gewiß älter als Epos und Drama. Legen wir jenen dreitheiligen Maßstab der Naturformen der Poesie an die osmanische, so fehlt das Drama ganz, und dafür tritt das beschreibende und didaktische Gedicht sammt dem mystischen, in der größten Fülle hervor, ja, was doch seltsam erscheint, aber aus der Entstehungsweise osmanischer Dichtkunst historisch leicht erklärbar, die Geschichte derselben beginnt weder mit epischen noch mit lyrischen, sondern mit großen religiösen und mystischen Lehrgedichten, welche keine Erzeugnisse von Volkspoesie, sondern von geregelter Dichtkunst. Die Dreitheilung, welche im Geiste orientalischer Philologie der Dichtkunst zu Grunde liegt, ist eine ganz andere, als die der drei Naturformen Goethe's; sie stützt sich auf die grammatische, welche nur drei Redetheile: das Verbum, das Nomen und die Partikel kennt. Das Verbum, d. i. der handelnde Theil der Rede, wird zum Epos entfaltet; das Nomen mit allen dazu gehörigen Eigenschaftswörtern und Epitheten breitet sich als beschreibendes und lehrendes Gedicht aus, und die Partikel (der Ausdruck der reinen Naturempfindung) entwickelt sich als Lyrik."

„Die Unterabtheilung der Dichtungsarten nach den Formen ist die folgende: I. Das Mesnewi, d. i. das doppelt gereimte Gedicht, welches nicht nur das Epos, das romantische und historische, sondern auch das Lehrgedicht, das ethische und mystische und das beschreibende Gedicht, umschließt. Die historischen führen insgemein den Namen Name, d. i. das Buch, wie z. B. das Schahname, Iskendername, Timurname, d. i. das Buch des Königs, Alexanders, Timurs. II. Die Kasidet, das längere lyrische Gedicht oder das Zweckgedicht, von dem nur die zwei ersten Verse und dann immer die zweitfolgenden im selben Reime enden. III. Das Ghasel ist nicht in der Reimfolge, sondern nur in der Länge von der Kasidet unterschieden, indem es aus nicht weniger als fünf, aus nicht mehr als sieben Distichen bestehen soll. IV. Terdschii sind Kasideten oder Ghaselen mit wiederkehrendem Schlußreime, eine Art von Redondillas. V. Die Glossen heißen, je nachdem ein Vers der Unterlage in fünf oder sechs Verse erweitert wird, Tachmis, Tesdis, Tesbii, Tesmin, d. i. Versfünf- oder Versechsfachung, Versieben- und Verachtfachung. VI. Vierzeilige Strophen (Quatrains), in welche insgemein theils ethische, theils epigrammatische Gedanken eingekleidet werden, heißen Vierzeilen (Rubijat); die erste reimt mit der zweiten und vierten, die dritte geht leer aus. Bruchstücke von Kasideten oder Ghaselen heißen VII. Mokataat, d. i. Abschnitte, und die einzelnen Distichen VIII. Moferredat, d. i. die Vereinzelten. IX. Die Räthsel heißen Mimaa; X. die Logogryphen Laghs; XI. die Akrostichen Maklub, und XII. die Chronogramme endlich Tarich. Die Sammlungen lyrischer Gedichte heißen Diwan (Geniensammlung). Wenn ein und derselbe Dichter fünf Gedichte im Mesnewi (doppeltgereimte), sey es nun epischen, ethischen oder mystischen Inhaltes, verfaßt hat, so heißt die Sammlung derselben Chamse, d. i. ein Fünfer, Külliat heißen die sämmtlichen Werke." Dann handelt der Verfasser noch besonders vom Metrum, was wir hier übergehen wollen, und bemerkt: „Alle prosodischen Kunstwörter sind von dem Hause des Wüstenbewohners, dem Zelte, hergenommen, welchem jedes Distichon ein Zelt (Beit). Der Stoff derselben ist härener Zeug (Schaar oder Schiir), welches der Name der Poesie. Das Zelt ist von vier Säulen gestützt, welche in der Ordnung, wie sie auf einander folgen, Ssadr, Aarus, Ibtida und Sarb heißen. So heißen die vier Unterabtheilungen des Distichons: Ssadr, die vordere Hälfte; Arus, die hintere des ersten; Ibtida, die vordere, Sarb die hintere des zweiten Hemidistichons. Der Boden des Zeltes heißt Kafijet, d. i. der Reim, und Sakf, d. i. das Dach, heißt der Sinn desselben. Das Zelt wird mit Pfählen (Ewtad) und hölzernen Nägeln (Esbab) befestiget, welche die Namen der Versabschnitte."

Dieser allgemeinen Einleitung folgt nun zunächst ein Verzeichniß der ausgezeichnetsten türkischen Dichter nach der Zeitfolge, worin die ganze Geschichte der osmanischen Dichtkunst abläuft, von den Anfängen durch die höchste Blüthezeit bis zum Verfall, und dann die Probleme der Dichtkunst selbst, theils Fragmente, theils kleinere Gedichte in großer Anzahl.

„Die Geschichte der osmanischen, welche der Ausdruck

geistiger Bildung und das Gemälde des Zustandes der Humanität im osmanischen Reiche, hält mit der politischen Geschichte desselben gleichen Schritt, was wohl meistens aber doch nicht immer der Fall. Die Perioden des Wachsthumes, des Flores, des allmähligen Sinkens und Verfallens des osmanischen Reiches sind auch die der Geschichte der Dichtkunst der Osmanen, welche den politischen Zuständen auf dem Fuße folgt. Schon mit dem Beginne des Reiches, zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts tritt Aaschikpascha mit einem großen mystischen Gedichte auf, welches der Anlage nach ganz eine Nachahmung des Mesnewi Dschelaleddin Rumi's, das älteste Sprachdenkmal der Osmanen, das sogar um ein viertel oder gar ein halbes Jahrhundert älter als das bekannte älteste Sprachdenkmal des Seldschukischen, nämlich das Buch der Jagd und des Fischfanges auf der **Ambrosiana**, in der Sprache ganz demselben gleich. Dieses große mystische Werk, Nachahmung des Mesnewi, und die gleichzeitig vom Scheich Elwan verfaßte Uebersetzung des Gülscheniras, d. i. des Rosenflores des Geheimnisses Scheichs Mohammed Schebisteri's, sind die beiden Säulen Boas und Joakim des Tempels osmanischer Dichtkunst, welche in ihrem ersten Ursprung als ein rein mystisches Erzeugniß die Einwirkung persischer Scheiche und Dichter ankündet, ganz im Einklange mit dem, was in der Geschichte des osmanischen zu Ende der Regierung Sultan Urchan's über die Einwirkung der Derwischorden auf die erste Bildung des Reiches gesagt worden. Unter Bajesid I. tritt Suleiman, der Sänger der ersten Mewludije oder der Geburtsfeier des Propheten, und Ahmed Daji, der Dichter des Iskendername, eines großen, weltumfassenden historisch-naturhistorischen und mystischen Epos, unter Mohammed I. Scheichi, der Dichter Chosrew und Schirin's, als der erste große Dichter des romantischen Epos, unter Murad II. Jasidschioghli, der Verfasser des Mohammedije, eines großen didaktischen Gedichtes über den Islam, auf. Diese Periode bis zur Eroberung Constantinopel's ist die des mystischen und religiös-didaktischen Gedichtes, womit die Geschichte der osmanischen Dichtkunst anhebt. Mohammed II., der Eroberer, gab seinem Reiche mit der festen Grundlage Constantinopel's in Europa zugleich die politischen Einrichtungen und die Hierarchie der Gesetzgelehrten, unter denen sowohl der Richter- als Lehrstand begriffen. Unter ihm stand der große Lyriker Ahmedpascha auf, welcher unter Bajesid II. von Nedschati, Chiali übertroffen ward. Rewani strahlte im beschreibenden Gedichte, Hamdi stellte in der Uebersetzung Jusuf's und Suleicha's das zweite Meisterwerk des romantischen Epos dem Chosrew und Schirin Scheichi's zur Seite. Sati ward als Hofdichter mit dem Auftrage angestellt, alljährlich drei Kasideten, eine am Frühlingsanfang, die beiden andern an den beiden Beiram zu verfertigen, wofür er zweitausend Aspern und ein Stück rothen Tuches auf ein Kleid erhielt. Firdewsi der Lange schrieb in dreihundert sechzig Bänden das Universalwerk morgenländischer Sagen und Legenden, das Suleimanname, wovon leider nur siebzig Bände erhalten und von diesen siebzig bisher nur sieben ihrem Inhalte nach bekannt sind. Mesihi sang Stadtaufruhr und Frühlingsgedicht. Der Schwung der lyrischen Dichtkunst erhob sich mit dem des Reiches, welches unter Suleiman dem Gesetzgeber und seinem Sohne Selim II. auf dem Giebel des Flores. Schon Selim I., der Vater Suleimans, ermuthigte Dichtkunst und Geschichtschreibung, indem er dem Dichter Sati reiches Lehen verlieh und dem gelehrten Kemalpaschasade die Geschichte seines Feldzuges zu beschreiben auftrug, auf welchem ihn Dichter und Gelehrte begleiteten; aber unter Suleiman stand die Sonne der Dichterbegünstigung in ihrem Zenith. Die großen Thaten der lezten Feldzüge und ersten Regierungen vom Ursprunge des Reiches an wurden als cyclisches Epos besungen. Diese historischen Epiker hießen Schehnamedschi, d. i. Königsbuchschreiber. Was ihnen an poetischem Werthe fehlt, findet sich im allegorischen und mystischen Epos, dassen lieblichste Erscheinung Fasli's Rose und Nachtigall. Jahja übertraf alle seine Vorgänger im beschreibenden Gedichte des Stadtaufruhres, Baki errang den Ehrenkranz des größten Lyrikers der Osmanen und Ali Wasi den des glänzend sten Prosaikers als Verfasser der Humajunname, d. i der türkischen Uebersetzung der Fabeln Bidpai's. Fusul und Ghasali dichteten für den Gaum der Opiumliebhabe und sodatischer Genüsse. Chalili sang das elegische Buc der Trennung.“ Dann folgen bloß Uebersetzer un Nachahmer der Perser. „Während des halben Jahr hunderts, welches von der Thronbesteigung Murad's III bis zur Selbstermannung Murad's IV. verflossen, b gann das Reich und mit demselben die Literatur z sinken.“ Diese Rückschritte dauerten immer fort. „De wahre Abschnitt des gänzlichen Verfalles des osmanische Reiches ist der Friede von Kainardsche, mit welchem d übermächtige Einwirkung Rußlands begann, so daß d Frieden von Adrianopel nur als ein Corollar und Con plement desselben betrachtet werden kann.“ Besonder durch die neuen Reformen hat mit der Nationalit auch die Literatur der Türken ihren lezten Ausdru verloren. Sie ist nur nur noch Chronographik.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 12.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 14. Januar 1837.

> Gewalt'ge Ströme, drauf des Dampfschiffs Wolke
> Durch Urwaldswüsten und Savannen steigt,
> Und, wie die Säule Rauchs einst Jakobs Volke,
> Die Bahn zu neuen, schönern Eden zeigt!
>
> A. Grün.

Die Dampfschiffe des amerikanischen Westens.

Nach Michel Chevalier.

(s. Nr. 309. 1836.)

Ohne Widerspruch ist wohl die Leichtigkeit, mit der man nun eine Reise unternehmen kann, ein Hauptpunkt, wodurch sich die Lebensweise der neuern Zeit von der der alten unterscheidet. Nur den höhern Ständen war früher die Möglichkeit zu reisen gegeben, denn um selbst als [illegible] zu reisen, mußte man reich seyn. Die Kaufleute zogen in Karavanen und bezahlten Tribut, sey es nun an die Beduinen der Wüste, an die Tataren der Steppen oder an die kleinen Herren, die von ihren an Gebirgspässen erbauten Raubschlössern gleich den Habichten [illegible]. Statt der Diligence bediente man sich der Sänfte, heute noch das Transportmittel in Asien und Südamerika, oder des Schiffs der Wüste, des Kameels, oder des vierspännigen Ochsenwagens; am gewöhnlichsten aber beförderte das Pferd den reisenden Bürger wie den [illegible] Krieger. Statt der schwimmenden Palläste, des Packetbootes und des Dampfschiffes, hatte man sonst nur die unsichere, gebrechliche Barke, stets von Piraten auf Flüssen und Meeren verfolgt. Die Straßen waren elende Fußpfade, gefährlich durch Stegreifritter wie durch Abhänge. Ohne Massen von Mundvorräthen, Waffen, Dienern und Geleite wurde keine Reise unternommen. Wäre die bei Weitem größte Mehrzahl der Menschen nicht an sich schon glebae adscripti gewesen, so wären sie es dadurch geworden, daß sie an den Boden, der sie geboren, durch die Schwierigkeit jeden Verkehrs gefesselt waren. Die Verbindungsmittel in einen bessern Zustand zu versetzen, war daher wohl der natürlichste und praktischste Weg, das Menschengeschlecht zu entfesseln.

Es gibt ein Land, wo ganz allein die Vervollkommnung der Transportmittel zu Wasser eine Revolution hervorgebracht hat, die noch in der Gährung begriffen ist und deren Folgen für die wachsende Macht der neuen Welt unberechenbar sind. Dies ist das große Mississippithal, das zwar schon vor Fultons Erfindung den Rothhäuten und dem Rothwild abgekämpft war, das sich aber wohl ohne das Genie dieses Mannes nie mit reichen Staaten bedeckt und bevölkert haben würde. Nachdem die Eroberung Canadas der sterilen Herrschaft der Franzosen über den Ohio und Mississippi ein Ende gemacht hatte, begannen die Angloamerikaner sich dort auszubreiten. Ihre ersten Ansiedler ließen sich in Kentucky nieder und ergriffen Besitz vom Boden, indem sie diesen zu bearbeiten anfingen, und bald waren die geringen Spuren ihrer Vorgänger, der Franzosen, die sich fast ausschließlich

mit der Jagd beschäftigt hatten, verschwunden. Die neuen Ankömmlinge vermieden es, sich, wie ihre Vorgänger, mit den Indianern zu vermischen, und statt der aus dieser Vermischung hervorgegangenen unkräftigen, unruhigen und unfleißigen Race entstand eine, ganz den üppigen Erzeugnissen des dortigen fruchtbaren Bodens entsprechende kräftige, thätige Bevölkerung, wie sie in dem Kentuckier, Tennesseer und Virginier des Westens charakteristisch hervortritt. Ihre ewigen Kämpfe mit den Indianern sind bekannt, und noch jezt sieht man sie nie ohne ihr Gewehr.

Im Jahre 1811 hatten die Amerikaner, obgleich der furchtbare Tecumseh und sein Bruder, der Prophet, damals noch nicht durch General Harrison besiegt waren, bereits unbestritten ihre Herrschaft über die reichsten Kantone des Westens ausgedehnt. Hier und dort sah man neuerbaute Orte auftauchen; kein Wald war mehr zu finden, in dessen Mittelpunkt nicht ein „Squatter" oder ein Anderer, der auf gesetzlichere Weise in den Besitz des Bodens gelangt war, eine Rodung vorgenommen und sich aus den Baumstämmen sein Blockhaus erbaut gehabt hätte. Auf dem linken Ohioufer waren Kentucky und Tennessee, die zusammen 700,000 Einwohner zählten, zu eigenen Staaten erhoben worden, und Westvirginien fing an sich zu bevölkern. Die Industrie des Neuengländers hatte einen Strom von Auswanderern auf das rechte Ohioufer entsendet, und der Staat Ohio konnte sich mit fast 250,000 Einwohnern constituiren. Indiana und Illinois waren zwar damals noch bloße Territorien, berechtigten aber zu den schönsten Hoffnungen. Der Vertrag vom Jahr 1803 hatte Louisiana, das bereits einen Staat und mehrere organisirte Territorien mit einer Bevölkerung von mehr als 160,000 Seelen zählte, mit der Union verbunden. Der Westen hatte schon damals eine Gesammtbevölkerung von nahezu anderthalb Millionen aufzuweisen.

Dieses weite Gebiet hatte nun zwar reißende Fortschritte gemacht, da es aber von dem mexikanischen Meerbusen durch die Sümpfe und Krümmungen des Mississippi und von den Städten des Ostens durch die sieben oder acht Gebirgsrücken der Alleghanys abgeschnitten war, so mangelte es ihm an Absatzwegen, und seine Fortschritte mußten stillestehen. Der Embryo, dem die Kanäle verschlossen waren, durch die er seine Nahrung erhalten sollte, konnte sich nur langsam entwickeln. Nun sind aber von allen Seiten Verbindungswege zwischen den Flüssen des Westens und dem Littoral des Ostens, auf dem die Handelshauptstädte Boston, Neuyork, Philadelphia, Baltimore, Richmond und Charleston gelegen sind, entstanden oder im Entstehen begriffen. — Aller Verkehr des Westens wurde sonst auf dem Ohio und Mississippi betrieben, was noch jezt der natürlichste und wohlfeilste Weg ist und wohl auch bleiben wird. Mehl und gesalzenes Fleisch gingen mit den Reisenden auf flachen Schiffen, denen ähnlich, auf denen die Kohlen nach Paris kommen, die Ströme hinab. Die Waaren Europas und der Antillen kamen dagegen auf Segel- oder Ruderschiffen stromaufwärts, und bedurften zu ihrer Fahrt hundert, ja sogar zweihundert Tage, in welcher Zeit man von Neuyork um das Kap Horn nach Canton fährt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stephanie.

(Fortsetzung.)

Joseph erwiderte erröthend: „Möglich, aber ich war nun einmal völlig in sie verliebt. Die Zimmer hier habe ich ihr auch gezeigt, damit sie selber sich Bücher wählen möge, um welche sie mich ersuchte. Sie sezte sich eben in die Ecke, in welcher Sie jezt sich befinden, und drückte den Kopf, das schöne, liebreizende Gesicht in die Kissen und weinte bitterlich. Ich stand ganz stumm und erschrocken da und blickte sie an. Endlich richtete sie sich empor, schob die schönen blonden Locken aus den Augen, an welchen die Thränen wie Perlen hingen, und sagte freundlich wie ein Engel: „Hier ist Alles so wohnlich, ich weine, weil ich an die Heimath und an meine Mutter denke; seit fünf Jahren habe ich keine Heimath mehr." — „Sprach sie deutsch?" — „Sie war eine Deutsche, aus Südtyrol, ihre Sprache lautete wie Gesang. Hernach stand sie auf und sezte sich in den Lehnsessel dort am Tische." Der Graf blickte unruhig und bewegt hin. „Sie las in dem aufgeschlagenen Buche, legte beide Hände darauf, beugte ihr Haupt herab und weinte so lange und schmerzlich, daß es mir fast das Herz brach. Ich hätte sie in ihre Heimath tragen mögen! Vor Ihrem Bilde stand sie lange, streckte die Hand empor und sagte leise, unverständliche Worte. Später erschien sie noch einmal in diesen Zimmern mit ihrem Manne; ich wurde abgerufen und gewahrte wiederkehrend, durch die halb offene Thür, daß sie die Arme um des Obersten Hals geschlungen hatte; ihr Kopf ruhte an seiner Brust und sie weinte wieder. Er küßte ihre Locken und schien sie zu trösten; sie standen vor Ihrem Bilde." — „War der Oberst jung?" — „Jung und von sehr angenehmem Aeußern, ein Corse, sein Name Freire." Der Graf bedeckte die Augen mit der Hand und sagte nach einer Weile: „Dank für deine Mittheilung, guter Joseph; ich habe Kopfschmerz und möchte jezt allein seyn. Gute Nacht, und sey überzeugt, daß es mir Freude gewährt, dich nun jeden Tag sehen zu können."

Sobald der Graf sich allein befand, sprang er hastig auf, eilte dem Tische zu und küßte, den Kopf herabbeugend,

die Strophen, die Blume, welche dieselben halb bedeckte. Schade, daß Joseph diesen Ausbrüchen des Gefühls nicht zusehen konnte, er würde sich überzeugt haben, daß der Lehrling den Meister noch nicht erreicht habe. — Dann stand er auf, ging lebhaft umher und zündete zulezt die Kerzen an, welche auf Wandleuchtern neben dem Bilde einer schönen Frau befestigt waren. Lange, lange war der Graf in dem Anblick desselben versunken. „Verloren! für immer verloren!“ sagte er endlich mit fast erstickter Stimme; „dich, und Alles durch dich verloren!“ Seine Augen benezten sich, er lehnte die Stirne, wie Kühlung suchend, gegen die Wand und richtete seine Blicke endlich wieder, ernst und gedankenvoll, dem Bilde zu. Dieses war seltsamer und doch höchst anziehender Art. Es stellte eine junge Dame in der Blüthe des Lebens dar, mit schwarzen Augen, schwarzen Locken, welche in großer Fülle auf den schön und edel geformten Hals sich senkten. Ein schwarzes Gewand, die Entäußerung von allem, selbst dem geringsten Schmucke, gaben dem Ganzen einen düstern Anstrich, nur gehoben durch die jugendliche Gestalt der Dargestellten. Der etwas ernste Mund war fest geschlossen, wie man ihn bei Besiegung tiefen Leides zu schließen pflegt, aber in diesen großen, dunklen Augen lag selbst im Bilde eine Welt von Gedanken, so viel Schmerz, so viel Ernst, so viel Ergebung, als hinreichen würden, das Leid eines ganzen Lebens auszudrücken.

Die Geschichte dieses Bildes enthielt auf gewisse Weise die des Grafen, und seine früheren wie späteren Schicksale waren auf's Engste darin verwebt. — Reich und unabhängig, trat er sich frühe aus Vorliebe im preußischen Heere einzutreten und nahm nach einigen Jahren unbestimmten Urlaub, um auf Reisen die schönsten Länder Europas kennen zu lernen. Während einer Reise in der Schweiz wurde ihm die Bekanntschaft zweier Damen zu Theil, der Frau von Sarry und ihrer Tochter, welche Beide seine Aufmerksamkeit erregten und fesselten: die Mutter durch eine angenehme, höchst geistreiche Unterhaltung, durch jenen, nur solchen Personen eigenen Anstand, welche in der besten Gesellschaft gelebt haben, die Tochter durch alle Reize der Jugend und des lieblichsten Gemüthes. Der Graf wußte auf geschickte Weise die Reiseplane der Damen zu erforschen; er hatte andere Ideen gehabt, aber änderte sie schnell, um ihnen folgen und sie begleiten zu können. Nachdem man eine Weile in jedem Gasthofe wieder zusammengetroffen, der Graf den Damen bekannter geworden war, fand die Gesellschaft es angenehmer und bequemer, mit einander abzufahren. Der treue, liebenswürdige Begleiter erhöhte den Reiz der kleinen Reise. Die Geschichte der Schweiz hat für ein natürliches, nahe liegendes Interesse gehabt, und der Graf war in derselben völlig bewandert. — Nicht ohne einige Selbstgefälligkeit benuzte er alle Vortheile, welche eine glückliche Bildung jeder Art ihm verlieh, um den angenehmsten Eindruck hervorzubringen, und seine große Einfachheit, der anscheinend geringe Werth, den er auf seine ausgezeichneten Eigenschaften legte, erwarben ihm schnell Vertrauen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Tagesgeschichte.

Die Parapluie-omnibus.

Es ist unterhaltend, zu betrachten, wie selbst die scheinbar einfachsten Erfindungen des Menschen ihre verwickelte Geschichte haben: Werkzeuge, die zum Comfort des täglichen Lebens gehören, ohne die wir uns das Menschengeschlecht nur mit einiger Anstrengung der Phantasie denken können, Vorrichtungen, bei denen uns jezt mit der ersten Idee alle Consequenzen gegeben scheinen, mußten sich mühsam durch eine Reihe von Metamorphosen zur Verfeinerung des Tages herausbilden, und so wiederholt sich in jedem Inventarstück des civilisirten Menschen die ganze Culturgeschichte. Man denke an die von Lichtenberg so artig beschriebenen Evolutionen der Lichtputze; man denke an den Regenschirm, wie viele Wandlungen er durchzumachen hatte, bis er sich aus der Rohr- und Wachstuchbarbarei zum Reifrock von Fischbein und der seidenen Robe verfeinerte, bis er aus einem Arm voll Ueberlast, die höchstens dazu diente, bei Sonnenschein einen Bologneser darauf zu sezen, ein handthierbares Mittelding zwischen Pike und Keule wurde, bis er sich auf den Kopf stürzte und den albernen Henkel oben zur praktischen Stockzwinge unten machte, bis sich endlich der immer noch plumpe, metallene, klappernde Stockschirm zum zephyrischen Schirmstock herausbildete. Immer aber blieb bis jezt dem Städter der Verdruß, sich bei gutem Wetter mit dem Regenschirm zu schleppen, und beim Regen keinen zu haben. Eine Pariser Actiengesellschaft, die sich so eben ankündigt, verspricht diesem Uebelstand, vorläufig für Paris, abzuhelfen, und damit scheint der Parapluie in eine neue Phase seiner Vervollkommnung oder, wenn das Wort erlaubt ist, Verbequemlichung zu treten. Die Ankündigung lautet folgendermaßen:

„Société en commandite des parapluies-omnibus. — Diese Unternehmung, welche alsbald in's Leben treten wird, bietet zwei bedeutende Vortheile: sie nüzt dem Publikum und bringt den Actienträgern Gewinn. Man wandelt fortan bei jeder Witterung durch Paris, und weiß gewiß, daß man bei eintretendem Regen überall einen eleganten Regenschirm findet gegen ein jährliches Abonnement von 1 ¹ Franken. Dreißig bis vierzig Häuser auseinander, je nach der Frequenz der Straßen, sind an bestimmten Standpunkten Leute aufgestellt, welche die Schirme abgeben und wieder in Empfang nehmen. Das Publikum kann sie nach Belieben beim nächsten Angestellten oder beim Portier abgeben. Morgens und Abends werden sie von eigens dazu bestellten Leuten abgeholt. — Der Prospectus thut auf's Ueberzeugendste dar, daß im ungünstigsten Falle die Actien 5: Procent Dividende tragen, ungerechnet 5 Procent Zinsen.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Sitzung der Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften.

Sehr stark sprach sich Cousin gegen diejenigen Schulen aus, worin die Armen unentgeltlich und die nicht Armen gegen ein Honorar Unterricht bekommen. Solche Schulen, meinte er, haben große Nachtheile: die Armen sollten abgesondert unterrichtet werden; und nun kam die Stelle, welche wahrscheinlich die Veranlassung zu dem Aufsehen gewesen war, das Cousins Vorlesung schon vorher erregt hatte. Er wolle, fuhr er nämlich fort, und hier war die Aufmerksamkeit des Publikums sehr gespannt, seine Meinung unumwunden aussprechen, und zwar auf seine eigene Gefahr. Er glaube, zu Lehrern der unentgeltlichen Volksschulen in Frankreich eigne sich Niemand besser, als die sogenannten Frères de la doctrine chrétienne; denn erstlich verbiete ihnen das Statut ihres Ordens, Geld anzunehmen; der unentgeltliche Volksunterricht sey gerade der einzige Zweck ihres Instituts, und dann habe das Volk Zutrauen zu ihnen, und ihr etwas unbehülfliches, schwerfälliges Wesen bringe sie dem Volke näher. Nun ist es freilich sonderbar, daß ein Mitglied der jetzigen Regierung dieselbe Einrichtung in Schutz nimmt, welche während der Restauration den Lehrern der Schulen des wechselseitigen Unterrichts entgegengesetzt und ganz besonders begünstigt wurde. Auch bedenkt Cousin wohl nicht, daß diese geistlichen Brüder noch von dem alten Mönchssinne beseelt sind, und daher auf kleinliche Andachtsübungen ein sehr großes Gewicht beim Unterrichte legen; aber allerdings können sie da, wo es an andern Schulen fehlt, gute Dienste leisten. Ferner hatte Cousin in dem Zuchthause zu Rotterdam die dort gestiftete Schule für junge Delinquenten besucht, und rühmte dieselbe sehr. Es ist ein Glück für die Stadt, daß sich ein junger, von Menschenliebe beseelter Lehrer gefunden hat, welcher ganz allein die sechzig jungen Delinquenten unterrichtet, und auch nach ihrer Entlassung mit ihnen in Verbindung bleibt und sie zu nützlichen Bürgern umzubilden sucht. Dies gab Cousin wieder Anlaß, sich über die Gefängnißschulen auszusprechen. Er behauptete nämlich, solche Schulen müßten auf Volksschulen gestützt werden, und nur in Ländern, wo gute Volksschulen vorhanden seyen, könnten sie Nutzen stiften. Nur was in Volksschulen gelehrt werde, bleibe haften, und eine Gefängnißschule müsse bloß die Eindrücke, welche man in den Elementarschulen erhalten, wieder zu erneuern suchen. Bei dieser Gelegenheit behauptete der Verfasser, den guten Volksschulen zu Rotterdam sey es beizumessen, daß dort so wenig Verbrechen begangen werden. Ich glaube aber, dem holländischen Volkscharakter kommt etwas von diesem Verdienste zu; der Holländer ist phlegmatisch, denkt vorzüglich auf den Handel und arbeitet unablässig; dies reicht schon hin, um manche Verbrechen, welche aus Müßiggang, hitzigem Charakter und Armuth begangen werden, zu verhindern. Da, wo Jeder seinem Fleiße oder dem Fleiße seiner Vorfahren das Vermögen verdankt, das er genießt, und wo Jeder durch Arbeit und Nüchternheit auch reich werden kann, muß Neid und Bosheit geringer seyn, als an Orten, wo der Arme neben dem prassenden Reichen wohnt, mit der Ueberzeugung, daß er, er mag anfangen, was er will, doch immer ein elender Proletarier bleiben werde, ohne Hoffnung, je die Vorrechte seines üppigen und stolzen Nachbarn zu erringen. — Die beste Vorlesung in der öffentlichen Sitzung der Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften war mit Recht für das Ende aufgespart, nämlich die Lobrede auf Sieyes, wenn man anders solch einen Aufsatz, worin die Leistungen eines berühmten Mannes unpartheiisch geschildert werden, eine Lobrede nennen kann. Ich erinnere mich nicht, je eine bessere Notiz über einen verstorbenen Akademiker gehört zu haben, selbst von dem gewandten und gelehrten Cuvier nicht, welcher in dergleichen Reden eine wahre Meisterschaft besaß, als diese Notiz Mignets über den großen Staatsmann Sieyes: sie war der Akademie, in welcher sie gehalten wurde, der aufgeklärten Zeit, worin wir leben, und des Mannes, dem sie galt, würdig. Mignet hat noch den etwas harten, oder vielmehr scharf bezeichnenden Ton des mittäglichen Frankreichs beibehalten; dies vergißt man aber bald über dem bündigen, gehaltreichen Styl und dem Interesse des von ihm Vorgetragenen. Sieyes ist einer der Männer, welchen Frankreich die Abschaffung seiner alten Staatsmißbräuche und seine neue Gestaltung verdankt. Seine merkwürdige Schrift über den Tiers-etat erhob den Mittelstand wieder auf die ihm gebührende Stufe, und trug dazu bei, die von Adel und Geistlichkeit erzwungenen Vorrechte zu vernichten. Er war es, der die Eintheilung Frankreichs in Departements bewirkte, und dadurch den alten Provinzialgeist und den Lokalegoismus aufhob. Auf dieses lezte Verdienst war er stets mit Recht stolz geblieben; denn in der That hat dieses wesentlich dazu beigetragen, Frankreich diejenige Einheit und Gleichheit zu geben, welche es in Stand sezte, allen seinen Feinden im Innern und Aeußern zu widerstehen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der geographischen Homonyme in Nr. 6:

Strauß.

Räthsel.

O Räthselmuse, besteige dein Roß
Und fliege mit hin in's verzauberte Schloß,
Das, aufgebaut auf dem weichsten Grunde,
Mehr Herren zählt auf dem Erdenrunde,
Als je ein adliges Schloß besessen,
Wenn hundert Erben darin gegessen;
Doch jedem der Herren gehört es ganz
Und alle beglückt sein hoher Glanz.

Hat einer lange zu seiner Qual
Umsonst gesucht nach dem Ideal,
Das seine Thränen verkehrt in Lachen,
Weiß all sein Sehnen zu Glück zu machen,
So laß er sich rüstig und ohne Zagen
Auf bahnlosem Weg nach dem Schlosse tragen:
Wie Eva dem weiland Erdenkloß,
Erfüllt sein Wünschen das Zauberschloß.

In seinen Hallen ist Allen so leicht,
Als hätten sie schon ihr Ziel erreicht,
Als hätten sie wirklich des Lebens Zweck
Mit dem Meisterschusse getroffen keck.
Doch wenn einstürzen die prächtigen Hallen,
So sind die Herrn wie vom Himmel gefallen,
Doch sind sie körperlich nicht verlezt,
Und eher gescheiter geworden jezt.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 13.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 16. Januar 1837.

— Now my love is thaw'd,
Which, like a waxen image 'gainst a fire,
Bears no impression of the thing it was.

Shakespeare.
Two gentlemen of Verona.

Stephanie.

(Fortsetzung.)

Frau von Sarry, unfähig, jede Beschwerde der hin und wieder unumgänglich nothwendigen Fußreisen zu ertragen, gestattete mit großer Ruhe, daß ihre Tochter, nur von dem Grafen, ihrem Mädchen und einem Führer begleitet, Wege verfolgen durfte, welche sie oft erst nach Stunden zu dem Punkte zurückführten, wo sie ausruhte. Der Graf stuzte über das Vertrauen, welches man ihm bewies, aber nur augenblicklich. Es ist, wie Feßler sagt, der wahren Reinheit eigen, daß sie ihren Glanz um sich her verbreitet, und wer sich lange in ihrem Umkreise aufhält, der schämt sich schlimmer Gedanken. So erging es ihm, sein ganzer Sinn läuterte sich, er fühlte sich näher, inniger durch das angezogen, was zu tadeln er Anfangs sich nicht hatte enthalten können, und empfand zum ersten Male, welch ein wundersames Band Vertrauen zu knüpfen im Stande ist. — Halb absichtlich, halb durch unbewußte natürliche Liebenswürdigkeit getrieben, that er Alles, Fräulein von Sarry's Herz zu gewinnen. — Briefe aus der Heimath, aus Südtyrol, veranlaßten indessen die Damen bald zur Abkürzung der Reise. Man trennte sich wehmüthig, aber mit der angenehmen Aussicht, im Spätherbste in einer Hauptstadt des südlichen Deutschlands wieder zusammen zu treffen.

Eine unendliche Oede im Herzen, sezte der Graf seine Reise allein weiter fort; seine Gedanken übersprangen die schöne, blühende Gegenwart zu Schnee und Eis, die ihn ihr wieder nahe bringen sollten, welche ihn so ganz beschäftigte. Sein Gemüth verlor sich in Erinnerungen aller Art, und jede derselbe zeigte ihm Stephanie im willkommensten Lichte. — Kaum begriff er sich selber: unabhängig, in der glücklichsten Lage, hatte er ein Wesen gefunden, welches in jeder Beziehung ihn fesselte; weßhalb zögerte er denn, sein Glück zu sichern, insofern es von ihm abhing? — Unzufrieden, nicht ohne Besorgniß für die nächste Zukunft, beschloß er, sogleich beim ersten Wiedersehen einen entscheidenden Schritt zu thun.

Schon im September verfügte sich der Graf an den genannten Ort. Seine Empfehlungsbriefe und sein eigenes Auftreten verschafften ihm die erwünschteste Aufnahme. Zerstreuungen jeder Art nahmen ihn völlig in Anspruch. Bei einem sehr schönen Feste wurde ihm die Bekanntschaft der jungen Prinzessin von H. zu Theil, auf deren Anblick er seit lange gespannt gewesen. Der erste Eindruck war überraschend, aber nicht genügend. Des Grafen Blick traf auf ein Paar dunkler Augen, die ihn ernst und kalt betrachteten. Das Lächeln erstarb auf seinen Lippen, auch er sah unwillkührlich ernst und länger in diese schönen

Augen, als er sich dessen bewußt seyn mochte. Die Prinzessin war von mittlerer Größe, aber die schöne, fast stolze Haltung ihres Halses, die vortreffliche Biegung der Schultern ließen sie größer erscheinen; das Würdevolle ihres Benehmens verlieh ihr eine geistige Größe, welche man unbewußt der körperlichen hinzufügte. — Sie redete den Grafen höflich an und gab ihm Anlaß, Einiges von seinen Reisen mitzutheilen. Das Gespräch war kurz, aber es beschäftigte ihn in der Erinnerung gleich dem Ergebnisse von Jahren. Das Kalte im Benehmen der Prinzessin hatte ihn unwiderstehlich angezogen, er konnte sich von dem Wunsche nicht lossagen, einmal, einmal nur von diesen ernsten Augen freundlich angeblickt zu werden.

Von nun an ging sein Bestreben darauf aus, der Prinzessin überall zu begegnen. Seine Blicke folgten den ihren, und wie der Magnet widerstandslos das Eisen anzieht, so schien auch endlich ihre Kälte vor der Glut seiner Huldigung zu schmelzen. Eines Abends gewahrte er, daß sie, schnell das Haupt von ihm abwendend, ein liebliches, unwillkührliches Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte. Auch er lächelte; nach einer Weile blickten sie sich abermals an, und von dem Augenblicke bestand ein stummes, aber vollständiges Einverständniß. Der Graf trat jezt, wenn gleich besonnen, doch dreister hervor, und ohne seine Huldigung zu verhehlen, gab er derselben den Anstrich des ganz gewöhnlichen Verkehrs. Ob es ihm gelang, über dieses Verhältniß so viel Dunkel zu verbreiten, als er wünschte, steht sehr zu bezweifeln; denn die Augen der Menge sehen gewöhnlich schärfer, als die Betheiligten begreiflich finden. Für die Welt gibt es kein Liebesgeheimniß, da sie ein solches zu errathen und vorauszusetzen pflegt, ehe den Liebenden selber das Bewußtseyn aufgegangen.

Es war jezt Anfang Decembers und der Graf verfügte sich mit den angenehmsten Erwartungen zu einem großen Ball, welchem die Prinzessin gleichfalls beiwohnen sollte. Sie befand sich bei seinem Eintritte bereits dort, und da es ihm nicht gelingen wollte, gleich durchzudringen, so stellte er sich in geringer Entfernung ihr gegenüber. Sie grüßte ihn im kaum merklichen Hinstreifen des Blicks, und er stand in ihrem Anschauen versunken, als ein leises Gemurmel des Beifalls, von seinen nächsten Nachbarn ausgehend, auch seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Er drehte den Kopf und erblickte mit einer Ueberraschung, welche halb Freude, halb Erschrecken war, Fräulein von Sarry. — Auch sie gewahrte ihn und beugte ihr Haupt freundlich und erröthend. Der Graf vergaß fast, den Gruß zu erwidern; erst in diesem Augenblick wurde ihm deutlich, wie gänzlich er seine Liebe in den Schweizerbergen vergessen habe. Der gewandte Mann verlor jede Fassung; bald aber siegte ein besseres Gefühl: er nahte sich Frau von Sarry und ihrer Tochter und bezeigte seine Freude, sie wieder zu sehen. Die Mutter richtete die Augen stutzend und forschend, Stephanie den unschuldigen Blick freudestrahlend zu ihm hinauf. In seiner Seele wechselten seltsame Empfindungen, die Vergangenheit stand vor ihm, er war gerührt, ergriffen, mehr von Stephanies Ausdruck und Anblick, als von der Regung des eigenen Herzens. Wunderbar wirken auch äußere Umgebungen auf die Stimmung, auf das Urtheil. Der Graf hatte Fräulein von Sarry fast nur unter freiem Himmel oder in den Zimmern der Gasthöfe gesehen, im Reisekleide, mit dem leichten, oft durch ihn mit frischen Blumen geschmückten Strohhute, oder ganz einfach gekleidet, im Schmuck ihres schönen, blonden Haars. Jezt sah er sie in einem prächtig eingerichteten und erleuchteten Lokale, den Verhältnissen angemessen geputzt, mit einem Benehmen, welches, obwohl es immer fein und weiblich war, hier doch abgemessen erschien. Augenblicklich mochte er sie für die süße Stephanie nicht mehr halten, welche ihn so sehr entzückt hatte. Und doch war sie so ganz die nämliche; hier in dem Gewühle und Gedränge ihr ganz fremder Menschen richtete sie den Blick zutrauensvoll, wie beruhigt auf den Grafen. Es übersah es nicht, und es gemahnte ihn an die gefahrvollen Wege der Schweiz, wo sie, so oft ein bedrohliches Hinderniß sich darbot, den Blick zu ihm wandte, und selbst dann, wenn er keine Hülfe zu leisten im Stande war, durch seinen Anblick getröstet und ermuthigt, ruhig weiter ging. Sein Herz wallte bei dieser Erinnerung über, aber es war mehr ein Gefühl, welches der Vergangenheit angehörte; die Gegenwart hielt ihn in andern Banden gefesselt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Dampfschiffe des amerikanischen Westens.

(Fortsetzung.)

Da die Bewohner des Westens von der übrigen Welt so abgeschnitten waren, so nahmen sie auch die Rohheit ihrer Wälder an, und daher kommt es, daß man vom Kentukier sagt, er sey halb Roß, halb Alligator. Die Zahl der Schiffe, die einmal des Jahrs die Fahrt die Flüsse hinab und hinauf machten, überstieg kaum zehn, die im Durchschnitt hundert Tonnen laden konnten. Kleinere Schiffe mit dreißig Tonnen Last betrieben den Detailhandel auf den Gewässern des weiten Gebiets. Die Fracht von Neuorleans nach Louisville oder Cincinnati betrug sechs, sieben und selbst neun Cents für das englische Pfund (700 bis 1100 Fr. für die Tonne). Heutiges

Tags wird die Reise von Louisville nach Neuorleans in der Regel in acht bis neun Tagen hin, und in zehn oder zwölf zurück gemacht; und die Fracht beträgt von Neuorleans bis nach Louisville oder Cincinnati oft noch weniger als **einen halben Cent** für das Pfund (60 Fr. für die Tonne). Dies ist mit den Krümmungen der Flüsse eine Entfernung von etwa fünfhundert fünfzig [illegible], und in Frankreich würde die Fracht 550 bis [illegible] Fr. betragen.

Im Jahre 1811 ging das erste, von Fulton gebaute Dampfschiff von Pittsburg nach Neuorleans ab; es trug den Namen lezterer Stadt. Die Schwierigkeiten der Beschiffung des Ohio und Mississippi und die Unvollkommenheit dieses Schiffes waren aber so groß, daß fast sechs Jahre [illegible], ehe ein Dampfboot **herauf** fuhr, und zwar nur bis Louisville, das noch zweihundert und fünfzig Meilen unterhalb Pittsburg liegt. Diese erste Fahrt wurde in fünf-und-zwanzig Tagen zurückgelegt und erregte im Westen allgemeines Aufsehen, so daß man dem Kapitän [illegible], der das Problem gelöst hatte, ein feierliches Mahl veranstaltete. Von hier an datirt die Revolution im Westen und der Sturz der Hunderttagsbarken. Im Jahre 1818 belief sich die Zahl der Dampfschiffe bereits auf zwanzig, mit einem Tonnengehalt von 3612 Tonnen. Im Jahre 1821 waren ihrer bereits zwei-und-siebzig, und in demselben Jahre fuhr der Car of Commerce von Neuorleans nach Shawnee-Town, einer nicht sehr weit unter Louisville gelegenen Stadt, in zehn Tagen. Im Jahre 1827 fuhr der Tecumseh von Neuorleans nach Louisville in acht Tagen und zehn Stunden. Im Jahre [illegible] belief sich die Zahl der Dampfschiffe auf zweihundert, mit einem Gehalt von 35,000 Tonnen, und gegenwärtig sind ihrer bereits zweihundert und vierzig, mit 64,000 Tonnen Gehalt. Nach den mir aus den zuverläßigsten Quellen gewordenen Versicherungen beläuft sich der Handel, den sie vermitteln, auf nicht weniger als 140,000 Tonnen, und dies ist nur der Verkehr zwischen Neuorleans und dem Oberlande. Der Handel zwischen den Ohiothälern, Tenessee und dem Obermississippi bildet ein weitere, nicht unbeträchtliche Masse. Um sich einen Begriff von dem Verkehr auf den Gewässern des Westens zu machen, muß man zu der genannten Summe noch weitere 160,000 bis 150,000 Tonnen an Lebensmitteln und verschiedenen andern Gegenständen rechnen, die nach Neuorleans auf Flachbooten (flat boats) herabgeführt werden. Dies ist eine ungeheure Summe, dessenungeachtet aber ist sie bloß ein kleiner Theil dessen, was die Flüsse des Westens in zwanzig Jahren verschiffen werden. Durch den Eriekanal, der dem Mississippi und Ohio gegenüber nur eine sekundäre [illegible] ist, sind im Jahr 1833 auf einem einzigen Punkte, [illegible], in der Zeit von sieben und einem halben Monat 120,000 **Tonnen** passirt.

So mächtig ist der Einfluß dieser Verbindungsmittel, welche Geschwindigkeit mit großer Billigkeit vereinigen. Die Dampfschiffe des Westens gleichen den sogenannten Bädern Vigier auf der Seine in Paris, und stellen somit ein großes Haus mit einem Erdgeschoß und einem ersten Stockwerke vor. Der **Homer**, ein berühmtes Schiff, hat sogar noch ein Stockwerk mehr. Zwei große Kamine strömen ihren schwarzen Dampf und ihre Funken aus, und ein drittes entläßt kreischend eine weißlichte Wolke, den überflüssigen Dampf. Das Innere hat jenen koketten Anstrich, der die amerikanischen Gebäude überhaupt charakterisirt. Sie sind sämmtlich prachtvoll möblirt, und sehen überhaupt sehr hübsch aus. Sie führen oft 500 bis 600 Tonnen, gewöhnlicher aber nur 200 bis 300. Ihre Länge wechselt von 35 bis 50 Metres. Troz ihrer Größe und der Pracht der Einrichtung sind die Kosten der Erbauung sehr unbedeutend; gegenwärtig kosten die größten Dampfschiffe höchstens 40,000 Dollars (213,000 Franken). Ein Dampfschiff von derselben Größe würde bei uns 500,000 Fr. kosten; und diese Wohlfeilheit läßt sich nur durch die geringen Holzpreise, die oberflächliche Arbeit an den Maschinen und die ausnehmende Gewandtheit der Arbeiter erklären; denn der Amerikaner excellirt in allen Holzarbeiten. Ein hübsches Schiff, 35 Metres in der Länge, das gesetzlich 100 Tonnen zu laden hat und auch 150 führen kann, kostet nicht mehr als 7000 bis 8000 Dollars.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Januar.

Die Oper und der dramatische Gesang.

Man ist bekanntlich, beim gegenwärtigen Zustand des deutschen **Schauspiels**, darauf beschränkt, die Erscheinungen einzelner großer Talente oder Genies zu bewundern, und ihnen mit Selbstverleugnung zuzusehen, wie sie eben durch die eigenste Entfaltung ihrer Persönlichkeit theils die Kluft zwischen sich und den Leuten vom Handwerke immer mehr erweitern, theils die Hoffnung auf Einheit mehr und mehr in die Ferne rücken. Man sollte zwar denken, daß in dieser Hinsicht die **Oper** weit weniger anzuklagen wäre, als das Schauspiel; allein beim Lichte besehen, ist es hier eben so schlimm, wenn nicht noch schlimmer, so wie man den Begriff der Oper, als eines dramatischen Kunstwerks, festhält. Denn allerdings ist nicht zu leugnen, daß der bloße Musikfreund immer mit verhältnißmäßig größerer Befriedigung aus dem Theater gehen wird, als der Freund des recitirenden Schauspiels. Schon ein gutes Orchester vermag rücksichtlich der Erscheinung des Kunstwerks als eines Ganzen Wunder zu thun. Ueberhaupt ist die mathematische Gebundenheit der Tonverhältnisse für die Unterordnung des Eigenwillens der Darstellenden ungemein förderlich. Wer

denn auch nicht mehr als ein Concert verlangt, mag sich mit unsern gewöhnlichen Operndarstellungen zufrieden geben. Soll nun aber nicht mehr gefordert werden, so ist es doch wahrlich mehr als überflüssig, die guten Leute, die nichts zu thun haben, als auswendig zu singen, mit so vielen bunten Lappen zu behängen. Warum dann eine Scene, warum eine Handlung? Allein ich fürchte, jene bloßen Musikfreunde möchten eben nicht den rechten Sinn haben für die Kunst, der sie sich zugethan bekennen. Wenn freilich nur von solchen Opern die Rede wäre, die selbst nur zusammengeflickte Concertstücke sind, so wäre nicht mit ihnen zu rechten; allein es handelt sich hier um solche, die ihrem Begriffe genug thun. Man denke nur an die unerreichbaren Muster echter, ganz und gar dramatischer Musik, an die Gluckschen Opern. Daß sie nicht mehr aufgeführt werden, möchte wohl mit ein Beweis dafür seyn, daß die Kunst, sie aufzuführen, verloren gegangen ist. Im Grunde eben so verhält es sich aber mit Mozarts Opern, ja selbst mit den besten Rossini's. An Beethovens Fidelio braucht kaum erinnert zu werden, da diese Oper der beste Prüfstein des dramatischen Gesangs ist. Wer hier die Schröder gesehen hat, überläßt es gern Andern, diese Rolle von bloßen Sängerinnen mißhandeln zu sehen. Ich will zugeben, daß das Spiel in der Oper noch weit schwieriger ist, als im recitirenden Drama, daß eine ganz eigenthümliche Constitution dazu gehört, denn das Spiel muß hier, wie im Ballette, wenn auch auf eine geistigere Weise, zugleich dem Rhythmus folgen, es muß von den Tönen getragen erscheinen. Wenigstens darf es sich nicht selbstständig nur neben diese stellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, December.

(Beschluß.)

Sitzung der Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften.

Mignet fragte einmal Sieyes, ob er nicht einer der Urheber der Departementsorganisation gewesen sey? „Nicht einer derselben, sondern der einzige," erwiderte Sieyes mit festem Tone. Aber später sah der Revolutionsmann mehrere seiner politischen Vorschläge verwerfen, und von nun an beobachtete er in den Volksversammlungen ein unverbrüchliches Schweigen, obschon ihn einmal Mirabeau im Namen der Versammlung der Volksrepräsentanten und im Namen des Vaterlandes feierlich aufforderte, sein Gutachten über eine wichtige Frage abzugeben. Später zog er sich zurück, und überließ die Wüthriche, welche sich des Staatsruders bemächtigt, ihrem Unsinne. Als ihn Jemand nachher fragte, was er während der Zeit gethan habe, antwortete er: „ich habe gelebt," und dies war damals freilich keine Kleinigkeit. Nach der Schreckenszeit kam er als Mitglied des Direktoriums an die Spitze der Regierung, und sah nun ein, daß es eines handfesten Mannes bedürfe, um die Ordnung wieder herzustellen. „Ich habe ein Schwert nöthig," sagte er in seiner bündigen und geistreichen Sprache, und dachte an den jungen General Joubert. Dieser fiel aber in Italien, und nun hofften Sieyes und Andere auf Bonaparte. Der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Reinhard (jetzt auch Mitglied der Akademie), mußte an den General in Egypten schreiben; aber kaum war der Brief abgegangen, als Bonaparte schon in der Provence landete. Mignet sagt, sein Genie habe den Zustand der Dinge errathen; der Geschichtsschreiber vergißt dabei, daß Bonaparte's Brüder und seine vertrauten Freunde ihn von der Lage der Angelegenheiten gehörig unterrichtet hatten. Allerdings aber errieth er wohl Manches, was man ihm nicht gemeldet hatte. Nun half Sieyes zu der Staatsumwälzung vom 18ten Brumaire; allein schon Tags darauf sah er ein, daß der Consul weiter gehen würde, als er, Sieyes, wollte. „Dieser Mann," sagte er, „will Alles, weiß Alles und kann Alles." Man wollte Sieyes zum zweiten Consul machen, er wollte aber nicht; er hatte den Plan zu einer neuen Verfassung entworfen; Bonaparte nahm daraus, was seinen eigenen Planen entsprach, und verwarf das Uebrige. Sieyes zog sich wieder zurück und ließ den neuen Gebieter walten, ohne den geringsten Antheil an der Regierung zu nehmen. Noch muß ich eines merkwürdigen Zeitpunkts in seinem Leben erwähnen, nämlich seiner Sendung nach Berlin im Jahr 1798; hierüber gab Mignet einige Aufschlüsse, die er als Direktor des Archivs der auswärtigen Angelegenheiten besser mittheilen konnte, als irgend ein Anderer. Die Sendung hatte den Zweck, Preußen von der neuen, eben damals entstandenen Coalition abzuhalten, und wo möglich diese Macht in eine Gegencoalition hineinzuziehen, welche Frankreich, Holland und einige andere Mächte bilden wollten. Dies schlug zwar fehl, jedoch vermochte Sieyes den jungen König leicht zur Neutralität. Er hatte zu Berlin mit einem Minister zu thun, den Sieyes scherzhaft den Minister des ajournemens nannte, und der, wie Mignet bemerkte, alle Händel gewonnen zu haben glaubte, die er in die Länge ziehen konnte. Ueber den Aufenthalt Sieyes am preußischen Hofe sind Briefe vorhanden, die eben so geistreich als scharfsinnig den damaligen Zustand dieses Hofes schildern sollen. Wahrscheinlich sind es die amtlichen Berichte, die Sieyes seiner Regierung einschickte, und hoffentlich werden sie einmal durch den Druck veröffentlicht werden. Nach der Rückkehr der Bourbonen wurde Sieyes aus Frankreich verbannt, und mußte fünfzehn Jahre im Auslande leben. Die Julirevolution schenkte ihm endlich ein Vaterland wieder; aber der Mann blieb verschlossen und unthätig; er gehörte zu den Männern, von denen ich vorhin sprach, und die wie de Tracy mit Unmuth sahen, daß nicht alle ihre Hoffnungen und Erwartungen in Erfüllung gingen. Und so endete Sieyes sein Leben, nachdem er wenigstens die Freude erlebt hatte, seine Hauptideen in's Staatsleben eingewebt zu sehen. Mignet beschloß seinen Vortrag mit einer kurzen Charakterschilderung des berühmten Mannes. Seinem Urtheil zufolge war Sieyes vielmehr ein politischer Denker (Metaphysicien, wie sich M. ausdrückte), als ein Staatsmann, mehr ein Theoretiker, als ein praktischer Beamter. Auch fehlte es ihm an dem nachgiebigen Wesen, das dem Staatsmann unentbehrlich ist. Immer sollte man entweder seine Ideen, oder seine Entlassung annehmen. Er war ein geistreicher Mann, und hatte Gewandtheit und Würde als Diplomat. In seinen Schriften hatte er mehr Verstand und Scharfsinn, als Glanz und Feuer. Er rechnete zu sehr auf die durchdringende Gewalt der Ideen, und berücksichtigte nicht hinlänglich die Hindernisse, welche einer gänzlichen Umgestaltung der Staatsverfassung im Wege stehen. Er gehört zu den vielen Männern, welche ohne die durch sie bewirkte Revolution nie groß geworden wären; denn er war Canonikus gewesen, und als solcher würde er schwerlich berühmt geworden seyn. Er war einer der ersten Geistlichen, welche sich gegen die Vorrechte ihres Standes erhoben. Die Pariser Gemeinde, welche dreißig Deputirte zu ernennen hatte, beschloß, keinen Geistlichen und keinen Adeligen zu wählen, und nachdem sie neunundzwanzig Bürgerliche ernannt hatte, widerrief sie ihren Beschluß und ernannte nun Sieyes zu ihrem dreißigsten Volksvertreter.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Hammer.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 6. Montag, 16. Januar 1837.

Lyrische Dichtkunst.

7) Geschichte der osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit. Mit einer Blüthenlese aus 2200 Dichtern, von Hammer-Purgstall. Erster Band. Pesth, Hartleben, 1836. 8. S. 327.

(Schluß.)

Aus der ganzen Zeit des Verfalls hebt Herr von Hammer nur vierzig Dichter und aus diesen wieder sieben als die besten hervor, Ahmed Daji, Sati, Lamii, Nefi, Nabi, Wehbi, Ghalib, die zugleich die Reihenfolge der Dichtungsarten repräsentiren: didaktisches Epos, Panegyrik, romantisches Epos, Satirik, Ethik, Lyrik und Mystik.

Wir wollen nun aus der großen Masse von Dichtungsproben einige hervorheben, die uns theils besonders schön, theils besonders charakteristisch erschienen sind:

Aus dem Jskendername.

Durch die geschossenen Stacheln bewahret der Igel das Leben,
In der Weiche muß sein's der Marder und Zobel hergeben.
Es gedeihet zwar manches mit Milde, doch manches mit Zorn,
Rose sey unter den Rosen, und unter den Dornen sey Dorn;
Uebertreibe nicht eins und das and're in deinen Geschäften,
Daß du ruhig und froh gedeihest in deinen Geschäften.

Aus demselben Gedicht Ahmedi's, die schöne Definition der Liebe:

Der Schmetterling sprach Abends zu der Kerze:
Ich brenne und du schwelgest im Genusse,
Du bist verbunden mit dem Licht, dem Freund,
Indeß die Trennung mir die Hölle scheint.
Da sagt' die Kerze: Liebender bin ich,
Denn bis zur Morgenszeit verzehr' ich mich.
Ein einz'ges Fünkchen bringt dich in die Flucht,
Indeß ich stehe fest, troß aller Wucht.
Die Dauer gab ich hin, nahm das Verderben,
Und warf der Seele Faden in das Feuer.
Ich bin dahin gelangt, mich aufzuopfern, mich,
Dies weißt du nicht, weil du nur kennest dich.

Zum Rauchfaß sprach die Kerze wohl und gut:
Ich brenne auch, wie du, von Liebesgluth;
Ich brenne, wie du siehst, mich ganz zusammen,
Und werfe jede Nacht mich in die Flammen.
Ich gebe Licht, und nicht wie du, bloß Rauch;
Und dennoch dienen dir die Seelen auch.
Ich lebe, so wie du, in stetem Feuer,
Zweihauchig nicht, und deßhalb so getreuer.

Und dennoch kam dir vom Geliebten Duft,
Der aller Herzen Neigung zu dir ruft.
Da Beide wir von gleichem Feuer brennen,
Warum kann ich nicht Wohlgeruch bekennen?

Das Rauchfaß sprach: du brennst von äuß'rem Schmerz,
Indeß von innen brennet mir das Herz.
Das Feuer hat von außen dich gekannt,
Und einen Faden hältst du in der Hand,
Wie Jesus einst genommen einen Faden,
Und dieser bringet dir nothwendig Schaden.
Und weil bei mir von solchem keine Spur,
Deßhalben hauch' ich süße Düfte nur.
So lange du den Faden bei dir führst,
Du nicht genehm dem Herzensfreunde wirst,
So lang du nicht zerstörst in dir das Ich,
Kann nicht der Flamme Schein verew'gen dich.

Neben dieser Probe echttürkischer Mystik, die gewiß sehr poetisch ist, steht hier eine andere von der beschreibenden Gattung (vom Scheich Abderrahim), in der die bekannte orientalische Bildersucht auch noch im Schwulst nicht allen Geschmack verläugnet, wenigstens zeigt, wie der Dichter den unförmlichen Elephanten, den er reitet, zu zügeln sucht:

Der Morgen kam, als Schah mit gold'ner Haube
Verbannend von der Welt das Maal der Nacht,
Er nahm den Sonnenwürfel in die Hand,
Und warf in die lazurne Tasse ihn.
Als diesem Spiel zusah die finst're Nacht,
Hat sie sich alsogleich davon gemacht.
Am Berg' erschien die Sonn' als Panterthier,
Das Krokodill der Nacht floh für und für.
Als zu dem Fenster sah hinaus die Sonne,
Entschleierten die Hyacinthen sich,
Es regte wunderlich sich in der Seele,
Es kam der Geist in menschlicher Gestalt u. s. w.

Von besonderm muhamedanischen Gepräge sind viele Fabeln und Legenden, z. B.:

Wann nun Paradies und Hölle
Voll von den Bewohnern sind,
Wird zuletzt der Tod geschlachtet,
In Gestalt von einem Bocke.
Die im Paradiese sehen
Dieses Opfer mit Vergnügen,
Aber die, so in der Hölle,
Sind darob unendlich traurig,
Denn sie wissen unbelehret,
Daß nicht Tod zu hoffen sey.
Gottes Segen rufen Sel'ge,
Ew'ger Seligkeit erfreut.
O des herrlichen Geschenkes,
Welches Gott uns hat gemacht!
Dieses, meint Prophetenwort,
Ein Geschenk ist Tod den Frommen.
Dieses sprach der Gottgesandte,
Der die Wahrheit nie verkannte.
Mohammed, welcher die Wunder erklärt,
Mohammed, welcher die Zeichen bewährt.

Derselbe Dichter, Ibn Katib, hat auch die Huris im Paradiese besungen, um zu zeigen, wie viel die Seligkeit eigentlich werth sey.

Wahre Kenner, tiefe Wisser,
Forscher aller Seltenheiten,
Sagen, daß die höchste Wonne
Ganz bestehe in drei Dingen:
Wohnung, Speise, Trank und Schöne,
Sind der Gegenstand der Wünsche;
Wohnung ist der Seelen Eden,
Trank und Speise fehlet nimmer,
Und Huri's sind ihre Schönen.
Ja, Huri's aus Licht gebildet!
Können sie, aus Licht gestaltet,
Dennoch küssen und umarmen?
Antwort: Ja, sie sind vom Lichte,
Aber von verkörpertem,
Daß sie Jeder mag genießen,
Frei umarmen oder küssen.
Daß du's aber mögest wissen,
Höre, was Huri bedeutet:
Die Huri bedeuten Schöne,
Schwarz von Augen, weiß von Wangen,
Unbehaart am ganzen Leibe,
Außer Augenbraun' und Wimpern,
Jede eig'nen Lichtes glänzend,
Wie die Perle in der Muschel,
Jede Stunde spielen sie
Siebzig Farben, wie die Pfauen,
So an Schönheit als an Anmuth
Sind sie Paradiesesrosen,
Junger Tag und frischer Zucker
Schämen sich vor ihrer Weiße,
Von dem Kinne, von dem Munde,
Sind besieget Zucker, Rosen,
Perlen in Juwelen selber,
Von dem Moschusstaub der Füße,
Diese röther, jene blasser,
Wie zwei Gattungen Rubinen,
Jene Perlen, die Korallen,
Jene Marmor, die Krystallen;
Jene senden kurze Blicke,
Diese trinken lange Züge.

Würde eine hier sich zeigen,
Hüllte Licht den ganzen Erdkreis,
Oeffnete sie halb die Lippen,
Würde man die Allmacht preisen.
Mehr als Welten hält ihr Schleier,
Unter dem das Aug' sie schauet;
Aus dem Licht der Huld geformet,
Kennen sie nicht Mondeswechsel,
Nein, gebären sie nicht Kinder,
Kennen auch nicht was der Neid;
Kennen nicht den Eigennutz,
Keinen Mann, als nur den ihren.
Diesen haben sie beständig
In dem Angesicht, im Auge;
Jede Nacht von neuem Jungfrau,
Was unmöglich zu begreifen.
Jeder Mann wird drei und dreißig
Jahre alt seyn für und für,
Jedem gibt der Herr der Welten
Und der Sultan der Propheten
Fünfmalhundert solcher Mädchen,
Wie kein Auge sie gesehen,
Viermaltausend Dienerinnen,
Achtmaltausend Sklavinnen,
Zwölfmaltausend und fünfhundert
Stehen Jeglichem zu Dienst;
Diese mag er drücken, küssen,
Wie er's in der Welt gethan,
Und noch sollen jedem Gläub'gen
Bei dem Kopf und bei den Füßen
Singend sitzen zwei Huri's,
Aber ohne Instrumente.
Dies Gemälde mag euch zeigen,
Was der Mensch dort wird genießen,
Nicht verführerische Töne,
Sondern Hymnen schallen dort.

Doch genug. Wir dürfen uns nicht zu tief in den Blumengarten der osmanischen Poesie verirren, da uns die offenen Thüren in noch viele andere Gärten rufen, und man bei der Anzeige so gediegener und reicher Bücher überhaupt nur andeuten und hinweisen, aber den Inhalt nie erschöpfen kann.

6) Duftkörner aus persischen Dichtern, gesammelt von Hammer-Purgstall. Stuttgart, Brodhag, 1836. 8. S. 191.

Eine Art Mosaik, sinnreiche Verbindung getrennter Stellen verschiedener Dichter zu einem Ganzen, um die orientalische Bilderfülle desto anschaulicher zu machen. Zuerst Loblieder auf Gott, dann auf den Schah, z. B.:

Lob des Schahs als vernünftigen Herrschers.

Seinen Schuhstoff schenkt Er Kaisern zum Schmucke des Hauptes,
Und ihr Diadem dient ihm zu kleiden den Fuß.
Wenn sie damit sich prahlen, so prahlen sie sich wie die Trommel,
Oder wie der Schlauch schallend und puffend vom Wind.
Löwen, wenn gegerbt mit seiner Gerechtigkeit Lauge,
Sind geschmeidig und weich, weicher als Marder und Fuchs.
Sieh, vor Deinem Kameel geht halfterführend die Zeit her,
Aber sie wagt es nicht, voll ihm zu schau'n in's Gesicht.
Deßhalb zeiget sie sich vor ihm nur stets im Profile,
Bald auf der Seite des Tags, bald auf der Seite der Nacht.
In der Bewegung vergleicht Er sich nur dem kreisenden Himmel,
Setzet Er sich zur Ruh', ruht Er, der Erde gleich, fest.
Zur Vernunft sprach die Welt: ich bin der Herrscher der Herrscher!
Mir allein gebührt, mir nur der Titel als Schah.
Ihr entgegnet Vernunft: Du bist schon runzlig vom Alter,
Während unser Schah jung sich vermählet dem Glück.
Seines Lebens Kleid ist besetzt mit goldenen Knöpfen,
Sonn' und Sterne sind goldene Knöpfe daran.
Von der Reibung am Hals gefang'ner, erdrosselter Feinde
Ist Dein Fangstrick glatt, glatt wie die Zunge des Feind's,
Deren Spitze dafür roth färbt die Zunge der Lanze,
Wie mit röthlichem Licht schirmet die Lanze Arkturs.

und so viele ähnliche. Eins der anmuthigsten ist das Gedicht auf ein vom Schah dem Dichter geschenktes Pferd:

Lob des Pferdes.

Gaul, dein Leib ist Wolke, gepeitscht vom Winde der Füße,
Wetterstrahl dein Lauf, Donner entpoltert dem Huf.
Stein schmilzt unter dem Huf und Funken entsprühen dem Hufe,
Wie die Sichel des Mond's, wenn sie mit Blitzen gepaart.
In der Schlacht zermalmet der Huf die Köpfe der Feinde,
Und es schneidet der Stahl Herzen als Sichel entzwei;
Wenn er geflügelten Laufs die Bahnen, die kreisenden, durcheilt,
Rennt er statt irdischem Gaul himmlischem Schimmel zuvor.
Was sind Berg und Thal vor seinem gewaltigen Anlauf?
Was ist Wüst' und Meer seinem gewöhnlichen Sprung?
Berg und Thal erdröhnt von seinem gewaltigen Hufschlag,
Und dem Gebiß entschäumt brandend die Woge des Meers.
Aus dem Rücken dampft der qualmende Brodem der Wüste.
Und im Laufe bleibt selbst die Gazelle zurück.
Wie der Blitz schnell geht er, als Salamander in's Feuer,
Rennt er so vorbei, hebt sich mit Schwingen der Berg;
Wenn er rennet, der Rapp, scheint Rauch in Lüften zu steigen,
Höher als Spinnengeweb flieget der Himmel empor.

Wir erinnern hiebei an die herrliche Schilderung des Pferdes in Hiob 39, 19 ff. Sodann folgen einige wenige Satiren und Elegien und viele Sprüche der

Weisheit, die durch ihren poetischen Werth besonders anziehend sind, z. B.:

Der Blick des Glückes.

Wie viel ein Blick des Glücks verändert,
Geliebter Freund, das weißt du wohl,
Du weißt, im glücklichen Arabien
Schafft Sonnenblick den Karniol.

Ein Blick des Glücks verwandelt Herzen
Aus weichem Fleische oft in Stein,
Macht aus Rubinen Karniole,
Und gräbt die Selbstsucht tief hinein.

Ein Blick der Liebe macht den Kiesel
Zum feuerstrahlenden Rubin,
Und wecket Geister aus dem Schutte
Des Leib's, der lieget im Ruin.

Ganz ausgezeichnet ist das folgende Gedicht:

Abtrünnigkeit und Unterthänigkeit.

Sey abtrünnig nicht im Glauben und nicht in der Liebe,
Denn Abtrünniger harret, so hier als dorten das Feuer.
Um nichts besser sind abtrünnige Herzen als Pilze,
Denen von dem Stiele die Hand den Hut hat geschlagen.
Ohne Hut nichts werth und auch nichts werth mit dem Hute.
Werden die Pilze des Glücks Hochachtung nimmer verdienen.
Trage nicht doppelt Gesicht, doch auch nicht doppelten Rücken,
Deine Kraft soll dir, um dich zu stützen, genügen.
Reb' ist an Stöcken geknüpft, verseh'n mit doppeltem Rücken,
Ob des kleinen Gewinns von einigen Ranken und Beeren,
Trage deßhalb nicht, wie Reben, doppelten Rücken,
Ob des kleinen Gewinns von einigen Beeren und Ranken.

Man meint, in den Pilzen, die nichts sind mit dem Hut und nichts ohne Hut, die ganze Candidatur des französischen Ministeriums zu sehen.

Den Schluß bilden Wein- und Liebeslieder, durchaus orientalisch, wie schon aus dem liebenswürdigen Gedicht auf ein kleines Damenbärtchen erhellt:

Auf deiner Wangen Rose kriechet
Des Bartflaums schwarze Ameis' um,
Was ganz natürlich, denn der Neger
Bewacht der Schönheit Heiligthum.

9) **Fünfzig alte und neue deutsche Volkslieder und ihre Singweisen, mit Clavier- und Harfenbegleitung versehen und herausgegeben von Sophie Plath, geb. Krause. München, 1835.**

In der vorliegenden Sammlung sind fünfzig der schönsten alten und neuen Volkslieder, welche Deutschland besizt, enthalten. Wir finden darin Simon Dachs Aennchen von Tharau, Paul Flemmings: Ein getreues Herze wissen, sodann die älteren und neueren Volkslieder: Ach Gott, wie weh thut Scheiden! — Der alte Schütz der Tod genannt, und: Es ist ein Schnitter, der heißt Tod. — Es stehen drei Sterne am Himmel. — Kann unbeweint ich: bewahr euch Gott sagen? — Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß, — Morgenroth, Morgenroth, — Steh ich in finst'rer Mitternacht, — Warum bist du denn so traurig? — Wenn ich ein Vöglein wär, — Es sah eine Linde ins tiefe Thal, — Eia popeia, schlief lieber als du u. a. — Ferner Rückerts: Der hohe Dom zu Köln, — Uhlands: Es zogen drei Pursche wohl über den Rhein, — Ich bin vom Berg der Hirtenknab, — Hebels: Es gfallt mer nummer eini, — Loset was ich euch will sage, — Ne Gsang in Ehren, — Wer spritzt mer alle Früeich. — Z' Müllen auf der Post; — Falks: Vögelein Jahr aus und ein; — Jungs: Blaue Nebel steigen; — Sodann die schönsten Lieder aus des Knaben Wunderhorn in reicher Auswahl, die bayrischen Gebirgslieder: A Büchsel am Buckel, — Und wenn's a mol schö aber ist, — Die schwäbischen: Ein grünes Bändelein an meinem Degen, — Jetzt gang i an's Brünneli, — Mädeli guck, guck guck, und andere. Auch das schöne Liedchen in Berner Mundart: Ich hab' an artigs Blüemli g'seh, ist da, wobei wir nur beiläufig bemerken, daß der Verfasser nicht Wyß, sondern der Pfarrer Kuhn, jezt in Burgdorf, ist, dessen meiste Lieder durch ihre Einfachheit und einige Gemüthlichkeit vollkommen ins Volk übergegangen sind.

Diese schon durch den Text werthvolle Sammlung gewährt einen doppelten Genuß durch die beigefügten Singweisen mit Klavier- und Harfenbegleitung. Wo schon Singweisen da waren, da brauchte die Herausgeberin nur die Begleitung hinzuzufügen, von fünf Liedern ist aber auch die Molodie von ihr. Die Töne sind den Textworten überall angemessen, im Volkston einfach und seelenvoll. Die Herausgeberin ist die Tochter des verstorbenen Philosophen Krause, die Frau des durch seine Geschichte des östlichen Asiens bekannten unglücklichen Dr. Plath, der erst neulich nach fast sechsjähriger Untersuchung als Theilnehmer an den Göttinger Unruhen zu fünfzehnjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt wurde.

Als Zugabe sind der Lobgesang St. Bernhards: Jesu, wie süß; — Wer dein gedenkt, nebst lateinischem Text, und das alte Kirchenlied: Vater unser der du bist, Kyri eleison, angehängt. Die Ausstattung ist geschmackvoll.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 14.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 17. Januar 1837.

— Lustig himmelan
Stürmt der Gigante Yankee-Jonathan.
A. Grün.

Die Dampfschiffe des amerikanischen Westens.

(Fortsetzung.)

Man darf nicht außer Acht lassen, daß, wenn diese [illegible] Fahrzeuge wenig kosten, sie auch desto kürzere Zeit dauern. Wenn man auch in der Auswahl des Materials und in der Erhaltung des Ganzen noch so sorgfältig ist, so dient doch ein Schiff im Westen selten länger, als vier bis fünf Jahre. Erst kürzlich sagte mir ein alter Kapitän von seinem Schiffe, auf dessen Construktion er alle mögliche Sorgfalt verwendet hatte, mit einem tiefen Seufzer: „es starb nach drei Jahren (she died at three years)!“ Die prächtige Vegetation des Bodens erzeugt so gewaltige Bäume, daß die Eichen Europas Zwerge dagegen sind, aber so schnell sie auf dem durch das häufige Austreten der Flüsse in diesem großen Thale erzeugten Marschboden emporschießen, so schnell sterben sie auch wieder ab.

Die Zahl der Personen, welche auf diesen Schiffen reisen, ist sehr bedeutend, und fast immer sind sie überfüllt, ob es gleich deren gibt, welche, wie der Henry Clay, der Homer und der Mediterranean, zweihundert Schlafstellen zählen. Die Preise sind sehr niedrig; man fährt von Pittsburg nach Neuorleans für 50 Dollars (266 Fr.), Alles mit eingerechnet, und von Louisville dahin für 25 Dollars oder fünf bis sechs Sous die Meile. Noch weit billiger sind die Preise für die zahlreiche Classe der Schiffer, welche die Flachboote nach Neuorleans herabführten und nun ohne diese wieder zurückreisen. Ihrer werden oft fünf bis sechshundert in einem abgesonderten Raum des Schiffes, gewöhnlich im untern, zusammengepfropft; hier haben sie Schutz gegen das Wetter, Platz zum Schlafen und Feuer, und bezahlen hiefür bis nach Louisville vier bis sechs Dollars. Dagegen sind sie verbunden, das Holz herbeizuschaffen, so oft man dessen bedarf. Die Schnelligkeit, mit der diese Leute nun ihren Weg zurück zu machen im Stande sind, hat nicht wenig dazu beigetragen, den Verkehr des Westens so ungemein zu heben; denn gegenwärtig können sie in einer Jahrszeit drei bis vier Fahrten machen, während sie sonst nur Eine machten; ein Umstand, der in einem Lande, dem es an Händen fehlt, von größter Wichtigkeit ist. Bei der Hinabfahrt ist der Raum, den diese Leute bei der Rückfahrt einnehmen, mit Pferden und Rindvieh angefüllt, das nach dem Süden geführt wird, auch mit Sklaven, dem menschlichen Vieh, das den Boden des Südens mit seinem Schweiße düngen, den Abgang in den Zuckerpflanzungen von Louisiana ersetzen und den Baumwollenpflanzern zum Reichthum verhelfen soll. Virginien ist der Hauptstapelplatz

dieses Handels; das Geburtsland Washingtons, Jeffersons, Madisons ist gegenwärtig, mit Schmerz sage ich's, das Guinea der Vereinigten Staaten, und in Washington selbst wird bedeutender Sklavenhandel getrieben.

So schön aber auch diese Fahrzeuge seyn mögen, und so wichtige Dienste sie Amerika leisten, so hat doch, wenn einmal die erste Neugierde befriedigt ist, der Aufenthalt auf denselben für Einen, der auf Bildung und feinere Sitte Anspruch zu machen hat, gar wenig Anziehendes. Es wird wenige Europäer und selbst Bewohner der Hauptstädte des Ostens von Amerika geben, welche nicht, wenn sie endlich diesen schwimmenden Kasernen den Rücken kehren, im Paroxysmus ihrer üblen Laune einstimmig die Schilderung der Mistreß Trollope von der Geselligkeit der Leute im Westen vollkommen bestätigen möchten. In diesem Westen herrscht eine Art Gleichheit, die mit derjenigen, über die auf dem Papier gefabelt wird, oder über die man sich lustig macht, nichts gemein hat. Jeder, der nur einen einigermaßen anständigen Rock auf den Schultern trägt, ist ein Gentleman; ein Gentleman wiegt so viel als der andere, und er glaubt sich also vor seines Gleichen nicht geniren zu dürfen. Er beschäftigt sich bloß mit sich selbst, er nimmt nicht die geringste Rücksicht auf seinen Nachbar, und denkt gar nicht daran, daß es diesem nur einfallen könne, von ihm irgend eine Aufmerksamkeit zu erwarten. Wohl zu merken ist übrigens, daß mit dieser Rohheit keine Spur von Bösartigkeit, sondern im Gegentheil eine, den Gegner entwaffnende Gutmüthigkeit verbunden ist. Der Mann des Westens ist roh, aber nicht zanksüchtig; er ist empfindlich, stolz auf sich selbst, stolz auf sein Land, er ist es im Uebermaß, aber ohne Geckenhaftigkeit und ohne Affectation. Man ziehe ihm den Mantel der Eitelkeit und der Eigenliebe ab, und man wird ihn mit einem reichen Kapital von Dienstfertigkeit, selbst von Demuth ausgestattet finden. Er ist ein großer Rechenmeister, und doch nichts weniger als kalt, ja selbst des Enthusiasmus fähig. Er liebt das Geld mit Leidenschaft, und ist doch nicht geizig, ja zuweilen gar verschwenderisch. Wenn er grob ist, beklagt er sich doch wenigstens über seine Grobheit; er wünscht sich für bessere Gesellschaft heranzubilden, aber er hat viel zu viel mit der Kultur des Bodens zu thun, als daß er an seine eigene kommen könnte. Es ist natürlich, daß sich in der ersten Generation der Einfluß ihrer rauhen Lebensweise nicht so leicht verwischen läßt; wenn sich aber auch für die Zukunft bedeutende Verbesserungen in dieser Hinsicht hoffen lassen, so ist doch die Gegenwart keineswegs geeignet, demjenigen, der einigen Werth auf Zuvorkommenheit und feine Sitte legt, das Leben auf den Dampfschiffen des Ohio und Mississippi angenehm zu machen. Zudem ist eine Fahrt auf dem Mississippi sehr gefährlich, ja viel gefährlicher als ein Fahrt zur See, und zwar nicht etwa bloß von Europa nach Amerika, sondern von Europa nach China. Man muß der Explosion der Maschine, man muß eines Brandes gewärtig seyn, und nicht geringere Gefahr droht stromaufwärts vom Treibholz, wobei sich ganze Baumstämme mit den Wurzeln auf dem Flußbett aufstemmen und die Spitze dicht unter dem Wasserspiegel den herauffahrenden Schiffen entgegenkehren. Ferner ist sehr zu besorgen, daß man in einer neblichten Nacht mit einem entgegenkommenden Schiffe zusammenstößt, der Unannehmlichkeit, auf einer Sandbank sitzen zu bleiben, gar nicht zu erwähnen. Rechnet man hiezu noch die Einförmigkeit des Flusses, die Oede der flachen, sumpfigen Ufer, den unangenehmen Anblick des schmutzigen Wassers, die ungeschliffenen Sitten der größern Hälfte der Passagiere, mit denen man in demselben Käfigte zusammengesperrt ist, so ist es wohl zu begreifen, daß dies auf die Länge eine nichts weniger als angenehme Fahrt ist. Es machen deßwegen auch die Pflanzer Louisianas, die während der Sommerhitze im Norden reinere und frischere Luft suchen, ihre Tour an Bord der zwischen Neuyork und Neuorleans stets hin und her gehenden schönen Paketboote zur See.

Die Explosionen der Maschinen kommen, sey nun die schlechte Construktion der Kessel oder die Nachlässigkeit der dabei Angestellten Schuld, häufig vor; und immer gibt es dabei große Unglücksfälle, da die Schiffe stets mit Menschen überfüllt sind. Erst vor wenigen Tagen wurden auf dem Majestic sechzig Personen theils getödtet, theils verwundet. Man muß übrigens sagen, daß man von so schrecklichen Unfällen an Bord wohl beaufsichtigter Schiffe, bei deren Ausrüstung weder am Mechanismus, noch an der Belohnung der Mechaniker gespart worden ist, nichts weiß. Ein guter Mechaniker hat auf einem der größern Schiffe des Westens monatlich 100 Dollars (533 Fr.) Gehalt, und deren sind zwei angestellt. Eben so häufig kommt Feuer an Bord der Dampfschiffe aus, und es ist schon vorgekommen, daß selbst bei niedrigem Wasserstande Menschen und Güter zu Grunde gegangen sind. Ich erinnere nur an das Unglück des „Brandywine,“ der im April 1832 bei Memphis mit etwa 110 Personen vom Feuer verzehrt wurde. Es ist eine bekannte Sache, wie schrecklich unvorsichtig die Amerikaner mit dem Feuer sind, und daß in den größern Städten kaum ein Tag ohne Feuerlärmen vergeht; dieselbe Unvorsichtigkeit trifft man auf den Steamboats des Mississippi. Sie rauchen ganz gemüthlich mitten unter den zum Theil halb offenen Baumwollenballen, mit denen das Schiff angefüllt ist, sie schiffen Pulver mit so wenig Vorsicht ein, als ob es Mais oder Salzfleisch wäre, und lassen mit Stroh umwickelte Ballen ganz frei im Funkenregen der Kamine liegen.

(Der Beschluß folgt.)

Stephanie.

(Fortsetzung.)

Die Musik begann und der Graf fühlte, daß er nicht umhin könne, Stephanie um den ersten Tanz zu ersuchen. Unter andern Umständen würde dieses mit großen Freuden geschehen seyn, nun aber kam die Besorgniß auf, wie andere schöne Augen theils die Unterhaltung, theils nach derselben das Bewerben um den ersten Tanz aufnehmen möchten. — Daß Fräulein von Sarry leicht und zierlich tanzen müsse, war ihm offenbar geworden, nachdem er sie die hohen Berge hatte erklimmen sehen, dennoch befriedigte es ihn höchst angenehm, als sie, wahrhaft schwebend, dem Takte folgte, so daß er nicht umhin konnte, nach Beendigung des Tanzes ihr seine Bewunderung auszudrücken und auf eine längere Unterhaltung einzugehen.

Während einer Pause suchte des Grafen Blick die Prinzessin, welche zufällig ihm fast gegenüber stand. Auch ihr Auge war auf ihn gerichtet, mit einem kalten, ernsten, beinahe verachtenden Ausdrucke, und in dem plötzlich darauf folgenden Wegwenden des Hauptes schien sich Geringschätzung und Ueberdruß auszusprechen. Mehr bedurfte es nicht, den Grafen in die äußerste Unruhe zu versetzen; Fräulein von Sarry richtete eine Frage an ihn, indem sie freundlich zu ihm aufsah; er antwortete kurz, mit einem eiskalten, fast unwilligen Blick, mit dem Wesen eines Menschen, welcher dem Himmel danken würde, aus seiner augenblicklichen Stellung erlöst zu seyn. Gekränkt und verwundert über eine so jähe Veränderung, versank Stephanie in Gedanken, und da der Graf sich ihr im Laufe des Abends nicht wieder nahte, so brachte diese gänzliche Vernachlässigung seine Aussöhnung mit der Prinzessin zu Stande.

Zu Hause, sich selbst überlassen, gedachte der Graf des verflossenen Abends, des schon begonnenen, vor ihm liegenden Tages mit tiefem Unmuthe, mit einer Unruhe, welche nur zu sehr der Gewissensunruhe glich. Was sollte er nun beginnen? Fräulein von Sarry und ihre Mutter gänzlich vernachlässigen, sie gar nicht aufsuchen? Wie konnte er es bei seinem Herzen, seiner Ehre verantworten? Suchte er sie dagegen auf, so mußte sich ganz natürlich das frühere zutrauliche Verhältniß wieder aufleben, welches er der Prinzessin auf alle Weise zu verbergen wünschte. Dem Charakter des Grafen lagen sehr schöne Eigenschaften zum Grunde, doch erlitten seine Grundsätze in Beziehung auf Frauen Modifikationen, welche er in jeder andern Rücksicht lebhaft verworfen und mißbilligt haben würde. Das Ergebniß seiner Betrachtungen war der Entschluß, Frau von Sarry aufzusuchen; er vertraute auf sein gutes Glück und seine Gewandtheit, wobei vielleicht ein wenig Sehnsucht, ein wenig Eitelkeit, etwas von den tausend Triebfedern menschlicher Handlungen sich mit in's Spiel mischte.

Frau von Sarry empfing den Grafen mit der eigenthümlichen Weise, welche man Weltanmuth nennen könnte; aber die Kälte, welche sie zu verbergen nicht im Stande war, machte sich ihm dessenungeachtet fühlbar, und gab seiner Haltung eine Unsicherheit, welche ihn lebhaft verdroß. Stephanien nahte er mit geringerer Besorgniß; sie begrüßte ihn freundlich, und er blickte forschend, mehr neugierig, als liebevoll, in die klaren Augen, in deren Tiefe er zum ersten Male einen Anstrich von Trübsinn gewahrte. Fragen, die Vergangenheit betreffend, boten nahe liegenden, willkommenen Stoff zum Gespräche. Er lauschte den Antworten flüchtig, und ein aufmerksamer Beobachter hätte leicht gewahren können, wie wenig ihm daran gelegen war; dann aber, seiner Reisen von dem Zeitpunkte ihrer Trennung an gedenkend, gab er einen interessanten, malerischen Umriß derselben, und sprach sich so wieder in eine Art Vertraulichkeit hinein. Stephanie hatte, wie früher, die Augen auf ihn gerichtet, während er sprach, und Frau von Sarry hörte ihm mit dem Wohlgefallen zu, welches Geist und Bildung immer hervorrufen. Wohl hätte man augenblicklich denken können, nichts Störendes liege zwischen Vergangenheit und Gegenwart.

Mit dem Rechte eines alten Bekannten nahm der Graf ein Buch, welches neben Fräulein von Sarry lag; er hatte dasselbe gleich am Einbande erkannt: es war Tasso's befreites Jerusalem, ein Buch, welches die Damen auf ihrer Schweizerreise mit sich geführt, und woraus er ihnen häufig einzelne Strophen und Capitel vorgelesen, wobei zugleich spielend kleine Blumen und Blätter, als eben so viele Andenken, von ihm hineingelegt worden waren. Nachläßig schlug er jezt das Buch auf; seine Eitelkeit wünschte lebhaft, diese kleinen Zeichen bewahrt zu finden. Befriedigt in dieser Erwartung, aber eben dadurch gleichgültig, legte er das Buch wieder weg, mit einem Gefühle fast wie Verdruß über so unverdiente Treue. Eine augenblickliche Pause entstand; der Zufall kam dem Grafen abermals zu Hülfe. Das Kammermädchen der Frau von Sarry ging durch das Zimmer, und bei dem Anblick derselben flog ein Lächeln über seine Züge, welches, sobald sie die Thüre wieder geschlossen, einem herzlichen Lachen Platz machte. — Das arme Mädchen war, des Anstandes halber, Stephanien und dem Grafen auf allen Fußtouren zur Begleitung mitgegeben worden; wie fast alle Personen ihres Standes nicht sehr an weite Gänge gewöhnt, hatte sie bisher nur in den Straßen oder auf wohlgeebneten Wegen und im schönsten Putze ihr hübsches Gesichtchen zur Schau getragen, und

jene meilenlangen, von so vielen Gefahren und Beschwerden umgebenen Wege erregten ihr nun den äußersten Abscheu. Sobald Ungebildete bestimmten Widerwillen gegen eine Sache empfinden, pflegt sich auch in ihrem äußern Benehmen großes Ungeschick zu offenbaren. So auch hier: jedes Hinderniß, welches Stephanie leicht überflog, erschien ihrer Begleiterin völlig unbesiegbar, und sie bewegte sich mit einer Ungelenkheit, als ob alle ihre Gliedmaßen zusammengeliehen wären. Da der Führer voran ging, so wurde immer dem Grafen die Aufgabe, ihr beizuspringen. Wie unbequem dieses auch mitunter seyn mochte, so war doch das Mädchen zu hübsch, als daß er Verdruß hätte zeigen sollen, und die Erinnerung an diese Situationen war es, was ihn jezt so munter stimmte. Stephanie, welche ihn sogleich errieth, stimmte fröhlich in das Gelächter ein; unzählige kleine Ereignisse kamen zur Sprache, und als der Graf endlich Abschied nahm, wurde er freundlicher entlassen, und er schied mit einem Gefühl der Befriedigung, welches er beim Kommen für unmöglich gehalten hätte.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Januar.

(Fortsezung.)

Der dramatische Gesang. Fräulein Schebest.

Zugleich soll das Spiel doch vollkommenste Wahrheit haben, es soll doch jede unbedeutende Bewegung entfernt bleiben. Der Charakter soll sich vollständig bis in die kleinsten Züge entfalten, der Gesang soll keine Lücke hervorbringen, vor und hinter welcher mit den Händen gefochten wird, um sie dann, wenn die Arie beginnt, kreuzweis über die Brust zu legen oder wie Meilenzeiger auszustrecken. Es soll gehandelt, und nichts als gehandelt werden, wie im recitirenden Schauspiele, aber gehandelt im Medium der Musik, unter dem Geseze gleichmäßig getragener Töne. Dazu reicht denn freilich weder das bloße musikalische Talent aus, noch auch die Gabe, einen Charakter darzustellen, an und für sich. Beide Fähigkeiten müssen vielmehr völlig sich durchdrungen haben und zu einer einzigen geworden seyn. Der Gesang muß nichts seyn, als Sprache der Leidenschaft, die Bewegung nichts, als lebendige Musik. Je seltener nun aber diese beneidenswerthe Kunst ist, um so lebhafter ist ihre Wirkung, und um so dringender die Aufforderung an die Kritik, solche Erscheinungen nicht vorübergehen zu assen, ohne ihren hohen Vorzug rühmend anzuerkennen. Wir wollen jedoch nicht lobhudeln, sondern, je mehr im Uebrigen die Theaterkritik sich auf die schärfste Negation beschränkt sieht, um so mehr wollen wir streben, an der Erscheinung, welche wir hier vorzuführen haben, das wesentlich Gute, Treffliche, Nachahmungswürdige mit einfachen Worten aufzuzeigen.

Fräulein Schebest hat sich uns im vorigen Monate in den Rollen der Norma, Alice, des Romeo, Tancred und Othello gezeigt; sodann hat sie in einem der Concerte der Hofcapelle eine Arie aus der Semiramis, so wie eine Arie aus dem Titus gesungen. Ich habe sie als Norma und Alice nicht gesehen, hörte aber von gewichtigen Stimmen rühmen, daß sie mit sicherer Schärfe in beiden Rollen das Eigenthümlichste hervorzukehren gewußt habe, daß das Bild der leidenschaftlichen Prinzessin eben so vollkommen in sich abgerundet gewesen sey, als die Gestalt des einfachen, schüchternen französischen Landmädchens. Man brauchte die charakteristische Bezeichnung, jede dieser Rollen sey so durchaus wie für sie gemacht erschienen, daß man über der einen die Darstellung der andern vergessen oder gar nicht für möglich gehalten habe. Namentlich hoben auch Kenner der bildenden Kunst bei der Ausführung der Norma den großen Reichthum an plastischer Phantasie heraus. So war man denn freilich auf etwas Ungewöhnliches gehörig vorbereitet, wagte aber doch noch nicht, sich einen so überwältigenden Eindruck zu versprechen, als ihn die Darstellungen des Romeo und Othello machten. In diesen beiden Rollen hat sich die Künstlerin auf dem Gipfel ihrer Kunst gezeigt. Die des Tancred dürfte mehr mit ihrem Concertgesange zusammengestellt werden, denn der matte Gang des Stücks, die lederne Persönlichkeit des Helden erlaubten ihr nur seltener, mit voller Kraft, wie man sagt, loszulegen. Wenn sie dann aber einmal mit vollen Segeln steuerte, so gilt für diese Momente Alles, was sogleich bei Gelegenheit des Othello und Romeo gesagt werden soll. Was nun den Concertgesang betrifft, so versteht es sich von selbst, daß das eigenthümliche Talent unserer Künstlerin, welche eben eine rein dramatische Sängerin nach der obigen Schilderung ist, sich hierin nicht mit der Kraft und schlagenden Größe entfalten konnte, wie in der Oper. Ja es war zu erwarten, daß sie sich gebunden fühlen würde, wie wir an manchem vortrefflichen Schauspieler, wenn er bloß recitiren soll, zu bemerken Gelegenheit gehabt haben, allein die Aufgabe wurde dennoch sehr gut gelöst. Schon in der Wahl der Stücke zeigte sich der richtige Verstand der Künstlerin; denn sowohl die Arie des Arsaces: Eccomi alfine in Babilonia (man denke an die Stelle: Schiuse il ciglio mi guardo etc.), als die aus Titus (in F dur) boten eine reiche Gelegenheit für mannichfaltigste Modulation des Ausdrucks dar. Die Recitative wurden mit größter Kühnheit ausgeführt. Die seelenvollen Mittel- und die tiefen Glockentöne wurden herrlich durch den gutgebauten Saal getragen und die hohen Töne hatten nichts von dem Schneidenden, das denselben in Momenten der Leidenschaft oft bei zu emphatischem Einsaze anklebte. Die größere Ruhe erlaubte die verschiedenen Stimmregister schön zu verschmelzen; und wenn in den Recitativen hie und da der dramatische Genius mit Wetterschlägen vorüberzuckte, so floß in dem schönen Thema aus F dur die Seele der Künstlerin vollkommen mild und ruhig gleich einem Schwane auf der sanfttragenden Begleitung dahin. Wenn denn also auch Anfangs ein gewisses Ringen des lebhaften Geistes nach Ruhe und Fassung bemerklich wurde und im Hörer ein bängliches Gefühl erzeugte, so gab eben dieser Kampf dem Ganzen einen eigenthümlichen Reiz, und dem Siege doppelte Schönheit.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 5.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 17. Januar 1837.

Kunstgeschichte.

1) An historical Essay on Architecture, by the late Thomas Hope. Illustrated from drawings made by him in Italy and Germany. Second edition. London, John Murray, 1835. XIII und 561 Seiten. gr. 8. Nebst 1 Kupferband (Illustrations ꝛc.) mit 97 Blättern.

2) Geschichte und Beschreibung des Domes zu Mainz. Begleitet mit Betrachtungen über die Entwickelung des Spitzbogenstyls, das neugothische Constructionssystem in Deutschland und Frankreich, und den Einfluß der lombardischen und der byzantinischen Kunst auf diese Länder. Von F. Wetter. Mit 1 Grundrisse des Doms. Mainz, C. G. Kunze. 1835. VIII und 170 Seiten. kl. 8.

Nr. 1 ist aus den hinterlassenen Papieren eines Mannes herausgegeben, der, weder Gelehrter noch Künstler vom Fach, sich enthusiastisch mit dem Studium der Geschichte der Architektur beschäftigt hatte und durch viele Reisen und Gewandtheit im Zeichnen mit einer großen Anzahl von Gebäuden fast aller europäischen Länder bekannt geworden war. Der größte Theil des Buchs, so wie der ganze Band mit Abbildungen, ist der Betrachtung der byzantinischen Werke und der Gebäude des Mittelalters gewidmet; nur der geringere Theil handelt von der alten und neuesten Baukunst. Des Vfs. Absicht geht weniger dahin, die Baukunst in ihrem ganzen Zusammenhange mit der Völkergeschichte zu schildern, als das Entstehen der verschiedenen Stylarten und ihre Nüancen zu charakterisiren; auch darf man weder urkundliche Untersuchungen und Nachweisungen, noch überhaupt große Genauigkeit in historischen Angaben hier erwarten, ja die Vergleichung der verschiedenen Bauwerke wird oft mit geringer Rücksicht auf die Zeit ihres Entstehens vorgenommen. Dennoch sind die Ansichten und Beobachtungen des Vfs. über Entstehen und Ausbildung, Uebergang und Umgestaltung, gleichförmige oder verschiedenartige Anwendung, Ausartung und Verfall der architektonischen Formen häufig von nicht geringem Interesse, da er mit ausgebreiteter Kenntniß unbefangenen Blick und vorurtheilsfreie Würdigung der Vorzüge und Gebrechen jeder Stylart verbindet. Die Abbildungen sind nur freie Aufrisse von Façaden und einzelne Theile ohne die erforderlichen Grundrisse und Maße, jedoch um der vielen unedirten Gegenstände willen, die sie enthalten, für den Kunstfreund immer ein Anhaltspunkt und von mannichfachem Interesse.

Nr. 2 enthält eine sehr fleißig gearbeitete und dankenswerthe Beschreibung eines der merkwürdigsten Bauwerke Deutschlands, an welchem sich der Rundbogen- und Spitzbogenstyl nach einander in voller Eigenthümlichkeit gezeigt haben. Wir stellen sie hier mit dem erstgenannten Werke zusammen wegen mehrerer die allgemeine Entwickelung der mittelalterlichen Baukunst angehenden Ansichten, welche der Vf. darin ausgesprochen hat. Wir werden darüber nur einige Bemerkungen beifügen, ohne Anspruch auf ausführliche Prüfung des Gegenstandes, welche noch viele und schwierige Untersuchungen erfordern dürfte, ehe sie zu einem genügenden Resultate gelangt.

Bekanntlich ist der rundbogige Baustyl, welcher in ganz Europa vom sechsten Jahrhunderte an herrschte und erst im dreizehnten völlig von dem spitzbogigen verdrängt wurde, von Einigen der vorgothische, von Andern der byzantinische, von noch Andern der romanische genannt worden und man hatte sich in der neuesten Zeit fast allgemein dahin vereinigt, daß die erstere Benennung unstatthaft sey, weil der spitzbogige Styl nicht gothisch genannt werden könne; und daß die zweite minder richtig als die dritte, weil die Elemente, aus

welchen sich dieser Styl gebildet hat, mehr der seit Diocletian gewöhnlichen römischen, als der seit Justinian in Byzanz einheimisch gewordenen Bauart angehören. Ref. weiß nicht anzugeben, welche französische Schriftsteller jenen Benennungen den Ausdruck lombardisch mögen substituirt haben; Hr. Hope und Hr. Wetter jedoch folgen ihnen in Annahme desselben und suchen die Richtigkeit dieses Namens durch Gründe zu vertheidigen. Von einem eigenthümlichen longobardischen, d. h. ausschließlich während der Herrschaft der Longobarden in Italien und von denselben geübten Styl hat früher schon d'Agincourt und nach ihm Hr. v. Wiebeking gehandelt; aus Hrn. v. Rumohrs Untersuchungen scheint jedoch hervorzugehen, daß die von den Longobarden selbst errichteten Werke sich hauptsächlich durch Mächtigkeit der Construction und schmucklose Einfachheit charakterisiren und mehr als die rundbogige Architektur des neunten bis zwölften Jahrhunderts sich dem altrömischen Style nähern. Unsre Vf. verstehen auch die von ihnen gewählte Benennung nicht in Beziehung auf die Herrschaft der Longobarden, sondern behaupten: das Maurer- und Steinmetzenhandwerk habe sich gegen Ende des zehnten Jahrhunderts aus der Lombardei hauptsächlich über Europa verbreitet und so hätten die Jahrhunderte lang von der Lombardei aus- und dahin zurückwandernden Handwerker in allen europäischen Ländern einen Styl ausgebildet, dessen Elemente sie zunächst in ihrer Heimath gefunden. Hr. Hope führt diesen Satz am weitesten, jedoch ohne alle historische Nachweisung aus; besser gestützt finden wir ihn bei Hrn. Wetter, dessen Worte wir hier anführen (S. 80 Anm.):

„Daß man in Frankreich und Deutschland vom 6ten bis 12ten Jahrhundert vorzüglich Baumeister aus der Lombardei berief und bei größeren Kirchengebäuden lombardischen Vorbildern folgte, hat seinen Grund darin, daß die römische Baukunst des dritten bis fünften Jahrhunderts vorzüglich in der Lombardei weiter entwickelt und ausgebildet werden konnte. Der Theil Italiens, welcher unter der Herrschaft der Lombarden stand, war der einzige, in welchem vom Ende des sechsten bis gegen Ende des achten Jahrhunderts die öffentliche Wohlfahrt so gedieh, daß die Künste, wenigstens die Baukunst, gepflegt werden konnten. Die Lombarden, deren naturgetreue Sitteneinfalt bei der Einwanderung sehr vortheilhaft auf die Verbesserung der Sitten bei den Eingebornen wirkte, hatten dagegen bald ihre Rohheit gegen die Verfeinerung dieser ausgetauscht; so daß nach einigen Generationen die Nachkommen der Eroberer vor den älteren Bildnissen ihrer Urgroßväter, als vor grimmigen Barbaren, erschracken. Denina sagt, daß Italien nie glücklicher, als unter den lombardischen Königen, daß es glücklicher gewesen sey, als Syrien unter den Seleuciden und Aegypten unter den Ptolemäern. Unter ihrer Regierung voll Kraft und Milde, voll Weisheit und Gerechtigkeit herrschte Ordnung und Ruhe, kamen Ackerbau und Handel in Flor, wuchs die Bevölkerung bedeutend an, erstanden Städte und Burgen, Kirchen und Klöster aus ihren Ruinen; alle Elemente des öffentlichen Wohles gediehen zur Entwickelung; die Lombardei wurde der glücklichste Staat in Italien und der Mittelpunkt der italienischen Civilisation; während in derselben Periode Rom und die übrigen Theile Italiens unter der aussaugenden Herrschaft der griechischen Exarchen in immer tieferen Verfall geriethen, dem öffentlichen Elende fast jeder Art, der Empörung, Befehdung, Verarmung und Entvölkerung zum Raube wurden. — In der Lombardei selbst fanden sich die meisten und besten Baumeister in der Gegend von Como, so daß in den Gesetzen des Königs Rothar (um 650) magister comacinus (Meister von Como) für gleichbedeutend mit Maurer oder Baumeister gebraucht wird (S. Leg. Rothar. Art. 144 et 145, in Muratori Script. rer. Ital. T. 1. P. II.) Sie wurden mit ihren Gehülfen (collegis, consortibus suis) allenthalben hin zur Ausführung von Gebäuden berufen. Um 1390 kamen daher sehr ausgezeichnete Baumeister nach Mailand, um an dem Dom bauen zu helfen; zu gleichem Zwecke auch nach Pavia, Monza u. a. Muratori macht hierzu die Bemerkung, daß noch zu seiner Zeit Maurer aus dem Mailändischen, besonders von den Ufern des Comer Sees und des Lago Maggiore, durch ganz Italien zogen. Von daher und vom Garda-See kamen noch gegen das Ende des 17. Jahrhunderts viele auch nach Deutschland und ließen sich da nieder. Daß dies im Mittelalter noch viel häufiger geschehen sey, ist nicht zu bezweifeln. Die Lombarden standen von jeher mit dem südlichen Deutschland in engem Verkehr. Lombardische Kaufleute ließen sich seit dem frühesten Mittelalter bis auf die neuere Zeit am Rheine und fast im ganzen südlichen Deutschland nieder. Vom siebenten bis zum vierzehnten Jahrhundert befand sich fast der ganze Handel der Rheinländer in ihren Händen. Sie hatten fast in allen Städten ihre Factoreien und Gildhäuser, welchen das Volk den Namen: Hof zum Lamparten gab. Ein solcher Hof befand sich auch zu Oppenheim. Gutenburg erwähnt ihn in einer Urkunde von 1434 als Eigenthum seiner Verwandten (bei Schöpflin Vind. typ.). Diese Lombardenhäuser wurden in früherer Zeit, ehe die Architektur in Deutschland eine eigenthümliche Richtung genommen hatte, ohne Zweifel im lombardischen Style erbaut. So sehr hatten die Lombarden den Handel in den Händen, daß der Name Lamparter gleichbedeutend mit Kaufmann wurde. (Der Churfürst Adolph von Mainz nennt in einer Urkunde von 1380 den italienischen Kaufmann Leo Ottini zu Bingen, welchem er 700 Gulden schuldig war, „unsern Lamperter." S. Schunk's

Beiträge 1, 9.). In Frankreich nennt man die Pfandhäuser noch heute Lombard; weil lombardische Kaufleute aus dort sehr häufig sich niedergelassen hatten und die vornehmsten Geldbarleiher waren. Dieser enge Verkehr hat ohne Zweifel auch zur Verbreitung der lombardischen Bauart in Deutschland mit beigetragen, bis unter den Deutschen selbst sich tüchtige Baumeister bildeten und die Baukunst eine eigenthümliche Richtung nahm, was endlich im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte geschah."

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Kupferstiche.

1) Lord Byron, from the Original picture in the possession of John Murray Esq. Painted by Tho. Phillips, R. A. Engraved by Robert Graver. London, published March 1835 by Hodgson and Graver. 6 Pall Mall. kl. Fol. — Brustbild mit der Hand. Schön gearbeitetes Grabstichelblatt von vortrefflicher Wirkung.

2) Messiah. Raffaele pinxit. Georg T. Doo sculpsit 1835. To the Right Hon. Earl Cowper, in whose possession is the original picture this print is ... dedicated by ... Fra. Grahm Moon. kl. Fol. — Schönes Grabstichelblatt. Die Composition hat einige Aehnlichkeit mit der Madonna aus dem Hause Colonna. Von dem Original hat Herr Passavant Nachricht gegeben im Kunstbl. 1832 S. 274 und eine Abbildung in seiner Kunstreise durch England S. 99.

3) La petite soeur. Peint par H. Dupont. Gravé par M. Girard. Paris, chez Rittner et Goupil. Boulevart Montmartre 12. kl. Fol. — Halbe Figur eines kleinen Mädchens mit über einander gelegten Händen. In der englischen Punktir-Manier zierlich und leicht gestochen.

4) (Christus und die Ehebrecherin). Painted by Rembrandt. Engraved by G. H. Phillips. To the Revd Thomas Streatfield F. S. A. of Charts Edge, Kent, this Engraving from the original painting by Rembrandt in the National Gallery is ... dedicated by Fra. Grahm Moon. gr. Fol. überhöht, oben abgerundet. Schönes geschabtes Blatt von großer Wirkung, aber so ausgeführt, als ob die Composition nur von einem Schüler oder Nachahmer Rembrandts wäre. Gleichwohl ist das außerordentlich ausgeführte Bild Original und zwar von Rembrandt für den Bürgermeister Sir gemalt. S. Ottley's Katalog der Nat. Gallerie Nr. 26.

5) Richelieu. P. Delaroche pinxit. F. Girard sculps. Tiré de la Galerie de Mr. le Comte de Pourtalés. Paris, publié par Rittner et Goupil, 15 Boulevart Montmartre. Imp. par Chardon jeune. Sehr groß qu. Fol. — Prachtvolles geschabtes Blatt von außerordentlicher Klarheit und Vollendung. Richelieu krank, im Kahn vorüberfahrend, in einem zweiten Kahn hinter ihm der junge de Thou und Cinq Mars. Auf dem Bilde: „Paul Delaroche 1829."

6) Mazarin. Gegenstück zum vorigen. Die Unterschriften dieselben. Der kranke Mazarin, von zahlreicher Gesellschaft umgeben, läßt sich von einer jungen Dame, die am Spieltisch sitzt, die Karten zeigen. Auf dem Bilde: „Paul Delaroche 1830."

7) Die Capelle auf der Tellen-Platte am Vierwaldstädter See. Gemalt von E. Vogel. Geäzt von Hegi. Den Unterzeichnern für die Kunstverloosung 1835 bestimmt. gr. Fol. überhöht. Innere Ansicht der mit Wandgemälden aus Tell's Leben ausgezierten Capelle, mit Gruppen von mancherlei Beschauern staffirt. Aquatintablatt, von dem Zürich'schen Kunstverein ausgegeben.

8) Elie. F. Overbeck del. Roma 1827. Ruscheweyh sculps. kl. qu. Fol.

9) Elisée. F. Overbeck del. Roma 1827. Ruscheweyh sculps. Pendant zum vorigen. Beide vortrefflich gearbeitete Platten waren ursprünglich für Hrn. Raulin, welcher auch die in Sepia getuschten Originalzeichnungen besaß, gestochen, sind aber jezt Eigenthum des Hrn. Velten in Carlsruhe. Die Composition des gen Himmel fahrenden Elias ist auch aus einem Gemälde von Overbeck bekannt. Das andere Blatt stellt den Elisa vor, wie er das in den Fluß gefallene Beil mit seinem Stabe heraufholt.

10) Egmont und Klärchen. Nach dem Carton eines Wandgemäldes von W. Kaulbach. Gestochen von H. Merz. Der Kunstverein in München seinen Mitgliedern für 1835. Gedruckt von H. Felsing. gr. Fol. Guter Stich. Die Composition von Kaulbach?

11) Judith et Holopherne. Hor. Vernet pinx. Jazet sculps. Judith ayant prié le Seigneur en silence, s'approcha de la colonne qui était au chevet du lit de Holopherne et délia son sabre, qui y était attaché. Sehr groß Fol. überhöht. Vortreffliches geschabtes Blatt, nach dem bekannten von H. Vernet in Rom ausgeführten Bilde.

Neue Lithographien.

1) **Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem.** Gemalt von Eduard Bendemann. Auf Stein gezeichnet von B. Weiss. Das Originalgemälde ist im Besitz Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm v. Preussen. Verlag der lithogr. Anstalt von Gebr. Kehr u. Niessen in Köln. Gedr. unter der Leitung von J. P. Kehr. Groß qu. Fol. Gut gearbeitet, doch in der Wirkung etwas zerstreut; die Kreide fein behandelt.

2) **Don Quixote.** Gemalt von Adolph Schröter, lithogr. von Gille, Kön. lithogr. Instit. in Berlin. Druck von Berndt. Berlin, bei Reimer. Gr. Fol. überhöht. Das vortreffliche Original ist bekanntlich im Besitz des Hrn. Reimer. Die Lithographie gut gearbeitet, doch der Druck etwas schwach. (Auf dem Bild 18 ♀ 34.)

3) (Maria und Martha und vier Apostel. Darunter: Unum est necessarium. Außen in Arabesken vier Figuren: Glaube, Treue, Liebe, Hoffnung. Oben Hirsche, die vom springenden Wasser trinken.) F. Overbeck inv. et del. J. Becker del. in lapidem. Druck u. Verlag von F. C. Vogel in Frankfurt a. M. Fol. Leicht mit der Kreide lithographirt. Mit einem Erklärungsblatt. (Auf der Zeichnung 18 [monogram] 34.)

4) (Verkündigung und Heimsuchung in einem Doppelbild, von Arabeskenrahmen umgeben. Unten: Ave gratia plena Dominus tecum. — Benedicta tu in mulieribus et benedictus fructus ventris tui.) Overbeck del. A. Schott lithogr. Fol. Leicht mit der Kreide. (Auf der Zeichnung 18 [monogram] 14.)

5) **Die gefangene Jerusalem** (Jerem. C. 32) **ihrer übermüthigen Feinde Spott und Hohn** (Hesek. 5, 15. 22, 4. Klagel. 1, 5. 2, 1. 2, 16) **von ihren Propheten gewarnt und gestraft, beweint und getröstet.** Unvollendete Zeichnung aus dem Nachlass des Malers A. Eberle (gestorben in Rom d. 18. April 1832). Auf Stein gez. von Joh. Blanz. Gedr. bei Strixner u. Zach. Groß qu. Fol. Fein mit der Kreide lithographirter Umriß. Halb allegorische, halb dramatische, etwas überfüllte, im Einzelnen geniale, doch von Reminiscenzen nicht freie Composition.

6) **Ansicht einer Capelle am Rhein.** Gemalt von D. Quaglio. Lithogr. von Santer. Das Original ist im Besitz des Hrn. Hofr. Wilke in Cottbus. Druck des lithogr. Instituts von W. Santer in Breslau. Qu. Fol. Gut mit der Kreide lithographirtes Blatt, für den Kunstverein in Breslau gefertigt.

Aphorismen.

Was dem Theoretiker für einen abgedroschenen Gemeinplatz gilt, daran hat der ausübende Künstler sein Leben lang zu denken und zu thun.

* * *

Die Natur hat zwei große Monotonien: Das Grün der Erde und das Blau des Himmels. Jenes muß der Künstler durch Totalität der Farben, durch Harmonie und liebliche Contraste mildern, dieses, um nicht mit lichtlosen Pigmenten kalt zu werden, durch Verhüllung, Lichtsparung und Spannung, durch Wolken möglichst beschränken, um seinem Durchblick eine täuschende Energie zu geben.

Wie eine Sprache hauptsächlich durch den Wechsel das Volltönen der Vocale wohlklingend wird, so sprechen wir auch im Gemälde eine Totalität der Farben und Töne an, deren sinnige Herstellung dem wählenden Künstler überlassen ist.

* * *

„Lucus a non lucendo," sagt ein Sprichwort, wenn irgendwo Name und Sache sich widersprechen. Doch haben schon die Grammatiker den Hain (gleichsam Lichthain) von den leuchtenden Opferfackeln und Flammen hergeleitet.

Man muß wenig Natur- und Kunstsinn haben, wenn man die erstere Erklärung der letztern vorziehen will.

Der Hain erscheint immer als ein leuchtender, wo das Licht in ihm uns zum Bewußtseyn kommt, sey es nun das Durchbrechen des Tageslichts, seyen es die Streif- und Schlaglichter der Sonne, des Mondes oder die momentane Beleuchtung durch Fackeln, Windlichter rc.

* * *

Mit der Natur muß man zufrieden seyn; die Kunst kann man anders wünschen. Der Wandler und Wanderer muß sich das Schöne der Wirklichkeit gefallen lassen, und in gewissem Sinne kann man von dieser wohl sagen: Was in der Natur wirklich schön ist, das kann nicht schöner seyn, — weil man nicht fordern kann, daß es ein Anderes sey.

Dennoch hat auch auf einem gewissen Standpunkt das Umgekehrte einen Sinn. Nämlich: Die Natur ist selten ganz kunstgerecht schön. Der Künstler muß erwägen, dazu, davon thun. Aber das Kunstwerk, namentlich das fertige, ältere, unabänderliche, muß er gelten lassen, muß er nach seiner Genesis begreifen; und auch beim jüngern, werdenden Künstler muß er vor Allem das Gute, Gelungene an seinem Werke auffinden und anerkennen, um ihn zum Fortschritt zu ermuthigen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 15.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 18. Januar 1837.

> Hier auch ist ein Orient,
> Wo die deutsche Liebe brennt,
> Hier auch ist ein Platz der Thränen.
>
> Schenkendorf.

Der Stellplatz.

Droben auf dem mächt'gen Kulme, wo er sich gen Osten kehrt,
Ist ein Räumchen Hohenstaufens noch ein wenig unversehrt.

„Stellplatz“ nennen sie die Stätte, kaum noch sichtbar ausgedämmt,
Denn jahrhundertlanger Regen hat die Erde fortgeschwemmt.

Dort auf jenem hellen Vorsprung, vom Naturspiel hingeschanzt,
Haben einst die Staufentöchter ihren Reigen frisch getanzt.

Dort, wann sich der Mai aus Wolken goldbeschimmert niederließ,
Schwangen sie sich in den Wonnen, die der Schöpfer weben hieß.

Staufen ist die schönste Höhe, die ein Lorbeerkranz umlaubt;
O wie glänzten jene Rosen lieblich auf dem Lorbeerhaupt!

Ach, die Blumen sind verblühet, wie das Gras im Abendblick,
Und die Tänze sind getanzet, und sie kehren nicht zurück.

Alles ist gleich einer Sonne, die im Meere längst versank,
Gleich dem Segler, der vor Jahren in der wilden Flut ertrank.

Aber wo die Jungfrau'n führten mit den Schwestern ihren Reih'n,
Ruhet doch noch leiseleuchtend heiliger Erinnrung Schein.

Hier auch stand der alte Friedrich, wann er von dem Kirchenthor
Drunten nach dem Abendsegen in die Höhe stieg empor.

Hier mit feiernden Gedanken stand der hohe Kaisergreis,
Und im Abendwinde flogen seine Locken silberweiß.

Ostwärts blickte dann sein Auge, drang, dem frohen Adler gleich,
Weithin über Berg' und Wälder in sein liebes deutsches Reich.

Ostwärts, ostwärts ging es weiter über Ström' und Meere fort,
Dorthin, wo Du einst gewandelt, menschgewordnes Gotteswort!

Ostwärts spannt' er dann die Segel, glühend von Begeisterung,
Und die alten Kaiseradern schlugen alle wieder jung.

Ostwärts ging sein tiefes Lieben, seiner Seele höchster Flug;
Golgatha und Zion waren ihm alleine recht genug!

Dortherüber drang ein Athem ew'ger Sehnsucht in sein Herz,
Und so ließ er gern den Süden, strebte freudig morgenwärts.

Ist sein Leib auch hingeopfert in des Kalykadnus Flut,
Wissen wir auch nicht die Stätte, wo sein Sterbgebeine ruht:

Dennoch hat, nach seiner Weise, er sein großes Kaiserthum
Kindlichstark dir hingegeben, süßes Evangelium!

Und so bleibt der Hohenstaufen, wo Er hin nach Morgen sah,
Ewig Dir im Geist verbrüdert, Zion, Oelberg, Golgatha!

Seine Burgen sind zertrümmert, seine Kronen eingeschmelzt,
Felsenlasten der Vernichtung über Büren hingewälzt.

Aber hier vor allen Rosen blüht die Glaubensrose doch,
Und der ew'gen Sehnsucht Flamme lodert auf dem Kulme noch.

Und der alte, hehre Stellplatz sey von Keines Fuß gedrückt,
Der nicht geistlichhehr nach Osten mit dem Kaiser hingeblickt!

Albert Knapp.

Stephanie.

(Fortsetzung.)

Der Januar verging unter rauschenden Festen aller Art; fast auf jedem derselben trafen der Graf, die Prinzessin und Fräulein von Sarry zusammen, aber in des Ersteren Herzen war jede Ungewißheit getilgt und seine Neigung völlig der Prinzessin zugewendet. Auch konnte bei einem eiteln Manne die Entscheidung kaum anders ausfallen. Die Prinzessin erschien als gefeierte Schönheit des Tages und durch ihre Persönlichkeit für glänzende Feste wie geschaffen; sie mochte der prachtvollsten Gartenblüthe verglichen werden, neben welcher Stephanie mit ihrem feinen, einfachen Wesen einer Feldblume glich. Wohl gab es eine Zeit, wo der Graf die bescheidene Blume weit vorgezogen hätte, aber diese Zeit war vorüber. Er hatte die Prinzessin über sein erstes Zusammentreffen mit Fräulein von Sarry aufgeklärt. Sie blickte während seiner etwas gezwungenen Mittheilung anscheinend gleichgültig vor sich hin und bemerkte nach einer Weile: „Fräulein von Sarry ist sehr hübsch." — „Sehr unbedeutend," entgegnete der Graf; und die Röthe, welche sich bei diesen Worten über sein Antlitz ergoß, legte wenigstens ein ehrenvolles Zeugniß für seine sonstige Wahrheitsliebe ab.

Eines Tags erfuhr der Graf fast zufällig, daß Frau von Sarry nach zwei Tagen in ihre Heimath zurückzukehren gedenke. Er erhielt diese Nachricht von seinem Vetter Lysperg, der Stephanien mit einer Anbetung huldigte, welche ihn verdrossen hätte, wäre dieser junge Mann nicht ein vollendeter Geck gewesen. Vor dem Spiegel abwechselnd mit Halsbinde und Haar sich beschäftigend, theilte er dem Grafen seine Absicht mit, dem Plane der Damen durch seine Bewerbung eine andere Richtung zu geben. Der Graf lächelte: „Da die Abreise so nahe ist, wird die Richtung schwerlich verändert werden; wäre sie weiter hinausgeschoben, dann möchte es möglich seyn." Herr von Lysperg hatte Verstand genug, das Doppelsinnige dieser Antwort zu fühlen. „So viel ich Gelegenheit gehabt habe zu bemerken," entgegnete er spitz, „fehlt es Fräulein von Sarry weder an Einsicht noch Geschmack." — „Eben deßhalb," hätte der Graf erwidern mögen, da indessen zu solcher Unhöflichkeit kein besonderer Grund vorlag, begnügte er sich damit, seinem Vetter das beste Glück zu seinem Vorhaben zu wünschen. Ihm selber stand nun der Abschied bevor, den zu nehmen er sich nicht entheben konnte, und mit höchst unerfreulichen Gefühlen betrat er die Wohnung seiner ihm früher so wohlgeneigten Freundinnen.

Mit halb empfundener, halb erkünstelter Rührung äußerte er seine Ueberraschung durch den so plötzlich gefaßten Entschluß der Abreise. Frau von Sarry erwiderte kalt, aber äußerst höflich einige Worte, in welche sich, vielleicht gegen ihre Absicht, eine feine Ironie mischte. Helle Röthe übergoß des Grafen Antlitz, und tief gereizt, beschloß er, sich zu rächen. Mit großer Gewandtheit leitete er das Gespräch auf allgemeine Gegenstände, bis es ihm gelang, seinen Zweck zu erreichen, indem er, bei anscheinend schicklicher Veranlassung, solcher Personen erwähnte, welche auf lästige Weise unbegründete Ansprüche geltend zu machen suchten. Frau von Sarry begriff ihn augenblicklich und ging mit so großer Feinheit in das Gespräch ein, daß es ihm zu seinem Verdrusse ziemlich zweifelhaft blieb, ob er verstanden worden sey oder nicht. Während dieser seltsamen Unterredung wandten seine Blicke sich Stephanien zu. Sie arbeitete ruhig fort, dem Anschein nach ging keine Veränderung in ihren sonst so beweglichen Zügen vor; aber trotz dem weckte der erste Blick auf die sanfte Gestalt lebhafte Reue im Herzen des Grafen. De Gedanke, daß sie ihn verstanden haben könnte, erfüllte ih mit Abscheu gegen sich selbst; denn wie hatte sie es ver dient, ihre Huld gegen ihn so erwidert zu sehen? Ton un Benehmen ändernd, war er während der übrigen Daue seines Besuches emsig bemüht, jeden ungünstigen Eindru wo möglich zu vertilgen. Endlich mußte Abschied genom men werden, und der Graf würde dies schon früher getha haben, wäre es ihm nicht aufgefallen, daß Stephani jede seiner Bewegungen ängstlich beobachtete. Die leisest Hindeutung auf den Abschied schien sie mit Schauer z erfüllen, und so blieb er, halb unschlüssig, halb selbe ergriffen, länger, als es seine Absicht gewesen. — Sein Wahrnehmung war richtig und unrichtig, wenigstens de Auslegung nach: Stephanie wünschte keineswegs ihn z halten, sah aber dennoch mit innerem Beben dem Auge blicke entgegen, wo sie Fassung genug haben müsse, ihn wahrscheinlich für immer, Lebewohl zu sagen. — Endli stand er auf; Frau von Sarry hatte Mitleid mit sein Befangenheit, sie richtete, nicht eben freundlich, aber do mit ruhiger Güte den Blick auf ihn und sagte mil „Wenn ich Ihrer gedenke, so wird immer der sorgsam und liebenswürdige Reisegefährte meiner Erinneru

verschweben." Eine seltsame Bewegung ging über des Grafen Züge. „Gedenken Sie meiner nicht auf diese Weise," sagte er gerührt; „Sie möchten dadurch auf Vergleichungen kommen, die mir nicht günstig seyn können." Frau von Sarry blickte ihn überrascht an, dann reichte sie ihm schweigend die Hand, welche er lebhaft küßte. Zögernd trat er jetzt auf Stephanien zu: „Und Sie, werden auch Sie meiner mit Güte gedenken?" Stephaniens Wangen glühten von innerer Erregung, sie hob die Augen zu ihm auf und sagte mit weicher, bebender Stimme: „Gott lasse es Ihnen wohl gehen!" Dieser einfache Wunsch erschütterte ihn tief, Thränen drangen ihm in's Auge, er grüßte noch einmal, eigentlich ohne Jemanden zu sehen, und verließ rasch das Zimmer. Die Damen reisten am bestimmten Tage, woraus der Graf einen, für seinen Vetter nicht ganz günstigen Schluß zog, der durch dessen finstere Mißlaune Bestätigung erhielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Dampfschiffe des amerikanischen Westens.

(Beschluß.)

Die durch das Treibholz veranlaßten Unfälle waren bisher sehr häufig; die Stämme werden nach ihren verschiedenen Lagen im Strombett logs, snags und sawyers genannt. Man sieht sich aber nun beim Bau der Schiffe dagegen vor, indem man die Schiffswände verstärkt, und besonders am Vordertheile eine doppelte Wand (buckhead) anbringt; und das Gouvernement hat zwei eigene Schiffe ausgerüstet, um mittelst eines sehr zweckmäßigen Mechanismus den Lauf des Ohio und Mississippi von diesen Hindernissen zu säubern, wofür die beiden Strömen entlang gelegenen Staaten bisher keinen Heller aufgewendet haben. Durch die Vorrichtung des Kapitän Shreve auf den beiden Schiffen Heliopolis und Archimedes wurden die Flüsse schon sehr gesäubert, es bleibt aber immer noch viel zu thun übrig.

Wenn sich in Europa so bedeutende Unfälle häufig wiederholten, so würde man allgemeine Klagen hören. Die Polizei und die gesetzgebenden Körper würden sich alsbald in's Mittel legen; die Dampfschiffe würden der Schrecken der Reisenden, das Publikum thäte sie in den Bann, und sie könnten leer ihren Lauf fortsetzen. In den Hauptstädten des Ostens von Amerika, wo sich nach und nach ein regelmäßiges Gesellschaftsleben bildet und das Menschenleben nachgerade einigen Werth erhält, wäre es bis zu einem gewissen Grade eben so. Anders ist es im Westen; die Masse der Auswanderer, die über die Alleghanys gegangen sind, überflutet dort die Ebenen, und treibt den Indianer, den Büffel und den Auerochsen vor sich her. Unter ihren Händen sinken die gigantischen Forste so rasch, wie das trockene Gras der Prairien unter der Brandfackel des Wilden. Sie sind für die Civilisation das, was Gengis-Khans und Attila's Heere für die Barbarei waren. Sie sind eine Invasionsarmee, bei der das Kriegsrecht herrscht. Die Masse ist Alles, der Einzelne Nichts; wehe dem, der strauchelt! er wird zertreten und zermalmt; wehe dem, der an einen Abhang kommt! die vorwärts drängende Masse stößt ihn hinab, und er ist vergessen. Jeder hat nur für sich zu sorgen: help yourself, sir! Das Leben des wahren Amerikaners ist ein Soldatenleben; er ist stets im fliegenden Lager, heute da, in einem Monate fünfzehnhundert Meilen weit weg. Wie im Lager, werden im Westen alle Händel summarisch und auf der Stelle durch einen Zweikampf geschlichtet, sey es mit dem Dolch, mit der Büchse oder der Pistole. Es ist ein steter, rascher Wechsel von Glück und Mißgeschick; heute elend, morgen reich, und vielleicht übermorgen wieder arm, je nachdem der Wind der Spekulationen von der einen oder andern Seite bläst; aber der Gesammtreichthum des Landes wächst dabei in fortschreitender Progression. Des Amerikaners Losungswort ist wie das des Soldaten: vaincre ou mourir! nur versteht er unter dem Siege Dollars erobern, ohne einen Heller Vermögen ein reicher Mann werden, in Cleveland, Chicapo oder Saint Louis Bauloose kaufen und sie mit tausend Procent Gewinn wieder verkaufen, Baumwolle nach Neuorleans führen, wenn das Pfund zwanzig Cents kostet, und dergleichen. Schlimm für den, der den Kürzern zieht, der auf den Dampfschiffen zu Grunde geht! Was liegt daran, ob ein paar Individuen verunglücken, wenn nur der große Haufen sicher anlangt! Was die Dampfboote betrifft, so müssen ihrer recht viele seyn, das ist die Hauptsache: ob sie dauerhaft sind oder nicht, gut oder schlecht geführt, darauf kommt es nicht an, wenn sie nur rasch und wohlfeil fahren. Diese Cirkulation der Dampfschiffe ist dem Westen so nothwendig, als der Blutumlauf dem menschlichen Organismus; daß man sich aber hiebei an Vorschriften binde, dazu ist die Zeit noch nicht gekommen.

Der Westen Amerika's, der zur Zeit, als die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten erklärt wurde, eine weite Einöde war, woran Niemand dachte, als die Hauptstadt Washington gegründet wurde, wird sich bei der nächsten Volkszählung als die mächtigste der drei Territorialsectionen der Union ergeben. In Kurzem wird er die beiden andern an Seelenzahl überragen, er wird die Majorität auf dem Congreß für sich haben, er wird die neue Welt beherrschen. Bedenkt man nun, daß das sichtbare Werkzeug dieser ungeheuern Fortschritte allein das

Dampfschiff ist, so begreift man, daß es Menschen gibt, für welche die ganze Politik in materiellen Verbesserungen und den daraus entspringenden Interessen besteht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Januar.

(Fortsetzung.)

Fräulein Schebest als Othello.

Der Concertgesang konnte sich, wie gesagt, zu dem dramatischen nur wie der Kupferstich zum Gemälde verhalten. Und die beiden obengenannten Rollen waren eben solche, welche den Löwen: Genius, nicht bloß aus der Klaue, sondern in voller Pracht und Majestät zu erkennen, die reichste Gelegenheit darboten. So wenig in beiden Opern von Shakespeare's Werk unmittelbar mag stehen geblieben seyn, dieser Unergründliche ist ewig unverwüstlich, und noch der Schatten seines Bildes ist von einer dramatischen Lebenskraft gesättigt, die manchen vornehmen Bettler reich machen könnte. Allein die goldene Ader liegt in beiden Opern nicht eben offen zu Tage, sondern es bedarf der Wünschelruthe des Genies, um sie aufzuschlagen. Beide Rollen gehören zwar zu denen, die gar nicht verdorben werden können; allein um so tiefer ergreift diejenige Darstellung, die von Anfang an den Zauber des Dichters in der Ursprache enthüllt. Man könnte nun allerdings über die Wahl des Othello mit der Künstlerin streiten wollen, und in der That, die Einwürfe dagegen liegen auf platter Hand. So die Einwendung, daß die musikalische Oekonomie des Stücks eine in der Tiefe hauptsächlich durchgreifende Männerstimme erfordere, daß die berühmten Effektstellen des zweiten Akts, von einem weiblichen Organe gesungen, gar zu sehr in's Grelle fallen, daß überhaupt in dieser Rolle Saiten anklingen, zu rauh und zerreißend für ein weibliches Gemüth, und daß, wenn sie auch der Darstellung gewachsen wäre, es dem Weibe kaum gebühre, auf diese Schwindelklippe, vor der ein Mann schaudert, sich hinauszuwagen, daß das Weib hier in's Detail zu malen genöthigt sey, wo ein Mann mit einigen derben Pinselstrichen abkomme, u. dgl. Man könnte dieß Alles und noch mehr zugeben, und müßte dennoch die ausdauernde Kraft bewundern, womit unsere Künstlerin ihren kecken Gedanken ausführte; allein ich vermag nicht einmal jene Einwürfe sämmtlich als stichhaltig anzuerkennen. Wenn in gewissen Stellen die tiefe Fülle des Tenors vermißt wird, so wirkt dagegen in andern die leidenschaftliche Kraft des Soprans so schmetternd, daß die Rolle dadurch ein ganz neues, überraschendes Schlaglicht erhält. Die Glanzstellen des zweiten Akts aber sind mir allerdings unter allen und jeden Umständen zu grell erschienen. Was sodann die Einwendungen betrifft, die von der weiblichen Natur hergenommen werden, so sind sie für die Regel vollkommen zuzugeben; dennoch aber muß dem Genius das Recht gewahrt werden, auch einmal gegen den Strom zu schwimmen. Vermag er uns nur für den Augenblick vergessen zu machen, daß er das Unerlaubte thue, so mögen wir wohl hinterdrein mit ihm schmollen und uns morgen auf's Neue begeistern lassen; in keinem Falle haben wir das Recht, ihm schon mit Vorurtheilen entgegenzutreten, wozu wir Deutsche freilich besonders geneigt sind. Selbst sein Mißgriff ist noch edler und königlicher, als unsere laue Kritik, die sich zum Voraus entschließt, mit offenen Augen blind zu seyn. In Gottesnamen also selbst den Mißgriff zugegeben, den ich jedoch nicht zugeben kann, so darf von unserer Künstlerin gerühmt werden, daß sie auf der einmal betretenen Bahn mit einer bewundernswürdigen Consequenz fortschritt, und daß, wer ihr von Anfang an mit uneingenommener Seele folgte, dem Bilde, das sie aufstellte, die lebhafteste Theilnahme schenken mußte. Ja man könnte versucht seyn, zu behaupten, daß eben die geistreiche Bizarrerie dem weiblichen Othello in jedem Auge, das nicht in den Fesseln blinder Angewöhnung liegt, ein ganz eigenthümliches Interesse gegeben habe. Eben nämlich, weil die weibliche Empfindung weniger massenhaft hervorbricht, wird der großen Scene des zweiten Akts ein unendlicher Reichthum an einzelnen Motiven gesichert, der, wenn mich nicht Alles trügt, sowohl der maurischen Natur selbst, als der Shakespeare'schen Gedankenfülle weit eigenthümlicher entspricht, als das dickpathetische Spiel unsers besten männlichen Othello's. So dürfte denn wohl gesagt werden, daß gerade der wesentlichste Punkt der Rolle, nämlich die schauerliche Selbstquälerei der eifersüchtigen Liebeswuth, die jammervolle Unerschöpflichkeit dieser furchtbarsten von allen Empfindungen, jenes glänzende Elend der tiefsten Seelenarmuth, unmöglich lebendiger, reicher und treffender entwickelt werden konnte. Eben so wurde der dritte Akt durchaus meisterhaft gegeben. Die schauerlichen Minuten, in welchen der gereizte Tiger vor der schlafenden Desdemona steht und sie beleuchtet, waren eben von jenem geheimnißvollen Grauen erfüllt, das der große Dichter in diese Scene gelegt hat. Dieß eben ist ja der höchste Triumph des Genius, nicht bloß einzelne Blitze zu schleudern, sondern ganzen Scenen jenes dumpfe Entsetzen, jenen allgemeinen Schauer einzuhauchen, von dem Niemand sagen kann, durch welche unsichtbare Kette von kleinsten Nüancen er hervorgebracht werde, den jede Brust wie ein dumpfes Geheimniß auf sich lasten fühlt, ohne ihn von sich schütteln zu können, unter dem, wie unter einer dunkeln Schickung, jedes einzelne Wort, jede einzelne Geberde doppelt grauenhaft dahinbebt. Alles Einzelne wird hier zum bloßen Zeichen, das noch Erhabeneres im Hintergrunde ahnen läßt; denn das Genie gibt sich niemals ganz aus, wie dieß oft das bloße Talent thut. Es scheint unter einem unheimlichen Götterbefehle zu stehen, der uns nicht unmittelbar kund wird, und jeder einzelne Wetterschlag zeigt die schwarze Tiefe des Himmels, woraus er hervorbricht, noch bodenloser und geheimnißvoller. Die Würgescene selbst wurde mit löblichem Maße behandelt, und die Künstlerin wählte statt des gräßlichen Erwürgens einen raschen Dolchstich. Dieß gab Gelegenheit, noch einen trefflichen Zug anzubringen. Nachdem Desdemona neben der Harfe niedergesunken ist, reißt Othello im unbehülflichen Wahnsinn ein rothes Tuch ab, das er um den Leib trägt, um den Leichnam zu verhüllen. Allein das Tuch ist nur klein, und er wirft noch zitternd seinen Mantel darüber; erst dann öffnet er den Pochenden. Wie ihm nun Brabantio seiner Tochter Hand anbietet, macht der schauervoll wiederholte Ausruf: „Deiner Tochter Hand!“ wobei Othello die Leiche aufdeckt, in der That einen unbeschreiblichen Eindruck. Nicht um die Künstlerin zu loben, sondern bloß der Seltenheit wegen möge noch angeführt werden, daß sie auch bei der Wahl des Costüms die Rücksichten der Eitelkeit durchaus dem Interesse der Kunst unterordnete. Daß sie dessenungeachtet fast zu artig für einen maurischen Kriegsmann aussah, konnte sie nicht verhindern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 2.

Mittwoch, 18. Januar 1837.

[17] In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die

Resultate

der

Sittengeschichte.

III.

Demokratie.

Zweite Auflage.

Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 8 Gr.

Die zweite Auflage dieser historischen Uebersicht der Weltgesinnungen in politischer Hinsicht nähert sich ihrem Ende. Die Nation wird die Resultate, nach der Vollendung zu ihren größeren Werken rechnen. — Zwanzig Jahre haben aber großen Stoff zur Erweiterung und Umgestaltung gegeben. Bekanntlich huldigt der Verfasser keinem der drei politischen Elemente ausschließlich, sondern, nachdem er ihren Ursprung, Beschaffenheit, Fortgang, Erhaltung, die Gefahren, welche sie bedrohen und denen sie unterliegen, geschildert hat, — nur ihrer Verknüpfung und ihrer Harmonie.

Gleich die ersten Worte dieser Demokratie lauten: „In den Zeiten der größten Aufregung, die augenscheinlich nur Demokratisches zum Grund- und Zünd-Stoff hat, soll und will ich davon sprechen, Urtheil fällen, geschichtliche Resultate liefern. In der Aristokratie geboren, ihr keineswegs abhold, — werde ich über die große Aufgabe der Unparteilichkeit lösen?"

Die Tendenz ist offenbar die, wie er einige Seiten später selbst sagt:

„Und es wird sich etwa ergeben, daß, wenn ich die Demokratie gleichsam nullificire, ich das Demokratische um so fester stehen lasse."

Der Verfasser erkennt durchaus die großen wissenschaftlichen Verdienste der Deutschen dieses Jahrhunderts in der Bearbeitung und Erläuterung der griechischen Geschichten an. Sie liefern ihm eben die Resultate oder die Anwendung.

Sein Weg führte ihn sehr natürlich zur französischen Revolution und ihren Geschichtschreibern. Er beklagt bitter, daß der Terrorism noch jezt dort so beredtsame und angesehene Vertheidiger findet, und bestreitet durchaus die Ansicht, oder den Vorwand, als ob deutsche Ermuthigung und Angriff diese verworfene, gräßliche Art der Kraft-Aeußerung nothwendig gemacht hätte. In dem Zweck vergleicht er selbstgefällig mit der ganz anders großartigen Bewegung im Vaterland in den unvergeßlichen Jahren des Befreiungskriegs.

Eben die Entwicklung und Beurtheilung dieser demokratischen Erscheinungen oder Bestandtheile — der Bewegung — geheimer Gesellschaften, der Presse, der Jury — führen ihn zum Schluß. — Amerika behandelt er nicht als Demokratie, sondern als dem parlamentarischen System angehörend; was eben und wesentlich Gegenstand des vierten Theils seyn wird.

Der Verf. glaubt, daß nichts mehr als eine solche ruhige, edle Entfaltung geeignet ist, die Leidenschaften zu dämpfen, Irrthümer und vorgefaßte Meinungen zu berichtigen und, insofern Literatur und Presse es vermögen, große Uebel von der Erde abzuwenden.

Stuttgart und Tübingen, im Jan. 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[6] In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Helena,

Taschenbuch auf 1837.

Inhalt: Zueignungs-Sonett von Leopold Schefer; dann die Novellen: Die Klausenburg, Gespenstergeschichte von L. Tieck. — Der Galeerensklave, von L. Storch, — Ritter und Bürger, von C. v. Wachsmann, und: Das große deutsche Musikfest, von L. Schefer. Mit 6 Stahlstichen. Preis 2 Rthlr. 10 Sgr.

Wenn die Stahlstiche dieses ersten Jahrganges nicht den hohen Grad künstlerischer Schönheit erlangten, den ihnen mein eifrigstes Bestreben bestimmte, so bemerke ich im voraus, daß zum zweiten Jahrgang die Stahlstiche von ausgezeichneten Künstlern in London gefertigt werden.

Appun's Buchhandlung in Bunzlau.

---

[29] Stuttgart. In unserm Verlag ist erschienen:

C. Ritter's

naturhistorische Reise

nach der

westindischen Insel Hayti,

mit lithographirten Abbildungen.

gr. 8. und Folio, brochirt 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 fl.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

---

[768] Bei Friedrich Vieweg in Braunschweig ist erschienen:

Hermann und Dorothea

von J. W. v. Goethe.

Neue Auflage. kl. 8. Mit Titelkupfer und Vignetten. Cartonnirt mit Goldschnitt. Preis 1 Thlr.

Goethe's liebliche und unerreichte Dichtung erscheint hier in einer abermaligen neuen und sorgfältig ausgestatteten Ausgabe, die sich, abgesehen vom Werthe des Gedichts, auch durch die äußere Form recht sehr zu Festgeschenken eignet.

---

[26] So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schlagende Beweisführung:

daß

Napoleon Bonaparte

niemals existirt hat.

Aus dem Französischen übersezt nach der 3ten Auflage. (Paris 1836.)

Münster, Druck und Papier von Fr. Regensberg. Taschenformat, sauber gedruckt und geh. 3 Gr.

fragmentarische Behandlung, welche bei dem Zudringen des Stoffs nicht einmal gestattet Versäumnisse nachzuholen, für den Bestand und den Umfang des Blattes nothwendig sind, dann werden sie gewiß auch zugeben, daß dasselbe einen Reichthum der Mittheilungen enthält, den nur ein sehr großes Material und eine möglichst schnelle und ausgewählte Benützung desselben geben können.

Das dem Ausland beigegebene, jedoch nicht eng mit demselben verbundene Literaturblatt, erfreut sich jezt nach dreivierteljährigem Bestehen schon des allgemeinen Beifalls. Mit dem längern Bestande des Blattes selbst wird die Redaktion dann auch immer mehr hauptsächlich nur das Neuere mittheilen, da durch die Bearbeitung der glänzenden Erscheinungen des Auslands, auch der ältern, ein Grund gelegt ist, auf dem die Redaktion fortbauen kann; denn die Literatur gleicht auch hierin der Geschichte, daß sich manche spätere Erscheinungen ohne Kenntniß der früheren gar nicht recht verstehen lassen.

Der Preis des ganzen Jahrgangs mit Lithographien und andern Beilagen, aber ohne Literaturblatt, ist 16 fl., mit Literaturblatt 20 fl.; wer das Leztere einzeln wünscht, erhält es für 6 fl.

Stuttgart und Tübingen, im December 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[31]

Uebersetzungs-Anzeige.

Um Collisionen zu vermeiden, zeigt die Unterzeichnete an, daß von

Astoria by Washington Irving

demnächst eine Uebersetzung in ihrem Verlag erscheinen werde.

Stuttgart, im December 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[33]

Zurücknahme der Uebersetzungs-Anzeige

von

Chevalier Lettres sur l'Amérique du Nord.

Die Unterzeichnete nimmt hiemit ihre früher gegebene Anzeige einer beabsichtigten Uebersetzung des vorstehenden Werkes wieder zurück.

Stuttgart, im Januar 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[1]

Anzeige,

betreffend das

Staats-Lexikon

oder

Encyklopädie

der

Staatswissenschaften.

In Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben

von

Carl von Rotteck und Carl Welcker.

gr. 8. Altona, Hammerich.

1ster bis 3ter Band.

Subscriptionspreis à Lieferung nur 12 Gr.

Von diesem Werke liegen nun mit der so eben erschienenen 3ten Lieferung des 3ten Bandes dem Publikum bereits drei Bände vor. Alle Urtheile gelehrter Blätter, wie z. B. die des Repertoriums der Literatur von Gersdorf, der Heidelberger Jahrbücher und der Jenaer Literaturzeitung, die in den Jahrbüchern von Pölitz, in den kritischen und literarischen Blättern der Hamburger Börsenhalle, in der Braunschweiger Mitternachtzeitung u. s. w. u. s. w. vereinigen sich, wie es die Namen der Herren Herausgeber und ihrer berühmten Mitarbeiter erwarten ließen, in der Anerkennung der ausgezeichneten Vortrefflichkeit dieses deutschen Nationalwerkes, welches selbst die in Carlsruhe erscheinende allgemeine Staatszeitung, diese Anerkennung theilend, „ein Ereigniß" nannte. „Kein anderes Werk — so lautet z. B. eines dieser Urtheile (in dem vorlezt-genannten Blatte vom 21. April 1835) — ist zur Begründung einer allgemeinen politischen Bildung geeigneter, als das Staats-Lexikon. Kein anderes verfolgt eine edlere Tendenz mit mehr männlicher Ruhe und gewissenhaftem Eifer; keines verbindet mit einer lichtvollen verständlichen Darstellung mehr erschöpfendes Wissen und belehrendere Gründlichkeit. Kein anderes Mittel, auch nicht das gewaltsamste des Despotismus oder das beißendste des Witzes, vermöchte eine bejammernswerthe und erschreckende Kannegießerei und ein nichtssagendes

Freiheitsschreien von Anno 1830 sicherer zu zerstören, als die Verbreitung jenes Geistes und jener Kenntnisse, die dem Staatslexikon angehören."

Kaum aber kann man von einer so reichen Sammlung der verschiedenartigsten Artikel von verschiedenen Verfassern ein größeres Lob aussagen, als dasjenige, welches schon früher (1835 Nr. 129) die Jenaer Literaturzeitung in der Anerkennung aussprach, daß „dasselbe nicht bloß so vieles Herrliche und Treffliche, sondern auch fast keinen bloß mittelmäßigen Artikel enthalte;" — ein Urtheil, welches jezt die neueste Anzeige in dem Leipziger Gersdorf'schen Repertorium der Literatur (Heft IX, 1273) bestätigt, indem sie mit der Bemerkung beginnt, „bei einem solchen Werke, in welchem jeder Artikel auf ausgezeichneten wissenschaftlichen Werth Anspruch mache, müsse auch das Publikum ein langsameres Erscheinen und eine etwas größere Ausdehnung selbst billigen."

Dennoch begegnet auch in den beiden lezten Beziehungen die auf dem Umschlage der 3ten Lieferung des 3ten Bandes von den Herren Herausgebern dem Publikum gegebene förmliche Versicherung — welche hiermit auch die Verlagshandlung zu der ihrigen macht — manchen falschen Besorgnissen. „Wir können — so sagen nämlich die Herren Herausgeber — jezt dem Publikum die bestimmte Versicherung geben, daß unser Werk mit dem 9ten oder höchstens mit dem 10ten Bande beendigt werden wird. Dieses kann auch ohne Unvollständigkeit der Ausführung geschehen. Nach dem schon in der Vorrede S. XXIX ausgesprochenen Grundsatze haben wir nämlich des Zusammenhangs und der gründlichen Darstellung wegen bereits bei so vielen Artikeln damit zusammenhängende Gegenstände, welche dem Alphabet nach späteren Buchstaben angehören, mit abgehandelt, so daß späterhin oft einfache Rückweisungen genügen werden. Auch liefern mitunter drei oder vier spätere Buchstaben des Alphabets schon an sich nicht so viel Stoff, als einer der drei ersten. Endlich wird es auch erst im Laufe eines solchen mit vielen Mitarbeitern unternommenen Werkes möglich, die Ausdehnung des Ganzen und der einzelnen Artikel sicher zu berechnen und heilsam zu beschränken, namentlich auch alle weniger wesentlichen und weniger interessanten Artikel möglichst zu beseitigen. Somit und bei der unausgesezten Anstrengung der Redaktoren und so vieler ausgezeichneten Mitarbeiter des Staats-Lexikons und der bei dem Fortschreiten des Unternehmens stets sich mehrenden Vorbereitung des Stoffes für den zukünftigen Abdruck können wir dem Publikum, zum Dank für seine große Theilnahme an unserm Werke, die bestimmteste Hoffnung auf eine baldige Beendigung desselben geben."

Fast beispiellos ist es in der deutschen Literatur, so viele der größten Meister an einem Werke thätig zu sehen; aber nur so ist es möglich, ein klassisches Werk wie das Staatslexikon herzustellen.

Der Subscriptionspreis

für jede Lieferung ist nur 12 Gr. und in sämmtlichen Buchhandlungen in Deutschland, der Schweiz, Dänemark, Frankreich und England sind die erschienenen Bände zu haben.

Altona, im December 1836.

J. F. Hammerich's Verlagshandlung.

---

[786] **Romantisches Seegemälde.**

Ernst Frank. Eine Scene aus dem südamerikanischen Freiheitskampfe, von A. Ewald. Mit 1 Kupfer.

Dieser historische Roman, dessen Helden meistens noch jezt leben, bewegt sich in einem edeln, gebildeten Style und verdient Aufmerksamkeit. Er ist für 21 Gr. 26 Sgr., 1 Fl. 35 kr. in allen deutschen Buchhandlungen zu haben; in Leipzig bei dem Verleger

Robert Friese.

---

[785] Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung ist erschienen:

Millin's mythologische Gallerie.

Eine Sammlung von mehr als 750 antiken Denkmälern, Statuen, geschnittenen Steinen, Münzen und Gemälden, auf den 191 Original-Kupferblättern der französischen Ausgabe.

Zweite verbesserte Auflage.

1 Band Text und 1 Band Kupfer, auf Velinpapier sauber geheftet. Preis 10 Thlr. 1836.

„Eine auserlesene Anzahl von fast 700 Denkmälern ist in diesem Schatzkästlein mythologischer Kunstdarstellungen auf eine Weise zusammengestellt, der man es noch immer nachrühmen kann, aus den ihr zu Gebote stehenden Mitteln für Abbildung und Erklärung das Mögliche geleistet zu haben. Wer Millin's Gallerie mit den dazu gehörigen Erläuterungen sorgfältig gelesen hat, besitzt in der That die sicherste Grundlage, um die zerstreuten Ergebnisse der neuesten Zeit für den Zweck einer umsichtigen Kenntnifs alter Mythologie und Kunst zu verknüpfen. (Auszug einer Recension aus der preufs. Staatszeitung 1836, Nr. 7., von Herrn Prof. E. Gerhard.)

Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin.

---

[14] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Nordamerikanische Bilder und Zustände.

Nach G. v. Beaumont und A. v. Toqueville von O. Spazier (in Paris). 2 Thlr. 8 gr. 4 fl. 30 kr.

Obschon dieses Werk in kernhaft-epitomatischer Verkürzung alle 4 Bände des französischen Originals wiedergibt, so ist doch in Deutschland nie etwas Genialeres, Wahrhafteres, Lebendigeres und Gründlicheres über Nordamerika erschienen, und es kann gar nicht fehlen, daß diese Schrift viele Köpfe in Bewegung setzen wird, denn den genannten beiden Männern, welche als Bevollmächtigte Frankreichs nach den vereinigten Staaten abgeordnet wurden, ist es endlich gelungen, uns zum erstenmal ein meisterhaft gezeichnetes, erschöpfendes, getreues und völlig unparteiisches Bild der politischen, gesellschaftlichen, intellektuellen, moralischen, industriösen und commerciellen Entwickelung der Nordamerikaner, von ihren Licht- und Schattenseiten zu geben.

---

[792] In der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig ist erschienen:

C. A. Böttiger,

Ideen zur Kunstmythologie.

Zweiter Band. Zweiter, dritter und vierter Cursus: Jupiter, Juno und Neptunus, Amor und Psyche. Aus dessen hinterlassenen Papieren herausgegeben von J. Sillig.

gr. 8. 3 Thlr. 6 Gr.

Im Jahre 1826 erschien der erste Band. Erster Cursus: Einleitung zur vorhomerischen Mythologie der Griechen. Stammbaum der Religionen des Alterthums. Mit 5 Kupfertafeln, zu 3 Thlr.

№ 16.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 19. Januar 1837.

There's nothing in the world like „etiquette"
In halls or chambers. —

Byron.

Einiges zur Geschichte des englischen Parlaments.

Die näheren Umstände liegen zwar noch im Dunkel, doch das Faktum hat seine Richtigkeit, daß die sogenannte Mace, die Keule, das Scepter, das Machtzeichen des Sprechers im Hause der Gemeinen, diesem vor einigen Tagen abhanden gekommen war, aber glücklicherweise wieder beigebracht worden ist. Ja wohl, glücklicherweise, denn das Parlament soll ungewöhnlich früh im Jahre, am 31sten Januar zusammentreten, und was hätte das Haus der Gemeinen ohne die Keule seines Sprechers anfangen sollen? Ein Ausländer, ich weiß nicht ob es von Raumer ist, hat über die Allongeperrücken der englischen Richter und Advokaten sich lustig gemacht, und ein englischer Recensent des deutschen Buchs hat klar und deutlich erwiesen, daß, wenn es da etwas zu lachen gebe, solches nur die Unwissenheit des Ausländers sey, indem aus den und den Gründen ein englischer Gerichtshof viel eher der Rechtsgelehrten, als die Rechtsgelehrten der Allongeperrücken entbehren könnten; ebenso ist es mit des Sprechers Keule. Jedermann weiß, daß das Haus der Gemeinen eines der drei, und in mehrfacher Hinsicht das stärkste und mächtigste der drei Glieder ist, welche den Körper der englischen Verfassung bilden. Man weiß ferner, daß es kein Haus der Gemeinen gibt ohne den Sprecher, und wie nun, wenn es keinen Sprecher gibt ohne Keule? — Eine Menge Menschen treibt die Neugier in die Vorhalle des Unterhauses, um dort nach stundenlangem Warten die Volksvertreter und den Sprecher an sich vorübergehen zu sehen, und sie sehen den Sprecher vorübergehen in seiner stattlichen Perrücke und in seinem unbeschreiblichen Ornate, und sehen vor ihm her einen großen, starken Mann schreiten, einen breiten Haarbeutel auf dem Kragen, einen schmalen Degen an der Hüfte und einen schwer vergoldeten Knüttel, statt des Knopfes mit einer Krone geschmückt, kurz, des Sprechers Keule auf der Schulter; und von den Vielen, die das sehen, haben die Wenigsten einen Begriff von dem wichtigen Einflusse dieses anscheinenden Spielzeugs auf den Organismus des Hauses. — So erfahre man denn, daß es ohne Keule kein Unterhaus gibt, daß die Anwesenheit der Keule bei den Berathungen des Unterhauses so unerläßlich ist, als die Anwesenheit des Sprechers, und daß, wie das Haus ohne den Sprecher keine Verhandlung eröffnen, so der Sprecher ohne die Keule seinen Präsidentenstuhl nicht einnehmen darf. Jeder erste Zusammentritt beginnt bekanntlich mit der Wahl des Sprechers. Während des Wählens führt der Sekretär den Vorsitz, und so lange

die Wahl dauert, liegt das kostbare Zeichen von des Sprechers Macht und Würde unter der Tafel, an welcher der Sekretär seinen Platz hat. So wie jedoch die Wahl entschieden ist, wird die Keule aus ihrem Schlupfwinkel hervorgezogen und auf die Tafel gelegt, und hier muß sie liegen, so oft und so lange das Haus sitzt. Sobald das Haus aufsteht, das heißt, die Sitzung geschlossen ist, nimmt der Sprecher die Keule mit sich hinweg und behält sie stets in eigener Verwahrung.

In wie weit der Sprecher hiezu berechtigt ist, wurde im Jahr 1763 sehr ernsthaft erörtert und durch Abstimmung entschieden. Damals war Sir John Cust Sprecher des Hauses. Eines Tags ließ er durch den Sekretär anzeigen, daß Krankheit ihn verhindere, den Vorsitz zu führen, und sofort erhob sich eine lebhafte Debatte, ob nicht bei Ueberbringung dieser hochwichtigen Botschaft die Keule hätte anwesend seyn sollen. Daß sie auf der Tafel hätte liegen sollen, wagte Keiner zu behaupten; das hingegen behaupteten Viele, daß der Anstand des Hauses ihre Gegenwart unter der Tafel erfordert hätte. Nach mehreren langen und glänzenden Reden kam es zur Abstimmung; die meisten Stimmen entschieden, der Sprecher habe vollkommen recht gethan, sich nicht von seinem Machtzeichen zu trennen, und demgemäß vertagte sich das Haus mit dem ausdrücklich in das Protokoll aufgenommenen Beisatze: „wegen Abwesenheit der Keule.“ Auch muß dieser vergoldeten Gewalt Respekt bezeugt werden. Tritt ein Mitglied zwischen die Keule und den Stuhl, sobald der Mann in Haarbeutel und Degen, der serjeant-at-arms, erstere von der Tafel aufgehoben hat, so muß ihm solches, nach dem Gesetze des Hauses, der Sprecher auf das Nachdrücklichste verweisen. Geschieht es ferner, daß ein Verhafteter vor den Schranken erscheint, wobei der serjeant-at-arms ihn begleitet, die Keule auf der Schulter, so kann ein Mitglied es noch so nothwendig erachten, dem Gefangenen persönlich eine Frage vorzulegen, das Mitglied darf es nicht; warum? die Keule liegt nicht auf der Tafel. Also muß es seine Fragen, ehe der Arrestant erscheint, dem Sprecher schriftlich übergeben und sie durch diesen stellen lassen, denn sobald die Keule von der Tafel entfernt ist, darf in der ganzen Versammlung nur ein einziger Mund sprechen, und zwar der des Sprechers. Verwandelt sich das Haus in ein Comité, so verläßt der Sprecher seinen Sitz und die Keule wird unter die Tafel geworfen; kurz, ein großer Theil der Verhandlungen des englischen Unterhauses wird durch den Ort bestimmt, wo, und durch die Lage, in welcher des Sprechers Knüttel sich befindet. Man kann sagen, und das in parlamentarischen Ausdrücken: liegt die Keule auf der Tafel, ist es ein Haus; liegt sie unter der Tafel, ist es ein Comité, befindet sich die Keule außerhalb des Hauses, kann keine Verhandlung Statt haben, befindet sie sich innerhalb des Hauses auf der Schulter des Serjeanten, besorgt der Sprecher Alles allein.

Ein anderes Curiosum bei den Verhandlungen des englischen Parlaments geht beide Häuser an; es betrifft die Art und Weise, wie das Oberhaus mit dem Unterhause, und dieses mit jenem communicirt. Die Art der Communication ist verschieden, obschon beide Häuser als gesetzgebende Körper sich gleich sind, und der Gegenstand hat im Augenblick doppeltes Interesse, indem beim nächsten Zusammentritte des Parlaments von Seiten des Unterhauses die Aufhebung dieser Ungleichheit beantragt werden und aus dem, was wieder als eine Lächerlichkeit erscheint, ein verhängnißvoller Kampf zwischen beiden Häusern entstehen dürfte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stephanie.

(Fortsetzung.)

An dem Tage, wo der Graf von Mutter und Tochter Abschied genommen, ward zwischen diesen Beiden kein Wort über ihn gewechselt. Frau von Sarry ertheilte ihrer Tochter Aufträge, welche deren Zeit genügend in Anspruch nahmen, und zog sich dann in ihr Zimmer zurück. Nach ihrem Grundsatze mußte man jedem Menschen Zeit lassen, den Schmerz in seiner ganzen Tiefe und Bitterkeit zu ergründen, und erst, wenn dieses vollständig geschehen, mit Trostgründen Eingang zu finden suchen. Sie blieb demselben auch bei dieser Veranlassung treu und ließ Stephanien ruhig gewähren, ohne des Grafen mit einer Sylbe zu gedenken. Im Reisewagen jedoch, bereits einige Meilen von der Stadt entfernt, redete sie ihre Tochter an: „Wir eilen nun wieder der Heimath zu, Stephanie; ich hoffe, es ist dir nicht unlieb?“ Stephanie schlug die Augen ruhig auf: „Ich kehre gerne zurück.“ — „Gerne, aber nicht freudig, ich weiß es. Du hast die glücklichen Tage nicht gefunden, auf welche du zähltest. Glaube mir, Stephanie, daß ich es so tief gefühlt habe wie du, tiefer vielleicht, wenn das möglich ist. Ich wünschte, du wärest ganz offen und sagtest mir, welches Gefühl in deinem Herzen vorherrschend ist?“ — „Demüthigung,“ entgegnete die Tochter leise. — „Wie ist das möglich? Stephanie, wie kann das seyn? Kann ein Unrecht, welches man dir zufügt und welches du schuldlos trägst, dich in deinem Sinne herabwürdigen? stellt es dich nicht vielmehr hoch über denjenigen, von welchem es ausgeht? Ich war auf eine andere Antwort gefaßt.“ Stephanie erwiderte: „So viele Empfindungen haben meine Seele bestürmt, daß ich

ihnen selber kaum Namen zu geben weiß, schmerzlich waren alle. Soll ich aber sagen, was mich am tiefsten gekränkt hat, so war es die Aeußerung des Grafen am letzten Tage, worin er uns vorwarf, Ansprüche an ihn gemacht zu haben.“ — „Ich hoffte, diese Anspielung sey von dir völlig unbeachtet geblieben.“ — „O nein, ich nahm nur alle Kraft meiner Seele zusammen, jede äußere Bewegung zu verbergen, denkend, wie sehr es ihn bei ruhigem Nachsinnen beschämen müsse, mir einen Vorwurf gemacht zu haben, den ich so wenig verdiene.“ Frau von Barro blickte auf die Landschaft, um ihre Thränen zu verbergen, und sagte nach einer Pause: „Ich kann dir dein Schicksal nicht vorher sagen, meine Tochter; es ist möglich, daß noch manche Stürme über dein junges Leben heraufziehen. Eines kann ich sagen: du verdienst glücklich zu seyn. Denke aber nicht zu viel daran, daß du es werden willst. Das Glück ist keine Pflanze von dieser Welt, die Knospe sehen Manche, die Blüthe Wenige. Es ist eine höchst seltene Vergünstigung des Himmels, wenn man dem Gegenstande seiner ersten Neigung zu Theil wird; dir ist sie nicht beschieden gewesen. Aber kann der Segen einer zärtlichen Mutter Heil bringen, so wirst du einst glücklich seyn; deine Seele wird sich allmählig wieder emporrichten, Geistesruhe und Thätigkeit werden dir Trost bringen; nur der Schmerz der Schuld ist ewig, unvergänglich.“ Aehnliche Gespräche beruhigten nach und nach Stephaniens tief aufgeregtes Gemüth, und die Heimath sah bei ihrer Rückkehr zwei sanft ergebene, wenn auch nicht glückliche Menschen wieder.

Während dessen hatte der Graf seinerseits die schmerzlichsten Gefühle zu bekämpfen. Die Prinzessin, welche zum Besuch bei ihrer Tante, der Fürstin von H. sich befunden, war jezt veranlaßt, zu ihrem Vater zurück zu kehren. Als waltete die Nemesis, wurde ihm auch diese Kunde sehr zufällig. Er war in Verzweiflung und zeigte dieselbe der Prinzessin unverholen. Sie sah ihn ruhig, aber nicht ohne Theilnahme an. „Wie kann,“ sagte sie gelassen, „ein so lange vorher zu sehendes Ereigniß Sie auf solche Weise erschüttern? Wer den Sonnenschein des Lebens genossen, muß auf die Wolken gefaßt seyn. Die dankbare Anerkennung der Vergangenheit gibt mir den Muth, die Gegenwart zu ertragen.“ Diese und ähnliche Aeußerungen mußten ihre Wirkung auf den Grafen verfehlen; beruhigender war ihr Blick, der ihm beim Abschiede schweigend die Erlaubniß gab, sie wieder zu sehen.

Zwei Monate später traf der Graf in der kleinen Residenz des Fürsten ein; die reizende Lage derselben, die Nähe berühmter Heilquellen boten einen Vorwand zu seinem dortigen Aufenthalt. Auf solche Weise verflossen beinahe zwei Jahre, welche der Graf fast unausgesezt dort zubrachte. Ueber sein Verhältniß zur Prinzessin während derselben waltete tiefes Dunkel. Nach Ablauf der gedachten Zeit sah der Graf sich zur Rückkehr in seine frühern Dienstverhältnisse genöthigt, welche ihn über sechs Monate entfernt hielten. Das Gerücht von einer beabsichtigten Vermählung der Prinzessin erreichte ihn in der Ferne, und erfüllte sein Herz mit Qual und Besorgniß. So sehr er seine Reise auch beschleunigen mochte, er hörte es bestätigt, bevor er die Residenz erreichte. Seine eifersüchtige Verzweiflung überstieg alle Grenzen. Nichts machte jezt die Fortsetzung seiner Reise nothwendig, er hätte umkehren können, dennoch trieb es ihn rastlos vorwärts. Er mußte sich überzeugen, weßhalb, für wen er geopfert sey.

Tief empfundenes Weh läßt auch äußere Spuren zurück, und so bemerkte die Prinzessin nicht ohne innere Bewegung die Veränderung in dem Aussehen des Grafen, als er sich ihr zuerst wieder vorstellte. Sein Blick, aus welchem sehr entgegengesezte Leidenschaften sprachen, war während seines Glückwunsches durchdringend auf sie gerichtet. Sie wich demselben nicht aus, ihre Augen ruhten ernst auf den seinigen, und dieser Ernst ging gegen das Ende seiner unzusammenhängenden Rede in jenen dunkeln, tiefen, unergründlichen Blick über, den er später in ihrem Bilde wieder fand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Algier, Ende Decembers.

Minorka. Majorka.

Es ist schwerlich ein Ort der Welt, welcher dem Reisenden heutiges Tages einen anziehendern Aufenthalt bieten könnte, als diese frühere Hauptstadt des berüchtigten Korsarenvolkes. Lange Jahrhunderte war Algier für uns ein mysteriöser Ort, eine Lieblingsheimath romanenhafter Sagen, troz seiner geringen Entfernung vom civilisirten Europa. Jezt lockt das dreifarbige Banner eine Menge neugieriger Besucher nach dem Strande der Barbarei; die meisten, um Geld zu gewinnen und ihr Glück zu machen, wenige, um Numidiens antike Denkmäler, um die Naturgeschichte, Völker und Völkersitten eines noch so wenig bekannten Erdstrichs zu studiren. Hier ist die Beute für Alle reich. Der kluge Spekulant verdoppelt sein Capital in wenigen Jahren, der Raritätensammler findet Waffen, Münzen und alte Steine mit Inschriften, den Naturforscher lockt des Landes reiche Flora und seine wunderbare Insektenwelt nach der Ebene von Metidschah, an die Ufer der Aratsch und die Vorgebirge des Atlas. Doch darf er sich dort nicht allzu weit verirren, denn die Kabylen, stets bemüht, ihre Schädelsammlung zu bereichern, schneiden ihm ohne Gnade den Hals ab. — Eine schöne Skizzensammlung machen in diesem Augenblicke zwei Maler. Der eine, ein Landschaftmaler, zeichnet Gegenden, Gebäude und Ruinen, der andere, ein Genremaler, treibt sich auf den Straßen umher, skizzirt dabei die Versammlungen in Kaffeehäusern und Barbierstuben, die Marktscenen und

Beduinenspiele. Dieser merkwürdige Ort verbindet mit dem bewegten Leben eines europäischen Seehafens und dem kriegerischen Geräusche eines großen Waffenplazes das buntphantastische Gemälde einer afrikanisch-muselmännischen Stadt. Seine Bevölkerung, aus den verschiedenartigsten und zum Theil seltsamsten Exemplaren des Menschengeschlechts zusammengewürfelt, fesselt den Blick des Fremden fast bei jedem Schritte, während das reiche Grün der Landschaft seinem Auge lacht und ihm lockend winkt unter eine wunderbare Tropenvegetation voll Paradiesbäumen und gekrönten Palmen.

Sehr schade ist es nur, daß sich noch immer keine Unternehmer gefunden haben, um eine Dampfschiffverbindung zwischen Marseille und Algier herzustellen. Die Kauffahrteischiffe bleiben gewöhnlich acht Tage, und bei schlimmer Witterung häufig einen Monat lang unterwegs. Auf den Staatsdampfschiffen aber, welche die Ueberfahrt bei günstigem Winde in drei Tagen machen, ist der Reisende sehr schlecht untergebracht und muß die elende Nahrung zu einem enormen Preise bezahlen. Selbst der Speisetisch der Offiziere, an welchem ich durch die Generosität des französischen Gouvernements Plaz nehmen durfte, ist keineswegs sehr reichlich bestellt, und da die heftigen Stürme uns neun Tage lang auf dem Meere zurückhielten, so wurden die Portionen gegen das Ende unserer Fahrt ziemlich karg. Die Entfernung von Toulon bis Algier beträgt 165 Stunden. Auf der Hälfte Weges liegen die balearischen Inseln, freundliche, grüne Eilande, die von einer ziemlich armen, aber ungemein liebenswürdigen, hübschen, reinlichen Bevölkerung bewohnt sind. Das Dampfschiff verweilt in der Regel nur eine Stunde vor Mahon, der Hauptstadt Minorka's, um seine Depeschen abzugeben. Wenn das Meer aber sehr stürmisch ist, finden die Schiffe in dem so bequemen Hafen einen äußerst sichern Ankerplaz. Uns hielt das schlechte Wetter einen vollen Tag in Mahon zurück; ich war damit, wie die übrigen Passagiere, sehr zufrieden. Ich benuzte diese Zeit, die ungemein freundliche, saubere, schön gebaute Stadt zu besichtigen, welche im Verhältniß zu ihrer ansehnlichen Größe eine sehr geringe Bevölkerung besizt. Fast die Hälfte der Bewohner ist nach Algier ausgewandert. Die Sprache auf den balearischen Inseln ist eine angenehm klingende spanische Mundart, nicht so schön zwar, wie das Castillianische, doch nähert sie sich diesem mehr, als dem Patois der Catalonier. Die Tracht gleicht der andalusischen; die Mantilla schmückt die sehr schönen jungen Insulanerinnen auf das Reizendste. Man bemerkt unter ihnen viele Physiognomien, welche an die Maurinnen Algiers erinnern. Da der Tag unsers Aufenthalts in Mahon gerade das Namensfest der Königin von Spanien war, so hatten wir Gelegenheit, einen Ball mit anzusehen, welcher von allen anwesenden französischen und amerikanischen Marineoffizieren besucht wurde. Man tanzte dort den Fandango und den Walzer, vorzugsweise leztern. Ueberall bemerkte ich unter Minorka's Bevölkerung ultraliberale Gesinnungen. Das Terrain dieses Eilandes ist nicht sehr gesegnet und steht dem in jeder Hinsicht blühendern Majorka bedeutend nach. Palma, die Hauptstadt Majorka's, welche ich bei meiner frühern Ueberfahrt zu sehen Gelegenheit hatte, liegt noch weit malerischer im Hintergrunde einer felsigen Bucht. Riesenhaft ragt dort die schöne gothische Cathedrale aus der Mitte der Stadt heraus. Am Ufer des Meers gewährt die Menge von Windmühlen einen wunderlichen Anblick. Die Berge der Umgebung bedecken Wälder von Orangen- und Citronenbäumen; fast all die schönen Orangen, die man zu Marseille findet, kommen von Majorka.

(Die Fortsezung folgt.)

Stuttgart, Januar.

(Fortsezung.)

Fräulein Schebest als Romeo.

Wenn Othello voll afrikanischer Gluth, in einer Siroccoatmosphäre, stets in Begleitung der Furien erschien, in wilder, zuckender Lebendigkeit, in jeder Bewegung die innerliche Zerrissenheit wiederspiegelnd, so schien Romeo unter einer ganz andern Sonne geboren zu seyn. Heiter, lebenskräftig, mit angenehmem Stolze, einen Zug von Schwärmerei in Antliz und Haltung, edel vom Wirbel bis zur Zehe, trat er auf. Wie ganz anders ward hier der rührende Zorn dargestellt, nachdem die Bitte um Frieden höhnisch abgewiesen worden ist! Unnachahmlich schön ward die Arie vorgetragen: La tremenda ultrice spada, besonders die Stelle, wo das Hauptthema im zweiten Theile wieder eintritt. Hier schien die Stimme in bitterer Wehmuth zu versagen, und brach dann, nach einer leisen Dehnung des d, mit einem solchen Jugendtroze wieder hervor, daß man auf's Lebhafteste an die Scene des Trauerspiels erinnert wurde, wo Romeo den Tybalt erschlägt. Das Wunderbarste aber war die gleich darauf folgende Scene mit Julietta. Hier kam das Geheimniß der Jünglingsbrust, jene kecke, schwelgerische, wehmuthsvolle, ahnungsreiche, stolze und im Bewußtseyn ihres Rechtes selbst trozig aufbrausende Liebe auf das Ueberraschendste zu Tage. Die Knabenungeduld, der zärtliche Unmuth, und dann wieder das überströmende Gefühl, die hinreißende Beredtsamkeit der Sehnsucht wurden in zahllosen Nüancen ausgedrückt. Hier war Alles Leben, kein ruhiger Augenblick. Troz, Hingebung, Abweisen, Anschmiegen, Alles wird versucht, um die Geliebte zur Flucht zu bereden. Vom schönsten plastischen Effekte ist der Anfang des Allegro's. Romeo schreitet, das Auge fest auf Julien gerichtet, das Haupt sanft zur Bitte geneigt, langsam aus dem Hintergrunde hervor, und wie er nun die Geliebte berührt und, überwältigt von Sehnsucht, umfaßt, ist die lezte hinsterbende Bewegung am Ziele kein Kniefall mehr zu nennen, vielmehr im lezten Schritte scheint die ganze Gestalt, übermannt vom Gefühl, unwillkührlich nur sanft dahinzufließen. Die Stelle: „du liebst mich nicht.“ und „so fühlst du nichts für mich.“ kann nicht ergreifender vorgetragen werden. Eben hier zeigte die Künstlerin am unabweisbarsten, wie trefflich ihr der geistreiche Diebstahl an dem eigensten und geheimsten Leben der ahnungsvollen Jünglingsseele gelungen ist. So waren denn auch die Umarmungen grundverschieden von jenen gewöhnlichen Gliedermannsbewegungen, vielmehr stets keck, rasch, und in jeder der verschiedensten Modifikationen äußerst bezeichnend. Der belebende Hauch in dieser Scene schien das Wort des Dichters zu seyn: „So thue denn sein Aeußerstes der Liebeswürger Tod!“ Der zweite Akt hält sich größtentheils in der Sphäre allgemeinerer Leidenschaftlichkeit. Wenn hier nicht einzelne Momente ausgezeichnet werden, so glaube man nicht, daß nicht solche mannichfach zu nennen wären; allein da hier auch das geringere Talent Wirkung thut, möge nur angedeutet werden, daß unsere Künstlerin sich bei aller verzehrenden Gluth der mächtigen Aufwallung stets auf's Sicherste in den Grenzen edler Schönheit hielt. Der Schlußmoment, jener süße Triumphgesang der Liebe, die einzige musikalisch große Stelle des Stücks, bot, wie sich von selbst versteht, der begeisterten Spielerin eine Kette von Triumphen dar.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 6.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 19. Januar 1837.

Archäologie.

Ueber die Gorgonenfabel oder Erklärung eines etruskischen Bronze-Reliefs in der Glyptothek zu München; gelesen in der öffentlichen Sitzung der Königl. bayer. Akademie der Wissenschaften am 25. August 1834 von Dr. Franz Streber, Königl. Münzcabinets-Adjunct. München, 1834. Gedruckt bei Doctor Karl Wolf.

Es ist nicht die Absicht, einen Auszug von der angezeigten Schrift zu geben oder den Faden des Zusammenhangs mit Genauigkeit zu verfolgen. Noch weniger ist es darum zu thun, die Deutungen, welche der Vf. auf fremden Credit angenommen hat, von seinen eigenthümlichen Ueberzeugungen und Nutzanwendungen auszuscheiden, was ein weitläufiges Geschäft seyn würde; es genügt, einige unmaßgebliche Bemerkungen mitzutheilen, die vielleicht Veranlassung zum weitern Nachdenken geben können, wenn sie in ihrer Art auch nicht im Stande sind, das Geschäft der Untersuchung eigens zu fördern.

Die Abhandlung beginnt mit einem poetischen Pro[illegible], geht dann zu der wohlbekannten Fabel von Perseus und Medusa über, zählt die verschiedenen Erklärungsarten der Alten auf, weist den Fortgang der Gorgonenbildung auf dem Felde der Kunst und Poesie nach, bleibt [illegible] unmittelbar bei dem vereinzelten Bronze-Relief stehen, ohne sich um die Folge, Beschaffenheit und Be[illegible] der mit ihm zu Tage gekommenen Nebenstücke zu bekümmern, in deren Verbindung dasselbe, wie die herrschende Annahme lautet, ursprünglich zu einem geschlossenen Ganzen gehört haben soll. Das in Rede stehende Relief wurde mit dem übrigen Zubehör 1812 bei Perugia ausgegraben. Die Minderzahl der Fragmente kam in das dortige Museum, die Mehrzahl in den Besitz des Hrn. Dodwell zu Rom und aus dessen Händen späterhin unter die Schätze der Münchener Glyptothek. Ueber dem Funde waltete ein Unstern; man war nicht im Stande, das Getrennte wieder in seiner vormaligen Einheit herzustellen. Sämmtliche Reliefs werden indessen nach der bis jezt gültigen Ansicht für Ausschmückungen eines etruskischen Wagens gehalten. Wahrscheinlich haben die ans Licht gezogenen Deichselknöpfe bei jenem Endurtheile nicht wenig mitgeholfen. Ob die Reliefs wirklich einem Wagen beizulegen sind, und sollte sich daran noch zweifeln lassen, in welcher andern Verbindung man sie alsdann zu denken hat, das kann für die stattbafte Erklärung der gegenwärtigen Bronze keineswegs gleichgültig seyn. Zugegeben aber, daß die Glaubwürdigkeit des Wagens nicht dem mindesten Verdachte unterliegt, so entsteht nun die wichtigere Frage: diente derselbe einem Triumphe, einer Procession, oder welchem Behufe sonst? Nach Maßgabe der Antwort muß sich nothwendig auch die Erklärung der problematischen Bronze in diesem oder jenem Sinne richten. Man darf zwar auf die Bestimmung eines Kunstwerks von vorn herein nicht zu viel bauen; aber rein zufällig, durchaus ungleichartig, gedankenlos zusammengemischt ist wohl kein Kunstganzes der alten Welt, das wirklich als solches bestehen will, so wenig auf der Höhe der Bildung als in ihren Anfängen. Die erste Kunstentwickelung zeigt bei jedem Volke, das sich frei äußern kann, eine eigene Consequenz, worin sich der Gehalt seines geistigen Lebens oft schärfer ausspricht als in den spätern Erzeugnissen. Die Anwendung auf die frühern Kunstversuche der Etrusker ergibt sich hieraus von selbst, da besagte Reliefs nach dem einstimmigen Urtheile der Kenner echt tuskanische Werke sind und aus einer Zeit herstammen, wo die Eigenthümlichkeit des räthselhaften Volkes noch ungebrochen war. Die Form des Wagens ist ungewiß, nicht minder alles Dasjenige, was über seine Bestimmung einen näheren Aufschluß geben könnte. Demnach wird für das Rathen, Meinen und Folgern kein anderes Mittel übrig bleiben, als den Inhalt der Reliefs vergleichungsweise zu durchmustern, auf ihre merkbare

Uebereinstimmung eine wahrscheinliche Gesammtvorstellung zu begründen, dieselbe mit andern vorgefundenen Resten der etruskischen Kunst in Einklang zu setzen und solchergestalt auf dem Wege einer heuristischen Hypothese, bald vorwärts, bald rückwärts gewandt, den möglichen Aufschluß zu suchen. Bloß von der Methode der Erklärung ist die Rede; die Ausführung muß Ref. Andern überlassen. Er beschränkt sich auf eine flüchtige Bezeichnung der in der Glyptothek vorfindlichen Reliefs, so weit sie Spuren eines muthmaßlichen Zusammenhangs zu verrathen scheinen und über die in der Abhandlung vereinzelte Bronze etwa den Schatten eines entfernten Lichts verbreiten können.

Im Allgemeinen dürften besagte Reliefs für die Annahme eines Triumphwagens sprechen, theils in den Vorstellungen des Sieges und Kampfes, theils in den Andeutungen der Kraft und des Glücks. Schwerlich aber wird sich der fraglichen Bronze ein Sinn beilegen lassen, der eine Art von abstruser Mythologie voraussezt, wenn nicht die verwandten Reliefs durch die Tiefe ihrer nachweislichen Bedeutung mit Gewalt dazu zwingen. Verhüllte Beziehungen wollen sich im Umfange eines und desselben Werkes nicht mit klaren Bildern reimen; eine solche Vereinigung wäre eine widernatürliche Verschmelzung von Geheimniß und Durchsichtigkeit, wenigstens ist nach den Grundsätzen historischer Erfahrung nicht eher daran zu glauben, als bis die Einsicht hinzukommt, daß und wie die hellern Seiten des Ganzen zur Aufklärung der dunklern beitragen. Beginnen wir mit dem Einfachsten und lassen wir vor der Hand die oft erwähnte Bronze noch aus dem Spiel. Im Inkunabelnsaal der Glyptothek zuvörderst (Nr. 37) zwei Löwen, die über einen in ihrer Mitte befindlichen Hirsch herfallen. Die Scene eines Thierkampfes, wo eine doppelte Ueberlegenheit das Schwächere vernichtet. Der Sinn der Vorstellung läßt sich ganz bequem aus dem Reiche der Thiere auf die Menschenwelt und in dieser auf den Grundbegriff eines Triumphes beziehen. Thiere, einigemale in seltsamer Zusammensetzung kehren häufig wieder. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß gern zwei verbundene Kräfte gegen eine dritte andringen, und so auch umgekehrt die einzelne sich gegen zwei andere und gleiche wendet; wahrscheinlich liegt die Veranlassung dazu bloß in dem Streben nach dreitheiliger Anordnung. So hält auf Nr. 36 ein knieender Krieger in der Rechten ein Schwert, mit der Linken einen Strick, welcher zweien zu beiden Seiten stehenden Löwen um den Hals gebunden wird. Die Erklärung liegt so nahe wie im vorigen Bilde, nur tritt die menschliche Obmacht in ihrer doppelten Richtung deutlicher hervor. Will man in der Einmischung von Thieren oder thierähnlichen Wesen eine absonderliche Bedeutung suchen: was wird dann hier und dort aus den Löwen und dem Hirsche? Warum sollen diese son[st] so poetischen Geschöpfe leer ausgehen, sobald es einm[al] theilweise auf eine außerordentliche Deutung abgeseh[en] ist? Begnügt man sich aber in beiden Fällen mit einer gemeinverständlichen Sinn, so ist auch kein Grund vor[-] handen, anderwärts ohne dringende Nothwendigkeit dav[on] abzuweichen. Nr. 35 stellt nach Schorns Angabe, i[n] seiner Beschreibung der Glyptothek, eine Spes vor, di[e] in der Rechten ein Fläschchen, mit der Linken das Ge[-] wand hält. Eine Spes würde als Zeichen des Glück[s] sich dem Triumphwagen abermals ohne Beschwerde an[-] schließen; jedenfalls dient sie zum Beweise, daß die ver[-] schiedenen Bilder sich bis jezt zwanglos an einander re[i-] hen lassen, ohne eine verborgene Tiefe zu beabsichtigen während sie doch auch zugleich eine gewisse Einheit de[s] Verständnisses ansprechen. Damit stimmt auch Nr. 3[4] ein Minotaurus, Menschengestalt mit Stierkopf, glückli[ch] zusammen; der Gedanke an den Sieg des Theseus biet[et] sich ganz ungesucht dar und bestätigt wiederum die Fa[ß-] lichkeit des leicht geknüpften Zusammenhangs. Dassel[be] wird sich von Nr. 38 sagen lassen, einer links gekehrte[n] Sphinx und einem rechts gewendeten Löwen, wenigster[s] stehen beide der bisherigen Annahme nicht unverträgli[ch] entgegen. Wirkliche Schwierigkeit macht dagegen Nr. 3[9] doch nur zum Theil. Dies Relief besteht aus zwei zu[-] sammen gehörigen Stücken, die nach Schorns Bemerku[ng] niemals getrennt waren, obwohl sie bei Inghirami Mo[n.] etc. Ser. 3. tav. 24. 25. abgesondert erscheinen. D[ie] zur Linken abgebildete Jagd gegen einen Eber veransch[au-] licht gleichfalls unter einem aus der Thierwelt genomm[e-] nen Bilde den Sieg menschlicher Ueberlegenheit.

(Der Beschluß folgt.)

Kunstgeschichte.

Geschichte und Beschreibung des Domes zu Main[z]. Von F. Wetter. Mainz, C. G. Kunze. 183[5].

(Fortsetzung.)

Der Unbefangene sieht leicht, daß diese Gründe se[hr] unzusammenhängend und unhaltbar sind. Wir woll[en] nicht erwähnen, daß die Regierung der longobardisch[en] Könige bei weitem nicht so glücklich, ruhig und we[ise] war, als der Vf. sie schildert, wir wollen nicht herv[or-] heben, daß der Einfluß, welchen die Lombarden du[rch] ihre Betriebsamkeit und die Erfindung der doppelt[en] Buchhaltung auf den Handel fast aller europäischen Länd[er] gewannen, erst in weit spätere Zeit, die des vierzehnt[en] und fünfzehnten Jahrhunderts fällt; wir können endl[ich] dem Vf. völlig zugeben, daß das Maurer- und Stei[n-]

metzenhandwerk sich schon vom sechsten Jahrhundert an in den lombardischen Gegenden vorzüglich ausgebildet, daß die Arbeiter von da während aller folgenden Jahrhunderte bis auf die gegenwärtige Zeit sich zu großen Bauunternehmungen in Italien, Deutschland und Frankreich verdungen haben. Demungeachtet bleibt völlig unerwiesen, daß erstlich diese Maurer und Steinmetzen eine förmlich organisirte Gilde ausgemacht, wie Hr. Hope behauptet, und daß sie zweitens eine eigenthümliche Kunstrichtung überallhin mit sich gebracht und aller Orten ausgeführt hätten. Die Verbrüderung der Steinmetzen scheint nach dem, was wir bis jezt über diesen noch wenig aufgeklärten Punkt wissen, in England begonnen zu haben; die Urkunde von York ist noch immer das älteste darüber bekannte Document. Von dort aus verbreitete sie sich durch ganz Deutschland oder wurde hier nachgeahmt, und zwar finden sich deutliche Spuren davon erst im dreizehnten Jahrhundert, wo die spitzbogige Bauart begann. — Lombarden aber haben auf diese deutschen Bauhütten bestimmt keinen Einfluß gehabt, sonst würden nicht deutsche Baumeister, welche aus denselben hervorgingen, nach Italien gerufen worden seyn, wie Jakob der Deutsche zum Baue des Doms von Assisi, und Heinrich von Gemünd zu dem des Mailänder Doms. Die Sammlungen, welche einer der ausgezeichnetsten Forscher über die Steinmetzen des Mittelalters angelegt hat, werden bei ihrer hoffentlich baldigen Bekanntmachung vielleicht auch Aufschluß geben, wie sich die deutschen Bauhütten zu den französischen verhalten haben. So viel scheint gewiß, daß erst die großen spitzbogigen Kirchenbauten in Deutschland, Frankreich und England hauptsächlich durch die Zunft der freien Maurer und Steinmetzen und ihre Bauordnungen gefördert wurden. In den früheren deutschen Werken herrschte meist die Anordnung der Fürsten, der Bischöfe und der Geistlichkeit; derselbe Fall war es bei den italienischen, oder diese unterlagen, wie bereits Hr. v. Rumohr bemerkt, der Berathung der Communen und erfuhren alle Nachtheile, welche der Wechsel und die Uneinigkeit oft unverständiger Rathscorporationen über Kunstwerke herbeiführen können. Daher unterscheiden sich die Verbrüderungen italienischer Steinmetzen und Bauarbeiter, wie aus den Statuten von Siena (Cicognara I. 221) erhellt, wesentlich von den deutschen, indem sie hauptsächlich auf Feststellung und Sicherung der Rechte aller in einer Stadt ansässigen Werkleute und auf Abwehrung fremden Zudranges gerichtet sind, während die deutschen Bauhütten jeden Fremden aufnahmen, durch alle deutschen Lande unter einander in Verbindung standen und keineswegs ausschließende und provinzielle, sondern gemeinsame kosmopolitische Rechte übten. Wären lombardische Gilden, etwa vom zehnten bis zwölften Jahrhundert, wie unsre Vff. wollen, in Italien, Deutschland, Frankreich und England die Grundlage dieser Verbrüderungen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts gewesen, so müßte man sich billig verwundern, daß gar keine urkundliche Spur davon vorhanden ist, und gerade in Italien dies Zunftwesen in einer so ganz entgegengesezten Richtung sich ausgebildet hat.

Nach allem diesem muß das Vorhandenseyn lombardischer Zünfte und deren Verbreitung über Europa völlig in Frage gestellt werden. Und eben so wenig als diesen ersten Punkt möchten wir den zweiten zugeben, daß nämlich von solchen Verbrüderungen überhaupt das Wesentliche der Bauart, der Styl, habe ausgehen können. Auch die Bauhütten, welche die spitzbogigen Werke vom dreizehnten bis fünfzehnten Jahrhundert errichtet haben, bildeten und erhielten hauptsächlich nur das Handwerk; Meister und Gesellen arbeiteten einträchtig und streng nach bestimmten Vorschriften, und alles Mechanische, Alles, was der Gewandtheit der Hand angehört, gelangte dadurch zu bewundernswürdiger Vollkommenheit. Aber nicht alle Meister waren Baumeister, verstanden die höhere Formenlehre der Kunst. Die Auffassung, Erfindung und Construction des Bauwerkes ging auch hier nur aus dem einzelnen Geiste hervor, und nur selten konnte der Erfinder durch einen Nachfolger würdig erstezt werden. Zeigen doch alle spitzbogige Bauten, jede den eigenthümlichen Geist des Erfinders sogar in dem Maße, daß nur in wenigen eine völlige Durchführung des Systems, eine von Bizarrerien und Capricen völlig freie Behandlung ersichtlich ist. Auch vermochten die Bauhütten nicht den spitzbogigen Styl aufrecht zu erhalten, als seine Zeit vorüber war. Sie existirten bekanntlich in Deutschland mit allen ihren Gerechtsamen bis ins achtzehnte Jahrhundert, und noch zu Ende desselben verlangte die Zunft von dem Maurer und Steinmetzen ein Meisterstück von ähnlicher Art wie in früherer Zeit; der Baustyl aber hatte gewechselt und die deutschen Bauhütten hatten sich nach dem Vorgang ihrer Werkmeister so gut dem neurömischen und berninesken Style bequemt wie die Italiener. Viel weniger ist demnach anzunehmen, daß lombardische Maurer, wahrscheinlich wie noch jezt, ohne alle Verbindung unter einander, da und dort nach Arbeit umherziehend und ihr Handwerk verdingend, einen Baustyl von so viel innerer Consequenz wie den romanischen könnten ausgebildet und erhalten haben. Auch müßte man, hätten sie irgend einen Einfluß gehabt, doch erwarten, daß derselbe in Italien und Deutschland gleichmäßig sichtbar wäre. Dies ist aber keineswegs der Fall; wir finden diesen Styl in beiden Ländern auf ganz verschiedene, eigenthümliche und fast nur im Ornament übereinstimmende Weise sich ausbilden. Die italienischen Kirchen bleiben fast ganz ohne Thürme, und nehmen vielmehr, nach dem Vorgang der Byzantiner, die Kuppel über der

Mitte des Kreuzes auf; ihre Façaden sind geradelinig, mit einem prachtvollen Portale versehen und obgleich in drei Abtheilungen getheilt, doch von einem einfachen Giebel gekrönt; die deutschen dagegen vereinigen sogleich die Thürme mit der Kreuzesform des Baues; die Kuppel, wo sie noch beliebt wird, trägt meist einen hohen pyramidalen Thurm, die Vorderseite wird von zwei kleineren Thürmen mit flammenähnlichen Dächern eingeschlossen, welche für den Giebel nur unbedeutenden Raum über dem mäßig gehaltenen Eingang lassen; selbst an der Rückseite neben dem Chor werden Thürme, oft bedeutender als an der Vorderseite, angebracht. Erwägt man, daß der Basilikenbau in Deutschland eben so bekannt war wie in Italien, und die Beispiele, die wir davon haben, von großer Reinheit des Styls zeugen, so kann man nicht umhin, die Gestaltung der Kirche zu Limburg an der Lahn, des Münsters zu Bonn, der Apostelkirche zu Köln, der Dome zu Speyer, Worms und Bamberg, die ihres Gleichen nicht in Italien finden, für ein Resultat eigenthümlich deutscher Entwickelung zu erkennen. Fragen wir aber, wie es komme, daß bei so großer Verschiedenheit der Hauptform doch die Verzierungstheile, die kleinen Rundbogen, Säulen und Leisten überall so ganz ähnlich sich wiederholen, so dürfte wohl die Beantwortung eben in jenem Einfluß byzantinischer Mode liegen, welchen Hr. Wetter in Bezug auf deutsche Bildnerei und Malerei S. 87 ff. hervorhebt. Der byzantinische Geschmack, der vom sechsten bis zum zwölften Jahrhundert eine ziemlich unveränderte Herrschaft über Europa behauptete, erhielt nur die Erinnerung an antike Formen in den Theilen und Ornamenten, und wie die rundbogige Verzierung, welche schon an Diocletians Bauwerken und später in Ravenna (am Grabmal des Theodorich) hervortritt, von den Byzantinern angenommen wurde, so fand dieselbe auch in Italien und Deutschland ihre eigenthümliche Ausbildung. Hier tritt sie frühzeitig, mit dem achten und neunten Jahrhundert (z. B. am Vorhof von S. Ambrogio in Mailand), hervor, und zwar stets so, daß die antike Grundlage immer von Neuem sichtbar wird, wie sich hauptsächlich an den Kirchen von Verona nachweisen läßt. Ob dies berechtige, die Erfindung dieser Verzierungsweise für lombardisch zu halten, lassen wir dahin gestellt; indem noch nicht erwiesen ist, daß solche nicht gleichzeitig an deutschen Monumenten sich vorfinden. Sie scheint sich übrigens auf Italien, Deutschland und Frankreich zu beschränken; wenigstens unterscheiden sich die correspondirenden Ornamente an früheren Bauwerken der Normandie und Englands durch größere Willkührlichkeit und Ueberladung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Kein Wunder, daß dir dein Werk nicht mehr genügen will. Es hat dich in seiner Gelungenheit selbst überrascht, erfreut; aber jetzt ist es ein Theil von dir deiner Kunstseele geworden. Du bist nicht sowohl unzufrieden damit, als vielmehr darin befriedigt, saturirt und strebst weiter. Sey versichert, daß, was dich nicht mehr reizt, Andere doch reizen werde. Sie treten wie Kinder zu deinem Werk, das du als ein Erwachsener betrachtest.

* * *

Wer schon ein Bild hat entstehen sehen, der wird begreifen, warum die Copie selbst des Meisters dem ersten Original nicht gleichkommen kann. Man denke an ein Portrait. Der Meister hat die Unendlichkeit der Natur vor sich und wählt sich den Typus der Nachbildung. Sein Pinsel sucht auf der Palette bewußt-unbewußt die geeigneten Tinten. Jeder Strich ist eine kleine Eingebung, eine tactmäßige Wahl, ein glücklicher Griff, eine Combination von Farben, ein Treffen des Rechten. Aber aus tausend und aber tausend solcher Acte wächst das Bild auf. Der Meister selbst kann sein Thun nicht mehr rückwärts analysiren, und so wird jedes seiner Werke in der Wechselwirkung von bewußter Kunst und Kunst-Instinkt ein anderes, d. h. aus unendlich andern Combinationen auferbaut.

Ist nun aber der Prozeß, wenn er sein erstes Bild selbst nachahmt, derselbe? Keineswegs! Ja wenn er das Urbild, das lebende Original, noch Einmal malt, kann man erwarten, daß er in gleichem Maße begeistert seyn werde wie das Erstemal; daß der Prozeß des bewußt-unbewußten Combinirens und Fortbildens unter denselben frischen Einflüssen stehen werde? Mit Nichten! Er wird mehr oder weniger die schon einmal gemalte Fläche nachschaffen, statt des organischen Lebens.

* * *

Wer bloß das Wirkliche nachbildet, der macht aus diesem leicht eine Karrikatur. Dies trifft bei vielen altdeutschen Meistern in der Sculptur und Malerei zu. Weil sie die Natur doch nicht erreichten, so fehlten auch Anmuth und Adel, die oft gemeine Gestalten an sich tragen, und das Mißgestaltete gewann die Vorhand.

Man muß also mit einem Zug zum Schönen die Natur zu veredeln wissen, um nicht weniger zu geben als sie.

Trifft doch dasselbe auch bei den Dichtern zu. Die von manchen nach dem Leben geschilderte Wirklichkeit ist bei weitem gemeiner als diese; denn ein geheimer, leiser Zug zum Normalen, Classischen fehlt nirgend im Leben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

image
not
available

als Landeigenthümer am würdigsten waren. Ernst blickte er auf die Verirrungen seines Lebens zurück, wozu er manche verkehrte Ansicht zählte, manche Anordnung, die mehr dem Schein als dem Nutzen gegolten haben mochte, und Beschämungen dieser Art nicht verleugnend, überzeugte er sich bald, daß der feste Rückblick auf eigene Irrthümer das belehrendste aller Studien seyn möchte. Für ihn ging aus demselben ein thätiges Leben, ein besonnenes Wirken, ein richtiger Haushalt mit der Zeit hervor.

Zu den nach und nach auf Schloß Felsheim sich einstellenden Gästen gehörte auch Herr von Lysperg. Der Graf empfing ihn mit einem Anfluge von guter Laune, und obwohl er der Narrheit seines Vetters die vollkommenste Gerechtigkeit widerfahren ließ, gewährte es ihm doch Befriedigung, daß die Schönheit seines Schlosses bei demselben volle Anerkennung fand. Lysperg war in solchen Dingen ein Kenner, und es hielt schwer, seinen hochgestellten Ansprüchen zu genügen; er erschöpfte sich in Abhandlungen über Stoffe, Geräthe und Formen, welche sein Wirth, am Ende doch gelangweilt, mit der Bemerkung unterbrach: „Bei den vortrefflichen Verhältnissen, in denen wir Beide uns befinden, ist es mir eigentlich doch unbegreiflich, daß wir als Junggesellen uns wiedersehen. Warum haben Sie nicht geheirathet, Lysperg?“ Der also Befragte stutzte, warf die Lippe auf und sagte mißlaunig: „Ich hatte allerdings einmal die Idee.“ — „Wenn ich mich recht erinnere,“ entgegnete der Graf, „haben Sie mir vor Jahren den freilich damals noch unausgearbeiteten Entwurf zu der zierlichsten Bewerbung mitgetheilt.“ — Lysperg erröthete: „Wäre mir damals bekannt gewesen, was nachher zu meiner Kunde gelangte, so würde ein, den Umständen nach so thörichter Plan nie in meinen Sinn gekommen seyn; hatte ich doch weder einen Grafentitel noch ein Schloß in die Wagschale zu legen. Die Schöne hat freilich mit noch Geringerem vorlieb nehmen müssen, als ich ihr zu bieten hatte.“ — „Lieber Freund,“ entgegnete der Graf ernsthaft, „wir thäten vielleicht Beide besser, bei dieser Erinnerung nicht zu verweilen. Ich war damals ein sinnloser Thor, aber die Strafe ist nicht ausgeblieben. War ich so glücklich, Fräulein von Sarrys Neigung zu besitzen, so lassen Sie ihr und mir die Gerechtigkeit widerfahren, daß nicht äußere Vorzüge mir dieselbe erworben.“ Lysperg lächelte mit unverhaltener Ironie: „Ich bin,“ sagte er höflich, „weit entfernt, Ihnen die Art und Weise streitig machen zu wollen, wie Sie zu dieser Eroberung gelangt sind. Nur in Einer Beziehung war ich vielleicht glücklicher als Sie, denn mir ist der Vorzug zu Theil geworden, Fräulein von Sarry wiederholt im Laufe dieser Jahre wieder zu sehen: zuerst auf einer Reise nach Italien, in dem reizenden Botzen, im Hause ihrer Mutter; später traf ich sie in Spanien, als die Gemahlin des Obersten Freire. Der Oberst war ein Verwandter der Frau von Sarry und die Ehe schien mir außerordentlich glücklich.“

Der Graf schwieg nachdenklich, und nach einer Pause, während welcher Lysperg forschend im Zimmer umher blickte, bemerkte dieser: „Ich habe ein Auge für alles Angenehme, so wie für jeden Uebelstand, und gestehe Ihnen demnach, daß die seltsame Auswahl der Gemälde an den Wänden umher mir nicht ganz begreiflich ist. Wir Kenner,“ fügte er nicht ohne Selbstgefühl hinzu, „pflegen jedes Fach strenge zu sondern, und billig sollte der Historienmaler sich nie mit dem Landschaftsmaler in zu naher Berührung befinden.“ Des Grafen Auge überflog die Bilder. „Das Wohnzimmer des Menschen,“ sagte er, „muß in etwas das Gepräge des Bewohners tragen. In meinem Sinne ist nicht Alles geregelt und geordnet, Manches ist darin wunderlich durcheinander geworfen, und so finden Sie es auch hier in meiner Umgebung: Ordnung, aber keine Pedanterie, das Schöne neben dem Mittelmäßigen, nicht weil es dahin gehört, sondern weil es mir Erinnerungen bietet, welche ich mit meinen Augen wie mit dem Herzen festhalten möchte.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Einiges zur Geschichte des englischen Parlaments.

(Fortsetzung.)

Zu Botschaftern des Oberhauses an das Unterhaus sind durch verjährtes Herkommen die zwölf Richter des Königreichs — the Judges of the land, oder auch schlechtweg Judges — bestellt, wie der Lord Kanzler, der Lord Chief Justice u. s. w., der Oberkanzleidirektor — the master of the rolls — der Generalfiscal und Generalprokurator — attorney und solicitor general — die königlichen Sachwalter — the king's sergeants — der Sekretär des Hauses — the clerk of the parliaments — und die Kanzleibeisitzer — the masters in chancery. Sobald einige dieser würdigen Herren den Auftrag erhalten haben, dem Hause der Gemeinen eine Mittheilung zu machen, wie z. B., daß das Oberhaus die Aussage eines Mitglieds zu vernehmen wünscht und deßhalb um sein Erscheinen bittet, oder daß es einen verhandelten Gesetzvorschlag zurücksendet, melden sie sich zuvörderst bei dem sergeant-at-arms, dieser meldet sie dem Sprecher und der Sprecher meldet sie dem Hause, wobei lezterer zugleich die Frage stellt: ob sie eingelassen oder abgewiesen werden sollen? Die Pflicht der Artigkeit befiehlt, die Frage einstimmig zu bejahen. Dessen bescheidet hierauf der Sprecher den Sergeant, der Sergeant meldet

es den Botschaftern und führt sie ein. Fügt es sich, daß beim Eintreten des Sergeanten das Haus im Comité sizt, so schweigt der Sergeant so lange, bis der Sprecher den Präsidentenstuhl eingenommen hat, und ehe die Botschafter eintreten dürfen, muß die allbedeutende Keule aus ihrem Schlupfwinkel unter der Tafel hervorgelangt und auf die Tafel gelegt worden seyn. Bei ihrem Erscheinen machen die Botschafter dem Sprecher drei tiefe Verbeugungen, richten dann ihren Auftrag aus und schwenken demnächst ohne Verzug rechts nach der Vorhalle ab, hier die Antwort zu erwarten. Fällt solche bejahend aus, so wird ihnen das gesagt, besteht die Antwort in einer Verneinung, so werden sie um die Meldung ersucht, daß das Haus der Gemeinen die Antwort durch seine eigenen Botschafter übersenden wolle.

Es ist Vorschrift, daß jede vom Oberhause dem Unterhause bestimmte Mittheilung durch wenigstens zwei Botschafter überbracht werden muß, und obgleich daher einer der zwölf Richter oder sogar ein einziger Kanzleibeisitzer dem Auftrage vollkommen gewachsen wäre, so würde doch das Unterhaus sich etwas zu vergeben glauben, wenn es eine von weniger als mindestens zwei Abgeordneten überbrachte Mittheilung entgegen nähme. Es geschah einmal im Jahre 1611, daß eine solche Mittheilung durch eine einzige Person übersendet wurde, und sofort beschwerte sich das Unterhaus gegen das Oberhaus in sehr starken Ausdrücken über das, was es einen „himmelschreienden" Verstoß nannte. Auch säumte das Oberhaus nicht, seinen Fehler demüthig zu gestehen, und sowohl mit der Hast der Sendung als sich damit zu entschuldigen, daß es im Augenblicke nur einen einzigen Botschafter bei der Hand gehabt. Um aber das Versehen nach Kräften gut zu machen, übersendete es dieselbe Mittheilung noch einmal durch drei Abgeordnete, womit denn auch das Unterhaus sich für befriedigt erklärte. Gleichergestalt würde lezteres es sich nicht gefallen lassen, wenn etwa die Botschafter so kühn wären, vor Empfang der Antwort abzuziehen. Davon enthält die Parlamentsgeschichte aus dem Jahre 1601 ein Beispiel. Zwei unglückliche Botschafter, des Wartens in der Vorhalle müde und überdrüßig, machten sich auf und davon, ehe es ihnen geheißen wurde, und augenblicklich ging deßhalb eine Beschwerde an die Lords ab, in deren Folge diese, wie sie sich ausdrückten, den Irrthum ihrer Botschafter mit tiefem Schmerz anerkannten.

Die Lords ihrerseits nehmen schlechterdings keine Mittheilung vom Unterhause an, die ihnen nicht wenigstens von acht Deputirten überbracht wird. Das Unterhaus hat keine, durch Gesetz oder Herkommen eigens bestimmten Botschafter. Wenn daher ein Gesetzvorschlag oder eine sonstige Botschaft an das Oberhaus gelangen soll, wählt der Sprecher zwei oder drei Mitglieder zu Ueberbringern, und fordert zugleich das Haus auf, diesen zu folgen. Fänden weniger als die Zahl acht voll machende Personen sich hiezu bereit, so könnte die Botschaft nicht abgehen; doch zeugt es von der Courtoisie des Unterhauses, daß ein solcher Fall nie vorgekommen ist. Im Gegentheil, es finden sich in der Regel mehr als acht, und die Zahl wächst mit der Wichtigkeit der Botschaft. Sobald nun die Deputirten an der Thüre des Oberhauses angekommen sind, melden sie sich bei dem usher of the black rod, dem Thürsteher mit dem schwarzen Stabe, oder dessen Stellvertreter. Besagter vornehmer Herr hat sich sofort an die Schranke zu verfügen und daselbst sehr laut zu rufen: My Lords, a message from the Commons. Hierauf fragt der Lord Kanzler oder wer eben den Vorsitz führt, ob es den Herren Lords gefällig, die Botschafter vorzulassen, und wird das, wie immer, bejaht, so erhält der Anmeldende Weisung, die Deputirten einzuführen. Jezt fliegen die Flügelthüren auf und herein stürzt das posse comitatus, jeder Einzelne begierig, die Botschaft auszurichten. Das erschreckt jedoch den Mann mit dem schwarzen Stabe nicht. Er, wohlerfahren im Ceremoniell des Hauses, stellt die Abgeordneten in Reih und Glied und sich an ihre Spitze, heißt sie thun, wie er thue, und marschirt unter drei Verbeugungen an die Schranke vor, gefolgt von den Deputirten, die alle seine Bewegungen wiederholen. Inzwischen verläßt der Lord Kanzler den Wollsack, nähert sich der Schranke und pflanzt daselbst seinen großen Beutel vor sich auf, indem er zugleich die Verbeugungen der Herren aus dem Hause der Gemeinen mit ähnlichen Bücklingen erwidert. Nach Empfang ihrer Botschaft verfügt er sich wieder auf den Wollsack und die Deputirten gehen rückwärts ab, unter augenscheinlicher Gefahr, sich gegenseitig auf die Hühneraugen zu treten, und unter dreimaligem Verbeugen, nach dem Vorbilde des Mannes mit dem schwarzen Stabe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Januar.

(Beschluß.)

Fräulein Schebest als Romeo.

Vom dritten Akte möge angeführt werden, daß Tebaldo's Spiel als Folie das des Romeo doppelt hob, so daß die mit edlem Stolze und großer Lebendigkeit gesungene Stelle: „Ich verachte dich!" beinahe eine schalkhafte Nebenbeziehung erhielt. Das stumme Spiel beim Vorüberziehen des Leichenconducts, so wie die nachherige, in wildem Entsetzen einherrollende Anklage waren wiederum mehr der Tragödie würdig, als die Oper dieses Spiels. Unmöglich aber erscheint es, von der Grabscene, die eine Kette schlagender Blitze war, eine getreue Relation zu geben. Hier scheint jede Bewegung von der Hand der Liebe selbst geleitet zu

seyn. Mit welcher innigen, in Schauer zerbrochenen Zärtlichkeit werden die Worte gesungen: „Oeffnet des Sarges Deckel!“ wie lieblich und des trefflichsten Malers würdig ist das Hinschmelzen der ganzen Gestalt auf die todtgeglaubte Julietta! Bei der Abweisung der Genossen wäre wieder an jene Kunst zu erinnern, die, ohne sich in einzelnen Tönen oder Geberden zu erschöpfen, einen allgemeinen Zauberhauch unendlicher Wehmuth über das Ganze auszugießen versteht. Der Triumph des dramatischen Gesangs scheint aber die darauf folgende berühmte Scene zu seyn. Hier ist wieder als einer jener Momente, die man sich nie als möglich gedacht hat, die aber, sobald sie einmal vom Genius erschaffen sind, ewiges Leben in sich tragen, die Stelle herauszuheben: „Wie steh' ich einsam und verlassen auf der Erde!“ Im Niederschreiten vom Sarge scheint Romeo bei diesem Gedanken, der ihm das Mark durchschauert, zermalmt in den Boden zu wurzeln. Welche Mannichfaltigkeit liegt hier im Ausdruck der Stimme! Wehmüthig klagend beginnt sie und stirbt auf dem Halte völlig dahin; nun erfolgt das krampfhafte Zucken, und bitter schneidend wälzt sich die jammervolle Klage, immer hohler rollend, in die Tiefe hinab, als wollte und müßte sie sich nach diesen Klängen in ewiges Schweigen begraben. Aber nun bricht die Gestalt zusammen, sie sezt sich auf die Stufen und singt das Thema aus C mit einer so herzzerschneidenden Wahrheit der Verzweiflung, mit so zerrissenen, schicksalanklagenden Wehlauten, daß man sich keinen ergreifendern Commentar zu den Worten des Dichters denken kann: O here will I set up my everlasting rest etc. Wen hat nun nicht, auch in der geistlosesten Darstellung, das Trinken des Giftes gerührt? Unsere Künstlerin läßt hier das Orchester pausiren. Vor und nach dem Trinken küßt sie Julietta, und schreitet dann über das Theater, um sich an einen Grabstein zu lehnen. Welcher Reichthum nun aber in den wenigen Momenten liegt, wo sie, Juliettens Stimme hörend, sich wendet, sie für einen Geist, ein Bild der erhizten Phantasie hält, dennoch hastig, voll Zärtlichkeit und voll Schauer auf sie zueilt, sie befühlt, und nun die ganze Seele in einem Schrei aushaucht, dies vermag nur der Dichter darzustellen. So sagen wir denn auch nichts mehr von dem lezten Duette, als daß auch hier ein unerschöpflicher Reichthum an plastischer Phantasie, mit dem höchsten Zauber des dramatischen Gesangs vereint, eine Reihe von Momenten hervorbringt, welche, so wie die ganze Darstellung, beweisen, daß unsere Künstlerin nur mit Einer ihrer Genossinnen, mit der trefflichen Schröder-Devrient, verglichen werden könne. — Das Publikum hat ihr Ehren angethan, wovon die Annalen unsers Theaters bisher nichts Aehnliches aufzuweisen hatten. Nur wäre das lächerliche Qui pro quo am Schlusse des Othello wegzuwünschen gewesen. Von unserer würdigen Canzi wurde die Künstlerin mit dem besten Erfolge unterstüzt, und es wäre zu wünschen, daß alle Damen, denen die schwere Aufgabe wird, neben einer so außerordentlichen Erscheinung aufzutreten, es für eine größere Ehre achteten, von ihr zu lernen, als in selbstgefälligem Stroyen eine gewisse Befriedigung wohlgegründeter Eifersucht zu suchen.

Algier, Ende Decembers.

(Fortsezung.)

Der Felsen Cabrera. Anblick von Algier.

Das Ungefähr, oder vielmehr der wüthende Orkan wollte, daß ich bei meiner diesmaligen Ueberfahrt Gelegenheit haben sollte, noch eine dritte balearische Insel zu betreten, wohin sich gewiß nur selten ein Reisender verirrt, nämlich den Felsen Cabrera, drei Meilen südlich von Majorka gelegen, welcher durch die Leiden der unglücklichen französischen Gefangenen im spanischen Kriege eine so traurige Berühmtheit erhalten hat. Hier war bekanntlich das Gefängniß und zugleich das Grab der meisten jener beklagenswerthen Tapfern. Dieses Felseneiland besizt einen trefflichen natürlichen Hafen, an dessen Eingang ein kleines Fort steht mit einer Besazung von zwölf Mann. Die Bevölkerung besteht aus wenigen armen Fischern. Da die Vegetation dieser Insel höchst arm ist, folglich der Aufenthalt für mich kein naturwissenschaftliches Interesse darbot, so beschäftigte ich mich, die vielen Namen und Verse in französischer Sprache zu lesen, welche auf allen Klippen und Gesteinen umher eingegraben oder geschrieben stehen. Das Meiste ist kaum mehr zu lesen. Die Wetterstürme haben die Buchstaben, wie die blutigen Thränen der Unglücklichen, die hier erbarmungslos verschmachten mußten, längst von dem Gesteine gewaschen. Nur hie und da sieht man noch die Spuren einiger Gräber, die Mehrzahl der Leichen mögen die Fluthen verschlungen haben. Auf der ganzen Insel wächst nicht so viel Holz, um einen einzigen Sarg davon zu zimmern; der Bauch der Haifische war wohl die Ruhestätte der meisten und ihr Grabgesang das Aechzen des Uhus. Meine Reisegefährten schenkten Anfangs den wenigen Spuren ihrer verwesten Landsleute große Aufmerksamkeit; aber es ist dem französischen Charakter nicht angemessen, sich lange mit so traurigen Bildern der Vergangenheit zu beschäftigen. Der Franzose liebt das Lustspiel mehr, als die Elegie. Während ich daher immer noch vertieft war, die halbverwischten Buchstaben zu entziffern, waren meine Gefährten längst schon nach einem andern Theile der Insel auf die Entenjagd gegangen, und da ihre Beute ansehnlich war, so kehrten sie in der besten Laune von der Welt auf unser Schiff zurück.

Das Dampfschiff verließ nach einem 24stündigen Aufenthalte den Felsen Cabrera. Das Wetter war heiter und der Wind günstig geworden. Die Entfernung zwischen Cabrera und Algier beträgt 18 Stunden, welche wir in 17 zurücklegten. Als wir in die Bucht von Algier einliefen, war es dieselbe schöne Mondscheinnacht, wie bei meinem frühern Besuche im Frühjahr 1835. Man muß den Anblick eines mondbestrahlten Meeres, wenn jene Geisterlampe schräge ihren Schein über das unermeßliche Wogengetümmel wirft, selbst erlebt haben, um die erhabene Schönheit dieses wundervollen Naturschauspiels zu begreifen. Selbst die zerlumpten Soldaten, welche, etwa hundert an der Zahl, für die afrikanischen Disciplincompagnien bestimmt, auf dem Vordertheil unsers Dampfschiffes zusammengekauert saßen und bisher an der Seekrankheit arg gelitten hatten, schienen darüber in poetischen Enthusiasmus zu gerathen. Sie sangen allerlei Lieder und jubelten und jauchzten, daß sie nun bald Afrika betreten sollten. Die von Luft und Rauch geschwärzten Gesichter dieser Menschen, welche während neun Tagen sich weder gewaschen, noch rasirt hatten, ihre zerfezten Uniformen und muskulösen Gestalten repräsentirten eine Horde von Corsaren; so fehlte auch dieses Bild der frühern Zeit in der Nähe des Piratenlandes nicht. Man denke sich zu diesem Gemälde noch die immer deutlicher werdende Küste Afrika's, den kleinen Atlas und den Jurjura, dessen weiße Gipfel im Südosten über das kleine Atlasgebirge hervorspringen, im Westen endlich den colossalen Leuchtthurm und im Mittelgrunde das ungeheure weiße Amphitheater der Stadt Algier.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Hammer.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 7. Freitag, 20. Januar 1837.

Orientalische Literatur.

Ueber die Länderverwaltung unter dem Chalifate, Von Joseph von Hammer. Eine von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin gekrönte Preisschrift. Berlin, 1835. 8. S. 262.

Wir fügen diese Schrift des Herrn von Hammer hier ein, da wir gerade dessen neueste Schriften besprechen. Sie stellt aus Quellen das ganze Regierungssystem der alten Chalifen dar, von dem das meiste auf die türkische Verwaltung übergegangen ist. Sie beruft sich auf bisher in Europa wenig oder gar nicht bekannte große Staatsrechtslehrer, den Mawerdi († 1058), Suhrwerdi, Makrisi und vor allem den Ibn Chaldun († 1405), den arabischen Montesquieu.

Der in diesen Gebieten ganz einheimische Verfasser folgt zuerst dem natürlichen historischen Entwicklungsgange der arabischen Staatsverfassung. Er zeigt, daß schon Mohammed den ersten Richter bestellte und daß die Rechtspflege als die Grundlage jeder dem Begriffe und Zwecke des Staates entsprechenden Verwaltung auch im Islam als das erste Element der Staatsverwaltung ins Leben tritt, früher noch als die Regulirung des Heeres, wiewohl das Reich des Islam durch den Koran und das Schwert zugleich gegründet ward, und jener ohne dieses nie seine Herrschaft über drei Erdtheile ausgebreitet haben würde. Das Recht des Krieges ist im Islam das erste, und es sollte also nach der Rechtspflege unmittelbar von der Einrichtung des Heeres, von der Vertheilung der Beute u. s. w. die Rede seyn; da aber das Kriegswesen der Provinzial-Verwaltung, welche der Gegenstand dieser Abhandlung ist, ferne liegt, und dasselbe überdies aus dem Werke Mouradjea d'Ohson's zur Genüge bekannt ist, so fällt es hier nur in so weit, als es mit den Güterdotationen in Verbindung steht, in den Bereich unsers Gesichtskreises. Der Grund des militärischen Dotationssystems ward erst unter Omar, dem dritten Chalifen, gelegt, welcher zuerst Saatfelder und Dörfer verlieh. Ehe diese Grundverleihung statt gefunden hatte, waren die Grundstücke bloß zehent- oder tributpflichtig, je nachdem sie von Rechtgläubigen oder Ungläubigen besessen wurden. Die Einkünfte des Chalifats bestanden aus dem gesetzmäßigen Fünftel der Beute, aus den Almosen, aus der Kopfsteuer und dem Ertrage der Minen. Um die Verwaltung derselben zu regeln, hatte Omar zuerst die Divane, d. i. die Kammern der Finanz- und der Kriegskanzlei eingerichtet, welchen später die der Controle und des Privatschatzes zugefügt wurden. Es sondern sich die Emire der Truppen und der Provinzen, d. i. die Befehlshaber des Heeres und

der Statthalterschaften, die Vögte des Marktes und der criminellen Polizei; es entwickeln sich die Aemter des Gesetzes, des Hofes und des Staats, und es erscheint der Wesir als der oberste verantwortliche Träger der gesammten Staatsverwaltung, als der unumschränkte Gewaltige des Chalifen, des Schattens Gottes auf Erden.

Das ganze System zerfällt nun in neun Abschnitte, die wir hier namhaft machen, weil der geneigte Leser daraus auf die kürzeste Weise die hauptsächlichsten Staatsämter, die noch jezt im mohammedanischen Orient übrig sind, erkennen kann. Die Abschnitte handeln 1) von dem Richteramte (Kadha), d. i. von den Richtern, welchen die Mufti, Nakibe (Vorsteher der Prophetenverwandten), die Gebetvorsteher (Imame), die Gebetausrufer (Muesin), die Kanzelredner (Chatib), die Prediger (Scheiche), die Fukeha (Rechtsgelehrte), die Ulema (Gesetzgelehrte und Professoren) beigeordnet sind; 2) von den Abgaben (Kopf- und Grundsteuer); 3) von den vom Staat aus verliehenen Gütern (Iktaa); 4) von den Divanen, d. i. den Kammern und Kanzleien; 5) von der Polizei (Hisbet); 6) von der Schaarwache (Schorta); 7) von den Emiren, Statthaltern und Feldherren; 8) von den Wesiren und Kämmerern; 9) von der Person des Chalifen, seinem Hofe, den Majestätsrechten und den Insignien der Souveränität.

Was zuerst das Recht betrifft, so dürfte vorzüglich folgendes von Interesse seyn. Der Rechtsprechende heißt Kadhi, d. i. der Richter; der Entscheidende Mufti. Weder diesem noch jenem steht die Macht zu, dasselbe zu vollziehen, welche an die Beamten der vollziehenden Gewalt delegirt ist, von denen in den folgenden Hauptstücken gesprochen werden wird. Der Mufti verhält sich zum Kadhi beiläufig wie der englische Council zum Judge. Hieher gehört die von Ibn Chaldun ausführlich erwähnte Einrichtung der Gerichtsbeisitzer, einer Art von Beschauern und Schatzmeistern, welche zwar das Recht nicht entschieden, aber als rechtliche und wohl unterrichtete Männer vorzüglich zur Beschauung und Begutachtung aufgefordert wurden. Sie hießen Udul, d. i. die Gerechten, oder Schuhud, d. i. die Beschauer, worunter aber nicht die gewöhnlichen Zeugen eines Prozesses, sondern bei Gericht beglaubigte, Gerechtigkeit liebende, im Handel und Wandel unterrichtete und des schriftlichen Aufsetzens von Gerichtsurkunden fähige Männer zu verstehen sind. Dies sind die Schuhud der spanischen Gerichtshöfe, welche den Katiben oder den Schreibern der Kammer oder Staatskanzlei entgegengesezt erscheinen. Eine Art Jury, welche bisher noch nirgends beleuchtet worden ist.

Die Finanzverwaltung ging ursprünglich nur von der Theilung der Beute aus, wovon der Chalif ein Fünftheil behielt. Dann folgten Tribute und förmliche Steuern. Auf Seite 39 ff. theilt der Verfasser ein Verzeichniß aller arabischen Provinzen und ihrer Steuern aus der glänzendsten Periode des Reichs mit. Nach den glaubwürdigsten Geschichten beliefen sich die Einkünfte des Chalifats zur Zeit Harun Raschid's jährlich auf 7500 Centner Goldes.

Kopfsteuer wurde zunächst von den Unterworfenen gefordert. Das Verhältniß der Christen und Juden zu den mohammedanischen Siegern ist bekannt und hier auf S. 116 ff. ausführlich erörtert.

Dann von dem Grundeigenthum und dessen Steuern. Aller Grund und Boden des Islam ist in der Hand des Chalifen, aber keineswegs als sein gesetzliches Eigenthum, mit welchem ihm zu walten und zu seinem eignen Nutzen zu schalten frei steht, sondern als Gemeingut des Islam für die Nothdurft des Gemeinwesens, dessen oberster Vorsteher der Imam des Volkes ist. Alles eroberte Land ist Eigenthum des Gemeinwesens der erobernden Moslimen; nur die Verträge, vermöge deren die Ungläubigen den Besitz ihres Eigenthums durch Zahlung von Kopfsteuer und Grundzins loskaufen, müssen heilig gehalten werden, und so lange diese beobachtet sind, hat der moslimische Landesherr kein Recht auf das Grundeigenthum der Nicht-Moslimen; nur über öde, unbebaute oder verlassene herrenlose Gründe kann derselbe verfügen, indem er dieselben auf Lebenszeit an Soldaten oder andere um den Staat verdiente Männer verleiht, auch über die Regalien, die er auf Lebenslang verleiht oder verpachtet. Das Besteuerungssystem ist dem Grunde nach noch heute dasselbe in den Staaten des Islam, und namentlich im osmanischen Reiche, wie aus der Darstellung der Staatsverfassung und Staatsverwaltung desselben hervorgeht; nur das System der Güterverleihung oder das militärische Lehnswesen hat weit größere Ausbildung erhalten, und das System der Staatspachten, der lebenslänglichen (Malikane) sowohl als der jährlichen, der Steuern und Gefälle (Mukataa), hat zu verschiedenen Zeiten, und noch in der jüngsten, mannichfaltige Abänderungen erlitten.

Die büreaukratische Form der Divane begann mit der Finanzverwaltung und ging bald auf andere Verwaltungszweige über. Herr von Hammer beweist sehr ausführlich, um den Widerspruch, den er deßhalb erfahren, für immer niederzuschlagen, durch eine Menge der triftigsten Citate, daß der Name Divan mit der Sache selbst persischen Ursprungs sey. Der Divan der Herrschaft, sagt Mawerdi, begreift vier Theile; der erste betrifft die Truppen und was dieselben an Sold und Gaben erhalten; der zweite begreift die Erhebung der Steuern und Gaben in sich; der dritte betrifft die Anstellung und Absetzung der Steuereinnehmer; der

nerte die Einnahmen und Ausgaben des Staatsschatzes. Diese vier Divane sind durch gesetzliche Gebote bedingt, deren Details die einzelnen Gebräuche der Schreiber in sich fassen.

Nachdem der Verfasser von dem religiösen Ursprung und Nutzen der Polizei (die nichtsdestoweniger in den wesentlichsten Punkten gegenwärtig im Orient vernachlässigt ist) gehandelt hat, charakterisirt er das mehr militärische Amt der Emire, ursprünglicher Stammfürsten, und das mehr civilistische der Wesire, ursprünglich glücklicher Sklaven, die sich durch den Degen oder die Feder emporhoben. Wesir kommt übrigens von Wisr (die Last) und bedeutet den Lastträger des Reichs, oder wie ein witziger Minister einmal schrieb: Sr. Majestät allermüdester Packesel. Den Schluß macht die Schilderung der Chalifenwürde mit allen Prärogativen und Obedienzien.

Daß diese Staatsform die beste sey, haben verständige Araber selber nicht geglaubt. Namentlich spricht sich Ibn Chaldun auf eine Weise darüber aus, die ihn in der That würdig macht, der arabischen Montesquieu zu heißen: „Die Ursache des schnellen Verfalls der arabischen Provinzen ist, weil sie ein wildes Volk sind, welchem wildes Benehmen, gleich dem reißenden Thiere, angeborene Natur ist, indem sie das Joch der Aussprüche der Weisheit abschütteln, politischer Strenge (Siaset) ihren Gehorsam versagen. Solches Naturell ist aber der Kultur zuwider und zerstört dieselbe. Ihr ganzes Wesen ist Veränderung und Umwälzung, welche entgegengesetzt ist der Ruhe, deren die Kultur bedarf. Der Steine z. B. bedienen sie sich zu ihrer Lebensnothdurft, um ihre Töpfe darauf zu stellen, und sie reißen sie zu diesem Zwecke aus den Gebäuden und zerstören diese. So machen sie es auch mit dem Holze, dessen sie zu Stützen ihrer Zelte und zu Pflöcken bedürfen, zu welchem Zwecke sie die Dächer abtragen. Ihre ganze Natur widerstrebt dem Anbau, welcher doch der Grund der Kultur ist. Dies ist insgemein mit ihnen der Fall. Außerdem leitet sie ihr Naturell zur Plünderung; ihr Nahrungserwerb blüht nur unter dem Schatten der Lanzen, ihre Raubsucht kennt keine Grenzen, und sie plündern, was ihre Hände von Waaren und Gütern erreichen. Wenn sie zur Uebermacht (Taghallub) und zum Reiche gelangen, wird die zur Bewahrung der Güter in den Händen ihrer Eigenthümer nöthige Strenge der Regierung zu Nichts. Ferner verwenden sie Künstler und Werkleute, ohne dieselben für ihre Arbeiten zu bezahlen, wie wir dies in dem Abschnitte von den Zweigen des Erwerbs noch weiter ausführen werden. Wenn die Arbeiten umsonst geliefert werden müssen, und die Hoffnung des Erwerbs geschwächt, die Hände ziehen sich von der Arbeit zurück und die Kultur verdirbt. Ferner halten sie nicht auf die Vollziehung der Gebote und auf das Abwehren von verbotenen Dingen; sie sinnen nur darauf, den Leuten das Ihrige zu entreißen. Wenn sie dies erreicht haben, wenden sie sich von weiterer Strenge ab; sie erfinden vielmehr fiskalische Strafen, um Nutzen zu ziehen und Geld aufzubringen; doch werden Laster und Schändlichkeiten nicht gehindert, sondern vielmehr befördert, weil der Weg dazu erleichtert wird." Diese Schilderung paßt noch heute auf fast alle mohammedanischen Staaten, und den besten Commentar dazu liefert Frasers Werk über Persien.

Lyrische Dichtkunst.

10) Gedichte von Heinrich Wenzel. Glogau, Flemming, 1836.

Größtentheils Liebeslieder, das übrige Romanzen. Der Verfasser ist in der wahren Bräutigamslaune, trunken wie das Würmchen in der reifen Weinbeere; die ganze Welt sieht er im Zauberschein, den die Nähe seiner Geliebten über alles ausgießt.

Mir träumt', ich wär' im Himmel,
Und flöge Hand in Hand
Mit meinem Engelsmädchen
Durch grenzenloses Land!

* * *

Was jauchzt ihr doch, ihr Quellen,
Als bliebet ihr bei Ihr?
Und müßt doch immer weiter,
Und müßt doch fort von hier!
Laßt mir, laßt mir das Singen,
Das Jauchzen lasset mir!
So lang' ich bin und lebe,
Bleib' ich fortan bei Ihr!

* * *

Still, Liebchen, still, und sprich nicht erst,
Da Du mich küssen willst,
Weil Du durch Worte nur vermehrst,
Was Du durch Küssen willst.
Schlingst Du die Arme um mich her
Und schaust mich freundlich an,
So weiß ich wahrlich mehr, viel mehr,
Als was ich hören kann!

Die Sonette sind noch glühender:

Heb' auf zur Sonn' die seidnen Augenlieder,
Damit die Sonne doppelt sich erblicke!
— Und daß an Himmel Himmel sich entzücke,
Steig in des Stroms krystallne Tiefe nieder! —

— Bett' in die Blumen hin die holden Glieder,
Daß Ros' an Rose, Lilj' an Lilje nicke ꝛc.

* * *

Lieb' ist ein Rausch, — und kann doch nicht verfliegen;
Lieb' ist ein Trank, der doch den Durst nicht stillt;
Lieb' ist ein Meer, das doch stets frischer quillt;
Lieb' ist ein Quell, und kann doch nicht versiegen;
Lieb' ist ein Traum, und kann in Träume wiegen;
Lieb' ist ein Kampf, doch wie der Friede mild;
Lieb' ist ein Schwert, und ist doch auch ein Schild;
Lieb' ist ein Streiten, und doch auch ein Siegen;
Lieb' ist Empfangen minder nicht, als Geben;
Hell wie die Sonn' und mild wie Sternenlicht,
Und dunkler doch ist Meerestiefe nicht;
Die Lieb' ist süßer Tod und bittres Leben;
Die Lieb' ist wildes Ringen, holdes Ruh'n;
Die Lieb' ist Liebe — und was ist sie nun?

* * *

Ist denn die Erde wirklich gar so schön,
Wie sie mir überall entgegenblickt?
Scheint sie mir nur so wunderbar geschmückt,
Weil ich sie darf in Deinem Auge sehn?
Ach: alle Schönheit muß durch Dich entstehn: —
In Deiner Augen Spiegel abgedrückt,
Muß sich die Arme Erde selbst entzückt
Ob ihrer wunderbaren Schönheit sehn.
Blick' in den klaren, spiegelreinen Quell:
Vor Deinen Blicken wird das Heußte hell! —
Steck' eine Lilie an die Brust Dir ein:
An Deinem Busen wird das Reinste rein! —
Und wenn Dein Mund ein selig Wesen küßt,
Weiß Seligkeit erst, daß sie selig ist!

Außerordentlich schön ist das folgende Sonett:

Wenn ich Dich sehe, möcht' ich gehn und weinen,
Daß Du so lieblich bist und engelrein.
Was kann ich einem solchen Herzen seyn?
Wie muß ich einem solchen Blick erscheinen?
Mein Innerstes ist Schatten nur des Deinen,
All' meine Tugend nur Dein Wiederschein;
Mein Bestes selbst, die Liebe, ist nur Dein! —
Erröthend steh' ich hier vor Dir, der Reinen!
— Könnt' ich erringen, was Dein Herz mir giebt,
Könnt' ich verdienen, daß Dein Herz mich liebt,
Dann dürft' ich wohl den Blick zu Dir erheben: —
So muß ich stumm die Augen niederschlagen
Und darf Dich nicht, Du holdes Wesen fragen:
Willst Du noch mehr, als Du mir gabst, mir geben?

Gewiß des größten Dichters nicht unwerth, wie sich überhaupt unter diesen Sonetten die lieblichsten Gedanken finden.

Von den Romanzen ist weniger zu rühmen. Der Verfasser hat sich in allen möglichen Formen derselben versucht. Da kommt der Schäfer und die Königstochter, da kommen die rheinischen Burgen und Rittersagen, Doctor Luther mit seinem Dintenfaß, Spaniens romantisches Jahrhundert, eine Maurin Zuleima auf dem Balkon und unten der Ritter mit dem bekannten Reim, der Zither, endlich sogar das altmodische Volkslied mit dem traurigen Refrain zum Vorschein, alles also Nachbildungen, die allzusehr verrathen, daß sie bloße Nachbildungen sind. Auch unter ihnen sind wieder die am besten gedacht und gefühlt, die den Ausdruck innigster Zärtlichkeit zulassen, z. B:

Drei Küsse.

Herr Astolph trat dahin zu Kunigund',
Und küßt sie dreimal auf den rothen Mund,
Und sprach die Worte:

„Zum erstenmale hab' ich Dich geküßt,
„Weil Du gewiß die schönste Jungfrau bist
„Vor allen andern!

„Zum zweiten aber hab' ich Dich geküßt,
„Weil Dich mein Herz nun nimmer mehr vergißt,
„Bis daß ich sterbe!

„Zum dritten endlich hab' ich Dich geküßt,
„Daß du fortan mir Braut und Gattin bist,
Und mit mir ziehest!

„Und wenn Dein Herz so denket, wie Dein Blick,
„So gib auch Du drei Küsse mir zurück,
„Und sey die Meine!“

— Sie aber sah ihn an mit traur'gem Blick,
Und gab ihm keinen einz'gen Kuß zurück
Von ihrem Munde.

„Die Küsse, die Du mir gegeben heut',
„Sie zahl' ich Dir zurück zu andrer Zeit
„Mit ganzer Seele!

„Den ersten send' ich Dir als Abschiedskuß,
„Wenn ich in's düstre Kloster wandern muß
„Hin in die Ferne!

„Der zweite sey Dir Trost und Liebesgruß,
„Wenn bald mein Herz zum Tod erstarren muß
„In bittrer Stunde!

„Den dritten aber heb' ich auf, mein Freund!
„Bis daß Du stirbst, und Gott uns dort vereint
Zur ew'gen Freude!“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 18.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, den 21. Januar 1837.

— Sie lassen
Kein Jota nach vom hergebrachten Brauch.

Shakespeare.
Coriolan.

Einiges zur Geschichte des englischen Parlaments.

(Fortsetzung.)

Ich sagte, der Lordkanzler trete an die Schranke, daselbst die Mittheilungen aus dem Hause der Gemeinen entgegen zu nehmen. Folgere jedoch hieraus Niemand, daß er gegen alle herüberkommenden Botschafter zu gleicher Artigkeit verpflichtet ist. Keineswegs: wenn z. B. das Unterhaus eines seiner Mitglieder abfertigt, dem Oberhause Papiere oder Documente zu überbringen, welche eine an dasselbe eingelegte Berufung oder eine sonstige, dort obschwebende Verhandlung betreffen, ist der Empfang bei Weitem weniger artig. Angemeldet von dem Thürsteher mit dem schwarzen Stabe, tritt der Beauftragte ein, und die Schriften in der Hand, nähert er sich unter den Kratzfüßen der Schranke. So wie der Lordkanzler ihn ansichtig wird, schreit er, ja, um der Würde des Hauses willen ist es Vorschrift, daß er schreie, und zwar in einem Tone, als wäre er eben durch das Eintreten seines Bedienten in einer tiefen Meditation gestört worden — er schreit also vorschriftmäßig: what have you got there? — was bringt Ihr da? Der angefahrene Deputirte vermeldet die Ursache seines Kommens, legt seine Papiere nieder, richtet das Erforderliche aus und wird dann vom Lordkanzler wieder in demselben Tone bedeutet, sich zu entfernen. Das thut er, so schnell er kann, und er könnte es schneller thun, wenn er sich nicht dreimal verbeugen und dabei rückwärts abgehen müßte. Ich habe einmal Gelegenheit gehabt, O'Connell in dieser Rolle zu sehen, und was ich bei seinem Kommen und Gehen auf seinem Gesichte las, war ein Gemisch von Schauer vor dem Tribunal, das die Macht hatte, ihn so verächtlich zu behandeln, von Verlangen, den ihn anfahrenden Lordkanzler in der Person des Lord Lyndhurst dafür zu schütteln, und von Vorsatz, es recht bald, wenigstens figürlich, zu thun.

Es geschieht selten, und dann nur in sehr wichtigen Fällen, daß das Unterhaus wegen einer einzigen Mittheilung eine Deputation abordnet. Die Herren suchen in der Regel mehrere Fliegen mit Einem Schlage zu treffen, mehrere Gesetzvorschläge auf einmal zu überbringen. Das ist jedoch wider die Vorschrift, laut welcher jede einzelne Sache Gegenstand einer besondern Botschaft seyn soll. Die Art, wie diese Vorschrift umgangen wird, macht die Komödie vollständig. Sobald die Abgeordneten ihren Auftrag Nummer Eins ausgerichtet haben, treten sie vier oder fünf Schritte von der Schranke zurück; der Lordkanzler verfügt sich auf seinen Wollsack und theilt dem Hause die empfangene Botschaft mit; darauf nähert sich der Thürsteher mit dem schwarzen Stabe abermals der

Schranke und ruft: meine Herren Lords, eine Botschaft von den Gemeinen! Dem folgt die Frage an das Haus wegen Vorlassung oder Abweisung; dann kommt die Erlaubniß des Einlasses, dann schreit der Lordkanzler, gleich als ob er weder wisse noch sehe, daß die Deputirten bereits vor ihm stehen: let the messengers be called in! dann schreit ein Diener des Hauses, wo möglich noch lauter als der Lordkanzler: gentlemen of the House of Commons! und wieder treten diese unter dreimaligen Verbeugungen an die Schranke, wieder verläßt der Lordkanzler den Wollsack, schleppt sich wieder mit dem schweren Beutel, pflanzt ihn wieder auf der Schranke vor sich auf und empfängt nun die Meldung Nummer Zwei. Und solches wiederholt sich mit dem größten Ernste und ohne die geringste Abweichung, bis die lezte Nummer der beabsichtigten Mittheilungen in die Hände des Lordkanzlers übergegangen ist.

Wie die hohe Bedeutung, welche der Keule des Sprechers anklebt, und die ängstlichen Formen, an welche die Communicate beider Parlamentshäuser gebunden sind, zu den nicht allgemein bekannten Dingen gehören dürften, so ist solches vielleicht auch hinsichtlich der im Druck erscheinenden Verhandlungen beider Häuser der Fall. Manche verwundern sich, wie es möglich sey, daß bogenlange Reden schon wenige Stunden, nachdem sie gehalten worden, von den öffentlichen Blättern mitgetheilt werden können, sie bewundern die Schönheit der aus dem Stegreife gesprochenen Reden, sie äußern ihr Mißtrauen gegen die Glaubwürdigkeit des Mitgetheilten, wegen der politischen Farbe, welche jedes Blatt trägt. Aber die Verwunderung muß aufhören, die Bewunderung sich mäßigen und das Mißtrauen schwinden, sobald man mit den Einzelnheiten des interessanten Instituts der parlamentarischen Berichterstatter bekannt geworden ist. Dieses Institut hat sich den scherzhaften Beinamen des vierten Standes, des vierten Gliedes am dreigliedrigen Körper der englischen Constitution erworben, und es geht diesem Scherze wie manchem andern, er enthält mehr Wahrheit als er zu enthalten scheint. Der Einfluß der Berichterstatter auf das große lesende Publikum diesseits wie jenseits des Kanals muß unberechenbar groß seyn; ich sage ihr Einfluß, weil Alles, was ihre Mittheilungen betrifft, lediglich Sache ihres eigenen Ermessens ist. Kein Eigenthümer, kein Herausgeber der verschiedenen Zeitungen, für welche sie arbeiten, instruirt sie, über was und über was sie nicht berichten sollen, und ihre geschlossenen Berichte gehen aus ihren Händen unverzüglich in die Hände der Setzer über, ohne daß irgend Jemand ein einziges Wort daran ändert, der Herausgeber etwas wegläßt oder hinzusezt. Obgleich daher ihr Einfluß auf die öffentliche Meinung groß seyn muß und sie verhältnißmäßig Mißbrauch damit treiben könnten, so ist doch Lezteres glücklicherweise fast nie der Fall. Es ist unerhört, daß ein Berichterstatter bei Ausübung seiner öffentlichen Obliegenheit von einer Partei sich hätte bestechen lassen. Sie messen regelmäßig die Länge ihrer Mittheilungen nach dem Grade des Ansehens, in welchem der Redner bei dem Publikum steht, und nach dem Interesse des Gegenstandes ab, über welchen er spricht, und ihr Takt ist in der That merkwürdig: sie wissen stets auf ein Haar, welche Redner das meiste Gewicht haben, und wie viel oder wie wenig Werth die Masse des Publikums diesem oder jenem Gegenstande beilegt. Das System der Theilung der Arbeit hat sich überall bewährt, und auf ihm beruht auch die Trefflichkeit des Instituts der parlamentarischen Referenten in seiner gegenwärtigen Gestalt.

(Der Beschluß folgt.)

Stephanie.

(Fortsetzung.)

Während der Graf so redete, waren seine Blicke auf einige Schweizerlandschaften gerichtet, und er fragte, nachdem er eine Weile nachdenklich geschwiegen: „Wann sahen Sie Fräulein von Sarry zulezt? — ich kann sie nun einmal nicht anders nennen.“ — „Ich habe,“ entgegnete Lysperg, „seltsam genug, sie in drei verschiedenen Epochen ihres Lebens gesehen, als Mädchen, Frau und Wittwe; als leztere sah ich sie vor drei Monaten in Botzen wieder.“ — „Als Wittwe?“ fragte der Graf bewegt. — „Oberst Freire ist im russischen Feldzuge geblieben und seine Frau lebt wieder mit ihrem allerliebsten Kinde bei der Mutter. Ich wußte es, und der unbesiegbare Wunsch, sie wieder zu sehen, zog mich dorthin. Ich habe längst jede Hoffnung aufgegeben und würde,“ fügte er stolz hinzu, „jezt jede verwerfen, welche man mir geben würde.“

Der Graf war aufgestanden und ging lebhaft im Zimmer auf und nieder, nach einer Weile sagte er, indem ein flüchtiges Lächeln seine Züge überflog: „Sie und ich, Lysperg, sind vielleicht die zwei verschiedensten Menschen, welche es geben mag. Unser Geschmack, unsere Lebensansichten weichen fast durchgängig von einander ab. Ich könnte vielleicht eine juridische Abhandlung schreiben, würde es aber schlecht verstehen, die kunstgemäße Beschreibung einer Draperie zu liefern, worin Sie wahre Meisterschaft erlangt haben. Eben so wenig bin ich in alle Abstufungen des guten Tons und derjenigen Toilettenkünste eingeweiht, welche Sie für unumgänglich nothwendig halten. Eigentlich gibt es nur Einen Berührungspunkt zwischen uns, und der ist, daß Sie ein braver Mann sind, und daran halte ich mich. Früher konnte

ich nicht offen gegen Sie seyn; ich machte keine Ansprüche an Fräulein von Sarrys Hand und mußte es Ihnen überlassen, Ihr gutes Glück zu versuchen. Stand ich Ihnen dabei im Wege, so war dieses auf jeden Fall ein Glück ohne Verdienst. Wie aber auch damals meine Gesinnung gewesen seyn mag, ich dachte früher anders: es gab eine Zeit, wo ich mir zu erwerben bemüht war, was später von mir gering geachtet worden. Wer hätte in seinem Leben nicht einmal Aehnliches zu beklagen gehabt? — Jezt aber — manche Frauen haben mich augenblicklich gefesselt, aber nur zwei haben den Gedanken in mir erzeugt, mein Leben mit ihnen zubringen und beschließen zu wollen: — die Eine war Fräulein von Sarry. — Die Nachricht, daß sie Wittwe ist, hat mich tief ergriffen. Sehen muß ich sie auf jeden Fall; ob noch eine Stimme für mich in ihrem Herzen spricht, ob ich bei ihrem Anblick vergessen kann, daß sie einem Andern angehört, ihn sehr muthmaßlich geliebt hat, das Alles weiß ich nicht; nur der Augenschein kann mich darüber belehren. Haben Sie in Wahrheit jeden Anspruch aufgegeben, so wird meine freimüthige Erklärung Sie nicht verletzen." Lysperg schwieg eine Weile und erwiderte dann lächelnd: „Ich will mir einbilden, Ihnen zu gönnen, was von mir als die höchste Seligkeit des Lebens betrachtet worden wäre."

Zwei Monate später befand sich der Graf an einem wundervollen Herbstabende in Botzen. Er war zum ersten Male dort; sein Auge faßte mit Entzücken die Schönheit dieser reichen Gegend auf. Bewegt blickte er in die blaue, duftig verhüllte Gegend; das Entfernte zeigte sich in ungewissen, verschwommenen Umrissen; ein Bild seines und jedes menschlichen Schicksals. Ahnend dachte er sich das Beste, aber nebelverhüllt lag die Zukunft vor ihm. Noch einmal überflog er die Vergangenheit: wenn eigener Schmerz, wenn Reue Versöhnung herbeiführen konnten, so mußte ihm Vergebung werden.

Die Wohnung der Frau von Sarry war leicht erfragt; zögernd betrat er das reizend gelegene, mit Weingehängen und schönen Schlingpflanzen bekleidete Haus. Seine Absicht, sich anmelden zu lassen, wurde durch das unerwartete Entgegentreten der Frau von Sarry vereitelt. Diese bewillkommte ihn herzlich und liebreich; nur kleinlich gesinnte Menschen gedenken nach langer Trennung des Störenden, welches vielleicht bei derselben obgewaltet, während der bessere Sinn einzig für die Freude des Wiedersehens offen ist. Von ihr geleitet, betrat der Graf einen Gartensaal, wo sich Stephanie befand. Sie saß bei einer Arbeit, den Kopf niedergebeugt; die unvergeßlichen schönen Locken verdeckten in dieser Stellung ihr Antlitz; zu ihren Füßen spielte ein kaum fünfjähriger Knabe, mit blondem, gelocktem Haar. Stephanie hob das Gesicht, erröthete vor Ueberraschung und behielt ihren Platz, ohne zu grüßen, wortlos, in stummem Erstaunen. Obgleich vorbereitet, war die Lage des Grafen nicht viel wünschenswerther. Am Ende faßten sich Beide, so gut es gehen wollte. Stephanie beugte sich nach der ersten Begrüßung zu ihrem Kinde nieder: „Stehst du nicht auf, Stephan, und sagst guten Abend?" Der Knabe gehorchte, und der Graf nahm die kleine, dargebotene Hand, sich im schnellen Hinblicke überzeugend, wie ganz er das Ebenbild seiner reizenden Mutter sey.

Das Gespräch drehte sich zunächst um die wundervolle Lage Botzens, als nach einer Weile Frau von Sarry abgerufen wurde. Der Graf benuzte die augenblickliche Pause, welche nach ihrer Entfernung entstand, und sich etwas zu Stephanien beugend, sagte er bewegt: „Meine Lage ist seltsam; ich kann keine Verzeihung erbitten, keine Erläuterung geben, keine Reue äußern, aber ich wollte, Sie sagten mir nur mit einem Blicke, daß Sie mir vergeben haben." — Stephanie sah ruhig, aber nicht ohne Gefühl zu ihm auf. „Ich habe Ihnen längst vergeben," entgegnete sie mild. In dieser Aeußerung lag jede Befriedigung, welche er wünschen konnte, und dennoch fühlte er sich halb durch dieselbe verlezt. So hätte eine Schwester dem Bruder sagen können: ich habe dir längst vergeben; keine merkliche Erschütterung, kein schnelleres Pochen des Herzens war in den einfachen Worten vernehmbar. Gedankenvoll lehnte er in ein Fenster, Beide schwiegen, bis die Rückkehr der Frau von Sarry dem Gespräche neuen Schwung gab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Tagesgeschichte.

Die Omnibus-restaurans.

Die Leser kennen längst den Vicomte Botherel, dessen Riesenunternehmung sogar die Phantasie der sanguinischen Pariser erschreckt hat. Wie der Gott der Juden sein ganzes Volk in der Wüste Sin mit Manna und Wachteln speiste, so wollte der Mann alle seine Mitbürger Tag für Tag mit ihrer Julienne, ihren Cotelettes und ihrem Carafon versorgen, oder vielmehr, er will es immer noch, troz des bisherigen schlechten Fortgangs der Sache und des großen Aufwandes, den er aus eigenen Mitteln gemacht. Dies geht aus einem wunderlichen Schreiben hervor, das er vor Kurzem an die Actionäre erlassen. Er beklagt sich darin auf's Bitterste, daß man sein Unternehmen von Anbeginn mit Spott und Epigrammen und schwarzer Verleumdung verfolgt habe, und daß in ganz Paris kein Mensch so vernünftig gewesen sey, ihm auf ein schuldenfreies unbewegliches Eigenthum von 400,000 Fr. im Werth Geld vorzustrecken. — „Aber," fährt er fort, „mit unsäglicher Mühe und Aufopferung von meiner Seite sind jezt endlich alle Schwierigkeiten besiegt. Alles ist fertig, und in wenigen Tagen fangen wir an. Die Sachen stehen so, daß die Gesellschaft, statt das ungeheure Glück zu machen, das ich ihr ganz bestimmt verspreche, jeden Monat 12,000 Fr. verlieren dürfte, und ich dennoch die Unternehmung vier Jahre lang fortführen

könnte. Darum Vergebung den Spöttern und Neidern! und die Großmuth wird uns leicht, denn durch sie hat die Gesellschaft ihr Glück gemacht. Sie haben es so laut und so oft ausgeschrieen: aus der Unternehmung könne nimmermehr etwas werden u. dgl., daß ganz Paris, Freund und Feind, in unsern Cafés-restaurans wird speisen, frühstücken, soupiren, Kaffee und Punsch trinken, daß Alles rohe Nahrungsmittel bei uns wird kaufen wollen; unser Wahlspruch ist: gut, viel, ökonomisch; man findet Anfangs Alles gut, dann immer besser, und so kommt Jeder wieder. — Wie Sie wissen, meine Herren, zerfällt die Unternehmung in vier große Abtheilungen: 1) Versendung der besten Weine zu den billigsten Preisen durch ganz Paris, und zwar auf hängenden Wagen nach Art der Berlinen; 2) Versendung roher Nahrungsmittel aller Art, auf ähnlichen Wagen; 3) die Cafés-restaurans in den verschiedenen Stadttheilen; 4) endlich die Küchenwagen mit Oefen, welche Speisen aller Art von Haus zu Haus führen. Da der erste Versuch mit leztern Fuhrwerken nicht ganz gelungen ist, so werden wir zum Anfang in der Umgegend der Straße Neuve-Vivienne Diners und Frühstücke in der gewöhnlichen Weise abgeben; mein ursprünglicher Plan ist deßhalb keineswegs aufgegeben. — Jedermann wird leicht einsehen, daß bei einem so ausgedehnten Geschäft Alles baar bezahlt werden muß, daß man in die Häuser weder Tafelzeug, noch Silber abgeben kann, und daß es grausam wäre, unsere Leute lange warten zu lassen. — Indessen, ich sage es mit tiefem Bedauern, wird sich das Publikum noch etwas gedulden müssen; man klagt noch so sehr, daß unsere gebratenen Hühner und Seefische immer noch nicht durch ganz Paris wandern wollen, nichts in der Welt soll mich von der weisen Zögerung abbringen, die ich in einer so wichtigen Sache für Pflicht halte."

Korrespondenz-Nachrichten.

Algier, Ende Decembers.

(Fortsezung.)

Ankunft in Algier. Die Biskaris.

Ich habe mit Reisenden gesprochen, welche fast alle merkwürdigen Orte des Abendlandes und des Orients gesehen. Nach ihrer Behauptung gibt es manche Städte, deren Lage noch schöner und malerischer, deren Umgebung noch paradiesischer ist, aber sie gestehen dabei, daß von allen Orten keiner einen so fremdartigen, so unendlich eigenthümlichen, einzigen Anblick gewähre, als das ungeheure Gebirgschaos von weißgrauen Terrassengebäuden dieser seltsamsten aller Städte. Denjenigen meiner Reisegefährten, welche Algier noch nie gesehen, ging es eben so, wie mir bei meinem ersten Besuche, sie wollten, so lange die dämmernde Mondillumination die Gegenstände nicht gehörig unterscheiden ließ, nicht glauben, daß der weiße Berg vor ihnen eine Stadt seyn könne. Sie hielten ihn für einen Steinbruch oder Kreidefelsen, und die schimmernden Laternen für die Grubenlichter arbeitender Bergleute. Erst als die Sonne aufging und Meer und Küste verklärte, begriffen sie, daß sie wirklich Algier, das altberühmte Raubnest, vor sich hatten.

Wir ankerten auf der Rhede zwischen zwei andern Kriegsschiffen östlich von dem Hafen. Dieser ist klein, seicht und gegen Nordosten hin völlig offen, also allen Windstößen von dorther ausgesezt. Dieser schlimme Umstand, dem nur mit unermeßlichen Kosten abzuhelfen wäre, vernichtet alle Aussicht, aus Algier je einen bedeutenden Stapelplaz für den Handel zu machen. Wenn sich Unglücksfälle, wie der im Januar 1835, wo die Hälfte der dort liegenden Schiffe scheiterte oder Schaden nahm, öfters zutragen, welcher Kaufmann oder Schiffseigenthümer wollte dann noch sein Eigenthum dem tückischen Meereswinkel anvertrauen? Und wahrlich! beim Anblick dieses elenden Hafens muß man sich noch wundern, daß dergleichen Ereignisse sich nicht alle Monate wiederholen. Deßenungeachtet ist der Hafen in diesem Augenblick mit Kauffahrteischiffen gefüllt und die Kais sind mit aufgeschichteten Waaren bedeckt. Es sind Fahrzeuge von fast allen Seestaaten Europa's, auch Dänen, Griechen, Deutsche, aber die französischen Flaggen bilden bei weitem die Mehrzahl.

Unser Dampfschiff war bald wie gewöhnlich von den Kähnen der Biskaris umschwärmt, welche kamen, uns mit unserm Gepäcke nach den Kais zu rudern. Die Biskaris sind die Tagelöhner in Algier und bilden hier eine ganz eigene Menschenclasse. Die Franzosen, wenig um die Abstammung und Sprache der Völker sich kümmernd, welche sie beherrschen, nennen sie „Bedouins," wie die Mauren, Kabylen und Araber auch. Von der Oberflächlichkeit der französischen Autoren gibt ein unlängst in Paris erschienenes Werk: „Guide du voyageur et du colon en Algérie, par Armand Pignel," einen Begriff. Der Verfasser sagt darin, „Biskari" bedeute in maurischer Sprache „Commissionaire." Der Verfasser bildete sich dies deßhalb ein, weil die Biskaris sich für Geld zu Allem brauchen lassen. Die Biskaris sind nach den genauen Nachforschungen, die ich über die verschiedenen Volksstämme der Barbarei anstellte, und nach dem, was ich von ihnen selbst und den Mauren über ihren Ursprung erfuhr, Auswanderer aus dem Lande Zab, welches zwischen dem Atlas und der Sahara liegt. Sie haben ihren Namen von Biskara, der Hauptstadt desselben. Es wundert mich sehr, daß selbst Wilhelm Schimper in seiner sonst so gründlich geschriebenen Reise nach Algier über Ursprung, Heimath und Namen der Biskaris noch ganz zweifelhaft ist. Ganz sicher sind diese Menschen einerlei Stammes mit den Mauren, doch mögen sie wohl schwerlich Nachkommen jener Mauren seyn, welche einst Spanien bewohnten, denn leztere sind sämmtlich civilisirter, von edleren Physiognomien, und ihre Sprache enthält eine Menge spanischer Wörter.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 12:
Luftschloß.

Räthsel für alle fünf Sinne.

Von mir sollst du loben,
Sind reif nur die Proben,
Die Röthe so schön,
Und der Klapper Getön
Und den lieblichen Duft.
Dann magst du mich speisen,
Den Wohlgeschmack preisen;
Oder wirf in die Luft
Und fange den Ball,
Und fühle den Fall.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 3.

Sonnabend, 21. Januar 1837.

[21 7]

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1836

von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu Stuttgart

und ihrer

Literarisch-artistischen Anstalt zu München

ausgegebenen Verlagswerke, neuen Auflagen und Fortsetzungen.

Aktenstücke, die landständischen Anklagen wider den Kurfürstlich Hessischen Staatsminister Hans Daniel Ludwig Friedrich Hassenpflug betreffend. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte und zum neuen deutschen Staatsrechte. Die Vertheidigungsschriften von dem Angeklagten selbst und vom Professor Mohl in Tübingen. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Ausland, das, ein Tageblatt für Kunde des geistigen, sittlichen und politischen Lebens der Völker. 1836. 16 fl. od. 9 Rthlr. 8 gr.

Autenrieth, J. H. F., Ansichten über Natur- und Seelenleben, nach dessen Tode von Dr. Hermann Autenrieth herausgegeben. gr. 8. 4 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr. 16 gr.

Baine, geschichtliche Darstellung der Baumwollenfabrikation. Aus dem Engl. übersetzt von Ch. Bernoulli. Mit 12 engl. Stahlstichen. cartonirt. 5 fl. od. 3 Rthlr.

Barrow, John, junior, ein Besuch auf der Insel Island. 1 fl. 45 kr. od. 1 Rthlr. 4 gr.

Beer, M. T., Erzählungen. 2 Bändchen. 8. brochirt. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Bemerkungen über den Entwurf eines Strafgesetzbuches für das Königreich Würtemberg, nebst einem Versuch über den Zweck und Maßstab der Strafe und über die Strafarten. gr. 8. broch. 24 kr. od. 6 gr.

Bernoulli, Vademecum des Mechanikers. 2 Theile. Dritte vermehrte Aufl. 12. 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr.

Betrachtungen über das Gebet des Herrn. 8. 15 kr. od. 12 gr.

Bibliothek für Militairs überhaupt und für Unterofficiere insbesondere. 3te, 4te und 5te Lieferung. 12. 36 kr. od. 9 gr.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes. gr. 4. Jahrg. 1836. 6 fl. od. 3 Rthlr. 8 gr.

Burne's, Alexander, Reisen in Indien und nach Bukhara. 2r Band. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Comptoir-Handbuch, theoretisch-praktisches, nach Mac Culloch und den neuesten, zuverläßigsten Quellen in alphabetischer Ordnung von L. R. Schmidt. Mit den Planen von Constantinopel, Gibraltar, Helsingör, New-York, Petersburg und Rio Janeiro, und einer Weltkarte nach Merkators Projection. 1ste bis 6te Lieferung. gr. imp. 8. In Umschlag geheftet. 4 fl. 48 kr. od. 3 Rthlr.

Correspondenzblatt des würtemberg. landwirthschaftlichen Vereins. Neue Folge. 1836. 2 Bände in 6 Heften. gr. 8. brochirt. 3 fl. od. 2 Rthlr.

Eisengrein, G. A., die Familie der Schmetterlingsblüthigen oder Hülsengewächse, mit besonderer Hinsicht auf Pflanzen-Physiologie und nach den Grundsätzen der physiologisch-systematischen Anordnung ihrer Gattungen bearbeitet. Ein Beitrag zur comparativen Botanik. gr. 8. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Fallmerayer, J. P., Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters. 2r Band. gr. 8. 3 fl. od. 1 Rthlr. 20 gr.

Feuchtersleben, Freiherr E. v., Gedichte. 8. 2 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr. 12 gr.

Freyberg, Freiherr M. v., Sammlung historischer Schriften und Urkunden, geschöpft aus Handschriften. V. Band. 1s Heft. gr. 8. 1 fl. 21 kr. od. 20 gr.

Friederich, Dr. G., das Christenleben. Ausgewählte religiöse Betrachtungen in 4 Bändchen. 1s Bändchen. Ueber die wichtigsten Erscheinungen im Seelenleben. 8. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Fries, Dictionnaire synonimique complet de la langue française. gr. 8. broch. 2 fl. od. 1 Rthlr. 8 gr.

Gagern, Freiherr v., Resultate der Sittengeschichte. 3r Theil. Demokratie. Neue Auflage. 8. brochirt. 3 fl. 36 kr. od. 2 Rthlr. 8 gr.

Gallerie zu Schillers Werken in Stahlstichen auf chinesischem und Velinpapier. 1ste Lieferung. gr. 4.
Auf chines. Papier 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.
Velinpapier 2 fl. 24 kr. od. 1 Rthlr. 12 gr.

Goethe's Werke, in 11 Bden mit Stahlstichen. gr. imp. 8. 1ste Lieferung. Subscr.-Preis 6 fl. od. 3 Rthlr. 12 gr.

— — Wilhelm Meisters Lehrjahre. Zwei Theile. Neue Auflage. 4 fl. od. 2 Rthlr. 12 gr.

Handbuch für Kaufleute, oder Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Handels und Manufakturwesens, der Schifffahrt und der Bankgeschäfte, mit steter Beziehung auf National-Oekonomie und Finanzen. Supplementband. Zweite Lieferung. gr. 8. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 18 gr.

Hartig, Dr. G. L. und Dr. Th., forstliches und forstnaturwissenschaftliches Conversationslexicon. Ein Handbuch für Jeden, der sich für das Forstwesen und die dazu gehörigen Naturwissenschaften interessirt. Zweite revidirte Auflage. gr. 8. brochirt. 8 fl. 45 kr. od. 5 Rthlr.

Herder's, J. G. v., Gedichte. Neue Auflage. 8. 4 fl. od. 2 Rthlr. 12 gr.

Herz, M. J., die Religionslehre Jesu Christi, in Betrachtungen über die sonntäglichen Evangelien im

Laufe des christlichen Kirchenjahrs, nach geschichtlicher Verbindung mit Nutzanwendungen dargestellt. gr. 8. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Jahrbuch für 1837. Herausgeg. von H. C. Schumacher, mit Beiträgen von Bessel, Gauss, Hassen, A. v. Humboldt, Olbers u. A. Mit einer Lithographie. 8. cart. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Jahrbücher, würtembergische. Herausgeg. von Memminger. 1835. 16 Heft. 8. 1 fl. 45 kr. od. 1 Rthlr.

Journal, polytechnisches. Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und der Landwirthschaft ꝛc. Herausgegeben von Dr. Dingler, Vater und Sohn, und Dr. Schultes. 1836. 24 Hefte. gr. 8. brochirt. 16 fl. od. 9 Rthlr. 8 gr.

Jovialis, Atellanen, eine kleine Sammlung dramatischer Dichtungen. 12. brochirt. 2 fl. od. 1 Rthlr. 8 gr.

Kerner, Dr. Justinus. Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur, durch eine Reihe von Zeugen gerichtlich bestätigt und den Naturforschern zum Bedenken mitgetheilt. 8. 1 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr.

— — Nachricht von dem Vorkommen des Besessenseyns eines dämonisch-magnetischen Leidens und seiner schon im Alterthum bekannten Heilung durch magisch-magnetisches Einwirken, in einem Sendschreiben an den Herrn Obermedicinalrath Dr. Schelling in Stuttgart. 8. 36 kr. od. 9 gr.

Kleinschrod, C. Th., Großbritanniens Gesetzgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel statistisch und staatswirthschaftlich erläutert. Mit mehreren Tabellen. gr. 8. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Koppe, mexikanische Zustände in den Jahren 1830 bis 1832. 1r Band. gr. 8. 3 fl. od. 1 Rthlr. 20 kr.

Kunstblatt. 1836. Herausgegeben von Dr. Schorn. 4. 6 fl. od. 3 Rthlr. 8 gr.

Landauer, M. H., Jehova und Elohim oder die althebräische Gotteslehre, als Grundlage der Geschichte der Symbolik und der Gesetzgebung der Bücher Moses. gr. 8. 1 fl. od. 16 gr.

Lenau, Nicol., Faust. Ein episch-dramatisches Gedicht. 8. 2 fl. 12 kr. od. 1 Rthlr. 8 gr.

Literaturblatt. 1836. Herausgegeben von Dr. W. Menzel. gr. 4. 6 fl. od. 3 Rthlr. 8 gr.

Memminger, J. D. G., Beschreibung des Königreichs Würtemberg, mit Kupfern und Charten. 11s Heft. Oberamt Ulm. gr. 8. 1 fl. 12 kr. od. 16 gr.

— — 12s Heft. Oberamt Ravensburg. gr. 8. 1 fl. 12 kr. od. 16 gr.

Mohnike, Dr. G., altschwedische Balladen, Mährchen und Schwänke, nebst einigen dänischen Volksliedern. Ins Deutsche übersetzt. 8. 3 fl. od. 1 Rthlr. 20 gr.

Morgenblatt für gebildete Stände. 30r Jahrgang. 1836. 4. 20 fl. od. 11 Rthlr. 8 gr.

Motive zum Entwurf eines Strafgesetzbuches für das Königreich Würtemberg. Zweite Abtheilung. gr. 8. 1 fl. 12 kr. od. 20 gr.

Müller, J. v., sämmtliche historische Werke in 40 Bändchen. Taschenausgabe. 8te und letzte Lieferung.
Velinpapier 4 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr. 15 gr.
Druckpapier 3 fl. od. 1 Rthlr. 18 gr.

Nationalkalender für die deutschen Bundesstaaten auf das Jahr 1837. Für Katholiken, Protestanten, Griechen und Russen, zum Unterricht und Vergnügen für Geistliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute. Begründet von Ch. C. André, fortgesetzt von Johann Heinrich Meyer. 13r. Jahrgang. gr. 4. brochirt. 48 kr. od. 12 gr.

Nothomb, Essai politique et historique sur la révolution Belge. In deutscher Uebersetzung. 8. 5 fl. od. 2 Rthlr. 20 gr.

Oesterlen, Dr. Friedrich, historisch-kritische Darstellung des Streits über die Einheit oder Mehrheit der venerischen Contagien. gr. 8. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Paris im Jahr 1836. Mit einem Plane der Stadt. 8. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Pflanz, Ueber das religiöse und kirchliche Leben in Frankreich. gr. 8. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Plieninger, Dr. Th., Kurzer Bericht über die Eisenbahn von Brüssel nach Mecheln, nebst allgemeinen Bemerkungen über Eisenbahn-Anlagen überhaupt und einer geordneten Zusammenstellung der bisherigen Literatur über Eisenbahnen, Dampfwagen und Dampfmaschinen. Mit 1 Steintafel. gr. 8. In Umschlag geheftet. 24 kr. od. 6 kr.

Prechtl, J. J. v., technologische Encyclopädie, oder alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens. Zum Gebrauche für Cameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art. 7r Band. Von Glasblasen bis Hutmacherkunst. Mit 24 Kupfertaf. gr. 8. 6 fl. od. 3 Rthlr. 12 gr.

Pringle, Thomas, südafrikanische Skizzen. 2 fl. 15 kr. od. 1 Rthlr. 8 gr.

Rapp, M., die vergleichende Grammatik als Naturlehre dargestellt. Erster Band; enthält: Versuch einer Physiologie der Sprache, nebst historischer Entwicklung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen. gr. 8. 3 fl. od. 2 Rthlr.

Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit. Eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik. Mit Kupfern und Karten. 7te bis 10te Lieferg. gr. 8. brochirt. 9 fl. 42 kr. od. 6 Rthlr.

Retzsch, M., Umrisse zu Goethe's Faust. 2r Theil in 11 Platten. qu. Fol. 1 fl. 24 kr. od. 1 Rthlr.
Beide Theile zusammen 5 fl. 24 kr. od. 3 Rthlr. 12 gr.

Reumont, Dr. Alfred, geographisch-statistische Nachrichten von den russischen Häfen am schwarzen Meere. gr. 8. brochirt. 1 fl. od. 16 gr.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis, Mediolanensibus, Monacensibus, Neapolitanis, Parisiensibus, Romanis, Venetis, Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adiecit Christianus Walz, Professor Tübingensis. Tom. IX.
Schreibpapier 8 fl. 36 kr. od. 5 Rthlr.
Druckpapier 6 fl. od. 3 Rthlr. 16 gr.
Das mit diesem Band geschlossene Werk kostet nun auf Druckpapier 65 fl. od. 38 Rthlr. 12 gr.
Schreibpap. 85 fl. 54 kr. od. 50 Rthlr. 16 gr.

Schillers, Fr. v., sämmtliche Werke in 12 Bänden. Velinpapier, mit Stahlstichen. gr. 8. 3te und 4te Lieferung. Subscr.-Preis 8 fl. 24 kr. od. 5 Rthlr. Mit dem Erscheinen der vierten Lieferung ist der Subscr.-Preis erloschen und dagegen der erhöhte Ladenpreis von 22 fl. od. 13 Rthlr. 12 gr. unabänderlich eingetreten.

Schillers Flucht von Stuttgart und sein Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785 in 2 Abtheilungen. 8. 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr. 6 gr.

Schmeller, J. A., bayerisches Wörterbuch. Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten sowohl, als in der älteren und ältesten Provinzial-Literatur des Königreichs Bayern, besonders seiner älteren Lande, vorkommen, und in der heutigen allgemein deutschen Schriftsprache entweder gar nicht oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind; mit urkundlichen Belegen, nach den Stammsylben etymologisch-alphabetisch geordnet. 3r Theil, enthaltend die Buchstaben R und S. gr. 8. 6 fl. od. 3 Rthlr. 16 gr.

Schultz, Dr. und Professor, das System der Circulation des Blutes, mit 7 lithographirten und colorirten Tafeln. gr. 8. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.
Schüz, Dr. C. W. C., Ueber den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben. gr. 8. 2 fl. od. 1 Rthlr. 8 gr.
Seyffarth, Dr. W., Dick Brown, ein Gemälde aus London. 8. 3 fl. od. 1 Rthlr. 20 gr.
Sternberg, Baron v., Galathee. Ein Roman. 8. 2 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr. 12 gr.
Theater-Revue, allgemeine, herausgeg. von August Lewald. II. Jahrgang 1837. Mit dem Portrait der Madame Julie Rettich. gr. 8. cartonirt. 5 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr.
Ueber Lenau's Faust von Johannes M........n. 8. brochirt. 30 kr. od. 8 gr.
Uhland, L., Gedichte. 10te Auflage. Mit des Verfassers Bildniß in Stahl gestochen. 8. brochirt. 3 fl. 36 kr. od. 2 Rthlr. 12 gr.
— — Sagenforschungen. I. Der Mythus von Thôr, nach nordischen Quellen. gr. 8. brochirt. 2 fl. 12 kr. od. 1 Rthlr. 8 gr.
Uschold, J., Geschichte des trojanischen Krieges. Mit Beilagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Troja's. gr. 8. broch. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.
Wochenblatt für Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel. Jahrg. 1836. gr. 4. 1 fl. 30 kr. od. 22 gr.
Zedlitz, Ch. v., dramatische Schriften. 4r Band. 8. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.
— — Ritter Harolds Pilgerfahrt. Aus dem Englischen des Lord Byron. gr. 8. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.
Zeitung, allgemeine. 1836. gr. 4. 16 fl. od. 10 Rthlr.
— — Register dazu mit Titelblatt zu 1835. gr. 4. 45 kr. od. 12 gr.

Neuigkeiten der Lit. art. Anstalt, 1836.

Bücher.

Agende für evangelische Kirchen. 4. 1 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr.
Büffel, A. J., des Kaisers Schatten. 8. 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr. 4 gr.
Centralblatt des landwirthschaftlichen Vereins in Bayern. 1836. 8. 12 Hefte. 5 fl. 24 kr. od. 3 Rthlr.
Daxenberger, Dr. S., mythische Gedichte. 48 kr. od. 12 gr.
Festkalender in Bildern und Liedern, geistlich und weltlich von F. G. v. Pocci, G. Görres und ihren Freunden. 8tes bis 10tes Heft. à 12 kr. od. 3 gr.
Fuchs, K., über einige mißdeutete Erscheinungen im Gebiete des kirchlichen Lebens und ihre Benutzung für Belebung sittlicher Gesinnungen. 8. 48 kr. od. 12 gr.
— — Der göttliche Segen. Ein Glaubenswort als Neujahrsgabe zunächst für Gleichgesinnte. 24 kr. od. 6 gr.
Frescomalereien, die, der Allerheiligen-Capelle in München. 8. 24 kr. od. 6 gr.
Mahir, O., Inauguraldissertation über das Verhältniß des Nervensystems zum Blut und dessen Erscheinungen im gesunden und kranken thierischen Organismus. Eine von der medicinischen Facultät der Königl. Ludwigs-Universität zu München gekrönte Preisschrift. 36 kr. od. 9 gr.

Kunstsachen.

Familie, die heilige, gemalt von Raphael, gestochen von Professor S. Amsler.
Mit offener Schrift chines. 24 fl. od. 14 Rthlr.
" " " weiß 18 " od. 10 " 12 gr.
Mit voller " weiß 12 " od. 7 "
Mayr, G., Post- und Reisekarte von Bayern, Würtemberg, Baden, Hessen und den angrenzenden Ländern, nebst 18 Ansichten der bedeutendsten Städte dieser Länder. illum. 3 fl. od. 1 Rthlr. 18 gr.
" " aufgezog. 3 " 36 kr. od. 2 "
Dieselbe ohne Ansichten aufgezogen und illum. 2 " 12 " od. 1 " 4 "
Plan von Paris, bearbeitet von C. Grasmüller, gest. von Goß. 1 fl. 24 kr. od. 20 gr.

---

[27] **Interessante Neuigkeit.**

Bei Goedsche in Leipzig und Meißen ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und Oesterreichs zu haben das erste Bändchen:

MEMOIRES
DE
LUCIEN BONAPARTE,
PRINCE DE CANINO.

Memoiren des Prinzen Canino,
Lucian Bonaparte.
Mit dessen Portrait.
Nach der Originalausgabe übersetzt
von
L. von Alvensleben.

☞ *Ich erkläre durch dieses eigenhändig geschriebene Zeugniss, dass diese Memoiren die einzigen sind, welche ich geschrieben habe, und läugne alle die ab, welche bisher mit meinem Namen, oder ohne Namen eines Verfassers erschienen sind. Zu Beglaubigung dessen*
L. Prince de Canino.

Diese Memoiren werden 10 — 12 Bändchen, jedes von 160 — 192 Seiten, bilden und im Laufe dieses Jahres erscheinen. Jedes Bändchen der französischen Ausgabe kostet 9 Gr., der deutschen Ausgabe 10 Gr.

Wenige Werke bieten ein größeres Interesse, als das, welches wir hier bieten. Der Feder eines der ausgezeichnetsten Männer unsers Jahrhunderts entflossen, interessirt es im höchsten Grade alle Politiker und Gebildete, und ist allen Denen unentbehrlich, welche sich mit Geschichte, Diplomatie und Gesetzgebung beschäftigen.

Die Ausstattung beider Ausgaben ist sehr elegant, Druck correct.

Der äußerst geringe Preis, den wir dafür setzen, macht Jedermann die Anschaffung leicht.

---

[4] So eben sind erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu haben, in Wien bei Gerold, Tendler, in Prag bei Haase, in Pesth bei Hartleben etc.:

Ideale der Kriegführung
in einer Analyse der Thaten der grössten Feldherren.
Von dem
General-Lieutenant von Lossau.
Band III. Abth. I. Auch unter dem Titel:
Die Feldzüge Friedrichs des Grossen.
Band I. $2\frac{1}{3}$ Rthlr.

Der Schlussband erscheint in 6 Wochen:

v. Treskow, der Feldzug der Preussen im J. 1794. Beilage zur Geschichte des polnischen Revolutionskrieges. Mit Benutzung authentischer Quellen. Nebst 3 Schlachtplänen und 11 Beilagen.

Berlin, **Schlesinger**'sche Buch- und Musikalienhandlung.

[18] Von

Glaser's vollständigem Atlas

über

alle Theile der Erde,

sowohl

zum Privatgebrauche, als auch für Schulen.

36 Blätter in gr. Fol.

ist so eben bei Unterzeichnetem die zweite Lieferung, enthaltend: westliche Halbkugel, Dänemark mit Holstein und Lauenburg, Westindien, erschienen. Obgleich das Publikum nicht durch pompöse Ankündigungen gelockt ward, sind bereits über 2000 Exemplare fest bestellt worden, und von vielen Seiten kam uns die Anerkennung zu, daß noch nichts Aehnliches zu so billigem Preis geliefert worden sey. Diese zahlreiche Theilnahme setzt uns in den Stand, das Unternehmen mit größter Energie fortzusetzen und baldmöglichst zur Vollendung zu bringen.

Die Vorarbeiten sind so weit gediehen, daß bis zur Ostermesse 1837 noch die dritte und vierte Lieferung bestimmt erscheinen werden. Diese enthalten: Frankreich, Italien, Deutschland, Großbritannien und Irland, Südamerika und Australien.

Der Subscriptionspreis für die Lieferung von drei Blatt beträgt 8 gGr. oder 36 kr. rhein. Subscribentensammler erhalten auf 10 — 1, 25 — 3, 50 — 7, 100 — 15 Freiexemplare. Einzelne Blätter kosten 4 gGr. oder 18 kr. rheinisch.

Darmstadt, December 1836.

L. Pabst.

---

[25] Im Verlage der Rackhorst'schen Buchhandlung in Osnabrück ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Prometheus. Tragödie. 8. 1836. geh. 4 Gr.

Die welthistorische Bedeutung des Napoleonischen Lebens ist hier im kleinsten Rahmen zusammengefaßt.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Abälard und Heloise. Tragödie in 5 Acten. 8. 1831. geh. 1 Rthlr.

Die Blätter für literarische Unterhaltung vom J. 1832 Nr. 171 sagen hierüber: „Wir sind überzeugt, sämmtliche außerdeutsche Literatoren haben seit einem Decennium kein dramatisches Product geliefert, das dieser Arbeit den Vorrang streitig machen könne ꝛc."

Ferner ist daselbst so eben erschienen:

Das Denkmal Justus Mösers in Osnabrück. Mit einer Abbildung des Denkmals in gr. 4. gr. 8. 1836. geh. 12 Gr.

---

[16] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Ueber Frauenvereine und andere mit ihnen verwandte Hülfs- und Volksbildungs-Anstalten, wie sie sind und hier und da verbessert werden möchten, um den Anforderungen der Zeit und des Gemeinwohls zu genügen. Mit 1 Anhang tabellar. Schema's, zur Erleichterung der Uebersicht bei der Geschäftsführung. Allen Menschenfreunden und Landesbehörden zur wohlwollenden Beherzigung empfohlen von Wilhelmine v. Sydow, geb. v. Griesgern. 8. 1 fl. 21 kr.

Unter obigem Titel erhält das Publikum ein Werk, welches in der gemeinnützigen Literatur eine längst gefühlte Lücke ausfüllt. — Die Frauenvereine nehmen unter den Wohlthätigkeits-Anstalten unserer Zeit eine so rühmliche Stelle ein, daß eine Schilderung ihr Tendenz und Wirksamkeit, eine ausführliche Beleu tung ihrer praktischen Einrichtungen nur willkomm seyn kann, besonders aus der Feder einer rühmlic bekannten Schriftstellerin, deren Leistungen bei Begri dung und Verwaltung von Frauenvereinen und äh lichen Hülfsanstalten an mehr als einem Orte die v dienteste Anerkennung fanden, und die praktische Zwe mäßigkeit und Ausführbarkeit ihrer hier mitgetheilt Anleitungen vollkommen bestätigten. Von dem Wes der Frauenvereine geht die Verfasserin auf andere ih verwandte Wohlfahrtsanstalten über, als: Arbeits- u Erwerbsschulen für Mädchen, Beschäftigungsanstalt für Knaben, Spinn-, Suppen- und Kochanstalten, Klei Kinder-Bewahranstalten u. s. w. Auch sind hier geprüf und auf Erfahrung beruhende Ansichten und Vorschlä über Waisen-Erziehung, Versorgung unehelicher Kind mitgetheilt. Faßliche, klare Darstellung, Eindringlichk der Sprache und eine schöne, fließende Schreibart, w man sie an der Verfasserin kennt, geben dem gut Kern eine schöne Schale.

---

[5] Zur Bestimmung der Auflage der im nächsten Jah fortzusetzenden, dreimal wöchentlich in gr. 4 erscheine den Zeitschrift:

Berliner Conversationsblat

für

Poesie, Literatur und Kritik.

XI. Jahrgang.

redigirt von Herrmann Marggraff,

mit Beiträgen von W. Alexis, Droysen, v. Eicher dorff, Ferrand, Ed. Gans, v. d. Hagen, Holte Franz Horn, Heine, Kugler, Kühne, Laube, Lena v. Lüdemann, R. Marggraff, Meyen, Th. Mund Mügge, Märcker, v. Raumer, Rellstab, Schnaas Schweitzer, Simrock, Stieglitz, v. Uechtritz, Zeune erbitten wir baldigst die Bestellungen durch die löbliche Postämter, Buchhandlungen und Lesevereine. Prei jährlich 5 Rthlr. halbjährl. $2\frac{1}{2}$ Rthlr. Das Literatu blatt allein 2 Rthlr.

Ueber den Werth dieser Zeitschrift hat Publiku und Kritik übereinstimmend günstig sich ausgesproche und ihr die Stelle in der Vorderreihe der deutsche Journalistik angewiesen. Den Inhalt des nächsten Jah gangs an Interesse zu erhöhen, wird das eifrige Str ben der Redaction seyn.

Berlin, Schlesinger'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[791] Eine merkwürdige Schrift zur War nung für Homöopathen.

Dr. A. Noack, Olla potrida. Ein Beitra zur Literaturgeschichte der Homöopathie. 1s Hef Leckiv, L. Heyne, J. Th. Hofbauer, El. Herting der Verein mehrerer Homöopathiker als Verfasse schaft der homöop. Real-Encyclopädie oder D C. W. Fickel, Oberarzt etc. gr. 8. broch. 12 G

ist in der Arnold'schen Buchhandlung erschienen un in allen andern Buchhandlungen zu bekommen.

---

[28] In unserm Verlag ist erschienen:

Hans Waldmann,

historisches Schauspiel in fünf Aufzüger nebst einem Vorspiel in einem Aufzuge

von

C. Spindler.

8. brochirt. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 30 kr.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

№ 19.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 23. Januar 1837.

— Leb' wohl!
Zerschlagen ist die Urne, die so lang
Der Liebe Freuden und der Liebe Schmerzen
In ihrem Busen willig faßte; rasch
Entstürzet das Gefühl sich der Verwahrung.

Goethe.

Stephanie.

(Fortsetzung.)

Zu Stephaniens Verwunderung verweilte der Graf ruhig in Botzen: er kam jeden Tag und hatte wiederholt lange Unterredungen mit ihrer Mutter. Gegen sie war sein Benehmen durchaus ungleich, launisch, leidenschaftlich, kalt, und alles dieses im seltsamsten Wechsel, obgleich ihre freundliche, gehaltene Ruhe dazu wenig Anlaß bot. Bei kleinen Ausflügen in der Umgegend versuchte er zuweilen, den Ton früherer Zeit geltend zu machen, aber ihm fehlte die Zuversicht, welche die Ueberzeugung, geliebt zu seyn, einzig zu verleihen im Stande ist.

Eines Tags, als der Graf in's Zimmer trat, lief der Stephan in demselben umher, nach Kinderart den Kopf lebhaft hin und her schüttelnd, wodurch seine Locken in malerischer Unordnung das liebliche Gesicht umspielten. Ergriffen vom Anblick, faßte der Graf ihn in die Arme und setzte sich nieder, absichtslos, auf die unbefangenste Weise mit dem Kinde spielend. Stephan schlang endlich mit herzlicher Liebe die Arme um seinen Hals; überrascht, liebkoste der Graf das Kind und fühlte entschieden, daß es ihm möglich seyn werde, dasselbe väterlich zu lieben. Frau von Sarry theilte noch an demselben Abend ihrer Tochter die Wünsche und Plane des Grafen mit. Gedankenvoll hörte Stephanie ihr zu. „Wie seltsam und traurig!“ sagte sie nach einer Pause; „er entzog mir seine Neigung zu der Zeit, wo sie mich beglückt haben würde, und mein ganzes Leben bekam dadurch eine andere Richtung. Ich gab meine Hand dem theuern, unvergeßlichen Freunde, weil ich die Möglichkeit einsah, ihm gut seyn zu können, weil es Ihr Wunsch war. Nie habe ich diesen Schritt bereut, obwohl das Geschick meines Mannes mich in Bahnen fortzog, für welche ich nicht geschaffen bin. Durch fast alle Länder Europas ihm folgend, habe ich nie das Glück gekannt, unter dem eigenen Dache sein Leben verschönern, für ihn sorgen, ihn erheitern zu können. Immer war ich für ihn eine geliebte Last, welche ihn mit Sorge erfüllte, und von welcher er gleichwohl weder lassen konnte noch wollte. — Freudig darf ich auf die Vergangenheit zurückblicken, insofern nur von meinem Bewußtseyn die Rede ist, aber ach! welch ein anderes Glück wähnte ich einst zu finden! — Wie entzückend lag das Leben vor mir, und wie bin ich getäuscht worden durch den, welchen ich zuerst und über Alles geliebt! Früher, wie schlug mir das Herz, wenn er nahte, wie öde und endlos erschien mir jede Zeit, welche ich ohne ihn verlebte! — Jetzt — kein lebhafteres Pochen meines Herzens verkündet mir seine Nähe; ich erfreue mich seines liebenswürdigen Umgangs, aber sein Gehen und Kommen hat keinen Einfluß auf das Glück meiner Tage. Das ist vorüber. — Ich war hier

so in Ruhe, so ohne allen weiteren Wunsch für das Leben, und wieder muß er es seyn, der den Frieden meiner Tage trübt! Die Seinige kann ich nicht werden; der frühere Traum war zu schön, das Erwachen zu schmerzlich! Ich dachte, er sey ein Engel; jetzt, da ich nur zu sehr weiß, daß menschliche Schwächen ihm nicht fremd sind, würde ich vielleicht dieselben mit eben so viel Ungerechtigkeit beachten, wie ich sie früher mit schwärmerischer Vorliebe übersah. Wie mag er nur daran denken, ein Band wieder anknüpfen zu wollen, welches er selber mit so viel Härte zu zerreißen im Stande war?" — „Jahre liegen dazwischen," sagte die Mutter, „er rechnet auf deine Vergebung." — „O, die hat er längst, aber kein Wunsch, kein Wille kann das Gefühl mir zurückgeben, mit welchem ich früher an ihm hing. Manchmal wünschte ich mir nur eine Spur der süßen Täuschung, der liebevollen Bewunderung, des grenzenlosen Vertrauens zurück: das ist Alles vorbei und kommt nicht wieder!" — „Gedenke der Zukunft, Stephanie, gedenke der Zeit, wo ich nicht mehr seyn werde! dann stehst du ganz allein." — „Nein, an die Zeit mag ich nicht denken, und habe ich nicht Stephan? Besitze ich nicht in ihm einen theuern Lebenszweck? Daß mein Entschluß einer Vergeltung ähnlich sieht, das allein ist es, was mich betrübt, aber meine Härte ist unfreiwillig. Sagen Sie ihm in meinem Namen ein wehmüthiges Lebewohl, denn wiedersehen kann ich ihn nun nie mehr; es ist unmöglich!"

Der Graf reiste am folgenden Morgen ab. Die rauhere Jahreszeit war bereits eingetreten, die Tage wurden kurz und unfreundlich, und manchmal war es beiden Damen, als müßte der liebenswürdige Freund am Abend eintreten und durch seine Unterhaltung den Gang der schleichenden Stunden beflügeln. Aber Stephanie war dennoch völlig ruhig, nie zeigte sich in ihrem Benehmen die geringste Reue über den gefaßten Entschluß; fortgesetzte Thätigkeit und zärtliche Sorgfalt für Stephan verliehen ihrem Leben Zweck und Reiz. So kam der Frühling heran. Die Gegend schmückte sich wieder in ihrer vollen Herrlichkeit, und mit dem bunteren Leben der Jahreszeit trat auch das Bild des Entfernten tiefer in den Hintergrund. Er selber aber sorgte dafür, es aufzufrischen.

(Der Beschluß folgt.)

Einiges zur Geschichte des englischen Parlaments.

(Beschluß.)

Bis vor zwanzig und dreißig Jahren, und zurück bis zum Jahre 1780 hatte jede in London erscheinende Zeitung einen einzigen Berichterstatter. Er mußte die ganze Verhandlung über im Hause anwesend seyn und dann vom Anfang bis zum Ende Bericht davon gebe[n]. Da ihm nicht erlaubt war, nachzuschreiben oder auch nu[r] Notizen zu nehmen, und er daher einzig und allein a[uf] sein Gedächtniß vertrauen mußte, so war dies nicht blo[ß] eine ermüdende und mühselige Arbeit, sondern au[ch] das Referat wenig mehr als eine unvollkommene Skizz[e]. Alles das sieht jetzt ganz anders aus. Jetzt beläuft si[ch] die Zahl der bei sämmtlichen Londoner Zeitungsexpediti[o]nen angestellten Berichterstatter auf ungefähr achtzi[g]. Davon sind gegen sechzig bei den Morgens, die Uebrige[n] bei den Abends erscheinenden Tageblättern beschäftig[t]. Die Corps der Berichterstatter für die gelesensten Ze[i]tungen sind zwölf bis fünfzehn Mann stark. Der Reih[e] nach wohnt Jeder der Parlamentssitzung in der Reg[el] fünf-und-vierzig Minuten lang bei. Sobald diese Ze[it] abgelaufen ist, verläßt er die Galerie, denn bekanntli[ch] haben besagte Corps in beiden Häusern ihre abgesperrte[n] Sitze, und während der Nächste an der Reihe seinen Pla[tz] einnimmt, verfügt er sich in die Expedition, bei welch[er] er angestellt ist, schreibt hier seine Notizen leserlich niede[r] und behändigt das aus schmalen, bloß auf einer Sei[te] beschriebenen Papierstreifen bestehende Manuscript der Oberdruckaufseher, der die Papierstücke an die Setzer ver[]theilt. Das Beschreiben bloß einer Seite erleichtert den Setzer die Arbeit, und durch das Zerschneiden der Hand[]schrift in einzelne Streifen können zu gleicher Zeit fün[f] oder sechs Setzer beschäftigt werden, von denen Jede[r] seinen mit möglichster Schnelligkeit zusammengestellten Sa[tz] dem Druckaufseher zum Einlegen in die Form übergib[t]. Hat nun der eingetretene nächste Berichterstatter sein[e] Dreiviertelstunden abgesessen, so löst ihn ein Anderer a[b] und er selbst thut gleich seinem Vorgänger, begibt sich i[n] die Expedition und bringt seine Zeichensprache in leserlich[e] Worte. Auf solche Weise geht es die ganze Nacht hindurch i[n] alphabetischer Ordnung fort, bis sämmtliche Berichterstatte[r] an der Reihe gewesen sind. Von dem, was ich hier al[s] Regel genannt, gibt es zwei Ausnahmen: die eine, wen[n] das Haus seine Sitzung schließt, ehe das Corps durch i[st], und die andere, wenn dieser Fall früher eintritt als jene. Bei ersterer Ausnahme fängt die Reihe morgen da a[n], wo sie heute aufgehört hat; bei letzterer ist der betreffen[de] Fall entweder vorauszusehen oder nicht. Ist er es, [so] nimmt jeder Berichterstatter eine ganze Stunde oder no[ch] länger, und tritt der Fall unerwartet ein oder reicht d[ie] Verlängerung nicht aus, so beginnt die Reihe wieder vo[n] vorne. Daß dies aber während einer sechs und sieben monatlichen Parlamentssitzung kaum einmal zu geschehe[n] pflegt, beweist den richtigen Geschäftsblick sämmtlicher Corp[s].

Beim Reinschreiben seiner Zeichensprache setzt d[er] Referent über den ersten Papierstreif seinen Namen un[d] den seines Vorgängers, gewöhnlich so: Jowers folgt Byr[] oder wie die Herren sonst heißen, und am Schlusse de[s]

lezten Papierstreifens sezt er wieder seinen Namen und den seines Nachfolgers, z. B. Sharpe folgt Jowers. Hiedurch wird es dem Druckaufseher möglich, die von mehreren Berichterstattern ihm gleichzeitig zugehenden Streifen gehörig zu ordnen. — Was ein Referent in einer Stunde notirt, kostet ihn meist fünf Stunden, um es leserlich abzuschreiben, und der Druck füllt dann ungefähr zwei Spalten des Formats, in welchem jezt die Times und einige andere Zeitungen erscheinen. Jene Zeitbestimmung modifizirt sich allerdings nach der individuellen Fähigkeit des Schreibenden; gleichwohl erfordert es schon eine fertige Hand, einen fertigen Kopf und ununterbrochene Anstrengung, eine der genannten Spalten in drittehalb Stunden zu concipiren, und es sind nur wenige Beispiele bekannt, daß die Arbeit in zwei Stunden gethan worden ist. Aus dem Gesagten folgt von selbst, daß es zwar unerläßliche Pflicht des Berichterstatters ist, jeden Falls den Sinn und Geist der gehaltenen Reden aufzufassen und, wo möglich, auch die von den Rednern gebrauchten Worte und Phrasen wieder zu geben, jedoch durchgängige Treue in lezter Beziehung geradehin zu den Unmöglichkeiten gehört. Man kann hievon sich am besten überzeugen, wenn man sich die Mühe nimmt, den Text einer nicht ganz kurzen Rede aus zwei verschiedenen Zeitungen neben einander zu stellen. Den Sinn und Geist des Redners wird man stets, seine Worte nur Ausnahmsweise übereinstimmend finden. Ich hebe dies vorzüglich deßhalb heraus, weil eine deutsche Ständeversammlung ihren Schnellschreibern ansann, alle aus dem Stegreif gesprochenen Worte und Reden „verbatim“ zu liefern, und die Protestirenden an die vermuthete überlegene Geschicklichkeit der englischen Berichterstatter verwies. Kein Parlamentsglied denkt daran, daß die gedruckte Rede seiner gesprochenen Wort für Wort entsprechen soll, und Mancher ist der Unähnlichkeit herzlich froh. Diejenigen aber, die ein hohes Gewicht auf ihre Worte legen oder jeder Verfälschung ihrer Reden vorzubeugen wünschen — und das sind in der Regel diejenigen, die selten sprechen — arbeiten dieselben vorher aus, memoriren sie, weil das Ablesen verboten ist, und senden zum Behuf des Abdrucks Copien an die verschiedenen Zeitungsexpeditionen. Daß aber solches geschehen, wird dann vom Berichterstatter jedesmal ausdrücklich erwähnt, und in diesen Fällen ist es keine ungewöhnliche Erscheinung, daß der Leser etwas ganz Anderes zu lesen bekommt, als was der aus dem Concept gefallene Redner gesagt hat. Die Referenten sind bisweilen boshaft genug, diese Wahrnehmung selbst einzuschalten. Wenn nun aber das eigene Extemporiren der Berichterstatter die Leser und die Redner um die wörtliche Mittheilung rhetorischer Schönheiten bringt, so gleicht sich dieser Nachtheil vollkommen dadurch aus, daß der Leser weniger verwirrtes Zeug zu lesen bekommt und dem Redner manche Verspottung erspart wird; denn es ist Grundsaz der Referenten, Sprachverstöße nicht zu rügen, und andere, dem Sprechenden zu Gute zu haltende Versehen stillschweigend zu verbessern. Ehe die Redner das inne wurden, beschwerten sich manche darüber, daß die Referenten ihnen andere Worte in den Mund legten. Dieser Beschwerde angeblich abzuhelfen, in der That aber, das Unkluge derselben darzuthun, stellte Dr. Stoddart, gegenwärtig Sir John Stoddart, als er die Herausgabe der New-Times übernahm, einige Schnellschreiber ausdrücklich zu dem Zwecke an, die gehaltenen Reden wörtlich aufzunehmen. Und was war die Folge? Daß er von vielen Seiten um's Himmelswillen gebeten wurde, die wörtliche Mittheilung zu unterlassen. Die unsinnigsten Dinge kamen zum Vorschein; der Druck hielt fest, was an den Ohren der Hörer flüchtig vorübergestreift war, und was schlimmsten Falls hundert Hörer belacht hatten, das belachten nun tausend und abertausend Leser. Lord Castlereagh zeigte sich, „fußfällig stehend am Throne der Majestät“ und „unverwandten Auges vorwärts schreitend mit sich selbst zugekehrtem Rücken.“ Zu denen, die über die sogenannte Verstümmelung ihrer Reden am lautesten und bittersten klagten, gehörte vorzüglich ein irischer Deputirter, Sir Frederick Flood, ein heftiger, excentrischer Mann, von welchem es ein ganzes Buch voll Anekdoten gibt. Ihn beschwichtigte Dr. Stoddart durch den wörtlich treuen Abdruck einer einzigen seiner kürzesten Reden. Sie lautete folgendermaßen, und ich wiederhole bloß, daß ein I r l ä n d e r spricht: „Mr. *Spaker*, as I was coming to the house to perform my duty to the country and o u l d Irelan*t*, I was brutally attacked, Sir, by a mob, Mr. *Spaker*, of ragamuffins, Sir. If, Sir, any honourable *gintlemin* is to be assaulted, Mr. *Spaker*, by such a parcel of s p a l s p e e n s, Sir, as were after attacking me, Mr. *Spaker*, then I say, Mr. *Spaker*, if you do not, Mr. *Spaker*, be after protecting *gintlemin*, like myself, Sir, we cannot be after coming to the house of Parliament at all, at all, Mr. *Spaker*. And, Sir, may I be after *axing* you, Sir, what, Sir, would become, Sir, of the *bisness* of the country, Mr. *Spaker*, in such a case, Mr. *Spaker*? Will you, Sir, be after answering myself that question, Mr. *Spaker*? It's myself that would like an answer, Sir, to the question, Sir, as soon as *convanient*, Sir, which I have asked you, Mr. *Spaker*.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Sizung der geographischen Gesellschaft.

Mehrere gelehrte Gesellschaften hielten in diesem Monat öffentliche Sizungen. Zuerst die geographische, wobei ein sehr langer Bericht über die Arbeiten des Vereins im lezten Halbjahr verlesen wurde, zum Beweis, daß die

Thätigkeit desselben nicht erschlafft, obwohl er mehrere ausgezeichnete Mitglieder verloren hat. Auf dem Tische lagen manche neue und schöne Geistesprodukte, Landkarten und geographische Werke, unter andern eine Uebersetzung alter und seltener Reisebeschreibungen aus verschiedenen Sprachen von Ternaux, wovon bereits vier Bände erschienen sind. Ich habe neulich von der Sammlung alter und seltener Reisebeschreibungen berichtet, welche Ternaux veranstaltet hatte, und die hier versteigert worden ist. Jezt ist wohl die dem Akademiker Walckenaer gehörende Sammlung von Reisebeschreibungen die vollständigste Privatsammlung, welche Paris besizt. Dieser Gelehrte hatte auch eine kostbare Bibliothek philologischer Werke; diese hat er aber versteigern lassen, um seine geographische Bibliothek vervollständigen zu können. General Pelet, Direktor des Kriegsdepots und Vorstand der geographischen Gesellschaft, sprach von der schönen Landkarte Frankreichs, welche unter seiner Leitung von den Offizieren des Generalstabs verfertigt wird, und wovon jährlich zehn bis fünfzehn Blätter erscheinen. Es wird aber noch lange dauern, bis sie vollständig ist, und dann werden nicht viele Privatleute im Stande seyn, sie sich anzuschaffen; allein man kann einzelne Blätter bekommen, und die Hauptsachen werden in andere Karten übertragen, besonders in diejenigen einzelner Departements. Die Leistungen der Berliner und besonders der Londoner geographischen Gesellschaft wurden in dem Berichte des Sekretärs rühmlich erwähnt, und dabei gezeigt, welch wichtigen Einfluß die Bemühungen aller drei Vereine auf die Fortschritte der Erdkunde ausüben können. Unter den französischen Reiseunternehmungen wurde der nunmehr glücklich beendeten Expedition nach Island vorzüglich erwähnt. Diese Insel ist von der französischen Regierung beinahe als eine Terra incognita behandelt worden, und einer der Gelehrten, Marmier, ein junger, in Deutschland gebildeter Literator, hatte sich den besondern Auftrag geben lassen, „alte Sagas aufzusuchen.“ Natürlich hat sich keine unedirte Saga den Forschungen des jungen Gelehrten dargeboten, und er hat die Reise bloß zu seinem Unterrichte benuzt, wovon ein kleiner Band zeugen wird, den er über Island herausgeben will. Auch die Naturforscher haben auf einer bereits von mehreren Gelehrten durchreisten und untersuchten Insel nicht viel Neues aufgefunden; allein sie haben die hiesige Naturaliensammlung mit manchen ihr fehlenden Stücken, auch lebenden Thieren versehen, und da ihnen die größten Hülfsmittel zu Gebote standen, wie sie kein Privatreisender besitzen kann, so waren sie im Stande, ältere Beobachtungen entweder zu berichtigen, oder zu bestätigen. Wahrscheinlich werden keine Kosten gespart werden, um die von ihnen gelieferten Erfahrungen durch den Druck auf splendide Weise bekannt zu machen, wie denn überhaupt alle auf Staatskosten unternommenen Reisen zu sehr glänzenden und im Allgemeinen befriedigenden typographischen Werken Anlaß geben; besonders wird auf die Abbildungen viel Fleiß verwendet, und eine Menge von Künstlern bekommt dadurch Beschäftigung und Aufmunterung. Nachdem der Sekretär des geographischen Vereins seinen Bericht verlesen hatte, trat ein Offizier des Generalstabs auf und erstattete Bericht über die von französischen Offizieren in Griechenland angestellten Höhenmessungen; das wichtigste, oder wenigstens das auffallendste Resultat war, daß der Parnaß um seinen Ruhm als höchster Berg gekommen ist, indem sich aus den neuen Messungen ergibt, daß ihm bloß die dritte Stelle unter den höchsten Bergen Griechenlands gebührt; also wiederum ein degradirter Berg, wie vor einigen Jahren der Montblanc erniedrigt wurde, bis ihn später Jemand wieder auf seine vorige Höhe brachte.

(Die Fortsezung folgt.)

Algier, Ende Decembers.

(Fortsezung.)

Die Biskaris.

Die Biskaris sind hier ein sehr unglücklicher Menschenschlag; die Armuth ihrer Heimath bietet ihnen nicht Brod genug, und sie sind daher zur Auswanderung nach den fruchtbareren Gegenden gezwungen, wo sie als freiwillige Sklaven arbeiten, etwa wie in Europa die Savoyarden. Um sich hier durch tägliche Arbeit ein Sümmchen Geld zu erübrigen und dann heirathen zu können, müssen sie immer fünfzehn bis zwanzig Jahre lang unermüdet arbeiten, dabei schlecht essen und auf der Straße schlafen, was während der kalten Regenzeit gewiß ein höchst trauriges Loos ist. Obwohl längst an den Anblick gewöhnt, kann ich mich doch nie einer tiefen Regung des Mitleids enthalten, wenn ich diese armen Teufel bei frostiger Nacht, in ihren zerlumpten Bernuß gewickelt, auf den harten Steinen liegen sehe. Die über einander vorspringenden Stockwerke der Häuser schützen sie freilich vor dem Regen, doch mag der kalte Sturmwind und hie und da auch der leere Magen die Unglücklichen oft aus ihren Träumen rütteln. Wahrhaftig, auch der Bettler in meiner Heimath würde bei dem Anblicke dieser Menschen vergessen, mit dem Himmel zu hadern. Für die Biskaris ist die Ankunft eines Dampfschiffes stets ein Ereigniß von Wichtigkeit. Wer so glücklich ist, sich zuerst des Gepäckes eines Reisenden zu bemächtigen, gewinnt leicht Brod für eine Woche. Daher sezt es auch immer eine gute Portion Püffe und Rippenstöße unter ihnen, so oft eine Passagiergondel an den Kais landet. Gewöhnlich stürzen sich schon Einige dem Fahrzeug entgegen in das schmuzige Hafenwasser, und suchen dadurch bei dem Reisenden das Recht geltend zu machen, seinen Koffer nach dem Gasthofe tragen zu dürfen. Bei aller Philanthropie kann man sich hier manchmal nicht enthalten, Stockschläge links und rechts unter dem unbeschreiblich zudringlichen Gesindel auszutheilen, denn dies ist das einzige Mittel, sie wenigstens einen Schritt weit vom Leibe zu halten. Die Biskaris sind treffliche Lastträger von wahrhaft herkulischer Stärke. Es gewährt einen komischen Anblick, diese gelbbraunen Gestalten, je zwei und zwei, mit einer Stange quer über den Schultern, an deren beiden Enden die Lasten festgebunden sind, im Trotte auf und ab laufen zu sehen, wobei sie die Vorübergehenden fast umrennen und immer „Welak! Welak!“ (d. h. Achtung! Achtung!) schreien. Alle diese Menschen tragen Arme, Brust und Beine bloß. Ihr weiter Anzug in morgenländischem Schnitt ist dergestalt mit Schmuz bedeckt, daß man die ursprüngliche Farbe des Stoffes nicht mehr erkennen kann. Das Haupt ist kahl geschoren und ein rothes Müzchen bedeckt den Haarbüschel auf dem Wirbel. Es herrscht in den Physiognomien dieses niedern Volkes ein so widerlicher Zug thierischer Sinnlichkeit, daß man den Blick bald mit Ekel von ihnen abwendet. Doch darf man sich dem schlimmen Eindrucke, welchen diese erste Bekanntschaft mit den Afrikanern macht, nicht hingeben. Am Hafen sieht man gewöhnlich nur den niedrigsten Theil der Bevölkerung, die schmuzigste Pöbelhefe versammelt, weil sich dort am ersten Gelegenheit zeigt, durch einige Arbeit das tägliche Brod zu verdienen. Geht man eine Strecke weiter nach dem obern Theile der Stadt, so wird man eben so sehr durch die imposante Schönheit der Eingebornen und den Reichthum ihrer malerischen Costüme, als kurz zuvor durch die Häßlichkeit des Hafenpöbels überrascht.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 8. Montag, 23 Januar 1837.

Lyrische Dichtkunst.

11) Schutt. Dichtungen von Anastasius Grün. Leipzig, Weidmann, 1835. 8. S. 190.

Der berühmte Verfasser der „Spaziergänge eines Wiener Poeten" theilt hier seine Spaziergänge durch Italien mit. Diese seine neuesten Dichtungen nämlich knüpfen sich meistens an Reiseerinnerungen. Den Namen Schutt aber tragen sie im Sinne folgender Verse:

> Weh: Was wir bauten ist in Schutt geschmettert!
> Weh: was wir säten hat der Sturm entblättert!
> Das Loos all unsres Lebens und Gebetes
> Der Mensch zertritt es und der Wind verweht es!
>
> Ich bin das Licht! – Die Welt liegt noch in Nächten!
> Ich bin die Freiheit! – Sie ist voll von Knechten!
> Ich bin die Liebe! – Sie ist haßbetrunken!
> Ich bin die Wahrheit! – Sie in Trug versunken!

Die erste Reihenfolge von Gedichten trägt die Ueberschrift: „Der Thurm am Strande." Ein Thurm in der Nähe Venedigs gab die Veranlassung dazu. Der Dichter versetzt sich in die Seele des Gefangnen:

> An's Meer, gleich diesem, baut die Kerker alle!
> Ringsum nur Meer, endloser Himmel drüber!
> Sey jedes Sklaven enge, dunkle Halle
> Der Freiheit und Unendlichkeit genüber!
>
> Daß, wenn er schuldig, selbst der Wellen Kosen
> Ihm Nachts und Tags von seiner Schuld erzähle,
> Und fort und fort ihm laut der Brandung Tosen
> Des Herrn Gerichte donn're in die Seele!
>
> Daß, wenn er schuldlos, nicht an's Ohr euch dringe,
> Euch nicht den Schlummer störe seine Klage,
> Daß sie des Meeres Rauschen ganz verschlinge,
> Daß sie des Windes Flügel weiter trage!
>
> Ich klimm' empor zum hohen Fensterbogen,
> Und kralle fest mich an des Gitters Stäben!
> Ha, endlos seh' den Ocean ich wogen,
> Nur fern, gar fern ein weißes Segel schweben!
>
> Ach, meiner Freiheit Bild! Nicht flieh so schnelle!
> Es eilt mein Herz dir nach, nicht kann es rasten,
> Es schwebt als Möwe über dunkler Welle
> Und klammert schreiend sich an deine Masten!

Es folgen noch mehrere Gedichte in diesem Geist, die weit edler gedacht sind als die lezten Tage eines Verstorbenen von Victor Hugo und an die unsterblichen Kerkerlieder Schubarts erinnern:

> Da sprach die Kette meines Arms: Bei Erzen
> Schlief einst ich sanft und tief in ew'gen Nächten!
> Was rißt ihr mich dem Berge aus dem Herzen,
> Solch unbewehrte Arme zu umflechten?

Der Wölbung Quadern sprachen drauf: Wir trugen
Am Dom des Herrn einst mit als Felsensäulen!
Was habt ihr uns geschmettert aus den Fugen,
Zu hören dieses Armen Klageheulen?

Des Bettes Diele sprach: Ich ragt' als Eiche,
Auf grünen Höhn zu säuseln Gottes Ehre!
Was habt ihr mich gefällt mit frechem Streiche,
Daß ich dies Herz jezt an mich pochen höre!

In plumpe Fesseln wollt den Geist ihr schlagen,
Der gottgesandt, wie Wolk' und Regenbogen;
Die Wolke wettert, ihr könnt sie nicht jagen,
Und binden nicht könnt ihr den Regenbogen! —

Und nun vernehmt den Urtelsspruch des Richters:
Für Kett' und Schmach, die ihr ihm ließt bereiten,
Denn also richtet mild das Herz des Dichters,
Gibt euren Namen er Unsterblichkeiten!

Nur erst gesellt er seine Ketten alle
Zu Kron' und Stab in eures Wappens Rahmen;
Es rasseln weit durch des Jahrhunderts Halle
Wie seiner Ketten Klirren eure Namen.

Eine der schönsten Phantasien ist folgende:

Es war ein Ries' einst, hochgewaltig, tüchtig,
Der sprach zum Mond: Dein Licht behagt mir eben,
Doch bist du mir zu wanderlustig, flüchtig,
Und solltest fein an festem Wohnsitz kleben.

Nicht übel ständest du mir über'm Bette
Als Abendlamp' in meinem Schlafgemache!
Er spricht's und schmiedet eine goldne Kette,
Und hängt den Mond dran auf am Himmelsdache.

Doch der rollt fort und fort unaufgehalten,
Und klingend riß die Riesenkette droben,
Daß in Millionen Trümmer rasch zerspalten
Weithin gesä't, die goldnen Splitter stoben!

Und sieh, als Sterne sind sie dort geblieben,
Da leuchten sie in's Herz mir ihre Kunde;
Als Freiheitshymn', in goldner Schrift geschrieben
Tief auf des Himmels dunklem, ew'gen Grunde. — —

Gleich schön ist folgender Gedanke:

Da sah der Haß, wie Lieb' erfand die Kette,
Das, was sie liebt, noch fester zu umwinden!
Er formt, — aus Erzesblüthen, — nach die Kette,
Noch fester, was er haßt, an sich zu binden!

Außerordentlich lieblich sind die Betrachtungen des Gefangenen bei einer tauben Aehre, die er aus seinem Stroh hervorzieht. Sie leitet seine Phantasie in die Heimath zur Erntezeit und spiegelt ihm die Bilder alten Glückes vor.

Dann folgt ein Cyklus von Gedichten mit der Ueberschrift: „Eine Fensterscheibe.“ Ein Bettler gibt zu einem prächtigen Kirchenbau einen Pfennig, aus dem ein Fenster gemacht wird:

Aus eines Bettelsackes Finsternissen
Seht hier das Licht und Gold der Sonne fließen.

Sehr lieblich ist die Schilderung der verfallenen Kirche:

Am Sternenkranz, Madonna's Bild umschwebend,
Seht eines Taubenpärchens Nest jezt klebend,
Als rief es girrend zu dem Erdensohne,
Daß Liebe gerne bei den Sternen wohne!

Sanct Peters Bild ließ seine Schlüssel fallen,
Als stünde Edens Thor nun offen Allen;
Sie sanken in die scharfen Nesseln nieder!
Nur Handschuh oder Eisen hebt sie wieder!

Noch tiefere Bedeutung hat der nächste Cyklus: „Cincinnatus.“ Der Dichter sieht in Neapels Golf ein amerikanisches Schiff dieses Namens und contrastirt nun die alte und neue Welt, das Völkergrab Italien, die Völkerwiege am Missisippi. Unübertrefflich ist die Schilderung des schönen Golfs:

Ein Sohn Amerikas, gekreuzt die Hände,
Lehnt still am Mast an Cincinnatus' Bord;
Sein Aug' durchschweift im Flug des Golfs Gelände,
Winkt hier ein Lebewohl, nickt Grüße dort:

„Europas Hand Italia, die schöne,
Erhebt sich segnend über'm Wogenglanz,
Und daß des Meeres Haupt sie liebend kröne
Hält sie Neapels Golf als würd'gen Kranz.

„Er riß vor Füll'! Im Blüthenkuß nicht küssen
Misenum's und Minervens Kap sich mehr!
Wie einzle Blumen liegen losgerissen,
Zerstreut, die schönen Inseln bunt umher!

„O Capri, Rose, schön im Spätroth glühend!
Doch sieh, Tiber's zertrümmert Riesenschloß,
Es ist der Kuß der Schlange, geifersprühend,
Der, Rose, dir entweiht den keuschen Schooß!

„Nisita's, Ischia's weiße Burgen schimmern
Wie Wasserlilien über'm Meeresplan;
Doch Kettenklang und der Gefangnen Wimmern
Steigt als der Kelche Duften himmelan!

„Ihr Blüthen rings, mich täuscht nicht euer Kosen!
Ich weiß, ihr seyd ein Selam nur der Schmach:
Geschrieben hat in Lorbern und in Rosen
Hat jede Zeit die Gräu'l, die sie verbrach!“

Dann malt der Dichter abwechselnd ein italienisches und ein amerikanisches Bild aus, hier Pompejis Ruinen, dort die neue Ansiedelung eines deutschen Auswanderers; hier den faulen Lazaroni, das Haupt an ein Marmordenkmal gelehnt, dort die junge Frau, die auf dem Schiff ein Kind gebiert; hier eine alte Inschrift von der Knechtheit, dort ein behaglicher Theetrinker, der die berühmte Geschichte vom Thee erzählt, durch den Amerika seine Freiheit errungen; hier der in Lava abgedruckte Busen einer längst verbrannten Römerin, dort eine verlangte lebendige Braut. Der Amerikaner spricht:

Seyd mir gegrüßt ihr Wälder, Königsriesen,
Umwallt von farb'ger Ranken blüh'ndem Reis,
Die purpurnen Trompeten gleich, als bliesen
Sie in Posaunen eurer Schönheit Preis!

Gewalt'ge Ströme, drauf des Dampfschiffs Wolke
Durch Urwaldswüsten und Savannen steigt,
Und, wie die Säule Rauch's einst Jakobs Volke,
Die Bahn zu neuen, schön'ren Eden zeigt!

Ihr Städte, über Nacht entsprossen schnelle
Gleich Blumen, seht, an euren Marktbrunn lenkt
Der Damhirsch seinen Schritt und sucht die Quelle,
Die gestern noch im Walde ihn getränkt.

Ihr stillen Pflanzungen einsam Zerstreuter,
Wo zu den Bäumen floh des Menschen Schmerz,
Die, greisen Aerzten gleich, ihr Laub, wie Kräuter
Ihm heilend legen auf das wunde Herz!

Sieh, Leben rings auf jedem deiner Züge!
Selbst jene Grabeshügel alter Zeit
Verhüllt, wie eine tausendjähr'ge Lüge,
Auch eines tausendjähr'gen Waldes Kleid!

Selbst die Cypresse Mont Vernon's, die düsternd
Vom Grab des Helden ferne Schiffer grüßt,
Ein Lied des Lebens säuselt sie, das flüsternd
Auf's Vaterland noch wie sein Segen fließt!

Dann wieder ein Italiener:

Dort im zweitausendjähr'gen Schilderhause
Vor'm Thor Pompeji's lehnt ein morsch Gerippe;
Den Speer hält noch die Knochenfaust! — Welch grause,
Mißlungne Posse auf des Todes Lippe!

In der Livrey Bourbon'scher Lilien schreitet
Daben ein neuer Wächter auf und nieder;
Des Römers Sanduhr, den er ablöst, gleitet
Auch ihm, und wischt des trägen Tages Glieder.

Und zu dem knöchernen Kam'raden spricht er:
„Ob sie dich All' auch Bild der Treue nennen,
Ich kann in dir, du Armer, den Berichter
Von tausendjähr'gem Narrenthum nur kennen!

„Ei, meintest du die Vaterstadt zu schirmen?
Die Katapulte des Vesuvs zu hemmen?
Die Gluthgeschwader, die, den Wall zu stürmen,
Er niederbrausen ließ, zurück zu dämmen?

„Auch ich bin einst in Waffen schon gestanden,
Der Freiheit Banner rauschte auf mich nieder;
Durch der Abruzzen grüne Thale wanden
Wie weiße Mauern sich der Deutschen Glieder.

„Als Wall des Vaterlands den Kugeln allen
Wollt' ich die freie Brust entgegentragen,
Ei, hätte nur in nahen Waldeshallen
Nicht eine Nachtigall so schön geschlagen!

„In ihre Reihn, hoch in der Faust den Degen,
Wär' ich gestürzt, von Todesmuth entglühet,
Ei, hätte nur hart neben meinen Wegen
Nicht eine Rose gar so schön geblühet!

„Die Trommeln wirbeln und die Fahnen wehen;
Ja herrlich ist's im Feld des Ruhm's zu sinken:
Ei, hätt' ich nur die Traube nicht gesehen
So schön und voll an grüner Hecke winken!

„Das Leben ist das Schönste doch im Leben!
Drum rett' ich dir, Italia, das meine!
Und sieh, auch dankbar sind die lieben Reben,
Die Nachtigallen und die Rosenhaine!“

Er sprach's; doch hält den Speer noch ohne Wanken
Der tausendjähr'ge Wächter ihm entgegen! —
So ein Geripp' mag eigene Gedanken
Von Reben, Rosen, Nachtigallen hegen.

Im lezten Cyklus: „Fünf Ostern“ erscheint Christus, der Sage nach, je zu Ostern umwandelnd auf dem Oelberg und betrachtet den Wandel der Zeiten. Zuerst sieht er Jerusalem zerstört in Schutt liegen; zum zweiten Mal erblickt er es wieder erstanden und überall siegend das Kreuz erhöht; zum dritten Mal statt des Kreuzes den Halbmond, statt der Kirchen Moscheen und Minarets; zum vierten Mal das Kreuz neben dem Halbmond, Beide unter dem Schutz und Zuchtruthe der Türken:

Gebietend hält der Stock des Janitscharen
In Eintracht hier der Friedenslehrer Schaar.

Zum fünften Mal aber wird der Herr alles verändert sehen.

Längst wogt ja über all den alten Trümmern
Ein weites Saatenmeer in goldner Fluth,
Wie fern im Nord, wo weiße Wellen schimmern,
Versunken tief im Meer Vineta ruht.

Längst über alten Schutt ist unermessen
Geworfen frischer Triften grünes Kleid,
Gleichwie ein stilles, freundliches Vergessen
Sich senkt auf dunkler Tag' uraltes Leid.

Längst alles Land weitum ein sonn'ger Garten!
Es ragt kein Halbmond mehr, kein Kreuz mehr da!
Was sollten auch des blut'gen Kampfs Standarten?
Längst ist es Frieden, ew'ger Frieden ja!

Der Kedron blieb. Er quillt vor meinen Blicken
Ins Bett von gelben Aehren eingeengt,
Wohl noch als Thräne, — doch die dem Entzücken
Sich durch die blonden, goldnen Wimpern drängt!

Das ist ein Blühen rings, ein Duften, Klingen,
Das um die Wette sprießt, und rauscht, und keimt,
Als gält' es jezt, geschäftig einzubringen
Was starr im Schlaf Jahrtausende versäumt!

Das ist ein Glänzen rings, ein Funkeln, Schimmern
Der Städt' im Thal, der Häuser auf den Höhn!
Kein Ahnen, daß ihr Fundament auf Trümmern,
Kein leiser Traum des Grabs, auf dem sie stehn!

Der begeisterte Dichter sieht das glücklichste, freieste, zugleich schönste und stärkste Geschlecht neuer Menschen, denen der alte Fluch bis auf die Erinnerung verschwunden. Einst graben ihre spielenden Kinder ein altes Schwert aus. Selbst ihre ältesten Greise wissen nicht mehr, was ein Schwert ist, und brauchen es als Pflugschaar.

Einst wieder sich's begab, daß, als er pflügte
Der Ackersmann wie an ein Felsstück stieß,
Und, als sein Spaten rings die Hüll' entfügte,
Ein wundersam Gebild aus Stein sich wies.

Er ruft herbei die Nachbarn in der Runde,
Sie sehn sich's an, — jedoch sie kennen's nicht!
Uralter, weiser Greis, du gibst wohl Kunde?
Der Greis besieht's, — jedoch er kennt es nicht!

Ob sie's auch kennen nicht, doch steht's voll Segen
Aufrecht in ihrer Brust, in ew'gem Reiz,
Es blüht sein Same rings auf allen Wegen;
Denn was sie nimmer kannten, — war ein Kreuz!

Sie sahn den Kampf nicht und sein blutig Zeichen,
Sie sehn den Sieg allein und seinen Kranz!
Sie sahn den Sturm nicht mit den Wetterstreichen,
Sie sehn nur seines Regenbogens Glanz! —

Das Kreuz von Stein, sie stellen's auf im Garten,
Ein räthselhaft, ehrwürdig Alterthum,
Dran Rosen rings und Blumen aller Arten
Empor sich ranken, kletternd um und um.

So steht das Kreuz inmitten Glanz und Fülle
Auf Golgatha, glorreich, bedeutungsschwer:
Verdeckt ist's ganz von seiner Rosen Hülle,
Längst sieht vor Rosen man das Kreuz nicht mehr.

Schöne Dichtung, aber es ist zu frühe, das Schwert nicht mehr kennen zu wollen, und selbst in der Poesie nicht räthlich, das Kreuz für entbehrlich zu halten.

12) Lyrische Blätter von Johann N. Vogl. Wien, Rohrmann und Schweigerd, 1836.

Ich singe wie der Vogel singt, der auf den Zweigen lebt, sagt Goethe.

Wie im frischen Grün
Die Vöglein drin, S. 5.
Frühling, sende
Deine muntern Sänger aus, S. 6.
Lerchen steigen auf und nieder, S. 8.
Und die Luft erschallt von Tönen, S. 9.
Mit der Lerche möcht' ich steigen, S. 11.
Wie schlägt so schön die Nachtigall, S. 12.
Ach nur Flügel, rasche Flügel, S. 15.
Mein Lehrer soll der Vogel seyn, S. 17.
Vogel wird nicht singensmatt, S. 18.
Jezt singen zusammen
Der Vogel und ich, S. 19.
Der Vogel auf dem Zweige, S. 20.
Sang die Nachtigall ihr Lied, S. 22.
Hab das Vöglein oft belauscht, S. 24.
Mach es, wie das Vöglein thut, S. 25.
Was Fink und Lerche singt, S. 26.
Wenn sich die Vöglein wiegen, S. 27.
Vöglein mag Gesellschaft gern, S. 28.
Vöglein dazumal, S. 29.
Als eben dort die Nachtigall, S. 31.
Willst du einen Vogel haben, S. 32.
Willst du eine Lerche haben, S. 33.
Weißt, Vöglein, du, warum der Tag, S. 34.
Schwingt die Lerche sich hinan, S. 35.
Ei, wie singt der Vogel schön, S. 36.
Das Vöglein mit dem Lied, S. 37.
Vöglein, singst du deine Lieder
Mir vielleicht zum leztenmal? S. 38.

O nein, denn obgleich ein neuer Abschnitt anhebt, so heißt es doch in dem ersten Liede gleich wieder:

Das Vöglein wird dir bringen
Gar fröhlichen Willkomm. S. 41.

Doch weiter fortzufliegen, wird wohl nicht nöthig seyn, um zu beweisen, daß hier wirklich ein Dichter in einen Vogel verzaubert worden ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 20.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 24. Januar 1837.

— Ihr sollt nicht rasten!
Daß fürder Mensch nicht Menschen dingen möge,
Geh, Feuer, du und trage seine Lasten!
Leb', Eisen, du und wandle seine Wege!

A. Grün.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.*

Von

Dr. Nürnberger.

(Fortsetzung von Nr. 10.)

Wir haben früher Zweifel über die industrielle Lösung des Problems einer Dampfschiffverbindung zwischen Europa und Amerika geäußert und uns dabei auf die über diesen Gegenstand vom französischen Physiker Chevalier im Journal des Débats angestellten ausführlichen Berechnungen bezogen, aus welchen hervorzugehen scheint, daß die zur Ueberschiffung des atlantischen Oceans mitzuschleppende Kohlenprovision einen zu bedeutenden Raum des Fahrzeuges in Anspruch nehmen dürfte, als daß sich ein Gewinn von der Unternehmung hoffen ließe (was wir eben unter „industrieller Lösung des Problems“ verstehen). Zwar soll sich nun von der, in unsern Blättern auch schon erwähnten Anwendung der Anthracitkohle eine Ersparung an Feuerungsmaterial erwarten lassen; indeß fehlen über diesen leztern Gegenstand noch bestätigende Versuche. Gleichwohl aber will, wie wir eben erfahren, die englisch-amerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft zu London noch einen Versuch zu einer regelmäßigen Dampfschiffverbindung zwischen London und Neuvork machen, und läßt zu diesem Zweck jezt ein Liniendampfschiff, das erste dieser Art, bauen, welches also drei Verdecke und 1700 Tonnen Gehalt haben wird. Zwei Maschinen, jede von 225 Pferdekraft, sollen dieses riesenmäßige Dampfgebäude in Bewegung setzen; es ist aber außerdem und vorzugsweise so eingerichtet, daß die Vortheile der Segelfahrt mit denen des Dampfes verbunden werden können. Auf diesen Umstand scheint, hinsichtlich der Kohlenersparung, wohl besonders gerechnet zu seyn; und wir wollen nun sehen, in wie weit dieser neue Versuch geeignet seyn wird, unsern und Chevaliers oben geäußerten Zweifel zu entkräften.

Während sich die Dampfkraft aber solchergestalt des Oceans bemeistert und bald auch die höchsten Gebirge zu übersteigen droht, ist sie auf dem bescheidenen, aber vielleicht noch segensreicheren Gebiete der Ackerfläche nicht weniger thätig, und wir finden, mit aufrichtiger Theilnahme, im Morning Chronicle eine Mittheilung über endliche wirkliche Darstellung und gelungene praktische Anwendung von Dampfpflügen. Man verdankt diese vortreffliche Erfindung den rastlosen Bestrebungen eines gewissen Heathcoat,

* Wir mußten gegen unsere Gewohnheit diesen Bericht abbrechen, und eilen jezt, ihn vollends mitzutheilen.
A. d. R.

Parlamentsglied für Tiverton, in der englischen Grafschaft Devon, welcher sich schon früher durch Angabe einer Maschine zur Verfertigung der Spitzen Ansprüche auf die Dankbarkeit der Menschheit erworben hat. Der auf den ersten Blick sonderbar erscheinende, aber darum nicht minder große Gedanke einer ausschließlichen Dampfwirthschaft, welche die Anwendung aller thierischen Kräfte überflüssig machte, scheint dadurch seiner Realisation einen bedeutenden Schritt näher gebracht zu seyn. Wenn aber der Dampf solchergestalt der Schifffahrt das pittoreske Segel und dem Pfluge das muntere, wiehernde Roß raubt, so läßt sich andernseits nicht ableugnen, daß der hier in Rede stehende Dampfpflug auf seine leblose, prosaische Weise für das rein materielle Bedürfniß fast Unglaubliches leistet. Diese Maschine, in einen noch nie beackerten Moor gebracht, arbeitete, nach der Versicherung von Augenzeugen, mit der Geschwindigkeit einer halben deutschen Meile in der Stunde, und warf Furchen von achtzehn Zoll Breite und neun Zoll Tiefe auf, wobei die ganze Oberfläche vollständig umgekehrt wurde. „Der vollkommene Mechanismus dieses Pfluges," heißt es wörtlich in dem vor uns liegenden Berichte, „die Wirkung des arbeitenden Pflugeisens und der Vorschneidemesser, welche alle im Wege stehenden Wurzeln des Moors augenblicklich zertheilen, die Breite und Tiefe der umgestürzten Furche, die Anwendung eines neuen, bewundernswürdigen (zu unserm Bedauern nicht näher angegebenen) Zugmittels an der Stelle von Ketten und Seilen, verbunden mit der Leichtigkeit der Anwendung der treibenden Kraft, überraschten alle anwesenden Landwirthe auf das Angenehmste." Was aber vorzüglich die Bewunderung der competenten Zuschauer erregte, war der Umstand, daß ein Locomotiv von solcher Größe und solcher Kraft so zusammengesetzt werden konnte, um sich mit Leichtigkeit über rauhen Moorgrund hin zu bewegen; und die anwesenden Irländer waren der Meinung, daß kein Rothmoor (Red-moss), womit ein großer Theil der Oberfläche ihres unglücklichen Vaterlandes bedeckt ist, den Wirkungen dieses Dampfpfluges widerstehen werde. Es scheint sich mit demselben also eine ganz neue Aussicht für die Kultur namentlich dieses so sehr vernachlässigten Landes zu eröffnen.

Wir können das Dampf- und Gaskapitel * für diesmal mit der interessanten Nachricht beschließen, daß sich in Cöln * eine eigene Gasfabrik etablirt hat, in welcher aus Oel und Oelstoffen portatives Gas bereitet wird, so daß sich, wie wir diesen Erfolg in unsern frühern Berichten vorhergesagt haben, Jeder seinen Bedarf an Leuchtgas in dazu eingerichteten Gefäßen aus dem Kramladen selbst holen kann. Die mit diesem Gase in eigends zu diesem Zwecke construirten Lampen erzeugte Flamme übertrifft die Oel- und Talgflamme an Intensität, und kommt dabei wohlfeiler zu stehen. Diese neue Art von Beleuchtung soll bereits in vielen Häusern eingeführt seyn, und man hofft, daß die Stadtlaternen bald nachfolgen werden. Dies wäre ein außerordentlich wichtiger Fortschritt in der Gasindustrie.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Die Gasarten unterscheiden sich von den Dämpfen durch die Unmöglichkeit einer Verdichtung mittelst der Kälte: Dämpfe, z. B. Wasserdämpfe, werden durch Kälte zu tropfbaren Flüssigkeiten verdichtet; Gas bleibt luftförmig, welcher Kälte man es auch aussetze. — Nur für das kohlensaure Gas scheint Thiloriers früher erwähnte Entdeckung eine Ausnahme von dieser Regel zu machen.

* Der Name des wackern Entrepreneurs findet sich in dem uns eingesendeten Berichte zu unserm Bedauern ganz unlesbar geschrieben; vielleicht Strooh oder Strooß.

Stephanie.

(Beschluß.)

Unerwartet trat der Graf eines Tags zu Stephanie ein, welche ihn überrascht, doch nicht erschrocken empfing. „Wie sehr," sagte er nach dem ersten Gruße, und nachdem er seinen Platz ihr zur Seite genommen hatte, „wie sehr begünstigt mich das Glück, daß ich Sie allein treffe, denn ich habe Ihnen unendlich viel zu sagen. Hören Sie mich gütig an; zur Verständigung über das Mitzutheilende gehört von Ihrer Seite ein milder Rückblick auf die Vergangenheit, die Erinnerung an eine Zeit, welche mir unvergeßlich geblieben ist. Es geht mit dergleichen Erörterungen immer wunderlich; denn wie soll ein Mann Worte finden, zart genug, um ein Frauenherz nicht zu verletzen? — Zur richtigen Würdigung dessen, was ich sagen werde, gehört die menschlich einfache Ansicht, daß es im Laufe des Lebens unmöglich ist, sich der Zuneigung zu erwehren, daß der entschiedenste Wille dazu nicht ausreicht. — Nach dieser Einleitung hoffe ich sagen zu dürfen, daß es meiner Bestrebung gelang, mir Ihr Herz zu erwerben; Sie erwiederten eine Zuneigung, welche sich ihnen so unverstellt, glühend und wahr zeigte. — Ihr Geschlecht ist so sehr über das unsrige erhaben, daß man es selten des Wankelmuths beschuldigen darf. Kann man Frauen einen solchen Vorwurf machen, so pflegt sie Geringschätzung zu treffen, während bei uns ein Vergehen dieser Art milder gerichtet wird. Diese gänzlich verschiedene Stellung macht es uns leichter, dem Hange nach Veränderung nachzugeben. Ich ward Ihnen untreu, nachdem ich Alles gethan

hatte, Ihr Herz mit tausend Banden an das meinige zu knüpfen. Glauben Sie wenigstens, daß ich während dieser seligen Zeit mit unendlicher Liebe an Ihnen hing. Ich habe für die Prinzessin eine Leidenschaft empfunden, welche mir vielleicht zur Entschuldigung dienen könnte: es war eine verzehrende Flamme, deren Entstehen man kaum beachtet, deren Fortschritte man nicht zu hemmen vermag. Hätte ich damals das Ziel meiner Wünsche erreicht, hätten wir uns damals verbunden, wer weiß, ob unser Glück dadurch begründet worden wäre? Der Uebergang von der glühendsten Leidenschaft zum ruhigen Seyn des häuslichen Lebens mag leicht Klippen darbieten, an welchen das verwöhnte Gefühl scheitert. Daß ich unendlich tiefes Weh erfahren habe, wissen Sie; auch darin hat Uebereinstimmung zwischen uns obgewaltet. Sie empfanden die erste und bitterste Täuschung, welche ein junges Herz zu erschüttern vermag, ich die Strafe eigener Thorheit. Ich trug verschuldeten, Sie verrätherisch über Sie verhängten Schmerz; wie viel glücklicher waren Sie! Jahre liegen zwischen so Unerfreulichem, und ich lasse Ihr Geschick, welches Sie gänzlich von mir schied, unberührt. – Nur zwei Frauen habe ich jemals geliebt: Sie sind die Eine, Sie mit der stillen und doch lebendigen, stets wieder erwachenden Neigung, welche mir Glück verheißt. Zeit und Verhältnisse haben Ihr Bild nicht aus meiner Erinnerung getilgt: Ihr Reiz hat selbst meine Eifersucht besiegt, und mit ruhiger Ueberlegung wird das Versprechen von mir gegeben, daß Stephan nicht Ihr Sohn, daß er in Wahrheit unserer seyn würde. – Kann das Alles mir kein milderes Urtheil zu Wege bringen? — Ich habe sechs Monate fern von Ihnen zugebracht, nicht in Verzweiflung, denn mir blieb Hoffnung, aber in unendlicher Sehnsucht. – Sie sollten Zeit haben, sich zu rächen; das ist doch nun wohl vollständig geschehen? – Ein nützliches, thätiges Leben liegt vor mir, aber dazu bedarf es Ihrer Gegenwart. Ein Aufenthalt ohne Sie scheint mir unmöglich, und nur ein rastloses Umherstreifen in der Welt würde mir übrig bleiben. Können Sie das verantworten? – Wenn ich," setzte er mit einnehmendem Lächeln hinzu, „damit zufrieden bin, daß „kein schnelleres Pochen Ihres Herzens mich begrüßt, kein Sehnen nach dem Entfernten Sie ergreift," was haben Sie dann noch gegen mich einzuwenden?"

Stephanie erröthete: „O wie bin ich verrathen!" Der Graf faßte ermuthigt ihre Hand und wollte bittende Worte hinzufügen, aber Stephanie wendete in dem Augenblicke das Antlitz ganz zu ihm hin, sie betrachteten sich mit unendlicher Rührung, und als Frau von Sarry heiter in's Zimmer trat, spielten Beide mit dem Knaben, wobei Stephanie das Haupt an des Grafen Schulter lehnte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Algier, Ende Decembers.

(Beschluß.)

Französische Gasthöfe. Neubauten. Märkte.

Es gibt jezt in Algier eine Menge französischer Gasthöfe, wo man dieselbe reichbesezte Table d'hôte, dieselben reinen Betten und hübschen Aufwärterinnen im neuesten Modecostüme findet, wie zu Paris, Lyon oder Marseille. Bei dem unglaublichen Zuströmen von Reisenden stehen sich ihre Unternehmer vortrefflich; ihre Zimmer und Speisetafeln sind stets mit Gästen besezt. Ich erwähne unter den ersten Gasthöfen das Hôtel Belvédère und Hôtel du nord. Lezteres hat einen prächtig dekorirten Spiegelsaal in französischem Geschmack, wo auch Table d'hôte gehalten wird. In den übrigen Gasthäusern wird noch in den innern Höfen, die nach der alten maurischen Bauart von schönen Säulengalerien umgeben sind, gegessen. Mir gefällt diese leztere Einrichtung besser. Der maurische Baustyl behagt in dem ersten Momente dem an andere Formen gewöhnten Auge nicht sehr; sobald man aber das Innere gesehen, jene viereckigen Höfe mit der magischen Beleuchtung von oben, jene freundlichen Galerien mit den reichen Marmorcolonnaden und die luftigen Terrassen, wo eine Abendpromenade durch den Anblick eines glänzenden Himmels und der unverschleierten maurischen Damen in der Nachbarschaft, welche die milde Abendkühle trinken, so große Reize bietet, da vergißt man gerne unsere europäischen Palläste, welche zu dieser Himmelszone ohnehin schlecht passen würden. Unendlich ist in diesem Augenblicke die Regsamkeit im Bauen. Marschall Clausel hat in seiner Proklamation die Wahrheit gesagt: man wird bald gezwungen seyn, die Mauern Algiers niederzureißen, um Plaz für seine anwachsende Bevölkerung zu gewinnen. Die Straße Bab-el-Wad besizt schon eine Reihe Arkaden mit den prächtigsten europäischen Magazinen. Die Hälfte ihrer Häuser ist in europäischem Style mit Fenstern, die auf die Straße gehen; in wenigen Jahren wird man da kein maurisches Gebäude mehr sehen. Die Straße Baba-zun, die längste und ansehnlichste, welche nach dem Thore gleiches Namens führt, ist jezt fast gesperrt durch die Masse von Baugerüsten und Trümmern abgebrochener Häuser. Statt der schönen Moscheen, die man zu zerstören im Begriffe steht, werden dort in kurzer Zeit stattliche Kaufläden, Wirthshäuser und Liqueurbuden erstehen; leztere finden sich wegen der starken Garnison in besonders großer Zahl. Die Rue de la Marine ist ganz europäisch, mit Ausnahme der beiden großen Moscheen, welche von dem französischen Gouvernement begnadigt wurden. Die eine derselben erhält jezt sogar noch eine Verschönerung durch eine Säulenreihe von weißem Marmor, Ueberreste der abgebrochenen Tempel. Das französische Gouvernement hat diesen Bau auf seine Rechnung unternommen, und der Herzog von Nemours legte den Grundstein bei seiner jüngsten Anwesenheit. Auf dem großen Plaze endlich wird durch Privatunternehmer ein riesenhaftes Gebäude aufgeführt, welches für den Bauplaz allein eine Rente von 15.000 Franken zu bezahlen hat. Dieses colossale Haus wird auf der schönsten Stelle der Stadt erbaut und hat die Aussicht auf den Hafen, das Meer, die Landschaft und den großen Marktplaz, wo jeden Morgen ein ungeheures Gewühl von Eingebornen und Europäern durcheinander wogt. Dieses Schauspiel eines arabisch-europäischen Marktes hat etwas unendlich Originelles. Man erblickt da täglich irgend eine neue interessante Gruppe. Die Araber bringen ihr

ungesäuertes Brod, Wild, Geflügel, hie und da auch ein Pferd oder Kameel zum Verkauf, die Mauren ihre Gemüse und Gartenfrüchte, die Spanier ihre Fische, die Franzosen ihre Quincailleriewaaren. Diese Leute haben sich bereits so an einander gewöhnt, daß sie sich ohne Dolmetscher verstehen. Einen noch viel eigenthümlichern Anblick gewährt der Markt vor dem Thore Baba-zun. Derselbe stellt ein echtes Beduinenlager vor. Dort sind die Käufer und Verkäufer lauter Eingeborne, und die fränkische Tracht stört die Originalität der wilden Versammlung nicht. Die Kinder der Wüste und des Atlas, so verschieden in Sitten, Sprache und Physiognomie, lagern dort auf dem Abhange eines Hügels. Feuer lodern ringsum, schwarze Weiber kochen und verkaufen den Kuskusu, vier blinde Kabylen machen Musik mit Tamburin und Rohrpfeifen, Araber unterhalten sich mit ihren seltsamen, schwer zu erlernenden Spielen. Alles erinnert dort an den merkwürdigen Markt von Bussarik. Doch Sie sollen hierüber eine ausführlichere Schilderung in meinem nächsten Briefe erhalten. Der Ramadan ist in wenigen Tagen zu Ende, wo dann der Bairam, das Freudenfest der Muselmänner, beginnt. Zu dieser Zeit sollen dann diese Marktscenen noch unendlich fröhlicher, belebter und origineller seyn.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Der philotechnische Verein. Die Malibran. Guichard. Bouilly.

Vielleicht steht dem Parnassusberge ein ähnliches Schicksal bevor; vor der Hand aber ist ihm die erste Stelle genommen, und der Dichterberg gehört nunmehr zu dem untergeordneten Volke der Gebirgswelt. Nachdem diese Entthronung vorgenommen war, blieb keine Zeit zu weitern Vorlesungen übrig, und diesen Abend wenigstens wurde kein Berg mehr seiner hohen Würde entsezt. Unter den Zuhörern befand sich Mont-Mason, einer der kühnen Luftschiffer, welche neulich aus England in Deutschland herabfielen; wenn ich recht gehört habe, so wurde in der Sitzung des geographischen Vereins angekündigt, er beabsichtige eine Reise nach Amerika. Eine Luftreise dahin wäre so kühner Leute, wie Green und er sind, völlig würdig; sie werden dieselbe auch antreten, sobald die Luft angenehm zu bereisen seyn wird. – Einige Zeit nach der Sitzung des geographischen Vereins hielt auch die philotechnische Gesellschaft ihre halbjährliche öffentliche Sitzung, die wie gewöhnlich aus Vorlesungen und Musik bestand. Es wurde ein Aufsatz von Berville: Züge aus dem Leben der gefeierten, neulich in England verstorbenen Sängerin Malibran, verlesen. Sie war eines der liebenswürdigsten, reizendsten, gefühlvollsten Geschöpfe; Wohlwollen beseelte sie, und man kennt die edelsten Züge von ihrer Wohlthätigkeit. So berichtete Berville, ein Freund habe ihr gerathen, von dem Gelde, welches sie als Primadonna an der italienischen Oper erhielt, monatlich ein Gewisses bei Seite zu legen, damit sie sich auf ihr Alter ein Vermögen sichere. Sie fand den Rath gut, und brachte ihm einige Monate lang ihr Spargeld; aber mitten im Winter kam sie nicht wieder. Als der Freund sie endlich wieder sah, erinnerte er sie an ihr Versprechen. „O Freund," unterbrach sie ihn, „es ist diesen Winter ja so grimmig kalt gewesen!" Man erfuhr nachher, sie habe in diesem einzigen Winter an die Armen 10,000 Franken verschenkt. Auch scheute sie sich nicht, die Armen in ihren elenden Dachstuben aufzusuchen, um ihr Elend zu erleichtern. – Der Dichter Viennet las mehrere sogenannte politische Fabeln vor. Eigentlich gehören die politischen Fabeln besser in die Länder, wo die politischen Meinungen nicht frei ausgesprochen werden dürfen. In Frankreich bedarf es keines Verhüllens durch Fabeln. Er erzählte z. B. den bekannten Zug aus dem Leben Kaiser Karls V., welcher nach seiner Abdankung in einem spanischen Kloster zum Zeitvertreibe Uhren machte, welche seine kaiserliche Majestät nie in ganz gleichförmigen Gang zu bringen vermochte. Seitdem, schloß der Dichter, hat die Uhrmacherkunst bedeutende Fortschritte gemacht; Breguets Kunst hat es dahin gebracht, den Uhrwerken die größte Präcision zu geben; aber für die politischen Uhrwerke wird noch ein Breguet erwartet. Dies könnte der Dichter auf jede andere Art von Meinungen anwenden; denn in welchem Fache sind alle Menschen gleichen Sinnes, außer in den Grundsätzen des allgemeinen Rechts und der Billigkeit? – Bouilly las wieder ein Bruchstück aus seinen Memoiren oder Recapitulations vor; es betraf den Dichter Guichard, einen gutmüthigen, obwohl auch im Nothfalle sehr epigrammatischen Gelehrten dieses Jahrhunderts, den man so ziemlich vergessen hat, weil er eigentlich nichts hervorbrachte, als Fabeln und Erzählungen, zwei Gattungen, worin sich beinahe alle Dichter Frankreichs versuchen, und welche daher mit Originalität behandelt werden müssen, wenn der Dichter durch dieselben Aufsehen erregen will. Guichard führte gerne ein unabhängiges, eingezogenes Leben, und da ihm seine Gedichte wenig einbrachten, wie denn überhaupt das Dichten eben nicht das einträglichste Gewerbe ist, wenn man sich nicht V. Hugo oder Lamartine nennt, so gerieth er dadurch in Mangel. Um ihm nun in seinen lezten Jahren aus der Noth zu helfen, ohne dadurch seine Eigenliebe zu beleidigen, beschlossen seine Collegen in der philotechnischen Gesellschaft, durch freiwillige Beiträge ihm einen Gehalt auszusetzen, und ihm diesen als Ertrag seiner Gedichte im Namen des Buchhändlers einhändigen zu lassen. Der Mann hatte also die Freude, zu wähnen, seine Gedichte gehen sehr gut und werfen ihm seinen jährlichen Unterhalt ab. In diesem Wahne ist der Mann auch gestorben, und erst jezt macht Bouilly den schönen Zug seiner Collegen bekannt. Von den Bouilly'schen Memoiren ist kürzlich der zweite Theil erschienen, worin der Verfasser die Fortsetzung der Geschichte seiner dichterischen Laufbahn und seines Verkehrs mit der Pariser Welt mittheilt. Unter andern erzählt er, wie er zur Dichtung des Vaudevilles Fanchon la Vielleuse gekommen, das in Frankreich und auch in Deutschland so großen Beifall gefunden hat. Er wohnte bei einer Tante seiner Frau, einem geistreichen Frauenzimmer, welche sehr gut erzählte, und viele Anekdoten aus der alten Zeit wußte. So erzählte sie ihm zuweilen von einem savoyischen Leiermädchen, welches einst jeden Abend auf dem Boulevard du Temple erschien, und durch ihren reizenden Gesang auf diesem Spaziergang, wo sich damals der beau monde der Stadt Paris zu zeigen pflegte, stets eine Menge von Zuhörern um sich her sammelte. Dieses Mädchen gewann viel Geld, empfing hohe Besuche, und führte sich sehr gut auf. Dabei war sie wohlthätig, wie die Malibran, und rettete einmal einen Spezereihändler, vor dessen Hause sie zu singen pflegte und der ihr jedesmal ein Zweisousstück gab, vom Untergang, indem sie durch Vorstreckung einer bedeutenden Geldsumme seine Gläubiger befriedigte, ohne daß er erfuhr, welche wohlthätige Hand die Gefahr eines Fallissements von ihm abgewendet habe. Diese Erzählung entzückte den Dichter, er idealisirte das Bild vollends, und so entstand seine Fanchon.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 7.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 24. Januar 1837.

Kunstgeschichte.

Geschichte und Beschreibung des Domes zu Mainz. Von F. Wetter. Mainz, C. G. Kunze. 1835.

(Fortsetzung.)

Auch den spitzbogigen Baustyl betrachtet der Vf. aus einem andern als dem bisher gewöhnlichen Gesichtspunkte. Seiner Meinung nach ist dessen Ursprung in Frankreich zu suchen und gehört den Deutschen fast nur die einseitigere Ausbildung desselben an. Er nennt ihn, wir wissen nicht warum, das neugothische Constructionssystem, und sucht seine Ansicht S. 39 folgendermaßen zu begründen:

„Das Fortschreiten in der Ueberhöhung der Gurtbogen des Mainzer Domes zwischen 1190 und 1230, und die Thatsache, daß auch in andern bedeutenden Bauwerken Deutschlands aus dieser Epoche (wie z. B. in dem Mittelbau des Freiburger Münsters und in den Kirchen St. Martin, Sion, Aposteln, Kunibert u. a. zu Köln, und in jenen zu Heisterbach, Andernach, Sinzig, Neuß u. A.) die Gurtbogen nur sehr wenig über den Halbkreis überhöht sind und solche Erhöhung von Jahrzehend zu Jahrzehend wächst, diese Thatsache beweist offenbar, daß in Deutschland das erste Entstehen des Spitzbogens im Kirchenbau seinen Grund in der Erkenntniß der Gefahr, welche mit weitgespannten Halbkreisbogen verknüpft ist, hatte, nicht aber, wie Friedrich Schlegel behauptet, in dem Streben, die Gewölbebogen mit den (angeblich Deutschland eigenthümlichen) hochstrebenden spitzen Dachgiebeln in Harmonie zu bringen; eine Ansicht, deren Grundlosigkeit — abgesehen davon, daß sich der byzantinische Ursprung der hochstrebenden Pyramidaldächer beweisen läßt — aus den Thatsachen erhellt, daß die Dachgiebel der deutschen Kirchen im zwölften Jahrhundert alle rechtwinkelig, ja oft stumpfwinkelig, und erst später nach und nach immer hochstrebender gemacht wurden, daß überdies die Kirchendächer ihre Basis immer über dem Scheitel der Gewölbe haben, demnach die Gewölbebogen nie unter den Sparren hin aufsteigen und daß in den Gebäudetheilen, in welchen das Dach sich unmittelbar an die Bogen lehnt (wie z. B. an den Vordächern der Kirchenthüren), der Giebel um so hochstrebender wird, je hochstrebender der darunter befindliche Bogen ist, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Sparren, als Tangenten der Bogen, der Erhebung desselben folgen, woraus sich dann ergibt, daß das Hochstrebende und Spitze der Frontons über den Hauptthüren der gothischen Kirchen und bei ähnlichen Motiven durch die Anwendung des Spitzbogens veranlaßt worden ist, und nicht umgekehrt.

„In Italien wurde der Spitzbogen viel früher angewandt als in Deutschland. Man findet ihn im Süden bereits in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts (an der im J. 1074 vollendeten Kathedralkirche zu Terracina, an dem im J. 1103 erbauten Kreuzgange jener zu Amalfi und an vielen andern Gebäuden dieser Epoche); aber gewiß nicht, wie Manche glauben, aus dem Grunde, weil damals Normannen dort herrschten. Ein Jahrhundert später findet man denselben dort schon häufig; so in der Kirche St. Bernard zu Chiaravalle in der Mark Ancona (um 1172), in jener zu St. Leo im Herzogthum Urbino (1173), in den Kathedralen zu Palermo (1184) und Moreale (1180), an dem Brunnen Branda zu Siena (1193), an den Arkaden des Marktplatzes zu Rimini (1204) u. a. An allen diesen Gebäuden ist der Spitzbogen bei Arkaden mit Bogen von geringer Spannung (wo demnach der Rundbogen mit Leichtigkeit hinlänglich stark hätte construirt werden können) angewandt; während derselbe in Deutschland erst im ersten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts bei Arkaden, Thüren und Fenstern in Anwendung kam, und zwar noch nicht häufig.“

„Auch im nördlichen Frankreich wurde der Spitzbogen nicht nur im Allgemeinen früher angewandt, sondern auch das ganze System der neugothischen Bauart wurde in seinem Wesen dort früher entwickelt als in Deutschland,

was sich aus der historischen und philosophischen Betrachtung der gleichzeitigen Kirchengebäude beider Länder ergibt, und, nach solcher Betrachtung, namentlich an der Kathedralkirche Notre-Dame zu Paris, deren östlicher Theil im J. 1181 schon vollendet war, erwiesen werden kann."

„Das neugothische Constructionssystem hat zum Ziele, durch eine verständig berechnete Vertheilung der Materialien von verschiedener Beschaffenheit die möglich größten Zwecke, unbeschadet der Festigkeit, mit dem geringsten Aufwande von Material zu erreichen; demnach bei weiträumigen, zu überwölbenden Gebäuden die senkrecht drückende Last, so wie den Seitenschub der Gewölbe zu verringern, und dann die Stützen derselben nicht nur an Zahl zu vermindern, sondern auch ihre Masse im Einzelnen bis auf das absolut nothwendige Verhältniß zu verringern. Zu diesem Zwecke wandte es folgende Mittel an: 1) Es wählte, statt des Halbkreises, den hochstrebenden Spitzbogen, um den Seitenschub zu vermindern und den bedeutendsten Theil der Gewölbemasse zu einer bloß senkrecht drückenden Last zu machen. 2) Es construirte nur die Gurtbogen und die Kreuzrippen von gehauenem Stein und in bedeutender Stärke; während es die in diesen Rahmen eingespannten Gewölbeflächen (Kappen) sehr dünne, und nur aus kleinen und leichten Steinen construirte. 3) Es machte die Pfeiler, auf welche sich die Füße der Kreuzgewölbe niedersenkten, dünn, nur eben so dick als nothwendig, um die senkrecht niederdrückenden Theile der Gewölbe tragen zu können; während es den Seitenschub der oberen Theile durch Strebebogen nach den um die Mauern der Seitenschiffe vertheilten Strebepfeilern ableitete, deren Standfestigkeit öfters noch durch Belastung mit Mauerwerk in Pyramidalform vermehrt wurde. 4) Es stützte die Vorsprünge der Gurten und der Rippen durch Säulchen, welche an den Hauptpfeilern vorsprangen, oder vielmehr es sezte die Gurten und die Rippen abwärts fort, indem es dieselben an den Pfeilern herunter laufen ließ bis an den Boden, so daß also die Stützen in derselben Weise gegliedert waren, in welcher die Last gegliedert war. 5) Es machte, da durch diese Constructionsweise die Füße der Kreuzgewölbe hinlänglich gestüzt waren, die Mauern zwischen den Stützen und Strebepfeilern sehr dünn und aus leichtem Materiale, oder es ließ diese Mauern beinahe ganz verschwinden, indem es sie mit Fenstern durchbrach, welche fast die ganze Breite zwischen den Pfeilern und zwar bis unter die Stirnbogen einnahmen."

„Das Wesentliche des neugothischen Constructionssystems bestand also darin, daß man die Wirkung oder Strebung des Gewölbes als eine zweifache (nämlich senkrechten Druck oder Seitenschub) erkennend, auch die Stützen desselben je in zwei verschiedene Organe mit verschiedenen Functionen theilte, nämlich in den eigentlichen Pfeiler zur Tragung der senkrecht drückenden Last, und in den Strebepfeiler zur Zurückdrängung des Seitenschubs (welcher Strebepfeiler es zwei Arten gab: solche, die mit dem eigentlichen Pfeiler zu einer Masse verbunden waren, aber über denselben bis zur Höhe des schiebenden Theiles des Gewölbes fortgesezt wurden, und solche, die von den Pfeilern entfernt, um die Mauern der Seitenschiffe her standen, und in Strebebogen bis zum obern Theile des Hauptgewölbes fortgesezt wurden), daß man ferner den schiebenden Theil des Gewölbes durch Anwendung des hohen Spitzbogens verminderte, und durch die Zertheilung des Gewölbes in starke Rippen und dünne Zwischenfelder (Kappen) dessen senkrecht drückende Last, so wie dessen Seitenschub verringerte, was, verbunden mit der Zertheilung der Stützen, die Verdünnung der Pfeiler möglich machte."

„Das Resultat dieses Systems waren hochaufsteigende Gerippe von Haustein, deren weite Zwischenräume theils leer blieben, theils mit dünnen Füllmauern von leichtem Materiale geschlossen wurden." . . . .

(Die Fortsetzung folgt.)

Archäologie.

Ueber die Gorgonenfabel oder Erklärung eines etrurischen Bronze-Reliefs in der Glyptothek zu München. Von Dr. Franz Streber. München, 1834. Gedruckt bei Doctor Karl Wolf.

(Beschluß.)

An den aufgeführten Beispielen gibt sich durchgehends die Neigung einer noch unerwachsenen Kunst zu erkennen, die zwar für ihre Vorstellungen ein gemeinschaftliches Band sucht, aber dabei ganz im Allgemeinen bleibt, ohne auf die Wahl der Gegenstände einen bestimmten Nachdruck zu legen. Vielleicht begünstigte sie aus Unvermögen die Thiergestalt, weil sie sich für reinmenschliche Gruppen in Absicht auf Anordnung, Ausdruck und Zusammenhang noch zu schwach fühlte; dafür dürfte insbesondere das Gezwungene einzelner Stellungen zeugen. Sonach wäre die häufige Wiederkehr der Thiergestalt eine Aushülfe für den Abgang höherer Mittel, deren Schwierigkeit bei der Bezeichnung eines historischen Ereignisses ganz vorzüglich ins Gewicht fallen mußte. Daß aber die Naturpoesie einer werdenden Kunst Thiere zur Andeutung menschlicher Verhältnisse mit Vorliebe brauchte, hat nichts gegen sich. Uebrigens stehen die beiden Löwen, welche den knienden Krieger umgeben, der Naturwahrheit

merklich näher als die andern; sey es nun, daß sie aus verschiedenen Zeiten oder von verschiedenen Händen herrühren. Die angebrachte Eberjagd beweist unwiderleglich, daß die damalige Kunst sich nicht scheute, in einem und demselben Bilde das Einfachste mit dem Seltsamen in unmittelbare Verbindung zu setzen, worin der Fingerzeig liegen dürfte, daß man in leztern nichts Ueberfeines und Weithergeholtes suchen soll, weil sonst der Uebergang von dem einen zum andern eine weite Kluft bilden würde, die man ohne dringende Gründe nicht wohl einer Kunst in dem Zustande ihrer Kindheit zutrauen kann. Das Seltsame der zweiten angefügten Vorstellung besteht in einer Gestalt mit menschlichem Kopf und Fischleib; sie scheint mit einigen angränzenden Männerfiguren in Beziehung zu stehen und vermöge derselben eine fortschreitende Bewegung auszudrücken, die am Rande des Reliefs rechtshin vielleicht etwas früher abbricht, als es in der ursprünglichen Vereinigung des Kunstwerks der Fall gewesen seyn mag. Der etwanige Verlust ist wohl unerheblich; auch die vollkommene Erhaltung des Bildes würde schwerlich zu Gunsten der Erklärung einen besondern Ausschlag geben. Inghirami denkt bei dem zweifelhaften Doppelwesen an den babylonischen Fischmenschen Oannes, weiß aber auch mit dessen Hülfe keine Fackel in der Finsterniß anzuzünden. Den Gedankenverkehr zwischen Etrurien und Babylon mit der erforderlichen Sicherheit auszumitteln, um in ihm ein Unterkommen für den Fischmenschen Oannes zu finden, ist ein mißliches Geschäft, wozu eine ganz besondere Liebhaberei gehört. Dergleichen Abstecher pflegen nur den Orientalisten zu gelingen, die, wenn es seyn muß, im Stande sind, den Fischmenschen Oannes bei den Flossen festzuhalten und auf seinem Rücken vom Euphrat bis an die Küste Etruriens zu schwimmen. Ueber die Bedeutung der in den Reliefs vorkommenden Thiergestalten gibt es bei Inghirami, der ihnen unter einem vielversprechenden Titel ein breites Capitel gewidmet hat, keinen befriedigenden Aufschluß.* Der Fischmensch ist nicht das einzige Amphibium, welches Bedenklichkeiten verursacht; auf der noch nicht besprochenen Bronze ist eine Mißgestalt von ähnlicher Abart sichtbar, halb Pferd, halb Fisch. Wenn der Fischmensch von Babylon auf dunkeln Kreuz- und Querzügen herübergekommen seyn soll, so könnte man billig auch das Fischpferd ein wenig auf Reisen schicken; wird ihm hingegen eine rein etrurische Abkunft bewilligt, so fällt dadurch ein starker Verdacht auf Oannes den Babylonier. Beide Ungethüme schicken sich an einem und demselben Kunstwerke nicht übel zusammen; es läßt sich daher auf ihre Gesellschaft hin füglich die anspruchslose Vermuthung wagen, daß der Fischmensch eben sowohl als das Fischpferd zu den Meerwundern gehören dürften, womit die Phantasie der seefahrenden Etrusker, reich an abenteuerlichen Ausgeburten, die feuchte Tiefe bevölkerten. Da sie sich an grauenhaften Phantomen, wie allgemein behauptet wird, besonders vergnügten; so würde in ihrer mythologischen Welt eine wesentliche, kaum begreifliche Lücke übrig bleiben, hätten sie nicht das Element des Wassers, die Basis ihres Handels, ihres Völkerverkehrs, größtentheils auch ihres Glücks, mit den Spukgestalten ihrer düstern Sinnesart ausgestattet. Da ferner die griechische Heroenmythologie in zahlreichen Beweisen unter ihnen fortlebte, ihre Vorstellungsweise überhaupt die Pflege des pelasgischen Mutterlandes nicht so gar früh vergessen konnte, so weit diese ihre Abkunft historisch fest steht, woran jezt immer weniger gezweifelt wird; so ist es kaum denkbar, daß die in einander verschlungenen Mythen, womit ihre Stammgenossen im Laufe der Zeit die Wasserwelt belebten, ohne allen Einfluß auf die etruskische Geistesstimmung geblieben seyn sollten. Jedenfalls kommt es natürlicher heraus, Etrurien vorerst mit Griechenland in Verbindung zu setzen, als zur Erklärung einiger phantastischen Seekrüppel den Beistand des entfernten Orients aufzubieten. Das Geschmacklose, Widerwärtige in der Zusammensetzung jener Figuren ließe sich sonach als eine Zuthat der Etrusker ansehen, als Ausfluß eines Charakters, der mit Vorliebe dem Erschütternden, Schreckhaften oder Wilden nachhing. Die Empfindsamkeit der Etrusker zeigt sich auch sonst häufig genug in fratzenhaften Vorstellungen: warum soll man ihnen also, um die Sache kurz abzumachen, in Beziehung auf den Fischmenschen und das Fischpferd, nicht die Ehre der Originalität und das Recht der Freiheit gönnen? Die Bedeutung der Ungestalten mag sich in keckem Zügen den übrigen Thierschildereien angeschlossen haben, ohne daß es darum nöthig wird, in jenen einen verschlossenen Gedankenschatz anzunehmen. Gesezt, der hypothetische Triumphwagen habe das Andenken eines Seesieges feiern sollen, ist dann die Gegenwart der beiden Meerungeheuer nicht ungefähr in demselben Sinn motivirt als die Darstellung der andern Thiere, die sich bei jedem Erklärungsversuche, sobald es auf die Zusammenstellung eines Ganzen ankommt, immer nur in lockerer Allgemeinheit vereinigen lassen? Abgesehen von dem Seesiege, der bloß als eine figurirende Möglichkeit berührt wurde, konnten die Unternehmungen,

* Inghirami gefällt sich darin, in den Thieren bedeutungsvolle Anspielungen auf den Kampf des guten und bösen Princips zu sehen, womit er die Dämonologie der Etrusker in Verbindung zu setzen sucht. Abgesehen von den vielen Willkührlichkeiten der Annahme, die offenbar in der Luft schwebt, zeugt gegen dieselbe schon die beträchtliche Menge von Thierfiguren. Eine so dürftige Monotonie zur Beleuchtung eines und desselben Gedankens, der, aller aufgewandten Mühe zum Troz, dunkel bleibt, ist keinem Volke anzumuthen.

Gefahren, Abenteuer, die Meer und Handel den Etruskern in Menge darboten, leicht den Stoff hergeben zu einer darauf bezüglichen Vorstellung. Unter diesem Gesichtspunkte gehen die Meerungeheuer und was sonst daran hängt, mit dem übrigen Inhalt natürlich genug zusammen, besonders wenn die Voraussetzung beliebt wird, daß sämmtliche Reliefs zu einer Verherrlichung des öffentlichen Lebens bestimmt waren. Zwischen der Eberjagd auf der einen Seite und dem Fischmenschen und seiner Umgebung auf der andern wird man im Sinne der versuchten Andeutungen wohl eine gewisse Analogie der Verbindung annehmen dürfen. Wenn sich nun die Eberjagd den Beziehungen eines Triumphes nicht uneben anfügt, in so fern dabei von einer Vergleichung mit den übrigen Thierfiguren und ihrer bildlichen Zeichensprache die Rede ist, so liegt darin auch ein Mittel angezeigt, das wunderliche Seestück in den Zusammenhang des Ganzen nicht ohne alle Wahrscheinlichkeit einzurücken. Zu einem Triumphe dürfte sich der Inbegriff der Vorstellungen schicklicher eignen, als zum Gepränge einer Procession; zwar fehlten auch im Ritual des etruskischen Cultus die Grotesken nicht, aber für eine durchgängige religiöse Bedeutung möchten die bezeichneten Bilder schwerlich ausreichen.

Nachrichten vom December.

Persönliches.

München. Se. Maj. der König geruheten am Neujahrstage auch dem Centralgalleriedirector von Dillis, welcher schon das Ritterkreuz besaß, das Commandeurkreuz des Civilverdienstordens der bayerischen Krone; dann dem jüngst zum Oberbaurath beförderten Professor Gärtner das Ritterkreuz gedachten Ordens, beiden allerhöchst-eigenhändig, zu verleihen.

Akademien und Vereine.

Dresden. Das Comité des Dresdener Kunstvereins hat in Folge der Verbindung, in welche die meisten deutschen Kunstvereine getreten sind, durch die Bereitwilligkeit des Vereins für die Rheinlande, sich in den Stand gesezt gesehen, für das hiesige Publikum eine Ausstellung von 28 der ausgezeichnetsten und größten neuern Arbeiten der Düsseldorfer Schule zu veranstalten, welche von der Berliner Kunstausstellung kommen und von hier aus nach Königsberg gesendet werden.

Berlin, 18. December. In der Versammlung des wissenschaftlichen Kunstvereins vom 15. d. M. hielt Prof. Rabe einen Vortrag über den Tempel zu Eleusis, den er nach den Berichten der Alten und Neuen reconstruirt hat und durch Vorlegung von Grund- und Aufrissen erläuterte. Hr. Kunsthändler Kuhr hatte einige Hefte englischer Kupferstiche von S. W. Reynoldt, W. Giller, W. Ward u. A. eingesandt. Vorzüglich zeichneten sich die Blätter in schwarzer Kunst aus, und Hr. Lüderitz von hier hat, in der Absicht, die in dieser Vollendung den Engländern eigenthümliche Manier zu lernen, eine Reise nach England unternommen.

London, 3. December. Die Königl. Akademie wird mit dem neuen Jahre ihr neues mit der Nationalgallerie vereinigtes Local bezogen haben. Die Ausstellungszimmer, fünf an der Zahl, sind bereits vollendet, und die mit Brettern bekleideten Wände mit Spanisch-Braun bestrichen, welches als die vortheilhafteste Farbe für Gemälde und Sculpturen beliebt worden ist.

Von allen Künstlern Großbrittanniens, heißt es im Magazin der neuesten Literatur des Auslandes vom 12. Dec., genießen jezt fast nur die Kupferstecher auch außerhalb Englands einen bedeutenden Ruf, und doch sind gerade diese von der Königl. Akademie in London ausgeschlossen. In neuerer Zeit ist zwar in den Statuten in so fern eine Aenderung bewirkt worden, als sechs Kupferstecher in die Akademie aufgenommen werden können, jedoch nicht als ordentliche Mitglieder, sondern nur als Gehülfen (associates). Diese halbe Ehre, die eben so gut eine halbe Schande genannt werden kann, wollen sich indeß Meister von Ruf nicht gefallen lassen, und daher sieht man die Buchstaben A. R. A. (Associate Royal Academy) gewöhnlich nur hinter den Namen von Kunsthändlern oder Kupferstechern zweiten Ranges. Zu den schwierigsten Zweigen der Kupferstecherkunst und den am höchsten geschäzten gehört der historische Kupferstich in Linienmanier, und doch ist nie ein Künstler in diesem Zweige Gehülfe der Akademie geworden. Die berühmtesten jezt lebenden englischen Kupferstecher, namentlich J. Pye, Doo, Burnett, Fox, Goodall, Finden, Robinson, Watt, Raimbach ꝛc., gehören nicht zur Akademie, während Email- und Blumenmaler, ja sogar Uhrgehäusemacher und Ciseleurs, Mitglieder der Akademie geworden sind. Der zur Förderung von Kunstzwecken niedergesezte Parlamentsausschuß hat auch diesem Verhältnisse seine Aufmerksamkeit zugewendet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 21.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 25. Januar 1837.

Ist nicht da drinnen Lust genug,
Im dichten, bunten Hofgedränge
Gelegenheit zu Spaß und Trug?

Goethe.

Die Theater in Lissabon.

Erster Brief.

Eine genügende Ansicht von den innern und äußern Verhältnissen des Lissaboner Theaterwesens zu geben, ist nur darum nicht möglich, weil mein Aufenthalt in der schönen Hauptstadt von Portugal zu kurz war, um dieselben mit gehöriger Gründlichkeit auffassen und durch[illegible] zu können. Denn erwägt man die unendliche Mannichfaltigkeit der Gegenstände, die Fülle neuer, mir durchaus fremdartiger Erscheinungen, die sich mir bei der Landung in jener Hauptstadt entgegendrängten; die Lebensformen, so vollkommen verschieden von allen mir bis jetzt bekannten; denn Portugals Boden und Himmel, deren Menschen, Sitten und Pflanzen bilden eine Welt für sich, deren Elemente den Fremdling auf ganz eigene, wunderbare Weise umfangen; erwägt man eine sehr geringe Vorkenntniß dieser seltsamen, halb afrikanischen Landessprache von meiner Seite, und endlich, daß die Theaterzustände, meiner Stellung zu Folge, nur nebenbei Gegenstand meiner Aufmerksamkeit werden durften, so wird man es begreiflich finden, daß ich in zwei Monaten kein vollständiges Bild davon in mir aufzunehmen im Stande war. Um jedoch dem Wunsch der Redaktion dieser Blätter nachzukommen, will ich hier von meinen Theaterbesuchen in Lissabon erzählen und dabei bemerken, was mir von jedem einzelnen Theater, deren es fünf in der Hauptstadt gibt, bekannt geworden ist.

Das erste, welches den Namen führt: Real Theatro de San Carlos, ist das größte und vornehmste, und zugleich die italienische Oper. Ich betrat es zum ersten Mal an dem Abend, wo die Königin mit ihrem jungen Gemahl den Tag nach ihrer Vermählung dort erscheinen sollte. Es war ein Sonntag und die Bevölkerung der Hauptstadt von den eben gesehenen Festen und feierlichen Aufzügen noch sehr bewegt und erregt. Die Menge wogte laut lärmend auf den Straßen, Plätzen und auf den prachtvollen Terrassen von Alcantara, Campolidos, Bemposta und andern, die so entzückende Aussichten bieten, daß sie hierin vielleicht einzig in der Welt sind.

Es kostete mich in der That ein wenig Ueberwindung, aus dieser süßen, weichen Luft auf den Höhen der Stadt, von dem Aroma der Granatblüthen geschwängert, niederzusteigen und die vollkommene Schönheit dieser Natur gegen die, vielleicht sehr unvollkommene einer theatralischen Vorstellung zu vertauschen. Indessen Alles zog nach San Carlos, und der neue Bekannte, der mich nebst meinem Gefährten begleitete, ein Eingeborner Lissabons, hätte uns nicht begriffen, wenn wir keine Lust bezeigt hätten, die Königin im Theater erscheinen zu sehen. So fügte ich mich denn; es war etwa sieben Uhr, und wir gingen

dem Strom der Menge nach über den Platz do Loreto zwischen den beiden Kirchen durch, die diesen schmücken, von wo die niedersteigende Calcada beginnt, welche zu dem tiefgelegenen Platz des Pallastes von San Carlos führt. Er erschien mir als ein großes, in edlem Styl, jedoch ohne architektonischen Luxus aufgeführtes Gebäude mit vielen Zugängen und einer Vorhalle, welche jezt dicht mit Menschen angefüllt war. Der Platz wimmelte von jenen zweirädrigen, mit Maulthieren bespannten Fuhrwerken, Sejas genannt, den eigentlichen Lissaboner Equipagen, von Pferden, Eseln, Sänften, Liteiras (eine von Maulthieren getragene Sänfte), Soldaten, Gallegos und neugierig Herzuströmenden. Da nur unser Begleiter mit einem Billet versehen war, die Kasse aber keine mehr verkaufte, so hätten wir an den Pforten des Tempels wieder umkehren müssen, wenn Jener nicht ein Auskunftsmittel gefunden hätte, das ich erzähle, weil es ein charakteristischer Zug ist, der einen Blick in die Polizei des Theaters San Carlos werfen läßt. Garrido, so hieß unser Freund, ließ sich von Jedem von uns einige Crusados geben, hieß uns ihm auf wenige Schritte folgen und führte uns so durch verschiedene Corridors, bis er plötzlich zu einem der Schließer trat und einige Worte leise zu ihm sprach, wobei er ihm die Hand drückte. Der ehrliche Mann schüttelte zwar den Kopf ein wenig, ließ sich jedoch den Handdruck gefallen und warf einen Seitenblick auf uns, die wir unser Schicksal von ihm erwarteten. Alemaos? fragte er unsern Führer, und auf dessen Bejahung ging er zur Thür, die er bewachte, öffnete sie und ließ uns eintreten.

Wir befanden uns im Parket des Hauses bei den gesperrten Sitzen und konnten uns nach Gefallen Plätze unter diesen wählen. Sie waren numerirt und hatten, obgleich die meisten noch leer waren, Jeder seinen berechtigten Eigenthümer, weßhalb ich die Bemerkung nicht unterlassen konnte, daß mir unsere ungerechte Besitzergreifung leider nur von kurzer Dauer scheine, denn wir würden genöthigt seyn, sie aufzugeben, sobald der wahre Besitzer mit seinem Billet erscheine. „Vielleicht zu anderer Zeit," entgegnete der Portugiese, „heute aber nicht. Wer heute hier im Besitz ist, ist im Recht. Mögen jene sehen, wo sie Platz finden, wir weichen nicht; auch respektirt man Sie als Alemaos, die zum Prinzen gehören." Dem war auch so, und ich fand nun Zeit, mir das Haus zu betrachten. Es war groß, prächtig dekorirt und erleuchtet. Vier oder fünf Logenreihen liefen in weiten Halbbogen über einander. Die königliche Loge befand sich in der Mitte. Der Eindruck, den das Haus machte, war im Ganzen großartig und steigerte sich von Minute zu Minute, je mehr die Räume sich füllten, je mehr prächtig geschmückte Damen und Herrn in Gallauniformen in den beiden ersten Logenreihen sichtbar wurden. Garrido, der Jedermann kannte und gern sprach, war mir hier sehr nützlich, denn er nannte mir alle Erscheinenden mit Namen, darunter manchen berühmten. „Sehen Sie die Dame dort, die so eben eintritt?" — „Es sind ihrer zwei: die rechts etwas blaß, aber schöne, sprechende Augen, ein langer Hals; aber, guter Garrido, welch ein Diadem! Die Krone der Königin war ja kaum prachtvoller: es ist eine Sonne von Juwelen!" — „Nun, die Marqueza de Lanlé kann dergleichen schon tragen. Ist sie nicht eine schöne Frau? sie sieht Dom Miguel ähnlich. Betrachten Sie, mit welcher Grazie sie das Glas hält!" — „Auch ihre Begleiterin ist hübsch und prachtvoll geschmückt." — „Das ist ihre Busenfreundin, die Herzogin von Tereira. Ja, sie gilt nach ihr für eine der schönsten Damen Lissabons. Links geschaut! die Herzogin von Palmella mit ihren Töchtern und jezt — in dieser rothen, goldgestickten Loge die Familie des Grafen Farrobo, dem das Haus gehört. Man hält ihn für den reichsten Fidalgo in Portugal. Sehen Sie die Gräfin; sie ist eine Spanierin aus Andalusien, und die schönen Knaben sind ihre Söhne. Im Ganzen werden spanische Frauen gern hier gesehen, was aber unter uns bleibt, denn es ist keine Schmeichelei für unsere Damen."

So plauderte der muntere junge Mann, und keinem tauben Ohre, denn ich war sein aufmerksamster Zuhörer. Wir hatten Zeit zu allerlei Bemerkungen und Beobachtungen, denn die Ankunft des Hofes war erst um neun Uhr bestimmt, und natürlich zog denn auch der Vorhang der Bühne am Ende meine Blicke auf sich. Er war sehr bunt, und ich glaubte hier abermals jenem Ungeschmack zu begegnen, der sich in Portugal bei allen Leistungen der Kunst so häufig ausspricht, besonders aber in der Malerei. Ein plumper Sonnengott auf seinem Wagen war in der Mitte des Vorhangs zu schauen, die Zügel von Rossen haltend, die ein Boshafter füglich für Maulthiere hätte ansprechen können: zu beiden Seiten dieses Apolls schwebten Genien des Ruhms, welche die Charte des „immortal Dom Pedro" (zu jener Zeit der Stereotypausdruck der Journale) entrollten; außerdem noch verschiedene Namenszüge, Kränze, Allegorien auf die so eben vollzogene Vermählung, genug, ein großer, bunter Bilderbogen, der eine wahrhafte Kindheit der Ideen, wie der Ausführung beurkundete. Er war eine Schöpfung der jüngsten Zeit, so wie man denn der ganzen Ausschmückung des Hauses, der Draperie der Logen, der Malerei der Decke und der Brüstungen das Neue, so eben erst fertig Gewordene deutlich ansah. Dies störte etwas die Großartigkeit des Eindrucks; man fühlte sich nicht so gemüthlich, wie in den alten, solid-prächtigen Schauspielsälen von London oder Paris, die immer gleich aussehen, ob Könige hineinkommen oder nicht; hier war etwas Ungewöhnliches, Aufgeputztes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

In einer der lezten Sitzungen der Royal Society zu London wurde ein Schreiben unseres A. v. Humboldt an den Präsidenten der Gesellschaft, den durch die edelste Neigung für die Wissenschaft so ausgezeichneten Herzog von Sussex, vorgelesen, die Einladung enthaltend, zur Anstellung von Beobachtungen über die Variation der Abweichung und Neigung der Magnetnadel an möglichst vielen Punkten der Erdoberfläche mitzuwirken. In diesem Schreiben empfiehlt Humboldt, Behufs der genauesten Anstellung solcher Beobachtungen der Magnetnadel, den von uns schon mehrfach erwähnten Apparat von Gauß. Neuere Beobachtungen mit diesem, sehr genaue Resultate gewährenden Apparat haben nämlich für die entferntesten Orte, z. B. Mailand und Kopenhagen, eine ganz unerwartete, früher gar nicht geahnete Uebereinstimmung in der Zeit und dem Gange der magnetischen Veränderungen ergeben, so daß sich darauf die Hoffnung der wirklichen endlichen Entdeckung der Gesetze des Erdmagnetismus gründen läßt, unter welchem Gesichtspunkte es dann freilich unendlich wichtig erscheint, das Netz auf gewählter magnetischer Stationen über die ganze Erdoberfläche auszudehnen.

Um aber den heutigen Stand dieser wissenschaftlichen Angelegenheit in ihrem ganzen Zusammenhange zu übersehen, dürfen wir zunächst die Kenntniß des Verhaltens des Magnets zum Eisen und der Magnetnadeln unter einander als allgemein bekannt voraussetzen. Die Erde zeigt sich uns indeß zugleich selbst als ein Magnet, gleichsam als mit einer nur auf die magnetisirten Körper wirkenden eigenthümlichen Kraft begabt, wodurch im Allgemeinen auf der nördlichen Halbkugel der nach Norden, auf der südlichen dagegen der nach Süden zeigende Pol der Magnetnadel angezogen wird. Daß sich dabei die allercomplicirtesten Anomalien veroffenbaren, daß die angegebene allgemeine Richtung der Nadel in längeren oder kürzeren Perioden, ja tägliche, stündliche, allaugenblickliche, und außerdem sehr bedeutende örtliche Veränderungen erleidet, dem zufolge die magnetische Erscheinung als der eigentliche Proteus in der Natur auftritt, den Humboldt, ein zweiter Aristäus, nun eben gefangen nehmen will, dies ist unsern Lesern aus den mehrfachen früheren Auseinandersetzungen unserer Blätter darüber gleichfalls erinnerlich. Sie erinnern sich eben daher, daß die ältere Theorie des tellurischen Magnetismus, wie besonders Halley dieselbe aufgefaßt hat, den Grund dieses verwickelten Vorganges im Innern der Erde sucht, und daß man daselbst einen oder mehrere große Magnete angenommen und ihnen eine periodische Bewegung beigemessen hat, welcher also die Bewegung der Nadel selbst folgen müsse. In unserm Jahrhundert war es sodann ganz besonders Christopher Hansteen, Professor zu Christiania, der sich in seinem großen Werke: „Untersuchungen über den Magnetismus der Erde,“ Christiania, 1819, um Erklärung dieses schwierigen Problems bemüht hat. Auch dieser Forscher nimmt, im Sinne der obigen Halley'schen Hypothese, Magnetpole und eine Bewegung derselben um die Erdpole, zugleich aber „magnetische Stäbe“ oder sogenannte Axen an, durch welche die magnetischen Pole der nördlichen und südlichen Halbkugel verbunden seyn sollen.

Wir gehen indeß auf das Detail dieser Vorstellungsart desto weniger ein, da die neueste Ansicht über das Wesen des tellurischen Magnetismus sich gänzlich davon unterscheidet, und durch die Beobachtungen, deren Fortsetzung und Ausdehnung Humboldt nun eben deßwegen mit solchem Eifer empfiehlt, gleichwohl täglich so sehr an Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß sich selbst Hansteen bewogen gefunden hat, auf die fernere Haltbarkeit seiner, übrigens mit den wichtigsten andern Erfahrungen genau übereinstimmenden Hypothese zu verzichten. Lezterer neuesten Ansicht vom Erdmagnetismus zufolge, ist der Grund der Erscheinung nämlich nicht ferner im Innern der Erde zu suchen, sondern die Erde wird vielmehr durch das Sonnenlicht unmittelbar, oder durch die vermittelst desselben erzeugte Wärme mittelbar, auf ihrer Oberfläche magnetisch; und in der That stimmen wenigstens die täglichen Variationen der Declination und Inclination der Magnetnadel so augenfällig mit dem Laufe der Sonne und dem Gange der durch ihr Licht bewirkten Erwärmung der Erdoberfläche überein, daß man nicht umhin kann, einen Causalnexus zwischen lezterer und dem Erdmagnetismus anzunehmen. Nach einem so bedeutenden Ergebnisse darf man sich aber allerdings schmeicheln, endlich auch das übrige Detail des verwickelten Phänomens auf dieselbe Grundursache zurückgeführt zu sehen, und die von Humboldt empfohlenen vervielfältigten Beobachtungen mit dem Gauß'schen magnetischen Apparate sollen, bei der davon zu erwartenden Genauigkeit, nun eben dazu dienen, diese allgemeine Erklärung begründen zu helfen. Diesen Gauß'schen magnetischen Reflexionsapparat, so genannt, weil die Vibration der Nadel in einem Spiegel, also durch Reflexion gesehen wird, haben wir schon früher genau beschrieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Bouilly. Literarische Cirkel. Mode.

Eben so idealisirte Bouilly einen Zug aus dem Leben des berühmten Taubstummenlehrers Abbé de l'Epée, welcher

bekanntlich einem seiner Zöglinge zu seinem Erbtheil verhalf, das ihm habsüchtige Verwandte rauben wollten. Bouilly erzählt, bei der Vorstellung dieses Stücks, welcher Napoleon beiwohnte, habe das Publikum im Theater laut und einstimmig den Wunsch ausgesprochen, der Nachfolger des Abbé de l'Epée, Abbé Sicard, welcher damals noch verhaftet war, möchte in Freiheit gesezt werden, ein Wunsch, der auch bald erhört wurde, worauf denn sogleich der Abbé in seinem Taubstummeninstitute eine öffentliche Sizung veranstaltete, worin der Vorsteher dem Dichter öffentlich dankte. Auch die Zöglinge des Instituts kamen zu ihm, und bezeugten ihm durch rührende Geberden, wie dankbar sie dafür seyen, daß der Dichter ein so schönes Bild eines Taubstummen dem Publikum vorgeführt habe. Etwas Aehnliches widerfuhr Bouilly, als er mit Cherubini den „Wasserträger oder die beiden Tagwerke“ gegeben hatte, wobei er wieder ein Ereigniß, das während der Revolution in seiner Provinz, der Touraine, vorgefallen war, benuzt hatte. Diesmal waren es die Pariser Wasserträger, meistens Auvergnaten von Geburt, welche ihm einen Blumenstrauß zur Dankbarkeit für die Darstellung eines edeln Wasserträgers überreichten, und sich dabei in ihrer Volkssprache erboten, ihn ein Jahr lang unentgeltlich mit Wasser zu versehen. Alle diese dramatischen Stücke waren etwas weinerlichen Inhalts, und hatten dem Dichter den Beinamen le Larmoyant zugezogen, wie er selbst gesteht. Man hatte über die Thränen gespottet, die bei seinen Stücken wie ein Regen von den Logen herabfielen. Auch Mehül, der mehrere seiner Operetten in Musik gesezt hatte, war nicht ohne Tadel geblieben. Man warf ihm in den Feuilletons der Journale den Ernst, ja sogar die Rauheit und das Wilde seiner Musik vor, was den Tonkünstler sehr verdroß. Bouilly schlug ihm vor, sie wollen sich an den Kritikern rächen, und zwar dadurch, daß sie Beide zeigten, daß sie auch wohl etwas Lustiges zu dichten und zu sezen vermöchten. Dieser Vorschlag gefiel Mehül; der Dichter nahm ihn mit sich auf's Land zu der Tante seiner Frau, und hier, in einer heitern Landschaft und einer muntern Gesellschaft, sezte Mehül jeden Auftritt einer Operette in Musik, so wie der Dichter ihn vollendet hatte. In Kurzem war das Stück une Folie fertig; das Schauspielercomité des Feydeautheaters erstaunte nicht wenig, als Bouilly nicht allein den fertigen Text zeigte, sondern Mehül auch die bereits fertige Partitur hervorzog. Die besten Schauspieler nahmen Rollen in dem Stücke an, das mit großem Beifall gegeben und ein Lieblingsstück des Publikums ward. Jezt wird une Folie nur noch selten gegeben; aber in den Provinzialstädten spielt man das Stück noch häufig, und mancher junge debütirende Schauspieler sucht sich in einer Rolle desselben hervorzuthun. — Noch andere gelehrte Gesellschaften hielten gegen Ende des Jahrs öffentliche Sizungen, z. B. das Athénée des arts und die Société d'encouragement, welche beide auch Damen zu Mitgliedern aufnehmen. Die Zunft der schreibenden und dichtenden Damen ist jezt außerordentlich groß in Paris, und mich wundert, daß sie noch nicht eine besondere Akademie für sich errichtet haben. Auf der Bühne, in den Musenalmanachen, in den Leihbibliotheken, überall trifft man sie an. Neulich war eine glänzende Soirée bei einer ehemaligen Schauspielerin, welche jezt Frau Gräfin heißt, ein Titel, der sie nicht so sehr ziert, als ihr erster berühmter Name. Hier gab es der gelehrten Damen und Herren eine Menge. Die Frau vom Hause machte in einem mit großer Eleganz verzierten Salon die Honneurs auf äußerst zuvorkommende Art, so auch der Graf, ihr Gemahl. Ich sah hier die Herzogin von Abrantes mit ihren beiden großen Söhnen, die aber nichts Herzogliches in ihren Zügen haben, wofern sich das Herzogliche im Gesichte ausdrücken kann. Die Herzogin ist jezt eine der notabeln Personen in Paris, die man in den meisten großen Cirkeln antrifft, besonders da, wo berühmte Leute aus der gelehrten Welt zusammenkommen. Oft hat man sie auch auf dem Privattheater des Grafen von Castellane auftreten sehen, auf welchem im Winter häufig gespielt wird. Dieser Graf besizt ein schönes Hotel in der Vorstadt St. Honoré, und vereinigt daselbst eine geistreiche Gesellschaft, wozu auch die Theater- und Romanendichterin Gay gehört; diese soll ebenfalls gut spielen. Die Herzogin von Abrantes hat einen ziemlich rauhen Ton, was denn wiederum nicht sehr herzoglich ist. Uebrigens bedeutet, wie man weiß, Herzog, Graf u. dergl. nicht viel in Paris, und manche Leute, denen diese Titel gebühren, legen sie ganz ab. In der oben erwähnten Soirée sah ich auch Madame Waldor, ebenfalls eine Dichterin und Romanschreiberin, welche leider häßlich ist, sich sonderbar kleidet und nicht die geringste Blödigkeit sich vorzuwerfen hat. Die Frau vom Hause las ein neu von ihr gedichtetes Lustspiel in einem Aufzuge vor, ein elegantes Conversationsstück, welches sie vortrefflich vortrug. Dann traten mehrere Dichter auf; ein junger Mann, welcher, wie ich hörte, ein Journal herausgibt, das im Ausland mehr Abonnenten haben soll, als in Frankreich, sagte ein Sonett her auf den wandernden Juden. Was für ein Einfall, über diese Sage ein kurzes Sonett zu dichten! Hernach recitirte er etwas Besseres über das ewige Streben der Menschheit. Ein anderer junger Dichter hatte Verse auf das Aufsteigen des Greenschen Luftballons gedichtet, und sagte sie mit vieler Zuversicht her. Er sprach darin den Wunsch aus, mit einer Geliebten in einem solchen Ballon über die Wolken bis zum Himmel zu steigen und die „Liebe der Engel“ mit ihr zu genießen. Ich zweifle aber, ob sich eine Geliebte bereitwillig finden würde, der Liebe halber so hoch zu steigen. Madame Waldor recitirte sodann recht arge Strophen auf einen treulosen Liebhaber; es wurde nicht gesagt, ob dies Wahrheit oder Dichtung sey; Verse waren es aber sicher, und zwar sehr kraftvolle. Den jungen Damen in der Gesellschaft war mit den vielen Versen nicht hinlänglich gedient; sie wollten auch tanzen. Diesem Wunsche waren der Herr und die Frau vom Hause zuvorgekommen, und ein paar Musikanten waren in Bereitschaft gehalten, um gegen Mitternacht zum Tanze aufzuspielen. Hier konnte man das Abgeschmackte der jezigen Moden nach dem Zuschnitt der aus dem Zeitalter Ludwigs XV. wieder hervorgesuchten Trachten bemerken. Bliebe das Nachahmen jener alten Trachten noch in den gehörigen Schranken, so ließe es sich dulden; aber manche Damen übertreiben diese Alterthumssucht auf die geschmackloseste Weise, und sicher haben sich ihre Urgroßmütter besser gekleidet, als sie. Als während der französischen Revolution die antiken Trachten wieder aufkamen, und die Damen sich als Griechinnen oder Römerinnen kleideten, war die Uebertreibung eben so arg, und manche machten sich durch allzu sklavische Nachahmung der Alten lächerlich; aber selbst in dieser Uebertreibung zeigten sie doch classischen Geschmack, und der Künstler konnte sie nicht tadeln. Was hat aber die Kunst mit der abgeschmackten, wieder vorgenommenen Damentracht von Anno 1750 zu thun? Man traut kaum seinen Augen, wenn man eine junge Dame in einem Reifrock, in herabhängenden, schlotternden Ermeln und einer langen Taille tanzen sieht.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Mickiewicz.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 9. Mittwoch, 25. Januar 1837.

Lyrische Dichtkunst.

13) Adam Mickiewicz sämmtliche Werke. Erster Theil: Gedichte. Aus dem Polnischen von Carl Blankensee. Berlin, Nauck, 1836.

Obgleich von einer Uebersetzung sämmtlicher Werke des Mickiewicz nicht die Rede seyn kann, sofern dieselbe in einem mit Rußland befreundeten Staat gedruckt wird, so ist doch auch mit Ausschluß der auf die neuesten Schicksale Polens bezüglichen außerordentlich schönen Gedichte des großen polnischen Sängers die Uebersetzung seiner zahlreichen übrigen Werke höchst dankenswerth und Herr von Blankensee hat sich ein um so größeres Verdienst deßfalls erworben, als er so treu als möglich übersezt und Treue geht — sogar nicht bloß beim Uebersetzen — allem andern vorher. Wir gestehen, daß uns eine ganz einfache Uebersetzung in Prosa noch lieber gewesen wäre, denn der rühmliche Eifer, zugleich das Versmaaß und die Gedanken des Originals einzuhalten, haben doch der Leichtigkeit, dem Fluß und auch wohl der Deutlichkeit im Deutschen zuweilen Eintrag gethan.

Im Allgemeinen noch etwas zur Anpreisung des edeln Adam Mickiewicz zu sagen, bedarf es in diesen Blättern nicht, die schon seit Jahren jede Gelegenheit ergriffen haben, das deutsche Publikum auf eine so seltene Erscheinung in der europäischen Poesie aufmerksam zu machen. Erst unlängst wurde sein trefflicher „Herr Thaddäus“ ausführlich besprochen, wie früher sein „Conrad Wallenrod.“ Auch von den hier vorliegenden lyrischen Gedichten sind schon mehrere in andern Sammlungen übersezt und von uns besprochen, z. B. die Lieder aus der Krimm, übersezt von Gustav Schwab. Vieles andere ist, so viel uns bekannt, hier zum ersten Mal übersezt.

Den Anfang machen Romanzen. Mickiewicz ist ein echter Pole, darum hält sein Ton die Mitte zwischen den serbischen Volksliedern und den nordischen. Ein tiefer Ernst zugleich und etwas Wehmüthig-Mildes charakterisirt sie, ein Ausdruck des resignirten Schmerzes. Dies scheint nicht die individuelle Wahl des Dichters, nichts Zufälliges, sondern wirklich ein nationeller Zug zu seyn. Hier zur Probe eine der schönsten: Romantik, überschrieben. Der Sinn ist leicht verständlich:

Schlimm mir bei den Menschen geht es:
Ich weine, da spotten sie;
Ich rede, keiner versteht es;
Ich sehe, sie sehen nie!

Komm Tag's auch einmal! — Wenn dies nur ein Traum?
Nein, nein! Mein Arm hält dich umfaßt. —
Ach wohin fliehst du so in Hast?
Du kamst ja kaum, du kamst ja kaum!

Mein Gott! der Hahn hat gekräht,
Das Morgenroth färbet die Scheiben.
Ach kannst du denn nicht bleiben,
Bei ihr, die sonst vergeht?

So mit dem Lieben koset das Mädchen,
Folgt ihm, schreit auf, stürzt zusammen.
Ihr Fall, ihr Angstschrei locket das Städtchen
Von allen Seiten zusammen.

Die Menge rufet: „Sprechet Gebete!
Hier muß sein Geist uns umschweben.
Der Hans muß hier seyn bei seiner Käthe,
Er hat geliebt sie im Leben!“

Den Rath ich hörte und nicht verschmähte,
Ich wein' und sprech' die Gebete.

„Höre doch, Mädchen!“ rief durch die Stille
Ein Greis mit höhnendem Munde,
Und dann zum Volke: „Traut meiner Brille,
Nichts ist zu sehn in der Runde.

Geister sind Spukwerk aus Pöbels Hirne,
Wie's Dumme Dummen verkaufen.
Thörichte Dinge plappert die Dirne,
Und sinnlos glaubt es der Haufen.“

Das Mädchen fühlt, entgegnet' ich dem Alten,
Der Menge Glaube ruht auf tiefem Grund:
Gefühl und Glaub', ich will sie höher halten,
Als was das Glas des Klüglings mir thut kund.

Die Geisterseher in Weinsperg mögen davon eine Nutzanwendung machen, sich aber auch dabei erinnern, daß es gut wäre, wenn sie in den Schranken der „Romantik“ blieben. — Es folgen noch viele Volkssagen, von der in See versunkenen Stadt, von der (polnischen) Melusine, von dem durch Kinder besiegten Räuber, wo die Uebersetzung etwas hart ist:

Kaufmann will danken, der Räuber entgegnet;
Laß deinen Dank, denn ich sag' dir fürwahr,
Selbst hätt' zuerst ich das Bad dir gesegnet,
Wenn das Gebet nicht der Kinderchen war.

Vom berühmten Twardowski (dem polnischen Faust), die bekannte Belsagorsage. Twardowski hat sich dem Teufel verschrieben, aber noch drei Wünsche vorbehalten. Er hat ein böses Weib und wünscht nun, der Teufel solle bei ihr seine Stelle vertreten. Da flieht der Teufel und läßt Twardowskis Seele, die ihm um diesen Preis zu theuer ist, fahren. Von größerer Schönheit und tieferer Bedeutung ist das Gedicht Tukai. Dieser ist im Begriff zu sterben, da soll ihm wieder ewige Jugend werden, wenn er einen Freund finden kann, der das Geheimniß der Verwandlung weiß, ohne es zu verrathen; und findet er den rechten nicht, so soll er der Hölle verfallen. Der Dichter begnügt sich damit, zu sagen, daß Tukai den Vertrag zagend geschlossen und der Teufel im Voraus triumphirt habe. Er hat sich die überflüssige Mühe erspart, zu zeigen, daß Tukai vergeblich suchen würde. Aber ein anderer polnischer Dichter hat irrig geglaubt, das Gedicht bedürfe noch einer Ergänzung und sie ist im Anhang übersezt. Es war vollkommen genug, Tukais Verlegenheit zu schildern:

Tukai nimmt sich's doch zu Herzen,
Kann die Klausel nicht verschmerzen:
Auf die Hand stützt er das Kinn,
Reibt die Stirn, den Bart er zwackt,
Schauet scheel auf den Kontrakt.
Zweimal schnupft er Spaniol,
Senkt den Blick zu Boden nieder,
Hebt zur Decke dann ihn wieder,
Nimmt das Blatt und wägt es wohl.
Wieder blickt er scheel drauf hin,
Wieder liest er's, und verstummt;
Wieder wägt er's, wieder schaut er,
Plötzlich auf den Tisch dann haut er,
Seufzet, knirscht vor Grimm und brummt.
An die Stirn legt er den Finger,
Rasch springt auf er, schläget drein,
Gleich als sagt' er: mag's drum seyn!
Wieder schwieg er, wieder ging er,
Wieder sann er, wieder saß er,
Wieder stand er, wieder ging er;
Lacht ihn drum nicht aus, ihr Spaßer,
Teufelsspaß ist kein geringer.

Wer nicht trauen kann, ist schon verloren. Dann folgt noch eine schöne und schauerliche Sage von dem Weib, das ihren Mann umbringt und dann von dessen beiden Brüdern gefreit wird, die von seinem Grabe Blumen brechen und dadurch seinen Rachegeist wecken. Sehr zart, obwohl minder originell ist das Gedicht vom alten Spielmann, der durch ein Lied, das er von einem längst verschwundenen Lithauer in der Fremde gelernt, in der Heimath desselben, in die er zufällig kommt, alle Herzen aufregt und die untreue Geliebte des Verlornen tief beschämt. Wieder eigen ist die Sage vom

Woywoden, der die Geliebte eines Andern zur Heirath gezwungen, sie dann mit dem Geliebten überrascht und seinem Heiducken befiehlt, sie zu erschießen, aber selbst von ihm erschossen wird.

> Herr: flüstert es sacht,
> Mich hemmt eine Macht:
> Ich kann auf das Mädchen nicht schießen.
> Als den Hahn ich zog,
> Mich ein Schauer durchflog,
> Und zur Pfanne sah Thränen ich fließen.
>
> Still, Heiduckengezücht!
> Lehre weinen dich, Wicht!
> Nimm hier Lissaer Pulver zum Zünden.
> Mache schnell den Stein
> Mit dem Nagel rein,
> Dann — ihr Ziel laß die Kugel sich finden:
>
> Höre! . . . . Rechts! . . . . Halt still:
> Ich selber erst will
> Den Bräutigam — strecken zu Boden!
> Der Kosack schlägt an,
> Zielet fest, spannt den Hahn,
> Und trifft in's Herz — den Woywoden. —

So zart und seltsam, lieblich und schauerlich sind die Romanzen alle. Dann folgen vermischte Gedichte anderer Art, besonders poetische Episteln an Freunde. Darunter macht sich eine lange Anweisung zum Damenbrettspiel bemerklich, in welche der Dichter mit vieler [illegible] die Regeln des Kriegs und auch die des kleinen Kriegs im geselligen Leben einkleidet. Die Ode an [illegible], worin dieser Geschichtsforscher gepriesen wird, macht einen kurzen Flug durch die Weltgeschichte, entbehrt aber der großen Gedanken. Die Lieder aus der Krimm, die so reizend jene Gegenden malen, sind als bekannt zu betrachten. Die Sonette aus Moskau beziehen sich größtentheils auf Liebe und sind mit einigen Nachbildungen nach Petrarka untermischt. Eins dieser Sonette sticht von den andern ziemlich ab und scheint einer sehr wahren Empfindung zu entstammen:

Die Danaiden.

> O schön Geschlecht, wo sind sie die gold'nen Zeiten hin,
> Als mit des Feldes Blumen, von einer Aehr' umschlungen,
> Die Herzen und die Reize der Jungfrau'n man errungen;
> Die Taube zur Geliebten gesandt als Werberin?
>
> Heut sind die Zeiten wohlfeil, doch theuer Lieb'sgewinn:
> Die, der mein Gold ich gebe, will von mir seyn besungen,
> Die, der mein Herz ich gebe, vom Ehband umschlungen,
> Die, der mein Lied ich weihe, fragt, ob auch reich ich bin?
>
> Ich warf, o Danaiden, in eurer Wünsche Schlund
> Gold, Lieder und die Seele in Thränenfluth vergangen:
> Heut, Geizhals statt Verschwender, ist Liebe mir ein Scherz.
>
> Und lockt mich gleich noch immer der schönen Wangen Rund,
> Könnt ihr auch Gold und Lieder noch stets von mir erlangen:
> Doch einst war Alles euer — heut Alles — bis aufs Herz.

14) Saggio d'una versione italiana delle poesie di Uhland dell' abate Nicola Negrelli. Milano 1836.

Eine kleine Auswahl von den Gedichten unseres gefeierten Uhland in italienischer Uebersetzung, denen eine Uebersetzung eines Gdichtes von N. Lenau, an mein Vaterland betitelt, beigegeben ist. Der Uebersetzer sagt in dem Dedikationsbriefe an die Contessa Sofia d'Auco, daß es ein großer Vorzug Uhlands sey, mit wenigen Worten viel zu sagen, und daß ein einziger Wink (cenno) von ihm hinreichend sey, wie ein Blitzstrahl die höchsten Wahrheiten zu beleuchten. Der Uebersetzer aber hat sich mit einem unbegreiflichen Mangel an Geschmack an seine Arbeit gemacht und sich die möglichste Mühe gegeben, allen Reiz, der in den kurzen gehaltvollen Worten Uhlands liegt durch paraphrasirendes Gewäsche zu zerstören. Wenn Uhland sagt:

> Es jagt' ein Jäger früh am Tag
> Ein Reh durch Wälder und Auen,
> Da sah er aus dem Gartenhag
> Ein rosig Mägdlein schauen.

So sagt Negrelli:

> Per boschi, per campi sorgendo il mattino
> Inseque la cerva gentil cavaliero;
> Repente in sul cesso che adorna il giardino
> Panciulla vezzosa la testa levo.

Sehr merkwürdig ist die Uebersetzung folgenden Verses aus des „Sängers Fluch":

> Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
> Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
> Der König furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
> Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Già monta la scala
Già varca le soglie
Sta in mezzo alla sala
La coppia gentil:
L'asside elevato
Coll' inclita moglie
Il duce siepato
Da turba servil.

Simile al rossore
Di nordica luce
In pompa d'orrose
S'avvolge il crudel.
E mite sol una
Fra tanti riluce
Qual raggio di luna
Dall' alto del ciel.

Statt „König" (Rè) wird in der angeführten Uebersetzung immer baron und duce gebraucht, wahrscheinlich der Censur zufolge.

Am gelungensten ist noch die Uebersetzung des Ruhethales:

Wann im lezten Abendstrahl
Goldne Wolkenberge steigen
Und wie Alpen sich erzeigen,
Frag' ich oft mit Thränen:
Liegt wohl zwischen jenen
Mein ersehntes Ruhethal?

Quando al cader della diurna face
Poggiar nuvole d'oro
E com' alpi aggrupparsi in cielo io miro,
Dico sovente e ploro:
Forse nascosta in mezzo a lor si giace
La valle del riposo, a cui sospiro!

Troz dem ist aber immer erfreulich zu sehen, daß die deutsche Poesie, wenn auch entstellt, in dem so poesiearmen Italien Aufnahme findet, ob es gleich zu wünschen wäre, daß die italienischen Uebersetzer den Geist der deutschen Dichtungen besser verstehen und mit nichtssagenden Zusätzen sparsamer seyn möchten.

D.

Geschichte.

Sanchuniathons Urgeschichte der Phönizier, in einem Auszuge aus der wiederaufgefundenen Handschrift von Philos vollständiger Uebersetzung. Nebst Bemerkungen von Fr. Wagenfeld. Mit einem Vorwort von Dr. G. F. Grotefend. Mit einem Facsimile. Hannover, Hahn, 1836.

Die Sanchuniathonische Streitfrage, nach ungedruckten Briefen gewürdigt von Dr. C. L. Grotefend. Daselbst 1836.

Die Auffindung des Sanchuniathon und die Entdeckungen Herschels im Monde sind die großen Mystifikationen des Jahres gewesen. Ueber die witzige Absicht der leztern war man gleich im Klaren, aber der alte Sanchuniathon hat manchen gelehrten Herrn schwitzen gemacht und bis auf diese Stunde ist der eigentliche Hergang der Sache noch nicht bis zur Evidenz ausgemittelt.

Ein pseudonymer Herr Wilde schrieb an die Hahnsche Verlagshandlung in Hannover, ein Portugiese, Herr Pereira, habe ihn mit der Herausgabe des in Portugal wieder aufgefundenen Sanchuniathon beauftragt, die er hiermit zum Verlag antrage. Natürlich erregte die Sache allgemeines Aufsehen und der bekannte Philologe, Herr Direktor Grotefend in Hannover, nahm sich ihrer mit besonderer Liebe an, konnte aber von dem Herrn Wilde, der bald eingestand, er heiße nicht Wilde, sondern Wagenfeld, die Einsicht in das griechische Manuscript nicht erhalten, sondern nur die von Wagenfeld selbst besorgte Uebersetzung, die ihm gleichwohl so wichtig und echt schien, daß er sie mit einem Vorwort herausgab. Endlich erregte das Geheimthun des Herrn Wagenfeld doch Verdacht und in der zweiten der oben angezeigten Schriften führt der Sohn des Herrn Direktor Grotefend den Beweis, daß Herr Wagenfeld die vermeintlich aus Portugal erhaltenen Briefe selbst geschrieben habe, daß der Herr Pereira gar nicht existire, daß in Lissabon Niemand etwas von dem Funde weiß.

Will man nun nicht annehmen, daß Herr Wagenfeld ganz besondere Ursache habe, seine Manuscripte, (denn er besizt nicht den Sanchuniathon allein) zu verheimlichen, so muß man allerdings glauben, er habe die ganze Sache fingirt und dann verdient der große Scharfsinn, mit dem er die Fragmente concipirt, und so viele Gelehrten getäuscht, Bewunderung; aber die Täuschung selbst ist nicht zu rechtfertigen. Da man ihm nun doch nicht glaubt, sollte er entweder durch Vorlegung des alten Manuscripts die Zweifler beschämen, oder durch ein offenes Eingeständniß, daß er die Gelehrten nur habe in eine kleine Verlegenheit setzen wollen, die Lacher auf seine Seite bringen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 22.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 26. Januar 1837.

> Der Mensch mag die Elemente noch zu manchem schweren und zierlichen Dienst abrichten und immer mehr seinen Haushalt von allzeitfertigen Sklaven vergrößern, aber —
>
> Lichtenberg.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Im Maschinenwesen,* auf welches wir jezt einen Blick werfen, hat die Erfindung eines Nordamerikaners Aufsehen erregt, die Ebbe und Fluth als Bewegungskraft zu nuzen. Dieser Mann wendet seine Maschine, auf welche ihm bereits ein Patent ertheilt worden ist, zunächst zur Ausziehung der stärksten Pfähle am Meeresgrunde an, indem er die gedachte Maschine bei eingetretener Ebbe an die Pfähle befestigt und sofort die keinerlei Widerstand duldende Kraft der steigenden Fluth darauf wirken läßt. Nach dem vor uns liegenden Berichte darüber ist der Erfolg bewundernswürdig. Gleichergestalt benuzt derselbe Mann bei eintretender Ebbe die zugleich mit dem Wasser sinkenden Schiffe als Gegengewicht für zu hebende große Lasten. — Ebbe und Fluth sind nun schon seit so vielen Jahrtausenden thätig; aber es war wieder erst unserm merkwürdigen Jahrhundert vorbehalten, industrielle Anwendung von den rohen Naturkräften zu machen. Wozu wird es die lezteren noch zu zwingen verstehen?

Auf dem nämlichen Gebiete begegnen wir einem Senkblei von neuer, höchst sinnreicher Construction, als dessen Erfinder ein Däne Ericsohn genannt wird, über welches uns aber erst eine vorläufige Nachricht mitgetheilt ist, so daß wir darauf werden zurückkommen müssen. Die Grundidee besteht indeß in Vermeidung der bei den bisherigen Einrichtungen unumgänglichen Messung der Senkleine, um die bis zum Meeresgrunde stattfindende Tiefe zu bestimmen, wogegen in Ericsohn's Instrumente, welches aus einem hohlen, mit Ventilen versehenen Cylinder besteht, die Luft im Verhältnisse der erreichten Wassertiefe comprimirt und der Grad dieser Compression zugleich durch sich selbst angemerkt wird.

Endlich bemerken wir, als hieher gehörig, aus einem uns von München zukommenden Schreiben, daß sich in dem dortigen optischen Atelier der Herren Wörle* und

* Wir dürfen, auf Veranlassung dieser technologischen Auseinandersezungen, eines hieher gehörigen Werkes, der „Bausteine." von Preusker. Leipzig. Hartmann. 1835. 3 B. Erwähnung thun, welches unter diesem bedeutungsvollen Titel die vortrefflichsten Andeutungen zur Förderung des Gewerbfleißes enthält, und in geschickter Popularität die technologischen Kenntnisse und die Mittel zu ihrer schnellsten Erwerbung entwickelt. Von Werken dieser Art lassen sich nur segensreiche Folgen erwarten, und Preuskers Arbeit verdient daher die Empfehlung, die wir demselben hier gewähren.

* Wörle ist ein würdiger Schüler des großen Optikers Frauenhofer.

Nuedorffer ein schönes industrielles, der Wissenschaft unendliche Vortheile versprechendes Streben kund gibt. Das erforderliche Flint= und Crownglas wird, unter Wörle's Aufsicht, in ganz vortrefflicher Qualität auf der Hütte Kohlgrub bei Murnau fabricirt, und zwanzig bis dreißig geschickte Schleifer sind daselbst beständig mit Verfertigung neuer Objectivgläser beschäftigt, woraus auf den Umfang des Geschäfts geschlossen werden mag. Wörle denkt jezt zunächst auf eine Vervollkommnung der von Littrow zu Wien angegebenen, und zuerst vom dortigen Optikus Plößl ausgeführten dialytischen Fernröhren, von denen in unsern frühern Berichten ausführlich die Rede gewesen ist.

Den Schluß unseres diesmaligen Berichts machen wir mit einer Beschreibung des merkwürdigen Nordlichts vom 18ten Oktober, welches in ganz Deutschland, in Frankreich (nur nicht in Paris, wo ein dicker Nebel die Observation verhinderte), ja selbst in Italien gesehen worden ist. * In besonderer Pracht aber zeigte sich dasselbe zu Königsberg in Preußen, und über die dortige Erscheinung liegt uns eine Mittheilung des trefflichen Bessel vor. Bald nach dem Untergang der Sonne gedachten Tages zeigte sich daselbst, westlich von Norden, eine besondere Helligkeit des Himmels, welche man sogleich einem Nordlicht beimessen konnte, da ihre Mitte in der Richtung der Magnetnadel lag, und da einige Tage vorher auch schon Nordlichter, wenn gleich in viel schwächerem Grade erschienen waren. Denn die Nordlichter haben ihren Mittelpunkt meistens in dieser magnetischen Richtung (eine Bemerkung, auf welche wir unten zurückkommen werden), und es ist nicht ungewöhnlich, daß sie sich kurz hinter einander wiederholen.** So waren diesen Herbst, und zwar wenige Tage vorher, schon zwei Nordlichter, den 11ten und 12ten Oktober, beobachtet worden, von denen das leztere ebenfalls zu den schöneren gehörte, indem es häufig Strahlen bis zum Polarstern hinauf trieb. Das am 18ten Oktober erscheinende entwickelte sich aber so vollständig, daß es, wenigstens für unsere Gegenden, zu den sehr seltenen Erscheinungen gehörte und an die schöne Beschreibung von Maupertuis erinnerte, den die Pracht der Nordlichter in Tornea entzückte, als er sich, jezt gerade vor hundert Jahren, daselbst befand, um eine denkwürdige wissenschaftliche Unternehmung * rühmlich auszuführen.

(Der Beschluß folgt.)

* Ich habe dieses Nordlicht auch beobachtet und außerordentlich schön gefunden. Professor Struve aus Dorpat meldet ebenfalls, daß er nie ein schöneres gesehen habe.

** Auch dieser Umstand scheint für die von uns schon mehrmals erwähnte Kastnersche Hypothese über die Natur der Nordlichter zu sprechen, der zufolge die Polarlichter nämlich die den magnetischen Erdpolen periodisch entstrahlende Erdelektricität sind, so daß die mehrtägige Wiederholung, wenn der Proceß einmal eingeleitet ist, weiter nichts Besonderes hat.

* Nämlich die unter den Auspicien des damaligen französischen Ministers der Marine, Maurepas, von französischen Gelehrten, namentlich Maupertuis, 1736, also gerade vor hundert Jahren, ausgeführte und von Lezterm in seinem Werke: De la figure de la terre. Paris. 1738. beschriebene Gradmessung in der Nähe des nördlichen Polarkreises. Seite 60 fgg. dieses Werkes gibt Maupertuis eben die oben erwähnte reizende Beschreibung der von ihm beobachteten Nordlichter. Wir haben derselben schon einmal erwähnt.

Die Theater in Lissabon.

(Fortsetzung.)

Ich habe vergessen zu sagen, daß sämmtliche Logen des ersten Ranges ganz nach portugiesischer Weise mit Vorhängen, zum Theil prächtigen und reichen, versehen waren, wie man denn solche überall antrifft, in den Kirchen, den Pallästen, an Kutschen und Sänften. Alle Thüren und Fenster sind mit Vorhängen bedeckt, welche sehr häufig von goldgesticktem Sammt sind und die Wappen ihrer Besitzer tragen. Von blauem Sammt, reich mit Silber belegt, war das schöne Gehänge, welches die königliche Loge den Augen der zahllosen Zuschauer noch verbarg. Endlich deutete die Uhr im Peristyl der Bühne auf die neunte Stunde; die Spannung des Publikums wuchs, alle Rücken waren der Bühne, alle Antlitze und Hände der Loge zugekehrt. Da ertönte innerhalb derselben ein leises, sonderbares Pfeifen, das sich bald darauf wiederholte, und nun rauschte der Vorhang, nicht der Bühne, sondern der Loge, welche jezt auch eine Bühne war, empor, und gewährte einen Anblick, der ohne Zweifel eine Art von Vorbereitung bedurft hatte, wie die Gruppirung der Schauspieler, bevor die Gardine sich hebt. Die Königin stand in reichem Schmuck dicht an der Brüstung, am Arm ihres jungen Gemahls, neben diesem zu seiner Linken die Kaiserin von Brasilien; Herren und Damen in reichster Hoftracht zeigten sich hinter ihnen aufgestellt in fast malerischen Gruppen; das Ganze mußte so geordnet worden seyn, um gerade so erscheinen zu können. Ein rauschender Zuruf, der viermal wiederholt und jedesmal mit huldvoller Verneigung von Seiten der königlichen Personen erwidert ward, brach nun los; das Orchester begann die portugiesische Hymne zu spielen, und während dem hatte sich, in der That vollkommen unbemerkt, der Vorhang der wirklichen Bühne gehoben, die Musik ging in die Ouvertüre der Oper über, welche gegeben werden sollte, und man kann annehmen, daß die

Hälfte des ersten Aktes schon durchgespielt und gesungen war, bevor das Publikum sich nach und nach bequemte, der Darstellung einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Mit mir war es aus verschiedenen Ursachen derselbe Fall; ich sah Anfangs nur mit halbem Auge, hörte nur mit halbem Ohre, bis denn endlich meine Aufmerksamkeit sich ganz der Bühne zuwendete. Ich erblickte als Dekoration eine prachtvolle antik-römische Straße, das Forum in der Ferne, eine Dekoration, die jedem Theater Ehre gemacht haben würde. Den Namen der Oper und ihres Componisten habe ich nie recht erfahren, und wenn es wäre, hätte ich Beides vergessen, da sie nur diesen einen Abend gegeben ward und dann nicht wieder, und ich überdies nichts von Musik verstehe. Ich glaube jedoch, sie hieß l'Esigliato in Egitto. Die Sänger und Sängerinnen (Italiener) waren brav, besonders die Primadonna und der Bassist. Ihre Action möchte ich vollendet nennen; sie war leicht, unbefangen, edel und leidenschaftlich. Ueberhaupt ging die Darstellung vortrefflich, und Alles griff harmonisch in einander. Bei Veränderung der Bühne ward das Signal durch das nämliche Pfeifen gegeben, das vorhin in der königlichen Loge vor dem Aufrollen ihres Vorhangs ertönte. Am Schluß des ersten Aktes fiel nicht der Apollovorhang mit der Charte und dem immortal Dom Pedro, sondern zu meinem größten Erstaunen senkte sich ein Landschaftsgemälde herab, das alle Blicke durch einen ganz eigenthümlichen Zauber überraschte und fesselte. Das entzückende Grün einer paradiesischen Landschaft lachte und duftete uns an: ein Thal in der reichsten Blätterpracht des Südens, mit Hainen und Gärten voll herrlicher Bäume mit goldenen Früchten, Hütten, zwischen Pomeranzen- und Oelbäumen versteckt, das üppige, breite Cactusgesträuch am Wege, mit der Weinrebe um den Platz ringend, die schlanke Aloestaude mit ihren spitzen Riesenblättern, nackte Felsen, ein stürzender Bach; und über diese glückliche, entzückende Natur hinweg wölbte sich ernst und majestätisch, wie ein großer Gedanke, ein in weite Ferne fortlaufender Bogengang von so ungeheurer Höhe und außerordentlichen Dimensionen, daß Felsen und Berge, Bäume und Hütten nur klein unter ihm erschienen. Er verband die gegenüber liegenden Berge, indem er eine Bahn durch die Luft von einem Gipfel zum andern zu führen schien, während der Fuß seiner Riesenbogen unten im Thal ruhte. Durch sie hin erblickte man weiße Segel in der Ferne. Garrido bemerkte mein freudiges Erstaunen. „Welch schönes Gemälde!“ sagte ich, „und wie reich die Phantasie des Malers, die es erschuf!“ Da zuckte es stolz um den Mund des jungen Portugiesen. „Nichts von Phantasie,“ sprach er, „hier ist Wirklichkeit! Morgen führe ich Sie in dieses Thal dort und dann auf den Aquäduct. Es ist das Thal von Alcantara, zwei Leguas von der Stadt, und diese Bogen bilden die Leitung der Agoas libres aus der estremadurischen Sierra.“ — Ich habe es späterhin gesehen, das Original des Vorhangs in San Carlos, dieses schöne, berüchtigte Thal von Alcantara, in dessen Schluchten und Schatten die wilden Ziegenhirten ihre Morde begehen, das man nur in Gesellschaft und bewaffnet betreten kann, wenn man seines Lebens sicher seyn will. Ich habe die Luft dieses kleinen Paradieses geathmet, welche von Blüthenaroma, wie vom Todesröcheln Ermordeter gesättigt ist. Doch zum Theater zurück!

Nach dem zweiten Akt folgte das Ballet, das, wie ich später erfuhr, hier immer der Oper eingeschaltet wird. Beim ersten Erscheinen der Tänzer und Tänzerinnen sah jedoch auch ein nur wenig geübtes Auge sogleich, daß hier keine italienischen Füße, keine portugiesischen, keine spanischen, so graziös die lezteren sind, sich bewegten, auch wahrhaftig! keine englischen, und auch deutsche nicht: dieses Schreiten, diese Bewegungen, diese unnachahmliche Körpermusik, sie gehörten dem Lande jenseits der Pyrenäen, aus welchem Elisabeth Valois ihre Bürgen kommen lassen wollte, dem schönen Frankreich, das nur derjenige hassen kann, der es nie gesehen hat. Sämmtliche Mitglieder des Ballets waren Franzosen, und zum Theil reich bezahlt, wie man mir sagte.

Etwas nach Mitternacht war die Vorstellung zu Ende; ich verließ das Haus sehr befriedigt von dem ersten Eindruck, den eine theatralische Darstellung in Portugal auf mich gemacht hatte, indem ich mir vornahm, San Carlos oft zu besuchen. Dieser Vorsatz kam nicht zur Ausführung, aus Gründen, die ich hier übergehen will, wovon aber einer war, daß das Nachhausegehen aus dem Theater in später Nachtzeit für den Fremden äußerst gefährlich ist.

Was ich nun über das Theater San Carlos in Erfahrung gebracht habe, besteht in Folgendem. Es ist königliches Institut; das Personal der Oper wie des Ballets erhält Besoldungen von der Regierung und steht unter einem Oberintendanten. Das Haus aber ist Eigenthum des Grafen v. Farrobo, eines sehr reichen Privatmannes, der auch Antheil an der Leitung des Ganzen zu nehmen und bei den ökonomischen wie artistischen Verhältnissen der Bühne betheiligt zu seyn scheint. Das Personal ist bedeutend, da es jedoch äußerst schwer hält, einen Theaterzettel zu erhalten, die in sehr großem Format nur an die Straßenecken geklebt, niemals ausgegeben werden, selbst nicht für Geld an der Kasse, so habe ich die Namen der Angestellten nicht erfahren können. Dekorationen und Kostüm waren, wie gesagt, anständig und einer großen Stadt würdig. Ueber das Orchester will ich nicht urtheilen, es war aber sehr zahlreich und die Musik, was in Portugal so selten ist, volltönend und schön. — Nicht wie auf deutschen Bühnen, sucht man in San Carlo

das Publikum durch Abwechslung zu reizen und anzuziehen. Vielmehr bleibt eine Oper, die berühmt ist oder gefallen hat, so lange auf dem Repertoire und wird jeden Abend ohne Ausnahme gegeben, bis man ihrer allmählig satt wird und das Haus leer bleibt. Dies ist bekanntlich italienische Sitte. Auf diese Weise sind fast sämmtliche Werke Rossini's, Bellini's, Aubers und Anderer den Portugiesen vorgeführt worden. Sie wissen wohl, was gut und schön ist, und haben viel natürlichen Sinn dafür, wenn ihre Nation selbst auch keine Künstler mehr erzeugt, die wie Blüthen eines Baumes sind. Ein sterbender Baum bringt keine Blüthen mehr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Januar.

Das Monument Leo's XII. Thorwaldsen.

Am Weihnachtsfest wurde das Monument Pabst Leo's XII. in der Peterskirche aufgedeckt. Der regierende Pabst ließ es seinem Vorgänger setzen, und übertrug die Ausführung dem Bildhauer Fabris, einem Venetianer, der lange in Canova's Schule war. Im rechten Seitenschiff der Kirche, dem Denkmal der Schwedenkönigin Christine gegenüber, und an der Stelle, wo man früher das schmucklose Grabmal Innocenz XIII. sah, steht das neue Werk, in ziemlich beengtem Raume, zwischen zwei der gewaltigen Säulen, welche die Wölbung unterstützen; unten sieht man eine Thüre, über derselben öffnet sich eine Loggia, und in ihr steht der Pabst, in Pontificalkleidung, die dreifache Krone tragend, ein wenig nach vorne geneigt und die Hand zum Segen erhebend. Im Hintergrunde, zu beiden Seiten des Stuhls, hinter welchem die großen Fächer von Pfauenfedern angebracht sind — eine unglückliche Aufgabe für die Sculptur — erblickt man vier Cardinäle (oder richtiger, man sollte sie sehen, wozu aber bei der Höhe, welche das Denkmal einnimmt, und der bedeutenden Tiefe keine Möglichkeit vorhanden ist); unter ihnen ist Cardinal Cappellari, der jezige Pabst, welchem Leo XII. den Purpur verlieh. Ueber der Loggia sieht man die sizenden Figuren der Religion und der Gerechtigkeit in Relief, und in der Mitte das Wappen der Familie della Genga. Die Inschrift heißt: Memoriae Leonis XII. P. M. Gregorius XVI. P. M. Der Kopf Leo's soll ähnlich seyn; dies ist aber auch so ziemlich das einzige Verdienst der ganzen Arbeit, welche die schon übergroße Zahl der mittelmäßigen und schlechten Monumente der Peterskirche um eines vermehrt. Ueberhaupt möchte Fabris leichtlich derjenige unter den hiesigen Bildhauern seyn, welcher, während im Allgemeinen ein merklicher Fortschritt zu bemerken ist, am wenigsten Talent, wie Geschmack zeigt, und die ihm zu Theil werdenden, zum Theil sehr bedeutenden Aufträge so handwerksmäßig ausführt, daß an irgend eine höhere Auffassung durchaus nicht zu denken ist. Ein trauriges Beispiel davon ist das höchst geschmacklose und dabei auf unangenehme Weise ruhmredige Denkmal Torquato Tasso's, welches in der Klosterkirche von S. Onofrio, wo der Sänger der Gerusalemme in einfacher Zelle, vor sich das Panorama der gewaltigen Stadt, seine Unterhaltung mit dem Himmel begann, die Stelle des gutgemeinten, aber höchst unbedeutenden, welches Bonifaz Cardinal Bevilacqua setzen ließ, einnehmen soll, und zu welchem eine Menge von Theilnehmern beigetragen haben. Man lacht und raisonnirt in unsern Tagen so viel über die sogenannte Perrückenzeit, der wir keineswegs das Wort reden wollen; um so trauriger ist es, daß man nicht aufhört, mit großen Kosten Werke hervorzurufen, die um kein Haar besser sind, als jene. Die römischen Kirchen können Zeugniß davon geben.

Wenden wir uns nun zu erfreulichern Erscheinungen. In Thorwaldsens Werkstatt geht es sehr rührig zu. Er selbst arbeitet bald an Basreliefs, zu welchen ihn eine gewisse Vorliebe zu ziehen scheint, und in denen er sich den schönsten Mustern des griechischen Alterthums, im Geist, wie in der Form, genähert hat wie Keiner, bald an Modellen größerer Werke, z. B. der Statue Conradins, welche er im Auftrage des Kronprinzen von Baiern verfertigt, der dieselbe in der Carmeliterkirche zu Neapel aufstellen lassen will, wo der Lezte der Hohenstaufen nebst seinem Freunde und Unglücksgefährten hinter dem Hochaltare ruht. So werden die Bildsäulen der Mutter und des Sohnes einander nahe stehen, und den Bewohnern des Südens die tragische Geschichte von dem nordischen Königshause erzählen. Vollendet stehen die Modelle der Denkmale Schillers und Gutenbergs für zwei süddeutsche Städte. Einer der Schüler, Namens Galli, führt unter des Meisters Augen ein großes Relief aus, Apollo unter den Hirten, welches für eine bei Castel Gandolfo gelegene Villa des Kommandeurs Don Carlo Torlonia bestimmt ist. Zu Thorwaldsens neuern kleinern Arbeiten gehören u. a. die Jahrszeiten, vier Basreliefs in kreisförmiger Umschließung, so wie ein länglich-viereckiges, Rafael, von Resten des Alterthums umgeben, auf einer Tafel zeichnend, die ein Liebesgott mit der Rechten unterstüzt, während er ihm mit der Linken Rose und Mohn darbietet, zwischen zwei Genien, von denen der eine, weibliche die Palme trägt und im Begriff steht, einen Lorbeerkranz auf sein Haupt zu drücken, während der andere, männliche eine brennende Fackel emporhält. — Unter dem Titel: Anacreonte nuovissimo del commendatore Alberto Thorwaldsen ist eine Sammlung von Umrissen nach den kleinern Basreliefs dieses berühmten Künstlers erschienen, ein-und-dreißig an der Zahl, mit poetischen Erläuterungen von Angelo Maria Ricci. Ohne der ursprünglichen Intention nach einen Cyclus zu bilden, reihen diese zu verschiedenen Zeiten vom Jahr 1809 an, großentheils aber 1830 entstandenen, anmuthigen Darstellungen, welche den Liebesgott in den verschiedensten Situationen, und so recht in seiner über Alle sich erstreckenden, Alles unterwerfenden Macht vorführen, sich vortrefflich aneinander, und es ist um so erfreulicher, sie hier vereinigt zu sehen, da die Originale im Norden und Süden zerstreut sind. Die Erläuterungen bestehen in Gedichten, welche großentheils Themata griechischer Lyriker behandeln, und in melodischer Sprache die Situation meist gut auffassen und gewandt wiedergeben, wenn auch hie und da die reizende Einfachheit der griechischen Dichtkunst in bei etwas hochtrabenden Ton und Wortschwall, von dem die italienische Lyrik sich noch nicht recht frei machen kann, untergegangen seyn sollte. Die wenigsten der Reliefs bedürfen übrigens einer solchen Erklärung, und darin scheint uns ein Hauptvorzug des Künstlers zu liegen, daß bei ihm die Geschichte so gut erzählt, die Absicht so gleich deutlich gemacht wir[d]

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 8.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 26. Januar 1837.

Kunsthistorisches aus Italien.

(Oktober)

Piemont. In Vercelli ist im Kloster der h. Catharina ein bis dahin verborgenes Fresco, eine Grablegung von Gaudenzio Ferrari, zum Vorschein gekommen. — In Mailand erscheint jezt in der Kunsthandlung Chario die Königl. Gallerie von Turin, mit Erläuterungen vom Director Roberto d'Azeglio. Drei Hefte, jedes zu vier Blättern, sind ausgegeben. Ausgezeichnet ist namentlich eine Grablegung von Gaudenzio Ferrari, gestochen von Garavaglia. Es wird dargethan, daß dieser Maler nicht der mailändischen Schule, sondern der piemontesischen angehöre, und dies durch eine Tafel beweisen, auf welcher sich diese merkwürdige und monogrammatisch gewiß sehr seltene Inschrift findet: Jeronimo Juvenonis maestro di Gaudenzio. Zu nennen sind außerdem: eine heilige Familie von Rubens, gestochen von Ferreri, Eberjagd von Rubens, gestochen von Lasinio, Sohn; die Jungfrau von Dolci, Joh. Nepomuk, dem die Königin von Böhmen beichtet, von Daniel Crespi; das erste vom genannten Lasinio, das andere von Ferreri gestochen; zwei Landschaften, eine von Both, gestochen von Borelli; Guercino's Rückkehr des verlornen Sohnes und Sta. Francesca Romana von Rosaspina. Dabei werden die drei Manieren Guercino's so classificirt: 1) Nachahmung des Caravaggio; 2) Studium der Venetianer mit Eleganz der Formen und vieler Rundung; 3) mehr eigenthümlicher Styl des Guercino selber, beginnend mit seinem durch den Tod Guido's im J. 1612 motivirten Aufenthalt in Bologna. Seine in diese verschiedenen Epochen gehörenden Werke werden genannt.

Florenz. Während des Sommers ist außer der Kuppel in St. Lorenzo von Benvenuti auch die Decke fertig geworden, welche Bezzuoli im Palast Pitti zu malen hatte. Erschaffung des Menschen, Sündenfall, Kains Brudermord, Noah's Opfer, sind die vier Darstellungen aus dem alten, Christi Geburt, Kreuzigung, Auferstehung und jüngstes Gericht die vier andern aus dem neuen Testament, welche Benvenuti in den acht großen Abtheilungen auszuführen und jedesmal durch eine darüber angebrachte Figur (Moses, Johannes Battista 2c.) näher zu bezeichnen hatte. — Die eilf Fresken von Bezzuoli haben das Leben Cäsars auf einem weit beschränkteren Raume zum Gegenstand. — Morelli, ein Römer, hatte einen Saal in der Villa Demidoff mit eilf Fresken aus der Geschichte der Psyche zu verzieren. Benvenuti's Werke sind durch Missirini, Bezzuoli's und Morelli's durch Gianpieri ausführlich beschrieben, oder, wie man es hier zu nennen liebt, illustrirt worden. — Nach solchem Vorgang wußte Jeder, was von der Kunstausstellung im September zu halten war. Benvenuti's Oelbild (jenen König darstellend, welcher an seinem Lebensende, fast im Moment als ihm die Augen brechen, noch die Hostie empfängt) zeigt, im Vergleich zu seiner Judith in Arezzo, dem Schwur der Sachsen im Palast Mozzi, einen sehr merklichen Rückschritt, ohne daß die jüngere Generation Fortschritte, oder überhaupt nur Schritte nach einer andern Seite hin, machen dürfte noch könnte. Dies ist noch Alles wie vor Jahren. Daß den jetzigen Italienern, wie den Franzosen, das Technische immer noch am nächsten liegt, zeigen einige brav gemalte Bilder und im Allgemeinen die Bildhauerei. Von eigenthümlicher Erfindung ist dabei wenig oder gar nicht die Rede. Gegen Tendenzen dieser Art contrastirt ganz merkwürdig die Composition der Francesca di Rimini, welche das Fräulein von Fauvau neulich in Marmor ausgeführt hat. Sie, der gefallenen Königsfamilie Frankreichs mit Leib und Seele ergeben, begleitete die Herzogin v. Berry auf ihrem abenteuerlichen Zug nach der Vendee und zog sich nach dem Mißlingen jenes Unternehmens mit ihrer Familie nach Florenz zurück, um dort in der Verbannung die politischen Umtriebe mit dem Meißel zu vertauschen. Nicht deßwegen allein sind ihre Arbeiten merkwürdig,

daß in ihnen eine Frauenhand in Thon modellirt und in Stein gehauen hat (dieß thut bekanntlich auch die französische Prinzessin Marie), sondern mehr noch durch ein besonderes Verdienst und durch die für eine Französin ganz eigenthümliche Richtung, die sich in ihnen verkündet. Wie es natürlich ist, daß ein poetisches Gemüth wie dieses in der Vergangenheit, im Mittelalter lebt, und dort sich die Befriedigung sucht, ist es auf der andern Seite natürlich, daß ein Streben dieser Art zu unserer Zeit in eine künstliche Stellung kommt und in Kunstschöpfungen hin und wieder eine etwas gezwungene Sprache führt. — Unter einem Tabernakel, das durch Pyramiden, Spitzbogen, Kleeblatt, durch bunt, aber geschmackvoll angebrachte Lettern, durch Gold und Farben aufs Deutlichste an den italienischen Styl des vierzehnten Jahrhunderts erinnert, sitzt die Francesca, auf ihrem Schooße das verhängnißvolle Buch haltend und dessen Text mit dem Zeigefinger verfolgend, während ihr Geliebter ihr zur Linken niederkniet und sehnsüchtig zu ihr hinausblickend seine Hände auf ihre Linke legt. — Diese keusche Auffassung der Hauptscene mag einem weiblichen Herzen Ehre machen; ob aber Dante darin begriffen ward, ist eine andere Frage. Scheint es doch, als spottete jenes Paar Zeilen des Dichters bis dahin jeder Auffassung in Farbe und Stein. Beide Figuren sind streng in der Tracht der Zeit dargestellt, wie es von einer Leistung der Fauvau zu erwarten stand. Zu oberst in der Mitte über dem Ganzen ist Minos, wie er von Dante beschrieben, sichtbar; auf die zwei Pyramiden sind die Seelen der beiden Unglücklichen gestellt, die in der Gestalt zweier Seraphine voll Verzweiflung sich das Gesicht verhüllen; eben unter Minos ist das Wappen des Gemahls auf buntem Grunde zu sehen. Unter der ganzen Gruppe halten sich die zwei Liebenden in künstlicher, aber schöner Weise umschlungen, während der Teufel über sie seine weiten Flügel ausbreitet. — Anfang, Unterbrechung, Beendigung dieses Werks sind mit genauer Angabe des jedesmaligen „Jahres unsers Heils“ und mit „Ehre sey unserm Patron, dem heil. Michael“ in altfranzösischen Lettern auf der rechten Seite zu lesen. — In demselben Atelier sieht man den künstlich gearbeiteten Dolch, der vor einigen Jahren auf der Pariser Kunstausstellung Aufsehen machte, und außerdem eine in Marmor ausgeführte Composition, einen Engel, der in schreitender Stellung, den rechten, von einem großen Flügel bedeckten und geschützten Arm über geweihtes Wasser ausbreitet.

(Der Beschluß folgt.)

Kunstgeschichte.

Geschichte und Beschreibung des Domes zu Mainz. Von F. Wetter. Mainz, C. G. Kunze. 1835.

(Fortsetzung.)

. . . „Jenes neugothische Constructionssystem nun erscheint am östlichen Theile der Kathedralkirche Notre-Dame zu Paris, welcher (im Jahre 1164 begonnen) im Jahre 1182, wo der Hochaltar eingeweiht worden ist, vollendet war, bereits vollständig entwickelt. Der vollkommene Spitzbogen herrscht durchaus. Die zwischen den Gurten und Rippen eingespannten Gewölbefelder sind sehr dünn, nur sechs bis sieben Zoll dick. Strebebogen leiten den Seitenschub nach Strebepfeilern ab. Die hohen Mauern des Mittelschiffs sind dünn und fast ganz mit Bogen und Fensteröffnungen durchbrochen. Die Gurten und Rippen sind als dünne Streifen abwärts fortgesetzt bis auf die Capitelle der (nur 3½ Fuß dicken) Säulen, welche das Mittelschiff von den Abseiten trennen. In den in Deutschland zwischen 1160 und 1180 erbauten Kirchen aber, ja auch noch in den zwischen 1180 und 1220 erbauten, herrscht die lombardische Bauart mit ihren Rundbogen und schweren Gewölben, ihren starken viereckigen Pfeilern und dicken, weder durch Strebebogen noch Strebepfeiler gehaltenen, mit kleinen Fenstern durchbrochenen Mauern durchaus. Eine schwache Zuspitzung der Gurten ist der ganze Fortschritt, welcher um 1180 bis 1190 wahrnehmbar ist. Belege hiezu geben der Dom zu Mainz (dessen zwischen 1191 und 1225 erbaute Gewölbe noch alle 2½ bis 3 rheinländische Fuß dick sind), die Kirchen St. Martin, St. Apostel, Sion, Kunibert u. A. zu Köln, und die Kirchen zu Andernach, Heisterbach, Bonn, Sinzig, Neuß u. A., welche sämmtlich zwischen 1200 und 1225 entstanden, und die zugespitzten Gurtbogen und einige neben rundbogigen vorkommende spitzbogige Fenster und Arkaden abgerechnet, noch ganz in dem lombardischen Constructionssystem erbaut sind. Selten findet man den Strebepfeiler und überdies nur an Ecken. Die Bauwerke, welche Peter von Montereau zwischen 1230 und 1245 zu Paris ausführte, zeigen eine Leichtigkeit in der Construction und eine Zartheit in den durchbrochenen Verzierungen, welche man zu derselben Zeit in Deutschland nicht findet. Eudes von Montreuil, sein jüngerer Zeitgenosse, bildete die leichtere Constructionsweise immer mehr aus. Von seinen Gebäuden sind die lezten immer kühner als die vorhergehenden. In der Kirche Notre-Dame zu Mantes machte er die Gewölbe so hoch und die Pfeiler so leicht, daß er selbst nicht wagte, der Wegnahme der Bogengerüste der Gewölbe beizuwohnen. Sieht man, wie das ältere Constructionssystem in Deutschland bis ins dritte Jahrzehend

des dreizehnten Jahrhunderts herrscht, und im fünften und sechsten schon das neue vollkommen entwickelt erscheint, so muß man gestehen, daß dieser Uebergang zu rasch sey, daß die Mittelstufen fehlen, und demnach die Entwickelung von dem alten Systeme zu dem neuen nicht in Deutschland geschehen seyn könne, sondern das leztere fertig von außen eingebracht worden seyn müsse. Die deutschen Baumeister machten dagegen von dem neuen Systeme eine großartigere Anwendung. Die französischen wandten dasselbe auf die alten Basiliken, von der in England als sächsisch und normannisch bezeichneten Art an; indem sie das Mittelschiff nicht auf Pfeiler, sondern auf runde Säulen stützten, welche noch überdies niedrig waren, weil die Seitenschiffe, der darüber befindlichen Emporkirchen wegen, niedrig gehalten werden mußten. Diese gestauchten Säulen und niedrigen Seitenschiffe sind Schuld, daß das Innere der Kirchen Notre-Dame zu Paris und Dijon und anderer dieser Art bei weitem nicht so großartig und mächtig erscheint, und keinen so erhabenen Eindruck macht wie das Innere der neugothischen Kirchen Deutschlands. Die deutschen Meister wandten das neugothische Constructionssystem auf die lombardischen gewölbten Kirchen mit hohen Seitenschiffen und Pfeilern an; sie ließen die Zwischenpfeiler zwischen den Trägern der Gurtbogen weg, schrägten die Kanten der Bogen, welche die Seitenmauern des Mittelschiffes trugen, ab, bekleideten diese Abschrägung mit Bogenreihen, welche sie, zu beiden Seiten der die Gurten und Rippen tragenden Schäfte, senkrecht an den Pfeilern herunter fortsezten, wodurch jene Bündel von Lanzen- oder vielmehr Rohr-ähnlichen Säulen entstanden, welche wie die Strahlen und Wassergarben hochsprindender Wasserkünste emporschießen, zu beiden Seiten des langgedehnten Mittelschiffs aufgestellt sind, ein charakteristisches Merkmal der deutschen Kirchen des Mittelalters bilden, und durch den vollkommensten Parallelismus vieler Hunderte von senkrecht aufsteigenden Linien eine so große Wirkung hervorbringen. Allein auch diese haben ihre (obwohl noch niedrig und schwer gehaltenen) Vorbilder im nördlichen Frankreich; zum Beispiel in dem zwischen 1193 und 1207 erbauten Schiffe der Collegialkirche St. Nikolaus in Amiens, von dessen Ruinen uns Millin eine Abbildung aufbewahrt hat. In den Kirchen Notre-Dame zu Paris und Dijon kommen solche hochaufschießende Säulenbündel nur in den Durchschneidungspunkten des Langhauses und des Querschiffes vor."

"Auch jene Abtheilung der Kirchenfaçaden durch Strebepfeiler und durch querlaufende Gurten, Gallerien oder Gesimse in neun große Vierecke, von welchen die drei unteren große Portale mit Giebeln, das mittlere eine große Fensterrose und die übrigen entweder Fenster oder Bogenstellungen enthalten, eine Abtheilung, welche unter anderen die Façade des Straßburger Münsters (angefangen 1277) auszeichnet, hat ihr Vorbild in der Façade der Kathedrale zu Paris, welche, der höchsten Wahrscheinlichkeit nach unter dem König Philipp August (also vor 1223) erbaut worden ist, hat immer noch die ältere Anordnung: ein Portal unter einem Thurme, welcher in der Mitte der Fronte vorspringt; eine Anordnung, welche auch die um das Jahr 1000 erbaute Kirche Saint-Germain des Prés zu Paris hat, und welche die deutschen Meister bis ins sechste Jahrzehend des dreizehnten Jahrhunderts beibehalten haben, was ein Blick auf die Kirche St. Maria, St. Martin, St. Apostel, Sion und St. Kunibert zu Köln, so wie auch die Kirchen zu Laach, zu Heisterbach, zu Andernach, zu Sinzig und zu Neuß (sämmtlich zwischen 1200 und 1230 erbaut) und jene zu Coblenz (St. Castor), zu Gelnhausen, zu Friedberg, zu Oppenheim, zu Freiburg und an andern Orten lehrt. Sie müssen uns überzeugen, daß die deutschen Meister der älteren Anordnung noch treu blieben, als die zu Neuerungen stets aufgelegten Franzosen (Galli novarum rerum cupidi) schon lange zu einer neueren fortgeschritten waren."

(Der Beschluß folgt.)

Nachrichten vom December.

Akademien und Vereine.

Florenz. Es hat sich hier ein Verein gebildet, um 28 großen Männern von Toscana Statuen errichten zu lassen. Vier davon sind schon bestellt, nämlich die von Macchiavelli, Leonardo da Vinci, Andrea Cassalpini und Michel Angelo Buonarotti, und jede einem tüchtigen Bildhauer zur Ausführung anvertraut. Die Mitglieder dieses Vereins tragen monatlich 3 Lire zum Zweck desselben bei.

Museen und Sammlungen.

London, 29. November. Des Herzogs v. Southerland (Marquis Stafford) prachtvolle Gemäldesammlung ist aus Bridgewater-House nach Stafford-House gebracht und die Bilder sind von Hrn. Seguir in den verschiedenen Zimmern aufgehängt worden.

Paris. Das Gemälde der Schnitter von Leopold Robert, welches bisher Privateigenthum des Königs war, ist von Sr. Maj. dem Museum des Louvre geschenkt worden.

Montpellier. Das Musée Fabre, welches schon durch seinen Begründer so reich ausgestattet ist, wird nun durch eine neue glänzende Sammlung von Kunstgegenständen vermehrt. Hr. Valedeau aus Montpellier, Wechselagent aus Paris, hat vor seinem kürzlich erfolgten Ableben sein schönes Cabinet seiner Geburtsstadt vermacht. Diese schon früher in Paris vortheilhaft bekannte Sammlung enthält außer einer Auswahl von Bronzen, Marmorn, Vasen, Schalen, Kupferstichen, Albums und andern Kunstgegenständen, eine

Reihe prachtvoller, größtentheils der Flamländischen Schule angehörigen Gemälde, darunter einen **Paul Potter**, welchen Hr. Waiebeau lieber seiner Vaterstadt schenken, als um den Preis von 40,000 Fr., der ihm von einem nordischen Souverain dafür geboten war, verkaufen wollte. Der Werth der ganzen Sammlung wird auf 4 — 500,000 Fr. angeschlagen.

Cassel. Die Privatgallerie Sr. Hoh. des Kurprinzen Mitregenten von Hessen ist vor Kurzem durch ein ansprechendes Gemälde von **Ruhl** vermehrt worden, welches von dem Künstler als Pendant zu dessen 1835 vollendetem Atelier **van Dyks** im höchsten Auftrag und in gleichen Dimensionen ausgeführt ist. — Zum Gegenstand dieses zweiten Bildes ist Rubens gewählt, der sich Karl I. als Bevollmächtigter Spaniens zu erkennen gibt, indem er sein Creditiv überreicht. So wie außerdem Se. Hoh. noch ein anderes Gemälde des Künstlers des Ankaufs gewürdigt hat, eine Dame am Clavier in altniederländischer Tracht darstellend, die ein älterer Mann auf dem Violoncell begleitet.

St. Petersburg, 30. November. Die vormals **Coesvelt'sche** Gemäldesammlung, die im vorigen Jahre in Auftrag des Kaisers durch Hrn. **Lubenski** für 9400 Pfd. St. zu London angekauft wurde, ist gegenwärtig in der Kaiserl. Eremitage aufgestellt. Das werthvollste Bild, von Raphael, die Madonna mit dem Christuskinde und dem h. Johannes, auf Holz gemalt, aus der zweiten Periode des Künstlers und bereits von **Desnoyers** in Kupfer gestochen, kostete 125,000 Rubel. Die übrigen sind: ein **Hann. Caracci** (die drei Marien am h. Grabe), ein **Leonardo da Vinci** (Christus), ein **Giulio Romano** (Maria mit dem Christuskinde), und drei Gemälde von **Domenichino**. Auf der Rückreise kaufte Hr. **Lubenski** in Paris noch ein Gemälde von **Biard**, die Unruhe auf einem Kriegsschiffe vor der Schlacht darstellend, für 6000 Fr.

Aegypten. Auf Befehl des Vicekönigs ist in Aegypten ein Museum und eine große Bibliothek eingerichtet worden. Der Scheik **Refah** ist an die Spitze dieser Anstalt gestellt. Von Paris aus sind starke Lieferungen an Büchern, Maschinen, Instrumenten, Charten, Stichen und Modellen aller Art dahin abgegangen.

Bauwerke.

Bremen, 4. December. Unser Dom ist am 29. Nov. durch den Orkan und wahrscheinlich auch einen Blitzschlag bedeutend beschädigt worden, so daß die Reparatur, gering angeschlagen, auf 6000 Rthlr. zu stehen kommen wird. Im Gewölbe unter den Glocken sind unter andern zehn mannsdicke Balken aus ihren Angeln herausgerissen und mehrere Fuß verschoben worden. Glücklicherweise ist das Gewölbe nicht eingestürzt.

Braunschweig. Der Herzog hat aus eigenem Antriebe den Bau des Residenzschlosses, welcher äußerlich fast vollendet ist, sistirt, da die Ausbauung des jetzt bestehenden Theils fast das Doppelte der schon verausgabten Summe (welche die bewilligte Voranschlag-Summe schon um 2/3 überstieg) in Anspruch nehmen würde. Der Baumeister Hr. **Ottmer** hatte schon früher bei der Singakademie zu Berlin den Bauanschlag in ähnlichem Maß überschritten.

Dessau. Es ward hier am 9. December die neuerbaute Elbbrücke in Gegenwart des Hofes, der Prinzen Wilhelm und Albrecht von Preußen u. s. w. feierlich eröffnet.

Weimar, 26. November. Die unter der Leitung der Großherzogl. Oberbaudirection im vorigen Jahre begonnene neue Hauptwache wurde am 23. d. M. von dem Militair bezogen.

Köln, 6. December. Der Dombau schreitet hier unter der Leitung des Bauinspectors **Zwirner** rasch vor. Die ganze Südseite und Rundung des Chors sind schon vollendet und stehen, frei von den Gerüsten, in majestätischer Schönheit da. In zwei Jahren hofft man auch die sehr schadhafte Nordseite wiederhergestellt zu sehen. Die Kunibertskirche, deren Hauptthurm am 28. April 1830 einstürzte, wird auch bald aus ihren Trümmern erstehen, indem der Aufbau der eingestürzten Vorderseite bereits begonnen hat und auch der westliche Hauptthurm in seinem ursprünglichen Style wiederhergestellt werden soll, wozu der Patriotismus der Kölner und besonders des seit 1835 bestehenden Vereins bildender Künstler ansehnliche Summen zusammengebracht hat. In ähnlicher Weise wird auch der Thurm der St. Columbuskirche, den man schon abtragen zu müssen glaubte, mit einem nicht zu großen Kostenaufwande der Kirche erhalten werden. Unter Leitung des Bauinspectors **Biercher**, Erbauer des neuen Regierungsgebäudes, unstreitig jetzt des schönsten neuen Gebäudes von Köln, wird auch die Kirche der ehemaligen Cisterzienser-Abtei Altenberg, 5 Stunden von hier, wieder ausgebaut. Zu diesem Bau sind von Seiten des Königs und Kronprinzen bedeutende Summen angewiesen und so konnten bereits im vorigen Herbste die Vorarbeiten beginnen, um das herrliche Gebäude in seiner ganzen einfachen Pracht wieder erstehen zu lassen. — Die gegenwärtige Lage des Dombaues ist aus einer kleinen in diesen Tagen herausgekommenen Druckschrift: über den Dom zu Köln, vom Consistorialrath **Bracht** ersichtlich.

München, 6. December. Das Schloß Hohenschwangau (S. Nr. 21. 1836 d. Bl.) ist nun unter Dom. **Quaglio's** Leitung vollständig ausgebaut und eingerichtet. Der Besuch von Fremden war diesen Sommer ungemein groß. Uebrigens dürften die Künstler, da der Kronprinz im Schlosse und in der Umgegend noch manche Verschönerungen anzubringen gedenkt, wohl noch ein halbes Jahr lang dort beschäftigt werden.

Wien, 1. December. Am 24. November ist die über den Egerfluß bei Ellbogen in Böhmen neu erbaute Kettenbrücke, welche den Namen „Kaiser-Ferdinands-Brücke" erhalten hat, eingeweiht und die öffentliche Fahrt gestattet worden.

St. Petersburg, 30. November. Am 20. d. M. sind hier zwei neue in Granit ausgeführte schöne Brücken eröffnet worden. Die eine befindet sich beim Sommergarten und führt über den Woika-Kanal und die andere über den Pfauenkanal.

Wien, 7. December. Der Kaiser hat sich den Plan zu einem neuen Operntheater, welches ganz im italienischen Geschmacke gebaut werden soll, vorlegen lassen.

Auf Anordnung der niederösterreichischen Landesregierung wird eine große Ausbesserung des Stephans-Domes, an dem man mehrere Risse in den Mauern bemerkt, vorgenommen, um der drohenden Baufälligkeit dieses alten ehrwürdigen Gebäudes zuvorzukommen.

Venedig. Das schönste Theater Venedigs, das Opernhaus **la Fenice**, ist am 13. December bis auf die Mauer verbrannt. Es war erst vor vierzehn Tagen für 500,000 österreichische Lire versichert worden; der Wiederaufbau dürfte aber über das Doppelte kosten.

London, 10. December. Der Sturm vom 29. November hat auch die alte Westminsterabtei stark beschädigt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Schorn**.

№ 23.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 27. Januar 1837.

Notre gloire est sans seconde:
Français, où sont nos rivaux?
Nos plaisirs charment le monde!

Béranger.

Die Theater in Lissabon.

(Fortsetzung.)

Ich muß eines Ballets noch erwähnen, von dem ich in der lezten Zeit meines Aufenthalts viel reden hörte, und das ich mich endlich zu sehen entschloß. Es hieß: Ladowiska, ou a Regicida, Espectaculo com à Dança. Die Handlung dieses Tanzspektakels spielte in Polen, und das Publikum Lissabons sah mit geheimem Grauen beschneite Gegenden, und Hütten, von Schnee belastet und halb erdrückt. Dann kam ein beeister Strom vor, auf dessen Spiegel Schlittschuh gelaufen wurde. In der That führten die südlichen Darsteller dieses Kunststück, auf kleinen Rollen unter den Füßen, recht hübsch aus, so daß ein Russe ihnen Beifall geklatscht haben müßte. Ich konnte mich nicht enthalten, die Gesichter meiner portugiesischen Nachbarn im Parkett dabei zu beobachten. Alle hatten den Ausdruck jenes lächelnden Wohlgefallens, mit dem man etwas Wunderbares, Mährchenhaftes hört oder betrachtet. Manches Haupt schüttelte sich leise und ungläubig und schien an den Tajo zu denken, dessen Rücken noch niemals eine schmähliche Eisscholle, geschweige einen Schlittschuhläufer getragen hat. Auch der Schnee ist in den schönen Ebenen von Estremadura ein Fremdling, oder liegt es ja weiß auf den Moosdächern der Hütten, so sind es die Blüthen der Pomeranzenbäume, der Maçaos, der Limonien, der Citronen. Dazu ist der Norden, Deutschland sogar, dem Portugiesen eine terra incognita, von der er wohl dann und wann hört, aber ohne recht zu wissen, ob und wo diese Länder eigentlich existiren.

Die zweite Bühne, dem Range nach, ist das Théâtre français, in der Rua das Condes. Wer die große Ausdehnung Lissabons kennt, wird wissen, wie weit diese Straße von dem Largo do Loreto, an welchem San Carlos liegt, entfernt ist. Man steigt die lange Rua nova de Almada und die Straße do Chiado bis zu dem breiten, prächtigen Roscioplatz hinab, der zu überschreiten ist. Am ehemaligen Inquisitionspallast wird man französische Comödienzettel angeklebt finden. Diese Zettel sind eine wahre Lust zu lesen, denn da sie in einer portugiesischen Druckerei erscheinen, wimmeln sie von naiven Sprachschnitzern. Da heißt es: Henri IV. et sa Courte, au B'énefice de . . . cette piex sera pr'ec'de'e, und dergleichen mehr. Oft aber machten diese Zettel, daß ich stille stand und den Inquisitionspallast anlächelte. Nun sage noch Einer, daß Frankreichs süße Heiterkeit nicht allmächtig ist! Ich, mit einem Herzen voll Inquisitionshaß, vielleicht dem einzigen gerechten Haß, den es gibt, stehe vor einem der Tempel dieser furchtbaren historischen Gottheit, woran jeder Stein ein vollzogenes Todesurtheil ist; meine Seele blutet, und ich muß lachen, und dazu

zwingt mich, dreihundert Meilen von Frankreich, ein ellenlanger Zettel, mit französischen Worten bedruckt. **Henri IV. et sa courte**, an den Inquisitionspallast von Lissabon geklebt, darin liegt die ganze Ironie der Weltgeschichte.

Vom Inquisitionspallast rechts herun: führt eine kurze Straße auf den großen Vorplatz des Passeio publico, neben welchem die Rua Oriental nach der Rua das Condes hinabläuft, eine unansehnliche Travessa, in welcher sich der unansehliche Eingang des Theaters befindet. — Es ist weder groß noch schön, hat nur zwei Logenreihen über einander, und darf sich seinem Aeußern nach keinem Provinzialtheater zweiter Classe in Frankreich, z. B. dem von Havre de Grace, Rouen, Brest, Orleans, an die Seite stellen. Doch ist es mehr noch, als San Carlos, der Vereinigungspunkt der vornehmen Welt, des diplomatischen Corps, der Fremden. Die Königin und ihr junger Gemahl besuchen es fast täglich. Man sieht hier nach und nach alle neuen dramatischen Erscheinungen von Paris an sich vorüberführen, unter der verständigen und geschmackvollen Leitung des Regisseurs Meriel, der zugleich erster tragischer Held ist; die erste tragische Heldin ist Dem. Charton.

Ein eigenthümliches Unglück, welches der Director während meiner Anwesenheit erlebte, war Schuld, daß ich seine Bühne nicht in dem glänzenden Zustand gesehen habe, in welchem sie sich nunmehr ohne Zweifel befinden wird. Er hatte nämlich einen neuen Vorhang, prächtige neue Dekorationen, einen neuen Lustre von Paris verschrieben, Gegenstände, auf welche das Publikum, schon seit lange vorbereitet, mit Spannung wartete. Da gaben die Zeitungen Kunde von einer französischen Handelsbrigg, **la Constance**, die angekommen und wegen Defraudation und Contrebande von der Douane mit Embargo belegt worden sey. Das heißt so viel, die ganze Ladung war confiscirt und der Kapitän in eine Strafe von dreißigtausend Crusados verfallen. Was aber befand sich mit auf dem unglücklichen Schiffe? Monsieur Meriels neue Dekorationen, Vorhang, Lustre, die nun nicht eher ausgeliefert werden sollten, als bis jene Geldbuße erlegt war. Da ich eben den Tajo zum lezten Male befuhr, um an Bord meines Schiffes beim Thurm von Belem zu gehen, kam ich noch unter dem Spiegel der armen Constance vorbei, welche mit gekappten Masten und portugiesischen Douanenwachen auf ihrem Verdeck ganz traurig dalag. Die Matrosen in den Luken sehen beschämt aus, und es gibt keinen wehmüthigeren Anblick, als einen beschämten Franzosen. Ich nahm im Stillen ihre Partie, verwünschte die Douane und fuhr weiter. Hoffentlich wird bald der Zeitpunkt erschienen seyn, wo leztere die confiscirten Wälder, romantischen Gegenden und Thronsäle Monsieur Meriels herausgeben mußte.

Dies wäre so ziemlich Alles, was ich vom französischen Theater in Lissabon zu sagen weiß, und ich gehe nun zu dem portugiesischen über, dem Theater des Volks, welches an den beiden ersten Bühnen nur sehr beschränkten Antheil nimmt. Ich fühle, daß meine Aufgabe hier an Interesse gewinnt, zugleich aber auch schwieriger und bedeutender wird, weil ich es hier nicht mit den Forderungen und dem Geschmack der vornehmen Welt, die sich mit wenigen Nüancen überall gleich ist, zu thun habe, sondern mit dem Charakter eines fremden Volks. Wenn nun das, was ich hier darüber sagen werde, keineswegs genügen wird, so muß ich an die zu Anfang erwähnten Umstände entschuldigend erinnern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beschluß.)

Unser Nordlicht zeigte zunächst einen röthlichen Schimmer, welcher einen Theil des nördlichen Himmels bedeckte, aber nicht sehr lebhaft und von kurzer Dauer war. Dann aber strömte die ganze Gegend um den ursprünglichen Mittelpunkt der Erscheinung her plötzlich häufige Strahlen aus, welche, wie dies bei Nordlichtern gewöhnlich ist, in wenigen Augenblicken entstanden, fast bis zum Zenith aufschossen, wieder verschwanden, und immer wieder durch neue erszet wurden. Diese Strahlen sind geraden Kometenschweifen durchaus ähnlich; oft drängen sich deren so viele zusammen, daß sie an die dicht gedrängten Stämme eines Tannenwaldes erinnern. Bis dahin zeigte indeß der Vorgang noch nichts besonders Hervorstechendes: allein um 7 Uhr 15 Minuten erschienen zwei Strahlen, welche sich sowohl durch ihre ganz außerordentliche Lebhaftigkeit, als durch den Ort, den sie einnahmen, auszeichneten. Beide entstanden nämlich an entgegengesetzten Punkten des Horizonts, der eine etwa 15 Grad nördlich von Osten, der andere eben so weit südlich von Westen. Sie schossen in Richtungen aufwärts welche südlich vom Scheitelpunkte vorbeigingen, und hatten die Helligkeit hoher, weißer, durch starkes Mondlicht erleuchteter Strichwolken. Man sah deutlich, daß die „Ausströmung," welche sie erzeugte, kräftig unterhalten wurde, denn ihre Formänderungen waren stark und schnell. Als diese Strahlen kaum entstanden waren zeigte sich am nördlichen Rande eines jeden derselben gleichsam ein Auswuchs; diese beiden Auswüchse verlängerten sich und näherten ihre Enden, so daß sie bald zusammen stießen und nun einen Bogen bildeten, welcher beide Strahlen mit einander verband und dessen höchster Punkt

etwa 30° nördlich vom Zenith lag; dieser Bogen sammt den Strahlen, von welchen er ausging, erschien im lebhaftesten weißen Lichte, dessen Glanz indeß vom eben scheinenden Monde etwas geschwächt wurde. Der Bogen verblieb aber nicht lange in der angegebenen Stellung, indem er rückte allmählig dem Scheitelpunkte zu, und dann, durch denselben hindurch, über 40° nach Süden, wo er sich verlor. Ehe dies aber geschah, nahm er auf der Westseite eine unregelmäßige Krümmung an, indeß er auf der Ostseite regelmäßig gekrümmt blieb. Der Himmel zeigte jezt nur noch überhaupt eine auffallende Helligkeit, bis das Schauspiel bald nach neun Uhr plötzlich überaus prächtig wurde. Die ganze Nordhälfte des Firmaments bedeckte sich zu dieser Zeit mit einer tiefen Carminfarbe, deren Glanz zugleich so stark wurde, daß er, troß dem Mondlichte, sichtbare Schatten warf. Dies tiefe Carmin ging aber im Norden nicht bis zum Horizont hinab, sondern ein etwa 30° hoher, bogenförmiger Raum blieb davon unbedeckt, über welchem gleichsam ein Vorhang von hochrothem, durchsichtigem Stoffe schwebte.* Hinter diesem Vorhange schossen blendend weiße, schimmernde Lichtstrahlen hervor. Einige glänzende Sternschnuppen, die sich am verhängten Theil des Himmels zeigten, vermehrten noch die Pracht und Abwechselung der Scene. Etwa nach einer Viertelstunde trennte sich dieser herrliche Vorhang, der farblose Raum vergrößerte sich allmählich nach beiden Seiten, und bald war nur noch einige Helligkeit am nördlichen Saume des Horizonts zu erblicken.

Der merkwürdigste wissenschaftliche Gewinn, den die Beobachtung dieses ausgezeichnet schönen Nordlichts gewährt hat, ist die Bestätigung des Zusammenhanges der Nordlichter mit dem Magnetismus gewesen. In Paris, wo, wie gesagt, eines dicken Nebels wegen die Erscheinung selbst gar nicht wahrgenommen worden war, hatten die Astronomen nach den, bei solcher Gelegenheit immer eintretenden Schwankungen der Magnetnadel das Meteor gleich angekündigt. In Berlin wurden diese Schwankungen ebenfalls beobachtet und sehr bedeutend gefunden: die nach Norden gekehrte Spitze der Nadel folgte dabei sichtbar dem Gange des Meteors, wich demgemäß von ihrer dortigen gewöhnlichen nordwestlichen Richtung erst bedeutend nach Norden ab und kehrte dann langsam nach Westen zurück; auch machte sie am folgenden Tage noch auffallende Schwingungen, welche man doch nur der Fortdauer der in der Natur einmal eingetretenen magnetisch-elektrischen Aufregung beimessen kann.

Der innige Nexus zwischen Elektricität und Magnetismus, wie ihn (vergl. unsere frühern Berichte) Oersted auch im Experiment so auffallend gezeigt hat, und die elektrisch-magnetische Natur des Nordlichtes selbst, wahrscheinlich im obigen Kastnerschen Sinne, erhalten hiedurch, wie gesagt, eine neue, unabweisbare Bestätigung. Aber mit diesem Ausdrucke ist nur das Allgemeinste angedeutet, und man steht starren Auges vor der geheimnißvollen, schwankenden Nadel, und fragt sie vergeblich um das Detail ihres tiefen Mysteriums.

* So ist diese prächtige Phase des Vorgangs auch in meinem dermaligen Wohnsitze (Landsberg a. d. Warthe in der Neumark) beobachtet worden.

Lebensloos.

Der Pflanze gleich' ich, die ein Fels begraben
 In früher Jugend schon mit schwerer Last,
Drau sich die Stengel vorgedrungen haben,
 Und deren Wurzel kennet keine Rast.

Sehnsüchtig schmachtend unter seinem Drucke,
 Treibt Blüthen aus ihr qualbeängstigt Herz,
Die zieren noch den Stein mit heiterm Schmucke,
 Der sie darnieder hält in stummen Schmerz.

Hinaus zum Felsen will sie Samen streuen,
 Damit er aufgeh' in dem Boden frei,
Sie möchte junger Keime sich erfreuen,
 Von ihr gezeugt in ihrer Sklaverei.

Wohl kommen Viele, die die Blüthen loben,
 Doch nach dem Stamme fragen sie nicht viel;
Noch Keiner hat den Felsen weggehoben,
 Sie zu befrein in treuem Mitgefühl.

Wohl hört betrübt sie Manchen freudig sagen:
 „Ein Wunder, sehet unter diesem Stein!"
Sogar noch Früchte kann sie endlich tragen,
 Und doch ist sie gedrückt von harter Pein.

„Ja, wäre sie, verpflanzt, in bessrer Erden!"
 Spricht wieder vornehm eines Andern Mund;
Doch Keiner denkt, was sie noch könnte werden,
 Vom Drucke frei in ihrem eignen Grund.

Nic. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Januar.

(Fortsetzung.)

Thorwaldsen. Tenerani. Finetti. Bienaimé. Rinaldi.

Wenn wir hier manchen Darstellungen begegnen, die uns schon aus frühern Ausgaben von Thorwaldsens Werken

bekannt und liebgeworden sind — wir rechnen dazu namentlich das eben so geistreich aufgefaßte, wie vortrefflich ausgeführte Relief, welches den menschlichen Lebenslauf darstellt, und der Liebe Aufkeimen und Seligkeit, Unbestand und Ueberdruß in wenigen Gruppen schildert; Amors nächtlichen Besuch bei Anacreon, Amor und Psyche, Amor, von einer Biene gestochen, ein Gegenstand, der auch in Italien im Liede volksthümlich geworden ist, u. a. m. — so finden wir daneben viele neue, die nicht minder anziehend sind als jene, und den besten Beweis geben, wie auch in vorgerückteren Jahren die Phantasie dieses großen Künstlers ihre Jugendlichkeit und Schöpferkraft, sein Gemüth seine ganze Liebenswürdigkeit bewahrt hat. Die kleinen Gruppen, welche den Liebesgott darstellen, wie er den Löwen, den Aar, den Delphin, den Cerberus zähmt, wie er das Netz flicht, u. s. w., gefallen namentlich, und wenn man den ganzen Cyclus überblickt, so muß man über die große Mannichfaltigkeit staunen, welche der Künstler in die einzelnen Situationen zu bringen gewußt hat, wenn uns auch dünkt, daß einige Gegenstände sich weniger als die andern zur plastischen Darstellung eignen. Daß ein reiner Styl bewahrt, daß Spielerei selbst da, wo in sie zu verfallen leicht gewesen wäre, ferne gehalten worden ist, dies bedarf bei denen, welche Thorwaldsen kennen, keiner Versicherung. Ein paar Blätter scheinen der Sammlung nicht eigentlich anzugehören, z. B. das Basrelief der Nemesis (1833), dessen Original dem Herrn Mylius in Mailand gehört, und welches den Band beschließt. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir es zu den großartigsten Werken dieser Art rechnen. Auf einer Biga, deren Räder im wechselnden Umschwunge Glück und Unglück, Ueberfluß und Mangel bezeichnen, und die von zwei schönen Rossen gezogen wird, von denen das eine gemessen und ruhig einherschreitet, das andere ungehorsam sich bäumt, den Kopf zurückwirft und von der Geißel bedroht wird, steht die geflügelte Göttin, mit ernstem Blicke, im Zodiacus über ihrem Haupt die Wage. Vor dem folgsamen Pferde schreitet der Hund der Treue, dem Wagen folgen zwei Genien, deren einer mit schmerzvollen, Unheil blickenden Zügen das Schwert der Strafe in der Rechten hält, der andere, geflügelte, heitere, in seinen Händen das Horn des Ueberflusses und den Caduceus, am Arme Ruhmeskränze trägt. In dieser edeln Darstellung erkennen wir die Gottheit, die urgebürtige, von welcher der Dichter singt:

> La sovrana de' numi tu sei
> Che la ruota avvicendi del mondo,
> Premio ai buoni, flagello de' rei,
> Dea tremenda, che hai Giove secondo
> E ministro a' tuoi cenni il destin.

Die Umrisse in diesem Bande sind sauber und sorgfältig ausgeführt, und so ist das Ganze ein erwünschter Anhang zu den frühern Ausgaben von Thorwaldsens Werken, der römischen, wie der deutschen, und ein Vorläufer einer neuen Sammlung, welche seine in den letzten Jahren entstandenen Arbeiten aufnehmen soll.

Unter den italienischen Bildhauern in Rom ist Pietro Tenerani jedenfalls der ausgezeichnetste. Seine frühern Arbeiten, auf welche sein Lehrer Thorwaldsen nicht geringen Einfluß gehabt haben mag, seine am Fuß verwundete Venus und die sitzende Psyche (bei Mme. Medici-Lenzuoni zu Florenz und anderwärts), sind auch auswärts ziemlich allgemein bekannt geworden, und haben ihm mit Recht einen bedeutenden Ruf erworben. Weibliche Gestalten gelingen ihm vorzugsweise. Seine zweite Psyche, in dem Moment dargestellt, wie sie die Unterwelt verläßt und ohnmächtig hinstürzt, steht vielleicht der frühern nach, ist aber dennoch ein anmuthreiches Werk. Sein neuestes, noch nicht vollendetes, ist ein Hautrelief für den Altar der Capelle, welche die Familie Torlonia in der Laterankirche einrichten läßt, und in welcher das Grabmal des verstorbenen Herzogs von Bracciano, Marino Torlonia (von einem Modeneser Namens Mainoni), aufgestellt werden soll, welches Anfangs für die kleine Kirche S. Pantaleo beim Pallast Braschi bestimmt war. Die erwähnte Arbeit Tenerani's ist eine Pietà. Vier Figuren bilden dieselbe, und wir erkennen darin eine weise Mäßigung des Künstlers, der sich auf das zur Handlung Unerläßliche beschränkt und alles Ueberflüssige weggelassen hat. Joseph von Arimathia steht noch auf der an's Kreuz gelehnten Leiter und hält den schon herabgenommenen Leichnam des Heilandes, dessen Kopf und rechter Arm auf der Schulter Maria's liegen, welche die eine Hand sanft an die Brust des geliebten Sohnes legt, während Johannes stehend die Füße umfaßt und unterstützt. Die Gruppe ist harmonisch componirt, die Köpfe sind schön, der Ausdruck der Physiognomien in den verschiedenen Abstufungen sehr lobenswerth; namentlich muß der Attitüde der Madonna Erwähnung geschehen, welche äußerst zart gedacht ist. In dem Ganzen spricht sich ein inniger, tief empfundener Schmerz aus, weit entfernt von dem lärmenden, zur Schau getragenen mancher declamatorischen Produktionen. Tenerani's Vorzüge möchten übrigens minder in einer kräftigen, schöpferischen Phantasie bestehen, als in einer edeln Auffassung und höchst sorgfältigen Wiedergebung der Natur und in einer vortrefflichen Ausführung. — Nicht ohne Eigenthümlichkeit ist Finetti, zu dessen besten Arbeiten eine Gruppe der Horen und eine andere, Amor und Psyche darstellend, gehören. Auch in colossalen Werken versucht er sich nicht ohne Glück. Ansprechender vielleicht ist Bienaimé, ein Carrarese, dessen Gruppen eines Schutzengels mit einem Kinde, der Diana u. s. w., vielen Beifall gefunden haben. Das Canova'sche Element spricht sich mehr aus bei Rinaldi, der eben eine Statue der Jungfrau von Orleans vollendet hat, wie sie in voller Rüstung, ihre zusammengelegte, mit der Lilie geschmückte Fahne in der Linken haltend, die Rechte auf die Hüfte gelegt, den Blick halb aufwärts gerichtet, in Betrachtung verloren steht. Die Behandlung des Ganzen ist nicht ohne Geschick, der Ausdruck des Kopfes schön, der Gliederbau schlank; die Stahlkleidung gibt aber doch der Figur etwas Steifes. Manche andere Arbeiten stehen halb vollendet in der Werkstatt des Künstlers, welcher ein großes Relief für das Giebelfeld der vor der Porta Pia gelegenen Villa Don Alessandro Torlonia's geliefert hat, den Triumphzug des Bacchus darstellend, mit sehr vielen Figuren und etwas verworrener Gruppirung. Die erwähnte Villa gehört dem jüngsten der Brüder, dem Bankier, welcher dieselbe, so wie seinen am Corso gelegenen Pallast auf eine großartige Weise ausschmücken läßt (in letzterm werden u. a. Statuen der griechischen Gottheiten in den Nischen des großen Saales aufgestellt werden), und den meisten hiesigen Bildhauern von Ruf bedeutende Aufträge gegeben hat. Von den Arbeiten Rinaldi's und anderer Künstler für die im Aufbau begriffene Paulskirche werden wir wahrscheinlich bald Gelegenheit haben, in einigen Bemerkungen über dieses riesenhafte Unternehmen zu reden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 10. Freitag, 27. Januar **1837.**

Geschichte.

1) Martin Luthers Leben. Von Gustav Pfizer. Stuttgart, Liesching, **1836. 8. S. 911.**

Herr Gustav Pfizer, Bruder des berühmten Landtagsabgeordneten, ist dem deutschen Publikum bereits durch seine lyrischen Gedichte rühmlichst bekannt und hat seit dem verwichenen Jahre durch die Redaktion des literarischen Beiblatts zum Ausland eine neue Bahn der Thätigkeit begonnen, auf der wir ihm um so mehr Erfolg wünschen, als die Art, wie die ausländische, namentlich französische Literatur bisher in Deutschland ausgebeutet, blind bewundert, plump nachgeäfft zu werden pflegte, eine strengere Würdigung, eine feinere Sichtung recht sehr wünschenswerth gemacht hat.

Durch das vorliegende Werk hat der Verfasser die Vielseitigkeit seines Talents auf eine überraschende Weise dargethan, denn er hat sich als Historiker die Aufgabe gestellt, einen Gegenstand, welcher der Partheilichkeit mehr als irgend ein anderer ausgesezt ist, unparteiisch, und einen, der bisher immer einige langweilige Breiten darbot, die kaum zu vermeiden schienen, zum ersten Mal angenehm zu behandeln.

Der unparteiische Standpunkt des Verfassers ist der allein richtige und würdige. Er weist eben so entschieden die katholischen Tadler Luthers zurück, die das Werk der Reformation für Teufelswerk ansehen, als seine denkgläubigen Lobhudler, die ihn gern zu einem Vorläufer Voltaires oder der verschiedenen modernen Verfasser des Lebens Jesu machen möchten, und nicht minder die vornehm thuenden begelisirenden Historiker, welche die kraftvolle lebenwarme Individualität Luthers zu einem Begriffe verallgemeinern.

Vielleicht bezeichnen wir dem geneigten Leser des Verfassers Grundansicht am besten durch folgende Stelle seines Werks: „Was die unläugbaren materiellen nachtheiligen Folgen der Reformation betrifft, so wurde schon früher auf die Unbilligkeit aufmerksam gemacht, die Schuld derselben dem Fortschritt, und nicht vielmehr oder wenigstens im gleichen Maaß dem Widerstand zuzutheilen. Aber zudem, wer getraute sich, den Preis an leiblichen Gütern festzusetzen, um welchen geistige Fortschritte erkauft werden dürfen? Spanien ist das Opfer der Entdeckung von Amerika, Frankreich (eine Zeitlang gewiß) das Opfer der Revolution geworden; Deutschland mußte große Opfer bringen für seine Reformation; aber die Völker können viel verschmerzen! Sittlichkeit, Frömmigkeit und Bildung mochten zwar in den höchsten Sphären der Protestanten nicht eben viel gewonnen haben; dagegen trug die Verbesserung des Predigerstandes und der Schulen, und die Zugänglichkeit

und Verbreitung der Bibel für die größere Masse des Volks unberechenbare Früchte und wirkte gewiß auch vielfach auf die Katholiken günstig zurück. Selbst durch den dreißigjährigen Krieg rettete sich noch eine Masse von Bildung; und Gelehrsamkeit, Wissenschaft, Poesie entwickelten sich mit überraschender Schnelligkeit im vorigen Jahrhundert vorzugsweise in protestantischen Ländern. Die Beschuldigung: durch die Reformation sey der Aufklärerei, dem Unglauben und der Frivolität Bahn gebrochen worden, weisen wir mit Recht zurück, und erinnern theils an den Zustand des Klerus zur Zeit der Reformation, besonders in Italien, theils an die unbestreitbare Frivolität des katholisch gebliebenen Frankreich, wo sie sich vielleicht als das Ergebniß der Verweigerung der Religionsfreiheit betrachten läßt. Und soll man für nichts rechnen die Zerbrechung des päpstlichen Joches, der geistlichen Tyrannei, die Abschaffung der theils thörichten, theils verderblichen Mißbräuche, die Emancipirung der Laien, die Aufhebung des entarteten Mönchswesens, die Verwerfung des Cölibats? Der Mangel an Einheit in der protestantischen Kirche muß zugegeben werden, aber es erscheint mehr als zweifelhaft, ob hier, wo jeder Einzelne sich selbst höchster Zweck ist und seyn darf, ob hier die Einheit durch Beschränkung der Freiheit nicht zu theuer erkauft, ob nicht der Kern der Schale aufgeopfert wäre? Endlich wirft man den Protestanten Abweichung von Luthers Grundsätzen vor; es ist wahr: Luther gestand allen Christen die Freiheit der Prüfung und Forschung in der Schrift zu, und sezte dennoch ein Resultat fest, von dem sich der evangelische Christ nicht entfernen dürfe, womit freilich jene Freiheit gar sehr beschränkt oder gar aufgehoben war, und die Protestanten haben sich in neueren Zeiten erlaubt, über die von Luther gezeichnete Grenze hinauszugehen, eben durch Berufung auf die Freiheit der Forschung. Warum sollte man dies nicht zugeben, wenn man erkennt, daß jenes beides: die Freiheit der Prüfung und die Feststellung des Ergebnisses, unvereinbar ist? Die Behauptung der freien Forschung ist das Unvergängliche, die Vorschrift des bestimmten Resultats das Vergängliche an Luthers Werk, und nie hat er selbst Unfehlbarkeit für sich in Anspruch genommen, so sehr er von der Wahrheit seiner Behauptungen überzeugt war, so hartnäckig er daran festhielt. — In seinem Leben, in seiner Zeit hat der starkmüthige Reformator genug gekämpft und gestritten; suchen wir uns sein Bild lieber in der Ruhe und Verklärung zu vergegenwärtigen, als daß wir es in die Kämpfe der Gegenwart hineinziehen; und wenn wir gerne anerkennen, daß er es war, der, vielleicht selbst noch nicht den ganzen Sinn und die Bedeutung seines Werks ahnend, das Princip der geistigen Freiheit aussprach, wenn wir dieses Princip als Epoche machend in der Weltgeschichte bezeichnen und es als eine unvergängliche Erbschaft hochhalten: so vergessen wir doch nicht über dem Vermächtniß den, der es gestiftet, und bleibe neben dem Princip, welches Eigenthum der Welt geworden ist, unsern Herzen theuer der Ruhm und die Zierde Deutschland's — der Mann!"

Den kirchlichen und politischen Theil seiner Aufgabe hat der Verf. ziemlich übereinstimmend mit der vortrefflichen Reformationsgeschichte von C. A. Menzel in Breslau gelöst; sofern auch er in Luther ganz und gar den Helden des Glaubens und nicht den Helden des Zweifels sieht, ja er hat das mystische Element in Luther vielleicht noch stärker hervorgehoben, namentlich das, was man jezt nicht mehr recht begreifen will, den Teufelsglauben, den Glauben an die Kraft des Gebetes, des Wortes überhaupt &c. In der That gewinnt Luthers Geschichte eine ganz eigenthümliche Klarheit, wenn man sich ihn so denkt, wie er sich selbst immer dachte, kämpfend für das Göttliche mitten unter Teufeln, von denen die Einen (Papisten) ihn gradezu mit Gewalt, die Andern aber (Sakramentirer, Schwarmgeister, Rottengeister, Epikurer und hin und wieder Juristen) unter der Maske seiner Anhänger hinterrücks mit List angreifen. Der wichtigste Wendepunkt in seiner Politik erklärt sich einfach aus seinen berühmten Worten: „Der Satan ist eingebrochen in meine Heerde und hat gelehrt die geistliche Freiheit anzuwenden aufs Fleisch." Damit verdammte er ein für allemal alle schon zu seiner Zeit begonnenen und später immer wiederholten Versuche, aus der Sache des Glaubens eine des Zweifels und aus der Sache de Religion eine der weltlichen Interessen zu machen. We möchte behaupten, daß es Luthern nicht tiefster Erns gewesen, als er von Zwingli und dessen Partei sagte „Zürnt nicht, daß ich ihre Lehre verdamme und den Teufel zuschreibe; ich kann's nicht anders machen noc nennen, denn wie ich's im Herzen glauben." Er wa gewiß von einem sehr sichern Gefühl geleitet, wenn e diejenigen unter seinen Parteigenossen, die seine Sach übertreiben oder zu ganz andern Zwecken benutzen wollten, für eben so gefährliche Widersacher derselben hiel als die päpstliche Partei. Er wollte den Glauben rein nigen, das ursprüngliche Evangelium von aller falsche Zuthat und Auslegung späterer Zeiten säubern, den Mi brauch zum rechten Gebrauch der Religion zurückführe der Religion wieder die Herzen in wahrer Liebe un kindlichem Gehorsam zuwenden; aber er wollte nicht d Religion selbst durch Zweifel untergraben; er wollte nich die Menschen gleichgültig gegen ihre ewige Bestimmun und gegen die göttlichen Gerichte machen; er wollte nic jede thierische Begier im Menschen schrankenlos entfesseln und er wollte auch nicht, daß die Kirche eine bloße P lizeianstalt des Staats, die Priester bloß Subalterne d

Juristen, Liturgie und Kirchenverwaltung eine Sache der Kabinets- und Ministerialwillkühr würden. Aber er sah die Keime zu allen diesen neuen Mißbräuchen voraus und verwahrte sich feierlich dagegen und nannte sie Teufelswerk und hatte ganz recht, die Vereitlung der edelsten Bemühungen, die Ausbeutung des heiligsten Kampfes für die profansten Zwecke so und nicht anders zu nennen.

Die Heldenkraft Luthers im großen Kampf mit seinen offenen Feinden ist oft gepriesen worden; seine Consequenz, sein richtiges Vorgefühl, sein oft überraschender Takt in dem kleinen Kampf mit seinen Freunden ist erst von C. A. Menzel der neuen Geschichtschreibung würdig behandelt worden und es gereicht Herrn Pfizer nur zur Ehre, hierin mit seinem Vorgänger im Wesentlichen übereinzustimmen. Wenn wir noch einige wenige Zusätze wünschen sollen, so wären es die Worte Luthers, worin er die Gefahren einer sklavischen Abhängigkeit der Kirche vom Staat voraussah, obgleich es ihm nicht möglich war, sie zu verhindern. Und auf Seite 689 hätten wir die Worte Luthers zu lesen gewünscht, die seinen deutschen Patriotismus so schön bezeichnen. Als nämlich der Augsburger Reichstag 1530 fruchtlos auseinandergegangen war, Luther jezt selbst zur Gewalt rieth und die Protestanten den Schmalkaldner Bund schlossen, mischten sich fremde Elemente ein. Bayern, auf Haus Habsburg eifersüchtig, schloß sich an die Protestanten an und brachte auch die Ungarn unter Zapolya und Frankreich ins Bündniß. Schon war im Kloster Scheyern ein Bund zwischen Frankreich, Bayern, Sachsen und Hessen abgeschlossen, als sich bei Luther das deutsche Herz im Leibe umkehrte und er sogleich an seinen Kurfürsten schrieb: er solle um jeden Preis ein Bündniß mit Frankreich meiden, es würde seinem Gewissen eine unerträgliche Last seyn, wenn nachher die Reue komme; aus einer Einmischung der Franzosen in die Angelegenheiten Deutschlands könne nur die Zerreißung unseres Reichs folgen, wobei alles, auch das Evangelium, zu Grunde gehen müsse, denn bei ausländischen Königen sey keine Treue, und was man in Gottes Namen begonnen, müsse man auch in seinem Namen durchführen 2c. Damals gab es noch einen Patriotismus in Deutschland, ein Gefühl für Ehre und Schande des Vaterlandes, und der Kurfürst trat zurück, die französischen Lauerer mußten diesmal noch ohne Beute abziehen.

In der Darstellung von Luthers Privat- und Gemüthsleben hat Herr Pfizer alle seine Vorgänger durch die Liebenswürdigkeit übertroffen, die er seinem Gegenstande abzugewinnen gewußt hat. In der That waren Luthers Härten und Ecken aufgewogen durch das schönste und zarteste Gemüth, und selbst seine rauhe Grobheit floß ja nur aus der Tiefe seiner Ueberzeugung und aus dem nicht genug zu achtenden richtigen Takt, der ihn stets die Dringlichkeit des Augenblicks, die Nothwendigkeit des entschiedenen, mithin auch groben Durchschlagens fühlen ließ. Wem seine Sache so ernst und heilig ist, der kann nicht höflich seyn.

Wir wollen nur wenige Charakterzüge, die Luthers Gemüthlichkeit ins Licht stellen, hervorheben. Man weiß, wie sehr ihm seine Heirath, selbst von seinen Freunden, verargt wurde, welchen Verläumdungen und Widerwärtigkeiten er deßhalb ausgesezt war; aber er ließ sich nicht irren und schrieb an Spalatin: „Ich habe denen das Maul gestopft, die mich mit meiner vertrauten Jungfrau Katharina von Bora austragen und berichtigen. Gibt Gott daß es fortgeht, daß ich Hochzeit mache, meinen angefangenen Ehestand damit öffentlich zu bezeugen, so mußt Du nicht allein dabei seyn, sondern auch mir rathen, sonderlich wo es uns an Wildpret ermangeln würde. Ich bin in großen Abfall und Verachtung kommen durch diese meine Heirath, daß ich hoffe es sollen sich die Engel darüber freuen und die Teufel weinen. Die Welt mit ihren Klüglingen kennet noch verstehet dies Werk nicht, daß es göttlich und heilig sey, ja machen's an meiner Person gottlos und teuflisch." — Am ärgsten kam er ins Gedränge nicht durch Feinde, sondern durch Freunde. In Worms vor allen seinen mächtigen Feinden zu stehen, und wenn jeder Ziegel auf dem Dach ein Teufel gewesen wäre, das war ihm viel leichter und ließ sein Gemüth heiterer, als die bis zum Unerträglichen fatale Schonung, die er den liederlichen Fürsten mußte widerfahren lassen, sofern er ihnen für ihren Schutz Dankbarkeit schuldig war. So gab er zu, daß Philipp von Hessen neben seiner rechtmäßigen Frau noch eine zweite förmlich heirathete und Melanchthon und Bucer wohnten der Trauung bei. Luther fühlte, welch ungeheurer Mißgriff diese Anwendung der Dankbarkeit sey, aber seine starke Seele überwand den Ekel. Melanchthon hatte so viel Kraft nicht, und das Bewußtseyn, zur Bigamie behülflich gewesen zu seyn, zog ihm eine tödtliche Krankheit zu. Da half ihm der starke Luther und betete mit einer Inbrunst, von der er selber sagt: „Da mußte mir unser Herre Gott herhalten. Denn ich warf ihm den Sack vor die Thüre und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen des Gebets, das da müßte erhöret werden, die ich aus der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich müßte erhören, wo ich anders seinen Verheißungen trauen sollte." Wirklich genas sein Freund. — Wie zart Luther empfinden konnte, davon nur ein Beleg. In einem Brief an den Kanzler Brück rügt er die Angst und Zaghaftigkeit der Protestanten mit den schönen Worten: „Ich hab' neulich zwei Wunder gesehen, das erste, da ich zum Fenster hinaussah, die Sterne am Himmel und das ganze schöne Gewölb Gottes, und sahe doch nirgend keine Pfeiler,

darauf der Meister solch Gewölb gesezt hatte, doch fiel der Himmel nicht ein und stehet auch solch Gewölb noch feste. Nun sind Etliche, die suchen solche Pfeiler und wollten sie gerne greifen und fühlen. Weil sie denn das nicht vermögen, zappeln und zittern sie, als werde der Himmel gewißlich einfallen, aus keiner andern Ursache, denn daß sie die Pfeiler nicht greifen noch sehen. Wenn sie dieselben greifen könnten, so stände der Himmel feste. Das andre, ich sah auch große, dicke Wolken über uns schweben, mit solcher Last, daß sie mochten einem großen Meer zu vergleichen seyn, und sahe doch keinen Boden, darauf sie ruheten oder fußeten, noch keine Kufen, darein sie gefaßt waren; doch fielen sie auch nicht auf uns, sondern grüßeten uns mit einem sauren Angesicht und flohen davon. Da sie vorüber waren, leuchtet herfür beide der Boden und unser Dach, der sie gehalten hatte, der Regenbogen. Das war doch ein schwacher, geringer, dünner Boden und Dach, daß es auch in den Wolken verschwand und mehr ein Schemen (als durch ein gemalt Glas zu scheinen pfleget), denn ein solcher gewaltiger Boden anzusehen war, daß Einer auch des Bodens halber wohl so sehr verzweifeln sollte, als der großen Wasserlast. Doch sind Einige, die des Wassers und der Wolken Dicke und schwere Last mehr ansehen, achten und fürchten, denn diesen dünnen, schmalen und leichten Schemen; denn sie wollten gerne fühlen die Kraft solches Schemens; weil sie das nicht können, fürchten sie, die Wolken werden eine ewige Sündfluth anrichten."

Doch genug. Dieses Werk, das auch äußerlich schön ausgestattet und mit mehreren Stahlstichen geziert ist, verdient die Theilnahme der Zeitgenossen in einem vorzüglichen Grade.

Lyrische Dichtkunst.

15) Gedichte von Heinrich Beitzke. Berlin, Nauck, 1836.

Der Dichter ist Soldat, dem im Frieden sein Glück nicht blühen kann:

Auf ödem Eiland schläft im Atlasmeere
Der Cäsar, der die stolzen Legionen
Durch alle Länder trieb und brach die Kronen,
Bis er erlag Europas ganzem Heere.

Die Welt ist müde von des Kampfes Schwere.
Es ruht das Schwert, es schweigen die Kanonen,
Der Friede nur will jezt auf Erden wohnen,
Zu lindern Noth, zu trocknen jede Zähre.

Doch will der Friede mir mein Glück versagen. —
Drum möcht' ich einmal noch ins Kriegsgewimmel,
Ich wollte kühn das grause Kampfspiel wagen.
Und fiel ich nicht im schrecklichen Getümmel,
So läßt der Sieg so manche Schranke sinken,
Dann würd' ich süß der Liebe Wonne trinken.

Die edle Resignation, mit der er sich in dieser Lage benimmt, ist ein Beweis, daß die Tellheims, die Lessing so wahr geschildert hat, unter den Fahnen des schwarzen Adlers noch nicht ausgestorben sind. Diese Resignation ist um so poetischer, als sie sich nicht bloß auf den Kriegsruhm, nicht bloß auf Liebesglück, sondern auch auf den Dichterruhm bezieht, aber gerade eine solche Bescheidenheit ist wahrhaft poetisch.

An Petrarka.

Du, den mit immergrünen Lorbeerkronen
Die Muse einst im Capitol geschmückt,
Als Du Italien durch Liebesklang entzückt,
Der ewig wird auf allen Lippen wohnen;

Petrarka Du, gesandt aus Himmelszonen,
Wie hatte Dich die Liebe arg berückt,
Als Du im Dome Laura einst erblickt,
Und o wie schlecht wußt' Amor Dir zu lohnen!

Ich fühl' wie Du die heiße Qual im Busen;
Du hattest doch des Geistes reichen Funken,
Du warst Italiens Stolz, Liebling der Musen,

Von höh'rer Weihe war Dein Auge trunken.
Mir schenkten nicht die Götter so viel Gut,
Sie senkten nur ins Herz der Liebe Glut.

Ueber Ruhm Liebe.

Wie Colon einst, der grausen Fahr entronnen,
Die ihn umrungen auf Atlantis Wogen,
Die, unermessen, nie ein Kiel durchflogen,
Ans Land stieg, hell beglänzt von India's Sonnen;

Und was sein heldenkühner Muth begonnen,
— Wie Neid und Mißgeschick ihn auch betrogen, —
Erfüllt nun war, sein Träumen nicht gelogen,
Und er erschauerte in Ruhmeswonnen!

So wär' auch ich beglückt, wenn ich am Lande
Der Lieb' ausstiege nach so langem Schiffen
Auf wüstem Meer, umstarrt von Felsenriffen.

Zwar Colon's Name steht am Himmelsrande,
Sein Ruhm hallt ewig wieder auf der Erde; —
Ich laß' den Ruhm, wenn ich nur glücklich werde.

Auf diese tiefgefühlten, höchst edel gehaltenen Liebeslieder folgen mehrere Romanzen und Balladen, worunter die größte und beste das tragische Schicksal Bajesids in Timurs Gewalt schildert. Am Schluß Reisebilder aus den österreichischen Alpen und Oberitalien, und einige Gelegenheitsgedichte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 24.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 28. Januar 1837.

Insignis annus hieme gelida ac nivosa fuit, adeo ut viae clausae.
Livius.

Das Neujahr in Paris.

I.

Der heilige Christ hat den Parisern den Winter beschert; seit dem ersten Weihnachtstage sind die Straßen und Dächer der Hauptstadt mit Schnee bedeckt, und die ziemlich strenge, anhaltende Kälte verschafft den Reichen und Vornehmen das außerordentliche Vergnügen, auf den Boulevards, in den Champs-Elysées und im Bois de Boulogne Schlitten zu fahren und einen neuen Luxus zu zeigen, während die Armen und Unbemittelten in ihren winzigen Speichern und Dachstuben sich auf ihren Strohsäcken zusammenkauern oder ein Krankenbett im Hospital als die höchste Gnade erflehen, um die von Frost gelähmten Glieder zu wärmen. Es ist seit vier Jahren das erste Mal, daß ich Paris in diesem Winterkleide sehe, und ich muß gestehen, die Hauptstadt bietet gegenwärtig ein phantastisches Gemälde dar. Paris ohne Lärm und Tumult kommt Einem wie ein Traumgebilde vor; der gellende Ruf jener Hunderte von ambulirenden Kleinkrämern, welche ihre Waaren ausschreien, ist verstummt, die Drehorgel schweigt, das Wagengerassel ist kaum vernehmbar und gelangt nur in dumpfen Tönen an unser Trommelfell; fast traut man seinen eigenen Ohren nicht, man meint, man sey taub geworden. Wenn wir aus dem Hause treten und einen Gang durch die Stadt machen, bietet sich uns vollends ein ungewöhnliches Schauspiel. Alle Augenblicke gleitet Jemand aus und fällt in den Schnee, und von Zeit zu Zeit fallen wir selbst, indem wir dem Gefallenen aufhelfen wollen. Die Cabriolets und Fiaker fahren wider einander; da die meisten Straßen nur Eine Gosse haben und das Pflaster von den Häusern abwärts läuft, rutschen die Wagen, weil die Räder sich nicht drehen, stets nach der Mitte zu; die armen Pferde ohne geschärfte Stollen an den Hufeisen stürzen hundertmal des Tags; die Omnibus sind gezwungen, fast an jeder Brücke und in den Stadttheilen, wo es nur ein wenig bergig ist, Vorspann zu nehmen, und troz dem versehen sie ihren Dienst nur den kleinsten Theil des Tags; die schweren Fuhrwerke können gar nicht fort; jezt mehr als je darf man sagen: Paris ist eine Hölle für die Pferde. Ganz lustig ist es, mit anzusehen, wie diese frostigen Pariser über die Trottoirs eilen, denn zu Hause können sie einmal platterdings nicht bleiben; die Damen mit rothen Augen und blauen Wangen, ganz in Pelz gehüllt und mit kostbaren Cashmirshawls vermummt; die Männer dicht in ihre Carbonaris gewickelt, die Mantelkrägen in die Höhe geschlagen und das Gesicht mit einem Shawl oder Tuch so verbunden, daß man oft nichts als zwei Augen zwischen einem Hute und einem Foulard herausblicken sieht. Die Stutzer und Badauds glauben nach Petersburg versezt zu seyn; die Illusion wird zur

vollständigen Wirklichkeit, wenn das Schellengeklingel auf den Boulevards die Ankunft eines Schlittens verkündet; die Spaziergänger bleiben dann in Masse stehen, die Portiers erscheinen mit Frau und Kindern vor der Hausthür, selbst die friedlichsten Bewohner der anliegenden Häuser reißen sich vom warmen Kamin los und eilen an's Fenster, der Kaufmann vergißt, den Kunden seine Waare anzupreisen, die Gäste in den Kaffeehäusern legen ihre Zeitungen aus der Hand, kurz Alles, Groß und Klein, Arm und Reich, drängt sich herbei, um jene außerordentliche, fabelhafte Erscheinung anzustaunen.

Es kommt nun noch ein besonderer Umstand hinzu, diesen wunderlichen Anblick, den die Straßen von Paris im Augenblicke gewähren, noch stärker hervorzuheben. Acht Tage vor und nach dem Beginn des neuen Jahrs herrscht hier ein ungemein reges Leben, welches sich vorzüglich in industrieller Hinsicht beurkundet und für den Handel von besonderer Wichtigkeit ist. In der lezten Decemberwoche sezt mancher Pariser Kaufmann und Fabrikant einen größern Vorrath von Waaren ab, als sonst im Laufe des ganzen Jahrs; ja die Einnahme eines einzigen Tags übersteigt oft die Summe, womit der gewöhnliche Gang der Geschäfte seine Kasse in mehreren Monaten anfüllt. Um diese Zeit machen gewöhnlich die Bewohner der Hauptstadt und der 83 Departements ihre Einkäufe zu Neujahrsgeschenken, wofür hier alljährlich unermeßliche Summen verschwendet und in Umlauf gesezt werden. Bei so bewandten Umständen ist es gleichsam ein Muß, in diesen Tagen, troz der bittern Kälte, auszugehen und die Neujahrsausstellungen in den Läden zu besuchen. So sehen wir das regste Leben in allen Straßen, und die rauhe Witterung bringt eine Mischung von Emsigkeit und Schweigen hervor, welche für den Beobachter des menschlichen Treibens nicht ohne Interesse ist. Die Leute schreiten rasch zu, die Frauen trippeln so geschäftig, als wenn sie zu spät zum Tanze kämen, die Männer machen ab und zu einen kleinen Dauerlauf, um sich zu wärmen, und fast Jeder hat ein Paket unterm Arm. Der Eine trägt einen papiernen Esel, dessen indiskrete graue Ohren aus der Schachtel oder aus der Hülle hervorgucken, worin er eingepackt ist; ein Anderer schleppt sich mit einem hölzernen Pferde; dieser hat eine Puppe in Lebensgröße, jener einen Hund oder ein Lamm unterm Mantel, Alle rennen wie besessen oder wie wenn das Lebensglück eines geliebten Kindes von ihrer Nachhausekunft abhinge; dabei theilen sie nicht selten tüchtige Rippenstöße und Püffe mit den Ellenbogen aus, und unterlassen sogar die weit und breit gerühmte Pariser Höflichkeit, indem sie weiter eilen, ohne um Verzeihung zu bitten.

Die Boutiken sind mit Käufern angefüllt, viele sogar zum Erdrücken und Ersticken voll. Dem Fremden, welcher diesen Zeitpunkt zu einer Reise nach Paris gewählt, wird ohne Zweifel die außerordentliche Pracht vieler Kaufläden auffallen, die zwar in der Regel das ganze Jahr hindurch reich und luxuriös ausgestattet sind, während der lezten Tage vor Neujahr jedoch die größten Kostbarkeiten und Seltenheiten zur Schau auslegen, um Kauflustige anzulocken. Diese ganze Neujahrsherrlichkeit kann man umsonst in Augenschein nehmen; man ist keineswegs gezwungen, beim Eintritt etwas zu hinterlegen oder aus Delikatesse für eine Kleinigkeit den vierfachen Werth zu bezahlen; ein solches Verlangen an das Publikum zu stellen, dazu ist der Pariser Krämer viel zu schlau, spekulativ und human. Er schleppt mit unermüdlicher Gefälligkeit und stets heiterer Laune alle seine Artikel herbei, lobt sie, bittet, sie anzusehen, und vergißt nie, so oft als möglich zu wiederholen, wie geschmackvoll und verhältnißmäßig billig Alles sey. Wenn man auch troz dem nichts kauft und nur beim Weggehen nicht zu sagen unterläßt: Monsieur, je suis fâché de votre peine, so macht er eine ganz freundliche Miene dazu und begleitet Einen unter Complimenten bis an die Ladenthür, gleich viel, ob man das Aussehen eines Millionärs oder eines kleinen Rentiers hat; denn er weiß wohl, daß die mit solcher Höflichkeit verabschiedeten Kunden schon ein anderes Mal wieder einsprechen und die festgeschürzten Knoten ihrer Geldbörse lösen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Theater in Lissabon.

(Fortsetzung.)

Geht man durch die hohen, grauen, von Volk wimmelnden Straßen Lisboa's, so wird man an den Ecken der Palläste, über den mannichfaltigen Zetteln und Anschlägen, die da zu lesen sind, große, bunte Bilder erblicken, die ungemein in's Auge fallen und die seltsamsten Dinge darstellen. Hier zeigt sich eine Folterscene in einem Klosterkerker, wobei dicke Mönche thätig sind, dort legt ein Ritter die Hände Liebender zusammen; hier wird eine Stadt mit Sturm erobert, dort sieht man die sieben Mädchen in Uniform exerziren. Alle diese Bilder sind nicht etwa Holzschnitt oder Steindruck, sondern gemalte Originale, die täglich wechseln und zu den Anschlagezetteln der drei Volkstheater gehören, womit diese ihr Publikum blenden, locken, bezaubern und zugleich über den Inhalt des zu gebenden Stücks belehren. Denn die großgedruckten Theaterzettel sind doch zulezt nur für solche verständlich, die in ihrer Jugend so glücklich waren, lesen zu lernen; deren sind aber nicht Viele, es mußte also für die große Mehrzahl eine Sprache erfunden werden, und so prangen jene Gemälde über den Affichen, oft von der

beträchtlichsten Größe und zuweilen mit Talent componirt und entworfen. Ohne es zu wissen, genießen daher die meisten, in das Portugiesische übertragenen Dramen aus Frankreich, England und Deutschland die Ehre, in Lissabon in Reihen von Gemälden, die vielleicht der Rambergschen Galerie zu Schiller und Goethe an die Seite gesezt werden dürften, bildlich dargestellt zu werden. Ich war begierig, den Künstler kennen zu lernen, denn sie schienen sämmtlich von Einem und demselben abzustammen; dem Manne war Phantasie, Erfindung und Geschick nicht abzusprechen, und da die Malerei in dem malerischen Portugal in ihre Kindheit zurück gesunken ist, so war ein neues Genie immer beachtenswerth; aber es gelang mir nicht, seinen Namen zu erforschen.

Als ein besonderes Zeichen der Zeit verdient bemerkt zu werden, daß diese Gemälde es wagten, alle erdenklichen Mördergreuel den Augen des Volkes zu enthüllen, wobei die Regierung die Hand im Spiele haben mochte. Da las man: Os Atrocidades dos Frades Dominicanhos, As crudelas Acaos dos Frades do Coracao de Jezus (die Barbareien der Brüder Dominikaner, die Grausamkeiten der Brüder vom Herzen Jesu), und Anderes dergleichen in Grausen erregenden Bildern dargestellt, und die Zettel darunter verkündeten für den Abend die dramatische Darstellung derselben auf dem Theatro Nacional do Salitre, oder im Circos Olympicos auf dem Praça do Salitre, oder im Campo Santa Anna, den ehemaligen Schauplätzen der Stiergefechte. Obgleich es mir Mühe kostet, will ich dennoch einen portugiesischen Theaterzettel, den einzigen, dessen ich habhaft werden konnte, getreu copiren.

Theatro Nacional do Salitre. Domingo 29 de Maio de 1836. Em Benefico do primo Actor: Joaquim Joze de Barros. Se ha de expôr em scena o novo e appacotoso Espectaculo seguinte. Principiará o divertimento por huma escolhida Symphonia e representando-se hum Prologo do Drama abaixo annunciado e que lhe serve de fundamento, intitulado: Huma Manha em Trianon (ein Morgen in Trianon). Seguira-seha logo a Representacao do grande Drama, divido em tres Epocas e cinco quadros que tem per titulo: Latude, ou Trinta e cinco annos de Captiveiro ect. etc. etc.

Weit am östlichen Ende der Stadt, unfern des Chafariz von Andalusia, liegt der Platz und das Theater Salitre mit dem damit in Verbindung stehenden Circus. Das Haus ist groß, aber unfreundlich und ohne allen architektonischen Schmuck. Ich habe sein Parterre nur einmal betreten, denn mich langweilte die Darstellung in einer Sprache, von der ich so viel als nichts verstand; dazu klingt diese Sprache, so herrlich sie geschrieben oder gedruckt sich ausnimmt, von Portugiesen geredet, nicht angenehm. Sie verschlucken die Fülle prächtiger Vokale und Dyphthongen, aus denen sie zusammengesezt ist, selbst im feierlichsten Bühnendialog, auf die unverantwortlichste Weise, und zischen dabei ihr s in der Mitte oder am Ende der Worte, so daß etwas herauskommt, das nicht viel besser und melodischer klingt, als das Englische, was doch in der That sehr viel gesagt ist; denn es gibt für ein mit lezterer Sprache unbekanntes und folglich unparteiisches Ohr keine größere Disharmonie, als das Gespräch zweier Britten: es ist die Theorie der Seekrankheit. Nun ist es gewiß eine kecke Behauptung, daß ein südliches, mit dem Spanischen so nahe verwandtes Idiom Aehnlichkeit mit jenen Sumpf- und Nebellauten habe, wie sie das Amphibium von sich gibt. Aber man gehe nach Salitre und höre dort die hohe Lingoa dos Portuguezas. Uebrigens heimelte mich die Action der Schauspieler an. Früher hörte ich schon, daß die spanische Darstellungsweise sich, namentlich in Tragödien, am meisten der deutschen nähere. Inwiefern nun die spanische und portugiesische Tragik einander verwandt sind, will ich nicht entscheiden; so viel aber ist richtig, daß, wenn ich die Ohren zuhielt, ich mich der süßen Täuschung vollkommen hingeben konnte, in einem deutschen Schauspielhaus dritter Classe zu seyn, in einer recht anständigen Stadt Thüringens oder Frankens, die jeden Winter eine wandernde Truppe kommen, spielen und bankerott werden läßt, um doch in dramatischer Rücksicht mit der Zeit fortzuschreiten. Dieselbe Art von Pathos, jenes Fechten mit den Armen, jenes Abgehen der Helden und Heldinnen mit Eclat, alles dies längst Gewohnte und Bespöttelte fand ich in Salitre wieder. Das Publikum dagegen war ganz ein anderes, als ein deutsches oder das in San Carlos oder dem Théâtre français. Hier war nicht die Elite der Gesellschaft, hier war das Volk mit seinem laut ausgesprochenen Beifall, seinem tumultuarischen Tadel und Lob. — Galerie, Logen, Parket und Parterre fand ich dicht besezt. Die Stücke, welche ich sah, waren die auf dem obigen Zettel angezeigten. Im Ganzen mißfiel mir nichts, aber ich verstand auch nichts. Die Marqueza de Pompadour, Favorita de Luiz XV. mochte noch so zärtlich, noch so intriguant seyn, Latude, der arme, 35 Jahre eingekerkerte Mann noch so verzweiflungsvoll sich gebehrden, mir war Alles eins. Das Publikum aber lärmte, tobte, nahm Theil an der Handlung. Vielleicht daß die Kerker von Belem und St. Juliao vor seine Erinnerung traten. Aber immer blieb es interessant, ein südliches Publikum zu beobachten, und zwar ein portugiesisches. In Paris, in London, in Rom und Neapel gibt es zwar auch ein lautes, gebieterisches, heftig verlangendes Volk; aber hier ist Brasilien und Afrika mit im Parterre, und wer dies nicht verstehen oder nicht glauben will, gehe selbst nach Salitre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Januar.

(Beschluß.)

Byström. Fogelberg. Wolff. Gibson. Wyatt.

Unter den ausländischen Bildhauern müssen wir neben J. M. Wagner, der neuerdings mehr für das gelehrte Fach thätig gewesen ist, namentlich der Schweden Byström und Fogelberg, Emil Wolffs aus Berlin, und der Engländer Gibson und Wyatt gedenken. Byströms meiste Arbeiten sind nach seinem Vaterlande gewandert, sowohl in die königlichen Schlösser, als in den Besitz von Privatpersonen. Er verweilt jezt in Carrara, wo er mehrere colossale Bildsäulen schwedischer Monarchen beinahe vollendet hat. Am gelungensten dürften seine Gewandfiguren seyn; auch in Monumenten ist er glücklich. In seinem Atelier sieht man u. a. eine Hero mit der Fackel, so wie eine schlafende Juno, an deren Brust der kleine Herkules liegt, eine Figur, die das Verdienst einer schönen Ausführung hat, und durch ihre vollen, üppigen Formen Manchen gefallen mag, welche aber eben nicht sehr von einem Eingehen in den Geist der Antike zeugt. Mehr ist dies bei Fogelberg der Fall, welcher seinen Landsmann vielleicht an kräftigem, schaffenden Geiste nicht erreicht, ihn aber an ernstem Studium und reinem Geschmack gewiß übertrifft. Er hat einen die Leier haltenden Apollo ausgeführt, und eine Venus mit dem Apfel, nach welchem der kleine Amor langt, beinahe vollendet: beide Statuen, voll Grazie, ohne süßlich zu seyn, edel gedacht und glücklich ausgeführt, und von denen wir der leztern den Preis zuerkennen möchten, sind für das Schloß zu Stockholm bestimmt, wo sich von demselben Künstler bereits eine colossale Bildsäule König Carls XIII. und eine andere Odins befindet, ein moderner Versuch einer plastischen Darstellung scandinavischer Gottheiten, der seine großen Schwierigkeiten hat, dem man aber eine gewisse Originalität nicht absprechen kann, wenn man auch gegen das ganze Unternehmen Einwendungen zu machen geneigt seyn sollte. Ein sehr freundliches Figürchen ist ein kleiner, schalkhafter Liebesgott, auf dem Rand einer großen, von einem Delphin getragenen Muschel sitzend, die ihm zugleich als Schirm dient. Der Marmor befindet sich bei Herrn Björkman in Stockholm. — Wolff, welcher gleich den Obengenannten schon seit Jahren in Italien lebt, gefällt sich häufig in Statuen und Gruppen mittlerer Größe, welche genreartig sind, wozu z. B. sein Fischer, ein heimkehrender Jäger, eine Hirtin, Telephus mit der Hindin (das Motiv von einem pompejanischen Gemälde entlehnt) u. a. gehören, die namentlich das Verdienst der Natürlichkeit und des gelungenen Ausdrucks des Charakters besitzen. Daneben hat er auch andere Darstellungen geliefert, welche schon vermöge ihres Gegenstandes höhere Ansprüche machen. Unter diesen bemerken wir eine anmuthige Gruppe der Thetis mit den Waffen Achills, auf dem Rücken eines Delphins die Fluth durchschneidend, wovon das Original sich im Besitz der Gräfin Wielhorski (aus dem Hause Biron-Wartenberg) zu Petersburg befindet, und einen Amor mit den Attributen der Stärke, die Löwenhaut über den Kopf gezogen, die auf den Boden gestüzte Keule in der Rechten, eine schöne Knabengestalt von den ausgebildetsten, kräftigsten Verhältnissen, die sich auf der lezten Berliner Kunstausstellung befand und dort blieb. Gegenwärtig ist Wolff mit dem Modell eines großen Werkes beschäftigt: es stellt eine an der Brust verwundete, auf's Knie hingesunkene Amazone dar, welcher Helm und Waffen entfallen sind, und welche schmerzvoll zu einer andern aufblickt, die ihr zu Hülfe eilt und mitleidig sie zu halten sucht. In allen diesen Werken erkennen wir mit Vergnügen reine Formen, ungezwungene Stellungen und sorgfältige Ausführung. — John Gibson, aus Liverpool gebürtig, verdankt seinen Ruf namentlich der colossalen Statue Huskissons, welche vollkommen das Lob verdient, das ihr in England gezollt worden ist. Die Gegenstände seiner Werke sind sonst meist mythologische. Zu den besten gehören Hylas, von den Nymphen in die Fluth hinabgezogen, und Psyche, von den Winden getragen, für Sir George Beaumont ausgeführt, jezt für Alessr. Torlonia wiederholt. Die beiden schlanken, leicht einherschreitenden, mit Rosen bekränzten Jünglinge haben das zarte Mädchen von dem Felsen, auf welchem sie ausgesezt war, auf ihre Schultern emporgehoben, und halten sie sorgsam, den Blick auf ihre holde Last gerichtet. Psyche, deren Gewand auf Schooß und Hüften herabgefallen ist, blickt, etwas vorwärts geneigt, ängstlich zu Boden, und legt beide Hände auf Nacken und Schulter ihrer Träger. Die Gruppe ist höchst graziös, in der Composition, wie in der Ausführung. Die Schmetterlingsflügel der Zephyrn tadelt man vielleicht nicht ohne Grund; Psyche ist ungeflügelt. Sehr lobenswerth ist auch eine Statue Amors, mit lockigem Haar, für Lord Selsey bestimmt. Das neueste Werk Gibsons (noch unvollendet) ist eine Amazone, welche den Kampf verlassen hat und den linken Schenkel entblößt, um nach einer Wunde zu sehen, die sie eben erhalten hat. Die Arbeiten dieses Künstlers sind, so viel wir wissen, meist in England. Wenn die größere Zahl derselben der Gattung des Anmuthigen und Zierlichen angehört, so hat er sich in der zu Liverpool aufgestellten Statue Huskissons von einer ernstern und großartigern Seite gezeigt. — Ein schönes Talent ist auch Wyatt. Eine seiner gelungensten Statuen ist eine Nymphe, die in's Bad steigen will, und mit höchst naiver Geberde und vortrefflicher Haltung des Körpers den Fuß vorwärts sezt, um die Tiefe des Wassers zu untersuchen. Auch sieht man bei ihm eine andere Nymphe, welche sich zum Baden entkleidet, Diana, welche ihrem Lieblingshunde einen Dorn aus dem Fuße zieht, einen Jäger mit einem Hunde, eine Hebe, Zephyr und Flora, sämmtlich Werke von Verdienst, graziös und mit vieler Liebe ausgeführt, die aber wohl dabei gewinnen würden, wenn im Ausdruck mehr Wechsel und Mannichfaltigkeit vorwaltete. Wyatt schein übrigens durch seine Individualität und Richtung so sehr auf dieses etwas eng begrenzte Feld hingewiesen, auf dem er sich indeß mit Leichtigkeit und Glück bewegt, daß er vielleicht nicht wohl daran thun würde, es zu verlassen, um heroische oder andere ernstere Gegenstände zu wählen, bei denen man schon von vorne herein die Forderung eines strengern Styls machen würde.

Rt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 18:
Der Schlotter (Klapper-) Apfel.

Räthsel.

Es ist ein Mann, und doch kein Mann,
Ein Zwerg, doch ohne Knochenmark;
Sein Kopf ist leicht, schwer ist der Fuß,
Und schief, auf dem er stehen muß;
Und störst du ihm einen Sitz,
Das wäre nur Bajazzowitz.

Das Liegen auch versteht er nicht,
Und mit dem Fuße geht er nicht,
Sonst reget er sich gar geschwind,
Sein Sprung erfreut ein manches Kind,
Doch bleibt er stehn auf seinem Kopf,
So ist er hin, der arme Tropf.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 25.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 30. Januar 1837.

> Du Lieb' und Stolz für's Vaterland,
> Erfandst, was kein Betrug erfand,
> Unsterblichkeit! — Zu Luft verwehn
> Die Helden und in Moder gehn
> Die Thatentväter? Nein!
>
> Herder.

Sonette zur Feier Justus Mösers.

1.

Du großes Deutschland, wie die Nacht mit Sternen,
Dicht übersä't mit goldnen Geisteslichtern,
Gekrönt mit Glanz von Denkern und von Dichtern,
Durchirrt von Diogenen mit Laternen:

Du schaust in alle Tiefen, alle Fernen!
Wir weisen still, mit Seherangesichtern
Stets neue Schätze wie berufnen Richtern
Den Völkern, welche nahn, von uns zu lernen.

Unendlich keimt und blüht der Geistersame;
Kaum noch der seltnen Blume kannst du achten,
Und manche, schön und einzig, muß verschmachten.

Doch wieder auf taucht jeder große Name,
Und endlich weckt den Würd'gen ein Erlöser:
Er strahlt jezt, neu gefeiert, Justus Möser.

2.

Der Schulgelehrsamkeit papierner Veste
Entsprang er früh und folgte den Geschicken
Der deutschen Vorzeit mit verjüngten Blicken,
Warf goldnes Licht auf dunkler Kunden Reste.

„So wurden wir, so werden wir auf's Beste,
„So mindern wir die Bürden, die uns drücken,
„So wird uns Recht, Natur und Wahrheit schmücken,
„So sind wir unsers Bodens weise Gäste.“

Dies lehrt' er uns, der Krösus an Erfahrung,
Der rastlos handelnd ihre Schätze nuzte
Zu seines Heimathlandes Wohl und Wahrung.

Ein Meister in der höchsten Kunst: zu leben,
War er's, der siegreich jedem Unrecht truzte,
Gleich treu dem Fürsten und dem Volk ergeben.

3.

Seht diese Stirn, die ewig wolkenlose,
Umgaukelt von der Laune buntem Flügel!
Seht diesen Mund, erblüht am Musenhügel,
Umscherzt von loser Genien Gekose!

Er lockt, der Schalk, euch mit der Anmuth Rose
Und führt euch lächelnd vor den Sittenspiegel,
Zum Blumenband wird seiner Weisheit Zügel
Und Poesie die leichtbeschwingte Prose.

Ob auch umringt von düstern Actentischen,
Mit allen Grazien tauscht' er holde Rede
Und wußte frohen Lebenswein zu mischen.

Als Harlekin mit Spaß und Scherzen blöde
Aus Leipzig floh, von Gottsched plump beleidigt,
Hat Möser ihn getröstet und vertheidigt.

4.

Verborgen brannte Deiner Liebe Feuer,
Getreues Osnabrück, das nicht vergessen
Des größten seiner edlen Söhne, dessen,
Der Dein vor Allen war, Westphalen, Euer!

Es brachten Tausend ihrer Liebe Steuer,
Sein Standbild weihend, Lorbeern und Cypressen
Dem Manne, der im Götterrath gesessen,
Dem Menschenfreunde, Helfer und Erfreuer.

Dank für den Dank Euch! Ehre für die Ehre!
Denn Preis auch heischt der Genius, der hehre,
Und nicht genügt des Moslem's: „Groß ist Allah!"

Kehrt, all' ihr großen Deutschen, heim aus Eden,
Laßt euer Antlitz laut zum Volke reden,
Sey, Deutschland, bald ein einzig groß Walhalla!

Adolf Peters.

Das Neujahr in Paris.

(Fortsetzung.)

Das Neujahr in Paris führt nun aber regelmäßig nicht bloß eine commerzielle, sondern auch eine vollständige sociale Revolution herbei. So lange diese Revolution dauert, ist einem, als sey gleichsam ein Wohlgeruch von allgemeiner Friedfertigkeit und Leutseligkeit um einen verbreitet. Wenn Kant und Fichte um diese Zeit in Paris gelebt hätten, wären sie überzeugt gewesen, der ewige Friede und das allgemeine Entwaffnungssystem lasse sich auf die Wohnungen der Menschen nieder. Das Pariser Neujahr sargt alle gehässigen Unarten, alle Verläumdungen, bösen Meinungen und widerwärtigen Grobheiten ein. Man sieht nur lächelnde Gesichter, man hört nur Worte christlicher Nächstenliebe und Verträglichkeit. Leute, die Einen sonst das ganze Jahr nicht ansehen, grüßen freundlich; wo man hinkommt, wird man mit der größten Zuvorkommenheit behandelt. In den Häusern, wo man eingeführt ist, springen Einem die Kinder schon von Weitem entgegen und rezitiren Lafontaine's Fabeln; der Bediente nimmt uns den Mantel ab und bürstet ihn sogar aus, die Bonne leuchtet uns beim Weggehen mit schelmischer Miene die Treppe hinunter, was sonst nie geschieht. Die Garçons in den Restaurationen und Kaffeehäusern sind über alle Maßen höflich; erstere wärmen einem die Teller und nehmen ohne Weiteres die Gerichte wieder fort, an denen man etwas auszusetzen hat; Leztere schenken einem die halbe Tasse und das petit verre voller als gewöhnlich und bringen unaufgefordert die Abendjournale herbei u. s. w. Wenn es allen Leuten so geht, wie mir, müssen alle Leute gegenwärtig glücklich und zufrieden seyn, mögen sie nun auf dem Throne, in glänzenden Pallästen oder in niedrigen Hütten leben. Seit vierzehn Tagen ist meine Existenz wie von einem schweren Alp befreit. Mein grober Portier erkundigt sich nach meinem Befinden, wenn ich ihm den Schlüssel bringe; meine Journale, welche ich sonst nur um eilf Uhr, und zwar zerlesen, beschmuzt, kurz jämmerlich zugerichtet erhielt, liegen schon um sieben Uhr, noch ganz frisch und feucht, ganz unberührt und jungfräulich in meinem Vorzimmer; der Briefträger bringt mir die Briefe selbst herauf und hat mir mit einem Glückwunsch zum neuen Jahr einen prächtigen Wandkalender geschenkt; meine Bücher, meine Meubeln werden sorgfältig abgestäubt, mein Zimmerfußboden glänzt, daß man sich darin spiegeln kann; meine Stutzuhr wird aufgezogen, ohne daß ich das Mindeste zu sagen brauche, und wenn ich nach Mitternacht Einlaß begehre, klopfe ich nicht erst, wie sonst, zehn Minuten, sondern beim ersten Schlage wird mir aufgemacht.

Die Lösung dieses Räthsels sind die sogenannten Etrennes; ihnen zu Liebe kehrt sich hier die Welt auf vierzehn Tage um. Schade, daß dieser kurze sociale Frieden nur ein Ergebniß unseliger Spekulation und eine faule Frucht der Civilisation ist. Schon freut man sich, daß mit dem denkwürdigen Jahr 1837 die Hegira des menschlichen Geschlechts begonnen habe; und nach den ersten acht Tagen wird man inne, daß das große Jubel- und Erlösungsjahr doch nicht angebrochen, vielleicht noch, wie Fichte meint, über Billionen Jahre hinausgerückt ist. Von dem 8ten Januar an geht Alles wieder den alten socialen Schlendrian, und man fällt aus seinen vierzehntägigen Glückseligkeiten und Freuden plump in die schnöde Wirklichkeit eines neuen Jahrs hinein, das ganz so anfängt, wie das alte, wenn nicht noch schlimmer. Der Portier behält unsere Briefe wieder drei Stunden lang unten, er erneuert sein Anrecht auf unsere Journale, die Milch wird wieder wässeriger, die sauertöpfischen Mienen nehmen wieder überhand; kurz, die Welt ist wieder in's Gleichgewicht gebracht und man lebt, nach wie vor, zwischen Undank und Verrath, jenen Zwillingsgeschwistern des Egoismus. Alle Schafe haben ihren Pelz abgeworfen und sind wieder Wölfe, die Maske fällt von allen Gesichtern, und man scheut sich, sie genauer zu untersuchen. Bis dahin nämlich hat man allen diesen Leuten zu Neujahr bescheert. Die Kinder unseres Freundes, welche sich schon auf die Chokolatflinten und Kanonen von Debauve und Gallois gespizt hatten, sind mit den unschuldigen Bonbon

und Zuckermandeln von Berthellemot nicht zufrieden; der Portier, welcher zehn Franken bekommen, erwartete vielleicht einen Napoleon; mit einem Wort, man hat es Niemanden recht gemacht.

Glücklich, dreimal glücklich ist der Sterbliche zu preisen, welcher die Kunst zu geben zu allseitiger Zufriedenheit auszuüben versteht! Mich wundert, daß noch kein französischer Dichter, der zugleich Millionär ist, wie es deren bekanntlich in Paris gibt, auf den Einfall gekommen ist, ein Werk zu schreiben über die „Kunst zu geben," als Gegenstück zu der ovidischen „Kunst zu lieben." Ich halte diese leztere Kunst für lange nicht so schwierig, als jene; die eine betreibt man mit Freuden, die andere übt man mit Mißvergnügen, zum Glück nur einmal im Jahr.

Die Sitte der Neujahrsbescheerung ist sehr alt; in Deutschland findet sie nicht, wie hier, am ersten Tage des neuen Jahrs, sondern am heiligen Abend vor Weihnacht Statt. In einem großen Theile von Norddeutschland, wie in Mecklenburg, Pommern und Holstein, werden die Geschenke am Christabend mit dem Ruf „Juulklapp" auf die Hausflur geworfen, weßhalb man auch in jenen Gegenden die Weihnachtsbescheerungen gewöhnlich Juulklappen nennt. Die Familien sind alsdann um einen runden Tisch versammelt, auf dem der Christbaum mit seinen Lichtern brennt, und die mysteriösen, von unbekannter Hand in's Haus geworfenen Pakete werden unter großen Ceremonien geöffnet, wobei es Stoff genug zum Lachen und zu ausgelassener Freude gibt. In Frankreich ist der kindlich-lyrische Christbaum unbekannt, die uralte Sitte der Etrennes wird jedoch streng in Ehren gehalten. Nach Festus kannten schon die Römer diese Feierlichkeit unter dem Namen Strenae, woraus die Franzosen ihr Substantiv étrennes gebildet haben. Wenn ein armer Client seinem reichen Patron das Neujahrsgeschenk überbrachte, mußte er demselben noch eine Silbermünze beifügen, wie es seine Mittel erlaubten. Der Senat, die Ritter und das Volk ermangelten nie, mit dem Anfang des neuen Jahrs dem Kaiser Augustus die Etrennes zu bringen; wenn er abwesend war oder gerade Besuche machte, ließen sie ihre Gaben auf dem Kapitol zurück, was damals, wo man die Thür- und Fenstersteuer noch nicht kannte, eine höfliche Manier war, Contribution zu bezahlen. Das Neujahrsgeschenk, welches man den Nachfolgern des Augustus zu geben pflegte, bestand in einem goldenen Buch, 72 Solidi an Werth; das ist wenigstens die Ansicht des gelehrten Gronovius. Dieser gegenseitige Austausch von Complimenten, Beglückwünschungen und Geschenken geschah an den Kalenden des Januars, womit das neue Jahr anfing. — Die ersten christlichen Bischöfe erhoben ein gewaltiges Geschrei gegen diese Sitte; aber ihre Nachfolger befanden sich so wohl dabei, daß die frommen geistlichen Herren, gleichwie die alten Heiden, die Neujahrsgeschenke in Ehren erhielten. So hat sich dieser Brauch von Hand zu Hand bis auf unsere Tage vererbt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Theater in Lissabon.

(Fortsetzung.)

Agoa! Agoa! Agoa dor! (Zuckerwasser) Agoa gelata! (Eis) ist der Ruf, den in den Zwischenakten wunderschöne Knaben, mit Körben voll der genannten Erfrischungen sich zwischen den Bänken durchdrängend, ertönen lassen; denn man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, der größte Theil des männlichen Geschlechts in Portugal sey schön, auf Kosten des weiblichen. Wie viel kräftige männliche Gestalten, mit den dunkeln, ausdrucksvollen Gesichtern, den schwarzen Locken, den blendend weißen Zähnen zwischen purpurnen Lippen, und wie selten ein Weib, das alle diese Vorzüge in sich vereinigt! Eine zwar habe ich gekannt, die schöne Mariquinha, aber sie gehört nicht hieher.

Von einem Akt portugiesischer Gerechtigkeit war ich in Salitre Zeuge. Auf einer Bank vor mir hatte ein junger Mensch von fünfzehn bis siebzehn Jahren Platz genommen, der während der Vorstellung auf das Muthwilligste laut und störend wurde. Neben ihm saß ein Schwarzer von ungefähr gleichem Alter, der sich vollkommen still und ruhig verhielt. Plötzlich erhielt dieser Unschuldige von einem Nationalgardisten an meiner Seite über mehrere Bänke hinüber einen derben Schlag auf den Kopf mit der Säbelscheide. Verwundert, mit einer Miene des Schmerzes, sah sich der Schwarze um; auch sein Nachbar, der Ruhestörer, blickte nach der Ursache des Donnerschlags, der neben ihm niedergefallen war, und der Soldat erhob lächelnd die Hand. Hierauf ward der junge Mensch ganz still, der Neger sagte auch nichts, ich aber wandte mich bescheiden zum Gardisten und bemerkte ihm, der Schwarze sey unschuldig gewesen. „Si, Senhor," war seine lachende Antwort, „ma esta Nero è o outro esta Fidalho." (Ja doch, mein Herr; aber er ist ein Neger und der Andere ist ein Adeliger.)

Wenn ich nun zum Circus von Salitre übergehe, so beschreibe ich damit zugleich den von Campo Santa Anna und auch den kleinern in der Rua Formosa bei Alcantara. Alle drei dienten noch vor wenigen Jahren unter der Regierung Dom Miguels zu Stiergefechten, und man darf nur in den ungeheuern Raum des Circo von Salitre eintreten, um sogleich zu erkennen, mit welcher Vorliebe Volk, Adel und Hof diesen Schauspielen vor allen andern beizuwohnen pflegten. Hier ist portugiesische oder spanische Gemüthlichkeit, die Nationalpracht der pyrenäischen Halbinsel. Fünf Logenreihen über

einander, in der Mitte die königliche Tribüne, mit den reichsten Sammtdraperien geschmückt, nehmen den einen Halbkreis des Circus ein; ihnen gegenüber läuft der Sole oder die amphitheatralischen Sitze, ohne Absonderung und Baldachin, für das Volk. Wahre Kühnheit gehört dazu, auf kleinen Treppen hier bis auf die obersten Bankreihen zu gelangen. Der sehr große Raum, der unterhalb dieser Bänke, wie auch unterhalb der Logen sich befinden muß, ist theilweise zu Ankleidezimmern für die Taureiro's (jezt Schauspieler und Kunstreiter), zu Ställen für die Rosse, Bären, Löwen, großen Hunde und andern Thiere, die etwa zur Aktion gebraucht werden, und endlich zu Erfrischungssälen für die Zuschauer benuzt. Die Mauer, welche den ganzen Circus einschließt und die außerordentlich hoch ist, prangt auf ihrem obersten Rand, von zehn zu zehn Schritten, mit colossalen Waffentrophäen, Fahnen und Standarten, was in der That stattlich und prachtvoll aussieht. Die Decke dieses wunderlichen Kreises ist blau, immer tiefblau, obgleich sehr hoch gespannt: es ist der schöne, geliebte, unvergeßliche Himmel von Lusitanien, der immer mit gleicher Milde herabschaut, ob er kämpfende Stiere, Blut und Sterbende, oder gepuzte Seiltänzerinnen, ob er Mönche, oder Coburgische Kammerjunker in diesen Räumen erblickt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

Der vergrabene Schatz. Gemälde aus Düsseldorf.

Vor Kurzem gewährte die glänzende Hoffnung eines nach vieljährigem Aufenthalte im Auslande Zurückgekehrten manchen Stoff zur Unterhaltung. In einem spanischen Lazareth mit einem todtkranken Franzosen bekannt geworden, hatte er vom Sterbenden erfahren, wie dieser während des Kriegsjahrs 1813 nahe bei Dresden ein ansehnliches Capital in Goldstücken vergraben habe, welches ohne allen Zweifel noch unberührt dort liegen werde. Da der sterbende Franzose dem Sachsen diesen Schaz abgetreten, auch den Ort desselben sehr genau und umständlich bezeichnet hatte, so zeigte er solches der hiesigen Behörde an, mit der Bitte, Nachgrabungen anstellen zu dürfen. Dieses wurde ihm zugestanden, jedoch so, daß dieselben unter dem Auge der Obrigkeit geschähen. Wirklich fand sich ungefähr eine Stunde von der Stadt, in der Nähe einer von Wald umgebenen Försterwohnung ein Plaz, ganz der Beschreibung des Sterbenden ähnlich. Besonders entdeckte man auch an einem der Bäume das Merkzeichen, dessen er dabei gedacht hatte. Die zuweilen etwas gutherzige, jederzeit aber ungemein geschwäzige Fama war wiederholt bemüht gewesen, enorme Summen auszusprechen, welche wirklich aufgefunden seyn sollten. Allein nach sichern Nachrichten haben, troz jenes hoffnungsreichen Anscheins, wiederholte Nachgrabungen bis jezt nicht den mindesten Erfolg gehabt. — Allgemeine Anerkennung findet das verdienstliche Streben des Ausschusses des hiesigen Kunstvereins, seine Wirksamkeit besonders auch durch Herbeiziehung und Aufstellung von Gemälden ausländischer Meister gemeinnüzig zu machen. Seiner Uebereinkunft mit mehreren der bedeutendsten ausländischen Kunstvereine hinsichtlich eines wechselseitigen Austausches neuer Kunstprodukte zur Exposition, verdankt das hiesige Publikum so eben den großen Vortheil, in dem jezt zu den Prospekten des Canaletto und mehreren andern Tableaux benuzten Raume einen wahrhaften Schaz ausgezeichneter Kunstwerke der Düsseldorfer Kunstakademie schauen zu können. Schon die zuerst angelangten vier Bilder: die Hussitenpredigt von Lessing, Jeremias auf den Ruinen Jerusalems von Bendemann, Christus Leichnam in Mariens Schooße von Schadow, und der zu Canossa vor dem Pabste sich demüthigende Kaiser Heinrich IV. von Begas, stellten unserer Zeit ein köstliches Zeugniß darüber aus, daß in ihr, troz der mannichfachen Irrungen und Zerwürfnisse, die heitere Region der Kunst nicht nur ungetrübt geblieben, sondern sogar Früchte gedeihen, wie sie immer seltener geworden waren. Lessing löst mit seiner Hussitenpredigt das verrostete Schloß vom Sarge einer längst untergegangenen Periode mit einem Zauberschlage. In völliger Jugendfrische und Farbenfülle steigt sie aus dem dumpfen Moder herauf vor das Auge des klaren, freien Himmels. Auf erhöhtem Plaze unter einem Baume steht der eifernde Prediger, die Herzen der um ihn Versammelten jedes Standes und Alters mit seiner so wilden, als frommen Rede ergreifend. Weit entfernt von idealer Körperschönheit, tragen seine wohlgewählten Gesichtszüge die ganze, gewaltthätige Leidenschaft der schrecklichen Zeit eines Religionskrieges. Die Flamme des Heils, welche ihm aus Auge, Mund und Geberden lodert, hängt genau zusammen mit dem Feuer, in dem man so eben ein benachbartes Kloster aufgehen sieht. Als sey der von ihm hoch empor gehaltene goldene Kelch ein heiliges Unterpfand der ewigen Seligkeit, so krampfhaft umschlingt seine Rechte das dem Laien entzogene Gefäß. Aus jedem Zuge, jedem Muskel seines leidenschaftvollen Körpers zuckt ihm der Wahlspruch: Sterben mit diesem Kelche, ja, aber nie mehr ohne ihn leben! Und höchst verschieden, wie die ihn Umgebenden an Gestalt, Stand, Alter und Gewohnheiten sind, eben so verschieden spiegelt sich der Spruch auf dem Antliz und in der Geberde jeder der dargestellten Personen. Tage lang könnte man vor dem sinnvollen Kunsterzeugnisse stehen, und doch würde man sich bei einer künftigen Wiederkehr immer von neuen Schönheiten überrascht fühlen. — Von gleicher geistiger Gewalt ist der Eindruck vor dem bereits viel besprochenen Gemälde des Jeremias auf den rauchenden Ruinen. Die edle Gestalt des, eine Papyrusrolle in der Rechten, die Mitte des Gemäldes sizend einnehmenden greisen Sehers scheint der innern Qual beim Schauen der von ihm vorausverkündeten Zerstörung erliegen zu wollen. Und welch ein unauflöslicher Verein von Natur und Kunst in den das über der schönen Stadt ausgesprochene Weh versinnlichenden Menschengruppen! Der glänzendste Triumph einer für untergegangen geachteten Kunsthöhe stellt sich besonders in der Mutter zur Rechten des Propheten heraus. Die unendliche Schönheit dieses Gesichts mit dem Ausdrucke des bereits in Wahnsinn übergehenden Seelenleidens ist erschütternd. Man zittert, daß sie über dem Tode des Kindes, welches bereits zu ihren Füßen liegt, alles Bewußtseyn verlieren, und damit auch der noch übrige einzige Schaz, der Säugling, ihr aus den bebenden Armen fallen könne, dem vielleicht ihr entsezlicher Zustand die Nahrung verweigert.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 11. Montag, 30. Januar **1837.**

Geschichte.

2) Das Leben Johann Calvins, des großen Reformators. Mit Benutzung der handschriftlichen Urkunden, von Paul Henry, Prediger an der Französisch-Friedrichsstädter Kirche zu Berlin. Erster Band, mit einem Bildnisse und einem Facsimile der Handschrift Calvins. Hamburg, Perthes, 1835. 8. S. 502 und 92.

Nicht mit Unrecht beklagt sich der Verfasser über die Gleichgültigkeit, die man mehrentheils gegen Calvin hat blicken lassen, während man andern Reformatoren eine weit theilnehmendere Aufmerksamkeit geschenkt hat. Es ist bisher nicht einmal eine genügende Biographie von ihm vorhanden gewesen. „Die des Genfer Senebier, von Ziegenbein ins Deutsche übertragen, so wie das Leben Calvins von Fischer, enthalten nicht mehr, sondern noch weniger als Beza's erste Schrift über ihn, die nur den Faden der Begebenheiten angibt. Bretschneiders ist ein trefflicher gediegener kurzer Aufsatz im Reformations-Almanach „über die Bildung und den Geist Calvins" setzt die Bekanntschaft mit seiner Geschichte voraus. Die meisten früheren Werke über ihn sind eigentliche Schmäh- oder Lobschriften, mit Angriffen und Widerlegungen. Freilich mochte auch bis jetzt Calvin noch nicht historisch geworden seyn, und mußte in der frühern Zeit der Polemik immer einseitig betrachtet werden. Der Verfasser hält unsere Zeit für reif, unparteiisch über die großen Reformatoren zu urtheilen und glaubt, daß Selbsterkenntniß der Kirche um so mehr zieme, je größere Aufgaben ihr auch wieder in unserer Zeit gestellt sind. Er sagt nämlich: „Nicht unbedeutend war die Epoche, aus der wir uns so eben herausgewunden, jener Abfall von dem Evangelium — und das Meer der jetzigen Zeit ist noch von dem Sturm bewegt, der damals so Vieles in den Abgrund gerissen hat. Ein großer Gedanke ist ausgesprochen: die Bekehrung der heidnischen Völker, ein erhabener Plan, an dessen Ausführung sich wahrscheinlich die neue Entwickelung der Bildung der Menschheit anknüpfen wird. Nicht unbedeutend sind die Zeichen der Zeit: die Civilisirung des noch der Naturkraft dahingegebenen Amerika; das Eindringen in Afrikas unbekannte Ländereien; der Verfall des muselmännischen Reichs. In Europa will sich auf allen Gebieten des Lebens eine neue Kraft entfalten, mehr als irgendwo aber in der Kirche; und dagegen lehnt sich mit großer Macht ein verstecktes Antichristenthum und die Lust zur Zügellosigkeit auf." Dies ist eine frische, lebendige Ansicht vom heutigen Christenthum.

Der Verfasser gibt nun die ausführliche Biographie Calvins (im ersten Theil bis zum Jahr 1541) und erörtert dessen Lehre und ihre Abweichungen von der Luther'schen. Literargeschichtliches und Briefe in den Beilagen dienen zur Vervollständigung dieser in jeder Weise ausgezeichneten Lebensgeschichte, die eine fühlbare Lücke in den Darstellungen des 16ten Jahrhunderts endlich ausfüllt. Da die Biographie selbst wenig Schicksalswechsel darbietet, der Charakter Calvins auf seiner eigentlichen Höhe aber erst in dem folgenden Theile hervortreten wird und der theologische Streit, in seinen Hauptrichtungen (Rechtfertigung und Abendmahlslehre) bekannt genug ist, sein Detail aber außerhalb der Grenzen dieser Blätter gehören dürfte, so wollen wir ins Nähere diesmal nicht eingehen.

3) Hieronymus Savonarola und seine Zeit. Aus den Quellen dargestellt von A. G. Rudelbach. Hamburg, Perthes, 1835.

Schade, daß nicht eine Kopie des trefflichen Portraits, das in Florenz von Savonarola noch erhalten ist, dieser ausgezeichneten Biographie als Titelkupfer mitgegeben wurde. Savonarola war ein Vorläufer Luthers in Italien, einer der interessantesten Charaktere der Geschichte, und dem Herausgeber gebührt für sein äußerst fleißiges Werk der öffentliche Dank. Was kann die Literatur Rühmlicheres leisten, als das Andenken edler Männer aufzubewahren, und aufzufrischen, wenn es halb erloschen ist.

Tief griff Savonarola in die politische Geschichte seines Vaterlandes Florenz ein in der merkwürdigen Zeit, da das Haus Medicis unter großen Erschütterungen seine Macht gründete und eine kurze Zeit lang Karl VIII. von Frankreich sich des Protektorats in Italien bemeisterte. Doch weit bedeutender erscheint er als Reformator, als Erneuerer dessen, was vor Jahrhunderten schon Arnold von Brescia, unlängst erst Johann Huß gewollt, und was erst nach ihm unser Luther durchsetzte. Savonarola scheint gefühlt zu haben, daß Italien nicht so leicht zu reformiren seyn würde, und es kam ihm nur darauf an, die Wahrheit zu sagen, ihre Körner auszustreuen für eine späte Ernte. Er selbst hoffte es nimmer zu erleben. Mit der edelsten Uneigennützigkeit widmete er sich selbstbewußt dem Tode:

„Der Pabst ließ einen Bischof des Dominikaner-Ordens vor sich kommen und sagte zu ihm: „Ich will, daß du den Savonarola widerlegen sollst.“ Der Bischof erwiderte: „Heiliger Vater, ich werde es thun; allein man muß Waffen haben, ihm zu begegnen, um ihn zu überwinden.“ „Welche Waffen?“ fragte der Pabst. Der Bischof: „Savonarola sagt, man dürfe nicht Concubinen halten, nicht Simonie begehen u. s. w., und darin hat er wohl Recht.“ „Nun was ist denn,“ fragte der Pabst, „in solchem Falle zu thun?“ „Man soll,“ erwiderte der Bischof, „den Mann sich zum Freunde machen, und ihn mit einem rothen Hut ehren, damit er von seinen Prophezeihungen abstehe, und was er bis auf diesen Tag prophezeiht hat, widerrufe.“ Dieser Vorschlag gefiel Alexandern baß, und nachdem er mit dem Protector des Dominikanerordens, Olivieri Caraffa, weiter Rath darüber gepflogen hatte, schickte er unverweilt den Maestro del sagro Palazzo, Ludovico di Ferrara nach Florenz, mit der Weisung, er solle zuerst mit Savonarola disputiren, und, wenn er ihn nicht überwinden könne, ihm von Seiten des Pabstes den Cardinalshut antragen, sofern er von seinen Prophezeihungen abstehen wolle. Es geschah. Ludovico kam heimlich nach Florenz, und disputirte mit Savonarola drei Tage. Da der Sieg sich nicht auf die Seite des Maestros neigte, rückte er endlich mit seinem Antrage hervor. Savonarola antwortete: Davor wolle mich Gott behüten, daß ich dem Auftrage meines Herrn untreu werden sollte! Doch, kommt Morgen in die Predigt, und ich will euch auf Alles ausführlich antworten!“ Auf der Kanzel bestätigte er Alles, was er vorher gesagt, und fügte hinzu: „Ich begehre keinen andern rothen Hut, als den des Märtyrerthums, welcher mit meinem eignen Blute rothgefärbt werden wird.“

Entsetzlich ist die Schilderung seiner Verfolgung, der Martern, die man ihn ausstehen ließ, der Hinrichtung.

In seiner Lehre war nichts Auffallendes, es war die aller ersten Reformatoren. „Er war ein tüchtiger Schüler des Thomas Aquinas, und Ehrfurcht vor diesem Namen sowohl, als die vorherrschende praktische Tendenz bei ihm bewirkten, daß er die recipirte Kirchenlehre, oder vielmehr die herkömmlichen dogmatischen Bestimmungen, stehen ließ. Die Zeit der Morgendämmerung war nicht die Zeit des Sichtens, und wer froh seyn mußte, nur ein Hauptresultat als Universalausdruck der Reformation zu sichern, der konnte auf die Bestimmungen des Einzelnen nicht bedacht seyn. Eben deßhalb aber wird man wohl erwarten, daß der Grundausdruck der Reformation und die Wurzellehre derselben auch bei ihm hervortreten, wenn auch manches Andere vernachlässigt seyn sollte. Und man täuscht sich nicht: die Lehre von der freien Gnade Gottes, die Rechtfertigung durch den Glauben, der Glaube als Princip alles Guten und Gott Wohlgefälligen, die volle Genugsamkeit des Verdienstes Jesu Christi, dies sind die Kernpunkte seiner dogmatischen Betrachtung.“

4) **Johann Wessel, ein Vorgänger Luthers. Zur Charakteristik der christlichen Kirche und Theologie in ihrem Uebergange aus dem Mittelalter in die Reformationszeit, von Prof. Ullmann in Halle. Hamburg, Perthes, 1834.**

Eine eben so ausgezeichnete Biographie, die um so mehr Interesse gewährt, als ihr Gegenstand bisher weniger bekannt war. Der durch seine theologischen Studien längst aufs rühmlichste ausgezeichnete Verfasser hat Anlaß genommen, das ganze Zeitalter, das zwischen dem Hussitenkriege und Luthers Reformation lag, zu beleuchten, jene Periode der Restauration, nachdem es der schlauen Diplomatie des Aeneas Sylvius und Caspar Schlick gelungen war, das Basler Concil, wie früher das Constanzer, zu vereiteln und die Christenheit wieder in den Zustand, wie er vor Huß gewesen, zurückzumanövriren. Wessel gehörte zu denen, die da nicht glaubten, daß der Zustand, der durch den damaligen Wiener Congreß begründet wurde, von ewiger Dauer seyn könne. Wir meinen einen wirklichen Wiener Congreß von 1448, aus dem die Wiener Compactaten hervorgingen, durch welche die nach Reform schreienden Stimmen beschwichtigt wurden. Wessel erkannte die Reform für unvermeidlich und glaubte, daß sie eintreten werde und müsse. Er ließ sich daher auch durch die Reactionen nicht irre machen, und wirkte, obwohl mit Mäßigung und nur im Gebiete der Gelehrsamkeit, im Sinne der Reform, so daß man ihn mit Recht einen Vorläufer der Reformation genannt hat. Sein Leben und Wirken dient um so mehr, das Wesen der leztern zu erklären, als Wessel eigentlich den Uebergang von der Mystik zur Reformations-Theologie bezeichnet. Namentlich wird das Mystische in Luthers kräftigem Glauben viel deutlicher, wenn man vor ihm die so bedeutsame mystische Schule der Brüder vom gemeinsamen Leben kennen lernt. Solche Studien dienen vortrefflich, zu beweisen, daß die Reformation nicht, wie so oft behauptet wird, ein Desorganisations-, sondern ein Reorganisationsprozeß war, daß ihre Helden, wie wir oben erst von Luther sagten, Helden des Glaubens und nicht des Zweifels waren, und daß Luther mit seinem starken Glauben und Calvin mit seiner überschwenglichen Gnade auch nicht entfernt daran dachten, daß man einst die Unverschämtheit haben würde, sie mit einem Voltaire zu vergleichen und unter die Geister zu setzen, die da verneinen.

5) **Geschichte des Tridentinischen Conciliums von Cardinal Sforza Pallavicini. Aus dem Italienischen übersezt von Th. Fr. Klitsche. Acht Bände. Augsburg, Kollmann. Wien, Gerold, 1835—36. 8.**

Bekanntlich haben Paolo Sarpi und Sforza Pallavicini gewetteifert, das Tridentiner Concil, jeder in seinem Sinn, zu schildern. Sarpis nichts weniger als ultramontanistisches Werk ist eben deßhalb durch die protestantische Partei gehoben, daher auch bald übersezt worden. Pallavicinis streng römisches Werk hat unter der protestantischen, als der geraume Zeit vorzugsweise lesenden Welt keinen Anklang gefunden und ist nur im Original von den Historikern benuzt worden. Da nun aber die katholische Welt ihre Lektüre immer mehr erweitert und in unsern Tagen nichts Erhebliches in der Literatur, zumal in der historischen, unbeachtet bleibt, so hat man endlich auch zum ersten Male den Pallavicini übersezt. Die aus Rom datirte Vorrede ist allzu polemisch für ein Geschichtswerk. Rühren wir den alten Haß nicht wieder auf, aber studiren wir die Geschichte nach dem Grundsatz audiatur et altera pars, vergleichen wir die Berichte entgegengesezter Parteien mit Ruhe.

Wenn wir nicht irren, wird heutzutage jeder Protestant die allerdings krassen Verdammungsurtheile, mit denen Pallavicini das Lutherthum verfolgt, ohne heftige Gemüthsbewegung lesen und daraus mit allem Bedacht die Leidenschaft früherer Jahrhunderte ermessen, ohne sich selbst wieder daran zu entzünden. Die neuere Kirchengeschichtsforschung von protestantischer Seite verdient das Zeugniß der Billigkeit wie der Gründlichkeit.

Lyrische Dichtkunst.

16) **Venetianische Nächte, von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Leipzig, Brockhaus, 1836.**

17) **Neue Gedichte. Von Derselben. Daselbst, 1836.**

Früher schon rühmten wir die ungezwungene Natürlichkeit und Wärme, durch welche sich die Verfasserin vor gar vielen ihrer poetischen Schwestern auszeichnet. Eine prude Sapho ist das schrecklichste in der Natur; sie muß zärtlich, sie muß ein wenig schwärmerisch seyn. Auch in den vorliegenden Dichtungen verläugnet sie die Art und Weise ihrer frühern Dichtungen nicht. Sie sind zum Theil im Verse noch gefeilter, und die von epischem Charakter nehmen eine objective Ruhe und Klarheit ein, mit welcher die flüchtigen, sanguinischen Gefühle der mehr spielenden Lieder artig contrastiren. Zum Beweise, daß die Dichterin einen schönen Vers zu

bauen versteht, stehe hier der Anfang der poetischen Bearbeitung des Marino Falieri:

Auf oriental'schen Purpurkissen,
Im reichgeschmückten Prachtgewand,
Umringt von allen den Genüssen,
Die blind verhängt des Reichthums Hand,
Und schön, als ob, um sie zu schmücken,
Der Demant und die Perle schal,
Erwartet, Sorge in den Blicken,
Die Dogaressa den Gemahl.

Er kommt noch nicht. Sie wieget leise
Das Haupt von Locken schwarz umringt,
Und summet eine schlichte Weise,
Wie man sie an der Wiege singt.
Doch nicht entschlummern die Gedanken, —
Was sie vielleicht gewünscht, geglaubt; —
Sie wachen, wachen, und umranken
Als Dornenkranz das schöne Haupt.

Die venetianischen Nächte sind sämmtlich poetische Erzählungen, denen größtentheils bekannte historische Stoffe zu Grunde liegen. Allen gibt die Meerstadt den romantischen Hintergrund:

O Du, Venedig, Wunderblüthe,
Entsprossen aus dem Freiheitsdrang,
Der starke Seelen so durchglühte,
Daß er das Element bezwang, —
Dich trägt, wie eine Wasserblume,
An ihrer Brust die Meeresfee,
Schmückt Dich zu ihrem eignen Ruhme
Mit allen Schätzen ihrer See.

Auf Falieris Geschichte folgt die des Tiepolo, den die Tochter des Dogen liebt, aber unwissend, da er ihres Vaters Pallast stürmen will, durch eine herabgeworfene Marmorvase erschlägt, eine so rührende, als wahre venetianische Geschichte. Die dritte und lezte Erzählung handelt von der Liebe der schönen Venedetta, die schon Braut eines Andern war, zu einem Deutschen. —

Unter den Neuen Gedichten finden sich wieder viele sehr anmuthige und herzliche. Auch sie knüpfen sich an Reiseerinnerungen. Bei dem Denkmal des Andreas Hofer äußert sich die Dichterin mit liebenswürdiger Naivetät:

Doch wäre ich die Wittwe
Des Wirths im Passeyr-Thal,
Ich hätt' gesagt zum Kaiser
Und ein für alle Mal:

Ich danke für den Adel
Und für des Wappens Kranz,
Ich trage Hofer's Krone,
Die strahlt im reinsten Glanz;

Die brachten ihm die Engel
Vom allerächtsten Gold,
Als dort auf Mantua's Wällen
Sein Blut ist hingerollt.

Außerordentlich lieblich ist das Gedicht auf die Rosane, einen wilden Bergfluß in Tyrol:

„Hast Du einmal mich verloren,
„Bringt mich keine Macht zurück —"
Spricht Rosane, und verschwindet
Vor des Berggeists bangem Blick.

Treu ist er ihr nicht gewesen,
Schaut 'ne Andre liebend an,
Und Rosane stürzt verzweifelnd
Auf die wilde Felsenbahn.

Er gebietet allen Quellen,
Allen Bächen ihren Lauf:
„„Stürzet Euch zu ihr hernieder,
„„Haltet die Rosane auf. —""

Und sie rieseln, fließen, stürzen,
Wie der Bergesfürst gebot;
Doch Rosanens mächt'ger Wille
Lockt sie in den frühen Tod.

„Wähnt nicht, Thoren, mich zu halten,
„Nimmer kehr' ich heimathwärts!
„Glücklichen mögt ihr gebieten,
„Frei geht durch die Welt der Schmerz."

Diese originellen Dichtungen, aus unmittelbaren Empfindungen bei Betrachtung der Natur hervorgegangen, sind schöner als die mehr künstlichen Ausarbeitungen schon bekannter Stoffe, z. B. des Fischers, den die Nixe hinabzieht, und des Wartburgkrieges, der doch schon allzubekannt ist und daher weniger anregen dürfte, obgleich ihn die Verfasserin mit vieler Liebe wieder erzählt und besonders in den Empfindungen der streitenden Personen schöne Contraste angebracht hat. In dem lezten Gedicht ist dagegen der Charakter des herben Burgunders Karl zu sentimental versüßt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 26.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 31. Januar 1837.

Quatuor aut plures aulaea premuntur in horas,
Dum fugiunt equitum turmae, peditumque catervae;
Esseda festinant, pilenta, petorrita. —

Horat:

Die Theater in Lissabon.

(Beschluß.)

Ich muß frei bekennen, daß die Darstellungen auf dem Circos, ganz nach Art und Weise der Franconischen zu Paris, für mich mehr Reiz hatten als San Carlos und das Théâtre français. Ein San Carlos durfte ich in jeder großen Stadt wieder zu finden hoffen; diese Circos sind so nur in Lissabon oder in Madrid. Wie gesagt, hier ist Spanien und Philipps Zeit, und nimmer werde ich glauben, daß die geputzten Leute, die sich da unten herumtummeln, und deren Federn und goldene und silberne Schärpen flattern, französische Kunstreiter sind. Es sind Taureadores oder portugiesische Toareiros; ich höre das Schnauben der Stiere, ihr Brüllen, ihr Todesröcheln, und dieses wilde Geschrei des Volkes auf dem Sole, dieses lärmende Händeklatschen in den Logen, es begleitet den Sturz eines Matadors, nicht die Bewegungen des berühmten Monsieur Avrillon, der eben den immortal Dom Pedro zu Pferde darstellt.

Was die Vorstellungen selbst betrifft, so waren sie höchst mannichfach und in der Regel immer ergötzlich. Jeder Geschmack, vom rohesten bis zum feinsten, fand hier Befriedigung. Gewöhnlich begann das Schauspiel um drei Uhr Nachmittags und dauerte bis zur Dunkelheit. Tanz auf dem Seil, Productionen zu Pferde und Thierkämpfe wechselten mit jener hübschen Art von militärischen Schauspielen und Scenen, die französische Erfindung sind, und in der That alle Sinne bestechen. Da sah man Evolutionen, Cavallerieattaken, Erstürmungen; Kanonen, ganze Batterien donnerten, vermischt mit dem Knattern der Kartätschen, und dann wieder Lagerscenen und andere Auftritte aus dem Soldatenleben. Der kaum beendigte Kampf gegen den Usurpator war in Salitre die unerschöpfliche Quelle solcher Darstellungen, und bei jeder erschien ein schöner, großer Mann mit starkem Bart, der die erstaunlichsten Heldenthaten verrichtete, und endlich nach vielem wilden Umherjagen, Reiten, Commandiren, Säbelschwingen nach Verdienst triumphirte. Dieser Triumph ward in der Regel durch ein Feuerwerk verherrlicht.

Ein anderes Stück, welches ich auf dem Campo Santa Anna sah, hieß: A Tomada do Argel. Gewiß wird man nur schwer darauf kommen, daß Argel Algier heißt — also der Sturm von Algier. Hier sah man den Dey mitten unter seinen Odalisken auf einer prächtigen Bühne, dann erblickte man das französische Lager und darüber — ein kleiner Irrthum in der Zeit — die dreifarbige Fahne; es traten auf Marschall Bourmont und ein mächtiger Generalstab in Schärpen von Tricolor; nun erschien Artillerie und die hohe Kasauba, eine wahrhaft schöne Dekoration, wurde beschossen. Zur Belustigung der

Zuschauer sah man Türken und Franzosen in grimmem Kampfe, verschiedene Gefangene wurden geköpft, gespießt, von den Thürmen herabgeschleudert. Endlich zog die Armee siegreich in Argel ein, wozu die Parisienne und Marseillaise gespielt ward. Diese kleinen, naiven Zeitverrechnungen um wenige Monate fand ich höchst belustigend, gewissermaßen für mich die einzige Würze der Tomada do Argel.

Was nun die Thiere betrifft, die in den Circos zuweilen als Hauptpersonen auftreten, so muß ich vorzüglich einiger Pferde gedenken, die außer den gewöhnlichen Kunststücken, zu welchen diese Thiere in dergleichen Akademien abgerichtet zu werden pflegen, doch auch deren von höherer Bedeutung zeigten. In der That, Spiel kann man es nennen, was ich ein Pferd executiren sah, das die Titelrolle in der Pantomime: das Pferd des Trompeters, gab. Denn der Ausdruck von Furcht, von Trauer in diesem schönen Thier, als sein Herr, der Trompeter, verwundet aus seinem Sattel sinkt und zu seinen Füßen stirbt, war mehr zu nennen als bloßes Abrichten. Welches Entsetzen in den Augen des guten Thieres, als es sich endlich vom Tode des Reiters überzeugt, welches Schnauben der Nüstern, welches Umblicken nach Hülfe! Dieses Pferd sowohl, als ein anderes Thier, das bei anderer Gelegenheit hier figurirte, malte Gefühle. Es war dies der Hund des Regiments (O Cam do Regimento), der in einem langen Stück in hundert Situationen eine wahrhaft schwierige Rolle durchzuführen hatte. Zuletzt steht er auf der Leiche seines Freundes und Herrn, den seine Kameraden zu Grabe tragen; hinter ihm geht traurig seine Geliebte, eine Marketenterin. Wie der Hund diese anblickt, wie er ihre Wangen leckt, als wolle er Trost geben und empfangen, die Wehmuth, der Seelenschmerz im Auge dieses verdammten Hundeacteurs — man hätte weinen können darüber.

Ich schließe mit der Bemerkung, daß nur an Sonntagen in den sämmtlichen hier erwähnten Schauplätzen zugleich Vorstellungen gegeben werden. San Carlos ist die Woche über vier oder fünf Mal, das Théâtre français eben so oft geöffnet, Salitre dreimal, und die drei Circos wechseln an den Wochentagen mit einander. Sonntags dagegen haben die Straßenecken kaum Raum für alle Zettel und erklärenden Gemälde. Da stehen denn in ihren schmucken Sonntagskleidern die braunen Söhne des Meers, die vielleicht gestern erst aus einer entfernten Weltgegend kamen und kein Wort portugiesisch verstehen, und ergötzen sich an den vielversprechenden Bildern, indem sie heimlich den Entschluß fassen, diese Herrlichkeit Abends näher zu betrachten. Ich sehe immer gern diese Matrosengesichter mit ihren Seegedanken. Auf dem Schiff — ich muß es der Wahrheit gemäß bekennen — haben sie wenig Poetisches, sondern sind geplagte, unreinliche Sklaven, aber auf dem Land, das sie mit einer gewissen Geringschätzung betreten, und wo sie oft so stürmisch glücklich sind, erscheinen sie interessant, liebenswürdig, poetisch.

Sehenswürdigkeiten und Schaustellungen, wie sie die Jahrmärkte und Messen unserer geehrten deutschen Städte zu verherrlichen pflegen, kommen in dem hohen, ernsten Lissabon niemals zum Vorschein. Es liegt zu weit von den beglückenden Besitzern der Wachskabinette, Zwerge und großen Guckkasten, die jetzt Panoramen genannt werden, um diese Herrn hinzulocken. Denn der Weg führt entweder durch das gebirgige und gefährliche Spanien, oder über die Wogen des atlantischen Meeres, das auch wenig Spaß versteht. — Zum Ersatz für jene nördlichen Herrlichkeiten hat Lissabon seinen Himmel, sein Cintra, seinen Tajo, seine Rua's und Terraças, seine öffentlichen Erzähler, seine lauschenden, hingelagerten Lazzaronis, und Alles, was es zu dem macht, was es wirklich ist.

Das Neujahr in Paris.

(Fortsetzung.)

Heutzutage sind die Etrennes in Frankreich eine wahre Plage und Frohne geworden, die sich Jeder vom Halse zu schaffen sucht, so gut er kann, nicht so wie er will. Ich für mein Theil möchte es wenigstens machen können, wie der Abbé Dubois, welcher sich am wohlfeilsten aus dieser Affaire zog. Jener Apothekerssohn aus Brives-la-Gaillarde hatte einen Intendanten, dessen Spitzbübereien und Veruntreuungen ihm haarklein bekannt waren. Als daher dieser geschmeidige Intendant seinem Herrn, dem vertrauten Günstling Ludwigs XV., zum neuen Jahr gratulirte, gab der gescheite Abbé anstatt der Etrennes die einfache Antwort: „Ich schenke Euch Alles, was Ihr mir gestohlen habt." — Dieser ökonomische Ausweg ist den reichen Herrn sehr anzurathen; wir armen Bürgersleute aber können dies Auskunftsmittel nicht in Anwendung bringen, und wir müssen Neujahrsgeschenke geben und zahlen ohne Gnade, wofern wir es nicht, was ich nicht rathen möchte, jenem Unbekannten in Rennes nachthun wollen, auf dessen Grabstein man folgende Inschrift liest:

> Ci-gît dessous ce marbre blanc
> Le plus avare homme de Rennes,
> Qui mourut tout exprès le premier jour de l'an,
> De peur de donner des étrennes.

Die egoistischen Betrachtungen über unser eigenes illusorisches Glück und die historischen Nachweisungen über den Ursprung der Etrennes haben nun aber das eigentliche Ziel, welches wir uns ursprünglich vorgesteckt, unsern Augen entrückt; es lag nämlich in unserer Absicht, mit dem Leser einige der glänzendsten Neujahrsausstellungen

n Paris zu besuchen; wenn es beliebt, treten wir jezt ohne Verzug die Wanderung an. — Das uns zunächst gelegene und zugleich fashionabelste von allen Magazinen der Hauptstadt ist der reiche Bazar der Herrn Alphonse Giroux und Comp. in der Rue de Coq Saint-Honoré. So wie wir auf dem Platz vor dem Louvre anlangen, sehen wir zwei Munizipalgardisten zu Pferde, welche lediglich damit beauftragt sind, den Equipagen der Vornehmen und den Fiakern der gewöhnlichen Bürgersleute, welche bei Giroux abgestiegen sind, die zu beobachtende Rangordnung anzuweisen. An der Eingangsthür des Ladens selbst stehen zwei andere Munizipalgardisten zu Fuß, um den Zudrang der Menge abzuwehren und den herbeiströmenden Käufern die Treppe zu zeigen, welche allein zum Hinaufgehen in die Gemächer bestimmt ist, damit kein lästiges Gedränge entstehe. Wir treffen hier bei Giroux zwar keine so prächtige Vorhalle, wie im Diorama der Gebrüder Gropius in Berlin, wo eine kleine Fontaine, aus einem Marmorbecken hervorsprudelnd, und ein in seinem Ringe sich wiegender, schnatternder Papagai die Eintretenden angenehm überraschen; aber wir begegnen hier einem Schauspiel anderer Art. Auf der Hausflur wimmelt es von grünen Jägern mit Hirschfängern, Federbüschen und Cocarden, von schwarzen und weißen Lakaien, von bordirten und unbordirten Domestiken, welche die Mäntel der Damen auf dem Arm und die Möpse der Herrschaft an seidenen Schnüren halten. Vom wohlgeheizten und vermittelst einer Glasthür geschlossenen Peristyl aus führt eine schmale, aber elegante Treppe, mit gußeisernem Geländer und Blumenvasen geschmückt, in den Entresol, wo der Besitzer seit vergangenem Jahre vielfache Veränderungen und Verbesserungen vorgenommen hat. Der erste Saal ist ganz im Geschmacke der französischen Renaissance meublirt und dekorirt; Tapeten, Spiegelrahmen, Armsessel, Fensterbekleidungen, Wandzierrathen, Karnisse, Kamine — Alles trägt das Gepräge jener Kunstepoche, und wir müssen gestehen, verräth eine geschmackvolle Anordnung. Welche Masse von allerliebsten, unendlich mannichfaltigen Gegenständen, wie sie das Zeitalter Franz I. liebte! und das Alles ist hier nicht bloß zum Anschauen, sondern zum Auswählen. In den übrigen Stockwerken seines Hauses hat Giroux noch zwölf Säle eingerichtet, worin wir die wunderbarsten Kunstschöpfungen in so buntem Gemisch und in so reichem, kostbaren Vorrath erblicken, daß selbst einem Krösus die Wahl schwer fallen würde. Jene echten Porzellanvasen von Sèvres mit vergoldeten Henkeln und schönen Gemälden, jene Bücherschränke mit gewundenen Säulen und künstlichem Schnitzwerk, jene zierlichen Hand- und Arbeitskörbe, jene eleganten Schreibmappen, Agenda's, Schriftstellernecessaires und Wirthschaftsbücher für Herrn und Damen, jene geschmackvollen bronzenen Dintenfässer und Briefbeschwerer in hunderterlei Formen und Figuren, jene Papiermesser mit elfenbeinerner Klinge und agatnem Griff, welche für Königinnen gearbeitet scheinen, jene hölzernen fantastischen Männchen, wie sie nur die Phantasie eines Hoffmann träumen kann: kurz diese ganze Welt von theuren Kleinigkeiten und Nichtigkeiten — möchte man nicht einen Theil davon besitzen oder wenigstens kaufen können, um guten Freundinnen, Kindern und Erwachsenen eine angenehme Ueberraschung zu bereiten?

Die Säle mit Kinderspielzeug sind in der That erstaunlich reich und mannichfaltig. Jener kleine Mylord hält gerade einen mechanischen Tänzer, der bei jedem Korkelzuge, unter Begleitung eines vollen Orchesters, die seltsamsten, schwierigsten Touren ausführt; mit diesen Puppen hier kann Jeder, wer Gefallen daran findet, dieselben künstlichen Menschenpyramiden construiren, welche die dreizehn Beduinen voriges Jahr auf dem Theater der Porte St. Martin, unter dem rauschenden Beifall eines entzückten Publikums, aufgebaut haben; mit dem Inhalt jener Schachtel kann Jeder, wer auch vom Brücken- und Wasserbau nicht das Mindeste versteht, den Pont des arts zusammensetzen und wieder auseinandernehmen; diese Mühle klappert und mahlt wirklich, wenn man den Behälter daran mit Wasser füllt und dann die Schleusen aufzieht. Dort in der Ecke steht ein Schenktisch mit mittelalterlichen Humpen, und daneben liegen Schwerter, Lanzen, Helme, Küraſſe, kurz vollständige Rüstungen für kleine Ritter von drei bis vier Schuh. An jenen Lichtschirmen kann man die schönsten Dekorationen der Hugenotten vor sich vorüberziehen lassen und die Lebensgeschichte Napoleons studiren; diese Unterhaltung ist für Kinder vielleicht angemessener, als ein Besuch in der großen Oper und eine fade Geschichtsstunde in der Schule. Mit den Kinderpuppen wird hier ein wahnsinniger Luxus getrieben; ich habe bei Giroux eine Puppe in den reichsten Kleidern nach der Mode des vorigen Jahrhunderts gesehen, die mich in Erstaunen sezte: sie saß auf einem prächtigen Sopha ihres vollständig möblirten Boudoirs, worin nichts, selbst die Klingelschnur nicht vergessen war; auf dem Tische vor ihr stand ein Korb mit Hochzeitgeschenken. Diese wächserne Braut nebst ihrem Boudoir kostete tausend Franken; ich war wie vom Schlage gerührt; ich dachte mit Schrecken an die Mutter, welche eine so liebe, verzogene kleine Tochter hat, die diese Puppe durchaus zu besitzen wünscht. — Wer seinen Sohn zu einem Admiral bilden will, kaufe jene Seehäfen mit Bassins voller Masten und Schiffe, in denen man bequem das Manöver einer Seeschlacht einüben kann; alle Fregatten sind complet bemannt, und am Takelwerk fehlt kein einziges Segel; den kleinen künftigen Artilleristen schenke man ein Polygon, jenes französische Lieblingsspiel, welches darin besteht, daß man in einiger Entfernung ein Faß als

Kugelfang, an eine Stange gebunden, aufstellt, und nun mit einem aus einem Mörser geschossenen Gummiball in die Oeffnung hineinzutreffen sucht. Erwachsene Leute, vorzüglich Soldaten, stellen diese Uebung sehr häufig in den Champs élysées an, wo solche Polygone zu Dutzenden im Sommer aufgeschlagen sind; drei Schüsse kosten einen Sou; wer in das Faß hineintrifft, gewinnt einen Blumenstrauß, der unten mit dem Balle zugleich herausfällt.

Außerdem bemerkte man noch sehr hübsch gearbeitete Bauernhäuser, ländliche Zimmer mit Kukuksuhren, kleine Diorama's, großartige Hanswürste u. s. w. Besonders amüsant waren zwei Bären, aus deren Köpfen, wenn man auf eine geheime Feder drückte, die beiden Koryphäen der Pariser Eulenspiegel, Odry und Alcide Tousez, hervorsprangen; überhaupt sah man hier alle französischen Bühnencelebritäten in ihren vorzüglichsten Rollen als kleine mechanische Mannequins ausgestellt. — Den Aquarellen, Handzeichnungen und Albums war ein eigener Saal eingeräumt; außer einer italienischen Hütte in Aquarell von Giroux sahen wir jedoch nichts Ausgezeichnetes; in diesem Fache hat Giroux seinen Meister gefunden, den wir im nächsten Briefe kennen lernen werden.

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

(Beschluß.)

Gemälde aus Düsseldorf. Landtag. Denkmal König Antons.

Die später angekommenen Gemälde stehen wegen ihres verhältnißmäßig kleinern Umfangs beim Zusammentreffen mit den früher eingelangten im Nachtheil. Darum ergözt man sich aber doch an ihnen ebenfalls, um so mehr, da ja auch sie im Allgemeinen das erste Erforderniß des echten Kunstwerks, ein besonderes inneres Leben beurkunden. Das Gesicht von des Goldschmieds Töchterlein hat Blank mit gar sorgsamer Liebe gepflegt. Uhlands köstliche Romanze hat der wackere Künstler in ihrer ganzen Tiefe erfaßt, um das Eigenthümliche für dieses süße Antliz herauszufinden. Kretzschmars in Sinnen versunkenes Aschenbrödel, Rustigers Einquartirungsscene und die Elfen nach Tieck von Steinbrück, welche freundliche Erscheinungen! Steinbrück hat sich in den muntern, schelmischen Geist der kleinen, luftigen Wesen auf das Anmuthigste hineingedacht. Daß er das Ganze skizzenhaft behandelte, gibt den nebulistischen Gestalten einen besondern Reiz. „Der Knabe auf dem Berge, nach Uhland;" unter dieser Bezeichnung ist ein höchst ansprechendes Gemälde von Müller mit ausgestellt. Sollte es der Knabe aus des herrlichen Sängers Gedichte: „Des Knaben Berglied" seyn, so könnte man den schönen, gelblockigen, von den Rosen des Morgens verklärten Jungen recht wohl dafür hinnehmen. Diese und mehrere andere der ausgestellten Tableaux sprachen das im Ganzen für so schönen Kunstgenuß recht empfängliche Publikum vorzüglich an.

Die Landtagsverhandlungen behaupten ihren gehaltenen, würdigen Gang. Uebrigens würde man der als wahrhaft aufgeklärt sich erweisenden Versammlung gewaltig Unrecht thun, wollte man die Ursache der anständigen Ruhe in irgend einem überwiegenden Einflusse suchen. Am besten beweisen das die beiden von den Verhandlungen Bericht erstattenden öffentlichen Blätter. Alle darin geschilderten Diskussionen stellen die Freimüthigkeit überzeugend heraus, mit der die vorkommenden Gegenstände von allen Seiten beleuchtet werden. Unter andern haben die Debatten über das neue Strafgesezbuch, und hauptsächlich die Gründe für und wider die Todesstrafe und körperliche Züchtigung zu den interessantesten Ansichten und Bemerkungen Veranlaßung gegeben. — Zu den Festlichkeiten, welche den 27sten December 1835, den lezten Geburtstag, welchen König Anton erlebte, so ganz ungemein auszeichneten, gehörte auch die Legung des Grundsteins zu seiner colossalen Büste. Die Einwohner der Friedrichstadt hatten nämlich beschlossen, ihm ein Denkmal dieser Art auf einem dazu passenden Plaze zwischen der dortigen Allee und dem Weiserizflusse zu errichten. Nachdem in dem verflossenen Jahr 1836 der Guß des vom Professor Rietschel gefertigten Kunstwerks in der benachbarten Eisengießerei zu Burgk im Plauenschen Grunde, und sodann hinter einem Verschlag ihre Aufstellung auf einem hohen Postament von Granit bewirkt worden, so erfolgte am 27sten December vorigen Jahrs die feierliche Hinwegnahme der Hülle im Beiseyn des jezigen Königs und des gesammten königlichen Hauses, unter dem Zudrange einer außerordentlichen Menge von Schaulustigen. Der Bürgermeister und ein zahlreicher, von Marschällen geleiteter Zug hatte sich auf dem Plaze eingefunden. Mehrere Reden und Gesänge bezeichneten die Würde des der dankbaren Erinnerung an den abgeschiedenen Monarchen gewidmeten Festes. Die Freude, ihn gerade an seinem Geburtstage in treuem Abbild, als eine bleibende Erinnerung, wieder zu sehen, war um so größer, da auch Büste und Postament auf die von allem Prunk entfernte Einfachheit in des Vollendetem ganzem Sinne und Wesen hindeuteten. Nach antiker Weise faltet sich ein Gewand über der Brust des Dargestellten. Die Inschrift hält sich ebenfalls fest an seinen so einfachen, als liebevollen Charakter. Sie lautet: Anton, dem Gütigen, von den Bewohnern der Friedrichstadt, den 27sten December 1835.

„Das Fräulein vom Lande," ein neues Lustspiel in fünf Akten von der Verfasserin des Drama's „Lüge und Wahrheit," erschien auf unserer Bühne. Im Verein mit dem unverkennbaren, rühmlichen Wetteifer der das Stück darstellenden Künstler erregte es einen außerordentlichen Beifallsrausch unter den zahlreichen Zuschauern. Das Herausrufen nahm kein Ende. Gleicher Beifall wird dem vor Kurzem unter dem Titel: „Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne" von der Verfasserin zum Vortheil der wohlthätigen Zwecke des hiesigen Frauenvereins herausgegebenen ersten Theil ihrer dramatischen Werke. Er enthält die Schauspiele: Lüge und Wahrheit, die Braut aus der Residenz, und der Oheim. — Der Winter faßt seit Weihnachten festen Fuß. Unsere ganze Gegend ist in ein dickes Gewand von weißer Unschuld eingehüllt; und damit leztere nicht unscheinbar werde, hört der Himmel beinahe nicht auf, mit neuen Flocken immer nachzubessern. Die Schlitten fliegen lustig hin und her. Um daher wenigstens die menschliche Unschuld vor körperlicher Züchtigung sicher zu stellen, hat die Polizei sich mit Recht bewogen gefunden, das alte Verbot der Knallpeitschen beim Schlittenfahren in der Stadt zu erneuern.

Auflösung des Räthsels in Nr. 21:

Das Hollundermännchen.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 9 u. Monatsregister Januar

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 9.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 31. Januar 1837.

Kunstgeschichte.

Geschichte und Beschreibung des Domes zu Mainz. Von F. Wetter. Mainz, C. G. Kunze. 1835.

(Beschluß.)

Es nimmt sich sonderbar aus, daß ein Deutscher seinem Vaterlande die Ehre einer der größten und bewundernswürdigsten Erfindungen in der Kunst, welche ihm nicht nur in neuerer Zeit, sondern bereits in frühern Jahrhunderten und namentlich von den Italienern zuerkannt worden war, abzustreiten und diesen Ruhm den Franzosen zuzuwenden sucht, welchen niemals weder von Fremden noch von ihren eigenen Geschichtschreibern ein Anspruch darauf beigelegt worden ist. Um so sonderbarer, da ein Ausländer, der Vf. des zuerst genannten Werkes, sich aufs Entschiedenste gegen die Ableitung des spitzbogigen Systems aus irgend einem andern Quell als dem deutschen Erfindungsgeiste erklärt. So scharfsinnig Hr. W. den technischen Uebergang von dem romanischen zu dem spitzbogigen Baustyl entwickelt, so scheint er uns doch in zwei Punkten zu irren; erstlich indem er die Technik allein als Motiv dieser Aenderung betrachtet, und dann indem er das Wesentliche des Styls in zu weitem Sinne nimmt. Daß der Spitzbogen schon vom neunten Jahrhundert an und früher in Gebrauch gewesen, daß er wegen constructiver Vortheile allmählich mehr und mehr in Anwendung gekommen, haben alle bisherigen Schriftsteller zugegeben; aber war es allein die Technik, wodurch jene Zeit sich angetrieben fühlte, hoch und immer höher zu bauen, Mauern, Pfeiler und Gewölbe immer leichter und luftiger zu machen, und die emporstrebenden Massen so fein zu gliedern und zu durchbrechen? Niemand, der die Würde der Architektur in ihrem ganzen Umfang ermißt, wird die Entstehung ihrer Formen allein aus technischen Vortheilen, Bequemlichkeiten, Moden oder Capricen erklären wollen, sondern zugeben, daß die eigenthümliche Gesinnung der Zeit sich auf eine sehr speciell-symbolische Weise in ihren Gestaltungen ausspricht. Hätten jene mittlern Jahrhunderte allein hoch und mächtig bauen wollen, dazu konnten ihnen der Basilikenbau, der Kuppelbau und die romanische Bauart genügen; was war es dann, was ihren Blick so in die Höhe, gleichsam ins Unermeßliche hinaustrieb, was sie die kühnsten Wagnisse der Construction unternehmen hieß und Formen gestaltete, die vorher noch nie da gewesen waren und in ihrer neuen und phantastischen Verbindung doch einen so organischen Charakter zeigten? Das wurde nicht durch bloße Leichtigkeit der Technik, durch capriciöse Kühnheit der Construction bewirkt; es sprach sich vielmehr in der Wahl dieser Technik eine durchgreifende und hohe, mit einem Wort, eine religiöse Gesinnung aus. Wir bedürfen diese religiöse Gesinnung, diese durchgehende Symbolik des altdeutschen Kirchenbaues nicht näher zu bezeichnen, da sie eben so treffend als unwiderleglich bereits von Boisserée u. A. entwickelt worden ist; begreifen aber auch nicht, wie der Vf. dieses Moment so gänzlich übergehen und in der, freilich sehr allgemeinen, aber doch in dieser Allgemeinheit richtigen Aeußerung Fr. Schlegels verwerfen kann. — Was zweitens der Vf. von der Entwickelung des Spitzbogens in Frankreich anführt, können wir zwar nicht in allen Einzelnheiten prüfen, scheint uns aber deßhalb den rechten Punkt nicht zu treffen, weil bisher, wo von Ausbildung und Entfaltung des spitzbogigen Styles die Rede war, nur allein jene Reinheit und Consequenz seiner Formen ins Auge gefaßt wurde, deren er sich an dem Dom von Köln, am Münster zu Freiburg und an der Façade des Münsters von Straßburg fähig gezeigt hat. Die Kathedrale Notre-Dame zu Paris, auf welche der Vf. sich beruft, ermangelt noch völlig der Ausbildung und innern Zusammenstimmung der Formen, welche in jenen spätern Gebäuden ein in sich beschlossenes, von Anfang bis zu Ende durchgeführtes System möglich machten. Und wenn Hr. W. die Façade von Notre-Dame als Vorbild von der des Straßburger Münsters betrachten will, so lehrt ein Blick auf beide, daß in jener

noch verschiedenartige Elemente roh durcheinander geworfen sind, während in dieser ein frei und schön ausgebildeter Styl erscheint. Es ist nicht unsre Meinung, Hrn. W. in der Behauptung zu widersprechen, daß bereits im Anfang des dreizehnten und schon zu Ende des 12. Jahrhunderts der Spitzbogen häufiger und mit reicherem Schmucke in Frankreich angewandt worden als in Deutschland; aber bevor nicht umfassendere und gründlichere Arbeiten über die zahlreichen französischen Bauwerke dieser Art vorliegen, möchten wir nicht mit ihm als erwiesen annehmen, daß die französischen Architekten der drei ersten Jahrzehende des dreizehnten Jahrhunderts diese Bauart schon zu einem ganz vollständigen Systeme gestaltet, so in allen wesentlichen und accessorischen Formen, in Thürmen, Pfeilern und Pyramiden, Fenstern, Gesimsen und Krönungen, und in allen Theilen des Pflanzenornaments ausgebildet und organisirt gehabt hätten, wie wir es an den deutschen Bauwerken, welchen unser Vf. selbst den Preis in dieser Hinsicht zugesteht, wahrnehmen.

Kunsthistorisches aus Italien.

(Beschluß.)

Man hat aus der ehemaligen Guardaroba des Großherzogs Cosimo ein hübsches Basrelief von Perin da Vinci und eine Terracotta von Luca della Robbia hervorgesucht und diese den andern Reliefs im Corridor der Uffizi beigesellt. Das Werk des wenig oder gar nicht bekannten Perin stellt eine heilige Familie vor, in welcher die sitzende Madonna, das Kind und der an ihrem Schoß stehende Johannes den Mittelpunkt bilden. Es ist mit weit mehr Gefühl modellirt, als eine durch Michel Angelo geleitete und bestimmte Künstlerhand im Allgemeinen zuläßt. — Jezt ist wieder stark davon die Rede, die antike, neulich durch Ricci hergestellte, kolossale Gruppe des Ajar und Patroclus unter die Loggia dei Lanzi an den Platz der Judith von Donatello zu stellen. So hätte diese zum dritten Male den Ort zu wechseln; M. Angelo's David vertrieb sie von der Ringhiera, Giov. Bologna's Sabinerraub aus der Vorderseite der Loggia. Es sollte doch billig den Florentiner Kunstfreunden einfallen, daß auf der Piazza del Granduca unter ehrwürdigen Monumenten des 13ten, 14ten, 15ten und 16ten Jahrhunderts ein antikes Monument von diesem Umfang etwa so sich ausnehmen müßte, wie die kolossale Statue Napoleons von Bartolini auf dem Forum zu Pompeji. — Die Capelle der Mediceer im Palast Riccardi, von Benozzo Gozzoli gemalt, wird jezt von Marini restaurirt. (?) — Man ist jezt damit beschäftigt, den Dom eben so wie früher St. Giovanni durch eine eiserne Umschließung vor Verunreinigung und Beschädigung sicher zu stellen. — Die Kettenbrücke in den Cascinee ist in sechs Monaten fertig geworden; die andere vor dem Thor St. Niccolo schreitet auch rasch fort; beide werden unter Leitung des französischen Architekten Seguin gebaut. — Literärisch ist wichtig, daß neulich in dem zu Paris von Italienern herausgegebenen, seit Anfang des Jahres heftweise erscheinenden Journal (l'Italiano betitelt) behauptet wurde, M. Angelo habe nicht (wie deutlicher als Vasari, Condivi und die Historiker der Zeit, nach ihnen Sismondi behaupten), aus Furcht, sondern in Auftrag der Republik im J. 1529 Florenz verlassen. Es wird zu diesem Behuf ein Brief der florentinischen Republik vom Juni des Jahres beigebracht, in welchem M. Angelo dem damaligen Gesandten zu Ferrara empfohlen und dieser gebeten wird, ihm bei Besichtigung der dortigen Festungswerke (dies war Zweck der Reise) auf alle Weise behülflich zu seyn. — Man will hier nun nach Urkunden wissen, daß der alte Maler Giunta nicht aus Pisa, sondern aus der Nähe von Pistoja, aus dem durch die Niederlage Catilina's bekannten Piteccio gebürtig sey. Die Familie stammte auf jeden Fall daher. — In der Kunsthandlung Bardi erscheint jezt die Gallerie Pitti. Die drei publicirten Hefte, jedes zu fünf Blättern, enthalten: 1) Tommaso Inghirami von Raffael, gestochen durch Cesare Ferreri; die Jäger von Giovanni da St. Giovanni, gest. von Gatti; Scene in Emaus von Palma Vecchio, gest. von Rossi; die Disputa von del Sarto, von Gj. Marri; Pietà von Fra Bartolommeo, von Steinla. 2) Portrait von Galilei aus der Schule von Sustermans, von Fournier; Madonna della Sedia, von Ferreri; Concert von Giorgione, von Rossi; Christus mit den Evangelisten von Fra Bartolommeo, von Gatti; Landschaft von Salvator Rosa, von Paradisi. 3) Der Sohn des Königs Friedrich III. von Dänemark von Sustermans, von Fedi; Verkündigung der Madonna von Andrea del Sarto, von Rossi; die Judith von Allori, von Paradisi; Ecce Homo von Cigoli, von Ferreri; St. Marco von Fra Bartolommeo, von Lasinio. — Vermiglioli hat eine ausführliche Biographie des Pinturicchio zum Druck fertig. Von Repetti erscheint hier ein historisch-geographisch-physikalisches Dictionnaire von Toskana, welches seiner Solidität wegen großen Beifall findet. Für Geschichte, auch für Monumente, Marmorbrüche 2c. hat es die schätzenswerthesten Notizen, da es so ziemlich jeden Ort in Toskana behandelt. Es erscheint heftweise (jedes Heft zu 4 Paul wie ich glaube) und ist schon bis Fucecchio vorgerückt.

Nachträgliches zu der Abhandlung über den Palast von Urbino.

(Vgl. Kunstbl. 1836. S. 358 ff.)

Ein längerer und wiederholter Aufenthalt in Umbrien, verbunden mit Untersuchungen, die ich in den Staatsarchiven von Urbino, Siena und Florenz anstellen konnte, machten es mir seit dem Jahre 1834 möglich, die Thätigkeit der bei dem Bau des Palastes beschäftigten Künstler noch mehr im Einzelnen zu verfolgen. Das schöne Document, wodurch Lucianus zum Architekten des Herzogs Friedrich ernannt wird, ein eigenhändiger, wichtiger Brief des Baccio Pontelli, Urkunden endlich, welche die ganze Bedeutsamkeit des Francesco di Giorgio ins Klare bringen, waren die Ausbeute, welche in dieser Beziehung jene Nachforschungen gewährten. Hier möchte ich zunächst, um Mißverständnissen vorzubeugen, dies bemerken, daß das von mir citirte Kupferwerk über Urbino den Aufriß vom Cortile jenes Palastes weniger genau wiedergibt, als die Details. Ueber dem ersten Gang hat dieses eine vortreffliche Mauer von Backsteinen mit Pilastern, zu welchem der jetzige dritte Stock in keiner Weise gehört. — Im italienischen Original des Giov. Santi waren bei meiner Entfernung vom Druckort einige Fehler nicht zu vermeiden; preti statt poeti, inopra statt euopra corrigiren sich im Lesen von selber; aber sinnentstellend im deutschen Text sind: Raffael, der doch wohl fast groß genung ist, für: sonst groß genung ist; und: der Italiener, wenn er mehr seyn will, für: wahr seyn will. —

Gaye.

Nachrichten vom December.

Bauwerke.

Paris, 25. November. In der Kirche Notre-Dame sind bedeutende Reparaturen erforderlich, mit denen alsbald der Anfang gemacht werden soll.

21. December. Der Pariser Strauß, Hr. Musard, hat einen neuen, höchst prachtvoll decorirten Saal für seine wöchentlichen Concerte bauen lassen und denselben vorgestern durch ein Concert eingeweiht, in welchem sein 300 Mann starkes Orchester spielte.

Die Stadt Paris hat den schönen Thurm von Saint Jacques de la Boucherie, der bekanntlich Privateigenthum geworden war, für 250.100 Fr. an sich gebracht. Der Kirche Saint Jacques de la Boucherie wird zum erstenmal in einer Bulle Calixtus II. vom Jahr 1119 gedacht, obwohl sie älter seyn muß. Sie lag damals außer dem Weichbild von Paris. Ueber ihren Ursprung ist nichts Sicheres bekannt. Der Bau derselben ward erst unter Franz I. Regierung vollendet. Während der ersten Revolution ward sie zerstört und nur der Thurm blieb stehen. Er ist einer der höchsten in Paris und wetteifert mit dem von Notre-Dame. Der Grund ward 1508 gelegt und das Werk gegen 1522 vollendet.

Zum erstenmal seitdem unsere bürgerliche Architektur ein Bestreben gezeigt hat, sich des Styls zu entledigen, in den sie seit Ludwig XIV. Regierung verfallen war, ist nun ein Haus von unten bis oben im Geschmacke der Renaissance (Zeit von Franz I. bis Heinrich IV.) errichtet worden. Dieses Gebäude, welches Nr. 8 in der Rue Vanneau ist, zeichnet sich durch eine an Zierrathen reiche Façade aus. Fenster, Thüren, Traufen, die Dachfenster, Schornsteine, kurz Alles ist mit Bildereien 2c. verziert und auch das Innere ganz in demselben Style eingerichtet.

Das unlängst vollendete Hôtel des Hrn. v. Rothschild ist nach den Rissen des Operndirectors Hrn. Duponchel erbaut und die ganze innere Einrichtung ebenfalls im Geschmacke der Renaissance. Nach der völligen Ausmöblirung wird es ungefähr 4 Mill. Fr. gekostet haben. Nach dem berühmten Hôtel d'Osmond ist nicht wieder eine gleich prächtige Privatwohnung eingerichtet worden.

Das Journal des Debats vom 22. December gibt eine Uebersicht der im Jahr 1836 in Paris vollendeten Bauten. Diese sind: 1) auf dem rechten Ufer der Seine: der vor 30 Jahren angefangene Triumphbogen de l'Etoile; das Proviantshaus auf dem Quai de Billy; die Magdalenenkirche; Aufrichtung des Obelisken von Luxor; die Kirche unserer lieben Frau von Loretto; die Kirche de St. Denis du Saint Sacrement in der Straße Saint-Louis; die beiden großen Gefängnisse in der Straße de la Roquette; das Grabmal des Père Lachaise; der Quai de la Ferraille; ein großer zum Palast des Seeministeriums gehöriger Flügel. 2) Auf dem linken Ufer: das Archivgebäude des Rechnungsfaches in der Straße Saint-Eloi; das auf dem Petit-Pont umgebaute Hôtel-Dieu; das Haus der polytechnischen Schule; das Taubstummeninstitut; der Geflügelmarkt de la Vallée; das Elementarschulgebäude in der Straße Pont de Lodi; die Leichengewölbe und eine Capelle zur heil. Jungfrau im Invalidenhospitale; eine Brücke über die Bièvre nach den äußern Boulevards; die Vorhalle Bellechasse ward abgetragen und die Kaserne umgebaut; ein Pavillon in der Universitätsstraße zum Aufbewahren der kostbaren Seekartensammlung; die neue Rue Racine; das Dupuytren'sche Museum. Außerdem geschah viel für Vervollkommnung des Straßenpflasters, der Kloaken, der Gasbeleuchtung 2c. An Privatbauten, die das Publikum interessiren, wurden vollendet: die gewaltigen Gallerien der Panorama's, der Magdalenenmarkt, der St. Lorenzmarkt, das Theater Saint-Antonie, der Musard'sche Concertsaal in der Rue neuve Vivienne. An eigentlichen Privatbauten rechnet man über 200 von Grund aus neu erbaute Häuser. Zu den beinahe vollendeten öffentlichen Bauten gehören die Mineralien-Gallerie im Pflanzengarten, die Waarenhäuser und Affenhäuser ebendaselbst, das französische Collegium, das Pantheon, der erzbischöfliche Palast in der Straße Varenne, die Verschönerung des Boulevards des Italiens und Montmartre. — Außerdem arbeitet man noch an wohl eben so viel mehr oder weniger vorgerückten öffentlichen und wenigstens 500 Privatbauten, von denen die letzteren fast lediglich industriellen Zwecken gewidmet sind.

Constantinopel. Sultan Mahmud hat eine Brücke zwischen den Vorstädten Pera und Galata bauen lassen. Obgleich binnen 2 Monaten vollendet, läßt sie doch in Hinsicht auf Eleganz und Festigkeit wenig zu wünschen übrig. Sie ist auf Blockschiffen gebaut, welche mit eisernen Tauen am Anker befestigt sind. Ihre Länge, von Duc-Caban bis Mebil-Jskelleh, beträgt 1,280 Fuß, ihre Breite 22. Nach Opferung einer Hekatombe (?) und dem Gebet des Mufti

weihte der Sultan die Brücke, indem er mit seinem ganzen Gefolge darüber ritt. Der Augenblick zu dieser Feierlichkeit war durch ein Tribunal von Zeichendeutern auf 5 Uhr 45 Minuten festgesezt. Der Sultan wurde mit betäubenden Acclamationen begrüßt. — Er beglückwünschte den Mut'in-Achmet Pascha, Director dieser Arbeiten, machte ihm einen mit kostbaren Steinen geschmückten Säbel zum Geschenk, und beauftragte ihn, unter die Arbeiter Beweise seiner Freigebigkeit zu vertheilen. Am Vorabend der Feierlichkeit hatte der Sultan die Absicht geäußert, über die Brücke zu fahren, aber der Ingenieur hatte vergessen, eine Straße nach der Brücke anzulegen. Vom Kaiserl. Palast bis zur Brücke ist eine Entfernung von ungefähr 5 Millien; in 24 Stunden hatten 1200 Arbeiter, deren Eifer ohne Zweifel durch orientalische Mittel angetrieben wurde, diese Straße vollendet, und sie wäre sogar noch früher fertig geworden, wenn nicht die Arbeit einen Augenblick durch ein anscheinend unübersteigliches Hinderniß aufgehalten worden wäre. Die Linie der in Eile gezogenen Straße traf einen Begräbnißplaz. Glücklicherweise befanden sich darin nur einige alte Gräber von Janitscharen, und Achmet Pascha, getreu dem Beispiele seines Herrn, machte sich keinen Scrupel daraus, sie über den Haufen zu werfen.

Bildnerei.

Neapel, 1. December. Professor Zahn hat vom Könige die Erlaubniß erhalten, alle seit mehreren Jahren ausgegrabenen Bronzen an Vasen, Candelabern 2c. formen und abgießen zu lassen und besizt nun eine außerordentlich reiche Sammlung solcher Abgüsse, die für Akademien, Architektur- und Ornamentenschulen von Wichtigkeit zu werden verspricht.

Paris. Die von der Brücke de la Concorde herabgenommenen Statuen haben zum Theil bedeutende Beschädigungen erlitten, namentlich die des Duguay, Trouin und Bayard, die man nur noch durch Stüzen aufrecht erhalten kann. Die Statue des Duguesclin ist bei der Abnahme in drei Stücke gebrochen.

Brüssel, 2. December. Die sechs ersten Statuen, welche unsere Regierung ausführen lassen wird, sind die Philipps des Guten, Gottfrieds von Bouillon, Karls des Kühnen, Karls V., Balduins und des Erzherzogs Albrecht.

St. Petersburg, 22. November. Die Kasan'sche Kathedrale zur Mutter Gottes hat auf höchsten Befehl eine neue Altarwand, aus purem Silber gefertigt, erhalten. Die enorme dazu verwandte Masse Silbers hat das Don'sche Kosakenheer Sr. Maj. mit dem Wunsche dargebracht, daß sie zu diesem Zwecke verwandt werden möge. Die vier zierenden Säulen sind von ächtem sibirischem Jaspis, an welchen die auf einer Kronfabrik gefertigte Arbeit allein, ohne den Werthanschlag des Steins, 60,000 Rubel kostete. Die Silberbekleidung der ganzen Altarwand mit der Thüre zum Allerheiligsten beträgt eine Masse von 88 Pud, 56 Pfund. Die dazu gehörigen Heiligenbilder sind von unsern Malern Brülow und Sosonow gezeichnet.

Denkmäler.

Paris, 16. November. Am Hafen von Dünkirchen soll eine kolossale Bildsäule des berühmten französischen Admirals Jean Bart, deren Kosten man durch Unterzeichnung decken will, errichtet werden.

Paris, 10. December. Die kolossale Statue für die Julisäule in Paris ist von Hrn. Soyer kürzlich gegossen worden. Sie ist 15 Fuß hoch; die Säule selbst wird 158 F. hoch werden und demnach die Höhe der Vendôme-Säule um 15 F. übertreffen.

19. December. Man hat den Obelisk von Luxor mit einer Federharzauflösung überstrichen, um ihn vor den Einflüssen des Klima's, das weit nachtheiliger auf den Granit einwirkt, als das trockene ägyptische, zu schüzen.

Endlich scheint es zu Errichtung eines Denkmals für Molière zu kommen. Bei den Banquiers Perrier Freres ist eine Unterzeichnung dazu eröffnet.

Wien, 7. December. Man beschäftigt sich mit Auffindung eines passenden Plazes für die Statue des leztverstorbenen Kaisers Franz I., wozu man vorläufig den Raum mehrerer Häuser am Stephansplaze als sehr passend bezeichnet.

Brüssel, 16. December. Die Commission zur Errichtung einer Statue von Rubens in Antwerpen hat das Modell, welches der Bildhauer Geefs geliefert, annehmlich gefunden. Der Maler ist mit dem Degen, den ihm Karl I. schenkte, und dem Federhut aufrecht stehend dargestellt.

Medaillenkunde.

Baden, 18. December. Eine von dem trefflichen Medailleur Kachel in Karlsruhe eben erst vollendete Medaille auf den deutschen Zollverein hat die Größe und den Metallwerth eines Kronenthalers. Der Avers zeigt das Brustbild des Großherzogs Leopold, der Revers die mit den Wappen der zum Zollverein gehörigen Regentenhäuser eingefaßte Inschrift: „Zu ihrer Völker Heil.“

Parma. Die Erzherzogin Marie Louise hat, in Folge des gänzlichen Aufhörens der Cholera in ihren Staaten, Befehl zur Prägung einer Medaille in Gold und Silber gegeben, welche auf der einen Seite ihr Bildniß, auf der andern die Inschrift: „Ai benmeriti della Sanità publica nel 1836.“ enthalten wird.

Malerei.

Rom. Ein großes Gemälde von Carlo Paris, di[e] Stadt Mexiko und ihre Umgebungen darstellend, macht hie[r] viel Aufsehen. Der Künstler verweilte acht Jahre in Ame[-]rika und wird aus seiner reichen Sammlung von Abbildun[-]gen der Merkwürdigkeiten jenes Landes eine malerische Reis[e] in Mexiko zusammenstellen.

London, 29. November. Der Unitbd Service Club ha[t] Stanfield's schönes Bild: die Schlacht von Talavera, a[n] sich gebracht und dem Bilde der Schlacht von Waterlo[o] gegenüber aufhängen lassen.

3. December. Sir Martin Shee ist gegenwärti[g] mit einem Portrait des Königs beschäftigt, wozu Se. Ma[j.] bereits mehrere Male gesessen hat.

Frankfurt, 22. November. Der Director des Städe[l']schen Instituts, Hr. Philipp Veit, hat nun sein o[ft] besprochenes Frescobild: „Die Entwickelung der Künste [in] Deutschland durch die Einführung des Christenthums,[“] vollendet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Ein und dreißigster Jahrgang.

1837.

Februar.

> Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
> Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
> Dann werden selbst der Apollona
> Eifrigste Priester euch nicht verkennen.
>
> Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1837.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, 2c. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, 2c. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst 2c., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen 2c.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Literatur-Blatt.

№ 27.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 1. Februar 1837.

> Seht ihr die neckische Fortuna nicht
> Aus jener goldnen Wolke niederlauschen?
> Sie schaut das Schiff im heitern Morgenlicht,
> Sie hört die muntern Ruderschläge rauschen.
> Denn wird ein Anker irgendwo gelichtet,
> Dahin ist gleich Fortunens Blick gerichtet.
>
> Uhland.

Lisardo.

Novelle.

Ein dichter Schwarm Lazaroni sammelte sich am Ufer um die Barke, in die so eben ein Jüngling von fast mädchenhafter Schönheit einstieg. Seine reiche Kleidung zeugte eben so sehr von der äußern, als seine selbstbewußte, etwas trotzige Miene von der innern Sicherheit seines Daseyns; aus seinen schwarzen Augen leuchtete ein hoffnungsvoller Jugendübermuth, der über die ganze Welt, ja selbst über die Zukunft gebieten zu können schien; ein blauer Mantel und ein Federbarett vollendete das Idealische seiner Erscheinung. Er wandte sich gegen die zerlumpte Menge und rief: „Lebt wohl, meine Freunde, und nehmt hier noch ein Andenken.“ Mit diesen Worten warf er ihnen eine volle Börse zu, die alsbald einer der Vordersten auffing, offenbar zu nachheriger allgemeiner Vertheilung, denn keiner machte ihm ihren Besitz streitig; derselbe, der einen angesehenen Rang in diesem Bettlerkaste zu bekleiden schien, schwenkte die Börse klingelnd in der Luft und rief als Sprecher der Andern: „Guten Wind und glückliche Fahrt! Es lebe Don Lisardo, unser großmüthiger Gönner, der flottste und wackerste Student in ganz Neapel!“ Ein donnerndes Lebehoch erscholl aus dem Haufen, den der Begrüßte lächelnd und mit verschränkten Armen musterte; endlich schwang er seine Barett gegen die Stadt und rief: „Nun, so lebe denn wohl, Neapel, du Stätte meiner fröhlichen Jugendjahre! und möge der Gruß in Erfüllung gehen: guten Wind und glückliche Fahrt in's Leben hinein!“

Er winkte dem Schiffer, abzustechen, dieser aber trat etwas verlegen zu ihm heran und sagte: „Um Vergebung, Herr! Ihr werdet es nicht übel nehmen, daß ich gewagt habe, Euch einen Reisegefährten zu verschaffen. 'S ist ein wohlanständiger Herr, der wünscht, die Fahrt mitzumachen.“ Lisardos schönes Gesicht verfinsterte sich: er antwortete nichts und blickte forschend gegen das Ufer. Nach einer Pause sagte er: „Wie kamst du dazu? Ich habe die Barke für mich allein gemiethet!“ — „Ich bitte Euch,“ erwiderte der Schiffer, „Ihr werdet's gewiß nicht bereuen. Ihr habt dann doch eine Unterhaltung.“ — „Unterhaltung!“ sagte Lisardo verdrießlich, „ich unterhalte mich am besten mit mir selbst.“

Eben wollte er ernstlich den Aufbruch befehlen, als die gaffende Menge sich theilte und einen Mann in gewöhnlicher anständiger Kleidung durchließ, der alsbald in's Boot eilte, um Entschuldigung seines langen Ausbleibens bat und sich mit schicklichen Worten zur Mitfahrt einlud. „Ein Zufall,“ sagte er, „führte mich gerade zu diesem Schiffer, von dem ich erfuhr, daß seine Barke bereits nach Salerno vermiethet sey; nun dachte ich, zu zweien reist man

angenehmer und auch wohlfeiler. Wenn Ihr derselben Ansicht seyd, Signor, so bin ich so frei, Euch zu begleiten." Das Wort wohlfeil klang verletzend für Lisardos splendiden Sinn. Er sagte mit einer Verbindlichkeit, durch welche jedoch ein stolzer Ton durchklang: „Was die Kosten betrifft, so habe ich die bereits übernommen, und schätze mich daher um so glücklicher, die Annehmlichkeiten dieser Fahrt ganz allein Eurer Begleitung zu verdanken, wozu ich Euch hiemit freundlich eingeladen haben will." — „Verzeiht," erwiderte der Fremde etwas gemessen, „es würde mir zum Vorwurf gereichen, Euch so dreist angegangen zu haben, wenn Ihr mir nicht erlauben würdet —" — „Macht nicht so viele Umstände, Signor Petronio," unterbrach ihn der Schiffer, „das läßt sich Alles unterwegs in's Reine bringen." — Insgeheim dachte er: „für mich fällt jedenfalls dabei was ab."

Nach einigen höflichen Redensarten, die noch gewechselt wurden, befahl Lisardo dem Schiffer, abzufahren. Während dieser die Barke losband, erhoben die Lazaroni, die indessen der Verhandlung stillschweigend zugesehen hatten, ein abermaliges Lebehoch. „Wir sehen uns vielleicht nicht so bald wieder!" rief ihnen Lisardo zu, „da, nehmt noch was und trinkt auf mein Wohlseyn." Er griff in seine Börse und zog eine Handvoll Goldstücke heraus, die mit dem unbändigsten Jubel empfangen wurden. Petronio sah ihn verwundert an und schien eben nicht sehr erfreut über den Vorgang, dem er es Ehrenhalber nun auch nachthun mußte. Er warf eine Münze unter die Bettler, und schien es nicht zu bemerken, daß keiner Miene machte, sie aufzuheben. Es bedurfte eines strengen Blicks von Lisardo, den diese stillschweigende Justiz innerlich sehr ergötzte, um eine laute Ausübung derselben zu verhindern.

Indessen war das Fahrzeug flott geworden und glitt schnell über die blaue, ruhige Fläche hinweg, immer in der Nähe des Landes, hinter dessen Ecken und kantigen Vorsprüngen die Hauptstadt bald versank. Lisardo stand nachdenklich und halb verstimmt. Er betrachtete seinen Gefährten, der sich's auf einem Sitze bequem gemacht hatte, prüfend von der Seite: „Hol der Henker diese Fahrt," sagte er zu sich, „und dieses langweilige, vom Arbeiten gebleichte Geschäftsgesicht! Er scheint kaum vier Jahre älter zu seyn als ich und ist schon so eine ölige, ausgetrocknete Citrone. Möge die Pest mich treffen, ehe ich so mit der Welt capitulire!" Er fühlte die Pflicht der Höflichkeit und wandte sich an den Fremden: „Seyd Ihr schon mehr in Salern gewesen?" — „Nein, ich bin nur einmal von Neapel nach Rom gekommen, sonst nirgends hin." — „Das verlohnt sich schon eher der Mühe, aber Salern ist ja so nahe." — „Man läßt oft das Nächste liegen und wählt das Fernere, wenn es einen näheren Zweck hat." — „Dies ist wahr. Ueberhaupt geschieht es oft, daß man eine Stadt oder Gegend in der Nähe unbeachtet liegen läßt, welche von Andern aus weiter Ferne besucht wird. So war ich zum Beispiel noch nie auf Capri." — „Ihr reist also nicht zum ersten Male nach Salern?" — „Es ist meine Vaterstadt, in die ich nach vollendeten Studien zurückkehre." — „Ah, ich habe mir's doch gedacht," sagte Petronio mit einer vielleicht nicht absichtlichen Ironie, „daß Ihr gerade von der Universität kommt. Die Lazaroni haben einen bedeutenden Gönner verloren." — „Ich weiß nicht," erwiderte Lisardo ruhig, „ob man gerade Student seyn muß, um sich mit diesen abzugeben. Das drollige, charaktervolle Wesen der Bursche hat mich sehr angezogen, ich ließ ihnen etwas zu Gute kommen wo ich konnte, und sie leisteten mir gelegentlich auch wieder einen Dienst."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Neujahrsgedanke über England.

Es ist der erste Tag des Jahrs. Der hellste Nebeltag, der in dieser Jahreszeit von der Londoner Atmosphäre gespendet werden kann, scheint mir durch's Fenster auf's Papier, die schmiegsamste Feder, die je aus der Stahlfabrik des erfinderischen Perry in den Detailhandel gekommen ist, eine echte Patent Perryian under Spring pen liegt an ihrem elastischen Halter mir zwischen Daumen-, Zeige- und Mittelfinger, und es drängt mich, meinem Vaterlande einen Neujahrsgruß zu senden.

Man hat gesagt, der Deutsche lerne sein Vaterland erst in der Entfernung lieben, und einer der ausgezeichnetsten englischen Schriftsteller hat gesagt, England müßte das schönste Land von der Welt seyn, wenn es nicht von Engländern bewohnt wäre. Jenes ist ein charakteristisch deutsches, dieses ein charakteristisch englisches Wort, und was hat zu beiden die Veranlassung gegeben? Kaum etwas Anderes, als daß England mehr scheint als es ist, Deutschland mehr ist als es scheint. England hat glänzende Institutionen, und Glanz ist geeignet zu blenden, wie äußerer Schimmer immer Mängel zu verdunkeln pflegt. Achtung vor Englands freier Presse! Gewöhnt an sie, weil er unter ihr aufgewachsen, erkennt der Engländer in ihr sein freies, angebornes Eigenthum. Achtung vor Englands Jury! Mag auch ein Vormann, nachdem er im Namen und Auftrage seiner Mitgeschworenen den Angeklagten für nichtschuldig erklärt, einmal den Finger gegen diesen aufheben und ihn warnen, das Gethane nicht wieder zu thun — es gibt Fälle, wo das mildeste Gesetz zu streng und wo, weil das Gesetz strafen muß, es die Pflicht der Menschlichkeit ist, das Gesetz nicht strafen zu lassen. Achtung vor Englands Volksvertretung! Vieles dabei ist Wahn; aber ein Wahn, der den Menschen beglückt, ist eine Wahrheit

werth, die ihn zu Boden drückt. Achtung vor diesen drei Palladien von Englands bürgerlicher Freiheit; sie sind eine untrennbare Trias. Ohne Volksvertretung kein Glaube an die Gerechtigkeit des gegebenen Gesetzes, ohne geschworene Gerichte kein Glaube an die gerechte Anwendung des Gesetzes, ohne freie Presse kein Glaube an gleichmäßige Vollstreckung des Gesetzes, ohne Glauben kein Vertrauen, ohne Vertrauen kein Bestand, ohne Bestand keine Freiheit, und ohne Freiheit kein Glück. Jene drei Palladien sind Englands Glanz, und die Strahlen, welche sie um das Haupt der Britannia flechten, reichen weiter als der Schatten und hindern deßhalb die Fernstehenden, den Schatten zu sehen, welcher die Bewegungen der Britannia in der Nähe begleitet.

Der Engländer hat recht zu jauchzen im Wonnegefühl seiner bürgerlichen Freiheit; aber er hat auch recht zu seufzen unter dem Drucke seiner gesellschaftlichen Sklaverei. Sein Gesellschaftsleben kennt keine andern Unterscheidungszeichen als den Maßstab der Geburt und die Abschätzung des Reichthums; Geltung hat nur, wer hochgeboren oder reich ist; Reichthum öffnet viele, hohe Geburt öffnet alle Pforten; und den dritten Stand, der über Geburt und über Reichthum steht und den England in voller Zahl besizt, den Stand der Intelligenz — ihn vermischt es mit dem Stande der Dienstbarkeit, weist ihm in seinem gesellschaftlichen Leben die unterste Stelle an. Die Werke der Künste und Wissenschaften werden vielleicht nirgends theurer bezahlt als in England, aber eben weil sie käuflich sind, gelten sie mehr nach den Summen, die sie kosten, als nach den Namen, die sie tragen; die Produkte werden nach dem Marktpreise, die Produzenten für Lohnarbeiter geachtet, und der Künstler, der nichts mehr zu erschaffen, und der Gelehrte, der nichts mehr zu schreiben vermag, kann sich ruhig in den Tod legen. Seinem Andenken wird wahrscheinlich ein glänzendes Monument gestiftet, aber den Lebenden ehrt keine Auszeichnung, schüzt selten ein karges Jahrgeld vor dem lezten, bittersten Schmerze. Heißt denn, die Erzeugnisse der Kunst und Wissenschaft bezahlen, die Erzeuger ehren? Heißt es Kunstschätze sammeln, wenn die Sammlungen unter Schloß und Riegel gelegt, nur der Geburt und dem Reichthum sich zeigen? Wie das einer großen Nation unwürdig ist, so durchdringen auch die nachtheiligen Folgen der Geringschätzung derer, die in englischer Phrase nichts werth sind, das innerste Mark der Nation, vergiften ihr edelstes Blut. Kein Verbrechen wird in England härter gezüchtigt, als das England eigenthümliche Verbrechen der Armuth. Wozu geistige Speisen für den Armen, der doch nur geboren ist, mit seinem Körper zu arbeiten als Handlanger für die Reichen und Vornehmen? In natürlicher Folge gibt es keine Volkserziehung, keine Volksbildung. Wie könnte es diese geben, da es keine Schulgesetze, wie Schulgesetze, da es keine Volksschulen gibt! Also wachsen von dreißig Kindern, welche in England geboren werden, neun-und-zwanzig in Unwissenheit, in Rohheit, in einem durch die Verfeinerung der höhern Stände verpesteten Naturzustande auf. Der Plantagenbesitzer pflegt seine kranken Sklaven, nicht weil er sie liebt, sondern weil er mit ihrem Leben sein Kaufgeld verliert. Eigennutz tritt an die Stelle der Menschenpflicht; aber dem Sklaven, der zu genesen wünscht, kann es gleich gelten, ob Eigennutz oder Menschenpflicht ihm Arzt und Arzeneien sendet. Warum sollte man in England für die Gesundheit der Armen Sorge tragen, da ja die Vornehmen und Reichen sie nicht zu kaufen brauchen, da sie ihnen aus freier Hand zuwachsen? Daher gibt es in England weder Medizinalordnung, noch Medizinalbehörden. Die Vornehmen und Reichen vermissen Beides nicht. Für die Guinee, mit welcher sie jeden Besuch des Arztes lohnen, sind sie wohlerfahrener Hände und kunstgeübter Köpfe stets versichert, und sorgfältig stößt der Apotheker für den Reichen das Pulver und mischt bedachtsam für ihn den Trank, denn nicht um Erhaltung des Patienten, sondern um Erhaltung des Kunden ist es ihm zu thun. Aber die Armen! Jedem Apotheker ist ärztliches Practiziren gestattet, und Jeder ist Apotheker, der es seyn will, d. h. der Geld oder Credit hat, einen Laden mit Flaschen und Schachteln, mit Kräutern und Salben anzufüllen, der vor seiner Thüre eine Laterne aushängt, durch deren grün und gelb, blau und roth gefärbte Gläser das Licht die längste Straße hinableuchtet, und der Gewissensstärke genug besizt, mit seiner Unwissenheit Lebensproben anzustellen, und Arsenik und Blausäure Jedem zu verabreichen, der es begehrt. Wo die Apothekerkunst ein freies Gewerbe ist und keine Controle den Verkauf der Gifte beschränkt, da versteht es sich von selbst, daß das Gesetz keine Verantwortlichkeit verhängt und Quacksalber sich überall ihre Gerüste bauen dürfen. Keine Fürsorge also von oben für des armen Volkes geistiges und leibliches Wohl, und, statt in die Schulen, gehen die Kinder in die Branntweinladen, statt Liebe und Anhänglichkeit knüpft Furcht und Selbstsucht das Band zwischen Diener und Herrn, statt friedlicher Ehen prügelt der Mann seine Frau, die Frau ihren Mann, statt den sauer verdienten Lohn zu Ernährung und Bekleidung der Seinen zu verwenden, vergeudet der Arbeiter ihn in Völlerei und taumelt er am Sonntag zerlumpt und schmutzig der Hütte des Elends zu, die Verbrechen häufen sich und der Selbstmord hält reiche Ernten.

An alles dies ist der Engländer gewöhnt, wie er an seine freie Presse gewöhnt ist, und an seine Jury und an die Wahl seiner Repräsentanten für das Haus der Gemeinen. Anders der Deutsche, der nach England

hinüberzieht. Erst bewundert er, dann vergleicht er, dann stellt er neben den Glanz das Elend, den Glanz hat er gekannt, das Elend lernt er kennen, und wenn er die Rechnung schließt, so findet er, daß England mehr scheint als ist, Deutschland mehr ist als scheint, daß der Deutsche den Werth seines Vaterlandes erst in der Entfernung versteht, und England das schönste Land der Welt seyn würde mit seiner bürgerlichen Freiheit, ohne seine gesellschaftliche Sklaverei, mit seinen politischen Tugenden, ohne seine geselligen Laster, mit seiner Achtung des Bürgers, ohne seine Verachtung des Menschen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Athen, Januar.

Memoiren aus dem griechischen Befreiungskriege.

Unter dem Titel *ἀπομνημονεύματα πολεμικά* ist kürzlich hier der erste Band eines neuen Werkes des Obersten der königlich griechischen leichten Truppen und Ritters des Erlöserordens, Christophoros Perrhäbos, erschienen, der sich schon früher durch seine Geschichte von Suli und der Sulioten rühmlich bekannt gemacht hat, und von unserm großen Niebuhr, vielleicht zu schmeichelhaft, mit dem Namen eines zweiten Thukydides geehrt worden ist. Perrhäbos will in diesen Memoiren keine vollständige Geschichte des griechischen Aufstandes geben, sondern erzählt nur die Gefechte, Unternehmungen und Begebenheiten, bei welchen er mithandelnd oder als Augenzeuge zugegen gewesen, und flicht von den übrigen Vorgängen, an denen er nicht unmittelbar Theil genommen, nur so viel ein, als zur Herstellung des Zusammenhangs unerläßlich ist. Der erste Band umfaßt nur die Vorgänge bis zu Ende des Jahrs 1822, bis zur Niederlage der Sulioten und ihrer Flucht nach den jonischen Inseln, und behandelt vorzugsweise die Kämpfe in Epeiros, da sich der Verfasser selbst bei dem Heerhaufen der Sulioten befand. Perrhäbos findet sich also hier in Rivalität mit Pouqueville, dessen Geschichte ebenfalls vorzugsweise die Begebenheiten auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes zum Gegenstande hat; und eine gerechte Beurtheilung muß bekennen, daß in Hinsicht auf Schreibart, dramatische Behandlung und wirkungsvolle Darstellung der Franzose diesmal den Griechen hinter sich zurückläßt, während die ungeschminkte Erzählung des Griechen häufig vielleicht der Wahrheit näher kommt, als das kunstvolle Epos seines Vorgängers. Indeß die genauere Abwägung des historischen Werthes beider Schriften gegen einander mögen die Geschichtsforscher anstellen; hier nur einige Auszüge aus den Kriegserinnerungen des greisen Obersten, zur Ankündigung dieser erfreulichen Erscheinung. Wir geben zuerst das erste Capitel, wo Perrhäbos als Augenzeuge die Stimmung im Peloponnes unmittelbar vor dem Ausbruche des Aufstandes schildert.

Perrhäbos, der sich im Jahr 1820 in Sparta* unter der Herrschaft des Petros Mavromichalis aufhielt, ging nach Konstantinopel und von dort nach Dacien, Bessarabien und Odessa, wo er A. Hypsilantis und G. Kantakuzenos fand, welche die höchsten Grade der Hetärie bekleideten, und mit unbeschreiblichem Enthusiasmus sich rüsteten, gegen den Sultan in's Feld zu ziehen. Fast dieselbe Begeisterung sah man nicht allein in jenen Gegenden, sondern über ganz Griechenland, sowohl bei den Vornehmeren, als bei den Griechen aller Stände, in Städten, Flecken und Dörfern.* „Ich schäme mich nicht," sagt er, „zu bekennen, daß ich gegen den Aufstand war; nicht als ob ich die Freiheit meines Volkes nicht gewünscht hätte, sondern weil mir das Unternehmen noch unreif schien, da die Griechen ohne Kriegsübung und die meisten ohne Waffen, die Gefahren aber groß waren." — Nach einer zehnmonatlichen Reise kam Perrhäbos auf's Neue durch Konstantinopel und schiffte von dort nach Sparta, wo er sich kaum drei Monate im Schooße seiner Familie ausgeruht hatte, als durch die innern Gährungen der Hetärie der Aufstand die Maske abzulegen anfing. Die peloponnesischen Osmanlis erlangten die Gewißheit, daß die Hellenen die Waffen zu ergreifen im Begriff stånden; Tag für Tag wuchs der Haß und die Abneigung der Hellenen gegen sie, und äußerte sich unverholen; doch konnten sie sich nicht vorstellen, daß die Griechen wagen würden, allein diese große und gefahrvolle Bahn zu betreten, sondern sie wähnten, daß sie die Europäer, und vor Allen die Russen zu Bundesgenossen hätten. Dies ist die Ursache, welche die Ottomanen in Furcht hielt, und weßhalb sie nicht mit gewaffneter Hand den aufrührerischen Bewegungen der Peloponnesier zuvorkamen. Unter dieser Lage der Dinge sammelten sich die angesehensten Türken in Tripolis, um sich zu berathen, was zu thun sey; und sie beschlossen gemeinsam, die Bischöfe und Vornehmsten des Peloponnes dorthin zu berufen, sie zu ergreifen und in Haft zu setzen, um jeden Funken des geargwohnten Aufstandes sofort zu ersticken. Diese Zusammenkunft schreckte die Peloponnesier sehr. Der Metropolit von Monembasia, der Bischof von Christianupolis und der angesehenste Bürger von Lakedaimon, P. Krevatas, kamen, im Einverständniß mit vielen Andern, nach Kalamata, und luden Petros Mavromichalis und Perrhäbos ein, sich mit ihnen über die Gefahren der damaligen Lage zu berathen; ihr eigentlicher Zweck aber war, daß, wo möglich, für jezt die Begeisterung der Griechen gelöscht und unterdrückt, und aus den Gemüthern der Türken jeder Verdacht getilgt werde, um zu einer andern, geeignetern Zeit das Unternehmen mit größerer Klugheit und Energie zu beginnen. Die Meinung der Bischöfe und des Primaten war nicht unvernünftig und ohne Grund; denn sie sahen deutlich die Gefahr vor Augen, der sie entgegengingen. Den Griechen mangelte Alles, was zu einem so großen und waglichen Unternehmen nöthig war, sie waren nur höchst dürftig mit Waffen versehen, und hatten keinen gemeinsamen Plan, wo, wann und wie sie den Krieg zuerst beginnen sollten, sondern jede Provinz, jede Stadt spornte die andere an, den Anfang zu machen und ein Beispiel zu geben. Kurz, die Sache war auf einen solchen Grad von Begeisterung und Aufregung gelangt, daß selbst wer die Beredsamkeit des Demosthenes zehntausendfach besessen und sie angewandt hätte, um den Aufschwung der Hellenen zu hemmen, nicht allein sich vergebens bemüht, sondern selbst sein Leben auf's Spiel gesezt haben würde; denn einen solchen hielt das Volk für einen Türkenfreund, und vorzüglich waren die Bischöfe und Demogeronten dieser Gefahr ausgesezt, da sie als Repräsentanten ihrer Provinzen beständig Verbindungen mit den Türken zu unterhalten genöthigt waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Sparta nennt man jezt die Mani, das Land der Maniaten.

* Nur das griechische Festland war, aus Furcht vor Ali Pascha nicht sehr tief eingeweiht.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 10.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 2. Februar 1837.

Die öffentlichen Bauten in Paris.

1836.

Paris vergrößert und verschönert sich von Jahr zu Jahr; neue Kirchen und Capellen werden gebaut und die alten verfallenen Gotteshäuser unterwirft man einer verjüngenden Restauration; herrliche Paläste nahen sich ihrer Vollendung und prächtige Privathôtels erheben sich in vielen Theilen der Hauptstadt, besonders in den von dem Palais-Royal und der Börse nach den Boulevards einmündenden Straßen. Die oberen Theile der Rue Richelieu und der Rue Vivienne sind binnen zwei Jahren fast ganz mit neuen Häusern besezt worden, deren glänzendes, palastähnliches Aeußere jeden Fremden und Einheimischen überrascht. Bronzene, vergoldete Balkons, buntfarbige Marmorbekleidungen, zierlich gearbeitete Pilaster, große, runde, venetianische Spiegelfenster sind von den Architekten nicht gespart, sondern in so reichem Maße angewandt worden, daß deren Zusammenwirkung diesen Gebäuden ein ungemein stattliches Aussehen und einen originellen Charakter verleihen, dessen weitere Ausbildung leicht auf einen eignen, modernen, den Bedürfnissen und dem Geschmack der jetzigen Zeit angemessenen Baustyl hinleiten dürfte. Die Rez-de-Chaussée dieser Häuser sind ausschließlich vom Handel und von der Industrie in Besitz genommen und bilden eine fortlaufende Reihe von Restaurants, Kaffeehäusern und Kaufläden, bei deren innerer und äußerer Ausstattung Luxus, Kunstliebe und Reichthum sich den Rang streitig machen. Das Café Mozart an der Ecke des Börsenplatzes und der Rue Feydeau ist ganz strenge im Geschmack der französischen Renaissance decorirt und man kann nicht leicht in glänzenderen Umgebungen sein Frühstück einnehmen und seine Zeitung lesen. Die Vergoldungen und Wandverzierungen des Café des Panoramas, des Café Vivienne und des Café de la Rotonde übertreffen bei weitem Alles, was je in dieser Art sonst hier eingerichtet worden. Die Speisesäle der Restaurateurs Véry und Véfour im Palais Royal verdienen nicht bloß wegen ihrer von den Gutschmeckern aller Nationen gerühmten Küche den Besuch jedes Fremden, der einige Zeit in Paris verweilt, sondern ziehen schon durch die Pracht ihrer Ausschmückung die Blicke aller Vorübergehenden auf sich. Jeder Gast, welcher die Schwelle dieser gastronomischen Heiligthümer überschreitet, um im Innern derselben seine Andacht zu verrichten, staunt die heitere, freundliche Eleganz an, welche ihm von allen Seiten hier entgegenblinkt; kein Fürst kann seine Gäste in schöneren Sälen bewirthen. In einem Eßwaarenladen der Rue neuve Vivienne, wo man besonders alle Arten von See- und Flußfischen verkauft, sieht man zwei allerliebste Wandgemälde, welche einem nambaften Künstler alle Ehre machen würden. Eins davon stellt die Venus dar, wie sie Fische angelt; ihr Oberleib ist entblößt bis an den Gürtel; von einem Felsen aus wirft sie die Angelschnur ins Wasser. Ihr gegenüber sizt Amor, in der linken Hand ein Körbchen haltend, wahrscheinlich um die gefangenen Fische darin zu sammeln; die Augen fest auf seine Mutter geheftet und den rechten Arm ausstreckend, scheint er ihr mit dem Finger die Stelle anzudeuten, wohin sie ihre Angelhaken nach Beute auswerfen soll. Narziß, in sein Bildniß vergafft und es in den Wellen des Flusses betrachtend, ist der Pendant zu dem vorigen, und beide Bilder machen einen ganz angenehmen Eindruck.

Den zahlreich unternommenen Privat- und öffentlichen Bauten nach, könnte Paris in diesem Augenblick mit eben so viel Recht als München den Titel eines Neu-Athens ansprechen, wenn es nur nicht in mehr als einem Theile eher einer Mördergrube gliche, als der brillanten Hauptstadt des alten Griechenlands. So viel ist aber gewiß, Paris ist gegenwärtig die Stadt, wo am meisten gebaut wird; in dieser Hinsicht ist sie seit der Julirevolution so kokett und veränderlich geworden, als ihre Frauen; sie erneuert oft und gern ihre Toilette, sie wechselt jede Minute ihren Anzug und läßt sich neu

übertünchen, neu bekleiden, neu schminken, neu bemalen und neu aufputzen, so oft es ihr in den Sinn kommt; und das geschieht sehr oft. Regierung, große und kleine Eigenthümer, habgierige und unternehmende Spekulanten, alle scheinen von der Bauwuth, wie von einer Krankheit, angesteckt. Wenn ich in Paris ein Handwerk lernte, würde ich ohne Weiteres Maurer oder Zimmervergolder; denn diese Leute müssen binnen kurzer Zeit große Reichthümer erwerben, wenn sie ihren Wochenlohn nicht jeden Sonntag vor den Barrièren vertrinken.

So wie man aus dem Hause tritt, regnet Einem ein feiner Kalkstaub auf den Kopf; die Antüncher und Weißbinder streichen Einem im Vorbeigehen die Kleider an, und man muß jeden Augenblick gewärtigen, daß man erblindet. Die Gypsbereiter machen sich ein ganz besonderes Vergnügen daraus, ihre Röcke so recht lange und recht rein auszuklopfen, daß sie hundert Schritte in der Runde die ganze Atmosphäre mit Gypsstaub anfüllen und einen großen Theil der Straße in eine Perrückenmachersbude aus dem vorigen Jahrhundert verwandeln, als noch der klassische Puder seine Wolken von Stärkmehl verbreitete. Hat man glücklich den Gebrauch seiner Augen gerettet, so stehen Einem in jeder Straße noch neue Gefahren bevor. Die Baugerüste nämlich werden hier mit einer solchen Unvorsichtigkeit angebracht, daß nicht bloß das Leben derer, welche darauf arbeiten, sondern auch derer, welche unten durchgehen, beständig bedroht ist. Im Verlauf dieses Jahres sind zehn Arbeiter und sieben Vorübergehende auf diese Weise umgekommen oder zu Krüppeln geworden; bei dem allgemein hier in dieser Hinsicht herrschenden Leichtsinne wundert es mich, daß die Anzahl der Unglücksfälle nicht verhältnißmäßig größer ist. Ein geringerer Uebelstand ist, daß diese Bauten oft sehr belebte Straßen ganz ungangbar machen, wenigstens für den, der zu Fuße geht und seine Arme und Beine lieb hat. Die Steinsäger, Gypsbereiter, Schuttfuhrleute und Maurer haben die Trottoirs und einen Theil der Straße inne; den noch übrigen Raum nehmen die Cabriolets, Omnibus und Diligencen in Anspruch, und der Fußgänger, welcher seine gesunden Gliedmaßen zu behalten wünscht und nicht gern gerädert seyn will, ist gezwungen, einen Umweg zu machen. Diesen Sommer hielten die öffentlichen Arbeiten viele Straßen Monate lang versperrt; zu keiner Zeit war der Stadtrath von Paris so sehr für die Anlagen neuer Trottoirs, unterirdischer Kanäle, Wasserleitungen und Gasröhren thätig. Noch in diesem Augenblick gleicht Paris auf den Boulevards und an zwanzig andern Stellen einer belagerten Stadt, so viel Gräben, Trancheen, Aushöhlungen und Pallisaden trifft man in allen Quartieren an; die Citadelle von Antwerpen kann nicht mehr unterminirt und untergraben worden seyn, als man diesen lezten Sommer die Straßen von Paris aufgewühlt hat. Sehr nützliche Wasserbauten sind fortwährend in Arbeit; am Pont neuf wird das Flußbett der Seine eingedämmt und zurückgedrängt, um die Quais nach dem Pont des Arts hin zu erweitern und in gerader Linie mit denen vom Pont au change her fortzuführen; zwischen dem Pont d'Arcole und Pont Louis Philippe werden gleichfalls neue Quais aufgemauert und die Uferstraßen erhöht, so daß die Häuser dort in Zukunft vor Ueberschwemmungen gesichert sind, welche noch in diesem Jahre so beträchtlichen Schaden angerichtet. Im Verlauf des folgenden Jahres werden diese Arbeiten vollendet und Paris um eine neue, schöne Uferpromenade reicher seyn, welche sich vom Pont Louis Philippe bis zum Pont de Jena, d. h. eine Stunde weit längs des rechten Seine-Ufers hinzieht. Bereits ist ein großer Theil davon mit Bäumen bepflanzt, zwischen denen bronzene Candelaber die Gaslaternen tragen und steinerne Bänke angebracht sind, auf denen aber erst die Enkel der jezt lebenden Pariser Schatten und Kühlung während der Sommerhitze suchen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Tod des heiligen Florian.

Kolossales Altarbild, 13 Fuß hoch, 8 Fuß breit, von Leopold Schulz in München.

Im Anfange des vorigen Jahres hat man, außer einigen andern sich vortheilhaft äußernden Stimmen, unter andern in der allgemeinen Zeitung, auch in diesem Blatt ein sehr günstiges Urtheil, mit Sachkenntniß geschrieben, über eine große Composition des Malers Schulz in München, darstellend die Wallfahrt der Kreuzfahrer zum heiligen Grabe nach der Erstürmung von Jerusalem, gelesen. Einsender dieses hatte Gelegenheit, diesen Carton zu sehen, und kann dem im erwähnten Bericht ausgetheilten Beifall vollkommen beipflichten. Dieser tüchtige Künstler hat wieder ein kolossales Bild, das er in Oel ausführt und bald vollenden wird, unter den Händen. Es ist wirklich erquicklich, sich über ein Bild, wie dieses, das eine sinnige und sichere Künstlerindividualität mit Vorliebe an den Tag gefördert hat, vor einem competenten Publikum aussprechen zu können. Wo, wie bei Schulz, mit Verstand und Begeisterung in den richtigsten dynamischen Verhältnissen zu Werke gegangen wird, da muß immer etwas Gutes entstehen. Wir freuen uns, auch bei diesem Bilde die nämliche Bemerkung gemacht zu haben.

Das historische Motiv hierzu ist kurz dieses: Im Anfange des dritten Jahrhunderts war Florian, der in

einer Legion in Laureacum in Kriegsdiensten stand, wegen seiner begeisterten Ergreifung des Christenthums, der Gegenstand heftiger Verfolgungen von Seiten des dortigen römischen Statthalters, deren Ende ein qualvoller Tod war. Er wurde nämlich, da er seinen Glauben nicht abschwören wollte, von einer Brücke in den vorbeifließenden Fluß, mit einem Mühlstein um den Hals, gestürzt. Der Künstler hat den Moment gewählt, wo die beiden Vollzieher des Urtheils, zwei Kriegsknechte, welche den Märtyrer gefaßt halten, nur auf das Losungswort des daneben stehenden Statthalters warten, um ihn hinunter zu schleudern. So schnell vorübergehend dieser Moment in der wirklichen Erscheinung gewesen seyn mag, so bedeutungsvoll ist er hier auf dem Bilde fixirt. Der Künstler hat sehr passend das Geländer oder die Brustmauer der Brücke so gezeichnet, daß den Figuren nicht die Füße dadurch verdeckt werden; er hat nämlich in einer Entfernung von beiläufig drei Fuß regelmäßige Quadersteine angebracht, welche durch eine eiserne Stange verbunden sind. Man sieht ein Stück vom Bogen der Brücke und darunter etwas vom Wasser. Auf dem mittelsten Quaderstein, der die drei Anfangsbuchstaben der welthistorischen Worte: Senatus Populusque Romanus zur Ansicht bietet, kniet der heil. Florian, dem mit einer Kette ein Mühlstein um den Hals befestigt ist, der ebenfalls auf dem Quaderstein, neben dem Florian ruht und von einem der Kriegsknechte gehalten wird, welche zu den beiden Seiten des Märtyrers stehen. Zur Linken des Leztern bemerken wir den Statthalter, einen Lictor und zwei Kriegsknechte; zur Rechten desselben steht die heilige Valeria, neben dieser ein Hirte und hinter ihr eine andere Frau. Ueber den Häuptern dieser Figuren schweben zwei Engel.

Der heilige Florian, kniend, breitet seine Arme aus und richtet seine verklärten Blicke nach jenen himmlischen Räumen, dem Wohnsitze der Seligen, welcher ihn in wenigen Augenblicken aufnehmen soll. Sein Kopf ist ausgezeichnet schön und voll ergreifenden Ausdrucks. Man sucht darin vergebens einen Zug der Furcht vor dem grausigen Moment, der ihn erwartet, nicht einmal Theilnahme liest man darin, an dem, was mit ihm vorgehen soll. Er ist einzig versunken in den begeisternden Gedanken an seine Verklärung, und sein Geist betrachtet seine Hülle nur als eine lästige Fessel, von der er bald entledigt werden soll. Dieser durchaus vorherrschende Ausdruck läßt bei dem Beschauer gar keinen widerlichen Gedanken aufkommen, welchen sonst die Betrachtung der Vorbereitung einer so traurigen Scene nothwendig erwecken muß. Aus diesem Grunde ist der Hauptgedanke des Bildes vom höchsten tragischen Interesse, welches durch die Auffassung der heiligen Valeria auf das Höchste gesteigert wird. In ihrem edlen Kopfe lesen wir mit einer Art von Mitgefühl, wie sehr sie fähig ist, den hier vorgestellten Moment in seinem ungetrübten Lichte zu würdigen. Begeisterung und Bewunderung, ja selbst jener edle Neid, den alle erhabenen Gemüther fühlen, wenn sie Duldern aus den tiefsten Bedrängnissen die Palme himmlischer Vergeltung winken sehen, sprechen sich in dieser erhabenen Frauengestalt auf eine rührende Weise aus. Diesen Gedanken läßt der Künstler durch den Contrast noch lebendiger hervortreten, indem er hinter der heiligen Valeria ein Weib durch seine Gesten und Bewegungen deutlich zu erkennen geben läßt, wie ihre Seele von Angst und Mitleid gefoltert ist. Doch auch hier erscheint der Schmerz nicht unedel, weil er nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge natürlich ist. Auf der nämlichen Seite bemerken wir noch einen Hirten, den ein lebhaftes Interesse zu diesem Schauspiele herbeigezogen hat. Auf schlichte Naturmenschen seiner Art macht wahre Seelenstärke und moralische Größe einen desto tieferen Eindruck, wenn deren unumstößliche Beweise zur Verherrlichung des Glaubens an den Tag gelegt werden. Der Hirte ist hingerissen von Bewunderung, und sieht kein Hinderniß, den Märtyrer, obschon noch lebend, unter die Zahl jener verklärten Heiligen zu versetzen, deren Obliegenheit in jener Welt es ist, unablässig Gebete für ihre irdischen Schutzbefohlenen am Throne des Allmächtigen niederzulegen. Er richtet mit aufgehobenen Händen seine inbrünstigen Bitten an ihn und baut auf deren Erfüllung. Auch dieses Motiv in der Erscheinung des Hirten hat der Künstler treffend dargestellt.

Wir wenden uns jezt auf die andere Seite, wo die Hauptfigur der Statthalter ist. Er hat einen ächten Römerkopf, eine Physiognomie voll eisernen Willens und Unbeugsamkeit, worin sich mehr ein unerbittlicher Stolz, als persönliche Grausamkeit ausspricht; sein Wahlspruch ist das fiat justitia, pereat mundus. Seine Haltung ist die eines Mannes, bei dem der geringste Ungehorsam ein todwürdiges Verbrechen ist und der in einem Falle wie der vorliegende in den Triumph des Gesetzes seinen höchsten Ruhm sezt. Auch diese Auffassung ist sehr wohlthätig für die Harmonie des Totaleindrucks. Eine gemeine Grausamkeit und teuflische Schadenfreude in dieser Figur würde den Beschauer in zwei zu heterogene Stimmungen gesezt haben, wodurch nothwendig das tragische Interesse gelitten hätte. In der Umgebung des Statthalters sehen wir noch einen Lictor und zwei Kriegsknechte. Ersterer scheint weiter keinen Antheil an der Handlung zu nehmen, als um der Winke seines Gebieters gewärtig zu seyn, nach welchen er in dessen Zügen forscht. Diese Figur ist sehr zweckdienlich, um den vornehmen Römer auf eine imposante Art auftreten zu lassen und den Beschauer von seiner Würde zu unterrichten. Der eine der beiden Kriegsknechte drückt durch seinen

hohnlachenden Blick aus, daß ihm die Verblendung des Florian, der sich durch einen Widerruf hätte retten können, unbegreiflich ist. Die beiden Kriegsknechte, welche den heil. Florian hinunterstürzen sollen, fallen durch ihre äußerst schöne Bewegung auf; der Eine, rechts, schaut nach seinem Gefährten, um mit ihm in momentan gleichzeitigem Kraftaufwand ihr Opfer in sein nasses Grab zu schleudern, während der links den Märtyrer bei der Kette am Halse gefaßt hält. Endlich sehen wir noch über diesen Gruppen zwei Engel schweben, von welchen der eine das Kreuz trägt, um auf den himmlischen Erlöser zu deuten, der seine lezten Seufzer unter noch qualvollerer Marter für das Wohl seiner Feinde aus seiner göttlichen Brust hauchte. Der andere Engel trägt die Palme, das Sinnbild der ewigen Vergeltung, und gemeinschaftlich halten sie eine Lorbeerkrone in die Höhe.

Man wird aus dem hier Gesagten ersehen, daß dieses Bild durch seine höchst plastische Auffassung und Darstellung bei Kennern und Laien die günstigste Aufnahme finden wird. Außer diesem harmonischen Zusammenhang aller einzelnen Motive zum Hauptgedanken, zeichnet es sich noch durch eine große technische Vollendung aus. Schulz ist ein sicherer Zeichner; die Bewegung seiner Figuren sind edel und voll dramatischer Leidenschaft, ohne Uebertreibung; nur wünschten wir seine Muskulatur etwas weniger markirt. Ueber Farbe und Beleuchtung läßt sich noch nicht vollständig urtheilen; das Bild ist nur an einzelnen Stellen fertig, doch diese lassen mit Zuversicht eine befriedigende Vollendung erwarten. Schließlich bemerke ich, daß dieses Bild für die Stiftskirche in St. Florian bestimmt ist.

Nachrichten vom December.

Malerei.

Paris, 1. December. Hr. E. Boulanger hat unlängst zwei Porträts vollendet, das des Malers Ach. Deveria und das des Hrn. Balzac in Mönchstracht. Decamps, der bis jezt auf dem Lande gewesen war, hat als Frucht seiner Muße ein großes Genrebild: „die Bilderliebhaber,“ mitgebracht, das in Anordnung und Färbung an die besten niederländischen Gemälde erinnern soll. Lord Seymour hat es bereits gekauft. Eine Skizze zu einem Bilde für den bekannten Deputirten Hrn. Paturle: „Joseph von seinen Brüdern verkauft,“ gehört ebenfalls zu Decamps' neusten Arbeiten.

Der Maler Heinrich Lehmann aus Hamburg ist neuerdings vom Könige der Franzosen beauftragt worden, eine historische Composition, den Tod Roberts des Starken (unter Karl dem Kahlen) darstellend, für die Nationalgallerie zu Versailles zu malen. Sein kaum vollendetes Gemälde, die Heirath des Tobias, hat der reiche Kunstliebhaber Herr Paturle, Besizer von Leopold Robert's leztem Werke: Les pêcheurs, als Pendant zu diesem Bilde, um einen hohen Preis gekauft.

Berlin, 10. December. Bei Hrn. Sachse ist so eben wieder eine Sendung von Aquarellen französischer Künstler, als: Villaret, Ferogio, Jort, Gudin, Monvoisin, Francis, Watelet, Michalowski rc. eingegangen.

Düsseldorf. Die Leistungen unserer Künstler in dem nun abgelaufenen Jahre haben unsre kühnsten Erwartungen übertroffen. Im historischen Fach haben Lessings Hussitenpredigt, Hildebrandt's Ermordung der Söhne Eduards IV., Sohn's Urtheil des Paris, Bendemann's Ernte, Schadow's Christus im Schooße der Maria, Hübner's Hiob mit seinen Freunden, diesen Künstlern neuen Ruhm erworben, und auch im Genre und der Landschaft ist die Idee und Ausführung im Steigen. Besonders in den lezten drei Jahren, wo Hildebrandt, Schirmer und Sohn als Lehrer an der Anstalt wirkten, der sie selbst einen Theil ihrer Ausbildung verdanken, haben Geist und Geschmack der Composition und Schönheit des Colorits augenscheinlich zugenommen und ist das Vertrauen des Publikums so gewachsen, daß die Anzahl der Schüler von 218 auf 327 stieg. Von den eigentlichen Malern ist etwa die Hälfte aus den mittleren und östlichen Provinzen des preußischen Staates herübergekommen. Die zwischen ihnen und den Künstlern des westlichen und südlichen Deutschlands bestehende Rivalität trägt auch dazu bei, die Kräfte in wohlthätiger Spannung zu erhalten. Die lang gehegte Besorgniß, daß der treffliche Director Wilhelm Schadow nach Berlin abgerufen werden möchte, hat endlich in dem von ihm unternommenen Bau eines Wohnhauses ihre Widerlegung gefunden.

München, 19. December. Seit einigen Tagen ist die große Porzellan-Vase vollendet, welche unser Kronprinz dem türkischen Sultan bestimmt und auf welcher der geschickte Porzellanmaler Hr. E. Heinzmann alle Gattungen des bayerischen Militärs mit seltener Treue nachgebildet hat. Im Vordergrunde sieht man den Prinzen selbst äußerst kenntlich, auch mehrere andere Porträts.

Constantinopel, 2. December. Der Sultan fährt, gegen die türkischen Vorurtheile und den Widerspruch des Ulemas, fort, sein Porträt in öffentlichen Gebäuden aufstellen zu lassen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 28.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 2. Februar 1837.

Die Eisenstange glüht in hellem Glanz,
Vom lauten Hammer springt der Funkentanz.

Nic. Lenau.

Des Schmieds Tagewerk.

Aus schwarzem Schlot
Steigt's feuerroth
Zur Nacht;
Doch Frühluft weht,
Der Haushahn kräht:
Erwacht!
Die Kohle glüht,
Der Funken sprüht;
An's Werk!
Komm, Knabe, schnell
Heran zur Stell',
Und merk':
Wie Meisters Hand
Mit Schick und Kraft
Der Esse Brand
Den Stoff entrafft,
Und dann
Trotz Widerstand,
Kühn mit ihm ringt,
Und wohl gewandt,
Ihn formend zwingt.
Das kann
Wer früh mit Lust
Dem Schweren trozt,
Bis Arm und Brust
Von Stärke strozt,
Der Mann!
Der Nerv' erschlafft
Im Ruheschooß,
Doch kleine Kraft
Zieht Uebung groß.
Wohlan!
So schön erklingts
Rundum im Kreis,
Wie Sternlein springts
Vieltausendweis!
Schlag an! –
Da hebt der Junge des Hammers Wucht
Und keucht;
Der Meister lächelnd zu zürnen sucht
Und reicht
Dem schmächtigen Knäblein ein Hämmerlein
Gar leicht,
Und ruft den Junggesellen herein;
Der gleicht
Vulkans Cyclopen, und greift im Nu
Rasch zu!
Und klopft
Rüstig drauf
Ab und auf,

Hin und her,
Kreuz und quer. —
Da stopft
Die Morgenpfeife der Meister recht
In Ruh,
Und schmaucht und schaut dem hastigen Knecht
So zu;
Der hämmert, daß das Herz ihm pocht,
Wie Glut
Die Wange brennt, und siedend kocht
Sein Blut. —
Der Meister schaut, und schweigt, und nickt —
Kein Lob,
Der Jüngling ärgert sich, erschrickt
Darob.
Und heftiger schmettert des Hammers Gewicht
Auf's Erz,
Das, ach! unförmlich gedehnt, zerbricht.
O Schmerz!
Doch hämmert — verwirrt, erschöpft und bleich
Er fort;
Da winkt der Meister, und spricht zugleich
Dies Wort:
Es blickt der Mann mit Lächeln auf den Knaben,
Deß Ohnmacht sich vermißt, ihm vorzugreifen;
Ihn freut solch früher Muth; er ahnet Gaben
Und Kräfte, die allmählig wach'en, reifen;
Doch wenn sich Jünglingskräfte selbst zernichten —
Sich und ihr Werk — das muß er ernstlich richten.

Daß dich dein eigen Thun belehrend schrecke! —
Ob will'ger Muth, doch ohne Ziel und Schranken,
Ob üpp'ge Kraft, doch sinnlos, ohne Zwecke,
Nicht unterthan dem herrschenden Gedanken,
Bis zur Erschlaffung sich vergeudend ringen —
Doch wird kein Werk und kein Gebild gelingen.

Nur wo die Kraft mit edlem Geiz gesparet,
Mit klugem Vorbedacht besonnen waltet,
Nur wo das Maaß sie ehrt und treubewahret,
Nur da wird Aechtes, Tüchtiges gestaltet.
Was solche Kraft vermag, mit Kraft im Bunde,
Das sollst du schauen, Jüngling, gleich zur Stunde.

Da naht der Altgesell; gedrungen
Ist seine Stärke, fest sein Gang;
Schon fernher hat sein Tritt erklungen
Und, aus gewölbter Brust, Gesang.

Urplötzlich tönen hochgeschwungen,
Die Hämmer eines Taktes Klang;
Der Ambos dröhnt, die Funken spritzen;
Wie Donner schallts; es strahlt wie Blitzen.

Der Knabe staunt den Riesenschlägen,
Der Seherkraft und der Faust Gewalt;
Der Jüngling sinnt, ein innres Regen
Bewegt die ganze Kerngestalt.
Er zeigt durch ernstliches Erwägen
Was ihm des Meisters Rede galt;
„Dem Muster folg' ich, sey's beschlossen,
Des Meisters und des Altgenossen.“

(Der Beschluß folgt.)

Lisardo.

(Fortsetzung.)

„Darf ich fragen, was Ihr studirt habt?“ fragte Petronio einlenkend. Lisardo erwiderte nach einer kleinen Pause: „Meine Fakultät war die juristische.“ — „Da sind wir Kollegen!“ rief jener freundlich. Lisardo verbeugte sich und sagte: „Ich weiß nicht, ob ich diese Ehre mit gutem Gewissen in Anspruch nehmen darf; ich habe mich eigentlich mehr mit Philosophie und schönen Künsten abgegeben und auch in der Rechtswissenschaft meine Richtung mehr auf's Allgemeine genommen.“ — „Das ist nicht gut!“ rief Petronio mit einem fast gar zu strengen Ernst: „es ist schädlich, sich nur auf's Allgemeine zu wenden. Das Leben weist uns überall auf's Einzelne, da muß Hülfe, da muß Rath geschafft werden; das Allgemeine ist eine Erkenntniß, die sich erst auf diesem Wege bildet. Wer im Detail bewandert ist, der schreitet sicher vor und läßt gewöhnlich die Philosophen hinter sich, die nicht einmal im Stande sind, einen Riegel aufzustoßen, ohne mit den Begriffen Causalität, Wechselwirkung und weiß der Himmel was noch mehr angezogen zu kommen, während sie am Ende doch wie jeder andere Sterbliche die Hand dazu nehmen müssen.“ — „Unerträgliches Geschwätz!“ murmelte Lisardo vor sich hin.

Petronio bemerkte seinen Aerger nicht und fuhr in diesem Tone fort, seinem Enthusiasmus für ein strenges Geschäftsleben Luft zu machen. Man hätte den Schluß ziehen mögen, diese Erkenntniß sey ihm selbst noch etwas neu und treibe ihn deßhalb so sehr in's Feuer. Auch gestand er, einmal warm geworden, daß er nach einer ziemlich leichtsinnig verbrachten Jugend sich plötzlich an einer Grenzscheide befunden habe, wo ihm der schwere Entschluß, den Weg der Beschränkung und Unterordnung einzuschlagen, nothwendig geworden sey. Diese Lebensänderung verschaffte ihm bedeutende Gönner, die ihm nach einigem geduldigen Harren zu einem Amte verhalfen, dessen Hauptertrag darin bestand, daß es die Aussicht zu den wünschenswerthesten Ehrenstellen eröffnete, eine Aussicht, die, wie er behaglich merken ließ, durch seine gegenwärtige Reise sehr in die Nähe gerückt wurde. Lisardo

dachte: Eine leichtsinnige Jugend beweist den selbstständigen Geist noch nicht. Wie leicht wird es doch diesen Leuten, sich der herrschenden Gesinnung anzuschließen! Sie halten es für eine Umkehr, und in der That ist es nur die Offenbarung ihres eigentlichen Charakters, mit Aufopferung einiger äußerlichen Bequemlichkeiten sich die geistige Behaglichkeit, die Freiheit von allem eigenen Denken, Streben und Drängen, die mühelose Erreichung eines hölzernen Zieles zu erkaufen. — Indessen ging der vertrauliche Ton, womit der Andere sprach, nicht an ihm verloren, die Unterredung blieb in einem freundlichen Gang, und unvermerkt schlich sich in Lisardos Seele das Gefühl ein, daß es sich doch mit Jedermann leidlich leben lasse. Als er sich nach der Gegend umsah, waren sie zu seiner Verwunderung schon an Sorrent vorübergesegelt und hatten Capri vor Augen.

„Es wird mir immer schauerlich zu Muthe!“ rief Lisardo, „wenn ich an diese Insel und ihren einstigen Bewohner denke. Ein Gefühl von Zerstörung, ein Athem der Verwesung kommt über mich bei diesem Namen! Welch eine Zeit muß es gewesen seyn, als hier ein Fürst, der Krone und des Lebens überdrüssig, sich in die trüben Wellen der verzweifeltsten Genüsse begrub, indeß sein Reich, aller lebendigen Säfte beraubt, langsam zerbröckelte.“ — „Und doch,“ fuhr Petronio fort, „erregt keine andere Zeit so sehr unsere Bewunderung als eben diese. Gibt es einen erstaunlicheren Anblick, als eine Macht, die von der Geschichte schon längst zum Tode verdammt und so zu sagen hingerichtet ist, noch Jahrhunderte lang sich erhalten zu sehen, von nichts gestüzt, als von der riesenhaften Großartigkeit ihrer Formen? Ich wünschte, damals gelebt zu haben, damit ich so Vieles, was mir jezt unerklärlich ist, in der Nähe hätte sehen und begreifen können!“ — „Das wünsche ich nicht,“ sagte Lisardo. „Der Geist findet seine Rechnung nicht in einer solchen Zeit.“ — „Nun,“ erwiderte Petronio, „ich bin nicht unzufrieden, daß mein Leben in dieses Jahrhundert gefallen ist. Wir haben in der Welt ungeheure Ereignisse gesehen, und in unserm eigenen Reiche eine Entwicklung von Staatsformen, die es sich wohl der Mühe verlohnte, mit zu durchleben. Wer unsern Zustand, wie er vor dreißig Jahren war, mit dem jetzigen vergleicht, dem darf es wohl scheinen, als hätte eine Zeit der Barbarei und Verwilderung einer goldenen Aera den Platz geräumt. Wie viel ist zur Verbesserung geschehen, und wie viel wird noch geschehen, wenn unser junger König mit seinem trefflichen Willen, seiner unwandelbaren Thatkraft so lang, als dieses Land es bedarf, am Leben und an der Regierung bleiben wird!“ Petronio sprach dies mit großer Wärme; er ging in eine genaue Schilderung der früheren Landesverfassung und aller der wohlthätigen Veränderungen, welche sie erlitten, ein, und Lisardo fühlte den Unterschied zwischen einer allgemeinen Kenntniß und der Ueberzeugung, welche aus dem Prüfen und Vergleichen der einzelnen Thatsachen, aus dem Durchforschen des ganzen Geäders eines Staatshaushalts entspringt. Er mußte sich gestehen, daß dies mehr werth sey, als nur obenhin die Physiognomie der Zustände zu kennen, er empfand Achtung vor Petronios Erfahrung, und fühlte in ihm eine Tüchtigkeit, der es mit allem Guten Ernst sey; er gewann ein großes Vertrauen zu ihm und sagte bei sich: „Ich wäre fähig, dem wackern Manne meine zeitlichen Angelegenheiten in die Hände zu legen und ihm für's ganze Leben verbunden zu bleiben, da es ihm nun einmal nicht gegeben ist, meine geistigen Interessen zu theilen. Uebrigens,“ dachte er hinzu, „sehe ich nicht ein, warum Jeder so seyn sollte: auch er befolgt ja nur seine eigenthümliche innere Richtung, und so würde ich mich keineswegs schämen, auf meine Weise zu leben und den braven Weltmenschen für mich sorgen zu lassen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Weihnachtsmarkt.

Das Weihnachtsfest gewinnt mit jedem Jahr an quantitativer Bedeutung. Vor vierzig Jahren war es eine bescheidene Budenreihe, die, mit dünnen Wachslichtern erhellt, in der Brüderstraße die Freude der Kinderwelt ausmachte. Ludwig Tiecks kleine Novelle: das Weihnachtsfest, liefert unsern Nachkommen eine vortreffliche Urkunde darüber, wie es dazumal in Berlin war und nicht wiederkehren wird. Es würde sich nicht lohnen, eine Geschichte davon zu schreiben, wie es allmählich anders geworden ist; in einem halben Jahrhundert möchte Glanz und Pracht von heute, wenn der Weihnachtsmarkt in dem Verhältniß fortschreitet, nur wie ein dämmernder Anfang erscheinen. Jezt schon ist nicht allein die lange Brüderstraße überfüllt mit Buden: sie quellen, dicht an einander gebaut, auf zwei Pläze und in mehrere kleine Winkelstraßen aus, und der große, freie Schloßplatz ist von mehreren parallel laufenden Budenreihen so dicht bedeckt, daß die Fahrstraße auf einen sehr geringen Raum beschränkt wird. In jener kommenden Zeit wird vielleicht die ganze Königsstraße, der Lustgarten und die Linden (wohl der geeignetste Raum dafür) ein Markt flimmernder Buden werden. Wenn nur auch eine Zunahme an qualitativer Bedeutung sichtlich würde; aber die Erfindung für die Kinderlustbarkeit schreitet für sich nicht fort, und die Produktionen halten nur Schritt mit den allgemeinen industriellen Progressen. Daher denn auch hier viel Fabrikwaare, aber nichts überraschend Neues, auch nur für den Schönheitssinn der Kinderwelt. Unsere Bilderbücher, unsere bleiernen Soldaten sind nicht hübscher geworden, ja bei weitem nicht mehr so charakteristisch, als um Anfang dieses Jahrhunderts. Die Puppenwelt ist zwar in vollem Flor; aber sie verliert sich in's Gebiet der Mode, und an erquicklichen Nußknackern, Hampelmännern, Däumchen u. dergl. gebricht es. Verschwinden doch auch mehr und mehr die uralten Formen der Pfefferküchler, die dem Antiquar noch manchen Stoff böten, und es kommt dafür nichts Neues auf. Die Blechbuden der

Klempner flimmern, aber mehr von schönen Lackfarben, als von schönen Formen. Glas, Crystall, Stoffe brilliren zwar anders als in jener Zeit, aber sie sind nicht eigentliche Waare des Weihnachtsmarkts. Auch in den sogenannten Ausstellungen sind die Fortschritte mißlich. Vordem waren es die Hände erwachsener Kinder, die hierin allein für die Jüngern schafften; das Material war Moos, Glas, Birkenrinde, Tannenreiser, Kork, höchstens etwas Licht und Wasser dabei. Welchen Jubel konnten die sogenannten „Krippel,“ aus der katholischen Zeit stammend, verursachen! Als es aus den Familien in die Oeffentlichkeit überging, übernahmen Buchbinder und Zuckerbäcker die Arbeit. Es gab schwindliche Ritterburgen, schauerliche Verließe und süße Karrikaturen, und während vorne steife Püppchen ihre Glieder ausstreckten, schien auf der bemalten Hinterwand der Mond, oder gar versuchte die Sonne aufzugehen; aber die Natur spielte noch mit, vermöge wirklichen Sandes, Fichtenzweige und Moos. Nun aber hat die Kunst gemeint, sie müsse den Kindern und den Buchbindern das Geschäft abnehmen, und sie producirt unter himmlischer und irdischer Beleuchtung herrliche gemalte Gegenden aus allen Welttheilen, die es mit der Kritik zu thun haben, aber nicht mit den Kindern. Die Kritik will nicht immer damit zufrieden seyn — sie hat Unrecht, denn es ist Weihnachten — aber den Kindern wäre ein Fels von Moos und Kieselsteinen lieber, und ein transparenter Mond mit einem Mannsgesichte mehr werth, als der täuschendst gemalte Mondschein. Allein Kinder sind da, um mit der Bildung fortzuschreiten, nicht um sie zu machen. Bei den Zuckerbäckern fehlt es wohl nicht an Lust, im alten Geleise zu bleiben;, aber dem Leben fehlt es an Karrikaturen, und die da sind, wollen sich nicht in Zucker sehen, und eine gewaffnete Hülfe steht ihnen sofort zur Hand, wenn sie Beschwerde führen. Die thätigen Gebrüder Gropius haben wohl den Willen, Humor und Lust aus dem bunten Volksleben zu schöpfen, und eine Ehe, wenn auch nur zur linken Hand, mit der Kunst zu vermitteln, aber mit bestem Willen und größtem Geschick läßt sich aus einem verschütteten Brunnen nichts schöpfen. Außerdem, wie tausendfältig sind ihnen die Hände gebunden! Sonst brannten Wachslichter, jezt Gas- und Spiritusflammen; das wäre der kürzeste Unterschied von dem Weihnachten ehemals und heute. Nach einer alten Berliner Tradition muß um Weihnachten gutes, klares Frostwetter seyn; ist es die Tage vorher nicht, so tritt es am Heiligabend ein. Die Zuversicht hat auch in diesem Jahr nicht getäuscht. An diesem Abend wird bis in die Nacht hinein verkauft; der Weihnachtsabend für die Kinder der Kaufleute und Fabrikanten ist auf den Morgen des nächsten Festtages verlegt. Nur Ein Stand ist unzufrieden mit dem Weihnachtsfest: die unglücklichen Postbeamten. Mit Jahr zu Jahr mehrt sich die überwältigende Arbeit, die Berliner Weihnachtsgeschenke in die Provinzen zu versenden. Pferde, Menschen, Wagen und Speicherräume reichen nicht mehr aus, und das Posthaus, um diese Zeit im Gewirr der abgehenden und der abgeforderten Collis, steht keinem in einer Welthandelsstadt nach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Athen, Januar.

(Fortsetzung.)

Memoiren aus dem griechischen Befreiungskriege.

Die Peloponnesier fürchteten nicht so sehr die eingebornen Türken, als einen neuen Einfall der türkischen Albanesen, welche früher, zur Zeit des Alexis Orlof im Jahr 1769, und des Lampros Kavonis im Jahr 1790, wie Bergströme hereinbrechend, Viele ermordet oder in Knechtschaft geschleppt und den größten Theil des Peloponneses verheert hatten. Solche schreckliche Beispiele versezten sie in Unruhe und verminderten ihre Hoffnungen; aber die Besorgniß wurde schnell gehoben, und Furchtlosigkeit trat an ihre Stelle, als Petros Mauromichalis, damals Fürst von Sparta, ihnen die Versicherung gab, daß er alle Spartiaten in den Waffen bereit halte, und zuerst gegen die angrenzenden Türken losbrechen werde, dann aber überall, wohin die Stimme des Vaterlandes ihn rufe, seine Bürgerpflichten zu erfüllen gelobe: wie er wirklich sein Versprechen bis zu Ende gehalten hat, ohne je vor den zahlreichen Opfern seiner Söhne, Brüder, Verwandten und Landsleute zurückzubeben; Perrhäbos aber benahm ihnen die Furcht vor den türkischen Albanesen, indem er ihnen versprach, selbst nach Suli zu gehen, und durch Herbeiführung beständiger Fehden in jenen Gegenden jeden Ausmarsch der Albanesen gegen den Peloponnes zu verhindern.. Drei Tage darauf reiste er mit seiner Familie nach Suli ab.

Kriegführung und Kampfweise in jenen Gegenden weichen so sehr von den europäischen Sitten ab, daß man es dem Verfasser Dank wissen muß, wenn er manche charakteristische Züge zu ihrer Schilderung mittheilt. Bei der Belagerung von Variades, einer verschanzten Ortschaft in Epeiros, beschreibt er die Kampfweise der Sulioten. „Sie bekämpften die Belagerten weniger bei Tag als bei Nacht, vorzüglich wenn die Nacht recht finster war. Dann näherten sie sich leise und ohne Geräusch ringsum dem Graben und den Verschanzungen; jedoch hielten sie sich immer Einer von dem Andern zwei Schritte entfernt, sowohl beim Hinanrücken, als im Fall der Noth beim Rückzuge. Alle bewegten sich gleichmäßig mit demselben Schritte, indem sie auf einander Acht gaben, daß Keiner verwundet oder getödtet werde, und aus Unachtsamkeit in den Händen der Feinde bleibe, weßhalb der Nebenmann von den Kampfgenossen angeklagt und getadelt wird. Brust und Rücken bieten sie dem Feinde nie dar, sondern die schmale linke Seite, weßhalb ihr Gang dem der Krebse gleicht; ihr kurzes Gewand (die Fustanelle) und ihr Hemde müssen so schmutzig als möglich seyn, damit der Feind sie bei Nacht nicht unterscheiden kann.“ — Da die Belagerung von Variades sich in die Länge zog, so versuchten die Sulioten und ihre Verbündeten eine Kriegslist. „Zwei Schritte von dem Eingange der Verschanzung lag ein Brunnen, aus welchem die Belagerten während der Nacht ihr Trinkwasser schöpften; die Belagerer beschlossen daher, das Wasser zu verunreinigen, ob jene vielleicht, durch den Durst gezwungen, sich zur Uebergabe neigen möchten. Damit ihre Erfindung zum Zwecke führe, näherten sich in einer nach Wunsch finstern Nacht fünfhundert von ihnen der Verschanzung, und eröffneten ein ununterbrochenes Feuer, die Seite aber, wo der Eingang war, ließen sie frei, um die ganze Aufmerksamkeit der Belagerten auf die Angreifer zu ziehen und damit jene Seite nicht von dem Gewehrfeuer beleuchtet werde. Unterdeß schlichen sich fünf ihrer Mitstreiter ohne Geräusch an den Brunnen, und warfen eine drei Tage alte türkische Leiche und zwei Schweine, in vier Stücke zerhauen, mit allen ihren Eingeweiden hinein. Von diesen Fünfen wurden zwei verwundet, aber ohne Gefahr.“ Dieß unsaubere Strategem hatte den gewünschten Erfolg; die eingeschlossenen Türken capitulirten, jedoch nicht ohne bittere Vorwürfe gegen ihre, im Interesse des Ali Pascha, damals mit den Sulioten verbündeten Glaubensgenossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 29.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 3. Februar 1837.

Der Ruderschlag verklärt den Schlag der Herzen,
Freundschaft und Lieb' erwacht.

G. Schwab.

Lisardo.

(Fortsetzung.)

Wie im engen Raum eines Wagens oder einer Barke die Körper genöthigt werden, sich an einander zu schmiegen, so geschieht es auch den Seelen: es gibt kein sichereres Mittel, die verschiedenartigsten Gemüther zu vereinigen, als das Zusammenreisen. Die beiden Jünglinge konnten einander ihre Neigung nicht verbergen; der Wunsch, so mit einander verbunden über die Lebenswellen hinwegzugleiten, ward in ihnen rege, und so kam es denn bald, daß der aufgeschlossene Lisardo seinem Freunde die Geschichte seines Glücks und seiner Hoffnungen mittheilte. „Wenn es erlaubt ist," sagte er, indem er sich niederließ und den Mantel zum Schutze vor dem frischer werdenden Abendwind über die Schultern zog, „wenn es erlaubt ist, ein Leben vollendet zu nennen, dem der gerade Weg von Sehnsucht zur Befriedigung, von Freude zu Freude bis an die äußerste Grenze vorgezeichnet ist, so darf ich mich füglich schon jezt bei lebendigem Leibe unter die Abgeschiedenen, unter die seligen Geister zählen. Denn da, wo andere erst ihre Rechnung mit der Welt anzufangen pflegen, bin ich schon fertig mit ihr: sie ist nur der Planet, auf den ich zufällig gesezt bin und der, wenn er mich auch in seinem Laufe mitnimmt, mich doch nicht hindern kann, auf ihm meinen eigenen, ja den entgegengesezten Weg zu gehen, der mir nur dazu dienen soll, auf ihm meine Hütte zu bauen und der Geliebten zu rufen: „Komm, hier wollen wir wohnen!" — „Ach!" rief Petronio, „jezt merke ich erst, warum Ihr ein seliger Geist seyd. Ihr seyd also schon Bräutigam?" — „Da läßt mich der Planet gleich einen seiner Einflüsse vernehmen," sagte Lisardo lächelnd, „diese Formen stehen mir freilich noch bevor und ich werde es der Welt mit vielen Beschwerlichkeiten zahlen müssen, daß sie mich losgibt. — Nein, mein Freund! Bräutigam bin ich noch nicht, sonst würde ich mich nicht so sehr auf den Kuß meines Liebchens freuen. Jezt muß das Geheimniß freilich verrathen werden, das bis jezt noch keinen Mitwisser hatte." — „Nun, so laßt mich den Ersten seyn, der es erfährt. Ihr könnt keinen Theilnehmenderen finden."

„Namen thun nichts zur Sache," entgegnete Lisardo, „laßt mich also davon vorerst noch schweigen. Und jezt fällt mir noch überdies ein," fuhr er fort, nachdem er sich ein wenig besonnen hatte, „daß ich Euch vom Uebrigen auch nicht viel erzählen kann, denn es ist gar nichts Verwickeltes an der Geschichte. Während ich mich auf meine akademischen Studien vorbereitete, etwa ein Jahr ehe ich nach Neapel ging, kam ich oft in ein Haus, mit dem ich verwandt bin. Die Verwandtschaft schlug ich freilich bloß deßwegen so hoch an, weil sie mir den Zutritt zu

meiner schönen Base erleichterte. Eigentlich müßte ich jezt, wenn ich den Anfang unserer Liebe betrachte, diese eine literarische nennen, aber mit Unrecht: unsere Herzen hatten sich längst im Stillen verwandt gefühlt, und es bedurfte nur der äußern Veranlassung, um sie zu vereinigen. Dies war der Krieg zwischen den Classikern und Romantikern, der eben damals unsere Literatur in eine so heftige Bewegung sezte. Es versteht sich von selbst, daß wir Beide von ganzem Herzen romantisch waren. Der Graf Carmagnola war unser Losungswort, Manzoni unser Liebling. Ihr werdet Euch wohl vorstellen können, daß der gemeinsame Zug unserer Herzen dabei Nahrung und Befestigung genug erhielt. Die literarische Fehde, die auch in unsern Kreis herüberspielte, that das Ihrige, um den Roman zu vollenden: ein angesehener Arzt, der ebenfalls in das Haus kam, machte den Classiker und sezte mir um so heftiger zu, da er zugleich sein classisches Auge auf meine romantische Bundesgenossin geworfen zu haben schien; aber eben dies verdarb ihm das Spiel, ihr Widerwille gegen die Partei wurde durch die Abneigung vor dem Manne verstärkt, und als er mit seinen Hoffnungen entschiedener hervorzutreten begann, flüchtete sie sich in meine Arme, wir schlossen ein Schutz- und Trutzbündniß, und die Romantik hatte auch hier, wie überall, gesiegt. Als ich auf die Universität ging, erhielten wir das Bündniß durch die zärtlichsten Briefe aufrecht, und jezt habe ich an das Leben keinen Anspruch weiter, als sie zur Meinigen zu machen und unsere Zukunft ihrem Willen anheim zu stellen: dazu bin ich auf dem Wege und — das Lied ist zu Ende, die unbedeutendste aller Liebesgeschichten, die ich Euch hätte erzählen können.“ — „Sie ist ja noch nicht zu Ende,“ warf Petronio ein. „Und doch!“ rief Lisardo, „sie ist es, denn von allen Hindernissen, die ich mir denken könnte, habe ich keines zu fürchten, kein einziges paßt auf meinen Fall.“ — „Man kann aber nicht wissen,“ sagte Petronio, „was noch dazwischen kommen kann. Nichts ist zu Ende, ehe es ganz fertig ist. Jedenfalls wünsche ich Euch, daß das Schicksal Euer gutes Zutrauen rechtfertigen möchte. Merkwürdig ist es aber doch, daß wir Beide zusammengetroffen sind, denn wir haben denselben Weg und, daß ich's Euch nicht verhehle, auch denselben Zweck.“ — „Wie?“ rief Lisardo erstaunt, „das hätte ich mir nicht vermuthet! Also auch Euch führt die Romantik über diese Wellen?“ — „Die Romantik nun eben nicht,“ erwiderte der Andere lachend, „ich muß fast befürchten, Ihr möchtet mich einen Classiker schelten. Ich bin ebenfalls auf dem Wege, mir eine Frau zu holen, die mir meine Gönner in Neapel zugedacht haben: die Verschwägerung mit dem bedeutenden Hause, von dem sie stammt, wird, wie man mir Hoffnung gemacht hat, meinen Planen sehr förderlich seyn.“ — „Also eine gewöhnliche Convenienzheirath?“ rief Lisardo mit Unwillen. „Wie man es nennen will, wenigstens ist keine Leidenschaft dabei im Spiel.“ — „Und Ihr habt Eure künftige Gattin noch nicht einmal gesehen?“ — „Nein. Uebrigens bin ich in diesem Punkt beruhigt: sie soll schön seyn. Schön, reich, von angesehenem Hause, was will ich mehr?“ — „O der geistigen Dürftigkeit!“ rief Lisardo verächtlich, „mehr also gibt es nicht zu wünschen? Gibt es keine innern Schätze? keinen Bund der Seelen? Doch ich verschwende meine Worte. Wenn Ihr glücklich seyn könnt mit einem Weibe, die Ihr nur zum Werkzeug Eures Ehrgeizes braucht, so gönne ich Euch Euer Glück von Herzen, aber —“

Das Aufstoßen der Barke unterbrach ihn, er sah auf und fand sich zu Salern. „Wir sind zur Stelle!“ rief der Schiffer. Petronio befahl ihm, sein Gepäck in einen anständigen Gasthof zu schaffen, wo er seinen Lohn erhalten solle. Dann wandte er sich zu Lisardo und dankte ihm für die erwiesene Gunst. „Wo können wir uns wieder treffen?“ fragte er. „Die Gesellschaft,“ erwiderte dieser mit höflicher Zurückhaltung, „wird uns von selbst zusammenführen. Als Gast eines angesehenen Hauses besucht Ihr dieselben Cirkel wie ich. Indessen lebt wohl und möge es Euch wohlergehen.“ Petronio folgte dem Schiffer, Lisardo blieb stehen und sah unmuthig in's Meer hinaus. Als er sich endlich wandte, um die langentbehrte Heimath wieder zu sehen, wiederholte er seinen Schwur und rief mit heftiger Stimme: „Möge die Pest mich treffen, ehe ich so mit der Welt kapitulire!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Schmieds Tagewerk.

(Beschluß.)

Der Knabe nach des Herrn Geheiße
Regiert der Blasebälge Zug;
Der Jüngling lenkt nach Meisters Weise
Im Dreiklang nun des Hammers Flug;
Und jener spricht, dem steten Fleiße
Zum seltnen Lob, das Früchte trug:
„Glückauf, solch' ein'ger Kraft von Dreien
Muß auch das Schwerste wohl gedeihen.“

Und wohl gelang's. Die Stunden flogen,
Gesell'ge Arbeit kürzt die Zeit. —
Schnell wölbt sich für den Riesenbogen
Des Rheinweinfasses, hoch und weit
Der Reife Kreis, und angezogen
Wird ihm das knappe Panzerkleid;
Und eh' noch Feierabend dämmert
Ist schon das Tagwerk ausgehämmert.

Drauf spricht der Meister: „Lieben Söhne!
Für eure Mühe ziemt mein Dank;
Drum nach der Hämmer Lärm ertöne
Der Becher, und zum Rebentrank
Ein Lied, das unsre Lust verschöne.
Gelagert auf der Ruhebank
Laßt uns der Tonne Schmuck von Eisen
Ja, laut die Kunst der Esse preisen."

Da riefen: „So sey es beschlossen!" —
Die lustigen durst'gen Genossen.
Bald klangen die winkenden Becher;
Da sangen die rüstigen Zecher:

I.

Erst preisen wir hoch was von oben stammt,
Was die Tiefen der Erden durchglühet,
Was aller Erschaffenen Leben entflammt,
Was uns aus dem Weine jezt sprühet:
Das Feuer, die furchtbare segnende Kraft,
Die Alles zerstöret und Alles erschafft.

Das Feuer ist recht des Schmieds Element;
Der hält es zum Segen in Schranken,
Daß der Mensch sich den Herrscher der Erde nennt,
Das hat er dem Schmied nur zu danken;
Der zwingt ihm das Eisen in jede Gestalt
Durch der Fäuste Macht und des Feuers Gewalt.

Ob Gold und Edelstein glänzet und blizt,
Der Preis doch gebühret dem Eisen.
Was da bindet und löset, und schirmet und schüzt,
In tausend Formen und Weisen —
Aus Eisen schafft es und schuf es die Hand,
Eh die Welt noch geblendet des Goldes Tand.

Draus schmieden wir, härtend, den kräftigen Stahl,
Und den Hebel, den Anker zum Retten;
Ja kühnlich die Fessel dem Blitzesstrahl,
Und die Art und gelenkige Ketten,
Ja Ketten dem Sklaven, dem Bösewicht,
Für den Bruder, den freien Bürger, nicht.

Der ehrt das Gesetz, den bindet die Pflicht;
Dem schmieden wir Wehren und Waffen,
Womit er fremde Ketten zerbricht,
Um frei, wie Gott ihn geschaffen,
Zu sterben, oder mit neuer Lust
In rühmlicher Freiheit zu heben die Brust.

Und ist's ihm gelungen: darf frei und frank
Der Bürger sich wiederum regen;
So jauchzen wir Alle mit Jubel und Dank
Dem Kämpfer für Freiheit entgegen:
„Nun schmieden wir fortan den friedlichen Pflug
Aus dem Schwert, das den Würger der Völker schlug."

So sangen die eifrigen Zecher;
Gesangeslust quillt aus dem Becher. —
Und kräftiglich, wie es verklungen
So ward auch der Tonne gesungen.

II.

Du stattliche Tonne, du Bacchuspallast,
Gezimmert aus riesigen Eichen,
In kühner Wölbung gefugt und gefaßt,
Wohl Heidelbergs Faß zu vergleichen:
Wie schmückt dich der Reife gediegenes Band,
Womit kundige Stärke dich heute umwand!

Bald strömet des Mostes schäumende Glut
In die felsenfeste Rotunde;
Drin sänftigt sich mählig das junge Blut
Zur Labsal für Krank' und Gesunde;
Erst berauscht — einst beseligt es Jung und Alt;
Erst rast es; ihm trozt nur der Ringe Gewalt.

Drum, lädt uns der Himmel nach Jahren zu Tisch
Zum Zeichen göttlicher Gnade,
Daß Gaumen und Athem im Nektargemisch
Im zweiten Eilfer sich bade:
Dann gießt mit Vertrauen das heilige Naß
In das eichene, ehernumgürtete Faß.

Und brausete und tobte und göhr' er schon,
Als wär' ihm auf Erden zu enge;
Laßt brausen und träumen den Flammensohn,
Daß die alte Fessel er sprenge; —
Doch hält sie den Jüngling in sicherer Acht,
Bis der Träumer, zum Manne gereift, erwacht.

So lobet das Werk einst den Meister, den Knecht,
Und das Faß ist ein Denkmal für Beide;
Draus schöpfet ein glückliches Enkelgeschlecht
Noch Stärkung und jauchzende Freude,
Wenn längst, vom grünenden Rasen bedeckt,
Uns Schläfer kein irdischer Jubel mehr weckt.

Doch wohlauf und wohlan! der Wein, der Wein
Versüßt und verlängert das Leben;
Die Stunde ist unser; und käme Freund Hain,
Und träf' uns beim Safte der Reben —
Er blieb auf der Schwelle; er ginge fürbaß. —
So trinkt denn, lobpreisend den Wein und das Faß!

F. W.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Orakelnde Puppe. Bindocci. Valentini. Schadowstraße.

Die Weihnachten brachte wenigstens eine seltsame Neuigkeit: eine Holzpuppe, welche auf alle Fragen Antwort gab. Das Automat hieß Preciosa, und wurde von zwei angeblichen Mechanikern, die es verfertigt haben wollten, gezeigt. Für fünf Silbergroschen konnte jeder Besuchende so viel

fragen, als er Lust hatte, und kurze Antworten schallten zurück, die, zwar dunkel, sich doch nicht schlimmer bewährten, als die aller Orakel. Die Holzpuppe wußte z. B. anzugeben, was für Wetter war, wie viel Personen im Zimmer sich befanden, sie wußte sogar, daß Humboldt der berühmteste Mann in Berlin sey, und half sich mit beachtungswerther Geistesgegenwart auf der Stelle bei verfänglichen Fragen. Bisweilen irrte sie freilich, und als sie auf die Frage eines Mannes mit schwarzem Haar und hochgebogener Nase: wie er heiße? antwortete: „Wie du getauft bist,“ so wäre es von einer Holzpuppe zu viel verlangt gewesen, zu wissen, daß der Fragende gar nicht getauft war. Ueberraschend sogar war es, die Maschine mehr antworten zu hören, als ihr Herr und Meister sie gelehrt hatte und selbst wußte. Z. B. erklärte der Magier, als man Preciosen fragte: wer vor Friedrich Wilhelm III. in Preußen regiert, das könne man von seinem Machwerk nicht verlangen, da er es selbst nicht wisse; allein die Puppe, die angeblich doch nur einige hundert Antworten erlernt haben sollte, antwortete sofort: Friedrich Wilhelm II., was zu eben so viel Heiterkeit, als die Antwort auf jene andere Frage Anlaß gab. Damit hätte es sein Bewenden haben und die Kritik nicht zu streng forschen sollen. Es gab in den Zeitungen zu Diskussionen Anlaß, welche dieses neueste Automat nicht als einen Weihnachtsscherz, sondern als ein Beireisches Kunstwerk antasteten, was es gar nicht zu seyn prätendirte. Um diesen verwickelten Forschungen, die aller Magie unersprießlich sind, zu entgehen, hat der Magier es für das Beste gehalten, plötzlich zu verschwinden. Er soll einige Fragen in Geldangelegenheiten unerledigt, aber was ebensowohl von seiner Klugheit zeugt, die hölzerne Puppe zurückgelassen haben. Die Puppe wird unter der Leitung eines gewandten Vormundes alle Sprachen lernen (was läßt sich nicht aus Puppen machen!), englisch und italienisch. Ja ich zweifle nicht, daß, wenn ein Bindocci dahinter steckt, sie auch im besten florentinisch improvisirt. Daß dieser berühmte Improvisator im vorigen Monate hier zwei Abendunterhaltungen gab, vergaß ich Ihnen im lezten Berichte zu melden. Er gehört nicht zur Classe der Charlatane, wenn er gleich, mit unsern Sitten nicht bekannt, seine erste Ankündigung an die Straßenecken klebte, und dadurch fast kein Publikum hatte; denn unsere Eckensteher verstehen troz der Bildung, die unsere Lokaldichter ihnen einimpfen wollen, noch kein Italienisch. Dafür war seine zweite ordnungsmäßig berufene Versammlung desto glänzender, und der geistvolle Mann befriedigte die Erwartungen seiner gebildeten Zuhörer. Vorgearbeitet war ihm durch die vor Kurzem hier vom Professor Valentini gestiftete italienische Gesellschaft, welche unter unsern Societäten noch zu den lebendigen gehört, und unter der großen Zahl angesehener älterer und jüngerer Künstler, die in Rom waren, lebenvolle Theilnehmer findet. Es wird nur italienisch gesprochen und italienisch gegessen, zwei tüchtige und ausschließende Bindemittel. Dennoch hält sich keine Gesellschaft der Art, troz der trefflichsten republikanischen Geseze, ohne einen monarchischen Agens, der stets für panis und circenses sorgt. Herr Valentini, dessen römisches Feuerblut in unsern Nebeln nicht verdampft ist, wird der Mann dazu seyn. — Dem Veteranen unserer Künstler, dem Direktor Schadow, hat des Königs Majestät aus ganz eigener Anregung eine hier noch nicht vorgekommene Ehre erwiesen, indem er der Straße, wo des Bildhauers Haus, in eigenthümlich edlem Geschmacke von demselben ausgeschmückt, steht, den Namen Schadowstraße beigelegt hat. Selbst längst verstorbenen und von der Glorie der Erinnerung umschwebten Künstlern ist diese Ehre hier noch nicht geworden. (Die Forts. folgt.)

Athen, Januar.

(Fortsezung.)

Memoiren aus dem griechischen Befreiungskriege.

Einer der gelungensten Abschnitte ist die Schilderung des Gefechtes von Basilika im fünfzehnten Capitel. Wir lassen den Verfasser selbst sprechen. „Ehe ich den Zug gegen Arta beschreibe, halte ich für passend, hier die Schlacht von Basilika einzuschalten, die zu Ende Augusts in demselben Jahr (1821) geliefert wurde. Basilika ist vier Stunden von den Thermopylen und acht Stunden von Lebadeia entfernt: ein enger, bewaldeter, auf beiden Seiten von Bergen eingeschlossener Paß, der ein langes Thal bildet. Dort beschlossen die Griechen den Bairam Pascha anzugreifen, der mit einem Heere von 9000 Mann, fast lauter Reiterei, hier durchziehen mußte, und viele Mund- und Kriegsvorräthe auf Wagen, Kameelen und einer Menge von Lastthieren mit sich führte. Er selbst (denn er hatte großen Kriegsruhm), mit seiner persönlichen Tapferkeit und Tüchtigkeit prahlend, hatte dem Großherrn versprochen, ihm Lebadeia, Theben und Athen zu unterwerfen. Die Hellenen, gegen zweitausend an der Zahl, theilten sich in drei Corps; das erste, aus fünfhundert Saloniten bestehend, nahm seine Stellung an dem Eingange in das Thal, wo es sich in dem dichtesten Gebüsch verbarg; es hatte zum Führer den hochwürdigen und tapfern Priester Andreas aus dem Dorfe Kokovista. Das zweite Corps, von gleicher Zahl mit dem ersten, und unter der Führung des Basileios Bustos und Konstantin Kalyvas, besezte den Mittelpunkt des Thals, und versteckte sich wie das erste im Dickicht. Tausend Mann endlich, geführt von Nakos Panurias und Johann Guras, nahmen eine Stellung vor dem Ausgange des Thals; sie sollten, nach der Verabredung, zuerst die Vorhut des Feindes angreifen und sein Entkommen verhindern; dann sollten auch die andern Corps das Feuer beginnen, um die Türken in Verwirrung und Rathlosigkeit zu bringen, so daß sie, weder zur Rechten, noch zur Linken einen Rettungsweg findend, fast Alle in jener Schlucht hätten geopfert werden müssen. Unterdeß fing der Feind in seinem gewohnten prahlerischen Aufzuge an in das Thal einzurücken, mehr als ob es zum Fest, als zur Schlacht ginge; denn jeder berittene Streiter schleppte zwei bis drei mit Mundvorräthen und andern Dingen beladene Lastthiere, überdies noch einen Stallknecht und einen griechischen oder türkischen Sklaven hinter sich her. In das Thal eingerückt, sammelten sie sich auf einer ebenen Fläche, die vor dem Eingange des eigentlichen Engpasses liegt, verrichteten nach Gewohnheit ihr Gebet, schossen zuerst vier Kanonen ab, und begannen dann ein Kleingewehrfeuer, begleitet von unordentlichem Geschrei. Ihr Zweck dabei war (da sie sowohl über die Stärke, als die Kriegslist der Griechen in Unkunde waren), daß, wenn Griechen in dem Passe verborgen wären, sie entweder vor Furcht fliehen, oder zum Kampfe sich stellen sollten, ehe ihre Streitmacht sich in Bewegung seye. Aber je mehr die Türken schossen und schrien, desto tiefer verbargen sich die Hellenen in das Dickicht. Daher glaubten jene außer Gefahr zu seyn, fingen an ihre Pauken zu rühren und stellten sich in Marschordnung. Als ihre Vorhut sich dem Ausgange des Passes näherte, kamen plözlich die Griechen aus dem Gebüsch hervor, und sperrten Anfangs den Weg mit ihrer Brust, bald aber machten sie ihn durch ihr wohlgenährtes und wohlgerichtetes Feuer unzugänglich durch die übereinander gehäuften Leichen und den verwirrten Knäuel der herrenlos gewordenen Pferde.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 12. Freitag, 3. Februar 1837.

Theologie.

Die Offenbarung des Lichts im Freudenwort der vier Evangelisten. Erklärungen der Evangelien vom ersten Vers bis zum lezten für jeden Freund des Lichts von Fr. H. K. Lasinsky, vormaligem Pfarrer zu Bacharach. Zwei Theile. Stuttgart, Mezler, 1836. 8.

Der junge Verfasser hatte sein mit großer Wärme geschriebenes Buch kaum vollendet, als ihn ein frühzeitiger Tod ereilte (am 29. December 1836 in Heidelberg). Er ist zu Trarbach an der Mosel geboren, war Pfarrer zu Bacharach, welche Stelle er aus „ehrenwerthen" Gründen niederlegte und privatisirte dann in Heidelberg. Noch in der ersten Jugendblüthe und überaus feurigen Geistes war er wie ein Prophet ganz durchdrungen von dem, was er als neue Wahrheit verkündigen, und zwar dem Volke verkündigen wollte. Denn er trachtete nicht sowohl die theologische Gelehrsamkeit, als den religiösen Sinn im Volke zu mehren. Daher ist auch sein Buch durchaus populär geschrieben.

Seine Absicht war die reinste. Er wollte den geistlosen blinden Wortglauben zur klaren Einsicht erheben; diese Einsicht aber sollte zugleich die Zweifel an der Göttlichkeit des Christenthums niederschlagen. Sein Verhältniß zu den übrigen Evangelien-Erklärern hat er selbst also bezeichnet:

Es gibt der Parteien hauptsächlich drei. Wir wollen ihre Lehrweise über das „Leben Jesus" in Kürze angeben.

1. Die eine stellt den Grundsaz auf: Alles Wunderbare im Leben Jesus ist „natürlich" zu verstehen, es ist auf die Natur, auf die sichtbare Welt zu deuten, so habe z. B. Jesus den Jüngling zu Nain vom leiblichen oder natürlichen Scheintod errettet u. s. w. Also suchen die Leute dieser Art das Wunderbare im Leben Jesus zu erklären.

Wir können ihnen nicht beistimmen, weil aus wichtigen Gründen erhellet, daß Jesus alle seine Wunder nicht an Körpern, sondern an Geistern verrichtete, nicht an kranken und todten Leibern, sondern durchs Wort an kranken und todten Seelen.

Die Gründe entwickeln wir weiter unten.

2. Andere halten sich streng an den Buchstaben, so wie der ganzen Bibel, so auch der vier Evangelisten und dem todten Buchstaben ohne geistliche Auslegung folgend, sagen sie geradezu: Christus hat den todten Jüngling zu Nain vom leiblichen Tod auferweckt zum leiblichen, zeitlichen Leben, er hat ihn wieder lebend gemacht.

Auch diese irren sehr, weil sie auf das zeitliche, nicht das ewige Leben schauen, weil sie dazu auf dem widernatürlichen Weg des Fleisches sind, nicht aber auf dem übernatürlichen des Geistes.

3. Eine dritte Partei hat nun einen andern Weg eingeschlagen, der aber auch nicht zum Geist und zur Wahrheit führt.

Sie sagt nämlich so: Natürlich kann man das Wunderbare im Leben Jesus nicht erklären, man sieht es deutlich, die Evangelisten wollten nichts Natürliches in den Wundern erzählen, aber nur sträubt sich auch die gesunde Vernunft, der denkende Geist gegen das Festhalten am todten Buchstaben. Das Widernatürliche ist dem Menschen zuwider.

Diese beiden Einwürfe sind ganz richtig; wer die Schrift ruhig und ohne Vorurtheil liest, muß ihnen beitreten. Aber welchen dritten Weg gehen nun diese Gegner des Natürlichen sowohl, als des Widernatürlichen im Leben Jesus?

Sie lehren also:

Alles Wunderbare in dem ganzen Leben Jesus ist keine wahre Geschichte, sondern nur heilige Sage.

Mit andern Worten:

„Das Leben Jesus ist im Anfang durch nur mündliches Fortpflanzen nach und nach entstellt worden durch heilige Einfalt, durch frommen Aberglauben der ersten Christen. Der hat alles Wunderbare im Leben Jesus hervorgebracht und später wurde das so aufgeschrieben von blinden Leuten, die da meinten, es wäre zur Zeit Jesus wirklich so geschehen."

Das ist nun eine sehr traurige Ansicht vom großen Leben unseres Erlösers, von seinen Thaten und von seiner ersten Christenheit und von den vier Evangelisten; das Buch, worauf wir Alles bauen, wäre nunmehr ein Fabelbuch voll Aberglaubens, es enthielte nicht lauter Wahrheit, nicht lauter Geschichte.

So würde wohl unser heiliges Freudenwort vom Leben des Herrn zu einem Trauerwort. Zwar ist das heilige Evangelium nicht gegründet auf Bücher von Papier, sondern auf das lebendige Herzbuch in des Menschen Brust. Aus diesem ewigen Buch des Lebens ist es auch hervorgegangen. Aus des Geistes Wurzel in des Menschen Sohn ist es hervorgewachsen, ehe man an Schreiben und Lesen, ehe man an Bücher von Papier oder anderm Staub dachte. Christus lehrt selbst: „Schon vor Abraham war mein Evangelium da." (s. Joh. 8, 58.) Er will sagen: „Es war im Herzparadies des Menschen; es war geschrieben auf seine Herzblätter durch Gottes unsichtbare Hand. Aber durch der Heuchler List verlor man die Lesekunst darin. Die habe ich nun wiedergefunden. Welche Bücher hatten Abel, Enoch, Noah, Abraham? Welche Bücher hatten diese Erzväter der Gottesgemeine? Ihr erstes, heiligstes Buch war das Herzbuch mit dem Herzevangelium. Durch dieses innere Buch wurden sie aber auch noch gelehrt und weise in einem großen, schönen, prächtigen sichtbaren Buche zu lesen. Kennt ihr das? Darin stehen unzählbare heilige Gleichnisse, darin sind gemalt gar schöne, liebliche Bilder. Nenne das Buch? Es heißt das große Schöpfungsbuch. Ich liebe es zu nennen: „Das Buch des Vaters Abraham." O leset darin. Die Menschen dieser Zeit lesen nur wenig darin. Und die es betrachten, die sehen seine rothen, grünen, blauen, goldenen Buchstaben und seine großen, schönen Bilder, aber sie schauen nicht im Geist, was die Bilder der Schöpfung bedeuten zum Himmelreich, zu des Geistes Reich.

Das aber verstanden Jesus und seine Väter sehr wohl und sie lasen alle Tage viel das Evangelium im Herzbuch und im Schöpfungsbuch.

O wenn alle Schriften der Propheten und Apostel auf Einen Tag (was aber nie geschehen möge, noch geschehen wird) verbrannt würden vom Argen, so wäre doch das Evangelium vom nahen Himmelreich nicht verbrannt. Es würde aus dem lebendigen Herzbuch des Menschen wieder hervorwachsen zur Zeit. Dies Geistbuch können Menschen nicht verbrennen, auch dazu nicht das sichtbare Buch des Vaters Abraham. Auch bleibt das Schöpfungsbuch. Doch wenn dieser Erdball in Feuer und Flammen aufgehen würde sammt allen Büchern und Bildern der Menschenhand, doch bliebe das Evangelium. Es lebte fort in Gottes Herz und in den Menschen auf den andern Sternen. Denn das Evangelium ist des Weltalls Religion und die Menschheit die Nation des Weltalls.

Mögen es die Vertheidiger jener fabelhaften Ansicht von den vier Evangelisten ernst meinen, aber sie sind im ernsten Irrthum.

Wir treten ihnen darin von ganzer Seele bei, daß wir das Wunderbare im Leben Jesus weder natürlich, noch widernatürlich zulegen wollen, aber ihren dritten Weg des Fleisches zu wandern, davor behüt' uns Gott.

Sollte es denn gar keinen andern Weg zur Oeffnung des weisen Buchs geben?

„Der Weg des Geistes ist der rechte Weg."

Wir wollen ihn vorerst näher zeigen und dann die Gründe angeben, warum wir ihn zur Aufschließung des Lebens Jesus betreten.

Jeder wähle dann. Die Hauptsache ist, daß wir alle diesen oder jenen Weg aus Glauben wandern, nie einen aus Heuchelei. Irren ist menschlich, doch — lügen ist teuflisch.

Wir stellen den Grundsatz auf:

„Alles ist wahr, Vers nach Vers, was in den vier Evangelisten geschrieben steht."

Willst du aber den wahren Christus und den Christus der Wahrheit erkennen, so wandere den Weg des Geistes, denn Geist ist Wahrheit. (1 Joh. 5, 6.)

Höret, was der Geist der Gemeine sagt. (Off. 2, 7.)

Wir wollen alles Wunderbare in dem Leben Jesus weder widernatürlich, noch natürlich zulegen, sondern
übernatürlich
auslegen, so wird Alles hell und klar.

Uebernatürlich heißt aber, wie gesagt, so viel als geistlich, unsichtbar. Alles, was den Geist, den inwendigen Menschen betrifft, ist übernatürlich. So gebrauchen wir das Wort in seinem ursprünglichen, vernünftigen Sinn.

Wir lehren z. B. Lazarus war geistlich todt, er war durch die Verführung der Priester von Jesus abgefallen, da kommt Christus und weckt ihn auf aus dem Grab der Untreue, des Seelentodes.

In dieser „geistlichen" (moralischen) Weise legen wir alles Wunderbare im Leben Jesus aus, so daß der ganze Christus als Eine göttliche, geistliche, himmlische Wahrheit vor dem freudigen Auge steht.

Aber nun fragt es sich:

„Welche Gründe hast du dafür, daß du so das Wunderbare im Leben Jesus auslegst?"

Folgende:

1. Ein Gedanke zieht sich durchs ganze Leben Jesus hin in allen vier Evangelisten, nämlich der:

Mein Reich ist nicht von dieser Welt (Joh. 18, 36); mein Reich ist das Himmelreich inwendig in euch. (Luc. 17, 20—21.)

Hier habt ihr den goldenen Himmelsschlüssel und Hauptschlüssel, um das ganze Leben Jesus, ja alle Schriften seiner Jünger aufzuschließen. Die heilige Schrift überhaupt erklärt sich selbst, man braucht dazu keines andern Buchs und jener Grundgedanke, der erkläret und verkläret sie."

Nach diesem Princip hat er nun die Evangelien Wort für Wort mit unermüdlicher Liebe commentirt. Er hat unfehlbar Recht, in den Evangelien überall einen geistigen Sinn, oder wie es Swedenborg nennen würde, eine Correspondenz des Himmlischen mit dem Irdischen wahrzunehmen. Allein wir würden ihn fragen, wenn er noch lebte, warum er so streng die irdische Schale eines himmlischen Sinnes habe verwerfen wollen? und ob nicht das Wunder in seinem doppelten, irdischen und himmlischen Verstande zugleich aufzufassen sey? Doch zeigt es sich bei jedem solchen Streit, daß es auf die formelle Auffassung gar nicht ankommt, sondern nur auf die Wahrheiten, die als Resultat herauskommen. In dieser Beziehung aber verdient die schöne jugendliche Wärme, mit welcher der früh Verewigte die Ideale der sittlichen Welt in Christi Leben und Lehre nachgewiesen hat, unsere ganze Theilnahme, und daß wir sein Grab mit Vergißmeinnicht bekränzen.

Lyrische Dichtkunst.

18) Gedichte von Heinrich Loose. Stuttgart und Leipzig, Rieger, 1835. 8. S. 142.

Ein jüngerer schwäbischer Dichter, aus guter Schule, des Wohlklangs mächtig, an Gedanken zart. Dem so oft besungenen Frühling weiß er gleichwohl immer noch eine neue poetische Seite abzugewinnen. Wie lieblich und originell ist z. B. folgendes Gedicht an den Mai:

Kommst Du wieder, süßer Mai
Mit den himmelblauen Schwingen,
Zauberhafte Melodei
Durch den jungen Hain zu singen,
Jüngling mit der Blumenkrone,
Aus des Südens schöner Zone?

Duftend gehst Du durch das Land,
Alte Freunde zu begrüßen,
Und mit segensreicher Hand
Neue Freuden auszugießen,
Wirst Du wohl auch Alle finden
Lebend noch, Dich zu empfinden?

Trittst Du an den Hügelreih'n,
Da die todten Freunde liegen,
Zeige, daß sie todt noch Dein,
Schlafend sich im Traume wiegen,
Aus den Träumen schaffe Rosen,
Frischen Morgenwind zum Kosen!

Auch das ganz einfache Mailied, das jene besondere Wendung nicht nimmt, sondern reine Heiterkeit ausspricht, zeichnet sich gerade durch seine anspruchslose Natürlichkeit aus.

Die Wasser ziehen
Vom Morgen erhellt
In sonnigen Wogen
Durch blühende Welt.

Die Winde wehen
Mit athmender Lust,
Sie öffnen der Menschen
Verschlossene Brust.

Die Freiheit ziehet
Mit goldenem Schein
In offene Herzen
Der Menschen hinein.

Der Morgen leuchtet,
Es blühet der Mai,
Gedanken sprossen
Und regen sich frei.

Gedanken wachsen
Durch Geistes Kraft,
Der nimmer ruhend
Auch Thaten erschafft.

Ihr Menschen jubelt!
Es blühet der Mai,
Die Welt verjüngt sich,
Und machet sich frei.

Natur, Frühling, Liebe sind die Hauptgegenstände dieser Dichtungen; doch bekundet der Verfasser auch eine edle vaterländische Gesinnung.

Die alte deutsche Zeit.

Wann die Abendglocken schallen,
Und die lezten Sonnenstrahlen
Auf des Domes Gipfel fallen,
Und mit gold'nen Farben mahlen,
Kündet's nicht Vergangenheit,
Alte, große deutsche Zeit?

Schon erwacht des Himmels Leben,
Schon erstehen seine Sterne,
Daß wir in der Nacht nicht beben,
Licht zu strahlen aus der Ferne —
Sieh'! in ihrer hohen Pracht
Ist die alte Zeit erwacht!

Was sind das für ew'ge Lichter,
Die dort über'm Staufen stehen?
Deutschlands Kaiser, Deutschlands Richter
Sind's, die flammend nieder sehen;
Ihrer Augen Flammenblick
Ruft die alte Zeit zurück.

Zeit des Ruhms! Hoch aufgeschossen
Prangte Deutschlands Rieseneiche,
Ach! ihr Mark ist ausgeflossen,
Ist sie mehr als eine Leiche?
Doch bei sternenheller Nacht
Blüht sie auf durch Zaubermacht.

Adler steigen aus den Klüften,
Schweifen zu den Sternenbahnen,
Todte stehen auf aus Grüften,
An Vergangenheit zu mahnen,
An die alte deutsche Zeit,
Leuchtend in Unsterblichkeit.

Ha! wie's leuchtet, welch' ein Ahnen!
In dem Dome Stimmen schallen —
Auf! mein Volk, sie zu versöhnen,
Zu den Ahnen in die Hallen,
Schwör's mit aufgehob'ner Hand:
Alte Zeit, Ein Vaterland!

Sind dies Proben einer schönen Dichtergabe, so finden wir doch in dieser Sammlung auch noch manche Spur von Flüchtigkeit in Entwurf und Ausführung. In dem Lied z. B.: „Die Glöcknerin.“

Es blüht ein Blumenbeet im Todtengarten,
Die Schmetterlinge lieben da zu fliegen,
Die Bienen sich von Ros' zu Rose wiegen,
Und zarte Hände stets der Blumen warten.

Ein silberheller Born daneben quillet,
Aus gold'nem Sande leis empor sich windend,
Und durch die Gartenau den Ausgang findend,
Daraus ein Mägdlein oft den Krug sich füllet.

Ein Brunnen auf dem Kirchhof erweckt unangenehme Nebenbegriffe; es war vollkommen hier an Blumen und Nachtigall genug, der Brunnen mußte das Bild nur stören. Einigemal kommen auch störende Reminiscenzen vor, z. B. wohlige Fischlein, die an Goethe's Fischer, und Geläute vom Karmeliterthurm, das an Schillers Fiesko erinnert.

19) Gedichte von Agnes Franz. Erste Sammlung, zweite Auflage. Zweite Sammlung. Essen, Bädecker, 1836.

Die anspruchslose Dichterin singt fromme Hymnen an Gott, Elegien auf Bergen, bei Kirchen, Wasserfällen ꝛc. Betrachtungen in der Natur, Vergleichungen der Bäume, der Blumen, der Quellen, der Aehren ꝛc. mit Menschlichem. Endlich ein größeres Gedicht: „Sonnenhold.“ Nirgends verläugnet sich das edle Gemüth der Dichterin, nirgends auch die Form, in welcher sie sich Tiedge zum Muster genommen hat, z. B.:

Der Tag erstirbt, die bunten Farben bleichen ꝛc.

oder:

Ringsum ist Nacht, der Bäume Gipfel ragen ꝛc.

oder:

Sey gegrüßt, du friedliche Kapelle ꝛc.

oder:

Ernst und schweigend wie Gewittergrauen ꝛc.

oder:

Siehst du die Burg mit stolzerhabnen Zinnen ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 30.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 4. Februar 1837.

Paris, enclin
Au trait malin!
Béranger.

Das Neujahr in Paris.

II.

Im vorigen Briefe hatte ich den Leser in das fashionabelste der Pariser Magazine geführt, das nur die höhern und höchsten Classen besuchen, und wo die Königin der Franzosen und ihre Prinzessinnen jährlich bedeutende Einkäufe machen. Wir verlassen nun Giroux und setzen unsere Wanderung fort, bleiben aber schon nach wenigen Häusern vor Martinets Bilderladen stehen, den Horace Vernet und Charlet während der Restauration berühmt gemacht [illegible]. Es lohnt sich schon der Mühe, einen Augenblick [illegible]weilen. In dem ersten Glaskasten sehen wir die Porträts der lebenden literarischen Notabilitäten von Frankreich; in der Mitte hängt Victor Hugo, bei dessen Anblick es kaum möglich ist, nicht an so etwas, wie sträubende Haare, starr vor sich hinbrütende Verzweiflung, Nervenzuckungen, romantische Galgenideen und mittelalterliche Spukgeschichten zu denken. Warum nur der Verfasser der „Lucrèce Borgia“ seinem Maler eine so finstere, grämliche, misanthropische Miene gezeigt hat? Im gewöhnlichen Leben habe ich an Victor Hugo nur eine sehr heitere, menschenfreundliche Physiognomie bemerkt. Wie freundlich nimmt sich dagegen sein Kollege, Alexander Dumas, aus! wie seine kleinen, lebendigen Mulattenaugen wetterleuchten, wie sorglos seine Stirn unter dem krausen Wollenhaar hervortritt! Neben jenen beiden Dramaturgen erblicken wir das Porträt des doppelten J., wie Jules Janin jezt allgemein heißt, des Feuilletonnisten des Journal des Débats, mit dem Ausdruck des kostbarsten Schmunzelns. Er hat sich behaglich auf die Rücklehne seines Arbeitsstuhls à la Voltaire hingestreckt, beide Hände in den Hosentaschen und mit gefälliger Selbstapprobation alle Welt belächelnd; das Mäulchen, von der Zufriedenheit selbst gespitzt, scheint eine Anekdote von der Pompadour zu erzählen; er bläst seine vollen Backen auf, als wolle er eben eine schwülstige Lobhudelei gegen 10,000 Franken baare Bezahlung in die Welt posaunen.

Hinter den Ladenfenstern bei Martinet sind verschiedene Sujets von Raffet ausgelegt, welche auf die ersten Zeiten der französischen Republik Bezug haben: zehn von Laune, Witz und charakteristischen Zügen jener Epoche übersprudelnde Blätter. Auf dem einen sehen wir ein Bataillon jener republikanischen Eisenfresser hinter einem Hügel bis über die Knie in Sumpf und Morast stehen; ihr Anführer sagt eben: es ist jezt sieben Uhr, morgen früh um vier brechen wir aus unserm Hinterhalt hervor und überraschen den Feind, der uns hier nicht geborgen glaubt. Zugleich bemerkt er den Soldaten, es sey verboten zu rauchen, aber sie dürfen sich setzen. Ein anderes

Blatt zeigt uns einen Volksrepräsentanten zu Pferde vor der Fronte eines ganz zerlumpten Regiments ohne Fußbekleidung: er liest ein Dekret des Nationalconvents ab, welches jedem Mann des 63sten Regiments wegen seiner Bravour in der lezten Schlacht und zur Belohnung seiner Verdienste um das Vaterland ein Paar Holzschuhe bewilligt. Auf einem dritten Blatt trägt ein alter Sergeantmajor seinen vor Frost mit den Zähnen klappernden Kameraden folgenden Bescheid vor: le représentant a dit, avec du pain et du fer on peut aller en Chine; il n'a pas parlé de chaussures. Die meisten Köpfe jener Krieger sind höchst ausdrucksvoll; die Bedeutung ihrer Blicke und die Gesten ihrer Hand bedürfen keines Commentars; die Galerie der Raffet'schen Blätter hilft jene Revolutionsepoche deutlicher erklären, als manches gute Geschichtswerk.

Ein anderes Fenster ist mit neuen Tagescarrikaturen behängt; seitdem der französische Grabstichel keine Geißelhiebe gegen gewisse Personen mehr richten darf, ist er darauf beschränkt, sich über Sitten und Zustände des häuslichen und bürgerlichen Lebens lustig zu machen. Hier glänzen Daumier und Bouchot vor allen übrigen Künstlern dieses Fachs; ersterer in seinen Robert-Macairiaden, lezterer in seinen Tribulationen der Nationalgarde, zwei Sammlungen von Carrikaturen, welche reich an Beziehungen auf die socialen Verhältnisse der Gegenwart sind.

Unter den neuen Carrikaturen gemischter Art kommt viel Schlechtes und Grobes zum Vorschein; einzelne machen sich jedoch durch launigen Spott bemerkbar. Dort sehen wir den Affen Jack im Krankenbette; ein Neger fühlt ihm den Puls, auf dem Tische stehen Arzneigläser und kriechen Blutegel herum. Mitten in der Stube sehen wir Herrn Geoffroy Saint Hilaire und einen zweiten Arzt, jener beugt sich gerade über einen bekannten mystischen Topf hinüber, wozu ihn sein weiser Kollege auffordert, indem er sagt: examinez le vase et vous êtes sûr de mettre le nez sur le mal. Mit diesem Orangoutang treibt man in der That Affenschande; als er krank war, hat man soviel Umstände mit ihm gemacht, daß es ein öffentliches Aergerniß gab; neulich zeigte sogar der Moniteur an, daß Herr Jack wegen seines fortdauernden Unwohlseyns keinen Besuch annehmen könne. — Eine andere Carrikatur zeigt uns zwei alte Weiber vor dem Obelisken von Luxor, worauf eine menschliche Figur mit einem Thierkopfe, ein Vogel und ein Wagenrad mit einer Deichsel abgebildet sind. Die eine der Frauen sagt zur andern: Moi qu'a servi chez feu Mr. Champoignon, je vais vous expliquer les niéroglyphes de l'Obelixque: d'abord ce grand flaneur que vous voyez là bas c'était leur roi Ze-Sostris; le moineau c'était leur bon dieu O-Ziris; la chose là-haut c'était leur omnibus, et puis le reste c'est des bêtises. Neben diesen Damen steht ein Pariser Stutzer in gelben Handschuhen und im luxorfarbnen Frack mit Metallknöpfen, wie man dergleichen jezt in Soiréen trägt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lisardo.

(Fortsetzung.)

Als Lisardo die wohlbekannte, mit Lava gepflasterte Straße gegen die Cathedrale hin wandelte, wo das Haus seiner Väter lag, schimmerte ihm dieses in festlicher Beleuchtung entgegen, und Musik empfing ihn unter der Thüre. Es waren seine vorausgesandten Diener, die den Tag seiner Ankunft gewußt und diese Feier bereitet hatten. Mit wenigen herzlichen Worten nahm er ihre Huldigung auf, da trat der alte Lorenzo, der ihn noch als Kind auf den Armen getragen hatte, mit bedeutungsvollem Blicke zu ihm und überreichte ihm eine Einladung in die Vecchia zum Gouverneur. „Wie? heute noch?“ fragte Lisardo. Der Diener nickte. „Ich danke dir, mein Alter!“ rief der glückliche Jüngling; „du hattest von jeher stets das Beste für mich. Gesegnet sey diese Stunde, gesegnet meine Ankunft in der Heimath! Wie verschwenderisch empfängt mich das ungeduldige Glück und schüttet mir, da ich kaum die Schwelle betrete, das ganze Füllhorn seiner reichen Gaben auf das Haupt.“ Er wandte sich grüßend gegen die Dienerschaft, drückte dem Alten die Hand und eilte hinweg; Lorenzo aber sah ihm kopfschüttelnd nach.

Durch die glänzend hellen Säle, in welchen sich die Gesellschaft durch einander trieb, eilte Lisardo, von Ungeduld gestachelt. „Wie ist mir doch?“ sagte er zu sich, „mit einem Herzen voll Hoffnung und jauchzender Lust kam ich hieher, und nun ist mir zu Muthe, als [illegible] bei einem Leichenbegängniß! — Nur keine bösen [illegible]gen! nur kein unnützes Bangen! Ist es ja doch meine alte Wunderlichkeit, daß mich eine glänzende Beleuchtung trübe stimmt. Muth, du klopfendes Herz, für dich soll es heute keine Gespenster geben! Vor Octavias Anblick müssen alle Nachtgesichte verschwinden!“

„Wenn mich meine alten Augen nicht trügen, so ist das Vetter Lisardo!“ rief ein stattlicher Greis und faßte ihn am Arm. Es war der Gouverneur. „Immer noch der alte Träumer, immer noch der alte Phantast!“ fuhr er fort. „Vetter! Vetter! wer wird denn in diesem mittelalterlichen Anzug in eine wohlerzogene Gesellschaft kommen? Habt Ihr Euch denn immer noch nicht in's Leben fügen gelernt?“ Lisardo fiel aus allen seinen

himmeln: er hatte so eben den Verwandten freudig begrüßen wollen; nun aber wandte er sich halb von ihm ab und sagte: „Es ist eine unverzeihliche Sünde, Herr Gouverneur, daß ich Eure Hausordnung nicht besser beobachte. Ich weiß mich nicht anders zu bestrafen, als indem ich die wohlerzogene Gesellschaft sogleich verlasse und nicht eher wieder in Eurem Haus erscheine, bis ich den modernsten Schneider in Salerno gefunden habe.“ — „Und der alte Hitzkopf ist er auch noch!“ rief der Gouverneur. „Unartiger Junge! glaubt Ihr denn, ich werde meine Gäste hofmeistern wollen? Ich bin schon zufrieden, wenn man mir die Ehre erweist, zu mir zu kommen. Aber auf Euch — macht nur ein recht trotziges Gesicht! — auf Euch erneure ich meine alten Ansprüche: Ihr habt sonst gern ein väterlich Wort von mir gehört, und das müßt Ihr Euch nun sofort gefallen lassen. Doch dazu ist morgen noch Zeit; für jezt laßt Euch Euern Bekannten vorstellen, lieber Vetter!“

Hiemit ergriff er seine Hand, und ehe Lisardo ein Wort sprechen konnte, stand er schon vor einem Kreise; der Gouverneur entschuldigte ihn wegen seiner Kleidung mit der Reise und dankte ihm für die liebreiche Eilfertigkeit, womit er sich ihm vorgestellt habe. So war dem Anstand Genüge geleistet. Lisardo konnte der Herzlichkeit des alten Mannes nicht widerstehen, er sah im Stillen sein Unrecht ein und fühlte sich bald behaglich in der Gesellschaft, die ihn freundlich bewillkommte.

„Aber warum fragt Ihr denn gar nicht nach meiner Nichte? Ihr wart ja immer Ein Herz und Eine Seele!“ sagte der Gouverneur zu ihm, nachdem die nöthigen Redensarten gewechselt waren. Er wollte noch weiter reden, Lisardo unterbrach ihn. „Mein Gott!“ rief er, „ich habe ja noch gar nicht zu mir kommen können! Wo ist sie denn? Ach! dort sehe ich sie!“ Mit diesen Worten riß er sich los und eilte in das anstoßende Zimmer, wo ein Theil der Gesellschaft in eifrigem Gespräch saß. Als er auf das Sopha zuging, auf dem er Octavien erblickt hatte, sah er seinen Reisegefährten von heute im Kreise einiger Herrn, sämmtlich von der Justiz und Verwaltung; er warf ihm einen flüchtigen Gruß zu und eilte zu der Geliebten. War es wieder eine gespenstische Ahnung, oder waren die Lichter daran schuld? sie kam ihm bleicher vor als in den glücklichen Tagen, von welchen er Petronio erzählt hatte. Sie erröthete flüchtig, als er auf sie zutrat, und hieß ihn willkommen; die allgemeine Unterhaltung, die sie führen konnten, war bald zu Ende, und Octavia stellte ihn ihren Nachbarinnen vor. Lisardo wählte sich einen Platz, wo er sie im Auge behalten konnte, und das unterbrochene Gespräch stellte sich wieder her.

„Ihr wolltet uns noch Einiges über diese furchtbare Krankheit sagen, Signor Tisano,“ wandte sich Octavia gegen einen jungen Mann, der ungern das Wort verloren zu haben schien. — „Ich beehre mich,“ fuhr dieser fort, „der Gesellschaft eine Hypothese über die Entstehung dieser Hydra mitzutheilen. Ich habe mit vieler Wahrscheinlichkeit ausgemittelt, daß sie im eigentlichen Sinne weder contagiös, noch miasmatisch ist, sondern gewissermaßen Beides zusammen. Sie wird nämlich durch kleine, dem gewöhnlichen Auge unsichtbare Insekten fortgepflanzt, welche, gewissen Dispositionen der Atmosphäre folgend, sich fest an die Haut anhängen, und so dem Körper das ansteckende Gift mittheilen.“ — „Wovon ist denn die Rede?“ fragte Lisardo seinen Nachbar, „und wer ist der gelehrte Sprecher?“ — „Die Rede,“ sagte dieser seufzend, „ist von der Cholera, und der gelehrte Sprecher ist ein junger Arzt, der seine Ungeduld nicht bezähmen kann, irgend eine abgeschmackte Theorie, die er in einem medizinischen Journale gelesen haben wird, brühwarm als seine eigene Weisheit vorzutragen.“ — „Aber woher kommt sie denn eigentlich?“ fragte den Redner ein reizendes, noch sehr junges Mädchen, das neben Octavien saß. — „Die Cholera,“ erwiderte Signor Tisano, „ist aus dem fernsten Indien gebürtig, schöne Lucrezia, und scheint vor etwa fünfzehn Jahren die Idee einer allgemeinen Völkerwanderung gefaßt zu haben, die sie nun mit großer Beharrlichkeit auszuführen entschlossen ist. Das heißt, sie will bei den Völkern herumwandern und die Völker will sie in's Grab wandern lassen.“ — Die geistreiche Bemerkung fand den verdienten Beifall. — „Nachdem sie viele Jahre gebraucht hatte,“ fuhr Tisano fort, „um über den Kaukasus zu kommen, bürgerte sie sich endlich im asiatischen Rußland ein — bei den Kirgisen, Mongolen und Persern,“ sezte er gegen Lucrezien hinzu, „und von dort ist sie ohne Zweifel durch den polnischen Krieg nach Europa versezt worden.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Athen, Januar.

(Beschluß.)

Memoiren aus dem griechischen Befreiungskriege.

„Als die beiden andern Corps das Krachen des Gewehrfeuers hörten, stürzten sie sogleich mit derselben Begeisterung auf den Feind. Das Unerwartete des Angriffs, die Enge des Passes, das unablässige Geschrei der Verwundeten und Sterbenden, das angstvolle Jammern der Troßbuben und Sklaven, und die aus der Menge der Lastthiere entstehende Unordnung versezten die Türken in eine solche Bestürzung und Rathlosigkeit, daß sie fast eine Viertelstunde lang zu Pferde halten blieben, nicht wissend, was zu thun sey. Endlich fingen sie an mit solcher Angst und Eile zu fliehen, daß die Stärkeren die Schwächeren zu Boden rannten und mit Füßen traten; die griechischen Sklaven aber verbargen sich zu ihrer Rettung im Gebüsch. Als die Hellenen die Feinde in solcher Auflösung und Verwirrung sahen, stürzten sie

von allen Seiten rücksichtslos auf sie ein, mordend und schlachtend, und gewiß wäre Keiner von den dreitausend entkommen, die schon in den Engpaß eingerückt waren, wenn sich die Sieger nicht über die Beute hergemacht hätten, vorzüglich über die Waffen, da Viele von ihnen nur halb bewaffnet waren. Dennoch schlachteten sie zweitausend vierhundert Asiaten, die Verwundeten ungerechnet, und Alle, die sie lebend fingen, außer einigen griechischen Sklaven, tödteten sie ebenfalls. Von den Siegern aber fielen nur drei und fünf wurden verwundet. Sie nahmen auch viele Mund- und Kriegsvorräthe, zwei Geschütze, vierzehn Fahnen, eine reiche Beute und über fünfzehnhundert Pferde. Das Gemetzel dauerte länger als drei Stunden; den Plan zu diesem Hinterhalt hatte der Kapitän Jannis Dyovuniotis entworfen, den wegen seines hohen Alters, seiner Kriegserfahrenheit und Tapferkeit Alle verehrten. Alle Griechen und ihre Anführer zeigten sich ohne Ausnahme tapfer; der Preis aber gebührt dem Priester Andreas, der mit zweihundert Streitern den Feind zwei Stunden weit verfolgte, noch Viele tödtete, und mit doppelter Beute siegreich zu seinen Kampfgenossen zurückkehrte."

Das sind freilich Kämpfe, die sich nur mit den Schlachten der Schweizer gegen Oesterreich und Burgund, oder mit den blutigen Siegen der Dithmarscher über die Fürsten und Herren von Dänemark und Holstein vergleichen lassen. Alles wirkte hiebei nur durch höhere Fügung auf Ein Ziel zusammen: Unvorsichtigkeit, Ungeschick, Unbeholfenheit und verachtender Stolz auf Seiten der Uebermacht, kluge Benutzung der Vortheile des Terrains, Ausdauer und Begeisterung auf Seiten der schwächern Sieger. Aber der Verfasser bemerkt selbst, daß diese glänzendsten Waffenthaten in die ersten Jahre des Aufstandes fallen, „als noch Ein gleicher und unbegrenzter Enthusiasmus das ganze Volk beseelte, die Gefahr nicht überlegt wurde und die Kriegsthaten und Siege ein Gemeingut waren; im Verlaufe der Zeit," fährt er fort, „welkte die Begeisterung hin, man scheute sich vor der Gefahr, Tapferkeit und Sieg wurden nur denen zugeschrieben, die als Kriegshauptleute anerkannt waren, sich kriegserfahren zeigten, und von Anfang bis zu Ende in einem patriotischen Sinne handelten; denn Viele ermatteten in den Kämpfen für das Vaterland. Dies Erkalten des Eifers fing seit 1825 an."

Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Staatsaktionen und Hoffeste sonst und jezt.

Was bedeuteten Staatsaktionen und Hoffeste noch vor fünfzig Jahren! Ein großes Capitel der Sittengeschichte ließe sich darüber, und wie es anders geworden, schreiben. Wenn heute ein solches Fest statt finden muß, betrachten selbst die, welche daran Theil nehmen und es arrangiren müssen, dasselbe nur als einen Tribut, dem Decorum gebracht, und freuen sich der überstandenen Last, wenn es vorbei ist, während vordem überall der Sinn von Hohen und Niedern in so frohen Ereignissen aufging. Während in den schwerbeweglichen Tagen unserer Voräter weite, kostspielige Reisen unternommen wurden, um dem Schaugepränge von fürstlichen Hochzeiten und Begräbnissen beizuwohnen, freut man sich heute, wenn man nicht nöthig hat, dabei zu seyn, und bedauert daher die, deren Stellung es fordert. Und dies ist kein Symptom unzufriedener, abgünstiger Gesinnung, denn eben wie in jenen aristokratischern Zeiten gerade das Volk durch den Anblick jener Feierlichkeiten, von denen es doch abgeschlossen blieb, am meisten sich beseligt fühlte, so scheint in unsern mehr demokratischen die Bürde am meisten von denen gefühlt zu werden, welche darin glänzen müssen. Bei der Masse ist aus der Theilnahme eine stumme Neugier geworden. Es würde eben so vergebene Mühe seyn, dieser Sinnesänderung, die in der Zeit liegt, entgegen zu wirken, als thöricht, sie anzuschuldigen. Die Familie des Prinzen Wilhelm, des königlichen Bruders, ist hier so verehrt und geachtet, wie man es nur seyn kann, und Jeder wünscht der liebenswürdigen Tochter einer so vortrefflichen, durch würdige Gesinnung und Wohlthätigkeit hoch ausgezeichneten Mutter das reinste Glück bei ihrer Vermählung mit einem edeln Prinzen; aber es ist außer unsern Gefühlen, in der Staatsaktion der fürstlichen Hochzeit, wie unsere, nicht mehr loyalen Väter als wir, es gethan hätten, ein hochfrohes Staatsereigniß mitzufeiern. Sentimental-loyale Gemüther bedauern vielleicht im Gegentheil den formellen Zwang, dem eine zarte Prinzessin, ein beglückter Prinz und edle Eltern ausgesezt seyen, die das frohe Ereigniß mehr und wahrhafter im stillen Familienschooße genossen hätten. — Aehnlicher gewiß ist sich das Gefühl der Trauer als das der Freude in den verschiedenen Zeiten geblieben; und doch wird eingeständlich und bewußt von allen Seiten darauf hingearbeitet, die Symbole derselben zu vermindern und die Dauer abzukürzen. Während noch jüngst jener freie lettische Bauer sich überglücklich fühlte, als zum großen feierlichen Schmause bei der Beerdigung seines Sohns die vornehmen Gäste vier Meilen weit herbeikamen, und durch Essen und Trinken mit ihm des Sohnes Angedenken feierten, stirbt hier eine der höchsten und ausgezeichnetsten Frauen, die Stammmutter eines edeln Fürstenhauses, unserm königlichen nahe verwandt, und der tiefe Schmerz der Nächststehenden weiß doch jeden Pomp zu beseitigen. Die Symbole stimmen nicht mehr mit dem Gefühl, und lezteres hat gesiegt.

(Der Beschluß folgt.)

Charade.

1.

Du Zerrbild eines feineren Organes,
Du Instrument des häßlichen Gejahnes,
Du Apparat, der besser taugt zum Malmen,
Als zum Gesang von Arien oder Psalmen:
Dein tüchtig Maß bezeichnet den Philister,
Denkt er auch wenig, um so stärker ißt er;
Du passest herrlich für den Ochsenkopf,
Zart bist du auch, doch allererst im Topf.

2. 3.

Ein andres Instrument, womit die Zahmen
Den Kriegeslärm der Wilden gut nachahmen,
Du Jubelton für Straßenjungenohren,
Für mich hast du den Reiz schon längst verloren;
Du taugst am besten, Bären zu dressiren,
Und Eselsfelle sind es, die dich zieren.
Dein ganz Verdienst, wenn man dich tüchtig plackt,
Besteht in deinem äußerst groben Takt.

1. 2. 3.

Dies rohe Paar in Ein Werkzeug verbunden,
Muß, meint ihr, greulich Ohr und Herz verwunden?
O nein! ihm sind mit reinen Engelzungen
Die schönsten Himmelslieder schon gelungen;
Wenn seine feinen Glockenklänge bimmen,
Wenn seine Harmonieen sanft verschwimmen,
So finden sie den Weg in eure Brust,
So schwimmt das Herz in sel'ger Götter Lust.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 31.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 6. Februar 1837.

> So nahe glaubt' ich mich dem sichern Hafen,
> So fest vertraut' ich auf des Glückes Pfand,
> Und alle Stürme glaubt' ich eingeschlafen —
> Da kommt ein Sturm, aus heiterer Luft gesandt!
>
> Schiller.

Lisardo.

(Fortsetzung.)

„Für Strafgerichte Gottes,“ sagte Lisardos Nachbar, „hält man zwar die Krankheiten nicht mehr, wenigstens nicht unter den Gebildeten, aber ich kann doch nicht umhin, in dieser eine politische Nemesis zu sehen.“ — „Es ist nicht der Beruf des Gelehrten,“ sprach Tisano lächelnd, „moralische Folgerungen zu ziehen, ich beschränke mich auf Thatsachen. Also die Cholera,“ fuhr er fort, „die ist nun einmal in Europa, mag sie gekommen seyn auf welche Art sie will. Sie ging aus Rußland nach Polen, von da nach Preußen und an die Ostsee, was uns nicht zu bekümmern braucht, denn das ist für uns die ultima Thule. Aber nun ist sie auch in England und Frankreich, und was uns am nächsten angeht, sogar in Wien ausgebrochen, und da wäre es doch möglich, daß auch bei uns die Aerzte Veranlassung erhielten, sich mit dieser interessanten Krankheit in der Nähe bekannt zu machen.“ — „O pfui!“ rief Lucrezia, „ich glaube, das könnte Euch noch Freude machen!“ — „Wen sollte es nicht freuen,“ sagte der Arzt mit stolzem Lächeln, „sein Vaterland, ja die ganze Welt von einer solchen Plage zu befreien?“ — „Signor Tisano scheint ein gutes Zutrauen zu der vaterländischen Medizin zu haben,“ rief Petronio herüber. „Wie sollte ich nicht?“ erwiderte der Angeredete; „die italienischen Aerzte dürfen kühnlich jede Vergleichung aushalten. Und,“ fügte er hinzu, indem er sich rings verbeugte, „und was Salerno betrifft, so habe ich die verehrte Gesellschaft nur zu erinnern, daß von dieser Stadt im Mittelalter die medizinische Wissenschaft ausging und ganz Europa durchdrang; ich will doch hoffen, die berühmte Civitas hippocratica werde bei herannahender Gefahr noch einige Spuren ihres alten Glanzes aufzeigen können.“

Lisardo sah während dieser Reden verstohlen zu Octavien hinüber, sein Auge begegnete dem ihren, er traf auf einen vollen Blick der Liebe und versank in die seligsten Träume. Aus diesen weckte ihn Petronio, der ihn etwas laut anrief: „Nun, Signor Lisardo, was haltet Ihr von der Sache?“ Lisardo entgegnete unbefangen: „Ich muß gestehen, ich fühle mich zu glücklich, als daß ich im Augenblick fähig wäre, auf so düstere Gegenstände einzugehen.“ Die Geschäftsmänner sahen einander bei dieser offenherzigen Aeußerung bedenklich an; doch ehe Jemand etwas äußern konnte, ertönte eine lebhafte Tanzmusik aus dem Innern der Säle; zugleich trat der Gouverneur herein und lud die junge Welt auf den Ball. Das Zauberwort verwischte alle traurigen Eindrücke, die glänzend geputzten Damen erhoben sich, die

Herren folgten, und bald waren die so eben vom tiefsten Jammer durchschütterten Herzen in den rauschenden Wirbel der Freude hingerissen.

Lisardo tanzte mit Octavien. „Endlich, Geliebte," sagte er, indem er sie fest an sich drückte, „endlich ist es uns vergönnt, in diesem Menschenstrudel einander frei in die Augen zu sehen. Nun ist unsere Sehnsucht gekrönt, ich bin wieder da und bringe dir meine Treue, mein Herz, mein Leben. Hier hast du mich, mache aus mir, was du willst." — „O Lisardo!" entgegnete sie und ihre Augen blinkten von Thränen, „das Leben meint es anders mit uns, als wir in den morgenrothen Träumen unserer Jugend uns vorgespiegelt haben." — „Wie?" rief er, „was muß ich hören? Treten mir nun die Gespenster wirklich entgegen, die mein ahnendes Herz beim Eintritt in dieses Haus umschwebt haben?" — „Lieber Lisardo," sprach sie, mit bebender Stimme nach Festigkeit ringend, „laßt es einen Traum gewesen seyn! Die Träume sind ja immer schöner als das Wachen. Ich werde ewig an diese Träume denken." — „Aber was ist denn so plötzlich zwischen unser Glück getreten?" — „In den Feenmährchen," erwiderte sie, „die wir in der Jugend lasen, war es gewöhnlich ein Dämon, ein Riese, der die treue Liebe trennte und ihrer Vereinigung Gefahren in den Weg legte, die sie doch zuletzt überwand. Hier ist von nichts dergleichen die Rede: eine nüchterne Wirklichkeit trennt uns, die sich auch durch die tapferste Ritterlichkeit nicht entzaubern läßt. Deßhalb, mein edler Freund, hört meine lezte Bitte: sucht nicht gegen die Nothwendigkeit zu kämpfen, bleibt ruhig, wie es nun einmal das Leben will, und vergeßt einen Traum, der mir mein ganzes Leben lang nachklingen wird!" — „Und wer ist denn der Riese," fragte Lisardo, „der so schnell unsere Feenträume zerstört hat? Ich verstehe dich wohl, Octavie, und es lüstet mich, seine Kraft auf die Probe zu stellen. Ich ergebe mich nicht so schnell wie du, ich will nicht so umsonst gehofft und geträumt haben. Sage mir, geliebtes Herz, an wen will man dich verkaufen?" — „O fragt nicht, Lisardo; ergebt Euch geduldig, es ist nicht zu ändern." — „Nun, man wird doch fragen dürfen," rief er bitter, „wer der Glückliche ist, dem man zu Octaviens Besitze Glück wünschen darf?" — „Ihr kennt ihn schon," sagte sie; „er erzählte mir, daß er die Reise hieher in Eurer Gesellschaft gemacht habe." — „Wie? der? der gemeine Glückmacher? So seyd verflucht, gesellige Tugenden, und verflucht ich selbst, wenn ich je wieder ein Wort aus meiner Seele an einen Menschen verschwende, dem das Siegel der Ebenbürtigkeit nicht an der Stirne steht! So? das ist die glänzende Partie, die ihm seine Gönner verheißen haben? Und du, Octavie, du willst dich einer gemeinen Seele opfern, die nichts aus dir machen will, als die Leiter zu irgend einem elenden Amte, das viel Quälerei, viel Niederträchtigkeit und — viel Ehre bringt?" — „O faßt Euch, Lisardo!" entgegnete das zitternde Mädchen, „es war mir sehr bang auf dieses Zusammentreffen, aber ich bitte, beschämt mich nicht öffentlich! Faßt Euch, fügt Euch in das Unabänderliche! Euch steht die ganze Welt offen." — „Die Welt!" rief er mit gedämpfter Stimme, „was geht die Welt mich an! bei dir ist meine Welt, außer dir ist der leere Raum, der Tod, das Nichts! Kannst du denn so gleichmüthig deine Hand aus der meinigen reißen? kannst du mich so ruhig verlassen, Octavie? Thust du es freiwillig?" — „O Lisardo, wie wenig kennst du mein Herz!" — „Und warum thust du es?" — „Aus Dankbarkeit! es ist der Wille meines Oheims, der Vaterstelle an mir vertreten hat. Es ist meine Pflicht, ihm zu gehorchen: mein Entschluß ist unerschütterlich." — „Weiß er um unsere Liebe?" — „Ich glaubte es manchmal, dann schien es mir aber wieder, er habe nichts entdeckt. Gesprochen hat er nie davon." — „Nun, so ist es noch nicht zu spät," sprach Lisardo aufathmend. Ich verlasse dich sogleich, zu trägen Seufzern ist jezt nicht die Zeit, es muß gehandelt werden. O Gott! noch kann Alles gut gehen!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Neujahr in Paris.

(Fortsetzung.)

Doch es ist Zeit, daß wir den Bilderladen bei Martinet verlassen, damit wir uns nicht in die Erklärung der Kupferstiche vertiefen. Besuchen wir zunächst Monsieur Lesage, welcher den reichen Baronen der hohen Finanz bei der Meublirung ihrer Hotels seine weisen Rathschläge zu geben pflegt. Der Laden des Herrn Lesage ist in der Rue Grange-Batelière und hat die Ueberschrift: à l'union des arts. Die Künste haben bei ihm freilich ein etwas sonderbares Bündniß geschlossen, ein Bündniß nach der Mode. In diesen Sälen finden wir Alles, was unsere Großeltern so hoch in Ehren hielten; Alles, was es in jenen Tagen Kostbares an Meubeln und werthvollen Luxusgegenständen in den Salons gab, ist hier zusammengetragen und aufgespeichert; es fehlen bloß noch die Perrücken, Haarbeutel und Schminkpflästerchen. Ich bemerkte insonderheit eine reiche Sammlung von ausgewählten japanischen und chinesischen Porzellanvasen, welche mit aller nur ersinnlichen Pracht überladen waren; ein Paar davon sollte 3000 Franken kosten; außerdem aber hatte man noch die Wahl zwischen einer Menge von Kunstgegenständen aus demselben Porzellan, welche ungleich billiger zu stehen kommen und als Neujahrsgeschenke viel gekauft wurden. Als ich diese Ausstellung besuchte, kaufte

eine schöne, reichgekleidete Frau ein chinesisches Theeservice, welches der Kaufmann Tsaou-san nannte; es war aus einem wunderlich geformten Theetopf, ditto Zuckerdose, Milchnapf und sechs Tassen zusammengesezt; anstatt auf einem Präsentirteller standen diese Gegenstände auf einer Art Schenkbrett in Form eines Bücherbretts, das man an der Wand befestigen konnte. Die Dame legte dafür ein Bankbillet von 500 Franken auf den Zahltisch; ich weiß nicht, wie viel sie zurück bekommen hat. Die Mode der Reichen hat sich auf's Bestimmteste für die „Chinoiseries" erklärt. Ich begreife nicht, wie sich die groben, unförmlichen Kunstwerke des nordöstlichen Asiens als Ornamente in die Pariser Salons haben eindrängen können; erst neulich sah ich den Sims eines im Styl der Renaissance kostbar gearbeiteten Kamins mit dickbäuchigen chinesischen Götzen und Magots verunstaltet. Wie ist es möglich, daß Leute mit großem Vermögen und feiner Bildung einen so gänzlichen Mangel an Schönheitssinn verbinden! Lesage hatte dies Jahr direkt aus Pecking eine große Sammlung solcher Chinoiserien erhalten; darunter war auch merkwürdiges Kinderspielzeug, z. B. kleine mechanische Puppen, welche ganz allein auf und ab marschirten, wie erwachsene Mädchen auf der Promenade; es fehlte ihnen nichts als die Sprache. Aus der Masse der vernünftigeren Gegenstände bei Lesage führen wir noch an: schöne Büffets, Schenk- und Sophatische, Jardinières, Gueridons, Damenfauteuils, Kaminschirme mit Palissanderholz ausgelegt, der tausenderlei andern kostbaren Meubeln gar nicht zu gedenken.

In vielen Pariser Läden sieht man eine Masse von Verkaufsgegenständen so durch einander gewürfelt, daß oft ein widerlicher Contrast entsteht, so sehr die kunstreiche Hand und das geübte Auge des Kaufmanns denselben zu verbergen sucht. Diesen Vorwurf kann man aber Monsieur Chaulin in der Rue Saint-Honoré nicht machen. Die strenge Auswahl seiner Artikel, die Gewissenhaftigkeit, mit der er sich nur innerhalb seiner Specialität bewegt, zeugen hinlänglich für seinen guten Geschmack. Das Meiste in seinem Laden ist schön, Manches zugleich nützlich und angenehm, zwei bekanntlich sehr schwer vereinbare Eigenschaften. Alles, was nur das Kabinet eines reichen Kunstliebhabers, eines ästhetisirenden Dandy's, eines romantischen Bankiers und eines Dichters, der 50,000 Franken Renten hat, verschönern kann, bietet sich hier unsern Blicken dar: geschnittene Steine, Pettschafte, die beliebten Timbres secs, Pressen zum Papierstempeln, welche die Wappen und Namenszüge der Besitzer so schön ausdrücken und daher zu einem nothwendigen Meubel für die hiesigen literarischen oder bloß schlechtweg aristokratischen Notabilitäten geworden sind; ferner die Polygraphes, Maschinen, welche für vielbeschäftigte Geschäftsleute von so unberechenbarem Nutzen sind und womit die modernen Don Juans vom Boulevard de Gand zwei, drei Liebesbriefe auf einmal schreiben können; florentinische Kunstsachen in Bronze, allerlei zierliche Figuren von Elfenbein und carrarischem Marmor; endlich eine große Auswahl von Gegenständen, um Arbeitspulte, Sekretäre, Kamine zu schmücken, elegante Brieftaschen, Kirchen, Festungen und alte Schlösser, in Kork geschnizt, und was weiß ich sonst noch Alles. Dagegen aber weiß ich sehr wohl, warum die Damen so zahlreich diesen Laden besuchen; es ist nämlich daselbst für sie ein wahrer Schatz, ein unglaublich schöner Pelzkragen von Kolibri- und andern aus Mexiko gebrachten Vogelfedern, der inwendig mit Eyderdunen gefüttert ist. Wie glücklich wird die große Dame seyn, der es vergönnt ist, diese Regenbogenpracht eines andern Welttheils um ihren schönen Nacken auszubreiten!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Eduard Lytton Bulwer als Dramatiker.

Vor zwei oder drei Monaten erklärte ich am Schlusse eines Theaterberichts, daß ich auf längere Zeit von der Bühne Abschied nehme, und solches war mein entschiedener Vorsatz. Ich bin ihm auch treu geblieben, troz einiger mir in den Weg getretenen Lockungen zur Untreue. Am siebten November starb in seinem sieben-und-siebzigsten Jahr John Bannister, und kein Wort habe ich von ihm gesagt, obgleich er einen ganzen Bogen verdient hätte. Er ist derselbe Mann, dessen Sir Walter Scott in seinen vermischten Schriften erwähnt hat. „Da ist Jack Bannister, der ehrliche Jack," heißt es dort, „er, der im Privatleben wie auf der Bühne den Nationalcharakter Alt-Englands so trefflich darzustellen verstand, Jack Bannister, dem ein Leid zuzufügen, selbst die Strauchdiebe nicht über's Herz bringen konnten; denn als eines Abends zweie ihn anfielen, hatten sie ihn kaum erkannt, so baten sie ihn um Verzeihung und wünschten ihm eine gute Nacht. Da sizt er, um das Haupt die edeln Locken, die, jezt mit Schnee überstreut, nicht minder schön sind, als es die schwarzen Locken auf der männlichen Stirne waren, und singt seinen Enkeln die Lieder, die einst vollgestopfte Häuser mit Entzücken hörten und mit donnerndem Beifalle lohnten." Sieben-und-dreißig Jahre war er eine Zierde der englischen Bühne; er war der Lezte, der mit Garrick gespielt, und derselbe, für den Garrick in seiner Maid of the oaks eine Rolle geschrieben. Dann erschien auf dem Drurylanetheater und gleichzeitig im Buchhandel ein fünfaktiges Schauspiel von James Sheridan Knowles, dem geachteten Verfasser des Virginius und des Hunchback. Der gedruckte Titel nannte es die Tochter, der Comödienzettel des Stranders Tochter — the wreckers daughter —; die Kritik erklärte es des Dichters würdig, die Theaterwelt für ein Phänomen, für eine Oase in der dramatischen Wüste; aber um meines Vorsatzes willen sagte ich nichts davon. Ferner trat Charles Kemble von der Schaubühne ab — nicht von der des Lebens,

sondern vor der Hand bloß von der bretternen, und wie viele Perioden hätten sich abrunden lassen über das Abtreten des *lezten* Kemble von der durch seine Familie reich geschmückten englischen Bühne! Nicht eher wollte ich wieder von den hiesigen Theaterereignissen schreiben, als bis ich im Stande seyn würde, die große Neuigkeit zu verkünden, daß ein zweiter Shakespeare für Englands Bühne erstanden sey in der Person Eduard Lytton Bulwers, und das ließ sich *vor* Anfang der hiesigen Season gar nicht, eigentlich nur in ihrer Blüthenzeit erwarten. Wer hätte glauben sollen, daß Bulwer die erste Frucht seiner theatralischen Muse dem Publikum zu einer Zeit aufschüsseln werde, wo London leer heißt, weil die aristokratische Seite der Oxfordstraße leer ist, daß er nicht vielmehr die erste Vorstellung seines ersten Drama's verzögern werde, bis die in allen fashionabeln Novellen figurirenden adeligen Gebäude von Hannoversquare und Grosvenorsquare ihre vier- bis fünfmonatlichen Bewohner aufgenommen haben, um dann auf der *guten* Seite der Oxfordstraße die neue Erscheinung besprechen zu hören und sich als frischen dramatischen Löwen bewundert zu sehen? Obgleich daher schon seit einem halben Jahr oft genug die Buchhändleranzeige in den öffentlichen Blättern stand, daß ein Drama Bulwers unter der Presse sey, daß es an demselben Tage ausgegeben werden solle, an welchem es über eine der beiden Nationalbühnen gehen werde, und daß man deßhalb ja die Bestellung von Exemplaren beeilen möge — wer Bulwers Eigenthümlichkeit kannte, glaubte nicht daran, und brachte die Anzeigen unter das weitläufige Capitel vom „Humbug.“ Nur wer England kennt, wie es ist, versteht die volle Bedeutung dieses Wortes, und in ihm drückt sich viel von dem aus, was gegenwärtig dem englischen Charakter angehört; das deutsche „Aufschneiderei“ ist keine erschöpfende Uebersetzung. Das Wunderbarste hieran ist aber keineswegs der Widerspruch mit dem, was England früher war, wenigstens laut allen Erzählungen gewesen seyn soll, das Land der Solidität und der Wohnsitz eines sich einfach kleidenden und einfach handelnden Geschlechts, sondern das, daß der in Wahrheit über England herrschende Humbug daselbst mehr gehaßt zu werden scheint als die sieben Todsünden. Humbug! ist jezt das dritte Wort im Munde des Engländers, und keiner spricht es aus ohne alle Zeichen des höchsten Abscheus in Ton und Geberde, so bitter und giftig, wie meist nur alte Jungfern vom Betruge der Liebe sprechen. Doch was beweist gerade der so gehäufte Gebrauch dieses Wortes? Daß man keinen Schritt gehen und keine Zeile lesen kann, ohne Humbug zu erblicken und zu lesen. In mehr als einer Hinsicht eine der ersten Nationen des Erdballs, darf das englische Volk sich jezt auch des Vorrangs rühmen in der Aufschneiderei. So viel Marktschreierei, so viel Wortgepränge und Charlatanerie als in England, und zwar durch alle Stände, in allen Handelszweigen, in allen Künsten und Wissenschaften, zu Tage zu fördern, würde zwei andere der civilisirtesten Völker gemeinschaftlich Anstrengung kosten. So viel Cymbelgeklingel und Pauken- und Trompetenschall wie in England ertönt in keinem andern Lande von der doppelten Zahl seiner Quadratmeilen, und könnten in England die zwei Classen der Täuschenden und Getäuschten auf den Kopf genau gezählt werden, so müßte am Ende die Summe der Bevölkerung sich daraus von selbst ergeben. Solches mag vielleicht das unvermeidliche Resultat des Handelsgeistes seyn, einer ungeheuern Nationalschuld, der Uebervölkerung, des Reichthums Weniger und der Armuth Vieler, aber ich rede nur von dem, was ist, nicht davon, warum es so ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Januar.

(Beschluß.)

Die Fürstin Radziwill. Mordthat.

Die Fürstin Louise Radziwill, geborne Prinzessin von Preußen, hat in ihrer stillen, wohlthätigen Wirksamkeit sich ein unvergängliches Denkmal gesezt. Es stritte gegen den schönen Sinn ihrer Thätigkeit und das Princip ihres Lebens, nach ihrem Tode es auszuposaunen. Eine glückliche Gattin und glückliche Mutter, trafen die erlauchte Verstorbene doch während ihres Lebenslaufes so viel bittere Erfahrungen und tief schmerzliche Ereignisse, wie sie in bürgerlichen Familien selten sind, und vielleicht in dem Maße sich nicht häufen können. Welche tragischen Conflicte müssen sich nicht in dieser edeln Familie zwischen Doppelneigung und Doppelpflicht während des lezten polnischen Krieges gedrängt haben! Die Fürstin wußte mit dem schönen Takt edler Frauen beiden zu genügen. Durch ihre Vermittelung gingen die großen, schmerzstillenden Beiträge von hier nach dem unglücklichen Lande. Ein herber Todesfall nach dem andern bereitete darauf die Dulderin zu dem lezten ersehnten Schritte vor, zur Vereinigung mit ihren vorausgegangenen Lieben. In nächtlicher Stille ward ihr Leichnam zuvörderst nach Schlesien gebracht, um von da in der noch nicht vollendeten Familiengruft der Radziwills zu Antonin bei Gnesen beigesezt zu werden. Der Raum der Radziwillschen Gruft in Posen war schon ganz und gar angefüllt.

Ein trauriger Exceß in einer benachbarten Stadt hat hier die allgemeinste Theilnahme und den tiefsten Unwillen erregt. In Frankfurt an der Oder hat ein Fähndrich, in prämeditirter Rache für eine verdiente Disciplinarstrafe, seinen vorgesezten Offizier meuchelmörderisch um's Leben gebracht. Man weiß nicht, ob man mehr über die kaltblütige Frechheit des Mörders erstaunen, oder das verhängnißvolle Unglück des Ermordeten bedauern soll. Der Leztere wird als einer der trefflichsten und durchgebildetsten jüngern Offiziere der Armee gerühmt. Er war überdies Bräutigam, und die Braut mit ihren Eltern zu der in den nächsten Tagen angesezten Hochzeit eben nach Frankfurt gekommen. Um das Gräßliche dieses Balladenstoffes noch zu erhöhen, muß der Verbrecher, über dessen frühere Aufführung die Nachrichten sehr ungünstig lauten, an die blutende Leiche geführt werden, weil man meint, der Anblick werde doch sein jugendliches Gemüth erschüttern; aber er bleibt in seiner frechen Ruhe, und singt im Gefängniß leichtfertige Lieder und liebäugelt mit vorübergehenden Schönen. Die theilweise Begnadigung eines ähnlichen Verbrechers hatte dem Unseligen den Glauben eingegeben, auch er könne für eine solche Blutschuld mit einer leichten Haft davon kommen. Es ist gewiß ein beklagenswerthes Anzeichen von übelbegründetem Mißtrauen im größern Publikum, wenn man am Orte der That fürchtet, es werde auch hier eine Begnadigung, wenigstens eine bedeutende allmähliche Milderung eintreten, weil der Meuchelmörder einer adeligen Familie angehört, der Ermordete aber ein Bürgerlicher ist.

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 13. Montag, 6. Februar 1837.

Lyrische Dichtkunst.

20) Joh. Gottfr. von Herders Gedichte. Herausgegeben durch Johann Georg Müller. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836. 8. 560.

Ueber Herders Verdienste den Deutschen noch etwas sagen zu wollen, wäre bei der allgemeinen Hochschätzung, die er genießt, überflüssig. Doch ist es bemerkenswerth, daß neben seinen sämmtlichen Werken seine Gedichte in besonderem Abdruck sich ein so zahlreiches Publikum erhalten, obgleich verhältnißmäßig noch nie so viel Redens von ihnen gemacht worden ist, als von den Gedichten Goethes und Schillers. Es scheint, sie wirken in ihrer Bescheidenheit doch so sicher, wie gewisse Frauen, die ohne eigentlich berühmt zu werden, doch alles bezaubern, was in ihre Nähe kommt. Herders schöne Seele wirkt nicht blendend, gewinnt uns langsam, aber auf die Dauer. Es ist der Adel der Gesinnung, der uns auch bei Lessing häufig begegnet, gepaart mit einer Milde und väterlichen Freundlichkeit, die man nur bei Herder allein findet.

21) Adelbert von Chamisso's Werke. Vierter Band. Gedichte. Adelberts Fabeln. Peter Schlemihl. Leipzig, Weidmann, 1836.

Auch den edeln Chamisso zählt Deutschland zu seinen bekanntesten und ausgezeichnetsten Dichtern. Unter Berufung auf unsere frühern Besprechungen in diesen Blättern seiner Gedichte 1831, Nr. 125 und seines Schlemihl 1836, Nr. 26, begnügen wir uns, den Inhalt dieses Bandes zu bezeichnen und der äußern Ausstattung von Seiten der Verlagshandlung das beste Lob zu zollen.

22) Gedichte von Ernst Frhrn. von Feuchtersleben. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836. 8. S. 341.

Der Dichter charakterisirt sich selbst am besten durch einen seiner aphoristischen Verse, die er „Resultate“ überschrieben hat:

> Strebe nicht durch Modethorheit,
> Durch Verzweiflungskokettiren,
> Witzeln, formlos Phantasiren,
> Zu bestechen, zu verführen:
> Wer mit offnem Sinn bedacht hat,
> Was das Leben ihm gebracht hat,
> Und es dann mit offnen Worten
> Sendet aus des Herzens Pforten —
> Es wird treffen, er wird rühren.

Dieser praktischen Tendenz bleibt er denn auch treu und verschmäht es sogar nicht, der sichersten Prosa des Lebens einen poetischen Tribut abzufordern, z. B.:

Rauchlied.

Laßt uns unsre Pfeifen stopfen!
Alles in der Welt ist Rauch:
Herzen, die vor Wonne klopfen,
Bange Herzen, sind es auch.

In den lieben blauen Wölkchen
Blasen wir die Grillen weg;
Sind wir doch ein eignes Völkchen,
Ohne Arbeit, ohne Zweck;

Hören nicht des Mißmuths Flüstern,
Der nur fern von Rauchern schleicht;
Hören bloß der Blätter Knistern,
Wie das Feuer durch sie streicht;

Riechen nicht, wie weis're Männer,
Schon von fern Verrätherlust;
Riechen nur als Kräuterkenner,
Unsres lieben Krautes Duft.

Unsre Feinde müssen weichen,
Dampf und Qualm sind unser Schutz;
Unser Trost bei bösen Streichen
Ist: auch wir sind nicht viel nutz.

Drum, die Götter zu versöhnen,
Zündet ihnen Opfer an!
Zwischen des Gesanges Tönen
Dampft mit Andacht himmelan!

Der didaktische Charakter der meisten dieser Gedichte schließt eine klare und schöne Naturmalerei und eine zarte Empfindung nicht aus. Von der erstern eine Probe:

Im ausgehauenen Forste.

Vor dem Gebirge steigt der blaue Qualm auf,
Aexte klingen am Fuß uralter Fichten;
Auf den Rumpf enthaupteter Brüder stürzend,
Dröhnen sie weithin;
Klagend durchwühlt der Sturm die lieben Kronen;
Abschied rauschen sie ihm; er braus't von dannen;
Und mit ihm verläßt der verjagte Geier
Krächzend die Heimath;
Heiliger Tempel der Natur! so falle
Denn auch du: weil der Mensch sich Hütten bau'n will;
Urkraft schwinde! Heiterer wird's auf Erden.

Und von der zweiten:

Melancholie.

1. Morgens.

Der Morgen weht mit zarten Lüften,
Und spielt mit Gras und Blatt' und Blüth',
Und haucht aus tausend süßen Düften
Erinnerung in mein Gemüth.

Wie bald verweht des Lebens Morgen!
Kein Frühling macht uns wieder jung;
Was bleibt uns, zwischen Pein und Sorgen,
Als du — als du — Erinnerung?

Momente kommen, gut und herzlich,
Und man vergißt das schlimme Jahr;
Ach, man gedenkt, entzückend=schmerzlich,
Der Stunden, da man glücklich war!

Das Leben ist ein Kranz von Blüthen,
Tief zwischen Dornen eingewebt;
Nur die erringen, die sich mühten,
Nur wer geweint hat, hat gelebt.

* * *

2. Abends.

Einer schwanken Wiege Schaukeln,
Bald darauf ein schmaler Schrein,
Jetzt der Morgenträume Gaukeln,
Jetzt des Abends fahler Schein.

Stetes Werden, stetes Schwinden,
Alldurchschallendes Warum!
Stetes Trennen und Verbinden —
Frägst du, Thor? Natur bleibt stumm.

Tausend Millionen Lichter,
Und die Nacht bleibt Finsterniß;
Tausend Weise, tausend Dichter —
Und das Unglück nur gewiß.

„Frisch! des Kummers dich entledigt!
Sanfte Ruhe! heit're That!"
Ach, es ist so leicht gepredigt,
Wenn man nichts erfahren hat;

Nicht erfahren, daß von Schmerzen
Selbst das Herz des Weltalls bricht,
Daß für edle Menschenherzen
Du nur Trost hast: falsch' Gedicht!

In die Klagen über die Kritik, über das Nichtverstandenwerden der Dichter &c. hätte der Verfasser nicht ausbrechen sollen, wenigstens nicht so oft. Er hat vollkommen Recht, wenn er sagt:

Laß sie preisen, laß sie schmähen!
Tröste dich mit diesem Wort:
Dichter, mag man sie verstehen
Oder nicht, — sie wirken fort;
Wirken, wie der Sonne Strahlen,
Die, vom Fels zurückgewiesen,
Seine Wand mit Grün bemalen,
Glanz verleihen seinen Kiesen,
Und auf scheue, offne Blüthen
Liebe, Kraft und Leben schütten.

Aber eben weil dies so wahr ist, sind alle Klagen der Dichter über die Unempfindlichkeit oder Böswilligkeit der Kritik überflüssig und bringen immer in die Harmonie der Lyrik einen Mißton.

23) Balladen von W. Alexis. Berlin, Dümmler, 1836. 8. 136.

Diesen gut gemeinten Dichtungen fehlt ein gewisses Etwas, nämlich das Natürliche, Volksthümliche. Sie sind erkünstelt und tändeln kokett mit dem Ernste der Volkspoesie und wo sie sich zum Naiven herablassen, will es ihnen gar nicht glücken, den rechten Ton zu treffen. Man sieht es ihnen an, daß sie beim Thee hinter dem warmen Ofen nach allerlei Reminiscenzen ersonnen, daß sie nicht frisch aus der Brust des Volks im Leben selbst entsprungen sind. Die vierte Rubrik dieser Gedichte ist „Volkslieder“ überschrieben und das erste beginnt:

Fridericus Rex, unser König und Herr,
Der rief seine Soldaten allesammt ins Gewehr.
Zweihundert Bataillons und an die tausend Schwadronen,
Und jeder Grenadier kriegt sechzig Patronen.

Ihr verfluchten Kerls, sprach seine Majestät,
Daß jeder in der Bataille seinen Mann mir steht,
Sie gönnen mir nicht Schlesien und die Grafschaft Glaz
Und die hundert Millionen in meinem Schatz.

Die Kaiß'rin hat sich mit dem Franzoßen alliirt,
Und das römische Reich gegen mich revoltirt,
Die Russen seind gefallen in Preußen ein,
Auf laßt uns sie zeigen, daß wir brave Landskinder sein.

Meine Generale Schwerin und Feldmarschall von Keith
Und der Generalmajor von Ziethen seind allemal bereit.
Kotz Mohren, Blitz und Kreuz-Element,
Wer den Fritz und seine Soldaten noch nicht kennt.

Nun adjö Lowise, wisch ab das Gesicht,
Eine jede Kugel die trifft ja nicht.
Denn träf jede Kugel apart ihren Mann,
Wo kriegten die Könige ihre Soldaten dann!

Die Musketenkugel macht ein kleines Loch,
Die Kanonenkugel ein weit größeres noch;
Die Kugeln sind Alle von Eisen und Blei,
Und manche Kugel geht manchem vorbei.

Ist das ein Volkslied?

Doch, um nicht ungerecht zu scheinen, müssen wir auch eine von den vorangegangenen, dem Nordischen und Altenglischen schwach nachgebildeten Romanzen anführen:

Was klopft an's Thor? — Ueber die rothe Haide
Geht nur mein Sohn, und ich, wir Beide.
Wir Beide wohnen in der Wildniß allein,
Mein Sohn siecht dort im Kämmerlein.
Wer will herein?

„Mütterlein, nimm mich ins kleine Haus.
Draußen webet es kalt und graus.
Oft schon kreuzt' ich die rothe Haide,
Oft schon sahen wir hier uns Beide.
O laß mich ein!“

Bist du ein Unhold, und locktest ins Moor
Meine Tochter, als ich das Kind verlor? —
„Ich bin kein Unhold, ich bin dir verwandt,
Deine Tochter habe ich Schwester genannt.
O laß mich ein.“

Verwandt ist mir Niemand, Niemand werth,
Ich sitze allein an meinem Heerd. —
„Ich kann nicht schlafen auf welkem Gras,
Von Thau und Regen ist's kalt und naß.
O laß mich ein.“

Vor'm Fremden schlüge an der Hund,
Was zittert und stiert er, wie stumm und wund! —
„Der Hund hat sieben Jahr mich gekannt,
Seit ich ihn drüben am Kreuzweg fand.
O laß mich ein!“

Was hast du die trauernde Mutter geneckt?
Was hast aus dem Traume mich aufgeschreckt,
Was schläfst du nicht ruhig im Kämmerlein,
Was sprangst du hinaus in den Mondenschein?
Mein Sohn herein!

Mutter, dein Sohn steht draußen nicht,
Aber mich brachte dein Schooß an's Licht.
Dein Sohn liegt noch im Kämmerlein,
Aber ich schwebe im Mondenschein.
O laß mich ein!“

Mein Sohn, mein Sohn, drück' auf die Thür,
Ich bin so schwach, und komme zu mir.
Leicht Flechtwerk ist's vom Elsenwald,
Und draußen weht der Wind so kalt.
O komm herein! —

„Viel tausend Meilen wohl bin ich von dir,
Oeffnen kann ich nicht mehr die Thür,
Selbst wie der Wind bin ich leicht und schwach,
O mache zurecht mein klein Gemach,
Und laß mich ein!“

Deine Kammer ist fertig; vor'm Windesstoß
Hab' ich sie verstopft mit Schilf und Moos. —
„Sechs Bretter sind für mich genug,
Und lege hinein ein weißes Tuch.
O laß mich ein!“

Ich öffne geschwind, mein liebes Kind.
Wo bist du? — Es saust vorbei der Wind. —
„Der Wind weht fort mich, Mütterlein!“
Ihr Sohn lag blaß wie Mondenschein
Im Kämmerlein.

Da ist denn doch der Erlkönig oder vielmehr das alte Lied vom Herrn Olav, das Goethe sich mit so viel Naivetät zugeeignet hat, als ob es seine eigne Erfindung wäre — viel einfacher und schöner. Herr W. Alexis hat durch diese Gedichte nur bewiesen, daß die Romanze und das Volkslied seine Stärke nicht sind.

24) Mythische Gedichte von Dr. S. Daxenberger München, 1835. 8. S. 106.

Große Dichter haben schon bewiesen, wie gut sich antike Stoffe in der Form der poetischen Erzählung oder Romanze behandeln lassen (unbeschadet der Unvereinbarkeit des antiken und christlich-romantischen Geistes). Schlegels Arion, Goethes Prometheus, Schillers Bild zu Sais, Bürgschaft, Kraniche des Ibicus, Klage der Ceres ꝛc. liefern den Beleg. In dieser Weise sind nun in der vorliegenden Sammlung noch mehrere mythische Stoffe behandelt, Orpheus, Thamyris, Meleager, Niobe, Oedipus, Antigone, Laokoon, Agamemnon, Odysseus, die beiden Blumen (Narcissus und Hiacynthus), Herakles und Prometheus. Das Versmaaß ist durchgängig so, wie es hier der Schluß des „Thamyris“ zeigen mag. Dieser Sänger hatte sich vermessen, selbst Apoll zu übertreffen.

In die Saiten griff Thamyris,
Frevelnd hub er an zu singen,
Aber Nacht und Sturm durchflogen,
Wo er stand, den Hain des Gottes,
Und das Meergebraus von ferne
Uebertäubte seine Stimme,
Uebertäubte, wie auch rauschte
Seine gold'ne Leyer, diese;
Plötzlich unter seinen Händen
Lag das Saitenspiel zertrümmert,
Und das Lied in seinem Munde
Stockte plötzlich; kalter Schrecken
Goß sich aus in seine Seele,
Schreiend stürzet er zu Boden,
Mit wahnsinniger Geberde,
Liegt er da bewußtlos, lange,
Wie ein Todter, in dem Haine.
Als die Nacht dem nächsten Morgen
Wich, und als des Gottes Pferde
Durch den Himmelsbogen wieder
Eilten, da erwacht Thamyris;
Doch er schauet nie sie wieder,
Nicht erwachet er zum Tage;
Jene Nacht, die ihn zum Frevel
Angetrieben, ist geblieben,
Und erblindet sind die Augen.
Also fand ein Hirtenknabe
Den Bekränzten, den Bestraften;
Dieser hub ihn auf vom Boden,
Und ward ihm ein sanfter Führer
Bis zum Volke der Edonen,
Wo Philammon, der ihn zeugte,
Fast schon hundertjährigen Alters,
Ihn in seine Hütte aufnahm.
Schmerzlich ist des Leibes Unglück;
Doch ertrug es still Thamyris;
Aber seine Seele klagte,
Weinte um die Kunst der Saiten,
Härmte sich um die verlorne
Heil'ge Gabe süßer Lieder.
Ach, sie kehrte nimmer wieder!
Keine Bitte rührt die Musen,
Keine Klage bis zum Tode
Aus des Greises Herzen beugt sie.
Doch es schwebte bald Thamyris'
Seele aus dem müden Körper
In das klagenvolle Leben
Einer Nachtigall hinüber.

Dieses Gedicht, so wie Orpheus, die beiden Blumen und Antigone sind die angenehmsten. Bei den übrigen ist wohl der Stoff zu großartig und umfassend für diese fast lyrische Form.

25) Gedichte von Chr. Ulr. Beccau. Altona, in Commission bei Aue, 1836.

Der gemüthliche Dichter bringt freilich lauter uraltbekannte Empfindungen wieder vor, die schon Tausende von Dichtern im Mai und bei Ihr empfunden und in denselben Versmaaßen und Reimen besungen; doch mischt er einige originelle Romanzen mit ein, z. B. die tapfere That des friesischen Mädchens, das auf der Brücke der Wogenmannsburg so lange gegen eine ganze Schaar von Räubern sich wehrte, bis Hülfe kam, und die artige Schildbürgersage vom großen Hecht, den man mit einem Glöckchen am Halse wieder in den Fluß setzte, um ihn erst auf des Bürgermeisters Hochzeit wieder zu fangen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 32.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 7. Februar 1837.

Aeraque et artes
Suspice, cum gemmis tyrios mirare colores.
Horaz.

Das Neujahr in Paris.

(Fortsetzung.)

Die beiden Magazine von Susse, wovon das eine in dem Passage des Panoramas, das andere am Börsenplatze befindlich, hatten auch dies Jahr, wie gewöhnlich, einen großen Zuspruch. Susse nennt sich papétier (Papierhändler), ich weiß nicht warum; man kauft bei ihm alles Mögliche, nur kein Papier, das englische Briefpapier mit durchbrochenen Rändern etwa ausgenommen, wovon jedes Quartblättchen zwanzig Sous kostet. Da man natürlich eine Enveloppe in demselben Genre dazu nehmen muß, welche eben so theuer ist, so kommt das bloße Schreibmaterial für einen einzigen Brief auf vierzig Sous. Dies Jahr sah man bei Susse auch karlistisches Briefpapier mit schwarzen, künstlich ausgezackten Rändern, linker Hand oben mit einer goldenen Krone oder drei goldenen Lilien gestempelt; diese schwarze und goldene Einfassung war in der That sehr geschmackvoll; ich habe nie eleganteres Briefpapier gesehen; sechs Blätter kosteten fünf Franken. Diese Läden des Herrn Susse sind nun aber, wie schon bemerkt, keine Papierhandlungen, sondern vielmehr brillante Kunstkammern. Die Neujahrsgeschenke, welche man dort kauft, sind fast ausschließlich Kunst- und ausgesuchte Industriegegenstände. Viele hiesige Künstler pflegen einzelne Erzeugnisse ihres Pinsels und Meißels zur Ausstellung hieher zu schicken; Charlet, Decamps, die Gebrüder Johannot, Camille Roqueplan, Paul Delaroche, Bellangé und mehrere andere ausgezeichnete Maler lassen von Susse ihre Aquarelle und kleineren Genrebilder verkaufen. Diese Aquarelle sind hier außerordentlich gesucht und werden gut bezahlt, weßhalb auch die ersten Maler diesem Genre ihre Thätigkeit und ihr Talent zuzuwenden nicht verschmähen. Die Damen besonders, welche hier in nicht geringer Anzahl die Malerei üben, tragen viel dazu bei, dem Handel mit Aquarellen eine große Ausdehnung zu geben. Es gehört zum guten Ton, ein Album mit Aquarellgemälden zu besitzen und es bei Soiréen herum zu reichen; ihren Hauptabsatz finden jedoch diese Kunstgegenstände im Ausland.

Sehr hübsche Sachen hatten dies Jahr die Bildhauer bei Susse ausgestellt. Eine bronzene Statuette der Fanny Elsler, wie sie den Cachucha tanzt und sich mit den Castagnetten selbst dazu begleitet, fand viele Liebhaber; der Künstler Barre sagte mir, daß binnen kurzer Zeit mehrere tausend Exemplare davon abgesezt worden seyen. Desprez hatte eine Statuette der Malibran angefertigt, und Antoine Moine zeigte uns dieselbe Künstlerin als Desdemona. Sie hat so eben die schöne Romanze: Assisa al pie d'un salice beendet und das Geräusch von kommenden Schritten gehört; sie stüzt sich auf ihre Harfe und

scheint aufzuhorchen, ob es Othello sey, der nahe. Ihre Physiognomie ist wunderbar ausdrucksvoll, die Falten ihres langen Nachtgewandes fallen weich herab; kurz, es ist nicht wohl möglich, in einem kleinen Kunstwerke eine glücklichere Auffassung und Ausführung zu beurkunden. Derselbe Bildhauer hat ferner einen Bonaparte und einen Donquixotte in gelungenen Statuetten abgebildet; der Sieger bei Arcole ist im Kostüm eines republikanischen Generals dargestellt; der Held von la Mancha hat den Mambrinshelm auf und ist von Kopf bis zu Fuß gewappnet; mit der Rechten faßt er seine Lanze, und die Linke in die Seite gestemmt, schaut er stolzen, gravitätischen Blicks in die Welt. Ueberhaupt ist der irrende spanische Ritter in neuerer Zeit der Lieblingsgegenstand der französischen Künstler; Dekamps zeigte ihn und seinen getreuen Knappen voriges Jahr in einem trefflichen Aquarell, welches, nebenbei gesagt, mit 1000 Franken bezahlt wurde, und Tony Johannot führt in diesem Augenblick die Kupferstiche zu Viardot's Uebersetzung des Donquixotte aus, wo wir den Helden in allen Scenen seines Lebens dargestellt sehen.

Die Galerie der Danton'schen Gypscarrikaturen aller lebenden Pariser Celebritäten figurirt ebenfalls hinter den Spiegelfenstern bei Susse. Zu den neuesten grotesken Porträts dieses genialen Zerrbildners gehört der berühmte Clavierspieler Lizst, der Vertraute Lamennais und der Madame Düdevant; einmal sehen wir ihn, wie er, mit zehn Fingern an jeder Hand, Clavier spielt, während seine langen Haare auf den Tasten herumfahren; das zweite Mal hat ihn der Künstler als eine lange, hagere Gestalt abgebildet, welche den Erzengeln gleicht, die man in den Hallen der gothischen Münster erblickt. Der Ingenieur Lebas konnte natürlich wegen seines geschickt ausgeführten Manövers zur Aufrichtung des Obelisken der Ehre der Abkonterfeiung nicht entgehen: Danton zeigt uns Lebas, wie er mit dem Obelisken unterm Arm auf dem Seile tanzt.

Von Bildhauersachen bemerkte ich sonst noch bei Susse die Sammlung der bronzenen Thiere von Fratin; nicht bloß einzelne Hirsche, Pferde, Hunde, Bären u. s. w., sondern ganze Thiergruppen, z. B. eine Kampfscene zwischen einem Tiger und einer Schlange, Fanghunde, die einen Eber stellen u. s. w. hat dieser Künstler in gelungenen Darstellungen ausgeführt; sie eignen sich ganz vortrefflich zu Ornamenten auf Kaminen oder Arbeitstischen. Merkwürdig ist bei Susse eine Art Visitenkarten, wovon das Dutzend 100 — 200 Franken kostet. Wer nur einigermaßen auf den Ruf eines Fashionable Anspruch macht, der darf sich hier nicht erlauben, weiße Visitenkarten abzugeben, worauf als einziger Schmuck der bloße Namen in gothischen oder englischen Charakteren gravirt ist. Das kann man sich wohl erlauben, wenn man schlicht bürgerlich gekleidet ist und bürgerliche Anstandsbesuche zu machen hat; wer aber einen luxorfarbenen Frack mit goldbesponnenen Knöpfen, sammtnem Kragen und Aufschlägen, eine weiße Cravatte und strohgelbe Handschuhe, eine damastene Weste, schwarze Casimirhosen und Glanzwichsstiefeln ohne Absätze trägt und zu diesem Anzuge eine jährliche Rente von 40,000 Franken hat, darf bei seinen Visiten natürlich nur Karten abgeben, wie wir sie bei Susse sehen. Dieselben sind nämlich mit einem zierlich durchbrochenen Rande eingefaßt und auf der einen Seite mit Landschaften oder Genrescenen in Aquarell bemalt. Auch gibt es eigene Visitenkarten für Damen, worauf diese allerlei Stickereien machen oder machen lassen, um sie dann ihren Freundinnen zu verehren. Danton hat voriges Jahr angefangen, bei seinen speziellen Bekannten seine eigene Porträtcarrikatur in Gyps als Visitenkarte zurückzulassen, und man versichert, dieser spaßhafte Einfall habe ihm zahlreiche Bestellungen für dieses Jahr zugezogen, welche er natürlich ablehnte. — Man kann nicht wohl köstlichere papierne Blumen sehen, als bei Susse; sie sind so zart und fein, daß sie den Morgenthau fürchten; sie liegen in Körben von täuschend nachgeahmten Weidenzweigen, deren Rinde und Knoten so natürlich und so graziös sind, als wären sie eben aus dem Gebüsch geschnitten und von der Hand eines kunstfertigen Fauns zusammengeflochten.

Brechen wir auf; folgen wir nur jener Dame, welche ihrem Kammermädchen eben einen ganzen Pack der artigsten Sachen zum Nachhausetragen übergibt und sie nach Verlauf einer halben Stunde wieder in die Rue des Saints-Pères bestellt, um dort die übrigen Einkäufe in Empfang zu nehmen. Doch nein, gehen wir noch nicht; wir haben unter diesem tausendfach funkelnden Kram gerade das Beste zu betrachten versäumt. Wir finden nämlich bei Susse außer den Aquarellen, gestickten Visitenkarten und papiernen Blumenkörben auch eine Sammlung von alten und neuen Gemälden, unter denen sich die passendsten, allerdings auch die unpassendsten Neujahrsgeschenke befinden. Wir haben hier eine ziemlich reiche Auswahl: Ansichten von Granet, Landschaften von Cobat, Genrebilder von Steuben, musicirende Affen und Affen als Köche von Dekamps, niederländische platte Cochonnerien, italienische Heiligenbilder, Madonnen und feine Obscönitäten hängen hier friedlich neben einander.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lisardo.

(Fortsetzung.)

Lisardo drückte Octavien die Hand und eilte hinweg. Im Corridor stieß Petronio auf ihn und fragte: „Ist Eure Donna auch in der Gesellschaft? Ich habe alle Damen

nach der Reihe gemustert, und wäre sehr begierig, die Auserwählte zu sehen." — Das Schicksal gibt mir einen Wink, dachte Lisardo und sagte: „Kommt mit mir auf die Seite, wir haben etwas Wichtiges zu reden. Wie ich Euch heute auf der Fahrt erkannt habe, halte ich Euch für einen Mann, der sich in vorkommenden Fällen treu und zuverlässig, auch edel beweisen kann. Gebt mir nun eine Probe! Die Braut, um die man von Neapel aus für Euch geworben hat, ist meine Geliebte." — „Wie?" rief Petronio, „Octavia selbst?" — „Sie ist es, von der ich erzählt habe. Wollt Ihr nun, da Ihr mein Geheimniß wißt, die treuste Liebe verrathen, Octavien unglücklich machen und Euch selbst nicht glücklicher? denn sie reicht Euch die Hand nur aus Zwang, ihre Liebe werdet Ihr nie gewinnen!"

Petronio strich sich verdrießlich durch die Haare und zuckte die Achseln. Nachdem er einige Male auf und ab gegangen war, blieb er vor Lisardo stehen und sagte: „Das ist ein wunderlicher Fall; ich wollte ich wäre anders wohin gerathen. Die Sache ist schon zu weit gediehen. Wenn es sich bei mir bloß um eine Neigung, eine Leidenschaft handelte, so würde ich mich schwerlich lange besinnen, Euch den Gefallen zu thun. Aber meine Aussichten! meine Existenz! Und Ihr habt auch eine vermaledeite Art, einen zum Edelmuth aufzufordern! Sezt Euch einmal an meine Stelle: Ihr könntet so edelmüthig seyn, mir zu Liebe auf eine reiche Frau, auf eine angesehene Familie zu verzichten?" — „O wie gerne, wenn es nur das wäre! Gebt mir Octavien, und ich will Euch ihren Rang, ihren Reichthum mit Freuden überlassen!" — „Das ist bald gesagt, und wenn auch eine solche Sonderung möglich wäre, so will ich nicht hoffen, daß Ihr im Ernste redet, denn handeln lasse ich nicht gerade mit mir. Damit Ihr übrigens seht, daß Ihr nicht mit Unrecht zu mir Vertrauen gefaßt habt, will ich Euch einen Vorschlag thun. Wir wollen Beide zum Gouverneur gehen, ich gebe mein bereits erworbenes Recht in seine Hand zurück, und er soll zwischen uns Beiden von Neuem wählen. Seyd Ihr das zufrieden? ist es nicht ein ehrlicher Handel?" — „O ja, es ist ein ehrlicher Handel!" erwiderte Lisardo, das lezte Wort bitter betonend. „Und das müßt Ihr mir auch noch versprechen," fügte Petronio hinzu, „wenn Ihr das Spiel gewinnt, so verpflichtet Ihr Euch, Euer ganzes Ansehen bei Euerm Schwiegervater geltend zu machen, daß er sich in Neapel weiter für mich verwendet. Man kann nicht genug thun, um in der Welt vorwärts zu kommen." — „In Gottes Namen!" rief Lisardo, „ich verspreche Alles, sogar das, was sich von selbst versteht."

Die beiden Gegner gingen zusammen und ließen den Gouverneur, der bei einer Spielpartie saß, um eine geheime Unterredung bitten, worin ihm Petronio nach seiner Weise den Gegenstand vortrug. „Wenn," so schloß er, „meinem Nebenbuhler das Glück zu Theil wird, so gönne ich's ihm von Herzen, und bitte nur um Eines, nämlich den Hergang der Sache in Neapel so darzustellen, daß mein Zurücktreten nicht ungünstige Folgen für mich hat." Diese lezten Worte machten auf den Gouverneur sichtlichen Eindruck; er sah wohl ein, daß er, um den jungen Mann zu entschuldigen, alle Schuld auf sich nehmen müsse, und fürchtete sich, dies zu thun. Deßhalb sprach er: „Es thut mir leid, lieber Lisardo, aber Ihr kommt wahrhaftig zu spät; es ist schon Alles unwiderruflich ausgemacht, und man würde eine Aenderung meines Entschlusses in Neapel nicht begreifen können. Ich müßte doch eine Ursache angeben, warum mir Petronio nicht gefiele, und das kann ich nicht, ohne ihm das größte Unrecht anzuthun." — „Und ist denn Octavia's Liebe, Octavia's Schmerz keine Ursache?" rief Lisardo verzweifelnd. — „Ach! das sind jugendliche Galanterien!" sagte der Gouverneur; „ich weiß ja, wie das ist. Ich bin auch einmal verliebt gewesen und habe nicht reussirt. Ihr werdet Beide die Sache bald vergessen, glaubt mir's! und zumal Octavia wird mir, wenn sie sich nur einmal an ihr Glück gewöhnt hat, nicht genug danken können. Deßhalb gebt Euch in Gottes Namen zufrieden, die Sache ist nicht mehr zu ändern." — Lisardo trat dicht vor ihn und fragte mit schneidendem Tone: „Ist der Handel unwiderruflich geschlossen?" — „Ja," erwiderte der alte Mann ärgerlich; „macht jezt nur, daß die Comödie einmal zu Ende kommt." — „Nun, so soll Gott mir helfen!" rief der Jüngling und stürzte hinaus. — „Solch tolles Wesen ist mir in den Tod zuwider!" sagte der Gouverneur zu Petronio. „Ich hätte ihm meine Nichte wahrscheinlich auch sonst nicht gegeben; er ist viel zu ungestüm und paßt nicht recht in die Welt. So war er von jeher, er wußte sich nie in die Umstände zu fügen." — „Doch dauert er mich," sprach Petronio; „wir könnten wenigstens die Rücksicht beobachten, die Hochzeit nicht hier in der Stadt abzuhalten. Ich wünschte nicht gern unter seinen Augen zu triumphiren." — „Das ist wacker gesprochen," erwiderte der Gouverneur, „und ich bin auch Eurer Meinung. Wir können ja die Ceremonie auf meiner Villa am Meere vornehmen." — „So sey es!" sprach Petronio, und folgte seinem Gönner in's Spielzimmer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Tagesgeschichte.

Der Entrepreneur de succès.

In Deutschland hört man wenig von Stücken, welche durchfallen, und folgerecht auch wenig von solchen, welche

großen Enthusiasmus erregen. Der Anstand zügelt bei uns die dramatischen Leidenschaften und läßt kein Extrem aufkommen. Zu dieser Bemerkung veranlaßt uns ein Artikel der Gazette des Tribunaux, der an sich merkwürdig genug ist, und uns zudem das angenehme Gefühl gegeben hat, daß an der Pariser Dramatik wenigstens etwas ist, was wir nicht nachzuahmen brauchen: mögen immerhin französische Dramen unentbehrlich seyn, eine entreprise générale du succès desdites pièces wird ewig entbehrlich bleiben. — Der Artikel des Pariser Journals lautet wie folgt:

„Eine kürzlich anhängig gemachte Klage hat folgenden, zwischen einem Entrepreneur de succès (der Ausdruck ist Gottlob! unübersetzbar) und einem der besuchtesten Theater abgeschlossenen Vertrag zu Tage gefördert: — Zwischen den Unterzeichneten ꝛc. — Der Direktor des — Theaters überläßt mit allen Garantien, vom — an, dem Herrn Y. ausschließlich die Entreprise, die von besagtem Datum an auf obgenanntem Theater aufzuführenden Stücke auf der Bühne aufrecht zu halten, sammt allen mit besagter Entreprise verknüpften Emolumenten und Rechten, wie folgt: 1) Haben außer ihm selbst zwei seiner Leute freien Eintritt, so lange die Entreprise dauert. 2) Erhält er für jedes Stück, das am Tage aufgeführt wird, vier Parterrebillets, welche die Autoren zu liefern haben und wofür die Intendanz haftet; nie sollen weniger als zwölf Billets der Art abgegeben werden, die er nach Willkühr auf seine Rechnung verwerthen kann. 3) Gleicherweise erhält er fünf-und-zwanzig Billets auf das Parterre und sechs auf das Amphitheater, über die er im Interesse seiner Entreprise ganz nach Gutdünken verfügt. — Der Unternehmer, Herr Y., übernimmt seinerseits folgende Verbindlichkeiten: 1) Er wird thun, was in seinen Kräften steht, um die neuen Stücke, welche während der Dauer seines Vertrags auf dem Theater gegeben werden, aufrecht zu halten. 2) Er richtet sich durchaus in Allem nach dem Herkommen der Intendanz, und spricht demgemäß täglich um vier Uhr Nachmittags bei der Intendanz vor, um die nöthigen Instruktionen für den Abend einzuholen. 3) Er wohnt den Hauptproben der neuen Stücke bei, und benimmt sich mit dem Direktor über das bei der Aufführung besagter Stücke zu befolgende Verfahren. 4) Er nimmt die Schauspieler und Schauspielerinnen, welche die Intendanz zum ersten Male auftreten läßt, in seinen Schutz und unterstützt diejenigen, die man ihm zu diesem Zwecke empfiehlt. 5) Er nimmt nur anständig gekleidete Personen in seinen Dienst. — Endlich bezahlt er dem Direktor die Summe von 20,000 Fr. für die Dauer seiner Unternehmung. — Der Direktor seinerseits macht sich verbindlich, daß, falls er selbst die Leitung des Theaters aufgeben sollte, die neuen Direktoren besagten Herrn Y. in seinem Amte belassen werden; ferner kann er Herrn Y. unter keinem Vorwande entlassen, ohne zur Rückzahlung obgenannter Summe von 20,000 Fr. gehalten zu seyn, so lange Herr Y. den von ihm eingegangenen Verbindlichkeiten nachkommt. Ferner garantirt er ihm bei der ersten Vorstellung von Stücken in drei Akten das ganze Parterre, bei den andern, ein- und zweiaktigen Stücken dagegen 100 — 200 Billets, und macht sich anheischig, sich bei den zwei nächstfolgenden Vorstellungen der genannten Stücke nach dem Herkommen zu richten; endlich steht ihm gegen Herrn Y., auf den Grund, daß eines der auf dem Theater gegebenen Stücke kein Glück gemacht habe, keinerlei Reklamation zu, es wäre denn, daß Herrn Y. ein Verstoß oder Fahrlässigkeit in seinem Amte nachgewiesen würde.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Fortsetzung.)

Bulwers Herzogin von la Vallière.

Kenntniß des allgemeinen Humbugsystems führte zu der Vermuthung, daß das angekündigte Drama keineswegs unter dem Preßbengel, sondern noch im Kopfe des Dramatikers liege, und der Erfolg hat die Vermuthung insofern gerechtfertigt, als sich die Erscheinung über sechs Monate verzögerte. Nach Bulwers Charakter war es übrigens auch jezt noch nicht, sondern erst in der Blüthe der Season, etwa im Mai, zu erwarten, und es überraschte daher, als plözlich am vierten Januar The Duchess de la Vallière im Buchladen und in Coventgarden zu sehen war. „Mr. Bulwer's the Duchess de la Vallière — five and sixpence!“ riefen, nahe am Theater, fünf oder sechs in zweckmäßiger Entfernung von einander stationirte Männer, jeder eine Last Bücher unter dem linken Arme und ein geöffnetes in der rechten Hand, jeder über die Herzogin und ihren ausländischen Namen rasch hinwegschlüpfend, dagegen allen Nachdruck auf Bulwer und den Preis seines Drama — einen Thaler zwanzig Groschen — legend, und jeder das aufgeschlagene Titelblatt jedem anständig gekleidet Vorübergehenden vor die Augen haltend. Diese Schachermethode ist indessen keineswegs etwas Ungewöhnliches; sie ist vor den hiesigen Theatern durchaus gebräuchlich. Der Hauptgrund, warum Ausgabe und Vorstellung des Stücks auf einen und denselben Tag angesezt worden, bestand unstreitig darin, daß der Kritik die voreilige Naseweisheit verleidet und dadurch jede nachtheilige Wirkung derselben vermieden werden sollte. Wozu lesen, was der Recensent viel kürzer erzählt? Wozu um ein Urtheil sich bemühen, das ohne Mühe sich dem Recensenten nachreden läßt? Die Journale hatten allerdings Ursache, damit nicht zufrieden zu seyn; ihnen schadete, was dem Verleger nüzte. Doch ließ nur ein einziges, und zwar das sehr geachtete Athenäum, seinen Unwillen darüber, daß die Verlagshandlung diesmal von der Sitte abgewichen, vor der öffentlichen Ausgabe eines Buchs den Journalinstituten Exemplare zuzustellen, in einer seiner kurz vorhergehenden Nummern in der lakonischen Bemerkung aus: „As to the Duchess de la Vallière Mr. Bulwer, we suppose, must be held responsible for tempting a publisher to reprint such a tissue of maudlin immorality.“ Das Athenäum versteht indessen den menschlichen Charakter sehr schlecht, wenn es durch eine Aeußerung solcher Art vom Lesen des Buchs und vom Besuche der Vorstellung hat abhalten wollen. Man kann wetten, daß von hundert Lesern dieser Stelle neun-und-neunzig zu sich gesagt: ein Gewebe trunkener Unsittlichkeit — ei, das wollen wir uns denn doch betrachten.

Es thut mir leid, daß ich den deutschen Frauen in Bulwer nicht einen zweiten Shakespeare vorzustellen vermag, es thut mir leid um der englischen Bühne willen, die an guten dramatischen Dichtern bis zur Nacktheit arm ist. Aber die deutschen Frauen mögen selbst entscheiden, ob der von Bulwer für seine erste dramatische Dichtung gewählte Gegenstand ein lobenswerther genannt werden darf. Das englische Gefühl hat ihn bereits wegen seiner Unsittlichkeit verworfen, und will lieber gar keine Bühne haben, als eine unreine.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 11.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 7. Februar 1837.

Der hörnerne Altar des Apollon auf Delos.

Wenn auch das Alterthum über die Zahl der sogenannten sieben Wunderwerke der Welt übereingekommen war, und diese ihrer heiligen Bedeutung wegen keine Ueberschreitung gestattete, so war dies rücksichtlich der einzelnen Werke der Kunst, welche zu dieser Auszeichnung erhoben worden, doch um so weniger der Fall, als die Aufnahme des einen oder des andern Werkes in dem allgemeinen Kanon nach Zeit und Ort verschieden und öfters wohl von Eifersucht und Nationalgefühl bedingt war.* Während einige dieser Werke durch das Außerordentliche ihrer Größe und Anlage oder sonstige Vorzüge von Seiten der Kunstarbeit in diesem Kanon sich eine feste Stätte gesichert haben, wie z. B. die Pyramiden und der Rhodische Koloß, so schwankt die Ansicht des Alterthums wieder rücksichtlich einiger andern weniger allgemein gerühmten und bedeutenden Werke, die bald hinzugerechnet, bald durch andere in dem Kanon ersezt wurden.** Unter diesen lezteren wird zuweilen auch ein Altar des Apollon auf Delos genannt, und zwar von dem Anonymus de incredibilibus 2. S. 85 ed. Gale, mit folgenden Worten: Ὁ ἐν Δήλῳ κεράτινος βωμός, ὃς λέγεται γενέσθαι ἐκ θυμάτων τοῦ θεοῦ μιᾶς ἡμέρας δεξιῶν κεράτων. Ausführlicher berichtet darüber Plutarch de solertia animalium S. 983 (S. 91 ed. Reiske): Δήλῳ δέ ποτε τοῦ Ἀπόλλωνος παρὰ ναῷ, τὸν κεράτινον βωμὸν εἶδον ἐν τοῖς ἑπτὰ καλουμένοις θεάμασιν ὑμνούμενον, ὅτι μήτε κόλλης δεόμενος, μήτε τινὸς ἄλλου δεσμοῦ, διὰ μόνων δεξιῶν συμπέπηγε καὶ συνήρμοσται κεράτων. Derselbe Schriftsteller auch noch an einer andern Stelle, im Theseus 21: ἐχόρευσε δὲ περὶ τὸν Κερατῶνα, βωμὸν ἐκ κεράτων συνηρμοσμένον εὐωνύμων ἁπάντων. Die Verschiedenheit rücksichtlich der rechten oder linken Hörner, die sich in beiden leztern Stellen des Plutarch findet, kann nur auf einem Gedächtnißfehler des Schriftstellers selbst beruhen und ist überhaupt von wenig Belang. Dagegen sind die Worte der leztern Stelle, die ich nach Hutten angeführt habe, augenscheinlich verdorben, und man hat auch bereits, obwohl vergeblich, sie wiederherzustellen versucht. Daß gelesen werden müsse κερατῶνα βωμὸν ἐκ κεράτων u. s. w., ist aber wohl kaum einem Zweifel unterworfen. Das Wort κερατών, schon durch die Femininform κερατῶνις bei Manethon gesichert, ist in den Wörterbüchern an der Stelle des nur von dorther entnommenen Worts κερατών nachzutragen.

Diese beiden Nachrichten (denn die beiden Plutarchischen Stellen zählen nur für eine) kommen darin überein, daß dieser Altar aus Hörnern aufgeführt war, und zwar, wie der Anonymus sagt, von Hörnern geschlachteter Opferthiere, unter welchen man um so weniger etwas anders als Rinderhörner verstehen kann, als dem Apollon nicht nur überhaupt, sondern gerade dem Delischen Rinder aus begreiflichen Gründen geopfert zu werden pflegten. Ein Beispiel gibt die Delische Inschrift in Böckh's Corp. inscr. 2265. T. II. S. 218. Zu Kyrene wurden nach Kallimach. H. in Apoll. 79 dem Apollon Stiere geopfert, und Alkäos bei Pausan. VII, 20, 2 bemerkte schon, daß Apollon sich vornehmlich der Stiere erfreue. Dagegen weichen beide Berichterstatter in der Anführung des Umstandes, welcher diesem Altare zu der Auszeichnung verholfen, unter die sieben Wunderwerke gerechnet zu werden, von einander ab, indem der eine bemerkt, daß der Altar aus der großen Menge Hörner von den auf Delos an einem Tage geschlachteten Opferthieren errichtet worden sey, während nach dem Andern die Merkwürdigkeit dieses Altars darin bestanden habe, daß diese über einander aufgeschichteten Hörner ohne Anwendung irgend eines Bindungsmittels zu einem Altar aufgerichtet worden

* Ueber die sieben Wunderwerke der alten Welt vgl. die auf uns gekommene Schrift des Byzantiers Philon, zu welcher die Herausgeber bis auf den lezten, Jo. Conr. Orelli, herab gewetteifert haben, alle diesen Gegenstand betreffenden Notizen zusammenzustellen.

** Vgl. die Ausleger zu Philon S. 67 ff. ed. Orelli.

seyen. Indem wir für jezt diese Differenz auf sich beruhen lassen, soll nur noch angeführt werden, daß ohne Zweifel derselbe Altar auch noch von Kallimachos H. in Del. 321 und Ovidius Heroid. XXI, 99 besonders ausgezeichnet wird; welche Stellen jedoch von der Art sind, daß sie nur die Berühmtheit dieses Werkes bezeugen, ohne über die Beschaffenheit desselben selbst weiteren Aufschluß zu gewähren. Ob dagegen schon auf diesen Altar die Stelle in der Odyssee ζ, 162, auf welche Plutarch a. a. O. anspielte:

Δήλῳ δή ποτε τοῖον Ἀπόλλωνος παρὰ βωμῷ
Φοίνικος νέον ἔρνος ἀνερχόμενον ἐνόησα,

gedeutet werden dürfe, muß bezweifelt werden.

Versucht man aber nun, sich mittelst dieser beiden Berichte eine bildliche Vorstellung von der Beschaffenheit dieses Altars zu entwerfen, so befindet man sich in offenbarer Verlegenheit. Voran muß die Bemerkung geschickt werden, daß es kaum einem Zweifel unterliegen kann, es werde hier der Hauptaltar des Delischen Gottes gemeint. Dafür spricht nicht nur der große Ruf, dessen sich dieser Altar im Alterthum zu erfreuen gehabt, und die unten aus Kallimachos weiter anzuführende Sage, daß Apollon selbst diese Opferstätte gegründet habe, sondern darauf scheint auch der von Plutarch bemerkte Umstand hinzudeuten, daß dieser Altar sich bei dem Tempel des Apollon befunden habe. Auch berichtet aus Aristoteles in seiner Politeia von Delos Diogenes Laert. VIII, 13, hinter dem hörnernen Altare habe noch ein anderer gestanden, auf welchem Pythagoras geopfert habe, und zwar deßwegen auf diesem, weil man auf diesem nur unblutige Opfer dargebracht habe.* Das Gegentheil muß also bei dem hörnernen stattgefunden haben, und es kann wohl eben so wenig bezweifelt werden, daß das Hauptopfer, welches dem Gotte auf diesem dargebracht wurde, blutiger Art gewesen sey, und namentlich, wie oben bemerkt worden, in Rindern bestanden habe. Versucht man nun, sich von diesem angeblich aus Hörnern aufgeführten Hauptaltare ein deutliches Bild zu entwerfen, so entsteht zuerst der Zweifel, ob, in Gemäßheit der einen Ueberlieferung, ein solcher Haufen Hörner, denkt man sich die Anzahl der an einem Tage geopferten Rinder auch noch so groß, zur Aufrichtung eines Altars von derjenigen Größe und Bedeutung hingereicht habe, der im Stande gewesen wäre, eine solche Bewunderung zu erregen, wie sie ihm allerdings zu Theil geworden, zumal wenn man sich erinnert, daß, beiden Berichterstattern nach, dazu nur die rechten, nicht zugleich auch die linken Hörner verwendet worden seyen, ein besonderer Gebrauch, dessen Grund mir, ich gestehe es, noch dunkel ist; denn die Beziehung auf die rechte Seite als Symbol glücklicher Vorbedeutung genügt mir wenigstens nicht zur Erklärung der Sache in dem vorliegenden Falle. Auf der andern Seite läßt die von Plutarch angegebene Eigenthümlichkeit des Altars eben so wenig eine deutliche Vorstellung von seiner Beschaffenheit zu. Denn da wir uns ihn von nicht unbedeutender Höhe und Umfang zu denken haben, (von einem kleinen würde gar nicht die Rede gewesen seyn) so ist wiederum gar nicht abzusehen, wie ein Haufen Hörner ohne architektonische Hülfe zu einem Altar habe aufgeführt werden können, der wohl durch Rohheit kolossaler Gestaltung, sonst aber durch nichts weiter im Stande gewesen seyn würde, Aufmerksamkeit zu verdienen. Endlich, wenn wirklich dieser Altar unter die Wunderwerke der alten Welt gerechnet worden, was nicht zu bezweifeln, so mußte seine Beschaffenheit von dauernder Art seyn, was durch ein bloßes Auseinanderschichten der Hörner nimmer erreicht werden konnte; denn als bloße vorübergehende, leicht vergängliche Curiosität wäre dieser Altar nie zu dem Rufe gelangt, den er wirklich im Alterthum erhalten hat. Es bleibt bei diesen Anständen gar kein anderer Ausweg übrig, als ihn für ein Werk der Architektur, wenigstens seiner äußeren Form und Construction nach, zu halten, und wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätte nimmer Martialis diesen Altar neben den Pyramiden, den babylonischen Mauern, dem Tempel der Diana zu Ephesos und dem Mausoleum, als den bedeutendsten und merkwürdigsten Werken der Baukunst nennen und mit dem kaiserlichen Amphitheater zu Rom vergleichen können.* Durch die Annahme, daß der Altar als eins der sieben Wunderwerke ein wirkliches Bauwerk gewesen, lösen sich sehr befriedigend alle oben erhobenen Anstände, vorausgesezt, daß jene beiden Berichterstatter bei ihren Angaben mehr dem allgemeinen Rufe von diesem Wunderaltar gefolgt sind, als aus eigener Anschauung davon gesprochen haben. Die Sache verhielt sich, wie ich glaube, also. Seine Bedeutsamkeit erhielt dieser Altar allerdings durch den Umstand, daß die Zahl der an einem Tage geschlachteten Opferstiere hingereicht hatte, daraus einen Altar von schon bemerkenswerther Größe zu errichten, und dies

---

* Vgl. Neumann Aristotelis Rerum publ. reliq. S. 108.

* Spect. I.

Barbara Pyramidum sileat miracula Memphis;
 assiduus iactet nec Babylona labor;
Nec Triviae templo molles laudentur honores,
 dissimuletque Deum cornibus ara frequens.
Aere nec vacuo pendentia Mausolea
 laudibus immodicis Cares in astra ferant.
Omnis Caesareo cedat labor amphitheatro:
 unum pro cunctis fama loquatur opus.

Die Beziehung des vierten Verses auf den hörnernen Altar zu Delos hat schon Politianus Obs. c. 52 (Grut. Lamp. cr. T. I. S. 64 ff.) außer allen Zweifel gesezt.

mag, nach Plutarch, allerdings ohne Beihülfe irgend einer architektonischen Unterstützung geschehen seyn. Allein da diese lockere, in der Form eines Altars aufgeschichtete Masse unmöglich der Zerstörung der Zeit widerstehen konnte, so liegt nichts näher, als daß man zur Erinnerung an dieses Ereigniß später einen dauerhaften, festen Altar, ein Werk der Baukunst, aufführte, das durch sein äußeres zugleich im Stande war, das Andenken an den älteren, aus Stierhörnern selbst aufgeführten Altar zu bewahren; und daß der neue in viel größern Dimensionen, als die des ältern waren, und zwar in so großen aufgerichtet ward, die das Werk allerdings zum Gegenstand der Bewunderung machen konnten, mag seinen Grund in dem Bestreben gefunden haben, ein dem Ansehen dieser durch ganz Griechenland geheiligten Opferstätte würdiges Monument zu errichten. Eben so natürlich und unbegreiflich ist es dann aber auch, daß die Sagen von der Entstehungsweise des ursprünglichen Altars sich an den Bau des neu errichteten, kolossalen Bauwerks anknüpften und mit ihm gewissermaßen verschmolzen, woraus die obigen Berichte entstanden, die sich mehr auf das ursprüngliche rohe Werk von Hörnern, als auf das spätere Denkmal der Kunst beziehen. Möglich ist es jedoch, daß selbst einige Theile dieses festen, architektonischen Altars wirklich fort und fort von wirklichen Hörnern der Opferthiere zusammengesezt waren, wobei man sich der Analogie der Altäre aus der Asche der verbrannten Opferthiere erinnern mag, von welchen mehrere Theile wirklich aus der mittelst Wassers zu einem Baumaterial zusammengekneteten Asche aufgeführt waren. Vgl. Pausan. V, 13, 5. 14, 6. 8. 15, 5. IX, 11, 5. Ob endlich derjenige Altar in Gestalt eines Würfels, welcher angeblich auf Platons Rath, einem Delphischen Orakel zu genügen, um das Doppelte vergrößert von den Deliern errichtet wurde,* der unsrige sey, ist eine mit Sicherheit nicht mehr zu beantwortende Frage. Jedoch scheint in dieser Erzählung allerdings von dem Hauptaltare des Gottes die Rede zu seyn, und wenn an die Stelle desselben nicht später noch ein neuer aufgeführt worden, so müssen beide wohl für ein und dasselbe Werk gehalten werden.

* Die betreffenden Stellen über diesen Altar, dessen Erwähnung auf der Erfindung des Problems von der Verdoppelung des Cubus beruht, finden sich zusammengestellt bei Menage Obs. ad Diog. Laert. II, 106. S. 110 ff.

(Der Beschluß folgt.)

Die öffentlichen Bauten in Paris.

(Fortsezung.)

Die Staats- und Regierungsbauten werden nicht minder eifrig betrieben und schreiten rasch voran; der neue Triumphbogen vor der Barrière de l'Etoile steht in seiner Vollendung da; die Madelaine nahet sich mehr und mehr ihrer Ausführung; es ist fast nur noch die innere Ausschmückung übrig; die Arbeiten am Pantheon, am Hotel de Ville, im Palais de Justice, im Jardin des Plantes, am Collège de France u. s. f. versprechen erfreuliche, baldige Resultate einer ununterbrochenen Thätigkeit. Bei diesem Reichthum von Bauwerken, welche unter der jetzigen französischen Regierung für Verschönerung und Bereicherung des hauptstädtischen Lebens entstehen und stets noch an Umfang, Zahl und Bedeutung gewinnen, ist es zweckgemäß, von Zeit zu Zeit einen Ueberblick über das, was geschieht, zu geben, abgesehen davon, ob es bereits vollendet ist oder nicht. Wir fügen daher unsern früheren Berichten über die öffentlichen Pariser Bauten eine Schilderung von noch nicht besprochenen, in der Ausführung begriffenen oder inzwischen fertig gewordenen Werken der Baukunst, Sculptur und Malerei hinzu, um so den Standpunkt zu bezeichnen, bis auf welchen sie sich um den Herbst des Jahres 1836 ihrer Vollendung genähert. Wir setzen jedoch voraus, daß früher mitgetheilte Nachrichten (z. B. Nr. 91, 92, 93, 98 vom Jahrg. 1834 und Nr. 49 u. 50 vom J. 1835) dem Leser dieser Blätter noch im Gedächtniß sind.

I. Die Ecole des Beaux-Arts.

Auf dem linken Ufer der Seine, zwischen dem Pont des Arts und der neuen Carousselbrücke, liegt in einer schweigsamen Straße des Faubourg Saint Germain, in der Rue des petits Augustins, die Ecole des Beaux-Arts versteckt. Die Gründung einer Schule für die schönen Künste verdankt Frankreich seiner Schreckensregierung, welche auch die polytechnische Schule ins Leben rief. Am 12. Oktober 1790 nämlich beschloß der französische Nationalconvent, die kleine Augustinerkirche mit den dazu gehörigen Klostergebäuden in eine Gemälde- und Antikensammlung umzuwandeln und jene leerstehenden Räume mit den Kunstschätzen der Malerei und Bildhauerei alter und neuer Zeit auszufüllen. Ein Decret vom 12. Januar 1791 ernannte Herrn Alexander Lenoir zum Aufseher oder vielmehr zum Stifter der neu zu errichtenden Gallerie, und seinem unermüdlichen Eifer, seinem vorurtheilsfreien Kunstgeschmack, wie seinen ausgebreiteten Kenntnissen gelang es, dort eine ganz hübsche, ansehnliche Sammlung zusammenzubringen. Diese Sammlung wurde im J. 1791 unter dem Ministerium des Citoyen Benazech vom Nationalconvent zum Nationalmuseum erhoben

und dem Bürger Alexander Lenoir decretirte man eine Danksagung dafür, daß er sich durch seinen verständigen Eifer, den er bei der Anlage und Anordnung des Museums bewährt, um das Vaterland verdient gemacht habe. Mit dieser Anstalt war damals zugleich eine Akademie verbunden, in welche Zöglinge aufgenommen wurden, die daselbst Unterricht in den bildenden Künsten erhielten. Napoleon hob später diese Akademie auf und errichtete eine andere, ließ jedoch einen großen Theil der Kunstwerke im Palais der Rue des petits Augustins zurück, bis am Ende die Restauration die hier befindliche Sammlung ganz zerstreute und zersplitterte; das Meiste davon erhielten die Kirchen und Königl. Schlösser wieder zurück, und das, was der Staat für sich zurückbehielt, wurde nun in das von Napoleon gegründete Museum des Louvre geschafft, wo es noch heutzutage in einem besonderen Flügel aufbewahrt ist, zu dem man schwer Eintritt bekommt.

Die gegenwärtige französische Regierung faßte den Plan, das Palais des petits Augustins seiner ursprünglichen Bestimmung wieder zurückzugeben und es wieder zu dem zu machen, was es während der französischen Republik gewesen, eine Kunstsammlung und Kunstakademie. Sie beauftragte demnach den Architekten Hrn. Duban, welchem später noch Hr. Labrouste beigegeben wurde, mit der Ausführung des so lange unvollendet gebliebenen Bau's, woran denn auch seither unablässig geschafft worden. Der Architekt stieß dabei auf große Schwierigkeiten. Fürs Erste fand er das Terrain, auf dem er sein Talent erproben sollte, mit Materialien der verschiedensten Art und mit Kunstüberbleibseln der verschiedensten Epochen bedeckt; das war eine wahre Rumpelkammer von Schutt und Steinen, zwischen denen Bruchstücke von Meisterwerken friedlich und brüderlich neben den nichtssagendsten Sculptur- und Architekturwerken zerstreut lagen. Dort einen Neu-Bau aufzuführen, ohne gerade das Alte und Gegebene anzutasten und zu zerstören, eigne Pläne und Ansichten mit denen seiner Vorgänger in Einklang zu bringen und die verzweifeltsten Gegenstände unter einander zusammenzufügen; — das war für den Architekten gewiß keine leichte Aufgabe. Hr. Duban ließ sich durch so mannichfache Hindernisse keineswegs abschrecken, sondern ging frisch ans Werk. Sehr dabei zu Statten kamen ihm allerdings zwei schöne, wohlerhaltene Fragmente aus der Renaissance, welche der bereits erwähnte Alex. Lenoir hier aufbewahrt hatte; wir meinen nämlich die Porte d'Anet und die Porte de Gaillon, zwei treffliche französische Kunstdenkmäler, die der Architekt als Ausgangspunkte bei seinem Bau benutzt hat, zumal der Styl und Geschmack jener Periode Hrn. Duban und seinem Collegen persönlich zusagte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom December.

Alterthümer und Ausgrabungen.

Paris. In der Nähe des unweit Puy gelegenen Dorfes Margeaix hat man schön erhaltene Ueberreste eines römischen Tempels ausgegraben, worunter drei Statuen des Amor und ein ausgezeichnet schöner Najadenkopf.

Am 31. Oktober wurde in Milhaud (Gard-Dep.) beim Graben eines Brunnens in einem Weinberge ein kleines, mit Basreliefs von Löwengreifen und Kindergruppen verziertes Grab gefunden, in welchem die Gebeine eines menschlichen Körpers, eine gläserne Flasche und einige Geldstücke lagen. Alles deutet auf römischen Ursprung hin.

London. In der lezten Sizung der geographischen Gesellschaft ward eine Mittheilung des Ingenieur-Hauptmanns Fetch über die Alterthümer Neuspaniens vorgelesen, in welcher der Vf. auseinandersezte, daß die Tolteken, nach den von ihnen in dem 1200 engl. Meilen langen Striche von der Landenge Darien bis Chihuahua hinterlassenen Denkmalen zu schließen, einen weit höheren Grad von Macht, Reichthum und Kenntniß der Künste erreicht hatten als die Azteken oder Mexikaner, indem die von den lezteren herrührenden Monumente in jedem Betracht weit unbedeutender sind.

Kunstausstellungen.

St. Petersburg. Ueber die lezte Kunstausstellung entlehnen wir aus dem russischen Kunstblatte nachträglich folgende statistische Angaben. Unter den 580 Nummern befanden sich, außer 20 Studien verschiedener Art, 32 historische Gemälde mit Einschluß der Skizzen; 106 Porträts, 29 Genrebilder, 44 Landschaften, 15 Seestücke, 11 Perspectivgemälde, 6 Thier-, Frucht- und Blumenstücke, 13 Militärgemälde in Oelfarben, 55 Copien in Oelfarben, 70 verschiedene Aquarellen, 10 Miniaturgemälde, 47 Kupferstiche und 1 Lithographie. An Sculpturarbeiten waren 56 ausgestellt und zwar 5 Gruppen, 11 Statuen, 12 Büsten, 10 Basreliefs; Architekturpläne rc. 68; Medaillen 15; verschiedene Arbeiten 19. Die Zahl der Künstler, welche an der Ausstellung Theil nahmen, beläuft sich auf 204. Unter diesen befinden sich 91 russische und 27 ausländische Maler, 16 russische und 2 ausländische Bildhauer, 49 Architekten, 10 russische und 5 ausländische Kupferstecher, 1 Lithograph (der Ausländer Jensen) und 5 Medailleurs. Die Werke waren in 27 Sälen und kleineren Zimmern ausgestellt; das Local der Akademie dürfte aber für 2000 Nummern Plaz haben. Die meisten ausgestellt gewesenen Gemälde werden verloost werden.

Brüssel. Die Gesammteinnahme für Eintrittskarten bei der hiesigen Kunstausstellung betrug, obgleich diese die lezten Tage dem großen Publikum unentgeldlich offen stand, über 20,000 Fr.

Versteigerungen.

Paris. Am 5. December hat der Verkauf der Sammlung von Handzeichnungen des Hrn. Barel, eines italienischen Kunstfreundes, der im J. 1808 seine Kunstschäze zusammenzubringen anfing, und gegen Ende November der der Engelmann'schen Lithographien und Kupferstiche begonnen.

London. Die große Sammlung der Karrikaturen des berühmten Zeichners Gillray, etwa 549 Platten enthaltend, ward hier neulich bei Evans für 70 Pf. Sterling verkauft. Sie enthielt mehrere nie veröffentlichte Platten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 33.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 8. Februar 1837.

Die Brust, das Herz —
In Reim und Leben
Liegt dicht daneben
Die Lust, der Schmerz.
Fr. Haug.

Lieder eines Autodidakten.

Schmerz und Lust.

Und wenn ich ewig sänge,
Und sänge nur von Schmerz,
Wenn stets darauf nur klänge,
Als Reim, das arme Herz:

Es wäre doch gesungen
Mit Wahrheit im Gemüth,
Es wäre doch entsprungen
Dem Busen, der geglüht,

Und würde tief empfunden
Von jedes Menschen Herz,
Das auch in trüben Stunden
Hat heimgesucht der Schmerz.

Auch könnt' ich ewig singen
Und singen nur von Lust,
Und lassen drauf erklingen,
Als süßen Reim, die Brust.

Der Dichter fühlet Schmerzen,
Wenn er die Welt erblickt,
Und fühlet Lust im Herzen,
Vom Himmel ihm geschickt.

Drum steigen diese Töne
Ihm gern aus Herz und Brust;
Dran knüpfen sich zwei schöne
Gedanken: Schmerz und Lust.

Der versunkene Denkstein.

Du grauer Denkstein, längst vergessen,
Und doch gesezt zum Angedenken,
Lang hat die Zeit an dir gefressen,
Nun willst du müde dich versenken.

Was sollst du auch hier länger treiben,
Ein Schrecken nur bei Nacht den Leuten?
Kein Kundiger weiß zu beschreiben,
Was deine Stelle zu bedeuten.

Von Moos und Rinde überzogen,
Ist deine Schrift nicht mehr zu lesen;
Das Alter hat dich krumm gebogen,
Man sieht nicht mehr, wie du gewesen.

Die Elemente selbst begraben
Dich nach und nach in ihrem Gange,
Denn Wetter, Wind und Regen haben
An dir gedeckt jahrhundertlange.

Doch eh' du ganz hinabgegangen,
Laß mich in dich mein Schicksal klagen
Mit tiefer Schrift wie mein Verlangen,
Und nimm mit dir hinab die Plagen!

Und wenn sie dich einst wiederfinden,
Ein Alterthum aus fernen Zeiten,
Mög' ihnen diese Schrift verkünden,
Wie ich mit Schmerzen mußte streiten.

Dann lieg' ich, auch hinabgesunken,
Schon lang in meiner Todenruhe,
Und all mein Leiden ist ertrunken
Im stillen Meer der ew'gen Ruhe.

Nic. Müller.

Lisardo.

(Fortsetzung.)

Indessen wagte Lisardo den lezten Versuch und bestürmte Octavien noch einmal. Er hatte keine geringere Absicht, als sie zur Flucht zu bereden, aber seine Kraft scheiterte an ihrer frommen Entschlossenheit. „Es ist kein Glück," sagte sie, „das man durch ein Verbrechen erkauft. Der Himmel hat uns frühe prüfen wollen; vielleicht bedarf er zerknischter Herzen, um eine edle Saat darin zu pflanzen. Nicht im Uebermuth des Glücks, in demüthiger Unterwerfung unter die Lasten dieses Lebens reift der edlere Theil des Menschen heran. Mir gebeut mein Herz, gehorsam zu seyn: würden wir im Troz eine eigenwillige That begehen, sie brächte uns keine Rosen. So laßt uns freiwillig scheiden, theurer Freund, und vergebt mir den Kummer, den ich über Euch gebracht habe." — „Ach, Octavia," seufzte Lisardo, „ich habe dir nichts zu vergeben! was kannst du dafür, daß du nicht stark genug bist, mich zu lieben?" — „Nicht so! mein Freund, kränkt mich nicht im lezten Augenblick, ich verdiene diese Bitterkeit nicht. Laßt uns in Lieb' und Frieden scheiden und Jeder sein unvermeidlich Geschick ertragen. Und so lebt wohl! wir sehen uns doch zum lezten Male heute? lebt wohl! Man wird mir nicht verbieten können, an Euch zu denken." — „Fahr hin, mein Glück, mein Alles!" rief der Unglückliche mit dumpfer Stimme; „fahre wohl, du Licht meines Lebens! Du gehst unter und lässest mich in ewiger Nacht zurück."

Mit schwindelndem Haupt, mit wankendem Fuße trat er in die Nacht hinaus. Bewußtlos irrte er durch die stillen Straßen und stand endlich vor der alten, prächtigen Kirche. Die Thüre war offen, er ging hinein. „Da suchen sie Trost!" rief er, daß es in den weiten Hallen wiederdröhnte, „ich finde keinen! So wenige Stunden reichen hin, ein Urtheil auszusprechen und zu vollziehen? Zu den Abgeschiedenen habe ich mich gezählt, und siehe, es ist eingetroffen: aber nicht unter den Seligen bin ich, ich gehöre zu den stummen Todten, die keine Hoffnung, keine Freude, kein Schmerz mehr bewegt. Den schäumenden Becher des Glücks sezt' ich an die Lippen, ein Windstoß reißt ihn mir aus der Hand — und die Scherben liegen mir vor den Füßen." Nun lag er auf dem kalten Marmorboden hingestreckt, das lautlose Rauschen der Nacht umfing ihn, durch die Porphyrsäulen hindurch glitt das zitternde Licht der ewigen Lampe und verbreitete eine matte Dämmerung durch den öden, nächtlichen Raum.

Der alte Lorenzo trat mit gesenktem Kopf in das Zimmer, worin sein Herr schon seit drei Tagen, ohne ein Wort zu sprechen und fast ohne einen Bissen zu sich zu nehmen, saß. „Befehlt Ihr nichts, gnädiger Herr?" fragte er ihn. Lisardo schüttelte schweigend den Kopf, ohne ihn anzusehen. Nach einer geraumen Weile richtete er sich auf und fragte: „Wie heißt der Diener, der mir vorhin Speise gebracht hat?" — „Stephano," erwiderte der Alte. „Laß ihn kommen." Beide erschienen. „Höre Stephano," hub er an, „du hast ein lustiges Liedchen getrillert, als du eben gegen meine Thüre kamst, und die Freude leuchtete dir aus den Augen, als du in's Zimmer tratst. Was macht dich so vergnügt?" — „Gnädiger Herr," antwortete Stephano verlegen, „warum sollte ich nicht vergnügt seyn? ich bin ja noch so jung." — „Mach keine Ausflüchte!" fuhr Lisardo mit gütigem Tone fort; „es lag etwas ganz Besonderes in deinem Blick, du mußt einen außerordentlichen Anlaß zur Freudigkeit gehabt haben. Gesteh, was es war." — „Nun, wenn Ihr's befehlt, Herr," sagte der Bursche erröthend, „so will ich's Euch sagen: ich hatte schon seit einem Jahre mein Auge auf die kleine Ninetta drüben geworfen, die des alten Fischers Lucio Tochter ist, aber sie war immer schnippisch gegen mich und sagte, ich solle sie nicht so ansehen, ich habe den bösen Blick; nun heute hat sie mir endlich bekannt, daß sie mich leiden könne, und darum bin ich so vergnügt." — „Wann willst du sie heirathen?" fragte Lisardo weiter. „Ach, gnädiger Herr! das geht nicht so geschwind," erwiderte Stephano, „da muß ich mir immer noch ein gutes Schock Denare zusammensparen, bis ich ein Weib erhalten kann." — „Geh sogleich zum Haushofmeister," gebot Lisardo, „und laß dir geben, so viel du dazu brauchst." Der Bursche sah ihn ganz erstaunt an; der strenge Ton, mit dem sein Herr redete, hinderte ihn, seine Bewegung laut ausbrechen zu lassen. „Also soll ich Ninetten auf der Stelle heirathen?" fragte er fast kleinlaut. Lisardo nickte. „Und Ihr nehmt sie noch zu mir in den Dienst?" fragte Stephano weiter. „Im Gegentheil!" rief Lisardo.

Du selbst bist von nun an daraus entlassen.“ — „Gnädiger Herr!“ stammelte Stephano betreten, „warum denn?“ — „Weil ich keine verheiratheten Leute im Hause haben mag. Kurz und gut! du hast jezt die Wahl: entweder heirathest du dein Mädchen und verlässest mich mit der Ausstattung, die du bedarfst, oder du thust es nicht; in diesem Falle kannst du bleiben, und es ist dir unbenommen, betrübt auszusehen, so oft du willst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Neujahr in Paris.

(Fortsetzung.)

Es ist wirklich merkwürdig, wie viel verrätherische Schlingen um diese Zeit überall ausgeworfen sind, um die Frivolität, Koketterie und Leckerei zu fangen, welch verführerische Künste das industrielle, bewegliche Genie der Pariser Kaufleute aufgeboten hat, um alle die zu berücken, welche nach den Meisterwerken des Luxus und Glanzes Verlangen tragen. Mit besonderer Perfidie sind die reichen Erzeugnisse der Mode ausgestellt, welche den Mädchen und Frauen die Köpfe verdrehen, und vor denen jeder nur irgend galante Ehemann die Knoten seiner Börse aufschnüren muß, ohne sich die mindeste Einwendung gegen den hohen Preis des gewünschten Gegenstandes zu erlauben.

Zunächst wollen wir jezt einige Chokolatefabrikanten und Zuckerbäcker besuchen, welche jedesmal um diese Jahreszeit in Reichthum und künstlicher Verarbeitung ihres Materials einander den Rang streitig machen. Die Kunst — weiß der Himmel, wo sich die Kunst am Ende noch einnisten wird! — erzeugt hier auch Meisterwerke in Zucker und Chokolate und schafft wunderbare Sachen, welche sowohl dem Gaumen als dem Auge angenehm sind. Unter den Chokolatefabrikanten sind die Herren Debauve und Gallois in der Rue des Saints-Pères 26 die berühmtesten. Diese beiden Namen verdienen in der That den kolossalen Ruf, welchen sie errungen haben; was Chevet für die Gastronomen, sind Debauve und Gallois für die Chokolateesser und Trinker. Ihre Chokolate ist zart, fein, schmackhaft, kurz vortrefflich. Es gibt so leicht Niemand in Paris und in ganz Frankreich, der die Erzeugnisse dieser Fabrikanten nicht gekostet hätte. Dieselben haben sich nun aber keineswegs damit begnügt, den Liebhabern überhaupt ein stärkendes Labsal zu bereiten, sondern dahin gestrebt, ihre Chokolatearten wirklich in's Unendliche zu variiren. Wir wollen einmal die Hauptsorten aufzählen: stärkende Chokolate mit persischem Salep, besänftigende Chokolate mit Mandelmilch, sogenannter Théréobrome oder Chocolat à la minute, Chokolate mit indischem Tapirka, tonische Chokolate mit gummiartigem, gewürzhaltigem japanischen Saft, Chokolate mit Mokkaaroma, Magenchokolate, Chocolat au roconusco, welcher die Verdauung befördert, krampfstillende Chokolate, mit Orangenblüthe vermischt, sehr beliebt bei nervösen Damen, weiße Chokolate mit Arrow-root, graue, ambraduftende Chokolate, welche die Stutzer in der Tasche zu tragen pflegen, und noch so viele andere Sorten, welche es gewiß mit der Ambrosia der Olympier aufnehmen würden, wenn das Recept jener famösen Götterspeise nicht für ewig verloren gegangen wäre. — Doch dies Alles sind nur reizende Gegenstände für Feinschmecker; nun betrachte man aber jene Vasen, Kisten und Kasten, Wirthshäuser, Sennhütten, Schweizermädchen, ländliche Tanzplätze, Necessaires, Maieur's, Robert Macaire's und Bertrands; jene Thermometer, welche beständig schönes Wetter andeuten, jene federleichten Fangspielbälle, jene geschmackvoll eingebundenen Bücher, jenes vollständige Arsenal von Feuerschlünden großen und kleinen Kalibers, denen man sich mit Freuden entgegenstürzen möchte, jene aufgefahrenen Batterien von Kanonen mit brennenden Lunten, welche gewiß Jedermann sich anheischig macht, einzunehmen; endlich jene Neufoundländer von ganz echter Race, jene englischen Rennpferde pur sang, d. h. pur caraque; — das Alles ist aus Chokolate, reiner Vanillechokolate verfertigt. Da widerstehe Einer der Versuchung zu kaufen, wenn er Geld bei sich hat.

Von den Zuckerbäckern wurden dies Jahr besonders zwei besucht, nämlich Terrier in der Rue Saint-Honoré, 251, und Lemoine in der Rue des Lombards, 50. Zwei prächtige vergoldete Palmbäume tragen den Peristyl des graziösen Tempels der Leckerei in der Rue Saint-Honoré, dessen innere und äußere Ausstattung einen wahrhaft orientalischen Luxus, eine Feenpracht verräth, die allein mehr als hinreichend wäre, um den Zuckerbäckerladen Terriers weit und breit berühmt zu machen. Im Innern desselben erstaunen wir jedoch noch mehr über die große Mannichfaltigkeit der Formen, der Farben und des Geschmacks, welche dieser geschickte Kunstbäcker seinen Bonbons zu verleihen gewußt. Wer könnte die Masse von kleinen reizenden Gegenständen in Zucker nennen, welche man in „den beiden Palmbäumen“ (so lautet das Aushängeschild des Ladens) bewundert: jene mit Pallisanderholz ausgelegten Körbchen, voll des ausgesuchtesten Naschwerks, jene chinesischen und japanischen Fratzen und Götzen, jene köstlichen boites anglaises, jene zierlichen deutschen Binsenkörbe, welche man hier corbeilles de Hongrie nennt, jene schildpattenen, mit Perlenmutter ausgelegten Handschuhschachteln u. s. w. — Alles das ist von Zucker und lieblich zu schauen, noch lieblicher zu besitzen, und am lieblichsten zu schmecken. Terriers Blumen, vorzüglich seine Rosen,

Nelken und Camelien von Zucker scheinen in der That mit der Morgenröthe aufgebrochen zu seyn; Frühling und Herbst haben sich hier unter den Palmbäumen Rendezvous gegeben. Wer geräth nicht in Versuchung, jene Johannisbeeren, Aprikosen, Mirabellen, jene saftigen Trauben, jene königlichen Bergamottes, jene fetten poires de beurrée blanche zu pflücken, jene Wallnüsse aufzuknacken, jene Himbeeren, Citronen und Orangen zu kosten? Ganz vorzüglich sind die bonbons à thé zu empfehlen, welche einen so herrlichen Wohlgeruch um den verbreiten, der sie trägt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Tagesgeschichte.

Sheep und Mutton.

Die zahlreichen Fälle, wo der Buchstaben der englischen Gesetzgebung lebendig macht, das heißt, Spitzbuben auf freien Fuß sezt, sind kürzlich durch einen vermehrt worden, der in sprachlicher Beziehung Erwähnung verdient. — Zwei Bursche, welche ein Schaf gestohlen, und bei deren jedem man eine Hälfte des entwendeten Thiers gefunden hatte, wurden vor den Assisen der Grafschaft Wilt freigesprochen, einzig und allein, weil zu der Sprache und dem gesellschaftlichen Zustand des jetzigen Englands mehrere Völker ihren Beitrag geliefert haben. Spricht der Engländer von seinem lebendigen Schlachtvieh, so ist er Sachse, Bauer und Viehzüchter; er spricht deutsch und sagt: ox, Ochse, sheep, Schaf, calf, Kalb. Handelt es sich aber vom Fleisch der Thiere, also in der Küche und bei Tafel, ist er Normann und spricht französisch, beef, mutton, veal (veau). — Nun waren die Diebe angeklagt, Schaffleisch, mutton, gestohlen zu haben, und aus den Verhandlungen ergab sich, daß sie ein lebendiges Schaf, ein sheep, entwendet hatten. Das „Indictment" war unabänderlich, und so erklärte der Präsident selbst den Geschwornen, daß sie die Angeklagten freisprechen müßten.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Fortsetzung.)

Bulwers Herzogin von la Vallière.

Der Inhalt des fraglichen Drama's ist folgender. Mademoiselle de la Vallière, die schöne Tochter eines verstorbenen Veteranen, ist, ehe noch die Knospe ihres Lebens sich entwickelt, dem Marquis von Bragelone verlobt worden, einem vertrauten Freunde ihres Vaters und einem tapfern, ritterlichen Edelmann. Er liebt sie um ihrer selbst willen, innig und rein; aber ihr ist es unmöglich, seine Liebe zu erwidern. Dazu dünkt ihr schon der Abstand ihres Alters zu groß, und dann hat sie Romane gelesen und sich ein Liebhaberideal geschaffen, eine stolze Gestalt, welcher die Natur das Wort Herrscher auf die Stirne gezeichnet. Als daher die Pflicht des Kriegers den Marquis in's Feld ruft, kostet die Trennung der Braut keine Thränen, und es braucht keine lange Ueberredung, sie während seiner Abwesenheit an den Hof Ludwigs XIV. zu ziehen. Ihre Reize erobern ihr hier sofort den jungen König. Allein schwerer als der König ist Mademoiselle de la Vallière zu erobern. Obschon leidenschaftlich glühend für den, ihrem Ideal entsprechenden Ludwig, nährt sie doch mit siegreicher Kraft die keusche Flamme der Tugend, und vereitelt jeden wider sie entworfenen Verführungsplan. Alles das bleibt natürlich am Hofe kein Geheimniß. Ludwigs markirte Aufmerksamkeiten werden das Tagesgespräch, und kommen endlich dem Marquis von Bragelone zu Ohren. Er zweifelt an der Wahrheit; doch treibt der Zweifel ihn aus dem Feldlager nach Versailles, wo er in einer Unterredung mit Mademoiselle allerdings ihre Liebe zum König, aber auch zugleich erfährt, daß ihre Tugend bisher über alle seine Lockungen den Sieg erkämpft. Lezteres freut den Marquis so sehr, daß er darüber das Geständniß ihrer Liebe zum König stillschweigend verzeiht. Weil er indessen in Betreff fernerer Tugendsiege eigene Bedenken hat, so erlaubt er sich, der jungen Dame das äußerst Gefährliche ihrer Lage zu Gemüthe zu führen und sie von der Nothwendigkeit einer Ortsveränderung zu überzeugen. Mademoiselle schwankt zwischen ihrer Liebe zum König und der Sorge für ihren guten Ruf, und nachdem sie eine Zeit lang geschwankt hat, wirft sie sich dem Marquis in die Arme, der sie ohne Zeitverlust in den Schutz eines Klosters führt. Wie der König von der Flucht Kunde erhält, droht er rasend zu werden. Gefolgt von einer Zahl gefälliger Hofleute, eilt er flugs nach dem Kloster, stürzt wüthend in die Kapelle, findet daselbst Mademoiselle de la Vallière, wie sie vor dem Bilde des Heilands mit Inbrunst das Kreuz umklammert, und erneuert seine Anträge. Der Aufruhr widerstreitender Gefühle und Empfindungen überwältigt Mademoiselle; es wird ihr schwach, und in der darauf folgenden Ohnmacht trägt der König mit seinen Genossen sie von dannen. Nach Beendigung des Zwischenakts erscheint Mademoiselle wieder bei Hofe als Herzogin, jedoch traurig und unglücklich inmitten aller sie umgebenden Pracht und Herrlichkeit. Ihr steter Trübsinn mißfällt dem lustigen König, und mißfällt ihm um so mehr, je schärfer er bereits einen andern Gegenstand auf's Korn gefaßt hat: Madame de Montespan. Momentan in vollem Besitze von Ludwigs wandelbarer Gunst, bietet sie, in Verbindung mit dem Herzog von Lauzun, ihren ganzen Einfluß auf, ihre Nebenbuhlerin, die Frau Herzogin, zu entfernen. Der Plan gelingt: bei einer öffentlichen Feierlichkeit wird das arme, einer heißen Phantasie und einem weichen Herzen zum Opfer gefallene Weib schmählich insultirt; ihrer Rivalin wirft der französische Sultan sein Schnupftuch zu, und niedergeschlagenen Auges hebt die stolze Rivalin es lächelnd auf. Der Herzog von Lauzun, der den König kennt, bittet ihn jezt um Erlaubniß, sich der Herzogin de la Vallière zum Gatten anbieten zu dürfen. Der König genehmigt es. Lauzun wirbt und wird mit Verachtung abgewiesen. Jedermann begreift, daß alle diese Begebenheiten den Raum mehrerer Jahre einnehmen, und so stellt es sich als sehr natürlich heraus, daß der Marquis von Bragelone diese ganze Zeit über für todt gegolten hat. Aber der Mann lebt und erscheint zu Versailles in derselben Stunde, in welcher Lauzun sich den Korb holt, jedoch nicht, wie früher, in der Rüstung des tapfern Kriegers, sondern in der schmutzigen Kutte eines Bettelmönchs. Er schleicht um den Pallast und gewinnt Einlaß; er verschafft sich Zutritt zur Herzogin, und sie erkennt ihn nicht, denn Zeit und Schmerz haben sein Aeußeres beträchtlich verändert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 14. Mittwoch, 8. Februar 1837.

Lyrische Dichtkunst.

26) Gedichte von Ludwig Bechstein. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1836. 8. S. 416.

Schon öfters haben wir das große Talent Bechsteins für den metrischen Wohllaut gepriesen. Auch in dieser Gedichtsammlung ist er durchaus vorherrschend. Man fühlt sich auf den weichen Wogen der Harmonie getragen, z. B. in folgendem schönen Frühlingsliede:

Rufen wieder Maienglocken,
Rieselt wieder, Hain, dein Born?
Schüttelt Lenz die Blüthenflocken
Aus gefülltem Segenshorn?
Blühen auch die Veilchen wieder?
Ist die Amsel wieder wach?
Seufzt und singt die wonnetönende,
Allgepries'ne, lenzverschönende
Nachtigall der Sehnsucht Lieder
Unter grünem Schattendach?

O nun will ich nicht mehr klagen,
Will mich freun der schönen Zeit,
Und es sey den trüben Tagen
Auch kein Seufzer mehr geweiht.
Lehre, Frühling, mich vergessen!
Hoffe! ruft dein leuchtend Grün;
Nimm in deine balsamthauenden
Liebesarme den Vertrauenden,
Neben trauernden Cypressen
Laß die ersten Rosen blühn.

Freundschaft war dahin geschieden,
Liebe schwand vor meinem Blick,
Und ich rief den süßen Frieden,
Ach vergebens, mir zurück.
Was mir Hoffnung vorgesungen,
Glich dem Perlenschaum des Weins;
Freudig schlürft' ich einst den Schäumenden,
Herbe Hefe blieb dem Träumenden,
Nur noch nach Erinnerungen
Zählt' ich Freuden meines Seyns.

Aber dir, o Frühlingshore,
Deiner Blicke lichtem Strahl,
Oeffnen sich des Herzens Thore,
Blüthengöttin, noch einmal!
Und das Alte ist's geblieben,
Flammen lodern draus empor,
Und das stets im Wechsel schlagende,
Oft beglückte, oft verzagende,
Schlägt nun im erneuten Lieben
Feuriger, denn nie zuvor. —

Unter den ersten vermischten Gedichten behandeln die meisten die ewigen Themate: Liebe, Lenz, Zufriedenheit, Ruhe, Jugend, Alter ꝛc. Einige machen sich durch Originalität des Gegenstandes oder der Gedanken besonders bemerklich, z. B. der Jahreskalender eines Unglücklichen, das Gedicht auf die Maultrommel, die Klage der jungen Amme, die ihr Kind mit einem fremden vertauschen muß, die Zuversicht der Wittwe:

„Ich war ein Mädchen, schön und blühend,
Geschmückt mit jeder Frauenzier,
Und mancher Jüngling nahte, glühend
Um meine Liebe werbend, mir.
Sie schmeichelten, sie priesen, flehten,
Von Manchem, der in Lieb' entbrannt,
Ward ich, ich denk' es mit Erröthen,
Ein Engel damals oft genannt."

„Bis jener kam, der mich erwählte,
Der hohe Mann, dem keiner glich,
Dem liebend sich die Braut vermählte,
O, wie so hoch beglückt war ich!
Wie stand ich mit erglühten Wangen,
Als er sein Lieben mir bekannt,
Und unter seligem Umfangen
Er seinen Engel mich genannt."

„O spottet nicht der Wehmuthzähre,
Die noch in meinen Augen glänzt,
Der Mann des Ruhms, der Mann der Ehre,
Hat diese Locken oft bekränzt.
Ihm war ein seltnes Loos gefallen,
Er ward geehrt, hoch anerkannt,
Und er, mit frohem Wohlgefallen,
Hat seinen Engel mich genannt."

„Ich theilte seine Freudenstunden,
Ich theilte mit ihm Leid und Lust,
Ich stand von seinem Arm umwunden,
Ach, einen Himmel in der Brust.
Ich pflegte sein, als er erkrankte,
Er drückte schweigend meine Hand,
Und hat die Treue, die nicht wankte,
Mich, seinen Engel still genannt."

„Er starb, er starb! O, rinnt ihr Zähren!
Er ließ allein mich hier zurück!
Mußt' ihn der Herr so früh verklären?
So früh mir rauben all mein Glück?
Warum blieb ich ihm nicht vereinigt?
Warum ins Leben noch gebannt?
O, wie hat mich sein Tod gepeinigt,
Der sterbend Engel mich genannt!"

„Ich bin nicht arm an Erdenschätzen,
Gesichert wandl' ich meine Bahn,
Doch was kann mir das Glück ersetzen,
Das mir im Tode ging voran?
Mehr als mein Geld und jede Habe,
Gilt mir als Trost, als hohes Pfand,
Daß mich mein Mann, schon nah dem Grabe,
Noch seinen Engel hat genannt." —

Und als auf ihrem Sterbekissen
Die fromme treue Wittwe lag,
Sah sie mit ruhigem Gewissen
Sich neigen ihren Erdentag.
Mit halbgebrochnem Aug' nach oben
Sprach sie, dem Irdischen entwandt:
„Sie kommt zu dir, du Engel droben,
Die deinen Engel du genannt!"

Zart gedacht und als poetischer Trost gar vielfach anwendbar. Wenigstens wird dem Dichter die Genugthuung werden, daß jede edle Wittwe sein Gedicht mit Freude und Rührung lesen wird. Auch einige komische Gedichte sind eingestreut, unter denen besonders eins ganz vortrefflich ist:

Der Verdrüßliche.

Ich bin verdrüßlich!
Weil ich verdrüßlich bin,
Bin ich verdrüßlich.

Sonne scheint gar zu hell,
Vogel schreit gar zu grell,
Wein ist zu sauer mir,
Zu bitter ist das Bier,
Honig zu süßlich!
Weil nichts nach meinem Sinn,
Weil ich verdrüßlich bin,
Bin ich verdrüßlich.

Dort wird Musik gemacht,
Dort wird getanzt, gelacht,
Dort wirft man gar den Hut,
Wie mich das ärgern thut!
Ist nicht ersprießlich,
Ist nicht nach meinem Sinn,
Weil ich verdrüßlich bin,
Ach, so verdrüßlich.

Wo ich auch geh' und steh'
Ich meinen Schatten seh',
Immer verfolgt er mich,
Ist das nicht ärgerlich?
Und, wenn der Himmel trüb,
Ist es mir auch nicht lieb.

Winter ist mir zu kalt,
Frühling kommt mir zu bald,
Sommer ist mir zu warm,
Herbst bringt den Mückenschwarm,
Mücken auf jeder Hand,
Mücken an jeder Wand,
O wie mich das verstimmt!
O wie mich das ergrimmt!
Wie das ins Herz mich brennt!
Himmelkreuzelement! —
Bin ganz verdrüßlich,
Weil nichts nach meinem Sinn,
Weil ich verdrüßlich bin,
Ach, wie verdrüßlich!

Den meisten Raum nehmen die größern epischen Dichtungen ein, welche theils der nordischen Mythologie, theils der indischen, theils dem spanischen Cid nachgebildet, theils thüringische Sagen in Romanzenform sind, nämlich Skirnirs Fahrt, Odins Raben, der Noah Indiens, der Traum der Nachtigall (die Liebe zur Rose nach der bekannten orientalischen Mythe), die (spanischen) Grafen von Lara im Versmaaße des Cid, und viele Sagen aus Thüringen von der heiligen Elisabeth, von Friedrich dem Gebissenen, vom Kyffhäuser, vom Hörseelberge, vom Tanhäuser 2c., die wir als nicht mehr unbekannt voraussetzen dürfen. Einige sind eigenthümlicher, z. B.:

Der fromme Ritter.

Es reitet ein Ritter durch Nacht und Graus
Nach seinem sichern Felsenhaus.

Des Weges ist er kundig gut,
Gar manchen Tag er ihn reiten thut.

Ueber'n Gottesacker sein Roß ihn trägt,
Und nimmer hat Furcht sein Herz bewegt.

Und wenn er über den Todtenhof zieht,
Da singt er leis ein frommes Lied:

„Aus der Tiefe ruf ich Herr zu dir,
Gib Frieden Allen, die schlummern hier.“ —

Und einstmals ängstlich der Ritter sprengt
Rasch über den Friedhof, vom Feind bedrängt.

„Aus der Tiefe ruf ich Herr zu dir!
Gib Schutz vor meinen Verfolgern mir!“

Da sind die Todten all' erwacht,
Da steigt's empor aus der Gräber Nacht.

Die Todten schwingen wild die Wehr,
Und Schrecken bannt der Verfolger Heer.

Sie sind vom starren Entsetzen stumm,
Sie wenden zur schnellsten Flucht sich um.

Die Todten hielten dem Ritter zu,
Der oft gebetet für ihre Ruh.

Der fromme Ritter durch Nacht und Graus
Kam sicher nach seinem Felsenhaus.

Eben so die seltsame Romanze von der Schlange, die sich einer schlafenden Mutter statt des Kindes an die Brust legt, sich aber gegen dieselbe dankbar erweist, indem sie später ihr Kind vom Tode rettet. Den Schluß bilden Frohsinn athmende Wanderlieder.

27) Pommersche Sagen in Balladen und Romanzen. Von Ed. Hellm. Freyberg. Pasewalk, in Commission bei Kalbersberg in Prenzlau, 1836.

Aus allen Provinzen Deutschlands strömen nach und nach die lokalen Volkssagen in der Romanzenform herbei. Die hier mitgetheilten sind zum Theil recht anziehend und echt sagenhaft, z. B. die Maränen im Maduesee. Ein verwöhnter Abt, der nach Pommern versezt worden, klagt:

Venedigs Meeresbusen
Gab uns der Fische viel,
Und unter diesen allen
Mir die Marän' gefiel.
Des kalten Nordens Wasser,
Sie kennen diese nicht;
Wie mach' ich's, daß's an ihnen
Uns ferner nicht gebricht?

Da wird dem Bruder Pater
So bang', doch flieht er nicht,
Und bald sich wieder fassend,
Er also zu ihm spricht:
Gut, bringe die Maränen;
Doch wenn der Hahn gekräht,
Und wenn der Glöckner läutet,
Der Pakt nicht mehr besteht!

Da sieht er durch die Lüfte
Den Freudevollen nah'n,
Er hört ihn jubiliren
Auf seiner luft'gen Bahn.
Da fleht der Pater leise:
„Herr Gott, erbarme Dich!
Laß mich dafür nicht büßen,
Daß da gefehlet ich!“

Drauf kräht der Hahn, und eiligst
Der Glöckner zieht den Strang
Der Glocke, daß ihr Rufen
Zur Hora weithin klang.
Da wüthet in den Lüften
Der Meister Urian,
Und wirft die fremden Fische
Hinab von seiner Bahn.

Sie fielen in die Wellen
Der wogenden Madue,
Wo man sie vor dem Palte
Gefunden früher nie.

Die Erinnerungen an die Vitaleinbrüder, an den furchtbaren Seeräuber Stürzebecher, der ein Mädchen entführt und in eine Höhle gesperrt (dieselbe Sage wie die vom schwarzen Friedrich in Schlesien), die Sagen von versunkenen Dörfern, deren Glocken noch unter dem Meere läuten, die vom Mägdesprung ꝛc. haben alle etwas Volksthümliches. Einige sind minder bedeutend, z. B. die vom Reiter aus dem dreißigjährigen Kriege, der noch nächtlich umreitet, ohne daß etwas weiteres von ihm zu bemerken wäre.

Alle solche Sagensammlungen haben neben ihrer Beziehung zur poetischen Literatur auch einen historischen Werth als Beitrag zur deutschen Sagengeschichte.

Volkssagen.

Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes. Herausgegeben von L. Bechstein. Zweiter Theil. Hildburghausen, Kesselring, 1836.

Diese Fortsetzung des früher schon besprochenen ersten Theils enthält „Sagen aus Thüringens Frühzeit," d. h. die historischen Sagen von der ersten Begegung der Sachsen und Thüringer, von Chilperich und der üppigen Basina, von Hermanfrieds und der Seinen Untergang bis auf Karl den Großen. Dann folgt der „Sagenkreis von Ohrdruf" sehr gemischten Inhalts, theils legenden- theils romanzenartig, z. B. das Kind am Falkenstein: „Eine arme Frau stieg einst hoch am Falkenstein hinauf, Waldgras einzusammeln und mancherlei Kräuter, die nur an solchen selten betretenen Stellen wachsen und blühn. Sie hatte ihr ganz kleines Kind bei sich, und sezte dieses, da es ihr bei der Arbeit hinderlich war, an eine sichere Stelle, hieß es allda ruhig bleiben und mit den Steinchen spielen, die umher lagen; sie selbst ging hierauf ihrer Arbeit nach. Das Kind spielte eine Zeit lang, und es wurde ihm die Zeit lang, es rutschte weiter und immer weiter vor bis an den jähen Felsenabhang. Und auf einmal war es der Mutter, als höre sie einen Schrei. Es fiel ihr centnerschwer auf's Herz, rasch ließ sie Korb und Sichel und eilte nach der Stelle, wo sie ihr Kind gelassen, da war es nicht mehr dort und war den steilen Fels hinuntergefallen. Auf einem großen Umweg und außer sich vor Angst und Schreck eilte nun die arme Frau in die Thaltiefe, wo sie gewiß war, ihr Kind zerschmettert, blutend und tod zu finden. Wie sie aber hinunter kam an den Fuß des mehr als thurmhohen Falkensteins, so saß ihr Kindlein ruhig dort und spielte mit drei rothen Nelken, wie sie oben auf dem Felsengipfel blühen. Die Engel hatten das Kind behütet."

Der „Sagenkreis des Inselberges" enthält ebenfalls sehr mannichfaltige Sagen z. B. komischer Art, die vom Bier-Esel: „Ein wunderliches Gespenst lebt im Volksglauben der Ruhlbewohner. Langsam und leise durchschleicht es in der Stunde der Mitternacht die Gassen des Ortes, ein großer gräulicher Esel, und hockt sich den Männern auf, die um die späte Nachtzeit erst vom Bier heim schleichen. Mancher hat ihn schon tragen müssen bis an sein Haus, ein doppelt beladener viele lange Strecken. Andern Leuten thut er nichts. Mancher ist auch schon des Bieresels wegen früher vom Zapfen heimgegangen, um nicht in die Umhalsung der nordischen Empusa zu gerathen. Einige nennen ihn auch den wilden Esel, und haben ihn gesehen, wie er sich gewälzt hat." So auch die lokale Sage von der „Kuh aus dem Felsen. Nahe beim Wittgenstein weidete vor Jahren der Farrnröder Hirte und erblickte mehrere Morgen eine überaus schöne Kuh, die sich seiner Heerde zugesellt hatte, ohne daß er wußte, wem sie gehöre, noch woher sie gekommen. Eben so war Abends die Kuh wieder von der Heerde weg, ohne daß er gemerkt hatte, wohin sie sich verlief. Da gab er denn gegen den Spätherbst hin mit seinem Hütjungen endlich recht genau Acht, und erblickte eines Morgens die Kuh, wie sie aus den Erlenbüschen dicht unter dem Fels herauskam: dort ging sie auch Abends wieder hinein. Den Abend darauf wollte der Hirte noch genauer erfahren, was es mit dieser Kuh für eine Bewandtniß habe, und lief ihr nach, als sie die Trift verließ. Die Kuh ging in eine Kluft des Berges hinein und verschwand. Der Hirte ging ihr nach, kam in einen hellen Gang und zulezt an eine Thüre, an die er anklopfte. Da trat eine Jungfrau heraus und fragte ihn: Was willst Du? Das Hutgeld für die Kuh, die Ihr mir alle Tage heraus zur Weide schickt, antwortete der Hirte unerschrocken. Das Jungfräulein reichte ihm einen alten Thaler und sprach: Hättest Du nicht gefordert, hättest Du mehr bekommen! Ließ den Hirten stehen und verschwand. Dieser ging aus dem Felsen; nie kam wieder die Kuh zur Weide, nie fand er wieder die Kluft, den Bergeseingang. Von solcher Kuh eine ähnliche Sage wird auch vom Hausfeld erzählt."

Alle diese sehr fleißig gesammelten bestimmten Oertlichkeiten angehörigen Sagen ergänzen die bekannte treffliche Sammlung von Grimm, in deren Geist und Ton sie auch abgefaßt sind. Dieser zweite Band enthält nicht weniger als 112 Nummern, die den Freund der deutschen Alterthümer und Sagenpoesie gewiß sehr ansprechen werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 34.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 9. Februar 1837.

— Tanta est quaerendi cura decoris;
Tot premit ordinibus, tot adhuc compagibus altum
Aedificat caput. —

Juvenal.

Das Neujahr in Paris.

(Fortsetzung.)

Bei Lemoine erblicken wir wiederum neue Wunder der Zuckerbäckerkunst. Die Bonbons dieses Conditors sind gleichfalls wegen ihrer außerordentlichen Feinheit und Delikatesse bekannt; außerdem sehen wir hier in der That so reizende Nachbildungen in Zucker, daß wir sie kaum anzutasten, geschweige denn zu zerstören und aufzuessen wagen; unter anderm weiße oder rosafarbene Atlasschuhe, für so kleine, zierliche Füßchen gearbeitet, wie sie nicht einmal die Pariserinnen, höchstens die Nixen und Elfenköniginnen aufzuweisen haben; ferner kleine Kinder in Windeln mit allerliebsten Zuckermäulchen zum Küssen oder zum Davonlaufen, denn mehrere greinen auf's Natürlichste; auch hübsche Zimmerverzierungen, Vogelbauer, Porzellanpfeifen, Tabaksdosen und Cigarren liegen in bunter Auswahl da; dort vor dem Fenster kriecht eine ungeheure Schildkröte, welche eben in Begriff scheint, ihr schweres Schilderhaus in Marsch zu setzen; kurz, das Magazin zur „Königin von Frankreich“ ist ein Heiligthum aller Pariser Zuckerneuigkeiten. Wenn man z. B. jene dort aufgestellte Vogelreihe von der sanften, girrenden Turteltaube an bis zum blutgierigen, kreischenden Lämmergeier sieht, glaubt man sich in den Jardin des Plantes vor die geräumigen Vogelkäfige versezt; alle jene Vögel sind getreu der Natur nachgezeichnet und wirklich schön; die Kenner und Gutschmecker ziehen ihnen aber doch die Bonbons mit Mandelmilch und die vergoldeten Pastillen vor, wovon Lemoine einen unermeßlichen Vorrath absezt.

Jezt ist es Zeit, uns von den Süßigkeiten zu trennen und uns nach dem Börsenplatz zu begeben, um von da aus den Weg durch die Rue Vivienne nach dem Palais-royal einzuschlagen. So durchschneiden wir zu guter Lezt gerade das Hauptquartier der Mode. Die lezten Tage des Jahrs sind für die Putzmacherinnen, was die Blüthezeit für die Bienen ist; jedoch unterscheiden sie sich von diesen dadurch, daß sie nicht ausfliegen, um zu schwärmen und süße Nahrung einzusammeln, sondern daß sie ruhig in ihren Körben, das heißt Boutiken, sitzen bleiben und die Blumen aussaugen, welche sich an diesen Tagen zu Hunderten in ihre brillanten Läden drängen, um mit den dort eingekauften prächtigen Farben die reichen Beete der Salons in den Tuilerien und in den Hotels der Chaussée d'Antin während der Wintersaison zu schmücken. Die Pariserinnen leihen unter ihren beiden großen Putzmacherinnen, Natur und Kunst, der leztern das geneigteste Ohr, und diese ist hier eine so freundliche, plauderhafte Here, daß sie bald Herrin in allen Häusern wird, und wenn jene sich zurückzieht und abtrünnig wird, weiß diese mit ihrem Flitterwerk alle Flecken und Mängel auf

eine so unendlich feine Weise zuzudecken, daß sie die Natur im eigentlichsten Sinne des Worts zu Schanden macht.

Ich will es doch nicht unterlassen, Einiges über den neuesten Pariser Damenputz zu melden; man erwarte aber keine Einzelnheiten und weitläuftige Details, in welcher Hinsicht ich auf das Modejournal verweise; es genüge, die Hauptartikel der in die Augen springenden Moden zu besprechen. Sollte auch noch selbst in diesen Stücken meine Beschreibung mangelhaft ausfallen, woran ich keinen Augenblick zweifle, so bitte ich, diesen Umstand den unzureichenden Kenntnissen und Erfahrungen eines in diesem Zweige der schönen Künste unbewanderten Laien freundlichst zu Gute halten zu wollen. Ich fange von oben an, d. h. mit dem Kopfputze.

Die Hüte, welche hier von jüngeren Damen bei Morgenbesuchen, von Matronen über die Tag = und Nachtgleiche eines Säculums hinaus aber auf Soiréen getragen werden, sind dies Jahr viel größer als sonst, nach oben zu weit ausgeschnitten, fast ausgeschweift, und unten nach den Backen hin fest anschließend. Die hochrothen Hüte sind ganz abgekommen und dafür die weiß= und schwarzsammtnen an die Stelle getreten; außerdem bemerkt man auch die braunrothen, kastanienfarbigen Nüancen; Damen, welche nicht fürchten, ein zu cavaliermäßiges Aussehen zu haben, verschmähen auch die dragonergrüne Farbe für ihre Hüte keineswegs. Blumen sieht man wenig an Hüten, dafür desto mehr Federn; gewöhnlich steckt man zwei etwas große oder drei mittelgroße an. Von unten auf bis ohngefähr zur Mitte hat die Feder dieselbe Farbe wie der Hut, von da an spielt sie in zwei und mehreren Nüancen, welche mit den Farben der Bandschleifen harmoniren. Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß ich diese hübschen Hüte weder auf der Straße noch im Tuileriengarten gesehen; die unaufhörlichen Wasserströme, welche der Himmel über Paris ausschüttete, so wie die garstigen Windstöße, welche fast unablässig durch die Straßen pfiffen und brausten, verhinderten die öffentliche Erscheinung dieses Kopfputzes; denn eine Elle Taffet, am Ende eines Stocks über den Kopf gehalten, ist bald durchweicht, und Federn und Sammet können einem Sturme nicht widerstehen, der im Stande war, die dicksten Leinwandsegel einer Fregatte auf hoher See zu zerreißen. Ich habe die Form und den Schnitt dieser Hüte in der neueröffneten Kirche Notre=Dame de Lorette studirt, welche in Zukunft das Rendezvous der eleganten Welt zu werden verspricht. Lezten Sonntag hielt eine Menge glänzender Equipagen auf dem Platze vor der Kirche, und der Zudrang andächtiger und gläubiger Seelen war so stark, daß man, wie vor dem Theater, Queue machen mußte, um Eintritt zu erlangen. Hier werden die Pariserinnen künftig ihre Morgentoiletten, wie in der großen Oper ihren Abendstaat zur Schau tragen, was um so bequemer angeht, da die große Oper und Notre=Dame de Lorette als gute Nachbarn beisammen liegen. Uebrigens ist diese neue Kirche so recht, was man in den Salons allerliebst, charmant nennt; im äußern Baustyl und der innern Ausschmückung haben Koketterie und Geschmacklosigkeit mit einander gewetteifert. Die griechischen Säulen des Eingangs erinnern an die Zeit Aspasiens, die innern Zierrathen an die Boudoirs der Damen während der Regentschaft, oder an die Kaffeehäuser und Restaurationen des Palais=royal mit ihrem Luxus von Vergoldungen und Malereien. Was auf den ersten Blick in diesem katholischen Gotteshaus überrascht, sind die vielen Beichtstühle, welche in den Seitengängen angebracht worden; die Geistlichkeit dieses Kirchsprengels ist offenbar der Meinung, daß es in der Chaussée d'Antin und Rue Lafitte viele Sünderinnen gebe. Sie sind grün angestrichen, mit goldenen Zierrathen und sammtnen Polstern ausstafirt, so daß es eine wahre Lust seyn muß, darauf hinzuknieen.

(Der Beschluß folgt.)

Lisardo.

(Fortsetzung.)

Lorenzo gab dem verblüfften Diener einen Wink und verließ mit ihm das Zimmer. Nach einiger Zeit kam er zurück und sagte: „Ihr solltet nur das Glück mit ansehen, das Ihr gestiftet habt, gnädiger Herr. Der gute Stephano geberdet sich wie ein Trunkener. Ich begleitete ihn zum Haushofmeister, damit er nicht zu wenig verlangte, denn er hatte seine fünf Sinne nicht mehr bei einander. Als er nun das Geld empfing, eilte er zu Ninetten hinüber, und jezt singen und tanzen sie mit einander, wie wenn sie von Taranteln gestochen wären. In seiner Freude wollte er sie zu Euch bringen, damit sie sich mit ihm bedanken sollte; ich hab's ihm aber untersagt. Oder soll ich sie hereinlassen?“ Lisardo machte eine abwehrende Bewegung. „O seyd nicht so niedergeschlagen!“ sprach der Greis mit rührender Stimme weiter. „Gönnt einem alten, treuen Diener ein vertrauliches Wort! Sagt, kann ich denn gar nichts thun, was Euch zu Gefallen wäre?“ — „Nichts,“ erwiderte Lisardo. „Oder wenn du durchaus beschäftigt seyn willst,“ fuhr er mit einem schweren Seufzer fort, „so geh, nimm eine Kohle und schreibe über meine Thüre: Per me si va nell' eterno dolore!“ — „O laßt Euch rathen, lieber Herr!“ sprach Lorenzo und beugte sich zu ihm herab; „bleibt nicht so in der Einsamkeit, hängt Eurem Kummer nicht so hartnäckig nach! Sucht Euch zu vergessen, macht eine Reise!“ Lisardo schüttelte den Kopf. „Oder thut wie Eure Vorfahren, und versucht es mit der Jagd. Glaubt mir, ich bin oft dabei gewesen! Wenn die Hörner schmettern, die Schüsse krachen, dann geht dem Menschen ein anderes Leben auf, ein neuer

Sinn ersteht in Euch, und was Euch vorher gequält und gepeinigt hat, das schwindet mit dem fliehenden Gewild hinweg. Kommt, laßt den alten Lorenzo nicht vergeblich bitten!“ — „Nun,“ rief Lorenzo und erhob sich unmuthig, „daß du siehst, wie viel du giltst, will ich dir diesmal nachgeben. Wenn die Probe aber mißlingt, so ist es mit deinem Rathgeben aus. Merke dir die Bedingung! Nimm zwei Gewehre und folge mir.“

Im verbissenen Schmerze liegt der Keim zum Bösen. Lisardo schritt so heftig in die Berge hinein, daß ihm der arme Lorenzo kaum folgen konnte. Mühsam keuchte er hinter ihm her, und das mehrere Stunden lang, da sich nirgends ein Wild zeigen wollte. Endlich stieß ihnen in der Ferne ein Reh auf. Lisardo näherte sich ihm leise, da es noch außer der Schußweite war. Das aufgeschreckte Thier entfloh und Lisardo folgte ihm in schnellem Laufe, die Kreuz und Quere durch die Berge streichend, über Felsenstücke, die steilsten Höhen hinan. Auf dem höchsten Gipfel machte das Thier plötzlich Halt und ließ seinen Verfolger zu dessen Verwunderung ganz nahe an sich heran kommen. Aber indem er anlegte, that es einen Satz und war verschwunden. Er eilte auf die Stelle zu und fand sich am Abhang einer Felsenwand, die viele hundert Fuß tief sich in's Meer hinabstürzte. Er sah trüb in die Tiefe hinunter; „armes Thier!“ rief er, „das war also der einzige Ausweg für dich, dem einen Tode durch den andern zu entgehen!“ Er spähte nach dem heldenmüthigen Thiere, aber er konnte nichts erblicken, als die weißen Schaumkronen, unter denen die Wellen gegen den Felsen heranstürmten. Die Brandung toste dumpf herauf. So stand er lange, in die gähnende Tiefe hinunterblickend, wirre Gedanken jagten sich durch sein Haupt und umnebelten ihm die Besinnung, er neigte sich gegen den Abgrund hin. „Schützt uns, ihr Heiligen!“ rief Lorenzo, der ihn in diesem Augenblick erreichte und von hinten kräftig in die Arme faßte. Die Flinte, die seinen Händen entfallen war, stürzte, an den Felsenkanten aufschlagend, in's Meer hinunter. Lisardo bewegte sich nicht, Lorenzo zitterte so sehr, daß er nicht von der Stelle konnte, aber er hielt ihn fortwährend gefaßt. Nach langer Zeit war er endlich im Stande, ihn von dem unglücklichen Platze hinweg zu führen. „Was war das, Herr?“ rief er, mit einem Blicke des Vorwurfs ihm in das grauenhaft erbleichte Antlitz schauend. „Ein Schwindel,“ erwiderte Lisardo ruhig; „laß uns nach Hause gehen.“ — „Unverzüglich,“ rief Lorenzo; „und verhüte es Gott, daß ich Euch je wieder zur Jagd berede.“

Sie stiegen abwärts und befanden sich bald auf den Bergen, die über die Stadt hereinragen. Ueber ihnen stieg die alte Feste schroff aus dem Boden. Lisardo blieb, den Blick auf sie gerichtet, stehen und sagte: „Hier liegen Trümmer einer wilden, grausamen Zeit. In diesen Mauern hauste ein steinherziges Geschlecht: hier gebot Tancred, hier der unbeugsame Robert Guiscard. Was meinst du, Lorenzo? würdest du die heutige Welt jenen Tagen vorziehen?“ — „Gewiß!“ erwiderte der Diener und betrachtete forschend seinen Herrn. — „Du hast Unrecht, mein Freund!“ fuhr dieser fort, und klopfte ihm auf die Schulter. „Sieh, damals war Freund und Feind offenherzig: wer mich beleidigte, gegen den zog ich das Schwert, und wenn ich unterlag, so war es meine Schuld. Jetzt gilt ein feiges Faustrecht, wo der Feigste immer der Sieger bleibt, wo man unter der Maske des Gesetzes, der Ordnung und der Gerechtigkeit dem Armen ungestraft sein einziges Lamm stehlen kann. Komm weiter, mein Kopf schmerzt mich.“

Aus dem Thale trugen die Lüfte den Klang einer Tanzmusik herauf. Lisardo wandte sich nach jener Seite. „Wem gehört die erleuchtete Villa dort rechts gegen das Meer hin?“ fragte er gleichgültig. — „Dem Gouverneur,“ antwortete Lorenzo mit gezwungener Fassung. — Lisardo wurde aufmerksam. „Was wird hier für ein Fest begangen?“ fragte er. — „Ich weiß es nicht,“ erwiderte Lorenzo leise. — „Rede, Mensch!“ rief Lisardo, und faßte ihn krampfhaft am Arme; „was wird für ein Fest begangen?“ — „Eine Hochzeit,“ sagte Lorenzo furchtsam, mit zitternder Stimme. — Lisardo ließ ihn los und schritt gegen den Rand des Berges vor. Dort warf er sich vor einem Steine nieder, stützte die Arme darauf und schaute lang mit unverwandten, starren Blicken hinunter. Endlich löste sich die grausame Spannung in seinem Innern, er verbarg sein Gesicht in den Händen, und ein wohlthätiger Thränenstrom brach ihm aus den Augen. Der greise Diener kniete seitwärts und sprach ein schmerzliches Gebet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Januar.

Brief einer Mailänderin an Franz I. Italienische Plastik.

Unter den im Laufe des vergangenen Jahrs von Molini herausgegebenen Dokumenten zur italienischen Geschichte befindet sich ein Brief so merkwürdiger und seltener Art, daß er zur allgemeinen Kunde des Auslandes gebracht zu werden verdient. Dies Schreiben, welches eine italienische Freundin an den ritterlichen König von Frankreich, Franz I., richtet, bestätigt in einem unglaublich naiven Patois das Gerücht, welches dem Monarchen Vorliebe für italienische Schönheiten Schuld gibt. Es lautet in der Uebersetzung also: „Sire, ich benachrichtige Ew. Majestät, daß ich mit einem braven Mann gesprochen habe, der mich versichert, daß das Unternehmen, welches Ew. Majestät vor hat, siegreich und ruhmvoll seyn werde; denn so ist der Wille Gottes. Sie sollen uns von dieser äußersten Noth erlösen. Keine menschliche Zunge wäre im Stande, all die ungeheuern Dinge auszusprechen, welche jeden Tag hier geschehen. Wenn Ew. süße (dolsa) Majestät Ihr Mailand sehen wird, wird Sie weder die Menschen, noch das Land wieder erkennen, so übel ist ihm mitgespielt worden, und

täglich noch geht es schlimmer. Die armen Unglücklichen bitten Gott, daß er uns unsern allergnädigsten König von Frankreich sende, daß er uns erlöse. Gott gebe es, und schenke Ihm Alles, was Sein Herz begehrt! Jezt gibt es keine Schwarzen und keine Weißen mehr (mailändisch sprichwörtlich für „keine politischen Parteien"). Alle haben denselben Wunsch: sie verlangen nach unserm großherzigen Könige. Kommt Ew. Majestät nach Mailand, so wird Sie sehen, daß alle Welt Sie anbetet; denn jeden Tag höre ich so freundliche Worte, daß, wenn sie hingehen, Sie auf die Schultern nehmen und nach Mailand tragen könnten, sie es von Herzen gerne thun würden, denn sie haben ihre große Unwissenheit einsehen lernen. Ich für meinen Theil weiß, daß die kleine Französin (la fransa pizinina) nie so wohl gelitten und so gehätschelt ward, als jezt; sie kann sagen, was sie will, Alles ist wohl gesagt; denn sie erkennen jezt, daß sie damals den Verstand verloren hatten. Und Personen genug haben mich um Vergebung gebeten, und gesagt, daß sie ihr Glück nicht kannten, und daß Gott sie deßhalb hart genug gezüchtigt habe. — Ich sende Ewr. Majestät einige Verse, die mir jener brave Mann gegeben hat, von welchem ich obbenannte Sachen weiß. Er und die andern Diener Gottes beten unaufhörlich für Ew. Majestät, und wenn sie etwas Besseres thun könnten, würden sie es von Herzen gerne thun. Sonst empfehle ich mich unterthänigst Ewr. süßesten Majestät. Gegeben im Fegefeuer den 10 Januar 1527. Unterthänige und ergebene Dienerin von ganzem Herzen, Ew. kleine Französin." — Der versprochene Sieg jenes braven Mannes ging nicht in Erfüllung, die Freundin harrte im Fegefeuer vergebens auf Erlösung, Franz I. sah weder sein Mailand, noch seine kleine Französin wieder.

Was ich Ihnen neulich über den Bau eines kuppelförmigen Grabdenkmals für den verstorbenen Demidoff meldete, ist nicht bloß Gerücht, sondern Wahrheit gewesen. Bartolini's für dieses Gebäude bestimmte Misericordia ist schon bedeutend vorgerückt. Sie stellt wieder eine Mutter dar, die ihrem kranken Kinde, das sie auf den Armen trägt, zu trinken gibt. Da dies nun an sich prosaisch scheinen, und Deutsche im Allgemeinen in diesem, wie in den früher in diesen Blättern beschriebenen Werken dieses Künstlers zunächst Erfindung vermissen dürften, so ist zu bemerken, daß die italienischen Künstler von Verdienst, namentlich die Bildhauer, sich eine ganz andere Aufgabe stellen. Sie wollen, daß die jedesmalige Figur in sich feststehe und ruhe, und suchen dies, wie es nicht anders seyn kann, durch das sorgfältigste Studium des Knochengebäudes, durch Zeichnung und durch die liebevollste, eigenhändige Ausführung in Marmor zu erreichen. Man wird von artistischem Standpunkt aus dies nur zu billigen, und in dieser Ansicht einen Rest jenes antiken, plastischen Sinns zu erkennen haben, der den Italienern alle malerischen Versuche, Basreliefs u. dgl., erschweren wird. Was in der neuesten Zeit den Italienern glückte, waren immer nur einzelne Figuren; fortlaufende Compositionen fielen dagegen im Allgemeinen höchst ungenügend aus. In dieser Beziehung verhält sich der Maler Canova zum Bildhauer Canova wie 1 zu 10 oder zu 100, wenn man will.

(Die Fortsezung folgt.)

London, Januar.

(Fortsezung.)

Bulwers Herzogin von la Vallière.

In rührenden Worten zeigt Bragelone der Herzogin die Mutter auf dem Todenbette, an gebrochenem Herzen sterbend, und schildert ihr den Edelmuth des verstoßenen Bräutigams, wie er den Fluch, welchen die Mutter gegen ihr Kind hat ausstoßen wollen, auf der blassen Lippe festgehalten und in einen Segensspruch verwandelt. Die Herzogin weint Thränen der Rührung und der Reue, und in ihrem aufrichtig zerknirschten Gemüthe beschließt sie, im Kloster der Carmeliterinnen den Schleier zu nehmen, was der Mönch außerordentlich billigt. Der Morgen des zu Ausführung des Entschlusses bestimmten Tages bricht an, und Frau von Montespan rüstet sich, Augenzeuge des lezten Triumphs über ihre Nebenbuhlerin zu seyn; aber Lauzun verdirbt ihr die Freude. Der boshafte Mensch hat den König plözlich so sehr wider sie eingenommen, daß dieser ihr am selben Morgen den schriftlichen Befehl sendet, augenblicks den Pallast zu verlassen. Indessen schreitet die Ceremonie der Einkleidung vor. Die Herzogin ist heiter und glücklich, denn Bragelone hat sich ihr entdeckt, und sie fühlt sich nun befreit von dem furchtbaren Vorwurfe, die Ursache seines Todes gewesen zu seyn. Während indessen die heiligen Gebräuche verrichtet werden, erschallt des Königs Stimme. Aus ihrem Schlummer ist seine Leidenschaft für die Herzogin mit verdoppelter Heftigkeit erwacht. Wieder bricht er herein in das Heiligthum, und wieder würde er, wenn nichts Schlimmeres thun, gewiß sein Opfer von dannen tragen, wenn nicht Bragelone, der Mönch, den Frevel verhinderte, indem er das Kreuz gegen den König aufhebt und, dafern er nicht absteht von seinem Beginnen, mit dem Fluche der Kirche sein schuldiges Haupt zu beladen droht. Das schreckt den König, und als auch die Herzogin ihm in's Gewissen redet und endlich rund heraus erklärt, daß sie schlimmsten Falls sich besser wie früher gegen ihn zu vertheidigen wissen werde, da durchschauert den König die Reue des Büßenden, und so schnell er nur immer kann, stürzt er von der Bühne ab, wahrscheinlich in die Arme der Frau von Montespan. Unter Musik und Gesang wird nun die feierliche Handlung fortgesezt, und sobald Bragelone der neuen Schwester seinen lezten Segen ertheilt hat, fällt der Vorhang und das Stück ist aus.

Man möchte fragen, wo Bulwer seinen Kopf gehabt, als er diesen Stoff aufgriff und während er ihn bearbeitete? hat er Moral predigen wollen, und wem? In Bulwers Drama tritt das Unmoralische weit schärfer und deutlicher hervor, als die moralische Lehre. Ein anderer böser Umstand ist das immerwährende Einmischen politischer und religiöser Dogmen. Nun ja, die Welt weiß es, daß Bulwer die Ehre hat, die Stadt Lincoln im Parlamente zu vertreten. Pardon, daß die Stadt Lincoln die Ehre hat, in Herrn Eduard Lytton Bulwer einen ihrer zwei Repräsentanten im Hause der Gemeinen zu besizen; allein er sollte lieber da über Politik sprechen, wo er meist politisch schweigt, im Unterhause. Was Bulwers religiöse Ansichten sind, ist der Welt aus einigen seiner Novellen bekannt; ihm aber hätte bekannt seyn sollen, daß die Welt nicht erwartet, das Weitere von der Bühne herab zu erfahren, und daß Religion ein Gegenstand ist, der dort nicht zu selten und dann nicht zart genug berührt werden kann. Auf solchem Grunde scheint eine große Stimmenzahl sich in dem Glauben zu vereinigen, daß nur ein Mann, dessen rege Eitelkeit in dem Kreise seiner Coterie ungeheuer geschmeichelt worden, und der alle Achtung gegen die, wahrhaftig nicht überstrengen Regeln der bienséance, welche zur Zeit noch im geselligen Verkehre gelten, aus den Augen verloren, die Keckheit gehabt haben könne, ein Drama auf die Bühne zu senden, das nichts Anderes bespricht, als die Laster eines berüchtigten Monarchen und seines zügellosen Hofes.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 12.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 9. Februar 1837.

Die öffentlichen Bauten in Paris.

(Fortsetzung.)

Ueber einem schwerfälligen Stockwerk mit Rundbogen-Oeffnungen, worin man sogleich eine andere Hand als die des jetzigen Architekten erkennt, hat Hr. Duban eine Reihe von kannelirten Säulen korinthischer Ordnung in schönen Verhältnissen angebracht. Die beiden Eckpavillons der Façade stimmen zwar nicht recht damit zusammen; aber man muß wissen, daß dieselben nicht von Hrn. Duban, sondern von dem früheren Architekten, Hrn. Debret, herstammen. Die zweite Reihe von Pilastern korinthischer Ordnung ist nicht so lobenswerth als die erste ausgefallen; hier springen die Pilaster zu kurz und dick auf einem Plane vor, der für die untere Säulenreihe als Attika zu dienen scheint. Diesen Uebelstand hat der Künstler durch ein geistreiches Farbenspiel zu verdecken gesucht; auf einem röthlich- und weiß-marmornen Grunde liest man die mit goldenen Buchstaben eingegrabene Inschrift: Ecole des Beaux-Arts; und in der Mitte tritt der Vorsprung der Pilaster durch die Zusammenstellung von vier Medaillons aus Bronze und röthlichem Marmor, welche die Zwischenräume ausfüllen, etwas zurück; die zwei Medaillons in Bronze stellen den Jean Goujon und Philibert Delorme vor, die zwei anderen über diesen befindlichen zeigen uns die Büsten von Nikolaus Poussin und Eustache Lesueur; alle vier drücken sich auf Goldgrund ab. — Trotz dieser sinnreichen, kunstvollen Aushülfe bleibt dem Beschauer der Façade doch das Gefühl einer mangelhaften Ausführung, wo aber der Kunstgeschmack des jetzigen Architekten nach besten Kräften die Lücken zu ergänzen gesucht hat. Im Allgemeinen bringt diese Façade, deren Höhe 75 Mètres beträgt, keine üble Wirkung hervor, und zeugt jedenfalls von einem neuen, originellen Geschmacke, wenn auch die eleganten Verhältnisse des Einzelnen nicht vollkommen zu dem Ganzen passen wollen. Vor die Fronte des Palastes sollen zwölf Piedestals kommen, welche zwölf nach antiken Meisterwerken copirte und von den Zöglingen der Akademie zu Rom ausgeführte Marmorstatuen zum Schmuck erhalten werden.

Links vom Haupteingang sehen wir die hübsche Façade des Château d'Anet, welche eines der ersten Werke des Philibert Delorme ist und das Wiederaufleben der Architektur nach Vitruv'schen Vorschriften in Frankreich bezeichnet. Sie wurde gegen das Jahr 1540 für Dianen von Poitiers erbaut; ihre leichten, graziösen, mit Bildwerk reichlich geschmückten Säulen werden fortan den alten Eingang zu der ehemaligen Capelle der kleinen Augustinerkirche zieren. Der obere Theil des Portals trug früher die berühmte Gruppe Dianens mit der Hirschkuh, von Jean Goujon gearbeitet, welche Hr. Duban gegenwärtig durch den Amor des Praxiteles ersetzt hat. Dem Portal des Schlosses Anet gegenüber beabsichtigt eben dieser Architekt eine Façade aus dem dreizehnten Jahrhundert anzubringen und hat deßhalb Hrn. Merimée, Generalinspector der öffentlichen Baudenkmäler in Frankreich, gebeten, ihm eine solche ausfindig zu machen und anweisen zu lassen.

Die ehemalige kleine halbkreisförmige Capelle, in welche wir durch jenes prächtige Portal treten, ist jezt dazu eingerichtet worden, die beiden Grabmäler der Medici in Florenz aufzunehmen, bei deren Aufstellung man sogar die Art und Weise nachahmen will, wie sie an Ort und Stelle nach Michel Angelo's eignen Angaben und Vorschriften beleuchtet sind. Die alte an die Porte d'Anet angelehnte Augustinerkirche ist wieder ganz hergestellt worden, und obschon sie kein Gepräge von großer Originalität hatte, so wußte doch der Architekt sie ihrer neuen Bestimmung würdig anzupassen. Ihre Räume sollen nämlich Copien nach berühmten antiken Sculpturwerken aufnehmen, welche zu dem Ende von den Zöglingen der französischen Akademie in Rom angefertigt werden. Toskanische Säulen, nach dem Muster der an der Eingangsthüre im Rez-de-Chaussée befindlichen, theilen die Länge

der Kirche in sechs Abtheilungen, welche dem Auge eben so viele Ruhepunkte gewähren; über diesen Säulen steigen Wandpfeiler auf, welche nach den Meistern des fünfzehnten Jahrhunderts modellirt sind und bis zu den Spitzen des halbkreisförmigen Dachwerks hinanreichen. Hr. Duban hat die Sculpturen, welche diese Widerlagen zieren und ihnen Leben verleihen, gewissenhaft beibehalten, ein Umstand, der Anerkennung verdient, in den Augen der hiesigen Recensenten aber nicht einmal Schonung, geschweige denn lobende Zustimmung gefunden hat. Man erblickt nämlich unter den Ornamenten einzelne Zierrathe, welche seit der Julirevolution verpönt und anrüchig sind; und die hier waltenden Parteileidenschaften erheben sich nicht zu einem so aufgeklärten Patriotismus, daß sie wenigstens den öffentlichen Monumenten ihren chronologischen und künstlerischen Charakter unangefochten ließen. Es gehört doch eine starke Einbildung dazu, wenn man glaubt, daß die geistigen und materiellen Interessen von 30 Millionen Menschen etwas dabei gewinnen, so oft die Regierung einige Lilien an öffentlichen Gebäuden herunterkratzen läßt. Die archäologische Wissenschaft ist schon an und für sich verworren genug; man braucht sie unsern Nachkommen nicht noch verworrener zu machen, und noch dazu durch ungültige, unnütze, kleinliche Rücksichten.

Ganz im Hintergrunde dieser Gallerie für Modelle antiker Sculpturwerke sehen wir einen leeren Raum von etwa 80 bis 100 Fuß Umfang, welchen die Copie Sigalon's von Michel Angelo's jüngstem Gericht ausfüllen und zieren soll. Gehen wir jezt wieder an den Haupteingang des eigentlichen Palastes zurück, so verfolgt unser Auge von da aus in einer 40 Mètres weiten Entfernung von der Façade zwei Gallerien mit Säulen dorischer Ordnung, welche sich zulezt zusammenrunden und einen schönen, reichen, halbkreisförmigen Vorhof im eigentlichen Palaste bilden, dessen Anlage und Anordnung so glücklich und verständig gerathen ist, daß das Monument, von diesem Standpunkte aus betrachtet, in Verhältnissen und in einem Style erscheint, welche man bei hiesigen Neubauten nicht zu sehen gewohnt ist. Die Façade des Schlosses Gaillon dehnt sich vor uns von einer Seite des Hofes bis zur andern, wie eine Art Singchor aus und knüpft sich an das entgegengesezte Ende des Hauptgebäudes vermittelst einer leichten Balustrade an. Diese Anordnung motivirt auf eine glückliche Weise die Façade des Schlosses, welche man doch gern beibehalten wollte, obschon die Herren der Akademie dagegen waren und durchaus auf deren Entfernung drangen. Die Architekten drohten ihre Entlassung einzugeben und fanden an dem damaligen Minister des Innern, Hrn. Thiers, eine feste Stütze. Es wurde ihnen völlig freier Spielraum gelassen, und Hr. Duban fand so Gelegenheit, die ganze Stärke seines Talents zu zeigen. Er hat nicht bloß das Portal des Schlosses Gaillon beibehalten und schön mit dem Ganzen zu verbinden gewußt, sondern auch dasselbe erst mit seltenem Glück und Geschmack wiederhergestellt und sogar die alten Farbenspuren der marmornen Medaillons gewissenhaft erneuert, so daß wirklich dieses Kunstwerk der Renaissance im eigentlichen Sinne zu seinem Vortheile verjüngt worden ist. Wie äußerst elegant zeichnet sich diese schlanke Architektur auf die Massen des Hintergrundes ab, und die Hauptfaçade des Palais, welche durch die großen, weitgeöffneten Rundbögen zum Vorschein kommt, erhält dadurch ein Relief, welches eine pittoreske Wirkung auf den Beschauer hervorbringt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der hörnerne Altar des Apollon auf Delos.

(Beschluß.)

Zum Schlusse ist noch der dichterischen Beschreibung dieses Altars bei Kallimachos H. in Apoll. 58 ff. zu gedenken, und zwar um so mehr, als sie einige Angaben enthält, welche mit den sonstigen Nachrichten und dem, was daraus gefolgert wurde, in Widerspruch stehen. Er sagt:

Τετραέτης τὰ πρῶτα θεμείλια Φοῖβος ἔπηξε
Καλῇ ἐν Ὀρτυγίῃ περιηγέος ἐγγύθι λίμνης.
Ἄρτεμις ἀγρώσσουσα καρήατα συνεχὲς αἰγῶν
Κυνθιάδων φορέεσκεν, ὁ δ' ἔπλεκε βωμὸν Ἀπόλλων.
Δείματο μὲν κεράεσσιν ἐδέθλια, πῆξε δὲ βωμὸν
Ἐκ κεράων, κεράους δὲ πέριξ ὑπεβάλλετο τοίχους.
Ὧδ' ἔμαθεν τὰ πρῶτα θεμείλια Φοῖβος ἐγείρειν.

Poetische Ausschmückung der Sage ist hier nicht zu verkennen, und die Angabe, daß Apollon selbst den Altar zugerichtet habe, so wie namentlich, daß Artemis ihm dazu die Häupter von erlegten Ziegen geliefert habe, wonach also der Altar vielmehr aus Ziegenhörnern bestanden habe, ein Umstand, welcher vielleicht von einer andern, gleichfalls den Altar eines Apollinischen Heiligthums betreffenden Sage bei Apollon. Rhod. II, 691 ff. entlehnt ist, vermag nicht unserer theils aus der Ueberlieferung, theils aus der Sache selbst gewonnenen Vorstellung von der Beschaffenheit des hörnernen Altars Eintrag zu thun.

So weit, was sich mit Wahrscheinlichkeit aus den schriftlichen Nachrichten über diesen Gegenstand entnehmen läßt. Ich knüpfe eine Vermuthung an, die auf dem bisher gewonnenen Resultate allerdings beruht, vielleicht aber selbst noch im Stande ist, dasselbe zu unterstützen, nämlich daß das in neuerer Zeit auf Delos aufgefundene stierförmige Capitell ein Bruchstück von dem später erbauten Prachtaltar sey. Die ausführlichste Nach-

nicht von dieser höchst merkwürdigen Entdeckung verdanken wir den gelehrten Herausgebern des Supplementbandes zu Stuart's Ath. Alterthümern, S. 63 u. 65 ff. der deutschen Uebersetzung von Wagner; leider ist aber auch dieser Bericht im Einzelnen nicht vollständig genug, um sich mit Sicherheit eine genaue Vorstellung von diesen Ueberbleibseln der Kunst machen zu können. Namentlich vermissen wir eine genaue Abbildung dieser Monumente nach dem Zustande, in welchem sie aufgefunden worden, um mit größerer Sicherheit beurtheilen zu können, ob sämmtliche als zu demselben Monumente gehörig angegebene Bruchstücke, nämlich ein Capitell, an dessen einer Seite die vorderen Theile von zwei knienden Stieren angefügt sind, und eine mit einem Stierkopfe verzierte Triglyphe, wirklich zu einander gehört haben. In der Voraussetzung jedoch, daß dies wirklich der Fall gewesen, und es ist kein erheblicher Grund vorhanden, ihre Richtigkeit in Zweifel zu ziehen, werden diese Theile von den Herausgebern für Ueberreste eines Tempels gehalten, und auf Tafel 5 der vierten Lieferung wird sogar ein Versuch zur theilweisen Restauration des ganzen Tempelgebäudes gemacht. Wenn nun weiter die Herausgeber, von dem Stiere als Symbol der Sonne ausgehend, in der Darstellung der knienden Stiere eine Beziehung auf den Mithras finden und das Gebäude, zu welchem das Capitell sammt der Triglyphe ehemals gehörte, für einen dem Mithrasdienst geweihten Tempel erklären: so können wir die Beziehung dieser Localität auf den Dienst des Helios um so mehr zugeben, als es sich ja aller Vermuthung nach von dem Cultus des Apollon handelt; daß aber hier wirklich an einen Mithras zu denken sey, bleibt ganz unerwiesen, ist auch selbst nicht einmal wahrscheinlich, da eine Vermischung dieses Dienstes mit dem des Apollon auf Delos ohne Zweifel einer zu späten Zeit angehört, welcher wir dieses Monument nicht zuweisen können; endlich ob das Capitell wirklich als Ueberrest eines Tempelhauses anzusehen sey, kann als eine Vermuthung nur dann geltend gemacht werden, wenn wirklich Kunde von einem mit dergleichen Säulen verzierten Tempel auf uns gekommen wäre.

Bei dieser Unsicherheit der vermutheten Deutung wird es erlaubt seyn, in Betracht der ganz ungewöhnlichen, außerordentlichen Form eines Capitells, wovon Griechenland kein zweites Beispiel aufzuweisen hat, dieses Bruchstück als einen Theil eines Werkes anzusehen, das seiner Beschaffenheit nach überhaupt eben so ungewöhnlich und außerordentlich gewesen seyn, gerade aber auch aus diesem Grunde einen weltberühmten Namen sich errungen haben mochte. Stieropfer scheinen auf Delos vorzugsweise üblich gewesen zu seyn, und es erklärt sich daraus der Gebrauch, Altäre hauptsächlich mit Stierköpfen zu verzieren, deren eine große Menge auf Delos vorhanden war. Vgl. Suppl. zu Stuart S. 64. Wenn nun behauptet wird, daß jenes architektonische Bruchstück, und warum nicht auch jene Triglyphe? höchst wahrscheinlich ein Ueberbleibsel jenes großen hörnernen Altars sey, so paßt die ungefähr zu errathende ungewöhnliche Größe der Baulichkeit, wie sie sich aus den Dimensionen jener Bruchstücke ergibt, nicht nur überhaupt zu der Vorstellung, die wir uns von jenem Altar zu machen haben, sondern sie findet auch ihre Rechtfertigung in der Analogie anderer Altäre von sehr bedeutendem Umfange, wie z. B. des marmornen zu Pergamon, welcher 40 Fuß hoch und mit der Gigantomachi in Sculptur verziert war. Es verdient auch noch der zu Parion befindliche Altar, im Quadrat ein Stadion einnehmend, angeführt zu werden, da er nach dem oben angezogenen Anonymus de incredibilibus a. a. O. gleichfalls, sicher seines kolossalen Umfangs wegen, unter die sieben Wunderwerke der Welt von Einigen gezählt ward.* Wie aber eigentlich seinem Plane nach dieses Altargebäude beschaffen gewesen, und namentlich zu welchem Theile desselben jene Bruchstücke gehört haben, kann mit Sicherheit vielleicht nie, oder nur wenn ein glücklicher Zufall noch mehr muthmaßlich zu diesem Werke der Architektur Gehöriges ans Tageslicht fördern sollte, ausgemittelt werden. Nur so viel läßt sich jezt wohl vermuthen, daß das mit den doppelten Stieren verzierte Fragment sammt der Triglyphe zu demjenigen obern Theile des Altars gehört habe, welcher bestimmt war, die obere Fläche desselben zu tragen, sey es nun, daß beides bloß zur Verzierung des ganzen über die Grundlinien des Profils weit hervorspringenden Tragbalkens gedient, oder daß die Säulen, zu welchen das Capitell gehörte, bestimmt gewesen, den obern Theil des Altars, den eigentlichen Opfertisch, rings herum zu unterstützen. Jedenfalls hat man sich entweder eine fortlaufende Verzierung von doppelten Stieren, oder eine mit dergleichen Capitellen versehene Säulenreihe rings umherlaufend zu denken. Wenn übrigens hierbei eine viereckige Form des Altars angenommen wird, so stützt sich diese Ansicht auf die Analogie anderer Bauwerke, zugleich auch auf die rechtwinkelige Gestaltung des Capitells selbst, und kann nicht durch die ohne allen Grund aus Kallimachos H. in Del. 321:

> *πρὶν μέγαν ἤ σεο βωμὸν ὑπὸ πληγῇσιν ἑλίξαι*
> *δησσόμενον*

von dem Herausgeber des Stuart'schen Supplementbandes abgezogene Behauptung, daß der hier genannte

---

* Ueber diese und andere Altäre von ungewöhnlicher Größe vgl. K. O. Müller's Hdb. der Archäol. S. 335. 5. erste Ausg. Eustath. zu Ilias *θ*, 249, wo auch ein Ephesischer Altar von Hörnern (*κεράτινος*) angeführt wird, wahrscheinlich nur ein Verwechselung mit dem Delischen.

Altar rund gewesen sey, entkräftet werden.* Ja, ist jener oben angeführten Erzählung von dem auf Platon's Anrathen umgebauten Altar Glauben zu schenken, so würde die Würfelform des Altars außer allem Zweifel seyn. Endlich ist auf dem Capitell, auf welches wir noch einmal zurückkommen, die Stellung der auf die Vorderfüße hingefallenen Stiere gewiß nicht ohne Bedeutung, indem hierdurch die Lage des zum Schlachten bestimmten Opferstiers und hiermit das Opfern selbst, ja die ganze Entstehung des Altars symbolisirt werden sollte. Eine solche Stellung hat Kallimachos im Sinne, wenn er von den dem Apollon zu Kyrene zu opfernden Stieren sagt, H. in Apoll. 78:

ᾗ ἔνι πολλοὶ
ὑστάτιον πίπτουσιν ἐπ᾽ ἰσχίον, ὦ ἄνα, ταῦροι,

wozu Spanheim zu vergleichen ist.

J. Osann.

---

* Ueber den von Kallimachos hier angedeuteten Tanz um den Altar, welcher auf Theseus zurückgeführt wird, vgl. Plutarch im Theseus 21.

Nachrichten vom December.

Versteigerung.

St. Petersburg. Mit Erlaubniß der Regierung wird nächstens in Petersburg eine sogenannte patriotische Kunst-Lotterie eröffnet werden, deren Zweck es ist, den Malern Gelegenheit zu geben, ihre Arbeiten belohnt zu sehen und den Kunstsinn im Allgemeinen zu beleben; ein Loos wird 5 Rubel kosten.

Statistik der Kunst.

London. Das englische Parlament hat während seiner lezten Session ein Comité ernannt, das sich mit der Prüfung der zweckmäßigsten Mittel zur Verbreitung von Kenntnissen in den Künsten und namentlich der Elemente des Zeichnens beschäftigen soll. In dem Berichte sucht das Comité den Grund des Mangels an Kunstsinn darin, daß England nicht wie Frankreich und Deutschland dem Publikum geöffnete Gallerien besitze, gleichsam als ob nicht erst der Kunstsinn der Völker diese Gallerien geschaffen hätte. Es schlägt daher die möglichste Begünstigung der Errichtung öffentlicher Gallerien und Museen vor; ferner die Gründung eines dem Berliner ähnlichen Gewerbinstituts: „in welchem nicht blos theoretischer Unterricht ertheilt, sondern auch die praktische Anwendung der Kunst auf das Fabrik- und Gewerbewesen gelehrt werden soll.“ und trägt darauf an, daß dem Parlamente jährlich ein Bericht über die Fortschritte abgestattet werde, die das Land in den schönen Künsten mache.

Technisches.

Frankreich. Hr. Calmette zu Aachen hat so eben im Dep. du Lot ein Lager von Steinen entdeckt, die sich eben so vortrefflich zur Lithographie eignen, als die besten in Frankreich und Deutschland. Die Art und Weise, wie dieses Lager ausgeht, scheint glaublich zu machen, daß man aus demselben weit größere Steine gewinnen werde, als die, welche man bisher zu lithographischen Zwecken erhalten konnte, nämlich solche von 3 – 4 Metres Länge und 2 – 3 Metres Breite.

Hr. Letronne hat der Akademie der Wissenschaften zu Paris in deren Sizung vom 14. d. M. Lithographien vorlegen lassen, die er durch Gegenabdrücke erhalten. Sein Verfahren besteht darin, daß er einen Kupferstich, feucht wie er aus der Presse kommt, sofort auf einen dazu vorbereiteten Stein abdruckt, welcher Abdruck dann zu zahlreichen Steindrücken gebraucht werden kann. Ein von ihm auf diese Weise erhaltener Steindruck, der 1200ste Abzug, war durchaus sauber und gab die feinsten Striche des Originals wieder.

Artistischer Verkehr.

Brüssel, 25. November. Unter den Fremden, welche in diesem Jahre unsere Kunstausstellung besuchten, bemerkte man auch mehrere deutsche Kunstfreunde und Maler, welche bemüht waren, künstlerische Verbindungen von der Art anzuknüpfen, daß künftig die Kunstwerke beider Länder in den gegenseitigen Ausstellungen gezeigt werden sollen.

Neuholland. Aus dem zu Sidney erscheinenden Reformer vom 9. Juli d. J. ersieht man, daß selbst in jenem entlegenen Winkel der Welt der Geschmack für die schönen Künste sich zu zeigen anfängt, indem Hr. Lyons kürzlich mehrere Kupferstiche nach Bildern von Martin, dem excentrischen englischen Geschichtsmaler, und Hr. Brennand sogar ein Bild von Rembrandt vom Cap erhalten hat, für welches er 50 Pfd. fordert.

Persönliches.

London, 25. November. Die portugiesische Regierung hat den Grafen von Farrobo, früher Baron von Quintella, zum Präsidenten der Königl. Akademie der Wissenschaften und Künste ernannt.

St. Petersburg, 26. November. Wassiliy Demidow, der in der Hofwagenfabrik als Meister mit Unterofficiersrang angestellt, und von der Kaiserl. Akademie der Künste wegen seiner Fortschritte in der Malerei als freier Künstler anerkannt worden, ist zur 14ten Klasse befördert und an den Professor Brüloff zur weiteren Vervollkommnung in der Malerei gewiesen worden.

Leipzig, 3. December. Professor Becker, Sohn des ehemaligen Antiken-Inspectors in Dresden, ist zum außerordentlichen Professor der Archäologie an der hiesigen Universität ernannt worden; er war seither Gymnasiallehrer zu Meißen.

Haag, 13. December. Der König der Belgier hat den Maler Hrn. van Kerckhove zum Leopoldritter ernannt.

Brüssel, 17. November. Durch eine Königl. Verordnung vom 14. d. sind die Herren G. Geefs (Bildhauer), Navez (Maler) und H. v. Asche zu Rittern des Leopold-Ordens ernannt worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 35.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 10. Februar 1837.

— Es ist
Mein dringendes Bedürfniß, ist mein letzter,
Verzweifelter Versuch — —
Jetzt lassen Sie mich von sich unerhört!

Schiller.

Lisardo.

(Fortsetzung.)

Der Gouverneur von Salerno saß am Fenster und las ein von Neapel gekommenes Schreiben. Waren es die Schatten der abendlichen Beleuchtung, die über seine Züge fielen, oder hatte eine innere Bewegung sein faltiges Gesicht mehr als gewöhnlich zusammengezogen? Er legte den Brief langsam auf die Seite und sah nachdenklich gegen die Berge hinaus. „So kurz schreibt keine zärtliche Frau,“ sagte er vor sich hin; „der vergnügte Ton kommt mir gezwungen vor, und wenn irgend etwas in dem Schreiben aufrichtig ist, so ist es ihre Zärtlichkeit für mich. Es ist nicht richtig, es muß irgendwo fehlen.“ Ein Diener trat herein und sagte: „Hier ist noch ein Brief; er ist mit dem andern Schiffe gekommen.“ — „Nun werden wir ja sehen!“ rief der Greis und riß begierig das Siegel auf. Es war ein Schreiben eines Freundes, den er um Nachrichten über die beiden Neuvermählten gebeten hatte. Es waren keine fröhlichen. „Man würde,“ hieß es, „sehr Unrecht thun, wenn man diese Ehe eine unglückliche nennen wollte, denn der Gemahl Eurer Nichte läßt es weder an Freundlichkeit noch Aufmerksamkeit fehlen; nur will man wahrgenommen haben, daß in seinem Wesen eine gewisse Kälte liege, und daß überhaupt dem ganzen Verhältnisse die Herzlichkeit abgehe. Wie ich Octavien kenne, muß ich fürchten, daß sie diesen Mangel tief empfinden möchte. Uebrigens wenn nur einmal die erste Jugend verflogen und das Gemüth etwas abgedämpft ist, darf man mit Zuversicht hoffen, daß sich eine recht verständige Zuneigung zwischen den beiden Gatten festsetzen werde. Petronio ist ein Mann, der seinen Weg machen muß, und das ihm bevorstehende glänzende Loos, das ihm zugleich eine freiere, sogar in Betreff des Aufwandes weniger bedächtliche Stellung erlauben wird, kann die Wirkung auf seine Gemahlin mit der Zeit nicht verfehlen.“ — „In einem Eurer früheren Schreiben,“ so lautete die Nachschrift, „habt Ihr mich nach dem jungen Lisardo gefragt. Erst jetzt war ich im Stande, vollständige Erkundigungen über ihn einzuziehen. Man schildert ihn als einen jungen Mann von trefflichen Gaben und anziehendem, zuweilen selbst liebenswürdigem Benehmen, schreibt aber seinem Temperament etwas Ungewisses und Unstätes zu. Mit seinen Studien waren seine Lehrer nicht zufrieden, sie sollen keine solide Richtung gehabt haben; Beschränkungen sey er auf eine hochfahrende, ja verletzende Weise entgegengetreten. Ueberhaupt soll er, wie sich Jemand, der ihn näher kannte, ausgedrückt hat, seine Hörner noch bedeutend abzustoßen haben. Rasch und entschieden, wie er ist, könnte er, wenn er seine Talente in Anwendung bringen wollte, ein sehr brauchbarer,

oder auch ein sehr schädlicher Mensch werden. So aber ist von ihm weder etwas zu hoffen noch zu fürchten, da er keinen Plan und keinen Zweck für's Leben hat."

„Lupus in fabula!" unterbrach sich der Gouverneur im Lesen, als ihm Lisardo gemeldet wurde. „Willkommen, Signor Lisardo!" rief er dem Eintretenden entgegen; „es freut mich, freut mich herzlich, Euch zu sehen! Ich schließe daraus, daß Eure Freundschaft zu mir keinen Stoß erlitten hat, wie ich fast befürchten mußte." — „Mein Herr und Freund," erwiderte der Jüngling, indem er die dargebotene Rechte ergriff, „mich führt ein wichtiger Entschluß zu Euch, und wenn Eure Freundschaft noch die alte ist, so gewährt mir dazu Euren Beistand. Laßt mich von dem Ereigniß schweigen, das mich so plötzlich um mein ganzes Glück, um meine Hoffnungen, meinen Lebensmuth gebracht hat. Ich war völlig in mir gebrochen und vernichtet und lebte viele Tage in dumpfer, regungsloser Stille hin. Hätte ich in diesem Scheintod, in diesem Pflanzenleben verharren können, ich wäre glücklich gewesen; aber es soll nicht so seyn: die innere Lebenskraft läßt sich nicht unterdrücken, mein Geist arbeitet gewaltsam in mir, ich muß die Einsamkeit und die herben, wilden Gedanken fliehen, die sie gebiert. Nur Eines bleibt mir übrig: die beschwichtigende, rastlose Thätigkeit. Da ich mit meinem eigenen zu Ende bin, so will ich für der Andern Wohl bemüht seyn. Auf welche Weise, ist mir gleichgültig: ich will nur Eines, Arbeiten und Vergessen. Dazu nun seyd mir behülflich und weist mir irgend einen mühseligen Posten in Eurer Verwaltung an."

Wie oft tritt ein Fall im Leben ein, wo man wünschen möchte, ein theilnehmender, verständiger Freund möchte unversehens dazwischen kommen, einen guten Vorsatz deutend zu fördern, einen peinlichen Knoten zu schlichten und Alles die rechte Straße zu weisen. Aber so gut wird es uns nicht, der Deus ex machina läßt vergebens auf sich warten, die Verwicklung geht ihren Gang und fordert ihre schmerzlichen Opfer. Der Gouverneur hatte den Bittsteller Anfangs etwas verwundert angehört, nach und nach aber, wie er zu merken glaubte, wovon die Rede sey, wurde er freundlich, rieb sich vergnügt die Hände und sagte, als jener geendet hatte: „Freund, Ihr habt einen sehr vernünftigen Entschluß gefaßt, und ich freue mich aufrichtig darüber. Ja, das ist es, was ein junger Mensch nöthig hat, Thätigkeit, Fleiß und Ordnung! Ein nützliches Mitglied des Staats und der Gesellschaft zu werden, das ist besser als all die unnütze Träumerei und Schwärmerei, und belohnender obendrein; denn es ist doch auch nicht zu verachten, wenn man ein angesehener Mann ist und die Achtung seiner Mitbürger genießt."

Lisardo hatte diese Uebersetzung seiner Gedanken etwas unmuthig an sich ergehen lassen; wie erstaunte er aber, als der Gouverneur fortfuhr: „Nun, an mir soll's nicht fehlen, ich will gern das Meinige thun, damit Ihr seht, wie gut ich's mit Euch meine. Eben heute ist ein Posten vakant geworden, den ich Euch sogleich übertragen will; er ist in meiner Registratur und wird Euch so ziemlich im Athem erhalten." Lisardo trat zwei Schritte zurück und sagte: „Es scheint, wir haben einander nicht recht verstanden, Herr Gouverneur!" — „Nun?" — „Ich habe mir unter der Thätigkeit etwas anderes vorgestellt. Ich will doch hoffen, daß ich noch mehr leisten kann, als ein Abschreiber. Wenn mir darum nur zu thun wäre, so könnte ich's zu Hause und zu meinem Privatvergnügen treiben. Eine öffentliche Thätigkeit aber habe ich mir ein wenig höher gedacht." — „Der Ehrgeiz übermannt Euch zur unrechten Zeit, Signor!" sagte der Gouverneur mit kaltem Tone; „man muß von unten anfangen, wenn man etwas werden will." — „Gott sey mein Zeuge," rief Lisardo, „ob ich ehrgeizig bin! das ist's ja eben, daß ich gar keine Laufbahn im Sinne habe! ich will bleiben was ich bin, nicht tiefer anfangen und es nicht höher bringen." — „Das verstehe ich nicht," sagte der Gouverneur; „es ist mir noch kein vernünftiger junger Mann vorgekommen, der nicht in aller Ordnung seine Carriere machen wollte, und anders geht's auch nicht. Im Geringen muß man geprüft werden, um zum Größeren tüchtig befunden zu werden." — „Ich möchte doch wissen," lächelte Lisardo, „ob man's einem am Abschreiben ansehen kann, weß Geistes Kind er ist. Uebrigens rede ich unnütze Worte, wir werden uns nicht verstehen." — „Ich weiß auch gar nicht, was Ihr wollt!" rief der Gouverneur verdrießlich. „Am Ende meint Ihr gar, ich solle Euch meine Provinz auf ein paar Wochen leihen, um Experimente damit zu machen!" — „So etwas wär's beinahe gewesen," entgegnete Lisardo freundlich; „aber wir sind in unsern Gedanken so weit auseinander, daß ich Euch unmöglich mehr sagen kann, was ich eigentlich wünsche. Das Einzige kann ich Euch zum Schluß vertrauen, daß ich nicht Registrator werden mag." Er verbeugte sich und ging hinweg. Der Gouverneur sah ihm lange nach und fuhr sich dann bedenklich über die Stirne. „Der arme Schelm!" sagte er, „den hat der Kummer um den Verstand gebracht; wenn ich ihn nur überreden könnte, die Stelle anzunehmen, vielleicht würde er über der trockenen Arbeit wieder zu sich kommen. Ein Anderer wäre froh daran."

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Neujahr in Paris.

(Beschluß.)

Als Kopfputz auf Soiréen, Bällen und bei andern Festlichkeiten sind die Turbans sehr en vogue; in den

Modeläden der Rue Vivienne sieht man viele ausgestellt. Im Magazin „der drei Sultaninnen" steht ein Turban vor dem Fenster, der sich durch seinen wahrhaft orientalischen Luxus auszeichnet. Er ist aus einem kostbaren Cachemirshawl gewunden und mit Perlen und einem ganzen Paradiesvogel geziert. Mit Damenhauben wird ebenfalls großer Aufwand gemacht. Die schönsten und neumodischsten sah ich in der Opera comique und bei der Aufnahme Guizots in die französische Akademie; besonders gefielen mir die Hauben von rothem oder blauem Sammt, mit Perlen oder auch einfach mit Blonden und Spitzen verziert; ihre Form glich fast den Hauben à la Marie Stuart. Die meisten sind mit Blumen geschmückt, doch sieht man auch viele mit Blonden, und anstatt der Blumen mit Marabouts geziert, noch andere mit Spitzen in Form eines Diadems; diese sind mit rosenfarbenen, blauen oder strohgelben, in tüllene Schalen gehüllten Sammtbändern, jene mit gleichfalls in Gaze eingeschlossenen Sammtblumen geschmückt. Die allerneuesten Hauben endlich nennt man à l'Italienne. Zwei Schmetterlinge von Seidenspitzen, welche über die Wangen herunterfallen, während die Spitzen auf der Stirne platt anliegen, verleihen diesen Hauben eine eigenthümliche Grazie, und die gefälteten Spitzenstreifen, welche das Gesicht wie ein schöner, gleichmäßiger Backenbart einrahmen, werden in der Mitte von einer goldenen Aehre zusammengehalten, was die Eleganz dieser Hauben nur noch vermehrt. Was aber diesem Kopfputze unwiderstehlichen Reiz gibt, ist ein Rosenzweig mit Knospen und Blättern, der ebenfalls von einer goldenen Aehre gehalten und so befestigt wird, daß die Blätter und Knospen sich auf die Wangen herabneigen und mit ihnen vermählen, wie jene bescheidenen Blumen, welche, anstatt den Blick stolz gen Himmel zu erheben, ihn demüthig zur Erde senken und sich mit dem Grün der Wiesen vermischen.

Die beliebtesten Stoffe für Damenkleider sind schwarzer, violetter, himmelblauer, granat-, kirsch- und kastanienfarbiger Sammt, Sammt auf Caschemir und Atlas, weißer oder rosenfarbener afrikanischer Sammt; ferner die orientalischen Atlasarten, Salomonsatlas, Zebraatlas. Kleider von Atlasdamast, mit Gold, Silber oder Seide durchwirkt, finden vielen Beifall. Wie diese Kleider ausgeschnitten und besezt sind, will ich unerwähnt lassen; ich bemerke nur noch, daß die platten Ermel unbedingt über die weitbauschigen Gigots gesiegt haben. Die wichtigste Neuerung in den weiblichen Kleidermoden ist aber unstreitig, daß die Pariser Damen anfangen, Röcke von demselben Tuch, wie wir Männer zu tragen. Das ist hart: nachdem sie sich hier mit Madame Düdevant des Romans und der Revuen, mit Mademoiselle Püget der komischen Oper, mit Mademoiselle Bertin der großen Oper und mit Madame Ancelot des Théâtre français bemächtigt, stehlen sie den Männern auch noch einen Stoff, der bis auf den heutigen Tag ihr alleiniges Erbtheil war, und ihnen das Recht gab, alle weiblichen Kleidungsstücke mit dem Titel „Flitterstaat" zu bezeichnen. Die königs- und jüstemilieublauen Damenüberröcke waren diesen Winter sehr zahlreich auf Promenaden zu sehen; vorne an der Brust sind sie zugeknöpft und mit gestickten Schnüren geschlossen; die Ermel sind oben ein wenig bauschig und werden nach der Hand zu enger; am Handgelenke knöpft man sie mit zierlich geformten und seidengesponnenen Knöpfchen zu. Zu diesem Anzuge trägt man kleine Halbstiefeln, ebenfalls mit Seidenknöpfchen. Diese Halbstiefeln sind ein zweiter Eingriff in die Männerrechte: jezt fehlt bloß noch, daß die Damen hier das spanische Rohr in die Hand nehmen. — Damit schließe ich meinen heutigen Bericht, kann aber nicht umhin, nochmals die Bitte zu wiederholen, alle Verstöße gegen genaue Beschreibung weiblicher Toilette verzeihen zu wollen.

Die Rose meiner Schwester.

Rose meiner Schwester!
Sie allein hat dich getränkt,
Vor dem Froste dich geborgen,
Deiner Blüthen Luft gelenkt
Und gesonnet jeden Morgen.

Rose meiner Schwester!
Als sie blühend dein gepflegt,
Blühtest du mit ihr so selig;
Als man sie in's Grab gelegt,
Welktest du, wie sie, allmählig.

Rose meiner Schwester!
Bliebest, wie die Schwester, todt,
Kam nicht mehr dein milder Schimmer;
Ach, der Wangen mildes Roth
Kam auch meiner Schwester nimmer!

Rose meiner Schwester!
Trau' ich meiner Augen Treu'?
Fängst ja an zu blühen wieder?
Blüth' und Blätter werden neu,
Moosig frisch wird dein Gefieder!

Rose meiner Schwester!
Pflegt sie dein als Engel dort?
Sollst du wieder Blüthen tragen,
Weil sie blühet immerfort?
Und sollst du's uns Lieben sagen?

K. J. Schuler.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Beschluß.)

Bulwers Herzogin von la Vallière.

Weil Bulwer den Stoff seines Dramas Allem nach einer französischen Novelle entnommen, hat er es vermuthlich consequent erachtet, ihn auch im Geschmacke der neuern französischen Romantiker zu bearbeiten, und wenig fehlt, er hätte sich als vollendeten Schüler dieser verworfensten aller Geschmacksschulen bewiesen. In der Scene, wo Mademoiselle de la Vallière das Kreuz umklammert, ist dem Könige ein so stürmisches Verhalten vorgeschrieben, daß ich einige für ihre und ihrer Töchter Augen besorgte Mütter die Logen verlassen sah, und von der Galerie, sogar von der Galerie, wo das Viergroschenpersonal sich nicht leicht aus der Fassung bringen läßt, eine Baßstimme ein zweimaliges: shame, shame, hören ließ. Bulwer ist in Paris gewesen, und weil er dort ähnliche Scenen den Beifall der Menge sich hat gewinnen sehen, scheint er nicht den geringsten Zweifel gehegt zu haben, daß die Londoner Welt dem Beispiele der Pariser folgen werde. Das ist aber ein Fehlschuß, der dem scharfen Schützen, zu welchem Bulwer in seinem „England und die Engländer" sich aufgeworfen hat, wenig Ehre macht. Noch hält man in England etwas auf die altväterische Sitte des Erröthens, und die Frage, ob, wenn Bulwer sich etwa vorgenommen hat, seine Landsleute durch das Organ der Bühne französisch zu romantisiren, ihm das gelingen werde, dürfte wohl verneint werden.

Die Sprache des Drama's ist zierlich und niedlich, überall, wo der Strom der Rede ruhig fließt, emphatisch und beredt in zwei oder drei der bedeutenderen Scenen, aber ihrem allgemeinen Charakter nach schwächlich; manche hübsche Phrase, manches gefällige Bild in einem ungeheuern Schwall von Worten, aber nur wenige Zeichen tiefen oder gesunden Denkens. Die zwei ersten Akte dürften die besten seyn; es zeigt sich hier mehr Kraft und Feuer, als in den andern dreien. Der dritte ist qualvoll langweilig, und die langen Reden, welche im vierten und fünften vorkommen, verrathen zu deutlich die Ursache ihres Daseyns, den Zweck, fünf Akte und den Theaterabend zu füllen. Alle Charaktere sind entweder schwach, oder lasterhaft, oder Beides; selbst der ritterliche Bragelone ist von dem Vorwurfe strafbarer Schwäche nicht frei, und die Herzogin — zwei redliche Gefühlsausbrüche abgerechnet, thut die gute Dame fünf lange Akte hindurch fast nichts als weinen. Bei so bewandten Umständen hatte Bulwer nur der zahlreichen Anwesenheit seiner Freunde, wie der Courtoisie des hiesigen Theaterpublikums und dem nach Kräften guten Spiele der Repräsentanten seiner Charaktere die Aufnahme zu danken, welche der ersten Vorstellung zu Theil wurde. Wo mit dem geringsten Scheine von Rechtfertigung ein Applaus sich anbringen ließ, da erschallte einer, zwar dünn, doch ohne durchdringenden Widerspruch. Am folgenden Abend wurde die Herzogin wiederholt, bei einem vollen Hause, mit demselben Erfolge. Tags darauf zeigte die Theaterdirektion in den öffentlichen Blättern an, daß der Dichter das Stück einer sorgfältigen Sichtung unterworfen, und deßhalb die hiemit für den Abend angekündigte Vorstellung eine durchaus veränderte sey. Bedeutende Schnitte haben das Stück beträchtlich abgekürzt; die dritte Vorstellung ging eine halbe Stunde früher zu Ende, und das war gut, oder classischer mit Shakespeare zu reden: for this relief much thanks. Das Haus war aber leer, und das Publikum so kalt, daß die Direktion dienlich erachtet hat, mit dieser dritten Vorstellung das Stück bei Seite zu legen. Solches ist das tragische Ende von Bulwers erstem dramatischen Aufsluge. Das Fegefeuer der Bühne hat ihm die wächsernen Flügel geschmolzen. Wird die Kritik ihn veranlassen, sich dauerhaftere zu fabriziren? **W. S.**

Florenz, Januar.

(Fortsetzung.)

Fräulein v. Fauveau. Ein Antonello de Messina.

Daher mag auch zu erklären seyn, daß die Bildnerei jezt der Malerei bedeutend vorausgeeilt ist; wie ebenfalls, daß die Arbeiten fremder, auch verdienstvoller Künstler hier so wenig geschäzt, und dagegen die Werke Canova's immer noch als capodopera angesehen werden. Es heißt seinem patriotischen Sinn gar zu gütlich thun, wenn man, wie dies oft und noch neulich wieder geschehen, von einer europäischen Kunst träumen, und hier und in Frankreich einen Einfluß durch, oder eine Annäherung an deutsches Kunstleben erkennen will. Es sind immer die schwächern, unbedeutendern Künstler in beiden Ländern gewesen, welche dem germanischen Streben huldigten; die bedeutendern haben theils nie auf die Lockungen solcher Stimmen gehört, theils, nach einem kurzen Umwege, später nur desto fester und sicherer in ihrer eigenen Natur sich ausgebildet. Echte Liebe zur Kunst wird auf den Ruhm verzichten, über alle Länder der Welt eine Woge deutschen Lebens hinrauschen zu sehen, und nie müde werden, dem reichfließenden Strome deutscher Erfindung das Machwerk romanischer Nationen entgegenzustellen. Hat man doch nach Schlegel lange genug, und mit nicht zu berechnendem Schaden für deutsche Literatur, die dramatische Poesie der Franzosen und Italiener als nutzlos und abgethan angesehen. — Dem Fräulein von Fauveau, jener eifrigen Carlistin, welche die Herzogin von Berry in die Vendée begleitete, und seit jenem verunglückten Ritterzuge hier im Exil die Fahne des Aufruhrs mit dem Meißel vertauschte, waren wirklich die zwei Bronzethüren zu dem oben genannten Denkmal angetragen worden. Sie sollten sechs Basreliefs mit Vorstellungen aus dem Leben des verstorbenen Demidoff und die Höhe von neun Fuß haben. Die Künstlerin rechnete auf sechs Jahre Arbeit, und verlangte für Mühe, Material, Guß und Reinigung, Alles in Allem, die Summe von 115.000 Franken. Das hieß aber den Besteller wenig kennen. Demidoff, der sich freigebig, ja glänzend zu zeigen pflegt, und ein Bild, das zu 8000 Franken bedungen war, bei der Ablieferung mit 20.000 belohnte, fand die Forderung ungeheuer, und brach die schon eingeleitete Unterhandlung plötzlich wieder ab. Und doch wird die Summe Keinem, der die Kosten eines solchen Unternehmens zu berechnen im Stande ist, außerordentlich scheinen. Um bei glücklicher Beendigung des Ganzen verhältnißmäßig splendid seyn zu können, hätte es freilich wenigstens 300.000 Franken bedurft. — Die berühmte Galerie der Uffizi, welche seit langer Zeit um kein erhebliches Bild reicher geworden, hat neulich ein wahres Juwel aus der Sammlung des hier ansäßigen Venetianers Cellotti acquirirt. Dieses Bild, an seinem frühern Platz und auch noch jezt als Antonello de Messina bezeichnet, ist das Porträt (fast en face) eines Mannes in schwarzer Gewandung von mehr als mittlern Jahren, auf dessen Haupt aber noch das dicke, etwas buschige Haar wie dämmernde Nacht ruht, während der gelbliche Ton des Carnats dazu in vortrefflicher Harmonie steht.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 15. Freitag, 10. Februar 1837.

Lyrische Dichtkunst.

8) Alsa-Bilder. Vaterländische Sagen und Geschichten mit Anmerkungen von den Brüdern August und Adolf Stöber. Straßburg, Dannbach, 1836. 8. S. 105.

Die Söhne des unlängst verewigten Ehrenfried Stöber haben die Dichtergabe ihres Vaters geerbt, und wie dieser noch der ältern Schule Pfeffels, Schubarts, Hebels angehörte, so zählen sie sich zu der jüngern schwäbischen Schule, welche vorzugsweise die Romanze charakterisirt.

Wir verdanken ihnen die Bereicherung unserer vaterländischen Poesie durch eine Menge der schönsten Elsässer Sagen, die man bisher wenig und zum Theil gar nicht kannte. Ist aber der Stoff derselben schon an sich poetisch, so verdient die Form nicht minder die Anerkennung aller Freunde der Romanze. Wir müssen Proben davon mittheilen. Zuerst eröffnet sich uns das landschaftliche Panorama vom Straßburger Münster aus:

Auf dem Straßburger Münster.

Ich steh so gern auf deinen Zinnen,
Du hohes, deutsches Tempelhaus:
Es geht mein stilles tiefes Sinnen
Weit über Berg und Thal hinaus.

Da rollt, mit seinen Wundersagen,
Der alte, thatenvolle Rhein.
Die dunkelgrünen Wellen schlagen
Hoch auf, im goldnen Sonnenschein.

Der Wasgau schüttelt seine Eichen
Der Schwarzwald rauscht im Tannenkleid.
Seyd euch so fern, doch nimmer schweigen
Will eurer Sehnsucht tiefes Leid.

Habt euch alltäglich vor den Blicken,
Alltäglich schlägt von Lieb' die Brust.
Könnt euch durch flinke Vöglein schicken
Gruß, Minnewort', und Leid und Lust.

Und eure Schlößlein können tauschen
Von alten Zeiten manche Mähr',
Wie sie durch Eichenwipfel rauschen,
Von starken Rittern kühn und hehr.

Vom Thal, wo Baden's Wunderquelle
Aus warmem Erdenschooße springt;
Vom Berg', wo einsam nur die Welle
Des Böhlchensee's am Felsen klingt.

Vom Mummelsee, wo Feen wallen,
Krystall'ne Zauberschlößlein stehn;
Von Königsburg, mit ihren Hallen,
Auf lichten aarumkreisten Höh'n.

Vom Staufenberg, die holde Sage,
Die sich im alten Liede regt;
Von Hohenburg, wo stille Klage
Der jungen Nonne Herz bewegt. —

So mögt ihr rufen manche Kunde,
Sie soll durch Fels und Haide wehn;
Soll schweben frisch aus deutschem Munde
Und tief in Aller Herzen gehn.

Der graue Wächter hört sie gerne,
Das Münster, an der Alsa Strand;
Es schaut umher nach blauer Ferne,
Und steht verklärt im Steingewand.

Die jungen, bunten, flücht'gen Bilder,
Die kennt der graue Wächter nicht:
Drum wird sein Blick stets freier, milder,
Wenn altes Lied durchs Rheinthal bricht.

Fest wurzelt er in deutschem Grunde,
Dem deutschen Geist und Sinn vertraut,
Und wahrt in des Alsaten Munde
Auf ewig deutschen Wortes Laut.

In dieser Weise geht auch durch alle folgende Dichtungen jener echte deutsche Geist, der sich nicht ins Französische übersezt und nachher gegen Deutschland wie gegen ein fremdes Land kokettirt, sondern der einfach seyn und bleiben will, was er ist, deutsch. Die alte Zeit mit ihren je an bestimmte Oertlichkeiten geknüpften Sagen wird heraufbeschworen. So die Sage vom Finger des h. Theobald, der noch im Tode den Ring so fest hielt, daß er mit demselben ausgerissen und von dem treuen Diener Maternus am Pilgerstabe herumgetragen wurde, bis er in eine Tanne, an die der Stab gelehnt wurde, einwuchs, was der Kirche und Stadt Thann im Elsaß den Ursprung gab. Das Lügenfeld bei Thann, wo Kaiser Ludwig der Fromme von seinen Söhnen verrathen wurde. Die liebliche Sage von den drei Aehren:

Aus der Klosterkirche schleichet,
Bangen Tritt's, ein bleicher Mann;
Seine Haare sträuben wild sich —
Ach! daß er nicht beten kann!

Hat mit frevelhaftem Sinnen,
Frech geraubt ein hohes Gut;
Und ihn treibet das Verbrechen,
Und es starret ihm das Blut.

Also zieht er fluchend fürder,
Kaum daß noch sein Stab ihn hält;
Bebend greift er nach der Hostie,
Wirft sie scheu ins Aehrenfeld.

An drei Halmen bleibt sie hangen —
Bienlein fliegen schnell herbei,
Bauen emsig drum die Waben,
Summen sanfte Melodei.

Aus den süßen Brombeerblüthen
Zieh'n sie frischen Honigsaft,
Können gar nicht ruh'n und rasten,
Fühlen schon die Himmelskraft.

Und die Wandrer, die vom Thale
Still betreten jene Höh'n,
Fühlen mild ihr Herz erschlossen,
Himmelswonnen sie umweh'n.

Betend wallt herauf ein Priester,
Weihet die beglückte Stell':
Bald umschließet die drei Aehren
Eine heilige Kapell'.

Fromme Einfalt trägt das Wunder
Weithin, über Thal und Höh'n;
Manch ein Waller aus der Ferne,
Naht mit heißem, stillem Fleh'n.

Freundlich schaut das Kirchlein nieder,
Die drei Aehren jezt genannt,
Streuet reichen Erntesegen
Auf das schöne Alsaland.

Die Sagen von der h. Odilie, von der Königin Richardis, von Herrn Marx von Eckwersheim, von der Dame von Schwanau, vom Bölchensee; die schöne Sage von der Feenbrücke:

Einst legten die Feen am jähen Schlund
Zum riesenhaften Gebäu' den Grund,
  Eine Brücke wollten sie sprengen
Hoch über's wilde Breuschthal rund,
  Mit kühnen Bogen und Gängen.

Die Feen hatten ein Zauberwort,
Das konnte die Felsen hier und dort
  Zum Bau zusammenbannen,
Und zog aus ihren Wurzeln fort
Die höchsten Eichen und Tannen.

So wuchs die Brücke mächtig auf,
Und schwang sich hinüber zum Bergesknauf,
  Vom Zauberwort gekittet;
Tief unten hatte mit wildem Lauf
  Die Breusch ins Thal sich geschüttet.

Doch als die Feen einst erwacht,
War ihnen plötzlich über Nacht
  Das Zauberwort entschwunden,
Sie haben sich alle lang bedacht
  Und haben's nimmer gefunden.

image
not
available

Die Trauben sinken, füllen Bütt' auf Bütte
In schwellendem Gewühle bis zum Rand.
Dort trägt der Winzer mit dem schwanken Tritte
Die Bürde zu der nahen Felsenwand,
Und stellt in langer Reih' des Herbstes Güter
Mit stolzem Blicke an dem Steine nieder.

Aber die ländliche Scene verwandelt sich alsbald in ein Schlachtfeld. Die Knechte des grimmigen Ritters Conrad von Rappoltstein bekommen Händel mit den Winzern, unter denen besonders ein schöner Jüngling hervorglänzt, dessen Vater einst von dem Ritter tückisch erschossen worden. Der Kampf der Landleute gegen ihren Herrn geht aber bald in eine Adelsfehde über. Conrad wird von seinen eignen Söhnen bekämpft. Nun folgen Ueberfälle, Schlachten, Belagerungen Schlag auf Schlag. Dazwischen Scenen von Liebe, Entsagung, Eifersucht. Ein häßlicher, schielender Ritter Landolph, der die schöne Adelaide heirathen will, die einen andern liebt und mit Zaubermächten in Berührung kommt. Conrads so geistreiche als waffengeübte Tochter Gertrude, die ihrem Entführer mit dem Schwerte trozt, dagegen in geheimer Liebe zu dem schönen Egenolf von Urselingen entbrennt. Die Schilderung erinnert an Tasso und Ariost und an unsre ältern Ritterromane und ist nicht selten recht malerisch. So die Schilderung eines Auszugs am Morgen:

Die Rosse knirschen am beschäumten Zügel,
Am Boden scharrt der ungeduld'ge Huf,
Der Reiter schwinget schnell sich in den Bügel
Und schmetternd tönt der Kriegstrommete Ruf.
Der Zug beginnt, auf rauscht des Thores Flügel,
Frei fühlet jeder sich, wie Gott ihn schuf;
Und hebt die Blicke zu des Himmels Zinnen,
Nicht sorgend, was die dunkeln Mächte spinnen.

Sie lassen das gethürmte Schloß im Rücken,
Sie steigen nieder in des Thales Grund,
Und wo das Auge schweifet, thut den Blicken
Das Schöne sich in tausend Zaubern kund.
Man sieht den bunten Herbst die Wälder schmücken,
Um Felsen hallt des Quells geschwätz'ger Mund;
Die Heerden grasen auf den fetten Triften,
Der Falke wiegt sich kreisend in den Lüften.

Dagegen sind denn freilich die Kampfscenen etwas gedehnt und ermüdend. Der Kampf endet mit der Eroberung des Rappoltstein. Der alte Tyrann will nicht von der Gnade seiner Söhne leben und stürzt sich in den Abgrund, indem er sie verflucht. Dieser Fluch geht in Erfüllung, denn die beiden Söhne, Ortolph und Wipold, bekämpfen sich um das Erbe, und die Bürger der Stadt theilen sich in zwei Parteien für dieselben. Den nun sehr ausgedehnten Kampf stillt endlich Kaiser Friedrich Barbarossa:

Legnano hatte eine blut'ge Wunde
Des Kaisers Macht geschlagen. Traurig lag
Die Säule seiner Größe; eine Stunde
Hat sie zerschmettert. Hell erglänzt der Tag
Des Ruhmes ob dem longobard'schen Bunde —
Durch alle Länder scholl's wie Donnerschlag.
Die Welt, die stolzen Sieger selbst, sie schauen
Des Glückes Wechsel mit geheimem Grauen.

Das Schicksal hat zwar Friedrichs Macht zersplittert,
Doch bleibet ihm sein Name, der die Welt
Mit seines Ruhms Posaunenschall erschüttert,
Nur höher wird er steigen, wenn er fällt.
Ihm bleibt der Muth, der Sieger selbst erzittert;
Rachgier'ger, wie die Wogen durch den Belt
Hinstürmen nach Germanien's niederm Strande,
Kehrt Barbarossa in die welschen Lande.

Zum Felde ruft er bald Germanien's Söhnen,
Und nicht vergeblich wird der Tuba Klang
Vor ihrem kriegerischen Ohr ertönen;
Vom Aufgang tönen bis zum Niedergang.
Nur wenig Monden Ruhe auf der schönen
Alsat'schen Flur, bei'm frohen Rundgesang,
Verjüngt die Kräfte auf des Wasgau's Höhen,
Und neu erstrahlen ihm die Kriegstrophäen.

Er stillt den Bruderzwist und vermählt ihre Schwester Gertrud, die seine Gemahlin längst gekannt und beschützt hat, mit dem Urselinger. Nachher aber bricht der Haß der beiden Brüder wieder aus. Ortolph tödtet den Wipold durch einen Pfeilschuß, und geht dann, von Gewissensbissen gepeinigt, in ein Kloster. Rappoltstein kommt an den Urselinger.

Das Gedicht beurkundet eine große Liebe zu der heimischen Sagenwelt, zu den alten Erinnerungen, in deren romantisches Dunkel der Verfasser dem Lärm des Tages entflohen ist. Die Sorgfalt, mit der er ein so umfangreiches Gedicht bis zum Schluß ausgearbeitet, ist auffallend in unserm alles übereilenden Jahrzehent, und die ganze Erscheinung erhält durch den Umstand, daß der Verfasser dem, der deutschen Bildung zu lange entfremdeten Elsaß angehört, etwas Eigenthümliches und Anziehendes.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 36.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 11. Februar 1837.

Es scheint, was sich am schnellesten bewegt,
Für uns zu ruhn; es schweiget unserm Ohr
Der lautste Sternenklang. —

Herder.

Die Himmelsbegebenheiten des Jahrs 1837.

Dargestellt

von

Dr. Nürnberger.

Das begonnene Jahr 1837, über dessen Himmelsbegebenheiten wir den gewöhnlichen Rapport abzustatten eilen, wird sich nicht besonders reich an ausgezeichneten Himmelserscheinungen beweisen. Zwei im April und im Oktober zu erwartende totale Mondfinsternisse, auf welche wir an ihrem Orte speciell zurückkommen werden, sind wohl das Auffallendste. Indem wir uns so ausdrücken, beziehen wir uns aber freilich nur auf unser Planetensystem und einige wenige der glänzendsten, unsern Beobachtungen zugänglichsten Fixsterne. In den unergründlichen Tiefen des Firmaments können sich zahllose wichtige astronomische Ereignisse zutragen, wovon uns selbst unsere gewaltigsten Ferninstrumente keinerlei Kunde geben. Nur eine Ahnung solcher entfernten Vorgänge in den weiter abstehenden Fixsternregionen erwecken die Andeutungen der neuesten Astronomie, besonders über die Natur der Doppel-, Trippelsterne u. s. w., wie wir uns im vorigen Jahrgange unserer Blätter ausführlich darüber erklärt haben; und wir bezeichnen daher auch als eine Himmelsbegebenheit des anhebenden Jahrs, daß in demselben die Vollendung des großen Werkes über solche Doppelsterne erwartet werden darf, an welchem der berühmte Dorpater Astronom Struve seit langer Zeit arbeitet, und dessen Druck jezt auf Kosten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg ausgeführt wird. Aus diesem Werke wird dann ersehen werden, daß es in jenen Tiefen der Himmel Sonnen gibt, welche andere Sonnen in Perioden umkreisen, die nach Jahrtausenden zählen, und daß die Bildungen des Firmaments nicht auf die einzige Form von Sonnen mit einem Gefolge von Planeten und Nebenplaneten eingeschränkt seyen.

In den engeren Grenzen unseres Himmels dagegen, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, ist zunächst eine Opposition Jupiters mit der Sonne zu bemerken, welche in der Nacht vom 1sten auf den 2ten Februar eintritt. Beide Gestirne sind dann in Länge genau um eine Himmelshälfte von einander entfernt, so daß Jupiter durch die obere Hälfte des Meridians geht, wenn sich die Sonne in der untern Hälfte befindet, d. h. wenn wir Mitternacht haben. Der Planet in seinem herrlichen, gelblichen Lichte leuchtet dann also die ganze Nacht hindurch und wird sich, wenn die Witterung günstig ist, vortrefflich beobachten lassen. Dies ist um so interessanter, da sich, wie Gruithuisen anführt, jezt große Veränderungen

in den Streifen zutragen, die die Oberfläche dieses Weltkörpers auszeichnen, und welche auch diejenigen Leser, die nicht selbst Beobachter sind, auf jeder Abbildung desselben wahrgenommen haben werden.* — Wenige Tage später (den 6ten Februar) ereignet sich eine solche Opposition auch für den Mars, und es liegen dann also die Mittelpunkte des Mars, der Erde und der Sonne in einer und derselben Ebene (obwohl nicht unbedingt in derselben geraden Linie). Am 18ten Februar, ganz kurz vor Mitternacht (11 Uhr 58′ 36″ mittlere Berliner Zeit) beginnt eine Bedeckung des Mars durch den Mond, welcher leztere fast voll ist und hoch im Meridian steht. Die genaue Beobachtung dieses Ereignisses kann wichtig für die Entscheidung der Frage nach der größeren oder geringeren Höhe und Dichtigkeit der Mondsatmosphäre werden, da sich der Glanz des Planeten beim Eintritt in diese Atmosphäre schon etwas verdunkeln muß, ehe er selbst hinter dem eigentlichen Mondkörper ganz unsichtbar wird. Umgekehrt muß es sich eben so bei seinem Wiederhervortritte verhalten, welcher um 1 Uhr 12′ 12″ (derselben Zeit) erfolgt. Wir empfehlen diese interessante, allenfalls auch mit bloßen Augen anzustellende Beobachtung allen unsern Lesern ganz besonders.

In den vorlezten Tagen des Februars erlangt der veränderliche Stern Mira im Wallfisch sein größtes Licht. Dieser Stern nämlich, den schon ältere Astronomen deßwegen auch den wunderbaren (Mira ceti) genannt haben, ist einer eigenthümlichen Lichtabwechslung unterworfen, deren Periode etwa 11 Monate dauert, binnen welcher sein Licht bis zum völligen Verschwinden abnimmt und nachher ziemlich mit der nämlichen Regelmäßigkeit wieder zurückkehrt. Der schwedische Astronom Wargantin hat diesen Stern einmal so glänzend als den Aldebaran (α Tauri) gesehen, dann war er wieder, selbst mit Fernröhren, gar nicht aufzufinden. Es gibt mehrere dergleichen veränderliche Sterne am Himmel, unter denen wir nur noch Algol im Medusenhaupte (β Persei) nennen, dessen Periode besonders regelmäßig ist; und man hat diesen wunderbaren Vorgang von einer Axendrehung dieser Sterne und der gleichzeitigen Annahme abhängig machen wollen, daß ihre eine Halbkugel viel glänzender als die andere sey. Alle Umstände der Erscheinung werden aber durch diese Hypothese noch nicht erklärt und die vollständige Aufklärung bleibt einer spätern Astronomie vorbehalten.

(Die Fortsezung folgt.)

* Diese merkwürdigen Streifen der Jupitersoberfläche laufen bekanntlich dem Aequator dieses Planeten parallel, und sind ohne Zweifel atmosphärische Verdichtungen. Was jenen Parallelismus betrifft, so verdient als Vergleichung berücksichtigt zu werden, daß die tropischen Regen in einerlei Parallelkreisen der Erde ziemlich gleichzeitig entstehen, und dem entfernten Beobachter also auch als solche dunkle, dem Erdäquator parallel um die Erde laufende Gürtel erscheinen müssen. Die Verdichtungen in der Jupitersatmosphäre sind wahrscheinlich nur intensiver.

Lisardo.

(Fortsezung.)

Lisardo war in den lezten Tagen ein ganz Anderer geworden. Sein dumpfer Gram hatte einer andern, eben so einförmigen Stimmung Platz gemacht, einer völligen Menschenverachtung. „Zuerst haben sie mich bestohlen,“ sagte er, „und nun, da ich ihnen doch etwas seyn will, stoßen sie mich von sich. So will ich ihnen denn auf ewig fremd werden.“ Er konnte nicht mehr zu Hause bleiben, das Umhergehen in seinen Gemächern war ihm zuwider, die Bitterkeit, die sich seiner Seele bemächtigt hatte, ließ ihm keine Ruhe, sie trieb ihn hinaus in die Berge, wo er oft ganze Tage herumschweifte, ohne dem alten Lorenzo, so inständig er darum bat, das Mitgehen zu erlauben.

Eines Abends stieg er, erhizt und sehr müde, eine Seitenbiegung des Bergkessels herab. Das herrliche Thal, das sich vor ihm ausbreitete, konnte ihm keinen Blick der Freude abgewinnen. Dies lag schon ursprünglich in seinem Wesen: die Natur war ihm von jeher gleichgültig und der Mensch der Gipfel aller seiner Beobachtungen und Bestrebungen. Nun hatte ihn ein feindliches Schicksal mit dem Menschengeist entzweit: wie hätte er da noch den Coulissen eine Aufmerksamkeit schenken können, nachdem ihm der Held von der Bühne geschwunden war! Er folgte einem schmalen Fußsteig, und an den Rand eines Berghanges gekommen, sah er plözlich eine unerwartete Scene unter sich. Eine fröhliche Menschenmenge saß an wohlbesezten Tischen umher oder trieb sich im Grünen lachend und schäkernd durch einander. Lisardo war überrascht und sah lange hinab; ein dicker Mann und ein schlankes, junges Mädchen trugen Speisen und Getränke zu. Endlich gewahrte er das Dach eines Hauses, das halb hinter dem Berge, halb zwischen Bäumen versteckt lag. Nun war ihm das Räthsel gelöst; er wußte, daß hier eine Schenke war, ursprünglich zur Einkehr der Landleute bestimmt, die ihre Erzeugnisse nach Salerno brachten, später aber wegen ihrer bequemen Lage von der ganzen Nachbarschaft zum Schauplatz ihrer Vergnügungen erwählt. Eine lärmende Musik, bei deren Schall ein lebhafter Tanz auf dem Rasen begann, überzeugte ihn, daß die Taverne auch heut ihre Bestimmung pflichtlich erfüllte. „Macht euch nur einen guten Tag,“ dachte er, „und vergnügt euch, wie die Fliegen in der Sonne schwärmen! euer Elend wird euch doch nicht verlassen, es

folgt euch wie der Schatten dem Körper folgt!“ Er wandte sich ab und ging in den Krümmungen des schmalen Pfades fort, der in entgegengesezter Richtung lief. Wie es aber bei Bergpfaden häufig der Fall ist, der Fußsteig beschrieb einen Bogen und Lisardo befand sich, ehe er sich's versah, unten in dem lustigen Gewühl. Während er auf einen Ausweg bedacht war, kamen ihm einige junge Männer von Stand entgegen, die er in der Vecchia beim Gouverneur getroffen hatte. Beide Theile waren etwas verwundert, sich hier zu finden, jene aber, in der Voraussetzung, unser Wanderer habe, so gut wie sie, lustige Gesellschaft aufsuchen wollen, luden ihn zu sich ein, und Lisardo konnte sich nicht entziehen. Bald war eine übermüthige Unterhaltung angesponnen, an welcher der Jüngling, aufgeregt und verwildert in der langen Einsamkeit, lebhaften Antheil nahm. Seine Gesellschafter ließen merken, daß sie gern aus der langweiligen Vornehmheit der Stadt hieher zu fliehen pflegten, um ein ungebundenes Vergnügen zu genießen, und Lisardo, dem der Ton neu war, pflichtete ihnen aufrichtig bei; die Bitterkeit gegen jene Kreise, wo ihm die tödtlichste Kränkung zugefügt worden war, überwältigte ihn, und er ließ es nicht an Spottreden fehlen, die mit dem lautesten Beifall aufgenommen wurden. Er fühlte sich nach und nach behaglich und gefiel sich in einer ausgelassenen Lustigkeit. Ein Improvisatore, woran es bei solchen Gelegenheit nie fehlte, unterbrach das Gespräch und sang Verse, die von witziger Zügellosigkeit übersprudelten. Lisardo, der nun einmal im Zuge war, antwortete ihm in der gleichen Manier, und um nur etwas zu sagen, mußte er ihn überbieten. Das Glück, das seine Scherze machten, steigerte ihn, er warf eine Tollheit um die andere hin, ohne zu wissen, wo er sie hernahm, und riß seine Umgebung zu einer schrankenlosen, trunkenen Possenhaftigkeit fort, an der das Landvolk, wiewohl in ehrerbietiger Entfernung, Antheil nahm.

„Nicht wahr, Mattheo, so arg ist's lange nicht bei dir zugegangen?“ rief einer der Jünglinge dem dicken Wirthe zu. – „Das will ich meinen,“ erwiderte dieser; „aber ich wollte nur, es wäre alle Tage so! Ja, wenn uns ein solcher Herr mit seinem Besuche beehrt!“ — „Was? du Dummkopf! sind wir denn gar nichts?“ rief ein Anderer. „O, meine Herren —“ entgegnete Mattheo und verbeugte sich; dann brach er aber schnell ab und stieß das junge Mädchen, das neben ihm stand, mit dem Ellbogen an und rief: „Siehst du nicht, daß Signor Lisardo ein leeres Glas hat? Wart, träge Dirne, ich will dir hinstehen und gaffen!“ Das hübsche Mädchen hüpfte eilig herbei und schenkte ihm ein. Sie sah ihn dabei mit einem Blicke an, daß die andern Gesellen in ein lautes Gelächter ausbrachen. „Pippa,“ rief einer, „sieh den Herrn nicht so an! ich glaube, du hast etwas Böses im Sinn. Nimm dich in Acht, sonst wirst du als Hexe verbrannt.“ — Pippa zog sich beschämt zurück, aber der Auftritt hatte eine Spur in Lisardo's Gemüth zurückgelassen. Es wurde Abend und die Schenktische leerten sich nach und nach. Lisardo's Gesellschaft blieb zurück, um sich in stürmischen Tänzen auszutoben. Ein paar ländliche Schönheiten hatten sich herzu gefunden, Lisardo zog die hübsche Pippa an sich und hatte, ehe er daran dachte, ihr Herz in seiner Gewalt. Grimm und Trunkenheit stachelten ihn auf, und von den widerstreitendsten Gefühlen durchstürmt, stürzte er sich in den wilden Taumel des Genusses.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Januar.

Zeitungskorrespondenten. Hoffnungen.

„Bin so frei, grad' herein zu treten,“ wie Mephistopheles, auf die Gefahr hin, Vielen meine Sache nicht recht zu machen. Eine Korrespondenz zu führen, ist keine Kleinigkeit, erstens dem großen deutschen Publikum gegenüber. Soll man nichts berichten, als was das ganze große deutsche Vaterland interessirt, so findet sich wenig Stoff, besonders im Gebiete des Unpolitischen, und besonders in unserm guten Breslau. Was unsere lange und breite Provinz mit ihrer nicht unbedeutenden Hauptstadt für Deutschland Interessantes liefert, wird am frühesten und ausführlichsten in den politischen Zeitungen abgehandelt, die sich natürlich jeglichen Gegenstandes aus dem öffentlichen Leben bemächtigen. Nur in der Ansicht, in unverstellter, aufrichtiger Darstellung kann einem Korrespondenten von hier noch Selbstständigkeit vorbehalten seyn. Und zu dieser Selbständigkeit gehört Muth, denn die Breslauer sind sehr empfindlich, wenn sie von einer öffentlichen Korrespondenz berührt werden. Was sie in fremden Blättern aus Breslau lesen, soll mit allen den Rücksichten geschrieben seyn, die sie in dem spießbürgerlichen Schlendrian des Alltaglebens gegen einander beobachten. Dazu kommt, daß sie allerdings Ursache haben, mit mehreren ihrer Korrespondenten nach auswärts unzufrieden zu seyn. Der in unserer neuesten Unterhaltungsliteratur verbreitete Hang, Persönlichkeiten abzuhandeln, ist für manche hiesige Berichterstatter zu verlockend, als daß sie ihm nicht nachgeben sollten. Da lesen wir denn z. B., daß Der oder Jener gerne schläft, oder funkelnde Augen hat und wenig Haare, oder gerne spricht, oder gerne Glühwein trinkt, oder einen Ziegenbart trägt, und dergleichen; zuweilen sind sogar die Namen genannt. Aber ich begreife troz dem nicht, wie sich Jemand über solche Korrespondenzen ärgern kann. Wer sie schreibt, zeigt, daß er nicht weiß, was er schreiben soll, und daß er weder guten Ton, noch guten Geschmack besizt. Dieses Unwesen beweist aber, daß ein Korrespondent mit dem Bestreben, das auswärtige Publikum zu unterhalten, noch die Absicht verbinden kann, auf das einheimische zu wirken. In der That läßt sich aus vielen Gründen bei der besten Gesinnung und dem besten Willen über Oertliches (ich rechne dazu auch das Provinzielle) am Orte kaum schreiben, schon um der Censur willen; denn wenn die Censur auch in allen deutschen Staaten gleich wäre, sind es doch die Censoren nicht. Ferner liegt es in dem Interesse des Journals, für welches man

schreibt, auf das Publikum, aus dessen Mitte man schreibt, Eindruck zu machen; und Korrespondenzartikel werden nirgends begieriger gelesen, als an dem Orte, aus welchem sie kommen. Der Korrespondent kann also in seiner Gegend für die Verbreitung des Journals arbeiten, oder er kann wenigstens den einmal gewonnenen Leserkreis erhalten und befestigen helfen. Er kann aber auch das Gegentheil, und dies sollten diejenigen bedenken, welche mit ihren unschicklichen Berichten sich und die Blätter compromittiren, mit denen sie in Verbindung stehen.

Aus dem alten Jahr nehmen wir zwei Hoffnungen hinüber in das neue: die Hoffnung, die Cholera wieder loszuwerden, und die Hoffnung, ein neues Theatergebäude zu bekommen. Erstere dürfte zunächst realisirt werden, wie überhaupt die asiatische Brechruhr diesmal weit weniger um sich greift, als früher. Auch der Charakter der Krankheit scheint sich bei uns geändert zu haben. Ihr Verlauf ist rasch und tödtlich, aber äußerlich weniger schrecklich. Erbrechen und Durchfall sind minder heftig, auch bedeckt die Kranken jene entsetzliche Marmorkälte nicht, wie früher; dagegen treten gewaltige Congestionen nach dem Kopfe ein und der Tod erfolgt apoplektisch. So sagt mir ein Arzt, der eine Anzahl ihrer jüngsten Opfer zu beobachten Gelegenheit hatte. Die Hoffnung auf ein neues Theatergebäude schimmert nur bleich. Vor zwei Monaten war die öffentliche Meinung sehr damit beschäftigt. Der Freiherr v. Baerst, Besitzer der Breslauer Zeitung, unterzog sich dem alten Projekte. Er ließ sich die Unterstützung der Lokalbehörden, einiger Häupter des schlesischen Adels und einiger reichen hiesigen Kaufleute zusichern, suchte bei der Bauverordnetenversammlung einen Bauplatz nach, der ihm auch bereitwillig angewiesen wurde, und reiste nun nach Berlin, um das Wichtigste zu holen: die Concession. Anfangs glaubten Viele diese Angelegenheit in Kurzem erledigt, jetzt zweifeln Viele an dem glücklichen Erfolge überhaupt; denn man sieht es für ein böses Omen an, daß Herr. v. Baerst Berlin bereits wieder verlassen hat und nach Paris gegangen ist. Ob sich das Publikum über diese Wendung betrüben oder damit zufrieden seyn solle, anzudeuten, behalte ich mir auf den Augenblick der Entscheidung vor.

Florenz, Januar.

(Beschluß.)

Kunst. Copiren. Literatur.

Es ist unmöglich, sich eine strenger gezeichnete und zugleich gefühltere Linie vorzustellen, als die ist, welche auf der rechten Seite von der Schläfe bis an's Kinn hinunterläuft. Der dunkelblaue Ton der Luft, die einzelnen, dick- und engbelaubten Bäume, das ganze Ansehen des Bildes stehen in der nächsten Beziehung zu Hemmling, zur niederrheinischen Schule überhaupt, so daß es für die Kunstgeschichte interessant seyn müßte, den Meister dieser einzigen Schöpfung zu ermitteln. Für die, welche solche Studien interessiren, kann hier bemerkt werden, daß aus derselben Sammlung in den Besitz des Herrn von Portalès in Paris ein ähnliches, wie es heißt, besser beglaubigtes Bild desselben höchst unbekannten Meisters gekommen ist. Ein anderes Bild des Antonello, das hier in Florenz Namen und Jahrzahl trägt, steht mit einer ganz andern Schule in Verbindung. Das Porträt wäre, als Antonello außer Zweifel gestellt, schwerlich je an seinen jetzigen Platz, wohl aber längst in eine auswärtige Sammlung gekommen. Aus derselben Kunsthandlung ist ferner der große, längst feilgebotene Titian (?), Christus in Emaus vorstellend, nebst einigen kleinern Tafeln für die nicht unbedeutende Summe von 6000 Scudi in die Sammlung Demidoffs übergegangen. Dies, und daß der bekannte Pampeloni an einer schreitenden Venus arbeitet, ist ungefähr alles, was aus der hiesigen Kunstwelt in diesem Augenblick interessiren kann. Durch zwei Worte aber dürfte das Ausland vor Copien zu warnen seyn, die hier aus der in solcher Nachahmung sehr glücklichen Hand eines Florentiners hervorgehen, und als Originale in die Welt geschickt werden. So kam vor Kurzem eine Wiederholung jener wundervollen Madonna del Granduca von Rafael zum Vorschein, welche in einzelnen Retouchen, in stellenweisen Abblätterungen, in einer kleinen, im Rafaelschen Styl entworfenen Landschaft ein sehr altes Ansehen hatte. Bartolini, der selbst hinter's Licht geführt seyn mochte, mit vielen andern berühmten Künstlern, erklärte das Bild für ein Originalwerk Rafaels, während Andere sich genügsamer zeigten und es für eine alte Copie ausgaben. Durch andere Werke aus derselben Fabrik sind bei Weitem vorsichtigere Leute als Bartolini hintergangen worden. Es übertreffen diese Arbeiten durchaus jene Versuche, welche in ähnlicher Weise in Bologna und im Wiedergeben venetianischer Originale in Venedig angestellt werden. Die Leichtigkeit und Festigkeit, womit namentlich die Tafeln nach der ersten Manier Rafaels beschafft sind, ist für die kurze Zeit, welche der Maler auf sie verwendet, und für die immer große und wirklich nicht geistlose Aehnlichkeit durchaus merkwürdig. Auch einträglich könnte dies Gewerbe werden, wenn der Künstler nicht glücklicherweise eitel genug wäre und zuletzt selbst sein Geheimniß ausplauderte. — Vom literarischen Leben spürt man sehr wenig. Niccolini ist stark mit einer Darstellung der sizilianischen Geschichte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts beschäftigt, von der man sich allgemein viel zu versprechen scheint. Seine neue Tragödie: Rosamunde, dürfte der Beendigung nahe seyn. — Ueber Dante werden hier von Centofanti stark besuchte Vorlesungen gehalten.

Auflösung der Charade in Nr. 30:

Maultrommel.

Räthsel.

Wie heißt der Herr Papa,
Der seine Kinder nicht allein gezeuget
Mit einer Frau, vor der er tief sich beuget,
Der seine Kinder auch mit Lust geboren,
Oft mehr als eins bei Einem Tanz der Horen.

Er putzt sie, wie ein Bär
Die kaum geworfnen, ungeleckten Jungen,
Doch manches ist aus wilder Eh' entsprungen;
Erkennt die Frau sie nicht an als die Ihren,
So wird er Malz und Hopfen wohl verlieren.

Ein manches echte Kind
Wird lange seinen Vater überleben,
Indeß die wilden bald den Geist aufgeben,
Der nur von außen ihnen angeflogen
Und nicht als Gast bei ihnen eingezogen.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 37.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 13. Februar 1837.

— Von Freud' ist nicht die Rede:
Dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichsten Genuß,
Verliebtem Haß, erquickendem Verdruß.

Goethe.

Lisardo.

(Fortsetzung.)

Als Lisardo am andern Morgen in einem Zimmer der Schenke erwachte, war ihm das Vergangene wie ein Traum. Aber der Traum wurde lebendig vor ihm; mit starren Augen sah er die Bilder des Geschehenen aufsteigen, er konnte sie nicht abwehren, und bald fühlte er die nagende Pein des Geiers im Herzen. „Dein System ist fertig," sprach er höhnisch zu sich selbst; „gestern war es noch unvollkommen. Du hast die Menschen verachtet, aber Einen vergassest du, dich selber! Das kannst du jezt nachholen. Fühlst du nun hinlänglichen Ekel vor der Menschheit?" In diesen Gedanken trat ihm plözlich ein Bild vor die Augen, das unschuldige, trauernde Antlitz Octaviens, und durchzuckte ihn mit einer Erschütterung, die durch Mark und Bein ging. Er glaubte einen Wehschrei zu hören und sah wild um sich her. Endlich faßte er sich, drückte die Hände auf's Herz und sagte: „Ich weiß schon! da wird es weh gerufen haben!"

Wir gehen über einen langen Zeitraum kurz hinweg. Neue war jenes Morgengefühl Lisardo's nicht eben gewesen, wenigstens nicht unvermischt; dies zeigte der Erfolg. Einige Tage verstrichen ihm in dumpfer Stille, die durch nichts unterbrochen wurde, als durch den Kampf, jede Erinnerung an Octavien aus seiner Seele auszuwurzeln. Wie hätte sie auch neben dem Andenken an die Scenen jenes Abends bestehen können! Er zwang sich, den bittern Troz, der sein ganzes Innere durchdrungen hatte, gegen die Geliebteste zu kehren. „Sie hat mich verrathen," sagte er zu sich, „aus Schwäche ist sie mir treulos geworden! Thor, der du in verzweifelnder Treue dich zu mönchischer Abgeschiedenheit verdammen wolltest, gehe nur aus deiner Nacht hervor an's bunte, lustige Tageslicht! Den Abgrund, dem du verfallen bist, findest du überall: weide dich an den brennend rothen Blumen, die dich locken, stürze dich blind auf sie zu, der morsche Boden wird dich nicht lange tragen, bald wird sich die gähnende, willkommene Tiefe aufthun, die sie lügnerisch überkleiden. Du folgst nur den Gesezen der verzweiflungsvoll aus ihrer Bahn gestoßenen Kraft, und übst an ihr eine Rache, deren Grausamkeit nicht auf deine Rechnung kommt."

Wir würden Unrecht thun, diese Wendung, die es mit Lisardo's Leben nahm, andern Einflüssen als dem brausenden Drang in seiner Brust zuzuschreiben. Wohl wird sich Niemand erwehren können, an den Märtyrer des Zweifels zu denken, wie er „dem Taumel sich, dem schmerzlichsten Genusse" weiht, an die quälende Selbstzerfleischung des brittischen Dichters, der, den Süden

persönlich berührend, um so eher hier als Vorbild angesehen werden könnte, an die poetische Krankheit, die bei uns zum spottenden Sprichwort wurde. Wohl kreist in allen, die das Leben und die Gemeinsamkeit ihrer Epoche theilen, ein verwandtes Blut; aber Jedem strömt es doch aus dem eigenen Herzen, das allein die Kraft wie die Schwäche des Pulsschlages bedingen kann, und für ein verwundetes oder zerrissenes Herz sind die Heilmittel leicht anzugeben, aber schwer anzuwenden.

Lisardo war bald ein täglicher Gast in Mattheo's Hause, und stand an der Spitze einer geistreichen, unbändigen, mißvergnügten Jugend, die, wie die Geächteten aus den Ghibellinenzeiten, einen förmlichen Krieg, aber mit den Waffen des Friedens, gegen alle friedliche Bürgerlichkeit führten. Verhöhnung aller hergebrachten Formen, auffallende Lebensart, zügellose Streiche, wobei der gewandte Wirth häufig die Ausführung übernahm, dies war das Feldgeschrei, wodurch sie bald zum Schrecken aller gesezten und ruhigen Personen in Salerno wurden. Die Verachtung wurde mit Verachtung erwidert, und durch die furchtbare Waffe des Witzes, worin sie immer das Recht des Stärkern geltend machten, im Zaum gehalten. Die Behörden hatten Anfangs ein wachsames Auge auf sie, beruhigten sich aber, als sie sahen, daß sie nur mit moralischen Rebellen zu thun hatten. In dieser Einsicht wurden sie bestärkt, als sie in's Geheim erfuhren, daß Lisardo die Anträge einer politischen Gesellschaft mit herber Entschiedenheit abgelehnt hatte. Einige in Neapel gemachte Bekanntschaften mochten die erste Veranlassung gegeben haben, daß man von jener Seite die Aneignung seiner Person, vielleicht auch seines Vermögens beabsichtigte. Aber der Plan war auf eine falsche Berechnung seines Charakters gebaut. „Ihr könnt mich nicht brauchen," antwortete er dem Emissär, „und ich eben so wenig euch. Wenn ich wüßte, daß ihr die Ungerechtigkeit, die Unterdrückung, die rechtschaffene Schurkerei aus der Welt verbannen könntet, so würde ich mit Freuden beitreten, und kostete es auch Ströme von Blut. Aber ihr könnt die Schlechtigkeit nicht abschaffen, der Eigennutz steckt tief in euern eigenen Absichten; denn was ihr wollt, wollt ihr nicht um der Welt, sondern um eurer selbst willen, und wenn ihr eure Plane durchsezt, so wird der zweite Betrug ärger als der erste seyn." — Er gab ihm eine Summe Reisegeld und entließ ihn.

Die dissolute Lebensart, der sich Lisardo und die Seinen ergaben, konnte durch nichts zusammengehalten werden als durch eine sprudelnde Quelle von Geist und Witz, und daran gebrach es ihnen nie. Es gäbe ein langes Kapitel, wenn man die Geschichte ihrer genialen Thorheiten schreiben wollte. Ein gelegentlicher Einfall Lisardo's gab der Gesellschaft den Namen. Der alte Lorenzo, der es sich ausgewirkt hatte, daß er beständig um seinen Gebieter seyn durfte und dessen demüthige Einsprache manche Uebertreibung verhinderte, trat einst herein und fragte ihn mit seinem gewöhnlichen kummervollen Ton: ob er ihm nichts aufzutragen habe? Lisardo erinnerte sich unwillkührlich an jenen früheren Befehl und sagte lachend: „Du kannst ja wieder zur Kohle greifen, trübseliger Mensch, und über die Thüre schreiben: Per me si va tra la perduta gente!" Auf diese Worte erhoben die Andern ein ausgelassenes Beifallsgeschrei, stießen an und ließen sich leben als verlorene Höllenbrände, arme Seelen, reiche Geister, und dergleichen. Lisardo genoß, wie in alten Zeiten die Hauptleute der Geächteten, als Fürst der gente perduta, der unbeschränktesten Anhänglichkeit seiner Genossen, und empfand oft einen, wiewohl flüchtigen Schimmer von Glück, oder wenigstens von Behaglichkeit. Pippa entfaltete neben ihm eine Poesie des Leichtsinns, wie sie nur bei einem warmen Weib des Südens denkbar ist.

Während so in Salerno eine unblutige, aber ernstliche Fehde geführt wurde, traf plötzlich wie ein Donnerschlag die Nachricht ein, daß die Cholera in Neapel herrsche. Diese Botschaft machte auf die beiden Parteien, wie sich denken läßt, den entgegengesetztesten Eindruck: die eine ließ, von Furcht gelähmt, die Hände sinken und harrte der Dinge, die da kommen sollten, der andere beschloß, den schäumenden Lebensbecher noch vorher bis auf den Grund zu leeren, ehe er von selbst auf die Neige ginge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Himmelsbegebenheiten des Jahrs 1837.

(Fortsetzung.)

Zu Anfang des März kann Merkur wahrscheinlich in der Morgendämmerung, kurz vor Sonnenaufgange, wahrgenommen werden, ein Umstand, welchen wir darum auszeichnen, weil dieser der Sonne nächste Planet unseres Systems selten einen der Beobachtung günstigen Stand hat. — Am 20sten April Abends findet sodann die erste der beiden, von uns vorläufig schon oben erwähnten totalen Mondfinsternisse Statt. Kurz vor drei Viertel auf 8 Uhr fängt der Mond an in den Schattenkegel einzutreten, den die Erdkugel der sie bestrahlenden Sonne gegenüber hinter sich wirft, und gerade eine Stunde später hat er sich gänzlich in diesen Erdschatten eingetaucht. Gleichwohl dürfte er auch dann noch mit Fernröhren in einem trüben, röthlichen (kupferfarbenen) Lichte wahrzunehmen seyn, was durch die in der Erdatmosphäre gebrochenen, und also in den Schatten gelangenden

Sonnenstrahlen verursacht wird.* Aus demselben Grunde schwindet auch den Mondbewohnern die Erde während der totalen Finsterniß nicht ganz aus den Blicken: der Rand der im Schatten liegenden, ihnen zugekehrten Halbkugel zeigt sich von der Dämmerung umgeben. Kurz vor $10\frac{1}{2}$ Uhr fängt der Mond wieder an, aus dem Erdschatten hervorzutreten, d. h. die totale Finsterniß hört dann, nachdem sie etwa anderthalb Stunden gedauert hat, auf, und beinahe eine Stunde später ist der Mond wieder völlig aus dem Erdschatten getreten, und die ganze Finsterniß ist damit, nach beiläufig $3\frac{1}{4}$stündiger Dauer ** beendet. — Am 4ten Mai kommt Saturn mit der Sonne in Opposition, steht also um Mitternacht im Meridian und leuchtet die ganze Nacht; sein prächtiger Ring wird gut zu sehen seyn, und wir empfehlen diese Beobachtung, da kein anderer Planet Aehnliches zeigt. Einer in dieselbe Zeit fallenden kleinen Sonnenfinsterniß erwähnen wir gleich einer früheren, eben so kleinen, gar nicht, da beide für uns ganz unsichtbar bleiben.

Der Monat Juni ist vollkommen leer an erwähnenswerthen astronomischen Ereignissen. — Am 2ten Juli erreicht die Erde ihr Aphelium, d. h. denjenigen Punkt ihrer elliptischen Bahn (in deren einem Brennpunkte die Sonne liegt), wo sie von der Sonne am weitesten entfernt ist. Die Differenz zwischen dieser weitesten und der kürzesten Entfernung der Erde von der Sonne beträgt 700,000 Meilen, die ganze mittlere Entfernung aber etwa 21 Millionen Meilen, aus welchen Angaben deutlich erhellt, daß die elliptische Erdbahn doch nur wenig von der Kreisgestalt abweicht, und daß man diese Abweichung in den Zeichnungen nach kleinerem Maßstabe nur schwer erkennt. — Am 9ten August hat der schon oben erwähnte Stern Mira sein kleinstes Licht und verschwindet bald völlig. — Am 1ten September gelangt Vesta, bekanntlich eine der vier sogenannten Planetoiden, mit der Sonne in Gegenschein (Opposition); sie wird aber dem Himmel, ihrer außerordentlichen Kleinheit wegen, keine besondere Zier verleihen, da ihre Oberfläche kaum den eintausendsten Theil der Erdoberfläche beträgt. — Am 2ten Oktober erscheint Venus nahe neben der schmalen Mondsichel, was gewöhnlich einen sehr prächtigen Anblick gewährt, da der starke Glanz dieses Planeten, welchen man vielen, auf seiner Oberfläche befindlichen weißen Felsen, die das Sonnenlicht besonders stark reflectiren, beimißt, dann vorzüglich auffällt.

Am 13ten Oktober findet die von uns ebenfalls schon erwähnte, zweite diesjährige totale Mondfinsterniß statt. Sie beginnt um 10 Uhr 24 Minuten (mittlere, hier überall gemeinte, Berliner Zeit) Abends, und endigt um 1 Uhr 57 Minuten nach Mitternacht (also ganze Dauer 3 Stunden 33 Minuten); völlig in den Erdschatten versenkt bleibt der Mond dagegen nur von 11 Uhr 24 Minuten bis 12 Uhr 56 Minuten, mithin 1 Stunde 32 Minuten, was demnach die Dauer der totalen Verfinsterung ist. Diese Mondfinsterniß wird übrigens ziemlich den Anblick der oben ausführlich beschriebenen, im April statt findenden Finsterniß gewähren; wir gehen also nicht nochmals auf dies Detail ein, sondern benutzen die Veranlassung lieber zur Anführung einiger hieher gehörigen allgemeinen, aber seltener vorkommenden Bemerkungen über Finsternisse. Die Erscheinungen dieses Jahrs bestätigen nämlich zunächst den längst bekannten Satz, daß, je größer die Mondfinsternisse in einem Jahr sind, desto kleiner die Sonnenfinsternisse ausfallen: wir haben, angeführtermaßen, im beginnenden Jahr zwei totale Mondfinsternisse, aber nur zwei kleine Sonnenfinsternisse zu erwarten. Der Grund davon liegt in der respectiven Stellung der Mondbahn mit ihren Knoten, und der Bahn der Erde um die Sonne, gleichwie im Verhältniß der Bewegungsgeschwindigkeiten beider Weltkörper. Die Anzahl aller, in einem Jahr vorkommenden Mond- und Sonnenfinsternisse kann ferner höchstens bis auf sieben steigen, und alsdann treffen dieselben im Januar, Juni, Juli und December ein; ein Beispiel gibt das Jahr 1787 mit vier Sonnen- und drei Mondfinsternissen. Dagegen können ganze Jahre vorkommen, in denen Mondfinsternisse gänzlich fehlen (wie z. B. 1788); Sonnenfinsternisse aber, größere oder kleinere, bei uns sichtbare oder unsichtbare, müssen in jedem Jahre wenigstens zwei eintreten.

(Der Beschluß folgt.)

* Indeß verschwindet der Mond, zumal wenn die Finsterniß mit der Erdferne zusammentrifft, zuweilen auch gänzlich, wie Hevelius z. B. in der Selenographia, S. 117, eines merkwürdigen solchen Falls erwähnt. In unsern Tagen ward der Mond ganz unsichtbar bei der Finsterniß vom 10ten Juni 1816.

** Die äußerste Dauer der totalen Mondfinsterniß, wenn sie zugleich central ist, kann auf $1\frac{3}{4}$, und der ganzen Finsterniß auf vier Stunden steigen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Neujahrssatiren. Hofbälle. Dramatische Statistik des vorigen Jahrs.

Die kleinen Theater waren auch diesmal dem alten Gebrauche treu geblieben, und hatten zu Neujahr kleine Vaudevilles oder sogenannte Revues gegeben, um die Modenthorheiten durchzuhecheln und die Tagesbegebenheiten von der lächerlichen Seite darzustellen. Die Pariser haben im lezten Jahr manche auffallende Geschöpfe auftreten sehen, welche ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Da war z. B. der Orang-Outang, welcher bei der strengen Kälte am Ende des Jahrs verschieden ist, vielleicht mit einem schmerzlichen Rückblick auf die Gewürzinseln, wo er das Licht der Welt

erblickt. Gutzkow mit seiner Strohfibel hat nur eine Weile das Glück gehabt, ein Gegenstand des Tagesgesprächs zu seyn. Die Reichern hat der Zwerg Gulia eine Zeit lang belustigt, denn diesen mußte man tüchtig bezahlen, und das Journal des Débats hatte hierüber keinen Zweifel gelassen, indem es das Publikum benachrichtigte, daß der Zwerg die Aussteuer seiner künftigen Frau und jetzigen Geliebten beitreibe. Da die losen Vaudevilledichter in diesen dramatischen Uebersichten auch die berühmten Leute nicht schonen, so hatten sie auch Madame Dudevant mit einer Cigarre im Munde, aber freilich nicht unter ihrem Namen, auftreten lassen. Einige ernsthafte Journale haben diesen Spaß sehr übel genommen, und behauptet, eine Dame, welche in der neuern französischen Literatur so sehr glänze, verdiene zu viel Achtung, als daß sich das Theater solchen aristophanischen Scherz erlauben dürfte. Warum aber sollte das Theater, wenn es auf Kosten so vieler andern Personen sich lustig macht, nicht auch einen Zug aus der sonderbaren Lebensart einer berühmten Schriftstellerin aufgreifen, wenn dieser Zug nicht entehrend ist? Emile de Girardin, der auch ein wenig durchgehechelt wurde, hat sich nicht beklagt, und die Tageblätter, das seinige, la Presse, etwa ausgenommen, auch nicht. Die Darstellung dieser kleinen satirischen Vaudevilles pflegt gegen die Mitte Januars aufzuhören, und es ist dann weiter keine Rede davon. Diese Stücke sind also ganz ephemerer Art, und das Witzigste daran pflegen die eingelegten Couplets zu seyn, welche wahre Epigramme auf Personen und Begebenheiten sind. Ferner wird der Neujahrstag durch die vielen Glückwünschungsreden bezeichnet, welche bei Hofe gehalten und beantwortet werden. An diesem Tage ist es nicht gut König seyn; denn läßt sich etwas Langweiligeres für den Fürsten denken, als Stunden lang alle diese Reden anzuhören und auf dieselben aus dem Stegreif zu antworten? Diesmal hatte man jedoch ein Mittel gefunden, die lange Ceremonie bedeutend abzukürzen. In Rücksicht auf den neuen Mordanschlag hatte man für dienlich erachtet, die freien Vereine, gelehrte sowohl, als philanthropische und religiöse, welche seit der Julirevolution zugelassen wurden und eine Menge von Bürgern dem Könige näher brachten, nicht mehr vorzulassen. Unter diesen Vereinen befanden sich freilich manche bloße Subscriptionsvereine, das heißt solche, in welche man vermittelst eines jährlichen Beitrags ohne irgend eine Prüfung und ohne alle moralische oder literarische Garantie aufgenommen wird, deren Mitglieder also einander nicht einmal kennen, geschweige denn für einander verantwortlich seyn können. Wie leicht hätte sich da ein Mörder einschleichen können, da man doch nun einmal den Mordfanatismus zu fürchten hat? Man hatte daher nur den Dikasterien und den vom Staate anerkannten und zum Theil besoldeten Vereinen den Zutritt gestattet. Es ist allerdings schlimm, daß die Umstände eine solche Verfügung erheischt haben. Der Hof hatte sonst durch das Erscheinen so vieler freien Vereine ein ganz anderes Ansehen, als jetzt, wo fast nur Militär- und Civiluniformen daselbst zu sehen sind. In einem großen Reiche steht der Regent ohnehin sehr fern von den Bürgern, und ist nur von Wenigen näher gekannt; verlieren sie nun auch noch die seltenen Gelegenheiten, die sie hatten, sich ihm zu nähern, so ist zu fürchten, daß er ihnen vollends fremd werde. Auch die Bälle bei Hofe haben jetzt das bunte Ansehen nicht mehr, das sie in den ersten Jahren des neuen Königthums hatten. Damals war es ein Leichtes, Zutritt zu bekommen; man hatte große Achtung vor der Nationalgarde, und die Uniform dieses Bürgercorps war ein hinlänglicher Schmuck; jetzt spricht man wieder von habit habillé, und gibt in den Modejournalen die Trachten an, die bei Hofbällen gebräuchlich sind. Auch ergehen die Einladungen meistens nur an Beamte oder durch Namen oder Talente sehr ausgezeichnete Bürger. Die legitimistischen Blätter können nicht mehr über die Frau Tuchhändlerin oder Metzgerin spotten, welche ihren Mann, den Bürgergardisten, nach Hofe begleitet; denn wenn auch solche Damen nicht ganz ausgeschlossen sind, wenn ihre Männer Offizierstellen bei der Bürgergarde haben, so werden sie doch weit seltener eingeladen, und die Hofbälle bekommen nunmehr ein glänzenderes Ansehen und gleichen allen Hofbällen Europa's, oder wenigstens solchen, wo sogenannte Hoffähigkeit keine unerläßliche Bedingung des Eintritts ist. Es ist zu bedauern, für das neue Königthum sowohl, als für Frankreich, daß die häufigen Mordanschläge so große Vorsicht und eine Kluft zwischen Fürst und Volk nöthig gemacht haben.

Nach jährlichem Gebrauche hat man in den hiesigen Tageblättern die Theaterstücke zusammengezählt, welche im Laufe des Jahrs 1836 auf den vielen Bühnen von Paris neu gegeben worden sind, und da hat man denn die Zahl 293 herausgebracht, und dies ist wohl mehr als je. Im vorigen Jahr waren derselben 72 weniger. Eigentlich aber kann man die neuen Stücke fast nicht mehr berechnen; denn die Blätter, welche die 293 Stücke zusammengezählt haben, sind zu dem Geständnisse genöthigt, daß sie die auf mehreren kleinen Bühnen neu aufgeführten Stücke außer Acht gelassen. Hätte man sämmtliche dramatischen Produkte, große und kleine, addirt, so würde die Summe die Zahl 300 weit überstiegen haben. Es kann also noch einmal dahin kommen, daß so viel neue größere Stücke gegeben werden, als Tage im Jahr sind; denn je mehr Theater entstehen, desto fleißiger müssen sie seyn, und desto mehr Novitäten müssen sie dem Publikum bieten, wenn sie ihren Nebenbuhlern den Rang ablaufen und das Publikum herbeilocken wollen. Man sollte nun glauben, nirgends seyen die dramatischen Dichter glücklicher, als in Paris, und nirgends sey es ihnen leichter, ihre Stücke aufführen zu lassen, als hier. Vaudevilles freilich bedarf man in Menge, und in dieser Gattung ist der Verbrauch so stark, daß es wohl nicht schwer fällt, auf irgend einem der vielen Vaudevilletheater ein neues derartiges Produkt spielen zu lassen. Wenn es aber darauf ankommt, eine neue Operette, ein großes Lust- oder Trauerspiel anzubringen, so ist die Noth der Dichter außerordentlich groß. Wenigstens klagen sie so, und behaupten, ohne die Errichtung eines zweiten Théâtre français und einer zweiten Opera comique können sie nicht bestehen. So hörte ich neulich in einer Gesellschaft einen bereits durch mehrere Lust- und Schauspiele bekannten Dichter jammern, daß drei oder vier Dichter sich des Théâtre français ausschließlich bemächtigt hätten (wahrscheinlich meinte er damit Casimir Delavigne, Scribe u. s. w.), so daß für Andere gar kein Aufkommen möglich sey, und daß diese Monopolisten, wie er sie nannte, bereits einen Vertrag mit dem Unternehmer des zweiten Théâtre français geschlossen, so daß sie auch hier wieder dreihundert Tage im Jahr mit ihren Stücken besetzt haben werden, wenn das Unternehmen zu Stande komme. Dem Minister des Innern sollen so dringende Klagen von Seiten des Comité dramatique, das heißt des Vereins der Theaterdichter, vorgelegt worden seyn, daß er zuletzt ganz ungeduldig die zudringlichen Dichter abgewiesen habe, mit den Worten, sie möchten sehen, wie sie fertig werden, er wolle mit dem Unternehmen nichts weiter zu schaffen haben, und auf Geldunterstützung von Seiten der Regierung dürften sie nicht rechnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 16. Montag, 13. Februar 1837.

Neueste Schriften über Belgien.

1) Historisch-diplomatische Darstellung der völkerrechtlichen Begründung des Königreichs Belgien von Nothomb. Nach dem Französischen bearbeitet mit Anmerkungen und Zugaben von Prof. Dr. A. Michaelis. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, **1836**.

2) Vom Königreiche der Niederlande, durch den Freiherrn von Keverberg. Stuttgart, Hallberger, **1836**.

Ueber Nothombs interessantes Werk wurde schon Literaturblatt 1834 Nr. 125 und 126 ausführlich berichtet. Es erscheint hier sehr verbessert und vermehrt in der deutschen Uebersetzung des Herrn Prof. Michaelis, der noch viele Urkunden und gehaltvolle Bemerkungen hinzugefügt hat. Wegen der Urkunden ist dieses Werk als historische Quelle zu betrachten. Seiner Tendenz nach ist es eine Vertheidigung dessen, was in Belgien geworden ist, eine nicht mühelose Beweisführung, daß es so habe kommen müssen und so recht und gut sey. Die Schrift des Herrn von Keverberg behauptet genau das Gegentheil, zieht überall sowohl die rechtlichen Motive, als die praktischen Vortheile von dem, was geworden, in Zweifel, klagt das Benehmen der Belgier an und vertheidigt dagegen das Benehmen Hollands in jeder Weise. Beide Schriften sind gründlicher und besonnener abgefaßt, als alle früheren über denselben Gegenstand, ein Beweis, daß man sechs Jahre Zeit gehabt hat, darüber nachzudenken.

Ein deutscher Journalist hat nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, die belgische Angelegenheit vom deutschen Standpunkt, als eine Angelegenheit der gesammten deutschen Nation zu betrachten. Aus diesem Gesichtspunkt erscheint sie nicht gerade sehr erfreulich. Zwar erhält nach einem allgemeinen politischen Gravitationsgesetz ein Ganzes desto mehr Anziehungskraft für seine Theile, je mehr diese sich unter einander abstoßen, und Holland sowohl als Belgien werden von dem Ganzen, zu dem sie ursprünglich und in der Idee unveräußerlich gehören, einzeln gewiß ein wenig abhängiger, als es das ganze Königreich der Niederlande geblieben wäre. Allein es hat sich ein zweites Ganze mit seinem Einfluß aufgedrängt, und die Beziehung, in welche Belgien zu Frankreich getreten ist, reagirt wieder feindselig gegen die älteste und natürlichste Beziehung Belgiens zu Deutschland, und das neue Königreich Belgien, dessen Volk zwar deutsch, dessen Volksvertreter, dessen Gelehrte, dessen Literatur aber französisch sind, und das die Mündung seiner Kanonen nicht mehr nach Südwesten,

sondern nach Nordosten kehrt, gewährt den deutschen Interessen die Garantie nicht, die ihm das spanische, österreichische und holländische Niederland gewährt haben.

Das allgemeine Resultat der belgischen Revolution ist unfehlbar, daß zwei deutsche Stämme sich zu wüthendem Haß gegen einander entflammt haben, und daß auch diesmal wieder, wie in allen ähnlichen Fällen, seitdem deutsche Stämme sich unter einander zanken, mithin seit 2000 Jahren, die Fremden davon Vortheil gezogen haben; denn ist auch Belgien nicht französisch geworden, so möchten wir doch behaupten, daß eine französische Eroberung mit der sie stets begleitenden Plackerei und Schande uns eine deutsche Provinz nicht so sehr entfremden würde, als es der Einfluß freiwillig adoptirter französischer Formen und namentlich der französischen Sprache ist. Dieses Resultat scheint uns nun keiner Anpreisung werth, wenigstens nicht von deutscher Seite, und es würde uns erfreulicher seyn, irgendwoher über die Mittel rathschlagen zu hören, wie man die schönen altdeutschen Maaß- und Scheldeländer dem deutschen Gesammtinteresse durch deutsche Bildung, zunächst durch Anschluß an den deutschen Handelsverein rc. wieder näher anknüpfen könnte. Eine solche Diskussion würde uns fruchtbarer scheinen, als die Versuche, den unlösbaren gordischen Knoten der staatsrechtlichen Unterhandlungen in Betreff der belgischen Schöpfung zu lösen; da wohl Belgiens Geschichte den allerschlagendsten Beweis liefert, daß ein Faktum wichtiger ist, als ein papierner Rechtsgrund, und daß es mithin auch mehr darauf ankommt, einem Faktum die besten Folgen zu geben, als, über seine Gründe zu grübeln.

Der Herausgeber des Nothombschen Werkes äußert sich in der Vorrede über die Londoner Conferenz: „Einer der Ringe in der die europäischen Staatengesellschaften vereinigenden Friedenskette war nun einmal zerbrochen, und weisheitsvoll wurden, statt auf den Versuch einer neuen Zusammenlöthung der Bruchstücke einzugehen, aus dem in innersten Wesen Ungleichartigen und deßhalb von jeher Auseinanderstrebenden zwei abgesonderte Ringe gebildet, lediglich mit dem Vorbehalt, in dem Umkreise eines jeden derselben, durch moralische Unterstützung, ihre völkerrechtlich freie und selbstständige Entwicklung unter dem Schutze dynastischer Unabhängigkeit, bewirken zu helfen. Kurz, Alles, was zu London für die Aufrechthaltung und Befestigung des Friedens der Zukunft geschehen ist, offenbart nicht das Gepräge der politischen Moral, das Schiboleth der alten Staatskünstelei sondern den doctrinellen Charakter der moralischen Politik, und darin liegt die welthistorische Bedeutsamkeit der Londoner Conferenz.“

Das ist recht schön, aber es frägt sich, ob die Verfertigung einer neuen Krone, die systematisch verfälschte Nationalität retten kann? Ein König soll alles thun, als ob es bloß dieses Namens bedürfte, um die politischen Kröpfe, die Frankreich (in den ihm affiliirten Nebenländern) ansezt, eben so geschwind zu heilen, wie die physischen der Individuen, von denen man ehemals glaubte, daß eine königliche Berührung sie heilen könne. An die Nation und Nationalität denkt man nicht. Und doch wäre sie es allein, durch deren Entwicklung etwas Bleibendes gewonnen werden könnte. Macht, daß Belgien wieder, wie ehedem und wie es seine Stammverwandtschaft und seine geographische Lage erfordern, an Deutschlands Gesammtinteresse, an deutschem Verkehr und deutscher Bildung innigen Antheil nimmt, und das wird mehr werth seyn, als alles neue Kronengold aus der Londoner Fabrik. Macht, daß man in Deutschland nicht mehr von Belgien, als von einem wildfremden Volke, sondern wieder wie ehedem von brüderlichen und wohlbekannten Flamändern und Brabändern spricht, deren Kunst- und Gewerbfleiß einst Deutschland mit Reichthümern überströmte, und dann werden die diplomatischen Kaiser- und Kegelschnitte, die nur Schmerzensgeburten und unendliche Berechnungen hervorbringen, nicht mehr so viel Aengste machen.

Wollten wir tiefer in die Ursachen eindringen, so würden wir fragen, ob nicht das Gesammtinteresse der deutschen Nation vor dem Schaden hätte bewahrt werden können, der nothwendig daraus entsteht, wenn einzelne Stämme, die von Natur dem deutschen Staatensystem angehören, durch Unzufriedenheit mit ihrer Regierung einem fremden Interesse zugewendet und dienstbar gemacht werden, und dann würden wir leicht darthun können, daß die Schutzrede des Herrn von Keverberg nicht hinreicht, um von Holland die Vorwürfe abzuwenden, die ihm die öffentliche Meinung in dem vorherrschenden französischen Sinn sehr mit Unrecht gemacht hat (da Holland dem französischen Interesse unfreiwillig den größten Dienst geleistet), und die man ihm im deutsch-patriotischen Sinn, der freilich nicht vorherrscht, erst mit Recht machen kann und muß. Nicht zu gedenken der Rheinschiffiahrtsfrage.

3) Der Abfall der belgischen Provinzen von Oesterreich, von Louis Lax. Aachen und Leipzig, Mayer, 1836.

Eine kurze und faßliche Darstellung des bekannten Aufstands der österreichischen Niederlande gegen die unter etwas zu gewaltthätigen Formen eingeführten, durchaus redlich gemeinten Formen Josephs II. Eine Partie der belgischen Geschichte, die schwerlich ihre glänzendste ist; an die aber die jüngsten Begebenheiten ziemlich lebhaft wieder erinnern mußten, sofern auch damals

schon die Opposition aus einer Allianz französirender Republikaner mit Ultramontanern bestand.

Lyrische Dichtkunst.

29) Gedichte von Valentin Baur, Bauern in Hailfingen. Rottenburg, gedruckt bei Engel, 1836. 12. S. 95.

Eine eigenthümliche Erscheinung, die zu den Contrasten unsrer Zeit gehört. Während Hoffmann von Fallersleben Gedichte in alemannischer Mundart schrieb, bevor er noch Schwaben gesehen hatte; stimmt hier ein ganz einfacher schwäbischer Bauer hinter seinem Pflug den hohen Ton an, den wir nur an gelehrten Dichtern gewohnt sind, vermischt mit einer Menge von Kunstausdrücken, z. B. Vaubans Festungen, Sphärenduft, Arkadien, pittoreske Gegend, Indiens Schätze, Pyramidenbau, Newton, Bernoulli, Gallilái, Guirlande, Recensent, Alexandria, Hesperiden rc. In solche Gegensätze springt unsre Kultur um, die Gelehrten affektiren naive Ländlichkeit, und der Landmann verachtet seine natürliche Naivetät, um den hohen Ton der Gebildeten anzustimmen.

Unter diesen Umständen versteht es sich von selbst, daß sich der dörfliche Dichter künstlich um alle Originalität gebracht hat, denn anstatt anders zu seyn, wie die ungeheure Menge vornehmer Dichter, die wir bereits haben, trachtet er nur, ihnen so viel als möglich zu gleichen. Er hätte besser gethan, sich von ihnen zu unterscheiden. Doch zeichnet ihn ein bedeutendes Talent aus, ohne welches er, ohne alle Bildung und Anreizung, wohl überhaupt nicht auf diese Liebhaberei gefallen wäre. Namentlich sind seine Verse fließend und klar.

Phantasie.

Dort drüben über jenen Bäumen,
Die nur der Einsamkeit geweiht,
Wo über goldbegränzten Räumen
Entfernung nur den Zauber leiht.

Wo Fluren an der Sonn' erwarmen,
Der Pfad durchs Wiesenthal sich schlingt,
Des Hügels Busen zu umarmen,
Der nie aus seinem Arm sich ringt.

Spaziert sie bald im Eichenschatten,
Und an des Baches Blumenstrand;
Bald weilet sie auf weichen Matten
Mit dunkeln Veilchen in der Hand.

Doch als ich ihren Namen nannte,
Und fühlte meines Herzens Schlag,
Da fand ich, als ich mich erkannte,
Daß ich im Wald im Schatten lag.

So das muntere

Mailied.

Im fröhlichen Kreise,
Nach ländlicher Weise,
Begegnet dem Mai'n,
Er ist in die jungen
Gemüther gedrungen,
Im grünenden Hain!

Es geben ihn wieder
Die fröhlichen Lieder
Zurück der Natur.
So wechseln, so tauschen,
So fühlen und lauschen
Die Liebenden nur.

Es werden, wo Strahlen
In Blüthen sich malen,
Die Zweige zum Strauß.
Die Fröhlichen binden
Und flechten und winden
Sich Kränze daraus.

Es spielt auf den Matten
Der Glanz und der Schatten,
Es perlet der Thau;
Nachdem ich mich stelle,
Wird dunkel und helle
Das Grüne der Au'.

Es spielt mit dem Bande
Des Mädchens vom Lande
Und Locken der West,
Allwo sie um Linden
Im Kreise sich winden
Beim ländlichen Fest.

Gefühle der Liebe,
Die zärtlichsten Triebe
Erfüllen die Brust;
Und off'ner, getreuer
Und zärter und freier
Wird Liebe und Lust.

Mailieder zu singen,
Guirlande zu schwingen,
Begegnet dem Mai'n.
Nun windet ihr Mädchen
Und Knaben zum Blätt'chen,
Ein Maienblümlein!

Von dieser Art sind noch mehrere Gedichte, z. B.:

Nicht an jenes Berges Spitze,
Die mit grauer Burg geziert,
Nicht am alten Rittersitze,
Wo sich Thal in Thal verliert;

Auch nicht, wo ein Strom dem Rheine
Traulich reicht die Wellenhand,
Liegt mein Dörfchen, o das kleine,
Einsam, still und unbekannt.

Ueber jene weite Haide,
Die mit Moos bedeckt und Heu,
Dort, an jener grünen Weide,
An dem Meierhof vorbei —
Führt die meilenlange Strecke
Eine schroffe, enge Bahn
Euch durch jenes Waldes Ecke
Zum versteckten Dorf hinan.

Viele Gedichte gehn über den Kreis unmittelbarer Anschauung hinaus und verlieren eben dadurch das Eigenthümliche. Dahin gehören Soldatenlieder, allgemeine Betrachtungen über die Welt, das Schicksal, eine Romanze vom alten Frankenkönig Chlodwig rc. Doch gehört das ganze Auftreten dieses in einem unbekannten Dunkel schlummernden Talents zu den interessantern Erscheinungen unsrer poetischen Literatur.

30) Elegische Gedichte von W. Junkmann. Münster, Deiters, 1836. S. 119.

Viel Salvator Rosas-Phantasien. Fast lauter wilde Klippen, Sturm in Eichenwäldern, schäumendes Meer, ein Kirchhof bei Nacht. Damit contrastiren dann wieder sehnsüchtige Erinnerungen an die Kindheit voll Licht und Heiterkeit. Auch ein paar Lieder im Münsterländer Dialekt und ein größeres Gedicht: König Enzius. Am meisten die Eigenthümlichkeit des Verfassers ausdrückend und zugleich am geistreichsten erschien uns folgendes Gedicht:

Der Abgrund:

Es liegt in unsrer Seele Tiefen
Ein Abgrund unermeßlich tief.
Leis' überdeckt von Blumen, Farben.
Allmählig wächst er bis die Ufer er
Unermüdlich einfrißt und in sich begräbt.
Und nicht wird er gefüllt troz unserm Streben,
Nicht Freuden, Schmerzen, Thränen füllen ihn.
Und eine Blume nach der andern unsers Lebens
Sinkt mit dem Ufer in sein stilles Grab.
Die eine pflückt er rasch, der and'ren spühlt er
Die Wurzeln nackt bis sie verwelkt, vergeht.
Ist's heller Tag; o wär' die Nacht, die schweigende,
Mit ihren tausend goldnen Aeugelein;
Ist's Nacht; o wär' der Tag, der kräftige,
Mit seinem tausendfachen Farbenglanz!
Doch wächst der Abgrund und wir schrecken auf,
Gefesselt, starr, was können wir?
Und Freundschaft sinkt, und Ehre, Freiheit, Macht
Und alles Schöne, Herrliche sinkt in sein düst'res Grab.

Ueberall gibt der Dichter ein originelles Talent für das Landschaftliche zu erkennen. Alle seine Lieder enthalten im kürzesten Ausdruck lebhafte Bilder, z. B.:

Wintermorgen.

Schnee deckt den weiten Kirchhof und die Mahle
Derer, die schlafen sorgenlos den lezten Schlaf.
Die Nacht will noch nicht weichen vor dem Tage,
Der durch die breiten Wolken mühsam graut.

Ein Sperling schreit an der Kapelle Fenster,
Er fliegt empor: Schneeflocken rieseln niederwärts.
Halboffen ist des niedern Kirchleins Thüre,
Die Lampe will verlöschen, flackert hell dann auf:

Licht sich und Schatten wie die Wellen drängen,
Ernst liegt des alten Bischofs Bild auf seinem Grab.
Er sah Jerusalem. Zu seinen gekreuzten Füßen
Bückt sich ein armes, tief bekümmert Weib.

Sehnsucht.

O wär' ich doch geboren auf Felseneiland öd und fern!
Wo die grauen, weiten Fluthen auf und nieder wogen,
Die weiße Brandung tosend an die nackten Felsen stürmt;
Die düsterhellen Wolkenberge über die Wellen streifen,
Der laute Wind schäumend über die Fluthen fährt.
Hinaus! hinaus! In die See! da die Wolken jagen,
Das wüste Meer zum Kampf' die Glieder prüft:
Und Oceans Zürnen und Sturmes Rasen
Zwingt Geistes Macht zu Musik dem einsamen Ohr.

O wär' ich doch geboren auf Alpenhöhen still und klar!
Wo die krystallnen Glätscher in Abendröthe glühen,
Da Menschenhütten schweigend Nacht umfängt;
Wo die hohen Wolken unter den Füßen mir ziehen,
Tief unten das Thal von stürzenden Bächen rauscht.
Laut hallt der fallende Fels in des Waldwinds stillem Sausen
Wo der dunkele Aar laut summend herüberfliegt;
Des Gebirges eisige Häupter in den tiefblauen Himmel ragen,
In bläulicher Ferne verschwimmt das weite bewohnte Land.

Das muth'ge Roß, entstürzend seinen Ketten,
Mit Sturmeseile sucht es seiner Heiden freien Plan;
Der junge Aar, enteilend niedern Thales Gründen,
Mit Sehnsuchtsschwingen hebt er sich zum Licht empor,
Auf trübem Moore, in der Städte dumpfen Wirren
Berghirtens Muth und Feu'r verglimmen muß.
Im Käfig, ferne von des Waldes freien grünen Hallen,
In Wahnsinns Träumen nur, des Lichts beraubet,
Die Nachtigall der Sehnsucht Lieder singt.

Wir kennen im ganzen Umfang unsrer Literatur keinen Dichter, der diesem einigermaßen ähnlich wäre, außer Hölderlin, und wir glauben dem Verf. damit keine geringe Schmeichelei zu sagen. Möge er aber die Stürme, die durch seine poetische Natur tosen, beschwichtigen und die Natur in doppelter Schöne nach dem Sturm glänzen lassen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 38.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienstag, den 14. Februar 1837.

— Respirons au bout de la carrière
Ce calme avantcoureur de l'eternelle paix.
Lamartine.

Abschluſs.

Ich hab' mich längstens schon gewöhnt,
Mit Gleichmuth Lust und Leid zu tragen,
Bin mit dem Schicksal ausgesöhnt,
Mag's Wunden heilen oder schlagen.

Was ist ein froher Augenblick,
Der mich mit Grauen nur durchschauert,
Weil hinter ihm das Mißgeschick
Mit seinem langen Hader lauert? —

Drum jauchz' ich nicht bei Tanz und Schmaus,
Wo Andre sich vor Lust nicht kennen,
Weil auf dem Wege oft nach Haus
Schon wieder Dorn und Nesseln brennen.

Ich jauchze nicht dem Morgenroth,
Weil hinter ihm der Glutball glühet,
Und mit den Feuerstrahlen droht
Zu Staub zu sengen, was noch blühet.

Nur Eines wünschet sich mein Herz,
Daß, wenn der Tod mir schließt das Auge,
Ich unter einem leichten Schmerz
Aus meinen lezten Seufzer hauche;

Daß einen Kranz mein treues Weib
Von Perlen auf die Stirn mir thaue,
Und nach des Vaters starrem Leib
Sein Kind mit einem Lächeln schaue.

Fr. Güll.

Lisardo.

(Fortsezung.)

Lisardo kehrte mit einigen seiner Genossen von einer langen Jagdpartie zurück. An der Normannenburg, wohin wir ihn schon früher einmal begleitet haben, machten sie Halt und genossen den Rest des mitgenommenen Weins. Indem wendete einer den Blick auf's Meer hinaus und machte die andern durch einen Ruf der Verwunderung aufmerksam. Ein Fahrzeug schwamm langsam von Norden her über die windstille, spiegelglatte Fläche, auf seiner Spitze wehte eine schwarze Flagge; es war etwas Feierliches in seinem leisen Dahergleiten, ein Gefühl von Ernst und Trauer schien selbst den todten Kiel durchdrungen zu haben. Endlich lief es in den Hafen ein, wo es zwischen den andern Schiffen verschwand.

„Was hat das zu bedeuten?“ rief einer. „Es muß etwas Besonderes in Neapel vorgegangen seyn. Ist am

Ende der König —?“ — „Unmöglich,“ sagte Lisardo; „das wäre nicht durch ein so kleines Schiff gemeldet worden.“ — „Es könnte aber doch ein königliches gewesen seyn,“ entgegnete ein Anderer. Sie redeten eine Zeitlang über Vermuthungen hin und her, bis endlich Lisardo rief: „Was zum Henker! ihr fallt ja ganz aus der Rolle! wer wird denn von Todesfällen, von Haupt- und Staatsactionen sprechen? Was geht das uns an? Vorwärts über die schwanke Lebensbrücke, wer auch links und rechts hinunterfallen mag! Vorwärts! das Gewimmel nimmt deßwegen doch nicht ab. Wenn wir selbst einmal aus den Reihen hinausgedrückt werden, dann ist's Zeit genug, daran zu denken.“ — „Bravo!“ fiel einer ein, „es lebe die Sorglosigkeit!“ — „Es lebe der Gleichmuth!“ rief ein Anderer. „Es lebe die Gleichgültigkeit!“ rief Lisardo und stieß mit seinem Glas an die andern. Alle tranken aus und schleuderten die leeren Becher an das alte Gemäuer. „Wer keucht denn da den Steinweg herauf?“ sagte einer. „Wenn ich nicht ganz irre,“ rief Lisardo, „so ist's mein Alter; was hat der Eiliges zu bringen?“

Alle sahen aufmerksam hin und erkannten den alten Lorenzo. Er erreichte den Rand der Gipfelplatte, sah sich um und eilte athemlos auf seinen Gebieter zu. „Was hast du? was gibt's?“ fragte dieser. „Kommt mit mir auf die Seite!“ rief Lorenzo und faßte ihn an der Hand. Sie umgingen das Schloß. „Wißt Ihr, wer angekommen ist?“ fragte der Alte, als sie weit genug von den Andern weg waren. — „In dem Schiff mit dem schwarzen Wimpel? Rede, um Gottes Willen! der Anblick hat mir das Herz zusammengeschnürt!“ — „So habt Ihr's also geahnet?“ — „Ist sie's? sprich, Lorenzo! ist sie's selbst?“ — „Sie ist's und trägt Trauerkleider,“ erwiderte der Greis. „Eine Wittwe! Und Petronio?“ — „Die Pestilenz hat ihn weggerafft.“ — „Requiescat in pace!“ sprach Lisardo dumpf. Eine lange Stille trat ein, dann wandte er sich zu Lorenzo und rief: „Geh, Alter, geh und entschuldige mich bei den Andern, du kannst vorbringen, was du willst, nur entschuldige mich! Ich kann mich jezt nicht vor ihnen sehen lassen, ich kann nicht mit ihnen reden. Fort! hinab! zu Hause triffst du mich.“ Er winkte zum Abschied und eilte den Berg hinab.

Die Sonne war kaum aufgegangen, so stand Lisardo schon in seinem Zimmer und ging unruhig auf und ab. Sein trübes, brennendes Auge zeigte, daß er die Nacht wenig oder gar nicht geschlafen hatte. „Unverzeihliche Thorheit!“ rief er und schlug sich vor die Stirne, „unbändige Raserei, mein Leben zu vergeuden und beim ersten schiefen Blick meiner Sterne so alle Hoffnung aufzugeben! Wenn mir geahnet hätte, daß es so gehen würde! Octavia! Octavia! habe ich dich zum zweiten Male verscherzt? Mein Name ist stinkend geworden vor den Leuten, mit der ganzen Welt bin ich in Feindschaft — und doch! darf ich nicht hoffen, daß ihr klares Auge durch all den Nebel hindurch mich erkennen werde, wie ich von jeher war, wie ich noch immer bin? Hat sich mein Herz im Staub und Schmutz des Lebens geändert? Wird nicht meine Verzweiflung für mich sprechen? Wie gerne werfe ich alle die abgeschmackten, erzwungenen Freuden weg! Sie wird, sie muß mich verstehen! Sie hat die leere Welt kennen gelernt, sie weiß, daß ich nicht aufhören kann, Lisardo zu seyn! Ich muß zu ihr, die Unglückliche hat der Liebe so lang entbehrt, ich muß ihr sagen, daß ich der Alte bin, sie muß mein werden, und ich will mich in ihren Willen, in jeden Aufschub geduldig fügen!“

Er bereitete sich zu dem Gange vor; im Gefühl, daß nichts Nachlässiges, nichts Unordentliches in seiner Erscheinung seyn dürfe, trat er vor den Spiegel. Er fuhr zurück; er hatte sich lange nicht gesehen. „Wie grau!“ rief er, „wie ist aller Schmetterlingsstaub abgewischt! O meine Jugend! Was wird Octavia zu diesem bleichen, fahlen Antlitz sagen? Wird sie mir nicht vorwerfen, ich habe sie um mich betrogen? Nein, ich fühl's! meine Jugend hat sich nach innen geflüchtet: ich bin noch reich, Geliebte! du wirst nicht vergebens bei mir suchen, ich kann noch immer deinem Herzen Nahrung geben. Muth, Muth! sey stolz, verzagtes Herz! hoffe, trau auf dich selbst! Noch kann Alles glücklich werden.“

Ein leises Klopfen unterbrach ihn, Lorenzo erschien an der Thüre. „Was bringst du mir, alter Freund?“ rief Lisardo. „Wollt Ihr mir verzeihen, gnädiger Herr,“ sagte der Greis, „was ich ungeheißen that? Ich war diesen Morgen schon bei der Dienerschaft des Gouverneurs.“ — „Was hörtest du dort?“ — „Allerlei confuse Reden. Im Allgemeinen konnte ich so viel merken, daß die Signora durch ihre Wittwenschaft nicht sehr unglücklich geworden ist. Die Bedienten, die sie mitgebracht hat, sind den ganzen Tag beschäftigt gewesen, ihren Hunger und Durst zu stillen, und behaupten, es sey ihnen lange nicht so gut geworden. Alle sagen, sie sey ihrem Oheim mit Freudenthränen in die Arme geeilt. Das will ich nun dahin gestellt seyn lassen, das Volk schwazt viel dummes Zeug, wenn's Muße hat. Was ich selbst von ihr sagen kann —“ — „Wie? du hast sie gesehen?“ unterbrach ihn Lisardo. „Ja, von Weitem.“ — „Nun, wie sieht sie aus?“ — „Nicht betrübt, so viel ich sehen konnte, aber sehr ernsthaft.“ — „Kleide mich an, und zwar sorgfältig, hörst du? Ich gehe zu ihr, sobald es schickliche Zeit ist, und du mußt mich begleiten.“

Von dem Alten gefolgt, schritt Lisardo auf den Pallast des Gouverneurs zu und durch die erstaunte Dienerschaft hindurch, die ihn nicht zurückzuhalten wagte, die breite Marmortreppe hinauf. Eine Zofe, die er oben nach

Octavien fragte, gab ihm zur Antwort, sie sey allein und nehme keine Besuche an. „Ich habe der Signora etwas Wichtiges zu sagen," entgegnete er und eilte an dem Mädchen vorbei in das Zimmer, aus dem sie gekommen war. Octavia erhob sich rasch und unwillig über den störenden Besuch; als sie ihn aber erkannte, schlug sie mit einem Ausruf des Zorns und Jammers die Hände zusammen und wandte sich von ihm ab.

Ricardo näherte sich. „Vergebung, Octavia!" rief er und faßte sie bei der Hand. Sie entzog ihm die Hand und antwortete nicht. Er blickte ihr von der Seite in's Antlitz: sie war schöner als je. Der Gram, der ihre Augen beschattete und ihre Stirn mit einer leisen Linie befurchte, gab den seelenvollen Zügen einen unendlichen Reiz. „Octavia," hob er an, „wir sehen uns anders wieder als damals, wo wir schieden. Vieles ist anders geworden seitdem. Laßt mich schweigen von mir! ich habe gehandelt wie ein Thor, und meine Schuld ist schwer. Die Erinnerung an Euch, meine Octavia, hat mich zu Zorn und Grimm getrieben, ach! und sie hätte mir Frieden bringen sollen! Ist noch ein Friede möglich? Kann dein liebebedürftiges Herz, das in eine kalte Welt verstoßen war, kann es noch etwas hoffen von dem meinigen? Ja, nenne du es einen vergrabenen Schatz, den du nur suchen darfst und wie leicht wieder finden wirst! Laß uns da fortleben, Octavia, wo wir Beide zu leben aufgehört haben; können wir nicht die Zwischenzeit vergessen? Ach, es war ja keine! es war keine Zeit, kein Leben! es war nur ein unseliger Traum, der jezt vor einem holden Erwachen verschwindet. — Ich will dein schwarzes Gewand nicht beleidigen, Octavia! ich will nicht unzart in dich dringen — nur einen Blick der Hoffnung gewähre mir, nur Einen! sprich ein einziges Wort, das mir eine holde Zukunft eröffnet, sey sie auch noch so fern! Ich will dein Antlitz meiden, bis du mir es wieder zu sehen vergönnst."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Himmelsbegebenheiten des Jahrs 1837.

(Beschluß.)

Außer diesen Sonnenfinsternissen aber, welche unsern Planeten unmittelbar betreffen, müssen wir auch noch derjenigen Erwähnung thun, welche sich auf den übrigen Planeten unseres Systems zutragen; denn da Jupiter, Saturn und Uranus bekanntlich mehrere Monde haben, so werden sich auf diesen Planeten in ähnlicher Art, und wegen der Mehrheit der Monde noch viel öfter Mond- und Sonnenfinsternisse ereignen. Für Saturn und Uranus ist indessen die Beobachtung derselben, bei der großen Entfernung, kaum ausführbar; Jupiter dagegen mit seinen vier Monden gewährt das Schauspiel sehr oft. Diese vier Jupitermonde laufen nämlich außerordentlich schnell um ihren Hauptplaneten. Der dem Jupiter nächste von ihnen (der erste) umläuft seinen Hauptplaneten gar schon in 12 Stunden, wogegen der (synodische) Umlauf des Erdmondes, wie bekannt, 29½ Tag dauert; ihre Bahnen sind nur unter sehr kleinen Winkeln gegen die Bahn des Jupiters um die Sonne geneigt; ihre Entfernungen vom Hauptplaneten sind klein, der leztere, und also auch sein Schattenkegel, ist dagegen überwiegend groß, und so geschieht es, daß die drei, dem Jupiter zunächst stehenden Monde bei jedem Umlaufe, und auch der vierte sehr oft verfinstert werden. Man sieht sie auch wirklich ganz deutlich in den Schattenkugel des Jupiters eintreten, ihr Licht darin verlieren und wieder daraus hervorkommen, parfaitement comme chez nous. Gehen, umgekehrt, diese Monde zwischen dem Jupiter und der Sonne hindurch, so werden sie, wenn ihr Schattenkegel den Planeten noch erreicht, Sonnenfinsternisse auf demselben verursachen; und in der That sehen wir in diesem Falle den Schatten des Trabanten als einen runden, schwarzen, aber verhältnißmäßig kleinen Fleck über die hellglänzende Jupiterscheibe rücken. Der Jupiter hat also diese Erscheinung, nur in größerer Ausdehnung, vollständig mit der Erde gemein, und der interessante Schluß, daß er noch manches Andere, aber auch in größerm Maßstabe, mit ihr gemein habe, liegt demnach ganz nahe. — Ich hoffe mir mit diesen Auseinandersetzungen und Andeutungen, welche sich in andern Ankündigungen der zu erwartenden Himmelsbegebenheiten wohl nicht finden dürften, der Leser Dank erworben zu haben.

Am 17ten Oktober tritt Pallas mit der Sonne in Opposition, zeigt sich also zu dieser Zeit um Mitternacht im Meridian, und wird die ganze Nacht hindurch gesehen werden können. Im November kommt der schöne Planet Venus als Abendstern immer mehr hinter der Sonne herum; im folgenden Monate December wird ihr Licht noch glänzender, und sie kann bis gegen acht Uhr Abends beobachtet werden. Jupiter aber ist gegen Ende dieses Monats und des Jahrs die ganze Nacht hindurch zu sehen, wird sich, auch ohne nähere Ortsbezeichnung, an seinem schönen hellgelblichen Lichte leicht erkennen lassen, und zeigt dann wohl einen Theil seiner oben erwähnten Mondserscheinungen, wiewohl die Quadraturen, aus leicht zu übersehenden Gründen, schicklichere Momente zur Beobachtung derselben sind. Mehr läßt sich im anhebenden Jahr für unsere Beobachtung vom Sternenhimmel nicht erwarten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsezung.)

Die Oper und die französischen Tonsezer. Scribe's Camaraderie.

Was das Opernwesen betreffe, fuhr der unzufriedene Erzähler fort, so habe sich Folgendes zugetragen. Ein junger Tonkünstler, Namens N**, welcher 100,000 Franken jährliches Einkommen von Haus aus besize, sey vor einiger Zeit aus Italien zurückgekommen und habe für's Theater zu arbeiten verlangt. Die große Oper habe ihn kurz abgefertigt, nicht viel besser sey er von der Direktion der komischen Oper behandelt worden, worauf der junge Mann dem Minister des Innern sein Erstaunen darüber bezeigt habe, daß es einem jungen französischen Tonkünstler nicht möglich sey, eine Oper aufführen zu lassen, wogegen deutsche und italienische Tonsezer an beiden Singtheatern das ausschließliche Vorrecht zu haben scheinen, für dieselben Opern zu sezen, und außerdem eine italienische Oper ebenfalls italienische Tonkünstler beschäftige, obschon das Geld zur Unterstüzung aller dieser drei Opern aus französischen Taschen komme und zur Aufmunterung französischer Talente hergegeben werde. Der Minister habe den jammernden Tonkünstler mit der baldigen Errichtung einer zweiten Opéra comique getröstet. Nachher habe jedoch das Ministerium bedacht, daß der junge Mann zu einer einflußreichen Familie gehöre, welche leicht zur Oppositionspartei übergehen könnte, wenn man ihr gerechte Ursache zur Unzufriedenheit gebe, worauf dem Operndirektor Duponchel angekündigt worden sey, er solle für den jungen Mann etwas thun. Duponchel habe nun dem Tonkünstler erlaubt, eine Oper zu sezen, aber nur eine kleine, in einem Aufzuge, weil zu größern unmöglich Raum und Zeit vorhanden sey. So stehen also die Sachen, und natürlich rufen alle jungen Tonkünstler: „Ihr Herren Minister, errichtet eine zweite Operettenbühne, damit wir, die wir Preise im Musikconservatorium erhalten und auf Staatskosten uns in Italien ausgebildet haben, auch in Stand gesezt werden, euch zu zeigen, was wir vermögen.“ Aber natürlich zaudert das Ministerium, und wagt es auch kaum, einem Privatmanne die Erlaubniß zu einem solchen Unternehmen zu ertheilen, weil alsdann die ältere Operettenbühne dadurch in ihrer Einnahme beträchtlich geschmälert werden und ganz dem Staate zur Last fallen würde. Ueberhaupt kosten alle großen Theaterunternehmungen den Staat bedeutende Summen, und nicht immer entspricht der Erfolg den Aufopferungen, welche die Nation zu ihren Gunsten macht. Das Unglück der Dichter und Tonsezer, die nicht dazu kommen können, daß man ihre Stücke spielt, rührt aber großentheils daher, daß das Publikum seine Lieblingsschriftsteller hat, deren Geistesprodukte es immer gerne sieht, wogegen es gegen die neu auftauchenden Talente sich sehr mißtrauisch zeigt. Die Schuld liegt also weit weniger an den Theaterdirektoren, als am Publikum, nach dessen Geschmack und Launen die Direktionen sich richten müssen. Wenn also gewisse Dichter und Tonsezer beinahe im ausschließlichen Besize der Bühnen sind, so ist es der Wille der Zuschauer, die allzu oft durch unreife Versuche unbekannter Dichter und Künstler mißmuthig geworden sind, und sich daher lieber an die Geistesprodukte bewährter Männer halten, auf deren Verdienst sie bestimmt rechnen können. Ist es ihnen auch wohl zu verdenken, wenn sie z. B. Scribe's Stücke lieber sehen, als die Mißgeburten so vieler jungen Dichter, welche die abscheulichsten Dinge ersinnen, um nur originell zu scheinen? Was können Direktionen, Minister und Staat dafür, daß überall sein Name auf den Anschlagzetteln erscheint, und daß zuweilen an einem Abend auf fünf oder sechs Theatern seine verschiedenen Stücke, Opern, Operetten, Lustspiele und Vaudevilles dargestellt werden? Das Publikum findet Gefallen daran, weil sie wizig und geistreich sind. Dafür ist aber auch Scribe jezt ein Millionär unter den Dichtern; ich habe sein Einkommen auf 80,000 Franken anschlagen hören, und man meint, es könne sich wohl noch höher belaufen. In der That vermehrt es sich mit jedem Jahr, denn beständig kommt Scribe mit etwas Neuem zum Vorschein. Erst in den lezten Tagen wurde die Operette l'Ambassadrice auf dem Théâtre de l'opéra comique, und la Camaraderie auf der Bühne des Théâtre français zum ersten Male gegeben und mit großem Beifalle aufgenommen. In ersterm Stücke hatte er als Tonsezer seinen gewöhnlichen Gehülfen Auber genommen, und da bisher alle Operetten dieser beiden Freunde in's Deutsche übergegangen sind, so wird auch die Frau „Gesandtin“ nicht ermangeln, in deutschem Gewande ehestens auf der Bühne zu erscheinen. Das Lustspiel la Camaraderie schildert ganz französische oder eigentlich nur Pariser Sitten, Charaktere und Zustände; an diesem Stücke würde sich daher ein auswärtiges Publikum nicht sehr ergözen; ja es möchte dasselbe ohne einen Commentar nicht einmal verstehen. Obschon überall Ränkesucht das zu erlangen strebt, was nur dem Verdienste gebührt, so äußert sich doch die Intrigue in dem großen Gewühle der Hauptstadt auf eigenthümliche Weise, und diese muß im Auslande höchst fremdartig erscheinen. Die Mittelmäßigkeit und Schlechtigkeit nimmt hier zu Ränken ihre Zuflucht, um Deputirter, königlicher Beamter, Akademiker, Ritter der Ehrenlegion, Maire u. s. w. zu werden, sogar um den Tugendpreis bei der Académie française zu erhalten oder einem Begünstigten zuzuwenden. Der Bewerber gibt es so viele, und eine einträgliche Stelle ist so schwer zu erlangen, daß Manche sich heimlich einschleichen, wo die Andern offen voranschreiten, oder sich mit andern Intriguanten verbinden, um sich gegenseitig zur Erreichung ihrer Zwecke zu verhelfen. Solch einen Intriguantenverein hat Scribe in seinem neuen Lustspiele schildern wollen, und zwar in den höhern Sphären, wo es sich um Pairs- und Deputirtenstellen handelt. Jules Janin hat es im Feuilleton des Journal des Débats dem Dichter vorgeworfen, daß er allen Anstand bei Seite gesezt und die Nichtswürdigkeit sogar in die Pairskammer versezt habe. Der aristokratischen Anmaßung jenes Journals muß so etwas natürlich mißfallen; allein darin besteht eben der hohe Beruf des Theaterdichters, daß er die Untugenden bis in die höhern Regionen verfolge, wenn sie dort einheimisch zu werden drohen, und das Laster ohne Ansehen des Standes geißele. Nur hat Scribe mehr Nichtswürdigkeit in seinem „Kameradenvereine“ aufgehäuft, als man wohl beisammen zu finden pflegt; allein auf der Bühne kann man schon die Farben ein wenig stark auftragen, ohne deßhalb in's Unnatürliche zu fallen. Auch der Tartüffe, wie sie Molière geschildert hat, gibt es wohl wenige; dies verhindert jedoch nicht, daß man stets das Molière'sche Lustspiel als ein treues Gemälde der abscheulichen Scheinheiligkeit angesehen hat. Es mußte sehr schwierig seyn, der politischen Ränkesucht eine komische Seite abzugewinnen; allein Scribe besizt in diesem Fache eine so bewährte Gewandtheit, daß man im Voraus versichert seyn konnte, er werde sich mit Geschick aus allen Schwierigkeiten ziehen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 13.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 14. Februar 1837.

Die öffentlichen Bauten in Paris.

(Fortsetzung.)

In diesem halbkreisförmigen Vorhofsraume zwischen dem Portal des Schlosses Gaillon und der Façade des Palastes sollen nach chronologischer Ordnung die verschiedenen Sculpturfragmente, welche die Schule übrig behalten hat, aufgestellt werden und so gleichsam ein Museum unter freiem Himmel bilden. Inmitten dieses Halbzirkels sieht man gegenwärtig auf einem schlanken steinernen Piedestal die große sogenannte „Kufe von Saint Denis," ein merkwürdiges Ueberbleibsel französischer Sculptur. Keiner von den hiesigen Alterthumskennern hat über diese Kufe eine nähere, motivirte Auskunft gegeben. Alexander Lenoir läßt den Ursprung derselben bis ins zwölfte Jahrhundert hinaufreichen, ohne dafür gerade die triftigsten Gründe anzuführen. So viel scheint selbst in Ermangelung historischer Belege gewiß, daß diese Kufe dem Refectorium irgend einer Abtei angehörte, wo sie den Mönchen zum Abwaschbecken diente. Der Stein, in dem sie gearbeitet ist, besteht aus einem einzigen Block und hat 13 Fuß im Durchmesser. Sie ist mit grob gearbeiteten, halberhabenen Bildwerken geschmückt; 25 bizarre, aber ausdrucksvolle Figuren, wovon jede ihre Namensüberschrift trägt, stellen die menschlichen Tugenden und Laster vor; man liest deutlich die Ueberschriften: Ebrietas, Sapientia, Simius, Herculos, Juno, Leo, Dives, Pauper, Jupiter u. s. w. Die Köpfe der einzelnen Figuren sind durch Löcher von einander getrennt, woraus das Wasser zum Waschen hervorkam. Es mag sich ganz sonderbar ausgenommen haben, wenn sich ein ehrwürdiger Mönch seinen fetten Bart vor der Nase Jupiters abwusch, oder wenn der Abt sich vor dem Bilde der Mäßigkeit seine von Wein brennenden Backen abkühlte. Die künstlerischen Verhältnisse der Kufe deuten allerdings auf ein hohes Alter.

Aus dem halbkreisförmigen Vorhof treten wir in einen geräumigen Vorsaal, oder wenn man lieber will, in eine Art von offenem Vestibule, von wo wir ins Innere des Parallelogramms gelangen. Das ist ein viereckiger Hof, mosaikartig gepflastert mit schönem Marmor von verschiedenen Farben und mit gegossenen Platten, welche das Regenwasser ablaufen lassen. In dieser architektonischen Nothwendigkeit, welche doch gewiß nichts Poetisches bietet, hat Hr. Duban ein Motiv gefunden, welches nicht wenig dazu beiträgt, seinem Plane ein belebtes, mannichfaltigeres Ansehen zu geben. Diese von den Winkeln des Hofraumes ausgehenden Rinnen oder Kanäle kommen nämlich in zwei Rond-points von kleinem Umfang, worauf die Verbindung des Gusses ruhet, zusammen, so daß dadurch zwei braune lateinische Y auf einem weißen und röthlichen Grunde gebildet werden, was sich ganz gut ausnimmt.

Dieser Theil des Gebäudes war am weitesten vorgerückt, als Hr. Duban den Auftrag erhielt, ihn zu vollenden. Die Hauptlinien des Planes waren vorgezeichnet, die Stockwerke bereits angedeutet, und es mußte nach einem vorliegenden Risse gearbeitet werden. Daher hat hier der Architekt nur so viel als eben anging, die Schwerfälligkeit der ersten Anlage zu verdecken gesucht, aus welcher Verlegenheit er sich ganz glücklich und gewandt heraus geholfen, indem er dem Rundbogenprofil des ersten Stockwerks vermittelst leicht gemeißelter dorischer Wandpfeiler ein freieres, ungezwungeneres Aussehen gab; und im Rez-de-Chaussee, wo der Rundbogen durch gegenüber aufgestellte Kunstfragmente sich noch schwerfälliger darstellte und der Architekt jenes Auskunftsmittel der Wandpfeiler nicht anwenden konnte, mußte er sich begnügen, hie und da auf der Mauerfläche einige Medaillons anzubringen, deren unregelmäßige Zeichnung den Beschauer glauben ließe, sie seyen dort aus Nachlässigkeit zurückgeblieben. Dieses zweite gut aufgefaßte und eben so glücklich durchgeführte Motiv beschäftigt in der That den Beschauer vorzugsweise, und die gelungene Art und Weise dieser Ausführung läßt bedauern, daß Hr. Duban hier nicht ganz freie Hand hatte, um sein Talent auf

eine schöpferische Weise zu beurkunden, anstatt daß er jezt nur darauf bedacht seyn mußte, Ordnung hinein zu bringen.

Das Meisterstück Hrn. Dubans in diesem Hofe ist die Eingangsthüre im Hintergrunde, welche zu den Studiensälen und zum Amphitheater führt, wozu man die Gebäude des ehemaligen kleinen Augustinerklosters eingerichtet hat. Wie überall, so war auch hier der Rundbogen vorherrschend. Der Architekt hat aber zu beiden Seiten des Eingangs eine korinthische Säule von rothem Marmor und mit weißen Capitellen angebracht. Die Verhältnisse dieser Säulen sind vortrefflich und haben etwas ganz Isthmisch-Gravitätisches. In ihrem Profil liegt etwas Ernstes, Geseztes, Nachdenkliches, Würdevolles; die Capitelle sind leicht, anmuthig, und zeichnen sich durch reine Umrisse und gefälligen Ausdruck besonders aus. Der Rundbogen ist mit Blättern, Blumen, Früchten, Vögeln, welche diese Früchte essen, kurz mit jenen tausendfachen koketten Verzierungen bedeckt, deren Erfindung zwar der alten ächten französischen Renaissance erb- und eigenthümlich angehört, deren Anwendung aber hier den geläutertsten Geschmack und die glücklichste Auswahl zeigt. Nur einen kleinen Vorwurf scheint uns diese Eingangsthüre zu verdienen. Wir meinen, daß die Rundbogenlinie der Oeffnung nicht ganz mit der horizontalen Linie der korinthischen Säulen zusammen verschmilzt; der passende Uebergangs- und Einigungspunkt dieser beiden Linien wird von dem Auge des Beschauers vermißt, obschon der Künstler durch zwei in den Zwischenfeldern angebrachte Medaillons von ziemlicher Größe offenbar bezweckte, das Mißverhältniß verschwinden zu lassen. Nichts desto weniger macht dieses Eingangsthor einen guten Effect; wir wollen dasselbe nicht verlassen, ohne vorher die Arbeit dessen zu rühmen, welcher die leichten, graziösen Zierrathe auf eine so bewundernswürdige Art in Stein ausgemeißelt hat.

Die Mauerwände des Rez-de-Chaussee sind mit gut und geschmackvoll gewählten Medaillons besäet; immer bleibt es Schade, daß diese Ornamente sich nur dort befinden, um frühere Mängel zu verdecken, die Hrn. Duban nicht zur Last gelegt werden können. Freieres Spiel als in diesem Hofe, der ein wahres Prokustesbett für den Architekten gewesen, hatte Hr. Duban in der langen Gallerie des Rez-de-Chaussee, welche sich hinter der Façade des Palastes ausdehnt und mit der alten Augustinerkirche parallel lauft. Zwei schöne Säulen, Zwillingsschwestern von den korinthischen an der Eingangsthüre des Amphitheaters, denen sie sich gerade gegenüber erheben, stützen die Decke in der Mitte und bilden ein Vestibule zwischen der Gallerie des Rez-de-Chaussee und dem doppelten marmornen Treppengeländer, das sich bis ins erste Stockwerk hinaufwindet. Im Hintergrunde tragen gleichfalls vier steinerne Säulen den Plafond, aber hier scheint der Architekt die allmählige Lichtschwäche der Umrisse, welche die Tageshelle bei weißen kannelirten Säulen hervorbringt, nicht berücksichtigt zu haben. Diese Säulen, obschon sie nach dem Muster der beiden andern gehauen seyn sollen, bieten doch nicht denselben Anblick dar; sie erscheinen mager und das Auge gewöhnt sich nicht leicht an ihr Profil. Der Plafond dieses Vestibule hat eine schöne Tiefe; sein Längenmaß wird noch durch die geschickte Art und Weise vermehrt, wie die Rosetten, Figuren und andern Ornamente der Decke angeordnet sind, welche in diesem Augenblicke nur noch auf die Farbe warten, um sich in ihrem vollen Glanze zu zeigen. Der Künstler hat den Vortheil, den man aus diesem Motive herleiten konnte, so gut begriffen, daß er es bei der Ausschmückung der innern Räume vielleicht zu oft angewandt hat.

Das Rez-de-Chaussee war ursprünglich in lauter kleine Zimmer zu verschiedenen Zwecken abgetheilt; der neue Architekt hat fünf oder sechs Gallerien daraus gemacht, wo die Kunst chronologisch nach Gypsabgüssen und Copien von alten Meisterwerken repräsentirt werden soll. Die Gallerien des ersten Stocks, welche über den eben beschriebenen zu ebener Erde hinlaufen, sind ebenfalls schön und zweckmäßig eingerichtet. Statt der unteren Säulen hat der Architekt hier Pilaster aus der Renaissance angewandt, deren Kannelirung zwar etwas mager ausgefallen, aber doch nicht ohne Effect ist. Der Plafond von Eichenholz besteht aus vorspringenden, vergoldeten Caissons, welche in der untern Gallerie von Gyps sind. Von diesen Sälen sind mehrere den Professoren der Akademie für ihre Sitzungen angewiesen; andere zur jährlichen Kunstausstellung von Werken der Zöglinge auf der französischen Akademie zu Rom bestimmt u. s. f.

Ueber dieser Gallerie des ersten Stocks wird die Bibliothek eingerichtet, mit welcher zugleich noch eine Sammlung von Architekturmodellen, Medaillen, Kaméen, geschnittenen Steinen und sonstigen Werken der Stempelschneidekunst verbunden werden soll. Zu diesem Behuf wird ein großer gewölbter Saal angefertigt, dessen Decke wie durch geheime Zauberkraft getragen scheint. Die eisernen Balken nämlich, welche sie stützen, springen zwar alle 15 Fuß weit aus der Mauer hervor, aber man bemerkt es kaum, so geschickt hat der Architekt es zu verbergen gewußt, indem er dazwischen höchst geschmackvolle Verzierungen anbrachte und von dieser architektonischen Nothwendigkeit ein Motiv der Ausschmückung hernahm, welches seinem Talente alle Ehre macht.

Mit einem Worte: die bereits an der Ecole des Beaux-Arts von den HH. Duban und Labrouste ausgeführten Arbeiten liefern ein befriedigendes Resultat; namentlich zeigt sich das Talent der Architekten in den

Verzierungen der innern Räume und in Einzelheiten selbstständig, erfindungsreich und originell. Wenn schon in der ganzen Anordnungsweise kein strenger Einheitscharakter durchblickt, kein im Ganzen wie im Einzelnen vorherrschendes Einheitsgefühl obwaltet, so liegt das in den Umständen, unter welchen der Bau angefangen, unterlassen und wieder aufgenommen ist, bis endlich die Reihe an die HH. Duban und Labrouste kam. Jedes Kunstwerk, das uns wie aus Einem Gusse hervorgegangen entgegentritt, ist das Resultat der Spontaneität, und das größte Genie kann da kein harmonisches Ganzes schaffen, wo es gefesselt ist und an die Ausbesserung fremder Schöpfungen gewiesen. Nichts desto weniger gehört die Ecole des Beaux-Arts zu den bemerkenswerthesten Neubauten, welche die moderne Architektur hier ins Leben gerufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nekrolog.

Paris. Am 30. November wurde Carl Vernet's sterbliche Hülle bestattet. Eine Deputation des Instituts begleitete den Sarg. Das Trauergefolge bestand aus seinem Sohn, Horace Vernet, begleitet von den HH. Delaroche und Hippolyte Lecomte. Was Paris nur an Künstlern aufzuweisen hat, folgte dem Zug. Hr. Garnier, Mitglied des Instituts, las eine Rede am Grabe des Künstlers.

Obgleich Carl Vernet, geb. zu Bordeaux im J. 1758, sich einer langen Laufbahn erfreut hatte, war doch sein Verlust ein schmerzlicher, da seine zahlreichen Freunde bis zu Ende den regsten Antheil an ihm nahmen und sein Talent sich so lange jugendlich erhalten hatte.

Von einem Vater abstammend, der einen berühmten Namen unter den französischen Malern besaß, und, obgleich in einem andern Gebiete, doch dieselbe Künstlerbahn durchlaufen hatte, übte Carl Vernet seine Kunst mit nicht geringerer Originalität. Das Werk, wodurch er sich zuerst als würdigen Nachfolger seines Vaters ankündigte, war der Triumph des Paulus Aemilius, wo der Gegenstand dem Künstler viele Pferde anzubringen erlaubte. Es wurde in den ersten Jahren der Revolution ausgestellt und brachte eine große Wirkung hervor. Von dieser Zeit an vervollkommnete der junge Künstler unabläßig das Talent, das er besaß, Pferde und jedweden Gegenstand, wo diese Thiere vorkamen, mit Glück darzustellen.

Unter seine größeren und höheren Compositionen gehörte in der Folge die Scene aus der Schlacht von Austerlitz, worin der Kaiser Napoleon und sein Gefolge, alle zu Pferd, in Lebensgröße erscheinen; dann die eigentliche Schlacht von Austerlitz, ein Gemälde von 30 Fuß Länge, mit zwei Fuß hohen Figuren, das Ganze jener großen Waffenthat vorstellend. Die Anordnung dieser Composition ist schön, und die Intentionen sowohl als die Bewegungen der darauf zahlreich angebrachten menschlichen und Pferdefiguren sind voll Feinheit und mit eben so großer Lebendigkeit als Naturwahrheit gezeichnet. Die Richtigkeit und das Augenblickliche der Bewegungen ist gerade derjenige Theil der Kunst, worin C. Vernet sich vorzüglich auszeichnete.

Diese seltene und köstliche Eigenschaft findet sich ins Unendliche verwirklicht in einer Folge historischer Zeichnungen aus den italienischen Feldzügen, welche von C. Vernet componirt und von Duplessi-Berteaux gestochen sind. Auch in den großen Bildern ernsten Inhaltes ist der Styl immer von dieser Lebendigkeit durchdrungen. Carl Vernet besaß eine einfache und natürliche Auffassungsgabe, er betrachtete die Scenen, welche er darzustellen hatte, stets im Lichte der Wirklichkeit. Eine Probe davon ist seine große Schlacht von Austerlitz, und er war einer der ersten Maler, welcher die Gesetze der Strategie beobachtete, ohne von dem Pittoresken seiner Composition etwas aufzuopfern.

Aber das ihm eigenthümliche Gebiet, worin er seinem Talent die vollste Entwickelung gab und sich in voller Kraft bewegte, ist die komische Malerei. Und dies Talent hat er bis in die lezten Lebensjahre ungeschwächt bewahrt. Seine Postillons, seine Diligencen, welche die engen Straßen einer kleinen Stadt durchfahren, seine Jagden, seine Fahrten auf das Marsfeld und ins Boulogner Hölzchen, und eine Menge anderer Compositionen dieser Art, die er in Zeichnungen niedergelegt hat, um welche die Liebhaber sich stritten und noch streiten, sind Leistungen, welche den Namen C. Vernet auf lange Zeit berühmt machen werden.

Als Thiermaler, und besonders als Pferde- und Hundemaler, nimmt Carl Vernet einen besonderen Platz ein. Man hat ihm mit einigem Rechte vorgeworfen, daß er die Gestalten dieser Thiere nicht mannichfaltig genug darzustellen gewußt; Bewegungen und Stellungen derselben aber sind von wenigen Malern mit mehr Energie und Feinheit wiedergegeben worden. Hierin war er ausgezeichnet; als Beispiel für Alles in dieser Art mag die Gruppe von Artilleriepferden in der großen Schlacht von Austerlitz gelten, wo diese Thiere, an einen Pflock angebunden, beim Zerspringen einer Granate, die unter sie gefallen ist, nach allen Seiten ausschlagen. Carl Vernet hatte das Privilegium aller Menschen von Naturell, er leistete so lange Vorzügliches, als seine Organe nicht durch die Jahre geschwächt waren. Noch vor drei Jahren sandte er aus Rom ein kleines geistreiches Bild

auf die Pariser Ausstellung, das keinem seiner früheren Werke nachstand.

Joseph, Carl und Horace Vernet und Paul Delaroche (Schwiegersohn des Leztern) bilden eine Künstlerfamilie, die in der französischen Kunstgeschichte Epoche machen wird.

Nachrichten vom December.

Persönliches.

Neapel, 7. December. Hr. W. Schulz aus Dresden, der seit vier Jahren Italien bereist und sich gegenwärtig hier aufhält, beschäftigt sich mit der Herausgabe eines Werkes über die Kunstgeschichte des Mittelalters in Italien.

Der durch seine archäologischen Schriften bekannte Herzog von Serra di falco in Palermo ist von der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin in der Sitzung vom 4. August zum Ehrenmitgliede ernannt worden.

Nekrolog.

Rom, 24. November. Am 19. d. M. starb hier, nach vieljährigen Leiden, der Maler Friedrich Rabe aus Berlin. Seine frühe Laufbahn als Maler wurde durch den Feldzug von 1815 unterbrochen, den er als Officier mitmachte und in dem er sich das eiserne Kreuz erwarb. Nach Beendigung des Krieges kam er hier an und lebte ganz der Kunst.

München, 12. December. Unter den Opfern der Cholera bedauerte man auch den Künstler Bärenhard aus Wien, der nur ein Alter von 23 Jahren erreicht hat, und sich mit Unterstützung der Erzherzogin Sophie hier aufhielt, um sich in der Bildhauerkunst zu vervollkommnen. Seine große Arbeit „Ariadne“ hatte schon vor zwei Jahren in Wien die öffentliche Aufmerksamkeit auf seine Leistungen gezogen.

Stuttgart. Hier verstarb am 16. December Obrist von Duttenhofer, Oberwasserbaudirector, im 78. Lebensjahre.

München, 21. December. Der ehemalige Professor der Akademie der Künste, Bildhauer Conrad Eberhard, ist hier im 70. Jahre gestorben.

London, 17. December. Der Geschichtsmaler Richard Westall ist hier im hohen Alter und in großer Armuth gestorben. Er war der Erste, der ausgeführte Malereien in Wasserfarben, historische und poetische Gegenstände darstellend, fertigte. Seine lezte Beschäftigung war der Unterricht im Zeichnen, den er der Prinzessin Victoria ertheilte.

Literatur.

Wien. Verzeichniß der Königl. Gemäldegallerie im Belvedere zu Wien, von Peter Krafft, deren jezigem Director, enthaltend Angabe der Meister, deren Geburts- und Sterbejahr, die Erklärung des Gemäldes, die Angabe der Maße ꝛc.

London. Sir Thomas Lawrence's Cabinet of Gems, mit 12 Copien von Originalzeichnungen des S. T. L. von P. G. Patmore. London.

The Shakespeare Gallery. 4r Theil, mit 3 Porträts: Desdemona, von J. Hayter, Jessica, von Meadows und Lavinia, von J. Bostock gestochen.

The Book of Beauty 1837, edited by the Countess of Blessington, mit 19 Tafeln. Pr. elegant gebunden 21. Sch. auf chin. Pap. 2 Pf. 12½ Sch. London, Longmann.

The Andalusian Annual edited by Michael Burke Honan; mit 12 schön colorirten Steindrücken nach Zeichnungen von Jose Becquier zu Sevilla. London, John Macrone.

The Pictorial Album für 1837, edited by Miss Landon et James Ollier, Esq., mit 11 von G. Barter nach Originalien ausgezeichneter Künstler in Oelfarben ausgeführten Steindrücken. Pr. 28 Sch. London, Chapman u. Hall.

The oriental Annual for 1837, by the Rev. Hobart Caunter. Mit 22 Stichen nach Zeichnungen von W. Daniell, R. A. Preis 21 Schill. Auf chin. Pap. 2 Pf. 12½ Schill. London, Charles Tilt.

Finden's Tableaux, eine Reihe von interessanten Ansichten, Nationalcharakteren, Schönheiten und Trachten. Edited by Mrs. S. C. Hall; nebst Stichen nach Zeichnungen von T. Uwins, F. Corbaux, F. Stone, W. Perring, H. Corbould, L. Seyffarth, F. P. Stephanoff, J. Browne ꝛc. In Imperialquart. Preis 42 Schill. Auf chin. Papier 63 Schill. London, Charles Tilt.

Heath's Drawing-room Portfolio, mit 7 großen Kupf. Pr. 21 Schill. London, Charles Tilt.

Revue de la Numismatique françoise, 5ième Cahier, mit 12 Tafeln.

Lebas, Précis sur les pyramidions en bronze doré, employés par les anciens Egyptiens comme couronnement de quelques uns de leurs obélisques, à l'appui de la proposition de restituer de la même manière le pyramidion de l'obelisque de Louqsor. 1 Bog. 8. Mit 1 Kupfer. Paris.

Neue Kupferstiche ꝛc.

London. Die Vertheidigung von Saragossa, großes historisches Bild von Wilkie, in Besiz der Königin von England, gestochen von Cousin. London, bei Moon. Preis vor der Schrift 8 Pf. 8 Sch., nach der Schrift 5 Pf. 5 Sch.

Paris. Die Hingebung des Bürgermeisters Van der Werft, während der Belagerung von Leyden im Jahr 1574. (Original von G. Wappers, und im Besiz des Prinzen von Oranien), gestochen von L'Herie. Vor der Schrift 80 Fr. nach der Schrift 50 Fr. Bestellungen nimmt die Kunsthandlung Schenk und Gerstäcker in Berlin an.

Am 1. December ist hier, bei Veith und Hauser, ein neuer Stich von Richomme, und zwar von der Vierge au livre, nach Raphael, erschienen. Die Form des Bildes ist achteckig und das Ganze mit gothischen Verzierungen umgeben. Die Höhe der Platte beträgt 8½ Zoll, die Breite 6½ Zoll. Das Original wurde gemalt, bald nachdem Raphael die Schule des Pietro Perugino verlassen; Hr. Richomme hat die Platte nach einem Bilde gestochen, das sich in einem der sog. Salles de reserve des Louvre befindet. Pr. 12 Fr. mit der Schrift, 18 Fr. auf chin. Pap. 25 Fr. vor der Schr. 36 Fr. vor der Schr. auf chin. Pap. Nur 102 Abdrücke vor der Schrift.

Notices pittoresques sur les Antiquités et les monuments du Berri. 1re, 2de, 3me, 4me Livraison in 4⁰, dessins et texte par M. Hazé. Prix 1 Fr. la livraison. Chez l'auteur à Bourges et à Paris chez J. Tessier, Quai des Augustins, 37.

Berlin. Neue Folgereihe architektonischer Entwürfe; vom H. Oberbaudirector Schinkel; erstes Heft; bei Georg Gropius.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 39.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 15. Februar 1837.

You are „the best of cut-throats:“ — do not start;
The phrase is Shakspeare's, and not misapplied: —
War's a brain-spattering, windpipe-slitting art,
Unless her cause by right be sanctified.
If you have acted once a generous part,
The world will decide. —

Byron.

Die burgundischen Schlachtfelder.

Grandson.

Es ist in der neuesten Zeit bei den Streitigkeiten der Schweiz mit Frankreich so oft von den Heldenkämpfen der Schweizer gegen Burgund laute und rühmende Rede gewesen, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, meinem früher, bei Gelegenheit meines Ausflugs in den Jura gegebenen Versprechen zufolge, jene Geschichten einmal wieder beim Licht zu betrachten, um darin Recht vom Unrecht zu trennen.

Von dem Umfang des alten Königreichs Burgund, von seiner Eintheilung in das cis- und transjuranische Burgund, wie sich lezteres später vom alten Königreich losgerissen und ein eigenes Land unter eigenen Fürsten gebildet, davon habe ich eben damals (s. Nr. 267 ff. v. J.) gesprochen, und ich brauche hier nur darauf zurückzuweisen. Karl der Kühne war der erste Herrscher des Landes, der alle Eigenschaften vereinigte, um an die Wiederherstellung jenes alten Burgunds denken zu können; er dachte auch daran, und wer mag ihm dies verargen? Hofft doch das jetzige Deutschland auch sein Hochburgund, Elsaß und Lothringen einmal wieder zu bekommen und mit Belgien und der Schweiz wieder in nahe Verbindung zu treten wie ehemals. Geschichtlich steht fest, daß Karl der Kühne den Kampf nicht anfing und den Schweizern auch keine Ursache zum Krieg gegeben hatte; denn daß einige Züricher und Berner Kaufleute von dem burgundischen Commandanten des Forts Ferrette angehalten worden waren, und ähnliche Beamtenanmaßungen, dies kann doch gewiß nicht als eine Ursache des Kriegs angeführt werden. Aus dem heroischen und edeln Volk des vierzehnten Jahrhunderts, das seinen Herd und seine Freiheit mit Heldenmuth vertheidigte, waren die Schweizer des fünfzehnten Jahrhunderts schon anmaßliche, habsüchtige und grausame Eroberer geworden, die günstigen Umstände und die Schwäche der Nachbarn benutzend, um Länder an sich zu reißen, auf die sie gar kein Recht hatten. Sie fingen den Krieg gegen Burgund an, weil König Ludwig IX. von Frankreich, der Herzog Renatus von Lothringen und der Herzog Sigismund von Oesterreich die Kriegelustigen und Beutegierigen dazu aufforderten und ihnen Geld gaben. So fielen sie und mit ihnen die verbündeten Friburger, Basler, St. Galler und Schaffhauser sengend, brennend, plündernd und verwüstend in Hochburgund ein. Den Grafen von Savoyen und die waadtländischen Ritter ließen sie ihre Anhänglichkeit an das Haus Burgund schwer entgelten. Damals fielen heldenmüthig ihre Burgen, unter andern Clées und Orbe, und nichts wurde im Lande verschont, denn die Eidgenossen wütheten dergestalt auch gegen die Einwohner, daß hinter ihrem Heere nur ausgeplünderte und

rauchende Einöden lagen. Die Berner nahmen Murten (Morat) und belagerten Grandson, das sich ihnen auch ergeben mußte. Als aber eine sehr begreifliche Staatskunst Ludwig IX. und dem Kaiser Sigismund rieth, aus der Verbindung mit einem so mächtig, grausam und vernichtend um sich greifenden Volke zu treten, um es sich nicht über den Kopf wachsen zu lassen, als die Schweizer nun lediglich auf sich verwiesen waren und Karl von Burgund mit einem mächtigen Heer gegen sie angerückt kam, da sank ihnen auf einmal der Muth und sie schickten ihm Gesandte, die den erzürnten Fürsten sogar kniend um Frieden baten, aber umsonst. Bis hieher war Glück und Ehre auf burgundischer Seite; so aber sollte es nicht bleiben.

Karl beging gleich im Anfang einen großen strategischen Fehler, daß er nicht mit seinem, besonders an Geschütz und Reiterei reichen Heere, alle engen Pässe vermeidend, von Jougne, wo er mit seinem Heer über den Jura gezogen kam, nach Orbe und in die reichen Ebenen Freiburgs, Berns und Solothurns rückte, wodurch der Krieg wahrscheinlich zu seinem großen Vortheil einen andern Charakter angenommen hätte, wie später die Gigantenschlacht bei Marignano bewies. Kleinlich hielt er sich an die Einnahme einiger festen Schlösser, die er nur hätte einschließen und mit kleinen Truppencorps aushungern sollen, wo sie dann bald in Folge größerer Kriegsereignisse ohne Entsatz von selbst gefallen wären. Er vergaß ganz das Beispiel von Morgarten und die Lieblingsstrategie der Schweizer, herrschende Höhen dicht an Seen zu besitzen, den Feind in Engen einzukeilen, dadurch seine Reiterei zuerst in's Stocken und dann in große Unordnung zu bringen, zuletzt aber den geschlagenen Feind in den See zu treiben. Karln schien es von der größten Wichtigkeit, Grandson zu nehmen, das Montbovon mit seinen Schweizern tapfer vertheidigte.

So rückte er denn mit einem siebenzigtausend Mann starken Heer über Besançon, Pontarlier, Jougne, Orbe, Yverdun gegen Grandson an und umging es, so daß seine nördlichen Posten in Vaurmarcus, einem Fort am See, standen. Das Heer der Eidgenossen war sechs Stunden davon bei Neuchatel gelagert. Das burgundische Heer bestand aus den besten und kriegsgeübtesten Truppen der damaligen Zeit, mit zahlreicher Reiterei, Geschütz und andern Kriegsmaschinen, unter der Anführung tüchtiger und erfahrener Offiziere und unter einem Haupt wie Karl. Darum schien auch dem Herzog der Sieg gewiß, die Demüthigung und Unterwerfung der stolzen Schweizer ganz unzweifelhaft. Es sollte dieser Feldzug ein Triumphzug seyn; darum hatte Karl seinen ganzen prächtigen Hof mit sich geführt. Burgund sollte in morgenländischer Herrlichkeit erscheinen und kein Königshof ihm gleich kommen. Man zählte über dreitausend, großentheils sehr schöne Frauenzimmer, die in Sammt- und Seidenkleidern und goldenen Ketten im Lager zwischen den vierhundert rothseidenen Zelten der Offiziere umhergingen. Nachts schien hier dann ein großer Ball aufgethan, ja einige Chroniken berichten von einer Mummerei, wobei die Mädchen Soldatenkleider anlegten und diese sich in die Weiberröcke bequemten. Das Zelt des Herzogs war ganz von Goldbrocat, und seine innern Wände glänzten von Perlen und Edelsteinen. Die gewöhnlichsten Gegenstände waren darin von Silber und manche sogar von Gold. Um all dies Geräth fortzubringen, waren vierhundert Wagen im Gang. Der Herzog selbst, sonst so stolz und vornehm, fand doch großes Vergnügen an Musik und Gesang der Jongleurs, an den rohen Scherzen seiner Soldaten und Offiziere. Hätten die Eidgenossen diesen Zustand des burgundischen Lagers gekannt, so würden sie es gewiß in einer Nacht überfallen haben, ehe noch Grandson fiel. So gingen mehrere Tage verloren, wo es hätte gerettet werden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lisardo.

(Fortsetzung.)

Lisardo hatte Octaviens Hand nochmals ergriffen und kniete neben ihr, mit flehenden Blicken emporschauend. Sie schwieg lange, gleich als hörte sie noch immer zu. Als es so still wurde, schrack sie zusammen, entwand ihm die Hand, kehrte ihm ein Gesicht voll strengen Ernstes zu und rief mit schneidendem Ton: „Ihr wagt es noch, vor mir zu erscheinen! Glaubt Ihr, durch ein paar schöne Worte lasse sich jedes Vergehen wieder gut machen? Wenn Ihr gegen Sitten und Gesetze, gegen alles, was den Menschen hoch gilt, gefrevelt habt, so nennt Ihr das einen bösen Traum, aus dem man nach Belieben aufwachen kann? Mir ist es kein Traum gewesen, mit offenen Augen habe ich Euer jammervolles Leben ansehen müssen. Ja, ich wollte, ich hätte geträumt; wie würde ich mich geschämt haben beim Erwachen, daß ein böser Geist mir solche Gedanken in die Seele stoßen konnte und Lisardo, den edlen Lisardo herabwürdigen zum Bunde mit der Gemeinheit und Verworfenheit! Nun reibe ich mir erstaunt die Augen aus und sage: es ist kein Traum, es ist wache, unselige Wirklichkeit! es ist Lisardo! er ist es, das verstümmelte, beschmutzte Götterbild, das ich vor mir sehe! — Glaubt Ihr denn, ich könne das Vergangene so leicht vergessen wie Ihr? Nein, Ihr selbst seyd daran schuld! Euer Bild hat sich mir so tief in die Seele geprägt, daß ich keinen Zug davon verlor; rein und unentstellt wohnt es in meiner Erinnerung und will zu der neuen Gestalt, die Ihr mir zeigt, nun und nimmermehr passen. Ich liebte den alten Lisardo, der neue ist nicht

für mich da. Lisardo, Lisardo! wie konntest du dich so vergessen? — Entschuldigt Euch nicht! kein Grund reicht auf diese Tiefe Eures Falls hinab! Meint Ihr denn, ich hätte keinen Anlaß gehabt, der Tugend abzusagen? meint Ihr, ich hätte nicht gelitten? o mehr als Ihr: ein tiefes, nagendes, stilles Leiden, ein tägliches Unrecht! Meint Ihr, es habe mir an Gelegenheit gefehlt, mich zu rächen? Wenn nun ich, ein schwaches Weib, den bösen Geist überwinden und mein Gewissen rein erhalten konnte, wie viel mehr Ihr, der Ihr die Stärke des Mannes und den wohlthätigen Anlaß, in ehrenvolle Thaten Euch zu versenken, für Euch hattet! An Euch hielt ich mich aufrecht in Kummer und Anfechtung, Euer edles Bild leuchtete mir vor auf den Steppen meines Lebens, und nun, da ich gerettet wieder komme, nun finde ich mein Heiligthum geschändet und den wilden Thieren Preis gegeben! O, es ist ein Jammer, den keine Zunge auszusprechen vermag! Entfernt Euch! beleidigt diese reine Stätte nicht länger durch Eure unreine Gegenwart! Aus meinen Augen! und wenn Ihr noch einen Funken Freundschaft für mich habt, so sorgt, daß ich Euch nie wieder erblicke!"

Lisardo war bei den ersten Worten zurückgefahren, Schrecken und Zorn auf dem Gesichte; nach und nach aber faßte er sich wieder und hörte die übrige Rede so ruhig an, als ob sie einem Andern gegolten hätte. Als Octavia geendet hatte, trat er dreist vor sie hin, sah sie fest an, so fest, daß sie die Augen vor seinem Blicke niederschlug, und sagte gelassen: „Ich danke Euch, Signora, Ihr habt mir eine Beichte erspart, die mir sehr unbequem gewesen wäre. Was Ihr mir gesagt habt, war eigentlich Alles in meinen Worten enthalten, und sogar noch mehr. Ich brauche deßhalb nichts hinzuzusetzen. Nur Eines vergönnt mir noch schließlich zu sagen: um alle meine Sünden, die zwar groß und viel sind, möchte ich das Schwert nicht so geführt haben, wie Ihr. Es gebührt keinem Menschen gegen den andern, dieses Schwert! Hütet Euch, daß sich seine Schneide nicht gegen Euch selber kehre!" Er wandte sich und ging still zur Thüre hinaus. Octavia fiel in ihren Sessel zurück und rief mit strömenden Augen: „O Gott! konnte ich denn anders reden? aber es bricht mir das Herz!"

„Fahre hin, kleinlich-große Tugendheldin!" rief Lisardo, indem er der Treppe zuging, mit übereinandergebissenen Zähnen: „ich hätte mir's voraus sagen können; wer einen Petronio heirathet, muß sich gewaltig in die Moralität verbeißen. Uebrigens könnte man den boshaften Schluß ziehen, ihre Tugend habe ihr viele Mühe gekostet, sonst hätte sie mich's nicht so arg büßen lassen. Fluch über eine solche Civilisation, wo so ein schwaches Geschöpf seine Nadel zum Maßstab machen darf für einen Mann! Aber hier sey's geschworen," fuhr er wüthend fort, „feierlich sey's geschworen, daß ich dem ganzen Geschlecht den Krieg ankündigen will!" Er war in einem Aufruhr, daß er kaum wußte, was er sagte. In diesem Augenblick begegnete ihm Lucrezia, die wir in jener Abendgesellschaft kennen gelernt haben, auf der Treppe. „Das ist die Erste," dachte er; „frisch auf, Don Giovanni!" Er redete sie an, sezte ihr mit den zierlichsten Worten zu, und ehe er sie ganz die Treppe heraufgeleitet hatte, war ihr schon eine feurige Liebeserklärung in's Ohr gedrungen. Das erstaunte Mädchen stammelte einige verlegene Worte, entschuldigte sich mit dem ungeeigneten Ort und ging zögernd in Octaviens Zimmer. „Der Teufel lenkt mir die Zunge!" rief Lisardo zurückkehrend, „die hat schon Feuer gefangen!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Lebrun und Cerf. Vindication geistigen Eigenthums.

Eine Rechtssache interessirt in diesem Augenblick hier die juristischen und literarischen Kreise. Der Gegenstand ist nicht bedeutend; um so bedeutender dürften die Folgen der endlichen Entscheidung für Dichter, Schriftsteller und Künstler aller Art seyn, die ihre Schöpfungen der Oeffentlichkeit widmen. Der ehemalige Theaterdirektor Lebrun in Hamburg hat nämlich die Geschichte seines Rechtshandels mit dem Direktor des hiesigen Königsstädtischen Theaters, Cerf, und die drei darin ergangenen Urtheile durch den Druck bekannt gemacht. Das faktische Resultat ist, wie gesagt, unbedeutend, und man könnte behaupten, daß der Kläger um des Kaisers Bart stritt; allein es handelte sich um ein Recht, und durch den Ausspruch unsers höchsten Tribunals ist ein Grundsatz festgestellt, welcher einem wesentlichen Mangel unserer Gesetzgebung mit einem Male auf einfache Weise abhilft, und den von unsern Juristen mit so ängstlicher Hartnäckigkeit bestrittenen Begriff eines geistigen Eigenthums feststellt. Lebrun hatte seine Bearbeitung des französischen Drama's: „die eiserne Maske," an das Theater zu Magdeburg und die hiesige Hofbühne zur Aufführung verkauft. Herr Cerf wünschte dieselbe für das Königsstädtische Theater, und schrieb deßhalb an Lebrun. Dieser verweigerte ihm die Zusendung des Manuscripts aus speciellen Rücksichten gegen das Hoftheater. Nichtsdestoweniger erschien plötzlich die eiserne Maske auf dem Königsstädtischen Theater, und zwar nach der Lebrun'schen Bearbeitung. Sie ward mehrere Abende mit Succeß gegeben. Die Art und Weise der Erwerbung des Herrn Cerf blieb nicht verborgen. Derselbe hatte an die Direktion des Magdeburger Theaters geschrieben, sich eine Abschrift des betreffenden Stückes auf seine Kosten erbeten, und hinzugefügt, er werde sich wegen des Honorars mit dem Autor einigen. Dieser, keineswegs damit einverstanden, kam nach Berlin und sezte Herrn Cerf wegen einer Handlung, die ihm im mildesten Lichte als unerlaubte Selbsthülfe erschien, zur Rede. Herr Cerf selbst schien von einer Verschuldung seinerseits keine Ahnung, und genug gethan zu haben, wenn er Lebrun irgend ein beliebiges Honorar anbot. Dieser aber, damit keineswegs zufrieden, forderte eine schriftliche Erklärung des Königsstädtischen Theaterdirektors, des Inhalts, daß derselbe sich unrechtmäßiger Weise in den Besitz des Manuscripts gesezt und unrechtmäßiger Weise das betreffende

Stück zur Aufführung gebracht habe. Als Herr Cerf sich dazu nicht verstehen wollte, erhob Lebrun gegen ihn beim hiesigen Stadtgericht Klage, und trug darauf an: 1) daß er das Manuscript herausgebe, 2) daß ihm die fernere Aufführung des betreffenden Drama's interdicirt und er zur Deponirung einer bestimmten Geldsumme, als Caution für den Fall der Uebertretung des Verbots, verurtheilt werde, 3) daß er über die Einnahmen bei den bisherigen sieben Vorstellungen Rechnung ablege, um eine gewisse Quote davon als Honorar und Schadenersaz dem Autor zu zahlen. In zwei Instanzen, sowohl vom Stadtgericht, als vom Kammergericht, wurde der Kläger vollständig mit seinen Anträgen abgewiesen, und zu Tragung der Kosten und der herkömmlichen Succumbenzstrafe verurtheilt. Dieses Urtheil, gegen welches Gefühl und gesunder Menschenverstand sich sträuben wird durch den Buchstaben der Geseze gerechtfertigt, und ist es noch jezt, nachdem ein reformatorisches Erkenntniß der höchsten Instanz erfolgt ist, in den Augen der großen Mehrzahl unserer Juristen; denn eine Vindication, eine eigentliche Zurückforderung von Eigenthum könne deßhalb nicht stattfinden, weil nach der buchstäblichen Erklärung der Geseze über das Eigenthum hier kein solches vorhanden war.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Scribe und V. Hugo. Costa. Bertini. Deutsche in Paris.

Die verschiedenen Intriguen in Scribe's Camaraderie durchkreuzen sich ohne Verwirrung, das geistreiche und heitere Element schimmert stets durch, und das Ganze findet, da es vortrefflich gespielt wird, großen Beifall. Scribe ist der erste Dichter, welcher es wagt, auch das, was die Deputirtenkammer Lächerliches oder Fehlerhaftes darbietet, scharf zu zeichnen. Es ist kein Grund vorhanden, weßhalb die Bühne für diesen Staatskörper mehr Nachsicht haben sollte, als für andere. Im Gegentheil erweist der Dichter durch diese scharfe Zeichnung seinem Vaterlande einen Dienst; denn wichtig ist es, die sich einschleichenden Fehler zu rügen, ehe sie unverbesserlich geworden sind, und nur durch gänzliche Umgestaltung des Staatskörpers ausgerottet werden können. Dieses Stück, welches man dem Scribe'schen Bertrand und Raton zur Seite stellt, wird wahrscheinlich eine Menge von Darstellungen erleben. Victor Hugo würde sich glücklich schäzen, wenn seine Esmeralda an der großen Oper eben so viel Beifall gehabt hätte, als Scribe's Ambassadrice. Sicher ist zehnmal mehr Poesie in der V. Hugo'schen Oper als in der Scribe'schen Operette, und dennoch muß die Oper jezt schon bei Seite gelegt werden, so wenig hat sie gefallen. Dies beweist, daß erstlich zur guten Aufnahme eines musikalischen Stückes reine Poesie nicht hinreicht, und zweitens, daß der arme Dichter bei einer großen Oper ganz von dem Tonkünstler abhängt. V. Hugo soll geäußert haben, er habe den Text zu der Oper Esmeralda aus wahrem Mitleid und aus keinem andern Beweggrunde geschrieben. Er hatte nämlich die bedauernswürdige Dlle. Bertin in ihrem krüppelhaften Zustande gesehen, wie sie, dieser Körperschwäche ungeachtet, doch ganz für die Musik glühte, und es als das größte Glück ihres Lebens ansah, zu einem echt poetischen Texte eine großartige Oper componiren zu können. Dieses edle Vorhaben glaubte er durch seine Bereitwilligkeit unterstüzen zu müssen, und hatte so aus seinem Romane Notre-Dame de Paris ein lyrisches Stück zu machen versucht, in der Hoffnung, dem musikalisch glühenden Mädchen dadurch manche selige Stunden zu verschaffen. Wie mag aber jezt dem armen Mädchen zu Muthe seyn, da sie sieht, daß das Publikum zwar einigen Nummern ihrer Partitur Beifall schenkt, das Ganze aber mißfällig aufgenommen hat! wie lange mag sie sich mit dieser großen Arbeit abgegeben haben, die nun in Vergessenheit sinken soll! Zwar wird die Partitur nun gestochen; es ist aber fast ohne Beispiel in Paris, daß eine auf der Bühne verworfene Oper sich durch die Bekanntmachung der Partitur wieder in der öffentlichen Gunst gehoben hätte. Nicht besser als der Dlle. Bertin ist es dem neapolitanischen Tonsezer Costa ergangen, dessen Oper Malek-Adel, troz der meisterhaften Darstellung an der Opéra italien, als ein sehr mittelmäßiges Stück und eine schwache Nachahmung des Bellinischen Styls einstimmig von den Theaterkritikern verworfen worden ist. Warum hat Bellini so früh seiner Kunst entrissen werden müssen! Dieser Künstler hätte sich doch emporschwingen können. Costa wird Mühe haben, ein zweiter Bellini zu werden. Jezt ist auch die Zeit der Concerte. Deutsche Virtuosen treten in Menge auf, doch habe ich nicht gehört, daß irgend einer außerordentliches Aufsehen erregt hätte. Es gehört schon eine sehr große Virtuosität dazu, um in Paris unter den Künstlern ersten Ranges zu glänzen. Indessen hat man doch dem Talente der fremden Tonkünstler völlige Gerechtigkeit widerfahren lassen. In einem Privatconcerte bei Lemoine hatte ich auch Gelegenheit, den berühmten Tonsezer Bertini, welcher öffentlich fast niemals auftritt, auf dem Fortepiano zu hören; ich nenne ihn berühmt, da seine in Bonn und Mainz nachgestochenen Oeuvres beweisen, daß er auch in Deutschland beliebt ist. Kunstliebende Damen sprechen hier mit Entzücken von ihm, und in der That ist ein von ihm componirtes und vorgetragenes Stück das Lieblichste, was man hören kann. Es ist Alles so anmuthig und graziös, daß ich wohl begreife, wie die Damen besonders diesem Meister so hold sind. Lemoine, bei welchem das Concert stattfand, ist der Verleger der Bertinischen Compositionen; den Winter hindurch werden bei ihm äußerst angenehme Matinées musicales gegeben, bei denen man nur durch besondere Vergünstigung Zutritt erhält, und wo sich außer Bertini noch andere Tonkünstler hören lassen, deren Werke Lemoine verlegt, z. B. Thenard, welcher oft schöne Romanzen vorträgt, ehe sie noch im Druck erscheinen. Ich sprach vorhin von deutschen Virtuosen, welche sich diesen Winter hier hören lassen. Glücklich sind diejenigen, welche mit Talent ausgerüstet hieherkommen, und wenn sie auch nur wenigen Beifall einernten, doch wieder in ihre Heimath zurückkehren können und dort Freunde, Verwandte, Gönner und einträgliche Stellen wieder finden. Solch eines Glückes können sich manche Ausgewanderte nicht rühmen, welche in hülflosem Zustande hier ankommen, zum Theil nicht wieder zurückkehren können, und zwar aus verschiedenen Gründen, und wenn sie keine ihrer übertriebenen Erwartungen befriedigt finden, in Verzweiflung gerathen und häufig ein trauriges Ende nehmen. In einer einzigen Woche hat sich hier ein deutscher Jüngling auf dem Vendômeplaze erschossen und ein anderer in die Seine gestürzt, und manche Andere flehen bei ihren Landsleuten um schleunige Hülfe, da sie von Allem entblößt sind. Was geht denn jezt in Deutschland vor, daß so viele junge Menschen, welche ihrem Vaterlande nüzlich seyn könnten, ohne alle Hülfsmittel in ein fremdes Land flüchten, wo sie gar keine Aussicht haben? Fehlt es an gutem Willen von unten, oder an Nachsicht von oben, oder etwa an Beidem, und ist es nicht möglich, mit beiderseitigem Nachgeben sich mit einander zu verständigen? Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 17. Mittwoch, 15. Februar 1837.

Geschichte.

6) Geschichte der Vorläufer der Reformation, von Prof. Dr. Ludwig Flathe. Zwei Theile. Leipzig, Göschen, 1835, 1836.

Herr Flathe hat vor mehreren Jahren eine vortreffliche Geschichte Macedoniens geschrieben, worin besonders die Politik und die Thaten Alexanders meisterhaft dargestellt waren. Dann schrieb er über die französische Revolution ein Werk, das uns weniger allen Ansprüchen zu genügen schien. Das vorliegende Werk erscheint uns dagegen wieder von ausgezeichnetem Werthe. Uns dünkt, das nothwendige Hereinbrechen der Reformation sey noch nirgends so klar und scharfsinnig in seinen Ursachen nachgewiesen worden.

Der Gang der Untersuchung ist folgender. Zuerst zeigt der Verfasser, wie die römische Kirche vom ursprünglichen Geist des Christenthums abgewichen sey, wie sie die einfache Lehre allmählig überladen und verfälscht habe: „Der Katholicismus, wie er gegen den Ausgang des Mittelalters dasteht, ist ungemein langsam und spät entwickelt worden. Manches zwar, wie die Idee von der Kirche und vom Priesterthum, der Dienst der Reliquien und der Heiligen kommt bereits aus der römischen Zeit herüber, und es kommen in diesen Dingen allerdings bereits die Grundsäulen des nachmaligen Katholicismus, Vieles andere aber steigt erst allmählig durch die Zeit des Mittelalters hindurch empor. Die Ideen von Kirche und Priesterthum entwickeln sich in ihrem Vollgehalte und auf eine seltsame Weise erst in demselben. Die Lehre von dem überströmenden Gnadendienst der Heiligen wird erst im zwölften, der Satz, daß der Pabst es sey, der denselben unter den Menschen zu vertheilen habe, in demselben Jahrhundert aufgestellt. Die Transsubstantiation ist eine Frucht des elften, die Anbetung des Sacraments, von welcher die Trienter Synode kühn behauptet hat, daß sie der apostolischen Zeit entstamme, eine Frucht des dreizehnten Jahrhunderts. An der Gültigkeit des Cölibatsgesetzes war vor dem Ende des elften Jahrhunderts noch zu zweifeln erlaubt und in eben demselben traten auch erst wenigstens die schroffsten Grundsätze der mönchischen Abtödtung hervor.“

Sodann beweist der Verfasser durch äußerst sorgfältige Verfolgung jeder historischen Spur, daß in demselben Verhältniß, wie die herrschende Kirche sich von der Wahrheit entfernt habe, unter den Laien eine geheime Gemeinde für jene ältere Wahrheit sich gebildet und ausgebreitet habe. Das Resultat aller Forschungen in dieser Beziehung ist, daß die Ketzerei im Abendlande von jeher nichts anderes war, als die Reaktion des echten altchristlichen Geistes gegen das neue Christenthum der

Römer. Davon machen nur die Ketzer eine Ausnahme, die einige gnostische Irrlehren aus Griechenland nach dem südlichen Frankreich gebracht hatten. Im Uebrigen stimmen alle Ketzer im Wesentlichen einfach darin überein, daß die Herrschsucht, der Reichthum und die weltlichen Laster des römischen Hofes der Demuth, Armuth und Reinheit Christi nicht entsprechen, daß das Sacerdotium (die Priesteraristokratie, wodurch alle Laien zu Heloten herabgewürdigt wurden) mit der brüderlichen Gleichheit aller Menschen vor Gott in Widerspruch stehe, daß die äußern Werke und der Ablaß aus dem Munde eines selbst sündhaften Priesters nicht die rechten von Christo gebotenen Mittel zur Besserung und Befreiung von der Sünde seyen. Mit einem Wort, alle Ketzer wollten eine Reformation der verdorbenen Kirche, und zwar eine moralische, sofern die Geistlichkeit bisher durch ihr Beispiel und durch ihre bequemen Gnadenmittel die Laster statt zu vertilgen nur befördert hatten, und eine politische, sofern sich die Kirche weltlicher Gewalt angemaßt.

Je gefährlicher aber diese Uebereinstimmung der Opposition in einem Grundgedanken war, um so mehr suchte die Kirche das divide et impera geltend zu machen: „Offenbar mit Absicht stellt die römische Kirche eine große Menge Namen der sogenannten Ketzersekten auf. Bald sind diese von einem zufälligen Verhältniß, von einer Sitte der Ketzer, von einer Stadt oder Gegend, in welcher besonders Ketzer wohnen, oder von einem Manne, der die Sekte gestiftet haben soll, hergenommen. In der Regel adoptirten die Ketzer diese Namen nicht. Sie nennen sich Christen, Katholiken, Apostolische. Die römische Kirche stellt die vielen Namen auf, damit es scheine, als sey es etwas immer Neues, was die Ketzerei bringe, als sey in dieser Ketzerei selbst gar keine Einheit und kein Zusammenhang, damit die Einheit des römischen Glaubens desto glänzender dieser Zerrissenheit gegenüber stehe. Die Vielheit der von den Schriftstellern der Kirche aufgestellten Namen wird Niemanden täuschen. Was die im evangelischen Geist und nach dem Evangelio gegen die römische Kirche Protestirenden anlangt, so finden sich wohl im Einzelnen und Unwesentlichen Verschiedenheiten, im Ganzen ist es immer dasselbe, was erscheint."

Der Verfasser theilt nun vom elften Jahrhundert an die Geschichte der seitdem ununterbrochen gegen die römische Hierarchie fortwirkenden evangelischen Opposition mit, zuerst die Geschichte der Waldenser, Albigenser in Süd-Frankreich, Nord-Italien, dann die der Ketzer am Rhein. Nachdem er die rein evangelischen Grundsätze derselben und ihre nur theilweise Befleckung durch gnostische Phantastereien (seit den Kreuzzügen) entwickelt hat, charakterisirt er die Mittel, welche die Kirche gegen sie in Anwendung brachte: 1) die Gewalt, durch die Inquisitionsgerichte und Ketzerfeuer des zu diesem Behuf neugestifteten Dominikanerordens; 2) die Scheinreformation, die erheuchelte Herstellung der apostolischen Armuth und Demuth durch den ebenfalls zu diesem Behuf erst neu gestifteten Franciskanerorden.

Die meisterhafte Darstellung führt uns nun der Katastrophe entgegen. Jene beiden Mittel schlugen an. Die Ketzer wurden zu tausenden verbrannt, ihre Ueberreste in unzugängliche Gebirge gebannt, das Volk erst durch den Schrecken von jeder weitern Ansteckung mit ketzerischen Ideen abgehalten und dann mit den neuen geistlichen Comödien der Bettelmönche und der vermehrten Ceremonien beschäftigt und beschwichtigt. Nun aber wird die siegreiche Kirche immer übermüthiger. Da sie keinen äußern Feind mehr hat, da hier die weltliche Macht in den Hohenstauffen, dort die Ketzer vernichtet sind, bricht unter den Siegern selber Zwiespalt aus. Das große Schisma trennt den Pabst in Rom und den in Avignon, die sich wie zwei Drachen mit Feuer anspeien. Auch die kirchliche Aristokratie trennt sich. Die alten Basilianer und Benediktiner machen Partei gegen die neuen Bettelorden, und unter diesen sind wieder die Dominikaner tödtlich erbittert auf die Franciskaner. Die Scholastik wird das Mittel, durch welches die Kirche in ihren eigenen Eingeweiden wüthet, die Scholastik „der Sinn im Unsinn," der Verstand, den man als Knecht brauchen will, und der endlich, nachdem er durch doppelte Lügen die Kämpfer wechselseitig tödtlich verwundet, sich emancipirt und das Panier der Wahrheit schwingt.

Unter den Franciskanern waren viele, namentlich Engländer und Deutsche, die in angeborner Ehrlichkeit die Lüge, zu der man sie abgerichtet, für ernste Wahrheit nahmen und die nicht bloß vor dem Volk mit christlicher Einfachheit heucheln, sondern die wirklich zu derselben zurückkehren wollten. Es ist äußerst komisch, die Verlegenheit des Pabstes zu beobachten, wie er sich wundert, wie er nicht glauben will, daß es den Leuten wahrhaftig Ernst sey, wie er mit den Augen winkt, nur drohend den Finger aufhebt und gern die Sache ohne öffentlichen Skandal abthun möchte, indeß die ehrlichen Franciskaner nichts merken, oder, sobald sie den satanischen Betrug, zu dem man sie hat mißbrauchen wollen, einsehen, keck und kühn dem Papste trotzen und ihn alles Ernstes bekehren wollen. Da ihnen dies natürlich nicht gelingt, wenden sie sich voll prophetischen Eifers an das Volk und an die Fürsten. Ludwig der Bayer von ihnen unterstützt, erneuert den alten Ghibellinenkampf. Die Laien, die Gelehrten erheben die Köpfe wieder, und ein dumpfes Brausen des Volks von außen

der mischt sich in das furchtbare Pfaffengezänk, von dem das Innere der Kirche widerhallt.

„Keine Zeit des Mittelalters war so reich gewesen an religiös-kirchlichen Bewegungen, als die, welche vom Anfange des dreizehnten bis zum Beginnen des fünfzehnten verlief. Wohin sich das Auge wendet, findet es diese Bewegung, welche in verschiedener Art und Weise den Zweifel der Welt an der römischen Kirche ausdrückt. Bald ist es heimlicher oder offener Abfall vom Christenthum, über welchen die Klagen der Zeit ertönen, bald ist es das allgemeine Stocken in dem Blutumlaufe des christlichen Gesellschaftskörpers, über den der Jammer der Welt sich so herbe ausspricht, daß das Herz davon ergriffen werden muß; bald ist es der Streit der Gelehrten und das Verwirren der katholischen Doctrinen in sich selbst, welches einen allgemeinen Verfall des Kirchenthumes zu verkünden scheinet, bald tönet ein leiser Laut des evangelischen Geistes wider die eherne Mauer Roms, des Sacerdotii und der fleischlichen Kirche an. Noch sind diese Bewegungen nicht alle betrachtet, die sich in dieser Zeit aus dem römischen Kirchenthume vorthun und seine Doctrinen selbst aus der reichen Fülle der Widersprüche entwickelten, welche in denselben vorhanden waren. — Der Eine fällt vom Christenthum ab, der Andere begehrt, daß durch ein unmittelbares Wunder Gottes die Kirche aus dem Labyrinth gezogen werde, in welches sie gefallen, weil eine andere Rettung nicht sey; der Dritte erklärt, daß ein ganz neues Gesetz gemacht werden müsse. Alle diese Dinge zeigen sich nicht bei einzelnen Menschen, sondern sie zeigen sich immer bei einer größeren Gesammtheit. Es sind die Ausbrüche der Verzweiflung über den trostlosen Zustand der Kirche, es sind Irrwege, auf welche die Kirche die Menschen zum Theil selbst geführt hat. Was die Franciskaner in ihrer Schwärmerei aussäeten, das trug reichliche Früchte unter den Laien. Es hatte sich ein Geist unter den Franciskanern geregt, der den Kirchenfürsten ungemein bedenklich erscheinen mußte, wenn er so, wie er in dem Evangelio des heiligen Geistes sich darstellte, sich auch allerdings nur in einzelnen Franciskanern, nicht in dem ganzen Orden gezeigt. Aber aus dem Orden waren doch schon Stimmen gekommen und es kamen deren in Zukunft immer mehrere, daß das wahre und echte Sacerdotium nur bei ihnen seyn könne, die sie die höchste Staffel der apostolischen Armuth erstiegen und das andere Sacerdotium der römischen Kirche als ein fleischliches, unchristliches nichts sey.“

Am gefährlichsten für die Kirche ist das Eindringen der Reformideen ins eigentliche Volk. Daher die Gewalt und List, womit sie die Geißler, Begharden und Lollarden verfolgt, die sich als Tertiarier (außerklösterliche Laienbrüderschaften) an die Franciskaner anschlossen.

Endlich bringt ein lichtheller Kopf, der Engländer Wicliffe, in die gährende Bewegung eine bestimmte Richtung. Der Verfasser hat sehr scharfsinnig nachgewiesen, wie das Haus York der Reformation günstig, das Haus Lancaster abgünstig war und wie aus diesem Grunde in dem Kampf der rothen und weißen Rose die Kirche eine große Rolle spielte. Wicliffe vertheidigte die Rechte der Krone gegen den Papst, wie früher schon Occam. König und Volk stimmen ihm sehr zu. Auch nach seinem Tode setzt Richard II. die Begünstigung seiner Anhänger (Lollarden genannt) fort und ist zu einer Reformation sehr geneigt. Aber die Kirche contreminirt. „Gloucester soll den König Richard entthronen: die Kirche will den stillen Beschützer der Ketzer weg haben. Schon im Jahre 1388 scheint der Plan entworfen worden zu seyn. Richard soll ermordet oder eingekerkert werden, Gloucester oder Roger Mortimer soll König werden. Aber der Plan kommt nicht zur Ausführung, man weiß nicht warum. Das Parlament verurtheilt den Grafen von Arundel und den Grafen von Warwic zum Tode. Warwic erklärte sich selbst vor dem Parlamente des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig. Das Todesurtheil wird indessen nur an dem Grafen Arundel vollzogen. Damals wars, daß Richard II. dem Bruder desselben, dem Erzbischof Thomas Arundel, aus dem Reiche zu gehen gebot. Viele Dunkelheiten liegen über diesen Ereignissen. Daß eine Verschwörung stattgefunden, die Richard II. aus dem Wege räumen sollte, ist klar, und den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit hat es, daß diese Verschwörung geleitet worden ist von der Kirche. Richard sollte fort um des Lollardismus willen. Viele aber, die mit in die Verschwörung verwickelt waren, mögen allerdings nicht gewußt haben, was die Häupter trieben und dachten, die Richards angebliche Tyrannei in den Vordergrund stellen. Charakteristisch ist es dabei, wie der Geist der Kirche von denen redet, die für seine Sache gefallen sind. Jener Karmelit, der den Herzog von Lancaster angeklagt, hat Wunder gethan nach seinem Tode, der Graf von Arundel ist ein heiliger Märtyrer. Jeder einzelne Zug in diesen Vorgängen weist auf die Priesterfürsten hin, die hinter dem Vorhange standen und die Revolution leiteten. — Richard II. aber ist nach jenen Vorgängen sehr besorgt. Er hat keine Ruhe mehr. Er mag erkannt haben, daß die Gefahr noch nicht vorüber sey, daß um ihn her noch gar Vieles im Stillen betrieben werde. Unter den Großen, die ihm besonders verdächtig sind, befindet sich auch Heinrich, der Sohn des Herzogs Johann von Lancaster. Der alte Herzog, der Freund des Evangelii und der Lollarden, hat an den Wirren der lezten Zeit Richards II. keinen Antheil mehr genommen. Er ist noch vor dem Ausbruche der Revolution

am 3. Februar 1399 gestorben. Seines Sohnes Heinrich scheint die Kirche sich zeitig bemächtigt zu haben. Sie erkennen den rechten Mann in ihm; er wird die Kirche halten, wenn er durch eine Revolution auf den Thron gefördert wird. — Auf einmal ist in London Alles in Bewegung. Eine neue Verschwörung bildet sich. Der Antheil der Kirche tritt sehr scharf hervor. Thomas Arundel ist wieder da. Er macht die Mittelsperson und den Boten zwischen den Verschwornen und dem Herzoge von Lancaster. Durch ein Gewebe von Treulosigkeiten und Niederträchtigkeiten bekommen die Empörer den König in ihre Gewalt. Der Erzbischof spielt in denselben immer die bedeutendste Rolle. Sie führten ihn nach London und nöthigten ihn dort, eine Entsagungsakte zu unterzeichnen. Dabei mußte der unglückliche Mann noch Heinrich von Lancaster zu seinem Nachfolger empfehlen. Ein Parlament ward in Eile berufen. Dieses ward zum Verräther an England und an dem König. Es erklärte Richard II. für abgesezt. Unter den Gründen der Absetzung sind nun allerdings viele ungesetzliche und willkührliche Handlungen Richards angeführt, die Hauptsache aber, der Lollardismus, wird klüglicher Weise ganz mit Stillschweigen übergangen. Vor dieses Parlament tritt nun Heinrich von Lancaster, und dasselbe erkennet ein Recht desselben auf den Thron an, welches gar nicht vorhanden ist, indem der Thron nur den Abkömmlingen Lionels gebührt. Aber diese mag die Kirche untauglich gefunden haben. Richard II. aber wird bald nach diesen Vorgängen im Gefängniß erwürgt (25. Oktober 1399). — Diese Revolution war ein unermeßlicher Vortheil für die Kirche. In der That war es die höchste Zeit gewesen, in der That hatte man sich kaum anders helfen können als auf diese Weise. Alles gewinnt in England sogleich eine andere Gestalt. Der Fortgang des Lollardismus wird aufgehalten, es ist keine Rede mehr von einer durch Königthum und Parlament zu erwirkenden Reformation."

Nun tritt Huß in Böhmen in den Vordergrund. Auch hier steht ein Tyrann, der Kaiser Wenzel, den Reformatoren zur Seite, wie in England Richard II. Aber hier nahmen die Ereignisse einen weit andern Gang. Es kostete der Kirche unendlich mehr Mühe hier Meister zu werden, und die Wortbrüchigkeit, die sie dabei anwenden mußte, untergrub ihre Macht völlig, so daß Luthers große und glückliche Reformation gehörig vorbereitet war. Der Verfasser hat sich mit der schwierigen Geschichte der hussitischen Kirche sehr viel Mühe gegeben. Die Arglist des Aeneas Sylvius und Caspar Schlick bei Vereitelung dieses Reformationsversuchs hätte noch in helleres Licht gesezt werden dürfen. Sie verdient es, denn kunstreicher ist wohl noch nie eine Opposition zurückmanövrirt worden, als damals.

Nach den Hussiten wird noch Wessel in Deutschland und Savonarola in Italien kurz besprochen.

7) **Leben des h. Karl Borromäus. Aus dem Italienischen des Giussano von Th. F. Klitsche. Erster und zweiter Band. Mit einem Stahlstich. Augsburg, Kollmann, 1836.**

Der berühmte Heilige Mailands, dessen riesenhohe Statue eine der merkwürdigsten Zierden des lago maggiore ist, gehört der spätern Classe vornehmer Kirchenheiligen an, die nicht als Anachoreten in der Wüste und nicht als Märtyrer, sondern nur als einflußreiche Kirchenfürsten und als Wohlthäter der Armen und Kranken canonisirt wurden. Die Legende ist daher dürftig. Doch hat Karl Borromäus eine historische Bedeutung, sofern er — leider fast der einzige — hoher Würdeträger der katholischen Kirche war, der im Zeitalter der Reformation beweisen wollte, daß er den ursprünglichen Beruf eines Bischofs nicht verkenne. Wir Deutsche, die wir so abscheuliche Exemplare von Erzbischöfen in jener Zeit aufzuweisen hatten, den niederträchtigen Matthäus Lang von Salzburg, den frivolen Gebhard von Köln und den mattherzigen Albrecht von Mainz, wir sind gezwungen, dem Mailänder Erzbischof den Ruhm zu lassen. Allein er wurde, ganz natürlich, bei seiner ungeheuchelten Demuth und Wohlthätigkeit, die er namentlich bei Gelegenheit einer Pest bewies, sogleich ein Werkzeug und gewissermaßen ein Paradepferd der Jesuiten. Seine Biographie ist sehr ausführlich, liebevoll für seine Person, streng katholisch.

8) **Johann von Botzheim und seine Freunde. Ein Beitrag zur Reformations- und Gelehrtengeschichte von Südschwaben. Von K. Welchner. Schaffhausen, Hurter, 1836.**

Botzheim, Domherr zu Constanz, war ein vertrauter Freund des berühmten Erasmus, theilte dessen ernsten Eifer für die Reformation, aber bald auch dessen kühlere Stimmung und Abneigung gegen den allzu gebieterischen und störrigen Luther. Seine Biographie ist eine interessante Zugabe zu der des Erasmus, und mit bisher ungedruckten Briefen bereichert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 40.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 16. Februar 1837.

— Now breathless wrong
Shall sit and pant in your great chairs of ease,
And pursy indolence shall break his wind
With fear and horrid flight!

Shakespeare.
Timon.

Lisardo.

(Fortsetzung.)

Lisardo saß mit seinen Gesellen in Mattheo's Hause und zechte wilder als jemals; er hatte seinen Arm um Pippa geschlungen, er betrachtete sie lange, endlich fragte er: „Höre, Pippa, sage einmal ehrlich, was hältst du von mir?“ — „Was ich von dir halte?“ erwiderte sie, „nun wahrlich, das ist eine seltsame Frage! Ich denke, du seyst ein großer Sünder.“ — „Und du scheust dich nicht, deine Seele an einen solchen Sünder wegzuwerfen?“ — „Nein, gewiß nicht! Darnach habe ich gar nicht zu fragen, das ist deine Sache, du bist mein Herr und Gebieter, und wenn du in die Hölle gehst, so begleite ich dich, ohne mich viel zu besinnen.“ — „Bei Gott!“ rief Lisardo bitter lachend, „solchen Glauben habe ich nicht gefunden in Israel. Du sollst leben, Pippa!“ — „Trinke nur nicht so hastig, du wilder Mensch!“ rief sie und hielt ihm den Arm. Da eilte Mattheo herein und schrie mit erzwungener Lustigkeit: „Was Neues, ihr Herren!“ — „Nun, was gibt's?“ — „Wißt ihr, was dem Becker Giuseppe in der Stadt fehlt, an was der Fleischer Tobi krank liegt und an was der Fischer Cola so eben gestorben ist?“ — „Cholera? Cholera?“ riefen alle durcheinander. „Errathen!“ schrie Mattheo; „jezt müssen wir auch dran.“ „Vortrefflich!“ riefen die Andern, „jezt wird's einen Lärm geben! Auf, Brüder, laßt uns die kurze Spanne Zeit noch benutzen! Rasch gelebt und herzhaft gestorben! Was kümmern wir uns um die Cholera!“ — „Wer wagt's, ihr einen Willkomm zuzutrinken?“ rief Lisardo. „Ich, ich!“ antworteten alle einstimmig. „Es lebe die Cholera, die unsere Lebensgeister noch einmal auf's Höchste spannt!“ — „Sie lebe,“ rief Lisardo, „die einmal wieder säubernd durch den Schlamm der Menschheit fährt!“ — „Es lebe die demagogische Krankheit, die Alles gleich macht, vor der Alles sich beugt!“ — „Möge sie uns Alle ausrotten,“ fügte Lisardo hinzu, „und über unsern Trümmern ein besseres Geschlecht erstehen lassen!“

Wir befinden uns wieder vor der alten Veste, wohin wir unsern Freund schon mehrmals begleitet haben. Er stand allein, an einen hervorspringenden Pfeiler gelehnt, das graue, verwitterte Gestein trug die Farbe seiner Stimmung. Er ließ einen trüben Blick in das paradiesische Thal hinab fallen, wo in kurzer Zeit das Elend mit stürmender Hand eingezogen war. Als hätte jene Beschwörung, im trunkenen Muthe ausgerufen, eine zauberhafte Wirkung gehabt, war die Seuche plötzlich zu einem reißenden Strom angeschwollen, der die Stadt überfluthete und Leben um Leben in seinen Strudel schlang. Und wie leicht wurde dem Feinde das Vordringen!

er stieß fast auf keinen Widerstand: in der allgemeinen Erschlaffung dachte Niemand daran, etwas Geeignetes vorzukehren, die Aerzte zeigten einen lauen Berufseifer, der bald ganz erkaltete, da einige von ihnen als Opfer ihrer Pflicht gefallen waren; die nöthigen Vorbereitungen waren gänzlich versäumt worden, und als die umliegenden Ortschaften sich gegen die Hauptstadt der Provinz abzusperren begannen, drohte eine Hungersnoth auszubrechen; das Volk wurde schwierig, die Behörden wußten sich nicht zu helfen, einige davon ergriffen die Flucht, andere rüsteten sich, ihnen nachzufolgen. Der alte Gouverneur, der in Ehren grau geworden war, kam seinem Amte mit redlichem Eifer nach, er bot Allem auf, die erschrockenen Aerzte anzufeuern, die erhitzten Gemüther des Volkes zu beschwichtigen, aber im Frieden einer ruhigen, täglich gleichen Geschäftsführung gealtert, vermochte er nicht den nahenden Sturm zu dämpfen. Dies Alles bedachte Lisardo an jener einsamen Stelle und konnte seine Bewegung über das öffentliche Unglück nicht unterdrücken; doch zwang er sich zu einer finstern Ruhe und sagte: „Was kann ich dafür, daß die Vergänglichkeit auf einmal über sie Meister geworden ist! mögen sie winseln, die armseligen Menschen! ich kann's nicht ändern. So wie sie nur ein wenig wieder nach Luft schnappen können, gleich wird's beim Alten seyn."

Er hörte Tritte den Felsen herauf nahen und bog sich vor, nach den Ankommenden zu schauen. Es war ein Mann, in einen Mantel gehüllt, dem ein anderer in geringerer Kleidung folgte; Beide schienen etwas zu tragen. „Wenn mich meine Augen nicht belügen," rief Lisardo, „so kommt da die Civitas hippocratica den Berg herauf. Was hat die hier oben zu schaffen?" Er hatte richtig gesehen; es war jener Arzt Tisano, mit dem er in der verhängnißvollen Vecchia beim Gouverneur zusammengetroffen war. „Nun bin ich doch begierig, was der hier zu schaffen hat?" dachte Lisardo, als jene Beiden um die andere Seite der Burg herumbogen und im Hintergrunde zum Vorschein kamen.

„Hier, däucht mir, sey der passendste Platz," wandte sich der Arzt zu dem Diener, der ihm folgte, und blieb stehen. „Ja, Herr," erwiderte dieser, „hier spürt Euch keine Ratte aus. Wer wird in dem alten Eulenneste noch nach Schätzen suchen?" — „Es wäre aber doch hübsch, Marco," entgegnete der Arzt, „wenn wir bei unserm Eingraben auch noch etwas ausgrüben." — „Wie meint Ihr das?" fragte Marco. — „Nun, wenn wir noch auf ein älteres Depositum in guter Münze stießen und dann die beiden gute Gesellschaft zusammen halten ließen." — „Glück zu!" rief der Andere; „Ihr seyd stark in der Hoffnung, wie ich sehe; aber wenn Ihr etwas findet, so will ich mich in dasselbe Loch zu den Goldvögeln verscharren lassen. Was hier zu finden war, ist gewiß schon längst herausgeholt worden, und eben deßwegen ist der Platz zu unserm Vorhaben so geeignet, weil hier Niemand mehr etwas sucht." — „Du hast Recht," erwiderte Tisano; „gehen wir an die Arbeit."

Lisardo hatte seine Stellung unverändert beibehalten, der Pfeiler deckte ihn, ohne daß er eine Bewegung machte, sich zu verbergen. Er konnte jedes Wort vernehmen. „Daß ich doch ein Narr wäre," rief Tisano, indem er Hacke und Spaten unter dem Mantel hervorzog und mit seinem Diener in die Wette zu graben begann, „daß ich doch ein Narr wäre, in der verfluchten Stadt länger zu bleiben; da hat man nichts als Mühe und Last, und keinen Dank obendrein — und was das Aergste ist, die vermaledeite Krankheit respektirt selbst unser Einen nicht." — „Die greift's schlau an," meinte Marco; „zuerst nimmt sie die Aerzte, dann wird sie mit den Patienten um so leichter fertig." — „Das Schiff ist also bestellt?" unterbrach ihn Tisano. — „Heilige Jungfrau!" rief der Diener, „fast hätte ich's vergessen, Euch zu melden: der Schiffer kann erst morgen fort; er habe noch etwas an der Barke machen zu lassen, sagte er." — „Es ist doch, als ob's nicht seyn sollte," sagte Tisano verdrießlich; „wenn ich das gewußt hätte, so würde ich mir mit dem Eintreiben des Gelds nicht so viele Mühe gegeben haben. Habe ich mich doch außer Athem gelaufen, bis Alles, was mir ausstand, zusammengebracht war. Nun, dafür ist's jezt bei einander, und heute Nacht wird mir die Cholera auch nicht gerade auf den Leib kommen. Also noch eine Nacht, und dann guten Morgen, Salern! Wenn's wieder sauber ist, so kommt man von Sicilien zurück und bedauert, auf einer Vergnügungsreise durch Krankheit festgehalten worden zu seyn. Gott segne mir die Ausreden! — Nun, altes Steinwerk!" fuhr er fort, während sie die Grube zuschütteten und mit ein paar großen Steinen bedeckten, „verwahre mir den Schatz ehrlich und redlich! Zwölftausend Scudi! das ist keine Kleinigkeit. Ich muß gestehen, es wäre mir doch lieber, wenn ich von der Mauer eine Quittung darüber haben könnte." — „Laßt's nur ohne Quittung!" rief der Diener, „da ist's sicherer, als wenn Ihr die besten Scheine aus Menschenhänden empfinget, oder selbst wenn Ihr's auf der Reise baar mit Euch trüget." — „Gut denn," entgegnete Tisano, „und jezt geschwind von dannen!" Sie eilten ängstlich hinweg, ohne in der Hast den Zuschauer zu bemerken, der Zeuge des ganzen Vorfalls gewesen war. Tisano rannte voraus, der Diener blieb eine Weile stehen, sah sich noch einmal um und folgte ihm mit einem schlauen, höhnischen Lächeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die burgundischen Schlachtfelder.

(Fortsetzung.)

Endlich kam im Lager der Eidgenossen bei Neuchatel ein Schweizersoldat athemlos und mit verstörten Zügen

an und berichtete: „Ihr Herren, Grandson ist verloren, ich bin der Einzige, der lebend daraus entkommen. Seit drei Tagen beschossen die Burgunder mit ihren furchtbaren Donnerbüchsen die Stadt, ein Stück Mauer stürzte nach dem andern zusammen, und bald hatte sie keinen andern Schutz mehr als unsere Leiber, denn die Gräben waren mit Todten ausgefüllt und der Feind stürmte mit seinen immer erneuten Reihen unausgesetzt an. Der Unsrigen wurden immer weniger durch Tod und schwere Verwundung; aber doch dachten wir nicht an Ergebung, wir hofften auch nicht auf Ersatz, da die Stadt von allen Seiten von dem großen burgundischen Heer umgeben war. Konnten wir nicht siegen, so wollten wir doch muthig sterben. — Ein neuer, furchtbarer Sturm mit frischen Truppen begann, die Kanonenkugeln wütheten überdies schrecklich in unsern Reihen; in diesem Augenblick zeigte sich ein einzelner burgundischer Ritter mit weißer Fahne, der Sturm hörte auf, die Kanonen schwiegen und er sprach: „Mein Herzog Karl bewundert euren kühnen Muth und unterbricht für einen Augenblick seine den Eidgenossen für Angriff und Verwüstung in Hochburgund geschworene Rache. Warum wollt ihr doch ohne allen Nutzen sterben? Nehmt seine Vorschläge zur Uebergabe an: den Einwohnern Grandson's soll kein Leid geschehen, die eidgenossische Besatzung aber zieht frei aus mit Fahnen, Waffen und Gut, und kann Zuflucht suchen, wo sie will.“ Unser Commandant Montbovon war kurz vorher tödtlich verwundet worden und lag blutend hinter einer halbzerschossenen Mauer; hier unterzeichnete er den Vertrag zur Uebergabe, sagte noch zu uns: „ich rette euer Leben, zieht aus in Frieden, denn ihr könnt dem Vaterland noch anderwärts nützlich seyn, ich aber bleibe hier,“ und bei diesen Worten verschied er. Bald darauf rückten die Burgunder in dichten Schaaren in die Stadt. — Während wir unsere wenigen Sachen zusammenpacken, um fortzueilen, entsteht in der Stadt Lärm, burgundische Reisige, Bürger, Frauen und Kinder schreien wild durcheinander; unser kleines, waffenloses Häuschen wird umzingelt, sie fallen wüthend über uns her, fünf bis sechs über jeden Mann, und wenn Einer endlich niedergerissen ist, werden ihm Ketten angelegt. — Wir berufen uns auf den Vertrag, man lacht uns in's Gesicht. Der Herzog selbst kommt herbei und befiehlt, uns Alle hinzurichten, ohne Gnade; dann eilt er wieder in die Stadt, wo das Gemetzel schon fürchterlich begonnen. Aber dies genügt ihm nicht: Frauen und Mädchen werden vor seinen Augen die Kleider vom Leibe gerissen, sie dann gebunden und in den See geworfen; gleiches geschieht den Kindern und Greisen. Die Männer wurden alle in der Stadt niedergemetzelt, dann kam die Reihe an uns. Henker und ihre Knechte erwarten uns Gebundene auf den Mauern, und an ihnen wird Einer nach dem Andern aufgehängt; eben kam an mich die Reihe, da erscheint der Herzog wieder, lacht unmäßig über die lange Reihe der Gehängten und ruft: sie sind nun frei; dieser allein soll am Leben bleiben und zu den Seinigen gehen, damit er ihnen berichte, was geschehen und was aus Grandson geworden. — So bin ich hier.“

Anziehend ist, was eine ungedruckte Neuchateler Chronik in ihrem alten Französisch über Alles dies sagt: A grandes chevauchées venoit le Duc Charles avec moult gendarmes de pied et de cheval espandant la terreur au loin par son ost innombrable. Là étoient cinquante mille, voire plus, hommes de guerre de toutes langues et contrées, force canon et autre engins de nouvelle facture, pavillons et accoutrements tous luisans d'or et grandes bandes de valets, marchands et filles de joyeux amour. Semblable multitude brayoit de loin, et bailloit épouvantement aux confins... Le grand Duc Charles ayant cheminé par Jougne vint poser son ost devant Grandson, où par vanitude et superbie fit montre de ses puissances et richesses si grandes que pareilles ne furent oncques par deça. Les seigneurs des Ligues avoient huit cent des leurs dans la chétive Grandson; enjoint à iceux de la tenir et défendre à outrance, à quoi ne faillirent. Assauts un dessus l'autre, tours et murailles jà dépiécées ne peuvent abbattre le courage des assaillis. Ainsi se ruent-ils comme lions dessus les assaillans... Le Duc Charles désirant passer outre, se corrouce jurant en sa coutume par St. Georges que si incontinente tradition ne se fait, pendus seront les vivans. Ceux du dédans repondent que portes ni portelles ouvertes ne seront sans exprès vouloir de Messieurs des alliances... Le Bourguignon oyant ça, les trompe par traitreuse faintise leur promettant vie et bague sauve. Ceux-ci décrus plus de moitié et la nourriture non loin de défaillir baillant créance à la parole du Bourguignon, viennent à lui qui par horrible méchanceté fait pendre ces gens de bien, aimant mieux conquester par abjecte tromperie que selon Dieu et raison.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Tagesgeschichte.

Die drei Generationen.

„Du warst nicht zehn Jahre alt, da bekamst du die Peitsche von Henkers Hand, weil du deiner Mutter vier Pence aus der Tasche gestohlen, da sie eben deinen Vater aufhängen sah;“ mit diesem derben Zuge schildert Walter Scott in seinem „Herz von Midlothian“ zwei Generationen derselben Familie, neulich aber standen ihrer drei vor dem Pariser Zuchtpolizeigericht: gewiß eine Seltenheit, denn nach den Statistikern erreichen Spitzbuben durchschnittlich bei weitem kein so hohes Alter als Philosophen, Dichter, Aerzte

und Todtengräber. — Da ist zuerst der Großvater, Hermann Neuel; der ehrwürdige Alte stammt aus Preußen und nennt sich Spazierstockhändler; in den Verhören hatte er keinen Dolmetscher gebraucht, jezt bei der öffentlichen Verhandlung verlangt er einen. Zweitens ein Mann im besten Alter, Hermann Samuel, der Sohn des Erstern; er nimmt keinen Dolmetscher, wohl absichtlich, damit seine Antworten so unklar als möglich erscheinen; er hatte sich Anfangs schlechtweg „Künstler“ genannt, jezt bezeichnet er sich naher als Imitateur du chant des oiseaux. Schon seit geraumer Zeit hört man ihn auf den Boulevards schlagen wie die Wachtel, singen wie die Nachtigall, heulen wie der geschlagene Hund. Drittens und viertens die Söhne des Leztgenannten, Hermann Compaise, fünfzehn Jahre alt, Imitateur d'animaux, bereits drei- oder viermal verurtheilt, und Hermann Isaak, neun Jahre alt; dieser debutirt vor der Justiz, die Polizei hat aber längst seine Bekanntschaft gemacht. — Die Hexe dort unter den Zuschauern, mit dem gekrümmten Rücken, den langen, schmuzigen Nägeln und dem geschmuggelten bunten Seidentuch auf den grauen Locken, ist die Großmutter; neben ihr das noch junge, aber abgefallene, schmuzige Weib mit dem Säugling auf den Armen ist Compaise's und Isaaks Mutter; hinter ihnen drängen sich Onkel und Tanten, Vetter und Basen, ganz Israel, und es erscheint wirklich als ein Eingriff in die Freiheit der Gottesverehrung, daß man all diese guten Leute just am Sabbath hierhergesprengt. Im Vorzimmer quicken, weinen und lachen sechs oder sieben Kinder beiderlei Geschlechts, der Rest der liebenswürdigen Familie Hermann, des Augenblicks gewärtig, wo sie die Großmutter hereinholen wird, um des Richters Herz zu rühren. — Eines Tags im verflossenen December begafften ein paar Damen die in einem Laden der Straße St. Martin ausgelegten Herrlichkeiten. Die Familie Hermann, die just drei Generationen stark vorüberzog, hatte flugs ihren Operationsplan entworfen: Samuel mußte thun, als könnte er die Nummern nicht lesen, und die Damen bitten, ihm die Preise mehrerer Artikel anzugeben; allermittelst bearbeitete Isaakchen die Tasche der einen, der ehrwürdige Großvater deckte die Operation des Enkels mit seinem breiten Rücken und Compaise bewachte die Blicke der Umstehenden, aber schlecht: ein paar Polizeiagenten hatten Alles mit angesehen; es fand sich, daß der Dame zwanzig Franken weggekommen waren, und die drei Generationen wurden festgenommen. Bei der Verhandlung leugneten Alle bis auf Isaakchen; dieser gestand edelmüthig seinen Fehltritt. „Das Beutelchen,“ sagte er, „hat aus der Tasche herausgesehen, und da hab' ich's vollends herausgezogen; der Bruder hat's nicht gewußt, und Papa und Großpapa auch nicht.“ — Das Publikum bewunderte dieses neue Opfer Isaaks, und das Gericht fand es sehr begreiflich: dem neunjährigen Ehrenmann konnte man ungestraft Alles aufbürden. — Nun kam der dramatische Moment: die Großmutter führte den Chor der sieben Kinder ein und ließ sie sich vor dem Tribunal niederwerfen; aber die mise en scène verfehlte ihre Wirkung: der Präsident verwies die kleinen Comparsen hinter die Coulissen, gab Samuel ungelesen zwei sauber gebundene Bücher zurück, welche französisch und deutsch 250 Zeugnisse enthielten, sprach wegen mangelnden Beweises den Großvater und den ältern Enkel frei, verurtheilte Samuel zu sechsmonatlichem Gefängniß und that den Ausspruch, daß Isaakchen bis zum siebzehnten Jahr in einem Besserungshause zu verweilen habe. — Und es war groß Heulen und Schreien, als Juda fortgeführet wurde.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Fortsezung.)

Das deutsche Recht und das geistige Eigenthum.

Wäre das Papier, die Dinte, womit die Copie geschrieben, der Zwirnsfaden, womit sie zusammengeheftet, der Buchbinderkleister, womit der Deckel verklebt worden, zufällig Eigenthum des Herrn Lebrun gewesen, so hätte er ein Recht gehabt zu seiner Klage, aber seine geistige Arbeit und Errungenschaft gilt für nichts, weil die Geseze nicht von ihr speciell sprechen. Nun sind zwar einige Juristen der Meinung, daß die Geseze, welche auf das mit Händen greifbare Eigenthum sich beziehen, sich ohne alle gewaltsame Auslegung auch auf ein nicht betastbares Eigenthum übertragen lassen, sofern man im Sinn der Geseze den Begriff des Eigenthums erweitert und auf alle die Species ausdehnt, welche jezt unleugbar von den cultivirten Nationen als Eigenthum anerkannt, und in ihren Gesezbüchern — mit Ausnahme der deutschen — geschüzt sind. Wenn in den römischen Gesezen, auf denen die unsern vom Eigenthum beruhen, nichts von einem geistigen Eigenthum erwähnt wird, so geschah es nur, weil die Römer es noch nicht kannten. Es haben sich viele Begriffe, von denen die Römer nur geringe Ahnung hatten, seitdem erweitert, und die Geseze haben sie anerkennen müssen. Diese Juristen meinen, es sey nun nicht allein erlaubt, sondern auch Pflicht des Richters, eine solche Erweiterung und Ausdehnung eines nur zufällig in der Vorzeit eng umschränkten Begriffes herbeizuführen, da das Gesez nicht stagniren, sondern mit den erweiterten intellektuellen Begriffen des Volkslebens fortleben und sich entwickeln soll. Je mehr sich die Geseze abschließen von dem allgemein Gültigen und als Recht in der allgemeinen Meinung Angenommenen, je mehr sie die organische Kraft fortzuwachsen und zu bilden verlieren, um so drohender wird die Gefahr eines willkührlichen Eingriffs der Gesezgebung, die auf den Impuls einer klar gewordenen Nothwendigkeit plözlich und rasch ihren ganzen Organismus zerstören kann. In diesem einen Punkte begegnen sich unsere historischen und wissenschaftlichen Juristen. Aber obgleich das preußische Landrecht selbst bestimmt, daß, wenn der Richter kein Gesez findet, welches zur Entscheidung des streitigen Falls dienen könnte, er nach den im Landrecht angenommenen allgemeinen Grundsäzen, seiner besten Einsicht gemäß, erkennen solle, sind unsere Richter bis jezt noch nicht dazu zu bewegen gewesen, einen kühnen Schritt über die Schranken des Buchstaben zu thun. Menschliche Entschuldigungsgründe walten freilich dafür ob. Wer unser ganzes bisheriges Rechtsverfahren beobachtet, ich meine nicht das preußische allein, sondern das gesammt deutsche, erkennt darin das leider von der Nothwendigkeit diktirte Verfahren: statt die drückenden Sachen gründlich und erschöpfend zu erledigen, die Last, die sich über die Häupter der einzelnen Arbeiter wälzt und mit jedem Tage größer wird, abzuwerfen und für den Augenblick von sich zu wälzen. Die abgeschobene Last rollt zwar immer wieder und mit verstärkter Macht heran, aber um leben zu können, genügt es oft, wenn man wenigstens für einen Augenblick Athem schöpft.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 14.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 16. Februar 1837.

Berlin, im November 1836.

An das große Fest, welches die Kunstausstellung der K. Akademie allen Gebildeten bereitet, pflegt sich stets noch manches andere Interessante anzureihen. So feierte der wissenschaftliche Kunstverein den Geburtstag S. K. H. des Kronprinzen (am 15. Oktober) auf eine dem erhabenen Kunstbeschützer vollkommen würdige Weise. Nachdem der Hofrath Fr. Förster die Sitzung durch eine feierliche Anrede eröffnet hatte, legte der Professor C. Schulz aus Danzig sehr genaue Zeichnungen des bekannten Altarbildes zu Danzig vor, und seine Meinung, daß dieses Gemälde zwar zur Eyck'schen Schule gehöre, indeß um eine Bildungsstufe höher stehe, fand um so leichter die Billigung der Anwesenden, da die Zeichnung der nackten Figuren auf dem Danziger allerdings correcter und mehr auf Naturstudium basirt, auch die Modellirung detaillirter erscheint als auf den von den Gebrüdern Eyck bekannten Bildern, und das Colorit weniger braun seyn soll, als namentlich auf dem im Museo zu Berlin befindlichen, ehemals Genter, Altarbilde. Wahrscheinlich wird der Professor Schulz diese Zeichnungen lithographiren lassen. Der Doctor Lucanus aus Halberstadt legte nun Proben seines fast vollendeten Werkes über den Dom zu Halberstadt vor, unter welchen sich die von C. Rauch meisterhaft in Stahl gestochene Hauptansicht auszeichnet; der Aufriß der Thürme zeigt den Styl des zwölften Jahrhunderts mit den besonders geschmackvollen Gliederungen und Ornamenten, die Hauptansicht des Innern und das Querprofil, die kühne, schlanke und ungemein zierliche Construction der dreischiffigen Kirche mit ihren reichen Strebepfeilern und überschlagenden Strebebogen, und die sechste Tafel das um 1500 vollendete, ungemein reiche Architektur-Sculpturwerk, den Bischofsstuhl. Der Text enthält auch das Historische ausführlich, genaue Angaben der Bauzeiten der einzelnen Theile 2c. Das ganze Werk macht diese herrliche Kathedrale mit ihren Kunstschätzen auf eine interessante Weise völlig anschaulich.

Mit dem lebhaftesten Antheile hörten die Versammelten den Vortrag des Hofraths Förster und dessen Beurtheilung der auf Befehl des Königs gearbeiteten und auf der Ausstellung befindlichen Modell-Entwürfe zu einem Denkmal Friedrich des Einzigen, wobei die Krieger'sche Sammlung von Bildnissen Friedrichs und von Scenen aus dessen Leben vorgelegt wurde. Die Ausführung des ersten, einer kolossalen Denksäule mit der Reiterstatue auf gemeinsamem Podest, für den Platz vor den Linden, nahe der Universität, berechnet, scheint nicht zu erwarten. Allgemein fand man die Aufgabe höchst schwierig, eine Reiterstatue vor einer kolossalen, der Trajanischen ähnlichen Säule nicht untergeordnet erscheinen zu lassen, wie den Reliefs an den oberen Theilen der Säule die gehörige Deutlichkeit zu geben. Es ist schwer, nach einem kleinen Modelle die Wirkung eines im großen Maßstabe gedachten Werkes richtig zu fühlen und zu beurtheilen. Die beiden andern Entwürfe sind Equesterstatuen auf ausgebildeten, mit Sinnbildern reich geschmückten Postamenten. Der eine, im Charakter mehr ideal, zeigt die Statue baarhaupt, im Hermelinmantel, mit ausgestreckter rechter Hand, sitzend auf schreitendem Rosse, — der andere, den alten Fritz im eigentlichen Kostüm, wozu natürlich auch der kleine dreieckige Hut gehört, mit übergeworfenem Königsmantel. Das größere Publikum hat sich für diese, rein historisch behandelte, Statue am meisten interessirt; einzelne Stimmen wollten auch den Königsmantel verwerfen und noch den Krückenstock haben. Friedrichs Bildniß, auf seinem Schimmel, wie es der Stich von Meno Haas gibt, hat einen so welthistorischen Charakter gewonnen, das es auch für die genialen Meister, Rauch und Schinkel, keine geringe Aufgabe ist, ein großartigeres, erhabeneres und dennoch historisches Standbild Friedrichs zu schaffen.

Auch die Versammlung von Repräsentanten deutscher Kunstvereine (am 16. Oktober) wurde ein Fest. Für Königsberg war der Professor Dr. A. Hagen; für Danzig der Prof. C. Schulz; für Stettin der Justizrath Remy,

der Kaufmann Schäffer und der Maler Most; für Breslau der Maler Ebers und der Doctor A. Kahlert; für Dresden der Professor Semper; für Potsdam der Doctor Pahlmann; für Magdeburg der Rendant Ribbeck; für Halle der Justizcommissär Willke; für Halberstadt und Braunschweig der Doctor Lucanus; für den kurhessischen Kunstverein der Doctor F. Köhler; für Münster der Architekt Salzenberg und für den Kunstverein für die Rheinlande und Westphalen der Kunsthändler Georg Gropius. Dieser erfreute die Anwesenden zunächst durch die Mittheilung, daß der K. K. Hofrath Hr. v. Habermann, Vorstand des Vereins zur Beförderung der bildenden Künste in Wien, sich für die Wichtigkeit einer möglichst innigen Verbindung der deutschen Kunstvereine gegen ihn ausgesprochen und zugleich versichert habe, daß er den Wiener auf geeignete Weise zu veranlassen bemüht seyn wolle, mit den oben genannten in Verbindung zu treten; ferner: daß der rheinisch-westphälische Verein an den Bestrebungen der bereits erwähnten Vereine für die Beförderung der Kunst und für Verbreitung des Kunstsinnes stets den regsten Antheil nehme und auch ferner nach Maßgabe seiner Mittel thätig eingreifen werde. Der Doctor Lucanus berichtete darauf, daß auf seinen Antrag bereits die Vereine zu Braunschweig, Halberstadt, Halle und Magdeburg (in der Versammlung zu Magdeburg am 20. Sept. 1836) beschlossen hätten, daß jeder Verein, alle zwei Jahre wenigstens, ein größeres historisches oder romantisches Gemälde von der Staffelei oder durch Bestellung bei einem ausgezeichneten Künstler erwerben solle. Alle Anwesenden erkannten dies für das sicherste Mittel, der Kunst eben so wahrhaft förderlich zu seyn, als auch den steigenden Ansprüchen an die Ausstellungen ferner zu genügen, nahmen den Vorschlag bereitwillig an, verpflichteten sich zur gegenseitigen Mittheilung der auf diese Weise erworbenen Gemälde und bestimmten, daß diesen erst dann eine feste (wo möglich öffentliche) Bestimmung gegeben werden solle, wenn sie sowohl die Ausstellungen des östlichen als des westlichen Vereinscyclus durchwandert haben würden. — Mit zwei der bedeutendsten Künstler Berlins wurden sofort Verabredungen zum Ausführen größerer Gemälde getroffen. — Der Ausstellungscyclus für 1837 wird im Januar zu Königsberg beginnen, dann Danzig, Stettin und Breslau folgen, zugleich Alles geschehen, um die später fallenden Ausstellungen zu Dresden, Weimar und Cassel zu unterstützen. 1838 beginnt der westliche Cyclus zu Magdeburg; Halberstadt, Halle, Braunschweig, Cassel und Münster werden dann in ununterbrochener Reihe folgen. Um den Geschäftsgang für die Generalien zu erleichtern, sind für die Jahre 1837 und 1838 Hauptgeschäftsführer ernannt, für den östlichen Cyclus der Justizrath Remy, für den westlichen der Rendant Ribbeck.

Der von einigen Anwesenden gemachte Antrag, den Verein der Kunstfreunde im preußischen Staate im Namen der Vereine aufzufordern, wenigstens die Haupterwerbungen den Provinzialausstellungen anzuvertrauen, mußte unterbleiben, weil das Directorium des großen Vereins selbst die Theilnahme an der Versammlung ja ein für allemal abgelehnt hatte. Auf das Höchste wurde die Huld und Gnade gerühmt, mit welcher der König, wie der Kronprinz, den Ausstellungen ihre besten Schätze anvertrauen, und aus den dankerfüllten Herzen Aller strömte mit innigster Liebe und Ehrfurcht der heiße Wunsch für das dauernde Wohl dieser erhabenen und wahren Vorbilder für alle Kunstbeförderer.

Das St. Lucas-Fest beging der ältere Künstlerverein am 19. Oktober. Wohl dreihundert in Berlin wohnhafte Künstler mit ihren Frauen nahmen daran Theil, viele eben in Berlin anwesende namhafte Künstler und Kunstfreunde waren dazu geladen; Gedichte, Reden, Festgesänge erhöheten die allgemeine Freude, die sich auch gegen den wieder genesenen Hrn. Director Dr. G. Schadow auf das Wärmste aussprach. Der Verein der jüngeren Künstler feierte sein eilftes Stiftungsfest am 7. November. Durch einen höchst launigen Prologus wurden die Anwesenden auf höchst scherzhafte Intermezzo's vorbereitet, welche in musikalischer, scenischer und bildlicher Hinsicht gleich interessant und befriedigend waren und trotz Witz und Satyre mit einer Hochzeit geschlossen wurden.

Dr. X.

Die öffentlichen Bauten in Paris.

(Fortsetzung.)

II. Die französische Deputirtenkammer.

Die unter Hrn. Joly's Leitung vorgenommenen Erweiterungen und Verbesserungen an der französischen Deputirtenkammer sind bereits früher (Jahrgang 1835 Nr. 49. 50.) von uns besprochen worden, bei welcher Gelegenheit wir auch bemerkten, daß man mit wichtigen Arbeiten für die innere Ausschmückung des Palastes den Anfang gemacht habe. Seither hat Eugène Delacroix den Bilderschmuck des Thronsaals beendigt, und derselbe verdient zunächst unsere Aufmerksamkeit.

Jeder Fremde, welcher die öffentlichen Monumente der Baukunst in Paris gesehen hat, wird gewiß die auffallende Bemerkung machen, daß die erste Stadt der Welt wenig oder gar nichts von bedeutenden Werken eigentlicher architektonischer Pictur aufzuweisen hat. Die Ausübung der Freskomalerei ist den neueren französischen Künstlern durchaus fremd; und Alles, was Paris an

Fresken besitzt, sind die Kuppel des Val de Grace von Mignard und einige andere Arbeiten von Lemoine, so daß viele kleine deutsche Städte bei uns, wie Bonn, Kloster Grüssau u. s. f. in dieser Hinsicht reicher ausgestattet sind, als die große Hauptstadt Frankreichs. Ich weiß diesen Umstand nicht anders zu erklären, als durch die Spaltung, welche heutzutage allgemein zwischen den Malern, Architekten und Bildhauern eingetreten ist, von denen keiner den kleinsten Theil seiner Wünsche und Ansprüche dem Andern zum Opfer bringen will; — wobei natürlich Keiner Vortheil, sondern Jeder Schaden hat. Diese Trennung der engverschwisterten Künste hat gewiß nicht wenig dazu beigetragen, den kleinlichen Geist so vieler moderner Künstler zu nähren und die große Kunst der alten Italiener unter den Franzosen in Vergessenheit und Verfall zu bringen. Da, wo, wie z. B. in München, die neuere Kunst in ihren einzelnen Zweigen als ein organisches Ganzes sich entwickelt, wo Sculptur, Architektur und Malerei sich in ihren Schöpfungen als solche ankündigen, denen es nicht um gefällige und bloß glänzende Darstellung des einen oder des andern Vorwurfs, sondern um die Erschaffung ihres Gegenstandes als Totalität zu thun ist; — da ist auch die Freskomalerei nicht untergegangen, sondern wiederum zu neuen, herrlichen Schöpfungen aufgeblühet. Ich bin fest überzeugt, daß Tizian, Tintoretto, Michel Angelo, Raphael und Julio Romano einen großen Theil ihrer Meisterschaft und Erhabenheit des Styls der fortwährenden Ausübung von Freskogemälden verdanken. Eine Composition, die geändert, durchdacht und hin und her überlegt seyn muß, um sie einem gegebenen Raume würdig anzupassen und mit dem architektonischen Charakter des Gebäudes in Einklang zu bringen, fällt auch natürlich gedrungener, concentrirter aus, als wenn der Künstler eine unermeßliche Leinwand zu seiner Verfügung hat. Bei den herrlichen Fresken, womit die alten Italiener die Wände der Kirchen und Paläste ihres Vaterlandes bedeckten, waren kleine Kunstgriffe und Handwerkspfiffe unmöglich; die Umgebungen machten strenge Zeichnung, großartige Auffassung, schöne Anordnung der Draperien, kühne Tinten zu nothwendigen Bedingungen; und ich begreife ganz gut, wie der finstere Meister der Fresken in der Sixtinischen Capelle äußern konnte, Oelmalerei sey ein Handwerk für Faullenzer und schwache Weiber. Die Nothwendigkeit, mit großen, grandiosen Architekturmassen zu kämpfen, verlieh den Werken jener Künstler jene Kühnheit und erhabene Pracht, welche noch heutzutage unsere Bewunderung und Verzweiflung ausmachen.

Es ist daher ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß einige neuere französische Künstler anfangen, sich in wirklicher Architektur-Malerei zu versuchen, welche sie seither so ganz vernachlässigten; denn die Gemälde des Musée Charles X. sind nichts als unter dem Plafond befestigte Oelgemälde, wobei weder Luft- noch Linien-Perspective berücksichtigt worden. Die Malereien der Pantheonskuppel, von Gros, und in Saint-Sulpice, von Fragonard und Andern, in Oelfarbe auf Kalkgrund ausgeführt, waren zwar Fortschritte, aber im Ganzen doch nur höchst unvollkommene Versuche architektonischer Pictur; die Gemälde in der Madelaine, welche in derselben Weise ausgeführt werden sollen, sind noch nicht so weit gediehen, um ein begründetes Urtheil darüber fällen zu können, und die Wandmalereien der Notre Dame de Loretto befriedigen im Allgemeinen sehr wenig; wir werden sogleich sagen, warum. Desto größere Aufmerksamkeit verdienen daher die in ihrer Art merkwürdigen Leistungen von Eugène Delacroix, welche meiner Ansicht nach einen wirklichen Beitrag zur Architekturmalerei geliefert haben. Wenn dieser Künstler auch keine Fresken gemalt hat, so gehört er doch zu denen, welche die Decorationsmalerei im Innern von Gebäuden streng der Localität angepaßt und sich dabei den Architekten untergeordnet und angeschmiegt haben. Delacroix's Compositionen sind in Oel ausgeführt; aber als verständiger Künstler hat er so viel wie möglich seiner sonst so lebhaften und warmen Farbe jenen matten, klaren Ton der Freskobilder zu geben gesucht, welcher mit der Undurchsichtigkeit des Steins und der falben Weiße des neuen Marmors zusammenstimmt. Durch allmählig verbleichende Farbenübergänge hat er das Durchscheinende der Oelfarbe und die schillernden, glitzernden Reflexe vermieden, welche das Auge unangenehm stören. Deßhalb kann man sich bei Betrachtung seiner Plafondgemälde jeden beliebigen Standpunkt auswählen und dieselben erscheinen immer in gleich vortheilhaftem Lichte; — eine wesentliche, glückliche Neuerung! Das Blendende, Schimmernde und Flimmernde ist immer eine von den größten Inconvenienzen des Oels; bei einem Staffeleigemälde, welches man nach Belieben stellen und rücken kann, ist dieser Uebelstand nicht ohne Abhülfe; aber bei einem befestigten Gemälde ist das etwas Unerträgliches.

Die Composition, womit Eugène Delacroix den Plafond des Thronsaals in der Deputirtenkammer geschmückt hat, ist durch und durch allegorisch, was die Leser vielleicht von einem Maler überraschen wird, dessen Ruf so ganz romantisch ist, daß ihn seine Anhänger als den Bannerträger der neuen Schule hinstellen, welche der Mythologie und Akademie einen so erbitterten Krieg heraufbeschworen hat, dessen Dauer allem Anscheine nach noch den dreißigjährigen Krieg übertreffen wird. Dem sey nun wie ihm wolle, Eugène Delacroix hat sehr gut eingesehen, daß jede andere Art von Sujets hier unpassend und lächerlich erscheinen würde. Bei einer früheren Gelegenheit habe ich mich schon darüber ausgesprochen, daß

ich im Allgemeinen den Widerwillen der neueren französischen Kunstkritiker hinsichtlich der Allegorie nicht theilen und billigen kann; sie verträgt sich noch in vielen Sachen ganz gut mit der modernen Pictur; man denke nur daran, welchen Vortheil Rubens daraus gezogen hat. Ueberdies dürfte zur Ausschmückung von Plafonds und Kuppeln die Allegorie noch am zweckmäßigsten seyn, wofern anders der Künstler keine Himmelfahrt oder sonst eine andere christliche Scene, welche nothwendig im Himmel vorgeht, darzustellen hat; denn es will mich bedünken, als hätte man über seinem Haupte nicht gerne andere Personen als allegorische, durchsichtige, unfaßbare Wesen, welche gewohnt sind, ohne Unterlage unter den Füßen zu marschiren. Wenn man die Zimmerdecke mit wirklichen historischen Personnagen bekleidet siehet, beschleicht den Daruntergehenden oft die Furcht, sie möchten sich in dieser unbequemen Stellung am Ende langweilen und sich eines Tages mit ihrem ganzen Gewicht auf den Beschauer herabfallen lassen. Es ergeht Einem, wie mit der Betrachtung jener Karyatiden-Figuren, wovon Dante spricht, welche mit saurer Mühe das Gesims eines Palastes stützen und deren idealisirte Anstrengung uns eine wirkliche Pein verursacht.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[63] Aufforderung des rheinischen Kunstvereins.

Gestützt auf die Erfahrung, daß in kleinen Kunstvereinen, aus Mangel an Mitteln jeder Art, das Interesse der Kunst und Kunstbildung nicht nach dem Maße gefördert werden kann, als es durch die Verbindung mehrerer Mittel geschieht, haben sich die Kunstvereine von Carlsruhe, Darmstadt, Mainz, Mannheim und Straßburg zu einem gemeinschaftlichen „rheinischen Kunstvereine“ verbunden, um durch vereintes Bestreben ihre Wirksamkeit für Kunst und Kunstbildung zu erhöhen.

Die gemeinschaftliche Thätigkeit des rheinischen Kunstvereins bezweckt eine größere Ausstellung neuer Kunstproducte, als es bisher für jeden einzelnen Verein zu erreichen möglich war. Während der Zeit seiner Ausstellung wählt jeder einzelne Verein aus der Zahl der übersendeten Kunstwerke diejenigen aus, welche er für die Verloosung unter seine Mitglieder, oder als bleibendes Eigenthum für geeignet findet. Die von den Kunstvereinen angekauften Kunstwerke bleiben jedoch mit den übrigen bis zum Ende eines jährlichen Turnus verbunden, welcher in nachstehender Reihenfolge die fünf verbundenen Städte durchlaufen soll.

Die Kunstausstellung des rheinischen Kunstvereins beginnt im J. 1837 mit dem

Monat April in Darmstadt,
" Mai " Mannheim,
" Juni " Carlsruhe,
" Juli " Straßburg,
" August " Mainz.

Während dieser Zeit können Kunstwerke an jeden dieser Vereine geschickt werden, wo sich gerade die Ausstellung befindet, und gehen dann mit der ganzen Zahl der übrigen Kunstwerke, nach Verlauf der Ausstellungszeit, in die nächstfolgende Ausstellung über.

Der rheinische Kunstverein übernimmt die Transportkosten der Zu- und Rückfracht aller ihm zugehenden Kunstwerke, von denen das Bruttogewicht einen Centner nicht übersteigt, und der Ort der Zusendung nicht außer dem Bereiche liegt, welches von Paris, Lyon, Mailand, München, Prag, Berlin, Hamburg, Amsterdam und Brüssel umschlossen wird. Kunstwerke, welche von entfernter liegenden Orten eingesendet werden sollen, oder von denen das Bruttogewicht einen Centner übersteigt, können nur nach vorheriger Anfrage und geschehener Annahme des betreffenden Vereins in den Turnus aufgenommen werden.

Jeder Künstler kann zu jeder Zeit von dem betheiligten Vereine verlangen, daß sein Kunstwerk, welches bis dahin in den Turnus aufgenommen war, an einen Ort außer der Verbindung geschickt werde. Der Verein besorgt in diesem Falle nur die Spedition, trägt aber nicht die Kosten der Versendung.

Kunstwerke, welche sich schon in den Händen von Kunsthändlern befinden, können nur nach vorheriger Anzeige und ausdrücklicher Annahme in den Turnus aufgenommen werden, worüber derjenige Verein zu entscheiden hat, an welchen die Sendung geschehen muß.

Die Verpackung muß von den Versendern nach folgender Vorschrift geschehen: Nie darf mehr als **ein** Werk, sey es ein Gemälde oder was sonst immer für ein Kunstwerk, in eine Kiste verpackt werden. Die Kisten der Gemälde sollen immer mit Papier ausgeklebt seyn, und das Gemälde selbst mit proportionirten Schrauben in der Art befestigt seyn, daß es **mit** der Kiste aufgestellt werden kann. Die Kiste darf daher nicht größer seyn, als es das Bild nöthig macht, und der Deckel muß mit Schrauben angeschraubt seyn; mangelt eines dieser Erforderniße, so wird es auf Kosten des Einsenders angeschafft. Die Gemälde werden nicht aus der Kiste genommen, und der Uebersender bleibt daher für die vorgeschriebene Verpackung verantwortlich.

Jeder Künstler ist verbunden, seinem Kunstwerke eine genaue Bezeichnung des Gegenstandes, des Verfertigers, des festen Preises und der letzten Endbestimmung, im Falle es nicht gekauft werden sollte, schriftlich beizufügen.

Der rheinische Kunstverein veröffentlicht am Ende des Turnus eine Uebersicht seines gemeinschaftlichen Wirkens. Der Ankauf jedes einzelnen Kunstwerkes wird jedoch von dem betheiligten Vereine dem Künstler sogleich angezeigt und die Zahlung geleistet.

Indem der rheinische Kunstverein durch diese Verbindung gemeinschaftlicher Interessen das Vertrauen der Künstler zu verdienen glaubt, fordert er dieselben auf, durch ihre Theilnahme und schätzenswerthe Uebersendungen die wahren Zwecke der Kunst und Kunstbildung zu unterstützen.

Darmstadt, 2. Februar 1837.

Das Comité des rheinischen Kunstvereins.

In Auftrag
Prof. J. Felsing.

№ 41.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 17. Februar 1837.

Zwar furchtbar knallte Karls Geschütz,
Man gab darum nicht viel;
Man achtete nicht in der Hitz,
Ob der und jener fiel.
Der Welsche kämpfte kurze Zeit,
Der Knecht und Ritter lief;
Das weite Feld war überstreut
Mit Sperren Knies tief.

Bodmer
nach Veit Weber.

Die burgundischen Schlachtfelder.

(Fortsetzung.)

Nach dem Bericht des Grandsoner Reisigen war im Lager der Eidgenossen nur Ein Schrei des Entsetzens und der Rache, und die Hitzigsten wollten gleich fort; man hielt sie aber zurück, denn es wurden noch andere Eidgenossen erwartet, und diese trafen auch zum Theil ein, so daß das achtzehntausend Mann starke Heer am 3ten März 1476 gen Grandson aufbrach. Ungefähr fünf Stunden von Neuchatel lag damals auf Felsen nahe am See das Castell Vaurmarcus, und an dessen Fuß zog sich der Weg hin. Hier hatte Herzog Karl am Morgen, wo die Schweizer anrückten, sein Hauptquartier aufgeschlagen, und hier standen die Kanoniere mit brennenden Lunten neben den auf die Straße gerichteten Geschützen. Eine Abtheilung Reiterei war aus dem Lager in den engen Weg oder Paß gerückt, der sich damals unter dem Schloß Vaurmarcus und der Karthause Lance am See hinzog. Hier trafen die Eidgenossen mit den Burgundern zusammen, und das Handgemenge begann. Der ungleiche Boden in diesem Engpaß war der Reiterei sehr schädlich, und von Fußvolk war sie nur gering vertheidigt, denn es standen da nur hundert Armbrustschützen unter der Anführung eines jungen Edelmanns. Der Herzog verließ sich besonders auf seine Reiterei und die Kanonen des Schlosses. Er hatte sich aber geirrt, denn die Eidgenossen ließen sich durch die Kanonenkugeln nicht irre machen, sondern rückten mit ihrem gewöhnlichen Ungestüm vor und waren auch in Kurzem des Engpasses Meister. Von da nahmen sie die Höhen von Concise und Bonvillars, und sahen nun unten die ganze burgundische Reiterei in Reih und Glied weit hin ausgebreitet. Dieser drohende Anblick ergriff sie, und sie fühlten, daß hier Gott helfen müsse; sie knieten also nieder, um mit kurzem, inbrünstigem Gebet seinen Beistand anzuflehen. Der Herzog sah die langen knieenden Reihen, er sah die gesenkten Häupter und lachte laut auf, denn weder er noch seine Haupt- und Hofleute begriffen diesen frommen Sinn, und in seinem frechen, der Strafe so nahen Uebermuth glaubte er, die Eidgenossen knieten vor ihm und flehten um Gnade. Darum rief er dem Geschütz hastig zu: „Feuer, Feuer! Kanoniere, auf sie! auf daß auch nicht Einer entkomme."

Aber der Herr der Heerschaaren hatte es anders beschlossen. Wohl rückte Ludwig von Château-Guyon hinan, aber die knieenden Eidgenossen standen nun auf und schaarten sich mit fest vorgehaltenen Lanzen in gedrängte Vierecke. Umsonst versuchten mehrmals die Geharnischten einzudringen, und alle von den Kanonenkugeln gerissenen Lücken wurden auf der Stelle von den Zurückstehenden wieder ausgefüllt. Der burgundische Ritter

wollte selbst nach dem Banner von Schwyz greifen, sank aber auf der Stelle von einer Lanze durchbohrt nieder; sie führte der Berner Hausen. Die Eidgenossen durchbrachen unwiderstehlich die Schaar und rückten immer mehr vor. Ganz verwundert über das Zurückweichen seiner Vorhut, rief der Herzog: „Was soll aus uns werden, wenn wir nicht einmal diese Handvoll Leute werfen können?“ Der Kampf wurde nun allgemein. Die Burgunder verloren mit jedem Augenblick mehr Muth, dieser aber stieg bei den Eidgenossen, zumal sie sahen, daß jene gar nicht an solche Art zu kämpfen gewöhnt waren. In offenem Feld und gegen Reiter, wie sie, hatten sich die Burgunder oft geschlagen; dies war aber hier ganz anders, denn diese Gebirgsleute waren wie eine eherne Mauer, die nicht wich und wankte. Schon von fern litt das Heer stark durch ihre nie fehlenden Armbrüste und in der Nähe durch die furchtbaren, mit Leichtigkeit gehandhabten Hellebarden und Morgensterne. Das burgundische Kriegsgeschrei beantworteten die Eidgenossen nur mit dem Ruf: Grandson! Grandson! und unter ihm sanken immer mehr Reiter und Pferde nieder. Nie hatten die Burgunder früher eine solche Unerschrockenheit gesehen, denn die Eidgenossen gaben und empfingen den Tod, als sey es ein leichtes Kampfspiel. Unter den furchtbaren Schlägen der langen Schlachtschwerter, Keulen, Morgensterne und Hellebarden krachten und brachen stählerne Helme und Harnische zusammen, die Pferde, welche nicht auch unter diesen Riesenstreichen fielen, wurden wild, bäumten sich, warfen ihre Reiter ab und zertraten sie mit dröhnenden Hufschlägen. Wer fiel, brauchte nicht mehr an's Aufstehen zu denken. In den furchtbaren Todesruf: Grandson, klang der Stier von Uri und das Landhorn von Unterwalden, diese den Burgundern so schrecklichen Todeshörner; durch sie wurden auch die burgundischen Pferde immer wilder und unbändiger. Als so die vordern Burgunder mächtig zurückgedrängt waren, warfen sie sich stürmisch und in Unordnung auf die Zurückstehenden, so daß nur kurze Zeit verging, bis sich Schrecken und Angst des Heers bemeisterten, und von dieser Stimmung bis zur entschiedenen, allgemeinen Flucht war nur ein Augenblick. Dadurch allein und durch die große Eile, womit sie flohen, läßt sich erklären, daß von Burgundern, Lombarden, Savoyern und Genfern nur tausend umkamen, von den Eidgenossen aber gar bloß fünfzig.

Als die Schweizer in dem prächtigen, reichen Lager des Herzogs ankamen, war ihr Erstaunen und ihre Lust so groß, daß sie nicht weiter an die Verfolgung des Feindes dachten. So konnte Karl mit seiner Reiterei und einigem Geschütz den nächsten Jurapaß von Joigne gewinnen, von wo er stolz und zuversichtlich vor Kurzem hergekommen, und von da nach Hochburgund gelangen. Die Eidgenossen waren wie durch Zauberei in das burgundische Lager gebannt, denn dergleichen Pracht und Reichthum war den einfachen Landleuten früher nie vorgekommen. Da trug sich nun gar Wunderliches zu. Vor den aufgeputzten, geschminkten Mädchen, die ihnen ganz ängstlich entgegen kamen, hatten sie gewaltigen Respekt und neigten sich tief, denn sie hielten sie für vornehme Ritterfrauen, wagten sie auch nicht anzureden. Von vielem Geräth begriffen sie auch gar den Gebrauch nicht, gingen tölpisch damit um und zerbrachen es; Gold hielten sie für Messing, Silber für Zinn, Diamanten für Glas, denn die Meisten hatten dergleichen nie vorher gesehen. Hier verkauften Einige für ganz geringes Geld die prächtigen Silberschüsseln von der herzoglichen Tafel, Andere schnitten sich den Gold- und Silberbrokat oder die schweren Seidenzeuge der Zelte zu Hosen und Wämsern zurecht, und die prächtigen Federhüte mit Reiherbüschen, die sie statt ihrer einfachen Mützen, Barette und Hüte aufsezten, nahmen sich über ihrer sonst ärmlichen und groben Kleidung gar wunderlich aus; Sammtmäntel mit feinem Pelzwerk, Stickerei und Goldborden wußten sie nicht recht anzuthun, verkauften sie also für ein ganz Geringes an die aus der Umgegend herbeigekommenen Weiber, die gleich damit nach Haus gingen und in diesem Kostüm noch lange in der Kirche und Sonntags erschienen; ja wenn man in den benachbarten Jurathälern recht nachspürt, so kann man noch jezt Bruchstücke von jenen Trophäen bei den Einwohnern finden. So fielen sechshundert große seidene, goldgestickte Fahnen, vier Centner Tafelsilber, die goldenen Siegel des Herzogs und sein mit reichen Edelsteinen gezierter Orden des goldenen Vließes, mit einer Menge anderer kostbarer Juwelen, Reliquien u. s. w. den Eidgenossen in die Hände. Darunter war auch jener berühmte Diamant, der, nach der Erzählung des Comines, einem Schweizer in die Hände fiel, welcher ihn für einen Gulden an einen Geistlichen verkaufte; dieser sendete ihn an die „Herren“ in Bern, soll aber dafür nur drei Franken von ihnen erhalten haben. Von da kam er nach Florenz und dann, wie man glaubt, in veränderter Gestalt in die spanische Krone. Den niedrig angeschlagenen Werth der Beute berechneten gleichzeitige Schriftsteller zu einer Million Gulden, was jezt wenigstens drei betragen würde, wenn man auch annimmt, daß Edelsteine, Gold, Silber und Seidenzeuge jezt geringeren Werth haben als damals.

Aber diese Reichthümer waren ein Unglück bringendes Geschenk für die Schweizer, denn durch sie geblendet, legten sie die Einfalt ihrer Sitten ab, wurden dem Geld, der Gewinn- und Habsucht ergeben. Von nun an betrachteten sie den Krieg als das beste Mittel, sich zu bereichern: die jungen Leute ergriffen die Waffen, nicht um ihr Vaterland, ihre Heimath, die Freiheit und Ehre ihres Vaterlands zu vertheidigen, sondern um Geld zu erwerben. Bis hieher war die Schweizergeschichte frei von allen

Schmutz gewesen, nun aber begann die schmähliche Vermiethung der Schweizertruppen an ausländische Mächte, die bald darauf dem Meistbietenden zuliefen, bald Frankreich, bald dem Kaiser, bald Mailand.

Das nächste Mal besuchen wir das noch berühmtere Schlachtfeld von Murten.

Lisardo.

(Fortsetzung.)

„Ich danke dir, Zufall," rief Lisardo, „als ihm die Beiden aus den Augen waren, „ich danke dir, daß du mich die Menschheit wieder in ihrer ganzen liebenswürdigen Nacktheit hast sehen lassen. Das ist nun ein Mann, der das Vertrauen der halben Stadt genießt und ein rechtschaffener Mann obendrein, denn was kann er dafür, daß er zwölftausend Scudi besizt? Ist es nicht natürlich, daß er sich und sein Gut erhalten will? Jeder ist sich selbst der Nächste: das ist das erste Gebot aller rechtschaffenen Leute. O, ich hätte Lust, wann er wieder zurückkommt, ihm Octavien zu kuppeln!"

„Jezt will ich etwas thun, das alle bessern Gemüther empören soll," sagte Lisardo, als er zu seinen Freunden kam: „macht, daß ihr einige Instrumente zusammenbringt und kommt mit." Alle folgten ihm. Die Nacht war bereits angebrochen, als sie die Stadt erreichten. Sie hatten einen schauerlich stillen Weg durch die todten Straßen; eine matte Helle ging von den Lichtern aus, die, da und dort in den Fenstern aufgestellt, einen Todesfall im Hause anzeigten. Als sie um eine Ecke bogen, begegnete ihnen ein Wagen, langsam und geräuschlos dahinfahrend; bei seinem Anblick schauderten auch die wildesten Herzen unter den lustigen Brüdern. Es war der Todtenwagen, der seine nächtliche Runde machte. Nur Lisardo schritt dem Anscheine nach sorglos weiter. „Leben und Tod," murmelte er vor sich hin, „die zwei kommen wunderlich mit einander aus. Heute soll einmal das Leben ein Epigramm auf den Tod machen, morgen vielleicht ist's umgekehrt." Endlich hielt er an und sagte zu den andern: „Hier, Brüder, wohnt meine Schöne. Frisch, das Ständchen! Vielleicht singen wir die Cholera gar weg; sie wird sich wenigstens wundern, daß man ihr so wenig Respekt erweist."

Hierauf folgte ein Lied, das sie an lustigen Abenden oft zusammen gesungen hatten: es hielt die Mitte zwischen Zärtlichkeit und Neckerei. Das Ständchen galt Niemand Anderm, als der jungen Lucrezia. Wäre Lisardo aber auch berechtigt gewesen, auf ihre Zustimmung zu bauen, so hatte er doch ganz vergessen, an ihre strengen Verwandten, und vor Allen an ihre stolzen Brüder zu denken, die eine nächtliche Musik unter solchen Umständen nicht dulden konnten. Kaum waren die Sänger mit ihrem Liede fertig und wollten eben ein anderes beginnen, als sie Flüche vernahmen und vor ihren Augen bloße Klingen funkeln sahen. Es war nicht lange Zeit zum Besinnen, sie zogen ebenfalls, und es entspann sich ein heftiger Kampf, der sich, wie Jeder einen Gegner traf, zu lauter Einzelgefechten zersplitterte. Lisardo, auf welchen gleich Anfangs Einer wüthend eingedrungen war, ließ sich nicht aus der Fassung bringen, und trieb seinen Feind mit gewaltigen Stößen von sich weg. So waren sie eine ziemliche Strecke von den Uebrigen abgekommen und hatten einen etwas freiern Platz erreicht, wo sie mit erbitterter Hartnäckigkeit gegen einander rangen, ohne daß einer dem andern weichen wollte. Eben war Lisardo im Begriff, einen entscheidenden Ausfall zu machen, als er sich plötzlich von hinten festgehalten fühlte; im selben Augenblick entfloh sein Gegner, er wandte sich um und fand sich in den Händen der Polizei. „Gebt Euch gutwillig gefangen!" rief der Anführer; „Ihr seht, Ihr seyd übermannt, und Gegenwehr würde zu nichts Gutem führen." Lisardo, der die Polizei hinlänglich kannte, bot ihm eine Bestechung an, aber der Häscher sagte: „Thut mir leid, Signor, wahrhaftig, es thut mir leid, aber jezt ist eine Zeit, wo dergleichen nicht angehen will: es ist uns bei harter Strafe verboten, selbst den geringsten Tumult passiren zu lassen." Als der Jüngling sah, daß keine Ueberredung anschlug, ließ er sich geduldig hinwegführen. „Wo geht's hin?" fragte er. — „Ihr werdet heute Nacht in einem Zimmer beim Gouverneur verwahrt werden," antwortete der Anführer der Polizei. — „Da wird ja der Spaß doppelt groß!" lachte Lisardo; nun denn, drauf zu!"

Die Häscher nahmen mit ihrem Gefangenen den nächsten Weg; in einer engen Straße fiel ihm beim Fackelschein ein Häuschen auf, das, niedlich und neugebaut, gegen die benachbarten alten, zum Theil hohen und düstern Gebäude auffallend abstach; in den Fenstern, die, spiegelblank, mit ihren neuen rothen Kreuzstöcken wie rothgeweinte Augen aussahen, brannte das verhängnißvolle Licht. Lisardo blieb stehen, seine Führer umgaben ihn. „So ist in der kleinen Hütte da, die wohl für eine beschränkte Glückseligkeit bestimmt war, auch schon der Jammer eingezogen!" rief er. — „Ja, Signor," erwiderte der Anführer, „und zwar ist's ein recht trauriger Fall. Ein junger Mann — ich weiß seinen Namen und sein Gewerbe nicht — hat vor nicht langer Zeit dieses Häuschen gebaut; als es fertig war, zog er mit seinem jungen Weibe ein, die ihm bald darauf ein Kind gebar." — „O ich kannte sie wohl," unterbrach ihn einer der Häscher; „es war ja des alten Lucio, des Fischers, Tochter, der vor einem halben Jahr am Schlage starb." —

„Ja, 's ist wahr," rief ein Anderer; „und Ninetta hieß sie, ein schmuckes, nettes Weibchen." — „Wie?" rief Lisardo und wurde aufmerksamer; „dann hieß ihr Mann wohl gar Stephano?" — „Stephano, ja, Stephano hieß er," antwortete Jener; „er soll von einem vornehmen Gönner das Geld zu seiner Haushaltung empfangen haben. Armer Schelm! jezt hat er's nicht mehr nöthig." — „Ist er an der Cholera gestorben?" fragte Lisardo. — „Heute Morgen starb er," sagte der Anführer theilnehmend, „den Nachmittag sein Weib, und heute Abend folgte ihnen das arme Würmchen nach, und das war das Klügste, was es thun konnte."

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Beschluß.)

Anerkennung des geistigen Eigenthums von Seiten des Obertribunals.

Die Geseze selbst erbarmen sich der menschlichen Schwäche, wenn sie die Gültigkeit vieler Verträge an bestimmte Formen knüpfen, und z. B. alle mündlichen Nebenabreden bei schriftlichen Contrakten für ungültig erklären: eine faktische Ungerechtigkeit gegen die Rechtsuchenden, eine große Erleichterung für die Rechtsprechenden! Von einem geplagten Unterrichter, der vom dämmernden Tage bis in die Nacht unter den currenten Aktenstößen seufzt, verlangen, daß er rechtsschöpferisch noch die schwierige Materie vom geistigen Eigenthum erst für sich durchbringe und dann Andern klar mache, wäre daher zu viel gefordert. Es wäre die Sache unserer Obergerichte gewesen; leider haben aber auch diese sich in nur zu vielen beklagenswerthen Erkenntnissen hinter den Worten der Geseze verschanzt, und statt der Sache auf den Grund zu gehen und das ursprüngliche Recht der Künstler und Schriftsteller zu suchen, deren Rechte nach dem einen, ausnahmsweise von unsern Gesezgebern berührten Verlagsrechte betrachtet. Wo dies nicht vollständig paßte, gab es kein Recht. So standen die Sachen, und bei dem offenkundigen, schreienden Mißverhältniß zwischen dem, was das Publikum für Recht hielt, und dem, was der Richter als Recht gab, schien eine neue Gesezgebung darüber um so dringender und unvermeidlicher, als bei den vielen Erkenntnissen zu Gunsten derer, welche einen unrechtmäßigen Vortheil durch unrechtmäßige Erwerbung geistigen Eigenthums zogen, die Moralität selbst gefährdet wurde. Denn von der Unzulänglichkeit der Geseze aufgefordert, hat sich schon eine Art Gewerbe gebildet, und mit frecher Unverschämtheit wird der sogenannte Manuscriptendiebstahl betrieben. Während nun, wie verlautet, in diesem Augenblick ein umfassendes Gesez über das geistige Eigenthum präparirt wird, hat ein Erkenntniß des geheimen Obertribunals in dem Lebrunschen Processe in die dunkle Sache ein neues Licht gebracht, und auf eine einfache und geistvolle Weise die schwierige Frage fast erledigt. Durch dieses Erkenntniß des höchsten Tribunals sind nämlich beide frühern Urtheile reformirt, und im Wesentlichen ist dahin zu Gunsten des Klägers erkannt, daß dem Cerf bei fünfzig Ducaten Strafe für jeden Contraventionsfall die fernere Aufführung des Stückes: „die eiserne Maske," untersagt, und dem Lebrun das Recht vorbehalten ist, separat seine Klage auf Entschädigung anzustellen. Ob er dies thun wird, und was dabei herauskommt, ist für diesen Fall gleichgültig; auch hat Herr Lebrun den Proceß nur im Interesse der Schriftsteller mit rühmlicher Aufopferung durchgeführt, wofür man ihm Dank schuldig ist, den alle Literaten ihm auf die zweckmäßigste Weise durch Ankauf der wichtigen Broschüre abstatten. Es führte hier zu weit, die Gründe des Erkenntnisses der dritten Instanz aufzuziehen; Juristen und Schriftsteller finden darin reiche Belehrung, und dürfen nicht unterlassen, sie gehörigen Orts nachzulesen. Aber den Hauptmoment, den der geistvolle Richter in's hellste Licht sezt, kann ich nicht umhin, hier anzuführen. Er führt nämlich aus, daß, wie schwankend auch noch Begriff und Grenzen eines geistigen Eigenthums seyen, und die Juristen, welche es leugnen, sich im Rechte befinden, so lange dasselbe noch keine deutlich erkennbare Gestaltung gewonnen, dasselbe doch alsdann in's Leben trete und vom Geseze anerkannt und geschüzt werden müsse, sobald es die Gestalt und den Charakter der „Waare" gewonnen. Wenn ein Schriftsteller und Künstler aus seiner Ideenwelt eine Schöpfung so weit fertig gemacht, daß er sie zum Verkauf auf den Markt bringe und Erwerb damit beabsichtige, so müsse sein geschriebenes, gemaltes, geformtes Produkt als Sache in dieselben Rechte treten mit den Gegenständen des Eigenthums, die man mit den Händen fassen kann. Diese feine Distinction ist vielleicht nicht ganz erschöpfend, da einige Zweifel über die Fälle übrig bleiben, wo ein Autor nicht an Erwerb dachte; jedenfalls ist es aber ein Riesenschritt zur Erkenntniß, und für unsere Richter ein Fingerzeig, welcher ein neues Gesez fast aufwiegt. Auch werden unsere Juristen, die zur Beschönigung ihres Verfahrens vor dem Publikum sich wohl hinter philosophische oder gar sentimentale Gründe verschanzten: daß nämlich, wenn ein geistiges Eigenthum vor dem Geseze gelten solle, am Ende jedes flüchtige Wort, jedes Spiel des Wizes, jede gesellschaftliche Aeußerung als solches reklamirt werden dürfe, und die Freiheit der Rede dadurch gehemmt, oder daß es des Geistes unwürdig sey, wenn man ihn als Waare stemple, — durch diese Distinction völlig aus ihrer Schanze geschlagen. Die Kunst muß nach Brod gehen, es ist nun einmal so in unserer sublunarischen Welt, und wird nie anders werden. Das Gesez überlasse es also dem Gewissen der Künstler, ob sie ihre Produkte selbst als Waare betrachten, und wenn dies ist, so schüze es sie. Nicht minder wichtig ist, daß der erkennende Richter wenig Gewicht auf das eine gesezlich anerkannte Beispiel eines geistigen Eigenthums, das Verlagsrecht, und die noch so unvollständigen Verfügungen über den Nachdruck gelegt, sondern das ursprüngliche, davon unabhängige Recht des schaffenden Künstlers in seiner Wesenheit ergründet und klar dargelegt, dabei aber ausgeführt hat, wie es allerdings in eines Richters Befugniß liege, wo er kein Gesez findet, nach allgemeinen Grundsäzen und bester Einsicht ein Urtheil zu fällen. Selbst das römische Recht hatte hier vorgearbeitet, wo es von der Erwerbung von Eigenthum durch Formation spricht, und es ist eine Merkwürdigkeit, daß erst im Jahr 1836 ein Richter in unserm Lande ein geistiges Eigenthum anerkannte. — Gegen das Urtheil des geheimen Obertribunals gibt es keine Appellation, seine Entscheidungen werden Gesez. Also haben Künstler und Schriftsteller jezt die Aussicht auf Schuz für die Produkte ihres Geistes, wenn sie auch für die nächste Zeit noch den sauern Gang durch drei Instanzen darnach durchmachen müssen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Schiller.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 18. Freitag, 17. Februar 1837.

Biographie.

Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836. 8. S. 216.

Eine zum Besten des Schiller-Denkmals herausgegebene Schrift, die, so geringfügig ihr Gegenstand scheinen mag, doch sehr anziehend geschrieben ist. Der kurz vor dem (erst durch seine Kinder veranstalteten) Abdruck verstorbene Verfasser, Andreas Streicher, begleitete Schiller auf jener bekannten Flucht und schildert ihre erste Bekanntschaft in Stuttgart, Schillers Unzufriedenheit, die Anstalten zur Flucht, die kleinen Abentheuer der Flucht selbst (sie gingen zu Fuß), die Ankunft in Mannheim, den Wechsel von Hoffnungen und Täuschungen, in welchem Schiller, bald angezogen, bald abgestoßen, dort umhergeworfen wurde, seine drückende ökonomische Lage, bis ihm in Weimar der Stern aufging, der fortan seinem Leben leuchtete. Viele Einzelheiten, die Kargheit der Buchhändler und Theater-Mäcenaten, die sich von dem jungen Genie so große Erfolge noch nicht versprachen, als sie sich nachher bewährten, die Vorhersagungen Anderer, welche tiefer blickten, das tragikomische Elend der Empfehlungen und Anträge, Versuche und Vertröstungen, das alles bildet ein in der That ansprechendes Genrebild aus dem Leben eines jungen Dichters. Auch außer Schiller treten sehr bekannte Namen auf, z. B. Iffland, der die Aufführung des Fiesko nicht gestattete, dem jungen Schiller aber eine Gratifikation von 8 Louisd'or zufließen ließ. Schiller mußte in der höchsten Noth das Trauerspiel dem Buchhändler Schwan den Bogen zu 1 Louisd'or verkaufen, und die kleine Summe reichte gerade hin, seine Wirthshausschuld zu bezahlen ꝛc. Es fehlt auch an zarten und rührenden Partien nicht, z. B. ein Besuch Schillers bei seiner um ihn aus Sehnsucht kranken Mutter an der würtembergischen Grenze, da er den Boden der Heimath selbst nicht mehr zu betreten wagte. Wir empfehlen diese liebenswürdig aufgefaßte Episode aus Schillers Leben allen Freunden des großen Dichters und seines Denkmals.

Geschichte.

9) L. T. Frhr. von Spittlers sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Wächter. 8ter Band: Theologie, Kirchengeschichte, Kirchenrecht. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1835.

Die Verdienste Spittlers um die Kirchengeschichte sind anerkannt. Er war der erste protestantische Geschichtschreiber, der vorurtheilsfrei die Stellung der Religionsparteien würdigte und den Katholiken nicht mehr einseitig alle Vorzüge ab-, den Protestanten allein zusprach; ohne daß er darum seinen protestantischen Standpunkt verlassen und, wie es unbesonnen viele Neuere thun, die Sache verkehrt hätte. Er war gerecht, und zwar in einer Zeit, wo es noch wenige waren, aber er besaß Takt genug, nicht in das andere Extrem, nicht in jene von den Modernen beliebte kindische Hetschelei und Liebkosung dessen zu fallen, was man eben erst wie die Pest gemieden.

Der vorliegende Band enthält zerstreute Abhandlungen über Concilien, Dekretalien, Concordate, Exemtionen ꝛc. Die interessanteste von allen ist Nr. VII., eine Vertheidigung des Mittelalters in Bezug auf das Gute und Nützliche, das seine Geistlichkeit geleistet. Bei diesem Anlaß sagt er mit der Liebenswürdigkeit eines klassischen Weisen: „Es ist Modethema, recht witzig zu thun, sobald von dem Klerus des mittlern Zeitalters die Rede ist, in den heftigsten Invektiven gegen diesen ganzen, Jahrhunderte hindurch herrschenden, Stand seine Menschenliebe und die Klugheit seines Jahrhunderts zu zeigen. Da unsere Väter vor dritthalb hundert Jahren, durch Mose Luthern geführt, aus Aegypten gingen, noch auf dem Nacken die tiefen Narben zeigen konnten, die ihnen das Joch der geistlichen Pharaone gedrückt hatte, und immer im bangen Schrecken wandelten, daß sie doch nicht der, bisher selbst gekrönten Häuptern so fürchterliche, Vatikanblitz ereile: da war es kein Wunder, daß es Lied des Gelehrten und Ungelehrten war — Freude über das zerbrochene Joch, bitterer, aber für jene Zeiten wahrer Eifer gegen die Tyrannei des Clerus und besonders des ersten und allgewaltigsten Priesters. Der Mensch, welcher so eben die Wirkung einer genommenen Dosis Schierling in seinem Innersten verspürt, wird freilich in Verwünschungen gegen den Schierling kein Ende finden: aber wenn nun doch der Schmerz vertobt hat, so ist es doch kindisch, immer bloß über Schierling und Schierling klagen, und dabei nicht auch auf den Einfall kommen, ob nicht der gütigste Herr der Natur, auch wenn er zum Wachsthum des Schierlings sein Gedeihen gibt, immer noch gütigster Wohlthäter sey. Fast ein halb Jahrtausend hat der Vater der Menschen den besten brauchbarsten Theil seiner Menschenfamilie dem hartdrückenden Joch des Clerus unterworfen. Ohne gütige Absichten? Ohne Vortheil selbst auch für die Generationen, die in diesem halben Jahrtausend lebten? War das Joch nicht auch zugleich Wohlthat? und vielleicht war das ganze Zeitalter, das unser Selbstdünkel bedauert, keiner andern Wohlthaten fähig, als solcher, welche gerade mit dieser Portion Wermuth und Galle vermischt waren."

Ueberraschend geistreich ist die Beweisführung, daß die Freiheit des modernen Europa gerade dem römischen Clerus des Mittelalters nicht wenig zu verdanken hat: „Militärisch war die Regierungsart Chlodowichs und seiner ersten Nachfolger; denn so viel man auch immer von einer vorhergehenden deutschen Freiheit sprechen mag, so war jezt doch durch die gemachten Eroberungen, durch das so lang dauernde Commando, das einer über alle seine Mitbrüder wegen des langen Kriegs nothwendig haben mußte, durch den strengsten Gehorsam, welchen der Soldat dem Feldherrn leisten muß, in den Sitten, der Denkungsart und dem ganzen Betragen der Nation eine so völlige Veränderung vorgegangen, daß von der vorigen Unabhängigkeit eines deutschen Mannes von einem andern deutschen Mann jezt nichts mehr übrig blieb. Regent und Unterregenten waren nichts als Soldatenköpfe, Leute, von Jugend auf gewöhnt, das Recht mit der Faust zu entscheiden, und von Eroberungssucht geplagt, behielten sie auch im Frieden, auch im Betragen gegen ihre Unterworfene, den Eroberungsgeist. Durch die Feudalverfassung wurden diese Gesinnungen erst noch recht fortdauernd gemacht: ihre gefährliche Folgen aber auch desto mehr entwickelt. Der Lehensmann hatte so gut einen militärischen Kopf als der Lehensherr: nicht ohne großes Unglück für den ganzen Staat mußten sich diese Köpfe oft zusammenstoßen, und bald mußte sich diese Gährung in den schrecklichsten Despotismus auflösen, öfters bloß mit dem gänzlichen Ruin des Staats sich endigen, wenn nicht eine dritte Macht dazwischen käme, welche, durch den Beitritt bald zu dieser bald zu jener Partei, dem Staat Ruhe und der Staatsverfassung eine feste Form gab. Diese dritte Partei ist der Clerus. Er hat die Macht der Könige durch gute und böse Mittel (Moralität der Mittel aber ist hier nicht die Frage, sondern von dem intendirten und erreichten Endzweck ist die Rede) endlich dahin herabgestimmt, daß durch sie nicht alle Freiheit des Bürgers unterdrückt ward, der Regent nicht als General einer Armee handeln konnte, sondern sich nach und nach an denjenigen Ton gewöhnen mußte, worin ein Regent mit seinem Volk sprechen

soll. Wenn Niemand mehr ein Wort sprechen, und dem Despoten eine Vorstellung machen durfte, so war es der Beichtvater oder die Reichsgeistlichkeit in corpore. Und wenn sie sich auch nicht selbst an den König getrauten, so wußten sie den Ministern das Gewissen zu schärfen, und wenn auch dieser seinen Bischof nicht als den Boten ewiger Seligkeit oder Verdammung ansah, so kamen doch die Fälle gar zu oft, wo der Minister der Hülfe des Bischofs wiederum nöthig hatte: er mußte sich also sehr ungern mit ihm abwerfen. Wo Freiheit in irgend einem der heutigen europäischen Reiche ist, und zwar Freiheit, die sich auf alte Verträge und Staatsverfassung gründet, da ist sie Werk des Clerus; und da bei allem Einfluß des Clerus auf Regierung und Staatsverfassung die besten und größten unserer deutschen Regenten von manchen Unmenschlichkeiten nicht konnten zurückgebracht werden (wie verfuhr Karl der Große mit seinen Brudersöhnen, Ludwig mit seinem Brudersohn Bernhard! wie mußte nicht Otto der Große von seiner Geistlichkeit gelenkt und geleitet werden!): so ist leicht zu schließen, welcher orientalische Despotismus alle unsere europäischen Reiche verheert haben würde, wenn nicht diese dritte Macht sowohl die Forderungen des Volks gemäßigt, als die Anmaßungen des Regenten eingeschränkt hätte. Daß sich der Clerus bei diesem allem niemals selbst vergessen habe, läugne ich gar nicht: soll man aber an Leute, weil sie tonsurirt sind, übermenschliche Forderungen machen? wer unter allen diesen, welche hier in Vorwürfen gegen den Clerus so witzig thun, würde in gleichem Fall das heilige Grab umsonst gehütet haben?“

10) Handbuch der Kirchengeschichte von Dr. J. G. V. Engelhardt. Vier Bände. Erlangen, Palm und Enke, 1834.

Unter allen bisherigen Kirchengeschichten, die als Handbücher zu einem mehr populären Gebrauch bestimmt sind, ist uns das vorliegende als das vorzüglichste erschienen. Der unermeßliche Stoff ist auf das lichtvollste geordnet, der Ueberblick ungemein klar, und doch hat der Umfang von vier Bänden es möglich gemacht, vom Einzelnen so viel aufzunehmen, als nöthig ist, um einigermaßen das Knochengerüst mit lebendigem Fleisch zu bekleiden, und das zu Wenig mit demselben Glück zu vermeiden, wie das zu Viel. Ein besonderer Vorzug dieses Werkes ist, daß es bis auf die neueste Zeit reicht und uns nicht in den dunkeln Jahrhunderten stecken läßt, wie so viele andere Kirchengeschichten, die so häufig nicht bis zu Ende geführt werden.

Die Sprache ist einfach, das Urtheil parteilos und billig.

11) Christliche Religions- und Kirchengeschichte, dargestellt für gebildete Familien und Lehrer der Volksschulen, von K. L. Sackreuter. Zwei Bände. Darmstadt, Leske, 1835.

Der Verfasser hat dies Werk geschrieben „zur Erweckung und Bewahrung evangelischer Glaubenstreue und Glaubensfreudigkeit.“ Aus diesen Redensarten erkennt man sogleich den Mann, denn wo wäre unter tausend deutschen Rationalisten ein Einziger, der nicht unaufhörlich pomphafte Worte häufte, und das Einfachste in den schwülstigsten Tautologien vortrüge. Das ist ihr charakteristisches Kennzeichen. Unaufhörlich tönt bei ihnen die Schelle. Und müssen sie nicht Worte machen, um ihren Unglauben als Scheinglauben zu beschönigen? Ein zweites untrügliches Kennzeichen dieser Partei ist die Bereitwilligkeit, die Kirche und selbst die Lehre jeder weltlichen Ministerialwillkühr unterzustellen, und auf der andern Seite gleichwohl eine ungeheure Tapferkeit gegen die todten und halbtodten Feinde. So preist unser Verfasser die Russen, die 1829 „ihre Heerschaaren gegen die Feinde des Kreuzes Christi“ geführt, aber von allerlei andern Feinden Christi im Schooße des Christenthums selbst sagt er kein Sterbenswort.

12) De impostura religionum breve compendium, seu liber de tribus impostoribus. Nach zwei Manuscripten und mit historisch-literarischer Einleitung herausgegeben von F. W. Genthe. Leipzig, Fr. Fleischer, 1833.

Man hat zwei Handschriften dieses berüchtigten Buchs von den drei Betrügern (Moses, Christus und Muhamed) aufgefunden. Bekanntlich hat man es dem Kaiser Friedrich II., dem grimmigen Feinde der Päpste zugeschrieben. „Daß aber weder dieser Kaiser der Verfasser, noch daß die Abfassung in seine Zeit fällt, versteht sich von selbst, sobald man §. 20 der Schrift folgende Worte lieset: „An vero credendum est quia bonae foeminunculae *Franciscum*, *Ignatium*, *Dominicum* et similes tanto cultu prosequantur, dictare rationem ad minimum sanctorum hominum aliquem esse colendum, et istas ex lumine naturae prospicere cultum alicuius potentiae superioris iam non visibilis?“ Berücksichtigen wir nun, daß Ignatius von Loyola die societas Jesu um 1540 stiftete, daß diese Gesellschaft sehr schnell in Aufnahme kam und neben dem Dominikaner- und Franciskanerorden die größte Bedeutung gewann; Ignatius aber i. J. 1556 starb, so kann es gar nicht auffallen, daß derselbe, auch ehe er von der Kirche canonisirt wurde, mit unter den Heiligen genannt wird.

Vor seinem Tode wäre er aber wohl schwerlich als Heiliger neben Dominicus und Franciscus gestellt; also dürfen wir auch die Zeit der Abfassung unserer Schrift nicht vor 1556 annehmen, wenn schon Campanella's Aeußerung auf das Jahr 1538 leiten sollte; denn diese Angaben dieses Schriftstellers, der ohne Zweifel das Buch näher kannte, sind durch das darin liegende Schwankende und Widersprechende äußerst verdächtig und es möchte fast scheinen, als habe er seine nähere Wissenschaft davon durch die unhaltbaren und durch nichts gestüzten Angaben verbergen wollen. Müssen wir dagegen der Nachricht Glauben schenken, daß P. Ramus das Buch gekannt und gehabt habe, so bleibt uns, da Ramus 1572 starb, Flor. Raymundus 1566 zur katholischen Religion übertrat, der kleine Zeitraum von 1556 bis etwa 1560 (da Raymundus sagt, daß er noch im Collegio gewesen, als Ramus das Buch besaß) für die Zeit, in welcher die Schrift de tribus impostoribus abgefaßt seyn kann. Gegen diese Annahme scheint nichts zu sprechen. — Ueber den Verfasser aber etwas auszumachen, möchte sehr schwer seyn, es fehlen alle und jede Spuren, welche auf eine bestimmte Person hinführen könnten; so viel ist aber mit Gewißheit wohl zu sagen, daß keiner der Gelehrten, welche man in Verdacht hatte, der Verfasser ist und seyn kann; denn alsdann wäre jedenfalls das Latein besser, der Ideengang und Vortrag philosophischer gewesen. Ebenso ist es nicht wahrscheinlich, daß ein Geistlicher der Verfasser ist, da sich das irgend wie gewiß verrathen würde, und Ausfälle auf die eine oder andere kirchliche Partei nicht ausgeblieben wären. Vielmehr scheint es, daß ein Mann, der entweder als Beamter im Staatsdienst stand, oder auch nicht, welcher sich durch das Studium der Geschichte und durch große Reisen gebildet und sich ein Weltbewußtseyn erworben hatte, zerfallen, durch die Religionsstreitigkeiten und philosophische Studien, mit aller positiven (und traditionellen) Religion diese kleine Abhandlung als eine Art von Bekenntniß in Zwischenräumen niederschrieb. Solcher Männer gab es um die Mitte und in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts gewiß mehrere, nachdem durch die Reformation Luthers und Zwinglis die katholische Religion so mächtig erschüttert wurde und einzelne Sekten sich bildeten, welche in der Reformation noch weiter und bis zum Umsturz alles Positiven vorwärts gingen. Eine solche Sekte sollen die Lucianisten gewesen seyn, und daß aus derselben die Schrift hervorgegangen, ist nicht unmöglich; jedoch finde ich es wahrscheinlicher, daß sich diese (oder eine ähnliche) Sekte die Schrift erst später angeeignet habe, als daß dieselbe als Schrift einer Sekte von vorn herein aufgetreten sey, da sich keine Spur von Sektengeist darin vorfindet. Deutschland wird allgemein als Ort der Abfassung und Erscheinung genannt und der mehr wehmüthige als frivole Charakter der Schrift spricht auch dafür, daß der Verfasser ein Deutscher war, der selber nach Erleuchtung in seinen Zweifeln rang, aber doch nicht geistige Kraft genug besaß, zur Wahrheit durchzudringen. — Auch ist es mir nicht wahrscheinlich, daß die Schrift zuerst den Titel de tribus impostoribus geführt habe, vielmehr ist es glaublich, daß der Verfasser seine Abhandlung de imposturis religionum überschrieb, denn er nennt keinen der drei Religionsstifter einen Betrüger. Erst in der Folge, als vielleicht durch eine Sekte die Schrift mehr verbreitet war, mag man, das Gerücht von Kaiser Friedrichs II. Aeußerung benutzend, ihr die Aufschrift de tribus impostoribus gegeben haben, und, wenn auch die ältesten Drucke diese Aufschrift führen, so spricht dies gar nicht dagegen, sondern kann nur bekunden, daß diese Bearbeitung die bekanntere war. Denn daß die Recension, welche unter dem Titel de tribus impostoribus liber vorkommt, nur eine Bearbeitung ist, ergibt sich bei der Vergleichung beider auf der Stelle. Das breve Compendium de imposturis religionum ist einmal kürzer, ist in Paragraphen eingetheilt und der Styl verräth gar kein Bestreben nach Eleganz; dem Verfasser war es um die Sache zu thun, und er drückte sich so einfach und natürlich aus, wie er konnte, um sich selbst erst seine Zweifel recht zu veranschaulichen. Dagegen ist in dem lib. de III. Impost. ein Streben sichtbar, gewählt zu schreiben, die Stellung der Wörter wird verändert oft auf Kosten der Deutlichkeit, der Genitiv wird nach und in die Mitte zwischen Substantiv und Adjectiv gesezt rc. Eingeschobene Stellen tragen zu unverkennbar den Charakter der Glosse, und die nach den Worten a qua currere incepisti, womit das Compend. de impost. rel. schließt, noch folgende Beleuchtung der Mosaischen Religion hat unstreitig das Gepräge des spätern Zusatzes. Denn der Zusammenhang ist nicht natürlich, und eine so lange Betrachtung der jüdischen Religion als Schluß mit dem Charakter des vorhergehenden gar nicht übereinstimmend, und der Schluß des Compend. de imp. rel. ein wirklicher Schluß, wodurch das Ganze, indem er mit dem Anfang correspondirt, abgerundet wird. — Das Latein, welches in beiden barbarisch ist, gehört dem sechzehnten Jahrhundert an, und die Ausgaben vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts vom liber de tribus Impostoribus können immer echt seyn, daß aber das breve Compendium de impost. rel. das ältere und eigentliche Werk ist, welches alle diese Untersuchungen u. s. w. veranlaßte, scheint ausgemacht."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 42.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 18. Februar 1837.

Mutter, sieh' Mehl!
Unerwartete Gäste,
Unbekannte kommen,
Gäste zu dir,
Freier zu mir.

P. v. Goetze.
Russische Volkslieder.

Die Heirathsgebräuche der romunischen Bauern in der Wallachei.

Mitgetheilt von W. Alexis.

Bei den romunischen Landleuten der Moldau und Wallachei herrschen noch viele alte Sitten, die gleich ihrer Sprache an ihre römische Abkunft erinnern und wenig bekannt sind. Nachfolgende interessante Züge über ihre Heirathsgebräuche verdankt der Referent den Mittheilungen des jungen Bojaren, Herrn Michael Kogalnitschan, der sich gegenwärtig in Berlin zur Vollendung seiner Studien aufhält und mit lebendigem Eifer die Dokumente über die Eigenthümlichkeiten eines alten Volksstamms sammelt, der so viele Jahrhunderte vom europäischen Bildungsprozesse unberührt geblieben ist.

* * *

Wenn ein junger Bauer einem Mädchen begegnet, das ihm gefällt, so muß er sich an die Brautwerber wenden, welche auf romunisch petitori heißen, und ihnen seine Herzensangelegenheiten vortragen. Deren Geschäft ist es nun, sich von der Lage der Dinge zu unterrichten, und namentlich, vorausgesezt, daß sie die Verhältnisse des Bräutigams kennen, genaue Nachrichten über die Familie der Braut einzuziehen. Sind sie bei sich im Reinen, daß die Partie sich schicken würde, so wenden sie sich an die Eltern des Mädchens. Durch indirecte Fragen werden sie ausgeforscht, wie es mit ihrem Vermögen steht, ihren Gesinnungen gegen die Tochter, und was sie ihr wohl mitgeben möchten. Vor Allem aber wird an sie die Frage gestellt: ob sie auch echter romunischer Abkunft sind? denn kein Bauer heirathet eine Frau aus einem andern Stamme als dem seinigen. Das wallachische Sprichwort sagt: „Wenn du eine Frau nimmst, so kenne zuvor ihren Stamm und Samen."

Merken die Werber, daß Vater und Mutter nicht abgeneigt sind, so gehen sie fort, kommen aber nach einigen Tagen, und zwar dann in Begleitung des jungen Mannes und seiner Eltern wieder. Einer von ihnen richtet nun folgende feierliche Rede an den Vater des Mädchens: „Unsere Vorfahren, als sie auf die Jagd gingen, haben das Land entdeckt, welches wir jezt bewohnen. Jezt nähren wir uns von seiner Milch und seinem Honig. Als nun der werthe Herr hier nach ihrem Beispiele auch jagen ging, traf er auf eine Hindin, die, voller Scham und Sitte, die Flucht ergriff. Wir sind ihrer Fährte gefolgt und die Fährte hat uns hieher geführt. Euch fordern wir nun auf, diese Hindin uns herauszugeben oder uns den Ort zu zeigen, wo sie sich versteckt hat."

Die Eltern antworten nun, es sey kein Wild der Art in ihr Haus gekommen; aber die Brautwerber dringen, und um sie los zu werden, führen sie ihnen irgend eine alte Jungfer, mit Lumpen behangen, vor und fragen, ob es die sey, die sie suchen? Die Petitori verneinen das und erklären, die Jungfrau, welche sie suchten, habe: „Haare, blond wie Gold, Augen wie ein Falke, Zähne weißer als Perlen, Lippen röther als Kirschen, den Leib einer Löwin, die Kehle einer Gans, den Hals eines Schwans, Finger zarter als Wachs, und ein Gesicht, strahlender als Sonne und Mond.“ Die Eltern verharren beim Leugnen: eine solche Hirschkuh habe sich nie zu ihnen verirrt. Aber die Werber erwidern, sie haben die besten Spürhunde, welche ihnen die sichersten Zeichen gegeben, daß eine solche Hirschkuh sich im Hause versteckt halte. Wenn endlich Alles umsonst ist, drohen sie mit Gewalt der Waffen. Da erst müssen die Eltern nachgeben, und sie führen die Tochter vor, welche gewiß heut so vortheilhaft als möglich gekleidet ist.

Wenn sie erscheint, so schreit Alles augenblicklich auf: „das ist die Hindin!“ Auf der Stelle wird nun der Priester herbeigeholt, und in seiner Gegenwart wechselt man die Ringe. Ist dies geschehen, muß das junge Mädchen die Stube verlassen. Die andern Alle setzen sich zu Tisch, und stehen nicht eher auf, als bis der Hochzeittag beschlossen ist. Am nächsten Montag vor diesem Tage (es ist in der Regel ein Sonntag) versammeln sich die Verwandten sowohl beim Bräutigam als bei der Braut. Musikanten begleiten sie, und unter Gesang und Spiel wird ein großes Familienessen abgehalten. Ist dies vorüber, so gehen sämmtliche Frauen und Mädchen an das Sieben des Mehls, das zum Hochzeittag bestimmt ist. Dieser Tag heißt deßhalb der Siebetag. Wenn fertig gesiebt ist, tanzen die Jungen bis in die Nacht hinein, die Alten trinken und plaudern.

Sind die Häuser der beiden Verlobten in ein und demselben Dorfe, oder doch nur durch einen Tagmarsch getrennt, so fängt der Hochzeitschmaus beim Bräutigam am Donnerstage an und dauert bis nächsten Sonntag. Während dem darf der Tisch von Morgen bis Abend nicht leer werden, und jeden Abend gibt es Tanz. Wohnen die Brautleute aber in größerer Entfernung von einander, so beginnt das Fest schon am Montag Abend und dauert, bis es an der Zeit ist, sich auf den Weg zu machen, um am Sonntag zur Braut zu kommen. Am Abend vor der eigentlichen Hochzeit erscheint einer der nächsten Anverwandten des Bräutigams mit Musik vor dem Brauthause, um der Braut die Geschenke desselben zu bringen. Diese bestehen in der Regel in allerlei Stoffen, Bändern, bunten Tüchern, Dukaten und Rupien. Diese müssen jedoch durchlöchert seyn, damit die junge Frau sie als Halsband tragen kann. Wie gesagt, wenn der junge Bauer nicht zu weit entfernt von der Braut wohnt, so bescheidet er die Seinigen erst zum Sonntag Morgen, um den Zug zur Braut anzutreten, wohnt sie aber in einem entfernten Dorfe, so rückt er schon am Mittwoch oder Donnerstag mit dem Trosse aus. Zu Pferde muß natürlich dieser feierliche Aufzug seyn, nur seine Eltern dürfen fahren. Einige sprengen voraus, um die Ankunft zu melden. In manchen Orten herrscht nun folgender Gebrauch.

Die Verwandten der Braut reiten diesen Abgesandten entgegen, und es ist ihre Aufgabe, Alles daran zu setzen, daß sie nicht bis zur Braut dringen. Gelingt es, sie zu fassen, so bindet man ihnen gewöhnlich die Hände und läßt sie verkehrt auf's Pferd setzen, oder führt sie zu Fuß, immer aber wie Gefangene in's Haus. Hier fragt man sie, was sie zu sagen haben? Ihre Antwort lautet nun in der Regel: sie seyen ausgeschickt, um den Krieg zu erklären, und die Soldaten würden bald nachkommen, um das Schloß anzugreifen. Auf diese Weise bindet man sie wieder los und nöthigt sie, einige Gläser Wein zu leeren. Dann führen die nämlichen Personen, welche sie gefangen nahmen, sie wieder auf den Weg zum Bräutigam zurück und geben ihnen, sobald sie in seine Nähe kommen, die Freiheit. Aber wohl müssen sie sich vorsehen und selbst alsbald Kehrt machen, denn ihnen widerfährt dasselbe Schicksal, wenn das Gefolge des Bräutigams sie einfangen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lisardo.

(Fortsetzung.)

„Armer Stephano!“ seufzte sein ehemaliger Gebieter und winkte zum Weitergehen. Bald hatten sie den Pallast erreicht. Ein vergittertes Zimmer in Erdgeschosse wurde ihm eingeräumt. Er warf sich auf das einfache Lager und versuchte zu schlafen, aber vergebens: immer traten ihm wieder die Bilder jenes häuslichen Glücks vor Augen, das so schnell vernichtet worden war. Beständig mußte er sich vorsagen: „Morgens der Mann, Mittags das Weib und Abends das Kind! Alle, alle weggerafft aus dem süßen, unschuldigen Traum des Lebens und der Liebe!“ Ein menschliches Gefühl zog in seinen Busen ein, die edelste Wehmuth durchzitterte sein Herz und benezte sein Lager mit einer Fluth von langentbehrten Thränen.

Aus einem späten Morgenschlummer weckte ihn die Wache, die ihn vor den Gouverneur zu führen kam. Er sah sich verwundert um, besann sich auf seine Lage und folgte, schnell angekleidet, dem Diener der Justiz in einen Saal, wo der Gouverneur zu Gerichte saß. Die lezten

Wochen hatten die Falten in seinem Gesicht um viel vermehrt; er maß den Jüngling mit traurigem Ernst und begann das Verhör. Aber kaum waren die ersten Fragen gestellt, als man von fern ein wirres Getöse vernahm, das immer wachsend sich näherte. Der Gouverneur brach ab und trat an's Fenster, zugleich stürzten einige Diener herein und meldeten, das Volk versammle sich und drohe mit einem Aufstand; einer der mit Oeffnung der Kornmagazine beauftragten Beamten, so murren die Unzufriedenen, habe das Mehl mit Staub vermischt oder gar vergiftet, die Nahrungsmittel seyen ungesund und Niemand mehr seines Lebens sicher. Man hörte den Tumult ganz in der Nähe, die Meuterer waren bis vor den Pallast gedrungen und riefen nach dem Gouverneur; sie verlangten, der Schuldige, den sie herbeigeschleppt hatten, müsse sogleich vor ihren Augen hingerichtet werden.

Der Gouverneur griff erschüttert nach einem Stuhl und stützte sich auf die Lehne. „Kornmagazine!“ rief er, „mein Gott, ich weiß ja wohl, daß sie nicht gehörig versehen sind, und wenn meine Beamten noch Unterschleif treiben, dann weiß ich freilich nicht, wo ich Rath suchen soll. Ich armer, alter Mann! ist das der Lohn für so lange, treue Dienste? soll ich jezt noch in Schande gerathen, nachdem ich meine Provinz so viele Jahre lobenswürdig verwaltet? Ich weiß nicht, was hier zu thun ist! Für solche Zeiten bin ich nicht geschaffen!“ Er fiel in den Sessel und schlug die Hände vor's Gesicht. Lisardo trat vor und sprach in bescheidenem Tone: „Erlaubt mir ein wohlgemeintes Wort, Herr Gouverneur! Hier sind schnelle, durchgreifende Maßregeln von Nöthen: an Eurer Stelle würde ich den Verbrecher der Volkswuth opfern und zugleich die Rädelsführer des Aufstandes festnehmen lassen. Wenn man ihnen auf der einen Seite nachgibt, so kann man auf der andern desto strenger gegen sie seyn.“ Der Gouverneur richtete sich auf und sah den Jüngling zornig an. „Ihr vergeßt, Signor,“ rief er, „welche Rolle Ihr hier zu spielen habt! Ihr steht wegen Eurer zuchtlosen Aufführung vor Gericht und habt es weniger als irgend einer nöthig, dem Richter in sein Amt zu reden. Entfernt Euch, ich habe jezt nicht Zeit, mich länger mit Euch abzugeben.“ Er winkte, und Lisardo wurde wieder in sein Gefängniß abgeführt.

Obgleich seine Fenster nach der entgegengesezten Seite gingen, so hörte er doch den ganzen Tag über, bald näher, bald ferner, ein rauschendes Getöse, wie wenn das Meer über seine Ufer getreten wäre und mit unbändiger Kraft sich der Stadt entgegen wälzte. Lisardo schwebte in der grausamsten Ungewißheit: kein Mensch kam zu ihm, um Speise oder einen Aufschluß über sein Schicksal zu bringen. Er rief durch die verschlossene Thüre hinaus, Niemand antwortete. Der Abend kam, und jezt verging ihm die Geduld. „Hinaus muß ich,“ rief er, „und wenn ich durch die Wand fahren müßte!“ Er probirte die Gitter vor den Fenstern, eines nach dem andern; sie waren wohl alt und hatten zum Theil lose Stäbe, aber sie ließen sich doch nicht so leicht hinausdrücken. Als Lisardo eine gute Stunde an ihnen geschüttelt hatte, stand er von der vergeblichen Arbeit ab und näherte sich der Thüre. „Da habe ich mir einmal recht unnütze Mühe gegeben,“ sagte er, „und hätte es doch viel wohlfeiler haben können: mit einem Fußtritt ist das Schloß gesprengt.“ Aber ach! als er näher hinsah, fand er, daß die Thüre nach innen aufging; das Schloß war also nicht zu sprengen. „So tret' ich die Bretter hinaus,“ dachte er, und sezte der Thüre mit gewaltigen Stößen zu, mußte sich jedoch bald überzeugen, daß sie nicht von so leichter Arbeit sey, und daß er eher seine Füße aus dem Gelenk, als die Thüre aus ihren Fugen treten würde. Eben wollte er mißmuthig von seiner Anstrengung abstehen, als sich eilige Tritte näherten und eine Stimme rief: „Was soll das bedeuten? was ist denn hier für ein abscheulicher Lärm? paßt das auch für einen Todtkranken?“ — „Läßt man auch einen Gefangenen den ganzen Tag über ohne Speise und Trank?“ rief Lisardo hinaus. — „Ach Gott! Ihr seyd's, Signor?“ rief die Stimme entgegen; „verzeiht, daß man Euch so ganz vergessen hat; aber es geht im Hause drunter und drüber. Habt nur einen Augenblick Geduld, Ihr sollt sogleich bedient werden.“ — Nach wenigen Minuten drehte es am Schloß, die hartnäckige Thüre ging auf und ein Diener trat herein mit Wein und Erfrischungen. „Wie steht's in der Stadt?“ rief ihm Lisardo hastig zu. — „Man weiß noch immer nicht, was es werden will.“ — „Wie ist's mit dem Beamten?“ — „Sie haben ihn erdrosselt und sind jezt ruhiger.“ — „Und der Gouverneur?“ — „Der hat einen Anfall bekommen und wird keine Stunde mehr leben.“ — „Wenn der Gouverneur vollends stirbt, ja, dann geht Alles in Trümmer. Sie haben doch mindestens an ihn geglaubt. Wie verhalten sie sich denn jezt?“ — „Die Nachricht von seiner Krankheit hat Eindruck auf sie gemacht; sie stehen beisammen, berathen und streiten.“ — „Wo sind sie versammelt?“ — „Auf dem Marktplatz.“ — „Höre, Freund,“ sagte Lisardo, „du wirst einsehen, daß es jezt keine Zeit ist, einen Gefangenen zu verwahren; die Umstände sind zu dringend, als daß man sich mit Kleinigkeiten zu schaffen machen könnte. Vielleicht bin ich draußen besser am Platz, als hier. Nimm diese Börse und laß mich gehen; ich gebe dir mein Wort, nicht aus der Stadt zu weichen; Gott befohlen!“ — Mit diesen Worten drückte er dem Diener eine Börse in die Hand, und war verschwunden, ehe Jener sich besinnen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Gelegenheitszeilen von Schiller.

Folgende Zeilen sind von Schiller eigenhändig in ein Exemplar des Don Karlos eingetragen worden, welches er der Tochter des Geheimeraths Schmidt in Weimar, Carolinen, später verehlichten Swaine, überreichte. Wir hoffen uns durch Mittheilung derselben den Dank mancher Leser zu verdienen, obgleich der Dichter weder die Absicht noch die Ahnung hatte, daß seine kleinen Episteln je sollten veröffentlich werden.

Kein Lebender und keine Lebende
Saß diesem Bild, der süßen Sympathie
Und Freundschaft aufgestellt. Aus nicht vorhandenen Welten
Entlehnte es — ich kannte dich noch nie —
Ein volles Herz und warme Phantasie.
Wenn das, was ich für Schatten hier empfunden,
In deinem Herzen mächtig wiederklingt,
Aus deinem Auge schöne Thränen zwingt,
Wenn es in stillen schwärmerischen Stunden
Zu sanfter Rührung dich erweicht,
So weißt du, was der Dichter dann empfunden,
Hätt' er ein lebend Bild gefunden,
Das deinem, Caroline, gleicht.

S.

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, Februar.

Skizzen aus der alten und neuen Schweiz.

Die Zeit ist nun, Dank sey es dem Himmel! vorüber, wo wir unsern lieben Landsleuten so interessant erschienen, daß sie es für der Mühe werth hielten, mit uns und unsern Siebensachen sich beinahe ausschließlich und mehr noch als mit ihren eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen. Kaum gedenkt jezt noch die eidgenössische Presse unserer Stadt, aus dem eben so einfachen als triftigen Grunde, daß in ihr Alles wieder, scheinbar wenigstens, in sein früheres Geleise zurückgetreten ist, Alles wieder in seiner alten Ordnung sich bewegt oder stehen bleibt. Warum ich das Wort scheinbar gebrauche, wird weiter unten zur Genüge klar werden. In der That hat die stürmisch bewegte Zeit viel weniger Spuren zurückgelassen, als man es hätte erwarten sollen, und diese Spuren tragen überdies eher einen negativen, als positiven Charakter. So sind z. B. aus dem vor der Revolution (wir Baseler haben eben so gut das Recht, von einer Revolution zu sprechen, als Engländer und Franzosen; wir hüten uns aber, die unsrige eine glorreiche zu nennen, welches Beiwort eigentlich keine Umwälzung verdient) angesammelten Schaz von einer Million Franken anderthalb Millionen Schulden geworden; was Viele übrigens, und wir denken mit Recht, als ein wahres Glück betrachten, nicht etwa, weil diese Leute in dem Staat einen sichern Schuldner für ihre Capitalien sehen, sondern weil sie, einer Wiederverschmelzung mit den Rauracheru entschieden abhold, die Schuld als eine Art von Vogelscheuche betrachten, welche den Landschäftlern für immer die Lust benehmen werde, sich mit uns wieder zu vereinigen. Wir unsererseits befürchten aber, bei der großen Sparsamkeit unserer Finanzmänner, nicht nur eine baldige Tilgung der Staatsschuld, sondern sogar die Wiederanhäufung eines öffentlichen Schazes, größer noch, als der erstere war. Ein solcher Umstand dürfte und müßte dann freilich unsern frühern Brüdern auf dem Lande wieder freundschaftlichere Gesinnungen gegen uns einflößen, und in ihnen die Lust rege machen, uns die Hand zur Versöhnung zu bieten, besonders wenn wir uns geneigt zeigten, mit ihnen wieder eben so brüderlich zu theilen, als wir es vor einigen Jahren unter den Auspicien des berühmten Juristen Dr. Keller aus Zürich thaten. Eine andere negative Folge unserer Revolution ist, daß die beiden Standeshäupter, will sagen Bürgermeister, aufgehört haben, Weisheiten zu seyn, wie sie dies doch seit undenklichen Zeiten gewesen. Dieselben sind jezt bloße „hochgeachte" (nicht hochgeachtete) Herren, wie jeder Großrath, deren es hier über hundert gibt. Auswärts stehen wir, sicherlich mit Unrecht, in dem Rufe, antiradikal zu seyn, aristokratischen Grundsäzen zu huldigen; denn wie würden wir sonst, ohne daß uns irgend Jemand dazu gezwungen hätte, Hand gelegt haben an hundertjährige Einrichtungen, und uralte Titel abgeschafft, die schon durch ihren bloßen Wortlaut Ehrfurcht und Respekt einflößten. In der Art und Weise, wie man zu verschiedenen Zeiten unsere Bürgermeister behandelt hat, kann man in der That die Geschichte unserer Republik lesen. In dem goldenen Zeitalter, das vor fünfzig Jahren noch nicht ganz abgeflossen war, da fuhren z. B. unsere höchsten Magistratspersonen noch in einer Staatskarosse in den Rath, einer Karosse, die gewiß in ihrer Art eben so merkwürdig war, als die weltbekannte Kutsche des Lordmayors von London. Da es in jener goldenen Zeit vier Standeshäupter gab, eines an Würde und Rang dem andern vollkommen gleich, und diese hohen Personen gemeinschaftlich in dem besagten Staatswagen nach dem Rathhause sich zu begeben hatten, so war es natürlich von der allergrößten Wichtigkeit, diesem Vehikel der Weisheiten eine solche Einrichtung zu geben, daß jeder Unterschied in der Dignität der Size sorgfältigst vermieden war. In den Archiven unsers Rathhauses sollen noch voluminöse Protokolle von den Berathungen des kleinen Rathes über die dem besprochenen Wagen zu gebende Einrichtung vorhanden seyn. Wie unsere Vorväter in Dingen dieser Art immer höchst sinnig und naiv waren, so auch in dem in Rede stehenden Fall; doch brauchte es lange Zeit, bis über die hochwichtige Sache eine allgemeine Verständigung erzielt war.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 36:
Der Dichter.

Räthsel.

Nach dem Lateinischen des Pincierus.

Sechs Füße hab' ich mit fortgenommen,
Mit dreien bin ich wieder gekommen,
Und wollte noch lieber, es wären zwei,
Als diese heilige Zahl von drei.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 5.

Sonnabend, 18. Februar 1837.

[60 a] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Januar 1837.

Größere Aufsätze.

Bemerkungen über Spanien. (Mit einer lithographirten Abbildung der Majotracht.) — Astoria. — Meerfahrt von Griechenland nach Italien. 1) Fahrt nach Ancona. — 2) Aufenthalt in Italien. — Der Missionair Carey. — Besteigung des Vulkans Gunong-Api. — Ueber den jezigen und früheren Zustand der Gletscher in der Schweiz. — Odessa. (Aus einem Privatschreiben.) — Costarrica. (Nach Oberst Galindo's Angaben.) — Etwas über Lasistan. — Neuestes aus der osmannischen Literatur. — Die Barabras. — Ueber die Indusschifffahrt. — Bilder aus Paris. 1) Gusikow und seine Strohharmonica. — Die Insel Gothland. — Krankheiten in der Berberei. — Die Haiden der Gascogne. — Ueber die neue Einrichtung der armenischen Kirche. — Versuch über die tatarischen Sprachen von W. Schott. — Ungarische Nationaltrachten, Sitten und Gebräuche. — Ueber den Holzhandel in England. — Schreiben eines Engländers aus Teheran über die neuesten Ereignisse in Persien. — Die Lage der untern Klassen in Irland. — Briefe über den Krieg in Spanien. Fünfter Brief. — Die türkischen Provinzen längs der russischen Gränze in Kleinasien. — Die See- und Schlammbäder bei Odessa. — Der Zug nach Constantine. (Nach Berbruggers Bericht.) — Die Maraita auf der Waag. — Der Sprachkenner Menteli. — Die Sekten in Rußland. — Die kanarischen Inseln. — Ueber Ure's Werk: Die Baumwollenfabrikation in England. — Die Montenegriner und die Türken. — Die amerikanischen Bären. — Mogador. — Die sibirische Zolllinie.

Chronik der Reisen.

Davidson's Reise im Innern von Afrika. — Schomburg's Reise in Guiana. — Reise zu den Damaras. — Untersuchung und Besiznahme von Neu-Guinea durch die Holländer im Jahr 1828. — Reise von Christiania nach dem Fillefjeld. — Texier's Reisen in Kleinasien im Jahr 1836.

Kleinere Mittheilungen.

Alte römische Gefäße bei Angers. — Sagen unter den Guiana-Indianern über die Fluth. — Merkwürdige Quelle. — Grab einer römischen Familie. — Papyrusrollen in Gözenbildern verschlossen. — Versteigerung der Niagarafälle. — Anklage auf Todtschlag in den Vereinigten Staaten wegen Unglück auf Dampfbooten. — Die Mäßigkeitsgesellschaft in den Vereinigten Staaten. — Etwas über Island. — Auffindung einer seltsamen Urne bei Tulle le Chatre. — Nachricht von Reisenden in der Türkei. — Jezige Lage von Kars. — Neues Instrument zur Bemessung des Schiffslaufs. — Quecksilber in Mexiko aufgefunden. — Der weiße Quinoa. — Sammlung naturgeschichtlicher Gegenstände aus Süd-Frankreich für das brittische Museum. — Menagerie der zoologischen Gesellschaft in London. — Ueber die Haut der farbigen Menschenraçen. — Ueber die Zeit der Orkane. — Ueber die Abbildung des Perikles mit einem Helm. — Lebendige Schildkröte bei Calais. — Literarische Notizen: Altes georgisches Manuscript auf dem Berge Athos. Nachricht von der Gesellschaft der alten französischen Geschichte. Herausgabe der kleinen Propheten in koptischer Sprache. Werk über die Reisen eines buddhistischen Priesters. Wissenschaftliche Expedition nach Neuschottland. Aegyptische Alterthümersammlung von Minaut. — Anwendung des elektrischen Verfahrens beim Metallschmelzen. — Schäze des Medaillenkabinets zu Madrid. — Entdeckung eines römischen Baues zu Mez. — Bevölkerung Aegyptens. (Nach Lane.) — Verbreitung der Zeitungen in England durch die Verminderung des Stempels. — Aegyptische Gerechtigkeitspflege. — Karte Kleinasiens von Texier. — Bemerkungen über den Orkan am Ende Novembers 1836. — Die Karapapachen. — Geburten und Sterbefälle in London. — Beobachtung bei Bohrung eines artesischen Brunnens zu Paris. — Der Eisenbahnviaduct in Ayrshire. — Bolivar's Kupferminen zu Venezuela. — Geologische Notizen: Reste von Ichthyosauren. Erdstöße bei Agram. Auffindung von angeblich fossilem Mais. Verschiedenheit der Temperatur zwischen dem Granit und den Schieferschichten. — Bereicherung des Museums der asiatischen Gesellschaft zu Calcutta. — Karte einiger Theile Persiens von dem Prinzen Malek Kassim Mirza. — Instrument zur Erweiterung der Lunge. — Vorschlag zu einer Ansiedelung in der Davidsstraße. — Zusammenstellung der Meteore in den Nächten vom 13. bis 15. November.

Inhalt des Literaturblattes.

Neugriechische Volkslieder: Charos und das Mädchen; der Gang um Mitternacht; Palikarenlieder Nr. 1 — 6; Liebeslied; Hochzeitlied; Wiegenlied; Frühlingslied; Trinklied. — Lord Byron. Erster Artikel. — Vincenzo Monti. — Die Sinnpflanze. Von Shelley. — Liebesklage. (Aus dem Wallachischen.) — Lieder von Beranger: die Vögel; die Phantasiereise; Liebe die Fülle; Mein Begräbniß. — Verlorene Lust. (Von Burns.) — Schottisches Volkslied.

---

[38] **Neue Musikalien,**

welche bei B. Schott's Söhnen in Mainz erschienen sind:

Auber, Lestocq für Pianoforte ohne Worte arrg. 5 fl. 24 kr.
Baillot, Violin-Schule franz. u. deutsch 13 fl. 36 kr.
Bertini, Impressions de Voyage. Les Souvenirs p. Pfte. op. 104. 1 fl.
Carafa, 10 Fav. Stücke a. d. Herker von Edinburgh f. 2 Clarin. arrg. 1 fl. 12 kr.
Carcassi, Fantas. f. d. Guitr. üb. Th. a. d. ehernen Pferd op. 57. 48 kr.
Grisar, Romanze: Où vous en volez vous! franz. u. deutsch mit Pfte od. Guitr.-Begl. 18 kr.
— — Romanze: La peur. Ebenso. 18 kr.
— — " Les laveuses du couvent. Ebenso. 18 kr.
— — Barcarole. Chant du soir. Ebenso. 18 kr.
— — Chansonette. Fortunate. Ebenso. 18 kr.
— — zweistimmiger Notturno. Le retour du mois de Mai. Ebenso. 27 kr.

Hunten, Les petites folles. 3 Quadrillen, 2 Walzer und 1 Galop. für Pfte. vierhändig. Nr. 1. 2. 3. à 1 fl. 21 kr.

Kuffner, Apollo-Walzer f. Flöte, 2 Clarin., Horn und Fagott. op. 264. 1 fl. 30 kr.
— — Dieselben f. 2 Violinen, Alt u. Bass. 1 fl. 12 kr.
— — Dieselben für Flöte, Violine, Alt und Bass. 1 fl. 12 kr.
— — Dieselben f. Guitr. u. Flöte od. Violine. 1 fl.
— — Dieselben f. 1 Flöte. 24 kr.
— — Dieselben f. 1 Violine. 24 kr.
— — Schweizer-Walzer f. gross. Orchester. op. 268. 3 fl. 36 kr.
— — Dieselben f. Flöte, 2 Clarin., Horn u. Fagott. 1 fl. 30 kr.
— — Dieselben f. 2 Violinen, Alt u. Bass, 1 fl. 12 kr.
— — Dieselben f. Guitr. u. Flöte od. Violine. 1 fl.
— — Dieselben f. 1 Flöte. 24 kr.
— — Dieselben f. 1 Violine. 24 kr.
— — 36s Potpourri f. Pfte. und Flöte od. Violine üb. Th. a. d. Hugenotten. op. 267. 2 fl.
— — 37s Potpourri f. dieselben üb. Th. a. Lestocq. op. 271. 2 fl.

Labarre, zweistimmg. Notturno. Les Nymphes de la mer. franz. u. deutsch mit Pfte. od. Guitr.-Begl. 27 kr.

Neukomm, An mein Schifflein, f. 2 Singstimmen mit Pfte.-Begl. 27 kr

Spamer, Fantasie f. Pfte. üb. fav. Th. a. d. Hugenotten. op. 13. 1 fl. 12 kr.
— — Frohsinn und Laune. Walzer f. Pfte. op. 14. 48 kr.
— — Hugenotten-Walzer f. Pfte. op. 15. 48 kr.

Chöre für Gesang-Vereine in einzelnen Stimmen:
Nr. 1. Gefangnen-Chor a. Fidelio f. 4 Männerstimmen. 24 kr.
Nr. 2. a. d. Zauberflöte: „O Isis." 12 kr.
„ 3. Chor a. d. Kerker von Edinburgh f. 4 Männerstimmen. 24 kr.
Nr. 4. Drei Chöre a. Judas Maccabäus. 48 kr.
„ 5. Vier Chöre a. Idomeneo. 48 kr.

Textbuch zu Grisar's Oper Sarah in 2 Acten. Deutsch. 12 kr.
Desgleichen zu Auber's „Die Weissmützen in 3 Acten. Deutsch. 12 kr.

In Stuttgart sind obige Musikalien zu haben bei
G. A. Zumsteeg.

---

[12] **Verlags-Bericht 1836.**
von
Leopold Voß in Leipzig.
(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

***Abulghasi Bahadür Chani** Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita. Fol. Casani, 1825. 6 Rthlr.

***Adernson, E.,** die Regenwürmer auf den Feldern der orientalischen Numismatik. gr. 8. geh. 8 gr.

Agardh, C. A., Icones algarum europaearum. Représentation d'algues européennes suivie de celle d'espèces exotiques les plus remarquables récemment découvertes. Livr. 4me et dernière avec 10 planches coloriées. gr. in 8. 1 Rthlr. 16 gr.

*—, **J. G.,** Synopsis generis Lupini. Acced. tabb. II. lithogr. 8. Lundae, 1835. geh. 16 gr.

***Argelander, F. G. A.,** Stellarum fixarum DLX positiones mediae ineunte anno 1830. Ex observationibus Aboae habitis deduxit, aliorum astronomorum positionibus comparavit subsidiaque ad supputandos 1 cos apparentes inservientia adjecit. 4 maj. Helsingforsii, 1835. 1 Rthlr. 12 gr.

***Argelander, F. G. A.,** Observationes astronomicae in specula universitatis litterariae Fennicae factae. Universitatis nomine instituit. Tom. I – III. Aboae, 1824–28. Fol. Helsingforsii, 1830–32. 9 Rthlr.

***Barkow, J. C. L.,** Disquisitiones neurologicae. Acced. tabula lith. 4. Vratislaviae, 1836. 6 gr.
— —, Monstra animalium duplicia per anatomen indagata. Habito respectu ad physiologiam medicinam forensem et artem obstetriciam. Tom II et ultimus. 4 maj. cart. 4 Rthlr. 12 gr.
(Tom. I. Acced. tabb. 15 aen. 1828. 5 Rthlr.)

***Bericht an S. M. den Kaiser** über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1835. gr. 8. St. Petersburg, 1836. geh. 6 gr.

Berthier, P., Handbuch der metallurgisch-analytischen Chemie. Nach dem Franz. bearbeitet und mit Zusätzen u. eignen Erfahrungen vermehrt von C. M. Kersten. 2r u. lezter Band, mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 5 Rthlr.
(1r Band, mit 5 Kupfertafeln, 1835. 3 Rthlr. 12 gr.)

***Boetticher, C.,** die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche entwickelten Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. 2r Thl. mit 6 in Farben gedruckten Steintaf. Fol. Berlin, 1836. 2 Rthlr. 12 gr.
(1r Thl. mit 6 in Farben gedruckten Tafeln, 1835. 2 Rthlr. 12 gr.)
* — —, Ornamentenbuch zum praktischen Gebrauche für Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber. Neue Folge. 1s Heft. Mit 6 farbigen Steintafeln. quer Fol. Berlin, 1836. 3 Rthlr. 8 gr.

***Brandt, J. F.,** Mammalium exoticorum novorum vel minus cognitorum musei academici zoologici descriptiones et icones. Acced. tabb. XIX color. 4 maj. Petropoli, 1835. 5 Rthlr. 8 gr.
* — —, Prodromus descriptionis animalium ab H. Mertensio in orbis terrarum circumnavigatione observatorum, Fasc. I. 4 maj. Petropoli, 1835. 18 gr.
* — —, Bemerkungen über die Mundmagen- oder Eingeweidnerven (Nervus sympathicus seu nervi reproductorii) der Evertebraten. Mit 3 Kupfertaf. gr. 4 1 Rthlr. 8 gr.
* — —, Descriptiones et icones animalium Rossicorum novorum vel minus rite cognitorum. Aves. Fasc. I. Cum 6 tabb. pictis. 4 maj. Petropoli, 1836. 2 Rthlr. 12 gr.

***Bulletin scientifique** de l'academie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. I. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 1 Rthlr. 12 gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Erster Band. mit Beiträgen von K. E. von Baer und H. Rathke. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von E. Meyer, H. Rathke und G. Valentin. Mit 6 Kupfertaf. gr. 8. 3 Rthlr. 18 gr.

Centralblatt, pharmaceutisches. 7r Jahrg. für 1836. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 8. 3 Rthlr. 12 gr.

Centralblatt, polytechnisches. 2r Jahrg. f. 1836. In 3tägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Rthlr. 12 gr.

Choulant, Ludwig, Anleitung zur ärztlichen Praxis. gr. 8. 1 Rthlr. 9 gr.

***Chrysostomi, S. Joannis,** Opera omnia quae exstant, vel quae ejus nomine circumferuntur, ad mss. codices Gallicanos, Vaticanos, Anglicanos, Germanicosque, nec non ad Savilianum et Frontonianum editiones castigata, innumeris aucta etc. Tom. VII. P. I. 8. max. Parisiis, 1836. 4 Rthlr. 12 gr.

Drobisch, M. W., neue Darstellung der Logik nach ihren einfachsten Verhältnissen. Nebst einem logisch-mathematischen Anhange. 8. 18 gr.

*Eichwald, E., Memoria Ludovici Henrici Bojani. (Acced. catalogus musaei zootomici academiae medico-chirurgicae Vilnensis.) Cum icone Bojani. 4 maj. Vilnae, 1835. 2 Rthlr.

*— — Discours sur les richesses minérales de quelques provinces occidentales de la Russie qui pourroient devenir un objet de commerce. gr. in 4. Vilnae, 1835. 20 gr.

*— —, Plantarum novarum vel minus cognitarum, quas in itinere Caspio-Caucasico observavit. Fasc. II et ult. Cum tabb. 20 lith. Vilnae, 1835. 4 Rthlr. (Fasc. I. cum tabb. 20 lith. 1832. 4 Rthlr.)

*Graefe, F., das Sanscrit-Verbum in Vergleich mit dem griechischen und lateinischen. Aus dem Gesichtspunkte der classischen Philologie dargestellt. (Aus den Mémoires de l'Académie abgedruckt.) gr. 4. St. Petersburg, 1836. 1 Rthlr. 21 gr.

Hartmann, Ph. C., Glückseligkeitslehre für das physische Leben des Menschen, oder die Kunst das Leben zu benutzen und dabei Gesundheit, Schönheit, Körper- und Geistesstärke zu erhalten und zu vervollkommnen. Dritte verbesserte Auflage. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Herschel, J. F. W., Einleitung in das Studium der Naturwissenschaft. Nach dem Englischen von Dr. Albert Weinlig. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Külsse, J. A., die einfache und zusammengesezte Zinsrechnung mit ihrer Anwendung auf Rechnung von Interessen, Discont, Zahlungstermine, mittlere Zahlungen, Zeit- und Leibrenten, Lebensversicherungen und Schuldentilgung. 4. 6 gr.

*Jomini, Baron de, Tableau analytique des principales combinaisons de la guerre et de leurs rapports avec la politique des états. 4me édition consid. augmentée. Avec 2 planches. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1836. 3 Rthlr.

Leti, Calvidii i. e. Claudii Quilleti Callipaedia seu de pulchris prolae habendae ratione poema didacticon. Secundum editionem alteram seu Parisiensem cum integra lectionis varietate editionis primae seu Leidensis edidit Ludovicus Choulant. 12. cart. 18 gr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième série.
Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Rthlr. 18 gr.
Sciences naturelles. Tome II. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 11 Rthlr. 6 gr.
Sciences politiques. Histoire et Philologie. T. IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 4 Rthlr. 12 gr.
Mémoires présentés par divers savans. T. III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Rthlr. 18 gr.
Recueil des actes des séances publiques. Partic. XI. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 1 Rthlr. 12 gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege. Vol. I. Fasc. I. 8. maj. 1 Rthlr. 20 gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. geh. 12 gr.

Mies, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verbesserte Auflage. 8. 15 gr.

*Pallas, P. S., Icones ad geographiam Rosso-Asiaticam. Fasc. III. Cum 8 tabb. aen. pictis. 4 maj. Petropoli, 1836. 1 Rthlr. 21 gr.

Pinder, F., das Provinzialrecht der königl. preußischen vormaligen königl. sächsischen Landestheile mit Ausschluß der Lausitz, nebst Beweisstellen, Gründen und Bemerkungen. Im Auftrag des königl. Justizministeriums für die Gesetzrevision bearbeitet. 2 Theile. gr. 8. 5 Rthlr.

Pogodin, Michael, historische Aphorismen. Aus dem Russischen von E. Göring. gr. 8. geh. 12 gr.

Prinz, C. G., das Verschneiden oder die Castration der Milchkühe, eine landwirthschaftliche Operation für Oekonomen und Thierärzte. 8. geh. 6 gr.

Radius, J., auserlesene Heilquellen zum Gebrauche für praktische Aerzte und Wundärzte. Mit Berücksichtigung der neuesten Bereicherungen der Arzneimittellehre. 16. cart. 1 Rthlr. 18 gr.

Schmidel, C. T., Verwandlungstafeln verschiedener Maasse in Pariser Fusse, Zolle und Linien berechnet. I. Heft. Millimeter, Meter und englische Fusse. 12. 6 gr.

*Schmidt, J. J., die Thaten des Vertilgers der zehn Uebel in den zehn Gegenden, des verdienstvollen Helden Bogda Gesser Chan; eine mongolische Heldensage, nach einem in Peking gedruckten Exemplare aufs Neue abgedruckt. Herausgegeben von der K. Akademie der Wissenschaften. gr. 4. St. Petersburg, 1836. 3 Rthlr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände. Mit Titelkupfer. 8. geh. 1 Rthlr. 18 gr.

*Trinius, C. B., Species graminum iconibus et descriptionibus illustravit. Fasc. 29 et 30. 4 maj. Petropoli, 1836. 3 Rthlr. (Complet III Vol. s. 30 Fasc. cum 360 tabb. 1823—1836. 45 Rthlr.)

Wagner, R., Prodromus historiae generationis hominis atque animalium sistens icones ad illustrandam ovi primitivi, imprimis vesiculae germinativae et germinis in ovario inclusi, genesin atque structuram, per omnes animalium classes multosque ordines indagatam. Acced. tabb. II aere incisae. Fol. maj. cart. 3 Rthlr. 12 gr.

*Weinmann, C. A., Hymeno- et Gastero-Mycetes hucosque in imperio Rossico observatos. Pars prodromi florae rossicae. 8 maj. Petropoli, 1836. 3 Rthlr.

Weissenbach, C. G. A. von, Abbildungen merkwürdiger Gangverhältnisse aus dem sächsischen Erzgebirge. Mit 32 lithogr. Tafeln. gr. 8. geh. 2 Rthlr. 16 gr.

Zeitung für die elegante Welt. 36r Jahrg. für 1836. Herausgegeben von F. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Rthlr.

---

[45] **Literarische Anzeige.**

So eben erschien das zweite Heft der

Skandinavischen Bibliothek.

Eine Zeitschrift, enthaltend eine fortlaufende Auswahl des Anziehendsten und Neuesten aus der dänischen, norwegischen und schwedischen Literatur, in sorgfältig bearbeiteten Uebertragungen.

Redigirt von

J. P. v. Schepelere und A. v. Gähler.

Kopenhagen. geh. 1 Rthlr. 4 gr.

Inhalt:

Dänische Dichter. Hakon Jarl von Oehlenschläger. Von Andersen: die Schneekönigin, die Kirche bei Skörwig, Holger Danske, Abenddämmerung, Abschiedsgruß an Italien. Von Chr. Winter: der Matrose, Erich und Ellen.

Miscellen. Altdänische Heldenlieder. Der Elfenhügel, mit Musikbeilage. Stolz Mettelil und Herr Nilus . . . .

Norwegische Dichter. Der norwegische Nationalgesang, von **Bjerregaard**, mit Musikbeilage. Die Klosterruine, eine Novelle von **M. L. Hansen**, mit der skizzirten Lebensbeschreibung des Verfassers.

Schwedische Dichter. Der lezte Kämpe, von **Geijer**. Epigramme von **Runeberg**.

Inhalt des ersten Heftes:

Dänische Dichter. Der dänische Nationalgesang von **Ewald**, mit Musikbeilage. Amor und Psyche, lyrisches Drama in 5 Aufzügen von **Paludan-Müller**, mit der skizzirten Lebensbeschreibung des Verfassers.

Miscellen. Altdänische Heldenlieder. Schön Anna. Jungfrau Gnudelille und Herr Palle.

Norwegische Dichter. Die Lure, Novelle von **Hansen**. Herr Zinelan, Ballade von **Storm**. Sigurd der Kreuzfahrer und die Mohren auf Formentera, von **Bjerregaard**.

Schwedische Dichter. Söderfors, von **Böttiger**. Der Weihnachtsabend, Volkssage von **Runeberg**. Gesang auf die Geburt des Herzogs von Dalekarlien, von **Kahlerantz**, mit Musikbeilage.

Anhang. Von der Aussprache der dänischen und schwedischen Buchstaben.

Leipzig, Januar 1837.

Rein'sche Buchhandlung.

---

[789] Neue vorzügliche Schriften für Forstmänner und Oekonomen.

H. Cotta, Grundriß der Forstwissenschaft.

Zweite sehr verbesserte Auflage, herausgegeben von dessen vier Söhnen. Erste Abtheilung. gr. 8. 1 Thlr.

L. Moll, Prof., Beschreibung einer landwirthschaftlichen Reise durch mehrere Theile des nördlichen Frankreichs. Deutsch mit Anmerkungen und Beilagen von Dr. A. G. Schweitzer, Professor. gr. 8. broch. 21 gr.

A. v. Schönberg, Zusammenstellung und Vergleichung einer Dreifelder-Wirthschaft und dreierlei Wechselwirthschaften, auf das Areal eines Rittergutes begründet. gr. 8. broch. 9 gr.

Arnold'sche Buchhandl. in Dresden u. Leipzig.

---

[61] So eben versandten wir den zweiten Band der

Denkwürdigkeiten

und

Erinnerungen aus dem Orient.

Von

A. v. Prokesch, Ritter von Osten.

Aus J. Schneller's Nachlaß herausgegeben

von

E. Münch.

Erster Band. 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. Zweiter Band. 3 Rthlr. oder 5 fl.

Wenn der Briefwechsel Prokesch's und Schneller's und die Erinnerungen aus Aegypten und Kleinasien schon allgemeine Theilnahme bei dem gebildeten Publikum gefunden, so wird es in noch höherem Grade vorliegendes umfassenderes Werk, archäologisch-historischen Inhalts, welches eine Reihe der interessantesten Forschungen über viele der wichtigsten Punkte des Orients, sämmtlich an Ort und Stelle selbst vorgenommen, in gediegener zugleich und doch anziehend schmuckloser Sprache, sodann eine reiche Zahl von Ortsbeschreibungen, Charakteristiken und Scenen aus der neuesten Geschichte Griechenlands und der Türkei, daneben Ergüsse einer edeln, tiefpoetischen, Lamartine innig befreundeten Natur, enthält. Wir brauchen auf die früheren Leistungen dieses ausgezeichneten Mannes, als Offizier und Seemann, als Reisender und Schriftsteller, so wie auf die hohe Stellung, die er bekleidet, nicht erst aufmerksam zu machen, um das Publikum zu überzeugen, was es von dem hier Angekündigten zu erwarten habe.

Der dritte und lezte Band wird binnen wenig Wochen versandt.

Hallberger'sche Verlagshandl. in Stuttgart.

---

[13] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Sagen, Mährchen, Kriegsscenen, Novellen, Abenteuer, Reisen und Bilder aus Spanien. 3s, 4s und leztes Bändchen, enth.: Scenen aus dem Leben Castiliens und Andalusiens nach Lord Feeling, der Herzogin von Abrantes und Chabo. Herausgeg. von Ferd. Frhr. v. Biedenfeld. 8. 4 fl. 12 kr.

Die beiden ersten, kürzlich erschienenen Bändchen enthielten die Mährchen und historischen Sagen des Don Telesforo de Trueba, dem Europa's gebildete Nationen den Namen des spanischen Walter Scott beigelegt haben. Deutsche kritische Blätter haben die von Biedenfeld'sche Uebersetzung derselben den geistreichsten, lebendigsten und gelungensten Arbeiten der neuesten belletristischen Literatur beigezählt, und es ist derselben im Phönix 1836, Nr. 124, in der Mitternachtszeitung 1836, Nr. 117, im Berl. Modenspiegel, Corr.-Bl. Nr. 31, in der Posaune 1836, Nr. 68, 69, in dem Berl. Convers.-Blatt 1836, Nr. 80, in der Theaterchronik 1836, Nr. 80, und in andern Blättern auf eine ausgezeichnet rühmliche Weise gedacht worden. Die beiden lezten vorstehend angezeigten Theile müssen ein um so größeres Interesse einflößen, als ihr Stoff nicht, wie der der zwei ersten, aus der ältern, sondern diesmal aus Spaniens allerneuester Geschichte geschöpft ist, und aus Begebenheiten, die die Augen der ganzen Welt noch fortwährend auf sich ziehen.

---

[46] Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Karl August Böttiger,

Königl. sächs. Hofrath, Oberinspector der Königl. Alterthumsmuseen zu Dresden u. s. w.

Eine biographische Skizze

von dessen Sohne

Dr. K. W. Böttiger.

(Aus den „Zeitgenossen" besonders abgedruckt.)

Mit Böttiger's Bildnisse. gr. 8. 1837. geh. 16 gr.

Der Sohn, dem wir diese Skizze verdanken, hat in einer alle Anerkennung verdienenden verständigen Weise die Pflicht des Biographen mit der Gesinnung des Sohnes in Verbindung zu bringen gewußt.

---

[67] Bei Friedrich Fleischer ist neu erschienen. — Preis 1 Thlr. —

Gulmineh.

Historisches Gemälde aus der Zeit der Expedition der Franzosen unter Bonaparte's Befehl.

von Amalie Krafft.

Das erste selbstständige Werk einer durch gelungene Beiträge in Journalen vortheilhaft bekannten Schriftstellerin dürfte einer freundlichen Aufnahme im Publikum wohl vertrauungsvoll entgegensehen.

№ 43.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 20. Februar 1837.

> Auf wolkenloser Höh' ruft mir's noch lauter zu:
> Wie groß ist die Natur, wie klein, o Mensch, bist du!
>
> Haller.

Gedichte von J. G. Seidl.

Auf der Alpe.

Wenn ich im tiefen Thale stehe,
Und schwindelnd auf zur Alpe sehe,
Die weiß hineinragt in das Blau,
Dann will es drückend mich beengen,
Dann drängt mich ein unendlich Drängen
Empor aus diesem Nebelgrau.

Dort, wo in unermeßner Weite,
Nichts über mir, nichts mir zur Seite,
Nichts höher gegenüber steht;
Wo all' die Höh'n, die ich erstiegen,
Demüthig mir zu Füßen liegen,
Dort möcht' ich hinknien im Gebet.

Dort über'm düstern Thalgewimmel,
Dort fühlt' ich näher mich dem Himmel,
Nichts liegt mehr zwischen ihm und mir;
Kann's irgendwo im Erdenleben,
So muß sich dort das Herz erheben,
Dort bin ich groß, klein bin ich hier! —

Und in der Seele den Gedanken
Macht' ich mich auf, klomm ohne Wanken
Den steilen Schwindelpfad hinan,
Setzt' über schwarze Todesschlüfte,
Und grub mir in den Schnee der Klüfte
Mit sichrem Fuß die schmale Bahn.

Jetzt auf des Kammes höchster Spitze,
Schon weithin über'm Wolkensitze
Stand ich im Morgensonnenschein;
Die Berge, die mir Riesen schienen,
Wenn ich vom Thal aus sah zu ihnen,
Sie schrumpften hier zu Zwergen ein.

Rund um mich her das luft'ge Freie,
Von mir bis in des Himmels Bläue
Nicht eine Zwischenstufe mehr! —
Doch herbe Täuschung! Statt erhoben,
Fühlt' ich gedrückter bald mich oben,
Und höhnend hing der Himmel her.

Mir war's, als hört' ich zürnend rufen:
„Herab! hier fehlen dir die Stufen;
Glaubst du, der Himmel sey so nah'?
Bleib' du in deiner Tiefe drunten,
Denn fühlt dein Herz sich klein dort unten,
Noch kleiner wahrlich fühlt sich's da!"

Traumfahrt.

Oft träumt es mir, mein Zimmer
Das wär' auf einem Schiff,
Und schwämme mit mir weiter,
Weit über Klipp' und Riff,

Weit über Sund' und Meere
Wohl hundert Meilen fort,
Bis wir gelandet wären
In einem fernen Port.

Voll Neugier stieg' ich endlich
Aus der Kajüt' empor,
Und trät', als in der Fremde,
An's Ufer scheu hervor.

Und sieh! da kränzten Häuser
Gar heimathlich den Plan,
Und auch die Berge sähen
So wohlbekannt mich an.

Sogar die Leute wären,
Wie ich sie nicht gedacht:
Sie sprächen meine Sprache
Und trügen meine Tracht.

Und süßes Heimweh faßte
Mein Herz mit einem Mal,
Und zur Kajüte lief' ich
Zurück in banger Qual.

Da säß' ich dann und sänne —
Bis ich vom Traum erwacht,
Recht froh, daß ich die Reise
Im Traume nur gemacht.

Lisardo.

(Fortsetzung.)

Auf dem Marktplatze ging es bunt durch einander. Eine wogende Menschenmenge füllte den beträchtlichen Raum, Gruppen bildeten und trennten sich wieder, Jeder suchte das Wort zu nehmen, so daß keiner den andern verstand, heftige Redner eilten von einer Stelle zur andern, um überall die Meinung für sich zu gewinnen, das Geschrei und Getöse war ungeheuer. Als die Nacht eingebrochen war, ohne daß das Volk zu einem Entschluß hätte kommen können, wurden Fackeln herbeigebracht, so daß die Beleuchtung mit den grellen Lichtern und tiefen Schatten ein wunderbares, schauerliches Nachtstück bildete.

Die Gährung war auf's Höchste gestiegen. Ein dicker Mann, dessen Gesicht im Fackelschein blutroth glänzte, schrie mit einer markerschütternden Stimme: „Was brauchen wir länger zu warten? wozu die unnützen Reden und Rathschläge? Drauf! zugeschlagen! die Vornehmen haben uns in's Unglück gebracht; jezt sollen sie's auch büßen mit Gut und Blut! Die Häuser aufgebrochen, geplündert, was zu plündern ist, das ist meine Meinung!“ — „Nein, Nachbar, man darf's nicht so arg machen,“ eiferte eine hagere Person, die einen Krämer vorzustellen schien; „Ihr greift die Sache viel zu grob an mit Euren Fleischerhänden. Bedenkt, was würden die Herrn in Neapel zu unsern Gewaltthaten sagen?“ — „Pah!“ schrie der Andere, „die haben genug mit sich selbst zu thun, und lassen sie stecken, und somit müssen wir uns selber helfen.“ Da er eine gewaltigere Stimme besaß als der Krämer, so drang er auch weiter damit durch, und während in der Nähe sich manche Vota für ein gemäßigtes Benehmen geltend machten, hörte man von den entferntesten Seiten ein wildes Geschrei: „Drauf! zugeschlagen! Mord und Brand! Sie sollen's büßen! büßen sollen sie's!“

In diesem Augenblick drängte sich ein hoher Mann durch die Menge und schob Alles, was ihm im Wege stand, auf die Seite, bis er das Centrum des Aufstandes erreicht hatte: es war Lisardo. Viele sahen den kecken Jüngling trotzig an, aber Andere wichen ihm ehrerbietig aus oder griffen freundlich nach den Mützen; er war unter einem großen Theile des Volkes bekannt, und seine Lebensart hatte ihm, je nachdem sie aufgefaßt wurde, bei den einen Verachtung, bei den andern, als eine Fehde gegen die Aristokratie, Bewunderung und Theilnahme zugezogen. Ueberdies hatte er sich Manchen durch Wohlthaten oder Herablassung verpflichtet. „Meine Freunde,“ hob er mit lauter, weittönender Stimme an, und ein dichter Kreis sammelte sich um ihn, aus welchem mehrere seiner Genossen ermunternd und zum Beistande bereit hervorragten, „meine Freunde, ihr habt vollkommen Recht, und Recht muß euch werden. Man hat sich schwer an euch versündigt; fast Alles, was bei diesem öffentlichen Unglück zur Abwendung oder wenigstens zur Linderung geschehen sollte, ist verabsäumt worden; ja man hat gewissenlos gehandelt, und es muß anders werden! Die Ordnung muß hergestellt werden um jeden Preis. Aber ich frage euch, Bürger, kann dies auf unordentliche Weise geschehen? durch Morden, Plündern, Sengen und Brennen? Wenn Keiner mehr dem Andern trauen darf, Keiner seines Lebens mehr sicher ist, das ist der kürzeste Weg, unsere arme Stadt mit Einem Streich zu Grunde zu richten. Nein, so soll es nicht seyn! Euer gesunder Verstand hat euch schon längst gesagt, was ich hier nur wiederhole, um es zu bestätigen. Wir wollen die Ordnung herstellen auf eine gemäßigte und vernünftige Weise. Wir sind verlassen, wir sind eine Heerde ohne Hirten, wir habe keine Regierung mehr. Die Schlechten sind entflohen, die Bessern gestorben, und unser

ehrwürdiger Gouverneur ist vielleicht in diesem Augenblicke schon dem allgemeinen Feind erlegen. Wir können nicht warten, bis Neapel uns hilft; wohlan! so regiere Salerno sich selbst, bis Neapel sich erholt hat; setzen wir eine selbstgewählte Regierung ein, die dafür sorgt, daß Jeder der allgemeinen Noth ritterlich entgegentrete, der Eine mit seinem Vermögen, der Andere mit seinem Muth und seiner Klugheit. Die Reichen aber sollen verpflichtet seyn, je nach dem Maßstab ihres Eigenthums eine Contribution zur Anschaffung von Lebensmitteln und zur Verpflegung der Kranken zu leisten."

Dieser Vorschlag, den der Redner klüglich bis zuletzt aufgespart hatte, verfehlte seine Wirkung nicht. Es entstand ein lebhaftes Beifallsgemurmel, das aber bald von der Stentorstimme des ehr- und raubsüchtigen Fleischers unterbrochen wurde. Er suchte die Glut des Aufruhrs wieder anzufachen, und schalt auf Lisardo, schrie, man solle ihm nicht trauen, er habe eigennützige Absichten. Lisardo dagegen rief: wer wie dieser auf Unordnung sinne, sey ein Verräther, ein Feind des Vaterlandes und habe ein unsägliches Unglück zu verantworten. Die beweglichen Meinungen des Volks waren getheilt, der Fleischer mit einigen andern wilden Gesellen war im Begriff, auf den Jüngling einzudringen, als zufällig ein Ereigniß eintrat, das, unvorhergesehen und erschütternd, unserm Helden den schnellsten Sieg errang.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Heirathsgebräuche der romanischen Bauern in der Wallachei.

(Fortsetzung.)

Wenn der Zug des Bräutigams durch ein Dorf kommt, oder vor dem Hause der Braut anlangt, feuern sie Pistolen und Flinten ab und schreien beständig: Nuntalassi! Nuntalassi! Dieses Wortes wegen wird auch die ganze Sippschaft des Bräutigams Nuntalassi genannt.* Bei diesem Schießen und Schreien tummeln sie galoppirend ihre Pferde im Kreise. Die Hochzeitgäste im Brauthause stürzen heraus und antworten ihnen durch Schüsse und dasselbe, Allen unverständliche und doch so bedeutungsvolle Wort. Dann findet wohl unter den vereinten Hochzeitgästen ein großer Wettlauf zu Pferde statt, und der Sieger empfängt aus den Händen der Braut ein gesticktes Schnupftuch. Das Pferd wird mit einem Blumenkranze geschmückt.

Am Abend nach der Vesper beginnt der Zug der Verlobten nach der Kirche mit allem nur möglichen Pomp. Die Braut ist ganz bedeckt mit einem gold- und silberdurchwirkten Schleier, der nach allen Seiten in großen Falten herabfällt. An andern Orten trägt sie nur reiche goldene Fransen, die vom Kopfe bis zum Knie sich senken. Jedenfalls aber muß sie mit einem Gürtel angethan seyn, den nur der Gatte das Recht hat zu lösen. Ihr voran geht eine Musikbande, zwei Brautjungfern führen sie. Hinter ihr kommt der Bräutigam, ebenfalls von zwei Brautführern begleitet. Die Eltern und Freunde schließen den Zug. In der Mitte der Kirche bleiben die Verlobten auf einem Teppich stehen, den man mit Geldstücken bestreuen muß, die nachher dem Priester und den Sängern zufallen.

Bei den Hochzeiten der orthodoxen Kirche müssen jedesmal ein Mann und eine Frau in gewissen Jahren die Brautleute während aller Ceremonien begleiten. In der Regel sind diese Anstandspersonen von höherm Stande, denn unter ihrem Schutze treten die jungen Verheiratheten selbstständig in die Welt ein. Daher stehen sie in der Kirche auch dicht hinter ihnen und halten die Hochzeitfackeln in ihren Händen. Der Priester spricht nach verschiedenen Gebeten das conjungo vos aus, und wechselt hierauf nicht weniger als dreymal ihre Ringe; eben so oft geschieht dies mit den Kränzen, die beide auf dem Kopfe tragen. Darauf fassen sich der Priester, die Getrauten und die beiden Ehrenpersonen an der Hand und machen dreimal die Runde um den zum Altar geweihten Tisch. Während dem singen die bestellten Sänger einen Psalm, und die Eltern und Anverwandten werfen kleine Parastücke und Nüsse für die Kinder aus, ganz nach Sitte der alten Römer. Bedeuten soll es, daß die jungen Eheleute nunmehr die Spiele der Kindheit aufgeben. Nun hält der Priester den Verheiratheten — in der Kirche während der heiligen Handlung! — einen Honigkuchen vor den Mund, daß sie zubeißen sollen, aber wenn die Lippen daran sind, zieht er ihn schnell zurück. Dies Spiel dauert, unter allgemeinem Gelächter, so lange, bis Einer doch glücklich zuschnappt, oder der Priester sich endlich erbarmt und ihnen das süße Brod in den Mund steckt. Was es bedeutet, darüber sind die Meinungen verschieden.

Die Kirche wird in der nämlichen Ordnung, wie man sie betrat, verlassen; voran die Musikanten, die ein Hochzeitlied spielen, und hinterher alle Einwohner des

* Hier ist abermals ein sprachliches Merkmal der römischen Abkunft der romanischen Wallachen. Das Nuntalassi wird nämlich vom lateinischen Talassius oder Nunc Talassio abgeleitet. Bei ihren Hochzeitfesten riefen die Römer im festlichen Tanze: Talassio oder Nunc Talassio! Nach der Legende, die Livius (Lib I. c. 9) mittheilt, rührt der Name vom Sabinerraube her. Talassius hatte sich die Schönste gegriffen; als sie ihm zugeführt wurde, fragten die Römer: für wen? und erhielten zur Antwort: für den Talassius.

Dorfs, die ihr Nuntalassi schreien. In einigen Dörfern stellt sich die junge Frau, wenn sie nach Hause gekommen ist, auf die Schwelle und besprengt Alle, die zum Glückwünschen kommen, mit Rosenwasser. An andern Orten stellt man vor das Haus einen Tisch mit Blumen, Brod, Wein, Salz und Korn. Die junge Frau tritt hinauf und wirft Weizenkörner, mit Salz vermischt, nach Norden, Süden, Westen und Osten. Ist dies geschehen, steigt sie wieder herunter und wäscht ihrem Schwiegervater die Füße. Hiemit ist ihr Geschäft dieses Tages vollbracht. Sie sezt sich auf einen erhöhten, von Kissen gebauten Sitz zwischen ihre Mutter und Schwiegermutter, und darf nun den ganzen Abend zu Niemand sprechen, als ihren beiden Nachbarinnen; die andern jungen Leute tanzen. Beim Abendtisch hat der Priester den ersten Platz, muß aber zuvor über alle Schüsseln den Segen sprechen. Die jungen Eheleute sitzen ihm zunächst, dann die Schwiegereltern. Auf der Hochzeittafel dürfen eine saure Suppe und Kohl mit Speck, die Lieblingsspeisen der romunischen Wallachen, nicht fehlen. Diese Mahlzeit dauert bis gegen drei Uhr Morgens. Dann bringen die Köchinnen einen gebratenen Hahn, der noch mit seinen Federn geschmückt ist. Einer der Gäste ist vorher unter den Tisch gekrochen, und kräht, im Namen des stummen Gastes, so gut er kann, den neuen Tag an. Die Köchinnen bekommen ein Geschenk, und mit einem Gebet für das Wohlergehen der Neuvermählten schließt die Mahlzeit. Nun nimmt der junge Ehemann seine Frau bei der Hand und tritt mit ihr in die Mitte der Stube. Der Kirchensänger oder eine andere geistliche Person verliest hierauf mit lauter Stimme die Liste der gesammten Mitgift der Frau. Diese hat bis dahin frei ausgelegen, daß Alle sie besichtigen können. Jezt wird sie auf Wagen gepackt und in das Haus des Mannes geführt.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, Februar.

(Fortsezung.)

Skizzen aus der alten und neuen Schweiz.

Das schwierige Problem wurde endlich dadurch gelöst, daß man die Karosse einem doppelten modernen Char à banc ähnlich construirte, das heißt so, daß je zwei Sitze an den Seiten des Wagens zwischen den Vorder- und Hinterrädern angebracht wurden, also immer die einen zwei Standeshäupter den andern zweien den Rücken bieten mußten. Unser heutiges respektloses Geschlecht hat keine Vorstellung mehr von dem Eindruck, den das Erscheinen dieses Staatswagens, mochten die Standeshäupter in ihm sizen oder nicht, jedesmal in den Straßen hervorbrachte. Vom Münsterplaz an, durch die ganze freie Straße hinab bis zum Rathhause hin, blieb Alles stehen, das Haupt entblößend und tief gegen die Karosse sich verneigend. Wie anders sind nun die heutigen Zeiten und wie armselig der puritanisch-politische Geschmack unserer Tage! Nichts mehr hat dieser unsern Bürgermeistern gelassen, als eine riesenhafte Kopfbedeckung, eine Art preußischen Hutes nämlich, welchen auf eine würdevolle Weise vom Kopfe zu nehmen, eine nicht ganz leichte Sache ist, wenn der Träger von der Natur nicht mit ganz besonders langen Armen bedacht worden. Von einem Staatswagen für sie ist keine Rede mehr, und wie jeder gewöhnliche Rathsherr müssen dieselben zu Fuß in den Rath gehen. Damit sie jedoch das Portefeuille nicht selbst zu tragen haben, was zu thun freilich noch republikanischer wäre, so folgen ihnen in der Entfernung von drei Schritten die Weibel, auch Herrendiener genannt. Dieselben sind in Mäntel gehüllt, zur Hälfte aus schwarzem, zur Hälfte aus weißem Tuche bestehend, und mit Hüten bedeckt, welche ebenfalls die preußische Form und bedeutende Dimensionen haben, die sie aber anders als ihre Herren tragen müssen. Der bürgermeisterliche Hut sizt nämlich so, daß dessen zwei untern Ecken beinahe über den Schultern stehen, während die Richtung des weibelschen Hutes mit der des bürgermeisterlichen genau einen rechten Winkel bildet. Wenn also ein Fremder nach Basel kommt und sieht vier Männer in beschriebener Kleidung, je zwei und zwei, einherschreiten, so richte er seinen Blick auf die vordern, falls es ihn interessiren sollte, die beiden Bürgermeister unserer Stadt zu sehen. Bis zu unserer lezten politischen Wiedergeburt (wir haben nämlich deren seit vier Jahrzehnten nun wenigstens schon ein halbes Duzend gehabt) gab es auch einen Staatsherold. Hatten sich nämlich die Standeshäupter oder sonstige Gesandten der Republik in Staatsangelegenheiten von hier hinauf in die Schweiz zu begeben, z. B. auf die Tagsazung, so trabte ihrem Wagen voran, auf mächtigem Rosse, der Herold, in unserer Sprache Standesreiter genannt. Derselbe war Sommer und Winter angethan mit einem weiten Mantel von schwarz und weißer Farbe, welcher beim Vorreiten immer hoch aufflatterte und dem Träger ein ganz besonders imponirendes Ansehen gab. Versteht sich von selbst, daß zu dem wichtigen Amte eines Herolds einzig und allein nur eminentes und unbestrittenes Reitertalent empfahl. Mein vortrefflicher Nachbar und Freund, Schlossermeister Münch, in der langen, Jahrhunderte umfassenden Reihe von Standesreitern der lezte, war dies gewiß nicht in Beziehung auf Reitkunst, und unvergessen sind immer noch die kühnen Kavriolen, die er sein Roß machen ließ, wenn die Gesandtschaft vom Münsterplaz abfuhr. Heutzutage fährt dieselbe wie jeder Privatmann in einfacher Postchaise, und man erkennt ihre Bestimmung höchstens noch an dem Weibel, der in seinem schwarz-weißen Mantel und preußischen Hut auf dem Bock sizt. Der solide Wagen, in dem so mancher unserer Staatsmänner seine Reisen nach der Tagsazung machte, wurde bei unserer Theilung unvergeßlichen Andenkens im Aufstreich verkauft und von den Liestallern erstanden. Wie man vernimmt, befahren jezt deren Regenten damit die hohe Tagsazung, woran sie sehr wohl thun, denn dieser Staatswagen zwingt sie, während des Reisens in demselben ernsthafte Betrachtungen über den Wechsel menschlicher Angelegenheiten anzustellen, und liefert ihnen reichen Stoff zum Nachdenken über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 19. Montag, 20. Februar 1837.

Lyrische Dichtkunst.

31) Gedichte von Isidor Bürger. Lüneburg, Herold und Wohlstab. 1836. 8. S. 384.

Ein neuer und sehr fruchtbarer Dichter, denn der Lieder sind hier klein gedruckt auf groß Octav eine unendliche Menge dargeboten. Zuerst contrastirt uns der Dichter in zwei Liedercyklen, die Insel Helgoland und das Leben aus der Nordsee mit südlichen Liebesscenen. Die nordischen Gedichte sind origineller als die südlichen und verrathen, daß der Dichter selbst im Norden zu Hause ist. Unter zahlreichen Nordseebildern hier nur eins der schönsten:

Am Himmel lagern düstre Gewölke,
Stilles Dunkel ruht auf den Wassern.
Nur die schwarzen Masten und Raaen
Und das labyrinthische Tauwerk
Zerstreut ankernder Fregatten
Und Briggs auf der Rhede
Hauchen schwache, schwebende Linien
In die dunkelnde Luft.

Ferne zur Rechten deckt tiefe Nacht
Die öden Gewässer.
Aber siehe
Eine lichte Silberstraße
Gießt der Mond, der verborgne,
Ueber die stillen, dunkeln Fluthen;
Heerwegbreit, silbergepflastert,
Meilenlang, so weit die Blicke
Reichen, bis zum fernsten
Saum des nächtigen Himmels.

Oed' und leer ist der Pfad;
Gedankenvoll heft' ich darauf mein Auge –
Da urplötzlich schwebt aus dem Dunkel
Fern hervor ein riesiges Dampfschiff
Und wandelt langsam
Die Silberstraße hinunter.
Ein scharf begränzter Schattenriß,
Gleitet hinab der schwarze Rumpf,
Der schwarze Cylinder und des Dampfes
Horizontales schwarzes Gewölke.

Ueberall zeichnet den Dichter ein Streben nach Wohlklang aus und ein Talent dafür, das auch sein berühmter Namensbruder in hohem Grade besaß. Man höre z. B. den Anfang des Gedichts:

Der Makrelenfang.

Wo nahe den Wogen die Mewe gekreis't, ist auch die Makrele zu finden;
Dorthin gebt frei den beflügelten Mast der Segelschaluppe den Winden!

Wie rauschet der Bug, wie sauset dahin der Kiel durch die schäumenden Wogen:
Nach jaget ihm ferne der Angel Gewicht, von eilenden Tauen gezogen!

Oder folgendes kleine Liebeslied:

Versöhnung.

Als du mich verkannt, von Netzen umspannt,
Als du mich geflohn, geängstet vom Hohn,
Als du mich mit bitteren Worten gekränkt,
Vom Tadel bedrängt, vom Meistrer gelenkt:

Was da mich erfaßt mit trotziger Hast,
Zu treiben im Kahn auf schwankender Bahn,
Vergessend das Riff, wo die Woge sich bricht,
In Nacht ohne Licht — o frage mich nicht!

* * *

Es hat dich geschmerzt, daß du mich verkannt?
Daß du mich geflohn? daß du mich gekränkt?
Du bietest zur Sühne mir freundlich die Hand?
O Hulda, du hast mir das Leben geschenkt!

Die Stürme des Meers, das Leuchten der Wellen, die flatternden Möven, zertrümmerte Schiffe, das traurige Strandrecht, die Fahrt mit der Geliebten auf leichthinschaukelndem Kahne, die wunderbare Insel Helgoland, die Treuherzigkeit ihrer Bewohner, der Fisch- und Hummerfang rc., alles das bleibt plötzlich hinter uns liegen und wir werden in die warmen Länder versezt, wo die Citronen blühen.

Horch! die Stunde hat geschlagen,
Die mich ruft zum Fest der Liebe,
In den tiefsten Grund des Parkes,
Wo sie mein am dunklen Lago
Harrt die liebliche Bianca.

Diese zahlreichen Lieder aber sind ein wenig zu tändelnd, ergreifen das Gemüth zu wenig und enthalten auch für die Phantasie nichts Neues. Dieses Feld gehört zu den am meisten von der lyrischen Heerde abgegrasten.

Auch der folgende große Mährchentraum, eine ausgeführte Allegorie auf Liebe, Ehe, Treue bezüglich und ausdrücklich für ein Brautpaar bestimmt, ist bei all seiner kunstreichen Vollendung doch zu didaktisch, um das Herz zu befeuern.

Den Schluß bilden eine große Menge vermischter Gedichte, worunter auch viele Romanzen, in allerlei Farben und Tönen, spanische in den bekannten Cid-Trochäen.

Süßer Liebe Lockung fliehend,
Kehret heim er von Montilla,
Wo in weichen Fesseln schmachtet
Donna Blanka von Chinchilla.

Dann wieder nordische von König Dunkan, König Erdulf rc. Die Seele des Dichters ist zu heiter, um jenen tiefen Ernst und jenen Schrecken in die tragische Romanze zu legen, die das tiefste Herz ergreift, und die Fülle wohlklingender Worte drückt auch niemals die Kraft aus, wie der einfachere Ton des Volksliedes. Oft ist auch der Stoff, den der Dichter wählt, nicht poetisch. Wenn König Dunkan seinem Sohne die Krone ins Gesicht schleudert, daß er Blut und Hirn zugleich verspritzt und sterbend ruft: pfuscht der König dem Henker ins Handwerk, so soll der Henker König seyn — so wissen wir darin nichts Poetisches zu finden. Wenn ein Geraubter dem Seelenverkäufer, der ihn ins Unglück gestürzt, heimlich bei Nacht das Haus anzündet, woraus Herr Bürger ein langes Gedicht gemacht hat, so ist das auch nicht poetisch, sondern nur Gemeinheit auf beiden Seiten, auf der des Verkauften wie auf der des Verkäufers. Die Rache hätte raffinirt grausam seyn dürfen, aber sie durfte nicht feig seyn.

Die Elegien in lieblich fortfließenden Distichen sind weit ansprechender, und überhaupt scheint uns der des Wortes überall mächtige Dichter seiner Phantasie alsdann allemal die angemessenste Richtung zu geben, wenn er sich dem Landschaftlichen und der heitern Welt der Geselligkeit und Liebe zuwendet, wo ihm überall Bilder begegnen, die am besten geeignet sind, von den Wellen des Wohlklangs sich schaukeln zu lassen. Das Schreckliche ist wohl nicht sein Fach. Hier eins der vielen lachenden Bilder heiterer Liebe:

Sehet, wie wenn ich mit klopfender Brust und verbundenen Augen
Mitten im tanzenden Kreis, reglos, ein Horchender, stand;
Jegliche wähnte des Forschenden Ziel sich selber und schmiegte,
Mit erlogener Angst kichernd, der Nächsten sich an,
Doch mit verstohlener Hand rasch lüftend die drückende Binde,
Folgt' ich mit flimmerndem Blick immer nur Rosa's Gewand,
Bis mit dem tönenden Stab ich Halt geboten und ein Mal
Flüchtig im wirren Gewühl sie an den Busen gedrückt:
Also auch dacht' ich mir Amorn im Kreis frohtanzender Mädchen,
So zum holdesten Spiel trägt er die Augen verhüllt.
Blind erscheint er und läßt den Schmachtenden allen die Hoffnung,
Daß doch ein Mal sein Hauch zittre durch jegliche Brust;
Aber dem Schleier entstiehlt sich der Liebe flammendes Auge,
Die nur erhascht sich der Gott, welche des Kranzes ihm werth.

Wir enthalten uns, mehr Proben zu geben, weil uns die Auswahl schwer fällt und wir nicht fertig werden würden. Schon das wenige Mitgetheilte wird aber hinreichen, unsere Leser zu überzeugen, daß Herr Bürger sich unter der Menge neuer lyrischer Dichter durch ein bedeutendes Talent auszeichnet.

32) Gedichte von Ignatz Weinberg. München, in Commission bei Fleischmann, 1835.

Sanfte Klänge der Liebe von viel Gemüth und Anspruchslosigkeit, einige auch von origineller Phantasie, z. B.:

In der stolzen Stadt der Czaren,
Zu der Newa blauen Wogen,
Kommen Mädchen bunt gekleidet
Viele tausend hergezogen.

In dem schönen, goldnen Haare
Lieblich Blumensträußchen prangen;
Aus den klugen Augen leuchtet
Liebe, Neugier und Verlangen.

Frischgewundne Blumenkränze
Alle sie in Händen tragen,
Um sie in die Fluth zu werfen,
Um ihr Schicksal zu befragen:

Ob die Freunde treu sie lieben?
Soll die Welle jezt verkünden;
Und ob noch in diesem Jahre
Hymen wird die Fackel zünden?

Sieht man auf des Wassers Spiegel
Friedlich hin die Kränze gleiten,
Alle Blumen eng verbunden,
Pflegt es Freude zu bedeuten.

Aber wenn die Wellen feindlich
Aus dem Kranz die Blumen lösen,
Daß sie da- und dorthin treiben,
Deutet's sichtlich hin zum Bösen. —

Eben so das

Ukrainische Lied.

Es blickt auf weißer Birke
Des Mondes blasser Strahl!
Es lieget, ach! erschlagen
Ein Jüngling dort im Thal.

Der Birke Zweige sehen
Den armen Jüngling todt;
Es deckt sein starres Auge
Ein seidnes Tüchlein roth.

Ein Mägdlein kam gegangen
Mit schwarzem Aug' es blickt;
Enthüllt des Todten Antlitz,
Viel Küsse drauf es drückt.

Noch kam ein zweites Mägdlein,
Enthüllt des Todten Bild;
Dem gramgetrübten Auge
Ein Thränenstrom entquillt.

Da kam nun, ach! die dritte,
Und sprach ein Wort voll Graus:
„Du liebtest drei, du Falscher:
Nun ist die Falschheit aus!"

Geschichte.

13) Geschichte der geistlichen Bildungsanstalten. Mit einem Vorwort, enthaltend: acht Tage im Seminar zu St. Euseb in Rom, von Dr. Augustin Theiner. Mainz, Kupferberg. Wien, Gerold, 1835.

Der Verfasser hat sich früher nebst seinem Bruder an der Spitze der anticölibatären Opposition der katholischen Geistlichkeit in Schlesien befunden. Nachdem aber die Dinge dort eine andere Wendung genommen haben, finden wir ihn auf einmal in Rom wieder in der Propaganda, noch schwindelnd in der Wonne der Bekehrung und außer Odem vor Bewunderung des Jesuitenordens.

In seinen Uebertreibungen enthält das Buch doch manche witzige Schilderung, z. B. der englischen Kirche. „Wirft man nun ferner einen prüfenden Blick auf die äußere gesellschaftliche Entartung der protestantischen Kirche in England, so erstaunt man vollends über die bizarre Gestalt, welche sie darbietet. Es ist nicht selten, daß man die kleinen und lieben Kinderlein des Herrn Seelsorgers auf der Kanzel an der Seite des Vaters herumklettern und über den Predigtstuhl hinüber Papierschnitzchen ihren unten stehenden Spielgenossen zuwerfen sieht; während dem der Vater in ruhiger Gemächlichkeit, welche höchstens durch einige bizarre und unästhetische Geberden, oder durch langweilige Seufzer hie und da unterbrochen wird, seine Predigt vom Papier herunterliest, und die Frau Gemahlin auf den Staffeln des Predigtstuhles sitzt und mit Sehnsucht das Ende des langen und salbungslosen Sermons erwartet; wie alsdann Prediger sammt Weib und Kindern in eine Stube, Sacristei genannt, hineingeht und mit den dort eingetroffenen Anwesenden um die zu verrichtenden kirchlichen Funktionen

förmlich handelt, wobei dann die Frau Gemahlin das Herz der Gläubigen durch Schilderung der mißlichen Lage des Hauszustandes, für Beleg dessen die ärmlich gekleideten Kinderchen gleich dastehen, erweichet." Der Verfasser wurde zuerst durch la Mennais bekehrt: „Einem solchen inflexiblen Terrorismus des Unglaubens überließ ich mich noch selbst zu einer Zeit, wo ich bereits die Ehre gehabt hatte, die Bekanntschaft des Abbé de la Mennais gemacht zu haben, und ich, zu Folge seiner gütigen Einladung, in einem der ersten Erziehungshäuser Frankreichs, in dem ehemals so berühmt gewesenen Collegium von Juilly, unweit Meaux, acht Monate in stetem Umgange mit ihm und mehreren namhaften Priestern seiner Schule zugebracht hatte. Hier wurde ich zum ersten Male mit dem praktischen Leben der katholischen Kirche wiederum bekannt, wie wenig ich auch zur Zeit von ihm Gebrauch machte. Das wahrhaft tugendhafte und erbauliche Beispiel, welches uns hier de la Mennais in seinem Privatleben gab, hat den Keim zu einem neuen geistigen religiösen Leben in mein Herz gelegt, das sich nun unter Gottes heiligem Beistande so wunderbar in mir entfaltet." Anfangs sträubte sich der Verfasser gegen den Jesuitismus: „War ich von einer Art himmlischer Freude ob des Glückes, des Pater Kohlmann Bekanntschaft gemacht zu haben, wie nur irgend durchdrungen, so ergriff mich in demselben Augenblicke ein nicht minder tiefes Schmerzgefühl, daß ein so edler Mann, der so sehr zu meiner Seele sprach und die Tiefe meines Herzens erforschte, gerade ein Jesuit seyn mußte. Beim ersten Abschiede von ihm und nach einigem reifen Nachdenken hierüber wurde ich indessen bald gewahr, daß die edle Kraft seiner Seele nur eben in der Kraft seines Ordens ihren Grund habe. Und ich versöhnte mich auf der Stelle mit diesem neuen Vorurtheile."

Ist diese Bekehrungsgeschichte nicht uninteressant, so ist es der eigentliche Gegenstand des Werks, die Geschichte der geistlichen Bildungsanstalten nicht weniger. Der Verfasser geht nämlich hauptsächlich darauf aus, den Jesuitismus und Krypto-Jesuitismus in seinem Kampf mit dem Illuminatismus im vorigen Jahrhundert darzustellen und er hat sich wirklich in den Besitz vieler Quellen über diesen noch wenig erörterten Gegenstand gesezt, obgleich er eine sehr einseitige Anwendung davon macht. Wenn Voltaire und seine Schule nichts Schlimmeres gethan hätten, als die Jesuiten zu bekämpfen, so müßte man sie segnen. Gerade die Tartuffes, die la Chaises waren es, deren ruchlose Casuistik das scheußlichste Laster hinter der Maske der Religion versteckend, das andere Extrem, die Voltaires und Parnys, die Verächter der Religion erst hervorriefen, wie ein Gift das Gegengift. Aus diesem Gesichtspunkt allein wird der Kampf der Jesuiten und Illuminaten richtig gewürdigt. Wenn man aber den Atheismus des 18ten Jahrhunderts nur als eine Fortsetzung der Reformation, Voltaire nur als einen zweiten Luther ansieht, wie Herr Theiner, so heißt das die Geschichte verfälschen. Luther wollte Glauben und Sittlichkeit, Voltaire Unglauben und Unsittlichkeit. Ueber diesen kleinen Unterschied sollten sich doch die neuen Jesuiten nicht so gar bequem hinwegsetzen.

Ob ferner die bequeme Lehre, Religion und Absolutismus seyen eben so unzertrennlich verbunden, als Unglauben und Freiheit, so richtig als den Parteien bequem sey, wollen wir der Vernunft des Zeitalters zu beurtheilen überlassen. Die moderne Atheistenschule stimmt zwar hierin vollkommen mit den modernen Jesuiten überein, und das Beispiel der lüderlichsten Höfe, z. B. Ludwigs XIV. und XV. hindert weder die Einen, noch das Beispiel der frommsten Republikaner, z. B. der Engländer unter Cromwell, der Schweizer, der Nord-Amerikaner die Andern, bei ihrer Parteitheorie zu verharren. Die Einen setzen voraus, jeder Fürst sey ein Heiliger, und die Andern, kein Liberaler dürfe Christum glauben. Beide würden sich herzlich freuen, wenn das Jahrhundert diese feine Ideenassociation adoptirte.

14) Lehre und Leben des Königsberger Theosophen J. H. Schönherr. Ein Beitrag zur neuesten Kirchengeschichte. Von Dr. Olshausen. Königsberg, Unzer, 1834.

Der interessanteste Beitrag zur neuesten Kirchengeschichte würde eine aktenmäßige Darstellung des berüchtigten Mukkerhandels seyn. Sollte derselbe der Oeffentlichkeit entzogen werden, weil einige Vornehme darein verwickelt sind? Je mehr man in unsern Tagen die Religion angreift, um so weniger sollte man auch die schonen, die sie mißbrauchen.

Das vorliegende kleine Buch handelt von einem wenig bekannten Schwärmer, der unnütze Prophezeiungen gemacht hat, die nicht in Erfüllung gegangen sind, von der Ankunft des Antichrists ꝛc. Auch sein eigentliches Religionssystem, das z. B. die Geschichte nach der Dreieinigkeit eintheilt, Zeit des Vaters bis Abraham, Zeit des Sohnes bis zur Wiederkunft des Messias und Zeit des Geistes das künftige tausendjährige Reich ꝛc., scheint ganz aus Reminiszenzen älterer theosophischer Lehren zusammengesezt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 44.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 21. Februar 1837.

— Take
The captainship: thou shalt be met with thanks,
Allow'd with absolute power, and thy good name
Live with authority.

Shakespeare.

Lisardo.

(Fortsetzung.)

Während der Streit in blutige Thätlichkeiten auszubrechen drohte, entstand im Hintergrunde der Volksmasse eine Bewegung und mehrere Stimmen riefen: „Platz! Platz! der Todtenwagen kommt!“ — „Was hat der hier zu thun?“ rief's aus der Mitte. „Er soll durch eine andere Straße fahren!“ Aber jede Stimme wurde auf einmal verschlungen durch ein mächtiges Lebehoch und Beifallsgeschrei, das von hinten hervordrang. Das ganze Volk wurde aufmerksam, endlich unterschied man wieder einzelne Stimmen, welche riefen: „Wackerer Arzt! gebenedeit sey seine Seele! er hat ausgehalten in seinen Pflichten, wie's ihm zukam! — Redlicher, treuer Diener!“ riefen andere, „Muster eines Dieners! Vorbild und Exempel der Treue! Macht ihm Platz, laßt ihn durch, den wackern Marco!“

Lisardo trat dem Zug entgegen, und ein Gedanke fuhr ihm durch den Kopf. Der Wagen näherte sich langsam, ein Mensch in Trauerkleidern folgte ihm, abwechslungsweise schluchzend und die Menge anredend. „Ja, ein wackerer Arzt war mein Herr!“ so rief er mit einer widerwärtig klingenden Stimme; „herzhaft war er wie Keiner, und nun hat er sich aufgeopfert für seine Mitbürger. Wie oft habe ich ihm gesagt, er solle sich schonen, die Seuche lasse nicht mit sich spaßen, aber er sagte immer: schweig! ein guter Christ und rechtlicher Arzt muß seine Pflicht erfüllen, koste es was es wolle! Gestern noch wollte ich ihn zur Flucht bereden und ein Schiff für ihn miethen, aber da kam ich schön an: daß er mich nicht schlug, war alles. Ich weiche nicht von meinem Platze! rief er; mein Leben ist meinen Mitbürgern gewidmet, und wenn ich's in ihrem Dienst verliere, so habe ich nur meine Pflicht gethan. — Ach, jezt ist es so gekommen! auch dieser Redliche mußte unterliegen! Aber nicht nur sein Leben, auch all sein Vermögen hat er im Dienste der Menschheit zugesezt. Er hinterläßt nicht einen Scudo, Alles hat er der nothleidenden Menschheit geschenkt.“ Allgemeiner Beifall folgte dieser erbaulichen Leichenrede, und viele Personen schlossen sich ihm an, der Leiche um seinetwillen die lezte Ehre zu geben. Lisardo nahm eine Fackel zur Hand, gebot mit lauter Stimme dem Geleite, stille zu stehen, riß dem Menschen, der sich schluchzend wieder die Augen verhüllt hatte, das Tuch vom Gesicht und beleuchtete seine widerlichen Züge. „Ich habe mich nicht geirrt!“ rief er. „Du heißest Marco, nicht?“ — „So heiße ich, ja, ich Unglücklicher,“ schluchzte jener. — „Und Tisano war dein Herr?“ — „Signor Tisano, ja, der vortreffliche, edle Tisano.“ — „War er das? nun so

will ich dir sagen, was du bist." Er hielt ihm die Fackel dicht vor die Augen und rief mit donnernder Stimme: „Du bist ein Lügner, ein Heuchler, ein Meuchelmörder!" Der Bursche zuckte zusammen, faßte sich aber wieder und schrie trotzig: „Wie könnt Ihr das behaupten? Wie könnt Ihr einen ehrlichen Mann beschuldigen, ein Mörder zu seyn? beweist mir das!" — „Du bist ein Giftmischer!" rief Lisardo. „Nehmt die Leiche aus dem Wagen und untersucht sie; ihr werdet Spuren von Vergiftung finden." Der Fleischer, der hier Gelegenheit gefunden zu haben glaubte, Meister über ihn zu werden, brüllte ihn an: „Nehmt Euch nur nicht gar zu viel heraus! Das dulden wir nicht, daß Ihr einen ehrlichen Menschen in übeln Verdacht stürzt. Wie könnt Ihr's denn so gewiß wissen, und woher?" — „Untersucht den Leichnam, und ihr werdet finden, daß er ermordet ist," erwiderte Lisardo fest.

Keiner wagte der Aufforderung Folge zu leisten, bis endlich sein hartnäckiger Gegner ausrief: „Und wenn mich's das Leben kostete, ich muß den jungen Menschen da zum Schweigen bringen! Den Tisano habe ich gekannt, er hat mich einmal vom Fieber kurirt, also werde ich ihn gleich herausfinden." Er nahm eine Fackel und öffnete den Wagen, die Menge trat zurück und starrte von fern auf das grauenhafte Schauspiel, das sich vor ihren Augen aufthat. Unter den nackten Leichen, auf die der Fackelschein gleichsam zögernd fiel, lag eine einzige in voller Kleidung. „Der ist's!" rief er, „zwar etwas entstellt im Gesicht, aber doch noch ganz kenntlich." Er zog ihn herunter und legte ihn auf die Erde. Mit einem Riß hatte er sein Gewand zertrennt, und nun leuchtete Lisardo über ihn hin. „Seht ihr da?" rief er; „er hat die Untreue gegen seinen Beruf theuer büßen müssen! seht ihr die rothen und blauen Giftflecke?" — „Das ist von der Cholera!" sagte der Fleischer und lachte höhnisch. „Es ist nicht von der Cholera!" entgegnete Lisardo. „Ihr seyd sonst immer geneigt, bei einer Seuche an Vergiftung der Lebensmittel, ja der Brunnen zu glauben, und in dem einzigen Falle, wo ihr wirklich Recht hättet, wollt ihr's leugnen? — Marco," rief er, gegen den Diener des unglücklichen Tisano gewendet, „Marco, wirst du gestehen, daß du deinen Herrn vergiftet hast? daß er heute im Begriff war nach Sicilien zu entfliehen? und daß du gestern ihm sein Geld vergraben halfst? Wirst du gestehen, Schurke!" donnerte er und faßte ihn heftig an der Brust. Jezt brach der Frevler zusammen und krümmte sich zu seinen Füßen auf dem Boden. „Ihr seyd ein Prophet!" heulte er, „o erbarmt Euch meiner! o rettet mich!" — „Gestehst du deine That?" — „Ja, ich will's gestehen, ich hab's gethan!" — „Seines Schatzes wegen, nicht wahr?" — „Ja! Euch ist nichts verborgen! Ihr wißt Alles!" Eine Todtenstille erfolgte. Der Fleischer wich entsezt zurück. Lisardo riß den Burschen vom Boden auf, schleuderte ihn dem Volke zu und rief gebieterisch: „Macht kurzen Proceß mit dem Verbrecher!" Marco wurde weggeschleppt und der Leichenwagen fuhr weiter.

„Diesen Arzt!" rief Lisardo, „hat sein verdientes Schicksal erreicht: er wollte euch im Stiche lassen, wie so viele andere, und wurde ein Opfer des Schurken, der ihm bei seiner Schandthat half. Uebrigens hat er euch ein Vermächtniß hinterlassen, das euch reichlich entschädigt und das gleich die Grundlage für unsere neuen Einrichtungen geben kann. Sendet sogleich einige sichere Männer zum alten Schlosse hinauf, wo sich zwölftausend Scudi finden werden." Er bezeichnete den Ort genau; Furcht und Staunen vor einer überirdischen Macht hielt die Menge gefesselt, und als die Abgesandten mit dem Gelde zurückkamen, fühlte Lisardo, daß er Herr von Salerno war. Das anwesende Militär, das sich zu schwach gegen den Sturm des Volkes fand, trat mit Freuden unter seine Befehle. Mehr um die Bürger zu beschäftigen, als eines wesentlichen Nutzens wegen, bildete er aus ihnen eine Miliz, deren Commando er einem seiner Freunde übergab. Dann schritt er zur Ernennung von Commissionen, welche die Lebensmittel untersuchen, für die Kranken sorgen und die Gerichtsverwaltung übernehmen sollten. Alle gehorchten willig. Seine lezte Anordnung in dieser Nacht war ein Gebot, den erzbischöflichen Pallast, der in den lezten Tagen leer geworden war, in ein Krankenhaus zu verwandeln. Als gegen Morgen die Nachricht von dem Tode des alten Gouverneurs eintraf, war die neue Regierung eingesezt und befestigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Heirathsgebräuche der romunischen Bauern in der Wallachei.

(Fortsetzung.)

Eine ernstere Ceremonie folgt. Irgend ein Freund der Neuverheiratheten nimmt für sie das Wort: er zählt alle die Wohlthaten auf, welche sie im elterlichen Hause genossen, und endet seine Dankadresse damit, daß er die Eltern bittet, der Tochter noch ihren Segen mitzugeben. Vater und Mutter thun dies, indem sie sie umarmen. Jezt schließt sie auch der Gatte in die seinigen, und man rüstet sich zum Aufbruch. Noch reicht man ihnen einen Becher Wein zum trinken, er heißt: der Trunk auf den weißen Weg. Aber an der Hausthür werden die Scheidenden noch einmal von den Brüdern oder andern Verwandten aufgehalten. Man hat mit Aexten und Hacken die Thür verrammelt. Der junge Mann muß sich loskaufen durch das Versprechen irgend eines Geschenks, gewöhnlich eines weißen Pferds. Nun endlich kann der junge Mann sich auf seines schwingen. Die Frau steigt

in den Wagen, wo Mutter, Schwester oder eine der Hochzeitfackelträgerinnen sie begleiten; denn sonst darf weder ein Verwandter noch ein Diener aus dem elterlichen Hause sie in das ihres Gatten begleiten. Nur wenn dieses so weit entfernt ist, daß sie es vor Sonnenaufgang nicht erreichen können, wird das Hochzeitbett im Hause des Schwiegervaters aufgeschlagen. Für diesen Fall führt der Gatte die Frau erst am nächsten Morgen nach Haus.

In andern Dörfern ist noch eine andere Sitte der alten Römer in Kraft geblieben. Wenn der junge Mann seine Frau fortführen will, sperren ihn die Verwandten in eine Kammer und geben ihm irgend eine alte Frau zur Gesellschaft. Der Mann pocht nun an die Thür und fordert, man solle sie öffnen. Man schlägt es ihm ab; er bittet, er droht. Wenn er sieht, daß Alles umsonst ist, erbricht er die Thür, dringt in's Zimmer, nimmt seine Frau in die Arme und verschafft sich mit Gewalt einen Weg durch die Verwandten, welche es verhindern wollen. Als Grund für diese Komödie wird angeführt, es solle der Sittsamkeit wegen den Anschein haben, als würde die Tochter mit Gewalt zur Heirath gezwungen. Ist sie endlich in's Haus des Gatten gelangt, so wird sie von allen Frauen umringt, die ihr Wein bieten und was sonst zu ihrer Erholung nöthig ist, bevor sie sie in's Brautgemach führen. Hier an der Schwelle nimmt sie entweder der Schwiegervater oder die Schwiegermutter in die Arme und schwingt sie über die Schwelle, so daß ihre Füße dieselbe nicht berühren dürfen. Der Gebrauch kommt schon bei den Römern vor. Entweder ist es eine Erinnerung an den Sabinerraub, oder überhaupt eine Manifestation, daß die junge Frau gezwungen werde. Uebrigens war die Schwelle der Göttin Vesta geheiligt; sie durfte nicht beleidigt werden. Am Abend nach der Hochzeit finden sich alle verheiratheten Personen, die zum Fest gehören, bei den Neuvermählten ein; die Junggesellen und Jungfrauen sind davon ausgeschlossen. Bei dieser Versammlung wird der Kopf der jungen Frau mit einem Tuche oder Schleier umwunden; denn nur die Jungfrauen gehen im bloßen Schmuck der Haare.

Bei den Bojarenhochzeiten, wie sie jezt sind, finden weit weniger Feierlichkeiten Statt. Leider aber sind diese Ehen durchgängig nichts als Geldspekulationen. Die Mitgift der Töchter ist ein Ehrenpunkt der Familie, fällt also ganz unverhältnißmäßig groß, und in der Regel so aus, daß die Söhne fast leer ausgehen. Um sich und ihre Familie im Glanz zu erhalten, ist es also wieder deren Aufgabe, sich nach einer möglichst reich ausgestatteten Bojarentochter umzusehen. Neigung und Achtung kommen nie in's Spiel.

Sobald die Tochter das dreizehnte oder vierzehnte Jahr erreicht hat, sind es ihre Eltern, welche sich nach einer schicklichen Partie umsehen. Sie wird zwei oder drei Männern zugleich angeboten, denen man den Betrag ihrer Aussteuer angibt. Häufig erfolgt nun ein Handeln, die Käufer fordern mehr, und man schlägt die Tochter am Ende an den Mindestfordernden los. So wenig als dabei die Neigung des jungen Mädchens, kommen die übrigen Verhältnisse des Bräutigams in Betracht; oft wird ein Kind mit einem ganz alten Manne verheirathet. Das Mädchen hat noch kein Urtheil, und sie fügt sich mit Gleichgültigkeit in die Sache. Seit dem lezten Kriege zwischen Russen und Türken hat sich indessen die Lage der Bojaren sehr verbessert. Dies fängt auch schon an, auf ihre moralischen Zustände zurückzuwirken, und alle Reisenden, welche in den lezten Jahren die Moldau und Wallachei besucht, sind des Lobes voll über die freundliche Aufnahme. Ein stärkerer Verkehr mit dem gebildeten Europa wird immer vortheilhafter auf diese vernachlässigten Länder zurückwirken.

(Der Beschluß folgt.)

Aus der Tagesgeschichte.

Die Bälle in den Tuilerien.

Les anciens préjugés renaissent.
On va quitter les pantalons.
Vieux habits! vieux galons!

Wenn ein glänzender Hof Achtung vor dem Königthum erzeugte, wenn habit français und kurze Beinkleider auf einem Hofball Gegengifte gegen den demagogischen Fanatismus in andern Kreisen der Nation wären, so hätte Louis Philippe sehr Unrecht gehabt, wenn er auf Alibaud und Meunier wartete, um seinen Thürstehern Instruktionen zu geben, welche man in Europa unten belachen und oben nachahmen wird. Die Doktrinärs geben sich große Mühe, sich mit den historischen Traditionen des europäischen Festlands in's Gleichgewicht zu seyen; sie sind aber zu gute Historiker, um zu glauben, daß ein in den Tuilerien erlassenes Festprogramm ein Mittel hiezu ist, obgleich dieses günstigere Aufnahme und Nachachtung finden dürfte, als ihre dringendsten Noten. — Auf den lezten Bällen in den Tuilerien konnte man glauben, die sogenannte Hoftracht sey nach der langen Reihe von Umwandlungen, die sie im Laufe mehrerer Jahrhunderte erfahren, wieder zu ihrem Ursprung, zu ihrer alten Würde zurückgekehrt. Ehemals kleidete sich jeder Hoffähige so prächtig, als es sein Rang erforderte, sein Vermögen gestattete; jezt hat Mancher, dessen ganzer Anzug nicht hundert Thaler werth ist, wenn er mit der Frau des Bankiers oder des Juden tanzt, „all the Indies in his arm;“ damals aber schmückte sich nicht nur die edle Dame mit Gold und Steinen: die brillantene Kette des goldenen Vließes am Halse des vornehmen Mannes war eine Grafschaft werth. Damals aber gab es noch einen Thron in einem andern als figürlichen Sinn. König und Königin ließen sich mit der Krone auf den Häuptern darauf nieder und der Hof hatte eine sichtbare Gottheit. Bald aber verwischte sich diese Abstufung des Costüms nach Titel und Rang, es verschwanden die gestickten Wappen von Wamms und Mantel, das fürstliche Diadem und die Grafenkrone von den weiblichen Stirnen,

und dem Hofmanne im allgemeinen Staatskleide blieb nichts als der wohlhergebrachte Respekt. Später, im Zeitraume vor der Revolution, unterschied sich die Hoftracht vollends gar nicht mehr von dem sogenannten Costume de ville. Alle Standesabzeichen fielen weg, die Königin selbst schnitt sich die Schleppe ab und verwarf die Poschen. Wohl trugen die Männer noch Puder und Degen, aber immer und überall, und das gestickte Kleid war nicht mehr Hoftracht, sondern Tracht des homme comme il faut, des Gentleman, des Herrn im antediluvianischen Sinn des Worts. – Es ist bekannt, wie

Un tems fameux par cent batailles
Mit du galon sur bien de tailles.

Aber nicht nur den größten Aufwand überhaupt machte Napoleon, im Interesse des französischen Gewerbfleißes, seinen Hofleuten zur Pflicht; er führte förmlich wieder das habit français ein, und damit Sammt, diamantene Knöpfe und Spitzenmanchetten. Von diesen Herrlichkeiten war nun schon lange nicht mehr die Rede; aber in der neuesten Zeit, da das Leben des Königs immer ernstlicher bedroht und die Gesellschaft in den Tuilerien immer fashionabler wurde, machte sich daselbst auf einmal wieder die „pensée de l'habit habillé“ in vollem Maße geltend, und Jabot, Federhut und kurze Beinkleider haben mit Pomp ihren Einzug gehalten. Ein ernsthafter, sehr gehaltreicher Bericht sagt hierüber Folgendes: „Die männliche Tracht ist nach Erfindung und Ausführung so frei, daß sich keine bestimmte Form herausstellt. Indessen liegt derselben im Allgemeinen eine und dieselbe Idee zu Grunde, und die Uniform deren, die keine haben, besteht in einem Tuchkleid mit einer zarten Stickerei am Kragen, vorne herab und an den Schößen; an leztern bleibt sie besser weg. Die Weste von weißem Tuch oder Atlas hat vier kleine goldene Knöpfe mit der Titularkrone; das weiße Halstuch ist in einen kleinen Knoten geknüpft, und das Hemd mit gefälteltem Jabot ist ohne Nadel mit linnenen Knöpfen geschlossen. Höchst elegant sind hiezu weiße Pantalons mit goldenen Streifen. Der dreieckige Federhut und der ganz einfache Degen haben den Charakter freier Phantasie, wie er allerdings nicht der militärischen Tracht, wohl aber diesen Beiwerken des habit habillé wohl ansteht.“ – Sogar Reminiscenzen an die alten Standestrachten tauchen auf. So hat ein Fashionable vom Richterstand eine Tracht erfunden, die seine eleganten deutschen Collegen vielleicht nicht nachahmen, aber bewundern werden: schwarzes Sammtkleid, auf allen Nähten mit schwarzer Seide gestickt, Weste, kurze Beinkleider, Strümpfe, Alles schwarz, nichts weiß als Halstuch und Handschuhe: gravitätisch und äußerst nobel. – Beim lezten Hofball erschien an der Pforte der Tuilerien ein Engländer mit seiner Einladungskarte in der Hand. „Mylord,“ hieß es, „vous n'êtes pas assez habillé.“ – „Comment, pas assez habillé?“ rief der Engländer und blickte bestürzt an seinem, seiner Idee nach höchst eleganten Anzug hinab. Man sezte ihm auseinander, was eigentlich ein habit habillé sey, er nickte und ging von dannen. Nach einer Stunde erschien er wieder, prachtvoll gekleidet: braunes, gesticktes Sammtkleid, flatternde Spitzen, kurze Casimirhosen mit goldenen Knöpfen, Schnallenschuhe mit rothen Absätzen; kurz, prächtig und – lächerlich im höchsten Grade. „Messieurs,“ fragte er unter der Thüre, „me croyez-vous assez habillé?“ – „Vous êtes magnifique, Mylord.“ Stolzen Schritts betritt er die Galerie, und Alles blickt ihn erstaunt an. So etwas kann man thun, wenn man Geld, Witz und zwanzig Schritte in's Palais-royal hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, Februar.

(Fortsetzung.)

Skizzen aus der alten und neuen Schweiz.

Sonst rühmte man uns mit Recht nach, daß wir an dem Alten hängen, und uns namentlich die Vermächtnisse unserer Vorväter über Alles theuer seyen. Leider verdienen wir dieses Lob nicht mehr. Von unserm Kirchenschatze, der, durch hundert Schlösser und Riegel verschlossen und der Menge unbekannt, Jahrhunderte lang in dunkeln Gewölben sicher ruhte, will ich gar nicht reden; denn so oft ich nur an dessen unverantwortliche Verschleuderung denke, gibt mir ein Stich durch's Herz. Für tausend lumpige Louisd'or, deren es Gottlob doch so manche innerhalb unserer Mauern gibt, hätten die interessantesten Reste mittelalterlicher Baseler Kunst für unsere Stadt erhalten werden können; aber man überließ sie den Liestallern, welche sie natürlich genug an die ganze Welt für Geld verschacherten. Wer ist je in Basel gewesen und hat den Lällikönig, das Wahrzeichen unserer Stadt, von der Rheinbrücke aus nicht bewundert? Dem Throne dieses Königs, der für die Ewigkeit gebaut zu seyn schien, droht nun Umsturz und Vernichtung; denn man geht jezt ernstlich mit dem wahrhaft vandalischen Gedanken um, bloß bequemerer Zufahrt halber das Rheinthor, diese Zierde der Brücke, den Sitz des Lällikönigs, niederzureißen, und es ist kaum daran zu zweifeln, daß dieser Plan bald seine Ausführung erhalte. Nicht eine Spur von Sympathie für das alte ehrwürdige Königshaupt zeigt sich mehr unter unserer jüngern, leider nun herrschenden Generation, und: „weg mit dem alten Plunder!“ ist ihr Wahlspruch geworden. Nur einige alte Herren noch seufzen mit mir im Stillen über die immer weiter gehende Neuerungs- und Nützlichkeitssucht des heranwachsenden Geschlechts, das es gewiß mit Basel dahin bringen wird, daß man dasselbe nach zwanzig Jahren gar nicht mehr als solches erkennen kann. In frühern und noch nicht lange vergangenen Zeiten trug unsere Obrigkeit mit Recht väterliche Sorge dafür, daß jeder Baseler Bürger beim Eintritt der Nacht in der Stadt sey und nicht auswärts im Wirthshause zu lange sitzen bleibe. Um diese Zeit wurden daher die Thore geschlossen und vor Tagesanbruch nicht wieder geöffnet, und damit man der absoluten Sperre sicher sey, wurden die Thorschlüssel sammt und sonders jeden Abend in die höchsteigenen Hände von Ihro Weisheit überliefert, wo sie die ganze Nacht über auch verblieben. Wegen eines einmal vorgekommenen Mißbrauches soll ein Bürgermeister die Schlüssel immer unter sein Kopfkissen gelegt haben. Jahrhunderte lang fand diese löbliche und Zucht und Sitte so sehr fördernde Einrichtung statt, ohne daß Jemand daran dachte, etwas daran auszusetzen. Endlich aber fiel es einigen Leuten ein, das Sperrsystem unzweckmäßig, ja sogar lästig zu finden. Anfänglich war die ganze Stadt erstaunt über die Vermessenheit solcher Aeußerungen, und noch immer erinnere ich mich mit Vergnügen der allgemeinen Entrüstung, die sich auf unserer alten Lesegesellschaft aussprach, als dort ein Mitglied es wagte, einige Zweifel über die Zweckmäßigkeit und Annehmlichkeit einer hermetischen Verschließung Basels während der Nacht zu äußern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 15.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 21. Februar 1837.

Zur Kenntniss der alten Lithochromie.

Farbige Grabsteine aus dem Piräeus.

Die gewöhnlichste Form der Grabsteine ist bekanntlich ein länglichter, nach Oben sich sanft verjüngender Cippus, der mit einer Art Giebel oder Aëtom gekrönt ist. Dieses Aëtom (ἀέτωμα) ist bald mit einer einfachen Palmette, bald (bei den größeren Cippen) mit sehr reich und fast in Haut-Relief gearbeitetem Laubwerk verziert; unter dem schmalen Gesims, welches dasselbe von der untern Fläche des Cippus scheidet, pflegen der oder die Namen der Gestorbenen zu stehen, mitunter, wenn es mehrere sind, durch ein paar Rosetten von einander getrennt, und unter den Namen folgt sehr häufig ein Relief, die Verstorbenen in verschiedenen Handlungen darstellend, gewöhnlich eine Abschiedsscene von den Nachlebenden.* Von solchen mehr oder weniger geschmückten Grabdenkmälern haben sich unzählige erhalten, weil selbst in den Zeiten der größten Nichtachtung der Alterthümer die Priester, Bürger oder Bauern, von der Zierlichkeit der Arbeit angezogen, sie gern in die Mauern ihrer Kirchen und Häuser einfügten.

Bei einem längeren Aufenthalte in Attika mußte es aber meinen Freunden und mir auffallen, nicht selten auch Cippen, vorzüglich in kleineren Dimensionen, zu sehen, bei denen sowohl das Aëtom, als auch die Längenfläche bis auf die Inschrift völlig glatt war, ja mitunter sogar auch die Inschrift fehlte. Je mehr unsere Aufmerksamkeit auf die Anwendung von Farben in der griechischen Architektur hingelenkt wurde, desto eifriger zogen wir auch diese Cippen in Untersuchung. Spuren polychromatischer Verzierungen auf dem Aëtom (Palmetten und Blumen) und auf der Wulst unter demselben (Eier und Blätter) fanden wir bald; eben so an denjenigen Cippen, deren Giebelstück einen wirklichen Fronton mit seinem Kranzgesimse und mit Akroterien (Antefixen) auf den Ecken und über der Spitze nachbildet; aber die leere untere Fläche, wenn sie auch eine Inschrift hatte, blieb noch räthselhaft. Endlich entdeckten wir (schon 1833) im Piräeus einen solchen Grabstein, auf dessen Fläche sich deutlich die Umrisse und Reste der farbigen Ausführung dreier in eine Gruppe vereinigter, auf den glatt polirten Marmor gemalter Figuren zeigen, und der gegenwärtig im Tempel des Theseus aufbewahrt wird. Später sahen wir auf Syros zwei ähnliche, von Rheneia gekommene Cippen, deren Figuren aber weniger deutlich zu erkennen waren. Ich deutete damals in diesen Blättern auf diese neu entdeckte Classe von Monumenten hin;* aber unsere Aufmerksamkeit wurde bald wieder von Verfolgung dieses Gegenstandes abgelenkt.

Bei einer im verflossenen Frühling unter meiner Leitung in den Gräbern des Piräeus veranstalteten Nachgrabung fanden sich neuerdings mehrere Grabsteine mit gemalten architektonischen Ornamenten, zu weiterer Bestätigung der früher gemachten Wahrnehmungen; aber sie erschienen uns immer noch als Ausnahmen. Erst die neuliche Entdeckung, bei Gelegenheit der gegenwärtigen Arbeiten zur Ausfüllung des Sumpfes am Piräeus, von neun oder zehn solcher Cippen,** mit theils mehr, theils weniger deutlich erhaltenen Spuren der Bemalung, läßt die ganze Wichtigkeit dieser Sache für das richtige Erkenntniß des Systems der alten Lithochromie ahnen. Der erhaltenen Tempel Griechenlands sind wenige; und wenn auch die Dessins der gemalten Ornamente in den verschiedenen Theilen ihres Gebälks, ihren Gesimsen, Felderdecken, Antencapitellen u. s. w. sich meistens sicher erkennen lassen, so bleibt doch bei manchen dieser Theile

* Diese Art von Grabsteinen ist aus Stuart's und Revett's Alterthümern von Athen und andern Werken hinlänglich bekannt.

* Kunstblatt 1836. Nr. 12.

** Unter ihnen auch der Grabstein Fig. 3. mit dem gemalten Bilde statt des Reliefs.

die Wahl der Farben im Dunkeln oder wenigstens zweifelhaft. Die Entdeckung von farbigen Verzierungen auf den Grabsteinen eröffnet der Erforschung der Lithochromie in der Architektur ein neues, weites Feld. Um mich bloß auf Attika zu beschränken, so geriethen die Hafenstadt und die meisten andern Ortschaften dieser Landschaft so früh in Verfall, daß viele ihrer Begräbnißplätze noch an den Gränzen der guten Kunstepoche verlassen wurden und verödeten; die Monumente, durch keine neuen Bewohner des Friedhofes, welche für sich Platz suchten, verdrängt, fielen nach und nach um, das Erdreich erhöhte sich über ihnen und begrub sie unter seine schützende Decke. Der trockene Boden Attika's beförderte ihre Erhaltung. So liegen sie jezt zu Tausenden da, auf den weiten Strecken vom Piräeus bis an die Bucht von Salamis, und vom Ilissos bis an das Vorgebirge Zoster, wo sich fast Grab an Grab drängt. Durch Auffindung und Vergleichung einer beträchtlichen Anzahl derselben wird man die bedeutendsten Aufschlüsse über die Wahl und Zusammenstellung der Farben gewinnen, und neue und zuverlässige Vorbilder zur Wiederbelebung dieser Art alter Kunstübung erhalten.

Noch wichtiger können vielleicht die gemalten Figuren oder Figurengruppen werden, welche auf den in Rede stehenden Monumenten die Stelle der Basreliefs vertreten. Während man schon jede Hoffnung scheint aufgeben zu müssen, in Griechenland an verschütteten Gebäuden — denn wo sollten solche seyn? — Proben der Kunst eines Polygnotos, Mikon und ihrer Schüler aufzufinden, eröffnet unsere vorliegende Entdeckung auch nach dieser Seite hin die vielversprechendsten Aussichten. Um die beiden undeutlichen, auf Syros befindlichen Exemplare zu übergehen, so haben die gemalten Figuren auf den zwei mir bis jezt bekannten Piräischen Grabsteinen eine hinlänglich elegante und correcte Zeichnung, um die Ueberzeugung zu begründen, daß nicht ungeübte Lehrlinge, sondern gültige Meister der Kunst solche Monumente zu arbeiten pflegten. Warum sollte uns denn ein günstiger Zufall nicht irgendwo auch größere, in aller ihrer Farbenpracht erhaltene Denkmale dieser Art auffinden lassen?

Athen, 5. Oktober 1836.

L. Roß.

Die öffentlichen Bauten in Paris.

(Fortsetzung.)

Der Plafond des Thronsaales an und für sich hat dem Künstler die Ausführung seiner Gegenstände bedeutend erschweren müssen; er ist nämlich in mehrere einzelne Fächer abgetheilt, deren Form die Ausfüllung gerade nicht erleichterte. Die vier Hauptfächer waren doppelt so lang als hoch, und die übrigen so klein, daß sie in keinem Verhältniß zu den Caissons und den überhängenden Gewölbebogen standen und kaum, troz Ausbietung aller Hülfsmittel von Verkürzungen, eine ganze Figur fassen konnten. Auf den ersten Ueberblick schien es fast unmöglich, dem Bilderschmucke dieses Saales die erforderliche Klarheit und Einheit zu geben; die gezwungene Zerstückelung der Personnagen, welche in mehreren einzelnen Rahmen untergebracht werden mußten, schien der allgemeinen Wirkung und Harmonie des Tons Eintrag zu thun; aber Eugène Delacroix hat diese Schwierigkeiten glücklich überwunden und die zerstreuten Gruppen seiner Composition, wenn ich mich so ausdrücken darf, unter einen Hut gebracht.

Die Göttin der Gerechtigkeit, unter den Zügen einer schönen jungen Frau von majestätischem Aussehen, breitet bedeutungsvoll ihr goldenes Scepter über unterdrückte Völker aus, welche in einzelnen Gestalten personificirt sind. Ernste Greise, die Klugheit und Weisheit vorstellend, stehen ihr zur Seite. Dieses Sujet füllt eine von den großen oblongen Vertiefungen des Hintergrundes aus, gerade über der Stelle, wo der Thron hinkommen soll. Unmittelbar darunter, in dem zwischen den Arkaden befindlichen Raume, sieht man links die verschiedenen Nationen des Weltalls, welche in nachlässiger Hingebung und ruhiger Sicherheit unter dem Schutze des Gesetzes schlafen. Gesetzgeber, allegorische Figuren des Lichts und der Wahrheit, füllen dieses Pendentiv vollends aus. In dem zur Rechten auf derselben Mauerfläche sehen wir zunächst einen gewaltigen Löwen von meisterhafter Ausführung: der ungeheure Kopf, von falben Mähnen umflattert und in dem zwei hellgelbe, wie Metall glänzende Augen brennen, drückt auf eine seltene Art die Stärke und geschmeidige Unterwürfigkeit dieses Thieres aus, wie es die Attribute der geordneten und geregelten constitutionellen Staatsgewalt erfordern und mit sich bringen. Er wälzt und streckt sich zu den Füßen seiner Herrin, welche in aufrechter Haltung voll Muth und ruhigen Selbstvertrauens dasteht. Weiterhin erscheint die Nemesis, welche mit dem Schwerte in der Faust und mit aufgelöstem, rächendem Lockenhaar die bestürzten und fliehenden Schuldigen verfolgt. Die Bewegung dieser Figur ist trefflich, voller Wahrheit und Ausdruck; man glaubt, sie werde sich jeden Augenblick über die Arkade hinausstürzen, um die Mörder zu packen, welche in einen düstern Winkel zusammengekrochen sind und ängstlich zusammengekauert daliegen. Den Hintergrund füllt ein Areopag von bärtigen Männern aus, unter denen man sehr ausdrucksvolle Gesichter und Gestalten bemerkt.

Die Vertiefung des Plafonds zur Rechten stellt die Industrie und den Merkur mit seinem Stab und andern

Attributen dar. Verschiedene auf den Handel bezügliche Scenen schmücken die Seitenfelder. Junge Mädchen schneiden die Seidengespinnste von den Zweigen des Maulbeerbaums herunter; Männer und Kinder bringen dieselben in Körben zu drei schönen Frauen, welche sie sofort verarbeiten und die Seidenfäden zwischen ihren weißen, runden Fingern hervorspinnen. Afrika und Amerika reichen Europa durch Vermittelung von Meeresgottheiten ausländische Früchte, Orangen und Datteln; Tritonen mit blauem Kreuze und gepanzerter Haut entsteigen den Tiefen des Oceans mit Perlen und Korallen.

Der Krieg ist in der dritten Vertiefung unter den Zügen der Bellona gemalt. Dies ist eine jugendliche Frau, deren Physiognomie einen sanften und doch zugleich kriegsmuthigen Ausdruck hat; eine kokette, schuppige und mit getriebener Arbeit geschmückte Rüstung bedeckt bloß einen Theil ihres Busens; der andere ist wehrlos gelassen und zeigt sich in seiner ganzen stolzen Nacktheit und in so blendender Schönheit, daß Niemand es wagen wird, ihn zu durchbohren. Diese Figur ist äußerst charakteristisch und gelungen.

Frauen in aufgelöstem Haar, welche ihre kettenbelasteten und gemarterten schönen Arme gen Himmel auszustrecken sich bemühen, Krieger, barschen Aussehens, welche gefangene und jammernde Mütter als Beute wegschleppen, und Männer, die sich voll edler Rache zur Gegenwehr anschicken, sind in dem Pendentiv zur Linken gruppirt. Das zur Rechten zeigt uns eine Waffenschmiedswerkstätte, eine Art Vulkansschmiede, worin fleißige Arbeiter, bärtige Gesellen, Küraſſe hämmern und Schwerter putzen. Der Neger im Hintergrunde mit dem blaugestreiften römischen Kriegswamms und Pfeile nachtragend, erinnert lebhaft an die Neger, womit Paul Veronese auf seinen Festmahlsbildern so freigebig ist.

Die vierte Seite blieb dem Ackerbau vorbehalten. Schwärme von kleinen Kindern bemühen sich, an die segenspendenden Brüste der ländlichen Göttin hinaufzuklettern, welche ihnen mütterlich-zärtlich zulächelt. Landbauer vervollständigen die Composition. — In den untern Theilen sind die Weinlese und Fruchternte dargestellt; beide Bilder machen auf den Beschauer den heitersten Eindruck. Obschon diese Mauerfläche ganz im Schatten gelegen war, so hat doch der Künstler so viel Sonnenlicht und Helle über seine Gemälde ausgegossen, daß sie sich selbst beleuchten. Ein schöner junger Mann von etwas brauner Gesichtsfarbe liegt der Länge nach auf dem Rücken hingestreckt und quält einen Steinbock mit hervorspringender Stirn und eingedrückter Stumpfnase; fast glaubt man ein altes griechisches Basrelief copirt zu sehen. Winzer schneiden die Trauben ab und halbtrunkene Bursche machen allerlei wunderliche Sprünge und Capriolen. Schlafende Schnitterinnen lassen ihr aufgelöstes Goldhaar über die goldenen Fruchtgarben dahinwallen, aus denen das scharlachrothe Blatt des Feldmohns und der blaue Stern der Kornblume hervorschimmert. Die Ausführung dieser Scenen ist äußerst gefällig, nett und geistreich. Kleine Genien mit allerlei Attributen füllen die viereckigen Caissons der Decke und tragen zum allgemeinen Verständniß der Composition bei. Die Hauptströme Frankreichs sollen diese verschiedenen Gruppen tragen.

Diese Malereien des Thronsaales in der französischen Deputirtenkammer bewähren Delacroix's Meisterschaft aufs Neue. Hinsichtlich der geistreichen Anordnung und glücklich durchgeführten Symmetrie wird der schärfste Kritiker wenig zu tadeln haben; und was den Styl anlangt, welchen der Maler hier gehandhabt hat, so erinnert er durch seine Eleganz und geschmeidige Glätte an die Epoche der französische Renaissance, so schön sind besonders jene weiblichen allegorischen Gestalten gelungen, welche, entweder nackt oder mit leichten Draperien umkleidet, alle die von modernen Decorationsmalern in Paris bei weitem übertreffen.

(Die Fortsetzung folgt später.)

Aphorisme.

Was die rechte Stellung und Beleuchtung ausmache, kann der Dilettant an sich versuchen. Er stelle sich vor den Spiegel und halte das Licht zwischen sich und diesen, doch näher sich, unter der Linie des Kinns. Ist er vollends nachläſſig costümirt und unrasirt, und ist es Morgens nach einer durchwachten Nacht, wo er diesen optisch-pittoresken Versuch anstellt, so wird er, wenn er seine fünfzig Jahre zählt, an sich einen geschundenen Marsyas, etwas Skelettartiges finden, und der Gedanke mag ihm aufsteigen: So werde ich einst auf dem Todtenbette oder in der Bahre aussehen.

Nun beleuchte er sich in guter Laune und Körperverfassung, wenn er aus jovialer Gesellschaft nach Hause kommt, von oben und von der Seite, so wird er — sein unverhaltenes Lächeln erhöht die Wirkung — sich als einen ganz Andern, um gute zehn Jahre verjüngt finden.

Nimmt man noch hinzu, daß der Maler vollends gewisse Details übergeht, daß er die malerischen Contraste schon deßhalb erhöhen muß, weil er mit seiner Palette den unendlichen Uebergängen der Natur nicht folgen kann, daß also die sich gegenseitig hebenden Töne nothwendig näher an einander zu stehen kommen, daß er Licht und Schatten eben darum auch etwas stärker nimmt, daß auf der Lichtseite alle Falten sich ausgleichen, weil sie keinen Schatten haben, der sie verräth, daß die Draperie malerisch

angeordnet ist in Farbe und Wurf, daß auf dem Hintergrunde die Gestalt sich günstig abhebt, daß sie sich augenhaft isolirt und fixiren läßt, so begreift man, daß dem Urbild, welches man im Leben wohl nie unter solchen künstlerisch zusammenwirkenden Verhältnissen angeschaut, durch den Maler geschmeichelt scheint, daß der Laie es um vielleicht zehn Jahre verjüngt wähnen muß.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

---

[73] Aufruf an die Freunde der Tonkunst zu

Mozart's Denkmal in Salzburg.

„Wenn irgend einem Künstler der Kranz der Unsterblichkeit gebührt, so ist es Wolfgang Amadeus Mozart; der größte Tonsetzer, der im Kirchen- und Kammer-, im Concert- und Opernstyl Unerreichtes leistete; der in Erfindung, Anordnung und Ausführung gleich vortrefflich war; der in seinen Werken, wie Keiner vor und nach ihm, die Ergötzung des Laien mit der Befriedigung des Kenners zu verbinden wußte, und so die Musik auf den höchsten Gipfel erhob, den sie, ihrer Natur und ihren Gränzen nach, zu erreichen vermochte; auf jenen Gipfel, über welchen hinaus Originalität zur Bizarrerie, Melodie zum Singsang, Gediegenheit zur Pedanterie, Kraft zum Getöse, Kunstfertigkeit zur Seiltänzerei wird.“

Wir glauben, gegenwärtigen Aufruf am angemessensten mit diesen Worten zu beginnen, und fürchten nicht, irgend gründlich widerlegt zu werden, wenn wir der in denselben enthaltenen Behauptung beipflichten, daß Mozart der „größte Tonsetzer“ gewesen, der jemals gelebt hat. Zwar ist in unseren Tagen viel von Fortschritten die Rede gewesen, welche die Musik seit dem Tode jenes Meisters gemacht haben soll; allein wir meinen, daß, wo das Höchste geleistet worden, was klaren Verstand, geläuterten Geschmack, richtiges Gefühl und ein gebildetes Ohr in gleichem Maße nicht nur zufrieden stellen, sondern entzücken kann, jedes Mehr viel eher als ein Rückschritt, denn als ein Fortschritt zu betrachten seyn dürfte, und daß, so lange man uns nicht Werke vorweisen wird, worin eben so, wie in den Werken Mozart's, die genialsten Conceptionen mit der planmäßigsten Ordnung, der wahrste Ausdruck mit dem zusammenhängendsten Gesange, die größte Zartheit mit der wirksamsten Kraft sich verbinden, und während der Laie von dem reichströmenden Borne der reizendsten, edelsten Melodien hingerissen wird, der Kenner die künstlichsten contrapunktischen Combinationen bewundert, welche darunter gleichsam verborgen sind, wir den verklärten Meister nicht nur den „größten,“ sondern auch den „unerreichten“ nennen dürfen.

Das Andenken dieses außerordentlichen Mannes, der „die Zierde seines Jahrhunderts, der Stolz Deutschlands“ ist, hat bis jezt noch kein seiner würdiges Ehrendenkmal für die Nachwelt aufbewahrt. Man könnte einwenden, daß er dessen nicht bedürfe und sich selbst das herrlichste Monument in seinen unsterblichen Werken gesezt habe; allein nur gar zu oft retten sich Gleichgültigkeit und Undank hinter dergleichen Redensarten, und zu allen Zeiten haben gebildete Nationen sich selbst zu ehren geglaubt, indem sie die Verdienste ihrer großen Männer durch Errichtung würdiger Denkmale anerkannten.

Ueberzeugt nun, daß es bei den Freunden der Tonkunst nur der freundlichen Erinnerung bedarf, daß in Rücksicht auf Mozart dieses Versäumniß noch nachzuholen bleibe, hat — zufolge mehrfacher Aufforderung vom In- und Auslande — das Museum zu Salzburg es übernommen, jene Erinnerung auszusprechen, und, wenn sie wohlwollend aufgenommen und von günstigem Erfolge begleitet wird, die Zustandebringung des Denkmals in Salzburg, wo Mozart das Licht der Welt erblickte und seine Wittwe noch jezt lebt, zu besorgen. Das Museum gibt sich sonach die Ehre, die wohlhabenden Musikfreunde zu beliebigen Beiträgen, die Herren Capellmeister und Tonkünstler aber zur Verwendung ihrer Talente für zu diesem Ende zu veranstaltende Concerte, hiemit einzuladen.

Den ersten Beitrag zur Ausführung dieses Unternehmens bildete bereits der Ertrag eines großen Vocal- und Instrumentalconcertes, welches der großherzogl. oldenburgische Hofcapellmeister und königl. dänische Professor, August Pott, am 19. Juli d. J. im Rathhaussaale zu Salzburg gab, in welchem auch sein Neffe und Schüler, Adolph Krollmann, sämmtliche Mitglieder des Museums, und die übrigen Tonkünstler und Kunstfreunde Salzburgs mitwirkten.

Die Namen aller derjenigen, welche auf irgend eine der oben angedeuteten Weisen zu dem Monumente beitragen, werden, sobald es zu Stande kam, öffentlich bekannt gemacht werden, weßhalb man bittet, den Namen, Charakter und Wohnort der Herren Einsender genau anzugeben. Eben so wird das Publikum von dem Namen des Künstlers, nach dessen Plan das Monument ausgeführt worden, und desjenigen, der es ausführte, endlich auch von dem Tage, an dem es enthüllt und von welchem an es zu sehen seyn wird, unterrichtet werden.

Beiträge bittet man unter der Adresse: „An das Museum zu Salzburg, zu Handen des k. k. privilegirten Großhändlers Späth jun. in Salzburg“ gefälligst einzusenden.

Von der Verwendung der Beiträge wird seiner Zeit öffentliche Rechnung gelegt werden.

Die Unterzeichneten nähren die Hoffnung, es sey Liebe und Sinn für edle, höhere Musik, troz so manchen Abweges, auf welchen der Geschmack in lezterer Zeit verlockt worden, noch überall so vorherrschend, daß ihr Unternehmen nicht nur gelingen werde, sondern sie auch bald sich im Stande sehen dürften, den geehrten Theilnehmern von dem glücklichen Erfolge desselben freudige Nachricht zu geben.

Im September 1836.

Von dem Museum zu Salzburg.

Albert Graf v. Montecuccoli Laderchi, Sr. k. k. apost. Majestät wirklicher Regierungsrath und Kreishauptmann zu Salzburg, Ritter des k. k. Civil-Verdienst-Ordens, als Präses. **Dr. Johann Vogel**, k. k. Landrath, als Vorsteher. **Alois Lergetporer**, Bürgermeister, als Vorsteher. **Dr. Ignaz Thanner**, Capitular des Collegiatstiftes Mattsee, geistlicher Rath und Director des philosophischen Studiums, als Vorsteher. **Alois Gayer v. Gayersfeld**, k. k. Hauptmann, als Vorsteher. **Dr. Franz Edler v. Hilleprandt**, Hof- und Gerichtsadvokat und k. k. Notar, als Vorsteher. **Franz Xaver Späth**, Großhändler, als Vorsteher. **Ig. Fr. Edler v. Mosel**, k. k. wirkl. Hofrath in Wien, als Ehrenmitglied. **Sigismund Neukomm**, Ritter mehrerer hohen Orden, in Paris, als Ehrenmitglied. **August Pott**, großherzogl. oldenburgischer Hofcapellmeister und königl. dänischer Professor, als Ehrenmitglied.

№ 45.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 22. Februar 1837.

We will have rings, and things, and fine array,
And kiss me, Kate, we will be married o' Sunday.
Shakespeare.

Die Heirathsgebräuche der romunischen Bauern in der Wallachei.

(Beschluß.)

Einige Tage vor der Hochzeit senden sich beide Brautleute ihre Hochzeitgeschenke zu, wobei natürlich der Bräutigam den Anfang macht. Was nur aus Paris Kostbares, Zartes und Neues angekommen ist, muß darunter seyn. Die Braut erhält Caschemire, Diamantenschmuck, Lyoner Seidenstoffe, Stickereien, Perlen, Hüte, Bänder; kurz Schmuck und Putz jeder Art, was aufzutreiben ist. Am Abende vor dem Hochzeittage finden sich die jungen Leute von Stande bei der Braut ein. Die Damen arbeiten an den goldenen Fransen, welche die Braut am Morgen tragen wird, und die Cavaliere leisten dabei hülfreiche Hand. Dies Geschäft kann übrigens nur von Unverheiratheten besorgt werden, doch wird es meist von zwei bejahrteren Tanten der Braut geleitet. Ist es fertig, wird ein französischer oder deutscher Tanz aufgeführt. Dieser Abend heißt in der Landessprache die peteala. Am andern Tage um vier Uhr Nachmittags findet die Trauung Statt, aber bei den Bojaren nicht in der Kirche, sondern im Hause der Braut. Bei Bojaren der ersten Classe verrichtet der Erzbischof, bei Kleinbojaren der Bischof die Einsegnung. Diese Prälaten erscheinen immer im Gefolge reich geschmückter Diakonen. Wenn die Ceremonie beginnen soll, treten der Bojar und die Ehrendame, welche die Fackeln tragen sollen, hervor und die Eltern der Verlobten treten ihnen gegenüber. Zwei reichgekleidete Diener an den Thüren besprengen mit wohlriechendem Wasser, das sie in silbernen Weihkesseln halten, die Ankommenden. Sind Alle versammelt, so überreicht der Bischof dem Bojaren und der Dame die Fackeln. Zwei Brautführer und zwei Brautjungfern führen die Verlobten vor einen zum Altar zugerichteten Tisch, wo sich die lezteren auf einen Teppich stellen, der hier mit Dukaten für die geringen Geistlichen bestreut seyn muß. Der Prälat, in vollen Pontificalibus, liest den Segen ab und gibt den Brautleuten dabei aus einem Glase Wein zu trinken. Es ist der Trank gegenseitiger Liebe und Eintracht, und das Glas Wein vertritt hier die Stelle des Honigbrodes der Bauern. Im Uebrigen endigt die Ceremonie wie bei den Hochzeiten der lezteren. Statt der Nüsse und Paras aber streut ein Secretär des Mannes Bonbons und Goldstücke aus einem reichgestickten weißen Schnupftuche aus.

Nach der Einsegnung folgt Gesang und Tanz, einheimischer und europäischer. Darauf geht es in den Speisesaal, und die Verheiratheten nehmen die ersten Plätze ein. Nach dem Essen von Neuem Tanz, der bis

Tagesanbruch dauert. Am andern Morgen weckt eine Musikbande die Neuverheiratheten mit einem Liede, das anhebt: „Steh auf! steh auf, Geliebte mein!“ Am nächsten Abend ist wieder Gesellschaft bei den jungen Ehegatten. Man tanzt den sogenannten Bräzeltanz, indem die ganze Gesellschaft, Alt und Jung, sich bei der Hand faßt und die Runde macht. Während dessen hält ein Anverwandter beider Familien ein verknüpftes Band, in welches mehrere Zuckerbräzeln eingehängt sind, und hängt es als eine Art Halsband erst dem einen, dann dem andern Schwiegervater, endlich auch den beiden Schwiegermüttern nach der Reihe um den Hals. Am dritten Tage nach der Hochzeit beginnen die Besuche der jungen Eheleute bei allen Verwandten und Freunden nach der Reihe. Die junge Frau trägt dabei, wie auch auf den Bällen, immerfort ihr Hochzeitkleid. Es fügt sich daher wohl, daß auf manchem Balle mehrere Brautkleider zugleich gesehen werden. Bei sehr bedeutenden Familien tragen wohl der Fürst und die Fürstin selbst die Hochzeitfackeln; alsdann ist aber auch die Hochzeit auf dem Schlosse. Die Hofequipagen holen die Braut, und dem Bräutigam werden die Leibpferde des Fürsten geschickt, beides mit allem möglichen Pomp. Besonders sind alsdann die Pferdeköpfe und die Instrumente der Musiker mit strahlenden, weißen, goldgesäumten Tüchern geschmückt. An reichen Hochzeitgeschenken des Fürsten fehlt es nicht, und ein großer Fackelzug geleitet die Getrauten in ihre Wohnung zurück.

Lisardo.

(Fortsetzung.)

Nach kurzer Ruhe erwachte Lisardo, ermuntert durch das Gefühl der riesenhaften Last von Pflichten, die er auf sich genommen hatte, und während ein Schiff mit dem noch in der Nacht gefertigten Bericht über das Vorgefallene die Anker lichtete und mit vollen Segeln nach Neapel steuerte, ging er auf den Marktplatz hinab, wo das Volk noch immer unruhig und neugierig in Massen ab- und zulief. — „Liebe Mitbürger,“ redete er sie an, „ihr habt nun nach eurem eigenen Willen eine Regierung erhalten, jezt müßt ihr aber auch Vertrauen zu ihr haben. Gewiß, wir werden Alles thun, um eure Wünsche zu befriedigen. Deßhalb gebt euch jezt zur Ruhe und geht nach Hause, damit man auch sieht, daß es wirklich Friede geworden ist.“ — „Gerne, Herr Gouverneur,“ antwortete einer aus dem Volke. „Nicht so!“ unterbrach ihn Lisardo mit strengem Tone, „ich bin nicht Gouverneur! wer mich so nennt, der macht mich zum Aufrührer. Gebt mir meinen gewöhnlichen Namen, und damit ist's genug.“ — „Wie Ihr befehlt, Signor!“ entgegnete Jener; „ich wollte Euch nur sagen, daß wir daheim nichts zu beißen und zu brechen haben.“ — „Ja!“ schrie ein zerlumpter Hause und drängte sich um Lisardo, „deßhalb wollen wir lieber hier bleiben, da fühlen wir den Hunger nicht so sehr wie zu Hause.“ Lisardo winkte der Wache, welche sich sogleich in einem Halbkreis um ihn aufstellte, und sagte freundlich: „Liebe Kinder, wenn ihr ein klein wenig Geduld haben wollt, so soll Alles nach eurem Wunsch geschehen. Das versteht sich doch von selber, daß ihr nicht hungern werdet, so lang ich lebe. Hört, was ich für einen Plan ausgedacht habe: eine Commission, an deren Spitze ich mich selber stellen werde, muß von Haus zu Haus bei allen Eigenthümern herumgehen und den Zustand ihres Vermögens untersuchen; je nachdem wir nun einen Ueberschuß bei einem finden, werden wir denselben an uns nehmen und zu eurem Vortheil verwenden. Darunter sind vornämlich Lebensmittel, Speisen und Getränke zu verstehen, die euch dann augenblicklich zu Gute kommen sollen. Ich selbst habe bereits zu Hause meinen eigenen Beitrag rüsten lassen.“

Ein unermeßliches Freudengeschrei und Lebehoch unterbrach ihn. „Nur vorwärts mit der Untersuchung! bravo!“ riefen einige der zerlumpten Bursche; „nur zu, edler Herr! wir wollen Euch begleiten!“ — „Nein, Freunde!“ entgegnete Lisardo mit unzerstörbarer Ruhe, „das sollt ihr nicht. Seht, dazu ist die Regierung da, die ihr ja selber eingesezt habt und die also Alles, was sie thut, in eurem Sinn und nach eurem Willen thut. Ihr erstes Gesetz ist, eure Noth zu bedenken; wißt ihr aber, wie das zweite lautet? Ordnung zu erhalten, und wäre es mit der äußersten Strenge. Deßhalb wird fortan Jeder, der sich auch nur mit einem Wort ungehorsam zeigt, sogleich ergriffen werden, und so gewiß ihr in einer Stunde zu beißen und zu brechen haben sollt, so viel ihr für den Augenblick wünschen möget, so gewiß soll ein solcher in etwas beißen müssen, das ihm nicht gut bekommen wird, nämlich in den Strick. Ordnung und Gehorsam ist eure erste Pflicht, merkt euch das! Also in einer Stunde, wie ich gesagt habe, kann Jeder, dem es an Lebensmitteln fehlt, deren zur Genüge in Empfang nehmen; er mag sich an der Cathedrale einfinden, wo die Austheilung vor sich gehen soll. Ferner, wer seine Kranken nicht daheim verpflegen kann, der darf sie diesen Nachmittag in den erzbischöflichen Pallast bringen, wo man gegenwärtig die nöthigen Anordnungen trifft. Ich bin auf dem Wege, Alles das in Augenschein zu nehmen. Ihr aber geht jezt sogleich nach Hause und haltet euch still!“

Er grüßte mit der Hand und ging, von der Wache begleitet, mitten durch die Menge hindurch, die ihm ehrfurchtsvoll Platz machte. Hier stieß er auf Mattheo,

der schluchzend und händeringend ihm entgegen eilte. „Ach Herr!“ rief er, „wißt Ihr's schon? Pippa, mein armes, süßes Täubchen, ist diese Nacht gestorben. O meine Tochter! wehe mir, wehe, daß ich das erleben mußte!“ Lisardo strich sich über die Stirne, faßte den gebeugten Mann an der Hand und sagte: „Es thut mir herzlich leid, armer Mattheo, aber jezt ist nicht Zeit zum Klagen und Jammern. Du wirst wissen, wie viel sich in der vergangenen Nacht geändert hat.“ — „Ich weiß, edler Herr, ich weiß!“ — „Nun, siehst du, jezt habe ich den Kopf von tausend Sorgen voll und kann nicht an die arme, gute Pippa denken. Auch dir will ich sogleich eine Thätigkeit anweisen, in der du deinen Schmerz vergessen kennst. Die Lebensmittel, die jezt in der Stadt eingetrieben und vertheilt werden sollen, werden nicht lange reichen. Es fehlt an Getreide, und die andern Ortschaften wollen nichts mit uns zu thun haben. Nun bedürfen wir eines gewandten Mannes, der uns irgend einen Handelsweg zu eröffnen vermag. Du bist der Mann, den ich suche, Mattheo, du bist mit der ganzen Nachbarschaft bekannt und auf gutem Fuße; sieh zu, wie es sich machen läßt, ich überlasse Alles deinem Verstande. An Geld soll dir's nicht fehlen, das werden wir im Ueberfluß bekommen, und die Lebensmittel, hoffe ich, reichen wenigstens für den ersten Anlauf aus. Komm mit mir, ich will dich sogleich in dein neues Amt einführen.“ Mattheo folgte ohne Widerrede und betrachtete erstaunt den Jüngling, mit dem eine so große Veränderung vorgegangen war. Sonst hatte er ihn nur in müdem Verdrusse oder zwangvoller Lustigkeit gesehen, jezt aber war die natürliche Spannkraft wieder da, und sein ganzes Wesen strozte von Thätigkeit, Muth und Ausdauer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Entfesselung.

Das goldne Ringlein mit dem Herzen,
Das ich dir einst zum Pfande gab,
Du zogst es, als wir kalt uns trennten,
Vom Finger, boshaftlächelnd, ab.

Ich hielt es lang in meinen Händen,
Und dacht' an manches Wort dabei,
Vor Allem dacht' ich, wie verschwendrisch
Die Lieb' in ihren Eiden sey.

Sonst legten Sklaven ihre Ketten,
Als Opfer, mit zerknirschtem Sinn,
Der neuen Freiheit froh sich rühmend,
Auf eines Altars Stufen hin.

Ich will ein Standbild Amors suchen,
Mein goldnes Ringlein in der Hand,
Und dankbar es zu seinen Füßen
Verscharren in den tiefen Sand.

Ist's doch ein Ring der goldnen Kette,
Die schlau mir deine Liebe schlang,
Und die — so fest sie auch geschienen —
Nun, wie ein spröder Faden, sprang.

J. G. Seidl.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Bicêtre.

Am Ende des lezten Jahrs fand ein eigener Umzug in Paris statt, die Gefangenen zu Bicêtre bezogen nämlich das für sie von unserm Landsmann Gau erbaute Gefängniß, das sehr zweckmäßig eingerichtet seyn soll. Daß man die armen Greise und die Wahnsinnigen, welche bisher in dem großen Jammerhause Bicêtre, eine halbe Meile von Paris, beisammen waren, von den Verbrechern ganz getrennt hat, ist gewiß lobenswerth, und war längst vorgeschlagen worden; nur weiß ich nicht, warum die Behörde darauf bestanden hat, leztern ein Gefängniß in Paris anzuweisen, anstatt außerhalb der Stadt eines anzulegen, wo sie bessere Luft hätten und auch geräumiger wohnten. Da sie erst nach ihrer Verurtheilung in dies Gefängniß kommen, so konnte die Nähe der Gerichtshöfe hier nicht in Betracht kommen. Vielleicht ist die Bewachung in Paris leichter und minder kostspielig, als auf dem Lande. Somit hat Bicêtre nun auf immer eine der drei Classen seiner Bewohner verloren, ist kein Gefängniß mehr, sondern ein Hospiz, zum Theil von dürftigen Männern, zum Theil von Verrückten bewohnt. Zuvor schlug man die Bevölkerung dieses von einer Abtheilung alter Soldaten oder Veteranen bewachten ungeheuern Gebäudes zu 3800 Seelen an, also zu so viel, als manche kleine Stadt enthält. Bicêtre wird künftig gerade das Seitenstück des ebenfalls sehr stark bevölkerten Hospizes in Paris, der Salpétrière seyn, in welcher bloß Weiber aufgenommen werden, und zwar, wie zu Bicêtre, entweder gesunde Nothdürftige, oder Verrückte. Für einen Seelenkundigen ist hier viel zu beobachten; auch hat unlängst in einer Zeitschrift ein gewisser Henri Berthoud sehr anziehende Beobachtungen über die in diesem Armenhause lebenden sonderbaren Menschen bekannt gemacht. So z. B. erzählt er die Geschichte eines daselbst verpflegten Taubstummen, welchen das Unglück traf, auch blind zu werden, so daß der bejammernswerthe Mensch gar kein Mittel mehr hatte, Eindrücke von der äußern Welt zu empfangen und mit andern Menschen in Verkehr zu bleiben. Anfangs wollte er fast verzweifeln, daß es ihm nicht glückte, sich mit Jemand zu verständigen. Es war ihm eingefallen, mit einem Stück Kreide, oder was er dafür hielt, auf den Boden zu schreiben, man solle ihm Buchstaben, Sylben und Worte in die Hand zeichnen, so wolle er schon verstehen, was man ihm sage. Allein acht Tage lang gab Niemand Acht auf sein Gekritzel, oder konnte nicht klug daraus werden; endlich aber merkte ein Wärter, daß er etwas zu sagen habe, und führte ihn in ein Zimmer, in welchem sich eine schwarze Tafel mit Kreide befand. Nun

schrieb der seiner zwei vornehmsten Sinne und der Sprache beraubte Mann, was er wünschte. Man zeichnete mit dem Finger Worte in seine Hand, und siehe! er verstand sie und antwortete schriftlich darauf. Seitdem kann er sich mit den Leuten im Hause und mit Besuchen unterhalten, und ist nicht ganz fremd mehr in der Welt, wie er es in den ersten Tagen seiner Blindheit war. Läßt sich etwas Schrecklicheres denken, als die Lage eines solchen Unglücklichen während dieser ersten Tage, da er fürchten mußte, künftighin, ohne alle geistige Berührung mit seinen Mitmenschen, ein bloß vegetatives Leben führen zu müssen? Ferner befinden sich zu Bicêtre zwei unzertrennliche Menschen, ein Blödsinniger und ein Blinder; Beide sind Findelkinder, man hatte sie zur selben Stunde ausgesezt, und seitdem sind sie stets beisammen geblieben; sie essen, spazieren und schlafen zusammen; der Blinde denkt für den Blödsinnigen und dieser sieht für den Blinden; Beide zusammen besizen nur die Fähigkeiten eines einzigen Menschen und machen gleichsam zwei Hälften desselben aus. Ein Anderer hat so zu sagen nur Einen Gedanken und Ein Wort: „O Boulogne!“ welches er beständig ausruft; dort scheint seine Mutter zu wohnen. Die Sehnsucht nach dem Aufenthalte derselben ist die einzige Empfindung dieses Verrückten. An eingebildeten Kaisern, Königen, Feldherrn und berühmten Männern fehlt es zu Bicêtre eben so wenig, als in einem andern Irrenhause. Der schrecklichste Verrückte ist ein wüthender Bauer, welcher in seiner Mordlust seine Frau und seine beiden Kinder, dann im Hôtel-Dieu einen Kranken und zu Bicêtre einen Wärter in der Nacht umgebracht hat. Die Wärter müssen sich vor diesem Wütheriche wie vor einem wilden Thiere hüten. Dieser Mensch ist ein Scheusal, aber ein bemitleidenswerthes. Auch verfolgt ihn immerwährend die Angst vor eingebildeten Verfolgungen; sogar die von ihm ermordete Frau und Kinder stehen ihm vor Augen und drohen ihn umzubringen. Es ist, als ob die Furien den Unglücklichen umhertrieben und ihm keine Ruhe ließen.

(Der Beschluß folgt.)

Basel, Februar.

(Fortsezung.)

Skizzen aus der alten und neuen Schweiz.

Leider faßte der angeregte Gedanke immer tiefere Wurzel, und troz des kräftigsten Widerstandes von Seiten der Vertreter des erprobten Alten kam es dahin, daß man den Forderungen des zügellosen Zeitgeistes wenigstens in so weit nachgab, die Spätlinge noch einige Stunden nach erfolgtem Thorschlusse für die Kleinigkeit von sechs Bazen aus und einzulassen. Wie billig und recht, wollte aber die hohe Obrigkeit auch wissen, wer denn noch zur nächtlichen Stunde außerhalb der Mauern sich befunden habe. Zu diesem Behuf mußte daher jeden Morgen dem regierenden Standeshaupte ein Verzeichniß aller derer eingereicht werden, die Abends zuvor die Thore passirt hatten. Da bekanntermaßen ein Zugeständniß, einmal gemacht, immer nur zu neuen Forderungen führt, so auch in diesem Falle. Kaum waren die Nachtläufer im Besiz besagter Vergünstigung, so schimpften sie über das Aufschreiben ihrer Namen, und verlangten die Abschaffung dieser, wie sie es nannten, inquisitorischen Maßregel. Da man in ihr Begehren nicht sogleich einging, so suchten sie ehrenwerthe Bürger, die immer pünktlich nach der Thorglocke bei Weib und Kind zu Hause saßen, dadurch in Mißkredit zu bringen, daß sie deren Namen anstatt der ihrigen angaben, wenn sie aus benachbarten Wirthshäusern spät in die Stadt zurückkehrten. Ja, ihre Bosheit ging einmal so weit, daß sie den Familiennamen von Ihro Weisheit selbst auf die erwähnte Weise mißbrauchten. Anstatt nun nach solchen Erfahrungen das alte Gesez wieder in Kraft treten zu lassen, war man schwach genug, den neuen Forderungen nachzugeben, und den Leuten nicht nur die Angabe ihres Namens zu erlassen, sondern sogar die Sperrtaxe zu ermäßigen. Man zahlte in der ersten Stunde einen, in der zweiten zwei und in der dritten und lezten Sperrstunde nur vier Bazen, und für jedes Stück Vieh eben so viel; die Hunde ließ man sogar ganz frei ein und aus. Jezt hätte man glauben sollen, für ewige Zeiten seyen die Thorangelegenheiten geordnet; aber nein! Heute nun verlangt das unersättliche Geschlecht erstens, daß man zu jeder Stunde in der Nacht in die Stadt kommen und aus derselben gehen könne, und zweitens, daß man die ganze Nacht hindurch nicht mehr als einen Bazen Schließgeld zu bezahlen haben solle. Leider haben andere sonst so ehrenwerthe Städte unsers Vaterlandes und Deutschlands, wie z. B. Zürich und Frankfurt, in neuester Zeit ein äußerst nachtheiliges Beispiel durch die gänzliche Aufhebung der Thorsperre gegeben, so daß ich fürchte, dasselbe werde hier einen sehr übeln Eindruck hervorbringen, das heißt, wesentlich dazu beitragen, die Unzufriedenen in ihren Forderungen noch zu ermuthigen. Ein anderer Beweis, wie man bei uns immer mehr am alten Einrichtungen rüttelt und schüttelt, ist das jezt laut werdende Verlangen, daß außerhalb der Thore Wirthshäuser sollen bestehen dürfen. Seit nun Basel Basel heißt, war aus höchst weisen Gründen eine solche Freiheit nicht gestattet: einmal, weil die Obrigkeit glaubte, sie könne in der Stadt eine bessere Aufsicht über die Wirthshäuser führen, dann, weil sie nicht durch neue Gelegenheiten das Wirthshauslaufen begünstigen wollte, und endlich auch, weil die Wirthe der Stadt es für passend hielten, daß das Geld der Bürger nicht auswärts verzehrt werde. Aller dieser triftigen Gründe ungeachtet gewinnen doch hier die Leute immer mehr Geschmack am Wirthshausbesuch außerhalb der Thore, und die schlauen Landschäftler, hievon Nuzen ziehend, bauen nun jenseits der Birse, ganz nahe an der Stadt, ein Wirthshäuschen nach dem andern, so daß wir bald ein ganzes Dorf, aus lauter Schenken bestehend, in unserer unmittelbaren Nachbarschaft haben werden. Dieses Uebel wird nun ein anderes gebären, und ich werde noch in meinen alten Tagen es erleben müssen, daß meine Vaterstadt von öffentlichen Gärten und Wirthshäusern umgeben seyn wird. Das Gesagte reicht, denke ich, hin, um zu zeigen, daß Basel in vielen Dingen leider den Ruf nicht verdient, als hänge es hartnäckig am Alten und halte mit der übrigen Welt hinsichtlich der Neuerungssucht nicht gleichen Schritt. Um indessen der Wahrheit ihre ganze Steuer zu geben, muß ich auch einiger alten Tugenden erwähnen, welche der Alles zerfressende Zeitgeist unter uns noch nicht hat zerstören können. Die Cardinaltugend Basels ist unstreitig Sparsamkeit, eine Tugend, die noch durchgängig strenge geübt wird, und der wir hauptsächlich, und nicht blindem Glücke etwa, wie man auswärts allgemein glaubt, unsern Wohlstand verdanken. Jemand, der seine jährlichen Zinsen oder sonstigen Gewinn verbraucht, gilt bei uns als Verschwender, und vor nichts fürchtet man sich so sehr, als in den Ruf eines solchen zu kommen. Daher kommt es nun auch, daß unsere allerreichsten Leute nicht einmal die Zinsen aus ihren Zinsen verzehren, und die reichern immer noch einen beträchtlichen Theil ihrer Einkünfte zur Vermehrung des Hauptcapitals zurücklegen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 20. Mittwoch, 22. Februar 1837.

Lyrische Dichtkunst.

33) Jens Baggesens poetische Werke in deutscher Sprache. Herausgegeben von den Söhnen desselben, Carl und August Baggesen. Fünf Theile. Leipzig, Brockhaus, 1836.

Die dänischen Musen sind den deutschen immer treulich nachgefolgt. Als wir uns zum Antiken wandten, hatten sie ihren Baggesen; als wir uns zur Romantik bekehrten, ihren Oehlenschläger. Es will uns sogar bedünken, daß sie nicht eher die überreichen Schätze ihrer alten Sagen auszubeuten anfingen, als bis in Deutschland zur Wiedererweckung der ältern Volkspoesie der Anstoß gegeben war.

Baggesen gehört nicht zu denen, die den Vorwurf, daß sie nur Nachahmer seyen, mit gerechtem Stolz zurückweisen können. Das berühmteste seiner Werke, die Parthenais, ist eine Produktion, wie sie nur die Nachahmung der Vossischen Louise erzeugen konnte. Wenn Voß selbst von einer gewissen Ziererei in seiner übrigens mit den treuesten Naturfarben gemalten Louise nicht frei zu sprechen ist, was soll man von seinem Schüler urtheilen, der es unternommen hat, die Ländlichkeit der Alpenbewohner in Herametern und mit unaufhörlichen Anspielungen auf die griechische Mythologie zu besingen, eine Geschmacklosigkeit, die denn doch der alte Voß weislich zu vermeiden gewußt hat. Baggesen läßt drei Schweizermädchen, Dafne, Cynthia und Myris, eine Fußreise durch die Alpen machen:

Singe, homerische Muse, die jungfrauheilige Wandrung
Dreier Schwestern hinauf zum Gebirg in der Mitte des Hochlands,
Kypris Uranias Sitz, seitdem, geflüchtet aus Hellas,
Griechische Götter bewohnen den Kranz helvetischer Alphöhn.

Ewig kehrt die Vergleichung mit Griechenland wieder:

Ist mir lieb dies fröhliche Thal, das, fern von den Städten,
Blüht, dem Peneïschen gleich, umrauscht von waldichten Berghöhn,
Und im friedlichen Schooß deutschredende Griechen ernähret.
Lieb mir sind Heloisas Gefild' am Gestade des Lemans;
Lieb auch die Matten des Tell an dem wechselnden Ufer Luzernas ꝛc.

* * *

Ehre dem Donnerer Zeus, und dem Sohn des Donnerers, Foibos!
Herrlicher ragt ein neuer Olymp auf neuer Titanen

Trümmern: es sank Parnasos! es sank selbst Ida dem Schicksal;
Aber erhab'ner als beid' erheben sich Eiger und Aarhorn,
Throne dem Donnerer Zeus, und dem Sohn des Donnerers, Foibos.

Gleichwohl ist diese fatale Form nur ein unpassender Ueberwurf, hinter dem man wohl eine treffliche Dichtergabe wiedererkennt. Wenn Baggesen nur die Alpennatur gemalt und die modernen Personen, die sie durchwandern, einfach und natürlich hätte reden lassen, so würde er, da er wirklich ein ausgezeichneter Landschafts- und Sittenmaler ist, ungleich größere Wirkung hervorgebracht haben. Er ist ein Märtyrer der Gräkomanie geworden.

Um darzuthun, wie treu er Landschaften malt, wählen wir hier das Bild aus, das er vom berühmten Staubbach entworfen:

Enger und schauriger wurde das Thal! es rückten die Felshöhn
Nah an einander, mit schattendem Drohn, als bögen sie vorwärts
Ueber des Stroms Glanzbett die waldumflochtenen Häupter.
Feierlich rauschten umher in der heiligen Stille des Abends
Wasserfälle von oben herab, zur Rechten und Linken,
Und tief unten; doch allen hindurch, beherrschenden Tobens,
Drang das erhab'ne Getös' des hochherdonnernden Hauptfalls,
Nicht mehr fern. Es durcheilte des Dorfs zerstreute Hütten,
Mächtig gereizt, der begeisterte Zug; und erklimmend das Häuglein,
Welches, dem himmelentstürzenden Strom entgegen, emporstrebt,
Sahn sie entzückt nun im vollen erhabensten Glanze das Schauspiel,
Welches allein von den Enden der Welt belohnte die Wandrung:
Staubbachs Nebelgestirn in des Vollmonds farbigem Bogen.
Wie, wenn gelind anfächelt der West, vom Gipfel des Mastbaums,
Vielgeschlängelt, im wechselnden Schwung der Wimpel herabschweift,
Bald in die Länge gestreckt, bald eingeschlürft im Geringel
Fallend und wiedergehoben, ein Spiel des scherzenden Zephyrs;
Immer, wenn kaum er die Welle berührt mit der züngelnden Spitze,
Zuckt er zurück, flammt schillernd empor, und flattert am Himmel:
Also schwebt' in der webenden Luft der ätherische Gießbach,
Mannichfaltig bewegt, vom Rand der ragenden Felswand
Hochabwallend, gefangen im Fall, nun hiehin, nun dorthin
Flatternd, ohne den Grund mit dem fluthigen Schweif zu berühren.
Oben erschien er, als Strom, ein der Luft entstürzender Meerschwall,
Hoch in der Mitt' ein Gewölk, und unten ein weißlicher Nebel.
Denn in der Tiefe hinab des hundertklaftrigen Jähfalls
Löst sich die Woge verdünnet zu Wolk' und verdünstet als Rauchdampf.
Nur hoch oben donnert er stets, und droht, in dem Hersturz
Alles mit reißender Fluth zu verschwemmen; allein es verwandelt
Sanft sich in Milde die Wuth, und er nezt, staubregnend, das Häuglein,
Daß auch die zartesten Pflanzen des Frühlinges unter ihm aufblühn.

Ein zweites großes Gedicht Baggesens ist Adam und Eva, eine humoristische Darstellung des Sündenfalls. Manches darin ist geistreich, z. B. die Sehnsucht Adams vor Erschaffung der Eva, da er sich ein Bild aus Blumen zusammensezt ꝛc. Die erste Erscheinung der Eva selbst ist zu trivial und noch trivialer, was Adam beim Erwachen raisonnirt:

Mein Adam, der indessen ausgeschlafen,
Erwacht, umringt von Ziegen und von Schafen,
Und Tauben, und dergleichen Thieren mehr,
Und gähnt, und spricht: „Ich schlief entsezlich schwer,
Unruhig, ängstlich hin und her,
Erhizt, als hätt' ich das gehabt, was Fieber
Man nennen wird einmal, wenn's erst dergleichen gibt:
Mich dünkt, ich war zum Wahnsinn gar verliebt
(Ja, wenn es etwas gibt, darüber)
In etwas außer mir, ich weiß nicht wie:
Doch schlief ich gerne wieder ein; denn lieber
Ist mir ein solcher Traum, troz der Philosophie,
Als dies gelehrte Leben mit dem Vieh.
Was hilft mir mein selbstdenkendes Erwachen
Hier unter diesen Nicht-Ichs-Siebensachen
Von Strahlen, Schatten, Bäumen, Affen, und
Was sonst sich hier thut meinen Sinnen kund?
Mit keinem von dem Allen kann ich scherzen.
Zwar find' ich manches schön, gewandt, und stark, und klug,
Zwar brummt's, und zischt's, und blöckt's, und schwazt's genug,
Allein kein einz'ges spricht zu meinem Herzen,
Selbst nicht mein bester Freund, der Hund;
Auch er am Ende spricht nur mit dem Mund!
Zwar lern' ich was von ihnen alle Tage,
Und sehe halb schon manches Was und Wie,
Doch niemals ein Warum? Wozu die ganze Plage
Mit meinem Lexikon, mit der Zoologie,

Sammt der vergleichenden Anatomie
Von Physiognomieen aller Affen,
Die mich Studirenden begaffen.
Ich werde nie doch so gescheit wie sie —
Nie sag' ich's, weil ich's meine — nie! nie! nie! —
Sie schränken sich auf etwas ein im Leben
Des Daseyns, sind zufrieden, drücken sich
Dicht an einander, innig, fröhliglich,
Und überhaupt multipliciren sich.
Und ihre süße Lust — das nenn' ich Leben!
Das ist gescheit, da sieht man einen Zweck;
Doch meine Weisheit ist ein ewig Streben
Nach dem, was nirgends ist, — nach Allem. Keck
Behaupt' ich, wenn ich Alles recht betrachte
Um mich herum, und dann mich selbst beachte:
Ein Himmel ist die Welt an jeder Eck' —
Ein Meisterstück im Großen und im Kleinen —
In jedem Leben seh' ich einen Zweck —
In meinem nur, in meinem seh' ich keinen —
Ich bin allein der faule Fleck!"

Dieser weitschweifige Ton erreicht die Anmuth Wielands, die ihm wahrscheinlich zum Muster gedient hat, bei weitem nicht, nähert sich vielmehr der Seichtigkeit Blumauers. Wenn man aber überhaupt heilige Gegenstände humoristisch behandelt, so gehört gleich der derbste kräftigste Humor dazu, wie ihn Rabelais besaß und unser noch nicht genug gekannter Sebastian Seiler, dessen Schöpfungsgeschichte in schwäbischer Mundart zu den besten Possen gehört, die wir besitzen. Zu den witzigsten Beziehungen in dem Baggesen'schen Gedicht gehört, daß er die Schlange französisch reden läßt.

Der sogenannte vollendete Faust ist eine Parodie des Goethe'schen, voll Anspielungen auf die Dichter des ersten Jahrzehents des neunzehnten Jahrhunderts, auf die romantische Schule, die Fichte'sche Philosophie, Jean Pauls Humor, die Gallsche Schädellehre ꝛc. Falk hat ähnliche Sachen geschrieben und sie sind vergessen worden. Wie billig. Die Dichtkunst soll nicht immer von sich selber sprechen. Die Welt ist ihr Gegenstand, nicht die Dichterwelt. Es wird dem Goethe'schen Briefwechsel und all dem, bereits ganze Bibliotheken füllenden Gewäsch, worin die Personalien und kleinen Privatverhältnisse, Rivalitäten, Lobhudeleien, Sticheleien, Kritiken und Antikritiken der vorgestrigen literarischen Nobilitäten zum Besten gegeben werden, nicht besser gehen. Die Nachwelt wird den poetischen Charakter festhalten, wie er sich selber gab und unsterblich durch die Geschichte geht, aber all das kleinliche Beiwerk, womit Freunde und Feinde jene fest ausgeprägten Züge künstlich verschnörkeln und vertuschen, fällt mit der Zeit weg. Wir halten es daher auch für höchst überflüssig, auf das zurückzukommen, was Baggesen über die damaligen Modegegenstände, Fichtes Nicht-Ich, über Schlegels Lucinde, über die Klinggedichte der Romantik ꝛc. gescherzt hat.

Unter den kleinen Gedichten Baggesens befinden sich viele poetische Erzählungen, die aber, besonders bei ihrem komischen Inhalt, viel zu gedehnt erscheinen, so das artige Gedicht: Ja und Nein, oder der kurz gebundene Freier. Sehr viele sind Gelegenheitsgedichte an Freunde und Freundinnen. Unter den Epigrammen haben die literarisch-polemischen mit der Zeit ihr Interesse verloren, die politischen dagegen dürften der Erinnerung wohl werth seyn. Baggesen sah die Zeit der Revolution und Napoleons, und er charakterisirt die große Nation, von der auch jezt noch immer einige Leute in Deutschland naiv genug sind, die Freiheit lernen zu wollen, vortrefflich also:

Die Franzosen.

Sie dienten immer, bald um Brod und Habe,
Für Ruhm, für Minnesold,
Bald um des Königs, bald um Gottes Gabe,
Besonders gern für Gold.
Jezt dienen sie, seitdem mit holden Gnadenmienen
Kein Weib, kein König und kein Gott sie lohnt,
Seit auf des Hofs, des Ruhms und des Geschmacks Ruinen
Ein Unhold, dem sie selber fluchen, thront,
Jezt dienen sie — warum? — Warum? — Nur um zu dienen!

Heute dienen sie wieder um Geld. Der gute Thiers mit seinen Telegraphen hat gethan, was Ludwig Philipp versprochen, er hat die Illusion zur Wahrheit, nämlich den vorübergehenden Freiheitsrausch zu dem stets dauernden Egoismus zurückgeführt.

Auch uns Deutsche hat der Däne mit Epigrammen bedacht. Das beste ist:

Aechter Germanismus.

Jenseits liegt die politische Welt! Was geht uns ihr Schicksal
Diesseits über dem Rhein in der poetischen an?
Hole der Teufel nur dort den ganzen germanischen Körper,
Wenn uns bewahret allhier Gott den germanischen Geist.

Es hat Leute genug gegeben, sogar sehr vornehme, z. B. Goethe, Johannes Müller ꝛc., die ganz ernsthaft dergleichen geltend machen wollten.

34) Langbeins sämmtliche Werke. Fünfte bis siebente Lieferung. Gedichte. Stuttgart, Scheible, 1835.

Wo Langbein mehr Wieland ähnelt, ist er vortrefflich; wo er mehr Kotzebue gleicht, stimmt er dann freilich das Urtheil herunter. Seine Berliner Frivolitäten und Trivialitäten haben ihn gehindert, den Rang unter den deutschen Dichtern einzunehmen, der seinem

Talent sonst wohl gebührte. Viele seiner Gedichte sind so vortrefflich, daß sie in keiner Chrestomathie fehlen sollten, z. B. das Hemd des Glücklichen. (Ein kranker König kann nur durch das Hemd eines Glücklichen geheilt werden, aber der einzige Glückliche, den man findet, hat gar kein Hemd); die Roßdecke (ein undankbarer Sohn verstößt den Vater in den Stall und läßt ihm eine Roßdecke geben, der Enkel aber schneidet die Decke halb durch und will die andere Hälfte zurückbehalten, wenn er mit seinem Vater in den gleichen Fall kommen sollte). Auch unter den mehr komischen sind viele ausgezeichnet und werden sich als eine Art von Volkssagen der Neuzeit erhalten, z. B. die Flederwische (das übermüthige Mädchen, die alle Freier verjagt und zum Andenken eines jeden einen Flederwisch aufhängt, zuletzt aber arm und verlassen die Flederwische feil bieten muß). Dahin gehört auch das artige Gedicht, das wir seiner Kürze wegen hier wiederholen wollen:

Der Kußhandel,
oder die vier weiblichen Alter.

Ein Hirtenmädchen, schön zum Malen,
War etwas kaufmännisch gesinnt:
Mit zwanzig Schafen mußt' Amint
Den ersten Kuß ihr baar bezahlen.

Fünf Sommer älter war Narzisse,
Als er den Tausch schon besser traf:
Da blühten um ein einzig Schaf
Auf ihren Lippen zwanzig Küsse.

Bald lag ihr Handel ganz danieder.
Und aus freiwilligem Entschluß
Gab sie, für einen kalten Kuß,
Aminten seine Schafe wieder.

Die eigne Heerde, sammt dem Hunde,
Bot sie für einen Kuß zulezt;
Allein der Schäfer dankte jezt,
Und flog zu Daphnens Rosenmunde.

Ein großer Vorzug Langbeins ist die natürliche Zwanglosigkeit und Gefälligkeit seines Versbaus.

Jugendschrift.

Die reinste Quelle jugendlicher Freuden, oder 260 Spiele zur Ausbildung des Geistes, Kräftigung des Köpers ꝛc., von J. A. L. Werner, Lieutenant, Director eines gymnastischen Instituts ꝛc. Dresden, 1836.

Eine treffliche und zeitgemäße Erscheinung, die sich würdig dem von demselben Verfasser erschienenen Turnbuche anreiht. Viele und sehr würdige Schriftsteller haben in den lezten Decennien in ihren Erziehungslehren Mittel angegeben, wie die Jugend in ihren Freistunden am zweckmäßigsten beschäftigt werden kann. Nicht selten haben sie indessen das Fach der Erziehung, das nicht nur intellektuelle Bildung, sondern auch Entwicklung und Kräftigung des Körpers in sich begreift, von einem Standpunkte aus betrachtet, den dasselbe gar nicht einnimmt. Die Jugend bloß durch Lektüre beschäftigen, die theilweise von ihr selbst und theilweise von dem sie beaufsichtigenden Lehrer ausgehen soll, fand deßhalb keinen Anklang, weil ganz natürlich der Körper darunter leiden mußte. Ersprießlicher für Körper und Geist zugleich, wurden Spiele gefunden, und dieser Wahrnehmung hatten wir später das Erscheinen so vieler Spielbücher für die Jugend zu verdanken. Wenn nun gleich gar viele derselben in die Welt geschickt wurden, deren Zweckmäßigkeit wir dahingestellt seyn lassen, so dürfen wir doch auch manchen anderen und namentlich denen Guthsmuths unsere Anerkennung nicht versagen. Die oben angegebene Schrift Werners können wir jedoch um so füglicher als ein gutes und zweckmäßiges Buch empfehlen, als dasselbe, frei von allen pedantischen Theorien auf die Ausbildung des Geistes und Kräftigung des Körpers zugleich berechnet ist. Für alle Jahreszeiten ist darin Sorge getragen, und der Lehrer, welcher durch schlechtes Wetter verhindert ist, seine Zöglinge im Freien spielen zu lassen, nehme dieses Buch zur Hand und er wird eine Anleitung zu vielen Unterhaltungen finden, die im Zimmer vorgenommen werden können.

Ohne in eine Auseinandersetzung der einzelnen Spiele hier einzugehen, müssen wir doch besonders auf die Ball- und Bewegungsspiele, so wie auf diejenigen, welche Gedächtniß und Beurtheilungskraft erfordern, aufmerksam machen und dieselben als sehr gelungen in ihrer Darstellung bezeichnen.

Die Anleitung, die der Verfasser gibt, ist faßlich geschrieben, und bei größeren Spielen, die zugleich viele Personen erfordern, ist jene Weitschweifigkeit und Verwirrung in den Angaben selbst vermieden, die nicht selten der ganzen Sache einen Anstrich von Trockenheit geben. Die dem Buche angehängten Lithographien dienen zur Erläuterung des Ganzen und entsprechen völlig der angegebenen Anleitung.

M—r.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 46.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 23. Februar 1837.

Sie springen so hoch und drehn sich so geschwind,
Daß sie in eigner Gluth wie Schnee im Thauwind schmelzen,
Und jedes zappelnde Herz bis an die Kehle schlägt.
Des Ritters Menschlichkeit erträgt
Den Anblick länger nicht: er denkt, es wäre Schade
Um all das junge Blut, und fleht für sie um Gnade.

Wieland.

Unsere Tänze.

Wenn ein Kauz zwischen seinen vier Wänden, in seinem häuslichen Thun geschmacklos ist, wenn ein Anderer lastthiermäßig sich abjagt, abhezt, wo er es sich bequemer machen könnte, ein Dritter im Schweiße seines Angesichts Spreu und Schwindelhaber drischt, was geht das die Welt an? Wenn aber die zur Erholung und Freude Versammelten die Lust wie ein strapazirendes Geschäft behandeln und sie in ihrem eigenen Uebermaß ersticken, so muß man sie thöricht schelten. Es ist die Societät, die unter dem Unsinn der Tonangeber leidet, und ihrer Indignation darf man öffentlich das Wort leihen. In unserer Zeit geschieht fast nichts Allgemeines mehr aus natürlichem Bedürfniß, sondern nur aus Mode. Es läßt sich aber der Fall denken, daß durch wiederholte vernünftige Besprechung auch einmal das Rechte wieder Mode würde. Ich lebe im alten Schwaben, und von hier aus rede ich, was ich auf dem Herzen habe.

Die guten Tänzer und Tänzerinnen sollten eigentlich die Regel seyn, und sind es wohl auch bei recht vom Innern aus tanzlustigen Nationen, wie die Bayern, Oesterreicher, Böhmen, Ungarn, dann die welschen Schweizer, die Italiener, Spanier und andere Südländer es sind. Hier zu Lande ist es eine Seltenheit, ein Paar exemplarisch gut und schön walzen und galoppiren zu sehen. Der Volksstamm ist weniger musikalisch und rhythmisch als jene Völker. Die Liederkränze, ein lobenswerthes Institut für gesellige, würdige Unterhaltung und eine bildende Schule, haben doch eine allgemeine Neigung zum Detoniren eher zur Anschauung gebracht, als sie zu beseitigen vermocht. Dies kommt neben einer Schwäche des musikalischen Gehörs zugleich von der Art der Einübung her, welche entweder ohne Instrument, oder mit dem ungeschicktesten, einem Klavier, vorgenommen wird. Den Tanz meinen nun auch Manche nach unzureichender Schule und Uebung dennoch unternehmen zu können, uneingedenk des Schillerschen:

„Nur aus vollendeter Kraft quillet die Anmuth hervor.“

Man sieht zuweilen unmündige Kinder gleichsam instinktmäßig walzen; es ist aber dennoch Schule, Wirkung einer vielfachen, spielenden Uebung. Ein Hauptfehler liegt aber in dem zu schnellen Tempo der Musik. Wir wollen nicht auf jenes langsame, enge Walzen unserer Altvordern zurückkommen, welches Spaßvögel ein „Kaffeemahlen“ genannt haben. Aber jedes Ding hat sein Maaß, namentlich Alles, was Reiz, Grazie, Anmuth, Schönheit offenbaren soll. Hier scheidet gewöhnlich eine Linie das Rechte vom Falschen, das Gemäßigte vom Uebertriebenen, das Schöne vom Häßlichen.

Mir schien das Tempo des Walzerdichters Strauß weniger beschleunigt zu seyn als das unsrige. Bei seinem trefflich eingeübten Orchester trat die kleinste Verzierung

und musikalische Mücke wohl vernehmbar hervor. Mit Vergnügen erinnere ich mich, als eines in seiner Art Vollkommenen, der naiven, naseweisen Diavolini, die seinen Instrumentisten nicht leicht ein Anderer nachmacht; es war Alles bis in's kleinste Glied in sich gerundet. Die allgemeine Beschleunigung des Tempos ist aber eine Influenza des Zeitgeistes, eine Steigerung der Reizmittel, eine Gier nach Stoff, eine Insurrektion gegen die Regierungsgesetze der Form, und deutet auf eine zunehmende Geschmacklosigkeit der jüngern Welt in Sachen des Tanzes, wie wir sie auch in andern Regionen des Schönen bemerken können. Sie sucht Lezteres bloß in Häufung des Materiellen, der Massen; sie sucht die Kunst außerhalb der Kunst.

In meinen frühern Jahren sah ich vielen Tänzen in Bayern, Oesterreich, Oberschwaben, Franken und am Rhein ꝛc. zu. Da waren Takt, Rhythmus, Einheit die Regel. Die Stümper und Pfuscher waren, wie beim Metier, die Ausnahmen, die bald merkten, daß sie noch eine bessere Schule zu machen haben. Wie es jezt an diesen Orten mit dem Tanze steht, weiß ich nicht. Gereiste behaupten, daß in München und Wien wenigstens eben so schnell als hier zu Lande getanzt werde. Wir stehen dennoch im Nachtheil, denn die Bayern, Oesterreicher sind lustiger, musikalischer, rhythmisch-beweglicher als wir. Vor dem Erscheinen Straußens bei uns wurden zwar seine Walzer schon gespielt, aber sein Styl war nicht darin, und sie schienen oft ganz gegen den Fuß zu seyn. Seit man gesehen, wie er sein treffliches Orchester dirigirt, geht es besser, ist aber immerhin nur ein Schatten von ihm. Zur Abwechslung und als Gegensatz dürften wohl auch die schönsten der frühern Walzer wieder auf das Tanzrepertorium kommen. Was wirklich schön ist, bleibt ewig schön. Sie waren großentheils unsern Orchestern mehr angemessen und weniger mit einem einzigen verwachsen, als die Straußischen. Aber so sind wir! wenn wir uns einmal in etwas verbissen haben, so reiten wir es zu todt.

Beim Tanze besteht die Hälfte der Lust in der Darstellung seiner selbst, im Sehen und Gesehenwerden. Weßhalb wäre man denn so geschmückt im vollen, hellerleuchteten Saale? — Nun sehen aber die keuchenden, dampfenden Paare nicht, wie sie auch nicht gesehen werden. Was sollten auch Ausgeraste an noch Rasenden sehen? Ist ihr Tanzen nicht ein bloß aufgehaltenes, ewiges Hinstürzen? Kaum das zehnte löst die Aufgabe — anmuthige Bewegung — leidlich; die andern haben mit dem bloßen Statischen und Mechanischen so übermäßig zu schaffen, daß an Grazie gar nicht zu denken ist. Aber auch jenes leisten sie nicht und sind, wie gebundene Noten, stets hinter dem Taktstriche. Unser Geschlecht ist darin gewöhnlich viel unbeholfener als das weibliche, und es gibt nichts Tragikomischeres, als solch einen langaufgeschossenen, ungelenken Tanzzögling mit glockenschwengelartig herumgeworfenen Beinen, den Angstschweiß auf der Stirne, sich selbst und seine geduldige Schöne herumtrillen zu sehen. Im Walzer schäzt man jezt die Strapaze. Je größer das Keuchen, je ärger das Klopfen der Brust, je stärker das Dampfen, desto höher die Lust. Finden sich aber einige kunstreichere Paare zu einer Française zusammen, und das eine oder andere Frauenzimmer macht einen ordentlichen, schulgerechten Pas, so sagen die Tanzgenossen, während sie nachlässig, wie in Pantoffeln herumstreifen: Die greift sich gewaltig an!

Die Griechen wußten mit reinem Sinn und kunstgeübtem Auge durch ein leises Abwägen des Mehr und Weniger, durch ein feinfühlendes Balanciren der Masse den wahren Typus des Schönen zu finden. Wenn sie die schönste Linie im Ruhenden und Bewegten gefunden, so hielten sie die so gewonnene Form, das Ergebniß einer unendlichen Geschmacksforschung, fest. Wir scheinen alles Schöne nur darum zu suchen, um das Gefundene, wie Kinder, je eher je lieber wieder zu verlassen. Unsere Mode, das ewige Unduliren zwischen zwei Extremen von Geschmacklosigkeit, ist Zeuge davon. Kommen wir auch hiebei zufällig durch die rechte Mitte des Einfachen, Wohlgefälligen, Zweckmäßigen, so verharren wir dabei gewiß am kürzesten. Denn was eben recht und naturgemäß ist, das macht keinen Effekt, schlägt Niemand in's Auge, glänzt, flammt, knallt nicht, macht wenig redens, zeichnet sich nicht aus, fällt nicht auf.

Was will nun aber der lästige Geschmacks- und Sittenrichter? Wie soll man denn z. B. im Walzen das rechte Maaß finden, da die Linie des Rechten so gar fein ist und die jetzige Tanzlust so gar grobfühlend seyn soll? Auf eine sehr einfache Weise. — Man lasse eine Anzahl fähiger Tanzzöglinge bloß nach laut mit den Händen gegebenen Taktzeichen walzen, steigere dann das Tempo, bis man merkt, daß sie nicht mehr mit innerm Behagen tanzen, daß die Grazie der Anstrengung weicht, und komme dann auf das Maaß zurück, in das sie mit unverkennbarer Lust und Liebe einfallen. Ein Mälzelscher Taktmesser wird dieses Normalmaß genau angeben.

Wie schulfüchsisch, die wogende Laune der Lust an einen pedantisch schwingenden Pendel zu knüpfen! — Und doch, es ist meine innigste Ueberzeugung, würde eine Hauptergötzung der gebildeten Welt durch dieses mechanische Instrumentchen, als Gesetzgeber der musikalischen bei dem Musikdirektor stehend, merklich erhöht, ja erst zur wahren Lust werden, während jezt jede Ballgesellschaft die Närrin des rappelköpfischen Vorgeigers wird, der eine Freude daran findet, die Tänzer in den Koller zu geigen, jede Galoppade zur Initiative der galoppirenden Schwindsucht, jeden Ball zum Veitstanz zu machen.

Die neuliche Nähe der Cholera galt uns für Annäherung, was sie aber, Gott sey Dank! nicht war. Man

sollte vielleicht nicht sowohl die geographisch-räumliche und die zeitliche Nähe dieser egyptischen Plage fürchten, als vielmehr die Annäherung seiner eigenen heimischen, diätetischen und übrigen Sanitätsverhältnisse an jene, bei welchen sie sich wie eine giftige Schlange einschleicht, oder auf welche sie sich, wie ein Tiger, mit einem Sprunge hinwirft. Man kann sich in ihren tödtlichen Rachen hineinleben. Wären wir so gelegen, wohnten, lebten, gebadeten wir uns wie die Bewohner der heimgesuchten Länder und Städte, die Seuche wäre uns bei der größten Entfernung stets nahe. Diese Ansicht scheint den sorgfältigen Maßregeln unserer wie der auswärtigen Sanitätsbehörden zum Grunde zu liegen. — Tanz und Cholera! Wie kommen sie doch hier so nahe zusammen? Nun ja! Holbein hat sie auch copulirt, und in einer leichtsinnig durchlebten Nacht kann der lustigste Tanz recht wohl ein Basler Todtentanz werden.

Lisardo.

(Fortsetzung.)

Die Haussuchung war zu Ende und hatte eine für die nächste Zeit hinlängliche Ausbeute an Lebensmitteln nebst einer alle künftigen Bedürfnisse sichernden Summe von Geld eingetragen, welches sogleich an den neuen Proviantmeister überwiesen wurde, mit dem Auftrage, die Landschaft zuerst in Gutem, dann aber, wenn dies nichts fruchten sollte, mit einer drohenden Erinnerung an ihre Abhängigkeit von der Provinzialregierung anzugehen. Von den Eigenthümern, die diese Mittel liefern mußten, hatten freilich manche scheel dazu gesehen, doch waren sie theils durch den Anblick der Gewalt eingeschüchtert, theils durch die Nothwendigkeit zur Milde gestimmt worden; überdies hatte Lisardo's persönliche Gegenwart verhütet, daß das Verfahren nichts Gehässiges bekam. Mit derselben Billigkeit war auch die Hinterlassenschaft der Entflohenen, die in manchem Hause nicht wenig betrug, decimirt worden; doch hatte Lisardo dafür zu sorgen gewußt, daß Lucreziens Haus, das, wie er erfahren hatte, in der vergangenen Nacht von allen seinen Bewohnern geräumt worden war, und, was sich von selbst verstand, der Pallast des Gouverneurs unberührt blieben. Er selbst hatte aus seinem ziemlich herabgeschmolzenen Vermögen eine beträchtliche Beisteuer gegeben. Das Volk, welches an der Kirche diesmal den leiblichen Segen empfangen hatte, um den es vor Allem Noth that, war zur Ordnung zurückgekehrt, und man konnte jetzt in Ruhe an das Dringendste, an die Krankenpflege denken.

Lisardo war gesonnen, ein Allen vorleuchtendes Beispiel zu geben, und sprach den Entschluß aus, bei sämmtlichen Kranken in der Stadt die Runde zu machen. Einige tüchtige Männer schlossen sich ihm sogleich an; auch sein alter Lorenzo, der unzertrennlich von ihm war und seinen Adjudanten zu machen schien, war im Gefolge. Ein unscheinbares, von der Dürftigkeit bewohntes Häuschen empfing den ersten Besuch. Die kleine Schaar, von Lisardo angeführt, stieg herzhaft die Treppe hinauf, und wollte eben zur geöffneten Thüre hineintreten, als ihnen eine schauerlich vermummte Person im schwarzen Talar entgegenkam; sie trug eine Maske, an welcher große Gläser vor den Augen angebracht waren, und funkelte die Kommenden seltsam damit an. Lisardo fuhr entsezt zurück, aber der Gedanke an sein Amt gab ihm augenblicklich die Fassung wieder, und er wendete sich mit einem Scherz an seine Begleiter. „Ich glaube, da treffen wir die Cholera in eigener Person,“ rief er. — „Verzeiht, Herr Gouverneur,“ antwortete einer derselben, „es ist der Arzt.“ — „Wie? der Arzt?“ sagte Lisardo verwundert. „Was soll denn der Aufzug?“ — „Der dient gegen die Ansteckung.“ — „Da haben wir wieder die Civitas hippocratica!“ rief Lisardo höhnisch; „also auf diese Weise habt Ihr seit dem Ausbruch der Krankheit Euern Beruf erfüllt?“ — „Ja, edler Herr, und unsere Herrn Collegen in Neapel machen es eben so.“ — „Neapel hin, Neapel her!“ fuhr ihn Lisardo an, dem sich die Galle heftig regte; „jezt sind wir in Salerno, und da sollt Ihr gleich erfahren, wie es hier gehalten werden muß. Werft augenblicklich Eure Vermummung weg, Signor, und begleitet uns auf unserer Runde!“ — „Ich bitte tausendmal um Vergebung, Herr Gouverneur,“ wimmerte der Aesculap, der sich kaum noch auf den Füßen halten konnte; „ich fühle mich sehr unwohl, die Alteration ist mir in den Leib geschlagen.“ Er sah wirklich zum Erbarmen aus, seine Glieder schlugen klappernd gegen einander. Lisardo's Begleiter baten für ihn, und so wurde er denn entlassen. „Feige Memme!“ rief Lisardo, und sah ihm verächtlich nach.

Ueberall wurde er wie eine überirdische Erscheinung angestaunt, wo er mit seinem edeln, theilnehmenden Antlitz vor die Betten der Leidenden trat. Er tröstete, ermunterte, gab Anordnungen und reichte Erquickungen. „Die größte Erquickung,“ sagten die biedern Männer, die ihm furchtlos folgten, „ist Eure Gegenwart; sie ist eine Arznei für die Kranken und ein Sporn für die Gesunden.“ Abends enthielt das Krankenhaus bereits eine beträchtliche Anzahl von Bewohnern.

Den folgenden Tag brachte Lorenzo seinem Gebieter die Nachricht, daß der Arzt, dem er gestern solchen Schrecken eingejagt, gleich darauf die Cholera bekommen

habe und gestorben sey. „Nun ist er doch in seinem Beruf und im Felde seiner Pflicht gestorben,“ fuhr er fort; „aber der kleine Rest von Aerzten, Chirurgen und Barbieren, kurz, was nur von Ferne zum Handwerk gehörte, ist durch diesen Vorfall in solche Bestürzung gerathen, daß sie fast Alle, zum Theil verkleidet durch die Thore, zum Theil sogar, wie man wissen will, mit Lebensgefahr über die Mauern die Flucht ergriffen haben. Wenn die Cholera auch nur ein wenig Ehrgefühl hat, so wird sie jezt von wehrlosen Leuten abstehen.“ — „Wenigstens,“ sagte der neue Regent, „können unsere Kranken jezt in Ruhe sterben und sind von den Quacksalbereien der edlen Gilde befreit. Ich habe das vorausgesehen, und meine That reut mich nicht; auch haben wir gar nichts an ihnen verloren: sie waren bei ihrer Feigheit nicht bloß unnüz, sondern sogar gefährlich. Die Hauptsache ist jezt, zu beobachten, wie das Volk die Nachricht aufnehmen wird. Ich fürchte fast, es wird sich dadurch entmuthigen lassen. Wenigstens muß man auf irgend etwas denken, das man in die Wagschale legen kann.“ — „Das wäre auch nicht so unmöglich,“ versezte Lorenzo. „Wenn Ihr mir Euer Vertrauen schenken wollt, gnädiger Herr — ein Versuch wäre ja immerhin der Mühe werth.“

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, Februar.

(Beschluß.)

Skizzen aus der alten und neuen Schweiz.

Von der kostspieligen Unsitte, die man anderwärts „ein Haus machen“ nennt, weiß man bei uns glücklicherweise noch gar nichts, und hoffentlich wird dieselbe auch nie einheimisch in Basel werden. Uns genügt der Familienkreis und gute Freunde, die immer mit herzlicher Gastfreundschaft empfangen werden. Dadurch sparen wir nicht nur und entheben uns mancher Unannehmlichkeit und Last, sondern, und dies ist der ste wichtigste Nuzen unserer Einschränkung, wir verhindern eine Veränderung unserer einfachen häuslichen Sitten, welche ein häufiger Verkehr mit Fremden nothwendigerweise herbeiführen müßte. Unsere Sparsamkeit ist es auch, der wir es verdanken, daß man das verderbliche Vornehmthun, das heißt das mehr Scheinenwollen, als man ist, in Basel gar nicht kennt; eine Sache, die in kleinen deutschen Residenzen so allgemein seyn soll. Gewiß ist Niemand hier, der z. B. kostbare Möbel kaufte, ohne sie bezahlen zu können, der Gesellschaften gäbe, und dem es am Nothwendigen mangelte, der Silbergeschirr auf seinen Tisch stellte, ohne daß es ihm angehörte, der Bediente hielte, ohne im Stande zu seyn, dieselben zu bezahlen, der in einer Equipage führe, und dem es schwer fiele, den nöthigen Haber für seine Pferde zu kaufen, der einen feinen Leibrock trüge, und kein gutes Hemd auf dem Leib hätte. Eine Familie, die hier eine solche Rolle spielen, oder, wie man sonst auch die Sache nennt, Wind machen wollte, würde Gegenstand des allgemeinen Spottes seyn. Daß ein vermögensloser Beamter mit 1600 Franken Einkommen nicht leben kann wie ein Mann, der eben so viele Louisd'or jährlich einnimmt, ist hier eine selbst verstandene Sache; er hat daher keine gepolsterten Sessel, Sopha's, Pendeluhren, kostbare Spiegel; seine Frau und Töchter tragen keine seidenen Kleider, Shawls, Schleier, goldene Ketten und dergleichen Dinge mehr; er besucht mit denselben keine Bälle, Concerte und Theater, sondern lebt hübsch bescheiden zu Hause und streckt sich in allen Dingen nach seiner Decke. Wie anders habe ich dies in deutschen Residenzen bei Leuten gefunden, von denen Jedermann wußte, daß sie außer einem magern Einkommen nichts hatten, und daß sie mit Nahrungssorgen kämpften!

Sparsamkeit, um noch einmal auf diesen Gegenstand zurückzukommen, ist eine Tugend, die lange geübt werden muß, wenn man ihrer ganz theilhaftig werden soll. Eine weise Sitte will es daher, und man befolgt sie hier auf das Genaueste, daß die Eltern ihren Kindern so wenig als nur immer möglich in die Ehe geben. Dies zwingt die jungen Leute, thätig und sparsam zu seyn; bald wird eine solche Lebensweise zur zweiten Natur, und kommen sie einmal in den Besiz des elterlichen Vermögens, so darf man sicher seyn, daß von demselben kein Mißbrauch mehr gemacht wird. Daher rührt es auch hauptsächlich, daß hier herabgekommene Familien eine äußerst seltene Sache sind, jedes Jahr aber die Zahl der notabeln sich vermehrt. Daß diese unsere ökonomischen Grundsäze auf die wichtigsten Lebensverhältnisse einen bedeutenden Einfluß ausüben, werde ich wohl nicht zu sagen brauchen; aber bemerken muß ich doch, daß derselbe durchschnittlich ein sehr wohlthätiger ist. Bei Heirathen z. B. läßt man sich von denselben vorzugsweise, wo nicht ausschließlich leiten. Passen junge Leute hinsichtlich ihrer Vermögensverhältnisse zusammen? ist daher eine der ersten Fragen, welche bei einem Eheprojekte in Erörterung kommt. Und ist sie bejahend beantwortet, so sind alle weitern Rücksichten, die in einem solchen Falle noch zur Sprache kommen könnten, nur von sehr untergeordneter Bedeutung. Mesalliancen, diese Quelle so vielen Uebels, kennt man deßhalb hier gar nicht. Daß die strenge Herrschaft solcher Grundsäze aber auch noch manchen andern Uebeln vorbeugt, ist leicht einzusehen. So z. B. ist bei uns dasjenige, was man weibliche Gefallsucht und Koketterie nennt, eine völlig unbekannte Sache; natürlich aus dem ganz einfachen Grunde, weil dieselbe zu keinem Zwecke und am allerwenigsten zu einem Manne führen könnte, und weil jedes Mädchen recht wohl den Maßstab kennt, nach welchem sie gewerthet wird. Ganz fremd unter uns sind auch die in der Welt so viel Unheil und Herzeleid anrichtenden Liebschaften, und so delikat fühlt man in diesem Punkte hier, daß man ein solches Verhältniß an und für sich schon für unanständig halten würde, und doppelt so, wenn die Vermögensumstände der Liebenden sehr stark diskondiren sollten. Was das gefährliche Ding, Liebschaft, ist, kennen wir daher glücklicherweise gar nicht, oder höchstens nur aus Büchern, und eben, weil überlegender Verstand und nicht blinde Leidenschaft unsere Ehen schließt, sind diese auch im Durchschnitt genommen so musterhaft und werden so äußerst selten aufgelöst. Die gewöhnliche Dauer des Verlobtseyns ist ein Vierteljahr; von jahrelangen Brautschaften, wie sie anderwärts so häufig sind, weiß man nichts; denn Niemanden fällt es ein, sich zu versprechen, der nicht in der Lage ist, eine Frau zu erhalten.

Beilage: Kunstblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 16.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 23. Februar 1837.

Berlin, im Januar 1837.

(Nachträgliches über die Kunstausstellung der Akademie vom 18. September bis 26. November 1836.)

Es ist in diesen Blättern von verschiedenen Orten her in Berichten über Ausstellungen von Kunstvereinen schon mehrfach, bisweilen ausführlich über viele der Gemälde gesprochen worden, die auch unsere große Herbstausstellung zum Theil als Hauptstücke zierten; über manche andere, auch manche Werke der Sculptur, habe ich früher hier berichtet. Indem ich solche Artikel nachträglich genauer verglich, finde ich mich veranlaßt, manches Aufgezeichnete abzukürzen. In einem Ueberblick über das Ganze werde ich näher nur auf das eingehen, was entweder meines Wissens noch nicht besprochen ist, oder, woran sich Neues anknüpfen läßt.

Wir haben es mit großen Zahlen zu thun. 16 meist große Säle nebst langen Seitengängen waren an den Wänden bekleidet oder auf Tischen und Gestellen geziert mit Kunstwerken und nahmen neun Wochen lang das zuströmende Publikum auf; wofür die Summe der Eintrittsgelder sich auf 18,600 Thaler belief. Die bloßen Industrie-Artikel abgerechnet, bleiben der eigentlichen Kunsterzeugnisse immer noch über anderthalb tausend, die zur Schau standen: Ueber 1300 Gemälde; plastischer Werke (Medaillen und verzierte Geräthe miteingerechnet) über 100; Proben von Stich, Lithographie, Holzschnitt etwa 110 (bloß wissenschaftliche Blätter ungerechnet). Für die Architektur stehen einige wenige Entwürfe, Grund- und Aufrisse in keinem Verhältniß. — Und die Zahl der Künstler? Man wundert sich doch, ja man kann erschrecken, wenn sich ergibt, daß unter den Concurrenten der Ausstellung die Summe von allein hier in Berlin ansäßigen oder lernenden Künstlern — wenn man die Architekten nicht rechnet, auch die Fabrik-Techniker wegläßt — wohl dreihundert beträgt. Freilich concentrirt sich in der Hauptstadt Alles, und kam die Zahl der Einsender aus andern Theilen der Monarchie nicht auf die Hälfte der Berliner. Düsseldorfer Meister und Schüler zählte ich über hundert; aus andern Provinzial-Orten, zusammen nicht dreißig; was jedoch — wie sich von selbst versteht — keinen Maßstab für die Anzahl der Künstler im Staate gibt. Von Ausländern hatten wir verhältnißmäßig wenig. Aus München hatten zwanzig Maler, zwei aus Nürnberg, sechs aus Dresden, drei aus Wien, Einzelne aus andern deutschen Städten, und aus Italien zwölf Deutsche beigetragen. Sechs Niederländer; zwei schwedische Meister; zwei Londoner. Sehr erfreulich waren die Gemälde von sieben und zwanzig Künstlern aus Paris — wir dankten sie zumeist der Vermittelung des hiesigen Kunsthändlers Sachse —; sehr interessant die Sculpturen von David. — Billig sollte ich nun auch angeben, auf wie viel Bogen wie vieler hiesiger Journale der Salon zu Papier gebracht worden. Und in der That, es lagen die reichsten Documente vor, wie schwer es sey, vor Bäumen den Wald zu sehen. Wie, bunten Massen gegenüber, meist geschieht, gingen auch hier die Chronisten häufig ins Fabelhafte. Der Berichterstatter in der Haude-Spener'schen Zeitung erhob sich bis zu einem nie gesehenen Punkt. Mir schwindelte, wenn ich versuchte, mir vorzustellen, was wohl Leute der Provinz, die etwa das Ausgestellte durch diese Brille zu sehen wagen, für Zustände bekommen mögen. Aber den im Berliner Conversationsblatt kann ich mit Ueberzeugung Jedem empfehlen, der eine erheiternde Motion wünscht. Unter andern neuen Ideen gab der leztere unsern Malern eine Lection über ihren leichtsinnigen Gebrauch vergänglicher Pigmente und kam ihnen folgendermaßen zu Hülfe. „Eyck — sagt er — bediente sich, so viel ich weiß, des Mastix mit Terpentin. Asphalt ist ein schlechtes Surrogat dafür!“ Eine hiesige Schule, unermüdlich herausgestrichen durch solche Mastigophoren, mußte sich offenbar wegen des Danks in Verlegenheit befinden. Allein auch der beste Wille und besonnene Application können bei solcher Fülle des Dargebotenen klaren Ueberblick und gerechte Würdigung unmoglich überall sichern. Selbst, wer bloß genießen will,

hat leicht, nach häufigem Besuch, hinterher zu bedauern, daß manches Gepriesene, Werthvolle ihm ganz entgangen sey. Von den Meisten bleiben die Industrie-Artikel unbeachtet. Gewiß wäre es zweckmäßig, diese ganz zu sondern und zu anderer Zeit den Interessenten zur Schau zu stellen. Meiner Ansicht nach wäre es aber auch wünschenswerth, daß die Sculpturen einer getrennten Ausstellung vorbehalten würden. Nicht nur würde es dann möglich seyn, sie vortheilhafter zu stellen, sondern auch der Beschauer fände und erhielte sich weit leichter in der Disposition, welche diese Kunst fordert. Die Gemälde neben den plastischen Werken kommen diesen nicht allein mit Wegnahme der Aufmerksamkeit durch schnelleren und bequemeren Reiz zuvor; sie stimmen überhaupt die Phantasie zu einer Auffassungsform, von welcher sich nicht unmittelbar zum Gefühl des Plastischen übergehen läßt. Hat man sich erst eine Zeitlang so hingewiegt zwischen Licht und Schatten und sinnvollem Schein, so bedarf es eines ganz frischen Ansatzes und einer entschlossenen, selbstthätigen Abstraction, um nur erst fähig zu werden für die kernhafte Empfindung sich erfüllender Form, für die farblose Simplicität und reine Begränzung, in welchen die ächte Wirkung aller der Sculpturen besteht, die nicht blos von decorativer Bestimmung sind. Gesondert von der Fluth malerischer Einflüsse, würde daher das plastische Werk sicherer die verdiente Anerkennung und ein blos der Sculptur bestimmter Salon die Wirkung gewinnen, die er bildend und veredelnd in den Seelen aufmerksamer Beschauer zurücklassen kann. Ich kann nicht bergen, daß mir überhaupt die reiche und vielartige Zusammenstellung in diesem Fall ein bedenkliches Glück scheint. Es wird ein Weihnachtsmarkt und ein ergiebiger Gemeinplatz für die Conversation, was eine erhebende Anschauung vaterländischer Kunst und für fähige Empfänger eine Schule des Schönen seyn sollte. Dies folgt so unvermeidlich, so ganz natürlich, daß man allerdings schon darum sich darüber beruhigen müßte. Ich kann es nur deßhalb nicht, weil dennoch, bei dem Mangel anderweitiger Verbindung mit unserer Cultur und Sitte, in der That die Ausstellung den bedeutendsten Schauplatz für unsre Künstler und die fast einzige Gelegenheit ausmacht, bei welcher den Wirkungen der Kunst die Aufmerksamkeit eines größeren Kreises anhaltender und lebhaft zu Theil wird. Wenn vollends die verschiedenen Kunstvereine ihr Hin- und Hersendungs-System durchsetzen und behaupten sollten, so wird nicht blos ein namhafter Theil der äußeren Mittel, welche für die Kunst bestimmt zu seyn meinen, den Fuhrleuten heimfallen, sondern es wird auch die größere Ungleichartigkeit und Quantität der in ihren Ausstellungen zusammengedrängten Werke hier gleichfalls den marktartigen und divertissanten Charakter der Schau überwiegen machen. In solcher Abstraction vom öffentlichen oder häuslichen Leben, blos dem Urtheil, und einem disparat beschäftigten Urtheil, präsentirt, kann weder die Kunst nahrhaften Boden fassen, noch ihre Wirkung im empfangenden Boden rein und tief seyn. Es ist schön, daß die Kunstvereine das Fortkommen der Künstler erleichtern; ein dazu gehöriges Mittel sind auch die Ausstellungen; aber indem man auf diese Weise die Kunst auf einige Friedensjahre in die Mode bringt, wird man auch — falls nichts Anderes hinzukommt — die Mode in die Kunst bringen; und die Mode ist von allen Formen jedes Zeitgeistes die schlechteste. An Ideen, an Gegenstände, die ein anregender und verlangender öffentlicher Sinn und Geist ihm von selbst vorschriebe, ist unser Künstler fast niemals gewiesen; nur die leere Form des Geschmacks bestimmen ihm da- und dorther schallend Lob und Tadel. Worauf schon jetzt nicht Wenige vorzugsweise losarbeiten und, nimmt das Ausstellungswesen zu, immer Mehrere losarbeiten werden, ist natürlich, daß ihre Werke neben andern auffallen, hervorstechen, aushalten können — eine Tendenz, die von der ächten Mutter des Schönen, der organischen Begeisterung, sehr verschieden, ja ihr feindlich ist. Wie es scheint, hat nicht ein tiefes, gemeinsames Interesse, mehr vielleicht der Mangel öffentlicher Interessen (der zur Hälfte eine Segnung des Friedens ist) neben andern Zeitvertreiben auch der Kunst einen breiteren Spielraum bereitet. Das industrielle Mittel unserer Zeit: Privatvereine — vermehren die Künstler, verbreiten und vervielfachen die Anschauungen. Aber der Verein ist eine abstracte Person und fordert nur, ganz abstract, Kunstwerke überhaupt. Die Anschauungen sind abstracte — blos, um zu schauen. Je größer die Zahl der abstracten Käufer wird, um so unbestimmter wird der Inhalt dessen, was der Künstler liefern soll; je größer die Zahl der Künstler wird, um so leichter führt Concurrenz zur Coquetterie, Effectsucht, Spielerei; je zahlreicher und bunte Das ist, was man zu sehen bekommt, um so wenige bildet sich Sinn und Liebe für das Tüchtige und Tief im Besondern und Einzelnen. Zersplitterung ist die Folg und, wofern auch der Friede dauert, doch Verflachun das Ende, dem nur auf anderem Wege zu steuern wäre Die Poesie unserer Tage gibt das traurige Zeugniß, da dieselbe Leichtigkeit der Verbreitung, die einzelne Erschei nungen hebt, rasch im Ganzen ein scheußliches Chao bildet, dessen im Zusammenschwimmen aller Farben wach sendes Grau selbst wirkliche Talente zu Einseitigkeite aller Art, um nur daraus hervorzuschreien, verführ Trotz allem Selbstlob wird bei uns eine lebendige Poesi nicht eher wieder aufblühen, als bis irgend eine Gewal die Ueberschwemmung wird zurücktreten gemacht, irgen eine derbe Prosa die Oscillation unterbrochen haben, i der das Publikum unter einer Anzahl schwacher Rei

das Bedürfniß nach wahrer Production verdämmert. Ich sehe nicht ab, wie es, troß einiger schönen Anfänge, in der Kunst anders kommen soll, wofern ihr wesentlichster Zusammenhang mit dem Volke eben nur der Zweck der Exhibition, der Schaugenuß bleibt. Was wollen denn diese Klagen? — Wahrhaftig, nicht, daß die so zeitgemäßen Kunstvereine, noch auch die Ausstellungen aufhören sollen; aber daß Lotterie und Salon nicht die einzigen und hauptsächlichsten Momente bleiben. Wenn die innigsten Bestrebungen der Kunst nicht in Elegie verklingen und biegsame Talente nicht in schimmernden Fertigkeiten verwildern sollen, muß die Kunstübung möglichst wieder mit allem verknüpft werden, was uns noch natürlich und sittlich und heilig begeistern kann. Daneben wird sie noch genugsam Cabinetskunst und Unterhalterin bleiben. Und jenes könnte geschehen, durch Weisheit der Regierungen und edeln Sinn vereinigter Privaten. Die Architektur, die sich bei uns nahzu begnügen muß, zerstreute Häuserchen etwas zu pompejanisiren, könnte emancipirt werden, die Plastik, die, größtentheils auf Büsten und Statuetten beschränkt, etwa unter dem Spiegel, neben der Uhr, noch Plätzchen findet, könnte durch Aufnahme in öffentliche Gebäude und durch Denkmäler, deren Zweck sie sittlich stärken würde, gehoben werden, die Malerei könnte durch gelegentliche Berufung zu größeren Aufgaben in solchen Gebäuden, an deren Bestimmung ernste Erinnerung, Ehrfurcht, Erhebung sich knüpfen, geadelt werden. Es könnte geschehen, wenn die Mittel concentrirt und ihre Anwendungen planmäßig geordnet, nicht accidentellen, zufälligen Entschließungen heimgegeben werden. Beschränkte man verrauschende Vergnügungen, die keinen geistigen Keim zurücklassen, so könnte man allmählig die Heimath mit dauernden Werken verschönern, die den Sinn groß ziehen und die Gedanken zu Würde und Anmuth gewöhnen. Zum mindesten wäre es schön, wenn mehrere Kunstvereine, dem Beispiel des rheinischen folgend, einen Theil ihrer Mittel uneigennützig Werken von öffentlicher Bestimmung zuwenden wollten; und wünschenswerth, daß in ganz Deutschland Unternehmungen wie vor Kurzem die Errichtung der Möser-Statue in Osnabrück, jezt die projectirte Beethoven's in Bonn, die eine gleiche Absicht zum Gedächtniß Mozart's veranlaßt zu haben scheint, immer häufiger würden. Billig müßte aber die Sorge für Entstehung öffentlicher Monumente eine fortwährende geeigneter Staatsbehörden seyn. Im stetigen, ruhigen Fortgang liegt der Segen, nicht darin, daß von Zeit zu Zeit auch wieder einmal etwas geschieht. Und von unsern Vätern müßten wir Geduld lernen, um größere Anlagen und Werke durch Ausdauer zur Reife zu bringen, müßten nicht Alles, was wir säen, in Kurzem, nicht Alles selber ernten wollen, sondern auch den Enkeln vorarbeiten. Wenn der Art nichts geschieht, werden Kunstvereine, werden Ausstellungen die Kunst nicht mündig, kein Licht des Talentes zur fruchtbaren Wärme machen. Sie werden vielmehr, wenn sie das ganze Heil bleiben sollen, die Kunst in eine Zerstreuung, Breite und Krämerei, ähnlich der unserer schönen Literatur, hineinleiten. Es kommt nicht einmal zu einer tüchtigen Cabinetskunst, wo nicht ernstere Anstöße, Unternehmungen großen Sinnes, Versuche und Uebungen hohen Styls und bedeutenden Umfanges der gesammten bildenden Thätigkeit Schwung, Vertrauen, Vorbilder und Charakter geben. Werke einzelner Begabten, die, vereinzelt, auf weite Räume vertheilt oder in Privathäuser zerstreut werden, und die zur Kleinigkeitenfluth in keinem Verhältniß stehen, werden der Barbarei nicht steuern. Architektonische Ideen, die bloß auf dem Papier bleiben, auch nicht. Nur eine allmählich sichtbar und fest werdende öffentliche Kunst die dies auch dem Inhalt nach ist, bildet einen gesunden Stamm für volle Blüthen, in welchen sie fortlebt, und für Früchte, die der Gesammt-Cultur heimfallen. — Vielleicht erscheint es höchst unpassend, mit dieser Betrachtung den Bericht über einen Salon einzuleiten, dem vielstimmiger Beifall und wiederholte Versicherungen ertönten, daß jezt unsere Kunst der älteren ruhmvoller Epochen wieder gleichstehe, daß die Kleinmüthigen geschlagen seyen, die keine historische Kunst in unsern Tagen zu hoffen wagten. So gestehe ich denn — was verschlägt denn meine, des Einzelnen unbedeutende Stimme! — daß gerade die Eindrücke der Ausstellung mir jene Betrachtung nahe legten, daß ich in ihnen mit nichten eine siegreiche Widerlegung des Kleinmuthes sah. Mir zeigte diese Ausstellung die Möglichkeit einer historischen Kunst, Ansätze zu einem tüchtigen Styl, vorgeschrittene Mittel des Talents, poetische Charaktere; eine vorhandene selbstständige historische Kunst zeigte sie mir nicht. Die Wirkung auf die Zeitgenossen ist keine genügende Autorität. Parmigianino, Mignard, Mengs sind von den ihrigen über Raphael oder ihm gleich geschäzt worden, worin die Nachwelt nicht mehr einstimmen konnte. Dies gilt auch umgekehrt. Zeitliche Befangenheit kann auch das Neue zu gering anschlagen. Bin ich in diesem Fall: so will ich ja auch nichts weiter, als redlich meine Meinung Preis geben. Aus seiner Haut fahren kann Keiner. Die Grundzüge nun im Charakter unserer Kunst, die ich aus dem Ganzen und dem Besondern unserer Salons zu erkennen glaubte, waren nicht die eines historischen Geistes, sondern einerseits das Portrait, andererseits eine gewisse lyrische Poesie. Und dies scheint mir ganz natürlich damit zusammen zu hängen, daß die reale Grundlage unserer Kunst, ihre wirkliche Verknüpfung mit dem Leben, fast ausschließlich das Portrait oder die Anschauung des individuellen Lebens, und ihre Begeisterung nur durch Poesie vermittelt ist. Factisch sind keine

gemeinsamen religiösen oder geschichtlichen und nationalen Idealgestalten in der Zeitphantasie vorhanden; factisch ruht auch die gegenwärtige Kunst auf keiner vorgängigen Schule, die solche Grundlagen gehabt hätte. Die Ideale, welche jezt noch die sittliche und religiöse Erziehung, die Cultur überhaupt erzeugt und erhält, sind, an sich abstract und gestaltlos, nur durch die Poesie mit der Erscheinungswelt und unmittelbaren Empfindung vermittelt. So ist wirklich unsere Kunst, statt auf den Nährboden eines Gemeingeistes und einer Gesammterfahrung: auf individuelle Wirklichkeit und Literatur aufgetragen. Aus beiden Grundlagen folgt für die Schöpfungen ein überwiegend subjectiver Charakter, entweder eine prosaische Lebensähnlichkeit, oder ein idiopathischer Geist, der mehr die persönliche Auffassung des Vorgestellten, als dieses selbst in seiner allgemeingültigen Wahrheit zur Erscheinung bringt. Das Leztere nenne ich selbstständige, historische, das Andere lyrische Darstellung. Ich werde den Versuch wagen, meine Meinung an Hauptwerken des Salons nachzuweisen.

(Die Fortsezung folgt.)

Nachrichten vom Januar.

Akademien und Vereine.

Rom. Am 9. December wurde hier der Geburtstag des unsterblichen Winckelmann in der Villa Albani, dem Schauplaz seiner Thaten, festlich begangen. Das archäologische Institut hatte eine Einladung an Gelehrte und Künstler dazu erlassen, um, nach Verlauf von beinahe 70 Jahren, daß W. todt ist (er starb im Juni 1768 zu Triest), zum erstenmale das Andenken dieses Mannes gemeinschaftlich zu feiern. Es waren neunzig und einige Künstler und andere Personen aus allen Zonen anwesend. Im Hauptsaale, dessen Gewölbe mit dem bekannten Gemälde „Apollo und die Musen" von Raphael Mengs geziert, sah man die mit Lorbeeren bekränzte Büste Winckelmann's von Gyps, von E. Wolff eigends dazu modellirt, ihr gegenüber aber ein von Troschel aus Berlin verfertigtes Basrelief, vorstellend: wie der Genius W.'s in dem Greif die nordische, so wie in der Wölfin mit Romulus und Remus, die südliche Kunst und Mythe bekränzt. Beide Arbeiten erhielten verdienten Beifall. Nach der Tafel sezte der Generalsecretär des Instituts, Geh. Leg. Rath Bunsen, die Verdienste W.'s um Wissenschaft und Kunst in einer Rede aus einander. Nach ihm redeten Prof. Gerhardt aus Berlin, Hr. Visconti ꝛc. so, daß die Reden mit Gesängen abwechselten. Allgemein war bei der späten Trennung der Wunsch, daß das Fest alljährlich wiederholt werden möge.

London. In der Sizung der Gesellschaft des Alterthums am 22. December legte Hr. Arnott eine neue Copie der Inschrift an einem Mausoleum zu Tbagga bei Tunis, so wie zwei Inschriften von Grabsteinen in der Nähe von Carthago vor, indem er zugleich anführte, es sey in diesem Theile des afrikanischen Festlandes ein so reicher Vorrath von Denkmälern und Inschriften zu finden, daß es wohl der Mühe lohne, einen sachkundigen Mann hinüberzuschicken, um diese Alterthümer genau zu untersuchen.

28. December. In der lezten Versammlung der königl. Literaturgesellschaft wurde Hrn. Hamiltons Uebersezung von Dr. Kugler's Versuch über die Polychromie der griechischen Architektur und Sculptur vorgelesen.

St. Petersburg, 1. Januar. Die Gesellschaft zur Aufmunterung der Künstler hat ihre Ausstellung in das Local des Buchhändlers Sejegirew verlegt. Jeder russische Künstler und Kunstfreund hat das Recht, seine Arbeiten in diesen Sälen aufzustellen. Von den verkauften Gegenständen werden 15 pCt. für die Anstalt abgezogen.

Berlin, 18. Januar. Die Königl. Akademie der Künste wird am 5. April d. J. eine offene Preisbewerbung in der Bildhauerei veranstalten. Um zugelassen zu werden, muß man entweder die Medaille im Actsaale der Akademie gewonnen haben, oder ein Zeugniß der Fähigkeit von dem Director der Akademie der Künste zu Düsseldorf oder von einem andern ordentlichen Mitgliede der Königl. Akademie der Künste beibringen. Der Preis besteht für Inländer in einem Reisestipendium von jährlich 500 Rthlr. auf drei nach einander folgende Jahre. Die Ablieferung der Concurrenzarbeiten muß bis zum 15. Juli geschehen, und die Zuerkennung des Preises erfolgt am 3. August d. J. Das Reisestipendium von 500 Rthlr. auf ein Jahr aus der Michael Beer'schen Stiftung für Concurrenten jüdischer Religion wird dieses Jahr ebenfalls für ein Werk der Bildhauerei, sey es ein Basrelief oder eine andere Figur, zuerkannt werden. Doch werden nur Basreliefs von wenigstens $2^1/_2$ Fuß Höhe und 4 Fuß Breite, so wie Figuren von mindesten 3 Fuß Höhe zugelassen. Der Ablieferungstermin ist der 12. September und die Zuerkennung erfolgt vor Ende Septembers.

Museen und Sammlungen.

Paris, 2. December. Das Museum zu Versailles soll nunmehr bestimmt am 1. Mai dem Publikum geöffnet werden.

Stuttgart, 8. Januar. Seit dem unglücklichen Brande, der vor bald 80 Jahren das schöne, von Herzog Friedrich I. durch den berühmten Baumeister Schickhardt erbaute Gebäude, „der Neubau" genannt, mit allen seinen Kunstschäzen verzehrte, fehlt es Stuttgart an einem Vereinigungspunkt für Werke der Kunst und des Alterthums. Es soll nun demnächst in der Nähe des Schlosses ein Kunstsaal gebaut werden, welcher diesen, zumal auch Fremden sehr fühlbaren Mangel zu heben bestimmt ist.

Bauwerke.

Mannheim, 17. December. Zum Wiederaufbau des in den 1790er Jahren durch das Bombardement zerstörten linken Schloßflügels, der über 40 Jahre in Trümmern lag, sind bereits ernstliche Vorarbeiten im Gange.

Neapel, 27. December. Der Bau der dem großen königl. Schlosse gegenüber liegenden Kirche San Francesco di Paola naht sich nach 16 Jahren seinem Ende. Das Gebäude ist eine glänzende Nachbildung des römischen Pantheons.

London. Am 30. December ward eines der schönsten neuern Denkmäler gothischer Baukunst in England, die St. Peterskirche zu Chelsea bei London, durch eine Feuersbrunst zerstört.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 47.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 24. Februar 1837.

Du, Löwe, hüte dich vor diesen Bären;
Ein rechter Bär scheut deine Mähnen nicht.
Th. Körner.

Die burgundischen Schlachtfelder.

Murten.

Karl von Burgund schien bei Grandson, seine Schätze und sein Geschütz ausgenommen, eben nicht viel verloren zu haben, denn es waren ihm nur tausend Mann erschlagen worden; aber sein militärisches Uebergewicht, sein Kriegsruhm, sein Ansehen bei Untergebenen, Nachbarn und Alliirten, Alles dies hatte nun einen mächtigen Stoß erlitten, und dieser zeigte bald einen großen Einfluß auf sein ganzes Schicksal. Comines, der von Allem Augenzeuge war, erzählt, durch jene unglückliche Schlacht sey Karls Gemüth so niedergeschlagen worden, als wenn ihn eine Krankheit ergriffen hätte. Melancholie änderte sein Temperament und schwächte seinen Verstand. Die nachtheiligen Folgen der Schlacht blieben nicht lange aus. Der Herzog von Mailand war zwar ein Alliirter Burgunds und seine Leute waren mit dessen Heer bei Grandson geschlagen worden; dessen ungeachtet zeigte er sich sehr froh über Karls Niederlage. Renatus Graf von Provence hatte zwar kurz vorher beschlossen, Karln zum Erben zu ernennen, jetzt aber änderte er schnell seine Meinung und söhnte sich wieder mit Frankreich aus. Der tückische Ludwig XI. verheimlichte nun nicht länger seine Abneigung gegen Karln. Dieser aber schien in seiner Entmuthigung und Demüthigung kein Lebenszeichen mehr von sich zu geben, als er sich auf einmal wie ein schlummernder Löwe wieder aufraffte und an nichts mehr dachte als an blutige, furchtbare Rache; er wollte sein ehemaliges Ansehen und den Glanz der Waffen wiedergewinnen und dabei die Schweizer hart für ihren Triumph bei Grandson bestrafen.

Zu Noceroy in Hochburgund auf der waadtländischen Grenze, gar nicht weit von dem ominösen Grandson, stellte er sein Hauptquartier auf, und da begann nun eine mächtige Thätigkeit. Glocken, Gefäße und allerlei kupfernes Geräthe wurde zu Kanonen umgegossen, um das verlorene Geschütz zu ersetzen. Nach allen Seiten schickte der Herzog Befehl, Truppen zu werben. Aber auch hier konnte er bemerken, daß die vorigen Zeiten nicht mehr seyen, denn in mehreren Provinzen der Niederlande wurde ihm auf seine Befehle erwidert: „wenn der Herzog für seine Person oder in seinem Länderbesitz bedroht werde, werden alle waffenfähigen Einwohner zu seiner und des Landes Vertheidigung herbeieilen, nicht aber für einen unnützen Krieg, denn für einen solchen hätten sie weder Gut noch Blut."

Von Noceroy ging der Herzog nach Lausanne, der Hauptstadt des damals savoyischen, ihm treu verbündeten Waadtlands, und hier wartete er, bis sein Heer hinlänglich

mit Waffen und Munition versehen war. Er gab sich alle Mühe, der Leute Muth mit großen Worten zu beleben, und bei seinen Verbündeten sparte er keine Versprechungen.

Das wackere Bern benachrichtigte die Eidgenossen von der drohenden Gefahr. Sie beschlossen auch, eine Besatzung von tausend Mann nach Freiburg zu legen, und versprachen überdies zur Vertheidigung Berns zusammenzuwirken. Nun wandten sich die Berner an König Ludwig XI. von Frankreich, um sich bei ihm zu beklagen, daß er dem Herzog von Savoyen, seinem nahen Verwandten, und seiner Schwester, der Herzogin, erlaube, Karls Ehrgeiz und Eroberungssucht gegen die Schweizer zu dienen und offen auf seiner Seite zu stehen. Ludwig antwortete wie immer, d. h. mit schönen Worten und wohlwollenden Versprechungen, an deren Erfüllung er nicht im Geringsten dachte, wohl aber an das Gegentheil; denn es war seine hergebrachte Staatskunst, still zuzusehen, wie sich seine mächtigen Nachbarn gegenseitig bekämpften, schwächten oder gar aufrieben, wobei er dann immer an Macht und Ansehen gewann. So blieb es denn den Bernern allein überlassen, Murten zu vertheidigen. Dazu schickten sie fünfhundert Mann unter der Anführung Hadrians von Bubenberg, eines der tapfersten Kriegshelden seiner Zeit, der mit Recht der Bernische Camillus genannt wird. Er war aus seiner Vaterstadt ungerechterweise verbannt worden, entzog sich ihr aber nicht, als sie in der Gefahr seine Hülfe brauchte und verlangte. Die Städte Vevey und das nahe Tour-du-Pyl am Genfer See hatten den Durchzug einiger lombardischen Miethtruppen nach dem Lager des Herzogs Karl bei Lausanne erlaubt; dafür wurden sie streng gezüchtigt, denn Zinkinden, der Bernische Baillif vom obern Simmenthal, kam eilig in der Nacht über die Berge und steckte die Orte in Brand. Die Walliser hingegen waren ihren Bundesgenossen treuer, denn sie schlugen die lombardischen Abenteurer zurück, die der Herzog in Sold genommen hatte und die in's Lager bei Lausanne ziehen wollten. Alles brannte von Kriegslust in den Schweizerthälern und auf den Alpen. Von diesen wolkenumzogenen, einsamen Höhen, wo sie den Frauen und Knaben die Sorge für ihre Heerden übertragen hatten, kamen zahlreiche Hirten herab. Sie holten wieder von der Wand die Keulen und Morgensterne, die schon bei Sempach, Laupen, Morgarten und Grandson die Stahlharnische und Helme zerschlagen, Pferde und Reiter niedergeschmettert hatten. Im Thale stießen sie zu den Bewohnern der Ebenen, die regelmäßiger bewaffnet waren und zum Theil selbst zu Pferd dem Feind entgegen zogen. Wie der Rhein in Graubündten mit jedem Augenblick durch die Bäche wächst, die ihm von allen Seiten zuströmen, und bald ein ansehnlicher Strom wird, so stießen aus allen Thälern der Waldstädte, aus Luzern, Bern und Rhätien tapfere Fähnlein zusammen.

Aber Herzog Karl hatte ein viel zahlreicheres Heer zusammengebracht, denn immer der sechste Mann aus seinen Ländern, die Besatzungen aus den Festungen, die er unbesonnen leer und vertheidigungslos stehen ließ, Werbungen in der Lombardei und andern Ländern Italiens mußten ihm dazu dienen; durch die drückendsten Steuern, Beraubung der Kirchen und Wohnungen war Kriegsmaterial angeschafft worden. So hatte er sein Heer auf mehr denn sechzigtausend Mann mit hundert und fünfzig Kanonen gebracht; dazu kamen noch nach damaliger Sitte unzählige Kaufleute, Diener und Dirnen, die großentheils von Grandson hieher gelaufen waren, denn die Eidgenossen hatten diesen Damen kein Leids gethan. Beim Heere waren allein zweitausend Edelleute.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lisardo.

(Fortsetzung.)

„Was meinst du?“ fragte Lisardo. — „Ihr wißt,“ erwiderte der alte Diener, „ich bin in Eurem Hause aufgewachsen. Eure Frau Mutter, gesegneten Andenkens — Ihr habt sie nicht mehr gekannt — war eine treffliche Dame und that Gutes, wo's ihr nur menschenmöglich war. Besonders aber widmete sie sich den Armen und Kranken, und zwar schenkte sie ihnen nicht etwa bloß Almosen, sondern gab sich auf eine wahrhaft exemplarische Weise mit ihrer Pflege und Wartung ab. Zu diesem Behufe hatte sie sich auf die Arzneikunde gelegt, und nach den Zeugnissen sachverständiger Leute recht schöne Fortschritte darin gemacht. Wenn sie noch lebte, sie wäre schon längst die Schutzpatronin dieser armen Stadt. Was nun mich betrifft, so beehrte sie mich immer mit einem Zutrauen, das mir noch in meinen alten Tagen wohl thut; ich durfte sie auf ihren heimlichen Gängen in die Höhlen des Elends begleiten und in der Linderung der Noth und des Leidens unterstützen, lernte ihr auch dabei Manches ab, was mir und Andern nachher oft zu Gute gekommen ist. Ich lernte die edlen Eigenschaften mancher unscheinbaren Pflanze kennen, lernte manches einfache, aber treffliche Heilmittel zubereiten, und Euch selber, wie Ihr nun hochgewachsen und rüstig vor mir steht, Euch selber habe ich als ein zartes Kind, nachdem alle Bemühungen der Gelehrten fruchtlos geblieben waren, mit einer Arznei Eurer Mutter vom Tod errettet. Nun war freilich dazumal die Cholera noch nicht im Schwange, aber ich sehe doch, daß sie sich auf allerlei Arten äußert, denen ich sonst auch schon beigekommen bin, und so ist's vielleicht nicht ganz unmöglich, daß ich den Einen oder den Andern aus ihrem Rachen

reiße, zumal ich hoffe, daß Gott und die heilige Jungfrau ein Einsehen haben werden, wie ich nicht muthwillig und zudringlich, sondern von der höchsten Noth gedrängt, den Aerzten in's Handwerk greife, und mir gewiß ihren Segen vergönnen werden bei meinen redlichen Absichten und Anstrengungen." — „Nun denn, in Gottes Namen, alter Medikaster!" rief Lisardo gerührt und klopfte ihm auf die Schulter; „doktre drauf los, so gut es gehen will! von mir hast du alle Vollmacht. Wir wollen gleich den ersten Versuch wagen."

Und er fiel glücklich aus, dieser Versuch. Mit einem einfachen Hausmittel und durch sorgfältige Behandlung gelang es dem wackern Pfuscher, eine Frau in kurzer Zeit wieder herzustellen, und mit diesem ersten glücklichen Wurfe war Alles gewonnen. Zwar mißlang die nächste Kur, die dritte schlug ebenfalls fehl, dagegen hatten ein paar andere beito bessern Erfolg, und, wie es häufig in solchen Fällen geht, nur die Genesungen wurden auf Lorenzos Rechnung geschrieben, für die Sterbefälle hatte man tausend andere Ursachen. Lorenzo erlangte beim Volk ein unbegrenztes Zutrauen, er verbreitete seine Mittel, und sein Verfahren wurde in und außer dem Krankenhaus eingeführt. Lisardo gab diesem durch einige glückliche Combinationen mehr Haltung, und so sehr er sich eingestehen mußte, wie unsicher es im Allgemeinen sey, so war er in einzelnen Fällen doch oft ein erstaunter Augenzeuge der günstigsten Wirkungen. Jedenfalls konnte man die sich selbst überlassene Stadt glücklich preisen, denn die Krankheit, mochte sie sich auch auf der gleichen Höhe erhalten, nahm doch nicht weiter zu: es waren ihr mächtige Dämme in den Weg gelegt worden, eine strenge Zucht vor allem, dann Reinlichkeit, gesunde, hinreichende Kost, und endlich der Wunderglaube an Lorenzo's Kuren. Die Provinz, deren Speicher durch eine kluge Behandlung für die Hauptstadt geöffnet worden waren, hatte keine Ursache zur Reue; mit Ausnahme einiger Krankheitsfälle, welche der Cholera glichen und einen ephemeren Schrecken verbreiteten, blieben sie von der Seuche verschont.

Den wohlthätigsten Einfluß auf diese Gestaltung der Dinge hatte die Krankenanstalt. Hier war nichts versäumt, was den Körper erhalten, den Geist aufrichten konnte. Schon die äußerliche Umgebung mußte den Leidenden zuträglich seyn: es war, wie wir bereits erzählt haben, der Pallast des Erzbischofs, der diese Umwandlung erlitten hatte; hier standen nun in den großen, bequemen Zimmern die Betten umher, die Augen der Kranken, deren viele ihr Lebenlang nur nackte Wände, ärmliche Strohmatten erblickt hatten, schauten hier auf prächtige Tapeten, reiche Fußteppiche, köstliche Verzierungen; das Gefühl der Vornehmheit, das in diesem Hause herrschte, gab manchem Kranken eine unvermuthete Kraft, dem Uebel zu widerstehen. Lisardo mußte lächeln, so oft er das neugeschaffene Krankenhaus betrat; er konnte sich nicht ableugnen, daß es eine kleine Bosheit gewesen war, was seine Gedanken gerade hieher gelenkt hatte. „Ich bin nur begierig," sagte er einmal zu seinem Alten, „wo der hochwürdige Kirchenfürst nach seiner Rückkehr all das Räucherwerk hernehmen wird, das er braucht, um diese Zimmer wieder ohne Furcht betreten zu können." Für Betten war hinlänglich gesorgt: aus jedem Hause waren die überflüssigen requirirt worden, die meisten aber rührten von den geflüchteten Familien her, und so standen auch in diesem Stücke, wenn man die Reihen der Darniederliegenden durchging, die tiefste Noth und die höchste Eleganz in einem tragisch seltsamen Gegensatze. An Pflege mangelte es den Kranken nicht: Anfangs waren es vor Allen Lisardo's ehemalige Zechfreunde gewesen, welche ein leichtsinnig weggeworfenes Leben hier wiederum, aber auf die würdigste Weise verschwendeten. Nachher jedoch machten edle Frauen aus allen Ständen, die in Zeiten allgemeiner Aufregung immer der größten Opfer fähig sind, ihre Rechte geltend, und übernahmen mit liebevoller Sorgsamkeit bei Tag und Nacht den regelmäßigen Dienst im Krankenhause. Manche büßte ihren treuen Muth mit dem Leben, und die Ueberbliebenen ehrten in großartiger Gesinnung die Todten durch das passendste Monument, durch verdoppelten Eifer in den übernommenen Pflichten. Die niedern Geistlichen, welche ebenfalls zurückgeblieben waren, besonders die Brüder vom Kapuzinerorden, standen den Frauen als tapfere geistige Krieger zur Seite, und gewährten den Kranken und Sterbenden unermüdlich die Tröstungen der Religion.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Die Spielhäuser der Gesetzgebung gegenüber.

Diese Blätter haben vor Kurzem eine interessante Schilderung der hiesigen Spielhäuser gegeben (s. Nr. 301 – 306. 1836); namentlich ist darin Crockfords Anstalt, „die große Hölle in St. James," vielseitig beleuchtet und ihre ganze Abscheulichkeit aufgedeckt worden. Der Verfasser bemerkt selbst, die Spielhäuser seyen in England gesetzlich verpönt. Da es nun hier zu Lande für einmal verbotene Dinge keine ausdrücklichen Licenzen gibt, so ist auch Crockfords, trotz der angenommenen Form einer geschlossenen Gesellschaft, nur geduldet, und mancher Leser hat sich deßhalb wohl gewundert, daß das Gesetz noch nie gegen Crockford aufgerufen und der Club von Rechtswegen geschlossen worden ist. Hunderte und Tausende haben ja mehr als zu viel Anlaß gehabt, neben ihrem Leichtsinn jener großen Hölle zu fluchen, und wer sich nicht berufen fühlte, für das Heil Anderer zu sorgen, den konnte doch wohl Rache oder Hoffnung auf Gewinn zu gerichtlicher Anzeige bewegen. Ich will als Supplement zu

jener Schilderung angeben, wie es sich hiemit verhält. — An Versuchen, Crockford durch Denunziation zu stürzen, hat es keineswegs gefehlt, und wer sich die Mühe geben will, nur die von den öffentlichen Blättern mitgetheilten Londoner Gerichtsverhandlungen der lezten Jahre nachzusehen, wird mehr als einer gegen Crockford angebrachten Denunziation, zugleich aber auch dem nichtigen Ergebnisse derselben begegnen. Daran ist nicht das Gesez, sondern die Möglichkeit, Geseze zu umschiffen, nicht die englische Gerichtsverfassung, sondern die Schlechtigkeit der Menschen Schuld. Das Gesez verbietet alle Spielhäuser und alles Hazardspiel, und bedroht diejenigen, die erstere halten und an lezterm Theil nehmen, mit Strafen, welche von schweren Geldbußen bis zur beschwerlichen Tretmühle ansteigen. Weil aber das englische Recht sogenannte Untersuchungen von Amtswegen, die der Richter auf den Grund eigener Wissenschaft anstellt, durchaus nicht kennt, sondern stets dem Angeklagten gegenüber den Ankläger fordert, so folgt, daß auch das Spielgesez nur nach vorhergegangener Anzeige in Wirksamkeit treten kann. Um solche Anzeigen zu vermehren, spricht das Gesez dem Denunzianten einen Theil der erhobenen Geldbußen zu. Erwägt man indessen, daß es noch keinem Staate der alten wie der neuen Zeit gelungen ist, durch Belohnung der Angeber aus der Angeberei ein ehrenvolles Gewerbe und aus dem gereichten Solde einen Ehrensold zu prägen, daß vielmehr der Angeber, den nicht Amtspflicht dazu macht, überall gleich einem Aussäzigen gemieden und gleich einem Nichtswürdigen verachtet wird, und daß der Richter selbst in den meisten Fällen den Angeber nur hört, weil er ihn hören muß, und das Werkzeug verabscheut, das er nicht verwerfen darf, so kann schon das nicht überraschen, daß der Anzeigen wider Crockford verhältnißmäßig wenigere sind, als im Allgemeinen sich vermuthen lassen sollte. Warum aber auch von diesen wenigen bisher noch keine den scheinbar beabsichtigten Erfolg gehabt hat, dürfte theils aus den übrigen Eigenthümlichkeiten der englischen Gerichtsverfassung, theils aus Crockfords Vorsicht und der üblichen Denkweise der Angeber sich erklären. Jeder Denunziant ist Partei, nicht Zeuge. Leugnet daher der Beklagte die Richtigkeit der Anzeige, indem er, wie die englischen Juristen sagen, die Einrede der Unschuld vorschüzt – defendant pleads not guilty — so muß der Denunziant sein Anbringen beweisen, und hat im Unterlassungsfalle zu erwarten, daß entweder der Angeklagte freigesprochen, oder die Fortstellung der Untersuchung vertagt wird. Jenes geschieht, wenn der Denunziant den Beweis zwar antritt, aber nicht vollführt, dieses, wenn er am anberaumten Gerichtstage sich außer Stand erklärt, seine Beweismittel vorzubringen, ohne deßhalb die Anzeige fallen zu lassen; denn auch das verdient Bemerkung, daß nach englischer Gerichtsverfassung es weder für den Ankläger einen Erfüllungs-, noch für den Angeklagten einen Reinigungseid, weder eine bedingte Freisprechung, noch eine bedingte Verurtheilung gibt.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Die Schädellehre.

Bei der angeführten Geschichte erinnere ich mich der Erzählung eines Reisenden, welcher während einer Reise in Italien auf der römischen Landstraße einen Bettler sah, welcher mit verhülltem Antlize um Almosen bat. Der Reisende erkundigte sich nach der Ursache dieser Verhüllung, und erfuhr, daß der Bettler ehemals in einem Anfalle von Wuth seinen eigenen Vater ermordet habe, und gerichtet werden sollte, wie jener Bauer zu Bicètre; da man aber seinen Wahnsinn erkannte, schonte man sein Leben, und ließ ihn späterhin wieder los. Während seiner Gefangenschaft war er von einem krebsartigen Uebel angegriffen worden, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß beinahe sein ganzes Gesicht und seine Brust zerstört wurden. Natürlich wurde dies vom Volke als eine Strafe Gottes angesehen, und man nannte ihn, als er sich auf's Betteln legte und in der Gegend bekannt wurde, nicht anders als il maledetto di Dio. Um bei den Vorübergehenden keinen Abscheu zu erwecken, hatte er sich genöthigt gesehen, Kopf und Brust stets zu verhüllen, und in dieser Vermummung stellte er sich auf die Landstraße und sprach die Reisenden um Almosen an. — Natürlich hat Dr. Galls Lehre von den sichtbaren Organen besonderer Anlagen, Tugenden und Laster, unter den vielen Aerzten in Paris einen nicht unbedeutenden Anhang; auch besteht bekanntlich ein phrenologischer Verein hier, der, wenn ich nicht irre, eine Sammlung von Abhandlungen herausgibt und jährlich eine öffentliche Sizung hält. Dr. Galls Schädelsammlung ist großentheils für das hiesige anatomische Museum im Pflanzengarten angekauft worden, und man sieht noch an den verschiedenen Stücken derselben die Zettelchen, auf welchen Gall Bemerkungen über die Leute, denen die Schädel oder die Bruchstücke zugehört hatten, in seinem treuherzigen, gutmüthigen Style geschrieben. Im vorigen Jahr hat man jedoch hinsichtlich dieser Bemerkungen eine Erfahrung gemacht, welche den Gallschen Aussagen etwas von ihrer Glaubwürdigkeit benimmt. Er hatte nämlich auf den an drei Schädelbruchstücken befestigten Zetteln die Organe verschiedener Geistesanlagen bemerkt und angegeben, welchem Individuum jeder Schädel zugehört, und durch welche besondere Handlungen alle drei Menschen die Richtigkeit der Schädellehre bestätigt haben. Nun hatte aber Jemand den Einfall, die drei Bruchstücke zusammenzufügen, und fand, daß sie genau in einander passen und nur zu einem und demselben Schädel gehört haben können. Daß Gall die Absicht gehabt, Jemand zu täuschen, läßt sich nicht vermuthen, dazu war er zu ehrlich; aber dann muß man annehmen, daß er sich hat täuschen lassen, und wie oft mag dies wohl noch geschehen seyn? Was wird aber nun aus den Erhöhungen und Vertiefungen des Schädels und ihrer Bedeutung? Die Entdeckung dieser Thatsache hat zu einem Streite in medizinischen Zeitschriften Anlaß gegeben. Eifrige Phrenologen leugnen dieselbe; sie ist mir aber von einem Arzte, welcher zur Aufdeckung derselben beigetragen, auf's Heiligste versichert worden. Uebrigens kann diese Wissenschaft, wofern es eine Wissenschaft ist, was noch von Vielen geleugnet wird, in Frankreich leicht studirt werden; denn nicht allein besizt das anatomische Museum und die medizinische Schule jezt eine bedeutende Anzahl von Schädeln, sondern es werden auch auf die leichteste Art Abgüsse davon veranstaltet, und die Köpfe vieler merkwürdigen Personen werden sogleich nach ihrem Tode modellirt; ferner kommen die Schädel hingerichteter Verbrecher meistens in die anatomischen Sammlungen; die Wissenschaft müßte also gar keinen wahren Bestand haben, wenn sich aus der Untersuchung von so vielen Mustern keine allgemeinen Grundsäze abstrahiren ließen. Auch ist es gerade dieses, was gegenseitig behauptet und verneint wird. Wer soll nun aber Schiedsrichter seyn?

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 21. Freitag, 24. Februar 1837.

Vermischte Schriften.

1) Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. 3 Theile. Berlin, Duncker und Humblot, 1834.
2) Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel. Herausgegeben von Varnhagen von Ense. 2 Theile. Leipzig, Reichenbach, 1836.

Wir gestehen gern, daß Rahels Nachlaß ein merkwürdiges Buch ist, theils wegen der Fülle originell concipirter Gedanken, theils wegen des Blickes in Kreise der höheren Gesellschaft, den es uns gewährt, am meisten jedoch wegen der merkwürdigen Persönlichkeit der Verfasserin, welche wir hier aus einer Menge von aphoristischen Gedanken kennen lernen. Selten wird es in der That eine Frau geben, welche unter fortwährenden und zum Theil schrecklichen physischen Leiden fast nur darauf bedacht ist, einen durch nichts zu stillenden Durst ihres Geistes nach Einsicht, nach Humanisirung ihrer selbst und ihrer Umgebungen, nach Behauptung und Geltendmachung humaner Denk- und Handlungsweise in und gegen Egoismus, Geistlosigkeit und Erbärmlichkeiten jeder Art zu befriedigen. Hierin erscheint Rahel durchaus verehrungswürdig; sie ist dies um so mehr, als sie jede Gelegenheit, das christliche Gebot der Liebe und der Barmherzigkeit gegen Leidende zu erfüllen, mit Freudigkeit, mit einer fast beispiellosen Hingebung ergreift. So war sie es, von welcher 1813 der erste Anstoß zu Bildung der Frauenvereine gegeben wurde, die für dieselben mit höchster Selbstverläugnung thätig war, so unermüdlich, daß sie z. B. in Prag, als sie auf ein schmerzhaftes Krankenbett geworfen war, von diesem aus die Geschäfte, die zur Verpflegung verwundeter Krieger nöthig waren, nicht aufhörte zu besorgen, oder wenigstens zu leiten. Eben so preiswürdig ist der Freimuth, mit welchem sie sich gegen Fürsten und Grafen, gegen Minister und Privatdocenten, gegen Gelehrte, Dichter und Künstler über das äußert, was sie für wahr und für recht hält, wenn sie das auch mit weiblichem Zartgefühl häufig thut, indem sie das Gute und Lobenswerthe als das hervorhebt, wobei zu verweilen, was gegen das Schlechte und Tadelnswerthe zu behaupten sey. Ueberhaupt liegt es im Geiste der Humanität, der in Rahel eine seiner glücklicheren Incarnationen gefunden hat, überall das Gute und Edle auch da herauszufühlen und anzuerkennen, wo es mit seinem Gegentheil vermischt auftritt. Nicht minder wird jeder Unbefangene anerkennen, daß Rahel oft, sehr oft einen ungemein glücklichen Scharfblick in Beurtheilung der Menschen und Dinge an den Tag gelegt hat. So hat sie die Julirevolution lange vorher gesehen und zu einer Zeit, da Herr Thiers kaum als

Journalist bekannt war, in ihm den künftigen Minister erkannt.

So bereitwillig wir nun dieses und jedes Ausgezeichnete an Rahel, so weit sie uns das Buch kennen lehrt, anerkennen; so wenig vermögen wir doch, um derselben Wahrheit willen, der sie selbst überall hat dienen wollen, in das unbegrenzte Lob einzustimmen, welches ihr von mancher Seite, und wie es scheint, nicht immer aus den lautersten Absichten gespendet wird. Namentlich halten wir dafür, daß es nicht heilsam seyn dürfte, ihre Ansichten über Religion, Politik und geselligbürgerliche Verhältnisse als canonische Bestimmungen für eine Neugestaltung des Lebens gelten zu lassen. Wir wollen damit nicht sagen, daß sie nicht alle in einer humanen Absicht geäußert worden seyen, daß ihnen nicht oft eine tiefe, beherzigenswerthe Wahrheit zum Grunde liege; aber sie sind alle so innig mit persönlichen Beziehungen, sowohl der Briefstellerin als derer, an welche die meist brieflichen Aeußerungen gerichtet sind, verwebt, daß ihre Wahrheit immer nur eine für besondere Fälle, ja für besondere Momente ist. Nun gehört es freilich zu den glänzendsten Eigenthümlichkeiten Rahels, wenn es nicht geradezu ihr innerstes Wesen ist, jedes Einzelne, sey es ein Gefühl, ein Verhältniß, eine Begebenheit, eine Person, im Lichte seiner Idee zu sehen, es an das Ganze und Universelle anzuknüpfen, ja es als Ganzes zu betrachten, es zum Universellen zu machen. Wie leicht dadurch aber ihre geistvollsten und redlichst gemeinten Ansichten oft nur den Werth einer Paradoxie erhalten haben müssen, leuchtet von selber ein; aber es zeigt sich gewiß aufs Ueberraschendste in dem Umstande, daß die Idee zu dem verrufenen (in Nr. 93 des Literaturblatts v. 1835 besprochenen) Roman höchst wahrscheinlich aus Rahels Briefen geschöpft ist. Und doch ist Rahels Geist durchaus religiös, ja christlich, wenn auch nicht kirchlich. Sie ist eine Verehrerin von Lavater, St. Martin, Angelus Silesius; sie betet in vollem Vertrauen zu Gott, sie glaubt, Gebete und aufrichtige Segenswünsche könnten, wenn sie aus reinem, gottvertrauendem Herzen kommen, nicht ohne gute Wirkung seyn; sie ist also weit entfernt von dem wahnsinnigen Gedanken, es würde besser seyn, wenn die Menschen nie etwas von Gott gewußt hätten; sie verwirft das Christenthum nicht seinem innersten Geist und Wesen nach, welches werkthätige Liebe zu Gott und Menschen verlangt, sie verwirft nur das todte, welches mit todten Formen und Formeln, mit hohlen Redensarten prahlt. Und doch wenn man einzelne ihrer Aeußerungen allein, ohne die übrigen, ohne ihre ganze Eigenthümlichkeit zu berücksichtigen, als für sich geltende nimmt, wenn man in ihrem Eifer gegen gewisse kirchliche und Andachtsformen, gegen den Mangel an thätigem Christenthum eine Polemik gegen dieses selbst zu erblicken glaubt; so kann man aus der zum Christenthum aus Ueberzeugung übergetretenen Jüdin leicht eine Feindin des Christenthums machen. Man darf aber keine von Rahels Aeußerungen für sich gelten lassen, obgleich sie alle nur für sich gemacht sind und ihre Art zu denken das Extrem vom Systematischen ist. Die Einheit des Zerstreuten ist hier die ganze Individualität. Sie selbst fürchtet oft von denen mißverstanden zu werden, die nicht wüßten oder sich nicht vorstellen könnten, mit welchem Ton und Blick und mit welcher Miene und Gebärde sie das geschriebene Wort gesprochen haben würde. Bedenken wir nun noch die Eigenheit, in jedem Moment, da sie sich für Etwas interessirt, dieses ganz für den jedesmaligen Gegenstand oder Gedanken, ja für die gerade in dem Moment sich ihr darbietende Seite desselben zu thun, diese eine Seite zu totalisiren; so kann der Mißverstand ihrer Aeußerungen, den sie während ihres Lebens schon oft genug erfahren haben, bei unvorsichtigen Lesern nicht ausbleiben. Wenn daher schon die Herausgabe ihrer Briefe etwas gewagt scheinen dürfte, so müssen wir das Beginnen, eine Auswahl ihrer pikantesten Gedanken für Damentoiletten zu besorgen, für ein völlig kopfloses erklären. Insbesondere sind Rahels Ansichten über die Ehe, so weit sie hier vorliegen, sehr unreif und nie ohne eine gereizte Stimmung vorgetragen, die uns ahnen lassen, daß sie von dem Grund erzwungener Ehen, wie sie Juden-, Kaufmanns- und Fürstentöchter häufig erleben müssen, sehr nahe berührt worden seyn mag. Alle Umstände, Mißverhältnisse, ja alle Abscheulichkeiten, welche im ehelichen Leben vorkommen können und wirklich vorkommen, zugegeben: so heißt es doch das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man darum die Ehe überhaupt für verwerflich erklären will und sich einbildet, das Verhältniß der Geschlechter und das Loos der Menschheit im Allgemeinen würde ein besseres werden, wenn gar keine Ehen mehr geschlossen würden, oder wenn es auch nur als gleichgültig fortan betrachtet würde, wenn die Geschlechter etwa, wie die Thiere des Waldes, nur so lange mit einander verbunden blieben, als sie sich von der lebhaftesten Neigung zu einander hingezogen fühlten. Von einem frivolen Grunde für eine solche Ansicht kann bei Rahel, die sicherlich von weiter nichts getrieben wurde, als von dem reinen, von persönlichem Interesse freien Wunsche, so mancherlei Mißstände unserer gesellschaftlichen Verhältnisse schwinden zu sehen, nicht wohl die Rede seyn. Aber sie hat sich von diesen Mißständen überhaupt zu sehr afficiren lassen, um ihren tieferen Grund sich immer gegenwärtig zu halten, um den Sitz des Uebels nicht oft da gleich zu suchen, wo es zu Tage kommt. Und so macht sie es denn mit der Ehe auch. Weil in dieser und in ihrem

Gefolge Greuel und Abscheulichkeiten mancher Art sich zeigen, so erscheint ihr die Ehe die Ursache derselben zu seyn. Also fort mit ihr. Es kann in der Ehe ein Weib gezwungen werden, auch wider ihren Willen Kinder zu erzeugen. Das empört ihr weibliches Gefühl nicht mit Unrecht; und darum, ruft sie aus, nieder mit dieser Mauer! Und also kann außer der Ehe nicht dasselbe geschehen? Es werden Weiber gezwungen, Männer gegen ihre Neigung zu heirathen. Schändliche Gewaltthat gegen das weibliche Geschlecht! Ganz gewiß! Aber darum gar keine Heirath? Man sollte meinen, daß eine gesetzliche Beschränkung der elterlichen Gewalt hinreichte. Aber es bleiben noch Mißheirathen möglich. Man hat sich getäuscht. Die Leidenschaft flieht, die Liebe — will nicht bleiben. Darum gar keine Heirath, statt Schillers: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet, der Wahn ist kurz, die Reu ist lang." — Aber es empört überhaupt ihr weibliches Freiheitsgefühl, daß geschrieben steht: Und er soll dein Herr seyn. Sie nimmt überhaupt völlig gleiche Berechtigung der Geschlechter in Anspruch. Sie hat darin im Allgemeinen Recht; aber sie irrt darin mit den Ultraliberalen, daß sie unter der gleichen Berechtigung eine völlig gleichartige versteht. Sollte dies so seyn, so würde wohl die leibliche und geistige Bildung der Geschlechter von Gott und Natur gleichartig eingerichtet worden seyn. Hiemit haben wir aber auch denjenigen Punkt berührt, in welchem sich alle Tugenden und Fehler der Lebensansichten Rahels concentriren: die Ergebung in das von Gott und Natur dem Menschen angewiesene Loos, zu welcher sich oft ihr religiöses Gefühl, ihre auf Räsonnement gegründete fromme Ahnung erhebt, ist bei ihr nicht herrschende Gesinnung geworden, weil sie, trotz ihres, in unzähligen Momenten bewährten Scharf- und Tiefsinnes, es doch nicht zur Entwicklung einer, in alle Wahrheit leitenden, lebendigen Ueberzeugung gebracht hat. Eine solche würde sie gelehrt haben, daß die Ehe, wie der Staat, wie viele Mängel auch beide von jeher gehabt haben mögen, doch die einzig menschenmöglichen Formen für ein vernunftgemäßes Zusammenleben der Geschlechter, wie der Menschen seyen; und daß dem menschlichen Geschlecht wahrlich nicht mit Vernichtung dieser Formen gedient werde, vielmehr nur damit, daß man ihr vernunftgemäßes, der Menschennatur entsprungenes und heilsames Wesen immer mehr zu erkennen und sie diesem immer entsprechender zu gestalten trachte. Auch möchte dieses wohl die eigentliche Meinung Rahels gewesen seyn; allein so etwas trocken hin zu sagen, lag nicht in ihrer Natur, in ihrem Opponiren gegen Alles, was ihr wie Vorurtheil erschien, in ihrer Lust, das Gegentheil von dem auszusprechen, was mit hergebrachten, im Munde geistloser, wenn auch vornehmer Menschen, allerdings todten Redensarten ausgesprochen wurde. Allein nicht Alles entbehrt einer wesentlichen Wahrheit, was als Vorurtheil, d. i. als nicht selbstgedachtes, wieder gefundenes Urtheil nur nachgesprochen wird.

Verwundert haben wir uns, wie Rahel mit manchen ihrer, ganz auf die Seite der Opposition tretenden Ansichten die unbegrenzte Verehrung, ja bis zum Aeußersten gehende Vergötterung Goethe's hat vereinigen können. Namentlich möchte wohl Goethe von der Idee einer Weiberemancipation ziemlich weit entfernt gewesen seyn. Denn wir glauben, daß nicht allein jenes bekannte Wort: „Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte," seine vollste Ueberzeugung gewesen sey; sondern auch das, was er Dorotheen sagen läßt:

> Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
> Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
> Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret :c. :c.

Und dies läßt er dieselbe Dorothea sagen, die sich so männlichmuthig in der Vertheidigung ihrer jungfräulichen Ehre und ihrer Pflegbefohlenen bewiesen hat. Doch auch diese männliche That ist nur eine der äußersten Noth und durch diese gerechtfertigt. Wir haben in den Befreiungskriegen Weiber verkleidet in die Reihen der Krieger treten sehen, die Gräfin Plater ist noch allen im Gedächtniß; aber nur ganz außerordentliche Umstände regen Weiber, die Ausnahmen von ihrem Geschlecht sind, zu so Ungewöhnlichem auf. Daß es aber der weiblichen Natur angemessener sey, Wunden zu heilen, als zu schlagen, das hat Rahel selbst eindringlich genug mit Wort und That gepredigt. Sie spricht den schönsten weiblichen Haß gegen den „Männer vertilgenden" Krieg aus; allein bis der ewige Friede einmal nicht bloß proklamirt, sondern vom Himmel auf die Erde gekommen seyn wird, mögen die Weiber Gott bitten, daß er in den Männern die Lust an den Waffen, Heldenmuth und Kampfbegier erhalte. Der ewige Frieden scheint vorläufig ein schöner weiblicher Traum, an dessen Schönheit sich auch der Mann erfreuen mag; er ist aber eines jener Ziele, welches, wenn man es erreicht zu haben glaubt, wieder in weitere Fernen zurückweicht und was wirklich nur dann erreicht seyn würde, wenn die Menschen einmal vollkommner geworden wären, als sie es jetzt sind und als sie es, ihrer bisher bewiesenen Natur nach, zu werden im Stande scheinen. Rahel scheint selbst oft an der Wahrscheinlichkeit eines zu realisirenden vollkommneren Zustandes auf Erden gezweifelt zu haben, obgleich sie es, wie wir auch thun, nicht allein betrachtet, als „ein Ziel, aufs innigste zu

wünschen," sondern auch als ein solches, aufs feurigste und unablässigste zu erstreben. Denn wahrlich, so vollkommen als möglich uns und das Leben zu gestalten, bleibt bei aller Unwahrscheinlichkeit des vollkommenen Gelingens, das ewige Soll unserer Natur, und dieses ewige Soll ist und bleibt der ewige Quell aller menschlichen Seligkeit und Unseligkeit. Nehmet dieses Soll dem Menschen, so habt ihr ihm seine Seele genommen; nehmet ihm das Wollen dazu, so habt ihr ihn um sein Wohl gebracht! Aber Keiner glaube auf Erden nach jenem Ziel ungestraft trachten zu können mit Nichtachtung oder Zerbrechung der Schranken, welche Gott unserer irdischendlichen Natur gesezt hat. Niemand hoffe auf eine andere irdische Seligkeit als die, welche die ewige That, unbekümmert um Gelingen und Vollbringen, gewährt. Besonders aber bilde sich Niemand ein, zur unbedingten Vollkommenheit sich und Andere bringen zu können, sondern man beschränke sich auf eine bedingte. Der Mensch wolle nicht Gott gleich werden; er sey zufrieden, wenn es ihm nach vielen Anstrengungen gelingt, Gott ähnlich zu werden. Dieses vermessene Streben nach Gott-Gleichheit ist wirklich, so verkehrt und eigentlich tollhäuslerisch es auch Jedem erscheinen mag, vorhanden; es sind Viele, ohne es zu wissen, oder sich zu gestehen, davon besessen; und es ist der geheime Grund so manches Seelenleidens, so vielfach sich zeigender Zerrissenheit des Gemüthes, jener Verzweiflung an allem Heilsamen, die, weil sie Gott verloren hat und ihre Gottesbedürftigkeit nicht eingestehen mag, sich selber vorlügt, Gottes nicht zu bedürfen, wenn sie nicht etwa vorzieht, als nagelneuer Prometheus Gott zu verwünschen und sich, die Kreatur, in wahnwitzigem Beginnen zu Gott selber aufzublähen. Diese neueste Form des Atheismus oder vielmehr Antitheismus liegt, wenn auch nicht klar ausgesprochen, doch als unvermeidliche Consequenz in der Hegel'schen Philosophie. In ihr ist die Identificirung Gottes und des Menschen bis zu der Höhe getrieben, daß bis zum Autotheismus kaum noch ein Schritt ist. Wir wissen wohl, daß Hegels Schüler dies als eine Blasphemie auf ihren Meister, als den Gipfel des Mißverstehens desselben bezeichnen und verhöhnen werden. Wir nehmen auch an, daß Hegel wohl selbst kaum diese Consequenz seines Systems geahnet hat; denn er wäre dann wohl noch weiter, als zu dem bekannten Geständniß gekommen, daß es ihm manchmal selber vorkomme, als sey in seiner Philosophie die Negativität nicht überwunden. Er würde vielmehr eingesehen haben, daß die Voraussetzungslosigkeit, auf der er sie gegründet, ein großer Irrthum sey, wie Alles, was er darauf gebaut; daß von seiner ganzen Philosophie nur er, der Baumeister, als reelles Wesen übrig bleibe, daß er eigentlich, um nur selbst reell übrig zu bleiben, schon Gott und die Welt heimlich vorausgesezt habe, und daß Gott nie sein Resultat geworden wäre, ohne jene heimliche Voraussetzung. Endlich würde er eingesehen haben, daß die Philosophie wohl eine ihrem Gegenstande, Gott, entsprechende, höchst würdige, vielleicht die höchste, dem Menschen mögliche Erkenntniß, aber keine adäquate zu geben vermöge, daß es zwar in lezter Instanz allerdings Niemand anders als Gott ist, der auch im Menschen, aber nicht bloß im Menschen und dann nur auf menschliche, beschränkte Weise zu sich selbst kommt. Eine adäquate Kenntniß seiner selbst kann nur Gott haben, während der Mensch nicht einmal eine völlig adäquate Erkenntniß seiner selbst, geschweige Gottes zu erreichen vermag. Der Mensch aber und Philosoph, der eine Philosophie zu geben verheißt und gegeben zu haben vermeint, welche die adäquate Erkenntniß Gottes nicht nur enthalte, sondern sey, ja welche die adäquate Form der Wahrheit, Gottes, d. i. Gott selbst in eigner Person sey, der verwechselt sich, wollend oder nichtwollend, wissend oder nichtwissend, mit Gott, der lehrt Autotheismus; wenn er hie und da anderes lehrt, so ist er mit sich im Widerspruch.

Diese Digression ist im Grunde keine; denn auch Rahel, eine eifrige Verehrerin Spinoza's und Fichte's, nicht unbekannt mit Hegel, scheint nicht ganz unberührt von solchen autotheistischen Meinungen und Wünschen geblieben zu seyn. Wenigstens finden wir nur bei dieser Annahme ihre schon mitgetheilten Ansichten und manche verwandte erklärlich. Sie spricht von einem entsetzlichen Riß, der durch Natur und Menschheit gehe; aber ist dieser Riß etwas anderes, als die Entzweiung der Menschen mit Gott, die Losreißung des Menschen von ihm, das menschliche Selbstherrschenwollen ohne ihn? Wäre Rahel nicht auch von diesem Gelüsten der Gebildeten unserer Zeit mit angesteckt gewesen; sie würde in ihrem Glauben, in ihrem Vertrauen auf Gott nicht hie und da geschwankt haben; sie würde klarer erkannt haben, daß Natur und Geist weder eins, noch schroffe Gegensätze, sondern in und an Gott geeinigte, und folglich auch mit und durch Gott von den Menschen zu harmonisirende seyen; sie würde sich überzeugt haben, daß, wie viel auch an den menschlichen Einrichtungen willkürlich, Natur und Gott und der reinen Menschheit zuwider sey, sie doch selbst wesentlich in Gott, Natur und dem Wesen des Menschen gegründet und ihnen gemäß seyen, wie schon oben bemerkt worden ist.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 48.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 25. Februar 1837.

Altes, stolzes Kaiserhaupt,
Deine Kraft, dein Waffensegen,
Wird uns nimmermehr geraubt!

Max v. Schenkendorf.

Barbarossa's Kirchenthüre.

Wißt ihr nimmermehr zu finden jenen alten, lieben Pfad,
Den die Andacht Barbarossa's Morgens, Abends einst betrat?

Nein! der alte Kaiser trägt nun seiner Seele tiefes Glüh'n
Nimmer in das Kirchlein nieder, sondern durch die Himmel hin.

Und da drunten ist vermauert lange Jahre schon das Thor,
Wo der alte Schwabenkaiser einging in das stille Chor.

Alle seine Hochgedanken für des Reiches Herrlichkeit
Gingen mit ihm durch die Pforte, dem Allmächtigen geweiht.

Alle Majestätsgefühle, die er hegte für sein Land,
Legt' er auf die Stufen nieder, drauf sein Fuß vor Christo stand.

Alle seine Schlachtenkeile, jedes hohe, süße Lied
Warf er hin auf jene Steine, drauf er betend hingekniet.

Wo er sonst hindurchgeschritten, hebt nun ein Gemälde sich,
Das den Kaiserfürsten zeiget, wohlbewehrt und feierlich.

Deutet nicht das bleiche Bildniß noch auf rechte Celtenart,
Augen, blau und feurigschimmernd, und der reiche, blonde Bart?

„Hier hindurch ging einst der Kaiser,“ steht zu lesen an der Wand,
Und drei Löwen steh'n zur Rechten, und ein Aar zur linken Hand.

„Aller Guten Liebling, aller Bösen Schreckniß,“ Freunde, seht,
Solcher Titel eines Kaisers zeugt von echter Majestät!

Und so stehet er im Kirchlein als das ält'ste Beichtkind dort;
Buß' und Geistestaufe predigt noch sein Bildniß ohne Wort.

Wann die Mitternachtsgewölke donnernd über'm Thurme steh'n,
Wann die blauen Maienlüfte freudenreich vorübergeh'n,

Hebt „der Guten Liebling“ immer noch das scharfe Schwert empor,
Steht er als des Rechtes Hüter stets vor dem verschloß'nen Thor.

Jede Predigt hört er schweigend; leise mahnt er: „pred'ge gut,
Pfarrer! daß die Seelen grünen durch des Mittlers Geist und Blut!

Bring' herein, was ich entbehret in des Mittelalters Nacht!
Zeuge, bis der Lebensfrühling wieder in den Geistern lacht!“ —

Und in alle Kinderlehren streckt er warnend her sein Schwert:
„Kinder! höret Gottes Worte! bleibt vom Argen unversehrt!“ —

Hoher Kaiser! sollst du werden nun ein Kirchenwächter gar,
Du, deß Schwert die Blitzesleuchte sonst durch zehen Länder war?

Stehe nur, und hilf den Kindlein! denn die Seraphim ja steh'n
Armen Kindern auch zur Seite, daß sie Gottes Wege geh'n!

Mahne, strafe, hilf im Bilde noch zum vollen Glaubenslied,
Daß dein Geist uns hier umwehe, drin du betend hingekniet.

Dann, wenn Berg' und Felsen stürzen, wenn der lezte Tag erscheint,
Führe deine Bergbewohner aufwärts zu dem Seelenfreund,

Dann durch die gesprengte Pforte ziehe sie im Siegeslauf
Ueber deine Staufenspitze froh zu Salems Thor hinauf!

Albert Knapp.

Lisardo.

(Fortsezung.)

Lisardo fühlte sich im innersten Herzen ergriffen, als ihm um diese Zeit durch Lorenzo die Bitte Octavia's gemeldet wurde, im Hospitale dienen zu dürfen. Er ließ ihr die Aufsicht über die gesammte Krankenpflege übertragen, welche unter ihrer Leitung an entschiedener, geistiger und leiblicher Wirksamkeit rasch zunahm, und obgleich er von da an seine Besuche verminderte, so geschah es doch oft genug, daß er die edle Gestalt, ihre demüthige Herrschaft ausübend, in tiefen Trauerkleidern die vielfach Verwaiste an sich vorübergehen sah. Bei solchen Begegnungen wurden stumme, ernste Grüße gewechselt, die amtlichen Mittheilungen gingen durch Lorenzo's Hand. Und während alles Volk Lisardo als den Vater der Stadt, Octavien als die Mutter der Leidenden pries, standen die Beiden in einem kaum vernehmlichen geistigen Verkehr; Lisardo aber mußte, wenn er mit der Vorsteherin des Hospitals so leise zusammentraf, immer an die alten Rittergeschichten denken, die den Schluß einer unglücklichen Liebe so rührend schildern, wo der Ritter zum Mönch, die Dame zur Nonne wird, und Beide, in demüthiger Hingebung, entsagender Aufopferung ihr Lebenslicht verzehrend, nur bei seltenem Wiedersehen stille Blicke gegen einander wenden.

Aber diese zarte Berührung wurde grausam unterbrochen. Als Lisardo eines Tags in das Hospital kam, trat ihm Lorenzo mit der Schreckensbotschaft entgegen, die Vorsteherin sey plötzlich und mit solcher Heftigkeit von der Seuche ergriffen worden, daß man auf das Schlimmste gefaßt seyn müsse. Er schrack zusammen, als hätte ihn eine Schlange gebissen, kaum konnte er sich halten, daß er nicht laut aufschrie. „Das soll nun das Ende von Allem seyn?“ sagte er mit sinkender Stimme; „o Lorenzo, hilf! rette sie! biete alle deine Kräfte auf, nenne das seltenste Mittel, das auf Erden gefunden werden kann! ich will es dir bringen, und wenn ich's einer Viper aus den Zähnen reißen müßte! Rette sie, Lorenzo, und ich will dich knieend als meinen Vater verehren!“ — „Was ich vermag, daran soll gewiß nichts fehlen,“ sagte der Greis beklommen und ging hinweg.

Lisardo war nicht im Stande, das Haus zu verlassen; zum ersten Mal heute betrieb er seine Regierungsgeschäfte nachlässig. Er ging in einer Kapelle, die an die Krankenzimmer stieß, unruhig auf und nieder; bald stüzte er sich auf den Altar, wo die Bilder der Heiligen wehmüthig auf ihn herabsahen, bald fuhr er auf und eilte der Thüre zu, um die Nachrichten, die ihm Lorenzo von Viertelstunde zu Viertelstunde sandte, in Empfang zu nehmen. Sie lauteten immer niederschlagender, endlich ganz hoffnungslos. Zulezt kam der Alte selbst und blieb mit traurigem Blick an der Thüre stehen. „Ist sie todt?“ rief Lisardo ihm entgegen. — „Noch nicht, aber bald wird sie es seyn. Ich habe sie aufgegeben, die Krämpfe waren nicht zu stillen, und als ich ihr eine Ader öffnen wollte, floß das Blut nicht mehr. Alles Leben stockt in ihr.“ — „Hinweg! ich muß sie noch einmal sehen! noch einmal!“ rief Lisardo und zog den Greis am Arme mit sich fort.

In einem kleinen, bequemen Kabinet lag Octavia auf einem Ruhebette, dessen fürstliche Pracht in diesem hülflosen Augenblick etwas Schauerliches hatte. Durch die schweren Vorhänge an den hohen Fenstern fiel ein gedämpftes Licht auf die Sterbende, die mit geschlossenen Augen dalag. Man hätte sie für todt halten können, aber ein leiser Athemzug, der ihr von Zeit zu Zeit die Brust etwas hob, bewies, daß noch ein Rest von Leben in ihr sey, und die Nachwirkungen der tückischen Krämpfe, plözliche Zuckungen, die den Körper durchliefen und die edlen Züge des reinen Antlitzes entstellten, verkündeten, daß auch dieser Rest bald aufgezehrt seyn werde; man sah an den eingesunkenen Wangen, den abgemagerten Händen wie unerbittlich die Krankheit in ihrem Marke gewühlt haben mußte. Wir wenden den Blick von dem traurigen Bilde weg: wie gerne hätte es Lisardo gethan! aber er fühlte sich wie gebannt; neben dem Bett in die Knie gesunken, mußte er unaufhörlich in das theure Antlitz schauen, dessen tödtliche Blässe durch die schönen, schwarzen Locken, die es beschatteten, grauenhaft erhöht wurde. „Es ist vergebens!“ sagte Lorenzo nach langem Stillschweigen

„Ihr seht, das Blut will nicht mehr fließen und der Puls steht still. Es wird bald vorüber seyn; laßt uns für ihre Seele beten.“ — „Es kann nicht seyn!“ rief Lisardo, „ich sage dir, es kann nicht seyn! sie darf nicht sterben! Besinne dich, sie muß wieder in's Leben kommen, und wäre es auch nur durch ein Wunder möglich!“ Er hob ihr das Haupt auf, schlang den Arm um ihren Nacken und drückte sie fest an sich. Lorenzo sah vor sich hin. Nach einer Weile sagte er: „Nun, wenn ich durchaus noch ein Mittel sagen soll, da fällt mir eines ein, ich weiß selbst nicht recht, woher ich's habe. In jüngern Jahren meine ich gehört zu haben, daß es vor Alters Brauch gewesen sey —“ — „Rede, rede!“ rief Lisardo ungeduldig drängend. „Es ist aber seltsam,“ sagte der Diener zögernd. „Heraus damit!“ rief Lisardo, „du siehst ja, sie stirbt uns unter den Händen.“ — „Ehemals,“ versetzte Lorenzo, „soll es bei den Aerzten gebräuchlich gewesen seyn, ganz entkräftete Personen, denen es am Blut fehlte oder deren Blut verdorben war, gesundes Blut von irgend einem lebenden Wesen in die Adern einzuflößen. Gewöhnlich nahm man Thiere dazu.“ — „Mein eigenes,“ unterbrach ihn Lisardo, „mein eigenes! nimm davon, so viel du willst.“ — „Bedenkt aber,“ sagte der Diener, „ich weiß ja nicht, ob's damals geholfen hat.“ — „Nichts bedenken!“ rief der verzweifelte Jüngling, „kein Versuch ist mir zu gering, es ist doch Hoffnung dein! das Abgeschmackteste ist mir willkommen! Nur schnell, ehe es zu spät ist!“ — „In Gottes Namen denn, es gehe wie es wolle!“ sagte Lorenzo; „ich will nur schnell irgend einen nothdürftigen Apparat in Stand setzen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die burgundischen Schlachtfelder.

(Fortsetzung.)

Der Herzog hielt sich auch diesmal überzeugt, der Sieg könne ihm nicht entgehen. So beschloß er mit seiner Uebermacht an Mannschaft und seinem überlegenen Geschütz Murten zu belagern; er meinte, dies sey eine leichte Eroberung, und nicht bloß an sich wichtig, sondern auch das Mittel, die eben nicht muthigen Lombarden, Italiener und Flamänder in seinem Heer wieder mit Vertrauen auf ihn zu beleben, denn dies war ihnen seit der Niederlage von Grandson sehr ausgegangen. Bubenberg verkannte die Gefahr nicht, die ihm und seiner kleinen Mannschaft von außen und innen drohte; denn die Einwohner waren ihm abgeneigt und gehorchten nur ungern. Darum ließ er in Murten bekannt machen: zum Tod solle gebracht werden, wer von den Einwohnern nur die geringste Furcht zeige. Um seinen Leuten Muth zu machen, that er mit dreihundert Mann einen Ausfall und trieb die burgundische Vorhut fünf Stunden weit bis Paverne zurück. Am 11ten Juni 1476 schlug Herzog Karl sein Lager unter den Mauern von Murten auf.

Fünftausend Berner waren bereits bis Gümminen vorgedrungen, hier aber machten ihnen die Burgunder lange den Uebergang über die Sarine streitig, denn die Brücke hatten sie bereits abgebrochen. Während sie hier von großer Ueberzahl aufgehalten wurden, war Murten in großer Gefahr. Schon hatte das burgundische Geschütz in den zehn Tagen der Belagerung eine große Bresche in die Mauer geschossen, es wurde auch ein Sturm unternommen, und er wäre fast gelungen. Nur Bubenbergs und der kleinen Besatzung Tapferkeit rettete die Veste, von der das Schicksal der ganzen Schweiz abhing. Am folgenden Tag stieß von allen Seiten Verstärkung zu den Bernern. Zuerst kamen die tapfern und starken Gebirgsmänner aus Unterwalden und dem Entlibuch, nach ihnen trafen die Andern ein, auch der Herzog Renatus von Lothringen, dessen einzige Hoffnung nach dem Verlust seines Landes nur noch auf dem Ausgang dieses Kriegs beruhte, und der mit zweihundert Gensd'armen zu den Eidgenossen stieß. Der Graf Thirstein kam mit zweihundert österreichischen Reitern, denn in den burgundischen Kriegen kämpften die Oesterreicher tapfer in den Schweizerschaaren. Das Contingent von Straßburg bestand aus vierhundert Reitern und dreihundert Arkebusiren unter dem Grafen von Oettingen; Basel sandte den Ritter Peter von Roth mit zweihundert Mann. Der Graf von Gruyères kam an der Spitze seiner Vasallen von Château d'Oex, Ormond und Charmey. Auch das kleine Biel, Solothurn, Schaffhausen und andere Schweizer Städte sandten Hülfe, ja wenige Stunden vor dem Anfang der Schlacht, noch in der Nacht, kamen bestaubt und fast athemlos dreitausend Züricher unter dem unerschrockenen Hans Waldmann herbeigeeilt. Alles in Allem belief sich aber doch das Heer der Eidgenossen noch nicht auf die Hälfte des burgundischen, denn es zählte nur sechsundzwanzigtausend Mann Fußvolk mit viertausend Pferden. In der Vorhut standen unter der Anführung Hans Hallwils von Bern die Fähnlein von Thun, des Entlibuchs und der Besatzung von Freiburg; im Centrum commandirte Hans Waldmann aus Zürich. Die Banner des ganzen Heers flatterten in der Mitte, umgeben von einem Wald von Hellebarden, mächtigen Schwertern und Lanzen. Der Luzerner Kaspar von Hertenstein, schon ein greiser Mann, führte das Hintertreffen. Tausend Mann waren ausgesandt worden, um die Stellung des Feindes zu beobachten. Bei Karls Armee war auch sein Bruder Anton und der Graf Romont mit seiner bedeutenden savoyischen Schaar. Das burgundische Heer war nach der damaligen Taktik sehr verständig in starken Colonnen aufgestellt, die Reiterei auf den beiden Flügeln,

vor ihr ein tiefer Graben, ein Zaun und furchtbares Geschütz, dem überdies ein geschickter, kunstfertiger Meister vorstand. Der Graf Romont stand mit seinem Corps bei Murten, um die Eidgenossen im Rücken zu bedrohen. Diese waren noch in der Nacht und vor Tagesanbruch in den Murtner Wald gezogen und hatten sich da aufgestellt, so daß Herzog Karl nur wenig von ihrer Stärke und ihrer Stellung wußte. Mit langem Schlaf nach der Ermüdung beschwerlicher Märsche und mit Abkochen hatten sie nicht viel Zeit verloren; denn Nahrung nahmen sie nur im Marschiren von den Tischen, die vor die Häuser gestellt waren, und wo sie von denen bedient wurden, die nicht mit ausziehen konnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Spielhäuser der Gesetzgebung gegenüber.

Schuldig oder unschuldig, lautet das Verdict der Jury, und wie solche nicht Einsperrung des Angeklagten bis zum Erweise seiner Unschuld fordern, so kann sie auch ihr Schuldig nicht von dem, seine Anzeige bekräftigenden Eide des Denunzianten, oder ihr Unschuldig von dem, seine Schuldlosigkeit betheuernden Eide des Beklagten abhängig machen. Demnach muß der Denunziant bei Fortstellung seiner Anzeige alle zur Ueberführung nöthigen Beweise zur Hand haben, nämlich Zeugen und Dokumente. Wie behutsam Crockford ist, leztere nicht gegen sich sprechen zu lassen, möchte schon aus der Zeichenschrift abzunehmen seyn, die er, wie im erwähnten Aufsaz bemerkt wurde, in seinem Schuldbuche gebraucht, und Zeugen — es ist fast unmöglich, als Augenzeuge wider Crockford aufzutreten, ohne an seiner Bank gespielt zu haben, unmöglich, wider ihn und seinen Club zu zeugen, ohne dem Hasse und der Verfolgung von Hunderten zu verfallen, und, wenn nicht von England, doch aus der Gesellschaft zu scheiden, zu welcher man gehören muß, um bei Crockford Eintritt zu erhalten. Alles dies zusammengenommen, mußte einem Manne von Crockfords angeborener Schlauheit, selbst wenn er minder klug von Männern berathen gewesen wäre, welche die Rechte studirt haben, damit sie erforderlichen Falls Andern sagen können, wie man ungestraft unrecht thun darf, das Verhalten bei wider ihn vor Gericht gemachten Anzeigen sich ohne Kopfanstrengung bieten. So oft er von einer solchen Denunziation, wenn nicht früher, durch die gerichtliche Vorladung Kenntniß erhielt, pflegte sie meist eine zu seyn, mit der man ihm bereits zum Zwecke einer Gelderpressung gedroht hatte, und dann kannte er sowohl den Kaufpreis, als den Werth der Denunziation, oder das Vorbringen war ihm neu, und dann fehlte es nicht an Mitteln, Werth und Kaufpreis zu erfahren. Zeigte es sich, daß die Anklage ohne Werth, d. h. für den Angeklagten ohne Gefahr sey, so ließ Crockford ruhig den Gerichtstag herankommen, und trat entweder freigesprochen, oder mit der Gewißheit aus der Schranke, daß das Ende der vertagten Untersuchung stets in seiner Hand liege. Hatte sie hingegen Werth für den Ankläger, folglich Gefahr für den Angeklagten, so löste dieser Beides mit Geld ab; die Anzeige wurde nicht fortgestellt und die Gefahr war beschworen. Dergleichen Verhandlungen gehören ihrer Natur nach zu den Geheimnissen, und es ist deßhalb vielleicht mehr Vermuthung als Wahrheit, daß es Crockford — mit Ausnahme eines einzigen Falles — nur unbedeutende Geldopfer gekostet haben soll, der Beurtheilung einer Jury diejenigen Anzeigen zu entziehen, die er nicht erörtert zu sehen wünschte. Das jedoch steht fest, denn spätere Umstände haben die Beweise geliefert, daß es viel Geschicklichkeit und große Geldsummen erfordert hat, jenen einzigen Fall zu einem für Crockford und die Crockfordianer günstigen Schlusse zu bringen. Vier Ausländer, den Namen nach vornehme Polen, hatten mehrere Male den Sizungen der Tafelrunde beigewohnt und bedeutend verloren. Einige Aeußerungen, die sie über die Art des Spiels sich erlaubt und durch welche der Club sich beleidigt gefunden, hatten unter Anderm den Befehl an den Thürsteher zur Folge, den Ausländern ferner den Eintritt zu versagen. Es kam zwischen zwei derselben und dem Portier zu einer ärgerlichen Scene, und von dieser zu Anrufung des Gesezes wider die große Hölle in St. James. Die vorgefallenen Handgreiflichkeiten hatten Aufsehen erregt; die angekündigte Untersuchung erweckte lebhafte Theilnahme. Der Arm der Gerechtigkeit sollte nicht gegen Crockford allein, er sollte zugleich gegen Clubmitglieder sich erheben, deren Namen auf jeder fashionabeln Einladungsliste obenan und selbst bei Hofe in Achtung standen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 42:
Der Kavallerist an der Krücke.

Charade.

1.

Von Sappho schon ein Bote genannt,
Und längst als Amors Bote bekannt,
Werd' ich zum Danke doch nur zulezt
Von sanften Gebietern sogar verlezt.

Selbst manches Mädchen, so lieb und mild,
Zerbricht in Stücke mein Botenschild,
Und reißt mir wild und nicht ohne Neid
Selbst Lappen herunter von meinem Kleid.

Und hat sie mich dann zum Troste geküßt,
Weil ihr das Leben mein Wort versüßt,
So schickt sie den Brüdern mich, o der Schmach!
In dunkles und enges Gefängniß nach.

2. 3.

Ich bin ein Verwalter von allerlei Gut,
Doch nicht gehörig auf meiner Hut;
Denn stehlen lass' ich mir, wehre mich nicht,
Was meinem Herrn doch oft schwer gebricht.

1. 2. 3.

Ich bin das Gefängniß des Boten dort,
Verwahr' ihn freundlich an schönem Ort;
Ich werde zur Zierde von Mädchen geschmückt,
Oft hab' ich als Liebesgeschenk beglückt.

Und wer die Boten bei mir entdeckt,
Die mein geheimstes Gemach versteckt,
Dem wird ein manches Geheimniß kund;
Denn selten halten sie reinen Mund.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 49.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 27. Februar 1837.

Cerimon. — See how she 'gins to blow
Into life's flower again!
Gentleman. — The heavens, Sir,
Through you increase our wonder.

Shakespeare.
Pericles.

Lisardo.

(Fortsetzung.)

Nach kurzer Abwesenheit kam Lorenzo zurück und trug eine Röhre in der Hand, an der er vermittelst einer Blase eine einfache Pumpe angebracht hatte. Lisardo hielt fortwährend mit dem rechten Arm Octavien umschlungen und streckte ihm den linken hin. Lorenzo entblößte ihn und legte Octaviens Arm zurecht. Dann trat er hinter ihn und über Lisardo's Schulter gebeugt, brachte er den engern Theil der Röhre in die bereits geöffnete Ader der Kranken, den weitern näherte er Lisardo's Arm, den er zugleich mit der Lanzette verwundete. Ein mächtiger Blutstrahl schoß aus der jugendlich vollen Ader und besprengte alle drei reichlich mit Purpur. Schnell preßte Lorenzo die Mündung der Röhre an den Arm und leitete durch den Druck der Pumpe den rauchenden Lebensbach in die todten Gefäße, denen er wieder Leben bringen sollte. Bald sahen sie unter der weißen Fläche bläuliche Linien schimmern, die seinen Kreislauf andeuteten. „Der Anfang wäre einmal gelungen,“ sagte Lisardo aufathmend. „Jetzt nur rüstig fortgemacht!“ ermunterte ihn der Jüngling und betrachtete mit zärtlichen Blicken das leblose Bild, das er nun bald einen Theil seiner selbst nennen konnte; „werde nur nicht müde, mein Alter! Beharrlichkeit ist jezt das Nöthigste. Spare mein Blut ja nicht, ich habe genug für sie.“

Während Lorenzo unermüdlich mit der Pumpe beschäftigt war, ging auf einmal die Thüre des Kabinets auf, ein stattlicher Mann trat herein und sah erstaunt auf die seltsame Gruppe. Die fremdartige Physiognomie und die blonden Haare verriethen den Ausländer; er war ziemlich beleibt, aus seinem runden Gesicht und aus den kleinen, lebhaften Augen glänzte freundliche Behaglichkeit, welche ihn auch bei dem überraschenden Anblick dieser Scene nicht verließ. Nach einer kleinen Pause faßte er sich, trat näher und sagte mit einem ausländischen Accent: „Hier scheint eine verzweifelte Kur im Werke zu seyn.“ — „Seyd Ihr ein Arzt?“ rief Lorenzo hastig. „Zu dienen, ja,“ erwiderte der Fremde. — „Nun, so sagt mir um Gotteswillen, ob es etwas helfen kann?“ Der Fremde zuckte die Achseln und erwiderte: „Dies Verfahren ist schon längst auf die Seite geworfen worden. Ob's je etwas geholfen hat, weiß ich nicht, ob's unter diesen Umständen etwas helfen kann, das möchte ich eher verneinen als bejahen. Doch mit Gewißheit läßt sich nichts sagen, wir Aerzte sind ja keine Mathematiker. Jedenfalls ist die Krankheit hier in ein Stadium getreten, wo jeder Versuch erlaubt ist. Vielleicht,“ sezte er lächelnd hinzu, indem er die Augen mit einem schlauen Ausdruck von dem Jüngling auf die Ohnmächtige gleiten ließ, „vielleicht

thut hier der psychische Einfluß ein Wunder; der physische wird sich auf das beschränken, was wir mit Eurer Erlaubniß die thierische Wärme nennen. Haltet also nur die Dame fest umfaßt, Signor, und drückt sie so nahe als möglich an Euch." Lisardo blickte seltsam vor sich hin. „Thierische Wärme!" dachte er, „hat sie nicht einst von wilden Thieren gesprochen? — Doch nein! weg mit solchen Erinnerungen!" Er legte sein Haupt neben das ihre und drückte ihr lebenswarme Küsse auf die bleichen Lippen.

Lorenzo hatte den Puls gefaßt, er fuhr zurück, faßte ihn wieder, beugte sich herunter, dann winkte er dem Fremden und deutete darauf. „Lebt sie?" rief Lisardo mit erstickter Stimme. Der Fremde hielt ihren Arm lange mit prüfendem Blick. Endlich legte er ihn wieder auf die Decke, richtete sich in die Höhe und sagte: „Heiliger Paracelsus, ich bitte dich demüthig um Verzeihung: sie ist gerettet!"

Lisardo bedeckte in stummem Entzücken Octaviens Antlitz mit tausend Küssen, Lorenzo pumpte in seiner Freude so hastig, daß das Blut nach allen Seiten hinausspritzte, der Arzt griff wieder nach ihrem Arm, und als er fühlte, daß der Puls immer rascher und voller ging, sagte er: „Jezt ist's genug, abgesezt!" Lorenzo warf sein Instrument weg und verband Octaviens Arm. Während er seinem Herrn den gleichen Dienst erwies, schlug die theure Verlorene die Augen auf und sah verwundert um sich. Der Greis stürzte auf die Knie nieder und stimmte ein Loblied an; Lisardo, der sich aus Entkräftung an die Wand lehnen mußte, sah mit einem unwillkührlichen Schamgefühl zu Boden, denn er konnte sich denken, daß Octavia augenblicklich Alles, was geschehen war, errathen mußte. „Was war das?" flüsterte Octavia mit matter Stimme. „Still! still!" rief der Fremde gebieterisch, „jezt wird nicht gefragt noch geantwortet! Ihr, Signor, habt die Güte, uns jezt zu verlassen; legt Euch zu Bett und nehmt Stärkungen zu Euch; Ihr habt's nöthig, Ihr seyd um ein paar Pfunde leichter geworden. Ihr könnt Euch ganz beruhigt entfernen, ich gebe Euch mein Wort, die Donna ist in Sicherheit; der brave Alte da soll Euch führen, hernach mag er wieder kommen und mich unterstützen; denn die Nachkur ist meine Sache. Ja, das können wir zur Noth, wir armen Herrn vom Handwerk: vorher abwenden und nachher aufhelfen. Gegen die Gefahr selbst vermögen wir wenig, und Wunder geschehen nicht alle Tage. Hier aber, hier, sage ich, ist ein Wunder geschehen." — „Alle Heiligen seyen gepriesen!" jubelte Lorenzo. Lisardo schritt, auf ihn gestützt, langsam zur Thüre hinaus und warf noch einen Blick auf Octavien, die, nun den Zusammenhang begreifend, liebevoll die Arme nach ihm ausstreckte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die burgundischen Schlachtfelder.

(Fortsetzung.)

Seit vielen Stunden regnete es, die Eidgenossen aber berechneten den Vortheil dieses Umstandes und blieben länger in dem Wald, als wohl außerdem geschehen wäre. Vor Anbruch des 22sten Junius 1476 waren der Eidgenossen Hauptleute versammelt und hielten Kriegsrath, wie das Heer aufzustellen und in welcher Schlachtordnung der Feind anzugreifen sey. Der tapfere Waldmann bestand darauf, die Burgunder müssen nicht bloß besiegt, sondern aufgerieben werden, deßhalb müsse man ihnen den Rückzug nach Payerne und Moudon abschneiden und ihnen keinen andern Weg lassen, als entweder den Streichen der Eidgenossen zu unterliegen, oder sich in den See zu stürzen. Seine Meinung war dabei, die beiden äußersten Enden des Halbmonds zu gleicher Zeit anzugreifen — so hatte Herzog Karl sein Heer aufgestellt — um sie zu zwingen, sich auf das Centrum zurückzulehnen. Dieser Plan wäre bei jedem andern Feldhauptmann als Waldmann, und bei andern Kriegsleuten als die Eidgenossen verwegen, tollkühn und unausführbar gewesen; nicht so hier, im Gegentheil, er ward von Allen gebilligt und Waldmann dafür zum Generalissimus gewählt.

Dunkles, dichtes Grau hing am Horizont; schon sechs Stunden lang goß der Regen in Strömen auf den Halbmond des burgundischen Heers und auf die Eidgenossen, die still und lautlos dastanden. Nur hie und da drang scheu ein Sonnenstrahl durch die Wolken und färbte sie am Saume purpurroth wie mit Blut. Alle Krieger waren niedergeschlagen, es schwiegen Trommeln, Hörner und Posaunen, nicht einmal ein Pferdewiehern ward vernommen. Da knieten die Eidgenossen zum Gebet nieder; es war kurz, inbrünstig und für Viele das lezte im Leben. Da donnerte es heftig, und gleich darauf theilten sich die Wolken und es drang daraus ein Sonnenstrahl auf die knieenden Reihen der Eidgenossen. Da rief Halwyl den Seinigen zu: „Gott ist mit uns! Bedenkt's, heute gerade ist der Jahrestag der Schlacht von Laupen; vor euch stehen dieselben Burgunder, die unsere Brüder in Grandson umgebracht haben; dafür sind sie schon einmal bestraft worden, so mögen sie denn heute vollends gedemüthigt werden!" Bei diesen Worten standen die Eidgenossen wieder auf und ließen einen einmüthigen, furchtbaren Ruf hören. Darauf aber wurde es einen Augenblick ganz still, wie vor dem ersten Schlag eines Wetters. Doch bald waren die vordern Streiter von beiden Seiten nicht mehr zu halten, sie rückten sich immer näher, schon fallen Einige, zufällig von Bolzen und Pfeilen getroffen, bis sie sich ganz nahe in's Auge fassen können und Jeder seinen Mann wählt, um mit

ihm auf Leben und Tod anzubinden. Die Stimmung im burgundischen Heer war viel männlicher und muthiger als in der Schlacht von Grandson, der lange Ausartung und Verweichlichung der Armee vorhergegangen war. Karl selbst, der wohl fühlte, was von diesem Tage abhing, war muthvoll, ritterlich, verwegen und zum Aeußersten entschlossen. Aehnliche Stimmung theilten seine Hauptleute, in gewisser Ueberzeugung, die Erinnerung an jene schimpfliche Niederlage durch den Ruhm eines großen, glänzenden Siegs zu verwischen.

In der Schweiz sieht man oft dichte Wolken um die hohen Bergzacken ziehen, sich daran stoßen, zurückprallen und wieder kommen, um abermals den hohen Häuptern zu weichen, die ruhig und unerschüttert zwischen den Blitzen stehen. So war die Schlacht von Murten. Die Burgunder drangen noch schneller und heftiger an als jene Wolken; aber die Eidgenossen waren wie die Felsen. An ihrer Festigkeit prallten alle Angriffe des überlegenen Feindes ab. Waldmann glich dem Naturgeist, der Wolken, Nebel und blitzsprühende Gewitter mit einem Hauch von sich wegbläst. Seine furchtbare Stimme herrschte noch über Sturm und Gewitter, und mitten aus dem Heer, wo er auf einer Erhöhung stand, sah er nach allen Seiten, sah er, wie sich die feindlichen Haufen bildeten, näherten, andrangen, sich brachen, trennten und zerstäubten; seine Stirn stand wie in Feuer und sein Fuß im Blut. Aber auch Herzog Karl war prächtig anzusehen, denn an Ungestüm, Stolz und Kühnheit zeigte er sich dem ruhig besonnenen Waldmann überlegen; auch strahlte er in seiner prächtigen Rüstung von Stahl und Gold, die freilich bald von Regen, Schmutz und Blut verdunkelt wurde; es war als verschlinge und speie er Feuer.

Von allen Seiten ertönt furchtbares Geschrei, manchmal wie das Donnern zweier Lawinen, die zusammenstürzen. Den Belgiern standen die Luzerner gegenüber, den italienischen Miethtruppen die riesigen Gebirgsmänner aus den Waldstädten. Karl stürzt sich selbst wüthend mit seinen Leuten auf die von Zürich und Bern. Unter diesen war auch der Herzog von Lothringen, der, um sich für lange Unbilden an Karln zu rächen, mit unsäglicher Tapferkeit kämpfte. So stritten die Eidgenossen mit einem Heer von ungefähr vier-und-dreißigtausend Mann gegen die burgundisch-savoyische Armee, die um das Doppelte stärker war. Verständig hatte sie Herzog Karl aufgestellt, und zwar in starken Colonnen, die Reiterei auf beiden Flügeln; vorne stand das furchtbare Geschütz, und vor ihm lag ein breiter Graben; bei Murten war der Haufen der Savoyer unter dem Grafen von Romont aufgestellt, um die Eidgenossen im Rücken zu bedrohen. — Nichts war den Schweizern günstiger, als der viele Stunden anhaltende, heftige Regen, denn durch ihn kam die burgundische Artillerie größtentheils außer Gebrauch; als sich daher Halwyl auf die Seite wendete, um sie zu umgehen, drang Waldmann mit unaufhaltsamem Ungestüm gegen den Graben in der Fronte vor, und es gelang ihm auch, ihn zu ersteigen, da, wie gesagt, das naß gewordene Geschütz nicht gehörig wirken konnte, auch das meiste Pulver unbrauchbar geworden war und nicht zündete. Unordnung und Haltlosigkeit kam überdies auch dadurch in die burgundische Artillerie, daß sie ihren Obermeister verloren hatte. So ward es den Eidgenossen möglich, rasch über den Graben zu dringen, das Geschütz zu nehmen und gegen den Feind zu richten; dabei zeigten sich die starken Männer aus dem Berner Oberland und dem Entlibuch in ihrer ganzen Herrlichkeit, denn die tief im nassen Erdreich versunkenen, schwerfälligen Kanonen hoben sie leicht heraus, drehten sie wie Flintenläufe um, trockneten sie mit ihren Fahnen, wendeten auch die Kanonenkugeln und das Pulver in den Kasten und schossen nun mit besserm Erfolg auf die Burgunder, die überdies von den schweren Büchsen der Eidgenossen viel zu leiden hatten; denn sie schossen zwar langsam, aber jeder Schuß traf.

Bald war es aus mit dem Zusammenhalt des burgundischen Fußvolks, es neigte sich immer mehr zum Weichen und dann zum Fliehen, denn sonst sahen sie kein Heil mehr. Der Herzog bemerkte dies bald mit seinem militärischen Scharfblick; den Gedanken, sein Geschütz dem Feinde wieder abzunehmen, gab er nun auf; denn für's Erste mußte er versuchen, sein Fußvolk wieder zum Stehen zu bringen und zu ordnen; er sprengte also mitten hinein, wurde aber bald so von seinen eigenen Leuten umwickelt, daß er in augenscheinliche Gefahr gerieth; all sein Zureden, Ermuntern, Mutheinsprechen, Drohen und Toben half nur für Augenblicke. Es wurde aber bald ganz umsonst und selbst gefährlich, als Bubenberg einen Ausfall aus Murten that und dabei die lombardischen Kürassiere sprengte, so daß sie auf die schon in große Unordnung gebrachte burgundische Hauptmasse stießen, was neue Verwirrung und Hemmung verursachte. Das Schlimmste aber sollte noch kommen, denn Hertenstein, der die Nachhut kommandirte, erschien den Burgundern im Rücken, um ihnen den Rückzug abzuschneiden.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Spielhäuser der Gesetzgebung gegenüber. Brief eines Braminen über England.

Die liberale Presse jauchzte, daß es wieder einmal etwas aristokratischen Skandal geben sollte, und die juristische Welt vereinigte sich in der Ansicht, daß eine größere Gefahr

Crockford und die Crockfordianer nie bedroht habe. Zwei Ankläger von respektabler Geburt und zwei unverwerfliche Zeugen — wenn diese Sache nicht in Güte abgemacht wird, sagte mehr als ein Jurist, so dürfte keine Beredsamkeit Crockford von der Tretmühle, die edeln Cumpane von der öffentlichen Schaustellung, diese wie jenen von schwerer Geldbuße und den ganzen Club wenigstens vom nominellen Untergange retten. Die Geldbußen wurden beiläufig auf 162,000 Pfund Sterling berechnet. Endlich erschien der mit gespannter Neugier erwartete Gerichtstag, und vor der Schranke erschien mit zwei Rechtsbeiständen Crockford, erschienen, ähnlich berathen, die vornehmen Angeklagten, erschien ein erlesenes Publikum; die Referenten der Tageblätter nahmen ihre Pläze und spizten Ohren und Bleifedern, die Geschworenen besezten ihre Bänke, neugierig umherschauend, und Niemand grüßend trat der Oberrichter ein. Alle, die zugegen seyn sollten, waren es, nur die Ankläger nicht und nicht die Zeugen. Ein Diener überreicht dem Oberrichter ein versiegeltes Schreiben. Der Oberrichter öffnet es, liest es und lächelt. Das Lächeln geht auf Crockford und dessen Rechtsbeistände und auf die vornehmen Angeklagten über. Der Oberrichter zeigt den Versammelten an, Ankläger und Zeugen seyen gestern nach Frankreich abgereist und wollen, wie sie sich ausgedrückt, das goldene England nie wieder betreten. Seiner Weisung gemäß spricht die Jury, ohne sich zu entfernen, durch ihren Vormann die Angeklagten los; triumphirend gehen diese heim, und alles das ist die Wirkung guter, den vier Polen auf Paris übergebener Wechselbriefe für den Betrag des dritten Theils der genannten Geldbuße, wovon, wenn sie die Anklage fortgestellt und den Beweis vollführt hätten, ihnen der vierte Theil zugekommen seyn würde. — Man spricht von Abänderung des Spielgesezes, von Schärfung des Verfahrens; doch was menschlicher Scharfsinn erschafft, weiß auch menschlicher Scharfsinn zu vernichten.

Oliver Goldsmith, der längst todt, dessen ausführliche Biographie aber erst vor wenigen Wochen erschienen ist, hat bekanntlich Briefe eines Chinesen an einen Freund in der Heimath über England und englische Sitten herausgegeben. Der Chinese ist Fiction, wiewohl eine eben so glücklich ersonnene, als geistreich durchgeführte. Der Brief hingegen ist keine Fiction, den ein jezt in England reisender Bramin an seinen Freund Hasid Heli in Calcutta gerichtet, wovon eine Abschrift — gleichviel wie — in die Hände eines der hiesigen Direktoren der ostindischen Compagnie gekommen und von diesem bei einem Mittagsmahle seinen Gästen vorgelesen, der von mir — mit Erlaubniß — copirt worden, und meines Erachtens vollkommen geeignet ist, den Lesern ein wahr skizzirtes Bild von Englands Gegenwart zu geben. Für sie unterziehe ich mich der ungewohnten Mühe des Uebersezens. Der Bramin hat also geschrieben wie folgt: Mein theurer Freund, ehe ich den Osten verließ, um England zu besuchen, den heimischen Boden jenes wunderbaren Volks, das unser Herr und Meister geworden ist, versprach ich Euch einen gedrängten Bericht über Alles, was meine Aufmerksamkeit vorzüglich beschäftigen werde. Mein Versprechen war ein großes, weitschichtiges. Ich erwartete, daß Alles, was ich sehen und hören würde, wunderbar seyn werde, und so habe ich es auch gefunden. Wenn die Kräfte eines Volkes durch das Organ einer Gesellschaft von Kaufleuten — und Kaufleute stehen ja tief unter der höchsten Kaste — in solcher Entfernung Millionen zu Sklaven zu machen und auf den Trümmern anderer Reiche ein eigenes Reich mit unermeßlichen Hülfsquellen zu gründen vermochten, und das in Ländern, viele tausend Meilen fern von dem heimischen Herde, welche Entwickelung von Kraft und Weisheit mußte in dem eigenen Lande herrschen, welcher Friede, welcher Ueberfluß, welche Pracht, welche Zufriedenheit, welche Stärke! Ich versichere Euch, mein Geist erlag im Voraus dem Gefühle seiner Schwäche, und ich war mir der Unfähigkeit bewußt, meine Wahrnehmungen zu schildern. Ein englischer Dichter ruft aus: Ungeborene Zeiten, drängt euch nicht vor meinen Blick, Ruhmerscheinungen, schont mein schmerzendes Auge! und so rief ich, als ich der lang ersehnten Küste nahte. Der Schleier ist gefallen, mein Freund; ich habe den Teppich aufgehoben und mir die Fäden der linken Seite betrachtet. Nichts von den hiesigen Gebäuden, Brücken, Pallästen und Tempeln. Die beigefügten Zeichnungen und Stiche werden Euch von dem Allen einen deutlichern Begriff geben, als meine Feder es vermöchte. Ich will von den Sitten und Gewohnheiten dieses eigenthümlichen Volks erzählen; doch auch da können Worte nicht Alles erschöpfen, was ich gesehen, und könnten sie es, ich fürchte, Ihr würdet es nicht verstehen. Jezt erst begreife ich die volle Schönheit unsers religiösen Glaubens, der Mäßigkeit in Essen und Trinken vorschreibt und der Seele Muße und Mittel zum Nachdenken gewährt; denn was ich hier erblicke, ist Alles wild und toll, gleich dem Gebrülle der Bisone in der Wüste. Es scheint, Niemand hat Ruhe und Rast; Alles brüllt und Alles stößt. Die grüne Weide liegt verödet, die Leiber sind dürr und die Augen verdrehen sich bis zur Starrheit. Ohne Metapher, ich sehe nichts als Sorge, und höre nichts als Schmähung. Es ist auch bei uns keineswegs ungewöhnlich, daß eine Kaste die andere schmäht; aber sonderbar, hier schmähen diejenigen sich am meisten, die zu derselben Kaste gehören; wessen Ansehen auf derselben Meinung ruht, der bestrebt sich ganz besonders, den Gleichgestellten in der öffentlichen Meinung zu kränken, und wird einer zum Lord gemacht — denn merkwürdig genug, mein Freund, macht man hier Lords und schafft hier Kasten noch nach der Geburt — so ist es die größte Wonne des hoch gestellten Mannes, durch die bittersten Dinge, die er zu sagen weiß, seine eigene Kaste zu erniedrigen. Die Großen schmähen sich gegenseitig, und die hohen Priester ihres Glaubens zu verleumden, ist der Glanzpunkt ihres Wizes und ihrer Satire. Täglich erscheinen gedruckte Bogen mit Verkaufsanerbietungen und was sonst sich an Neuigkeiten zuträgt; aber ihr Hauptzweck scheint dahin zu gehen, die Menschen jedes Standes und Ranges, vorzüglich die Angehörigen der höhern Stände, herabzusezen und zu begeifern. Man gibt öffentliche Gastmähler, und dabei so viel zu essen und zu trinken, daß das allein hinreicht, das Blut zu erhizen; doch ohne einen Aufguß von Schmähungen — und darin liegt die allgemeine Tendenz jener Gastmähler — würde man die Erhizung nicht für vollständig halten. Ich esse zwar fortwährend nur meinen Reis, nehme indessen alle dergleichen Einladungen an, denn ich verstehe im Allgemeinen, was man spricht, und die individuellen Anzüglichkeiten pflegt mir Lord Holland zu erklären. In den englischen Büchern steht geschrieben, die Lords seyen achtbare Männer und von Amtswegen Gesezgeber. Gleichwohl ist nichts gewöhnlicher, als sie mündlich und gemalt verhöhnt und lächerlich gemacht zu sehen. Man lobt hier, wenn man die Hände zusammenschlägt, und tadelt, wenn man zischt, und das Zischen klingt just, als würde heißes Eisen in's Wasser getaucht. Erscheint der König im Publikum und hat dieser König, vor dessen Glanz meine Augen zu erblinden fürchteten, dem großen Haufen mißfallen, so empfängt ihn der große Haufe mit jenem Gezisch.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 22. Montag, 27. Februar 1837.

Lyrische Dichtkunst.

35) Altschwedische Balladen, Mährchen und Schwänke sammt einigen dänischen Volksliedern, übersezt von Gottlieb Mohnike. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836. 8. S. 304.

Eine neue Sammlung, den früher von demselben Uebersezer herausgegebenen (Volkslieder der Schweden, 1830) verwandt, und ebenfalls aus der schwedischen Originalsammlung von Geijer und Afzelius übertragen. Der Charakter der altnordischen Volkslieder ist seit Grimms Bemühungen, dieselben in die deutsche Literatur einzuführen, jedem Gebildeten hinlänglich bekannt. Im Inhalt zeichnen sie sich durch einen vorherrschenden tragischen Zug, in der Form durch den Kehrreim (Refrain) aus.

Die vorliegenden sind größtentheils sehr schön. Das erste ist eine längere Romanze, Habor und Signil, worin das traurige Ende dieses berühmten nordischen Liebespaars geschildert wird. Er läßt sich, als Mädchen verkleidet, unter ihre Dienerinnen aufnehmen, erfährt, daß sie ihn (den sie abwesend glaubt) liebe, gibt sich ihr zu erkennen, wird aber von den übrigen Dienerinnen verrathen und vom strengen Vater Signils gehangen, sie gelobt, mit ihm zu sterben, wenn sie ihn werde auf dem Berge hängen sehen. Der Vater will Habor nicht glauben, daß sie ihn so sehr liebe. Da wird zuerst nur Habors Mantel an den Galgen gehängt und sogleich sieht der Vater aus Signils Fenster Flammen schlagen. — Eben so berühmt ist die zweite Sage von Axel und Walborg. Sehr schön die dritte, der Klosterraub. Herr Sune raubt das Fräulein Elin aus dem Kloster mit Gewalt:

Sie waren zusammen schon funfzehn Jahr.
Ja funfzehn Jahr' und Tag',
Kein freundlich Wort je sprachen sie,
Kein einzig Nein oder Ja.

Und es war eines Tags, daß die edle Frau
Sprach zu dem Diener klein:
„Geh' schnelle mir hin zur Stube
Und lade meinen Herrn zu mir ein.“

Herein nun kam Herr Sune
Und stellte sich an ihr Bett:
„Liebste, was habt ihr mir zu sagen,
Daß ihr mich ruft von meinen Gästen?“

„„Es sticht mir in der Brust so hart,
In meiner linken Seite;
Ich hoffe, Gott Vater im Himmelreich
Macht ein Ende meinen Leiden.

„„Wir leben zusammen jezt funfzehn Jahr,
Ja funfzehn Jahr ist's her;

Ich habe mit euch drei Töchter erzeugt,
Doch hab' ich sie nie gesehn.""

Schnell öffnet sich der seidne Vorhang
Und der blaue Sammet fein,
Sie führten hierauf die drei Töchter
Zu ihrer Frau Mutter herein.

„Und höre, Fräulein Kathrin,
Du ält'ste Tochter mein,
Um dich freit der König von Frankreich,
Das muß dir eine Ehre seyn.

„Und höre, Fräulein Maria,
Du mittelste Tochter mein,
Um dich freit der König von England,
Und ich will, du sollst werden sein.

„Und höre, Fräulein Elin,
Du jüngste Tochter mein,
Du sollst gehen in Wreta Kloster,
Und beerben die Mutter dein."

Und es war Fräulein Elin,
Sie sprach zu der Mutter in Harm:
„Ich habe ja kein Nonnenfleisch;
Gebt lieber mir einen Mann!"

Und es war nun die edle Frau,
Sie rang ihre Hände in Leid:
„Und wird mir auch dieser Wunsch nicht gewährt
Von der eignen Tochter mein!"

Und es war Fräulein Elin,
Sie sprach in Zucht und Ehren:
„Ich will gehen in Wreta Kloster
Und meine Mutter beerben."

Treue bis zum Tode, Grausamkeit der Väter, Verrath untreuer Diener, heimliche Liebe, die meist ein tragisches, zuweilen auch ein heiteres Ende nimmt, sind der Hauptgegenstand aller dieser Sagen. Von der heitern Gattung, durch die aber doch auch immer ein wehmüthiger Ton hindurchgeht, ist folgendes:

Herr Hollkin und klein Christel.

Und die Königin wollt' ihre Zofen lehren,
Will mir Rosen geloben! —
Wie sie bleiben könnten in Zucht und Ehren.
Mit den Andern, die schlafen, da spielt er eines Abends.

„Herr Hollkin er hat mich dies Jahr verlockt,
Will mir Rosen ꝛc.
Daß ich meine Ehre ihm geben sollt."
Mit den Andern, die ꝛc.

„„Und hat Herr Hollkin dies Jahr dich verlockt,
So kannst du nicht mehr bleiben an meinem Hof.""

„Ach hätt' ich einen Freund von treuem Sinn,
Der Botschaft brächte zu Herrn Hollkin hin!"

Und es sprach eine Falsche in blauem Rock:
„Will Keine gehen, so geh' ich doch."

Und es sprach eine Weiße mit Trug im Sinn:
„Will Keine gehen, so geh' ich dahin."

Die dritte sie konnte nicht schnell genug sagen:
„Ich will zu Herren Hollkin die Kunde tragen."

Und wie sie kommt zu Herrn Hollkins Thor,
So steht Herr Hollkin draußen davor.

„Klein Christel sie sendet mich her zu euch,
Mit Bitte, ihr sollt zu ihr reiten sogleich.

„Sie hat euch geboren eine Tochter so groß,
Die weit schwärzer ist als die schwärzeste Kohl."

„„Und mag sie auch seyn so schwarz sie will,
Um so rötheres Gold will ich geben ihr.

„„Und diese Weinflasch' schenk' ihr ein!
Vertrinken soll sie den Kummer in Wein.

„„Die blauen Polster soll sie tragen fort,
Auf Eiderpolstern soll sie ruhen hinfort.

„„Und aus soll sie löschen die Lichter von Talg,
Fortan soll sie brennen nur Lichter von Wachs.

„„Und sag' ihr, sie solle nicht trauern und weinen;
Denn morgen schon will ich hin zu ihr reiten.""

Die Zofe, die falsche, geht hin zum Strand,
Den Wein trank sie aus und goß Wasser hinein.

„Herr Hollkin er schenkte diese Wasserflasche voll,
Allen Kummer solltet ihr trinken in euch.

„Und die Polster, die blau'n, sollt ihr tragen fort;
Denn ihr könntet wohl liegen auf Holz und Stroh.

„Und die Lichter von Talg sollt ihr löschen aus,
Denn ihr könntet wohl liegen im dunkeln Haus.

„Er sprach: ihr könntet nur trauern und weinen,
Denn nimmer würd' er bei euch mehr erscheinen."

„„Ach! wenn ich nur hätte ein Silbermesser fein,
Dann wollt' ich selbst verkürzen das Leben mein.""

„An Silberschalen-Messern ist keine Noth;
Doch ich will nicht schuldig seyn an deinem Tod."

Klein Christel klopft dem Kind' auf die Wange fein:
„Heute Nacht verlierst du noch die liebe Mutter dein."

Herr Hollkin er machte sich schnell auf den Weg,
Er hörte in der Nähe das ganze Gespräch.

Klein Christel sie kehrte sich hin zur Wand,
Herr Hollkin vor der halboffnen Thüre stand:

„Klein Christel, nicht wende dich weg von mir,
Mit der herzlichsten Liebe ja komm' ich zu dir."

„Die falsche Dirne werf' ich hinein in die Fluth —
Will mir Rosen geloben! —
Sie wollte verrathen unschuldig Blut."
Mit den Andern, die schlafen, da spielt er eines Abends.

Die vielverbreitete Sage von der Geliebten, die unwissend das Herz ihres Liebhabers ißt und stirbt, kehrt auch hier in dem Gedicht: Herzog Freudenburg und Fräulein Adeline wieder. Eine der schönsten Sagen von treuer Liebe ist die folgende:

Klein Rosa.

Klein Rosa sie diente an des Königs Hof.
Mit Ehren und mit Zucht —
Und sie diente daselbst acht runde Jahr.
Ihr gewinnt wohl, ihr gewinnt wohl Beides Rosen und Lilien.

Und der Herzog so zu Klein Rosa sprach:
Mit Ehren und &c.
„Rosa lilla, Rosa, gib mir deine Hand!"
Ihr gewinnt wohl, ihr gewinnt wohl &c.

„„Herzog, ach Herzog — o redet nicht dieß:
Dort steht euer Vater, er hört es gewiß.""

„Mag hören, wer es will; mag hören, wer es mag:
Ich rede ja nur was das Herz mir sagt."

Kaum ausgesprochen war dieses Wort,
Da sandte auch der König schon den Herzog fort.

Er sandte den Herzog in ein fremdes Land,
Doch einem Grafen gab er Klein Rosa's Hand.

Die Schiffe sie gingen wohl hin und her,
Nach Rosa lilla fraget der Herzog sehr.

„Wohl geht es Rosa lilla, es geht ihr fein:
Und heute um vier Wochen wird ihre Hochzeit seyn."

Wenn heute um vier Wochen ihre Hochzeit wird seyn,
So komm' auch ich hinüber und stelle mich ein.

Und Rosa lilla sah aus dem Fenster hinaus:
Da sieht sie die Flaggen, die weißen und blau'n.

„Ich sehe die Flaggen, die weißen und blau'n,
Auch die von mir gewirkte kann ich deutlich schau'n."

Und Rosa lilla lief zum Meeresstrand;
Sie lief, bis sie war in des Herzogs Arm.

Sie setzten sich auf einen Stein so hart;
Sie sprachen so viel von der Liebe Gefahr.

Sie sprachen so viel von der Liebe Harm,
Bis Beide lagen todt einander im Arm.

Schnell ward zum König die Kunde gebracht:
„Rosa lilla liegt todt in des Herzogs Arm."

„„Zum Trotz sey dieses als Strafe verhängt:
Sein eigen Grab ein jedes von Beiden empfängt.""

Da wachsen nun Lilien auf jedem Grab;
Sie wachsen zusammen mit jeglichem Blatt.

Da wachsen nun Rosen und schossen empor,
Sie wachsen zusammen im schönsten Flor.

„Und hätt' ich geglaubt ihre Liebe so hold
Mit Ehren und mit Zucht —
Ich hätte sie getrennt nicht für vieles Gold.
Ihr gewinnt wohl, ihr gewinnt wohl Beides, Rosen und Lilien.

Aecht altnordisch ist die Sage von dem unehelich gebornen Karl Wogeman, der, als er erwachsen ist, mit einem Schwert vor den König, seinen Vater, tritt und ihn zwingt, seine Mutter zu heirathen. Im Räuber Brun erkennen wir die auch in Deutschland überall (durch ein auf jedem Jahrmarkt verkäufliches Volksbuch) verbreitete Sage von den drei Müllerstöchtern wieder. Einige Sagen erinnern noch an das alte Heidenthum, z. B. die Verwandlung eines Mädchens in einen Baum oder in eine Nachtigall. Am Schluß einige gar schöne Legenden, z. B.:

Magdalena.

Magdalena hin zur Quelle geht,
Die Sonne scheint auf den Wachholder —
Und siehe, der Heiland hier vor ihr steht.
Wohl unter der grünen Linde.

„Und höre, Magdalena, was ich sage dir:
Die Sonne scheint auf &c.
Gib einen Trunk kalten Wassers mir!"
Wohl unter der &c.

„„Und hätt' ich meine Silberkannen nur hier,
Einen Trunk kalten Wassers gleich gäb' ich dir.""

„Und hättest du nicht heimlich so manchen Mann,
Ich tränke dir wohl aus der bloßen Hand."

Bei Gott nun Magdalena schwur,
Sie hätte nie betreten eines Mannes Flur.

Beim heiligen Geiste schwur sie sodann,
Es hätte sie noch nimmer berührt ein Mann.

Bei dem Heiland schwur Magdalena zuletzt,
Sie wäre noch Jungfrau und unverletzt.

„Und Magdalena, dein Schwören laß seyn;
Der heimlichen Männer ja hast du zu drei'n."

„Und Magdalena, nimm dich in Acht,
Drei Kinder hast du zur Welt gebracht.

„Das eine zeugtest du mit deinem Vater,
Und warfst es tief in das Wasser.

„Das and're zeugtest du mit deinem Bruder,
Und warfst es in die Meeresfluthen.

„Das dritte zeugtest du mit dem Priester dein,
Die größte Sünde war's von den drei'n."

Und Magdalena fiel auf ihr bloßes Knie:
„Ach, lieber Herr Jesus! vergib mir dieß."

„„Vergebung soll dir nicht entstehn,
Acht Jahre doch sollst du im Walde gehn.

„„Keine and're Speise soll werden dir,
Als Laub von den Lindenbäumen hier.

„„Und kein and'rer Trunk soll werden dir,
Als der Thau auf dem Lindenlaube hier.

„„Und kein anderes Bette soll werden dir,
Als das Lager auf den Lindenwurzeln hier.

„„Und keine and're Ruhe soll werden dir,
Um dich zischen sollen Drachen und Ungethier.““

Und wie das achte Jahr verschwand,
Der Herr Jesus vor Magdalena stand.

„Und höre, Magdalena, lieb Tochter mein,
Was dünket dich bei der Speise dein?

„„So wohl bedünkt mich die Speise mein,
Als hätt' ich gegessen beim Könige fein.““

„Und höre, Magdalena, lieb Tochter mein,
Was dünket dich bei dem Trunke dein?“

„„So wohl bedünkt mich's beim Trunke mein,
Als hätt' ich getrunken den klarsten Wein.““

„Und höre, Magdalena!
Was dünket dich bei dem Bette dein?“

„„So wohl bedünkt mich das Bette mein,
Als wär' es gewesen ein Blumenbettelein.““

„Höre, Magdalena!
Was dünket dich bei der Ruhe dein?“

„„Die Ruhe mein mir so wohl gefiel,
Als hört' ich das lieblichste Orgelspiel.““

„Vergebung sollst du jetzt empfahn,
Die Sonne scheint auf den Wachholder —
Doch weiche fortan von der Sündenbahn!“
Wohl unter der grünen Linde.

Dann folgen noch ein kleiner Anhang von verwandten dänischen Sagen und sehr schätzbare Erörterungen.

Vermischte Schriften.

1) Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. 3 Theile. Berlin, Duncker und Humblot, 1834.
2) Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel. Herausgegeben von Varnhagen von Ense. 2 Theile. Leipzig, Reichenbach, 1836.

(Schluß.)

Namentlich würde Rahel, um hier nur das Eine näher zu beleuchten, die menschliche Natur in ihrer Ganzheit und ihrem Verhältniß zu Gott, Geist und Natur besser erkannt haben; sie würde keinen Augenblick den Menschen nur als gott- und geistverlassenes Naturwesen angesehen haben und nimmermehr auf den Einfall gekommen seyn, das Verhältniß der Geschlechter wäre wohl durch Aufhebung der Ehe besser zu gestalten. Sie würde vielmehr gefunden haben, daß die menschliche Natur auch in Bezug auf Geschlechtlichkeit nicht bloß die höchste, feinste, vollkommenste thierische, sondern eine ganz andere noch, über die thierische hinausgehende sey; daß z. B. Erziehung, nicht bloß Ernährung der Kinder, Naturtrieb nicht entarteter und unter das Thier hinabgesunkener Menschen, daß jene nur vollkommen von rechten, wahren Eltern, von Vater und Mutter, nicht von dieser allein, wie sie an einem Ort meint, zu besorgen sey, wenn sie freilich oft genug von Eltern, Vätern und Müttern, die aus der Harmonie des geistig-leiblichen Wesens des Menschen gefallen sind, schlecht besorgt wird. Und die Erfahrung lehrt, daß die, im besten Pensionat erzogenen Menschen an echtmenschlicher Bildung denen weit nachstehen, die in irgend einer, nur irgend ihrer Idee sich annähernden Familie groß geworden sind. Nur im Familienleben, ohne Ehe nicht denkbar, ist wahre Erziehung möglich, nicht in öffentlichen Anstalten, wie freilich auch Fichte wollte. Soll Vervollkommnung der Menschen und ihrer Zustände möglich seyn, so ist sie es nur durch Erziehung, und gedeihliche Frucht kann diese nur in der Familie tragen. Darum kommt Alles darauf an, das Familienleben nicht zu vernichten durch Aufhebung der Ehe, sondern zu veredeln durch Beibehaltung und Höherstellung des ehelichen Verhältnisses. Wie die Ehe und ihre Heilighaltung überall als Zeichen höherer sittlicher Kultur zu betrachten ist, wie dagegen ihr Verfall dem der Kultur, des Staats und des Nationallebens vorangeht, so werden Kultur, Staat und Nationalleben auch nur erhalten und vervollkommnet bei Erhaltung und durch Vervollkommnung der Ehe. — Nicht haltbarer sind Rahels, wenn auch noch so geistreiche und wohlgemeinte Aeußerungen gegen das Behaupten der Nationalitäten. Nationen sind nur höhere Individuen, und wie diese sich einem höheren Gesetz unterzuordnen und gleichwohl eben dadurch das Recht haben, sich neben einander zu behaupten, so auch die Völkerindividuen. Hätte Gott Kalmückengleichheit und Ununterscheidbarkeit gewollt, so hätte er nur Kalmücken werden lassen. Da er aber Völkerunterschiede hat werden lassen, damit eine schöne Mannichfaltigkeit des Menschenlebens möglich werde, so sind die Völker berechtigt und verpflichtet, ihre Eigenthümlichkeit zu behaupten, aber auch die anderer Völker zu ehren. Wo aber ein Volk das andere in seiner Eigenthümlichkeit kränken will, da werde es, nach wie vor, in seine Schranken zurückgewiesen. Das gekränkte Volk hat dann die Pflicht, eher sein Daseyn, als seine Eigenthümlichkeit aufs Spiel zu setzen. Doch werde es bei Völkerduellen, wie bei andern gehalten; man versuche immerhin erst friedlichen Vergleich durch einen Obmann oder durch Repräsentanten eines Völkerbundes.

Dr. W. B. Mönnich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 50.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 28. Februar 1837.

Im weiten Kreise blizt das Schwert,
Auslangt der lange Spieß:
Blut dürstete das breite Schwert,
Blut trank der lange Spieß.
Der floh zum Strauch, der floh zum Hain,
Vorm hellen Sonnenlicht:
Viel sprangen in den See hinein
Und dursteten doch nicht.

Bodmer.
Nach Veit Weber.

Die burgundischen Schlachtfelder.

(Beschluß.)

So weit war es also gekommen! Die ganze Stellung des Feindes hatten die Eidgenossen bereits tournirt und in ihrer Gewalt; an ein Standhalten der Armee war durchaus nicht mehr zu denken, und nur an Einer Stelle ging es noch hart her, nämlich um den Herzog, den die tapfern englischen Hilfstruppen und seine Leibwachen vertheidigten und allen Andrang der Schweizer abwehrten, so gewaltig diese auch anstürmten. Bald verloren aber die Engländer ihr tapferes Haupt, den Herzog von Sommerset, wodurch den Seinigen der Muth sank. Immer größer und unentwirrbarer ward die Unordnung, Reiter und Fußknechte drängten und traten sich untereinander und behandelten sich bald feindlich, um nur fortzukommen, zumal sie sich durch Vaterland und Sprache ganz fremd waren: Engländer und Lombarden, Niederländer und Savoyer, wie konnten sie stehen gegen das eine anstürmende, durch Vaterlandsliebe hochbegeisterte Volk der Eidgenossen, deren Riesenkraft überdies noch durch die Aussicht auf den nahen Sieg und die nahe Beute von Neuem angespornt war.

Nur einen Augenblick hatte es übel um die Schweizer gestanden; denn als Herzog Karl und die Seinigen noch voll Kraft, Muth und Ungestüm waren, drangen sie mitten in die eidgenossischen Reihen, so daß die burgundische Fahne dicht bei der schweizerischen wehte. Da aber stürmte Waldmann herbei, die Gefahr der Seinigen erkennend, und rief ihnen mit seiner furchtbaren Stimme zu: „Eidgenossen! sterben wir als freie Männer! wer unter uns möchte noch als Besiegter leben?“ Mit diesen Worten stürzt er selbst mit Ungestüm in die feindlichen Reihen, treibt sie wie ein großer eiserner Keil auseinander und öffnet dadurch den Seinigen eine Straße; Alles weicht vor dem Löwen zurück, so dringt er bis zur burgundischen Fahne und führt, sein großes Schwert in beiden Händen, einen so mächtigen Streich darauf, daß sie sank und sich nicht mehr erhob. Unaufhaltsam und in immer breiteren Reihen drangen nun die Eidgenossen vorwärts und mähten wie Schnitter die blutige Saat; immer näher kamen sie dem Herzog, der nun wohl einsah, daß Alles verloren und seines Bleibens nicht mehr sey. Er glich dem großen Mast eines sturmbewegten Schiffes, um den das losgerissene Tau- und Segelwerk herumflattert, sich stößt und immer mehr bei des Windes Toben verwickelt; fällt aber der Mast, so reißt er Alles mit sich nieder in die Wellen, in die er stürzt, und die schäumend über ihm zusammenschlagen. So lange des Herzogs hoher Helmbusch noch zu sehen war, drängten sich Burgunder und Fremde um ihn, so daß sein Pferd sich kaum bewegen konnte. Manchmal

gelang es ihm auch, durch mächtigen Ruf die Seinigen wieder für einen Augenblick zum Stehen zu bringen, besonders als er ihnen das furchtbare Wort zurief: „Ihr habt zu wählen: vor euch der Feind, hinter euch der See, Flucht ist unmöglich.“ In diesem Augenblick erschien aber der Herzog Renatus von Lothringen auf der nahen, so eben mit Sturm erstiegenen Anhöhe, und gleich darauf wüthete das genommene burgundische Geschütz in den Reihen des Fußvolks, ja einige Kugeln schlugen dicht bei Karln ein und rissen seine Getreusten nieder. Da verlor er alle Hoffnung, spornte sein mächtiges, fast wüthend gewordenes Roß, sprengte mit ihm in den See, und kräftiger als die andern Pferde, trug es ihn schwimmend hindurch auf's andere Ufer, wo er fast allein ankam, denn von der ganzen Reiterei, besonders von den zweitausend lombardischen Kürassiren, die ihm gefolgt waren, hatten sich nur dreißig mit ihm gerettet. Die Uebrigen versanken im See.

In furchtbarer Stimmung, todtenbleich und stumm ritt er Tag und Nacht bis nach Lausanne. Nach seiner Flucht von der Wahlstatt ward dort das Schlachten immer ärger, denn die Eidgenossen, gewitzigt durch ihren bei Grandson begangenen Fehler, schonten kein Leben. Bis gen Avenches hin lagen die burgundischen Leichen; ihrer mochten ungefähr fünfzehntausend seyn, und mehrere tausend Lombarden waren im See umgekommen. Auch der savoyische Graf Romont war mit den Seinigen geflohen, sein Korps aber erreichten gleichfalls die Eidgenossen und tödteten die Meisten. Nur wenige Tausende entkamen von dem mächtigen burgundischen Heer, das am Morgen noch bei sechzigtausend Mann stark gewesen war. Die Flüchtlinge zerstreuten sich in den nahen und fernen Ländern, besonders in Hochburgund, dem savoyischen Waadtland, und die Italiener retteten sich durch Wallis über den großen St. Bernhard nach Piemont und dann weiter in ihr lombardisches Vaterland. Ihrer aber waren nur Wenige.

Diesmal dachten die Eidgenossen nicht eher an's Beutemachen, als bis vom Feind Alles vernichtet war, was sie nur hatten erreichen können. Die Beute war jedoch nicht so reich als bei Grandson. Als man damit im Reinen war, dachte man auch an das Begraben der Todten. Viel später, als die Fäulniß gewirkt hatte, sammelten die Eidgenossen die Gebeine aus den Gräben in ein Beinhaus und setzten die herrliche Inschrift darauf: „D.O.M. Caroli, inclyti et fortissimi Burgundiae ducis exercitus, Moratum obsidens, ab Helvetiis caesus, hoc sui monumentum reliquit. A. D. MCCCCLXXVI.“ Damals schon waren die Berner nahe daran, das Waadtland von Savoyen zu erobern, denn gleich nach der Schlacht bewogen sie zwölftausend Züricher, Freiburger und Solothurner, ihnen bei dieser Expedition zu helfen und — die reiche Beute mit ihnen zu theilen. Kaum aber waren sie bis zu dem nahen Moudon vorgedrungen, so kamen ihnen Genfer und savoyische Gesandte mit Friedensanträgen entgegen. Die Berner und Eidgenossen würden sich jedoch nicht darauf eingelassen haben, wenn nicht ein französischer Gesandter den Antrag kräftig unterstützt und seine Vermittlung angeboten hätte. So kam denn ein Vertrag zu Stande. Genf mußte ein Bedeutendes an Geld zahlen, noch mehr aber Savoyen, nämlich sämmtliche Kriegskosten und Erstattung alles an deutschen und eidgenossischen Kaufleuten verübten Raubes; außerdem mußte Savoyen seine meisten Städte in der Nähe des Jura der Eidgenossenschaft abtreten, die sie dann Bern und Freiburg überließ. In allen Städten Süddeutschlands und der Schweiz war Jubel über den Sieg bei Murten, und nicht wenig freute sich darüber König Ludwig XI. von Frankreich, denn sein gefährlichster Nachbar lag nun darnieder und seine Macht war gebrochen.

Lisardo.

(Fortsetzung.)

Nach wenigen Stunden erhielt Lisardo einen Besuch von dem Fremden, der ihm meldete, daß die Kranke, an deren Wohl er so großen Antheil nehme, sich nicht nur außer Gefahr, sondern sogar bereits auf dem Wege der Genesung befinde. „Die Cholera, fügte er hinzu, hat trotz ihrer malitiösen Natur eine anerkennenswerthe Eigenschaft: sie macht's kurz, im guten wie im bösen Fall.“ Lisardo dankte ihm und hieß ihn neben sich Platz nehmen. „Nun sagt mir, Signor,“ sprach er, „wer Ihr denn eigentlich seyd und was Euch so unvermuthet hieher geführt hat? Ihr seyd mir erschienen, wie die Götter in den alten Mythen aus dem Nebel hervortreten, und ich habe noch gar nicht Zeit gehabt, mich nach Euren Personalien zu erkundigen.“ — „Verzeiht, Herr Gouverneur —“ begann der Gast, aber Lisardo unterbrach ihn mit einem mißtrauischen Blick. „Das bin ich nicht,“ sagte er, „Niemand hat mir diese Würde übertragen.“ — „Nun, so erlaubt,“ sagte der Andere lächelnd, „daß ich Euch Diktator nenne; wer entschiedene Schritte im Felde des Handelns gethan hat, der muß sich wohl auch einen Titel gefallen lassen. Ich komme zwar von Neapel, aber meine Sendung geht ganz allein von mir aus.“ Lisardo betrachtete ihn aufmerksam. „Ich bin,“ sagte der Fremde, „ein deutscher Arzt und befand mich anderer Angelegenheiten wegen in Rom, als ich die Kunde vom Ausbruch der Cholera in Neapel erhielt. Eure Erfahrungen berechtigen Euch zum Erstaunen, wenn ich Euch sage, daß ich

bloß aus diesem Grunde die Reise nach dem südlichen Italien unternahm; eine wissenschaftliche Neugierde, oder wie Ihr es heißen wollt, mag aber dem Drange, hülfreich zu werden, so ziemlich die Wage gehalten haben." — „Sind alle deutschen Aerzte so?" fragte Lisardo mit einem scharfen Tone. „Ich kenne sie nicht alle Mann für Mann," erwiderte der Andere, „doch kann ich Euch mindestens hundert aufzählen, die ich, durch persönliche Bekanntschaft berechtigt, zu meinem Schlag und noch zu einem höheren rechnen darf." — „Gut, und wie ging es Euch in Neapel?" fragte der Regent. „Laßt mich kurz darüber hinweggehen," versetzte der Deutsche; „die Kollegen, an die ich mich wandte, hatten außer dem gewöhnlichen Brodneid noch eine besondere Feindschaft gegen mich, weil ich ihrer Meinung nach meine Haut tollkühn zu Markte trug; denn meine einfache Absicht war, meine Studien recht gründlich in der Nähe zu machen. Da sie nun fürchteten, mein Beispiel möchte einen gewissen Zwang für sie herbeiführen, so standen sie nicht lange an, mir mancherlei Hindernisse in den Weg zu legen, die mich sehr belästigten. Die Polizei wußte mich in meiner Eigenschaft als Fremder vielfach zu quälen, und als ich vollends erfuhr, daß der Militärarzt Domenico Dara wegen einer glänzenden Kur, aus Furcht, er möchte die Cholera unter den Soldaten verbreiten, zu zwanzigtägigem Arrest verurtheilt wurde, sah ich mich nach einem Entschluß um. Die Nachricht von der Revolution in Salerno, wie man das Ereigniß allgemein betitelte, führte denselben herbei, und obgleich ich gerne noch gewartet hätte, ob den Soldaten nicht etwa die Cholera förmlich bei Strafe des Füsilirens verboten würde, wollte ich doch nicht länger zögern, packte deßhalb meine Siebensachen zusammen und ging unter Segel hieher; denn, dachte ich, mit Eurem gütigen Wohlnehmen, neue Besen kehren scharf, und so habe ich's denn auch gefunden."

„Ich bin Euch für Eure freundliche Meinung von uns verpflichtet," sagte Lisardo; „wollt Ihr mich aber nicht näher belehren, wie man von unserer sogenannten Revolution in Neapel sprach? Ich habe Euch dahin kennen gelernt, daß ich Euch wohl bekennen darf, wie ich mit der Regierung stehe: ich habe auf meine regelmäßigen Berichte noch keine Sylbe zur Antwort erhalten, und regiere unterdessen in Gottes Namen so fort." — „Damit füllt Ihr auch die Bedeutung eines Diktators vollkommen aus," entgegnete der Deutsche, „und erweist dadurch den Herren in Neapel den größten Dienst. Ich kann Euch aus zuverlässigen Quellen über Euer Verhältniß zu der Regierung reinen Wein einschenken. Euer erster Bericht über die hiesige Katastrophe erregte eine nicht eben sehr günstige Sensation, und man dachte bereits darauf, Truppen hieher zu senden; dann machte sich aber die Ansicht geltend, besagte Garnison könnte von hier die Cholera zurückbringen, welche zwar freilich dazumal schon stark in Neapel grassirte. Diesem glücklichen Umstande habt Ihr's zu danken, daß die Sache nicht eine ganz böse Wendung genommen hat. Die vernünftigsten Stimmen gaben zuletzt den Ausschlag, und es wurde ein Beschluß gefaßt, der echter Staatsmänner würdig war, nämlich Euch vorerst den neuen Teig auf gut Glück kneten zu lassen, und je nachdem er ausfiele, das Verfahren gegen Euch einzurichten. Wie es damit werden wird, könnt Ihr Euch ohne Mühe selbst prognosticiren, und ich brauche nicht erst hinzuzufügen, daß Eure weitern Berichte mit gehörigem Respekt aufgenommen worden sind." — „Ihr habt mich durch Eure Mittheilungen sehr verbunden," sagte Lisardo, indem er ihm die Hand schüttelte, „und so erlaubt mir, daß ich Euch willkommen heiße. Ein Mann wie Ihr ist eine hülfreiche Erscheinung für unsere verlassene Stadt. Aber sagt mir doch, werther Freund, ich kann's noch immer nicht begreifen: diese Krankheit war ein ehrenvolles Schlachtfeld für unsere Aerzte, das sie schmählich verlassen haben, diese Abkömmlinge der alten Weltbeherrscher. Hier war reiche Gelegenheit, das Beispiel eines Decius, eines Curtius wieder aufzufrischen, und sie sind schmachvoll geflohen, den Ruhm einem Fremden, einem Germanen zur Beute lassend." — „Die Zeiten wechseln," erwiderte der Deutsche aufstehend, und entfernte sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Brand und Nordlicht.

Da hat ein Nordlicht jüngst geglühet,
Und morgenroth die Nacht behaucht,
Als ob die Sonne wär' zersprühet,
Bevor sie sich in's Meer getaucht.

Die Leute liefen rings zusammen
Und rüttelten die Glocken wach,
Als ständ' ihr halbes Land in Flammen,
Als gält' es bald ihr eignes Dach.

Ein andermal vor wenig Jahren
Da ward die Nacht auch mächtig hell;
Vom ersten Schlaf emporgefahren,
Lief alles Volk in Hast zur Stell'.

Und staunend sahen sie das Feuer,
Das zuckend brannt' am Firmament,
Und schrie'n bewundernd: „Ungeheuer!
Das ist's, was man ein Nordlicht nennt!"

Am andern Morgen aber kehrte
Die Kunde jammerweckend ein,
Daß Brand die Nachbarstadt verzehrte,
Und rauchend röste Stein auf Stein.

O blöde Ruh', o toll Gerenne!
Klug eben sind die Menschen nicht:
Wo's licht ist, glauben sie, es brenne,
Wo's brennt, da schrei'n sie gaffend: „Licht!"

Johann Gabriel Seidl.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Beschluß.)

Brief eines Braminen über England.

Man titulirt den König den Großmächtigsten und nennt ihn Herrscher; das hindert aber nicht, daß die Zeitungsschreiber jede seiner Handlungen schmähen und die Künstler ihn in Zerrbildern darstellen. Die Krone ist das Emblem seiner Würde; und wie hat man es öffentlich ausgehängt? unter dem Unterrocke der Königin. Kurz und gut, von den vielen mir unbegreiflichen Dingen ist mir das das unbegreiflichste, warum er der Großmächtige und der Herrscher heißt; denn nicht er beherrscht den großen Haufen, der große Haufe beherrscht ihn. Auch weiß ich schlechterdings nicht zu sagen, noch hat mir zur Zeit irgendwer deutlich machen können, was man hier unter dem Volke versteht. Die Lords sind nicht das Volk, die Herren im Hause der Gemeinen sind nicht das Volk, die Kaufleute sind nicht das Volk, die Armee und die Flotte sind nicht das Volk, die Geistlichkeit und die Universitäten sind nicht das Volk, wer reich ist, gehört nicht zum Volke; gleichwohl werden König und Minister bloß um des Volkes willen geschmäht. Nun, wer ist denn das Volk? — Ich sah vor Kurzem einen großen Haufen Steine werfen und todte Hunde und todte Katzen, und dabei zischte der große Haufe ganz ungeheuer. Mein zufälliger Nachbar sagte mir, das sey das Volk. Ich bin geneigt, ihm zu glauben, denn der große Haufe bestand sichtbar nur aus armen Leuten, und wer Vermögen besizt, gehört bemerktermaßen nicht zum Volke. Als ich die großartigen Palläste und die großartigern Hospitäler, die stolzen Schiffe, die riesigen Dampfmaschinen, die schönen Wagen und, mir das Liebste, die herrlichen Rosse zum ersten Male erblickte; als ich sah, daß Alle, denen ich auf der Straße begegnete, in feine wollene Stoffe gekleidet waren, die reizenden Frauen sogar in die lustigen, von tausend Farben schillernden Baumwollenzeuge des Orients, und als mir die Augen schmerzten von dem ewigen Anstaunen der Reichthümer und Schönheiten dieser bewundernswürdigen Nation, da drückte ich die Augen zu und sagte zu meinem Begleiter: wie traurig, daß bei so vielen Segnungen die Menschen hier in beständiger Angst vor Erdbeben leben! — Vor was? vor Erdbeben? rief mein Freund. Selbst das Geräusch eines Erdbebens wird in England selten vernommen, und noch hat keines eine unserer Städte verwüstet. — Nun, wie erklären Sie denn da, versezte ich, das allgemeine ängstliche Aussehen? Auf jedem Gesichte liegt ja Sorge und Angst; ein heiterer Blick ist eine Seltenheit, und wer am meisten Ursache zu haben scheint, sich des Lebens zu freuen, sieht am trübseligsten aus. — Wahr, sehr wahr, erwiderte mein Freund; das ist Folge der tief gewurzelten Idee, daß unter der Regierung des gegenwärtigen Königs Niemand glücklich seyn dürfe, und da, politisch gesprochen, der gegenwärtige König niemals stirbt, so sind die Leute auch fest entschlossen, niemals glücklich zu seyn. — Die öffentlichen Redner, mein theurer Hafid, sind hier Männer von Talent, und das sind auch die hiesigen Journalisten. Beide nähren sich von Ernährung der Unzufriedenheit und vom Vergiften alles dessen, was eine Quelle der Freude und der Lust seyn sollte. Ein Edelmann würde allerdings nicht unter den großen Haufen gehen, um in seiner Gesellschaft mit todten Hunden und todten Katzen zu werfen; aber seine Standesgenossen bewirft er mit dem ekelhaftesten Geifer, und das ist Futter für die Journalisten. Dann loben sie ihn, und ihr Lob freut ihn mehr als sein Park und seine Gärten, als sein Pallast und seine Schäze, denn ihr Lob macht ihn mächtig beim Volke, und es könnte ja keine solche einflußreiche Macht geben, wenn das Volk zufrieden wäre. — Ein anderes Mal besuchte ich das Haus der Lords. Gleich Anfangs verfiel ich hier in einen Irrthum. Ich nahm die Herren auf der Galerie für die Lords und die Lords im Saal für Menschen, die jenen etwas vordeklamirten. Es bedurfte einer ausführlichen Erklärung, ehe ich begreifen konnte, daß die Zänker die Versammlung seyen. Das Parlament mach die Geseze und die Parlamentsmitglieder brechen sie. Ein reicher Mann, von edler Geburt und Parlamentsmitglied erklärte, wenn die Geseze nicht gemacht würden, wie er wolle, so werde er keine Steuern bezahlen. Mir scheint eine solche Erklärung eines Parlamentsmitglieds könnte zu viel Elend führen und vielen Menschen das Leben kosten. Vier Männer zündeten in Bristol einige Häuser an; warum weil die Geseze nicht waren, wie sie dieselben haben wollten. Die vier Männer wurden gehangen; ich sollte meinen, von Rechtswegen. Nun begreife ich nur nicht, warum die Erklärung jenes großen Mannes beim König gar kein Mißvergnügen erregt hat, zumal er ein königlicher Beamter ist. Vielleicht liegt der Grund darin, daß die gehängten Männer dumme, einfältige Männer waren, der Beamte hingegen ein Mann von Geist und Verstand ist. Ich vermuthe das um des in England üblichen Sprichwortes willen, daß es für den Einen minder gefährlich sey, ein Pferd zu stehlen, als für einen Andern, über eine Hecke zu gucken. Ja, das erklärt einen großen Theil der europäischen Geseze, Sitten und Gebräuche. Glaubt mir, lieber Hafid, die englische Nation ist eine bewundernswerthe, aber eine sehr unglückliche, und ich sehne mich zurück nach den Bädern des Ganges und in meine Gärten, dort in der Sonne zu liegen und aller trüben Gedanken quitt zu seyn u. s. w.

W. E.

Auflösung des Räthsels in Nr. 44:

Die Brieftasche.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 17 u. Monatsregister Februar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 17.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 28. Februar 1837.

Berlin, im Januar 1837.

(Fortsetzung.)

Ich fange meine Ketzereien an bei Hildebrandt's „Söhnen Eduards IV." Dieß Gemälde fand wohl den allgemeinsten, ungetheiltesten Beifall. Alles bewunderte, war gerührt. Irgend eine abdingende Stimme, wie sie sonst hier so gewöhnlich sind gerade da, wo die Mehrzahl anerkennt, ist mir in diesem Falle gar nicht vorgekommen. Es war nur eine Stimme des Beifalls. Der Salon während seiner ganzen Dauer war Zeuge; gleiche Zeugnisse von andern Orten her sind in diesen Blättern schon abgegeben worden. Niemand kann läugnen, daß diese Anerkennung wohlverdient war, die lebensgleiche Anschaulichkeit des Ganzen, die Anmuth der schlummernden Knaben, der Ausdruck von Gemeinheit, die gleichwohl mit Mitleid kämpft, im Gesicht des vorgebückten Mörders, welcher krampfhaft das Bettkissen, die Kinder zu ersticken gefaßt hat, und die Trauer im Gesicht des Andern, der den Bettvorhang zurückgeschlagen hat und betrachtend steht. Die gegenwärtige Klarheit jedes Theils und die malerische Harmonie des Bildes sind meisterlich vollendet. Hierin kann ich nur mit Allen übereinstimmen. Dagegen ist es vielleicht ganz allein meine Schuld, wenn ich gestehen muß, daß ich in dem Geiste der Darstellung eine vortrefflich ausgebildete Portrait-Phantasie, aber keine historische erkennen kann. Portrait-Phantasie nenne ich, die das Wirkliche möglichst leibhaftig und möglichst schön darstellt. Daseyn und Schönheit verlange ich auch von dem Werke der historischen Phantasie, von ihr aber noch mehr als dies. Sie muß mich nicht nur wirkliche Menschen in schöner Gesammterscheinung erkennen, auch nicht nur, was vorgeht, deutlich einsehen lassen: sie muß mir das Tiefmenschliche, um welches es sich dabei handelt, das volle Moment der Verfassung oder That in die unmittelbare Empfindung, muß es als die gestaltende und beleuchtende Seele des Vorgestellten mir in die Anschauung bringen. Dann ists historische Phantasie, die nicht bloß eine beschauliche Anekdote, sondern einen wesentlichen, sey's positiven, sey's tragischen Lebensgehalt offenbart. Warum ich das in diesem Gemälde nicht finde, kann ich wohl sagen. Ich sehe wohl die anmuthig schlummernden, wahrhaft holdseligen Prinzen. Diese fühle ich; nicht aber eine historische That, nicht eine Bedeutung derselben, welche sie auch seyn soll. Ich verstehe wohl, daß der gemeine Mensch, der über ihnen starrt und zuckt, sie umbringen will; und, ganz bereit, einzuräumen, daß seine Physiognomie sich zu einem so schnöden Werke eignet, der wirkliche Mörder gar wohl so ausgesehen haben kann, so ist doch weder dieses Gesicht, noch die düstere Reue des Andern vermögend, ein Ausdruck von der Schuld Richard's oder von dem Verhängniß zu seyn, dessen Opfer die Königskinder werden. Diese Knechte sind nur prosaisch-wahre Darsteller ihrer eignen That, die, für sich genommen, so wenig historisch ist, als der Dienst des Bettkissens, welches ihr Werkzeug ist, wie sie das des tragischen Mörders. Diese ihre untergeordnete That, die sie allein ausdrücken, ist wahr für den Verstand, schändlich für das Gefühl; aber weder die historische Bedeutung des Moments, noch in sich poetisch. Sie wird es auch nicht durch den Contrast mit den unschuldigen, blühenden Knaben. Denn, wenn ich noch so lebhaft und vollkommen empfinde, daß es etwas Abscheuliches sey, liebliche und fromme Kinder zu erwürgen, so ist diese das natürliche Herz empörende Rührung für das sittliche Gefühl so etwas Ausgemachtes, so ganz Anerkanntes, daß die Vorstellung weder erhaben schön, noch zurückführend auf eine moralische Tiefe seyn kann. Allein zu dieser Empörung kommt es auch nicht vor dem Hildebrandt'schen Bilde. Die Darstellung ist von der Art, daß der Mord nur für den Verstand da ist; für das Gefühl aber nur die Anmuth der verschlungenen, unschuldvollen Schläfer, die Ruhe und Wärme ihres Schlummers, die Weichheit und Pracht ihres Bettes und ihrer Kleider. Nicht nur, wenn ich vom eignen

Gefühl ausging, war das Wohlgefallen an der blühenden, behaglich gebetteten Erscheinung und kindlich-friedlichen Ruhe der Prinzen mir die entschiedene Hauptwirkung des Bildes; auch wenn ich andere Beschauer, wenn ich die umstehenden andächtigen Frauen und Mädchen ansah, las ich in ihren Mienen ein sanftes Behagen seliger Betrachtung, deren Süßigkeit nur eine Teinture von Mitleid hatte. Nur dazu sind die Mörder da, ein Ingredienz der Wehmuth in dies Behagen der Betrachtung zu mischen. Das Leztere aber überwiegt. Und dies ist natürlich. Denn die Ruhe der hingelegten Knaben, die Bequemlichkeit ihrer Lage ist so reich und klar und gefällig motivirt, daß sie zuerst und am stärksten und immer wieder Auge und Empfindung anzieht. Das Bild ist größtentheils Bett; seine damastenen Vorhänge, die nachgiebigen Kissen, die Steppdecke, das rothsammtene Gebetbuch darauf, Purpur und Hermelin, die Krone; an den Knaben die Tricots, Manchester, Stickerei — Alles von der höchsten Wahrheit — breitet sich vorne so rein und blank und räumig aus, daß die Farbengefälligkeit dieser Stoffe und das gegenwärtige Gefühl ihrer Weichheit oder Dichtigkeit oder des Grades ihrer Elastizität nothwendig des Sinnes sich bemächtigt und zusammen die Hauptempfindung eines materiell-angenehmen Zustandes bildet. Eben so wahr sind nun aber auch die Glieder der Schläfer, eben so natürlich die Art, wie sie, einander zugewendet, liegen, wie der Arm des kleinen Blonden um den Nacken des älteren Bruders gelegt ist, eben so gefällig in einem höheren Sinne die Reinheit und Blüthe der Gesichter. Nothwendig vereint sich diese Stimmung holder Ruhe, dies Gefühl zarter Blüthe, mit jener vollkommenen Vorbereitung durch Fülle und Annehmlichkeit des Beiwerks; und so entsteht eine anmuthende Gesammtwirkung für Sinn und Herz, zu der auch der eine der Mordgesellen durch seine unthätig-ernste, theilnehmende Betrachtung hinreichend stimmt. Der andere nun, der in der Anstalt zur That zaudert, contrastirt zwar; je weniger anziehend aber der Affect seines geistlosen Gesichtes ist, um so weniger hat seine Erscheinung die Macht, jenes Wohlgefallen zu stören, welches durch den bildlich größeren und wirksameren Theil der Vorstellung gesichert ist. Sobald das Auge von ihm auf diesen anziehenden Hauptheil der Darstellung zurückkehrt, nimmt es nur in die bedeutender zusagende Betrachtung der holden Lagergenossen das Wissen ihres nahen Todes als einen erhöhenden Reiz des mildgerührten Wohlgefallens mit. Dies ist auch öfter gerühmt worden, daß man das Verletzende, Empörende der Mordthat nicht so fühle. Ich rühme es nicht; weil man in Wahrheit mit dem Morde oder dem Schicksal nicht versöhnt wird, sondern nur nicht recht an ihn denkt, um bei einer sanften Rührung zu bleiben. Demnach muß ich den Hauptwerth dieses Bildes, lieblich beseelte Leibhaftigkeit in Harmonie mit reich entwickelter Stoffdarstellung, einen Portrait-Werth nennen. Für mich geht auch die Stimmung nicht tiefer als bei einem vortrefflich gemalten und dem Gegenstande nach anmuthigen Portrait. Denn was die Beziehung des nahen Todes und die so erhöhte Rührung betrifft, so kann ich in dieser nur das Gegentheil einer poetischen finden, und zwar darum, weil nicht Ernst mit ihr gemacht wird. Würde Ernst damit gemacht, daß hier unschuldige Kinder um ihres Rechtes Willen erwürgt werden, so müßte die Wirkung empörend, tief verletzend seyn. Das wäre zwar an sich auch noch nicht poetisch, aber doch wahr und ernst und etwas Anderes, als den überstimmten Gedanken der Opferung nur zu einer Dosis für den süßen Schmerz der Weichherzigkeit zu machen. Man bringe nicht Shakespeare in Vergleichung. Bei ihm ist es ganz anders. Das will noch wenig sagen, daß bei ihm in der Erzählung die Empörung des Gefühls ihren kräftigsten Ausdruck findet, der im Gemälde durch keinen Zug vertreten ist. Es will aber auch auf der andern Seite für den historischen Werth des Gemäldes wenig sagen, daß in ihm, gemäß der Shakespeare'schen Erzählung die Lieblichkeit der Prinzen, ihr Gebetbuch, und die Gewissens-Rührung der Mörder ausgedrückt ist. Das sind bei Shakespeare Züge, Momente, tief wirksam in einem Zusammenhang von Vorher und Nachher; hier sind sie, mit Einschluß eines reichen, äußerlichen Beiwesens, das ganze Bild und der einzige, gefesselte Moment. Indeß, vergessen wir, daß bei Shakespeare der Mittelpunkt für die Bedeutung dieser einen Scene in einem viel größeren historischen und tragischen Zusammenhang liegt; greifen wir auch nur diese Parthie und ihre specielle Stimmung heraus — wo ist eine innere Aehnlichkeit? — Bei Shakespeare ist das tragische Motiv der That (der nothwendige Untergang einer blutbefleckten Dynastie) und das Motiv des Thäters (der entschlossenste Egoismus, der rücksichtslos diesen Untergang beschleunigt, erweitert, um allein die ganze Ernte von Sünden und Blut zu erben) — es ist bei Shakespeare dieser innere Sinn der That bekannt und durchschaut, und es ist die That selbst geschehen und vollbracht, als erst die Erzählung ihres Vorgangs und die Schilderung der Opfer eintritt. In den Ort selbst, wohin uns diese Schilderung des Prinzenmords versezt, in den Tower, hat Shakespeare schon die Anschauung jenes tragischen Motivs, jener Blutvergeltung und des kalten Frevels, der sie zu vollstrecken sich anmaßt, hineingetragen, schon vorher mit ergreifender Größe hineingemalt. Hier im Tower sehen wir bereits den unglücklichen Clarence seiner und seines Hauses Schuld in tiefem Weh sich erinnern; hier erzählte er jenen furchtbaren Traum seines kranken Gewissens; hier sahen wir ihn der Bosheit jenes kalten Frevlers

seines Bruders, zum Opfer fallen. Daran haben auch die Prinzen selbst in jenen kurzen Scenen, wo sie ihre königliche Natur, ihren Geist so liebenswürdig entwickeln, mit ernstem Sinn und Vorgefühl erinnert. Mit innerem Widerstreben sahen wir sie in den Tower gehen. Wir sahen die unglückliche Mutter der Königskinder, abgesperrt von ihnen durch diese düstern Mauern, die Steine der Mauern anrufen und um Erbarmen flehen. Unmöglich kann man bei Shakespeare dies Gefängniß der Prinzen anders als erfüllt von Schauern des Gerichtes, von fürchterlichen Schatten tief-ernster Betrachtung vor sich sehen; unmöglich kann man bei der Schilderung des Mordes Muße und Stimmung haben, mit voller Stärke der Einbildungskraft auf Damast und Wolle, Flaum und Sammt und Seide, auf sonnenhellem Purpurschimmer, schmiegsamer Zartheit von Gewirk und Maschen, auf Festigkeit und Sauberkeit von Stickerei und Flitter breit und lang auszuruhen. Auf Hildebrandt's Bild muß man diese Dinge sehen, und mit einer Deutlichkeit und Sinnerfüllung sehen, als hätte man sie schon lange mit ungestörtem Interesse betrachtet. Nur mondenlange Seelenruhe des Malers kann solche stoffliche Ausführung zu Stande bringen; und diese Qualität einer sinnlich-heitern, gemüthlich-ungestörten Betrachtung und Reproduction des äußerlichen Daseyns muß auch dem Anschauenden sich mittheilen. Das ist aber keine historische, keine tragische, das ist eine wohlthätige Stimmung, vorzüglich geeignet für ein Portrait. Ich habe bereits anerkannt, daß der Ausdruck von Seele und holder Jugend in den Gestalten und Zügen der Prinzen und im Motiv ihrer Lage etwas Höheres als diese starkherrschende Stoffklarheit und ein unläugbarer Vorzug des Bildes sey. Allein das ist zwar rührend, an sich aber und ohne tiefere Verknüpfung auch kein historisches Moment. Bei Shakespeare wird es dies durch den Zusammenhang. Da sehen wir mit Erschütterung, einmal daß die wuchernden Folgen alter und erneuter Schuld des Hauses, daß die Flüche, welche die alte Königin mit so wunderbarer Energie uns stets gegenwärtig erhält, in ihrem rächenden Verhängniß auch die reinste Unschuld mit dahinraffen; dann sehen wir auch, daß den besonnenen Bösewicht, hell's black intelligencer, nichts Menschliches aufhalten kann, nicht Gegner, Haß, Verachtung, nicht Gesetz, Natur, Gewissen, auch nicht die Unschuld und Schönheit, die in diesen Prinzen die rührenden Gefäße ihres unglücklichen Erbtheils, ihres Thronrechtes sind. Und indem wir jenes Verhängniß sich vollenden, und diesen Höllenhenker, der es vollstreckt, zu seinem Ziel gelangen sehen, wird an ihm die Wahrheit, daß es nicht Menschen, sondern Geister sind, die allein, aber auch sicher, den Teufel besiegen, zur historischen Erscheinung. Und unter diesen Geistern sind sichtbar auch die der unschuldig geopferten Prinzen, die bei Leben keine Macht hatten. So sind sie einbegriffen in das tragische Schauspiel furchtbarer Vergeltung und historischer Gerechtigkeit. In ihrer lieblichen Erscheinung allein, in ihrem friedlichen, brüderlichen Schlummer sind sie eben nur ein anmuthiges Familienbild. Der Mörder dabei, dieses bloß gemeine Werkzeug, kann, wie gesagt, die historische Macht nicht darstellen, kann nur durch Mitleid das Herzensbehagen reizen und erweichen. Das ist nicht Shakespeare'sche, das ist Iffland'sche Poesie. Bei diesem hat man eben solche Familiengemälde, auch idyllisch ausgestattet mit häuslicher Wärme und Mobiliarklarheit, auch durch Erscheinung von Kindlichkeit, Naivetät, Güte das Herz rührend; und auch er pflegt diese Wärme und Rührung zu erhöhen, indem er sie von schlechten Menschen stören läßt. — Aus diesen Gründen kann ich das Bild nicht für ein historisches erkennen, bin aber eben so vollkommen als irgend Jemand von der meisterhaften Zeichnung und Farbentechnik des Werkes überzeugt, die über mein Lob gleich sehr, wie der Geist des Künstlers über meinen Tadel, erhaben ist. — Meiner Wenigkeit Polemik geht ja nicht gegen die Künstler; sie richtet sich gegen den Durchschnitt Derjenigen, die, berufen, die Kunst zu unterstützen, Alles gethan zu haben glauben, wenn sie Portraits und Cabinetsstücke bestellen. Daraus folgt der Mangel des historischen Styls von selbst.

Davon nun macht Bendemann's Jeremias eine Ausnahme. Das ist einmal eine großartige Aufgabe; zugleich Zeugniß von Beruf und Streben des jungen Künstlers zum edeln, ernsten Styl. Ich will nicht wiederholen, was in diesen Blättern schon Andere und ich selbst gerühmt haben. Ich will vielmehr auch hier die negative Seite und zwar darum hervorheben, weil mir's Ernst ist, nachzuweisen, wie auch die besten Leistungen der Gegenwart durch eine mehr lyrische als ausgestaltende Begeisterung verrathen, daß der große Styl noch nicht da ist, den nur Verknüpfung der Kunst mit der öffentlichen Sitte zur Reife bringen kann. Es zeigt sich auch an diesem bedeutenden Gemälde, obgleich die Figur des Propheten, des im tiefen Grame noch starken Gottesmanns, einen grandiosen Sinn — und die im Licht gediegene Gestalt der Alten, die, am Boden sitzend, ihr Haupt in den Armen birgt, ein erhabenes Gefühl offenbart. Was zur Vollendung in historischem Geiste fehlt, ist, meine ich, Folgendes. Man sieht nur die Niederlage; nicht aber die Größe und den Sinn Dessen, was erlegen ist. Die Anschauung beschränkt sich so zu sehr auf das Gefühlsmoment, daß ein großes Unglück geschehen sey; und das ist lyrisch, nicht historisch. Zwar bildet die Großartigkeit der Gestalten ein Gegengewicht; sie ersetzt gewissermaßen das Begebenheitslose und Thatlose der Vorstellung durch die Energie des Leidens in seinen Trägern, ersetzt das Isolirte der Empfindung dadurch,

daß man an der edeln Erscheinung der Leidenden sieht, es sey ein bedeutendes Daseyn, welches hier im Staube liegt. Allein diese Großartigkeit ist nicht genug durchgeführt. Sie ist da, im Propheten. Der will und und kann das ganze Gericht ermessen und ausdauern. Sie ist da, in jener Alten, die wie eine Stamm-Mutter aussieht, und die — man fühlt es in ihrem Anblick — sich mit Vollgefühl entschiedenem Gram übergibt. Die andern Figuren sind nicht großartig. Sie gewähren nicht den Eindruck des Untergangs eines bedeutenden, mit einem eigenthümlichen, geschichtlichen Beruf behafteten Volkes, sondern sind einzelne, persönlich Leidende. Die herantretende junge Frau mit dem Kinde ist eine zarte, tiefrührende, aber im Charakter moderne Gestalt. Sie kann nur ihr individuelles Leiden, kann nicht Schuld und Werth, oder Wahn und Stärke der gebrochenen Nation darstellen. Jene, die den Todten forttragen, üben auch nur eine traurige Familienpflicht, die nichts im historischen Sinne Charakteristisches enthält. Und daß zu dem sterbenden Krieger der Knabe hinschleicht, der ihn sachte zu wecken versucht, ist innerhalb eines individuellen Verhältnisses ein noch individuelleres, leises, für die große Tragödie zufälliges Motiv. Der Künstler kann sich mehr dabei gedacht haben, als es unmittelbar ausspricht. Aber eben dies Andeuten des Allgemeinsten in leisen, gleichsam beispielenden Motiven macht den lyrischen Charakter; während der historische im vollen Herausgestalten der Ursachen besteht. Soll Jerusalems Untergang erscheinen, so mußte mehr von dem Unglauben, der das Gericht nicht sah, von dem Kampfe, der ihm widerstreben wollte, von Sitte, Macht und Sinn des Volkes in die Darstellung aufgenommen und ihre Haltung dramatischer werden. Dasselbe gilt vom Beiwerk. Es ist dessen keineswegs zu viel. In der Unterordnung desselben und in seiner Ausführung zeigt sich eine Bescheidenheit, die im Ganzen Mäßigung, im Detail Sorgfalt übt. Allein dies Beiwerk ist doch zu wenig charakteristisch; das Material vortrefflich wahr; aber die Form nicht bedeutsam. Man erhält keine Vorstellung von Dem, was diese Trümmer bildeten, ehe sie fielen, noch von der Art, wie sie hingeworfen wurden. Dies wäre möglich und wäre günstig; denn es gäbe eine Anschauung des Vorganges und eine bestimmte Empfindung der Größe, die gestürzt worden. So reducirt sich das Ganze zu sehr auf coordinirten Ausdruck von Gebeugtheit, Kummer, Tod. — Es zeigt mir demnach dies Gemälde einen hoffnungsvollen Beruf für das Großartige, einen schönen Ansatz zum historischen Styl; aber eine zu lyrische Anlage, die den Gegenstand nicht erschöpfen kann, indem sie statt der Geschichte, die das Gefühl erzeugen soll, fast nur das Gefühl selber malt. Allein nicht über Dies; über Jenes, über die erhabenen Züge der Conception wundere ich mich, wie sie der Künstler aus bloß persönlicher Begeisterung dennoch zu erzeugen vermochte. Es ist viel vom Einzelnen; mehr, als wir zu erwarten berechtigt waren. Denn Vollendung in diesem Styl war niemals noch die Sache des Einzelnen, wird nie erreicht, wenn nicht große Uebungen, gehoben durch öffentliche Bestimmung, gestärkt durch das Gefühl allgemeinen Werthes der Darstellungen und geleitet durch die Rücksicht, eine in der Mitwelt vorhandene Begeisterung zu vertreten, dem Talent eine Schule, der Liebe einen fruchtbaren Boden und der Subjectivität ein natürliches Regulativ bereiten.

(Die Fortsetzung folgt später.)

Nachrichten vom Januar.

Bauwerke.

St. Petersburg, 17. December. Am 9. fand hier die Eröffnung des großen steinernen Theaters statt, das eine totale Umgestaltung erhalten hat, so daß nur die äußern Mauern unverändert blieben. Es wurde im J. 1783 von Tischbein erbaut, 1802 und 1817 restaurirt und jezt von dem jungen Architekten Cavos vollständig umgebaut. Das Ganze ist nach allen Richtungen bedeutend erweitert und steht jezt wohl keinem Theater in der Welt an Größe nach. Außer der Kaiserlichen großen Loge und den Privatlogen der Kaiserlichen Familie enthält es für das Publikum 16 Logen ersten Ranges, 28 Logen in dem Bel-Etage, eben so viel im ersten, zweiten und dritten Rang, 2 Gallerien, und im fünften Rang ein Amphitheater und ein Paradies. Im Parterre befinden sich 438 Lehnstühle in 18 Reihen, und hinter den Lehnstühlen abzutheilende Pläze. Bei der Umbauung des Saales sind alle Geseze der Akustik beobachtet worden, so daß man jezt überall gut hören kann. Die Ausschmückung ist prächtig und geschmackvoll.

London. In Liverpool soll ein Concertsaal für 50,000 Pf. Sterling gebaut werden; 20,000 sind bereits aufgebracht.

Das Athenäum vom 31. December enthält die Beschreibung der Brücke, auf welcher die Eisenbahn bei Dutton in Cheshire über das Weaverthal läuft, und die jezt fast vollendet ist. Sie ist im gothischen Geschmack von rothem Sandstein gebaut und besteht aus zwanzig Bogen von 60 Fuß Spannung und 60 Fuß Höhe. Die Brustmauer wird diese Höhe noch um 12 Fuß vermehren. Die Totallänge beträgt 1400 Fuß und es gehören 700,000 Kubikfuß Steine dazu. In weniger als 18 Monaten von der Zeit des Anfangs des Baues wird sie vollendet seyn und die Kosten bedeutend unter der Veranschlagung (50,000 Pf.) bleiben.

Paris, 10. Januar. Die Arbeiten zur Wiederherstellung der franz. Kathedralen gehen mit ungemeiner Behendigkeit vorwärts. Die neue Kathedrale von St. Etienne zu Bourges ist bereits vorwärts gerückt. Der schöne Thurm von St. Cyr in Nevers wird unten ausgebessert. Die Arbeiten zur Ausbesserung der merkwürdigen Kirche zu Issoire (Auvergne) werden mit großem Talent geleitet; das Chor und der Altarraum sind beinahe fertig. Der gegossene Kirchthurm der Kathedrale in Rouen, den Hr. Alavoine angefangen hatte, erhebt sich immer mehr. Die Arbeiten in Chartres lassen eine schnelle und günstige Beendigung hoffen. Die Kuppel, der südliche Thurm der Kathedrale in Angers werden neu erbaut. Auch die Abtei von St. Denys nähert sich der Vollendung; das Hauptschiff und die Seitengänge sind beinahe fertig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Ein und dreißigster Jahrgang.

1 8 3 7.

März.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollona
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1837.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände" enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, rc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, rc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst rc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen rc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt" Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts" für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt" in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts" eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt" bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt." — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Literatur-Blatt.

№ 51.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 1. März 1837.

> Geputztes Volk du, Flitterschau!
> Sie kommen roh, sie kommen rauh,
> In hohem Sprung, in raschem Lauf,
> Sie treten derb und tüchtig auf.
>
> Goethe.

Die Pariser Maskenbälle.

Je länger man in der französischen Hauptstadt verweilt, desto mehr überzeugt man sich von der Wahrheit des so vielfach ausgesprochenen Satzes, daß die Franzosen die beweglichste, sanguinischste und leichtsinnigste Nation der Welt sind, und daß es kein vergeßlicheres, tanzlustigeres Volk auf Erden gibt, als die Pariser. Regelmäßig, wenn der Carneval herankommt, geräth ganz Paris, wie von einer Tarantel gestochen, in eine fieberhafte Aufregung und dreht sich wie ein losgeschnellter Kreisel in wirbelndem Umschwung. Wir athmen gegenwärtig in einer von Lärm, Licht, Freude, Gelächter und Musik erfüllten Atmosphäre. Die Nacht und der Schlaf sind abgeschafft; Krankheit, Elend und Kummer sind bis zu den Iden des März vertagt; *cras seria!* lautet in diesem Augenblick der allgemeine Wahlspruch; die ernsten Dinge, wie die Persil'schen Gesetzvorschläge und der politische Tagesjammer kommen den nächsten Monat wieder an die Reihe; heute, morgen und übermorgen sind attische Nächte und bacchantische Feste in strahlenden Sälen an der Tagesordnung. Alles, was nur noch irgend erträgliche Beine hat, eilt auf die Bälle; man tanzt vor den Barrièren, in den Salons der Chaussée d'Antin, bei Hofe, in den Mansarden, in den Theatern, überall. Fünfzig, sechzig große, geräumige Säle, im Glanze unzähliger Wachskerzen schimmernd und von den Schwingungen eines oft gegen hundert Mann starken Orchesters erzitternd, stehen seit vierzehn Tagen und darüber jeden Abend oder vielmehr die ganze Nacht hindurch dem Schwarm der Tanzliebhaber offen. Fürwahr, wenn diese Tanzwuth drei Monate lang anhielte, so könnte sie sehr bedenkliche Folgen haben; ich glaube, ganz Paris würde an der Auszehrung sterben, und man dürfte auf die Thürme von Notre-Dame eine Trauerfahne pflanzen mit der Inschrift jenes Verses der Hugoschen Orientales: *Elle aimait trop le bal; c'est ce qui l'a tuée.* So oft ich diese tolle, ausgelassene Freude sehe und das satanische Gelächter der Menge sich mit den höllischen Tönen der tausend Orchester des Pariser Carnevals vermählen höre, war es mir immer, als werde das lärmende Getöse von der warnenden, unheimlichen Stimme des *père sournois* in den *petites Danaïdes* überschrien:

> *Amusez-vous,*
> *Tremoussez-vous,*
> *Il n'est pas certain*
> *Que vous vous amusiez demain!*

Die Pariser Maskenbälle beginnen mit dem zwölften Glockenschlage um Mitternacht; diese in der ganzen Welt der Ruhe und dem Schlaf geweihte Stunde ist hier das Signal zu Lärm und Unruhe. So wie die vernünftige

Bevölkerung, die kranken, verheiratheten und gesezten Leute in Paris, welche man heutzutage das „alte Frankreich“ nennt, sich die Schlafmütze fest über's Ohr gezogen und die Bettgardinen hinter sich geschlossen haben, erhebt sich das „junge Frankreich,“ d. h. die Bevölkerung der gesunden, heiraths- und tanzlustigen Junggesellen vom Lager, segnet die Eltern, Geschwister und Penaten und schleicht frohen Muths aus dem Hause, um sich dahin zu begeben, wo die Fiedel ertönt und das Jagdhorn schallt. Nach einer Weile sieht man sie, in wunderlichen Staat gehüllt, in groteske Verkleidungen vermummt, aus den Läden der Kostümverleiher Babin und Sanktus herauskommen; dann gibts keine Studenten der Medizin oder Jurisprudenz, keine Grisetten und Modistinnen, keine Ladendiener und Apothekergehülfen, keine Offiziere und Civilpersonen, keine Diplomaten und Künstler mehr, sondern in dem noch wachenden, lebendigen Paris sieht man um diese Stunde nur Cadet Buteur's und Postillone von Longjumeau, Kärner und Tyroler, Robert Macaire's und Bertrand's, Pierrots und Pierretten, Harlekins und Polichinelles, Matrosen und Matrosenweiber, algierische Piraten und griechische Seeräuber, neapolitanische Fischer und spanische Banditen, Türken und Hidalgo's, Rosenmädchen und nassauische Besenhändlerinnen.

In einem solchen Augenblick muß man Paris sehen, da ist es auf seiner rechten Höhe. Diese eilen in die Variétés oder in's Palais-royal, jene nach dem Ball im Saal Ventadour oder in der Rue neuve Vivienne; Jeder geht seiner Laune, seinen Gewohnheiten, seinem Geschmacke nach. Die Majorität liebt die bacchischen Tänze mit fliegendem, aufgelöstem Haar, wobei man sich alle möglichen Freiheiten gestatten darf; die kleinere Anzahl zieht den anständigen Tanz vor, wobei man Gott, die Moral, die Menschen und die Obrigkeit fürchtet. Die Ruhestörer meiden die Orte, wo die Polizei wachsam, mürrisch, verdrießlich ist und Jeden, der Händel sucht, in den Saal Saint Martin schickt; die Liebhaber des Chahut und Cancan besuchen vorzugsweise die Bälle, wo die Wächter des öffentlichen Anstands nachsichtig, gutmüthig, geduldig sind und mit sich sprechen lassen. Einige gehen zu Jullien, weil er Orgelton und Glockenklang in seine Quadrillen mischt, Andere tragen ihr Geld zu Beaudouin, der sein Orchester mit Artilleriesalven begleiten läßt, noch Andere tanzen am liebsten bei Musard nach Peitschengeknall und dem Gekrach berstender Stühle.

Während des Carnevals meint man wahrhaftig, die Parteien des römischen Cirkus seyen in Paris wieder aufgelebt. In Rom zogen sie die Schwerter und tränkten den Boden mit Blut, in Paris versammelt sich jede Faktion unter dem Oberbefehl ihres Anführers Musard, Jullien oder Beaudouin zum Contretanz, Walzer oder Galopp.

Nichts Ueberraschenderes, als der Moment, wenn die Thüren eines Ballsaals geöffnet werden und die Menge sich in den innern Raum hineindrängt; die schäumenden Wogen eines reißenden Stroms können sich nicht mit größerem Ungestüm durch die aufgezogenen Schleusen stürzen. In einem Nu ist das wilde Heer der Carnevalsgäste Meister des Terrains und tollt wie besessen im ganzen Hause herum. Das Hohngelächter von tausend neckischen Kobolden schallt wider die Decke, und wenn man von einer Loge herab in den Saal sieht, glaubt man ein lebendiges Kaleidoscop vor Augen zu haben. Noch tanzt diese ungeduldige Menge nicht, sondern treibt sich bloß in chaotischem Wirrwarr durcheinander, schreit, schlägt mit Händen und Füßen um sich, kugelt sich auf dem Boden herum und macht die possierlichsten Bocksprünge. Endlich beginnt die Musik, man schickt sich zum Tanze an, aber der Lärm dauert fort und die gellenden Töne des Jagdhorns und die donnernden Schläge der türkischen Trommel vermögen allein, einige Harmonie in dieses übermäßige Getöse zu bringen.

Da man im Palais-royal, in den Variétés, im Theater Ventadour, so wie an allen andern Orten die ganze Nacht hindurch tobt und tanzt, so haben wir einstweilen Muße, in die große Oper zu gehen, auf deren Maskenbällen gar nicht getanzt wird. Wir verfahren so stufenweise, und können, wenn wir die Nacht aufbleiben und durchmachen wollen, unser Vergnügen von der ledernsten Langeweile bis zum ausgelassensten Freudentaumel steigern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lisardo.

(Fortsetzung.)

Lisardo hatte das rechte Wort genannt. So scheel der deutsche Arzt Anfangs seines in Verachtung gekommenen Standes wegen angesehen wurde, so großes Vertrauen errang er sich in kurzer Zeit durch seine, den Salernern kaum begreifliche Unbefangenheit im Krankenbesuch, durch seine Sicherheit, sein ruhiges Selbstbewußtseyn, und, was Alles dieses rechtfertigte, durch die bedeutenden Folgen seines Wirkens. Wenn auch die Cholera, die sich nicht weiter steigern konnte, natürlichen Gesetzen zufolge in's Abnehmen gerieth — denn eine ansteckende Krankheit hat mit jedem individuellen Organismus die Aehnlichkeit, daß sie ein Wachsthum und eine Periode vollendeter Kraft hat, dann aber, beim einzelnen Auftreten wie in ihrem allgemeinen, jahrhundertlangen Daseyn sich allmählig wieder verzehrt — so war in ganz Salerno doch nur Eine Stimme, daß der blonde

stattliche Fremdling dem weichenden Feind mit seinen gründlichen Kenntnissen, seinen reichen Erfahrungen noch wacker zusetze und ihn Schritt für Schritt mit Macht aus den Mauern hinaus befördere; selbst sein verdrängter Nebenbuhler, der alte Lorenzo, gestand ohne Neid, seit der deutsche Arzt angelangt sey, habe die Krankenpflege und Heilmethode ein ganz anderes Gesicht bekommen. Das Volk, das nach seiner Weise Bewunderung und Witz durch einander mengte, pflegte ihn den korpulenten Engel zu nennen. Lisardo mußte ihn oft verwundert betrachten und konnte sich's kaum erklären, wie er, ein Hauptschauspieler in der Tragödie des Erdenlebens, sich seine frische Heiterkeit so unverwüstlich zu erhalten vermochte; er hätte an seiner Menschlichkeit gezweifelt, wenn nicht rührende Züge von Mitgefühl und Erbarmen, immer in derselben gleichmüthigen und fast herzlos scheinenden Manier geäußert, ihn davon überzeugt hätten. Nebenher verlebte er genußreiche Stunden in seiner Unterhaltung, welche die farbigen Lichter des geistreichsten Humors über der Tiefe einer wohlbegründeten Bildung aufsteckte.

Octavia hatte, längst wieder hergestellt, auf den gemessenen Befehl des Arztes das Krankenhaus verlassen und jene Villa am Meere, einen Theil der reichen Hinterlassenschaft ihres Oheims, bezogen. Lisardo hatte sie seit ihrer Genesung nicht mehr gesehen.

Mehrere Monate waren verflossen, der Deutsche hatte Salerno verlassen und Lisardo konnte seinen Schlußbericht in die Residenz schicken, worin er meldete, daß die Krisis vorüber, die Cholera verschwunden sey, und daß er, da demnach sein Amt zu Ende sey, um Einsetzung einer definitiven Regierung bitte. Er hatte eine kurze Rechenschaft über seine Amtsführung beigelegt, aber, so sehr er sich auch gestehen mußte, daß es eine schickliche Formlichkeit sey, um keinen Preis konnte er sich zu einer Entschuldigung wegen der eigenmächtigen Uebernahme des Amts entschließen. Die Flüchtlinge kehrten nach und nach zurück. Die widrigen Abenteuer, die gewaltthätigen Mißhandlungen, die sie durch Sperre und Quarantaine, besonders in Sicilien erlitten hatten, wo man die Furcht vor der Ansteckung so weit trieb, ihnen ihre Schiffe sammt der Ladung geradezu zu verbrennen, alle diese bittern Erfahrungen konnten sie mit dem, was in ihrer Abwesenheit zu Hause vorgefallen war, wohl versöhnen. Aber es gab noch vieles zu ordnen und zu schlichten; mit der allgemeinen Noth war auch eine mächtige Schranke verschwunden, das Band, das sie um die Menschen geschlungen hatte, war gelöst, Jeder trat wieder eigensüchtig in seine Stelle zurück; Händel und Processe brachen aus, und vor allen wälzte sich eine Fluth von Erbschaftsstreitigkeiten über den milden Diktator, dessen Tribunale, mit der Ehre zufrieden, die Last der Geschäfte auf dem Oberhaupte liegen ließen. Hier hatte nun Lisardo freilich hinreichende Gelegenheit, die Menschen in dem Lichte wieder zu sehen, in welchem sie ihm eine feindselige Laune vordem gezeigt hatte. „Sie bleiben die Alten,“ sagte er; „von den Cypressen, die auf den Gräbern der Ihrigen wachsen, schneiden sie Ruthen, um einander zu geißeln.“ Er fühlte, daß das Großartige, was sein Amt in jenen Tagen der Gefahr und Verzweiflung gehabt hatte, verschwunden war; mit bitterm Scherze sprach er zu sich: „Ich hätte nicht geglaubt, daß ich so ein recht normaler Aktenmensch werden könnte. Und wäre ich nur ganz normal; aber ich fühle, daß mein Ansehen wankt. Eine provisorische Regierung, eine Diktatur taugt nur für Kriegs- und Pestzeiten; im Frieden kann sich der überlegenste Geist nicht halten ohne Legitimität. Jetzt habe ich lange genug Schildwache gestanden, und wünsche sehnlich abgelöst zu werden.“

Er fühlte sich immer mehr verödet. Niemand war um ihn, als sein unentbehrlicher Lorenzo. Von Octavien war er seltsam getrennt: die übermächtige Aufwallung an ihrem Krankenlager hatte sich nothwendig legen müssen, sobald dem Tode seine Beute entrissen war und die zagende Hoffnung zur ruhigen Gewißheit wurde. Beide waren abgespannt, in unentschiedenen Empfindungen schwankend; halb beschämt standen sie sich gegenüber und zögerten, einander sich zu nähern; der zündende Moment war vorbei, und die rastlose Zeit höhlte bald eine tiefe Kluft zwischen ihnen aus.

Eines Abends, als die böse Stimmung eben schwer auf Lisardo lastete, kamen die ersehnten Depeschen an. Er brach sie voll Erwartung auf, einige Ordenszeichen fielen heraus und zugleich hielt er ein Schreiben in der Hand, das die ehrenvollsten Lobsprüche und — seine Ernennung zum Gouverneur enthielt. Seine Ueberraschung war keine freudige, er hatte diesen Ausgang weder gehofft, noch gewünscht. Er las das Schreiben unmuthig durch: nachdem alle seine bisherigen Schritte gutgeheißen und bestätigt waren, wies man ihn an, sein Amt nunmehr als ein neues und gesetzliches anzutreten, die während der öffentlichen Calamität locker gewesene Verbindung der Provinz mit ihrer Hauptstadt wieder zu befestigen, und stellte ihm die Besetzung sämmtlicher ihm untergebenen Kollegien frei; eine Kommission, hieß es schließlich, werde später nachkommen, um seine Verfügungen an Ort und Stelle in Augenschein zu nehmen. Lisardo lächelte trübselig über die Papiere hin: „so sind die Menschen,“ sagte er; „zum Dank dafür, daß ich mich einer herrenlosen Stadt auf einige Zeit angenommen habe, wollen sie mich jetzt für immer in's Joch spannen. Ist doch Alles wieder im Gleise; jetzt kann Jeder Gouverneur

werden.“ Das Volk theilte die Gesinnung seines Oberherrn nicht. Es brach in einen ungetheilten Jubel aus, als die Nachricht von seiner Bestätigung sich verbreitete. Alle Fenster wurden erleuchtet, und noch am späten Abend zogen die Deputationen der Bürger in Lisardo's Haus, um ihm zu huldigen. Sie wurden aber sämmtlich abgewiesen, mit dem Bedeuten, er sey nicht zu sprechen und es sey noch unentschieden, ob er die angebotene Würde annehmen werde. Octavia war in die Stadt gekommen und pflog eine angelegentliche Berathung mit dem alten Lorenzo, der sofort ihre Aufträge eiligst auszurichten sich bemühte. Die ganze Nacht hindurch war die Stadt in einer geschäftigen Bewegung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Februar.

Der Carneval und die Cholera.

Es gibt zwei Dinge, welche das römische Volk außer sich zu bringen im Stande sind: ein regnichter Oktober und das Verbot des Carnevals. Glücklicherweise trifft Beides nicht oft ein; denn der Oktober ist gewöhnlich ein Wonnemond, der auf diesen Namen mehr Anspruch hat, als meistens der Mai in Deutschland, und wenn nicht etwa ein Pabst stirbt, oder eine Revolution droht, so wird auch der Carneval nicht untersagt. Pabst Leo, seligen Andenkens, hätte den Haß, welchen er sich, verdient oder unverdient, zugezogen, und zu welchem das bekannte Verbot an die Weinschenken, das man durch Trinken an den Cancelli auf eine freilich etwas unbequeme Weise zu umgehen suchte, Anlaß gab, durch nichts so sehr befestigen und allgemein machen können, als durch „morir nel carnovale per esser pianto,“ welches ihm in einem Pasquins-Epigramm als das dritte der großen Uebel angerechnet wurde, die er dem Volke zugefügt: die Tiara angenommen und so lange gelebt zu haben, waren die beiden andern. Im Jahr 1831, als Pius VIII. starb und das Conclave sich etwas lange hinzog, war man wieder wegen des Carnevals in Aengsten; glücklicherweise einigten die Eminenzen sich noch zu rechter Zeit; aber die bösen Bologneser revolutionirten und wollten Seine Heiligkeit absetzen, und da man in Rom selbst Spuren unruhigen Geistes entdeckt haben wollte, untersagte die Regierung Corso und Vermummung, weil sie in dem durch die Maskenfreiheit gewöhnlich veranlaßten Gewirre etwaigen Unordnungen, womit man sich bedroht glaubte, mit dem wenig zahlreichen Militär nicht begegnen zu können fürchtete. Im gegenwärtigen Falle war die Veranlassung verschieden, die Wirkung die nämliche. Pabst Gregor erfreut sich einer guten Gesundheit und denkt nicht an's Sterben, nachdem ein deutscher Arzt seine Kunst auf glänzende Weise an ihm erprobt; Oesterreicher, Franzosen und Schweizer halten Legationen und Mark in Ruhe. Die Verhinderung ist von einer andern Seite her gekommen. In Ober-Italien, Lombardei, Piemont, Genua hatte im verflossenen Jahr die Cholera Verheerungen angerichtet; im Kirchenstaat hatte sie einen vereinzelten Punkt, Ancona, angegriffen, und sich dann plötzlich auf Neapel geworfen, zwar nicht so bösartig, als die dicht zusammengedrängte Masse von beinahe 400,000 Einwohnern und deren Lebensweise hätte vermuthen lassen können, aber doch einige Tausende hinwegraffend und große Furcht verbreitend. Seit Ende Novembers erwartete man jeden Tag der Krankheit im päbstlichen Staate zu begegnen: sie rückte bis an die Grenze, wo Cordons aufgestellt und Contumazen eingerichtet waren, nach Sora, Arpino, Gaeta; bis jezt ist sie nicht weiter gegangen. Der erste Schreck in Rom ließ allmählich nach: von Auswanderung und Flucht nach Toskana war weniger die Rede; im December fanden sich nach und nach die Fremden ein, welche Anfangs ausbleiben zu wollen Miene machten, und je mehr, zur Erheiterung der trostlosen Wirthe, die leeren Gasthöfe und Quartiers garnis sich füllten, desto mehr beruhigten sich die Römer. Vorkehrungen und Maßregeln wurden unterdessen nicht vernachlässigt: Damen vom vornehmsten Stande, Principessen und Marchesa's, gingen von Haus zu Haus, um Beiträge zu sammeln, und bedeutende Summen wurden zusammengebracht, um die im Falle des Auftretens der Seuche nöthig werdenden großen Ausgaben bestreiten zu können. Wir wollen nicht sagen, daß die Vorkehrungen hinreichend seyen: es sind noch unendlich viele Desiderata, aber man hat doch einen Anfang gemacht und wird nicht völlig all' improvviso überfallen werden. Unterdessen kam der Carneval heran, und der bedrängten Zeit ungeachtet hoffte man, er werde stattfinden; aber eines Morgens machten Edicte, die an allen Straßenecken zu lesen waren, jeder Hoffnung ein Ende. Corse dei barberi wurden freilich gestattet, aber keine Masken. Ma cosa è un carnevale senza maschere? Der Eine sagte, man habe das Verbot erlassen, um den gewaltigen Zusammenlauf und die unvermeidlichen Excesse nicht stattfinden zu lassen, und der Cholera keinen Vorwand zu geben, die heilige Stadt heimzusuchen, der Andere, man fürchte den Carneval zu erlauben, während fast alles Militär zum Cordon an der neapolitanischen Grenze verwandt sey. Einige Fromme meinten auch, die Zeit sey zu Bußübungen geeigneter, als zu Vergnügungen. Kurz, die Römer, welche sich, ihres lebhaften Temperaments ungeachtet, leichter fügen als man glauben sollte, kamen um ihr Hauptgaudium und die Scudi, welche der Fasching in Umlauf zu setzen pflegt, und mancher englische Traveller um den Hauptzweck seines Continental-tour. Nachdem die Barberrosse einige Male gerannt, kam der Moccoliabend heran; die Moccoli hatte man nicht verboten: eine seltsame Inconsequenz, weil es gerade an diesem Abend am tollsten zugeht. Aber es scheint beinahe, als habe man darauf gerechnet, das Volk werde zu übler Laune seyn, um sich zu amüsiren, und so war's. Um Ave-Maria sah man hie und da ein brennendes Kerzchen an einem Fenster oder an einem Wagen — mehr eine Satire auf die Moccoli als etwas anders; das Volk ließ sich aber die Satire nicht gefallen. Dichte Haufen durchzogen den Corso, schrieen, zischten, pfiffen so lange, bis jedes Lichtchen verschwand, kletterten an den Eisenstäben der Erdgeschosse hinauf und brauchten Gewalt, wo man sich nicht fügte, machten es selbst in Buden und Cafés dunkel, vertrieben alle Equipagen vom Corso und sahen sich endlich allein gelassen mit dem an den Ecken aufgestellten Militär, welches zulezt die lange, lange Straß fegte. Ernstliche Unordnungen fielen nicht vor: es blie beim Geschrei und Laufen, und die einzige Beute, welch auf dem Kampfplatze gelassen ward, soll eine Menge von Hüten und Mützen gewesen seyn, die im Gedränge verloren gingen. Diese Corpora delicti wurden zum Buon governo geschafft, um Untersuchungen über ihre spektakulirenden Besitzer anzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 6.

Mittwoch, 1. März 1837.

[86]

Grund the Americans etc.

Zur Vermeidung von Collisionen macht die Unterzeichnete bekannt, daß die von

Grund, Francis J., The Americans in their moral, social and political relations,

und zwar von der Hand des sich gegenwärtig in unserer Mitte aufhaltenden Herrn Verfassers besorgte, längst angekündigte, vermehrte und berichtigte Ausgabe in deutscher Uebersetzung demnächst ausgedruckt ist, und in den nächsten Tagen verschickt werden soll. Dieses interessante Werk wird einen Theil unserer Sammlung von

Reisen- und Länderbeschreibungen

bilden, aber auch einzeln zu haben seyn.

Stuttgart, den 15. Februar 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[62] Bei uns erscheint nächstens:

Gallerie
zu
C. Spindlers Werken,

in monatlichen Lieferungen zu 4 Stahlstichen in Octav. Jede Lieferung 12 Gr. oder 48 kr. rhein. Einzelne Blätter 9 Gr. oder 36 kr.

Die höchst interessanten Situationen, welche Spindler in seinen Erzählungen vorführt, von lebendiger Phantasie geistreicher Künstler und vorzüglicher Meister aufgefaßt, gezeichnet, und im Stich ausgeführt zu sehen, muß den vielen Verehrern unsers allgemein beliebten Dichters um so willkommener seyn, da die Blätter dieser Sammlung sowohl den Werken beizubinden, wie auch als Zimmerverzierungen zu verwenden sind.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an.

Stuttgart, im Febr. 1837.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

---

[64]

Neue Musikalien,

im Verlage
der
Hofmusikalien-Handlung
von
ADOLPH NAGEL in HANNOVER.

Auswahl-Tänze für Pfte. Nr. 70—73. Enthält: Walzer von Labitzki. à 6 Gr.

Bergmannslied: „Armen Bergmanns Leben" für vier Männerstimmen. 5 Gr.

Bohrer, A., Air hongrois var. p. Vl. Op. 55. av. Orch. 1 Rthlr. 14 Gr., av. Quat. 1 Rthlr., av. Pfte. 16 Gr.

Dancke, Volkslieder für 4 Männerstimmen. 1stes und 2tes Heft. à 12 Gr.

Enckhausen, Einl. und Var. über das Lied von Himmel: „An Alexis" f. Pfte. Op. 11. 2te Aufl. 10 Gr. — Rondeau brill. p. Pfte. Op. 37. 20 Gr. — 2 Rondeaux agreables p. Pfte. et Fl. ou Vl. Op. 46. 10 Gr. — Polonaise mit Trio zu 4 Händen. Op. 47. 8 Gr.

Fürstenau, A. B., Tribût aux Amateurs. Adagio et Rondino p. Fl. Op. 103., av. Orch. 18 Gr., av. Pfte. 10 Gr.

Kulenkamp, G. C., Einl. und Var. über das russ. Volkslied: „Gott erhalte etc." f. Pfte. u. Vl. Op. 44. 20 Gr. — 6 deutsche Gesänge mit Pfte. Op. 48. 16 Gr. — Variat. sur le Fandango de Mlle. Knebel p. Pfte. Op. 51. 8 Gr.

Leptus, Var. brill. sur la Rom: „De ma Celine" p. Fl. av. Pfte. Op. 2. 14 Gr.

Marschner, Sonatine fac. et agr. à 4 m. Op. 91. 12 Gr. — 6 Lieder mit Pfte. Op. 92. 18 Gr. — Duettino aus Lucretia mit Pfte. 6 Gr.

Volkslieder mit Pfte. oder Guit. Nr. 7—12. à 4 Gr.

Wallerstein, 6 deutsche Lieder mit Pfte. Op. 8. 10 Gr

---

[65] In unserm Verlag ist so eben mit Eigenthumsrecht erschienen und durch alle Buch- und Musikhandlungen zu beziehen:

DIE HUGENOTTEN.
(LES HUGUENOTS.)

Grosse Oper in fünf Aufzügen
von **E. Scribe,**
mit deutsher Uebersetzung
von **J. F. Castelli.**
Musik von
GIACOMO MEYERBEER,
Königl. Preussischer Hof-Kapellmeister, Ritter der Ehrenlegion etc.

Vollständiger Klavierauszug,
nach der Original-Partitur bearbeitet
von **C. Schwencke.**
Mit dem Portrait des Componisten.
(In 2 Bänden. Preis 15 Thlr. netto.)

Wir freuen uns, die mit Ungeduld erwartete

Herausgabe dieses grossen Werkes als vollendet ankündigen zu können. Ueber den Werth und Inhalt desselben etwas hinzuzufügen, scheint uns unnöthig. In Paris hat diese Oper bekanntlich einen Erfolg ohne Gleichen gehabt. Eben so in Rouen, der ersten Stadt, welche sie (vor kurzem) nach Paris gab. In Deutschland wird ihre Aufführung auf mehreren grossen Bühnen vorbereitet.

Das Arrangement der **Hugenotten** für das Pianoforte allein zu zwei Händen ist bereits vor einiger Zeit bei uns erschienen und kostet 6½ Thlr. — Die Arrangements für 2 Violinen und 2 Flöten sind unter der Presse. Ausserdem enthält unser Verlag Werke über Themen dieser Oper von *Adam, Carulli, Czerny, Duvernoy, Gross, Herz, Hünten, Kalkbrenner, Lafont, Kunze, Lecarpentier, Louis, Osborne, Schubert, Schuncke, Titl, Thalberg* und *Tolbeque*.

Leipzig, am 1. Februar 1837.

Breitkopf und Härtel.

---

[85] In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben
von den

D. D. Dingler und Schultes.

Erstes Januarheft.

Inhalt: Pearson, über eine neue Art von rotirender Dampfmaschine. Mit Abbildungen. Jelowicki's Verbesserungen an den Dampfmaschinen. Mit Abb. Radley's Verbesserungen an den Manometern zum Messen der Expansivkraft der Dämpfe und anderer elastischer Flüssigkeiten, welche als Triebkraft benuzt werden. Mit Abb. Smiths Verbesserungen an den Apparaten zum Treiben von Maschinen und zum Emporheben und Herablassen schwerer Lasten. Mit Abb. Masons Verbesserungen an den Rädern, Büchsen und Achsen der Wagen für gewöhnliche Landstraßen sowohl als für Eisenbahnen. Mit Abb. Peyre's Verbesserungen an den Schiffsheerden, Kochapparaten, und in der Methode, destillirtes Wasser aus dem Seewasser zu erhalten, welche Verbesserungen sich auch auf die Erzeugung von Dampf anwenden lassen. Mit Abb. Butts verbesserte Methode, Schiffe, Boote und andere schwimmende Körper zu treiben. Mit Abb. Stinners Verbesserungen an den Maschinen zum Schneiden von Furnirholz, welche Maschinen auch zu anderen Zwecken dienen können. Mit Abb. Marquardts Beschreibung einer Maschine zum Kupferstechen. Mit Abb. Fentons Verbesserungen an den Schlössern und Schnallen für Thüren, Thore und andere Zwecke. Mit Abb. Richards Verbesserungen an den Zündkapseln für Percussions-Feuergewehre. Mit Abb. Westheads Verbesserungen an den Maschinen zum Schneiden von Kautschuck, Leder, Häuten und anderen Substanzen. Mit Abb. Robinsons Verbesserungen an den Lampen. Mit Abb. Schubarths Notizen über die Runkelrübenzucker-Fabrikation im nördlichen Frankreich. — Miszellen. Englische Patente. Reeds Verbesserungen an den Dampfkesseln. Ueber Hrn. M'Grews Triebkraft zum Fortschaffen von Wagen, Booten rc. Paulins Löschapparat. Die Flachsspinnerei durch Maschinen in Girardow. Zahl der Webestühle und Dampfmaschinen in Glasgow. Gazebeutellluch für Mahlmühlen nach amerikanischem Systeme. Zunahme der Industrie in Rußland. Benuzung der Abfälle in den Baumwollenspinnereien. Bereitung eines schwarzen Anstriches, schwarzer Schiffsfirniß genannt. Beitrag zur Ziegel-Fabrikation. Verbesserungen in der Rübenzucker-Fabrikation. Ueber eine unauslöschliche Tinte. Bleiblech zum Verschließen der Weinflaschen.

Zweites Januarheft.

Inhalt: Schafhäutls verbesserter Dampferzeugungs-Apparat. Mit Abb. — Dessen verbessertes Räderwerk zur Erzeugung einer continuirlichen rotirenden Bewegung. Mit Abb. Partin, über die Eisenbahn-Unterlagen. Mit Abb. Marquardts Beschreibung einer Maschine zum Kupferstechen. Mit Abb. Bericht des Hrn. Péclet über den thermostatischen Heber des Hrn. Sorel in Paris. Mit Abb. Quénards Beschreibung einer neuen Ablaßröhre für Fischteiche. Mit Abbild. Bericht des Hrn. Péclet über die Lampen des Hrn. Chabrier und Comp. in Paris. Mit Abb. Mittheilungen aus Dr. Ure's neuestem Werke über die Baumwollen-Manufakturen. Brewins verbesserter Gerbeproceß. Mit Abbild. Molls Verfahren, das Holz mittelst Eupion und Kreosot gegen das Verderben oder den Trockenmoder zu schüzen. Einiges über das Färben verschiedener Holzarten. Gentele, über die Bereitung der rothen Lackfarben aus Fernambuck- und Martensholz. Gregory, über die flüchtige Flüssigkeit, welche man bei der trockenen Destillation des Kautschucks erhält. d'Arcet, über die zum Abkühlen der Luft in den Seidenzüchtereien geeigneten Mittel. — Ueber die im Jahre 1836 auf der Domaine Bergeries de Senart von Hrn. Camille Beauvais veranstaltete Seidenraupenzucht. — Miscellen. Amerikanische Dampfwagen zu landwirthschaftlichen Zweken. Ist die Wärme eine Materie mit oder ohne Gewicht? Neue Erfindungen in der Schiffbaukunst. Fields Verbesserungen an den Spinnmaschinen. Ueber Tuchfabrikation aus wollenen Lumpen. Darstellung des Lithions aus dem Spodumen. Kann's Messing zum Vergolden. Ueber eine dem Gold ähnliche Legirung, Chrysorin genannt. Reinigung des braunen Leims. Ueber die Benuzung des Mais auf Zucker rc. Potaschefabrikation aus den Rübenzuckermelassen. Ueber die Zusammensezung des Indigos. Ueber die Anwendung von Holzblöcken zum Straßenpflaster. Drähte anstatt der Hopfenstangen. — Literatur. Deutsche.

* * *

Von diesem sehr gemeinnützigen und wohlfeilsten Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 24 — 36 Kupferplatten bestehend, und welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Ein dieses Journal begleitender Anzeiger nimmt einschlägige Dienstgesuche, Waaren- und Maschinen-Anbietungen, Bücheranzeigen u. s. w. gegen sehr billige Inserationsgebühren auf, und die Verlags-Expedition besorgt die einschlägige Correspondenz.

Stuttgart und Augsburg, im Jan. 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[68] An alle Buchhandlungen ist versandt:

Ein Verzeichniß von Romanen, Reisen und Unterhaltungsschriften. **500** Bände im Ladenpreis **593** Rthlr., ermäßigt auf **120** Rthlr.

Es bietet dieses Verzeichniß den reichsten Stoff dar, eine Lesebibliothek zu errichten, oder bestehende zweckmäßig zu vermehren, da die Werke vieler der beliebtesten unserer belletristischen Schriftsteller sich darunter befinden. Auch für kleinere Partien sind sehr billige Bedingungen gestellt, worüber das dem Verzeichniß beigegebene Vorwort das Nähere besagt.

Leipzig, im Januar 1837.

Friedrich Fleischer.

[74] In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliothek
für
Militairs überhaupt
und für
Unterofficiere insbesondere.

Sechste Lieferung, enthaltend:

Militairisches Lesebuch.

Erste Abtheilung.

Bogen 9 — 12.

Siebente Lieferung, enthaltend:

Die Lehre vom Militairstyl.

Bogen 1 — 4.

Preis jeder Lieferung 12 kr. oder 3 Gr.

Die Hauptgesichtspunkte, von welchen bei dieser schon hinreichend bekannten Unternehmung ausgegangen wurde, sind folgende:

1) Die Unterofficiers-Bibliothek ist für Individuen aller deutschen Staaten berechnet, wobei sie alles speciell Dienstliche, was aus den bestehenden Dienstvorschriften der einzelnen Staaten erlernt werden kann, ausschließt.
2) Die Unterofficiers-Bibliothek ist unbeschadet der Vollständigkeit auf ein möglichst kleines Ganzes und niedrigen Preis berechnet, denn der Unterofficier hat nur einen beschränkten Raum zur Aufbewahrung derselben und wenig disponible Mittel.
3) Neben der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, welche den einzelnen Individuen selbst nach ihrem Austritt aus dem Militairstande von wesentlichem Nutzen seyn dürften, wird der Geist des echten Soldaten, die Anhänglichkeit an den Fürsten und das Vaterland, und die Beförderung der Liebe für den Stand, das ganze Unternehmen durchweben.

Stuttgart, im Febr. 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[10] Bruchstücke
aus einigen Reisen nach dem
südlichen Rußland
in den Jahren 1822 bis 1828.

Mit besonderer Rücksicht auf die Nogayen-Tartaren am Asovschen Meere.

Von **Bl. Schlatter.**

Mit 14 lithographirten Abbildungen und 1 Karte.

Neue, wohlfeilere Ausgabe.

gr. 8. 1836. geh. 2 fl. 40 kr.

Wer in Länder- und Völkerkunde Vergnügen und Belehrung sucht, findet in diesem Werke beides vereint. Der Verfasser, der sich bei 6 Jahren in der Tartarei aufhielt, hatte alle Gelegenheit, die Sitten und Gewohnheiten, den Charakter, die Sprache, Erziehung, Beschäftigungen, den Landbau, die Viehzucht 2c. dieser interessanten und noch wenig bekannten Völkerschaften zu beobachten, und beschreibt solche in populärer Sprache in seiner eigenthümlichen Weise. Die Abbildungen erläutern Manches und sind eine angenehme Zugabe. Seine drei Reisen hin und zurück bieten auch vieles Anziehende und Unterhaltende; und kaum wird irgend Jemand das Buch unbefriedigt aus der Hand legen.

Um das Werk auch minder begüterten Personen zugänglich zu machen, ist diese wohlfeile Ausgabe veranstaltet und der Preis von 5 fl. 36 kr. auf 2 fl. 40 kr. vermindert worden, für welchen dasselbe in allen Buchhandlungen zu finden oder auf Bestellung zu erhalten ist.

St. Gallen, den 15. Dec. 1836.

Huber & Comp.

---

[7] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Praktisches Handbuch des
Baumwollen-Manufakturwesens,
oder Darstellung der Vorbereitung, der Verspinnung und Verarbeitung der Baumwolle zu Zeugen aller Art und zu Bobbinet, nebst einer Geschichte und Statistik der Baumwollen-Manufaktur. Von Dr. Andreas Ure, Prof. zu Glasgow. Deutsch bearbeitet von C. Hartmann. Nebst 150 lithographirten Abbildungen. 8.

Ueber das, auch für Deutschland täglich wichtiger werdende Baumwollen-Manufakturwesen fehlte es bis jezt an einem vollständigen, die neuesten Verbesserungen enhaltenden Werke. Hr. Dr. Hartmann zu Braunschweig glaubte diesem, für die deutsche Literatur sehr fühlbaren Mangel nicht besser abhelfen zu können, als durch eine Bearbeitung von dem im Sommer 1836 erschienenen Werk des Dr. Ure: „on Cotton Manufacture of Great-Britain," die unter seiner Feder zu einem wichtigen Theile des Schauplatzes der Künste und Handwerker geworden ist.

---

[92] **Neue Auflage des Dymokritos,**
welches Werk nie in der Ausgabe der „gesammelten Werke von Carl Julius Weber," die in der Hallberger'schen Buchhandlung erscheinen, aufgenommen werden darf, da es alleiniges Eigenthum der unterzeichneten Buchhandlung ist.

Wir freuen uns aus mehr als einem Grunde, dem deutschen Publikum anzeigen zu können, daß von einem der witzigsten Werke, das unsere Literatur besizt, nämlich von

Dymokritos
(ΔΗΜΟΚΡΙΤΟΣ)
oder
hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen,

obgleich die erste Auflage noch nicht ganz vollendet ist, schon eine neue nothwendig wird.

Wir wollen das Publikum durch lange Lobeserhebungen unseres Autors und dessen Werke nicht ermüden, da sie bei dem größten Theil hinreichend oder doch wenigstens dem Namen nach bekannt sind; nur das glauben wir mit vollem Rechte sagen zu dürfen, daß Deutschland zwei Schriftsteller aufzuweisen hat, die man hinsichtlich des Witzes und der Originalität der Gedanken neben ihm nennen darf: es sind diese Lichtenberg und Jean Paul Friedrich Richter.

Wie sehr er aber Beide an gesunder Kräftigkeit, Allbelesenheit, Schärfe des Urtheils, Menschenkenntniß, Fülle der Gedanken und Fülle des Witzes selbst übertrifft, davon wird man auf jeder Seite des Dymokritos den schlagendsten Beweis finden.

Diese neue, aufs sorgfältigste durchgesehene Auflage von Webers Hauptwerke werden wir viel geäußertem

Wunsche zufolge in Lieferungen von 5—6 Bogen, auf Subscription

zu 12 Gr. oder 48 kr.

die Lieferung, im Formate den übrigen Werken gleich, sonst aber auf feinem weißen Papier mit sorgfältigem, den Augen angenehmem, deutlichen Druck, den Manen des großen Mannes würdig, erscheinen lassen.

Für die Besitzer der bisherigen Ausgabe in Bänden bemerken wir, daß mit der Fortsetzung auf die bisherige regelmäßige Weise fortgefahren wird, so daß dieselbe in Kurzem vollständig in ihren Händen ist.

Alle soliden Buchhandlungen Deutschlands und des Auslands nehmen auf dieses wahrhaft deutsche Originalwerk Subscription an.

Das erste Heft ist unter der Presse und wird baldigst erscheinen, so wie die Fortsetzung, da das Manuscript vollendet ist, regelmäßig nachfolgen soll.

Stuttgart, im Februar 1837.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

---

[54] In meinem Verlage ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Gespräche mit Goethe

in den

letzten Jahren seines Lebens.

1823 — 1832.

Von

Johann Peter Eckermann.

Zweite, mit einem Register versehene Ausgabe.

Zwei Theile. 8. geh. 4 Thlr.

Für die Besitzer der ersten Ausgabe ist, um einem vielfältig ausgesprochenen Verlangen zu genügen, besonders abgedruckt

Namen- und Sachregister dazu. 8. 4 Gr.

und ebenfalls durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Die binnen nicht einmal Jahresfrist nothwendig gewordene zweite Auflage dieses höchst interessanten Beitrags zur Kenntniß Goethe's, gibt mir eine willkommene Veranlassung, die Freunde unserer Literatur auf dieses reichhaltige Buch aufmerksam zu machen, wie sie zugleich der beste Beweis des demselben gewordenen verdienten Beifalls ist.

Leipzig, im Januar 1837.

F. A. Brockhaus.

---

[93]

Wochenblatt

für

Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel.

Von dem Jahrgange 1837 dieses Blattes sind bis jezt 8 Nummern erschienen, welche Folgendes enthalten: **Goldene Sprüche für Anfänger in der Haushaltungskunst. Ueber die Ausbreitung des Schwerz'schen Pfluges im Hohenloheschen. Ueber Schafpreise im Sommer 1836. Abblatten der Runkeln. Ueber wasserdichte und wohlfeile flache Dächer für ländliche Gebäude. Anwendung der Oelkuchen von Bucheckern zur Gasbeleuchtung. Verbesserung der Lampenschirme. Beitrag zur Lehre vom Straßen- und Pflasterbau mit besonderer Rücksicht auf Würtemberg. Weinbereitung. Verfertigung einer guten Tinte. Die monatlichen Verrichtungen in der Viehzucht und Viehhaltung. Räderzapfen-Schneidmaschine. Anfrage, die Ausrottung des Wolfsmilchkrauts betreffend. Welcher Gewinn ist in unsern Verhältnissen von einer Runkelrübenzucker-Fabrik zu erwarten? Das Ausziehen des Zuckers aus dem Runkelrüben-Pulver. Die Kermesbeere. Ueber das Mergeln der Aecker auf dem Aalbuche. Ueber das Hausiren. Anwendung von Holzblöcken zum Straßenpflaster. Ueber die Ausziehung des Saftes aus den Runkelrüben (mechanische Operation). Hohenheimer Feldertrag im Jahr 1835. Hopfenbau ohne Stangen. Passende Orte in Würtemberg zu Anlegung von Fabriken. Bleiblech zum Verschließen der Weinflaschen. Ueber Brennholz-Magazine. Gährgeschirre von Backsteinen für Brauereien. Geschichtliches. Ueber die Benützung des blausauren Kalis zum Härten des Eisens. Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde von Arago. Aus dem Französischen von Karl Remy.**

Preis des ganzen Jahrgangs mit Lithographien und Holzschnitten 1 fl. 30 kr., um welchen Preis das Blatt durch alle Postämter Würtembergs postportofrei, so wie durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Stuttgart, den 27. Febr. 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[57] ☞ **Wichtige Schrift für Kaufleute.**

So eben ist bei **Orell, Füßli und Comp.** in Zürich erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. **John Bowring,**

Bericht

an das englische Parlament

über den

Handel, die Fabriken und Gewerbe der Schweiz.

Nach der officiellen Ausgabe übersezt.

gr. 8. 280 Seiten. br. 2 fl. R. W.

---

[58] Bei **Ch. E. Kruppe** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Herloßsohns Schriften.

Neue Folge, enthaltend:

Der Venetianer,

historisch-romantisches Gemälde.

Drei Bde. elegant brochirt. Preis 4 Rthlr.

Wie sehr dieser interessante Roman unsers geistreichen Novellisten Anklang im Publikum gefunden, beweist nicht nur diese neue Ausgabe, sondern auch der Umstand, daß die anziehendsten Situationen und Figuren dieses Werkes in dem Taschenbuch „Helena" neuerlich durch den Stahlstich verherrlicht worden sind. Die Novelle, in welcher der ganze Zauber der feenhaften Inselstadt Venedig lebt, ist besonders dem schönen Geschlechte als eine herz- und phantasieanregende Lektür zu empfehlen.

---

[91] **H o m e r.**

Bei **J. Dalp** in Bern ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Grammatische Vorschule

zu

Homer,

mit steter Hinweisung auf die Grammatiken von Bernhardy, Buttmann, Kühner, Matthiä, Rost und Thiersch von Fr. A. C. Grauff, Phil. Dr. und Gymnasialdirektor.

gr. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

№ 52.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 2. März 1837.

Timon. — Lend me a fool's heart, and a woman's eyes,
And I'll beweep these comfords, worthy senators.
Shakespeare.

Lisardo.

(Fortsetzung.)

Als am andern Morgen Lorenzo seinen Gebieter ankleidete, sagte dieser: „Ich weiß nicht, Alter, was dir heute einkommt; warum kleidest du mich denn so sorgfältig an? Du hast meine kostbarsten Kleider gewählt, und nun kommst du vollends gar mit den Orden! Willst du mich denn wie ein Mädchen mit meinem neuen Putze zur Schau führen?“ — „Nicht anders, gnädiger Herr,“ entgegnete der Diener, der seine freudige Unruhe kaum verbergen konnte. — „Und was hast du denn im Sinn?“ — „Ihr müßt's den guten Leuten nicht abschlagen!“ sagte Lorenzo bittend; „die Bürgerschaft hat sich versammelt und will Euch ein Fest geben.“ — „Was? daraus wird nichts! weißt du denn nicht, daß ich fest entschlossen bin, die Würde abzulehnen?“ — „Ach, es ist nicht deßwegen,“ versetzte Lorenzo, „es soll keine Einweihungsfeier werden, sondern ein allgemeines Dankfest wegen der überstandenen Noth. Ihr seyd die Hauptperson beim Leide gewesen, nun sollt Ihr auch die erste Stelle einnehmen bei der Freude. Die Stadt läßt Euch inständigst einladen; zu diesem Behufe steht eine Gesandtschaft draußen und bittet um Einlaß. O zwingt Euch, seyd freundlich gegen die guten Leute! Gewiß, Ihr werdet heute manches erleben, was Euer Herz zur Rührung stimmen wird.“ — „Guter Gott!“ seufzte Lisardo, „wie schlecht passe ich zu solchen Auftritten! Wie kann doch selbst die Liebe eine Last seyn! Aber ich will sie nicht betrüben, sie meinen's ja gut. Laß sie in Gottes Namen herein, Lorenzo! O ich möchte einsam bleiben, einsam! und ewiges Schweigen um mich her!“

Die Deputation trat in's Zimmer, sie bestand aus lauter Männern, die in den Tagen der Anfechtung treulich zu ihm gehalten hatten. Er begrüßte sie als seine alten Kampfgenossen, und als sie ihre Einladung mit wenigen schlichten Worten vorbrachten, da ward es ihm warm um's Herz. Er erklärte sich bereit, sie nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn fort; Lorenzo folgte. So wie sie unter dem Haus erschienen, wurden sie mit Glockengeläute, Kanonendonner und einem rauschenden Jubel des Volks empfangen, das in Festkleidern alle Straßen erfüllte. Der Held des Tages fühlte sich beklommen, er winkte zur Ruhe und schritt stillschweigend mit seinen Begleitern weiter. Sie näherten sich dem Gebäude, wo Lisardo so verhängnißvolle Stunden zugebracht hatte. „Wie?“ rief er, „in den Pallast des Erzbischofs führt Ihr mich?“ — „Ja, gnädiger Herr,“ erwiderte einer der Abgesandten, „hier auf dem Schauplatz Eurer ruhmwürdigsten Thaten soll das Fest beginnen; hernach, wenn es Euch so beliebt, ziehen wir zur Kirche.“

Lisardo gab stillschweigend nach und wurde in einen großen, festlich geschmückten Saal geführt, wo die angesehensten Männer aus der Bürgerschaft, Geistliche, Frauen und Jungfrauen in Feierkleidern versammelt waren. Als er eintrat, begrüßte ihn der hundertstimmige Ruf: „Es lebe der Held, der Erretter!“ Trompeten und Pauken fielen betäubend ein, das Innerste seiner Seele durcheinander wühlend. Dann ertönte ein lieblicher Gesang zu seiner Ehre, von einem Chor von Jünglingen und Jungfrauen vorgetragen. Während desselben besah sich Lisardo die Zierrathen des Saals: Blumen, Kränze und Fahnen bedeckten die Wände, der Thüre gegenüber erblickte er sein Bildniß, von blendend hellen Lampen umgeben. Er erkannte es sogleich, es war ein Andenken an die glücklichen Zeiten der ersten Jugend, ein Geschenk, das einst die Geliebte von ihm empfangen hatte; sein Anblick schnürte ihm das Herz zu. Als der Gesang zu Ende war, faßte er sich und schritt mit würdiger Haltung in die Mitte des Saals, wo ihm zu seinem größten Staunen Octavia entgegentrat. Sie hielt in der einen Hand einen Lorbeerkranz, in der andern eine Myrthenkrone und redete ihn feierlich an:

„Edler Herr und hoher Freund! wenn unsere Dankbarkeit in gar keinem Verhältniß zu stehen scheint mit dem Großen, was Ihr vollbracht, mit dem Guten, das Ihr uns erwiesen habt, so nehmt, ich bitte Euch im Namen Aller, nehmt dieses Wenige mit Nachsicht auf und schreibt den Mangel nicht unserer Kargheit, sondern der unerreichbaren Größe Eurer Thaten zu. Kann sie doch nicht durch äußern Lohn vergolten, sondern nur mit dem Herzen, mit der innersten Gesinnung würdig empfunden werden, und so ehren wir in Euch mit nie versiegendem Danke den Retter der Vaterstadt, in Euch den Schutzengel von Salerno. Was aber von uns zur äußern Anerkennung Eurer Tugend geschehen kann, das sey Euch geboten. Vor Allem reiche ich Euch daher den Lorbeer, den Schmuck des Helden, zum Zeichen, daß wir Euch den Besten, den Ersten unter uns Allen preisen, unser ruhmgekröntes Haupt Euch nennen, und nun, nachdem Ihr eine lange, trübe Zeit uns abgewendet waret, uns Eurer Rückkehr als eines unschätzbaren Gewinns erfreuen. Gewiß, noch Keiner hat die Schlacken der Menschheit in einer solchen Feuerprobe abgewaschen, und Ihr steht wie ein Heiliger vor uns. Als einen solchen werden wir Euch ewig denken, wenn wir uns erinnern, wie Ihr den wilden Sturm der Empörung beschwort, wie Ihr Trost und Segen bringend an die Lager der Leidenden, der Sterbenden eiltet. Wir versichern Euch unserer unbegrenzten Ergebenheit, und wie hierin die Gewährung jedes Wunsches, der Euch Freude macht und den wir erfüllen können, ausgesprochen ist, so bin auch ich vielleicht im Stande, meine Beisteuer zu dem allgemeinen Tribut zu geben; denn,“ sezte sie mit sinkender Stimme hinzu, auf die Myrthenkrone blickend, „wenn ein Wunsch Eures Herzens noch derselbe ist wie sonst, so trage ich die Erfüllung in meiner Hand und preise mich selig, daß ich sie nicht länger mit widerstrebendem Herzen versagen darf: ja, nicht nur jenes Gemälde bewahrt mir ein reines, edles Bild, auch hier sehe ich wieder den alten Lisardo vor mir.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Pariser Maskenbälle.

(Fortsetzung.)

Wer alt, schwach, gichtbrüchig, lendenlahm, Pair de France, Seinepräfekt oder geheimer Legationsrath ist, geht hier zu Lande auf den Ball in der großen Oper; dort findet Jeder abgemessene, ernste und für seinen Stand wie für sein Alter passende Vergnügungen, d. h. noble Langeweile, welche der gute Ton unter seine schützenden Fittige genommen und mir nichts dir nichts gezwungen hat, unter den Carnevalslustbarkeiten zu figuriren. Der feine Ton hat vorgeschrieben, daß jedes Jahr in Paris von der Direktion der großen Oper vier Bälle veranstaltet werden, wo, troß eines zahlreichen Orchesters und aller möglichen Zurüstungen zu einem Balle, dennoch keine einzige Quadrille getanzt wird, wo die Damen erscheinen, ohne den zauberischen Reiz ihrer Gegenwart mitzubringen, wo kein schönes Gesicht, kein weiblicher Nacken, keine zarte Mädchenhand den traurig herumirrenden Ritter daran erinnert, daß er in dieser unermeßlichen, mit Menschen bevölkerten Einöde nicht allein sey. In allen andern Stadttheilen lacht, tanzt und berauscht sich der Carneval mit Lärm, jubelnder Freude und moussirendem Champagner; in der großen Oper spielt er den Enthaltsamen, den Schweigenden; er fastet und schreitet ernst, gravitätisch im Saale einher, zeigt sich in gelben Handschuhen, schwarzem Frack und düstern Dominos, und die einzigen Freiheiten, welche er sich erlaubt, bestehen darin, daß er nach dem Wechselcours fragt und Neuigkeiten vom Hofe erzählt.

Um in diese monotone Promenade von schwarzen Leibröcken und düstern Dominos einige Abwechslung und Mannichfaltigkeit zu bringen, hatte der Operdirektor Duponchel dies Jahr spanische Tänzer und Tänzerinnen bestellt, und es läßt sich nicht leugnen, die Damen Dolores Serral und Manuela Dubinon haben den lezten Samstagsball in der großen Oper aufgethaut und allein verhindert, daß die Gäste nicht vor Kälte und Langeweile umgekommen sind. Als die spanischen Tänze begannen, als die

Söhne und Töchter der Halbinsel ihre Thyrsusstäbe schwangen, auf den Zehenspitzen pirouettirten und ihre originellen, üppigen Stellungen produzirten, erfüllte reges Leben den Saal, und einstimmiger Beifall erscholl aus allen Kehlen, welche noch länger und stärker geschrien haben würden, wenn nicht einige Dutzend von den überfüllten Kronleuchtern herunterfallende Wachslichter die allgemeine Bewunderung unterbrochen hätten. Viele Röcke erhielten dadurch ein höchst pittoreskes Aussehen; jedoch war Niemand verdrießlich über diesen kleinen Unfall, man hatte ja die spanischen Tänze gesehen. Wie groß ist die Kraft des Fandango, des Bolero und der andalusischen Beine! Was die Taglioni, der Schutzgenius des französischen Ballets, das ganze Jahr hindurch für die große Oper vermittelst ihrer züchtigen Grazie, ihrer griechischen Stellungen und keusch-wohllüstigen Tänze bewirkt, das haben während des Carnevals jene hüpfenden Töchter Andalusiens mit ihren glühenden, hinreißenden Nationaltänzen geleistet. Und welcher Contrast besteht zwischen der Taglioni und diesen spanischen Tänzerinnen! Die Taglioni hebt sich, die Spanierinnen schwingen sich in die Höhe; jene stellt sich, diese lassen sich ungestüm zurückfallen; jene hält nach den lebhaftesten Bewegungen plötzlich inne und kreuzt gelassen die Arme über ihrer Brust, wie eine antike Statue, diese stürmen unaufhörlich fort und ruhen nur eine kurze, brennende Pause, um mit erneuter Heftigkeit wie schwärmende Bachantinnen zu rasen. Körper schmiegt sich an Körper, Männer und Frauen verfolgen einander mit Hand, Fuß und Blick. Es ist ein wahres Glück, daß die Frauenzimmer in der großen Oper nicht unmaskirt erscheinen dürfen, denn die muthigsten Pariserinnen würden diese Pas, diese Gesten und Bewegungen der spanischen Tänzerpaare nicht ohne Schamröthe mit ansehen können, und der beste Fächer ist immer ein schlechter Verlegenheitsaushelfer.

Um drei Uhr hörten die Bolero's auf und jezt gewann der Ball ein neues Ansehen. Die Logen und der Saal leerten sich allmählig und Alles, was noch an Ballgästen zurück blieb, strömte in den Foyer. Hieher drängte sich sofort die mysteriöse Truppe der weiblichen Dominos, welche eine verabredete Intrigue zu Ende führen oder eine neue anspinnen wollten, denn im Foyer allein wagen die Damen hinter dem Versteck ihrer Sammt- oder Atlasmasken einige ihrer geheimsten Gedanken zu offenbaren und sich einmal für alle Mal von dem Zwange und dem Stillschweigen zu befreien, welche der Anstand ihnen auferlegt. Gewöhnlich sieht man sie zu zwei oder von einem ältlichen Manne begleitet, um den sie sich wenig bekümmern; ihr Hauptaugenmerk ist darauf gerichtet, den Gegenstand ihres Hasses oder ihrer Neigung im Gedränge zu erkennen. So wie sie denselben gewahr werden, überschütten sie ihn mit spitzigen oder frivolen Redensarten. Das ist ein unausgeseztes Kreuzfeuer von Fragen und Antworten, von Bitterkeiten und Süßigkeiten, von sarkastischen Einfällen und galanten Vorschlägen. Die Bosheit der Damen kennt keine Schranken, die Neugierde der Herren ist unersättlich. Da die meisten Männer unmaskirt erscheinen, so sind sie bedeutend im Nachtheil, und werden daher auch in der Regel mystifizirt. Man hat sich hier sehr lustige Geschichten von den Opernbällen erzählt; manche davon sind jedoch schon stereotyp geworden und abgedroschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Februar.

Carneval. Menschen- und Affentheater.

Unser Carneval hat seine Stereotypen, so gut wie Rossini und Bellini, und wer ihn einmal beschrieben, hat in den folgenden Jahren wenig nachzutragen. Jene heißen: Societätsbälle, die militärischen Reunionen, die Mediziner- und Juristenbälle, Schützenbälle und andere Tanzgesellschaften, Bälle zum Vortheil wohlthätiger Anstalten, dann Hausbälle und Pickenicks, ferner die militärischen Compagniebälle und endlich die sonntäglichen Tanzunterhaltungen in dem Convikt-, Bad- und andern Sälen für die niedern Classen der Bevölkerung Prags. Societätsbälle sind heuer keine abgehalten worden, und auch der Juristenball in die Brüche gefallen, da es der studirenden Jugend im Allgemeinen untersagt seyn soll, Bälle zu geben; doch haben die Mediziner dieses Jahr noch eine Ausnahme von der Regel bewirkt, und ihr Ball hat eine charakteristische Eigenheit dargeboten. Es waren nämlich sehr wenige Personen vom hohen Adel da, welcher, dem Vernehmen nach, gar nicht dazu eingeladen wurde. Wenn dies wahr ist, so kann man es nur Charakter von den jungen Leuten nennen, und ein Bewußtseyn ihrer Stellung in der Welt; denn der geschickte Arzt wird von allen Ständen gesucht, er mag sich vorher ihre Gunst erworben haben oder nicht. Auf den glänzenden Militär-Reunionen versammelt sich nebst den höhern Bürgerclassen der ganze Prager Adel, und dies ist vielleicht der einzige Punkt, wo man die elegante Welt in Masse versammelt sieht. Redouten wurden (im Theater) nur zwei abgehalten, die ganz wieder in ihren alten Charakter verfallen sind, den ein Humorist einmal sehr treffend bezeichnete; als er nämlich gefragt wurde, was er hier mache? entgegnete er: „Ich klage mit den Masken!“ Die Maskirten, wie die eigenen Gesichter und Larven gehen langsam und gravitätisch im geschlossenen Zuge hintereinander herum, und nur selten intriguirt ein Spaßvogel die Masken, meist mit gar zu wenig Geist und Humor. Getanzt wird gar nicht, und das hat die Masken um ihren besten stehenden Witz gebracht, um die Frage: „Warum tanzest du nicht?“ Es ist ihnen nur noch die geistreiche Phrase: „Ich kenne dich!“ geblieben, welche sie dem Unverlarvten zukreischen, zuquiken oder vormiauen. Man vermißte in diesem Carneval schmerzlich einen jungen Schöngeist, der in den verflossenen Jahren die Redouten in vielfacher Gestalt durch

Geist und Wiz belebte, und sich nebenbei Feinde machte, wie Sand am Meere. Einem hiesigen Literator, der mitunter, nebst der Bühne, dem Circus und andern Gegenständen, auch über Bälle und Redouten referirt, bot eine Maske in der ersten Redoute einen Faschingskrapfen und sprach dazu: „Da nimm, aber sage morgen, ich sey eine geistreiche Maske gewesen.“ – Friedrich Halms „Adept“ ist auf unserer Bühne gegeben worden; doch hat dieses zweite Werk des geistreichen Pseudonymen den Erwartungen nicht entsprochen, welche das erste erregte. In der „Griseldis“ war es vorzüglich die Charakterzeichnung, welche Manche verleitete, ihn schon über Grillparzer zu stellen, und diese fehlt hier ganz. Das Stück wurde in den meisten Theilen sehr schlecht gespielt, und war ziemlich ärmlich in die Scene gesezt; es dürfte sich daher kaum auf dem Repertoire erhalten. „Poesie und Prosa oder der Hausverkauf,“ von Lebrun, ist nichts als die modernisirte Bearbeitung eines ältern französischen Lustspiels, das Frau v. Weissenthurn schon vor ein paar Decennien übersezt hat. Ein hiesiger Referent will es von Kozebue kennen. Herr Dessoir vom Breslauer Stadttheater hat bisher hier fünf Gastrollen gegeben. Er ist ein recht wackerer, denkender Schauspieler, und fand Beifall, wenn gleich sein Unstern wollte, daß er gerade auf mehrere der besten Rollen des Herrn Moriz verfallen war, in welchen dieser Liebling des Publikums troz eines Zwischenraums von anderthalb Jahren noch in frischem Andenken steht. Von dem bekannten Herrn Johann Nestroy, dem Verfasser des Lumpacivagabundus, der seit einiger Zeit eine Art von Monopol auf die Wiener Posse sich angeeignet zu haben scheint, sahen wir in kurzer Zeit zwei himmelweit von einander verschiedene Produkte: „dreißig Jahre aus dem Leben eines Lumpen,“ eine der erbärmlichsten Possen, die uns je vorkam (und das will viel sagen, denn wir haben im Weichbilde der Stadt selbst ein Viertelduzend Possenreiß–, nicht doch, Possendichter), und „der Affe und der Bräutigam,“ eine Posse, die in Erfindung und Durchführung unter die besten Erzeugnisse dieser Gattung gezählt werden muß.* Der Anschlagzettel der leztern verkündigte: Herr Klischnig, erster Mimiker (?) der Theater zu Paris und London, wird die Ehre haben, als Affe Mamok aufzutreten. Wahrlich, viel Bescheidenheit bei großem Verdienst! Doch hat Klischnig auch anderweitig bewiesen, daß er unerhört bescheiden ist und nicht über sich hinausstrebt, da er mit so riesenhaftem Studium keine höhere Forderung vereinigt, als sich unter die Menschheit herabzulassen. Ueberhaupt hatten wir vom 24sten Januar bis 14ten Februar fast nur ein Affentheater, und sahen Klischnig vierzehnmal in drei seiner Parade- und Reiserollen, als: Affe Mamok, Affe Muri und Frosch Buri.

(Der Beschluß folgt.)

* Dem Vernehmen nach hat Herr Klischnig diese Posse aus Paris mitgebracht, und Nestroy dieselbe nur in das Oesterreichische übersezt.

Rom, Februar.

(Fortsezung.)

Pallavicini's Beschreibung der Pest i. J. 1656.

Wie anderwärts, hat auch in Italien die Fluth der Choleraschriften begonnen, und wenn man den stagnirenden Zustand der Literatur in Anschlag bringt, muß man sich über ihre Menge wundern. Die meisten italienischen Aerzte sind Advokaten des Contagiums, und ihre Ansicht theilen die Regierungen, welche allerwärts kostspielige Cordons eingerichtet haben. Selbst Toskana, welches Anfangs anderer Meinung zu seyn schien, hat strengere Maßregeln für nöthig gehalten. Unter solchen Umständen kann man einige vor Kurzem hier gedruckte Blätter als eine Gelegenheitsschrift betrachten, obgleich ihr Inhalt von dem berühmten Historiker des Tridentiner Concils, dem Cardinal Sforza Pallavicini, herrührt. Es ist bekannt, daß derselbe eine Lebensbeschreibung Pabst Alexanders VII. handschriftlich hinterließ. In diesem Werke, von welchem sich mehrere Copien in römischen Bibliotheken, bei Chigi, Albani, Barberini u. s. w. vorfinden, ist die Geschichte der Pest, welche im Jahr 1656 in Rom wüthete, ausführlich erzählt, wobei die damals getroffenen Anstalten genau erläutert werden. Dieses Fragment ist jezt gedruckt worden, dem Bischof von Ancona, Cardinal Nembrini Gonzaga, gewidmet, und nicht ohne Interesse. Von Neapel aus, wo die Krankheit lange herrschte, kam sie durch Schiffer nach Nettuno und Civitàvecchia, und obgleich man beide Orte absperrte, zeigte sie sich doch in Rom, zuerst, wie es heißt, bei einem neapolitanischen Fischer, dann bei Mehreren in Trastevere. Sogleich traf der Pabst Anstalten, die Ausbreitung des Uebels zu verhindern. Rom wurde gewissermaßen vom Staate getrennt, Verkehr mit dem Lande nur mittelst öffentlicher Beamten erlaubt. Auf der Tiberinsel, die einst dem Aesculap heilig, wurde im Minoritenkloster bei St. Bartolommeo ein Lazareth eingerichtet, zugleich der Rione von Trastevere mittelst einer Mauer von der übrigen Stadt abgeschieden, eine Arbeit, bei welcher drei „hand- und kopffeste“ Cardinäle, Barberini, Imperiali und d'Hassia, mit Soldaten und Werkleuten neun Stunden lang ausharren mußten, so wenig waren die Trasteveriner geneigt, sich einsperren zu lassen. Die Communikation mit Neapel war indessen untersagt worden, und vier Prälaten waren mit Beaufsichtigung der Grenzcordons beauftragt. Die Briefe wurden geräuchert oder in Essig getränkt. Keinem Fahrzeug wurde erlaubt, zu landen, bevor man sich überzeugt hatte, daß es aus unverdächtigen Gegenden kam. Da dessenungeachtet auch in Sessa und Rieti Krankheitsfälle sich zeigten, wurden diese Orte ebenfalls abgesperrt. Dasselbe war in Rom mit dem Judenquartier der Fall, wo man große Verheerung unter der dicht zusammengedrängten Menschenmasse befürchtete; aber die Krankheit zeigte sich daselbst nicht heftig, und „überlieferte nur wenige dieser unglücklichen Opfer in die Klauen des Satan.“ Die Sanitätscongregation wurde von vier auf zehn Mitglieder vermehrt, und hielt jeden Morgen ihre Sizungen im Pallaste; der Governatore, der Staatssekretär, der Uditore della Camera, der Tesoriere, der päpstliche Leibarzt u. A. wohnten denselben bei. Jeden Tag ließ der Pabst 160 Scudi Almosen unter die Bedürftigen vertheilen. Geschärfte Befehle wurde[n] erlassen, daß Jeder die Erkrankenden anzeigen solle; di[e] großen Kirchenfeste fanden nicht statt; alle Versammlungen[n] so wie Anhäufung von Gästen in Wirthshäusern wurde[n] untersagt, für Straßenpolizei, Reinlichkeit der Gefängniss[e], gutes Brod und andere Nahrungsmittel, Beerdigung d[er] Todten auf dem Felde bei St. Paolo gesorgt, der Verka[uf] von Kleidungsstücken u. s. w. verboten. Die Gerichtssizungen unterblieben, mit Ausnahme jener der Consulta und d[er] Inquisition, „deren Geschäfte keinen Aufschub gestatten.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 18.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 2. März 1837.

Ueber die Statuen auf dem Pont de la Concorde zu Paris,

welche jezt von ihren gewaltigen Piedestalen herabgenommen und zu Versailles in dem Hofraum aufgestellt worden sind, in dessen Mitte sich die Reiterstatue Ludwigs XIV. befindet, erschien im Jahr 1828, wo sie auf der Brücke angebracht wurden, folgende Kritik. —

Von der Kirche der heiligen Valeria herab ertönte der mitternächtliche Glockenschlag, als der sel. Dr. P. in seinem altväterischen Einspänner über die Brücke Ludwigs XVI. nach dem Faubourg St. Germain zurückfuhr. Ein heftiger Westwind gab den Glockentönen einen eigenthümlich dumpfen summenden Klang, der dem alten Jünger des Hippokrates nicht unangenehm in's Ohr fiel. Er war früher ein leidenschaftlicher Musikliebhaber, und bald vom Schlaf überwältigt, ward er durch die ihn umschwebenden tiefen Töne an den Gesang der Statue des Comthurs in der Oper Don Juan des unsterblichen Mozart erinnert. Er gab sich der angenehmen Täuschung willig hin, als plötzlich ihm zur Rechten eine deutlich vernehmbare Stimme ähnlichen Klangs erscholl: Heda, Doctor, seyd doch so gut und haltet einen Augenblick stille! Meine linke Schulter schmerzt mich so sehr, daß ich es kaum mehr aushalten kann. Ich glaube wahrhaftig, ich habe sie mir so arg ausgerenkt, daß ich zeitlebens ein Krüppel bleiben werde. (So sprach die Statue Duguay-Trouin's von ihrem riesigen Sockel herab.) Meiner Treu, Herr Admiral, erwiederte der Doctor, ohne aus der Fassung zu kommen, ich dächte, Sie suchten sich mit den Gesetzen des Gleichgewichts in besseres Vernehmen zu bringen, denen zufolge, wenn sich der menschliche Körper in Ruhe befindet und fast ganz von einem der beiden Beine getragen wird, der Arm und die Schulter derselben Seite ebenfalls ein wenig niedriger zu liegen kommen, nicht aber in die Höhe geschoben werden. Ich sehe nicht ein, was Sie vernünftigerweise dazu vermag, in einer solchen Stellung gerade die linke Achsel zu zucken, und Sie werden mich nimmermehr glauben machen, daß sie das winzige Spielzeug, welches Sie da in der rechten Hand halten und das sie einen Enterhaken zu nennen belieben, dazu nöthige, sich auf die rechte Seite zu neigen. Weiter weiß ich Ihnen nichts zu rathen.

Kaum hatte der Doctor ausgeredet, so ward er von acht bis zehn Stimmen zugleich angeschrien, die ungestüm Recepte für einen Arm, ein Bein, den Kopf u. s. w. verlangten. — Einer nach dem Andern, meine Herren, wenn's beliebt, rief der Doctor. Uebrigens kann ich nicht läugnen, daß es mich freut, von Ihnen unter freiem Himmel angegangen zu werden; denn bei Ihrer gewaltigen Größe würden Sie, zumal da Sie wie zusammengepferchst stehen, selbst im geräumigsten Saal des Invalidenhospitals binnen fünf Minuten die Luft verpesten. Ich will Sie der Reihe nach anhören, und hoffe Sie so, nach und nach, Alle zu befriedigen. Was gibts also mit Ihnen, Nr. 2 zur Rechten? — Ich befinde mich, erwiederte Duquesne, so leidlich, wie Sie sehen; nur habe ich den Krampf in der linken Hand. — Meiner Seel! Sie recken ja zwei Finger aus, um auf irgend Etwas hinzuweisen, oder sich einen schlechten Spaß in Bezug auf Hörner oder Eselsohren zu erlauben. Bedienen Sie sich, wie andere Leute, nur des Zeigefingers, und Sie werden finden, daß dies natürlicher und weniger angreifend ist.

Wie steht es nun mit Ihnen, meine Herren zur Linken? Herr von Suffren, lassen Sie sich geschwind Blutegel anlegen, damit Sie nicht auf der Stelle der Schlag rührt. Ihre Vollblütigkeit hat einen höchst beunruhigenden Grad erreicht. — Was fehlt Ihnen, Herr von Tourville? Sie sehen, meine rechte Schulter befindet sich ungefähr in derselben Verfassung, wie die linke meines Collegen Duguay-Trouin, aber ich bin so ziemlich untersezt und trage meine Leiden mit Geduld. — Daran thun sie sehr wohl, entgegnete der Doctor.

Hört mich nun, schrie Hr. von Sully; hier rechter Hand, liebster Doctor! Ich leide an Kopf- und Brustgeschwulst, es ist doch nicht etwa die Wassersucht? Nichts

wahrscheinlicher, entgegnete der Arzt; essen Sie Rothkraut.

Und wie stehts mit Ihnen, Herr von Richelieu? — So kühl die Nacht auch ist, so fürchte ich doch in meiner Draperie zu ersticken! — Geduld, der Thermometer fällt in Paris manchmal bis auf 20 Grad unter Null; dann werden Sie dem Himmel danken, daß Sie so warm angezogen sind. Uebrigens steht Ihnen Ihre Tracht nicht schlecht, und von Ihnen, Herr von Colbert, gilt dasselbe, nur sehen Sie halb antik, halb modern aus. Allein das geht mich nichts an.

Wer hustet denn dort so, daß ihm die Lunge bersten möchte? Das sind Sie, Abbé Suger! — Wie kann Euch das wundern, da ich mit meinem kahlen Kopfe beständigen Erkältungen ausgesezt bin! Wenn ich wenigstens Eure Perrücke hätte! — Meine Perrücke? die brauche ich selbst, und was beklagen Sie sich? Haben Sie denn da nicht Feuer, um sich Ihre erstarrten Hände zu wärmen? — Feuer? Ich glaube, Ihr seyd geblendet, lieber Doctor, das ist ja die französische Krone! — Nun, Sie Herren Gewappnete, was haben Sie mir vorzutragen? Eigentlich sehr wenig, antworteten Duguesclin und Bayard. — Indeß, fuhr der Erstere fort, ist mein Harnisch so dick und schwer, daß es mir, troß meiner Stärke, ein bischen sauer wird. Auch nehme ich mich darin recht unbeholfen aus.* Was mich betrifft, sagte Bayard, so bin ich leichter gewappnet, und Ihr könnt nach meinen athletischen und eleganten Formen schließen, daß mein Harnisch mir eben nicht beschwerlich fällt. Indeß schnüren er und der Helm mir die Kehle so zu, daß ich zum Wendehals werden möchte. Ich bin noch immer der Ritter ohne Furcht, aber wie es mit dem ohne Tadel steht . . . — Damit steht es allerdings anders, meinte der Doctor.

Dem Himmel sey Dank, fuhr er nun fort, nun kommt die Reihe bald an den lezten Patienten! Wie befinden Sie sich, Herr von Turenne? So, so! Ich bin nicht mehr ganz jung. — Ich sehe es Ihnen an; dagegen gibt es kein Mittel.

Sie, mein Prinz, fragte er weiter, indem er sich an Condé wandte, Sie sagen ja kein Wort. — Ich klage nicht, erwiederte der Gefragte, wenn gleich mir eine etwas heftige Leibesbewegung zugemuthet wird. — Nun, man gewöhnt sich an Alles, sagte der Doctor.

Der Doctor ließ nun seinen Kutscher etwas rascher zufahren, um endlich nach Hause zu kommen, allein der Invalide, der an der Brücke auf Wache saß, vertrat ihm den Weg und wollte sich ebenfalls Raths bei ihm erholen. Herr Doctor, ich habe einen Arm bei Austerlitz gelassen. — Da ist allerdings nicht zu helfen; aber Ihr scheint doch übrigens frisch und gesund. Schäzt Euch glücklich, daß es Euch nicht geht wie jenen Herren dort; denn — unter uns gesagt — Die gebe ich auf.

* Diese Figur, die schwerste unter allen, stürzte am 7. December v. J. im Ehrenhof (cour d'honneur) von Versailles, wo sie bereits aufgestellt war, plözlich von ihrem Piedestal herab, mit dem Gesicht auf den Boden, und wurde durch den Sturz sehr beschädigt.

Neue Kupferstiche.

1) **Die Anbetung der heiligen drei Könige.** Gemalt von **Raphael.** Gez. und gest. von **Eduard Eichens** in Berlin 1836. Gedruckt bei Steger in Berlin. — Gr. Folio.

Unter der Unterschrift befindet sich folgende Notiz: „Das in Leimfarben (a guazzo) ausgeführte Originalgemälde, ursprünglich auf Bestellung eines Abts aus der adeligen Familie Ancajani für den Hochaltar seines zu Ferentillo unweit Spoleto gelegenen Klosters gemalt, im Jahre 1733 von da in die Hauscapelle der Ancajani nach Spoleto versezt, ist im Jahre 1834 von jener Familie käuflich für das königliche Museum in Berlin erworben worden, wo es sich gegenwärtig befindet. Es mißt 7 Fuß 9 Zoll 6 Linien im Quadrat." — Von dem Original ist bei Gelegenheit seiner Versetzung nach Berlin vielfach die Rede gewesen; leider hat es so viel an der Farbe verloren, daß an den Hauptfiguren die Umrisse jezt mehr als Schattirung und Farbe erkennbar sind, und die Betrachtung dem Kenner mehr das Vergnügen einer Handzeichnung als eines ausgeführten Gemäldes gewährt. Man sieht die zarten, gefühlten Linien, in welchen sich Rafaels Empfindung so unmittelbar auf die Leinwand schrieb, an einem großen Theile der Köpfe und Figuren so deutlich und rein, als ob niemals Schatten und Farbe dazu gekommen wären. Die Composition, ganz in Rafaels frühestem, dem Perugino ähnlichen Styl, ist von reizender Unschuld und Zartheit, dabei reich an Figuren und Umgebungen, denn Maria hat, als sie den Zug der Könige nahen sah, das Kind aus dem Stall auf die freie offene Wiese herausgelegt, wo es auf einem Tuch und Polster ruht; sie und die Engel knien vor dem Eingange des Stalls, Joseph steht still zur Seite; gegenüber ist schon der älteste König niedergekniet, die zwei jüngeren stehen hinter ihm und vom Hügel herab bewegt sich der Zug ihres Gefolges. Drei singende Engel stehen auf Wolken in der Luft, unter ihnen der Stern, und in der weit ausgedehnten Landschaft sieht man drei Kundschafter und in der Ferne an Felsabhängen Bethlehem, eine große,

thurmreiche Stadt. — Zeichnung und Stich dieses Bildes waren eine gleich schwierige Aufgabe. Schwierig war es, diesen zarten, edeln Formen in verkleinertem Maßstabe nachzukommen; noch schwieriger, das Fehlende in Schatten und Haltung zu suppliren. Herr Eichens hat im Ganzen diese Aufgabe vortrefflich gelöst; er hat nicht darauf Anspruch gemacht, seinen Grund zu decken und die Haltung eines Gemäldes hervorzubringen, sondern gibt im Stich nur seine mit großer Treue und Einsicht gefertigte Bleistiftzeichnung wieder. Ja, wäre er, was Tiefe der Schatten betrifft, nur bei der Haltung der Zeichnung stehen geblieben, so würde sein Blatt eine noch angenehmere Wirkung haben; denn die größere Kraft des Grabstichels hat ihm eine gewisse Härte gegeben. Hauptsächlich trägt dazu bei, daß die Arabesken, welche als Rahmen grau in grau das Bild umgeben, im Stich eben so kräftig gehalten sind, wie der Hauptgegenstand; schwächere Schatten würden eine ruhigere Wirkung hervorgebracht haben. Wenn man die schöne Behandlung der Landschaft betrachtet, möchte man überhaupt wünschen, daß Hr. E. sich mehr der Radirnadel bedient hätte. Dies Blatt ist auf Rechnung des Königl. Museums gestochen, und es ist höchst dankenswerth, daß ein so ausgezeichnetes Werk Rafaels, welches bisher nur durch ein älteres Blatt von J. Cock bekannt war, dadurch auf eine würdige und befriedigende Weise dem größern Publikum vor Augen gebracht wird.

2) La Vierge au livre. Raphael pinxit. T. Richomme sculpsit 1836. Dessiné d'après un tableau de Raphael et gravé par T. Richomme. Déposé à la Direction. Publié par Veith et Hauser, 11. Boulevard des Italiens, Paris. Imprimé par Chardon ainé. — Klein Folio.

Auf den ersten Anblick scheint diese Madonna dieselbe mit der aus dem Hause Connestabile zu Perugia, welche von Amsler gestochen worden ist; vergleicht man sie aber mit dem Blatte von Amsler, welcher das Original getreu, wenn auch nicht in seiner vollen Anmuth, wiedergegeben hat, so zweifelt man, ob Hr. Richomme etwa nach einem Gemälde gearbeitet hat, welches eine Wiederholung von späterer Hand seyn könnte, oder eine nach dem Peruginischen Bilde gefertigte Zeichnung frei auf seine Weise verändert hat. Stellung der Madonna und des Kindes, Gewandung und Landschaft sind ganz dieselben, nur ist das Alterthümliche von Rafaels Jugendstyl verwischt, die Glorien sind weggelassen, Alles ist runder, fließender, aber auch moderner geworden; die Züge der Madonna und des Kindes gehören auch Rafaels späterer Zeit nicht an. Statt der runden Einfassung und der zierlichen Arabesken in den Ecken, ist diese von einem Achteck umschlossen, welches die Landschaft ein wenig verengt und in den Ecken spitzbogige Verzierungen trägt. Was aber die Schönheit des Stichs betrifft, so möchte dies Blatt wohl unter die besten zu zählen seyn, welche der vortreffliche Künstler geliefert hat. Besonders schön, weich und kräftig ist der Kopf und Mantel der Madonna behandelt, auch das nackte Kind ist von großer Rundung und Zartheit. Das Blatt macht eine vollendete harmonische Wirkung und fällt sehr angenehm ins Auge.

3) Spanish Mendicants. John Lewis pinx. Charles G. Lewis sculps. London, published March 15. 1835 by Hodgson, Boys and Graves, Printsellers to the King, 6 Pall Mall. Printed by Cloyd et C. — Quer Folio.

Ein junger kräftiger Mann mit zwei Mädchen betteln, an einer Kirchthüre stehend, zwei phlegmatische Geistliche an, die unbekümmert um die Noth ihrer Nebenmenschen vorübergehen. Auf dem Bilde steht: J. F. Lewis. 1832. Seville. Es scheint also eine Studie nach der Natur zu seyn, was auch die geistreiche Lebendigkeit verräth, womit der Gegenstand aufgefaßt ist. Der einfache Vortrag in großen Massen und Formen erinnert an die Gemälde italienischer Scenen von Schnetz, ohne freilich auf gleiche Durchbildung des Einzelnen Anspruch zu machen.

Merkwürdiger noch als durch den Gegenstand ist aber dies Blatt durch seine Ausführung. Wie die Technik in allen Zweigen der Kunst seit wenigen Jahren große Fortschritte gemacht hat, so zeigt sich auch hier die geschabte Manier in einer Weise vervollkommnet, die fast nichts zu wünschen übrig läßt. Hier sind Schabmesser, Aetzkorn, Radirnadel und Rädchen verbunden, und dadurch eine Kraft und Durchsichtigkeit der Töne, eine Leichtigkeit des Vortrags und Bestimmtheit der Formen hervorgebracht, welche die schönsten geschabten Blätter, selbst die eines Earlom nicht ausgenommen, entbehren.

Aphorismen.

Der Künstler, der für die Augen der Liebhaber malt, der Besitzer, der seine Erwerbungen ihnen vorzeigt, sie haben beide von der beschränkten Sehkraft derselben zu leiden.

Der Weitsichtige sieht in eine größere Entfernung deutlicher, als es dem Künstler erwünscht seyn kann, der auf ein Verschwimmen, Verschmelzen der Züge und Töne rechnet. Er nimmt Härten wahr, die das gewöhnliche Auge nicht rügt.

Der Kurzsichtige tritt mit seiner unbarmherzig scharfen Brille in eine verbotene Nähe und fällt ein mikroskopisch-kritisches Urtheil.

Fehlt ihnen beiden nun noch überdies der richtige innere Standpunkt für die bildende Kunst, fordern sie ein Nachbild der Natur, wie sie ist, so verzweifle man an jeder Berichtigung, Bekehrung. Sie sind incorrigibel.

Der Bildhauer kommt mit seinem Werke bei ihnen besser weg. Seine statuarischen Schönheitsgestalten müssen sie wohl gelten lassen, ob in der Nähe oder aus der Ferne gesehen. Aber der Maler stellt seltener Normalgestalten, als Individuen, als wirkliche, wenn auch selbsterfundene Figuren dar. Er bringt ein zusammengesezteres, vielgestaltigeres Leben und muß die Fläche durch künstliche Mittel, durch Täuschung, zur Tiefe machen.

Jene Presbyopse und Myopse aber wollen sich nicht täuschen lassen. Alles was der Künstler that, um ein Vortreten und Zurückweichen der Gestalten und Theilgestalten zu bewirken, nehmen sie, durch keinen Total-Eindruck berückt, geradezu als Fläche, und rächen sich für die atomistisch-prosaische Kälte ihres Anschauens durch Tadel an dem unschuldigen Maler.

Ein bemerkenswerther Umstand kommt noch hinzu. Der Künstler wiegt nach seinem Talent das Maß seiner Gebilde nach allen Momenten ab, und bleibt, von einem Aeußersten zum andern balancirend, in der rechten Mitte, wie er meint, schweben. Dies gilt nun die ganze Anordnung, den Habitus der Gestalten, ihre einzelnen Formen, das Colorit, Helldunkel ꝛc.

Nur aus dem Ganzen ist aber im ächten Kunstwerk das Einzelne zu verstehen, zu würdigen. Jene Beschränktseher befinden sich jedoch niemals in demjenigen Fokus, wo sich die Gesammtstrahlen des Bildes recht vereinigen. Sie erhalten keinen richtigen Total-Eindruck. Darum müssen nun die einzelnen Theile daran.

Wie leicht ist aber bei einer lebendigen Natur- und Kunstgestalt, die nun einmal die zum Ganzen stimmende Form und Gestaltung hat, ausgesprochen: Sie dünkt mich zu lang, zu kurz, zu bleich, zu roth, zu hell, zu dunkel, zu ruhig, zu bewegt!

Bei solchen vom unrichtigen Sehen ausfließenden Urtheilen geht die Ansicht überdies durch die Eigenthümlichkeit des Sprechers, durch das, was er gesehen und nicht gesehen, was er weiß und nicht weiß, was er gewohnt ist und nicht gewohnt ist, was er idiosynkratisch liebt und nicht liebt, hindurch, und man darf darauf rechnen, daß, was er selbst im Leben zu genießen und zu büßen, zu thun und zu lassen hat, in sein Urtheil modificirend sich eindränge.

Noch ein weiteres Moment dürfen wir nicht übergehen. Wer kein rechtes Verhältniß zum Kunstwerk hat, wer wirkliche Natur will, wer das Scheinleben nicht in sich aufnehmen kann, bei dem melden sich bald ablehnende Gefühle. Ruhig kann er nicht dabei bleiben. Die süße Unruhe des Kunstfreundes, die in einen ruhigen Genuß übergeht, wird bei ihm zu einer Unbehaglichkeit, die nach Veränderung verlangt. Das Gegebene fordert seinen Gegensatz: Hell fordert Dunkel, Roth fordert Grün ꝛc., Milde fordert Strenge, und so durch alle Modificationen hindurch, durch Form, Ausdruck, Colorit ꝛc., und dies um so stärker, je mehr der Maler in dem Einen oder Andern gewissen Kunstforderungen zu lieb gegen das Extrem hingegangen ist. Eine markigte Gestalt wird dann von dem Beschränktsehenden zu massig, eine zarte zu schmächtig, eine rothe zu roth, eine blasse zu blaß genannt. Dies geht dann durch die ganze Structur und Ausführung des Bildes hindurch. Er ist gesättigt von der Anschauung und will sie hinauf- oder herabstimmen. —

Man soll nun Niemand wehren, in Geschmacks- und Kunstsachen seine Meinung zu sagen; aber namentlich wenn es in ein Gebiet geht, wo die anerkannten Kunstgesetze aufhören, in's Gebiet der unendlichen Relativität, der unmerklichen Uebergänge, mag sich doch ein Jeder prüfen, ob er ein Haupterforderniß — gesunden Sinn habe.

Der Württembergische Kunstverein

macht bekannt, daß er beschlossen hat, auch Werke der Plastik und der Malerei nicht Württembergischer Deutscher Künstler anzukaufen; jedoch nur unmittelbar von ihnen selbst und nicht aus einer zweiten Hand. Der Einsender adressirt sein Kunstwerk „An das Conservatorium des Württembergischen Kunstvereins zu Stuttgart,“ und trägt die Kosten bis Stuttgart, wogegen der Kunstverein im Falle der Nichtannahme die Kosten der Rücksendung übernimmt. Unfrankirte Einsendungen werden nicht angenommen. Bei der Einsendung muß der Preis, für welchen der Künstler sein Werk dem Verein zu überlassen gesonnen ist, bestimmt angegeben werden. Jedes Kunstwerk muß, den Vereinsstatuten gemäß, vier Wochen vo dem Ankauf im Vereinslocal aufgestellt werden. Di bestimmten Termine zu Ankäufen sind: Januar, Ma und September, nach welchen die jedesmalige Entschei dung über den Ankauf dem Einsender sofort mitgetheilt wir Kleine Bilder wünscht der Verein nicht zu erhalten, und b größeren dürfte doch die Größe nicht die Bequemlichkeit de Privatbesitzes überschreiten. Die Künstler, welche den Verei mit ihren Werken erfreuen werden, können sich der berei willigsten und angemessensten Behandlung versichert halte

Stuttgart, Februar 1837.

Der Vorstand des württembergischen Kunstverein

Hofrath Dr. v. Reinbeck,
Ritter des Ordens der württemb. Krone.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 53.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 3. März 1837.

Totam hodie Romam circus capit et fragor aurem
Percutit.

Juvenal.

Die Pariser Maskenbälle.

(Fortsetzung.)

Was die Maskenbälle der großen Oper endlich noch vor allen übrigen auszeichnet, ist die Gegenwart zahlreicher Notabilitäten aller Art; die Politik, Literatur und Kunst pflegen regelmäßig ihre Coryphäen dahin abzusenden. Auf dem lezten Balle am Samstag sah ich Berryer in tiefer legitimistischer Trauer mit einem schlanken, reichgekleideten Domino auf und ab gehen, dessen geistvolle Neckereien ihm eine Beredsamkeit entlockten, die er auf der Tribüne noch nicht kundgegeben. Einen Augenblick später bemerkte ich den strengen, einfachen Republikaner Garnier Pagès, welcher an jedem Arm eine köstliche Maske führte, und in diesem Aufzuge eher das Ansehen eines sanften Cavaliers als eines wilden Tribuns hatte; da er nicht wußte, auf welche von seinen Begleiterinnen er ausschließlich hören sollte, drehte er seinen schönen, ausdrucksvollen Kopf bald auf diese, bald auf jene Seite; ich fürchte sehr, daß er einen steifen Hals davon bekommen hat. So viel aber haben mich meine eigenen Augen und Ohren gelehrt, daß Garnier Pagès, als Präsident eines Freistaats, unschuldigen Intriguen einen großen Spielraum gestatten würde. Bald darauf fesselte Balzac meine Aufmerksamkeit; er sprach so angelegentlich mit einer eleganten Maske, daß er kaum zu bemerken schien, was um ihn her vorging. Man sagte mir, jene Maske sey eine Engländerin, welche seit länger als drei Jahren in den fruchtbarsten Romanschreiber neuester Zeit verliebt sey, deren Namen und Wohnung Herr von Balzac aber nie habe erfahren können. So wie es vier Uhr schlägt, entschlüpft sie seinem Arme und verschwindet im Gedränge, ohne alle Spur; auf dem Balle des nächsten Jahrs erscheint sie wieder und erneuert ihre alte Taktik; keine Bitten und Betheurungen sind im Stande, sie von diesem Manöver abzubringen; Balzac kann dieser fantastischen Erscheinung nicht auf den Grund kommen. In der Zwischenzeit erhält er von der Unbekannten eine getreue, zierlich geschriebene Uebersetzung seines lezten Romans, aber seine Neugierde bleibt unbefriedigt. Was sich sonst noch von Celebritäten auf dem Balle befindet, haben wir keine Zeit mehr zu mustern; wir müssen jezt in eines der kleineren Pariser Theater gehen, wo der Carneval weniger Umstände macht als in der großen Oper. In der Porte Saint Martin, in den Variétés, in der Opera comique, im Palais=royal, im Odeon u. s. w. kann er thun und lassen was er will, und dort tummelt er sich daher in seiner ganzen Freiheit, d. h. Rohheit. Dort tanzt man noch tollere, ausgelassenere Tänze als den Fandango und Bolero, dort sind der Chahut und Cancan einheimisch, fantastische Nationaltänze, grotesk in ihren Figuren, wie

die Metaphern von Rabelais. Wenn auf jenen Bällen der Contretanz anfängt, sagt der Orchesterdirektor nicht: Messieurs, prenez vos dames! sondern: Mesdames, prenez vos Messieurs! Wollen wir nun aber nicht angepackt seyn und mit in den Strudel der Galoppade hineingezogen werden, so eilen wir an den genannten Orten vorüber und begeben uns in den Saal Ventadour.

Dies Theater, welches das ganze Jahr über schweigend und lautlos mitten im lärmenden Paris dagestanden, ist in diesem Augenblick kein stilles, verschlossenes Grab mehr. Gleich jenen geheimnißvollen, verwünschten Schlössern, welche ein böser Geist bewohnt, und welche sich nur öffnen und schmücken, wenn der böse Dämon einen armen Sterblichen berückt und ihn als einen unglücklichen Gast mitbringt, wie wir es in den Feengeschichten lesen, hat der Saal Ventadour diesen Winter seine Eingänge geöffnet und seine Girandolen angezündet, um die jubelnden Carnevalsgäste würdig zu empfangen. Und siehe, sie sind zu Tausenden herbeigeeilt. Ueberschreiten wir die Schwelle dieses Heiligthums, wir langen gerade zur rechten Zeit an. Platz da! der Galopp beginnt, die unermeßliche Menge sezt sich nach den Tönen einer wildharmonischen, donnernden Musik in Bewegung; die Reihen vermischen sich, und wir sind Zeugen einer bacchischen Scene von der wunderbarsten Wirkung. Der Orchesterdirektor Beaudouin hält, ein zweiter Aeolus, die Harmonie im Sack, er beruhigt oder entfesselt nach Belieben den musikalischen Sturm, und sein Taktstock ist der Talisman, welcher die hüpfende Menge bezaubert. Beaudouin ist nämlich der glückliche Nebenbuhler der beiden größten jezt lebenden französischen Kapellmeister, die wir sogleich kennen lernen werden; wenn er auch keine so schönen Haare wie Jullien, keine so gebieterische Stirn wie Musard hat, so ist er doch gleichfalls Schöpfer einer eigenen Quadrille, wie jene beiden großen Quadrillendrechsler und Contretanzzuschneider; was Kühnheit der Auffassung und Durchführung anbelangt, so übertrifft Beaudouin vielleicht seine Meister und Vorbilder. Es steckt etwas von Lißt und Berlioz in diesem Manne, aber von Lißt und Berlioz zur fünften Potenz erhoben. Jene beiden Componisten wollen bekanntlich in der Musik malen und durch ihren Vortrag entweder stürmische Bewegungen der Seele oder großartige Natureffekte ausdrücken. Beaudouin ist noch weiter gegangen, er hat die Tugend des Numa Pompilius, den Tod des Kapitän Cook, die Siege der großen kaiserlichen Armee, die Schiffer der Themse, den Wettlauf der Atalante, die niederländischen Kirmessen, die Pariser Koketten, und was weiß ich sonst noch Alles in Quadrillen gesezt. Seine kolossalste Schöpfung ist und bleibt die grande armée, quadrille triomphale avec accompagnement de mousqueterie, dédiée à la France; so lautet wörtlich das Programm. In dieser Quadrille wird der Triumphbogen vor der Barrière de l'Etoile in fünf Figuren getanzt, unter der Begleitung eines achtzig Mann starken Orchesters, das, in Pulverdampf eingehüllt, eine so mordbrennerische Musik macht, daß eine ganze Compagnie Pompiers im Vorsaale aufgestellt ist, um beim ersten Feuerlärm herbeizuspringen und alles weitere Unglück zu verhüten. Wenn die lezte Figur ausgeführt ist, zerschlägt Beaudouin seinen Fiedelbogen und verschwindet in den Wolken des Orchesters, um sich dem Enthusiasmus der Menge zu entziehen. — Wir wollen hier einige Details dieser merkwürdigen Quadrille hersetzen, wie sie auf dem Anschlagzettel angegeben waren: Chaine des dames: Bataille d'Austerlitz. — En avant deux: Mürat entscheidet durch seine brillante Cavalleriecharge die Schlacht an der Moskowa. Chaine anglaise: Einzug der französischen Armee in Berlin. Dos à dos: Napoleon nimmt von seinen Braven in Fontainebleau Abschied und drückt den besiegten Adler an seine Brust. Außerdem hat Beaudouin für den diesjährigen Carneval noch eine Quadrille le Corsaire rouge betitelt, componirt, welche nichts anderes ist, als der Coopersche Roman in Contretänze übersezt. Es kommt darin ein Seegefecht, ein Sturm mi[t] Windgebraus, mit Donner, Blitz und Matrosengesu[ng] vor. Alles das und noch vieles Andere wird getanz[t] gewalzt und galoppirt, daß einem vom bloßen Zusehe[n] und Zuhören die Sinne vergehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lisardo.

(Fortsetzung.)

Lisardo schwieg und sah unbeweglich zu Boden. Ei[ne] lange, peinliche Stille trat ein. Octavia ließ die Krän[ze] die sie gegen ihn erhoben hatte, sinken und blieb bestür[zt] vor ihm stehen. Zur bösen Stunde war dieses Fest a[n]geordnet worden. Octavia hatte eine unglückselige Sa[ite] berührt. Der alte, finstere Dämon, den sie aus de[m] Schlummer gerüttelt hatte, wachte mächtig in ihm a[uf] und funkelte drohend aus seinen Augen. Lisardo tr[at] einige Schritte zurück und sagte mit einem leichten N[ei]gen gegen die Versammlung: „Meine Freunde und M[it]bürger, ich danke euch für eure freundliche Gesinnu[ng] aber ihr seyd wahrhaftig gar zu verschwenderisch geg[en] mich. An so etwas habe ich nicht gedacht, als ich n[ich] damals herausnahm, ein Wort in unsern Angelegenheit[en] mitzureden. Nennt es ein Spiel meiner Laune, in [der] That, es war nicht mehr, und erspart euch den Da[nk] ich habe ihn nicht verdient. Was den Wunsch betri[fft] den Eure Güte in Anregung gebracht hat, Madonn[a]

fuhr er gelassen gegen Octavien fort, „so glaube ich mich zu erinnern, daß unser leztes Gespräch darüber nur zwischen uns Beiden geführt wurde. Vergönnt mir, es eben so zu halten; dergleichen zarte Gegenstände müssen ohne Zeugen verhandelt werden."

Octavia schwankte vernichtet hinaus, von einer ihrer Frauen geleitet, Lisardo folgte ihr schnell, ohne einen Blick auf die Versammlung zu werfen. Sie trafen in jenem Kabinet zusammen, das einst ein Zeuge so ganz anderer Scenen gewesen war und dessen Anblick Beide jezt bis in's innerste Mark erschütterte. Lisardo fühlte, daß er feindlich gegen sein eigenes Blut wüthe, aber er konnte nicht anders, es war, als ob ein böser Geist ihm die Worte in den Mund legte.

„Ich bin Euch Antwort schuldig," sagte er, „und möchte sie nicht vor dem Volke geben. Ihr habt Euch in mir geirrt, damals wie heute, aber ich will nicht von damals reden, ich will mich nicht kleinlich rächen. Was ich gethan habe, Octavia, das habe ich gethan, weil ich mich unwillkührlich dazu getrieben fühlte, und nicht um der Tugend willen, nicht um mich von Schlacken rein zu waschen. Es ist geschehen, und ich bin dadurch nicht besser, nicht schlimmer geworden, ich bin derselbe, der ich von jeher war. Ihr aber habt mich dargestellt als einen, der ein ärmliches Spiel um Tugendkränze spielte, als einen, der wie in einer schlechten Komödie dem Teufel absagt und als ein reuiger Sünder, als ein wiederkehrendes Schaf zum Ergötzen der Zuschauer mit allen möglichen Leckerbissen belohnt wird. So ist's nicht gemeint! ich kann nicht den Komödianten machen! Oder vielmehr, ich bin entschlossen, den Vorhang fallen zu lassen und wieder mit dem ersten Akt anzufangen. — Lorenzo!" rief er. Der Alte, der furchtsam an der Thüre gestanden, kam näher. „Lorenzo, du gehst sogleich zu meinen sämmtlichen Freunden und bittest sie auf heute Abend in mein Haus; sage ihnen, die alten Zeiten kehren wieder und die politisch-moralische Komödie sey zu Ende; fort!" Der Greis schlich in stummem Jammer hinaus. Lisardo entfernte sich rasch und ließ Octavien ohnmächtig in den Armen ihrer Dienerin. Er schloß sich den ganzen Tag zu Hause ein. Das Fest war zerstört und die Theilnehmer entfernten sich, verlegen und unruhig durch einander äußernd.

Die Gesellschaft war beisammen, aber die alten Zeiten wollten nicht wiederkehren. War es die Erinnerung an lebensfrische Gesellen, die als Opfer des Würgengels aus dem einst so fröhlichen Kreise geschieden waren, oder der Ernst der durchlebten und durchlittenen Zeit, an der Alle männlich ihren Antheil genommen hatten — Keiner konnte den alten, leichten Ton wieder finden. Auch Lisardo mußte erfahren, wie schwer es sey, aus dem lezten Akt eines Drama's in den ersten zurückzuspringen. Er wollte wie sonst mit kecken Witzen nach allen Seiten werfen, aber die Worte erstarben ihm auf den Lippen, und mehr als einmal trat ein tödtliches Stillschweigen ein. Seine Gäste betrachteten ihn bange. „Wie übel er aussieht!" sagte der eine zum andern. — „Er hat sich unsäglich angestrengt, Tag und Nacht; seine Nerven müssen furchtbar angegriffen seyn." — „Wie hastig er trinkt!" — „Wenn dieses reiche Leben auf die Neige ginge!" — „Nun, ihr Herren!" rief Lisardo und stieß sein Glas auf den Tisch, „was kriechen euch denn für Spinnen über's Gesicht? Ich glaube, ihr seyd recht alt und grau geworden in der kurzen Zeit! Kommt! die alten Zeiten sollen leben! stoßt an und singt ein munteres Lied! Frisch auf!"

Nie wurde ein Lied mit minderer Lust begonnen: Alle sangen matt und tonlos, nur Lisardo's Stimme drang durch mit ihrem kräftigen Metall. Ein paar Verse waren gesungen, da öffnete sich die Thüre und ein Zug ehrwürdiger Greise trat herein. Die ganze Gesellschaft schauderte, als sähen sie Schatten aus dem Grabe steigen; aber als jene näher traten, erkannten sie in ihnen die ältesten Bürger von Salerno. Lisardo warf einen zornigen Blick auf seinen treuen Alten, der mit hereingekommen, denn er wußte wohl, daß dieser in die Verschwörung verwickelt war. Lorenzo wich demüthig auf die Seite. „Lasciate ogni speranza voi ch' entrate!" rief ihnen Lisardo entgegen. Sie reihten sich um ihn auf, und der Sprecher bat ihn in einer beweglichen Rede, wie er in den Tagen des Schreckens und der Verwirrung ein helfender Engel seinem Volk erschienen sey, so jezt in der Zeit des Friedens und der Ruhe sich nicht von ihnen abzuwenden, sondern die Früchte jener Mühsal und Widerwärtigkeiten mit ihnen gemeinsam zu genießen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Februar.

(Beschluß.)

Pallavicini's Beschreibung der Pest i. J. 1656.

Außer dem schon erwähnten Lazareth auf der Tiberinsel, welches für die eigentlichen Pestkranken bestimmt war, richtete man vier andere für die Genesenden ein, und stellte sie unter die Aufsicht des Cardinals Gastaldo, dessen Eifer und Aufopferung in diesen unglückseligen Tagen, eben so wie das Betragen des Cardinals Barberini, alles Lob verdienen. Für rasche ärztliche Hülfe wurde bestens Sorge getragen. Sogleich Anfangs war den Aerzten und Wundärzten bei Todesstrafe verboten worden, Rom zu verlassen. Acht derselben wurden mit bedeutendem Gehalt in den Spitälern

angestellt, dieser und jener auch wohl zur Strafe hingesandt, weil er entweder Pestkranke der Obrigkeit nicht angezeigt, oder die Maßregeln der Regierung als Kunstgriffe geheimer Politik dargestellt hatte. Als die Ausbreitung der Seuche vermehrten ärztlichen Beistand nöthig machte, entwarf man eine Liste sämmtlicher Medizinalpersonen, bestimmte die zwölf berühmtesten zum gewöhnlichen Krankenbesuch in der Stadt, und wählte aus den übrigen, etwa 150 an der Zahl, nach dem Loose diejenigen, welche auf eine gewisse Zeit den Spitaldienst versehen mußten. War die Frist um, so wurden sie in Quarantäne gesteckt, bevor man ihnen die gewöhnliche Praxis wieder erlaubte. Seine Heiligkeit selbst zog die Loose. Geistliche von den regulären Orden trösteten die Kranken durch den Beistand der Religion: sie boten sich freiwillig in so großer Menge an, daß man unter ihnen wählen mußte. „Der Pabst verordnete, man solle nur solche nehmen, deren robuste Constitution den Anstrengungen, so wie der Einwirkung der Krankheit Widerstand zu leisten versprach, und deren Geistesgaben nicht von der Art waren, daß ihr Verlust dem Orden und dem Staate zu empfindlich gewesen wäre.“ Viele davon unterlagen. Um zum Schlusse zu kommen, so währte die Seuche, welche als orientalische Bubonenpest geschildert wird, vom Mai bis Ende Decembers des genannten Jahres, und raffte an 8000 Individuen weg, meist aus der niedrigsten Volksclasse. Rom zählte damals etwas über hunderttausend Einwohner. Verkehr und Ruhe in der Stadt selbst wurden niemals gestört. Der Pabst gab die gewöhnlichen Audienzen, und ließ sich von Zeit zu Zeit in den Straßen sehen, im Tragsessel, wie zu Fuße. Auch ertheilte er vom Hügel von St. Pietro in Montorio, von wo man Rom in seiner ganzen Herrlichkeit und Majestät zu seinen Füßen ausgebreitet erblickt, dem Volke den Segen. Aber selbst von der päbstlichen Dienerschaft fielen mehrere als Opfer der Seuche, und einige der Vornehmsten aus der Umgebung des h. Vaters, u. A. sein Neffe Augustin Chigi, sahen sich genöthigt, Quarantäne zu halten. Im April 1657 fanden endlich wieder die päbstlichen Kapellen und andere Feste und Zusammenkünfte statt. Vom ganzen übrigen Kirchenstaat war nur das Städtchen Montefiascone von der Seuche heimgesucht worden. Cardinal Pallavicini, welcher Alles, was Alexander VII. bei dieser Gelegenheit gethan, unbedingt gutheißt und rühmt, läßt mehrmals merken, wie groß die Opposition von Cardinälen und Andern, welche die erwähnten Maßregeln für unnöthig hielten, gewesen, und welch ungeheure Kosten dem Staate aus diesem Absperrungssysteme erwachsen seyen. Bei Lesung der von ihm entworfenen Schilderung sagt übrigens ohne Zweifel Mancher: Tout comme chez nous!

Rt.

Prag, Februar.

(Beschluß.)

Menschen- und Affentheater. Musik.

Es ist natürlich und verzeihlich, daß ein Privatbühnendirektor auf seinen finanziellen Vortheil sieht; doch sollte er auch ein wenig auf Kunst und Publikum bedacht seyn, und dem leztern wenigstens jeden zweiten Tag etwas Menschliches serviren. „Tagesgespräche“ und „Referate“ in der „Bohemia“ eiferten fruchtlos gegen die Thiercomödien, und würden eben so wenig ausgerichtet haben, wenn jene mehr Geist und Wiz gehabt, diese minder nüchtern gewesen wären; aber endlich schloß das Publikum mit der Influenza einen Bund, um von Affen und Fröschen zu erlösen. Das erstere wurde durch ein zweites Affenlustspiel: „der Affe und der Frosch, oder Hubriwubri's Zauberfluch.“ Zauber-Lokalposse mit Gesang in zwei Aufzügen von Told, Musik von Kapellmeister Ott, in so weit abgekühlt, daß dieses wahrhaft erbärmliche Machwerk nicht nur ganz mißfiel, wenn gleich Herr Klischnig als Surrogat für Wiz und Laune, für Erfindung und Menschenverstand sehr viele — Künste machte, sondern auch der „Affe und der Bräutigam“ wurde von diesem Tage an immer weniger besucht, und es schien dem Laubfrosch vorbehalten gewesen zu seyn, den Zauber zu lösen, welcher die Prager in seinen Banden befangen hielt. Der grasgrüne Erlöser blieb nun bescheiden hinter den Coulissen verborgen, und nur der „Affe und der Bräutigam“ spukte noch jeden dritten Tag wie ein Wechselfieber auf unsern Brettern, bis die mächtige Herrscherin, deren Namen wir bereits oben ausgesprochen und — weil man den Teufel nicht an die Wand malen darf — keineswegs wiederholen wollen, ein Duzend Herren und Damen unsers Personals zugleich auf das Krankenlager werfend, die Aufführung des personenreichen Thierstücks unmöglich machte, und da der Affe ein ungeduldiges Thier ist, so hoffen wir, er werde so schleunig als möglich in seine Engagements nach Paris und London zurückkehren, und auf unserer Bühne den Menschen Plaz machen, die vor ihm die Flucht ergriffen zu haben schienen. — Durch fremde Blätter ist die Nachricht verbreitet worden, „die Vormundschaft“ werde hier bereits einstudirt. Das ist aber keineswegs gegründet; unsere Direktion pflegt sich in solchen Fällen nicht zu übereilen, und wird auch hier schwerlich eine Ausnahme machen. Der Referent der „Bohemia“ sagte schon im Schlußblatt des Jahrs 1836: „Wir können der Direktion nur recht viele solcher Neuigkeiten wünschen, die, wie der „Pariser Taugenichts,“ einen so günstigen Einfluß auf den Besuch des Theaters äußern. Es müßte uns Alles täuschen, wenn dies nicht auch mit Halms „Adept“ und mit dem gekrönten Lustspiele der Herren Gerle und Horn der Fall wäre. Je früher uns diese beiden Novitäten gebracht werden, desto vortheilhafter wird es für die Frequenz seyn.“ Der „Adept“ ist seitdem erschienen, und hat die Hoffnungen getäuscht. Sollte „die Vormundschaft“ noch lange nicht gegeben werden, so dürfte diese Zögerung entweder die Theilnahme an dem Siege zweier Compatrioten erkälten, oder die Erwartungen zu hoch spannen. Beides kann dem Erfolge des Lustspiels nur nachtheilig seyn. — Das erste Concert der Zöglinge des Conservatoriums fiel, mit Ausnahme des Ensemblespiels, etwas schülerhaft aus, Hoboe, Waldhörner und Violinen waren noch etwas unreif, und der Glanzpunkt des Ganzen eine nicht eben sehr originelle, aber desto lebendigere Ouvertüre von dem Zögling Sokol. Daß zwischen der Krommerschen Symphonie und dem ersten Concertante eine sehr lange Pause erfolgte, weil eine vornehme Dame den Direktor und Dirigenten zu sich rief und viel mit ihm zu sprechen hatte, war gleichfalls ein Uebelstand. — Der berüchtigte Räuber Babinsky machte einen Fluchtversuch aus dem hiesigen Criminalarreste, und hatte sich bereits an einem Seile vom Dache herabgelassen und die Straße gewonnen, allein die Polizei verfolgte ihn und brachte ihn zurück. Ein zweiter Arrestant, der mit ihm fliehen wollte, brach ein Bein bei dieser Expedition. Unter dem gemeinen Volke bedauert man sehr, daß seine Flucht nicht gelungen ist, und behauptet, er habe nie einen Menschen getödtet, und meist nur reichen Leuten das Geld weggenommen, die Armen aber damit unterstüzt. Babinsky hat bisher fest behauptet, er sey ein Anderer, und ganz unschuldig wahrscheinlich nur durch eine Aehnlichkeit in diese Haft gekommen; doch soll er sich oft widersprochen haben.

Beilage: Literaturblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 23. Freitag, 3. März 1837.

Lyrische Dichtkunst.

36) Ein hundert deutsche historische Volkslieder. Gesammelt und in urkundlichen Texten chronologisch geordnet herausgegeben von Fr. Leonard von Soltau. Leipzig, J. J. Weber, 1836. 8. S. 616.

In der sehr ausführlichen und gelehrten Einleitung hat der Herausgeber das reichhaltige Material mit einem kritischen Scharfblick gesichtet, daß frühere ähnliche Sammlungen den Vergleich mit der seinigen weder in Bezug auf Vollständigkeit noch Correctheit aushalten können. Er hat nicht nur manches Neue aufgefunden, was andern Sammlern entgangen war, sondern auch insbesondere auf die Herstellung der ursprünglichen echten Texte aus den vielfachen Modernisirungen mit Recht den größten Werth gelegt.

Um eine Probe zu geben, wie tief der Verfasser in seiner Einleitung selbst in Nebensachen eindringt, stehe hier, was er über den Zapfenstreich mittheilt. „Das älteste Beispiel einer Deutung des Zapfenstreichs (über d. Umsetzung ähnlich. Naturlaute in Menschensprache vgl. Grimm, altd. Wäld. I, 107 ff.) bilden die auf den Trommelschlag von je 3 Schlägen auf je 3 Schritte: top top top top top: top top top top top schon im 16ten Jahrh. entstandenen „Schertz-Reimlein," deren Hortleder B. D. Kr. 2. A. 1645 S. 121 drei mittheilt: Hüt dich Bawr ich kom, Mach dich bald davon, ferner: Hauptman gib uns Geld ꝛc. (das Wunderh. I, 97 hat alle drei als **einen** dargestellt); jener erste Reim, auch an die Losung der Dänen in der Schlacht v. 1500: Wahre di bure, de garde de kumbt, und die umgekehrte der Ditmarsen erinnernd (Dahlmanns Neoc. I, 478) ist noch im 18ten Jahrh. bekannt gewesen, vgl. F. Spörers schwäb. Kirchweihpr. v. 1720, wo er so lautet: Hüti Baur i komm, nimm die Hühner und Gäns ꝛc. und geht noch heute als Sprichwort mißverstanden in Aachen um (Reumont, Aachens Liederkranz ꝛc. 1829, S. 370): Trom Trom Trom, heu dich Bur ich komm, ich breng dich nuis (nichts) ich nemm dich nuis, en bin auch nit sihr fromm. Aus einer Anzahl von Zapfenstreichen und Marschworten neuerer Zeit theilen wir noch folgende mit:

Der alte preußische Zapfenstreich: Zu Bett zu Bett, die Trommel geht, und daß ihr morgen früh aufsteht, und nicht so lang im Bette let.

Der österreichische: Drei lederne Strümpf, zwei und drei macht fünf, wenn ich einen verliere, hab ich doch noch viere.

Der alte preuß. Spießruthenmarsch: Warum bist du weggelaufen, warum thust du das? darum mußt du Spießruthen laufen, wie gefällt dir das? ꝛc.

Ein neuerer Zapfenstreich: Die Franzosen haben das Geld gestohlen, die Preußen wollen es wieder holen, Geduld, Geduld, Geduld!

Ein Hornsignal: Kartoffelsupp :,: und dann und wann ein Schöpsenkop, Mehl, Mehl, Mehl!

Ein französisches Signal: Ist denn kein Infanterie, nicht mehr da, nicht mehr da, nicht mehr da?

Der franz. Appel: Komm Kamerad komm, mit Sack und Pack :,: kommst du nicht so hol ich dich, so kommst du in Prison, komm, Kamerad, komm!

Ein franz. Marsch: Ramplamplam, papiere argeng, da kommen sie an, sie haben keine Schuhe, keine Strümpfe nicht an.

Andere Zapfenstreiche, wie der bekannte: Putzt mir nicht mit Hammerschlag ꝛc., der längere österreichische: Gotts Blitz meine Herren, was soll das seyn, was mag das für ein Lärm wohl seyn ꝛc., der Münstersche: Ich hab einmal ein Haus gebaut, im Eck ꝛc. (Münst. Gesch., S. 234 f.), wie die zwei Trompeterstückchen im Anhang zum Wunderh. S. 56 f.: Heiderlau ꝛc. und: O Herr verscho o one mich ꝛc. können hier nur erwähnt werden, wie nur beiläufig die Trommel- und Marschworte anderer Völker von dem franz. prênez vos sacs :,: bis zu dem türkischen: Allah janßur esSultân :,: oder die artige türkische Deutung der vor den Paschas in die Provinzen herziehenden Janitscharenmusik: Pascha gelür :,: neredén :,: schundan bundan :,: ꝛc. s. Fundgr. d. Or. IV. 383."

Die hier mitgetheilten Lieder sind das berühmte altdeutsche Ludwigslied von 880 auf den Sieg über die Normannen; das halblateinische Lied auf die Versöhnung Kaiser Ottos I. mit seinem Bruder Heinrich von Bayern; ein lateinisches Lied auf die drei Ottonen, ein ditto lateinisches auf den Salier Conrad, ein ditto auf Saladins Eroberung des h. Landes. (Diese lateinischen Gesänge gehören wohl nicht unter die deutschen Volkslieder.) Ein halblateinisches auf den Clerus; ein deutsches auf die Hinrichtung der unschuldigen Gemahlin Ludwigs des Grausamen von Bayern (1256); ein deutsches auf die Ermordung Erichs VII. von Dännemark von 1286; das artige Spottlied der Thüringer auf Kaiser Adolf und sein verdorbenes Heer, ein lateinisches Lied auf denselben; ein deutsches auf den Judenmord in Deggendorf 1337. Dann beginnen die selten oder nie poetischen, dafür desto ermüdender in die Länge gezogenen, aber historisch bedeutsamen Lieder auf die großen Siege der Schweizer, und ähnliche lange Beschreibungen aus dem deutschen Städte- und Adelskriege: die Laupenschlacht, die Sempacher, vom Constanzer Concil, die Allinger Schlacht, der Frankfurter Verrath an den Mainzern (1429), die Magdeburger Fehde, von der schönen Bernauerin, der Zürcher Krieg (1444), Markgraf Albrechts Fehde mit Nürnberg, auf Ladislaus Posthumus Tod, die Fehden des bösen Fritz von der Pfalz mit Würtemberg und Baden (drei Lieder, in denen gleichwohl die eigentlich poetischen Züge fehlen, z. B. daß die von Baden und Würtemberg ihren Pferden Baumäste an die Schweife banden und so durch der Pfälzer Getreide ritten, wofür der böse Fritz, als er ihre Grafen gefangen bekommen, denselben allerlei Speisen gab, nur kein Brod, weil sie, wie er ihnen sagen ließ, alles Korn im Lande verdorben hätten). Eins der bessern Lieder ist das auf den Krieg der Fürsten und Städte, worin der ganze Haß der erstern gegen die leztern und die Gefahr, welche sie von den Städten besorgten, sehr anschaulich gemacht ist. Es heißt darin (übersezt):

> Ein Jubiläum ist uns verkündet,
> Wir sollen tilgen unsre Sünde,
> Das hat der Böse vernommen,
> Falschen Samen hat er gesäet.
>
> Den Städten hat er Hoffarth gegeben,
> Wie sie dem Adel widerstreben,
> Und den gänzlich vertrieben,
> Wider Gott ohne alles Recht.
>
> Sie dünkt, sie seyen ihm gleich,
> Sie nennen sich das römische Reich,
> Nun sind sie doch nur Bauern,
> Sie stånden mit Ehren hinter der Thür,
> Wenn die Fürsten gehn herfür.
>
> König Sigmund war der Sinne beraubt,
> Da er Trommel und Pfeiffen erlaubt,
> Den Städten so gemeine,
> Das hat ja gebracht großen Uebermuth,
> Es gehört nach Recht und guter Gewohnheit
> Den Fürsten zu alleine.
>
> Glücke steh dem Adel bei,
> Verbeut den Bauern ihr Geschrei,
> Wünsch ich von ganzem Herzen,
> Daß sie sich vor dem Adel schmiegen
> Und nichts gewinnen in den Kriegen,
> Denn reine Leiden und Schmerzen.

Dem steht ein anderes Lied auf die Raubritter gegenüber, worin es heißt:

> Desselben Ordens Regel
> Und Grund ist Buberei ꝛc.

Die Gedichte aus dem Zeitalter Maximilians sind durch Inhalt und Form wenig ausgezeichnet, und auch die aus der Reformation — so großartig der Gegenstand war — sind langweilige und kleinliche Meistersängereien. Nichts faderes z. B. als das einzige lange Gedicht, das

vom Bauernkriege handelt. Die in Prosa geschriebenen Chroniken und Geschichtbücher aus dem fünfzehnten, sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert sind überall unendlich reicher an Poesie, als die Versifikationen derselben Zeit. So sehr man sich an den Thaten der Landsknechte unter eines Frundsberg Anführung ergözt, so ist es doch nicht möglich, sich ohne die tödtlichste Langeweile durch die langen Landsknechtsgesänge durchzuarbeiten. Wen begeistert nicht des herrlichen Zriny Tod? Aber das lange Lied auf denselben wäscht hier alles Blut und Feuer wider sauber mit Wasser ab.

Der großartige Kampf in den Niederlanden bietet uns wieder ein schönes und echtes Volkslied dar:

> Wilhelmus von Nassawe
> Bin ich von Teutschem Blut,
> Dem Vaterland getrewe
> Bleib ich bis in den Tod ꝛc.

Die Lieder aus dem dreißigjährigen Kriege sind ebenfalls verhältnißmäßig poetischer als die der frühern Reformationsperiode. Sie sind kürzer, rascher, wilder, nicht mehr von Meistersängern hinter dem Ofen gekünstelt, sondern von Soldaten im Lager zwanglos improvisirt.

So die muthigen Lieder der Stralsunder:

> Treffliche Stralen gab die Sonn,
> Die Stral den Adler geblendet,
> Weichen mußt er von ihrem Thron,
> Zurück sich Wallstein wendet ꝛc.

Die frohen Siegeslieder nach der Leipziger Schlacht:

> Der alte Tylle
> Zeucht jezt gar stille ꝛc.
>
> Seyd ihr nicht zu Leipzig gwest
> Auf der Sachsen Seiten ꝛc.

So auch das Klagelied:

> Auch thut sich täglich mehren,
> Theurung und Hungersnoth,
> Wieviel laufen hin und here,
> Aus Hunger nach dem Brod,
> In Wäldern viel erfroren
> Von Haus und Hof verjagt,
> Zwei Kinder man fund mit Schmerzen,
> Die von ihrer Mutter Herzen
> Aus Hungersnoth genagt.

Dagegen sind die Klagelieder auf Gustav Adolfs Tod wieder festlich steif und langweilig; eben so die abgeschmackten Allegorien auf die Eroberung Breisachs.

Unter den Volksliedern des achtzehnten Jahrhunderts nimmt, wie billig, das schöne alte Volkslied vom Prinz Eugenius den ersten Rang ein, dem hier die mehr im Ausland berühmten Marlbroughlieder beigegeben sind. Dann folgen die Gleim'schen Kriegslieder auf Friedrich den Großen, einige interessante, doch für den Patriotismus nicht sehr erbauliche Lieder aus der ersten Zeit der Revolution und endlich eine Menge Kriegslieder von 1809 und 1813. Mit den Grundsätzen, welche der Herausgeber bei der Aufnahme oder Weglassung befolgt hat, können wir nicht überall einverstanden seyn. Die abgeschmackte Parodie auf Bürgers Lenore

> Napoleon fuhr ums Morgenroth ꝛc.

ist, obgleich in Hamburg auf einem fliegenden Blatt gedruckt, doch in keiner Beziehung ein Volkslied zu nennen, weil es weder im echten Ton eines solchen gedichtet ist, noch den Ruhm eines solchen erlangt hat. Dagegen sind sehr viele Lieder von Arndt, Körner ꝛc. wirkliche Volkslieder, dem Ton und Geist wie der weiten Verbreitung nach, die sie im ganzen Volk erlangt haben. Wenn es sich übrigens von den gemeinen Soldatenliedern handelt, so hätte statt jener gewiß schlechten und unvolksthümlichen Parodie der Herausgeber lieber die muntern Lieder aufnehmen sollen, von denen damals alle Lager widerhallten, z. B.:

> Seht wie das stolze Frankreich flieht,
> Wenn es die freiwilligen Jäger sieht ꝛc.

oder:

> Patriot
> Schlag ihn todt,
> Napoleon,
> Den Cujon,
> Mit der Krücke
> Ins Genicke,
> Daß der kriegt die schwere Noth ꝛc.

oder:

> Frau Wirthin, ho, ho,
> Die Landwehr ist do ꝛc.

oder:

> Nur langsam voran,
> Nur langsam voran,
> Daß der Oesterreicher Landwehr nachfolgen kann ꝛc.

Diese zum Theil allerdings frivolen, zum Theil aber sehr witzigen Lieder, die in aller Munde waren, haben dasselbe Recht anzusprechen, wie die alten Landsknecht- und Soldatenlieder aus dem Reformationskriege, die zum Theil eben so derb waren.

37) Eidgenössische Liederchronik. Sammlung der ältesten und werthvollsten Schlacht-, Bundes- und Parteilieder vom Erlöschen der Zähringer bis zur Reformation. Aus Handschriften, Chroniken ꝛc. zusammengetragen von E. L. Rochholz. Bern, Fischer und Comp., 1835. 8. S. 421.

Eine sehr tüchtige Sammlung, historisch gründlich geordnet und erklärt. Leider ist die Form fast aller dieser alten Schweizerlieder von der langweiligen Art, die wir so eben geschildert haben. Die Alten verstanden besser Thaten zu vollbringen, als sie zu besingen, und namentlich die über die Gebühr ausgedehnten Allegorien, wo statt der wackern Helden selbst nur ihre Wappenthiere, der Bär, der österreichische Löwe ꝛc. oder gar die Kuh, als allgemeine Personifikation der Eidgenossenschaft mit ihren Hörnern tapfer um sich stößt, entbehren alle die poetischen Reize, die wir in neuerer Zeit von Schlachtgemälden verlangen. Der historische Werth bleibt aber allen diesen Liedern unbestreitbar. Der Herausgeber hat die aus bekannten Zeiten und von bekannten Verfassern chronologisch geordnet, in einem Anhang aber alle anderen von unbekannterem Ursprunge zusammengestellt. Darunter auch das berühmte Hasler Lied, worin der Ursprung der alten Schweizer vom skandinavischen Norden hergeleitet wird, und dem der Herausgeber eine ausführliche kritisch-historische Erörterung beigefügt hat.

Eins der schönsten Lieder ist das lezte, einem alten Glasgemälde aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts entlehnt. Ein junger Eidgenosse fragt darin einen Alten, wie sie es gemacht hätten, daß sie so mächtig geworden wären, und der Alte gibt ihm aus diesem Anlaß einen tüchtigen Verweis, worin er insbesondere den Text: „kein Kreuzer, kein Schweizer“ schonungslos commentirt.

„Alter Eydtgnoß, nun sag mir an,
Wohar du din glück habest gehan?
Man vorcht din schatten wirs han mich,
Deß gib mir bescheid, das bitten ich dich:“

„Nein, lieber gesell, ich sagen dir das:
By uns ein sömliche gwonheyt was:
Gotsförtig, trüw, eynvaltig wäsen;
Hochmut mocht by uns nütt genäsen;
Allein früntlich mit manhafter deemutt,
Einigkeyt mit verachtung unrecht gutt,
Willig zu schirmen alle frommen,
Dahar ist uns alten glück und heyl kommen.
Der wolfeyle halb verstand, hieby
Wiet sich eyn kosten der speyery:
Von saffran, zimet und ouch muschcat,
Syden, thamast und sammat:
Das was by uns in schlechter acht,
Wir hand deren nitt vil angemacht;

Ouch welche spyse und melünen
Rebhüner, wachteln und capünen,
Claret, ipocraß und malvasier,
Müscateller, rapiser und rommanyer
Und sunst vil der welschen trachten:
Deren wir wenig in unsren hüsren machten.
Milch, kes, anken, ziger und rys
Das was gemeinlich unser spys:
Jetz pflanzest du wider in das land
Das wir vertriben und vßgrüt hand:
Hoffart, gwalt, großen übermut,
Allein daß dir werd groß gut;
Es kämme dir wohar das wöll,
Vom Tüfell oder us der hell.

Gutt was unser knecht, jetz ist din herr,
Wer by dir gutt hatt, der hatt eer;
Ich sag dir das an allen spott,
Gutt ist worden din herr und gott:
Das schafft din frömd blutsuchtig gfert,
Die hat dich alle bosheit gelert.“

38) Poetische Geschichte der Deutschen. Vorzüglich für den Unterricht in der deutschen Sprache und Geschichte, herausgegeben von Dr. K. Wagner. 2te vermehrte Aufl. Darmstadt, Leske, 1837.

Eine chronologische Zusammenstellung von Romanzen, dramatischen Fragmenten ꝛc. aus den verschiedensten Dichtern, worin die Helden unsrer Geschichte verherrlicht werden. Man muß ein solches Unternehmen um des patriotischen Zweckes wegen empfehlen; obgleich der wirklichen Geschichte erstaunlich viel mehr Poesie inwohnt, als die guten Poeten bisher daraus zu schöpfen gewußt haben, und obgleich sie sogar nicht selten ihre Helden ein wenig verwässert haben.

39) Schwäbische Liederchronik für Schule und Haus. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836. 8. S. 142.

Eine ähnliche Sammlung, doch bloß auf Schwaben bezüglich. In diesem engern Kreise haben sich zufällig so ausgezeichnete Dichter zusammengefunden, wie Uhland, Schwab, Knapp, Justinus Kerner, daß diese Gedichte neben dem lokalen Interesse für ihre Provinz auch in der That ein allgemein poetisches darbieten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 54.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 4. März 1837.

> Er öffnet halb die Lippen, leis und schwach,
> Und mischet in das Klaggeseufz der Schönen,
> Mit noch geschloßnem Aug', ein mattes Stöhnen.
>
> Tasso.

Lisardo.

(Fortsetzung.)

Lisardo ließ den Mann nicht ausreden, er fuhr wüthend auf und schrie: „Könnt ihr denn nicht aufhören mich zu verfolgen? Was habe ich mit euch zu schaffen? Eure Dankbarkeit ist mir zuwider, eure Ergebenheit ist mir zur Qual! Ich habe nie etwas mit euch gemein gehabt, und euern Frieden will ich nicht theilen! Eure Noth hat mich bewegt, eure Freude rührt mich nicht. Mein Geschäft ist zu Ende, ihr habt mich nicht mehr nöthig. Geht und sezt die Mittelmäßigkeit wieder auf den Thron, die ihr so lang und so ungern entbehrt habt, die gleißnerische, tugendhafte Mittelmäßigkeit. Damit werdet ihr wohl fahren. Glück zu!“ — Er erhob ein volles Glas, um es hinunter zu stürzen, ließ es aber, ehe er's an den Mund gebracht hatte, fallen, griff krampfhaft nach der Brust und sank den Umstehenden in die Arme. „Um Gotteswillen!“ rief Lorenzo und eilte herzu, „mein Herr, mein armer Herr! Rechnet ihm nicht an, was der Wahnsinn aus ihm gesprochen hat!“ — „Ich fürchte er ist todt,“ sagte der Führer der Deputation. „Laßt uns ihn zu Bette bringen!“ rief Lorenzo mit gebrochener Stimme. Seine Freunde trugen ihn hinweg.

Den andern Tag glich Salerno einer Kirche, in welcher die ewige Lampe verlöscht ist. Nicht als ob es so still hergegangen wäre, aber eine hoffnungslose Trauer herrschte durch die ganze Stadt; lautweinend strömte das Volk nach dem Hause Lisardo's und klagte um seinen Freund, seinen Vater, der, wie man ihnen gemeldet hatte, am Morgen unter furchtbaren Krämpfen und heftigen Phantasien verschieden war. Die Cholera hatte ihr leztes, theuerstes Opfer gefordert. „Der mächtigste Bekämpfer der tückischen Hyder,“ so jammerte das Volk, „ist ihr selbst zum Raube geworden, unser Schuz, unser Retter ist todt!“ Ein tiefer, aufrichtiger Schmerz hatte die Bürgerschaft ergriffen. Alles wallfahrtete zu dem Saal in seinem Hause, wo die Leiche ausgestellt war, um, seiner edlen Eigenschaften eingedenk, ihm den Zoll gerechter Thränen zu weihen. Die bittern, verletzenden Reden von gestern waren vergessen, man schrieb sie nicht ihm zu, sondern der Krankheit, die schon längst, eine Folge seiner unermüdlichen, ausdauernden Thätigkeit für das öffentliche Wohl, seine Kräfte unterwühlt habe. Jeder Gedanke an seinen Stolz ging in der allgemeinen Klage um seinen Verlust unter.

Es war Nacht, die Kerzen brannten düster um Lisardo's Sarg; er lag, in weiße Tücher eingehüllt, mit unverändertem Antliz; noch immer war seine Stirn in

finstere Falten zusammengezogen, ein trotziger Zug spielte um seine Lippen. Jeden Augenblick konnte man erwarten, er werde sich erheben, um einem Feinde die Fehde anzukündigen. Zu seinen Füßen auf dem Boden saß sein treuer, alter Diener; sein graues, auf das Knie gestütztes Haupt trug eine Welt von Gram. Durch die Säulen hindurch in der ungewissen Dämmerung blitzte das Licht einer Fackel. Ein Knabe trat hervor, der sie trug; ihm folgte in einem langen, weißen Gewande, die ungebundenen dunkeln Locken herabwallend, mit starren Blicken, einer Nachtwandlerin gleich, Octavia. Eine Bewegung ihrer Hand entfernte den Greis, der Knabe leuchtete ihm vor.

Einsam mit dem Leichnam, warf sie sich über ihn hin und küßte schluchzend seine stillen Lippen. „Lisardo!" rief sie, „blicke nicht so drohend! kannst du mir nicht vergeben? Ich will es ja bekennen, mein ist alle Schuld: ich habe dich gereizt, dich in Verzweiflung getrieben. Frevelnd habe ich armes Weib gewagt, dein Thun zu richten, zu strafen oder zu belohnen; vergieb mir, ich büße hart durch deinen Tod. An deinem Sarge will ich, seliger Geist! dir bekennen, daß ich dich geliebt habe, mehr denn Gott. Seit dem ersten kindischen Kusse warst du Herr über mein ganzes Wesen; als ich von dir gerissen wurde, beging ich stündlich einen Treubruch, denn von dir war meine ganze Seele voll, und als ich dich wieder sah, als ich dich schalt, o welche Lüge lud ich auf meine Seele! Es kam nicht von mir, Lisardo, nicht von mir! ich habe nur eingelernte Regeln nachgeplaudert, im innersten Herzen habe ich immer deine Größe angestaunt! Kann dieses Bekenntniß dich versöhnen, oder vernimmst du es auch nur in der seligen Gemeinschaft, der du jezt angehörst? Nein, es ist nicht genug! Ich, ich habe dich ermordet! so will ich es denn über deinem Sarge büßen, als deine Wittwe! Dein Blut fließt in meinen Adern, ich bin seiner nicht länger würdig, hier nimm es hin!" Sie riß einen Dolch hervor und richtete ihn gegen ihr Herz, da fühlte sie sich eiskalt an der Hand gefaßt, die Sinne vergingen ihr, sie sank ohnmächtig über die Leiche hin.

Als sie aus einer schweren Betäubung wieder zu sich kam, fand sie sich in Lisardo's Armen. Er saß aufgerichtet im Sarg und hatte sich mit seinen Leichentüchern um sie geschlungen; sie sah ihn wie träumend an. „Komm zu dir, meine Octavia!" rief er, „erhole dich, ich lebe, ein neues Leben ist mir aufgegangen!" — „Du bist nicht todt?" stammelte sie, immer noch halb im Nebel ihrer Ohnmacht befangen. „Nein!" rief er, „nicht einmal bewußtlos war ich! Ich habe Alles gehört, was um mich vorging; o es war ein namenloses Grauen!" Er klammerte sich, vom Frost geschüttelt, an ihr fest, wie um sich des Lebens zu versichern. Sie blickte ihn an, schloß die Augen, blickte ihn wieder an und rief endlich mit einem herzzerreißenden Ton: „Du lebst, Lisardo?" — „Auf ewig für dich!" antwortete er; „der bange, schwere Traum ist zu Ende, wir sind fröhlich aufgewacht, ein unaussprechliches Glück zu genießen. Nicht wahr, Octavia, jezt darf ich sagen, es war ein Traum?" — „Bin ich im Himmel oder auf der Erde?" rief sie. „Auf der Erde sind wir, Geliebte!" sagte er lächelnd; „denn hier, wo doch Alles unvollkommen ist, fühle ich meine Sterblichkeit empfindlich, ich friere."

Octavia fuhr in die Höhe und rief die Dienerschaft herbei, welche aus ihrem anfänglichen Entsetzen in den lautesten Jubel überging. Lisardo wurde zu Bette gebracht, während Jubelruf und Freudenfeuer verkündeten, daß die Stadt von dem wunderbaren Ereigniß unterrichtet sey. Nun endlich, als er der Ruhe und Wärme genoß, war es Zeit zu näheren Erklärungen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Pariser Maskenbälle.

(Fortsetzung.)

Jezt aufgebrochen und nach dem Ball in der Rue Saint-Honoré. Auf dem Wege dahin will ich den Leser mit den beiden vorhin erwähnten Kapellmeistern bekannt machen, deren Maskenbälle wir sofort besuchen werden. Musard und Jullien sind die Helden des Tags, die größten Männer der Gegenwart; ihre Namen sind in aller Leute Mund und prangen in kolossalen Lettern an allen Mauern der Hauptstadt. Der Eine hat das unsterbliche Verdienst, die Instrumentalmusik mit dem Effekt berstender Stühle und dreifachen Peitschengeknalls bereichert zu haben; dem Andern ist das Unmögliche gelungen, rothe und grüne Flammen, Lampenguirlanden, Choralgesang und Glockengeläute in eine einzige Harmonie zu verschmelzen; dieser zeichnet sich durch seinen schönen, reichen Haarwuchs und die langsam-feierliche, abgemessene, pathetische Haltung aus, womit er sein Orchester dirigirt; jener macht sich durch seine hohe, freie Stirn und das krampfhafte Taktschlagen bemerklich, vermittelst dessen er seine Leute elektrisirt. Beide verdanken ihr Glück und Daseyn jenem unseligen Spekulationsgeiste, der Alles Allen so wohlfeil und so leicht zugänglich als möglich machen will, der in unsern Tagen nicht bloß die Tendenzen der Industrie, sondern auch den Genius der schönen Künste leitet und namentlich in Paris seinen Culminationspunkt erreicht hat.

Das Grundprincip dieses Verfahrens ist an und für sich nicht verdammungswerth; man hat Recht, wenn man gute Bücher in Lieferungen zu zehn Sous verkauft, we

man populäre Wahrheiten in Journalen zu herabgesetztem Preise verbreitet, wenn man Kleidermagazine einrichtet, wo ein fertiger Anzug nur die Hälfte von dem kostet, was die Schneider fordern; denn je mehr diese industrielle Thätigkeit an Umfang und Ausdehnung gewinnt, desto eher kann man sich mit der Hoffnung schmeicheln, daß vermöge der Maschinen bald alle Welt glücklich, gebildet und anständig gekleidet seyn werde. Ich halte den Engländer James Watt für einen schrecklichern, gründlichern Nivellirer, als seine berühmten Vorgänger Prokrustes, Danton und Robespierre. Wenn Watt die Gleichheit aller Menschen auch nicht ausdrücklich und laut verkündet hat, so ist er doch allein derjenige, der sie in der Wirklichkeit begründen wird. Dies unermeßliche Resultat seiner Erfindung mögen Andere näher untersuchen, was mich anlangt, so billige ich, wie gesagt, ohne Rückhalt jeden Versuch, der dahin zielt, das materielle Wohlseyn und das positive Wissen der Masse zu erweitern, und allen denen Kleidung und Nahrung zu verschaffen, welche weder das Eine noch das Andere erschwingen können; aber ich mißbillige das Streben derjenigen, welche die schönen Künste in den Bereich der Industrie ziehen wollen und ein Raphael'sches Gemälde für zehn Franken, und eine Beethoven'sche Composition für zwanzig Sous versprechen; denn es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß Jedermann im Stande ist, Hunger und Kälte zu empfinden, während unter tausend immer nur zehn seyn werden, welche die Sixtinische Madonna und die Symphonie in Bmoll wahrhaft zu schätzen wissen. Diese Wahrheit bestreiten Musard und Jullien; sie tragen nach allen Kräften dazu bei, daß die Traditionen der alten klassischen Musik sich ganz verlieren. Das arme Gymnase dramatique hat in kurzer Zeit Bankerot gemacht, weil es weder Galoppaden noch Contretänze, sondern Mozart'sche und Weber'sche Ouvertüren angekündigt, und nicht einmal den Einfall gehabt hat, einen frommen Choral auf der Orgel mit Jagdhörnern begleiten zu lassen. Dank sey es Musard und Jullien, die Pariser lieben gegenwärtig die Musik, aber nur solche, die sie auf ihre Art amüsirt. Wir wollen den Franzosen gerne mancherlei vortreffliche Eigenschaften einräumen, z. B. daß sie geistreich, tapfer, witzig u. s. w. sind, aber musikalisches Gefühl, der Sinn für Musik fehlt ihnen gänzlich. Man hat zwar in der lezten Zeit oft gesagt, sie haben in dieser Hinsicht seit einigen Jahren Fortschritte gemacht; ich selbst war Anfangs der Meinung, aber ein längerer Aufenthalt in Frankreich hat mich von der Unhaltbarkeit dieser Ansicht überzeugt, und ich behaupte, daß die Franzosen seither nicht allein keinen Fortschritt in der Musik gemacht haben, sondern daß sie auch in der Folge keinen machen werden, wofern der gütige Schöpfer ihre Organisation nicht total umändert. Die Musik ist heutzutage hier eine Manie, eine Mode geworden, wie früher die Pferde und Hunde; das ist der einzige Fortschritt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Tagesgeschichte.

Der Todtentanz.

Vor Kurzem ereignete sich ein Vorfall, der besser in einen Pariser Roman, als auf einen Ball in einer kleinen Stadt der Bretagne gepaßt hätte. – In Port Louis bei Lorient war glänzender Ball. Während einer Walzertour fühlt ein junges Frauenzimmer auf einmal, wie die Hand ihres Tänzers eiskalt wird; sie blickt auf: Todtenblässe bedeckt sein Gesicht, sein Blick ist stier, seine Züge sind schrecklich verzerrt; sie stößt einen lauten Angstschrei aus und verliert das Bewußtseyn. Sie fällt rechts, der Tänzer links zu Boden; man hebt sie auf und bringt sie wieder zu sich; man hebt auch den Tänzer auf,. aber dieser ist eine Leiche. Das arme Mädchen ist außer sich; sie behauptet auf's Bestimmteste, der Mann sey bereits ein paar Sekunden todt gewesen und sie habe einen wahren Todtentanz getanzt. – Das Leben bringt Ereignisse, wie sie die Phantasie der modernen Romanschreiber nicht seltsamer oder schauerlicher erfinden könnte, und verdammt eben damit, statt sie zu rechtfertigen, die Motive dieser drastischen Poeten. Meistens ist auch an solchen Zufällen irgend ein Zug, der wie Parodie und Verspottung dieser poetischen Schule der wahnsinnigen Leidenschaft, des Lasters und der Verzweiflung erscheint. Der todte Tänzer hauchte wohl mit seinem lezten Seufzer glühende Worte einer wahnsinnigen „Flamme" aus? oder der Wurm verschmähter Liebe hatte ihm am Herzen genagt, daß es nur noch an einem Faden hing? oder die durch Eifersucht und Selbstsucht überladene Batterie der Leidenschaften hatte es ihm abgeschlagen? Ach nein, der Ritter war am Ende nichts als ein sogenannter Ehrentänzer – Krämer, Wähler, Nationalgardist, Gatte und Vater.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Februar.

Die Cholera.

Es ist eine betrübte Zeit für einen Korrespondenten, wie für eine Stadt, wenn eine Krankheit Epoche macht. Zum Leben der Stadt gehört freilich auch das Sterben, aber wenn der Korrespondent bedenkt, daß die Nacht, die Jeder kennt, keiner Beschreibung bedarf und keine verdient, sondern nur die wenigen Sterne, die hin und wieder aus ihren Schatten und Wolken hervorquellen, mit Einem Wort, wenn der Korrespondent ein Herz im Leibe hat, so wird er nicht Herz genug haben, seine Leser mit Jammer und Noth zu bewirthen. Diesem Umstand haben Sie mein langes Stillschweigen beizumessen. Die Cholera ist ein Weltereigniß, kein Wunder also, daß sie auch für München ein Ereigniß war. Die Cholera, und wieder die Cholera füllte vom Tage ihres Ausbruchs an, wie Särge und Leichenäcker, so auch Conversation und Zeitungen; eben die Cholera aber war es, womit wenigstens ich Ihre Blätter nicht anstecken

wollte. Endlich ist, einer allerhöchsten Bekanntmachung zufolge, die man seit acht Tagen an allen öffentlichen Plätzen angeschlagen findet, die Cholera selbst Todes verblichen. Da darf ich mir denn einen Rückblick auf die lezten drei Monate und eine gedrängte und heitere Darstellung dieses kurzen, aber für München bedeutungsvollen Zeitraums erlauben.

Es läßt sich an der furchtbaren Geheimnißvollen wenig rühmen, doch gereicht's ihr zur Ehre, daß sie sich nur verschleiert, nicht verstellt. Mag sie dem grübelnden Arzte immerhin ein Mysterium bleiben, und dem Einen ein verschmitzter Luftgeist, dem Andern eine boshafte Wassernixe, dem Dritten gar ein geflügeltes Insekt scheinen: sie ist nicht zu erkennen, aber auch nicht zu verkennen, und weiß Niemand, was sie ist, so weiß doch Jeder, wie er mit ihr daran ist. Dennoch, wie der Mensch denn überhaupt ein Ungeheures, das ihm mit Geisterschritten nahe tritt, so lange von sich abwehren zu können glaubt, als er sich die Keckheit, es zu ignoriren, erhält, dauerte es geraume Zeit, bis wir Münchener — es ist natürlich nur vom größern Publikum, diesem immer ungläubigen Thomas, die Rede — uns überwinden konnten, sie als die wirkliche Frau Geheimeräthin von Cholera anzuerkennen und als solche in unsere Fremdenliste aufzunehmen. Vergebens deutete sie, stolz und schweigend, auf ihr Creditiv, den Kirchhof; wir konnten ihr den Sieg nicht streitig machen, aber die Ehre des Siegs sprachen wir der gewöhnlichen Brechruhr und einem Duzend anderer Uebel zu, als ob es, wie bei einem Turnier in alten Zeiten, nur darauf angekommen wäre, den Stammbaum der Fremden zu verdächtigen, um sie ohne viel Federlesens aus den Schranken zu verweisen. Am Standhaftesten beharrte auf ihrer vorgefaßten Meinung meine alte Aufwärterin; sie wiederholte mir's bei jeder Gelegenheit, besonders aber dann, wenn sie mich beim Wechseln der Leibbinden ertappte, wie lächerlich sie all die Vorsichtsmaßregeln finde, die man gegen ein gar nicht vorhandenes Uebel anzuwenden furchtsam genug sey, und den Grund, auf den sie ihre Ueberzeugung stüzte, konnte freilich keine Logik erschüttern. „Ich lebe noch,“ sagte sie, „und bin doch auch nicht von Eisen.“ — Wenn der Tod sich einmal recht breit zu Tische sezt, so wird's den Lebendigen schwül um's Herz. Ich wüßte nichts Schöneres am Leben, als daß es den Gedanken an's Sterben eigentlich gar nicht aufkommen läßt. Wir können leichter Alles, als unser kleines, dürftiges Ich wegdenken aus der großen, unendlichen Kette, und beschwören wir wirklich in irgend einer Stunde die Erinnerung an die lezte herauf, so schaudern wir nicht vor ihr zurück, wir genießen sie, wie Eis im Sommer, zur Erfrischung. Das ist aber ganz anders in Zeiten, wo die Menschen nicht langsam erlöschen, wie Lichter in verschlossenen Laternen, sondern wo sie unheimlich schnell ausgehen, wie Lampen im Zugwind. Da glauben wir in jedem Hauch, der uns etwas rauh oder kalt anweht, den Gruß des Todes zu spüren, und eben wenn die Pforten der Ewigkeit doppelt aufgerissen sind, fühlt Jeder, wie viel und wie Werthvolles er auf Erden zurücklassen müßte, wär' es auch nur ein in Thränenwasser gestellter Blumenstrauß der herrlichsten Hoffnungen. — Als ich den Todtenwagen — abscheuliche Kasten — immer häufiger und fast bei jedem Gang durch die Straßen begegnete; als sie, wie auf ein Monitum der höchsten Postdirektion, in rascherm und immer rascherm Trott gefahren wurden; als das Leichenglöcklein mit seiner hellen, schneidendscharfen Stimme gar nicht mehr aufhörte, gleich einem hungrigen, unersättlichen Raben, nach Futter zu schreien — da erhielt in meinen Augen die geringste Erkältung, der kleinste Ansaz zu einer Unterleibsbeschwerde und dergleichen Uebeln, die man sonst kaum zu den Uebeln rechnet, Bedeutung, und zum ersten Male fühlte ich mich aufgelegt, durch die unfruchtbare Lektüre von Hufelands Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, mein Leben zu verkürzen. Das gräßlichste memento mori gaben Abends die vor den Häusern der Choleraärzte ausgesteckten Laternen, deren Gläser, der Abzeichnung wegen, blutroth gefärbt waren. Doch unmittelbar aus dem Leben selbst, aus jeglichem seiner verworrenen Zustände, entwickelt sich der Stein der Weisen, der nicht die Dinge, aber uns verwandelt, und uns unter den schwierigsten Bedingungen die Existenz Anfangs als Last erleichtern hilft, zulezt als noch immer wünschenswerthes Gut schätzen lehrt: das ist die Gewohnheit. So gewöhnte man sich denn auch nach und nach an die Cholera. Ich für meine Person beschwichtigte mich dadurch, daß ich sie, wenn ich eben die neuesten Nachrichten aus Konstantinopel las, im Stillen mit der Pest verglich, wo sie mir denn ordentlich wie ein unschuldiges Kind vorkam, das Niemanden sonderliches Leid zufüge. — Ergreifend war für mich am Tage aller Seelen ein flüchtiger Besuch des Leichenackers. Die Polizei hatte mit Recht vor dem Aufenthalt bei den Gräbern, wegen der schlechten Luft, die sich dort entwickelte, gewarnt. Dennoch fand sich fast kein einziges Grab, wo ich nicht einen Kranz, ein Gebet oder eine Thräne opfern sah; stieß mir doch eines auf, so dachte ich nicht: „das wird vergessen,“ ich dachte: „die sind schon Alle beisammen,“ und ging mit um so größerer Ruhe weiter. Dies ist ein schönes Fest der katholischen Kirche, aus einem tiefen Bedürfniß der Menschennatur hervorgegangen; schwerlich würde irgend ein Protestant protestiren, wenn auch seine Kirche es adoptirte. Ueberhaupt sollte jede Kirche nicht sowohl Heilige creiren, als das Heilige sanktioniren.

(Die Fortsezung folgt.)

Räthsel.

Ein Luftschloß, aber wohl gemauert,
Worin oft Herr und Herrin kauert.
Drin schlafen bis zur Ostermess'
Der Erbprinz und die Erbprinzeß
In einem harten, weißen Bette,
Warm zugedeckt auf weicher Stätte,
Und wenn das harte Bett zerbricht,
So kommen sie an's Tageslicht.

Dann geht es auf die Jagd mit Lärmen,
Man fängt sich Wild aus ganzen Schwärmen,
Das Schloß bleibt ohne Wache leer,
Denn Diebe fürchten sie nicht sehr.
Auch wäre drin nicht viel zu holen;
Doch wird das Schloß wohl selbst gestohlen,
Ja mit Gewalt sogar geraubt,
Wenn unbequem ein Mensch es glaubt.

Es wird nicht allzu lange dauern,
So werden sie ein neues mauern,
Und sind sie von der Jagd zurück,
So blüht in ihm ihr häuslich Glück;
Und weil sie drin so warm gesessen,
Daß sie den Ofenbau vergessen,
Droht ach! der Winter: sie mit Schmerz
Ziehn, und behelfen sich anderwärts.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 55.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 6. März 1837.

Hat den Gesell'n ein Kanonier erzeugt?
Er spricht Kanonen, Feuer, Dampf und Knall.
Das Ohr wird ausgeprügelt. —

Shakespeare.
König Johann.

Die Pariser Maskenbälle.

(Fortsetzung.)

Wer einen Beweis davon haben will, braucht nur einige Male die Conzerte in der Rue Saint-Honoré und Rue neuve Vivienne zu besuchen, wo die beiden Antichriste der wahren musikalischen Religion ihre heidnischen Tempel aufgeschlagen haben. Schon auf der Schwelle ergreift den Deutschen ein peinliches Gefühl, wenn er auf dem Programm des Conzerts zwischen den erhabensten Meisterwerken unserer vaterländischen Componisten französische Galoppaden und Contretänze figuriren sieht, und der Schmerz übermannt ihn vollends, wenn er, im Innern des Heiligthums angelangt, nach einem geheimnißvollen Beethoven'schen oder Spohr'schen Fragmente spanische Quadrillen und Straußische Walzer anhören muß. Troß des strahlenden Glanzes der Kronleuchter und Vergoldungen, troß des magischen Eindrucks, welchen der Anblick einer schimmernden, prächtigen Umgebung unwillkührlich auf den Zuschauer hervorbringt, merkt man doch gleich, daß Mozart und Beethoven hier nicht an ihrem Platze sind; der Teufel hüllt sich vergebens in die Kutte eines frommen Klausners, man entdeckt doch bald ein Stück von seinem Pferdefuß und seinen Hörnern. Gegen das Musard'sche und Jullien'sche Orchester ist nichts zu sagen; es ist vollständig, trefflich eingeübt und spielt mit seltener Präcision; unter den Instrumentisten desselben befinden sich mehrere ausgezeichnete Künstler, welche unter der Leitung Habenecks in den wunderbaren Conzerten des Conservatoire mitwirken; aber sie ertheilen denselben Werken, welche sie in der Rue Bergère und in der Rue Saint-Honoré ausführen, einen ganz verschiedenen Charakter, weil sie wissen, daß sie an beiden Orten nicht gleich fühlende Zuhörer haben, und daß unter der geputzten Menge, welche im Musard'schen oder Jullien'schen Saale, von Börsenspekulationen und Ministerkrisen plaudernd, auf und ab geht, auch nicht eine einzige Seele ist, welche die Harmonie der Saiten erzittern macht. Den Contretänzen allein schenkt man geneigtes Ohr, und diese allein sind auch hier angebracht. Es läßt sich nicht leugnen, daß Musard und Jullien in diesem Compositionsgenre excelliren und oft originelle und pikante Orchestereffekte anbringen. Wir meinen damit nicht etwa die Pistolenschüsse und das Kleingewehrfeuer und andere Verirrungen, welche sie als Lockspeisen für's harthörige Publikum in ihre Quadrillen eingestreut haben; aber mitten unter dem Gekrach und Getöse des Contretanzes entdecken wir häufig eine conzentrirte harmonische Arbeit, glückliche Combinationen und Instrumentationseffekte, welche einer bessern Sache würdig wären.

Die höhere Musik der Masse näher zu bringen, wird Musard eben so wenig gelingen als Jullien; auf diese Weise, wie sie es seither angefangen haben, können sie ihren Landsleuten nur Unheil und Verderben bereiten. Wenn einmal die Conzerte zu einem Franken Entrée und die Orchester der Maskenbälle die Pariser an die Accorde der türkischen Trommel, der Trompete und des Jagdhorns gewöhnt haben, so wird man an einer weniger stark gewürzten Harmonie bald keinen Geschmack mehr finden und beim Clavierspiel vor Langeweile einschlummern. Dieses Uebel bedroht in der That jenen zahlreichen Theil des Pariser Publikums, der sich mit Ungestüm in die Musard'schen Conzerte drängt und für die Musik nichts anderes mitbringt als seine Ohren.

Was nun auch daraus entstehen möge, so soll uns das nicht abhalten, heute Nacht den Maskenball in der Rue Saint-Honoré zu besuchen. Wir stehen vor dem Eingange des Jullien'schen Ballsaals; treten wir heimlich in jene Ecke, um von da aus das Schauspiel zu betrachten, welches sich sofort unsern erstaunten Augen darbieten wird. Der Ball naht sich seinem Ende, denn eben gibt Jullien von seinem Throne das Zeichen, die Hugenottenquadrille zu beginnen. Die Tanzpaare sind geordnet, Alles ist bereit, und die Menge in Carnevalskleidern beschreibt sofort die einzelnen Figuren des Contretanzes nach den Tönen eines rauschenden Orchesters. Allmählig wird die Musik immer wilder, immer rascher, die Gaslichter des Saals erlöschen und machen einem dunkelrothen Scheine Platz, welchen Tausende von Lampen im ganzen Saale verbreiten; nach drei donnernden Schlägen des Tam-Tam geht der Contretanz in eine wüthende Galoppade über; das Läuten der Sturmglocke, das Gekrach eines von Zeit zu Zeit sich erneuernden Gewehrfeuers, frommer Kirchengesang, das Aechzen und Wimmern von Gemordeten, das Hohngelächter der Mordenden, kurz alle Greuel des Bürgerkriegs begleiten das Orchester; die ganze Gesellschaft, durch diese barbarische Musik in eine taumelnde Bewegung gesezt, stürzt kolonnenweis durch den Saal, auf dessen matterleuchteten Wänden alle die barocken Gestalten und Verkleidungen wie Fantome eines chinesischen Schattenspiels vorüberziehen; die Menschenwoge fluthet auf und nieder, rauscht hinüber und herüber, und scheint nimmer inne halten zu wollen; — da plötzlich verstummt die höllische Musik, der Flammenschein erlischt und die anbrechende Tageshelle beleuchtet diese fantastische Scene des modernen Babels.

E morto il carnavale! so lautet der Klageruf, womit jammernde Stimmen in der Nacht des giovedi grasso die Straßen von Rom erfüllen, und man kann es in der That den Italienern nicht verdenken, wenn sie den Tod und das Ableben des Carnevals betrauern, weil bei ihnen zu Lande jene Volksfeste, welche den vierzig Tagen der Buße und Entbehrung vorangehen, unleugbar einen freundlicheren Charakter und ein lieblicheres Kolorit als irgend sonst wo haben. Prächtige Fahnen und farbige Teppiche wehen längs des Corso von allen Fenstern und Balkonen, das Straßenpflaster ist mit feinem Sand bestreut, zu beiden Seiten in zwei unabsehbaren Reihen rollen die Carossen, worin bald die Schönheit der Frauen, bald die Pracht der Gewänder unsere Aufmerksamkeit fesselt; zwischen den Wagen, vom Obelisken des Platzes an bis zum venetianischen Pallast und zum Fuß des Kapitols hinab, rauscht und wimmelt eine tobende Menge von Menschen in mannichfach reizenden, malerischen Trachten und Masken. Professoren und Doktoren aller Fakultäten in riesenhaften Perrücken und mit gewaltigen Folianten preisen und bieten ihre enorme Gelehrsamkeit an; grimmige Zahnärzte fallen die Leute an, untersuchen den Mund und wollen ihnen platterdings die hohlen Zähne ausreißen; geschwätzige Advokaten drohen Jedem, der ein ernsthaftes Gesicht macht, einen Proceß an den Hals zu hängen. Hunde, Katzen, Bären, kurz eine ganze Menagerie von Thieren geht Arm in Arm spazieren und bewirft die Vorübergehenden mit Witzen und Confetti, einer Art unschuldiger Wurfgeschoße, welche eigens für diese Bürgerkriege bereitet werden, woran selbst die elegantesten und zartesten Damen Theil nehmen. Allerliebste Mädchen, als Schäferinnen gekleidet, so leicht und schwebend wie Sylphen, theilen Veilchen- und andere Blumensträuße unter die jungen Bursche aus, schlagen sich auch wohl ein wenig mit ihnen, spotten sie aus oder sagen ihnen freundliche Grüße und flüstern ihnen verliebte Worte in's Ohr. Hunderte von Harlekins und Polichinells tanzen unter Schellengeklingel und Tamburinspiel auf und ab, veranstalten hie und da eine lustige Scene, schwingen sich auf die vorüberfahrenden Wagen und äffen und necken Jedermann. Flinke Gärtner legen ohne weitere Umstände ihre zusammengefalteten Leitern (scaletti) an die Mauer, klettern bis in den zweiten, dritten Stock hinauf und überreichen den Schönen ein Rosen- oder Myrthenbouket, mit einem Liebesbriefchen umwickelt, worin sie um ein leztes Rendezvous vor der strengen Fastenzeit bitten. Galanterie und Liebe sind die Hauptbestandtheile des römischen Carnevals.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lisardo.

(Beschluß.)

„Mein Tod," erzählte Lisardo, „war nur ein Starrkrampf. Ohne ein Glied bewegen zu können, vernahm ich Alles, was um mich gesprochen wurde, ich hörte die

Anstalten zu meiner Leichenfeier machen, ich hörte Lorenzo um mich klagen. Ich fühlte, daß ich mit dem leisesten Zeichen mich retten könnte, aber keines war mir möglich, ich lag wie mit eisernen Klammern an den Sarg gefesselt. Auch nur der Versuch einer Anstrengung, mich zu befreien, war mir versagt, mein Körper war völlig todt, ich vermochte nichts als zu denken, und was zu denken? ich will es nicht beschreiben: vor dieser Schilderung müßte auch das frischeste Leben in Asche zerstäuben. Mein Wunsch ist mir gräßlich gewährt worden: ich hatte mich immer nach einer stummen, ewigen Einsamkeit gesehnt, und nun sah ich sie vor mir, unabsehbar, unbeweglich! Jezt habe ich die Menschen lieben gelernt, der geringste meiner Diener war mir ein Gott, wenn er sich an meinem Sarge zu schaffen machte und mich von der Nähe eines lebenden Wesens überzeugte. Aber es war ein leerer Trost. Keiner kam, mich zu retten, und ich sah voraus, wie ich lebend, grausam von Allen verlassen, versenkt werden würde in die verzweiflungsvolle Einsamkeit, in die schwer lastende Nacht. Da standest du an meinem Sarg, Octavia, und ehe ich einen Laut von dir vernahm, empfand ich ein leises Zittern des Lebens in meinem Herzen. Nun hörte ich dich reden, deine Worte drangen pulsirend durch alle meine Nerven, und als du endlich den Tod anriefst, als du mein eigenes Blut in dir an die Spitze des Stahls locken wolltest, da fühlte ich's auch wieder durch meine Adern rieseln, ein elektrischer Schlag durchzuckte mich, ich konnte die Hand bewegen und faßte die deinige; allmählig kehrte mir das Leben in die Glieder zurück, ich richtete mich auf und hielt dich in den Armen. So hast du mich, Wunderthäterin, zu einem neuen Leben erweckt. Ich bin nicht mehr derselbe, wie ich sonst so gerne zu sagen pflegte: ich bin ein Anderer geworden. Meinen Troz, meinen Stolz habe ich im Sarge zurückgelassen, in der grauenhaftesten Einsamkeit, die ich zu meinem Heil gekostet habe. Sie war ein Bild meines Innern: ich habe so lange in mir gelebt und dort öde Wüsteneien gefunden. Laß mich jezt zu bevölkerten Stätten, zu blühenden Menschenauen verwandelt wiederkehren! Und du, meine Octavia, kannst du mir vergeben, was ich an dir verbrochen habe?" Sie schloß ihm den Mund mit Küssen, und er schlummerte in den Armen der holden Wärterin, die nicht von seinem Lager wich, einer seligen Zukunft entgegen.

Die Salerner strömten in die Kathedrale, um der Trauung ihres Gouverneurs beizuwohnen. An der Stelle des Erzbischofs, der noch immer nicht zurückgekommen war, stand einer jener Diakonen, die einst das Krankenhaus bedient hatten, am Altare. Zwei bleiche, hohe Gestalten traten herzu und reichten einander die Hände: wohl war, wie Lisardo vordem von sich gesagt, der Schmetterlingsstaub von ihren ernsten Zügen abgewischt, aber über dem Grabe einer trüben Vergangenheit grünte tiefwurzelnd der Baum des Lebens mit den Früchten einer nimmer wankenden Liebe wieder auf. In diesem Bunde, konnte man wohl sehen, war nichts Spielendes, Unstätes mehr, hier war Alles abgeschlossen, gesichert, auf eine ewige Dauer gegründet. Auch der Niedrigste aus dem Volk, der diese Feier mit ansah, war kein gewöhnlicher Zeuge einer gleichgültigen Verlöbniß: Alle hatten mit einander gelitten und waren durch den gemeinsamen Genuß der Friedenspalme, deren Werth sie durch theure Opfer schätzen gelernt hatten, gleich erhoben. Der treue Lorenzo stand hochgeehrt dem Brautpaare zur Seite am Altare.

Den Abend brachten die Neuvermählten einsam auf ihrer Villa am Meere zu. Da saßen sie in seligen Gesprächen am Fenster und blickten über die Wellen hinaus, in denen sich der Stern der Liebe spiegelte. „Mir ist," sagte Lisardo, „als hätten wir uns aus einem Schiffbruch gerettet auf eine Insel der blühendsten Glückseligkeit." — „Und ich," erwiderte Octavia, „ich fühle, daß wir uns recht thöricht mißverstanden haben, wir unklugen Kinder. Wenn das Weib den Mann nicht meistern, der Mann das Weib nicht in seine Ungebundenheit herüberziehen wollte, dann wären wir viel früher glücklich geworden." — „Aber unser Glück wäre nicht so vollendet," sagte Lisardo.

„Worüber denkst du nach? was ist dir?" fragte ihn Octavia, als er lange stumm in das Meer hinausschaute, und lehnte sich auf seine Schulter. Lisardo sah sie lächelnd an. „So Vieles hat sich in unsern Schicksalen wunderbar gefügt," sagte er; „nun fällt mir zulezt noch eine Prophezeiung ein, die ich mir einst unwillkührlich selber gab. Auf diesen Wellen war es, wo ich nach einer Unterredung, die mir das Leben in seiner dürrsten und unfruchtbarsten Gestalt erscheinen ließ, den Schwur aussprach: Möge die Pest mich treffen, ehe ich so mit der Welt kapitulire!" — „Die Pest!" sagte Octavia schaudernd: „die ist freilich nicht ausgeblieben!" — „Siehst du? und mit der Welt habe ich kapitulirt!" rief er, indem er sie liebevoll an das Herz drückte; „ja, mit schwerer Mühe habe ich die Kunst erlernt, ein Mensch unter Menschen zu seyn!"

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Godwin Castle.

Troz der Grippe, die eigentlich alle schönen Gefühle absorbirt und den ästhetischen Neigungen, die etwa noch en vogue wären, Abbruch thut, cursiren zwei ästhetische Produkte

in unserer feinen Welt, und erfreuen sich in gedämpftem Maße ungefähr der Theilnahme, die vor Jahren die Briefe eines Verstorbenen hier erregten. Es ist ein Roman und eine Gedichtsammlung, zwei Genres, die eigentlich nicht mehr auf dem Schaume obenauf tanzen, von dem unser gesellschaftliches Interesse nascht; also muß das übrige mit Persönlichkeiten verstrickt seyn, und diese zarten Fäden sind es denn auch, welche dem Roman Godwin Castle und Carl Heinzelmanns Elysium in einer Epoche physischer Erschlaffung elastische Kraft geben. Der Unterschied zwischen beiden wäre, daß man den Verfasser von jenem nicht, von diesem aber wohl kennt; es ist aber nur ein scheinbarer, denn in dem Interesse für die vermuthete Persönlichkeit beim erstern und die wohlbekannte beim leztern liegt eben der Reiz, welcher selbst über die Grippe siegt. Unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses will man an der Filigranarbeit jenes Romans weiße, zarte Hände erkennen, und die Schatten eines Diadems sollen zuweilen über das Papier spielen. Man theilt das Diadem vielen schönen Stirnen zu; denn gewiß ist, daß das Beispiel der Prinzessin von Sachsen anlockend und ermuthigend in hohen Sphären gewirkt hat, und der Literatur vielleicht ein Umschwung bevorsteht, durch den sie plözlich aus den Reihen des Demos, der sie an sich gerissen, wieder in flimmernde Regionen erhoben wird. Sogar vaterländisch hocharistokratische Dramen werden uns angekündigt. Die Literatur kann sich nur freuen, und dem Publikum steht viel Genuß bevor. Unsere neueste populäre Aesthetik fragt ja nicht nach dem „Was“ und „Wie,“ sondern „wer schrieb's?“ Nur ist anzurathen, daß der neue Autor, oder die neue Autorin den Schleier recht dicht um das Haupt ziehe; je tiefer das Geheimniß ist, je mehr die Ahnung zu thun hat, um so mehr wächst das Interesse. Der Verleger des genannten Romans hat bei einem Todtenkopfe schwören müssen, die Verfasserin nicht zu nennen, und um es ihm noch unmöglicher zu machen, hat man sie ihm selbst nicht genannt. Dies hat so außerordentlich gewirkt, daß man jezt in keiner Leihbibliothek den Roman erhält, wenn man nicht Monate lang warten will. Nebenbei hat ein solches Lustre den Vortheil, daß der Inhalt darüber ganz verschwindet, und es thöricht wird, Untersuchungen über den innern Werth anzustellen, wo der äußere alle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Doch darf ein pflichtgetreuer Korrespondent nicht verschweigen, wie der Roman Godwin Castle auch einer Dame, welche kein Diadem trägt, zugeschrieben wird, und die Annahme soll Wahrscheinliches für sich haben. Ob es recht ist, solch schöne Illusionen zu zerstören? Ich kenne zarte, schöne Leserinnen, welche sich in ihrer Entrüstung sogar mit den Waffen der Kritik gegen jene vernichtende Behauptung wehren: denn nimmermehr könne eine Dame, die nur dem höhern Bürgerstande angehört, mit so entzückendem Glanze die magischen Lüfte malen, die um die Teppiche eines Thronhimmels rauschen.

(Die Fortsezung folgt.)

München, Februar.

(Fortsezung.)

Die Cholera.

Noth lehrt beten, sagt das Sprichwort, und die Cholera hat während ihres lezten Feldzugs zur Vermehrung der Gebetbücher rühmlichst beigetragen, und sich in Bayern um diesen schon sehr beliebten Literaturzweig unbestrittene Verdienste erworben. Den mit der Gesundheitspolizei der Stadt beauftragten Kollegien muß das sie gewiß erhebende Zeugniß gegeben werden, daß mehr als irgendwo Alles, was in menschlichen Kräften stand, aufgeboten ward, um baldmöglichst wieder einen bessern Gesundheitszustand herbeizuführen. Um so auffallender war es mir, daß die wohlgemeinte und gewiß von ihm hinlänglich geprüfte Eingabe eines in den Ruhestand versezten patriotischen Beamten völlig unberücksichtigt blieb. Der Mann schlug in einer Eingabe an das königliche Ministerium vor, man möchte, der Luftreinigung wegen, von Zeit zu Zeit die ganze Garnison, Tabak rauchend, durch die Stadt führen. Er wurde verlacht; nun, er wird an Columbus, an Samuel Hahnemann und den Erfinder der Dampfschifffahrt gedacht und auch gelacht haben. Aufsehen erregte eine kleine heftige Schrift: „Die Cholera oder Brechruhr, nach ihrer allopathischen und hydropathischen Behandlung vergegenseitigt von Professor Oertel in Ansbach.“ „In diesem Schriftchen,“ sagt der Herr Verfasser, „habe ich bewiesen, was mir Keiner wird widerlegen können: a) daß die herkömmliche Arzeneikur mit all ihren Vorbau- und Heilmitteln wider die Cholera seit 1830 im Ganzen viel zu wenig geleistet, und daher über die Hälfte der Kranken hingeopfert, oder doch bei den Geretteten Nachkrankheiten hinterlassen hat, weil ihre Natur nicht völlig ausgereinigt worden war. b) Daß dagegen die Wasserkur, als einziges und einfachstes Vorbau- und Heilmittel, überall, wo sie unvermischt, innerlich und äußerlich zugleich, angewandt wurde, im ersten und lezten Stadium dieser Weltseuche Wunder gethan, und Sterbende, ja Scheintodte neu belebt und alle Nachkrankheiten verhütet hat.“ Wie man vernimmt, ist der zweite Beweis nicht völlig so gut geglückt, als der erste. Aus Anlaß dieser Schrift wurde der Professor Oertel von Seiten der Regierung nach München requirirt, um hier an dazu geneigten Cholerakranken mit seinem Universalmittel Wunder zu thun. Wie sie ausgefallen sind, weiß ich nicht; ich habe nur einmal in irgend einem Blatt eine von ihm erlassene Bekanntmachung gelesen, worin er es zur öffentlichen Kunde brachte, daß zwei aus der allopathischen in seine hydropathische Behandlung übergegangene Kranke — gestorben seyen. — Eine aus dem freiwilligen Verein homöopathischer Aerzte hervorgegangene homöopathische Heilanstalt, worin auf Verlangen auch Cholerakranke aufgenommen wurden, soll sich, namentlich auch in Bezug auf diese, bereits als segensreich ausgewiesen haben. Besonders lobenswerth scheint es mir, daß sie fortlaufende getreue Berichte über ihr ärztliches Wirken geben will. Der Praxis gebührt am Ende doch in allen Dingen das lezte Wort. — Aus all diesen Einzelheiten ermessen Sie, daß die Cholera hier, wie allenthalben, dieselbe war. Als eine Eigenthümlichkeit ihres Auftretens bei uns ist herauszuheben, daß sie weniger schonend mit den höhern Ständen umging, wie wohl anderswo; Börne kann mit ihr zufrieden seyn. Wie die Regierung in dieser Periode ihre hohe Mission auf's Trefflichste zu erfüllen wußte, so verleugnete auch der Bayer in dieser bedenklichen Periode seinen Charakter nicht: eine gedrückte Stimmung kam nicht auf; er begann nicht schon drei Tage vor der Krankheit zu sterben, er klammerte sich an's Leben, so lange es ging, und sog begierig den lezten Tropfen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Meyer.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 24. Montag, 6. März 1837.

Lyrische Dichtkunst.

40) Hesperiden von Joh. Friedrich von Meyer. Poetische Schriften. Erstes und zweites Buch. Kempten, Dannheimer, 1836.

Herr von Meyer in Frankfurt am Main hat als Herausgeber der Blätter für höhere Wahrheit, der Wahrnehmungen einer Seherin und einiger verwandter Schriften längst bewiesen, daß er zwar vom Glauben zu Gunsten irgend einer poetischen Licenz nie und nimmer etwas ablassen wird, im Glauben selbst aber neben dem Wahren auch das Schöne mit besonderer Liebe auffaßt. Hier legt er uns eine ganze Sammlung Hesperiden vor, Gedichte, die sich auf den Abend, dem die Auferstehung folgt, und zugleich auf ein himmlisches Hesperien, das Land der Verheißung beziehen.

Der Grundgedanke dieser Gedichte ist Sehnsucht nach dem Ewigen, Verachtung alles dessen, was uns vom Ewigen abzieht, Weisheit, die sich nicht mehr täuschen und blenden läßt, Gelassenheit und Ruhe, Geduld und Vertrauen, endlich die ganze Gluth einer höhern Liebe.

Eins der schönsten Lieder der Sehnsucht ist wohl das folgende:

Die Lebensquelle.

In den Bergen, in den Gründen
Springen Quellen ohne Zahl:
Doch wo soll ich Wasser finden
Für des dürren Herzens Qual?

Sagt, wo fließt der Unschuld Quelle,
Die zur Kindheit wieder führt?
Wo des Baches Wunderwelle,
Der das Leben umgebiert?

„In des Aufgangs heil'gen Auen
Steigt ein Kreuz vom Hügel auf,
Welchem Lebensbäch' entthauen;
Ewig ist ihr Segenslauf.“

Ach wie mag zum Quell ich fahren?
Welche Wolke trägt mich hin?
Könnt' ich mit den Flügelschaaren
Lust'ger Pilger meerwärts ziehn!

„Zeuch nicht fern nach andern Sonnen,
Walle nicht durch's niedre Land;
Nah dem Herzen sind die Bronnen,
Das des Glaubens Wege fand.

Glaub' und forsche, lieb' und hoffe,
Horche was die Wahrheit spricht,
Bis aus deinem Erdenstoffe
Der Verklärung Schimmer bricht.“

Nicht minder schön ist das Trostlied:

Der Verfolgte.

Hätt' ich nicht Gott zum Troste,
Ich stärb' in meiner Noth,
Wenn giftig der erboste,
Der große Feind mir droht!
Wenn Morgen, Tag und Abend
Gewirr' und Schmerz vergällt,
Und nicht ein Tröpflein labend
Auf's dürre Leben fällt.

Mein Leben ist kein Leben,
Ich irr' im Schattenreich;
Im Winde muß ich schweben,
Der scheuen Taube gleich.
Des Jägers Pfeile schwirren,
Sie flattert ohne Wehr,
Und ihr betrübtes Girren
Lockt keinen Helfer her.

Doch hab' ich Gott zum Troste,
Den Herrn, der für mich starb,
Der, als die Hölle toste,
Mir Heil und Ruh erwarb.
Er wird noch einst erscheinen,
Die Feinde scheucht sein Licht;
Die Welt wird flehn und weinen,
Doch dieser Arme nicht.

Mein Rächer lebt im Himmel,
Von wo er niedersteigt,
Und steht bis das Getümmel
Und jede Bosheit schweigt.
Klar steht er auf dem Staube,
Da ihn kein Fremdling schaut;
Ihn schaut des Dulders Glaube,
Der ihn zu schaun vertraut.

In dieser Echtheit des Glaubens, in dieser Kraft des Gemüths und des Worts sind alle diese Lieder gedichtet, von denen manche wohl geeignet seyn dürften, in die kirchlichen Gesangbücher aufgenommen zu werden. Mit zu den schönsten gehören die, worin die Religion als die höhere Weihe aller Wahrheit und Schönheit der Welt, und als der Ersatz für das, was uns an jenen immer fehlt, bezeichnet wird.

Wo ist Ruhe?

Wann steht der Zeit behender Flügel
In seiner wilden Eile still?
Wann seh' ich länger nicht im Spiegel,
Was ich im Seyn umfassen will?
Wann hört es auf, das stete Schweben
In Zukunft und Vergangenheit?
Und wann beginnst du, wahres Leben,
Wo, was sich endet, auch erneut? —

Es ist nur Eine Ruh vorhanden,
Versenke dich in Gott, mein Geist;
In seinem Licht ist überstanden,
Was deiner Stille Glück zerreißt?

Ganz im Geist des Buchs Hiob sind folgende schöne Worte gedichtet:

Der Mensch.

Hast du die Welt gewogen?
Hast du das Meer durchschaut?
Hast du den blauen Bogen
Um's große Rund gebaut?

Hast du den Sand gezählet,
Der in der Wüste brennt?
Der Sterne Lauf beseelet
Am stillen Firmament!

Hast du aus kleinem Korne
Den Mohnkopf aufgelockt?
Gestimmt den Ton der Borne?
Den zarten Schnee gestockt?

Auf's Fell des Leoparden
Der Punkte Zier geprägt?
Und in das Haupt des Barden
Die schöne Welt gelegt? rc.

Der gegenwärtige Zustand der Theologie wird sehr gut in folgender Vision charakterisirt:

Doch hört' ich bald von Hader auch,
Und matt ward Lieb' und Glaube;
Zuletzt kam gar ein fremder Rauch,
Und scheuchte ach! die Taube.
Werk sollt's wieder thun;
Mensch regierte nun,
Göttlich von Natur;
Es stieß die Kreatur
Selbst Gottes Sohn vom Throne.

Und Alles durcheinander ging!
Da ward aus Mensch und Leue
Ein Feuer=Wasser=Wunderding,
Die Lehre hieß die neue.
Sonder Geist und Saft
Will des Selbstwerks Kraft
Mit dem alten Dom,
Ja mit dem Heidenstrom,
Sich seltsamlich vermählen.

Und wie man Heiden sonst verdammt,
Als hätt' es Gott beschlossen,
War die Gemeine schier gesammt
Den Heiden zugeflossen.
Mir verging der Sinn,
Wirrwarr sah ich drin
Ohne End' und Ziel,
Und frevelhaftes Spiel;
Darob mußt' ich erwachen.

Die Unzulänglichkeit menschlicher Weisheit und Kunst, die Nichtigkeit des darauf gegründeten Stolzes und die Verwerflichkeit des lieblosen Egoismus sind die unerschöpflichen Themate des Dichters, von denen er sich nur abwendet, um sich in reiner Andacht in die Liebe Gottes zu versenken. Die Lieder der Liebe sind von einem schönen Feuer durchglüht:

Der Geliebte.

Von dir will ich nicht weichen,
O weiche nicht von mir!
In aller Dinge Reichen
Gleicht keine Güte dir.
Ob ich zum Pol mich schwänge,
Ob ich zum Brunn des Lichts
Durch ferne Meere dränge,
Geliebtres find' ich nichts.

Bringt Edelstein und Schätze,
Bringt Glück und Wonne her:
Was ist's, das mich ergötze,
Fehlt mir mein Leben, Er?
Bringt Kronen her und Güter,
Bringt was kein Wunsch noch weiß:
Dir, Labsal der Gemüther,
Mein Jesus, bleibt der Preis.

Wenn bittres Leid mir sprießet
In Furchen meiner Flur,
Durch dich ist's mir versüßet,
Verwandler der Natur.
Soll heut ich Lust genießen,
Des Lebens Freudenwein,
Noch will ich dir zu Füßen
Ein treuer Jünger seyn.

Geh' ich durch Nacht und Nöthe,
Bloß, hungrig und verbannt;
Du bist mir Morgenröthe,
Brod, Heimath und Gewand.
Wird voll mein Mund von Gaben,
Glänzt um mich Herrscherschein:
Ich kann es Alles haben,
Doch lieben dich allein.

Du lässest Felsen grünen,
Und schaffest Saat im Meer;
Dir müssen Welten dienen,
Und Sterne sind dein Heer.
Doch Demuth blüht und Liebe
Zum Kranze deiner Macht;
Es bleibt kein Auge trübe,
Wo deine Milde lacht.

Weckt mich zum Kampf das Leben,
So waffnet sie den Sinn;
Will Schlummer mich umweben,
Sie ist mir Wächterin;
Und wird mein Leib erblassen,
Ist sie des Friedens Thür.
Von dir will ich nicht lassen,
O lasse nicht von mir!

Und so noch mehrere, z. B.:

Der Liebe Lob.

Liebe, die die Welt geboren,
Liebe, die den Tod verklärt,
Deren Ton man in den Rohren
Wie im Cedernwipfel hört;
Liebe, der das Licht entsprungen,
Deines Herzens mildes Blut;
Ew'ge Liebe, deine Gluth
Hat auch meine Nacht bezwungen.

Die Orions Band gebunden,
Die den Wagen klar geschirrt,
Die den Gürtel hingewunden,
Dessen Milch das Blau durchirrt;
Die Planetenbälle drehet,
Und die große Wunderuhr
Leitet auf der Wahrheit Spur,
Und um Erden Monde säet;

Liebe, die in Rosen schimmert,
Im Smaragd und Halme grünt;
Liebe, die im Glühwurm flimmert,
Und am Stuhl des Höchsten dient;
Liebe, deren Hauch gesunden
Und die Leiche athmen macht,
Liebe, die im Tag erwacht,
Heil mir, daß ich dich gefunden! ꝛc.

Diese Beispiele mögen hinreichen, Form und Inhalt der Sammlung solchen Lesern zu charakterisiren, denen das Band zwischen Poesie und Religion durch die Scheere der würdigen jungen Schneiderzunft in Paris, die uns die Religion wie einen Frack zu- oder abschneiden, noch nicht durchschnitten ist. Den lyrischen Klängen

hat der Verfasser einige schöne Legenden beigefügt, z. B. die bekannten vom h. Georg und h. Christoph. Auch hat er einige der ältern lateinischen Kirchenlieder neu übersezt, den ambrosianischen Lobgesang, dies irae und das stabat mater. Die leztern sind schon sehr oft metrisch übersezt worden, immer abweichend, so daß dem Einen dieser, dem Andern jener Vers besser gelungen scheint. Das stabat mater beginnt hier:

Bei dem Kreuz die schmerzenreiche
Mutter stand, die thränenweiche,
Da ihr Sohn im Sterben hing.
Ach! ein Schwert ihr durch die warme,
Seufzende, so trostesarme,
Schwergebeugte Seele ging.

Welches tiefen Jammers Beute
Wurde die Gebenedeyte
Mutter dieses Einzigen!
Welch ein Trauern, welch ein Zagen,
Welch ein Ringen, welch ein Nagen,
Bei der Schmach des Göttlichen.

Und das dies irae:

Jener Zorntag löst im Raube
Diese Welt zu Asch' und Staube,
So bezeugt's der heil'ge Glaube.

Welch ein Zittern wird das werden,
Wann der Richter kommt auf Erden
Streng zu sichten die Beschwerden!

Die Posaun' im Wundertone
Sprengt die Gräber jeder Zone,
Sammelt Alles vor dem Throne.

Tod wird und Natur erbeben,
Wann das Fleisch ersteht zum Leben,
Antwort vor Gericht zu geben.

Einige Verse sind früher von Schlegel und Follen, wie uns dünkt, noch kräftiger übertragen, z. B. von Follen das dies irae:

Tag des Zornes, wann er taget
Feuerloh die Zeit zernaget:
Wie Sibyll mit David saget.

Ha, wie wird dann seyn ein Leben,
Wird der Richter sich erheben,
Allwärts strenges Recht zu geben.

Der Posaunen seltsam Hallen,
Wird in allen Gräbern schallen,
Zu dem Richtstuhl Geister wallen.

Andere Verse dagegen hat Herr von Meyer offenbar besser übersezt, z. B. den vierten, den Follen weniger gut übertragen hat:

Tod und Leben staunend beben,
Wie hervor die Leichen geben,
Dem Gerichte Rede stehen.

Es würde sich bei einem so herrlichen Gesange wohl lohnen, einmal die sämmtlichen Uebersetzungen kritisch zu vergleichen.

41) Lyrisches Schatzkästlein der Deutschen. Herausgegeben von O. F. Gruppe. Berlin, Vereins-Buchhandlung, 1836. 8. S. 517.

Eine Sammlung lyrischer Gedichte der verschiedensten Verfasser von Opitz an bis auf die Neuesten. Der Verfasser hat nach eigenem Geschmack ausgewählt, die ihm die schönsten schienen, und da er so viele gute Dichter vor sich hatte, so ist denn auch diese Sammlung nicht ärmer als so viele andere. Ueberhaupt bemerkt man in den so zahlreich sich drängenden Anthologien immer dieselben Blumen, nur etwas anders im Bouquet gruppirt.

42) Athenäum. Auserlesene Gedichte der neuesten Zeit, zu Redeübungen für Deutschlands Jugend, herausgegeben von Alex. Cosmar. Magdeburg, Heinrichshofen, 1837. 8. S. 322.

Eine ähnliche Sammlung, nur mit Vermeidung solcher Stoffe, die sich weniger für die liebe Schuljugend eignen.

43) Blumenlese von 101 deutschen Dichtern neuerer und neuester Zeit. Zum deklamiren für die reifere Jugend. Herausgegeben von Einem der 101. Iserlohn und Leipzig, Langewiesche. 8. S. 363.

Eine kleinere, aber gute Sammlung. Von jedem nur ein Gedicht.

44) Theomele. Eine Sammlung auserlesener christl. Lieder und Gesänge. Gütersloh, Bertelsmann, 1836

Diese Sammlung unterscheidet sich dadurch von allen kirchlichen derselben Art, daß sie vorzugsweise die religiösen Dichtungen berühmter Laien aufgenommen hat, z. B. von Arndt, Claudius, Falk, Flemming, Fouqué, Gellert, Harnisch, Hölty, Kleist, Klopstock, Körner, Mahlmann, v. Meyer, Novalis, Rückert, Salis, v. Schenkendorf, Stilling, Stolberg, Wetzel, und von den eigentlichen Geistlichen nur die berühmtesten und vorzüglichsten, z. B. Luther, Paul Gerhard, Angelus Silesius, Zinzendorf, Tersteegen, Krummacher, Schmolke ꝛc. In jedem Fall ist diese Sammlung sehr gut gewählt und enthält sehr viel Schönes. Nur ist sie leider nicht auf das beste Papier gedruckt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 56.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 7. März 1837.

> As boy I thought myself a clever fellow —
> Now my sore fancy falls into the yellow
> Leaf and Imagination droops her pinion,
> And the sad truth which hovers o'er my desk
> Turns what was once romantic to burlesque.
>
> Byron.

Jugenderinnerungen

eines

eines Zöglings der hohen Karlsschule

in Beziehung auf Schiller.

Der Redaktion liegen mehrere Memoiren vor, welche sich unmittelbar oder mittelbarer auf verschiedene Lebensepochen Schillers beziehen. Wir werden sie nach und nach mittheilen. Die Blätter, welche hier zunächst folgen, haben einen vertrauten Jugendfreund Schillers, den vor Jahren in würtembergischen Diensten gestorbenen General von Scharffenstein, einen gebornen Elsäßer, zum Verfasser. Herr v. Scharffenstein war, abgesehen von seinen Leistungen als Soldat, vorzüglich wegen seiner Menschenfreundlichkeit und seines, auch praktisch von ihm ausgeübten Talents für die bildende Kunst sehr beliebt und hochgeachtet. Die kleinen Denkwürdigkeiten, die man lesen wird, sind Allem nach kurz nach dem Tode des Dichters geschrieben und tragen nicht nur den allgemeinen Stempel jener Zeit, sondern verrathen auch den eigentlichen Deutschfranzosen; wir glaubten sie aber gerade deßhalb unverändert mittheilen zu müssen. Sie enthalten heitere Bilder und kleine, für Schiller und seine damalige Umgebung bezeichnende Züge, welche nicht nur den Verehrern des großen Mannes, sondern auch seinen künftigen Biographen willkommen seyn werden.

* * *

Anno 1773 kam ich im eilften oder zwölften Jahre in die damalen so genannte Militärpflanzschule des regierenden Herzogs Karl auf dem Schlosse Solitude. Schiller war schon da. Es waren meistens Jünglinge von diesem Alter, außer einigen älteren Patronen, vor welchen wir entsetzlich viel Respekt hatten. Damalen waren noch keine wissenschaftliche Fächer fixirt; das Ganze war in zwei Klassen oder vielmehr Kasten eingetheilt: Cavaliers- oder Offizierssöhne, und Eleven, leztere meistens Soldatenkinder, außer einigen Individuen aus guten bürgerlichen Familien. Die erste Klasse war vorläufig dem Militär bestimmt, der größte Theil der Eleven aber den Künsten; Maler, Bildhauer, Architekten, Musiker, Stuccatoren, Gärtner ꝛc. Es gab auch eine Abtheilung von Schneidern und Schuhmachern. Gewisse Corveen, z. B. das Einheizen im Winter, gingen nach der Tour. Der Anzug war für gewöhnlich so: die Offizierssöhne hatten hellblaue commistüchene Westen mit Ermeln; der Kragen- und Ermelaufschlag war von schwarzem Plüsch; die Hosen waren von weißem Tuch, der Kopfputz war ein kleiner Hut, zwei Papilloten an jeder Seite, ohne Puder. Alles trug sehr lange, falsche Zöpfe nach einem bestimmten Maaße. Der Paradeanzug hatte mehrere Gradationen, und zum

größten Putz trug Alles Uniformen. Es gab z. B. eine Parade von geringerem Grade, wo zwar der gewöhnliche Anzug Statt fand, aber mit vier Papilloten an jeder Seite in zwei Etagen und Puder. Da sah mein Schiller komisch aus: er war für sein Alter lang, hatte Beine beinahe durchaus mit den Schenkeln von Einem Caliber, sehr langhalsig, blaß, mit kleinen, rothumgrenzten Augen. Er war einer der unreinlichen Bursche und, wie der Oberaufseher Nies brummte, ein Schweinpelz. Und nun dieser ungeleckte Kopf voll Papilloten mit einem enormen Zopf! Ich könnt' ihn noch malen. Dieser Oberaufseher Nies, aus der Klasse der Sergeanten, und die andern Aufseher aus der der gemeinen Soldaten, waren in ihrem Fach gewiß sehr exemplarische Männer; Nies besonders hatte eine Uebersicht, einen Esprit de detail, und eine Betriebsamkeit ohne gleichen, er führte aber auch ein Commando, daß man in seiner Nähe kaum athmete. Die militärische Form war übrigens bei der Organisation dieser ganzen Anstalt nothwendig, und dieser Terrorism hörte nach und nach um Vieles auf, als das Institut eine höhere Tendenz erhielt, Offiziere vorgesezt, Professoren angestellt und überhaupt Fakultätsfächer und Lehrstunden bestimmt wurden.

Es vergingen etwa zwei Jahre, ehe ich das Deutsche so lernte, daß ich die deutschen Dichter nicht allein verstehen, sondern auch in Saft und Blut verwandeln konnte. Dieser prädominirende, durch Hindernisse (denn diese Beschäftigung war eine Art Contrebande) geschärfte Sinn verband mich genauer mit Schiller, der schon damalen dem Ungestüm des seinigen in einigen verstohlenen Gedichten Luft gemacht hatte. Diese Produkte waren nicht, wie sonsten gemeiniglich in diesem Alter debutirt wird, von weicher, sentimentaler Art, keine Expression einer von den Schönheiten der Natur ergriffenen jugendlichen Phantasie, sondern sie kündigten schon ein starkes, mit den Conventionen bereits in Fehde begriffenes Gemüth an. Kraftäußerung begeisterte ihn vorzüglich, und ich erinnere mich, daß er ein gewisses, damals Aufsehen erregendes Benehmen von mir gegen unsern Intendanten, das wirklich etwas Festes hatte und ich jetzo noch nicht als Petulanz ansehe, in einer Ode besang, die er für sein Meisterstück hielt. Von dieser Epoque an datirt sich auch unser intimer Anschluß und der völlige Wechsel unsers Innersten. Diese Freundschaft wurde auch eine geraume Zeit der Lieblingsgegenstand seiner Lieder, wobei, wie ich mich dunkel erinnere und jetzo urtheile, die natürliche ungeduldige Glut des Herzens wenig poetische Bearbeitung zuließ. Ich weiß nicht, wo diese Stücke hingekommen sind. Schiller selbst, als er lange später seine Gedichte zur Auswahl sammelte, forschte vergebens darnach.

Sonsten hatte sich um diese Zeit eine Art von ästhetischer Association zwischen Schiller, Hofen, Petersen und mir errichtet; man träumte schon von drucken lassen, Jeder sollte etwas machen. Schiller machte ein dramatisches Stück tragischen Inhalts, Hofen einen Roman à la Werther, Petersen auch ein weinerliches Schauspiel, ich ein Ritterstück. Wir recensirten uns nachher schriftlich, wie natürlich, auf das Vortheilhafteste. Unser ganzer Kram taugte aber im Grunde den Teufel nichts, und es war schwerlich eine Stelle, ein des Aufbehaltens werther Zug darin anzutreffen, wahrscheinlich weil es gar zu schön seyn und paradiren sollte. Ich besonders, obgleich ich von den Andern sehr präconisirt wurde, lieferte ein erbärmliches Ding, wo nichts als nachgepfuschte Phraseologie des Göz von Berlichingen anzutreffen war. Goethe war überhaupt unser Gott.

Wir standen noch in dem gar süßen Wahn der Autorschaft, als eine grobe, nicht ohne Witz erfundene Posse des französisch gebliebenen Kameraden Masson erschien, worin Jeder von uns in dem angenommenen Gewand tüchtig und plump verklopft wurde. Wir sahen uns etwas kleinlaut und verblüfft an, und unsere Effervescenz von Autorschaft hatte vor jezt ein Ende.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Pariser Maskenbälle.

(Fortsezung.)

Ein angebornes Gefühl für das Schöne, ein lauterer Sinn für Sitte und Wohlanständigkeit leiten die allgemeinen Aeußerungen der römischen Lust, und die Verwirrung, welche an jenen Tagen die Ausgelassenheit und momentane Besinnungslosigkeit in einem so engen Raume nothwendig hervorbringt, begünstigt nur die geheimen Liebensintriguen und beeinträchtigt nicht im geringsten die öffentliche Sittlichkeit, noch wird dadurch die Delikatesse beleidigt. Jeder nimmt ein besonderes Interesse an dem allgemeinen Lärm und Jubel. Vollkommene Gleichheit herrscht in allen Reihen; Witz, Geist und Schönheit verleihen einzig und allein die Privilegien und Standeserhöhungen, welche anerkannt werden. Ist es daher ein Wunder, wenn die Italiener in der Nacht des giovedi grasso jammern und wehklagen: è morto il carnavale! il carnavale è morto!

Die Pariser haben weniger Ursache, das Aufhören ihrer Carnevalsfreuden zu bedauern; schon durch das Nichthalten der nachfolgenden Fasten verliert der hiesige Carneval einen großen Theil seines Reizes und seiner Bedeutung, und bei der Februarkälte erfrieren die Späße auf den Lippen. Der französische Volkscharakter äußert sich bei dieser Festlichkeit nicht sowohl in muthwilliger Lebenslust, toller Laune und närrischer Kinderfreude, als

in plumper Parodie und garstiger Rohheit. Das feine Gefühl für Wohlanständigkeit, die geistreiche Ausgelassenheit, die drollige Jovialität, welche selbst den ernstesten Denker und Weltweisen zum Lachen zwingt, fehlen durchaus dem hiesigen Carneval. Troz dem besteht der Fasching in Paris als alte Tradition noch fort, und lebt jedes Jahr am Dienstag vor Fasten wieder auf. Einige Stunden nach Mittag wimmeln die Boulevards von einer ungeheuren Menschenmenge, welche zwischen zwei unabsehbaren Wagenreihen von der Magdalenenkirche bis zum Bastilleplaz auf und ab wogt. Elegante Kutschen und Equipagen, bescheidene Fiacker und Cabriolets, leichte Landau's und Tilburys, schwerfällige Charabancs und Tapissières fahren langsam, wie Leichenwagen, auf der einen Seite hin und auf der andern wieder zurück; in der Mitte tummeln sich die Reiter und auf den beiden Trottoirs drängt sich ein schreckliches Gewirre von Fußgängern. Kein anderes Fest, selbst keine große Truppenrevue wirft zahlreichere Massen von Spaziergängern auf das Pflaster der Hauptstadt und der Banlieue, als der Fastnachtsdienstag; er ist die allgemeinste der Volksbelustigungen, welche Jung und Alt, Vornehm und Gering, Arm und Reich in Bewegung sezt, und woran alle Stände, alle Klassen und alle Meinungen ohne Unterschied Theil nehmen. Die Kranken und die Geistlichkeit fehlen allein bei diesem Feste. Und schon, glaube ich, bin ich zu weit gegangen, die Kranken auszunehmen; ich berufe mich z. B. nur auf die Grippe, welche an jenem Tage hier wie verschwunden war, denn man hörte weder husten noch schnäuzen, sondern nur schrillen, lachen, jubeln und schreien. Die ganze Bevölkerung von Paris hat sich aufgemacht und ist zu Fuß, zu Wagen oder zu Pferde auf die Boulevards geeilt; dort treibt man sich ein paar Stunden im furchtbarsten Gewühle herum und thut, was Alle thun: man sieht und läßt sich sehen, man ist zugleich Zuschauer für sein eigenes Vergnügen und Schauspieler in den Augen Anderer. Das gilt sowohl vom ersten Botschafter als vom lezten Chiffonnier. Man kann sogar behaupten, daß die fremden Gesandten in Paris integrirende Bestandtheile des Faschings ausmachen, insofern Equipagen mit gemalten Wappen am Kutschenschlage, mit galonnirten Jägern hinten drauf, mit zwei Mohren auf dem Bock und vier Apfelschimmeln höchst sehenswerthe Gegenstände für die Neugierigen sind. Das Sonderbarste bei diesem Faschingsvergnügen ist, daß Jeder denkt, der Andere werde eine Maskerade veranstalten, und so Niemand oder nur sehr Wenige maskirt erscheinen. Alle nur einigermaßen gesezte Leute ziehen vor, zuzusehen, wie Andere sich belustigen, als sich selbst zu belustigen; selbst der kleinste Spezereihändler hält sich für viel zu gut, als daß er sich so weit erniedrigen sollte, eine Stunde närrisch zu seyn, wie es der Fasching doch eigentlich mit sich bringt. In Folge dieser eigensinnigen Zurückhaltung entsteht eine allgemeine Täuschung, und die dichtesten Menschenmassen, welche man nur sehen kann, drängen sich demnach vor einem Theater, das keine Vorstellung gibt, und keine andern Schauspieler hat, als die, welche der Vorstellung beiwohnen wollen.

Ich kann daher dem Leser nur wenig von den Maskenzügen und Verkleidungen, welche sich dieses Jahr auf den Boulevards zeigten, mittheilen; im Verhältniß zu der herbeigeströmten Menge von Wagen, Reitern und Fußgängern sah man nur äußerst wenige Masken, und unter diesen kamen weder sehr originelle, noch sehr sinnreiche vor. Die Postillone von Longjumeau waren besonders zahlreich; die Kärrner, Pierrots und die als alte Jungfern verkleideten wanstigen Kerls präsentirten sich auch diesmal, wie immer, mit demselben Costüme und denselben Manieren. Die wahnsinnigen Lumpen Robert Macaire's und Bertrands fehlten natürlich nicht; ihre Späße aber ergözten eben so wenig mehr, als hundertmal wiedererzählte Anekdoten. In den Equipagen der Chaussée d'Antin sah man schöne, reichgekleidete Damen; der hohe Adel des Faubourg St. Germain hatte dieses Jahr bloß seine Karossen nach den Boulevards geschickt, worin meistens Bonnen und Erzieherinnen mit einigen Kindern saßen. Die Bürgerfrauen ließen sich wie gewöhnlich in Fiakern herumführen, und die Charabancs waren in der Regel mit betrunkenen Türken und Wilden angefüllt, die ein ihrem Costüm entsprechendes Geschrei ausstießen. Außerdem hat der diesjährige Fasching noch einige Anspielungen auf die Gegenwart hervorgebracht.

Doch ich bemerke, daß ich mich in ein Kapitel hineinschreibe, auf das die Ueberschrift dieses Artikels nicht mehr paßt; ich breche daher ab und verspare, was ich noch über den diesjährigen Fastnachtsdienstag und Aschermittwoch zu sagen habe, auf das nächste Mal.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Februar.

(Beschluß.)

Menagerie. Schäfflertanz.

Mitten in der bedrohlichsten Zeit traf die Frau van Aken mit ihrer Menagerie hier ein, und stellte hohe und höchste Herrschaften der Wüste ohne Scheu der Gefahr der Ansteckung bloß. Sie (die Menagerie) ist sehenswerth. Man trifft dort einen Leuen, der in London zwanzigmal Alexanders Triumphwagen gezogen hat, und sich jezt ein Vergnügen daraus macht, das Publikum zu überzeugen, daß des Löwen Rachen für den Kopf des Menschen einen völlig sichern Aufenthaltsort darbietet; ferner einen Eisbären, der mit dem Mann, der ihn füttert, verliebte Küsse wechselt und Zucker aus seinem Munde nascht; einen schäzbaren Waldteufel, der sich leider dem Trunk ergeben hat; eine

Löffelgans, die den untern Löffel ihres Schnabels mit seltener Bereitwilligkeit zu einer Schlafhaube hergibt, und während der Procedur göttlich dumm dreinschaut; eine Hyäne, die die Menschen liebt, aber nicht — und darin steckt die Tugend — zum Fressen; philanthropische Tiger, Wölfe, eine Boaschlange, die sich liebkosen läßt, genug, Gesellschaft, wie man sie nicht auf der Straße findet. Vorzüglich Abends, wo bei brillanter Beleuchtung offene Tafel gehalten wird, lohnt sich ein Blick in diesen Familienkreis der Mühe.

Als heiteres Nachspiel schließt sich an die Cholera der Schäfflertanz. Die Schäfflergesellen durchziehen in rothen Fracks, schwarz-manchesternen Hosen, weißen Strümpfen und Schuhen, Guirlanden in den Händen, zwei Hanswürste und ein Musikchor an der Spitze, die Stadt und führen vor den Wohnungen der Honoratioren, so wie vor Brauhäusern und Weinschenken einen abenteuerlichen Tanz auf. Dies ist eine Volkslustbarkeit, die nur jedes siebende Jahr statt hat. Vor langen, langen Jahren, heißt es, als eine furchtbare Krankheit — man nannte mir die Pest — München verheert und die übriggebliebenen Lebendigen durch Angst und Entsetzen so fest in ihre Wohnungen gebannt hatte, wie die Todten in ihre Gräber, wagten es die Schäffler zuerst wieder, den unterbrochenen Reigen des Lebens auf's Neue zu eröffnen. Sie durchzogen tanzend, mit lustiger Musik, die Straßen; das entzündete in jedem Herzen die zurückgedrängten, fast erloschenen Flammen der Hoffnung und des Lebensmuthes; Mädchen und Frauen traten schüchtern an die Fenster, Männer öffneten die verriegelten Thüren. Der schöne Tag zieht, wenn ich mir ihn recht lebhaft denke, in Gluth und Farbenschmelz an mir vorüber, als ob ich damals selbst Antheil gehabt hätte an der allgemeinen Auferstehung. Da wurde denn zu ewigem Andenken der sogenannte Schäfflertanz gestiftet; also, wie Alles, was heutzutage Fest heißt, ein Vermächtniß alter Zeit. Der Schäfflertanz ist ehemals wohl anders gewesen, frischer, heller, freudiger; jezt tanzen vernünftige Leute mit ernsthaften Gesichtern, wie man auf dem Theater tanzen sieht, nämlich für Geld; Hanswurst ist ein tristes, ja schauerliches Gespenst, das sich aus der Gruft heraufgestohlen und nichts als sein altes, buntes Narrenkleid mitgebracht hat, das Ganze ein nachgemachtes Feuer, an dem man sich nicht wärmen kann. Nun, dies trifft nicht den Münchener Schäfflertanz allein; unsere Zeit hält sich freilich für den abgezogenen, reinen Spiritus aller Vergangenheiten, mir aber scheint sie eine eingemachte, saftlose Frucht, deren Fleisch nicht mehr schmackhaft ist und deren Kern nicht mehr treibt.

Berlin, Februar.

(Fortsetzung.)

Heinzelmann.

Ob Herr Heinzelmann nicht auch richtig speculirt hätte, wenn er seine Gedichte ohne seinen Namen in einer vornehmen Buchhandlung erscheinen, eine mysteriöse Vorrede dazu drucken und unter der Hand aussprengen lassen, sie rühren von einer Prinzessin her, will ich nicht unbedingt entscheiden. Vieles hätte gewiß anders gewirkt; dennoch ist es gerade das eigenthümliche Ich, die markante Stellung ihres in ganz Berlin wohlbekannten Verfassers, was seinen Gedichten einen subjektiven Werth leiht, welcher nicht von außen kommen kann. Heinzelmann ist, wie man weiß, einer der unternehmendsten Cafetiers in Berlin, der die große Eigenschaft besizt, daß er, wie auch vom Unglück verfolgt, nie den Muth verliert. Auch auf ihn läßt sich anwenden, wie ein berühmter Philolog die lateinische Biographie eines noch berühmtern Leipziger Professors (Reiske) beginnt: omnis vitae Heinzelmannianae ratio fuit, non cedere malis, sed audentiorem contra ire. Zu seinen Unternehmungen fehlte ihm nur etwas: ein Publikum; denn Berlin ist nicht groß genug für die umfassenden Vergnügungsplane, die stets verjüngt und in vergrößertem Maßstabe, wahre Phönixe aus der Asche, in Heinzelmanns Kopfe entstehen und in's Leben treten. Er hatte das Unglück, daß sein Elysium abbrannte, und das Elysium war ein großer Garten, worin alle Elementarvergnügungen mit den geistigen gepaart waren: Spaziergänge, Waldeinsamkeit, blumige Wiesen, Wasserfahrten, Fischfang, Jagd, Schaukeln, Rutschbahnen, Caroussel, Buffets und gedeckte Tafeln in freier Luft und in Orangeriehäusern, magnifike Feuerwerke und unterhaltende Sommertheater. Noch glimmte die Asche und es erhob sich schon wieder. Böse Feinde verdrängten ihn aus seinem irdischen Paradiese, und sogleich hat er ein anderes gefunden, wo der Nachtigallengesang unter hohen Laubwipfeln ihn tröstet und die mahnenden Unkenrufe seiner Verfolger übertönt. Daß er ein Geschick besaß, seine industriellen Unternehmungen mit poetischen Reden beim Publikum einzuführen, bewiesen seine Zeitungsannoncen. Daß er aber mitten in einer commerziellen Thätigkeit, selbst in Stricken und Banden, den Eingebungen seiner Muse lauschte, und was sie ihm diktirte, niederschrieb, ja daß fast auf jeden Tag ein Gedicht fälle, erklärt sich nur aus dem allgemeinen lyrischen Drange unserer intellectuellen Atmosphäre. Gedichte werden nicht mehr gemacht; sie müssen heraus, wo das Gefühl zu mächtig wird, und dann stehen sie da und üben ihr unzerstörbares Recht. Wer unter unsern Dichtern könnte, wenn er auch dazu die feste Absicht hätte, ein Lied machen wie folgendes, „die Frösche“ überschrieben:

Es befindet in meines Gartens Bereich
Sich ein romantisch gelegener Teich:
Da sangen die Frösche im rauschenden Chor
Ein nie empfundenes Lied in mein Ohr.

Ich lauschte dem Liede die halbe Nacht,
Es wirkte auf mich mit gewaltiger Macht;
Die Töne, sie schienen in Blumen gehüllt,
Aus denen der Duft mit dem Klange entquillt.

Je länger ich lauschte dem Wundergesang,
Je reiner harmonische Schönheit er schwang:
Dem Fittich der Geister in himmlischer Schaar,
Dem glich er im Schwingen der Lüfte sogar.

Und als der Mond den flimmernden Schein
Durch die fliehenden Wolken zum Teich warf hinein:
Da hüpften die geistigen Töne der Lust
Wie reizende Horen auf blumigtem Duft.

Und als ich noch saß, im Staunen verwirrt,
Da hat mich die ewige Liebe umschwirrt,
Ich wollte sie fassen: o weh! meine Brust!
Sie ist noch zu eng für die ewige Lust.

Die Frösche verstehen harmonisch im Sang
Dem ewigen Vater zu senden den Dank;
Doch ach! der Mensch, der besser sollt' seyn,
Er ist für Gefühle des Himmels nicht rein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 19.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 7. März 1837.

Berlin, im Januar 1837.

(Fortsetzung von Nr. 17.)

Die lyrische Darstellung des historischen Gegenstandes herrscht auch in Lessing's Hussitenpredigt. Hier ist sie schon in der Conception, im Gedanken des Ganzen gegeben. Es wird auch hier blos die Empfindungsseite der historischen Handlung vorgestellt. Die Nothwendigkeit des Thuns erscheint als schwärmerischer Eifer des Predigers und als Ergriffenheit der Zuhörer. Bedürfniß, Entschluß, Thatausbrüche, Kämpfe, opfernde Begeisterung und verheerende Wuth, wie die Geschichte sie erzählt, sind hier als Leiden und Hingebung, als Brüten und Sinnen, als Einsicht und Grimm der Individuen ausgedrückt, die ans Feuer gesezt sind, um zum Handeln gar zu werden, und jeder nach seiner Masse dem Siedpunkt sich nähern, zum Theil auch schon drüber hinaus sind. Die Reclamation also der Utraquisten, ihr Recht, ihre Macht, ihre Gewalt und Grausamkeit sind als ihre Zustände, als ihre Passivität dargestellt. Ich glaube, daß diese Auffassung die richtige ist, wo man Kampf und Schwärmerei in der geschichtlichen Bedeutung darzustellen hat. Denn als geschichtlicher Uebergang und Mittel ist selbst die freieste That an uns eine Passivität, in der wir bloß Organ einer allgemeinen Bestimmung, getrieben von immanenten Ideen sind. Und dies ist zugleich die Rechtfertigung der Subjecte, in der sie anschauungswürdige Symbole einer geistigen, thätigen Macht werden können, daß sie selber beherrschte und überwältigte Diener eines allgemeinen Dranges, eines ins Innere mächtigen Geistes waren. Zudem ist es in diesem Gemälde klar gemacht, daß all das Zuständliche, was in Motiven und Mienen sich kundgibt, Thatbestimmung sey, daß es vom Handeln und zum Handeln gebe, nicht minder, worum es sich handle. Vom Handeln: denn das Feuer, das, hervorsprühend aus dem selbstergriffenen Antlitz des Predigers, in diesen Versammelten, die um ihn stehen und knieen, zur Flamme der Ueberzeugung wird, zum Licht der Einsicht, zur Gluth des Verlangens, zum peinvollen Funken des Ingrimms — dies Feuer ist nicht mehr bloß im Herzen verschlossen, auf Blicke beschränkt —: es hat schon Auswege gefunden, lodert und raucht im Seitengrunde in den eroberten Gebäuden, von welchen ein Theil der Zuhörer herkommt. Dort hat schon jener tüchtige Mann gefochten, der sich rechts im Bild unter dem Prediger neben die Andern aufs Knie gelassen hat, mit verbundenem Kopf, bleich, aber voll klarer und männlich-ruhiger Ueberzeugung im zuhörenden Angesicht. Von dorther kommt auch der hinter ihm herantretende greise Ritter, ganz geharnischt, die Lanze in den Eisenfingern, der aber unterm Helm ein Gesicht von mildem, friedlichem Charakter zeigt, das den Gedanken einflößt, er folge nur treuherzig dem Glauben, der Schuldigkeit; keiner wilden Wahl. Von derselben Seite bewegt Roß und Mann sich heran, um nach gethaner Arbeit neue Sendung zu empfangen. Denn bei der Betrachtung — das sieht man — kann diese Waldgemeinde nicht stehen bleiben; die Betrachtung ist werdende That, und geht zum Handeln. Zum Handeln; das empfindet man beim Anblick der Waffen, die rings um den Prediger blitzen, und eigen wirkt es, was an ihm selbst erscheint; wie er, den Kelch erhebend, mit arbeitendem Gesicht und flatterndem Haare vortritt, wie sein weißer, pelzverbrämter Rock sich aufschlägt, und ein flimmerndes Stück des Ringelhemdes, das er trägt, durch die Bewegung sichtbar wird. Mitgenommen von dieser Bewegung, streckt der adlige Jüngling, im Waffenschmuck auf den Rasen gegossen, die Arme aus; verlangende Geberden hier und drüben zeugen von diesem Drang; ja selbst die Jungfrau, mit im Kreise knieend, und das zarte Kind, der Knabe, der neben ihr steht, sind einbegriffen in dies Schicksal. Man empfindet auch wohl, worum es sich handle. Der goldene, mit köstlichen Steinen blinkende Kelch, in der Mitte Aller über ihre Häupter erhoben, ist fühlbar der Brennpunkt der rings ergossenen Begeisterung und Leidenschaft. Der

Dolmetscher seines Werthes, der ihn emporhält, dieser Feldprediger eigener Art, kräftig, groß, noch nicht alt von Jahren, hart von Wuchs, durchbrannt von Gluth, mit einer zehrenden Selbstthätigkeit in den Mienen und dunkelglühenden Blicken, — wie er das Gefäß göttlichen Segens hält, gleicht er selbst dem Gefäß eines göttlichen Zornes. Man sieht an ihm das Heilige ins Dämonische übergehen. Und gleich wie man um ihn her an den Charakteren der verschiedenen Gesichter erkennt, daß es kein willkührliches Symbol, daß es ein tiefmenschliches Bedürfniß sey, was mit gleicher Macht diese ungleichen Naturen und Stände zusammengeschaart: so erkennt man auch die unaufhaltsame Ausschweifung und Verwilderung schon deutlich genug an den Erscheinungen in diesem Kreise. Groß ist die Macht der Beschwörung, die hier einen Sturm hervorruft; aber bändigen wird sie ihn nicht und er kann nur im Untergang der Beschwornen nach äußerstem Widerstand endigen. Der Bauer dort, mit dem farblosen Geiergesicht, der, den Eisenflegel über der Schulter, aufrecht an einem Eichstamme lehnt und ganz ruhig wartet, bis die Predigt zu Ende sey — der kann mit seinem scharfen grauen Gesicht, in welchem die Frechheit zum kalten Charakter geworden ist, den Teufel selber trösten, daß auch er bei diesem Christenstreit seine Ernte machen werde. Und hier am andern Ende der junge, vollkräftige Bursch, der, knieend, den breiten Nacken und blühenden, strupphaarigen Kopf senkt und seinen derbfleischigen Arm mit dem schweren Beil zur Erde gebogen hat — wie er lauscht, wie im Zuhören die Adern ihm schwellen, das schwarze Auge stiert und groß aufglüht: so verkündigt sein furchtbarer Anblick, daß, einmal aufgestanden und losgelassen, kein Maß seiner Wuth, kein Zügel seiner Gewaltthätigkeit seyn wird. — Wohl ist also auf diesem Gemälde in der dargestellten Passivität der Organe eine tragische Bedeutung der Handlung und Geschichte mit ausgesprochen. Daß dieser tiefere Sinn ergreifend in die Anschauung tritt, danken wir einer Charakteristik der Hauptfigur und mehrerer im Ausdruck eben so bedeutenden Physiognomien ihrer Umgebung — einer Charakteristik, sag' ich, die nur aus einem so gestaltsamen Vollgefühl des Menschlichen, wie es in Lessing's Brust lebt, hervorgehen konnte. Der historische Zustand, in der Kraft, wie er ganz verschiedene, ganz bestimmt gedachte Menschen durchdringt, ist als Incarnation in geprägten Gesichtern auseinandergelegt. Dennoch ist die Gesammtwirkung mehr elegisch als tragisch groß. Das Tragische kommt nicht zur concentrirten Vertiefung. Warum? läßt sich erklären. Daß nämlich hier die Wirkung nicht vollkommen tragisch, nicht positiv erhaben seyn kann, liegt theils im Gegenstande, also in der Wahl, theils in der davon abhängigen Anlage des Moments, theils auch in der technischen Ausführung. Die leztere hängt minder unmittelbar mit dem gegenständlichen Gedanken, wohl aber mit der Stimmung des Künstlers zusammen. Was das Erste betrifft, die gewählte Aufgabe selbst: so ist sie nothwendig mehr elegisch als tragisch, und dies doch mit einem Aufwande von äußern Mitteln und innern Motiven, der den Anspruch auf das Großtragische erzeugt. Dies Leztere find' ich da, wo nicht nur Opfer, sondern auch in den Opfern und durch sie die Gottheiten oder Ideen zur Anschauung kommen, für welche sie die Opfer sind. Dadurch werden die lezteren nicht nur mitleidwürdig, sondern ehrwürdig und groß als Träger einer allgemeinen, nicht bloß ihrer eignen Schuld, und als Vermittler einer Offenbarung. Das sind tragische Heroen. Dadurch auch wird der Anschauende nicht nur ergriffen beim Anblick fremder Ergriffenheit, sondern in sich selbst erfaßt und, durch die Miterscheinung der allgemeinen Idee in der besondern Erschütterung, in sich gereinigt, erhoben und versöhnt. Das ist tragische Wirkung. Diese Wirkung aber ist im Hussitenkampf nur einseitig enthalten; die Hussiten selbst sind nur halbtragische Heroen; ihr Opfer selbst ist zwar nothwendig, erklärlich und ergreifend; aber es ist nicht im Stande, die göttliche Bestimmung, der es galt, selbst an sich zur Erscheinung zu bringen. Dieser Kampf ging nämlich wohl hervor aus historischer Nothwendigkeit und aus ihrer Verknüpfung mit einem tiefen religiösen Bedürfniß; er hat aber nicht vermocht, diesen Grund zu manifestiren und den Inhalt dieses Bedürfnisses darzustellen. Der heilige Trieb, statt Frucht zu werden, schlug ins Holz und verwilderte. Die Hussiten erscheinen nicht als Träger oder als reine Opfer einer Idee; sondern als Perturbirte derselben. Entweder war von Anfang in ihnen der religiöse Trieb mit Haß, Rachgier, phantastischer Selbstsucht verunreinigt, oder er war doch nicht stark genug, um die rasche Einmischung und Ueberwucherung dieser fremdartigen Elemente abzuwehren. Ihr Thun war daher, wie von der einen Seite gerechte Forderung, so von der andern Schändung dieser selbst; ihr Untergang von der einen Seite Opfer, von der andern Seite schauerlicher Selbstverderb. Gerade dieser Widerspruch zerstört die Kraft des Tragischen. Wären sie bloß Opfer einer heiligen Bestimmung gewesen, so würde sich ihre Erscheinung jenen heiligen Gestalten gesellen, in welchen der Kunst die Gegenstände großartigster Erhabenheit und göttlicher Anmuth gegeben sind. Oder umgekehrt, wären die Hussiten bloß wilde Frevler und selbst verworfene Geißeln Gottes gewesen, so würde die Erscheinung ihres gewaltsamen Untergangs, besonders der Zerstörung in ihnen selbst, eine der Kunst nicht unwürdige Manifestation göttlicher Gerechtigkeit bilden. So aber sind sie für eine tragische Erschöpfung der lezteren Art zu gut, und für eine Verklärung der ersteren Art zu schlecht. Die

Anschauung ihrer Wahrheit geht also nach zwei Seiten unversöhnlich aus einander. In so fern man religiöse Begeisterung in ihnen erkennen muß, ehrt man sie, fühlt mit und betrauert ihre Opferung; in so fern aber Blindheit, Rohheit, Wuth und Sünde dabei ist, erschrickt man theils über die Verkehrung des Heiligen, theils indem man das Natürliche der Verwirrung einsieht, bemitleidet man eine Krankheit, die nichts allgemein Menschliches, sondern etwas speciell Bedingtes, der eigenen Seele Fremdes ist, theils endlich verwirft man mit ruhigem Verstand und besserer Ueberlegung den ganz abscheulichen Theil ihrer Ausschweifungen. Diese Wirkungen vertragen sich im Verstand, können sich aber nicht in der Empfindung concentriren. Man kann nicht zu gleicher Zeit bewundern und drüberstehend beurtheilen, betrauern und verwerfen, ehren und verabscheuen. Entweder man muß diese Empfindungen und ihre Momente an die Individuen vertheilen, so daß die einen die fromm Begeisterten und tragischen Opfer, die andern ihre verderbenden Gesellen sind, oder man muß sie in Masse mit getrennt wechselnder Betrachtung von diesen unverträglichen Gesichtspunkten auffassen. Beidemal geht die Wirkung und die Ausbildung der Anschauung auseinander. So ist es in der Sache: so ist es in Lessing's Bild. Im Prediger sehen wir die Mischung, in den Umgebenden die Vertheilung der feindseligen Momente. Dieser Prediger ist kein Priester Gottes, aber auch kein Baalspriester. Er hat Recht, daß er den Kelch und das theure Opfer, welches der Kelch bedeutet, als ein unveräußerliches Eigenthum aller Kinder Gottes, nicht irgend eines bevorzugten Standes, hochpreist. Aber diese Idee, die er selbst proclamirt, verleugnet er selbst. Die Versöhnung, die er als allgemeine ausspricht, ist an ihm selbst unbewährt und widersprochen durch die gewaltsame, düstere, unbefriedigte Leidenschaft, deren lebendiger Ausdruck er ist. Die Liebe, die er allgemein nennt, findet in ihm sich nicht; sondern Haß, Zorn und Grimm. Es ist hier gleichgültig, ob wir davon die Schuld in ihm selbst oder in denjenigen suchen, welche den Gläubigen das göttliche Symbol entzogen hatten. In jenem Falle wird sein Zustand als besonderer Frevel, in diesem als idiopathisches Unglück, beidemal als ein Widerspruch gegen das Heilige von der Art erscheinen, daß sich die Wahrheit und reine Macht dieses Heiligen in diesem Organ nicht offenbaren kann. Das Heilige ist an ihm nur Zerstörung und wird hinwieder von ihm zerstört. Er ist getheilt zwischen Gottes Gerechtigkeit und dämonischer Gewalt, und die Betrachtung der Idee, in welcher der Widerspruch seines Zustandes Erklärung und Beruhigung findet, geht über seinen Anblick hinaus und von der Empfindung seines Zustandes ab. Derselbe Widerspruch vertheilt sich unter die Zuhörer. Jenen Verwundeten, der, kniend, mit so klarer Besonnenheit und gefaßter Ergebung zuhört, jenen Ritterjüngling, der so rückhaltlos mit ausgestreckten Armen sich darbeut, den treuherzig-dienstwilligen Alten und andere Gesichter von gutem Ausdruck mögen wir gern für fromm Begeisterte erkennen, für schuldlose Opfer eines heiligen Verlangens, und müssen als unschuldig Einbegriffene wohl auch Weib und Kind, wie sie hier erscheinen, bemitleiden. Aber alle diese sind nicht die tragischen Helden der Scene; sie sind nur besondere Stufen des allgemeinen Zustandes, der eben so sehr seine vortreffliche Seite hat, sie sind nur coordinirt andern Erscheinungen von conträrer Wirkung. Es ist zum Theil schon an ihnen selbst, daß die gutartige Begeisterung mit einem Ausdruck von Beschränktheit sich verschmilzt, der ahnen läßt, es müsse ihnen der wahre Inhalt Dessen, wofür sie sich opfern, entgehen. Noch mehr tritt diese unvermeidliche Entfremdung durch die Nähe, durch die für das Gesammtbild gleich wichtige Gegenwart jener andern Gestalten hervor, die als blindwilde oder kaltschlechte Mordgesellen erscheinen. Wenn jener Besonnene Achtung und Ernst, der warm Begeisterte Mitgefühl, der Greis eine Mischung von Ehrfurcht und Mitleid, Mädchen und Kind ein bloßes Erbarmen erregen: so kann diese Rührung wenigstens als eine Stufenleiter gleichartiger, nah verwandter Empfindungen sich verbinden. Indem aber hier und dort, daneben und zugleich in die Augen tretend, die wahrhaftigste Erscheinung einer begriffslosen Rohheit, eines brutalen Ergrimmens, einer gemeinen Frechheit die Seele trifft, wird das Gefühl in eine neue und andere Verfassung gebracht, bald auf einen Augenblick entsezt durch die Ahndung, zu welchen Extremen der Fanatismus in solchen Gefäßen führen muß, bald an den starken Reiz festgehalten, welchen das unmittelbare Verständniß eines in sich zwar widerlichen, aber bewundernswerth physiognomisch bestimmten Charakters dem Anschauenden gewährt. Jene ernste Achtung, das milde Bedauern, die Theilnahme an der Begeisterung, die Rührung über den Mituntergang eigentlich Unbetheiligter, dann das Erschrecken und die verschiedenen Reize eines sichern Verständnisses — alles dies beschäftigt das Gemüth, aber auf eine disparate Weise, und es wird ein Ganzes nur für den Verstand daraus, der eine geistreiche, historisch wahre Darstellung der Schwärmerei in ihren Abstufungen vor sich sieht; nicht aber ein Ganzes von poetischer Einheit. Motive, Werth und die darin vorausgesehenen Schicksale sind an diesen angeschauten Theilnehmern der Religionsempörung widersprechend, mannichfaltig, zerstreuend; eben so zerstreut wird die Empfindung und kann sich nicht concentriren zur Erfahrung einer und derselben menschlichen Nothwendigkeit und göttlichen Bestimmung. Es gibt aber auch eine Zerstreuung der Empfindung, welche poetisch ist; wenn nämlich in der Mannichfaltigkeit das Bewußtseyn bewährt und durchgeführt wird, daß das

betrachtende Gemüth selbst, obgleich verschieden und widersprechend angeregt, doch in Diesem wie in Jenem seine Befriedigung und Stillung finde und unter wechselnden Gegenständen, nur auf verschiedene Weise, immer wieder zu sich selbst zurückkehre. Dies ist elegische Poesie. Allein um rein elegisch zu seyn, sind wieder die Voraussetzungen und Mittel der Hussitenpredigt zu groß und anspruchsvoll. Die Voraussetzung ist großartig und tragisch. Diese Kämpfer wollen zum Theil unverkennbar für das Heilige, Uebermenschliche, nicht für sich streiten; und das sollen sie auch alle, und das behaupten sie alle. Nur sieht man eben, daß sie theils nicht die Macht, theils nicht die wahre Verfassung, Einzelne nicht einmal den redlichen Willen dazu haben. Die Forderung ist also tragisch, zu groß für elegische Stimmung; sie kann sich aber nicht erfüllen; das Tragische kommt nicht zur Reife, und dafür kann sich das Gefühl nicht in elegischer Weise, durch Rückkehr zu sich selbst, entschädigen; sondern wendet naturgemäß sich an den Verstand, daß er aus objectiven Gründen erkläre, warum die Begeisterung so verwildern mußte. Auch die äußern Mittel sind zu anspruchsvoll für eine elegische Befriedigung. Hier drängen sich Waffen, hier kochen gewaltige Leidenschaften, hier ist schon furchtbar gehandelt worden und wird noch furchtbarer gehandelt werden. Das sieht man. Das sind keine Reize, worin man den sanften Genuß oder die wehmüthige Selbsterkenntniß der Elegie finden könnte; das sind Darstellungen des Menschlichen von seiner schauerlichsten Seite, sind solche, die zu einer befriedigenden Bedeutung nur durch die Einsicht kommen können, daß es etwas Großes, Werthvolles, Göttliches sey, dem sich das menschliche Gefühl so gewaltsam unterwerfen muß. Allein hier ist dieses Große und Werthvolle nur gemeint, nicht wirklich, nicht wahrhaft gegenwärtig. Es wird nicht erkämpft durch diese Waffen, nicht erkannt in diesen Leidenschaften, nicht erobert durch diese Handlungen. Es ist hier nur mittelbar und indirect vorhanden, nämlich als eine krankhafte Macht, die nur negativ den Werth des Kampfpreises darstellt, indem sie erkennen läßt, wie die Entbehrung seiner guten Kraft das Bedürfniß derselben zur Fieberwuth erhitzt hat. Diesem innern Verhältnisse gemäß ist auch die Anlage des Moments im Gemälde beschaffen. Dieser Moment ist bloß der einer Empfängniß, in der aber das, was soll, nicht empfangen wird. Der Kelch ist der tragische Mittelpunkt. Aber die Macht und der Werth des Kelches: Aneignung des Opfers, allgemeine Versöhnung und Liebe, kann an dem bloßen Gefäß nicht erscheinen, ist nur gedachter und unsichtbarer Weise, nur abstract mit ihm verbunden. Erscheinen soll sie an der Andacht, Hingebung, Seligkeit der Empfänger. Allein da die Andacht getrübt ist durch das Bewußtseyn des Streites, die Hingebung durch feindselige Leidenschaft, die Seligkeit erst erwartet wird nach Besiegung und Unterwerfung der Widersacher: so wird nicht das reine Blut des Kelches empfangen, sondern das wilde Blut der Natur aufgeregt. Auch an den Empfängern erscheint also die Macht der Idee nur abstract, als sich selbst entfremdete Gewalt. Es kommt wohl formell, aber nicht dem Inhalt nach die Idee zur Erscheinung, um die es sich handelt. Darnach konnte auch die lineare Anordnung der Composition der Anordnung keine andere seyn als ein Zusammenreihen und peripherisches Verbinden von Charakteren und Motiven, die sich zwar nach ihrer passiven Seite alle auf den einen Mittelpunkt des Kelches beziehen, die aber zugleich jedes in seiner Selbstständigkeit das ungleichartige und entfremdliche Verhältniß zu diesem Mittelpunkt mannichfaltig darstellen. Geht nun die Anschauung vom Mittelpunkt, vom Kelch und fanatischen Priester aus: so fühlt sie sich von einer gemischten Gewalt ergriffen, für welche sie, im erweiterten Blick auf den Umkreis, einen ausgleichenden Gegensatz oder eine entwickelnde Läuterung sucht. Allein sie sieht wohl in den rings Knieenden und Zuhörenden einen äußeren Gegensatz des unterwürfigen Hinnehmens und Annehmens, und eine innere Entwickelung von Charakteren der Annahme.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bekanntmachung.

Nach der mit mehreren deutschen Kunstvereinen unterm 16. Oktober vorigen Jahres getroffenen Uebereinkunft, ist der sächsische Kunstverein gesonnen, wo möglich aller zwei Jahre ein ausgezeichnetes größeres Gemälde zu acquiriren, um es dann in die geordnete Circulation bei den übrigen Kunstvereinen zu setzen. Da namentlich ein solches Werk wohl recht eigentlich dazu bestimmt seyn soll, von den Fortschritten und Leistungen der vaterländischen Künstler jedes Vereins den übrigen Kunde zu geben, so fordert der unterzeichnete Comité namentlich sächsische Künstler des Inlandes wie des Auslandes auf,

bis zum 1. August d. J.

Entwürfe zu einer größeren historischen Composition nach eigner Auswahl an denselben einzusenden, um alsdann darunter eine Wahl treffen zu können, und demjenigen Künstler, dessen Entwurf als der geeignetste anerkannt worden, die Ausführung desselben in Oelfarben, wobei jedoch die Figuren wenigstens drei Viertel Lebensgröße haben müssen, zu übertragen.

Zusendung wie Rücksendung der Entwürfe geschehen auf Kosten des sächsischen Kunstvereins.

Dresden, am 13. Januar 1837.

Der Comité des sächsischen Kunstvereins.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 57.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 8. März 1837.

Es singe, wer da singen kann!
Denn nie war ich um Kunst bemüht,
Nur aus dem Herzen quillt mein Lied.
Herder.

Dichterleben.

Oft stand ich hoch auf Felsenklippen
Und schaut' empor zum Himmelsdom,
Und Lieder quollen von den Lippen
Mir unbewußt, ein voller Strom.
Ich schlang den Kranz mit duft'ger Blüthe,
Den Rebenkranz in's dunkle Haar,
Und fühlte, daß mein Herz erglühte
Vom Strahl des Gottes wunderbar.

Oft fuhr ich auch im Wettergrauen
Auf schwankem Schiff durch Wellenschaum,
Und schaute nach den altergrauen
Gebrochnen Burgen wie im Traum;
Und ruhte gern auf freien Höhen,
Weit von der niedern Fläche Staub,
Nur von den Wolken angesehen,
Umflüstert nur von Eichenlaub.

Am waldumgrünten Römermale
Harrt' oftmals ich dem Elfentanz,
Und streifte furchtlos durch die Thale
Gleich einem Geist beim Sternenglanz.
Ich ließ gelöst die Locken wallen
Zum leichten Spiele mit dem Sturm,
Als Diadem hat mir gefallen
Der leuchtende Johanniswurm.

Vom Berge jagt' ich auf den Geier
Beim kaum erwachten Morgenschein,
Da dienten Nebel mir zum Schleier,
Mein Mantel mußten Wolken seyn.
Ich sang hinunter meine Lieder
Zum Rhein, der brausend vor mir lag,
Sie hallten aus der Dämm'rung wieder
Und mich umglühte goldner Tag.

Doch ob die Menschenkinder hörten,
Was ich gesungen und gesagt,
Und ob nach mir die Weltbethörten
In Ungunst oder Gunst gefragt —
Es bracht' mir weder Lust noch Schmerzen,
Frei sang ich wie die Nachtigall,
Und hab in wenig treuen Herzen
Gefunden schon den Wiederhall.

Adelheid v. Stolterfoth.

Jugenderinnerungen
eines
Zöglings der hohen Karlsschule in Beziehung auf Schiller.

(Fortsetzung.)

Es war ohnehin um die Zeit, wo die Zöglinge sich bestimmten Fächern widmen mußten und genug zu thun hatten, in den Pensis nicht zurück zu bleiben. Schiller wurde Mediziner, ich Soldat. Man kann nicht sagen, daß Schiller diesen Stand aus Vorliebe wählte; es war mehr ein Raptus, oder weil er ihn für liberaler und freier hielt, oder hauptsächlich, weil die darin angestellten Lehrer ihm besser behagten. Es war aber das Urtheil seiner reifern Jahre, daß es auch für den Dichter gut sey, irgend ein wissenschaftliches Fach absolvirt zu haben, sey es was es wolle. Ich wurde Soldat aus jener ungeprüften Vorliebe, die beinahe alle jungen Leute für diesen Stand hegen, und wenn ich schon meine Stelle in der Welt mit Ehre ausgefüllt habe, so gestehe ich mit Ueberzeugung, daß ich weit ausschließlicher für die bildende Kunst gemacht war. Alle meine besten freien Stunden waren auch meistens dem Umgang mit den hervorstechendsten Künstlern unter meinen Kameraden gewidmet, mit Scheffauer, Heideloff, Hetsch, Dannecker; sie schäzten mein Urtheil, und vorzüglich mit Dannecker, (dem mein Gemüth eine eigene Rubrik in meinen Erinnerungen weiht) stiftete sich ein intimeres, nie aufgelöstes und selbst in meinen Feldzügen stets angefrischtes Verhältniß. Diesem Hange zur bildenden Kunst ist es wohl zuzuschreiben, daß mein ästhetisches Gefühl überhaupt früher reifte und Takt erhielt. Allmählig wurde ich der Theilnahme an den Bestrebungen und Produktionen meiner poetischen Kameraden abtrünniger, und in der That war ja auch Schiller damals noch nichts anderes als ein ungestümer Vulkan, der rohe, unförmliche Schlacken auswarf.

Hier ist der Platz, des Vorfalls zu erwähnen, der uns bis zu meinem vorangegangenen Austritt aus dem Institut entzweite. In einer nach der besten Bedeutung des Worts treuherzigen Stunde legte ich Schiller ein Bekenntniß ab, verbreitete mich nicht nur mit Wärme über die Schönheiten einiger bekannten Gedichte, sondern hatte auch die unglückliche, aber arglose Maladresse, eine für die seinigen nachtheilige Parallele anzustellen, ja sogar diejenigen anzugreifen, die mir gewidmet waren, welche die Freundschaft für mich inspirirt hatte. Das traf sein Gemüth; ich sage sein Gemüth, denn gewiß wurde dieses mehr verlezt als der poetische Egoism. Schiller wurde nicht kalt, denn kalt konnte er nicht seyn, aber er zog sich mit einer zerknirschten Empfindung von mir ab, an die ich noch jezt mit einer sehr schmerzhaften denke; denn was einst ein Herz kränkte, ist in keiner nachfolgenden Zeit für kindisch und unbedeutend zu halten. Schiller selbst, der übrigens im Grunde nur eine kurze Zeit seines Lebens seinem Herzen, die übrige nachher mehr seinen Lorbeeren gelebt hat, würde mir gewiß immer gesagt haben, wenn dieses Vorfalls zwischen uns wieder erwähnt worden wäre: du thatest meinem Herzen sehr wehe. Er schrieb mir einen sehr langen Brief, worin seine ganze Seele in Aufruhr war; nie ist eine totale Brouillerie zwischen Verliebten so affektvoll geschrieben worden (dieser Brief nebst mehreren andern ist mir auf eine recht heillose Art abhanden gekommen). Ich antwortete verweisend, daß er meine Meinung falsch ausgelegt ꝛc.; aber seye es gegenseitige mauvaise honte oder sonsten was für eine Truzerei gewesen, seye es, daß die Freundschaft in diesen Jahren mehr in der warmen Phantasie als tief im Herzen steckte, die Verstimmung blieb, ohne je ein Wort mehr mit einander zu sprechen, bis zu meinem kurz nachher erfolgten Austritt aus der Akademie. Ich wurde als Lieutenant bei einem Infanterieregiment angestellt. Bei den Beschäftigungen, auch Verirrungen meiner neuen Existenz blieb mein Herz leer, und eine unbeschreibliche Sehnsucht nach meinen ehemaligen Umgebungen, vorzüglich nach Schiller erwachte in mir; der Gedanke, mit ihm entzweit zu seyn, wurde mir unerträglich. Ich schrieb an ihn, er antwortete in gleicher Stimmung, und alle Wolken verschwanden, Alles war rein vergessen. Inzwischen waren wir durch unsere Lage getrennt und hatten beinahe keine Communikation.

Nach ohngefähr anderthalb Jahren kam er selbst aus der Akademie und wurde als Regimentsmedicus angestellt. Die Stunde, wo er auf der Parade sich präsentirte, war auch die erste des Wiedersehens. Wie gram war ich dem Decorum, das mich hinderte, den lang Entbehrten zu umfassen! Aber wie komisch sah mein Schiller aus! Eingepreßt in der Uniform, damalen noch nach dem alten preußischen Schnitt, und, vorzüglich bei den Regimentsfeldscherern, steif und abgeschmackt; an jeder Seite hatte er drei steife, vergipste Rollen, der kleine militärische Hut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Gegend ein dicker, langer Zopf gepflanzt war, der lange Hals war in eine sehr schmale, roßhärene Binde eingezwängt. Das Fußwerk vorzüglich war merkwürdig: durch den den weißen Kamaschen unterlegten Filz waren seine Beine wie zwei Cylinder von einem größern Diameter als die in knappen Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Kamaschen, die ohnehin mit Schuhwichs sehr beflekt waren, bewegte er sich, ohne die Knie recht biegen zu können, wie ein Storch. Dieser ganze, mit der Idee von Schiller so contrastirende Apparat war oft nachher der Stoff zu tollem Gelächter in unsern kleinen Kreisen.

Nun beginnt die für Schillers Charakteristik als Dichter, als Mensch reichhaltigste Epoque, von der ich aus

diesem Grunde zwar vollständig, aber nicht mit biographischem Zusammenhang sprechen könnte. Ich erstaunte und mein Geist beugte sich vor der imponirenden Superiorität und den Fortschritten, die ich bei Schiller antraf. Nicht allein, daß er seine Räuber schon ganz und Fiesco halb im Manuscript hatte, war er in der Geschichte, in den theoretischen philosophischen Wissenschaften nicht nur professormäßig bewandert, sondern sein tiefer Sinn hatte ihren Gehalt für's Leben gewürdigt. Die Wärme seines Gemüths war weniger brausend zwar, aber wahrer, concentrirter, einhelliger mit der Phantasie. Sein Herz hatte mit dem Geist den Takt gefunden. Dieser kurzen Epoque, wo der Freund mein Lehrer war, verdankt meine Entwicklung und Bildung sehr viel. Schillers Philosophie hatte ein stoisches Gepräg; man findet in seinen Werken prononcirt genug, weß Geistes Kind er war. Den für's Leben so praktischen, stählenden Satz, Glückseligkeit sey mehr eine persönliche Eigenschaft, urgirte er mit schwellender Brust und pfropfte er in die meinige. Wäre Schiller kein großer Dichter geworden, so war für ihn keine Alternative, als ein großer Mensch im activen öffentlichen Leben zu werden; aber leicht hätte die Festung sein unglückliches, doch gewiß ehrenvolles Loos werden können. Die Räuber schrieb er zuverlässig weniger um des literarischen Ruhmes willen, als um ein starkes, freies, gegen die Conventionen ankämpfendes Gefühl der Welt zu bekennen. In jener Stimmung hat er oft zu mir geäußert: „Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Schinder absolut verbrannt werden muß!“

Nun sollten die Räuber edirt werden; eine hochwichtige Angelegenheit, bei der es manche Debatten gab. Zuerst wurde über eine Vignette deliberirt und solche ohne Mühe erfunden: ein aufsteigender zorniger Löwe mit dem Motto: in Tyrannos, was gratis von einem Kameraden aus den Kupferstechern radirt wurde. Nun ging's an den Accord mit einem subalternen Buchdrucker, der, dem Ding nicht trauend, es nicht anders als auf Schillers Unkosten übernahm. Diese Edition, fast Fließpapier, sah aus wie die Mordgeschichten und Lieder aus Reutlingen, die von Hausirern herumgetragen werden. Unbeschreibliche Freude machten die ersten Exemplare; inzwischen, da der Kram, der in Gottes Namen und ohne alle Kundschaft veranstaltet worden war, wenig Abgang hatte, sah Schiller nachgerade den Wachsthum des Haufens mit komisch bedenklichen Augen an.

(Der Beschluß folgt.)

Fossile Augen.

Nach Buckland.

In den ältesten Schichten der Erdrinde, in welchen bisher versteinerte Reste von Thieren gefunden wurden, kommt ein merkwürdiges Thiergeschlecht vor, die sogenannten Trilobiten. Sie gehörten der Classe der Krustenthiere an, und waren somit in der allgemeinen Bildung den jetzigen Krebsen und Krabben verwandt. Sie kommen, und zwar in sehr zahlreichen Arten, in den verschiedensten Ländern vor, im ganzen nördlichen Europa und in Nordamerika, in den Anden, am Cap der guten Hoffnung. Man hat sie bis jezt bloß in Schichten gefunden, welche älter als die große Steinkohlenformation sind, und da man neben ihnen nur sehr wenige Spuren von andern Krustenthieren entdeckt, so erscheinen sie in der langen Periode zwischen dem Niederschlag der ältesten, Versteinerungen führenden Schichten und dem Ende der Kohlenformation als die vornehmsten Repräsentanten einer Thierclasse, welche später, nachdem jene Urformen von Seekrebsen längst ausgestorben waren, in zahlreichen neuen Familien auftraten. — Diese Trilobiten sind sonderbar und zwar im Allgemeinen so gebildet: das vordere Körperstück besteht aus einem halbmondförmigen Schild, der eigentliche Körper aber aus zahlreichen, übereinandergelegten Segmenten, wie ein Krebsschwanz, und meistens ist er durch zwei der Länge nach verlaufende Furchen in drei Lappen getheilt: daher der Name Trilobiten; bei manchen Arten findet sich noch ein dreieckiger oder halbmondförmiger Schwanz.

Das Bisherige war vorauszuschicken, wollten wir eines der größten Wunder, das die Geologie an's Licht gezogen, näher betrachten. Bei diesen Thieren finden sich nämlich nicht selten die Augen vollkommen erhalten, das heißt in crystallinische Masse, meistens in Kalkspath verwandelt. Die Bildung der Augen bei Insekten und Krustenthieren ist im Allgemeinen bekannt: eine Anzahl kleiner Facetten oder Linsen sizt am Ende gleich vieler konischer Röhren oder Mikroscope, die dicht aneinandergedrängt sind, so daß das Auge äußerlich als ein einfaches Organ erscheint. Bei manchen Schmetterlingen z. B. beläuft sich die Zahl der Augenfacetten auf dreißig und mehr tausend. An den versteinerten Exemplaren der Trilobiten sieht man nun diese kleinen Linsen noch in ihren Fassungen auf der Hornhaut aufsitzen. Bei einem Thier dieser Art, dem Asaphus caudatus, besteht jedes Auge aus wenigstens vierhundert fast kugelförmigen Linsen, die in besondern Fächern auf der Hornhaut liegen. Das ganze Auge ist ganz für ein Thier berechnet, das beständig auf dem Grunde des Wassers lebte. Abwärts zu sehen, brauchte es unter diesen Umständen nicht, dagegen beherrschte es mit seinen Augen den ganzen Horizont: jedes der oben auf dem Kopf liegenden Augen stellt nämlich so ziemlich einen abgestuzten Kegel vor.

Diese Augen der Trilobiten sind das älteste, ja fast das einzige Beispiel, daß so äußerst zarte Organe von Thieren, welche vor vielen tausend, ja wohl vor Millionen Jahren ausgestorben sind, sich so vollkommen erhalten

haben, daß wir sie mit den analogen verwandter, jezt lebender Thiere auf's Genaueste vergleichen können. Mit ganz eigenem Gefühl betrachtet man diese Organe, wenn man bedenkt, daß wir dieselben Gesichtswerkzeuge in der Hand haben, durch welche einer der frühesten Bewohner unsers Planeten das Himmelslicht einsog. Was aber das Interessanteste und Wichtigste ist, diese versteinerten Augen geben uns deutliche Winke über den Zustand der alten See und der alten Atmosphäre, und das Verhältniß beider zum Licht in einer so fern liegenden Zeit, wo die frühesten Seethiere mit Augen versehen waren, welche ganz nach demselben Princip gebaut sind, wie die Augen der Krustenthiere, welche noch jezt auf dem Boden der See leben.

Was das Wasser betrifft, in dem die Trilobiten während der ganzen Uebergangsperiode lebten, so konnte es unmöglich jene trübe, chaotische Flüssigkeit seyn, aus der manche Geologen das eigentliche Material der jetzigen Erdrinde sich niederschlagen lassen; denn die Augen dieser Thiere sind so gebaut, daß das Wasser, auf dessen Grund sie sich aufhielten, jedenfalls so rein und durchsichtig seyn mußte, daß die Lichtstrahlen noch zu ihnen dringen konnten. Ferner hinsichtlich der Atmosphäre schließen wir, daß, wäre sie von der jetzigen materiell verschieden gewesen, sie auf die Lichtstrahlen einen Einfluß hätte äußern müssen, der sich in einer entsprechenden Verschiedenheit zwischen den Augen jeztlebender und denen jener ältesten Krustenthiere offenbarte. In Beziehung auf das Licht selbst sagt uns die Uebereinstimmung dieser uralten Organe mit jetzigen Augen deutlich und unmittelbar, daß das Wechselverhältniß zwischen Licht und Auge und umgekehrt damals dasselbe war, wie jezt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Fortsezung.)

Heinzelmann. Humor. Die Grippe. v. Raumer.

Diese Eigenthümlichkeit sollte man, es ist im Ernst gesprochen, anerkennen. Es kommt so etwas nicht in jedem Decennium vor. Sind auch viele seiner Gedichte nur Nachklänge von dagewesenen Weisen, geglättete Imitationen, so spricht sich doch die ursprüngliche Naivität des Verfassers in den meisten zu deutlich aus, als daß man nicht um deßwillen aus dem angedeuteten Standpunkt auf die ganze Sammlung literarische Rücksicht nehmen müßte. Wer z. B. hat seine Balladen und Romanzen so eingeleitet:

Die Balladen und Romanzen,
Wie sie mir im Herzen tanzen,
Möcht' ich sie in eure pflanzen. —

Man beachte den Anfang der Romanze: „Die beiden Jungfrauen:"

Am frühen Morgen, die Sonne lag zu Bett',
Da kamen zwei Jungfraun, wie Lilien weiß,
Vom Kopf bis zum Fuße sauber und nett,
Die machten mein Herzblut wie Feuer so heiß.

oder die Ballade: „Die Ruine:"

Nah an der Nordsee Strande,
In dichtem Wald versteckt,
Steht eine Schloßruine
Mit thränenschwerer Miene,
Daß Wehmuth sie erweckt,

die in ihrer drastisch plastischen Entwickelung nur von der: „Das gebrochene Herz" betitelt, überboten wird:

Ein Offizier, der bei der Garde stand,
Der freit' um der einzigen Tochter Hand,
Bis er die Blüthe der Lieb' ihr entwand.
Doch bald erfuhr sie, von Schreck ganz erstarrt,
Daß er um die Hand der Reicheren warb,
Worauf am Herzbruch das Mädchen dann starb.

Das Wort Unsinn ist leicht ausgesprochen; aber die Aufgabe: Unsinn zu machen, übersteigt das Talent, einen nüchternen Sinn in glatten Versen gefällig auszudrücken. Wo Heinzelmann nicht mehr will, als was er selbst gedacht und gefühlt, in den Worten und Bildern, die ihm zunächst liegen und ihm gangbar sind, aussprechen, wird er Poet in seiner Art, und jede Art hat ihre Geltung; seine ist, was noch mehr ist, eine bewußtlose. — Aber der Humor will in ähnlicher Weise auch hie und da bewußter sich geltend machen. So hat eben ein Weinhändler einen humoristischen Weinkeller eröffnet. Seine pathetische Ankündigung sagt: er wolle praktisch beweisen, was jüngst in einem Artikel der Vossischen Zeitung historisch erörtert worden: wie alt die Kunst des Weinschmierens in Deutschland sey. Er hat ungeheuern Zulauf, was freilich auch auf Rechnung der rothen Hosen seiner Kellner zu schreiben ist.

Eben so still, als der Carneval sich angekündigt, ist es unter unsern literarischen Notabilitäten. Die Grippe mag wohl noch tiefer als physisch auf die Produktionskraft des Augenblicks influenziren. Dr. Steffens arbeitet an einem Roman; aber er arbeitet schon sehr lange daran. Auch von W. Alexis sagt man es, er selbst will es aber nicht recht Wort haben. Professor Gans war ernstlich krank, ist jedoch wieder in der Genesung; eben so darf man sich jezt der Hoffnung überlassen, daß Herr v. Chamisso's Gesundheitszustand wieder hergestellt ist. Während Fr. v. Raumer an den erbeuteten Nachrichten aus den englischen Archiven sichtet (aber keine zweite Reisebeschreibung herausgeben will), hat ihn ein unbekannter Freund mit einer wörtlichen Uebersezung der feindlichen Kritik des Quarterly Review seines „England im Jahr 1835" überrascht. Sie ward, separat gedruckt, mehreren Staatsbeamten gratis in's Haus geschickt. Er selbst ist solche Zusendungen gewohnt; denn es verging kein Vorfall, bei dem er kräftig seine Anhänglichkeit an die Grundsäze des grosen Staatsmannes (des Fürsten Hardenberg), unter dem er wirkungsreich gearbeitet, ausgesprochen, ohne daß nicht eine finstere Denunciation oder eine bittere Schmähung von den im Finstern Seufzenden und Hoffenden ihm in's Haus geschickt ward. Ist dies ein Zug aus dem alten oder aus dem jungen Deutschland? Sein Verleger gibt dafür eine Uebersezung der Kritiken über das Werk heraus, welche in den achtungswertheren englischen Journalen enthalten sind. Die königliche Akademie in London hat Herrn von Raumer bekanntlich durch unanimes Votum zu ihrem Mitgliede ernannt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

[94]

Der Cid von Herder.

Illustrirt mit Holzschnitten,

nach Zeichnungen von

Neureuther,

und ausgeführt durch

Thompson, Smith, Folkard, Wright, Branston, Green, Hart,

und mehrere andere der berühmtesten Holzschneider Englands.

Wir machen den Verehrern des unsterblichen Gedichtes die vorläufige Anzeige, daß womöglich noch im Laufe des Jahrs **1837** in unserm Verlage eine Pracht-Ausgabe desselben erscheinen wird, auf dem feinsten Velinpapier mit gothischen Lettern gedruckt, illustrirt durch außerordentlich schöne Holzschnitte nach Zeichnungen von **Neureuther** und durch die berühmtesten Holzschneider Englands in einer Weise ausgeführt, die Alles übertrifft, was bisher in Deutschland von Aehnlichem erschienen ist.

In ganz kurzer Zeit kann die ausführliche Anzeige mit Proben der Holzschnitte ausgegeben werden; der Preis wird sehr billig seyn, und das herrliche Werk, der Liebling aller Gebildeten, auch in dieser Gestalt Jedermann zugänglich erhalten werden.

Stuttgart, im Februar 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[95]

Comptoir-Handbuch

nach

MAC-CULLOCH

in

Einem Bande.

Mit den Planen von Constantinopel, Gibraltar, Helsingör, New-York, Petersburg und Rio-Janeiro, und einer Weltkarte nach Mercator's Projektion.

So eben ist im Unterzeichnetem erschienen und in jeder Buchhandlung zu kaufen:

die 7te—8te Lieferung

einer schönen und ausserordentlich wohlfeilen Ausgabe von Mac-Culloch's vortrefflichem:

Dictionary of Commerce and Commercial Navigation,

Bogen 61—80.

Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

Münzen, Murcia, Murzuck, Muscat, Muscatblüthe, Muscatnüsse, Muscheln, Muschelseide, Musivgold, Musselin, Muster, Mutterharz, Mützen, Myrobolanen, Myrrhen, Nablus, Nachdeclaration, Nadelhölzer, Nadeln, Nägel, Namur, Nancy, Nangasacki, Nanking, Nankin, Nantes, Nantucket, Naphta, Napoli di Romania, Narbonne, Natron, Naumburg, Neapel, Neisse, Nejin, Nelken, Nelkenöl, Nertschinsk, Nessel, Neuburg a. d. Donau, Neufchatel, Neunaugen, Neu-Orleans, Neuß, Neusatz, Neusohl, Neustadt a. d. Hardt, Neustadt, Neuwied, Neu-York, Nevers, Newburyport, New-Castle, Newhaven, New-Port, Newry, Nickel, Niederlagssystem, Nieswurz, Nikolajew, Nimes, Nimwegen, Niort, Nizza, Nördlingen, Nogent le Rotrou, Nola, Norden, Nordhausen, Nordköping, Northampton, Norwich, Nottingham, Novara, Nowgorod, Noyon, Nudeln, Nuits, Nürnberg, Nüsse, Nutria, Oaraca,

Oblaten, Obsidian, Obst, Obstwein, Oceanna, Ochozk, Ochsenfleisch, Ochsenzunge, Ocker, Odense, Odessa, Oedenburg, Oel, Oelbaumharz, Oels, Offenbach a. M., Ohlau, Ohrdruff, Oldenburg, Oldham, Olibanum, Oliven, Olivenöl, Olivenza, Olmütz, Oleron, Olot, Omer St., Omnium, Onyx, Opal, Operment, Opium, Opobalsam, Opoponax, Oporto, Oppeln, Orange, Orangen, Orel, Orenburg, Orihuela, Orleans, Orleans, Orseille, Orthez, Osnabrück, Ostende, Osterluzei, Osterrode, Ostindische Compagnie, Otterfelle, Oviedo, Oxford, Oxhoft, Paco, Paderborn, Padua, Paimboeuf, Paisley, Packetboote, Palembang, Palencia, Palermo, Palma, Palmas, Palmöl, Pamiers, Pampeluna, Panama, Panargummi, Papenburg, Papier, Papiermaché, Papparbeiten, Pappe, Pappel, Para, Paradieskörner, Paraguaythee, Paramaribo, Parchim, Pareirawurzel, Paris, Parma, Pasewalk, Passagiere, Passau, Pataten, Patente, Patna, Patras (Petrasso), Pau, Paul St., Pavia, Pech, Pechkohle, Pechurimnüsse, Pechurim-Rinde, Peck, Pecul, Peking, Pelzwaarenhandel, Penang-Pulo, Penny, Pennypost, Pensa, Pergament, Perigueux, Perlasche, Perlen, Perlmutter, Perm, Pernambuco, Perpignan, Persio, Perth, Peschawer, Perugia, Pesaro, Pesth, Petersburg St., Pesenas, Petroleum, Pettinet, Pfandgeschäfte, Pfeffer, Pfeilwurz, Pfennig, Pferd, Pferdehändler, Pfirsiche, Pflaumen, Pforzheim, Pfriemen, Philadelphia, Philippinische Inseln, Phosphor, Piacenza, Piaster, Pierre St., Pignerol, Pillau, Pilsen, Piment, Pimpinellwurzel, Pinchbeck, Pineen, Pinsel, Pinte, Pipe, Pirna, Pisa, Pisang, Pistazien, Pistoja, Pittsburg, Planken, Platina, Plattirte Waaren, Plauen, Plock, Plymouth, Pockholz, Poelten St., Point-à-Pitre, Poitiers, Poligny, Pollenza, Police, Pomeranzen, Pondichery, Ponta del Gado, Pont à Mousson, Pontarlier, Pontaudemer, Pontiana, Poole, Poperingen, Porphir, Port-au-Prince, Port d'Espagne, Portland, Port-Louis, Portobello, Portocabello, Portomauriccio, Portoricco, Portsmouth, Porzellan, Posen, Postwesen, Postreisen, Potasche, Potosi, Potsdam, Poudrette, Prag, Prasem, Prato, Preise, Preisverzeichniß, Prenzlow, Preßburg, Preßspähne, Preston, Priego, Prosonitz, Proben, Proviant, Proviantschein, Providence, Provins, Premislau, Pskow, Puebla de los Angelos, Puerto de Santa Maria, Purgirnüsse, Purgirwinde, Putchock, Puzzolanerde, Quarantäne, Quarter, Quassia, Quebeck, Quecksilber, Quedlinburg, Quentin St., Queretaro, Querzitron, Quillimane, Quimper, Quincaillerie-Waaren, Quito, Quitten, Quittung, Raab, Rabatt, Racconigi, Radziwilow, Ragusa, Raky, Ramsgate, Randers, Rangun, Rapatel, Rastatt, Ratanhia, Ratafia, Ravenna, Ravensburg, Rauchwaaren, Rauchwaarenhandel, Reading, Reale, Realgar, Rechnungsabschluß, Rechete, Redout-Kale, Regensburg, Rehfelle, Reggio, Register, Reichenberg, Reichenhall, Reis, Reisblei, Reisende, Remiremont, Remo, Remscheid, Rendsburg, Rennes, Renten, Repressalien, Rethel, Reus, Reutlingen, Reval, Respondentia, Rhabarber, Rheder, Ricinus-Oel, Riegelwege, Ries, Rheims, Rhodus, Richmond, Riga, Rimini, Rinde, Rindfleisch, Rio de Janeiro, Riom, Riva, Rive-de-Gier, Roanne, Rob, Rochdale, Rochefort, Rochelle, Rochester, Rochester, Rodez, Roeraas, Roggen, Rohr, Rom, Romans, Ronda, Rosenholz, Rosenöl, Rosette, Rosinen, Rosmarin, Rostock, Röthel, Rotterdam, Roubaix, Rouen, Roveredo, Rovigno, Rovigo, Rubin, Rübsen, Rückzoll, Rückzollscheine, Rudolstadt, Rügenwalde, Ruhla, Rum, Rumburg, Runkelrübe, Ruppin, Ruß, Rustschuck, Saalfeld, Saarbrücken, Saargemünd, Saarlouis, Sabara, Sadebaum, Säge, Safflor, Saffran, Sagan, Sagapengummi, Sago, Saïgon, Saintes, Saiten, Salamanca, Salbei, Salem, Salep, Salerno, Salins, Salisbury, Salm, Salonichi, Salpeter, Saluzzo, Salvador, Salz, Salzburg, Samarang, Samarkand, Sämereien, Sämisches Leder, Sammt, Sammtbänder, Sandarac, Sandelholz, Sandomir, Santander, Sant-Jago, Sant-Jago di Compostella, Santos, Sapan (oder Japan-Holz), Sapphir, Saragossa, Saransk, Sarapul, Saratow, Sarcocolla, Sardellen, Sardonix, Sarno, Sassafras, Sassaparille, Sassari, Sättel, Sauerdorn, Sauerkleesalz, Sauerkleesäure, Sauerkraut, Säuren, Saumur, Savannah, Savona, Savetgarn, Scala nuova, Scammonium, Scarborough, Schäsberg, Schafe, Schabzieger, Schachteln, Schachtelhalm, Schaffhausen, Schagrin, Scharlachbeere, Scharte, Scheeren, Schatzkammerscheine, Scheffel, Scheidewasser, Schemnitz, Schiedam, Schiefer, Schießpulver, Schiffbruch, Schiffe, Schifffahrtsgesetze, Schiffsbauholz, Schiffsfracht, Schiffscapitain, Schiffsclarirer, Schiffslieutenant, Schiffsmannschaft, Schiffspapiere, Schiffspässe, Schiffsregister, Schiffsrheder, Schiffstaue, Schildpad, Schinken, Schlachtvieh, Schlackenwalde, Schleben, Schleichhandel, Schleierleinwand, Schleifsteine, Schleitz, Schleswig, Schletstadt, Schlösser, Schmirgel, Schmölnitz, Schnallen, Schneeberg, Schnupftabak, Schnupftabakdosen, Schnürbänder, Schreibfedern, Schrot, Schuhe, Schüttgelb, Schwabach, Schwaden, Schwaz, Schwämme, Schwefel, Schwefelblüthen, Schwefelsäure, Schweidnitz, Schweinefleisch, Schweinfurt, Schweinsborsten, Schwerin, Schwyz, Sciacca, Scicli, Scutari, Sebastian (San), Sebastopol, Sedan, Seeblumenwurzel, Seefund, Seegras, Seehaltend, Seehund, Seekarten, Seeleute, Seeräuberei, Seerecht, Seeschnecke, Seetonne, Segedin, Segel, Segeltuch, Segovia, Seide.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1837.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[66] **Ausländische Klassiker in schöner Ausgabe in 1 Band erschienen im Verlag von Friedrich Fleischer in Leipzig:**

Burns, Robert, complete Works. With a Glossary and a portrait and life of the Author. Royal-8. $3^1/_3$ Thlr.

Shakespeare dramatic Works from the text of Johnson Steevens and Reed. With a Glossary Portrait and life. Royal-8. 4 Thlr.

Theatre British classic, comprising tragedies,

comedies, operas and farces. With biography, lives, notes etc., by Owen Williams. Royal-8. 3 Thlr.

Cervantes D. M. Saavedra. El ingenioso hidalgo D. Quijote de la Mancha. Con el elogio de Cervantes por D. J. M. de Fuentes. Royal-8. mit Portrait. 3⅔ Thlr. Mit schönen Kupfern 5 Thlr.

Hierzu wird empfohlen:

Franceson nuevo Diccionario portátil de las lenguas Española y Alemana, tan completo como los majores de tamaño mayor y en el cual se ha seguido la nueva ortografia, sancionada por la Real Academia Española. 2 Vol. 12. 3 Thlr.

---

[89] Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Neurologische Beobachtungen

von

Dr. *F. H. Bidder*,

Prosector am anatomischen Theater zu Dorpat.

Mit zwei lithographirten Tafeln.

4. Dorpat. 1836. geh. 20 Gr.

Leipzig, im Jan. 1837.

F. A. Brockhaus.

---

[88] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Allgemeine

Theater-Revue,

herausgegeben

von

August Lewald.

Zweiter Jahrgang 1837.

Mit dem Porträt der Mad. Julie Rettich.

gr. 8. cart. Preis 3 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr.

Wir glauben mit diesem zweiten Jahrgange einen Fortschritt bezeichnen zu können. Die Artikel sind eben so mannichfaltig als interessant. — Herr Dr. Peucer liefert einen sehr schätzbaren Beitrag über die ersten Erscheinungen im Gebiete der deutschen Oper, und legt damit der heutigen Lesewelt in übersichtlicher, geschmackvoller Auswahl vor Augen, was sonst nur dem Forscher in vielen staubigen Pergamentbänden zugänglich war. — Herr v. Varnhagen von Ense spendete aus dem fast unversiegbaren Schatze von Kunstansichten, die in Rahels Nachlasse sich vorfanden, eine pikante Zusammenstellung nebst einleitenden, verbindenden und schließenden Bemerkungen, die hohe Beachtung verdienen. — Herr Dr. Woldemar Seyffarth in London setzt die im ersten Jahrgang begonnene Abhandlung über das englische Theaterwesen fort. Der Stoff wird interessanter, je mehr wir uns der neuern Zeit nähern; besonders anziehend sind die Quellen-Nachrichten von berühmten Schauspielern. — Herr Jules Janin in Paris schreibt an den Herausgeber über den jüngsten Zustand der Pariser Bühnen und verbreitet sich in seiner geistreichen Weise über die neuesten epochemachenden Werke. Es ist zum ersten Male, daß wir über diese Sache etwas vernehmen, was mit besonderer Beziehung auf Deutschland geschrieben worden wäre. — Die Herren Gerle und Uffo Horn bereicherten das Buch mit einem sehr wohl gelungenen Lustspiele, welches auch bald von den Bühnen herab den ihm zuerkannten Preis rechtfertigen wird. — Von dem Herausgeber endlich sind zwei Artikel geliefert worden, die für Bühnenfreunde wie Bühnenkünstler ihren Werth haben dürften und von des Verfassers genauer Bekanntschaft mit diesen Zuständen ein Zeugniß ablegen. — Zum Schluß ist wie im vorigen Jahre ein erheiterndes Gemisch von mannichfaltigen Zügen aus der Theaterwelt unter dem Titel „Curiositäten" dem Buche angehängt und in dem kurzen Vorworte wird über die, nach verschiedenen Seiten hin interessirende Preisaufgabe und deren Lösung Rechenschaft gegeben. — Es ist und bleibt bis diesen Augenblick die **Allgemeine Theater-Revue** das einzige dramaturgische Werk von Umfang, Allseitigkeit und, wie man annehmen kann, dauerndem Werthe. Seine Fortdauer war, gleich bei seiner Begründung, nicht von pecuniärem Gewinn, sondern von jenem Nutzen abhängig gemacht worden, der sich für die dramatische Kunstgeschichte überhaupt und für die Belebung des Antheils an theatralischen Zuständen unter uns dabei herausstellte. Wenn dieses schöne Ziel nicht verfehlt wurde, so soll das Unternehmen auch im nächsten Jahre fortgesetzt und dahin gestrebt werden, den Beifall und Nutzen zu steigern, den es bis jetzt gewonnen und hie und da wohl auch gestiftet hat.

Stuttgart, im Febr. 1837.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[92] **Neue Auflage des Dymokritos,**

welches Werk nie in der Ausgabe der „gesammelten Werke von Carl Julius Weber," die in der Hallberger'schen Buchhandlung erscheinen, aufgenommen werden darf, da es alleiniges Eigenthum der unterzeichneten Buchhandlung ist.

Wir freuen uns aus mehr als einem Grunde, dem deutschen Publikum anzeigen zu können, daß von einem der witzigsten Werke, das unsere Literatur besitzt, nämlich von

Dymokritos

(ΔΗΜΟΚΡΙΤΟΣ)

oder

hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen,

obgleich die erste Auflage noch nicht ganz vollendet ist, schon eine neue nothwendig wird.

Wir wollen das Publikum durch lange Lobeserhebungen unseres Autors und dessen Werke nicht ermüden, da sie bei dem größten Theil hinreichend oder doch wenigstens dem Namen nach bekannt sind; nur das glauben wir mit vollem Rechte sagen zu dürfen, daß Deutschland zwei Schriftsteller aufzuweisen hat, die man hinsichtlich des Witzes und der Originalität der Gedanken neben ihm nennen darf: es sind diese Lichtenberg und Jean Paul Friedrich Richter.

Wie sehr er aber Beide an gesunder Kräftigkeit, Allbelesenheit, Schärfe des Urtheils, Menschenkenntniß, Fülle der Gedanken und Fülle des Witzes selbst übertrifft, davon wird man auf jeder Seite des Dymokritos den schlagendsten Beweis finden.

Diese neue, aufs sorgfältigste durchgesehene Auflage von Webers Hauptwerke werden wir viel geäußertem Wunsche zufolge in Lieferungen von 5—6 Bogen, auf Subscription

zu 12 Gr. oder 48 kr.

die Lieferung, im Formate den übrigen Werken gleich, sonst aber auf feinem weißen Papier mit sorgfältigem, den Augen angenehmem, deutlichen Druck, den Manen des großen Mannes würdig, erscheinen lassen.

Für die Besitzer der bisherigen Ausgabe in Bänden bemerken wir, daß mit der Fortsetzung auf die bisherige regelmäßige Weise fortgefahren wird, so daß dieselbe in Kurzem vollständig in ihren Händen ist.

Alle soliden Buchhandlungen Deutschlands und des Auslands nehmen auf dieses wahrhaft deutsche Originalwerk Subscription an.

Das erste Heft ist unter der Presse und wird baldigst erscheinen, so wie die Fortsetzung, da das Manuscript vollendet ist, regelmäßig nachfolgen soll.

Stuttgart, im Februar 1837.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

---

[12] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

G. Callenius, die Prinzen von Oranien. Geschichtliches Gemälde in dramatischer Form in 5 Akten. gr. 8. geh. 1 fl. 12 kr.

Die Kritik (s. Planet, 1832, Nr. 162, Komet 1834, Nr. 12) hat über das erste Produkt dieses Dichters (der Tod der Malachowsky, Drama in 5 Akten) so günstig entschieden, ja ihm die unverkennbare Fähigkeit, etwas Bedeutenderes zu liefern, so ermunternd zuerkannt, daß gegenwärtiger zweiter Versuch dem schöngeistigen Publikum, namentlich den Bühnen — da es sich zur Aufführung ganz vorzüglich eignet — willkommen seyn wird. — Se. Majestät, der König der Niederlande beehrten den Verf. am 27. Mai 1836 unter Beilegung eines kostbaren Brillantrings für dieses Drama mit einem sehr gnädigen Beifallsschreiben.

---

[52] In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Kritiken

des Werkes von Friedrich von Raumer:

England im Jahre 1835,

aus der Morning Chronicle, den Times, dem Dublin Review, Foreign quarterly Review und Edinburgh Review.

gr. 8. geh. 8 Gr.

Die von Seiten einer gewissen Partei so geflissentlich erstrebte Verbreitung eines in ihrem Sinne geschriebenen Aufsatzes über Raumers Werk in dem Quarterly Review durch eine deutsche Uebersetzung, gab mir Veranlassung, in einer kleinen Brochüre die in den bedeutendsten englischen Journalen laut gewordenen Stimmen zusammenzustellen, auch einiges in deutschen Blättern darüber Gesagte hinzuzufügen.

Leipzig, im Januar 1837.

F. A. Brockhaus.

---

[59] Bei Ch. E. Krappe in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Entwurf der alten Geographie

von

Paul Friedrich Achat Nitsch.

Aufs Neue verbessert von

Conrad Mannert.

Elfte sehr verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Preis 1 Rthlr.

Indem der Verleger dem geehrten Publikum diese vielfach vermehrte elfte Ausgabe übergibt, hofft er, daß sie in dieser Gestalt ihre Aufgabe, die Jugend auf dem klassischen Boden der alten Geschichte und Erdbeschreibung heimisch zu machen, um so mehr erfüllen wird, als ein achtbarer Gelehrter die vielfachen Kenntnisse seines reichen Geistes zu ihrer Verbesserung anwandte, und glaubt in der stark vermehrten Bogenzahl und dem engern Druck, wodurch natürlich der innere Reichthum um Vieles erhöht wurde, eine genügende Entschuldigung für die geringe Preiserhöhung zu finden.

Die drei Volkstribunen,

Tib. Gracchus, M. Drusus und P. Sulpicius,

nach ihren politischen Bestrebungen dargestellt.

Ein Beitrag zur römischen Geschichte

von

E. A. J. Ahrens.

Preis 12 Gr.

---

[112]

Wochenblatt

für

Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel.

Die heute erschienene Nr. 9 dieses Blattes ist folgenden Inhalts: **Beleuchtung und Würdigung des Zier'schen Geheimnisses über Runkelrübenzucker-Fabrikation. Das Düngen der Obstbäume. Reinigung des braunen Leims. Benutzung der Abfälle in den Baumwollspinnereien.**

Der ganze Jahrgang dieses Journals kostet 1 fl. 30 kr. oder 22 gGr.

Stuttgart, den 3. März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[84] Eben ist bei Hinrichs in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jahrbücher der Geschichte und Politik.

In Verbindung mit mehreren gelehrten Männern herausgegeben vom Geh. Rathe, Ritter und Prof. **Pölitz** zu Leipzig. 10ter Jahrg. **1837.** Januar bis März. gr. 8. **12** Hefte. **6** Thlr.

Inhalt: Wesentliche Verschiedenheit des constitutionellen Systems in Großbritannien und Frankreich von Pölitz. — Polit. Bruchstücke von v. Weber. — Ueber Maßregeln zur Unterstützung der Armen. — Die Herrschaft im Staate von Bülau. — Behandlung der preuß. Geschichte von Stenzel. — Ob die Arbeitskraft des Menschen zum Vermögen zu zählen sey von K. Murhard. — Vor- und Nachtheile des Fabrik- und Maschinenwesens &c. von v. Blumröder. — Zulässigkeit der Anekdoten im Geschichtsvortrage von Schulze. — Krisen der Verfassungen &c. von Pölitz. — Weitzel, von Pölitz. — Recensionen über Pfister, Zirkler, Hegner, Droysen, Maurenbrecher, Varnhagen von Ense, Julius, Böttiger, Knapp, Ricardo u. m. A.

Die frühern neun Jahrgänge werden von jetzt an complet zu 20 Thlr., einzelne Jahrgänge zu 3 Thlr. erlassen.

---

[104] Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gedichte

von **Joseph Freiherrn von Eichendorff.**

8. geh. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Unter Deutschlands Lyrikern ist Eichendorff einer der vorzüglichsten. Die längst gewünschte Sammlung seiner Poesien ist nun dem Publikum übergeben und wird den Freunden deutscher Dichtkunst überall willkommen seyn.

№ 58.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 9. März 1837.

Que la religion est terrible et puissante!

Voltaire.
Mahomet.

Der Ramadan und Beiram in Algier. *

Die Religion übt ewig ihre räthselhaften Wunder. Auch der hartnäckigste Zweifler müßte ihr die noch heute wirkende zauberhafte Gewalt zugestehen, fände er Gelegenheit, die Völker des Islam zu beobachten, unter denen die Wunder noch nicht aufhörten, weil der Glaube noch lebendig ist. Welch andere irdische Gewalt vermöchte sonst diese Barbarenhorden zu bändigen, die keinen Gebieter und keine Gesetze kennen, und in ihrer Wildniß so frei wie der Löwe sind? Der Marabut spricht ihnen von den Geboten des Koran, und das Kampfgeheul verstummt, der racheschnaubende Araber versöhnt sich mit seinem mitgläubigen Todfeinde, gibt ihm das geraubte Eigenthum wieder, opfert der Moschee die Silberstücke, die er wie seine Augen liebt; er, der rauhe, wilde Barbar wird wehmüthig, poetisch, wenn ihn die Rede auf den Propheten führt und die verheißene Welt jenseits des Grabes.

Ich habe eine seltsame Zeit in diesem seltsamen Lande verlebt: die dreißig Tage des Ramadan, jener religiösen Feier, während welcher der orthodoxe Muselmann inbrünstiger betet als je, und von Sonnenaufgang bis zu Sonnenniedergang des Essens und Trinkens sich enthält. Der Ramadan zu Algier zeigte mir eine Reihe neuer, nie gesehener Scenen. Den Beginn desselben verkündigen hier 101 Kanonenschüsse. Eine Menge von Lampen werden alsbald auf den Minarets der Moscheen aufgepflanzt, und der Marabut schreit betend das Lob des Schöpfers zum Himmel empor. Hierauf wird es ganz stille in der Stadt, alle Mauren und Araber murmeln leise Gebete, während die Franzosen, ein Gefühl nicht begreifend, dem sie längst fremd geworden, diese andächtigen Gruppen mit Neugierde und Verwunderung betrachten. Dreißig Tage lang erneuert sich jeden Abend dasselbe Schauspiel. Sobald die Sonne hinter dem Atlas versunken, donnert ein Kanonenschuß, worauf die Mauren mit Begierde über ihre Speisen herfallen, die schon lange bereit standen, die aber Niemand vor diesem Signale zu berühren wagte. Ich habe ein sonderbares Beispiel von dieser Gewissenhaftigkeit in der Befolgung dieser religiösen Ceremonie erlebt. Auf meinen Ausflügen in das innere Land hatte ich einmal einen Biskari auf einige Tage in meine Dienste genommen. Durch einen unglücklichen Zufall verloren wir unsere Lebensmittel und brachten in den östlichen Gegenden der Ebene von Metidschad vier- und zwanzig Stunden ohne die geringste Nahrung zu. Als wir Algier wieder erreichten, war es früh Morgens; ich bezahlte meinen Biskari und eilte zu Tische. Eine Stunde später sah ich ihn wieder in eine Ecke des Hafens gekauert. Ich fragte ihn, ob er gegessen; er schüttelte ernst den Kopf, mit dem

* Von unserm Korrespondenten in Algier. A. d. R.

Ausrufe: „Allah amehr sahm!“ d. h. „Gott befiehlt mir noch zu fasten.“ Er harrte mit dem leeren Magen und dem Brode in der Kapuze bis zum Abend aus. Der Hunger quälte ihn ohne Zweifel arg, dies drückten seine blassen, magern Züge deutlich aus, aber er hätte um keinen Preis gegessen. Als der Kanonenschuß ertönte, riß er das Brod aus seiner Kapuze und verschlang die Bissen gierig wie ein Wahnsinniger.

Haben die Mauren ihr frugales Mahl verzehrt und ihr Täßchen Kaffee geschlürft, so begeben sie sich in Schaaren nach den Moscheen, deren Minarets und innere Säulenhallen die Nacht hindurch erleuchtet stehen. Es gefällt mir an den Mauren, daß sie den Christen den Besuch der Moscheen nicht verwehren, nur verlangen sie, daß leztere der allgemeinen Sitte sich fügen, die Schuhe vor dem Eintritte auszuziehen und die geheiligten Teppiche nur mit bloßen Füßen zu berühren. Bei der Anwesenheit des Herzogs von Nemours machte der Mufti den jungen Prinzen auf diese unerläßliche Ceremonie, welche selbst der Dey nie zu verletzen wagte, aufmerksam. War es aber, daß der Prinz den Mufti nicht verstand oder sich als Königssohn zu hoch dünkte, einem solchen Gebrauche sich zu fügen, er und sein militärischer Schweif schritten mit Stiefeln und Sporen, die finstern Mienen der Mauren verachtend, in den mahomedanischen Tempel ein.

Das Innere der großen Moschee ist imposant durch seine Größe und Einfachheit. Die einzige prächtige Ausschmückung derselben besteht in den rothsammtnen Teppichen, welche den Boden in der Nähe des Allerheiligsten decken. Das ungeheure Säulengewölbe wird während des Ramadan von zahllosen Lampen verklärt. Die Höhe des Gebäudes ist unbedeutend, aber in seinen weiten Räumen könnte man sich verirren. Dieselben schließen zwei große Höfe ein, wo schöne Marmorfontainen mit geweihtem Wasser rauschen und Pomeranzenbäume und riesenhafte Trauerweiden die Schatten ihrer dichten Zweige darüber breiten. Das Allerheiligste besteht in einer Wandvertiefung, über welcher eine halbkreisförmige Kuppel sich wölbt; die Mauren nennen dieselbe Marabut, weil der Priester hier steht und seine Gebete spricht. Arabische Inschriften, Sprüche aus dem Koran enthaltend, schmücken die Wände über dem Allerheiligsten; man gewahrt auch in der Nähe einige Mosaiken, die von den Ruinen der römischen Stadt Rusgenia kommen sollen.

Ich brachte oft ganze Abende in den Moscheen während der Gebete des Ramadan zu. Es war ein eigenthümlicher Genuß für mich, den mysteriösen Gottesdienst dieser interessanten Völker zu belauschen. Gewöhnlich saßen drei Reihen von Betern, das Gesicht dem Marbaut zugewendet, in den Säulengängen mit gekreuzten Beinen. Darunter erblickte ich Mauren, Türken, Kuloglis, Araber, Kabylen, Moabiten, Biskaris und Neger; jeder dieser Volksstämme hatte seine Repräsentanten geschickt. Der Türke in bunter, prächtiger Kleidung kauerte nieder an der Seite des schmutzigen, halbnackten Biskari, der bleiche Maure mit edelgeformten, schönen Zügen neben der abscheulichen, mißgestalteten Orangoutanglarve des Negers, alle mit denselben Gefühlen frommer Andacht jenem Wesen zugewendet, von dem das Räthsel der Farben und Gestalten ausgegangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jugenderinnerungen
eines
Zöglings der hohen Karlsschule
in Beziehung auf Schiller.

(Beschluß.)

Schiller wohnte in einem kleinen Zimmer Parterre mit dem mit ihm aus der Akademie gekommenen Lieutenant Kapff (in Ostindien gestorben). Wir waren arm und hatten meistens gemeinschaftliche frugale, aber durch jugendliche gute Laune sehr gewürzte Abendmahlzeiten, die wir selbst bereiten konnten, denn eine Knackwurst und Kartoffelsalat war alles. Der Wein war freilich ein schwieriger Artikel, und noch sehe ich des guten Schillers Triumph, wenn er uns mit einigen Dreibätznern aus dem Erlöß seines Magazins überraschen und erfreuen konnte; da war die Welt unser.

So blieb es eine gute Weile, doch fing nach und nach das Meteor am literarischen Himmel zu zünden an. Ich erinnere mich, daß einige Reisende Belesprits in schöner Equipage vor das Quartier angefahren kam, z. B. Leichsenring. So schmeichelhaft ein solcher Zuspruch nachher dünkte, war er doch im ersten Augenblick nicht sehr erbaulich, denn man befand sich in dem größten, nichts weniger als eleganten Négligé, in einem nach Tabak und allerhand stinkenden Loche, wo außer einem großen Tisch, zwei Bänken und an der Wand hängenden schmalen Garderobe, angestrichenen Hosen rc. nichts anzutreffen war, als in einem Eck ganze Ballen der Räuber, in dem andern ein Haufen Kartoffeln mit leeren Tellern, Bouteillen u. dgl. unter einander. Eine schüchterne, stillschweigende Revue dieser Gegenstände ging jedesmal dem Gespräch voran.

Um diese Zeit gab eine poetische Neckerei mit dem Dichter Stäudlin, dem Herausgeber des schwäbischen Musenalmanachs und Anführer der poetischen Zunft im Lande, Schillers Anthologie des Daseyn, weniger (nach Schillers Sinn) um zu rivalisiren, als vielmehr den Almanach zu zermalmen; auch wollte man es mitunter hinsichtlich des Lucrativen mit etwas Anderem probieren. Das schwäbische Repertorium kam später, und als man

schon von den Räubern mit Bedeutung sprach, heraus. Für Schiller sollte diese periodische Schrift dienen, kritische Ansichten über seine andern Produkte an den Mann zu bringen. Die meisten Gedichte in der Anthologie sind von Schiller, denn seine Fahne hatte etwas Unheimliches, Energisches, das sentimentale, weichliche poetische Rekruten eher abschreckte als anzog.

Die gehalt- und gluthvollen Gedichte an Laura schlummerten schon lange in Schillers Brust; es war die Liebesmystik dieser jugendlichen, erst aussteigenden Feuerseele, und nichts weniger als eine Laura gab dieser Flamme den Durchbruch. Schiller wohnte in dem Hause einer Hauptmannswittwe; ein gutes Weib, das, ohne im mindesten hübsch und sehr geistvoll zu seyn, doch etwas Gutmüthiges, Anziehendes und Pikantes hatte. Dieses, in Ermanglung jedes andern weiblichen Wesens, wurde Laura. Schiller entbrannte, und absolvirte übrigens diesen ohnehin nicht lange dauernden platonischen Flug ganz gewiß ehrlich durch.

Endlich ging Schillers Sonne auf; man weiß aber, wie ihn gerade dies aus dem Vaterland vertrieb. Er ging, und so wurde er eigentlich in seine nachherige glänzende Laufbahn verstoßen. Schillers Stimmung war bei diesen Umständen sehr gefaßt und männlich. Unvergeßlich bleibt mir eine, dem Gefühl ganz ausschließlich geweihte Nacht, die er bei mir auf der Wacht zubrachte. Der zweite Morgen sah ihn nicht mehr in Würtemberg; seine Bücher hatte er mir vermacht. Von der Sensation, die dies Verschwinden machte, ist nicht der Mühe werth zu sprechen. Die Meisten sahen hierin ein Pendant zu den Räubern. — Schiller schrieb mir von Mannheim, ihm Absatz zu verschaffen, und um ein Porträt von ihm in Miniatur, das ich schon angefangen hatte; denn es war im Werke, daß Schiller eine Tochter des spekulativen Herrn Schwan heirathen sollte, aber es wurde nichts.

Schillers frühere, ihn am meisten anziehende Lektüre waren Shakespeare und Plutarch. In der Akademie hatten wir eine so zu sagen mechanische, monotone Berührung mit andern Menschen, entweder trockenen Aufsehern oder jungen Schwärmern. Diese Isolirung mit ideellen Vorstellungen währte auch eine geraume Zeit außerhalb der Akademie aus Blödigkeit und Unkenntniß der Gesellschaft und ihrer Verhältnisse fort. Diese Umstände erklären, deucht mich, viel die Richtung und Ausbildung Schillers. Dieser große Geist planirte so zu sagen über den höchsten Höhen und Tiefen des Menschen in einem ideellen Flug. Wie ein höheres Wesen erfaßt er den Menschen in seinen größten Momenten, er weiß die geheimen, mächtigen Hebel zu regieren, des Menschen Herz und Nieren zu rühren, zu erschüttern; aber Andere haben vielleicht den ganzen Menschen in Saft und Blut, in seiner durch Modifikationen der Verhältnisse ausgebildeten Individualität und Identität besser geschildert. — Von den Epoque machenden neuern Dichtern war Goethe sein Liebling. Hier verdient bemerkt zu werden, daß, während Werther (nach meinem Gefühl jetzo noch einer der vorzüglichsten deutschen Romane) uns ganz fesselte, Schiller mehr an andern Produkten des großen Dichters Behagen fand. Vorzüglich weidete er sich an der Rolle des Beaumarchais in Clavigo. — Einige kräftige Gedichte Schubarts machten bei ihrer Erscheinung starken Eindruck auf Schiller, vorzüglich die Fürstengruft. Er wallfahrtete deßwegen ein paar Mal auf den Asperg, um den damalen noch scharf Surveillirten kennen zu lernen. Aber bei der Gegenwart eines steifen, aufpassenden Sergeanten oder des Festungskommandanten konnte die Mittheilung nur flach seyn. Schiller hatte kein fortgeseztes, etablirtes Verhältniß mit Schubart. — Außer Klopstock war Uz von Schiller vorzüglich und beinahe mehr als Ersterer goutirt. — Schiller trieb Anfangs sein Fach als Arzt mit Ernst und nicht als Nebensache. Er wollte übrigens auch hier Kraftstücke liefern, die aber weder geriethen, noch zum Besten recensirt wurden. Das degoutirte ihn völlig vom Handwerk.

Schiller war von langer, gerader Statur, lang gespalten, langarmig, seine Brust war heraus und gewölbt, sein Hals sehr lange; er hatte aber etwas Steifes und nicht die mindeste Eleganz in seiner Tournure. Seine Stirne war breit, die Nase dünn, knorplich, weiß von Farbe, in einem merklich scharfen Winkel hervorspringend, sehr gebogen, auf Papageienart, und spitzig. Die rothen Augenbrauen über den tiefliegenden, dunkelgrauen Augen inclinirten sich bei der Nasenwurzel nahe zusammen. Diese Partie hatte sehr viel Ausdruck und etwas Pathetisches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur hervor, es schien aber, wenn Schiller mit Gefühl sprach, als wenn die Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, und sie drückte sehr viel Energie aus; das Kinn war stark, die Wangen blaß, eher eingefallen, als voll, und ziemlich mit Sommerflecken besät; die Augenlieder waren meistens inflammirt, das buschige Haupthaar war roth, von der dunkeln Art. Der ganze Kopf, der eher geistermäßig als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energisches, auch in der Ruhe, und war ganz affektvolle Sprache, wenn Schiller deklamirte. Aber Schillers Stimme war kreischend, unangenehm, er konnte sie eben so wenig beherrschen, als den Affekt seiner Gesichtszüge; dieses hätte Schiller immer gehindert, ein erträglicher Schauspieler zu werden. Dannecker hat diesen Kopf unverbesserlich aus Marmor gehauen.

Schillers Vater war von einem ganz verschiedenen äußern Schlag, als der Sohn. Schillers Mutter hingegen war ganz das Porträt ihres Sohnes in der Statur und Gesichtsbildung, nur daß das liebe Gesicht ganz

weiblich mild war. Nie habe ich ein besseres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt. Wie oft sind wir zu ihr gewallfahrtet, wenn wir einen guten Tag haben wollten! Was wurde dort für das liebe Wunderthier von Sohn und seine mitgebrachten Kameraden gebacken und gebraten!

Unter Schillers Lehrern wurde der engelgleiche Mann, der Professor der Philosophie, Abel, Schillers Freund, Aufmunterer und sehr genereuser Unterstützer in der Noth. Während unserer ersten Trennung, als Schiller noch in der Akademie blieb, scheint ein Mann auf dessen Fortschritte, nicht nur in der spekulativen Philosophie, sondern im Erwerb reiner praktischer Grundsätze den grösten Einfluß gehabt zu haben: das war sein Mitzögling Lempp.* Schiller sprach während unserer Wiedervereinigung oft und mit einer Art von Cult von ihm. In jener lezten Nacht, die ich mit Schiller zubrachte, war es auch für Schillers sehr gerührte Seele das Tröstendste, Genügendste, mir diesen, mir noch unbekannten Freund vermachen zu können. Es hat seine Zinsen getragen; ohne dieses Kapital wäre ich sehr arm geblieben.

* Gestorben 1819 als Geheimerath in würtembergischen Diensten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Beschluß.)

Injurienprocesse. Grippe. Eisenbahnen.

Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß auch die Stadt Potsdam mit einer Injurienklage gegen den Schriftsteller Rellstab einkommen wolle, weil derselbe in einer humoristischen Reise die Ehre der Stadt gekränkt haben sollte. Obschon es in verschiedene Zeitungen wie eine Wahrheit übergegangen, kann Ihr Referent doch zur Ehre der Potsdamer versichern, daß es ein unbegründetes Gerücht ist. Der Ausfall, unbesonnen und ungelegen, auch in seinem Detail unwahr, hätte mehrere achtungswerthe Individuen und namentlich einige Veteranen aus dem lezten Kriege allerdings verlezen können, wenn nicht mehr gesunder Sinn in jedem alten Militär vorauszusezen wäre, als daß ein hoher Offizier, der die Kugeln des Feindes nicht gescheut, sich mit einem reizbaren italienischen Musiker auf dieselbe Anklägerbank sezen würde, um sich durch die schwerfälligen Waffen der Geseze gegen die flüchtigen Angriffe einer Feder vertheidigen zu lassen. Doch ist das Lächerliche an der Sache allerdings wahr; nur trifft es Potsdam nicht, wo, bei einer ernstern Bildung, der Spaß wohl verstanden wird, sondern eine kleine Stadt an der schlesischen Grenze, wo dies nicht der Fall seyn mag, und die ich deßhalb aus Schonung nicht nennen will. Der dortige Magistrat hat von einer andern Reiseskizze Rellstabs offizielle Notiz genommen, und sich auf's Tiefste verlezt erklärt, weil ein Student in seinem Tagebuche der Stadt einen Spiznamen beilegt — wenn ich nicht irre, nennt er es gar ein „Spizbubennest" — und im dortigen Wirthshause geprellt seyn will. Ob nun schon, gleich dahinter, ein zweiter Student in sein Tagebuch nur Rühmliches von bemeldeter Stadt einträgt, will doch Magistratus den dramatischen Wiz nicht verstehen, sondern besteht darauf, wie der selige Dupperig, er will absolut ein — Injuriirter seyn. Kaum sollte man es für möglich halten, aber es ist so: er hat eine förmliche Denunciation beim Kammergericht eingereicht und auf Untersuchung gegen den Schriftsteller propter crimen laesae urbis angetragen. Daß Kläger per decretum ab und zur Ruhe verwiesen worden, brauche ich Ihnen nicht erst zu melden. Gehört es aber zu den betrübenden, oder zu den wohlthätigen Symptomen der Zeit, daß noch 1836 ein solcher Spaß als baare Wirklichkeit vorkommen kann, den wir in den alten Komödien schon als verbraucht und unwahrscheinlich hinnehmen?

Die Grippe greift noch immer störend in alle geselligen Vereine und Vergnügungen ein. Daß die Sterblichkeit grösser seyn soll, als zur Zeit der Cholera, gehört wohl zu jenen Berechnungen, die sich dem Willen des Rechners fügen müssen, um ein voraus verlangtes Resultat zu liefern. Beim großen Ordensfeste hatte der bisherige geistliche Redner, Bischof Eylert, dem Bischof Neander Plaz gemacht. Wenn man die Theaterzettel liest, fällt zuerst in's Auge die lange Liste krank gemeldeter Schauspieler und Schauspielerinnen; an Neuigkeiten, die meldenswerth wären, gebricht es daher gänzlich. Doch wird mir eine Extemporation, die hier nicht häufig vorfällt, im Augenblicke, wo ich dieses schreibe, angezeigt. Eine mit einer schönen Stimme begabte Sängerin des Königsstädtischen Theaters, Dlle. Linibach, ist plözlich aus dem Contrakt mit dem Direktor Cerf auf und davon gegangen. Um dem seltenen Vorfall noch einen romanhaftern Beischmack zu geben, hatte sie sich den Tag vorher heimlich, und doch in der Kirche, ihrem Bräutigam antrauen lassen. Der Direktor liebt nicht die Ehebündnisse unter seinen Schauspielern, und ertheilt daher nur selten die Erlaubniß, zu heirathen. Da er auch dieser Ehe entgegen gewesen, hat die junge Sängerin kurzen Proceß gemacht, und einen Gatten und den Abschied zugleich genommen, was ihr hier Niemand verdenkt. Dafür hat dies Theater in einer Dlle. Dickmann eine angehende Sängerin gewonnen, welche, aus einer guten Schule, bei ihrem ersten Debut sehr große Erwartungen erregt hat.

Erfreulich ist es mir, Ihnen zum Schluß berichten zu können, wie jezt alle Schwierigkeiten, die wirklichen wie die fingirten, welche gegen unsere preußischen Eisenbahnplane erhoben worden, beseitigt erscheinen, und das große Werk, wohl vorbereitet, schon im kommenden Frühjahr begonnen werden dürfte. Es gereicht unsern Behörden zum Ruhm, daß sie im Anfang nicht zu leicht mit der Ertheilung von Concessionen verfahren sind, und dadurch dem Aktienschwindel keinen Vorschub geleistet haben. Deßhalb sind auch unsere Papiermänner auf der Börse weniger als anderwärts diesen großartigen Unternehmungen geneigt, und bemühen sich noch immer, Zweifel gegen die Realisirung unserer Hoffnungen und den Ertrag der Bahnen zu nähren. Fest steht aber jezt, daß eine Bahn über Potsdam bis Risa, zur Verbindung mit der Leipzig-Dresdener Bahn, ausgeführt wird; demnächst eine direkte von Berlin nach Stettin, welche den Flor einer unserer ergiebigsten, aber vom Verkehr allzu getrennten Provinz, Pommerns, bedeutend heben dürfte, und eine von Berlin nach Frankfurt an der Oder, welche späterhin sich an die Breslau-Berliner anschließen soll.

Berichtigung.

In Nr. 56 des Morgenblatts Sp. 1 Z. 3 beliebe man eine ! zu streichen, und Sp. 2 Z. 1 lese man Verehrern.

Beilage: Kunstblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'chen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 20.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 9. März 1836.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunstwissenschaftlichen Inhalts aus den Gemäldesammlungen von Berlin und Dresden,

von

Ernst Förster.

Erster Brief.

(Museum in Berlin. Aeußeres, Allgemeines.)

Lieber Freund! Die Gelegenheit ist, wie Du weißt, ein Frauenzimmer, das man bei ihren drei goldenen Haaren an der Stirn fassen muß, wenn sie kommt, da die vorübergehende uns nur noch kahle Stellen am Seiten- und Hinterhaupte zeigt, an denen nichts verfängt. Meine Meinung war freilich, sie sollte nach Italien gehen, ich hätte mich eingehängt und wieder einmal einen Blick in die schwebenden Gärten der Kunst gethan, in denen nun einmal vorzugsweise die Früchte nach meinem Geschmack zu brechen sind. Inzwischen ging sie nach Berlin und ich — natürlich mit. Denn das, sagte ich mir, haben wir ja von der Cultur, daß wir Mobilia, ja sogar Immobilia verschiedener Völker und Länder zusammenbringen und mit Orangen und Limonen auch Fresko- und andere Gemälde dem Süden abgewinnen.

Der Reichthum des Berliner Museums war mir noch unbekannt, selbst die äußere Erscheinung kannte ich nur aus Zeichnungen und vom Hörensagen; nun weiß ich, daß die Geschichte der ältern Kunst dort einen Halt, die der neusten einen Ruhepunkt findet. Wie über alle Vergleichung ist es dem Baumeister gelungen, ein Gebäude aufzuführen, das schon durch die Stelle, auf der es steht, durch die grünen, wohlumfriedeten großen Rasenplätze, die Blumenbeete, die grünen Baumgänge, den lautrauschenden Springbrunnen, vor allen aber durch die hohe, breite Stiege zum Eintritt ladet. Wie viele Menschen und von wie vielen Seiten sie kommen, alle können gleichzeitig ungehindert ein- und ausgehen, der freie Zutritt zu den Hallen der Kunst für Alt und Jung, Arm und Reich kann nicht deutlicher und schöner ausgesprochen seyn. Wie werd' ich in Zukunft, wo ich sie vermisse, dieser Vorzüge des Museums mich erinnern und der Vorhalle, deren Tiefe nicht beengt, deren Länge nicht ermüdet, deren Höhe erhebt und die ein dem Lichte der Kunst zugekehrtes Gemüth in eine Stimmung versezt, die sich von der Wirkung der Tempel und Dome nur durch die größere Verwandtschaft mit dem täglichen Leben, nicht durch Reinheit und Stärke unterscheidet. Wärst Du hier, wie manche schöne Stunde würden wir, geschüzt vor der Mittagshitze und dem Staube Berlins, oder im Schimmer des Mondlichts auf- und abgehend verplaudern, den Duft der Blumen zu unsern Füßen einsaugen, nach dem Schloß und der Stadt hinübersehend, der nahen Schätze der Kunst und der verwandten in Rom und Florenz und wo immer uns erinnern.

Den Eintretenden nimmt zunächst die große Rotunda auf, zwischen deren Säulen die Götter Roms und Griechenlands wie in einem Pantheon vereinigt stehen, um uns wenigstens mit dem Hauch beglückter Zonen anzuwehen. Die weiten Räume im Innern des großen Gebäudes sind ebenfalls mit antiken Statuen und Büsten erfüllt, von deren Werth und Bedeutung weder heute noch künftig meine Absicht ist, zu Dir zu reden — (wir sind ein sehr verwöhnter Mann) — aber eines kann ich nicht verschweigen, wodurch sich das Museum von manchem ähnlichen Gebäude — nach meiner Ansicht — zum großen Vortheil der Kunstbetrachtung unterscheidet: das Auge wird von keinem Wand-, Decken- und Fußbodenschmuck in Anspruch genommen, sondern findet schlechterdings gar nichts, als die Kunstwerke, auf denen es ausruhen kann. Freilich gehört zu solcher Schmucklosigkeit die größte Resignation eines phantasiereichen Architekten; aber um so größer ist der Dank, daß er der empfangenden Seele nicht mehr zumuthet, als sie vermag, daß er sie im Anschauen, Studium und Genuß der alten Bildwerke durch keine Zwischenreden stört.

Ich gehe die breite, hohe Stiege hinauf nach dem obern Stockwerk und freue mich der wechselnden Bilder, die mit mir zwischen den Säulen des Portikus aufsteigen und in denen das Schloß, der Springbrunnen, die Bauschule, die Werder'sche Kirche, und dazwischen die Masten und Wimpel der Spreeschiffe auszeichnende Punkte bilden. Warum mahnt mich, troß alledem, jeder Schritt an den schönen Süden, an die freien, offenen Hallen von Florenz und Rom? Eben das Freie, Offene ist es, das uns dort so wohl thut, und es ist ein glücklicher Wurf des Architekten gewesen, die Stiege nicht hinter Mauer und Thor, sondern gleichsam in einem vertieften Portikus emporzuführen. — Der gewöhnliche Eintritt in die Gemäldegallerie geschieht durch die obere Gallerie der Rotunda, wobei ich jedesmal mit einer Ungeduld über die unnütze Krümmung des Wegs zu kämpfen habe. Wem es nun geht wie mir, d. h. wer vor dem Besuch der Sammlung viele Berliner darüber gehört hat, der ist erstaunt über den Reichthum und Werth der Kunstschätze und kann die Ungerechtigkeit der herrschenden Meinung nicht genug anklagen. Freilich Sixtinische Madonnen, Titianische Göttinnen, Dürerische Apostel sind hier nicht zu finden und überhaupt nicht so leicht zu haben, aber der Freund der Kunst findet nicht nur für geschichtliche, sondern auch für ästhetische Interessen reichliche Befriedigung und es kommt nur auf den Versuch an. Ueberhaupt nirgend taugt vor-urtheilen, vor-lieben, vor-wünschen weniger, als in der Kunst. Oder taugt es irgendwo etwas? „Ich verlange, so sagt man, von einem Gemälde, daß es gemalt, nämlich gut gemalt sey, ich will mich an dem Anblick künstlerischer Vollkommenheit weiden; die unterscheidenden Mittel der Malerei sind Farben, also auch diese such' ich in höchstem Glanz und reiner Harmonie. Ich will mich dem Kunstwerk gegenüber ganz passiv verhalten, wie bei einem Sonnenaufgang, bei einer Frühlingslandschaft, bei einer Arie aus dem Don Juan." Ja, lieber Himmel, gehört denn nicht zu alledem noch mehr als Auge und Ohr? empfinden denn nicht sogar gebildete Leute bei derselben Gluck'schen Arie der Eine höchste Lust, der Andere Langeweile?

Ehe ich indessen von den Freuden spreche, die mir diese Sammlung gegeben, will ich Dir noch ein Wort über die Aufstellung der Gemälde sagen. Offenbar gehört es zu den schwierigsten Aufgaben, eine Gallerie zu ordnen. Ein organisches Princip ist nicht da; für solche Sammlungen hat kein Künstler gemalt. Es sind nur zwei Motive der Aufstellung denkbar: man will entweder Genuß geben oder Kenntnisse. An eigentlichen, vollen, dem Gehalt des Kunstwerks entsprechenden Genuß ist in den Gallerien, genau genommen, so wenig zu denken, als an den einer Beethoven'schen Symphonie neben einer Regimentsmusik mit Trommeln und Trompeten, neben einem Hain voll schlagender Nachtigallen, einem Hirten, der die Schalmeye bläst, und einer Catalani, die ihr göttliches God save the King durch das Meer von Tönen trägt. Welche Wirkung ein schönes Bild im abgeschlossenen Raum auf's Gemüth ausüben kann, davon haben uns die Gebrüder Boisserée in früheren Jahren, als sie noch im Besitz der reichen Sammlung altniederländischer Gemälde waren, eine Ahnung gegeben. Welche neue Macht der Kunst würden wir kennen lernen, wenn wir einmal in ein Heiligthum eintreten dürften, in dem wir nichts fänden, als eine Rafaelische Madonna und Licht von oben! Ja jedes, selbst untergeordnete Werk, wenn nur Beziehung zu Geist und Gemüth, oder zur Sinnlichkeit ihm inwohnte, würde auf solchem Wege mit ungekannten Wunderkräften uns berühren.

Die Belehrung, die eine Sammlung geben kann, ist eine doppelte, einmal an die Kunst, dann an die Wissenschaft. Dem Künstler wird es zulezt am liebsten seyn, wenn er die besten Gemälde, d. h. die, von denen er am meisten lernen kann, in einem Raum beisammen hat; ihn interessirt nicht der Weg, sondern das Ziel, an dem die kräftigsten Wanderer angekommen, weil er wo möglich ohne alle Umwege und Verirrungen auch da ankommen will. Der Kunstwissenschaft hingegen sind gerade die Um- und Irrwege, die Aeußerungen strebender Kräfte, wegen des Reichthums der Individualität, also wegen des erweiterten und inhaltvollen Blicks ins Geistesleben der Menschheit von größter Bedeutung. —

Auf den ersten Blick erkennt man, daß die leztere Beziehung die Ordner der Sammlung des Museums geleitet hat. Die Gemälde sind nach den bekannten Schulen, ja sogar nach den sonst wenig beachteten Unterabtheilungen (der Ferraresen ꝛc.) und nach der Zeitfolge geordnet, und zwar so, daß bei den Meistern nach dem 16. Jahrhundert, als die Individualitäten sich immer mehr verflachten, blos lezteres Motiv das leitende blieb. Die durch coulissenartig eingesezte spanische Wände gebildeten Abtheilungen der großen Säle sondern Schulen und Zeiten, und beugen wenigstens einigermaßen der Uebersättigung der Augen vor. Die Beleuchtung ist ziemlich günstig, mit Ausnahme der den Fenstern gegenüberstehenden Gemälde, die, weil der Lichtrefler nothwendig ins Auge fallen muß, nirgend ganz zu übersehen sind. — Außer diesen auf die genannte Weise gebildeten Abtheilungen, befinden sich noch zwei andere in besonderen Räumen, die man die Zimmer der Incunabeln zu nennen pflegt, in denen aber Bilder des 14., 15. und sogar des 16. Jahrhunderts vorkommen, für deren Absonderung von den übrigen ich durchaus keinen Grund entdecken kann; denn selbst der Berliner Wiß, der aus Incunabeln Incurable macht, ist unbegründet, da werthvollere Werke einzelner Meister darunter sind, als in der äußern Gallerie.

Abgesehen nun von dieser, nach meiner Ansicht unnöthigen, jedenfalls nicht consequent durchgeführten Absonderung, ist die Anordnung plan und würde der vorangestellten Absicht ganz genügen, wenn die Sammlung selbst Mittel genug enthielte, einen vollständigen Ueberblick über die Entwickelung der Kunst zu geben. So aber fehlen authentische, wenigstens bezeichnende Werke ausgezeichneter Meister, und ihre Stellen werden zuweilen durch höchst unbedeutende, den Sinn Unkundiger nur verwirrende Bilder, wie z. B. die des Don Lorenzo Camaldolense, Giacomo Francia (von welchem Leztern ein Bild genügte) u. A. namentlich durch manche bloße Schularbeiten eingenommen. Es früge sich, ob man nicht dem Ziele viel näher kommen würde, wenn man die Lücken durch möglichst treue Nachbildungen vorzüglicher Werke der Meister, die die Träger der Entwickelung und Vollendung in der Geschichte sind, ausfüllte. Ich meines Orts würde sogar neben den unbezweifelt ächten, aber ziemlich bedeutungsarmen Fragmenten der Giotto'schen Thüren von S. Croce in Florenz eine treue (verkleinerte) Nachbildung der sieben Sakramente in S. Incoronata zu Neapel, oder seiner Geschichte des heil. Franz von Assisi; neben, ja vielleicht anstatt der sehr verdorbenen Madonna des Fiesole eine Copie seiner Verkündigung, oder der großen Passion in S. Marco rc. aufstellen, und zweifle keinen Augenblick an der gesteigerten Theilnahme des Publikums. Denn wie groß auch der Abstand von selbst guten Copien zum Original sey, so ist Kenntniß desselben (ein unsicheres Besitzthum selbst der Kunstkenner) eine Sache der Kunstfreunde im Allgemeinen, denen treue Nachbildungen guter Werke immer vorzüglicher erscheinen werden, als gar keine, oder verdorbene, oder leichte Originale. Wie belehrend, wie erfreulich müßte eine solche Sammlung seyn, in der uns die Kunst und ihre einzelnen Schulen in lebendiger Fortbildung vor Augen träte; ja selbst die Leistungen schwächerer Geister wären — um der nun fühlbaren Verwandtschaft willen — zu ertragen, statt daß sie uns jezt leider nur zu oft das Verdammungsurtheil einer überaus großen und reichen Periode in die Hände geben.

Der Katalog ist mit großer Einsicht, Kenntniß und Mäßigung abgefaßt, und ist durch seine Ausführlichkeit der Beschreibung ganz vorzüglich geeignet, dem Gedächtniß außer der Gallerie beizustehen. Bei der großen Schwierigkeit, namenlose Bilder ihrem Meister, ihrer Schule, wenigstens ihrer Zeit zuzuweisen, ist es kein Wunder, wenn in vielen Fällen die Meinungen getheilt bleiben. Ohne der meinigen irgend besonderes Gewicht zuschreiben zu wollen, kann ich nur sagen, daß mir die alten Florentiner und Sieneser nicht genau genug aus einander gehalten zu seyn scheinen, was freilich, da es sich nirgend um Hauptbilder handelt, weniger zu bedeuten hat. So halte ich den angeblichen Lippo Memmi (Nr. 57), vier kleine Bilder aus der Passion in einem Rahmen, für florentinische Arbeit, wenigstens durchaus nicht übereinstimmend mit dem beglaubigten, ganz wohl erhaltenen Bilde dieses Meisters, das mein Bruder in Berlin besizt. Eben so Nr. 47, 57 u. A.

Noch viel Rühmliches wäre zu sagen von der Aufstellung, die nicht zu viel in einem Raume gibt; von der Beleuchtung, die wenigstens die Bilder der Seitenwände so gut zeigt, als bei Wandfenstern möglich; von der Einrichtung, daß die Bilder leicht umzuhängen, wodurch die Sammlung eine Art Leben bekommt, da neu angekaufte Bilder sogleich eine Stelle finden; von dem Schutz der Gemälde durch eiserne Barrieren, die das nächste Antreten an sie verhindern; von den vielen und gefälligen Dienern; von der Freiheit der Benutzung; von den an den Wänden aufgehängten Tafeln mit dem Verzeichniß der Gemälde, wodurch der Unbemittelte der Verpflichtung den Katalog zu kaufen überhoben wird; von der Bezeichnung der Abtheilungen und Schulen über den Eingängen u. s. w.; auch einiges Mißfällige, z. B. daß die Stühle festgenagelt in den Ecken stehen, so daß stundenlanges, oder nur halbstündiges Studiren eines Gemäldes schon eine tüchtige körperliche Anstrengung ist; ferner daß man den Hut nicht auf dem Kopfe, offenbar dem bequemsten Hutpflock, behalten darf, was mir (in München, Paris, Italien denkt man an solches Verbot nicht), der ich mit der Rechten den Stift, mit der Linken Katalog und Schreibtafel halte, besonders lästig ist; inzwischen wirst Du Dich mit dem Gesagten begnügen und begierig seyn, etwas von dem Ziel zu hören, zu dem alle diese Wege führen. Nun nächstens.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, im Januar 1837.

(Fortsetzung.)

Dem äußeren Gegensatz aber des Annehmens gegen das thätige Einpredigen fehlt das innere Resultat, da dieses nicht entgegengesetzter Art, nicht das Ausgleichende gegen den Aufwand des Predigers, sondern eine gleichartige Mitleidenschaft ist. Und der innern Entwickelung fehlt die läuternde Macht; indem man zwar Das, was vom Prediger ausgeht, in verschiedenartige Momente sich in den Zuhörern auseinanderlegen sieht; für diese Verschiedenheit aber den Grund nicht in der Fülle und dem Gehalt des Mittelpunktes finden kann; sondern vielmehr in verschiedenen Gemüthsarten und besondern Bedingungen ihres persönlichen Lebens die Ursachen von der Mannichfaltigkeit der an ihnen sichtbaren Wirkungen erkennt.

Geht man, umgekehrt, von der Peripherie aus: so erwartet man eine Auflösung der widersprechenden Momente im Mittelpunkt, findet aber nur eine theilweise Mischung derselben im Prediger, die für den Sinn ergreifend, für den Verstand deutlich, nicht aber für den Geist erfüllend und erhebend ist. Daher fühlt man sich nicht am Ende, nicht im Reinen. Das Gemälde erschöpft die angeregten Eindrücke nicht. Ich hörte daher öfter sagen: die Composition sey nicht genug geschlossen; wenigstens auf der linken Bildseite seyen die Linien zu gleichartig widerholt, der Raum zu wenig ausgefüllt. Andere suchten den Grund einer gewissen Zerstreuung darin, daß die Farbenwirkung nicht genug concentrirt sey. Meines Erachtens sind dies nur secundäre Hindernisse einer im Ganzen sehr schönen Zeichnung und Malerei, und liegt vielmehr, daß es zu keiner vollen Sammlung des Eindrucks und geschlossenen Vertiefung kommen kann, in der Bedeutungsverschiedenheit der Momente des Gegenstandes für Empfindung und Einsicht, in dieser Coordination von Zuständen und Charakteren, welchen in Wahrheit nur eine gleiche Meinung und Gewalt, nicht eine gleiche Idee zu Grunde liegt. Aus dieser Ursache konnte weder ein einzelner Punkt im Gemälde zum sichtbar vollen Mittelpunkt der höchsten Bedeutung erhoben, noch durfte eine einzelne Gestalt wahrhaft großartig, noch das Ganze eine erhabene Scene werden; sondern der einmal gewählten Aufgabe gemäß möchte der Künstler sowohl die einzelnen Figuren als die ganze Composition so behandeln, daß sein eigener Verstand (so wie der des durch ihn Anschauenden) über den Vorgestellten, erkennend und unparteiisch über ihnen steht, und das Gefühl wohl mannichfaltig angeregt, aber nicht mit seiner eigenen ganzen Menschlichkeit in die ganze Handlung hineinverflochten wird. — Nun kommt aber niemals eine tragische Befriedigung, eine tiefe Versöhnung zu Stande, wo nicht die ganze Vorstellung als allgemein menschliche, somit als eigenste Erfahrung, bis in die Wurzeln der Seele empfunden worden ist. Da das Leztere hier einmal nicht seyn konnte, da dieser Fanatismus in seiner Wahrheit uns nur theilweise anziehen, theilweise abstoßen kann und im Ganzen wieder frei lassen muß: so konnte auch die Versöhnung in der Darstellung nur eine formelle werden. Andacht oder sachliches Behagen können wir hier nicht empfinden; aber die Klarheit der Charakteristik und die unparteiische Ausführlichkeit und Sauberkeit des Vortrags kann dem Verstande und dem Auge und der besonderten Empfindung anmuthen. In so fern dies eigentlich die Stimmung des Künstlers ist, der sich für die verschiedenen Seiten des Gegenstandes interessiren kann, an ihren besonderen Zügen mit eindringendem Verstande und schöpferischer Liebe sich bethätigen und in der Ausführung der mannichfaltigen Erscheinung mit Wärme und Fleiß verweilen kann: in so fern ist hier wieder die elegische Form vorhanden, die Form eines Bewußtseyns, welches im Mannichfaltigen und Widersprechenden eine Beschäftigung und Befriedigung seines Sinnes, seines Verstandes, seiner Kraft, seiner Menschlichkeit selber findet. Ganz dem gemäß ist die Technik des Lessing'schen Bildes beschaffen. Sie gibt dem theils furchtbaren, theils rührenden, theils verständig interessirenden Charakterstück eine allseitige Farbenreinlichkeit, Glätte und Blüthe der Erscheinung, die, im Gegensatz mit den düstern, wilden, stäubenden und schattenden Momenten, die in der Natur der Sache und Geschichte liegen, dem Anschauenden mit einer sanften Heiterkeit und mannichfaltigen Anmuth entgegenscheint. Es ist dies gleichsam ein Ueberzug von Versöhnung; einer Versöhnung, welche nicht in der objectiven Scene, sondern in der freien Stimmung, dem klaren Verstande und ruhig-reinen Blick des Künstlers gegeben ist. — Diese elegische Klarheit mildert das Furchtbare des Gegenstandes, sie verschmilzt auch den Reiz jener bewundernswürdig scharfen Charakteristik mit einer allgemeineren Stimmung; sie dämpft sowohl das Gewaltsame als das Zerstreuende. So geschieht es, daß der Sinn eingenommen und der Geist, unter Anmahnungen des Tragischen, zwischen Urtheil und Wehmuth gewiegt wird. Aber wir fassen nicht Fuß auf dem Boden einer großen Geschichte; wir schweben im reichen Geiste des Künstlers. — Also auch hier ist, streng genommen, der Stoff zwar historisch, aber nicht ideal (seine Idee geht über die Erscheinung hinaus); die Form zwar ideal, aber nicht historisch (der vorstellende Sinn ist ein anderer als der der Geschichte). Der Verstand ist historisch, der Styl lyrisch. —

(Die Fortsetzung folgt später.)

Nachrichten vom Januar.

Denkmäler.

Rom. Am 22. December wurde in der Basilica Vaticana das Marmordenkmal, welches der jetzige Pabst seinem Vorgänger Leo XII. errichtet hat, ein Werk des Ritters Fabris, enthüllt. — Der Pabst ist stehend dargestellt, wie er dem Volke den Segen ertheilt.

Dresden, 28. December. Gestern Vormittags 11 Uhr fand die feierliche Enthüllung des Monuments des verstorbenen Königs Anton statt, zu welchem man an dessen 81. Geburtstage den Grundstein gelegt hatte. Die gelungene, in dem dem Freiherrn v. Burgk gehörigen Eisenwerke (im Plauen'schen Grunde) gearbeitete, gegen 12 Centner schwere Büste ruht auf einem polirten Granitwürfel von 68 Centner Schwere, auf dessen Vorderseite mit metallenen Buchstaben die Inschrift: „Anton dem Gütigen, von den Bewohnern der Friedrichsstadt, den XXVII. December MDCCCXXXV.“ angebracht ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 59.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 10. März 1837.

— Die Angst
Erstickt mich und die Kniee zittern mir. —
— Sprecht, gute Frau; was habt Ihr mir zu sagen?

Schiller.

Der junge Arzt.

Nacherzählt * von Dr. Woldemar Seyffarth.

Vor dreißig und einigen Jahren saß ein junger Mann, der seit Kurzem als ausübender Arzt sich in London niedergelassen und Namen und Beruf an die Hausthür angeschlagen hatte, eines späten Decemberabends in seiner kleinen Unterstube neben dem hellen Kaminfeuer. Die Nacht war kalt, in plätschernden Tropfen schlug der Regen an's Fenster und der Wind heulte im Schornstein. Der junge Arzt hatte sich den ganzen Tag durch Dick und Dünn herumgetrieben, fühlte sich deßhalb doppelt gemächlich in dem warmen Schlafrocke und den bequemen Pantoffeln, und gab, halb wachend, halb schlummernd, seinen unsteten Gedanken Audienz. Erst lauschte er dem Regen und dem Winde und bedachte, wie unfreundlich die scharfen, kalten Tropfen ihm in's Gesicht schlagen würden, wenn er nicht gemächlich daheim säße beim heitern Kaminfeuer. Dann trat er im Geiste die jährliche Weihnachtsreise in die Heimath an und zu seinen liebsten Freunden; er bedachte, wie sie alle sich freuen werden, ihn wieder zu sehen, und wie glücklich es Rosa machen werde, wenn er ihr sagte, daß er endlich einen Patienten bekommen, daß er gerechte Hoffnung habe, deren mehr zu bekommen, und daß er sich bald einfinden werde, sie heimzuholen, um dann nicht mehr einsam am Kaminfeuer zu sitzen, sondern in ihrem Blicke Aufmunterung zu lesen zu immer neuem Eifer. Dabei verlangte ihn, zu errathen, wer wohl sein erster Patient seyn, wann er bei ihm anklopfen und ob er ihn herstellen, oder ob es ihm vielleicht aus besonderer Fügung der Vorsehung beschieden seyn werde, nie einen Patienten zu bekommen. Und dann dachte er wieder an Rosa und schlummerte ein und träumte von ihr, bis er den eigenthümlichen Wohllaut ihrer lustigen Stimme vernahm und ihre kleine, weiche Hand auf seiner Schulter fühlte.

Es lag eine Hand auf seiner Schulter, doch war sie weder klein noch weich, sondern das beträchtliche Eigenthum eines wohlgenährten, dickköpfigen Waisenhausknaben, welchen der Kirchspielvorsteher gegen freie Kost und einen Wochenlohn von einem Schilling dem jungen Arzte vermiethet hatte, seine Arzneien und seine Botschaften auszutragen, der aber, weil jene nicht in Nachfrage und diese nicht vonnöthen waren, seine ganze freie Zeit — ohngefähr vierzehn Stunden täglich — damit zubrachte, Pfeffermünze zu destilliren, seines Leibes zu pflegen und zu schlafen.

* Nacherzählt den eigenen Worten des Arztes, gegen dessen Wahrhaftigkeit kein Zweifel besteht und der seit dem die Erzählung begründeten Vorfall einer der geachtetsten Aerzte Londons geworden ist. W. S.

„Herr Doktor, eine Dame! eine Dame, Herr Doktor!“ raunte der Bursche seinem Herrn zu, indem er ihn etwas unsanft schüttelte. „Was für eine Dame?“ rief der junge Arzt, rasch auffahrend, halb ungewiß, ob sein Traum Täuschung, und halb vermuthend, daß die Angemeldete Rosa sey; „was für eine Dame? und wo, wo?“ — „Da, dort!“ versezte der Bursche, auf eine Glasthür zeigend, welche nach dem chirurgischen Zimmer führte, und mit einem Ausdrucke von Angst in Miene und Gebehrde, wie solcher wohl die Folge einer ersten Patientenerscheinung seyn konnte. Aber auch der junge Arzt schauderte unwillkührlich, als er den unerwarteten Besuch erblickte. So nahe der Thüre, daß ihr Gesicht fast die Glasscheibe berührte, stand eine ungewöhnlich große Frau, in tiefer Trauerkleidung. Der Obertheil ihres Körpers war sorgsam in einen schwarzen Shawl gehüllt, und ein dichter schwarzer Schleier bedeckte das Gesicht. Sie stand kerzengerade, offenbar in ihrer vollen Größe, und obgleich der junge Arzt f ü h l t e, daß die Augen unter dem Schleier auf ihm hafteten, verrieth doch keine Bewegung, kein Zucken, daß sie ihn sich nähern sah.

„Sie wünschen mich um Rath zu fragen?“ redete der junge Arzt, nicht ohne einiges Bangen die Gestalt an, nachdem er die Thür aufgethan, und da diese gegen ihn sich öffnete, war die Gestalt zu keiner Veränderung ihres Standpunktes genöthigt; auch blieb sie regungslos. Der Arzt wiederholte seine Frage, und wie zum Zeichen der Bejahung senkte jene jezt den Kopf. „So bitte ich einzutreten,“ sagte der Arzt. Die Gestalt trat einen Schritt vor, wendete dann den Kopf nach dem dicken Laufburschen hin und schien, während diesen ein kalter Schauer überrieselte, in ihrer Bewegung zu stocken. „Geh hinaus, Tom!“ befahl der Arzt dem ihn anklotzenden Burschen; „zieh den Vorhang zu und schließ die Thür.“ Der Laufbursche that, wie ihm geboten, zog einen grünseidenen Vorhang über das Glasfenster, verfügte sich in das chirurgische Zimmer und schloß die Thür, kniete dann aber ungeheißen nieder, um ohne Verzug sein rechtes Auge mit dem Schlüsselloche in Berührung zu bringen. Der junge Arzt rückte inzwischen einen Stuhl an's Kamin und machte die Pantomime der Bitte, Platz zu nehmen. Die geheimnißvolle Gestalt näherte sich langsam, und bei dem hell auf ihren schwarzen Anzug fallenden Feuerscheine sah jener, daß der untere Rand des Kleides von Schmutz und Wasser triefte.

„Sie sind sehr naß,“ sagte er. „Das bin ich,“ versezte die Fremde mit hohler Stimme. „Und Sie sind krank?“ fragte der Arzt, voll Mitleid für eine Frau, deren Ausdruck heftigen Schmerz verrieth. „Ich bin sehr krank,“ war die Antwort, „nicht körperlich, sondern geistig. Nicht um meinetwillen komme ich zu Ihnen. Wäre Krankheit des Körpers mein Leiden, so würde ich allein, zu dieser Stunde, in solcher Nacht nich[t] und fühlte ich vier-und-zwanzig Stunden später [zum] Tode krank, Gott weiß, wie gern ich mich nied[er] ihn bitten würde, mich sterben zu lassen. Nein, [für einen] Andern flehe ich Sie um Beistand, Herr D[oktor]. [Es] mag Wahnsinn seyn, daß ich für ihn darum b[itte] glaube, es ist Wahnsinn; aber Nacht für Nach[t, in] langen, traurigen Stunden des Wachens und [Weinens] hat der Entschluß mich nie verlassen; und o[bgleich ich] einsehe, daß menschliche Hülfe für ihn verlore[n ist,] macht doch der bloße Gedanke, ihn selbst ohne ei[nen Ver]such in's Grab zu betten, mir das Blut erstar[ren.“]

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Ramadan und Beiram in Al[gier.]

(Fortsetzung.)

Bald begann der Mufti, oder in seiner Abw[esenheit] einer der Marabuts das Gebet durch eine Art [Ge]schrei, welches mich verblüffte und betäubte. E[s waren] die gewöhnlichen, Gott rühmenden Ausrufe aus der [...]ten des Koran. Die Stimme des Marabut wur[de bald] durchdringend und grell, bald fiel sie wieder in ein d[umpfes] Murmeln herab; das fromme Geschrei hatte etwa[s Gräßli]ges, Unheimliches. Es war so kläglich-demüthig, [er]schütternd, so herzzerreißend, daß man die Weheru[fe der] Verdammten aus dem Pfuhle ihrer Qual zu [hören] wähnte. Auf mich machte dieser Gottesdienst [einen] schauerlichen, befremdenden Eindruck, besonders we[nn ich] vor mir die Reihen der sonderbaren betenden Figu[ren in] ihren verschiedenen Kostümen überblickte. Diese Me[nschen] verfielen in die seltsamsten Zuckungen, warfen sic[h] auf einmal mit dem Gesichte zur Erde nieder, b[lieben] eine Weile bewegungslos und fuhren dann wieder c[on]vulsivisch in die Höhe, sich krümmend wie die Würme[r. Es] ist ein merkwürdiger Anblick, den stolzen Muselman[n vor] seinem Allah sich so beugen zu sehen, mit der zitter[nden] Demuth eines sündigen Sklaven. Hat er sich müd[e ge]betet, so erhebt er sich, rüttelt zum lezten Male an se[inem] Rosenkranze, neigt das Haupt auf die Brust und [mur]melt dem heiligen Orte die Abschiedsphrase zu. Im [Hofe] badet er sich Hände und Füße in dem geweihten W[asser,] zieht dann seine Sandalen wieder an und verläßt [die] Moschee mit der gewöhnlichen Gravität. Jedes In[divi]duum der verschiedenen Völker kehrt von diesem allge[mei]nen Vereinigungspunkte, wo der Unterschied der St[ämme] aufhört, zu seinem gewöhnlichen Leben und Treiben [wie]der zurück; der Maure in sein steinernes Haus, wo [in] der prächtigen Säulengalerie die Gattin ihn mit zärtlic[hem]

Küssen empfängt, der Araber in seine Wildniß, der Kabyle auf seine Berge. Auf ihrem Heimwege machen sich diese andächtigen Beter keinen Skrupel daraus, das Eigenthum ihrer Glaubensbrüder zu plündern oder dem ersten Christen, den sie in der Einsamkeit ertappen, die Kehle abzuschneiden.

Einen merkwürdigen Einfluß übt übrigens zu jeder Zeit der Marabut über diese Völker. Sein Wort schlichtet die Fehden der kriegführenden Stämme und verwandelt ihren Haß bald in die brüderlichste Einheit. Was die Marabuts über die Araber und Berber vermögen, davon erzählt der gelehrte maurische Schriftsteller Sidi-Hamdan-Ben-Othman-Kodscha, ein Mann, der die Berberei, sein Vaterland, gründlich kennt, so manche merkwürdige Beispiele. Wenn die Marabuts diese Völker im Namen ihrer Religion zu den Waffen rufen, so kennt ihr Fanatismus keine Grenzen, und sie verachten dann Bajonette und Kanonenkugeln, die ihnen bei Kämpfen, wo die Begeisterung fehlt, so großen Schrecken einflößen. Ueberall, wo die Kabylen auf das Tapferste sich schlugen, war es gewiß in der Nähe des Grabmahls eines jener Heiligen, oder ein lebender Marabut stellte seinen greisen Bart an die Spitze ihrer Horden. Selbst die Scheikhs und die Stammältesten gelten bei ihren Stämmen nichts, im Vergleiche mit den Marabuts.

Der dreißigtägigen Feier des Ramadan folgt der Beiram, ein dreitägiges Fest der Freude und Versöhnung, wo der Muselmann für die lange Fastenzeit sich schadlos hält. Obgleich diese Feier in die gewöhnliche Regenzeit, den Januar fiel, so begünstigte doch diesmal ausnahmsweise das schönste, köstlichste Wetter die drei Freudentage. Es war ein merkwürdiges Schauspiel, so viele Tausende von Eingebornen vor dem Thore Bab-el-Wad im Sonnenscheine sich lustig tummeln zu sehen. Alle Mauren waren auf das Prächtigste geputzt, namentlich die Knaben, die in den reichen, goldgestickten Jacken und den weiten Seidenhosen, mit den holden, rosigen Gesichtern als die hübschesten morgenländischen Stutzer erschienen. Die maurische Jugend vertrieb sich vor dem Thore Bab-el-Wad die Zeit mit den mannichfaltigsten Belustigungen. Ein alter Türke dirigirte ein großes Schaukelrad, das mit kleinen Mauren bedeckt war; andere vornehmere Kinder wurden von den Negern und Biskaris in großen Schubkarren geführt. Die sonst so ernsten Männer sahen diesem lustigen Treiben ihrer Kinder mit großer Zufriedenheit zu und strichen sich in behaglichster Laune die Bärte. Das Fasten war zu Ende, und während der drei Tage des Beiram wurde fröhlich geschmaust. Alle Bekannten, die sich begegneten, umarmten sich und berührten mit den Lippen die rechte Schulter des Freundes. Einen auffallenden, komischen Anblick gewährten an diesem Tage die musicirenden Negertruppen. Von frühester Morgenstunde an durchstreiften sie mit Trommeln und eisernen Klappern die Straßen, standen vor jedem Hause still und machten mit ihren Instrumenten ein solches Getöse, daß bald alle Hausbewohner aus dem Schlafe aufgeschreckt wurden. Die schwarzen Plagegeister blieben so lange vor der Thüre, bis sie einige Sous erhielten, und man gab sie gerne, um den höllischen Lärm los zu werden.

Während der Tage des Beiram boten die maurischen Kaffeehäuser ein originelleres Schauspiel als je. Sie waren alle mit Kaffee schlürfenden Mauren angefüllt. Diese Kaffeehäuser, deren es in Algier eine Unzahl gibt, bestehen aus langen, finstern Gemächern, auf deren beiden Seiten sich Bänke, mit rohrgeflochtenen Decken belegt, befinden. Hier sitzen die Mauren, Kuloglis und Araber mit gekreuzten Beinen, aus dem Rohre der roththönernen, langen Pfeife graugelbe Dampfwolken blasend. Ein Neger- oder Maurenknabe reicht den Kaffee in einer kleinen Tasse mit silbernem Gestelle. Der Kaffee ist in der Regel gut, stark und sehr heiß; ein Drittheil der Tasse füllt der Kaffeesatz, der immer mit hineingegossen wird. Der überaus langen Pfeife, die man dazu erhält, fehlt das Mundstück, und die Oeffnung ist unverhältnißmäßig groß; dennoch schmeckt der treffliche Tabak, der aus den Thälern des Atlas kommt, wo die Kabylen ihn pflanzen, aus den langen Pfeifen auf das Beste. Da die Tasse Kaffee mit Tabak nur zwei Sous kostet, so finden sich auch ziemlich viele Europäer in diesen Etablissements ein; viele aber führt mehr Neugierde als Sparsamkeit hin.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Börne. Gérard.

Den Deutschen in Paris kam Börne's Tod unerwartet, obschon er seit langer Zeit schwach und leidend war. Am lezten Sylvesterabend fehlte er im Kreise, welcher eine liebenswürdige deutsche Familie in Paris an diesem Abend zu versammeln pflegt, und wo man ihn sonst zu sehen gewohnt war. Den Sommer pflegte er zu Auteuil neben Paris zuzubringen. Er war etwas taub; dies benahm seinem geistreichen Gespräche viel von seinem Reize. In den lezten Jahren hatte er sich durch eine sonderbare Kur von seinen Leiden zu befreien gesucht, indem er sich mit kaltem Wasser den Körper übergießen ließ; dadurch hoffte er sich zu stärken und abzuhärten; allein das Uebel lag in seiner Brust, und kein Wasser konnte ihn davon befreien. Das Brustübel scheint aber erst in den lezten Jahren bei ihm sich entwickelt zu haben. Als er im Jahr 1825 nach Paris kam, war er voller Lust und Leben; damals schrieb er eine Menge geistreicher Aufsäze für das Morgenblatt; damals sagte er in einem derselben: „Es gibt nichts Angenehmeres auf der Welt, als in Paris zu sterben; denn kann man dort sterben, ohne auch dort gelebt zu haben?“ Diese Freude ist ihm

auch zu Theil geworden, aber nicht ganz wie er es sich vorstellen mochte. Uebrigens sagte er auch damals schon: „Siedle dich mit deinem Glücke an, wo du willst, die Trauer ist deine Nachbarin.“ Sein blasses, geistreiches Gesicht mit den lebhaften, stets umherrollenden Augen und den pechschwarzen, herabhängenden Haaren machte auf Jeden einen Eindruck, den man nicht wieder vergessen konnte. Damals machte er viele Besuche, und man sah ihn häufig. In den lezten Jahren legte ihm seine schwache Gesundheit die Pflicht auf, still und ruhig zu leben. Sein lebhafter Geist konnte aber nicht unthätig bleiben: an Allem, was in Deutschland vorfiel, nahm er den innigsten Antheil; beständig bekam er Besuche von ankommenden Deutschen. Er hatte das Glück, in einer deutschen Familie zu leben, welche ihn sehr liebte, und der er auch seit lange innig anhing. Er unternahm eine französische Zeitschrift unter dem Titel la Balance, als Fortsezung seiner ehemaligen Wage; aber diese kleinen Heftchen, meistens über deutsche Politik, konnten in Frankreich wenig ansprechen, und für Deutschland hätten sie nicht französisch geschrieben seyn sollen. Früher hatte er Lamennais Worte eines Gläubigen in's Deutsche übersezt und in Frankreich drucken lassen. Er wollte eine Geschichte der französischen Revolution für Deutsche schreiben; ich weiß nicht, ob er diesen Vorsaz ausgeführt hat. Sein leztes Werk ist seine polemische Schrift gegen Menzel; am Ende derselben legt er sein politisches Glaubensbekenntniß ab, und faßt gleichsam in Einem Punkte die Grundsäze zusammen, die er stets behauptet und für welche er gekämpft hat. Er mochte fühlen, daß er keine Gelegenheit mehr haben werde, sich mit dem Publikum zu unterhalten. Diese Schrift kann also als seine Abschiedsrede angesehen werden; sie ist auch nur wenige Wochen vor seinem Tode erschienen. Er selbst sagte zu seinen Freunden: „Es ist Zeit, daß mich Jemand ablöse, ich kann nicht mehr!“ Doch war sein Geist noch immer so thätig, daß er an einem Tage, da der Arzt fürchtete, er werde den Geist aufgeben, gegen einen Freund, der ihn besuchte, den Wunsch äußerte, Schach mit ihm zu spielen. Jemanden, der ihn fragte, wie es mit ihm stehe, antwortete er: „Flau, wie mit der Literatur des heil. römischen Reichs.“ Zulezt ward er aber so schwach, daß er nicht mehr sprechen konnte, und am 12ten, spät Abends, verschied er. Es wurde ihm von der Familie, in deren Hause er gestorben, ein ziemlich stattliches Leichenbegängniß veranstaltet. Auch benachrichtigte sie die in Paris wohnenden Deutschen, und am 15ten Morgens früh fand sich eine Menge derselben in seiner Wohnung ein. Von da ging der Zug geradewegs nach dem Gottesacker du Père Lachaise, anstatt sich erst nach einer Kirche zu begeben, wie in Paris üblich ist. Gegen hundert Deutsche und einige wenige Franzosen folgten dem Leichenwagen. Die Deutschen waren fast lauter Jünglinge, großentheils Studenten und Handwerker, von denen Manchen Frankreich eben das ist, was es Börne war, eine Zufluchtsstätte. Der Zug ging über die Boulevards und dann durch die Tempelvorstadt, wo er sich nach der Barrière de la Requette hinaufwandte; erst nach einer Stunde langte er hier an, und nun ging es durch den großen Eingang des weitläufigen Friedhofs zwischen langen Reihen von Gräbern die Anhöhe hinauf. Als der Leichenwagen stillehielt, wurde der Sarg von den deutschen Jünglingen herabgenommen und noch eine Strecke weit hinaufgetragen zu dem für den Todten bestimmten Grabe. Venedey, welcher vor einigen Jahren in Paris eine deutsche Zeitschrift: der Geächtete, angefangen hatte, hielt eine wohlabgefaßte Rede, worin er besonders die politischen Leistungen Börne's hervorhob; ihm folgte Berly, welcher unter andern sagte, man werd[e]
Deutschland nach Börne's Grabe wallfahrten. Auch
zose, Raspail, welcher einige Aufsäze Börne's auf
hatte, als Raspail noch das Tageblatt le Reforn
ausgab, hielt eine Rede, die bereits gedruckt ers
Dann wurde der Sarg mit Erde bedeckt. Das G
det sich auf einem Vorgebirge der Anhöhe, w
Friedhof liegt, und man kann von da einen bet
Theil von Paris überschauen. Seitdem ist eine S
eröffnet worden, um Börne ein Denkmal zu erric
auch ohne Zweifel zu Stande kommen wird. Seine
Landsleute verlieren an ihm einen überaus geistre
an allen öffentlichen Angelegenheiten den lebhafteste
nehmenden Gesellschafter, den man gerne seine M
entwickeln hörte, man mochte nun seine politischen
theilen oder nicht.

Nun ist auch der einzige, noch übergebliebe
wenigstens unter den Uebriggebliebenen der beste Sch
der Davidschen Malerschule, Baron Gérard, verschie
zwar in einem Alter, das sich noch bedeutend hätt
gern können. Ob sein Künstlerruhm dadurch gewo
den würde, ist freilich zweifelhaft; denn die lezten
Gérards standen augenscheinlich den frühern nach;
hätte sein Leben ruhig genossen und auf seinen
ausgeruht, ganz verschieden von dem Schicksale seines
David, welcher in der Verbannung gestorben ist, un
Kollegen Gros, welcher aus Verzweiflung darüber,
jezige Geschlecht sein Talent verkannte, sich selbst da
genommen hat. Dem Anscheine nach war kein
glücklicher als Gérard; er hatte arm und hülflos seine
lerlaufbahn betreten, aber nach den ersten Schwie
bahnte sich allmählich der Weg für ihn; als Geschic
fand er bei der Regierung verdiente Anerkennung,
trätmaler nahmen eine Menge reicher Personen,
Fürstinnen und Privatleute, sein großes Talent in A
Große Künstlerarbeiten waren ihm vom Staate auf
worden; an einer derselben, den Seitengemälden der
des Pantheons, arbeitete er noch acht Tage vor seinem
Die Regierung belohnte ihn mit freigebiger Hand,
Reichen ließ er sich theuer bezahlen, und so konnte
seinen spätern Jahren ein gemächliches, genußreiches
führen, ein Haus in der Stadt und eines auf dem
(zu Auteuil) halten, als begüterter Privatmann leb
zahlreiche Gesellschaft empfangen. Obschon er sich sein
mälde gut bezahlen ließ, so war er doch nichts w
als eigennüzig. Seinen Gehalt als königlicher Maler
er nicht beziehen, weßhalb der jezige König ihn
fragte, ob er mit ihm schmolle. Vor wenigen J
wünschte die Stadt Marseille ein Gemälde, „die P
Jahr 1720.“ von ihm zu haben. Er vollendete dieses
Gemälde, schlug aber die Bezahlung aus. Die Stadt
ihn bloß dazu bewegen, eine silberne Vase als Beweis
Dankbarkeit anzunehmen. Sie ließ durch einen gesc
Künstler das Gemälde lithographiren und wollte ihm
Zeichnung schenken; Gérard gab sie dem Künstler,
verfertigt, und dieser verkauft seitdem die lithograph
Blätter für seine Rechnung. Von einigen seiner Ge
hat Gérard selbst Zeichnungen veranstalten lassen, un
Platten sind noch das Eigenthum seiner Wittwe.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 60.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Sonnabend, den 11. März 1837.

— Fruantur
Vocibus obscoenis omnique libidinis arte!
Juvenal.

Der Ramadan und Beiram in Algier.

(Beschluß.)

Während des Beiramfestes traf ich einen Maler, der mit mir die Ueberfahrt von Toulon gemacht hatte, in dem großen maurischen Kaffeehaus der rue de l'état major. Dieser Künstler hatte einen vortrefflichen Augenblick gewählt. Statt der gewöhnlichen drei maurischen Musiker waren fünf anwesend, und an ihrer Seite zwei unverschleierte Maurinnen, Mädchen aus der gemeinsten Klasse. Die Violine mit den vier Saiten, die maurische Cyther und das Tamburin begleiteten den halb redenden, halb singenden Troubadour, welcher den ganzen Tag seine unendlich komisch klingenden Lieder ableierte. Dieselben sind meistens so obscönen Inhalts, daß ich nicht wage, auch nur einen Vers wiederzugeben. Im seltsamem Contraste hörte ich dagegen bei den Arabern in der Regel Gesänge ernster Art, wie Kriegsgesänge, Mährchen und religiöse Lieder. Die beiden maurischen Schönen stimmten von Zeit zu Zeit in die zärtlichen Gurgeltöne des alten Liedermannes ein und liebäugelten dabei mit den umhersitzenden Gästen. Während dieser Scene arbeitete der an der Thüre sitzende Künstler an seiner Zeichnung fort, ohne sich durch die zudringliche Neugierde der kleinen Mauren, die gar zu gerne ihre netten Figuren auf dem Bilde sehen mochten, irre machen zu lassen. Ich habe bei dieser Gelegenheit keineswegs bemerkt, daß diese Mahomedaner Furcht oder Abneigung vor dem Porträtiren zeigten. Die Alten waren dabei völlig gleichgültig und die Jungen neugierig. Dem unermüdlichen Skizzenzeichner sehr gelegen, ereignete sich in diesem Augenblick ein seltener Auftritt. Ein betrunkener Araber trat ein, setzte sich wie die übrigen mit gekreuzten Beinen auf die Rohrdecke und verlangte mit lallender Stimme Kaffee. Er warf hierauf seinen Bernuß zur Erde und saß fast ganz nackt unter den übrigen, wobei er zugleich so komische Grimassen schnitt, daß wir Europäer mit den Maurenknaben uns des lauten Lachens nicht enthalten konnten. Die alten Mauren dagegen behaupteten ihren gewöhnlichen Ernst und sahen auf den Verletzer ihrer Religionsgebote mit der Miene des Abscheus.

Ein anderer Ort, der während des Beiramfestes zahlreiche Besucher von Eingebornen und Europäern hatte, war das maurische Volkstheater Gharaguß. Dasselbe befindet sich in einem der schmutzigsten Winkel der Stadt. In einem finstern Gewölbe sieht man dort eine Menge von Eingebornen, namentlich Biskaris und maurische Knaben, auf der Erde gekauert sitzen. Die Blicke Aller sind dem Hintergrunde zugewendet, wo, ganz ähnlich unsern chinesischen Schattenspielen, auf einer erleuchteten, ölgetränkten Papierplatte die schwarzen, redenden Figürchen

erscheinen. Unter diesen zeichnet sich denn Gharaguß, der maurische Hanswurst, durch seine riesenhafte Größe, seine drolligte Figur und seine derben Späße aus. Es geht hier gerade zu wie auf den deutschen Marionettentheatern und bei den Polichinells des südlichen Europa. Man prügelt sich von Anfang bis zu Ende, und Gharaguß, ein echter Beduine, ist der Held, welcher die meisten Schläge bekommt und austheilt. Es wird bald arabisch, bald französisch gesprochen, denn der Theaterdirektor ist ein angestellter Dolmetscher, welcher, um die anwesenden Europäer nicht zu langweilen, auch französische Phrasen einmischt und französische Soldaten auftreten läßt, welche mit Gharaguß sich zanken und herumbalgen. Um durch das ewige Einerlei der Prügelscenen die Zuschauer nicht zu ermüden, mischen die Schauspieler eine Reihe von obscönen Episoden ein, die so scheußlicher, unnatürlicher Art sind, daß jeder Mensch, der nicht unter die Klasse der verworfensten Wüstlinge gehört, hier das Auge bald mit Ekel abwenden muß. Wahrlich, die Mauren können ihre Kinder in keine fürchterlichere Lasterschule schicken, als in dieses beliebte Volkstheater. Wundert man sich da noch, daß dieses Volk so tief in Entartung, Feigheit und Knechtschaft gesunken ist, wenn man seine Jugend das schmutzigste Gift einsaugen sieht, welches alle Energie und Geistesfreiheit zerstört? Die französische Regierung sieht solchem Skandal mit wohlgefälliger Toleranz zu, und sie hat nichts gethan, diese und ähnliche Orte der schreiendsten Unmoralität zu schließen. Leztere befinden sich im Gegentheile seit der Anwesenheit der Franzosen besser als je, sie bezahlen keine Auflagen mehr, wie früher zu den Zeiten des Dey, und daher mehren sich dieselben noch beträchtlich. Frankreich hingegen lieferte dazu ein Heer von Mädchen, deren Anzahl die der Kolonisten gewiß um das Dreifache übersteigt.

Der junge Arzt.

(Fortsezung.)

Ein Schauder, wie keine Verstellung ihn zu erkünsteln vermag, zuckte bei diesen Worten über die Gestalt der Sprechenden, und in ihrem ganzen Wesen lag ein Ernst der Verzweiflung, der dem jungen Manne das Herz krampfhaft zusammendrückte. Er war noch Neuling in seinem Berufe, hatte von dem Elende, das allen Aerzten täglich vor Augen tritt, noch nicht genug gesehen, um gegen menschliches Leiden verhältnißmäßig abgestumpft zu seyn. „Wenn der Kranke, von dem Sie sprechen," sagte er, hastig aufstehend, „so ohne Hoffnung darnieder liegt, ist jede Minute kostbar. Ich werde Sie unverweilt begleiten; doch — haben Sie sich bereits ärztlic[h] bedient?" — „Nein," antwortete die Fremde, die Hände faltend, „es wäre früher nutzlos ge[wesen und] ist auch jezt nutzlos."

Der junge Arzt starrte den schwarzen S[chleier an], gleich als wolle er die darunter verborgenen [Gesichtszüge] ziffern, aber der Schleier war zu dicht. „Sie fi[ebern,"] entgegnete er mit sanfter Stimme, „Sie sind [sich nicht bewußt] es zu wissen. Das Fieber, das Ihnen die Kraf[t gibt, die] Anstrengung nicht zu empfinden, welcher Sie sich unterzogen haben, brennt jezt in Ihre[n Adern.] Trinken Sie das," fuhr er fort, ihr ein Gl[as] füllend; „beruhigen Sie sich und sagen Sie n[un] so gefaßt wie möglich, woran der Kranke leidet[, und] wie lange er gelitten hat. Ich muß das wisse[n, wenn] mein Besuch ihm nützen soll, und dann lassen [Sie uns] unverzüglich gehen."

Die Fremde führte das Glas zum Munde, [ohne den] Schleier zu heben, sezte es aber unberührt ni[eder und] brach in Thränen aus. „Ich weiß," schluchzte [sie,] „daß, was ich Ihnen jezt zu sagen habe, Ihnen [wie] wahnsinn dünken muß. Man hat mir das berei[ts ange]deutet, wiewohl minder freundlich als Sie. [Ich bin] nicht jung, und man behauptet, je näher da[s Leben] seinem Schlusse komme, desto theurer werde de[m Men]schen der lezte, kurze, in den Augen Anderer n[ichtige] Ueberbleibsel, theurer als alle vergangenen Jahre, [weil] an sie die Erinnerung sich knüpft an alte, lä[ngst ge]storbene Freunde, und an jüngere, vielleicht an [solche,] die von uns abgefallen sind und uns so ganz v[erlassen] haben, als wären sie auch gestorben. Das natürli[che Ziel] meines Lebens kann nicht über viele Jahre hinaus [liegen,] und das Leben sollte mir also lieb seyn. Abe[r ohne] Seufzer — mit Freuden — mit Entzücken wollte [ich es] von mir legen, wäre das, was ich Ihnen jezt zu [sagen] habe, unwahr oder eingebildet. Er, von dem ich [spreche] — ich weiß das, obgleich ich gern ein Anderes g[lauben] möchte — er wird morgen früh außer dem B[ereich] menschlicher Hülfe seyn, und dennoch, wiewohl er in [töd]licher Gefahr schwebt, dürfen Sie ihn heute nicht [sehen, ja] könnten Sie ihn heute nicht retten."

„Ich will Ihren Kummer nicht vermehren," [erwi]derte der junge Arzt nach einer kurzen Pause, [„und] enthalte mich daher über das, was Sie so eben ge[äußert] haben, jeder Bemerkung. Auch verlange ich nicht [die Mit]theilung eines Geheimnisses, das, wie es scheint, [Sie] absichtlich zu bewahren wünschen. Doch liegt ein W[ider]spruch in Ihren Worten, den ich selbst mit der W[ahr]scheinlichkeit nicht zu einigen vermag. Er, von [dem] Sie sprechen, kämpft diese Nacht mit dem Tode, un[d ich] darf ihn nicht sehen, während mein Beistand ihm viel nützen könnte. Morgen, vermuthen Sie, wird

menschliche Hülfe nutzlos seyn, und dann, scheint es, wünschen Sie, daß ich ihn sehe. Ist er Ihnen wirklich so werth und lieb, wie Ihre Worte, wie Ihr ganzes Benehmen es andeuten, warum nicht sein Leben zu retten suchen, ehe Verzug und fortgeschrittene Krankheit es unmöglich machen?" — „So helfe mir Gott!" rief die Fremde, heftig weinend. „Wie kann ich hoffen, daß Andere mir glauben sollen, was mir selbst unglaublich ist! Sie wollen ihn also nicht sehen?" fragte sie, rasch aufstehend. „Das habe ich nicht gesagt," entgegnete der Arzt; „allein das muß ich Ihnen sagen, daß, wenn Sie bei dieser — außergewöhnlichen Verzögerung verharren und er, von dem Sie sprechen, sterben sollte, Sie eine furchtbare Verantwortung trifft." — „Die Verantwortung wird irgendwen schwer treffen," erwiderte die Fremde, „die mich treffende werde ich im Stande seyn zu tragen." — „Mir," versezte der Arzt, „kann, weil ich Ihrem Wunsche mich füge, keine zur Last fallen. Ich will also den, von dem Sie sprechen, morgen früh besuchen. Lassen Sie mir seine Adresse. Und um welche Stunde soll ich kommen?" — „Um neun," antwortete die Fremde. — „Verzeihen Sie eine zweite Frage," fuhr der Arzt fort; „befindet er sich jezt unter Ihrer Pflege?" — „Nein," war die Antwort. „Gesezt also," sagte Jener, „ich gäbe Ihnen Anweisung, wie Sie ihn während dieser Nacht behandeln sollten, Sie könnten davon keinen Gebrauch machen?" Ein abermaliges Nein war die von einem heftigen Thränenstrom begleitete Antwort.

Ueberzeugt von der Fruchtlosigkeit des Versuchs, durch fortgeseztes Gespräch sich genügendere Auskunft zu verschaffen, und in der Absicht, das Gefühl der Fremden zu schonen, das, Anfangs mit Gewalt unterdrückt, jezt unwiderstehlich hervorbrach, erneuerte der junge Arzt sein Versprechen, sich am folgenden Morgen um die bestimmte Stunde einzufinden, erhielt die Adresse nach einem entlegenen Theile von Walworth und sah dann die Fremde das Haus eben so geheimnißvoll verlassen, wie sie es betreten hatte.

Es ist leicht zu glauben, daß ein so seltsamer Besuch im Gemüthe des jungen Arztes einen tiefen Eindruck hinterließ, und daß er lange und eben so lange vergebens die vorwaltenden Umstände sich zu erklären suchte. Gleich vielen Andern hatte auch er von einzelnen Beispielen gehört und gelesen, wo ein Vorgefühl des Todes den lezten Tag, ja die lezte Minute voraus verkündet und die Prophezeihung sich erfüllt hat. Einen Augenblick war er geneigt, den gegenwärtigen Fall dahin zu zählen; doch dann fiel ihm bei, daß alles diesfalls Gehörte und Gelesene immer nur von solchen gegolten, die ihren eigenen Tod vorausgesehen, und die Fremde hatte ja nicht von sich, hatte von jemand anders, von einem Manne gesprochen. Es war nicht anzunehmen, daß ein bloßer Traum, eine bloße Verirrung der Phantasie ihr Veranlassung gegeben haben sollte, von seiner nahen Auflösung mit so furchtbarer Gewißheit zu sprechen. Oder sollte es im Plane seyn, morgen früh Jemand zu ermorden, die Frau darum wissen, durch einen Eidschwur sich zum Schweigen verpflichtet haben, jezt Reue fühlen, und unfähig, die That zu hindern, doch vielleicht durch den schnellen Beistand ärztlicher Kunst den Tod des Schlachtopfers verhüten wollen? — Unsinniger Einfall, sagte der junge Arzt zu sich selbst, so etwas in der nächsten Umgebung der Hauptstadt, in einer Entfernung von kaum zwei Meilen zu vermuthen! — Und er verwarf die Minuten lang genährte Idee und kam wieder auf seine ursprüngliche Meinung zurück, daß der Verstand der Fremden gelitten habe. Die Unmöglichkeit, das anscheinende Räthsel auf andere Art einigermaßen genügend zu lösen, verwandelte bald seine Vermuthung in Ueberzeugung, obschon es während der langen, schlaflosen Nacht, wo er sich vergebens abmühte, den schwarzen Schleier aus seinen Gedanken zu verbannen, an immer neuen, widersprechenden Zweifeln keineswegs fehlte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Distichen.

„Immer strebe zum Ganzen."

Jeglicher Tag sey ein Bild, ein freundliches Lebensgemälde,
Jeden bezeichne ein Werk, Jeden die rüstige That.
Hebst du auch Einen Stein nur auf, gefugt und gemeißelt,
Passend zum Ganzen geformt, sieh', du vollendest den Bau.
Herrlich gleichet des Lebens Vereinzelung dann sich zur Form aus,
Und es erfreut dich sein Bild, hehr wie die Hallen des Doms.

Hexameter sind leicht.

„Meine Kinder, ich wünsche euch eine gesegnete Mahlzeit." *
Dank dir, trefflicher Voß, daß du die Kunst uns gelehrt.
Leicht sind Hexameter, sieh, wir zählen mit flüchtigem Finger,
Dactylus hüpfet von selbst, trozten Spondäen nur nicht.

Hölty.

Hier sind Hölty's Gedichte: wer Sehnen und Schmerz in der Brust trägt,
Glühend von Liebe das Herz, dennoch kein Liebchen errang;
Wer die Welt voll Blumen erblickt, voll duftiger Blüthen,
Ach! und keine gepflückt, weine und klage mit ihm.

* Luise v. Voß, I. Id. V. 56.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Gérard. Kunstausstellung.

Es hatte Gérard sehr geschmeichelt, daß die Regierung einen großen Saal im Louvre neben der Gemäldegalerie zur Aufstellung zweier seiner Meisterstücke hatte einrichten lassen. Diese beiden Malereien waren die Schlacht bei Austerlitz und der Einzug König Heinrichs IV., also ein Gemälde aus der Kaiserzeit und eines aus der Restaurationsperiode. Ersteres hatte er seitdem sogar etwas verlängert und überarbeitet, um es zu einem symmetrischen Pendant des zweiten zu machen. Schmeichler (denn auch ein großer Künstler hat Schmeichler, wie ein Machthaber) nannten den Raum, wo die beiden Gemälde aufgehängt waren, den Gérardschen Saal. Allein in der lezten Zeit ließ der König die beiden Gemälde, als historische Stücke, dem Versailler Museum einverleiben. Dies verdroß den Mann außerordentlich; er sagte, er könne das Louvre nicht mehr betreten. Vergebens stellte man ihm vor, in Versailles würden seine Meisterstücke so gut bewundert werden, als im Pariser Louvre; der Gedanke, einen eigenen Raum im Louvre einzunehmen, hatte etwas so Anziehendes für ihn, und er hatte sich dergestalt an diesen Lieblingsgedanken gewöhnt, daß die Entfernung der beiden Gemälde den Mann schmerzte, als ob man ihn von innigen Freunden getrennt hätte. Gérard litt schon lange an hypochondrischen Anfällen; dieser im Umgange mit der großen Welt so heitere, so geistreiche, so belesene Künstler war höchst unglücklich, wenn er sich allein befand und von seinem Spleen überfallen wurde. Jemand, der ihn vor zehn oder zwölf Jahren auf einer Reise nach England begleitete, hat mir hievon Züge erzählt, die sich mit dem sonst so einnehmenden, gefälligen Betragen Gérards kaum in Uebereinstimmung bringen lassen. Dazu kam, daß Gérard einen verschwenderischen Bruder hatte, dessen Schulden zu bezahlen er sich aus Redlichkeit verpflichtete. Alles dies blieb der glänzenden Gesellschaft unbekannt, welche sich am Mittwoch Abend, oder vielmehr in der Nacht bei ihm versammelte. Nach seinem heitern Wesen und nach seiner Theilnahme an allen merkwürdigen Geistes- und Kunstprodukten des In- und Auslandes zu schließen, hätte man nimmer vermuthet, daß ein Kummer an Gérard nage; auch war sein Geist stark genug, um demselben nicht zu unterliegen; er ist an einem Schlagflusse nach einer Krankheit von wenigen Tagen gestorben. Was die Kunst in Paris durch seinen Tod verliert, wird allgemein anerkannt. Seinen angenehmen Umgang, seine Mittwochvereine werden Einheimische und Fremde lange vermissen. Berühmte Gelehrte, Künstler, geistreiche Männer und Frauen trafen hier zusammen; ein Fremder fand sich mitten im Kreise von Menschen, deren Namen ihm die Zeitungen oft vor Augen gebracht hatten, deren Werke und Leistungen ihm längst schon bekannt waren. Auch gab ihm diese Gesellschaft ein getreues Bild von den großen Cirkeln in Paris, wenn sie allen denjenigen geöffnet sind, welche sich durch Talent und Wissenschaft, oder durch geistreiche Unterhaltung auszeichnen. An dem Hausherrn war die große Belesenheit und sein scharfsinniges Urtheil über neue Geistesprodukte auffallend. Man hatte Mühe, zu begreifen, wie dieser für die Kunst lebende Mann, dem auch die gesellschaftlichen Verhältnisse viele Zeit raubten, doch noch Muße finden könne, sich mit den neuen literarischen Erscheinungen genau bekannt zu machen. Es heißt, e
wenige Stunden dem Schlafe gewidmet und ein
Nacht sich vorlesen lassen. Seine Lebensumstän
Malereien sind bei Gelegenheit seines Todes sc
in den hiesigen Journalen besprochen worden, d
hier nicht darauf einzulassen brauche. An der
Kunstausstellungen nahm Gérard schon lange kei
mehr, wie die meisten ältern Maler zu thun pfl
sich nicht der Vergleichung mit jüngern, die zun
Schüler sind, aussetzen wollen. Ihr Ruf ist ein
det, und ihre Stellung eben so; sie haben also
nöthig, um die Volksgunst zu buhlen, und üb
Tummelplatz der Louvregallerie jüngeren Leuten.
Ausstellung wird nun in wenigen Tagen wieder
bereits sind die alten Gemälde im Louvre bei E
um einstweilen den neuern Platz zu machen. !
lich werden wieder einige tausend Stücke zu sa
wie bei den lezten Ausstellungen; denn weder L
Zahl der Künstler hat abgenommen, und bei der
lung aller Stände in der langen Friedenszeit ka
nicht fehlen, daß die Künstler jezt einen sehr
Stand ausmachen, ohne noch die Vielen mitzurechn
aus Liebhaberei die Kunst treiben, und wovon
ziemlich weit bringen. Die Künstler haben ihr
ihre Journale, und eine Menge von Kunsthandlun
sich mit dem Verkaufe der neuen Kunstprodukte a
nicht von der Regierung oder von Privatleuten be
den sind.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 54:

Das Schwalbennest.

Räthsel.

Ich trage die Krone seit alter Zeit,
Und kleide mich gerne mit wolligem Kleid,
Das ohne Respekt vor der Krone zumeist
Man mir muthwillig vom Leibe reißt.

Und, wie sonst Schlösser zu ihrem Schutz,
Umzieht mich ein Graben, doch mir zum Tr
Weil meinen Räubern er neue Kraft
Mit seinem Wasser im Bade schafft.

Mein Kleid, mit farbigem Bande geschmückt,
Hat Manchen zu Nachtgedanken entzückt,
Die doch höchst selten so frommen Schwung
Genommen haben, als die von Young.

Und ungeachtet ich Dreifuß bin,
Zieht kein Orakel doch durch mich hin,
Spektakel aber erlebt' ich genug,
Eh' man mich endlich nach Hause trug.

J. G. M

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 25. Freitag, 10. März 1837.

Lyrische Dichtkunst.

45) Purpurviolen der Heiligen, oder Poesie und Kunst im Katholicismus. Herausgegeben von Hofrath Dr. J. B. Rousseau. In zehn Bänden. Erster bis sechster Band. Frankfurt a. M., Varrentrapp, 1835, 1836.

Eine große Sammlung von Legenden nach den poetischen Bearbeitungen neuerer Dichter, unter die auch einige wenige ältere Versifikationen eingemischt sind. Unsere alles besingende moderne Poesie hat kaum irgend einen nur einigermaßen bedeutsamen Heiligen der katholischen Kirche unbelobt gelassen, und es sollte wohl die streng Katholischen sehr zur Versöhnung stimmen, daß es hauptsächlich protestantische Dichter waren, die sich so emsig um die Legenden bemüht haben. Die Zusammenstellung ist dankenswerth, da in der That jene Legenden eine Fülle von Poesie darbieten, und der erhabensten Moral das liebenswürdigste Gewand leihen. Es gab eine Zeit, in der die Völker das Christenthum fast nur aus Legenden kennen lernten, und es ist die Frage, ob sie sich nicht besser dabei befanden und nicht zu viel edleren Gesinnungen und Entschließungen durch jene „Moral in Beispielen“ angeregt wurden, als man es heutzutage durch das langweilige Dogmatisiren und Moralisiren werden kann.

Die Legenden folgen nach dem Alphabet der Heiligen. Voran steht jedesmal der Name des Heiligen, dann die versificirte Legende, dann in Prosa die Lebensgeschichte, das Kirchliche, Literarische und Artistische. Diese prosaischen Zugaben sind meistentheils werthvoller als die Verse, die ihnen vorangehen. Der Verfasser hat mit großem Fleiß nicht nur aus dem alten Leben der Heiligen das Historische ermittelt, sondern auch, was bisher noch nie geschehen war, ein sehr reiches Verzeichniß aller, jeden einzelnen Heiligen betreffenden Kunstwerke gegeben, und bei berühmten Bildern sogar deren kurze Beschreibung aus Reiseschilderungen oder Kunstgeschichten angefügt.

Wir sagen, diese Zugaben sind zum Theil werthvoller, als die Verse selbst, weil natürlicherweise der Plan, von jedem auch nur der bedeutenderen Heiligen eine versificirte Legende zu geben, nur selten eine Wahl zuließ, weil sehr viele, selbst herrliche Legenden doch noch den rechten Dichter nicht gefunden haben und in ungeschickte Hände gerathen sind. Gleichwohl wird man durch die Menge guter Dichtungen, die der Herausgeber mit so viel Geschmack als Fleiß gesammelt, wirklich überrascht, da man ohne eine solche Zusammenstellung dieses Reichthums unserer Poesie kaum inne würde. Die vorzüglichsten sind von Herder, Albert Knapp, Kosegarten,

Tieck, v. Meyer, v. Fouqué, Schenkendorf, Kind, Justinus Kerner, Schwab, auch viele einzelne sehr schöne von andern protestantischen Dichtern. Die sehr zahlreichen von katholischen Dichtern, namentlich vom Verfasser selbst, von Pocci, Guido Görres und Weinzierl sind in der Form so gefeilt nicht, haben aber einen entschiedenen Vorzug in der kirchlichen Strenge. Legende muß doch immer Legende bleiben, und wenn sie ein ungläubiger Dichter noch so schön vorträgt, so darf er sie doch nicht so willkürlich abändern oder ihr eine so frivole Nutzanwendung geben, daß die Religion dadurch entweiht wird, wie bei mehreren protestantischen Behandlungen geschehen ist.

Der sechste Band geht bis zum Buchstaben M. Das Ganze ist auf zehn Bände berechnet. Möchte der Herausgeber eines so umfassenden Werkes, wenn er künftig eine zweite Auflage veranstalten sollte, nicht bloß auf die Legende, sondern auch auf den Hymnus Rücksicht nehmen und die schönsten altlateinischen oder romanischen und die ältern deutschen Kirchengesänge, die sich auf die Heiligen beziehen oder Lieder der Heiligen selbst (wie es nur sparsam bei S. Franciscus geschehen) in die Sammlung aufnehmen und dagegen, um Raum zu gewinnen, die allzu ausgedehnten modernen Poesien, z. B. die Scenen aus Werners überspannten Tragödien, auch die gar zu lange Geschichte der Jungfrau von Orleans weglassen.

46) Christliche Gedichte von Chr. G. Barth. Stuttgart, Steinkopf, 1836.

Eine nicht uninteressante Sammlung von Poesien, die sich hauptsächlich auf Missionsgegenstände beziehen. Zuerst: Missionslieder, in denen lebhafte Contraste zwischen dem Christenthum und dem Heidenthum der entlegensten Welttheile aufgestellt werden, wozu die verschiedenen Missionen in Ostindien, China, auf den Inseln des stillen Ozeans und am Cap Anlaß gegeben haben. Mehrere recht gute Holzschnitte veranschaulichen diese fremdartigen Bilder noch deutlicher, z. B. der Götzenwagen des Juggernaut; Fare bure huna, das Haus des stillen Gebetes auf den Sandwichinseln; Mahadewa; die Moschee des Aureng-zeb in Benares rc. Im Gegensatz gegen das alte Heidenthum wird das Christenthum in seiner erhabenen und siegreichen Einfachheit gepriesen, wie folgendes Beispiel darthun mag:

F o.

Ein Königssohn war Schaka, gebor'n in Hindostan
Vor bald dreitausend Jahren dem König Sudaban.
So meldet uns die Sage, die seine Thaten preist;
So rühmt der Talapoine, der dir sein Bildniß weist.

Einst zogen seine Eltern auf eine Pilgerfahrt
Zu einem Götzenbilde von wundervoller Art.
Auf hohem Berge stand es; und König Sudaban
Verehrt' ihm reiche Opfer, und betete es an.

Und als man auch das Kindlein dem Götzen b[...]
Damit er's möge segnen mit seiner Huld und Ma[...]
Da stieg der Gott hernieder von seinem hohen Th[...]
Und beugte sich dem kleinen unmünd'gen Königss[...]

Von da an wurde Schaka mit Jauchzen Fo gen[...]
Von da an pries ihn selig das Volk im ganzen L[...]
Er war in Kraft und Weisheit ein unerreichter H[...]
Dann hob er zu den Sternen sich als der Herr de[...]

So tragen Christi Boten in glaubensvollem Sin[...]
Vor stumme Götzenbilder den Sohn des Höchsten h[...]
Die Götter steigen nieder von ihrem hohen Thron,
Und beugen sich im Staube dem eingebornen Sohn

Auch die jährlichen Feste der Basler Missio[...] schaft haben den Verfasser von 1827 an je zu ein[...] begeistert. Ferner hat er einige fremde Missio[...] übertragen, z. B. das englische, des in Ostind[...] storbenen Bischof Heber:

Von Grönlands eis'gen Zinken,
China's Korallenstrand,
Wo Ophirs Quellen blinken,
Fortströmend gold'nen Sand;
Von manchem alten Ufer,
Von manchem Palmenland,
Erschallt das Fleh'n der Rufer:
„Löst unserer Blindheit Band!"

Gewürzte Düfte weben
Sanft über Ceylons Flur:
Es glänzt Natur und Leben,
Schlecht sind die Menschen nur.
Umsonst sind Gottes Gaben
So reichlich ausgestreut;
Die blinden Heiden haben
Sich Holz und Stein geweiht.

Und wir, mit Licht im Herzen,
Mit Weisheit aus den Höh'n,
Wir könnten es verschmerzen,
Daß sie im Finstern geh'n?
Nein! Nein! das Heil im Sohne
Sey laut und froh bezeugt;
Bis sich vor Christi Throne
Der fernste Volksstamm beugt.

Ihr Wasser sollt es tragen,
Ihr Winde führt es hin,
Bis seine Strahlenwagen
Von Pol zu Pole zieh'n:

Bis der versöhnten Erde
Das Lamm, der Sünder Freund,
Der Herr und Hirt der Heerde,
In Herrlichkeit erscheint.

Alle diese Gedichte sind durchaus im frömmsten Geist gedacht. Sofern wir noch einen besondern poetischen Maaßstab daran anlegen müssen, finden wir viele sehr schöne. Die Idee der Mission ist schon an sich eine höchst poetische. Die Pilgerfahrten in die fernsten Gegenden der Erde, zu den wildfremdesten Völkern, nicht mehr um ein Heil zu holen, sondern um es zu bringen, die Gefahren, die geduldige Ausdauer der treuen Boten des Herrn sind poetisch, z. B.:

Der Brüdergarten.

Fern auf Tranquebar's Gestade,
Unter heißem Sonnenbrand,
Grünt ein Garten, reich an Gnade,
Mitten in dem dürren Sand.
Edle Samen,
Fremde Namen,
Ruh'n im tiefen Gartenland.

Blumen sind hier nicht zu schauen;
Keine Lilie, kein Jasmin,
Keine Ros' aus Saron's Auen
Sieht der Wand'rer hier erblühn:
Süße Träume
Stiller Keime
Harren auf des Frühlings Grün.

Fromme Gärtner sind gezogen
Fernhin über Land und Meer;
Stürmisch schleuderten die Wogen
Oft ihr Schifflein hin und her:
Doch den Garten
Treu zu warten,
Ist den Edlen nichts zu schwer.

Von den auswärtigen Missionen geht der Dichter zu den einheimischen über und besingt die Griechenanstalt zu Beuggen, die Judenbekehrungsanstalten ꝛc. Hier geht begreiflicherweise die Poesie ein wenig aus. Dann folgen verschiedene Gedichte, in denen größtentheils Schriftstellen oder biblische Ideen paraphrasirt und commentirt werden; ferner vermischte und Gelegenheitsgedichte.

Da der Verfasser in so vieler Beziehung auf Originalität Anspruch machen darf, hätte er um so mehr die formellen Nachahmungen vermeiden sollen, die sich niemals gut ausnehmen und inmitten origineller Dichtungen stets einen fremden Mißklang hineinbringen und die Illusion stören. Wer möchte z. B. in diesen frommen Gedichten durch folgende Anfänge:

Mahadew, der Gott der Erde,

oder:

Kennst du das Land, wo wild der Tiger glüht?

an die bekannten Goethe'schen Dichtungen erinnert werden? Eben so unpassend ist in dem Gedicht

Drei Perlen wachsen im tiefen Grund ꝛc.

die Erinnerung an Schillers bekannte drei Worte. Eben so die Anwendung der bekannten Barbarossasage auf Dr. Luther. Der Dichter läßt nämlich den Leztern, gleich jenem alten Kaiser, über einem Buch sitzen, bis ihm der Bart durch den Tisch gewachsen ist ꝛc. Der Gedanke, den gewaltigen Reformator den modernen Heuchlern, die seines Namens so unwerth sind, ein ernstes Wort ins Ohr donnern zu lassen, ist schön, aber die Form dazu hätte nicht entlehnt seyn sollen. Man muß das Kleid der alten Sage achten, man darf es nicht willkürlich dieser historischen Figur ausziehen, um es einer modernen anzuziehen.

47) Des Kaisers Schatten. Von Al. Jos. Büssel. München, Liter.-artistische Anstalt, 1836. 8.

Wenn die bekannte französische Ballade: „die Heerschau Napoleons," eben so groß als Dichtung, als höchst nachlässig in der Form, den welthistorischen Korsen nur in einem einzelnen poetischen Bilde malt; wenn dagegen Edgar Quinet sämmtliche bedeutende Momente aus dessen Leben in einem Epos besingt: so ist es hier der deutsche Sänger, welcher, in Traumbildern von Geisteshand geführt, die poetischen Lebensmomente jenes ungewöhnlichen, in seinem titanischen Streben untergegangenen Mannes schaut. Dieses Werk des durch seine Antiope, den Tod Winkelmanns, Narissa u. s. w. bekannten Verfassers enthält 129 Canzonen, deren jede aus einer dreizehnzeiligen Strophe besteht und ihre eigene Nummer führt.

Der Kranz dieser Canzonen ist so geflochten, daß ein flüchtiger Leser den Faden desselben leicht verlieren dürfte; allein bei aufmerksamer Lesung sieht man denselben wohl, und eben diese lose Verbindung ist einer Reihe von Traumbildern angemessn; nur möchte der Obelisk jedenfalls zu weit vorangestellt seyn (Canz. 10), da die Schneefelder Rußlands erst später dem Auge wieder vorübergeführt werden.

Das Ganze ist reich an sehr gelungenen Stellen. So z. B. schildert die 18te Canzone, wie die Deutschen auf Rußlands Schneefeldern begraben liegen:

Das Schneegeflocke tanzet wilden Reigen
Es wirbelt wie Gespenster auf und nieder,
Und schaukelt sich und treibet lose Spiele.
Begleiten seinen Tanz nicht Todtenlieder?
Wohl! dumpfer Schmerz nur unterbricht das Schweigen!
Das sind der Streiter lezte Peingefühle,
Verhaucht auf kaltem Pfühle!
Die lezte Laute rufen noch und stöhnen,
Die bleiche Lippe zittert matt im Sterben,
Ringsum des Todes Grau'n und sein Verderben:
Ein tausendfaches Ach von Deutschlands Söhnen
Ruft mit der Franken Weh wie Wehmuthsklagen:
„Es hat uns nicht des Sieges Schwert erschlagen.“

Mürat an der Spitze seiner Schaaren (Canz. 26):

Horch! Trabt es nicht mit schweren Hufes Schlägen?
Die Rosse wiehern, und die Panzer rasseln;
Die Schwerter funkeln hoch emporgeschwungen,
Granaten bersten und Kartätschen prasseln.
Und ritterlich führt sie der stolze Degen,
Die Königskrone um das Haupt geschlungen,
Vom Glück ihm einbedungen!
Die Reiter all' zu Tausend und zu Tausend,
Die Eisenmänner, Asperns kühne Streiter:
Phantome sind's; sie ziehen weit und weiter,
Als Geister nur am nächt'gen Himmel hausend.
Mürat? Dort glänzt er in der Panzer Mitte!
Er weiset südwärts zu dem lezten Ritte!

27.

Das Hütlein tief hereingedrückt zur Stirne,
Zählt er des Heeres ausgegoss'ne Massen,
Die sich vor ihm entwirren und entfalten,
Endlos — es kann sie kaum die Erde fassen —
Dort weilt er sinnend auf der Höh', ein Firne,
Gehüllt die Schultern in des Mantels Falten,
Des Heeres Schau zu halten; u. s. w.

Der Kaiser ruft den Todten, sie stehen auf (Canz. 29):

Verworren braus't es in den Höh'n, wie Flammen,
Die, von der Windsbraut hoch emporgetrieben,
Ergrimmt die rothen Schlangenköpfe strecken,
Und an der Azur-Wölbung dann zerstieben!
Horch! lauter wird der Sturm! Es ruft zusammen
Der Cäsar seine kampfgeübten Recken!
„Steht auf von Eisesdecken!“
Und hunderttausend Krieger, blasse Leichen,
Erheben sich, und nach den Adlern langen
Die Arme, ganz erstarrt, sie zu umfangen
Im Tode noch, des Ruhmes stolze Zeichen.
Und wie bei Arcola vorangeschritten,
So zieht er her mit kecken Siegertritten.

Ungerührt von Hellas Klagen schiffte er dem armen Lande vorüber; doch es war dem[…] anderer Gönner bestimmt (Canz. 91):

Eh' sich die Wimper schließt, da rauscht es ferne,
Wie Wellenschlag und Sturm; in Purpurgluthen
Erhebt sich dort, gleich einem Götterbilde,
Ein Jüngling über die empörten Fluthen,
Umstrahlt vom hellen Glanze goldner Sterne,
Und steigt hernieder auf die Blutgefilde
Mit blauem Demantschilde;
Das Kreuz erglüht auf lichtumstrahltem Grunde.
„Otto!“ So leuchtet es in Flammenzügen,
Die um den Namen, um das Kreuz sich schmiege[n]
Und freudig küssen mit der Sehnsucht Munde.
Ein tiefes Ach erstöhnt! — Nun ist's verklungen[!]
Und Kreuz und Schild hält Hellas fest umschl[ungen.]

Mit tiefem Schmerze schaut der Geist de[…] das Grab seiner Größe, das Schlachtfeld von […]loo (Canz. 187):

Fern ab, wo dort des Rheines Wellen fluthen,
Erheben sich der Gräber finst're Hügel;
Gebleichte Knochen ragen aus dem Sande
Mit Helm und Schwert — gebrochner Adler Flüg[el]
Bestrahlet von des Morgens ersten Gluthen!
Hinweg den Blick gewandt vom Meeresstrande
Erschauert vor dem Lande
Der Britten nun der Geist; denn tausend Qua[len]
Erscheinen ihm, die lebend er erlitten,
Und Schmach und Hohn, womit er lang' gestritt[en,]
Den Haß, den nie gesättigten, zu zahlen.
— Doch den Getreuen Waterloo's zu denken,
Vermag er's nicht, das Auge wegzulenken!

Unter vielen andern schönen Canzonen […] besonders angesprochen die Canzonen 74, 82, 142, 163, 177, 178.

Die Form ist mit wenigen Ausnahme[n] Die nicht selten in den jambischen Versen vork[…] Trochäen sind schon nach Wielands Art […] Härte, sondern geben den Jamben Abwechs[…] größere Anmuth. Nur die Eigennamen veru[…] und da eine, freilich bisweilen unvermeidliche […]

So viel dürfte zur Anzeige einer Dichtun[g …] der wir die öffentliche Anerkennung wünsch[…] äußere Ausstattung ist, wie wir es aus die[…] gewohnt sind, schön und gefällig.

..

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 61.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 13. März 1837.

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Uhland.

Gedichte von Joh. Val. Kutscheit.

Introitus.

Lockend singt die Nachtigall,
Feierlich die Lerche;
Doch wir Andern sind darum
Eben noch nicht Störche.

Jeder singt so seinen Ton,
Seine eigne Weise:
Einer singt, wie Bach und Busch,
Liebeslieder leise;

Andrer laut, wie Wasserfall,
Wetter in den Lüften,
Und ein Dritter dumpfig hohl
Nachtgesang aus Grüften.

Doch im Einklang sind es gar
Süße Symphonien,
Die, wie Blumenketten, weich
Unser Herz umziehen.

Gebt denn, Lieben, gebt auch ihr
Liederchen und Lieder;
Tönt mir aus dem vollen Chor,
Wie sich's ziemet, wieder.

Die Grabblümchen.

Blümchen, als dem Herbst zum Raube
Euch des Sturmes Hauch zerweht,
Sprach's zu mir aus eurem Staube:
„Was da Schönes lebt, vergeht!"

Als beschneit die Gräber ruhten,
Schnee den Augen euch verbarg,
Sprach es: „So umfängt die Guten
In dem Erdenschoß der Sarg."

Nun in frischer Lebensschöne
Euch der Lenz uns wiedergab,
Lispelt's mir, wie Harfentöne:
„Immer deckt sie nicht das Grab!"

Die fortziehenden Schwalben.

In die Ferne, o wie gerne
Zög' ich mit euch, schnelle Schwalben!
In die blüthenreiche Ferne,
Wo die Wälder nimmer falben;

In des rothen Goldes Länder,
Wo des Moslems Feuersöhnen
Dicht in faltige Gewänder
Sich verhüllen zarte Schönen;

Wo vor seinem Zelt im reichen
Kaftan auf dem grünen Rasen,
Dem beschatteten, dem weichen,
Ruht der König der Oasen.

Hoch um Palmen und um Cedern,
Um die Minarets, die schlanken,
Fliegen mit den leichten Federn
Seh' ich dort euch in Gedanken.

In den Katakomben baut ihr,
Ew'gen Wohnungen des Friedens,
Und von Pyramiden schaut ihr
Auf die Ueppigkeit des Südens.

Sitzen in der Hindu Kreisen
Könnt ihr vor den Bambushütten,
Und bei ihres Brahma weisen
Enkeln seyd ihr wohl gelitten.

Dennoch habet ihr im Norden
Die verlass'nen Nester lieber,
Von den ewig grünen Borden
Zieht ihr bald zu uns herüber.

Kehret bald zurück von jenen
Sonnenreichen Frühlingsküsten,
Und den Mai, den blütheschönen,
Bringet mit, den vielbegrüßten!

Anakreontikon.

Der Diamanten Feuer,
Des eitlen Goldes Blinken
Und klarer Perlen Glänzen
Hat niemals mich gerührt.

Doch schöner Augen Feuer
Und lieber Augen Winken,
Drin helle Thränen glänzen,
Hat manchmal mich verführt.

Der junge Arzt.

(Fortsetzung.)

Früh am folgenden Morgen begab der junge Arzt sich auf den Weg nach Walworth. Noch heutzutage ist der von London entlegenste Theil dieses Ortes ein elender, aus vereinzelten Häusern bestehender Platz, aber vor dreißig und einigen Jahren war das Ganze kaum besser als eine traurige Wüstenei, wo nur wenige, und nur Menschen von zweideutigem Charakter wohnten, die entweder zu arm waren, um in einer bessern Na[...] sich anzusiedeln, oder deren Lebensweise und Leb[...] gerade diese Einsamkeit ihnen besonders lieb [...] nehm machten. Von den Häusern, die jetzt [...] Richtungen hin sich zeigen, sind die meisten er[...] letzten Jahren entstanden, und von denen, die [...] in unregelmäßigen Zwischenräumen existirten, [...] bei Weitem größere Zahl von der rohesten Ba[...] der erbärmlichsten Einrichtung.

Ein solcher Ort war schlecht geeignet, de[...] Arzt bei seiner Wanderung aufzuheitern oder [...] das bange, trübe Gefühl zu bewältigen, welches [...] same Besuch des vergangenen Abends in ihm [...] hatte. Die ihm angegebene Richtung führte ihn [...] Hauptstraße auf krummen, oft abgebrochenen Qu[...] über eine sumpfige Gemeindetrift: hier und [...] durchlöcherte, in Trümmer fallende Hütte, ein [...] pelter Baum oder ein Wassertümpel, der in F[...] letzten starken Nachtregens sich in einer Art [...] kriechender Bewegung zu befinden schien, zeigte [...] gentlich am Fußpfad, und hier ein armes Stück [...] land mit ein paar morschen, zu einer Sommern[...] zusammengeschlagenen Bretern, dort ein altes Pf[...] mühselig ausgebessert mit einigen, aus den benac[...] Hecken gestohlenen Stöcken, gaben, wie von der [...] der Bewohner, so von der Gewissensleichtigkei[...] welcher sie das Thema vom fremden Eigenthume [...] delten, vollgültiges Zeugniß. Bisweilen trat ein s[...] ges Weibsbild vor die Thür einer noch schmu[...] Hausflur, um entweder den Inhalt irgend eines Ge[...] auszugießen oder einem kleinen, baarfüßigen M[...] nachzuschreien, das mit einem ziemlich gleich [...] blaß und schmutzig aussehenden Kinde auf dem Ar[...] ein halbes Dutzend Schritte weit von der Thür e[...] hatte. Mit diesen Ausnahmen war Alles still un[...] los, und der kalte, feuchte Nebel, der jede Fe[...] versperrte, diente nur dazu, die Einöde noch ei[...] zu machen.

Nach einer Menge bald widersprechend, bald [...] nügend, häufig aber gar nicht beantworteter Fragen [...] nachdem er knöcheltief durch Schlamm und Schmu[...] matt und müde gewadet, stand der junge Arzt e[...] vor dem Hause, das ihm als der Ort seiner Bestim[...] angedeutet worden. Es war ein kleines, niedriges [...] bäude mit einem Stockwerk, seinem Aeußern nach [...] und verdächtiger als irgend eines, an dem er vo[...] gekommen. Hinter dem einzigen Fenster des Stock[...] hing ein alter, gelber, dicht zugezogener Vorhang, [...] die Fensterladen des Erdgeschosses waren zwar zugem[...] aber nicht verschlossen. Uebrigens stand das Haus [...] allein und so, daß von ihm aus kein anderes zu [...] war. Der junge Mann verweilte erst einige Augenb[...]

vor dem Hause und ging dann einige Schritte um dasselbe, ehe er den Muth fassen konnte, anzuklopfen. Und Niemand darf ihn deßhalb der Hasenherzigkeit beschuldigen. Die Londoner Polizei war damals sehr verschieden von dem, was sie jezt ist; Baulust und Sinn für Verschönerung hatten die Vorstädte noch nicht eng mit der Hauptstadt verbunden; in vielen, und ganz vorzüglich in Walworth, sammelten sich die schlechtesten, verworfensten Menschen, und während selbst die lebhaftesten Straßen Londons nur dürftig erleuchtet waren, blieben die Vorstädte bloß der Gnade des Mondes und der Sonne empfohlen. In natürlicher Folge war es den Verbrechern leicht, sich hier zu verbergen, den Dienern der Gerechtigkeit schwer, sie hier zu entdecken, und das von täglicher Erfahrung genährte Bewußtseyn verhältnißmäßiger Sicherheit vermehrte mit der Zahl auch die Kühnheit der Verbrechen. Alles dies war dem jungen Arzte bekannt, dazu kam, daß er längere Zeit in den öffentlichen Heilanstalten Londons gearbeitet und, obgleich weder Burke noch Bishop damals schon ihre fürchterliche Berühmtheit erlangt, doch von den Greueln, welchen Ersterer seitdem seinen Namen gegeben, mehr als genug gesehen hatte, um von der Leichtigkeit überzeugt zu seyn, mit welcher sie verübt werden konnten. Sey es, daß dies oder sonst etwas ihn zögern machte, er besann sich wenige Augenblicke. Dann gewann sein starker Geist und sein persönlicher Muth das Uebergewicht, rasch trat er an die Thüre und klopfte leise an. Sogleich vernahm er ein halblautes Flüstern. Es klang, als ob Jemand von der Flur aus zu Jemand die Treppe hinauf spräche. Dann hörte er ein Paar schwere Stiefeln über die ungedielte Hausflur schleifen. Jezt wurde die Kette von der Thür weggenommen, die Thür geöffnet und ein hoher, fatal aussehender Mann sichtbar, dem dickes schwarzes Haar über die Schultern hing und dessen blasses, hageres Gesicht weniger einem Lebenden als einem Todten anzugehören schien. „Treten Sie ein," sagte der Mann mit gedämpfter Stimme. Der Arzt that es; jener hing wieder die Kette ein und führte ihn dann nach einer engen Unterstube am Ende der Hausflur. „Komme ich zeitig genug?" fragte der Arzt. „Zu zeitig," antwortete der Andere, und unwillkührlich hemmte der junge Arzt den Schritt in einem Gefühle des Erstaunens und der Ueberraschung, das er nicht zu beherrschen vermochte, obgleich er es gern unterdrückt hätte. Auch schien der Andere den Grund seiner Bewegung zu errathen. „Wenn Sie hier eintreten wollen," sagte er mit grinsendem Lächeln, „so gebe ich Ihnen mein Wort, Herr Doktor, Sie sollen keine fünf Minuten aufgehalten werden." Unverzüglich trat der junge Arzt ein. Der Mann verließ ihn und schloß die Thüre.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Ob Lord de Roos ein falscher Spieler?

Seit mehreren Monaten ist die Frage, ob Lord de Roos ein falscher Spieler sey, in den fashionabeln Cirkeln Englands, am meisten vielleicht in den Londoner Clubs bald für, bald wider besprochen, bald verneint, bald bejaht worden. Seit der ersten Hälfte des laufenden Februars hat ein hiesiges Geschwornengericht die Frage festgestellt, festgestellt insofern, als eine Jury überhaupt auf den Grund vorgebrachter Zeugnisse eine Beschuldigung festzustellen vermag, deren Wahrheit der Beschuldigte leugnet. Ehe aber noch die Entscheidung und die, sie rechtfertigenden Zeugenaussagen bekannt waren, würde der Umstand, daß der edle Lord selbst die Sache vor Gericht gezogen, die Präsumtion zu seinen Gunsten gestimmt haben, wenn es nicht zugleich geschienen, als ob die Macht der Verhältnisse ihn zu dem Schritte gedrängt, wenn es nicht bisweilen unvermeidlich wäre, das Aeußerste zu wagen, um nicht das Lezte zu verlieren, und wenn nicht oft genug verwegene Spieler ihrem guten Glücke zu blind vertrauten. Erwägungen solcher Art traten der günstigen Vermuthung entgegen und trugen nicht wenig zu Steigerung eines Interesse bei, welches in dem aristokratischen England an den Namen des edeln Lords, und zufolge eines überall geltenden Ehrencodex an die Natur des ihm beigemessenen Vergehens sich von selbst kettete. Die Sache ist, wie gesagt, durch das Verdict der Jury abgethan, doch eben deßhalb jezt erst zur Veröffentlichung reif. Statt vager Gerüchte liegen beschworene Zeugnisse, statt parteiischer Ansichten liegt reiner Stoff zu eigenem Urtheile vor. Keinem Heraldiker ist das Wappen der Lords de Roos fremd, und manche vornehme Engländerin würde es verzeihlicher finden, nicht den Unterschied zwischen Whig und Tory, als nichts von der Familie und Abkunft des besagten Lords zu wissen. Er hat die Ehre, Erstgeborener des Lord Henry Fitzgerald und der Lady de Roos zu seyn, welche diesen alten, aus der Regierung Heinrichs III. datirenden Titel laut angestammten Rechtes eigenthümlich erbte, und deßhalb Lady de Roos war und blieb, obschon ihr Gemahl Lord Fitzgerald hieß. Vor ungefähr sechs Jahren starb der Vater, zwei Jahre später die Mutter. Beide hinterließen dem ältesten Sohne beträchtlichen Reichthum, und leztere einen Namen, der unter den adeligen Namen Englands einer der adeligsten ist. Gebildet auf der Schule zu Eton, dann auf der Universität Oxford, endlich durch Reisen auf dem Continente, steht der gegenwärtige Lord de Roos im Rufe des Besitzes ungewöhnlicher Fähigkeiten und seltener Kenntnisse. Daß er dabei das Spiel liebt, ist kein Widerspruch; die klügsten Köpfe und die größten Staatsmänner haben am Spieltische Erheiterung und Unterhaltung gesucht. Daß er sich den Ruhm gewonnen, einer der besten Whistspieler Englands zu seyn, ist nichts Ueberraschendes; hochbegabte Männer hassen jede Mittelmäßigkeit. Daß er hoch spielt, kann nicht auffallen; in den Clubs von White, Boodle, Brookes und Graham, von denen der edle Lord Mitglied ist, wird in der Regel hoch gespielt. Daß er spielt, um zu gewinnen, läßt sich nicht annehmen; kein Gewinn kann ihm gewähren, was er ohne denselben bei seinen reichen Einkünften sich versagen müßte. Daß er glücklich spielte, selten verlor, oft große Summen gewann, konnte keinen Verdacht gegen die Ehrlichkeit seines Spiels erregen; es war die leicht erklärliche Folge seiner vom Glück begünstigten Geschicklichkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Notre-Dame de Paris. Der Erzbischof. Der Obelisk.

Als ein neues, von der Kunst reichlich ausgestattetes Monument ist die neulich eröffnete Kirche Notre-Dame de Lorette zu erwähnen. Sie steht in der Vorstadt Montmartre, am Ende einer schnurgeraden, neu eröffneten Straße, welche zum Boulevard führt, so daß man vom Boulevard aus die Hauptfaçade der Kirche erblickt. Auf diese perspektivische Ansicht ist die Façade auch berechnet, weßhalb sie nicht breiter ist, als die Straße, das heißt ziemlich schmal, wie denn überhaupt die Kirche nur zu den kleinern gerechnet werden kann. Sie hat wieder das Ansehen eines alten Tempels, mit Colonnade und statuarischem Giebelfelde. Mehrere Stufen führen zu der von Säulen gestützten Vorhalle hinauf. Auf den Seiten hat man diesmal wegen Mangel an Raum keine Säulen anbringen können. Ein erbärmliches hölzernes Thürmchen wird von dem Giebelfelde, wenn man die Kirche von vorne ansieht, ganz versteckt. Die hiesigen Baumeister fürchten so sehr, man möchte ihre Kirchen für keine griechischen Tempel ansehen, daß sie lieber den Glockenthurm ganz weglassen, oder wenn doch einer angebracht werden soll, ihn so klein machen, daß man ihn kaum bemerkt. An der großen Magdalenenkirche, die nun vollends dem Theseustempel ähnlich sieht, wird auch nicht der geringste Thurm angebracht werden; es heißt, die Glocken sollen hinter dem großen Giebel unter dem Dache versteckt werden. Aber das Merkwürdigste an der kleinen Lorettokirche ist die innere Verzierung, an der wahrlich nichts gespart worden ist; im Gegentheil ist Malerei und Vergoldung hier verschwendet. Die Wände sind mit Freskogemälden bedeckt und die platte Bedeckung der Kirche ist reich vergoldet. Die Urtheile über so reichliche Verzierung sind getheilt. Einige billigen, daß man einmal allen Luxus zu Hülfe rufe, um ein Gotteshaus zu verzieren. Daß die Kirche überladen sey, wollen sie nicht zugeben; während eine große Kirche in einem edeln und einfachen Style gebaut und verziert seyn müsse, sagen sie, könne man sich sorgfältiges und kleinliches Ausschmücken bei einem kleinen Gotteshause erlauben, gerade wie man die Kapellen stets mehr mit Schmuck belade, als die Kirche selbst. Strengere Kunstrichter wollen aber diese Ueberladung keineswegs loben, sondern verweisen sie in die Theater, Concertsäle und Salons, und meinen, man habe sich geirrt und einen Ballsaal statt einer Kirche auszuschmücken geglaubt. Indessen nimmt sich doch alle diese Malerei und Vergoldung gut aus, wenigstens so lange sie neu ist. In der Folge aber, wenn die Zeit Beides etwas geschwärzt haben wird, möchte die an der Ausstattung verschwendete Kunst wohl nicht leicht mehr zu erkennen und zu würdigen seyn. Die Kirche verdient aber wirklich niedlich genannt zu werden, und gehört nunmehr zu den Sehenswürdigkeiten von Paris. In einiger Entfernung von dieser bleibt nun noch eine schon seit vielen Jahren begonnene Kirche, St. Vincent de Paula, zu vollenden, die größer angelegt ist, und wahrscheinlich auch mit großer Kunst ausgeschmückt werden wird. Ich muß jedoch bemerken, daß der Prunk der kleinen Lorettokirche zum Theil nur scheinbar ist. Die Kirche prangt mit Säulen, welche wie weißer Marmor glänzen, es ist aber nur Stukkatur; der Predigtstuhl sieht aus, als wenn er von tüchtigem Eichenholze verfertigt wäre, er hat aber nur den Anstrich davon; eben so soll es sich mit andern Zierrathen verhalten, die wie Skulptur aussehen, aber nur Carton-pierre seyn sollen, woraus jetzt in vielen Kirchen, besonders in den Provinzen, Verzierungen, ja sogar Bildsäulen, Predigtstühle und Kronleuchter verfertigt werden. Was liegt a[…] daran, ob die Verzierungen in Stein gehauen […] geschnitten, oder bloß aus einer weichen Materie gegossen und hernach gehärtet worden, wenn sie [...]haft sind? Die äußere Wirkung ist dieselbe; [...] weiß, bewundert die Sachen als Meisterstücke de[...] oder Schnitzers, und die Geistlichkeit erspart ein[...] an Kosten. — Bei Veranlassung der Einweihun[g ...] Kirche hat der Erzbischof von Paris ein sonderb[...]ment erlassen, worin man das beständige u[...] Streben dieses Mannes, der öffentlichen Meinu[ng ent...]zuwirken, wieder erkennt. Er kündigt nämlich [...] Kirche solle besonders dem Cultus der unbefleckte[n Empfäng-]niß Mariä gewidmet werden. Dieser Cultu[s ist ...] vom römischen Stuhle nicht vorgeschrieben, abe[r auch nicht] verboten, sondern im Gegentheil mehrmals em[pfoh-]len, weßhalb die Gläubigen wohl thun würd[en, Theil] daran zu nehmen. Nun hätte der Erzbischof [aus der] Menge von Gegenständen der Verehrung sicher [...] mäßigere und dem Zeitgeiste angemessenere au[s-]wählen können, als gerade diesen, den ehemals [...]kaner mit wahrhaft furchtbarem Eifer vertheidigt[en, und der] von Seiten des andern Clerus eben so eifri[g bestritten] wurde. — Die Regierung fürchtet den Erzbisch[of und ver-]meidet, ihm zu mißfallen. So hatte er si[ch in seinem] Mandement von 1835, wie ich damals erwähnt[e, ...] wider die Errichtung der großen Statue der Fa[ma auf der] Zinne des Pantheons ausgesprochen, auf welch[er unter der] vorigen Regierung, als das Pantheon die Ge[...] war, ein großes Kreuz stand. Obschon nun die[...] seitdem es in ein weltliches Gebäude verwandelt [...] Erzbischof nichts mehr angeht, so scheint doch di[e Regierung] sich das herbe Mandement zu Gemüthe geführt [zu haben;] denn einige Zeit hernach wurde die Fama mit [ihrer Trom-]pete wieder herabgenommen. Allerdings sollte [es nur] ein Versuch seyn, um zu sehen, wie sich eine [Statue auf] der erhabenen Kuppel ausnehmen würde; die Bi[ldsäule wurde] auch von Künstlern nicht mißbilligt, allein seit[dem die] Quelen sie in seinem Mandement verdammt h[at, wird sie] wahrscheinlich nicht mehr auf dem Pantheon er[scheinen. Da-]für lobt aber auch der Erzbischof die Regieru[ng in seinem] letzten Mandement, daß sie die neue Lorettoki[rche mit so] vieler Pracht und Kunst geschmückt habe. An [...] Denkmälern der Baukunst spart die jetzige Regi[erung aller-]dings weder Kosten, noch Zeit, um sie reichlich [...] und dennoch hat sie 1,500,000 Franken erübri[gt, um den] Obelisken aufzurichten, obschon derselbe auf dem [...] Platz sehr mager aussieht. Für eine so ungeh[eure Summe] hätte sie ja ein ganz neues Gebäude oder irge[nd eine nütz-]liche Anstalt errichten können; aber die Regie[rung kennt] den Sinn der Pariser: sie wollen von Zeit zu [Zeit etwas] ganz Neues haben, und ein Obelisk war noch [nicht] erschienen. Die Errichtung eines solchen hat de[r ...] Aufmerksamkeit beinahe ein Jahr lang Nahru[ng ...] Alle Pariser, von den Höchsten bis zu den Nie[drigsten, sind] zu dem Concordeplatz gewallfahrtet, auf welchen [er gestellt] werden sollte, haben ihre Meinung darüber b[...] privatim abgegeben, die Vorkehrungen mit an[...] beurtheilt, und sich mit eigenen Augen versich[ert, daß er] ohne Beschädigung aufgerichtet worden, und han[...] gemeint, ein Obelisk sey zwar etwas sehr Theu[res, allein es] sey doch gut, einen dastehen zu haben.

Beilage: Literaturblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Heim.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 26. Montag, 13. März 1837.

Schriften über Heilkunde.

1) Leben des königl. preußischen Geh. Rathes und Doctors der Arzneiwissenschaft Ernst Ludwig Heim. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von G. W. Keßler, königl. preuß. wirkl. Geh. Oberfinanzrath. 2 Theile. Leipzig, 1835. 8.

Es könnte wohl scheinen, daß der Geduld des Lesers eine zu schwere Probe auferlegt werde, wenn er durch zwei Bände (32 Druckbogen) hindurch der Schilderung des Lebens eines — wenn gleich ausgezeichneten — Arztes folgen soll, der sich gänzlich auf seine Berufsthätigkeit beschränkte, aber in dieser auch mit ganzer Seele lebte und webte. Mich selbst wollte es so bedünken, als mir das Werk, welches G. W. Keßler dem Andenken seines Schwiegervaters Heim gewidmet hat, zu Gesicht kam; jedoch ließ ich mich dadurch nicht abschrecken und kann, nachdem ich dasselbe mit stets sich steigerndem Interesse durchgelesen und wiedergelesen habe, solchen, die es noch nicht kennen, die Versicherung geben, daß sie darin einen seltenen Schatz von geistigen und gemüthlichen Genüssen finden werden, daß ihnen der Mann, dem dies würdige Denkmal gesezt wurde, bald eine wärmere Theilnahme einflößen wird, als der großartigste Held des modernsten Romanes, und daß ihnen deßhalb selbst unbedeutendere, denselben betreffende Einzelheiten beachtungswerth erscheinen werden, wie denn überhaupt die Biographie eines die Mittelmäßigkeit überragenden Mannes eben durch das Eingehen in Details an Reiz nur gewinnen kann.

„E. L. Heim, der Sohn eines armen Landpredigers, auf einem kleinen Dörfchen geboren, bedurfte reicher Naturanlagen und großer beharrlicher Anstrengung aller innern Kräfte, um die Hindernisse auf seiner Bahn zu überwinden, um sich zum Feldmarschall unter den Doctoren, wie ihn im heitern Toast der alte Blücher als College leben läßt, emporzuschwingen."

Alle die vielen Beziehungen, nach welchen Heims Leben die Beachtung seiner Zeitgenossen verdient, hier auseinander setzen zu wollen, würde zu weit führen. Ich beschränke mich deßhalb darauf, nur einige zu berühren.

Heims Leben umfaßt einen Zeitraum von mehr als 88 Jahren (1747 — 1834), und bietet ein überraschendes Bild von Verschiedenheit der Sitten von Zeit und Ort dar. Welch ein Abstand zwischen dem armseligen Knabenalter in seinem Geburtsörtchen Solz, wo er Holzsägen, Dreschen, Schweinefüttern und dergleichen mehr thun mußte, und der glänzenden Periode seines Mannes-

und Greisenalters, in der er der gefeiertste Arzt Berlins war! An Heim bewährte sich die alte Erfahrung, daß eine harte Jugend die Spannkraft eines aufkeimenden Talentes oft weit eher erhöht als lähmt. Was wir von dem alten Pfarrer Heim und seiner Kinderzucht in Erfahrung bringen, ist in der That ein für die Sittengeschichte des vorigen Jahrhunderts höchst merkwürdiges Genrebild. Wie streng die Zucht im Heim'schen Hause war, geht aus folgenden Vorfällen hervor: Wenn der Vater etwas verlegt hatte und nicht sogleich wieder auffinden konnte, so wurde vorausgesetzt, die Söhne hatten den vermißten Gegenstand in Händen gehabt und verschleppt! Daher wurde mit dem Aeltesten begonnen und so abwärts bis zum Jüngsten ein Jeder ohne Erbarmen geschlagen, um den Schuldigen zum Geständniß zu bringen. So hatte eines Tages wegen der vermißten Brille der strenge Zuchtmeister die sämmtlichen Knaben schon hart gestraft und, da dieses Mittel nicht zum Zwecke führte, den Aelteren zum zweiten Male ergriffen, als die weiche, von den Leiden der Kinder tiefbewegte Mutter sich ehrerbietig dem Eheherrn mit den Worten naht: Herr Magister, sollte nicht Ihre Brille durch die Tasche etwa in das Futter hinabgerutscht seyn? Schüchtern berührt die liebende Mutter die Beinkleider des Vaters, wo sie ihre Vermuthung bestätigt findet und so der grausamen Scene ein Ende macht.

Merkwürdig sind die Notizen über die sehr frühe sich äußernde Neigung Ernst Heims zur Natur- und Heilkunde. Der schnell erfolgte Tod der Mutter befestigte in dem sechzehnjährigen Sohne vollends den Entschluß, Arzt zu werden. Auf dem Gymnasium zu Meiningen wurde nun seine sehr lückenhafte Vorbildung für die Universität vervollständigt, und schon in dieser Zeit rettete er einen seiner Brüder eben so kühn als glücklich von einer Lähmung, die ohne sein energisches Eingreifen lebenslänglich geworden wäre. Wir eilen über die Universitätsjahre, die der Armuth des Vaters wegen mit vielen Mühseligkeiten verknüpft waren, so wie über die Reise, die er durch die Unterstützung eines wohlhabenden Freundes zu seiner weitern Ausbildung zu unternehmen in Stand gesezt wurde und auf der er einen ziemlichen Theil von Deutschland, den Niederlanden, England und Frankreich besuchte, hinweg, obgleich deren genauere Schilderung unter die lesenswerthesten Partien des Buches gehört, und suchen Heim sogleich in seiner praktischen Laufbahn auf, welche den langen Zeitraum von mehr als 30 Jahren umfaßt. Anfangs prakticirte er in Spandau und erwarb sich bald allgemeines Zutrauen. Keine Gelegenheit, sich zu unterrichten, versäumend, mehrte er schnell den reichen Schatz seiner Kenntnisse. Ehe er nach Spandau kam, waren daselbst nie Leichenöffnungen vorgenommen worden; wenn er eine solche

begehrte, wurde er in der ersten Zeit immer
allein unermüdlich war er, den Leuten den
Sectionen klar zu machen, und bald hatte
gebracht, daß nur selten mehr ein Fall vorka
eine Leichenöffnung abgeschlagen wurde. Dies
rigkeit verdankte Heim einen großen Theil sei
melten Erfahrungen und Kenntnisse. Stets
bemüht, diese durch mündliche Unterhaltung m
zu erweitern. Nicht minder gestand er, von
bern, Schäfern, Hirten, Scharfrichtern, Ku
alten Frauen, insonderheit von Krankenw
manches Nützliche und Gute gelernt zu ha
siebenjährigem Aufenthalte in Spandau siedelt
nahe Königstadt über, um einem Wirkungskr
übermäßige Anstrengungen er nicht lange au
können glaubte, sich zu entziehen; und we
auch nicht erreichte, so stand doch nun die Be
einem glücklichern Verhältniß zu der aufgewand
Was Heim in dieser Periode seiner vollste
kraft leistete, grenzt ans Unglaubliche; und
auch in Zeiten, wo seine geistigen und körperli
aufs Aeußerste in Anspruch genommen wurde
terkeit seines Geistes ungetrübt, die ihn n
Religiosität als ein schützender Genius durchs
leitete. Sein Leben in Berlin, wie es uns
stellt ist, gibt ein umfassendes Bild der Blume
und Dornenstücke des ärztlichen Lebens; und
Beziehung ist das Buch nicht allein angehe
tikern zum eifrigen Studium zu empfehlen, u
da ihnen aus demselben ein herrliches Muste
leuchtet, das zu erreichen zwar Wenigen geli
dem nachzueifern aber Jeder sich angelegen
sollte; sondern es wird auch Nichtärzten ein
Einsicht in die mannichfaltigsten Lebensverhä
währen.

In welchem Grade der Arzt oft die höchst
des Lebens entbehren muß, davon enthält
manche rührende Beispiele. So ließ Heim,
eines anzuführen, häufig seine Frau und sei
mit sich in der Stadt herumfahren, wenn er
suchte, um doch des Umgangs mit ihnen nic
entbehren. Auch seinem Lieblingsstudium, de
mußte er fast ganz Valet sagen, und nur in
Unwohlseyns konnte er seine stets rege Neigu
selbe einigermaßen befriedigen. War er aber
mußte er des Tages wohl 60, 70, ja 80 und
kenbesuche machen; und außerdem belief si
manchem Jahre die Zahl der zu Hause erthe
sultationen an 3000 und 4000. Und doch ve
nach solcher Tagesmühe nicht, Abends sein
vorzunehmen und über sich selbst zu Gericht
Wie streng prüft er sich, besonders bei Todes

er nicht dies und jenes hätte besser machen können und sollen; wie besorgt zeigt er sich für Schwererkrankte; wie demüthig gegen Gott, wie unabhängig gegen Große und wie wohlthätig und hülfreich gegen Arme! Der reiche Lohn, den er von Wohlhabenden erhielt, war ihm stets eine Aufmunterung, auch Armen zu dienen. Im Jahr 1802, als die Armen noch freie Arznei aus der Schloß-Apotheke erhielten, beschwerten sich die Aufseher dieser Apotheke, daß Heim mehr freie Armenrecepte verschreibe, als alle übrigen Aerzte Berlins zusammengenommen. Hierauf zeichnete Heim im August jenes Jahres täglich die Kranken auf; die Rechnung des einzigen Monats ergab 975. Nun wurde er nicht weiter angefochten. Die vielen Auszeichnungen, die ihm von den höchsten Personen zu Theil wurden, entfremdeten ihn nie dem Volke; so sehr er auch jene zu würdigen wußte, so rührend blieben ihm stets die Beweise der Dankbarkeit und Zuneigung der Geringsten im Volke, und gern erinnerte er sich einzelner Fälle dieser Art. Schon aus einem einzigen Vorfalle läßt sich ersehen, wie sehr er der Mann des Volkes war: bei der glänzenden Illumination zu Ehren des Königs in Berlin nach dem Frieden von 1814 konnte Heim es sich nicht versagen, an dem allgemeinen Jubel Theil zu nehmen, setzte sich zu Pferde und meinte sich so am besten umschauen zu können. Bald aber kam er in einer engen Passage sehr ins Gedränge, und so ließen sich mehrere barsche Stimmen vernehmen, hier könne nicht geritten werden. Gleich aber erkennen ihn Einige und rufen: Es ist der Doctor Heim, dem soll Keiner etwas anhaben, der kann reiten wo er will. Es lebe der Doctor Heim hoch! Und aus allen Kehlen hallt das Hoch wider.

Die glänzendste Anerkennung seiner Verdienste wurde Heim bei seinem Doctorjubiläum zu Theil, wir bedauern, hier nicht näher auf dasselbe eingehen zu können. Namentlich erwies sich dabei die unbegrenzte Zuneigung seiner Collegen zu ihm; für ihn galt das Sprichwort: „Medicus medicum odit" nicht. Bei Stiftung der Hufeland'schen medicinischen Gesellschaft wurde er einmüthig zum Censor gewählt, „weil er Jedem sagen könne, was er wolle, ohne daß sich derselbe dadurch beleidigt fühle." Den Sarg, der seine irdische Hülle aufnahm, begleiteten viele Tausende von Berlins Einwohnern zum Grabe. Die Mitglieder eines medicinischen Vereins, der nun den Namen Heimia führt, trugen den Sarg, um ein öffentliches Zeugniß abzulegen, wie sehr sie ihren alten Meister geachtet und geliebt haben, wie sehr sie ihn für den größten der praktischen Aerzte anerkennen. Darauf gaben sie sich das Wort, solchen letzten Liebesdienst, wie aus innerem Trieb der Herzen sie ihn Heim eben gewidmet hätten, keinem Andern jemals zu erweisen.

Eine unermeßliche Fülle von werthvollen Beobachtungen ist, unbenützbar für Andere, mit ihm zu Grabe gegangen, und mit Schmerzgefühl erinnert man sich bei ihm an die traurige Wahrheit, daß diejenigen Aerzte, welche am ersten Beruf zum Schreiben hätten, am wenigsten Zeit dazu finden. Doch vielen Nutzen stiftete er dadurch, daß er immer einen Kreis von jungen Aerzten zu seiner Unterstützung um sich versammelt hatte, denen er ein erhebendes Vorbild war. Die von einem seiner Schüler verfaßten „Morgenstunden beim Geh. Rath Dr. Heim" geben über diesen Verkehr näheren Aufschluß. Mit nicht geringerem Rechte sind vom Herausgeber die Urtheile dreier großen Aerzte, Reil, Hufeland und Horn, über Heim aufgenommen worden. So z. B. äußert sich Horn: „Sein bestes ärztliches Wissen war seine Diagnostik, das schnelle Finden der Hauptsache, mit verhältnißmäßig geringen Mitteln. Ein scharfes Fixiren des neuen Kranken, ein sorgsames, bedachtsames, stilles Würdigen der der Beobachtung sich darbietenden Persönlichkeit desselben; ein paar den Ausschlag gebende Fragen daneben, und er wußte, was überhaupt hier zu wissen und zu wissen nöthig war."

2) Dr. Ernst Ludwig Heims vermischte und medicinische Schriften. Im Auftrage des Verfassers nach hinterlassenen Papieren gesammelt und herausgegeben von Dr. A. Pätsch, ausübendem Arzte zu Berlin. Leipzig, 1836.

Füllt dieser literarische Nachlaß Heims nur einen engen Raum, so wiegt er doch manches bändereiche Werk durch seine Gediegenheit auf. Um Aerzte über den Werth dieser Sammlung zu unterrichten, brauchen wir nur an seine Untersuchungen über die Diagnostik der falschen Pocken, über die Verschiedenheit des Scharlachs, der Rötheln und der Masern und besonders über die Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter zu erinnern, die jedem Fachgenossen als ausgezeichnet bekannt sind. Ueber den letztgenannten Gegenstand finden wir hier eine früher nicht veröffentlichte Abhandlung, die am besten den außerordentlichen Umfang seiner Erfahrenheit beweist; von diesem so seltenen Leiden hat er nicht weniger als 33 Fälle erlebt und beobachtet. Sollte es überhaupt noch einer Empfehlung von Heims hinterlassenen Schriften bedürfen, so möchte sich dafür die Versicherung des Herausgebers eignen: „Es gehörte zu ihres Verfassers medicinischem Glaubensbekenntniß, daß Verstöße gegen die strengste Wahrheit in wissenschaftlichen Dingen keinem so übel anständen als dem Arzte; und er sagte von sich, daß er in seinem ganzen ärztlichen Leben sich weder schriftlich noch mündlich irgend eine, auch nicht die kleinste, medicinische Uebertreibung oder Ausschmückung wissentlich

habe zu Schulden kommen lassen." Wie wenige medicinische Schriftsteller möchten dies mit gutem Gewissen von sich behaupten können!

Mit Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß Heim außer diesem literarischen Nachlaß auch in seinem Tagebuche viele auf die Heilkunde bezügliche Bemerkungen niedergelegt hat, deren Ausbreitung wünschenswerth wäre.

Lyrische Dichtkunst.

48) Christuslieder. Passions- und Ostergesänge von Georg Rapp, Pfarrer in Oberurbach. Stuttgart, Steinkopf, 1836. 8. S. 94.

Auch diese Gedichte sind wie echtchristlich, so auch von poetischem Werthe. Der Verfasser ist des Wohlklangs Meister, wie man es selten findet. Man lese z. B. folgende sehr schöne Umschreibung des stabat mater:

Maria.

Daß ein Seherwort dir zeigte,
Fühlest du das Schwert im Herzen,
An des Sohnes Kreuz geneigte,
Reine Mutter aller Schmerzen?
Blut an Blut entquillt dem Armen,
Strömt in dich Sein tiefes Leiden;
Spötter höhnen ohn' Erbarmen,
Tausendfach dich zu zerschneiden.

Hast du dazu Ihn empfangen?
Zu dem süßen Schall nach oben,
Da die Engellieder klangen,
Dazu lächelnd Ihn erhoben?
Meinte das dein Mutterbangen,
Da du liebend mit ihm gingest;
Von der Bösen Neid umfangen,
Leise zagend an ihm hingest?

Mit gepreßtem Odem harrend,
Mit den unverwandten Zügen
Hin auf den Geliebten starrend,
Sollst du tief im Staube liegen.
Deine treuen Arme schweben,
Können beid' Ihn nicht umfassen,
Nur sein starres Kreuz umweben.
Muß Er ohne Trost erblassen?

Geben, noch im Todesschauer,
Ist Ihm seliger als Nehmen.
Mild in deine tiefste Trauer
Läßt Er Seine Liebe strömen rc.

Die Leiden Christi, die Worte, welche Christus damals gesprochen und die vorzüglichsten Scenen vor, während und nach der Passion sind der Gegen Dichtungen. Eins der schönsten ist:

Die Gefangennehmung.

Hell leuchten die Lampen im Blüthensch
Des Mordes Speere funkeln darein,
Und machten die heilige Osternacht
Zur Zeugin gegen des Abgrunds Macht.

Wer tritt so fromm aus dem Gartentho
Als trät' er aus heiligem Tempelchor?
Wer schleicht heran von der Schattenri
Der Schlange gleich mit dem Mund vol

Den heiligsten Mund befleckt sein Kuß,
Der Himmlische lächelt dem Höllengruß,
Die Ihn verrathen zum Tode glaubt,
Und hat sich selber den Sieg geraubt rc

Das kräftigste Lied ist folgendes:

Kaufe ein Schwert.

Ich zage wehrlos und in Schmach;
Der Feind ist neu bereit,
Der mir schon oft die Seele brach
Im ungleich schweren Streit.
Zerschlagen liegen um mich her
Des Treues Schwert, des Stolzes

Herr, ob dies Herz in Klagen brich
Nach Deinem Friedensport,
Nach Deinem theuren Angesicht,
Das treu mich nehme fort,
Du hältst des Heldenrufs mich wert
„Ermanne dich und nimm mein Sc

Du legst in meine schwache Hand
Den starken Glaubensstahl;
Er lodert wie der Sonne Brand,
Er zündet wie ihr Strahl,
Und gießt in Mark und Seele mir
Die freudenvolle Kampfbegier.

49) Herzenserhebungen in religiösen Gesä
G. J. Hundeiker. Magdeburg, Bühler,

50) Blüthen aus den Weihestunden meines
G. W. Freudetheil. Hannover, Halwi

Beide Sammlungen sind Erzeugnisse de Gemüthes, beziehen sich auf die Gegenstän lichen Andacht, auf die ewige Bestimmung d und knüpfen auch an wichtige Lebensmome und Trauerfälle in der Familie rc. die relig tung an. Die erstere Sammlung hält sich Form des Kirchenliedes, die zweite strebt m rem Schwunge der Goethe-Schillerschen Wei

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 62.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 14. März 1837.

Carnaval, dont chacun pâtit,
Dis nous qui t'a fait si petit.
Béranger.

Der Fastnachtdienstag und Aschermittwoch in Paris.

In meinem vorigen Briefe habe ich bereits den hiesigen Carneval, wie er sich am Fastnachtdienstag auf den Straßen zeigt, im Allgemeinen charakterisirt. Ehe wir zu der Hauptsache, zu den Freuden der Nacht, übergehen, ist noch Einiges nachzutragen.

Wie schon erwähnt, war unter den zahlreichen Masken wenig Originelles zu bemerken. Am meisten Aufsehen machte, neben dem als Bediente hinten auf einem Wagen stehenden Obelisken von Luxor, die Verspottung der Grippe. In einem hübschen, zurückgeschlagenen Landau lagen auf einer Matratze vier junge Leute ausgestreckt, welche, die Hälse mit vielen Tüchern umwickelt, gewaltig stöhnten und dabei fortwährend Tisane de Champagne aus Theetassen tranken. Ueber dem Wagen wehte eine Fahne mit der Inschrift: Mort à la grippe! Wie die Journale berichten, so hat die Grippe sich an diesen kühnen Wagehälsen gerächt und sie sämmtlich bei der Kehle gepackt; sie haben sich zu Bett legen und Tisane trinken müssen, die nicht von Ai kam; ich habe nicht erfahren können, ob die Grippe die Nachahmung und die Rache so weit getrieben, daß sie auch auf die Vorhänge der Krankenbetten: Mort aux railleurs! geschrieben. Im Vorbeigehen und zur Warnung sey es hier übrigens gesagt, daß gerade diejenigen, welche die Grippe mit Karrikaturen und Spottreden verfolgt haben, am ärgsten davon heimgesucht worden sind. So ist z. B. der Vicomte Charles Delaunay, welcher die Krankheit in einem seiner wöchentlichen Donnerstagsfeuilletons der „Presse" als eine „Landplage dritter Ordnung" bezeichnet, auf seine eigene Kosten inne geworden, daß die Grippe ganz füglich im Stande sey, mit den Landplagen erster und edelster Qualität zu wetteifern; denn, wie man mir versichert, ist Madame Sophie Gay, die Gemahlin Herrn Emile de Girardin's, welche unter dem Pseudonamen des Vicomte Delaunay jeden Donnerstag ein Feuilleton in dem Journal ihres Mannes schreibt, sehr gefährlich krank gewesen. — Ferner lachte man noch über einen Karren, der sich durch die übertriebene Häßlichkeit und barocke Zusammenstellung seiner Masken auszeichnete; unter andern befand sich dabei eine normännische Amme von wahrhaft kolossalem Leibesumfang und der Dey von Algier mit einem Hut von würfelförmiger Gestalt, dessen Seiten mit Augen bemalt waren. Franconi und Lord Seymour hatten dies Jahr keine Reiterzüge veranstaltet; die Cavalcade des Jokeyclubs that sich weder durch Glanz der Kostüme noch durch Schönheit der Pferde besonders hervor. Auch der Boeuf gras war heuer keineswegs durch seine außerordentliche Größe ausgezeichnet; schon am zweiten Tag ist er

auf seinem 72stündigen Triumphzuge durch die Straßen der Hauptstadt in der Rue Bergère vor Mattigkeit zusammengesunken, bei welcher Gelegenheit ihm das ganze Gefolge von wilden Männern, römischen Liktoren, griechischen Opferpriestern und andern fantastischen Begleitern die rührendste Sorgfalt und Pflege bewiesen haben soll. Als er am Dienstag Nachmittag etwa gegen drei Uhr über die Boulevards kam, war er sichtlich angegriffen und schwankte sehr melancholisch dem Abattoir von Montmartre entgegen. Der kleine Amor in dem nachfolgenden Triumphwagen machte übrigens eine eben so wehmüthige Miene als der Triumphator; er schien sehr zu frieren, und der alte, beflügelte Wagenlenker, welcher die Zeit vorstellte, hatte seine Sichel bei Seite gelegt und war eben im Begriff, sich eine Pfeife anzubrennen und die Nase daran zu erwärmen.

Rechtes Leben, tolle Laune war nirgends zu bemerken. Nichts desto weniger blieb die Menge bis gegen fünf Uhr auf den Boulevards und wogte in furchtbarer Unordnung zwischen Wagen und Pferden hin und her. Schlägereien und Balgereien sind nicht vorgefallen, und obschon man in diesem schrecklichen Gedränge keinen Augenblick seines Lebens sicher ist, habe ich doch von keinem einzigen Unglücksfalle sprechen hören; man muß die Pariser bewundern, mit welch unglaublicher Sicherheit und Gewandtheit sie sich durch die Masse von Pferden und Wagen hindurchzuwinden wissen. Sobald es dunkel geworden, verloren sich die Leute von den Boulevards nach allen Richtungen der Stadt; in den angrenzenden Straßen begegnete man muthwilligen Haufen von Straßenbuben, welche die Masken mit schallendem Hohngelächter und ohrzerreißendem Gekreisch verfolgten.

Mit dieser vier- oder fünfstündigen Nachmittagspromenade ist nun aber der Pariser Fasching keineswegs zufrieden; das ganze Treiben und Wogen auf den Boulevards ist eine bloße Vorfeier der Fastnacht; um acht Uhr geht das Getümmel in den Straßen erst recht an, und von Stunde zu Stunde mehren sich die Masken, welche, mit Pechfackeln bewaffnet, vor die Barrièren hinausfahren oder sich nach den verschiedenen Tanzplätzen der Hauptstadt begeben.

Das wichtigste Ereigniß des Faschings von 1837 ist ohne Widerrede der große Musard'sche Maskenball, welcher in der Nacht vom Fastnachtdienst auf den Aschermittwoch in der großen Oper Statt gefunden. Von sieben Uhr Abends bis nach Mitternacht waren die Zugänge des Theaters von mehreren Tausenden völlig belagert; ein Fünffrankenball in der großen Oper, und noch dazu ein Musard'scher Ball, war mehr als hinreichend, einen solchen Zudrang zu veranlassen. Dazu kam noch der besondere Umstand, daß Niemand recht gewiß wußte, ob der den Tag über in allen Theilen von Paris angekündigte Ball Musard zu Stande kommen werde. Das ... des Débats hatte angezeigt, die Direktion der Oper wisse nichts von einem Musard'schen Ball, ... ihrem Lokale veranstaltet werden solle, und es du... ten sich in dieser Rücksicht die widersprechendsten ... welche ganz natürlich nur eine desto größere Me... beilockten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der junge Arzt.

(Beschluß.)

Das Gemach, in welchem der Arzt sich jezt ... war eng und kalt, zwei Stühle und ein Tisch von ... Holze das einzige Geräthe. In dem mit keinem ... versehenen Kamine brannte eine Handvoll Feu... nicht sowohl zum Wärmen, als zum Flüssigmac... Feuchtigkeit diente; in langen, kanalähnlichen ... rieselte das Wasser an den Wänden nieder. Das ... Fenster, halb zerbrochen, halb verklebt, ließ in einen ... Hof blicken, der fast ganz unter Wasser stand. W... noch vor dem Hause das geringste Geräusch. Mit ... schneller klopfenden Pulsen sezte der Arzt sich neb... Kamin, hier den Erfolg seines ersten ärztlichen ... zu erwarten. Er hatte nur kurze Zeit gesessen, ... etwas rumpeln hörte. Es klang, als nähere sich ein ... werk. Jezt stand es still, die Hausthür wurde ge... mehrere Stimmen sprachen leise durch einander, Fu... schlürften längs der Flur und klapperten die Treppe h... es war, als ob zwei oder drei Männer etwas Sch... in's obere Stockwerk trügen. Bald nachher verrie... Knarren der Treppe, daß die Angekommenen wahr... lich ihr Werk verrichtet und das Haus verließen. ... Thür wurde wieder geschlossen, und es war wieder ... wie vorher.

Nach Verlauf weiterer fünf oder sechs Minuten ... der Arzt im Begriff, das Zimmer zu verlassen und Je... im Hause aufzusuchen, dem er die Ursache seiner An... heit mittheilen könne, als die Zimmerthür aufgin... sein Besuch von gestern Abend eintrat, genau in der ... Kleidung und, wie gestern, im schwarzen, tief ... Gesicht fallenden Schleier. Ein Wink mit der Han... derte ihn auf, zu folgen. Das Schweigen und die ... wöhnliche Höhe der Gestalt erregten in ihm den momen... Gedanken, daß die Eingetretene ein verkleideter ... sey; aber das heftige Schluchzen, das unter dem Sc... hervorbrach, und die krampfhaften Zuckungen des Sch... zes, welche die ganze Gestalt erschütterten, bewiese... fort das Thörichte der Vermuthung, und ohne W... folgte er.

Die Fremde führte ihn die Treppe hinauf nach dem Vorderzimmer, blieb an der Thüre stehen und winkte ihm einzutreten. In dem Zimmer stand eine alte Lade, ein paar Stühle und eine Bettstelle ohne Vorhänge mit einer gewirkten Decke. Durch den von außen bemerkten Vorhang war das Licht so gedämpft, daß der Hauptgegenstand, der bald die ganze Aufmerksamkeit des jungen Arztes beschäftigen sollte, sich ihm erst zeigte, als die Fremde mit dem Ausdrucke des wildesten Schmerzes an ihm vorüberstürzte und sich neben dem Bette auf die Knie warf. Ausgestreckt, in einen linnenen Umschlag gehüllt und mit wollenen Tüchern bedeckt, lag hier eine menschliche Gestalt, steif und ohne Regung. Kopf und Gesicht, offenbar die eines Mannes, waren unbedeckt, eine Binde ausgenommen, die über den Kopf und unter dem Kinn wegging. Die Augen waren geschlossen, der linke Arm ruhte schwer auf dem Bett, und die herabhängende Hand hielt die Fremde gefaßt. Der Arzt schob sie sanft bei Seite und nahm die Hand aus der ihren in die seinige. „Großer Gott!“ rief er, indem er die ergriffene unwillkührlich fallen ließ, „der Mann ist ja todt!“

Augenblicklich sprang die Frau auf, schlug ihre Hände zusammen und schrie mit den Lauten des Wahnsinns und der Verzweiflung: „Nicht so, sagen Sie das nicht! Ich kann's nicht tragen, bei Gott, ich kann's nicht! Menschen sind in's Leben zurückgebracht worden, die man für todt gehalten, und Menschen sind gestorben, die durch geeignete Mittel hätten wieder belebt werden können! O, lassen Sie ihn nicht hier liegen, nicht hier verscheiden, ohne einen, einen einzigen Versuch, ihn zu retten! In dieser Sekunde vielleicht reißt das Leben sich los! Um Gottes — Gotteswillen, nur einen einzigen Versuch!“ — So rufend, rieb sie mit zitternder Hast erst die Stirne, dann die Brust der entseelten Gestalt und drückte die kalten Hände zwischen den ihrigen. Aber kaum ließ sie die Hände los, so fielen sie schlaff und schwer auf die Bettdecke zurück.

Der Arzt hatte inzwischen seine Hand auf des Mannes Brust gelegt und sagte jezt besänftigend: „Ich fürchte, es ist Alles vergebens. Doch halt!“ fuhr er schnell fort, indem er seine Hand wegzog, „den Vorhang dort auf!“ — „Warum?“ hauchte die Frau und bebte. „Den Vorhang dort auf!“ wiederholte der Arzt gebieterisch. Die Frau stand bewegungslos. Aber so wie der Arzt den Fuß hob, sich dem Fenster zu nähern, stürzte sie vor ihm nieder, umklammerte seine Knie und sagte: „Ich habe das Zimmer absichtlich verdunkelt; o haben Sie Barmherzigkeit mit mir! Und wenn es nutzlos, wenn er wirklich kalt und todt ist, so lassen Sie die Leiche unentblößt.“ — „Dieser Mann ist weder eines natürlichen, noch eines leichten Todes gestorben,“ versezte der Arzt; „ich muß den Körper sehen!“ — Und ehe die Frau es zu hindern vermochte, riß er den Vorhang weg; das volle Tageslicht fiel in's Zimmer und der Arzt trat an's Bett zurück. „Hier ist Gewalt geübt worden!“ sagte er nach einer kurzen Pause, indem er auf den Leichnam wies und einen durchdringenden Blick auf das Gesicht warf, welches jezt zum ersten Mal der schwarze Schleier nicht bedeckt.

In der Aufregung des vorhergegangenen Moments hatte die Frau Hut und Schleier von sich geworfen und stand jezt dem Arzte gegenüber, Auge in Auge. Sie mochte ungefähr fünfzig Jahre alt und ihr Gesicht mußte einst schön gewesen seyn; Kummer und Thränen hatten Furchen darin gezogen, wie die Zeit allein sie nimmer hätte ziehen können. Die Farbe war todtenbleich, die Lippen zuckten krampfhaft und ein unnatürliches Feuer loderte in den Augen: es war deutlich, daß Körper und Geist unter einer ungeheuern Last von Elend erlagen. „Hier ist Gewalt geübt worden!“ wiederholte der Arzt, ohne den forschenden Blick abzuziehen. — „So ist es!“ antwortete die Frau. — „Dieser Mann ist ermordet worden!“ rief der Arzt. — „Ja, bei Gott, den ich zum Zeugen anrufe, das ist er!“ schrie die Frau in durchbrechender Leidenschaft; „mitleidslos, unmenschlich ist er gemordet worden!“ — „Und von wem?“ versezte der Arzt, die Frau beim Arme fassend. — „Schau auf das Wahrzeichen des Schlächters und dann frage mich!“ erwiderte sie mit klangloser Stimme. — Der junge Arzt beugte sich über den Leichnam, der jezt in vollem Lichte lag, und zog die Kopfbinde ab. Der Hals war geschwollen, ein blauer, schwarzgelber Streif umgab ihn. Die Wahrheit blizte in dem Arzte auf, und mit Schauder sich wegwendend, sagte er: „Das ist einer von den heute Morgen Gehenkten!“ — „So ist es!“ sagte die Frau, kalt vor sich hinstarrend. — „Und wer ist er?“ fragte der Arzt. — „Mein — Sohn,“ hauchte die Frau, und sank leblos zu Boden.

*

Die veranlassenden Umstände dieses schmerzlichen Ereignisses sind in wenigen Zeilen gesagt. Früh ihres Gatten beraubt und nur im Besitze eines kleinen Vermögens, hatte die Mutter des Unglücklichen oft gerne die Nothwendigkeiten des Lebens gemißt, um ihn, ihr einziges Kind, den Liebling ihres Herzens, zu einem guten und tüchtigen Menschen zu bilden. Warmes Blut hatte ihn in schlechte Gesellschaft, diese zur Theilnahme an Verbrechen geführt. So starb er von der Hand des Henkers, seine Mutter mehrere Jahre später im Irrenhause.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

Winter. Redouten. Vorlesungen.

Der Winter hat die schon mehrere Jahre beobachtete Methode auch diesmal beibehalten. Nachdem er wiederholt

mit gewaltigen Schneemassen aufgetreten, in deren Gefolg recht interessante Schlittenfahrten zu Stande gekommen waren, verließ er seine festen Positionen und behauptete beinahe den ganzen vorigen Monat und immer noch sein etwas unsauberes Incognito im grauen Regenrocke. An Rutschberge kein Gedanke: die Unternehmer des im vorigen Jahr am Teiche des großen Gartens aufgeführten wollten vermuthlich dem Wankelmuthe der neuesten Winter keine nochmaligen Opfer darbringen. Desto munterer gaukeln die Schlittschuhläufer auf dem gefrornen Teiche herum, den sie häufig nur über die Achsel ansehen, wenn die Eisbrücke des Elbstroms ihren Wünschen mit einer viel umfangreicheren Bahn entgegenkommt. — Die Maskenbälle gedeihen und gedeihen auch nicht, weil sie in der Regel nur als das Caput mortuum einer verschwundenen Zeit, als die traurige Leichengestalt der vormaligen Lust sich darstellen. Oeffentliche Redouten haben keine stattgefunden. Nur durch Privatgesellschaften, die aber, vermöge ihres Umfangs, mit öffentlichen eine auffallende Familienähnlichkeit haben, sind Maskenbälle in hiesigen Hotels veranstaltet worden. An andern Bällen ist kein Mangel zu bemerken, von denen die bei Hofe gegebenen sich schon des Landtags wegen besonderer Auszeichnung erfreuen sollen. — Die in benachbarten Ländern zum Theil recht ungestüm hausende Grippe macht sich auch hier unausstehlich. Zum Glück wirft sie die Menschen in der Regel nur so nieder, daß sie des Wiederaufstehens nicht vergessen. Wie anderwärts, ist auch hier das Theaterpersonal ihren Neckereien am meisten ausgesezt, so daß es nicht selten Kunst seyn mag, ein leibliches Schauspiel leiblich zu besetzen. — Am 19ten vorigen Monats fand für diesen Winter die erste Vorlesung im Lokal des Kunstvereins vor einer sehr zahlreichen Versammlung statt. Zuerst trug der Ceremonienmeister Baron von Friesen (welcher vor Kurzem auch der Commission zu Regeneration der hiesigen Kunstakademie mit beigesezt worden) mehrere mit Geschmack und Anmuth aus Venedig und Dresden geschriebene Briefe vor, die hauptsächlich den Unterschied zwischen Natur und Manier in der Malerei zum Gegenstande hatten. Dabei gedachte er besonders auch der ausgestellt gewesenen trefflichen Gemälde aus der Düsseldorfer Kunstschule mit verdienter Auszeichnung. Dieselben Kunstwerke benuzte hierauf der geniale Hofrath Dr. Carus zu einem sehr interessanten besondern Vortrage. Er entfaltete Ansichten von der Malerei im Allgemeinen sowohl, als von deren hauptsächlichsten Zweigen. Mit unverkennbarer Wärme sprach er seine Freude aus über den tiefen Eindruck, welchen zunächst die beiden Hauptgemälde jener Ausstellung, Bendemanns Jeremias und Lessings Hussitenpredigt, auf Kenner und Nichtkenner gemacht haben, und daß zufolge dieses Eindrucks in der Künstlerregion die Anregung zu einem neuen Aufschwunge sich wahrnehmen lasse. Nachdem er den hohen Gehalt beider Gemälde auf eigenthümliche Weise beleuchtet hatte, wendete er auch seine Aufmerksamkeit den übrigen ausgestellten Kunsterzeugnissen zu, mehrere als besondern Lobes würdig bezeichnend. Zu diesen gehörte namentlich eine Winterlandschaft von Koekkoek. Die ungemeine Empfänglichkeit der Versammlung für die Kunst hatte sich schon früher in einer freudigen Aufwallung dargethan, als zwei vom Prinzen Johann übersendete Zeichnungen von Bendemann und Begas mit der durch Carus ausgesprochenen Bemerkung anlangten, daß sie acht Tage lang im Lokal des Kunstvereins ausgestellt bleiben sollten.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Febr

(Fortsetzung.)

Ob Lord de Roos ein falscher Spieler?

So stand Lord de Roos, beneidet vielleicht,
Makel, bis zu seinem Aufenthalte in Brighton wä
Winterseason 18³⁵/₃₆. Er besuchte dort ein, nur
gliedern der genannten Clubs zugängliches Spi
spielte, gewann und erweckte den ersten Argwoh
gespielt zu haben. Der solchen gefaßt, schwieg zw
Stunde der Wahrnehmung, theilte sie jedoch bald b
seiner Rückkehr nach London drei oder vier Glie
Grahamsclubs mit, und als einige Zeit nachher Lord
sich hier einfand, bestätigten sorgsam wiederholte
tungen die Richtigkeit der ersten Bemerkung. Es f
heraus, daß alle Karten, mit denen der edle Lor
gespielt, jedesmal nach beendigtem Spiele gezeichnet,
Honneurs, welche in die Hand des edeln Lords ge
auf der innern Seite mit einem Nagelstriche markir
welcher natürlich von außen eine Erhöhung ver
woran das scharfe Auge des Spielers, von seinen
lern unbemerkt, im Fortgange des Spiels leicht
konnte, wo die fraglichen Honneurs saßen. Nächst
deckte fernere Beobachtung am edeln Lord die üble G
heit, das zu thun, was die sprachgewandten Franzo
ter la coupe nennen, wofür — ich sage es ohne S
mir der deutsche Ausdruck fehlt, was aber so viel he
ein Vertauschen der Auflegekarte. Mit dem Resul
dem Lord de Roos, wenn er bei Grahams spielte, zu
deren Aufmerksamkeit nicht zufrieden, beobachteten
Geheimniß sich Befindenden sein Verhalten in andern
namentlich im Club der Reisenden, und als sie hier
wahrgenommen, beriethen sie sich über das geeignet
tel, den edeln Lord von seiner Verirrung zurückzu
Alle mehr oder weniger seine Freunde, besorgt fü
öffentliche Ehre und deßhalb der Erregung öffentlicher
dals abgeneigt, vereinigten sie sich zu dem Entschluß
mittelst anonymen Briefs zu warnen. Das geschah z
Aprils 1836. Die Warnung fruchtete; obgleich d
Lord, ohne den Empfang des Briefs zu erwähnen
Spiel bei Grahams fortsezte, zeigte sich doch mehrere
lang keine Spur seiner frühern Manöver, und seine F
fingen schon an, ihn für geheilt zu achten und ihr
merksamkeit zu vermindern, als am Abend des erste
einer derselben, am Whistspieltische mit ihm, wieder
beschriebenen Weise markirte Honneurs bemerkte, un
der Aeußerung: „Nein, das ist zu arg, die Karte
gezeichnet!“ den Aufwärter herbeirief und ihm befah
Karten in Verwahrung zu nehmen. Am folgenden
erklärte Lord de Roos seinen Austritt aus dem Clu
vier Wochen später verließ er England. Der Vorfall
Anfangs außerdem keine andere Folge, als daß er
besprochen wurde. Aber am 25sten September gab ei
siges Zeitungsblatt, der Satiriker, einen Paragraphen,
der Vorfall, unter Nennung der vier Whistspieler, seh
Nachtheil des edeln Lords entstellt erschien. Dieser
sich damals in Baden-Baden. Geschäftige Freunde se
ihm Abdrücke des Satirikers, mit der beigefügten Vermut
daß der betreffende Paragraph in Grahams Club gesch
worden sey. Der edle Lord antwortete in edelm Zorne
er unverzüglich nach England zurückkehren, und sowol
Herausgeber des Satirikers, als den Verfasser des frag
Artikels und jeden Urheber der schmählichen Verläum
gerichtlich belangen werde. (Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 21.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 14. März 1837.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunstwissenschaftlichen Inhalts aus den Gemäldesammlungen von Berlin und Dresden.

Zweiter Brief.

(Aeltere Florentiner und Sieneser.)

Es ist so ziemlich dafür gesorgt, daß man die Psyche als Raupe und als Puppe sehen kann. Byzantinisch-griechische Madonnen und ihre russischen Abgüsse eröffnen den Reigen. Es sind freilich garstige Bilder und ich will Dich heute, wo ich obendrein Herz und Sinne sonst voll habe, nicht damit plagen; aber vorübergehen darf man doch nicht, es sind Samenkörner von gutem Waizen drin, nur auf schlechten Boden gefallen; und das abgerechnet, lernen nicht die Naturforscher sehr viel — Manche meinen das Meiste — von Mißgeburten?

Du weißt aber, wohin es mich immer zieht; in jene vom Glanze zweier Welten erleuchtete Zeit, über die die aufgehende Sonne die belebenden Strahlen sandte, während der Schimmer des Mondes noch auf den Traumbildern heiliger Nächte ruhte; ich meine jene Periode der christlichen Kunst, da sie anfing, die Bedeutung des Lebens und der Natur zu erkennen, aber noch unbewußt von der Erinnerung früherer Anschauungen geleitet wurde. Noch haben wir in Deutschland nirgend einen Punkt gehabt, von dem aus wir einen Blick in diese an Wundern der Kunst reiche Epoche hätten werfen können. Das Berliner Museum ist der erste, und schon um deßwillen betrat ich es mit Andacht. Freilich sprach sich der Genius des vierzehnten Jahrhunderts frei und eigenthümlich nur im großen Epos und Drama aus und bedurfte große Räume für die Fülle seiner Anschauungen, für die Menge seiner Gestalten; doch rührte er zuweilen auch die Saiten der Lyra und auch die kleinsten Schöpfungen sind aus ihm geboren. Nur muß man diese nicht für die einzigen oder größten halten, ein Dutzend Mondsteine in einem Cabinet für den Mond.

Es fehlen nur wenige Namen der Großen aus der Giotto'schen Periode (namentlich Andrea di Cione und Symon von Siena). Von Giotto selbst sind zwei Bildchen da (145. 146.), die in die Doppelfolge von Darstellungen aus dem Leben Christi und des h. Franz gehören, welche die Florentiner Akademie zum Theil weniger bewahrt als vergräbt, und die ehedem die Sakristeithüren in S. Croce schmückten. Das Technische von Giotto's Staffeleibildern, wie es Hr. v. Rumohr so genau bezeichnet, kann man hier genau erkennen, so wie seine kräftige Auffassung des Gegenstandes und Bezeichnung der Affecte, z. B. in der um die Wiedererweckung ihres Kindes flehenden Mutter.

Ein anderes, das mich wegen seiner Innigkeit und Entschiedenheit immer an sich zieht, ist im Seitenzimmer unter Nr. 2 aufgeführt und im Katalog als „dem Giotto in Zeit und Art sehr nahe verwandt" bezeichnet. Es sind halbe (aber dreiviertel lebensgroße) Gestalten; „Maria hält stehend das bekleidete Christuskind, welches die Rechte der Mutter faßt, auf dem linken Arm." Kind und Mutter sehen einander an, ersteres heiter aufmunternd, letztere wehmüthig lächelnd. Das Kind langt nach der Halsbekleidung der Mutter, die in Rosa mit weißen Blumen gekleidet, mit einem schwarzen Mantel umgeben ist; Schriftzeichen, die ich nicht enträthseln kann, verzieren den Busensaum des Kleides; das Colorit ist lichtblühend und warm. Bei einem Meister, dessen Größe in der Erfindung von Geschichten, im Reichthum der Gedanken und Allegorien rc. bestand, und von dem nur wenige beglaubigte Staffeleibilder vorhanden, ist es natürlich schwer, ein einzelnes einfaches Bild ihm zu- oder abzusprechen. Seiner Richtung gehört es an, eine Meisterhand hat es geschaffen; tiefes Gefühl spricht aus allen Zügen und ursprünglicher Geist belebt es. Doch ich finde sogleich Gelegenheit, mich mehr über diesen Gegenstand auszusprechen.

Unter den andern ältern Bildern, zu denen ich mit nie ermüdender Liebe stets zurückkehre, nenne ich Dir

ein kleines Hausaltar von **Taddeo Gaddi**, das unter den historischen Merkwürdigkeiten in der dritten Abtheilung unter Nr. 34, 35, 36 aufgestellt ist, und die Aufschrift trägt: anno domini MCCCXXXIIII mensis sectenbris Tadeus me fecit. Das Mittelbild ist die Mutter mit dem Kinde, auf einem Throne im Geschmack jener Zeit, umgeben von Johannes dem Täufer, der, nach uns gekehrt, zur Verehrung auffordert, einem mehr gleichgültigen Bischof im Franziscanerkleid (St. Franciscus nach dem Katalog, doch fehlen die Male) und den zwölf Aposteln (leztere Brustbilder), welche sämmtlich durch einen schmalen Rahmen vom eigentlichen Mittelbild, auf dem noch — ganz klein — die Donatoren in kniender Stellung angebracht — geschieden sind. Die Mutter hält das bekleidete Kind auf dem linken Arm, dieses mit der einen Hand den kleinen Finger ihrer rechten Hand, während seine andere die mütterliche Wange streichelt. Kind und Mutter sehen sich an, diese wehmüthig, jenes lieblich-froh aufmunternd. Das Bild ist mit großer Liebe und Sorgfalt ausgeführt und lehrt uns seinen Meister kennen.

Was zunächst auffällt, ist die Technik. Der bewundernswürdige Fluß der sehr fein geriebenen Farben, die grünliche Untermalung des Fleisches mit den ins Nasse aufgesezten Lichtern, vielleicht auch das Bindemittel, (in welchem Wachs zu seyn scheint) stimmen mit der Art und Weise gleichzeitiger Sieneser überein und weichen von der mehr trocknen und kecken Malart des Giotto und seiner Mischung der Töne ab. Dagegen ist die Zeichnung ganz florentinisch und folgt dem Style Giotto's. Ohne sonderliche Rücksicht auf die Verhältnisse der Kopf- und Gesichtstheile (namentlich leidet immer Hinter- und Oberkopf gegen das Gesicht), sind die Formen darin groß und breit, wodurch die Basis wirksamer Gegensätze gewonnen wird (wogegen die Sieneser gern kleine Theile, feine Züge haben); der Ausdruck ist lebendig und namentlich der Ernst in den Apostelköpfen eindringlich. Die Gewänder tragen auch das Gepräge des Giotto'schen Styls, doch sind sie durchgebildeter und namentlich die Faltenanfänge im Licht (das breit gehalten ist) bestimmter umschrieben. Die wenige Modellirung ist durch Farbe (nicht durch Schatten) hervorgebracht. In der Anordnung spürt man das durch die deutsch-italienische Architektur bestimmte Gefühl. Von Bedeutung ist die Auffassung, das eigentlich geistige Element des Werkes. Jahrhunderte lang hat sich die christliche Kunst damit beschäftigt, die Mutter Maria mit dem Christuskind als Gegenstand religiöser Verehrung darzustellen und eine ganze Kunstgeschichte ließe sich schreiben mit Hülfe bloß dieser Darstellungen. Eine leise Wendung der höchst einfachen Aufgabe macht sie zu einer neuen und gibt uns andere Stimmungen, andere Phantasien. Die älteren Madonnenbilder — auch noch bei den Sienesen — zeigen uns Mutter und Kind, gleichsam als

Gottheiten, in Bezug zur Gemeinde, meistenthei
Dies paßte zu einer Kunst, die uns den Himn
liger Ruhe und ohne Verwandtschaft zum jez
hinstellt, nicht aber zu einer, die ihre Anschaun
künftigen oder gedachten Welt mit der wirklicher
einstimmung sezt. Einer solchen erscheinen a
und Christus als Mutter und Kind und tret
müthbeziehung. Giotto, der nirgend auf hal
stehen bleiben konnte, machte sogleich (in dem
Bilde) aus dem göttlichen Kinde einen wilde
der an dem Brustsaum vom Kleide der Mu
ein Motiv, das Rafael später in der Madonna l
auf das Maß der Schönheit gebracht. Taddeo
nannten Altarbildchen läßt auch beide unbekün
die Andächtigen vor und neben ihnen, zeigt sie
in einer Seelenverbindung, an der wir um so
Antheil nehmen, als sie uns das eigne Leben l
lehrt, und als die Personen, an denen wir sie
men, bisher fern von allen solchen menschlichen
gen erschienen. Der doppelte Weg, auf dem d
uns nahe und dann auch zu nahe rückt, ist hie
gethan. Taddeo hat einer, ich möchte sagen ver
Theilnahme, die wir der Mutter und dem il
chelnden Kinde schenken würden, durch den Erns
Anbetung der umgebenden Apostel vorgebeugt
an sich gemüthlichen Darstellung das Kirchlich-
erhalten.

Die Flügel dieses Bildes, deren innere u
Seiten vorhanden, sind großentheils von g
Werth und wohl nicht durchgehends von Tadde
Neu ist auf dem einen äußeren Flügel eine Z
stellung von Christus zwischen Maria und Joha
sich wie zur Ehe die Hände geben, während Ch
seinigen auf ihre Schultern legt.

Bei weitem schwächer als dieses Bild ist da
eine Krönung Maria's, das unter Taddeo's N
der eigentlichen Gallerie (Nr. 153) hängt und a
Guß der Untermalung wenig Verwandtschaft g
zeigt. Plumpe Physiognomien bei miniaturarti
führung derselben, Unfähigkeit, Affecte auszudr
bei der Kreuzigung auf dem Nebenbilde lachen
nenden — Unbestimmtheit der Faltenzeichnung
scheiden es wesentlich von dem obigen sehr werth

In die erste Hälfte des vierzehnten Jahr
würde ich das schöne Bildchen aus der Sieneser
setzen, das unter Taddeo Bartoli's Namen (Nr.
der Gallerie hängt, wenn anders — was ich dahi
seyn lasse — die auf die Gewänder eingepreßten B
gen mich nicht eines Irrthums überweisen. Das
zwei Abtheilungen über einander. Die obere en
Verkündigung, ganz nach dem Motiv der floren
von Symon Martini und Lippus Memmi, d

Taddeo Bartoli bei der seinigen (in der Sieneser Gallerie) im Wesentlichen beibehalten, nur daß bei ihm der Engel schwebt, hier kniet. In der untern Abtheilung stehen vier Heilige. Die Technik ist ganz die alte Sieneser: der fein gestrichelte Auftrag (auf vollem Goldgrund), grüne Untermalung des Fleisches mit aufgesetzten weißen Lichtern, namentlich auf der Oberlippe, dem Kinn ꝛc., feine und gefühlte, obwohl wenig correcte Zeichnung, aber der Ausdruck des Seelenhaften im ganzen Bild. Taddeo, wo ich ihn gesehen (in Siena und Volterra) ist durchhin fester und correcter in der Zeichnung, aber lauer im Ausdruck.

Ich möchte Dir gern von all den Bildern sprechen, vor die ich immer wieder trete, um neue Lehren, neue Freude zu holen; allein ich sehe, wie erbärmlich meine Feder meinen Augen nachhinkt, und fürchte, Dich mit diesem Holpergang zu ermüden. Doch will ich wenigstens kürzlich noch ein Paar Bemerkungen beifügen. Die Sieneser Lorenzettis, den Florentiner Agnolo Gaddi kann man aus den ihnen hier zugeschriebenen Bildern nicht wohl kennen lernen; dagegen sind unter den allgemein mit „Zeit“ oder „Schule“ und unter den vielen mit Spinello's Namen bezeichneten Tafeln höchst werthvolle, die zum ernstesten Studium auffordern, und uns das Arbeiten und Ringen der Geister, und ihre bald freiere, bald gebundenere Kraft, das Leuchten neuer Gedanken, die Mannichfaltigkeit der Auffassungen desselben Gegenstandes, das Suchen nach Form und Ausdruck, die Bildung des Styls, namentlich in den Gewändern (Spinellos glänzende Seite), die fortschreitende Technik und am Ende das allen gemeinsame Gute und Schlimme vorführen. Dahin gehört die originelle Darstellung der Dreieinigkeit (III. 76.), ein florentinisches Bild: Gott Vater, von Cherubim und Seraphim umgeben, sendet segnend den heiligen Geist herab auf das Christkind, das an den Brüsten der Mutter (offenbar nicht ohne Beziehung zur Kirche) liegt. Den Seraphim in der Glorie entsprechen unten zwei Engel mit Marterwerkzeugen.

Wie vielfältig ist die Madonna in trono da! Bald ist das Kind mit ihr, bald mit der Gemeinde, bald mit den anbetenden oder fürbittenden Heiligen, bald mit sich oder einem Stieglitz beschäftigt. An der Verkündigung hat man früh angefangen, Schmuck und Reiz der Schönheit zu verwenden. Bei den einfachen Gestalten findet man theils die Gewänder (z. B. III. 37), theils die Charaktere (III. 62) vorzugsweise durchgebildet. Die zweite Epoche der Sieneser Schule ist glänzend vertreten, nicht allein durch mehrere kleine Bilder in der Weise Taddeo's (I. 150. 158.), so wie das vortreffliche Hausaltärchen (angeblich) von Barna (III. 48.), sondern vornehmlich durch die große Verklärung Maria's von Domenico di Bartolo (III. 51), eine Composition, die durch ihre Größe, durch den Reichthum der Anordnung und Consequenz der Behandlung wunderbar ergreift. In einer Glorie von Cherubim schwebt Madonna, auf Wolken thronend, in Weiß und Gold gekleidet, zu Christus empor, der von Patriarchen, Propheten und Engeln umgeben, mit ausgebreiteten Armen sie empfängt. Neben Madonna zu beiden Seiten, in drei Reihen über einander, schweben anbetende, lobsingende, musicirende Engel mit ihr empor. Unten am offenen Grabe stehen die verwunderten Apostel, von denen Thomas (der bekannten Legende nach) den Gürtel der Jungfrau erhält.

Dieses Bild flößt eine große Achtung vor dem so wenig gekannten Meister ein und verdiente allerdings eine bessere Stelle als im Seitengemach, dem Fenster gegenüber.

Vom Gritto da Fabriano, auf den man mich begierig gemacht, und der fast zum erstenmal namentlich auftritt, läßt sich wenig melden (III. 45. 46). Er ist einer der vielen spätern Giottesken, ohne hervorstechende Eigenthümlichkeit, plump in Gedanken, Darstellung und Ausführung. Dagegen ist ein römischer Giotteske (Krönung Marias, III. 40) interessant und schön; ersteres vornehmlich wegen der Bekanntschaft mit Giotto's Krönung in S. Croce zu Florenz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Da Vinci's Schlacht von Anghiari.

In einer Notiz im Kunstblatt (1836, Nr. 100) ist von der in Paris befindlichen Zeichnung der Schlacht von Anghiari die Rede. Als Berichtigung des daselbst Mitgetheilten möge hier vorerst stehen, daß es kein Carton, sondern nur eine mäßig große Federzeichnung ist, nach welcher Hr. Bergeret seine Lithographie herausgab, und daß diese sich (als Ref. sie im September v. J. sah) nicht im Louvre, sondern im Besitz Hrn. Bergeret's selbst befand. So wenig auch Ref. die Ansicht Derjenigen theilt, welche in der Gruppe, die sich zur Linken des längst bekannten Reitergefechts befindet, Leonardo's Geist und Styl nicht erkennen wollen und dieselbe für eine spätere Ergänzung von fremder Hand halten; eben so wenig kann er sich davon überzeugen, daß die Zeichnung der Originalentwurf Da Vinci's zu seinem großen Werke sey, wenn auch sein Name auf dem untern Rande des Blattes geschrieben steht.* Er hält vielmehr

* Die Schrift stimmt übrigens nicht mit dem, was Ref. von Da Vinci's Hand gesehen zu haben sich erinnert. Auch weiß er nicht, ob in jener Zeit die Bezeichnung solcher Skizzen mit dem Namen des Meisters oft vorkam. Zeichnung und Unterschrift sind indeß jedenfalls gleichzeitig.

diese Zeichnung für die Arbeit eines der vielen jüngeren Künstler, welche diesen Carton, während er im Mediceischen Hause in Florenz ausgestellt war, eifrig studirten, wie es noch mehr mit dem gleichzeitig verfertigten, fast noch berühmteren des Buonarotti der Fall war. Daß dieselbe aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts ist, scheint ihm keinem Zweifel zu unterliegen. So viel Hr. Bergeret dem Ref. mittheilte, befand sich das Blatt in früheren Jahren in Spanien, und kam von dort während des Kriegs in die Hände seines gegenwärtigen Besitzers, welcher noch manche interessante Handzeichnung in seinem Cabinette bewahrt. Ueber die ältere Geschichte desselben scheint nichts bekannt zu seyn. — Wie auch immer die Sache sich verhalten mag: die erwähnte Zeichnung, leicht aber sicher mit der Feder und etwas Tusche ausgeführt, verdient allgemeine Aufmerksamkeit, und es ist als ein großer Gewinn zu betrachten, daß wir auf diese Weise eine wenn auch nur unvollkommene Anschauung eines so großen und vielbesprochenen Kunstwerkes erhalten, mit dem es uns ungefähr so geht, wie mit Michel Angelo's Schöpfung, wovon unseres Wissens nur die kleine zu Holkham in England befindliche Copie vorhanden ist, welche Schiavonetti stach. Unter solchen Umständen muß man Hrn. Bergeret Dank wissen, daß er durch seine sehr getreue Lithographie (Fac-simile), deren Genauigkeit Ref. zu prüfen Gelegenheit hatte, dies Werk allgemein bekannt gemacht hat. — Ueber die Geschichte des Cartons, welcher den Sieg der Florentiner über die Mailändischen Truppen unter Niccolò Piccinino (nicht Piccolomini, wie irrig auf dem Steindruck steht) im Jahr 1440 darstellt, etwas zu sagen, hält Ref. für unnöthig, da sie aus den kunstgeschichtlichen Werken, aus Vasari, Amoretti, Brown und Gallenberg, zur Genüge bekannt ist.

Rom, 3. Januar 1837.

Dr. Alfr. Reumont.

Nachrichten vom Januar.

Denkmäler.

Florenz, 27. December. Das Denkmal des Grafen Demidoff wird in Auftrag seines Sohnes Anatolio von Bartolini gearbeitet.

Berlin, 5. Januar. Zu Lyk hat sich mit allerhöchster Genehmigung ein Verein zur Errichtung eines Denkmals für den verstorbenen Generallieutenant von Günther gebildet.

Brüssel, 10. Januar. Das dem verstorbenen Grafen Fr. von Merode in der St. Gudulakirche errichtete prachtvolle Marmordenkmal ist jezt enthüllt worden und findet viele Bewunderer.

London, 14. Januar. Die Unterzeichnungen zu einem dem Herzoge von Wellington zu errichtenden Denkmale belaufen sich schon auf 7 — 8000 Pfd. und man [...] sich der wegen dieser Angelegenheit niedergesez[...] in der im Februar stattfindenden Generalversa[...] Errichtung einer Reiterstatue entscheiden werde.

Paris, 14. Januar. Das Denkmal, welche[...] simir Perier auf dem Kirchhofe des Père Lach[...] wird, ist beinahe vollendet.

Malerei.

Paris. Die französische Regierung, welche Taylor und Daujats nach Spanien gesend[...] ihre Rechnung Gemälde aus der spanischen Schu[...] zu kaufen, hat bereits mehrere Kisten erhalten. [...] Aufhebung so vieler Klöster sind sehr viele Bilder [...] uralten Versteck hervorgekommen.

Florenz, 27. December. Bei Bezzuoli ist [...] Anatolio Demidoff ein Bild bestellt worden, dessen [...] und Größe ganz dem Ermessen des Künstlers anhei[...] Andere Aufträge sind an minder bedeutende Künstl[...]

Rom, 5. Januar. Die Copie des jüngste[...] von Michel Angelo in der Sixtinischen Capell[...] französischen Maler Sigalon ist nun vollende[...] in diesen Tagen in den Bädern des Diocletian [...] Der Künstler hat den Charakter des Originals, [...] in Oel möglich war, treu wiedergegeben, und [...] guren, die unter Paul IV. von Daniel Vol[...] Gewändern bedeckt wurden, nackt dargestellt, au[...] an der Wand fast verschwundene Gruppen u[...] Figuren nach alten Kupferstichen ergänzt. Wenn [...] gen Jahrzehenden das Gemälde an der Wand [...] so gut wie verschwunden ist, wird man sich in Pa[...] Copie Sigalon's in der jezt zum Ausstellungssaal ei[...] Capelle des petits Augustins seinen Play erhalten [...] einen Begriff von Michel Angelo's Riesengeist [...] können. Für die Vollendung der Copie hat de[...] von der französischen Regierung 60,000 Fr. er[...] außerdem ist ihm eine Pension von 3000 Fr. jäh[...] sichert. Er hat drei Jahre daran gearbeitet, u[...] Größe der Copie kann man sich einen Begriff mac[...] man erfährt, daß die Leinwand allein 1500 P[...] Sigalon ist, nachdem das Bild eingepackt worde[...] nach Paris abgereist, wird aber später wieder hi[...] men, um die berühmten Propheten und Sibyllen [...] den Kirche auch zu copiren. Hr. Numa hat ebe[...] Copie des jüngsten Gerichts von 7 F. Höhe und [...] mäßiger Breite angefertigt, die zugleich mit jener [...] war. Sie ist mit Wasserfarben angelegt, mit roth[...] zer und weißer Kreide vollendet und kommt in [...] dem Originale sehr nah. Sie ist für Herrn Thiers [...]

Aufsehen erregt ein Bild von Wirts aus Lü[...] Griechen streitend um den Leichnam des Patrokl[...] 27 — 28 F. lang und verhältnißmäßig hoch ist. [...] ren haben über doppelte Lebensgröße.

Wien, 18. December. Das Portrait der E[...] Therese ist in der kaiserlichen Porzellanfabrik auf [...] zellantafel gemalt, in den Räumen der genannt[...] am Josephsplaze zur Schau ausgestellt.

München, 17. Januar. Es sind von dem [...] mehrere Gemälde auf Porzellan bestellt, die mit de[...] Vase nach Griechenland abgehen und zum Theil [...] durch Heinzmann gefertigt werden sollen, der [...] Zwecke Auftrag erhalten hat, mehrere Punkte zur Er[...] an München aufzunehmen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 63.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 15. März 1837.

Wir ahnen, wir genießen kaum
Des Lebens kurzen Traum.
Die zarteste der Freuden
Stirbt wie der Schmetterling,
Der hangend an der Blume
Verging, verging.

Herder.

Das Leben ein Traum.

Unsere Zeit hat sich mit so entschiedener Vorliebe demjenigen zugewandt, was man das Reale und Wirkliche nennt, daß ein Gedanke wie der, das Leben sey Traum, selbst als Träumerei erscheint. Mehr als zu irgend einer Zeit hat gegenwärtig die Mehrzahl der Menschen mit der Materie sich befaßt, die materiellen Interessen sind die Losung unserer Zeit geworden, die Industrie scheint alles Ideelle verschlingen zu wollen, und solchem praktischen Materialismus liegt, mehr oder minder bewußt, eine materialistische Weltansicht zu Grunde. Die Dinge sind es, welche fast alle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen; daneben achtet man etwa noch auf die Menschen, aber den Menschen hat man aus dem Auge verloren. Und doch ist und bleibt in Ewigkeit der Mensch der einzig wahre Gegenstand des menschlichen Interesses.

The proper study of mankind is man.
Pope.

Darum sey hier der Mensch oder, was dasselbe ist, das menschliche Leben in's Auge gefaßt, und zwar von einer Seite, welche der herrschenden Lebensansicht geradezu entgegensteht. Mag auch unser Satz noch so verkehrt, ja frevelhaft und verderblich scheinen: es ist doch gewiß schon darum der Mühe werth, eine Ausführung desselben im Ganzen zu versuchen, weil derselbe schon so tausend Mal im Einzelnen ausgesprochen worden ist.

„Das Leben vergeht mir wie ein Traum!“ das ist eine Aeußerung, wie man sie nicht selten hören kann, zumal von solchen, welche an die handgreifliche Wirklichkeit glauben und sich daran halten. Der allgemeinen Erfahrung gemäß erscheint der Traum in der Erinnerung des Erwachenden nur als die Sache eines Augenblicks, und darum wird Alles, was nur einen Moment gedauert zu haben scheint, dem Traum verglichen, sogar das ganze Leben, und zwar mit vollem Recht; denn so gewiß im Verlauf selbst die Linie der Zeit eine ewige Länge zu haben scheint, so gewiß schrumpft sie in der Erinnerung in einen Punkt zusammen. Daher das uralte Bild vom Menschen als einem Traum: „Du raffst den Menschen weg, er ist ein Traum!“ Psalm 90, 5. Und je schöner und beglückender Etwas gewesen ist, um so eiliger scheint es verschwunden zu seyn; das ist die ewige Klage der Dichtung, daß die hellsten Lichter des Lebens am schnellsten erlöschen, daß das Vollkommenste am frühesten zerfalle. Also das Schönste im Leben am meisten, wie das Leben überhaupt, gleicht an Flüchtigkeit dem Traume, und so weit gibt wohl Jeder vom Leben zu, daß es ein Traum, und von sich, daß er ein Träumer sey.

Freilich wird der letztere Name in der Regel nur so gebraucht, daß er eine bittere Rüge enthalten soll, sofern

man damit einen unpraktischen, unbrauchbaren Menschen bezeichnen will. Aber wie es bei manchen Schimpfnamen, welche für gewisse Menschenklassen und Parteien aufkamen, sich ereignet hat, daß die Benannten sich dieselben haben gefallen lassen, d. h. Wohlgefallen daran gefunden haben — freilich nur so, daß statt der von den Gegnern gemeinten Schattenseite des Worts eine Lichtseite an demselben hervorgekehrt wurde — so ist es auch diesem von Philistern erfundenen Spottnamen des Träumers ergangen: das Wort ist als Ehrennamen acceptirt worden. Und so wollen wir denn sehen, ob nicht wirklich dieser verrufene Namen, beim Licht betrachtet, einen Ehrentitel abgeben kann.

Im Traum ist es, wo die Seele, vermöge der geringen Störung durch den Körper, losgerissen von der äußern Welt, sich selbst eine Welt von Gestalten und Bildern schafft; kurz, der Traum ist ein Zustand, in welchem die innere, die ideelle Welt recht lebendig wird und die Seele füllt. Wenn man demnach Einen als Träumer bezeichnet, so ist die Meinung diese: er halte sich nicht an die Realität, sondern an das Ideelle, nicht an das wirkliche Seyn, sondern an den Schein, und man hält alle diejenigen für Träumer, welche nicht an der handgreiflichen Gegenwart ihr eigentliches Lebenselement haben, sondern an Dingen, welche ideal sind, d. h. nur ideellen Gehalt haben.

Dahin gehören Erinnerung und Hoffnung. Diese „lieblichsten Würzen der Welt“ sind Träume, denn sie sind Ideelles, das ist nicht zu streiten. Schöne Stunden glänzen viel goldener in der Erinnerung, als man sie erlebt hat, und die Zukunft schimmert viel farbiger in der vorausgreifenden Hoffnung, als sie sich wirklich darstellen wird. Und warum das? Weil die Seele in die genossene Freude, in die erwartete Stunde Etwas von ihrer geistigen Natur und göttlichen Kraft, etwas Ideelles hineinträgt. In der Entfernung, sey's nach vorwärts oder nach rückwärts, legt sich dem Gegenstand der zarte, köstliche Duft auf, den die Gegenwart abstreift. Das ist das Träumerische der Erinnerung und der Hoffnung: die Seele wird durch die Entfernung entfesselt und kann nun ungehindert ihr ideales Wesen in die Anschauung der Dinge ergießen.

Doch es gibt auch Momente der Gegenwart, welche mit Erinnerung und Hoffnung jene Eigenschaft theilen, träumerisch zu seyn; Zeiten, wo die ideelle Welt befreit ist und sich geltend macht. Ich frage euch, ob ihr nicht schon Augenblicke erlebt habt, in denen euch, wo nicht das Wort in den Mund kam, so doch das Gefühl zu Theil ward: „mir ist's als wie ein Traum!“ Daß dies der Fall gewesen seyn möge, wünsche ich aus einem eigennützigen Grund: weil ihr mir dann gewiß beistimmt, doch auch aus einem uneigennützigen Grund: weil ich denjenigen nicht beneiden kann, der nie ein Träumer in diesem Sinn gewesen ist; denn so träumerisch uns nur selige Momente, d. h. solche, in wel Seele, die Seele Alles ist, wo die Wirklichkeit nicht mehr äußerlich und fremd, sondern für durchsichtig und ganz von ihr durchdrungen ist.

Wie bekannt ist der Ausdruck: „Jugendträ Und in der That ist in der Jugend nicht bloß genheit und Zukunft idealisch: die Contrebande lität wird frech genug in die Gegenwart selbst schmuggelt. Wer der Musik seines jugendlichen lauscht, der vernimmt die Harmonie der Sph Töne der Welt klingen ihm wie himmlische Mel ganze Welt ist ihm ein erhabenes Konzert; „die Himmel ihm, der Mensch ein Gott.“ Und warum ihm Alles so sinnig und schön? Weil, wie im T Seele das Ein und Alles ist, so hier die ganze von Seele gesättigt ist; dieses Seelenvolle der J eben ihr träumerisches Wesen. Zu diesem Träu der Jugend gehört wesentlich die Liebe. Daß d ein Traum sey, kann man oft genug hören, un bar, das sagen nicht nur die altklugen Leute, wenig Liebe fühlen, als die Philister das Volk Go sondern gerade auch Liebende gestehen, es sey ih wenn sie träumten. Und wenn über einen Satz schroff sich entgegenstehende Parteien einverstanden sollte er doch wohl wahr seyn. Aber, was noch beide Parteien sind sogar auch über den Grund standen, aus dem sie die Liebe für einen Traum nämlich, weil sie Idealität sey; nur daß mit diese der Philister das Albernste, der Liebende das bezeichnet und ausgesprochen zu haben glaubt. That, wenn alles das träumerisch ist, worin di befreit ist, d. h. von der Wirklichkeit sich in si zurückgezogen hat oder die Wirklichkeit durchdri beseelt, so ist die Liebe ein Traum; und wenn träumerisch ist, so sind es die seligen Augenblicke genseitigen Erkennens der Gemüther.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Fastnachtdienstag und Aschermit in Paris.

(Fortsetzung.)

Die Sache hatte nämlich folgende Bewandtni Mann, dem der Operdirektor Duponchel die Di der jährlichen Maskenbälle in der großen Oper über war mit Musard übereingekommen, am Fastnachtd einen populären Maskenball für fünf Franken, d. wohlfeil, zu veranstalten. Musard ließ daher die digung desselben an allen Mauern anschlagen, w

die oberste Behörde zuerst Kunde von dem abgeschlossenen Vertrage erhielt. Es konnte nicht fehlen, daß ein Fünffrankenball in dem ausschließlich der eleganten Welt angehörenden Theater höhern Orts allgemeine Mißbilligung erregte, und der Minister des Innern erließ daher den Befehl an Duponchel, den Ball abzubestellen. Allein wie es scheint, haben sich mächtige Gönner für Musard verwendet und dem Minister endlich nach langem Widerstande die Ballerlaubniß aus den Händen gerungen; die Vorstellung, daß im Weigerungsfalle sicher eine Emeute ausbrechen würde, bewog hauptsächlich zum Nachgeben. Und in der That, ich zweifle keinen Augenblick, die wüthende Menge hätte an jenem Abende die Pforten des Theaters gesprengt und das Heiligthum der Musik und des Tanzes mit Sturm erobert. Was lag jenen Wahnsinnigen daran, ob sie den Boden entweihten, worauf die Taglioni und die Fanny Elßler tanzen? Wenn die graziöse Sylphide und die Houri des Cachuha in eigener Person als jammernde Nymphen gekommen wären und die Belagerer mit bittenden Händen und auf den Knieen angefleht hätten, ihren Tempel nicht zu beflecken, sie wären ohne Erbarmen mit in den höllischen Galopp hineingerissen worden. Es blieb daher dem Minister füglich nichts anderes übrig, als den Musard'schen Ball zu erlauben, welches große Ereigniß man sofort den Bewohnern der Hauptstadt verkündete. Da es inzwischen über den hin und her gepflogenen Unterhandlungen Nacht geworden war und man sich der gewöhnlichen Bekanntmachungen durch gedruckte Maueranschläge nicht mehr bedienen konnte, ersann man andere künstliche Mittel. Man beorderte nämlich sogleich mehrere Hundert Eckensteher, welche transparente Affichen auf den Boulevards und in allen Quartieren der Stadt herumtragen mußten; an den Hauptplätzen, in der Rue Vivienne, auf dem Börsenplatz und in der Umgegend des Palais-royal wurden Pfähle in die Erde eingerammt, welche große Transparente trugen, worauf von weitem zu lesen war: le bal Musard est à l'opéra!

Auf diese Anzeige hin sah man die ganze jeunesse dorée von 1837 herbeiströmen, nicht etwa im Ballanzuge, mit gelben Handschuhen und bas à jour, sondern in den Lumpen des Robert Macaire, in den Riesenperrücken der Postillone von Longjumeau und in den Blousen der Frachtfuhrleute, welche sie den Tag über auf den Boulevards zur Schau getragen hatten. Binnen kurzer Zeit waren 6000 Billete ausgegeben, und da der Saal und der Foyer der großen Oper nicht mehr als 5 bis 6000 Personen fassen, mußten die übrigen Tausende von herbeigelaufenen Carnevalsfreunden abgewiesen werden. Die Nachfrage nach Eintrittsbilleten war so groß, daß den glücklichen Besitzern derselben dreißig, ja fünfzig Franken geboten wurden. Nachdem endlich gegen ein Uhr Morgens die ungeduldige Menge unter unsäglichen Anstrengungen und mit einem fürchterlichen Gebrüll in den Saal gedrungen war und die Logen, die Corridors, den Foyer, kurz das ganze Opernhaus, selbst die königliche Loge in Besitz genommen hatte, entstand eine Unordnung, eine Verwirrung, ein Tumult, wie sie vielleicht nie ein menschliches Auge gesehen. Ueber dem bloßen Anblick dieses riesenmäßigen Getümmels und Gewimmels konnte man von Sinnen kommen.

In der feenhaftesten Beleuchtung strahlen Galerien und Logen, aus denen eine Ueberfülle farbiger, buntgeschmückter Figuren in den Saal hinabblickt, wo dichte Schaaren von tollen Masken mit wahrhaft satanischem Entzücken herumrasen, und unter dem furchtbaren Stürmen einer barbarischen Musik ohne Takt und Anstand durch und wider einander tanzen. Das ganze Haus ist wie von Besessenen erfüllt; fast sollte man glauben, alle Narren von Bedlam und Charenton haben sich freigemacht, alle Teufel und Kobolde der Hölle seyen losgelassen, und der Hexensabbath des Blocksbergs werde zu Paris in der großen Oper gefeiert. Man tanzt im ganzen Hause herum; im Saale, im Foyer, in den Corridors, im Vestibül, überall wird getanzt, überall, wo die Beine, welche von krampfhafter Zuckung besessen scheinen, nur ein Plätzchen finden, um festen Fuß zu fassen, und in einigen der vornehmsten Logen wird Caporal geraucht!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Beschluß.)

Ob Lord de Roos ein falscher Spieler?

Von dem Vorhaben des Lords de Roos unterrichtet, erließen am zweiten December vier Mitglieder von Grahams Club ein Schreiben an ihn, worin sie ihm sagten, die üble Nachrede sey weder von ihnen erfunden, noch verbreitet worden; ungeachtet ihrer Ueberzeugung von der Schuld des edeln Lords seyen sie aus bewegenden Gründen entschlossen gewesen, die Sache ruhen zu lassen, und sie haben zwar an dem unwahren Artikel des Satirikers keinen Theil, fühlen jedoch durch die öffentliche Drohung des edeln Lords sich verpflichtet, in ihren Namen ihm diejenigen zu nennen, die von seinem Vergehen gesprochen. „Demgemäß," heißt es im Schreiben, „beschuldigen wir nunmehro Euer Gnaden hiemit auf das Bestimmteste, sowohl in Grahams Club, als anderwärts beim Kartenspiele betrogen zu haben, und sind wir bereit, vor Männern von unbefleckter Ehre und makellosem Rufe unsere Behauptung zu erweisen." — Lord de Roos erwiderte, er brauche sich den Weg nicht vorschreiben zu lassen, auf welchem er Genugthuung zu suchen habe, verwarf den Vorschlag zu erwählender Privatschiedsrichter, wiederholte, daß er gegen den Satiriker Klage erheben werde, und forderte die Briefsteller auf, bei dieser Gelegenheit wider ihn hervorzutreten, indem es ja überdies bekannt sey, daß die in jenem Blatte enthaltene Verläumdung sich

auf dasjenige gründe, was die vier Briefsteller unverzüglich nach seiner Abreise aus England sich so angelegen hätten seyn lassen, im Publikum hinter seinem Rücken zu verbreiten. Hierauf antwortete einer der genannten Vier: da eine Klage wider den Satiriker ihm nach englischer Gerichtsverfassung keine Gelegenheit biete, seine ausgesprochene Behauptung durch Zeugen zu erweisen, und er die Wahrheit derselben einem ihm völlig Fremden nicht zur Vertheidigung anheimgeben könne, so würde es dem Zwecke des edeln Lords, in den Augen des großen Publikums sich zu reinigen, besser dienen, wenn er ihn der Verleumdung, als wenn er den Satiriker einer von allen Seiten zugestandenen Entstellung vor Gericht bezüchtigte. Nachdem noch einige Briefe gewechselt worden, ging Lord de Roos oder mußte er vielmehr auf diesen Vorschlag eingehen; die Klage wider den Satiriker unterblieb, die wegen Verleumdung wurde angestellt. Es ist klar, daß, obgleich der edle Lord hier als Kläger erschien, doch der Ausgang der Klage über seine fernere öffentliche Stellung entscheiden mußte. Fand die Jury ein Verdict für ihn, so war es Nebensache, in welche hohe oder niedrige Entschädigungssumme sie den Verklagten verurtheilte; materielle Hauptsache war die darin liegende Befreiung von der die Verleumdung begründenden Schuld. Fand sie hingegen ein Verdict wider ihn und für den Verklagten, so war die Abweisung der Klage und Verurtheilung in die Kosten Nebensache, das aber Hauptsache, daß die Jury mittelbar den edeln Lord für einen falschen Spieler erklärte. Die gerichtliche Verhandlung dauerte den zehnten und eilften Februar von früh bis Abend. Der Gerichtssaal war ein Sammelplatz der vornehmsten Welt; die berühmtesten Sachwalter Englands standen sich gegenüber und ihre Beredsamkeit rang redlich um den Sieg. Mehr als zwanzig Zeugen wurden von jeder Partei gerufen, und darunter waren viele hohe Namen. Während aber natürlich die Zeugen des Klägers für wenig mehr zu sprechen vermochten, als für seine Ehrenhaftigkeit, beschworen die Zeugen des Verklagten selbst gesehene Thatsachen des Gegentheils und wurden die in der angegebenen Weise markirten Karten vorgelegt. Die Einrede des Verklagten bestand darin, daß die in seinem Briefe vom zweiten December vorgebrachte Beschuldigung wahr sey. Wurde das bewiesen, so fiel die Anklage der Verleumdung zu Boden, und nachdem die gegenseitige Verhandlung geschlossen und vom vorsitzenden Lord Oberrichter in ein gedrängtes Ganze zusammengefaßt worden war, erklärte die Jury den Beweis für vollführt, indem sie nach kurzer Berathung ihr Verdict — für den Verklagten abgab. Demnach wäre der edle Lord de Roos — ein falscher Spieler.

W. S.

Dresden, Februar.

(Fortsetzung.)

Uebersetzung des Dante. Enthauptung.

Die eingesandten Zeichnungen sind, nebst einer noch hinzugekommenen dritten von Julius Schnorr, sehr werthvolle Blätter aus Dante's Fegefeuer und Hölle. Höchst interessant ist die von Bendemann dem zehnten bis zwölften Gesange des Fegefeuers entlehnte Darstellung der Strafe des Hochmuths, der belohnten Demuth in dem Bilde des Engels gegenüber, welcher der „Magd des Herrn" die ihr gewordene hohe Bestimmung verkündigt. Bekanntlich ist die deutsche Bearbeitung von Dante's unsterblichen Dichtungen schon seit langer Zeit eine auf das tiefste Studium gegründete Lieblingserholung des Prinzen Johann. Schon seit Jahren verdankt man seinen Anstrengungen eine metrische Uebersetzung
der Hölle, die sich durch die musterhafteste Treue
soll. Dem Vernehmen nach hat er neuerlich au
deutschung des Fegefeuers beendigt.

In den vorletzten Tagen nahm die Enthau
bereits bejahrten Liebespaares die Aufmerksamkeit e
Theils der Stadt und Umgegend um so mächtig
spruch, da dieses, eines gemeinschaftlich verübt
überwiesene Paar die gegenseitigen Beschuldigunge
der Untersuchung während des Transports auf ein
nach dem Richtplatze ganz vergessen zu haben u
frühere, trauliche Verhältniß zurückgetreten zu s
Die 52 Jahre alte Wittwe des Häuslers Albrec
benachbarten Braunsdorf hatte mit ihrem wohl
Jahre jüngern Buhler, einem Zimmergesellen N.
trick, einen Futterschneider umgebracht, der zuvo
haberrolle bei der Alten gespielt und sie aus Eifer
mehr insultirte und verfolgte. Nachdem die Albre
eingezogen worden, war ein alter Verdacht, daß i
verstorbenen Ehemänner wohl ebenfalls ermordet
von Neuem zur Sprache gekommen. Der aus
Leichnam des erst vor wenigen Jahren gestorbene
bestätigte wirklich diesen Verdacht. Es fand sich i
eine Substanz, die nach erfolgter chemischer Analys
senik erklärt wurde. Der gleichfalls untersuchte Lei
ersten Mannes lag jedoch zu lange im Grabe, als
Untersuchung zu einem gewissen Resultate hätte fü
nen. Zwar glaubte man Anfangs in einem St
welches durch den untern Theil des Kopfes getrie
die Bestätigung des präsumirten gewaltsamen Todes
allein die Leichenwäscherin erklärte, daß die Zusamme
des Mundes der Leichname an manchen Orten auf di
bewirkt zu werden pflege. Uebrigens schien sich bei der ge
tersuchung wegen des ermordeten Futterschneiders di
als die Hauptschuldige herauszustellen. Sie hatte
hülfen des Verbrechens nicht nur keine Ruhe gela
er dasselbe vollbracht, sondern ihm auch dabei geholf
ser Futterschneider mag unstreitig von der Vergiftu
zweiten Ehemanns unterrichtet und sie daher besorgt
seyn, er werde, wenn er am Leben bleibe, noch a
dieses Verbrechen der Obrigkeit anzeigen. Bei der
der überhaupt als besonders bösartig erscheinenden Fr
ten Viele noch auf dem, Beide zusammen zur Hin
abführenden Wagen einem Skandal entgegensehen.
größer waren aber auch Verwunderung und Stau
diesmal ungemein zahlreichen Menschen- und vorzügl
Weibermasse, als die gegenseitige alte Zuneigung
Theilnehmer Eines Schicksals zurückgekehrt schien. D
zen, langen Weg über sprachen sie nicht nur in
Eintracht mit einander, sondern sie bezeigten soga
Küsse einander ihr Wohlwollen. Beim Absteigen a
des Schaffots wiederholten sie sich dieses Liebeszeugni
noch in den lezten Momenten scheint Beide, der allg
Versicherung nach, die vollkommenste Fassung nicht ei
genblick verlassen zu haben. Obschon die seither be
Unfehlbarkeit des Richtschwertes in der Hand des,
mir bekannt ist, in der lezten Zeit zu allen der
traurigen Fällen in Sachsen gebrauchten Scharfricht
auch bei dieser Hinrichtung wieder völlig bewährte,
doch bereits vor einiger Zeit, bei Gelegenheit der stä
Verhandlungen über das neue Strafgesetzbuch, der B
zur Einführung der noch untrüglichern Köpfmaschine a
und es soll bereits das Modell zu einer solchen eingereic

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 27. Mittwoch, 15. März 1837.

Schriften über Heilkunde.

3) Versuche für die praktische Heilkunde. Von Ferdinand Jahn. Erstes Heft. Eisenach, 1835.

Der Verfasser dieser Versuche ist einer der talentvollsten und gelehrtesten Aerzte der jüngern Generation, eben so vertraut mit den vielfachen Mängeln der Heilkunde als begeistert von dem Verlangen, nach Kräften zu ihrer Vervollkommnung beizutragen. Schade, daß seinem aufstrebenden Geiste die Außenwelt oft hemmend entgegentritt und körperliche Leiden dessen freie Entfaltung stören; nennt er sich doch selbst in seinem mit Beifall aufgenommenen Werke über „die Naturheilkraft“ einen schwachen, unter dem Drucke der Krankheit und der allerungünstigen Umstände lebenden Menschen. Demnach wäre ihm zu Gunsten seiner selbst und der Wissenschaft ein anderer Wirkungskreis zu wünschen, der sich ihm am passendsten auf einer deutschen Hochschule eröffnen dürfte; unzweifelhaft würde er jeder medicinischen Fakultät zur Zierde gereichen und als Professor eine seiner Individualität angemessenere Stelle einnehmen, denn als Hofarzt in einem Lande, wie das, von welchem er in der gegenwärtigen Schrift ein Gemälde voll Schlagschatten liefert, in dem übrigens doch die Hauptbedingung für ein Fortschreiten zum Bessern nicht zu fehlen scheint; sonst würden solche Aeußerungen, wie die seinigen, nicht ungeahndet geblieben seyn.

Die in dieser Schrift enthaltenen Abhandlungen sind großentheils wichtige Beiträge zur praktischen Heilkunde und geben über manche dunkle Krankheit werthvolle Aufschlüsse, so namentlich die erste Abhandlung: Beiträge zur Naturgeschichte der hitzigen Gehirnhöhlenwassersucht der Kinder. Mehrere berühren Gegenstände, auf die auch die Wißbegierde von Nichtärzten gerichtet ist. Hierher gehört namentlich ein Aufsatz über thierischen Magnetismus, enthaltend einen Krankheitsfall, in welchem dieses Heilmittel überraschende Wirkungen zeigte, und eine eindringliche Aufforderung, die Erscheinungen des Mesmerismus auf ihren physiologischen Grund zurückzuführen und aus den Verhandlungen über die Sache die vielen guten Körner von der unendlichen Spreu zu sichten; — ferner ein gerichtsärztliches Gutachten über ein mehrere Jahre hindurch von den Eltern mißhandeltes Mädchen, welches uns an das Verbrechen erinnert, dessen Urheberin kürzlich in München ihre Schuld auf dem Blutgerüste büßte; — Andeutungen über die Prophezeiungen der Sterbenden, die bei Irren manchmal kurz vor dem Tode stattfindende Wiedererhellung der Seele und einige verwandte Gegenstände; — endlich die Wirksamkeit sehr kleiner Arzneigaben. Den leztern Aufsatz veranlaßten des Verfassers mehrjährige Experimente über

den Werth der homöopathischen Heilmethode, deren Resultate er im zweiten Bande dieser Schrift seinen Kunstgenossen vorzulegen verspricht. Obgleich sich ihm die homöopathische Anwendungsweise der Arzneimittel im Ganzen als fruchtlos herausstellte, so führten sie ihn doch zu der Erkenntniß, daß manche Arzneien noch in Gaben wirken, denen man ihrer Kleinheit wegen keine Wirkungen zutrauen möchte, ja daß manche Arzneien in sehr kleinen Gaben (die aber freilich himmelweit von homöopathischen Gaben verschieden sind) wirksamer seyen und tiefer eingreifen als in den gewöhnlichen. Diese Behauptung belegt er mit der nähern Auseinandersetzung seiner Heilversuche mit Quecksilber und Iod, welche in Gaben von $1/_{60}$ Gran noch entschiedene, unbezweifelbare Heilwirkungen äußerten. Schließlich erwähnt er noch einer Thatsache, die er bei seinen Versuchen über die Homöopathie mehrfach beobachtet habe, und die im Hinblick auf sie, aber auch abgesehen von ihr höchst bemerkenswerth ist. „Ich habe, sagt er, vielfach deutlich gesehen, daß der Organismus, wie er durch manche Krankheiten äußerst empfindlich wird gegen Einflüsse, die sonst ganz und gar keinen Eindruck auf ihn machen, hierzu auch künstlich gebracht werden kann, dadurch nämlich, daß man alle gröberen und grelleren Reize von ihm abhält, ihn sich gleichsam darin üben läßt, gegen feine Reize zu reagiren und das instinktmäßige Nervenleben aus dem Schlafe, in welchem es beim gewöhnlichen Verlaufe des Lebens befangen ist, wiedererweckt. Es läßt sich dies bewerkstelligen durch Vereinfachung der Lebensweise, durch Abhaltung der so zahlreichen heftigeren Reize, deren Einwirkung die der feineren gleichsam verdrängt und abhält, und den Körper gegen sie abstumpft, durch Erweckung des Gemüthes zum Glauben und Schauen, womit eine Depotenzirung des das Gemeingefühl beschränkenden Verstandeslebens oft recht grell hervortritt, durch Anhalten der Kranken zum Aufmerken und Lauschen auf ihre Gefühle und Empfindungen, kurz, durch eine Zurückführung des Menschen zum Urzustande, womit denn eine Wiederbelebung des durch die vorgeschrittene Kultur und das in ihrem Geleite gehende Böse gleichsam scheintodt gewordenen Gemeingefühls oder Instinktlebens, eine Annäherung zum magnetischen Zustand gesezt ist.“

4) Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin. Als Erläuterungen zu dem Lehrbuche der gerichtlichen Medicin von Adolf Henke, königl. bayr. Hofr., o. ö. Lehrer der Theologie ꝛc. zu Erlangen ꝛc. 5ter Band. Leipzig, 1834. gr. 8.

Allgemein anerkannt sind die Verdienste, welche sich der Verfasser dieser Abhandlungen durch seine früheren
Werke über gerichtliche Medicin, das in ei
von Auflagen überall verbreitete Lehrbuch der
gleichfalls schon in zwei Auflagen erschienene
vier Bände des vorliegenden Werkes und durc
ihm redigirte, der Staatsarzneikunde ausschl
widmete Journal, um diesen wichtigen und s
Zweig der Heilwissenschaft erworben hat; und
gegenwärtige Arbeit hat er sich von Neuem gü
sprüche auf den Dank seiner Collegen wie auch d
gelehrten erworben. Die erste Abhandlung: Ve
der ältern und der neuern Theorie des Krim
vom Thatbestande der Tödtung, in Bezug auf g
medicinische Begutachtung der Tödtlichkeit der V
gen, gibt eine im Hinblick auf die gegenwärtig
rern Staaten Deutschlands bevorstehende durch
Revision der peinlichen Gesetzgebung sehr zeitgen
erschöpfende Abhandlung über eines der vern
Kapitel der gerichtlichen Medicin. — Im zwei
satze: Zur Lehre von den Prüfungsmethoden un
zeichen zum Behufe der gerichtsärztlichen Ents
über Lebend- oder Todtgeborenseyn der todt gef
neugebornen Kinder, führt Henke den Beweis,
Lebensproben der gerichtlichen Medicin bis jezt,
sich allein nur Wahrscheinlichkeit und nicht volle
heit geben, eine Wahrheit, deren Berücksichtigung
lichen Gerichtsärzten nicht dringend genug an
gelegt werden kann.

Die Abhandlung über die plötzlichen Ausbrüch
nur kurze Zeit dauernden Manie (Mania trans
in Hinsicht auf gerichtliche Medicin betrifft ein
den Rechtsgelehrten und den Arzt wie für den Ps
gen merkwürdigen Gegenstand, der bis jezt unser
sens noch nirgends einer so gründlichen Betra
unterworfen worden ist. Es handelt sich nämli
den Zustand, wo ein Mensch ohne alle vorang
Zeichen von Krankheit in eine nicht lange dauernd
serei verfällt, nach kurzer Zeit wieder völlig w
und entweder gar keine Anfälle dieses Zustandes
bekommt oder erst nach unbestimmter Zeit, so b
einer nicht auf sehr lange Zeit fortgesezten Beoba
keine weitern Anfälle bemerkt werden. Das Vorko
solcher Zustände ist durch unzweifelhafte und unve
tige Fälle erwiesen, und bedenkt man, daß bei den
leicht das Leben Anderer gefährdet, und der Kranke
für das von ihm unfreiwillig begangene Verbrechen
Verantwortung gezogen werden kann, so leuchte
praktische Wichtigkeit des Gegenstandes ein. Ohne Z
fel hat wegen Unbekanntschaft mit dieser eigenen
von Manie in frühern Zeiten mancher Unschuldige
dem Hochgericht gebüßt, obwohl sie nicht eben unte
häufigen Erscheinungen zu zählen ist. Der Verf
führt eine Reihe hierher gehöriger Fälle, die von H

Lichtenstädt, Löwenhard, Amelung und Lieblein beobachtet worden sind, auf und leitet daraus mit vieler Umsicht die Grundsätze ab, nach welchen der gerichtliche Arzt zu verfahren hat, wenn ihm ein Fall, wo eine solche Mania transitoria zur Entschuldigung des stattgefundenen Verbrechens vorgegeben wird, zur Beurtheilung vorliegt. Einem verwandten Gegenstande ist die vierte Abhandlung: Ueber die sogenannte Mania sine delirio in Bezug auf Psychologie, gerichtliche Medicin und Rechtspflege, gewidmet; über die Existenz dieses Zustands ist neuerlich viel hin- und wider gestritten worden, und der Verf. bestrebt sich nicht ohne Glück, die Controversen einer endlichen Entscheidung näher zu bringen.

5) **Medicinischer Almanach für das Jahr 1836. Erster Jahrgang. Berlin, 1836.**

Als Herausgeber unterzeichnet die Vorrede Dr. Joh. Jac. Sachs, ein vielbeschäftigter und mit den Leistungen der Gegenwart eng vertrauter Literat, wie er sich selbst bezeichnet. Diese seine neuste Gabe können wir nicht anders als bestens willkommen heißen; denn die Idee, den von dem gelehrten und noch jezt hochgeschäzten Gruner im vorigen Jahrhundert durch eine ziemliche Reihe von Jahren (1782—1797) herausgegebenen medicinischen Almanach in verjüngter Gestalt wieder aufleben zu lassen, ist sicher Lobes und Dankes werth.

Wie der Jahreswechsel fast für jeden Menschen ein von selbst sich aufdringender Anlaß ist, seine Blicke zurückzuwenden auf die Vergangenheit, und zunächst auf das eben verflossene Jahr, sich sein Verhalten zu und in ihr, je nach seiner Individualität, in dieser oder jener Beziehung zu vergegenwärtigen und sich dann die Nutzanwendung für die Zukunft daraus zu ziehen, so mag es auch ein passender Zeitpunkt seyn, um die Entwicklung einer Wissenschaft von Zeit zu Zeit zu überschauen, ihre Bedeutung sich klar zu machen und die wichtigsten Erscheinungen der lezten Vergangenheit dem Gedächtnisse noch einmal einzuprägen. Einem Almanache, welcher der Dolmetsch derartiger Betrachtungen über die Heilkunde zu seyn sich vorsezt, kann es an reichhaltigem und interessantem Stoffe nicht fehlen und wird jedem Freunde derselben eine erwünschte Erscheinung seyn. Wir hoffen im Interesse des Herausgebers wie seiner Leser, daß ihm diese Bestimmung eines wissenschaftlichen Almanachs bei der Ausarbeitung der zu hoffenden folgenden Jahrgänge immer gegenwärtig seyn möge.

Daß der vorliegende etwas übereilt werden mußte, gesteht der Herausgeber in der Vorrede unumwunden ein und verkennt nicht die Mangelhaftigkeit desselben, indem er zugleich wesentliche Verbesserungen für die künftigen Jahrgänge zusagt. Obgleich der Verf. auf diese Weise die Kritik eigentlich zum Voraus entwaffnet, so fühlen wir uns doch durch seine Bitte um Mittheilung von Bemerkungen, die zum Vortheile des Almanachs dienen können, zu einigen wohlgemeinten Ausstellungen veranlaßt, die sich am passendsten mit der Uebersicht des Inhalts verknüpfen lassen.

Der Almanach zerfällt in drei besonders paginirte Abtheilungen, nämlich: 1) Tagebuch für das Schaltjahr 1836, das zuerst gewöhnliche Kalendernotizen über Zeitrechnung und dergleichen, und sodann eine doch wohl zu sehr im Lapidarstyle gehaltene Uebersicht der Epochen und Perioden für die Geschichte der Medicin gibt. Hierauf folgt dann das eigentliche Tagebuch. Jeden Monat eröffnet ein gedrängter Artikel über die durchschnittlichen Witterungs- und Krankheitsverhältnisse während desselben, an welchen sich dann die einzelnen Monatstage anreihen, mit Angabe von (größtentheils namhaften) Aerzten oder Naturforschern, die an ihnen geboren oder gestorben sind, von Ereignissen, die sich auf Medicin oder Naturkunde beziehen und an den betreffenden Tagen vorfielen. Daß dabei der eine und der andere Tag ganz leer ausgeht, während andere fast zu reich besezt sind, ist kein Vorwurf für den Herausgeber, wird aber gewiß später von ihm vermieden werden können. Unpassend kommt es uns vor, daß derselbe auch Vorgänge, die sich alljährlich in der belebten Natur einmal früher, das anderemal später wiederholen, unter bestimmten Monatstagen bemerkt, wie z. B. beim 25. Dec.: „Der Kreuzschnabel paart sich." Dergleichen Dinge stünden doch besser in dem allgemeinen Artikel über jeden Monat. Bei der Angabe merkwürdiger Ereignisse wären öfters etwas genauere Nachrichten zu wünschen; durch die Kürze entsteht manchmal Dunkelheit; beim 1. Febr. steht z. B. die Bemerkung: 1797, die Provinz Quito durch ein furchtbares Erdbeben in zwei Theile zerrissen! Vielleicht wäre es am zweckmäßigsten, bei jedem Tage nur einen Gegenstand oder eine Person zu berühren und sich dabei etwas mehr zu verweilen; besonders wäre es dankenswerth, wenn bei dieser Gelegenheit kurze biographische Notizen mitgetheilt würden. Uebrigens müssen wir bekennen, daß das Tagebuch auch in seiner jetzigen Gestalt manches Wissenswerthe und wenig Bekanntgewordene bringt, und gewiß nicht ohne viele Mühe zu Stande gebracht werden konnte. Es gibt dem Herausgeber vielfache Gelegenheit, seine Verehrung gegen todte sowohl als lebende verdienstvolle Aerzte auszusprechen, eben so wie auch anscheinend erwünschten Anlaß, Einzelner Schwachheiten oder von gelehrten Vereinen ausgehende Lächerlichkeiten zu rügen, wogegen nichts einzuwenden ist, sobald nur Lob und Tadel ganz nach Recht und Billigkeit zuerkannt wird.

2) Jahrbuch des Wissenswerthesten aus der medic. literarisch-journalistischen Wirksamkeit vom Jahr 1835. Erste Abtheilung. (Die zweite Abtheilung, Geburtshülfe und Staatsarzneikunde umfassend, soll im zweiten Jahrgang folgen.) Dieser Abschnitt erwähnt in Kürze verschiedener Bücher vom Jahr 1835 und gibt viele kleine Notizen aus Journalaufsätzen. Wenn der Verf. künftig journalistische und nichtjournalistische Literatur trennen will, so thut er daran ganz recht. Leztere sollte vorzüglich berücksichtigt werden, und eine nach den einzelnen Fächern geordnete bibliographische Uebersicht wäre der Tendenz des Almanachs ganz angemessen. Von der Journalliteratur sollte wirklich nur das ganz Hervorstechende erwähnt werden, dieses aber nicht zu kurz. Entdeckungen, die fruchtbare Folgen versprechen, dürften in dieser Abtheilung eine vorzügliche Stelle einnehmen; für den gegenwärtigen Jahrgang hätte sich die Entdeckung eines wichtigen Gegengifts gegen Arsenik im Eisenoxydhydrat gut geeignet, die zwar schon im Jahr 1834 publizirt wurde, aber 1835 die nöthigen Bestätigungen erhielt. Den Schluß dieser Abtheilung bilden eine medicinische Tagesgeschichte und Personalchronik.

3) Mannichfaltigkeiten, worunter besonders erwähnenswerth sind: Ideen zur ärztlichen Politik und nekrologische Erinnerungen, die Autenrieth, Bernstein, Dzondi, Unger und Röschlaub und außerdem noch einige, wenig bekannte Aerzte betreffen, statt deren wir lieber Ehrendenkmäler für Dupuytren, Lobstein und Boer gefunden hätten, die gleichfalls im Jahr 1835 der Wissenschaft entrissen wurden.

Schließlich möchten wir wünschen, daß auf die Correctur mehr Sorgfalt verwendet werde. Die Namen sind großentheils fehlerhaft, es fällt deßhalb nicht schwer, Beispiele zu finden. Wir führen zum Beleg unserer Behauptung nur folgende an: aus dem allbekannten Wasserdoctor Oertel ist ein Hertel geworden, aus Anspach — Auerbach; statt Schwägrichen steht Schwägerchen; statt Zeller — Ziller; Enz in Murrhardt statt Murrhardt zu Enzin u. dgl. Die Incorrectheit betrifft übrigens nicht bloß Namen, sondern kommt auch bei andern Wörtern häufig zum Vorschein; so fanden wir mehrere Male Archiator statt Archiater, auch Humerolpathologie statt Humoralpathologie. Die Personalnotizen werden fast werthlos, wenn man sich nicht auf die Richtigkeit der Namen verlassen kann.

6) Worin ist die unnatürliche Sterblichkeit der Kinder in ihrem ersten Lebensjahre begründet, und wodurch kann dieselbe verhütet werden? Eine von der kais. russischen freien ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg gekrönte Preisschrift von Wilh. Rau, Dr. und Professor [...] Bern, 1836.

Bedenkt man, daß im Durchschnitte etwa [...] Theil der Gebornen schon im ersten Lebensja[hre] eine Beute des Todes wird, so verdient die [...] dieses traurige Sterblichkeitsverhältniß n[...] zweckmäßige Anordnungen verbessert werd[en] ohne Zweifel eine reifliche Erwägung. Vo[n] Wichtigkeit ist diese Frage für Staaten, de[...] kerung noch so weit entfernt ist, Besorgnisse [...] Uebervölkerung zu erregen, wie wir dies i[...] finden. Die ökonomische Gesellschaft zu St. [...] handelte daher ganz in vaterländischem Intere[sse] im Jahr 1833 für die beste Schrift über di[e] [...] und die Verhütung der unnatürlichen Sterbl[ichkeit der] Kinder in ihrem ersten Lebensjahre einen Prei[s] [...] Unter nicht weniger als 84 concurrirenden [...] wurde der hier besprochenen ein Preis zuerkan[nt] [...] dem wurden auch noch zwei andern Bewerb[ern] [...] zu Theil.

Der Verfasser hat das Studium der [...] kindlichen Organismus von jeher mit besonder[...] kultivirt und sich durch sein vor einigen Jahr[en] [...] nenes Handbuch der Kinderkrankheiten bereit[s] [...] umsichtiger Forscher in diesem Zweige der Heilk[unde] [...] gewiesen.

Auf das Einzelne einzugehen, ist hier [...] Ort; wir bemerken nur, daß sämmtliche in B[...] kommende Punkte in einer passenden Aufein[anderfolge] und in einer Darstellungsweise, die dem A[rzte] [...] minder als dem Laien genügen wird, bespro[chen] [...] Die Schrift verdient mit Recht eine allgemein[e] [...] tung; wenige populär-medicinische Bücher [...] ganz ihrem Zwecke entsprechen, wie dieses, we[nn] [...] erst in einem weiten Kreise bekannt geworden i[st] [...] die um das Wohl der Ihrigen zärtlich besorgt [...] den sich, nach Durchlesung des Buchs, dem V[erfasser] [...] aufrichtigem Danke verpflichtet fühlen; sie [...] sind es, denen wir das Buch zu eifrigem Stu[dium] [...] pfehlen!

Schon im vorigen Jahr erschien über dens[elben] [...] genstand folgende, wahrscheinlich durch dieselbe [...] sung hervorgerufene Schrift:

7) Woher rührt die natürliche Sterblich[keit der] Kinder im ersten Lebensjahre, und wie i[st dem] Uebel vorzubeugen? Nach Erfahrungssätz[en] [...] wortet von Dr. Bodenmüller, Oberamt[sarzt in] Gmünd. Gmünd, 1835. 8.

Die der vorgenannten in jeder Beziehung [...] und durch diese überflüssig geworden ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 64.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 16. März 1837.

Das drängt und stößt, das rutscht und klappert!
Das zischt und quirlt, das zieht und plappert!
Das leuchtet, sprüht und stinkt und brennt!
Ein wahres Hexenelement!

Goethe.

Der Fastnachtdienstag und Aschermittwoch in Paris.

(Fortsetzung.)

Steigen wir, wenn's beliebt, auf's Amphitheater, in's Paradies hinauf, um von da aus das Gewühl zu mustern. Kaum haben wir uns über das Geländer gelehnt, um in den Saal hinunter zu blicken, so flimmert's uns vor den Augen. Die unfaßliche Menge von Bildern, welche flüchtig und magisch an uns vorüberziehen, überwältigt uns dergestalt, daß wir Alles, was wir sehen, Menschen, Kleidungen, Gesichter, Thun und Treiben für einen bloßen schweren Traum halten. Uns gerade gegenüber im Hintergrunde des Saals, von einer schwarzen Draperie eingefaßt, grollt das aus hundert Musikanten bestehende und von Musard dirigirte Orchester, dessen unheimliche Töne wie aus einem Leichengewölbe zu uns heraufrauschen; in der Mitte beschreiben zwölf strahlende Kronleuchter einen weiten Feuerkreis und darunter dreht sich ein wirbelnder Reigen in rasendem Umschwung. Meint man nicht den Zauberkessel zu sehen, den ein Schwarm von Höllengeistern umtanzt? Meint man nicht, einem jener Feste in Ninive oder Babylon beizuwohnen, wie sie der englische Maler Martin dargestellt, wo ein ganzes Volk in Masse herbeiströmt, um die Saturnalien seines Herrschers mitzufeiern? Alle Leidenschaften des Pariser Carnevals sind in diesem Augenblick im Saale der großen Oper conzentrirt, und entladen sich in diesem viel zu engen Raume, wie ein lange unterdrückter Vulkan, in schrecklichen Ausbrüchen. Wie die blaue, rothe, weiße, grüne menschliche Lava, alle Farben aller Metalle im Schmelztiegel annehmend, sich in unaufhaltsamen Strömen durch den Saal fortwälzt; wie die jauchzende Menge ihr unsauberes Kriegsgeschrei, ihr Montjoie Saint Denis: ohée les voleuses! erschallen läßt; mit welcher bestialischen Wohllust die Mitglieder des Jokeyclubs die Ballgäste der Courtille in ihren Stellungen und Wendungen zu überbieten suchen; mit welcher Nonchalance der reinste Cancan von der Chaumière und der klassische Chahut von der Barrière du Maine sich auf der ersten Bühne von Europa ansiedelt!

Welch ein unerhörter Skandal! und das ist bei weitem noch nicht Alles. Die Gelegenheit ist zu günstig, als daß man die Raserei nicht auf den höchsten Grad treiben sollte. Zum ersten Male, so lange die große königliche Oper besteht, ist das Asyl der Etikette und des Dekorums, das Rendezvous der vornehmen Welt dem Walzer, dem Galopp, dem Contretanz und dem Schwarm der tollen Carnevalsgäste eröffnet; der gefeierte Heros des Contretanzes, des Galopps und des Walzers, der Orpheus des Faschings, Musard mit einem Wort, der

„unvergleichliche Musard," hat mit seinen 10,000 Braven, deren Freund, Vater und Generalissimus er ist, dieses prächtige Terrain erobert: darf es uns da noch wundern, wenn jene anbetende, vergötternde Menge beim Anblick Musards ihr Entzücken nicht länger zurückhalten kann? Siehe da! 200 Postillone von Longjumeau, 300 Robert Macaire's, 300 Harlekins und eben so viele Matrosen und Matrosenweiber stürzen über den Kapellmeister her, reißen ihn von seinem erhöhten Sitze herunter und tragen ihn auf den Armen im Saale herum; überall, wo der Triumphator naht, zertheilt sich die bunte Menge, kniet nieder und empfängt gnädigen Blick oder huldreichen Händedruck von dieser improvisirten Majestät. Das Orchester spielt eine Siegeshymne und aus tausend und aber tausend Kehlen dringt der Ruf: Vive Musard! Vive le Napoléon de la contredanse! Der Triumph Musard's war vollständig, kolossal. Seit der Ovation Voltaires, der bei der Vorstellung seiner Irene im Théâtre français unter Rosen begraben ward, ist kein Zeitgenosse mit so viel Lärm, Bewunderung, Beifallsgeschrei, Spektakel, kurz Allem, was sonst noch erforderlich, um das zu begründen, was wir in unserer sublunarischen Welt Ruhm und Ehre nennen, gefeiert worden.

Von Freude strahlend, aber bleich von dem eben überstandenen Triumph, besteigt Musard die Estrade des Orchesters und gibt seinen Leuten das Signal, den berühmten Galopp zu spielen. Von diesem berühmten Galopp Musard'scher Komposition vermag ich aber beim besten Willen dem Leser keine deutliche Vorstellung beizubringen; Worte reichen nicht aus, um denselben zu schildern. Ein Wirbelwind in der Wüste, der Alles weit und breit versengt und verheert, ein Wolkenbruch, der auf seinem Wege Häuser, Wälder, Herden und Menschen mit sich fortreißt — das Alles erscheint nur als eine schwache Parodie des Musard'schen Galopps. Das Echo von mehreren tausend unmenschlich durcheinander kreischenden Stimmen schallt wider die Decke, die Kronleuchter klirren und drehen sich im Kreise, der Fußboden kocht, die Wände erzittern von dem convulsivischen Stampfen der Füße. Ein mit einem hölzernen Säbel bewaffneter Türke tanzt vorauf und führt diese unermeßliche Runde an, deren gigantischer Lärm das donnernde Orchester überheult. Endlich verstummt die Musik und die brandenden Wogen dieses aufgeregten Menschenmeers fluthen über und reißen Alles fort, was ihnen entgegentritt oder stillsteht; man erklimmt die Logen, man klammert sich an die Pfeiler, um nicht fortgeschwemmt, zerdrückt, zerquetscht zu werden. — Es ist sechs Uhr Morgens, der musikalische Sturm schweigt, die Wellen sind allmählig wieder in ihre Ufer zurückgetreten, der falbe, ungewisse Schein eines anbrechenden Februartags dringt durch verschiedene Oeffnungen in den Saal der großen Oper und beleuchtet gemeinschaftlich mit den verg[...] Wachskerzen diese Scene des Jammers und d[...] die Kleider hängen in Fetzen am Leibe herunter[...] fliegen in wilder Unordnung um den Kopf, [...] sind starr, die Augen matt und erloschen, von [...]gen trieft die Schminke und von den Stirnen [...] Schweiß der Orgie. Welches Futter für die [...]

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Leben ein Traum.

(Fortsetzung.)

Wie die Liebe, so gehört auch die Poe[...] Träumerischen der Jugend, und wie die Jug[...] lich poetisch ist, so ist die Poesie jugendlich, [...] dem Leben den Jugendschein." Alle Dichter b[...] und offen, Dichten sey nichts anderes als ei[...] der seligsten Art:

„Dem Dichter ist's beständig
Als wär' es so nur recht,
Sein Bild der Welt lebendig,
Sein Traum nur wahr und echt."

Poesie ist ein Hervortreten der Idealwelt, ein[...] des Ideellen, das sonst durch den Stoff, durc[...] lichkeit gebunden ist.

Schreiten wir weiter, so überzeugen wir [...] in der Gemeinschaft des Träumerischen Thate[...] stes sich vereinigen, die sonst oft genug ein[...] Gegensatz bilden: Poesie und Philosophie, Phil[...] Religion. Philosophie ist Bewegung des [...] freien Gedanken. Indem die Welt im Begriff [...] und Gedanken als das Wesen und der Grund [...] aufgezeigt werden, ist der denkende Geist in a[...] ständlichen doch nur mit sich selbst beschäftigt. [...] Alles als Geist, als Gedanke gefaßt wird, ist [...] der Philosophie die ideelle Welt, welche lebend[...] sich als das Wesentliche erweist. Insofern g[...] dings auch die Philosophie zur Familie der T[...] dieser Beziehung ist auch die Religion [...] Byron sagt:

„Lebt doch der Erde R[...]
Entrückt, der Fromme ganz in seinen Träu[...]
Nicht Zeit, nicht Welt ficht den Verzückten [...]
Zum Himmel flog sein Geist dem Staub vo[...]

Das schönste, seligste Thun des Geistes ist [...] darum wird auch die Seligkeit eines künfti[...] vorgestellt als ein Träumen; dies ist im [...] Kirchenlieds von Gottfr. Arnold schön ausgesp[...]

Führ' in's Paradies uns ein!
Doch wohlan, du wirst nicht säumen,
Möchten wir nicht lässig seyn!
Werden wir doch als wie träumen,
Wenn die Freiheit bricht herein.

Also Erinnerung und Hoffnung, Jugend und Liebe, Poesie — kurz alle Lichtpunkte des Lebens sind Traum, Idealität, d. h. nach der gewöhnlichen Lebensansicht Illusion, Nichtigkeit; denn nur das wird als Wirklichkeit anerkannt, was handgreiflich ist. Jedoch dieses Urtheil beruht auf einer blossen Voraussetzung. Muß denn Alles, dem die Ehre widerfahren soll, als legitim anerkannt zu werden, nachweisen können, daß es nichts Ideelles, kein Fünkchen Geist und Seele an sich habe, daß es sich auch nicht eine Linie über das Niveau der ordinären Prosa des Lebens erhebe? Nein! im Gegentheil ist das allein das Wirkliche, was Seele und Gedanke ist; die eigentliche Substanz des Lebens, das Leben des Lebens ist das Ideelle, der Traum. — Aber wird nicht damit ein einseitiger Idealismus aufgestellt, der nur den Geist anerkennt und dem Fleisch seine Urrechte versagt? Wird nicht, dem Zeugniß des gesunden Bewußtseyns zuwider, alle Wirklichkeit zu einem Schattenspiel herabgesezt? Nein! der Traum ist immer an die Sinnenwelt gekettet, als an seinen unentbehrlichen Grund und Boden; jeder Traum hat eine wirkliche Beziehung zur Aussenwelt. Empfindung, sey's eine früher gehabte oder eine im Schlaf eintretende, ist die erste Veranlassung eines Traums. Nur das innere Gefühl, das die Seele durch eine äussere Einwirkung bekommt, wird dem Traum eingewoben, und die Traumbilder sind in der Regel nichts anderes als Deutung der Empfindungen. Frieren wir, so führt uns der Traum auf unabsehliche Eisfelder, aus denen wir den Rückweg nicht mehr finden. Wir empfinden einen Druck auf die Brust — und es wird ein Bergkoloß auf uns gewälzt; eine krampfhafte Zuckung — und wir stürzen in einen endlosen Abgrund. Wir können sagen, der Traum sey eine Deutung der Dinge; ja: „Träume deuten uns die Welt!"

Die Wirklichkeit ist dabei nothwendig vorausgesezt, als der Text, der gedeutet werden soll, sie ist das Buch, das in die Sprache der Seele erst übersezt werden muß, um Genuß zu gewähren, und hier tritt also das Ideelle ein; die innere Welt kehrt sich hervor und beleuchtet die Dinge mit ihrem Licht. Wie im Traume Jeder seine eigene Welt hat, sofern jeder Traum in der Individualität des Träumenden begründet ist: so sind die Weltanschauungen verschieden, weil sie in dem innersten Kern des Menschen wurzeln, und das eigentliche Wesen eines Menschen, eines Volkes liegt eben in der Deutung, die sie den Dingen geben. Wenn wir Deutsche namentlich als ein träumerisches Geschlecht charakterisirt werden, so nehmen wir dies gerne an, insofern damit, wenn auch unbewußt und unwillkührlich, das ausgesprochen ist, daß das Seelenvolle und Geistige unser Element sey. Eine Zeit unterscheidet sich von der andern im tiefsten Grunde durch ihre Deutung der Welt, durch ihr so oder so gestaltetes ideelles Erfassen des Seyns, d. h. durch das in ihrem Leben, was Traum ist. Und wenn wir von der Mitte der gegenwärtigen Weltzeit aus rückwärts und vorwärts schauen, so sehen wir am Anfang wie am Ende der Weltgeschichte einen Traum: das verlorne und das wiederzufindende Paradies und goldene Alter. Das ist die Erinnerung und die Hoffnung der Menschheit, und indem die Geschichte, in der Wiederbringung der Dinge, zu dem Urzustand zurückkehrt, bildet sie einen in sich geschlossenen Kreislauf, dessen treibende und bewegende Kraft eben der ideale Traum ist, welcher in der Form der Erinnerung und der Hoffnung erscheint.

(Der Beschluß folgt.)

Reisefrucht.

„Πολλῶν δ' ἀνθρώπων ἴδεν ἄστεα καὶ νόον ἔγνω."

Städte? — Nein, die sah ich nicht,
Bin nur so hindurchgezogen;
Menschensitt' erkannt' ich nicht,
Bin vorüber nur geflogen.

Aber Mägdlein sah ich viel,
Braun und blond und schwarzer Locken,
Und der Liebe süßes Spiel
Lernt' ich spielen ohne Stocken.

J. V. Kutscheit.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, im März.

Allgemeines.

Um sich über das Leben der hiesigen Stadt, ihre äußere und innere Entwickelung öffentlich aussprechen zu können, muß man es nicht bloß in bürgerlicher und weltbürgerlicher Behaglichkeit mitleben, sondern Allem nachgeben, sich erkundigen, sich zudrängen, auf die Lauer legen u. dergl. mehr, zu was ich mich nicht leicht bringe. Je älter man wird, desto mehr beschränkt man sich, wenn man kein Geck ist, auf das, wodurch man in seinem Wesen zulegt; man meidet die Wiederholungen, die natürlich mit den Jahren wachsen. Es gibt freilich auch Leute, man heißt sie Philister, die sich gerade im Identischen am wohlsten fühlen, gerade dem Interessantesten aus dem Wege gehen und am liebsten thun, was sie schon tausendmal gethan. — Von einzelnen Erscheinungen will ich reden, welche mir eine besondere Theilnahme abdrangen. Noch lebendiger wäre diese ohne Zweifel gewesen, hätte ich Analogien derselben von andern Residenzen oder bedeutenden Städten vergleichend vor der Seele gehabt.

Contraste schärfen den Sinn, Vergleichung läßt tiefer in das Unterscheidende hineinschauen, und manches an sich Gleichgültige wird durch Parallelisiren pikant. So aber lebe ich nun hier in einem gewohnten Element, wie der Fisch im Wasser, dem sein Organismus homogen geworden ist. Deßhalb bitte ich um Nachsicht.

Einige herumspringende Bemerkungen über Dinge, die Stuttgart nicht gerade besonders charakterisiren, die ich aber doch berühren wollte, mögen vorangehen. Um einige Zeilen mehr oder weniger; das Auge wird in unserer Zeit durch Dampfboote und Eisenbahnen an Flüchtigkeit gewöhnt; es fliegt darüber weg. — Wir genießen einer tiefen politisch-bürgerlichen Ruhe. Das Publikum lebt in einer publicistischen Windstille, nachdem gewisse Windsbräute ausgetobt haben. Wollte man hohnlächelnd sagen, dem sey nicht zu trauen, es sey nur eine aufgenöthigte Ruhe, ein darniederhaltender Zwang, so möchten wir erwidern, das sey überall und immer so gewesen und werde auch so bleiben. In der Menschheit, in der civilisirten am meisten, ist eine solche Anhäufung von Hoffnungen, Wünschen, Planen, Entschlüssen, Gelüsten, Phantastereien, wohlwollenden und kühnen Gesinnungen, nützlichen und verwegenen Spekulationen, daß, nach dem geregelten Organismus des Ganzen und wegen des Gegendrucks der bestehenden Einrichtungen und der prosaisch langsamen Entwickelung der Verhältnisse, nur der allerkleinste Theil derselben durch das enge Pförtchen der Gelegenheit in's wirkliche Leben herausdrängen kann. In einem satirischen Kupfer könnte man diese gepreßten Tendenzen als die eingesperrten Winde des Aeolus darstellen, die mit Pausbacken stets hervorzubrechen drohen. Ist ja auch in der Natur Alles bewegungssüchtig, und nur der geordnete Lauf der Processe widersteht dem Losbrechen einer allgemein chaotischen Gährung und zerstörenden Auflösung. — Während man in einem Nachbarreiche dem Oberhaupte nicht verzeihen kann, daß es selbst regiert, ist man bei uns mit diesem Gedanken ganz vertraut. Daß sich auch der junge Adel im Gegensatz gegen sein früheres mittelalterliches Wesen oder Unwesen immer mehr anstellig macht, ist ein Werk der Aufnöthigung und der Freiheit, das aber unserm Lande nicht allein eigen ist. Bloß Kindern kann es auffallen, daß sich die Dienerschaft in prunkenden Livreen spreizt und gröber ist, als die Herrschaften, die sich einfach kleiden und zuvorkommend benehmen. Daß die Mägde sich untereinander „Frauenzimmer" tituliren, daß das „höre Sie! höre Er!" wie vielmehr das „Du" gegen Untergeordnete immer mehr verschwindet, daß die Frauen und Töchter wohlhabender Bürger und mancher als Hausväter zu nachsichtigen Angestellten sich wie die ersten Damen kleiden, daß überhaupt sich die Bewohner in allen Dingen mehr uniformiren und eine gewisse Gleichheit und Freiheit die Unterschiede jährlich mehr aufhebt, das ist der Zeitgeist, der immer Kluges und Thörichtes, Gewinnste und Verluste zugleich herbeiführt.

Es wird viel gebaut, und die verlängerten Straßen zeigen großentheils hübsche Gebäude, die öffentlichen Bauten einen ausgesprochenen würdigen Styl. Aber — woher der Wind weht, was zu wissen doch in allen Beziehungen so ersprießlich ist, das sieht man von Jahr zu Jahr weniger, denn die guten alten Wetterfahnen und Hähne werden immer seltener, und man blickt oft Straßen auf und ab vergebens nach einem solchen Windzeiger. Die Ausgabe für einen beweglichen Pfeil auf dem Wetterableiter sollte doch kein Hausbesitzer scheuen. — Kommt nun bald der Frühling mit schönen Morgen, so muß der sentimentale Naturfreund sein Schnupftuch nicht vergessen mitzunehmen, denn er begegnet den Trägern derjenigen Essenzen, welche den Teppich der Natur begrünen helfen, und deren Aroma [illegible] Moschus das gemein hat, daß es in ganzer Ma[illegible] riecht, in starker Verdünnung aber, also durch Re[illegible] einsaugende Pflanzengefäße, Wohlgerüche verbreitet. D[illegible] wendigkeit der Sache liegt in dem ökonomischen L[illegible] von 4600 Morgen Baufeld umgebenen und mit keine[illegible] ken versehenen Stadt: ein Stein des Anstoßes [illegible] fremde Nasen, und darum ein solcher, weil die Heiml[illegible] der Göttin Cloacina so à jour gefaßt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, Febru[illegible]

(Beschluß.)

Kunstreiter. Weigel.

Mit der Guerra'schen Reitergesellschaft ist die [illegible] zu Pferde" glorreich hier eingezogen. Außer einer be[illegible] Eleganz des Ganzen rühmt man hauptsächlich den [illegible] Namens Viool. Man erzählt, es sey ihm, als [illegible] um Engagement gemeldet, vom Unternehmer eine abs[illegible] Antwort ertheilt worden, weil dieser bereits mit [illegible] brauchbaren Lustigmacher versehen. Da jedoch habe [illegible] seinen Mißmuth hierüber auszudrücken, sich mit d[illegible] des rechten Fußes hinter dem Ohre gekrazt, und [illegible] Guerra sogleich voll Enthusiasmus gerufen: „Sie si[illegible] gagirt!" Die Leistungen des Mannes in ganz unglau[illegible] Stellungen sind in der That außerordentlich. Man [illegible] einander, worin wohl der jezt zu Wien in gleicher [illegible] solch ungeheures Aufsehen erregende Klischnig es dies[illegible] vorthun würde? Als Affe, worin Klischnig einzi[illegible] soll, hat Viool bereits einen solchen Lorbeer sich u[illegible] Haupt gewunden, daß man hofft, er werde auch als [illegible] (bekanntlich eine zweite Forcerolle von Klischnig) de[illegible] tuosität seines glücklichen Wiener Nebenbuhlers keinen [illegible] großen Vorsprung lassen. — Der Tod eines wacker[illegible] dabei wahrhaft gelehrten Mannes, des emeritirten [illegible] bibliothekars, geheimen Legationsraths Weigel, wü[illegible] nen weit tiefern Eindruck hervorgebracht haben, hä[illegible] nicht das hohe Alter der geistigen Kraft schon seit [illegible] Zeit beraubt. Er stand im 86sten Lebensjahr. Das [illegible] liche Wohlwollen, womit der Verewigte während [illegible] Amtes als Oberbibliothekar die Bemühungen der die [illegible] thek Benutzenden zu unterstützen und zu fördern sucht[illegible] gewiß den Meisten derselben noch lange in dankbarem An[illegible] geblieben, als der edle Veteran, bereits von seine[illegible] dächtnisse ganz verlassen, noch von Zeit zu Zeit a[illegible] Straße oder im freien Felde gesehen wurde, und man ihm [illegible] anmerkte, daß die Freundlichkeit, mit der er die ihm be[illegible] ten Grüße aufnahm und erwiderte, von einiger Verle[illegible] darüber begleitet erschien, daß er sich der Personen [illegible] ihm so ihre Aufmerksamkeit bewiesen, nicht mehr er[illegible] konnte. In der lezten Zeit soll er zuweilen darüber [illegible] in Zorn gerathen seyn, daß man es bedenklich fand [illegible] die frühern, zum Theil ziemlich weiten Spaziergänge [illegible] setzen zu lassen, da er sich zur Mitnahme eines Beg[illegible] nicht entschließen, und eben so wenig einen seine S[illegible] von Weitem Beobachtenden dulden wollte. Bode's [illegible] nomische Jahrbücher, Zachs monatliche Korrespo[illegible] Adelungs Mithridates, von Hammers encyclop[illegible] Uebersicht der Wissenschaften des Orients, und andere [illegible] senschaftliche Werke enthalten bleibende Denkmale seines [illegible] nichfaltigen Studiums und Forschens.

Beilage: Kunstblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 22.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 16. März 1837.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunstwissenschaftlichen Inhalts aus den Gemäldesammlungen von Berlin und Dresden.

Dritter Brief.

(Werth der Sammlung.)

Ich habe eine schwere Aufgabe zu lösen gehabt, lieber Freund, aber, da ich sie, wie ich glaube, glücklich gelöst, erzähle ich Dir den Hergang. Wie ich Dir schon neulich gesagt, ist man in Berlin im Allgemeinen wenig von dem Werth der Museums-Sammlung überzeugt und fast überall stehe ich mit meiner Bewunderung allein. Endlich hat man mich zum Heiden-Apostel gemacht und Ueberführung gefordert von den Bildern selbst. Freilich mit dem ersten Gesetz des heiligen Geistes der Kunst: „Du sollst keine andern Götter haben neben mir“ durfte ich, wie Moses, nicht anfangen; kein Mensch sähe Lichtstrahlen aus meinem Kopfe fahren, und jeder tanzte lustig fort ums goldne Kalb.

Inzwischen gingen Freund R. und seine Frau und deren Schwester, die selbst Künstlerin ist, mit mir. Gleich beim Eintritt, nachdem wir uns rechts in die Abtheilung der Mittel-Italiener gewendet, fing mein Freund an:

Nun sieh Dich um, zeige uns etwas aus der Masse, das das Auge erfreuen, das Herz rühren kann, das eine Stimmung hat oder gibt! Steife, magere Gestalten, schlecht gezeichnete, bunt gefärbte, auf Gold aufgeklebte, allgemeine Papierfiguren. Was soll uns dies in jetziger Zeit, wo uns die Kunst aus der Fülle der Kraft, mit allem Zauber der Darstellung, Anmuth, Schönheit, Individualität und Poesie die entzückendsten Werke gibt! Und — hiemit wollte er weiter gehen — ist dort bei den Venezianern und Ferraresen —

Halt, sagte ich, lieber Freund. Die Geschichte hat sich Zeit genommen, um vom Einen zum Andern zu kommen, thun wir's auch. Du weißt, Paulus rühmt den Korinthern als eine der ersten Gaben des heiligen Geistes, die Geister zu unterscheiden. Was nun nicht über uns kommt, wollen wir sonst zu erwerben suchen. Es ist nicht Alles Gold was glänzt, nicht Alles Alte gut. Sieh, — und hier führte ich meine Gesellschaft vor das Bild, von dem ich Dir noch nichts Näheres schrieb (I. 158) — Sehen Sie, liebe Freundinnen, hier eine Verkündigung Mariä, ein altes Bild, nach dem Katalog ums Jahr 1400 gemalt in Siena; das andere darüber, auch eine Verkündigung, nicht viel später von Don Lorenzo Camaldolese; beide auf Goldgrund, beide ziemlich ungeschickt gezeichnet; beide bunt, ohne Farbenharmonie und ohne Effect, gänzlich flach und platt. Und wäre denn doch vielleicht ein Unterschied zwischen ihnen, der nicht bloß die gewöhnliche Sonderung der Individualitäten beträfe? Leitete doch vielleicht jedes nach andern Quellen und eines von ihnen nach einer hellern und frischern?

„Nun bin ich wirklich begierig, sagte Frau R., auf Ihre Mittel, uns für eines von beiden zu interessiren, da ich noch keine Ahnung habe, für welches Sie es beabsichtigen.“

Das wird leicht seyn, erwiederte ich, sobald wir uns nur in die Schöpfungsgeschichte eines Bildes versetzen. Wir unterscheiden hierbei zweierlei oder wenn Sie wollen dreierlei, nämlich den Endzweck des Künstlers, die Darstellung, die Mittel zur Erreichung desselben und, was allem vorangeht, den Inhalt des erstern, die Anschauung des beabsichtigten Gegenstandes. Im vorliegenden Falle ist die Verkündigung Mariä die Aufgabe, jener wunderbare Moment, wo einer Jungfrau, „die von keinem Manne wußte,“ durch einen Boten Gottes angesagt wird, daß sie Mutter werden und den Heiland der Welt gebären solle. Welche sinnliche, welche Seelenvorgänge liegen vor uns? Das Ueberraschende der Erscheinung, das Erschrecken Maria's, das Ausrichten einer Botschaft, die Aufnahme derselben. Sehen Sie nur zu, oben bei dem guten Don Lorenzo: der Engel hört mehr als er sagt; ja seiner Stellung nach kann er so lange da gekniet haben, als der Maler Zeit gebraucht, ihn zu malen; Maria — was

läßt sich denken und empfinden mit so abstehenden Ellenbogen? Hingegen hier unten sehen Sie in dem wie hingeworfenen Engel das Plötzliche der Erscheinung, in der erhobenen Hand des weitgestreckten Armes das Bedeutende seiner Botschaft; in Marien, wie sie sich, mit aufgezogener Schulter, in den Mantel birgt und zurückbiegt, das geheime Grauen, und doch in dem auf den Engel gewandten Blick schon die Besiegung der Furcht und den Beginn des Gedankens: „Des Herrn Wille geschehe!“ Und gehen Sie ins Einzelne, so ist, wie jede Richtung von Hand, Kopf, Körper 2c., so jede selbst kleinste Falte — wie unvollständig immer in der Zeichnung — doch motivirt, während oben die ganze Draperie so gänzlich ohne Motiv über die Körper hängt.

„Motiv, fing die Freundin an, ich höre dies Wort so oft, ohne mir eine deutliche Vorstellung davon machen zu können. Was hab' ich mir dabei zu denken?“

Alles, Beste, sagte ich, worauf es in der Kunst ankommt. Motiv kommt her von dem lateinischen Wort movere, bewegen, und heißt also ungefähr Bewegung. Will ich irgend ein Ziel erreichen, so gehört die Bewegung nach demselben vor allen dazu; soll Einer schlagen, so muß er die Bewegung des Schlagenden, soll Einer bitten, die des Bittenden machen; der Verzweifelnde äußert sich anders als der Ergebene, und so sehen wir überall die äußere Erscheinung als Ergebniß innerer Vorgänge von Willen und Empfindung; ja wir können uns diese Bewegung der Seele nach außen als eine fortgesetzte denken und dann bildet sogar Denken und Seyn seine eigenen Physiognomien. Das sind nun freilich sehr geistige und unsichtbare Wege, und sie zu sehen und zu gehen ist nicht leicht; dafür ist aber auch die Kunst eine Kunst, nämlich die rechte. Der Künstler, der rechte nämlich, tritt sogleich und unmittelbar vor die Seele seines Gegenstandes und macht nun mit ihr die Bewegung nach außen, so entstehen ihm seine Marien, seine Engel und Alle, so jede Bewegung des Kopfes, Leibes, der Hände, so jede Falte, und dann ist bei ihm Alles motivirt, das heißt jede Form durch die innere Anschauung bedingt, aus ihr geboren, während sonst alle äußere Mittel der Natürlichkeit, wie sie nur Modelle und Gliedermänner bieten, vergeblich den abstracten Gestalten an- und umgehängt werden. O, ich wollte, ich könnte Ihnen eine Vorlesung halten von der Kunst; Modelle und Gliederpuppen mit allen Gaben der Grazien und Musen, mit Schönheit und mit Kleidern, mit Leidenschaften und Falten, mit Licht und Farbe und was Allem zu bestecken und auszustatten, eine Kunst, von der die halbe Welt schwört (und ich mit), Rafael habe sie nicht besessen und Correggio nicht erreicht: — doch das führt uns ab von unserm kleinen, unscheinbaren Bildchen und vom Motiv in der Kunst. Da kommt nun ein wichtiger Punkt, die Wahrheit der Bewegung. Sie wissen, daß zu uns gesagt ist: „So ihr nicht werdet wie die Kindlein.“ Jede Empfindung leidet durch Vermittelung, und je kürzer der Weg von der Empfindung zur Aeußerung, desto treuer wird leztere seyn. Was ist das Reizende an Kindern, als gerade diese große, fast unbegrenzte Unmittelbarkeit, die sie ohne die Gesetze der Wohlanständigkeit 2c. langen, fassen, gehen, springen — ich möchte sagen fallen läßt, und die ihren höchsten Gipfel in ihrer Freude erreicht! Weiß Einer erst, was gefällt, so ists um seine Kindheit geschehen, und eben diese Naivität unterscheidet die höchsten Genien der Kunst von Leuten, die ihnen Manches abgelernt.

Sehen wir nun bei allem Linkischen und Schwachen doch die unverrückbare Richtigkeit der Bewegungen bei den Kindern und ergötzen uns daran, so können wir dasselbe Ergötzen in der Kunst uns verschaffen, wenn wir nach den Kindern in ihrem Gebiet uns umsehen, und hier wird uns die so verachtete oder wenigstens gering geachtete Frühzeit derselben ihre reichen Schätze aufschließen und den Schlüssel geben zu denen der Folgezeit. Das ist's, was uns hier fesselt und entzückt: die aus der Unbefangenheit hervorgehende, schlagende Richtigkeit der Motive.

Hilf Himmel, fiel mein Freund ein, welche Verwirrung der Begriffe! Wie kann man bei diesen Handschuhfingern, diesen geschlizten Augen, diesen muskellosen Körpern von Richtigkeit sprechen? Das ist's ja, Lüge ist Alles und Lüge wird Alles, was auf dem Wege entsteht. Denn wie können Figuren, die unter gar keiner Bedingung existiren, also noch weniger sich bewegen können, eine richtige Bewegung machen?

Du bringst mich, antwortete ich, auf die nothwendige Unterscheidung zwischen äußerer und innerer Richtigkeit. Die äußere — und das ist die, von der Du sprichst — ist die vollkommene Uebereinstimmung des abgebildeten Gegenstandes in allen seinen Theilen mit dem Original. Jede echte Kunstrichtung läßt dieses Ziel nicht aus den Augen; allein seine Erreichung ist nicht nur ein Ding der Unmöglichkeit (denn selbst den begabtesten Meistern der glücklichsten Periode wird ein kenntnißreicher Anatom Fehler vorrechnen, in jedem Fall wenigstens Fehlendes, ohne welches auch keine Gestalt Leben und Bewegung hat, Nerven, Adern, Blut 2c.) — sondern führt auch auf endlose Verirrungen, in denen man zulezt nach dem Unterschied von seidenen und wollenen Stoffen, nach der genauen und wahrhaftigen Abbildung der Mutter Gottes, nach dem richtigen Kostüm, in welchem Christus die Welt erlöst, jagt und greift. Ein Andres ist's mit der Richtigkeit, die ich aus Armuth an Bezeichnungen die innere nannte; sie ist die Uebereinstimmung des beabsichtigten Vorgangs mit seiner Aeußerung, und fällt der künstlerischen

Phantasie anheim. Hier hängt Richtigkeit von gesunder und unbefangener Anschauungskraft ab und hier ist Erreichung des Ziels vollkommen möglich, wenn auch die Modulation durch die Individualitäten Verschiedenheiten hervorbringt. Freilich sind die Grenzlinien mit fast unsichtbarer Dinte gezogen, und die Kunst hat zur Bezeichnung des Besten keine andern Mittel, als die Natur, die ein geistreiches Gesicht nach derselben äußern Ordnung bildet, als ein geistloses. Und so kann es denn kommen, daß ein Blankenmann, dessen ganze Muskulatur in der Stärke einer geraden Linie liegt, sich richtiger bewegt, als der beste in einen Johannes umgewandelte akademische Act.

Ich komme wieder, fing jezt die Künstlerin an, auf das Bildchen zurück, das ich mir, Ihrer Rede zu lieb, jezt so lange angesehen. Ist es denn wirklich Ihr Ernst, daß das die wahre Kunst ist, und soll man so malen?

Besser ist besser! sagte ich, aber trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, ich meine die innere Wahrheit, so wird euch alles Andere von selbst zufallen, und wo nicht, so ist wenigstens dem Geiste nicht Gewalt geschehen. Wir lasen noch neulich zusammen des Dichters genügende Beantwortung der Frage: „Warum sind keine Erinnerungen so schön, als die aus der Kindheit?“ und ich möchte heut dazu setzen: warum auch keine Hoffnungen, als die in ihr? Ich betrachte keineswegs das vorliegende Bild, das uns gerade so lange aufhält, für ein ganz besonderes Monument der alten Kunst; im Gegentheil, seine Hauptschönheit hat es aus zweiter, wo nicht gar aus dritter Hand (das Wesentliche der Composition ist älter) und gehört dem Symon von Siena; allein es führt uns — und gar manche Bilder dieser Sammlung thun das Gleiche — in jene Zeit des Erwachens der Kunst, es zeigt uns deren Bestrebungen, Hoffnungen in den Tagen der ganz unschuldigen Kindheit, wovon so bald so viele verfehlt und zu Grunde gegangen und deren Erfüllung die belebende Kraft der größten Genien gewesen.

Allein Sie als Künstlerin möchte ich mir die Freiheit nehmen noch auf besondere Vorzüge aufmerksam zu machen. Bisher habe ich mich bloß über die Auffassung des Gegenstandes, über die Wahrheit der Darstellung geäußert; aber auch die Ausführung ist voll guter Lehren für uns in Bezug auf Schönheit der Darstellung. Ich weiß, Sie halten viel von Colorit und Behandlung; aber muß nicht etwas künstlerisch Werthvolles zu coloriren und zu behandeln da seyn, und was bedingt den Werth? Muß nicht einer schönen Farbe eine schöne Form zu Grunde liegen, und der Harmonie der Farben die der Linien, das Ebenmaß der Massen, ein reines Verhältniß zum gegebenen Raum, kurz Architektur und Sculptur? Und nun sehen Sie bei den Alten nach, welch sicherer und einfacher Aufbau eines Bildes! Wie klar stehen die Hauptgestalten da, wie sondern sich die Massen. Weiter: verfolgen Sie eine Linie, von Kopf zu Fuß, welch ebenmäßige, harmonische Bewegung, wie richtig geht sie aus! Da werden nicht Hände an Schultern gesezt in abgesehener Verkürzung, nicht Füße verdeckt bezeichnender Gestalten; da spricht die Structur des Körpers in allen Massen-Abtheilungen sichtbar sich aus. Es ist, meines Erachtens, sehr einseitig, den Formensinn auf die Fähigkeit naturgemäßer und s. g. schöner Ausbildung einzuschränken, etwas Anders muß vorangehen, das weiter auszubilden sich der Mühe verlohnt, und das lehrt nicht die Natur, es gehört allein dem Kunstsinn der Menschheit, den wir am unverfälschtesten finden, wo er in begabten Geistern ohne Reflexion der vielen Anforderungen an jegliche Vollendung sich ausspricht. Diesen unmittelbaren Schönheitsinn können wir bei den alten Meistern, diesen Kindern im Geiste, wahrnehmen.

Nun lassen Sie uns einmal weiter gehen, sagte mein Freund, also hier diese Reihefolgen von Bildern des Spinello Aretino, diese Täfelchen von Ambruogio Lorenzetti, Fiesole, die Bilder von Cosimo Roselli, Dom. Ghirlandajo und Verrochio, und Lippo und Castagno und wie sie alle heißen, sind Ihre hoffnungsvollen Kinder?

Es gibt begabte und weniger begabte Kinder, erwiederte ich, ja sogar verschrobene, obschon irgend etwas ihr glückliches Alter immer bezeichnet. Ich kenne die Gründe nicht, die die Ordner der Gallerie bestimmt haben, die bezeichneten Bilder den genannten Meistern zuzueignen. Fiesole wird man hier nicht kennen lernen, auch Ambruogio di Lorenzo nicht; Spinello steht, meiner Ansicht nach, nicht in den vordersten Reihen. Es ist freilich Schade, daß kein Bild von Arcagno, Symon von Siena, vom Niccolo Petri, von Masaccio nichts und von Ghirlandajo nichts seinen Umfang Bezeichnendes da ist; aber haben Sie einmal Interesse dafür gewonnen, die Kunst wachsen und gedeihen und nach vielen Seiten hin sich entwickeln zu sehen, so wird Ihnen jedes Bruchstück aus der Geschichte ihrer Jugend werth seyn. Kommen Sie, hier ist ein Bild, das meine Meinung in Gestalten und Farben ausspricht, diese kostbare Perle der Sammlung, um die allein jede andre sie beneiden muß: Madonna in trono, rechts der kleine Johannes, links der kleine — Rafael, nicht der Engel, der Maler, der große, göttliche, unsterbliche Rafael im Kinderhemd mit gefalteten Händchen, von seinem Vater gemalt. Und das ganze Bild, mit den edlen Gestalten der beiden Jacobi im Vorgrund, diese unschuldvolle Anmuth, dieser Ton einer ungestörten frommen Phantasie, ja diese halb ungeschickte Hand, ist nicht Alles ein zweites Bildniß der Kindheit Rafaels? und sollen, können wir kalt daran vorübergehen? packt es uns nicht vielmehr mit einer unwiderstehlichen Gewalt, die uns gar nicht zu Wort und Gedanken, sondern fast nur

zu Thränen kommen läßt? So wirken die Denkmale der alten Kunst, und ihre Sprache, wo sie unsre Sinne trifft, sollte eine heilige seyn, die nicht nur jene, sondern Herz, Geist, Gemüth, den ganzen Menschen ergreift. — Und das ist der unvergleichliche Werth dieser Sammlung — abgerechnet viele vortreffliche Werke der Periode durchgebildeter Kunst, — daß sie uns, wie hier bei den ältern Umbriern zu den Anfängen Rafaels, dort bei den ältern Florentinern zu denen Michel Angelo's, weiter oben bei den Venetianern zu den Quellen Titians, bei den Mailändern zu denen Leonardo's führt und in den Ferraresen und Bolognern sogar die Andeutungen der Caracci und ihrer Zeitgenossen uns gibt. Zu allen diesen kommt nun der große Reichthum altdeutscher und niederländischer Kunstschätze, so daß Sie mit gutem Gewissen dazu beitragen können, den Ruhm dieser Sammlung gegen jeden Anfall zu vertheidigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom Januar.

Bildnerei.

München, 23. December. Auf der Gewerbausstellung befand sich ein von Strobelberger gearbeiteter, reich verzierter und vergoldeter Degen, der in erhobener Arbeit alle Wappen und Orden Bayerns, auf der Klinge aber 3061 Namen und Charakter sämmtlicher Generäle und Officiere der Armee enthielt. Der Degen ward vom König von Griechenland gewonnen und dem zu Würzburg garnisonirenden Regimente geschenkt.

Wien, 31. December. Director Klieber arbeitet fleißig an den Basreliefs aus magarischem Marmor, welche das Fußgestell von Hofers Denkmal in Innspruck schmücken sollen.

Darmstadt. Der im hiesigen Naturalienkabinet befindliche fossile Kopf des Dinotherium ist von dem jungen Modellirer Herwegh sehr geschickt in Gyps nachgeahmt und das Modell öffentlich ausgestellt worden, um dem Künstler eine Unterstützung zu seiner weitern Ausbildung in München zu gewähren.

Rom. Der belgische Bildhauer van der Vuön hat unter mehreren vollendeten Arbeiten in seiner Werkstätte eine Gruppe lebensgroßer Figuren. Maria mit dem Leichnam Christi, dessen Haupt ihr im Schooße ruht. Dieses Werk wird dem jungen Künstler neuen Ruhm erwerben.

London, 14. Januar. Das Standbild des Lord William Bentinck, zu welchem in Indien unterzeichnet worden, ist jetzt von dem Bildhauer Westmacott in Erz vollendet und 10 Fuß hoch. Es wird mit dem Transport nach Calcutta 4000 Pf. Sterling kosten.

Kunstausstellungen.

Rastenburg. Durch die Bemühungen des Dr. Kaminsky ist hier eine Kunstausstellung von etwa 200 Gemälden zu Stande gekommen.

Alterthümer.

Paris. Auf einer nicht weit von der römischen, von Rheims nach Verdun führenden Straße hat man ein Gefäß mit 616 silbernen Münzen gefunden, worunter 290 consularische, welche wenigstens 150 Familien angehören und ganz gut erhalten sind. Zwei und zwanzig darunter sind von M. Antonius und sechs derselben mit dem Revers der Kleopatra.

Athen, 6. December. Für die Oberaufsicht der Alterthümer wurde eine aus 11 Mitgliedern bestehende Commission niedergesetzt.

Schweiz. Bei Zug hat man eine antike römische Vase gefunden, welche jetzt in der Bibliothek daselbst aufbewahrt wird, und die Inschrift: CIV. TVGENI trägt. Zug stand also schon zur Römerzeit.

Freiburg. Ueber die äginetischen Bildwerke hat Prof. Hug in Freiburg kürzlich eine Abhandlung herausgegeben, in welcher er nachzuweisen sucht, daß der Tempel zu Aegina der Pallas Cydonia geweiht und zum Andenken der von den Aegineten in Cydonia errichteten Colonie gestiftet worden; daß daher die Figuren im westlichen Giebelfelde dieses Tempels nicht eine Scene aus Homer, sondern den Sieg der Aegineten über die Samier, welcher der Gründung jener Colonie vorangegangen, darstellen sollten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 65.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 17. März 1837.

> — Flüchtet aus der Sinne Schranken
> In die Freiheit der Gedanken,
> Und die Furchterscheinung ist entflohn,
> Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen.
>
> Schiller.

Das Leben ein Traum.

(Beschluß.)

Wir haben noch einige Anstöße und Bedenken wegzuräumen. Als schlagender Grund gegen den Satz: „das Leben ist Traum," wird nämlich geltend gemacht, daß er die verderblichsten sittlichen Folgen haben müßte. Solche Besorgniß ist jedoch völlig grundlos und voreilig, denn sie beruht auf einer bloßen Consequenzenmacherei. Die Erfahrung bezeugt, daß der Traum das geheime Gericht des Menschen ist. Recht erquickliche und erhebende Träume kommen nur dem, dessen Inneres rein und schuldlos ist, so wie andernseits der Böse seine schreckhaften und strafenden Träume hat. Ist das Leben ein Traum, nun ja, dann ist es selbst das Gericht des Menschen: je reiner die Seele von Schuld, je mehr dem Ewigen und Göttlichen zugekehrt das Leben des Geistes, desto glücklicher und lohnender der Traum, den wir träumen. Also der Traum, welcher das Leben ist, hat sein Gericht nicht außer sich, sondern in sich selbst, und das ist am Ende doch das alleinwahre Gericht. Und sollte man davor noch mehr erschrecken, daß selbst das andere Leben als Traum angesehen werde, so hat diese Vorstellung in der That nichts Verführerisches, im Gegentheil:

> Sterben — schlafen.
> Schlafen — vielleicht auch träumen! — Ja da liegts:
> Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
> Wenn wir den Drang des Ird'schen abgeschüttelt,
> Das zwingt uns, still zu steh'n.

„Aber Träumerei ist einmal ein unpraktisches und täuschungsvolles Wesen!" Wir wollen offen zugeben, daß es allerdings auch eine Träumerei gibt im schlimmen Sinn, d. h. ein in leeren und falschen Einbildungen schwelgendes, that- und fruchtloses Sinnen und Schwärmen. Aber wie überhaupt das Böse nur neben dem Guten, das Falsche nur neben dem Wahren ist, so sezt auch diese krankhafte Erscheinung Gesetze der Gesundheit voraus. Solch eitles Träumen hat nämlich seinen Grund in der zügellosen Willkühr des innern Thuns, und diese falsche Freiheit weist auf die wahre Freiheit der ideellen Welt hin. Und die wahre Freiheit ist eben diejenige, welche ihren Gegensatz, die Nothwendigkeit, d. h. das Gesetz, in sich selbst hat, während die Willkühr nichts anderes ist als die gesetzlose, d. h. die schlechte Freiheit. Darum darf die ideelle Richtung weder als leere Phantasterei betrachtet werden, denn sie hat ihr inneres Gesetz, noch als müßige Schwärmerei, denn das Handeln ist ihre nothwendige Frucht:

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, im März.

(Fortsetzung.)

Musik.

Die Musikfreunde hat sich seit dem Herbst aus den öffentlichen Gärten in die Stadt zurückgezogen, wo sie nun als Tanzlust aktiv wird. Wie lohnend für die Musiker selbst jene musikalischen Gartenabende seyen, kann man daraus abnehmen, daß eine solche Gesellschaft zuweilen 50 — 70 fl. Eintrittsgeld bezieht. — Der vierstimmige Kirchengesang scheint in der Natur der Sache oder in dem Naturell unsers Volkes eine hemmende Schranke gefunden zu haben; er hat sich der Gemeinde noch nicht recht mittheilen können. Bloß bei festlichen Gelegenheiten vernimmt man ihn von der Orgel aus, wo sich die jungen und erwachsenen Liebhaber desselben eingefunden haben. Er sollte sich niemals ganz ohne Begleitung hören lassen, weil ein merkliches Detoniren eben bei bloßen Musikfreunden fast unvermeidlich ist. Nur Künstler vom Fach und ausgezeichnete Dilettanten halten scharf und fest den Ton ohne Begleitung, niemals aber ein so gemischter Chor, der nur von der Orgel, von Posaunen oder einem Orchester unterstützt, auf der feinen Linie des Wohllauts gehalten wird. Ein Gutes stiftet der Kirchengesangsverein auf jeden Fall: er ist eine fortgesezte Choral- und Figuralgesangsschule, und hier sind denn auch, wie so oft im Leben, Lehre, Probe, Vorübung für die Theilnehmenden so genuß- und segensreich, als die Ausführung selbst. Ein weiteres Verdienst desselben ist, daß die entsezlichen Schnörkeleien und Arabesken, mit welchen sonst die guten Christen alten Schlages, und zwar Jeder nach seinem Kunstenthusiasmus und innern Drange, der Weingärtner z. B. ganz nach Art seiner Weinranken, die ausgehaltenen Noten verzierten, immer mehr zum Schweigen gebracht werden. Im Allgemeinen hört man jezt außer dem melodieführenden Sopran einen natürlichen Second und einen männlichen Baß, womit freilich die vierstimmige Orgelbegleitung nicht immer harmonirt, was jedoch keine zu merklichen Kakophonieen herbeiführt.

Von den gewöhnlichen Abonnementsconzerten sind sechse vorüber. Sie werden zum Besten des Wittwen- und Waisenfonds der königlichen Hofkapelle und nun auch der Hofbühne gegeben, so daß der Chor der leztern, der seine Beihülfe geraume Zeit verweigerte, nun wieder beigezogen werden kann. Beethoven lernten wir im vorigen und diesem Concertlaufe vielseitig kennen. Auffallen möchte aber, daß mittlerweile keine einzige Symphonie von Mozart, keine von Haydn zu hören war.

Außer unsern anerkannten Matadoren vernehmen wir zuweilen die Produktionen junger Talente, namentlich der Söhne von unserm Krüger und Schunke, auf dem Fortepiano, der Harfe, Violine, dem Horn, und zwar trey ihrer Jugend in einer Virtuosität, die einen ernsten Blick in die wunderbare Einrichtung der menschlichen Natur wecken kann. Was man ehedem nur von reifern Jahren erwarten konnte, das geschieht hier durch entschiedene Richtung des Talents auf Eines, durch richtige Anleitung, unausgesezte Uebung und Dressur in einer fast beängstigenden Frühe. Es hängt wohl viel davon ab, daß ein Kind in einer Künstlerfamilie erzeugt und erzogen worden. Dennoch sehen wir, daß auch sonst in allen Ständen die verschiedenartigsten Talente geboren werden, die jedoch häufig unbeachtet leben und sterben. Man könnte hierüber klagen, und hätte insoweit recht, als es an rechten Künstlern gebräche und andererseits unzulängliche Talente, halbe Organe in die Kunst hineingelockt oder genöthigt würden, welche sich dann mit ewiger Halbheit abquälen und die Welt mit krampfhaften Leistungen ärgern. Uebrigens ist jedem vollen Organ auch ein Drang zur Ausbildung inwohnend, und gelingt ihm diese nicht auf dem Weg einer klassischen Schule zur rechten Kunsthöhe, nun, so erfreut es vielleicht in einem beschränkten Kreise Bürger und Bauern durch volksthümliche Leistungen. Wollte man sich noch allgemeiner und kälter über die Sache ausdrücken, so könnte man sagen: wie die Bienen sich aus gemeinen Larven Königinnen, aber nicht mehr, als sie brauchen, erziehen, so bildet das Zeitalter sich seine Künstler aus den vorhandenen Talenten nach Bedarf und überläßt die übrigen sich selbst.

Die Concerte erhalten sich in ihrem modernen Charakter. Orchesterstücke wechseln mit Instrumentalvirtuositäten und Gesangpartien, wobei mehr Soli als Chöre. Auch Deklamationen und Melodramatisches treten dazwischen. Vierstimmigen Männergesang hört man nie. Käme er, wie das ganze Publikum wünscht, vor, so sollte gerade hiebei am wenigsten der Kunstaristokratismus die Wahl der Sänger bestimmen, sondern die am meisten sich harmonisch bindenden Kehlen sollten sich hören lassen. Auch Ensemblestücke aus Opern, die man selten gibt oder im bewegten Lauf der Darstellung weniger beachtet — Sextette, Septette von Mozart, Cimarosa ꝛc., schweben mir vor — würden gewiß mit großem Dank aufgenommen werden, wie es immer bei Theilen von Opern geschieht, die nicht auf's Repertoire kommen. Von alter Musik ist nichts zu vernehmen, und so lange nicht, bis einst ein Enthusiast, wie Heidelberg, Frankfurt, Berlin ꝛc. dergleichen haben oder hatten, eine Anzahl von Liebhabern um sich versammelt, und mit ihnen die Meisterwerke der frühern Jahrhunderte einübt, und dann vielleicht öffentlich zum Mitgenuß gibt. Es wird übrigens in dankbarem Andenken bleiben, was unter unsers verdienten Kapellmeisters Lindpaintner Leitung mit Händel geschehen ist. Ein Concert, von einer Anzahl ganz alter Musikstücke, wenn auch des ernstesten religiösen Styls, erfüllt, würde ohne Zweifel ein großes Auditorium herbeiziehen, und man könnte wohl eine um die Hälfte erhöhte Einlage zu bestimmen wagen. Der Besuch desselben würde als eine Ehrensache des musikalischen Publikums betrachtet werden, und welcher halbwegs Gebildete würde sich davon ausschließen?

Theaterberichte kann ich nicht geben, doch will ich dreier Erscheinungen aus der musikalischen Künstlerwelt gedenken, sowohl wegen der Leistungen der Künstlerinnen an sich, als auch wegen der verschiedenen Aufnahme, welche sie im Publikum fanden. Mozarts „Figaro“ war angekündigt, und Madame Pollert, erste Sängerin des kaiserlichen Hoftheaters zu Petersburg, als Gastspielerin in der Rolle der „Susanne.“ Sie trat zum lezten Male auf; ich hörte sie zum ersten Male. Bei ihrem ersten Auftreten in Rossini's „Figaro“ als „Rosine“ war sie zwar vielfach beklatscht und am Ende mit allgemeinem Antheil gerufen worden; dann aber ward es stille. Man sprach von übertriebenem Spiel, von Affektation, von Unschicklichkeit der Gesten, von Detoniren ꝛc. Dies reizte meine Neugier. Mozarts wundervolle Musik, die Leistungen einer „Haus,“ eines „Dobler“ gewann ich jedenfalls; auch zwei jüngere Talente traten auf. Ich war voll Erwartung und im Ganzen in der besten Stimmung. Ein sparsamer Genuß findet leicht ein dankbares Gemüth. Die Ouvertüre rückte in meinem Innern vollends Alles zurecht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 28. Freitag, 17. März 1837.

Schriften über Heilkunde.

8) Ueber den Zustand der Heilkunde und über die Volkskrankheiten in der europäischen und asiatischen Türkei. Ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte von F. W. Oppenheim, Dr. Med. ꝛc. Hamburg, 1833.

Der Verfasser dieser nicht für Aerzte allein anziehenden Schrift fand während eines fast dreijährigen Aufenthalts in den verschiedenen Provinzen der europäischen und asiatischen Türkei die reichste Gelegenheit, sowohl mit dem Zustande der Heilkunde daselbst, als auch mit den dortigen Sitten und Gebräuchen bekannt zu werden, und theilt in derselben seine Beobachtungen über dieses zwischen Barbarei und Civilisation schwebende Land mit. Daß er den Zustand der Heilkunde sehr jämmerlich fand, wird Niemand überraschen; um so mehr fällt es auf, daß der Stand der Aerzte unter den Türken in hoher Achtung steht. Der Arzt ist dem Türken eine Art von Heiliger und der Name „Hekim“ das sicherste Schutzmittel gegen alle politischen und religiösen Verfolgungen. In dem lezten russisch-türkischen Feldzuge sollen mehrere Gefangene sich dadurch das Leben gerettet haben, daß sie im Augenblicke der Noth das Wort Hekim aussprachen; der rohe, fanatische, habsüchtige Krieger bemeisterte seine Wuth; er ließ seine Gefangenen am Leben und überlieferte sie der Behörde. Wie wenig aber die Aerzte dieses Ansehens würdig sind, ersehen wir aus folgender Stelle: „In der Hauptstadt selbst prakticiren neben einigen wirklich unterrichteten Aerzten, theils Fremden, theils Griechen, die in Europa eine rationelle wissenschaftliche Bildung genossen haben, eine Menge Ausländer, die in ihrer Heimath einem ganz andern Stande als dem ärztlichen sich beizählten. Außerdem beschäftigen sich mit der Heilkunst, in der Hauptstadt sowohl als im ganzen Lande, Leute aller Nationen und aus allen Ständen, Griechen, Juden und Armenier, die Geistlichkeit aller dieser Nationen, die Zigeuner, die Barbiere und die alten Weiber, wie überall.“ Am tiefsten scheinen übrigens doch die eigentlichen türkischen Aerzte zu stehen. „Divination ist das Hauptagens ihrer Medicin; sie glauben fest an Sterndeutekunst, und ihr Aberglaube geht so weit, daß sie an Nekromantie, an die Wirkung der Talismane und der kabbalistischen Figuren glauben. In bedenklichen Fällen wird aber Spuk, den die menschliche Thorheit erfunden hat, um die kindische Furcht vor dem Tode zu benehmen, versucht; bald wird die Krankheit als ein böser Geist beschworen; ein andermal sieht man sie als eine gerechte Heimsuchung Gottes an und sucht dessen Zorn zu beschwichtigen; es werden lange Gebet

hergesagt und der Rosenkranz fünfzig Mal abgezählt; es werden Sprüche aus dem Koran aufgeschrieben, zusammengeknetet und dem Kranken zum Verschlucken gereicht, oder es werden solche Sprüche auf ein Brett geschrieben, dasselbe abgewaschen und das schmutzige Wasser dann dem Kranken zum Trinken gegeben.“ Deus sit propitius huic potatori!

Obgleich der Verfasser stets seinen Hauptzweck, die Türkei in medicinischer Beziehung zu schildern, nicht außer Augen läßt, so erfahren wir doch gelegentlich manche Einzelnheiten, die in das Leben des türkischen Volkes, und namentlich der Großen, einen tiefern Blick werfen lassen. Dazu gibt der Artikel über das Vorkommen von Geisteskrankheiten dem Verfasser mehrfachen Anlaß. Unter den Ursachen, warum dieselben unter den Türken im Ganzen sehr selten sind, ist ihr entschiedener Glauben von Bedeutung. „Nur höchst selten, sagt der Verfasser, wird sich ein Mahomedaner in ein Gespräch über Religionsgegenstände, am allerwenigsten in einen Streit darüber einlassen. Wer spricht, der zweifelt, und wer zweifelt, ist des Todes schuldig, das ist der Ausspruch Muhamedś. — Ich habe nur einen einzigen Muselmann kennen gelernt, der nicht unbedingt zu glauben schien. Den Oemer-Effendi von Kütaja, einen sehr aufgeklärten Mann, lernte ich erst in seinen lezten Lebenstagen kennen. Er scheute den Tod nicht, wünschte aber über die Zeit seines Eintrittes Gewißheit zu haben. Da die übrigen Aerzte ihm denselben anzukündigen fürchteten, fragte er mich mit gebrochener Stimme: werde ich morgen die Sonne noch auf- und untergehen sehen? Als ich dies bezweifelte, sagte er fest: „Nun wohlan, so werde ich morgen zu dieser Stunde wissen, ob Muhamed ein Betrüger war. Er legte sich auf die Seite und starb.“

Unter den Geisteskranken des Orients sind bei weitem die Meisten Blödsinnige, und eine unsers Wissens bis jezt nicht bekannte Thatsache ist es, daß der Blödsinn nicht ganz selten absichtlich hervorgerufen wird. Unser Verfasser sagt in dieser Beziehung: „Die künstlichen Blödsinnigen sind gesund geborene Kinder, denen man aber schon von früher Jugend an viele narkotische Gifte beigebracht und sie dadurch in einen Zustand von Blödsinn versezt hat. Dieses schändliche Handwerk, mit dem die türkischen Aerzte sich abgeben und das ihnen sehr einträglich ist, wird häufig von den Großen gefordert und nicht bloß an Kindern, sondern auch an Erwachsenen ausgeführt in solchen Fällen, wo man Feinde oder gefährliche Personen unschädlich machen will, und man es nicht wagt oder nicht gerathen findet, sie aus dem Wege zu räumen. So soll der jetzige Sultan seinen ältesten Sohn und eigentlichen Thronerben in einen solchen blödsinnigen Zustand haben versetzen lassen, aus Furcht, er könne ihm dereinst einmal gefährlich werden.“ Ueber simulirten Blödsinn sagt er: „Da die Wahnsinnigen bei den Türken als von Gott Begünstigte betrachtet werden und für Heilige gelten, so suchen manche Dürftige und Faule durch einen erkünstelten Wahnsinn sich einen bequemen Lebensunterhalt zu sichern; häufiger aber suchen solche, die sich politische Vergehungen haben zu Schulden kommen lassen, oder die etwas Böses im Schilde führen, andere endlich, die durch Reichthum, Macht und Ansehen die Habsucht und den Neid Anderer zu erregen fürchten, der rächenden Strafe durch einen solchen Zustand zu entgehen oder die Aufmerksamkeit Anderer von sich abzuleiten.“

Was Oppenheim über die Blinden und Taubstummen in der Türkei erzählt, möge hier noch Platz finden: „Vielen gänzlich Erblindeten sichert die Eifersucht der Türken, besonders in den asiatischen und afrikanischen Provinzen, eine sorgenlose Existenz. Da man im Orient weder Glocken noch Thurmuhren kennt, so ist an jeder Moschee ein Beamter bestellt, dessen Geschäft darin besteht, fünfmal täglich das Minaret zu besteigen und mit lauter Stimme die Gläubigen zum Gebete zu rufen. Da man nun von dieser Höhe leicht auf die Dächer der Harems sehen kann, woselbst die Frauen häufig die Morgen und Abende zubringen und selbst ihr Nachtlager daselbst aufschlagen, so eignen sich Nichtsehende zu diesem Amte am besten.“

„Eine andere Klasse von Unglücklichen, die Taubstummen, sind im Oriente auch nicht ganz verlassen. Da die Dienerschaft sich stets im Zimmer des Herrn befindet, um diesen oder seine Gäste mit Pfeifen und Kaffee zu bedienen, so erhalten die Großen sich gern Taubstumme bei ihren geheimen Zusammenkünften, um nicht verstanden zu werden. Im Pallast des Sultan soll deren eine große Zahl vorhanden seyn. Sie besetzen die Wachen im Innern der Zimmer des Großherrn bei der Eingangspforte, wenn dieser mit dem Großvesier oder andern Beamten eine geheime Unterredung hat.“

Der Oppenheim'schen Schrift ist in diesem Jahre ein umfassenderes Werk von dem französischen Arzte Brayer nachgefolgt, der zwölf Jahre lang in Constantinopel gelebt hat und deßhalb vorzugsweise sich mit diesem beschäftigt, während Oppenheim mehr die Provinzen kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Sie ergänzen sich auf diese Weise gegenseitig, um so mehr als Brayer die von Oppenheim unberührt gebliebene Pest zum Hauptgegenstand seiner Forschungen machte und darüber viele Thatsachen mittheilt, welche die Zweckmäßigkeit der den Handel belästigenden Quarantaine-Maßregeln zweifelhaft machen. Wir werden auf dieses wichtige Werk später zurückkommen.

9) Grundzüge der Dipsobiostatik, oder politisch-arithmetische, auf ärztliche Beobachtung gegründete Darstellung der Nachtheile, welche durch den Mißbrauch der geistigen Getränke in Hinsicht auf Bevölkerung und Lebensdauer sich ergeben. Von Dr. Fr. W. Lippich. Laibach, 1834. gr. 8.

Der Verfasser dieser Schrift, der als Amts- und Armenarzt der Stadt Laibach gar oft mit den allenthalben so zahlreichen Opfern der Trunksucht in Berührung kommt, fand diese einer eigenen statistischen Bearbeitung nicht unwerth und zeigt durch die Ausführung dieser Idee, daß die üblen Folgen des übermäßigen Genusses geistiger Getränke allerdings viel weiter greifen, als man gewöhnlich denkt. Die Grundlage seiner Untersuchungen bilden zwei Centurien von ihm behandelter Trunksüchtiger, eine hinreichende Anzahl, um über die Sterblichkeit, das Geschlecht, Alter, Temperament der Säufer, die Grade der Trunkergebenheit, den Stand und dergleichen der Trunksüchtigen, ihre Krankheiten und Todesarten, die Getränke als Krankheitsursachen, die Ursachen der Trunkergebenheit, und den Erfolg der ärztlichen Behandlung bei Säufern haltbare Folgerungen ziehen zu können. Etwas umständlich und störend ist es, daß der Verfasser jede Centurie für sich abhandelt, so daß alle die verschiedenen Verhältnisse, auf die er mit großer Genauigkeit Rücksicht nimmt, zweimal in dem Buche besprochen sind, wiewohl auf der andern Seite die Resultate dabei um so zuverlässiger erscheinen, da sie bei beiden Centurien gewöhnlich eine ziemliche Uebereinstimmung zeigen.

Der Gegenstand verdient in hohem Maaße die Beachtung denkender Staatsmänner, denen die gegenwärtige Schrift manche neue Gesichtspunkte an die Hand geben wird.

10) Nouvelles recherches sur les secours à donner aux noyés et asphyxiés par C. G. H. Marc, Dr. en Med., médecin du roi etc. Paris, 1835. gr. 8.

Der schon längst vortheilhaft bekannte Verfasser beabsichtigt in diesem Werke den gegenwärtigen Zustand unserer Kenntnisse über die den Ertrunkenen und auf andere Weise in Scheintod Versetzten zu leistende Hülfe darzustellen, die zu ihrer Rettung vorgeschlagenen verschiedenen Verfahrungsweisen einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen, hieraus die zuverlässigsten Behandlungsgrundsätze und die zur Hülfleistung der Verunglückten geeignetsten Hülfsmittel zu entnehmen und dieses Alles auf eine Weise darzulegen, daß die Schrift nicht allein für Aerzte nützlich, sondern auch für Nichtärzte belehrend seyn möge. Zur Bearbeitung dieses Gegenstandes wurde Marc nicht bloß durch den Umstand bewogen, daß, so groß auch die Zahl von Schriften, die ihn behandeln, ist, doch nicht ein einziges dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft entspricht, sondern auch dadurch, daß er auf Veranlassung des französischen Ministers des Handels und der öffentlichen Arbeiten von dem Gesundheitsrathe zu Paris den Auftrag erhielt, darüber zu berichten, ob die dortigen Rettungsanstalten für Ertrunkene im Einklang mit dem gegenwärtigen Zustande des Wissens seyen und ob nicht die bei andern Völkern bestehenden Einrichtungen Vorzüge besitzen, von denen Frankreich Gebrauch machen sollte. Unterstützung erhielt er durch den damaligen Minister der äußern Angelegenheiten Grafen von Rigny, der sich beeilte, ihm vom Auslande die gewünschten Notizen und Documente zu verschaffen. Auf diese Weise ist ein Werk entstanden, das unstreitig alle früheren, denselben Gegenstand behandelnden weit übertrifft und in Beziehung auf welches man nur wünschen muß, daß es allerwärts Berücksichtigung finden möge, und zwar nicht allein bei den Aerzten; denn die Kenntnisse, um die es sich hier handelt, können nicht allgemein genug verbreitet seyn. Dies berücksichtigend, hat der Verfasser das Werk ganz gemeinfaßlich ausgeführt, ohne darum die wissenschaftliche Gründlichkeit zu beeinträchtigen.

Das Werk zerfällt in vier Abtheilungen; die erste betrachtet die Mittel, wodurch der Gefahr des Scheintodes vorgebeugt wird, und diejenigen, wodurch Scheintodte aus dem Medium, das sie in den asphyktischen Zustand versezt hat, entfernt werden können, ferner den Transport von Ertrunkenen an den Ort, wo sie die nöthige ärztliche Hülfe erhalten sollen, und von der Einrichtung dieser Rettungsanstalten. Die zweite, umfassendste Abtheilung handelt von der ärztlichen Hülfleistung und verdient ein ganz besonderes Lob. Die dritte beschreibt Instruktionen über die Ertrunkenen u. s. w. zu leistende Hülfleistung, die Art, wie sie abgefaßt werden sollen und dergleichen, und die vierte die Organisation von Rettungsgesellschaften für Ertrunkene und auf andere Weise asphyktisch Gewordene.

Durch sechzehn beigefügte Kupfertafeln sind viele sinnreiche Vorrichtungen zur Rettung Unglücklicher versinnlicht.

Wenn auch in einzelnen Städten Deutschlands sehr rühmliche Rettungsanstalten bestehen, so stehen wir hierin doch gegen unsere Nachbarn jenseits des Rheines sehr zurück, und es war deßhalb ganz zweckmäßig, Marcs Schrift durch eine Uebersetzung bei uns bekannter

und zugänglicher zu machen. Eine solche ist erschienen vor Kurzem unter dem Titel:

11) **Neue Untersuchungen über die Hülfe bei Scheintodten von Dr. C. H. Marc, erstem Leibarzte des Königs der Franzosen. Deutsch bearbeitet von Dr. G. Weyland. Mit 39 Abbildungen auf 3 Steintafeln. 1836. gr. 8.**

Möchte sie überall die verdiente Verbreitung finden und überall solche amtliche Untersuchungen veranlassen, wie diejenige war, der das Original seinen Ursprung verdankt!

Geschichte.

Die Sage vom Schuß des Tell. Eine historisch-kritische Abhandlung von Dr. J. L. Ideler. Berlin, Nauck, 1836.

Es wird nach und nach Mode, alles aus der Geschichte wegzukritisiren, was irgend das Herz erheben kann. Besonders die jungen Gelehrten aus der von dem Geiste Hegels gesäuerten Schule sind von dem krankhaften Drange inficirt, die den Menschen bisher heiligsten Traditionen zu bekritteln und der jahrtausendlang in frischer Jugend blühenden Wahrheit auf einmal des Zweifels Blässe anzukränkeln. Und gerade die erhabensten und schönsten Thatsachen, die bisher für wahr gegolten, werden gleichsam systematisch oder instinktmäßig aufgesucht, um als Lügen und alberne Erfindungen der Verachtung des neunzehnten Jahrhunderts preisgegeben zu werden.

Wir sind zu vortrefflich geworden, als daß wir noch das alte Ammenmährchen vom Christenthum bedürften. Nachdem das 19te Jahrhundert einen Hegel hervorgebracht, ist es in der That abgeschmackt, immer wieder in die Kinderjahre des unreifen Bewußtseyns zurückgehen zu wollen. Wir sind aber auch zu frei geworden, als daß wir noch die alten Ammenmährchen vom Tell bedürften, um uns daran zu begeistern. Es ist eine notorische Thatsache, daß Hegel die Freiheit erst erfunden, sie zuerst uns vollkommen zum Bewußtseyn gebracht hat, und seinem Ruhm muß ohne Zweifel Tell mit noch viel weniger Schonung geopfert werden, als Christus.

Herr Ideler hat mit großer Gelehrsamkeit nachgewiesen, daß die Sage vom Tell nicht nur schon hundert Jahr vor dem sogenannten historischen Wilhelm Tell bei dem Dänen Saxo Grammatikus, was längst bekannt ist, sondern auch in noch vielen älteren Volkssagen und Mythen vorkommt und mehr oder minder deutlich wiederzuerkennen ist. Er schließt also: „Tells Armbrust auf dem Zeughause zu Zürich beweist eben so wenig für den Schuß, als das an mehr denn Einem Orte vorgezeigte Schweißtuch der heil. Veronica für die geschichtliche Wahrheit der betreffenden Legende, oder als der Kasten mit ägyptischer Finsterniß unter den Reliquien des ehemaligen Klosters Pforte dafür als Zeugniß aufgeführt werden kann, daß Moses eine solche große Finsterniß über Aegyptenland hat hereinbrechen lassen.“

Mit sichtbarer Schadenfreude ergözt er sich an der Bestürzung und Wehmuth der armen Liberalen, die nun auf einmal keinen Wilhelm Tell mehr haben. Wie viel lauter aber würde sein Triumph noch gewesen seyn, wenn er die erst später bekannt gewordene Notiz hätte benutzen können, daß das Schloß Küßnacht niemals einem Geßler gehört habe, wie urkundlich erwiesen ist.

Indeß bleibt auch hier, wie bei der christlichen „Mythe“ dem Kritiker eine eigenthümliche Schwierigkeit noch zu überwältigen übrig. Es hat nie einen Christus gegeben, dies wissen wir jezt nach so gründlichen Untersuchungen, und eben so wenig jemals einen Wilhelm Tell. Aber es hat gegeben und gibt noch jezt ein Christenthum, es hat gegeben und gibt noch jezt eine Eidgenossenschaft. Die Ursache ist durch unsere jungen Gelehrten rein vernichtet worden, aber sonderbarer Weise ist die Wirkung geblieben. Daraus scheint nun für den unbefangenen Verstand zu folgen, daß, wenn auch die Tradition, wie sie immer gepflegt, im Verlauf der Zeit die Nebenumstände, unter denen ein großes folgenreiches Weltereigniß geschehen, vielfach ausgeschmückt und nach ältern und neuern Vorstellungen gemodelt hat, gleichwohl die Thatsache selbst, die Ursache so vieler Wirkungen, wahr seyn müsse. Es ist begreiflich, daß die Tradition auch niemals den Grundcharakter einer solchen Thatsache verändert, sondern ihm nur geschmeidig anpaßt, was sie zur Ausschmückung ersinnt, und nur solche ältere Vorstellungen auf ihn bezieht, die mit jenem Grundcharakter genau übereinstimmen. So mag also die Befreiung der drei Waldstätte wohl an ältere Traditionen, so mag die Person eines historischen Wilhelm Tell an eine ältere auch historische, oder vielleicht nur mythische Person erinnert haben und die Sage mag darnach ausgeschmückt worden seyn. Aber ihr darum alle Wahrheit nehmen wollen, würde gegen die ersten Grundsätze historischer Kritik streiten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 66.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 18. März 1837.

England shall repent his folly and see his weakness.

Shakespeare.

Der häusliche Comfort der Engländer.

Die Engländer haben so gut wie kein Wort für das deutsche Most. Die Wörterbücher übersetzen es allerdings durch must oder new wine not fermented. Allein abgesehen, daß lezteres eine Umschreibung ist, versteht auch jeder Engländer in der Regel unter must ungegohrenes Bier. Und warum fehlt der englischen Sprache ein Wort, das jedem Eingeborenen den Begriff des deutschen Most ausdrückt? aus dem einfachen Grunde, weil England zwar herrliche Treibhäuser besizt und darin vortreffliche Weintrauben zieht, aber die Trauben verzehrt, nicht keltert, und Most ein dem trinkenden England unbekanntes Getränk ist. Wenn einer Nation die Sache fehlt, mangelt ihr häufig auch das Wort dafür, und mit der Sache kommt das Wort. Dieser Annahme gemäß sollte der englische Comfort recht eigentlich in England zu Hause seyn. Die wortersinderischen Franzosen haben sich vergebens um ein nationales Wort bemüht, den Sinn des englischen Comfort zu bezeichnen. Gern oder ungern haben sie comfort und comfortable adoptirt. In Deutschland hat die angestammte Vorliebe für alles Ausländische den Adoptionsproceß ohne Mühe gewonnen. Selbst die von der altdeutschen Gemächlichkeit und von der neudeutschen Gemüthlichkeit dawider erhobenen Einreden sind ab und zur Ruhe verwiesen worden: diesmal von Rechtswegen, denn gesezt auch, es ließe sich sagen, was für ein Zustand ein gemüthlicher ist, wer die Bedeutung des englischen Comfort fühlt, muß fühlen, daß sogar eine gemächliche Gemüthlichkeit oder eine gemüthliche Gemächlichkeit sie keineswegs erschöpft. Wie das Wort in England geprägt worden, so ist es hier auch ganz besonders im Umlauf, und wenn man auch die Sache allenthalben liebt, nirgends wird der Ausdruck verschiedener angewendet. Der erste Minister bedauert beim Antritte seines Amtes nichts schmerzlicher, als daß er deßhalb manchem Comfort entsagen muß. Der Kaufherr ängstigt und müht sich die sechs Wochentage, um am Sonntage erst comfortabel in seinem Kirchstuhle und dann comfortabel vor seinem Rinderbraten sitzen zu können. Der Fußbekleider, in dessen Stiefeln oder Schuhen man uncomfortabel ist, erhält keine zweite Bestellung, und während nach genommenem Maße der deutsche Schneider verspricht, daß der Rock wie angegossen sitzen solle, und der französische betheuert, daß man wie ein Engel gekleidet seyn werde, gibt der englische die Zusage, einen comfortabeln Rock zu liefern. Eine Wittwe ohne Kinder — without encumbrance, lautet der stehende, abscheuliche Ausdruck — bietet sich einem unverheiratheten Manne als Haushälterin an, und ein comfortabler Aufenthalt ist ihre einzige Bedingung. Ein Mädchen vom Lande wünscht

in London sich als Hausmagd zu verdingen, und außer daß sie nur da einen Dienst annehmen will, wo ein Bedienter gehalten wird — weil sie sonst Stiefeln, Schuhe und Messer putzen müßte — erwartet sie, daß der Dienst comfortabel sey. Der Sommer wäre doppelt angenehm, wenn die Hitze nicht so uncomfortabel, und der Winter gar nicht zu überleben ohne ein comfortables Kaminfeuer. So reduzirt sich Alles auf den affirmativen Zustand des vorhandenen und auf den negativen des abwesenden Comfort, und wenn das in England geschieht, was Wunder, daß die den Continent bereisenden Engländer für alle dortigen Einrichtungen nur Einen Maßstab haben, den des Comfort? Der Ausländer meint ganz natürlich, England sey nicht nur das Geburtsland des Wortes, sondern auch die Heimath der Sache, und in solcher Ueberzeugung schifft er nach der comfortablen Insel. Ob er sie mit derselben Ueberzeugung verläßt, hängt von seinen Ansprüchen und Erwartungen, vorzüglich aber von der Dauer seines Aufenthalts ab. Ist lezterer kurz, sind seine Ansprüche bescheiden und seine Erwartungen nicht überspannt, so begegnet er einer solchen Menge wichtigerer, seine ganze Aufmerksamkeit beschäftigenden Dinge, daß er wohl erst bei seiner Heimkehr durch Fragen nach dem englischen Comfort an diesen übersehenen Gegenstand erinnert wird, und dann entsinnt er sich, comfortabel genug gewesen zu seyn, um die Fragen im Geiste seiner frühern Ueberzeugung beantworten zu können. Aber ein längeres, Jahre umfassendes und dabei häusliches Leben in England bringt unfehlbar sogar dem, mit ernsten Dingen beschäftigten und an die Gemächlichkeiten des Luxus nicht gewöhnten Ausländer, das verschwiegene oder offene Bekenntniß ab, daß es dem gerühmten englischen Comfort geht wie dem Ruhme der Ehrlichkeit, mit welchem manche Menschen jede Versicherung einleiten — je öfter auf der Zunge, desto seltener im Herzen, je größer das Geschrei, desto weniger Wolle.

Nur häusliches Leben in England kann zu dieser Wahrnehmung führen. Ein selbst mehrjähriges, unstetes Wandern aus einem Hotel, aus einem boarding-house in das andere macht mit englischer Häuslichkeit nicht vertraut, und an das Urtheil bestechenden Aeußerlichkeiten ist die englische eine der reichsten Nationen. Gleichwohl, wenn ein Land für vorzugsweise reich an dem gilt, was unter dem Worte Comfort geht, wo sollte der berechtigende Titel klarer und deutlicher vorliegen als gerade in den Zuständen seiner häuslichen Einrichtung, seines häuslichen Lebens? Und wenn er hier fehlt, wie steht es dann um den vorzüglichen Besitz? Können die Eingebornen die Richtigkeit der hier zu erwähnenden Thatsachen nicht ableugnen, so kommt es wenig darauf an, ob sie zu der Folgerung die Köpfe schütteln würden, wenn sie solche hier im Morgenblatte läsen. Die Gewohnheit ist ein herrischer Gebieter über Körper und Geist, und was bisweilen der Verstand des verständigsten Eingebornen nicht sieht, das erkennt in Einfalt — ein Ausländer.

Nirgends in den drei vereinten Reichen ist städtisches Leben comfortabler als in London; das bekennt jeder Engländer, der Gelegenheit zum Vergleichen gehabt hat. Auch muß das aus dem einfachen, unbestreitbaren Umstande folgen, daß in London alle Comforts des Lebens zusammenfließen, daß man hier jeder Grille schmeicheln, jeden Geschmack, jede Leidenschaft befriedigen, ganz nach Wunsch und Willen, bemerkt oder unbemerkt, in jedem Style leben kann. Wenn wir daher die häusliche Einrichtung, wie man ihr in London begegnet, unsern Behauptungen zu Grunde legen, so ist dies wohl die günstigste Wahl für England.

Wer weiß, daß London bei einer, jezt auf zwei Millionen angestiegenen Bevölkerung in seinen zehntausend Straßen, Gäßchen und Durchgängen an zweimalhundert und fünfzigtausend Häuser zählt, dem wird es nicht einfallen zu glauben, daß ein Haus wie das andere gebaut, eins wie das andere eingerichtet sey. Es gibt, wie überall, Hütten und Palläste; nicht selten trennt eine Entfernung von wenigen Schritten diese von jenen, und selbst die häusliche Einrichtung des reichen Geschäftsmanns unterscheidet sich von der des reichen Müssiggängers. Gleichwohl sind gerade in den Theilen Londons, wo die fashionable Welt und mit ihr das comfortable Leben ganz vorzüglich ihre Wohnsitze haben, die Häuser im Innern und Aeußern sich auffallend ähnlich. Eins beschreiben, heißt die Beschreibung von tausenden geben, und die aufgedeckten Mängel eines sogenannt comfortablen Hauses zeugen für den innern Zustand des englischen Hauswesens im Allgemeinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Fastnachtdienstag und Aschermittwoch in Paris.

(Beschluß.)

Der Wein von Surèsne wird hier dem Volke als Falerner geschenkt; er muß eine noch ätzendere Kraft als der berüchtigte Grüneberger besitzen, denn er läßt blaue Flecken auf dem Tischtuch zurück, welche mit Vitriolöl eingebeizt zu seyn scheinen. Der Charakter der hier stattfindenden Volksbelustigungen geht ziemlich deutlich aus jener Inschrift hervor, welche wir in allen vier Ecken des Saals auf schwarzen Tafeln in zwei Zoll großen, weißen Lettern lesen, und die wörtlich also lautet: Ces Messieurs

et ces Dames sont invités à observer la décence en dansant (Art. 330 du Code pénal.) Jedoch ist diese höfliche Einladung und Hinweisung auf den Strafcodex nicht im Stande, den unwiderstehlichen Hang der Vorstädter zu gewissen Lieblingstänzen des Carnevals zu zügeln; die Bewohner der Pariser Faubourgs würden eher das Branntweintrinken, als das Tanzen des Cancans verlernen.

Der Faschingdienstag erreicht endlich den höchsten Gipfel seines Glanzes in dem Augenblick, wenn sein unmittelbarer Erbe und Nachfolger, der Aschermittwoch, zur Welt kommt, um ihm das Grabgeleite zu geben. Wenn nämlich die erste Morgendämmerung die grauen Mauern aller Kneipen vor der Barrière in einen feuchten, halb durchsichtigen Schleier hüllt, so beginnt das einzige und famöse Schauspiel der descente de la Courtille. Hier zeigt sich der Fasching matt und müde, ohne Maske vor dem Gesicht und in seiner ganzen Bestialität. In einem unbeschreiblichen Gewirre von Türken, Schäferinnen, Colombinen, Polichinells, Mamelucken, Pierrots und Matrosen, welche die Cabarets von allen Seiten ausspeien, wälzt er sich von der Höhe von Belleville nach der Hauptstadt zu. Bevor die Völkerwanderung angeht, trifft die Regierung militärische Vorsichtsmaßregeln, um etwaige blutige Balgereien zu verhindern; der Faubourg du Temple wird mit Truppen besezt und in allen Straßen blinken Helme und Bajonette, wie wenn ein feindlicher Angriff auf die Stadt zurückgeschlagen werden sollte. Wenn aber die Descente im vollen Gange ist, entsteht ein solches Gewühl, daß man weder Helme, noch Bajonette sieht. Gegen sieben Uhr kommen noch zahlreiche Wagen mit und ohne Masken von den Boulevards her, und suchen mit Mühe die Anhöhe von Belleville zu gewinnen, um dann in zwei Reihen wieder hinunterzufahren und auf diese Weise den Carneval zu beschließen. Nun beginnt das Todesröcheln der Faschingssaturnalien. Masken zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß schieben sich unter heiserem Gebrüll zwischen zwei Häuserreihen fort, aus denen ein abscheulicher Geruch von Wein und Völlerei hervordringt. Man reizt und schmäht sich nach Kräften, und die ausgeschrieenen Kehlen erschöpfen sich noch vollends in den sonorsten Liebesergüssen, welche man nur im Wörterbuch der Fischweiber und der Damen von der Halle findet; man traktirt sich gegenseitig mit den gröbsten Schimpfreden und wirft sich Zoten und Mehl an den Kopf; Manche nehmen auch in Ermangelung des Mehls den Gassenunrath, um ihren Worten mehr Nachdruck zu geben. In diesem Paroxysmus der Carnevalstollheit ist Alles erlaubt. Das unsinnigste Treiben hat hier freies Spiel, und hinter den Fenstern und auf den Balkonen der Restaurants im Faubourg du Temple sieht man, in ihre Mäntel gehüllt, die blassen Herrn und Damen der Chaussée d'Antin, welche sich zwar nicht mit dem Plebs gemeinschaftlich in diesem Kloak herumwälzen, aber doch gerne Augen- und Ohrenzeugen dieser unfläthigen Volksbelustigung seyn wollen. So wie das Schauspiel zu Ende ist, nehmen die Incroyables von 1837 mit ihren petites maitresses ein stärkendes Dejeuner in den Vendanges de Bourgogne und begeben sich von da in ihre üppigen Salons zurück, während das arme Volk mit leerem Magen auf einem Strohsack in kalter Dachstube den kurzen Sinnenrausch verschläft und den folgenden Tag mit Weib und Kind in die Hospitäler wandert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, März.

Ueber Rom im 15ten Jahrhundert. Oper.

Neben den neulich mitgetheilten Brief der Franza pisinina will ich nun noch einen andern eben so unbekannten stellen, in welchem Eduard Alberti, ein florentinischer Reisender und Dandy des fünfzehnten Jahrhunderts, seinem Freunde Johannes von Medicis eine kurze, aber interessante Beschreibung von Rom entwirft. „Die Zustände dieser Stadt wirst du von Andern erfahren haben; doch wiederhole ich sie dir in aller Kürze. Viele Gebäude, als da sind Triumphbögen, Palläste, Gräber, Tempel und andere Zierden gibt es hier, und in unendlicher Anzahl, aber alle drohen den Einsturz. Porphyr und Marmor, Ueberbleibsel jener antiken Sachen, hat es die Menge; aber den Marmor zerschlägt man tagtäglich, um Kalk zu gewinnen, daß es eine Schande ist. Die neuern Sachen, d. h. das Gemäuer, befinden sich in dem traurigsten Zustande; das Verfallene ist es, was die Schönheit Roms ausmacht. Die Männer, welche jezt hier leben und sich Römer heißen, sind in ihrer ganzen Gebahung und in allen ihren Uebungen von den alten Römern durchaus verschieden. Um kurz zu seyn, Alle kommen mir wie Kuhhirten (vachari) vor. Ihre Frauen sind von Gesicht im Durchschnitt schön, übrigens aber sehr wenig sauber, und dies, wie ich höre, deßwegen, weil sie selber die Küche besorgen. Reizend scheinen sie mir, aber sie lassen sich selten sehen. Auch Spaziergänge gibt es hier nicht; höchstens gehen sie, um sich Ablaß zu holen, der in zahlloser Menge vertheilt wird, und namentlich jezt in der Fastenzeit sind sie zu diesem Zweck Alle in Bewegung. Wir, die wir hier nichts anders zu thun haben, bringen damit unsere Zeit hin. Aus der zerrissenen (delacerata) Stadt, den 22sten März 1443."

Der Carneval ist seiner Kürze unerachtet nicht lebendiger als gewöhnlich gewesen. Wie unbedeutend und ungenießbar auch die meisten Vorstellungen seyn mochten, so waren doch fast alle Theater regelmäßig stark besezt. In der Pergola gab man den „Furioso" von Donizetti, und später den „Edoardo di Scozia," beide Opern auf ausdrücklichen Wunsch der Boccabadati. Chöre und Haltung des Ganzen waren so mäßig, als diese Saison es nur irgend zuläßt; Ronconi allein vermochte und verdiente die öffentliche Aufmerksamkeit zu fesseln. In Italien ist er jezt ohne Vergleich der erste Bariton; seine Stimme, in Mittel- und Höhentönen unendlich klar und rein, ist in der Tiefe

verhältnißmäßig ein wenig schwächer, aber immer frisch, voll und kräftig. Spiel und Vortrag verrathen die beste Schule, von italienischer Ueberladung und Karrikatur sind kaum die Keime vorhanden. Ronconi ist so jung, und, wie es scheint, mit so gesundem Takt begabt, daß er sicher dereinst die Stelle des alternden Tamburini bei der italienischen Oper in Paris einnehmen wird. Es wird dies lediglich von ihm abhängen; der hiesigen Kritik aber, welche ihn kalt findet, und ihm anräth, sich an der Lektüre Dante's, Schillers und Byrons zu begeistern, mit andern Worten, auf neuitalienisch zu singen und zu agiren, darf er alsdann vor allen Dingen kein Ohr leihen. — Während der Fasten hat man uns zwanzig Vorstellungen von „Marino Faliero" verheißen. Obwohl die Oper zu den besten von Donizetti gehört, auch die Besetzung durch die Ungher, durch Cosalli, Duprez und Baresi für die Pergola kaum etwas zu wünschen übrig läßt, so wären zwanzig Vorstellungen Einer und derselben, hier während des ganzen Sommers gehörten Oper des Guten doch zu viel. An den ersten sechs Abenden war das Haus überfüllt. Man hat auch keine Wahl; außer den Marionetten in Ognisanti und dem Volkstheater Giglio ist sonst Alles geschlossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stuttgart, im März.

(Fortsetzung.)

Musik. Mad. Pollert. Rose Stuart.

In der ersten Scene sah und hörte ich sogleich „Susanne" in ihrem ganzen natürlichen und künstlerischen Wesen. Eine reizende Figur, eine jugendliche, höchst zarte Fülle der schönsten, decent schaubaren Formen, ein interessant belebtes Gesicht, eine sehr reine, an's Herz sprechende, metallische Stimme, kein leerer Hohlklang, eine Beigabe von Individualität des Tons, aus lebendiger Brust kommend. Ihr Spiel war allerdings sehr belebt, rührig; ihr feuriges Auge, nie hinstarrend, richtete sich stets nach dem Punkte der Handlung; die Bewegungen der ganzen Gestalt dünkten mir sehr anmuthig, namentlich waltete in den Wellenlinien ihrer Arme, ihrer Hände ein angebornes und ausgebildetes Gefühl der Schicklichkeit. Die ganze Rolle schien mit ihrem eigenen persönlichen Wesen zu harmoniren; man konnte ihr den Beifall nicht versagen. Ich war begierig, ob sie nicht im Tragen des Tons hie und da wanke. Keineswegs! Es war mir nicht störend, daß sie ein paarmal straucheind auf den Kapellmeister hinblickte. Die Partie mochte ihr nicht so geläufig seyn, wie einem Vogel sein Gesang. Die wundervoll einfache lezte Arie aus F in der Laube, einen Probirstein der festen Intonation, haben wir von der berühmten Heinefetter nicht schöner gehört. Ich lauschte auf ihren Athem und ahnte, wie gute Schule, kunstberechnendes Bewußtseyn und tiefes Gefühl zugleich diesen schönen Moment schufen. Die Künstlerin hätte für diese einzige Arie jede Auszeichnung verdient. Die wenigen Coloraturen, die Mozart hineingelegt, gab sie mit reizender Leichtigkeit, und wußte auch ihre künstlerischen Zuthaten stets mit Geschmack zu wählen, und durch Neuheit und Frische das Ohr zu erfreuen.

Eine zweite interessante Erscheinung war Dem. Rosa **Stuart**, eine Engländerin, jedoch unserer und auch der französischen, so wie der italienischen Sprache mächtig. Ueber ihre dramatische Leistung als „Desdemona" in „Othello" habe ich kein Urtheil. Die Ansichten des Publikums schienen mir sich dahin zu vereinigen, daß sie in Spiel und Gesang ein noch in der Ausbildung begriffenes, jedoch Etwas versprechendes Talent sey. Hievon kam wohl Einiges auf ihre ausländische Nationalität, deren Befremdendes kein Künstler ganz überwindet. Sie hatte sich geneigt finden lassen, im Abonnementconcert Mehreres zu singen. Eine Bravourarie von Pacini galt für eine Ausstellung von Kunstschwierigkeiten, die sie mit einem jugendlich frischen, gelenksamen, klangreichen Organ gewandt lößte, etwa bis auf ein paar chromatische Läufe, die sie sich accomodirte. Auch hier hörte ich von „noch mehr Schule und Uebung" reden, obgleich ihr diese Arie nicht eben leicht nachzusingen war. Als die Künstlerin aber darauf eine Barcarole von Donizetti und französische Romanzen vortrug, da schwiegen diese beschränkenden Urtheile. Hier zeigte sie sich als vollendete lyrische Gesangskünstlerin. In den französischen Liedern erschien sie so national, so deklamatorisch-melodisch, daß sie das Publikum durch Kunstgewalt zum lautesten Beifall hinriß. Wieder eine Genugthuung! Noch niemals hatte ich ein solches Geltenlassen des Textes in seinen feinsten Nüancen und pikantesten Accenten bei so gefühltem Vortrage vernommen; es war wie gesprochen und doch zugleich der reinste Klang. Man fühlte sich, besonders bei einem gewissen Capriccio von Refrain, wie am Herzen gekitzelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 60:

Die Kunkel.

Räthsel.

Auf weißem Pfühle geträumet,
  Glanzvoll ein göttlicher Traum,
Von Ost und West umsäumet,
  Sein Zenith kennst du kaum.

Sein Nadir ist das Bette,
  Darauf er unruhig ruht;
Ich wollte wohl, ich hätte
  Von seiner innern Gluth.

Wie blitzen die Rosen der Auen,
  Wie weidet wollig ein Heer
Von Schäflein, weißen und blauen,
  Am Ufer von seinem Meer!

Ich sähe von seinen Säulen
  Einen Tempel gebauet gern,
Darinnen möchte verweilen
  Die Herrlichkeit des Herrn.

Dort könnte der Priester träumen
  Einen schönen, menschlichen Traum
Von neuen Geschöpfen und Bäumen
  An der Welt entlegenstem Saum,

Von neuen purpurnen Flammen
  Zu senden in unsre Welt,
In welcher den Geistesammen
  Das heilige Feuer fehlt.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 8.

Sonnabend, 18. März 1837.

[113] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Jahrbuch für 1837.

Herausgegeben
von
H. C. Schumacher,
mit Beiträgen von
Bessel, Hansen, A. v. Humboldt, Moser, Olbers und **Paucker.**
Mit einer Lithographie.
8. cart. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

Astronomische Ephemeride. Die Sternschnuppen, von Olbers. Allg. Uebersicht des Sonnensystems, von Hansen. Von den Erscheinungen, welche der Halley'sche Komet gezeigt hat, von Bessel. Ueber zwei Versuche den Chimborazo zu besteigen, von A. v. Humboldt. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers, von Gauss. Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. Tafeln zur Verwandlung der Thermometerscalen. Tafeln zur Reduction des engl. Barometers. Tafeln zur Vergleichung der französ. und engl. Maasse. Specifische Gewichte. Ausdehnung der Körper. Bestimmung der russ. Maasse und Gewichte, von Paucker. Noch etwas über Sternschnuppen, von Olbers.

Stuttgart und Tübingen, März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[108] Bericht
über
die bei F. A. Brockhaus in Leipzig
für 1837 erscheinenden
Zeitschriften.

*1. Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: E. Avenarius.) Jahrg. 1837. 52 Nummern (von 1—2 Bogen). gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Preis des Jahrgangs 3 Rthlr.

Wird Freitags ausgegeben.

Die Allgemeine Bibliographie gewährt eine möglichst vollständige und schnelle Uebersicht der im deutschen Buchhandel erschienenen Schriften, wie der für Deutschland wichtigen oder interessanten des gesammten Auslandes, verbunden mit Notizen über künftig erscheinende Werke, Subscriptions- und Pränumerationsunternehmungen, Preisherabsetzungen, Auctionen, Bücherverbote, antiquarische Kataloge u. s. w., Alles zur leichtern Uebersicht unter bestimmte Rubriken geordnet. Genaue alphabetische und systematische Register erleichtern den Gebrauch.

*2. Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1837. Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von Ernst Gotthelf Gersdorf. Elfter Band und folgende. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland) gr. 8. Preis eines Bandes von etwa 50 Bogen auf gutem Druckpapier 3 Rthlr.

Das Repertorium erscheint regelmäßig am 15. und 30. jedes Monats in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet.

Der Allgemeinen Bibliographie für Deutschland und dem Repertorium der deutschen Literatur wird ein beiden Zeitschriften gemeinschaftlicher

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 1½ Gr. für die Petitzeile oder deren Raum. Besondere Beilagen, als Prospecte, Anzeigen u. dgl., werden mit der Bibliographie wie mit dem Repertorium ausgegeben und dafür die Gebühren mit 1 Rthlr. 12 gr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

*3. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrg. 1837. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. gr. 4. Auf feinem Druckpapier 12 Rthlr.

Wird Dienstags und Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

*4. Isis. Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1837. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) gr. 4. 8 Rthlr.

*5 Allgemeine medicinische Zeitung. In Gemeinschaft mit Dr. J. B. Friedreich und Dr. C. Hohnbaum herausgegeben von Dr. Carl Pabst. Jahrg. 1837. Wöchentlich 2 Nummern von 1 Bogen. gr. 4. Auf feinem Druckpapier. 6 Rthlr. 16 gr.

Wird Dienstags ausgegeben.

Diese Zeitschrift, deren letzte Jahrgänge bei A. Pierer in Altenburg erschienen, wird von nun an wieder in meinem Verlage herausgegeben und auf deren Redaction besondere Sorgfalt verwandt werden. Probenummern sind auf Verlangen zu erhalten.

Zu den unter Nr. 3, 4 und 5 genannten Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden zwei Groschen berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Rthlrn. werden Anzeigen u. dgl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Rthlr. 12 gr. der Isis oder der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet.

*6. Das Pfennigmagazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. (Herausgeber: Friedrich Brockhaus.) Jahrg. 1837. 52 Nummern. (Nr. 197—248) Mit vielen Abbildungen. Klein Folio. Auf Velinpapier 2 Rthlr.

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.

Der erste Jahrgang des Pfennigmagazins in 52 Nummern (Nr. 1—52) kostet sauber geheftet 2 Rthlr., der zweite Jahrgang in 39 Nummern (Nr. 53—91) 1 Rthlr. 12 gr., der dritte Jahrgang in 52 Nummern (Nr. 92—143) 2 Rthlr., der vierte Jahrgang in 53 Nummern (Nr. 144—196) 2 Rthlr., und es sind

fortwährend Exemplare davon in guten Abdrücken zu erhalten.

Das Pfennigmagazin bildet zugleich die Fortsetzung des in meinen Verlag übergegangenen Sonntagsmagazins, welches selbstständig nicht ferner erscheinen wird.

Das dem Pfennigmagazin beigefügte

Intelligenzblatt

eignet sich vorzüglich für alle das gesammte deutsche Publikum betreffende Ankündigungen. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden nur 3 Gr. berechnet, Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 18 Gr. für das Tausend beigelegt.

*7. Das Pfennigmagazin für Kinder. (Herausgeber: A. Kaiser.) Jahrg. 1837. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Kl. 4. Auf Velinpapier 1 Rthlr.

Wird monatlich ausgegeben.

Der erste, zweite und dritte Jahrgang kosten cartonnirt jeder 1 Rthlr.

*8. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Sechsten Bandes drittes Heft und folgende (Nr. XLIII und folgende). Gr. 8. Geh. Preis des Heftes von 6 — 7 Bogen auf gutem Druckpapier 12 gr.

---

[72] **Naturwissenschaften.**

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig sind neu erschienen:

Keferstein, C., Naturgeschichte des Erdkörpers in ihren ersten Grundzügen dargestellt. Die Physiologie der Erde, Geognosie, Geologie und Paläontologie. 2 Bände. gr. 8. 5½ Rthlr.

Siebold, P. F. v., Nippon. Archiv zur Beschreibung von Japan. 5s Heft. Fol. illum. 14 Rthlr. Quarto schwarz 8½ Rthlr.

Siebold, P. F. de, Fauna Japonica, sive descriptio animalium quae in itinere per Japoniam 1823 — 30 collegit; notis et illustr. Conjunctis studiis C. J. Temmink, H. Schlegel et W. de Haan. Crustacea fasc. 1 et 2. Chelonii fasc. I. Ophidii fasc. 1. Royal 4. Jedes Heft 6⅔ Rthlr.

Schoenherr, C. J., Genera et species Curculionidum cum Synonymia hujus familiae. Species novae aut hactenus minus cognitae descriptionibus a L. Gyllenhal, C. H. Bohemann et entomologiis aliis illustr. Vol 1 — 3. 8 maj. 16 Rthlr.

(Der vierte und lezte Band erscheint in Kurzem.)

Sternberg, C. de, Essai d'un exposé géognostico-botanique de la flore du monde primitif. Cahier 5 et 6. 10 Rthlr. Vollständig 41 Rthlr.

---

[11] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Andeutungen zur Geschichte und zur Kunst der Landschaftsmalerei,

mit besonderer Beziehung auf die Malerei in Aquarell oder mit durchsichtigen Wasserfarben. Für Dilettanten der Kunst und für Freunde einer angenehmen und nützlichen Beschäftigung. Mit einer lithograph. Federzeichnung. Von W. G. Bleichroth (Bauinspector zu Frankenhausen). 8. 54 kr.

Ein Buch, das der rühmlich bekannte Verf., ein warmer Verehrer der Kunst, der sie seit einer langen Reihe von Jahren mit leidenschaftl. Eifer und Liebe übte, allen denen widmet, die mit ihm auf gleiche Weise denken und empfinden. Es ist ein treuer Wegweiser auf der Bahn der Kunst und macht den Kunstfreund sowohl mit einer trefflichen Theorie als auch mit dem Technischen vertraut; dieser Zweig der Malerei ist eben der, welcher ohne tief eingreifendes, gelehrtes Studium sich auch dem Dilettanten zugänglich macht, und dabei doch geeignet ist, alle die Empfindungen zu erzeugen, die denjenigen beseelen, der sich ihr aus Beruf mit Liebe und Ausdauer hingibt.

---

[77] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ludwig Timotheus Freiherrn v. Spittlers sämmtliche Werke.

Herausgegeben

durch den

Ober-Tribunal-Rath v. Wächter.

9r, 10r und 11r Band.

gr. 8. Preis 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 12 gr.

Die gegenwärtige vierte Lieferung der Spittler'schen Werke begreift den zweiten und dritten Band der vermischten Schriften über Theologie, Kirchengeschichte und Kirchenrecht, und den ersten Band der zur Geschichte, Statistik und dem öffentlichen Rechte Deutschlands, so wie der einzelnen deutschen Staaten, gehörigen kleineren Schriften.

Unter den Abhandlungen der zuerst genannten Bände (des neunten und zehnten der ganzen Sammlung) sind auszuzeichnen: 1) ein Entwurf der Geschichte der spanischen Inquisition; 2) der Geschichte und Verfassung des Jesuiter-Ordens; 3) die von der dänischen Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift über die Zinsbarkeit der nordischen Reiche an den römischen Stuhl; 4) akademische Vorlesungen über die Geschichte des Pabstthums; 5) über die Geschichte der Hierarchie von Gregor VII. bis auf die Zeiten der Reformation; und 6) über die Geschichte der geistlichen Orden, insbesondere der Benedictiner, der Tempelherren, des deutschen Ordens und der Bettelmönche. Den Schluß machen 7) bisher noch ungedruckte Vorlesungen über die Geschichte des Kirchenrechts, die für die Freunde dieses Fachs um so interessanter seyn dürften, als uns bis jezt eine solche noch ganz fehlt, indem was wir in dieser Beziehung besitzen, namentlich auch die Geschichte des kanonischen Rechts des Verfassers selbst (Band I. der sämmtlichen Werke), nur Bearbeitungen der Geschichte einzelner Arten der Quellen des Kirchenrechts sind.

Aus dem Inhalte des ersten Bandes der Schriften über deutsche Geschichte u. s. w. (des elften der Sammlung), welcher fünf und zwanzig Nummern enthält, wovon fünf Deutschland im Allgemeinen, drei Oestreich, eine Bayern, zwei Sachsen, elf Hannover, zwei Hessen betreffen, begnügen wir uns, 1) den Grundriß der Geschichte des Privatlebens der deutschen Fürsten, 2) die Abhandlungen zur Geschichte der Mißheirathen deutscher Fürsten, unter denen eine noch ungedruckte „Herzog Otto von Braunschweig-Lüneburg und Metta vom Campen," 3) über den Ursprung und Wachsthum der deutschen Städte, endlich 4) unter den Recensionen, die über die bekannten historischen Schriften von Schmidt, Heinrich, Möser, Johannes v. Müller, Lang, Woltmann u. A. auszuheben.

Die fünfte und lezte Lieferung wird zur Ostermesse 1837 erscheinen.

Stuttgart und Tübingen, Februar 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Heimskringla. Sagen der Könige Norwegens von Snorre Sturlason. Aus dem Isländischen von Dr. G. Mohnike. Erster Band. Mit einer Karte. 1837. gr. 8. 3 Rthlr. 8 gr.

Klose, Dr., Basilius der Große nach seinem Leben und seiner Lehre dargestellt. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. 1835. gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Lesebuch, lateinisches, für Anfänger. 1836. 8. 6 gr.

Lieder für kleine Kinder. Aus dem Engl. 1835. geb. 4 gr.

Nizze, Director Dr. E., über einen neuen Entdeckungs-Versuch in der Pädagogik. 1836. gr 4. 6 gr.

Pütter, F., Nachricht über eine in Stralsund bestehende Schul- u. Pensionsanstalt für Töchter. 1836. gr. 8. 6 gr.

Shadow, the, of Lord Byron or the voice of Akropolis to the British nation. 1834. 8. 8 gr.

Tabelle der lat. Genus- und Casusregeln. gr. Fol. 2 gr.

C. Löffler'sche Buchhandl. in Stralsund.

---

[90] Bei C. Drobisch in Leipzig ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Der Türk in Sachsen, von Osman. Zweite verb. Aufl. Pr. 1 Rthlr.

Das Erscheinen einer zweiten Auflage und höchst günstige Kritiken, z. B. Zeitung für die elegante Welt v. J. Nr. 182 und 183, bürgen für den Werth dieser Schrift. Der Freimüthige Nr. 184 v. J. nennt sie eine seltene Erscheinung auf dem Gebiete des Romans, und sagt von dem Roman: „er kann für die Mehrzahl der Schriftsteller vom Fach als ein Muster betrachtet werden u. s. w.," von der vorgedruckten Abhandlung über Romandichtung: „es ist hier auf wenigen Seiten mit mehr Einsicht und Sachkenntniß von den höheren Bedingungen dieser Dichtungsform gesprochen, als in vielen dickleibigen Systemen der Aesthetik u. s. w."

Der Wende. Erzählung von R. M. Heller. 8. Pr. 1 Rthlr. 4 gr.

---

[75] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Französischer Zoll-Tarif.

Nach den ältern Zollverordnungen und den während der Republik, dem Kaiserreiche, der Restauration und der jetzigen Regierung erschienenen Gesetzen, mit Inbegriff des jüngsten von 1836 bearbeitet und in alphabetische Ordnung gebracht

von

F. E. F. Steinheil.

gr. 8. In Umschlag brochirt. Preis 1 fl. 36 kr. od. 1 Rthlr.

In obigem Tarife sind alle Waaren, die bei der Ein- und Ausfuhr an den französischen Gränzen vorkommen können, in alphabetischer Ordnung aufgestellt, und hat der Hr. Vf. selbst die Mühe sich nicht verdrießen lassen, sie unter den verschiedenen Benennungen, unter denen sie in diesen oder jenen Gegenden mehr bekannt sind, einzureihen, ohne, wie dies in den meisten Werken dieser Art der Fall ist, von einer Benennung auf die andere hinzuweisen, wodurch der Suchende viele Zeit und oft selbst die Geduld verliert, besonders wenn die Gesetze so dunkel sind, daß nur der Geübtere sie durch vorhergegangene erklären und die zu verzollende Waare unter ihre eigentliche Rubrik bringen kann.

Auch der Ungeübteste wird den Zollsatz jeder vorkommenden Waare in eben so kurzer Zeit und mit gleicher Leichtigkeit, als ein Wort in einem Lexikon finden.

Stuttgart und Tübingen, Februar 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[53] In meinem Verlage ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

LES DEUX MONDES.

Par

M. Gustave d'Eichthal,

Ex-Membre du Bureau d'économie publique d'Athènes.

Servant d'introduction à l'ouvrage de M. Urquhart.

La Turquie et ses ressources.

Publié avec l'autorisation de l'auteur.

gr. 8. geh. 1 Rthlr. 8 gr.

Eine höchst interessante Schrift für Alle, welche die Verhältnisse des Orients mit einiger Theilnahme beobachten.

Leipzig, im Januar 1837.

F. A. Brockhaus.

---

[98] In der Nauck'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen:

Die Verordnungen vom 4. März 1834, über die Execution in Civilsachen und über den Subhastations- und Kaufgelder-Liquidationsproceß nebst sämmtlichen gesetzlichen und ministeriellen Abänderungen, Ergänzungen und Erläuterungen,

unter Benutzung der Akten des Hohen Justiz-Ministeriums,

herausgegeben

von

Dr. Loewenberg,

Königlichem Kammergerichts-Assessor.

26 Bog. in gr. 8. Preis 2 Rthlr.

Die Verordnung vom 14. December 1833, über das Rechtsmittel der Revision und der Nichtigkeitsbeschwerde nebst sämmtlichen gesetzlichen und ministeriellen Abänderungen, Ergänzungen und Erläuterungen,

unter Benutzung der Akten des Hohen Justiz-Ministeriums,

herausgegeben

von

Dr. Loewenberg,

Königlichem Kammergerichts-Assessor.

18 Bogen in gr. 8. Preis 1½ Rthlr.

---

[82] In der Meyer'schen Hofbuchhandlung in Lemgo ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Pott, A. F. (Professor an der Universität zu Halle) Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der Indo-Germanischen Sprachen, insbesondere des Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Littauischen und Gothischen. 2r Theil. Grammatischer Lautwechsel und Wortbildung. gr. 8. 4 Rthlr.

Hoffbauer, Dr. J. H., über den Aberglauben. gr. 8. 12 gr.

Früher erschien in demselben Verlage von demselben Verf. eine höchst interessante Brochüre unter dem Titel: Gott und das Wichtigste aus der Natur. gr. 8. 16 gr.

№ 67.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 20. März 1837.

Sind Britten hier? Sie reisen sonst so viel.
Das wäre hier für sie ein würdig Ziel.

Goethe.

Römische Briefe.

Im Februar 1837.

Engländer. — Das Forum.

Die sogenannten rauschenden Vergnügungen sind mit dem Carneval zu Ende; an die Stelle der großen Bälle sind musikalische und unmusikalische Abendunterhaltungen getreten; man tanzt auch wohl (bei ketzerischen Fremden, versteht sich) nach dem Piano, da man das Tanzen denn doch einmal nicht lassen kann, und je stiller der Fasching war, welcher sich nur durch abendliche Mord- und Raubanfälle und Plünderung der Brodkörbe der Bäckergesellen auszeichnete, um desto weniger merkt man den Unterschied der Fasten, wenn's nicht etwa des mangelnden Theaters wegen ist. Um von Lezterem ein paar Worte zu sagen, so machte in Tordinona Donizetti's Belisario kein Glück, Bellini's Beatrice Tenda hingegen sehr großes, was Niemand erwartete, da die Oper fast nirgends gefallen hat und so ziemlich allgemein für Bellini's schwächstes Werk gilt. Hier schreibt man dem Gesange und mehr noch dem Spiel der Dem. Ungher, die sonst nicht gerade zu den Lieblingen der Römer gehört, während man sie anderwärts auf den Händen trägt, so wie den Chören das Verdienst zu. Leztere waren auch besser als gewöhnlich: denn wer an Chor und Orchester einer guten deutschen Bühne gewöhnt ist, muß sich meist in Italien die Ohren zuhalten. Doch, um wieder auf die Fremden zu kommen: die meisten sind noch hier, was sonst selten Statt zu finden pflegt, da sie gewöhnlich am Aschermittwoch Postpferde nach Velletri nehmen und am Palmsonntag zurückkehren, um der heiligen Woche beizuwohnen. Aber nach Neapel zu gehen, fürchten sich die Meisten, da die Sperre vielleicht in Ewigkeit fortdauert, wie das Beispiel des Jahrs 1833 gezeigt hat, und in Florenz ist's wiederum zu kalt. Wenn auch kein Dr. James Clark in einem Buche: On the influence of climate, bewiesen hätte, daß das Klima von Florenz eigentlich Niemanden zusagt, so würde doch die Translocation im Februar aus der lauen Temperatur Roms in die unbeständige Apenninenluft dies bald thun. So bleibt in diesem Jahre nichts anders übrig, als ruhig zu verweilen, wo man sich einmal befindet. Da treibt denn nun die englische Kolonie ihr Wesen untereinander: denn mit den Römern — die im Durchschnitt nicht gastfreundlich und, mit geringen Ausnahmen, eben nicht sehr communicativ sind, denen man's übrigens kaum übel nehmen kann, wenn der ewige Wechsel, die unaufhörliche Fluth und Ebbe von Besuchern, die heute kommen, morgen gehen, sie nicht einladet, sich in nähere Verbindung mit denselben einzulassen — kommen sie nur bei außerordentlichen Gelegenheiten zusammen, etwa bei einem Botschafterball, wo fünf- bis sechshundert Leute einander drängen.

Man erstaunt über die gewaltige Liste der Engländer, bekannte und unbekannte Namen und Titel aller Art: Lord So and So, Sir John oder James Nobody, Lady Howdoyoucallher, Mr. and Mrs. Everywhere, und die unendliche Schaar der blondlockigen Misses sind allüberall zu sehen, im Korso, in der Sistina, auf der Peterskuppel, in Villa Borghese und Pamfili, kurz, überall wo es nur Leute gibt. Es sind curiose Exemplare darunter: selbst Altenglands und seiner Kinder enthusiastische Verehrer müssen es gestehen. Neulich gab auch einmal wieder ein Stockbritte dem guten Pabst, der ihn bei einer Audienz fragte, ob er schon manches in Rom gesehen, zur Antwort: Gar Vieles, aber leider noch kein Conclave. — Daß die Engländer nach Italien reisen, ohne eine andere Sprache zu reden, als ihr own English, ist ganz in der Ordnung. Es hindert sie auch nicht im Geringsten, sich überall vorstellen zu lassen und bei jeder Gelegenheit den vordersten Platz zu erobern. Freilich kommen dann bisweilen Conversationen vor, wie neulich eine beim Fürsten B. zwischen diesem und einem Admiral. Do you speak English? war die Frage des Sir Charles Weatherbeaten, als er dem Fürsten präsentirt wurde, est-ce que vous parlez français; Monsieur? die Antwort. Verneinende Kopfbewegung auf beiden Seiten. Leider machten eintretende Gäste dem interessanten Gespräch ein Ende.

Die Arbeiten auf dem Forum haben einen ungestörten, aber ziemlich langsamen Fortgang. Für die Alterthumskunde, namentlich für die Topographie des alten Roms, sind diese Ausgrabungen sehr erfreulich und haben schon zu bedeutenden Aufschlüssen Veranlassung gegeben, wie man besonders aus der Vergleichung der frühern Arbeiten Fea's, Nibby's, Canina's u. s. w. mit dem schönen, großen Plan des Forum-romanum und seinen Umgebungen ersieht, welchen der Geh. Leg. Rath Bunsen entworfen hat, und welcher nächstens in den Kupferheften des archäologischen Instituts herausgegeben werden wird. Die genauere Kenntniß der Lokalität ist dadurch sehr befördert, und wenn auch noch Manches zweifelhaft bleibt, und römische und ultramontane Archäologen sich in einzelnen Fällen, und bisweilen selbst in Hauptsachen, nicht einigen können, so liegt dies in der Natur der Sache, und hindert nicht, daß die Topographie des römischen Forums mit seinen Hauptgebäuden für den Unbefangenen deutlicher und überzeugender dargestellt worden ist, als man noch vor einigen Jahren zu erreichen hoffen durfte. Auf der einen Seite ist nun der Gewinn in die Augen fallend, auf der andern aber hat das Forum sein pittoreskes Aussehen darüber eingebüßt, und die aus der Tiefe heraufsteigenden Gebäude und Säulen mit ihren bloßgelegten Substructionen, von Mauern und Steingeländern eingeschlossen, die zwar der Sicherheit der Fahrenden und Gehenden sehr dienlich, indeß so unmalerisch als möglich sind, machen eine nichts weniger als angenehme Wirkung. Die Baumreihen der Via sacra sind so ziemlich das Einzige, was sich gut ausnimmt; denn das neugebaute Kloster der Santa Francesca Romana, welches einen Theil des Platzes einnimmt, worauf Hadrians Doppeltempel der Venus und Roma stand, wird wohl keiner loben.

Sträflinge arbeiten auf dem Forum wie an der Paulskirche; eine zahlreichere Klasse jedoch bilden die Haufen freiwilliger Kärrner, die man hier und auf dem nahen Palatin erblickt. Die sogenannten Lavori di beneficenza sind eine ursprünglich gute und wohlthätige Institution: jeder Arme, der sonst keine Arbeit findet, kann daran Theil nehmen. Man muß aber sehen, auf welche Weise diese Lavoranti, deren Zahl sich gegenwärtig auf einige Hundert beläuft, das Privilegium benutzen. Daß man unter ihnen die mannichfaltigsten Physiognomien und Kostüme sieht, braucht kaum gesagt zu werden. Alle Lebensalter finden sich, vom vierzehnjährigen Buben bis zum müden Greis, der sich kaum fortzuschleppen vermag. Heute hindert der starke Regen — der uns in diesem Winter so über alle Maßen heimgesucht hat, daß das englische Sprichwort: It never rains but it pours, nicht übel Anwendung findet — morgen die heiße Sonne. An den wärmsten Tagen erblickt man die Hälfte in Mänteln; Ausruhen scheint die Hauptbeschäftigung, und wenn ja einmal die Hände an's Werk gelegt werden, so schleicht man schneckenähnlich mit einem Schubkarren einher, der einige Zoll hoch mit Erde angefüllt ist, und den man höchstens zwanzig Schritte weit schleppt, um sich von Neuem auf seinen Rand niederzusetzen. Zu allen Tagesstunden kann man den Ort besuchen, und jedesmal wird man die Hälfte der Leute in Gruppen stehen oder sitzen sehen, die Arme übereinandergeschlagen, den leeren Karren am Boden. Und dies ist nicht bloß bei abgelebten Alten der Fall, deren es freilich viele darunter gibt, die so schwach scheinen, daß man fürchtet, sie jeden Moment hinstürzen zu sehen: ein großer Theil sind kräftige Kerle, die aber eben nicht mehr thun als die Uebrigen. Der Genremaler würde hier manches Motiv finden. — Victor Hugo hätte sie trefflich in seiner Cour des Miracles brauchen können; es ist eine wahre Bettlerwelt, zum Theil gleichsam kokettirend mit ihrem Schmutz und Elend, die mannichfaltigsten Attitüden, die abenteuerlichsten Physiognomien, hie und da selbst eine Elegantecarrikatur mit langen, frisirten Locken, schief aufgestülptem Hut, hoher Halsbinde, die Cigarre im Munde, der indispensable Mantel malerisch drapirt. Der Wanderer, welcher sich nach den geringen Resten des Tempels der Eintracht und der Stelle, wo die Basilica Julia stand, umgesehen hat, kann wohl einen Augenblick stehen bleiben und diese buntscheckigen, seltsamen Haufen mit Verwunderung betrachten, aber

bald erregt das Schauspiel Ekel, und er ist froh, wenn er den antikmodernen Titusbogen hinter sich gelassen hat und auf das glorreiche Coliseum zuschreitet, dessen Einsamkeit und Stille nur durch den Tritt des bei jedem neuen Gange von Neuem überraschten Besuchers gestört wird, oder an Nachmittagen durch Gesang und Gebet der Prozessionen von Vermummten und Frauen, welche vor dem großen Kreuz in der Mitte und den ringsumher aufgestellten vierzehn Altären in dem einst durch das Blut der Bekenner geheiligten Raume ihre Andacht der Via crucis verrichten. Rt.

Der häusliche Comfort der Engländer.

(Fortsetzung.)

In der Regel hat jedes, zu ersterer Klasse gehörende Haus in London — und die vom Sprachgebrauche noble mansions getauften Häuser verlieren sich in kaum bemerkbaren Ausnahmen — zwei oder drei Stockwerke, eine Breite von zwei oder drei, selten von vier Fenstern, und entweder ein so flaches Dach, daß eine Fallthür in der Decke des obersten Stockwerks unmittelbar dahin führt, oder eines, das nur für ein niedriges Behältniß Raum gewährt. Küchen — fast jedes Haus hat zwei an einander stoßende Küchen, eine front- und eine back-kitchen, jene wesentlich zum Kochen, diese zum Waschen bestimmt — Keller, Kohlenbehälter und andere Wirthschaftlichkeiten befinden sich im Souterrain, und damit weder die Dienerschaft, noch die Lieferanten der häuslichen Bedürfnisse bei ihrem Aus- und Eingehen die Hausflur zu passiren brauchen, verbindet eine Thür die vordere Küche mit der Area — dem ummauerten freien Platze vor derselben — und eine besondere Treppe diese mit der Straße, während ein eisernes Geländer den Platz eben von der Straße ab- und eine darin angebrachte Thür die Treppe verschließt. Die Wände der Hausflur pflegen mittelst einer hellbraunen Oelfarbe spiegelblank übertüncht zu seyn, und die ganze Breite des Fußbodens bedeckt ein feines, durch sein Muster bald mehr, bald weniger vertheuertes Wachstuch. Auf diesem liegen zum Reinigen der Füße mindestens drei Matten, selten von Stroh, Binsen und anderm gemeinen Geflechte, meistens grün oder roth gefärbte, oder schneeweiß glänzende Fließe. Eines nimmt die Füße sofort beim Eintritte in Beschlag, ein zweites liegt vor der Thür des Unterzimmers, und das feinste am Fuße der Treppe.

Meistens sind zu ebener Erde zwei Zimmer, front and back parlour. — Das eine dient der das Haus bewohnenden Familie zum Frühstücks- und Speisezimmer, das andere wird zu verschiedenen Zwecken, meist als abgesondertes Wohn- oder Arbeitszimmer eines Familienmitglieds benuzt. Das Parlour ist in der That in vielen Häusern das einzige Zimmer, das zu solchem Gebrauche sich eignet. Ein Brüsseler Teppich, die Elle nicht unter zwei rheinischen Gulden, und auf jeder Stufe mittelst eines polirten, metallenen Stabes befestigt, deckt ziemlich die ganze Breite der in das erste und von hier in das zweite Stockwerk führenden Treppe. Gibt es einen dritten Stock, so pflegt da, wo der Brüsseler Teppich aufhört, ein wohlfeilerer, venetianischer Teppich anzufangen. Das erste Stockwerk besteht aus zwei Zimmern, dem front- und back drawing-room, und es liegt in der Bedeutung des Wortes, daß hier nicht bloß Fremde empfangen und Gesellschaften gesehen werden, sondern auch die Bewohner des Hauses sich zusammenfinden, sobald sie überhaupt zu Hause und weder mit Schlafen, noch mit Ankleiden, weder mit dem Frühstück, noch mit Luncheon und Mittagsmahl beschäftigt sind, denn den üblichen Abendthee oder Kaffee im drawing-room zu trinken, ist herkömmliches Statut. Die Zahl der Zimmer des zweiten Stocks hängt natürlich, nächst der Räumlichkeit des Hauses, davon ab, wie viel Schlafzimmer die Bewohner bedürfen, und reicht der gegebene Raum nicht aus, so wird der dritte Stock in Requisition gesezt, der außerdem unter dem Namen der atticks — was unrichtig durch Dachstuben verdeutscht worden ist — der Dienerschaft angehört.

Ein Haus dieser Art nimmt sich auf den ersten Anblick ganz allerliebst aus. Die Reinlichkeit und Zierlichkeit seines Innern machen es zu einem niedlichen Pappenkästchen, in welchem jeder Fremde bei Gelegenheit eines Besuchs sich wohl und behaglich fühlt. Von der Hausschwelle an betritt sein Fuß keine Diele, und über die weichen Teppiche geht es sich so sanft und geräuschlos. Dann hat diese Einrichtung auch den Vortheil, daß das, in Deutschland manchen ehelichen Frieden bitter störende Stubenwaschen wegfällt. Ich verlor vor einigen Jahren in Deutschland einen theuren Freund, einen edlen, braven Mann; hätte er in London gewohnt, so lebte er wahrscheinlich noch. Er starb in Folge der sonnabendlichen Scheuermanie seiner Gattin, einer übrigens wackern Frau, die wenige Monate später derselben unbezwinglichen Leidenschaft zum Todesopfer fiel. Demnächst verbreitet das lebendige Kohlenfeuer der hellpolirten Kamine an kühlen Herbstabenden eine wohlthuende Wärme, und selbst in kalten Winternächten, wenn von frühem Morgen an ein mächtiges Feuer sorgsam unterhalten worden ist, sizt es sich einigermaßen comfortabel um die lodernde Flamme.

Alles das ist wahr, und daher Jammerschade, daß die Engländer in der Kunst des Comfort, gleich den Chinesen in mancher andern schönen Kunst, seit Jahren unverrückt stehen geblieben sind. Für geselligen Verkehr

gibt es nichts Hübscheres, als ein Kaminfeuer. In weitem Kreise sizt die Gesellschaft umher, Aller Augen sind auf das Feuer gerichtet, so oft die Unterhaltung stockt, hilft das Feuer aus. Dem Einen ist es zu warm, seine Nachbarin fröstelt: also wird debattirt, ob des Feuers zu wenig oder zu viel sey, und wenn der Diener mit dem Kohlenschütter — coal-scuttle — erscheint, entspinnt sich sofort ein Streit: sollen frische Kohlen aufgeschüttet werden oder nicht? das ist die Frage. Wie steht es nun aber um das hübsche Kaminfeuer jenseits des geselligen Verkehrs, im stillen, häuslichen Leben? Aufrichtig gestanden, herzlich schlecht. Es wärmt, wenn die Witterung so mild ist, daß man die Wärme missen könnte, und es erwärmt das Zimmer nicht, wenn Eis die Fensterscheiben bedeckt, oder auch nur das liebliche Gemisch von Schnee und Regen an die Außenseite schlägt. Dann bleibt die Wahl zwischen halb Verbrennen, halb Erfrieren und gänzlichem Nichtsthun. Zu Verschlimmerung dieses Uebelstandes trägt zweierlei wesentlich bei: die Beschaffenheit der Thüren und der Fenster.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, im März.

(Fortsetzung.)

Musik. Dem. Schebest.

Ich hielt bei mir selbst eine Apostrophe an Dilettantinnen, die, vom Himmel mit einem schönen Organ gesegnet, sich auf falschem Bildungswege befinden, auf dem man, statt sie aufmerksam zu machen, mit ihnen liebäugelt. „Schade für die Gottesgabe!“ sagte ich. „Ihr seyd Nachtigallen, die ohne Text singen, aber weniger natürlich als sie. Ob ihr Worte unterlegt, ob deutsche oder italienische, laßt ihr uns im Zweifel. Von Consonanten zu schweigen, vernehmen wir nicht einmal den auch im fremden, in seiner Bedeutung nur geahnten Text wohlthuenden Wechsel von Vokalen, die Melodie der Sprache. Dabei zieht ihr in süßlichter Charakterlosigkeit die Töne hinschmachtend auf und ab ineinander, macht die Tonleiter mit Stufen zur auf- und niederschwebenden Tonschaukel und unser Ohr zum Leibgefährten eurer affektirten Sentimentalität. Warum sparet ihr diese Ausdrücke des Hinschmachtens und Schmerzgefühls nicht für die seltenen Fälle, wo Liebe oder Jammer am höchsten sind? Ihr ahmt irgend ein Vorbild in seinen Fehlern nach. Warum gehen solche Beispiele des rechten Vortrags spurlos an euch vorüber?“ — Dem. Rosa Stuart hatte mehrere Rollen zugesagt, trat aber nicht wieder auf und beschleunigte ihre Abreise.

Auf diese zwei Gäste folgte Dem. Schebest vom Theater zu Pest. Die öffentlichen Blätter sind voll ihres Lobes, und ich kann um so kürzer seyn. Bei ihrem ersten Auftreten als „Romeo“ in der Bellinischen Oper ward ihr ein beispielloser Beifall zu Theil; sie wurde sogleich im ersten Akte, also unmittelbar nach der Exposition ihres Kunstvermögens, und dann noch einige Mal gerufen. Das sezte sich bei ihren folgenden Leistungen fort, und dem ersten Beifallssturm war bei der allgemein gewünschten Wiederholung jener Oper vor ihrer Abreise nach Karlsruhe der lezte gleich. Am Karlsruher Theater trat sie aber nach öffentlichen Berichten sogleich wieder in einen Lorbeerwald von Beifall. Das ist den größten Sängerinnen nicht geworden, und Dem. Schebest ist nicht einmal eine große. Ihr Organ ist in der mittlern und untern Region kräftig, angenehm, sie besizt Schule, Fertigkeit, Geschmack, Gefühl, aber sie erreicht als Sängerin weder die vorgenannten Gäste, noch unsere Haus, Pistrich, Canzi. Woher nun die Bezauberung des Publikums? Sie ist eine treffliche Schauspielerin; sie besizt alle Vorzüge einer solchen in einem Grade, wie uns seit der Schröder-Devrient noch keine Gesangskünstlerin vorgekommen. Ihr durchgefühltes, durchdachtes Spiel, unterstüzt durch jugendliche Wohlgestalt, ein belebtes, theatralisch wirksames Gesicht und eine seltene körperlich-geistige Energie lassen fast vergessen, daß sie singt, oder vielmehr, jene Vorzüge sind eine hebende Folie ihres Gesanges. Ihre Darstellungen, künstlerisch schön, ja vorbildlich, und nach den Aeußerungen unserer ersten Schauspieler von der kleinsten Bewegung bis zu der großartigen Mimik der Leidenschaft normal und musterhaft, erscheinen dennoch als wahre Natur, sind auch wohl dies, ihre Natur. Empfindliche Ohren schmerzt ihre Höhe, welche in leidenschaftlichen Momenten ein durchdringendes Schreien wird. Ich will gerne zugeben, daß ich hierin leicht verlezbar bin, und daß das Ohrdurchschneidende, Markdurchbohrende ihrer Töne, während es mich fast zur Verzweiflung brachte, Andern vielleicht musikalisch nicht so beschwerlich fiel, weil sie es nicht als eigentlichen Gesang, sondern als Schmerzensrufe ꝛc. hinnahmen, deren Massivetät ihnen vielleicht die Stärke und Wahrheit des Gefühls der Künstlerin bekräftigen half. Einer weniger guten Actrice, einer Kammer- und Concertsängerin wollte ich aber dennoch nicht rathen, mit solchen Tönen zu debütiren. Warum nun mäßigt sie sich nicht? Wäre es möglich, daß sie beifallssüchtig den stürmischen Applaus auf solche Weise provociren, kommandiren wollte? Kaum glaublich von einer Künstlerin, die durch gelindere Mittel das höchste Wohlgefallen der Gebildetsten zu erringen weiß. Goethe hat oft darauf hingedeutet, daß unsere Fehler mit unsern Tugenden, unsere Schwächen mit unsern Vorzügen meistens organisch verwachsen seyen. Könnten wir sie nur wie Flecken ausbürsten, auswaschen; aber sie sind die eine Seite unserer Natur, ein Zuviel oder Zuwenig, ein Gegengewicht, ein Ballast oder wie wir dasjenige nennen wollen, was wir an uns nicht in Harmonie mit unserm bessern Wesen zu bringen wissen. Damit ist aber eben die tägliche Selbstkorrektion und Reinigung nur um so mehr geboten, weil der Fehler in jede Thätigkeitsäußerung eindringen will, und was nicht absolut und radikal zu heben ist, das soll doch relativ gemäßigt werden. — Dem. Schebest kann wahrscheinlich ihren Vortrag deklamatorisch-melodisch nur unter einem vollkräftigen Ertönenlassen ihrer Stimme leisten. Jenes Zuviel ist also wohl nicht eigentlich Manier, falsche Bildung, sondern Vehikel. Daß bei ihr der Text in seiner ganzen Geltung vernommen werde, kann man sich denken, und sie ist ein leuchtendes Beispiel, was Deutlichkeit des Vortrags vermag. Ohne dieses Verstandenwerden ließe sich die Wirkung auf's Publikum gar nicht begreifen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 29. Montag, 20. März 1837.

Freimaurerschrift.

Mittheilungen über die Freimaurerei von Br. Fr. Heldmann ꝛc. Frankfurt, Sauerländer, 1836.

Die Form dieses Heftes hat etwas so Ungewöhnliches für ein dem allgemeinen Buchhandel anheimgegebenes Werk, daß der Beurtheiler das Geständniß voraussenden muß, er befinde sich in einiger Verlegenheit, indem er, als dem Maurerbunde eifrig zugethan, weder zu viel sagen, noch eine, nicht unmerkwürdige Erscheinung oberflächlich und vornehm ablehnend behandeln will.

Das vorliegende Heft streift hart an die Tendenzen, welche Krause's und Mosdorfs Leben verbitterten, jedoch ohne sie zu theilen. Sein Zweck scheint, die Urtheile des nicht maurerischen Publikums über den Maurerbund, dessen Geschichte, Beruf und Wirken zu berichtigen und den seither geflissentlich recht dicht und mit widersprechenden Farben gewobenen Schleier zu lüften, welcher über die Maurerei geworfen war, um den Fürwitz irre zu führen, die Neugier zu reizen, und Achtung zu gebieten.

Wahr ist es allerdings, daß der Maurerbund, seine Strebungen und deren Ergebnisse, seine Verirrungen, besonders in Folge des Sündenfalls des Rite accepté, seine Nützlichkeit und seine Gefährlichkeit für das neukatholisch-stationäre Princip zur Genüge besprochen worden sind, und daß eine Veröffentlichung wie vorliegende ihm nicht viel schaden, aber sehr viel nutzen kann.

Er ist als Menschheitsbund mit sehr vielen seiner Strebungen seinem Ziele so nahe gekommen, daß selbst hocherleuchtete Maurer zuweilen äußern, er habe sich überlebt. Er hat sich aber dem Schlechten im Zeitgeiste, unter welcher Gestalt es sich zeigen mochte, mit solchem Erfolge entgegengesezt, so nach allen Seiten Fronte gemacht, daß man seines Beistandes vielleicht bald gegen die egoistischen materiellen und antisocialen Richtungen bedürfen wird. Was er 1630 wider den Covenant, 1688 wider die Jesuiten, 1707 wider die Zwingherrschaft der Hochkirche in England war, das war er in Deutschland wider den Kastengeist, das wäre er in Oesterreich wider die Meinungen geworden, welche sich den Reformen Josephs II. entgegenstemmten, wenn dieser nicht die Unvorsichtigkeit begangen hätte, ihn zu verschmähen.

Das nicht maurerische Publikum wird bei einiger Aufmerksamkeit den unterscheidenden Charakter der Freimaurerei an den Mitgliedern erkennen, welche als die angesehensten und thätigsten Glieder des Bundes bekannt und oft in Gesellschaften durch eine unwillkürliche Achtung bezeichnet sind, welche mit ihrer bürgerlichen Lage, ihrer Geburt, ihren literarischen Leistungen in keinem

Verhältnisse steht: es wird an diesen Männern eine Art von Gleichgewicht, von rechter Mitte, ein Entschlagen kleinlicher Vorurtheile und Rücksichten, eine entschiedene Hinneigung zu gesetzlichem und vernünftigem Vorschreiten, eine mehr praktische als dogmatische Religiosität und eine große Leichtigkeit bemerken, mit Personen jedes Standes zu verkehren, gleich fern von Hochmuth und Kriecherei. Sie sind nicht gerade deßhalb so, weil sie Maurer sind, sondern sie sind angesehene Maurer, weil sie so sind. Man vergleiche alsdann Herders Gespräche von Ernst und Falk in dessen Adrastäa und das vorliegende Heft mit dem, was man von der äußern Erscheinung des Bundes bemerkt hat, und man wird einen ziemlich richtigen Begriff von dessen Innerm haben.

Die Geschichte des Maurerbunds anlangend, so hüte man sich vor Allem vor Verwirrung der alten Grußmaurer mit den neuen Freimaurern. Die Grußmaurer werden in England von jeher Free masons genannt, das Free in der Bedeutung unseres Frei-Schöffen, Frei-Meisters, ja unserer Frei-Leute genommen, als an keinen Ort gebunden. Sie beschäftigten sich vorzüglich mit Kirchenbau, zogen daher diesen Bauten nach, und befaßen in ihren Zunftgeheimnissen die Mittel, sich als echte und gerechte Brüder zu erkennen zu geben, auch ohne der Sprache des Landes kundig zu seyn, wo sie arbeiteten. Man findet sie, soweit deutsches Wesen und deutsche Bildung vorherrscht, den Rhein hinab in Niederland und England; aber selten jenseits der Loire und den Alpen, nie im nicht germanisirten Nordosten.

Neben der ganz unglaublichen Kunstfertigkeit bezeichnet sie die Standhaftigkeit, mit welcher die Baue durch Jahrhunderte nach demselben Plane so kunstgerecht durchgeführt wurden, daß sie das Werk weniger Jahre zu seyn schienen. Das Einzelne verschwindet, man sieht das Werk, und fragt vergebens, wer den Plan entworfen habe.

Daß aus dieser Brüderschaft sich zuerst eine englisch-royalistische, dann eine europäisch-protestantische, endlich eine allgemein-metaprotestantische Gesellschaft mit Beibehaltung der englischen Urformen gebildet, daß sie neben manchen Verirrungen seit mehr als einem Jahrhundert Unglaubliches für religiöse Duldung, Annäherung der Stände, Vertilgung des Nationalhasses gewirkt, daß sie sich der unerbittlichsten Verfolgung durch Finsterlinge zu rühmen haben, ist der Hauptinhalt ihrer nach außen gekehrten Geschichte. Das übrige auf die verschiedenen Systeme Bezügliche braucht das Publikum nicht zu wissen, und wir wünschten es aus dem vorliegenden Hefte weg. Man soll die schmutzige Wäsche nie, die kaum gewaschene kaum den Vorübergehenden zur Schau aushängen. Notizen dieser Art müssen mißverstanden werden, weil sie außer dem Zusammenhange stehen, und man des verewigten Schröders, als Handschrift für die K. St. ausgegebenen Duodezbände durchstudirt haben muß, um die Uebersicht zu gewinnen, welche dem nicht fehlen darf, der von einzelnen Erscheinungen eine richtige Idee, über den einzelnen Fall ein billiges Urtheil gewinnen will. Was jeder Innung zugestanden wird, und die meisten mit nachahmungswerther Verschwiegenheit bewahren, wird auch dem Maurerbunde gestattet seyn, nämlich die Ehre der Lade vor der Welt zu wahren, und Böhnhasen und Stümper ferne halten zu dürfen.

Nun ist aber in vorliegendem Hefte so viel zur Unehre, so wenig von entgegengesetzten Strebungen (z. B. des Lodge of Antiquity) gesagt, daß die nicht maurerische Welt leicht auf die falsche Vermuthung kommen könnte, die Veröffentlichung eines ursprünglich nur für Maurer bestimmten Heftchens, ziemlich ungleichartigen Inhalts, sey eine Finanzspekulation.

Der Beurtheiler theilt diesen Glauben nicht, aber wenn er die gute Absicht nicht verkennt, so kann er dennoch weder Form noch Inhalt mit den bekannten Verpflichtungen und der allgemeinen Weise, diese anzusehen, in Einklang bringen.

J. B. M.

Schriften über Heilkunde.

12) **Darstellungen und Ansichten zur Vergleichung der Medicin in Frankreich, England und Deutschland. Nach einer Reise in diesen Ländern im Jahr 1835. Von Dr. A. Mühry, prakt. Arzte und Wundarzte in Hannover. Mit zwei Plänen. Hannover, Hahn, 1836.**

Ein lehrreiches Buch, das nicht bloß für Aerzte interessant ist, sofern es auch überhaupt den Standpunkt der Civilisation bezeichnet, auf welchem sich die drei auf dem Titel genannten Länder befinden.

Zuerst gibt der Verfasser „Topographisches von Paris und London," d. h. einen Ueberblick der Lehranstalten, Spitäler ꝛc. Dann vergleicht er die Medicin, Chirurgie und Ophthalmologie in England und Frankreich, wobei er der Entzündungslehre, die in beiden Ländern verschieden angewendet wird, eine besondere Aufmerksamkeit schenkt. Endlich gibt er historische Skizzen vom Entwicklungsgange und vom gegenwärtigen Standpunkt der Heilkunde in Frankreich und England mit Hinweisung auf den bereits von uns Deutschen erreichten höhern Standpunkt.

So sagt er von Frankreich: „In Frankreich bestanden vor der Revolution von 1789 achtzehn Collegen, welche den Doctorgrad ertheilen konnten, und dieser soll sehr leicht zu erlangen und sogar käuflich gewesen seyn. In Paris hatte die Corporation der Aerzte ein unbedeutendes Gebäude nahe beim Hôtel-Dieu und die Corporation der Chirurgen, obwohl von geringerem Ansehen, hatte das schöne Gebäude, was jezt die Ecole de Médecine ist. Nachher, da, 1792 im August, alle Universitäten und Fakultäten aufgehoben wurden, herrschte eine Anarchie auch im Medicinalwesen. Im dritten Jahre der Republik, 1794, wurden aber durch den Nationalconvent für das ganze Land drei Ecoles de Santé errichtet, zu Paris, Straßburg und Montpellier. Die Medicin und Chirurgie wurden nun vereinigt, die Ecole de Médecine wurde eingerichtet, in Paris wurden 12 Professoren eingesezt und ein bestimmter Studienplan sollte von den élèves de la patrie befolgt und unentgeltlich durchgemacht werden. Auch wurde bestimmt, daß alle Verordnungen französisch geschrieben seyn sollten, vielleicht nur ein Zugeständniß der Unkenntniß des Lateinischen gemacht, was aber noch besteht. Es nahm aber nur die bestimmte Zahl der élèves de la patrie an diesem Unterrichte unentgeltlich Theil. Neue Bestimmungen wurden 1803 gemacht, wodurch die drei Ecoles de Santé die Befugniß erhielten, Doctoren der Medicin und Chirurgie zu creiren, und es wurde das Gesetz gegeben, daß vier Jahre Studium nöthig seyn sollten, um dahin zu gelangen. — Außerdem wurde eine zweite Klasse von Medicinalpersonen eingesezt, die Officiers de Santé; sie brauchten nicht auf den drei großen Schulen zu Paris, Straßburg und Montpellier zu studiren, sondern hatten die Erlaubniß zu practisiren, wenn sie von einer Jury von Medicalpersonen examinirt waren. 1820 wurden neue Verordnungen in Bezug auf die Universitäten erlassen. In Paris sind jezt 23 Professoren, ein bestimmter Studienplan ist noch immer, und die Officiers de Santé bestehen auch in ganz Frankreich. — Da man nun in den bestehenden Einrichtungen des Medicinalwesens manches Mangelhafte findet, und da man überhaupt das Augenmerk auf Verbesserung des Unterrichtswesens gerichtet hat, spricht man jezt viel von einer Reform im Medicinalwesen. Schon 1829 richtete der Minister des Innern eine Reihe von Fragen an die Akademie der Medicin über die Reorganisation desselben. Die Akademie sezte sogleich eine Commission nieder, die aber erst im Oktober 1833, nachdem die Julirevolution und die Cholera Störungen herbeigeführt hatten, und nach neuen Ermahnungen des Ministers Guizot einen Bericht von sich gab, den M. Double der Akademie vorlegte. — Um dem vermehrten Bedürfnisse nach Unterricht entgegen zu kommen, schlägt das Comité vor, zu den bestehenden drei Fakultäten in Paris, Straßburg und Montpellier, drei andere zu errichten, eine in Lyon, eine in Rennes oder Nantes, und eine in Bordeaux oder Toulouse. Um die Examina schärfer zu machen, sollen die Examinatoren nicht beschränkt seyn auf Mitglieder der Fakultät, sondern (eine Annäherung an unser Staatsexamen) soll ein Drittheil aus den Medicinalpersonen der Stadt oder der Nachbarschaft genommen werden. Der Bericht des Comités ist von der Akademie angenommen, und dem Minister zugeschickt. Zu andern Verbesserungen und Vorschlägen, die hie und da gemacht werden, gehört auch noch, Aufhebung der Officiers de Santé, Unterdrückung der Geheimmittel der Quacksalbereien und der Mißbräuche in der Praxis und im Apothekerwesen, Anerkennung ausländischer Doctorgrade. — In der Lancette française findet man diesen Gegenstand der Reform häufig erwähnt. Dies medicinische Tagesblatt erhält dadurch eine eigene politische Färbung. Ihre Kritiken sind meist persönlich und im Parteigeiste geschrieben, und ihre Tendenz ist Saint-Simonistisch. Ansichten, Klagen und Reformvorschläge sind bemerkenswerth unvernünftige."

Nach einer ausführlichen Schilderung der Heilanstalten in England sagt der Verf.: „Man sieht, mit dem Medicinalwesen ist es in diesem Augenblicke in England in vieler Hinsicht schlecht bestellt. Der Unterricht auf den Universitäten ist für die Aerzte fast bedeutungslos geworden, für die zahlreichen Chirurgen und general practitioners ist er in den Hospitälern nicht ausgedehnt genug. Die Medicinalpolizei und die gerichtliche Medicin liegen danieder. (Leztere wird erst seit zwanzig Jahren in London gelehrt und in einem gerichtlich medicinischen Falle wird die Untersuchung und das Gutachten irgend eines Wundarztes nicht bezahlt.) Die Zahl der Aerzte ist zu gering gehalten, und dadurch sind diese durch die general practitioners allmälig immer mehr verdrängt, welche aber im Allgemeinen nicht ganz hinreichend würdige Ausüber der Medicin sind. Die Trennung der Medicin von der Chirurgie ist großentheils zu schroff; der Geburtshülfe ist aufzuhelfen; den Droguisten und Chemisten muß Aufsicht, die Quacksalber müssen niedergehalten werden. Durch die äußere Stellung des Standes ist auch der Geist der Medicin beengt und zersplittert; beeinträchtigt ist sowohl die freie Entwicklung der Medicinalpersonen, als auch die Wohlfahrt des Publikums versäumt. Man verlangt daher eine Aenderung dieser Verhältnisse. Dies Verlangen nach einer Reform ist allgemein. Auch sind Petitionen deßhalb und unter ihnen eine von den angesehensten Aerzten Londons, größtentheils Licentiaten des Collegs der Aerzte, an das Parlament gerichtet. Von diesem ist eine Select Committee on Medical Education and Practice seit 1833 niedergesezt. Deren Präsident ist Herr Warburton, der

erste Antragsteller und derselbe, von welchem die neue Anatomieakte zu allgemeiner Zufriedenheit ausgearbeitet ist. Herr Warburton aber ist ein Radicaler. Dennoch wäre es vielleicht nicht nöthig, ihn daran zu erinnern, daß diese Reformbill keine Anatomiebill ist, daß die Corporationen noch keine todte Körper sind, und daß, wenn sie es wären, es nicht darauf ankäme, sie zu zerlegen, sondern sie zu beleben. Von dieser Commission sind Mitglieder des Coll. of Physicians, so wie des Coll. of Surgeons und Andere vernommen, und deren ausgesagte Angaben und Meinungen füllen mehrere Foliobände, welche auch nicht, wie man fürchtete, beim lezten Brande des Parlaments verloren gegangen. — Die Aufgabe der Reform ist aber sehr schwierig; denn diese Frage hängt zusammen mit den großen Fragen der Reform in England überhaupt, sie hängt zusammen mit der Meinungsverschiedenheit unter Tories und Whigs, und theilweise mit den Fragen über die englische Kirche und die Dissenters. — Die Reformfrage beschäftigt drei medicinische Wochenschriften ganz besonders, welche wie politische Zeitungen eine bestimmte Farbe haben, indem sie medical politics abhandeln, und welche ihre leading articles haben wie jene. — Das radicale Blatt darunter ist die Lancet, ihr entgegengesezt ist die conservative London Medical Gazette und zwischen beiden steht das London Medical and Surgical Journal."

In Bezug auf Deutschland wird gesagt. „Die Deutschen sind in folgenden Zweigen wohl ohne Frage voraus: in der Einrichtung der Schulen und Universitäten, in der Staatsarzneikunde, in der gerichtlichen Medicin, in der Geburtshülfe, in der Ophthalmologie. Medicinische Zeitschriften gibt es in Deutschland über dreißig, in Frankreich über zwanzig, in England unter zwanzig. — Die Kenntniß wissenschaftlicher Zustände anderer Länder ist in Frankreich und in England viel geringer als in Deutschland. In diesem Falle denn zeigen die Franzosen eine harmlose Unwissenheit, die Engländer aber oft noch eine vorurtheilsvolle, kränkende Nichtachtung. — Zur Anerkennung auswärtiger Medicin ist es in beiden Ländern die jüngere Generation, welche die weitesten Schritte thut. — In Frankreich kennt man die englische Medicin wenigstens besser als die deutsche; in England kennt man die französische Medicin viel besser als die deutsche. In Deutschland kennt man die englische und die französische Medicin ungefähr gleich gut. — In England kennt man die deutsche Medicin schon etwas besser als in Frankreich. Die Engländer nehmen jezt schnell immer mehr Antheil an der Medicin anderer Länder. Sie haben vor der deutschen einen gewissen dunkeln Respekt, großentheils deßhalb, weil sie nicht urtheilen wollen über eine Sache, die ihnen nicht gehörig bekannt ist. Sie finden dabei die Sprache schwer, eine schlechte Schreibart und Theorien dann aber noch schwerer. — In England dienten zum Unterricht zuerst die Hospitäler mit ihren Krankensälen, und ihnen zugefügt wurden dann theoretische Vorlesungen. In Deutschland wurden meistens zuerst theoretische Vorträge auf den Universitäten eingerichtet und nachher wurden ihnen Hospitäler zur praktischen Unterweisung beigefügt. — Wenn man einen allgemeinen Tadel hervorsuchen und zusammenfassen will, könnte man sagen: Ein französischer Arzt denkt mehr an die Krankheit als an den Kranken; ein englischer Arzt denkt mehr an einen andern Fall aus seiner Erfahrung, als an den vorliegenden; indem dagegen die deutschen Praktiker die gute Lehre haben, welche Hufeland so ausdrückt: „man generalisire die Krankheit und individualisire den Kranken." Die Franzosen generalisiren den Kranken, die Engländer individualisiren die Krankheit. — Man spricht jezt viel von einer sogenannten Weltliteratur und auch von einer Verschmelzung der Abweichungen der Medicin in den verschiedenen Ländern. Die Völker rücken nun zwar an einander, allein wenigstens die Klimate nicht." Auch die Völker nicht, denn sie sind klimatisch, wie die Länder.

13) Ueber das Seebaden und das Norderneyer Seebad, von Demselben. Daselbst, 1836.

Eine gute Schilderung des genannten Bades, seiner Wirkungen, seiner Einrichtungen, woran sich eine allgemeine Untersuchung über den Nutzen der Seebäder knüpft, durch welche derselbe nur bestätigt wird.

14) Taschenbuch für gebildete Kurgäste. Von Dr. Brück, Brunnenarzt zu Dieburg. Berlin, Reimer, 1833.

Wir tragen dieses kleine Werk zu der Sammlung von Schriften über Bäder und Heilquellen nach, die wir im vorigen Jahre besprochen. Es handelt von den Eigenschaften der Mineralwasser überhaupt und von den verschiedenen Arten der Bäder (als kalte, Thermal-, Schlamm-, Dampf-, Sturz-, Tropf-, Gas- und Seebäder) insbesondere, und enthält eine Anweisung für die, welche sich derselben bedienen wollen, hauptsächlich in Beziehung auf Erkältung, Erwärmung und Diät, alles kurz und übersichtlich vorgetragen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 68.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 21. März 1837.

Es wird! die Masse regt sich klarer!
Die Ueberzeugung wahrer, wahrer!
Was man an der Natur Geheimnißvolles pries,
Das wagen wir verständig zu probiren,
Und was sie sonst organisiren ließ,
Das lassen wir krystallisiren.

Goethe.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

Von

Dr. Nürnberger.

Wir haben in einem unserer neuesten naturwissenschaftlichen Vorträge über die äußerst wichtigen galvanisch-mineralogischen Entdeckungen des englischen Landwirths und Naturforschers Andrew Croß * Bericht erstattet und die Leser auf diese Veranlassung in die geheimsten unterirdischen Werkstätten der Natur geführt,

* Durch die außerordentlichen Fortschritte, welche alle Naturwissenschaften in den lezten Generationen gemacht, ist die höhnende Skepsis und die mathematische Hochweisheit der encyklopädischen Zeit durch eine Stimmung verdrängt worden, welche vor dem Außerordentlichsten nicht erschrickt und mit Entsagung zusieht, wie der Bliz einer einzigen Entdeckung ein ganzes wissenschaftliches Gebäude in Brand steckt. In dieser Beziehung ist es bezeichnend, daß so unerhörte Dinge, wie die Croß'schen Entdeckungen, die allgemeinste Theilnahme finden und verhältnißmäßig so wenig Widerspruch und Spott aufregen. Einer unserer Korrespondenten, ein Mann vom Fach, schreibt uns indessen doch darüber unter Anderm Folgendes: — „Seit einiger Zeit lassen die öffentlichen Blätter einen Engländer Namens Andrew Croß aus Somersetshire auf dem Gebiete der Naturwissenschaften so außerordentliche Entdeckungen machen, daß die Welt glauben muß, besagter Croß vermöge mit Salzwasser, Kupfer, Zink und Platindrähten, den Elementen der Volta'schen Säule, die Gebilde der todten und lebendigen Natur nachzuahmen. Vor einigen Monaten noch ließen die Zeitungen den englischen Wunderphysiker Bergkrystalle und Erze verschiedener Art mit seinen riesenhaften Säulen hervorbringen, und erklärten, daß zum ersten Male solche Wunder von einem Menschen bewirkt worden seyen. Jezt hat Croß es bereits dahin gebracht, mit seinen elektrischen Apparaten lebendige Wesen zu schaffen. Und damit diese Entdeckungen doch nach einer gewissen Ordnung, vom Niedrigen zum Höhern, fortschreiten, begnügte sich der Engländer zuerst mit der Erzeugung von madenähnlichen Geschöpfen. Wir werden aber ohne Zweifel bald berichtet werden, daß er nicht nur Insekten, Fische, Vögel und vierfüßige Thiere nach Belieben hervorbringen könne, sondern daß er selbst in den Besiz der uralten, aber längst verloren gegangenen Kunst gelangt sey, der Kunst, einen Homunculus zu destilliren. Bekanntlich praktizirten die Alchemiker diese admirable Kunst und wußten gar viel darüber zu schreiben. Wenn ich nicht irre, ging sie mit dem weltberühmten Theophrastus Paracelsus Bombastus Aurelius ab Hohenheim zu Grabe. Folgendes Hiehergehörige ist vielleicht nicht Jedermann bekannt. Als Paracelsus das Herannahen seines Endes fühlte, rief er seinen alten Diener an das Bett, übergab demselben ein kleines, mit rubinrother Flüssigkeit gefülltes Fläschchen und befahl ihm, nach seinem (Paracelsi) Tod den Leichnam wie Sauerkraut einzuschneiden, diese Reste in eine Kufe zu bringen, auf dieselben den Inhalt des Fläschchens zu gießen, das Ganze luftdicht zu verschließen und nach neun Monaten die Kufe wieder zu öffnen. Pünktlich wurden die Vorschriften des Meisters befolgt, mit

um sie die Bildung der Krystalle und anderer Mineralien aus ihren Atomen, unter beständiger Mitwirkung des galvanischen Stromes, selbst schauen zu lassen. Noch sind nur wenige Schritte in diese neue Welt geschehen: wir stehen erst am Eingange eines ganz ungeahnten Wunderlandes; aber, wie wir schon neulich prophezeiht haben, dieser von Croß eingeschlagene Weg kann sehr weit führen, und was wir so eben von einer abermaligen hochwichtigen Entdeckung unseres unterirdischen Columbus erfahren, bestätigt unsere Vermuthung auf das Vollkommenste.

Im November v. J. nämlich bereitete Croß eine kieselerdehaltige Flüssigkeit zur Krystallisation vor. Er erhizte zu diesem Zwecke Feuersteine, welche bekanntlich fast ganz aus reiner Kieselerde bestehen, und warf sie dann in Wasser, um sie so bequemer zu pulverisiren. Das solchergestalt gewonnene Pulver (die Kieselerde) wurde demnächst mit Salzsäure übergossen, und dieses Gemisch von Kieselerde und Salzsäure in ein kleines Gefäß gethan. In lezteres hing Croß einen Streifen Flanell, dergestalt, daß das eine Ende über den Rand hervorragte und die aufgesogene flüssige Mischung in einen Trichter überführte, aus dem sie tropfenweise auf ein Stück Eisenerz fiel. Wir müssen des Folgenden wegen hier noch ausdrücklich bemerken, daß gedachtes Eisenerz vorher ausgeglüht war, und also unmöglich irgend einen Lebenskeim enthalten konnte. Mit diesem Eisenerz waren nun die Leitungsdrähte vom obern und untern (positiven und negativen) Pole einer mächtigen galvanischen Säule in unmittelbare Verbindung gebracht, indem, wie wir erinnern, durch die von uns erwähnten früheren Versuche schon fest stand, daß der durch diese Drähte fließende elektrische Strom eine schnelle Krystallbildung aus Elementen gleich den hier in der Salzsäure und Kieselerde gebotenen zu bewirken im Stande ist. Aehnliches erwartete der Experimentator auch diesmal nur, und er untersuchte daher das Eisenerz und die Drähte täglich, um nachzusehen, ob sich noch keine Spur von Krystallisation offenbare. Am vierzehnten Tage ward er einige kleine weiße Flecke auf dem Erze gewahr, welche er als Zeichen der nun wirklich beginnenden Krystallisation betrachtete. Vier Tage später hatten sich diese Flecke vergrößert und eine ovale Form angenommen; Croß hielt sie noch immer für Krystallanfänge. Aber sein Erstaunen war sehr groß, als er am zwei-und-zwanzigsten Tage gewahrte, daß aus jedem dieser weißen Körper acht Schenkel hervorragten; doch wagte er noch nicht zu glauben, daß hier die Bildung lebender Wesen durch den elektrischen Strom unter seinen Augen erfolgen könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ausnahme einer einzigen. Nach acht Monaten war die Neugierde in dem Diener so stark geworden, daß er ihr nicht mehr zu widerstehen vermochte; er hob den Deckel der Kufe ab und sah zu seinem großen Erstaunen, daß die Reste seines Herrn zu einem kleinen, zierlichen Männlein zusammengewachsen waren, das, obgleich noch falb und bleich, die Gliedmaßen bereits bewegte. Kaum hatte jedoch der erste Lufthauch dasselbe berührt, so sank es leblos zusammen.... Daß auf so außerordentlichem Wege entstandene Wesen, wie die Croß'schen Maden, ganz anders genaturt seyn müssen, als die nach der gemeinen Ordnung der Dinge erzeugten Thiere, versteht sich von selbst; und so vernehmen wir denn auch aus den so wohlunterrichteten Zeitungen, daß unser neues Thier weder ein pflanzen- noch fleischfressendes, sondern ein steinverschlingendes sey, und daß es ganz besonders gern den Stoff fresse, aus dem es entstanden, nämlich Kieselerde. Was es trinke, darüber haben uns die Journalisten noch keine näheren Angaben gemacht; wir vermuthen aber, daß des Thieres Lieblingsgetränk Salzsäure, Scheidewasser und Vitriolöl ist."

Anm. der Redaktion.

Der häusliche Comfort der Engländer.

(Fortsetzung.)

Die Unentbehrlichkeit, aber Kostspieligkeit der Teppiche empfiehlt solche im Allgemeinen jedem Hauswesen zur Schonung, und es begreift sich, daß, wenn die nach innen öffnenden Stubenthüren so fest aufsäßen, daß sie beim Oeffnen und Schließen den Teppich rieben, dieser in raschem Uebergange vom Unscheinbaren zur Unbrauchbarkeit begriffen seyn müßte; somit gewährt der Tischler in der Regel dem freien Luftzuge zwischen dem untern Rand jeder Thüre und dem Teppiche einen sehr bedeutenden, für den Nichtengländer höchst ärgerlichen Spielraum. Dies erklärt und entschuldigt einigermaßen, obschon es den Ausländer keineswegs damit versöhnt, die nationale, Groß und Klein, Vornehm und Gering anhängende Gewohnheit, beim Verlassen eines Zimmers das Schließen der Thür für unnöthig zu achten. In manchen, und das in nicht wenigen Häusern herrscht diese Angewöhnung so unbeschränkt, daß vom ersten Januar bis zum lezten December die Hausthür die einzige geschlossene Thür ist, und ein Ausländer, der englische Dienerschaft hält, wird Alles von ihr erlangen können, nur nicht, daß weiblich und männlich ohne jedesmaliges Erinnern die Zimmerthür hinter sich zumacht. Zu den seltenen, mit diesem nationalen Gebrauche unzufriedenen Eingeborenen gehörte, berühmten Andenkens, der Dechant Swift. Wer in seine Dienste trat, mußte ihm auf das Heiligste versprechen, sich des Thürenzumachens zu befleißigen, und es war unverletzlicher Vertrag, daß die erste diesfallsige Vergeßlichkeit die Abgabe des Lohns für einen Monat an die Hausarmen, die zweite unverzügliche Entlassung zur Folge

hatte. Eines Tages bat seine Haushälterin um Erlaubniß, den Jahrmarkt einer benachbarten Stadt zu besuchen. Er ertheilte sie, und als die Haushälterin, zu ihrem Ausgange auf das Schönste geschmückt, sein Zimmer verließ, fügte es sich, daß sie, die in mehrjährigem Dienste nie gegen das Verbot gesündigt, aus unbesonnenem Jahrmarktseifer die Thür zu schließen vergaß. Der Dechant schwieg und blieb bei offener Thüre sitzen, bis er Grund hatte, die Haushälterin auf halbem Wege nach dem Orte ihrer Bestimmung zu glauben. Dann sendete er durch einen Diener zu Roß ihr den gemessenen Befehl nach, stehenden Fußes zurückzukehren. Athemlos kam die Haushälterin an. Sie fand die Zimmerthür gerade so, wie sie solche gelassen, und als der Dechant bei ihrem Eintreten die Frage nach seinem Befehl kurzweg mit dem Geheiße beantwortete, die Thür zuzumachen, da gab die Haushälterin ein unerhörtes Beispiel weiblicher Seelenstärke: sie schloß die Thür nur ein klein wenig lauter als gewöhnlich. Swift versichert aber, daß selbst diese starke Lection seine übrigens untadelhafte Haushälterin vor einem zweiten ähnlichen Vergehen nicht bewahrt habe.

Nicht minder ärgerlich und dabei ein, den Menschenfreund betrübender Beweis von Unachtsamkeit der englischen Gesetzgebung ist der Zustand der englischen Fenster. Was man hier französische Fenster nennt, die entweder nach innen oder nach außen sich öffnen, sich zurücklegen, mit leichter Mühe geöffnet und geschlossen, ausgehängt, gewaschen und wieder eingehängt werden können, solche Fenster gehören in London zu den größten Seltenheiten. Wer sie wünscht, muß sie aus Frankreich oder Deutschland verschreiben, und nächst der Unbequemlichkeit und den Kosten sich noch darauf gefaßt machen, daß sie von den hiesigen Arbeitern zerbrochen werden. Sonderbar genug erklärt jeder englische Fensterfabrikant, es sey ihm unmöglich, französische Fenster zu fertigen, und gleichviel, ob er eine moralische oder eine künstlerische Unmöglichkeit meint, der Erfolg ist derselbe. Ausgenommen also, wo hie und da die Fenster der ersten Stockwerke in Glasthüren bestehen, welche den Austritt auf die sehr üblichen, jedoch nach dem Gebot der guten Sitte nie betretenen, und nur der Blumenzucht gewidmeten Balkons öffnen, sind die Fenster im Allgemeinen, die hohen wie die niedrigen, quer in zwei gleiche Hälften zerschnitten, von denen eine über die andere hinauf oder herab gezogen wird. Dieses Manöver erfordert häufig Anstrengung, und eine plötzliche Desorganisation des complicirten und aus Rücksichten der Eleganz verdeckten Rollwerks bedroht jeden guillotinenmäßig, der seinen Kopf unterhalb des Fensterrahmens in die freie Luft hinaus wagt, und dies ist vielleicht einer der Gründe, warum, zum Fenster hinaus zu sehen, in London für eine Art Frevelmuth gilt. Aber abgesehen von dem allen, wird durch die von der Construction erheischten Ein- und Ausschnitte ein beständiger Luftzug erhalten. Selbst bei ganz ruhiger Atmosphäre brennt kein, in die Nähe eines Fensters gestelltes, mit keinem Windglase versehenes Licht ohne unbequemes Flackern, und der lieblichste, durch die Luft säuselnde Zephyr ist stark genug, das Licht auszublasen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, März.

(Fortsetzung.)

K u n s t w e r k e.

Die A m e r i k a n e r hatten sich hier während des Winters, namentlich zur Carnevalszeit, in großer Menge eingefunden. Ihre Anwesenheit ist den hiesigen Künstlern fruchtbringend gewesen. Einer von ihnen hat die Venus von Pampeloni mit 500 Louisd'or bezahlt, ein Anderer beim jungen Sabatelli drei große Bilder bestellt, von denen eines die römische Cornelia darstellen wird, wie sie als ihren höchsten Schatz ihre Kinder zeigt, ein anderes Tasso, sein befreites Jerusalem der Prinzessin Leonore vorlesend; die Wahl des dritten ist dem Gutdünken des jungen Künstlers anheimgestellt. — Die Venus von Pampeloni hat besonders ihrer Nacktheit wegen Beifall gefunden. Darstellungen dieser Art, wären sie fertig gewesen, würden um jeden Preis erstanden und nach Amerika befördert worden seyn. Es steht zu erwarten, daß die italienischen Bildhauer sich dies nicht zweimal sagen lassen, und aus dieser Vorliebe in Zukunft ihren Nutzen ziehen werden. Es ist eigen genug, daß die Amerikaner sich gerade in dieser Beziehung von englischen Vorurtheilen emancipiren wollen. — Beim Kupferstecher J a s i war dieser Tage ein Bild ausgestellt, das manchen Deutschen von Mailand her erinnerlich seyn wird. Es stellt Christus vor (halbe Figur), das Kreuz auf der rechten Schulter tragend und vorne unter der Brust mit beiden Händen haltend, im Begriff, zusammenzusinken, und daran von dem rechts stehenden Schergen verhindert, welcher mit seiner Rechten das Ende des Kreuzes stützt, und auf diese Weise Kreuz und Träger zugleich aufrechthält. Christus trägt ein graublaues Gewand; dickes, schwarzes, etwas lockiges Haar hängt auf seine Schultern herab; die Augen, nach unten gerichtet, erscheinen dem Beschauer wie geschlossen, die Haltung des Körpers ist vorgebogen. Ueber ihm ist noch der Kopf eines römischen Soldaten sichtbar, in der linken Ecke in der Ferne die Schädelstätte, zu welcher der Zug in verkleinerten Figuren hinaufzieht, im Hintergrunde am Horizont ein Abendroth in venetianischem Farbenton. Das Bild galt, und gilt auch hier wieder für S e b a s t i a n d e l P i o m b o. Da Werke dieses Meisters zu den Seltenheiten gehören, hätte man in Deutschland sich diese Gelegenheit nicht nehmen lassen und ein Werk von solcher Schönheit (das längere Zeit feil war) acquiriren sollen, selbst auf die Gefahr hin, daß die Darstellung desselben Gegenstandes von demselben Meister in England als noch ausgezeichneter befunden würde. Hier ist es jezt dem Großherzog angetragen; man hofft, daß es in Pitti neben einem der allerschönsten Sebastian del Piombo (Martirio di Sta. Agata) seinen Platz finden wird. Jasi ist jezt im Begriff, die Raphaelische Madonna aus dem Hause Tempi (jezt in der Münchener Pinakothek) von Neuem zu beendigen. Der erste Stich, welcher vor mehreren Jahren

erschien, genügte ihm selbst nicht mehr; er begann also das ganze Werk zum zweiten Male. Daneben schreitet sein Leo X., den er seit längerer Zeit unter den Händen hat, rasch fort; für die in Turin erscheinende königliche Galerie ist er mit einem kleinen Van Dyk beschäftigt.

(Der Beschluß folgt.)

Stuttgart, im März.

(Beschluß.)

Musik. Mad. Fischer-Maraffa.

Ich bin bei meinem Bericht etwas in der Zeit zurückgegangen. Nur so entstand eine vergleichende Zusammenstellung. Wenn wir es genau betrachten, so sind eigentlich die wenigsten Dinge an sich uns interessant, sie werden es erst durch Vergleichung. Sonderbar ist, daß wir bei Lokalnachrichten von den Tageblättern immer nur das heutige Neueste verlangen und das Gestrige schon veraltet finden, während wir in der Geschichte und Biographie vor Ansichten und Nachrichten, die nicht ein halbes Jahrhundert alt sind, als solchen, die von zu nahe auf der Sache Stehenden kommen, gewarnt werden. Ueber die großen Notabilitäten, Intelligenzen, Berühmtheiten der nächsten Vorzeit sey, sagt man, noch gar kein unparteiisches Urtheil möglich. Und doch, wie oft wird später ein solches den frühern Tageblättern entnommen? Man sollte denken, die Mitwelt, wenigstens die einsichtigen, nicht parteiwüthigen Beobachter der Zeit müssen in der Regel ihre großen Zeitgenossen am besten verstehen. Einiger Rückhalt, Rückblick ist hiebei immer räthlich; nur möchte das „nonum prematur in annum" nicht eben pedantisch absolut, sondern relativ zu nehmen seyn. Das ist aber fast eine zu ernste Betrachtung bei Erwähnung einiger weiblichen Virtuosinnen.

Ich bringe die neueste musikalische Neuigkeit nach. Mad. Anna Fischer-Maraffa, erste Sängerin der großen italienischen Oper zu Cadiz, gab ein Concert. Ein Kunstfreund hatte in einer Form darauf aufmerksam gemacht, welche eine bedeutende Erscheinung und hohe Leistungen erwarten ließ. Das ist immer gefährlich; denn unsere Erwartungen werden leicht schrankenlos, und das größte Kunsttalent ist doch stets auf einen gewissen Umfang beschränkt. Mad. Maraffa, eine Deutsche, eine hier Geborne, gehört ohne Zweifel unter die ersten Bravoursängerinnen der italienischen Schule. Sie bewegt sich noch in voller Kunstkraft und ihre Stimme hat wohl wenig von der ersten Jugendfrische verloren. Ihre mittlere Tonsphäre ist so vollklingend, als wir es nur bei einer Milder-Hauptmann und Catalani gefunden haben; ihre Höhe ist sanft, und man könnte es, statt bedeckt, duftig nennen. Ihre Rouladen perlen, obwohl in meisterlicher Abrundung, doch nicht gerade wunderbar leicht aus der Kehle hervor; es scheint die Art solcher volltönigen Organe zu seyn, daß sie zu der Vibration ein gewisses Kunstaufgebot erheischen, wenn die Läufe rund und klar ihnen sollen. Hat doch die Kehle einer Milder sich zu gar keinen Coloraturen bequemen wollen. Die Künstlerin sang eine Arie von Pacini, ein Rondo mit Chor aus „Cenerentola" von Rossini und ein Rondo mit Variationen von Vaccai. Mad. M. glänzt in den Haupteigenschaften einer bedeutenden Sängerin. Sie weiß ihre metallreiche, sonore Stimme im Moment von der größten, Chor und Orchester durchdringenden Stärke zur anmuthigsten Milde zu mäßigen, sie gibt den Text in der größten deklamatorischen Deutlichkeit, sie trägt jedes musikalische Glied charakteristisch, belebt vor. Man merkt das Walten der klug austheilenden Kunst, die Sorgfalt, die jedes Notenpünktchen im Auge hat, und bewundert doch daneben die Abrundung und Vollendung. Solche heroische Sängerinnen kommen selten, namentlich in einem Concert, dazu, den einen oder andern sentimentalen Musikfreund durch seelenvolle Stellen, wo des Tondichters Gemüth, nach Goethe's Ausdruck, aus hellen Augen blickt, zu rühren. Der ganze Umfang ihrer Kunst wäre eigentlich nur aus einer Reihe von Opern zu ermessen. Immerhin sind auch Stimmen, denen eine tiefe Seele inwohnt, die, kaum vernommen, uns das innerste Herz bewegen, sehr selten. Mad. M. ist also nicht universell, und ich hätte gleich nach ihr gern die früher erwähnte Mozartsche Arie von Mad. Pollert oder die Romanzen von Rosa Stuart wieder gehört. Aber auch diese flüchtige Erscheinung konnte namentlich für anstrebende Talente instruktiv werden, wenn diese sich dazu bringen, Styl für Manier einzutauschen. Das Concert, dem der König mit den beiden ältern Prinzessinnen und der Bruder der Königin beiwohnten, war überhaupt ausgezeichnet. Eine Ouvertüre von Lindpaintner und eine von Meyerbeer waren voll Feuer und Leben. Mlle. Stubenrauch deklamirte „Hero und Leander" von Schiller, mit Musikbegleitung von Lindpaintner. Die Folge von Situationen ist mit einer Reihe von Tongemälden durchwoben. Eine frühere Geschmackstheorie hat nicht nur alle Melodramen verdammt, sondern ist auch kritisch auf jede musikalische Malerei losgefahren. Man soll, sagte sie, nur die Empfindungen, die eine bedeutende sichtbare oder hörbare Naturerscheinung in unserm Gemüth erweckt, darstellen, keineswegs aber leztere selbst nachahmen. Das ist nun aber nicht leicht recht auseinander zu halten. In unserm Innern ist das Gefühl bei einem Sturm mit der lebendigen Anschauung desselben innigst verwebt, und der Schrecken bei einem starken Donner wird nicht viel anders, als der Schlag selbst, musikalisch auszudrücken seyn. Wäre aber ein Gefühl dem Naturereigniß ganz entgegengesezt, beim Sturme z. B. Ergebung in Gottes Willen, also choralartig, so bliebe die Bedeutung der Musik unklar. Außerdem erweckt ja auch ein musikalisch angedeuteter Sturm ein dem wirklichen analoges Gefühl. Die emancipirte Musik darf Alles in Töne setzen; sie soll aber nie vergessen, daß sie ein ideales Spiel mit Tönen ist, soll möglichst subjektiv und auf der Gefühlsseite sich halten, und die Klippe des Materiellen, Stoffartigen vermeiden, so gut sie kann. Herr Moritz sprach das schöne Gedicht: „Tschitosch Jury's Tod" von Alexander Graf von Würtemberg, dessen neu an's Licht getretene Erzeugnisse sich die Anerkennung des gebildeten Publikums gewinnen werden. Herr Beerhalter blies Variationen auf dem sanft eindringenden Bassethorn. Herr Molique trug vor ein Violinconcert in Form einer Gesangsscene von Spohr. Wir empfanden auf's Neue, mit welchem Recht sein Spiel in Paris und anderswo hochgepriesen worden. Es war Gesang, menschenstimmen-ähnlich, seelenvoll, dann wieder auf die höchste Höhe der Bravour gehoben. Was den interessanten, durchgebildeten, liebenswürdigen Menschen zu einem solchen macht, daß er nämlich seine Vollkraft zu offenbaren, jeden Moment des Daseyns auf's Beste zu beleben, seine Energie aber sogleich wieder bis zur höchsten Anmuth und Lieblichkeit zu mäßigen weiß, daß er jede Aufgabe mit spielender Fertigkeit löst, entschieden und doch leicht bestimmbar, tüchtig fest und doch beweglich ist, und, aus einer reichen Fülle immer Neues schöpfend, unsere Bewunderung erregt, das macht auch den Dichter, den bildenden, den dramatischen Künstler, das macht auch den darstellenden Virtuosen. Man horcht mit frohem Erstaunen der Kunst, die das Gefühlteste, wie das künstlich Gewagteste mit einer Unfehlbarkeit löst, der auch nicht ein einziger Strich mißglückt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 23.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 21. März 1837.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunstwissenschaftlichen Inhalts aus den Gemäldesammlungen von Berlin und Dresden.

Vierter Brief.

(Florentinische Meister des fünfzehnten Jahrhunderts.)

Das Museum zählt in seinem Katalog fünf Bilder von Fra Filippo. Lieber Freund! hätte ich eine Höhenkarte der Künstlergenies zu entwerfen, Fra Filippo reichte weit über die Schneelinie und ein Flämmchen brennte auf seinem Gipfel; schrieb' ich aber gar eine Kunstgeschichte, ich wüßte nicht, worauf ich mich — Fiesole ausgenommen — so freuen könnte, als auf seinen Antipoden, den gedachten Bruder. Freilich ist's schön, sich in den Himmel erheben, und wir verlassen auch wohl die Erde und folgen einem solchen Geist, so weit die schwachen Schwingen den schweren Menschen tragen, sinken aber bald in die Ferne der Verehrung, Andacht und Sehnsucht zurück. Ganz anders spricht der Geist zu uns, der — festen Fußes auf der Erde — den Himmel niederzieht. Einmal in unsrer Atmosphäre, müssen die Göttlichen menschlich athmen und die angenommene Knechtsgestalt verkläret die Kunst. Das ist Filippo! Nein, das noch nicht; denn Du könntest Dir auch Correggio dabei denken. Ich kannte ein Kind; es war wie ein Thautropfen im Morgensonnenschein, so frisch, so glänzend; seine Augen leuchteten wie Fixsterne, seine Stimme tönte wie Silberglocken, seine Seele war Liebe und Freude. Nun regten sich seine Kräfte zum Thun und Alles gelang; dem Deckel der schmutzigen Schildkröte zwang er göttliche Klänge ab, die Priester des Gottes betrog er um ihre Opferthiere, er stahl im Himmel das Licht und zündete auf allen Gassen Freudenfeuer an, und — blieb ein Kind, mit kindlichen Worten, Geberden und Bewegungen. Dieses kecke, herzliche, innige, übermüthig frohe, dem Leben angehörige Gemüth, dem freilich die Klostermauern so hoch vorkamen, wie dem Romulus die römischen des Remus, ist Filippo, und was seine Künstlerhand hervorgebracht, wird wenigstens einen Schimmer dieses Glanzes tragen. Freilich wer ihn in Spoleto gesehen, wer die Geschichte des Johannes in Prato von ihm kennt, wer vor der Verkündigung in der Badia und vor der Krönung Marias in der Akademie zu Florenz gestanden, der hat diesen Genius weniger verhüllt gesehen, als wer ihn nur aus den wenigen (meist unächten oder beschädigten) Bildern kennt, die in nördliche Gallerien gekommen.

Von den Gemälden des Museums wird nur das mit 168 bezeichnete uns den geliebten Meister dem vollern Licht zukehren. Freilich besizt die Sammlung der Florentiner Akademie dasselbe Bild, und schöner, vollendeter, allein es ist durchaus kein Grund vorhanden, das Berliner für unächt zu halten. „In Blumen liegt das Christkind mitten in einer felsigen Landschaft.“ Schon indem ich diese Zeilen niederschreibe, zittert meine Seele vor Freude, wenn ich mir die Bewegung des Künstlers bei dem Gedanken vorstelle, den kein Andrer vor ihm gedacht, das göttliche Kind in Blumen, statt auf Stroh, zu betten und die rauhe Welt, in die es getragen worden, durch Wald und Felsen zu bezeichnen, in denen doch, troz aller Rauheit, die erquickenden Quellen des Lebens, der Dichtkunst und Freude entspringen, wie er denn auch den glänzenden Streifen eines Waldbachs durch seine Landschaft gezogen und diese selbst mit einer Liebe dargestellt, die nur in der herzlichsten und vollsten Freude an unsrer irdischen Heimath ihre Wurzeln haben kann. Der heilige Geist, wie ein Strahlenregen, den ausgebreiteten Armen des Weltenschöpfers entströmend, senkt sich von oben herab auf das göttliche Kind und auf die Erde, der es geschenkt worden, und schlägt in Flammen auf aus allen Blumenkelchen und Blattspitzen. Selbst die Creatur nimmt an der Gnade des Schöpfers Theil, und sorglos ziehen Stieglitz und Kranich durch die geweihte Waldeinsamkeit. „Das Kind spielt mit den Fingern an der Lippe.“ So sagt es uns — denn reden kann es ja noch nicht — daß es das Wort sey. Von der anbetenden Maria, so

wie von dem kleinen, schon als Prophet in die Ferne blickenden, mit dem Kreuz austretenden Johannes will ich schweigen; beide sind auf dem Florentiner Bilde von so unnachahmlicher Schönheit, daß freilich das Berliner zurückstehen muß. Nur noch des heiligen Bernhard gedenke ich, der — höchst wahrscheinlich der Aufgabe gemäß — Zeuge und Theilnehmer der Verehrung ist. Mit der Sicherheit eines Meisters späterer Zeit ist der Contrast des greisen Mönchs gegen die in Jugend blühende, in Blüthen stehende Umgebung des Kindes hervorgehoben. Durch Felsen und Bach ist er geschieden und nur aus der Ferne kann er die Zeichen der Verehrung geben.

Seh' ich nun auf die Zeichnung, und denke daran, wie man noch bis zu seiner Zeit die traditionellen Formen aus der Giotto'schen Schule festhielt, wie nur der tiefer blickende und fühlende Niccolo den Uebergang vorbereitet, so staune ich von neuem über die Fülle, Feinheit, Anmuth und Schönheit, mit der alle Gestalten, Gesichtzüge, Hände, Falten 2c. gezeichnet sind, so daß das nur willkührlich ins Röthliche gebrochene Colorit, der Mangel vollendeter Abrundung und Farbenharmonie allein noch die frühere Kunstperiode bezeichnen. Denn es sind nicht die idealen Züge und Formen Fiesole's, auch nicht die naturtreuen, festen Masaccio's, sondern mit Sinnen empfangene, im Geist wiedergeborne, lebendige Gebilde der Phantasie.

Der begabte Schüler eines solchen Meisters, sollte man denken, hätte sich in nichts von einem Rafael unterscheiden können. Allein wie sehr die Kunst von äußern Einflüssen abhängt, wie schwer sie einer einmal genommenen Richtung widerstehen kann, dies zeigt die Geschichte jeder Kunstschule, und also auch der florentinischen. Oft wird und bleibt das Impuls der Fortbildung, was gerade die unbedeutendere, werthlosere Kraft war, obschon nicht ohne genauen Zusammenhang mit der Entwickelung des Geistes im Allgemeinen. Hatte man vorher sich fast mit völliger Hintansetzung der Wirklichkeit, nur um Erfassung des Gegenstandes bekümmert, so konnte nun bei einmal angeregter Aufmerksamkeit auf's Natürliche die Kunst auf halbem Wege nicht stehen bleiben und wir sehen den größten Theil der florentinischen Meister der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts dem Materialismus zusinken.

Durch das Studium der Natur belebte Filippo seine Ideale; sein Schüler Botticelli aber, dem leztere fehlten, mußte sie von jener entnehmen, und der Dank an seinen Meister gilt der Achtung vor ihr und der Kunst des treuen Abformens. Die Madonna mit dem Kind und den Engeln in den Uffizien zu Florenz ausgenommen, sah ich keine schönern Bilder dieses Meisters, als hier im Museum, das deren fünf enthält, und obschon die Venus (167) und die Madonna (169) eine und dieselbe Florentinerin ist, so ziehen mich doch beide Bilder eben wegen jener Strenge der Naturnachbildung immer von neuem an, die sich sogar in einem dritten Bilde (180) zu wirklich ergreifendem Ernste steigert. Hier sizt Madonna in der von einer Rosenhecke umgebenen Thronnische, neben ihr steht das Kind, mit der einen Hand segnend, mit der andern sich am Busenrand des Kleides der Mutter festhaltend; zur Rechten drei, zur Linken vier rosenbekränzte Engel mit brennenden Kerzen in Blumentöpfen. — Daß in dieser Richtung die Kunst des Portraits ganz vorzüglich sich ausbilden würde, war natürlich, und es ist ein glücklicher Umstand, daß das Museum einen schönen Beleg dafür hat in dem Bildniß einer jungen Florentinerin (195) von Botticelli's Hand, und in dem eines jungen Florentiners von seinem Schüler Filippino.

Dieses leztere ausgenommen möchte ich nur noch eines der fünf aufgeführten Bilder dieses Meisters nennen, das uns auf die Spuren seines Geistes führen kann (198), ein Christus am Kreuz mit Franciscus und Maria und blutauffangenden Engeln. Auch Filippino folgt der allgemeinen Richtung aufs Natürliche und begräbt sogar — wie in S. Maria novella — die Handlung in der Umgebung, aber er läßt sich überall von der Schönheit leiten und überläßt es ihr, uns für den Mangel an Einfachheit und Kürze, der Form der klaren geistigen Anschauung, zu entschädigen. Ich erinnere mich recht wohl der Skizze zu dem gedachten Bild aus der Geschichte des heil. Johannes in der Capelle Strozzi in S. Maria novella — sie befindet sich unter den Handzeichnungen alter Meister in den Uffizien — auf die Handlung selbst, auf die Erweckung der todten Frau, ist gar keine Aufmerksamkeit verwendet, ganz motivlos ist sie angedeutet; auch die umgebenden Gruppen, auf die es ihm offenbar am meisten ankam, sind so entworfen, daß sie ihr Leben erst von der Zukunft erwarten — und welche Gewalt übt das (obendrein mit vollendeter Meisterschaft in Fresco) ausgeführte Gemälde aus! Glaubt man nicht auf Momente, im Vatican zu stehen? — Von dieser Gewalt der Schönheit in seinen Werken gibt nun einigermaßen das Bild des Gekreuzigten im Museum, wenigstens die wie eine Nonne gekleidete Maria (vielleicht ist's auch eine spätere Kirchenheilige) Zeugniß. Hier hat sich das Schönheitgefühl schon die reinste Form aus der Natur gewählt und verwendet; das Seelenleben aber bleibt etwas zurück.

Die auf solchem Wege unausbleibliche Disharmonie tritt bei Filippino's Schüler, Raffaelin del Garbo, noch mehr hervor, von dem die Sammlung ein vortreffliches Gemälde (179) besizt: Maria auf einem in Landschaft stehenden Throne mit dem Kind auf dem Schooß. Zwei Engel zu beiden Seiten halten einen Teppich empor, darunter stehen zwei Cherubim. Im Vorgrund stehen und knieen vier Heilige. Wenn auch die Richtung auf's

Natürliche bei rein geschichtlichen Darstellungen noch leicht zu verfolgen ist, so scheint sie hingegen bei symbolischen, in denen vorzugsweise eine Gemüthstimmung ausgesprochen oder angeregt werden soll, ganz vom Ziel abzuleiten und kann erst bei ganz veränderter Grundlage organisch-Neues hervorbringen, wovon ein andermal. Der Werth aber, den die unabweichliche Verfolgung eines Ziels im Allgemeinen hat, tritt bei Raffaelin deutlich hervor. Freilich hatte die Kunst in der Kraft geistiger Anschauungen sich zu einer Höhe gesteigert zu Anfang des Jahrhunderts, daß man keinen Gipfel darüber mehr wahrnimmt; allein noch war die Materie nicht bezwungen — das Wort war empfangen, aber es konnte nicht Fleisch werden. Zeichnung, Modellirung, Färbung, Harmonie mußten erlernt, vervollkommnet werden, wenn eine spätere Zeit die Kunst in ihrer Vollendung offenbaren sollte; denn Alles — auch im Reiche des Geistes, auch im Süden — reift allmählig. Und so verfolge ich denn auch mit inniger Lust alle die Abwege im blühenden Garten der Kunst, wohl wissend, daß sie immer wieder nach dem Mittelweg und Mittelpunkt einlenken; ja sogar einem Alessio Baldovinetti kann man auf diesem Wege Geschmack abgewinnen, der seine Verehrung der heiligen Jungfrau (bei der Verkündigung [174]) nicht deutlicher zu bezeichnen gewußt, als daß er sie in ein prunkvolles Gemach auf einen prächtigen Sessel sezt und dem Engel vor ihr die kostbarsten Kleider umhängt, und der im Streben nach Wirklichkeit die ganze Scene nach Florenz versezt, das er uns mit Thürmen, Kirchen und Palästen, mit Gärten und Villen und einem Theile des Arnothales durchs offene Fenster zeigt.

Wohin endlich die Natur, ohne die leitende Stimme der Grazien, ohne die warnende des Geistes führe, zeigen Andrea del Castagno und selbst sein Schüler A. Pollajuolo, deren magern und widrigen Gestalten man kaum noch das Verdienst einer gewissen Correctheit und die ernste Gesinnung ihrer Meister ansieht. Von lezterem ist ein heiliger Sebastian da (171), von ersterem befinden sich zwei Bilder im Saal, zwei im Seitenzimmer bei den s. g. Incunabeln, alle geeignet, den etwas barocken Sinn des alten Herrn deutlich zu zeigen.

Noch führt der Katalog drei Künstler auf, deren Werke den Glanz ihrer Zeit merklich erhöhen, ja — eine minder gesegnete über Jahrhunderte hinaustrügen: Cosimo Roselli, Benozzo Gozzoli und Domenico Ghirlandajo. Und wär' es nur die unendliche Freude, an den Volkszug auf des erstern größerem Bild in St. Ambrogio zu Florenz; an des zweiten Capelle im Palast Riccardi, den Zug der Könige, da sich die Schönheit selbst in hundertfältiger Gestaltung aufgemacht, das Christkind zu beschenken und zu verehren; an des dritten Geschichte des h. Franz in S. Trinita zu Florenz erinnert zu werden, so müßte man für die (unter Nr. 141. 147. 156. 175. 176. — 163. — 178. 182. 188. 190. 195. 196) ausgeführten Gemälde (von denen freilich nur 190, ein in einer Nische stehender Heiliger — S. Vincentius Ferrerius von hervorstechendem Werthe) Dank wissen. Obschon ich darauf verzichten muß, von jedem bedeutenden Bilde Dir zu schreiben, so kann ich doch eine Madonna mit dem Kind aus Verocchio's Schule nicht mit Stillschweigen übergehen, von der man glaubt, sie könne eine Jugendarbeit von Leonardo seyn. Das Bild ist schön und fesselt durch das Sinnige und Gemüthvolle der Auffassung, durch das sanfte Niederblicken Marias bei strengen, scharf geschnittenen, doch rundlichen Formen und den bräunlichen Schatten.

Bedenkt man die Schwierigkeiten, die sich der Gründung einer solchen Sammlung entgegenstellen, die, selbst in Florenz, nicht vollständig überwunden sind, so muß man staunen, daß ein solcher Blick in die ältere florentinische Kunstschule diesseits der Alpen möglich ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Je mehr man die Natur beobachtet, desto mehr sagt man sich, daß die Kunst, die bildende und dichtende, mehr andeutend als wirklich gestaltend sey. Sie zeigt mehr den Weg zur Natur- und Lebenstiefe, als daß sie diese selbst darstellen könnte.

Je mehr der Künstler sich zum „Schein" bequemt, desto mehr wird er uns dennoch zum „Seyn" verhelfen; je mehr er "Seyn" geben will, — desto weniger.

* * *

Das Licht läßt freilich alle Gestalten erscheinen; aber es generalisirt die Gegenstände; daher muß der Schatten eintreten, um sie augenhaft zu machen, von einander abzuheben.

Nachrichten vom Januar.

Statistik der Kunst.

Stuttgart, 8. Januar. Ein von den Königl. Ministerien des Innern und der Finanzen erlassener Befehl gebietet den Bezirksämtern, unter Mitwirkung des neuerlich wieder ins Leben gerufenen Vereins für Vaterlandskunde, eine Uebersicht der im Lande vorhandenen Denkmäler einzureichen, deren nähere Untersuchung alsdann nöthigenfalls angeordnet werden wird. Vorläufig wird den Aemtern aufgegeben, für Schonung und Erhaltung der vorhandenen Denkmäler zu sorgen, und wenn dieselben nicht Staatseigenthum sind, von jeder beabsichtigten Veränderung, Veräußerung oder Zerstörung Anzeige zu machen und die weitere Entschließung abzuwarten.

Frankreich. Während des Jahres 1856 erschienen in Frankreich 1154 Kupfer- und Stahlstiche und Lithographien.

Schwerin, 15. Januar. Unterm 10. December v. J. wurden zwei landesherrliche Bekanntmachungen publicirt, die theils die Erhaltung aller Gräber und Denkmäler der Vorzeit einschärfen, theils die Ablieferung aller zufällig in Privathände gelangenden Alterthümer (mit einem möglichst genauen Bericht über Fundart) an die Großh. Alterthümersammlung zu Ludwigslust oder sonst eine öffentliche Alterthümersammlung des Landes befehlen und anregen.

Carrara. Ueber die Marmorbrüche und Bildhauerwerkstätten von Carrara enthielt der Mailänder Echo folgende interessante Nachrichten. Die kleine Stadt Carrara mit 6000 Einwohnern bietet ein außerordentliches Beispiel von Künstlerwerkthätigkeit dar, wie es keine andere Stadt, nicht einmal Rom, auch im entferntesten Verhältnisse aufweiset. Carrara darf eine Stadt der Bildhauer genannt werden, denn nahe an 1000 Menschen, nicht viel weniger als die ganze männliche Bevölkerung beschäftigen sich mit diesem Kunstzweige. Rings um den Hauptplatz der Stadt sind beinahe alle Gewölbe Ateliers von Bildhauern. In der Akademie lernen die jungen Carraresen von Professoren die seit vielen Generationen von ihren Vätern ausgeübte Kunst. Ueberall zeigt sich das sonderbare Schauspiel eines beinahe fabriks- und handelsmäßig betriebenen Kunstzweiges, was abgeladen und in Magazine getragen, was in Fracht verladen und in Gewölben zur Schau ausgestellt, worüber verhandelt wird; Alles ist Marmor, entweder im rohen Zustande, oder in halb verarbeiteten Blöcken, Kunstwerke in Umrissen und vollendete Arbeiten. — Unter die berühmtesten Bildhauer, welche Carrara hervorbrachte, gehörte Franz Baratta, der dann in Rom arbeitete, Julian Finelli, der sich in Neapel niederließ, Pietro Tacca, der in Florenz ein Atelier eröffnete, und Danese Cattaneo, ein Freund Torquato Tasso's, der in Venedig zu hohem Ruhm gelangte. Im verflossenen Jahrhunderte erwarb sich zu Carrara der Künstler Michele Grandi großen Ruhm; er schnitt aus seinem Marmor sogar Violinen und Klaviere aus, welche äußerst zarte Töne hervorbrachten.

Neue Kupfer- und lithographische Werke.

Berlin, 17. December. Das dem hiesigen Kunstvereine gehörige und zur Verloosung im Januar 1857 bestimmte Bild von Dege, „die Zuflucht am Altare," ist so eben in einem von H. Eichens zu Paris gefertigten Kupferstiche in der Sachse'schen Kunsthandlung allhier erschienen.

Das auf der Berliner Kunstausstellung bewunderte Gemälde vom Professor Begas, die Lurlei, wird von Caspar in Kupfer gestochen.

Histoire de l'art moderne en Allemagne, vom Grafen Athanasius Raczynsky (in Berlin). 1. Vol. Düsseldorf et pays du Rhin-excoursion à Paris. Mit 77 Holzschnitten, gestochenem Titelblatte, 2 Lithographien und einem Atlas mit 11 großen Kupferstichen. Paris, bei Renouard. 4°. 100 Fr. Mit den Kupferstichen auf chines. Pap. 120 Fr.

Denkmale der Baukunst des Mittelalters in der Königl. preuß. Provinz Sachsen, bearbeitet und herausgegeben von Dr. L. Puttrich, unter besonderer Mitwirkung von H. W. Geyser, Maler. Erste und zweite Lieferung, enthaltend Merseburg. Leipzig. 1856. Auf Kosten des Herausgebers. Wir behalten uns eine ausführliche Anzeige dieses trefflichen Werkes vor.

Chasses anciennes, d'après les manuscrits des 14. et 15. siècles, par Ch. Aubry. Paris, bei Motte. 12 Bl. in gr. Folio; die mittlere Hauptscene in Kreidemanier, die Handzeichnungen mit der Feder skizzirt.

Girauldt de Prangy, Souvenirs de Grenade et de l'Alhambra. Die ersten beiden Lieferungen in gr. Fol. enthalten 12 Lithographien der geschicktesten Pariser Künstler, Sabatier, Tirpenne, Bichebois, Chapuy, Villemin 2c. Der Text ist mit Randzeichnungen im maurischen Geschmack von Girauldt und d'Anjoy umgeben. Die Figuren sind von den HH. Menut, Alophe und Bayot. Paris, bei Veith und Hauser, Boulevard des Italiens Nr. 11. Das Werk wird aus 5 Lieferungen bestehen.

Literatur.

London. Einer der neuern Abschnitte der von der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse herausgegebene Library of entertaining Knowledge enthält eine Beschreibung des britischen Museums, und zwar der erste und zweite Band desselben die Beschreibung des Haupttheils der Antikensammlung, die unter dem Namen der Townley'schen Gallerie bekannt ist. Viele Holzschnitte sind zur Erläuterung eingedruckt.

Meiningen, 6. Januar. Von dem berühmten Grabmal des Grafen Hermann VIII. von Henneberg in der Stadtkirche zu Römhild, das er bei seinen Lebzeiten für sich und seine 1507 verstorbene Gemahlin Elisabeth von Peter Vischer gießen ließ, welche treffliche Arbeit des berühmten Meisters sonderbarer Weise nirgends als solche aufgeführt worden ist, wird demnächst eine abermalige Abbildung und hier entworfene Beschreibung erscheinen. In v. Schulthes Beschreibung der Herrschaft Römhild befindet sich eine frühere Abbildung.

Paris. J. B. Lepage, Reponse à la notice de Mr. Hittorf, sur les pyramidions en bronze doré. 1 Bogen.

Courtois, Le Musée de Versailles. 8. $4\frac{1}{2}$ Bogen. (1 Fr. 25 Cent.) Paris.

Berlin. Handbuch der Geschichte der Malerei von Constantin dem Großen bis auf die neuere Zeit, von Dr. Franz Kugler. Erster Band. Berlin, bei Duncker und Humblot 1837. 8. Auch unter dem Titel: Handbuch der Geschichte der Malerei in Italien seit Constantin dem Großen. Ein lang erwünschtes, sehr zu empfehlendes Buch, auf das wir ausführlicher zurückkommen werden.

Wien. Verzeichniß der K. K. Gemäldegallerie im Belvedere zu Wien, von Albrecht Krafft. Mit zwei Ansichten und drei Grundrissen. Wien, H. F. Müller's Kunsthandlung. 1837. 8.

Leipzig. Paris und die Rheingegenden, Tagebuch einer Reise im Jahr 1835 von Dr. C. G. Carus. Leipzig, Gerhard Fleischer. 1836. 2 Theile. Enthält vieles Beachtenswerthe über bildende Kunst.

Weimar. Ueber öffentliche Ehrendenkmäler. In einer der Versammlungen für Wissenschafts- und Kunstgenuß in den Zimmern J. K. H. der Frau Großherzogin von Sachsen am 22. März 1836 vorgetragen von Dr. L. F. v. Froriep. Weimar, Industrie-Comptoir. 1836. 4. Der in dieser Schrift enthaltene Vorschlag, das Andenken ausgezeichneter Männer durch Münzen zu ehren, hat bereits in mehreren öffentlichen Blättern Beachtung gefunden.

München. Albrecht Dürer und seine Kunst. Bearbeitet von G. K. Nagler. München, Fleischmann. 1837. 8.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

thun gern wenig für vieles Geld, müssen, um so gut leben zu können, wie sie in der Regel leben, ihre Arbeit sich theuer lohnen lassen, und machen es dadurch mancher Haushaltung schlechterdings unmöglich, sich ihrer zu bedienen. Das braucht kein großes Fenster zu seyn, für dessen Reinigung ein Glaser acht gute Groschen fordert; zwanzig und einige Fenster zählt jedes mittelmäßige Haus, und das ist nun kein schweres Exempel, wie viel ein Hausvater am Ende des Jahrs für das wöchentliche Reinigen derselben ausgegeben haben würde. Demnach bleibt einer Menge Menschen bloß die Wahl, hinter beschmuzten, ohne Wasser bald völlig schwarz gefärbten Fenstern zu sitzen oder der Dienerschaft die Reinigung aufzutragen, und da die Hausfrauen sich meist für Lezteres entscheiden, so erklärt das die traurige Thatsache, daß so sehr häufig Dienstleute auf das Steinpflaster oder in die Spitzen der eisernen Geländer stürzen und hier den Tod finden. Die dem Ober- und Unterhause anvertraute Macht der Gesetzgebung äußert sich oft in lumpigen Kleinigkeiten. Eine vor zwei Jahren durchgegangene Parlamentsakte verbot den unglücklichen Schornsteinfegerjungen, ihre Anwesenheit ferner durch den sonst üblichen Ruf: "sweep, sweep, zu verkünden. Aber das ist noch keinem Parlamentsmitgliede eingefallen, seinen Scharfsinn zu befragen, wie dem menschentödtenden Fensterungebührnisse wirksam gesteuert werden könne. Ein populärer Minister trug bei einem deutschen Landtage darauf an, daß alle Dachziegel nach einer und derselben Form gestrichen und gebrannt und gewisse Staatsdiener ermächtigt werden sollten, die Brennereien von Zeit zu Zeit zu revidiren und die der vorschriftmäßigen Form zuwider gestrichenen und gebrannten Ziegel sofort zu zerbrechen. Gäbe es in England einen gleich aufmerksamen Minister, der Antrag auf Abschaffung der englischen und Einführung französischer Fenster hätte bis jezt nicht vergebens auf sich warten lassen.

Ein geringer Grad von Phantasie kann Jedem, wenn er auch London nie betreten hat, den Zustand vergegenwärtigen, der hier das unvermeidliche Loos eines, den größern Theil des Jahrs hindurch auf sein Zimmer beschränkten Menschen ist, und er wird sich leicht die Frage beantworten, ob der Aufenthalt in einem, während jeder Jahreszeit von Zugluft durchfächelten und während des Winters nur gegen Schnee und Regen, nicht gegen die Kälte und kaum gegen die äußerste Macht des Windes einigen Schutz bietenden Zimmer ein comfortabler genannt werden kann. Die ganze Einheizezeit — und sie dauert selten unter sechs Monate — ist für jeden solchen Menschen eine schwere Prüfung seiner Geduld und seiner Gesundheit. Hat sein kräftiger Geist und sein kräftiger Körper sie glücklich überstanden, so fühlt er während der nächsten sechs Monate sich außerordentlich comfortabel, nicht weil er eigentlich comfortabel, sondern nur weil er etwas weniger uncomfortabel ist. Uebrigens würde man sich sehr irren, wenn man meinte, die geschilderten Gebrechen häuslicher Gemächlichkeit in London seyen die einzigen dieser Art. Sie reichen zwar aus zu Begründung der Wahrheit, daß der gerühmte englische Comfort in einem sehr wesentlichen Theile ein sehr lückenhafter ist; aber die einzigen sind sie keineswegs. Wir berührten vorzugsweise diese nur deßhalb, weil sie so leicht zu beseitigen wären und es uns daher billig Wunder nehmen muß, sie bei den Erfindern des Wortes Comfort, bei den Menschen anzutreffen, die immer und ewig von den, jedes Land überflügelnden Comforts eines englischen Hauswesens sprechen. Es gibt noch ganz andere Mängel, die zwar ebenfalls höchst unangenehm sind, jedoch durch die Lokalität und die Unmöglichkeit der Abhülfe entschuldigt werden.

(Der Beschluß folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Croß's Ueberraschung erreichte den höchsten Grad, als er sich am sechs-und-zwanzigsten Tage unwiderleglich überzeugte, daß die vermeinten Krystallanfänge vollkommene Insekten geworden seyen, welche sich bewegten und von den kieselerdigen Theilen der Mischung fraßen. Eine Menge von Personen haben sie gesehen, wußten sie aber keinem andern, ihnen bekannten Insekte zu vergleichen: sie sind von der Form einer Made, haben acht Füße, vier Borsten am Steißende und außerdem mehrere Borsten an den Rändern des Leibes. Später zeigten sich, bei fortdauernder Wirkung des galvanischen Stromes, welcher nach meiner Ueberzeugung die causa efficiens des Vorganges ist, noch gegen zwanzig dergleichen Insekten. Die Sache erscheint aber um so wunderbarer, wenn man erwägt, daß dieses Insekt in der Salzsäure ausdauert, welche sonst jeden Lebenskeim tödtet. Daß dasselbe jedoch nicht aus dieser Säure, sondern aus der mitangewendeten Kieselerde entsteht, zeigt ein zweiter Versuch von Croß. Er versezte nämlich Kieselerde ohne alle Anwendung von Säuren (wahrscheinlich durch Lauge, worin sie sich vermittelst bloßen Kochens auflöst), in einen gallertartigen Zustand, und tauchte in diese Masse die Poldrähte seiner Säule dergestalt, daß die Masse ununterbrochen von einem elektrischen Strome durchzogen (brauchen wir nur lieber gleich den rechten Ausdruck: belebt) wurde; nach drei Wochen zeigten sich auch in diesem Kieselerdegallert dergleichen sonderbare Insekten. — Croß, dessen außerordentliche Bescheidenheit wir schon im ersten Berichte

über seine Entdeckungen gerühmt haben, hat nicht gewagt, eine Erklärung des Vorgangs aufzustellen, wiewohl vielleicht Niemand mehr dazu berufen war, als gerade er; er hat sich begnügt, das nakte Faktum dem Professor **Buckland** mitzutheilen. Es steht nun zu erwarten, welche Ansicht dieser darüber aussprechen wird. Indeß erinnern sich die Leser der kürzlich vom deutschen Naturforscher **Ehrenberg** gemachten Entdeckung, welcher zufolge kieselerdige Mineralien zum Theil aus Ueberresten antediluvianischer Insekten bestehen.* Man wird versucht zu glauben, daß bei den Versuchen von Croß der gewaltige galvanische Strom dergleichen Lebenskeime aus einem Schlafe von mehreren Jahrtausenden aufgeweckt habe. Vielleicht aber inhärirt das Leben auch der Materie selbst, und das Hervorrufungsmittel ist nur erst jezt in der Macht jenes elektrischen Stroms entdeckt worden. Sey dem wie ihm wolle, so gehören Croß's Entdeckungen schon jezt zum Wichtigsten und Außerordentlichsten, was in den Naturwissenschaften je geleistet worden ist, und sie eröffnen uns, wie gesagt, die Abgründe einer neuen, unterirdischen Welt, deren Tiefe sich noch gar nicht absehen läßt.

In den lichten Höhen der Himmel dagegen sind es vorzugsweise noch immer die **Doppelsterne**, welche den Blik der beobachtenden Astronomie fesseln. Wir haben zwar über diesen erhabenen Gegenstand kürzlich ausführlich in unsern Blättern gesprochen, erinnern aber, Behufs leichterer Uebersicht, gegenwärtig daran, daß man unter **Doppel- und vielfachen Sternen** solche ihrer Natur nach erst durch die neuere Sternkunde bestimmten Systeme von nahe bei einander erscheinenden Fixsternen oder Sonnen versteht, wo eine oder mehrere Wandelsonnen, nach Analogie der Planetensysteme, eine durch ihre Größe und ihr helleres, weißeres Licht ausgezeichnete Centralsonne umkreisen. Der ganze Inbegriff der Entdeckungen, welche bis jezt über diese wunderbaren Sterngruppen gemacht worden sind, wird sich in einem Werke des Dorpater Astronomen **Struve** vereinigt finden, auf dessen baldige Erscheinung wir bereits aufmerksam gemacht haben, an welchem aber seitdem, unter Aufsicht der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, ununterbrochen fortgedruckt worden ist. Die Leser werden daraus erfahren, daß die Anzahl solcher Doppelgestirne, die man in den fünfzig Jahren, seit man sich mit ihnen beschäftigt, kennen gelernt hat, bereits weit über 6000 beträgt, und sich noch täglich vergrößert. Die Topographie des Fixsternhimmels ist — und wir können gerade diesen Umstand nicht oft genug hervorheben — durch Aufklärung des eigentlichen Bezuges zwischen den verschiedenen, ein Doppelgestirn constituirenden Fixsternen um einen ganz außerordentlichen Schritt weiter gebracht worden; und wie erhaben die Idee erschien, in jedem der zahllosen Fixsterne, welche das Firmament zieren, eine eigene Sonne mit zugehörigem Planetengefolge zu erblicken, so wird sie doch von der in diesen wunderbaren Sterngruppen gebotenen Conception wandelnder Sonnen, welche eine höher organisirte Centralsonne umringen, unendlich überboten. Worauf wir aber die Aufmerksamkeit der Leser in dieser Hinsicht nicht genug richten zu können glauben, das ist die außerordentliche Dauer der Umlaufszeiten mancher dieser Wandelsonnen. Während der äusserste Wandelstern unsers Systems, Uranus, seinen Umlauf um unsere Sonne in 84 Jahren vollendet, braucht die Wandelsonne 61 Cygni 452 Jahre zur Umkreisung ihrer Centralsonne; und wir erdreisten uns, vorherzusagen, daß es einer spätern Astronomie gelingen wird, Wandelsonnen zu entdecken, deren Sonnenjahr viele Tausende unserer Jahre faßt, und deren bisher angenommene Fixität nur in der Langsamkeit ihrer Bewegung einerseits, und der Jugend unserer Beobachtung andernseits ihren Grund gehabt hat. — Beschränkte Sterbliche also, die ihr ängstlich über dem, mit eurem jetzigen Denkvermögen nicht durchdringbaren Geheimnisse der Ewigkeit brütet, wird euch die Sache nicht annähernd im Bilde dieser Wandelsonnen geboten, auf denen Ein Jahr euern Jahrtausenden gleicht?

(Die Fortsetzung folgt.)

* Wir kommen unten auf diese Entdeckung des deutschen Naturforschers, über welche uns eben weitere Mittheilungen gemacht werden, ausführlicher zurück.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Die Omnibus.

Obgleich es der fehlgeschlagenen Spekulationen weit mehr gibt, als der gelungenen, so versuchen es doch fortwährend viele Spekulanten, die mehr Plane als Geld haben, die Leute zum Abnehmen von Aktien zu bewegen und sich dadurch die zur Ausführung ihrer Projekte nöthigen Kapitalien zu verschaffen. Die Equipagenunternehmung, welche ich vor einiger Zeit als ein bloßes Projekt ankündigte, ist nun wirklich in's Leben getreten, und jede begüterte Familie in Paris kann nun elegante Equipagen stunden-, halbtage- und tageweise miethen, auch in der Umgegend von Paris damit herumfahren, als ob es ihre eigenen wären; sie kann sich auf den Monat und auf's Jahr abonniren, und also einer eigenen Equipage, die oft mehr eine Last, als eine Bequemlichkeit ist, füglich entbehren. Nun hat es zwar auch zuvor nicht an Miethwagen gefehlt; aber sie sahen nicht so glänzend aus, wie die neuen, mit denen man einen in Livrée gekleideten Bedienten, oder wie man jezt in Paris sagt, einen groom bekommt, der aber freilich besonders bezahlt werden muß. Ich wüßte wahrlich nicht, was die Pariser hinsichtlich des Fahrens noch zu wünschen hätten, denn sie haben nun alle Bequemlichkeit, die sich nur denken läßt. Hunderte von

Landkutschen fahren zu verschiedenen Stunden des Tages in die Umgegend von Paris, nach Versailles und St. Germain sogar jede halbe Stunde eine. Nach lezterer Stadt wird die Eisenbahn angelegt, welche auch der erstern zu Gute kommen wird. Auf allen öffentlichen Pläzen stehen Fiacres und Cabriolets bereit, um die Pariser zu bestimmten Preisen nach einem beliebigen Orte der Hauptstadt zu führen. Außerdem halten noch eine Menge Cabriolets unter den Einfahrtthoren mancher Häuser, um diejenigen aufzunehmen, welche sich ihrer bedienen wollen. Eine außerordentliche Ausdehnung aber hat das Unternehmen der Omnibus oder gemeinschaftlichen Wagen in Paris erhalten. Es gehört ein besonderes Studium dazu, um sich mit dem Gange derselben vertraut zu machen; hat man aber das Ganze einmal inne, so kann man für eine Kleinigkeit weit in Paris herumkommen. Erstlich fahren diese Omnibus alle zehn Minuten oder spätestens alle Viertelstunden von einem bestimmten Punkte zu einem andern, der zuweilen eine halbe deutsche Meile entfernt liegt, so daß man für sechs Sous (dem gewöhnlichen Preise der Omnibusfahrten) beinahe die ganze Stadt durchfahren kann. Was ihnen aber noch mehr Wichtigkeit gibt, ist, daß sie Verzweigungen unter einander haben, was sie Correspondances nennen, und diejenigen Passagiere, welche z. B. nicht von Süden nach Norden, sondern östlich oder westlich fahren wollen, an gewissen Orten absezen, wo ein kleines Lokal mit einem Aufseher für sie offen steht; hier warten sie, bis ein Wagen, der östlich oder westlich fährt, vorbeikommt und sie aufnimmt; und dennoch bezahlen die Passagiere nicht mehr, als ob sie die einfache Fahrt des ersten Omnibus mitgemacht hätten. Diese Verzweigung der Omnibus ist von außerordentlichem Nuzen; denn dadurch gelangt man für die Kleinigkeit von sechs Sous in alle Stadtreviere beinahe eben so gut, wie vermittelst einer dreißig Sous kostenden Miethkutsche; daher bedienen sich denn auch die mittlern Stände allgemein der Omnibus, und diese Unternehmungen werfen zum Theil den Aktieninhabern bedeutenden Gewinn ab. Es gibt Omnibusbüreaux in verschiedenen Stadttheilen, wo drei bis vier Wagen aus verschiedenen Richtungen zusammentreffen, und wo also ein beständiges Ein- und Aussteigen der Passagiere, ein unaufhörlicher Wechsel der Reisenden von früh Morgens bis spät in den Abend hinein stattfindet. Welch einen ungeheuern Bedarf an Pferden die Omnibusunternehmungen haben, kann man aus dem Umstande abnehmen, daß das Zweigespann eines Omnibuswagens nach jeder Fahrt und Rückfahrt gewechselt wird. Da nun beständig sechs bis zehn Wagen nach derselben Richtung in Bewegung sind, und auf jeden Wagen zehn bis vierzehn Fahrten und Rückfahrten im Tage gerechnet werden, so muß eine Omnibusanstalt über fünfzig Pferde stets in Bereitschaft halten, vorausgesezt, daß die nämlichen Pferde nach der gehörigen Ruhe von Neuem verwendet werden. Dann gehört zu jedem Wagen ein Kutscher und ein Conducteur, und es müssen überzählige Leute da seyn, um beide im Nothfall zu ersezen; ferner die Aufseher in den Büreaux und endlich das Hauptbüreau.

(Die Fortsezung folgt.)

Florenz, März.

(Beschluß.)

Literatur. Sismondi. Linari's Entdeckung am Zitteraal.

Von den durch Molini in Paris copirten *Documenti di storia italiana* ist vor einem Monat der zweite Band erschienen. Er ist noch reicher als der erste zu nennen, und gibt 295 Briefe vom Jahr 1528 — 1572; die Noten vom Marchese Gino Capponi enthalten einen Schaz der trefflichsten Bemerkungen, und namentlich über Andrea Doria und seine Zeit viel Neues. Capponi beabsichtigt jezt zunächst die Herausgabe des für die florentinische Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts so überaus wichtigen Giovanni Cavalcanti. Der Vorwurf, welchen Gervinus in seiner florentinischen Historiographie den Florentinern macht, daß sie lieber Redensarten für die Crusca zusammenlesen, als ein so bedeutendes Werk publiciren — ein Vorwurf, so gerecht, als erklärlich — wird dadurch beseitigt. Die Italiener räumen gerne ein, daß die abenteuerlichen Züge deutscher Kaiser sich jezt in eben so viele wissenschaftliche Streif- und Eroberungszüge verwandelt haben; sie sind bereit, anzuerkennen, daß ihnen sowohl, als Deutschland auf diesem Wege manches bedeutende Werk entstanden ist; nur für gar zu indolent und unwissend möchten sie nicht gehalten werden. Und wirklich kann man in dieser Beziehung nicht leicht vorsichtig genug zu Werke gehen. Im Einzelnen ist für alle Zweige italienischer Geschichte so unendlich viel geschehen, daß ein sehr langer Aufenthalt und Begünstigungen besonderer Art erforderlich sind, um Unbekanntes und Neues aufzufinden. Größere Arbeiten in ihrer Geschichte unternehmen die Italiener nicht bloß aus dem Grunde nicht, weil sie überhaupt wissenschaftlich jezt wenig thätig sind, sondern auch deßwegen, weil sie immer noch besser als Andere die Lücken kennen, welche bei solchem Vorhaben nicht ausgefüllt werden können. Wenn einmal Alles erscheinen wird, was jezt noch begraben und verborgen da liegt, wird sich deutlicher zeigen lassen, wie Vieles, was Deutsche für neue Entdeckungen hielten und halten mußten, schon vor langer Zeit den Italienern bekannt war. Vom genannten Cavalcanti gab Moreni schon vor Jahren das achte und neunte Buch heraus, welches Verbannung und Zurückberufung des alten Cosimo enthält. In der Vorrede wird auch hier schon, aber in bei Weitem weniger wissenschaftlicher Weise darauf aufmerksam gemacht, daß Cavalcanti eine von Macchiavells Hauptquellen gewesen. — Vor einigen Monaten wurde hier ein Roman in vier Bänden: „die Belagerung von Florenz im Jahr 1529," in Paris gedruckt, eingeführt. Man hatte das Werk seines Titels wegen wenig beachtet, und suchte es später, weil es seiner mehr oder minder revolutionären Tiraden wegen sehr gelesen war, vielleicht mit zu großer Aengstlichkeit zu unterdrücken. Die Folge war, daß das Werk Allen bekannt ward, welche sich dafür interessirten, und daß seitdem die aus der Fremde kommenden Bücher einer strengern Censur unterworfen werden. Es ist zu bedauern, daß gerade die unbedeutenderen Produktionen das Bischen wissenschaftlichen Lebens, das noch vorhanden ist, erschweren müssen. Als Verfasser nennt man einen jener Leute, welche die Italiener kurzweg „heiße Köpfe" nennen, in Livorno. — Sismondi hat sich hier längere Zeit in unserer Nähe auf seinen Besizungen bei Pescia aufgehalten. Er, für sein Alter noch sehr jugendlich, kräftig und munter, hat dort sein Werk über die jezigen socialen Zustände beendigt, und sich darauf zum Carneval nach Rom begeben. — Zum Schluß füge ich Ihnen bei, daß der Professor Santi Linari in Siena die für die Physik wichtigste, oft versuchte, aber immer wieder aufgegebene Entdeckung gemacht, und nach vielen Experimenten aus dem Zitteraal einen wirklichen elektrischen Funken gezogen hat. Im Decemberheft des in Siena erscheinenden Journals *Indicatore sanese* ist das Verfahren, nebst den dabei angewandten Instrumenten ausführlich beschrieben.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 9.

Mittwoch, 22. März 1837.

[78] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Mozin's

kurzgefaßtes praktisches

Elementarbuch

der

französischen Sprache,

für deutsche Lehranstalten und Realschulen.

Zweiter Theil.

Enthaltend: die Fortsetzung des rechtschaffenen Pächters, über hundert französische und etliche deutsche Anekdoten, zum Uebersetzen in beide Sprachen.

gr. 8. Preis 24 kr. oder 6 Gr.

Um dieses zweckmäßige Elementarbuch der französischen Sprache nebst seiner kleinen Anekdotensammlung zu beendigen, soll in Kurzem ein Band von leichten und vertraulichen Lesestücken folgen, deren Inhalt geeignet ist, sich dem Gedächtniß einzuprägen, und dazu bestimmt, jungen Leuten die französische Sprache geläufig zu machen, oder die Erlernung derselben durch ihren Kräften angepaßte Lesestücke zu erleichtern.

Stuttgart, im Febr. 1837.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[125] So eben ist erschienen bei A. Pichler in Wien und wurde von mir an alle Buchhandlungen Deutschlands versendet:

Vaterländische

Merkwürdigkeiten;

Biographien berühmter und ausgezeichneter Männer; Erzählungen aus der österreichischen Geschichte; Schilderungen großer Städte, merkwürdiger Völker, der Sitten, Gebräuche und des Gewerbsfleißes derselben; Beschreibungen der Naturwunder und Naturerscheinungen, der Natur- und Kunstprodukte, wohlthätiger und gemeinnütziger Anstalten, schöner und edler Handlungen im österreichischen Kaiserstaate u. s. w.

Ein belehrendes und unterhaltendes Lesebuch für die Jugend zur Bildung des Verstandes, Veredlung des Herzens, Belebung des sittlichen Gefühls, Beförderung der Vaterlandsliebe und Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Von

Leopold Chimani.

6 Bändchen,

mit 6 schön illuminirten Kupfern. Zweite viel vermehrte Auflage. 8. Wien, 1837.

Jedes Bändchen bildet ein Ganzes für sich und hat einen Separattitel, circa 250 Seiten, 1 illuminirtes Kupfer, und ist in Umschlag brochirt.

Das erste Bändchen wurde im Februar versendet. Jeden Monat erscheint ein folgendes.

Preis im Pränumerationswege per Bändchen 11 Gr., — einzeln abgenommen 14 Gr.

G. A. Liebeskind,
Buchhändler in Leipzig.

---

[50] In meinem Verlage erscheint und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Allgemeine

medicinische Zeitung.

In Gemeinschaft mit Prof. Dr. *J. B. Friedreich* und Obermedicinalrath Dr. *C. Hohnbaum*

herausgegeben von

Dr. Karl Pabst.

Jahrgang 1837.

Wöchentlich erscheinen 2 Nummern von einem Bogen in gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Diese Zeitschrift, auf deren Redaction besondere Sorgfalt verwandt werden soll, wird von diesem Jahre ab wieder in meinem Verlage erscheinen und namentlich enthalten: *Originalabhandlungen über irgend einen besonders zeitgemässen Gegenstand der theoretischen und practischen Medicin; Auszüge aus den besten und neuesten Schriften deutscher oder fremder Sprachen; Kritik der neu erscheinenden medic. Schriften*, zu welchem Behufe die Herren Verleger um Einsendung eines Freiexemplars an die Redaction gebeten werden; *Miscellen und Correspondenznachrichten.*

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen gratis zu bekommen.

Leipzig, im Jan. 1837.

F. A. Brockhaus.

---

[103] Bei Eduard Kummer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Euripides Werke,

nachgedichtet von

Johannes Minckwitz.

Erstes Bändchen: Die Phönizierinnen. Zweite, von der ersten ganz verschiedene Ausgabe. 10 Gr.

Zweites Bändchen: Iphigenia auf Tauris. 10 Gr.

Wir bieten hiermit dem Publikum das Gediegenste, was die Uebersetzungs-Literatur der Griechen aufzuweisen hat. Vorzüglich dürfte die Iphigenia auf Tauris, wegen der Vergleichung mit der Goethe'schen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Was die Kunst des Versbaus und Ausdrucks anbelangt, so ist es bekannt, daß hierin noch Niemand so Vorzügliches geleistet hat, als Minckwitz und der Graf von Platen.

Die Fortsetzung wird in angemessenen Zeiträumen erfolgen.

Von demselben Verfasser erschien im vorigen Jahre:

Briefwechsel zwischen August Graf von Platen und Joh. Minckwitz. Nebst einem Anhange von Briefen Platens an Gustav Schwab und einem Facsimile Platens. 22 Gr.

Die in demselben enthaltene höchst gelungene Uebersetzung mehrerer Gedichte Platens in das Griechische wird die Theilnahme jedes Philologen in Anspruch nehmen.

---

[76] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sammlung
historischer Schriften und Urkunden.
Geschöpft aus Handschriften
von
M. Freiherr von Freyberg,
Vorstand des königl. bayerischen Archivs.
Fünfter Band.
Zweites Heft.
gr. 8. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt: 1) Die Recht zu Freysing in der Stadt, bestätt von Bischoff Albrecht 1359. — 2) Rechts Buch der Stadt Memmingen. Anno 1396.

Stuttgart und Tübingen, im März 1837.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[127] **Der Würtembergische Kunstverein**

macht bekannt, daß er beschlossen hat, auch Werke der Plastik und der Malerei nicht Würtembergischer Deutscher Künstler anzukaufen; jedoch nur unmittelbar von ihnen selbst und nicht aus einer zweiten Hand. Der Einsender adressirt sein Kunstwerk: „An das Conservatorium des Würtembergischen Kunstvereins zu Stuttgart," und trägt die Kosten bis Stuttgart, wogegen der Kunstverein, im Falle der Nichtannahme, die Kosten der Rücksendung übernimmt. Unfrankirte Einsendungen werden nicht angenommen. Bei der Einsendung muß der Preis, für welchen der Künstler sein Werk dem Verein zu überlassen gesonnen ist, bestimmt angegeben werden. Jedes Kunstwerk muß, den Vereinsstatuten gemäß, vier Wochen vor dem Ankauf im Vereinslocal aufgestellt werden. Die bestimmten Termine zu Ankäufen sind: Januar, Mai und September, nach welchen die jedesmalige Entscheidung über den Ankauf dem Einsender sofort mitgetheilt wird. Kleine Bilder wünscht der Verein nicht zu erhalten, und bei größeren dürfte doch die Größe nicht die Bequemlichkeit des Privatbesitzes überschreiten. Die Künstler, welche den Verein mit ihren Werken erfreuen werden, können sich der bereitwilligsten und angemessensten Behandlung versichert halten.

Stuttgart, Februar 1837.
Der Vorstand des würtembergischen Kunstvereins.
Hofrath Dr. v. Reinbeck,
Ritter des Ordens der würtemb. Krone.

---

[123] Bei J. M. Gebhardt in Grimma erschien so eben und ist durch jede Buchhandlung Deutschlands zu beziehen:

Seidlitz, Dr. Julius, Die Poesie und die Poeten in Oesterreich im Jahre 1836. 1ster Theil in 8. Vel. eleg. broch. 1 Rthlr.

Dieser erste Theil des für die deutsche Literatur-Geschichte höchst wichtigen Werkes enthält außer einer den jetzigen Standpunkt der schöngeistigen Literatur Deutschlands überhaupt angebenden Einleitung eine umfassende Kritik eines jeden in Wien lebenden Poeten, wie derjenigen literarischen Produkte, welche den Genius jedes Einzelnen am besten charakterisiren.

Der zweite Theil, welcher in circa 4 Wochen die Presse verläßt, enthält in gleicher Anlage und Durchführung eine Kritik der in Prag, in den Provinzen und außerhalb ihres Vaterlandes lebenden österreichischen Dichter und eine Revue der in Oesterreich erscheinenden Journale.

---

[100] **Confirmandengeschenk.**

Erbauungsstunden für Jünglinge und Jungfrauen
nach ihrem feierlichen Eintritte
in die Mitte reiferer Christen.
von Dr. **M. F. Schmaltz,**
Hauptpastor in Hamburg.
Sechste verbesserte Auflage.
Leipzig, bei Friedrich Fleischer. 1837.
Mit Kupf. Sauber geheftet 1 Thlr.

Die beste Empfehlung dieses Buchs ist wohl die, daß es sich nun bereits in vielen Tausend Händen befindet, und denen, die es mit Erbauung gelesen, lieb und werth geworden ist. Möge es also auf's Neue in die Welt gehen und junge Seelen in den wichtigsten Stunden des Lebens für die hohen Lehren des Christenthums erwärmen und ihnen als ein guter Führer dienen.

---

[15] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Populär-medicinische Vorlesungen für Damen über die eigenthümlichen, gesunden und krankhaften Zustände des weiblichen Lebens und über die Pflege und erste Erziehung der Kinder. Eine Darstellung aller Besonderheiten, regelmäßigen Verrichtungen und Krankheiten des weiblichen Körpers von Dr. Ed. Martiny. 8. geh. 1 fl. 48 kr.

Ein Recensent in v. Gersdorfs Repertorium 1836. VIII. 2. sagt: „Obschon der Herr Verf. in seiner Vorrede den Recensenten schlechte Complimente macht, so wünscht doch der Gegenwärtige diesem Buche recht viele Leserinnen und verspricht diesen, daß sie darin verständige und verständliche Belehrungen finden werden." — Die Dorfzeitung würdigt diese Schrift der wärmsten Empfehlung und preiset sie allen ihren Leserinnen als nützliche Damenlektüre an. Noch rühmendere Beurtheilungen finden sich im Gesundheitstempel 1836. 2tes Heft, — Mittwochs-Blatt, 1836. Nr. 40.

Dieses schön auf weißes Papier gedruckte Büchlein, in netten freundlichen Umschlag geheftet, wird den Damen eine nützliche und willkommene Gabe seyn. Ueber das, was man hier zu erwarten hat, heben wir folgende Worte des Verfassers aus der Vorrede aus: Mein Plan war, Ihnen, meine Damen, über Alles Unterricht zu ertheilen, was das eigenthümliche Leben des Weibes betrifft, und Sie somit über die Menstruation und die damit zusammenhängenden Krankheitszustände, über Ehe, Schwangerschaft, Geburt, Wochenbette und über Pflege und erste Erziehung der Kinder zu belehren, dabei aber auch mit der zartesten Schonung zu verfahren, um alles Anstößige zu vermeiden. Ich habe mithin versucht, Ihnen eine ausführliche Diätetik des weiblichen Lebens zu geben, die noch so unbekannt

unter Ihnen ist, daß man oft mit Trauer die schrecklichsten Opfer der Unkenntniß derselben sieht, während es so leicht ist, viele Krankheitszustände, ja sogar den frühen Tod zu vermeiden, wenn man lernt, was man zu thun oder zu lassen hat. Das aber fehlt den Frauen unserer Zeit noch, und auch die wenigen Schriften, die wir über Diätetik besitzen, übergeben diesen, ich möchte ihn fast nennen, wichtigsten Gegenstand derselben.

---

[87] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Würtembergische Jahrbücher

für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.

Herausgegeben von

J. G. D. Memminger.

Jahrgang 1835. Zweites Heft.

Subscriptionspreis 1 fl. 12 kr. — Ladenpreis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

I. Witterung, Fruchtbarkeit und Preise des Jahres 1835. II. Besondere Denkwürdigkeiten. 1. Königliches Haus. 2. Sonstige Denkwürdigkeiten. 3. Unglücksfälle. 4. Bevölkerung am 15ten December 1835. **III. Staatsverwaltung.** Verwaltung der Rechtspflege in den Etatsjahren 1832—35. Kriegswesen 1835. **Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten.** Ueber die Holzpreise im Königreiche Würtemberg in früherer und neuerer Zeit, und die hierauf sich beziehenden Aussichten in die Zukunft. Ergebniß der Frucht- und Viehmärkte im Jahr 1835. Ergebnisse und Vergleichung der Wollmärkte zu Kirchheim, Göppingen und Heilbronn im Jahr 1835 und zugleich im Jahr 1836. Die Neckarschifffahrt im Jahr 18³⁴/₃₅. Alterthümer: 1) Gräber zu Canstatt, 2) römisches Gebäude zu Zazenhausen, 3) Grabhügel im Schönbuch, 4) Entdeckungen bei Mößmühl, 5) weitere Entdeckung der römischen Straße durch den Schönbuch und ihres Zuges nach Rottenburg. Mit einer Nachweisung, daß diese Straße einen Theil des auf der Peutingerschen Tafel angegebenen Straßenzugs von Vindonissa nach Regino ausmachte. 6) Spuren der Vorzeit in der Umgegend von Aichstetten, nebst Andeutungen einer Verbindungsstraße von Coelio monte ad castra Vemania in dieser Gegend. Beilagen zu der Beschreibung des Oberamts Ulm: 1) Verbot des Tabakrauchens und Schnupfens. 2) Verzeichniß der Ulmer Stiftungen. Würtembergische Literatur, von den Jahren 1833—1835.

Stuttgart und Tübingen, im März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[99] **A Synopis of the Birds of Australasia**

(New-Holland, New-South-Wales, Van-Diemens-Land, New-Zealand, Norfolk Island etc.)

by

John Gould, F. L. S.,

Author of the „Birds of Europe“ etc.

Die erste Abtheilung dieses Werkes wird am 2. Jan. 1837 erscheinen und 18 Kupfertafeln mit colorirten Abbildungen und 44 Gattungen Vögel enthalten, nebst Beschreibung in lateinischer und englischer Sprache u. s. w. in einer gedrängten Formverbindung, mit Schönheit und Genauigkeit der Zeichnung, und zu einem billigen Preise, um es in jeder Hinsicht dem wissenschaftlichen Zwecke entsprechend und zugänglich zu machen.

Das Format wird Imperial-Octav seyn; jeder Theil wird eine gleiche Anzahl von Kupfertafeln enthalten. Preis einer Abtheilung colorirt 8 Rthlr. 18 Gr. und 5 Rthlr. 6 Gr. schwarz.

Alle 3 Monate wird eine solche Abtheilung erscheinen.

Von demselben Autor in Imperial-Folio:

„The Birds of Europe“

in 20 Abtheilungen, à 23 Rthlr. 20 Gr., wovon die erste bald erscheinen wird. Nur wenig Exemplare werden von der bereits subscribirten Anzahl übrig bleiben.

„The Birds of the Himalaya Mountains“

98 Rthlr. 22 Gr.

„A monograph of the Ramphastidae or Toucans“

49 Rthlr.

London, 1. Januar 1837.

Black und Armstrong,
Hofbuchhändler.

---

[124] Wir bringen hiermit nochmals in Erinnerung, daß der herabgesetzte Preis der einzig rechtmäßigen und vollständigen Ausgabe von:

Lessing's sämmtliche Werke,

Taschenausgabe in **32** Bänden,

— acht Thaler —

am 1. April d. J. bestimmt erlischt und der frühere Ladenpreis von **15** Rthlr. wieder eintritt. Alle Buchhandlungen Deutschlands nehmen Bestellungen an.

Berlin, den 1. März 1837.

Voß'sche Buchhandlung.

---

[47] In meinem Verlage ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Symbolik des Traumes,

von

Dr. G. H. v. Schubert,

Hofrath und Professor in München.

Neue verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit einem Anhange

aus dem Nachlasse eines Visionärs; des J. Fr. Oberlin, gewesenen Pfarrers im Steinthale, und einem Fragment über die Sprache des Wachens.

gr. 8. 1837. geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Schubert's berühmtes Buch: „Die Symbolik des Traumes,“ bedarf keines den Inhalt andeutenden Wortes, wohl aber ist zu bemerken, daß der Anhang auch besonders zu haben ist unter dem Titel:

Berichte eines Visionärs

über den

Zustand der Seelen nach dem Tode.

Aus dem Nachlasse

Johann Friedrich Oberlin's u. s. w.

Nebst einem Fragment: Die Sprache des Wachens.

gr. 8. 1837. geh. 12 Gr.

Nicht ohne vielfaches Bedenken entschloß sich der Herausgeber dieser Blätter, den Aufforderungen nachzugeben, die ihm, seitdem man ihn im Besitz eines ansehnlichen Theiles der Papiere aus dem Steinthale wußte, von der Nähe wie von der weiten, durch Meere getrennten Ferne kamen: den Aufforderungen zur Herausgabe eines Theils jener Papiere, welcher Oberlins

Meinung von den Bleibstädten der Seelen nach dem Tode und die Geschichte seiner Visionen umfaßt.

Leipzig, im Januar 1837.

F. A. Brockhaus.

---

[115] **Schwerz Ackerbau.**

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anleitung
zum
praktischen Ackerbau
von
Joh. Nep. von Schwerz,

früher Director der Königl. Württ. Versuchs- und Unterrichts-Anstalt für den Landbau zu Hohenheim, Commenthur des Württ. Kronordens.

1ster Band mit 15 lithographirten Tafeln.

Zweite vermehrte Auflage.

Mit dem Portrait des Verfassers.

Subscriptionspreis 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 14 Gr.

Wir übergeben hier den ersten Band obigen Werks des berühmten Veteranen der Landwirthschaft, dessen echt klassischer Werth längst allgemein anerkannt, und das durch die geachtetsten öffentlichen Blätter als eines der besten Werke über den Ackerbau empfohlen ist. — Der Herr Verfasser hat diese neue Auflage mit einer Vorrede und einem Lebensabrisse begleitet.

Um dieses vortreffliche Werk, das bisher 11 fl. kostete, auch dem minder bemittelten Landwirthe zugänglich zu machen und den Segen seines Inhalts möglichst zu verbreiten, haben wir eine Subscription für diese neue Auflage eröffnet, und zwar zu 8 fl. 6 kr. oder 4 Rthlr. 18 Gr. für alle drei Theile, welche je zu 1/3 bei Ablieferung der einzelnen Theile zu entrichten ist.

Der zweite und dritte Band werden rasch nachfolgen, so daß in möglichster Kürze das Werk vollständig in den Händen der verehrlichen Subscribenten seyn wird. Mit dem Erscheinen des dritten Bandes hört der Subscriptionspreis auf und tritt der Ladenpreis von 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gr. ein.

Stuttgart, im März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[134] **Literarische Anzeige.**

Bei **Carl Brügel** in Ansbach sind so eben erschienen und durch **Fr. Ludw. Herbig** in Leipzig, so wie durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Gedichte von **Christian Wolfgang Schmeyer.**

Preis 20 Gr.

---

[101] Bei **Eduard Kummer** in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Stürmer, Th., Zur Vermittelung der Extreme in der Heilkunde. gr. 8. 2 Rthlr. 8 Gr.

Der Verfasser, sonst ein Anhänger Hahnemanns, seit 10 Jahren aber sich seine eigene Bahn brechend, beleuchtet hier Gegenstände, die auf Arzneikunst und Aerzte, so wie auf das physische und psychische Wohl der Menschheit den größten Einfluß haben; er betrachtet dieselben kritisch vom Standpunkte der Allopathie und Homöopathie aus; die Gebrechen beider Partheien bekämpft er mit den siegreichsten Waffen; aus den schroffen Widersprüchen zieht er überall versöhnende Schlüsse; er zeigt gleichsam mit lebenden Beispielen, was der wahre Arzt bedarf. Dieses Werk, für Aerzte aller Schulen unentbehrlich, ist ebenfalls für gebildete Laien von der reichsten Ausbeute.

---

[105] Dr. **Volgers alte, mittlere und neue Geographie.**

Im Verlage der **Hahn'schen** Hofbuchhandlung in Hannover ist so eben wieder neu erschienen:

Vergleichende Darstellung
der
alten, mittleren und neuen Geographie,
ein Lehrbuch für die obersten Gymnasial-Classen
von
Dr. W. F. Volger.

Zweite verbesserte und stark vermehrte Auflage.

(Auch unter dem Titel: **Lehrbuch der Geographie. III. Cursus.**)

gr. 8. 29 Bogen compressen Drucks. 1837. 1 Thlr.

Die zweite Auflage dieses geschätzten Lehrbuchs erscheint zwar der Anlage nach unverändert, aber in bedeutend erweiterter und verbesserter Gestalt. Die wichtigste Veränderung ist mit der alten Geographie vorgegangen, welcher Abtheilung, so wie auch dem ausführlichen und genauen Register, unter wesentlicher Mitwirkung des, durch seine Wörterbücher über den Homer und über die griechischen Eigennamen rühmlichst bekannten Herrn Subrector Crusius der sorgsamste Fleiß und die größte Umsicht gewidmet worden ist, so daß auch diese neue Ausgabe wiederum einen sprechenden Beweis liefert, wie unermüdet und erfolgreich das Streben des hochverdienten Herrn Dr. Volger auf die stete Vervollkommnung seiner überall verbreiteten, vielbenutzten und trefflichen Hand- und Lehrbücher gerichtet bleibt, wovon seither nun wieder neu erschienen sind:

Leitfaden der Geographie. 8te Aufl. 1/6 Thlr. **Schulgeographie.** 4te Aufl. 2/3 Thlr. **Handbuch der Geographie.** 4te Aufl. 1836. 3 2/3 Thlr. **Anleitung zur Länder- und Völkerkunde.** 3te Aufl. 1 1/3 Thlr. **Leitfaden der Geschichte.** 3te Aufl. 1/4 Thlr. **Abriß der Geschichte.** 2te Aufl. 5/12 Thlr. — Von dem mit so entschiedenem Beifalle aufgenommenen **Handbuche der allgemeinen Weltgeschichte** ist kürzlich der erste Band, 48 Bogen mit 5 illum. histor. Karten 2 1/2 Thlr. (alte Geschichte und Mittelalter) fertig geworden; die erste Abtheilung des 2ten Bandes (neuere Geschichte) mit 2 illuminirten Karten, erscheint nächstens.

---

[69] Bei **Friedrich Fleischer** in Leipzig sind so eben erschienen:

Reichard, Dr. H. G., Monarchie, Landstände und Bundesverfassung in Deutschland. Nach der historischen Entwicklung und dem gegenwärtigen Standpunkte der Staats- und Bundesgesetzgebung beleuchtet. 1ster Band. gr. 8. 3 Thlr.

Freyberg, M. v., pragmatische Geschichte der bayerschen Gesetzgebung und Landesverwaltung seit Maximilian I. Nach den Akten bearbeitet. 1ster und 2ter Band. gr. 4. 5 Thlr.

Beide Werke haben sich bereits gründlicher Beurtheilungen zu erfreuen gehabt, und werden bestimmt vollendet werden.

№ 70.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 23. März 1837.

> Why do you make such faces? When all's done,
> You look but on a —
>
> Shakespeare.

Kloster Nothgottes.*

Ein Schwank.

Einst ging ich nach Nothgottes aus,
Denn dorten bin ich wie zu Haus,
Und eine Zelle, schmal und klein,
Lädt mich in ihren Frieden ein.
Da hab' ich denn manch Lied gemacht,
Und oft der Welt nicht mehr gedacht,
Wenn ich vom schweigenden Gemach
Hinüber sah auf's Kirchendach,
Und in den Klosterhof hinab
Mit manchem eingesunknen Grab.
Einst also ging ich wieder hin,
Mit frischem Muth und heiterm Sinn,
Doch sehnte sich beinah mein Herz
Nach einem Schauer oder Schmerz.
Und siehe! nach dem heißen Tag,
Der schwer auf meinen Nerven lag,
Entschlief ich schnelle
In meiner Kapuzinerzelle.
Indessen zog von Westen her
Ein Ungewitter, schwarz und schwer,
Und plötzlich weckte mich
Ein Donnerschlag, so fürchterlich,
Als hätt' er mir auf's Haupt geschlagen,
Weil ich's vielleicht zu hoch getragen.
Blitz folgt' auf Blitz, und ein Orkan
Fing grauenvoll zu wüthen an.
Auf fuhr die Thüre mit Gekrach,
Durch's Fenster saust' er in's Gemach,
Und riß von der bestäubten Wand
Ein Heil'genbild mit rauher Hand.
Da sah ich denn mit stillem Schauer
Tief eine Höhlung in der Mauer
Und drin ein Buch und — einen Todtenkopf? —
Ach nein! zum Glück nur einen Suppentopf.
Ich nahm das Buch, und hörbar schlug mein Herz,
Lang sah ich denkend himmelwärts:
Mir schien's, als hätt' ich einen Schatz gefunden
Von alten, längst verhallten Kunden,
Vielleicht die ganze Wundermähr
Aus Ritter Brömsers Tagen her,
Von seinem Zug in's heil'ge Land,
Wo er so manchen Strauß bestand,
Von seinem Kampfe mit dem Drachen,
Und wie er, um sich frei zu machen

---

* Kloster Nothgottes, welches in der Geschichte des Rheingau's eine große Rolle spielte, wurde 1806 aufgehoben, und gehört nun zu den Besitzungen des Baron von Zwierlein. Es ist Dreiviertel Stunden von Geisenheim entfernt und liegt in einem kleinen Wiesenthal, von waldigen Hügeln umgeben.

Von Türkenwuth und Kerkergrauen,
Gelobt, ein Kloster aufzubauen,
Wie aber an des Rheines Borden
Sein alt Gedächtniß schwach geworden,
Und endlich seines Ochsen Horn
Von ihm gewendet Gottes Zorn,
(Noch steht im Bild das fromme Vieh,
Das dreimal laut „Nothgottes!“ schrie),
So daß alsbald im Wiesengrund
Herrn Brömsers Kloster hier entstund.
Dies, und noch mehr hofft' ich zu lesen,
Auch wie's vor Alters einst gewesen,
Als zu dem wunderthät'gen Bild
Viel tausend Pilger, fromm und wild,
Und gut und bös hiehergekommen
Und Trost und Buße mitgenommen;
Drum bebte meine Hand
Bis ich das erste Blatt herumgewandt,
Da las ich denn im halben Traum —
Ich traute meinen Augen kaum —
„Die Schwabenköchin,
Ein nützlich Buch für Jedermann.
Gehört dem Bruder Cyprian,
Der Koch in diesem Kloster ist.
Ihm helfe Gott zu jeder Frist,
Daß niemals er das Salz vergißt.“

Adelheid v. Stolterfoth.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Während sich so die Pracht und Herrlichkeit des Fixsternhimmels dem bewaffneten Auge mehr und mehr enthüllt, beut der diesjährige Winterhimmel auch den unbewaffneten Blicken ein kaum minder überraschendes Schauspiel dar: wir meinen die Nordlichter, an denen selten ein Jahr so reich gewesen ist als das jetzige. Dr. Edmonstone, Bewohner der Shetländischen Inseln und Verfasser eines geschäzten Werks über dieselben, schreibt von dort zu Anfang des laufenden Jahrs, daß der diesjährige Winter durch Erscheinungen von Nordlichtern einer der außerordentlichsten gewesen sey, deren sich die ältesten Bewohner jener hohen Breiten zu erinnern wüßten. Diese prachtvolle Erscheinung habe sich in allen möglichen Verschiedenheiten des Glanzes, der Gestaltung, der Bewegungen, und in einer solchen Dauer gezeigt, daß in drei Monaten beinahe keine Nacht vergangen sey, während welcher das Nordlicht nicht fast ununterbrochen habe beobachtet werden können. — Die Leser erinnern sich aber, daß der vorige Sommer dagegen verhältnißmäßig sehr arm an Gewittern gewesen ist. Nordlichter und Gewitter scheinen also in einer solchen Reciprocität zu stehen, daß das Ausbleiben des lezteren Naturvorgangs durch die größere Häufigkeit des ersteren ausgleichend ersezt werden kann. Wenn nun solchergestalt die elektrische Natur der Nordlichter schon sehr wahrscheinlich wird, so fallen alle Zweifel dagegen durch die immer mehr constatirte Einwirkung dieser Erscheinung auf die Magnetnadel, welche bekanntlich gegen elektrische Processe sehr empfindlich ist, vollkommen hinweg. Der französische Physiker Arago hat kürzlich, nach Mittheilungen unseres Humboldt, eine ganze Reihe von Beobachtungen solcher Einflüsse des Nordlichtes auf die Magnetnadel, selbst an Orten, wo dasselbe gar nicht sichtbar wird, zusammengestellt, und wir führen z. B. an, daß Gauß am 7ten Februar 1835 zu Göttingen außerordentliche Schwankungen der horizontalen Nadel beobachtete, daraus sogleich auf ein Statt gefundenes, wiewohl ihm nicht zu Gesicht gekommenes Nordlicht schloß, und hernach auch wirklich die Bestätigung erhielt, daß sich zur selbigen Zeit ein schönes Nordlicht zu Braunsberg in Ostpreußen gezeigt habe.

In die Kategorie der farbigen Lufterscheinungen, wenn gleich aus ganz andern Ursachen herstammend, gehört auch ein schöner Mondregenbogen, der am 17ten Januar dieses Jahrs Abends gegen sechs Uhr zu Paris beobachtet worden ist, und dessen prismatische Farben den Glanz und die Lebhaftigkeit der Farben eines Sonnenregenbogens erreicht hatten, was als ein außerordentlich seltener Umstand betrachtet werden muß. Da Mondregenbogen überhaupt zu den ziemlich ungewöhnlichen Vorgängen gehören, so wird es angemessen seyn, hier etwas Näheres darüber zu sagen, und die Leser werden mir hoffentlich für die Mittheilung einiger, nicht ohne Mühe zusammengesuchten Notizen darüber Dank wissen. Zuvörderst also ist bekannt, daß den Namen des Regensbogens derjenige farbige Kreisbogen führt, der sich in den regnenden Wolken zeigt, wenn sie von der Sonne (oder dem Monde) unter einem gewissen Winkel beschienen werden, und der Zuschauer, welcher die Sonne im Rücken hat, das Gesicht gegen jene regnende Wolke kehrt. Er ist bekanntlich eine der schönsten Erscheinungen in der Natur, und für den Naturforscher besonders wichtig, weil er sich aus den erwiesenen Gesetzen der Brechung, Zurückwerfung und Farbenzerstreuung der Sonnenstrahlen, wenn sie aus Luft in Wassertropfen und hiernächst wieder in Luft übergehen, mit Hülfe der Mathematik vollständig erklären läßt, was leider von den wenigsten Naturerscheinungen gesagt werden kann. Auf diese vollständige mathematische Erklärung können wir uns nun hier nicht einlassen; es muß uns genügen, zu bemerken, daß der Zuschauer, welcher, angegebenermaßen, eine ganze Fläche oder Wand von Regentropfen vor und das leuchtende Gestirn (Sonne

oder Mond) hinter sich hat, nicht, wie man auf den ersten Blick glauben sollte, diese ganze Regenwand im Glanze des zerstreuten farbigen Sonnenlichtes erblickt, sondern auf derselben, eben nach den bezeichneten Gesetzen, nur da diesen Glanz wahrnimmt, wo die Gesichtslinien mit den Sonnen- oder Mondstrahlen einen Winkel von etwa 42 Grad einschließen. Stehen Sonne oder Mond also höher als 42 Grad am Himmel, so kann es keinen Regenbogen mehr geben; stehen dagegen diese Gestirne eben im Horizont, so sieht man völlig einen Regenbogen-halbkreis von beiläufig 42 Grad. Mondregenbogen, welche, wegen Schwäche des Mondlichtes, doch nur beim Vollmonde vorkommen,* müssen also sehr selten seyn, da es sich selten trifft, daß, während der Vollmond beim angegebenen nicht zu hohen Stande am Himmel hell scheint, ihm gegenüber ein Regen fällt. Uebrigens entsteht der Mondregenbogen ganz nach den nämlichen Gesetzen, wie der Sonnenregenbogen. Die erste Erwähnung dieses schönen Phänomens findet sich bei Aristoteles, im dritten Buche seines Werkes de coelo; er bemerkt aber, wie wir oben angeführt haben, ausdrücklich, daß sich der Mondregenbogen nur beim Vollmonde zeige, weil sonst das Mondlicht zu schwach sey. Dieser Schwäche des Mondlichts muß man es auch zuschreiben, daß die Mondregenbogen insgemein sehr blaß sind, ja zuweilen die prismatischen Farben gar nicht zeigen. Der bekannte spanische Reisende de Ulloa beschreibt (Voyage au Pérou. I. 368) drei von ihm im April 1738 beobachtete solche Bogen, welche aber alle drei nur weißgelblich erschienen. Dagegen finden wir in Nr. 331 der Phil. Transact. eines Mondregenbogens erwähnt, der an Glanz der prismatischen Farben dem oben beschriebenen Pariser gleichgekommen seyn mag. Es wäre bei künftigen Beobachtungen wohl Aufmerksamkeit auf den Umstand zu wünschen, ob das Mondlicht gerade sehr hell oder trübe gewesen sey, und ob der Unterschied davon abgehangen habe. Ich erinnere mich selbst eines Mondregenbogens, welcher bei hellem Vollmondscheine die prismatischen Farben doch nur sehr matt zeigte. Wer noch mehrere Notizen über dieses anmuthige Naturschauspiel wünscht, den verweisen wir auf Montucla hist. des mathématiques II. 545 und v. Zachs Corresp. astron. X. 542.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Indeß finde ich doch einen Fall eines Mondregenbogens im ersten Viertel. Phil. Magaz. 1833. S. 817.

Der häusliche Comfort der Engländer.

(Beschluß.)

Was kann im Ganzen uncomfortabler seyn, als trotz des mühsamsten Bestrebens, sein Zimmer im Stande der Reinlichkeit zu erhalten, sich doch stets von Schmutz umgeben zu sehen? Man hat die oft in's Lächerliche fallende Säuberlichkeit der Holländer, um sie auch dieser unbestreitbar guten Eigenschaft zu entkleiden, eine nothwendige Folge ihres sumpfigen Landes genannt; — wären die Holländer nicht reinlich, hat man gesagt, müßten sie, ehe die Welt zwölf Monate älter würde, sammt und sonders in ihren schmutzigen Sümpfen versunken seyn. Mit gleichem Rechte könnte man die Reinlichkeitsliebe der Engländer dem Triebe der Selbsterhaltung beimessen; denn ohne unablässiges Fegen und Kehren müßte ein Londoner Haus nach Verlauf von zwölf Monden einem Aschenhaufen ähnlicher seyn als einer menschlichen Wohnung. Jedermann weiß, daß dieser Uebelstand vom Mangel an Holzfeuer, von der Nothwendigkeit der Kohlenfeurung herrührt. Doch muß man sich häufig lebhaft an das Unvermeidliche dieser örtlichen Eigenthümlichkeit erinnern, um den von der beständigen Zugluft stets aufgewirbelten Staub unverdrossen alle fünf Minuten von dem Papiere zu streichen, auf welchem man schreibt, von dem Buche zu wischen, in welchem man liest, von jeder Geräthschaft abzusäubern, deren man bedarf. Sodann müssen die Schornsteine sehr häufig gefegt werden, und was ist ein deutsches Waschfest gegen einen Londoner Schornsteinfeger-besuch? — Dort hat die männliche Hälfte des Hauswesens mindestens das erquickende Bewußtseyn, daß der ihm verloren gehende Theil der gewohnten häuslichen Ruhe und Ordnung der weiblichen Hälfte des Hauswesens in der Gestalt gesteigerten Wohlbefindens zuwächst, und das ist ein schönes, freudiges, mit dem größten Ungemache versöhnendes Gefühl. Hier fehlt solcher Ersatz; der Schornsteinfeger macht hier den Hausherrn und die Hausfrau in gleichem Grade elend. Ehe er erscheint, muß in dem betreffenden Zimmer alles Bedeckbare bedeckt, alles werthvolle Eigenthum verwahrt und demgemäß das ganze Zimmer verändert werden. Das Muß gründet sich darauf, daß der in den Kamin niederfallende Ruß sich mit unziemlicher Vertraulichkeit allen Gegenständen nähert, daß die Schornsteinfeger im unvertilgbaren Geruche der Dieberei stehen und daß die englischen Diener und Dienerinnen in recht sonderbar übereinstimmender Ansicht durch aufmerksame Sorge für das Eigenthum ihrer Herrschaft diese in einen Verdacht zu bringen fürchten, vor welchem jeder gute Dienstbote schaudert, in den Verdacht eines der größten Verbrechen, das es in England gibt, in den Verdacht der Armuth. Meist benuzt man diese Gelegenheit zugleich zum Aufheben und Auspochen der Treppenteppiche, da sie während der Anwesenheit des Schornsteinfegers doch bedeckt werden müßten. Das füllt bis zum Rande den Becher des häuslichen Ungemachs. Eine weise Verordnung untersagt das Ausstäuben der Teppiche innerhalb Londons; die Erlaubniß würde den Einwohnern die lezten Ueberbleibsel

reiner Luft verkümmern. Also werden die Teppiche vor die Stadt hinausgesendet und dort im freien Felde von eigens diesem Geschäfte sich widmenden Männern ihres Ueberflusses entledigt. Aber die Leute sind vielfach in Anspruch genommen; es geschieht nicht selten, daß die Teppiche zwei und mehrere Tage ausbleiben, und dann begreift man erst, welch unentbehrliches Bedürfniß dieser anscheinende Luxus der Londoner Häuser ist. Die hölzernen, hohl liegenden Treppen gleichen eben so vielen Resonanzboden, das bescheidenste Niesen erschüttert das ganze Haus, und das leiseste Auftreten im dritten Stock erschallt mit donnerndem Gekrach bis in die Flur herab; um Ruhe und Stille ist es bis zur Rückkehr der Teppiche geschehen. Doch auch diese Uebelstände dürfen dem gegenwärtigen Geschlechte nicht zur Last geschrieben werden. Wenn es einmal Kaminfeuer geben muß, so muß der Schornsteinfeger in die Zimmer Einlaß und der Ruß Erlaubniß haben, seiner flüchtigen Natur zu folgen. Der leichte Bau der Häuser aber, der es nöthig macht, ihre Schallverhältnisse durch Teppiche zu neutralisiren, entschuldigt sich durch die englische Gewohnheit der Grundbesitzer, den Boden, auf welchem Jemand ein Haus zu errichten wünscht, ihm gegen einen mäßigen Zins auf eine bestimmte Anzahl Jahre zu überlassen, nach deren Ablauf das Haus an den Grundbesitzer fällt, und durch den hieraus resultirenden, ganz vernünftigen Gebrauch der Erbauer, nicht mit großem Kostenaufwande zum Vortheil des Grundbesitzers, sondern nur für die Dauer der Zeit zu bauen, deren Ende zugleich ihren Besitzstand endigt. Alles das wird willig zugegeben; ist es aber deßhalb wohl weniger wahr, daß die Londoner Häuser nicht den Ruhm verdienen, alle Comforts des Lebens in ihrem Innern zu vereinigen? W. S.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Omnibus-restaurans. Hundefabrik.

Manche große Postexpedition ist nicht so wichtig und bedeutend, als eine solche Omnibusanstalt. Alle haben freilich nicht gleichen Erfolg: die besten Richtungen sind gleich Anfangs von den ersten Unternehmern gewählt worden. Die später Gekommenen haben dagegen Course durch wenig bevölkerte Stadttheile wählen müssen, die bei Weitem nicht so einträglich sind, als die erstern. So z. B. bringen die Fahrten, welche neben den Theatern vorbeigehen, mehr ein, als andere, weil die Pariser gerne sechs Sous ausgeben, um sich nach dem Schluß der Vorstellung wieder in die Gegend ihrer Wohnung fahren zu lassen. Kurz, die Omnibus sind ein allgemeines Bedürfniß geworden, und man begreift kaum, wie die Sache erst so spät aufgekommen ist. Einige Straßen sind durch die vielen durchziehenden Omnibus freilich sehr geräuschvoll und für Fußgänger gefährlicher geworden; allein da der Trottoirs längs der Häuser immer mehr angelegt werden, so wird dadurch die Gefahr der Fußgänger vermindert. — Der bekannte Vicomte Botherel hat den Glauben an den guten Erfolg seiner Omnibus-Restaurans noch nicht verloren, und dies ist das Lobenswerthe an dem Manne, daß, obgleich er längst eine Million in die Spekulation gesteckt hat, und Zeitungen und Theater sich über ihn lustig gemacht haben, er immer noch überzeugt ist, daß er durch die Ausführung seines großartigen Plans einen wichtigen Dienst leisten werde, und Alles anwendet, um ihn leisten zu können. Vor wenigen Monaten schrieb er an die Zeitungsredaktionen, die Aktien seines Unternehmens würden sicher bald steigen, wenn nur erst seine Omnibus in Gang kämen, und er verzichte keineswegs auf sein Unternehmen, wie die Rede davon umgehe. Indessen waren doch die Leute hartgläubig und wollten keine Aktien kaufen. Die prächtigen Küchen, in denen für Kaiser und Könige gekocht werden könnte, blieben leer und todt, und kein Feuer belebte die fünfzig Herde der großartigen Anstalt. Um nun aber doch etwas zu thun, fiel Vicomte Botherel darauf, einen großen Restaurant in einem stark bevölkerten Stadttheil, nämlich in der neuen Viviennestraße anzulegen. Dieser Restaurant ist nun seit sechs Wochen im Gange und mit vieler Pracht angelegt. Ein Vicomte bedient hier also die Speiselustigen, was, wenn noch die alten Vorurtheile beständen, eine gewaltige Herabwürdigung des Adels wäre; allein in dieser spekulativen Zeit, wo derjenige, der am meisten Geld zusammenhäuft, sich über die adeligen und nichtadeligen armen Schlucker lustig macht, scheint es ganz natürlich, daß ein Mann, der ungeheure Summen an ein Projekt gesezt hat, welches er nicht ausführen kann, einigen Vortheil aus seinen Küchen zu ziehen sucht. Allein damit scheint er ganz von seinem Projekt abgekommen; denn das Eigene desselben waren die Wanderküchen, welche in ganz Paris zur Essenszeit den Speiselustigen zu Diensten stehen sollten. Anstatt derselben hat der Mann nun eine stehende Anstalt eröffnet, wie es deren eine Menge in Paris gibt, und wozu es keiner Aktien bedurfte. Warum hat er nicht lieber, seinem Plane zufolge, erst eine kleine Anzahl von Wanderküchen vom Stapel laufen lassen? Er hätte ein beschränktes Stadtrevier zum Ziel genommen und hier seine Garküchen herumrollen lassen. Fand dies Beifall, so konnte er ja die Zahl seiner Küchenwagen vermehren und ihren Wirkungskreis ausdehnen. — Ein anderer Spekulant hat etwas ganz Neues als Gegenstand einer Aktienunternehmung ersonnen, nämlich die Bildung von Jagdhunden. Sobald eine gewisse Zahl von Aktien abgesezt und eine bedeutende Summe (ich glaube eine halbe Million, denn alle Projektmacher kennen nur das Wort Million) in die Kasse geflossen seyn wird, soll eine Anstalt in's Leben treten, wo Hunde zur Jagd abgerichtet und gebildet und dann verkauft werden. Es soll eine Hundefabrik im Großen werden, woraus sich die ganze Welt mit ächten Jagdhunden versehen kann. Dieser sonderbare Plan hat auch schon ein kleines Tageblatt veranlaßt, ein Contreprojekt, nämlich eine Kazenfabrik vorzuschlagen, worin Kazen für allerlei Zweck, zum Mäusefangen, zur Unterhaltung der Damen, zur Rattenjagd in Montfaucon neben Paris (wo man bekanntlich neulich, bei Verlegung des Schindangers, einen feindlichen Einbruch der Ratten fürchtete) u. s. w. gebildet werden sollen. Da gute Jagdhunde von leidenschaftlichen Jägern sehr theuer bezahlt werden und oft schwer zu bekommen sind, so könnte es mit der Hundefabrik im Ganzen doch wohl nicht so übel gehen, als es Anfangs scheinen möchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 24.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 23. März 1837.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunstwissenschaftlichen Inhalts aus den Gemäldesammlungen von Berlin und Dresden.

Fünfter Brief.

(Pinturicchio. Ingegno. Rafael.)

Von den Vorgängern und Zeitgenossen Rafaels besizt die Sammlung einige sehr werthvolle Gemälde, doch übertrifft sie alle, vorzüglich aber die unter dem Namen seines Meisters aufgestellten, das schon früher erwähnte seines Vaters Giovanni Santi, in dessen Charakteren übrigens eine Uebereinstimmung mit denen des Perugino nicht zu verkennen ist, obschon sie dieselben an dem, was man die Ahnung in der Kunst nennen möchte, das unbewußte Seelenleben, in demselben Grad übertreffen, wie sie an Tiefe und Glut der Färbung und an formeller Ausbildung ihnen nachstehen. So viel ist gewiß, daß Rafael ohne Beziehung auf seinen Vater nicht vollkommen verstanden wird, und daß die Schwingen, die ihn aus der Schule Perugino's getragen, ihm schon in frühester Kindheit gewachsen.

Es ist ein eigen Ding mit der umbrischen Schule; so nahe der florentinischen und sienesischen auf der Landcharte, so weit von ihnen im Geist. Hat man sich mit den Bildern der beiden leztern erfüllt und kommt nach Perugia, ist's nicht, als ob ein anderes Jahrhundert Einen aufnähme, ja fast ein anderes Volk? Gegenüber den mächtigen Gestalten Arcagno's, dem Ernst und der Gedankenfülle der ganzen Schule, die sich zulezt in der Fülle des Lebens verliert, halten die schmuckvollen und zierlichen Gestalten der Umbrier kaum aus. Aber so ist's: im Reiche des Geistes ist wie in dem der Natur jedem Organ seine Arbeit zuerkannt, und es muß die Pflanze manches Blatt und manchen Stengel bilden, ehe die Blumenkrone sie schmücken kann. Recht, als sollten alle Reiche für einen beglückten Genius im voraus erobert werden, erhielt eine jede Kunstschule ihre eigene Aufgabe, und so haben die Umbrier von Anfang an nach den Gesetzen der Anmuth in der äußern Erscheinung gesucht. Wenn darüber alle Charakteristik zu Grunde geht, wenn selbst die Würde der Darstellung verlezt wird (wie denn Perugino einen heil. Hieronymus und einen Vespasian eben so graziös stehend und lieblich lächelnd, selbst mit flatternden Bändern geziert, darstellen kann, als einen Engel Gabriel in der Verkündigung), so leidet zwar das einzelne Kunstwerk, aber die Kunst im Allgemeinen, für die die ganze Scala durchlaufen werden mußte, gewinnt. Der (angebliche) Meister Perugino's, Buonfiglio, hat in S. Pietro zu Perugia ein Bild gemalt, eine Pieta, man kann kaum eine unpassendere Zusammenstellung sehen: — die Mutter hält den Leichnam Christi im Schooß, zur Linken steht der heil. Leonardus, zur Rechten sizt der heil. Hieronymus an seinem Schreibpult. Und doch, geht man auf's Einzelne ein, verfolgt man die leise Wendung des Körpers, das Aufsitzen des Kopfes, die Faltenzüge &c., so muß man achtungsvoll das ernste Suchen und Streben nach Anmuth der Linien und Bewegungen bis in die kleinsten Formen hinein anerkennen, das Verdienst um die Färbung ganz abgerechnet, die mehr wie jede andere dem Feierlichen des Altardienstes entspricht. Ein Bild wie das des Perugino, was ehedem in Vallombrosa war und jezt in der florentiner Akademie aufgestellt — und worauf unter andern der heil. Michael mit einer leuchtenden Glut dargestellt ist, muß — bei feierlicher Gelegenheit eröffnet — der andächtig gestimmten Gemeinde den Himmel geradezu aufgeschlossen haben.

Was unter Perugino's Namen hier in der Sammlung aufgestellt ist, gibt kaum entfernt einen Begriff von diesem Meister, und es that mir sehr leid, mich in meiner Hoffnung, ein Bild von ihm, das in den Jahren 1820 — 22 in Berlin ausgestellt und, so viel ich weiß, Eigenthum Spontini's war, hier wieder zu finden, getäuscht zu sehn. Da komme ich unwillkührlich auf meinen alten Satz zurück: In einer nach historischen Motiven geordneten Sammlung müßten Meister ersten Ranges durch Copien, wo möglich

ihrer vorzüglichsten Bilder vertreten werden, statt daß untergeordnete oder gar untergeschobene Originale den Glauben schwächen und das Vertrauen tödten, in jedem Fall die Erkenntniß hindern.

Von Pinturicchio zählt die Sammlung fünf Bilder, darunter ein ganz ausgezeichnetes (I. 212), die Anbetung der Könige. Wem wäre es nicht lieb, diesen Mitschüler und Jugendfreund Rafaels kennen zu lernen, zumal da diesseits der Alpen sein Name fast in keiner Gallerie vorkommt. Pinturicchio ist älter als Rafael und hat ziemlich einseitig das Princip seiner Schule verfolgt, wie an seinen schönsten Werken, den Geschichten des Aeneas Sylvius im Sieneser Dom, an den mit architektonischem und landschaftlichem Beiwerk reichlich ausgestatteten Bildern, und den vielfach geschmückten zierlichen und anmuthigen Gestalten darin, die oft die Darstellung fast verdecken, deutlich hervortritt. Ist freilich das Madonnenbild in der Sammlung der Akademie von Perugia von ihm, wie es dort seinen Namen trägt, so hat er gezeigt, welche Gewalt gemäßigte Anmuth an rechter Stelle ausüben kann, und es erscheint als ein Eigensinn des Schicksals, einen so begabten Genius durch einen zweiten überbieten gewollt zu haben. Das genannte Bild der Berliner Sammlung stimmt mit den Wandgemälden in Siena, nur zeigt es noch deutlicher die Gefahr, der der Künstler bei einseitiger Verfolgung eines Mittels der Darstellung ausgesetzt ist. Zierlich sind die Gestalten, anmuthig ihre Bewegungen, daß sie sich aber dem neugebornen Heiland nahen, sieht man ihnen weniger an; dagegen tritt ein Hauptverdienst der Schule, das sich später Rafael so glänzend angeeignet, auch hier hervor, Geschmack in der Zeichnung des Contours, Gefühl in der Linie, was in Florenz, selbst bei dem zunächst stehenden Ghirlandajo, noch nicht diese Feinheit erreicht hat. Um wie viel damit die Kunst ihrer Vollendung zugeführt wird, sieht man am deutlichsten auf der andern Seite des Berges, bei den Nachahmern Rafaels, deren Linien und Formen gerade jenes feine Gefühl, jene Lebensbewegung fehlt, ohne die sie nur körperliches Daseyn haben.

Einen Meister der umbrischen Schule habe ich durch die Nachrichten, die Rumohr (It. Forsch. II.) von ihm gibt, besonders liebgewonnen, Andrea di Luigi (Aloisii) gen. l'Ingegno. Ob ich etwas von ihm gesehen habe, weiß ich noch nicht. Er ist Zeitgenosse von Pinturicchio und sein Beiname berechtigt zu Erwartungen. Wie aber wurden die meinigen getäuscht, als ich das in der Sammlung des Museums unter seinem Namen (I. 237) aufgestellte Marienbild sah! Trockne, plumpe Formen, rohe Malerei, und trotz der Bewegung des Kindes, das die Mutter am Mantel zupft, nirgend eine Seelenregung! Ich war sehr niedergeschlagen. Höre, warum; vielleicht trage ich allein die Schuld und Ingegno ist der nicht, für den ich ihn gehalten. Ich wollte, ich könnte Dir mein Portefeuille aufschlagen und ein paar Blätter zeigen, die ich nach einem Altarblatt in St. Spirito zu Florenz gezeichnet. Du weißt, daß daselbst eine große Reihenfolge von Gemälden aus der Schule des D. Ghirlandajo (auch wohl von ihm) die Altäre der Rotunde oder des Kreuzschiffs schmücken. Unter diesen nun ist eines (links, wenn man dem Hochaltar zugeht), das mir sogleich wegen seines abweichenden Charakters und seiner ausnehmenden Schönheit und Feinheit der Gestalten und Gesichtsbildungen auffiel und das ich zunächst für eine Arbeit des Pinturicchio hielt, obschon die gemäßigtere Färbung mich irre machte. Es ist eine Madonna in trono, ein mädchenhaftes, liebliches Gesicht, das Kind sanft lebendig herausblickend; um den Thron sitzen die heiligen Laurentius, Stephanus, jugendliche Gestalten von rafaelischer Bildung, Johannes Evangelista und S. Bernhard. Auch die Altarbekleidung, geschmückt mit einem schönen Bilde des heil. Lorenz, ist von derselben Hand gemalt. Zeichnung und Technik des Malers sind ganz vollendet, der Meister hatte alle Mittel zu freiem Gebrauch in seiner Hand. In der Zeichnung der Haare, in der Gewandung spricht sich ein durchgebildeter Geschmack aus; Formen und Verhältnisse sind schön, mit dem leisen Beigeschmack des Sinnlichheitern und Natürlichen. Das Bild ist deutlich gezeichnet mit der Jahrzahl A. D. MDV. Bei wiederholtem Besuch — denn das Bild hatte gleich seine Zaubernetze über mich geworfen — und bei weiterem Nachsuchen fand ich am Thron das Monogramm AA P̄, entweder ein doppeltes A oder ein in ein A verflochtenes I, nebst pinxit, was mit der Angabe Rumohr's (a. a. O. S. 328) mit einem ähnlichen A·A·P übereinstimmt und den Namen obgedachten Meisters der umbrischen Schule, Andreas Aloisii, oder mit dem I, wie er sich auch nannte, Ingegno Aloisii bezeichnen könnte. — Ich muß es ganz dahingestellt seyn lassen, ob meine Deutung des gegebenen Monogramms richtig ist — (der umbrischen Schule gehört das Bild jedenfalls an) —; ist sie aber richtig, dann hat Ingegno das Berliner Bild nicht gemalt, selbst wenn er, wie Vasari erzählt, erblindet seyn sollte.

Erwarte nicht, daß ich Dir von Rafael und vornehmlich von den mancherlei unter seinem Namen aufgestellten Dingen viel sage. Genug, daß die neue Auflage des Katalogs ein paar Rafaele weniger zählt, obschon die Bilderzahl nicht vermindert worden. Die Madonna Colonna ist ein göttliches Bild und es ist eben das Göttliche am Rafael, daß er dasselbe einfache Thema, die Mutter mit dem Kinde, so endlos variiren kann, in einem so kleinen Kreis, aus dem er weder in die feierliche Strenge der Alten, noch in die Unreligiosität der Spätern

fällt. Wie ich Dir schon früher angedeutet, hat dieses Bild noch das Interesse, daß es die Ausbildung eines ältern Motivs (von Giotto in der Brera zu Mailand) ist, und in so fern auf die Entwickelungsperiode in der Kunst einige besonders erhellende Strahlen wirft. Aber wie soll ich Dir die Empfindung beschreiben, mit der ich vor das Bild aus dem Palast Ancajani zu Spoleto trat, vor diese Ruine eines köstlichen, phantastischen Gebäudes! Sie können das Bild freilich nicht in die Reihe stellen mit den andern, seine theilweise Zerstörung schützt es vor dieser glänzenden Unbilde: es hat sein gesondertes Gemach. Hier steht es auf der Staffelei, und was hindert mich denn, es für ein unvollendetes Gemälde zu halten, von dem der junge Künstler eben aufgestanden, und das mir zugleich zeigt, wie er und seine Werke entstanden? Wie erkennt man die kindliche Vorstellungsweise des religiösen Gegenstandes, wie die Sorgfalt im Benehmen der gegenwärtigen Personen, wie die Rücksicht auf den strengen Meister und auf die gemachten Studien, und doch durch Alles hindurch und vornehmlich aus dem Hintergrunde heraus den freien, der Schönheit und Größe zugewandten Geist. Auf den ersten Blick erinnert es an die Krönung Marias im Vatican und an das Sposalizio. Ich glaube sogar, daß sich die auf leztern nachgedunkelten Gewänder nach diesem Bild herstellen ließen; doch ist's früher. Wo die mit der Feder auf die Leinwand gezeichneten Contoure durchblicken, war mir's, als konnte ich die Hand noch sehen, die sie gezogen. Der Kupferstecher Ed. Eichens von hier hat eine sehr schöne und ausgeführte Zeichnung nach dem Gemälde gemacht, deren Stich vollendet ist. Allen Freunden Rafaels wird damit eine willkommene Gabe geboten. So weit mir Vergleichung (nämlich in der Erinnerung) möglich war, ist die Zeichnung treu und die Ergänzung sehr glücklich.

Von Zeitgenossen und Schülern Rafaels besizt die Sammlung bedeutende Bilder. Nur Giulio suche man nicht hier, wie es denn wohl gethan wäre, wenn man ihn unter den gegebenen Umständen auch nicht fände. Dagegen ist ein vortreffliches großes Gemälde des Innocenzo da Imola da, eine Maria von Cherubim getragen, von Heiligen umgeben, daran man diesen talentvollen Schüler Rafaels kennen lernen kann; auch Garoffalo's kann man sich hier erfreuen; Sodoma muß man in Siena gesehen haben, um das Maß seiner Größe zu behalten.

(Die Fortsezung folgt.)

Köln, im Januar 1837.

Köln gewinnt mit jedem Tage wie an Bevölkerung, so an seinem Aeußern. In demselben Maßstab, in welchem sich die ehemals engen Straßen erweitern, werden sie auch dadurch regelmäßiger und heiterer, daß die neuen Häuser, so viel es thunlich ist, nach der Schnur angelegt, von Grund auf mehr oder weniger elegant construirt, mit einem Bewurf überzogen werden und einen hellen Anstrich erhalten, wo man sich sonst mit unverpuzten alten Giebelmauern begnügte, in welche bei Gewerbebedürfnissen höchstens am Erdgeschosse neue Thüren oder Fenster eingesezt wurden. Diese Mißstände geben den meisten Häusern ein seltsames und düsteres Aeußere, so daß manche, je nachdem zu verschiedenen Zeitepochen Aenderungen dabei vorgenommen worden waren, wirklichen Musterkarten von Baustylen glichen. Nichts konnte daher zu zweckmäßigern Wohnhäusern führen als die Beschaffung freier Baustellen, die nun von vermögenden Speculanten zu großartigen Miethbauten benuzt werden. Eine Menge fremder Einwohner aus der Beamtenwelt, denen nicht, wie den Eingebornen, ein hier angeerbtes, oft vernachlässigtes Immobiliar-Eigenthum zu Gebot stand, trug wesentlich dazu bei, auf den Miethwerth von Wohnungen aufmerksam zu machen und führte sowohl die äußere Modernisirung der Häuser, als die anständige Bewohnbarkeit ihres Innern herbei; der einleuchtende Begriff von der Mietherhöhung durch einen anständigen Kostenaufwand erregte bald die Baulust, bildete neue Baumeister heran, und den Hausbesitzern erwuchs dadurch ein zu lange unbeachtet gebliebener Erwerbzweig. Mehrere großartige Anlagen dieser Art zeugen bereits von dem fortschreitenden Wachsthum des Grundvermögens und der Baucultur.

Diese Bau- und Verschönerungslust im Verein mit der successiven Umschaffung des Straßenpflasters ersezt, indem sie einen behaglichen Aufenthalt gewähren, durch die Herbeiziehung von Fremden aller Stände das, was Köln an Alterthümlichkeit verliert. Freilich verschwand Manches dieser Art, seitdem aber die Bedeutsamkeit unserer großen Denkmäler aus der Vergangenheit, der Kirchen Kölns, die, zu lange der Beachtung entbehrend, endlich der verdienten Würdigung sich wieder zu erfreuen haben, und der Eifer für ihre Erhaltung lebhaft angeregt worden ist, mag der Fremde in ihnen sowohl als in den wohnlichern Häusern, den freundlichern Straßen und auf ihrem bequemern Pflaster den Ersatz für die allmählig sich verlierende alterthümliche Aeußerlichkeit der Häuser finden.

Ein Anderes ist es mit den beweglichen Kunstschätzen. Sind diese einmal ausgewandert, lassen sich nicht so leicht Surrogate dafür finden.

Seit dreißig Jahren wird die rheinische Fundgrube mittelalterlicher Kunstschätze Kölns bereits ausgebeutet,

und damals ist schon aus seinen Klöstern und Kirchen viel Herrliches ins Ausland gewandert, dagegen ward Manches dieser Art erst dadurch dem Publikum zugänglich, daß die wenig bekannten Kunstschätze in den Privatbesitz vermögender Kunstsammler übergingen. Obzwar sie von da an kein unveräußerliches Eigenthum Kölns mehr waren, so zeugten doch unschätzbare Meisterwerke noch von seinem mittelalterlichen Kunstreichthum. Nun aber scheint auch die Reihe an Kölns Privatsammlungen zu kommen. Ein paar derselben haben schon, vereinzelt, den Weg nach andern Städten genommen, so hat auch das berühmte Jabach'sche Familiengemälde vor Kurzem Köln verlassen, einem gedruckten Katalog zufolge soll auch, und zwar am 16. August l. J., eine der ältesten Gemäldesammlungen Kölns, die längst schon eine europäische Celebrität genießende Lyversbergische, zum öffentlichen Verkauf im Ganzen oder theilweise gebracht werden. Wenn jemals eine Gemäldesammlung einen dem Boden angehörigen Cyclus vaterstädtischer Kunstwerke darbot, so ist es unstreitig die erste Abtheilung der genannten; diese enthält nämlich das Vorzüglichste, was von Kölns Meistern in den dortigen Klöstern vorhanden war, und worüber dem, was Fr. Schlegel im zweiten Heft zweiten Bandes S. 137 — 42 seiner Europa, und nach ihm Reisebeschreiber sagten, noch etwas beizufügen unnöthig seyn möchte. Außer den kölnischen Meisterwerken gehört ihr auch noch manches schätzbare Bild von ober- und niederrheinischen deutschen und andern ausgezeichneten Künstlern, als: Lucas v. Leyden, Owater, L. Kranach u. s. w. an.

Ihre zweite Abtheilung, aus Kunstwerken der italienischen, niederländischen und französischen Schulen bestehend, hat ebenfalls viel Vorzügliches aufzuweisen und nennt z. B. Leonardo da Vinci, H. Caracci, Maratti, Ribera, Salvator Rosa, Schidone, Mantegna u. A.; dann unter den Niederländern Rubens, Van Dyck, Rembrandt, v. d. Eckhout, Flint, Hondhorst, v. d. Werst, Palamedes, Leiresse, Teniers, Wouwermanns, Verboom, Hondekoeter, v. d. Velde, v. Kessel, Maddersteeg; von den Franzosen: Vernet, Michel Carre u. s. w.

Daß sich zu der Aneignung der ganzen Sammlung, oder wenigstens zu jeder der beiden Abtheilungen, wegen ihrer kostspieligen und nicht leicht wieder zu bewerkstelligenden Zusammenbringung irgend ein kunstliebender Fürst, Capitalist oder ein Galleriedirector bewogen fühlen möchte, würde sowohl ihrem Beziehungswerth, als dem Wunsche der dermaligen Besitzer am meisten zusagen, und wäre namentlich rücksichtlich der mittelalterlichen Bilderfolge sehr wünschenswerth. Für Kölns Kunstgeschichte aber wäre ihre fortdauernde Anwesenheit in seinen Mauern vom höchsten Interesse.

Nachrichten vom Januar.

Persönliches.

Von dem bekannten deutschen Künstler M. Rugendas sind neuere Nachrichten aus San Jago de Chile eingegangen, wo er bis zum September d. J. zu bleiben, dann aber verschiedene Gegenden Südamerika's zu besuchen gedachte, um gegen Ende 1837 wieder in Europa einzutreffen.

St. Petersburg, 31. December. Der Titulärrath Taptjakoff befindet sich gegenwärtig bei der russischen Gesandtschaft zu Constantinopel, lediglich gelehrten Forschungen im Gebiete der Archäologie, Topographie und Ethnographie sich widmend.

5. Januar. Den Präsidenten der archäologischen Commission, welche kürzlich das Resultat ihrer Forschungen in vier Bänden herausgegeben hat, den Fürsten Schirinsky-Schickmatoff, hat Se. Maj. durch eine mit Brillanten besetzte Dose, so wie die Mitglieder der Commission durch Ordenszeichen belohnt.

Paris, 2. Januar. Um den durch den Tod Carl Vernet's erledigten Platz in der Akademie der schönen Künste bewarben sich die HH. Picot, Schnetz, Eug. Delacroix, Charlet, Roqueplan, Leo Cogniet, Couder, Steuben, Mauzaisse, Gudin und Isabey der Vater. Der Maler Picot erhielt die Stelle, Schnetz nach ihm die meisten Stimmen.

München, 7. Januar. Hr. Hofmaler Stieler wurde nach Tegernsee beordert, um die Königin von Griechenland zu porträtiren, wodurch das bisher in Umlauf befindliche, wenig ähnliche, lithographirte Bildniß derselben passend ersetzt werden wird.

Brüssel. Der Kupferstecher L'Herie hat für die Ausführung des Wapper'schen Bildes: „der Bürgermeister von Leyden," von Sr. Maj. dem Könige von Preußen eine goldene Medaille erhalten.

Rom, 5. Januar. Der König von Neapel hat dem Ritter Visconti, als Anerkennung für seine werthvollen antiquarischen Forschungen, eine mit Diamanten reich verzierte goldene Dose zustellen lassen.

Sir R. Cockerell, einer der berühmtesten Architekten Englands und Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften, ist von der Akademie der schönen Künste des französischen Instituts zum correspondirenden Mitgliede erwählt worden.

Nekrolog.

München, 6. Januar. Gestern ist der Königl. Münzdirector, Ritter von Leprieur, im 75. Jahre mit Tod abgegangen. Er war im Fache der Numismatik sehr bewandert.

Paris. Der Baron François Gérard, Maler des Belisar und des Einzugs Heinrichs IV. ist am 11. Januar gestorben. Das Leichenbegängniß fand am 13. Januar statt. Alles, was es nur Ausgezeichnetes in den Künsten und Wissenschaften gibt, wohnte bei. Die Herren Bosio (Bildhauer), Horace Vernet (Maler), Lebas (Architekt) und Richomme (Kupferstecher) trugen die Zipfel des Leichentuchs. In der Kirche S. Germain des Prés wurde das Todtenamt gehalten. Am Grabe auf dem Kirchhofe des Mont-Parnasse wurden von Hrn. Lebas, im Namen der Akademie der schönen Künste, und Hrn. Dumont, Chef des Bureaus der schönen Künste im Ministerium des Innern, Standreden gehalten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 71.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 24. März 1837.

Die Ruh hast du dem Menschensohn versagt,
Auch dir sey sie, Unmenschlicher, versagt,
Bis daß er kommt!

Schubart.

Strophen aus dem noch unvollendeten Gedichte „Ahasver.“

Von

Julius Mosen.

Zum grünen Osterfest mit jungen Palmen
War schon gerüstet ganz Jerusalem
Und schlug die Harfe an zu Jubelpsalmen.

Ein einzig Haus, das lezte von der Reihe,
Die Thüre Ahasvers, des grollenden,
Blieb ohne Festeszierde, ohne Weihe.

Und fremder Menschen Tausende an Tausend
Aus Näh' und Ferne walleten einher
Gleich Meereswogen unter'm Winde brausend.

Da kam herab, das Lezte zu erfüllen,
Zu seiner Opferung der Gottessohn
In seiner Demuth auf geringem Füllen.

Und alles Volk stürzt jauchzend ihm entgegen
Und breitet die Gewänder vor ihm hin
Und streut ihm grüne Reiser auf den Wegen.

Nur einer, gegen sich empört und wüthend,
Nur Ahasver saß still in sich gekehrt,
Ein schwüler Tag, Gewitter heimlich brütend.

Und: Hosianna! hört er tausendstimmig;
Er aber fluchte heimlich in sich selbst,
Doch sprach er nicht, das Herz war ihm zu grimmig.

Still waren nun des Judenvolkes Horden,
Und überall war's Nacht, o eine Nacht
Voll bittrer Leiden, herber Qual geworden.

Es gibt wohl Nächte, so geheimnißvolle,
Wo einem ist, als ob sie die Natur
In schmerzlichem Gebet verwachen wolle.

Da kann sich keines Wesens Auge schließen,
Ob fromm, ob gottlos, keine Seele kann
Des Schlafes, des erquickenden, genießen.

In solcher Nacht ward Gottes Sohn verrathen
Der Bosheit und der Schlechtigkeit der Welt,
Und preisgegeben ihren Missethaten.

In solcher Nacht fühlt' Ahasver ein Schauern,
Ein Fieberfrösteln ging ihm durch's Gebein,
Und er begann zu sprechen und zu trauern:

„Wo hat ein Volk so Gräßliches erduldet,
Als du, o Israel, von Anbeginn?
Mit Gottesfurcht hast Alles du verschuldet.

Deßhalb so machtlos, kraftlos, feig und nichtig!
Denn jedem dient stumpfsinnig wie das Thier,
Der einem erst zum Sklavendienste pflichtig.

So haben wir gefröhnt auf allen Straßen,
So in Egypten, Babel, Ninive,
So Einem Gott gedienet übermaßen.“

Und wie die Sonne tief zu Nebelseen,
Versank in sich jezt wieder Ahasver
In endlos, unermeßlich tiefe Wehen.

Doch wie von unterirdischen Gewalten
Zuweilen wird die Erde bis zum Kern,
Ihr zuckendrothes Herz entzwei gespalten,

So plötzlich sah er in sich selber drinnen
Des Uebels Ursach', o, ein ewig Leid!
Und weiter sprach er nun im tiefen Sinnen:

„Die arme Erde, kurze, sel'ge Stunden
Hielt sie in ihren Armen einen Gott,
Verstoßen ist sie nun und Gott verschwunden.

Die Erde, vom treulosen Gott betrogen,
Mit Liebe und mit Thränen hat sie treu
Ihr armes Kindlein redlich groß gezogen.

Ihr Kind, der Mensch, den freundlich sie ernähret,
Was drängt er sich dem stolzen Gotte nach?
Dem Bastard ist der Weg zu ihm verwehret.

So von mir werfen will ich sein Gedächtniß,
Ausreißen aus der Brust den Drang zu ihm,
Das väterliche, ärmliche Vermächtniß.

Aus Erde ist der Mensch, und auf der Erde
Und von der Erde lebt er, daß er einst
Wie seine Mutter wieder Erde werde!“

Jezt schwieg er. Bleich und trauernd wie die Blume,
Die in sich trägt die heil'ge Passion,
Blüht auf der Tag zum großen Martyrthume.

Und alles Volk, gewickelt wie zum Knäule
Hat sich zum Richthaus lärmend hingedrängt,
Wo oben stand der Heiland an der Säule,

Auf seinem Haupt die blut'ge Dornenkrone,
Im Purpurmantel, in der Hand ein Rohr,
So königlich geschmückt zum Spott und Hohne.

Und Ahasver hört ein unendlich Schreien:
An's Kreuz mit ihm! den König an das Kreuz!
Und immer mehr das Schreien sich erneuen.

Und immer wüthiger hört er es rufen:
Er hat das Volk verführt, hinweg mit ihm!
Da tritt er vor zu seines Hauses Stufen.

Es zog herauf das Volk. Es schien, als quölle
Mit Hohngelächter an die Oberwelt
Der Teufel Pöbel aus der lezten Hölle,

Um tödtlich den verrathnen Gott zu schlagen,
Der mitten unter ihnen wankt einher,
Der sich zur Qual das eigne Kreuz muß tragen.

Ein Jubelruf schallt gräßlich, tausendtönig:
Er hat das Volk verführt, hinweg mit ihm!
An's Kreuz, an's Kreuz von Israel den König!

Tod diesem Nazarener, Gott und Allen!
Schrie Ahasver; da war es todtenstill,
Und vor ihm Christus unter'm Kreuz gefallen.

Und wie die Knechte ihn vom Kreuz entlasten,
Da flehet Christus auf zu Ahasver:
Laß mich an deiner Schwelle wenig rasten.

Doch dieser warf ihm zu dies Wort des Spottes:
„Hilft dir dein Vater in dem Himmel nicht,
Und nennst dich doch den Eingebornen Gottes?

Ich stoße dich hinweg von meiner Schwelle,
Ob wahr dein Wort, ob du gelogen hast;
Dir keine Ruhe! keine an der Stelle!“

Dir keine Ruhe! Keinen, keinen Frieden!
Entgegnet ihm der Herr — so lebe denn
Das ew'ge Leben ruhelos hienieden!

Kaum hat der Herr dies schwere Wort gesprochen,
So fiel im jähen Schrecken Ahasver
Auf sein Gesicht; es war sein Geist gebrochen.

Geheimnißreiche, schmerzensvolle Kunde,
An Ahasver, an mir zieh' jezt vorbei,
Vorbei, vorbei, gewalt'ge Opferstunde!

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsezung.)

In unserm vorigen Berichte ist ausführlich die Rede von Green's Luftfahrt gewesen; wir müssen aber, hinsichtlich der eigentlichen wissenschaftlichen Ausbeute dieser großen und kühnen äronautischen Unternehmung, nochmals darauf zurückkommen. Diese besteht in der gewonnenen Ueberzeugung, daß die Strömungen in den verschiedenen, über einander lagernden Luftschichten entgegengesezte Richtungen befolgen, demgemäß sich also das

ganze Manöver des Luftschiffers künftig darauf beschränken würde, den Ballon durch Auswerfung von Ballast so lange steigen, oder durch Entlassung von Gas so lange sinken zu machen, bis diejenige Luftschicht erreicht wird, in welcher eine dem Reiseziele entsprechende Windrichtung stattfindet. Auf den Grund dieser Entdeckung hält sich Green, wie er in Paris geäußert haben soll, überzeugt, nächstens die Reise über den atlantischen Ocean nach Amerika machen, ja sogar die ganze Erde umschiffen zu können, wozu wir ihm von ganzem Herzen Glück wünschen. Soviel hat die lezte Reise wenigstens mit Gewißheit gezeigt, daß die angeführtermaßen dabei angewendete Füllung des Ballons mit Steinkohlengas dem sonst gebrauchten reinen Wasserstoffgas unendlich vorzuziehen ist, indem das erstere den Einwirkungen der atmosphärischen Luft widersteht, das leztere aber sehr bald entweicht.* Es ist auf Veranlassung dieser neuen Green'schen Luftschiffahrtsplane noch viel über die Höhe gestritten worden, in welcher der Luftschiffer bei zunehmender Schwierigkeit des Athmens in der immer dünner werdenden Luft noch überhaupt ausdauern könne. Da man Berge von beiläufig einer (deutschen) Meile senkrechter Höhe hat ersteigen können, ohne das Athmen auf ihrem Gipfel unmöglich zu finden, so ließ sich annehmen, daß eine solche Höhe auch für den Luftschiffer noch zugänglich sey, und in der That sehen wir auch, daß Gay-Lüssac bei seiner Aufsteigung am 16ten September 1804 nach barometrischen Messungen in der Gondel eine Höhe von 3600 Toisen (zu 6 Fuß), also 330 Toisen mehr als die Höhe des Chimborazo, erreicht hat.** Indeß will ich damit die allgemeine Möglichkeit der Erreichung größerer Höhen nicht durchaus in Abrede stellen, indem dabei allerdings sehr viel von der Persönlichkeit des Luftschiffers, der Beschaffenheit seiner Athmungswerkzeuge u. s. w. gleichwie vom augenblicklichen Zustande der Atmosphäre abhängen kann. — Für jezt bemerke ich zur Vervollständigung des Gegenstandes nur überhaupt noch, daß Dr. Mekorsky zu Wien neuerdings eine Construction des Luftschiffes erfunden haben will, um dasselbe in nur geringer Höhe horizontal beliebig zu lenken. Wir zweifeln daran; Green, der denn doch gewiß competent ist, hat jenes Problem der beliebigen horizontalen Lenkung des Ballons als verzweifelt aufgegeben und hält das Aussuchen einer Luftschicht, in der gerade der rechte Wind weht, durch Erheben oder Senken, wie wir es oben beschrieben haben, für das einzige Mittel.*

Aus den Regionen der Luftschiffahrt begeben wir uns auf das Gebiet der Optik, um unsere Leser einen Augenblick von den Beugungserscheinungen des Lichts zu unterhalten, welche kürzlich in einem besonders darüber erschienenen Werke,** und gleichzeitig in mehreren öffentlichen Blättern besprochen worden und solchergestalt Gegenstand der Conversation geworden sind. Wir bemerken zuvörderst, daß diese höchst zusammengesezten, prachtvollen Erscheinungen, welche man auch mit dem Namen der Inflexion oder Diffraction des Lichtes belegt, zwar schon die ältern Weltweisen, besonders Newton, beschäftigt haben, jedoch erst in der neuesten Zeit, namentlich durch den unermüdlichen Optiker Frauenhofer, auf ihre wahren Grundsätze zurückgeführt worden sind. Um hiernächst einen allgemeinen Begriff von der Sache selbst zu geben, wählen wir einen leicht anzustellenden Versuch. Man betrachte nämlich durch ein mäßig vergrößerndes Fernrohr irgend einen hellen Firstern, so erscheint derselbe als eine kleine, von mehreren concentrischen Lichtringen umgebene, planetarische Scheibe. Dieser scheinbare Durchmesser des Firsterns gestattet aber keineswegs einen Schluß auf den wirklichen Durchmesser, sondern ist vielmehr nur eine optische Täuschung, von der wir eben sprechen wollen; denn wenn man stärkere, ja die allerstärksten, uns zu Gebote stehenden Ferninstrumente anwendet, so zeigt sich der Firstern vielmehr in dem nämlichen Verhältnisse als ein immer kleinerer, reinerer, ganz untheilbarer Punkt, was zugleich einen Beweis für die unermeßliche Entfernung dieser Himmelskörper abgibt, wogegen also die äußerste Kraft unserer gewaltigsten Teleskope geradezu verschwindet.

(Die Fortsezung folgt.)

* Freilich ist anderseits das Steinkohlengas viel schwerer als das reine Wasserstoffgas. Ich sehe eben, daß Green früher einen Probeballon, mit Steinkohlengas gefüllt, 11 Unzen, mit Wasserstoffgas aber 17 Unzen leichter fand als mit atmosphärischer Luft.

** Diese Angabe verdient alles Vertrauen, da Gay-Lüssac ein wackerer und zuverlässiger Physiker ist. Dagegen zweifle ich an Blanchards Behauptung, welcher zu Gent (20sten Nov. 1785) eine Höhe von 6000 Toisen erreicht haben will.

* Indem ich diesen Bericht schließe, erhalte ich die Nachricht, daß sich in London eine eigene „Luftschiffahrtsgesellschaft" gebildet hat, welche den größten bis jezt gesehenen Ballon verfertigen lassen und denselben ausschließend zu wissenschaftlichen, besonders geographischen Zwecken (Planaufnahme in der Vogelperspektive) benuzen will. Die erste Aufsteigung soll in Afrika stattfinden. Relata refero.

** Die Beugungserscheinungen, in Bildern dargestellt. Mit illuminirten Tafeln. Von Schwerd. Die Würdigung des eigentlichen gelehrten Verdienstes dieses Werkes müssen wir natürlich andern Blättern überlassen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Mannheim, März.

Grippe. Theater.

Wohin flüchten, um dem Gespräche über die Grippe zu entgehen, die in unserer ohnehin ungesunden Gegend natürlich eine arge Wirthschaft treibt? Auch hier ist beinahe kein Haus von ihrem lästigen Besuche frei geblieben; leider gibt

sie auch im Theater so viel Gastrollen, daß die Sänger und Schauspieler lieber zu Hause bleiben, als mit ihr auftreten wollen. Es ist, als ob die Kunst vollends ganz eingehen wollte, nachdem schon längst die Tage vorüber sind, wo unser Theater, prangend in Schönheit und jugendlicher Kraft, eine der ersten Zierden Deutschlands war. Das Streben einiger wenigen wackern Mitglieder unserer Bühne, jene Zeit wieder zu erneuern, scheitert an der Indolenz und Kabale von der andern Seite. Welch trauriges Gefühl für einen Mann, der sich mit wahrer Liebe seiner Kunst widmet, der die Meisterwerke der dramatischen Muse in vollendeter Gestalt dem Publikum vorführen und dasselbe an edlere, feinere Genüsse gewöhnen und zu sich heraufbilden möchte, mit andern Leuten die Bühne betreten zu müssen, die keine Ahnung von dem Geist ihrer Aufgabe haben oder haben wollen, die mit einer jedesmal wiederkehrenden, eckigen Armrichtung oder Fußstellung den ganzen Abend über ausreichen und mechanisch um den Tagelohn ihr Pensum hersagen! Muß da nicht der Künstler alle Lust und allen Muth verlieren, wenn er so allein dasteht und in die Wüste ruft, oder ihm ein Komödiant die ganze Rolle verderbt? Vorlesungen über Shakespeare, die unser eifrige Schramm für das Wintersemester angekündigt hatte, mußten aus Mangel an Theilnehmern unterbleiben; hätte der Theatermaschinist über Flugmaschinen, Sonnentempel, Feuerregen, todte Nonnen und Teufel Vorlesungen angekündigt, mit praktischen Uebungen verbunden, er hätte gewiß größeres Glück gemacht. Das Hauptübel ist der Mangel eines tüchtigen Intendanten; seit dem Austritt des Grf. v. L. und Freih. v. H. blieb diese Stelle unbesezt. Da sie hier mit keinem Gehalte verknüpft ist, so wird sie wenig Bewerber finden, denn jährlich einige tausend Verdrießlichkeiten statt einiger tausend Gulden sind eine schlechte Lockspeise. Der künftige Intendant muß also entweder Zeit und Vermögen genug besizen, um eine solche Stelle bekleiden zu können, oder sonst eine mit einer bedeutenden Besoldung verbundene andere Anstellung haben; im erstern Falle fehlt es aber meistens an wahrem Eifer für die Kunst, an Geduld und Kenntnissen, im zweiten Falle kann dem so undankbaren Geschäfte nicht genug Zeit gewidmet werden; Immermanne sind selten. Wir haben aber feingebildete Gelehrte genug in Deutschland, welche eine solche Stelle würdig ausfüllen könnten, und ich glaube, daß mit einem einigermaßen anständigen Gehalt leicht ein solcher Mann für unsere Bühne, die doch gewiß die Mittel dazu hat, gewonnen werden könnte. Durch die Abberufung unsers genialen Kapellmeisters Lachner hat auch die Oper einen großen Verlust erlitten, und bald wird auch unser treffliche und rühmlichst bekannte Tenor Diez ihm nach München folgen. — Die Arbeiten am Rheinhafen werden, so viel es der Winter gestattet, auf's Thätigste betrieben; möge die Prophezeihung eines Kunstverständigen, daß der Bau, als ganz fehlerhaft angelegt, am Ende doch seinen Zweck nicht erfüllen könne, nicht in Erfüllung gehen. Schon mehrere Streitschriften in ziemlich beißendem Tone cirkulirten über diesen Gegenstand im Publikum. — Mit der Einführung des deutschen Zollvereins, die gewiß im ganzen Lande nirgends so feierlich und festlich begangen worden ist, wie hier, begann auch für den hiesigen Handel eine neue Aera. Diesen zur schönsten Blüthe zu entfalten, ward der Grundstein zum Freihafen gelegt; die Ausmessungen für das Terrain der Eisenbahn von hier bis Karlsruhe wurden schon vor geraumer Zeit unternommen, und der Plan zu einer steinernen Brücke über den Neckar, wodurch eine Haupt- und direkte Verbindung mit Frankfurt bewerkstelligt wird, ist vorgelegt und soll bald ausgeführt werden. Und so wird ein immer regeres Leben, unter den Rauchflaggen der bereits fertigen Dampfmühle und der beiden Zuckerraffinerien, Mannheim durchströmen, und wenn auch die Kunst für den Augenblick ein weniger behagliches Daseyn genießt, so kann sie doch, wenn die materielle Grundlage des bürgerlichen Wohlstandes sich vollends befestigt hat, wieder die Früchte tragen, womit der in seiner Wurzel kerngesunde, nur äußerlich vernachlässigte Baum früher so gesegnet war.

Paris, März.

(Fortsezung.)

Gelungene Aktienunternehmungen.

Was die Projektmacher in Paris anspornt, ist das glänzende Gelingen mehrerer Aktienunternehmungen, denen man ursprünglich auch keinen guten Erfolg weissagte, über die man sogar spottete, und deren Aktien jezt zehn- bis dreißigmal theurer verkauft werden, als da sie ausgegeben wurden. Z. B. als das kleine Palais-royal-Theater angelegt wurde, mußte man fürchten, ein neues Vaudevilletheater werde sich neben so vielen ältern und größern nicht halten können, und der Possen habe das Publikum schon genug in andern kleinen Theatern. Dennoch ist dieses Theater jezt das blühendste von allen; jeden Abend ist es voll, wöchentlich ist es im Stande, eine oder mehr Neuigkeiten dem Publikum zu geben, und die Aktien desselben, welche zu 1000 Franken ausgegeben wurden, kosten jezt 50,000. Zwar behaupten Spottvögel, es sey eigentlich nur die Verdauung, welche dem Theater seinen glänzenden Erfolg sichere; da nämlich das Theater im Palais-royal liegt, wo sich so viele Restaurants befinden, so sey es dem Publikum bequem, vom Restaurant in's Theater zu gehen und für zwanzig und etliche Sous daselbst das Essen zu verdauen. Dieses mag allerdings etwas zum guten Erfolge der Unternehmung beitragen; wenn die Direktion aber nicht für eine große Mannichfaltigkeit sorgte und in den vielen Possen dem Geschmacke der jungen Leute huldigte (weßhalb das Palais-royal auch nicht zu den moralischen gerechnet wird), so würde es mit dem bloßen Verdauen sein Glück nicht machen. Wie wenig aber dieses Theater auf strenge Zucht Anspruch machen kann, ersieht man aus einem Vorfalle vor dem Polizeigerichte. Ein junger Mensch wurde beschuldigt, sich dort sehr unanständig betragen zu haben. „Lieber Gott!“ rief Wollis, sein Anwalt, „wer wird denn guten Anstand im Theater des Palais-royal suchen?“ Einen eben so guten Erfolg hatte die Gazette des Tribunaux. Auch dieser Unternehmung war kein großer Beifall geweissagt worden. Wie wird ein Tageblatt, das bloß mit gerichtlichen Verhandlungen angefüllt ist, der Lesewelt so gefallen können, daß es sich neben den großen politischen Zeitungen, welche ebenfalls die wichtigsten gerichtlichen Vorfälle geben, halten kann? Allein der Unternehmer hatte es den Londoner Blättern abgemerkt, wie sich die mannichfaltigen Auftritte vor den Polizeigerichten, welche das Leben der untern Stände so schlagend bezeichnen, wizig und dramatisch darstellen lassen. Er ahmte dieses Verfahren nach, es fanden sich geistreiche Schriftsteller, welche in dieser Hinsicht die Londoner noch übertrafen, und bald wurde die Gazette des Tribunaux eines der gelesensten Blätter in Paris. Andere Blätter können nichts Besseres thun, als daß sie der Gazette des Tribunaux die anziehendsten Artikel abborgen, so daß in den Pariser Blättern fast keine andern Darstellungen der gerichtlichen Vorfälle mehr zu lesen sind, als diejenigen, welche sie aus der Gazette des Tribunaux entlehnt haben. Sie ersparen dadurch die Besoldung eigener Gerichtsreferenten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Grimm.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 30. Freitag, 24. März 1837.

Altdeutsche und nordische Literatur.

1) Deutsche Mythologie. Von Jakob Grimm. Göttingen, Dieterich, 1835.

Der größte Kenner der altdeutschen Sprachdenkmale, Jakob Grimm, ist von dem Studium der Sprachformen zu dem des Inhalts übergegangen und hat uns zuerst gründliche Editionen, dann Volkssagen, dann Rechtsalterthümer und endlich auch eine Mythologie gegeben. Er hat dabei den großen Vortheil, in der richtigen Erklärung alterthümlicher Namen alle seine Vorgänger übertreffen zu können, und auch seine Quellen sind zahlreicher, da ihm bei seinen Sprachforschungen nicht leicht etwas entgangen ist, was noch aus der alten Zeit stammt. Besonders erfreulich erscheint aber bei Jakob Grimm die Treue und Besonnenheit der Forschung. Er geht Schritt vor Schritt auf sicherm Boden fort und wagt in zweifelhaften Fällen nur selten und immer nur eine stark motivirte Vermuthung.

Dieses Verfahren mußte freilich zur Folge haben, daß das vorliegende Werk manchen Leser, der größere Resultate erwartet hätte, nicht befriedigen kann. Die Quellen für die altdeutsche Mythologie sind zwar nicht sparsam, aber unendlich zertheilt, dürftig, unklar, scheinbar widersprechend, und die Mühe, sie zu sichten, ist größer und undankbarer, als die Mühe, sie willkührlich in ein System zu bringen und Hypothesen darauf zu bauen.

Als Grundlage des ganzen Werkes stellt Grimm die Thatsache fest, daß der nordische und deutsche Glauben derselbe gewesen sey, was er durch die stärksten Beweise zur Evidenz erhebt. Als das Charakteristische dieses Glaubens, was ihn besonders vom übrigen Heidenthum der alten Welt unterscheidet, bezeichnet er die Riesen, Zwerge, Elfen, Elementargeister und das poetische Element, das sich noch in den Kindermährchen erhalten hat. Als Ueberrest des alten Heidenthums überhaupt betrachtet er den christlichen Aberglauben des Mittelalters, worin beständig die bösen Riesen und Zwerge in Teufel und Hexen, die guten oder auch die Götter in Heilige verwandelt erscheinen. Dahin gehören auch viele Volkssagen, Rechtsgebräuche, Volkssitten ꝛc.

Da die Identität des nordischen und deutschen Heidenthums vielfach bezweifelt worden ist, mögen hier die Hauptgründe für dieselbe kurz zusammengedrängt werden. Sie beruht:

1) Auf der nie verkannten ganz nahen Verwandtschaft der Sprache beider Stämme, so wie der jezt auch unwiderleglich dargethanen Einerleiheit der Formen ihrer

ältesten Poesie. Unmöglich können Völker, die eine aus gleichem Grund und Boden entsprossene Sprache redeten, deren Lieder die Eigenthümlichkeit der den Nachbarn fremden oder völlig anders gestalteten Alliteration an sich trugen, in ihrem Götterglauben bedeutend von einander gewichen seyn.

2) Auf der nachweislichen Gemeinschaft vieler Ausdrücke des Cultus durch alle deutsche Sprachen. Vermögen wir bei Gothen des vierten Jahrhunderts, Alamannen des achten ein Wort in der Form und Bedeutung aufzuzeigen, die es genau noch in den nordischen Quellen des 12ten oder 13ten Jahrhunderts behauptet, so wird dadurch die Verwandtschaft der deutschen Lehre mit der nordischen, und das Alter der lezten gerechtfertigt.

3) Auf der hin und wieder durchbrechenden Identität mythischer Begriffe und Benennungen: so ist die Einstimmung des ahd. muspilli, alts. mudspelli mit dem eddischen muspell, oder des ags. brosinga mene mit dem eddischen brisinga men ein vollkommen schlagendes Zeugniß.

4) Auf der ganz ähnlichen Weise wie sich hier und dort der Mythus an die Heldensage zu knüpfen pflegt; weil gothische, fränkische, nordische Heldensagen ineinander greifen, läßt sich auch Berührung im Hintergrund stehender verhüllter Mythen schwerlich ablehnen.

5) Auf der eingetretenen Mischung des mythischen Elements mit den Namen von Pflanzen und Gestirnen. Das ist eine unvertilgte Spur des uralten, innigen Bandes zwischen Gottesdienst und Natur.

6) Auf der allmählich erfolgten Verwandlung der Götter in Teufel, der weisen Frauen in Hexen, des Gottesdienstes in abergläubische Gebräuche. Zulezt flüchten sich die Götternamen in verdunkelte Ausrufungen, Schwüre, Flüche, Betheurungen. Eine gewisse Analogie damit hat die Uebertragung der heidnischen Mythe von Göttinnen und Göttern auf Maria und Heilige, von Elben auf Engel.

7) Auf dem deutlichen Niederschlag der Göttermythen in einzelne, heutzutage noch lebendige Volkssagen und Kindermährchen.

8) Auf dem unläugbaren Ineinandergreifen der alten Götterlehre und Rechtsverfassung.

Hieraus folgert aber der Verfasser keine Bequemlichkeit für sich. Er geht nämlich nicht von dem Reichthum der nordischen Quellen aus, sondern von der Armuth der deutschen, und sammelt und sichtet die leztern mit unsäglichem Fleiße, um sie niemals willkürlich, sondern immer untrüglichen Spuren folgend, durch die nordischen zu ergänzen oder näher zu erklären.

Kommen wir nun auch keineswegs mit den Göttern und religiösen Urbegriffen aufs Reine, wissen wir die Grenze zwischen dem galischen, römischen, finnischen, slavischen und echtdeutschen Heidenthum nicht scharf genug zu bezeichnen, so gewährt uns doch die Einsicht in das reiche Detail des Aberglaubens eine sehr lebhafte Vorstellung von der ganz eigenthümlichen Geisteskultur unsrer Väter in der heidnischen Zeit, von der wunderbaren Fülle ihrer Phantasie, von ihrem feinen Sinn für die Natur, von einer Beobachtung und von einem Interesse an Dingen, die jezt für uns gleichgültig geworden sind. Da war kein Halm und kein Blatt, kein Pilz und keine Wurzel, kein vorüberfliegender Vogel und keine Bewegung eines Pferdes, keine Wolke am Himmel und kein Geschäft des Tages, das nicht seine besondere Bedeutung hatte. Unschätzbar wäre für uns der Gewinn, wenn wir die Harmonie und innere Einheit in allen diesen symbolischen Beziehungen genau ermitteln könnten; doch ist es schon lehrreich genug, sofern wir nur durch die unermeßliche Menge dieser Beziehungen uns überzeugen, wie lebendig aufgeregt und wie poetisch sinnreich die Phantasie unsers Volks in der heidnischen Zeit war.

2) Aegypten in Deutschland, oder die germanisch-slavischen, wo nicht rein germanischen Alterthümer an der schwarzen Elster. Von Dr. F. A. Wagner. Mit Steintafeln und einer Karte. Leipzig, Hartmann, 1833.

Unter einem sonderbaren Titel eine recht interessante Beschreibung der in der Nähe von Torgau aufgefundenen Gräber mit ihrem Inhalte. Die Hinweisung auf Aegypten ist freilich sehr überflüssig, wie überhaupt das Resultiren aus solchen einzelnen Befunden; aber man muß jede solche fleißige Beschreibung dankbar anerkennen, weil eine Vergleichung aller über das älteste Verhältniß der Bewohner Deutschlands allerdings zu Aufschlüssen führen muß. Der Fund bei Torgau beschränkt sich auf kleinen Hauszierrath, Krüge, Urnen, Schalen, kleine Geräthschaften aus Knochen und Horn, Nadeln, Pfeilspitzen, Messer, Löffel, Ringe, Wirbel, Haften und ein Halsband von Goldblech, an Goldwerth 29 Thaler, aber sehr grob gearbeitet.

3) Theuerdank. Herausgegeben und mit einer hist. krit. Einleitung von Dr. K. Haltaus. Mit 6 lithographirten Blättern. Quedlinburg und Leipzig, Basse, 1836. 8.

Eine sehr gründliche und dankenswerthe Arbeit. Der Herausgeber behelligt uns den in Wien noch

aufbewahrten Schriften die ganze literarische Thätigkeit des guten alten Kaiser Maximilian. Gewiß ist, daß der Weiß Kunig schon 1512 vom Kaiser selbst zur Hälfte fertig war, zugleich aber auch, daß dieser, gedrückt von den Lasten seiner Geschäfte und Kriege, nicht im Stande war, selbst die lezte Hand an ihn zu legen. Er übergab daher seinem vertrauten Secretär Treitzsaurwein von Ehrentreitz alle dazu gehörigen Manuscripte, damit er selbige ordnen, ergänzen und vollenden möchte. Daß dies nicht eine kleine Arbeit gewesen sey, wissen wir ja, da Treitzsaurwein troz aller angewandten Mühe sich aus dieser Unordnung von Aufsätzen, und aus der Undeutlichkeit, in welche viele Erzählungen durch die geheimnißvolle Einkleidung des Vortrags gerathen waren, nicht herausfinden konnte, selbst das dazu angelegte Fragebuch zu keinem Aufschluß führte, der Kaiser bei mehrmaligem Anfragen ihn auch nicht mehr zu geben vermochte, und somit der Weiß Kunig, da der Kaiser unterdessen starb, unvollendet blieb. — Ein Gleiches wissen wir von der Ehrenporten, deren Grundriß wir unstreitig auch dem Kaiser verdanken, deren Ausführung aber vorzüglich sein vertrauter und von ihm selbst gekrönter Poet Stabius unternahm. Entschieden gewiß bleibt es also für uns, daß der Kaiser, der im Krieg und Frieden den Studien oblag, sich nicht nur mit den verschiedenartigsten literarischen Gegenständen beschäftigte, sondern vorzugsweise seine eigenen Thaten zu verherrlichen suchte. Er bediente sich hierbei der Hülfe eines vertrauten Secretärs, welcher ihn stets begleitete, um diesem, sobald ihm nur einige Muße gegönnt war, in die Feder dictiren zu können. Man darf sich daher auch nicht wundern, daß späterhin die größte Unordnung in seinen Dictaten einriß, und er oft selbst nicht mehr wußte, welche Stelle denselben einzuräumen sey, insofern viele nur hingeworfen, andere seiner unglaublichen Geschäfte wegen angefangen, aber nicht vollendet waren. Uebergab nun der Kaiser dergleichen Papiere einem seiner Vertrauten, damit er diese ordnen, verbessern und vollenden möchte, so wäre es in der That ganz unbillig, lezteren als einzigen Verfasser zu nennen, den Kaiser aber dabei aufs Kürzeste zu erwähnen.

Der Herausgeber gibt die ausführlichsten Nachrichten über die in Wien befindlichen Codices, die unter Maximilians unmittelbarer Leitung niedergeschrieben wurden, und zu dem sich erst der gedruckte Theuerdank als eine Zusammenordnung und Ueberarbeitung der erst einzeln entstandenen und zum Theil wieder veränderte Fragmente verhält.

Der Theuerdank enthält bekanntlich die Biographie des Kaisers. „Es war, sagt der Herausgeber, ein großer Gedanke Maximilians, sein eigenes Leben zu besingen. Das, was er in seiner romantischen Jugend geträumt, das, was er in seinem kräftigern Mannesalter gewirkt und geschaffen, hatte die herrlichsten Blüthen getragen, und an den Tausenden von Früchten, die aus ihnen sich entwickelten, sollte der späte Enkel sich noch weiden und laben. Das Entzücken, welches sich seiner beim Anblick des reichen Segens, den er weithin gespendet hatte, bemächtigte, mußte auch sein, für alles Gute und Edle glühendes Herz erheben und entflammen, die beglückenden Gefühle auszuhauchen, daß seine Mit- und Nachwelt sie mit ihm theilen könnten. Ich glaube nicht, diesen göttlichen Impuls aus Maximilians Leben hinwegläugnen zu müssen. Ein Mann, dessen Leben im Buche der Weltgeschichte so groß, so glänzend ausgezeichnet steht, ist ohne jenen nicht leicht denkbar. Der Kaiser selbst faßte nicht nur die Idee, sein erfahrungsreiches Leben durch ein Gedicht verherrlichen und verewigen zu lassen, sondern er legte auch selbst die Hand dazu an, und verfertigte den größten Theil der zu unserm Theuerdank gehörenden Gesänge, welche dann M. Pfinzing überarbeitete, ausschmückte und vermehrte. Bleibt es nun auch zu bedauern, daß der Theuerdank nicht einen, vielmehr zwei Väter gehabt hat, von denen der zweite sogar wider seinen Willen stiefväterlich mit ihm verfuhr, so daß hierdurch unser Interesse sehr getheilt wird, so muß doch der Totalinhalt des Werkes unsere Aufmerksamkeit und Bewunderung, wenn auch nicht unsere Begeisterung verdienen. — Was nun den Hauptinhalt des Theuerdank betrifft, so ist derselbe kein anderer, als die „Vermählung des Helden Theuerdank mit der schönen, tugendhaften und reichen Erenreich," zu deren Besitz er nicht eher, als nach vielen, im festen Vertrauen auf Gott, glücklich überstandenen gefahrvollen Abenteuern und Thaten gelangen kann. Das heißt mit Wegnahme alles Allegorischen. Im Theuerdank ist die „Bewerbung und Vermählung des Kaisers Maximilian I. mit Karls des Kühnen Tochter, Maria von Burgund, der größten Zierde ihrer Zeit, enthalten, und daran die wichtigsten Momente seines ganzen Lebens, als auf der Reise zu seiner Braut von seinen Feinden ihm zugezogen, durch Klugheit, Muth und Gottesfurcht aber glücklich überstanden, geknüpft." Diese seine Abenteuer und Thaten machen nun auch den größten Theil des Buches aus, und obgleich im Gedichte sich Alles um die Erlangung der schönen Braut zu drehen scheint, so sind sie doch eigentlich die Grundlage, auf der nach und nach das ganze allegorische Gebäude aufgeführt wurde. — Es ist uns in diesem Gedichte also ein Gemälde von den gefahrvollsten Momenten aus Maximilians Leben gegeben, und zwar ein Theil aus seiner unternehmenden und tollkühnen Jugendperiode, ein anderer aus

seinem bedächtigern, aber an Unfall reichen Mannesalter, ein dritter endlich aus seinem zwar reifen, aber durch Neid und Cabale von Seiten seiner Feinde oft getrübtem Alter."

Mit Recht nimmt der Herausgeber an seinem Helden und dessen Gedicht ein warmes Interesse; doch dürfte schwerlich zu läugnen seyn, daß dieser lezte Ritter am Abend des Mittelalters nicht mehr recht an seiner Stelle war. Von den „herrlichsten Blüthen", von den „Tausenden von Früchten," deren der Herausgeber gedenkt, ist in Maximilians wirklicher Geschichte nichts zu finden. Mit unsäglichen Mühen kämpfend, fast überall verlassen und im Großen stets gebunden, thaten- und sieglos, sah er sich auf den Ruhm im Kleinen beschränkt. Er war einer der unmächtigsten Kaiser, und mit Recht verglich ihn in dieser Beziehung sein lustiger Narr mit einem Kartenkönig; mit dem besten Willen vermochte er doch bei dem Eigennuz und der Trägheit der Reichsfursten und beim Troz der eignen Unterthanen (z. B. der Niederländer) gegen Frankreich, den Pabst, Venedig und die Türken lediglich nichts auszurichten, erntete überall in seinen großen Unternehmungen nur Schmach, und Ruhm allein auf Turnieren, auf der Gemsenjagd, bei persönlichen Gefahren, mit einem Wort Ruhm als Athlet, nicht als Kaiser. Unter diesen Umständen erscheint denn auch seine Lebensbeschreibung mehr abenteuerlich als erhaben. Es ist nicht das große Schicksal des Reichs, des deutschen Volks, dem der ergraute Kaiser desselben nachsinnt, es sind nur persönliche Ritterthaten.

4) Altdeutsche Blätter von Moriz Haupt und Heinrich Hoffmann. Vier Hefte. Leipzig, Brockhaus, 1835, 1836.

5) Horae belgicae, studio atque opera H. Hoffmann. Partes III et IV. Lipsiae, Brockhaus, 1836.

Schon öfters haben wir geklagt, daß so viel citirt und registrirt, aber so wenig wieder abgedruckt wird. Wir erhalten eine Menge Nachrichten über Archive und Handschriftensammlungen mit genauem Inhaltsverzeichniß, aber nur selten werden die angezeigten Schätze selbst abgedruckt und bleiben insofern todt und unfruchtbar. Daher müssen wir jeden neuen Abdruck einer alten Handschrift von historischem, poetischem oder sprachlichem Werth willkommen heißen und den Herausgeber, so wie die Verlagshandlung, die einen so patriotischen Zweck fördert, darum preisen.

Die erste der hier vorliegenden Sammlungen enthält eine sehr reiche Ernte von Gedichten, Erzählungen, Sagen, Sprüchen oder Bruchstücken aus größern Werken der bisher ungedruckten deutschen, zum Theil auch altfranzösischen Literatur, und Nachträge und Berichtigungen zu bereits bekannten ältern Werken. Die Sammlung folgt dem Princip, so viel als möglich alten Text und so wenig als möglich neue Noten zu geben, um den ohnehin für solche Gegenstände nicht zu verschwenderisch benuzten Papierraum für das Wesentliche zu sparen. Dies ist die allein vernünftige Methode, die auch auf Dank bei den Nachkommen wird rechnen können.

Die zweite, ganz demselben Princip folgende Sammlung enthält vorzugsweise Abdrücke altniederländischer Handschriften: III. Floris ende Blancefloer door Diederic van Assenede (hochdeutsch schon längst bekannt). IV. Caerl ende Elegast.

Schriften über Heilkunde.

15) Des Magnetiseurs K. F. Meißner Heilvermögen gegen gichtische und rheumatische Krankheiten von Dr. Lutheritz. Mit Meißners Porträt. Meißen, Gödsche, 1835. 8. S. 64.

Der Bürstenfabrikant Meißner in Meißen zeichnet sich von andern sogenannten Wundermännern dieser Art dadurch vortheilhaft aus, daß er ohne alle Eitelkeit oder Mystifikationssucht zufällig seine Gaben entdeckte, gegen die Publicität sich sträubte, dann aber nur unter Anleitung der Aerzte und nur auf deren Wunsch Kuren vornahm, und ferner durch die eigenthümliche starke Wirksamkeit seines Heilvermögens gegenüber von Gichtübeln.

16) Diätetik für Frauenzimmer und Kinder im gesunden und kranken Zustande. Von Karl Lehr. Stuttgart, Hoffmann.

Ein Handbuch für den Hausgebrauch, reich an praktischen Anweisungen zur richtigen Behandlung der Kinder, zur richtigen Erkenntniß entstehender Krankheiten, zur ersten Behandlung bei Unglücksfällen, bevor der Arzt herbeigerufen werden kann, zur Vermeidung giftiger Stoffe rc., kurz in tausend kritischen Fällen, wie sie in einer Familie vorkommen können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 72.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 25. März 1837.

Ein Mährchen, durch das Sie an nichts und an Alles erinnert werden sollen.

Goethe.

Verlegenheit und Hülfe.*

Ein Mährchen, durch einen gesellschaftlichen Scherz entstanden.

Von Johann Grafen Mailáth.

Es war einmal eine Frau, die war so liebenswürdig, daß sie wenige ihres Gleichen hatte, vielleicht gar keine. Sie überglänzte die anmuthigste Umgebung, wie Gold die übrigen Metalle. Sie war auch ganz und gar dem Golde zu vergleichen: ihr Verstand war eben so gediegen, so klar, ihr Gemüth eben so weich wie reines Gold; und wie dies Metall, selbst in kleinen Gaben ausgetheilt, hinreicht, die größten Erdengüter aufzuwiegen, so mußte, wer ihr nahte, sein Bestes aufbieten, um nur ihrem gewöhnlichen Seyn gleich kommen zu können, und immer war es doch sie, die den verschönernden Geist aussandte, so sehr sich auch die andern mühten, witzig, gemüthlich oder liebenswürdig zu seyn. Sie war es, die das Silber vergoldete. Diese Frau nun hatte im Jahre 1823 am Weihnachtsabend einen Theil ihrer Freunde und Bekannten zu einem Christbaum bei sich versammelt. Alle warteten der Dinge, die da kommen würden, denn das Zimmer, in welchem sich der Christbaum und die Gaben aufgestellt befanden, war noch geschlossen. Aber unter den Anwesenden war wohl kein Einziger, der sich so lebhaft gefreut hätte, als einer von jener Zunft, die Herz und Schmerz, Jugend und Tugend, Freud und Leid, Salz und Schmalz auf einander reimen, nämlich ein Poet. Er hatte noch nie einen Christbaum gesehen, denn in seinem Lande hat man sie nicht. Er freute sich wie ein Kind. Endlich ging die Thür auf und Alles strömte hinein in das Zimmer der Verheißung. Ein großer Tannenast war mit hundert und hundert Wachslichterchen erleuchtet; Zuckerchen in allen Arten gefärbten Papiers hingen zwischen den kleinen Zweigen, und schwere Pomeranzen glänzten aus dem ernsten Grün heraus; an beiden Seiten standen lange Tische, auf diesen die Geschenke für jeden der Anwesenden.

Das bunte Gewühl wurde immer krauser; Jeder und Jede suchte das Zugedachte und ergözte sich an dem, was die Andern erhielten, und den sinnreichen komischen oder gemüthlichen Versen, die sie begleiteten. Auch der Poet fand zulezt eine allerliebste Zündmaschine, die ihm galt. Es war ein Lampenanzünder mit dem Kästchen für die Lampen und einer Straßenlaterne; hiebei war folgender Spruch:

* Dieses Stück wird der von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung angekündigten zweiten, stark vermehrten Auflage der Magyarischen Sagen, Mährchen und Erzählungen von Johann Grafen Mailáth, einverleibt werden.

Sieh', die Lampe erglüht in nächtlicher Stille,
Tag wird es Nachts in der Seele dunkeln Tiefen,
Sternengekrönt steht die Muse vor dir.
Auf denn! schütte den glühenden Strom
Hin auf gefäll'ges Papier.

Er verwahrte das ihm überaus werthe Geschenk in seinem Hut, während die übrige Gesellschaft sich wieder in den Salon zurück begab und die Heiterkeit des Abends, die sinnige Wahl der Geschenke, überhaupt das Ganze besprach, mit Einem Wort, sich des Geschehenen und Gesehenen erfreute. Es war Zufall, daß in einer Weile der Poet in einer Fensteröffnung neben einem Fräulein stand, welches wir Adelheid nennen wollen. Was sich von diesem Fräulein Gutes und Liebes sagen läßt, geht in's Mährchenhafte, stünde also hier an seinem Platz; aber da wir, Dank sey es unserm gütigen Schicksal! im Stande sind, jezt manches Wunderbare zu erzählen, so ersparen wir uns das, was hier zu sagen wäre, bis zu einer Zeit, wo wir mit unserer Phantasie nicht auskommen, und eine dem Grab entgegenschleichende Sage oder Novelle durch eine weder geschmeichelte noch vollendete Schilderung, wie Goethe irgendwo sagt, retten wollen. Genug also, Beide standen in einer Fensteröffnung, und Adelheid sprach: „Sehen Sie das Fenster da drüben? dort sehe ich immer Licht. Ich mag noch so spät zu Bette gehen, noch so früh aufstehen, immer brennt das Licht. Wer mag dort wohnen? Vielleicht sind es sehr unglückliche Menschen." Johannes antwortete (denn Johannes ist der reimlose Name des Reimers): „Wahrscheinlich ist es ein Poet oder ein Schneider, wie denn überhaupt zwischen diesen beiden Handwerkern viel Aehnliches obwaltet."

Er wollte eben diese etwas sonderbare, aber wahre Handwerksverwandtschaft durchführen, als eine hohle Stimme neben ihm sprach: „Er ist todt, ich sage es Ihnen, er ist der 214te auf meiner Liste. O Sie müssen ihn gekannt haben, er war oft hier." Johannes blickte zurück und traf auf eine ganz wunderliche Gestalt. Ein hoher, magerer Mann, beinahe wie ein Lineal, dem man einen Todtenkopf aufgesezt, in einem alterthümlichen Frack und Kappenstiefeln, hatte diese Worte zu einem Andern aus der Gesellschaft gesprochen, und verlor sich mit diesem in das Nebenzimmer. Adelheid, die den staunenden Blick des Poeten bemerkte, sprach: „Das ist unser Chevalier; er kommt seit undenklichen Zeiten zu uns und führt ein Register über Alle, die das Haus besuchen und sterben; es ist ihm eine Art Freude, wenn er erzählen kann, daß seine Todtenliste sich vermehrt hat." Johannes fühlte sich durch diesen Todtenvogel aufgeregt und ging ihm nach, wie wir denn immer durch alles Räthselvolle, Grauenhafte uns angezogen fühlen; er fand ihn beim Ofen sitzen. Es schien, als betrachte er eine weibliche Figur, die auf der Außenseite des Ofens abgebildet war; als aber Johannes näher trat, bemerkte er, daß der Leichenansager schlief. „So schläft er alle Tage nach Tisch," sagte einer der Anwesenden, als Johannes seine Verwunderung hierüber äußerte.

Indeß hatte sich die Gesellschaft nach und nach verloren, auch der Poet nahm seinen Hut und seinen Laternenanzünder und entfernte sich. Die neue Zündmaschine erhielt ihren Platz an seinem Bette. Seltsame Träume zogen an ihm vorüber, wie sie sich oft bei Menschen einstellen, deren Phantasie lebhafter ist, oder wie sie ruhigen Menschen erscheinen, wenn sie fremdartig aufgeregt werden. Aber von Nacht zu Nacht wurden die Träume wunderbarer, so daß er regelmäßig gegen Mitternacht in einen Mittelzustand zwischen Schlaf und Wachen versank und die verworrensten Bilder ihm vor das Auge traten. Endlich — es war die geheimnißreiche Sylvesternacht — war es ihm, als höre er sich rufen; Johannes horchte auf, deutlich flüsterte es nun: „Schlafen Sie, Herr Graf?" Er blickte um sich. Der kleine Laternenanzünder hatte seinen Platz auf der Zündmaschine verlassen und sich auf das Kopfkissen gesellt, und sprach nun mit leiser, aber anmuthiger Stimme, etwa wie ein Theatertenorist singt, wenn er seine Stimme verloren und doch noch als Othello dem Publikum eine Ahnung dessen gibt, was es eigentlich hören sollte. Er sprach also: „Mein lieber Herr Graf, empfangen Sie meinen lebhaften Dank für die höfliche Art, mit der Sie mich bedacht. Ich fühle mich durch Sie angezogen, und dadurch, daß ich am Weihnachtsabend in Ihrem Hut versteckt war, kam ich mit Ihnen in magnetischen Rapport; so kam es, daß ich endlich wieder meine Sprache erhielt, die ich schon längst verloren; so will ich Ihnen denn auch erzählen, wer ich bin und was ich Ihnen für Dienste leisten kann. Da ich so ziemlich sehe, was in Ihrem Kopfe vorgeht, so wird Ihnen mein Anerbieten willkommen seyn."

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Jene optische Täuschung der Ausdehnung des Fixsternbildes und der dasselbe umringenden concentrischen Kreise wird durch eine „Beugung," „Inflexion," oder, wie wir es auch genannt haben, „Diffraction" der Lichtstrahlen veranlaßt, welche dann erfolgt, wenn diese Lichtstrahlen am Rande fester Körper, wie hier am Rande der Fassung des Objectivglases unseres Fernrohrs, vorbeigehen. Daß diese Fassung den Grund der Erscheinung abgibt, davon kann man sich überzeugen, wenn man vor das

Objectiv z. B. ein Stück Pappe sezt, in welches eine dreieckige Oeffnung geschnitten ist: die vorherigen concentrischen Ringe verwandeln sich dann in einen schönen, sechsstrahligen Stern, dessen Mitte das kleine Fixsternbild abgibt. Noch prachtvoller aber wird diese Verwandlung, wenn man vor das Objectiv ein schachbrettartig geordnetes Gitter bringt, da sich denn ein Stern mit vier gegen einander rechtwinklichen Strahlen zeigt, welche ein Kreuz von unbeschreiblicher Schönheit bilden. Die Mannichfaltigkeit der anmuthigen Bilder, welche sich auf diese Weise darstellen lassen, entspricht übrigens der Menge von Gestalten, welche man der Oeffnung der vor das Objectiv zu setzenden Pappe geben kann; — es kam nur noch darauf an, eine vollkommen ausreichende Erklärung des Grundes dieser wunderbaren Effekte zu geben. Dieses nun scheint gegenwärtig gelungen zu seyn, indem man, statt der in der Naturlehre bisher benuzten sogenannten **Emissionstheorie** des Lichtes, eine andere, dieser entgegengesezte, nämlich die **Undulationstheorie** aufgeboten hat; und da diese beiden Ausdrücke jezt häufig gehört werden, so müssen wir hier ihre eigentliche Bedeutung im allgemeinsten Bezug auf den vorliegenden Gegenstand entwickeln. Jene Emissionstheorie nämlich, als deren eigentlicher Begründer Newton zu betrachten ist, sieht die Lichtstrahlen als die Wege materieller, aus den leuchtenden Körpern wirklich ausgeflossener Theilchen an: das Licht ist ihr ein zwar sehr feiner, aber doch wirklich körperlicher Stoff, welcher sich, vom selbst leuchtenden Körper ausgehend, durch den Raum verbreitet; sie nimmt an, daß die Lichttheilchen der Sonne z. B. durch eine besondere Kraft fortgetrieben werden, in gerader Linie (Strahlen) den Weltraum durcheilen und uns, indem sie also unser Auge treffen, die Empfindung des Lichtes gewähren. Dagegen macht die früher schon von Euler angegebene Undulations- oder Vibrationstheorie auf eine gewisse Uebereinstimmung aufmerksam, welche zwischen dem Lichte und dem Schalle stattfindet, und will darnach eben so wenig von körperlichen Lichttheilchen wissen, als man die Existenz von Schalltheilchen zu behaupten wagen werde. Sie behauptet vielmehr, daß das Licht gar nichts Materielles, vom leuchtenden Korper wirklich „Emittirtes“ sey, sondern nur in einem, von demselben ausgehenden, den Schallschwingungen ähnlichen Wogen (Unduliren) oder Zittern (Vibriren) bestehe, wodurch die betreffende Empfindung in unserm Sehorgane erregt werde. Diese leztere Hypothese nun ist es, welche sich, wie gesagt, mit größerer Leichtigkeit zur Erklärung unserer schönen Beugungsphänomene herleiht, da man, wenigstens im Allgemeinen, leicht übersieht, daß der unendliche Formenwechsel dieser Phänomene eher durch ein Vibriren von Lichtwellen als durch starrere, wirkliche Lichtausflüsse veranlaßt werden könne. — Meine Absicht war hier nicht, gelehrt zu erschöpfen, sondern nur für das Bedürfniß der Unterhaltung anzudeuten.

Eine andere Frage, welche durch den bedenklichen Gesundheitszustand eines großen Theils von Europa in der lezten Zeit besondere Bedeutung erlangt hat, ist die Frage nach der eigentlichen Natur der Miasmen, von welchen man, mit großem Scheine der Berechtigung, jenes traurige Verhältniß hat abhängig machen wollen. Der französische Naturforscher Boussingault, welcher über diesen Gegenstand während eines längern Aufenthalts im tropischen Amerika, einem Hauptsitze von Miasmen und Epidemien, sorgfältige Beobachtungen angestellt hat, ist kürzlich in den Annales de Chimie et de Physique mit einem sachreichen Aufsatze darüber hervorgetreten, aus welchem wir einige Notizen ausheben, und an dieselben Beziehungen zum gegenwärtigen Verhältnisse unsers eigenen Welttheils knüpfen wollen. Boussingault macht zuerst auf den allgemeinen Einfluß aufmerksam, den große Feuchtigkeit oder Trockenheit, heftige Kälte und übermäßige Hitze, überhaupt aber rasche Gegensätze auf den Gesundheitszustand einer Gegend ausüben müssen: sie kündigen einen gewaltsamen, abnormen, krankhaften Zustand der Atmosphäre selbst an; wie könnte derselbe ohne Reaktion auf die in dieser Atmosphäre athmenden Wesen bleiben, von denen die Menschen besonders empfindlich dafür sind?

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, März.

Erster Eindruck.

Ein frischer, schöner Morgen war es, an dem wir das Rezatthal verließen, um das Ziel langer Wünsche zu guter Zeit zu erreichen. Der Weg windet sich langsam die einförmigen Hügel hinauf und hinab, die Aussicht ist beschränkt durch dunkle Tannen- und Föhrenwälder. Doch bot auch dem Auge sich äußerlich keine Befriedigung, so schwelgte der Geist im Rückblick auf Deutschlands vergangene Tage, und das innere Auge trank in raschem Vorblick all das Grün des frischen Lebens, das die deutsche Stadt in schönem Nachflor bieten mußte. Heilsbronn, das Kloster, bildet mit seinen Denkmalen alter deutscher Kunst in Stein und Farbe eine schöne Vorhalle, in der man sich gerne ergehen und an der Aussicht laben mag, die eine ganz neue Welt verspricht. Bald breitet sich auch die mächtige Ebene vor uns aus, deren Zierde das fast tausendjährige Nürnberg ist. Nördlich im Hintergrund umschließen blaue Gebirge den unermeßlichen Kreis, links begrüßest du die alte Feste, auf der einst Wallenstein dem Riesenmuth des Schwedenkönigs getrozt, weiter rechts zeigt sich nahe dabei Fürth, und vor dir erhebt sich Nürnberg, dessen alte Kaiserburg sich im warmen Strahle sonnt, während ein spizes Zwillingspaar von Thürmen nach dem andern dem Duft entsteigt. Aber lange hat man das Ziel im Auge, und erst nach Stunden trittst du

ein in die gewaltigen Thore, an denen Riesenthürme Wache halten. — Ich habe Frankfurt gesehen, üppig hingegossen am lustigen Main, ich sah, wie aus dichtem Nebel Straßburgs Münster majestätisch einsam sich vor mir erhob, ich habe manche Stadt in deutschen Gauen betreten, habe ihr Leben und Treiben gesehen, bin in ihren vollen und dumpfen, neuen und steifen Straßen gewandelt, aber frei und freudig athmete das beklommene Herz erst wieder auf, wenn es aus diesen schönen Wüsten, aus dem Druck von Giebeln und Dächern, aus der Straßen quetschender Enge, aus der Pläze kalter Pracht entflohen war in die lebendige Natur, „da Gott die Menschen schuf hinein, — hier war ich Mensch, hier durft' ichs seyn." Doch Nürnberg, das mit so mancher lieben Spende unser Leben erfreut, mit hehren Erinnerungen an deutsche Größe so traulich unsern Geist umschwebt, wie freudig betreten wir diese Stadt! Heiter und freundlich umfängt uns die schöne breite Straße mit den Reihen ihrer alten, aber einfach und solid gebauten Häuser. Luftig schweben die zierlichen Erker überall da oben, lieblich nickt der blumige Schmuck von den Häusern den Gruß herab. Es ist nicht die Dumpfheit alter Städte, es hat nicht der Krämergeist mit dem Himmelslichte selbst gemarktet, und vor dem Strahl der Sonne sich in die dunkeln Vorsprünge hoher Giebelhäuser verkrochen. Selbst engere Straßen sind meistens belebt, hell, ja freundlich und wohnlich gegen jene Winkel anderer Städte, die nie vom Tag beschienenen Gräber der Lebendigen. — Und dann Alles wie aus Einem Guß: nichts Mißgestaltetes stört den harmonischen Eindruck, den der Anblick dieser Welt bietet, wo es fast überall sproßt und blüht, und das üppige Geranke des Steins hinanstrebt zu einer Welt des Geistes und Gemüthes, von der das Alterthum kaum eine Ahnung hatte. Wer fühlt sich nicht fremd in den Tempeln, verlassen auf den Pläzen Roms oder Griechenlands, unbefriedigt in der Fülle jener sonst so sättigenden Objectivität? Und wie prosaisch gähnen uns die langen, schnurgeraden modernen Verstandesstraßen an, farb- und leblos wie der Tod! Aber hier blüht im eigentlichen Sinn Stein und Farbe; und diese Blumen leben und sprossen im angestammten Boden, der sie nährt mit seiner alten Fülle, wo sie liebend gepflegt werden von dem jungen Geschlecht. Wahrlich, hier steigen jene Gebilde nieder in des Lebens bunte Reihen, und die Kinder der frühern Zeit lächeln von ihrer ernsten Höhe herab in die rege Gegenwart, und es ist, als ob die Knospen jugendlich aufsprängen, um den Umkreis mit ihrem süßen Dufte zu erfüllen.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, März.

(Beschluß.)

Aktienunternehmungen. Gazette des Tribunaux. Depots. Theater.

Die Wahrheit kommt dabei freilich oft übel weg: von den launigen Aeußerungen der Leute aus dem Volke vor Gericht ist zuweilen kaum Eine wahr. Was macht dies aber der Lesewelt? Sie findet die Berichte ergözlich, und wird sich nicht die Mühe nehmen, Tage lang den gerichtlichen Verhandlungen beizuwohnen, um sich von der Wahrheit der Berichte der Gazette des Tribunaux zu überzeugen. Vielleicht würde sie es gar übel nehmen, wenn man ihr bewiese, daß aller Wiz und alle Laune, die in den Berichten so ergözlich scheinen, gar nicht vorgebracht worden sind, sondern von dem Referenten herrühren. Freilich ist es eben nicht sehr moralisch, in den Vergehen, welche so viele Menschen vor die Gerichte bringen, nur etwas Komisches zu sehen und Stoff zu possierlicher Darstellung darin zu suchen; aber, wie gesagt, die Lesewelt nimmt es nicht so genau; man belustigt sich, und das Blatt hat sein Glück gemacht. — Nicht so erfolgreich sind andere Unternehmungen in Paris gewesen, die ebenfalls auf Aktien gegründet worden waren, und von denen man etwas Anderes erwartet hätte. Dahin gehören vorzüglich die beiden Waarendepots. Der Handelsstand hatte seit langer Zeit verlangt, die von außen kommenden Waaren hier in Magazinen niederlegen zu können, und nur dann die Mauth bezahlen zu dürfen, wenn er, der Waaren bedürftig, sie aus den Depots ziehe. Nach langen Debatten ist vor mehreren Jahren dieser Vorschlag endlich durchgesezt worden, nachdem die Seestädte vergebliche Vorstellungen dagegen eingereicht hatten. Große Handelshäuser vereinigten sich nun zur Errichtung geräumiger Depots auf Aktien. Es wurden in zwei von einander weit entfernten Stadttheilen, nämlich zu Chaillot neben der Seine und in der Tempelvorstadt neben dem St. Martinkanal, welcher auch mit der Seine in Verbindung steht, große Magazine angelegt, und die Spekulanten meinten, aus den beiden Anstalten werde sich ein bedeutender Gewinn ziehen lassen. Aber der Erfolg hat der Erwartung bisher nicht entsprochen; entweder wird nicht so viel niedergelegt, daß sich ein bedeutender Gewinn daraus ziehen ließe, und die Kaufleute finden es minder kostspielig, die Waaren in den Häfen liegen zu lassen, bis sie derselben bedürfen, oder die Pariser Anstalten sind mit zu vieler Verschwendung angelegt. In der That sollen zu viele Beamte angestellt und die Verwaltung allzu kostspielig seyn. Dies ist leider der Fehler mancher neuen Anstalten in Paris; man legt Büreaux an, besoldet ein Heer von Commis und Beamten, nimmt ein prächtiges Lokal, muß ungeheure Miethe dafür zahlen, und so wird aller Gewinn von den Ausgaben verschlungen. Bei den Theaterunternehmungen sind es andere Ursachen, welche den Erfolg hindern. Wenn ein einziges Theater, das kleine Palais-royal-Theater, goldene Geschäfte macht, so haben dagegen andere viele Mühe, sich vor dem Untergange zu bewahren. Das Ambigu-comique, eines der ältesten Volkstheater, bietet jezt allen Kauflustigen seine Aktien an, ein Beweis, daß sie nicht gesucht werden. Der Cirque olympique hat schon zweimal seine Zahlungen einstellen müssen, und dennoch haben sich jezt wieder Kapitalisten gefunden, um dieses Schauspiel zum dritten Male flott zu machen. Aber es gehören zur Truppe dieses Theaters viele Pferde, und wenn das Heu theuer ist, geräth das Schauspiel in Verlust, zumal neben den Pferden auch eine bedeutende Zahl von Menschen unterhalten und besoldet werden muß. Dann hat dieses Theater Napoleons Ruhm und die Feldzüge der grande armée so ziemlich abgenuzt, und da die Lust an Feldzügen beim jezigen friedfertigen Geschlecht abgenommen hat, so fängt der Stoff an zu mangeln. Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 66:
Das Nordlicht (18ten Februar 1837.)

Logogriph.

Mit —f ein Hüter für Geist und Wein,
Mit —erz ein Dichter mit Schalkslatein;
Mit —os kommt's immer zu rechter Frist,
Wenn A sein glücklicher Anfang ist;
Mit —st ein behaglicher geistlicher Mann,
Mit —her oft kündet' es Zukunft an.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 10.

Sonnabend, 25. März 1837.

[139] **Deutsches Nationalwerk für alle Stände.**

Im Verlage der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Deutschen

von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten

von

Wolfgang Menzel.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage

in

Einem Bande in zwei Abtheilungen.

Erste Abtheilung,

mit dem wohlgetroffenen Bildniß des Verfassers in Stahl, und einem Register.

Da der Name des Verfassers als Schriftsteller längst, wie neuerdings als freisinniger muthvoller Volksvertreter ruhmvollst bekannt ist, und auch schon die früheren Auflagen dieses Werkes mit so großem Beifall aufgenommen wurden, so glauben wir nur andeuten zu dürfen, daß derselbe auf die dritte Auflage nochmals die sorgfältigste Mühe verwandt hat, um eine Arbeit, der er mit ganz besonderer Liebe obgelegen, möglichst zu vervollkommnen. Dieses Geschichtswerk enthält nicht nur die politische Geschichte Deutschlands, fortgesezt bis auf die jüngsten Tage, sondern sie geht auch mehr, als es bisher bei irgend einer populären Geschichte der Deutschen der Fall war, in die Specialgeschichten der einzelnen Provinzen und in die Geschichte der Sitten, der Kunst und Wissenschaft ein, und bringt im verhältnißmäßig engsten Raum die größte Fülle und Mannichfaltigkeit zur klarsten Uebersicht. Insbesondere bei dieser neuen Auflage ist der Verfasser dem Wunsche vieler Leser entgegengekommen, die schönsten und bedeutungsvollsten Einzelnheiten noch genauer auszumalen und dadurch, ohne je den Totalblick über das Ganze zu verlieren, doch jede besondere Zeit und Oertlichkeit aufs Lebendigste zu vergegenwärtigen. Durch diese zahlreichen Verbesserungen und Zusätze erscheint das Werk jezt nahezu um ein Viertel seines frühern Inhalts vermehrt.

Für Belehrung wie für Unterhaltung gleich gründlich und anziehend behandelt und von der wärmsten Vaterlandsliebe dictirt, ist dies ein recht eigentlich dem deutschen Volke zugeeignetes Nationalwerk, das in keinem Hause fehlen sollte.

Um unsrerseits zu möglichster Verbreitung dieses Werkes beizutragen und es auch dem weniger Bemittelten käuflich zu machen, haben wir unerachtet seiner bedeutenden Erweiterung und der Zugabe eines seinen Werth gar sehr erhöhenden Registers wie des Porträts des Verfassers dennoch nur den frühern Subscriptions-Preis auch für diese Ausgabe festgestellt. Beide Abtheilungen zusammen kosten also den Subscribenten nur 6 fl. oder 3 Rthlr. 18 Gr.

Von der Ostermesse an tritt jedoch der Ladenpreis von 8 fl. 45 kr. oder 5 Rthlr. ein.

Stuttgart, im März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[130] **Herabgesezter Preis von *Gluck's* Opern** im vollständigen Klavier-Auszuge mit deutschem und französischem Text!

Concurrenz zu begegnen, erlassen wir unsere durch treffliches Arrangement, Correctheit und grosses Folio-Format ausgezeichneten Ausgaben von Gluck's Opern, bis Ende d. J., unter dem Kostenpreise, nämlich:

Armide, arr. von J. S. Schmidt, statt 7 Thlr. jezt 4 Thlr.

Iphigenie in Tauris, arr. von Helwig, statt 5 Thlr. jezt 3 Thlr.

Orpheuse und Euridice, arr. von Klage, statt 5 Thlr. jezt 3 Thlr.

wofür alle solide Musikhandlungen sie liefern.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in Berlin.

[108]

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1836 bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. **Abenteuer, Die, des Simplicissimus.** Ein Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Herausgegeben von Eduard von Bülow. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.
2. *Altdeutsche Blätter* von Moritz Haupt und Heinrich Hoffmann. Erster Band in 4 Heften. 1835—36. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 4 Gr.
3. **Anfangsgründe der Botanik** zum Gebrauche für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von Eduard Winkler. Mit 140 Abbildungen. 16. Geb. 16 Gr.
4. **Baggesen's (Jens)** poetische Werke in deutscher Sprache. Herausgegeben von den Söhnen des Verfassers, Karl und August Baggesen. Fünf Theile. Gr. 12. Geh. 5 Thlr. 12 Gr.
5. **Ben Jonson** und seine Schule, dargestellt in einer Auswahl von Lustspielen und Tragödien; übersezt und erläutert durch Wolf, Grafen von Baudissin. Zwei Theile. Mit zwei Kupfertafeln. Gr. 8. 5 Thlr. 12 Gr.
6. **Bericht** vom Jahre 1836 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von Karl August Espe. Gr. 8. Geh. 10 Gr.
   Der Bericht vom Jahre 1835 kostet auch 10 Gr.
7. *Bibliographie*, Allgemeine, für Deutschland. Erster Jahrgang. 1836. 53 Nrn. (von 1—2 Bogen). Mit Registern. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.
8. **Bilder-Conversations-Lexikon** für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In alphabetischer Ordnung. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Ersten Bandes erste bis zehnte Lieferung. 1834—36. Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 6 Gr.
9. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Jahrgang 1836. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.
10. **Böttiger (K. W.)**, Karl August Böttiger, königl. sächs. Hofrath, Oberinspektor der königl. Alterthums-Museen zu Dresden, Ritter 2c. Eine biographische Skizze von dessen Sohne. (Aus den „Zeitgenossen" besonders abgedruckt.) Mit einem Bildnisse. 1837. Gr. 8. Geh. 16 Gr.
11. **Bührlen (Friedrich Ludwig)**, Der Flüchtling. Lebens- und Sittengemälde aus der neuesten Zeit. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.
12. **Bülow (Eduard von)**, Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Vier Theile. 1834—36. 8. 10 Thlr.
13. **Cambecq (Louis)**, Themis oder Rechtsstudium und Rechtspflege. Ein Handbuch für angehende praktische Rechtsgelehrte, mit besonderer Berücksichtigung vaterländischer Gesetze und des Gerichtsgebrauchs in Livland verfaßt. (Dorpat 1835. Gr. 8. 2 Thlr.
14. **Conversations-Lexikon**, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. Erste bis einundzwanzigste Lieferung. A bis Tr. 1833 bis 36. Gr. 8. Jede Lief. auf Druckp. 16 Gr., auf Schreibp. 1 Thlr., auf Velinp. 1 Thlr. 12 Gr.
15. **Cramer (Friedrich)**, Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark und der Königsmark'schen Familie. Nach bisher unbekannten Quellen. Erster Band. Mit einer Beilage: Biographische Skizze Friedrich Augusts des Starken. — Zweiter Band. Mit einer Beilage: Quedlinburgische Geschichten. Gr. 8. 3 Thlr.
16. **Cuvier (Baron von)**, Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. Erster bis vierter Band. 1831—36. Gr. 8. 11 Thlr. 8 Gr.
   I. Säugethiere und Vögel. 1831. 4 Thlr. II. Reptilien und Fische. 1832. 2 Thlr. 8 Gr. III. Mollusken. 1834. 2 Thlr. 16 Gr. IV. Die Anneliden, Crustaceen, Arachniden und die ungeflügelten Insekten. 1836. 2 Thlr. 8 Gr.
17. ***Dictionary*, A complete, english-german-french.** On entirely new plan, for the use of the three nations. Second edition. Breit-Octav. Cart. 2 Thlr.
18. ***Dictionnaire français-allemand-anglais.*** Ouvrage complet, rédigé sur un plan entièrement nouveau à l'usage des trois nations. Seconde édition. Breit-Octav. Cart. 4 Thlr.
   Nro. 17 und 18 sind einzelne Theile des unter Nro. 28 erwähnten Handwörterbuchs.

(Fortsetzung folgt.)

---

[135] **Nebenius Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden.**

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu kaufen:

Ueber die

Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden,

von

Fr. Nebenius.

Brochirt. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Die Herabsetzung der Zinsen von jenen öffentlichen Effekten, deren Börsenwerth das Nominal-Capital übersteigt, steht in mehreren Staaten noch in Frage, während andere bereits versucht haben, ihre Schulden dieser Art auf einen niedrigern Zinsfuß zu bringen, und auf dem Papiermarkte Papiere gefunden werden, deren Zinsfuß im Laufe von 10 Jahren nicht weniger als 3 Reduktionen erlitten hat.

Die Frage der Reduktion, unlängst in parlamentarischen Verhandlungen eines Nachbarstaates besprochen, ist für den größeren Theil des gebildeten Publikums, für alle die besitzen, oder von Fremdem Zinsen zahlen, von der höchsten Wichtigkeit. Nicht nur in dem Lande, wo sie ihre Lösung erhalten soll, ist sie praktisch, sondern sie influenzirt auch auf die gleiche Entscheidung in andern Ländern.

Diese Betrachtungen haben den berühmten Verfasser dieser Schrift veranlaßt, diese Materie in ihrem ganzen Zusammenhang ausführlich zu erörtern und praktisch zu erläutern.

Inhalt:

I. Von der Herabsetzung der Zinsen öffentlicher Schulden in Folge des Sinkens des Zinsfußes und dem hiebei zu beobachtenden zweckmäßigen Verfahren. Einleitung. Recht des Staates zur Aufkündigung lästig gewordener Schulden. Verpflichtung des Staates in Beziehung auf die Herabsetzung des Zinsfußes der öffentlichen Schuld, den Steuerpflichtigen gegenüber. Die Größe der Schuld ist kein Hinderniß der Herabsetzung des Zinsfußes. Bestimmung des Maßes der Reduktion. Allmähliges Fortschreiten der Reduktion in angemessenen Abstufungen bei fortdauerndem Sinken des Zinsfußes. Reduktion der Zinsen der öffentlichen Schuld auf den laufenden Zinsfuß ohne Capital-Erhöhung. Schuldentilgung und allmählige Reduktion in ihrem wechselseitigen Verhalten. Von den Schwierigkeiten, welche sich bei der Zinsreduktion ohne Capitalerhöhung, in Folge des fortschreitenden Sinkens des Zinsfußes, in Beziehung auf die Schuldentilgung ergeben können. Reduktion der Zinsen eines Theiles der öffentlichen Schuld unter den laufenden Zinsfuß ohne Capitalerhöhung. Periodische Benützung des Sinkens des Zinsfußes zur Zins-Reduktion ohne Capitalerhöhung und periodische Umwandlung der zu niedrigem Zinsfuß stehenden Schuldcapitalien in höher verzinsliche, nach eingetretenem Steigen des Zinsfußes. Schlußbemerkung über das Verfahren bei Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schuld. II. Herabsetzungen des Zinsfußes der öffentlichen Schulden verschiedener Länder während der gegenwärtigen Friedensperiode III. Französische Rentenreduktion und Reduktionsprojekte. 1) Verhandlungen vom Jahr 1824 und theilweise Umwandlung der 5procentigen Renten in 4½ und 3 Procent im Jahr 1825. 2) Französische Verhandlungen über die Reduktionsfrage im Jahr 1836. IV. Schlußbemerkungen über die wahrscheinlichen Fortschritte der Reduktion der Zinsen der europäischen öffentlichen Schulden.

Stuttgart und Tübingen, im März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[71] Als ein recht wohlfeiles und zweckmäßiges Schulbuch für Bürgerschulen erlaubt sich der Verleger zu empfehlen:

Deutsches Lesebuch für Schule und Haus.

Zunächst zu Beförderung religiös-sittlicher Bildung in Elementar- und Bürgerschulen

von Dr. C. Vogel,

Director der Bürgerschulen zu Leipzig.

Fünfte mit Stereotypen gedruckte Auflage.

25 enggedruckte Bogen auf weißem Papier ⅓ Thlr.

Fünf starke Auflagen und die Einführung eines Buches in so vielen Schulen sprechen wohl am Besten dafür, daß es ein brauchbares Buch ist. Um es auch der ärmern Classe von Schülern zugängig zu machen, werden bei Abnahme von 25 Ex. nur 7 Thlr., bei 50 Ex. nur 13 Thlr. und bei 100 Ex. nur 24 Thlr. gefordert, wo dann das Exemplar noch nicht einmal 6 Gr. kostet, ein gewiß seltener Preis. Schulvorstehern, die es vor Einführung näher kennen lernen wollen, werde ich auf portofreie Anfragen gern 1 Exemplar übersenden.

Leipzig, im Januar 1837.

Friedrich Fleischer.

---

[9] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Taschenbuch für Theetrinker,

oder der Thee in naturhistor., culturl., merkantil., medic.-diätetischer und luxuriöser Hinsicht. Von Marquis und Berard. Kl. 8. Geh. 1 fl. 30 kr.

Dieser kleine Modeartikel bringt unsern Damen von Stande die Biographie ihres Hausfreundes und ganz besondern Lieblings. Im Orient ist er Despot, Europa dagegen ist ihm freiwillig zinsbar und sein Einfluß auf das angenehme gesellige Leben und die wichtige Rolle, die er in unsern ersten Cirkeln spielt, sind bekannt genug. Wie er mit dem feinsten Anstand in diese einzuführen ist, welchen Nutzen er in medicinischer Hinsicht gewährt, wie er culturlich behandelt und überhaupt bereitet wird, ist in diesem Büchlein auf eine angenehme, unterhaltende und belehrende Weise entwickelt.

---

[114] Von

Glaser's vollständigem Atlas

über

alle Theile der Erde,

sowohl

zum Privatgebrauch als auch für Schulen,

36 Blätter in gr. Fol.

Subscriptions-Preis 4 Thlr. oder 7 fl. 12 kr.

ist so eben die 3te Lieferung erschienen. Dieselbe enthält Italien, Südamerika und Australien.

Spätestens in 6 Wochen erscheint die 4te Lieferung und in gleichen Zwischenräumen werden die folgenden Hefte ausgegeben. Die günstige Aufnahme, welche dem Werke bereits zu Theil wurde (über 2000 Subscribenten haben sich schon gemeldet), ist wohl der beste Beweis, daß bis jetzt Werthvolles geliefert wurde, und daß die Herausgabe eines Atlasses in solcher Bearbeitung und zu so ungemein billigem Preise sehr Vielen angenehm ist. — Jede Buchhandlung ist im Stande, die erste Lieferung zur Einsicht zu besorgen; Niemand soll zum Ankaufe des Werkes beredet werden, ohne sich vorher durch den Augenschein von seinem Werthe überzeugt zu haben. Durch Behalten der ersten Lieferung macht man sich indeß zur Annahme des Ganzen verbindlich. Der Subscriptionspreis wird bei Empfang jeder Lieferung mit 8 gGr. oder 36 kr. entrichtet. Einzelne Blätter kosten 4 gGr. oder 18 kr. Subscribenten-Sammler erhalten auf 10 — 1, 25 — 3, 50 — 7, 100 — 15 Freiexemplare.

Darmstadt.

L. Pabst.

---

[102] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der

Prophet Elias,

ein Sonnen-Mythus.

Nachgewiesen von F. Nork.

Leipzig, bei Eduard Kummer. 1837.

Preis 18 Groschen.

Nach vorausgeschickten Proben, was unsere Historiker als geschichtliche Stoffe behandeln, und einer hierauf folgenden Prüfung der Glaubwürdigkeit jüdischer Geschichtsbücher, sucht der Verf. durch Vergleichung mit ähnlichen Mythen anderer Völker, welche die ungleichen Wirkungen der Sonne in den verschiedenen Jahreszeiten als Thaten Eines Gottes, Heroen oder Propheten in mehrere Personifikationen, erzählten, und auch durch Etymologie der Namen aller in einem Mythus handelnden Personen, zu beweisen, daß Elias die freundliche, und sein Jünger Elisa die winterliche Jahreshälfte bedeute.

№ 73.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 27. März 1837.

Why all these things change from their ordinance,
Their natures and preformed faculties,
To monstrous quality?

Shakespeare.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Außer diesen climatischen Einflüssen existirt aber noch eine andere, allgemeinere und kräftigere Ursache, welche sich beständig an Orten entwickelt, wo abgestorbene Pflanzentheile den Wirkungen der Wärme und Feuchtigkeit ausgesezt sind; und daß es besonders solche verwitternde Pflanzentheile sind, welche die tödtlichsten Miasmen aushauchen, geht daraus hervor, daß sich die lezteren zur Zeit großer Urbarmachungen allemal am bestimmtesten hervorthun. Solche Unternehmungen sind daher in der heißen Zone, wo alle diese Processe einen energischeren Charakter annehmen, auch allemal ein Todeskampf zwischen dem animalischen und dem Pflanzenleben; es scheint dann, als wenn die Natur nicht Kräfte genug besitze, um beide vitale Thätigkeiten gleichzeitig zu begünstigen. Die entsezlichste Sterblichkeit herrscht aber da, wo das Meerwasser sich mit süßen, stehenden Gewässern mischt und durch diese Vermischung und Ausdünstung die Luft mit noch gefährlicheren Miasmen schwängert. Der sogenannte Sack des Golfs von Maracaibo bietet ein besonders auffallendes Beispiel davon dar; und im Dorfe Caita, auf der Küste des Littorals von Venezuela, dürfen die Neger, wenn sie ihre Schulden nicht bezahlen wollen, nur zu Hause bleiben, wohin ihnen kein Gerichtsdiener zu folgen wagt, da Personen, welche an die Miasmen, die dort die Luft erfüllen, nicht gewöhnt sind, oft in wenigen Stunden eine Beute des Todes werden. Boussingault hat versucht, durch vergleichende Analysen der Luft zu Paris, Lyon und in den genannten Gegenden des tropischen Amerika die eigentliche Substanz dieser Miasmen auszumitteln, und er hat sehr wahrscheinlich gemacht, daß eine Gegend um so ungesunder sey, einen je größern Antheil von Kohlenwasserstoff die dortige Atmosphäre enthalte. Es gibt also wenigstens krankhafte Mischungsveränderungen der Luft, welche als die nächste Ursache hervortretender Epidemien bezeichnet werden können: die irdische Atmosphäre, und wahrscheinlich auch der von ihr umflossene Erdkörper kranken selbst und ziehen dadurch die Krankheit der darauf lebenden Geschöpfe nach sich, gleichwie Insekten, welche auf einen thierischen Körper angewiesen sind, unter dem Erkranken dieses Körpers mit leiden. Zu diesen, in ihren Folgen auf das thierische Leben so wichtigen krankhaften atmosphärischen Affectionen muß aber unstreitig auch ein abnormer Zustand der Luftelektricität gerechnet werden, welcher, im weitesten Sinne des Wortes, auch als ein Miasma, * oder doch wenigstens als eine schädliche Luftbeschaffenheit überhaupt

* Ich bitte, mich nicht falsch zu verstehen.

bezeichnet werden kann; und es ist in diesem Bezuge höchst merkwürdig, daß der würtembergische Oberamtsarzt Dr. Buzzorini zur Zeit der in München herrschenden Epidemie bei einer Reise nach dieser Hauptstadt, je mehr er sich letzterer näherte, immer mehr freie, negative Elektricität beobachtete, und zwar in einer Menge, wie er vorher niemals wahrgenommen hatte. Die Ursache des epidemischen Erkrankens scheint daher, wir wiederholen es, allerdings in einem gleichzeitigen abnormen (krankhaften) Zustande der Atmosphäre gesucht werden zu müssen, welcher sich entweder durch Miasmen, zu deren Zersetzung es ihr augenblicklich an vitaler Kraft gebricht, oder aber durch ein gestörtes Gleichgewicht der in ihr fungirenden Naturkräfte, wie hier der Elektricität, ankündigt. — Weiter gehen wir auf den geheimnißvollen Gegenstand, wie viel wir noch darüber auf dem Herzen hätten, für jezt nicht ein.

Ueber die Entdeckung des deutschen Naturforschers Ehrenberg, betreffend das Vorkommen mikroskopischer Thier= und Pflanzenreste vorweltlicher Zeit im Feuersteine, wovon zu Anfang dieses Berichts vorläufig die Rede gewesen ist, findet sich jezt ein Bericht in den eben an das Licht tretenden Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin im December des vorigen Jahrs. Ehrenberg weist daselbst in den bei Delitsch (unfern Leipzig) gefundenen Feuersteinen Algen (eine zu den kryptogamischen Gewächsen gehörende Pflanzenfamilie) als Begleiter der angegebenen Infusionsthierchen nach. Er bestimmt ferner die eigentlichen Gattungen dieser Feuersteinthierchen, wenn wir so sagen dürfen, genauer, und lehrt uns unter denselben namentlich drei, wie es scheint, noch lebend vorkommende Arten der Panzerinfusorien, und eine andere, lebend nicht aufgefundene Art kennen. Mit diesen Infusorien gleichzeitig fanden sich ferner in den Feuersteinen oft sehr wohlerhaltene Fragmente von Salzwasserpflanzen und von solchen unleugbaren Seethieren, die noch nie außer dem Meere entdeckt worden sind. Um dies Alles auf eine ganz augenscheinliche, keine Einwendung zulassende Weise darzuthun, läßt Ehrenberg den Feuerstein zu so dünnen Plättchen schleifen, daß dieselben den feinsten mikroskopischen Beobachtungen unterworfen werden können, und die sorgfältigste Untersuchung von Hunderten solcher Täfelchen hat gezeigt, daß meistens die ganze Masse aus Infusorien und Meerespflanzen besteht. — Versuchen wir es nun, durch Anstrengung unserer Einbildungskraft uns in die Urzeit zurück zu versetzen, welche wir die heroische in Bezug auf die damals waltenden Naturkräfte nennen möchten, und wo Revolutionen eintraten, wobei sich Fluthen und Gluthen vereinigten, um eine Welt von Infusionsthierchen und Meerespflanzen zu einem nachherigen Gebirge von Feuerstein zusammenzuschwemmen und zu schmelzen. In der That, wir haben jezt, wo die Naturgewalten ihren furchtbaren Charakter abgelegt zu haben scheinen, gar keinen Begriff mehr von einem solchen Vermögen, und nur zuweilen geben noch außerordentliche Phänomene eines Erdbebens, eines Orkans u. s. w. ein schwaches Bild von jenem früheren Zerstörungskampfe der Elemente.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegenheit und Hülfe.

(Fortsetzung.)

Während dieser Rede war der Graf von seinem Erstaunen etwas zurückgekommen; da überdem die Poeten das Privilegium haben, mit Geistern umzugehen, als ob sie ihres Gleichen wären, worin sie sich aber oft irren, so bot er ihm einen Stuhl an, fragte, ob er einer Tasse Thee bedürfe, und was solche höfliche Redensarten mehr sind. Der Kleine aber antwortete: „Sie sind viel zu artig, es ist Alles zu viel, lassen Sie mich nur ausreden, das ist die Hauptsache.“ — Der Graf schwieg und der Kleine fuhr fort: „Ich bin der Geist der Mährchen. Einst war ich ein angesehener Mann, überall willkommen bei Großen und bei Kleinen, es war eine schöne Zeit! Nach und nach wurden die Menschen gescheidter, oder glaubten es wenigstens zu seyn; sie schämten sich meiner und verwiesen mich in die Kinderstube. Sie glauben nicht, mein Lieber, wie gut es mir dort manchmal ging. Die Ammen und Kinderfrauen stuzten mich oft recht zierlich zu, so daß ich mich selbst über meine Schönheit wunderte. Da kam aber einmal einer, der sagte: „Alle diese Sachen tragen nichts ein, sie hindern nur die Kinder im Rechnen, wir leben im Zeitalter des Verstandes, hinaus mit den Mährchen!“ Der Mann, der das sagte, war nun eben nicht der Repräsentant des Verstandes, aber die Andern gaben ihm Recht. Mein Vetter Phantasus ward gebunden; Sie haben seine wahrhafte, aber klägliche Geschichte gewiß im Tieck gelesen; ich mußte mich als Straßenbettler forthelfen. Meine Kost ward täglich spärlicher. Grimm und Houwald warfen mir manchmal einen Bissen zu; so nährte ich mich kümmerlich. Ich schrumpfte täglich mehr ein. Den vorigen Winter stand ich einsam auf der Straße; ich war schon so klein, wie Sie mich jezt sehen. Die Kälte war groß, ich erstarrte. Ein Handwerker, der für einen Galanteriehändler arbeitet, fand mich und sezte mich auf die Zündmaschine. So stand ich beinahe ein Jahr regungslos, bis mich die Frau, durch die ich zu Ihnen kam, aus dem Gewölb erlöste. Schon als sie eintrat und mich anblickte, wurde mir ganz wohl um's Herz, und wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es mich, als sie mich berührte: wie

Sie wissen, Rappert, oder wie man das sonst nennt. Ich schwieg aber, um mich im Gewölbe nicht neuen Verwicklungen auszusetzen. Abends kam ich in Ihre Hände. Seither habe ich mich immer mehr und mehr erholt, und weil Sie sich gegen mich artig benehmen und die Kinder lieben wie ich, will ich Ihnen einen Dienst erweisen. Sie möchten gern ein Mährchen schreiben, wissen aber nicht, wie dies anzufangen sey, mit Einem Wort, Sie sind in Verlegenheit, so biete ich Ihnen meine Hülfe an; ich will Ihnen beistehen. Es wird zwar nicht viel herauskommen, Sie haben keinen rechten Mährchenzuschnitt, aber versuchen wollen wir's." Johannes erwiderte: „Mein Liebster! Sie sind mir im höchsten Grade willkommen, ich will mich gleich an den Schreibtisch setzen, belieben Sie dann nur zu dictiren. Der Titel heißt Verlegenheit und Hülfe." — „Verzeihen Sie," entgegnete der Laternenanzünder, „so ist es nicht gemeint. Ich will Sie in die Fabrik der Erzählungen führen, dort werden Sie das Weitere erfahren."

Während sich nun Johannes ankleidete, lief der Kleine an den Wänden auf und ab, wie eine Fliege, und immer stellten sich neue Gegenstände dar: bald Gärten, die sich in's Unendliche ausdehnten, mit den herrlichsten Bäumen und rauschenden Gewässern, dann Palläste, so schön, wie sie nirgend auf der Welt anzutreffen sind, und Prinzessinnen und Mohren, Ritter und Zwerge im buntesten Gewirr, und so wechselte es immer, bis Johannes ganz schwindlicht wurde und sprach: „Ich bitte Sie, mein lieber Freund, diese Tollheiten bei Seite zu lassen, ich werde ganz confus und kann gar nicht mehr vernünftig denken. Erzählen Sie mir lieber, was es für eine Bewandtniß hat mit der Erzählungsfabrik, die Sie erwähnt." Augenblicklich verschwanden die Bilder von der Wand. Der Kleine stand neben Johannes und begann: „Die Kunst geht nach Brod, die Menschen auch; da ist nun Einer derselben auf die Idee gekommen, eine Erzählungsfabrik anzulegen, und sie hofft auch ein ausschließliches Privilegium auf die Dauer von fünf Jahren zu erhalten. Der Vorzug der Fabrikerzählungen ist, daß sie in keinem öffentlichen Blatt getadelt werden, weil der Eigenthümer der Recensirmaschine der Muse den Hof macht; und Sie wissen, daß die Recensenten immer nur nach ihrer persönlichen Zu- oder Abneigung und nicht nach dem Werth des Werkes urtheilen." — „Was ist denn die Taxe für eine Erzählung?" — „Das werden Sie schon hören," gab der Kleine zur Antwort. „Sind Sie schon angezogen?" — „Ja, mein kleiner Freund!" — „Als ein rechter Laternenanzünder will ich Ihnen vorleuchten, mein Lieber!" sprach der Kleine und griff auf den Tisch nach einem Buch. Es war ein Werk, auf welches sich jeder Schriftsteller beruft, wenn er den Mangel eigener Phantasie durch erzwungene Luftsprünge zu ersetzen sucht, mit Einem Wort, es waren Hoffmanns Serapionsbrüder. Der Kleine riß ein Blatt heraus, und dieses leuchtete alsobald in wunderbarer Helle; sie traten auf die Gasse.

Als sie eine Weile gegangen waren, bemerkte Johannes, daß Hoffmanns Blatt bald düsterer, bald heller brannte. Der Kleine, den er darum befragte, erwiderte: „Dies hängt von den Leuten ab, die in der Gasse wohnen, durch die wir ziehen. Haben sie viel romantischen oder kindlichen Sinn, so brennt die Lampe hell; sind sie sehr gescheidt oder Kritiker, so verdüstert sich der Schein." Kaum hatte er diese Worte geredet, als das Licht ganz auslosch. Der Kleine faßte Johannes am Arm und zitterte, wie von Fieberfrost geschüttelt; der Angstschweiß brach ihm auf der Stirne aus, er war ganz klein zusammengeschrumpft. „Verbergt mich, ich bitt' Euch, und lauft, was Ihr könnt." Johannes steckte den Kleinen in die Tasche und lief bis auf den Platz, der das Ziel ihrer Wanderung seyn sollte. Dort wollte er den Kleinen wieder aus der Tasche ziehen, aber der war indessen schon wieder so gewachsen, daß sein Kopf aus dem Sack herausguckte. „Sag mir nur, Kleiner, was ist dir denn geschehen?" sprach Johannes. — „Dort wohnt die Polizei-Hofcensurstelle," erwiderte dieser, „und wenn man der in die Nähe kommt, ist es um Phantasie und Licht geschehen. Doch seht, wir sind zur Stelle."

Johannes blickt auf; das Licht, von welchem Adelheid gesprochen, flimmerte und eine Gestalt schien sich zu bewegen. „Die Muse ist da," sprach der Kleine. „Kommt herauf. Ihr seht," sprach er auf der Treppe, „daß ich Euch nicht getäuscht, Alles ist so unordentlich, wie es nur im Haus einer gelehrten Frau möglich." Sie pochten; keine Antwort. „Sie ist gewiß mit ihrer Toilette beschäftigt. Tretet nur ein." Johannes gehorchte. „Richtig putzt sie sich," sprach der Kleine. „Wo ist sie denn?" fragte Johannes. „Seht Ihr sie nicht am Fenster?" Eine dicke Frau stand am Fenster; ihr Alter mochte zwischen sechzehn und sechzig Jahren seyn, sie nestelte in ihren Haaren. „Das ist die Muse," sprach der Kleine. Dem Poeten erstarb das Wort im Munde.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, März.

Gemäldeausstellung.

Seit einiger Zeit ist eine Gemäldeausstellung in dem von Pabst Pius VII. zu diesem Zweck bestimmten Lokale an der Porta del Popolo eröffnet. Wenn man in Anschlag bringt, daß Rom noch immer für den Mittelpunkt der Kunstbestrebungen gilt, so wundert man sich sehr über den geringen Belang dieser Ausstellung. Es würde indeß unbillig seyn, wenn man verneinen wollte, daß sich einige sehr lobenswerthe Werke vorfinden. Von dem alten, noch immer jugendkräftigen Reinhart ist eine schöne Landschaft vorhanden. Im Vordergrunde ein kleiner Strom, welchem langsam Vieh sich nähert; große Bäume breiten ein Laubdach aus.

zu beiden Seiten liegen Felsenmassen, rechts ein einsamer dorischer Tempel. Hirten und Heerden erblickt man im Mittelgrund, hinter ihnen eine flache Strandgegend mit wenigen Wohnungen, während das blaue Meer den Horizont bildet. Es liegt in dieser Landschaft, in ihrer Ruhe etwas, was den Beschauer in das klassische Alterthum versezt. Im landschaftlichen Fache ist auch sonst noch Tüchtiges geleistet, namentlich von einem Russen, Namens Lebedeff, welcher eine überaus heitere und farbenreiche Ansicht des Albanersees mit Castel Gandolfo, und eine Partie aus der untern Galerie von Albano mit einem Blick auf das Thal gegeben hat, die von großem Talent und Farbensinn zeugen, und von einem Ungar, Marco, dessen kleine Bilder sich durch eine bewundernswürdige Ausführung und große Wahrheit des Details bemerklich machen. Catel hat eine Ansicht der Gegend um Viareggio im Herzogthum Lucca und eine andere der benachbarten Carrarischen Gebirge geliefert, in denen man seine gewohnten Vorzüge der Naturtreue und vorzüglich pittoresken Auffassung wiederfindet, die aber für italienische Landschaften etwas kalt sind. Vielen Beifall findet ein sehr hübsches Genrebild von Lindau aus Dresden. Die Scene bildet der Strand von Nettuno. Eine Segelbarke ist auf's Trockene gezogen, zwei Fischer befinden sich auf dem Deck mit Mandolinen, der vordere sizende, ein blonder, noch jugendlicher Kerl mit blizendem Auge und lebhafter Geberde, singt eine Stanza oder ein Lied, während sein Gefährte, eine braune Seemannskutte über den Kopf gezogen, halb gebückt, ihn auf der Mandoline begleitet. Ein Dritter, ein junger Bursche, nichts tragend als Leinwandbeinkleider und ein Amulet um den Hals, steht an die Barke gelehnt, einen Pfeifenstumpf im Munde. Eine ganze weibliche Gesellschaft hört zu. Zwei hübsche Mädchen, in dem reichen, farbenbreitern Costüm der Gegend, stehen ganz vorne, sie haben einander umschlungen und halten in der Hand das Tamburin, wahrscheinlich vom Tanze ruhend, um dem Gesange zu lauschen. Sie scheinen die Hauptpersonen zu seyn, zu denen der Vortragende sich wendet. Ein junges Weib, dicht vor der Barke sizend, säugt ihr Kind, eine andere ist mit dem Rocken beschäftigt. Rechts vom Beschauer ist eine andere Gruppe. Eine Frau, auch noch mit jugendlichen Zügen, hält einen kleinen Knaben, der mit einem Burattino spielt; eine zweite neben ihr steht mit dem einen Fuß auf einem Block und hört aufmerksam zu, indem sie das Kinn auf die Hand stüzt und ihr blondes Köpfchen nach vorne neigt. Eine dritte trägt einen Wasserkrug auf dem Haupte. Vorne sizt ein etwas älterer Fischer mit einem Strohhute, übrigens in dem höchst einfachen Costüme, welches oben beschrieben worden, braun gebrannt von der Sonne, auf dem Boden; vor ihm wälzt sich, ein echtes Muster des dolce far niente, im Sand ein Knabe, eine Orange haltend, deren er schon einige verzehrt zu haben scheint. Hinten sieht man das Meer und das Städtchen; seitwärts eine Osterie, aus welcher man eine Schüssel mit dampfenden Maccaroni und Anderes herbeiträgt. Der Ton des ganzen Bildes ist äusserst heiter und anmuthig, und die malerische Tracht ist der geschickten Gruppirung zu Hülfe gekommen, ein sehr gelungenes Ganze zu liefern.

(Die Fortsezung folgt.)

Nürnberg, März.

(Fortsezung.)

Heideloff. Die altdeutsche Kunst.

Kommt hier die Schwäche des Alters über die Steingebilde, bald begrüßt der neue Frühling den jungen Flor, der üppig nachwächst unter der Pflege eines sinnigen Gärtners, der aus seinem Heimathlande ausgezogen ist, um hier das heimische Feld seines reichen Geistes anzubauen. Unter seiner Künstlerhand entstehen immer wieder neu und schön die sinnvollen Werke alter Kunst, und segenvoll waltet in seiner Schöpfung sein wahlverwandter Geist im Bund mit jungen Kräften, die er sich heranbildet. Sieh dort das grüne Haus, umrankt von blumigen Gebilden, die der gestrige Tag erst wach geküßt zu haben scheint; und jenes dort, das bis hinauf zur Kapelle, die seinen Giebel krönt, so reich geschmückt ist mit Blumen und Arabesken, welche in holder Verwirrung die zierlichen Wappenschilder und die bedeutsamen Gruppen umschlingen — erst heute scheint es der Hand des Meisters entwachsen zu seyn. Und dort in der Lorenzerkirche siehst du das Meisterwerk von Veit Stoß, dem unvergleichlichen Künstler in Holz, wie es von dem mächtigen Gewölbe herniederschwebt, um der Erde aus Engelsmund den Gruß des Himmels zu bringen. Es war herabgestürzt und lag vor kurzer Zeit noch in Splitter zerschmettert; aber neu verjüngt schwebt es nun in seiner goldenen Glorie. Fragst du nach dem Meister, es ist derselbe, der daneben jenes himmelhohe Gerüst erklettert, um dem Werke Adam Krafts — der die Kunst besessen haben soll, Steine zu erweichen, sie, wie der Töpfer seinen Thon, in diese kühngeschwungenen Formen zu schlagen und wieder hart zu machen — diesem wundersamen Sakramentshäuschen, das tausendgliedrig sich an dem mächtigen Säulenbüschel emporrankt, seine Sorge zu widmen, es ist derselbe, der dort der künstlich ausgelegten Fensterrose seine Zierde wiedergibt. Karl Heideloff aus Stuttgart ist es, der diese Schöpfungen der deutschen Vorzeit sorgsam erhält. Schwerlich ist Jemand so tief in die Geheimnisse der deutschen Baukunst eingedrungen, selbst Boisserée nicht. Was Viele geahnt und gesucht, hat er durch reiches Quellenstudium gefunden; er hat den Archimedespunkt erforscht, aus dem sich der ganze reiche Schaz gothischer Kunst heben läßt, wo ihre Räthsel sich lösen, die Mystik ihrer Verhältnisse sich offenbart, und die heilige Siebenzahl der alten Baukünstler ihre bedeutsamen Geheimnisse verkündet. Was er bereits geleistet, was er der Welt noch schenken wird, seine „Beiträge zur Geschichte der gothischen Kunst,“ sein „ikonologisches Lexikon,“ seine „Geschichte des Altars,“ werden seinem Namen auch in der Ferne die Verehrung sichern, welche ihm seine Persönlichkeit und seine Wirksamkeit als Lehrer und Meister bei denen, die ihn kennen, längst erworben hat. Schade, daß es uns nicht vergönnt ist, das Theater Nürnbergs nach seinem Plan in gothischem Styl erbaut zu sehen. Es hätte sich dann, ebenbürtig seinen Nachbarn, den großartigsten Denkmalen der deutschen Kunst anreihen können, während es so, in modernem Gewande, bei größern Kosten, verfehlt in der innern Construction, auch im Aeußern den harmonischen Eindruck stört, den die reiche Umgebung macht. Mögen sich andere Städte ihrer Modernisirung rühmen; aber hier wurzelt die deutsche Kunst noch im angestammten Boden, hier sollte sie vor Allem gepflegt werden. Wir erinnern uns hiebei lebhaft der Worte Uhlands: „Ein Baum, der nicht im groben Volksboden sich genährt, nein! einer, der nach oben sogar die Wurzeln kehrt.“ Will man diesen auch hieher verpflanzen? Nur was in sich selber die Nothwendigkeit seiner Existenz hat, mag bestehen; Laune und Machtspruch vermögen hier nichts. Wie wahr ist der Gedanke, welcher Heideloffs würdigem Streben zu Grunde liegt: Wir haben eine deutsche Kunst, warum sollen wir griechisch bauen? Warum die Hallen des heitern Süden in unsern wolkigen Norden versezen?

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Uhland.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 31. Montag, 27. März 1837.

Altdeutsche und nordische Literatur.

6) Sagenforschungen von Ludwig Uhland. I. Der Mythus von Thor, nach nordischen Quellen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

Der Mythus von Thor hat für Uhland darum so viel anziehendes gehabt, weil in ihm die poetische Naturanschauung unsrer nordischen Stammgenossen verborgen liegt. Odin war in der nordischen Mythologie der Mittelpunkt aller geistigen, sittlichen und gesellschaftlichen Beziehungen, Thor dagegen der Mittelpunkt des gesammten physischen Lebens. So viel Mythologen sich nun auch schon mit diesem Gegenstande beschäftigt haben, so ist doch noch keiner mit solchem Scharfsinn in die Mythen des Thor eingedrungen und hat auf so überraschend einleuchtende Weise den einfachen Sinn derselben ermittelt. Sehr Vieles, was bisher bloß als ein allgemeines Lob des starken Gottes, oder als ein wunderliches und barockes Mährchen, und nicht selten ganz unverständlich erschien, hat jezt erst eine schöne Deutung gefunden. Man muß aber diese Resultate um so dankbarer anerkennen, als die Lösung der im nordischen Mythus verborgenen Räthsel bei der eigenthümlichen Kürze, Kühnheit und orakelmäßigen Dunkelheit der Skaldensprache wirklich im höchsten Grade schwierig war. Uhland bemerkt, daß die Sagen, die sich durch Odin auf die innere Welt beziehen, noch weit schwieriger zu deuten seyen, als die durch Thor sich auf die äußere Natur beziehen, und er hat deßhalb zuerst diesen seine scharfe Aufmerksamkeit zugewendet.

Seinen Bemühungen ist es gelungen, uns ein weit klareres Bild vom alten Gott Thor zu geben, als die bisherigen waren. Man faßte beinahe immer nur die wilde Kraft an ihm auf, dachte ihn als den Donnergott; da er doch im Gegentheil als ein Bezähmer der wilden Kraft, als die segnende Wirksamkeit der Natur, als Frühling und Sommer (der den Winter bewältigt), als Wachsthum, Fruchtbarkeit, und als Ackerbau, Kultur, Straßen- und Brückenbau ꝛc. (der die rohe Gewalt der Elemente überwindet) anzusehen ist.

In dieser Eigenschaft tritt Thor als Repräsentant der Kultur dem wilden Riesengeschlecht aus Fornjots Stamm entgegen, welcher die rohe Naturgewalt bezeichnet. Fornjots Geschlecht zerfällt in drei Stämme. Kari zeugt Frost, Eis, Schnee. Logi zeugt Flamme, Gluth, Asche. Aegir zeugt Fluth, Welle, Seegebraus. Dahin gehört auch Not, die Nacht, mit ihrem Stamme, und andere fornjotische Geschöpfe, die also rohe Naturgewalten ausdrücken.

Wenn nun die Sage meldet, Thor habe den Jötun Hrugnir, der ganz von Stein war, überwältigt, so heißt das s. v. a. er habe bewirkt, daß ein bisher unfruchtbares Gebirge angebaut worden sey. Wenn der Riese einen großen Mann von Lehm verfertigt, der den Thor schrecken soll, aber selbst bei seinem Anblick vor Angst das Wasser läßt, so bezeichnet dieser Umstand noch näher die Lokalität. Das Stück von des Jötun Steinwaffe, das in Thors Schädel stecken geblieben, bezeichnet die Steine, die auf dem Acker zurückgeblieben, von denen bekanntlich ganz Schweden bedeckt ist.

Wenn nach einer andern Mythe Thor den Oervandil im Korbe über das Eis trägt, dieser aber eine Zehe hervorstehen läßt, die ihm erfriert, so bedeutet das die den Winter über aufbewahrte Saatfrucht (Oervandil heißt der mit dem Pfeil Arbeitende, das spitze Saatkorn), die zu früh der Erde anvertraut, noch zum Theil erfriert.

Wenn Thor und Loki auf ihrer Ausfahrt ein paar junge Menschen mitnehmen, so heißt das, der Segen des Himmels kann ohne Menschenhände allein doch noch keine Kultur der Erde hervorbringen.

Wenn Thor die Böcke, die seinen Wagen ziehen, Abends schlachtet und ißt, Morgens aber aus den übrigen Knochen vollkommen wieder herstellt, so bedeutet das die jährliche Wiedergeburt der Natur.

Wenn Thor den Utgarloki (den Endiger) nicht bezwingen kann, so heißt das, die Natur selbst hat ihre Grenze. Wenn er auf seiner Wanderung den Speisesack, den der Riese zugeschnürt hat, nicht öffnen kann, so deutet das auf die unbezwingliche Unfruchtbarkeit eines Gebirgszugs. Wenn er die Riesenschlange, die den Ozean bildet, nicht von einander reißen kann, so bezeichnet dies ebenfalls die Schranke der Naturgesetze.

Thors Gattin heißt Sif, die schönhaarige, deren Haar abgeschnitten und von unsichtbaren Erdgeistern wieder gewoben wird. Das ist das blonde Saatfeld, das in der Ernte geschnitten wird und doch wieder wächst. Thors Tochter wird in seiner Abwesenheit vom Zwerg Alvis entführt, er kehrt aber zurück und entreißt sie ihm, d. h. das Saatkorn verschwindet auf kurze Zeit unter der Erde, bleibt ihr aber nicht.

Harbard (Odin) schadet dem Thor, d. h. der Krieg verdirbt die Felder und hindert die Saaten. Odin beherrscht die Jorle und die Freien, d. h. die Krieger; Thor nur die Trälle, d. h. die ackerbauenden Knechte.

Thrym stiehlt Thors Hammer, den berühmten Miölnir, das Zeichen des Blitzes, und will ihn nicht hergeben, wenn ihm nicht Freya als Braut ausgeliefert wird. Da verkleidet sich Thor als die Braut, täuscht den Thrym, bis er den Hammer wieder hat, und erschlägt ihn dann. Das heißt: Durch die Winterstürme werden die warmen Sommergewitter verbannt, wenn aber die heitere Frühlingsluft (Freya) wiederkehrt, findet sich auch der Blitz wieder.

Ein Jötun erbietet sich, den Göttern eine Burg zu bauen und läßt sich von dem Roß Suadilfari die Steine herbeiholen. In einem Winter soll das Werk fertig und dann soll ihm Freya zum Lohn werden. Loki aber schickt eine Stutte, nun jagt das Roß der Stutte, und der Riese dem Roß nach. Die Zeit des Winters verstreicht über dieser Jagd. Thor erscheint und zerschmettert den Riesen. Das heißt: Der Winter will sein festes Haus aus Eis für die Ewigkeit bauen; aber er verwandelt sich in jagende Aequinoktialwinde, und am Ende kommt der Sommer und vernichtet ihn gänzlich.

Ein anderer Jötun, Thiassi, raubt die schöne Iduna, die Göttin der Unsterblichkeit. Loki erbittet sich von Freya die Falkengestalt, fliegt zu der gefangenen Iduna, verwandelt sie in eine Nuß und fliegt mit ihr fort. Thiassi verfolgt ihn in Adlersgestalt bis nach Asgard, verbrennt sich aber in dem Feuer, das die Götter auf den Mauern anzünden. Das heißt: Iduna ist hier zunächst bloß die ewige Wiederkehr des Grünen in der Natur. Thiassi ist der Winter, der die Blätter und alles Grüne raubt. Die Nuß ist das Samenkorn, das Feuer ist die Sonnenhitze.

Thor wirft die unanständige Göttin Geiröd, die eine Ueberschwemmung verursacht, mit einem Stein. Das ist der Bau einer Brücke über einen reißenden Bergstrom.

Baldur ist die Sonne, die im Herbst abzusterben scheint. Nanna, die mit ihm stirbt, die Blüthe oder Blumenwelt. Der ihnen befreundete Thor wirft ihr den Zwerg Lit (die Farbe) ins Grab nach.

Den Jötun Hymir (der Dämmerer) erkennt Thor nicht für den stärkern, bis dieser Aegirs Braukessel auf den Kopf sezt, die Midgardschlange mit dem abgerissenen Kopf eines Stiers als Angel fängt und einen Kelch zerbricht. Der Kessel ist das Meer, der Kelch das Eis, mit dem das Meer überfroren ist. Die Schlange bedeutet die Meerstürme zur Zeit des Austhauens. Ob das Stierhaupt nicht mehr bedeutet, als bloß die abgerissenen Eisstücke, die das Meer verschlingt, scheint uns noch zweifelhaft.

Thor schleudert den achtarmigen Starkod vom Felsen herab. Das ist ein Wasserfall.

Auch ins historische Gebiet greifen noch die Thorssagen ein. So z. B. die Thaten Halfdans (des Halbdänen), des kriegerischen Mischlingsvolks an der See,

dessen Räubereien den Ackerbau störten. Thor erscheint hier als der Tröster der Unterdrückten, innig verbunden mit dem demokratischen Princip der alten Nordländer, während Odin als Gott der neuen Aristokratie erscheint.

Dies nur eine kurze Skizze des reichhaltigen und höchst eigenthümlichen Inhalts einer Schrift, die als einer der fruchtbarsten Beiträge zum Verständniß unsrer ältesten Vorzeit betrachtet werden muß.

7) Snorri Sturlusons Weltkreis (Heimskringla), übersezt und erläutert von Dr. Ferd. Wachter, Prof. in Jena. 2ter Band. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1836.

Die Fortsetzung eines unlängst in diesen Blättern angezeigten höchst schätzbaren Werks. Sie enthält in der Einleitung eine ausführliche Abhandlung über die altnordische Prosodie, Stabreim, Alliterationen, und sodann die Sagen von Hakon dem Guten, Harald Grafelld, Jarl Hakon und Olaf Tryggwason. Die leztere ist am interessantesten, da sie den Kampf und Untergang des durch Oehlenschläger bekannten Hakon Jarl, und die schöne Sage von den Jomswikingern enthält. Aber auch abgesehen von diesen poetischen Vorzügen der Sagen, haben sie hohen historischen Werth durch die genaue Erzählung aller Umstände, unter denen das Christenthum im Norden eingeführt wurde. Hakon der Gute, der es zuerst bekannte, unterlag noch dem Heidenthum, und daher sagt der Herausgeber mit vollem Recht: „Die Sage von Hakon dem Guten ist daher auch eine der bedeutungsvollsten, weil sie den Kampf des Heidenthums mit dem Christenthum schildert, und jenes über dieses als Sieger aus demselben hervorgehen läßt. Sie ist von der tragischsten Wirkung, da ihr Held, der christliche Hakon, der Macht des Heidenthums unterliegt. Daher die Liebe, mit der die heidnisch gesinnten Skallden den christlichen König behandeln. Auch die späteren Christen behandelten Hakon mit Liebe wegen seines Strebens, das Christenthum einführen zu wollen, denn sie konnten ja dem tödtlich Verwundeten in den Mund legen, daß er auch, wenn er am Leben bleibe, Norwegen verlassen, und in einem Christenlande Buße thun wollte. Hätte Kirchen-Herrschaft auf Island gelastet, so hätte mit diesen Worten die Hakonssage geschlossen werden müssen. Aber die freien Isländer verloren, obschon sie sehr fromme Christen waren, doch ihre Liebe zu den heidnischen Liedern und der Geschichte der heidnischen Zeiten nicht. So kam es, daß der gute Skallde Snorri Sturluson, obschon er ein so frommer Christ war, daß er in der großen Fastenzeit kein Treffen liefern wollte, die herrlichen Hakonar-Mal nicht nur unterdrückte, sondern sie in ihrer Ausdehnung an die Stelle sezte, an welcher sie ihre vollste Bedeutung hatten. Zum vollsten Verständniß der Hakonar-Mal mußte natürlich auch vorher berichtet werden, wie Hakon nach heidnischen Gebräuchen bestattet worden. So ist die Sage Hakons des Guten das schönste geschichtliche Denkmal eines freien Volkes, das zwar das Christenthum angenommen hatte, aber sich nicht zum blinden Werkzeuge der unduldsamen Priesterwuth hatte machen lassen."

Wir entheben den Sagen selbst eine interessante Stelle, die den Leser in den Stand setzen wird, den eigenthümlichen Geist des nordischen Originals und den Ton der Uebersetzung kennen zu lernen: „Eystein, König der Upplendinger, den einige nennen den Mächtigen, aber andere den Bösen, er heerete in Thrandheim und legte unter sich Eyna-Fylki und Sparbyggia-Fylki, und sezte darüber seinen Sohn, der Onund hieß, aber die Thrändir erschlugen ihn. König Eystein fuhr da zum andern Mal Heerfahrt nach Thrandheim, und heerete da weit, und legte unter sich. Da bot er den Thrändern, was sie wollten lieber haben zum König, seinen Sklaven, der Thorir Fare hieß, oder (seinen) Hund, der Saurr hieß; aber sie wählten den Hund, indem sie dünkten sich, da eher selbstherrschend zu werden. Sie ließen zaubern in den Hund dreier Männer Verstand, und bellte er zu zwei Worten, aber sprach das dritte. Ein Halsband ward ihm gemacht und Ketten von Gold und Silber. Aber sobald als (es) dreckigt war, trug sein Hofgesinde ihn auf ihren Händen. Hochsitz ward ihm bereitet, und er saß auf einem Hügel wie Könige, und wohnte auf dem Eiland Idri und hatte (seinen) Sitz dort, wo (es) heißt Saurs haugr (Saurs Hügel). Das wird gesagt, daß ihm ward zum Tode, daß Wölfe anfielen seine Heerde, aber das Hofgesinde reizte ihn, zu wehren sein Vieh; er lief vom Hügel, und fuhr gegen die Wölfe; aber sie zerrissen ihn sogleich." — Dann die schöne Sage von den Jomswikingern: „Hierauf legte Jarl Eirik an Wagn's Schiff, und ward dort allharter Widerstand. Aber zum Schlusse ward gereutet deren Schiff, aber Wagn handergriffen, und dreißig Mann mit ihm, und gebracht ans Land hinauf gebunden. Da ging zu (ihnen) Thorkell Leira und sprach: Deß bandest du Verheiß, Wagn! zu erschlagen mich; aber mir dünkt das nun wahrscheinlicher, daß ich erschlage dich. Die (und) Wagn saßen auf einem Baumstamm alle zusammen. Thorkell hatte eine große Axt, er erhieb den, der äußerst saß auf dem Baumstamm. Die (und) Wagn waren so gebunden, daß ein Strang war geschnürt an die Füße ihnen allen, aber los waren ihre Hände. Da sprach deren einer: „Ich habe ein Rückgrat in der Hand, und ich werde (es) stechen in die Erde, wenn ich etwas weiß, da, wenn das Haupt mir abgehauen ist: das Haupt ward ihm abgehauen, und das Rückgrat fiel aus

den Händen." Da saß ein Mann allschön und wohlbehaart, er wickelte das Haar vor über das Haupt sich, und richtete vor den Hals und sprach: Machet nicht das Haar ins Blut. Ein Mann nahm das Haar in die Hand sich und hielt fest. Thorkell schwang zu die Art. Der Wikingur ruckte mit dem Haupte sehr; der neigte zurück, der das Haar hielt, aber die Art fuhr herab auf beide Hände ihm, und griff (sie) ab, so daß die Art nahm in der Erde Stätte. Da kam herzu Jarl Eirik und fragte: Wer ist dieser Mann, der schöne? Sigurd nennt (man) mich, sagt er, und ich bin Bezeichnungs-Sohn Bui's. Nicht sind alle Jomswikingar todt. Eirik sagt: Du wirst sein zu Gewissem wahrer Sohn Bui's, willst du haben Frieden, sagt der Jarl. Das verändert, wer bietet, sagt Sigurd. Der bietet, sagt der Jarl, der Gewalt hat dazu, Jarl Eirik. Da will ich, sagt er. Er ward da genommen aus dem Strange. Da sprach Thorkell Leira: willst du, Jarl! alle diese Männer lassen Frieden haben, da soll nimmermehr mit dem Leben fahren Wagn Akason, läuft da vor mit geschwungener Art, aber der Wikingur Skardi schwang sich zum Fall in dem Strange, und fiel vor die Füsse Thorkel'n; Thorkel fiel platt über ihn. Da ergriff Wagn die Art, und hieb Thorkel'n mit Todeshieb. Da sprach der Jarl: Wagn! willst du haben Frieden? Ich will, sagt er, wenn wir alle haben. Löse sie aus dem Strange, sagt der Jarl, und so ward gethan; achtzehn waren erschlagen, aber zwölf empfingen Frieden." Diese Treue der Uebersetzung führt freilich viele Härte mit sich, doch ist das minder Verständliche in den Noten erklärt, und jeder Leser, der wirklich in den Geist des Originals eindringen will, wird eine solche, der Form nach unangenehme Treue doch der Sache wegen gern dem Wohlklang freierer, aber willkürlicher Umschreibungen vorziehen.

8) Leben und Dichten Wolframs von Eschenbach. Herausgegeben von San-Marte. Erster Band: Parcival. Magdeburg, Creutz, 1836.

Nachdem die Werke des Gottfried von Straßburg in einer schönen Ausgabe erschienen sind, verdiente Wolfram von Eschenbach dieselbe Ehre. Aber in einer modernen Uebertragung? Wir haben dergleichen nie geliebt, weil immer vom Reiz des alten Originals dabei verloren geht. Aber sie sind eine Nothwendigkeit geworden. Selbst den gebildeten Söhnen unsres Volks fehlt die ausdauernde Liebe, sich einzuleben in den Geist und in die Sprache unsrer Ahnen. Will man sie nun nicht ganz der Vorzeit entfremden, so muß man ihnen die Kenntniß derselben wohl so bequem als möglich machen.

Herr San-Marte gab schon vor drei Jahren einen Auszug aus dem Parcival heraus, den wir in Nr. 79—81 des Literaturblatts von 1834 ausführlich angezeigt, den ganzen Inhalt des großen Gedichts gedrängt mitgetheilt und auf dessen erhabene Schönheit aufmerksam gemacht haben. Um uns also nicht zu wiederholen, nehmen wir, womit ohnehin Jeder, der die altdeutsche Literatur nur einigermaßen kennt, übereinstimmt, als Thatsache an, daß Wolfram von Eschenbach einer der ersten, wenn nicht der erste deutsche Dichter des Mittelalters war.

Die Uebersetzung bot ungeheure Schwierigkeiten dar. Sollte der Reim beibehalten werden, so mußte die Wortstellung eine ganz andere werden, weil nicht alles altdeutsche auch neudeutsch reimt. Sollte die Sache modernen Ohren verständlich seyn, so mußte sehr oft die naive Weise des alten Dichters verlassen werden. Wir wollen zur Probe nur gleich den Anfang des Gedichts hersetzen.

Altdeutsches Original:

Ist zwiuel hercen nah gebur
Das mvoz der sele verden sur.
Gesmehet vnde gezieret
Ist swa sich parrieret.
Vn verzaget mannes mvot
Als agelstern varwe tuot.

Wörtliche Uebersetzung:

Ist Zweifel dem Herzen nahe geboren, dessen muß die Seele werden sauer. Geschmäht und geziert ist was sich zu gleichen Theilen theilt, (auf beiden Achseln trägt), und verzagter Mannesmuth gleich der Elsterfarbe thut.

Metrische Uebersetzung des Herrn San-Marte:

Verderben wird der Seele kund,
Wohnt Zweifel in des Herzens Grund.
Wenn unstett edles Manns Gedanken
Zwischen Treu und Untreu wanken,
Geziert ist und geschmäht sein Preis,
Er gleich der Elster schwarz und weiß.

Durch eine historische Einleitung, welche das Ritterwesen und die kirchlichen, politischen und gesellschaftlichen Bedingungen des Mittelalters erörtert, so wie durch Anmerkungen am Schluß ist das Verständniß des großen Gedichts dem Leser noch mehr erleichtert worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 74.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 28. März 1837.

If we shadows have offended,
Think but this — and all is mended —
That you have but slumber'd here,
While the vision did appear.

Shakespeare.

Verlegenheit und Hülfe.

(Beschluß.)

Es war seltsam anzusehen, wie die Muse zum Fenster hinaus griff und einen Stern nach dem andern vom Himmel nahm und sich in die Haare flocht. Da gedachte Johannes des Spruchs, den er am Christabend erhalten:

„Sterngekrönt steht die Muse vor dir;“

er zweifelte nicht mehr, daß er die Muse vor sich sehe und daß er nun auch das gefällige Papier zu seinem Mährchen finden werde. — „Was will der Herr?“ fragte die Muse, indem sie eben den zweiten Stern aus dem großen Bären nahm und als Sevigné über die Stirn heftete. „Gnädiges Fräulein,“ sprach Johannes, „ich wünsche ein Mährchen aus Ihrer Fabrik zu haben.“ — „Sollen bedient werden, mein Lieber, sollen bedient werden,“ rief die Muse. „Wärmen Sie nur die Dinte am Kamin, das gibt dann einen glühenden Strom, ich hole indessen den Schreiber.“ Während nun Johannes die Dinte wärmte, zog die Muse aus einem Hängekasten einen Frack hervor nebst ein paar Handschuhen und legte alles auf einen Stuhl. Sogleich richtete sich der Frack auf, die Handschuhe schlossen sich an die Aermel an und die Finger faßten die Feder. „Das ist der Schreiber,“ sprach sie. „Der hat ja keinen Kopf!“ rief Johannes aus, als er die Dinte auf den Tisch stellte. „Ein Schreiber braucht keinen,“ erwiderte die Muse. Im selben Augenblick ging die Thür auf und derselbe Chevalier, den Johannes am Christabend gesehen, trat ein, grüßte Niemand, öffnete das Fenster und hing sogleich als Barometer zwischen den Doppelfenstern; seine Nase war der Zeiger für das Steigen und Fallen des Quecksilbers; die Todtenliste wandelte sich zur Tafel um, auf welcher schönes Wetter, Regen und so weiter zu stehen pflegt, die Kappenstiefeln und der Frack in die Holzverkleidung.

„Die Geschichte dieses Mannes will ich haben!“ rief Johannes. „Gleich sollen Sie bedient seyn,“ erwiderte die Muse und rief dem Laternenanzünder: „Laß doch geschwind den Schwan heraus.“ Der Kleine öffnete die Steige, wie man sie hat, um Kapaunen und Gänse zu stopfen. Sogleich flog eine Gans heraus, ihre Federn aber waren umgekehrt und schon geschnitten. „Sehen Sie,“ sprach die Dame, „so hat die Zeit den Schwan Apollo's zugerichtet. Manchmal laß ich dies Thier fliegen, und wo es an ein Haus anstreift, entstehen wunderbare poetische Träume — dummes Zeug, wie die Leute sagen. Schauen Sie ihm nur zu.“ Der cidevant Schwan flatterte an der Wand auf und ab, und wie die Federn die Mauer berührten, entstanden seltsame Buchstaben, wahrscheinlich arabische; der Frack aber begann emsig nachzuschreiben. Je länger Johannes der Gans zusah, um

so deutlicher wurde ihm die Schrift, und endlich las er Folgendes:

„Es war einmal ein Kaiser in China; dieser hieß Tschion-Tschau. Er war ein großer Zauberer und liebte die Mädchen; wo er eine hübsche wußte, ließ er sie fangen und in seinen Pallast sperren. Sein vornehmster Gehülfe hiebei war ein Mandarin. Diesen stellte er auf den höchsten Berg, woselbst er Telegraphendienste verrichtete. Da geschah es aber, daß der Mandarin selbst in Liebe entbrannte zu einem chinesischen Mädchen, Kiong-gru geheißen; er durfte aber seinen Berg nicht verlassen, weil der Zauberer eben der wunderschönen Rosagialla, Tochter der Blumenkönigin, auflauerte, und der Mandarin ihm das Zeichen geben sollte, wann die Blumenkönigin ihr Land verlasse, damit er, Tschion-Tschau, alsdann die schöne Rosagialla rauben könne. Nun erfuhr aber die Blumenkönigin diesen Anschlag, denn sie war auch eine Fee, und sammelte ein Heer. Der Mandarin aber bemerkte dies nicht, so sehr beschäftigte ihn seine Liebe zu Kiong-gru; und als die Armee der Blumenkönigin schon in China war, wollte er zwar telegraphisch anzeigen: „Der Feind ist da!“ statt dessen aber deutete er: „Kiong-gru, ich liebe dich!“ So geschah es, daß der Zauberer überfallen und jämmerlich geschlagen wurde und schwören mußte, Rosagialla nie zu rauben. Dafür aber ließ er seinen Zorn am Mandarin und Kiong-gru aus. Den Mandarin knüpfte er an eine eilende Wolke, so daß er in vier-und-zwanzig Stunden durch alle Klimate getrieben wurde und an diesem Temperaturwechsel starb. Die Königin jedoch erbarmte sich seiner; weil sie durch seine Nachlässigkeit gesiegt, verwandelte sie ihn in ein Barometer und schenkte es ihrer Freundin. Diese war auch eine Fee und zwar Fürstin im Land der Freundlichkeit, der Anmuth und des Geistes, hatte aber aus Phantasie sich unter den Menschen angesiedelt, als ob sie ihres Gleichen wäre, und gab sich für eine Baronin aus. Diese Baronin Fee nun verbarg das Barometer lange vor den Nachstellungen des Zauberers Tschion-Tschau. Endlich in einer günstigen Zauberstunde bewirkte sie dem Mandarin auf sieben Monate seine frühere menschliche Gestalt, aber nur auf zwölf Stunden täglich, die andern zwölf Stunden muß er Barometer seyn. Wenn in sieben Monaten einer jener Geister erlischt, die die Baronin Fee in ihren magischen Kreis gezogen, lebt der Chevalier neue sieben Monate, darum führt er sein Sterbeprotokoll. Als Barometer zeigt er nun auch nicht mehr die Witterung, sondern seine eigene Lebenskraft. Als er zum ersten Male in den Salon trat, zog es ihn unwillkührlich zum Ofen hin, und seine Augen starrten fest auf ein Gebild, welches die verzierende Hand des Töpfers darauf angebracht zu haben schien. Ach, sein Herz sagte es ihm ja, dies sey die liebliche Kiong-gru, und so ist es. Der grimmige Zauberer Tschion-Tschau hatte sie hiezu verurtheilt, um sie durch die Ofenhitze zur Mumie ausdörren zu lassen. Die unerlöschliche Liebe des Mandarins rührte ihn; er schickt ihm täglich, wenn er am Ofen sizt, einen erquickenden Schlummer und gaukelnde Träume künftiger Glückseligkeit. Gern hätte Tschion-Tschau den ganzen Zauber gelöst, weil er aber dies nicht unbedingt vermochte, so bestimmte er, daß die Verzauberung enden solle, wenn einer aus den Angehörigen der Baronin Fee den Mandarin zum Universalerben einsetzen und der Mandarin standhaft den Verlockungen widerstehen wird, die eine geistreiche Nymphe gegen sein Herz im Schilde führt.“ — „Nun bezahlen Sie, mein Herr, für jede Zeile einen Groschen, wie die Insertionsgebühren bei Zeitungen,“ sprach die Muse. „Das Mährchen liegt schon bei Ihnen auf dem Tisch.“ Der Laternenträger nickte, der Poet bezahlte und ging. Weil schon der Morgen graute, steckte er den kleinen Vorleuchter in die Tasche. Zu Haus stellte sich der Kleine auf die Zündmaschine und sprach: „Jezt rühre ich mich nicht bis zur nächsten Geisternacht; führen Sie sich indessen gescheidt auf, Herr Johannes.“ Der Poet aber ging zu seinem Sekretär und fand dort das Mährchen: Verlegenheit und Hülfe, welches so eben gelesen worden.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beschluß.)

Es scheint fast, als ob bei jener Revolution sogar das ganze climatische Verhältniß der Erdkugel in Folge einer Verrückung der Axe * eine totale Umgestaltung erlitten habe. Allem nach hatte der jezt unter ewigen Eismassen vergrabene Nordpol damals ein heißes Clima, und diese Polarregion war ein Hauptsitz gigantischer Thiere von der ungeschlachten Form, welche den Typus der antediluvianischen Zeit bildet. Daß sich dies so verhalten habe, davon zeugen die daselbst täglich mehr und mehr zum Vorschein kommenden Thier- und Pflanzenreste tropischer Länder. So fördert fast jeder Sturm, jeder wärmere Sommer ganze Massen von Stoßzähnen des vorweltlichen Elephanten aus dem Nordpoleise hervor; und in den Jahrtausenden der neuen Schöpfung sind diese Reste in der Polarregion so wenig erschöpft worden, als an den Küsten des baltischen Meers ein anderes vorweltliches Produkt, der Bernstein. Das nördliche Sibirien

* Je tiefer man in das Detail dieser Verhältnisse eindringt, je geneigter wird man dieser Annahme, wie viel ich auch aus astronomischen Gründen früher selbst dagegen einzuwenden gehabt habe. Es sind mir die Gründe, welche besonders Laplace im Système du monde dawider vorbringt, sehr wohl bekannt; aber gleichwohl, schöpft mir eine andere Erklärung.

liefert fort und fort ein vortreffliches Elfenbein in Mammuthszähnen, die dort oft von erstaunlicher Länge gefunden werden; und wir erinnern daran, daß daselbst noch im Jahre 1799 im Uferreise der Lena, unfern ihres Ausflusses in das Eismeer, ein vollständiger gefrorener Mammuthskörper von den colossalsten Dimensionen entdeckt wurde. Wir bemerken, um jedem Zweifel zu begegnen, daß dieses unschätzbare Denkmal antediluvianischer Thierwelt auf Befehl des russischen Gouvernements an Ort und Stelle genau untersucht, und daß das Skelett nach Petersburg abgeführt worden, wo es im Museum noch täglich zu sehen ist. Eines der merkwürdigsten Resultate jener sorgfältigen Untersuchung bestand darin, daß das eine noch erhaltene Auge des Ungeheuers von krystallhellem Glanze gefunden wurde; beim Absterben aber sinkt immer der Augapfel verlöschend ein, und man muß also, zur Erklärung dieses sonst unbegreiflichen Umstandes annehmen, der Tod dieses Thiers sey durch eine so plötzlich eingetretene Kälte veranlaßt worden, daß die gewöhnlichen Folgen des Todes nicht eintreten konnten. Man wird nicht müde, über diesen Gegenstand nachzudenken, aber es scheint, als ob die verwegenste Einbildungskraft auf der jetzigen Erde nicht hinreiche, um sich einen auch nur allgemeinen Begriff von der eigentlichen Beschaffenheit der Vorgänge auf der früheren Erde zu machen, wie unzählige Spuren davon auch offen vor unsern Augen daliegen. So viel aber geht aus dem hier Angeführten wenigstens ganz gewiß hervor, daß es mit dem damaligen polarischen Klima und Jahreszeitenwechsel durchaus anders gewesen seyn muß: unter beständigem Eis und Schnee konnte sich der üppige Pflanzenwuchs nicht finden, dessen ein Elephant zu seiner Ernährung bedurfte, und die jetzige halbjährige Polarnacht scheint sich auch mit der Existenz dieser Ungeheuer nicht zu vertragen. Nun könnte man zwar noch einwenden, und hat eingewendet, daß die Polarregion wirklich nicht der ursprüngliche Wohnsitz des Mammuths gewesen, und daß die dort vorgefundenen Reste solcher Thiere nur durch diejenige allgemeine Fluth dorthin gespült worden seyen, welche wir vorzugsweise mit dem Namen des „Diluvium" bezeichnen. Allein dieser Hypothese widersetzen sich eine Menge von Umständen, wohin namentlich die oben von uns angeführte urplötzliche Erstarrung des aufgefundenen Mammuthexemplars gehört, welche sich mit einem allmähligen Anschwemmen des Cadavers aus den fernen tropischen Landen nimmermehr verträgt. Noch hat — wir sind der Wahrheit und unsern Lesern dies aufrichtige Geständniß schuldig — kein Geolog alle diese Zweifel befriedigend beantwortet: die Thatsachen des urweltlichen Vorganges liegen in ungeheuern Massen vor uns da, die Natur des Vorganges ist immer unerklärt geblieben; und fast möchten wir behaupten, daß der Mensch, auf der Stufe der Intelligenz, auf welcher er, als solcher, steht, weniger zur vollen Lösung des Problems, als zum Grübeln darüber, welchem Reize Niemand widersteht, berufen sey. Es verhält sich mit vielen andern Naturgeheimnissen bekanntlich nicht besser, und am Ende bleibt nichts übrig, als die denselben entgegenzusetzende Resignation auch noch auf diesen Fall auszudehnen.

Um also bei jenen Thatsachen stehen zu bleiben, so bemerken wir, daß sich, außer dem beschriebenen Petersburger, ein zweites vollständiges Mammuthgeripp in Peale's Museum zu Baltimore in Maryland befindet, welches von nicht weniger kolossalen Dimensionen ist; die Schulterhöhe desselben beträgt über eilf Fuß. Bei der Emsigkeit und Sorgfalt der jetzigen Naturforschung werden wir aber bald noch reicher an solchem Besitze seyn. Dieser Emsigkeit verdankte man z. B. kürzlich die Auffindung eines andern vorweltlichen Thierrestes, worüber Geoffroy St. Hilaire in der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 10ten Januar einen lehrreichen Vortrag gehalten hat. Es ist dies der Kopf eines im Himalayagebirge entdeckten fossilen Thieres, des sivatherium giganteum, und der Berichterstatter verweist dies Geschöpf der Urwelt in dasjenige Geschlecht der wiederkäuenden Thiere, von welchem die jetzige Erde nur eine einzige Species, nämlich die Giraffe, besitzt. — Außerdem hat ein Dr. Schulz der Petersburger Akademie in diesen Tagen die Abbildung eines bei Smolensk ausgegrabenen fossilen Rhinoceroskopfes übersendet, dessen Plumpheit auch an die groben Formen der antediluvianischen Periode erinnert. Ueberhaupt — und damit wollen wir unsern diesmaligen Bericht, dem wir Anziehenderes nicht weiter hinzuzufügen wissen, beschließen — geht aus der Vergleichung der jetzigen und der vorweltlichen Natur, als erhabenes Resultat, die Gewißheit hervor, daß die neue Schöpfung, bei Verkleinerung der Formen, stets das Princip der Veredlung festgehalten habe. Die riesigen Ungethüme jener Wunderzeit, die wir die barbarische im äußersten Sinne des Worts nennen möchten, sind verschwunden, und aus dem Untergange selbst haben sich nur edlere und zierlichere Formen entwickelt. Gestützt auf dieses gewichtige Argument, muß man die Zerstörung als eine planmäßige betrachten, und der Untergang einer ganzen Welt stellt sich also nur als der Schöpfungsakt einer neuen, schönern Welt dar.

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, März.

(Fortsetzung.)

Mittelalterliche und moderne Kunst.

Welch ein jämmerlicher Anblick um jene Kirchen in klassischem Styl, deren Glockenthürme da stehen, hinten

angefleht, einsam, bitter klagend über ihr trauriges, gottverlassenes Daseyn. Und siehe da am Eingang in das deutsche, protestantische Nürnberg jenes mächtige Gebäude, dessen kolossale Kuppel schon von ferne die Augen auf sich zieht. Hast du die Höhe der Säulen, die Mächtigkeit der Verhältnisse bewundert und fragst nach dem Zweck dieses Gebäudes, so heißt man es das deutsche Haus, denn einen Zweck hat es nicht. Welches Volk verhöhnt so sehr sich selbst, wie wir Deutsche? Ein deutsches Haus in griechischer Bauart, mit korinthischen Säulen, mit antikem Giebel, mit der Kuppel einer Rotunde; dieses griechische Haus sollte ein christkatholischer Tempel werden! Doch der deutsche Genius, dessen Größe eine Lorenzer-, Sebalder-, Liebfrauenkirche verkündigt, war mächtiger, als der aus dem Alterthum heraufbeschworene Schatten. Festgebannt muß dieser Wache halten vor dem Thore deutscher Kunst; innerlich hohl und verlassen vom Geiste, der sie tragen und stützen sollte, stehen die Mauern da. Vermauert ist das mächtige Portal, halb zugemauert sind die hohen Fenster, eine trauernde Ruine wendet sich der kaum ausgebaute Tempel an seine ungetreuen Götter, die ihn verlassen haben, nachdem man ihn hereingelogen in die fremde Welt, da seines Bleibens nicht ist. Er steht leer, selbst zu einem Magazin untauglich. Das ist nicht die Zauberformel, mit der man den Geist verschwundener Zeiten erwecken mag zu neuem Leben, wenn man seine Werke nachäfft. Schlimm ist es aber auch, wenn man sich abkehrt von der Zeit, die da gewesen ist, und nicht fortbaut auf dem Grunde der Jahrhunderte. Wir haben eine deutsche Kunst gehabt; warum haben wir sie nicht mehr? Die moderne Philosophie und Poesie ist das gemeinsame Kind des klassischen Alterthums und des germanischen Mittelalters; warum sollte nicht in gleicher Verschmelzung eine moderne Baukunst Natur und Seele zur lebendigen Einheit des Geistes verklären? Nirgends zeigt sich frappanter und widerlicher das Verstandesprincip, das namentlich in unser praktisches Leben noch so tief hineinreicht, als in der Architektur. Ueberall gähnt einen frostig und kalt dieser Verstand an, wie er trennend und scheidend nicht mit dem warmen Athem des Lebens erquickt, sondern mit dem Hauch des Todes alles Lebendige erstarren macht. Ihm ist es gleich: Geist oder Materie, wenn nur der Nützlichkeit gedient wird; er braucht und will nur Eines, und erhält darum gar keines; denn nur die Einheit beider ist die Wahrheit. Vor dem Eiseshauche des Verstandes mußte freilich die phantastische Blume des Mittelalters erstarren, ihm war es ein Leichtes, sie zu knicken. Er hat sie zerstört, diese schöne Welt, wir klagen über die verlorene Schöne; doch die Trümmer haben sich zu uns herübergerettet, und an den Genius der neuen Zeit, der im Reich der Dichtung und des Gedankens das Werk der Versöhnung begonnen hat zwischen Himmel und Erde, Geist und Natur, an ihn ergeht der Ruf: baue sie wieder, schöner baue sie auf! Oder ist der Stein nun schwerer zu handhaben, das Holz härter geworden in den weichen Händen der Jeztwelt?

(Der Beschluß folgt.)

Rom, März.

(Fortsetzung.)

Gemäldeausstellung. Archäologisches Institut.

Von Folz aus Bingen sind drei Gemälde da: eine Madonna mit dem Kinde in einer Landschaft, eine junge Griechin, welche bei einbrechendem Abend eine das Meer überragende Klippe erstiegen hat, und, beide Hände aufstützend, sich nach einem ersehnten Segel umsieht, endlich ein armes blindes Mädchen, eingeschlafen neben einer Kirchenthüre, die Almosenbüchse umgefallen, auf dem Schooße eine Münze, welche eine mildthätige Hand hingelegt hat. Es ist eine poetische Innigkeit und Zartheit des Gefühls in diesen Compositionen, welche aber in Hinsicht der Ausführung und des Colorits viel zu wünschen übrig lassen. Lezteres ist auch mit Naborps Kindern Eduards, im Augenblick des Nahens der Mörder, der Fall, die mit andern Darstellungen desselben Gegenstandes die Vergleichung nicht aushalten können. Naborps Talent paßt am meisten für das Phantastische. — Cavalleri aus Turin malte eine Odaliske, die vor dem Spiegel das Haar ordnet, während ein schwarzer Sklave einen Mann im Turban einläßt; ein kokettes Bild, aber kräftig und gut in der Farbe. Von dem Venetianer Caffi ist der Moccoliabend (nur nicht der von 1837), ein hübsches und lebendiges Bildchen. Von den übrigen ist nicht viel zu sagen. Unter den Bildnissen verdient nur eines Beachtung, und dies in hohem Grade: es ist von einem jungen Engländer Salter gemalt, und stellt einen hiesigen Diplomaten dar. — Von den berühmteren unter den römischen Malern, Camuccini, Minardi, Agricola, Podesti, Coghetti, hat keiner etwas geliefert; sie sind meist mit großen Arbeiten und mit Fresken beschäftigt. Auch von den Fremden fehlen Viele, und im Allgemeinen macht sich die Ausstellung ärmlich, namentlich wenn man sie mit denen in andern Hauptstädten vergleicht.

Auf demjenigen Theile des Capitolinischen Hügels, welcher nach dem Palatin und Aventin hinblickt, und dessen unklassische Benennung des Monte caprino, die ein passendes Gegenstück zu Campo vaccino bildet, man neuerdings gerne mit Rupe Tarpéa vertauschen möchte, hat der geschickte deutsche Architekt Knapp ein Gebäude aufgeführt, welches den großen Vortheil einer freien und gesunden Lage mit dem einer herrlichen Aussicht über Alt-Rom verbindet. Ein Theil desselben ist zu einem Spital für kranke Ausländer bestimmt, ein Bedürfniß, welches hier sehr fühlbar war; den Rest bilden Privatwohnungen. Ein abgesondertes Lokal im Erdgeschosse dient zur Bibliothek, zum Museum und zu den Sitzungen des Instituts für die archäologische Korrespondenz, welches seit seiner Begründung im Jahr 1828 immer mehr Kräfte und Ausdehnung gewonnen hat. In einem kleinen Vorhofe finden sich eine Menge von Sculpturfragmenten und Inschriften eingemauert; ein passendes Relief von Terracotta (von E. Wolff) schmückt das Giebelfeld. Der lange Saal selbst hat Wand- und Deckenverzierungen im antiken Geschmack, und man sieht in ihm die Büsten berühmter Alterthumsforscher und Künstler, Winkelmann, Ennio Quirino Visconti, Fea, Thorwaldsen u. A., neben jener des Protektors des Instituts, des Kronprinzen von Preußen. Wöchentlich einmal finden Versammlungen statt; außerdem während des Winters dreimal in der Woche Vorlesungen in französischer Sprache über einzelne Zweige der Archäologie: im laufenden Jahr liest der Geh. Legationsrath Bunsen über römische Topographie, Prof. Gerhard, Archäolog des königlichen Museums zu Berlin (der sich auf einer Reise nach Griechenland einstweilen hier befindet) über Vasenkunde, Dr. Lepsius über Hieroglyphen, womit er sich seit längerer Zeit in Deutschland, Frankreich und Italien mit großem Eifer und vielem Glück beschäftigt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 25.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 28. März 1837.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunstwissenschaftlichen Inhalts aus den Gemäldesammlungen von Berlin und Dresden.

Sechster Brief.

(Schinkels Entwürfe und Malereien fürs Museum.)

Du fragst, l. F., nach dem Plan des Architekten zur Ausschmückung des Porticus vom Museum und wie weit er seiner Ausführung nahe gerückt? Ich habe Schinkels Zeichnungen gesehen und unterbreche meine bisherigen Mittheilungen, um Dir davon und von der großen Freude, die jene mir bereitet, zu schreiben.

Daß mich Geist empfangen würde, Dichtkunst, Alterthum, — darauf war ich vorbereitet, aber keine Ahnung hatte ich von dieser Fülle von Anschauungen, von diesem Sprudel der Phantasie, deren Fontainen und Kaskaden in neuen, frei gewählten Formen steigen, fallen und rauschen, und von denen man ungewiß, wer die geheimen Druckwerke leitet: die Malerei, die Sculptur oder die Poesie. Erstere wenigstens bringt den Zauber wechselnder Beleuchtung vom geheimnißvollen Nachtschimmer zum ahnungsreichen Dämmerlicht, zum höchsten Sonnenglanz; die andre bringt aus dem griechischen Alterthum die schönen Gestalten der Götter und des goldenen Zeitalters; die Poesie endlich scheint jene beiden nur herbeigerufen zu haben, um sie mit sich zu verbinden und zu beherrschen.

Die Gedankenweise des Gedichts, das hier uns sinnlich vorgeführt wird, ist **modern**, d. h. der vorwaltenden Sinnesart unserer Dichter entsprechend; eine Verbindung von Altem und Neuem, bei dem jenes diesem sich fügt und auf sein Recht vollkommener Objectivität Verzicht leistet. Das sichert ihm seinen allgemeinen Sieg; denn immer steigen die Götter, um Herzen zu gewinnen, zu diesen nieder, während in ihrer Höhe sie mit dem Duft geschlachteter Opferthiere vorlieb nehmen müssen.

In der bildenden Kunst hat indeß diese Subjectivität einen Nachtheil, sie bleibt ohne Commentar unverstanden; diesen aber haben wir im vorliegenden Fall in dem den Zeichnungen beigeschriebenen Gedicht, aus dem ich Dir das Wesentlichste mittheile, das Dich mit dem Reichthum, der Schönheit und dem Organismus der das Ganze belebenden Gedanken bekannt machen kann.

Wir durchlaufen zunächst einen großen Kreis von Nacht zu Nacht, vom Werden durch alles Gewordene zum Vergehen, hinter dem wieder ein neues Werde! den kommenden Morgen verkündet: das Leben ist somit nach seinen allgemeinsten Beziehungen vor uns aufgethan. Der Anfang der Darstellung ist ein gesondertes Blatt: „Uranos und um ihn die Gestirne den nächtlichen Reigen tanzend." Dann beginnt das zweite Blatt: „Saturn und die Titanen ziehen ins Dunkel der Vorzeit zurück. Jupiter beginnt den neuen Lauf der Welt, das belebende Feuer verbreitend. Die Dioskuren, die ersten Lichtspender, ziehen ihm voran. Prometheus raubt das Feuer für die Bewohner der Erde. Die Heerde des Mondgewölkes zieht am Nachthimmel, an das Reich des Saturn erinnernd." Du siehst, wie ganz moderne Bilder zwischen alte Vorstellungen gewebt sind, und kannst Dir den Aufwand von Kunstmitteln denken, diesen Reichthum von Beziehungen deutlich zu machen, nächtliches Dunkel, Mondschimmer, Sternenglanz, Lämmerwölkchen; daneben Lage, Form, Bewegung der verschiedenen Gestalten in verhältnißmäßig kleinem Raum. „Selene führt leuchtend ihren Wagen durch die Nacht." Ich unterbreche mich noch einmal, um zu bemerken, daß keine Beziehung unausgedrückt gelassen, so hier die „**leuchtend**." Es unterscheidet dies die Auffassungsweise dieser Kunstschöpfungen wesentlich von andern die sich strenger im Bereich der Plastik gehalten, die solches Detail der Darstellung nicht hat, noch haben kann. „Das Leben der Selene geht später in das der Diana über, es erscheinen Gestalten der Jagd, zugleich als Sternbilder des Schützen und Löwen. Geschäftige Himmelsgestalten sind bei der Entfaltung der weiten nächtlichen Decke behülflich."

„Die Nacht entfaltet den Mantel, aus welchem die Gestalten sich entwickeln, ihre Kinder ruhen um sie. In dem warmen Dunkel liegt der Keim alles Entstehens unter dem mannichfachen Bilde der Liebe, des Erwachens und Erweckens.“ Ich möchte immer dazwischen treten und Dich fragen, ob Du die Schönheit des Gedankens fühlst? aber ich fürchte mich auch vor Deiner Frage nach seiner Darstellung. Die Kunst ist eine Fabel, sagt Schiller; hier ist sie mehr, sie ist Traum, und ihre Gestalten sind aus phantastischem Stoff gewoben. „Die Elemente eines mannichfachen Lebens entwickeln sich, dem anbrechenden Tage entgegenziehend. Ein Traum wird zum Erwachen und die noch schlafende Mutterliebe ins thätige Leben fortgezogen von Gestalten, die auf Arbeit und Ernte deuten. Noch schlummernd wird der Krieg vorsichtig umhüllt, weil die Zeit seines Wirkens noch nicht gekommen; vor ihm her schwebt der Friede in heiterer Gesellschaft jungfräulicher Musen. Vor ihnen gießt ein Kind des Himmels befruchtenden Regen auf die Erde herab. Elemente der Wissenschaft zeigen sich, die Tiefen werden gemessen, störend treten die Naturkräfte dazwischen, Stürme scheuchen die Nachtvögel aus den Wäldern auf. Die Kinder des Himmels kämpfen mit diesen aus Saturns Herrschaft übrig gebliebenen Geschöpfen und fliehen vor ihnen. Samen, Blüthenstaub, Befruchtung wird mannichfach auf die Erde herabgestreut, erfrischender Nachtthau wird aus dem Gewölk herabgegossen. Ein Hahn verkündet den Tag, mit welchem zugleich die Sorge beginnt. Die Mutter nimmt ihr Kind in Schutz vor den verfolgenden Nachtgeschöpfen. Auf Bestellung der Erde deutet ein Gärtnerpaar, Morgenthau rieselt aus der Kanne auf die Flur herab. Ein Harfenchor in Morgenwolken verkündet den Aufgang der Sonne, unter ihm erheben sich singende Lerchen von bethauten Kornfeldern. Das Morgengestirn, die Venus, folgt der Sonne“ (die sollte freilich vorausgehen, der Phosphoros der Eos) „und deutet dem Eros seine Bestimmung auf der Erde an. Aus dem Morgengewölk erheben sich heitere Bilder der Hoffnung und der Verehrung für den kommenden Tag. In den Gewölken der Sonnenglorie führen Vorboten der Grazien die heiligen Schwäne des Sonnengottes. Der Sonnengott entsteigt mit seinem Viergespann dem Meer zur Beleuchtung der Welt; mit ihm schweben die Grazien, um sie zu verschönen.“

Der leztere Theil des Bildes ist fast ganz Licht und hat wenig Gestalten, so daß die Absicht des Gegensatzes zu fühlen ist. — Aber welche Unendlichkeit von Gedanken! wirst Du sagen. Freilich; und doch ist's erst der Anfang des Gedichts, das sich, genau genommen, noch immer in den Räumen des Himmels bewegt. Dort, den menschlichen Blicken verborgen, wirken und schaffen die Naturkräfte, die die Erde zu seinem Wohnsitz gestalten. Zu diesem führen uns nun die nächsten Bilder und wenn das bisherige die Nacht umschrieb, so folgen sich nun Morgen, Mittag und Abend bis wieder zur Nacht, mit Bezug auf die parallelen Jahreszeiten. — Um den Faden des Gedankens beim Anfang zu fassen, muß man jezt vor die Mitte des Bildes treten: „Auf den Morgenhöhen des Helikon entspringt unter dem Hufschlag des Rosses, welches einst die Ueberwinder der Ungeheuer, Perseus und Bellerophon, trug (des Pegasus), der Quell der Phantasie. Unter dem Liebkosen unschuldiger Nymphen rieselt er hinab in den Brunnen, aus welchem der beglückte Mensch den Trank der Begeisterung schöpft und von wohlthätigen Wesen empfängt, damit sich sein irdisches Leben verschöne und ihn Ahnungen und Vorgenüsse des Himmels begleiten in seiner Entwickelung unter Gesetzen des zeitlichen Fortschreitens im **Morgen und Frühling des Lebens**.“ Hier werden wir an den Anfang der Bilderfolge zur Linken geführt, wo „Hirtenvölker in ruhigem Naturgenuß“ dargestellt sind. Die Sibylle des Morgens vor ihrer Höhle am Gestade des Meeres, in des Orients Fülle der Natur, fesselt das jugendliche Geschlecht durch die Deutung der Zukunft, welche sie auf Blätter zeichnet. Wildes Jägervolk steigt aus den Bergwäldern herab, angezogen von den höhern Reizen sibyllischer und dichterischer Begeisterung. Die Muse und Psyche spannen in der Hütte des Dichters die Saiten auf seine Lyra; das Volk nimmt Theil am Wettstreit der Kraft und Gewandtheit; der jugendliche Genius des Dichters läßt Begeisterung von seinen Lippen tönen, Jünglinge sind liebend um ihn beschäftigt, fächelnd und mit Quellen spielend. Hier sehen wir den ersten Versuch, das Schöne in der Natur festzuhalten durch Kunst, indem ein Jüngling den Schattenriß der Geliebten am Felsen mit der Kohle nachzieht.“

„Im **Sommer** und **Mittag** des Lebens begegnen wir der Ernte und ihren Freuden. Kinder und Häschen spielen im Kornfeld. Ein junger Held wird aus dem Quell der Begeisterung zu schöner und kühner That erfrischt. Musikgenuß; unschuldiger Muthwille mit dem Elemente der Phantasie. Hinter dem Schleier der stürzenden Quelle der Dichtung schimmern im tiefen Schooße der Erde die strengen Gewalten (die Parzen), welche die Gesetze des irdischen Lebens unerbittlich halten.“ Dies ist Alles wirklich abgebildet; die Höhle, vor der ein dem Grimmler ähnlicher Wasserfall niedergeht, durch den hindurch man die Gestalten der Parzen schimmern sieht. „Die dichterische Hülle leiht auch ihnen eine mildere Form, menschenfreundliche Genien umspielen sie, an dem Schicksal des Menschen Antheil nehmend, selige Geschöpfe, im Elemente des Schönen (nämlich in dem vor der Höhle sich sammelnden Wasser) schwimmend und dasselbe Andern spendend. Musik des Waldes in der Ferne, Begeisterte,

die sich am geflügelten Rosse erfreuen. Werkleute staunen beim Anblick des wohlthätigen Elements. Wohlthätige Nymphen gießen die schöne Fluth in den Brunnen hinab, aus dem ein junger Dichter schöpft. Ein Gesetzgeber naht sich überrascht der schönen Quelle, die auch ihn erfrischen soll."

Nun folgen wir dem Menschen zum Abend und Herbst seines Lebens, zu einem heitern Bilde der Weinlese. Alles neigt sich mehr fester Gestaltung zu; an die Stelle der Dichtkunst tritt nun die bildende, die aber hier — wunderbar genug — aus dem Schutte einer frühern aufwächst. „Die Werkstatt des Künstlers schließt sich alten Denkmalen an. Unter dem Einflusse des Genius entsteht durch Künstlerhand das Werk (der Sculptur). Die Natur selbst führt gefällig auf Verzierung hin, der Akanthus schlingt sich um die Form des korinthischen Capitells. In der Werkstatt arbeiten Gehülfen und Schüler. — Das Fest der Kelter am Anfang des Winters erfordert schon die heimliche Flamme des Heerdes; die Mutter wärmt das am Glanz des Feuers sich freuende Kind. — Helden kommen siegreich zurück. Das Alter erfreut sich am schönen Tanze der Musen, die im Abendschimmer und Mondesglanz das Alter besuchen."

War schon am Abend und im Herbst zu spüren, daß wir die kastalische Quelle mit ihrem allerfreuenden, Alles belebenden Glanze hinter uns hatten, so tritt das in der Nacht und dem Winter noch klarer in die Anschauung. „Psyche blickt sorgend aus der Wohnung des Weisen nach ihrem Liebling. Der Weise auf hohem Felsensitze schauet in den Nachthimmel und ergründet den Lauf der Gestirne. Luna steigt zum Meer hinab. Ein Greis ist in Betrachtung des Elements versunken, das ihm zauberisch (Wellen schlagend) entgegen kommt. Der kühne Schiffer nimmt den Gruß der Muse mit sich und treibt ins weite, mondbeglänzte Meer hinaus."

Hiemit schließen sich die Bilder für die Längenseite; für die schmale aber in der Tiefe der Säulenhalle, gegenüber der Uranus-Nacht, ist „die Trauer am Grabeshügel und der Aufgang eines neuen Tages" als ein besonderes Bild vorgestellt. Schöner, voller, ergreifender Schluß-Accord einer Sinfonia eroica!

Doch wir sind noch nicht am Ende, wenn auch am Schluß des ersten Theils. Bisher führte der Künstler uns bloß an die heitere Seite des Lebens und zeigte uns in Freude thätige Menschen. Aber auch in Leiden bewährt er seine göttliche Abkunft und so sehen wir ihn in zwei andern Darstellungen, die für die Wände des Stiegenhauses bestimmt sind, im Kampf mit den Elementen, und mit andrer, menschlicher Gewalt, und in zweifacher Aufopferung aus Bruderliebe. Zuerst die „Aufopferung für Andere in Gefahr bei menschlicher Rohheit. Einbruch wilder Horden in eine Hütte; Flucht; Vertheidigung, Schutz und Fall; bedrohte Familien und nahende Hülfe." Sodann die „Aufopferung für Andere bei gefahrvollen Naturereignissen (einer Ueberschwemmung nämlich). Zweifelhafte Rettung; Rettung, gewonnen nach völliger Erschöpfung aller Kräfte; Theilnahme; mannichfacher Eifer für das schnellste Gelingen. Erflehen für Rettung und Trauer über das Schicksal; Freude des Wiederfindens nach überstandener Gefahr; Dank für Errettung."

Dies, l. F., ist der Inhalt des großen Gedichts, das Schinkel zum Bilderschmuck seines Museums entworfen und vorläufig als Aquarellzeichnung ausgeführt hat.

Ich weiß, es wird Viele geben, die diese subjective Art künstlerisch zu bilden, die Maß- und Gesetzlosigkeit der Phantasie, das ganz Architektonische der Anordnung, selbst die Ueberfülle von Gestalten und Gedanken, nicht billigen werden, am wenigsten mit der Bestimmung für's öffentliche Leben. Auch hat sich in ältern Zeiten die Kunst immer an positive (vornehmlich religiöse) Vorstellungen geschlossen, und wo wir (wie etwa beim Tempel auf Aegina) noch im Streit der Auslegung sind, rührt dies nicht sowohl von der Dunkelheit der Darstellung, als von unserm Mangel an Localkenntniß her.

Aber ich frage: soll man vor einem solchen Strom der Phantasie nach der Berechtigung seines Laufes fragen? Soll man sich nicht von ganzem Herzen des Genius erfreuen und der Fülle seiner Gesichte? Kann nicht auch von hier ein mächtiger Impuls auf die Zeitgenossen ausgehen? Ja gesezt den Fall, daß man lange Zeit mit dem Buche in der Hand vor die Bilder treten muß, um ihre Deutung zu gewinnen, ist denn ein allmähliges Eingehen in die Werke der Kunst nicht auch eines, und bleibt künstlerischer Durchbildung kein Feld übrig, wo die Gedanken ein so großes einnehmen? Wenigstens versuchen sollte man es in einer Zeit, die wie der Wagen im Traumbild des Ezechiel nach allen Seiten hin fahren kann, ohne umzuwenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom Februar.

Preisbewerbung.

Das Königl. niederländische Institut hat eine goldene Medaille von 300 fl. Werth für einen Entwurf zu einem antiquarischen Museum ausgesezt. Es werden nur Einsendungen von Niederländern zur Preisbewerbung zugelassen.

Statistik der Kunst.

London, 20. Januar. Unlängst ist ein Ausschuß zur Errichtung der vom Parlamente genehmigten Gewerbzeichnenschule ernannt worden. Unter den Künstlern und Kunstfreunden befinden sich darin Sir J. Chantrey (Bildhauer), A. W. Calcott (Maler), R. C. Eastlake (desgl.), R. Cockerell (Architekt), Henry J. Hope (Kunstkenner und Parlamentsmitglied) und N. Colborne (desgl.); außerdem mehrere sachkundige Männer aus den betreffenden gewerblichen Zweigen. Die Schule wird in den Zimmern, welche die gegenwärtig nach der Nationalgallerie (in Charing-Cross) verlegte Königl. Kunstakademie inne hatte, mit Nächstem eröffnet werden.

Rom, 31. Januar. Die italienischen Künstler sind gegenwärtig stärker beschäftiget, als seit langer Zeit, da die Wiedererbauung der St. Paulskirche viele Kunstgegenstände erfordert, so wie die noch fehlenden Heiligenfiguren in St. Peter nach und nach gemacht werden. Der Prinz Borghese beschäftigt mehrere Maler; auch das bekannte Handlungshaus Torlonia hat viele Künstler, sowohl Maler als Bildhauer und Architekten, mit Aufträgen für den Ausbau seines Palastes engagirt. Außer den Bestellungen bei Thorwaldsen hat Torlonia die zwölf obersten Götter Griechenlands bei den besten italienischen Bildhauern, in weißem Marmor in Lebensgröße bestellt. Die Vollendung des Palastes soll nächstes Jahr erfolgen.

Artistischer Verkehr.

Berlin, 28. Januar. Im Antiquarium der Königlichen Museen sind eine nicht unbedeutende Anzahl antike Thongefäße (nolanische und hetrurische Vasen, Schalen und Näpfe) als Doubletten zurückgestellt und werden gegen mäßige Preise verkauft.

Versteigerung.

Kopenhagen. Am 30. Januar ward hier die bedeutende Sammlung des Conferenzrathes Bugge an Oelgemälden und Kunstsachen aus Elfenbein und Bronze öffentlich versteigert.

Akademien und Vereine.

Lissabon, 24. Januar. Gegen Ende v. J. erschien hier ein langes Decret zur Errichtung einer Akademie der schönen Künste und vor einigen Tagen ein anderes für denselben Zweck in Porto. Bisher existirten zwar Lehrstühle für Maler, Bildhauer, Kupferstecher, allein sie bildeten kein Ganzes und die Professoren wußten es so einzurichten, daß sie Gehalte, aber keine Schüler hatten. Die neue Einrichtung würde also von großem Nutzen seyn, wenn die nöthigen tüchtigen Meister und Fonds vorhanden wären. In dem Kloster San Francesco sind indeß die Lehrsäle für die Akademie angewiesen worden, und die Commission der Depositen der Klosterbibliotheken ist beauftragt, alle Gemälde zur Disposition der Akademie zu stellen. Nachdem letztere die sich zu Studien eignenden ausgewählt, sollen die übrigen unter die Museen der 17 Provinzialhauptstädte vertheilt werden.

Paris. Der Cercle des Arts oder Künstlerklubb zeichnet sich gegenwärtig als der Vereinigungspunkt aller bedeutenden Künstler aus. Das sehr großartige Local ist durch die freiwilligen Beiträge hiesiger Künstler sehr geschmückt. So findet man z. B. im Billardsaale ein schönes Bild von Eugène Delacroix, mehrere Tiger darstellend, einen Herbstabend von Paul Huet, Crayonzeichnungen von Callamatte nach Leonardo da Vinci und Michel Angelo, und drei Studienköpfe von Gigoux nach Benozzo Gozzoli im Campo Santo von Pisa. Im großen Saale sieht man die kleine Statue der Mlle. Jenny Elsner von Barre dem Sohne, und Zeichnungen von Ingres, Roqueplan, Wattier, so wie architektonische Studien von Duban und Chenavard. Im Lesezimmer und Spielzimmer sieht man ebenfalls Gemälde, Statuen und, zumal im letztern, viele vorzügliche Kupferstiche. Im Rauchzimmer stehen verschiedene kleine Statuen von St. Moine auf Consolen von seiner Composition. Von alten Bildern besitzt der Verein drei angeblich von Rubens herrührende: ein Jesuskind, eine heilige Familie und eine Engelgruppe, ferner eine schöne Landschaft von Hobbema. Außerdem sind Sammlungen alter Kupferstiche, Albums und dergleichen Kunstgegenstände vorhanden, mit denen gewechselt wird, sobald man sich an ihnen satt gesehen hat.

Kopenhagen. In der am 5. Januar gehaltenen Generalversammlung des Kunstvereins ward die Wahl neuer Beamten und die Verloosung der im letzten Jahre angeschafften Kunstwerke vorgenommen. Sämmtliche Beamten wurden von Neuem gewählt, und die Administration besteht jetzt aus dem Etatsrath Lund als Vormann, den Professoren Freund, Möller und Hetsch, dem Theatermaler Lund, Bildhauer Bissen, Canzleirath Thomsen, Conferenzrath Collin und Justizrath Frisch.

Berlin. In der Versammlung des wissenschaftlichen Kunstvereins am 15. Februar erstattete Hr. Prof. Hensel Bericht über die von Hrn. Mortelèque in Paris erfundene und durch Hrn. Hittorf neuerdings in Aufnahme gebrachte Email-Malerei auf Lava. Diese Malerei dürfte sehr bald an öffentlichen Gebäuden im nördlichen Klima die Mosaik- und Fresco-Malerei des südlichen Klima's ersetzen. Die Lavabrüche von Volvic liefern Platten von 6 — 8 Fuß in's Gevierte, die nur einen Zoll dick und zur Bekleidung von Wänden sehr geeignet sind. Da jene Emailmalerei sich zur feinsten Ausführung gleich der Porzellanmalerei eignet, so ist sie auch schon vielfach zu kleinen Zimmerverzierungen angewandt worden. Hr. Hittorf hat Sr. Maj. dem Könige eine vorzüglich gelungene Tischplatte übersendet, welche auf Allerhöchsten Befehl in dem hiesigen Gewerbinstitute aufgestellt worden ist. Es wurde darauf aufmerksam gemacht, daß unsere Basaltbrüche am Rhein einen ähnlichen Stein liefern würden, so daß die leeren Wände der Vorhalle des Museums vielleicht auf diese Weise den ihnen von dem Baumeister zugedachten Schmuck erhalten könnten. — Hr. Kunsthändler Kuhr hatte das Prachtwerk des Grafen Raczynsky: Geschichte der neuern deutschen Kunst, mit dessen Debit er beauftragt ist, eingesendet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 75.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 29. März 1837.

> Florentemque Cythnon.
>
> Ovid.
> Metamorph.

Briefe von den griechischen Inseln.

Von Dr. Roß.

Kythnos (Thermia), 28sten Dec. 1836.

Der Himmel Griechenlands bewährte auf unserer Ueberfahrt seine ganze südliche Milde. Wir waren nach Mitternacht aus dem Peiräeus gesegelt, nach einem starken, durch Südwind (νοτιά) herbeigeführten und von Donner und Bliz begleiteten Regen, der uns als Gegenwirkung einen frischen Boreas hoffen ließ; aber bei Sonnenaufgang am 21sten December befanden wir uns unter dem Eilande Phlevás * und segelten bei herrlichem Sonnenschein mit einem schwachen, vom Lande herwehenden Lüftchen langsam an der Küste von Attika hinunter, das ansehnliche Gebirge Paneion, ** welches zwischen dem Hymettos und den laurischen Bergen sich quer durch die attische Halbinsel zieht, zu unserer Linken. Die leztgenannten silber- und eisenhaltigen Berge haben nur eine mäßige Höhe, aber sehr schöne Profile und hin und wieder einige Fichtenwaldung; vorzüglich schön geformt sind einige spitzige Piks, in welchen das laurische Gebirge gegen Sunion hin endigt. Um die Mittagszeit befanden wir uns hart unter der Insel des Patroklos, * jezt Gaidaronisi oder die Eselsinsel genannt. Die ziemlich lang gestreckte Südküste dieser Insel ist nackt und schroff; gegen Norden aber, gegen die Küste von Attika hin, dacht sie sich flacher ab, und hier muß daher das Lager der Egyptier und des Patroklos gewesen seyn, dem die Klippe ihren Namen im späteren Alterthume verdankte, während die egyptische Flotte in der kleinen Bucht zwischen der Insel und dem Lande vor Anker lag.

Mit Mühe wand sich unser kleiner Kutter durch angestrengtes Rudern aus einer Windstille hinaus, in welche wir unter der Patroklosinsel gerathen waren; und als wir sie glücklich im Rücken hatten, schimmerten uns zu unserer Linken die weißen Säulen des Athenentempels auf Sunion entgegen, und zugleich faßte uns ein frischer Nordwind, der uns schnell an dem Vorgebirge und an der Insel Helene ** vorüberführte. Dabei aber blieb die Luft so mild und der Sonnenschein so warm, daß wir nicht allein ohne Mäntel auf dem Verdecke uns aufhalten,

---

* Αἱ φλέβαις, wahrscheinlich Phabra, Strabon 9, S. 244 Tchn.

** Strabon, ebend.

* Ptolemäos, Sohn des Lagos, schickte diesen Patroklos den Athenäern gegen Antigonos zu Hülfe: Pausan. 1, 1, 1; Strabon, ebendas. Die Insel hieß von ihm Πατρόκλου νῆσος oder Πατρόκλου χάραξ.

** Wo nach einer Angabe Paris sein Beilager mit Helena hielt; jezt Makronisi. Vergl. Pausan. 1, 35, 1; Strabon 9, S. 245 Tchn.

sondern mein Reisegefährte auch durch Zeichnen einiger Matrosen so wohl sich selbst, als noch mehr die Schiffsmannschaft ergötzen konnte, die an dieser verteufelten Kunst (διαβολημένη τέχνη), welche ihre schönen, markirten Gesichter so schnell in wenigen Strichen auf dem Papier wiederzugeben wußte, ihr herzlichstes Wohlgefallen hatten. So kam der Abend heran, mit ihm ein conträrer östlicher Wind, der uns erst nach langem Kreuzen in dem Kanal zwischen Keos und Kythnos erlaubte, das nördlichste Vorgebirge dieser Insel, das Kap Kephalos, zu umschiffen und in den kleinen Hafen von Hagia Irene einzulaufen, wo wir um drei Uhr nach Mitternacht landeten.

Die Ortschaft H. Irene besteht nur aus einer gleichnamigen Kapelle und vier oder fünf Häusern, die an dem südlichen Arme einer gabelförmigen Bucht liegen, welche sich gegen Nordosten, gegen die Inseln Gyaros und Andros öffnet, und an deren nördlichem Arme sich die warmen Quellen befinden, von welchen Kythnos seinen heutigen Namen Thermia (τὰ Θερμιά) erhalten hat. Mit Tagesanbruch gingen wir nach der eine starke Stunde vom Hafen entfernten Hauptstadt Messaria (ἡ Μεσσαρία) hinauf, die ohngefähr in der Mitte der Insel liegt und gegen achtzehnhundert Einwohner zählt. Man quartierte uns bei einem der Archonten des Ortes, in einem großen, unwohnlichen Zimmer ein, das statt der Fenster, wie alle übrigen Häuser der Insel, nur hölzerne Läden hatte, und mit einigen wurmstichigen hölzernen Stühlen, Kisten und Kasten aus dem siebenzehnten Jahrhundert möblirt war. Hier sollten wir überdies mit der Familie pêle mêle wohnen und schlafen, was, troß der wohlgemeintesten Gastfreundschaft, doch keine ganz angenehme Aussicht gewährte. Da man uns aber höflichst, wenn gleich mit einiger Unwahrheit, versicherte, daß es durchaus keine bessere Wohnung gebe, und überdies ein heftiger Regen eintrat, der den ganzen Tag anhielt, so ergaben wir uns vor der Hand in unser unbequemes Schicksal. Allein als unser Bedienter gegen Abend ein Haus ausfindig machte, wo wir ein besonderes Zimmer mit Glasfenstern und einem bretternen Fußboden — das einzige in der ganzen Stadt — für uns allein erhalten konnten, glaubten wir es uns selbst schuldig zu seyn, uns diesen Luxus nicht zu versagen, brachen etwas barsch die kaum angeknüpfte Gastfreundschaft ab und bezogen froh wie die Könige unsere gegenwärtige Residenz.

Am Morgen des 23sten Decembers hatte der Regen aufgehört und wir ritten auf Mauleseln nach dem Thal der warmen Quellen hinunter, auf welche H's. Mission eigentlich gerichtet war. Ganz Kythnos ist ein großer und ziemlich hoher, nur durch eine Menge enger Thalschluchten oder vielmehr Ravins zerklüfteter Felsrücken von Glimmer- und Marmorschiefer, mit großen, hin und wieder eingesprengten Quarzblöcken untermischt. Die Insel gleicht daher in ihrem Ansehen wie in ihrer Naturbeschaffenheit den meisten Theilen von Tenos und Jos; doch nähert sich die Formation der Berge mehr der von Melos. Die Wege sind über alle Beschreibung holpricht, wie die von Tenos, dafür aber auch die Maulthiere eben so gewandt und sicher wie die Tenischen im Hinauf- und Hinabklimmen dieser Wege. Auffallend und eigenthümlich ist die Bauart der Steinwälle, mit welchen die schmalen Pfade eingefaßt sind; um sich die Arbeit leichter zu machen und zugleich ihnen mehr Festigkeit zu geben, richtet man von je einem bis zu drei oder vier Schritten von einander eine große Schieferplatte senkrecht auf und füllt die Zwischenräume mit kleinen, horizontal über einander geschichteten Bruchstücken aus. In einer Stunde hatten wir die Quellen erreicht und beschäftigten uns den ganzen Tag mit der Ausmessung und Aufnahme des Terrains.

Diese warmen Wasser (τὰ Θέρμα, mit zurückgezogenem Accente), welche sich in einer kleinen Thalbiegung am nördlicheren Arme des Hafens von H. Irene finden, entspringen nur etwa zweihundert Schritt vom Ufer, am Fuße einer mäßigen Anhöhe aus Schieferfelsen. Die Ebene von hier bis an's Ufer ist durch die überfließenden Wasser mit einer festen Kruste von einer porösen, leicht zerbrechlichen Steinart überdeckt worden, die durch die sich absetzenden Eisentheile eine röthliche, hin und wieder schreiend rothe Farbe angenommen hat. Doch münden die Abzugskanäle sich nicht unmittelbar in's Meer, sondern fallen in eine kleine Salzlagune am südlichen Rande der Ebene, welche einen Abfluß in's Meer hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Klopstok an Angelika Kauffmann.

À Monsieur Monsieur Schönborn, Secrétaire d'Ambassade de Sa Majesté le Roi de Danemarc à Londres.

Hamburg, den 14ten März 1780.

Dieser Brief, liebster Schönborn, ist an Angelika; ich schicke ihn indeß an Sie, weil ich nicht weiß, ob Angelika noch in Golden-Square wohnt, und ich sehr ungerne sähe, wenn er verloren ginge.

Meinen wärmsten, besten Dank, liebste Freundin, daß Sie Zeichnungen zum Messias machen wollen. Ich mochte Ihnen das nur nicht sagen, weil ich glaubte, daß Sie zu viel zu thun hätten, sonst hatte ich es lange vor. Wenn ich jemals lebhaft gewünscht habe, Sie zu sehen, so ist es jezt. Was würden wir uns da in kurzer Zeit über die Sache sagen, und wie wenig werde ich Ihnen davon in einem langen Brief schreiben! — Die Engel also mit Flügeln? meinen Sie? Können Sie sechs Flügel

schön zeichnen? So sah der Prophet die Engel, und ich möchte wohl, daß Eloa und Gabriel so gezeichnet würden. Aber die Engel müssen auch ohne Flügel kennbar seyn: etwas Leichtes, Schwebendes, Helles, kaum Körper; so auch die auferstandenen Heiligen, aber doch von den Engeln verschieden, nicht bloß dadurch, daß sie keine Flügel haben. Das Alles, Angelika, müssen Sie erst noch erfinden, denn es ist noch nicht da. Raphael selbst (ich rede freilich nur von Kupferstichen) hat bis auf St. Michael noch keine Engel gemacht. — Und nun Christus! Unter allen Christusköpfen, die ich gesehen habe, hat mir nur Einer von Guido gefallen; allein auch der war noch zu sanft; das Erhabene muß hier über das Sanfte hervorragen. Ich zittere vor der Schwierigkeit der Sache, aber Sie brauchen nicht zu zittern, wenn Sie sich die Vereinigung: erhaben und sanft, das erste herrschend, nur recht bestimmt denken. Nun der zweite große Punkt: dieser Christuskopf, bei allen verschiedenen Empfindungen immer wieder, immer, der Bildung und dem Charakter nach eben derselbe. Sie sind über alle Berge weg, Liebste, so bald Sie die Ideale von Christus, den Engeln und den Auferstandenen lebhaft und fest in Ihrer Seele haben. Indeß sind um das Kreuz auch Seelen noch Ungeborner mit ätherischen Körpern. Aber können Sie diese im Zeichnen nicht mehr unterscheiden, so mag es seyn. Ich unterwerfe dies Alles natürlicherweise Ihrem Urtheile. Von den Menschen Petrus, Johannes, Judas u. s. w. sagen Sie mir Ihre Meinung; vielleicht kann ich Ihnen einige nicht ganz überflüssige Anmerkungen darüber machen. Aber die Hölle! Hier zittern Sie nicht vor der Schwierigkeit der Vorstellung, sondern vor der Sache. Erholen Sie sich, Liebste: nichts Scheußliches! aber Schreckliches, sehr Schreckliches! Sehr Schreckliches, sagen Sie, kann ich nicht zeichnen, ich mag es nicht denken. Keine Hülfe, Beste, Sie müssen! Ich will Ihnen indeß einen guten Moment geben, den, da Abbadona Satan widerspricht (wir wollen immer die Verse des gewählten Augenblicks darunter setzen). Aber hier müssen Sie sich viel noch Schrecklicheres für einen andern Auftritt der Hölle, den, da sich die bösen Engel für Todtengerippe halten, aufsparen. Sie erlauben mir, Ihnen die Entwürfe zu machen; Sie sagen mir dann, was Sie zeichnen und nicht zeichnen können, ich meine, was, gezeichnet, Wirkung hervorbringt. Ich ändere dann an meinen Entwürfen, und zuletzt kommen wir über jede Miene und Stellung überein. Wie viel könnten wir in kurzer Zeit thun, wenn Sie über Hamburg nach Italien reisten? Sie wählen das Format; mich däucht, es muß groß Folio seyn, damit Sie Raum haben. Wie viel Kupfer? Die Zahl der Gesänge bestimmt hier nichts: wenn gewisse Sachen vorgekommen sind, so müssen gewisse andere auch vorkommen. So nur kann die Sammlung zu einem verhältnißmäßigen Ganzen werden. Ich sehe gegen fünfzig Kupfer voraus. Ich denke, wir geben es stückweise heraus, auf Subscription. Ich mag nicht noch einmal auf den Messias subscribiren lassen. — Sie thun es also? Ich lasse an Zeichnungen neuer deutscher Lettern arbeiten. Mein Satz dabei ist: ohne alles Ueberflüssige, das Eckigte stumpf und die eiförmigen Züge (diese herrschen in unsern Lettern) so schön, wie möglich. Sie sollen aber Alles vorher sehen. Haben Sie gute Formenschneider in England? Ich kenne in Deutschland keinen recht guten. Haben Sie mehr gute, desto besser, so können wir die Lettern vertheilen, und bekommen sie desto eher. Es ist eine langsame Arbeit. — Ich kann Ihnen nicht sagen, Liebste, wie ich mich zu dieser Ausgabe des Messias freue. Man hat mir immer von Kupfern vorgesagt, und ich habe immer geantwortet: ich will keine. Aber wenn sie Angelica zeichnet, so will ich sie. Allein wer soll sie stechen? Mehr als Einer, denn sonst währt es mir unendliche Zeit. Ich weiß nicht, ob Sie von Preislern, dem Kopenhagner, etwas kennen, von Willen gewiß. Beide wünschte ich als Mitarbeiter. Preisler, mein alter Freund, wollte vor langer Zeit drei Kupfer zum Messias machen, und dabei wollte er so weit gehen, daß er, nach völlig berichtigter Zeichnung, die Figuren in Thon bilden, sie vor sich hinstellen und darnach stechen wollte. Sie sehen, daß der Mann seine Kunst kennt und liebt. — Machen Sie mir die Freude, mir bald über diese Sache, die mir so sehr am Herzen liegt, zu schreiben. Ich würde Ihnen viel eher darüber geschrieben haben, wenn ich Ihnen nicht schon jetzt Entwürfe hätte mitschicken wollen. Aber so weit bin ich noch nicht, und das, was ich Ihnen jetzt gesagt habe, wollte ich nicht länger aufschieben. Könnten Sie doch nach Hamburg kommen, so würde unsere Unternehmung in wenigen Tagen Riesenschritte thun. Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

Der Ihrige

Klopstok.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, März.

(Fortsetzung.)

Archäologisches Institut. Die römische Handelsmarine.

Die ausgebreitete und an erfreulichen Resultaten reiche Thätigkeit des Instituts, welchem es immer mehr gelingt, einen Mittelpunkt für cis- und transalpinische Bestrebungen zu bilden, verdient um so größere Anerkennung, da es ganz von Privatmitteln abhängig ist, und überdies hier mit manchen Rivalitäten zu kämpfen hat. Man wird unter solchen Umständen gerne glauben, daß es nicht ohne uneigennützige Opfer von Seiten derjenigen, die es begründet und geleitet,

sich auf seinen gegenwärtigen Standpunkt erheben konnte. An der Spitze der Genannten steht noch immer der preußische Gesandte; die Geschäfte des Sekretariats und der Herausgabe der Annalen, Monumente, Büllettins u. s. w., welche früher von den HH. Gerhard und Panofka in Rom und Paris besorgt wurden, sind, nachdem diese einen neuen Wirkungskreis in Deutschland erhalten, an die Doktoren Lepsius und Braun in Rom übergegangen. Bei der Herausgabe einer Sammlung von Abdrücken geschnittener Steine, von dem in diesem Fache sehr geschickten Th. Cadès in Rom besorgt, ist namentlich der hannöversche Geschäftsträger, Legationsrath Kestner, thätig. Das, was vorliegt — die bedeutenden Arbeiten über griechische, etruskische, römische Alterthümer, namentlich über die reichen Erwerbungen, Resultate neuerer Ausgrabungen, die dankenswerthen Aufschlüsse über die alte Topographie der Stadt Rom sowohl, als anderer Gegenden, die vielen Erläuterungen von Inschriften, die reichhaltige Chronik alles dessen, was im Gebiete der Alterthumswissenschaften vorgeht, endlich die Bekanntmachung so vieler wichtigen und schönen Denkmale antiker Kunst durch getreue Abbildungen — alles dies gibt den besten und erfreulichsten Beweis einer Wirksamkeit, welche den Mitgliedern zur größten Ehre gereicht, und deren Resultate auf allgemeine Berücksichtigung Anspruch haben.

Wenn man die geographische Lage des Kirchenstaats in Betracht zieht, der mit einem ausgedehnten Küstenstrich zwei Meere berührt und gute Häfen besizt, so kann man nicht umhin, sich über die geringe Bedeutung des Seehandels dieser Provinzen zu wundern. Am auffallendsten ist dies im Mittelmeer. Ohne Grund wäre die Behauptung, daß der gänzliche Mangel einer Kriegsmarine hier hemmend einwirke: eine Goelette vor Civitàvecchia und einige Schaluppen, deren Hauptbestimmung zu seyn scheint, im Hafen zu verfaulen, sind die einzigen bewaffneten Fahrzeuge; aber dieser Umstand kann kaum einen Einfluß haben, wo es auf den Verkehr mit den Küsten Italiens oder Griechenlands ankommt. Um nicht von Oesterreich, von Neapel und Sardinien zu reden, selbst von einem weit kleinern Staate, dem nur das eine Littoral zu Gebote steht, von Toskana, sieht der Kirchenstaat sich übertroffen. Es muß also einerseits an der geringen Aufmunterung liegen, welche die Regierung dem Handel überhaupt zu Theil werden läßt, an einem Abgabensystem, bei welchem kaum an irgend eine Blüthe zu denken ist, andernseits aber auch an einem Mangel an Thätigkeit bei den Küstenbewohnern. Daß die Seite des Mittelmeers der adriatischen so sehr nachsteht, ist leicht begreiflich: die Ausdehnung der Küste ist bei weitem geringer, und es fehlt an Orten und Menschen, der ungesunden Luft wegen, welche die Niederungen gegen den Strand hin verpestet. An den großen Unterschied zwischen dem Bewohner des Patrimonio und dem der Mark und der Romagna braucht hier nicht einmal erinnert zu werden. Daß aber beinahe der ganze Küstenverkehr in den Händen von Fremden ist, und nur eine höchst geringe Zahl von kleinen Handelsschiffen und selbst von Fischerböten die Landesflagge führt, ist eine Erscheinung, welche sehr gegen die Betriebsamkeit zu reden scheint. Die Kaufmannschaft sieht sich meist genöthigt, sich der neapolitanischen, toskanischen und sardinischen Fahrzeuge zu bedienen, und man berechnet die Zahl der erstern im Durchschnitt jährlich auf 500; auch der Fischfang wird fast ausschließlich von den Neapolitanern betrieben, deren Barken man überhaupt bei den Inseln des mittelländischen und selbst des jonischen Meeres sehr häufig begegnet. Während die übrigen italienischen Staaten Dampfschiffe bauen lassen, und sowohl in Hinsicht der Reisenden, als für den Waarentransport ihren Vortheil dabei finden, ist hier nicht die Rede davon, und sardinische, toskanische, neapolitanische, mit jedem Jahr an Zahl, wie an Eleganz zunehmend, versehen den Dienst neben den französischen. Alles läßt voraussehen, daß diesem Zweige binnen Kurzem eine bedeutende Erweiterung bevorsteht. So gering ist die Thätigkeit, daß Waaren nicht selten beinahe eben so viele Zeit brauchen, um von Livorno über Fiumicino nach Rom zu gelangen, als zu einer Fahrt von London nach Livorno erforderlich gewesen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Nürnberg, März.

(Beschluß.)

Mittelalterliche und moderne Kunst.

Wir haben eine deutsche Kunst; warum entwickeln wir sie nicht? Glaubt ihr, sie sey zu spröde, neue Verbindungen einzugehen, sie, die sich in Metall und Stein zu den zartesten Blüthen erschloß? Ihr verständigen Meister, bringt nur Vernunft zu dem Werk. Sie verbindet, sie einigt, sie ist die Mutter der Schönheit, in welcher sich alle Widersprüche ausgleichen und alle Gegensätze aufheben. Am Schönen hat der Verstand keinen Theil, und seine Einheit ist keine; aber die Vernunft, der Genius vereinigt auch das Fernste und Entgegengesezteste innerlich und wahrhaft; er befestigt mit dauernden Gedanken, was in schwankender Erscheinung schwebt, und bringt das Einzelne zur allgemeinen Weihe. — Auch die Baukunst muß ihren Genius finden, der sie dem Winterschlaf entreißt, in welchen sie der Verstand geworfen; es wird die Knospe sich öffnen und Leben athmend das Herz erquicken. Dann wird sie wieder Charakter und Ausdruck gewinnen, wenn die Fesseln des Verstandes endlich gefallen und die Jahrhunderte versöhnt seyn werden. Aber umgelernt muß werden, und wo ließe sich so leicht der Lebensfaden einer modernen deutschen Kunst an die verblühte anknüpfen, als in der Stadt, in welcher der Sinn für die heimische Art so lebendig, die Muster und Meisterwerke so zahlreich und rein erhalten, der Totaleindruck so wenig gestört ist durch Anhängsel modernen Ungeschmacks? Nürnberg wäre würdig, die Geburtsstätte einer neuen deutschen Baukunst zu werden, denn sie hat die alte am treuesten bewahrt. Möge nur der Modernismus, der an den lieblichen Erkern bereits die verständige Nase angestoßen hat, nicht weiter gehen, als für ihn selbst zu einem abschreckenden Exempel nöthig ist. — Nürnberg ist wirklich die Hauptstadt der deutschen Städte, weil sie die deutscheste ist. Keine hat den deutschen Charakter im Aeußern beibehalten, wie sie, und das Aeußere ist nur der Ausdruck des Innern. Wo könnte jezt noch ein Heideloff Gebäude in gothischem, in deutschem Styl aufführen, wie in Nürnberg? Das ist kein Zufall, keine Convenienz oder Gewohnheit, nicht Mode, wenn ein Haus nach dem andern sich verjüngt, und der Kunst der Vergangenheit die Frische und Farbe der Gegenwart leiht. Es ist kein Renaissance-Enthusiasmus, sondern natürliche Fortentwickelung. Ein Blick in Nürnbergs Gewerbsgeschichte zeigt, daß hier keine Kluft zwischen jezt und vorher befestigt ist, und einige Betrachtungen hierüber werden uns im nächsten Briefe beschäftigen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 32. Mittwoch, 29. März 1837.

Altdeutsche und nordische Literatur.

9) Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, herausgegeben von F. J. Mone. Fünfter Jahrgang. 1836. Karlsruhe, Groos. 4.

Hoffentlich wird dieser Anzeiger, von dem uns bereits der fünfte Jahrgang vorliegt, sich einer immer günstigern Aufnahme erfreuen und als das zweckmäßigste Organ der Vermittlung neuer Entdeckungen und Forschungen in dem noch immer so ergiebigen und unerschöpften Felde deutscher Alterthümer sich erhalten.

Der Anzeiger umfaßt alles, was von irgend einem Interesse für das Studium der vaterländischen Vorzeit seyn kann. Er theilt Originalien mit, neuentdeckte altdeutsche Gedichte, Urkunden (falls sie besonders wichtig sind), Briefe, Glossen, Auszüge aus größern Werken und Anzeigen solcher, die theils neu entdeckt, theils zum ersten Mal gedruckt werden. Er nimmt gleich sehr auf das Sprachliche, Poetische und Geschichtliche Rücksicht, und schließt den Anzeigen neuer Funde in dieser Beziehung auch Untersuchungen, Fragen und Antworten an. Herr Mone hat dafür gesorgt, daß alles Uninteressante oder leere Notizenwesen (wie z. B. bogenlange Urkundenverzeichnisse, Abdrücke langer und wenig ansprechender Texte rc.) weggeblieben ist, daß die Mittheilungen an sich Werth haben und kurz sind, so daß auch Leser, die nicht von diesem speciellen Fache sind, Genuß und Belehrung daraus schöpfen können. Für Geschichtsforscher und Freunde der altdeutschen Poesie ist aber dieser Anzeiger unentbehrlich, weil er so außerordentlich viel Neues mittheilt, zu dessen Kenntniß man auf einem andern Wege nur selten oder gar nicht gelangen würde. Mone ist ganz dazu gemacht, hier der Vermittler zu seyn, vermöge seiner überaus reichen Kenntnisse in diesem Fach, vermöge der großen Forschungen, die er deßfalls in dem bisher dafür so wenig in Anspruch genommenen Niederlande gemacht hat, und vermöge der ihm eignen Liebe und Begeisterung, mit der er von jeher diese Studien umfaßt hat.

Im 5ten Jahrgang finden wir z. B. im I. Quartalheft eine Abhandlung über die Enten, Anten, Inder, die in altdeutschen Denkmalen als älteste Erinnerung des Volks vorkommen; eine sehr kleine, bisher ungedruckte lateinische Chronik aus dem 9ten Jahrhundert: Annales Sithienses; der ausführlichere und sehr interessante Briefwechsel aller mithandelnden Personen bei der Kaiserwahl Karls V.; geographische Notizen aus dem Mittelalter und eine sehr unvollkommene Karte von 1120; Notizen und Zusätze zu Grimms Rechtsalterthümern; etwas über die ältern Sängerschulen und Sängerfamilien; über den Zusammenhang persischer und

altdeutscher Sagen. Dieser leztern Abhandlung von Halling fügt Mone die sehr richtige Bemerkung bei, daß für solche Vergleichungen noch nicht genug vorgearbeitet ist. Ueberhaupt kommt es mehr darauf an, erst den Sinn unsrer eignen Sagen zu verstehen, ehe wir ihren Zusammenhang mit ältern und fremden suchen, und aus diesem Verständniß ergibt sich meistens, daß das germanische Gemüth und die nordische Natur solchen Sagen und Mythen, die allerdings aus einer ältern asiatischen Vorzeit stammen mögen, gleichwohl ein so eigenthümlich lokales und nationelles Gepräge gegeben hat, daß sie unser Eigenthum sind. Ferner enthält dieses Heft ein altfranzösisches Gedicht: la Disputation de Salomon a De Marcou; eine Abhandlung über die Sage von Oger von Dänemark; die Anzeige einer merkwürdigen altdeutschen Reimchronik von Jerusalem; Reimgesetze (Prosodie in Versen) aus Geroschins preußischer Reimchronik; Glossen; alte Farbenrecepte; über die Domfabrik in Speyer, alte Baugesetze 2c.; eine äußerst umfassende und gewiß alle Leser ansprechende Abhandlung des Herausgebers über deutsche Namen, die (gleich dem Briefwechsel, die Kaiserwahl Karls V. betreffend) in den folgenden Heften fortgesezt ist. Wir können nicht umhin, das Wesentlichste daraus mitzutheilen:

„Von der jetzigen Gleichgültigkeit der Namen, die nichts weiter mehr sind als äußere Unterscheidungsmittel, darf man nicht auf eine ähnliche oder dieselbe Gehaltlosigkeit der alten Namen zurück schließen, denn es zeigen sich in der unendlichen Vielheit der alten Namen so bestimmte und feste Richtungen, daß man ihre Menge keineswegs aus einem gedankenlosen Spiele der Sprache und Einbildung herleiten darf. Mit zunehmender Bevölkerung muß die Menge der Namen größer, aber auch gehaltloser werden, und zwar aus folgendem natürlichen Grunde. Die ältesten Familien konnten sich nur nach inneren Beziehungen, also nach Eigenschaften benennen, die ihnen ausschließlich zukamen, mit der Vermehrung und Vermischung der Familien konnten die inneren Beziehungen nicht mehr ausreichen, die Namen wurden und blieben äußere Unterscheidungsmittel.

1) Man hat in den Familien den nächsten Verwandten stabreimige (alliterirende) Namen gegeben, entweder ohne Vorsetzung eines componirten Worts oder mit derselben, z. B. Reming-Engelram.

2) Es gab auch Namen der Familienglieder, die mit dem Sylbenreim anfingen, Deotwic-Deotswint.

3) Häufig waren die Sylbenreime am Ende der Familiennamen. War eine Familie zahlreich, so gab man hie und da einem Mitgliede den Namen außer dem Reim, oder ein Sohn reimte z. B. mit dem Namen des Vaters und seine übrigen Brüder unter sich, oder auch reimten die Endsylben der Sohnesnamen mit dem ersten Worte des Vaternamens.

4) Familiennamen, die Stab- und Sylbenreim, die Vor- und Schlußreim zugleich hatten, waren auch sehr gebräuchlich. Es gibt folgende Beispiele. Stab- und Sylbenreim: Alpruch-Ascruch fratres. Vor- und Schlußreim: Richart pater, Richwart filius. Stab- und Schlußreim zwischen Großvater und Enkeln, Schlußreim mit seinem Sohne. Vor-Reim des Vaters mit einem Sohne, Schluß-Reim der Söhne unter sich: Theotrich pater, Theothart, Alphart filii. Unter drei Brüdern stehen in einem Beispiele zwei Vor-Reim: Engilrich-Engilhad, und zwei im Schlußreim: Engilrich-Helmrich.

Die Beweise zeigen also, daß die Namen in allen Graden der Verwandtschaft durch den Reim gebunden waren, nämlich zwischen Vater und Sohn, Mutter und Sohn, Oheim und Neffe, Großvater und Enkel u. s. w., auch zwischen Herren und Hörigen, welche leztere oft das eigentliche Stammwort des Namens ihrer Herren führten (z. B. Wolf), um dadurch anzuzeigen, daß sie zu seinem Hause gehörten."

„Da man bei unsern Voreltern nur einen Namen führte, so hatte der Geschlechtsnamen einen andern Begriff als heut zu Tage, wo er stets der lezte oder Schlußnamen einer Person ist. Daraus folgt, daß die alten Geschlechtsnamen unter den jezt sogenannten Vornamen zu suchen sind, und es fragt sich daher: welche Merkmale müssen die alten Vornamen haben, um als Geschlechtsnamen erkannt zu werden? Diese sind: eine reiche Composition mit dem Wurzel- oder Stammwort; dieses ist zugleich der Stamm- oder Geschlechtsnamen, der in der Zusammensetzung voranstehen muß; z. B. in Fridebert ist Frit der Stamm und bert die Verbindung 2c."

„Wahrscheinlich hat es mehr alte Stammnamen gegeben als ich anführe, sie sind aber schwer zu erkennen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Namen wie die Geschlechter aussterben. Mancher Namen, der nur noch in wenigen Zeugnissen und Verbindungen übrig ist, mag in frühester Zeit ein großes Geschlecht bezeichnet haben, aber wir sind nicht mehr im Stande, es mit den wenigen Beispielen, die wir davon noch haben, zu beweisen. Es ist daher nicht möglich, eine vollständige Liste der alten Geschlechts- oder Stammnamen aufzustellen. — Geschlechtsnamen, die bei deutschen Völkern vorkommen, gehen in die früheste Zeit zurück, und beweisen, daß alle deutschen Völker jene Geschlechter selbst gekannt haben. Diese uralten Familien sind längst untergegangen, ihre Namen aber durch Erinnerung und Nachahmung übrig geblieben. Der Umstand, daß diese ältesten Stammnamen schon im frühesten Mittelalter von Hörigen, Freien und Adeligen geführt wurden, beweist offenbar,

daß die Geschlechter, welchen jene Namen eigenthümlich gehörten, längst nicht mehr vorhanden, also ihre Namen Gemeingut waren, welches Jeder sich aneignete, je nachdem ihn eine Erinnerung zur Nachahmung bestimmte."

„Die Abstammung vom Vater wurde durch die Sylben — unc, — inc bezeichnet, welche man unmittelbar an den Namen des Vaters fügte. Hieß der Vater z. B. Ruot, so nannte man den Sohn Ruodunc oder Ruodinc. Schon im 9ten Jahrhundert fügte man mehreren Sohnsnamen die Ableitung —ari bei, was später häufiger wurde und jezt gewöhnlich gebraucht wird, wie die Formen Westfälinger, Schlesinger, Lothringer, Karolinger, Merowinger ꝛc. beweisen."

„Bezeichnet der Namen des Vaters eine Person, so ist diese ein Gott, ein Mensch oder ein Thier. Göttliche Wesen als Väter liegen in den Namen Alpung, Botelung, Erming, Engiling, Frohing, Hilting, Hoching, Husing, Oting, Ramung, Ruoding, Theoting, Waning, Wodung verborgen, nämlich Alp (Elfe), Buda?, Irmin, Ing, Froh (Herr), Hilt (Kriegsgöttin), Huoki, Husing (Hausgeist), Othin, Rama?, Ruot, Teut, Wan, Wodan. Es mögen noch manche Patronymica göttlichen Ursprung enthalten, was ich übergebe, weil es nicht hieher gehört, die mythologischen Spuren aufzusuchen. Die eben angeführten Beispiele sind Zeugnisse ehemaliger göttlicher Stammbäume in Deutschland, dergleichen noch von den Angelsachsen und Nordländern ausführlicher erhalten sind. — Menschliche Vaternamen nachzuweisen, scheint unnöthig; thierische sind Arn (Adler), Ber, Eber, Fil (Elephant?), Ramm (Widder?), Schwan, Ur, Wolf. Diese thierische Abstammung kann nicht auf natürliche Weise, sondern muß bildlich verstanden seyn. Wie aber, ist schwer zu sagen; entweder hatte der Vater von einem Thierzeichen auch den Namen des Thiers erhalten, oder von einer Thiersage, oder auch von einer Eigenschaft, welche der Natur des Thiers entsprach, z. B. Stärke, Wildheit ꝛc. — Die Patronymica enthalten sowohl Geschlechtsnamen, wie Amalung, Baldung, Bodelung, Ilsung, Nibelung, Schilbung, Wolfung ꝛc., als auch Volksnamen Elung, Griuzing, Juthung, Puriching, Saring, Suabing, Sweding, Theoting, Thuring, Walabing, Waning, Warning. Die nachweisliche Entstehung mancher Volksnamen dieser Art aus Geschlechtsnamen macht es wahrscheinlich, daß auch andere solche Volksnamen von regierenden Häusern auf die Völker übertragen wurden. Einige, wie Saring, Swabing, Sweding ꝛc., mögen auch von Stammgöttern oder -Helden und von Stammländern hergeleitet seyn. Alle alten und ächten Sohnsnamen sind in Deutschland geschichtlich, sie beruhen auf der Thatsache, daß es wirklich Geschlechter (oder auch Völker) ihres Namens gegeben hat. Eine natürliche Folge davon ist, daß noch viele Patronymica die Träger von Geschlechts- und Stammsagen sind, entweder im Mythus oder im Heldenbuch. Das berechtigt zu der Behauptung, daß alle Sohnsnamen ihre Geschlechtssage hatten, und daß wir nach obigem Verzeichniß ungefähr ermessen dürfen, wie viele jener alten Geschlechtssagen untergegangen sind. Diese Behauptung wird durch den merkwürdigen Umstand bestätigt, daß unsre sämmtlichen Patronymica Ueberbleibsel der ältern Sprache sind. Schon im achten Jahrhundert hat die Sprache keine neuen Patronymica mehr, sondern nur Ortsnamen auf — ing gebildet; was also noch von Sohnsnamen vorhanden ist, geht in seinem Ursprung vor das achte Jahrhundert zurück, wo die deutsche Sprache, wie bei den Angelsachsen und Nordländern, noch das Vermögen hatte, aus jedem Namen ein Patronymicum zu bilden. Nach der deutschen Stammsage war Mann der erste Sohn, welcher durch Zeugung entstand; daher wurden an seinen Namen zwei Vorstellungen geknüpft: Sohn und Mensch. Daß Mensch wörtlich von Mann herkommt, ist hinlänglich erwiesen und bekannt, daß Mann aber auch die Bedeutung Sohn hatte, ergibt sich aus den altdeutschen Namen. Das Wort verbindet sich nicht am Anfang mit andern Namen, sondern nur am Ende; dadurch wird es den Endsylben — ing und — isc gleichgestellt, Hartmann ꝛc. Noch später ist die Zusatzsylbe son = Sohn, z. B. Peterson = Peters Sohn; deßgleichen der Genitiv, z. B. Bruns = Sohn des Brun. Auch als man schon zwei Namen gebrauchte, sezte man noch den des Vaters in den Genitiv, z. B. Snyders Hans ꝛc.

Die neueren Geschlechtsnamen sind gegeben a) nach der Herkunft, b) nach der Beschäftigung, c) nach Eigenheiten. a) Namen der Herkunft. Diese wird entweder nach dem Ort oder dem Lande bezeichnet, aus welchem der Mensch abstammt. 1. Oertliche Geschlechtsnamen. In Deutschland gibt es zwei Arten derselben, adelige und nicht-adelige, jene sind vom Stammsitz der Adeligen gebildet und haben deßhalb das Wort von vor dem örtlichen Geschlechtsnamen, die nicht-adeligen sind selten auf diese Weise und gewöhnlich mit andern Vorwörtern gemacht, wie Zumkeller, Zumbach, Zumsteeg u. dgl., oder in Urkunden von 1364: Cuntz vme hofe, Dyhel ame Bintzel ꝛc. Reinhart ouz dem Mose v. 1180. Mon boic. II., 342. Meistens aber ist ihnen die Form — er (alt — ari) gegeben, die unmittelbar an den Ortsnamen gefügt wird, Wormser, Speierer, Menzer, Ettlinger, Bamberger, Ulmer, Nürnberger, Wiener u. v. A. Im Niederland sind die örtlichen Geschlechtsnamen ohne Unterschied des Standes mit van, (wenige mit te) gebildet und zwar in folgender Abstufung. α) Wenn der Ort der Herkunft geschlechtlos ist, so steht van allein davor: van Aerscot, van Assche,

van Diest etc. Manchmal wird dieses van mit dem Namen als *ein* Wort geschrieben, was bei den folgenden Arten häufiger geschieht. Statt van steht hie und da te: Te Water etc. β) Ist der Ort männlichen Geschlechts, so steht vor ihm van den im Sing. oder Plural. Beispiele: van den Bogaerde, van den Broeke, van den Zande, van den Branden. Der Artikel wird zuweilen in de abgekürzt: van de Weyer, van de Ven, van de Kerchove, van de Wattyne; ten für te den: ten Kate, ten Broeke, ten Stalle etc. sind mehr in Nord= als in Südniederland gebräuchlich. γ) Ist der Ort weiblichen Geschlechts, so findet eine dreifache Bezeichnung statt: van der, van der Straeten, van der Borgt, van der Noot etc.; ver, d. i. contrahirt aus van der, Verbeek; ter, contrahirt aus te der, ist nicht häufig, Terwagne, Terbrugge etc. Die örtlichen Geschlechtsnamen ohne Präpositionen bilden sich auf doppelte Weise, durch angehängtes — aer (das hochdeutsche — er), Wafelaer, Donkelaer, und — inck, Mechelynck etc. Beiderlei Namen sind selten, die lezte Art gehört nach Westflandern, wo man aus jedem Orte durch angefügtes — ing einen persönlichen Namen bilden kann, z. B. Veurneling, einer von Veurne, Ostendeling, einer von Ostende u. dgl., das Weitere darüber gehört in die Erläuterung der Ortsnamen. 2) Landschaftliche Geschlechtsnamen. Kommen in Deutschland häufig vor: Baier, Schweizer, Heß, Döring, Schwab, Oesterreicher, Rheinländer, Sachs, Frank u. dgl. Im Niederland erscheinen sie mit dem Artikel, de Vries, de Ghelder etc., worüber im Verfolg gehandelt wird. b) *Namen der Beschäftigung* sind in ganz Deutschland sehr verbreitet, meist nach den Handwerken und andern Berufen gebildet: Schmid, Schlosser, Müller, Becker, Weber, Schulz, Pfaff, Richter, Mahler, Schneider u. s. w. Allen diesen Namen wurde früher der Artikel vorgesezt, Johans der suter, Chuno der ölier, 13tes Jahrhundert aus Urk., Heinricus Rousenare v. 1190. Mon. boic. II. 349, so auch manchen andern, z. B. Herant *der* Wideman v. 1344. Jezo ist in ganz Oberdeutschland Sitte, allen männlichen Geschlechtsnamen den Artikel der, weiblichen die voranzustellen, was mit dem griechischen Gebrauche übereinstimmt, die Namen mit dem Artikel zu sehen. Die hochdeutsche Schriftsprache hat den Artikel vor den Namen unterdrückt, wird aber nach und nach genöthigt, denselben im Genitiv, Dativ und Accusativ wieder zuzulassen, weil es manchmal unmöglich ist, jene Casus an den Namen selbst zu bezeichnen; z. B. Widmanno dixi wird deutsch eben so klar durch: „ich habe dem Widmann gesagt," als es undeutlich bleibt durch Weglassung des Artikels. Der Dativ Widmannen wird nie allgemein werden, weil er durch seine schwache Form die Sprache verlezt. Niederländisch sind diese Namen auch sehr gebräuchlich, sämmtlich mit dem Artikel de (der), welchen man nicht für das französische de (von) halten darf. De Smet, de Coster (Küster), de Potter (Töpfer, Häfner). Zuweilen steht der Artikel im Accusativ, den Duyts (für Duitsch), worüber Anzeiger V. S. 220 nachzusehen. In Westflandern lauten die Namen auf — er meistens — ere, de Broekere (der aus dem Bruche), de Meulenaere, de Vaddere, de Meyere, de Naeyere etc. Vor Vokalen und h wird de abgekürzt, d'Hulster etc. c) *Namen nach Eigenheiten.* 1) Körperliche und geistige Eigenschaften. Diese Namen sind nicht selten und größtentheils Beiwörter (Adjectiva). In Deutschland werden sie in abgekürzter Form gebraucht, in Niederdeutschland regelmäßig in schwacher Form, was von dem ausgelassenen Artikel herrührt. Schwarz, Weiß, Braun, Groß, Jung, Alt, Stumm, Schön, Schnell, Reich, Klein, Kurz, Lang, Roth, Stark ꝛc. lauten in Norddeutschland gewöhnlich Schwarze, Weiße, Lange, Rothe u. s. w. oder gar auf — a, Wilda, was unorganisch ist. Im Niederland haben solche Namen stets den Artikel und starke oder schwache Form: de Swert, de Ryche, de Rode, de Jonge, de Bruyn, de Wild, de Wit, de Groot etc. Seltener sind die Beispiele nach geistigen Eigenschaften: de Vrient, Kluge, Stolze, Fromm, Heilig ꝛc. Figürliche Eigenschaftsnamen sind häufiger: Süß, Sauer, Herb, Bitter, Scharf, Frisch, Leicht, Still u. dgl. 2) Thiernamen seze ich auch hierher, weil sie meistens durch Vergleichung der Eigenschaften entstanden sind. Sie kommen in ganz Deutschland seit dem 12ten Jahrhundert als Geschlechtsnamen vor. Fuchs, Wolf, Hahn, Hirsch, Reh, Geyer, Falk, Vogel, Luchs, Ochs, Bock, Haas, Bär, Widder, Fink, Storch, Käfer, Eber, Hund, de Vos, de Ram, (Widder), d'Hane, de Beer, de Vink etc. Daß solche Thiernamen schon viel früher gebraucht wurden, zeigt folgendes Beispiel von 823. Amalperaht cognomento Fugal. Schann. tr. Fuld. p. 140. 3) Die Geschlechtsnamen nach Jahrszeiten: Winter, Sommer, Herbst, Lenz, sind ebenfalls häufig und scheinen zu verrathen, daß früher die Jahreszeiten persönliche Wesen waren wie Tag und Nacht. 4) Spitznamen. Eine Sammlung derselben steht bereits im Anzeiger III., 12. 83. Sie sind recht eigentlich in Deutschland zu Hause und ehemals viel häufiger gewesen als jezo. Die Phantasie und der Wiz des gemeinen Volkes drückt sich darin sprechend aus und ist unerschöpflich. Alle solche Namen beruhen auf geschichtlichen Vorfällen."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 76.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 30. März 1837.

Das sind Artigkeiten, das sind Humore, das fängt spröde Dirnen, und das bringt Männer in Ansehen.

Shakespeare.
Verlorne Liebesmüh.

Typen unserer Zeit.

Die englische Gesellschaftssprache ist sehr reich an stehenden Spottnamen für gewisse Zustände und Charaktere. Sie sind häufig, mehr oder minder witzig, dem Thierreich entnommen, und die englischen Humoristen haben eine große Gewandtheit darin, die verschiedenen Spezies der also aufgestellten anthropologischen Genera scharf zu charakterisiren. Wir entnehmen die folgenden Skizzen dem New monthly-magazine, und überlassen es den Lesern, die deutschen Spielarten des hier beschriebenen, über die ganze Erde verbreiteten Geschlechts zu zählen.

* * *

Eines der merkwürdigsten Stücke in der Menagerie menschlicher Charaktere ist der Tiger. Er kommt aller Orten vor, ist aber, gleich dem Löwen, vorzüglich von den Britten im Schoße ihrer neuesten Civilisation nach seinen zoologischen Merkmalen beobachtet und benannt worden. Der Tiger ist in mancher Hinsicht interessanter als der Löwe, schon weil er sich nicht so leicht definiren läßt. Der Löwe ist der berühmte Mann, das Individuum an der Tagesordnung, der Fremde, den Jedermann gesehen haben muß; eine zweibeinigte naturhistorische Merkwürdigkeit, ein afrikanischer Prinz, ein polnischer Held, ein Häuptling der Esquimaux; sey nun ein Ring durch die Nase, ein struppiges Haar, ein tatowirtes Gesicht, ein wunderlicher Name, der Umstand, daß er der Geliebte einer Königin ist, oder der Heiligenschein des Ruhms um sein Haupt das eigentlich Merkwürdige an ihm — gleichviel, er ist willkommen, ist ein Löwe. Auf diese Weise haben wir Cuvier und Bosco, die Königin der Sandwichinseln und Herrn v. Raumer, Ugo Foscolo und das gelehrte Schwein bei uns gesehen. Letzteres machte solches Aufsehen, daß der selige König es sehen wollte. Es schlug Karten, gab Farben an und spielte Domino. Der Löwe wurde in das ganz mit Spiegeln ausgelegte Boudoir Georgs IV. gebracht; als er sich nun hier zum wenigsten verzehnfacht sah, meinte er, er sey unter seines Gleichen, fing an zu grunzen, sich zu wälzen, und war durchaus nicht dazu zu bringen, vor dem Monarchen seine Künste zu zeigen.

Dies wäre der Löwe; aber der Tiger — wie ist dieser vielseitige Charakter eigentlich zu definiren? Zum Löwen macht einen das Geschick, zum Tiger macht man sich selbst. Alles Gesuchte, Affektirte, Uebertriebene, gewählter Anzug, auffallende Farben, gezierte Sprache, Sucht sich zu zeigen, Komödianteneitelkeit — all dies stempelt zum Tiger, und das Geschlecht zerfällt in tausend fossile und noch lebende Arten und Spielarten, vom Haustiger an, dem Bedienten, der mit unserm Uhrgehänge spazieren geht, bis zum Königstiger, Georg IV.,

der seinen Kopf zum feurigen Busche machte und drittehalb Stunden unter den Händen seines Haarkräuslers blieb.

Der gegenwärtig lebenden Arten des Tigers sind sehr viele, wohl acht bis neun hundert, und ihre Classifikation ist sehr schwierig. Jeder Parvenu schließt sich auf diese oder jene Weise der Familie an. Das Geschlecht hat übrigens im Laufe der Generationen mancherlei Umwandlungen erlitten, und in jedem Zeitalter spricht sich derselbe Grundzug, die Sucht zu glänzen, in gewissen charakteristischen, die Zeit repräsentirenden Formen aus. So trug das bezeichnete Geschlecht in Frankreich einmal rothe Mützen und schmutzige Wäsche, unter Bonaparte sodann ungeheure Jabots und die prachtvollsten Diamanten, unter Louis Philippe endlich lange Haare, spitze Hüte und Sammtkittel. Die **Tigerin** zur Zeit des Directoriums trug gerade so viel auf dem Leibe, daß man sah, sie sey fast unbekleidet, und die jezt lebende hüllt sich in so viel Ellen Seide und Mousseline, daß den Mann der überflüssige Stoff, den seine Frau an sich hat, mehr kostet als das Fuhrwerk, in dem sie fährt. Diese Sucht nahm im Lauf der Geschichte alle nur erdenkliche Richtungen. Unter Ludwig XIV. ist die ungeheure Perrücke der hervorstechende zoologische Charakter; Jakob I. führt die gelben Manchetten ein, und der englische Georg sieht die Eleganz seines Hofs in der steifsten, geschmacklosesten Tracht, die sich ersinnen läßt. Wir haben heutzutage ein prachtvolles Exemplar des eleganten Tigers am Grafen Dorsay: unter allen Dandys trägt er die Klappen seines Fracks am weitesten zurückgelegt; das Kleidungsstück scheint weder an Brust noch an Schulter anzuliegen.

Aus Irland, gewöhnlich aus Connaught oder Munster, kommt eine schöne, merkwürdige Spezies zu uns: laute Sprache, gedrechselte Phrasen, bouteillengrüner Frack, der Hut auf einem Ohr, das Haar in zwei ungleiche Hälften abgetheilt: die eine unter dem Hut, die andere daneben einen ungeheuren Busch bildend; jagt nach Ehren und Aemtern, vorzugsweise aber nach Erbinnen. Weit über ihm steht aber der **Kirchentiger**: weißes Halstuch mit zierlicher Rosette, breitrandiger Hut mit seidener Schnur, blendend weiße Wäsche und ein Paar silberne Schuhschnallen von prächtiger Arbeit; Einfachheit, Nettigkeit, eine gewisse Koketterie, ein gewisser Luxus, der nicht sowohl in die Augen springt als sich vielmehr nur errathen läßt, die unter dem absichtlich fest aufgesezten Fuße krachenden Schuhe — Alles kündigt den Mann an, der auf bescheidenem Wege glänzenden Effekt machen will. Die alten französischen Abbés waren nicht raffinirter im äußern Anstand als unsere Kleinmeister der Hochkirche im Genfer Kragen.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe von den griechischen Inseln.

(Fortsetzung.)

Der Quellen sind im Ganzen drei. Die am höchsten gelegene und am wenigsten warme (nur 32 bis 33° Reaumur) ist in ein Bassin gefaßt und mit einem Gewölbe überbaut, nach Aussage einer Inschrift über der Thür, im Julius 1782, durch den Flottendragoman Nikolaos Mavrogenes von Paros, der nachmals Hospodar der Wallachei und als solcher enthauptet wurde. Dies ist bis jezt die einzige Quelle, welche von den Kranken benuzt wird. Die beiden andern entspringen fünfzig bis sechzig Schritt weiter südlich und nur drei Schritte von einander. Troz dieser großen Nähe enthält ihr Wasser doch, nach den Untersuchungen des Herrn Professor Landerer,* nicht ganz dieselben Bestandtheile; auch haben sie einen verschiedenen Wärmegrad, und zwar hat die obere abwechselnd 36 bis 38, die untere bis zu 41° Reaumur. In der That waren einige Eier, die wir in die heißeste Quelle legten, in weniger als zehn Minuten weich gesotten. Diese beiden Quellen, vorzugsweise die leztere, heißen bei den Eingeborenen ὁ Κάκαβος, eine Benennung, die wahrscheinlich in ununterbrochener Tradition noch aus dem Alterthume stammt ** und von καίω (κάω, κακύω) durch Reduplication der ersten Sylbe abgeleitet werden zu müssen scheint. Beide haben eine geringe Tiefe und werfen von ihrem Boden, in regelmäßigen Zwischenräumen von etlichen Sekunden, Blasen in die Höhe. Ihr Wasser hat einen starken Salzgeschmack und ist sehr eisenhaltig. Die Quellen des Kakabos blieben bis heute unbenuzt, weil es an Baulichkeiten fehlt.

In den alten Schriftstellern scheint sich keine Erwähnung der warmen Wasser von Kythnos erhalten zu haben. Doch läßt sich nicht bezweifeln, daß sie bereits im Alterthum vorhanden waren und benuzt wurden. Jenseits des kleinen felsigen Vorgebirgs, welches das Thal der Quellen gegen Norden begrenzt, zeigte uns ein Bauer am Ufer, von den Wellen überspült, einige Ueberreste von Mauern und Fundamenten, und in dem daran stoßenden Acker hatte er vor zwei Jahren mehrere alte Gräber gefunden. Fünf andere alte Gräber hat man, nur fünfzig Schritte von der obern Quelle, am Fuße der Höhen entdeckt; wie es scheint, von Kranken, welche statt der Heilung den Tod an diesem Badeorte fanden. Ohne Zweifel würde man auch an den Quellen selbst antike Fundamente entdecken können, wenn man die sich stets fortbildende und

* Περὶ τῶν ἐν Κύθνῳ θερμῶν ὑδάτων, παρὰ Ξαβερίου Λάνδερερ, Βασιλικοῦ φαρμακοποιοῦ. Ἐν Ἀθήναις 1835. 16.

** Vergl. Möris Atticista u. d. W. κακκάβη Ἀττικοί κάκκαβος. Ἕλληνες. Das Wort findet sich noch im Gebrauch in der Diminutivform τὸ κακκάβι, der Kessel.

mehr erhöhende Steinkruste durchbrechen und tiefer nachgraben wollte. Jetzt sieht man keine andern Ruinen, als einige unbedeutende Ueberbleibsel eines aus gebrannten Steinen gebauten und mit dem erwähnten Steinniederschlag der Wasser ganz inkrustirten Bassins, vielleicht aus römischer Zeit, welches, wie sich aus seiner Lage ergibt, nicht aus dem Kalabos, sondern aus der obern Quelle seinen Zufluß erhielt. Tournefort, der im Jahre 1700 hier war, erwähnt dies Bassin schon als eine Ruine; über der obern Quelle stand auch zu seiner Zeit ein Haus, allein die Wasser hatten, wie er sagt, schon ihren Kredit verloren.* Noch mehr scheint dies später der Fall gewesen zu seyn, denn der Graf Pasch van Krienen, in seiner Beschreibung des Archipelagos,** erwähnt die Bäder gar nicht. Erst durch den Neubau des Dragomans Mavrogenes scheinen sie wieder in einige Aufnahme gekommen zu seyn; seit dem Ende des griechischen Freiheitskampfes aber ist ihr Ruf und ihre Frequenz fortwährend im Steigen, und die Zahl der aus Griechenland, aus der europäischen und asiatischen Türkei hier Heilung suchenden Kranken übersteigt jeden Sommer bereits vier- bis fünfhundert. Früherhin pflegten sie unter Zelten oder in Erdhütten zu wohnen; der zunehmende Besuch hat einige Bürger von Kythnos veranlaßt, seit einigen Jahren hier ein Logirhaus zu bauen, wenn es anders einen solchen Namen verdient. Dies Gebäude besteht aus drei niedrigen, mit dem Rücken an den Berg gelehnten und sich terrassenförmig über einander erhebenden Stockwerken; die Zimmer sind außerordentlich klein, mit hölzernen Läden statt der Fenster; der Fußboden besteht aus der bloßen, nicht einmal geebneten und festgestampften Erde, und das flache Dach, welches zugleich die Decke der Zimmer bildet, aus dünnen, mit einem Rohrgeflechte überdeckten und mit einer dünnen Erdschicht bestreuten Balken. So ist das gegenwärtige Logirhaus des ersten Badeorts Griechenlands beschaffen! Das ganze Gebäude hat weder Küche noch Herd; jeder Gast muß für sich selbst sorgen und sich durch seinen Bedienten, wenn er überhaupt einen hat, auf der bloßen Erde im Freien oder in einem Kohlenbecken auf der Terrasse vor seinem Zimmer sein Essen kochen lassen.

Eine Folge dieser schlechten Einrichtungen und der Feuchtigkeit der Zimmer ist, zumal da obendrein das Logirhaus dreißig bis fünfzig Schritte von dem Bade entfernt liegt, und im Sommer hier fast immer heftige Nordwinde herrschen, daß die Kranken, wenn sie erhitzt aus dem Bade in ihre Wohnung zurückkehren, durch den kalten Wind oder die Feuchtigkeit ihres Zimmers sich häufig erkälten und an Fiebern leiden, oder denselben Rheumatismus wieder bekommen, von dem sie sich hier zu heilen suchten. Die Regierung hat daher, auf den Vorschlag des Medizinalkollegiums, beschlossen, diesen Uebelständen abzuhelfen, und hart an den Quellen ein Gebäude mit besondern Badekammern und gesunden und zuträglichen Wohnzimmern aufführen zu lassen; und den Plan zu einem solchen zu entwerfen, war eben der Zweck der Sendung meines Reisegefährten. Es ist vorherzusehen, daß, wenn die geringen zu Gebote stehenden Mittel erlauben, diesen Plan auszuführen, die erleichterte Benutzung dieser so wirksamen Heilquellen die Zahl der Besucher vermehren, und eine Quelle des Wohlstandes für die Insel werden wird. Möge nur in dem gesteigerten Wohlstande und dem lebhaftern Verkehr mit Fremden nicht zugleich auch die glückliche Ruhe und die patriarchalische Einfachheit ihrer Sitten ihren Untergang finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Tournefort, Reise. Th. 2. S. 14. 15 der deutsch. Uebers.

** Breve Descrizione dell' Arcipelago, del conte Pasch di Krienen, Livorno 1773 in 8.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Verschwinden eines Studenten.

Grippe, Todesfälle, Hinrichtungsgeschichten, grauenvolle Verflüchtigungsprocesse, dramatische Vorlesungen und viele heitere und kritische Theaterabende nehmen das öffentliche Interesse in Anspruch. Der Februar hat an Begebenheiten die Lücken eines ganzen Winters gefüllt, und Ihr Referent ist diesmal, ein seltener Fall, in Verlegenheit, bei dem Reichthum an Stoff nicht zu wissen, womit er anfangen soll. Billig indessen gebührt dies Vorrecht den tragischen Partien, welche für sich allein leicht einen Brief füllen mögen.

Um Mitternacht des vorlezten Tages des Januars geht ein Student, der hier Philosophie studirt, in Gesellschaft einiger akademischen Freunde aus einer Weinstube. Heiter trennt er sich von ihnen, aber nichts spricht dafür, daß er überheiter war, und ist von diesem Augenblicke an spurlos verschwunden. Das Publikum erfuhr die erste Nachricht von dieser Begebenheit, welche sich nach allen Nachforschungen in ein immer mysteriöseres Dunkel hüllt, durch eine öffentliche Bekanntmachung von Seiten des Oheims des Verschwundenen, eines hiesigen Schlächtermeisters. Derselbe forderte seinen geliebten Neffen, Helmuth Helm aus Mecklenburg, wenn er noch am Leben, auf, selbst Nachricht von sich zu geben, oder Alle, die von ihm wüßten, und in den lezten Tagen mit ihm in Berührung gekommen, der bekümmerten Familie Mittheilungen zu machen, welche auf irgend eine Spur leiten könnten. Verschwunden ist schon Mancher, und selbst in unserer polizeireichen Zeit, allein noch nie so ganz ohne Spur eines Grundes. Der Student Helmuth Helm scheint, synonym mit seinem Namen, heitern Sinnes gewesen zu seyn, in erträglicher Lage und frischer Jugendkraft. Man vermuthet nichts von politischen Verbindungen, die von irgendwoher ihm Verfolgungen zugezogen hätten, und er war weder von Reichthum, noch unglücklichen Leidenschaften geplagt, die dem Teufel in irgend einer Gestalt über ihn Macht gegeben hätten. Nur so viel wurde ermittelt, daß er an jenem Abend mit der Pfeife im Munde von einem

Gensdarmen betroffen ward. Rauchen auf offener Straße ist bekanntlich hier, wenn auch kein Staatsverbrechen, doch ein Stadtverbrechen, welches die Pfeife kostet und eine Geldbuße. Ja leztere soll sogar künftig in eine Leibesstrafe umgewandelt werden, weil der verbrecherische Sinn der Berliner in dieser Beziehung immer zunimmt, und man eine Auflehnung gegen die öffentliche Ordnung in der Wurzel ersticken will, von der man nicht weiß, wohin sie einst führt. Auch der Gensdarme wollte das Seinige dazu thun; aber in der Handhabung der Gerechtigkeit wurde er durch den Klang der Stimme des Studenten betroffen. Helmuth sprach plattdeutsch, der Gensdarme deßgleichen; auch er war ein Meklenburger. Das Pflichtgefühl kam in Collision mit der patriotischen Theilnahme für den Landsmann. Jenes unterlag, und er ließ den Leztern die Pfeife auslöschen und einstecken. Aus Dankbarkeit, und um mit ihm über vaterländische Angelegenheiten zu sprechen, beredete Helmuth den Gensdarmen, mit ihm ein Glas trinken. Wein schlug dieser aus, weil es zu sehr gegen seine Pflicht verstoße, aber ein Glas Bier nahm er in einem Keller an — es schien ihm nur eine halbe Versündigung — aus diesem stiegen Beide heraus und trennten sich. Der Gensdarme ward nach Helms Verschwinden zur Untersuchung gezogen. Glücklicherweise konnte er sich aber ausweisen, daß er von ihm in Gegenwart Anderer Abschied genommen hatte. Auch von diesen hatte sich der Student wieder, ohne irgend Verdacht erregende Umstände, getrennt. Troz dem, daß der Gensdarme, als er in Freiheit gesezt war, es als einen Ehrenpunkt betrachtete, dem Verschwundenen auf die Spur zu kommen, troz unsers genialen Polizeiinspektors Duncker, der in Entdeckung von Verbrechen durch Mauern sieht, ist nichts ermittelt.

(Der Beschluß folgt.)

Rom, März.

(Beschluß.)

Die Handelsmarine.

Besser steht's im adriatischen Meere aus, wo die Handelsmarine weit zahlreicher und den Bedürfnissen genügender ist. Hier ist indessen der Kreis natürlicherweise beschränkt, und überdies befindet sich der Fischfang, der nicht unbeträchtlichen Erwerb liefert, großentheils in den Händen der Küstenbewohner des lombardisch-venetianischen Königreichs, welche überhaupt in diesem Striche bei Weitem das Uebergewicht haben. Die päbstlichen Fahrzeuge besuchen die Häfen Istriens, Dalmatiens, Albaniens, der jonischen Inseln und Morea's, am meisten aber Triest und Venedig. Nach ersterm Hafen mögen jährlich etwa 400 Barken gehen, die aber nur zum Theil päbstliche Flagge führen. Die sogenannten Trabaccoli, wie die größern dieser Fahrzeuge heißen, welche nach Dalmatien und Griechenland fahren, sind nicht eben als besonders gute Segler berühmt; sie bleiben nach althergebrachter Sitte so viel wie möglich an der Küste, und suchen bei dem geringsten drohenden Anzeichen von ungünstigem Wetter und Winde den Hafen zu erreichen, wo sie ruhig liegen bleiben, so lange irgend eine verdächtige Welle sich zeigt, so daß sie nicht selten vier Wochen zur Fahrt nach Corfu brauchen, eine Strecke, die man in 48 Stunden zurücklegen kann. Die Ausfuhr besteht in Käse, gesalzenem Schweinefleisch, Lammfellen, Hanf, Wein, Schwefel, gewöhnlichem Töpfergeschirr und einigen wenigen andern Industrieprodukten; die nach den neapolitanischen Küsten ist von sehr geringem Belange. Von Triest und einigen andern nördlichen Häfen kommen jährlich im Durchschnitt 400 Fahrzeuge, großentheils nach Ancona; aus Apulien etwa 200. Eine nur etwas regelmäßige Verbindung zwischen den adriatischen und mittelländischen Küsten des Kirchenstaats mittelst nationaler Fahrzeuge findet nicht statt, so sehr sie auch zu wünschen wäre, und so bedeutenden Vortheil sie auch den diesseitigen, wie jenseitigen Provinzen verspricht. — So ungenügend im Allgemeinen für Hafeneinrichtung u. s. w. gesorgt ist, so kann Ancona sich doch in Einer Hinsicht mit den größten Häfen messen. Es ist dies der Fall mit der Quarantäneanstalt. Das schöne und bequeme Lazareth, ein völlig isolirtes, geräumiges Fünfeck bildend, in der Mitte ein Hof, in welchem eine Kapelle sich erhebt, wurde im Jahr 1752 von dem bekannten Architekten Vanvitelli gebaut, und kann auch noch in unsern Tagen zum Muster dienen. — Man ist vielfach zu der Einsicht gelangt, wie nachtheilig die obenberührten Verhältnisse sind, und welchen geringen Nuzen man aus der ungemein günstigen Lage des Landes, aus der Neigung der Küstenbewohner des adriatischen Meeres zum Seeleben und aus andern Vortheilen zu ziehen versteht, die ebenfalls ein Gewicht in die Wagschale werfen, wie der Reichthum an vortrefflichem Schiffbauholz, an gutem Hanf für die Verfertigung von Segeltuch und Stricken u. s. w. Man kann sich eben so wenig verhehlen, daß die Thätigkeit des Seehandels im Vergleich mit frühern Jahren sehr abgenommen hat. Noch gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts zählte man in den Häfen des adriatischen Meeres über 400 Barken von 500 Rubbien, und eine weit bedeutendere Zahl kleinerer, die unter päbstlicher Flagge fuhren; jezt findet man nur 285 größere und 562 Fischerbarken. Unmittelbarer Verkehr mit andern als Nachbarländern findet nicht mehr statt, und schon dadurch gehen die Hauptvortheile verloren. Zwischen Ein- und Ausfuhr besteht kein Verhältniß, namentlich was Produkte der Industrie betrifft, in einem Lande, welches so wenig fabrizirt und so Vieles aus dem Auslande kommen lassen muß. Es ist von Vielen bemerkt worden, daß die sehr hohen Zölle, welchen die Fahrzeuge, ohne Unterschied, ob nationale oder fremde, in den Häfen des Staates unterworfen sind, dem Aufschwung der Schifffahrt unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen. Eine Zeitlang genossen die Einheimischen des Vortheils, daß man ihnen den sechsten Theil an diesen Abgaben erließ, und man versichert, der günstige Einfluß dieser Maßregel sey sogleich in vermehrter Thätigkeit, namentlich im Schiffbau, sichtbar gewesen, während die Zahl der fremden Schiffe sich verhältnißmäßig vermindert habe. Aber diese Vergünstigung wurde bald zurückgenommen. Die Abgaben und Gebühren, die eine Menge Namen haben, wie Ankerzoll, Sanitätsrechte, Hafenpolizei, Paß, Patente, Kommandobriefe, namentlich aber eine Gemeindeabgabe, Collatico genannt, sind viel zu hoch, namentlich in Civitá vecchia, dessen Handel, jezt fast nur ein indirekter mit den italienischen Mittelmeerhäfen und mit Marseille, im Vergleich mit seinem Bestande zu Ende des vorigen Jahrhunderts auf weniger als die Hälfte gesunken ist. Viele Fahrzeuge, welche Waaren für Rom und das Inland führen, laufen gar nicht mehr dort ein, sondern segeln sogleich nach Fiumicino oder Ripagrande. — Wenn sogar einsichtsreiche Personen alles dies nicht leugnen können, wenn selbst der große Haufen durch die unverhältnißmäßige Theurung mancher Gegenstände täglichen Bedürfnisses auf die Erkenntniß der Wahrheit hingewiesen wird, so muß es um so trauriger erscheinen, daß kein Versuch zur Abhülfe vielfacher und complizirter Uebel gemacht wird.

Beilage: Kunstblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 26.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 30. März 1837.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunstwissenschaftlichen Inhalts aus den Gemäldesammlungen von Berlin und Dresden.

Siebenter Brief.

(Venezianer.)

Nach meiner neulichen Abschweifung in die Gegenwart kehre ich ins Alterthum zurück, das allein in der rechten Sehweite steht, während jene uns wie die Hand vor'm Auge liegt. Ich führe Dich heut in's nördliche Italien. Ist die Sammlung des Museums in Bezug auf die alten toskanischen Meister ziemlich vollständig, so ist sie es in Bezug auf die venetianischen in einem so ausgezeichneten Grade, daß man keine andere daneben nennen kann. Von Jacobello del Fiore an bis zu Tizian und seinen Zeitgenossen ist fast kein bedeutender Meister, den man hier nicht wieder fände; dazu sind großentheils die Gemälde durch In- und Unterschriften beglaubigt und jene selbst von hervorstechendem Werth. Welch hoher Vorzug dieser Sammlung, von einer der bedeutendsten Erscheinungen in der Geschichte der Kunst eine vollständige Genesis aufzustellen! Wie verständlich werden die spätern Meister, wenn man der ältern leichte Abweichung von ihren verwandten Zeitgenossen im mittlern Italien ins Auge faßt! Giotto's weitreichende Wirksamkeit hatte sich auch auf das nördliche Italien erstreckt und namentlich war er in Padua thätig gewesen. Sein Einfluß blieb auch nicht ohne Folgen, und manche Ueberreste in verfallenen Kirchen, so wie vorzüglich das (leider! ganz übermalte) große Werk des Giusto im Battisterio geben davon Zeugniß; selbst die Fresken Avanzi's in S. Antonio tragen — bei schon veränderter Richtung — noch die Erinnerung Giotto'scher Lehren. Untersuchen wir nun die neue Richtung, so finden wir sie wesentlich von der ältern verschieden, obschon der Impuls vielleicht von derselben Stelle ausgeht. Der frische Blick in's Leben war eigentlich der Wendepunkt der Kunst, aber es blieb doch den Toskanern *geistiger Gehalt und deutliches Hervorheben desselben* die Hauptaufgabe (sie dachten nämlich an gar keine andere). Daß die Deutlichkeit einfach und großartig war, ergab sich von selbst, da gerade in der Größe die Deutlichkeit liegt und alles Complicirte unverständlich wird. Die Umbrier faßten aus dem Leben das Liebliche und Anmuthige auf. Daß das Leben nun uns nicht sowohl durch Form und Bewegung, sondern durch die Farbe erwärme, daß das Blut in unsern Adern das Herz schlagen mache, fühlte man zuerst am Fuß der grünen Alpen, am Ufer des adriatischen Meeres. Und so wendet sich denn von Anfang an in Venedig die Kunst dem Glanz der Farben zu, erforscht alle Wirkungen des Brechens und Reflectirens, des Steigens und Fallens, der Gemeinschaft u. s. w., wird dabei immer mehr auf das Leben als die einzige Schule der Lebendigkeit verwiesen, entfernt sich somit immer mehr von den in heiligem Nimbus über dem Leben stehenden Vorstellungen, ohne die Gottheiten selbst aufzugeben, so daß ihnen nichts übrig bleibt, als diese, wie Pygmalion, mit Liebesinbrunst zu umarmen und belebt und durchwärmt in's warme Leben einzuführen. Das sind dann Tizians christliche und heidnische Gottheiten. — Bildet sich gegen solche gewaltige Richtung ein Gegensatz, so wird er an's äußerste Ende geworfen, wie Mantegna, und trägt dort noch die Spuren seiner Herkunft.

Die venetianische Kunst war durch den Ort ihrer Geburt an die Staffelei gewiesen, und Altarbilder, also auch hier vornehmlich die Madonna in trono mit umgebenden Heiligen, bilden den Inhalt der Gemälde. Pracht in der Anordnung mit vielem Bauwesen, Glanz in der Farbe, durch braune Schatten gehoben, zeichnen die Gemälde des Luigi Vivarini aus, der um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts (nach Zanetti sogar am Anfang) blühte, und von dem die Sammlung mehrere sehr große besitzt, davon sogar das eine mit seinem Namen (Alowixe Vivarin) bezeichnet ist. Der Eindruck, den diese Bilder im Ganzen machen, ist schon feierlich, aber recht Ernst ist's dem Meister doch gerade mit dem Feierlichen nicht.

Madonna (Nr. 7) läßt gleichgültig den Arm hängen; Johannes spielt mehr mit dem Kreuzchen, als daß er es uns als Memento hinhielt. Guitarre und Flöte, am Fuße des Thrones von zwei sitzenden Engeln gespielt (30), mahnen uns schon an die Gondelieri und klingen wie (aus der dunkeln Kirche) in die sonnige Welt lockende Madrigalen. Francesco Morone (36) in ähnlicher Weise rückt der Natur schon näher, ohne jedoch die belebende Zauberformel zu finden. Doch wird auch bei ihm auf der Guitarre gespielt. Für uns von großem Interesse ist es zu sehen, wie das benachbarte Deutschland Einfluß ausgeübt. Marco Marcone in seinem Christus zu Emaus (15), den er, statt im Zimmer, in einer Weinlaube das Brod brechen läßt, macht uns fast glauben, als habe er ein niederländisches Vorbild gehabt für seine Bildniß-Apostel im modernen Kostüm. Größere Freude indeß machte mir Antonello von Messina, van Eyck's Schüler, der die Oelmalerei nach Italien gebracht, hier in drei beglaubigten Bildern zu sehen. Außer einer kleinen Kreuzigung in Antwerpen kannte ich nichts von ihm. Hier kann man ihn kennen lernen. Das erste seiner Bilder (Nr. 8) ist eine Mutter mit dem Kind. Lezteres, nackt, steht auf einer steinernen Brüstung und zerrt am Brustsaum der Mutter; die Zeichnung zeigt das Bestreben nach dem Abbilden der Natur und streift deßhalb oft an's Unedle; in der Gewandung vorzüglich ist niederländischer Einfluß fühlbar. Bei solchen Anstrengungen, die neuerworbenen Kunstmittel vorzüglich zum Nachbilden der Wirklichkeit anzuwenden, ist es erklärlich, wenn das, was Phantasie nach innern Vorbildern frei schafft, wie namentlich der Ausdruck, dem Künstler weniger gelingt, ja von ihm gar nicht erstrebt zu werden scheint. So ist wirklich das Auge der Madonna, mit dem sie uns anblickt, gänzlich gleichgültig, und der heil. Sebastian in einem zweiten Bilde (Nr. 11) zeugt weder von seinen Schmerzen, noch deren Ueberwindung. Dagegen führt diese Richtung zunächst zu einem faßlicheren Erfolg im Bildniß, wie denn hierin die Venetianer unbedenklich das Höchste geleistet, und auch Antonello lernen wir von dieser, als seiner vollkommnern Seite kennen, in dem Bildniß (Nr. 12) eines jungen Mannes, das — gut von Färbung — ganz in der Methode van Eyck's gemalt ist. Von Gentile Bellini, der gerade im Bildniß ausgezeichnet war, besizt die Sammlung das seinige und seines Bruders, wunderlich genug in Perrücken gehüllt. Von Giovanni Bellini sind sieben Bilder da und unter diesen zwei vortreffliche, eine Madonna mit dem Kind auf rothem Teppichgrund (Nr. 9) und ein lehrender Christus (42); jedoch auch von den andern tragen mehrere entschieden sein Gepräge, ja sogar seine Unterschrift. Sehr in die Augen fallend sind die Werke seines Schülers Marco Basaiti, klar in der Farbe, natürlich in der Zeichnung, auch schön, wo er schöne Modelle gehabt; aber freilich tritt die Einseitigkeit der Richtung greller hervor, wenn sie durch keine Genialität gemildert wird. Freier bewegt sich ein andrer Schüler Giovanni's, Francesco Bissolo, von dem die Auferstehung Christi (19), und in großer Vollkommenheit ist Cima da Conegliano in der Madonna in trono (47). Meister, von denen man selbst in Venedig wenig Spuren antrifft, wie Montagna, findest Du hier in auserlesenen Werken. Die Krönung Maria's (39) und die Madonna in trono mit dem heil. Uomobuono, dem Patron der Schneider (56), sind gewiß die vorzüglichsten dieses strengen Alten, der sich viel mag mit der Wirkung des durch breite Schatten eingeschränkten Lichtes beschäftigt haben. Licht und Farbeneffekte im Großen, wie sie bei Volksversammlungen im Freien unter der bunten aus allen Theilen der Welt zusammengeströmten Menge wohl oft das Auge des Künstlers entzückt haben, faßte zuerst Vittore Carpaccio, wenigstens zuerst mit Glück auf. Nr. 19 zeigt von seiner Hand eine Darstellung, wie Petrus den Stephan und sechs Gefährten zu Diakonen segnet, ein Bild reich an Episoden und ganz in die Gegenwart gerückt. Das schönste Bild dieses Meisters ist meines Erinnerns der Tod der Maria in S. Maria in Vado in Ferrara; zwei Heilige der Brera in Mailand gehören zu den Perlen der Sammlung, aber auch hier ist er zu erkennen und hoch zu schätzen.

Was nun dem Allen gegenüber Squarcione mit seinem Studium der Antiken gewollt und erreicht, sieht man in Gutem wie in Bösem an den Bildern aus seiner Schule (da von ihm selbst nichts vorhanden), da denn die Trockenheit und Schärfe der Zeichnung in der Madonna mit dem Kind und den elf Engeln nebst Cherubim und Seraphim (Nr. 23) noch immer mit Geist und Lebendigkeit verbunden ist, aber in der des Marco Zoppo (59) sich in die äußerste Geschmacklosigkeit verirrt. Ihren Triumph aber feiert diese Richtung im Andrea Mantegna. An wie viele herrliche Werke dieses Meisters in Padua werde ich erinnert, wie viele schöne Bilder besitzt die hiesige Sammlung, aber von allen wüßte ich keines, das ihn in solcher Vollendung zeigte, als das Bild des todten Christus mit den klagenden, helfenden Engeln, das wohl am meisten mit den Ueberresten seiner Fresken in der camera capitolare der Peterskirche zu Rom übereinstimmt. Wohl spüren wir überall seine Freude an einem selbst bei schwieriger Verkürzung sicher und fein gezogenen Kontur, seine strenge, fast herbe Zeichnung, aber in dem Lichtschimmer, der immer zu Farbe sich zu brechen scheint, blickt der Antheil durch, den Bellini und die Venezianer an seiner Bildung genommen. Am meisten aber zeigt sich eigner Genius in dem wunderbaren Ausdruck der beiden Engel, in denen

die Gemüthsbewegungen der Menschen bei gegenwärtiger Noth, helfende Theilnahme, und bittendes Vertrauen auf Gott, sich in unübertroffener Stärke aussprechen.

Wo durch einen solchen Baumeister die Brücke aus einer Schule in die andre gebaut wird, ist die Verbindung gesichert, und ich würde sogleich darüber zu den Lombarden hinüber gehen, wenn nicht noch Tizians blühende Lavinia mich hielte und auch aufforderte, den Prokurator von Tintoretto (64), den alten Herrn in schwarzem Kleid von Bassano (67), die beiden Schachspieler von Paris Bordone, den Ballschläger von Bernardino Pordenone und die Ehebrecherin von dem ältern Licino da Pordenone, das herrliche Bildniß des Jünglings von Morone und die Madonna in trono (92 a.) zu betrachten, um recht im Vollgenuß der Früchte aller früheren Bestrebungen zu schwelgen. Hier umgibt uns Leben, wirkliches warmes Leben; die Gestalten, die die Kunst erschuf, athmen mit uns und sind unsers Geschlechts; was früher durch befangenes und mühevolles Nachbilden der Natur nur kärglich abgewonnen, hat die durch sie genährte Kunst nun frei hervorgebracht. Doch ich finde ein anderes Mal Gelegenheit, mich weiter über diese Menschwerdung in der Kunst auszusprechen, nur das füge ich heut hinzu, daß ich mir der Gottesmutter Seligkeit bei der Geburt des Weltheilandes nicht größer vorstellen kann, als die des Künstlers, der zuerst seinem heiligen Kinde warmen Lebensodem eingehaucht. Hatte die Kunst einmal diesen erquickenden Brunnen des lebendigen wirklichen Lebens gekostet, so konnte kein andrer Trunk, selbst auf den Höhen des Pindus, aus der kastalischen Quelle, ihr mehr munden, ja sie versuchte ihn nicht einmal mehr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom Februar.

Akademien und Vereine.

Köln, 23. Febr. Der Verein bildender Künstler gedeiht immer mehr und zählt jezt schon über vierzig Mitglieder. Die zeichnenden Mitglieder haben unter sich einen Compositionsverein gebildet, der sich allwöchentlich einmal zu einem Lesekreis versammelt und alle drei Wochen seine Zeichnungen einliefert, die dann das Eigenthum des Vereins sind.

Königsberg. Der seit dem Jahre 1832 zu Königsberg i. Pr. bestehende Kunst- und Gewerbeverein, der sich die Aufgabe gestellt hat, den Kunst und Gewerbsinn in der Provinz zu beleben, zählte Anfangs nur 400 Mitglieder, seit dem Monat August v. M. aber 800, worunter sich 102 Auswärtige befinden — ein erfreulicher Beweis, welche Theilnahme diesem Unternehmen von allen Seiten geschenkt wird. Gemäß der Statuten genießen die auswärtigen Mitglieder für den jährlichen Beitrag von 2 Rthlrn. einen besondern Vortheil, indem sie ein Freiloos zu der in den ungeradezahligen Jahren zu veranstaltenden Verloosung von Kunstwerken erhalten. Die Mitglieder haben freien Zutritt zu den Ausstellungen und empfangen in den geradezahligen Jahren einen Kupferstich oder Steindruck.

Museen und Sammlungen.

Darmstadt. Das hiesige Museum ist am 8 Februar der wöchentlich zweimaligen Beschauung des Publikums eröffnet worden. Die Hauptschäze desselben sind eine Reihe von kostbaren Diptychen und Elfenbeinschnizwerken (meist byzantinischen Styls), Glasmalereien (aus dem 12. und 13. Jahrhundert bis ins 17. herab) von seltener Schönheit und Unversehrtheit, hauptsächlich die ältesten Cyklen, in ihrer eigenthümlich christlich-traditionellen Auffassungsweise interessant, eine ausgezeichnete Münzsammlung, Handzeichnungen, Holzschnitte, Kupferstiche. Leztere drei Gegenstände, worunter Handzeichnungen von Raphael, Michel Angelo, Rubens, Dürer &c., sind in drei besondern Sälen aufgestellt und sollen von Zeit zu Zeit gewechselt werden; ferner Prunkgefäße, alte musikalische Instrumente, ethnographische Sammlungen, antike Vasen, Gemmen und Anticaglien.

Rom, 14. Januar. Der Papst läßt gegenwärtig aus den verschiedenen Museen und Magazinen alle etruskischen Alterthümer in den Saal bringen, wo zulezt die berühmte Bildergallerie des Vatican sich befand, die in die Säle der Rafael'schen Tapeten geschafft worden ist. Außer den architektonischen Fragmenten, deren Aufstellung die Hauptbestimmung der Gallerie ist, sollen auch die christlichen Monumente der ältesten Zeit ihren Plaz daselbst finden.

Paris, 4. Februar. Das Generalconseil der Bank hat dem Könige ein Geschenk mit einer Statue des Kaisers Napoleon für das historische Museum zu Versailles gemacht, die seit 1814, nicht (wie von mehreren Seiten gemeldet worden) in dem Garten der Bank vergraben war, sondern nur in einem wenig zugänglichen Theile des Börsengebäudes gestanden hat.

Boulogne. Frau von Rigny, Wittwe des berühmten Admirals, hat dem hiesigen Museum ein reiches Geschenk gemacht. Es besteht aus zwei Köpfen von griechischer Sculptur aus kalkigem Alabaster, zwei griechischen Lampen und zwölf griechischen Vasen, einem ägyptischen Sarkophag, zwei kleinen Statuetten aus Holz, einer Windhündin, ebenfalls aus Holz, liegend wie die ägyptischen Sphinxe, und einem leider zerbrochenen Grabstein. Der Sarkophag, die Mumie und der Grabstein sind mit Hieroglyphen bedeckt. Die beiden Köpfe haben eingesezte Augen und gehören wahrscheinlich der ältern griechischen Zeit an.

London, 4. Februar. Es wird hier jezt eine Sammlung von etruskischen und griechischen Alterthümern öffentlich gezeigt, welche nach Art des Belzonischen ägyptischen Museums eingerichtet ist, indem die die Originalgräber nachahmenden Kammern mit den ihnen zukommenden ächten Sarkophagen, Urnen u. s. w. versehen und deren Wände in der geeigneten Art mit Darstellungen von Leichenzügen, Orgien u. s. w. bemalt sind.

Kopenhagen, 27. Januar. Die Idee, ein Museum für Thorwaldsen's Kunstwerke zu gründen, ward hier so lebhaft ergriffen, daß schon in den ersten Tagen, während deren die Einladung circulirte, 4000 Rthlr. (von 17 Subscribenten) gezeichnet wurden, außer andern 3000 Rthlrn., welche der Kunstverein subscribirt haben soll. Im Laufe

der lezten 10 Jahre hat Th. von seinen Arbeiten in Gyps. Marmor und Terracotta eine nicht geringe Anzahl hierher gesandt, welche zum Theil das Schloß und die Frauenkirche aufgenommen haben, Vieles steht aber noch in Corridoren und abgelegenen Gemächern umher. Die größte Anzahl dieser Kunstsachen, welche noch keine feste Bestimmung hat, findet sich theils auf Charlottenburg, wo sie nur höchst mittelmäßig aufgestellt sind, theils in Magazinen, wo es ganz und gar an Plaz gebricht, sie unterzubringen. Unter diesen Arbeiten sind aber nicht wenige noch unvollendet, sowohl von denen, welche für Schloß und Kirchen bestellt sind, als auch denjenigen, deren Bestimmung man nicht sicher weiß. Die Hierhersendung der leztern scheint räthselhaft, in so fern man sie nicht mit einer Aeußerung in Verbindung bringt, welche der große Künstler schon so oft und so bestimmt, besonders in den lezten Jahren, wiederholt hat, die nämlich, daß er sein Vaterland wieder besuchen wolle. Man erwartet übrigens neue Sendungen aus Rom. Unter diesen Umständen würde die Einrichtung eines passenden Locals vor der Ankunft des Meisters, der die herrlichsten seiner Kunstwerke seinem Vaterlande vorbehalten zu haben scheint, höchst wünschenswerth seyn. — Nach spätern Nachrichten sind in den ersten acht Tagen bloß auf einigen Privatlisten 15 — 16000 Rthlr. unterzeichnet worden. (Vgl. Persönliches.)

Persönliches.

München. Der Historienmaler Wilhelm Kaulbach erhielt den Ruf als Professor nach Dresden, bleibt aber nun als Hofmaler Sr. Maj. des Königs in München.

Brüssel, 24. Januar. Unser Bildhauer Geefs hat in diesem Augenblick Bestellungen für 500,000 Fr.; der Thiermaler Verboekhoven für 250,000; de Keyser für 130,000; und der Genremaler de Braekelaer für 150,000. Wappers arbeitet fortwährend an Aufträgen aus Holland und Belgien; Gallais und de Caisne haben wenigstens auf 2 Jahre Beschäftigung aus Paris.

Italien. Nach Nachrichten aus Rom spricht man davon, daß Thorwaldsen in diesem Jahre seine Rückreise in's Vaterland antreten wolle, wo er sein Leben zu beschließen gedenke.

Der Kupferstecher Eckersberg hält sich noch in Parma auf, wo er unter dem berühmten Toschi arbeitet. Der Architekt G. Bindesböll, welcher gleich Jenem sein Reisestipendium auf ein Jahr erneuert erhalten hat, beschäftigt sich jezt mit Ausarbeitung eines Planes zu einem Museum für Thorwaldsens Arbeiten. (S. Museen und Sammlungen.)

Der belgische Maler Wiery, aus Dinant gebürtig, ist in Rom zum Mitglied der Akademie von San Luca gewählt worden.

Dem verdienstvollen Landschaftmaler Franz Catel aus Berlin zu Ehren, und zur Feier seiner 25jährigen Anwesenheit zu Rom, ist von den sich hier aufhaltenden deutschen Künstlern ein fröhliches Fest veranstaltet worden.

Nekrolog.

Berichtigung. Nicht der Professor Conrad Eberhard zu München, sondern dessen älterer Bruder Franz, der sich durch seine Hausaltärchen in Alabaster Ruf in der Künstlerwelt erworben hat, starb im December v. J. nach vorhergegangener dreivierteljähriger Blindheit.

Wien. Der bekannte Porträt- und Historienmaler Ritter von Lampi ist hier, 64 Jahre alt, gestorben.

London. Sir John Soane, der bekannte Architekt und noch mehr als großer Kunstfreund bekannt, ist hier am 20. Januar, 87 Jahre alt, gestorben. Er war in Reading, in Berkshire, geboren, und seine Aeltern arme, unbedeutende Leute. S. studirte unter Dance, dem Erbauer des Mansion-house (der Wohnung des Lord Mayor) in Cornhill (London); er gewann, noch ehe er mündig wurde, die Preismedaille der Königl. Akademie und wurde zu einem der Reisezöglinge derselben ernannt. Im Jahr 1788 wurde S. zum Baumeister der Bank ernannt, und im Jahr 1806 folgte er Dance in der Professur der Baukunst bei der Königl. Akademie. Wenige Architekten seiner Zeit waren mehr oder einträglicher in ihrem Wirkungskreise beschäftigt. Zu seinen ausgezeichnetsten Werken gehören die südöstliche und westliche Seite der Bank und die innern Einrichtungen derselben, von denen mehrere sehr schön und mit Geschmack angeordnet, aber nicht zweckmäßig sind. S. war auch der Erbauer des neuen Handelsamtes (board of trade) in Whitehall (London), eines schönen und geschmackvollen Baues. Er hat seine herrliche Sammlung der Nation vermacht; dadurch aber, daß er 50,000 Pf. zu deren Erhaltung ausgesezt, seine Söhne und Enkel in gänzlicher Armuth zurückgelassen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 77.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 31. März 1837.

— Lang schon einsam steht ihr, o Stolz der Welt,
Die nicht mehr ist, ihr schönen
Inseln Ioniens!

Hölderlin.

Briefe von den griechischen Inseln.

(Fortsetzung.)

Wir kehrten am folgenden Morgen zu den Thermen zurück, um die Ausmessung des kleinen Thales zu beendigen, und brachen gegen Mittag von hier nach dem sogenannten Paläokastron auf. Der Weg steigt den ziemlich hohen und langen Bergrücken hinan, welcher die Nordwestseite der Insel bildet und gegen Nordosten in das Vorgebirge Kephalos ausläuft. Auf dem Rücken dieses Berges, eine Stunde von den Thermen, liegt das Kloster h. Georgios, jetzt, in Folge der Aufhebung der meisten Klöster, verlassen, was unsern Maulthiertreibern wiederholte fromme Stoßseufzer auspreßte. Zehn Minuten nordwestlich von dem Kloster liegt Paläokastron, auch das Schloß der Schönen, τῆς ὡριᾶς τὸ κάστρο genannt, auf dem schmalen Gipfel eines furchtbar schroffen Felsens, der in die See hinaus hängt und nur durch einen schwer zugänglichen Isthmos mit dem Berge verbunden ist, den Ruinen von Karthäa auf Keos gerade gegenüber. Es ist die Ruine eines wohlbefestigten Städtchens aus den lezten Jahrhunderten des Mittelalters, und scheint damals der Hauptort der Insel gewesen zu seyn. Die Mauern, so viel von ihnen noch an den Felsen klebt, sind von fränkischer Bauart und haben Schießscharten; im Innern sind nur unförmliche Trümmerhaufen. Von dem Gipfel des Felsens hat man eine weite Aussicht; man entdeckt den Peloponnes, Hydra, Aegina, die Gerania bei Megara, Belbina, Sunion, Keos, Karystos, Andros, Gyaros, Tenos und Syros. Der Umfang der Festung ist gering, und sie kann höchstens 1500 bis 2000 Seelen enthalten haben. Dennoch hat dies Schloß der Schönen auch seine Ilias, seine Ἰλίου πέρσις, gehabt, in einem Volksliede, das seinen Untergang besang; allein die Führer versicherten uns, daß die lezten alten Leute, welche es noch auswendig gewußt, bereits gestorben wären. Hier hausten — so erzählte das Lied — vor Jahrhunderten arge Seeräuber, welche das Meer bis Keos (acht bis zehn Seemeilen weit) vermittelst einer langen Kette zu sperren und so viele Schiffe zu fangen pflegten. Die großen Schätze und Reichthümer, welche sie gesammelt hatten, lockten die Türken, und sie kamen mit großer Macht hieher; allein sie belagerten das unzugängliche Felsennest ein Menschenalter lang vergebens, oder, wie das Lied sagt:

Χρόνους δώδεκα τὸ πολεμοῦσαν,
καὶ ἄλλους δεκατεσσάρους δὲν ἐμποροῦσαν.

Endlich verkleidete sich ein junges Türklein* als eine schwangere Frau, nahm noch einen Säugling in die Arme

* Ich fand später in der Stadt ein altes Mütterchen, welches noch einige Bruchstücke dieses kythnischen Nationalepos

und begehrte so Einlaß, als ein unglückliches, von dem Feinde verfolgtes Weib. Die Tochter der Pförtnerin öffnete aus Mitleid das Thor, und die in einem Hinterhalt versteckten Belagerer drangen ein, metzelten die Vertheidiger nieder und legten das Städtchen in Asche.

Etwas Wahres muß wohl dieser Geschichte zu Grunde liegen, zumal da eine Familie in Messaria noch ein auf Holz gemaltes Marienbild besizt, dessen eine Ecke angebrannt ist, und von dem sich eine Tradition erhalten hat, daß es aus den Flammen von Paläokastron gerettet worden sey, als die Türken die Stadt verbrannten. Wahrscheinlich wurde Kythnos, wie die meisten Inseln, von Barbarossa im vierten Decennium des sechzehnten Jahrhunderts erobert und unterworfen; der Rhapsode aber, der das Lied gedichtet, erweiterte die Begebenheit und schmückte sie nach seinem Bedürfniß aus. Indeß weiß ich nicht, ob die Geschichtschreiber jener Zeit die Eroberung von Kythnos dem Barbarossa beilegen.

Wir kehrten von hier auf demselben Wege nach Messaria in unsere Wohnung zurück und gingen am folgenden Morgen, den 25sten December, nach Hebräokastron an der Westseite der Insel. Die Entfernung beträgt etwa fünf Viertelstunden. Der Weg liegt größtentheils längs dem Rande eines langen und gewundenen, gegen N.W. sich öffnenden fruchtbaren Thales, in welchem viele Weingärten sind, aber nur wenige und verkrüppelte Feigen- und Maulbeerbäume. Auf der Hälfte des Weges steht eine Kapelle der Panagia mit einigen kleinen Triglyphen aus parischem Marmor, einem kleinen jonischen Kapitell und einigen andern unbedeutenden Bruchstücken. Hierunter sind auch zwei cannelirte Weihbeckenfüße aus schwarzem vulkanischen Stein, wie man sie von derselben Form und aus dem nämlichen Material (häufig jedoch auch aus Marmor) über ganz Griechenland in Menge findet. Diese Säulchen aus schwarzem vulkanischen Stein müssen offenbar ein gemeinsames Vaterland haben, wo sie fabrikmäßig zu Hunderten oder gar Tausenden gefertigt wurden; und zwar halte ich dafür Aegina, wo dieselbe Steinart häufig vorkommt.

---

im Gedächtniß bewahrte. Eines der bedeutendsten darunter ist Folgendes:

Ἕνα Τουρκὶ Τουρκάκι χήρανε γίνηνε,
μαῦρα φορέθηκε·
»Ἀνοίξτε μοῦ κἀμένα τῆς βαρειόμοιρης,
»ποῦ ᾽μαι ἐγγαστρωμένη καὶ ᾽ς τὸν μῆνά μου.«
Τῆς πορταριᾶς ἡ κόρη ἐδελεάσθηνε.
᾽Σὰν ἄνοιξ᾽ ἡ πόρτα, χίλιοι ἐμβήκανε,
Κ᾽ ὅσαν νὰ καλανοίξῃ, δὲν ἐμετριοῦντανε.

Ich muß hiezu bemerken, daß das Anhängen der müßigen Verlängerungssylbe νε nicht allein an Zeit- sondern auch an Hauptwörter (z. B. χήρανε) auf Kythnos und einigen andern Inseln vorzüglich weit getrieben wird.

Hebräokastron, auch Ῥηγόκαστρον oder das Königsschloß genannt, war die alte, gleichnamige Hauptstadt von Kythnos und lag ungefähr an der Mitte der Westküste der Insel auf dem Gipfel, und an dem gegen das Meer gewandten Abhange eines wenigstens sechshundert Fuß hohen Berges. Ihr Hafen wurde durch eine kleine, vorliegende Klippe gebildet. Gleich nördlich von der Stadt ist die große und bequeme Hafenbucht Phykiada,* die gegen Westen durch das Felseneiland des h. Lukas geschüzt wird, und nördlich über diesem Eilande ist wieder eine Bucht, die von einer dort stehenden Säule Kolonna oder Kolonnaki heißt. Hier ist hart am Ufer eine ähnliche warme Quelle, wie die oben beschriebenen, die jedoch im Sommer gewöhnlich versiegt, im Winter aber bei Südwinde häufig von den Wellen überdeckt wird. ** Auf der Südseite der alten Stadt sind zwei andere Häfen, genannt Episkopi (ἡ Ἐπισκοπή) und Merchas (ὁ Μέρχας oder Μέριχας). Die Vortheile dieser von den alten Kythniern gewählten Lage für ihre Hauptstadt sind so überwiegend und einleuchtend, daß auch die heutigen schon wieder darauf denken, sich hier anzusiedeln.

Im nächsten Briefe stelle ich zusammen, was man von der Geschichte der alten Stadt weiß, und was sich von ihr erhalten hat.

---

* Ἡ φυκιάδα, von der Menge des hier wachsenden Seetangs (φύκος).

** Pasch van Krienen a. a. O. S. 104. — Lanberer a. a. O. S. 9.

Typen unserer Zeit.

(Beschluß.)

Die Medizin hatte vormals sehr schöne Tiger aufzuweisen, aber diese Zeiten sind leider vorüber. Wie herrlich nahm sich der Doktor aus im rhabarberfarbigen Kleide und der Alongeperrücke, den Stock mit dem goldenen Knopf in der Hand! Heutzutage sieht man ein Paar blank gewichste Schuhe, knapp sitzende seidene Strümpfe, ein schwarzes, zierliches, auf's sorgfältigste gebürstetes Kleid aus einem Cabriolet steigen, und sieht man nun den Mann, dem Alles dies angehört, gravitätisch fein lächeln, wie eine Kammerfrau in einem vornehmen Hause, so weiß man, es ist der Hausarzt. — Ich könnte auf diese Weise noch unzählige Spielarten bezeichnen, den Groom, den Disputirer, den Weinkenner, den Dandy, den Reiter u. s. f. Der Leztgenannte z. B. ist unzertrennlich von seinen Sporen und seiner Reitpeitsche, kommt aber nie auf ein Pferd; der Disputirer trägt einen breitrandigen

Hut, einen Regenschirm und eine Brille. Sogar der Schreiber von Bloomsbury-square, wo sich kein Mensch von gutem Ton blicken läßt, weiß sich in das Tigergeschlecht einzuschwärzen: als Zeichen seines Rangs und seiner Ansprüche legt er goldene Ketten, glänzende Uhrgehänge, einen prächtigen Jabot und eine schreiend bunte Weste aus; nie trug ein Mensch Handschuhe von herrlicherem Gelb, und nie war ein Hemd in wunderlichere Falten gelegt; auf dem Ball trägt er nur Beinkleider von schwarzem Atlas, und sein ganzer Anzug ist eine Carrikatur der Tracht im Westende der Stadt.

Auch im Hausrath zeigt sich dieses Unwesen: beim wahren Tiger müssen gegenwärtig Möbeln, Malereien, Verzierungen, Tapeten à la Rococo seyn; nicht den Geschmack des Herrn, seinen Reichthum, seine Originalität soll man bewundern. Wenn er so recht häßlich ist, so gefällt er sich in einem Schlafzimmer, das dem Boudoir einer Modedame gleicht, und sein Satyrsgesicht ruht auf weißen Atlaskissen. Nichts dünkt ihm abgeschmackter als die alte Maxime des guten Tons und des guten Geschmacks: sich nicht breit und nicht viel Lärm machen.

In fünfzig Jahren weiß vielleicht kein Mensch mehr, was ein Tiger war. So tauchen in jeder Generation neue Spottnamen auf, um in der folgenden wieder unterzugehen. In welchem Wörterbuch findet man z. B., daß Ratte lange Zeit einen Menschen bedeutet hat, der von der besiegten Partei zur siegenden übergeht; daß Leute, die sich, was so häufig geschieht, um gewissen Zudringlichkeiten zu entgehen, auf's Land oder nach Boulogne zurückziehen, Lerchen heißen; daß Quiz eine Eigenheit bezeichnet, welche auf die gesellschaftlichen Verhältnisse unserer Zeit den bedeutendsten Einfluß gehabt hat? Die Franzosen, Meister im Quiz, haben das Wort persiflage erfunden, das so ziemlich dem englischen Quiz entspricht. Wo sind die Grenzen der Sprache? wer kann zu ihr sagen: bis hieher und nicht weiter? Wir, die Erfinder des Gases, des Kautschuks, der Eisenbahnen, der Luftkissen, der hydraulischen Lampen, der Kamine aller Art, der falschen Toupets und der Dampfmaschinen, sollten uns mit einer eng begrenzten Sprache begnügen? Für neue Entdeckungen braucht es auch neue Worte. So mußte die kalte, schneidende Mystifikation im Schooße einer gesellschaftlichen Welt voll Langeweile, Förmlichkeit und Bosheit entstehen, wo Jeder den Kitzel hat, sich über seinen Nebenmann lustig zu machen, und dabei ganz ernsthaft und moralisch auszusehen. Der Quiz ist ein in Eis gestähltes, scharf geschliffenes Messer. Voltaire war der eigentliche Dämon desselben, und er hat sich in siebzig Bänden über die Welt lustig gemacht. Das liebenswürdigste, graziöseste Mitglied der Brüderschaft der Quizzers war Lord Chesterfield, während Horace Walpole als der Dandy und Bolingbroke als der Philosoph derselben erscheinen. Georg IV. brachte sein Leben unter ausgelernten Spöttern zu; der eine brachte ihn dahin, daß er seinen Park mit Minarets und Kuppeln bespikte, ein anderer, daß er sich im fünfzigsten Jahr als schottischer Häuptling mit nakten Beinen kleidete, ein dritter, daß er einen Bach anlegte und Tausende von Pfunden verschwendete, um Goldfische darin zu hegen. Die ernsthafte Persiflage ist wohl nirgends so häufig als in England, und dies hängt mit dem Wesen der Verfassung zusammen. Gar oft ist die königliche Thronrede nichts anderes, und die Antwort der Gemeinen gleichfalls. Canning hat sein Lebenlang die beiden Häuser persiflirt, und beim glühendsten Feuer seiner Beredsamkeit lauerte im Hintergrunde ein feiner Spott, der dem scharfen Beobachter nicht entging. Auch Bonaparte hat sich in seinen Bulletins gar oft dieser Form bedient, welche bei den Menschen immer ihr Glück macht, und desto mehr, je ernster und feierlicher man dabei auftritt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Beschluß.)

Verschwinden eines Studenten. Lust an Hinrichtungen. Die Grippe. Das Fest der Freiwilligen.

An einen Raubmord, an ein Vergraben des Leichnams ist unter diesen Umständen kaum zu denken, obwohl man jezt darauf Gewicht legt, daß Helm eine kleine Geldsumme von Hause erhalten, und sie an dem Abend bei sich getragen haben soll. Auch ist kaum denkbar, daß er unvorsichtig in einen der Kanäle gestürzt sey, die allerdings in der Nähe des Terrains, wo er verschwand, liegen. Denn gesezt auch, daß er in einem trunkenern Zustande sich befand, als man irgend Grund hat anzunehmen, so sind diese Gräben durch Gitter wohl verwahrt. Wäre er aber mit Gewalt hinabgestürzt worden, etwas, was in Berlin, so viel man weiß, noch nicht vorkam, so müßte der Körper innerhalb der vielen Schleusen aufgefunden seyn; auch ist die Spree kein so reißendes Wasser, daß sie nicht innerhalb eines Monats jeden versenkten Körper wieder an ihre Oberfläche brächte. — Da man aller Vermuthungen baar ist, die auf einen gewöhnlichen Mord oder Tod schließen lassen, so griff die Phantasie nicht ungerne zum Außergewöhnlichen, und man sah den Akt eines Vehmgerichts, wie gegen den Studenten Lessing in Zürich, dämmern. Gerüchte sind leicht gemacht. So mußten die Studenten, mit denen er erwiesenermaßen aus der Weinstube gekommen, am grauenden Morgen des nächsten Tages Berlin verlassen haben, und in Bonn angekommen, ward der Eine, in der ersten Stunde seines Daseyns, ermordet. Dies alles ist erfunden; aber seltsam genug ist, daß acht Tage nach dem Verschwinden durch einen anonymen Brief der Behörde die silberne Uhrkette, welche Helm um den Hals getragen, überreicht wurde; die dafür angegebenen Gründe sind unzulänglich. Alle andern Gründe, politische Motive

hinter dem Schleier zu suchen, fehlen. Das Faktum aber, daß ein Student mitten in Berlin, in einer Nacht, die Gaslaternen erhellen und Nachtwächter durchziehen, spurlos verschwinden kann, ist so eigenthümlicher Art, daß die allgemeine Aufmerksamkeit, die es erregt, wohl begründet erscheint. Auch eine Moral kann man daraus ziehen. Wenn der Gensdarme streng seine Pflicht geübt und dem Studenten die Pfeife genommen, oder ihn gar arretirt hätte, so wäre der Student vielleicht nicht verschwunden. Ich weiß aber nicht, zu wessen Nutzen sie wäre.

Blutdürstig ist ein norddeutsches Publikum nicht, und doch eine so unwiderstehliche Begier nach Hinrichtungen! Ich rechne nicht dazu eine durch die Umstände gerechtfertigte Furcht des gebildeten Publikums vor einer Begnadigung, durch welche jener Portepéefähnrich in Frankfurt a. d. O., welcher mittelst intendirten, kaltblütigen Meuchelmords seinen Vorgesezten umgebracht, dem Tode entzogen würde, eine Begnadigung, welche, wenn sie erfolgte, unübersehbar traurige Folgen haben könnte. Ich meine die rohe Lust in einem gutmüthigen Volke, öffentlichen Executionen beizuwohnen. Alljährig ein oder ein paar Mal ist der Plaz am Rathhause von Menschen überfüllt, weil es heißt, es werde Jemand am Pranger stehen. Jezt erwartet man die öffentliche Hinrichtung, durch das Rad an einer Gattenmörderin vollzogen. Vorher bekannt gemacht wird es nicht, um den Andrang des Volkes nicht zu vermehren; aber die eifersüchtige Begier, daß der Tag ja nicht verfehlt werde, ist immer wach, und man zischelt sich einen Termin um den andern zu, wo es bestimmt geschehen werde. Dann umstehen dichte Volksmassen das Gefängniß, und es ist unmöglich, sie zu beschwichtigen und zum Auseinandergehen zu bewegen. So war kürzlich an einem Freitag der ganze Molkenmarkt, auf dem die Stadtvogtei und das Polizeigebäude liegt, überfüllt mit Menschen, welche absolut die Verbrecherin zur Richtstatt geführt sehen wollten. Vergebens predigen die Polizeikommissäre, ihre Hoffnung sey thöricht. Ein höherer Beamter, Einige nennen den Präsidenten selbst, muß vortreten und ihnen dasselbe sagen. Auch seine Rede klingt zu tauben Ohren, er gibt sein Wort darauf, die Frau werde heute nicht abgeführt. Ein, vermuthlich von der Diplomatie schon öfter getäuschter Spießbürger schüttelt den Kopf zum Nachbar: „Ja, es kann sind, und kann auch nicht sind!“ Da läuft plözlich das Gerücht durch die Menge: „Was steht ihr hier und wartet noch? Sie sind längst fort und schon draußen!“ Augenblicklich schmilzt, wie Schnee an der warmen Frühlingssonne, der unermeßliche Volkshaufe. Der Galgen vor dem Oranienburger Thore ist über eine Stunde entfernt, und ein unendlicher Zug wallt da hinaus. Neue Unruhe: es ist zu spät. Dunkle Figuren sind schon in Bewegung auf dem Galgen. Athemloses Stürzen; bald darauf schallendes Gelächter. Welcher Spaßvogel die Menge dort auf dem Molkenmarkt getäuscht, wird nicht bekannt; aber auf dem Galgen sind es ein paar Gassenbuben, die, hinaufgeklettert, an den Pfeilern ihre Kurzweil treiben! relata refero. Ob solche Züge, und in anderer Form kommen sie überall vor, mit dem Humanitätsfortschritt stimmen, der die Abschaffung der Todesstrafe zur Nothwendigkeit machen soll?

Die Grippe nimmt, statt zu weichen, auch hier eine ernstere Gestalt an, wie denn der verdrießliche Winter Unglücksfälle mancherlei Art in ungewöhnlicher Zahl mit sich führt. Nie hörte man von so vielen Armbrüchen, Beinbrüchen namhafter Personen. Auch scheint der atmosphärische Luftdruck auf die Stimmungen influenzirt zu haben: mehrere Selbstmorde sind in angesehenen Familien vorgefallen. Ein achtungswerther Staatsbeamter, der Präsident des kurmärkischen Pupillenkollegiums, v. Schere, ist mit Andern jener Krankheit als Opfer gefallen. Der Präsident eines ausgebreiteten Vormundschaftsgerichts ist in unserm Lande eine bedeutende Person. Bei großer Verantwortung hat er auch vielen Einfluß auf alle Familienangelegenheiten. Er kennt den Kredit aller großen Häuser, und muß oft vermittelnd auftreten und Vaterstelle vertreten. Es ist daher wichtig, daß dieser Posten von einem Manne bekleidet wird, dessen Persönlichkeit schon Vertrauen einflößt. Dies war bei Herrn v. Schere der Fall. Bei einem sehr wohlthätigen Sinn und Leben bewahrte sich der alte Mann bis zulezt eine rege Theilnahme für die Kunst, und hat selbst für sie zwei junge Sängerinnen erziehen lassen, auf deren schöne Stimme er, da sie noch Waisenmädchen waren, aufmerksam wurde. Die eine ist die berühmte Dlle. Carl, die als deutsche Sängerin ihre Triumphzüge von Cadix bis Petersburg macht, ohne, wie es oft geschieht, in der eigenen Vaterstadt den vollen Lorbeerkranz zu erringen.

Auch in diesem Jahr ist das Fest der Freiwilligen von 1813 — 1815 wieder festlich begangen worden. Wie Manche auch schon für immer aus den Reihen der „Kameraden,“ wie sie sich nennen, ausgeschieden sind, bleibt der Andrang doch so groß, daß noch immer Viele von denen, welche sich zu spät gemeldet haben, zurückgewiesen werden müssen. Es ist ein schönes Fest, und besonders wichtig, daß in diesem Augenblicke auf die Erinnerung der That gehalten wird, wo man von der einen Seite sie gerne vergessen, von der andern ihren Werth verringern möchte. Daß Trinksprüche, kräftige Reden, Symbole aller Art vorkommen, auch alte Lieder aus jener Epoche gesungen werden, bei denen einst das deutsche Herz schwoll und alle Mühseligkeiten vergessen wurden, ist billig. Strozen leztere auch von einem Franzosenhaß, der den jüngern Generationen seltsam klingt, so sind sie ja nicht Produkte von heute, sondern unwillkührliche, naturgemäße Eruptionen eines Gefühls, das zu den reinsten und schönsten gehörte, deren wir uns in der deutschen Geschichte rühmen. Sie sind historisch geworden, über die Kritik hinaus. Wenn von Einigen aber noch heute dergleichen Lieder nachgedichtet werden, deren einziger Refrain ist: „Schlagt die Franzosen todt, denn sie sind unsre Feinde,“ so ist dies ein Fehlgriff, der wenigstens von den Ordnern des Festes nicht geduldet werden sollte. Auch die, welche 1813 ihr Blut vergossen haben und 1837 noch leben, werden, troz der schönsten Erinnerung an diese Blüthezeit ihrer Jugend, heute als Männer wenigstens einigen modificirenden Gedanken Raum gegönnt haben. Jene neuen alten Lieder wurden gesungen und belacht, aber als der Wein schon die Köpfe aufgeräumt hatte. Durch den Druck sie in's Publikum bringen, ist ein zweiter Mißgriff, den das Publikum weniger verzeiht, als eine heitere Gesellschaft, wo Sang und Klang den Sinn leicht verdeckt. Eine Rede des Professors Klenze erregte eine besondere Theilnahme. Indem er auf die bekannten Verunglimpfungen des preußischen Militärs durch Wellington kam, äußerte er: dem edlen Herzog sey es damit nicht Ernst gewesen; der conservative Held habe wohl nichts Anderes damit bezweckt, als den freien Britten ihre Schläge zu erhalten. Die Rede wird in einer Beschreibung des sehr würdig gehaltenen Festes besonders publicirt werden. — Im nächsten Briefe, der unverzüglich folgen soll, vom Theater.

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 33 und Monatsregister März.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 33. Freitag, 31. März 1837.

Altdeutsche und nordische Literatur.

9) Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, herausgegeben von F. J. Mone. Fünfter Jahrgang. 1836. Karlsruhe, Groos. 4.

(Schluß.)

Dann spricht Herr Mone von den Verkleinerungs- und Vergrößerungsnamen, die Zusammensetzung mit Jung, Alt, Kind, z. B. Jungmann, Altram, Wittichind, die Vergrößerung durch die Sylbe an, z. B. Deotan, verkleinert durch in, z. B. Deotin; die Verkleinerungen auf i, o, ico, ich, l, el, lin, lein; die vertraulichen Abkürzungen auf z, z. B. Heinz, Friz. Endlich werden die abstrakten Namen abgehandelt, z. B. mout, rot, falc, tac, lieb, nit, frit, un, heit ꝛc., mit denen die deutschen Stammnamen so oft componirt erscheinen. Der Raum gestattet uns nicht, diese interessante Abhandlung noch weiter in ihre zahlreichen Beispielsammlungen zu verfolgen.

Das zweite Heft enthält wieder Geographisches, ein paar sehr alte Landkarten aus dem 9ten und 14ten Jahrhundert; hohenstaufische Urkunden; die bekannte Herzogswahl in Kärnthen, abgedruckt aus einer alten St. Galler Handschrift des Schwabenspiegels, einer noch ältern Quelle als Aeneas Sylvius, aus dem Megiser in seinen Kärnthner Annalen die Kenntniß dieser interessanten Ceremonie geschöpft hat; Zeugnisse für die deutsche Heldensage aus den noch später im gewöhnlichen Leben vorkommenden, ihr angehörigen Orts- und Personalnamen; die Sage von Amicus und Amelins, deren lateinische und französische alte Texte abgedruckt und verglichen; ältere Lieder vom Tanhäuser; eine später fortgesezte kleine Sammlung deutscher Lokalsagen; Bruchstücke des Wilhelm von Orange von W. von Eschenbach und desselben Gedichts in französischem Text; ein altes Gedicht: der Holzhacker und St. Peter; noch mehrere alte deutsche und lateinische Gedichte; Proben niederländischer Mundarten (sehr interessant); Glossen; altdeutsche Münzen.

Das dritte Heft enthält eine Anzeige des Urkundenbuchs von Kaiser Ruprecht; einen Brief Georgs von Frundsberg; einen alten Scheffenbrief und Rechtsalterthümer; Marien Leben von Walther von Rheinau; alte Lieder; Gedichte von Conrad von Würzburg; Denksprüche; eine Anzeige der neuen Ausgabe des Thewerdanks; niederländische Fragmente und Lieder; Werin von Lothringen; der alte Kirchenschatz des Berner Münster; das Oberbaumeisteramt der Pfalz 1538; das Andernacher Gesangbuch von 1608 ꝛc.

Das vierte Heft: über die Chronik des Balderich von Teruane; zur Geschichte der Zigeuner; Stadtrecht

von Oppenheim; Bruchstücke aus Erek und Enite und aus dem Freydank; neue Ausgaben des Isidorus Hispalensis, der Rymkronik van Jan van Heeln, des Theophilus, des Reinhart Fuchs, der sieben weisen Meister; lateinische Minnelieder; ein altbrabantisches Volkslied: Halewyn; Fabeln; altdeutsche Predigten; Glossen; Siegel; Straßburger Steinmetzstatuten ꝛc.

10) Li romans des sept sages. Nach der Pariser Handschrift herausgegeben von H. A. Keller. Tübingen, Fues, 1836.

Die berühmten Geschichten der sieben weisen Meister, die, orientalischen Ursprungs, in alle Sprachen übergegangen sind. Der Herausgeber legt uns hier zur Vergleichung die altfranzösische Bearbeitung vor, der größere Theil seines Werks ist aber eine umfassende Geschichte und Kritik aller Bearbeitungen, des gesammten Sagenkreises von den sieben weisen Meistern gewidmet. Als die bekannteste Bearbeitung sind die arabischen Mährchen der tausend und einen Nacht auch bei uns bisher am populärsten gewesen. Das Ganze besteht aus einer Menge Erzählungen, die in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern mehr oder weniger verändert erscheinen, von denen hier einige weggelassen, zu denen dort einige hinzugesezt sind. Auch die äußere Einkleidung ist mit wenig Abänderungen überall dieselbe geblieben. Ein Prinz, den seine Stiefmutter fälschlich, wie Potiphars buhlerisches Weib den keuschen Joseph, anklagt, soll auf Befehl seines Vaters hingerichtet werden. Sieben weise Veziers suchen ihn zu retten, indem sie dem Vater schöne Geschichten und Mährchen erzählen, die darauf berechnet sind, sein Herz zur Großmuth zu stimmen, ihn Wahrheit von Täuschung unterscheiden zu lehren ꝛc. Das rachsüchtige Weib aber begegnet ihnen durch andere Erzählungen, die den König wieder umstimmen. Diese Einkleidung haben die meisten Bearbeitungen beibehalten. Auch die Mährchen der tausend und einen Nacht weichen nicht weit davon ab, indem bekanntlich Scheherazade dem grausamen Gebieter nur so lieblich vorerzählt, um ihn vergessen zu machen, daß er sie am nächsten Tage hinrichten lassen wollte.

Man weiß, daß das Buch zuerst in Indien vorkam, hat aber das Original noch nicht gefunden. Dagegen besizt man die vielen Bearbeitungen der Perser, Araber, Türken, Juden, Griechen, Römer, Italiener, Spanier, Franzosen, Engländer, Dänen und Deutsche, über welche der Herausgeber ausführlich Auskunft gibt. Sehr interessant ist die Vermuthung Mone's, die derselbe in seinem Anzeiger äußert: „Wie ist dieses indische Werk nach Europa gekommen? Die griechische Bearbeitung gibt eine persische Quelle an und die lateinische wird aus dem Griechischen abgeleitet, was mir aber nicht begründet scheint. Wenn nämlich das französische Gedicht, woran wohl kaum zu zweifeln, einem lateinischen Vorbilde folgt, so ist die Uebernahme des Werkes aus dem Morgenlande durch den Kaiser Vespasianus vermittelt und durch die Sagen, welche sich an die Zerstörung Jerusalems geknüpft haben. Dieser Zusammenhang verräth aber eine Uebernahme aus dem Hebräischen. Jene Sagen bilden einen eigenen Kreis, wozu die Erzählung vom Pilatus, Judas Ischariot und das französische Gedicht von den sieben Weisen gehören, die auch unter sich mannichfache Verwandtschaft zeigen. Die Krankheit des Vespasianus und seine Heilung durch Christus wird in den sieben Weisen und im Pilatus erzählt, und, um eine Sonderlichkeit hervorzuheben, schwört er in beiden Gedichten bei seiner Nase (perque suum nasum jurat, Vita Pilati v. 238. Anz. IV., 430. Desor son nes son doit tendi, lors jura dex. — Sept. Sages v. 122). Die christliche Motivirung des Heerzuges nach Palästina steht natürlich so wenig in der hebräischen Bearbeitung als der Kaiser Vespasianus, beide Umstände in der lateinischen Abfassung weisen nur auf die Zeit und Verhältnisse hin, unter welchen das Werk den Lateinern bekannt wurde."

Herr Keller hat sich neben der so äußerst reichhaltigen literar-historischen Untersuchung, die natürlicherweise hauptsächlich nur die Sprache und äußere Form der verschiedenen Bearbeitungen zum Gegenstande haben konnte, auch noch die Mühe genommen, den Inhalt als solchen ins Auge zu fassen und ein kurzes Inhaltsverzeichniß von sämmtlichen Erzählungen zu geben, mit Hinweisung auf die Abweichungen in dieser oder jener Bearbeitung und Handschrift. Dafür sind wir ihm besonders dankbar und empfehlen diese Methode allen Herausgebern ähnlicher Forschungen; denn nichts fördert die Theilnahme an der ältern Literatur mehr, als wenn der Leser gleich in den ihm noch unbekannten Inhalt alter Sagen und Gedichte eingeführt wird; während nichts so davon abschreckt, als die vornehme Manier, die den Text als bekannt voraussezt und nur mit literar-historischer und philosophischer Gründlichkeit kokettirt. Der natürliche Gang bei der Wiedererweckung alter Literaturen ist doch wohl: 1) populäre, allgemeinverständliche Bearbeitung, um die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen zu fesseln, 2) diplomatisch treuer Abdruck der alten Texte, und dann erst 3) Kritik und Commentation. Wenn wir nicht irren, war dies auch der Entwicklungsgang, den die klassische Bildung in Europa genommen hat. Zuerst wurden die antiken Göttersagen und die Thaten der Griechen und Römer von Dichtern und Historikern als anmuthige Geschichten unter das Volk gebracht, so daß sie jeder einigermaßen Gebildete kannte. Dann erst fing man an, die alten Klassiker selbst zu ediren und ganz

zulezt kamen die Untersuchungen. Bei der Wiedererweckung der mittelalterlichen Literatur ist man aber ziemlich den verkehrten Weg gegangen und hat das Pferd beim Schwanz aufgezäumt. Bevor noch die alten Texte gedruckt waren, hat man sie schon aufs minutiöseste commentirt, und der Lesewelt vornehm gelehrte Bücher in die Hand gegeben, mit denen sie nichts anzufangen weiß. Eine Menge schöner Sagen und Gedichte sind noch gar nicht abgedruckt, weil die Forscher zuerst ihre eigne Weisheit darüber auskramen mußten, und die langen Commentare kein Papier übrig ließen für den Text. Das Schlimmste aber ist, daß man versäumt hat, durch populäre Behandlung das Poetische des Inhalts dem gesammten Publikum bekannt zu machen und es dafür zu interessiren.

Wir wollen aus jenen Inhaltsverzeichnissen nur einige der witzigsten Novellen anführen, z. B.: „Ein König verliebt sich in die Frau seines Veziers, die er auf einem Dache sah. Er entfernt ihren Mann und besucht sie. Sie sezt ihm 90 Schüsseln vor, die er alle kostet, aber von gleichem Geschmacke findet. Die 90 Schüsseln, sagt sie, bedeuten die neunzig Mädchen in deinem Schlosse. Dem Ansehen nach sind sie verschieden, aber ihre Küsse sind alle gleich. Der König geht hierauf beschämt weg. — Der Schwertträger eines Königs schickt seinen Bedienten zu seiner Geliebten, welche ihn liebgewann; während dessen tritt der Herr desselben ein, und sie verbirgt den Knaben unter einem Korbe. Gleich darauf kommt auch ihr Mann an die Thür, und sie räth nun dem Fremden, sein Schwert zu ziehen, und mit drohender Miene abzugehen. Sie beredet nun ihren Mann, der Fremde habe den unter dem Korbe verborgenen Jungen verfolgen wollen, der vorher zu ihr geflüchtet sey. — Ein junger Seidenhändler in Arabien weicht, dem gegenseitigen Versprechen gemäß, nicht vom Grabe seiner Frau Adileh. Ein Geist erweckt sie ihm wieder, und während der glückliche Ehmann wegeilt, um ihre Kleider zu holen, läßt sie sich von dem vorübergehenden Prinzen in sein Harem mitnehmen. Der Mann erfährt dies, und verlangt sie zurück. Die Frau aber will ihren Mann nicht mehr kennen, und gibt vor, es sey ein Räuber, der sie, nachdem er sie ausgeplündert, lebendig begraben habe (das ist noch ärger als die Geschichte der Matrone von Ephesus). — Das Weib marktet ihrem Mann einen Wunsch ab von den dreien, die ihm der Engel des Herrn verleiht. Sie verlangt das schönste Gewand, das es geben könne. Der Mann: So wollt ich, daß das Gewand in deinem Leibe wäre! Diesen Wunsch muß er aber auf Andringen der Nachbarn zurückthun. — Die Frau eines bucklichten, eifersüchtigen Mannes läßt drei bucklichte Musikanten sich verspielen. Der Mann kommt nach Hause, und sie verstecht die Drei in drei Schränke. Als sie sie herauslassen will, sind sie erstickt. Sie miethet einen Mann, daß er einen wegtrage und ins Wasser werfe. Als er den Lohn verlangt, behauptet sie, der Kleine sey wiedergekommen, und er muß den zweiten wegtragen, ebenso den dritten. Da begegnet ihm der Gemahl selbst, den er für den nämlichen hält. Er packt ihn, und wirft ihn auch ins Wasser. — Ein Ritter soll von seinem Lehensherrn für angethane Beleidigung Verzeihung erlangen, unter der Bedingung, daß er halb reitend, halb gehend zu Hofe komme, auch seinen besten Freund, seinen besten Spaßmacher und seinen größten Feind mitbringe. Die Nacht zuvor macht der Ritter seine Frau glauben, er habe einen Gast umgebracht, um Geld von ihm zu erhalten. Des Morgens geht er mit Weib, Kind und Hund zum König, so daß der Hund zwischen seinen Füßen hergeht. Als er seinen größten Feind nennen soll, gibt er seiner Frau eine Ohrfeige, weil sie den König unverschämt ansehe, die ihn sodann als Mörder anklagt, eine Beschuldigung, von der er sich leicht zu reinigen weiß.“

11) Der Roman von Rollo und den Herzogen der Normandie, von Robert Wace, normännischem Dichter des 12ten Jahrhunderts. Nach der Ausgabe von Fr. Pluquet metrisch bearbeitet von Franz Frhrn. Gaudy. Glogau, Flemming, 1835.

Schon Uhland benuzte die alte Handschrift dieses Gedichts in Paris und entlehnte daraus mehrere ausgezeichnete Romanzen. Der edle Freiherr hat sich durch die Ueberarbeitung des Ganzen ein Verdienst erworben, das wir um so bereitwilliger anerkennen, je weniger wir mit einer andern Leistung desselben, der den deutschen Nationalstolz verletzenden Apotheose Napoleons einverstanden seyn konnten.

In der Einleitung gibt der Verfasser die nöthigen biographischen und literar-historischen Notizen über den Verfasser und dessen verschiedene Werke. Le Roman de Rou (Rollo) et des Ducs de Normandie, ist das wichtigste unter den Werken Wace's. Unzählige Schriftsteller haben Stellen dieses langen Gedichts angeführt. Es besteht aus verschiedenen Abtheilungen, welche jedoch mit Unrecht als abgesonderte Werke von Mehreren betrachtet wurden. Die erste, in achtsylbigen Versen geschriebene Abtheilung, welche gleichsam die Einleitung bildet, umfaßt die Geschichte der ersten Einbrüche der Normannen in Frankreich und England; die zweite in Alexandrinern schildert die Geschichte Rou's oder Rollo's; die dritte, in gleichem Versmaße, das Leben Wilhelm Lang-Schwerdt's und Richards I., seines Sohnes; die vierte endlich in dem Metrum der ersten Abtheilung, und für sich allein länger als die übrigen drei Theile zusammen genommen, enthält das Ende der Geschichte Richards I. und die seiner Nachfolger bis 1106,

dem sechsten Regierungsjahre Heinrichs I. Dieses Gedicht enthält 16517 Verse, und nicht 20000, wie man irrigerweise behauptet. Es ist das seltenste Denkmal, welches uns von der Geschichte und Sprache der Normannen unter ihren Herzogen aufbewahrt ist. Eine große Anzahl Kapitel in den Chroniques de Normandie, 1487 in Rouen gedruckt, von Wilhelm le Talleur, sind nichts weiter als Stellen aus dem Roman de Rou, welchen ein unbekannter Compilator gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts in Prosa zersezte, mit den Zusätzen und Styl-Verbesserungen der verschiedenen Epochen." Der Uebersetzer hat nicht alles übersezt, sondern die unwichtigern Partien ausgelassen und nur den Inhalt davon kurz angegeben.

Das Gedicht ist eine Reimchronik, wie alle ähnlichen; es erzählt wirkliche Geschichte, flicht aber eine Menge ernste und lustige Abenteuer, Mährchen und Anekdoten ein. Zuerst schildert es die Raubzüge der Normannen an den Küsten Frankreichs und Italiens, z. B. die List, mit welcher Hastings sich der Stadt Luna im Toskanischen, die er für Rom selbst hielt, bemächtigte. Er ließ sich zum Schein taufen und stellte sich dann todt. Seiner vermeintlichen Leiche gestattete man den Zutritt in die Stadt, und dies benuzt er, sie zu erobern.

Als man den Sarg erheben wollt'
Und er beerdigt werden sollt',
Springt Hasting aus der Bahre schnell,
Das Schwert gezückt, schreit laut und hell.
Beim ersten Hiebe, den er gab,
Schlägt er das Haupt dem Bischof ab;
Dem Pathen haut er 'n Kopf entzwei,
Als ob's ein wildes Thier nur sey.
Den Mantel werfen jezt die Heiden
Von sich, zieh'n Degen aus den Scheiden,
Und schließen schnell die Kirchen-Pforten,
Entflieh'n kann Niemand mehr von dorten.
Ein solches Blutbad jezt begann,
Als fiel ein Wolf die Heerde an,
Der eingeschlichen in die Hürde
Und nicht bemerkt vom Hirten würde;
Wie der auf Schaf und Widder los
Sich stürzt, und Lämmer klein und groß
Erwürgt, so hauste der Barbar
Mit der unsel'gen Christen-Schaar.

Sehr ausführlich sind die Thaten Rollos geschildert, der die Normandie eroberte, das Christenthum und gute Zucht einführte. Unter den folgenden Begebenheiten ist die Theilnahme der Normannen an den Kreuzzügen am anziehendsten. Robert von der Normandie erscheint am Hofe des griechischen Kaisers Alexius:

Er trat, als er durchzog Byzanz,
Den Kaiser an, des Morgenlands;
Indem er sich mit ihm besprach
Des Hofes Brauch und Sitte nach,
Warf er zur Erd' den Mantel lang
Und sezte sich darauf als Bank.
Doch als es nun zum Scheiden kam,
Den Mantel er nicht mit sich nahm.
Ein Grieche, der ihn so erblickt,
Hat nach der Hülle sich gebückt,
Ihm rathend, daß den Mantel wieder
Er schlagen mög' um seine Glieder;
Doch adlig stolz der Herzog sprach:
Nie trag' ich meine Bank mir nach.
Normannen thaten eben dies,
Und jeder dort den Mantel ließ;
So wie der Herzog, so der Troß;
Die Hüllen ließen All' im Schloß,
Und neue gab der Herzog ihnen,
Die schöner, prächtiger erschienen:
Als Edelmuth ward es gepriesen.
Auch hat der Kaiser gleich geheißen,
Daß ihm, so lang er dort verweilt',
Vom seinen reichlich zugetheilt;
Denn Ehre sollt' ihm angedeih'n.
Der Herzog aber sagte: Nein,
Nach Zehrung brauch' er nicht zu streben,
Noch hab' er sattsam auszugeben
So lang' er werde Pilger seyn;
Jezt lebt' er gern von dem was sein,
Doch freie Kost und Zehrung nähme
Er willig, wenn er heimwärts käme.
Ausrufen jezt der Kaiser hieß
Und auf dem Markt verbieten ließ:
Daß Robert kein Stück Holz dort fände,
Das zu der Küche er verwende.
Der Herzog hieß hierauf erstehn
So viel an Nüssen als zu sehn,
Und ließ sein Essen so bereiten;
Wohl reicher war das Mahl bei weiten,
Die Pracht ward gegen sonst gesteigert,
Bloß weil das Holz man ihm verweigert.
Der Kaiser, den dies sehr erfreute,
Rief lachend wieder seine Leute
(Die Griech'sche Sprache wandt' er an):
Der Herzog ist ein feiner Mann,
Der ganz nach Willkür schalten kann,
Und nichts verweigr' ich ihm fortan.

Der Höhenpunkt des Gedichts ist die Besitznahme Englands unter Wilhelm dem Eroberer. Die mitgetheilten Proben werden die Form des langen Gedichts hinlänglich anschaulich machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Ein und dreißigster Jahrgang.

1837.

April.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt.
Dann werden selbst der Apollona
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1837.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände" enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt" Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts" für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, troz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jezt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt" in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts" eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsaz strenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schüzen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt" bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt." — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Literatur-Blatt.

№ 78.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 1. April 1837.

Weh! ich erblicke
Der Elfen Tücke!
W. Scott.

Der Hausgeist.

Lieb Emma! rück nahe — noch näher mir zu,
Es ist mir so kalt und mich hungert dazu;
Ich zittre vor Frost, auch ist mir so bang,
Wo bleibet die Mutter nur heute so lang?
Sie ließ uns nicht Brod, nicht Lampenschein,
Wir Armen sitzen im Finstern allein. —
Und der weiße Mondmann
Sieht traurig durch das Fenster.

So rück ich — so sitz ich, klein Wilhelm, doch gut?
Halt du dich nur still und fasse dir Muth:
Daß wir hier so frieren, das ist uns ganz recht,
Ich glaube es selbsten, wir sind oft recht schlecht.
Jetzt sing ich ein Lied dir, das kürzet die Zeit,
Vom Olof, der reitet so spät und so weit. —
Aber der Knabe war blond
Und liebte seine Mutter sehr.

„Herr Olof, der reitet so spät und so weit,
„Zu laden die Gäste zur Hochzeit bereit,
„Da tanzten“ — Halt stille und sey mal ganz Ohr,
Es pocht Jemand unten, so kam es mir vor;
Jetzt ist es, als wenn ich es gehen hört'.
So sieh doch, ob Mutter schon heime kehrt!
Und der weiße Mondmann
Sieht traurig in das Fenster.

Wie Emma es will, so geht auch der Knab
Und schaut von der Treppe in's Dunkel hinab:
„Ach Emma, so komm doch und sieh dir mal an,
„Da unten da geht ein ganz kleiner Mann,
„Der blitzt und funkelt wie lauter Glut,
„Im rothen Habit und im Tressenhut.“
Aber der Knabe war blond
Und liebte seine Mutter sehr.

Drauf Emma: „Herein in die Stube geschwind,
Daß uns das kleine Männchen nicht find!
Das ist dir sicher der böse Kobold,
Der des Nachts so giftig im Schornstein bollt.
Er weiß, daß Mutter nicht helfen kann,
Drum thut er uns Beiden ein Leides gar an.
Und der weiße Mondmann
Sieht traurig durch das Fenster.

Da gebet klein Wilhelm sein Lächeln aus,
Er sieht einen Geist, er fühlt seinen Graus,
Und wie in die Stub er zur Schwester will gehn,
Da ist er gefeit, er muß feste stehn.

Er bittet so kläglich: ich bin ja gebannt,
Lieb Emma, komm hilf mir, gieb mir deine Hand.
Aber der Knabe war blond
Und liebte seine Mutter sehr.

Doch Emma bleibt still in der Stube drin,
Und horcht nach dem Spuk nur nach Außen hin —
Es gehen gemessene Schritt durch die Nacht,
Als hielt man draußen besoldete Wacht;
Dann räuspert es sich, scharrt hin und her,
Als wenn's nun müde zu warten wär. —
Und der weiße Mondmann
Sieht traurig durch das Fenster.

Jezt wird es still — — es ist späte Nacht —
Und draußen weint schon Wilhelm sacht.
Kömmst du nicht, komm ich — jezt Jemand sprach —
Klein Emma hält den Odem sich nach — —
Gepolter und Haspeln die Treppe hinan — —
Dann hat's einen schweren Fall gethan. —
Aber der Knabe war blond
Und liebte seine Mutter sehr.

Die Mutter kommt sorgend nach Mitternacht:
Nur lose, nur leise, daß Niemand erwacht! —
Sie tritt auf den Zehen zum Flure ein,
Da lieget ihr blutender Knab auf dem Stein,
Da findet sie endlich um's Morgenroth
Unter'm Bett klein Emma gekauert und todt.
Und der weiße Mondmann
Sieht traurig in das Fenster.

Und wie man die Beid' zu Grab hat gebracht,
Da hat die einsame Mutter gesagt:
Ach wenn ich doch auch noch begraben wär,
Dann ständ' ihm das Haus ja räumig und leer!
Denn weil er das Lezte genommen hat,
Dran merket sie, daß es der Kobold that.
Aber der Knabe war blond
Und liebte seine Mutter sehr.

A. Gläsel.

Italienische Städtebilder.

Siena.

Vierter Brief.

Nachdem mein lezter Brief den im Ganzen wenig erfreulichen Umweg über das gesellschaftliche Leben des jetzigen Italiens genommen, möchte ich Sie nun nochmals nach Siena zurückführen und aus der Schwüle italienischer Conversationssäle in jene Zeit versetzen, wenn hier im August die schönsten Volksfeste begangen werden. Südlich, ja orientalisch fessellos ist an dem Rosalienfest in Palermo die Freude des sicilianischen Volks; sein Schreien und Toben um den himmelhohen Karren der h. Rosalia, verbunden mit dem unaufhörlichen Kanonendonner, den zahllosen, merkwürdig geordneten Lichtern an der Marine lassen kaum eine dauernde Empfindung, viel weniger einen Gedanken aufkommen. Man vergißt die dort in der heißen Zeit klarer blinkenden Sterne, den Stahlhimmel, der auf Palermo und ganz Sicilien in einem Farbentone liegt, dem nur das Meer im Golf von Sorrent zu vergleichen ist; die Aussicht auf die See, der links abgrenzende, wundervoll sich aufthürmende Berg der h. Rosalie verschwinden einem; man wird, wie das Volk selber, gedankenlos, fortgerissen, sich selber unbekannt. Es ist der einzige Moment, in welchem auch dem nordischen Herzen der Leichtsinn jener sicilianischen Töchter als afrikanische Glut, diese Art, das Daseyn zu genießen, als ein Vorrecht beglückter Naturen, ja, wenn man will, als eine Tugend erscheinen mag. Ist aber der Rausch mit der Nacht dahin, fragt man sich am folgenden Morgen nach dem ganzen Inhalt dieses Festes, nach der Rolle, welche das Volk dabei gespielt, so bleibt man sich die Antwort gerne schuldig, um die Erinnerung an einzelne schöne Augenblicke sich ungetrübt zu bewahren. — Zu dieser Ausgelassenheit steht das Blumenfest in Genzano (bei Rom) im merkwürdigsten Contraste. Alles trägt hier einen künstlerischen, durch und durch schönen Charakter, der, begünstigt durch die reizende Lage des Fleckens, in den großartigen Formen der Albanerinnen, in der Zeichnung der auf die Straße hingebreiteten Blumenteppiche, in der Decenz, mit welcher spät Abends die Prozession begangen wird, zu dem herrlichsten Ganzen sich gestaltet. Aber auch hier findet der, welcher nach eigentlichen Volksfesten in Italien sich umsieht, nur theilweise Befriedigung. — Man kommt endlich zu den berühmten Johannisfesten nach Florenz, und findet hier in den Aeußerlichkeiten der kirchlichen Feier, in dem Wettkampf vor St. Maria Novella Reste einer wahrhaft großen Vergangenheit, aber so durch Zeit und Gegenwart entstellt, daß man durch einen längeren Aufenthalt in Italien schon sehr genügsam geworden seyn muß, um hier sich nicht abermals in seinen Erwartungen getäuscht zu finden. Man wird wieder auf den Tag des h. Ranieri in Pisa und auf den fünfzehnten August in Siena vertröstet. Und (um das Pisaner Fest hier zunächst zu übergeben) nach Siena bringe man alle Erinnerungen mit, welche aus Bildern und Beschreibungen italienischer Feste des fünfzehnten Jahrhunderts sich bilden können: die Form des wie zu diesem Feste eigens entworfenen Platzes, die

religiöse und historische Bedeutung, welche dem Ganzen zu Grunde liegt, die Freude und Begeisterung des in solchen Momenten in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erscheinenden Völkchens sind die Farben zu einem Bilde, in welchem die Wirklichkeit Poesie wird, und die langgequälte, oft verstimmte Erwartung endlich die schönste Befriedigung findet.

Um dies Fest in seiner Eigenthümlichkeit zu verstehen, ist es nöthig, die Beschützerin der Stadt, die Piazza und die historisch alte Eintheilung der sanesischen Bevölkerung sich zu vergegenwärtigen. Es ist auffallend, daß die Philologie nicht längst in den örtlich so verschiedenen Heroen des Alterthums den so zu sagen concentrirten Volksgeist der verschiedenen Provinzen hat erkennen wollen, um für Geschichte und Mythologie eins durch das andere zu erklären. In dem italienischen Mittelalter wird sich bei einiger Umsicht nachweisen lassen, daß die einzelnen Städte in einer meist dunkeln Vergangenheit sich namentlich solche Heilige zu Beschützern wählten, in denen die Elemente ihres eigenen Lebens vorgebildet und angedeutet waren. Wie man sich zu Perugia und Assisi nicht leicht einen andern Kultus als den des h. Franz vorstellen kann, und man bei dem Bilde Johannes des Täufers in der florentinischen Geschichte die größte Zeit des Werdens, des herben Kampfes, der sprödesten, in sich wurzelnden Durchbildung, die Zeit des Dante sich vergegenwärtigen kann, so wird man an den Thoren Siena's, und überall, wo es darauf ankommt, das Palladium der Stadt geltend zu machen, die erhöhte Madonna (assunta) finden wollen. Die Worte: „cor magis tibi Sena pandit,“ welche dieses Bild auf dem nach Norden gerichteten Stadtthore begleiten, scheinen gegen Florenz gerichtet, um der ruhigen, besonnenen Haltung des reflectirenden Florentiners den um eine Octave höher gespannten Schwung der Sanesen entgegenzustellen. Und dazu wenigstens hat man das vollste Recht. Wärme des Gemüths, Offenheit, Hingebung, Enthusiasmus, persönliche Liebenswürdigkeit aller Art hat der Sanese vor dem Florentiner voraus. Es ist die künstlerische, die eigentlich poetische Natur, welche der Höhe zustrebt und die Wirklichkeit darüber aus den Augen verliert, es ist das deutsche Wesen, das, nach dem Lieblingsausdruck der Italiener, „in Luft wandelt“ (va in aria), es ist auf Erden das, was im Kreis der Heiligen die der Erde entrückte, erhöhte Madonna ist. Sie nur ist die Beschützerin der Stadt, und ihr zu Ehren wird der fünfzehnte August am feierlichsten in ganz Italien begangen.

Die Eintheilung der sanesischen Bürger in Contrade dürfte, wie andere wenig beachtete Institute des Mittelalters zu andern des Alterthums, zu der Eintheilung der atheniensischen Bürger in Phratrien ein Gegenstück bilden. Siena zerfällt in drei Drittel, Camullia, St. Martino und die eigentliche Citte, alle drei wieder in siebzehn Unterabtheilungen, welche Contrade benannt werden. In ihnen spricht sich die politische Gesinnung der Bürger aus; sie haben jede ihre Fahne mit dem Wappen (Thurm, Gans, Schildkröte u. s. w.), ihre verschiedenen Farben, ihre eigene Kirche, ihre besondern Festtage, Capitani u. dergl. Gegen andere Ortschaften und Städte halten sie zusammen und stehen für Einen Mann; unter sich zanken und balgen sie sich um's Supremat weidlich herum.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Entdeckung eines Schatzes ausländischer Goldmünzen.

In einigen deutschen Badeorten, vorzüglich in den böhmischen, Töplitz und Karlsbad, achten die Hausbesitzer, die zu vermiethen, und die Gastwirthe, die Fremde einzunehmen wünschen, es keineswegs für hinreichend, den ankommenden Gästen gedruckte Zettel in die Wagen zu werfen und gestochene Karten in die Hände zu drücken; sie thun mehr: Stunden weit vor den respektiven Badeorten besetzen sie auf allen Heerstraßen und Nebenwegen jegliche Poststationen, Zollämter und Kneipen mit Kommissionärs, die den gedruckten Empfehlungen mündliche beifügen, und von ihren Committenten nach Maßgabe des guten Erfolgs honorirt werden. Etwas Aehnliches, obschon auf andere Manier, findet in der Umgebung Londons statt. Absatz und Umsatz heißt das Verlangen, das Tag und Nacht durch die Adern der eifrigen Londoner Handelsleute pulsirt und pulsiren muß, wenn sie da bestehen wollen, wo die eng an einander gereihten Kaufläden unwillkührlich die Besorgniß erwecken, daß sie nicht alle bestehen können. Absatz also und Umsatz zu erzielen, werden Avertissements in die Zeitungen eingerückt, wird jede, durch kein Verbot beschützte Wand mit ellenlangen Anschlägen überkleistert, werden Männer im verschiedenartigsten Costüm, bisweilen in langen Processionen mit klingendem Spiel durch die Straßen geschickt, jeder eine Stange auf der Schulter, und an der Stange ein Brett und das Brett hinten und vorne mit der Verkaufsanzeige beklebt, fahren Karren durch die Stadt, auf allen Seiten mit groß gedruckten Lobpreisungen der ausgebotenen Waare behangen, figuriren gelbe, grüne und rothe Zettel, den Ausverkauf ungeheurer Vorräthe mit unermeßlichem Verluste besagend, in den Fenstern, über der Thüre und bis hinauf unter's Dach. Die Männer mit den Stangen und die Karren mit den Lobpreisungen durchziehen wohl auch die Nachbarschaft Londons, und riesige Anschläge zieren auch dort unbeschützte Mauern und unbewohnte Häuser. Aber ein besonderer Zweig des Industriecastes öffentlicher Bekanntmachungen, für welchen London keinen Raum gewährt, grünt nur in seiner Umgebung: das Auspinseln eines Handelsartikels und der Adresse in ungeheuern Buchstaben mit weißer Farbe an langen Bretterwänden und Mauern. Die Schuhwichse von Warren, dessen spiegelnden Namen Byron in einer geharnischten Vorrede eines seiner Werke unsterblich gemacht, empfiehlt sich

auf diese Art Meilen weit rings um London, und viele andere, minder unsterbliche Namen thun es dem seinigen gleich. Weil indessen diese Methode, Kunden anzulocken, meist solche Gegenstände betrifft, die zu den Bedürfnissen des Landmanns oder auf ihren Landhäusern residirender Städter gehören, so mußte es vor einiger Zeit jedem aufmerksamen Wanderer in Londons Umgegend sonderbar dünken, daß plözlich längs aller beschreibbaren Wände und Mauern eine Anzeige zum Vorschein kam, die, menschlicher Vermuthung zufolge, weder die Masse der Landleute, noch die zurückgezogenen Städter hinlänglich interessiren konnte, um den Anzeiger für Mühe und Aufwand zu belohnen. Es war die Meldung eines Ortes in London, wo für ausländische Münzen angeblich die höchsten Preise gezahlt würden. Nirgends jedoch muß man mit dem Verlachen einer Spekulation, mit dem Prophezeihen ihres Fehlschlagens vorsichtiger seyn, als in der Weltstadt London, wo die Interessen der Handelswelt oft an unsichtbaren Fäden hängen, und kein Adlerblick die Beweggründe mancher Unternehmung zu erkennen vermag. So tief lag aber in gegenwärtigem Falle die Wurzel nicht. Ein aufgefundener Schaz im Werthe von mehreren tausend Pfund Sterling, in ausländischen Münzen bestehend und unter vierzig und einige Menschen vertheilt, hatte sie in's Daseyn gerufen. Ein Schaz im Werthe einiger tausend Pfund Sterling ist etwas; aber die damit in Verbindung stehenden Umstände sind auch für das Ausland von Interesse, und die hier mitzutheilenden ruhen auf dem sichern Fundamente gerichtlicher Erörterung.

Es geschah zu Anfang des Jahrs, daß zwei im Dienste des Pfarrers Chauvell in dem unweit London gelegenen Dorfe Great Stanmore stehende Männer, Jefftins, der Kutscher, und Reeves, der Gärtner, in einem Graben wenige Fuß unter dem Boden zufällig dreihundert und zwei-und-achtzig Goldstücke fanden, die blank und bloß hier lagen, ohne daß von Papier oder irgend einem Behältnisse die geringste Spur sich zeigte. Sämmtliche Münzen trugen ausländisches Gepräge. Die Beiden theilten den Schaz und vereinigten sich in dem Entschlusse, ihr Glück für's Erste zu verschweigen, selbst gegen ihre Weiber. Jefftins, der Kutscher, blieb der Abrede getreu und schwieg, für Reeves hingegen, den Gärtner, war das zu viel; er war der Freude zu voll, als daß er sie seiner Ehehälfte nicht hätte mittheilen sollen, und that es unter dem Siegel unverbrüchlichen Schweigens. Frau Reeves versprach, gegen keinen Fremden ein Sterbenswort davon zu äußern, ausgenommen, wie sie im Geiste sich vorbehielt, gegen Frau Jefftins, die ja bei dem Vorfall gleich stark betheiligt und daher keine fremde Person war. Diese hatte demnach bald die ganze Sache erfahren, und vermochte ihren Mann, nach geziemenden Vorwürfen über seinen Mangel an Vertrauen, ihr den goldenen Schaz zu zeigen. Während nun Jefftins und seine Frau die hervorgeholten Goldstücke mit besonderm Vergnügen durch die Finger spielen ließen, kam Reeves, seinen Fundantheil in der Tasche und mit der Bitte an Jefftins, solchen für ihn zu verwahren, weil selbiger, wie er sagte, in seiner Wohnung vor der Hausfrau nicht sicher sey. Am Sonntag Abend hatte Frau Jefftins mit der Frau Pastorin zu sprechen. Jefftins war seit zehn Jahren Kutscher im Hause und die Frau Pastorin gegen ihn und sie immer so gütig gewesen. Ihr also das Geheimniß mitzutheilen, konnte keine Gefahr haben, und da die Frau Pastorin einige Zweifel hegte, ob auch wohl die vermeinten Goldstücke wirklich Goldstücke seyen, schlug Frau Jefftins, von dem Zweifel geängstigt, vor, ihr am nächsten Morgen den ganzen Fund zur Beaugenscheinigung vorzulegen. Ob die Frau Pastorin den Herrn Pastor hievon in Kenntniß gesezt oder nicht, findet in den Akten sich nicht angegeben. Das hingegen steht fest, daß der Herr Pastor bald nach Mitternacht den Kutscher und den Gärtner rufen ließ und Beide mit dringenden Aufträgen unverzüglich nach einem kleinen Orte sendete, von wo die größte Eile sie vor Abend nicht zurückbringen konnte, und sie auch wirklich um Vieles später zurückkamen. Frau Jefftins, eingedenk ihres Versprechens, trug früh am folgenden Morgen, nach der ersten schlaflosen Nacht, die sie seit lange gehabt, sämmtliche Goldstücke zur Frau Pastorin, und freute sich hier zwar nicht wenig, von derselben zu hören, daß ihre Zweifel ungegründet und die Münzen echte Goldmünzen seyen, blieb aber mehrere Minuten lang voll Erstaunen mit offenem Munde stehen, als die Frau Pastorin hinzufügte, daß Schäze nach englischem Rechte nicht das Eigenthum des Finders, sondern desjenigen seyen, auf dessen Grund und Boden sie gefunden worden, daß demnach die Goldstücke, da sie auf einem, zum Pfarrgute — glebe-land — gehörigen Felde gelegen, nicht den Findern, sondern dem dermaligen Herrn Pastor als Besizer des Feldes gehörten, und daß mithin die Goldstücke nicht wieder von Frau Jefftins hinweggenommen, sondern gefälligst im Pfarrhause gelassen werden sollten. Frau Jefftins war trostlos, und bat wenigstens um einige Goldstücke, zum Andenken, wie sie sagte. Allein die Frau Pastorin erklärte hiezu sich nicht ermächtigt, und der nächste Kummer, der nun der armen Kutschersfrau auf's Herz fiel, war der Gedanke an ihr erstes Zusammentreffen mit ihrem Manne und dem Gärtner; an Frau Reeves getraute sie sich gar nicht zu denken. Wie alles das ablief, ist ebenfalls nicht zu den Akten gekommen, wohl aber der Umstand, daß Kutscher und Gärtner, nachdem sie einen Advokaten um Rath gefragt und von diesem die Versicherung empfangen, daß die Rechtstheorie der Frau Pastorin falsch sey und das englische Gesez ihnen, den Findern, den Schaz zuspreche, der Herr Pastor aber die Rückgabe der Goldstücke verweigert, ohne Weiteres seinen Dienst verließen.

(Die Fortsezung folgt.)

Räthsel.

Mein Kopf ist offen, weit mein Bauch,
Und lang mein Hals zum Schlucken auch;
Mein Fuß ein hoher und runder Hügel,
Oft auch ein ebener, glatter Spiegel.

Bald glänz' ich, wie des Winters Schnee,
Bald grün' ich, wie der frische Klee;
Wie adelt meiner Schwestern eine
Das dunkle Blau mit goldnem Scheine!

Stiefschwestern hab' ich, hölzern Volk,
Darunter mancher rohe Zolk,
Und wenn sie mit Metall auch glänzen,
So wird sie doch kein Mensch bekränzen.

Mein Lob sang manch beredter Mund,
Auch stift' ich manchen Freundschaftsbund,
Wenn meinem Kopf der Geist entquillet,
Der manches heiße Sehnen stillet.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 79.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 3. April 1837.

Während der Magnet nur auf Eine Art von Speise, auf das für seinen Lebensstrom empfängliche Eisen angewiesen ist, so hat dagegen das Organ der Luft einen Nahrungstrieb, welcher die mannichfaltigste Speise, Metalle der verschiedensten Art und alles Brennbare erfaßt und aufnimmt. Es ist auch der menschliche Leib, vor jenem aller andern Thiere, zu dem Aufnehmen und Aneignen der verschiedensten Nahrungsmittel geschickt.

G. H. Schubert.

Etwas über menschliche Nahrung.

Curiosities of medical Experience, by J. G. Millingen D. M., surgeon to the forces, so heißt der Titel eines so eben in London erschienenen Werkes, das eine große Anekdotensammlung aus dem Alterthum, aus den mittlern und neuern Zeiten darstellt, als Compilation zwar nichts Neues enthält, aber populär und meistens unterhaltend ist. Dem folgenden daraus entnommenen Artikel haben wir eine Fassung zu geben gesucht, in der er die Leser interessiren dürfte.

* * *

Der Mensch ist von der Natur dazu bestimmt, über die ganze Erde zu wandern und in allen Climaten zu leben, und er erscheint darum seinem Wesen nach als Alles essendes Thier. Seine Nahrung ist völlig verschieden, je nach der natürlichen Beschaffenheit des Landes, das er bewohnt, und seiner ganzen Lebensweise. Die Bewohner kalter, unfruchtbarer Striche am Meeresufer werden Ichthyophagen; Fische in aller Gestalt, frisch, getrocknet, geräuchert, gesalzen, sind ihre einzige Nahrung. Der kühne Jäger lebt vom Wild, das er erlegt, der nomadische Hirte, der über unermeßliche Steppen zieht, nährt sich von der Milch seiner Heerden. In heißen Climaten sind Früchte, Vegetabilien überhaupt, des Menschen vornehmste Nahrung, während ein Gemisch von Milch und Blut, nach Sidonius Apollinaris, die Lieblingsspeise der alten Scythen und Geten war, und Fischthran, das warme Blut der Robben und ihr im Winter gefrorenes, im Sommer halb verfaultes Fleisch für den Bewohner der Polarländer die köstlichsten Leckerbissen sind. Nur in den gemäßigten Climaten entwickelt der Mensch seine Fähigkeit, Alles zu genießen, und hat sie in alter wie in neuer Zeit oft zur höchsten Meisterschaft gesteigert. Hier ist sowohl thierische Nahrung als vegetabilische Speise aller Art zur Hand; je weiter man aber von da gegen die Pole kommt, desto mehr schlägt thierische Nahrung vor, je weiter gegen den Aequator, desto mehr hält sich der Mensch an nährende Wurzeln und Kräuter und erfrischende Früchte.

All dies, neben der Allgemeinheit der Kochkunst zu allen Zeiten, wodurch die Mannichfaltigkeit der Speisen noch unendlich gesteigert wird, weist darauf hin, daß die Natur, während sie jedes Thier auf eine bestimmte Nahrung beschränkt, ihrem Liebling alles Eßbare zu Lehn gegeben hat, und es gab von jeher Philosophen, welche darthaten, wie der Mensch ein und dasselbe aussage, ob er sich das vernünftige oder ob er sich das kochende Thier nenne, und letzteren Titel für den ansprechendsten erklärten. Man war lange und ist zum Theil wohl noch jezt der Ansicht, als ob Fleischnahrung vorzugsweise

geeignet sey, dem Menschen Körperkraft und Muth zu ertheilen; die Erfahrung bestätigt dies aber keineswegs. Die elenden, körperlich und geistig so schwachen Eingebornen des nördlichsten Europas und Asiens leben beinahe ausschließlich von rohem Fleisch und Fischen, während die athletischen Schotten und Irländer, die ihren englischen Nachbarn gewiß nichts nachgeben, nur sehr wenig Fleisch genießen. Wie kräftig und gewandt die Neger sind, ist allgemein bekannt, und die Insulaner der Südsee nehmen es, was Muskelkraft betrifft, mit den derbsten europäischen Seeleuten auf. Allem nach lebten in den glorreichsten Zeiten der griechischen Staaten und Roms die Heere vorzugsweise von Brod, Früchten und Vegetabilien überhaupt.

Die Beobachtung des Körperbaus des Menschen, dem der Thiere gegenüber, entscheidet die Frage vollends. Nur dieser Bau, in seiner Paarung mit dem göttlichen Funken der Vernunft, der ihn lehrt, seine Nahrung zweckmäßig zu wählen und zu mischen, sezt ihn in Stand, als kriegerischer oder wissenschaftlicher Abenteurer unter dem Polareis zu überwintern, als Kolonist seine Hütte unter dem Aequator aufzuschlagen, überhaupt in Landstrichen auszubauern, wo die kräftigsten Thiere unvermeidlich zu Grunde gehen. Aeltere Philosophen und Naturforscher haben sich viele unnütze Mühe gegeben, um auszumachen, was eigentlich die dem Menschen von der Natur angewiesene Nahrung sey; es kamen dabei die abgeschmacktesten Hypothesen zu Tage, und das Resultat war meistens, der Mensch sey keineswegs als animal omnivorum geschaffen. Durch die vergleichende Anatomie, welche überhaupt die Menschheit mehr aufgeklärt hat, als sie selbst weiß, ist auch dieser Streit definitiv entschieden worden. Der Mensch steht organisch, durch seine Kauwerkzeuge und seinen ganzen Verdauungsapparat, zwischen den fleischfressenden und den grasfressenden Thieren just in der Mitte. Am augenfälligsten ist dies bei den Zähnen. Bei Fleischfressern springen die Zähne in scharfen Spitzen und Kanten vor, zum Packen und Zerreißen der Beute, und die der obern und die der untern Kinnlade schließen genau ineinander. Den Grasfressern fehlen solch furchtbare Waffen, ihre Zähne bilden dagegen breite Flächen mit senkrecht-eingelegten Schmelzschichten wider die zu schnelle Abnützung. Bei den Fleischfressern kann der Unterkiefer bloß vorwärts und rückwärts geschoben werden, bei den Grasfressern dagegen ist die Bewegung seitlich, wie man am wiederkäuenden Vieh bemerkt. Die Raubthiere zerreißen ihr Futter und verschlingen es massenweise, bei den andern aber muß es, bevor es in den Magen gelangt, sorgfältig verkleinert, durchgekaut werden. Die Zähne des Menschen gleichen nun denen der Fleischfresser darin, daß sie nicht mit Schmelzplatten durchsezt, sondern nur außen mit Schmelz überzogen sind; aber die freie seitliche, kauende Bewegung hat der menschliche Kiefer mit dem der Grasfresser gemein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Italienische Städtebilder.

(Fortsezung.)

Für die Scenerie des Ganzen ist nun noch der Ort zu erwähnen, wo das Schauspiel vor sich geht. Es ist dies der öffentliche **Platz**, den Siena wie eine Naturnothwendigkeit mit allen andern Städten Italiens gemein hat, und dessen jeder Ort nicht minder als seines Heiligen bedarf. Hierauf gründet sich ein lokaler Stolz, der sich bei einer Vergleichung mit Florenz immer dahin ausspricht, daß, wie schön auch Florenz sey, man doch eben so wenig die Piazza del Granduca mit der von Siena, als den h. Zenobio mit der erhöhten Madonna vergleichen könne.* In Form eines italienischen Mantels (ferrajuolo), wie ein geistreicher Maler sagte, oder in der Weise eines Fächers lagert sich dieser Platz hin, indem das von der Natur gegebene Terrain einer Bergstadt künstlerisch so einzig benuzt ward, daß er von manchem durch Pracht der Gebäude und Zahl der Monumente, von keinem im Plan übertroffen wird. Gegen Westen, Süden und Norden schließen die Häuser ihn in einer mehr oder minder runden Form ein, welche von dem auf diesen Seiten sich erhebenden Boden einfach bedingt wird. Außer dem immer noch in mittelalterlichem Styl prangenden Pallast der Familie Sansedoni, schmückt diese Seite unter dem Casino dei Nobili der ehemals prächtige, jezt weniger durch die Zeit, als durch Vandalismus verunstaltete Brunnen des Giacomo della Quercia, Fonte Gaja genannt; während auf der entgegengesezten östlichen Seite der Palazzo pubblico (Rathhaus) mit seinem schmalen, himmelanstrebenden, mehr denn dreihundert toskanische Fuß hohen Thurme die bedeutendste Masse, und in der geraden Linie gleichsam die Scenenwand des Theaters bildet. Zeigen auch die Ansichten aus dem siebzehnten Jahrhundert außer der nach dieser Seite gerichteten Façade des Casino noch einen großen Theil der nach St. Martino sich hinziehenden Häuser im gothischen Styl, mag auch die Physiognomie dieses malerischen Ganzen in den lezten zwei Jahrhunderten sehr an Charakter verloren

* Der Italiener steht mit seinen Heiligen auf Du und Du. In Siena, wo vom niedern Volk oft darüber gestritten wird, ob die Madonna von Provenzano oder die des Doms den Vorrang verdiene, kommen bei einiger Aufregung zu Gunsten der erstern Ausdrücke zum Vorschein, die nichts weniger als ehrerbietig genannt werden können.

haben, immer ist in der Form und in vielen Einzelnheiten so Bedeutendes geblieben, daß Siena sich in dieser Beziehung mit Recht das **italienische Nürnberg** nennen kann. Dieser Platz ist eigentlich das A und O des sanesischen Volks, das an Werktagen hier Markt zu halten, und an kalten Wintertagen während der sorgenfreisten Stunden des Sonntags hier die Sonne aufzusuchen pflegt, wenn sie ihnen dies „Kamin der Spanier“ (so nennt man dies Bassin) bei heiterem Himmel heizen will. Wie dem Neapolitaner ohne seinen Golf, dem Florentiner ohne seine Kuppel, scheint dem Sanesen ohne seine Piazza das Daseyn unerträglich. Die Seite, welche an den Häusern sich entlang zieht, ist mit den vortrefflichsten Quadern regelmäßig und in solcher Breite gepflastert, daß außer zwei Reihen von Kutschen auch noch für Fußgänger ein weiter Spielraum bleibt; an der innern Seite dagegen, in der eigentlichen Niederung, hat man, wie in den Nebengassen dieser Stadt, immer noch von den sehr unregelmäßig gelegten Backsteinen nicht wenig zu leiden. Backsteine waren ehemals überall in der Stadt, und die sanesischen Frauen entschuldigen dadurch ihre großen Füße.

Wer das ganze Fest genießen und gar nichts einbüßen will, wird wohlthun, wenigstens am Morgen der Vigilie, den vierzehnten August, in Siena einzutreffen. Da man in dieser Jahreszeit nur Nachts zu reisen pflegt, wird man z. B. den Abend vorher von Florenz aufbrechen und früh Morgens gegen acht Uhr in dem Augenblick anlangen können, wenn der Cero nach dem Rathhause gebracht wird. Es ist dies eine große, gewöhnlich bemalte Wachskerze, und als Ueberbleibsel einer früheren Zeit immer deßwegen merkwürdig, weil sie jezt die einzige ist von vielen, welche ehemals alle Siena untergebenen Städte und Ortschaften zum Zeichen ihrer Ergebenheit an diesem Tage einzusenden hatten. Auch in Florenz und in andern Städten Toskanas fand sich dieser Gebrauch, ohne daß die Mediceer, denen doch sonst Alles daran lag, das Andenken an republikanische Sitte zu vernichten, ihn aufheben oder stören wollten. Er bestand, bis die französische Herrschaft auch in diesem Funken historischen Lebens Gefahr witterte, und den langen Zug verbot, der in Florenz alljährlich von der Loggia dei Lanzi nach dem Battisterium St. Giovanni, in Siena von dem Rathhause nach dem Dom sich hinabzubewegen pflegte. Und als etwas später die milde und edelgesinnte Schwester Napoleons die Johannisfeste in Florenz in ihrer alten Herrlichkeit feiern ließ, hatten die Florentiner die Freude und das Leid, diese Fahnen und diese Kerzen zum lezten Male an sich vorüberwallen zu sehen. Viele kleine Figuren, welche gewöhnlich Gegenstände aus dem alten oder neuen Testament darstellen, umgeben diesen Cero, der im Jahr 1835 auf einer Basis ruhte, welche die Form eines Schiffes hatte. Die drei Engel vor Abraham hatte man gewählt, und in der Weise herausgepuzt, wie man es auf Bildern des siebzehnten Jahrhunderts so oft sehen kann. — Da die Hauptfreude des ganzen Festes sich um ein **Wettrennen** dreht, das auf der eben genannten Piazza gehalten wird, und dieses bei der eigenthümlichen Form derselben, und namentlich wegen der Biegung und der Senkung des Bodens bei St. Martino merkwürdigen Schwierigkeiten unterliegt, so pflegt man, um Gefahren vorzubeugen und um Reiter und Pferde an das Terrain zu gewöhnen, schon einige Tage vorher Proben anzustellen. Da der Wettkampf an dem Festtage selbst so ganz momentan ist, wird man die nicht versäumen wollen, welche an der Vigilie gegen neun Uhr gehalten wird. Es geht dabei schon so wild und so eigentlich sanesisch her, daß man dadurch allmählig in die nöthige Festtagslaune versezt wird. — Man steht am Vorabend des Festes, und doch sieht es auf der Piazza noch wüst genug aus. Die wenigen Sitze aus grauem, schmutzigem Holz, die man aufzuschlagen anfängt, und die mit den reinlichen, blaugefärbten Bänken vor St. Maria Novella in Florenz so arg contrastiren, scheinen nur auf ein untergeordnetes Fest in der Provinz zu deuten. Nun aber fängt die Hitze an, so arg in diesem Kessel zu brennen, daß man froh ist, Sitze, Bänke, Platz und Sonne hinter sich zu bekommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Alte Weisheit, neu gereimt

von F. A. Seuffert.

Der Weise hofft ein Glück, so wie es Gott gefiel;
Was hofft der Thor? — Das Glück — an **seiner** Wünsche Ziel.

Von welcher Seite auch das Schicksal möchte kommen,
Es findet nicht die Thür im reinen Haus des Frommen.

Es wieget die Vernunft jedwelchen Gram in Schlummer,
Doch nicht, den selbst sie zeugt, der Reue bittern Kummer.

Mehr brennet Fieberglut, als Hundsgestirnes Hitze:
So tiefer bohrt der Schuld, als größten Unglücks Spitze.

Nicht sagen kann der Mensch: „dies Unglück trifft mich nimmer,“
Wohl aber: „frei von Lüg' und Unrecht bleib' ich immer.“

Wie Gott geringen Werth den ird'schen Gütern schenket,
Ersiehst du an dem Volk, das er damit bedenket.

Das Glück wohl einmal klopft an eines Jeden Thüre;
Doch Wen'ge wissen, welch ein Gruß dem Gast gebühre

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortsetzung.)

Entdeckung eines Schatzes ausländischer Goldmünzen.

Es zeigte sich bald, daß dieser Fund keineswegs der ganze Schatz war. Kaum hatte der nächste Morgen gedämmert, so sammelten sich nach und nach um die Stelle, wo Jeffkins und Reeves den ersten Theil des Schatzes gehoben, vierzig und einige Personen — ein Beweis, wie sorgsam das Geheimniß bewahrt worden — sämmtlich mit Hacke und Spaten, und die Vorsichtigsten sogar mit Säcken versehen, die Meisten aber hoffend, allein, und sehr verwundert, es nicht zu seyn. Während alle Hände sich fleißig rührten, kam auch der Herr Pastor herbei, sonderbar genug ebenfalls mit einem Grabscheite gerüstet, wahrscheinlich also auch einer von denen, die sich keiner Gesellschaft gewärtigten. Anstatt nun aber von seinem Werkzeuge, machte er von seiner Beredsamkeit Gebrauch, den versammelten Beichtkindern die Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen vorzustellen, indem, was sie auch immer finden möchten, nicht ihr, sondern sein Eigenthum sey. Doch sein Vortrag war eben so nutzlos; Niemand sah, Niemand hörte auf ihn. Alles grub und hackte, und als plötzlich eine große blecherne Kiste entdeckt wurde, ein paar kräftige Axthiebe den Deckel spalteten und blanke Goldstücke hervorblitzten, da stürzten Alle zumal darauf zu, es entspann sich ein wüthendes Gefecht, und erst nachdem Einige ihre Taschen gefüllt und Manche aus tiefen Wunden bluteten, kam der Vertrag zu Stande, den Rest gleichmäßig zu theilen. Das geschah, und gleich darauf ließen die Meisten den Anspruch des Pfarrers sich eine Warnung seyn, eilten nach London und sezten hier die fremden Goldstücke um, die theils in Louisdor, theils in Napoleonsdor, theils in spanischen Dublonen bestanden. Viele der schnell reich Gewordenen wendeten sich an einen und denselben Wechsler, die Geschichte vom gefundenen Schatze kam schnell in Umlauf, wo ein Schatz gefunden worden ist, da werden mehr Schätze vermuthet, und dies erklärt die Spekulation eines pfiffigen Kopfes, die Finder mittelst der an Wände und Mauern aufgepinselten Adresse in seine Hände zu bringen. Der Herr Pastor, von seinem Rechte auf den zerstäubten Schatz überzeugt, verlor keine Zeit, den Sekretär der Schatzkammer um ein Zeugniß anzugeben, daß der Schatz ihm gehöre. Gleiche Gesuche gelangten an diesen von Jeffkins und Reeves, von einem Dutzend der andern Finder und zulezt sogar vom Herzoge von Buckingham als Lord of the manor, als Erb-, Lehn- und Gerichtsherr zu Great Stanmore. Da nun aber die Lords der Schatzkammer der Meinung waren, daß Alle ohne rechtlich begründete Ansprüche seyen, und in vorliegendem Falle ein altes Gesetz zur Anwendung komme, vermöge dessen jeder verborgen gefundene Schatz — treasure trove — dem Könige als Theil seiner Einkünfte zuwachsen soll, so befehligten sie den betreffenden Coroner, den Vorfall an Ort und Stelle zu erörtern und zur Entscheidung einer Jury zu bringen. Sobald diese Maßregel in Stanmore bekannt wurde, glaubte man ziemlich allgemein, daß die Geschworenen nach Anleitung jenes vermoderten Gesetzes entscheiden und dann die glücklichen Finder ohne Weiteres zu Herausgabe ihres Besitzthums gezwungen werden würden. Dem möglichst vorzubeugen, eilten alle diejenigen — und das war die Mehrzahl — die dem Grundsatze vertrauten, daß, wo nichts ist, nichts genommen werden kann, ihres Besitzstandes auf die eine oder die andere Art sich zu entäußern. Während daher bei der Untersuchung jeder Vorgerufene, anscheinend außerordentlich gewissenhaft, den Betrag des ihm zugefallenen Geldes auf den Heller genau angab, versicherten die Meisten, daß sie mit dem Gelde theils Schulden bezahlt, theils sich gute Tage gemacht, und die ganze, als noch vorhanden eingeräumte Summe — natürlich mit Ausnahme des Depositums im Pfarrhause — belief sich auf kaum hundert Pfund Sterling. Nach Feststellung aller einschlagenden Umstände erklärte der Coroner, da das vorgefundene Geld unter den rechtlichen Begriff eines Schatzes falle, haben nun die Geschworenen zu entscheiden, ob es ein Schatz der Art sey, wie jenes alte Gesetz ihn durch den Ausdruck treasure trove beschreibt, ein verborgen gefundener Schatz, a treasure found hidden. Hievon hing natürlich die Anwendung des Gesetzes ab; es trat in Kraft und der Schatz fiel dem Könige zu, wenn die Geschworenen in dem gefundenen einen treasure trove, es litt keine Anwendung und der Schatz gehörte den Findern, wenn sie in ihm nicht die Kennzeichen eines treasure trove erblickten. (Der Beschluß folgt.)

Berichtigung.

Die Verfasser des Lustspiels „die Vormundschaft," welchem der von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung für das beste kleine Lustspiel ausgesezte Preis zuerkannt worden, und das in der diesjährigen Theaterrevue abgedruckt ist, ersuchen Jedermann, der sich für ihr Stück interessirt, besonders aber die Vorsteher deutscher Bühnen, den Schluß folgendermaßen abzuändern:

Zweiter Aufzug, vierzehnter Auftritt.

Nach:

Hasper. Unglück?

folgt:

Adlerhorst (zu Julius). Mein Sohn, wir reisen in die Residenz, und ich werde dich dem Minister präsentiren.

Julius. J'en suis content!

Adlerhorst. Meine Herren, ich empfehle mich! (Mit Julius ab.)

Morgenstern (ihr nachrufend). Submissester! (Zu den Andern.) Aber nun, Kinder, kommt mit mir! Wir fahren Alle nach Morgenstern und feiern dort die Verlobung. (Faßt Thomas unter den Arm und geht mit ihm ab.)

Georg (zu Emilien, auf Hasper deutend). Was glauben Sie, was stellt der vor?

Emilie (lachend). Ich ahne fast.

Georg (mit komischem Pathos). Einen Bräutigam aus der Residenz. (Sich schüttelnd.) Brr! (Mit Humor.) Da bin ich, denke ich, doch vorzuziehen.

Emilie (schalkhaft). Von Außen gewiß.

Hasper (zu Adam). Domine patrone! der Herr Professor haben mir, nebst dem Vergnügen, Sie kennen zu lernen, noch ein anderes Vergnügen versprochen — uxorem promisit — eine ehr- und tugendsame Jungfrau —

Georg (zu Emilien). Das sind Sie.

Adam (deutet schmerzhaft auf Emilien). Die ist hin!

Hasper (sieht auf sie, sehr stupid). Hin?

Adam (wie oben). Ein Sausewind hat sie Ihnen gestohlen.

Emilie (zu Georg). Das sind Sie.

Hasper (wie oben). Gestohlen? Aber warum denn?

Georg (faßt Emilien an der Hand, geht komisch feierlich auf Hasper zu, mit komischem Pathos).

Was geschieht, ist hier nur klar,
Das Warum wird offenbar,
Wenn die Todten auferstehn.

(Schlingt seinen Arm um Emilien und hüpft mit ihr ab. Adam und Hasper bleiben ganz verblüfft in einer komischen Gruppe stehen und sehen einander starr an. Der Vorhang fällt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 34. Montag, 3. April 1837.

Altdeutsche und nordische Literatur.

12) Sant Oswalds Leben. Ein Gedicht aus dem 12ten Jahrhundert. Herausgegeben von L. Ettmüller. Zürich, Schultheß, 1835.

Ein bisher nur wenig bekanntes und so gar nicht in der Nähe betrachtetes Gedicht, daß es zu denen des 15ten Jahrhunderts gezählt wurde, während der erste Augenschein ergibt, daß es dem Zeitalter der Minnesänger angehört.

> Welt ir hoeren, stil gedagen,
> sô wil ich iu künden unde sagen
> von dem milten man,
> so er daz leben ie gewan;
> daz was san Oswalt in Engellant.
> alsô tuot uns daz buoch bekant.
> dem diehten vriuntlichen
> zwelf künicriche.
> zwelf künige dienten im schône,
> iegelicher under siner guldiner krône.

Die Erwähnung des „Buchs“ deutet eine noch ältere Quelle an, aus der das Gedicht schöpfte. Sein Inhalt ist folgender: „Oswald, König in Engelland, verwaisete früh und hatte vieles zu dulden; aber der größte Kummer war ihm, daß er keine Frau hatte. Seine Dienstleute bemühten sich vergebens, eine seiner würdige Jungfrau aufzufinden, bis endlich der Pilgrim Warmund an den Hof kommt und dem Könige die schöne Pamige, Tochter des Königes Aaron, vorschlägt. Dies findet Beifall, aber Niemand will Bote seyn, weil der grimmige Heide jedem Werber ohne Umstände den Kopf abschlägt: weil er nach dem Tode seiner alten Gemahlin seine Tochter selbst zu heirathen geruhen will. Warmund selbst lehnt die ihm zugedachte Ehre, des Königes Brautwerber zu seyn, zusammt der als Lohn verheißenen Grafschaft ab, und schlägt vor, dieses Amt einem Raben zu übertragen, welchen König Oswald an seinem Hofe erzogen habe. Der Rabe wird von einem Thurme der Burg herbei gelockt, und gibt auch alsbald in deutlichen Worten seine Einwilligung kund, unter der Bedingung, daß König Oswald ihm sein Gefieder mit Golde beschlagen lasse. Dies geschieht, und der Rabe geht mit der schriftlichen Liebeswerbung ab. Als er aber auf einem einsamen Felsen im Meere in gemüthlicher Geistesruhe ein gefangenes Fischlein verzehrt, wird er von einem Meerweibe in die Tiefe des Meeres entführt, wo er auch würde haben verbleiben müssen, wenn ihm nicht seine stets bereitwillige List von dannen geholfen hätte. Er entkam und gelangte glücklich an König Aarons Hof, gerade

als der König zu Tische ging. Nach vielen höfischen Bücklingen, und nachdem er sich vom Könige sein Leben durch einen Eid hatte versichern lassen, bringt er seine Werbung vor. Solches aber hatte der König nicht erwartet; er ergrimmt im gerechten Zorne, läßt Thür und Fenster schließen, und stellt flugs eine Jagd nach dem Raben an. Dieser wird gefangen, gebunden und soll eben gehenkt werden, als gerade noch zu rechter Zeit die schöne Pamige erscheint, und sich den Raben zum Geschenk erbittet. „Erhalte sie den Raben nicht, sagt sie, so gehe sie als ein Spielweib in alle Welt." Der zärtliche Vater kann demnach nicht anders, als der Tochter willfahren. In ihrem Kämmerlein pflegt sie nun des Rabens mit Braten, Brod und Wein, nimmt ihm sein Schreiben ab und bindet ihm ein anderes nebst einem güldnen Ringlein an, welches sie ihn König Oswald zu bringen bittet. Der Rabe kommt glücklich wieder in England an, und Oswald rüstet nun, dem erhaltenen Befehle gemäß, sogleich sein Heer, um die Braut heimzuholen. Aber obwohl ihm aufgetragen war, den Raben ja wieder mitzubringen, vergißt er seiner doch bei der Abreise. Als nun das Heer im Morlande ankommt, findet es sich bald in großen Nöthen, und es wäre sicher unverrichteter Dinge wieder abgezogen, wenn nicht ein Engel den Raben eiligst herbeigeholt hätte. Der Rabe kommt nun zwar an, erklärt aber auf das feierlichste, dem Könige nicht helfen zu wollen, wenn dieser ihm nicht gelobe, sobald er nach Engelland heim komme, Koch und Kellner henken zu lassen, weil Beide während des Königes Abwesenheit seiner nicht nur nicht gepflegt, sondern ihn sogar genöthigt hätten, mit den Hunden zu speisen, deren Gesellschaft ihm allerdings nicht behagt habe. Der König tröstet den Raben durch schöne Verheißungen, und nun wird durch seine und eines künstlich mit Golde bedeckten Hirsches Hülfe die Jungfrau glücklich entführt. König Aaron aber sezt, über solchen Trug höchlich erzürnt, dem Räuber mit einem großen Heere nach und erreicht ihn auf einem Eilande mitten im Meere. Der gute König Oswald ist abermals in Nöthen, und thut das Gelübde: „Wenn Gott ihn heil nach Engelland bringe, jede Bitte zu gewähren, die irgend Jemand in Gottes Namen an ihn richten würde, und wäre das königliche Haupt selbst der Gegenstand derselben." Es kommt zwischen den Heeren zum Kampfe, und alle Heiden bis auf den König Aaron, der weislich fern bleibt, werden erschlagen. Oswald heißt nun den König Aaron freundlich willkommen; dieser ist aber mit diesem Ausgange schlecht zufrieden und verheißet Oswalden, sich taufen zu lassen, wenn er ihn durch ein Wunder von der größeren Macht seines Gottes überzeuge. Oswald erweckt darauf alle Heiden vom Tode, aber damit auch dem König Aaron die Lust, sein Glück noch einmal im Kampfe zu versuchen. Die Heiden versagen jedoch ihre Hülfe, weil sie in der Hölle gewesen wären, und verlangen die Taufe. Da muß auch König Aaron sich fügen, nur findet er Bedenken, sein Haupt mit salzigem Meerwasser benässen zu lassen. Auch da weiß Oswald Hülfe, und bringt es durch ein Gebet dahin, daß sein Schwert ihm aus der Hand springt, eine Felswand durchbricht und so einen Brunnen süßen Wassers erzeugt. Nun beginnt die Taufe, welche drei sommerlange Tage dauert, an deren Ende jedoch immer noch zweiundsiebenzig Heiden ungetauft sind. König Aaron erhält von Oswald, dem Täufer, den Namen Zentimus, und die sämmtlichen Täuflinge, die bereits todt waren, die Versicherung, daß sie alle binnen einem Jahre sterben würden. Da erklären sie, lieber sogleich sterben zu wollen, und auch dieser Wunsch geht durch ein Gebet Oswalds in Erfüllung. Oswald kommt darauf mit seinen Dienstleuten, seiner Braut und deren Vater glücklich in England an, veranstaltet zur Feier seiner Vermählung ein großes Fest und heißet alle Armen im ganzen Königreiche zusammenbringen, damit er sie speise und beschenke. Als die Armen auf dem Hofe versammelt sind, erscheint der Heiland selbst in der Gestalt eines Pilgrims, und verlangt und erhält zehn Mal bei den zehn Schaaren der Armen ein Almosen. Darauf begibt er sich in den Saal, wo der König, die Königin und die Großen des Reiches speisen, und heischet in Gottes Namen von König Oswald unter andern Dingen auch sein Königreich und sein Weib. Die Hofschranzen nehmen dies übel und gehen mit ihren Messern auf den Pilgrim ein; Oswald aber, obwohl höchlich betrübt und erschrocken, übet schnelle Gerechtigkeit, schlägt die Schranzen um die Ohren, zauset sie bei den Haaren und stellt auf diese Weise die Ruhe wieder her. Darauf übergibt er dem Pilgrim seine Krone und seine Gemahlin, tauscht mit ihm die Kleider und entfernt sich traurig. Da ruft ihn aber der Pilgrim zurück, gibt sich zu erkennen, stellt ihm sein Weib und Königreich zurück, kündigt aber zugleich auch ihm und der schönen Pamige an, daß sie unfehlbar nach dem Verlauf von zwei Jahren sterben würden, befiehlt ihnen, alle Weltfreude zu unterlassen und verschwindet. Oswald und die schöne Pamige folgen der Ermahnung und sterben darauf selig."

13) Nibelungennoth und Klage. Nach ältester Gestalt in ungebundener Rede übersezt von A. Zeune. Zweite verbesserte Auflage, mit Karten und geschichtlichen und erdkundlichen Erläuterungen. Berlin, Nicolai, 1836.

Eine sehr brauchbare prosaische Uebertragung. Wir haben uns schon bei mehr als einer Gelegenheit zu Gunsten der bisher immer noch zu sehr mißkannten prosaischen

Uebertragungen älterer und fremder Dichterwerke ausgesprochen. Die Prosa allein gestattet eine Treue, die Gedanken und Bild unverfälscht wiedergibt, und auch die Wortstellung möglichst einhält; während metrische Uebersetzungen fast unaufhörlich, wenigstens in Kleinigkeiten, vom Original abweichen müssen, um das Versmaß oder den Reim zu erzwingen. Indem wir das Zeune'sche Werk, das auch durch die Anmerkungen sehr verdienstlich und überdies äußerlich sehr anständig ausgestattet ist, den Freunden der altvaterländischen Poesie empfehlen, bitten wir den Verfasser nur, bei der dritten Auflage noch vollends die kleinen Modernitäten wegzuputzen, die er größerer Deutlichkeit wegen, doch wie es scheint ohne Noth, gewählt hat, z. B. gleich zu Anfang „von großen Kämpfen" statt „von großer Arbeit." Jeder Leser begreift wohl, daß unter dem Wort Arbeit hier nicht Handwerksarbeit verstanden ist, also scheint die Uebersetzung in „Kämpfe" nicht nothwendig, und wir möchten den Ausdruck nicht missen, weil er in seiner Bescheidenheit so schön die alte naive Kraft ausdrückt.

13) Véland le forgeron. Dissertation sur une tradition du moyen age avec les textes islandais, anglo-saxons, anglais, allemands et français-romans, par B. G. Depping et Fr. Michel. Paris, Didot, 1833.

14) **Wieland der Schmied. Deutsche Heldensage von Karl Simrock. Nebst Romanzen und Balladen. Bonn, Weber, 1835.**

Die bekannte Völunds- oder Wielandssage entspricht den Vulkan- und Dädalussagen, nur ins nordische übersezt, schauerlich und furchtbar. Der gefangene, gelähmte Wieland, wegen seiner Kunst als Schmied gebraucht, rächt sich durch Entehrung der Tochter und durch den Mord der Söhne seines Herrn und fliegt davon. Depping hat eine gelehrte und geistvolle Abhandlung über die Sage geschrieben und Herr Simrock sie mit vieler Liebe im Nibelungen-Versmaß neu bearbeitet. In der Abhandlung wird der Zusammenhang der Sage mit der griechischen von Dädalus aufs genaueste ermittelt. Wieland verhält sich zu König Neidung genau wie der kunstreiche Dädalus zum König Minos; Beide rächen sich, der eine an der Gattin, der andere an der Tochter auf beschimpfende Weise. Beide entfliegen auf selbstgemachten Flügeln. Beide haben einen Gefährten, der verunglückt, Dädalus seinen Sohn Ikarus, Wieland seinen Bruder Eigill. Herr Simrock läßt den Entfliehenden also reden:

Und Wieland sprach: „Wir haben uns viel zu Leid gethan,
Und nie wird es gesühnet, der Tag bricht nimmer an:
Mein Weib und meinen Knaben erschlug dein Marschall Gram;
Das Ringlein hab ich wieder, das deine Tochter mir nahm.

„Es zwang mich dir zu dienen, dir meinem ärgsten Feind,
Dem kärgsten aller Herren, die Sonn und Mond bescheint:
Du dachtest nie zu lohnen der Kunst, die dich erhob,
Dir Ruhm und Königskronen um die unwürd'ge Scheitel wob.

„Als ich darauf mit Listen nach Gegenminne rang
Batbildens, die zu minnen mich noch das Ringlein zwang,
Da schnittest du die Sehnen der Füße mir entzwei:
Zu Odin, Rache heischend, stieg des Verblutenden Schrei.

„Das büßte deine Tochter, sie geht mit einem Kind:
Was wird nun Rother sagen, der sie zu freien sinnt?
Ihre Schönheit ist erblichen, vor Leid ist sie erkrankt,
Und auch der Reiz entwichen, den sie dem Ringlein verdankt."

Da ergrimmte König Neiding: „Schieß Eigel, schieß, du mußt,
Geschwinde nimm den Bogen und schieß ihn in die Brust."
Doch Eigel sprach: „Wie darf ich? ist er mein Bruder nicht?"
„Du bist mein Knecht," rief Neiding, „des Herrn Befehl ist deine Pflicht.

„Erschieß ihn, oder büß es mit martervollem Tod:
Den Ungehorsam strafen der Eid mir nicht verbot."
Und Eigel schoß und traf ihn unter den linken Arm:
Das Blut fiel zur Erde, noch rauchend schien es uns warm.

„Du hast ihn wohl getroffen, des Schusses bin ich froh,"
So sprach König Neiding, und Alle sprachen so:
„Er wirds nicht überleben, wir sehn ihn schon herab
Zum Thurme wieder schweben: nun grabt dem Helden ein Grab."

Da begann der Schmied zu sprechen: „Gewiß, er traf mich gut,
Doch was hier dampft und rauchet ist deiner Söhne Blut:
Die erschlugen diese Hände: um furchtbar schönen Schein
Preist man das Tischgeräthe, das ich schuf aus ihrem Gebein:

„Trinkschalen aus den Schädeln, du trankest oft daraus,
Armleuchter aus den Armen, die leuchten dir beim Schmaus,
Oelschalen aus den Hüften, aus And'rem and're Zier
In Silber und in Golde: so rächt' ich, Neiding, mich an dir.

„Und wisse, nicht erreicht mich jezt, Eigel, dein Geschoß,
Unsichtbar will ich tummeln die Luft, mein blaues Roß:
Mich birgt die Nebelkappe des Schützen scharfem Blick,
Die hatt ich nicht verloren, ich dank es meinem Geschick."

Da schwang er sie zu Häupten und war nicht mehr zu sehn,
Ins Leere starrend Neiding blieb da im Hofe stehn.

15) **Reineke der Fuchs. Leipzig bei Volckmar.**

Das überaus vortreffliche Gedicht erscheint hier in einer so musterhaft leichten und naiven Uebertragung und zugleich äußerlich so elegant ausgestattet, daß wir es

durch den lebhaften Ausdruck des Vergnügens, mit dem wir es gelesen, empfehlen müssen. Goethe hatte den unglücklichen Gedanken, dieses originelle Erzeugniß der niederländischen Ironie in Hexameter zu übertragen, wodurch das Volksthümliche daran gänzlich verloren ging. Dafür hat aber Goethe den Charakter des Reineke Fuchs desto glücklicher in seinem Mephistopheles copirt, und sogar das alte Versmaß des niederländischen Poeten scheint ihm im Faust nicht undeutlich vorgeschwebt zu haben. Als Probe der Uebertragung hier der Anfang:

Es war just um die Pfingstenzeit,
Die Welt ergrünte weit und breit,
Die Blumen blühten rings empor,
Im Walde klang der Vögel Chor.
Die Flur durchwehte Balsamduft,
Schön war der Tag, und hell die Luft.
Da fiel's dem König Nobel ein,
Es sollt' ein großer Festtag seyn;
Davon ließ er sogleich die Kunde
Verbreiten ringsum in die Runde.
Die Ladung ward gern angenommen;
Bald sah man alle Thiere kommen.
Der Kranich Lütke, Braun der Bär,
Der Staar, der Wolf und And're mehr,
Kurz Alles, was nur kroch und flog,
Gar feierlich nach Hofe zog.
Der König wollt' mit seinen Leuten
Hof halten herrlich und in Freuden.
Da stellten Alle nun sich ein;
Es fehlte Reineke allein.
Weil er es gar zu bunt getrieben,
War er in seinem Haus geblieben.
Wer Böses thut, der scheut das Licht;
So Reineke, der Bösewicht.
Man kannt' am Hofe seine Tücke,
Drum war er klug, und blieb zurücke.
Als nun der Hof beisammen war,
Klagt' über ihn die ganze Schaar,
Daß er ein böser Sünder sey;
Still schwieg allein der Dachs dabei.

Folgendergestalt klagt der Hahn über den Tod einer Henne durch den Fuchs:

Doch stellt' er mit gar frommen Schein
Als Klausner jüngst sich wieder ein,
Mit einem Briefe in der Hand,
An dem sich Euer Siegel fand.
Darin mit Worten hell und klar
Der Friede angekündigt war
Für jeden Vogel und jedes Thier.
Er sprach: „Als Mönch seht Ihr mich hier;
Vor Kurzem bin ich Mitglied worden
Von einem gar gestrengen Orden;
Drum bebt vor mir nicht, gute Leute,
Jetzt thu' ich Keinem was zu Leide.
Ich schwor's, dem Fleisch Abe zu geben,
Und für den Himmel nur zu leben!"
Er zeigte Kutt' und Skapulier
Und einen Brief vom Prior mir,
Deßgleichen auch ein Kleid von Haar,
So daß ich ganz beruhigt war ꝛc.

Eben so ergötzlich ist die Noth des Katers durch den Fuchs:

Sobald Herr Hinz kam in das Loch,
Der Strick sich schnell zusammenzog;
Als er den Strick am Hals empfand,
Da sah er erst, wie schlimm es stand.
Sein Schreck war unbeschreiblich groß,
Er strebte sich zu machen los,
Jedoch mit allen seinen Sprüngen
Wollt' der Versuch ihm nicht gelingen,
Denn ach, je mehr er that dazu,
Je fester zog der Strick sich zu.
Gar kläglich hob er an zu heulen
Mit einem lamentabeln Quilen ꝛc.

Diese wenigen Citate werden den Kenner überzeugen, wie glücklich der Uebersetzer, der sich übrigens nicht genannt hat, den naiven Ton des Originals getroffen hat. Ueber das leztere vergl. Literaturblatt von 1834, Nr. 82, wo die Untersuchungen Grimms und Hoffmanns besprochen sind.

16) Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde. (Auch u. d. Titel: Germania.) Herausg. von F. v. d. Hagen. Erster Band. Berlin, Plahn, 1836.

Enthält Abhandlungen: Amerika, ein ursprünglich deutscher Name (Emmerich) von v. d. Hagen, was längst bekannt ist; über die deutschen Wochentage von demselben; über die Syntax des Ulfila von Ribbeck; über Isidor von der Geburt Christi von Graff; Erdkundliches im Nibelungenliede von Zeune; über das Wort Hahnrei von Lütke; über den deutschen Wortaccent von August; Uebersicht der seit 1820 bekannt gewordenen Nibelungenhandschriften; über Johann Tauler ꝛc. Neben viel Trefflichem auch manches Unbedeutende und red- und ruhmselige Commentationen, an deren Stelle uns Thatsachen, Textabdrücke lieber gewesen wären. Wir wiederholen, daß auch hier, wie überall, die Sache mehr werth ist, als das Gerede über die Sache.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 80.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 4. April 1837.

La nation italienne parait mille fois plus distinguée dans ses jeux que dans son histoire d'aujourd'hui.

Mad. de Staël.

Italienische Städtebilder.

(Fortsetzung.)

Jezt hat man Zeit sich zu erholen und kann in Ruhe bis vier Uhr warten, um dann die Prozession des Senats zu sehen, welcher, mit seinen Gonfalonieren an der Spitze, den Cero aus dem Palazzo pubblico nach dem Dom geleitet. Dort bleibt die Kerze alsdann während der Festzeit ausgestellt. Der Magistrat trägt hier die lange, schwarze Gewandung mit den glatt anliegenden Staatsmützen, deren Form noch an die Zeit des alten Cosimo erinnern mag; die bunten Farben sind hier, wie überall in Italien, meist nur noch den Livreen vorbehalten. Mit wiederkehrender Abendkühle folgt nun eine neue Probe für den Wettkampf, der schon viele Zuschauer herbeizuziehen und Wetten und Vermuthungen über den Sieger des morgenden Tages zu veranlassen pflegt. Nun wird es auf den Straßen lebendiger; nicht allein, weil die heißen Stunden vorüber sind, sondern weil von jezt an auch der Ruhigste in die Bewegung hineingezogen und die Tagesarbeit aufzugeben gezwungen wird. Die Kutschen, welche aus der Umgegend in Menge herbeieilen, vermehren in den schmalen und schattigen Straßen das Gedränge, das so lange fortdauert, bis der große Haufen die Lizza gewonnen hat. Dies ist neben und mit der Festung jener bequeme, mitten in der Stadt gelegene Spaziergang, der Monte Pincio, die Casinen von Siena, zu Winterszeit in der Mittagsstunde, im Sommer eine Stunde vor Sonnenuntergang der Sammelplatz der eleganten Welt. Heute aber, wie während des ganzen Festes, hört die Sonderung in Kasten auf; der Handwerker ist hier neben dem ersten Signore froh. Die Festung selbst ist abgetragen und, wie die Inschrift sagt, von Peter Leopold, „nachdem er die Treue der Sanesen erprobt hatte," mit diesem Garten vereinigt und ebenfalls dem Publikum geöffnet worden. Noch in der Nacht kommen Viele hier herauf, um das Feuer auf Monte-Amiate zu sehen. Es ist dies im Südosten der höchste und bedeutendste Berg in der ganzen Umgegend, dessen langhingestreckten allmählig sich herabsenkenden Linien auf gleichen Ursprung mit Aetna und Vesuv deuten. Als die Republik Siena vor vielen Jahrhunderten sich zur Herrin über jene Gegenden aufwarf, legte sie zur Verherrlichung ihres ehrwürdigsten Nationalfestes den Bewohnern von St. Salvadore die Pflicht auf, an der Vigilie der Assunta gegen ein Uhr in der Nacht auf dem Gipfel des Berges ein Feuer anzulegen. Obwohl die Wenigsten in Siena jezt auf diesen Gebrauch achten dürften, so ist er doch seitdem nie ausgestorben. Die Commune von St. Salvadore, das dem Gipfel am nächsten liegt, verdingt diese Sorge den Hirten jener Gegenden.

Den Tag der Assunta selber nun kann kein ehrenwerther Sanese anders begehen, als daß er früh Morgens im Dom die Messe hört. Sie pflegt an diesem Tage natürlich feierlicher als je zu seyn; der Bischof hat in Person zu fungiren, die Domherrn für die beste Musik zu sorgen. Nicht allein zwischen den Säulen hängen die buntfarbigen, seidenen Vorhänge herab, die Säulen selber sind roth und gelb umwunden. So sucht man die malerische Wirkung dieses Gebäudes noch zu steigern, die doch schon in dem Plan, in den mit einander wechselnden schwarz und weißen Marmorstreifen, in den wundervoll bemalten Rippen des Gewölbes, in reichlich angebrachter Vergoldung sehr unzweideutig sich verkündigt. Heute ist auch der prächtige Fußboden in seiner ganzen Ausdehnung enthüllt, von dem man sonst den Theil sorgfältig zu verdecken pflegt, an welchem die in Ornamenten stets kunstgerechte Hand des Beccafumi in bunt- und vielfarbigem Marmor jenes den Sanesen eigenthümliche Marmorniello vervollkommnete und zu einer größern Reihe von biblischen Darstellungen verwandte. Freier Zutritt ist noch während der drei Tage dieses Festes zu der berühmten Bibliothek der Canonici, in welcher der Pabst Pius III. die Geschichte seines großen Ahnherrn, des edlen Pius II. (Piccolomini) durch die lebendigen, in ihrer ganzen Frische erhaltenen Farben eines Pinturicchio verewigen ließ. — Nach geendigter Funktion gibt der Hof, wenn er zugegen ist, im großherzoglichen Pallast feierliche Audienz.

Während man der Hitze wegen nach Tisch gerne bis vier Uhr zu Hause verweilt, findet das Volk sich schon im Corso und nach dem römischen Thore hin in großer Anzahl ein, um den zwei Reihen der Kutschen, welche sich hier langsam neben einander hinbewegen, den Raum so eng als möglich zu machen. Ohne Piazza kein Siena, ohne Corso kein italienisches Fest. Dies an sich magere Vergnügen lassen sich die Signori nicht nehmen; es ist die Theaterscene, welche sie an hellem Tage gratis aufführen. Sie erscheinen hier in ihrem Glanz und geben dadurch dem Volk bis auf die über's Jahr wiederkehrende Feier Stoff zur Unterhaltung. Heute aber hält man noch zurück; es soll bloß ein Vorschmack von dem gegeben werden, was morgen allein in seiner ganzen Herrlichkeit sich zeigen darf. Dieser Aufzug mag gegen zwei Stunden dauern; dann werden die Straßen für den Wettlauf der ledigen Pferde gesäubert.

Dieser Corso à la lunga, wie er genannt wird, geht von dem römischen Thor nach dem Dom, und kann wegen der Enge der Straßen und wegen der gewaltsamen Wendung, welche die Pferde beim Eintreten in den Corso zu nehmen haben, in weiter nichts als dem einen Moment bestehen, in welchem die Thiere gestreckten Laufes an einem vorüberrauschen. Da man ihnen nicht nachsehen und also für die Wahrscheinlichkeit des Sieges sich nicht interessiren kann, kümmert sich Niemand weiter um den Erfolg. Dazu gibt es Erinnerungen aus Italien, die man sein Leben lang, auch zu seiner Qual nicht wieder los wird. Unter diese ist die Osterfeier, ferner der Carneval in Rom zu zählen. Wer dort auf den Sitzen bei der Porta del Popolo jene kleinen Renner herbeiführen sieht, die, an sich feurig und wild, durch künstliche Mittel noch bis zur Kampfwuth gereizt werden; dann die Kühnheit jener verwegenen Römer, die, in diesen Augenblicken aus ihrer traditionellen Indolenz aufgerüttelt, sich eher bis zum Eingang in den Corso fortschleppen, als ihre Rosse vor dem gegebenen Zeichen laufen lassen; dazu endlich den im eigentlichsten Sinn des Worts fast bis zur Erde gestreckten Lauf, den man weit in den Corso hinein verfolgen kann — wer dies sieht, hat die Pferdebändiger der Alten, die Kolosse vom Quirinal, des Jauchzen des gladiatorisch gesinnten Volks in Leben und Wirklichkeit, im jetzigen Italien zugleich das Beste von solchem, sonst überall in verkleinertem Maßstab wiederkehrenden Wettlauf gesehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Etwas über menschliche Nahrung.

(Fortsetzung.)

Dieser Eigenschaft, fast alles Organische in sein Fleisch und Blut zu verwandeln, verdankt der Mensch seine Herrschaft über die Erde, aber auch viele seiner Laster und Krankheiten. „Multos morbos multa fercula fecerunt,“ sagt Seneca; indessen ist der civilisirte Mensch gegenwärtig im Allgemeinen weit mäßiger als während der höchsten Blüthe der Kultur im Alterthum und während des Mittelalters. Man weiß, welchen Luxus die Alten mit dem Essen getrieben haben. Die Adepten der modernen Kunst der Gastronomie sind schnell bei der Hand, jenen Luxus als halb barbarisch zu bezeichnen und die ganze Kostkunst der Römer als unwissenschaftlich zu verurtheilen. Dieses Vorurtheil war uns immer ein Beweis, wie sehr die klassischen Studien in den höhern Sphären der Gesellschaft abgenommen haben. Wir sind überzeugt, die Schriften der Alten enthalten die kostbarsten Elemente für eine Philosophie des Geschmacks, Schätze, die nur gehoben seyn wollen. Freilich sind philologische, antiquarische und culinarische Kenntnisse selten in Einer Person vereinigt; was hindert aber z. B. Rossini, der für einen gelehrten Gastronomen gilt und keine Opern mehr componirt, statt sich nach einem Poeten und einem Libretto umzusehen, sich mit einem Professor der klassischen Literatur zu verbinden, der ihm antike Schüsseln componiren hälfe, die geschmackvoller und ersprießlicher seyn dürften als so viele Nachahmungen des Alterthums? Es käme

nur darauf an, umsichtiger, weniger tumultuarisch zu Werke zu gehen als der Arzt in Smollets Peregrine Pickle. Die folgenden zerstreuten Bemerkungen sollen nur im Allgemeinen darauf aufmerksam machen, wie viel in dieser Beziehung von den Alten zu lernen seyn möchte, und wenn sie auch nur Einen Gourmand, der durch die Schule gelaufen, veranlassen, seine halb vergessenen Classiker wieder vorzunehmen, so kann man nicht wissen, was dadurch Gutes gestiftet wird.

Ochsenfleisch galt bei den Alten für die kräftigste Speise, daher es auch das vornehmste Nahrungsmittel ihrer Athleten war. Das Fleisch des Kamelsund Dromedars wurde sehr geschätzt, besonders die Füße. Noch beliebter war Eselsfleisch; nach Plinius aß es Mäcenas besonders gerne, und der wilde Esel, der aus Afrika kam, galt für delikates Wildpret. Das Schwein, das zahme und das wilde, stand nach Verdienst sehr hoch in der Achtung der Kenner, und es hieß bei den Römern: animal propter convivia natum; aber die Weise, wie das Thier getödtet wurde, zeugt eben so sehr von großer Rohheit als von raffinirtem Epikuräismus: das trächtige Schwein wurde förmlich zu todt getreten, und gab so, nach Plutarch, ein Gericht für Götter. Die Ferkel wurden mit glühenden Spießen erstochen, damit das Blut im Körper bleibe. Ein mit verschiedenen kleinen Thieren und Asa fötida gefülltes Ferkel hieß „porcus trojanus,“ wie man sieht, eine Anspielung auf die im trojanischen Pferd versteckten Krieger. Auch junge Bären, Hunde und Füchse wußten die Römer gebührend zu schätzen, die Füchse besonders dann, wenn sie mit Trauben gemästet waren. Vom Geflügel waren sie ohnehin große Liebhaber, und manche consularischen Familien nannten sich nach ihren Lieblingsvögeln. Catius lehrt uns, wie man Hühner in Falerner Wein ersticken muß, um sie zarter und schmackhafter zu machen. Fasanen kamen nach Rom aus Colchis, und waren zu einer gewissen Zeit noch so selten, daß einer der Ptolemäer höchlich bedauerte, noch nie einen gekostet zu haben. Pfauen wurden mit großer Sorgfalt auf der Insel Samos gezogen und so theuer bezahlt, daß sie dem Unternehmer jährlich über 24,000 Gulden einbrachten. Das Perlhuhn galt für höchst delikat, den welschen Hahn aber kannten die Römer nicht, und wer möchte sie deßhalb nicht bedauern? Dieser Juwel der jetzigen Gastronomie ist trotz seiner orientalischen Namen: kalekuttischer Hahn, Turkey u. s. w. ein Eingeborner der neuen Welt, und seine Einführung ist den Jesuiten zum unsterblichen Verdienst zu schreiben. Dafür verschmähten die Römer den Strauß nicht; Apicius gibt Rezepte, ihn zuzurichten, und Heliogabalus aß besonders gern sein Gehirn. Der Phönikopterus oder Flamingo wurde gleichfalls gegessen, und seine Zunge galt für einen besondern Leckerbissen. Dieser Vogel hatte aber auch nach der Mahlzeit eine Rolle zu spielen: wenn die römischen Gourmands, welche die Völlerei noch etwas weiter trieben, als die unsrigen, zu viel gegessen hatten, so steckten sie eine der langen scharlachrothen Federn des Vogels in den Hals, um sich zu erleichtern. Welcher Gastronom denkt heutzutage daran, daß er die köstlichen fetten Enten- und Gänselebern, die einzigen foies grasses Frankreichs, ohne Zweifel den Römern zu danken hat? Horaz sagt: pinguibus et ficis pastum jecur anseris albi. Auch der Schwan wurde von den Römern gemästet, zu welchem Zweck sie ihn blendeten, und selbst Kraniche wurden von Kennern nicht verschmäht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Distichen.

Die flüchtige Zeit.

Wie du das Leben gewinnst? Sorg', daß du auf Thaten zurückschaust,
Auf ein belebtes Bild, nicht auf umdüsterten Traum.
Stecke dem Tag ein Ziel, mit Ernst und Lust, so dem Jahre,
Und vollendet und ganz bildet das Leben sich dir.

Licht.

Erde, wie wärest du öde und kalt, wie lägest du farblos,
Wenn dich nicht sonniges Licht blühend und liebend umzög'.
Leben, wie wärest du dunkel und matt, wie wärest du freudlos,
Hätte nicht Rythmus und Lied freundlich der Gott dir gesellt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, März.

Kreuz- und Quergedanken. Kunstverein.

Das reizvolle Andenken an einen vor Kurzem hier stattgefundenen Kunstgenuß wirkt noch immer auf mannichfache Weise wohlthätig fort. Unter dem Titel: Kreuz- und Quergedanken eines Ignoranten, erschien ganz neuerlich eine kleine gedruckte Abhandlung über die hier ausgestellt gewesenen Gemälde aus der Düsseldorfer Malerschule „und manches Andere.“ Sie ist jedoch nicht käuflich zu haben, da sie ausdrücklich nur „zur Erinnerung für Freunde“ verfaßt wurde. Nach der ziemlich starken Verbreitung zu schließen, scheint übrigens das Wort Freund im weitesten Sinne genommen zu seyn, so daß sogar ein solcher, der sich von vielen darin vorkommenden Gedanken freundlich angesprochen findet, wohl meinen kann, es sey auch ihm ein lautes Wort über diese Schrift vergönnt. Die Urtheile über Gegenstände der Malerei und Sculptur stammen hauptsächlich aus dreierlei Quellen her: der Kunstkennerschaft, der Kunstkennerei und der Kunstliebhaberei. Die erste ist eine vornehme Dame, mehr oder weniger mit dem ausgerüstet, was dazu gehört, die richtige Ansicht über den beurtheilten Gegenstand, sowohl in Betracht der technischen, als der höhern Vollkommenheit, verständig darzulegen. Die zweite dagegen läßt sich einer Kammerjungfer vergleichen, welche,

ihre Nase gerne nach den Wolken hinaufstreckend, in den Gemächern jener Dame, deren Air sie vergebens nachzuahmen sucht, manches herumliegende gelehrte Wort, wie Colorit, Carnation, Correktheit, Tinten, Mitteltinten, Helldunkel u. s. w., heimlich aufrafft und mit Pathos als eigenen Zuwachs unter die Leute bringt. Die dritte endlich ist eine harmlose Person, die über ihr anziehend vorkommende Kunsterscheinungen ihre Meinung gern und bescheiden ausspricht. Dahingestellt lassend, ob der Künstler den Kunstregeln allenthalben Genüge leistete, übersieht sie gewöhnlich ihm gern kleine Verstöße gegen Zeichnung, Färbung und das Technische überhaupt, und traut in Fällen, wo sie sich hierin nicht mit seiner Darstellung befreunden kann, lieber seinem kunstgeübteren Auge, als dem ihrigen. Gewöhnlich ist sie zufrieden, wenn er nur ihren Geist oder ihr Gefühl durch seinen Plan oder dessen Ausführung angenehm zu beschäftigen verstand. In dem Grade nun, als dieser Geist und dieses Gefühl gesund und ausgebildet erscheinen, wird auch das Wohlgefallen an dem Urtheile der parteilosen Kunstliebhaberei größer oder geringer seyn. — Der Verfasser der „Kreuz- und Quergedanken,“ oder wie man allgemein glaubt: die Verfasserin, scheint schon darum bloß das Prädikat: Kunstliebhaber, in Anspruch zu nehmen, weil sie, allzubescheiden, die Maske der Ignoranz vorgenommen hat, obschon die mancherlei in dem Werkchen enthaltenen Beweise von Kenntnissen und auf leztere basirten Aussprüche sie Lügen strafen würden, wenn der Ausdruck „Lügen strafen“ überhaupt nicht zu rauh seyn sollte, um gegen eine Dame in Anwendung kommen zu dürfen. Das bekannte vielstimmige Recensenten-Wir, wenn sie von sich redet, thut freilich jener Maske schon auf der ersten Seite großen Eintrag, auch versteigt sich ihr Urtheil der Kunstliebhaberei mitunter offenbar in das Gebiet der Kunstkennerschaft, wo sie der selbstgewählten Maske so ganz vergißt, daß sie den von ihr bewunderten Meistern sogar Zeichnungsfehler vorwirft. Uebrigens enthält die mit nicht gemeinem Scharfsinn, in anziehender Weise, abgefaßte kleine Schrift, bei manchem darin vorkommenden Irrthume und mancher Seltsamkeit, so viel wahrhaft Schätzbares, Künstlern und Kunstfreunden gewiß wie aus der Seele Genommenes, daß sie die Verbreitung im Wege des Buchhandels gewiß verdienen würde. Die in ihr mit vorkommenden Ermahnungen an Kunstvereine, daß sie „ihre Mittel nicht in planlosem Ankauf von unbedeutenden Versuchen unbedeutender Talente zersplittern möchten,“ sind an sich allerdings zu billigen, aber in der Anwendung hat sich die Verfasserin doch wohl geirrt. Die angeführten Beispiele von erkauften Genrebildern waren sichtbar Anspielungen auf den hierin mit großer Vorsicht und Sorgfalt zu Werke gehenden sächsischen Kunstverein. Der Inspektor der hiesigen Antiken- und Münzsammlung, Hofrath Hase, nahm daher auch bei einem kürzlich im Lokal des Kunstvereins gehaltenen Vortrag über den Ursprung und Nutzen der Kunstvereine, und besonders auch des sächsischen, Veranlassung zur Berücksichtigung dieses Tadels. Mit Gründlichkeit rechtfertigte er das Verfahren des Vereinsausschusses als vollkommen zweckmäßig. Ueberhaupt regte seine Vorlesung durch ihr Wesen und ihre Anmuth die Aufmerksamkeit der zahlreichen Versammlung in hohem Grade an. Viel Theilnahme bewies die leztere auch den am nämlichen Abend vom Oberbibliothekar Hofrath Falkenstein vorgetragenen historischen Aphorismen über Leonardo da Vinci, und der Fortsetzung der mit großer Feinheit ausgearbeiteten Briefe über Kunstgegenstände zu Venedig, vom Ceremonienmeister Baron v. Friesen. — Einen recht gewählten Zuhörerkreis und vielen Beifall findet Dr. Fortlage aus Heidelberg mit seinen Vorlesungen über die Entwickelung der Poesie in ihrer welthistorischen Bedeutung, sowohl wegen der geistvollen Auffassung und Darstellung des Gegenstandes, als wegen des angemessenen und einnehmenden Vortrags.

(Der Beschluß folgt.)

London, März.

(Beschluß.)

Entdeckung eines Schatzes ausländischer Goldmünzen.

Eine viertelstündige Berathung genügte den Geschwornen zu ihrem Verdict, das, obgleich die Jury nur aus einfachen Landleuten bestand, der Weisheit hochstudirter Appellations- oder Kammergerichtsräthe Ehre gemacht haben würde. Der Ausspruch lautete: nur das am Montag ausgegrabene Geld ist ein treasure trove. Wie hätte auch das ein verborgen gefundener Schatz heißen können, was Jefffins und Reeves unverborgen fanden? In England wird nun einmal jedes Gesetz streng wörtlich genommen, und wenigstens in Fällen wie dieser läßt sich dagegen nichts einwenden. Anfangs bemerkte zwar der Sachwalter des Pastors, wie daraus, daß das von Jefffins und Reeves gefundene Geld nicht dem Könige gehöre, noch keineswegs folge, daß es den Findern, und nicht vielmehr dem Herrn Pastor gehöre. Doch ist die Sache später von beiden Parteien klüglich in Güte verglichen worden. Wer war nun aber wohl lezter Besitzer des Goldes, welches das englische Recht jezt für herrenloses Gut erklärt hat? Die Frage hat Interesse für das Ausland, weil der Umstand, daß sämmtliche Goldmünzen ausländische sind, den bei der Untersuchung geäußerten Glauben unterstüzt, daß auch der lezte Besitzer ein Ausländer gewesen. Es hat sich nämlich durch Zeugenverhöre herausgestellt, daß vor ungefähr achtzehn Jahren ein Fremder — wenigstens dem Namen und der Sprache nach kein Engländer, obschon der eigentliche Namen nicht zu ermitteln — mehrere Wochen sich in Great Stanmore aufgehalten, Tag für Tag einsam und tiefsinnig die Gegend durchwandert und dann plözlich den Ort verlassen hat, ohne daß man ihn je wieder gesehen oder auch nur erfahren, wohin er gegangen oder was aus ihm und seinem mitgebrachten Gepäcke geworden. Zwei Jahre nach diesem räthselhaften Verschwinden ist ein anderer Ausländer — Name und Nation ebenfalls unbekannt — in's Dorf gekommen, ist das Feld, wo der Schatz gelegen, nach allen Richtungen auf und niedergegangen, und nach Verlauf von zwei oder drei Tagen wieder abgereist, nachdem er bei seiner Wirthin angefragt, ob vielleicht seit Kurzem Jemand im Dorfe oder in der Nachbarschaft plözlich reich geworden, und, nach Verneinung dieser Frage, ihr gesagt, daß der frühere Fremde in einem gewissen Felde eine bedeutende Summe Geld vergraben und auf seinem Todbette ihm einen Plan des Feldes eingehändigt habe, wo die Stelle genau angezeigt sey, er jedoch weder das Feld, noch die Stelle aufzufinden vermocht habe. An diese unzweifelhaften Thatsachen knüpfen die Zeugenaussagen mehrere Gerüchte, die damals in Folge jener Mittheilung sich im Dorfe verbreitet. Die übereinstimmendsten sind die, daß eine andere, gleich große Summe auf einer andern Seite des Dorfes verscharrt, daß das Geld einem Bankier im Auslande gestohlen, und der erste Fremde von dem lezten ermordet worden sey. Aber alle Fragen, woher diese Vermuthungen, sind unerledigt geblieben, und es steht demnach dahin, ob der alte Spruch, daß des Volkes Stimme Gottes Stimme, auf gegenwärtigen speciellen Fall Anwendung leiden darf oder nicht. Entscheide, wer sich dazu berufen fühlt.

W. S.

Beilage: Kunstblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 27.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 4. April 1837.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunstwissenschaftlichen Inhalts aus den Gemäldesammlungen von Berlin und Dresden.

Achter Brief.

(Mailänder. Ferraresen. Francia. Andrea del Sarto.)

So oft ich vor die Bilder aus der lombardisch-mailändischen Schule trete, wiederholt sich mir die Frage: was war ihre besondere Aufgabe? und keine Antwort will mir genügen. Ob und welchen Einfluß Giotto dort ausgeübt, ist nicht ermittelt, eben so wenig, ob ursprüngliche Talente dort der Kunst eine Gestalt gegeben. Von besonderer Wichtigkeit scheinen mir des Bembo und Moretti Werke in Cremona aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, umfassende Darstellungen aus der Geschichte Christi al fresco. Eine gründliche Erforschung dieser und verwandter Werke würde uns wohl zunächst die Pforten öffnen zu dem Heiligthum, in dem wir zuletzt von großen Kunstgenien umgeben, als Hohenpriester Leonardo sehen. Vorläufig erscheint er mir als symbolisches Vorbild der lombardischen Kunst, zu welcher der durch den Naturalismus in Florenz vertriebene Genius floh, um ein jugendlicheres Geschlecht in die ewige Heimath des Schönen zu tragen.

Unter Vielem, was ich früher in Mailand und namentlich in der Certosa bei Pavia gesehen, gaben mir jene Ansicht vorzüglich die Werke des Ambrogio Borgognone, in denen seine Natürlichkeit mit geistiger Anmuth, Innigkeit und Größe um den Vorrang streiten. Wie erfreut war ich, diesen vor Vielen herrlichen Meister hier in zwei vortrefflichen Gemälden (117 und 121) wiederzufinden. Beides sind Marien mit dem Kind, dabei sind auf dem einen Engel, auf dem andern Johannes Bapt. und Ambrosius. Nach Farbe, das sieht man, hat er wenig gesucht, eben so wenig nach Zierlichkeit der Bewegung; mehr spürt man das Bestreben nach Modellirung, wie denn die Formen selbst im Contour dem Runden sich nähern; aber vor allen ist es die Seele, die weiß, daß sie sich nur mit Hülfe des Körpers aussprechen kann, aber nur wenn sie ihn ganz durchdringt und verklärt. — Bei der Armuth an Werken älterer Lombarden sind diese beiden Tafeln des Museums von unschätzbarem Werth. Von Leonardo besitzt die Sammlung nichts. Das ist sehr betrübt, um so mehr, als vor einigen Jahren ein beglaubigtes Bild von ihm, das aus Unverstand der Besitzer auf den Trödel gekommen war, in Florenz verkauft wurde. Eben so betrübt ist es, daß von Bernardo Luini, diesem Rafael der Lombarden, nichts da ist; denn daß man ein sehr mittelmäßiges Marienbild (105) mit diesem großen Namen geschmückt, sollt' ich Dir gar nicht schreiben. Dagegen aber findest Du ein unübertrefflich herrliches Gemälde, einen kreuztragenden Christus von Salaino hier. — Warum hat noch keiner der ausgezeichneten Kupferstecher Berlins dies Bild gestochen? fragte ich, und beschloß sogleich, unserm Freund Caspar, der Tizians Lavinia so vortrefflich im Stich wiedergegeben, meine Frage vor- und an's Herz zu legen. Soll ich diesem Bilde trauen, so haben die Mailänder, vorzüglich unter Leonardo's Leitung, so dem Leben das Geistig-charakteristische (in Form und Zeichnung) abgewonnen, wie die Venetianer das Sinnlichlebendige (in der Farbe). Von einem zweiten großen Schüler Da Vinci's, dessen Werke uns einmal in Mailand so entzückten (in der Madonna delle Grazie, in der Brera &c.), von Gaudenzio Ferrari, sind zwei Bilder da (113 und 116), von denen wenigstens das zweite, eine Anbetung der Hirten, obschon es bei weitem nicht den kecken michelangelesken Geist seiner eben genannten Fresken, sondern vielmehr den anmuthigeren des Ghirlandajo und sogar deutsche Luft athmet, ein ganz ausgezeichnetes Kunstwerk ist. Marco d'Uggione, auch ein sehr talentvoller Schüler Leonardo's, ist ebenfalls durch ein ganz vollendetes Gemälde (106) vertreten, auf dem Maria abgebildet ist, sitzend auf einer Rasenbank, das Kind auf dem Schooße,

das den heil. Ambrosius segnet, während Georg und Paulus in verehrender Haltung zur Seite stehen. — Ganz untergeordnet ist fast kein Bild dieser Abtheilung, allein von glänzendem Werth sind noch drei Bildnisse, vor allen das ehedem in der Solly'schen Sammlung dem Leonardo zugeschriebene der Margherita Coleonea (104), einer vornehmen Mailänderin aus dem Geschlecht der Visconti; sodann das dem Gaudenzio verwandte (101) eines Mannes von mittleren Jahren, und endlich das eines andern (angeblich) von Filippo Mazuola (131), das inzwischen mit dem durch Namensunterschrift beglaubigten, ziemlich flachen und geistlosen, großen Altarbild (Madonna in trono nebst Heiligen) wenig Verwandtschaft zeigt.

In den genannten Bildnissen tritt deutlich das Bestreben hervor, durch rein- und feingefühlte Form den Charakter des Urbildes auszudrücken. — Von einem der Hauptbilder der Sammlung hätt' ich Dir fast zu schreiben vergessen. Es hängt, ich weiß nicht aus welchem Grunde, unter den Florentinern; ich meine die heilige Barbara von Beltraffio, lebensgroße ganze Figur, den Kelch mit beiden Händen haltend, würdevoll, ernst, wie eine Statue altgriechischen Tempelstyls; in Zeichnung, Form, Verhältniß durchgebildet nach den Anforderungen vollendeter Kunst.

Zu den besondern Vorzügen der hiesigen Sammlung gehört noch, daß sie uns, und zwar auf ausführliche Weise, mit einer Kunstschule bekannt macht, die man fast selbst in ihrer Heimath nicht mehr auffinden kann, ich meine die von Ferrara. Zwar hat sie nichts Eigenthümliches, Großes hervorgebracht, allein sie ist immer ein Denkmal der Vergangenheit, und wir erkennen in ihr die Bestrebungen, die von den Venetianern errungenen Vortheile der Färbung mit dem System der Composition und Anordnung bei den benachbarten Bolognesen zu verbinden, bis denn auch römischer Einfluß durch Garofalo das Ganze umwandelte. Der älteste Meister in der Sammlung ist Cosmè (Cosimo Tura), der in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts blühte. An ihm ist der Einfluß Squarcione's sichtbar und Alles, was bei Mantegna durch Geist und Geschmack noch in den Grenzen des Schönen gehalten wird, tritt hier in abschreckender Excentricität an's Licht. Auch verräth sich nirgends das Wissen vom eigentlichen Kunstziel und in lauter Beiwerk zersplittert sich die bildnerische Kraft. So sind die Reliefs am Throne der Maria (272), wenn man auf den Fleiß und die Strenge der Ausführung sieht, das Motiv des ganzen großen Bildes, eine ärgere Umkehrung, als die des Teniers, der die Befreiung Petri aus dem Gefängniß malt, um eine Gruppe Landsknechte aus Kamin zu stellen im Vorgrund, wobei denn gelegentlich im Hintergrund der Historie gedacht wird.

Am meisten Gestalt erhielt die Schule von Ferrara durch Lorenzo Costa, einen Zeitgenossen Francia's, von dem er viel angenommen. Von diesem ist ein großes, höchst merkwürdiges Bild in der Sammlung, eine Darstellung des Kindes im Tempel, aber nicht historisch oder dramatisch, auch nicht eigentlich symbolisch, sondern allegorisch aufgefaßt. Wir stehen vor einem Altar, zu dem mehrere breite Stufen hinauf führen. Zu oberst ist die Gruppe von Joseph, Maria mit dem Kinde und Simeon; weiter zurück zwei Chorknaben, tiefer zwei Leviten mit Stäben, noch tiefer rechts Johannes der Täufer, links eine Jungfrau mit einer Schüssel, endlich ganz vorn ein Prophet und eine Sibylle knieend. Diese Vorstellungsweise, wo durch ein obendrein ganz todtsymmetrisches Zusammenreihen von verwandten Gedanken der Mangel an Poesie verdeckt wird, wie sie namentlich später bei Garofalo in seiner großen Kreuzigung zu S. Andrea in Ferrara sich zeigt, konnte nicht wohl Basis einer geschichtlich bedeutenden Schule werden, und wir sehen auch bald des Lorenzo Schüler mehr nach den Mitteln als nach dem Zweck der Darstellung fragen. Von dem bedeutendsten der lezteren, Ercole Grandi, besizt die Sammlung nichts, dagegen mehrere sehr ausgezeichnete Werke des andern, Ludovico Mazzolino, in denen sich wenigstens das Charakteristische der Schule auf's allerglänzendste zeigt. Ich nenne Dir zunächst das große Bild: Christus als Knabe im Tempel (278). Welcher Aufwand bildnerischer Kräfte! welches Licht! nein, welches Feuer! welche Glut und Harmonie der Farben! wie viel Menschen und wie lebendig geschildert! wie gemalt! Und mit alledem doch nichts erreicht, das uns den Gegenstand und seine Bedeutung im Leben Christi vor die Seele führte. Recht als ob der Künstler diesen Mangel gefühlt, hat er an der Gallerie und deren Brüstung (wo sich Gruppen von Pharisäern befinden) mehrere Reliefs mit Darstellungen aus dem alten Testament angebracht, in denen Gott im Schwachen mächtig dargestellt ist (als David mit Goliath, Judith und Holofernes ꝛc.). Das Bedeutsame aber in dem Motiv der Darstellung zu geben, hat er nirgends verstanden, auch in keinem der andern vier Bilder, die die Sammlung besizt. — Eine Schule, der es somit an einem organischen Princip fehlte, konnte selbst in ihren begabtesten Zöglingen nichts wahrhaft Großes hervorbringen, und ist alles, was wir von Garofalo, Ortolano und Dosso sehen, mehr einem künstlichen, als einem wirklichen Frühling zu vergleichen. Von den genannten Dreien besizt die Sammlung Werke, die — wenn sie auch nicht zu ihren vorzüglichsten gehören — doch uns ziemlich genau mit ihnen bekannt machen können. Wenn man sich erinnert, wie oft und überall in den Kirchen und Sammlungen Roms (und eben so in Ferrara) einem Garofalo begegnet, ohne

irgend etwas Neues in Auffassung, Gestaltung ꝛc. zu bieten, wie man immer an die Bewunderung gesättigter Färbung und guter Modellirung gewiesen ist, so freut man sich über die hiesige Beschränkung auf sechs Bilder, was in Vergleich zu seiner Fruchtbarkeit wirklich wenig ist. Ich nannte oben seine große Kreuzigung im Refectorium von S. Andreas zu Ferrara; da sie uns besonders mit seiner künstlerischen Denkweise bekannt macht, will ich sie Dir kürzlich beschreiben. Den Mittelpunkt dieses großen Freskobildes macht Christus am Kreuz; rechts von ihm steht das neue Testament, zur Linken reitet das alte auf einem Esel. Aus dem Kreuz wachsen verschiedene Arme, die eine Krone auf's Haupt des neuen Testamentes setzen, den Schlüssel des Paradieses halten, die Erzväter aus der Hölle befreien und das alte Testament todtschlagen. Die Religion (oder Kirche) ist zugegen und läßt durch ihre Hand Blutstrahlen auf die drei Hauptsacramente gehen; denen gegenüber sieht man das alttestamentliche Opfer und den Tempel Salomonis, dem auf der neuen Bundesseite die Predigt Pauli (ich glaube zu Athen) entspricht. Ueber dem Ganzen in einer Felsenburg sitzt Gott Vater. — Gezeichnet und gemalt ist übrigens dieses wunderliche Bild vortrefflich.

Von Ferrara machen wir noch den kurzen Weg nach Bologna, zumal da die Francia's hier unter den Mazzolini's aufgestellt sind. Das nimmt mir gewiß Niemand übel, daß ich bei dem Namen Francesco Francia zuerst an die heil. Ceciliencapelle in Bologna, an die Geburt Christi in S. Giovanni Evangelista zu Parma und an das Kind in Rosen zu München denke. Welcher Abstand von dort bis zu den hiesigen Bildern! Und doch sind leztere gezeichnet mit dem Namen Francia aurifaber Bonon. Ich gestehe Dir mein völliges Unvermögen, diese Bilder mit den oben genannten unter einen Namen zusammenzufassen. Welche Größe und Feinheit der Zeichnung, welche Zartheit und Innigkeit des Ausdrucks der (wenn immer etwas eintönigen) Charaktere; welcher Fluß, welche Klarheit der Farbe, vorzüglich in der etwas in's Gelbliche spielenden Carnation! Wie zeichnet und behandelt er Gewänder mit Genauigkeit und Geschmack! — Von alledem siehst Du hier, in dem großen Bilde (269) der Verklärung Mariä, nichts. Die Zusammenstellung zeigt so wenig Gefühl, daß man durchaus nicht warm wird; die Zeichnung ist schwach, ja die Gestalten der Heiligen stehen nicht einmal ganz ordentlich, die Gewänder sind nicht durchgeführt in den angegebenen Motiven, die Behandlung ist fast roh; nur das Kind auf dem Schooße der Mutter ist schön. — Eben so unverständlich ist mir das kleinere, aber bei weitem besser gemalte Bild der heiligen Familie von ihm (221) geblieben, dessen stark ins Rothe gehende Färbung von allen mir bekannten Bildern Francia's abweicht, so wie die magern Formen, der Mangel an Ausdruck, die verfehlten Verhältnisse. Aber das Bild ist, vermöge der Unterschrift, von Francia für seinen Freund Bianchini gemalt. — Das sind Kunsträthsel. Freilich sah ich in diesen Tagen auch eine Zeichnung, mit dem Namen eines unserer größten lebenden Künstler geschmückt, an welcher dieser nicht den geringsten Theil hat. — Daß man Giacomo Francia hier in mehreren Bildern sieht, sagte ich schon oben; doch nicht, daß das Bild des Johannes Baptista und Stephanus (271) zu seinen besten Werken gehört.

Statt nun noch von mehreren vortrefflichen Gemälden des halb Venedig, halb Rom angehörigen Sebastian del Piombo zu sprechen, die in dieser Abtheilung hängen, und von sonst manchem Guten in der Sammlung — denn wie wollt' ich von Allem! — führe ich Dich zu dem neu angekauften und in diesen Tagen aufgestellten Bild von Andrea del Sarto.

Das Bild war ursprünglich (1526) für Giuliano Scala gemalt, der es, dem Vasari zufolge, nach Sarzana geschickt ins Dominicanerkloster. Von da kam es später nach Genua, und von Genua nach Paris, wo es aus der Sammlung Lafitte's für das Königl. preußische Museum angekauft worden ist. Es ist groß, leidlich erhalten und ganz geeignet, den s. g. Raffaelo di Toscana von seiner besten Seite zu zeigen.

Fragen wir zuerst nach dem Inhalt des Bildes, so sehen wir dem Künstler die oft wiederholte Aufgabe gestellt, eine Anzahl Heilige (die in Bezug zu den Donatoren stehen mögen) um die Mutter Gottes mit dem Kind zu versammeln. Bei den ältern Künstlern, deren Gestalten weder dem Leben entnommen waren, noch Ansprüche auf Natürlichkeit machten, zeigt sich die feierliche, streng architektonische Anordnung ganz passend, tritt aber bei überhandnehmender Richtung auf's Natürliche mit ihrem Princip in Widerspruch und muß im Verfolg dieser Richtung bei durchgebildetem Geschmack (von den spätern Venetianern) ganz aufgegeben werden. Lenkt aber die Richtung wieder ab vom bloß Natürlichen nach idealer, obschon durch die Wirklichkeit bereicherter Anschauungsweise, so treten die alten architektonischen Anforderungen wieder ein und wir sehen bei Rafael, wie ungezwungen er sich auch bewege, doch überall und unabweislich das Gefühl für die alte, tief begründete Symmetrie. So konnte auch Andrea, vermöge der Verwandtschaft mit der alten Schule, dem nicht ausweichen; allein auch ihm gab der gebildete Geschmack freieren Spielraum. Acht Heilige waren dem Künstler vorgeschrieben; er ordnete sie so, daß je drei zwei Gruppen neben der Madonna bildeten, und zwei einzelne, die er noch obendrein nur als Halbfiguren aus dem Rahmen aufsteigen läßt, den Vorgrund schließen. Ob ein religiöses Motiv seiner Auffassung der Madonna zu Grunde liege, möchte ich bezweifeln, und

glaube, daß es sich zunächst (in dieser Beziehung) darauf beschränkt, den gewöhnlichen von Menschenhänden gezimmerten Thron in einen himmlischen von Wolken umzuwandeln, unter denen dann zum weitern Verständniß zwei tragende Engelköpfchen hervorsehen. Man sagt, daß er seine Madonnen meistentheils nach dem Bilde seiner Frau geformt, und wirklich stimmt die vorstehende ganz mit gedachtem Bildniß, das sich unter Nr. 246 in der Sammlung befindet. Dieser ehelichen Zärtlichkeit ist es nun zuzuschreiben, wenn der Künstler in seinem Fluge gehemmt, in seiner idealen Anschauungsweise unterbrochen worden. Wir erkennen, daß er hier die Gottesmutter weder activ noch passiv an der Verehrung des Kindes Theil nehmen läßt, dessen Trägerin sie nur ist. Für dieses nun ist Andreas nicht ganz entschieden, wem er es zuwenden soll. Es gehört uns (der Gemeinde), es gehört der Mutter, und keine von beiden Beziehungen scheint er der andern haben opfern oder nur nachsetzen wollen, und so ist es mit seinem Herzen ganz der Mutter zugekehrt und hält sich mit beiden Armen an sie an, während der zum Gehen aufgehobene Fuß den nach uns gewendeten Körper uns zuführt und auch der Kopf, wenn auch nur mit vorübergehender Wendung, nach uns sieht. Freilich könnte noch ein ganz anderes äußerliches Motiv in der Anordnung liegen und fast sollte man es glauben, wenn man die Gegensätze in den Bewegungen verfolgt. Fast nämlich scheint die Meinung, als ob Lebendigkeit der Darstellung vom Contrast der Bewegungen abhinge, schon hier den Andreas geleitet zu haben (wie wir es in spätern Werken von ihm wahrnehmen), woraus fast allein sich die Richtung der Mutter (drei Viertel nach ihrer rechten Seite) und die des Kindes (drei Viertel nach der entgegengesezten) erklären läßt. In diesem Fall würde eine geistige Erkennungsweise nur ins Bild hinein erklären und nichts heraus. Doch muß ich bemerken, daß alle übrigen Bewegungen im Bilde gemäßigt sind. Auf der obersten der vier Stufen knieen rechts S. Onofrius, ganz nackt, eine Epheuschürze um die Lenden, gestüzt auf einen jungen Baumstamm, aufsehend zur Madonna, ganz im Profil. Dem gegenüber kniet die schöne Königstochter Katharina, die leider auch wieder von der bösen Frau einige Züge geborgt, mit gesenktem nachdenklichem Blick, mit der Rechten das Rad haltend, mit der Linken ein Buch, das Kennzeichen ihrer Weisheit, auf den Schenkel aufstützend. Nehmen wir an, daß die Maler jener Zeit sehr bald den Vortheil erkannt hatten, den ihnen die Zusammenstellung verschiedener Heiligen um das segnende Christuskind einräumte, nämlich den, verschiedene religiöse Zustände und Empfindungen ausdrücken zu können, so dürfen wir in der vorhandenen Gegenüberstellung von Katharina und Onofrius auf eine bestimmte Absicht des Künstlers schließen und hier mehr das freie, auf Thaten gestüzte Vertrauen, hier die in Leiden geprüfte Ergebung erkennen. Erhöht wird der Contrast durch die Nacktheit eines abgemagerten Körpers und durch die Umhüllung eines jugendlichen weiblichen. Den angeschlagenen Accord tönen Mitklänge zu Ende. Der strengforschend nach uns blickende Petrus und der heilige Geißler Benedict vollenden die Gruppe des Onofrius, während der mildere Marcus und Antonius von Padua an Katharina sich anschließen. Neben St. Celsus (?) im Vordergrunde sehen wir die heilige Juliana mit dem Palmzweig, die sich nach uns oder richtiger vielleicht nach dem Donator des Bildes (Giuliano Scala) umsieht.

Erkennen wir die streng symmetrische Anordnung durch Contraste und leichte Abweichungen belebt, mithin Altes und Neues glücklich vereinigt, so sehen wir ein ähnliches Verhältniß in der Zeichnung. Alle Formen (mit Ausnahme derer der Madonna) tragen das Gepräge des bewältigten Naturstudiums; namentlich erinnern die breit- und großgehaltenen in den Männerköpfen an den ausgebildeten Styl Rafaels; den drei Frauenköpfen, die bei längerer Betrachtung immer mehr Familienähnlichkeit gewinnen, wäre zur Schönheit fast nichts als eine feiner gestreckte Nase zu wünschen. Auch die Gewänder sondern sich in breite Massen, für die Andreas die Form des Dreiecks und Vierecks liebt, die sich aber genau der Körperbewegung anschließen. Nur für die zurückstehenden Figuren begnügt er sich mit Gewandmassen ohne Falten, offenbar in beabsichtigter Einfachheit. Zu einer Durchbildung des Geschmacks bringt er es indeß in dieser Linie nicht, vielleicht durch seine Eckvorliebe verleitet; so legt er der Madonna einen Mantelzipfel über den Schooß und unterbricht damit den gerade bei der Mittelfigur wünschenswerthen Formenzusammenhang. In der Farbengebung ist Andreas eben so einfach wie in der Zeichnung; nirgends ist auf diese eine sichtbare Rechnung gemacht. Den Hintergrund bildet warmes Grau einer Mauerfläche, eine Farbe, die, da sie auch bei den vier großen, breiten Stufen wiederkehrt, im Bilde herrscht. In den Gewändern kehrt Roth und Gelbroth viermal, Gelb und Gelbweiß dreimal, Blau und Blauschwarz zweimal. Ein ganz kleines Gewandstückchen neben dem rothen Kleid der Katharina ist violet. Die Carnation zeichnet sich durch den Gegensatz von warmen Lichtern und kalten Schatten aus, wenn nicht (bei lezteren) die Lasuren abgewaschen; die Mitteltöne sind von schwacher Wirkung. — Gemalt ist das Bild mit dem breiten Pinsel und festen Strich, der alle spätern Werke Andreas auszeichnet; doch ist die Modellirung des Ganzen, das Zurückweichen der hintern Gestalten, nicht durch sein gewöhnliches Verblasen bewirkt, wenigstens hat er sich, wie überhaupt bei dem Weichbilden der Formen, sehr gemäßigt, ein Grund mehr, das gegenwärtige Bild für eines seiner vortrefflichsten zu halten.

Welchen Weg die Commission beim Ankauf von Gemälden einschlage, sieht man außerdem an den beiden zur Sammlung neu hinzugekommenen Bildnissen von van Eyck und von Murillo, zwei Bildern, die zu den größten Schätzen der reichsten Sammlung gehören würden, die ganz ohne allen Vergleich vollkommen sind.

Von Correggio nächstens.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 81.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 5. April 1837.

Der Arzt betheuerte, im Gericht befinde sich nichts, was eine empfindliche Nase beleidigen könnte, indem die Fülle eine Mischung von Pfeffer, Liebstöckel und Asa-fötida, oder sogenanntem Teufelsdreck sey, und die Brühe aus Wein und Heringslake bestehe, die er statt des gepriesenen Garum oder der kostbaren Fischtunke der Römer gebraucht habe.

Smollet.

Etwas über menschliche Nahrung.

(Fortsetzung.)

Wenn somit das Geflügel auf den Tafeln der Alten eine große Rolle spielte, so lieferten ihnen Meer und Ströme einen noch weit köstlicheren Tribut. Die Muräne wurde in Menge in großen Weihern gehegt und so zahm gemacht, daß sie auf ein Zeichen mit der Glocke oder auf den Ruf des Herrn herbeikam und sich fangen und tödten ließ. Natat ad magistrum delicata muraena, sagt Martial. Hirtius lieh Julius Cäsar bei seinem Triumph sechstausend Stück Muränen, und Kaiser Vitellius liebte vorzüglich ihren Rogen. Die Lamprette, die mustela des Ausonius und Plinius, stand in verdienter Achtung, und der köstliche Stör, acipenser sturio, wurde unter Trompetenschall aufgetragen. Aber die Steinbutte (rhombus) vollends galt für das herrlichste Geschenk der Götter, und Jedermann kennt die Anekdote von Domitian, dem „kahlen Nero," wie er, als er von Ankona eine riesige Steinbutte zum Geschenk bekommen, den Senat versammelte, damit er über die Zubereitung des Ungeheuers deliberire. Auch die Sohlen (solea) wurden so hoch geschätzt, daß man sie mit einem Calembourg soles deorum, Göttersonnen hieß; der Goldbraßen, sparus auratus, war der Venus heilig, der labrus scarus hieß das Gehirn Jupiters, und Apulejus behauptet, schon seine Eingeweide müßten im Olymp ein Leckerbissen seyn. Ein besonders vergnügliches Spiel trieben die Römer mit der sehr wohlschmeckenden Meerbarbe oder dem Rothbart — dies war ohne Zweifel ihr mullus —: er wurde lebendig auf die Tafel gebracht und in der berühmten Brühe, dem Garum, wovon wir unten ein paar Worte sagen, langsam erstickt; im Sterben wechselt der Fisch die Farben wie der Delphin, und an diesem Schauspiel weideten nun die Gäste ihre Blicke, im angenehmen Vorgefühl, wie gut sofort der Fisch schmecken werde. Hierauf bezieht sich Senecas Vorwurf: oculis quoque gulosi sunt, selbst mit den Augen sind sie Gourmands!

Grashüpfer, Heuschrecken und manche andere Insektenarten lieferten unsern großen Vorgängern, leider können wir kaum sagen Lehrern, in der Gastronomie sehr leckere Schüsseln. Auch Landschnecken waren eine große Delikatesse; Fulvius Hirpinus wurde fast in den Himmel erhoben, weil er die Kunst erfunden, sie mit Kleie und andern Substanzen zu mästen; nach Horaz wurden sie, auf silbernem Roste gebraten, zum Wein gegeben, der besonders gut dazu schmeckte. Jeder Gourmand müßte die Römer bemitleiden, wenn sie nicht die Auster gehörig zu schätzen gewußt hätten; sie verdienen aber auch in dieser Beziehung die höchste Achtung von Seiten unserer Gutschmecker, vielleicht nur den Umstand ausgenommen,

daß bei ihnen gefrorene Austern ein Kapitalstück waren. Die besten Austern wurden nach Rom von den britannischen Küsten gebracht, vorzüglich, wie man vermuthet, aus der Gegend von Sandwich. Athenäus erzählt, Apicius habe die Kunst erfunden, die Austern sehr lange aufzubewahren, und auf diese Weise Trajan, als er, viele Tagereisen von der Küste, gegen die Parther zu Felde lag, mit einer Sendung frischer Austern überrascht. Wie fein die Zunge und wie scharf das Auge der alten Bonvivans gewesen seyn muß, beweist ein Zug bei Juvenal: er sagt von Montanus, er habe beim ersten Bissen geschmeckt, woher eine Auster komme, und es einem Seeigel mit Einem Blick angesehen, an welcher Küste er gefischt worden.

Daß auch Krabben und Seegarnellen sehr beliebt gewesen, und mit Recht, beweist eine Geschichte bei Athenäus: Apicius hörte in Minturnä, wo er sich gewöhnlich aufhielt, die afrikanischen Krabben seyen weit größer als die in Campanien. Unverzüglich, troz des stürmischen Wetters, ging er nach Afrika unter Segel; mit Mühe und Noth erreichte er das Land der Verheißung, die Fischer legten ihm ihre größten Krabben vor, aber, gräßliche Täuschung! sie waren nicht einmal so groß wie die in Minturnä! Unverzüglich hieß er den Steuermann die Rückfahrt antreten und kehrte Afrikas Küste voll Verachtung den Rücken.

Vom Garum, der berühmten Fischbrühe der Römer, welche fast bei allen Speisen, über deren Zubereitung Andeutungen auf uns gekommen sind, eine große Rolle spielt, wissen wir nicht viel mehr, als daß es aus sehr verschiedenen Fischen bereitet wurde, namentlich aus der Makrele und der sciaena umbra. Die Hauptsache scheinen dabei Eingeweide und Blut der Fische gewesen zu seyn, die in Salzlake aufgelöst wurden. Nach den Beschreibungen der Römer erscheint der ganze Proceß ziemlich ekelhaft; allein man weiß ja, daß man auch in der neuern Kochkunst bei manchen der köstlichsten Produkte nicht nach der Genesis fragen darf, und wir möchten das noch ziemlich dunkle Kapitel vom Garum oder Liquamen als eines empfehlen, in welchem vielleicht noch mehr als eine gastronomische Perle zu fischen wäre. Kein heutiger Gutschmecker kann mit größerer Achtung von der Trüffel sprechen als der Römer von seinem Garum, und Martial erzählt, daß man davon in Riechfläschchen aus Onyr bei sich trug. Die feinsten Sorten waren dabei so theuer, daß nach Galen etwa drei Pinten zweitausend Silberstücke kosteten.

Von Vegetabilien als eigentlichen Speisen, in Gestalt von Gemüsen, scheinen die Alten keine große Auswahl gehabt zu haben; desto größer war ihr Verbrauch an scharfen und aromatischen Kräutern und Gewürzen zur Reizung der Eßlust. Ein Hauptingrediens ihrer hunderterlei Brühen, Pasteten und Füllungen war die noch heutzutage im Orient als Gewürz beliebte Asa-fötida. Manche Naturforscher bestritten es, daß das Laser der Römer wirklich der als Arzneimittel aus der Levante zu uns kommende, im gemeinen Leben sogenannte Teufelsdreck sey; allein es ist wohl kaum daran zu zweifeln: Plinius sagt, das Laser werde häufig mit Sagapenum verfälscht, und dieses Gummi hat auch wirklich große Aehnlichkeit damit. Nach Theophrast wurde das Laser, wie noch heutzutage die Asa-fötida, in Häuten aufbewahrt. Neben dieser durchdringenden Würze spielen Coriander, Kümmel, Sumach, Safran, Zimmt, Thymian, verschiedene Pfefferarten die größte Rolle, und neben gemeinem Salz ward auch Salmiak gebraucht.

(Der Beschluß folgt.)

Italienische Städtebilder.

(Fortsezung.)

Nach diesem Moment ergißt sich die ungeheure Volksmasse auf den Plaz, wohin die sieben bis acht Straßen, wie eben so viele Vomitorien eines Theaters hinabführen. Wer sich von diesem Heranwälzen der Masse und davon einen Begriff machen will, wie nun in einem Nu der bis dahin menschenleere Plaz plözlich von vielen Tausenden angefüllt wird, suche an einer dieser Straßen zu stehen und eher unten zu seyn, als die Masse sich in Bewegung sezt. Hat die Volksmenge einmal angefangen sich zu regen, so bemüht man sich vergebens; Jeder weiß, wie überraschend das Schauspiel ist, Jeder sucht es von dieser Mitte aus zu genießen. Die lezte Probe der Fantini, welche jezt gehalten wird, ist dabei nur Nebensache; man weiß recht wohl, daß sie ihre Pferde für morgen schonen und daß aus dem jezigen Ritt kein Omen für den Kampf selber zu entnehmen ist. — Wer darauf noch nach italienischer Musik lüstern ist, kann im geräumigen und sehr hübschen Stadttheater eine Oper hören, so wohlbesezt und so glänzend ausgestattet, als die im Ganzen nicht unbeschränkten Mittel es nur irgend zulassen.

Am Morgen des siebzehnten August macht sich zunächst Alles nach St. Domenico auf den Weg, wo das nahgelegene Universitätsgebäude schon vor Jahren in die Akademie der schönen Künste und in die Stadtbibliothek verwandelt worden. Für heute und die zwei folgenden Tage sind hier nicht allein Zeichnungen und ausgeführte Bilder eigentlicher Künstler ausgestellt, auch Stickereien und andere sorgfältige Arbeiten von geübter Frauenhand finden hier ihren Plaz. Man darf an eine solche Ausstellung natürlich nur solche Ansprüche machen, welche eine Provinzialstadt von verhältnißmäßig geringer Bedeutung

erregen kann; dem billigen Blick eines unbefangenen Beobachters dürfte dann aber manches Erfreuliche begegnen, und das Resultat einer Vergleichung mit andern Städten für Siena keineswegs unvortheilhaft seyn. So fällt es namentlich auf, wie hübsch noch in Holz geschnitten und wie allerliebste Ornamente in Thon modellirt werden; die Holzarbeiten zeigen eine Präcision und Nettigkeit der Ausführung, welche selbst bei größern Werken der Art in Italien nur selten anzutreffen ist. Daneben sind denn auch die Säle geöffnet, welche die Bilder der ältern sanesischen Meister in einer schönen Reihenfolge uns vorüberführen. Und dies sey dem patriotischen Sinn der Sanesen zur Ehre nachgesagt: obwohl die neuen Produktionen den geräumigsten und hellsten Saal einnehmen, so versäumt doch Niemand, durch die ziemlich engen und dunkeln, mit Bildern überhäuften Gänge zu wandeln, wo die Meister der ältern Schule in ihrer ganzen Anspruchslosigkeit aufgereiht stehen. Dabei ist es immer hübsch, daß das Volk, namentlich der Mittelstand, sich in so großer Menge einfindet; man will in dieser Zeit eben so wohl die Ausstellung als das Wettrennen sehen. Es ist dann ebenfalls das Interesse für alles Sanesische, was nach St. Agostino treibt, wo man in den reinlichen Zimmern des nun aufgehobenen Klosters ein Naturalienkabinet errichtet hat. Da Alles, was man in diesen drei Tagen sieht und hört, einen so eigentlich lokalen Stempel trägt, fällt das Streben, Seltenheiten aus verschiedenen Gegenden Europas zusammenzubringen, unangenehm auf; nicht allein deßwegen, weil dafür die sehr beschränkten Mittel des Instituts unzureichend seyn müssen, sondern weil Siena, die nächste Umgegend und die Maremma Materialien zu einem ganz eigenthümlichen und werthvollen Kabinet liefern würden. Daß doch die italienischen Städte einmal dahin kämen, auf vernünftige und erschöpfende Weise den ihnen so nahe gelegten Reichthum auszubeuten.

Nach der nöthigen Pause beginnen nun gegen vier Uhr die einzelnen Contrade mit Trommeln und Pfeifen, ihren Fahnen und Pferden nach St. Agostino hinaufzuziehen, um sich auf der angrenzenden Wiese zu versammeln und später zum Zuge anzuschicken. Das Volk strömt dort für einen Augenblick zusammen, eilt dann aber schnell nach der Piazza hinunter, um den Wagencorso nicht einzubüßen. Alles hat hier nun ein verändertes Ansehen; nicht allein alle Sitze sind aufgeschlagen und mit Tausenden von Menschen so mannichfach, so malerisch besezt, daß von dem noch gestern sichtbaren Holzgerüste gar keine Spur mehr übrig scheint; alle Fenster der Palläste sind mit grünen und rothen Teppichen verziert, an und über denen die buntgepuzten Menschen wie so viele Blumen erscheinen. Was der eigentliche Kessel des Platzes fassen kann, füllt das Volk aus; andere, die etwas spenden konnen, miethen um einige Crazien Plätze auf den erwähnten Sitzen; die vornehmeren besetzen die Balkone der Häuser. So ist Raum für Alle, Alle finden den natürlich gegebenen, rechten Augenpunkt, ohne daß, wie bei den florentinischen Johannisfesten, das Volk gezwungen wäre, die Dächer der Häuser zu suchen. Die Klage über Hitze, welche die Florentinerinnen schon im Juni durch ihr stets wiederholtes „che caldo, che caldo!“ durch das ewige Wedeln mit ihrem Fächer und durch ihr Taschentuch, das dann keinen Augenblick ruht, sich zu erleichtern suchen, hört man hier in dieser Stunde und im August wirklich selten. Und wenn die Männer einige Augenblicke später bei dem Wettkampf noch Kraft genug übrig haben, um sich auf rasende, bacchische Weise zu begeistern, wie sollten die an sich kräftigen Gebirgsfrauen, beschäftigt durch den vorüberziehenden Corso, durch die Musik des Zuges, welche man nun schon in der Ferne hort, hinlänglich aufgeregt, durch die Hoffnung und die Sorge für den Sieg ihrer Contrade auf's Aeußerste gespannt — wie sollten diese, sage ich, in solcher Stimmung das Drückende der Hitze noch fühlen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Holtei. Raupachs die alte und die junge Gräfin.

Karl v. Holtei, von dessen Rückkunft hieher ich in einem vorigen Briefe schrieb, steht, wie verlautet, abermals auf dem Punkt, Berlin zu verlassen. Wenn es wirklich geschieht, so folgt er vermuthlich einem vortheilhaften und insofern für ihn lockenden Rufe, als derselbe ihm abermals eine bedeutende Bühne eröffnet, welche ihm hier verschlossen blieb. Dies wäre aber auch das Einzige, worüber er zu klagen hätte. Es ist allerdings hart für ihn, da sein ganzes Sinnen darauf steht, als Dichter und Schauspieler zugleich zu wirken, daß man ihm, aus Furcht vor einem Einflusse, den er gewinnen möchte, die Bühnen seiner zweiten Vaterstadt verbarrikadirt. Aber er hat sich selbst eine andere Bühne erbaut, auf welcher er allein und desto mehr wirkt, und für welche er ein großes, ihm ganz ergebenes Publikum gewonnen hat. Als dramatischer Vorleser nämlich ist er nicht allein mit der frühern Theilnahme, sondern mit neuem Glanze aufgetreten. Hunderte von Abonnenten mußten abgewiesen werden, und dennoch war der Andrang in der Regel so groß, daß man in den Vorzimmern auf die einzelnen Worte lauschte, welche über die Köpfe der Glücklichen herüber drangen. So hat er bereits zwei Cykeln gehalten, und ein dritter und mehrere würden sich füllen, wenn er selbst hier bliebe und die Ausdauer nicht verlöre. Nach aller competenten Stimmen Urtheil hat sein Vortrag, so wie sein Organ durch die praktische Uebung auf der wirklichen Bühne sehr gewonnen. Doch ist auch jezt noch sein Vortrag der komischen Partien den tragischen bei weitem vorzuziehen.

Drei neue Theaterstücke, welche auf nähere Betrachtung Anspruch machen, kamen, eine seltene Erscheinung, bald

nach einander bei der Hofbühne zur Darstellung: „die alte und die junge Gräfin“ von Raupach, „die Venetianer“ von Rellstab, und „die Isolirten“ von einem Pseudonymus, der sich Karl Weißhaupt nennt. Das Raupach'sche Stück ist eine ältere Arbeit des Verfassers, welches längere Zeit gelegen hatte, weil der Streit über die Besetzung des Alt und Jung in die herkömmliche Intriguenchronik eines jeden Theaters eingriff. Zum Besten des Verfassers hätte es ganz unterbleiben mögen; denn wiewohl es seine ganze Schärfe im Spiel geistreicher Antithesen bekundet, so wie die andern damit eng verbundenen Vorzüge der Raupach'schen regelrechten Dramen, wirkt es doch unanmuthig und unerquicklich. Das besonnene Abwägen eines gewiegten Ehrenmannes, ob er die junge oder die alte Gräfin heirathen solle, und das durchdachte Spiel, welches er mit Beiden treibt, verlezt das Gefühl, wie moralisch auch der Ausgang sey, der die Leichtsinnige mit einer frappanten Täuschung bestraft und die Tugendhafte durch eine kaum erwartete Anerkennung ihrer Verdienste und das Geschenk der Hand eines Ministers belohnt. Solche Paris-Gerichtsköpfe vor den aufmarschirten Hülfstruppen des Theaters gehören nicht mehr in unsere Zeit, wenn auch Raupach mit mehr Feinheit und Geist das Urtheil sprechen läßt, als in den alten Komödien zum erbaulichen Schlusse geschieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, März.

(Beschluß.)

Grippe. Theater. Concerte. Magnetismus. Jugendliche Diebe.

Daß die **Grippe** im Ganzen die hiesige Gegend, gegen manche andere gehalten, mit Todesfällen weniger belästigte, stellt sich immer besser heraus. Gleichwohl verlängerten sich die wöchentlichen Sterbelisten auffallend. Statt der sonst gewöhnlichen einigen und vierzig Leichen gab es das eine Mal 79, das nächste Mal 89 und eine Woche später gar 91. Der größte Theil der das gewöhnliche Todtenquantum überschreitenden Zahl bestand jedoch aus hochbejahrten Personen. Zu den jüngern, vom Todesloose Betroffenen gehörte unter andern der 59 Jahre alte, bei dem Sekretariat der hiesigen Bühne mitangestellte Johannes **Micksch**, Verfasser mehrerer dem Auslande durch gute deutsche Bearbeitungen abgewonnenen und hier wie anderwärts auf dem Theater wohlaufgenommenen kleinen Lustspiele. Namentlich läßt auch bei der Bühne die Grippe immer mehr nach, so daß die meisten Stücke wieder gegeben werden können. Zu den ausgezeichneten neuen gehören: „die gefährliche Tante“ von **Albini**, und „der Adept“ von **Halm**, dessen Werthe man zwar Gerechtigkeit widerfahren läßt, der aber doch der Griseldis dieses Verfassers den Vorrang nicht streitig zu machen vermochte. Der fortdauernden besondern Gunst des Publikums genießt unter den neuern Lustspielen hauptsächlich der nach dem Französischen von **Töpfer** bearbeitete „Pariser Taugenichts,“ der aber freilich auch nicht überall eine Darstellerin finden wird, wie unsere treffliche **Devrient**, geborne **Böhler**. — Einheimische und fremde Musikvirtuosen fahren fort, in Concerten uns mit ihren Tönen zu erfreuen. Adolph **Henselt** aus Bayern entzückte ganz besonders durch seine fast beispiellose Fertigkeit auf dem Pianoforte. Bekanntlich spielt dieses Instrument beinahe Jedermann, weßhalb denn auch äußerst geschickte Künstler auf demselben selten ein recht ansehnliches Publikum für ihre Leistungen finden. Es gibt aber eine Geschicklichkeit, so groß, daß man sich davon ergriffen und wie bezaubert fühlt. Diese ist es auch, welche dem Künstler Henselt wohl überall einen so weiten, als auserwählten Hörerkreis verschaffen wird. Dazu kommt noch bei ihm die Kunst, ein recht angenehmer Tonsetzer zu seyn, und gerade in Exekutirung seiner eigenen melodievollen Compositionen glänzt er am Vollkommensten. Uebrigens hat die alte Kunstschule gegen diejenigen Enthusiasten, welche dem noch sehr jungen Virtuosen die Siegeskränze von Bach und Beethoven reklamirten, laute Protestation erhoben. Sein Concert und das vom hiesigen Kammermusikus Franz **Schubart** gegebene hatte den zahlreichsten Besuch, wozu unstreitig die an beiden mit Gesang theilnehmende Schröder-Devrient beigetragen hat. Die immer näher rückende Zeit ihrer Abreise nach England, wo sie den ganzen Sommer bleiben wird, macht, daß Alles eilt, um so viel als nur möglich von ihren hinreißenden Tönen noch zu genießen. Auch dem Concert des sehr wackern, blinden Clarinettisten **Wohllebe**, eines Zöglings aus hiesigem Blindeninstitute, hatte sie gewiß durch ihre Gesangesunterstützung einen großen Theil des zahlreichen Besuches gewonnen.

Die beabsichtigte Verbesserung des **bürgerlichen Zustandes der mosaischen Glaubensgenossen** gehört mit zu den vielen höchst interessanten Gegenständen der Berathung unserer jetzigen Ständeversammlung. Der gewaltige Conflikt zwischen den Gerechtsamen und der Gerechtigkeit deutet noch auf manchen gesprochenen, geschriebenen und gedruckten Sturm in dieser Angelegenheit hin. — Ungemeine Sensation machte hier der erst in der neuesten Zeit vorgekommene magnetische Schlaf eines Knaben zu **Apolda** im Weimarschen, Namens **Görnitz**. Und wirklich stellen sich die in der Abendzeitung vom 10ten und 11ten d. M. von seinem Bruder darüber erschienenen Mittheilungen als ein äußerst wichtiger Beitrag zur Kenntniß jenes geheimnißvollen Zustandes heraus. Unter mehreren Prophezeihungen des Somnambülen hat sich das vollkommen bestätigt, daß zwar der zur Zeit seines magnetischen Schlafes gefallene starke Schnee bald wieder zerrinnen, aber späterhin noch Schlittenbahn genug eintreten werde. Jezt im März, wo sonst selten der Schnee von Dauer zu seyn pflegt, ist solches wirklich der Fall.

Daß die besondere Sorgfalt, mit der man neuerlich bei Errichtung und Vermehrung der Anstalten zur Ausbildung der Jugend der untern Volksklassen zu Werke geht, gewiß keine zwecklose und überflüssige Mühe ist, das beweist unter andern die bereits seit einiger Zeit stattfindende Zunahme des oft in eigentliche Vergehungen und Verbrechen ausartenden Unfugs in der Kinder- und Knabenwelt. So eben steht, dem Vernehmen nach, vor hiesigem Stadtgericht ein Verein von etwa neun jungen Leuten, deren mehrere vielleicht das vierzehnte Jahr noch nicht erreicht haben. Hauptsächlich sind sie unter dem Vorwande des Einsammelns von Glasscherben und Knochen in die Häuser gekommen, um bei dieser Gelegenheit, wo möglich, irgend etwas zu entwenden. Seit Weihnachten voriges Jahrs hat diese ehrsame Compagnie, die bald gemeinschaftlich, bald einzeln wirkte, 140 verschiedener Diebstähle sich schuldig gemacht. Allerdings mag ein großer Theil davon kaum der Rede werth seyn; denn der Werth des bedeutendsten, an dem Verkaufsladen eines Drechslers verübten soll nicht mehr als vier Thaler betragen. Von Seiten der Moral betrachtet, verringert das jedoch die Schuld der jungen Industrieritter um so weniger, da wohl zu vermuthen ist, daß sie zu werthvollern Gegenständen noch lieber gegriffen, wenn sich solche ihnen dargeboten hätten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Chamisso.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 35. Mittwoch, 5. April 1837.

Länder- und Völkerkunde.

1) Adelbert von Chamisso's Werke. Erster und zweiter Band. Reise um die Welt. Leipzig, Weidmann, 1836.

Herr von Chamisso gehört in jeder Beziehung zu den liebenswürdigsten Erscheinungen unserer Literatur. In der Einleitung gibt er selbst folgende kurze Skizze seines interessanten Lebens: „Aus einem alten Hause entsprossen, ward ich auf dem Schlosse zu Boncourt in der Champagne im Januar 1781 geboren. Die Auswanderung des französischen Adels entführte mich schon im Jahr 1790 dem Mutterboden. Die Erinnerungen meiner Kindheit sind für mich ein lehrreiches Buch, worin meinem geschärften Blicke jene leidenschaftlich erregte Zeit vorliegt. Die Meinungen des Knaben gehören der Welt an, die sich in ihm abspiegelt, und ich möchte zulezt mich fragen: sind oft die des Mannes mehr sein Eigenthum? — Nach manchen Irrfahrten durch die Niederlande, Holland, Deutschland und nach manchem erduldeten Elend ward meine Familie zulezt nach Preußen verschlagen. Ich wurde im Jahre 1796 Edelknabe der Königin Gemahlin Friedrichs Wilhelms II. und trat 1798 unter Friedrich Wilhelm III. in Kriegsdienst bei einem Infanterie-Regimente der Besazung Berlins. Die mildere Herrschaft des ersten Consuls gewährte zu Anfange des Jahrhunderts meiner Familie die Heimkehr nach Frankreich, ich aber blieb zurück. So stand ich in den Jahren, wo der Knabe zum Manne heranreift, allein, durchaus ohne Erziehung; ich hatte nie eine Schule ernstlich besucht. Ich machte Verse, erst französische, später deutsche. Ich schrieb im Jahr 1803 den Faust, den ich aus dankbarer Erinnerung in meine Gedichte aufgenommen habe. Dieser fast knabenhafte metaphysisch-poetische Versuch brachte mich zufällig einem andern Jünglinge nah, der sich gleich mir im Dichten versuchte, K. A. Varnhagen von Ense. Wir verbrüderten uns, und so entstand unreiferweise der Musenalmanach auf das Jahr 1804, der, weil kein Buchhändler den Verlag übernehmen wollte, auf meine Kosten herauskam. Diese Unbesonnenheit, die ich nicht bereuen kann, ward zu einem segensreichen Wendepunkt meines Lebens. Obgleich mein damaliges Dichten meist nur in der Ausfüllung der poetischen Formen, welche die sogenannte neue Schule anempfahl, bestehen mochte, machte doch das Büchlein einiges Aufsehen. Es brachte mich einerseits in enge Verbrüderung mit trefflichen Jünglingen, die zu ausgezeichneten Männern heranwuchsen;

anderseits zog es auf mich die wohlwollende Aufmerksamkeit von Männern, unter denen ich nur Fichte nennen will, der seiner väterlichen Freundschaft mich würdigte. — Dem ersten Musenalmanach von Adelbert von Chamisso und K. A. Varnhagen folgten noch zwei Jahrgänge nach, zu denen sich ein Verleger gefunden hatte, und das Buch hörte erst auf zu erscheinen, als die politischen Ereignisse die Herausgeber und Mitarbeiter auseinander sprengten. Ich studirte indeß angestrengt, zuvörderst die griechische Sprache, ich kam erst später an die lateinische, und gelegentlich an die lebenden Sprachen Europas. Der Entschluß reifte in mir, den Kriegsdienst zu verlassen und mich ganz den Studien zu widmen. Die verhängnißvollen Ereignisse vom Jahr 1806 traten hemmend und verzögernd zwischen mich und meine Vorsätze. Die hohe Schule zu Halle, wohin ich den Freunden folgen sollte, bestand nicht mehr; sie selbst waren in die weite Welt zerstreut. Der Tod hatte mir die Eltern geraubt. Irr an mir selber, ohne Stand und Geschäft, gebeugt, zerknickt verbrachte ich in Berlin die düstere Zeit. Am zerstörendsten wirkte ein Mann auf mich ein, einer der ersten Geister der Zeit, dem ich in frommer Verehrung anhing, der, mich empor zu richten, nur eines Wortes, nur eines Winkes bedurft hätte, und der, mir jezt noch unbegreiflich, sich angelegen seyn ließ, mich niederzutreten. Da wünschte mir ein Freund, ich möchte nur irgend einen tollen Streich begehen, damit ich etwas wieder gut zu machen hätte und Thatkraft wiederfände. Der Zerknirschung, in der ich unterging, ward ich durch den Ruf als Professor am Lyceo zu Napoleonville entrissen, den unerwartet im Spätjahr 1809 ein alter Freund meiner Familie an mich ergehen ließ. Ich reiste nach Frankreich; ich trat aber meine Professur nicht an. Der Zufall, das Schicksal, das Waltende entschied abermals über mich; ich ward in den Kreis der Frau von Stael gezogen. Ich brachte nach ihrer Vertreibung aus Blois den Winter 1810—11 in Napoleonville bei dem Präfekten Prosper von Barante zu, folgte im Frühjahr 1811 der hohen Herrin nach Genf und Coppet, und war 1812 ein mitwirkender Zeuge ihrer Flucht. Ich habe bei dieser großartig wunderbaren Frau unvergeßliche Tage gelebt, viele der bedeutendsten Männer der Zeit kennen gelernt und einen Abschnitt der Geschichte Napoleons erlebt, seine Befeindung einer ihm nicht unterwürfigen Macht; denn neben und unter ihm sollte nichts Selbstständiges bestehen. — Im Spätjahr 1812 verließ ich Coppet und meinen Freund August von Stael, um mich auf der Universität zu Berlin dem Studium der Natur zu widmen. So trat ich jezt erst handelnd und bestimmend in meine Geschichte ein, und zeichnete ihr die Richtung vor, die sie fortan unverwandt verfolgt hat. Die Weltereignisse vom Jahr 1813, an denen ich nicht thätigen Antheil nehmen durfte, — ich hatte ja kein Vaterland mehr, oder noch kein Vaterland, — zerrissen mich wiederholt vielfältig, ohne mich von meiner Bahn abzulenken. Ich schrieb in diesem Sommer, um mich zu zerstreuen und die Kinder eines Freundes zu ergötzen, das Mährchen Peter Schlemihl, das in Deutschland günstig aufgenommen und in England volksthümlich geworden ist. — Kaum hatte der Boden sich wieder befestigt und wieder blau der Himmel sich darüber gewölbt, als im Jahr 1815 der Sturm sich wiederum erhob, und aufs Neue zu den Waffen gerufen ward. Was meine nächsten Freunde mir beim ersten Ausmarsch zuschreien müssen, sagte ich mir nun selbst: die Zeit hatte kein Schwert für mich; aber aufreibend ist es, bei solcher waffenfreudigen Volksbewegung müßiger Zuschauer bleiben zu müssen. — Der Prinz Max von Wied-Neuwied schickte sich damals an, seine Reise nach Brasilien anzutreten. Ich faßte den Gedanken, mich ihm anzuschließen; ich ward ihm zu einem Gehülfen vorgeschlagen: — er konnte seine schon abgeschlossene Ausrüstung nicht erweitern, und die Reise aus eignen Mitteln zu bestreiten, war ich unvermögend. — Da kam mir zufällig einmal bei Julius Eduard Hitzig ein Zeitungsartikel zu Gesichte, worin von einer nächst bevorstehenden Entdeckungs-Expedition der Russen nach dem Nordpol verworrene Nachricht gegeben ward. „Ich wollte, ich wäre mit diesen Russen am Nordpol!“ rief ich unmuthig aus, und stampfte wohl dabei mit dem Fuß. Hitzig nahm mir das Blatt aus der Hand, überlas den Artikel und fragte mich: „Ist es dein Ernst?“ — „Ja!“

Hitzig verschaffte ihm nun wirklich einen Platz auf dem von Otto von Kotzebue, dem Sohn des berühmten Komedienschreibers, befehligten Rurik als freiwilliger Naturforscher. Aber auch hier verfolgte ihn ein Unstern, wie er nicht selten auf die edelsten Menschen herabstrahlt, um die liebenswürdigste Seite an ihnen, die platonische Ruhe, die lächelnde Resignation zur Erscheinung zu bringen.

Graf Romanzoff hatte das Schiff auf seine Kosten ausgerüstet, lediglich um Entdeckungen zu machen. Ein Naturforscher war dabei nichts weniger als überflüssig. Allein es gefiel dem Herrn Otto von Kotzebue gleich anfangs, zu erklären, er führe die Kriegsflagge, mithin sey sein Schiff ein Kriegsschiff, mithin gehören gar keine Passagiere darauf und mithin hätten solche, wenn sie dennoch aufgenommen würden, keinerlei Ansprüche zu machen. Herr von Chamisso erhielt also nicht einmal

Bedienung, nicht einmal die Stiefeln geputzt, nur auf sparsame Augenblicke, wenn ihn die Officiere verließen, Platz am Tische; außer seiner Schlafstelle keinen Platz zum Pflanzentrocknen &c. Zuweilen wurden ihm Sammlungen, die er zum Trocknen ausgestellt, ohne erst zu fragen, ins Meer geworfen. Ein Maler war am Bord, um die neuentdeckten Naturprodukte abzuzeichnen, nahm aber bloß Befehl von Herrn Otto von Kotzebue an, der sich herzlich wenig um alle die Dinge, die er nicht verstand, bekümmerte. Dazu kam die ungesellige, echtrussische Amtsmiene, die er annehmen zu müssen glaubte, um zu imponiren, und die Eifersucht von Seiten eines andern an Bord befindlichen Naturforschers, welches alles geeignet war, eine lange Seereise, ein Zusammenleben in so engem Raum aufs äußerste zu verbittern. „Ich erinnere mich, sagt der Verfasser, daß in Sicht des Staatenlandes ich hinüber zu den traurigen, nackten Felsen schaute und fast begehren mochte, daß mich vom Schiffe aus das kleine Boot nach jener winterlichen Oede hinüber trage und dort aussetze, mich von der marternden Gegenwart zu befreien.“ Die Pedanterie des Kamaschendienstes ging bei dem jungen deutsch-russischen Lieutenant so weit, daß er Herrn von Chamisso sogar den Schnurbart, den er sich hatte wachsen lassen, wieder abzuschneiden befahl.

Die Fahrt ging durch das atlantische Meer, welches dem Verfasser nur wie eine Straße, überall von Schiffen belebt und eng wie ein Kanal erschien, wie denn immer mehr die Weiten der Natur zusammenschwinden, je weiter, öfter und schneller die Menschen reisen und sich auf ihrem Erdenrund überall orientiren. Das Leuchten des Meers, das Passiren der Linie, die gewöhnlichen Begegnisse, als fliegende Fische, eine Seeblase &c. beschäftigte Herrn von Chamisso zuerst; in Brasilien, wo er nur eben landete, „erschrak“ er über die Fülle und Großartigkeit der Pflanzenwelt. Dann ging die Reise um das Kap Horn nach Chile, wo auch nur kurz geweilt wurde, und in den stillen Ocean, über die Osterinsel zu den zum Theil neuentdeckten Inseln desselben, die man aus der officiellen Reisebeschreibung des Herrn Otto von Kotzebue bereits hinlänglich kennt, daher wir hier nicht dabei verweilen wollen. Endlich steuerte man dem Nordpol zu und kam in die unwirthbaren Eiszonen. In der Wallfischregion macht der Verfasser die artige Bemerkung: „diese Wallfische rufen mir ins Gedächtniß, was ich einst von einem genialen Naturforscher ins Gespräch werfen hörte. Der nächste Schritt, der gethan werden muß, der viel näher liegt und viel weiter führen wird, als die Dampfmaschine mit dem Dampfschiffe, diesem ersten warmblütigen Thiere, das aus den Händen der Menschen hervorgegangen ist, — der nächste Schritt ist, den Wallfisch zu zähmen. Worin liegt denn die Aufgabe? Ihn das Untertauchen verlernen zu lassen! Habt ihr je einen Flug wilder Gänse ziehen sehen; und ein altes Weib gesehen, mit einer Gerte in der zitternden Hand ein halb Tausend dieser Hochsegler der Lüfte auf einem Brachfeld treiben und regieren? Ihr habt es gesehen, und euch über das Wunder nicht entsezt! was stuzt ihr denn bei dem Vorschlag, den Wallfisch zu zähmen? Erziehet Junge in einem Fiord, zieht ihnen einen von Schwimmblasen getragenen Stachelgurt unter den Brustflossen, stellt Versuche an. Wahrlich beide Meere zu vereinigen und die Entfernung zwischen Archangel und St. Peter und Paul auf acht bis vierzehn Tage Zeit zu verringern, ist wohl des Versuchens werth. — Ob übrigens der Wallfisch ziehen oder tragen soll, ob und wie man ihn anspannt oder belastet, wie man ihn zäumt oder sonst regiert, und wer der Kornak des Wasser-Elephanten seyn soll, das alles findet sich von selbst.“

Otaheiti, die Sandwichinseln, der Peter- und Paulshafen in Kamtschatka, Unalaschka und Californien sind als die Hauptstationen der Reise zu betrachten. Die Südseeinseln bilden den Glanzpunkt der Beschreibung. Herr von Chamisso ist zu human und poetisch, um nicht mitzufühlen, was einst Cook und Wilson empfanden. Bekanntlich sind seitdem die schönen alten Sitten der Naturkinder durch die englischen Missionäre gewaltsam verdrängt worden. Darüber sagt der Verfasser: „Zu einer Parteifrage sind die Missionen geworden, die erst nach meiner Zeit auf diesen Inseln Fuß gefaßt haben, und ich gehöre keiner Partei an. Lasse dir Akten vorlegen und höre auf die nicht, die, ohne selbst geschaut zu haben, verwirrend ihre Stimmen in dem Streit erhoben. Ich selber habe sie nicht vollständig gelesen. Die Volksthümlichkeit, die vor dem aufgehenden Christenthum untergehen muß, habe ich geschaut, und sie ist mir werth geworden; daß ich um sie traure, spreche ich unumwunden aus. Daß ich aber der Mann des Fortschrittes bin, und höher mir der Geist des Christenthums mit seinen Segnungen gilt, glaub ich in meinem Gedichte „Ein Gerichtstag auf Huahine“ an den Tag gelegt zu haben. Selbst an dem frommen Ellis (Polynesian researches) habe ich zwei Dinge vermißt: er hätte, meine ich, selber Otaheitier werden sollen, bevor er Otaheitier umzuschaffen unternahm, und hätte sein heiliges Geschäft geistiger auffassen und betreiben können. Seefahrer, die da Weiber und Lust auf den Sandwich-Inseln gesucht, mögen dem Missionswesen abhold seyn; aber gewichtigere Beschuldigungen fallen lassend, scheint mir doch aus allen Zeugnissen hervorzugehen, daß das Missionsgeschäft geistlos auf Owaihi betrieben wird, wo noch

kein Fortschritt in der geselligen Ordnung das Aufgehen des Geistes beurkundet hat. Die stille Feier des Sabbaths und der erzwungene Besuch der Kirche und der Schule sind noch das Christenthum nicht.“ Das Billigste, was man über diesen Gegenstand sagen kann. Jeder Leser von Gefühl wird mit lebhaftem Interesse die schönen Schilderungen lesen, welche der Verfasser von jener idyllischen Inselwelt entworfen, und besonders durch sein Verhältniß zu dem treuen Kadu anziehend finden, dessen Portrait das Titelkupfer zum zweiten Bande ist. „Wir lernten, sagt er, zuerst und hauptsächlich auf der Gruppe Otdia das anmuthige Volk von Radack kennen. Die Menschen, die uns freundlich einladend entgegen kamen, schienen uns eine Zeit lang, im Gefühl unserer Ueberlegenheit, zu scheuen. Die Häuptlinge bewiesen den stärkeren Muth, die größere Zuversicht. Vertrauen machte unsere Freunde nie zudringlich, nie überlästig. Die Vergleichungen unseres überschwänglichen Reichthums und ihrer Dürftigkeit erniedrigte sie nie zum Betteln, verführte sie selten zum Diebstahl, ließ sie nie die Treue brechen, wo ihnen getraut ward. Wir durchwandelten täglich einzeln, ohne Waffen ihre Inseln, schliesen bei weggelegten Schätzen (Messer, Eisen) unter ihren Dächern, entfernten uns auf längeren Zügen auf ihren Booten und vertrauten ihrer Gesinnung, wie wir bei uns dem wachenden Schutze der Gesetze vertrauen. Wir tauschten mit ihnen, von ihnen zuerst aufgefordert, unsere Namen. Die Menschen kamen uns, wo wir erschienen, gastfreundlich entgegen, und reichten uns Kokosnüsse dar. Wir handelten auf Otdia nicht, wir beschenkten und wurden beschenkt. Einzelne schienen zu geben eine gleiche Lust zu haben als wir, und brachten uns noch mit feiner Sitte Geschenke, wann Gegengeschenke nicht mehr zu erwarten waren. Andere betrugen sich eigennütziger. Wo unerhörte Ereignisse nie überdachte Verhältnisse herbeiführen und die Sitte schweigt, muß der eigenthümliche Charakter der Menschen sich selbstständig offenbaren. Die Frauen verhielten sich schamhaft und zurückhaltend, sie entfernten sich, wo wir uns zuerst zeigten, und kamen nur in dem Schutze der Männer wieder hervor. Gegen unsere kleinen Geschenke, Ringe, Glasperlen, die sie weniger als wohlriechende Holzsplitter von englischen Bleistiften zu schätzen schienen, reichten sie uns mit zierlicher Art den Schmuck, den sie eben trugen, dar, ihre Muschel- und Blumenkränze. — Kein Weib von Radack ist je an unsern Bord gekommen.“

Otto von Kotzebue kehrte wegen einer Unpäßlichkeit, die ihn befallen, nach Herrn von Chamisso und den englischen Blättern sehr zur Unzeit um, und was der russische Capitän sich erlaubte, würde nach englischen Begriffen keinem Engländer erlaubt gewesen seyn. Bevor Herr von Chamisso das Festland wieder betrat, hielt er sich noch kurze Zeit in England auf, wo er mit den bedeutendsten Naturforschern in Berührung kam. Seitdem nun lebt er in Berlin, im botanischen Garten unter den Erinnerungen fremder Himmelsstriche, verehrt von Allen, die ihn kennen, als Mensch und als einer unsrer vorzüglichsten Dichter, an dem besonders das merkwürdig ist, daß er, als geborner Franzose so durchaus heimisch in unserm Wesen und Geist ist. Sein Peter Schlemihl ist ein wahres Volksbuch.

Das Werk des Herrn Otto von Kotzebue enthielt im dritten Bande bereits die (hier im zweiten Bande mitgetheilten) Bemerkungen und Ansichten Chamissos. Dieser erklärt sich nun aber darüber. „Der einzige Vortheil, den ich mir von meinen Bemühungen während und nach der Reise als Naturforscher und Schriftsteller versprechen durfte, war, diese von mir geforderten Denkschriften vor dem Publikum, für welches sie bestimmt waren, in reinem Abdruck und würdiger Gestalt erscheinen zu sehen. Der Erfolg entsprach nicht meiner Erwartung. Was ich geschrieben, war von unzähligen, sinnzerstörenden Druckfehlern an vielen Stellen verfälscht und unverständlich; und dieselben in einem Errata anzuzeigen, wurde mir bestimmt abgeschlagen. In einer eigenen Abhandlung, die mir zugeschrieben werden konnte und zugeschrieben worden ist, trug Eschscholtz über die Korallen-Inseln hergebrachte Meinungen wieder vor, die widerlegt zu haben ich mir zu einem Hauptverdienst anrechnete. Die Verlagshandlung hatte die Aussicht auf eine französische Uebersetzung, die ein mir befreundeter Gelehrter besorgen wollte, vereitelt, indem sie die zu diesem Behuf begehrten Aushängebogen verweigerte. Endlich warf noch über das erscheinende Buch Sands unselige That ihren düstern Schatten, und ließ nur den Namen, den es an der Stirne trug, im Lichte der Parteien schimmern.“ Also auch nach der beschwerlichen Reise noch Unannehmlichkeiten der peinigendsten Art, über welche den edeln Verfasser endlich sein Ruhm und die Theilnahme des deutschen Publikums so hoch erhoben hat, als er es verdient.

Berichtigung.

In Nr. 33. Seite 130. Spalte 2. Zeile 13 von unten l. philologischer st. philosophischer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 82.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 6. April 1837.

Wie sich der Sonne Scheinbild in dem Dunstkreis
Malt, eh' sie kommt, so schreiten auch den großen
Geschicken ihre Geister schon voran,
Und in dem Heute wandelt schon das Morgen.

Schiller.

Des Wikings Tod.

I.

Wackre Friesenmänner lauern
Hinterm Bug des Felsenriffes.
Niedersteigt der alte Häuptling
In den untern Raum des Schiffes.

Unten ist ihm, als ob gläsern
Wären all des Schiffes Wände,
Als ob dunkler Tiefe Geister
Nach ihm reckten ihre Hände.

Todte Meereshelden sieht er
Tummeln muthige Delphinen,
Und wie andre zärtlich kosen
Mit den Meerfräulein, den grünen.

Andre sieht er, wilde Jäger,
Ungethümen Kraken hetzen,
Und noch andre allerunterst,
Hüter bei versunknen Schätzen.

Der allein gen sieben Dänen
Kämpfte, steht von Furcht durchgossen.
Fromm bekreuzigt sich der Wiking,
Und die Geister sind zerflossen.

II.

Lugend in die blaue Weite
Steht der Alte auf dem Decke.
„Danemannen! Danemannen!“
Ruft er, hallt's aus jeder Ecke.

Schlagbereit im Augenblicke,
Kolb' und schweres Beil zu Handen,
Harren seines Winkes fünfzig
Söhn' aus beiden Friesenlanden.

Alle Segel vor dem Winde
Sind die Felsen flugs im Rücken.
„Werft die Enterhaken!“ donnert's,
„Haut die Dänenhund' in Stücken!“

He! wie sind so bald zerrissen,
Dänen, eure dichten Glieder,
Und wie schmettern Beil und Kolben
Tod auf eure Häupter nieder.

Leichen sind die Danemannen,
Und die Sieger ruh'n vom Streite;
Aber an den Preis des Kampfes
Denket keiner, an die Beute.

Denn der Alte, der nun volle
Sechzig Jahre ungebrochen
Ihre Kraft in Schlacht und Sturm war,
Liegt am Dänenbord erstochen.

Erst die Dänen, dann den Wiking
Senken sie in nasse Tiefe,
Daß der alte Frieslandsrecke,
Sieger auf Besiegten, schliefe.

J. B. Kutscheit.

Italienische Städtebilder.

(Fortsetzung.)

Ist der Platz auf ein gegebenes Zeichen von Menschen und Kutschen gesäubert worden, so kommen die Trompeter des Zuges in der Straße unter dem Corso allmählig so nahe, daß aller Augen sich nach jener Gegend richten. Wie man die ersten farbigen Röcke erblickt, ruft Alles wie auf ein gegebenes Tempo: eccoli! eccoli! Dabei sind die hellen Knabenstimmen sehr vernehmlich durchzuhören. Von der linken Seite her bewegt nun der ganze Zug sich über den Halbkreis des Platzes. Voran schreiten die Stadtmusikanten mit kriegerischem Klang, hier, wie überall in Italien bei festlichen Gelegenheiten, durch den großen Hut mit buntem Federbusch, durch die farbige, gewöhnlich etwas altfränkische Tracht sorgfältig herausgeputzt. Ihnen folgt das Corps der siebzehn Contraden, zuerst durch eben so viele Fahnen repräsentirt, deren jede ihr Wappen trägt. Die Geschicklichkeit, womit diese, ihrer bedeutenden Größe ungeachtet, gehandhabt und geschwenkt werden, deutet auf eine von Vater auf Sohn in einer und derselben Familie übergegangene Kunst. Wie ihr Geschäft es fordert, tragen diese Fähnriche leichte Sommerkleidung, weiße Jacken und Beinkleider nebst kleinem spanischen Federhut. Trommeln und Trompeten trennen nun die Capitani der einzelnen Contrade von einander, welche im Barett mit Federn, in den spanischen Sammtröcken, den engen Hosen und kurzen, silberbesetzten Stiefeln eher an das siebzehnte Jahrhundert als an die für Siena ruhmvolleren Tage des Mittelalters erinnern. Da die Wahl dieser Trachten ihnen freigegeben und von Zufall und Laune bedingt ist, hätten auch in dieser Beziehung die doch sonst so eifersüchtigen Patrioten auf Muster halten können, welche das vierzehnte Jahrhundert, oder die Schlacht von Monteaperto an die Hand gaben. Durch die Erinnerung an jenes hier durchaus populäre Faktum würde Freude und Begeisterung nur auf passende Weise gesteigert werden. — In einer Reihe mit diesen Capitani, die das gezückte Schwert in der Rechten tragen, gehen ihre Untercapitani und Pagen, an ähnlichen, etwas weniger prächtigen Sammtröcken erkennbar. Ehemals, als es ein Vorrecht der Adeligen war, diese Chargen zu bekleiden, wurde bei dem Aufzuge selbst natürlich weit mehr Pracht und Aufwand entwickelt; jezt, da die Capitani aus dem niedern Volk genommen werden, mag es im Aeußern etwas bescheidener, vielleicht aber deßhalb nur um so fröhlicher und enthusiastischer hergehen. Den Capitani schließen sich zunächst nun die Reiter an, die eigentlichen Helden des Tages. Ihrer sind gewöhnlich zehn, da die sieben andern bei dem Julifeste, das zu Ehren der Madonna von Provenzano seit mehr denn sechs Jahrhunderten auf diese Weise in Siena gefeiert wird, ihre Kunst zu erproben pflegen. Bunt, wie die Farben ihrer Contraden, sind ihre Trachten, deren Schnitt dem Antiken verwandt ist. Dies und die Helme, welche sie später beim Kampf mit eng anliegenden Kappen vertauschen, gibt ihnen ein nicht weniger ritterliches als carnevaleskes Ansehen. Sie reiten noch harmlos und ruhig in einer Reihe neben einander, und gerathen nur hin und wieder einmal durch den ungebändigten Muth ihrer Thiere in Unordnung. Unmittelbar nach ihnen erscheinen die Palafrenieri mit den eigentlichen Kampfrossen, jedes mit einer weiten Decke und diese wieder mit Zeichen und Farbe der Contrade geschmückt. Der Siegeswagen, welchem zwei Läufer voraneilen, beschließt endlich den ganzen Zug. Dieser Wagen ist ein einfacher, vierrädriger Karren, hellgrün bemalt, mit Löwenköpfen passend verziert, von vier Pferden gezogen. Auf ihm erhebt sich, wie eine colonna rostrata, ein Mast, um den in der Mitte die Siegesfahne (pallio) mit einem silbernen Teller, dem Kampfpreise, und ringsum die sieben Fahnen der Contraden angebracht sind, welche diesmal keine Kämpfer zu stellen haben. Vier Trompeter in Staatslivree verkünden die Ankunft des Pallio an verschiedenen Stellen durch Trompetenstöße. Bei der Scalinata, etwa in der Mitte des Platzes angelangt, übergibt einer von ihnen die Siegesfahne den dort sitzenden Richtern. — Und was will man nun diesem Anblick vergleichen, wenn man diesen schönen Platz, seine charakteristischen, großartigen Gebäude, die Hunderte von bunten Teppichen, diese ewige Bewegung der flatternden Fahnen, die bunt aufgezäumten, prächtig geschirrten Rosse, die fantastischen Trachten der Fantini, den Siegeswagen, und was mehr ist als Alles dieses, die Freude und Begeisterung sich vergegenwärtigt, womit die Farben der einzelnen Contraden von ihren buntgeputzten, malerisch gruppirten Bürgern durch Händeklatschen, Bravorufen und Wehen mit den Taschentüchern begrüßt werden? Und dazu nehme man noch den wundervollen Himmel, der um diese Stunde und in diesem Monat in den prächtigsten Farben spielt, am Horizont goldgelb beginnt, dann in ein weithin strahlendes Violett übergeht, endlich in das durchsichtigste

Blau sich verliert, das frische Carnat der sanesischen Jungfrauen, ihre eigenthümlich kräftigen Gestalten, das weite Oval ihrer Gesichter, sie in allem diesen die ewigen Vorbilder der Sodoma und Beccafurni, die Unbefangenheit und naive Energie, womit sie, die ihnen natürliche Schüchternheit vergessend, nur im Gedanken ihres Festes leben, das so ganz auf einem religiösen und städtischen Interesse ruht — wo in ganz Italien, wo überhaupt wird ein Volksfest zu finden seyn, würdig, neben diesem hier einen Platz einzunehmen?

(Der Beschluß folgt.)

Etwas über menschliche Nahrung.

(Beschluß.)

Den alten Köchen scheint es mit ihrer Kunst weit mehr Ernst gewesen zu seyn als den unsrigen, und sie erhielten häufig fruchtbare Inspirationen von den größten Männern der Zeit. Neben den Schulen der Aerzte und Grammatiker gab es Schulen von Köchen, und einer der vornehmsten Patrone derselben war Apicius. Wenn auch das auf uns gekommene wunderliche römische Kochbuch keineswegs von dem Apicius herrühren mag, der unter Tiberius lebte, sein ungeheures Vermögen verpraßte und sich entleibte, weil er mit der ihm übriggebliebenen Million nicht leben zu können meinte, so hat doch dieser berühmte Schlemmer viele Speisen erfunden, die nach ihm benannt wurden. Philosophen und Poeten brüsteten sich mit ihren Kenntnissen in der Kochkunst, und die Tafelfreuden wurden von ihnen nicht nur im täglichen Leben, sondern auch in ihren Schriften besprochen. Archestratus führt mit großem Behagen aus, wie man zwar manche Leckerbissen nur in gewissen Jahreszeiten genießen, dafür aber das ganze Jahr hindurch mit wässerndem Mund davon sprechen könne.

Die sinnreichen Schlemmer ließen nichts unversucht, was den Genuß steigern konnte. Manche übten sich, heißes Wasser zu schlucken, damit sie über siedend heiß aufgetragene Speisen herfallen konnten, bevor minder feuerfeste Gäste davon zu kosten wagten. — Von der unsinnigen Verschwendung der Römer in den glänzendsten Tagen der Republik und beim beginnenden Verfall ihres Reichs hat unsere ökonomische Zeit gar keinen Begriff. Wir geben nur einige Beispiele. Kaiser Vitellius brauchte täglich für seine Tafel gegen 40,000 fl., und manche seiner Mahlzeiten kosteten eine halbe Million; bei einer derselben wurden nach Sueton 7000 Stück Geflügel und 2000 Fische aufgetragen. Aelius Verus bezahlte 600,000 Sesterzien für eine einzige Schüssel, und Heliogabalus gab häufig 50,000 fl. für eine.

Im Fache der Getränke, scheint es, haben wir die Alten weit weniger zu beneiden. Nicht nur besitzen wir wohl eine weit größere Auswahl von feinen Weinen und gebrannten Wassern; der Umstand, daß sie so vielerlei Substanzen mit ihren Weinen mischten, gibt uns, nach unsern Vorstellungen, einen wunderlichen Begriff von ihrem Geschmack. Wenn der französische Koch, den Smollets Arzt zu seinem antiken Banket gedungen, über den höllischen Recepten den Verstand verlor und auf's Beweglichste flehte: „Um der Wunden Jesu willen, ersparen Sie mir das Aergerniß mit dem Honig und Oel!“ so würde ein jetziger Kellermeister wenigstens fatale Gesichter schneiden, wenn er hörte, daß die Alten Salz und Meerwasser in ihren Wein thaten, daß sie Mastix und Myrrhen darin auflösten und ihren besten Falerner mit Wermuth versetzten. Ein Harzgeschmack und Geruch scheint am Wein sehr beliebt gewesen zu seyn; Martial sagt: „resinata bibis vina, falerna fugis.“ Gleich modernen Weinschmeckern verstanden sie es aber, das Bouquet des Weins durch Erwärmung zu entwickeln; sie gossen zu diesem Zweck heißes Wasser hinein.

Das Laster der Trunkenheit ist wohl so alt, als die Erfindung der gegohrnen Getränke. In den heiligen Büchern der Juden ist häufig davon die Rede, nach Tacitus waren ihm die alten Germanen sehr ergeben, und in Griechenland und Rom war es nicht nur verbreitet, Unmäßigkeit im Trinken wurde sogar häufig als Körper und Geist ersprießlich, als eine wahre Arzenei gerühmt. Nach einer bekannten Aeußerung des Horaz verschmähte es selbst Cato, der ehrwürdige Censor, nicht, sich hin und wieder dem erheiternden Einflusse des Weins hinzugeben. Nach Seneca und Andern übernahmen sich selbst die römischen Damen bei manchen Gelegenheiten, und zwar keineswegs erst in den sittenlosesten Zeiten des Reichs. Daß übrigens auch bei den Griechen Frauen und Jungfrauen der mäßige Genuß des Weines nicht versagt war, sehen wir bei Homer an Nausikaa und ihren Gespielinnen. — Die angebliche Vorschrift des Hippokrates, man solle einmal im Monat über Durst trinken, ist wohl apokryph; aber der römische Arzt Celsus sagt, ganz gesunde Menschen sollen nicht zu streng in der Diät seyn, sollen das eine Mal fasten, und zu andern Zeiten sich auch einmal gehen lassen. Ueber den gedachten Ausspruch des Hippocrates ist in den mittlern Zeiten von Seiten der Aerzte und Theologen viel verhandelt worden. Friderich Hoffmann behauptete, den Poeten müsse man in dieser Beziehung viel nachsehen, und er schrieb den geistigen Verfall der neuern Griechen großentheils dem Umstand zu, daß die Türken ihnen die Weinreben ausgerissen. Auf den mythologischen Bildwerken der Alten sieht man allerdings sehr häufig Bacchus neben Minerva. Ueberhaupt sind die Anspielungen der griechischen Mythologie auf die Trunkenheit, auf die Wirkungen des Weins und die Mittel, sie zu mäßigen, sehr interessant. So war Silen, der Lehrer

des Bacchus, obgleich er als beständig betrunken vorgestellt wird, ein Philosoph, der seinen Zögling auf seinem Zuge nach Indien begleitete, und ihm mit dem besten Rath an die Hand ging. Bei Virgil entwickelt er die Grundsätze der epikuräischen Philosophie über die Entstehung der Welt und die Natur der Dinge; bei Aelian fängt ihn Midas in trunkenem Zustand und läßt sich mit ihm in ein tiefsinniges philosophisches Gespräch ein. Die Nymphen in seinem Gefolg stellen das Wasser vor, mit dem er sein Getränk hätte verdünnen sollen, und die Macht der Liebe in Verhinderung von Unmäßigkeit.

Daß die Sitte, den Wein mit Wasser zu verdünnen, im Alterthum allgemein verbreitet war, ist bekannt. Die Lacedämonier nannten einen, der puren Wein trank, einen Scythen, seit Cleomenes, der Spartaner, diese Kunst bei den Barbaren gelernt. Auch den Thraciern warf man diesen Brauch vor, ein Beweis, daß er nicht allgemein war. Nach dem Mythus lernte Amphictyon, König von Athen, von Bacchus selbst den Wein mit Wasser mischen. Die Lacedämonier sotten ihren Wein um ein Fünftheil ein, in der Meinung, er verliere dadurch seine spirituosen Eigenschaften. — Indessen fehlte es im Alterthum auch nicht an Mitteln, die berauschende Kraft des Weins zu steigern. Von den Römern wurde namentlich der Myrrhe diese Eigenschaft zugeschrieben, und hierauf bezieht sich die bekannte Stelle im Evangelium des Markus (K. 15. v. 23). Man pflegte den Verbrechern vor der Hinrichtung Myrrhenwein zu reichen.

Die schrecklichen Nachwehen der Trunkenheit suchten Griechen und Römer mit den verschiedensten Waffen zu bekämpfen, fanden aber so wenig als wir ein Universalmittel. Das beste Gegengift ist noch der Kaffee, und den kannten sie nicht. Dagegen waren sie sehr reich an Mitteln, welche der Berauschung vorbeugten, oder sie doch weit hinausschoben; nur wissen wir nicht, ob sie viel geholfen haben. Am meisten wurden gerühmt Oliven und Olivenöl, Wermuth und Safran. Die Griechen bedienten sich zu diesem Zweck einer Salzauflösung, noch jezt bei seefahrenden Nationen ein allgemeiner Brauch, und die Römer kränzten sich das Haupt mit mancherlei kühlenden Kräutern.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortsezung.)

Neue Stücke. Die Venetianer. Die Isolirten.

Das Rellstabsche Drama: „die Venetianer," ist das gerade Gegenstück zu dem Raupachschen Lustspiele. Wie dieses regelrecht, fest und gemessen ist, erscheint jenes, troz des festen Kernes, in Willkührlichkeiten zerfließend. Dafür quillt und springt aber das Gefühl und die Empfindung, wo sie irgend Plaz finden, heraus, und diese lyrische Mitgift besticht Viele, welche jenes Lustspiel, weil es daran baar und bloß ist, zurückstößt. Rellstab läßt in seinem, so ernst gehaltenen Drama, daß es an die Tragödie nahe anstreift, viel handeln und noch mehr geschehen. Das Publikum findet eine Buntheit von Vorgängen, an die es bei der Magerkeit der Erfindung, welche in den meisten neuern Stücken herrscht, nicht gewohnt ist. Dieser Reiz des äußern Interesses, nebst Madame Crelingers vortrefflichem Spiel haben den Venetianern einen ungewöhnlichen Succeß zuwege gebracht. Auch mag an der Theilnahme ein dunkles Gefühl im Publikum mit Theil haben, daß es dem Verfasser einigen Ersaz für die Leiden schuldig sey, welche er in dem Kampfe mit Spontini eben erduldet hatte. Dessenungeachtet möchte der Verfasser selbst vielleicht am wenigsten mit diesem so bedingten Beifall zufrieden seyn. Seine Intention war gewiß, ein Drama von großartiger Haltung und psychologischer Entwickelung zu schreiben. Er hatte auch diese Entwickelung bereits in einer Erzählung, die bekannt geworden, niedergelegt, aber bei der Umarbeitung der Erzählung in das Drama gingen die feinen Adern und Fäden, wie das oft geschieht, verloren. Für ihn selbst und die, welche die Erzählung gelesen hatten, war alles motivirt, wo das Publikum nur Willkührlichkeiten erblickte. Daß das Drama mit dem dritten Akte in Romanbegebenheiten überschlägt und sich zersplittert, ist um so mehr zu bedauern, als die dramatische Steigerung, bis dahin großartig gehalten, das vollste Interesse in Anspruch nimmt. Von da ab wird es für das nicht unterrichtete Publikum ein bunter, interessanter Roman, voll erschreckender, spannender Begebenheiten und Verwandtschaftsentdeckungen, die halb unklar bleiben und doch nichts zur Erhöhung des Interesses wirken. Ein neuer Beleg der alten Wahrheit, wie schwierig es ist, aus fertigen Erzählungen gute Dramen zu gestalten.

Die „Isolirten" sind ein ganz unscheinbares Stück, was Effekte, dramatische Handlung, ja selbst psychologisch durchgeführte Entwickelung der Charaktere anlangt. Das große Publikum sagt: wenn es nicht so ungewöhnlich gut gespielt würde, könnte man es nicht aussehen. Ich stimme nicht dem Urtheil des großen Publikums bei; aber wenn dies Tadel ist, füge ich noch den einer unglücklichen Tendenz und einer nicht zeitgemäßen Auffassung der Verhältnisse hinzu, und doch halte ich das Stück für vortrefflich, und bekenne, seit längerer Zeit von keinem Drama auf ähnliche Weise gefesselt worden zu seyn. Die Isolirten bringen uns nur Zustände; handelnd tritt eigentlich nur eine alte Dame auf, die, meist von ihrem Sopha herab, gutmüthig für die Unglücklichen sorgt und Brücken zu bauen sucht über die Risse der Verhältnisse, durch die edle Neigungen getrennt sind. Alle Andern stehen isolirt, unglücklich da, und wissen nicht sich, nicht den Andern zu helfen. Sie vereint diese Isolirten zu gemeinsamer Thätigkeit, zu Liebesopfern, deren Ertrag den Gebern am meisten zu statten kommt; denn durch ihre Thätigkeit entstehen nicht allein glückliche Brautpaare, sondern auch glückliche Eltern und Kinder, wenn es gleich nur Adoptivverhältnisse sind. Nur die ganz Incorrigibeln, die ihr Glück in der Isolirtheit suchen, bleiben zurück. Es spricht sich aus, daß ein selbst Isolirter der scharfblickende Dichter dieses Schauspiels ist. Er erkennt die Wohlthat der Kreise, in die Geburt und Beruf jedes Individuum sezte, und predigt mit Recht dagegen, daß Jemand ohne Noth, in willkührlicher Laune sich selbst aus diesen Kreisen verstoße, in denen einzig und allein er wirken könne. Die Welt draußen sey die Fremde.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 28.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 6. April 1837.

Bemerkungen über die Bilder Düsseldorfer Schule, ausgestellt in Dresden im December 1836.

Erste Serie.

Die Ausstellung von Gemälden der Düsseldorfer Schule, welche zu Dresden in der zweiten Hälfte des Decembers 1836 Statt hatte, ist der Gegenstand vielfältiger Besprechungen, ein Streitpunkt für verschiedenartige Ansichten, jedenfalls aber eine neue Anregung für künstlerische Bestrebungen geworden. — Es ist keine Frage, daß seit Langem nichts so bedeutend, ja erschütternd auf das, was man in Dresden Kunstleben nennen kann, eingewirkt hat, als diese Ausstellung! — und so verdient sie denn auch einstweilen, bis wir lebendige Geistesfrüchte dieser Erregung sich entwickeln sehen, wohl unbedingt eine ernstere und tiefere Betrachtung, als ihr bisher in einzelnen öffentlichen, zum Theil sogar sehr unberufenen Aeußerungen * zu Theil geworden ist. Möge man den gegenwärtigen Bemerkungen, welche zuvörderst eine Würdigung zweier Hauptbilder dieser Ausstellung versuchen, eine freundliche Beachtung nicht versagen; finden sie eine günstige Aufnahme, so würde dann auch zu Besprechungen über einige andere, und namentlich auch über die landschaftlichen Gemälde dieser Folge, sich wohl eine Mußestunde finden.

Wer jedoch irgend über eine bestimmte Richtung und ein bestimmtes Werk in Kunst oder Wissenschaft seine Stimme abgeben will, der wird sein Urtheil nur dadurch recht zu begründen vermögen, daß er es deutlich macht, was ihm die eigentliche und höchste Aufgabe in dieser Kunst, in dieser Wissenschaft zu seyn scheine; nur dadurch, daß der Maßstab gekannt und gebilligt ist, wird man mit der Messung zufrieden seyn und mit dem Messenden sich einverstanden erklären können. — Und so kommen wir denn, wenn von Würdigung neuerer Kunstwerke die Rede ist, sogleich zu der Grundfrage: wie die Aufgabe für neuere Kunst überhaupt zu stellen und in welchem Felde eine eigenthümliche neue und bedeutende Höhe der Kunst in unserer Zeit zu erreichen sey? — Darüber möge man denn zuerst Folgendes bedenken! — Blicken wir auf welche höhere Kunst wir wollen, so ist die naivschöne Jugendzeit derselben bald seit vielen, bald seit wenigen Jahren vorüber, die Blüthe der plastischen Kunst der Griechen mit ihrer unbegreiflichen Einfachheit und außerordentlichen Tiefe, die Blüthe der historischen Malerei in Signorelli, Rafael, Tizian, Joh. van Eyck, Albrecht Dürer, Navarete und Murillo liegen in grauer Zeit hinter uns, in der Landschaft haben Ruysdael und Claude einige naive Hauptrichtungen dieser Kunst mit einer Vollendung erfaßt, welche in diesem Sinne kaum eine Steigerung zuzulassen scheinen, ja selbst in der Musik, der spätest gebornen höhern Kunst, ist von Mozart, als ihrem Rafael, in ursprünglich kindlich-reiner Weise der Quell so vollkommen ergründet, daß ein Uebertreffen desselben in seinem Sinne zu den Unmöglichkeiten zu gehören scheint.

Sollen wir nun aber hieraus ein vollkommen untröstliches Resultat ziehen? Sollen wir glauben, es aufgeben zu müssen, auch unsere und auch die spätere Zeit könne eine eigenthümlich schöne, die Gemüther der Menschen gewaltig bewegende und zum Höheren entflammende Kunst haben? — oder sollen wir gar deßhalb zur Nachahmung jener früheren Perioden der Kunst zurückkehren? — Nichts weniger! — Aber wir sollen uns ernstlich fragen: was ist's, das von der Kunst unserer Zeit gefordert wird und wie muß sie erscheinen, wenn sie mit den großen Regungen dieser Zeit im Einklang sich befinden soll?

Hier müssen wir denn bedenken: der Gang der Menschheit gleiche auch darin dem Lebensgange des Einzelnen,

* Daß hierher vorzüglich eine gewisse leider auch in die Königl. preußische Staatszeitung übergegangene Anzeige der Leipziger Zeitung gehört, wollen wir nur beiläufig bemerken.

daß sie von halb unbewußter, gemüthlicher Erfassung der Welt und des Lebens mit unwiderstehlicher Gewalt gegen bewußte intellectuelle Erfassung derselben gezogen werde. — Das Erkennen — das Wissen wird die Basis des spätern, wie das Gefühl und der Glaube die Basis des früheren Menschen ist. — Dieser Grundton verbreitet sich über Alles, er verbreitet sich auch über die Kunst! — Wie kann die Kunst in dieser Zeit des geschäftigen, wie des wissenschaftlichen Treibens — wie kann sie bei der Menge von bald abstoßenden, bald anlockenden Vorbildern jeder Richtung sich jene kindliche Einfachheit und Natürlichkeit erhalten — ja könnte sie es, wie würde sie auf die Zeit zu wirken im Stande seyn? — Und das ist das ächte Zeichen einer wahrhaft ihrer Zeit gemäßen und für diese Zeit hochbedeutenden und classischen Kunst, daß sie auf die Zeit rückwirke, wie sie aus der Zeit hervorgegangen ist, und wohin wir zurückblicken, sey es auf Griechenland, oder sey es auf Italien zu Rafaels Zeit, immer ist die lebendigste Wechselwirkung zwischen Kunst und Zeit das Merkmal der Vollendung der erstern. — Das ist's eben, was uns den sonderbaren, fast wehmüthigen Eindruck macht, wenn wir diesen Einklang vermissen! — Wir hatten lange Zeit eine Kunst, welche mit hie und da gewiß sehr aufrichtiger Ergebung an frühere Kunstperioden sich anschloß, so fromm, so unschuldig sich benehmen wollte, wie zu Fiesole's, wie zu Albrecht Dürer's Zeit — aber die Zeit verließ diese Kunst, wie diese die Zeit verlassen hatte, und die Künstler klagten über Mißachtung und Kälte — und doch eigentlich mit Unrecht! —

Allerdings waltet nun in jeder Zeit ein höherer und ein niederer Geist zugleich und die Aufgabe der rechten Kunst ist, daß sie den höhern Geist ergreife, ja daß sie seine Entwickelung fördere. So schloß sich im Mittelalter Poesie und Kunst nicht an die Rohigkeit und Barbarei, an tollen Aberglauben und Schwelgerei der Reichen, sondern sie hütete den Funken einer hohen Tapferkeit, eines reinen gläubigen Vertrauens und einer edeln Liebe, welcher in diesen dunkeln Zeiten unverlöschlich fortglomm, und aus dieser Region entnahm sie ihre unsterblichen Werke. — So soll auch, meine ich, die Kunst unserer Zeit sich nicht verbinden mit dem geisttödtenden Jagen nach augenblicklichem Gewinn, mit den von Heftigkeit der Leidenschaft zerrissenen Stimmungen des Tags und der Wüstigkeit eines gemein-genußsüchtigen Lebens, woran wir so mannichfaltig kranken, — sondern sie möge erfassen den Zug, welcher die Nationen allmählig immer mehr und mehr gegen einander aufschließt und den Menschen zu einem Bunde der Menschheit vorbereitet, sie möge erfassen das tiefsinnige, nach Erkenntniß von Gott und Natur ringende Bestreben, welches mehr und mehr in edeln Gemüthern sich geltend macht, und sie möge erfassen die reiche Erfahrung, welche der alle früheren Entwickelungsperioden der Völker überblickenden Menschheit unserer Tage zu Gebote steht, und sie wird etwas Außerordentliches leisten, sie wird Werke neuer, nie so da gewesener Art schaffen, und sie wird, indem sie die niedere Seite des Zeitgeistes bekämpft, die höhere Seite desselben auf das Entschiedenste fördern! —

Wer nun unsere Ansichten in diesen Vordersätzen gefaßt hat und ihnen beistimmt, der wird uns hoffentlich auch gern begleiten, wenn wir jezt etwas näher zu den Bildern herantreten, welche zu jenen allgemeinen Betrachtungen den ersten Anlaß gegeben hatten. Vorher aber sey es erlaubt, noch eine kleine Digression über historische Kunst unsrer Zeit überhaupt der Betrachtung dieser historischen Bilder vorauszusenden. — Es scheint uns aber, daß wir von neuerer historischer Malerei vorzüglich erwarten sollen: 1) eine auf wahrhafter und tiefer, wir möchten sagen bis zur lebhaften Vision gesteigerten Erkenntniß der Geschichte oder der Mythe beruhende, ja sich recht eigentlich gründende Darstellung einer bestimmten Scene des Menschheitlebens, werde es nun mehr im Sinne der Wirklichkeit oder im geistigen Sinne aufgefaßt. 2) Eine Vollendung dieser Darstellung, welche von Benutzung aller der reichen Erfahrung, so uns die verflossenen Jahrhunderte gegeben haben, von tiefer, wissenschaftgemäßer Kenntniß der sinnlichen Erscheinung solcher Gegenstände, und der möglichst vollkommenen und angemessenen reinen Wiederholung dieser Erscheinung im Bilde Zeugniß gebe. 3) Eine Richtung dieser Darstellung, welche dem oben bezeichneten höhern, und nicht dem niedrigern Geiste dieser unserer Zeit angemessen und verwandt sey.

Sind diese Anforderungen wirklich erfüllt, so wird der Künstler auf seine eigenthümliche Weise dasselbe leisten, was der große historische Forscher oder der große Dramatiker je in ihrem Kreise leisten — nämlich er wird den Schauenden mit magischer Gewalt den Blick eröffnen auf irgend einen bedeutenden Moment in der ungeheuern uns Alle mit sich fortziehenden und verwandelnden Entwickelung des Menschheitlebens, er wird, indem wir diesen Moment unwillkührlich mit unserer Zeit und unserm eigenen Leben vergleichen, unsere eigene Erkenntniß fördern, unser Gefühl läutern und unsere Richtung auf das Höhere befestigen, so daß wir, indem wir den Magier bewundern, ihm wegen der in uns selbst geförderten Entwickelung zugleich, sind wir sonst gut geartet, zum besten Dank uns höchlich verpflichtet fühlen müssen. —

Doch ich wende mich nun zu den Gemälden, deren zwei eben diesem bei mannichfaltiger Kunstbetrachtung gewonnenen Maßstabe, in ausnehmender und überraschender Art entsprochen haben; diese beiden waren aber: der Prophet Jeremias von Bendemann und die Hussitenpredigt von Lessing.

Schon als ich ein Jahr früher die trauernden Juden Bendemann's sah, erkannte ich ein Gestirn, welches einen neuen Tag in eigenthümlich zeitgemäßer historischer Kunst heranführen könne, aber in der Darstellung dieses Propheten auf den Trümmern Jerusalems begrüße ich den Anbruch dieses Tages selbst. Es ist hier nicht der Ort, in eine ausführliche Beschreibung des Bildes einzugehen, es wird durch die Kunstsinnigkeit seines erhabenen Besitzers an vielen Orten sichtbar werden, und eine nur dürftig gerathene Lithographie davon zu verdrängen, möge bald ein Kupferstich vorbereitet werden, als für welche Kunst gerade dieses Bild eine außerordentliche Aufgabe genannt werden kann. Aber das sey davon gesagt, daß es durch die freie, großartige Anordnung des in der Mitte auf den Trümmern des Tempels sitzenden Propheten, der trauernden Frauen zu seiner Rechten, wie zu seiner Linken des sterbenden Kriegers und des gestorbenen, von den Kindern fortgetragenen Alten gegen reine klare Luft, etwas ausnehmend Ernstes und doch dabei Klares und Erhabenes erhält, wodurch es aber den meisten Menschen, von Anfang, einen eben so fremdartigen, ja fast abstoßenden Eindruck erregt, als gäbe man ihnen die Divina Commedia des Dante oder die mystische Schlußscene von Goethe's Faust ohne weitere Vorbereitung in die Hand. — Vielen bleibt denn auch die Idee des Ganzen als Einheit wohl für immer unerreichbar, Andern geht sie mehr und mehr auf, je reiner und gesammelter sie sich ihm hingeben. Wenig unglücklich organisirte Naturen werden sich finden, welche nicht wenigstens von Einzelnen und wäre es nur die das Kind schmerzlich an sich drückende Frau heftig bewegt werden. — Wenn aber vom Historiker, sey er Geschichtsforscher, sey er Dramatiker, sey er Maler, immer zweierlei gefordert werden kann: Heranführung des historischen Momentes im Ganzen und lebendige Schilderung der Persönlichkeit im Einzelnen, so darf man sagen, der Künstler habe beide Aufgaben auf eine würdige Weise gelöst, und eben darum erfaßt die lebendige Darstellung der Persönlichkeit hier auch diejenigen, welche zur Ergreifung der Idee eines Momentes in der Geschichte der Menschheit sich nicht erheben können. — Dabei ist nicht genug anzuerkennen, wie eigenthümlich und selbstständig die Ausführung sey, wie völlig der Künstler alle Reminiscenzen an altdeutsche und altitalienische Malerei, womit wir so vielfach belästigt worden sind, abgestreift habe, und wie wenig seine Art des Vortrags — kann sie auch dem Besten aller Zeit an die Seite gesezt werden — doch weder bestimmt an diesen noch an jenen Besten erinnert. — Und so sey es für jezt genug der Worte! aber dem Künstler sey es nicht genug der Werke! sondern fort und fort blühe und treibe der Stamm und immer mehr wachse ihm die Sehnsucht, das Größte zu erfassen und zu leisten zum Heile der Kunst und zur Ehre der Deutschen.

Nicht minder außerordentlich, wenn auch nicht in der großartig abstracten Richtung des vorigen, ist das Werk von Lessing. Auch hier ist ein bedeutender Moment aus der Entwickelungsgeschichte der Menschheit durch die gegenständliche Schilderung mannichfaltiger, entschiedenster Persönlichkeit zur lebhaftesten Anschauung gebracht; mit einer Wahrheit, welche an Shakespeare erinnert, mit einer Kunst der Darstellung, welche die sinnliche Erscheinung bis in ihre feinsten Details verfolgt, ist das Werk vollendet und mit eigenem, ich möchte sagen leidenschaftlichen Feuer, denn die Darstellung gilt einem durch leidenschaftliche, fanatische Aufregung bedeutenden Moment der Geschichte, reißt es den Beschauer an sich, und selbst trägere Gemüther widerstehen diesem Zuge nicht und fühlen sich von dieser Scene begeistert. Vielleicht könnte man sagen, das Außerordentliche dieses Werkes werde in seiner Erscheinung einigermaßen verständlicher und sey gleichsam vorbereitet durch die große Ausbildung, welche das, was man Genremalerei nennt, schon seit Jahren — und oft genug bis zum Uebermaß begünstigt — erhalten hat, während der große, ernste, an Sophokles erinnernde, historische Styl des vorigen, gleich einem Wunder, mit einemmale und um so unerwarteter an uns herantritt; — allein sey dem wie ihm wolle, die vollste, dankbarste Anerkennung muß auch diesem Werke zu Theil werden. — Mit welcher Magie der Kunst werden wir nicht mitten in den Zug jener Hussiten versezt, welche von 1419 bis 1431 Böhmen, Sachsen, Franken und Bayern mit fast dämonischer Gewalt durchzogen, vor welchen ein Heer von hunderttausend Mann, geführt von Friedrich von Brandenburg, wie Spreu im Winde zerstob, und durch welche, gleich wie durch ein zerstörendes Gewitter die reinere Sommerluft, so eine spätere Reformation zuerst verkündet und vorbereitet wurde. Man glaubt fast die Führer Nikolaus von Hussiemez oder Johann von Troczнow unter diesen ächt slavischen Physiognomien zu erkennen, man gewahrt, wie auf Alte, auf Frauen, Mädchen und Kinder die dämonische Macht des Zuges wirkt, man erkennt den Schlächter, der vom Brande und der Verwüstung einer in naher Entfernung noch brennenden Ortschaft herankommend, in fanatisch-trüber Zerknirschung sich vor dem Prediger demüthigt — und man wird ergriffen von dem eifernden Priester, der seine Theilnahme am Kriege durch das Drahthemd unter dem wollenen Priestergewande bezeuget und dessen über die ihn umgebenden Figuren fanatisch auf uns heraus gerichteter Blick die große, noch außer dem Bild versammelt zu denkende Menge trefflich bezeichnet. — Kurz, auch Lessing hat ein Blatt aus der

Weltgeschichte vor unsern Augen aufgeschlagen, und sind die Schriftzeichen kleiner, so sind die Worte doch lebenvoll, klug und von wahrhafter Begeisterung durch und durch Zeugniß gebend. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom Februar.

Nekrolog.

Frankfurt a. M. Am 21. Februar starb hier, nach sehr kurzem Krankenlager, an Altersschwäche, Herr Johann Isaak Frhr. von Gerning, der durch seine Verdienste um Alterthumsforschung hinlänglich bekannt ist. Er war hier am 14. November 1767 geboren.

Paris, 5. Februar. Der als Kunstkenner und Kunstsammler bekannte französische General-Consul in Aegypten, Herr Mimaut, der sich auf Urlaub in Frankreich befand, ist am 2. d. hier in einem Alter von 60 Jahren mit Tode abgegangen.

24. Januar. Vor Kurzem ist hier ein Herr Brown aus Bordeaux mit Tode abgegangen, dessen Album unermeßliche Summen gekostet hat; er scheute die größten Ausgaben nicht, wenn es darauf ankam, die Zeichnung irgend eines talentvollen Künstlers, z. B. Bonnington's, für seine Sammlung zu gewinnen, und wußte dabei hinsichtlich der Ausgleichung des Preises mit einer Zartheit zu Werke zu gehen, in der er von wenigen Kunstliebhabern übertroffen wurde. Während seines Aufenthalts zu Rom bot er Horace Vernet einen prachtvollen Reisewagen an, wenn ihm der Künstler eine einfache Skizze machen wollte. Vernet entwarf die Zeichnung, weigerte sich aber, das Aequivalent anzunehmen. Alle Künstler, die mit Hrn. Brown zu thun hatten, rühmten dessen Benehmen, und dieses blieb ihm, wie die Liebe zu den Künsten, bis zu dem lezten Augenblicke seines Lebens. Selbst als alle Aerzte ihn, der an der Wassersucht litt, aufgegeben, sparte er keine Mühe, um zu dem Besize von Zeichnungen zu gelangen, von denen man ihm Nachricht gegeben hatte. Seine Augen glänzten bei der Erwerbung, und noch am Abend vor seinem Tode vollendete er auf seinem Sterbelager eine Skizze nach Bonnington, von dem er sehr viel hielt. Hr. Brown copirte für einen Liebhaber sehr gut. Noch wenige Tage vor seinem Ende kaufte er von dem bekannten Kunsthändler Susse die lezten Bonnington's, welche dieser auf seinem Lager hatte, und sagte: „Nun will ich von meinen Reisen ausruhen, ich will nun in Paris bleiben, Gemälde sammeln und eine Gallerie anlegen, dabei gebe ich aber das Sammeln von Zeichnungen nicht auf." Der Tod vereitelte diese Pläne.

Bauwerke.

Neapel. In der Nacht vom 6. Februar brach in dem Königl. Palaste in demselben Flügel, welcher von der Königl. Familie bewohnt wird, und auf der einen Seite an die Pulverkammer des Castells, auf der andern an S. Carlo gränzt, Feuer aus. Ein heftiger Nordostwind mehrte die Flammen, die mit ungeheurer Wuth und Schnelligkeit um sich griffen und in wenig Stunden den ganzen Flügel zerstörten. Alle neuerlich erst angeschafften kostbaren Geräthe, eine herrliche Bibliothek, prachtvolle Gemälde von den ersten Meistern, welche die schöne Gallerie der Königin Mutter schmückten, und ein neu angelegtes Museum von Antiken wurden ein Raub der Flammen.

Wien, 28. Januar. Im nächsten Frühjahr sollen hier an der Jägerzeile zwei Bauten beginnen, welche zur Verschönerung der Leopoldstadt viel beitragen dürften. Erstens wird nämlich die kleine Joachimskirche daselbst, welche kaum 500 Menschen faßt, mit zwei daran stoßenden Häusern niedergerissen und eine schöne große Kirche im römischen Styl nach Art der Paulskirche erbaut werden. Der zweite Bau betrifft das Leopoldstädter Theater; dieses wird ebenfalls größer gebaut und mit einer geschmackvollen Colonnade geziert werden.

8. Februar. Vor einigen Tagen wurde durch eine eigends hierzu zusammengesezte Commission die schon lange besprochene Abtragung des St. Stephans-Thurmes endlich definitiv entschieden. Das zur Abtragung nöthige Gerüst soll mehr als 10,000 fl. C. M. kosten. Demnächst soll der Thurm, der bis zur Uhr abgetragen wird, mit Kupfer gedeckt werden. Diese Nachricht ist später in öffentlichen Blättern widersprochen worden; auch ist schwer zu glauben, daß sich gar keine Mittel finden und keine Fonds aufbringen lassen sollten, um den Thurm, wie er ist, zu befestigen? Das Beispiel, welches die preußische Regierung am Dom von Köln gegeben hat, wird gewiß auch hier Nachahmung finden.

Köln. Die Angelegenheit des Dombaues wird in den rheinischen Regierungsbezirken fortwährend mit regem Eifer betrieben, und man hofft recht günstige Resultate von den Collecten des verflossenen Jahres. Nach dem Gutachten des Bauinspectors Hrn. de Lassaulx würde die gänzliche Vollendung des Doms, d. h. der Ausbau des Kirchenschiffs und der beiden Thürme, technisch nicht unmöglich seyn, und es handelt sich daher nur um Beischaffung der erforderlichen Geldmittel, die etwa 5 Millionen Thaler betragen würden. Gelingt es, jährlich in den $5\frac{1}{2}$ Million Einwohner zählenden Rheinprovinzen 50,000 Rthlr. zu diesem Zwecke aufzubringen, so ist die Vollendung des Doms in nicht zu ferne Aussicht gestellt. Die höchste Unterstützung würde, bei reger Theilnahme unter dem Publikum, sicher nicht fehlen.

25. Februar. Die seit mehreren Monaten vorbereitete Restauration am westlichen Portale des Rathhauses ist unter der Leitung des Stadtbaumeisters Weyer von dem Bildhauer Wilh. Imhoff begonnen worden. Dieses in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erbaute Portal war mit seinen Marmorsäulen und Bogen einst eine vorzügliche Zierde des Rathhauses und verdient also wohl wiederhergestellt zu werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 83.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 7. April 1837.

Ab Anthro Cythnum trajecerunt; ibi dies aliquot obpugnanda urbe nequidquam absumti, et quia vix operae pretium erat, abscessere.

Livius.

Briefe von den griechischen Inseln.

Kythnos, den 30sten December 1836.

Ich fahre fort, die Ausbeute unserer Untersuchungen auf Kythnos mitzutheilen.

Von der Geschichte und den Zuständen der Insel im Alterthum ist uns fast gar nichts bekannt. Was zuerst die Identität der Insel betrifft, so kann dieselbe nicht zweifelhaft seyn: denn Dikäarchos und Strabon setzen sie zwischen Keos und Seriphos an,* welche beide ihre Namen bewahrt haben. Bei Salamis hatten die Kythnier eine Triere und einen Fünfzigruderer.** Kythnos kam nach den Perserkriegen mit den übrigen Inseln in die Bundesgenossenschaft der Athenäer und zahlte ihnen um die Zeit des peloponnesischen Kriegs einen Tribut.*** Aber aus allem Uebrigen ergibt sich schon, daß die Insel weder reich noch mächtig war. Auch werden die Kythnier von Demosthenes**** mit Geringschätzung erwähnt, an einer Stelle, wo er sagt: wenn er zu Siphniern oder Kythniern oder einem andern ähnlichen Völkchen zu reden hätte, so würde er ihnen nicht so hohe Gesinnungen anempfehlen, wie den Athenäern. Dennoch hatte Aristoteles auch ihre Staatsverfassung nicht übersehen,* während andere Alte keinen nambaften Kythnier anzuführen wissen, als den Maler Kydias, und nichts von der Insel zu rühmen haben, als daß sie guten Käse hervorbrachte,** was sich aus den gewürzreichen Weiden ihrer wasserhaltigen Schieferberge wohl erklärt. Um das Jahr 200 v. Chr., während des Kriegs zwischen Rom und Philipp dem Dritten, hatte Kythnos makedonische Besatzung. Nach der Eroberung von Andros setzten Attalos und die Römer nach Kythnos über und belagerten die Stadt etliche Tage lang vergebens, standen aber dann von der Belagerung ab, weil ihre Einnahme kaum der Mühe werth schien.*** In der Geschichte des späteren Alterthums wird Kythnos vielleicht nur noch einmal erwähnt, als nach Neros Ermordung ein falscher Nero, man weiß nicht woher, plötzlich auftauchte, und durch Sturm nach Kythnos verschlagen, hier eine kleine Macht zu sammeln, die Kaufleute zu plündern und die Sklaven zu bewaffnen anfing, während

* Dikäarchos im βίος Ἑλλάδος. — Strabon 10, S. 588 Tchn.

** Herodot 8, 46.

*** Unedirte Inschrift auf der Akropolis. Die Zahl ist leider nicht deutlich.

**** Demosth. π. συντάξεως S. 176.

* Harpokration u. d. W. Κύθνιοι.

** Stephan. Byz. u. d. W. Κύθνος. — Eustath. zum Dionys. Pering. V. 526.

*** Livius 31, 15 und 45.

die Nachricht, der Kaiser lebe noch, sich immer weiter verbreitete. Da landete zufällig Calpurnius, den Galba mit zwei Triremen nach Galatien und Pamphylien schickte. Der falsche Kaiser sucht die Trierarchen zu gewinnen, und sie geben ihm scheinbar Gehör; aber auf ein Schiff gelockt, wird er von Calpurnius überfallen und getödtet.* — Ob auch Kythnos, gleich andern Inseln, unter den Kaisern als Verbannungsort diente, ist ungewiß, aber sehr wahrscheinlich.**

So viel von der Geschichte der alten Stadt. Ihre fast ganz zerstörten Mauern schlossen, wie schon bemerkt worden ist, den Rücken und den Gipfel des Berges ein und zogen sich dann westwärts an das Meer hinab. Sie sind, wie die Mauern von Tenos und Jos, aus Schieferquadern gebaut, und haben daher horizontale Schichten, aber von ungleicher Dicke, und die aufrechten Fugen sind nicht alle perpendiculär, sondern meistens schräg. Nach dem Umfange zu schließen, kann die Stadt acht- bis zwölftausend Seelen enthalten haben. Gegen Süden hat der Bergrücken einen etwas erhöhten Gipfel, welcher die Akropolis bildete. Nordwärts unter derselben, wo der Rücken flacher ist, war vermuthlich die Agora. An dem westlichen Rande dieses Plateaus, gegen das Meer hin, sind zwei große rechtwinklichte Substructionen aus mächtigen Schieferquadern, neben einander, und nur durch einen drei bis vier Schritte breiten Gang von einander getrennt. Auf den beiden Substructionen standen wahrscheinlich zwei öffentliche Gebäude, vielleicht Tempel; so wie der Tempel des Apollon Pythios und der Artemis Soteira in Anaphe auf einer ganz ähnlichen Plateform auf dem höchsten Punkte der dortigen alten Stadt stand.*** Der südlichere Unterbau ist achtzehn Meter lang, und der größere Theil seiner Oberfläche ist noch mit einem sehr festen Paviment aus Marmormörtel bedeckt, in welchen kleine, weiße Flußkiesel eingestampft sind. In der Nähe liegen noch einige große Quadern, ein bogenförmig behauener Stein und eine Cisterne. Ich fand hier einen kleinen Arm aus parischem Stein, und nur fünfzehn bis zwanzig Schritte unterhalb dieses Unterbaus, am Abhange des Berges liegt eine herabgerollte, sehr beschädigte weibliche Statue aus pentelischem Marmor, ohne Kopf und Arme.

Von dem eben erwähnten Gange, durch welchen man von dem Plateau der Agora zwischen den beiden Unterbauten hinabstieg, scheint eine größtentheils in den natürlichen Schieferfelsen ausgehauene, hin und wieder durch künstliche Stufen ergänzte Treppe in gerader Richtung an das Meer hinuntergeführt zu haben. Auf einem Drittheil der Höhe derselben, vom Ufer an gerechnet, und rechts von der Treppe finden sich neben einander drei in den Felsen ausgehauene, spitzgewölbte und mit einem sehr festen und glatten Stuck ausgekleidete Höhlen.* Sie haben drei Meter Höhe, acht Meter Länge und zwei bis drittehalb Meter Breite, und sind an ihrem hintern Ende der Quere nach durch einen gemeinsamen Gang verbunden. Ich erinnere mich nicht, eine ähnliche Anlage gesehen zu haben. Gräber scheinen diese Höhlen nicht gewesen zu seyn, denn sie haben weder Grabnischen noch sonst etwas, was darauf hindeutete; vermuthlich also irgend ein Heiligthum. Der dreifache Eingang war von Außen ohne Zweifel mit einer marmornen Façade verkleidet; der Platz vor demselben ist durch eine Terrassenmauer aus großen Steinen gestützt, und einige Stufen führten auf diese Plateform.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Tacit. Histor. 2, 8 und 9.

** Ders. Annal. 3, 69, wo die Lesart schwankt, aber wegen der Nachbarschaft von Gyaros wahrscheinlich Cythnum die richtige Schreibart ist.

*** Vergl. Kunstblatt 1836, Nr. 19, S. 74.

* Tournefort 2, S. 16, erwähnt diese Höhlen.

Italienische Städtebilder.

(Beschluß.)

Hat der Zug Platz genommen, die Capitani und Pagen vor dem Palazzo pubblico und neben ihnen auf der andern Seite die Musikchöre, so wird der Siegeswagen in die Mitte zwischen beide gestellt. Die Dragoner säubern langsam vorüberreitend den Platz, während die zehn Reiter nun auf dem bloßen Rücken ihrer Kampfrosse mit einer kleinen Gerte und der eng anliegenden Kappe an der Barriere vor den Richtern erscheinen. Obwohl der Strick dort hoch genug gezogen ist und den Pferden bis an die Weichen zu reichen pflegt, so fallen doch in diesem Moment nicht selten Unordnungen vor. Die Pferde sind einmal aufgeregt, das Volk lärmt und hezt schon so gewaltig, unter sich treiben die Reiter die Thiere schon so unbarmherzig an, daß oft der Reiter durch das gewaltige Anspringen seines Pferdes über den Strick hinübergeschleudert wird, oder wider Willen schon zu rennen beginnt, weil seinem Roß der Satz über die Barriere gelungen ist. Dies ist das Schlimmste, was einem Fantino begegnen kann; für ihn ist keine Möglichkeit des Sieges mehr vorhanden. Die größte Kunst des gewandten Reiters besteht darin, hier zurückzuhalten und dann im Moment wenn auf ein an der Fonte Gaja gegebenes Zeichen der Strick fällt, einen solchen Vorsprung hart an der rechten Seite zu gewinnen, daß man ihn weder einholen noch von dort herausreiten kann.

Diesmal ging Alles vortrefflich vor sich. Die Pferde standen ziemlich ruhig neben einander aufgereiht; aber in dem Moment des Ansprengens that das Pferd des Buckligen (il Gobbo) einen so gewaltigen Satz, daß an kein Einholen mehr zu denken war. Dieser Bucklige ist da

Idol seiner Contrada, la torre, aber der Schrecken aller Fantini nicht allein in Siena, sondern auch in andern benachbarten Städten. Will Viterbo oder Orvieto einen guten Reiter auf die großen Feste nach Perugia schicken, läßt man diesen Gobbo aus Siena kommen, der alle Kniffe und Schliche eines solchen Kampfes kennt, und sich weder durch Schimpfen und Hetzen, noch durch Prügel in seiner Kaltblütigkeit irre machen läßt. Es ist eine von den kleinen, abgetragenen Mißgestalten, welche die den Italienern gegen solche Gebrechen eigene Schadenfreude so lange neckt und höhnt, bis sie äußerlich und innerlich gleichsam vertrocknen. Ich habe den Gobbo oft reiten, aber nur ein einziges Mal seine stechenden Augen entflammt, seine eingefallenen Wangen geröthet gesehen, als er in Perugia sich um den Sieg betrogen glaubte und vor dem Kampfrichter immerfort über Betrug schrie und nicht eher sich zur Ruhe geben wollte, als bis Freunde ihn mit Gewalt vom Kampfplatz führten. Hier in Siena kann über Betrug keine Klage geführt werden; Alles, was zum Siege verhelfen kann, ist erlaubt. Ja um Schikanen aller Art Thor und Thür zu öffnen, läßt man die Straße nach St. Martino unbesezt, gerade da, wo auf dem gefährlichsten Punkt der ganzen Bahn rasch umzuwenden und hinabzulenken ist. Von gewandten Reitern wird dies auf mannichfache Weise benuzt. Es geschieht nicht selten, daß der, welcher voraus ist und die Wahrscheinlichkeit des Sieges für sich hat, von hinten ergriffen, in diese Straße hineingeführt und so den übrigen Kämpfern ein neuer Spielraum eröffnet wird. Ueberhaupt ist hier von Alters her Alles erlaubt, Schlagen, Festhalten, was man nur will und kann. Die Hauptränke drehen sich darum, den Gefährlichsten, d. h. jezt den Gobbo, unschädlich zu machen. Dafür bietet man Alles, aber häufig sehr vergeblich auf, weil der Gobbo dies weiß und klein genug ist, um sich hinter den Hals seines Thiers verkriechen zu können. Als er im Juli von einem andern im Nacken gefaßt und so hintenübergezogen worden war, blieb er noch lange hingestreckt auf dem Rücken des Pferdes liegen, bis er auch von dort in den Staub hinabgeworfen wurde. Ein Dritter eilte unterdessen Beiden voraus. Damals warf auch ein Pferd seinen Reiter ab und eilte ohne ihn seine Bahn; bei St. Martino ward es von einem Fantino ergriffen, den man diesmal nicht hatte haben wollen; er schwingt sich in seiner schmutzigen Kleidung hinauf und rennt mit den andern fort. Der Beifall des Volks über diese Ueberraschung war grenzenlos; einmal macht er die Runde, als er aber wieder nach St. Martino hinunterlenken will, stürzt er auf's Pflaster und wird für todt hinweggetragen. Nach der Herstellung schickte die Polizei ihn noch auf einige Wochen in's Gefängniß. Ein anderes Mal rennen zwei lange neben einander, der eine mit einem kleinen Vorsprung; der andere, merkend, daß er ihn nicht überholen könne, schwingt sich hinten auf das Pferd des Gegners, hält es so mit Gewalt im Zügel und treibt zugleich das seinige, los und ledig, wie es ist, zum Siege.

Die Theilnahme des Volks ist unbeschreiblich; es ist ein Heulen, Schreien und Pfeifen, von dem Niemand einen Begriff geben kann. Es kann sich nicht halten, und stürzt von allen Seiten in die Bahn, um die Pferde noch anzutreiben und fortzujagen. Obwohl dies gar nicht ohne Gefahr ist, so denkt doch Niemand in solchem Augenblick daran; man weicht nur ganz wenig zurück, wenn die Thiere sich Platz machen, und schreit und heult dann wieder wie rasend hinterdrein. Und was hier tobt, ist nicht allein das Volk; die jungen Adeligen, und sie mehr als alle Uebrigen, werden auf diese Weise hingerissen. Es gibt unter ihnen ruhige, gebildete junge Leute aus den ersten Familien Siena's, denen es unmöglich wäre, während des Festes bei ihren Arbeiten in Florenz auszuhalten. Sie müssen nach Siena und dort fünf Minuten lang mit einer Stentorstimme, die sie sonst an sich selber nicht kennen, ihr „passi! passi!“ schreien, selbst wenn der Sieg, wie diesmal, ganz unzweifelhaft wäre. Einem Nordländer erscheint solches Brüllen (denn es ist kein Schreien mehr) so unnatürlich, daß man darin Absicht zu erkennen geneigt ist. Und doch ist dies keineswegs der Fall; sie selber wissen, wenn man sie fragt, nichts weiter zu antworten, als: „non si sa, ma non si puo far di meno.“

Ist der Kreis zum dritten Male umritten, fällt bei den Richtern der entscheidende Schuß. In einem Nu war es bekannt, daß die Torre gesiegt hatte, und nun strömte die ganze Contrada herbei, um Gobbo und Pferd zu herzen und zu küssen. Die alten Weiber namentlich sind wie besessen; man läßt den Gobbo wie aus einer Hand in die andere gehen, und trägt ihn im Triumph auf den Schultern von dannen. Er selbst behauptet auch in solchen schwierigen Augenblicken sein Phlegma, und verzieht höchstens sein spöttisches Gesicht zu einem friedlichen Lächeln, wenn Einer ihm zu laut das „o bravo il nostro Gobbo! e viva il nostro Gobbo!“ unter die Nase schreit. Wenn dann aber Weiber und Kinder sich an den Hals seines armen Pferdes hängen, und dieses aus bloßem Enthusiasmus niederreißen und erdrücken wollen, fährt er mit großartigen Flüchen und mit seiner Reitgerte einige Male dazwischen. Es ist aber umsonst, man erduldet Alles von seinem Helden, und läßt sich in seiner Freude nicht stören. „E viva il Gobbo! e viva il Gobbo!“ schreit man ihm nur desto ärger entgegen, während die Gassenbuben der andern Contraden so grell dazu pfeifen, daß man kein Wort mehr vernehmen kann. Acht Tage nach diesem Feste zieht der Sieger mit seinem Fähnrich in seiner Contrada und bei andern Gönnern umher, und läßt vor den Häusern die Fahne schwenken. Für diese Ehre pflegen die Reichern Geschenke an Geld

zu machen, womit theils die Kosten zu einem frohen Mahle für die Contrada, theils die Ausgaben für die Feier des Festes bestritten werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Beschluß.)

Die Isolirten.

Ist dies so? Will der Verfasser nicht anerkennen, daß alle Kreise ineinandergreifen, jedes Glied des einen auch Glied eines andern Kreises ist? So war es von Uranfang, als die Stände noch schroff geschieden waren; denn ohne diese Kreisvergliederung gäbe es keine Weltordnung, und so ist es jezt, wo augenfälliger, unabwendbar die Kettengliederung der Stände sich löst. Der Dichter erscheint als ein milde gesinnter, edler Aristokrat. Ich glaube auch Aristokrat zu seyn; ich halte einen Adel für nothwendig, einen mächtigen, mit Grundbesiz begabten Adel für das Heil jedes europäischen Staates, nicht für eine Hemmkette gegen die Fortschritte des Geistes und der Kultur, sondern sogar für ein Bollwerk gegen äußere temporäre Mächte, welche diesen Fortschritten aus Furcht und Laune willkührlich entgegen arbeiten. Aber was hat diese Aristokratie mit der Misere der Hofetikette gemein? Die Geseze gegen Mesalliancen, das Phantom von der Reinheit des Blutes sind spätere Erfindungen, die das Adelsinstitut nicht gehoben, sondern, indem sie es isolirten, geschwächt haben. Gerade da, wo sie nicht gelten, steht die wahre Aristokratie am unerschütterlichsten fest gegen die heftigsten Stürme der Zeit. Die Schranken der Kasten sind längst gefallen, die gesonderten Stände haben darin ihre Hauptbedeutung, daß das stockende Blut des einen Kreises durch Vermischung, durch Heirathen mit andern sich auffrische. Wie die Individuen, sollen auch die Kreise sich nicht isoliren. Der geistvolle Verfasser ist bei der ersten Aufgabe stehen geblieben, vor der zweiten ist er zurückgeschreckt. Die Risse und Spalten scheinen seinem Auge so tief, so gefährlich, daß er keinen seiner Helden einen Ansaz nehmen läßt, um, der eigenen Kraft vertrauend, hinüber zu springen. Noch weniger sind herkulische Kräfte da, die mit einigen Fußtritten und Schaufelstößen von beiden Seiten den Riß zu ebnen suchten. Er erbarmt sich der getrennten Herzen, die sich hülflos gegenüber stehen, und läßt für sie in dunkler Stille kleine Nothbrücken bauen, Stege, auf denen Einer mit knapper Noth zum Andern kommt. Ein Cavalier von altem Adel liebt eine Bürgerliche, die, trefflich erzogen, als Pflegekind bei einer würdigen Standesdame lebt. Aber heirathen soll er sie absolut nicht können, weil — sie keinen Namen hat. Ist dies an der Zeit? Doch hier spricht ein anderes Argument ad hominem, welches zu allen Zeiten gelten wird: er ist ein Lieutenant und hat kein Geld, sie ist eine arme Waise. Also ist es schön und vortrefflich, daß die alte Dame das Kind adoptirt und ihr die Erbschaft ihres ganzen Witthums verschafft. Aber es ist auch ein Assessor Schmidt da. Schmidt ist freilich kein Name; allein er ist ein ausgezeichneter Kopf, accreditirt in der haute volée, die schönsten Aussichten eröffnen sich seinem Verdienste, und er liebt und wird geliebt von einer schönen jungen Wittwe, welche, von ihren gräflichen Verwandten einem Avanturier und Spieler verkauft, von diesem, da er durchgegangen, verlassen und auf dem Punkte ist, wegen ihrer scheinbaren Leichtfertigkeit und Verstöße gegen die Sitte aus der — guten Gesellschaft verstoßen zu werden. Assessor Schmidt ist in jeder Beziehung ein Mann. Wo in aller Welt ist da das Hinderniß einer ehelichen Verbindung zwischen dem Assessor und der Frau von Rosen? Wo würde nicht ein Jeder es für ein Glück ansehen, wenn die verlassene Frau eines durchgegangenen Spielers einen dermaßen qualificirten Gatten erhielte! Mit beiden Händen zuzugreifen, würde alle Welt ihr rathen, ihr, die selbst drauf und dran ist, ihren Namen zu verlieren, und noch dazu einen ihr verhaßten. Wenn kein Geld da ist, können sie etwas warten, bis er in seinem Posten vorgerückt seyn wird. Nein, es geht nicht — nämlich im Stücke — denn er hat keinen Namen, und ein großmüthiger Edelmann muß ihn adoptiren wollen, was Herr Schmidt hier mit gerechtem Stolze — früher erscheint dieser etwas krankhaft — ausschlägt. Ueber diese Adoptionen ließe sich vielleicht, aus einem gewissen Standpunkte, wegsehen. Diese conventionellen Hofverhältnisse sind für den Verfasser Natur; diese Natur, an die er gewöhnt ist, läßt sich nicht so leicht aufgeben. Nimmt das gutmüthige Publikum es von Victor Hugo als Natur hin, wenn er seine Königinnen und Fürstinnen handeln, denken und reden läßt, wie die Dirnen der Pariser Gassen, wo er seine Naturstudien gemacht hat, was ist es da einem hochgestellten Dichter zu verargen, wenn auch er die conventionelle Denkweise der engen Schranken, in denen er sich bewegt, für Natur nimmt und gibt. Adoptio imitat naturam, heißt es, wo keine wirkliche ist, wird sie durch Fiction ersezt, damit die Harmonie der Gesellschaft nicht gestört werde. Aber nein, das ist nicht genug. Auch dem Phantom des Blutes muß geopfert werden. Bei der Adoption ergibt es sich, daß beide bürgerliche Eindringlinge adeligen Blutes sind, die eine ein Bastard, der andere ein Kind aus einer cachirten Ehe. Nun ist Alles gut, in der alten Ordnung. Und doch wäre es ungerecht, nach diesem sittlichen Mißgriff den sittlichen Werth des Stückes zu bezweifeln. Der Verfasser, wie er vor uns steht, ist nicht anzuklagen, nur zu bedauern, daß ihm, beim besten Willen, bei der reinsten Ansicht, Kreise von Natur isolirt scheinen, die es nicht sind. Das Gemüth erhebt sich durchaus über den Kastenzwang, und trägt in seiner Art einen so vollständigen Sieg davon, daß das Publikum diese hier angedeuteten Mißklänge gar nicht merkte. Es war zufrieden, daß die Liebenden zum Schluß sich bekommen, unbekümmert über die Art, wie es geschieht, und seine Unzufriedenheit ist nur gegen den undramatischen Stillstand gerichtet, der durch vier Akte herrscht. Und gerade dieser that Ihrem Referenten ungemein wohl. Endlich einmal kein Haschen und Jagen nach epigrammatischer Entwickelung, sondern ein ruhiges, geistvolles Verweilen in Zuständen; eine gehaltreiche und elegante Conversation, die wie Oel fließt und doch ihren Fall hat; man bringe nur eine feinere Aufmerksamkeit mit: wie fein verschlungen sind alle diese Kreise innerhalb des einen, und wie ist da allerdings Handlung wie in einem Uhrwerk. Kein Sandkorn, kein Stäubchen kommt in die Räder, und Herz und Verstand können sich von Anfang bis zum Ende befriedigt finden, insofern sie sich selbst zu beschränken wissen, und aus dem Rahmen des Verfassers nicht auf die Welt draußen hinausblicken. Ich halte die Isolirten für die bedeutendste dramatische Arbeit, welche seit längerer Zeit auf unserer Bühne zur Aufnahme kam. Ihr Verfasser hat sich in einen Schleier verhüllt, den aber das Publikum lüften zu können meint, indem es einen geistvollen Prinzen in der Nähe des Throns darunter erblickt, der hier nicht zum ersten Male als Autor auftritt. Möge es nicht das lezte Mal gewesen seyn.

Beilage: Literaturblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 36. Freitag, 7. April 1837.

Länder- und Völkerkunde.

2) Reise durch Nordamerika bis zur Mündung des großen Fischflusses und an den Küsten des Polarmeers in den Jahren **1833**, **1834** und **1835** von Cap. Georg Back. Aus dem Englischen von Dr. K. Andrée. Leipzig, J. J. Weber, **1836**.

Der ausführliche Bericht über die Expedition des Cap. Back, welche derselbe 1833 unternahm, um den von seiner lezten Nordpolreise nicht zurückgekehrten Cap. Roß aufzusuchen. Bekanntlich ist Cap. Roß unterdeß wohlbehalten zurückgekehrt. Back erfuhr dies, sezte gleichwohl aber seine Untersuchung der noch unbekannten Nordküste Amerikas noch ein Jahr fort.

Diese Reisebeschreibung gehört zu den interessantesten der neuern Zeit. Ihr Resultat war die Entdeckung des großen Landstrichs zwischen dem Sklavensee und dem Meere unter 67° 10′ nördlicher Breite, der bisher unbekannten Gegenden zwischen der Bathurst- und Chesterfield-Bay gegen die Regentseinfahrt zu, östlich von den schon mehr bekannten Gegenden am Mackenziefluß und Bärensee, die früher Mackenzie und Franklin bereist. Vor Back streifte nur Hearne durch einen Theil dieses Landstrichs.

Der Capitän verließ England den 17. Februar 1833, versorgte sich in Nordamerika, wo er überall große Theilnahme fand, mit den nöthigen Reisegefährten und Vorräthen und trat die Reise auf der großen, mitten durchs Land gehenden Wasserstraße des Lorenzostroms und seiner Seen an. Dieses Stromgebiet charakterisirt bereits den ganzen Habitus des nordöstlichsten Amerika, das durchaus aus Gebirgen, Seen und Flüssen, welche die Seen verbinden, mit vielen Stromschnellen und Wasserfällen besteht. Nachdem Back auf die gewöhnlichen Stationen der Pelzhändler, Fort William, Norway-House, Fort Chipewyan und endlich Fort Resolution zurückgelegt, eine Route, die er vorher schon viermal gemacht hatte, kam er an den Sklavensee und nahm von da die östliche Richtung in bisher unbekannte Gegenden. Was ihm bis dahin aufstieß, ist von wenig allgemeinerem Interesse. Man kennt diesen Weg schon aus vielen andern Beschreibungen; daher hat der Verfasser die Schilderung durch die Charakterzeichnung seiner Begleiter (französische Kanadier, Irokesen und einige wenige Engländer) gewürzt, die nicht ohne psychologisches Interesse ist. Die Landschaft erhielt einige Abwechslung durch den Brand von Wäldern, welche die Indianer angezündet hatten, um das Wild herauszutreiben. Die Indianer des

Sklavensees werden als sehr widrige Geschöpfe geschildert. „Das tout ensemble dieses Volkes, wie die Sklavensee-Indianer in ihrer Eitelkeit sich selbst nennen, war außerordentlich wild und seltsam. Besonders zog eines der Kanoes meine Aufmerksamkeit auf sich; es war sehr klein, und acht Männer, Weiber und Kinder, mit ihren Beinen in einem Behälter unterzubringen, das kaum für drei Europäer Raum genug hatte, wäre für Jeden, der nicht mit der merkwürdigen Gelenkigkeit, mit der die Indianer ihre Glieder bewegen, bekannt ist, eine sehr schwierige Aufgabe gewesen. Sie lagen in einer Temperatur von 66° F. zusammengepackt, wie Yarmouther Häringe in einer Tonne; waren halbnackt, das Haar hing lang herab, und war so filzig, daß es Weichselzöpfe zu bilden schien; schmutzig waren sie über alle Beschreibung, und schrieen durch einander, daß man sein eigen Wort nicht hören konnte. Der Effekt dieser Scene ward dadurch noch erhöhet, daß die kaum eine Stufe tiefer als ihre Herren stehenden Hunde zu beiden Seiten des Flusses eine Art Leibwache der Indianer bildeten; und daß, als das Kanoe Strom abwärts fuhr, sämmtliche Thiere, das heißt menschliche und hündische, ein furchtbares Geschrei und Geheul erschallen ließen.“

Back suchte einen Fluß auf, von dem er hoffte, daß er ins Polarmeer führen werde. Als einen solchen bezeichneten ihm die Indianer den Thlew-ee-choch, den er nun trotz aller Hindernisse und trotz der ungewissen Aussagen zu erreichen trachtete. Er mußte zuerst den Hoar-frost-river aufwärts fahren, der ihn über eine Menge Stromschnellen und Felsen in ein Hochland brachte, von wo aus sich das Land erst wieder abwärts senkte und neue Flüsse den nördlichen Küsten zusandte. Aber die wunderbare Eigenthümlichkeit aller dieser Gegenden machte die Orientirung höchst schwierig. Die Flüsse verloren sich nämlich nach kurzem Lauf immer in neue, oft sehr große Seen, so daß ihr Ausgang aus denselben nur schwer wiederzuentdecken war. Dazu kamen die unaufhörlichen Fälle. Hier nur eine Scene: „Kaum war unser Kanoe so gut als möglich ausgebessert worden, da gingen die Beschwerlichkeiten und Gefahren wieder von neuem an; wir fuhren nämlich in einen Kanal, dessen Wasser sehr tief, aber häufig von scharfkantigen Felsen dermaßen versperrt war, daß uns kaum eine Durchfahrt zwischen denselben offen blieb. Der Strom, der hier ein bedeutendes Gefäll hatte, rauschte zwischen den Felsen hindurch oder über denselben hinweg, und zwar mit einer solchen Gewalt, daß die ziehenden Leute sich kaum auf den Beinen zu halten vermochten, und kaum war diese Noth zu Ende, da starrten uns wieder drei Wasserfälle entgegen, die gleich Riesentreppen, sich bis zu einer Höhe von 45 Fuß erhoben. Also mußte abermals unser gesammtes Gepäck weiter getragen werden, zum großen Aerger meiner Leute; denn bei einer solchen Gelegenheit ist es allerdings von Wichtigkeit, ob ein starker, kräftiger Mann, wie der kranke Dolmetscher war, im Stande ist, mit Hand ans Werk zu legen oder nicht. Noch ein paar Stromschnellen, darauf ein Wasserfall von zwanzig Fuß Höhe, und wir hatten diesen unruhigen, unwirthlichen Fluß hinter uns. Uebrigens kann man nicht leicht eine wildere und großartigere Scenerie finden, als jene, die sich an den Ufern desselben zeigt. Hohe Felsen ragen gleich kolossalen Thürmen über den Wasserfall empor, oder bilden die verschiedenartigsten Formen, sind bald mit verschiedenfarbigem Moose überzogen, oder von überhängenden Bäumen beschattet; bald sieht man einen ruhigen Teich vor sich, hell und klar, wie die Fläche eines Spiegels, bald den Dampf, der aus einem rauchenden Wasserfalle emporsteigt. Keine Feder kann solch einen Anblick würdig beschreiben.“

Unter den Schwierigkeiten eines solchen Terrains drangen unsre muthigen Reisenden dennoch glücklich durch und fanden endlich den ersehnten Thlew-ee-choch. Nun fiel der Winter ein, und sie mußten sich ein Haus zum Ueberwintern bauen, Fort Reliance genannt. Ihre sparsamen Vorräthe, die sie so mühsam bis hieher gebracht hatten, reichten zur Noth für sie selbst aus, nun sammelten sich aber noch hungrige Indianer um sie, denen man gab, so weit es möglich war, von denen aber doch mehrere verschmachteten. An Wild war Mangel, es zog sich in mehr südliche Gegenden. Die Kälte war furchtbar, 102 Grad Fahrenheit (beinah 50 Reaumur). Herzzerschneidend ist die Schilderung des Elends unter den halbnackten Indianern, die sich durch Indolenz und Aberglauben die Qualen des Klimas noch vermehren. So sah Back eine Familie, die alle ihre Kleider zerrissen und weggeworfen hatte, weil ihr ein Sohn gestorben war, und es Sitte ist, auf diese Weise zu trauern. So sah er eine Frau, die von ihrem Manne furchtbar mißhandelt wurde, bloß weil sie zufällig über sein Gewehr hinweggeschritten war, was als höchst schädlich angesehen wird. Endlich sah er einen Indianer, der aus Hunger sein Weib und alle seine Kinder bis auf eins geschlachtet und verzehrt hatte. Die traurige Einförmigkeit des Polarwinters machte einen Gefährten Backs schwermüthig. Ihre einzige Gesellschaft außer den hungersterbenden Indianern waren einige Wölfe, die einen ihrer Hunde zerrissen, und zwei Raben, die ein Irokese erschoß, zum großen Schmerz des Capitäns, der die Gastfreundschaft in einer so furchtbaren Oede nicht hoch genug schätzen zu können glaubte. Wie unter solchen Umgebungen der rauhe Seemann, der vielversuchte Erdumwanderer sentimental werden kann, davon gab auch Franklin ein merkwürdiges Beispiel, der, wie sich die Indianer noch staunend erinnerten, die in den Sommermonaten unter

dem nordamerikanischen Himmel so grausamen Moskitos niemals tödtete, sondern sie nur wegblies und dabei sagte: es ist Raum genug auf der Welt für mich und euch.

Obgleich Back aus den hinter ihm liegenden Forts die Nachricht erhielt, daß Roß glücklich zurückgekehrt sey, glaubt er die Entdeckung des Flusses fortsetzen und bis ans Meer vordringen zu müssen und brach zu diesem Behuf im Frühjahr 1834 noch weiter nach Norden auf. Aber auch hier kam er unaufhörlich aus einem See in den andern, über Stromschnellen und Wasserfälle. Er hat allen diesen Seen Namen gegeben, z. B. Garry-, Dougall-, Franklin-, Sussersee rc. Auch einen Artilleriesee, zu Ehren der vier Artilleristen, die ihm aus Kanada gefolgt waren. (Oft sind denn doch solche willkürliche Namen unpassend.) Bald rechts, bald links von seiner Bahn abgelenkt, den Windungen des Stroms und den abenteuerlichen Ufern der Seen folgend, kam er endlich in die Region, wo kein Holz mehr zu finden war und er mehrere Wochen kein Feuer mehr machen konnte, bis seine Leute endlich Treibholz entdeckten, was die Nähe des Meeres ankündigte. Er übersah von einem Hügel aus die tiefe Ferne des vom Widerschein des Eises glänzenden Horizonts, aber eben dieses Eis hinderte ihn, weiter vorzudringen. „Am folgenden Morgen fand ich das Eis dermaßen zusammen gepackt, daß es auf meilenweiten Strecken ganz senkrecht stand, wie an einander gestellte Schieferplatten, gleich einem ungeheuern Stonehenge. Zu gleicher Zeit schob der ungeheuere Druck, der von der See herkam, Massen, die vielleicht so groß waren wie ein Acker Landes, an die Küste, so daß auch nicht im Entferntesten ein Gedanke an Weiterreisen war.“

Wir übergehen die Zusammenkunft des Verfassers mit den Eskimaux, die nichts Neues darbietet. Die Naturschilderung ist bei ihm die Hauptsache, und so beschreibt er uns denn auf dem Heimwege vom Meer nach dem Fort Reliance einen Wasserfall, welcher der erhabenste der Erde seyn soll: „Nachdem wir etwa sechs bis sieben Meilen zurückgelegt haben mochten, bemerkten wir einen nebelartigen Dampf, der wieder von einem Wasserfalle herrührte. Wir beschlossen, denselben zu besuchen, und waren jezt sehr froh, daß wir unser Boot zurück gelassen hatten. Von dem einzigen Punkte, wo man einen großen Theil des Flusses überblicken konnte, sahen wir, daß derselbe rund um einen Felsen sich wand, und in ein oberes Becken fiel, welches durch die vortretenden Felsen uns nicht sichtbar war. Dann brach er wieder in einer großen Masse hervor, und stürzte in eine Schlucht herab, die wohl vier bis fünf hundert Fuß tief seyn mochte, und so eng aussah, daß man, wie es schien, mit einem Schritte über sie hinweg konnte. Aus ihr stieg der Dampf in dichten Säulen ein paar hundert Fuß hoch über unsern Häuptern empor. Da es aber auf der Seite, wo wir uns befanden, unmöglich war, den Hauptfall zu sehen, so machte ich im nächsten Frühlinge wieder einen Ausflug dorthin, und besah ihn mir dasmal von der westlichen Seite. Der Weg, den ich mit Schneeschuhen machte, war unendlich mühsam und gefahrvoll, denn der steilen Abhänge, Felsenspalten und des tiefen Schnees, mit welchem die Thäler gefüllt waren, ganz zu geschweigen, mußten wir oftmals auf kaum fußbreiten, abschüssigen Wegen gehen, die das Glatteis ungemein schlüpfrig gemacht hatte. Aber das Schauspiel, welches sich alsdann vor meinen Augen entfaltete, war solcher Anstrengungen wohl werth. Auf den ersten Blick fiel mir die Aehnlichkeit dieser Scenerie mit jener eines Eisberges im Smeerenberghafen, in Spitzbergen, auf. Sämmtliche Felsen, welche den Schlund bildeten, waren durchaus mit blauem, grünen und weißen Eise bedeckt, tausende von Eiszapfen hingen von denselben herab; ich sah Höhlen, Spalten, weit überhängende Eisballen, Alles von der verschiedenartigsten Gestaltung, und so herrlich und schön, daß ich nichts von alle dem, was ich jemals gehört oder wovon ich gelesen habe, mit diesem majestätischen Schauspiele vergleichen kann. Ein Vordringen bis in die unmittelbare Nähe war allzugewagt, auch konnten wir, weil die auf der westlichen Seite befindlichen Felsen zu weit vorsprangen, keine vollständige Ansicht von dem untern Theile des Falles erhalten, denn der niedrigste Punkt, welchen wir zu erreichen vermochten, lag doch immer noch gute hundert Fuß über dem Niveau des Flusses, der keineswegs, wie er von der Ostseite her uns geschienen hatte, schmal, sondern wohl volle zwei hundert Fuß breit war. Die Farbe des Wassers war verschieden, vom lichtesten Hell bis zum dunkelsten Grün, und der Dampf, der oben die Luft verfinsterte, stieg in hellgrauen Wolken empor. Der Niagara, die Wilberforcefälle im Hood'sflusse, die Kakabikka in der Nähe des obern Sees, jene in der Schweiz und Italien ergötzen Alle das Auge und erfüllen uns mit Staunen, mit diesem aber kann keiner von ihnen verglichen werden; er gewährte den imposantesten Anblick, den ich jemals gehabt hatte. Ich nannte ihn, unserm berühmten Seefahrer Sir Edward Parry zu Ehren, den Parry-Fall.“

Nachdem Back nochmals im Fort Reliance überwintert hatte, kehrte er auf dem alten Wege zurück, und kam am 17. August 1835 wieder in England an. Im Anhange werden noch naturwissenschaftliche Mittheilungen gemacht, zoologische von Richardson, meteorologische von Children, geologische von Filton. Richardson gibt in der Einleitung zu seinem Bericht eine sehr interessante

Ansicht von dem nordamerikanischen Klima, dessen verhältnißmäßig größere Kälte er aus dem Zurückbleiben des Eises in den zahllosen Buchten und Seen der Nordküsten (wo es der Wind nicht so leicht vertreiben, die Sonne nicht so leicht schmelzen kann) zu erklären sucht. Unter den Thieren jener Zone sind am bekanntesten der Biber, die Polar-Bären, -Wölfe, -Füchse, -Hasen ꝛc., das Moosethier (eine Abart des Elenn), das Rennthier, der Bison ꝛc.; am eigenthümlichsten und fatalsten das Stinkthier, dessen Geruch so unausrottbar ist, daß ein Gefährte Backs dadurch um seinen Mantel kam. Vom Fleisch des Bison wird der berühmte Pemmican bereitet, ein concentrirtes Fleisch, ohne welches es fast unmöglich wäre, lange in dem unwirthbaren Norden Amerikas auszudauern. „Die fleischigen Theile der Hinterviertel nämlich werden in sehr dünne Streifen zerschnitten, an der Sonne gedörrt und nachher ganz klein gestoßen. Dann werden zwei Theile des zerstampften Fleisches mit einem Theile Fett vermischt, und in lederne Säcke geknetet. Ein solcher Sack, den die canadischen Reisediener Taureau nennen, wiegt in der Regel etwa 90 Pfund und enthält jedesmal die Hinterviertel eines Thieres. Zwei Pfund Pemmican täglich sind hinreichende Nahrung für einen Mann, der ziemlich angestrengte Arbeiten verrichtet, doch essen Manche, wenn sie es haben können, wohl drei Pfund und mehr. Im Frühjahre pflegt man gewöhnlich die jungen Sprossen des Epilobium augustifolium mit Pemmican zu kochen und die im Dienste der Hudsonsbay-Compagnie stehenden kanadischen Männer machen dieses Gericht durch Hinzufügen von Hafermehl noch schmackhafter. Am besten läßt es sich aber genießen, wenn es sehr fein zerrieben und mit Meerrettig, getrockneten Beeren oder Korinthen gekocht wird. Wenn man den Pemmican, gleich nachdem er mit Fett vermischt worden ist, an einem kühlen Orte trocknen läßt, und ihn vor den Einwirkungen der Luft bewahrt, so hält er sich mehrere Jahre. Da er sich in ledernen Säcken gut transportiren läßt, und sehr gesund ist, so wäre er im Kriege besonders für die Soldaten sehr zu empfehlen, welche Eilmärsche zu machen haben."

Die äußere Ausstattung der vorliegenden Uebersetzung ist vortrefflich, aber der Mangel einer Charte wird dem Leser aufs unangenehmste fühlbar.

3) **Das Festland Australien, eine geographische Monographie. Nach den Quellen dargestellt von E. E. Meinicke. Erster Theil. Prenzlau, Kalbersberg, 1837.**

Ein mit System geschriebenes Werk, das beste, das noch über unsre Antipoden geschrieben ist. Der Verfasser hat mit außerordentlichem Fleiß alle Nachrichten zunächst in diesem ersten Bande über Neu-Holland zusammengetragen und wohlgeordnet. Er gibt eine recht genaue Uebersicht der ersten Entdeckung und allmähligen Colonisirung dieses fünften Welttheils. Er charakterisirt das Land und seine wunderbare, durchaus abnorme Natur zuerst im Allgemeinen, dann insbesondere nach allen physischen, geographischen und statistischen Beziehungen, so daß nichts fehlt, als eine Charte, die bei solchen Werken immer unentbehrlich ist, und hier um so mehr, als der Verfasser die Küsten und das Innere des Landes, so weit es entdeckt ist, mit allen Ansiedelungen aufs genaueste notirt und beschreibt. Wenn es uns unmöglich ist, aus Mangel an Raum aus dem reichhaltigen Gemälde Schilderungen zu entlehnen, die dem Leser einen anschaulicheren Begriff von dem Werke zu geben im Stande wären, so müssen wir doch hervorheben, welche große Erwartungen er von dem Lande hegt, das er mit so vieler Liebe beschrieben hat. „Es kann nicht bezweifelt werden, daß der Südosttheil Australiens nebst der davorliegenden Insel bestimmt ist, einst die ganze Oceanhälfte der Erde zu beherrschen, und wenn das Capland schwerlich mehr werden wird, als die Station für Europas Handel mit Indien, das südliche Amerika aber wohl keine höhere Bestimmung zu erfüllen haben mag, als den Mittelpunkt großer Fischereien zu bilden, so muß der Südosttheil Australiens einst den Verkehr der Hauptoceane des Erdbodens in sich vereinigen und ihr erstes Emporium werden, und es möchte zugleich der Ausgangspunkt für alle höhere Bildung seyn, die sich in Zukunft von hier über die Inselländer der Oceane verbreiten wird, wie sie sich bereits über Neuseeland hin ausdehnt. In dieser Hinsicht aber ist es keineswegs gleichgültig, noch auch zufällig, daß dieser Theil des Landes schon jetzt einen höheren Grad der Kultur erreicht hat, als irgend ein anderes Land in der Oceanhälfte der Erde." Dies ist unstreitig wahr. Neu-Holland hat die glücklichste Lage, um einst den Süden der Erde zu beherrschen, und dürfte bald gegen den nordischen Einfluß vorzüglich seines Mutterlandes und Nordamerikas reagiren, da es seiner Emancipation nothwendig in dem Maße von Schnelligkeit entgegengeht, in welchem seine Bevölkerung und Kultur zunimmt.

Aus Patriotismus hätte der Verfasser nicht verabsäumen sollen, zu bemerken, daß der Gründer der ersten englischen Colonie auf Neu-Holland, Philipp, der die erste Flotte mit Deportirten dahin brachte, ein Deutscher und von Frankfurt am Main gebürtig war.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 84.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 8. April 1837.

Pastillos Rusillus olet, Gorgonius hircum.
Horat.

Jena zur Zeit Schillers. *

Wir bedauern, daß wir weder den Verfasser der folgenden Notizen nennen, noch das, was uns von seiner Hand vorliegt, dem ganzen Umfange nach geben können. Manche der Personen, welche die kleine Denkschrift berührt, leben noch; diese, sofern sie uns bekannt waren, haben wir sorgfältig aus dem Spiel gelassen. Wir hoffen in dieser Beziehung keine Indiscretion begangen zu haben; im Uebrigen gehört beim raschen Lauf des Jahrhunderts die Zeit, in der Schiller zu Jena lebte, bereits der Geschichte an.

* * *

...Gerne erzähle ich von den schönen Zeiten, die im Nachgenusse noch reizender für mich sind, als sie mir in der Wirklichkeit schienen und mir manche süße Stunde heiterer Rückerinnerung gewähren. Es sind aber nur Fragmente, ohne sichtbaren Zusammenhang, einzelne abgerissene Erzählungen, die erst mit der Zeit zu einem Ganzen reifen können. — Auch wird nicht vermieden werden können, manche andere Begebenheiten jener Zeiten mitzuerzählen und so zugleich den Schauplatz zu beschreiben, auf dem Schiller lebte, und die Menschen, mit denen er zu thun hatte.

Jena ist seit Jahrhunderten eine Universität, die sich durch philosophische Freimüthigkeit und durch die Freiheit, welche Studenten und Professoren daselbst genießen, immer ausgezeichnet hat. Deßwegen wird man auch auf keiner Universität die abstechenden Contraste so grell antreffen als da, wo es einem Jeden freisteht, zu seyn und zu handeln wie er es für gut findet, wenn er nur nicht alle Gesetze der Gesellschaft muthwillig mit Füßen tritt. Dies zeigt sich schon in der Wahl der Lebensweise und dem Benehmen der Professoren und Docenten auf eine für den fremden Beobachter höchst auffallende Art. Eine größere Verschiedenheit in Manier, Kleidung, wissenschaftlicher und sittlicher Kultur wird schwerlich in London und Paris angetroffen werden, als in Jena. Vom Wilden in Sitte und Unreinlichkeit bis zur widerlichen Ueberfeinerung in Sitten und Kleidung, von der beschränktesten Ansicht der Wissenschaften, nach welcher z. B. ein Doctor legens die Diplomatik als das non plus ultra, als das Eine, was noth ist, als den Mittelpunkt alles Wissens ansah und seinen Zuhörern vorstellte, bis zur edelsten Uebersicht und zur heitersten Ansicht trifft man alle Mittelstufen gleichsam als ewige Formen, als Repräsentanten in Jena an. Es mögen hier einige Porträts, wie ich sie kennen lernte, stehen.

* s. Nr. 56. 1837.

Doctor Legens à Gerstenbergh, eine hagere, ausgehungerte, bleiche Figur, las als ein guter Mathematiker Fortifikation. Seine Kleidung war so lumpigt und alles an ihm so unreinlich, daß man seine Nähe gern vermied. Sein Adel war sein Steckenpferd. Seine Schüler, deren er einige Mal mehrere hatte, ließen ihm aus Dankbarkeit und Mitleiden eine neue Kleidung machen. Diese bestand in einem Federhut, scharlachrothem Rock mit goldnen Tressen, weißseidnen Strümpfen ꝛc. In diesem Anzuge gefiel er sich unaussprechlich wohl. Aber die seidnen Strümpfe waren bald schmutzig und zerrissen, die Wäsche verschwärzt, und nun trug er zu dem beschriebenen Anzug schwarzwollene, zerlöcherte Strümpfe, einen schwarzen Strumpf um den Hals und ein zerrissenes, schmutziges Hemd auf dem Leibe. Er hatte sehr oft im strengsten Sinne des Worts keinen Bissen Brod.

Adjunctus Facultatis philosophicae Haller, ein kleines, breitschultriges, grobknochiges, schwarzes Männchen, gab Privatunterricht in orientalischen Sprachen und hatte eine Aufwärterin geheirathet. Der Mann war das gedrückteste Geschöpf unter der Sonne, sein schlechtes Weib herrschte unumschränkt über ihn und mißhandelte ihn öffentlich. Eine unerschöpfliche Hiobsgeduld war ihm von der freundlichen Natur zum Gegengift gegeben; das erschien auch in seiner Figur, die lächerlich und traurig zugleich war. Er trug seinen einzigen weißen, abgeschabenen Rock nach dem alten Schnitt, wo das Hemd im Nacken heraussah, eine schwarzrothe mohrne Weste, die ihm die kurzen Schenkel mehr als zur Hälfte bedeckte und den bedenklichen Zustand der schwarzzeugnen Beinkleider in etwas verbarg, schwarze Strümpfe in einem traurigen Zustand, und Schuhe, die ihm um einen Zoll zu lang waren, so daß hinten am Fersen noch Raum genug übrig blieb, und er genöthigt war, sie mit den Zehen zu halten. Dadurch wurde sein Gang mehr ein Rutschen. Dazu kam ein Stock mit einer Quaste, der ihm bis über die Nase ging und den er in der Mitte der obern Hälfte gefaßt hatte. Sein borstiges, schwarzes, ungepudertes Haar war in eine Vergette geschnitten und stand stark in die Höhe; das Hinterhaar war in einen großen, alten Haarbeutel gefaßt, welcher durch einen Postillon d'Amour mit dem Hemdstrich zusammenhing. So rutschte er oft an unserm Hause vorbei spazieren. Herrenhuthisches, selbstgefälliges Insichhineinlächeln und Provisorsseligkeit strahlten aus seinem Gesichte. Wenn er im Vorbeigehen grüßte, so blieb er stehen und zog den Hut an sich hinunter, daß er auf den Bauch zu liegen kam. Die Aufgabe, gehend den Hut abzuziehen, wäre für ihn unlösbar gewesen. Es war dringende Gefahr, entweder einen Schuh zu verlieren, oder die Beinkleider, die mehr durch Gleichgewicht als durch Knöpfe am Körper zu hängen schienen, über die Gebühr sinken zu lassen. Deßwegen bückte er sich auch nie. Armer Wurm! — Eine Art von Wilden war der Prosektor beim anatomischen Theater. Nur wenige Züge zur Bezeichnung seines Wesens. Er besuchte die gemeinsten Bierhäuser und ließ sich von den Studenten frei halten. Wenn ihm einer eine Pfeife Tabak bot und ihm seinen Tabaksbeutel reichte, um zu stopfen, so stopfte er zugleich in den Vorderermel so viel er konnte und ließ das nachher unbemerkt in seine Rocktaschen fallen. In diesen befand sich gewöhnlich ein wenig Butter in einem Papier, ein Stück Käse, Brod, und gelegentlich auch wohl ein anatomisches Präparat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe von den griechischen Inseln.

(Fortsetzung.)

Außer diesen geringen Resten sieht man in dem Umfange der Stadt nur wenige zerstreute Marmorsplitter, Ziegel= und Vasenscherben; denn da der Boden sehr fruchtbar ist, so hat die lange Zeit Alles weggeräumt, um Platz zu Aeckern zu gewinnen. Einige Cisternen verdienen keine Erwähnung. Doch hat man hier früher von Zeit zu Zeit Statuen gefunden, die in Gott weiß wessen Hände übergegangen sind; nur eine derselben ist im Museum auf Aegina. Ich konnte keine Münzen von Kythnos zu Gesicht bekommen; was man mir zeigte, waren schlechte römische Kaisermünzen. Eine hier gefundene Inschrift, die einzige, welche ich auf der ganzen Insel auftreiben konnte, entdeckte ich durch beharrliche Nachforschungen erst gestern in der Kirche der h. Barbara in Messaria, an welche sie durch den lezten Besitzer geschenkt worden war und wo sie jezt als Stufe vor dem Tabernakel diente. Es ist ein Piedestal, welches die Statue der Selino getragen hat; aber die Schrift war so mit Kalk übertüncht, daß es mir eine halbe Stunde kostete, sie zu reinigen. Sie lautet: *Πυθίλλα Γλαύκωνος τὴν θυγατέρα. καὶ Γλαύκων καὶ Ἴσαρχος οἱ Ἰσάρχου τὴν ἀδελφὴν Σελινὼ Ἰσάρχου.* Diese Inschrift mit der noch unbedeutenderen Grabschrift eines Sidoniers,* sind die beiden einzigen von Kythnos bekannten Monumente dieser Art. Beide geben keine geschichtliche Ausbeute.

Nach Messaria zurückgekehrt, machten wir, da es eben Sonntag Nachmittag war, beim Demarchen und in einigen andern Häusern Besuch. Die Männer und jüngeren Frauen tragen die gewöhnliche Kleidung ihres Geschlechts; die älteren Frauen kleiden sich aber noch in die alte, höchst eigenthümliche Tracht. Auf dem Kopfe haben

* Im C. J. Gr. II., n. 2375.

sie einen wunderlichen, aus Pappe oder dünnem Rohr gebildeten und mit buntem Seidenzeug überzogenen Aufsatz, das Fremdhaar (τὰ ξενόμαλλα) genannt; um diesen schlingen sie einen gelbbraunen, über den Rücken lang herabhängenden Schleier (ἡ βόλια). Das Hauptkleidungsstück ist aber eine bis fast an die Knie reichende und nur den Rücken bedeckende Jacke, mit bunter Seide und wo möglich auch mit Gold gestickt, welche das Buchaeri (τὸ μπουχαίρι) heißt. Sie wird durch zwei untergelegte Kissen oder Pochen gestüzt, so daß sie steif vom Körper abstarrt und dem Oberleibe der Frauen, von hinten gesehen, das Ansehen eines Dreiecks gibt. Unter dem Buchaeri tragen sie ein um eine gute Spanne längeres Hemde, die sogenannte κρομοποδιά,* das unten einen breiten, gestickten Rand hat, und über dem Buchaeri eine um eine Spanne kürzere, mit Aermeln versehene dunkelfarbige Jacke, das κοντογούνα, die allenfalls vorn geschlossen werden kann. Die Brust bedeckt ein über's Kreuz gefaltetes Tuch (τὸ σταυρομάνδηλο); um den Leib legen sie einen breiten Gürtel (τὸ ζωμαχικό), und unter dem Gürtel hängt die Schürze (ποδιά) herunter. Schwere seidene, geschmackvoll gestickte, aber, um das Bein dicker zu machen, mit Tüchern ausgestopfte Strümpfe und gelbe Schuhe vollenden den Anzug, dessen Pracht noch bei den Wohlhabenden durch hin und wieder, namentlich auf der Schürze und dem Gürtel angebrachte vergoldete Schildchen erhöht werden kann. Das Kostspielige und Unbequeme dieser Tracht sind mehr noch als ihre Geschmacklosigkeit die Ursachen ihrer Abschaffung geworden, wie ja auch Europa seine Alongeperrücken und Reifröcke, seine goldbordirten Westen und Haarbeutel abgelegt hat. Noch ein Menschenalter, und man wird auf Kythnos selbst kein Kleidungsstück dieser Art mehr finden.

Auch der Dialekt der Kythnier hat einige Eigenthümlichkeiten. Außer dem bereits erwähnten angehängten νε hört man hier, wie auf Chios und Psyra, ἴντας und ἴντα, statt τίς, τί und τίνα, z. B. ἴντα σοῦ εἶπενε, was hat er dir gesagt? Das Verbum ἔρχομαι hat im Aorist ἦρχα (ἦρχες, ἤρχενε) statt ἦλθα, und φῶς macht im Plural τὰ φῶσια. Dagegen endigt die dritte Person der Mehrheit sich noch auf ουν und αν, während schon auf Siphnos, Naxos und Thera die Pluralsformen ουσι und ασι anfangen.**

Am 26sten December ging ich allein nach dem einzigen Dorfe Silakka, welches eine starke Stunde südlich von Messaria liegt, und fast eben so groß ist, wie diese sogenannte Stadt. Der Weg dahin ist sehr rauh und uneben. Von dem höchsten Punkte desselben sieht man südlich von der Insel das Eiland Serphogula, und noch näher an Kythnos die Klippe Piperi, wo der Professor Bardalachos im Jahr 1829 durch Schiffbruch umkam. Silakka selbst liegt in einem artigen Bergkessel, und hat keine andere Merkwürdigkeit, als eine große Höhle, τὸ καταφύγι, auf der Südseite des Dorfes. Ich stieg mit vier Führern in dieselbe, weil hier, statt Fackeln, nur dünne Wachskerzen zu bekommen waren. Man kann in den Hauptgang der Höhle mit Bequemlichkeit drei- bis vierhundert Schritte weit vordringen, und zu beiden Seiten gibt es noch Nebenarme. Diese Grotte ist, da der Berg aus Sandstein und Glimmerschiefer besteht, die reinlichste und trockenste, welche ich in Griechenland kenne. Der Boden ist ein vollkommen ebener Sandestrich, so daß am ersten Ostertage (τὴν μεγάλην λαμπρὰν) die Bewohner des Dorfes sich hier zu versammeln pflegen, um bei Lampenschein zu tanzen. Nur an zwei oder drei Stellen, wo Kalk- und Marmorschichten den Berg durchziehen, haben sich schöne Stalaktiten gebildet. Alle übrigen Theile der Höhle sind ausgewaschener Schieferfels, und einzelne von diesem Material in der Mitte stehen gebliebene Pfeiler, Pyramiden und Obelisken haben nicht weniger barocke Formen, als sonst die Tropfsteinbildungen. Diese Beschaffenheit der Grotte, welche offenbar ihr Daseyn der Auswaschung des Berges durch einen starken Wasserstrom verdankt, so wie der Name und die Lage des Dorfes, erklären sich gegenseitig auf das Befriedigendste. Silakka (τὰ Σίλακκα) heißt augenscheinlich nichts Anderes, als οἱ λάκκοι τοῦ Διός, der See oder die Höhlen des Zeus; der Kessel, in welchem das Dorf liegt, war einst ein Bergsee, dessen Wasser sich durch die Grotte verliesen und ihre Wände glatt schliffen. Als das Thal bewohnbar geworden war, und sich Menschen dort ansiedelten, dauerte noch die Erinnerung an seinen ursprünglichen Zustand, und so entstand der Name τὰ Σίλακκα. Schade, daß die Regierung in der Nomenclatur der neuen Gemeinden diesen echt hellenischen, gewiß uralten Namen durch den Namen Dryopis zu verdrängen gesucht hat. In dem südlichen und südwestlichen Theile der Insel, namentlich bei dem Hafen Naussa,* sind alte Eisenbergwerke, welche ich jedoch nicht besuchte. Die zu Tage ausgehenden Adern sollen heute nur geringe Ausbeute versprechen. Man hofft auch Steinkohlen zu finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Durch Umstellung, statt κορμοποδιά, von κορμός, wie γρωνίζω statt γνωρίζω, Ἀγνανώστης statt Ἀναγνώστης, λειδινόν statt δειλινόν, τρεπνός statt τερπνός, τράφος statt τάφρος, und hundert andere Umstellungen im täglichen Gebrauche sind.

** Vergl Morgenblatt 1836, Nr. 265.

* Gleichnamig und offenbar von gleicher Etymologie mit dem Städtchen Naussa (ἡ Νάουσα) auf Paros. Vergleiche Morgenblatt, 1836, Nr. 140.

Alte Weisheit, neu gereimt

von F. A. Seuffert.

Beneid' nicht Andrer Glück; wohl bist du oft nicht weise,
Wenn du dasselbe Glück begehrst — zu gleichem Preise.

Wer unabhängig ist, der kann nicht größer werden;
Drum wünschet sich der Mann kein höher Ziel auf Erden.

Will ab ein Reiz dich ziehn von deinen Lebensregeln,
So fahre rasch vorbei, als wie mit vollen Segeln.

Zum ersten Wunsche nein zu sagen, wird dem Willen
Viel leichter seyn, als, die ihm folgen, zu erfüllen.

Unrecht gestehen, sagt mit andern Worten an,
Daß heute weiser du als gestern hast gethan.

Wer Unrecht eingesteht, dem zoll' ich gern Verehrung;
Doch glaub' ich nicht so leicht an plötzliche Bekehrung.

Wohl freue dich, wenn Gott Vorzüge dir verleiht,
Doch sey die Freude Dank, sonst ist sie Eitelkeit.

So viel hat Eitelkeit im Kopfe Jedermann,
Als von dem Raume sein Verstand nicht füllen kann.

Wer voll Vertraun sich selbst zum Lehrer sich erkoren,
Hat in der Regel wohl zum Schüler einen Thoren.

Bis sich ein Knoten schürzt, magst du die Weisheit sparen,
Und deine Tapferkeit, bis uns bedrohn Gefahren.

Durch Gold und Purpur glänzt so Mancher, wenn er schweiget;
Er ist der Kinder Spott, sobald sein Witz sich zeiget.

Der hat ein schlimm Geschick, wer einen Freund verloren,
Noch schlimm'res, wer gewann den Beifall eines Thoren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, März.

Grippe. Industrie. Literatur.

Das Menschengeschlecht hat in den lezten Jahrzehnten ein paar Gäste wieder kennen gelernt, denen man nachrechnet, daß sie — wenn nicht Familienähnlichkeiten vielleicht irre führen — schon vor Jahrhunderten da gewesen sind, und denen es so wohl zu gefallen scheint, daß sie in kürzeren oder längeren Intervallen immer wiederkehren, die Cholera und die Grippe. Kaum hatte uns jene verlassen, so stattete uns diese einen abermaligen Besuch ab, und war Anfangs so bescheiden in ihren Forderungen, daß die von ihr befallenen Kranken immer lässiger in den Hülfsmitteln gegen dieselbe wurden, und im Verlaufe ihrer Anwesenheit durch Vernachlässigung häufige Brust- und Lungenkrankheiten entstanden, so daß manche Tage der Todten nicht weniger zählten, als in der Zeit der Cholera. Jezt ist sie bedeutend im Abnehmen, und hoffentlich wird sie mit dem ersten Frühlingsstrahl ganz geschwunden seyn. — In unserm Vaterlande wirkt nicht allein die Regierung zur Erhöhung der Gewerbsindustrie, sondern selbst Privatpersonen begünstigen dieselbe auf die bemerkenswertheste Weise. So hat unlängst der Engländer Parish, Freiherr von Senftenberg, ein Darlehen von 100,000 Gulden C. M. zu 5 pCt. Zinsen gegen annehmbare Sicherheit als Vorschuß zur Errichtung von Fabriksunternehmungen, welche viele Hände beschäftigen, demjenigen angeboten, der sich einer solchen Unternehmung auf seiner Herrschaft Senftenberg unterziehen wollte, welche eine zahlreiche Population, hinreichende Gebirgswasser, Holz in gehöriger Menge und gute Communikation mit dem In- und Ausland hat, ferner wohlfeilen Lebensunterhalt gewährt, und wo der Taglohn zu den niedrigsten im Lande gehört. — In der J. G. Calve'schen Buchhandlung, welche sich nebst der Zeitschrift: „Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen," schon durch so manches Verlagswerk in diesem Fache ein Verdienst um die landwirthschaftliche Literatur des Vaterlandes, wie der übrigen deutschen Staaten erworben hat, erscheint ein „Landwirthschaftliches Conversationslexikon für Praktiker und Laien," herausgegeben von Dr. Alexander von Lengerke, dessen Name sich durch so manche ökonomische Werke und einzelne Abhandlungen in periodischen Schriften, neuerlich aber durch seine „Anleitung zum praktischen Wiesenbau" einen guten Klang erworben, und der bewiesen hat, daß er der Mann sey, dasjenige zu geben, was den meisten, selbst händereichsten ökonomischen Werken fehlt, insbesondere die lehrreichen und interessanten Nachweisungen über die landwirthschaftliche Statistik, Geographie und Topographie, über die Politik der Landwirthschaft, die ökonomischen Institute und Gesellschaften, die wichtigsten Erzeugnisse der landwirthschaftlichen Literatur und biographische Notizen ihrer Heroen. Von diesem Werke sind bereits zwei Hefte erschienen, und erregen sowohl durch systematische Ordnung und guten Styl, als durch Vollständigkeit, Fülle und Gedrängtheit die schönsten Hoffnungen für die folgenden. Das Ganze wird aus drei Bänden in zwölf bis fünfzehn monatlichen Heften bestehen, und etwa im Laufe eines Jahres vollendet seyn. In derselben Buchhandlung ist (aus den Abhandlungen der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften besonders abgedruckt) ein kleines biographisches Werkchen erschienen: „Leben Franz Joseph Ritters von Gerstner," beschrieben von Dr. Bernard Bolzano, welches durch seinen Gegenstand nicht minder interessant ist, als durch den Verfasser, da Beide in der Culturgeschichte Böhmens — wenn gleich auf ganz verschiedene Weise — eine wichtige Rolle spielen. — Im Auftrage und auf Kosten des k. k. obersten Kanzlers und Studienhofkommissions-Präsidenten Grafen Mitrowsky ist bei L. W. Seidel in Brünn ein wichtiges historisches Werk: „Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae ab annis 306 — 1306 studio et opera Antonii Boczek," erschienen, welches, bei der unzertrennlichen Verzweigung der Geschichte und der Nation Mährens und Böhmens, für Böhmen als ein Hauptquellenwerk um so mehr zu betrachten ist, da die mährischen Archive, in so vielen Kriegsstürmen glücklich erhalten, zur böhmischen Geschichte in der vorhussitischen Zeit wunderbar aushelfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 78:
Die Glasflasche.

Räthsel.

Was ist Morgenstern und Spieß,
Schmettert rauh und tönt so süß,
Ist ein männlich stolzer Schmuck,
Und im Bild ein böser Spuk?

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 11.

Sonnabend, 8. April 1837.

[147] In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben

von den

D. D. Dingler und Schultes.

Erstes Februarheft.

Inhalt: Diggle's Verbesserungen an den Dampfmaschinen. Mit Abbildungen. — Aitkin's Verbesserungen im Zurichten der Baumwolle und anderer Faserstoffe, und im Einführen derselben in die Vorspinn-, Mules-, Drossel- und sonstigen Spinn- und Dublirmaschinen. Mit Abbild. — Houldsworth's Verbesserungen an den bei der Bearbeitung der Baumwolle und anderer Faserstoffe gebräuchlichen Streck- und Flyermaschinen. Mit Abbild. — Ashworth's Verbesserungen an den Maschinen zum Zurichten und Spinnen von Baumwolle, Seide und andern Faserstoffen. Mit Abbild. — Parkinson's Verbesserungen an dem Strecker oder Spannstock für Kunst- und Handwebestühle. Mit Abbild. — Bridson's verbesserter Apparat zum Bleichen von Flachs und anderen vegetabilischen Faserstoffen. Mit Abbild. — Preston's verbesserte Walzendruckmaschinen für Calicos. Mit Abbild. — Bemerkungen aus und über A. Ure's Werk: „die brittische Baumwollenmanufaktur." — Mangham's verbessertes Sauerstoff-Wasserstoffgas-Löthrohr. Mit Abbild. — Gentele, über die Bleiweißfabrikation. Mit Abbild. — Ueber Pouillet's Pyrometer. — Green, über die Vorzüge des Kohlenwasserstoffgases vor dem reinen Wasserstoffgas bei Luftballons. — Watt's Verbesserungen im Reinigen und Raffiniren von Talg und verschiedenen andern thierischen und vegetabilischen Fetten. — Chevalier, über den Hopfenbau in Frankreich und über die Aufbewahrung des Hopfens. — Miscellen. Englische Patente. — Amerikanisches Eisenbahn-Paradoxum. — Verfahren das Silber vom plattirten Kupfer zu trennen. — Pneumatisches Verfahren zum Färben seidener und wollener Stoffe, Pelzwerk ꝛc. — über die Veränderung gefärbter Zeuge an der Luft. — Schlichte für mechanische Baumwollwebereien. — Ueber die Asphaltgruben in Pyrmont. — Vigier'sche Methode den Mörtel zuzubereiten. — Ueber den Seiden- und Weinbau in Rußland. — Ueber Hrn. Buisson's Pflug. — Ueber die Dünger-Compositionen des Hrn. Logue. — Beispiel einer Verbesserung der Wasenmeister-Anstalten.

Zweites Februarheft.

Inhalt: Kingston's neue Maschine mit rotirender Bewegung. Mit Abbildungen. — Ueber einen von Hrn. Raub in Pensylvania erfundenen Dampfmanometer. Bericht einer vom Franklin Institute zu dessen Prüfung ernannten Commission. — Curti's Verbesserung an den Eisenbahnwagen. Mit Abbild. — Smeaton, über die beste Spurweite oder Breite der Eisenbahnen. — Cram, über den Transport schwerer Lasten über Eis. — Berry's Verbesserungen an den Maschinen zur Fabrikation von Nägeln, Stiften, Nieten, Bolzen und andern derlei Gegenständen. Mit Abbild. — Auszug aus dem Berichte des Hrn. Merimée über die [illegible] Klingen des Hrn. Hippolyte Mille und des Fürsten de Luynes. — Gardiner, über das Graviren auf sogenannte Drahtplatten. — Nubery's Verbesserungen in der Fabrikation von Regen- und Sonnenschirmen. Mit Abbild. — Harter's Verbesserungen an den Maschinen zum Winden, Reinigen, Strecken und Dubliren von harter und weicher Seide, so wie auch zum Winden, Reinigen und Dubliren von Baumwollen- und anderm Garne. Mit Abbild. — Ueber den verbesserten Tintenzeug des Hrn. Henry Stephens, und über die Tinte desselben Erfinders. Mit Abbild. — Pelouze, über die Darstellung des Platins. — Play, über die Theorie des Hohofenprozesses und die Wirkung der Kohle, wenn sie entweder zum Reduciren der Metalle oder zum Vereinigen derselben mit Kohlenstoff benuzt wird. — Ueber ein Verfahren zur Bestimmung hoher Temperaturen. — Auszüge aus den Aussagen der Zeugen, welche vor dem Hause der Lords über die Besteuerung der auf den Landstraßen fahrenden Dampfwagen vernommen wurden. — Auszug aus dem Berichte des Hrn. Merimée über die Zeichenstifte und die farbigen Papiere des Hrn. Fichtenberg in Paris. — Blurton's verbesserte Methode, Kühe und andere Thiere zu melken. Mit Abbild. — Miscellen. Ueber Hrn. W. Hancock's Dampfwagen-Automaton. — Meyer's Verbesserungen an den Dampfmaschinen. — Leistungen der Dampfkraft im Vergleich mit der Pferdekraft auf der Nürnberg-Fürther-Eisenbahn und Ertrag dieser Bahn. — Zur Geschichte der Dampfboote. — Eisenbahnfahrten mit Segeln. — Russische Eisenbahnen. — Ein neuer mit den Ruderrädern angestellter Versuch. — Ueber eine neue Methode die Tiefe des Meeres zu messen. — Ueber die Wirkungen, die sich beim Versenken von Flaschen in die See beurkunden. — Ueber Huet's Pumpe. — Unzulänglichkeit der Glasspizen gegen das Einschlagen des Blizes. — Vorschlag zu einer Verbesserung der Davy'schen Sicherheitslampe. — Ueber die Glasperlenfabrikation in Venedig. — Wronicki's Verbesserungen an den Schießgewehren. — Englische Strohdächer. — Ueber die Bereitung des Kartoffelzuckers. — Ueber die Astearlampen des Hrn. Joanne. — Baumwollausfuhr der Vereinigten Staaten. — Ueber ein den Hafer ersezendes Pferdefutter. — Ueber die Düngerbereitung nach Jauffret. — Mac Adam's Tod.

* * *

Von diesem sehr gemeinnüzigen und wohlfeilsten Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 24 — 36 Kupferplatten bestehend, und welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Ein dieses Journal begleitender Anzeiger nimmt einschlägige Dienstgesuche, Waaren- und Maschinen-Anbietungen, Bücheranzeigen u. s. w. gegen sehr billige Insertionsgebühren auf, und die Verlags-Expedition besorgt die einschlägige Correspondenz.

Stuttgart und Augsburg, im Jan. 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[128] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die erste Lieferung von:

Rheinlands Sagen,
Geschichten und Legenden.

Herausgegeben
von
Alfred Reumont.

Ein Band in 4 Lieferungen, mit acht Stahlstichen und einem Titelkupfer.

Ihrer Königlichen Hoheit
der Frau Prinzessin **Friedrich von Preußen**
gewidmet.

Ein Buch, welches die Volkssagen von den Ufern des Rheines, die ältesten, die berühmtesten und eigenthümlichst-deutschen bringt, darf auf freundliche Aufnahme in allen Gauen des Vaterlandes rechnen. Und wenn diese Sagen von so bewährten Schriftstellern, wie **Alfred Reumont, Ernst Weyden, A. T. Beer, Wilhelm Weitz, Fr. Steinmann,** erzählt werden, wenn Künstler, wie **H. Kretzschmer, H. Plüddemann, Alfred Rethel und Sonderland,** durch die lieblichsten Compositionen — in Stahlstichen, die weit über ähnlichen Productionen unserer Zeit hervorragen, und auf einen mehr denn gewöhnlichen Kunstwerth Anspruch machen dürfen, — diese Sagen verherrlichen, wenn außerdem eine elegante Ausstattung dem Buche die nöthige äußerliche Empfehlung verleiht, — dann darf die Verlagshandlung um so mehr erwarten, daß die deutsche Lesewelt demselben ein freundliches Willkommen entgegenrufen werde.

Das Manuscript ist vollständig, sämmtliche Stahlplatten vollendet, daher der ersten Lieferung die andern schnell folgen können, und die lezte schon im April d. J. erscheinen wird.

Die Lieferung kostet im Subscriptionspreis 15 Sgr.; in einer Prachtausgabe (auf superfeinem Velinpapier, die Stiche auf chinesischem Papier) 25 Sgr.

Nach Erscheinen des Ganzen wird ein erhöhter Ladenpreis eintreten.

Ausführliche Anzeigen nebst Inhaltsverzeichniß, so wie Exemplare der ersten Lieferung sind in allen Buchhandlungen vorräthig.

Köln und Aachen, im Januar 1837.

Ludwig Kohnen.

---

[148] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.
Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Februar 1837.

Größere Aufsätze.

Das neuere Aegypten, nach W. Lane. Einleitung. Klima und Einwohner. Charakteristik der Eingebornen. Religiöse Verhältnisse. Die gelehrten Schulen. Die Regierung. Aberglaube. Die öffentlichen Erzähler. — Das Factoreisystem in England. — Die Lage der Dinge in Tripoli. — Abchasien. (Nach Subew's Schilderung). — Liverpool. — Die asiatische Gesellschaft zu Kalkutta. — Das Gebiet Wisconsin. — Die Halbwilden der Provence. — Der Wallfischfang. — Der Theebau in Brasilien. — Bevölkerung, Eintheilung und Verwaltung von Portugal. — Die ägyptische Marine. — Der Maler Gerard. (Nekrolog.) — Die Depeschen des Herzogs von Wellington. — Die Prostitution in Paris. — Ueber die Zeit eines Feldzugs gegen Constantine. (Nach Dureau de la Malle.) — Die Fortschritte Englands: 1) Die Bevölkerung. — Die Pest in Aegypten. — Der Grabhügel Stenko Rasins. — Die Keller zu Roquefort. — Astoria. Zweite Abtheilung: Die Landexpedition. — Die englische Sprache im Verhältniß zum Reisen. — Die Sage vom Kubbar Rumiah. — Die Verbrecher in Sibirien. (Nach Stepanow.) — Kampf mit einer Schlange. — Mineralquellen in Siebenbürgen.

Chronik der Reisen.

Reise längs der Küste Norwegens von Bergen nach Christiania: 1) Reise nach Tellemarken. 2) Reise von Tellemarken nach Christiania. — Ersteigung des Berges Athos. — Hamilton's Reise nach Amasia. — Boue's Reise von Nischa nach Widdin. Besteigung des Rtani. Schreiben des Reisenden an Hrn. Hofrath Keferstein.

Kleinere Mittheilungen.

Literarische Notizen: Ueber die Geschichte der englischen Baukunst. Geschichte des Tempels in Jerusalem. Französisches Werk über Aegypten. Neuer Roman von Puschkin. Uebersetzung von Hofmann's Kater Murr ins Russische. Alterthümer in Yucatan. Korsische Geschichtswerke. — Ueber einen Grabstein bei Tunis. — Ueber die Höhe der Meereswellen nach einem Sturme. — Die Fortsetzung des Sklavenhandels. — Mustela Khatiah. — Nachricht von dem Reisenden Alexander. — Auffindung einer ungeheuern römischen Vase. — Nachricht von dem Reisenden Davidson. — Zahlreiche Erscheinungen von Nordlichtern. — Geologische Notizen: Ueber die Erhebung des Bodens in Chile. Trappgang im Schiefergestein. — Ueber die Kleidung der anglo-indischen Armee. — Ueber die eigenthumslosen Taglöhner in England. — Thätigkeit der Emancipationisten in Boston. — Beabsichtigte Vermehrung der Negerregimenter in Westindien. — Die Cooruwattipflanze in Guiana. — Betrug in Londoner Spielhäusern. — Fortschritte der Arbeiten am Londoner Tunnel. — Erhöhung des Soldes der Sipahis. — Starker Nebel zu Nantes. — Statistischer Bericht über die Mineralproduction Frankreichs im Jahre. — Die Bearbeitung des Eisens in Indien. — Wohlfeile Literatur in Amerika. — Nachricht von einer wissenschaftlichen Reise nach Australien. — Waldbesitz der französischen Regierung. — Ruinen im südlichen Arabien. — Klagen der Engländer über amerikanischen und französischen Nachdruck. — Ansicht der Aegyptier vom Gähnen. — Ausdehnung der Correspondenz zwischen Indien und England. — Merkwürdiges Leuchten auf der See bei den Shetland-Inseln. — Zuckerfabrication aus Kastanien. — Ueber die Stürme im westlichen Theile des atlantischen Oceans. — Fortschaffung der Statue des Sesostris nach London. — Die geographische Lage von Memphis. — Insecten in dem rohen Terpentin. — Der Verkauf von Ferney. — Das Leuchten der See. — Beispiel vom Wachsen der Felsen. — Versenkung von leeren Flaschen ins Meer. — Akustischer Pyrometer. — Alte Eisenminen in Syra.

Inhalt des Literaturblattes.

Proben aus dem englischen Dichter Marlowe, von Friedrich Notter. — Der Notar von Chantilly, von Leon Gozlan. — Neugriechische Volkslieder. — Die englische Seeschule. — Lied von Shelley. — Edward und Leolin. (Aus dem Englischen von Adelbert Keller.) — Der König von Yvetot. Von Beranger. — Vincenzo Monti. — Die Deutschen in Paris. Von E. Desbrouches. — Petition der Hunde von Stand. Von Beranger. — Schwedische Volkslieder: Die kleine Karin; das Lied vom Meerkönige.

[110]

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1836
bei
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.
(Fortsetzung.)

19. Eckermann (Johann Peter), Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823—32. 2 Theile. 8. geh. 4 Rthlr.

20. *ΕΛΛΗΝΙΣΜΟΣ. Τομος πρωτος.* — Auch u. d. T.: *Γραμματικη.* 1835. gr. 8. geh. 3 Rthlr. 12 gr.

21. Encyclopädie, Allgemeine, der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern u. Karten. 1818—36. gr. 4. cartonirt.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Rthlr. 20 gr., auf feinem Velinpapier 5 Rthlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Rthlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. 1—28ster Theil.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. 1—13ter Theil.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. 1—8ter Theil.

Den früheren Subscribenten auf dieses Werk, welchen eine Reihe von Theilen fehlt, so wie Solchen, welche als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.

22. Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativ-Chirurgie. Im Verein mit mehreren praktischen Aerzten und Wundärzten herausgeg. von Georg Friedrich Most. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. In zwei Bänden. Erstes bis achtes Heft. *Articulatio — Melanosis.* Jedes Heft im Subscriptionspreise 20 gr.

23. Falk (Johannes), Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk. Zweite Auflage. gr. 12. geh. 1 Rthlr. 12 gr.

24. Funk (Z.), Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen. Erster Band. E. T. W. Hoffmann und F. G. Wetzel. — Auch u. d. T.: Aus dem Leben zweier Dichter: Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann's und Friedrich Gottlob Wetzel's. 8. geh. 1 Rthlr. 16 gr.

25. Glyptothek treffender Bilder und Gemälde aus dem Leben für alle Stände. Herausgegeben von einem Verein für Kunst und Wahrheit begeisterter Freunde. Mit Königl. würtemb. allergnädigstem Privilegium gegen den Nachdruck. Zwei Bände. 1831—36. gr. 8. geh. 3 Rthlr.

26. Hahn-Hahn (Ida Gräfin), Neue Gedichte. 8. geh. 1 Rthlr. 4 gr.

27. — —, Venetianische Nächte. 8. geh. 1 Rthlr.

28. Handwörterbuch, Vollständiges, der deutschen, französischen und englischen Sprache. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. Zweite Auflage. In drei Abtheilungen. Breit-Octav. Velinpapier. cart. in Einem Bande. 3 Rthlr. 12 gr.

Die drei Abtheilungen, aus denen dieses Handwörterbuch besteht, sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten. (Vgl. Nr. 17, 18 und 29.) Die Lettern sind aus England und von besonderer Schönheit, und auf Druck und Correctheit die allergrößte Sorgfalt gewendet worden.

29. Handwörterbuch, vollständiges deutsch-französisch-englisches. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. Zweite Auflage. Breit-Octav. cart. 1 Rthlr. 8 gr.

30. Hartenstein, (G.), die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphysik. gr. 8. 2 Rthlr.

31. Hauch (J. C.), Tiberius, der dritte Cäsar. Eine Tragödie in fünf Handlungen. 8. geh. 20 gr.

32. Heim's, (Ernst Ludwig), vermischte medicinische Schriften. Im Auftrage des Verfassers nach hinterlassenen Papieren gesammelt und herausgegeben von A. Paetsch. gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

33. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücherlexikon. Achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von O. A. Schulz. Erste bis siebente Lieferung. *Abälard — Moncada.* gr. 4. geh. Jede Lieferung auf Druckp. 20 gr., auf Schreibp. 1 Rthlr.

Die ersten sieben Bände dieses Werkes, 1812—29, kosteten früher 37 Rthlr., sind aber jetzt zu dem ermäßigten Preise von 20 Rthlrn. zu beziehen. Auch einzelne Bände werden zu billigen Preisen abgegeben.

34. Henz (Ludwig), Denkschrift zur Begründung des Projectes der Erbauung einer Eisenbahn zwischen Köln und Eupen als deutsche Hälfte der Bahn von Köln nach Antwerpen. Auszug der speciellen Bearbeitung des Planes. Mit einer Karte. (Elberfeld, 1835.) gr. 4. geh. 16 gr.

35. Horae Belgicae. Studio atque opera Henrici Hoffmann Fallerslebensis. Pars III. — Auch u. d. T.: Floris ende Blancefloer door Diederic van Assenede. Mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben. gr. 8. geh. 1 Rthlr.

36. — —, Pars IV. — A. u. d. T.: Caerl ende Elegast. Edidit et illustravit Hoffmann Fallerslebensis. gr. 8. geh. 12 gr.

P. I. II. Breslau, 1830—33. 1 Rthlr. 16 gr.

37. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1836. 12 Hefte. Mit Kupfern. gr. 4. 8 Rthlr.

38. Julius, die amerikanischen Besserungssysteme, erörtert in einem Sendschreiben an Hrn. W. Crawford, Generalinspector der großbritannischen Gefängnisse. 1837. gr. 8. geh. 8 gr.

(Der Beschluß folgt.)

[70] Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist neu erschienen:

Leipzig und seine Umgebungen,

geschildert von

Dr. C. C. Gretschel.

Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage.

Mit 2 Plänen, 35 Ansichten und vielen Tabellen elegant gebunden. Preis 2 Rthlr.

Wenn es zwar die nächste Bestimmung dieses Werkes ist, Fremden als Führer zu dienen, so ist es doch auch als historisches und statistisches Werk von Bedeutung. Leipzig nimmt durch die ihm beigegebenen verschiedenartigen Beziehungen mehr Interesse in Anspruch, als manche sie an Bevölkerung übertreffende Städte. Der Verfasser hat mit unermüdlichem Fleiße die ihm offenstehenden Archive benuzt, und die großen historischen Momente, welche Leipzig zunächst berührten, mit Treue und in anziehender Schreibart geschildert.

---

[130] Im Verlage von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig ist so eben erschienen:

Die höhere technische Lehranstalt

oder die technische Abtheilung des Herzogl. Collegii Carolini zu Braunschweig, nach

Zweck, Plan und Einrichtung

dargestellt von dem Vorsteher derselben,

Prof. Dr. Uhde.

Gr. 8. Fein Velin. geh. 12 gr.

Die Umgestaltung des Herzoglichen Collegii Carolini nach den neueren Bedürfnissen der Zeit, wird dieser altberühmten Akademie die frühere glänzende Stellung unter den höheren deutschen Bildungsanstalten wieder geben, die sie so lange eingenommen hat. — Wir bemerken, daß der Schrift auch ein Programm über die höhere Handelslehranstalt, oder die merkantilische Abtheilung des Collegii Carolini, beigefügt ist, und machen den deutschen Lehrstand, so wie Eltern und Vormünder, auf die Schrift, und durch sie auf ein Institut aufmerksam, welches die volle Beachtung aller derer verdient, welchen höhere technische und kaufmännische, neben allgemeiner Ausbildung, wichtig ist.

---

[140] **Bulwer's Zeitgenossen.**

So eben hat die Presse bei uns verlassen:

Die Zeitgenossen.

Ihre Schicksale, ihre Tendenzen, ihre großen Charaktere.

Aus dem Englischen des

E. L. Bulwer.

1 — 2te Lieferung.

Die Lieferung elegant brochirt 4 gr. oder 15 kr.

Nicht bloß die Gunst des Zufalls, sondern auch außerordentliche Anstrengungen haben uns in den Besiz eines Manuscripts gesezt, welches den Weg nach dem Continent eher gefunden hat, als noch eine Ausgabe in England davon erschienen ist.

Wir sagen nichts von dem tiefen Scharfblick, womit der Charakter unserer Zeit aufgefaßt, noch von der Höhe des Standpunktes, auf dem wir hier wieder den geistreichen Verfasser dieses Werkes erblicken, da für Alle, welche sich für wahrhaft preiswürdige Erscheinungen der Literatur interessiren, der Beginn des Buches bereits vor Augen liegt, um die Trefflichkeit desselben zu prüfen. Wir erlauben uns nur, den zahlreichen Subscribenten der „Bulwer'schen Werke“ die Versicherung zu geben, daß weder die Mezler'sche, die Schumann'sche, noch die Meyer'sche Buchhandlung je im Stande seyn werde, die „Zeitgenossen“ in die von diesen drei Buchhandlungen veranstalteten Gesammtausgaben aufzunehmen, ohne unserm theuer erkauften Verlagsrechte auf dieses Werk zu nahe zu treten; und laden die Besitzer dieser verschiedenen Ausgaben ein, sich das angekündigte Werk durch diejenige Buchhandlung zu verschaffen, bei welcher sie auf die eine oder die andere Ausgabe dieses bekannten Dichters subscribirt haben.

Stuttgart, im März 1837.

Verlag der Classiker.

---

[158] Bei dem Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dichtungen von Byron.

Aus dem Englischen von Gustav Pfizer.

Zweite Sammlung.

8. 27 Bogen fein Velin. Preis 3 fl. rhein. 1⅔ Rthlr.

Nach der ausgezeichneten Aufnahme, welche die erste Sammlung durch das Bedürfniß gelungener Uebertragungen der Werke des großen Dichters gefunden, wird die obige Fortsetzung doppelt willkommen und als ein neuer Gewinn für die Literatur erscheinen, während die seltene Vollendung und Treue in der Behandlung des Stoffes das steigende Interesse dafür um so lebendiger erhalten muß, als dem Geist ein immer reicherer Genuß darin dargeboten ist.

Inhalt: Elegie. — Lied. — In ein Album. — Gedenke sein. — Auf den früh verstorbenen Dichter White. — Verse, auf einen Pokal geschrieben, der aus einem Schädel geformt war. — Lebewohl! — An Genevra. — Monodie auf den Tod Sheridans. — Der Corsar. — Die Braut von Abydos. — Der Giaour. — Die Insel. — Manfred.

Stuttgart, März 1837.

S. G. Liesching.

---

[153] **Subscriptions-Anzeige.**

An alle Buchhandlungen wurde so eben versandt das erste Heft von dem

Tagebuch

des

Wissenswerthen aus der allgemeinen Menschen- und Völkergeschichte,

zusammengetragen und bearbeitet

von

J. Chr. C. Förtsch,

Diaconus.

Leipzig, bei A. Wienbrack.

Der Subscriptionspreis für jedes Heft 8 gr., mit Verbindlichkeit der Annahme aller 12 Hefte, ist nur noch bis Ende April gültig; nach dieser Zeit tritt der Ladenpreis von 12 gr. per Heft ein.

In den ersten drei Heften (das zweite und dritte werden Mitte April ausgegeben) befinden sich 91 größere und 1674 kleinere Notizen, die alle Hauptbegebenheiten bis auf die neueste Zeit anzeigen.

№ 85.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 10. April 1837.

— It were all one,
That I should love a bright particular star,
And think to wed it: he is so above me.
Shakespeare.

Die Dienerin.

Du beissest in die Zügel,
O Roß, du freust dich schon.
Leicht schwingt sich in die Bügel
Meiner Herrschaft schöner Sohn.

Er streichelt dir freundlich die Mähne;
Wie lächelt der liebliche Mund!
Im Dorfe krähen die Hähne,
Im Schloßhof knurret der Hund.

Davon darfst du ihn tragen,
Gehorsam dem kühnen Geist,
Der fort zu glänzendem Wagen
Mit sicherem Stolze dich reißt!

Und fort, durch des Morgenwinds Wogen,
Den freudig rauschenden Hain,
Fliegt er, wie ein Pfeil vom Bogen,
In die blendende Sonne hinein.

Dahin! Und hinter ihm ballt sich
Der Staub, und begräbt meinen Blick.
Wer sagt mir, ob die Gestalt sich,
Die liebe, noch beugte zurück?

Wohl lang schon stand ich am Garten
Das Tüchlein zum Wehen bereit.
Thörin, du! Sollt' er abwarten
Deiner Scham, deiner Liebe Streit?

Tüchlein, so will ich dich weinen
Voll Thränen bitterlich,
Wenn nächtlich der Mond wird erscheinen —
Bei Tage, da schelten sie mich.

Ach, hinter den Bergen da drüben,
Da hat er wohl, was ihm gefällt.
Zeig du oder birg dein Lieben —
Du bist ihm nicht in der Welt!

Doch, wenn dir ein Wort nur entglitte,
Du würdest mit Hunden verjagt.
Still in den Staub seiner Tritte
Begrabe dich, liebende Magd!

C. Reinhold.

Briefe von den griechischen Inseln.

(Fortsetzung.)

Gestern machten wir eine längere Jagdpartie durch den Norden der Insel; denn es wimmelt hier von

Rebhühnern, die freilich das einzige Wildpret sind. Zwanzig Minuten nördlich von der Stadt fanden wir auf einer kleinen Erhöhung in einem Thale die Ruine eines antiken runden Thurmes von etwa 25 Fuß im Durchmesser und aus großen Schieferquadern erbaut, aber nur in einer Höhe von zehn bis zwölf Fuß erhalten. Nördlich unter demselben entspringt ein kleiner Bach, an dessen Quelle die Weiber zu waschen pflegen und der sich während der Regenzeit in den Hafen Phykiada bei Altkythnos ergießt. Die Insulaner meinen, der Thurm sey erbaut worden, um den waschenden Weibern gegen plötzliche Ueberfälle zum Schutze zu dienen, und diese scheinbar einfältige Erklärung dürfte vielleicht die richtige seyn; denn es ist nicht wohl abzusehen, welche andere Bestimmung ein ganz isolirter und zwischen Höhen versteckter Thurm gehabt haben könne. * Später zeigte man uns noch — und hiemit ist das Verzeichniß der kythnischen Antiquitäten geschlossen — zehn Minuten südlich von dem Hafen h. Irene an dem Abhange eines Hügels eine antike Ruine, welche der Tholos (ὁ θόλος) genannt wird. Es ist dies ein halb in den Felsen gegrabenes Gebäude, welches ursprünglich aus zwei der Länge nach überwölbten Kammern bestand, von denen die vordere aber demolirt ist, während die hintere noch ihr Gewölbe hat. Wahrscheinlich war das Ganze nur eine zur Aufbewahrung von Feldfrüchten dienende Vorrathskammer. Wir haben weitere alterthümliche Reste auf Kythnos weder erfragen noch auf unsern, den größern Theil der Insel umfassenden Excursionen auffinden können, so daß Kythnos in archäologischer Hinsicht die ärmste aller Kykladen ist. Sehr ermüdet kamen wir gestern zurück, und während ich heute dieses schreibe, zeichnet H. eine alte Dame in dem oben beschriebenen seltsamen Kostüm; denn bei den anhaltenden Westwinden hat unser Schiff noch nicht von Syros zurückkommen können.

Die Insel hat gegenwärtig etwa 3200 Einwohner, von denen 1400 in Silakka, die übrigen in der sogenannten Stadt Messaria wohnen, und welche sämmtlich vom Ackerbau leben; denn obgleich Kythnos ringsum mit großen und kleinen Häfen versehen ist, besizt es doch kaum drei oder vier eigene Fischerbarken. Der Boden ist, wenn gleich an sich mager, doch nicht gerade unfruchtbar zu nennen, da das Schiefergestein die Feuchtigkeit festhält und an vielen Stellen kleine Quellen und selbst eigene Bäche entstehen läßt. Man baut sehr wenig Weizen, größtentheils Gerste, von der im verflossenen Jahre 40,000 Kila (das Kilon zu 22 Okken oder 44 Pfund) erzeugt worden waren. * Doch ist dies nicht mehr als für die Consumtion der Insel erforderlich; denn die Einwohner essen fast nur Gerstenbrod. Das zweite Hauptprodukt ist Wein. Man gewinnt jährlich etwa 1500 Fässer, von denen die größere Hälfte auf Kythnos selbst getrunken, die kleinere Hälfte ausgeführt wird. Dieser Wein ist sehr stark und wird größtentheils von den Hydrioten und Spezioten abgeholt, weßhalb man, da sie den gepechten Wein vorziehen, seit etwa zehn Jahren den Gebrauch des Resinirens angenommen hat. Zum Dritten besizt Kythnos acht= bis neuntausend Schafe und Ziegen (γιδοπρόβατα) und einige Tausende kleiner, schwarzer, leicht fett werdender Schweine, und führt von diesen Heerden Wolle, Käse, Borsten und Schlachtvieh aus. Endlich hat die Insel Honig, der von weißlicher Farbe ist und dem berühmten Honig von Skyros und der Landschaft Mani gleichgeschäzt wird.

(Der Beschluß folgt.)

* Tournefort sah diesen Thurm nicht; Graf Pasch van Krienen a. a. O. S. 104 erwähnt ihn, aber unter der eigenen Benennung Castella. Er heißt ὁ παλαιόπυργος. Auch liegt er nicht auf einem Berge, sondern nur auf einem Hügel.

* Der Werth des Gerstenzehntens allein belief sich mithin auf dreizehn bis vierzehn Tausend Drachmen.

Jena zur Zeit Schillers.

(Fortsetzung.)

Der Geheimerath ***, einer der gelehrtesten Aerzte, besaß eines der schönsten Häuser in Jena. Er bewohnte aber nur ein einziges Zimmer des großen, schön meublirten Hauses, weil es seine Frau nicht anders wollte. Die übrigen Zimmer standen unbewohnt. Er hatte seine Magd geheirathet, und diese war so eifersüchtig, daß er seine Praxis aufgeben mußte, weil auch Frauenzimmer krank werden und man in allen Krankenstuben wenigstens weibliche Aufwärterinnen antrifft. Er durfte nicht ohne sie aus dem Hause, und zwar nur in seinen Garten — in ein anderes Haus nie — auch nicht in die Kirche. Er durfte nicht einmal mit irgend einem weiblichen Wesen reden. Im Hause durften Mannspersonen ihn consuliren, wurden aber vorher von der Frau Geheimeräthin examinirt. In der Wohnstube war die Bibliothek mit dem Küchengeschirr vermischt auf Brettern aufgestellt. Er studirte unter seiner Kinder Geschrei und war in seinem häuslichen Anzug äußerst nachlässig. Als ich nach Jena kam, war er Prorektor. Meine Begriffe von einem Professor, der den Titel Geheimerath führt, waren von Tübingen hergenommen. Als ich mit meinem Eleven, der mit mir an Frankfurtische Eleganz gewöhnt war, ihm aufwarten wollte, trafen wir auf dem Vorplatz eine

Magd an, die den Boden kehrte. Ich sagte zu ihr: „Will Sie so gut seyn und uns dem Herrn Geheimerath melden?“ Sie lächelte, examinirte uns, wer wir seyen, und sagte endlich: „Gehen Sie nur hinein, mein Mann ist drinnen.“ Da fanden wir ihn unter seinen schmutzigen Kindern in der schon beschriebenen Stube. — Er war so versunken in diese Knechtschaft gegen seine Frau, daß er in den Kollegien seinen Studenten davon erzählte. Er hatte sein Uhrglas einst zerbrochen, nun nahm ihm die Frau die Uhr ganz. „Meine Herrn,“ sagte er den Studenten in der Lektion, „ich weiß nicht, wie viel Uhr es ist; meine Frau hat mir die Uhr genommen, weil ich das Glas zerbrochen habe.“ — Wenn er zu einer Zeit las, wo im Hause Kaffee getrunken wurde, so schickte die Frau eines ihrer Kinder, um ihn rufen zu lassen; kam er nicht gleich, so kam sie selbst und holte ihn mit Schimpfreden ab. „Sie sehen schon, meine Herren,“ sagte er den Zuhörern, „daß ich folgen muß.“

Diese Galerie ließe sich noch mit mehreren Bildnissen vermehren, wenn es zu meiner Absicht nöthig wäre, um die lächerlichen Contraste zu bezeichnen, unter die man sich versezt sah. Aus allen Theilen von Deutschland waren Professoren mit ihren Frauen da versammelt, und so allerlei Provinzialsitten mit dem feinern Ton verschmolzen. Wer muß z. B. nicht lächeln, wenn er in einem Hause, wo er die erwachsenen Töchter mit großen Stücken Brod in der Hand angetroffen hat, Abends von einem Bedienten mit kreuzweis gelegten Wachslichtern die Treppe herunterbegleitet wird? &c.

Steigt man von diesen Erscheinungen hinauf zu dem Grade von hoher Geistesbildung, Anspruchslosigkeit, Unbefangenheit und edlem Sinne, den man im Umgange von Schiller, Goethe, Paulus antraf, betrachtet man die Mittelstufen von Rechtlichkeit und Pedanterei, von Armuth und Luxus, von Einseitigkeit und Anmaßung, so ist das Gemälde vollendet. Die Freiheit, nach welcher Jeder lesen darf, wozu er Zuhörer bekommt, nach einigen leicht zu erfüllenden Bedingungen, veranlaßt oft eben so lächerliche Erscheinungen. Bekanntlich dürfen nur wirkliche Professoren sich bei Ankündigung ihrer Vorlesungen des Ausdrucks: publice — privatim leget, bedienen. Für Doctores oder Magistros legentes ist der Kunstausdruck für publice: gratis. Ein M. Legens kündigte an: frustra leget. Ein anderer erbot sich im Ernste, Vorlesungen über Kants Kritik zu halten, wenn ihm Jemand das Buch leihen wolle.

Dies Wenige zu einiger Schilderung von Jena, wie es damals war. Es lassen sich daraus manche Erscheinungen erklären, die dem fremden Beobachter äußerst auffallend sind. So die Studentenunruhen, die so vieles Aufsehen machten. Die Veranlassung war sehr unbedeutend. Wer mit Extrapost durch Jena kommt, bleibt in der Vorstadt am Wirthshause zum halben Mond, und läßt sich dahin die Pferde bringen. Ein Graf von Beust war in diesem Falle, und ging, weil er mit dem Postmeister etwas zu reden hatte, selbst in die Stadt, wohin ihm sein Bedienter folgte. So saß also die junge, liebenswürdige Gräfin Beust mit ihrer Kammerjungfer allein in dem ausgespannten Wagen vor dem halben Mond. Ein Student von der besten Aufführung war mit einigen Landsleuten im nämlichen Wirthshause gewesen und hatte sich mit ihnen lustig geschwazt und getrunken; es war aber keiner berauscht. Als sie herausgingen, machte ihn einer seiner Kameraden aufmerksam auf die Gräfin, und munterte ihn auf, sie um einen Kuß zu bitten. Der junge Mensch ging höflich an den Wagen und trug diese Bitte vor. Die Gräfin antwortete sehr freundlich, daß es ihr eine Ehre seyn würde, daß sie aber ihren Mann vorher fragen wolle. Der Student fuhr fort zu bitten, die Gräfin zog das Glas am Wagen in die Höhe; daran klopfte der Student mehrere Male und bat mit dem Hut in der Hand, bis seine Freunde ihn von dem Gedanken abbrachten. Diese Geschichte wurde dem damaligen Prorektor Hofrath Ulrich bekannt, und da der Student ohne Vermögen war und ein sächsisches Stipendium genoß, so war hier ein Beispiel der Strenge zu geben, das wenig Mühe und Aufopferung kostete. Ulrich untersuchte die Sache weitläufig, berichtete sie nach Weimar und trug daselbst auf Relegation an, unerachtet der Graf Beust, als er die Sache erfuhr, nur lachte und erklärte, er habe nie geklagt und wolle durchaus nicht klagen. Eine Deputation von Studenten, welche dem Prorektor dringende Vorstellungen machten und sich auf den Fleiß, das allgemein gute Zeugniß des Studenten und auf den Schaden stüzte, den Relegation einem Armen zufügen würde, erhielt ein freundliches Gehör und das Versprechen, die Sache unter milderen Umständen nach Weimar zu berichten und ein gelinderes Urtheil von dort zu erbitten. Dieses Versprechen aber soll Ulrich nicht nur nicht gehalten, sondern sogar durch seinen Bericht die Sache dadurch verschlimmert haben, daß er die Deputation als Aufruhr vorzustellen suchte. Kurz, der Student wurde relegirt, und nun war allgemeine Unzufriedenheit unter den Studenten. Ein Fest, das die Ungarn die Erlaubniß erhalten hatten, öffentlich zu feiern, gab Gelegenheit zum Ausbruch schrecklicher Unruhen. Ulrich wohnte in seinem Garten; dahin zog die theils betrunkene, theils exaltirte Schaar, die unterwegs immer neuen Zuwachs erhielt, warf alle Fenster ein, stürmte das Haus, zerschlug die Meubeln, erbrach die Schränke, zerstörte den Garten, riß und hieb die Bäume um und befestigte Röcke, Hemden und andere Kleidungsstücke an langen Stangen. So zog die Rotte unter lautem Geschrei im Triumph durch die Stadt. Diese Begebenheit machte natürlich großes Aufsehen, und

schon am andern Tage erschien eine halbe Compagnie Husaren in Schlachtordnung und zwei Compagnien Fußjäger als Executionstruppen. Das Uebrige gehört nicht hieher; nur die Deliberationen des akademischen Senats, ob man den Studenten, die in corpore ausgezogen und nach Erfurt gegangen waren, als sie um Erlaubniß, zurückkehren zu dürfen, und um Amnestie baten, entgegengehen und sie empfangen solle, wobei ein Professor den Grund angab, daß ja aus einem Studenten Alles werden könne, führe ich darum noch an, weil Schiller durchaus dagegen war und antwortete: das sey eben ein Beweis, daß die Studenten noch nichts seyen. Man werde besser thun, wenn man das Ansehen und die Würde des akademischen Senats streng behaupte, durchaus nicht nachgebe, und den Studenten nur unter der Bedingung einer bescheidenen Aufführung Erlaubniß zur Rückkehr gebe. — Aber der Eigennutz der Professoren, deren Collegien stark besucht wurden, drang durch. Dr. Döderlein, an der Spitze mehrerer Professoren, ging den Studenten entgegen, und sämmtliche Bürgerschaft holte sie zu Pferde und zu Fuße ein. Schiller sprach damals laut über das Benehmen Ulrichs und für bessere Besetzung des Prorektorats.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, März.

(Fortsetzung.)

Reform der Intelligenzblätter. Literatur.

Das „Panorama des Universums“ ist bekanntlich den Holzschnitten, welche drei Jahre lang seine inseparabeln Begleiter und Beschützer waren, untreu geworden; es erscheint nunmehr mit Stahlstichen, und scheint die Produkte der böhmischen Xilographie den „Anzeigen der allgemeinen Privatgeschäftskanzlei“ cedirt zu haben. Hier werden Loose des Esterhazischen Anlehens mit einer Hand angetragen, welche einen gefüllten Geldbeutel hält, eine andere Hand, rüstig mit der Feder manipulirend, zeigt einmal einen verarmten Familienvater an, der eine Canzelistenstelle sucht, ein andermal einen jungen Mann, der gerne Compagnon eines einträglichen Geschäftes oder Zeichner werden will; ein gut zugerittenes Reitpferd, das sehr preiswürdig zu verkaufen ist, ein verlaufener Vorstehhund oder eine Reisekalesche stehen jedesmal in Effigie nebenan. Ein praktischer renomirter Forstmann, der in allen Zweigen der Forstwissenschaft excellirt, empfiehlt sich durch das Contrefey eines Waidmanns, der, hinter einem Busche knieend, eben seine Büchse losdrückt, während sein Hund bellend aufspringt; ein aufgeschlagenes Buch meldet, daß man einen Amtsschreiber oder Hauslehrer sucht; eine Pachtung von Weizenboden wird durch einen wohlconditionirten Pflug versinnlicht; Loose von Güterlotterien verkündet ein blasender Postillon; ein Pianoforte zeigt an, daß ein ausgezeichneter Pianist, der unter die elegantesten Spieler gehört, einige Unterrichtsstunden zu vergeben habe; ein Individuum mit einem Schiebkarren rekommandirt einen braven und ehrlichen Hausknecht, und ein gebückter Mann, der Blumen begießt, thut kund: ein Hausmeister, der zugleich ein geschickter Gärtner ist, sucht einen Platz. — Wir haben uns in früherer Zeit oft und vielmals über die Intelligenzblätter ausländischer Zeitungen lustig gemacht, welche z. B. nebeneinander ein „Concert und frische Wurst“ u. s. w. ankündigten, weil bei uns durchaus nur Gegenstände von größerem Werthe auf diese Weise ausgeboten wurden. Mit der steigenden Betriebsamkeit der Gewerbsleute aber hat sich dies auch bei uns verändert, und wir finden jezt in dem Intelligenzblatte der Prager Zeitung neben- und hintereinander das deutsche Bundesheer, in charakteristischen Gruppen nach dem Leben entworfen, und einen Butterverkauf, echte bayerische Lagerbiere und die Compositionen von J. Thalberg, une gouvernante und Blutigel, die hippo-nisch-athletisch-olympisch-herkulische Akademie von Karl Rappo und Officium defunctorum cum conductu, Eyperwein und Triumph der Heilkunst mit kaltem Wasser, Westphaler Schinken und baare 4000 fl. C. M. zur Anlegung auf Pupillarhypothek, oder bearbeitete Rindshäute, rothen Czernoseker und Grabkreuze und messingene Handschlauchspritzen, alte Seidenstoffe zu Kirchenornaten, oder Selterserwasser und die wohlgetroffenen Porträts der Madame Schröder-Devrient als Fidelio, Norma und Romeo, die neuerrichtete Molkenkuranstalt am Sauerbrunnen zu Andersdorf und Blasbälge und Fensterstöcke; wäre unsere Censur etwas nachsichtiger, Menzel würde so friedlich an Gutzkows und Laube's Seite stehen, wie Karoline Pichler neben Grillparzer oder Deinhardstein.

Es ist schon oft die Bemerkung gemacht worden, daß der interessanten Vorzeit Böhmens noch immer ihr Walter Scott fehlt; das ist nicht recht, da sie wirklich reich an den vielversprechendsten Gestaltungen ist; doch noch schlimmer ist es, daß die ihr entnommenen Stoffe meist von den ungeschicktesten Händen zu Grunde gerichtet werden. Wir erinnern uns noch nicht einer einzigen Novelle aus der böhmischen Geschichte, die man gelungen nennen könnte, dagegen aber spukten schon in früherer Rittergeschichtenzeit ein Hans von Bleileben, ein Nachtwächter von Saaz u. s. w. in der Literatur, und neuerdings ist ein Dr. Ewald Dietrich aufgetreten, um böhmische Stoffe zu zermalmen. Er hat sich die Werschowitze (Wrssowec) zum Opfer auserkoren, und wenn wir gleich diesen Gegenstand für keinen günstigen anerkennen, so hat doch die Familie für alle Rebellionen, Fürstenmorde und Greuel, die sie verübt, die furchtbare Strafe nicht verdient, in solche Dichterfäuste zu fallen. Schon die Titel erregen ein Vorgefühl ihres Werthes; die erste Abtheilung des Werkes heißt nämlich: „Größe und Fall des Geschlechts in grauer Vorzeit;“ auch unter dem Titel: „Der Racheschwur in den Todtengrüften des Schreckensteins.“ Volkssagen aus Böhmens frühester Vorzeit, historisch-romantisch verwebt. Eine Fortsetzung aus dem romantischen Mittelalter, deren erster Band so eben erschienen ist, heißt: „Die hochherzigen Räuber der Pascopole.“ Ritter- und Räubergeschichte aus dem Ende des 15ten Jahrhunderts. (Der Werschowitze zweite Abtheilung. Wiedererhebung dieses Geschlechts. Erster Band.) Der zweite und lezte Band (dritter des Ganzen) wird im Herbst erscheinen, „ungefähr unter dem Titel: „Der Einsiedler des Lochotins und Pilsens Bürgertreue und Tapferkeit.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 37. Montag, 10. April 1837.

Länder- und Völkerkunde.

4) Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit. Mit Karten. Herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. Hauff. Siebente Lieferung. Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara. Zweiter Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

Das neueste große Werk über Indien, dessen ersten Theil wir bereits früher besprochen. Burne hat sich die größten Verdienste um die englisch-ostindische Regierung erworben, indem er genauer, als alle seine Vorgänger, das Flußgebiet des Indus und die geographische und politische Lage der Nordgrenzen des britisch-indischen Reichs studirt hat. Der Indus hat für dieses Reich eine doppelte Wichtigkeit, einmal als eine bisher noch nicht zugängliche und doch von der Natur selbst bezeichnete Handelsstraße vom Himalaya und Tibet bis zum westlichen Meere; sodann als natürlicher Wallgraben gegen den Feind, der etwa einmal vom Norden herkommen könnte, und unter dem bekanntlich Rußland verstanden wird. Zum Wallgraben eignet sich der Indus aus folgenden Gründen: „Die Vertheidigung des Indus, der großen Grenze von Brittisch-Indien gegen Westen leidet keineswegs durch diese unbedeutenden Hindernisse, und wir können die Schifffahrt auf demselben ohne Hinderniß von Kutsch bis zum Setledsch beherrschen. Die militärischen Vortheile des Indus sind groß, denn eine Flotte kann ihn von Attok bis an die See beschiffen; die Inselfestung Bakkar aber ist ein sehr wichtiger Punkt." Die ausführliche Beschreibung des Indus, seiner Mündungen, seiner Bewohner ꝛc. wird nicht bloß Lesern vom geographischen Fach, sondern auch allen, die einen Blick in die Zukunft des Orients thun wollen, von hohem Interesse seyn.

Es ist Englands Interesse, daß sich zwischen seinem indischen Reich und Rußland immer ein oder mehrere nicht unbedeutende Staaten befinden, die ihm den Zugang abschneiden. Persien hat sich dazu nicht stark genug erwiesen, auch das afghanische Reich von Kabul ist gesunken. Dagegen hat sich das Reich der Sikhs in Lahore erhoben unter dem berühmten Randschit Sing. Von diesem jezt an der Grenze seiner Laufbahn angelangten Helden sagt der Reisende: „List ist die Hauptwaffe seiner Politik; selten spricht er die Wahrheit, und das Versprechen ist ihm leichter als das Halten; dennoch regiert er mit einer bei indischen Fürsten beispiellosen Mäßigung. Wenige Menschen haben eine so despotische

Gewalt je so milde geübt, und wenn wir uns erinnern, daß er ohne alle Erziehung ist, so muß unsere Achtung für seinen Charakter steigen, indem er niemals das Blut seiner Unterthanen vergoß, und das Leben selbst der schwärzesten Verbrecher schonte. Randschit Sing hat jezt viel von seiner Energie verloren, doch besorgt er noch alle Staatsgeschäfte, die größten wie die geringsten, ohne Minister und ohne Rathgeber. Bei einer durch Alter und Kränklichkeit geschwächten Constitution haben die Vergnügungen dieser Welt seine Lebenskraft schon lange bedeutend erschüttert, und obwohl er noch im vollen Besitz seiner Geisteskräfte ist, so scheint ihn doch der Ehrgeiz mit der Fähigkeit, persönlich zu befehlen und zu siegen, verlassen zu haben. — Da das Ableben eines solchen Mannes von großer politischer Wichtigkeit ist, und seine Kränklichkeit, so wie manche schlimme Gewohnheiten nur eine schwache Hoffnung auf lange Lebensdauer geben, so wendet sich die Aufmerksamkeit auf die wahrscheinlichen Folgen seines Todes. Die Natur hat in die Brust jedes Menschen, und vielleicht noch stärker in die eines Königs, den Wunsch gelegt, seinen Besitz und seine Macht seinen Kindern zu überlassen, aber Karrak Sing, Randschits einziger Sohn, der sein dreizehntes Jahr erreicht hat, gibt nicht die geringste Hoffnung, je in die Fußstapfen seines Vaters zu treten. Außer den im höchsten Grade ähnlichen Gesichtszügen hat er durchaus nichts mit seinem Vater gemein, denn er ist schwachsinnig, unwissend und stumpf, besizt wenig Freunde und Feinde, nimmt keinen Antheil an den Angelegenheiten des Staats und erwirbt sich keine Partei, die ihm in der Stunde der Noth von Nutzen seyn könnte. Diese verfehlten Hoffnungen mögen wohl Randschit Sing hinsichtlich der wachsenden Blüthe seines Reiches gleichgültig gemacht haben; aber er hat auch einen Enkel No Nihal Sing, der jezt sein zehntes Jahr erreicht hat, und außer Karrak Sing hat Randschit noch zwei adoptirte Söhne, von denen der eine, Schir Sing, jezt etwa 26 Jahre alt und unbezweifelt der aufstrebendste Mann im Pendschab ist; er hat eine befehlende Miene, ist freigebig, und hat bereits den Ruf eines tapfern und offenherzigen Soldaten erworben. Seine Schätze hat er verpraßt, aber er hat die gute Meinung des Volks und namentlich der Soldaten gewonnen, denen er sich durch viele Opfer werth gemacht hat. Seine Anlagen und seine Kenntnisse sollen wenigstens für einen Sikh nicht unbedeutend seyn, und während er die Achtung der Häuptlinge gewann, hat er sich auch der freundschaftlichen Gesinnungen der französischen Officiere im Dienste seines Vaters versichert. Er ist jezt Gouverneur von Kaschmir, und wenn er beim Ableben des Maharadscha sich noch auf diesem wichtigen Posten befindet, so kann er ohne sonderliche Schwierigkeit das weite Reich seines Vaters erwerben. Aber er ist ein unächtes Kind, hat bei manchen Freunden auch einige Feinde, und wird mit dem legitimen Sohne, und vielleicht mit den Schätzen seines Adoptiv-Vaters den Kampf wagen müssen. Das Volk glaubt, Randschit Sing werde sein Reich auf irgend einen Günstling vererben, ich kann aber diese Meinung nicht theilen. Wenn Schir Sing nicht die Oberhand erringt, wird das Reich wahrscheinlich in seinen früheren Zustand von Anarchie zurückfallen, und sich in kleinere Republiken auflösen, oder irgend ein mächtiger Nachbar wird es seiner Herrschaft unterwerfen."

Unter diesem mächtigen Nachbar versteht Burne, wie aus einer spätern Stelle (S. 225) erhellt, den König von Kabul. Zwar ist das Afghanenreich gerade durch das der Sikhs geschwächt worden, aber dies läßt eben um so eher eine Reaction erwarten, da unter jenen asiatischen Völkern eine ewige Fluth und Ebbe der Eroberung ist. „Der politische Zustand Kabuls als Königreich wird stets ein Gegenstand von der größten Wichtigkeit für Indien seyn, wegen der vielen Veränderungen, die unaufhörlich in diesem Lande statt finden. Von den vier Fürstenthümern ist eines dem Pendschab, ein zweites Persien unterworfen. Der Fürst von Kabul selbst ist ein Mann von aufgeklärten Ansichten, und kann beim Tode Randschit Sings eine völlige Oberherrschaft über das Land erringen. Es wäre ihm nicht schwer, Peschawer zu unterwerfen, und dann könnte er die Provinzen am Indus und sehr wahrscheinlich Kaschmir erobern. Er ist, wie überhaupt alle Fürsten dieses Reichs, für die brittische Regierung günstig gestimmt. Sie waren zwar noch nicht im Besitze der Gewalt, als die brittische Mission im Jahr 1809 das Land betrat, aber unser Ruf wurde damals begründet, und die gute Meinung aller Parteien gewonnen durch den alsbald erfolgten Abzug. Dieser Schritt war freilich unvermeidlich, hat aber hinsichtlich unserer Uneigennützigkeit äußerst günstige Eindrücke hinterlassen. In Kabul also würde es nicht schwer seyn, Verbindungen anzuknüpfen, und dieser Fürst ist gewiß beachtungswerth, da sein Land auf der großen Straße liegt, auf welcher die Einfuhr der brittischen Manufakturwaaren statt findet, die in der lezten Zeit durch seine Billigkeit und Gerechtigkeit bedeutend vermehrt wurde. Es würde keine großen Ausgaben erfordern, diesen Fürsten zu gewinnen, und dabei ist zu bedenken, daß er im Besitze einer für den Schutz von Brittisch-Indien höchst wichtigen Position ist. Hätten die Umstände uns in Verbindung mit Kabul statt mit Persien gebracht, so könnten wir jezt in größerer Nähe treuere und nützlichere Alliirte haben, als wir in diesem Lande besitzen. Auch hätten wir niemals auch nur den

zehnten Theil des Geldes ausgegeben, das in Persien so vielfach verschwendet wurde.“ Gleichwohl wäre es nicht sehr politisch, Persien dem russischen Einfluß ganz preiszugeben.

In Bezug auf den Handel legt Burne das größte Gewicht auf die künftige Indusschiffahrt, und nicht weniger auf Bukhara, das schon längst die große Station zwischen Indien und China einer- und Europa andererseits bildet. Wir wollen hier nicht näher darauf eingehen und beschränken uns darauf, aus den anziehenden Schilderungen des Landes und Volkes nur die Bestätigung der Sage von den Nachkommen Alexanders des Großen hervorzuheben. „Elphinstone bestätigt die Nachricht von Marco Polo, und erzählt, daß der Chef von Darwaz im Oxusthale seine Genealogie von Alexander herleite, was von allen seinen Nachbarn anerkannt werde. So viel war von diesem Gegenstande bekannt zur Zeit, da ich das Thal des Oxus betrat; es war hinreichend, meine Neugierde zu reizen, und man wird finden, daß sie nicht ganz unbefriedigt blieb. — Man hatte geglaubt, daß die Fürsten von Badakschan und Darwaz die Einzigen seyen, welche Anspruch auf diese erbliche Ehre machen; allein ich fand zu meinem Erstaunen, daß nicht weniger als sechs andere dieselben Prätensionen hatten, und sie zur völligen Satisfaction ihrer Stämme aufrecht hielten. Ihre Besitzungen erstrecken sich östlich von Darwaz, und nehmen die Provinzen von Khulab, Schugnan und Wakhan ein, nördlich vom Oxus. Ich habe einige Mitglieder der Familie von Badakschan gesprochen, aber ihr Aussehen spricht nicht für griechische Abkunft, noch zeigt sich irgend eine Spur griechischer Mischung in der Sprache irgend eines dieser Stämme. Das Volk ist von heller Farbe und den Persern nicht unähnlich, aber sehr verschieden von den Türken und Usbeken. Wir finden bei den Geschichtschreibern Alexanders, daß er in Baktriana Krieg führte; die Stadt Balkh, die in der Nähe dieser Gegenden liegt, bietet sich von selbst als der Ort der Residenz der griechischen Könige dar, und die Bewohner nennen die Gegend zwischen Balkh und Kabul das Land Bachter, worin wir Baktriana erkennen müssen. Es ist in so fern keineswegs unmöglich, daß zu einer oder der andern Zeit griechische Colonien in diesen Lokalitäten bestanden. Man kann daher voraussetzen, daß die Dynastie, welche hier Alexandern folgte, das Thal des Oxus hinaufstieg, wohin die Fruchtbarkeit des Landes sie ziehen mochte.“

Den Schluß machen Untersuchungen über baktrische Alterthümer und besonders Münzen, deren Lektüre den Männern dieses Fachs um so mehr zu empfehlen seyn dürfte, als man auf den ersten Blick solche Untersuchungen in einem politischen und Handelsinteressen der Neuzeit gewidmeten Reisewerk nicht vermuthet.

Als kleine Anfänge großer Dinge dürfte politisch das Umsichgreifen der Chinesen im Westen (Yarkend) und merkantilisch die wachsende Concurrenz der Nordamerikaner in den indischen Meeren anzusehen seyn. Wenigstens scheinen uns Verwicklungen des indisch-brittischen Reichs mit China und Nordamerika näher zu liegen, als die mit Rußland, auf die man immer als nahe bevorstehend hinweist.

5) **Reisen und Länderbeschreibungen. Achte Lieferung. Ein Besuch auf der Insel Island über Tronyem im Sommer 1834. Von John Barrow jun. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.**

Der Verfasser gibt zuerst eine Uebersicht über die Literatur der isländischen Reisen. Er selbst reiste 1834 von London aus. Seine Schilderungen sind geistvoll und angenehm zu lesen. Er ging zuerst nach Norwegen, von wo er unter andern einen Kuhreigen, wie ihn dort die Hirtinnen singen, mitgebracht hat. Sonderbar fand er die Einrichtung in den Kirchen, wornach Altar, Kanzel und Orgel über einander stehen. Auch unter die Lappländer machte er einen Abstecher, die ihm nicht besonders gefielen und über die er auch nicht viel Neues zu sagen weiß. Die Felsenküste Norwegens mit ihren ungeheuern Zerklüftungen erregte seine, wie die Bewunderung aller frühern Reisenden.

Auf der Insel Island fiel ihm der Contrast der schwarzen und scheckigen Felsen mit dem blendenden Schnee der höhern Vulkane auf. Er schildert seine Ankunft also: „Ein Fremder, der sich zum ersten Male dem Gestade nähert, auf welchem Reikiavik liegt, und von dem, was ihn hier erwartet sonst nichts weiß, als daß er die Hauptstadt von Island vor sich hat, wird sich, obschon er vom Ankerplatz aus die bessere Hälfte der Stadt übersieht, dennoch sehr getäuscht finden. Alles, was sich seinen Blicken darbietet, ist eine lange Reihe von Häusern, oder vielmehr deren obere Theile, welche dicht hinter einem emporsteigenden Ufer von schwarzem Schiefer parallel mit demselben läuft, und von der die braunen oder rothen Dächer, hie und da der obere Theil einer Thüre oder auch wohl eine halbe Fensterreihe, hinter diesem Gestade hervorgucken. Man sieht jedoch genug, um sich zu überzeugen, daß die Häuser von niederer Art und nur Ein Stockwerk hoch sind. An jedem Ende dieser Reihe bemerkt man eine Anhöhe, welche kaum den Namen eines Hügels verdient, und auf derselben, und nur wenig über die

Bodenfläche hervorragend, eine Anzahl Rasenhütten, die Dächer und größtentheils auch die Wände mit Gras bedeckt, welche hauptsächlich von Fischern, den im Dienst der Kaufleute stehenden Arbeitern und zum Theil auch von Müßiggängern bewohnt werden, von denen damals gerade nicht wenige um die Stadt herum schlenderten. Unter diesen Hütten, oder vielmehr über denselben, auf der westlichen Anhöhe, steht das in die Augen fallende Haus des General-Physikus von Island, oder vielleicht noch eigentlicher des Baders und Apothekers von Reikiavik, denn er ist in allen diesen Eigenschaften thätig. Dieses im Verhältniß gegen seine Umgebung hohe Gebäude wird von einem noch höhern — der einzigen Windmühle der Insel — überragt. Auf der östlichen Anhöhe stehen ebenfalls mehrere Hütten ähnlicher Art, und in einiger Entfernung hinter denselben ein von den Schülern zu jener Zeit errichtetes steinernes Denkmal, als die einzige Schule der Insel sich noch zu Reikiavik befand. — Den auffallendsten Zug der Umgegend von Reikiavik könnte man einen negativen nennen, und dieser ist, der gänzliche Mangel von Bäumen und Gebüsch, und — da sie eine fast ununterbrochene Ebene ist — der Mangel an Charakter. Auf mehrere Meilen weit scheint die Oberfläche ein forlaufendes Moor zu seyn, aus dem hie und da einige dunkle Felsen und einzelne Steinmassen hervorragen; unregelmäßige, eckige und zugespizte Massen, von denen die meisten im Boden zu wurzeln scheinen."

Der Verfasser erkannte im Gouverneur der Insel einen alten Bekannten, das Haus desselben war aber vom Prinzen Friedrich von Dänemark und dessen Gefolge (der gerade damals auf kurze Zeit nach Island verbannt worden war) eingenommen. Er sprach den Prinzen und schildert ihn als sehr höflich und einnehmend: „Die Bewohner von Reikiavik hatten ihm, vor seiner Abreise nach dem Norden der Insel, einen Ball gegeben, auf dem er viel tanzte, und zwar mit der Schönen von Reikiavik, einer Schuhmacherstochter, die für die größte Schönheit galt und der er viele Aufmerksamkeit bewies." Die wenig zahlreichen und sehr zerstreuten Einwohner der Insel werden vom Verfasser gelobt. Er fand das Strafhaus ganz leer, da kein Uebelthäter vorhanden war. „Unser langer Aufenthalt in Tronyem hatte uns unter anderm auch des Vergnügens beraubt, die jährliche Versammlung der Bauern zu sehen, die Anfangs Sommers, vor der Heuernte, nach Reikiavik herabkommen, um ihre Erzeugnisse zu verkaufen und Gegenstände des Luxus oder des Bedürfnisses mit zurückzunehmen. Da nur wenig Geld in der Colonie vorhanden ist und viele Bauern gar keines besitzen, so geschieht der Handel, wie in so vielen andern kleinen Seehäfen, durch Tausch. Die Kaufleute nehmen die ausführbaren Artikel zu einem gewissen Preis an, der nach dem Stande des Marktes bestimmt wird, und geben die verlangten Waaren ebenfalls zu einem bestimmten Preise dagegen. Die Ankunft dieser Landleute bildet einen ziemlich belebten Jahrmarkt in der Hauptstadt. Die Bauern bringen in Fässern, kleinen Kisten oder ledernen, über die Rücken ihrer Pferde gelegten Säcken Wolle, wollene Gewebe, gestrickte Strümpfe und Handschuhe, in Fässer gegossene Butter, Häute, Kälber, Schafe, Lämmer, Talg, Fialgras oder isländisches Moos, Pferde und Hornvieh, von beiden leztern jedoch nur wenig, und sonst alles zu Markte, was ihre Wirthschaft liefert. Gegen diese Artikel nehmen sie Kaffee, Zucker, Rauch- und Schnupftabak, etwas Branntwein, Roggen und Roggenbrod, Zwieback, Weizenmehl, Salz, Seife und andere in der Haushaltung brauchbare Dinge mit zurück. Jene, die es vermögen, kaufen auch etwas Leinwand und Baumwollenzeug ein, die in neuerer Zeit mehr in Gebrauch gekommen sind und viel zur Reinlichkeit und Abwendung des Ausschlags und des noch ekelhafteren Aussatzes beitragen, der durch wollene, auf bloßem Leibe getragene und nicht sehr reinlich gehaltene Kleidung erzeugt wird. Jene, welche nicht weit von der Küste wohnen, und sich mit Fischfang beschäftigen, bringen meist getrockneten Kabeljau und Stockfisch, Salm, und Robben-, Haifisch- und Wallfischthran, so wie Seehundsfelle zu Markte. — Vor dem Monat Junius würde es diesen Landleuten unmöglich seyn, Reikiavik zu besuchen, und zwar wegen des erschöpften Zustandes, in welchem sich ihre Pferde durch den Mangel an Gras während des Winters versezt befinden, da sie, so lange der Boden mit Schnee bedeckt ist, nirgends grünes Futter finden, die an der Seeküste ausgenommen, die das dort befindliche Seegras fressen. Die geringe Menge Heu, welche gewöhnlich eingebracht wird, ist fast ausschließlich für den Unterhalt der Kühe bestimmt, von denen, nebst den Schafen, der Unterhalt und die Bekleidung der Familien größtentheils abhängen. Zuweilen wird der Schnee weggeschaufelt, damit die Schafe das wenige unter demselben verborgene Gras abweiden können, was, nebst den Lichenen, einen nährenden Beitrag zu ihrem Futter liefert. — Die Isländer sind im Ganzen höflich und anstellig, doch hält man sie keiner starken Gefühle fähig. Sie sind mäßig und nüchtern, und wissen kaum, wie Wein, Branntwein oder Bier schmecken. Die ganze Einfuhr von Branntwein ergibt kaum zwei Flaschen jährlich auf jeden Kopf, und diese geringe Quantität wird größtentheils von den Bewohnern der Häfen und den Fischern verbraucht, denn die Landleute trinken ihn höchstens als Arznei, und keineswegs um ihren Appetit zu stillen."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 86.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 11. April 1837.

— Er lebt' gelobt, geliebt von Allen,
Vorbild den Jüngsten, den Gereifteren
Ein Spiegel, der sie schöner macht', der Gattin —
Ihr eigner Werth bezeugt, wie sie ihn schätzt.

Shakespeare.
Cymbeline.

Jena zur Zeit Schillers.

(Fortsetzung.)

Die wenige Zeit, in der Schiller öffentliche Vorlesungen über die Geschichte hielt, wurde er von den Studenten, die, selbst die roheren, ein tieferes Gefühl für das Bessere haben, als man gewöhnlich glaubt, vortheilhaft ausgezeichnet. Es war damals die sonderbare und durchaus böotische Gewohnheit, daß der Professor beim Anfang des Cursus, in den ersten Lectionen, die er gab, mit allgemeinem Stampfen empfangen wurde. Dies war ein Zeichen des Beifalls. Je heftiger das Stampfen und Getümmel bei seinem Eintritt war, desto größer die Ehre; so wurde er auch wieder entlassen. Hatte er aber mißfallen oder mißfiel er während des Cursus irgend einmal, so wurde mit den Füßen gescharrt. Das Gefühl für Schillers hohen Werth war unter den Studenten so groß, daß er mit der größten Stille und ohne jenes pöbelhafte Zeichen des Beifalls von dem überfüllten Auditorium empfangen und entlassen wurde. Diese Ehre widerfuhr in späteren Zeiten den bessern Professoren, z. B. dem Justizrath Hufeland, und sie fühlten sich durch diese Auszeichnung sehr geschmeichelt. Wie sehr auch bald das Bessere die Oberhand gewann, und wie wirksam schon die bloße stille, unbemerkte Gegenwart edlerer Naturen auf das Ganze ist, das erschien auf mancherlei Weise, z. B. auch dadurch, daß die Studenten anfingen, in den Collegien mancher Professoren laut zu scharren, sobald diese schmutzige Späße in ihren Vortrag mischten, was bei vielen Ton war und in der Absicht geschah, Zuhörer herbeizulocken. Ueberhaupt stellt man sich so gerne unter Studenten eine rohe Masse ungebildeter Menschen vor, während der edelste, offenste Sinn für das Heilige und Gute sogar bei der größern Menge zu finden ist, wenn sie nicht mißgeleitet und muthwillig verderbt wird. Ich habe diese Erfahrung während eines sechsjährigen Aufenthalts in Jena und eines fast anderthalbjährigen in Marburg gemacht. Die Menschen werden erst in der bürgerlichen Gesellschaft schlecht und gemein. O wie viel Edles und Gutes wird nicht mit Gewalt durch unsere bürgerlichen Verhältnisse im Keim erstickt!...

Professor Fischreich, Kammerherr von Stein und ich ritten einst mit Schillern spazieren. Schiller ritt auf einem Fußpfade, und wir erreichten eine Gesellschaft von Landleuten, die des Wegs nach Hause gingen. Es mochte diesen unangenehm seyn, von uns aus dem Wege getrieben zu werden, oder mochte Einer oder der Andere zu viel Bier getrunken haben, kurz, einer der Bauern fiel plötzlich Schillern, der etwas voraus war, in den Zügel. Wir kamen schnell herbei, Schiller wehrte sich wie ein Löwe, es gelang ihm, den Zügel seines Pferdes los zu

machen, und er ritt nun dem Angreifer, auf den er mit der Peitsche losschlug, einen Rain hinauf nach und verfolgte ihn lebhaft. Die andern Bauern sahen ruhig zu, und ich fing an, den Angreifer zu examiniren, aus welcher Macht er Schillern in den Zügel gefallen sey. Er gab keine Antwort, sondern retirirte sich schnell. Ich mußte mich nachher oft von Schiller darüber necken lassen, daß ich, statt zuzuschlagen, immer nur zu dem Kerl gesagt habe: „Wer iß Er?“ Indessen war durch unsere Dazwischenkunft der Streit bald entschieden gewesen und keine wahre Gelegenheit mehr vorhanden, Muth zu zeigen. Schiller hatte seinen Hut, der ihm entfallen war, wieder erhalten, der Angriff war zurückgeschlagen, die Uebermacht war auf unserer Seite, um so mehr, als die übrigen Landleute keinen Theil an der Sache nahmen. Wäre der Kampf fortgesezt worden, so würden wir, sobald sich die Gegenpartie verstärkt und Steine oder Erdschollen gegen uns gebraucht hätte, nicht zu unserm Vortheil aus der Sache gekommen seyn. — Alle diese Vorstellungen halfen nichts. Schiller empfing mich oft mit der Anrede: „Wer iß Er?“ Wir hatten nun oft Streit über den Muth, und ich bestand fest auf meiner Behauptung, daß es studentenhafte Renommisterei gewesen wäre, wenn ich oder ein anderer aus der Gesellschaft den Streit aufgenommen und weiter getrieben hätte. Herr von Humboldt behauptete mehrmals gegen Schiller, daß der Muth durchaus nicht Sache der Uebung, sondern bloß ein Werk der Nerven sey, also nichts Willkührliches, sondern bloß Folge einer zufälligen Stimmung, die man sich nicht selbst geben könne. Schiller hingegen betrachtete ihn als Resultat der innern moralischen Kraft, die geübt, durch Uebung verstärkt und auch von physisch Schwächlichen auf einen hohen Grad gebracht werden könne...

Die angenehmste und interessanteste Gesellschaft für Madame Schiller war die Frau von Humboldt, Gattin des preußichen Gesandten in Rom: ein liebenswürdiges, idealisches Bild schöner Weiblichkeit, die in allen ihren Handlungen, Bewegungen und Reden eine ungesuchte Anmuth hatte, ohne es selbst zu wissen. Sie war nicht, was man nach Regeln schön heißt, aber sie besaß einen Reiz in ihrem Umgang, der, von allen Männern erkannt, bei der größten Unbefangenheit ihr die Achtung Aller sicherte. Schade nur, daß sie nicht lange genug in Jena blieb... Eine leichtsinnige, nach sinnlichen Freuden haschende, Zerstreuung liebende Gattin hätte für Schillern nicht getaugt. Er schien mir oft ein zu strenger, unbilliger Richter ihrer Handlungen zu seyn. Sie tanzte nicht, war aber einmal mit einigen ihrer Freundinnen auf einem Balle im akademischen Hause in Jena. Es konnte Jahre anstehen, bis sie so etwas unternahm. Gros und ich hatten uns Abends nach Tische mit Schiller in seinem Hause zum Spiel gesezt, und spielten fort, bis sie kam. Es war Morgens um drei Uhr. Ich vergesse die Kälte und den mißbilligenden Ton, womit er sie empfing, in meinem Leben nicht. Sie hätte mit großem Rechte antworten können: „Und du, dessen Gesundheit so sehr geschwächt ist, spielst die ganze Nacht fort und zerstörst sie vollends?“ Sie nahm den Verweis über ihr spätes Kommen sehr sanft auf und schwieg, als ihre freundlichen Entschuldigungen nichts halfen, ganz.

Am weimarschen Hofe war es zur damaligen Zeit Mode, so leise zu sprechen, daß der Ungeübte den Redenden nicht verstehen konnte. Dies war denn auch unter dem Adel allgemeiner Ton, und man sprach mit einander etwa so, wie man in einer größern Gesellschaft seinem Nachbar etwas sagen würde, um nicht von Andern gehört werden. Lautes Reden gehörte deßwegen im Schillerschen Hause zu den Zeichen einer schlechten Erziehung. Es gab dadurch oft lächerliche Auftritte. Z. B. Professor Ilgen, der ohnehin gewohnt war, sehr laut zu reden, erzählte einst Madame Schiller die Geschichte zweier Holzbauern, die sich auf dem Markte zankten, ganz in dem Tone und mit der Stimme, die bei solchen Gelegenheiten vorkommen. Madame Schiller wußte sich um seines Geschreies willen fast nicht zu fassen, und wir lachten über sie und über die uninteressante Geschichte, die Niemand hören wollte. Ilgen nahm das für Beifall und gefiel sich immer mehr in der Nachahmung der Bauernstimmen, so daß es am Ende auch uns unausstehlich wurde. Als Ilgen fort war, sagte sie mit einem tiefen Seufzer: „Das ist ein garstiger Mann, der Professor Ilgen,“ und erzählte nachher mit allen Zeichen des Abscheus gegen ein solches Geschrei ihren Bekannten die Geschichte.

(Die Fortsezung folgt.)

Briefe von den griechischen Inseln.

(Beschluß.)

Die übrigen Produkte von Kythnos sind unbedeutend. Es gibt kaum etliche Hundert schlechter Oelbäume; die Seidenerzeugung, die in Tourneforts Tagen noch 1000 bis 1200 Pfund jährlich betrug, ist auf 50 bis 60 Okken heruntergesunken, die Baumwolle reicht nicht für das Bedürfniß der Insel aus, und Südfrüchte (Citronen, Orangen, Mandeln) hat man gar nicht. Nur Feigen gewinnt man in ziemlicher Menge und macht davon gute Wintervorräthe. Doch haben die Einwohner den großen Nachtheil dieser Vernachlässigung der Baumzucht eingesehen und machen alljährlich neue Anpflanzungen. Die Wahrheit ist, daß der heftige, im Sommer herrschende Nordwind auf dem Rücken der Berge keine Bäume

gedeihen läßt; allein in den vielen engen und tief eingeschnittenen Ravins, die gegen den Boreas geschüzt sind, kommen sie recht gut fort.

Ueberhaupt ist die Kultur von Kythnos im Steigen. Tournefort gibt der Insel im Jahre 1700 sechstausend Einwohner, Pasch van Krienen um's Jahr 1773 nur fünfzehnhundert. Die Angaben sind, so weit ich dies habe in Erfahrung bringen können, ziemlich richtig. Vor der Revolution pflegten beständig drei- bis vierhundert Männer in Konstantinopel, Smyrna und Kleinasien abwesend zu seyn, um als Handelsleute, als Handwerker, Bediente und Arbeiter etwas zu verdienen, und die Bevölkerung so wie der Anbau der Insel waren in beständiger Abnahme. Der Aufstand hat die Kythnier wieder in ihrem Vaterlande concentrirt, und Anfangs die Noth, dann bei der Nähe von Hermupolis auf Syros und von Athen der leichte und schnelle Gewinn machte sie arbeitsam. Noch mehr würde der Ackerbau gewinnen, wenn die in zwei Ortschaften zusammengedrängte Bevölkerung sich mehr über die Insel zerstreute; denn der Uebelstand, daß die meisten Aecker zwei bis drei Stunden von dem Wohnsitze des Eigenthümers entfernt sind, macht sich sehr fühlbar. Jeder Bauer hat daher auf seinem Acker eine aus Schiefersteinen erbaute und mit großen Schieferplatten bedeckte Hütte (τὸ κελλί), wo er zur Zeit der Aussaat und Ernte einige Wochen ein Obdach finden kann.

Die Kythnier, ein ruhiges und geistig aufgewecktes Völkchen,* sind doch in hohem Grade bigott. Eine Frau der bessern Stände erzählte uns mit Schaudern, daß ihre beiden jezt erwachsenen Töchter einst vor vielen Jahren am lezten Tage der Fasten, am Osterſamstage (τὸ μεγάλο σάββατον), durch kindliche Unwissenheit und Eßbegierde verleitet, einen Mundvoll ungesalzenen Käse sich zu stehlen gewußt hatten; und die gute Alte schien zu fürchten, daß diese schwere Sünde noch nicht im Himmel vergessen worden sey. Uebrigens gelang es uns leicht, einige Männer zu verleiten, troz der Fasten, mit uns Fleisch zu essen, was ihnen zu Hause ihre Frauen nicht vergönnten. — Die Industrie der Insel beschränkt sich auf Verfertigung grober baumwollener Tücher, Schlafmützen und Strümpfe.

Bei den Müttern und Muttersöhnchen herrscht in diesem Augenblick große Beunruhigung, da sich das Gerücht verbreitet hat, daß nächstens ein Conscriptionsgesetz erlassen werden soll. Der kecke, tollkühne Muth der griechischen Seeleute ist auf den Blättern der Geschichte verzeichnet, und die friedfertige Abneigung der nicht durch das Seemannsleben abgehärteten Insulaner gegen jeden Kampf mit einem größeren Thiere als einem Rebhuhn tritt eben durch den Gegensatz nur um so lächerlicher hervor. Der Demarch sagte uns, daß nur aus diesem Grunde eine ungewöhnliche Menge von Heirathen nach den Fasten stattfinden würde, weil die Verheiratheten hofften, dadurch der gefürchteten Trommel und dem noch schrecklicheren Bajonnet zu entgehen.

Und nun genug von Kythnos; der Abend naht und wir müssen in den Hafen hinuntereilen.

* Pasch van Krienen S. 104 schmäht ihren Charakter mit derjenigen Unkunde und Ungerechtigkeit, in welche Reisende so leicht verfallen, wenn sie der Landessprache nicht mächtig sind.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Die Galerie des Hauses der Gemeinen.

Vor längerer Zeit habe ich mich mißbilligend über die Art und Weise ausgesprochen, wie die Fremdengalerien in beiden Parlamentshäusern angelegt sind; sie schien mir ein gewaltiger Verstoß gegen den Begriff der Oeffentlichkeit. Ich bemerkte, daß es für den Fremden im Hause der Lords nur ein und im Hause der Gemeinen nur zwei Mittel gebe, auf die Galerien zu gelangen: dort nämlich brauchte man eine von einem Pair des Reichs schriftlich ausgestellte, sogenannte Order, und hier entweder eine ähnliche Anweisung von der Hand eines Deputirten oder ein Silberstück, mindestens eine halbe Krone. Es leuchtete ein, daß sich die Ordermethode kaum, die Geldmethode gar nicht vertheidigen ließ, und dem Thürsteher mußte natürlich die nichts eintragende Order minder wichtig erscheinen, als ein Silberstück. Die Sache, die so lange geruht, kam endlich gegen den Schluß der vorjährigen Sizung zur Sprache. Einer der zwei Abgeordneten der kleinen, jedoch, weil London in ihr liegt, in parlamentarischer Beziehung sehr einflußreichen Grafschaft Middlesex, der den Tories außerordentlich unangenehme Hume, beantragte die Vorlegung der, die Gehalte der sämmtlichen Diener des Hauses betreffenden Papiere, und als sich daraus ergab, daß unter Anderm die Thürsteher überschwenglich bezahlt waren, mancher mit einer jährlichen Summe von fast tausend Pfund Sterling, so hielt es nicht schwer, die Mehrheit der Versammlung, in welcher wohl hie und da ein stiller Seufzer, wenn nicht nach dem Amte, doch nach dem Einkommen eines solchen Thürsteherś aufsteigen mochte, zu dem Beschlusse zu vereinigen, daß alle im Laufe der Zeit ungebührlich eingeschlichenen Accidenzien und namentlich jene halben Kronen wegfallen sollten. Hume wäre vom neugierigen Publikum in die Wolken erhoben worden, wenn er die Anordnung des Sprechers hätte verhindern können, daß fortan ohne Order eines Deputirten Niemand in die Fremdengalerie eingelassen werden solle. So hatten es die Feinde des Bestechungssystems nicht gemeint, und was der Sprecher auch zu Rechtfertigung seiner Maßregel vorbrachte, es fehlte nicht an öffentlichen Stimmen, welche jene Verordnung einen Hochverrath gegen das Publikum nannten und erklärten, daß dadurch die Oeffentlichkeit der Verhandlungen des Unterhauses bis auf den lezten Schein vernichtet werde. Alles vergeblich; es blieb bei der Verordnung: wie im Hause der Lords öffnet jezt auch im Hause der Gemeinen bloß die Willfährigkeit eines Mitglieds den Weg auf die Fremden-

galerie. Zugegeben, daß die schmähliche Rohheit der niedern englischen Volksstände eine Maßregel der Art nicht bloß empfiehlt, sondern auch zu Verhütung grober Ungezogenheiten schlechterdings nothwendig macht, folgt nicht aus der gegenwärtigen Einrichtung, daß alle auf der Galerie erscheinenden Fremden zu den Mitgliedern des Hauses im Verhältnisse eingeladener Gäste stehen, und gegenseitige Höflichkeit sich also von selbst verstehen sollte? Aber von Artigkeit des Benehmens gegen ihre Gäste sind die Herren Parlamentswirthe weit entfernt, und wenn auch früher der wenigstens scheinbar freie Zutritt eine gewisse Strenge der Aufsicht erheischen mochte, warum hat man mit der Aufhebung des Einen nicht auch das Andere aufgehoben? Das hat aber der Sprecher nicht gethan; das bezahlende Publikum hat er ausgeschlossen, und die Grobheit, mit welcher die Fremden früher behandelt wurden, hat er fortbestehen lassen. Diese Grobheit ist wirklich so arg, daß man glauben sollte, sie müsse es jedem Manne von nicht ganz stumpfem Ehrgefühle zeitlebens verleiden, die Galerie zum zweiten Mal zu betreten. Auch habe ich Deutsche und Franzosen mehrere Male darüber sich bitter beklagen hören; Engländer habe ich über dergleichen Aeußerungen lachen sehen, und man könnte sich leicht versucht fühlen, daraus einen Mangel an Gefühl unter den Engländern im Allgemeinen zu folgern. Aber dieser Schluß könnte gleich manchem andern irre führen. Das Ehrgefühl der Engländer ist nicht stumpfer als das aller civilisirter Menschen, und wenn ein Schlag für eine Beleidigung die Regsamkeit desselben beweisen könnte, so möchten Beweise der Art bei keiner europäischen Nation häufiger seyn, als gerade bei der englischen; allein dieses Ehrgefühl beugt sich vor dem Gesetze, wohlverstanden, dem englischen Gesetze, weil in der Regel jeder Engländer selches als einen Ausfluß seines, im Parlamente vertretenen Willens betrachtet; denn ausländische Gesetze — ja, das ist etwas Anderes, die überspringt kein Fremder häufiger, als der englische Reisende. Was in England das Gesetz befiehlt, das thut der Engländer, dem unterwirft er sich, vielleicht innerlich murrend, doch ohne äußern Widerstand, und weil das Gesetz seiner Quelle nirgends näher liegt, als gerade im Unterhause, so kann das, was dort Ordnung und Gebrauch ist, in seinen Augen nur Gehorsam verdienen, und eine gleiche Behandlung Aller den Einzelnen nicht verletzen. Wohl möglich daher, daß ihm selbst die Behandlung mißfällt; doch lacht er deßhalb nicht weniger über diejenigen, die sich solche zu Herzen nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prag, März.

(Beschluß.)

Theater. Die Prager Claque.

Ein dramatisches Gedicht in fünf Akten von J. H. Wilke: „Uncas, der lezte Mohican,“ (nach Coopers bekanntem Roman verfertigt) wurde auf unserer ständischen Bühne zum Vortheil des Herrn Bayer bei nicht sehr gefülltem Hause aufgeführt. Bayer hat sich seit einer Reihe von Jahren den Ruf erworben, daß er zu seinem Benefiz die schlechtesten Stücke bringt, die nur immer aufzufinden sind, was das Publikum bereits ziemlich mißtrauisch gegen ihn gemacht hat. Auch heuer entsprach er diesem Ruhme, denn ein Hurone, eine Art Lasarra, dessen Wildheit an das Komische streift, ein sehr tapferer Obrist, der stets davonläuft, ein berühmter Schütze, der durch vier Akte nichts trifft, und erst um zehn Uhr seinen Tellschuß macht, damit das Stück doch endlich aus wird, viele Schimpfworte in fünffüßigen Jamben und fast eben so viele Flintenschüsse, das sind die Hauptingredienzien eines Stückes, welches eigens dazu gewählt schien, um den Uebergang von den Affenstücken zu menschlichen Dramen zu bilden. Es hat im höchsten Grade mißfallen, wenn gleich bezahlte Claqueurs den Benefizianten und einen Schauspieler mehrmals hervorriefen, der als ein „handfester, haarbuschiger Geselle seine Leidenschaft in Fetzen und rechte Lumpen zerriß,“ und statt zu sprechen, eigentlich nur heulte, bellte und brüllte. Und diesen Schauspieler hat ein reisender Skizzenschreiber mit Seydelmann verglichen! Der Beifall, der hier fortwährend gegen das Zischen der getäuschten Zuschauer ankämpfte, und, wenn eben ein Fremder anwesend war, ihn gegen den gesunden Menschenverstand der Bewohner Prags natürlich sehr mißtrauisch gemacht haben muß, zwingt uns, einen Unfug zu besprechen, welcher der Entfaltung der dramatischen Kunst bei uns großen Eintrag thut. Wir haben nämlich auch ein Claque, so gut wie Paris — doch nein, nicht so gut, denn sie hat mit der Pariser nichts gemein, als die Niedrigkeit der Gesinnung, die Gemeinheit der Form ist ihr ganz eigenthümlich. Unsere Claqueurs — die sich in zwei Classen theilen, die bezahlten und die Volontairs — wissen nicht, wo der Moment ist, um eine Dichtung zu unterstützen, und haben gar keinen Einfluß auf die Meinung des Publikums, das gewöhnlich eine offenbare Opposition gegen sie bildet; dagegen ist die erste Classe sehr wohlfeil. Wenn ein Schauspieler ein Benefiz hat, bei dem es ihm vor dem Erfolg bangt, so vertheilt er nur durch gewisse Colporteurs (Kleiderputzer, Friseurs u. s. w.) eine hinlängliche Anzahl Freibillets in den vierten Stock — denn von diesem höchsten Gerichte geht bei uns „Lob und Tadel“ über die dramatische Kunst gewöhnlich aus — und gibt den Anführern noch ein kleines Biergeld, die sich dann an die Spitze ihrer Legion stellen und die Operationen leiten, so gut sie es verstehen. Die freiwilligen Claqueurs werden meist dann laut, wenn ein Stück von einem Professor gegeben wird, und sind an ihren dünnen Stimmen zu erkennen, womit sie die spielenden Schauspieler und den Dichter hervorrufen. Das Gegenstück zu diesem Unfuge bilden die Zischer (wenn es gleich oft dieselben Personen sind), welche, gewöhnlich gegen alle gesunde Vernunft, sich dem gerechtesten Beifall kühn entgegen stellen und denselben zu unterdrücken suchen, was ihnen manchmal auch gelingt. So sahen wir vor einiger Zeit den Fall, daß ein sehr wackerer Schauspieler, der in allen seinen Gastrollen die unzweideutigsten Beweise von Zufriedenheit und Anerkennung des Publikums empfangen hatte, in der lezten vom Anfang bis zu Ende von den Zischlauten der obersten Galerie accompagnirt wurde, ohne daß es möglich war, einen Grund dieser Mißhandlung auszusinnen, als die Furcht, daß er engagirt werden möchte. Ob man errathen, wer das fürchten konnte, da es der herzliche Wunsch des Publikums war, mögen sich die Anstifter dieses lächerlichen Complotts selbst beantworten. Gegen den ersten Unfug ist leider nichts zu thun, da jedem Besucher des Theaters das Recht zusteht, seinen Beifall — klug oder dumm — kund zu geben, die leztern Ruhestörer zum Schweigen zu bringen, wäre eigentlich Sache der Polizei, und es dürfte ihr nicht einmal schwer werden, die Unruhestifter, deren Treiben leicht einmal einen Skandal veranlassen könnte, auszumitteln, einzupacken, und ihre Schlangenlaute auf immer verstummen zu machen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 29.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 11. April 1837.

Bemerkungen über die Bilder Düsseldorfer Schule, ausgestellt in Dresden im December 1836.

Zweite Serie.

Wie man von einem Freunde sich beim Abschiednehmen zuerst wohl entschieden wegwendet, dann aber bald noch einmal oder auch zweimal umkehrt, um ihn nochmals ins Auge zu fassen und ihm nochmals ein Lebewohl zu sagen, so ging es mir mit dem Bilde von Bendemann, und so treibt es mich denn auch, indem wir schon im Begriff waren, zu Besprechungen über andere Werke überzugehen, nochmals zu diesem zurückzukehren. — Es ist so mächtig, der Eindruck so nachhaltig, daß man allerdings sich angetrieben fühlt, darüber zu vollkommenster Klarheit mit sich zu gelangen, des Vortrefflichen darin sich recht deutlich bewußt zu werden, und selbst das Wenige, was uns, nach dem Schicksal aller menschlichen Dinge, einige Unvollkommenheit verräth, sich nicht zu verschweigen. — Zwei Persönlichkeiten sind es aber zumal, welche zu ausführlichen Betrachtungen immer von Neuem veranlassen: die Gestalt des Propheten selbst und die Gestalt des zu seiner Rechten ihr Haupt verhüllenden Weibes! — Sind es doch überhaupt wunderbare Charaktere, diese Propheten des alten Testaments! das leidenschaftlich Heftige und doch priesterhaft Hohe, das geistig Großartige und das physisch Gewaltige, das in der Furcht des Herrn sich Verbergende und doch gegen die Völker mit dieser Energie Heraustretende — es steht ganz eigenthümlich da in der Geschichte! — und nun durchdringt euch recht von dieser Eigenthümlichkeit, leset die Gesichte Jeremia des Sohnes Hilkia, zu dem der Herr sprach: „Fürchte dich nicht vor ihnen, denn ich bin bei dir, und will dich erretten.“ Jeremia, der den Juden die Zerstörung ihrer Stadt vorausverkündete, Jeremia, der dann auf den Trümmern des von Nebucadnezar zerstörten Jerusalem weilend ausrufen mußte: „Wie liegt die Stadt so wüste, die voll Volks war! Sie ist wie eine Wittwe! — Die eine Fürstin unter den Heiden und eine Königin in den Ländern war, muß nun dienen. — Ihre Thore liegen tief in der Erde, sie hat ihre Riegel zerbrochen. — Der Herr ist gleich wie ein Feind; er hat vertilgt Israel, er hat vertilget alle ihre Paläste und hat seine Vesten verderbet, er hat der Tochter Juda viel Klagen und Leiden gemacht!“ — Leset dies Alles! und wenn euch die Eigenthümlichkeit seiner Worte recht aufgegangen ist — dann blickt auf die mächtige Gestalt des Propheten dieses Bildes, erkennt wohl den Sinn dieser krampfhaft das schwere Haupt stützenden Hand und den Schmerzenszug des vorausschauenden, aber nicht das Elend abwenden könnenden Sehers — und fragt euch, ob dies Bild jenem gewaltigen Moment in der Geschichte Israels und jener gewaltigen Individualität entspreche? — — Zu den weitläufigsten psychologischen Betrachtungen könnte aber, neben der Kindesleiche zur Rechten des Bildes, die Gruppe der mit verhülltem Haupte auf ihre Knie niedergebeugten Frau und des sich an sie, ebenfalls mit verhülltem Gesicht, anschmiegenden Mädchens Anlaß geben! — Das Geheimniß des Schmerzes, einer der tiefsten und wunderbarsten Vorgänge in der Seele des Menschen, ist wohl kaum jemals so im Bilde zur Anschauung gebracht worden! — Wer irgend einmal um Würdiges einen tiefen, lang nachhaltenden Seelenschmerz erfahren hat, der wird wissen, was mit dem Ausdrucke „das Geheimniß des Schmerzes“ gesagt seyn soll — denn er wird erkannt haben, daß das, was dann in der menschlichen Seele vorgeht, durch und durch ein nur der Seele selbst in ihrem Verhältniß zu einem ewigen Urwesen verständliches und ertragbares ist, daß in diesem tief ergriffenen Seyn Mittheilung nach Außen, die bei geringern Widerwärtigkeiten erleichtert, unmöglich wird, und daß der Mensch hier eigentlich nichts vermag, als in stiller Ergebung sich in sich selbst zu verschließen und so abzuwarten, bis in der Nacht des Seelenlebens der Stern einer höhern Gnade aufgeht und endlich den zu neuer Lebensthätigkeit

befähigenden Tag heranführt. — Ein Einziges ist, für welches die Seele auch in dieser Verschlossenheit noch eine gewisse Empfänglichkeit nicht verläugnen wird, ein Einziges, was die Schärfe des Schmerzes zu mildern vermag, und dies ist das Gefühl einer den Leidenden umschwebenden Liebe, ohne Worte. Wer nun für solche Züge genug seine Empfindung hat und die selbst fast sybillenhafte Frau betrachtet, wie ihre energischen, bedeutenden Glieder zusammengesunken sind, und das von tiefem Wehe, nicht bloß ihrer Kinder, sondern ihres Landes und ihres Volkes, schwer gebeugte Haupt nicht mehr zu unterstützen vermögen, der wird in der verhüllten Gestalt das Geheimniß des Schmerzes deutlich erkennen, aber er wird auch (wie denn die Kunst als das weltliche Evangelium nie ohne tröstende Botschaft erscheinen soll) in dem halberwachsenen Mädchen, welches, ihren Arm durch den Arm der Mutter schlingend, sich an sie anschmiegt, die innige aber stumme Liebe gewahr werden und erkennen, wie das Gefühl dieser ohne Worte mitempfindenden Liebe ein Balsam jenes unendlichen Leides werden muß, unter welchem die Mutter selbst fast zu erliegen scheint.

Wie großartig gefaßt übrigens der Gegensatz ist, welchen der Künstler dargestellt hat in dieser zwar energisch-bedeutenden, aber nichts desto weniger von dem noch energischern Wehe zu Boden gedrückten Frau, und dem Propheten, welcher zwar heftigst ergriffen, doch unter Verwüstung und Jammer sich noch aufrecht erhält, darüber wäre viel zu sagen, wozu uns jedoch die Muße nicht gegeben ist — genug! wir erkennen, es ist der Prophet, der den nicht unverdienten Jammer seines Volkes gewaltig empfindet, von dem aber auch endlich die Trostesworte ausgehen können: „Die Güte des Herrn ist, daß wir nicht gar aus sind; seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu, und deine Treue ist groß. Der Herr ist mein Theil, spricht meine Seele; darum will ich auf ihn hoffen.“ —

Was wäre nun nicht ferner noch über die mit dem geretteten Kinde aus den Trümmern aufsteigende Frau zu sagen, in welcher uns das Wiedererstehen des tief zu Boden geworfenen Volkes und das Heil seiner künftigen Generationen erscheint, was über den sterbenden Krieger, in welchem wir die markvolle Gegenwart untergehen sehen, damit eine ahnungsvolle Zukunft Platz greifen könne — doch alles das und mehr überlassen wir künftigen Commentatoren; und nur noch über das, was uns an dem Werke weniger gelungen scheint, mögen noch einige Betrachtungen Raum finden — denn ein geliebter Freund wird uns darum nicht minder werth, daß wir neben vielem Vortrefflichen auch hie und da eine unvollkommene Seite seines Wesens entdecken, im Gegentheile, erst wenn wir auch diese kennen, kennen wir ihn ganz und glauben ihn nur desto sicherer den unsern zu nennen! — So will ich denn zuerst bemerken, daß vielleicht die volle, plastische Ausführung der Form, welche ein Merkzeichen eines solchen großen ächthistorischen Werkes seyn soll, nicht überall und durchaus mit rechter Gleichmäßigkeit gelungen ist. Was den Propheten und den sterbenden Krieger, die sybillenhafte, trauernde Frau und Kopf und Brust der jungen, das Kind an sich drückenden Frau betrifft, so erfüllen sie jede Anforderung, die in dieser Hinsicht gemacht werden kann, unbedingt. Betrachtet dagegen aus einer angemessenen Weite das Kind, so die leztgenannte Frau auf dem Arme trägt, betrachtet den Kopf des Mädchens, welches den Alten hinabtragen hilft, ja selbst den Kopf des an die trauernde Frau sich anschmiegenden Mädchens, an welchem gerade der Ellbogen so außerordentlich schön gemalt ist, und ihr werdet mehr das Gefühl der Flache als des plastisch Hervortretenden haben! — Sodann finden wir hie und da, und zumal in den sonst vortrefflich gemalten Händen der Figuren zur Rechten, einen etwas forcirt rosenfarbenen Ton, welcher mit dem Ernst des Ganzen nicht recht zu stimmen scheint, und so würde auch das Vermeiden der fast rein lackrothen Tinten in dieser Gegend, bis selbst in das Ohr des todt ausgestreckten, übrigens meisterhaft behandelten Kindes, wohlthätig gewesen seyn. Endlich was die Beiwerke, die Trümmer der Stadt und des Tempels, betrifft, so sind die der Nähe höchst großartig und schön aufgefaßt und mit ausnehmender Wahrheit vollendet — der Marmor, die verwaschenen, beschmuzten und zerbrochenen Mosaikfußböden, die zerbrochenen ehernen Säulen (welche in der Schrift so ausdrücklich erwähnt werden) — es ist nicht genug zu loben und ist so gestellt, daß Wenig Viel andeutet. Dagegen möchten wir fast glauben, daß die rauchenden Trümmer der Stadt zur Linken des Propheten von einer andern Hand wären — nicht daß sie irgend minder gut gemalt wären, aber wir vermissen hier die großartige, historische Einfachheit, und wir müssen sagen, weniger würde mehr gewesen seyn. Sagte doch Goethe schon: „Der Meister des Styls zeigt sich in dem, was er verschweigt.“ Man betrachte die fast niederländische Ausführung und Mannichfaltigkeit derselben und man kehre den Blick dann wieder zu der reichen Einfachheit der Trümmer im Vordergrunde und man wird uns verstehen! — Doch genug nun aller dieser Bemerkungen! So viel glauben wir zum Schluß noch mit Bestimmtheit aussprechen zu müssen, daß, welcher Mensch von irgend tieferm Gemüth dieses Werk einmal mit Ruhe erschaut hat — dem wird es für immer unvergeßlich seyn! —

Uebrigens sind wir freilich diesem außerordentlichen Werke mit so viel Neigung nachgegangen, daß unsere Muße nicht mehr ausreichen will, auch den übrigen größeren historischen Bildern, namentlich den Werken von Schadow und Begas, in denen so vieles

Verdienstliche anzuerkennen wäre, eine ausführliche Besprechung zu gönnen, zumal da wir noch Einiges über neuere Kunst der Landschafts- und sogenannten Genremalerei auf dem Herzen haben. —

(Der Beschluß folgt.)

Nachrichten vom Februar.

Bauwerke.

Hamburg, 1. Februar. Zur Errichtung einer neuen Börse, auf die man 120.000 Rthlr. zu verwenden gedenkt, hat die hiesige Baudeputation eine Concurrenz zur Einreichung von Plänen (bis zum 1. Mai d. J.) ausgeschrieben und für den besten ein Honorar von 100 Frdr., für den nächstbesten aber ein solches von 100 Ducaten ausgesezt. Gegen die im Ausschreiben gemachten, zum Theil unzweckmäßigen Bedingungen (daß z. B. der Baudeputation frei stehen müsse, den angenommenen Plan theilweise zu benutzen) hat sich jedoch eine große Anzahl von Architekten mit Recht öffentlich erklärt.

Belgien. Antwerpen besizt jezt das schönste Theater in Belgien, dessen Erbauung 900,000 Fr. kostete; nun hat auch der Gemeinderath des reichen Gent, der zweiten Stadt des Königreichs, 700,000 Fr. zum Bau eines neuen Theaters verwilligt.

Haag, 14. Februar. Der Bau der hiesigen neuen freien Zeichnen- und Musik-Akademie mit Ausstellungssälen ist Hrn. Bouf in Leyden für die mindeste Forderung von 151,500 fl. zugeschlagen worden.

London. In dem Institute der britischen Architekten verlas am 19. December v. J. Hr. Britton einen Aufsaz über Anwendung des monastischen Baustyles auf neuere Wohnungen, und wies in demselben nach, daß der Verfall jenes Styles mit Auflösung der Klöster unter Heinrich VIII. und Einführung des italienischen Styles durch Holbein, Johann von Padua u. A. begonnen habe, und wie der alte Styl unter Georg III. durch Walpole, Warburton, Bentham u. A. wieder belebt worden sey. Hr. Britton kritisirte die Werke des Inigo Jones, Christopher Wren und des unlängst verstorbenen Wyatt, und meinte, die Architektur des Mittelalters sey weit geeigneter für England, als die klassische Heidentempel-Architektur des alten Griechenlands und Roms.

Paris. Der Kirchthurm von Harfleur in der Normandie (Seine inferieure), welcher vor drei Jahren vom Bliz zerschmettert wurde, ist nun vollkommen restaurirt und zwar in derselben Weise, wie er früher gestanden.

Sculptur.

Berlin. Nach der Kunstausstellung ist ein überaus herrliches Kunstwerk in Gypsabguß aus Rom hier angekommen. Es ist das ($6\frac{1}{2}$ Fuß hohe) Modell eines Paris, der seinen Bogen glättet, nach Homers Ilias VI, 321, von August Wredow aus Brandenburg, welcher früher ein Schüler von Rauch, die lezten Jahre seines Aufenthalts zu Rom auf die Modellirung dieser Figur verwendete. Dies Werk ist wohl zu den vorzüglichsten Kunstwerken zu zählen, welche in neuerer Zeit in Rom hervorgebracht worden sind. Der Charakter des Helden, die Bewegung, die Formen im Ganzen wie in der Detailausführung, sind mit ungewöhnlichem Gefühl und Naturverständniß dargestellt. Der Abguß steht in einem der Säle der Akademie unter den schönsten der antiken Kunst, und gefällt und ist lebendig und großartig wie sie. Die glückliche Ausführung dieses Werks überraschte um so mehr, da Wredow vor Kurzem eine Jägerin hatte ausstellen lassen, welche nicht ausgezeichnet genannt werden konnte. — Man wünscht sehr, dies Modell in Marmor ausgeführt zu sehen.

München, 20. Februar. In diesem Sommer werden wahrscheinlich die Statuen der Wittelsbachischen Fürsten vollendet werden, welche in dem neuern Anbau der Residenz gegen den Hofgarten hin, aufgestellt werden sollen.

Paris, 20. Januar. In dem Foyer des Theatre français ist Beaumarchais Büste von Gois aufgestellt worden. Hr. Ant. Moine hat den Auftrag erhalten, die marmornen Weihwasserkessel für die Kirche der Madelaine anzufertigen.

London, 22. Januar. Sir F. Chantrey arbeitet gegenwärtig an einer Marmorbüste des bekannten Chemikers Henry für die literarisch-philosophische Gesellschaft zu Manchester.

Brüssel, 1. Februar. Der Bischof von Lüttich hat Hrn. Geefs die Ausführung dreier Marmorstatuen für die dortige Kathedrale, die Religion mit den Aposteln Petrus und Paulus darstellend, für 30,000 Fr. übertragen.

J. Geefs ist nach Paris abgereist, um dort seine Marmorgruppe, der Tod Abels, zur Ausstellung zu bringen.

Stockholm, 24. Januar. Se. Maj. der König von Preußen hat kürzlich dem Könige von Schweden ein Geschenk mit einer nach der Antike in Bronze gegossenen kolossalen Statue einer Vestalin gemacht. Das Original befindet sich in der Dresdener Antikensammlung, der Guß ist von Lequine, die Ciselirung von Coué (beide in Berlin) besorgt, und das Kunstwerk bereits im hiesigen Königl. Museum aufgestellt.

Denkmäler.

London, 14. Februar. Die Committée über das dem Herzog von Wellington auf Subscription in der City zu errichtende Denkmal hat jezt entschieden, daß dasselbe dem Mansion-House gegenüber zu stehen kommen solle.

Brüssel, 19. Januar. Das Denkmal auf dem Grabe der Madame Beriot-Malibran wird aus einer 14 Fuß hohen Metallsäule mit einer Urne auf der Spize bestehen.

Medaillenkunde.

Leipzig. Der Buchhändler Hr. Schreck in Leipzig hat auf die Gründung einer allgemeinen deutschen Buchhändlerbörse daselbst eine Medaille bei Loos in Berlin prägen lassen. Auf der Vorderseite ist die Façade des Börsengebäudes genau bis auf die Gefüge des Steins mit solcher Feinheit abgebildet, daß die darauf angebrachte Inschrift: „Deutsche Buchhändlerbörse.“ welche man mit unbewaffneten Augen kaum erkennen kann, sich durch das Glas vollkommen deutlich und regelrecht zeigt. In der Exergue steht das Datum der Gründung und Einweihung. Der Revers enthält die Widmungsworte: „Durch deutschen Gemeinsinn gegründet und erbaut,“ von einem aus Aehren, Epheu und Lorbeer gebildeten Kranze,

Symbol des Fleißes, der Unverwelklichkeit und des Lohns gehabter Mühe, umgeben. Die Medaille, von der Größe eines preußischen Thalers, kostet in Neugold 20 Gr., in Silber 1 Rthlr. 12 Gr., in Gold 4 Ld'r.

Malerei.

Rom. Unter wenigen fremden Malern, die sich hier mit dem Historienfache befassen, haben unlängst Jäger aus Sachsen, welcher sich früher unter Schnorr's Leitung in München gebildet hat, und Palme aus Deutsch-Böhmen, gelungene Bilder geliefert. Ersterer hat Bileam, wie diesem der Engel des Herrn in den Weg tritt und sein sonst so gehorsamer Esel ihm nicht mehr folgen will; ferner die Vision im 2. B. der Macc. Cap. 15 V. 12 dargestellt. Letzterer hat Moses gemalt, wie er von seiner Mutter den Wellen anvertraut wird, während die Schwester die herannahende Königstochter beobachtet; ferner die Verklärung Christi, mit Moses und Elias zu beiden Seiten knieend.

31. Januar. J. Sonne aus Copenhagen hat drei Bilder aus der römischen Campagna mit volksthümlichen Scenen, A. Küchler einen Auszug zur Feldarbeit und eine Kindergruppe, Blunk aus Holstein die Schenke La Genzola in Trastevere mit den Porträts mehrerer dänischen Künstler, die in Gesellschaft von Thorwaldsen beim Schmause versammelt sind, gezeichnet.

Paris, 10. Februar. Der verstorbene Gérard hat die schönen Pendentifs des Pantheon so weit vollendet, daß nur sehr wenig zu thun übrig bleibt, und sich das Ganze auf Hinzufügung einer Krone, einiger Schilde, Verzierungen und die Einzeichnung mehrerer Namen beschränkt. Die Verwaltung hat bereits für die Hinzufügung dieser Accessoires gesorgt und das Publikum wird nun nächstens diese meisterhafte Composition kennen lernen.

30. Januar. Hr. Aguado hat von einem hiesigen Liebhaber drei Gemälde, worunter ein Correggio und ein van Dyck, für 100,000 Fr. erstanden.

Paris, 2. Februar. Zu Toulon sind mehrere kostbare Gemälde, als Geschenke des Pabstes an den König Ludwig Philipp, angelangt.

London, 10. Februar. Burford's neues Panorama des Montblanc, das dieser Tage eröffnet ward, findet großen Beifall.

Glasmalerei.

Regensburg. Der Glasmaler Joseph Sauterleute aus Weingarten ist vom Fürsten von Thurn und Taxis hierher berufen worden, um in der neu erbauten Gruft die 12 Fenster, jedes zu 20 F. Höhe, mit Malereien zu schmücken.

Kunstausstellung.

London, 4. Februar. Die gegenwärtige Ausstellung des britischen Instituts ist für das Londoner Publikum im Allgemeinen weniger interessant als gewöhnlich, indem die meisten Stücke bereits früher einzeln gesehen worden sind. Indeß braucht man nur die Namen von Meistern wie Copley Fielding, T. Fielding, Stanfield, F. Nash, E. Landseer, J. P. Knight, Carpenter, Uwins rc. zu nennen, welche Beiträge geliefert haben, um zugleich auszusprechen, daß die Ausstellung Treffliches enthält.

Alterthümer und Ausgrabungen.

St. Petersburg, 5. Februar. Kürzlich wurde von Hrn. Aschik, Director des Museums zu Kertsch, bei Oeffnung von alten Grabhügeln in der Umgegend ein Grab aufgefunden, aus dem eine große, schöne, prächtig geformte Vase von Thon mit schwarzem Lack überzogen und mit einer vergoldeten Guirlande verziert; ferner ein völlig oxydirter und bei der Berührung aus einander fallender Badestriegel, welchen die Linke des Leichnams hielt, hervorgezogen wurde. Zwischen den Zähnen des Letztern bemerkte man einen Gegenstand, ähnlich einer Münze, die aus zwei Goldblättchen zusammengefügt war; auf der einen Seite war der Kopf eines Apollo, auf der andern eine Lilie ausgeprägt, welche Abbildungen man auf Phanagorischen Münzen gefunden hat. In Pantikapäischen Gräbern findet man höchst selten Münzen, woraus sich schließen läßt, daß der Gebrauch, den Todten einen Obolus in den Mund zu geben, nicht bei allen Griechen verbreitet war.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 87.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 12. April 1837.

Der Fürst dieser Welt,
Wie saur er sich stellt,
Thut er uns doch nicht:
Das macht, er ist gericht.
Ein Wörtlein kann ihn fällen.
Luther.

Spiegelfechterei der Hölle.

Ein Bild aus der Reformationszeit.

Auf einen Tag saß Doctor Martinus Luther an seiner Hausorgel, zu seiner Rechten stand seine getreue Hausfrau Catharina, zu seiner Linken die kleine Maria, sein Lieblingskind, das ihm bald hernach zu großem Leide durch den Tod entrissen wurde; die andern Kinder standen hinter ihm in einem Kreis umher, und Alle sangen mit lieblicher Stimme zusammen seinen Leibchoral: „Eine feste Burg ist unser Gott,“ den er einst bei einer schweren Trübsal gedichtet und in Musik gesezt hatte und von nun an als eine geistliche Waffe gegen alle Anfechtungen gebrauchte. Eben vollendete die Orgel das Nachspiel zum zweiten Verse, das Zimmer dröhnte noch von Luthers kräftigem Baß, und eben wollten sie einfallen: „Und ob die Welt voll Teufel wär,“ da klopfte es bescheidentlich an der Thüre und herein trat Herr Doctor Gregorius Bruck, der hochgeehrte Kanzler des Kurfürsten Johann.

„Ich bitte um Verzeihung, hochwürdigster Herr Doctor,“ sagte er, „daß ich Euch in Eurem schönen Liede gestört habe. Ich stand schon lange draußen und habe mit herzlicher Andacht zugehört; ich mochte während des Gesangs nicht anklopfen, aber es ist eine grimmige Kälte, die mir bei meinem Alter schwer zu ertragen fällt.“ — „Mit Nichten,“ unterbrach ihn Luther mit freundlicher Demuth, „mit Nichten habt Ihr uns gestört, hochgelehrter Herr; Ihr bezeigt mir gar große Ehre, daß Ihr mich auch wieder einmal aufsucht in meiner niedrigen Hütte. Kommt, sezt Euch hier zum warmen Ofen, und du, Käthe,“ wandte er sich zu seiner Frau, „geh eilends und bringe dem edlen Herrn einen Becher Weins. Das erwärmt die Glieder, gibt fröhlichen Muth und stärkt zu guten Gedanken. Stelle zugleich ein Licht auf, denn der Tag hat sich geneigt und es will dunkel werden.“

Der Kanzler sezte sich lächelnd am Ofen nieder, Frau Catharina rückte einen Tisch herzu und stellte zwei silberne Pokale, Geschenke von Fürsten und Herrn, darauf. Luther nahm den einen und trat zu seinem Gaste. „Seine kurfürstliche Gnaden!“ rief er, indem er den Becher hob; „wie ist es mit dem theuren Herrn?“ Der Kanzler entblößte sein weißgelocktes Haupt und sprach, nachdem er getrunken hatte: „er ist wohl auf und guter Dinge und hat erst heut erklärt, daß er, wie auch der Kaiser dräuen möge, in seines Glaubens Festigkeit nicht weichen und wanken werde.“ — „Dann steht es wohl mit uns!“ rief Luther fröhlich; „der Herr segne den frommen Fürsten! Auch ich gedenke nicht laß zu werden und will mein angefangenes Werk mit Gottes und meines Kurfürsten Hülfe zu einem guten Ende führen. Wiewohl, leider! es sind

der Hindernisse und Anfechtungen so gar viele, und ist mir's doch oft, als sollte es nicht seyn. Der Fürst dieser Welt ist allezeit geschäftig, wie er bösen Samen streue in meine Saat; denn er ist mir ganz aufsäßig und will's nicht haben, daß ich dem Pabst so hart mitspielen soll. Da kommt er nun oft über mich und sucht mich zu quälen, hat mich auch wohl schon in Verzweiflung gebracht, daß ich nicht gewußt, ob auch ein Gott wäre, und an unserm lieben Herrn Gott ganz und gar verzagte; aber mit Gottes Wort habe ich mich seiner wieder erwehrt, denn das ist der beste Schild wider seine Ränke und Tücke. Und dann die edle Musica, das ist auch ein trefflich Mittel, ihn zu vertreiben, denn die hört er nicht gern. Wenn David jetzund auferstände von den Todten, so würde er sich sehr verwundern, wie doch die Leute so hoch sind kommen mit der Musica; sie ist nie höher kommen als jezt. Wenn David wird auf der Harfe geschlagen haben, so wird's nicht höher gangen seyn, als das Magnificat anima mea; und dennoch hat der Teufel diese Einfalt nicht leiden können, hat auch dieser müssen Platz geben!“

„An Euch, Herr Doctor,“ sagte Kanzler Bruck, „wird er sich doch nicht wagen; Ihr seyd ihm zu fest gewappnet.“ — „O, er hat's auch schon probirt!“ rief Luther lebhaft; „ich kenne ihn wohl; er hat mir oft so hart zugesezt, daß ich nicht wußte, ob ich todt oder lebendig wäre. Als ich Anno 1521 zu Wartburg im Patmo auf dem hohen Schloß mich aufhielt, da saß ich fern von den Leuten in einer Stube, und konnte Niemand zu mir kommen denn allein zwei Edelknaben, die mir des Tags zweimal Essen und Trinken brachten. Nun hatten sie mir einen Sack mit Haselnüssen gekauft, die ich zu Zeiten aß, und hatte denselben in einen Kasten verschlossen. Als ich des Nachts zu Bette ging, zog ich mich in der Stube zuvor aus, löschte das Licht aus, ging in die Kammer und legte mich zu Bett. Da kommt mir ein Poltergeist über die Nüsse und hebt an und quizt eine nach der andern an die Balken, mächtig hart, rumpelt mir am Bett, aber ich fragte nichts darnach; wie ich nun ein wenig einschlief, da fängt's draußen ein Poltern an, als würfe man ein Schock Fässer die Treppe hinab, und ich wußte doch wohl, daß die Treppe mit Ketten und Eisen wohl verwahrt war, so daß Niemand herauf konnte. Ich stehe auf und gehe auf die Treppe, will sehen, was da sey, da war die Treppe wohl verschlossen; da sprach ich: „Bist du es, so sey es!“ und befahl mich dem Herrn Christo, von dem im 8. Psalm geschrieben stehet: Alles hast du unter seine Füße gethan! und legte mich wieder nieder zu Bett. Eben um jene Zeit kam Hans von Berlepschs Frau gen Eisenach; die hatte gehört, daß ich auf dem Schlosse sey und wollte mich gern gesehen haben, es konnte aber nicht seyn; da brachten sie mich in ein anderes Gemach und legten die Frau von Berlepsch in meine Kammer; da hat's die ganze Nacht ein solches Gerumpel gehabt, daß sie meinte, es wären tausend Teufel drin.“ — „Das ist vielleicht ein alter Schloßgeist gewesen, der gerne rumoret,“ versezte Doctor Bruck. — „O nein,“ entgegnete Luther, „es war ein Stärkerer! ich habe ihn wohl gekannt; denn weil ich gerade dazumal das Wort Gottes zu übersetzen anhub, so war's ihm leid und bitter, und trachtete allezeit darnach, wie er mich stören möchte, damit's am Ende gar unterbliebe. Aber ich habe mich nicht anfechten lassen, sondern im Gegentheil ihm auch wieder weidlich zugesezt, habe ihn verachtet und höhnisch angeredet mit Anrufung Christi: Bist du ein Herr über Christum, so sey es! Und als er einmal über meine Nüsse kam und zu poltern anhub, da rief ich aus dem Bette: „Ei, welch eine schöne Musicam machst du wieder! Weißt du was? singst du die Noten, so will ich den Text singen!“ und intonirte ein schönes geistliches Lied; da schwieg er gleich stille. Ein andermal, als ich über der Bibel an einer schweren Stelle saß, kam er über mich mit Anfechtungen und wollte mir keine Ruhe lassen; da nahm ich das Dintenfaß und warf's ihm an den Kopf, sprechend: „Wohlan, Teufel! hast du so großen Durst, so will ich dir hie einen Starken zutrinken! ich will dich schwarz machen, wenn du noch nicht schwarz genug bist.“ Da trollte er sich alsbald und ließ sich lange nicht wieder sehen; denn er ist ein stolzer Geist, läßt sich nicht gern veriren.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Jena zur Zeit Schillers.

(Fortsetzung.)

Daß sie von Adel war, zeigte Madame Schiller durch die Art, wie sie ihre Kammerjungfer behandelte. Sie war hübsch und schien gutmüthig, auch waren ihre Sitten unanstößig. Sie wurde aber immer mit einem gewissen spöttischen, herabwürdigenden Ton behandelt, der uns oft empörte; sie konnte nichts recht machen und wurde immer mit Bitterkeit zurecht gewiesen, auch wo keine Ursache dazu da war. Ich habe, was meine Verhältnisse mit dem Adel betrifft, nur Gutes und Erfreuliches erfahren, und weiß den Unterschied zwischen Geldadel und dem erhebenden Gefühl eines ausgezeichneten Geschlechts, zum großen Vorzug des lezteren, aus vielen Erfahrungen. Aber überall, wo ich beobachten konnte, wurden die Kammerjungfern, besonders wenn sie hübsch und etwa Pfarrers- oder Amtmannstöchter waren (was kann denn dieser Misère Großes begegnen?), schnöde behandelt. —

Die wiederkehrende Gesundheit Schillers wurde von uns auf mancherlei Weise gefeiert. Ich gab einst der vertrauten Gesellschaft ein Abendessen in unserm Hause. Wir hatten ein sehr schönes Besuchzimmer, und das Ganze gerieth so gut, daß wir Alle sehr heiter wurden. Wir sangen und tranken alle Brüderschaft miteinander. Wir duzten uns den ganzen Abend, Frau von Wollzogen, Madame Stein, Fischreich, mein Eleve, Schiller und ich. — Am andern Morgen zeigte sich unsere Verlegenheit. Trotz aller innigen Vertraulichkeit, fühlten wir doch tief, daß es sich nicht schicke, Damen dieser Art und auch Schiller zu duzen. Stein fühlte dies eben so lebhaft; er kam, machte sich bei uns etwas zu thun und vermied, die dritte Person zu gebrauchen. Ich lächelte, und da ich merkte, daß er mit uns gleich fühle, so beschlossen wir, wenn wir zu Tische kommen würden, die Brüderschaft zu vergessen und im alten Ton zu reden. Man schien es uns Dank zu wissen, und wir verloren dadurch in der Meinung der interessanten Menschen nichts. . . . .

Die Unbefangenheit und Frugalität in Hinsicht auf Essen und Trinken ging oft sehr weit. Einst hatte Schiller Besuch von dem jetzigen Adjudanten des Königs von Sachsen, dem General Funk. Er war damals Hauptmann unter der Garde. Schiller war in unserm Garten zum Kegelspiel und lud den Hauptmann zum Abendessen ein. Wir hatten die Kost bei Schiller, wußten aber von der Einladung nichts. Da wurden ein paar ungleiche alte Tische zusammengestellt, ein Tischtuch darüber geworfen, und es erschien ein Stück Fleisch mit ein wenig Salat als die ganze Gastmahlzeit, und dabei waren Alle ganz unbefangen, unerachtet es sogar an hinlänglichem Geschirr und Servietten fehlte. . . . .

Ein paar verwandte alte Fräulein, die aber wohlhabend waren, kamen durch Jena, besuchten Schillers und waren im halben Mond abgestiegen, einem Bierhause, wo nur Fuhrleute übernachteten. Das geschah aus Oekonomie. Schiller machte sich darüber lustig, und Madame Schiller schämte sich darüber. Es wurde ausgemacht, daß einige von der Gesellschaft sich betrunken stellen, zu diesen Fräulein auf das Zimmer kommen und ihnen spöttisch zu erkennen geben sollten, man halte sie für schlecht, weil sie in diesem Wirthshause logiren. Es war Schillers Idee, die er mit uns sehr lebhaft auszumahlen wußte, auch theilte er die Rollen aus. Da aber ich meinen Eleven zu diesem Scherz nicht gerne hergeben wollte und auch Stein keine große Lust bezeugte, so unterblieb die Sache, so leid es Schillern war. Auch Frau von Wollzogen hatte sich in der Hoffnung, daß der Scherz ausgeführt werden würde, sehr ergözt. Dies mag auch zum Beweis der Freiheit dienen, die in Jena und unter uns herrschte. Schiller konnte überhaupt jede Idee mit Lebhaftigkeit ergreifen und reizend darstellen. So verfiel er einst darauf, wir sollten uns eine Uniform machen lassen, die wir immer tragen wollten. Er machte diesen Vorschlag dem Professor Fischreich, dem Herrn von Stein und mir; er bestimmte blauen Frack mit himmelblauem Futter, das um einige Linien über das Dunkelblaue hervorsah, und silberne Knöpfe. Lange trugen Schiller, Fischreich und ich diese Uniform, die eben nicht geschmackvoll war, und ich brachte sie noch in's Land. Stein hatte sich entschuldigt, weil er Hofuniform tragen müsse.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

Die Vormundschaft von Gerle und Horn.

Vor einigen Tagen kam hier das Lustspiel „die Vormundschaft" von W. A. Gerle und Uffo Horn zur Aufführung. Diesem Stück ist, wie man weiß, der von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung für das beste kleinere Lustspiel ausgesezte Preis zuerkannt worden. Es kann einem nicht einfallen, durch Preise auf die dramatische Poesie in der Weise wirken zu wollen, wie etwa auf die Landwirthschaft; allein immerhin vermehrt man dadurch die Wechselfälle, für das da und dort träumende Talent, sich zu ermuntern und durchzubrechen, für uns, ein erträgliches Stück zu gewinnen. Auf jeden Fall ist es statistisch interessant, wenn man von Zeit zu Zeit in dem am Parnaß hängenden Gehölz der deutschen Dramatik eine Sulze anlegt und sieht, wie viel Wild herbeikommt, und die Enden der Hirsche zählt. Ich weiß nicht, ob der Herausgeber der Theaterrevue sich ohne Indiscretion weiter, als er gethan hat, über Form und Gehalt der nicht gekrönten Stücke auslassen konnte. Die Namen der Schiedsrichter bürgen uns dafür, daß unter dem halben Hundert der eingegangenen Stücke das gekrönte wirklich das bühnengerechteste, dasjenige war, von dem man am ehesten erwarten konnte, daß es bei gewandtem Spiel das Publikum unterhalten werde. War aber der Zweck der Preisaufgabe allein, ein aufführbares Stück für die deutsche Bühne zu erzielen? Ich weiß es nicht, sie konnte aber als in die deutsche poetische Atmosphäre gehängtes Barometer dienen, um die allgemeine Spannung der vis comica, und als Hygrometer, um den Wassergehalt der Luft zu messen oder doch ungefähr zu schätzen. Die Resultate dieser Beobachtungen wären nun eben das Interessanteste, aber vielleicht nur mit Vorsicht mittheilbar gewesen. Wir glauben recht gerne, daß sich keines der eingegangenen Stücke mit dem gekrönten messen konnte, wenn es sich darum handelte, sofort Gebrauch davon zu machen; wir hätten aber gar gerne erfahren, ob unter den Produkten keine waren, wo ein edler, vielversprechender Keim der Poesie in unreifer, ungestalter Fruchthülle saß, ob die endlose Reihe deutscher Lustspiele ungemischt den Eindruck der Wehmuth zurückließ, ob Deutschland gar keine Aussicht hat, einmal wieder über sich selbst lachen zu können, und definitiv die Entreprise des Wizes und der Satire den Franzosen zuschlagen muß? — Daß es den Verfassern der Vormundschaft an dramatischem Talent nicht fehlt, wird unter den vorliegenden Umständen Jeder glauben, wenn er auch das Stück weder gelesen, noch auf der Bühne gesehen

hat; wer es bloß gelesen, kann über das Maß dieses Talents im Zweifel seyn, wer es aufführen gesehen, wird nicht umhin können, dasselbe hoch anzuschlagen. Desto mehr bedauert aber derjenige, den Deutschlands Unfruchtbarkeit verstimmt, daß eben auch dieses Stück so gar viel, im Inhalt von der traditionellen Situations- und Verkehrsroutine, in Form und Geist von der neufranzösischen, namentlich Scribe'schen Kupferstichmalerei hat. Es gehört übrigens – und man spricht an sich damit keinen Tadel aus – seinem ganzen Wesen nach dem Genre an, das die Engländer zum Unterschied vom eigentlichen Lustspiel Farcen nennen, das im vorigen Jahrhundert von Foote, Fielding, Garrick und unzähligen Andern ausgebildet wurde, und manche werthvolle und sehr viele äußerst ergötzliche Produkte zählt; die Hauptmerkmale dieser Gattung sind: anekdotischer Stoff, leicht geschürzter Knoten, Ueberwiegen maskenartiger, fast stehender Figuren – der irische Kapitän, der verschwenderische Nobleman, der Landjunker, John Bull, der spitzbübische Bediente u. s. w. – über individualisirte und dann nur skizzenhaft gezeichnete Charaktere, die Hauptträger der Komik die burleske, ohne Rücksicht auf die Wahrscheinlichkeit angelegte Situation, und die Zote. Es braucht hier nicht ausgeführt zu werden, welchen Einfluß das Auseinanderhalten dieser Gattung und des eigentlichen, des höhern, des Charakterlustspiels, oder wie man es sonst nennen will, auf das neuere englische Schauspiel gehabt hat. Man glaubt oft nicht, wie viel ein Begriff, und wäre er logisch oder ästhetisch nicht ganz fest begründet, reinigend und abwehrend, erhebend und bescheidend wirken kann, und es wäre vielleicht für die deutsche Bühne sehr ersprießlich gewesen, wenn auch sie jenen Unterschied gemacht und festgehalten hätte. Jedenfalls hätte dann die Preisaufgabe, von der es sich hier handelt, bestimmter gestellt werden können. – Es sollte mir leid thun, wenn ich hiemit nur ein eigensinniges Urtheil und nicht zugleich die Ansicht wenigstens eines bedeutenden Theils des urtheilenden Publikums ausgesprochen hätte. Beim gegenwärtigen Zustand der deutschen Bühne ist es einem übrigens kaum übel zu nehmen, wenn man etwas hypochondrisch wird und es einem nicht gegeben ist, an einem Stück, das uns als das relativ beste vorgeführt wurde, die positiven Vorzüge mit Achtsamkeit und Liebe aufzusuchen. – Was die Aufführung des Stücks auf der hiesigen Bühne betrifft, so glaubte ich unsere Schauspieler zu beleidigen, wenn ich viele Worte davon machte. Daß ein so bühnengerechtes Stück von gewandten Künstlern rasch, ineinandergreifend gegeben wurde, und sich so von der besten Seite darstellte, versteht sich von selbst.

London, März.

(Fortsetzung.)

Die Galerie des Hauses der Gemeinen.

Das im Hause der Gemeinen gegen Fremde stattfindende Benehmen, sagt der Engländer, ist durch Gesetz oder durch ein zum Gesetz gewordenes Herkommen geregelt, und was im geselligen Leben für Beleidigung gelten würde, hört auf, eine zu seyn, sobald die betreffende Handlung auf gesetzlichem Grunde ruht. Kalt erwogen, hat der Engländer recht. Doch folgt daraus, daß Deutsche und Franzosen, weil sie anders denken und fühlen, im Unrechte sind? nein, es folgt bloß, daß sie nicht das kalte Blut, nicht die Gesetzlichkeit des Engländers besitzen, und daß sie ihr Gefühl nicht einer Vorschrift gefangen geben, deren Fehler just darin besteht, daß sie ein Verstoß gegen die Artigkeit ist. Gleichviel, ob die Order, mit welcher man sich versehen hat, von einem Peel oder einem O'Connell, von einem Hume oder dem allerunbedeutendsten M. P. ausgestellt sey, man merkt schon beim Betreten des Hauses, daß die eine beim Thürsteher netto so leicht wiegt, wie die andere. „Wohin?“ fragt ein Mann mit einem Stabe, den Weg vertretend, und mit einer Stimme, als lese er die Taubheit des Angeredeten in dessen Augen. – „Auf die Fremdengalerie, wenn's erlaubt ist,“ antwortet man recht artig. – „Haben Sie eine Order?“ fragt der Andere, ohne scheinbar auch nur daran zu denken, daß das Weglassen des Sir außerhalb der Grenzen vertraulichen Gesprächs eben so grob ist, wie das des französischen Monsieur. Man will die Order vorzeigen; aber der Mann mit dem Stabe läßt den Willen nicht zur That werden. Er fährt fort: „Die Galerie ist noch nicht offen, und hier können Sie nicht bleiben.“ – „Wann wird die Galerie wohl geöffnet werden?“ erwidert man recht artig. – „Weiß nicht, und machen Sie, daß Sie hier fortkommen,“ schreit der Thürsteher. – „Darf ich nicht zur Seite treten? Ich sollte meinen, ich stände dann Niemand im Wege.“ versezt man. Auf diese Gegenrede erfolgt eine indirekte Antwort. Smith, Walter, oder wie sonst die zunächst stehenden Diener des Mannes mit dem Stabe heißen mögen – sie ruft er und sagt: „Weist dem da die Treppe!“ Man gebraucht natürlich die Vorsicht, sich die Treppe nicht weisen zu lassen, geht in die Halle hinab und verläßt entweder unmuthig das Haus, oder erwartet sanftmüthig die Nachricht vom Oeffnen der Galerie. In lezterem Falle eilt man, sobald das Zeichen erschallt, sich einen guten Platz zu sichern. Es scheint, daß man darauf mit Gewißheit rechnen darf, denn sollte man auch der Lezte ankommen, die mit uns Eintretenden können die Galerie unmöglich füllen. Je näher man aber der Thüre kommt, desto trüglicher droht der Schein zu werden, und in der That, wäre man auch der Erste, man würde doch wahrnehmen müssen, daß Andere schneller gewesen. Ein großer und der beste Theil der Galerie ist voll, ihn besetzen bereits die vom Thürsteher freundlich, obschon pflichtwidrig Begünstigten. Langsam werden die aus der Halle Anlangenden eingelassen; innerhalb der Thüre steht ein Mann mit schwerer, über sein schwarzes Kleid herabhängenden goldenen Brustkette, jede vorgezeigte Order und jeden Vorzeiger streng prüfend, mit Macht und Gewalt versehen, jene zu verwerfen, diesen abzuweisen und seiner Entscheidung Nachdruck zu geben. Endlich durch alle diese Prüfungen in die Galerie auf einen Steh- oder Sitzplatz gelangt, wird man, nebst allen Anwesenden, unaufhörlich vom Thürsteher gehofmeistert. In seinen Augen ist ihm Alles, den Fremden schlechterdings nichts erlaubt, was das Geräusch des leisesten Athemholens übersteigt. Er räuspert sich mit einem Donner, der den falschen Haarschmuck des Sprechers verwirren könnte, aber sobald er einen der Anwesenden nur das Taschentuch ziehen sieht, schreit er ihm ein herrisches silence zu. Plagt ihn der Husten, so glaubt er es seiner Gesundheit schuldig zu seyn, nach Kräften auszuhusten. Hustet aber ein Fremder und vermag das zugeherrschte silence nicht, einen zweiten Anfall zu unterdrücken, so befiehlt der Thürsteher, daß der Hustende sofort die Galerie verlasse, und beim geringsten Zögern bahnt er sich Weg zu ihm und zerrt ihn zum Gehorsam. Wer nach stundenlangem Sitzen einmal aufsteht, um des Starrkrampfs sich zu erwehren, dem sendet der Thürsteher sofort mit gehobener Stimme das Geheis zu, sich entweder niederzusetzen, oder zu entfernen, schlechtweg: sit down or go!

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 12.

Mittwoch, 12. April 1837.

[142] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Reisen und Länderbeschreibungen,

elfte Lieferung.

Auch unter dem besondern Titel:

Montenegro und die Montenegriner.

Ein Beitrag
zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks.

Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 Gr.

Die Länder zwischen dem schwarzen und adriatischen Meere sind so wenig bekannt, und das, was darüber in verschiedenen Büchern mitgetheilt ist, meist so sehr durch mangelnde Sprachkenntniß entstellt, daß jeder Beitrag zu dieser Kenntniß, wenn er aus einer competenten Quelle kommt, willkommen seyn muß. Daß aber diese Quelle competent ist, wird Jeder ohne Mühe erkennen, wenn wir als den Verfasser dieser Schrift Herrn **Wuk** Stephanowitsch Karadschitsch, den bekannten und berühmten Herausgeber der serbischen Volkslieder nennen, der seine Materialien an Ort und Stelle sammelte, und durch seine Herkunft schon hinreichend befähigt ist, um über die nationalen Verhältnisse jener Völker ein gültiges Urtheil zu fällen.

Stuttgart und Tübingen, im März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[146] **Für Gymnasien und gelehrte Anstalten.**

Prof. Dr. *F. K. Kraft's*

deutsch-lateinisches Lexicon.

Aus den römischen Klassikern zusammengetragen und nach den besten Hülfsmitteln bearbeitet.

2 Bände. 171 Bogen gröfstes Lexiconformat. 6 Thlr. Schreibpapier 8 Thlr.

Unbestritten und ohne Nebenbuhler ist der Werth dieses vollständigsten Werks, dessen jetzige dritte, wieder um 12 Bogen vermehrte Auflage sich vorzüglich durch gröfsere Rücksicht auf Synonymik und grammatische Regeln auszeichnet.

Deutsch-lateinisches Handwörterbuch.

Nach dem gröfsern für Gymnasien bearbeitet von

F. K. Kraft und *M. A. Forbiger.*

90 Bog. gr. Lexiconformat. 2 Thlr. 18 Gr.

Zweckmäfsig für den Gymnasialgebrauch bearbeitet und für die nicht Philologie Studirenden auch nöthigenfalls ausreichend, bürgt nicht nur der Name des berühmten Lexicographen für dessen Werth, sondern es ist auch das billigste von diesem Umfang.

Schon durch die vierte Auflage bewährte sich der Werth der

Geschichte von Altgriechenland.

Ein Handbuch für Gymnasien, auch als Anleitung zum Uebersetzen bearbeitet von

Dr. *F. K. Kraft.*

25 Bogen gr. 8. 18 Gr.

Dr. *Kruse* Graecia antiqua.

Das alte Griechenland mit den neuern Namen und den heutigen Grenzen.

Gröfstes Format. 18 Gr.
Auf Schweizer-Velinp. illum. 1 Thlr.

Dr. *Kruse* Germania magna.

Das alte Deutschland mit den neuern Namen.

Royal-Fol. Schweizer-Velinp. 1 Thlr.

Die Kritik hat die günstigsten Urtheile über diese beiden Charten, Produkte eines langen und tiefen Studiums gefällt. Sie zeichnen sich auch durch Stich aus.

Ciceronis orationes IV in Catilinam.

Mit erläuternden und kritischen Bemerkungen von

Dr. *L. Benecke.*

23 Bogen gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Mit Sorgfalt und Mufse ausgearbeitet, ist es von Kritik und gelehrten Anstalten mit Beifall aufgenommen.

Ernst Klein's literar. und geographisches Comptoir in Leipzig.

[141] Bei uns ist erschienen:

Reisefrüchte, *gesammelt auf der Wanderung in eine Jacototschule*, in verschiedenen süddeutschen und südschweizerischen Volksschulen und Erziehungs-Anstalten; zunächst den hohen und höchsten Cultbehörden des Herzogthums Altenburg auf hohen Befehl berichtlich vorgelegt, sodann aber

mit einigen Zusätzen allen Freunden des Erziehungs- und Unterrichtswesens mitgetheilt von *Bernhard Lützelberger*, Collaborator an der Bürgerschule zu Altenburg. broch. gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Altenburg, den 27. Febr. 1837.

Expedition des Eremiten.

---

[122] **Anzeige.**

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dorsch, C. H., Fürstl. Reuß. Baumeister in Schleiz, über den Bau neuer und die Verbesserung schon bestehender Bierbrauereien, mit besonderer Berücksichtigung ebener, zur Anlage guter Lagerkeller ungeeigneter Gegenden. Mit 10 lithographirten Tafeln. Preis 2 Thlr. 6 Gr.

Politisches Rundgemälde, oder kleine Chronik des Jahres 1836. Für Leser aus allen Ständen, welche auf die Ereignisse der Zeit achten. Von *r. 8. broch. Preis 9 Gr.

Reisebilder aus Süddeutschland, aufgenommen im Sommer 1836. Von *r. 12. broch. Preis 1 Thlr.

Fest'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

---

[166] In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliothek
für
Militairs überhaupt
und für
Unterofficiere insbesondere.

Sechste Lieferung, enthaltend:
Militairisches Lesebuch.
Erste Abtheilung.
Bogen 9—12.

Siebente Lieferung, enthaltend:
Die Lehre vom Militairstyl.
Bogen 1—4.

Preis jeder Lieferung 12 kr. oder 3 Gr.

Die Hauptgesichtspunkte, von welchen bei dieser schon hinreichend bekannten Unternehmung ausgegangen wurde, sind folgende:

1) Die Unterofficiers-Bibliothek ist für Individuen aller deutschen Staaten berechnet, wobei sie alles speciell Dienstliche, was aus den bestehenden Dienstvorschriften der einzelnen Staaten erlernt werden kann, ausschließt.
2) Die Unterofficiers-Bibliothek ist unbeschadet der Vollständigkeit auf ein möglichst kleines Ganzes und niedrigen Preis berechnet, denn der Unterofficier hat nur einen beschränkten Raum zur Aufbewahrung derselben und wenig disponible Mittel.
3) Neben der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, welche den einzelnen Individuen selbst nach ihrem Austritt aus dem Militairstande von wesentlichem Nutzen seyn dürften, wird der Geist des echten Soldaten, die Anhänglichkeit an den Fürsten und das Vaterland, und die Beförderung der Liebe für den Stand, das ganze Unternehmen durchwehen.

Wir glauben unsere Herren Abnehmer auf das, die siebente Lieferung begleitende Vorwort aufmerksam machen zu müssen, weil dieses sie belehrt, von welchem Gesichtspunkte bei Bearbeitung der Lehre des Militärstyls ausgegangen worden und wie sehr dem Verfasser daran gelegen gewesen, denjenigen, welche die Kenntniß ihrer Muttersprache noch mehr oder weniger lückenhaft fühlen, die Mittel zu bieten, das Mangelnde durch eigenes Studium auf bequemem Wege nachzuholen.

Stuttgart und Tübingen, im März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[151] So eben erschienen:

Baron Dupuytren's,
Oberchirurgen am Hôtel-Dieu, Professor der chirurgischen Klinik an der medicinischen Fakultät zu Paris, Mitgliede des französischen Instituts, etc. etc.,

Abhandlung
über die
Stein-Operation
nach einer neuen Methode.
Beendet und herausgegeben
von
L. J. Sanson,
Chirurgen am Hôtel-Dieu, berathenden Chirurgen des Königs, Hülfslehrer an der medic. Fakultät, Mitgliede der königl. Akademie der Medicin, etc. etc.,
und von
L. J. Bégin,
Oberchirurgen und erstem Professor am Hôpital milit. d'instruction, Professor der chirurgischen Klinik an der medicinischen Fakultät zu Strassburg, Mitgliede der königl. Akademie, etc. etc.
Aus dem Französischen übersezt
von
Dr. *Fr. Reichmeister.*

Ein cart. Band in gr. Fol. mit 10 Steindrucktafeln. 4 Rthlr. 12 Gr.

J. Achilles Comte's,
Professor der Naturgeschichte am Collège royale de Charlemagne zu Paris, etc. etc.,

PHYSIOLOGIE
für
Schulen und gebildete Stände,
erläutert
durch 11 anatomische Steindrucktafeln.
Aus dem Französischen übersezt
von
Dr. *F. Reichmeister.*

Ein cart. Band in klein Folio mit 11 col. Steindrucktafeln. 3 Rthlr.

Leipzig, 1837.

C. Hochhausen und Fournes.
(Allgem. Niederl. Buchhandlung.)

---

[155] So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das wohlgetroffene, sprechend ähnliche Bildniß von Frau Henriette Hanke, geb. Arndt. Chinesisch Papier 20 Gr., Velinpapier 16 Gr.

Liegnitz, den 23. Febr. 1837.

J. F. Kuhlmey.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1836 bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Beschluß.)

39. **Koenig** (H.), Die Bußfahrt. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. geh. 16 Gr.
40. — — Die Waldenser. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 4 Thlr.
41. **Leben Napoleons**, das, kritisch geprüft. Aus dem Englischen. Nebst einer Nutzanwendung auf „Das Leben Jesu, von Strauß." gr. 8. geh. 12 Gr.
42. **Lelly** (Chevalier de), Cavalier-Perspective. Handbuch für angehende Verschwender. gr. 8. geheftet. 2 Thlr. 12 Gr.
43. **Leo** (Heinrich), Herr Dr. Diesterweg und die deutschen Universitäten. Eine Streitschrift. gr. 8. geh. 16 Gr.
44. **Müller** (Wilhelm), Homerische Vorschule. Eine Einleitung in das Studium der Ilias und Odyssee. Zweite Auflage, mit Einleitungen und Anmerkungen von **Detlev Karl Wilhelm Baumgarten-Crusius**. gr. 8. 20 Gr.
45. **Olshausen** (Hermann), Erwiderung auf die Schriften von Dr. Scheibel, Kellner und Wehrhan gegen meine Abhandlung über die kirchlichen Ereignisse in Schlesien. gr. 8. geh. 12 Gr.
   Die „Abhandlung" ꝛc., 1835. 8 Gr.
46. **Pfennig-Magazin**, das, der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Jahrg. 1836. 53 Nummern. (Nr. 144—196.) Mit vielen Abbildungen. Klein Folio. Velinpapier. 2 Thlr.
   Erster Jahrgang, Mai 1833 bis April 1834, Nr. 1—52. 2 Thlr. Zweiter Jahrg., Mai bis Dec. 1834, Nr. 53—91. 1 Thlr. 12 Gr. Dritter Jahrg., Januar bis Dec. 1835, Nr. 92—143. 2 Thlr. Jede einzelne Nummer 1 Gr. 6 Pf.
47. **Pfennig-Magazin**, das, für Kinder. Jahrgang 1836. 53 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Kl. 4. Velinpapier 1 Thlr.
   Der erste und zweite Jahrgang, cart., haben gleichen Preis.
48. **Raumer** (Friedrich v.), Beiträge zur neuern Geschichte aus dem brittischen Museum und Reichs-Archive. Erster Theil. Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart nach den Quellen im brittischen Museum und Reichsarchive. Mit dem Bildniß der Maria Stuart. gr. 12. geh. 2 Thlr. 12 Gr.
49. — — Dasselbe. Zweiter Theil. König Friedrich II. und seine Zeit. (1740—69.) Nach den gesandtschaftlichen Berichten im brittischen Museum und Reichs-Archive. gr. 12. geh. 2 Thlr. 12 Gr.
50. — — England im Jahre 1835. Zwei Bände. 8. geh. 5 Thlr.
51. **Rellstab** (L.), **1812**. Ein historischer Roman. Zweite Auflage. Vier Bände. 8. geh. 8 Thlr.
52. — — Blumen- und Aehrenlese aus meinem jüngsten Arbeits-Lustrum. Zwei Theile. gr. 12. geheftet. 4 Thlr. 12 Gr.
53. — — Empfindsame Reisen. Nebst einem Anhang von Reise-Berichten, -Skizzen, -Episteln, -Satiren, -Elegien, -Jeremiaden u. s. w. aus den Jahren 1832 und 1835. Zwei Bändchen. gr. 12. geh. 2 Thlr. 8 Gr.
54. **Repertorium** der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1836. Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von E. G. Gersdorf. (Angehängt ist: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Siebenter bis zehnter Band. gr. 8. Jeder Band 3 Thlr.
55. **Ross** (Ludovicus), Inscriptiones Graecae ineditae. Fasc. I. Insunt inscriptiones Arcadicae, Laconicae, Argivae, Corinthiae, Phocicae, Megaricae. (8 lithogr. Taf. mit 86 Inschriften.) (Nauplia, 1834.) 4 maj. geh. 1 Thlr. 8 Gr.
56. **Schubert** (G. H. v.), Die Symbolik des Traumes. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Anhange aus dem Nachlasse eines Visionärs: des J. Fr. Oberlin, gewesenen Pfarrers im Steinthale, und einem Fragment über die Sprache des Wachens. 1837. gr. 8. geh. 1 Thlr. 12 Gr.
   Der Anhang besonders unter dem Titel:
57. — — Berichte eines Visionärs über den Zustand der Seelen nach dem Tode. Aus dem Nachlasse J. F. Oberlins, gewesenen Pfarrers im Steinthale, mitgetheilt, nebst einem Fragment: Die Sprache des Wachens. 1837. gr. 8. geh. 12 Gr.
58. **Sonntags-Magazin**, Familien-Museum zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Dritter Jahrgang. 1836. 48 Nrn. Mit vielen Abbildungen. Klein Folio. Herabgesetzter Preis 1 Thlr. 8 Gr.
   Der erste und zweite Jahrgang, welche ebenfalls in meinen Verlag übergegangen sind, kosten im herabgesetzten Preise anstatt 2 Thlr. jeder nur 16 Gr.
59. **Taschenbuch dramatischer Originalien.** Herausgegeben von Franck. Erster Jahrgang. Mit fünf Kupfern. (Bauernfeld's Bildniß und vier scenischen Darstellungen.) 8. Elegant geb. 2 Thlr. 8 Gr.
60. **Taschenbuch**, Historisches. Mit Beiträgen von Barthold, Leo, Soltmann, Zinkeisen, herausgegeben von Friedrich von Raumer. Achter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Ludwigs XVI. gr. 12. cart. 2 Thlr.
   Der erste bis fünfte Jahrgang dieses Taschenbuchs (früherer Preis 9 Thlr. 16 Gr.) sind zusammen im Preise herabgesetzt auf 5 Thaler. Einzeln kostet jeder 1 Thlr. 8 Gr., der sechste und siebente aber, wie bisher, jeder 2 Thlr.
61. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1837. Mit Alex. von Humboldts Bildniß und fünf Stahlstichen, sowie Beiträgen von J. Frhrn. von Eichendorff, Emerentius Scävola, Leopold Schefer und Ludwig Tieck. 16. Mit Goldschnitt geb. 2 Thlr.
   Alex. von Humboldts Bildniß kostet in gr. 4. 8 Gr.

Im Preise herabgesetzt sind die frühern Jahrgänge der **Urania**, 1830—34; sie kosteten bisher 10 Thlr. 6 Gr., sind aber jetzt zusammengenommen für fünf Thaler, einzeln aber für 1 Thlr. 8 Gr. jeder, zu haben, so weit der nicht mehr bedeutende Vorrath reicht. Die Jahrgänge 1835 und 1836 kosten jeder 2 Thlr.

62. **Vibe** (F. L.), De classicae antiquitatis disciplina injuste hodie in patria obtrectata. Oratio quam pronunciavit etc. (Christiania.) gr. 8. 4 Gr.
63. **Wiese** (S.), Drei Dramen. I. Die Freunde. II. Paulus. III. Beethoven. 8. 1 Thlr. 6 Gr.
64. — — Friedrich. Ein Roman. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

65. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. Fünften Bandes siebentes und achtes, sechsten Bandes erstes und zweites Heft. (Nr. 39—42.) gr. 8. geh. 2 Thlr.

66. **Zuccagni-Orlandini** (A.), Die toscanische Insel Pianosa und deren Colonisirung. Nebst dem Plane eines Actien-Vereines. Herausgegeben von Alfred Reumont. Mit einer Karte der Insel Pianosa. gr. 8. geh. 8 Gr.

---

[132] So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Parent Duchatelet,

die Sittenverderbniß des weiblichen Geschlechts in Paris

betrachtet aus dem Gesichtspunkte der öffentlichen Gesundheitspflege, der Moral und der Verwaltung.

2 Bände. gr. 8. 3 Thlr.

Leipzig, 1837, bei **Friedrich Fleischer.**

Es eröffnet dieses Werk, welches mit dem ungeheuersten Fleiße und Benutzung der glaubwürdigsten Documente gearbeitet ist, einen tiefen Blick in ein Leben und Treiben, was wohl leider überall existirt, und oft nur viel zu wenig beaufsichtigt wird. Für Aerzte, öffentliche Beamte und Freunde scharfsinniger moralischer und statistischer Untersuchungen darf es unbedenklich ein Werk vom höchsten Interesse genannt werden. Die Uebersetzung ist von einem geachteten Arzte treu und fließend geliefert.

---

[136] Zur Uebung

der

französischen Sprache

für

gebildete Mütter und Töchter,

für

Erziehungs- und Lehr-Anstalten

ist erschienen:

Conseils à ma Fille

par

Bouilly.

Bearbeitet und mit einem Wörterbuch versehen

von

Professor G. Kißling,

Hauptlehrer an der Realanstalt zu Heilbronn und öffentlichem Lehrer der französischen Sprache an dieser Anstalt und an dem Gymnasium daselbst.

2 Bändchen in Umschlag eleg. geh. 1 fl. 45 kr., roh 1 fl. 36 kr.

Unterricht und Uebung in der französischen Sprache sind für Mütter und Töchter jeder gebildeten Familie, für die Anstalten, welchen die Letzteren anvertraut sind, ein wesentlicher und unerläßlicher Gegenstand; besonders in jetziger Zeit, wo die Sprache durch so bedeutungsvolle Ereignisse und Beziehungen gesteigertes Interesse gewonnen hat, und für Manche derselben das Binde- und Lösungsmittel geworden ist. Dennoch besitzen wir in Deutschland nur wenige Uebungsbücher, welche für diese Sphäre bearbeitet wären und noch wenigere, welche ihre Bestimmung für dieselbe erfüllen. Es hat sich also der Herr Verfasser, welcher alle Stufengänge im Unterrichte der französischen Sprache in eigener Wirksamkeit und Erfahrung durchgegangen, welcher durch die Herausgabe mehrerer theoretischen Werke: seines **Lesebuchs zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische für Unterricht und eigene Uebung**, seiner mit unbedingtem Vorzug aufgenommenen Bearbeitungen von Florian's Guillaume Tell, Numa Pompile, Voltaire's Charles XII., seinen Beruf vor dem größern Publikum bewährt hat, ein unverkennbares Verdienst erworben; indem er das vorliegende Werkchen, welches als Rath und Muster von edler Weiblichkeit schon in seinem Mutterlande nach kurzer Zeit neun zahlreiche Auflagen erlebt hat, für das Bedürfniß von deutschen Lehranstalten, von Müttern, die in Unterricht und Belehrung ihrer Töchter Beruf und Genuß finden, von Lehrerinnen, welche sich dazu bestimmt haben, so bearbeitet hat, daß Entwicklung des sittlichen Gefühls, praktische Lebensansichten und der Reichthum von andern Kenntnissen, welchen es einschließt, mit der Erlernung der Sprache gleich laufen; während die Letztere, durch seine eigenthümliche Methode, seinen beispiellosen Fleiß und seltene Faßlichkeit in der Erklärung, auf eine Weise gefördert und befestigt wird, welche bis jetzt noch in keinem Hülfsmittel geboten ist.

Wir machen uns daher zum besonders angenehmen Anliegen, auf diese Erscheinung aufmerksam zu machen, und werden die Anwendung des Werkchens auf jede mögliche Weise zu begünstigen und zu erleichtern suchen.

Heidelberg, März 1837.

August Oswald's
Universitäts-Buchhandlung.

---

[165] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Französischer Zoll-Tarif.

Nach den ältern Zollverordnungen und den während der Republik, dem Kaiserreiche, der Restauration und der jetzigen Regierung erschienenen Gesetzen, mit Inbegriff des jüngsten von

1836

bearbeitet und in alphabetische Ordnung gebracht

von

F. E. F. Steinheil.

gr. 8. In Umschlag brochirt. Preis 1 fl. 36 kr. od. 1 Rthlr.

In obigem Tarife sind alle Waaren, die bei der Ein- und Ausfuhr an den französischen Grenzen vorkommen können, in alphabetischer Ordnung aufgestellt, und hat der Hr. Vf. selbst die Mühe sich nicht verdrießen lassen, sie unter den verschiedenen Benennungen, unter denen sie in diesen oder jenen Gegenden mehr bekannt sind, einzureihen, ohne, wie dies in den meisten Werken dieser Art der Fall ist, von einer Benennung auf die andere hinzuweisen, wodurch der Suchende viele Zeit und oft selbst die Geduld verliert, besonders wenn die Gesetze so dunkel sind, daß nur der Geübtere sie durch vorhergegangene erklären und die zu verzollende Waare unter ihre eigentliche Rubrik bringen kann.

Auch der Ungeübteste wird den Zollsatz jeder vorkommenden Waare in eben so kurzer Zeit und mit gleicher Leichtigkeit, als ein Wort in einem Lexikon finden.

Stuttgart und Tübingen, im März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 88.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 13. April 1837.

Verbannt vom Vaterlande,
Leb' ich ihm dennoch ganz:
Wo gäb' es süßre Bande,
Als die des Vaterlands?

Wessenberg.

Lieder eines Verbannten.

Von Ludwig Wihl.

1.

Vaterland, o süßer Klang,
Jedes Herz ergreifend,
Deiner denk' ich traurigbang,
In der Fremde schweifend.

Fremde Laute hört mein Ohr
Nur von fremden Leuten;
Nie hab' ich gefühlt zuvor,
Sprache, dein Bedeuten!

Trüb scheint hier der Sonne Blick,
Bleich und matt die Sterne –
Ach, wie sehn' ich mich zurück
Nach dir, aus der Ferne!

2.

Kommst du aus dem deutschen Land,
Jüngling, deutsch gekleidet,
Reich' ich dir die deutsche Hand!
Bist doch, hoff' ich, nicht verbannt?
Weißt nicht, was man leidet.

Glaube nicht, daß dir die Zeit
Und des fremden Landes Schöne
Mindert deiner Sehnsucht Leid,
Wenn vom Vaterlande weit
Du nicht hörst bekannte Töne.

3.

Auge, daß du leider nicht
Meinem Sehnen gleichest,
Nicht mit Blicken reichest
Bis zum Vaterland,

Wenn du unermüdet stets
Nach der Ferne trachtest
Und auf Wolken achtest
Aus dem Vaterland!

4.

Siehst, o Schwalbe, du vielleicht
Eltern und Geschwister
In der Heimath thränenfeucht,
Trüb und gramesdüster,

Baue dich bei ihnen an,
Grüße sie vom Sohne! –
Ach, daß ich nicht fliegen kann
Und nicht dorten wohne!

5.

Laß nicht die Blätter hangen,
O Baum, auf fremdem Grunde! —
Fühlst du dich auch gefangen
Seit meiner Abschiedsstunde?

Fühlst du mit mir ein Sehnen
Nach deutscher Lüfte Wehen?
Sind es der Sehnsucht Thränen,
Die auf den Blättern stehen?

Laß nicht die Blätter hangen!
Ich pflege liebend deiner;
Nur ich bin hier gefangen,
Denn Keiner pfleget meiner.

6.

Ein süßer Traum
Hielt mich die Nacht umwoben:
Ich sah den Baum
Ausbreiten sich nach oben.

Am Baumesfuß
Da saß ich bei den Meinen —
Das war ein Gruß
Von Küssen und von Weinen.

Jena zur Zeit Schillers.

(Beschluß.)

Der Unfug, den Herr Friedrich Nicolai, der wahre Wasserstoff des Zeitalters, wie Schelling sagt, durch seine Reisebeschreibung trieb und anrichtete, ist hinlänglich bekannt. Besonders stachen ihm Schiller, Goethe und Cotta, als Leute, die nichts bei ihm verlegt und ihn über ihre Arbeiten vorher nicht um Rath gefragt hatten, und der Leztere durch seinen tiefen Blick in das Wesen des Buchhandels, und als Süddeutscher, der ja schon als solcher einem Berliner nichts recht machen konnte, in die Augen. Es war nun lange von nichts die Rede, als von der Gemeinheit Nicolai's und seiner niedrigen Denkungsart. Ich hatte ihn in Pyrmont kennen gelernt und war täglich in seiner und Asmus Gesellschaft gewesen. Er war im Umgange für diejenigen, die nicht selbst gerne sprachen, sehr angenehm, denn er sprach unaufhörlich fort und urtheilte mit frivoler Leichtigkeit über alles, was er verstand und nicht verstand. Das fand ich leicht, daß unser Vaterland bei ihm durch würtembergische Magister, welche die grand tour über Berlin machten und alles Ausländische anstaunten, verläumdet worden war. Es ist für den Würtemberger im Anfange fast nicht anders möglich: man lobt ihm im Auslande alle Anstalten übermäßig, er sucht hinter dem übertriebenen Lob reine Wahrheit, und wähnt überall Alles besser, edler, aufgeklärter als in seinem Vaterlande, bis der Schein vergeht und er hinter den schönen Worten wenig oder nichts, und in der Regel alles schlechter findet als im Vaterlande. — Viele kommen zurück, ehe der Schein vergangen ist. — Einst trafen Nr., Sg. und ich auf der Leipziger Messe an der Table d'Hote mit Nicolai zusammen. Ich kannte ihn wohl, aber jene nicht, noch er sie; dies freute mich, denn sie hätten, wie sie damals waren, gewiß Streit mit ihm angefangen und dadurch Aufsehen erregt. Schiller war es leid, daß es nicht zum Ausbruch gekommen war, denn er war sehr empfindlich gegen alle Widersprüche, besonders wissenschaftliche und so öffentliche, als Nicolai sich erlaubt hatte.

Hier noch einige Anekdoten, die in diese Zeit fallen. Der Prinz von Augustenburg hatte auch Wieland besucht, sich ihm aber nicht zu erkennen gegeben. Wieland sagte nachher: er habe bald gemerkt, daß es ein Fürst seyn müsse, mit dem er rede, denn noch nie habe Jemand, den er scharf angesehen habe, seinen Blick aushalten können (!); aber dieser habe ihn nicht nur ausgehalten, sondern ihn auch genöthigt, den seinigen niederzuschlagen.

Goethe machte eine kleine Reise mit dem bekannten Maler, Rath Krause von Weimar. Als sie in die Gegend von Wörlitz kamen, stiegen sie aus und gingen zu Fuße. Schon mehrere Tage vorher war das Gespräch zufällig oder absichtlich auf übernatürliche Künste und ihre Möglichkeit gefallen, und Goethe baute darauf einen Plan. Er war in der Gegend auf's Genaueste bekannt und fing nun an, dem Rath Krause im Vertrauen zu sagen, daß es wohl solche Kräfte gebe und daß er auch mehrere besitze; wenn er ihn nicht verrathen wolle, so wolle er ihm einige zeigen, wenn es einmal Gelegenheit gebe. Krause war es zufrieden. „Zum Beispiel," sagte nun Goethe, „es ist heute ein sehr heißer Tag, es wäre wohl gut, wenn wir etwas zur Erfrischung hätten. Lassen Sie mich sehen, was ich vermag." Er führte ihn zu einer Felsenquelle, murmelte einige Worte und ging auf einen Stein los, den er hinwegschob. Hier fanden sie herrlichen Wein und Früchte, die sie mit großem Appetit genossen. Krause war sehr erstaunt; Goethe wußte ihn hinzuhalten bis an den Abend, so daß es zu spät war, in's Logis zu kommen. „Nun will ich Ihnen noch mehr zeigen," fuhr er fort. „In diesem Pavillon wollen wir zu Nacht essen und schlafen." Der Pavillon war nicht bewohnt; Goethe pochte an, es ließ sich kein Mensch sehen noch hören, aber die Thüre öffnete sich und der Vorsaal war erleuchtet; sie gingen durch mehrere Zimmer und fanden in einem ein paar hübsche Betten mit allen Bequemlichkeiten. „Das ist gut," sagte Goethe, „aber wir sollten auch unsere Nachtkleider und ein gutes Abendessen

haben.“ Er führte ihn in ein anderes Zimmer, wo sie eine Tafel mit zwei Couverts gedeckt antrafen und herrlich besezt, und als sie satt waren, fanden sie ihre Nachtkleider in dem Schlafzimmer und schliefen bis an den Morgen, wo sich wieder ein Déjeuné fand, von unsichtbarer Hand im Nebenzimmer bereitet. — Krause war einige Zeit eigentlich mystificirt, und ich weiß nicht, wann er erfahren hat, wie natürlich alle diese Zauberei zuging. . . . .

Der berühmte Wolf in Halle hatte bekanntlich bei seiner neuen Ausgabe des Homer eine Hypothese über die Homeriden aufgestellt, die äußerst scharfsinnig und mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit unterstüzt ist. Herder benuzte diese Abhandlung und lieferte einen Aufsatz in die Horen, worin die ganze Hypothese als seine eigene Ansicht, die er von Jugend auf gehabt habe, dargelegt und Wolfs auch nicht weiter gedacht wird. Wolf hatte diesen Aufsatz kaum gelesen, als er Feuer und Flammen spie, und nicht nur in öffentlichen Blättern, sondern auch in einem Briefe an Schillern sich beklagte, daß man seine Hypothese, deren Darlegung und Unterstützung mit Beweisen ihm so viele Zeit und Mühe gemacht habe, nun als etwas angebe, was man sich ohne Weiteres von Jugend auf so denken könne und gedacht habe. Herder und Schiller kamen darüber in Verdruß, und Herder gab von dieser Zeit an keinen Aufsatz mehr in die Horen.

Spiegelfechterei der Hölle.

(Fortsetzung.)

„Herzlieber Herr,“ sagte Frau Catharina, die inzwischen ab- und zugegangen war, „vielleicht ist's doch nicht also, daß er sich an Euch gewagt hat: Ihr seyd so heftig in Eurem Gemüth, und wenn Ihr Euch Gedanken macht, daß Euch so Viele in der Welt zuwider sind, so meint Ihr vielleicht etwas zu sehen, was doch nicht ist.“ Aber damit war sie übel angekommen. Luther wandte sich zornig herum und rief: „Schweig still, Käthe, das verstehst du nicht in deiner weltlichen Eitelkeit, denn es muß geistlich gerichtet seyn! — Ja, Phantasey!“ fuhr er gelassener fort, „ich weiß besser, wie das ist! Ist es auch Phantasey, wenn der Teufel einem Bruder wider den andern mordliche Gedanken eingibt, wie kürzlich dem Diazio, den er überredete, seinen leiblichen Bruder von hinten mit dem Beile niederzumachen, weil er von den Irrthümern der Papisten ab und zum lautern Evangelio übergegangen war? Ist's auch Phantasey, wenn er einem Menschen in den Sinn gibt, sich ihm zu verschreiben mit einer klaren Obligation und Christo aufzukünden mit diesen Worten: „Ich sage dir, Christe, meinen Dienst und Glauben auf, und will einen andern Herrn annehmen, nämlich den Fürsten dieser Welt!“ so doch Jedermann bekannt, daß solche Ruchlosigkeit gar sehr im Schwange geht, und mir selbst erst an diesem heutigen Tag ein Beispiel eines solchen verlorenen Lammes aufgestoßen ist, das ich aber alsbald dem brüllenden Löwen aus dem Rachen gerissen habe; will auch nicht hoffen, daß es sich wieder in diesen Abgrund verirren wird.“

„Ist's möglich? was sagt Ihr da?“ rief Herr Bruck erschrocken, während Weib und Kinder sich angstvoll um Luther drängten. — „Ja, es ist so, edler Herr!“ entgegnete dieser. „Ein Junger von Adel, ich will sein Geschlecht nicht nennen, ob zwar ich es wohl thun könnte, dieweil ich durch keinerlei Ohrenbeichte gebunden bin, dieser hat sich vor fünf Jahren dem Teufel versprochen, auch seitdem ein überaus ruchloses Leben geführt, davon sein Präceptor, mit dem er Studirens halber hieher nach Wittenberg gekommen ist, viel Aergerniß und Noth hat leiden müssen. Dem hat er nun heute, da er plötzlich durch ein göttliches Wunder in sich gegangen, seine schwere Schuld und Todsünde gebeichtet, darauf ihn dieser zu mir geführt und ich, nach vorangegangenem reu- und wehmüthigen Bekenntniß, in der Kirche in Beiseyn seines Präceptoris und der Diakonen ihn absolvirt habe. Ich schalt ihn hart und fragte mit Ernst: ob's ihm auch leid wäre und er sich wiederum zum Herrn Christo bekehren wollte? Da er nun Ja sagte und hielt emsig und fleißig an mit Bitten, da legte ich die Hände auf ihn, kniete mit den Andern, so da waren, nieder und betete inbrünstiglich für ihn zu Gott, daß er diesen verlorenen Sünder nach seiner väterlichen Gnade wieder annehmen solle, spürte auch bald, daß dieses mein Gebet erhöret sey. Darauf mußte er mir sein nunmehriges Glaubensbekenntniß, wie daß er hinführo des Teufels abgesagter Feind seyn und Gott seinem Herrn willig dienen wolle, Wort für Wort nachsprechen, und entließ ich ihn mit Vermahnung zur Buße und Gottesfurcht, daß er hinfort wolle leben in Gottseligkeit, Ehrbarkeit und im Gehorsam, auch des Teufels Eingebungen widerstehen im Glauben und Gebet, und wenn der Teufel ihn mit bösen Gedanken würde angreifen, solle er flugs zu seinem Präceptor gehen, ihm solches offenbaren und den Teufel mit seinen Rathschlägen verklagen.“

„O Jugend,“ seufzte der Kanzler, „übermüthige Jugend, die du ohne Zaum und Gebiß in's Verderben rennst!“ — „Seht, hochgelehrter Herr Doctor,“ fuhr Luther fort, „das waren meine Gedanken, und als der Tag sich zu neigen begann, da ist's mir schwer auf's Herz gefallen, wie der Böse Fleiß ankehrt und in der Welt hin- und herwandelt, auf daß er die armen Seelen, so nicht im Glauben fest sind, auf seine Seite bringe und vom Wort Gottes abwendig mache. Derhalben rief

ich mein Weib und meine Kindlein herbei, auf daß sie zu Gottes Preis und Lob sängen ein Lied, das mein Herz wieder fröhlich und meinen Sinn wacker machte; denn es geht doch nichts in dieser Welt über die edle Musicam, so sie fein ausgeübt wird zu Gottes Ehre; die hat mich schon oft aufrecht gehalten in bösen Stunden."

Der Kanzler saß eine Zeitlang nachdenklich da; endlich sagte er: „Es ist betrübt, wie die Welt im Argen liegt, und sonderlich die Jugend, und unter dieser zumeist der Adel." — „Ja," rief Luther mit bitterem Tone, „Niemand hat mich in meinem Werk so sehr gestört, wie der Adel, der da vermeint hat, das sey Wasser auf seine Mühle, und unserm Herrn Gott nichts, aber dem leidigen Satan Alles zu Lieb thun wollen. Ich kann Euch wohl sagen, Herr Kanzler, daß ich den Bauern Anfangs gern geholfen hätte gegen die schnöden weltlichen Absichten des Adels, denn es hat auch die Engel Gottes empört, wie grausamlich sein Ebenbild in die Klauen der Diebe und Räuber gegeben war, so nicht diese armen, unwissenden Leute über alle Grenzen menschlicher und göttlicher Gerechtigkeit hinausgegangen wären; denn als der Münzer zu ihnen kam, da ist der Teufel in sie gefahren, und haben ärger gehaust, als die Heiden und Türken." — „Aber der Adel hat die erste Schuld davon," sagte Doctor Bruck, „und hat es mit Recht gebüßt, wie verdammlich und gotteslästerlich es auch ist, daß sie den von Helffenstein und die Andern bei Weinsberg so unschuldigerweise niedergemacht haben. Nun, sie haben ihren Lohn dahin! Bei der Geschichte von dem Studenten, die Ihr vorhin erzählt habt, Herr Doctor, ist mir eine andere eingefallen, die einer bei Hof heute angeführt hat, eine gar seltsame und greuliche Historie, auch von zweien Adeligen, die durch des Teufels Blendwerk und Tücke einen bösen Ausgang erlangt haben." — „Erzählt, Herr Kanzler!" sagte Luther; „es verlangt mich, Eure Historie zu hören." Frau Catharina stellte sich einen Stuhl hinter den Ofen und die Kinder standen lauschend umher. Der Kanzler nahm einen Schluck Wein und begann:

„Der nunmehr in Gott ruhende Kaiser Maximilian hatte an seinem Hofe zwei Edelleute, Namens von Trotta und von Purgstall. Dieselben waren als Junkherren mit einander aufgewachsen und immerdar in Frieden und in der besten Freundschaft mit einander gestanden. Als sie aber älter wurden, erregte sich zwischen ihnen ein leidiger Neid und Eifersucht, dieweil sie gleicher Weise nach Ehre und Hoffahrt strebten, also daß immer einer meinte, der andere habe vor ihm in kaiserlicher Gunst einen guten Schritt voraus, und entzweiten sich derhalben mit einander, wurden einander todtfeind und schwuren einer gegen den andern hoch, daß er ihn wollte aufreiben und erwürgen."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Beschluß.)

Die Galerie des Hauses der Gemeinen.

Wagt ein im Hintergrunde gegen die Wand Gedrängter durch Bedecken seines Hauptes sich einige Luft und seinen, vom Halten des Hutes müden Armen einige Erholung zu verschaffen, da ist der Grimm eines vom Honigbaume kommenden Bären Kindeslächeln gegen die Wuth des Thürstehers. Ich weiß nicht, was er thun würde, wenn Jemand sich so weit vergäße, seinem Gebote des Hutabnehmens nicht schnurstracks Folge zu leisten; aber man versichert, daß er solchen Falls angewiesen sey, den Uebelthäter in die Verwahrung des Serjeant-at-arms zu bringen, von wo solcher vor die Schranke des Hauses geführt, einer sogenannten Verletzung des Privilegiums — breach of privilege — angeklagt und mit willkührlicher Einsperrung in Newgate bestraft werden würde. Seinem Nachbar — während ein unbändiger Lärm in der gesetzgebenden Versammlung wohl dazu verlocken kann — vom Thürsteher unbemerkt und von ihm unverwiesen, ein Wort zuzuflüstern, hoffe Keiner. Der Mann mit der goldenen Kette hat die feinen Ohren eines Musikus und die beweglichen Augen eines Auctionators. Um ihn jedoch im vollen Glanze seiner Herrlichkeit, in der ganzen Würde seines Amtes zu sehen, muß man Zeuge des großen Momentes seyn, in welchem der Sprecher bei eintretender Abstimmung den Befehl ertheilt, die Galerie zu räumen; denn bekanntlich — obschon der bewegende Grund nicht deutlich einleuchtet — werden die Fremden alsdann befehligt, sich zu entfernen. Ordered, befehligt, das ist der Ausdruck, welchen der Sprecher gebraucht, in dessen Geiste der Thürsteher handelt und welchen der nächste parlamentarische Bericht wiederholt. Daß aber der Sprecher befiehlt, anstatt zu ersuchen, zeugt recht klar für das in diesem Hause so seltsame Verhalten der Wirthe gegen ihre Gäste. Sage man nicht, daß am Ende nichts darauf ankomme, welches der beiden Worte über die Lippen des Sprechers gehe. Wenn wirklich nichts darauf ankäme, warum nicht das sanftere Wort dem harten vorziehen? Aber an der Klaue erkennt man den Löwen, und mit den Krallen des Sprechers kratzt der Thürsteher. Kaum hat er von Jenem den Befehl erhalten, die Galerie zu räumen, so sezt er sich in Bewegung, sie befehlshaberisch auszuräumen. Wer für das Gleichbedeutende der Worte befehlen und ersuchen streitet, der wird wahrscheinlich auch behaupten, daß Jemanden die Thüre zum Hinausgehen öffnen und ihn zur Thüre hinauswerfen, sobald es sich einmal um die Nothwendigkeit handelt, das Zimmer zu verlassen, zwei gleichbedeutende Actionen seyen. Wer indessen durch den Nachdruck des Thürstehers nur ein einziges Mal von der Fremdengalerie hinausgeräumt worden ist, der dürfte schwerlich jener Behauptung beistimmen. Nicht als ob die Anwesenden anständige Freunde und Bekannte der Herren Deputirten wären, denen ein Wink genügen würde, um das zu thun, was das Statut des Hauses von ihnen fordert, sondern gleich Nachzüglern, die an für sie nicht gedeckten Tafeln so lange schmausen, bis der Gensdarme sie davon wegfuchtelt, und selbst dann noch hie und da einen Augenblick zögern, hier, um ein leztes Glas auszuschlürfen, dort, um einen lezten Bissen zu verschlingen, herrscht der Thürsteher ihnen erst den Befehl zu, sich zu entfernen, und begibt sich dann an die Vollstreckung, ehe jene noch Zeit gehabt haben, dem Geheiße zu gehorsamen. Und das ist doch arg. W. E.

Beilage: Kunstblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 30.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 13. April 1837.

Bemerkungen über die Bilder Düsseldorfer Schule, ausgestellt in Dresden im December 1836.

(Beschluß.)

Auch in diesen Zweigen der Kunst hat nämlich gewiß unsere Zeit das Recht, eine ihr eigenthümliche angemessene Richtung zu verlangen, und es wird sich nach und nach immer entschiedener herausstellen, nur das werde bleibendes Interesse finden, was dieser Richtung entspricht. — Man muß nämlich jedesmal wohl beachten, wie auch diese Art der Kunst anfänglich aus einer, man darf wohl sagen kindlichen Lust an Wiederspiegelung allerhand äußerer Sinneserscheinungen hervorgegangen ist. — Daß der Schein einer Blume, eines alten Baumstammes, einer Hütte, ja eines Bettlers aufgegriffen und durch Farben auf der Leinwand wiedergegeben werden konnte, wurde als ein höchst ergötzliches Experiment von Alt und Jung mit Lust angestaunt, und noch jezt beachte man nur Neulinge und Ungebildete, aber doch sonst Empfängliche, wenn sie in eine Gallerie treten, daß sie gerade diese im Leben unbeachtet gebliebenen Gegenstände, durch die Zauberei eines niederländischen Pinsels wie durch einen Spiegel dargestellt zu sehen, jedenfalls am meisten anziehen werden! —

Beachten wir aber den Stand der gebildeten Menschheit in der Gegenwart, beachten wir nicht den niedrigen, sondern den höhern Geist unserer Zeit, von welchem oben die Rede war, und beachten wir, welches eigenthümliche, intellectuelle Streben ihn durchdringt und beherrscht, so müssen wir wohl fühlen, daß eine Kunst, welche diesem Geiste entsprechen soll, nicht mehr mit jenen ersten kindlichen Versuchen und mit dieser bloßen Lust an Naturabspiegelung sich wahrhaft befriedigt finden kann. Es darf hier wohl, um es kurz zu fassen, nur wiederholt werden, was an einem andern Orte, auch bei Gelegenheit einer neuern Ausstellung in Beziehung auf die Landschaft geäußert worden ist. — „Wir werden," heißt es dort, „es nachgerade müde, dieselben alten Strohdächer, dieselben abgeschälten Baumstämme, dieselben Viehheerden, welche die Alten uns mit so naiver Lebendigkeit einmal vorgeführt hatten, immer wieder von Neuem nachgepinselt zu sehen — wir verlangen außer dem Reinsinnlichen — den Geist! — entweder den großen, mächtigen Naturgeist selbst, der mit geheimem Leben alle Kräuter und alle Berge und alle Wolken durchdringt und den wir in der ächten Landschaft — dem ächten Erdlebenbilde — deutlicher ahnen lernen sollen; oder den Geist der Poesie, der die wunderbaren Regungen in unsrer eignen tiefsten Brust in Accorde verwandelt, welche er in den Saiten der tausend uns umgebenden Erscheinungen, in Mond und Stern, in Fels und Wald wiederklingen läßt! — Wer indeß mit solchen Anforderungen unsere Ausstellungen besucht, wird freilich immer noch wenig Befriedigung finden! — Wie ein Kind ergötzt sich die Kunst noch meistens an altem Mauerwerk, an ein paar Bauern, an fein nachgemaltem Hausgeräthe, und nur hie und da entdeckt man in den sauber gedruckten Lettern auch einen edel vorwärts strebenden Geist!" — So weit schrieb ich damals; aber ich möchte jezt noch darauf aufmerksam machen, daß die Poesie ziemlich einen ähnlichen Gang gemacht hat, und daß darin die Hoffnung liegt, auch diese Kunstzweige werden immer mehr ablegen, was kindisch ist, und eine höhere, männliche Richtung annehmen! — Sehe man doch auf unsere Poesie vor Goethe zurück! — diese harmlose, breite Natürlichkeit, diese Comödie, welche Schiller, nachdem er das Drama mit Riesenarmen wieder höher heraufgehoben hatte, eine „ehrbare Wochenvisite" nannte, stehen sie nicht noch al pari mit den meisten unserer bunten, glattgemalten Landschaften, unserer Bauernstuben und Milchmädchen und Schenken? — Freilich müssen wir hier wünschen, nicht falsch verstanden zu werden und am wenigsten so, als läge es bloß an dem Stoff, der gewählt werden sollte — denn, um wieder mich durch ein Beispiel aus der Poesie deutlicher zu machen, als Ramler

in seinen Oden einen hohen Anlauf nahm, und Collin in seinen Tragödien sich auf den griechischen Cothurn stellen wollte, da kamen Sachen zu Tage, gegen welche die Bodmer'sche Noachide und eine Gellert'sche Comödie immer noch am Ende das Uebergewicht behalten können. — Auch hier liegt es vor allem andern daran, daß man in dem Werke erkenne, es sey ein edler, gebildeter Geist, welcher den Stoff ergreife und durch diesen Stoff in seine Art zu seyn und seine Weltansicht einen Blick thun lasse. — Was kann am Ende alltäglicher und wie man zu sagen pflegt, unpoetischer seyn, als eine Scene der Renteneinnahme? — aber nun nehme man das außerordentliche Werk von Wilkie: the rentday in dem schönen Stiche von Raimbach vor sich, man bewundere diese große, ächt historische Auffassung in einem sehr beschränkten Kreise, man empfinde, wie dieses Werk, ganz abgesehen von der prächtigen Naturwiederspiegelung im Einzelnen und im Ganzen, anregt, über die verschiedensten Persönlichkeiten, welche hier geschildert sind, über deren Lebensgang und über den Stand der menschlichen Verhältnisse ihrer Zeit in manche folgenreiche Betrachtung uns zu verlieren, und man wird uns verstehen! — Es gelingt uns also vielleicht am kürzesten, uns deutlich zu machen, wenn wir sagen: es sey auch in der Landschaft- und in der sogenannten Genremalerei ein Bedürfniß, wie in allen andern Künsten, daß der Künstler mit auf der Höhe seiner Zeit stehe, daß man in seinen Werken des Künstlers eigne gemüthliche und intellectuelle Entwickelung empfinde und daran erkenne, daß auch er mit berufen sey, das weltliche Evangelium der Kunst mit zu verkünden, und damit auf seine Zeit so zu wirken, daß dadurch der höhere Geist der Zeit wahrhaft befördert werde. — Ist diese Bedingung erfüllt, so mag er ergreifen, was er will, er wird es immer auf eine tiefe, nicht bloß unsern Augen eine kindische Spiegellust bereitende, sondern unsern Geist nachhaltiger beschäftigende Weise ergreifen und dadurch auf unsern Dank sich bleibende Ansprüche erwerben. — Machten wir daher oben an den historischen Künstler die Anforderung, daß er uns gewähren solle: „die Heranführung des Momentes aus der Geschichte der Menschheit im Ganzen, durch Darstellung der entschiedensten Persönlichkeit im Einzelnen," so sind wir zuerst berechtigt, dies im vollen Sinne auf die eigentlich mit einem sehr absurden Worte Genremalerei genannte Kunst anzuwenden, ein Wort, welches man durchaus vertilgen sollte, da es, an sich sinnlos, zu mannichfaltigen falschen Begriffen Anlaß gegeben hat, um so mehr, da es durch das Wort kleinhistorische Malerei sehr füglich ersezt werden könnte. — Auch die kleinhistorische Kunst hat den Beruf, einen Moment aus der Geschichte der Menschheit im engen Kreise durch Darstellung der verschiedensten Persönlichkeit auszusprechen, und auch die kleinhistorische Kunst kann darin, wenn der gebildete Geist des Künstlers einen irgend bedeutenden Lebensmoment bedeutend zu fassen weiß, — Außerordentliches leisten. — Zeigt es sich ja oft genug auch in der Geschichte, daß die kleinsten Momente es sind, welche das Größte im Leben bedingen und herbeiführen. — Dieselbe Anforderung ergeht nun aber auch an die Landschaft, auch ihr liegt, wie der historischen Kunst, ein großes Leben — Reich vor — denn wie die leztern das Menschheitleben — so soll sie das große, gewaltige Naturleben erfassen, das Naturleben, dessen geheimer Zug uns selbst in unserm zeitlichen Daseyn durch und durch bedingt und dies mit sich verwandelt; auch der Landschaft liegt es also ob, dadurch zu wirken, daß uns gewährt werde, die Heranführung eines Momentes aus dem weiten und breiten Naturleben durch Darstellung der entschiedensten Individualität der einzelnen Erscheinungen desselben, aber eben weil das Naturleben, wie alles Leben, ein stets sich verwandelndes, nie an sich real Greifbares, sondern nur durch den Geist Erfaßbares ist, so liegt auch Alles in dem Sinne und an dem Geiste, womit ein solcher Moment erfaßt ist, ob uns im Kunstwerke die Erinnerung an jenes Leben aufgehen könne, ob nicht. Derselbe Baum, dieselbe Luft können so stoffartig genau abgeschrieben seyn, daß man sie unverändert glaubt und uns nur die Leiche des Naturlebens auf geistlose Weise erscheint, aber derselbe Baum und dieselbe Luft können auch so wunderbar geistig erfaßt werden, daß man zu fühlen glaubt: sie müssen sich regen und verwandeln, und daß uns eben deßhalb die Idee des Naturlebens wie durch Magie herangeführt wird. — Und gewiß nur das ist das Rechte und nur diese Behandlung ist der zum Bewußtseyn gekommenen Kunst wahrhaft würdig. Es kommt nun noch hinzu, daß das Naturleben um uns her in so vieler Beziehung das Abbild und Symbol des Menschenlebens genannt werden darf, so daß kaum ein Zustand im leztern vorkommt, der nicht im erstern vorgebildet oder angedeutet gefunden wurde, wodurch denn dem für alle diese Beziehungen fein organisirten Künstler ein noch weiteres Feld für die sinnige Darstellung geboten wird, und die Landschaft eine Tiefe und Bedeutung gewinnen kann, welche sie würdig macht, der historischen Malerei vollkommen gegenübergestellt zu werden.

Hier wäre denn in schwachen Umrissen, was von kleinhistorischer Kunst und von Landschaftsmalerei und von der Höhe, welche beide zeitgemäß erstreben sollen, unsere Gedanken gewesen sind, und bei so außerordentlichen Leistungen hier ausgestellter Bilder einer rheinländischen Schule im historischen Fache, war natürlich die Neugier angeregt, sich zu überzeugen, in welchem Verhältniß kleinhistorische und landschaftliche Kunst von ebenderselben ausgebildet worden sey. — Indeß wir sehen

die Muße, die wir zum Festhalten dieser Gedanken bestimmen konnten, fast verstrichen, und so sey es denn nur kürzlich erwähnt, daß in diesen Fächern uns hier nichts begegnet ist, was den Forderungen der Zeit in dem ausgezeichneten Maße entsprechend hätte genannt werden können, als dies von der historischen Kunst allerdings gesagt werden durfte.

In der Richtung der Landschaft war jedenfalls das Bild einer Waldung im Winter bei einfallendem Strahl von Nachmittags-Sonnenlicht das ausgezeichnetste. Dem Künstler (Koekoek) hatte einer jener Wintertage vorgeschwebt, wo, nachdem längere Zeit der trüb bedeckte Himmel die Gegend mit Schnee überstreute, das Wetter sich gegen Mittag aufgeklärt hat (obwohl die höhere Region der Atmosphäre von den Wolken nicht erreicht wird) und nun bei dem selbst im Mittag schräg einfallenden Sonnenlicht sich wieder lockere Cumuluswolken bilden, welche fast noch mit dem Dunst, der über der Gegend liegt, zusammenfließen, und wo dann der Witterungskundige voraussieht, daß, nachdem noch einige atmosphärische Niederschläge von Schnee erfolgt seyn werden, strengere, trockene Kälte bevorsteht. — Solche mittlere Stimmung der Witterung gehört mit zu den anmuthigsten Scenerien unsers Winters, man fühlt sich von der eben recht erfrischenden Kälte gestärkt, das durch den Dunst der Atmosphäre ins Gelbliche gestimmte Sonnenlicht macht auf den Schnee die anmuthigste Wirkung und läßt zu Bildung violetter Schatten hinreichend Gelegenheit — kurz die Gesammterscheinung der Natur athmet eine gewisse Elasticität, die uns wohl thut. — Wie nun dieser Moment freien Naturlebens hier durch größtentheils vollkommen gelungene Erfassung der besondern Individualitäten desselben uns herangeführt wird, kann nur bei wiederholter Beschauung des Werkes recht klar werden. Auch bringen viele Stellen die Empfindung des rastlosen Verwandelns der Erscheinung lebhaft hervor. Man blickt auf den Sonnenschein, der links schräg über beschneite Ranken und Gestrüpp hereinfällt, und man glaubt, jezt werde eine ziehende Wolke dem Lichtblick sogleich eine andere Richtung geben, man blickt auf die so trefflich plastisch gerundeten beiden Eichenstämme im Mittelgrunde des Bildes und man glaubt etwas Schnee von dem untern Rindenwerk und dem kurzen, noch einzelne rothgelbe Blätter tragenden Gezweig herabrieseln zu sehen, man blickt auf das klare Eis des stehenden Wassers zur Rechten, und man glaubt, eben werde der Luftzug ein paar abgebrochene Halme des vergelbten eingefrornen Schilfs darüber hinführen. — Sollen wir daher sagen, was uns bei alledem noch etwa störend war, so möchten wir das Gefühl einer gewissen Ostentation namhaft machen, dessen Grund wir wohl in der Behandlung der zu viel mit Chromgelblichtern und Schnee verzierten Eichen im nächsten Vordergrunde, und in einer etwas manierirten Behandlung der äußersten Verästung der Eichen überhaupt, so wie in der nicht genug frei von Menschenwerk erfaßten Idee des Ganzen suchen dürfen, wodurch es sich eben noch auffallend den altniederländischen Meistern anschließt, da doch eine zum Bewußtseyn gekommene Kunst ihren eigentlichen Zweck fester in's Auge fassen, und, wenn sie die Natur nicht als Gleichniß und Symbol des Menschengeistes, sondern ihrem innern eigenthümlich lebendigen Geiste nach zu erfassen bestrebt ist, dies durch bestimmteres hierauf Hinwirken und durch eine größere, wir möchten sagen historische Einfachheit sich erwerben sollte. —

Will man nun den in der Poesie öfters beliebten Gegensatz des Hellenischen und Romantischen * auch auf die Landschaft anwenden und das Erfassen des Naturgeistes an und für sich den hellenischen, das Erfassen der Natur als Gleichniß und Symbol des Menschengeistes den romantischen Styl der Landschaft nennen, so neigten sich die Burg Elz von Pose und die Kirchenruinen von Funke schon entschiedener zum Romantischen, und wenn die erstere durch Vergegenwärtigung einer Localität für Ritterthum und interessante Anordnung und Beleuchtung mehr imponirte, so zog lezteres Bild durch eine gewisse sinnig-gemüthliche, etwas schwermüthige Eigenthümlichkeit entschieden an. — Beiden fehlte jedoch im Einzelnen die Wirkung des plastisch gerundet Hervortretenden, wodurch uns die Erscheinung erst belebt und verwirklicht wird — eine Wirkung, welche wir bei baumreichen, sommerhaften Landschaften in einigen, überhaupt in neuerm hellenischem Styl vortrefflich behandelten Werken von Erola in München, zuerst auf das Ausgezeichnetste haben wahrnehmen können.

Im Fache der kleinhistorischen Malerei endlich suchten wir, was die realistische Seite derselben betrifft, vergeblich nach einem Künstler, der sie mit dem Geiste eines Wilkie zu behandeln vermöchte, was hingegen die mährchenhafte Seite derselben betrifft, so ergab sich für dieselbe in der Skizze von den Elfen in Tieck's Phantasus ein anmuthiger Beitrag; freilich in wie weit wir hierin dereinst etwas Vollendetes von dem Künstler erwarten dürfen, wird erst klar werden, wenn wir dergleichen mit all der Zartheit ausgeführt gesehen haben, welche solcherlei Dinge unabweisbar verlangen.

Doch so weit diese Betrachtungen! — Uns fehlt die Muße, sie weiter zu spinnen, vielleicht führen sie noch ferner Andere aus, und werden sie nicht weiter geführt,

* „Hellenisch", weil die ruhig objective Poesie zuerst am klarsten von den Hellenen, „romantisch", weil die gefühlvoll bewegte subjective Poesie zuerst am lebendigsten von den Romanciers des Mittelalters erfaßt wurde.

so möchte auch der Verlust nicht groß seyn, denn die wahre Kunst wird nur einmal, doch so wenig durch Worte als durch Schulen allein, erzeugt und ins Leben gerufen, sondern wo der Feuerfunken des Genius vom Himmel fällt und zündet, da leuchten die Flammen auf und in neuer überraschender Weise erfreuen unsterbliche Werke Mitwelt und späte Generationen, wie uns diesmal die Werke von Bendemann und Lessing erfreut haben.

Dr. Carus.

Nachrichten vom Februar.

Alterthümer und Ausgrabungen.

Haag, 8. Februar. Bei Deuren in Nordbrabant hat man mehrere ziemlich gut gearbeitete alte Todtenurnen mit Ueberresten von Metall, Knochen rc. gefunden.

Rom. Eine der lezten Nummern des Diario di Roma enthält einen für die Kunstgeschichte sehr wichtigen Brief des Herrn P. E. Visconti, Commissairs der Alterthümer und Directors des Capitolinischen Museums, über eine kürzlich zu Todi gefundene Bronzestatue von natürlicher Größe, welche einen Krieger darstellt. Nachdem man sie von einer Art Kruste gereinigt hatte, welche die Umrisse unkenntlich machte, fand man die Statue von außerordentlicher Schönheit und doch mit allen Kennzeichen des etruskischen Styls. Eine Inschrift in etruskischen Charakteren, welche Herr Visconti mittheilt, bezeichnet die Herkunft der Statue und beweist zugleich, daß der klassische Styl auch bei den Etruskern einheimisch war. Dies Denkmal ist für das etruskische Museum bestimmt, welches vom Papst Gregor XVI. gegenwärtig gegründet wird. Die kleine altetruskische Stadt Todi, welche troz ihres beschwerlichen Zugangs viel von Reisenden besucht wird, lieferte den Nachgrabungen immer eine reiche Ausbeute. Vor nicht langer Zeit entdeckte man am Abgang des Hügels, auf welchem sie liegt, ein Gebäude von kolossalen Verhältnissen mit Travertinsäulen und lateinischen Inschriften, welche die Namen von Magistratspersonen und ausgezeichneten Männern enthalten. Unter den Trümmern dieses Gebäudes ist die oben erwähnte Kriegerstatue gefunden worden.

Athen, 12. Januar. Die unförmlichen türkischen Gebäude, welche den berühmten Portikus der Propyläen ganz verdecken, sollen sofort niedergerissen werden; man hat sechs zu dem Portikus gehörige jonische Säulen aufgefunden.

Wien. Ueber den Sonnentempel zu Baalbeck theilt der Kaiserl. österreichische Bergverweser, Hr. Joseph Russegger, der gegenwärtig auf einer Reise im Orient begriffen ist, in einem kürzlich erschienenen längeren Reiseberichte folgende anziehende Nachrichten mit: „Der Tempel von Baalbeck ist, nach Palmyra, das sich besonders durch seinen Umfang hervorthut, eine der schönsten besterhaltenen Ruinen der alten Welt. Noch habe ich Palmyra und die Tempel von Oberaegypten und Nubien nicht gesehen und werde erstere erst im künftigen Jahre und leztere in wenig Wochen besuchen; so viel ich aber bisher von den Ueberresten des klassischen Alterthums in Griechenland und von den riesigen Denkmälern der Pharaonen in Unterägypten gesehen habe, steht meiner Ansicht nach der Tempel der Sonne in Baalbeck oben an. Die Akropolis in Athen ist in ihren Theilen nicht minder schön, hat sogar hie und da größere Detail-Schönheiten aufzuweisen, ihr Gesammteindruck ist aber nicht so großartig, nicht so imponirend; denn ihre Denkmäler sind kleiner. Die Denkmäler Unterägyptens erleiden keine Parallel-Stellung, sie haben einer ganz andern Phantasie ihre Ausschmückung zu danken, ihr Habitus ist ein anderer, sie zeichnen sich mehr durch enorme Masse als durch Kunst aus, z. B. die Pyramiden; kurz mit wenigen Worten, sie sind Sklavenwerke, während der Sonnentempel in Baalbeck das Werk von Griechenlands freier Kunst ist. An dem Tempel von Baalbeck unterscheidet man vier Perioden. Das Fundament desselben ist nämlich zum Theil noch Werk der alten Assyrer und sein Alterthum reicht in das Reich der Sagen zurück. Die Quadersteine desselben sind das Größte, was ich bisher gesehen habe; denn es sind darunter Stücke, deren Kubikinhalt 15,000 C. F. und deren Gewicht über 14,000 Centner beträgt. Ich war in den Steinbrüchen und habe über den Transport dieser Massen schäzbare Daten gesammelt. Auf diesem Fundamente stehen die beiden Tempel, die herrlichen Denkmale der höchsten, vollendetsten Kunst. Der eine ist offen und besteht ganz aus korinthischen Säulen von ungeheurer Größe, von denen sechs noch frei stehen und den Stürmen der Zeit und Verhältnisse bisher getrozt haben. Der andere Tempel ist geschlossen und sein Inneres, so wie der Plafond seines äußeren Portikus sind wahre Meisterstücke der Sculptur. Die Symmetrie ist hier auf ihrer höchsten Stufe und in das kleinste Detail ausgeführt, jede Biegung der Akanthusblätter ist durch alle Reihen ähnlicher Objecte beibehalten worden, und doch herrscht in der Ausführung des Ganzen nichts Gezwungenes, sondern freier Ton, würdevolle Haltung und wahrhaft griechische Grazie. Es wurde das Ganze geometrisch aufgenommen und man verfertigte Grundrisse nebst einer Menge Ansichten, so daß wir schöne Daten besizen, die gewiß einst gern gesehen, gern gelesen werden. Die übrigen beiden Perioden umfassen Werke aus der Chalifen- und neueren Zeit ohne architektonischen Werth. Auf welcher Stufe mußten die Baukunst und die dahin einschlagenden Wissenschaften gestanden haben, als man solche Werke ausführte; welche Berechnungen, welche Zeichnungen gehörten dazu, um nur die einzigen Wendeltreppen an den beiden Seiten des Portals anzubringen. Unerklärlich ist mir eine Erscheinung an den umgefallenen Säulen. Sie sind 70 F. hoch und haben unten 9 und oben 7 F. im Durchmesser, und jeder Schaft besteht aus drei Stücken, die wie geschliffen auf einander passen. Man sieht an den zerfallenen Trümmern keine andere Befestigungsweise, als daß man die Stücke genau auf einander legte, und doch sieht man ein paar umgefallene Säulen, deren Theile durch den Sturz nicht getrennt wurden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 89.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 14. April 1837.

So sind diese beiden Städte in ihrem Verfall, für den rückwärts gerichteten Blick die beiden merkwürdigsten Flecke der Erde.

Gibbon.

Rom und Konstantinopel.

Von Alfred Reumont.

Europa hat der alten Welt zwei Metropolen gegeben, beide mit dem stolzen Namen die Stadt bezeichnet. Die eine löste die andere ab in der Herrschaft, und dieser Wechsel trug mit dazu bei, das Schicksal des Occidents zu bestimmen. Beide haben mannichfache Revolutionen durchgemacht, bevor sie diese späten Zeiten erlebten; beide sind noch groß nach Jahrhunderten, und wenn ein Orakel der einen, die schon mehr denn einmal am Rande des Abgrundes stand, verkündet hat, sie werde nimmer durch Menschenhand verderben, so scheinen glückliche Umstände der andern, wenn sie auch nicht so heilig ist, wenigstens ein langes Leben zu versprechen.

Wer die Hauptstadt des osmanischen Reichs besucht hat, ist auch nach dem Eski-Serai gegangen und hat den Thurm des Seraskiers bestiegen. Für ihn brauchen wir die Scene nicht zu beschreiben. Wer sie aber nicht gesehen, dem würde jede Schilderung nur ein farbloses Bild geben. Zwei Welttheile reichen sich hier die Hand zu zauberischer Vereinbarung, zwei Meere bieten ihre unübersehbaren Wassermassen dem Himmel zum Riesenspiegel dar, der Olymp Bithyniens und die Berge Thraziens bilden eine ferne Grenze, und von unten herauf erschallt der dumpfe Ton des Treibens von Achtmalhunderttausenden. Der Beschauer ist erstaunt, verwirrt, geblendet. — Einer größern Menge ist es vergönnt, auf den Dom Sanct Peters zu steigen. Zu ihren Füßen liegt eine riesige Stadt, nicht volkreich, nicht bewegt, wie jene, fast zur Hälfte öde und mit Trümmern bedeckt, aber glorreich durch Erinnerungen und groß durch geistiges Einwirken; eine Welt in sich umschließend und die Geschichte einer Welt erzählend; zur Wiege eines großen Volks angewiesen durch die Natur, die ihr den reinsten, begeisterndsten Himmel, eine gewaltige Ebene, das Meer in der Nähe und ein schönes Gebirge gab, eines und das andere in langgedehnter Linie den Horizont bildend.

Wenn man die Namen beider Städte zusammenhält, und die Schilderung ihrer Bewohner, so würde man beim ersten Anblick kaum glauben, daß sie viele Vergleichungspunkte bieten, und doch ist's der Fall: der Beobachter wird einerseits überrascht durch manche Aehnlichkeit, andernseits durch eine Verschiedenheit, welche so diametrale Gegensätze bildet, daß man durch absichtliches Suchen keine in die Augen fallenderen hätte ersinnen können. Wir wollen sehen, wie es mit lokalen Gegenständen und Verhältnissen aussieht. Sieben Hügel tragen beide Städte, und dieser Eigenthümlichkeit der Lage verdankt die eine wie die andere in hohem Grade ihr malerisches Erscheinen. Die Straßen steigen und fallen, zu geringem Ergötzen

und zu großer Ermüdung dessen, der viele Gänge zu machen hat und sich mehr um die Anstrengung der Beine kümmert, als um die Schönheit der Aussicht. Konstantinopel, wo die Anhöhen bei weitem bedeutender sind, und welches keinen Pabst Nicolaus und Sixtus gehabt hat, um das Oberste zu unterst zu kehren, und die Symmetrie gerader Linien widerstrebenden Lokalitäten aufzudringen, gleicht dem alten Rom mehr als dem jetzigen durch die Menge der schmalen, dunkeln, steilen Gassen, in welchen das leichteste Fuhrwerk zu ziehen auch das kräftigste Viergespann unvermögend seyn würde. Aber das kümmert den Türken wenig, welcher in puncto Wagen dem Römer nicht gleicht. Wenn auch ein Blick in ein türkisches Hauswesen schwerer ist als in ein italienisches (obgleich selbst hie und da in Italien ein dichter Schleier Alles verhüllt, was sich auf das Innere bezieht), und man also dort nicht so viele Scandale aus Haus und Wirthschaft vernimmt wie hier, so möchten wir doch darauf schwören, daß noch niemals in einem türkischen Ehecontrakte die Equipage expreß ausbedungen worden ist, um auf dem Atmeidan oder nach St. Stephano spazieren zu fahren.

Aber um auf unsere sieben Hügel zurückzukommen: hier wie dort sind sie vortrefflich benuzt, der Stadt, auch unabhängig von ihrer räumlichen Ausdehnung, Größe und Majestät zu geben. Auf den Höhen Konstantinopels thürmen sich die gewaltigen Moscheen empor, riesige Massen von weißem Marmor, von den schlanken, zierlichen Minarets umringt, von Kuppeln überwölbt, zu denen Sancta Sophia das Muster gab. Diese sieht man in Rom spärlicher, und mit Ausnahme einiger großen Massen, wie die der Peterskirche, des Lateran, der Maria Maggiore sind, können überhaupt die römischen Kirchen in Hinsicht des imposanten Aeußern den konstantinopolitanischen bei Weitem nicht die Wage halten. Alles, was den Osmanen noch von arabischer und griechischer Baukunst geblieben ist, hat sich in den Moscheen conzentrirt, während man in Rom bessere Palläste als Kirchen gebaut hat. Dort bewundert man auch jezt noch das vortreffliche Mauerwerk von mächtigen Quadern, die geschmackvolle Bildhauerarbeit an den Balustraden, die Symmetrie und Kühnheit der schön gespannten Bogen. Und wie man in Roms Kirchen, wenigstens in den ältern, Reihen auf Reihen alter Säulen findet, die aus den vorchristlichen Zeiten stammen und Tempel und Basiliken schmückten, so sieht man in Stambuls Moscheen die prachtvollsten Colonnen der Stadt Konstantins, marmorne, granitne, porphyrne, vereinigt mit dem Raube Griechenlands und Kleinasiens. Ueberhaupt hat Konstantinopel immer der Erzeugnisse der Fremde bedurft, sich zu schmücken. Nicht durch eine innere, nothwendige Entwicklung hervorgerufen und herangebildet, sondern durch Einwirkung von außen, durch einen Machtspruch der Politik plözlich groß geworden und Herrscherin, entbehrte sie des organischen Lebensprinzips, und alle späteren Zeiten trugen nur dazu bei, Fremdes auf Fremdes zu häufen. Istambul ist ein großes Lager, in dem der Islam seinen Siz aufgeschlagen hat, in einem Welttheil, der ihm nicht gehört, und wo er sich von einer zwar unterworfenen und knechtischen, aber im Grunde des Herzens ihm entgegenstrebenden nationalen Bevölkerung umgeben sieht. Wenn auch unter ganz verschiedenen Verhältnissen, ist Rom ebenfalls eine Stadt von Fremden. Seine Einwohnerschaft, ab- und zufluthend seit Jahrhunderten, kann auch jezt die widersprechenden Elemente ihres Ursprungs nicht verleugnen, und einem großen Theil der Bewohner, vom Herrscher herab bis zum Bettler, ist es oft nur ein angenommenes Vaterland. Rom hat sich durch äußeres Zuthun aus dem tiefen Verfall im vierzehnten Jahrhundert erhoben. Die Erscheinung, die uns in den Weg tritt, wenn wir seinen geringen selbstständigen Antheil an Italiens Bestrebungen beim Wiederaufleben der Bildung und der Kunst betrachten, dürfte leicht in diesem Umstande ihre Erläuterung finden.

Sehen wir nun weiter nach, welche Eigenthümlichkeiten beide Orte als Städte mit einander gemein haben, so fällt uns zuerst das System der Wasserversorgung auf. In der sonneverbrannten Campagna, welche des Winters, wo ein grüner Teppich den ungleichen Boden deckt, von den Heerden bewohnt wird, die im Spätherbst aus den Abruzzen herniedersteigen, des Sommers von böser Luft und fiebererzeugenden Dünsten, in dieser mit niedern Höhenzügen und gedehnten Schluchten abwechselnden, fast ganz verlassenen Ebene stehen riesig die langen Bogenlinien der Wasserleitungen, zum Theil in Ruinen, zum Theil auch heute noch dem trockenen Boden, auf welchem die Stadt liegt, meilenweit den belebenden Quell zuführend. Wasserlos ist die Erdzunge zwischen dem Marmorameer und dem Chrysokeras, welche Stambuls Pracht und Elend trägt. In Belgrads dichten Waldungen, in den stillen Thälern am Ausgange des Balkangebirges, sammeln sich die zerstreuten Quellen in gewaltigen Behältern und strömen auf dem Rücken von sieben Aquäducten und in Röhren unter der Erde durch eine unangebaute Ebene der Stadt zu. Und wie fließt, wie sprudelt, wie rauscht in beiden die labende Fluth hervor aus Tausenden von Brunnen, zierliche Seen bildend wie Trevi's Fontäne, brausende Wasserfälle wie die Paolina, Mährchenpalläste belebend wie in Top-hana und auf dem Serailplatze. Kein Tempel, kein Haus soll darben: Straßen, öffentliche Pläze, Höfe, Corridors, Gärten sind versehen; alle haben Theil an dem verschwenderisch ausgegossenen Reichthum, der zur Befriedigung des Bedürfnisses dient wie zur Zierde, in phantastischer, hundertfach wechselnder Gestaltung.

(Die Fortsezung folgt.)

Spiegelfechterei der Hölle.

(Beschluß.)

„Eines Nachts," fuhr der Kanzler fort, „als der von Purgstall in seinem Bette lag, träumte es ihm und däuchte ihm nicht anders, als ob er aufstände, nähme sein Schwert und ginge in die Kammer des von Trotta und erstäche ihn; dann war es ihm, als ob er in seinem Blut sich badete, und erwachte auch bald darauf schweißtriefend über und über. Wie er sich nun besann und dem Herrn dankte, daß er eine solche erschreckliche Missethat nicht begangen habe. wurde es darüber Morgen und kam sein Reitknecht vor sein Bett, meldend, daß sein Pferd im Stall die ganze Nacht getobt und gerast habe, sich in der Streu gewälzt, gewiehert, dann wieder still gestanden, gezittert und geschwizt. Indem sie so mit einander redeten und nicht wußten, was das bedeuten sollte, ging die Thüre auf und die Gerichtsdiener traten herein, den von Purgstall zu verhaften, mit Weisung, er hätte heute Nacht den von Trotta, seinen alten Todfeind, in seinem Bett erstochen, und hätte desselben Knecht ihn bald nach Mitternacht leibhaftig aus seines Herrn Kammer gehen sehen. Der von Purgstall war sehr erschrocken, betheuerte sich seiner Unschuld und schwur, daß er nicht aus seinem Bett gekommen wäre. Da führten sie ihn in die Kammer des von Trotta, wo derselbige lag, mitten durch's Herz gestochen, und zu seinen Häupten lehnte das Schwert des von Purgstall, das er selbst für sein eigenes bekennen mußte, in die Scheide gesteckt, und als man's herauszog, da war es ganz blutig. Niemand wußte, was er dazu denken sollte, aber der von Purgstall ward in's Gefängniß gelegt und hart verschlossen. Und als man ihn verhörte, da beschwur er mit theuren Eiden, daß er wissentlich diesen Mord nicht begangen habe, und konnte auch beweisen mit stattlichen Zeugen, daß er die Nacht über aus seiner Herberge nicht kommen war; da ward es ausfindig gemacht, daß der Teufel diesen Mord begangen und dem von Purgstall nächtlicher Weile sein Schwert entwendet hatte, sonderlich weil kein Blut aus des Ermordeten Wunde floß, da der, so als Thäter gehalten war, vor sein Bett geführt wurde. Doch aber, weil man wußte, daß er dem von Trotta Mord und Tod geschworen, auch im Traum ihm vorgekommen war, daß er jenen erstäche, ward er zum Tod verurtheilt; denn ob es wohl vom Teufel geschehen, war er doch des Todschlags schuldig. Also ward hochnothpeinliches Halsgericht gehalten über ihn und er hinausgeführt zur gemeinen Richtstätte, um allda Leib und Leben zu lassen. Nun hatte sich eine große Menschenmenge versammelt, um sein leztes Stündlein zu sehen, dazu alle Herrn vom Hofe, die Richter und Rechtsgelehrten, und unter ihnen hielt auch der Kaiser zu Pferde; an diesen ritt Kunz von der Rosen, sein kluger Rath, heran und fragte, was es da gäbe? Als er nun den ganzen Proceß, auch des von Trotta Todesart erfahren, sprach er: „Mit Nichten gebühret ihm also zu sterben, sondern merket auf meinen Rath, Herr Kaiser! Weil der Delinquent beweisen kann, daß er in jener Nacht seine Herberge nicht verlassen habe, auch kund und offenbar ist, daß der Teufel an seiner Statt die Mord- und Missethat vollbracht hat, so achte ich, daß derselbe zu diesem Frevel des Delinquenten Larvam angenommen und mit dieser die That ausgerichtet habe, derwegen nicht er, da er doch über die ganze Zeit ruhig in seinem Bett gelegen, sondern einzig sein Schatten, mit dem der Teufel hanthiert, des Todes schuldig sey." Als nun eben der Henker sich anschickte, sein Amt zu verrichten, gebot der Kaiser einen Stillstand, und ward noch einmal auf der Blutstätte über den von Purgstall Gericht gehalten, auch Kunzens Rath befolgt und der Delinquent gegen die Sonne geführt und hinter ihm die Erde seines Schattens weggestochen; darauf ward er zum bürgerlichen Tod verdammt, weil er einen Andern zu ermorden war Willens gewesen, und ward also des Landes verwiesen für ewige Zeiten."

„Sey ruhig, Maria, mein Kind!" rief Luther und küßte sein Töchterlein, das sich mit Thränen der schmerzlichsten Angst an ihn schmiegte, „sey ruhig! wie kannst du dich nur in unserer hellerleuchteten, warmen Stube eine solche Furcht ankommen lassen! So lang ich bei dir bin, magst du guten Muth haben; da wird dir nichts Böses widerfahren. Käthe, bring das arme Würmchen zu Bett! Und du, Hänschen," sezte er hinzu, als er gewahrte, daß der Kanzler im Ausbruch begriffen war, „leuchte vor, auf daß ich meinen geehrten Gast geleite. — Ja," sagte er zu diesem, indem er mit ihm die Treppe hinunterging, „so geht es denen, die mit dem Teufel einen Bund machen, und sich in Sünden stürzen und in böse Lust und Begierde führen lassen; diese hält er eine Zeitlang wohl, kunzelt mit ihnen und läßt ihnen ihren Willen, daß sie machen, was sie nur gelüstet, aber zulezt bezahlt er sie redlich und lohnet ihnen, wie der Henker seinem Knecht. — Nun schlaft wohl, hochgelehrter Herr Doctor," beschloß er, indem er unter der Hausthüre Herrn Gregorius Bruck die Hand zum Abschied schüttelte; „Gott behüte Euch, daß ich Euch bald gesund wieder sehe, und schütze uns Alle vor den Ränken und Anläufen des leidigen Teufels, sonderlich aber den Kurfürsten, meinen gnädigen Herrn; sagt ihm, daß ich für Seine Gnaden Gott mit Gebet anliege Tag und Nacht."

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille.

Briefe eines Soldaten der Fremdenlegion. Die Rhonefahrt. Avignon.

Wir schifften uns auf der Rhone ein, um nach Avignon zu fahren. Ein herrliches Wetter begünstigte diese Fahrt auf dem breiten, dunkeltiefen Strome, der hier an jenen trübgelben, seine schäumenden Wasser auf jäher, felsiger Bahn dem Leman zuführenden Gletscherbach des Wallis nicht von ferne erinnert. Die Rhone ist hier rein und anmuthig; sie schlängelt sich weich, obgleich rasch dahin, sie umfängt in ihren Krümmungen bald eine Baumgruppe, bald einen Rebgarten, bald eine Hütte, dann kehrt sie um und spielt mit den niederhängenden Zweigen der Trauerweide, die sich einsam in ihrem Spiegel beschaut. Mag sie an andern Tagen wilder, finsterer aussehen, mag sie auch an manchen Stellen in ihren jugendlichen Ungestüm zurückfallen, wovon schon Petrarca ihren Namen ableitete:

> Rapido fiume, che d' alpestra vena
> Rodendo interno onde il tuo nome prendi,

an dem Tage, da ich auf ihr hinabfuhr, strömte sie sanft unter blauem Himmel. Die großartigen romantischen Ansichten des Rheins, die Menge alter Burgen und Schlösser, welche ein deutsches Gemüth in eine deutsche Vorzeit versetzen, fehlen der Rhone; ihre Ufer haben aber einen eigenthümlichen, wenn auch fremdartigeren Reiz: jene Dörfer mit ihren graulichten Dächern und zugespizten Thürmen, jene Städte mit ihren schwarzen Mauern und alten Erinnerungen, jene hie und da zerstreuten Burgruinen, wo vor Alters der Troubadour seine Leier gerührt, jene eleganten, schwebenden Eisendrahtbrücken, die kühn und leicht in den Lüften schaukeln, jene reichen Rebhügel von Hermitage, St. Peray und andere, deren Namen kein Weintrinker ohne tiefe Verehrung ausspricht. In den Ebenen längs dieser Ufer hat das Alterthum schöne, großartige Erinnerungen zurückgelassen, und der Alterthumsforscher und der Historiker müßten in den Denkmälern von Vienne, Valence, Orange, an denen ich vorübergehen mußte, reichen Stoff der Forschung finden. Die römische Säulenhalle erhebt sich hier der mittelalterlichen Ringmauer gegenüber, und zwischen ihnen schwebt die moderne Brücke von Eisendraht, die bewundernswürdige Frucht der Industrie, der Königin unsers Jahrhunderts: so sind drei Zeiträume in Einer Gruppe zusammengefaßt. Zudem hört man auch noch hie und da im Munde des Volkes, und an eine alte, zerfallende Ruine geknüpft, eine jener Sagen, welche wie Träume aus der Nacht der Vorzeit herüberschweben. Jenseits **Valence**, der altrömischen Stadt, gewährt die Natur, bis dahin lachend und fruchtbar, einen düsterern, ernsthaftern Anblick. Das Land ist oft nicht viel mehr als eine graulichte, unbebaute Steppe. Große Felsmassen erheben sich ganz nackt; kein Bäumchen schmückt sie, keine Pflanze legt ihre Blätter aus, und die auf diese weiße Oberfläche fallenden Sonnenstrahlen geben ihr eine blendende Weiße, die das Auge nur mit Mühe erträgt. Indessen sind die Ufer sehr belebt; zahlreiche Schiffe segeln auf und ab und bringen Wechsel in das Ganze; Städte und Dörfer liegen ziemlich lustig auf die Straße hingestreut, und die Gartenvierecke und grünen Gehege stechen pittoresk gegen die Trockenheit der umgebenden Felder ab.

Endlich sahen wir mit ihren weißgrauen Mauern und viereckigen Thürmen **Avignon** vor uns liegen, Avignon, „dieses Zelt des Pabstthums, das der Pabst — nach dem Ausdruck eines geistreichen Schriftstellers — bei seinem Abzug abzuheben vergessen.“ Bis dahin konnte der Mensch des Nordens sich noch nicht ganz außerhalb seines Landes versezt glauben. Die Ufer der Rhone in Lyon fallen ihm nicht auf, und die Fahrt von Lyon nach Avignon geht so schnell vor sich, daß er unterwegs nicht viel mehr bemerkt, als eine ziemlich auffallende Veränderung des Wärmestandes. Avignon ist die erste Stadt, wo er mit Verwunderung sich umsieht, die wahre Pforte des Mittags. Indem ich meinen Blick auf diese steinigten Flußufer, auf diese magern, zerstreuten Bäume, die der Staub, wie bei uns im Winter der Schnee, weißt, und auf die Stadt selbst mit ihrer weißlich grauen, eintönigen Färbung richtete, dachte ich an meine dunkelgrünen, ewig frischen Tannenwälder des Schwarzwalds, an die schattigen Obstgärten des Neckarthals, hinter denen zahlreiche, freundliche Dörfer mit röthlichen Ziegeldächern und weißem Kirchthurm sich bergen, an die Straßen des Heimathlandes, wo im Schatten der überhängenden Aeste der muntere Gesell und die singende Dirne, den Rechen nachlässig auf die Schulter geworfen, vorüberziehen. Und als diese und andere theure Bilder an meiner Seele vorübergingen, da sprach ich ein wehmüthiges: lebet wohl! In Avignon, wo wir einige Tage blieben, fand ich eine ganz andere Physiognomie, eine andere Sprache, andere Sitten, als im bisherigen Frankreich. Das Volk spricht nur noch jene Provençalmundart, die in allen ihren so vokalreichen Wörtern die starke Betonung, die Anmuth und Harmonie des Italienischen, und in der Mehrzahl ihrer Ausdrücke die Natürlichkeit einer Sprache hat, die nicht in klassische Formen gezwängt worden und volksthümlich geblieben ist. Die Gesichter haben einen ovalen, regelmäßigen Zuschnitt, schwarze, wohlgespaltene Augen und mattweiße Farbe. Die Köpfe der Männer insbesondere sind von bemerkenswerther Schönheit. Die Weiber des Volks sind im Allgemeinen auch hübsch, aber man muß allzu häufig den Ausdruck der Gesichtsbildung, die Regelmäßigkeit der Züge unter schmuzigen Hauben und unordentlichen Haaren suchen. Die Geberden machen einen wesentlichen Theil der Volkssprache aus: oft spricht der Mann des Volkes gar nicht, er gestikulirt nur, das Wort ist zu langsam für ihn, die Bewegung seiner Arme ist rascher, und die ihn umgeben, nehmen gerne eine Pantomime statt einer Rede an. — Was in Neapel die Lazzaroni, das sind hier die Lastträger (porte-faix), eine halb thätige, halb unthätige kastenartige Bevölkerungsklasse, von der andere Reisende wohl mehr zu erzählen wissen mögen, als ich, der ich meinen Bündel auf höchsteigenem Rücken trug. Indessen sah ich sie bei der Ankunft des Dampfschiffes über die mit Gepäck versehenen Reisenden wie Raubvögel über ihre Beute herfallen, um vielleicht fünfzig Mann hoch ein Gepäcke wegzutragen, wofür zwölf genügt hätten.

Das Merkwürdigste in Avignon bleibt immer der alte, päbstliche Pallast, der Zeuge des achtzigjährigen Schisma, jener sturmvollen Tage des Pabstthums, wo das alte Rom zum ersten Male enthront schien. Dieses Gebäude, das in neuerer Zeit — ironisch genug — in Kasernen umgeschaffen wurde, trägt noch das Gepräge der Zerrissenheit und Spaltung jener Zeit, so wie des Mischmaschs soldatischer und geistlicher Regierung. Man darf auf diese je nach der Phantasie oder dem Bedürfniß des Augenblicks bald in der Gestalt eines Pavillons, bald in der einer Schanze an einander angelehnten Bauten, diese schlecht zusammengeordneten, aber majestätischen, zugleich großartigen und bizarren Gebäudemassen nur einen Blick werfen, um zu erkennen, daß ein Priester, der ein schlechter Soldat, und ein Soldat, der ein schlechter Priester war, zugleich daran bauten.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 38. Freitag, 14. April 1837.

Länder- und Völkerkunde.

5) Reisen und Länderbeschreibungen. Achte Lieferung. Ein Besuch auf der Insel Island über Tronyem im Sommer 1834. Von John Barrow jun. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

(Schluß.)

„Alle Klassen der isländischen Bevölkerung lesen außerordentlich gern; in ihren niederen Hütten lesen oder erzählen die jungen Leute der versammelten Familie die Geschichte vergangener Tage, die Heldenthaten ihrer Vorfahren, wie sie in den Sagas enthalten sind, und die Abenteuer und romantischen Begebenheiten der ersten Ansiedler auf Island. In späteren Zeiten fehlte es nicht an Büchern in ihrer Muttersprache. Die aufgeklärte Geistlichkeit stellte nach der Reformation eine Buchdruckerpresse her, welche auf der kleinen Insel Vidoe, Reikiavik gegenüber, noch immer in Thätigkeit ist, und wo jetzt noch Bibeln, Psalter und andere religiöse Schriften, nebst historischen und sonstige nützliche Kenntnisse verbreitenden Abhandlungen gedruckt werden. Ein Volk dieser Art ist leicht zu regieren, und da es wenig oder gar keinen Verkehr mit Fremden hat, die wenigen dänischen Kaufleute ausgenommen, welche in den Häfen wohnen, und keine umherziehenden Prediger des Unglaubens oder Aufruhrs ihre Begriffe verwirren, so läßt sich nicht leicht eine Verschlechterung ihres moralischen oder politischen Charakters befürchten."

Ein anschauliches Bild der Oede und Einsamkeit auf Island erhält man durch folgende Schilderung. „Die Eidergänse waren so wenig scheu, daß man wohl sah, wie selten sie auf Island beunruhigt werden. Sie sollen auch wirklich, besonders während der Brutzeit, die eben vorüber war, die Menschen so wenig fürchten, daß sie ihre Nester dicht an die Häuser oder an Stellen bauen, wo man ihnen Steinhaufen zu größerer Bequemlichkeit aufrichtet. An solchen Plätzen sind diese Vögel so zahm, daß das Weibchen, wenn es auf den Eiern sitzt, oft selbst dann nicht wegfliegt, wenn man es liebkost. — Auf ganz Island findet man keinen Wagen, ja nicht einmal einen Schubkarren, und wenn es deren auch gäbe, so könnte man keinen Gebrauch von ihnen machen, weil es keine gebahnten Straßen gibt. Der Weg oder Pfad führt entweder über Lavaschichten, welche so rauh und holpericht sind, daß die Pferde sich einen Weg suchen müssen, oder über Sumpfboden."

Der Verfasser besuchte den berühmten Geyser und nahm eine Flasche vom Wasser desselben mit nach London, wo Dr. Black es chemisch untersuchte. Er theilt die Untersuchung hier mit. Zum Schluß gibt er eine kleine Statistik der Insel, woraus erhellt, daß sie nur 53,000 Einwohner hat. Das Werk ist mit artigen Holzschnitten verziert.

6) Reisen und Länderbeschreibungen. Neunte Lieferung. Südafrikanische Skizzen von Thomas Pringle. Aus dem Englischen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

England begünstigt die Colonisirung am Cap. Eine Menge Engländer und Schotten aus allen Ständen begab sich 1820 nach Südafrika, um nordwärts vom Cap sich anzusiedeln. Das Parlament bewilligte 50,000 Pfund dazu. Pringle war einer der Leitenden. Er schildert die Ankunft, die erste bunte Verwirrung und die Thorheit der Vornehmen, die mitten in den Wüsten Afrikas anfangs immer noch die Hauptstadtgewohnheiten festzuhalten suchten, recht anziehend. Da die Vertheidigung der Nordgrenzen gegen die Kaffern eine Hauptabsicht bei diesen neuen Colonisirungen war, hatte der Verfasser sehr bald Gelegenheit, dieses Volk kennen zu lernen. „Während der Thee bereitet wurde und die Dämmerung eingebrochen war, wurde mein Wirth abgerufen, um mit andern Fremden zu sprechen. Es war ein Kaffernweib, von einem kleinen Mädchen von acht oder zehn Jahren begleitet, und mit einem Kinde auf ihrem Rücken, das sie in ihren Mantel von gegerbtem Rindsleder gebunden hatte. Sie kam aus der Drostdy, oder der Bezirksstadt Uitenhage, unter der Aufsicht eines schwarzen Constable's, der sie als eine von den Kaffernfrauen bezeichnete, welche auf Befehl des Grenz-Commandanten zu Gefangenen gemacht worden seyen, weil sie die Demarcationslinie ohne Erlaubniß überschritten hatten, und welche nun unter den weißen Einwohnern des Bezirks als Sklaven vertheilt werden sollten. Dieses Weib sollte durch den Missionär unter Aufsicht eines seiner Leute nach dem Wohnort eines Colonisten, ungefähr zwanzig Meilen westlich, gebracht werden. So lautete der Befehl des Landdrost oder der Bezirksmagistratsperson. Als der Constable seine Botschaft überbrachte, sah das Kaffernweib auf ihn und uns mit scharfen, verständigen Augen; und obwohl sie nur unvollkommen seine Sprache verstand, schien sie doch völlig seinen Inhalt zu fassen. Als er geendet hatte, trat sie vor, erhob ihre Gestalt zu ihrer vollen Höhe, streckte ihren rechten Arm aus, und begann eine Rede in ihrer Muttersprache, dem Amakosadialekt. Ob ich gleich kein einziges Wort verstand, was sie sprach, so wurde ich doch selten mehr von Erstaunen und Bewunderung ergriffen. Die Sprache, der sie vollen und kräftigen Klang zu geben schien, war in hohem Grade musikalisch und sonor; ihre Geberden waren natürlich, anmuthig und ausdrucksvoll, und ihre dunklen Augen und ihr schönes bronzenes Gesicht voll beredten Feuers. Zuweilen zeigte sie rückwärts auf ihr Vaterland und dann auf ihre Kinder. Manchmal erhob sie laut ihre Stimme und schüttelte ihre geballte Hand, als klage sie unsere Ungerechtigkeit an, und bedrohe uns mit der Rache ihres Stammes. Dann wieder zerschmolz sie fast in Thränen, als flehe sie um Gnade und traure um ihre hülflosen Kleinen. Einige der Dörfler, welche sich um sie gesammelt hatten, und ganz oder halb Kaffern waren, verstanden ihre Rede und dolmetschten sie auf Holländisch dem Missionär; aber er konnte nichts thun, ihre Bestimmung zu ändern, und konnte ihr nur freundliche Worte geben, um sie zu trösten. Was mich betrifft, ich war nicht wenig von dieser Scene ergriffen und konnte den Gedanken nicht unterdrücken, daß meine europäischen Landsleute, welche aus harmlosen Frauen und Kindern auf diese Weise Gefangene machten, in der That größere Barbaren seyen, als die wilden Eingebornen des Kaffernlandes."

Mit den kräftigen Kaffern kontrastiren die schon mehr an Unterthänigkeit gewöhnten Hottentotten und mit den neuen englischen Ankömmlingen die alten holländischen Bauern, riesenhafte Gestalten von alten derben und ehrlichen Sitten, aber verwildert und grausam geworden. Nicht ohne Interesse wird man die Geschichte des kleinen Aufstandes lesen, den diese holländischen Bauern 1815 gegen die englische Regierung erhoben. Sie charakterisirt vollkommen den Zustand des Landes. Ein Hottentott war von seinem holländischen Herrn, einem Bauer, hart mißhandelt worden und klagte bei der englischen Behörde; diese nahm sich seiner an, der Holländer behauptete aber, er könne mit seinen Sklaven machen was er wolle. Er widersezte sich der Autorität, fand Beistand bei seinen Landsleuten und es kam bereits so weit, daß die Holländer den Kaffern ein Bündniß gegen die Engländer antrugen, welches jene aber aus Argwohn ablehnten. So zerschlug sich die Sache. Der Straffällige und seine tapfere Frau aber mit etwa vierzig Andern wehrten sich bis zum lezten Blutstropfen. Auch der Krieg der Engländer gegen den Kafferkönig Gaika ist hier näher geschildert, und der Verfasser wendet sich oft schaudernd von der Grausamkeit, mit welcher seine Landsleute gegen die Kaffern und Buschmänner verfahren, hinweg. Nur eine Scene aus dem Bericht eines Officiers: „Wir hatten einen großen Kraal Bosjesmen überfallen und zerstört. Als das Feuer aufhörte, fanden wir noch fünf Weiber am Leben. Nach

einer langen Berathung wurde beschlossen, ihr Leben zu schonen, weil ein Landmann eine Magd für dieses, ein anderer für jenes Geschäft brauchte. Die unglücklichen Geschöpfe erhielten Befehl vor dem Commando vorauszugehen, aber bald fand man, daß sie unsern Marsch hinderten, da sie nicht schnell genug gehen konnten. Daher befahl man, sie zu erschießen. Die Scene, die nun folgte, verfolgt mich noch jezt häufig. Die hülflosen Opfer sprangen auf uns los, als sie unsere Absicht merkten, und klammerten sich so fest an Einige der Partei, daß es eine Zeit lang unmöglich blieb, sie zu erschießen, ohne auch das Leben derer zu gefährden, die sie hielten. Vier von ihnen waren endlich abgethan, aber die fünfte konnte auf keine Weise von dem einen unserer Cameraden weggerissen werden, den sie in Todesangst umklammerte, und seinen Bitten erlaubte man endlich, das Weib nach Hause zu nehmen. Sie ging mit ihrem Retter, diente ihm lang und treu, und starb, wie ich glaube, in der Familie — Gott vergebe dem Lande!" Dagegen rühmt Pringle, daß sich die Kaffern bei Eroberung einer Mission gegen einige 20 Missionäre mit ihren Frauen und Kindern aufs menschlichste und großmüthigste betragen hätten. Diese herrnhutische Missionäre verstehen es aber auch besser, sich mit ihnen zu befreunden.

Der Verfasser machte verschiedene Streifzüge durch die Colonie und schildert Land und Leute. Daß auch von Löwen, Hyänen, Schlangen rc. die Rede ist, versteht sich von selbst.

7) Reisen und Länderbeschreibungen. Zehnte Lieferung. **Mexikanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, **1837.**

Ein längerer Aufenthalt in Meriko sezte den Verfasser in den Stand, die genaueste Auskunft über dieses interessante Land zu geben. Der Titel: „Zustände" erweckte uns kein günstiges Vorurtheil, da er, bereits bis zur Abgeschmacktheit wiederholt, bisher in der Regel nur die oberflächlichsten Plattituden naseweiser Jünglinge charakterisirte. Das vorliegende Werk ist aber geeignet, dem trivialen Titel Kredit zu verschaffen. Es ist außerordentlich reichhaltig, eine Quelle für die Länder- und Völkerkunde und eine angenehme Lektüre, worin das Auge über die Tabellen hinweghüpft. Der Verfasser schildert uns die Natur des Landes, den gegenwärtigen Kulturzustand desselben, die politischen Parteien, das Finanzielle, die Administration und Justiz, Kirche und Schule, Sitten und Gewohnheiten, Handel, Industrie, Produktion, den so wichtigen Bergbau, kurz alles, was dort interessant ist. Die Bevölkerung tarirt er jezt:

1,500,000 Indianer,
1,000,000 Weiße,
6,000 Neger,
2,494,000 Mischlinge.

Unter seinen Naturschilderungen ist die des Thals von Meriko die reizendste. Er geht alle Provinzen nach einander geographisch-statistisch durch, und der Geograph wird außerordentlich viel darnach berichtigen können, da der Verfasser aus eigener Anschauung und durch die besten Quellen im Lande selbst in den Stand gesezt war, genauer zu seyn, als alle seine Vorgänger. So schön und fruchtbar eine Menge Gegenden Merikos, und so wenig bevölkert sie sind, so räth der Verfasser doch allen seinen deutschen Landsleuten ab, dahin zu wandern, es sey denn nach der Provinz Tejas. „Das der merikanischen Verfassung bis jezt — und, nach den neuesten erfolgreichen Reaktionen der Priesterpartei zu schließen, wahrscheinlich noch auf lange Zeit — wesentlich inhärirende Princip der religiösen Intoleranz, verbunden mit dem Grundsatze, daß nur geborene oder naturalisirte Merikaner, folglich jedenfalls nur Katholiken, weil alle Andern der Naturalisation unfähig sind, Grundeigenthum daselbst besitzen dürfen, wird protestantischen oder sonst katholischen Auswanderern aller Länder ein Grund seyn, ihre Plane nicht auf diese Republik zu richten. Wenn die Nordamerikaner in Tejas sich nicht daran gekehrt haben, so war es wohl in Voraussicht künftiger Losreißung dieser Provinz vom merikanischen Staatenverbande. Aber auch außerdem sind Merico's fortdauernden inneren Verwicklungen, mit den daraus stets hervorgehenden, nicht nur Regierungs- und Systemswechseln, sondern auch Präoccupationen aller administrativen Thätigkeit für wichtigere Zwecke des Augenblicks, wenig geeignet, selbst katholischen Einwanderern aus der Fremde, jenes Vertrauen und jenes Sicherheitsgefühl einzuflößen, welches wenigstens bei größeren, ohne förmlichen Contract mit der Regierung dort gar nicht zu bewerkstelligenden Colonisations-Unternehmungen zu ihrem Gedeihen unerläßlich ist. Weitläuftige, durch mancherlei Eigenschaften zu solchen Unternehmungen einladende Landstriche sind zwar allerdings überflüssig vorhanden; namentlich und vorzugsweise am Goazocoalco, in Tejas, und in Californien; aber das Klima der Stromniederungen des ganzen Isthmus zwischen der Goazocoalco-Mündung und Tehuantepec ist dem Nordeuropäer so unerträglich und gefahrdrohend, daß er sich schwerlich dort jemals behaglich fühlen kann; jedenfalls dürften die ersten Ansiedler dieser

Urwälder und üppigen Wüsteneien, wenn auch in Masse, wenn auch wohl qualificirt und ausgerüstet, wenn auch überhaupt unter günstigen Umständen ankommend, in ihren ersten, mit einer gewaltigen Natur zu bestehenden Anbaukämpfen furchtbar gezehntet, ja vielleicht gefünftet und geviertet werden. — Für Tejas existirt diese Bedenklichkeit allerdings in weit geringerm Grade, aber es ist kaum abzusehen, was Fremde — mit Ausnahme der Nordamerikaner, welche ein gewissermaßen heimathliches und volksthümliches Interesse an der Sache haben — bewegen kann, vorzugsweise in einem Lande zu siedeln, welches, mächtiger Streit- und Eifersuchtspunkt zwischen den Vereinigten Staaten von Merico und Nordamerika, früher oder später ganz unfehlbar der Schauplatz heftiger politischer Conflicte zwischen beiden werden muß, mit allen daraus hervorgehenden, jeder neuen Ansiedelung so verderblichen Folgen äußern Kriegs wie innerer Anarchie und Zwietracht. — Californiens Colonisation durch europäische Einwanderer wird stets ganz speciell die Weite und Beschwerlichkeit der Wege gegen sich haben, auf welchen man dahin gelangen kann. Ueber den Wasserweg ums Cap-Horn genügt es zu bemerken, daß derselbe — wenn gleich bei mächtig erweiterter Schifffahrtskunde unserer Tage nicht mehr ein Schreckbild ungewöhnlicher Gefahren, wie noch vor wenigen Decennien — dennoch schon durch die darauf zu verwendende Zeit für ein mit Auswanderern befrachtetes Fahrzeug stets eine eben so bedenkliche als kostspielige Unternehmung bleibt. Der an sich vielleicht vorzüglichere Weg über Veracruz, dann zu Lande über Merico, Valladolid, Guadalajara nach St. Blas oder Mozatlan zur Wiedereinschiffung nach der Halbinsel, würde in seinem Landabschnitte, bei gegenwärtiger Beschaffenheit merikanischer Reise- und Transportanstalten, für eine mit allen nothwendigen Geräthschaften des künftigen Anbaues wandernde Colonie jeglichen Geschlechts und Alters große, vielleicht theilweise unübersteigliche Schwierigkeiten darbieten; er würde überdem noch kostbarer als jener seyn, und einen bedeutenden Theil des der Colonie etwa zu Gebote stehenden Capitals nutzlos absorbiren. — Unter allen diesen Umständen kann man deutschen Auswanderern, welche in größeren Zügen und Vereinen nach landwirthschaftlicher Ansiedelung in der Fremde streben, die Republik Meriko als Zielpunkt zu empfehlen schwerlich geneigt seyn." Hinsichtlich des Bergbaus bemerkt der Verfasser, daß derselbe, seitdem ihn englische Gesellschaften treiben, wieder zu großen Hoffnungen berechtige, aber nicht nur noch lange nicht auf der ehemaligen Höhe stehe, sondern bis jezt noch nicht einmal die Kosten decke.

Den politischen Zustand findet er nicht erfreulich. Er läßt einen Eingebornen reden: „Noch steckt die Knechtschaft, die Herabwürdigung in uns, zu welcher die Spahier uns verdammten; erst die kommenden Generationen werden davon erlöst seyn, und auch nur insofern als wir für guten Unterricht und gute Geseze sorgen. Einstweilen schweben wir gleichsam in der Luft zwischen Sklaverei und Freiheit, Naturzustand und Civilisation, die Nachtheile von beiden Systemen empfindend, die Vortheile von keinem. Die mit unserer Vergangenheit zusammenhängenden, mit unserer Gegenwart und Zukunft unverträglichsten Nationallaster sind Faulheit und Trunkliebe. Schon unter der Masse unserer weißen und gemischten Creolen (ladinos) ist keine sonderliche Arbeitslust zu spüren; die meisten Männer gefallen sich im Müßiggange, während die Last aller häuslichen Nothdurft und Brodgewinnung größtentheils auf den armen Weibern ruht. Man gewahrt das deutlich, wenn für irgend einen öffentlichen Zweck das Gemeinwesen einer Anzahl männlicher Arme bedarf; sie sind für Geld nicht aufzutreiben; der Reiz des Müßigganges überwiegt jeden Reiz der Gewinnsucht. Und nun vollends die Indianer! Von jeher haben diese nicht mehr Arbeit geleistet, als die Sorge für einfachsten thierischen Lebensbedarf — so leicht gewonnen in unserm glücklichen Klima — oder harter Frohnzwang ihnen abpreßte. Des lezteren durch die Revolution enthoben, würden sie gar nicht mehr arbeiten, müßten nicht ihre ehemaligen Gutsherren an die Stelle des ihnen entzogenen Feudalzwanges, die bürgerliche und gerichtliche Nöthigung zu setzen, welche daraus hervorgeht, daß sie in ihren Schnappsbuden und Kramladen geistige Getränke und allerlei Flittertand, dem die großen Kinder nicht zu widerstehen vermögen, ihnen auf Kredit ablassen, welcher demnächst, bei Ermanglung aller andern Zahlungsmittel, durch ihrer Hände Arbeit wiederum getilgt werden muß. Bei dieser Verfahrungsweise werden die Indianer nicht fleißiger und regsamer, weder im eigenen Interesse noch in dem ihrer Dienstherren; sie leisten immer noch nur Zwangsarbeit, wenn auch unter einer andern Form; und materiell hat sich wenig für sie geändert in dem ehemaligen herabwürdigenden Verhältniß persönlicher Abhängigkeit und Dienstbarkeit; aber ihre moralische Lage wird offenbar dadurch verschlimmert, daß in Folge des gutsherrlichen Interesses sie stets auf der Kreide der gutsherrlichen Schenken zu erhalten, ihre angeborene Neigung zu geistigen Getränken sich täglich verstärkt, und im Trunk alle etwa in ihnen liegenden Veredelungskeime täglich mehr verloren geben."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 90.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 15. April 1837.

> Sir Oliver Mar-text, you are well met! Will you dispatch us here under this tree, or shall we go with you to your chapel?
>
> Shakespeare.
> As you like it.

Gretna Green.

Von einem deutschen Reisenden.

Es war ein heller, frischer Augustmorgen, an welchem ich von Carlisle * dem romantischen Schottland zufuhr. Der Wagen hielt auf der andern Seite des kleinen, von einer stattlichen Brücke überspannten Sarkflusses auf schottischer Erde vor dem ersten schottischen Hause, und der erste Schotte, den ich im Lande seiner Heimath erblickte, lehnte, nichts oder viel denkend, in der Thür. Sein Anzug, eine hellfarbige Zeugjacke mit ähnlichem Undsoweiter, und der breitrandige Hut schienen eher einen wohlhäbigen Pachter als einen wohlbestallten Straßengeldeinnehmer, am wenigsten das anzudeuten, was er vermuthlich noch lieber war als Zöllner, einen Pfuscher im geistlichen Traugewerbe. Hier also athmet das liebende Paar, das seinen Bund unter den Schirm einer nationalen Satzung zu stellen eilt, zum ersten Male frei auf nach quälender Angst vor Verfolgung, Einholen und Trennung. Das Land ist flach, weit zurück kann das Auge die Straße überschauen. Wirbelt Staub in der Ferne oder donnert Hufschlag heran — es können die Verfolger seyn! — der in der Thür lehnende Mann versteht den Wink und zieht gelassen den Schlagbaum nieder. Aus dem Wagen springt er, hebt, führt, trägt sie, und in drei Minuten mag der Schlagbaum wieder aufrollen, die Ceremonie ist beendet, die Verfolger kommen zu spät. Wirbelt aber kein Staub in der Ferne, läßt kein Hufschlag sich hören, so ist es anständiger, in Gretna-Hall sich trauen zu lassen; die Entfernung beträgt kaum eine halbe Wegstunde, und selbst das nach Gretna flüchtende zarte Geschlecht kennt und achtet die Modifikationen des Anstandes. Fort rasselt der Wagen, und ehe die Pulse Zeit gehabt haben, in raschern oder langsamern Takt sich zu finden, ist Gretna Green erreicht, der grüne Gemeindeplatz, der die Dörfer Graitney und Springfield scheidet. Ein breiter, glatter Fahrweg geht zur Rechten nach Graitney oder vielmehr bis vor die Thür von Gretna-Hall ab, wie in dem elenden Dorfe der stattliche Gasthof heißt, dessen auf ein großes Brett in gewaltigen Buchstaben geschriebener Name bei der Wendung des Weges die Eilenden begrüßt, während der ausgestreckte Zeigefinger der darunter gemalten Hand sie der Nähe des Asyls versichert. Kaum steht der Wagen still, so empfängt der Besitzer des Hauses die Angekommenen, und da er, gleich dem Zöllner, in seiner Person zwei Functionen vereinigt, die des Gastwirths

* Carlisle ist auf einer der Hauptstraßen, welche den Norden Englands mit Schottland verbinden, ungefähr zehn Meilen — englische, vier und drei Viertel auf eine deutsche Meile — von der gemeinsamen Grenze, die letzte englische Stadt.

und Trauers, so pflegt es nicht an ihm zu liegen, wenn die Ceremonie des Ehebündnisses nicht unverzüglich ihren Anfang nimmt.

Höchst wahrscheinlich gibt es in ganz Europa keinen Gemeindeplatz, der einen verbreiteteren Ruf genießt als Gretna Green. Um so wunderbarer erscheinen in den Tagen gediegenen Wissens, wie die des neunzehnten Jahrhunderts sind und seyn wollen, die vielfachen Irrthümer, die in Betreff jenes vielbesprochenen Platzes sowohl in geselligen Kreisen als in gedruckten Schriften die Runde gehen.* Gretna Green gilt ziemlich allgemein für ein schottisches Dorf unweit der englischen Grenze, wo ein unsterblicher Grobschmied wohnt, zu welchem alle englischen Liebespaare flüchten, deren Väter oder Mütter, Verwandte oder Vormünder die Einwilligung zum ehelichen Bunde verweigern. Daß er die Macht und bisweilen Veranlassung habe, auch Nichtengländern, die nach den Freuden des ehelichen Lebens Sehnsucht tragen, den Weg dahin zu bahnen, erfuhr ganz Europa, als der neapolitanische Prinz von Capua und die irländische Miß Penelope Smyth der Gewalt des Königs beider Sicilien die Gewalt des schottischen Grobschmieds siegreich entgegenstellten, und in Gretna Green, wie öffentliche Blätter berichteten, der Bund geschlossen wurde, gegen dessen kirchliche Vollziehung der König von Neapel beim obersten geistlichen Gerichtshofe Englands Widerspruch erhoben. Und woher die Macht des Grobschmieds? mit der Antwort ist die Phantasie schnell fertig. Es hat schottische Könige gegeben, die jenseits und diesseits der Grenzen ihres Reichs blutige Schlachten gegen England geschlagen und, verfolgt von den Siegern, in den Klüften ihrer Heimath und in den Hütten ihrer treuen Schotten Schutz und Obdach gefunden haben. Da ist denn einer dieser Könige vom Hufschmiede in Gretna Green gastfrei aufgenommen und mit Gefahr des eigenen Lebens den Feinden entrückt worden. Nach königlicher Sitte war der Gerettete dankbar und verlieh dem edeln Grobschmiede und allen künftigen Besitzern seiner Hütte das, folglich auf der Schwelle ruhende Privilegium, Trauungsakte sonder Aufgebot und Licenz zu vollziehen. So erklärt sich das Geheimniß, und zwar zum Ruhme legitimer Macht: was ein König gab, soll kein König nehmen. Und die Erklärung schmeichelt den Liebenden das Bedenken weg, daß es heißen werde, ihr Bund sey von einem Grobschmiede anstatt von einem Diener der Kirche geweiht. In eines Königs Vollmacht und mit des Gesetzes Bewilligung handelt der Grobschmied. Warum er nicht seine Hütte zum Pallaste baut und Ambos und Hammer aus der eingerissenen Werkstatt in ein Adelswappen versezt? Nur der Hütte, nur dem arbeitenden Grobschmiede gehört das Privilegium. — Alles das erzählt die Sage, und der Glaube an die Fabel wandert über ganz Europa.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Ich meine hier nicht bloß England und das flüchtige Frankreich, sondern selbst das, Gründlichkeit über Alles schätzende Deutschland. Das Brockhaus'sche Conversationslexikon läßt Gretna Green unerwähnt; im Kollmannschen oder Wolffschen neuen, elegantesten Conversationslexikon heißt es aber: „Gretnagreen, ein schottisches Dorf an der englischen Grenze, mit 1900 Einwohnern, wurde von allen den Engländern besucht, die in ihrem Lande mit ihren Geliebten nicht so leicht verbunden worden wären; hier wurden sie Eheleute ohne weitere Umstände, als daß der Friedensrichter sie fragte: ob sie noch ledig und nicht zu nahe mit einander verwandt seyen? Verbannung steht jezt auf solchen Heirathen." — Was von alle dem zu glauben, möge der Leser oben aus dem Texte entnehmen.

Rom und Konstantinopel.

(Fortsezung.)

Setzen wir unsere Wanderung fort durch beide Städte. — In der einen wie in der andern gelangen wir in Gegenden, die ausgestorben scheinen, wo nicht allzuoft eines Menschen Fuß die Wege betritt, und Geräusch eine unbekannte Erscheinung ist, während es in andern desto lebhafter zugeht. Hier wie dort begegnen wir den mit Hieroglyphen bedeckten Denkmalen Egyptens, den Ehrensäulen, deren Statuen herabgeschmettert sind, den Plätzen, deren Form noch jezt an ihre ehemalige Bestimmung erinnert, wie Hippodron und Stadium oder Circus agonalis, heutiges Tags Atmeidan und Piazza Navona genannt, und beide mit kuppelbedeckten Häusern des Gebets und Obelisken geschmückt. Und trägt die Stadt an der Tiber tausendfältig den Sieg davon durch ihre großartigen Reste des Alterthums, so zeigt auch die am Bosphorus ihre Bauten aus der Kaiserzeit, ihren konstantinischen Pallast und die unterirdischen Säulenwälder ihrer Piscinen. Hier wie dort strebt aus den Gärten die schlanke Cypresse hervor, trauernd neben Trümmern und Denkmalen, ein Relief bietend dem weißen Minaret. Beide bewahren einen Ring von Schutzwehren, der eine tausendjährige Geschichte berichtet, und an dem Jahrhundert nach Jahrhundert gebaut, niedergerissen, erneuert hat, bis er auf unsere Tage gekommen ist, die sich sehr wenig um sein Daseyn zu kümmern scheinen. Konstantinopels Mauerkreis ist, im Ganzen genommen, mehr der alte als es der römische ist; beiden hat es im Laufe der Zeiten nicht gefehlt an Belagerungen und Stürmen. Beide Städte, von Campagnen umgeben, die gar nicht oder nur schlecht bebaut und dünn bevölkert sind, würden Hungers sterben, wenn die Provinzen ihnen nicht zu

Hülfe kämen. Umbrien sendet Rom, die westlichen Länderstriche Konstantinopel ihre Hauptnahrungsmittel. Weil Getreide und Heerden aus der Ferne kommen müssen, ist Alles theuer. Die Gegenstände des täglichen Bedürfnisses geben den Maßstab an. Aus den Ländern des Occidents muß Rom wie Konstantinopel sein Wollentuch, seine Leinwand und so manches andere Industrieerzeugniß beziehen.

So ist es mit Oertlichem beschaffen. Blicken wir nun auf Verwaltung, auf Volk und Leben. Hier wie dort vereinigt die Regierung die höchste geistliche und weltliche Macht. Wie aber in der christlichen Kirche die mannichfaltigsten Häresien herrschen, und der armenische Katholikos zu Sis ebensowenig wie der griechische Patriarch zu Konstantinopel die Oberherrschaft des römischen Bischofs anerkennt, so lehnt sich der Sultan von Marocco, ein direkter Nachkomme von Fatimah der Perle, gegen die Orthodoxie des Türken auf, und der schiitische Perser schilt diesen einen sunnitischen Ketzer. Eintracht herrscht also weder im Morgen- noch Abendland. Pabst und Sultan sind von Pallastwachen umringt, deren Kostüm eine Reliquie der tempi passati und im Widerspruch mit der überall überhand nehmenden hausbackenen Prosa der modernen Männertracht ist. In Rom und Konstantinopel denkt man: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand dazu, und diesem fatalistischen Grundsatz treu zu bleiben, ernennt der Sultan zum Großadmiral einen Mann, dessen Kunde von Schiff und See sich auf eine Fahrt im Kaick von der Serailspitze nach Dolmabagdsche oder den Prinzeninseln beschränkt; in Rom macht man zum Kriegsminister einen Prälaten, der einen Husaren für einen Dragoner hält, und zum Finanzminister einen, der höchstens subtrahiren kann. Durch beharrlich fortgesezte Manöver dieser Art ist es nun freilich dahin gekommen, daß keiner dieser Staaten so recht auf eigenen Beinen zu stehen vermag, und beide in ihren politischen Schicksalen in neuester Zeit große Aehnlichkeit haben, was hier nicht weiter ausgeführt zu werden braucht. Während man aber in Rom sich nur dadurch zu helfen gewußt hat, daß man eine Anleihe nach der andern macht, hat man in Konstantinopel Bedenken getragen, sich in diesen Schlund zu stürzen, obgleich man es dem Divan mehr denn einmal recht nahe gelegt hat. Sollte übrigens die Noth dort einmal sehr an den Mann gehen, so bleibt ja dem Sultan immer noch das lezte Auskunftsmittel übrig, einige seiner armenischen Torlonias um einen Kopf kürzer machen zu lassen und ihr Vermögen als das seinige zu betrachten, ein Kunststück, welches sich anderswo schwerlich anwenden ließe, sonst würde ein gewisser spanischer Finanzminister es wahrscheinlich schon versucht haben. In beiden Staaten ist das an der Tagesordnung, was in andern meist nur Folge einer Revolution zu seyn pflegt: Leute aus den untersten Classen können zu den höchsten Würden gelangen. Wie mancher Cardinal ist Servient in einem Mendicantenkloster, wie mancher Pascha Küchenjunge oder Ruderknecht gewesen! In Rom aber verfährt man darin mit einer Consequenz, von der man in Konstantinopel nichts weiß, obgleich andernseits dort eine gewaltige Phalanx von Erbadel besteht, wovon man hier keine Spur findet. Der arme Mönch kann selbst die Tiara tragen; die Osmanen dagegen halten fest am göttlichen Recht und am Samen Mahomeds.

Der Römer, Republikaner in der alten Zeit, Republikaner im Mittelalter, was auch die ostensible Form der Regierung gewesen seyn möge, hat noch immer einen ziemlich independenten Geist bewahrt, wenigstens der Montigianer und Trasteveriner; die Konstantinopolitaner sind immer ein Sklavenvolk gewesen. Der willkührlichsten aller Verwaltungen zum Troß, gibt's aber doch bei den Türken vielleicht mehr persönliche Freiheit, als in manchem konstitutionellen Staate. Blicken wir auf die türkische Gerichtsverfassung und Polizei, so würden wir ihr Unrecht thun, wenn wir sie mit der römischen verglichen. Es wird nicht jedes Jahr ein neues Gesetzbuch publizirt, um einige Monate lang unter Richtern und Advokaten heillose Confusion zu veranlassen, und dann widerrufen oder bei Seite gelegt zu werden; es werden nicht Jedem fiskalische Processe an den Hals gehängt; die Rechtsstreite werden nicht Vierteljahrhunderte lang durch alle Gerichtshöfe geschleppt, um dann entschieden zu werden, wenn die Litiganten beide ruinirt sind. Ein türkischer Kadi ist eine viel promptere Person, und die Polizei erträgt keinen Spaß, wenn auch keine Sbirren überall verkleidet umherlaufen und sich einschleichen. Der schurkische Bäcker wird mit dem Ohre an seine Ladenthüre angenagelt; der Dieb ist bald eingesteckt, und bekommt zum mindesten nach kurzem Proceß die Bastonade. In ruhigen Zeiten kann man in Konstantinopel zu allen Stunden ungehindert durch Stadt und Gegend wandern, wenn auch die Bewohner Peras sich Schreckbilder aus Bulgaren und Zigeunern machen, die freilich in Tagen allgemeiner Verwirrung, wie die der Janitschaarenempörung, oder der griechischen Unruhen waren, keine angenehmen Nachbarn seyn mögen. In Rom fallen selbst auf dem Corso Mordthaten und Beraubungen vor. Für Reinlichkeit der Straßen wird hier nicht viel mehr gesorgt, als dort. Man läuft nicht jedesmal zum Immondezzaio, um den Kehricht loszuwerden. Und hinterläßt auch der Römer keine Vermächtnisse für herrenlose Hunde, so duldet er deren doch auf den Straßen eine Menge, welche Konstantinopel keine Unehre machen würde.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille.

(Fortsetzung.)

Briefe eines Soldaten der Fremdenlegion. Aix. Marseille.

Wir marschirten jezt durch die Provence. Heiß brannte die Sonne; die magern Mandel- und abgestuzten Maulbeerbäume gewährten nur spärlichen Schatten. Ein vom Sonnenstrahl versengtes, gelb gebranntes Erdreich glühte unter unsern Sohlen. Unser Durst war hier größer. Dörfer und Brunnen seltener. Der köstliche Gluthwein, an dem man sich für ein paar Sous übersatt trinken konnte, vermehrte noch den innern Brand. Die schwer und reif von den Weinstöcken niederhängenden Trauben, die nicht geschont wurden, gaben nur augenblickliche Labung. Die Quartiere waren schlecht; oft nicht einmal Holz genug zur Suppe oder elend Strauchwerk, theures Fleisch, kein Bett, nur Heu oder Stroh zum Lager; mißtrauisches, bigottes Volk, das uns mit scheelen Augen ansah, und gerne den armen Soldaten um seine paar Sous übervortheilt hätte. — Die einzige Stadt von Bedeutung von Avignon bis zum Meere ist Aix; aber ihre alten Tage des Ruhms sind längst dahin, ihr poetisches Parfüm ist seit dem fünfzehnten Jahrhundert verduftet. Aix, die Hauptstadt der Grafen von Provence, ist der Hauptort einer Unterpräfektur geworden. Die Anmuth des Triolet, die träumerische Melancholie des Liebeswettgesangs der Troubadours haben trockenen politischen Diskussionen Plaz gemacht. Die Kathedrale hat ihre großen Feierlichkeiten, die Straßen haben ihre Processionen, die Ebene hat ihre Turniere verloren; die Stadt hat sich, wie alle andern, dem einförmigen Niveau der modernen Sitte gefügt. Noch sind jedoch nicht alle Erinnerungen der Vergangenheit entflohen. Das Volk besonders, das den Ueberlieferungen seiner Väter so treue Volk, hat den Namen des Königs René im Andenken behalten. Es spricht noch von ihm mit Liebe; Greise erinnern sich noch, jene von ihm angeordneten lachenden, malerischen Spiele des Frohnleichnamfestes gesehen zu haben. Die braune, schwarzäugige Provençalin singt in den so klangreichen Worten ihres Dialekts noch jezt die Lieder des Dichterkönigs, der ein Rebhuhn malte, als man kam, ihm den Verlust einer Schlacht anzukündigen. Noch singt der Junge auf der Gasse das alte Lied:

> Bouen René doou plus haut séjour
> Gieto un coou d'auey sur la Provenço,
> Regardo en aquesto beou jour,
> Nouestreis cooers per tu pleno d'amour.

In der alten Kathedrale, wo der fromme Glaube aus einem der Diana geweihten Altar einen Taufstein zu machen gewußt hat, zeigt man noch ein großes Gemälde in drei Stücken, das vom König René gemacht seyn soll. In der Mitte der Stadt hat ihm der französische Bildhauer David eine marmorne Bildsäule errichtet, von mehr als gewöhnlicher Größe, der Körper in edler Haltung, in einen langen Mantel gehüllt, die Haare glatt über den Hals hinabrollend, die Hand nachlässig auf eine Leier fallend, und Bücher zu seinen Füßen. Mehr konnte ich von Aix nicht sehen; die benachbarten warmen Bäder — Aquae Sextiae — das Schlachtfeld, wo Marius die Cimbern schlug, und das berühmte Irrenhaus mußte ich unbesucht lassen. Wenn ich die große Menge schöner weiblicher Figuren mit italienischer Gesichtsbildung in der Kühle des Abends vor den Hausthüren sizen sah, so wunderte ich mich nicht, daß die Minnesänger ihren Hauptsiz in dieser Stadt aufgeschlagen.

Von Toulon nach Marseille kommt man zu Lande durch die Schluchten von Ollioules, zwei parallelen Felsmauern, in deren Mitte die Straße mit vielen Krümmungen hinläuft. Der Anblick dieses Engpasses, welchem man den Namen der Thermopylen der Provence gegeben hat, ist ernst und imponirend. — Marseille zerfällt, wie Lyon, in zwei genau unterschiedene Theile. In dem einen wohnt jene elende Bevölkerung, der das Glück kein Erbgut, die Erziehung keinen Beruf gegeben hat. Es gibt hier Hunderte von Familien, die ohne gewisse Subsistenzmittel in den Tag hineinleben, und sich auf den Zufall und ihre improvisirte Industrie verlassen. Sie gehorchen nur dem thierischen Instinkte, der sie treibt, ihre Kleider und Nahrungsmittel da zu suchen, wo sie sie finden; die ganze Familie stellt einen Bund dar, in dem Jeder die Aufgabe hat, die seinen Kräften, seinem Alter und Charakter am besten entspricht. Die Kinder gehen bei Morgens aus und streichen unter dem Vorwande, Holz zusammenzulesen, um Zuckerfässer und Baumwollenballen her, und nehmen im Vorbeigehen mit, was sie können. Die Männer richten ihre Blicke ein wenig höher, und die Weiber halten es nicht für nöthig, bei welcher Gelegenheit es auch sey, viele Scrupel zu zeigen. Man gehe in eines dieser Quartiere Morgens, wenn der Karren des Straßenwischers noch nicht vorbei ist: die Luft ist mephitisch, die Straßen sind voll Koth, die Hausthüren lassen, halbgeöffnet, Oerter der ekelhaftesten Unreinlichkeit und des entsezlichsten Elends sehen, die man gerne wieder verläßt, um die saubereren Viertel aufzusuchen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 84.

Horn.

Räthsel.

> Nox ego sum facie, sed non sum nigra colore,
> Inque die media tenebras tamen adfero mecum,
> Nec mihi dant stellae lucem, nec Cynthia lumen.
> Symposion.

Nacht, aber schwarz doch nicht
Bin ich von Angesicht,
Tag ist kein Hinderniß
Für meine Finsterniß,
Und weder Mond- noch Sternenschein
Bringt in mein Dunkel Licht hinein.

Die Blindheit bin ich nicht;
Mit hellem Augenlicht
Siehst du doch nichts als mich,
Eh' ich dem Feinde wich,
Der mich mit Flammen schnell verzehrt,
Doch nimmer in Asche mich verkehrt.

Erst bin ich garstig dick,
Doch mein betrübt Geschick
Zehrt immer mehr mich ab,
Dann sink' ich wohl in's Grab.
Wenn aber mein der Himmel harrt,
So feyr' ich meine Himmelfahrt.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 91.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 17. April 1837.

— Rom wird dir
Den guten Willen danken, in dem Maß,
Als du es gut gemeint.

Shakespeare.
Coriolan.

Rom und Konstantinopel.

(Beschluß.)

Es ist nun endlich Zeit, Charakter und Lebensweise der Bewohner etwas näher in's Auge zu fassen. Der Türke ist Fatalist aus Grundsatz, der Römer aus einem gewissen Sich-geben-lassen, von dem man oft auf den ersten Blick nicht recht weiß, wie man es mit andern Zügen des italienischen Volkscharakters in Uebereinstimmung bringen soll. Könnte man dem italienischen Volke im Allgemeinen einen ernstern Rückblick und eine tiefer gehende Betrachtung zutrauen, als man an ihm gewöhnlich bemerkt, so möchte man geneigt seyn zu glauben, die Schicksale der Nation seyen Veranlassung zu dieser Art von Ergebung. — Beide sind mäßig, beide leben beinahe gleich abgeschlossen in ihren Wohnungen; doch ist ein Unterschied darin. Besucht man einen Orientalen, was freilich nicht oft geschieht, da der Berührungspunkte so wenige sind, so bietet er dem Gaste augenblicklich Kaffee und Pfeife, und verfehlt nicht, ihm ein Löffelchen voll Confitüre in den Mund zu stecken. Es gibt dagegen Leute, die lange Jahre in Rom verlebt haben, und sich nicht erinnern, daß ihnen von einem Eingebornen ein Glas Wasser gereicht worden ist. Beide, die Türken freilich erst seit dem Beginn der Morgenröthe der sogenannten Civilisation, beehren mit ihrer Gegenwart Soiréen und Diners der Fremden, ohne sich viel um Reciprozität zu kümmern. Beide besitzen das natürliche Talent, auch abgesehen von dem dazu sich eignenden Nationalkostüm, das leider jeden Tag bei den Türken mehr verdorben wird, unbewußt die malerischsten Gruppen zu bilden. Beide lieben nicht sehr, sich allzuviel Motion zu machen; beide können nicht ohne Kaffeehäuser existiren, deren es an allen Ecken und Enden gibt, und wo man, je nach der Landessitte zubereitet, immer guten Kaffee findet. Beide begnügen sich mit der einzigen schlechten Zeitung, die in der Hauptstadt erscheint und deren längste und hervorstechendste Artikel aus Berichten über Thun und Lassen des Herrschers bestehen. Beide liefern jetzt die erbärmlichsten Soldaten, die es in Europa gibt, und bedürfen fremder Exerziermeister, um die allereinfachsten Anfangsgründe strategischer Kunst zu lernen. Beide haben ihre lustigen Tage, wobei die Straßen mit Gaffern gefüllt sind: hier heißen sie Carneval, dort Ramadan. Beide bedürfen der Juden, die sie hassen und verachten, zum Verkehr und weisen ihnen ein abgesondertes Quartier an; aber der Türke macht wenigstens die barbarische Mode nicht mit, sie durch Thor und Riegel abzusperren. In Rom wie in Konstantinopel bieten die Judenwinkel, welche in letzterer Stadt theils innerhalb der Ringmauer, theils jenseits des Hafens gelegen sind, ein Bild des Elends

dar, und wer in der Levante zur Pestzeit gewesen ist, wo Jeder ängstlich darauf bedacht ist, dem Andern, wenn er ihn etwa nicht genau kennt, aus dem Weg zu gehen, um seine Berührung zu vermeiden, möchte sich beinahe versucht fühlen, dieser Sitte treu zu bleiben, wenn er durch die engen, stinkenden Gassen des römischen Ghetto wandert. — Wie es mit den Damen Konstantinopels aussieht, die meist schwarzäugige Schönheiten sind, gleich den Römerinnen, wissen wir nicht, da es nicht üblich ist, Bekanntschaft unter ihnen anzuknüpfen, und es für die Armen weder Bälle noch Schauspiel gibt, wo sie sich bewundern lassen können. Nur das möge hier bemerkt werden, daß sie den Ruf genießen, die Kunst zu verstehen, ihre Tagesstunden eben so geschickt mit Nichtsthun zuzubringen wie die vornehmen Römerinnen, und daß auch sie ihren Corso und ihre Villa Borghese haben. An Freitagen wenigstens sind Kiahat-han und Gök-ssu, die sogenannten süßen Gewässer Europas und Asiens, von Lustwandelnden und Fahrenden eben so besucht, wie jene delizie des modernen Roms.

Wir glauben, es ist genug mit dieser Zusammenstellung. Man wird vielleicht etwas darin vermißt haben, die Bewohner Pera's. Von diesen privilegirten Personen, den gehorsamsten Dienern aller Nationen, den Achselträgern aller Meinungen, die sammt und sonders geborene Diplomaten und Linguisten sind, die statt eines Vaterlandes mehrere haben, wenn Zufall oder Fatum es wollen, in deren hölzernen Wohnungen die Langeweile ihr Hauptquartier aufgeschlagen hat und die Klatschsucht Hausfreundin geworden ist — von diesen perotischen Großen, unter denen es allerdings Ausnahmen gibt (wir wünschen, daß jeder unserer Bekannten sich für eine solche halten möge), ist nichts zu sagen, als daß ihre Sitten und Gebräuche ein confuses Gemenge von Morgen- und Abendländischem sind, und man nie zu Ende kommen würde, wollte man sich die undankbare Mühe geben, hervorzusuchen, was sie mit Hinz und Kunz gemein oder nicht gemein haben.

Es ist möglich, daß man uns einwendet, die Uebereinstimmung sey denn doch nicht so stark, die Beweise nicht so schlagend. Wir können nur erwidern, daß es noch Niemanden gelungen ist, vollkommene Parallelbiographien zu schreiben, wenn nicht etwa der künftige Lebensbeschreiber der siamesischen Zwillinge dies Kunststück vollbringt. Aber selbst dieser ist seiner Sache noch nicht sicher. Man hat bereits gesehen, daß Pipchen und Papchen rechts und links gegangen sind, obgleich ihre Verschiedenheit ursprünglich in einer einzigen Letter des Alphabets bestand, oder daß es den zur Gleichheit Gebornen erging wie dem zusammengewachsenen Mädchenpaare in einer Novelle des Freiherrn von Gaudy.

Gretna Green.

(Fortsetzung.)

Wischen wir die romantische Schminke ab und sehen, wie sich die Sache in Wahrheit verhält. — Nach einem ehrwürdigen Statut der alten schottischen Kirche erfordert die Vollziehung einer Trauhandlung weder das Ablesen einer bestimmten Formel, noch die Function eines ordinirten Geistlichen, sondern durchaus weiter nichts als ein von den zwei betheiligten Personen vor einem oder mehreren Zeugen abgelegtes Bekenntniß, daß sie Mann und Frau seyen. Die Giltigkeit dieses Statuts kam beim obersten geistlichen Gerichtshofe Englands vor einigen Jahren zur Sprache und wurde, trotz der Bemühungen der gewandtesten Sachwalter, eine Ausnahme in einem Fall zu begründen, wo das Bekenntniß der einen Partei im Scherz und schlechterdings ohne die Absicht gegeben worden war, sich dadurch ehelich zu binden, für unverletzlich und keiner Ausnahme fähig erklärt. Zwei junge Engländer nämlich, von vornehmer Geburt und reichen Einkünften, Beide unvermählt, hatten eine gemeinschaftliche Reise nach Schottland verabredet und dazu die Begleitung zweier Mädchen ohne Ehre sich erwirkt. Der Zufall, oder was es sonst seyn mochte, führte die vier Reisenden in das Haus eines schottischen Geistlichen. Ihm und seiner Familie stellten die zwei Männer in ihren Begleiterinnen ihre Gattinnen vor, und beide Mädchen gaben nicht bloß dieselbe Erklärung, sondern spielten auch während des Besuchs die Rolle der Ehefrauen. Der Scherz war auf Seiten der jungen Männer noch vor der Rückkehr nach London vergessen, und sie wurden daher nicht wenig durch das Ansinnen der Mädchen überrascht, sie ihrem Stande und ihren ehelichen Verhältnissen gemäß in die große Welt einzuführen. Den Einwürfen, daß die Trauung nicht vorgenommen worden, sezten die Mädchen das von beiden Männern in Gegenwart des schottischen Geistlichen und seiner Familie freiwillig abgelegte, von ihnen nachgesprochene Bekenntniß entgegen. Jedes Anerbieten gütlicher Abfindung wurde vom Eigennutze der wohlberathenen Mädchen verworfen; die Sache kam zur Entscheidung des Gerichts, der schottische Geistliche und seine Familie bezeugten die Richtigkeit des Vorfalls, und auf den Grund des erwähnten Statuts wurden die Mädchen in allen Rechten gesetzlich getrauter Ehefrauen bestätigt.

Jene alte kirchliche Satzung also, nichts anderes ist das Privilegium, kraft dessen der Zöllner an der Sarkbrücke wie der Wirth von Gretna-Hall die Trauhandlungen verrichten, und es erklärt sich auch hieraus, warum die von ihnen dabei beobachtete Ceremonie ihrem Wesen nach blos in dem fraglichen Bekenntnisse besteht. Doch pflegen die Trauer, sobald Zeit und Umstände es nur

einigermaßen gestatten, darauf sich nicht zu beschränken. Erfahrung oder eigener Witz hat sie gelehrt, daß ein gewisses Formelwesen die schützendste Hülle mancher Mängel ist, und daß namentlich das zarte Geschlecht sich gern unter dem Schleier äußerer Förmlichkeiten birgt. Deßhalb beobachten sie, wenn Verhältnisse nicht zu ängstlich drängen, den größern Theil des englischen Rituals, verlesen die vorgeschriebenen Paragraphen, stellen die üblichen Fragen, sprechen die verordneten Gebete und ersuchen das knieende Paar, die Hände in einander zu fügen.

Es wäre in der Verfassung eines Landes der Gipfel gesetzgebender Unvernunft, wenn das Gesetz bestrafte, was das Gesetz erlaubt, und an wie vielen und schweren Gebrechen auch die englische Gesetzgebung krank liege, so weit geht der Unsinn nicht. Nirgends gilt heiliger und dem Buchstaben treuer der von der Vernunft aufgestellte Grundsatz, daß in einem, von positiven Gesetzen regierten Staate Alles erlaubt seyn muß, was nicht durch ausdrückliches Gesetz verboten ist. Daß nun kein Gesetz die schottische Traumethode verpönt, kann nicht Convenienz, nicht die Nachsicht einfältiger, strafbarer Gutmüthigkeit, es muß die Folge des Anerkenntnisses ihrer vollständigen Gesetzlichkeit seyn. Und daß dem wirklich so ist, ergibt sich vollkommen nicht nur aus dem erwähnten Spruche des obersten geistlichen Gerichtshofs Englands, sondern auch aus dem bisweilen eintretenden Umstande, daß das Zeugniß des schottischen Trauers als Beleg vollzogener Heirath von den englischen Gerichten für entscheidend geachtet wird. Deßhalb ist es auch Regel aller derer, die an der schottischen Grenze das Trauhandwerk treiben, Register gleich den von der englischen Kirchenverfassung vorgeschriebenen zu führen, und häufig versorgen sich die hier Getrauten schon im Voraus für den Fall des Bedarfs mit den betreffenden Certifikaten. Im Irrthum sind daher diejenigen, die in jener Traumethode eine ungesetzliche, von den Wirkungen gesetzlichen Ehebundes in Bezug auf Vermögensverhältnisse und Legitimität der Kinder ententblößte Ceremonie erblicken und ihren Glauben darauf bauen, daß die an der schottischen Grenze verbundenen englischen Paare meist sobald als möglich die Feierlichkeit nach Vorschrift und Gebrauch der englischen Kirche zu erneuern pflegen. Vor dem Gesetze hat diese Wiederholung keinen Werth und kann keinen haben, indem ja sonst gerade geschähe, was nicht geschieht, daß Gesetz eine Handlung zugleich erlaubte und bestrafte. Das Verlangen vieler Ehepaare nach kirchlicher Weise beruht bald auf einem ehrenwerthen religiösen Gefühle, bald auf dem menschlichen Wunsche, den kleinen Flecken des frühern Bündnisses zu übertünchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Plan zu Kapitän d'Urville's neuer Reise um die Welt.

Der König der Franzosen hat vor Kurzem den Entwurf zu einer Entdeckungsreise um die Welt, unter dem Kommando Dumont d'Urville's, genehmigt. — Die dazu bestimmten Fahrzeuge sind die Kriegskorvetten Astrolab und Zelee. Sie laufen im nächsten September von Toulon aus, wenden sich, nachdem sie durch die Meerenge von Gibraltar gelaufen, südwärts und gewinnen, nach kurzem Aufenthalt bei den Inseln des grünen Vorgebirgs, zwischen Sandwichsland und Neushetland durchlaufend, das südliche Polarmeer und dringen in diesen Strichen, wo, wie es scheint, Weddel am weitesten, und doch nur bis zum 74sten Breitegrad hinauf kam, so weit vor, als das Eis es erlaubt. — Nach Norden umkehrend, läuft sofort d'Urville durch Magellans Straße, wo, troz Kings Leistungen, noch viel zu erforschen ist. Nachdem man sodann die in wissenschaftlicher, namentlich hydrographischer, und in kommerzieller Rücksicht wichtige Insel Chiloë besucht, erholt sich die Expedition zu Valparaiso. Man läuft zu Anfang Aprils 1858 wieder aus und verfolgt unter dem 25° südlicher Breite den ganzen Strich der Inseln Ducie, Pitcairn, Gambier, Rapa, Rouroutout, Mangia, Rarotonga, so daß man im Laufe des Mai nach Vavas gelangt, der besten und für den Wallfischfang wichtigsten Station in diesem Striche Australiens. Hier legen die Fahrzeuge zehn Tage lang an, und d'Urville benuzt diese Frist zu neuen Beobachtungen über die Witiinseln, als Vervollständigung der im Jahr 1827 von den Offizieren des Astrolabs unternommenen. — Man besucht sodann im Norden der neuen Hebriden die fast noch ganz unbekannten Banksinseln, legt, jedoch ohne Anker zu werfen, vor Vanikoro bei, besucht das bei der lezten Expedition des Astrolabs zu la Perouse's Andenken errichtete Denkmal und sucht weitere Erkundigungen von den Eingebornen einzuziehen. Von hier begibt sich d'Urville über Santa-Cruz und Nitendi zur Gruppe der Salomonsinseln, wo er wahrscheinlich in der Mitte Juli's anlangen wird. Dieser Archipel ist in wissenschaftlicher Beziehung interessant, außerdem ist hier aber ein besonderer Punkt in's Auge zu fassen, nämlich die sogenannte Bai der Indier: nach mehreren Umständen zu schließen, haben die dem Schiffbruch vor Vanicoro entkommenen Franzosen hier ihre Laufbahn beschlossen. — Erlaubt es der Zustand der Fahrzeuge, so läuft man im September durch die Torresstraße, besucht die neue holländische Kolonie am Dourgaflusse, die Inseln Arrou und Key und begibt sich sofort nach Amboina. Im gegentheiligen Fall erreicht man leztgenannte Station um das nördliche Neuguinea herum, nachdem man bloß die schöne, weite, 1827 vom Astrolab entdeckte Humboldtsbai besucht, wo man damals nicht vor Anker gehen konnte. — In Amboina verweilt man zehn Tage, und von hier wird die Zelee nach Frankreich abgefertigt, wenn anders d'Urville dieselbe bis dahin bei sich behalten konnte. Sie kommt somit ein Jahr früher zurück als das Astrolab, und überbringt die bis dahin gemachten Beobachtungen und Sammlungen. Das Astrolab segelt allein in den stillen Ocean zurück, besucht im November und December 1858 und im Januar des folgenden Jahrs die neue englische Kolonie am Schwanfluß, begibt sich nach Hobert-Town und sodann nach Neuseeland. Die Monate Februar und März 1859 verwendet man zu Beobachtungen in diesem großen Lande, besonders aber zur Aufnahme gewisser Punkte in Cooks Straße, welche für den Wallfischfang von Bedeutung werden können.

Im April werden die Chalamsinseln besucht, von denen man seit ihrer Entdeckung durch Brighton im Jahr 1791 nichts mehr weiß. Nach Norden sich wendend, besucht sofort d'Urville im Mai, Juni und Juli die Inseln Niouha, Mitchel, Peister, St. Augustin, Marshall, und mehrere der neuerlich vom Kapitän Lütke beobachteten Carolinen, welche in physikalischer und ethnographischer Beziehung noch gute Ausbeute versprechen. Im August geht das Astrolab bei Mindanao, wo noch kein französisches Fahrzeug war, vor Anker, und besucht von hier mehrere Punkte der Insel Borneo, wie Balambangan, Pontiana oder Benjar-Massin. Im Oktober kann die Korvette nach Batavia gelangen, hält sich aber nur kurze Zeit auf und zeigt sich sodann wenigstens in Einem Hafen von Sumatra. Sie umsegelt das Cap der guten Hoffnung und kehrt im April oder Mai, nach 31 — 32monatlicher Abwesenheit, nach Frankreich zurück.

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille.

(Beschluß.)

Briefe eines Soldaten der Fremdenlegion. Marseille.

Die Cannebière, der Cours, die Alleen, die Straßen von Rom und St. Ferréol bieten in der That einen des Reichthums einer großen Stadt würdigen Anblick dar. Der Handel ist hier in voller Lebendigkeit; die Börse wird mitten auf der Straße, auf dem Platz, an der Thüre der Café's gehalten. Die Blumenhändlerinnen haben sich auf dem Cours eingenistet; Abends setzen sie sich auf einen breiten Tisch und legen ihre Blumen, ihre Guirlanden, ihre Sträuße von Orangeblüthen aus, und das Licht, das sie beleuchtet, der breite Schirm, der ihnen als Zelt dient, und weiter oben das Laubwerk der Bäume, das sich im Schimmer der Laternen versilbert, dies Alles gibt ein äußerst frappantes Bild. Die Alleen sind der gewöhnliche Sammelplatz der großen Welt. Man genießt daselbst einer sehr schönen Aussicht über die Stadt, über die Cannebière, über den Hafen, und die seltsame Mischung der Costüme erhöht den Reiz noch um Vieles. Der interessanteste Theil der Stadt jedoch, trotz des unangenehmen Geruchs, der aus dem Hafen, dem Sammelplatz alles Unraths der Stadt, aufsteigt, war mir der Quai oder die Straße, die sich rings um den Hafen zieht: zur einen Seite die dicht zusammengepreßte Menge von Schiffen der verschiedensten Form und Größe, ihr Kommen und Gehen, die Thätigkeit der Matrosen und ihre Zurufe in zehnerlei Sprachen und Dialekten; auf der andern zahlreiche Magazine, in denen die Produkte China's und der Antillen neben Pariser Galanterieartikeln und Londoner Modearbeiten in gefälliger Abwechslung ausgelegt sind; Kaffeehäuser mit großen Spiegelgläsern, unter deren Baldachins der sonneverbrannte englische Steuermann sich neben den jungen, zierlichen Wechselherrn niedersezt; Naturalienkabinette, wo der rothschwänzige Papagei und der grinsende Affe neben ausgestopften Krokodillen und mächtigen Elephantenzähnen Wache halten, Kunstkabinette, wo die Korallen der Südsee, die vielfarbigen Perlen und Muscheln des indischen Meeres zu mannigfachen, künstlichen Arbeiten verwendet sind; mit Einem Worte, ein so buntes Allerlei der seltensten und kostbarsten Gegenstände, daß das Auge nicht weiß, wo es sich zuerst hinwenden soll. Wogen von Menschen, durch Vaterland, Kleidung und Physiognomie gleich heterogen, ziehen erscheinend und verschwindend durch die Straße; nur mit Mühe vermag der Blick die interessantesten Partien zu fixiren. Langsam und ernst wandelt ein Türke im grünen Turban und orientalischen Costüm; ihn rennt ein Mäkler an, der schnellfüßig, den gesenkten Kopf voll Zahlen, die Arme umherschlendernd und nur an Procente denkend, daherläuft, wie ein römischer Mauerbrecher, und gibt dafür zwölf französische Entschuldigungen in aller Eile zum Besten, während der Türke ihm, den er keines Blickes würdigt, eben so viele Flüche des Orients, durch die Zähne gemurmelt, nachschickt. Dort schleichen, kaum aufzublicken wagend, ihre blassen Gesichter vom großen dreieckigen Hut überschattet, und in langem, schwarzem Gewande zwei Priester um die Ecke; hier hüpfen frische, junge Seekadetten im knappen Kleide und polirtem, goldbordirtem Casquet mitten durch die Straße; schäkernde Brünetten, abgelebte Duennen, lorgnettirende Handlungsdiener, Lehrlinge mit Geldsäcken, Linienfoldaten mit Kommisbrod — Alles dieß erscheint und verschwindet im lärmenden Gedränge schnell wie in einer Zauberlaterne. Ein Lärm zieht sich durch die Straße herauf; ein Haufe Matrosen kommt so eben aus Martinique nach langer Fahrt an's Land. Schon von Weitem erkennt man ihre gebräunten Gesichter, ihre breitrandigen, schwarz lackirten Hüte, die saubern weißen Hemden und Beinkleider; sie durchziehen unter Vortritt des Pfeifers die Gassen, um nachher in irgend einer verdächtigen Kneipe den schwerverdienten Lohn eines Jahrs zu verschwelgen. Am einen Ende des Quai ist der Schiffsbauplatz; ein paar enge Gäßchen führen vom Quai auf den Fischmarkt, wo Meerfrüchte aller Art, Austern, buntfarbige Muscheln und Fische, in Körbchen zierlich sortirt, aufgehäuft sind. Ein eigenthümlicher Fischgeruch vermischt sich hier mit den Pechdämpfen, die aus den kalfaterten Schiffen, und den Ausdünstungen, die aus dem Hafen aufsteigen. Ich war am Fischmarkt vorbei, wo ich mich an Austern, deren ich für zwei Sous meine ganze Mütze voll bekam, erquickt hatte. Ich fühlte Durst, und da ich zugleich eine Matrosentaverne sehen wollte, so folgte ich dem ersten besten, den ich durch ein Kellerloch hineingehen sah. Ich befand mich mit einem Schritte in einem halb unterirdischen Gewölbe, wo mitten am Tage Lichter brannten, und wo ich in einem dichten Qualme von Tabaksrauch an den beiden Wänden und im Hintergrunde aufgeschichtete Wein- und Branntweinfässer, im Vordergrunde Hände mit emporgehobenen Punsch- und Branntweingläsern, rothe Köpfe und blaue Nasen, geschwungene Hüte und geballte Fäuste sah, auch jubelnde Stimmen vernahm, die ihre in den abwechselndsten Dissonanzen gewirbelten Lieder von den Irokesen oder Hottentotten gelernt zu haben schienen, und Flüche bei allen Heiligen des Kalenders ausstießen. Auf einem langen, mit Gläsern bedeckten Tisch standen zu beiden Seiten zwei kolossale kupferne Kannen, unter denen Spiritusfeuer flackerten. An ihm saß die Truppe, die ich vom Hafen hatte heraufziehen sehen. Alle andern Tische waren mit Wein und Branntwein schon überschwemmt und von Matrosen aller Nationen belagert, die neidische Blicke auf die noch wohlbestellten Börsen der jüngst Gelandeten warfen. Ich forderte in dem Gewühl umsonst etwas zu trinken, und zog mich gerne auf die Straße zurück, wo ich in einem ein paar Schritte entfernten Café meinen Durst mit Muße stillen konnte.

Beilage: Literaturblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 39. Montag, 17. April 1837.

Länder- und Völkerkunde.

7) Reisen und Länderbeschreibungen. Zehnte Lieferung. **Mexikanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1837.

(Schluß.)

Die Advokaten, die sich an die Spitze der Geschäfte gedrängt haben, üben mitten in dem sogenannten Freistaat eine Tyrannei aus, gleich den Tyrannen in den altgriechischen Freistaaten. „Einen merkwürdigen Justizfrevel — den schlimmsten vergleichbar, welche im Dunkel altfranzösischer Bastillen einst gebrütet wurden — zog im Jahr 1830 einen Zufall ans Licht. Schon im Jahr 1821 hatte der Advokat G.... mit der hübschen, jungen Frau seines Schneiders einen Liebeshandel gehabt, der Ehemann aber die Sache gemerkt und übel vermerkt, die Frau geprügelt und den Advokaten zum Hause hinausgeworfen. Dieser hing ihm nun einen Criminalproceß an, bewirkte seine Verhaftung, und wußte durch Chicane und persönlichen Einfluß 9 Jahre lang die Sache unentschieden, und den Unglücklichen im Kerker zu erhalten. Während dieser Zeit lebte er mit der Frau im skandalösesten Concubinat, und verzehrte mit ihr den größten Theil des eheherrlichen Vermögens. Es ist die Frage, ob sein Schlachtopfer jemals wieder zum Vorschein kam, wäre er nicht im Frühjahr 1830 als eifriger Yorkino und unruhiger Kopf von der neuen Regierung des Landes verwiesen worden. Mit seiner Entfernung erst endete sein persönlicher Einfluß auf die Sache, und mit diesem die Sequestration des armen Schneiders. Es ist diese Geschichte merkwürdig in doppelter Beziehung. Erstlich als neuer starker Beweis der gänzlichen Unmacht constitutioneller Formen gegen ein schlechtes Criminal- und Civilrecht und verdorbene Sitten; denn es ist nicht möglich, die persönliche Freiheit des Bürgers eifersüchtiger zu bewachen, als durch die mexikanische Verfassungs-Urkunde es geschieht; und dennoch war unter ihrer Herrschaft, in der Hauptstadt, unter den Augen aller höchsten Gewalten des Staats, ein solcher Fall möglich. Zweitens ist es auch merkwürdig, wie sich hier die allgemeine historische Erfahrung bestätigte, daß durch eine Revolution, welche den Staat aus der absoluten Form in die republikanische umgestaltet, der Advokatenstand die hohe Aristokratie zu beerben, und beide in mehr als einer Hinsicht die Rollen zu wechseln pflegen. Den Mann einsperren zu lassen, um ungestört bei der Frau zu schlafen, ist in verdorbenen Feudal-Monarchien ein

Höflings-Privilegium; in der Republik bringt nur der Advokat es fertig!"

Daß unter solchen Umständen die guten Sitten nicht gewinnen können, versteht sich von selbst. Der Verfasser erzählt skandalöse Fälle (S. 463). Die neuen Bischöfe haben zwar versucht, sich einige Autorität über die Sitten anzumaßen, es ist ihnen aber mißlungen. Ein Verbot der Maskenzüge in der Faschingzeit wurde dadurch beantwortet, daß die Masken zahlreicher und wilder schwärmten, als je vorher. Auch die Schulen sind im allervernachläßigsten Zustande. Die Religion ist nichts als ein Spektakel, oft von der skandalösesten Art. Der Verfasser beschreibt mehrere Kirchenfeste: „Bei dem gewöhnlichen Kirchenfeste zu Guadalupe sieht man dagegen das eben beschriebene mythologische Quodlibet von St. Angel, und zwar in der Kirche selbst, gleichsam vor dem Schrein der Hochgebenedeiten, zwischen den gottesdienstlichen Handlungen — wie bei uns die Ballete zwischen den Akten einer Oper — durch Indianertänze der groteskesten Art sich wiederholen. Am 21. November 1830 gestaltete sich ein solcher merkwürdig genug in drei Gruppen, Männer, Weiber und Teufel. Die lezteren — diesmal völlig standesmäßig mit Pferdefuß, Schweif und Hörnern angethan — sprangen unter den Weibern herum, ihren Versucherberuf durch das unzweideutigste Geberdespiel kundgebend; die Männer mit Peitschen bewaffnet, und zum Tanze sich den Takt knallend, schlugen bald auf die Teufel, wenn diese zu unverschämt, bald auf die Weiber, wenn diese zu Evenartig schienen — alles, wie gesagt, in der Kirche, während des Gottesdienstes, unter wiehernden Gelächter der andächtigen Gemeinde!"

Noch gibt der Verfasser Nachrichten von den in Merико lebenden Deutschen, den Herren Waldeck, Nebel, Karl Uhde und Rugendas. Unter den Kleinigkeiten und Sittenzügen ist uns eine Liebhaberei aufgefallen. „Sehr allgemein ist hier auch die bekannte europäische Kinderbelustigung der steigenden Papierdrachen, und zwar mit einigen hübschen und sinnreichen Zusätzen. So z. B. gibt man ihnen eine leierartige mit Saiten bezogene Oeffnung in der Mitte; diese Saiten, vom Winde durchrauscht, machen den Effekt einer Aeolsharfe; singend und klingend schwebt das papierne Ungestüm über den Häuptern der Menschen. Nach eingetretener Dunkelheit sieht man häufig illuminirte Drachen, in deren Kopf eine große Laterne von geöltem Papier angebracht, und deren Schweif aus vielen kleinern zusammengesezt ist. Wenn sie sehr hoch steigen, sehen sie aus wie wunderbare ungekannte Exemplare von Schwanzsternen; und wirklich war während meiner Anwesenheit einmal Tage lang das Gerücht von einem neuerschienenen ungewöhnlich großen Kometen in ganz Meriko verbreitet, aber bloß durch einen Drachen der genannten Art veranlaßt."

8) Reisen und Länderbeschreibungen. Elfte Lieferung. Montenegro und die Montenegriner. Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1837. 8. S. 114.

Eine sehr gute Schilderung des noch wenig bekannten Landes und Volks, die noch überdies dadurch Werth erhält, daß sie die verworrenen Begriffe über die zwischen Ungarn und Griechenland liegenden Distrikte aufklärt, und die Wichtigkeit Serbiens, als des Kernes zu einem künftig viel bedeutenderen Reiche gehörig, hervorhebt. „Alle Montenegriner sind Slaven serbischen Stammes, griechischer nicht unirter Religion. Nur in Kucsi gibt es einige Tausend katholische Albanesen. Merkwürdig ist, wie wenig Europa in der Kenntniß dieses Volksstammes bis heute fortgeschritten ist. Die meisten Gelehrten und Diplomaten wissen besser, was am Nil und Euphrat geschieht, wie die Völker dort leben, und wie sie heißen, als z. B. in der Herzegowina und in Montenegro. Der französische Obrist Vialla, welcher 1813 Montenegro bereist hat, erklärt die montenegrinische Sprache, die er zur Nothdurft auch gesprochen haben will, für einen Dialekt der griechischen! Wahrscheinlich waren dieser Meinung auch jene französischen Diplomaten, die (wie de Pradt) bei der Theilung des türkischen Reiches die Grenzen Griechenlands bis an die Donau sich erstrecken ließen. Sie hätten diese Idee nicht haben können, wenn sie gewußt hätten, daß zwischen Griechenland und der Donau eine Nation heimisch ist, die, zahlreicher als die griechische, sich nicht nur in Sprache, Abstammung und Charakter, sondern sogar durch Nationalhaß und Verachtung von den Griechen scharf absondert. — Bei diesem Anlasse kann ich nicht umhin, des Artikels „Serbien" im allgemein gelesenen Conversations-Lexicon insofern zu erwähnen, als die darin enthaltenen vielen historischen Unrichtigkeiten eine Rüge verdienen. Man muß sich darüber um so mehr wundern, als der Verfasser desselben das in dieser Hinsicht treffliche Werk von Ranke citirt und darauf hinweist. Es ist zu wünschen, daß bei einer neuen Auflage jenes weit verbreiteten Lexicons dieser Artikel durch sachkundige Männer, wie Ranke, Schaffarik ꝛc., neu bearbeitet würde. — Wir glauben darum nichts überflüssiges zu thun, wenn wir hier bemerken, daß sich die eigentliche Heimath der Serben, wo diese auch heute noch zu Millionen wohnen, über das heutige Serbien bis Prisren und Ipek jenseits des Hämus erstreckt und ganz Bosnien, die Herzegowina, Montenegro, die Gegend von Antivari, das österreichische Albanien, Ragusa, Dalmatien, türkisches und österreichisches (Militär-)

Croatien, Slavonien, Syrmien, beinahe das ganze Bacser Comitat begreift, und sich längs den Donauufern bis nach St. André (oberhalb Ofen) und über einen großen Theil des Banates ausdehnt. In diesen Gegenden wohnen über fünf Millionen Slaven Eines Stammes und Einer Sprache, einzig durch die Religion unterschieden. Etwa drei Millionen (nämlich eine Million im heutigen Serbien, eine Million in Ungarn, und eine Million in Bosnien, der Herzegowina, in Zeta, Montenegro, dem österreichischen Albanien und Dalmatien) bekennen sich zur griechischen nicht unirten Religion; von den übrigen zwei Millionen kann man beiläufig annehmen, daß zwei Drittel (in Bosnien und der Herzegowina) der muhammedanischen, und ein Drittel in Slavonien, Croatien, Dalmatien und Ragusa der katholischen Religion angehören. Somit ist zwischen den Serben, die Kragujevatz, die Residenz des jetzigen serbischen Fürsten, bewohnen, und den Einwohnern Ragusas kein anderer Unterschied, als z. B. zwischen den Dresdenern und Wienern, und dies nur in Hinsicht auf Religion; in der Sprache ist der Unterschied noch unmerklicher. — Selbst die Morlaken in Dalmatien, die nach dem „Grundriß der Erdbeschreibung für die erste Grammatikal-Klasse der k. k. österreichischen Gymnasien" (Wien 1831) ein Hirtenvolk tartarischen Ursprungs wären, sind nichts Anderes als Serben, so wie die Bewohner Montenegros, der Herzegowina und Serbiens. Die Provincial-Croaten um Agram u. s. w. sprechen einen slavischen Dialekt, der eine Mischung der krainerischen und des serbischen ist, aber doch mehr mit lezterm gemein hat und sich von diesem etwa kaum so, wie der sächsische Dialekt von dem österreichischen unterscheidet. Die Bulgaren haben mit den griechisch nicht unirten Serben eine Religion und Eine Kirchensprache (die auch die der russischen Kirche ist); aber ihre Nationalsprache ist ein eigener slavischer Dialekt, der sich besonders im Innern Bulgariens wesentlich von dem serbischen, wie auch von andern slavischen Dialekten unterscheidet."

Die Geschichte Montenegros ist kürzlich folgende. Die eingebornen Fürsten erlagen dem Andrang der Türken und das kleine Völkchen hielt nur noch unter dem Metropoliten von Cetinje zusammen. Ein großer Theil desselben nahm den Islam an, wurden aber von seinen christlichen Brüdern plötzlich überfallen und alle umgebracht, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Seitdem leben sie in wilder Freiheit unter der sehr sanften geistlichen Oberaufsicht fort, in beständiger Grenzfehde mit den Türken. Am Ende des vorigen Jahrhunderts spielte ein Abenteurer, der sich für den russischen Czaar Peter III. ausgab, vorübergehend eine Rolle im Lande.

„Die Zahl der Bevölkerung des heutigen montenegrinischen Gebietes wird auf 100,000 Seelen und 15,000 waffenfähige Männer geschätzt. Die höchste Person unter den Montenegrinern ist der Metropolit oder Bischof, in ihrer Sprache „Vladika" genannt. Man redet ihn gewöhnlich mit den Worten „Sveti Vladika" (heiliger Bischof) an, sonst im Gespräch mit Andern wird er auch Gospodar (der Herr) genannt. Außer dem Oberregenten Vladika hat jede Nahie einen Serdar, jeder Stamm einen Vojevoda, Knes und Barjaktar (Fahnenträger), und alle diese Würden sind in gewissen Familien erblich. Auch genießen die Vornehmsten jeden Stammes außer den genannten Würdenträgern einiges Ansehen, heißen auch Glavari (Häuptlinge). Neben dem Vladika gab es bis 1832 einen weltlichen Gubernator oder Guvernatur, welche Würde ebenfalls und zwar in der Familie Radonjich aus dem Stamme Neguschi erblich war. Vermuthlich ist diese Würde in Montenegro die neueste; allein wie und wann sie entstanden, ist nicht auszumitteln. Der lezte Gubernator wurde im genannten Jahre (1832) mit seiner ganzen Familie des Landes verwiesen, weil er des Versuchs beschuldigt ward, nach dem Tode des Vladika Peter die theokratische und weltliche Gewalt in seiner Person zu vereinen. Indessen sind alle diese schönklingenden Würden in Montenegro bloße Titel ohne Mittel. Keine derselben ist mit einer Revenue dotirt oder gibt das geringste Recht über andere Montenegriner; es existirt vielmehr hier vielleicht die größte Gleichheit auf der ganzen Erde. Der Aermste kann einem jeden erwidern: „Ich bin weder geringer noch von schlechterer Abkunft als du." Wegen Verhandlung der öffentlichen Angelegenheiten werden gewöhnlich Versammlungen sowohl in einzelnen Stämmen und Nahien als auch von allen zusammen in Cetinje gehalten; aber auch da kann jeder, besonders wenn er eine starke Familie hat, gegen hundert Stimmen sagen: „das oder jenes will ich nicht," aus dem einfachen Grunde, weil es ihm nicht beliebt. Auch in Kleidung und Lebensweise unterscheiden sich die Oberhäupter durchaus nicht von den übrigen Montenegrinern. Selbst der Vater und die Brüder des Vladika sind durch Tracht vor den übrigen keineswegs ausgezeichnet."

Daher haben sich in Montenegro noch alle die alten Sitten bewahrt, die von der wilden Freiheit unter gleichberechtigten Stämmen und Familien unzertrennlich sind, und die z. B. auch bei den alten Deutschen herrschten, die Blutrache, die Gastfreundschaft, Mädchenkauf und Raub ꝛc. Erst der gegenwärtige Vladika hat den Versuch einer modernen Organisation gemacht, eine Art Senat errichtet und Verbrechen von Staatswegen bestrafen lassen. Es scheint aber, als ob diese Reform noch nicht tief gegriffen hätte.

Das Volk kann sich seines wilden Charakters nicht entwöhnen, so lange es als nächster Nachbar der Türken

täglich nur daran denkt, zu rauben oder beraubt zu werden. Keiner geht hinter dem Pfluge, ohne vollständig bewaffnet zu seyn, und der Türke auf dem gegenüberliegenden Felde macht es ebenso. Eine seltsame Mittelschöpfung zwischen beiden sind die Uskoken (wörtlich: Eingesprungene), die wegen Verbrechen geflohen sind, deren es daher immer zweierlei gibt, montenegrinische, die zu den Türken, und türkische, die zu den Montenegrinern fliehen, und die eifrig ihren neuen Freunden gegen die alten dienen.

Kirchen gibt es viele im Lande, aber keine Schule. Man treibt ein wenig Ausfuhrhandel, aber die Handwerke sind tief verachtet. Die Volkssitten hat der Verfasser sehr anziehend geschildert. Das Volk ist wild, aber keusch, mäßig, gastfrei, ein kerngesundes Urvolk. Am ausführlichsten werden die weitläuftigen und charakteristischen Hochzeitszeremonien behandelt.

9) Handbuch der allgemeinen Staatenkunde von Europa, von Dr. F. W. Schubert, Prof. in Königsberg. Erster Band, drei Theile. Königsberg, Bornträger, 1836.

Die vorliegenden drei Theile des ersten Bandes umfassen die allgemeine Einleitung, dann Rußland, Frankreich, England, Spanien, Portugal. Die Methode, nach welcher der Verf. die Länder und Staaten beschreibt, ist folgende. Zuerst nimmt er die physische Basis gleichsam als das Capital oder den Grundstock des Staates an, Boden, Klima, Communicationsmittel, Bevölkerung nach Stämmen, Ständen und Religion. Dann betrachtet er gleichsam die Verwendung dieses Capitals in der Cultur des Landes, Industrie und Handel, ferner die Oberaufsicht in Verfassung und Verwaltung, Militär und Finanzen, die Anstalten für geistige Cultur und Unterricht, endlich die auswärtigen Verhältnisse jedes Staats. Diese Methode ist eine sehr richtige für die Staatenkunde und muß um so mehr eingehalten werden, als die Länderkunde als solche immer mehr von der Statistik zur physischen Geographie zurückgekehrt und mit Recht. In der Einleitung gibt der Verf. eine Geschichte der Staatskunde und ihrer sehr allmähligen Ausbildung, die erst in neuester Zeit rascher fortgeschritten ist (wenn man China ausnimmt). Ueberall, auch bei der Bearbeitung der einzelnen Staaten, weist er auf die besten Quellen hin, aus denen man die nähere Kunde des Landes schöpfen kann, so auf die besten Landkarten, Reisewerke ꝛc.

Der administrative Theil der Bearbeitung scheint uns der vorzüglichere. Die Verhältnisse der einzelnen Stände zu einander und zum Staate, des Staats zur Kirche, der Central-, Provinzial- und Municipalverwaltung und Justiz sind kaum anderswo so lichtvoll auseinandergesezt, als hier. Man bekommt z. B. von den weniger bekannten innern Verhältnissen Rußlands und Spaniens ein sehr klares Bild, alle Stände gehn nach ihrem geschichtlichen Ursprung und nach ihrer gegenwärtigen politischen und socialen Bedeutung an uns vorüber. In alle Zweige der Staatsverwaltung blicken wir wie aus dem Centrum hinein. Solche Werke sind vollkommen geeignet, wahre Aufklärung zu befördern und die noch immer mit der Unwissenheit kämpfenden falschen Vorstellungen beiderseits dahin zu bringen, wo der europäische Verstand angelangt seyn muß, wenn er wissen soll, was er eigentlich will. Denn ohne Einsicht in Vergangenheit und Gegenwart geht man in die Zukunft hinein zuweilen irre. In Vergleich mit den Theorien des vorigen Jahrhunderts, welche die Welt nach dem ersten besten Einfalle eines verbrannten Gehirns um und umkehren wollten, ohne daß man im geringsten auf die geschichtliche Entwicklung, auf die Eigenthümlichkeit der Nationen, auf die durch die Natur selbst gebotene Lebensweise der verschiedenen Stände und überhaupt auf das Wirkliche Rücksicht nahm, sind die zahlreichen praktischen Lehrbücher des neunzehnten Jahrhunderts, worin das Wirkliche und Mögliche zur klarsten Einsicht gebracht wird, ein wahrer Fortschritt. Der Fanatismus thut zuweilen Wunder, aber sie wirken nur auf kurze Zeit, dann geht der Rausch vorüber und die unnatürlichen Verhältnisse, die er geschaffen, hören von selber auf. Nur erfahrungsmäßige Ueberzeugungen, die so klar wie mathematische Wahrheiten werden, wirken unwiderstehlich und auf die Dauer, und keine Gewalt vermag das wieder umzustoßen, was durch sie gebessert ist. Darum ist die Verbreitung von gemeinnützigen Kenntnissen viel mächtiger und progressiver geworden, als die von bloßen Meinungen.

10) Die Fahrten und Abenteuer des Cap. John Roß auf seinen Entdeckungsreisen nach den Gegenden des Nordpols. Mit 6 Ansichten, einer Karte und dem Porträt des Cap. Roß. Leipzig, Weber, 1836.

Ein Auszug aus der zweiten Reise des Capitäns, die auch schon vollständig übersezt, hier aber in einer kleinen Ausgabe für die Jugend bearbeitet worden ist. Das Buch ist recht artig, elegant gedruckt und mit zierlichen Steindrucken versehen; auch die Reise selbst, über die wir erst im vorigen Jahre in diesen Blättern berichtet haben, so interessant durch Gefahren und Glückswechsel wie durch die Erhabenheit der nordischen Natur, daß ihre Lektüre auch der jüngern Lesewelt nur angenehm und belehrend seyn kann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 92.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 18. April 1837.

Ich senke mich hinein zum Meeresgrund,
Und habe meine Liebste im Arm.

Mohnike.
Altschwedische Balladen.

Die Rheinfahrt.

Auf dem sonnbestrahlten Rheine
Schwimmt die Barke leicht dahin;
Bunt in traulichem Vereine
Sitzen Frau'n und Männer drin.
Ihre Wein= und Liebeslieder
Ziehen hell den Strom entlang,
Leise tönt das Ufer wieder
Von gefüllter Gläser Klang.

Einer nur ist anzusehen
Trüben Auges, stumm, zerstreut,
Gleich als könnt' er nicht verstehen,
Was die Andern so erfreut.
Und die Schönste von den Frauen
Schreitet zu des Schiffes Rand,
In die klare Fluth zu schauen
Und in's frohbelebte Land.

Jener, der so traurig blicket,
Nahet schüchtern. „Seht, o seht,“
Ruft sie, „wie sich Alles schmücket,
Wo der Hauch der Freude weht!
Aber Ihr seyd stets verdrossen,
Euer Aug' ist immer hohl:
Kommt und singt mit den Genossen,
Trinkt auf aller Mädchen Wohl!“

Drauf erwidert er bescheiden:
„Nicht verdrossen bin ich, nein;
Doch ihr kennet nicht mein Leiden,
Würdet sonst gerechter seyn.
Stimmt nicht traurig oft den Einen,
Was den Andern hoch erfreut?
Heiter will ich künftig scheinen,
Wenn es Euer Mund gebeut.“

Und sie dreht sich lachend, gleitet,
Taumelt rücklings in den Fluß,
Der die Wasser willig scheidet,
Daß sie schnell versinken muß.
Doch der Jüngling, schreckergriffen,
Springt ihr nach in's Wellengrab;
Und die muntern Freunde schiffen
Weiter auf dem Strom hinab.

Endlich seh'n sie um sich, fragen
Und verstummen, schau'n sich an.
Keiner wagt herauszusagen,
Was er schrecklich ahnen kann.

Lautlos wird das Schiff gewendet,
Alle spähen in die Fluth,
Die auch bald die Beiden sendet —
Opfer ihrer stillen Wuth.

Sieh', er hat sie fest umschlungen,
Arm in Arm und Brust an Brust,
Hat dem Schicksal abgerungen
Diese, ach! die lezte Lust.
Minder grausam als das Leben
Hat der Tod ihm Das gewährt,
Was er, ein allmächtig Streben,
Tief im Innersten genährt.

Und die Freunde sonder Weilen
Bringen sie zum Uferstrand,
Wo sie zu versuchen eilen,
Was nur Noth und Kunst erfand.
Nach der leisen Spur des Lebens
Forscht begierig Hand und Blick;
Aber Alles ist vergebens,
Und der Tod gibt Nichts zurück.

Endlich läßt der Krampf die Glieder,
Und des Jünglings Arm erschlafft.
Hoffnungslos legt man sie nieder,
Weh, zu früh hinweggerafft!
Männer, sich bezwingend, starren
Düster auf das bleiche Paar;
Aber laut nach bangem Harren
Wehklagt der Gespielen Schaar.

Sieh, ein leises Zucken schwebet
Um der Jungfrau blassen Mund,
Und der ganze Leib erbebet,
Neues Leben thut sich kund.
Langsam und mit mattem Glanze
Kehrt zurück der Augen Licht,
Irrt umher im Freundeskranze,
Sieht sie All' und sieht sie nicht.

Aber auf dem Jüngling neben
Ruht ihr Auge lang und tief,
Der, für sie dahingegeben,
Nun den lezten Schlummer schlief.
Und sie senkt die Augenlieder,
Kraftlos fällt das Haupt zurück,
Und sie hebt es nimmer wieder,
Nimmer wieder strahlt ihr Blick.

Hermann Schmidlin.

Gretna Green.

(Fortsetzung.)

Die Industrie der Schotten müßte eben so träge seyn, als sie rüstig ist, wenn der Zolleinnehmer an der Sarkbrücke und der Wirth von Gretna-Hall im ausschließenden Besitze ihres einträglichen Handelszweigs geblieben wären. Dies sind sie nicht: nicht nur wird in zwei andern namhaften Grenzstädten, in dem unweit von Graitney gelegenen Annan und in dem ebenfalls von einer lebhaften Heerstraße berührten Coldstream, das Trauhandwerk fleißig getrieben — als Lord Brougham noch Herr Heinrich Brougham war, eilte er mit der Geliebten seines Herzens nach Coldstream, sich dort von einem Gastwirthe copuliren zu lassen — auch in dem schon genannten, kaum eine halbe Wegstunde von Graitney entfernten Dorfe Springfield befinden sich zwei thätige Concurrenten. Beide sind zwar, was unentbehrliches Bedürfniß bei der Profession scheint, nebenbei zugleich Besitzer von Wirthshäusern, ihre Häuser stehen aber dem Gasthof in Gretna-Hall an äußerer Eleganz und Respektabilität um ein Bedeutendes nach. Gleichwohl sind die beiden Springfielder Etablissements die älteren: ja eines derselben ist das ursprüngliche Trauhaus, und das andere war einst im Besitze des hochberühmten oder berüchtigten Hufschmieds David oder Daniel Laing.

Dem ursprünglichen Trauhause dankt Gretna Green, der grüne Gemeindeplatz, seinen europäischen Ruf. Ungefähr um das Jahr 1760 baute sich ein Mann, Namens Joseph Paisley, ein bescheidenes Haus auf einem in der Mitte des Gemeindeplatzes befindlichen Hügel, der, weil einst eine Zigeunerin oder Zauberin Unfug hier getrieben, nach ihr bis auf den heutigen Tag Megg's Hill heißt. Die Idee des Erbauers war, sich und seine Familie vom Ertrage eines Tabaks- und Branntweinladens zu nähren; doch ohne seine Schuld blieb die schöne Idee unbelohnt, der Erfolg hinter der Erwartung zurück; denn das war nicht seine Schuld, daß eine unbezähmbare Vorliebe für Tabak und Branntwein, die Mutter seines Entschlusses, ihn zwang, von beiden Artikeln das Meiste selbst zu verzehren. Noth macht erfinderisch, und so faßte er in einer guten Stunde den großen Gedanken, mit seinem Tabaks- und Branntweingeschäft ein Traugeschäft zu verbinden. Der Gedanke war neu, denn Paisley war der Erste, der ihn in Ausführung brachte, und er war gesetzlich, denn er fußte auf der alten, jedem Schotten bekannten Satzung. Anfangs lockte Paisley die Bewohner der Umgegend dadurch an, daß er entweder dem Abnehmer einer bestimmten Quantität seiner Waare die Trauung darein gab, oder daß er jedenfalls um vieles billiger traute als die benachbarte Geistlichkeit. Indessen würde wohl Paisley durch seine Spekulation wenig gewonnen

und sein Wirkungskreis sich nur auf seine nächste Umgebung beschränkt haben, wenn nicht die Geistlichkeit, in Würde und Einkommen sich beeinträchtigt fühlend, sich mit Ingrimm gegen ihn erhoben und die strafende Gerechtigkeit wider ihn aufgerufen hätte. Sie leugnete nicht das Bestehen des kirchlichen Statuts, Kraft dessen ein von zwei erwachsenen Personen beiderlei Geschlechts vor Zeugen abgelegtes Bekenntniß, Mann und Frau zu seyn, den beabsichtigten Ehebund giltig schließt; allein das behaupteten die geistlichen Herren, daß einer aus ihrer Mitte unter den Zeugen oder alleiniger Zeuge seyn und diesem die übliche Traugebühr bezahlt werden müsse. Der Streit erregte Aufsehen, die für Paisley ausgefallene Entscheidung ging von Mund zu Mund, seine schottische Kundschaft wuchs, und jedes englische Liebespaar, dem die heimische Kirche den Segensspruch verweigerte, brauchte jezt nur zu Paisley zu flüchten, um auf gesetzlich erlaubtem Wege das Ziel seiner Wünsche zu erreichen.

Von jener Zeit datirt sich Europas Bekanntschaft mit dem Namen des grünen Gemeindeplatzes an der schottisch-englischen Grenze. Es ist in der That überraschend, daß, während so manche bei Weitem weniger verbreitete und um Vieles uninteressantere Namen ihre Biographen und Monographen gefunden haben, Gretna Green bis jezt keinen Geschichtschreiber hat. In Graitney und Springfield fragte ich vergebens nach einem gedruckten Führer, nach einer Lokalgeschichte, nach einer Ortsbeschreibung. Ehe ich die Reise nach Schottland antrat, hatte ich meinem Bücherlieferanten in London den Auftrag ertheilt, mir Alles zu verschaffen, was über Gretna Green gedruckt worden sey. Er legte mir einen Montblanc von Büchern vor. Und das Alles über Gretna Green? fragte ich erstaunt. — In alle dem etwas von Gretna Green, antwortete er, und in weniger als zwanzig Minuten hatte ich die angezeichneten Stellen durchlesen. — Es kam mir ganz unglaublich vor, daß es gar nichts Eigenthümliches, Ausführliches über Gretna Green geben solle; ich sprach daher in einer dreistündigen Runde bei fünfzig bis sechzig, hier second-hand-booksellers, in Deutschland Antiquare heißenden Bücherhändlern vor, und fand nichts. Wiewohl daher das Meiste und Wichtigste von dem, was ich über Gretna Green bereits gesagt und noch zu sagen habe, das Ergebniß meiner, am Orte selbst angestellten Nachforschungen ist, blieb ich doch in Betreff eines recht wesentlichen Hauptpunktes schlechterdings ohne Auskunft, und vermag deßhalb einen anscheinend räthselhaften Umstand nur mittelst Conjectur aufzuhellen.

Woher kommt es wohl, daß Niemand vom Zöllner an der Sarkbrücke, Niemand von Graitney, Niemand von Springfield, die ganze Welt von Gretna Green spricht? Ist Gretna Green mit jenen Orten gleichbedeutend? Wie könnte das seyn, da Graitney und Springfield bewohnte Dörfer sind, Gretna Green dagegen nichts als eine beweidete Gemeindetrift? Gibt es irgendwo ähnliche Namenverwirrung? Ist das Marsfeld gleichbedeutend mit Paris, der Prater mit Wien, der Thiergarten mit Berlin, oder in Schottland selbst, damit nicht etwa ein schottischer Gebrauch vermuthet werde, die nördliche und südliche Insel mit Perth, der grüne Plan mit Glasgow? Alle jene Plätze sind weit und breit bekannte Wahrzeichen der Städte, denen sie angehören. Während gleichwohl Jeder sich lächerlich machen würde, der vom grünen Plane spräche, wenn er von Glasgow sprechen wollte, würden Viele von Vielen gar nicht verstanden werden, wenn sie von einer Flucht nach Springfield anstatt nach Gretna Green redeten. Woher kommt das?

Ich habe oben gesagt, Joseph Paisley habe auf einem Hügel in der Mitte des Gemeindeplatzes sich ein Haus gebaut. Der Hügel hieß und heißt Megg's Hill. Doch war er zu unbedeutend, um über die nächste Umgegend hinaus gekannt zu seyn. Gretna Green hingegen durchschnitt eine lebhafte Heerstraße; auch jenseits der Grenze war Gretna Green gekannt. Joseph Paisley wußte das, und wußte eben so gut, wie sehr es in seinem Vortheil liege, daß jeder Frager nach seiner Wohnung flugs Auskunft erhalte. So oft er daher Veranlassung hatte, schriftlich oder mündlich seinen Aufenthaltsort zu nennen, nannte er ihn Gretna Green. Wie er, nannte ihn bald die Nachbarschaft, und erkundigt man sich noch heute in Graitney oder Springfield, wo Joseph Paisleys Haus gestanden, so heißt es, in Gretna Green. Rechtfertigt dies nicht die Vermuthung, daß der bis auf die neueste Zeit fortgeerbte Sprachgebrauch sammt allen Irrthümern, die er erzeugt, den Tabak- und Branntweinhändler Joseph Paisley zum Vater habe, so daß, obschon von seinem Hause kaum eine Spur übrig ist, bis zur Stunde Gretna Green mit jenem Trauhandwerke in einen und denselben Begriff zusammenfällt?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Weltliche und geistliche Musik. Osterpredigten. De Pradt.

Der März war so voll von kleinen oder größern Tagesbegebenheiten, daß es schon schwer hält, sie alle aufzuzählen. Eine der merkwürdigsten war die erste Aufführung der großen Oper „Stradella," Musik von Niedermayer, einem Tonkünstler aus der französischen Schweiz, der sich bisher in der dramatischen Tonkunst noch keinen Ruf erworben hatte. Ich glaube zwar, er hat schon eine Oper am Théâtre italien aufführen lassen; diese muß aber wohl wenig Aufsehen erregt haben, denn die Pariser erinnern sich derselben nicht mehr. Ich hörte neulich von diesem Tonkünstler in einer Gesellschaft eine Lamartine'sche Elegie, die er in Musik gesezt

hatte. Musikalische Elegien haben in Paris fast niemals großen Beifall gefunden, und die Niedermayerschen scheinen auch nicht dazu geeignet, die Abneigung der Pariser gegen dieselben zu überwinden. Wie er dazu gekommen ist, eine große Oper in fünf Aufzügen darstellen zu lassen, mit einem so bedeutenden Kostenaufwande von Seiten der Direktion, weiß ich nicht; wahrscheinlich ist er von einflußreichen Leuten begünstigt worden. Die französischen Tonkünstler klagen bitter, daß sie nicht zu der Ehre gelangen können, ihre Werke auf der großen Opernbühne aufgeführt zu sehen, weil man die ausländischen Tonsetzer vorzugsweise begünstige. Indessen hat die Oper doch neulich durch die Aufführung von Dlle. Bertins „Esmeralda“ bewiesen, daß sie die französischen Tonkünstler nicht ausschließt; auch soll ein bedeutendes Stück eines andern französischen Tonkünstlers, Berlioz, bald einstudirt werden. Aber Berlioz hat sich auch nicht ohne große Schwierigkeiten zur Opernbühne durchgeschlagen, und mit der excentrischen Musik dieses Tonkünstlers läuft die Direktion vielleicht mehr Gefahr, durchzufallen, als bei irgend einem andern. Niedermayers „Stradella“ hat nun zwar keinen rauschenden Beifall erhalten, und wird daher wohl nicht lange auf der Bühne bleiben; indessen macht seine Composition doch Vergnügen; später wird er sie wohl in drei Aufzüge zusammenziehen müssen. Hat doch selbst Rossini sich solches gefallen lassen müssen. Nur Meyerbeer ist es geglückt, den Parisern hundertmal nacheinander eine fünfaktige Oper vorführen zu können. — Den ganzen März hindurch waren die Sonntagsconcerte des Musikconservatoriums außerordentlich besucht. Beethovensche Symphonien werden nur hier aufgeführt, und dieser Meister findet jezt bei den echten Kennern eine Anerkennung, eine Schäzung, welche zeigt, daß der musikalische Geschmack große Fortschritte hier gemacht hat. Auch Kirchenmusik wurde in der stillen und Osterwoche mit vieler Feierlichkeit in den Kirchen aufgeführt, wiewohl der grämliche Erzbischof aller Harmonie in der Kirche zuwider zu seyn scheint, und glauben mag, der Gottesdienst sey desto erbaulicher, je strenger man sich an den rauhen, halb barbarischen Gesang der Vorzeit halte. Glücklicherweise gibt es einige Pfarrer in Paris, welche in dieser Hinsicht anders denken, als ihr Oberhaupt, und den Kirchengesang immer mehr zu vervollkommnen suchen. Um dieselbe Zeit war auch viel von Predigten die Rede, und in der That waren manche Kirchen ganz voll, wenn ein berühmter Prediger auftrat. Zu den Fasten und zur stillen Woche werden immer die besten Prediger, welche zu bekommen sind, aufgesucht und von den Pfarrern gleichsam bestellt. Die geistliche Beredsamkeit hebt sich wieder zusehends; jedoch bestanden die meisten Predigten in Schilderung des Weltgerichts, des Todes eines Ungläubigen und in andern Gemälden, wodurch die Zuhörer erschüttert werden sollten. In der Kathedralkirche ersezte ein Abbé Ravignan den nach Rom gewanderten Lacordaire. In einer seiner stark besuchten Vorträge oder sogenannten Conferenzen zog er stark auf Luther los, den er den Beförderer des Ehebruchs nannte. Ein anderer Prediger klagte über die zu weltliche Ausschmückung der neuen Kirchen, die man, wie er sagte, zu Boudoirs umschaffe; eine Anspielung auf die so bunt und heiter bemalte und vergoldete Lorettokirche, deren Verzierung in der That besser zu einem Boudoir gepaßt hätte. Das Schlimmste ist, daß diese Pracht noch nicht ganz bezahlt ist; die Stadt und das Ministerium des Innern haben wohl auf Staatskosten die Gemälde verfertigen lassen; aber die vergoldeten Beichtstühle und vieles Andere hat man der Kirche selbst zur Last gelegt, weßhalb auch der Pfarrer neulich auf der Kanzel ankündigte, es seyen noch über 100,000 Fr. zu zahlen, und er rechne deßhalb auf die milde Beisteuer der Gläubigen, besonders der Bewohner der Chaussée d'Antin, die, wie er sagte, so glänzende Bälle und andere Festlichkeiten gäben. Aber auf diese Weltkinder wird der Herr Pfarrer wohl thun, nicht allzusehr zu rechnen; eben weil sie Bälle und festliche Soirées geben, sind sie nicht sehr geneigt, zu dem überflüssigen Zierrath einer Kirche beizusteuern. Aber freilich wohnen in jener Gegend die reichsten Banquiers, und es wäre ihnen eine Kleinigkeit, die Schulden der neuen Kirche zu zahlen. Auf jeden Fall wird der Pfarrer nicht zu fürchten haben, daß er bankerott werde, wie es beinahe dem armen Abbé Chatel, sogenannten Primaten und Chef de l'église française, ergangen ist; denn diesen haben mehrere Lieferanten wegen ihrer Geldforderungen an ihn und seine Kirche bereits vor Gericht gezogen. Was hilft es ihm, sich selbst zum Primaten aufgeworfen zu haben, wenn er nicht einmal die Miethe seines Betsaals erlegen kann? Der aus seiner Kirche hervorgegangene Abbé Auzou scheint etwas gewandter zu seyn, als sein Herr Primat; denn er hat sich von einigen reichen Gläubigen ein Kirchlein bauen lassen, und braucht wenigstens nicht zu fürchten, daß ihm der Hausherr die Miethe aufkündige. Abbé Chatel hat es mit der öffentlichen Meinung durch die Annahme prunkender und anmaßender Titel verdorben; denn es stellte sich heraus, daß der Mann, anstatt von Religionseifer getrieben zu werden, nur die Eitelkeit besaß, auch etwas in der Welt seyn zu wollen. Schwerlich wird der neue Gottesdienst noch lange fortgesezt werden; denn es fehlt ihm an Anklang, an Unterstüzung von Seiten des Volks. — Die katholische Kirche hat bekanntlich im lezten Monat einen ihrer, zwar nicht erbaulichsten, aber sicher geistreichsten Prälaten verloren, den bekannten de Pradt, Erzbischof von Mecheln, wenigstens dem Titel nach. Die glänzendste Epoche im Leben dieses Mannes war nicht die seines großen Ansehens am Napoleonschen Hofe, seiner Gesandtschaften nach Bayonne, nach Warschau, und seines reichlich besoldeten Almosenieramtes in den Tuilerien; denn damals verschloß er sich ganz in seine Würden, zeigte sich gar nicht in seinem Sprengel zu Mecheln, und kam mit dem Publikum in keine Berührung. Damals, als er schwieg, konnte man glauben, er sey nur einer der klugen Prälaten, welche sich an den Napoleonschen Thron anklammerten, um desto schneller und glänzender emporzukommen. Erst während der Restauration, als die Redseligkeit des geistreichen Mannes in Brochüren und dicken Werken ausbrach, lernte man ihn von einer Seite kennen, woran man nicht gedacht hatte. Er schenkte Frankreich eine bedeutende Masse interessanter, zuweilen sogar belustigender politischer Flugschriften, und nie war es Jemand gelungen, die Politik in einem so wizig heitern Gewande darzustellen. Man erstaunte über den Scharfsinn und die von allem Einflusse unabhängige Denkungsart, und was er Sonderbares und Unhaltbares sagte, ging bei der muntern Sprache mit dem Geistreichen durch. Mehrere Jahre lang war er einer der berühmtesten Schriftsteller Frankreichs, und die leidenschaftlichen Erwiderungen, die oft von oben kamen, bewiesen, daß man die Wirkung solcher Flugschriften auf die öffentliche Meinung außerordentlich fürchtete. Uebrigens konnte keine Partei ihn zu den Ihrigen zählen, denn wenn er auch im Allgemeinen liberale Gesinnungen zu Grunde legte, so äußerte er doch wieder Manches, was die liberale Partei nicht in ihr Glaubensbekenntniß aufgenommen haben würde; auch trat zuweilen der Geistliche unter der politischen Hülle hervor.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 31.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 18. April 1837.

Nekrolog.

Carle Vernet.

Dieser Maler stammt aus einer von der Natur reich bevorrechteten Familie, in welcher sich — ein in den Annalen der Kunstgeschichte unerhörter Fall — das Talent drei Geschlechter hindurch vom Vater auf den Sohn vererbte. Antoine Carle Horace Vernet war das jüngste von drei Kindern des berühmten Marinemalers Joseph Vernet und der Virginia Parker, einer gebornen Engländerin, deren Familie sich in Rom angesiedelt hatte. Er erblickte das Licht der Welt zu Bordeaux am 14. August 1758, wo sich sein Vater damals gerade aufhielt, weil er von Ludwig XV. beauftragt war, alle Häfen Frankreichs zu malen. Schon in seiner frühesten Jugend zeigte der junge Carle eine ungewöhnliche Anlage zum Zeichnen: sein erstes Spielzeug war ein Crayon und man sah ihn oft allerlei Figuren auf dem Boden entwerfen. Ein hiesiges Blatt theilte neulich folgende charakteristische Anekdote aus den Kinderjahren dieses Malers mit, welche wir hier kurz wieder erzählen wollen. Joseph Vernet befand sich eines Abends in einer zahlreichen, glänzenden Gesellschaft beim Marquis von Angevilliers und rühmte mit besonderem Wohlgefallen die frühzeitigen, aber entschiedenen Künstlertalente seines jungen Sohnes, der kaum fünf Jahr alt war. Jedermann hielt natürlich das Lob für übertrieben und schrieb den größten Theil davon auf Rechnung der väterlichen Eitelkeit und Liebe. Joseph Vernet, der sich dadurch nicht wenig gekränkt fühlte und die Ungläubigen von der Wahrheit seiner Behauptungen überzeugen wollte, entfernt sich aus der Gesellschaft und gibt seinem Bedienten den Befehl, nach Hause zu gehen und den kleinen Carle zu holen. Nach einer Weile tritt der Vater mit seinem Sohne in den Salon und bittet die Gäste, das Talent des jungen Künstlers selbst zu zu prüfen; man bringt ein Crayon und ein Blatt Papier, reicht Beides dem Kinde und drängt sich von allen Seiten herbei, um Augenzeuge von der Feuerprobe eines künftigen Genies zu seyn. Der kleine Carle, von seinem Vater über diese Prüfung aufgeklärt, nimmt das Crayon und beginnt, gleichsam einem geheimen innern Rufe folgend, ein Pferd zu zeichnen. Je weiter seine Arbeit voranschreitet, desto mehr aufmunternde Lobsprüche erntet er von den Umstehenden ein; aber allgemein macht man die Bemerkung, daß er zu niedrig angefangen habe und ihm der Raum fehlen werde, um die Füße ganz auszuzeichnen. Diese Bemerkung hatte allerdings ihre Richtigkeit: aber der Kleine läßt sich dadurch nicht irre machen, zeichnet ruhig weiter, macht den Oberkörper fertig und fängt die Füße des Pferdes an; nachdem er sie bis über die Hälfte vollendet, füllt er den noch übrigen Raum des Blattes ohne Weiteres mit 5, 6 Strichen aus und deutet dadurch an, daß das Pferd im Wasser stehe. Groß war natürlich das Staunen der Zuschauer, welche er im Zweifel ließ, ob sie die einzige Gewandtheit im Zeichnen oder den genialen Einfall eines unmündigen Kindes am meisten bewundern sollten.

Von seinem zwölften Jahre an besuchte Carle Vernet die damals berühmteste Erziehungsanstalt zu Paris, welche unter der Leitung eines gewissen Herrn von Lamarque stand. Er konnte jedoch seine Studien darin nicht vollenden; die Aerzte riethen seinem Vater, mit dem kränklichen Knaben eine Reise nach der Schweiz und ins südliche Frankreich zu machen, welches auch geschah. Bei dieser Gelegenheit besuchten Vater und Sohn die damaligen literarischen Notabilitäten, Rousseau, Voltaire, Geßner, Lavater u. s. w., welche ihre Gäste sehr freundschaftlich aufnahmen. Nach dieser Reise beendete Carle seine Studien in Paris, ohne jedoch darüber die Entwickelung seiner Anlagen zum Zeichnen zu versäumen. Sein Vater schickte ihn darauf in das Atelier eines heutzutage ganz unbekannten Malers, Namens Lepicier, eines sehr strengen, religiös gesinnten Mannes, der bei seiner Arbeit immer eine Mönchskutte trug. Die Familie Vernet besitzt ein ganz gutes Porträt von dem jungen Carle im Alter von 17 Jahren, welches jener Maler gearbeitet hat.

Carle Vernet bewarb sich dreimal um den großen Preis der französischen Akademie. Das erste Mal erhielt er den zweiten großen Preis; im folgenden Jahre aber war er noch unglücklicher und wurde völlig besiegt; erst im Jahr 1782 gewann er den ersten großen Preis; das gegebene Sujet war der „verlorene Sohn." Zu jener Zeit stand der junge Vernet außerdem noch in dem Rufe eines vollkommenen Fashionable; seine Herkunft, die zahlreichen Verbindungen seines Vaters verschafften ihm freien Zutritt in die ersten Zirkel bei Hofe und in der Stadt; mit einem schönen, gefälligen Aeußern und eleganten Manieren verband er eine originelle Auffassungsgabe, eine lustige, muntere Laune, welche ihn überall beliebt machte. Damals glänzte vor Allen der famöse Marquis de Bièvre, dessen Calembourgs in Aller Munde waren. Carle Vernet wurde bald einer seiner gefährlichsten Nebenbuhler; der junge Künstler bewies in den geistreichsten Wortspielen eine eben so unglaubliche Gewandtheit, als er früher im Zeichnen bewährt hatte. Sein Vater begünstigte auch diese Geistesanlage nicht wenig, indem er seinem Sohne die guten Calembourgs mit zehn Franken bezahlte, wofür ihm dieser die Autorschaft abtrat, jedoch unter der Bedingung, daß sie unverändert blieben.

Im Laufe des Jahres 1782 reiste Carle nach Rom ab, wo der Ruf und Name seines Vaters ihm alle Thüren des römischen Adels öffnete. Er war damals 24 Jahre alt, hatte aber Paris ungern verlassen, weil er daselbst in der lezten Zeit ein Liebesverhältniß mit der Tochter eines Kriegscommissairs, einem Fräulein von Montbars, angeknüpft. Dazu gesellte sich noch das allen seinen Landsleuten, namentlich den Parisern, eigenthümliche Heimweh, fern von der Hauptstadt zu leben, und der bei Vernet nicht minder stechende Kummer, von seinem Vater getrennt zu seyn, den er unsäglich liebte und dessen Nähe er noch nie entbehrt hatte. Alle diese Umstände trugen dazu bei, dem jungen Künstler den Aufenthalt in der Hauptstadt der Kunst, wo sein Vater lange gelebt hatte, zu verleiden; seine Gedanken waren stets nach seinem Vaterlande, dem schönen Frankreich, gerichtet, und er betrachtete Rom als seinen Verbannungsort. Es konnte nicht fehlen, daß seine ohnehin schwache Gesundheit diesen innern und äußern Einwirkungen unterlag; er verfiel in eine schwermüthige Stimmung und einen so leidenden Zustand, daß sein Leben in Gefahr gerieth. In dieser Lage bemächtigten sich die römischen Priester seines leicht empfänglichen Geistes und gaben ihm eine ganz religiöse Richtung; Rom war für den jungen Vernet von nun an nicht mehr die Hauptstadt der Kunst, sondern die Hauptstadt der Christenheit; er vergaß einen Augenblick, daß er dahin gekommen sey, um sich als Maler auszubilden und wollte Mönch werden.

Der von diesem Vorhaben bei Zeiten unterrichtete Vater beeilte sich, seinen Sohn nach Paris zurückkommen zu lassen; aber weiter konnte er auch von ihm nichts erwirken; vergebens bemühte er sich, ihn zu bewegen, seine unterlassenen Malerstudien wieder anzufangen und seinen Entschluß, in den Mönchsstand zu treten, sich aus dem Sinn zu schlagen. Was dem Vater mit allen seinen eindringlichen Bitten nicht gelang, gelang glücklicherweise dem Beichtvater, den der junge Bekehrte sich in Paris gewählt hatte. Dies war ein Mönch aus dem Kloster der Feuillans, in welches Carle Vernet sich durchaus aufnehmen lassen wollte; nur die wiederholten Vorstellungen dieses frommen, aber verständigen Geistlichen konnten ihn vermögen, seinen Plan einstweilen noch zu verschieben; nach und nach gewann aber der Beichtvater ein so entschiedenes Uebergewicht über die zerrütteten Geisteskräfte seines Bußkindes, daß er es bewog, seinem eigentlichen Berufe treu zu bleiben, Maler zu werden und zu heirathen.

Carle suchte alsbald seinen Pinsel und seine Palette wieder hervor und fing damals sein erstes großes Bild, den Triumphzug des Paulus Aemilius, an. Es war gerade um jene Zeit, als die alten Griechen und Römer in Aufnahme kamen, und die Schäfer und Schäferinnen, welche seit der Regierung Ludwigs XIV. alle Staffeleien in Beschlag genommen hatten, in Ungnade zu fallen anfingen. Carle Vernet huldigte daher durch die Wahl seines Gegenstandes dem neuen Geschmacke; außerdem gab ihm jenes Sujet die Mittel an die Hand, seinen unwiderstehlichen Hang zum Pferdezeichnen zu befriedigen. Kaum war daher die Idee seines Bildes in seinem Kopfe reif, so miethete er sich in der Rue du Doyenné, nicht weit vom Louvre, wo er und sein Vater wohnte, ein eigenes kleines Atelier, in welches er sich den Tag über einschloß und Niemandem, selbst seinem Vater nicht, den Eintritt gestattete. Er entwirft den Carton seines Gemäldes, aber es begegnete ihm, was er einst als Kind beim Marquis von Angevilliers erfahren, daß nämlich seine Leinwand zu kurz war; er bestellt eine zweite von demselben Umfang als die erste, aber die Composition wächst ihm unter der Hand zu einer solchen Ausdehnung an, daß er noch eine dritte Leinwand zu den beiden andern hinzufügen muß. Da findet sich aber, daß das Atelier zu klein ist; er läßt die Wand einschlagen und nimmt das anstoßende Zimmer zu Hülfe. Sein Vater, von allen diesen Vorkehrungen in Kenntniß gesezt, wird am Ende doch zu neugierig, das Werk zu sehen, und er überrascht eines Tages in Begleitung seines Freundes, des Kupferstechers Jean Michel Moreau, den jungen Künstler bei seiner Arbeit. Carle entschließt sich erst nach langem Zögern, die klopfenden Gäste einzulassen und ihnen den Entwurf seines Bildes zu zeigen. Mit dem größten Mißtrauen in seine eignen Kräfte führt er

die Eintretenden vor die Leinwand; wie groß war sein Erstaunen und seine Freude, als nach einer strengen Musterung sein Vater sich an seinen Hals wirft und ihm zuruft: Carle, tu es peintre! Erst nachdem Moreau, der berühmteste Kupferstecher seiner Zeit, dies günstige Urtheil seines Vaters bestätigt hatte, glaubte der junge Vernet an die Wahrheit des väterlichen Ausspruchs.

Von nun an gab Carle Vernet seine früheren Grillen wegen des Klosterlebens völlig auf und ward wieder, wie früher, ein lebenslustiger Weltmann, den man überall gern sah. Der Herzog von Orleans würdigte ihn seines näheren Umgangs und schenkte ihm sein ganzes Vertrauen; Carle Vernet durfte bei keiner Jagdpartie fehlen; derselbe bestellte auch sofort bei dem jungen Künstler ein Jagdgemälde, welches nämlich das Treibjagen darstellen sollte, das er mit seinem Sohne, dem Herzog von Chartres, dem heutigen König der Franzosen, veranstaltet hatte. Der Herzog bezahlte das Bild mit 1000 Franken; es befindet sich in der Privatgallerie des Palais-Royal. Die beiden Hauptfiguren, die Herzoge von Orleans und Chartres zu Pferde, sind trefflich ausgeführt.

Im Jahr 1787 heirathete Carle Vernet die Tochter des Kupferstechers Moreau, nachdem er kurz zuvor die natürlichen Blattern gehabt, die ihn schrecklich entstellt hatten. Im folgenden Jahre beendete er seinen Paulus Aemilius. Dieses Gemälde, welches ganz den Stempel jener Zeit trägt, aber dennoch vortreffliche Einzelheiten aufzuweisen hat, verschaffte dem jungen Vernet im Alter von 30 Jahren die Aufnahme in die französische Akademie, deren Mitglied sein Vater seit 1752 war. Nach dem damals üblichen Ceremoniel wurde der Aufzunehmende von einem Huissier in den Sitzungssaal geführt und jedem einzelnen Mitgliede besonders vorgestellt. Als Carle Vernet bis zu seinem Vater gekommen, vergaßen beide die Regeln der Etikette, welche eine stumme, höfliche Verbeugung dem Aufzunehmenden vorschrieb; Vater und Sohn stürzten sich einander in die Arme und die ganze Versammlung beklatschte das rührende Schauspiel. Seit der Gründung der Akademie unter Ludwig XIV. war dies der erste Fall, daß Vater und Sohn zu gleicher Zeit auf ihren Bänken saßen. Leider genossen die beiden Vernet's dieses Glück nicht sehr lange. Joseph Vernet starb im J. 1789, im Alter von 76 Jahren, aber noch in der vollen Kraft seines Talents. Dieser Tod vereitelte ein Vorhaben, dessen Resultate gewiß erfreulich und merkwürdig geworden wären. Vater und Sohn hatten nämlich beschlossen, ihre gemeinschaftlichen Kräfte zu vereinen und in einem großen Gemälde den Durchgang der Juden durchs rothe Meer darzustellen; Joseph sollte das Meer und Carle die Figuren malen.

Bald nach dem Tode seines Vaters brach die französische Revolution aus, welche Carle Vernet Anfangs mit Freuden begrüßte, obschon seine Arbeiten offenbar darunter litten; als aber später das Revolutionstribunal seine Freunde und Verwandte aufs Schaffot schickte, ward Carle ein abgesagter Feind aller gewaltsamen Neuerung; er nahm jedoch an den damaligen Parteikämpfen wenig oder gar keinen Antheil; Charaktere wie der seinige vertragen sich nie mit der Politik. In den Jahren 1789 bis 1792 arbeitete er ein großes Gemälde aus, das Leichenbegängniß des Patroklus darstellend, welches ein Gegenstück zu seinem Triumphzug des Paulus Aemilius abgeben sollte. Composition und Ausführung dieses Bildes sind schwach und verrathen deutliche Spuren der peinlichen Verhältnisse, unter denen die Arbeit angefangen und vollendet wurde. Das Gemälde ist jezt im Besitz der Gebrüder Delessert, wovon der eine heutzutage Polizeipräfect und der andere einer der reichsten Banquiers von Paris und Deputirter ist.

Von 1792 an trennte sich Carle Vernet völlig von den Revolutionairs; er nahm seinen Abschied als Capitain von der Nationalgarde und lebte so zurückgezogen als möglich. Er bewohnte mit seiner Frau und seinen zwei Kindern einen Flügel im Louvre. Als das Volk am 10. August die Tuilerien stürmte, glaubte er sich und seine Familie dort nicht mehr sicher; er macht Anstalten, sie anderswo unterzubringen; in Begleitung seiner Frau, welche ihre kleine 4½ Jahr alte Tochter an der Hand führt, verläßt er das Louvre und richtet sich über den Carousselplatz nach der Rue du Coq St. Honoré zu; er selbst hat seinen jüngsten Sohn auf die Schulter genommen und eilt so, Sicherheit zu gewinnen. Da er aber aus dem Schlosse kam, so hielten ihn einige Leute vom Volk für einen königlichen Aufseher und Aristokraten, der sich retten wolle, und schossen nach ihm. Carle wurde an der rechten Hand verwundet, worauf gerade sein junger, damals drei Jahre alter Sohn ruhte, der jezt als Horace Vernet berühmt ist. Carle sezt mit der größten Kaltblütigkeit seinen Weg fort und sagt erst, daß er verwundet sey, als er seine Familie bei seinem Schwiegervater in Sicherheit sieht, der in der Rue du Coq wohnte.

Ein anderes Ereigniß versezte den Künstler bald darauf in tiefe Betrübniß; der Wohlfahrtsausschuß verurtheilte nämlich seine Schwester, Emilie Vernet, die Gemahlin des Architekten Chalgrin, der den Plan zum Triumphbogen an der Barriere de l'Etoile entworfen und die ersten Arbeiten desselben geleitet, zum Tode, weil sie eine geheime Correspondenz mit den emigrirten Prinzen befördere und unterhalte. Carle bietet Alles auf, um seine geliebte Schwester zu retten; vergebens, das Revolutionstribunal ist unerbittlich. Endlich macht er noch einen Versuch, indem er sich zu dem Maler David, seinem früheren Ateliersgenossen, der damals in großer Gunst bei Robespierre stand, begibt und ihn beschwört,

sich zu Gunsten der Tochter Joseph Vernet's beim Dictator zu verwenden. David war gerade in seinem Atelier mit Malen beschäftigt; er hört die unter Thränen und Schluchzen vorgebrachte Bitte Carle Vernet's ruhig an und erwiedert dem Unglücklichen, ohne sich weiter in seiner Arbeit stören zu lassen: Je n'ai que faire d'aller importuner Robespierre; le tribunal est juste. Am folgenden Morgen, am 6. Thermidor, wurde Madame Chalgrin, eine der schönsten, geistreichsten Frauen ihrer Zeit, vor der Porte Saint Antoine hingerichtet.

Unwahr ist es, was einige französische Blätter berichtet, daß David das Begnadigungsschreiben der Madame Chalgrin in seiner Tasche hatte, und sich erst desselben erinnerte, nachdem die Hinrichtung geschehen war; der eigentliche Antheil Davids an dem Tode dieses interessanten Opfers erstreckt sich nicht weiter, als wie wir eben erzählt haben.

(Der Beschluß folgt.)

Nachrichten vom Februar.

Alterthümer und Ausgrabungen.

Zürich, 7. Februar. Bei Irgenhausen, unweit Pfäffikon, im Canton Zürich, hat man Spuren von römischen Bauwerken aufgefunden.

London. Das britische Museum sucht den Koloß des Sesostris, welcher sich unter den Trümmern von Memphis befindet, ausgraben und nach London bringen zu lassen.

Kupferstiche.

London, 22. Januar. Im Jahr 1836 erschienen in England 98 Kupferstiche, worunter 48 Porträts, von denen 17 mit dem Grabstichel, 16 in Mezzotinto, 15 in Kreidemanier, Aquatinta u. s. w. ausgeführt waren.

Ein schönes Porträt des berühmten Dichters Th. Moore, nach Malvany, einem Irländer, wird gegenwärtig von Ward gestochen.

Zu den schönen Memorials of Oxford, zu denen Le Keux so treffliche Platten geliefert hat, werden nun, als Gegenstück, Memorials of Cambridge erscheinen.

Paris, 18. Februar. Hr. Tavernier arbeitet gegenwärtig an einem Stiche nach einem Gemälde Roqueplan's: Jean Jacques (Rousseau) und die Kirschen.

Neue Kupfer- und lithographische Werke.

Leipzig. Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen. Zweite Abtheilung, die Königl. preußische Provinz Sachsen enthaltend. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. C. Puttrich, unter besonderer Mitwirkung von G. W. Geyser d. J., Maler. 1ste u. 2te Lieferung. Leipzig, auf Kosten des Herausgebers. 1836. Fol. Enthält die allgemeine Einleitung und die Denkmale von Merseburg. 9 lithogr. Bl. und 26 S. Text.

Die zweite Lieferung der ersten Abtheilung, welche die Denkmale des Königreichs, des Großherzogthums und der Herzogthümer Sachsen Ernestinischer Linie, die Herzogthümer und Fürstenthümer Anhalt und Schwarzburg umfaßt, ist ebenfalls 1836 erschienen und enthält den Beschluß der Beschreibung der Kirche von Wechselburg.

Halberstadt. Der Dom zu Halberstadt, seine Geschichte Architektur, Alterthümer und Kunstschätze, durch Text, einen Stahlstich und sechs radirte Blätter versinnlicht und herausgegeben von Dr. G. F. Lucanus in Halberstadt. Halberstadt, bei dem Verfasser; Berlin, bei G. Gropius. 1837. Fol.

Weimar. Köpfe aus Gemälden vorzüglicher Meister, nach sorgfältig auf den Originalen durchgezeichneten Umrissen in der Sammlung von Louise Seidler. Zum Gebrauche für Zeichnenschulen lithographirt von J. J. Schmeller. Erste Lieferung, enthaltend 6 Köpfe nach Simon Martini, Masaccio, Rafael und Dom. Ghirlandajo. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1836. gr. Fol. — Sehr brauchbar für Anfänger im Köpfezeichnen.

Magdeburg. Der Todtentanz oder der Triumph des Todes. Nach den Original-Holzschnitten des Hans Holbein von C. H. (C. Helmuth). Magdeburg, gedruckt bei Robrahn u. C. Diese auf Stein gravirten Umrisse sind nicht nach den Original-Holzschnitten, sondern, wie der Verfasser im Vorwort selbst sagt, nach der Mechel'schen Ausgabe vom J. 1780 gefertigt. Beigedruckt ist der Text der Deunker'schen Ausgabe von 1544.

Coblenz. Malerische Ansichten des Rheins und der Lahn. Nach der Natur gezeichnet von Carl Bodmer, in Aquatintamanier gestochen von C. Bodmer, Ruef, Salathé, Himely, Martin u. A. Coblenz. Hölscher. 1836. gr. Fol. 1ste Lieferg. enthält Drachenfels. Köln, Bonn; 2te Lieferg. Stolzenfels, Godesberg, Bingen.

Das Moselthal zwischen Coblenz und Trier, gez. von Bodmer, in Aquatinta von Verschiedenen. Coblenz. Hölscher. 1836. fl. 4. 50 Ansichten mit Erläuterungen von Seidler.

Trier. Römische, byzantinische und germanische Baudenkmale in Trier und seiner Umgebung, herausgegeben von dem Architekten Chr. Wilhelm Schmidt. 1ste Lieferung: die Liebfrauenkirche in Trier, in 10 Lithographien mit erläuterndem Text von dem Gymnasialdirector J. H. Wyttenbach, dem Domcapitular J. G. Müller und dem Herausgeber. Trier, 1836. In Commission bei J. J. Linz. Preis 4 Rthlr.

Nürnberg. Friedrich Wagner, Gallerie zu Lommel's altem Franken. 1s Heft mit vier radirten Blättern, sammt erläuterndem Text.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 93.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 19. April 1837.

Anaxagoras. Plutonisch grimmig Feuer,
Aeolischer Dünste Knallkraft, ungeheuer,
Durchbrach des flachen Bodens alte Kruste,
Daß neu ein Berg sogleich entstehen mußte.
Thales. Was wird dadurch nun weiter fortgesetzt?

Goethe.

Ueber die Bildung der Gebirge.

Von Professor F. Fischer.

Die Leser des Morgenblatts sind schon hin und wieder mit der Urgeschichte unseres Erdballs vor der jetzigen Schöpfungsperiode unterhalten worden, und es muß auch wohl die in den Gebirgen versteinerte Geschichte einer Zeit, wo noch kein Zeuge lebte, jeden Denkenden höchlich interessiren. Sie haben schon von der Entstehung der Urgebirge durch Krystallisation aus feurigflüssigem Zustande gehört; es ist die Rede gewesen von dem Niederschlag der Flötzgebirge aus wässerigter Auflösung; es sind die verschiedenen, in den Flötzgebirgen begrabenen Schöpfungen mit ihren wunderlichen, grotesken Formen beschrieben worden. Diese Vorstudien vorausgesetzt, machen wir unsere Leser auf die verschiedenen Physionomien der Gebirge aufmerksam: wie sie zu Berg und Thal sich heben und senken, wie sie zu Gebirgshöhen und Wänden anstehen und abfallen, wie sie ihre Riesenglieder dehnen und strecken, bald mit langen, breiten Rücken sich erheben, bald wogenförmig sich hintereinander aufthürmen, bald aderförmig auslaufen und sich in einander verzweigen und verschlingen, bald kuppenförmig aufstoßen; hier breite, lange Thäler in ihrem Schoße tragen, dort nur engen, vielgewundenen und verschlungenen Schluchten Raum lassen, dort endlich bloß in senkrechte, schroffe Spalten zerspringen. Die Physionomie eines Gebirges steht in innerem Zusammenhang mit der Gebirgsart, woraus dasselbe besteht, so daß ein geübtes Auge auf Stunden weit aus der bloßen Form der Berge ihren Inhalt, aus ihrer Gestalt die Gebirgsarten, woraus sie bestehen, angeben kann. Indessen, so verschieden auch die Formen und Physionomien der verschiedenen Gebirgsarten seyn mögen, so deuten sie dennoch alle auf eine und dieselbe Katastrophe, wodurch Berg und Thal entstanden, indem diese Katastrophe nur die verschiedenen Gebirgsarten auf verschiedene Weise betroffen, und so jede wieder in andern Formen und Gestalten zu Bergen aufgethürmt und zu Thälern eingesenkt hat.

Der Begriff dieser Katastrophe wird gewaltig und kühn gefaßt werden müssen: denn man begreift wohl, daß wir mit einem gewöhnlichen, bescheidenen Mittel nicht im Stande wären, himmelhohe Gebirge, hunderte von Meilen weit, emporzurichten, die kolossalen Gebirgswände gleich erstarrten Wogen aufzuthürmen und gleich Wellen an Wellen hintereinander zu wälzen, von dem Hauptzuge des Gebirges aus Zweige und Adern, Meilen weit, in den verschiedensten Richtungen zu treiben und sich in einander schieben und verzweigen zu lassen. Wir bedürfen einer ganz ungeheuern Gewalt, um die ursprünglich regelmäßige und horizontale Schichtung der Erdrinde, wovon noch so

manche schöne Ueberreste zurückgeblieben sind, zu durchbrechen und in Schluchten und Thäler zu zersprengen, die Bruchstücke hier himmelhoch aufzurichten, dort unter Tag zu versenken, thurmhohe Schichtenlagen in schiefen Ebenen zu legen oder auch wohl geradezu auf den Kopf zu stellen, ganze Gebirge endlich zu zermalmen und in Schutt zu zersplittern, diesen abzurollen und wieder zu verkitten, mit diesem Schutte ganze Thäler und Ebenen auszufüllen oder ihn auch wieder zu Hügeln, ja zu hohen Gebirgen aufzuwerfen. Auf der Erde — das ahnen kühnere Leser vielleicht schon selbst — werden wir wohl kaum den außerordentlichen, zu dieser Katastrophe nöthigen Hebel finden, und unsere Hypothese wird sich demnach über die Grenzen des irdischen Erfahrungskreises versteigen müssen. Leicht möchte sie dadurch dem bedenklichen Geologen vom Fach zu kühn ausfallen; — daher bietet sie der Verfasser zunächst dem Laien, mehr zu spielender und unterhaltender Deutung der wunderlichen, schweigsamen Gesichter der Gebirge, mit denen der Freund der Natur so gerne sich unterhält.

Der erste gründlichere Blick, welchen die Naturwissenschaft durch Werner in die Struktur der Flötzgebirge that, zeigte, daß sie sich aus einer wasserflüssigen Auflösung in einer Reihe horizontal über einander gethürmter Schichten niedergeschlagen haben mußten. Für den Ursprung aus wässerigter Auflösung sprachen unverkennbar die versteinten Ueberreste einer ungemein zahlreichen Schöpfung von Seethieren. Schon dieser Ursprung brachte es mit sich, daß die Flötzgebirge, wo es immer durch die Beschaffenheit der Unterlage möglich war, sich in horizontalen Schichten gebildet; was sich denn auch durch den Anblick bestätigte, indem diese Gebirge, wenigstens einem großen Theile nach, langhinziehende Mauern regelmäßig übereinander gelagerter, ziemlich genau horizontaler Schichten bilden, oder, wo sie auch von der horizontalen Lage abweichen, großentheils wenigstens regelmäßig geschichtet sind. Ein zweiter Blick in die Struktur dieser Gebirge zeigt indeß eben so unwidersprechlich, daß sie sich nicht mehr an dem Orte ihrer ursprünglichen regelmäßigen Ablagerung befinden, sondern durch eine gewaltsame Revolution an ihren jetzigen Ort versezt worden seyn müssen. Denn einmal bleibt es immerhin unbegreiflich, wohin die ungeheure Masse Wassers gekommen seyn sollte, welche die Erde wenigstens bis zu der Höhe, welche die Flötzgebirge erreichen, und bis wohin sich die versteinten Ueberreste von Wasserthieren erstrecken, bedeckt haben müßte. Sodann braucht man die Struktur dieser Gebirge nur genauer anzusehen, um, neben den umfassenden und sich zum Theil weit ausdehnenden Ueberresten ihrer ursprünglichen, regelmäßigen Ablagerung, unverkennbare Spuren einer durchgreifenden, an den verschiedensten Punkten hervortretenden gewaltsamen Zerstörung und Umstürzung der ursprünglich regelmäßigen Schichtung zu entdecken. Denn fast eben so häufig, als die horizontale Erstreckung der Schichten, kommt es vor, daß sie sich nach den verschiedensten Seiten und Richtungen hin einsenken. Bald krümmen sich hohe Schichtenmauern und bilden ungeheure Bogen und Joche, bald bricht eine Schichtenreihe ab und stürzt nach einer mehr oder weniger senkrechten Richtung ein, bald richtet sich eine Schichtenmasse auf und läuft als ein hervorragender, aufrechter Kamm an dem Gebirge aufwärts oder in Zacken und Gräten über seine Seiten, selbst über seine Höhen weg, bald zerfällt das ganze Gebirge in eine Masse bloßer Trümmer und Schutt. Namentlich an dem Fuß hoher Gebirge erstreckt sich dieser Schutt weit hin und bildet Hügel und Ebenen, welche ihre Entstehung fast unverkennbar einer mit diesem Schutte von dem Gebirge abstürzenden ungeheuren Fluth verdanken. Die Thäler der Flötzgebirge endlich stellen sich nicht selten durch die Korrespondenz der Schichten auf beiden Seiten als Sprünge und Spalten in der ursprünglich zusammengehangenen Schichtenmasse dar. Um diese Widersprüche der Flötzgebirge: einerseits ihre einstige Wasserbedeckung, andernseits ihre jetzige theilweise Höhe über jeder möglichen Erhebung des Meeresspiegels, einerseits ihre regelmäßige Schichtung, andernseits ihre Umstürzung und Zertrümmerung zu erklären, muß offenbar eine gewaltsame Versetzung derselben von dem Orte ihrer ursprünglichen Entstehung und ihres ruhigen Niederschlags angenommen werden.

Diese Widersprüche sind nun allerdings der neuern Geologie nicht entgangen, und die Wissenschaft befindet sich nicht mehr in Verlegenheit, dieselben zu erklären vermittelst der neuerdings wohl beinahe allgemein angenommenen Hypothese einer vulkanischen Erhebung der Flötzgebirge von ihrem ursprünglichen Ablagerungsorte, welcher an die Oberfläche der Erde und unter den Spiegel des damaligen Meeresstandes versezt wird. Dieser gewiß sehr schöne Gedanke gehört bekanntlich dem deutschen Naturforscher, Leopold v. Buch, dem er sich auf seinen Wanderungen in den Tyroler Alpen aufgedrungen. „Schon vor vielen Jahren,“ so äußert er sich selbst hierüber, „kam ich zu der Ansicht, daß die ganze Kette der Alpen, zum wenigsten alle Strecken in denen Kalkgestein herrscht, durch die Bildung des Augitfelsens erhoben worden, und bin überzeugt, daß Niemand dieser Ansicht entgegen seyn kann, der das südliche Tyrol sorgfältig studirt. Der Augitfels hat alle sich seiner Erhebung entgegensetzenden Gesteinlagen durchbrochen, und bildet so gewissermaßen einen ungeheuren Gang, dessen Richtung die Richtung des Gebirgszuges ist. Er erhebt zuerst die Schichten des rothen Porphyrs, dann des Sandsteins und nach

diesen die Kalkflötze, welche auf die auffallendste Art umgestaltet, verdreht und aufgerichtet sind."

(Die Fortsetzung folgt.)

Gretna Green.

(Fortsetzung.)

Paisley erlebte im Jahre 1790 den Schmerz, sein Haus mit Allem, was darin, durch eine Feuersbrunst zu verlieren, von welcher die Geistlichkeit behauptete, daß sie eine Strafe Gottes, Paisley, daß sie das Werk eines geistlichen Brandstifters, und die Nachbarschaft, daß sie Folge der Nachlässigkeit eines am Abende vorher von Paisley getrauten und in den Flammen umgekommenen Ehepaares sey. Paisley rettete nebst Frau und Magd kaum das nackte Leben und wandte sich von der Stätte seines eingeäscherten Besitzthums nach Springfield, wo der Freund seines Busens, der schon erwähnte David oder Daniel Laing, meist schlechtweg der alte Grobschmied genannt, ihn gastfrei an seinem Herde aufnahm. Paisley setzte hier sein Traugewerbe fort, bis er schon nach Verlauf von zwölf Monaten ein eigenes Haus in Springfield bezog, das er gleich dem frühern mit einem Kram ausstattete und bei seinem, die Geistlichkeit sagt unseligen, seine Enkelin versichert, sanften und seligen Hinscheiden im Jahre 1814 an diese Enkelin vererbte. Der Ehemann derselben, John Elliott, betrieb, als ich ihn sah, Handel und Gewerbe in der ursprünglichen Weise, und auch das Haus trug alle Merkmale unveränderten Bestandes.

Paisley's Freund, der alte Grobschmied, fand, während jener unter seinem Dache wohnte, am Tabak und Branntwein eben so viel Geschmack als am Trauen und an den Traugebühren, und da er, so oft die Constitution seines Hausgenossen durch ein gewisses Mißverhältniß zwischen der eigenen und der getrunkenen Kraft aus dem Gleichgewichte gerückt war, dessen Stelle zu vertreten pflegte, so dünkte es ihm, nach der häuslichen Trennung von Paisley, durchaus kein Verrath an der Freundschaft, kein Eingriff in wohlerworbene Rechte, wenn er die erlernte Wissenschaft auf eigene Rechnung ausübte. Auch zerriß das in der That den Bund der Freunde so wenig, daß vielmehr die gleichmäßige Beschäftigung ihre verwandten Gemüther wo möglich noch enger zu einander zog. Man erzählte mir von einem Vertrage, der zwischen Beiden bestanden, und — wenn ich anscheinend unparteiischen Versicherungen glauben darf — jährlich von Jedem nicht über zwei bis drei Male gebrochen worden ist, wobei noch das Charakteristische zu bemerken, daß derlei Verletzungen von beiden Theilen in stillschweigender Uebereinkunft ungerügt blieben. Artikel eins stipulirte unveränderliche wechselseitige Freundschaft; Artikel zwei enthielt das gegenseitige Versprechen unentgeldlicher Hülfleistung, wenn der eine Theil an Betreibung des Traugeschäftes verhindert wäre, und Artikel drei die feierliche Zusage, man wolle nur einen Tag um den andern abwechselnd betrunken seyn, dergestalt, daß stets Einer zum Behuf des Traugeschäfts geziemend nüchtern erfunden werde. Der jezuweilige Bruch des Vertrags berührte nie einen andern als den dritten Artikel; kein Gewerbsneid fand Raum in den Herzen der Freunde, in ungetrübter Trinklust pilgerten sie durch den Rest ihres Lebens, und mit einer Sentimentalität, die von einem Grobschmiede kaum zu erwarten, starb der Alte an demselben Tage, der seinen Freund in die Gruft bettete. Dieser rührende Seeleneinklang fand jedoch bei den als Schotten abergläubischen Springfieldern keinen Anklang. Man hätte allerdings glauben sollen, sagte mir ein Senior der Gemeinde, daß erst der Tabakshändler und gleich darauf der alte Hufschmied eines natürlichen Todes verstorben seyen, denn die Meisten von uns sahen ihre Leichen und wohnten den Begräbnissen bei, aber und der Senior nahm die blaue schottische Tuchmütze ab und faltete die Hände — aber wir müssen Alle entweder mit blinden Augen gesehen, oder der Herr sey bei uns! muß im Grabe die Verwandlung vorgenommen haben. Wenige Wochen nach der Bestattung des alten Schmieds verbreitete sich das Gerücht, sowohl bei seinem, als früher bei des Tabakshändlers Ende sey es nicht mit rechten Dingen zugegangen; unser Herr Pfarrer ordnete die Ausgrabung an und in beiden Särgen lagen halb verweste Hunde, im Sarge des Tabakshändlers ein schwarzer Spitz, in dem des alten Hufschmieds ein schwarzer Pudel. — Ob ehrlich gestorben und christlich begraben, oder durch Teufelsspuk von der Oberwelt abgeholt, jedenfalls schied David oder Daniel Laing als kinderloser Junggeselle und sein Haus kam in fremde Hände, deren Eigner durch das vermeinte Schicksal des Abgerufenen sich so wenig schrecken ließ, daß er mindestens zu der Zeit, wo ich auf einem viereckigen, über der Thüre angenagelten Brette seinen Namen, John Lowerby, las, Eisen und Liebespaare fortwährend zusammenschmiedete.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

De Pradt. Dubois.

De Pradt dachte auch daran, das Ansehen der Kirche zu befestigen, wiewohl er sich kaum noch als zur Kirche gehörig ansehen konnte. Und dennoch gefielen seine Ansichten dem

Pabste so wenig, daß einige seiner Schriften vom römischen Stuhle unter die verbotenen geschrieben wurden. Indessen erhielt sich sein Ansehen als geistreicher politischer Schriftsteller, bis zu der Julirevolution, die sein Untergang war, wie der der ältern Bourbonischen Linie; denn da die Belgier bald hernach ebenfalls ihre Revolution haben wollten, und dem ehemaligen Erzbischofe seine Pension abschnitten, die er in der That nicht verdient hatte, so wurde der Mann, der mehrere frühern Revolutionen gutgeheißen hatte, grämlich und aufgebracht gegen Revolutionen, wandte sich nun der Macht zu, und schrieb gegen die Polen, gegen die Liberalen, gegen die öffentliche Meinung, kurz jede seiner seitdem erschienenen Schriften stand im Widerspruch mit seinen frühern und mit den allgemeinen Wünschen und Gesinnungen seiner Nation. Daher wurden sie auch nur wenig gelesen, und kein Lob des geistreichen Erzbischofs erscholl mehr in den Zeitungen. Die frühern Schriften waren auch schon im öffentlichen Ansehen bedeutend gesunken, da sie Angelegenheiten betrafen, die jezt nicht mehr interessiren können, und der Verfasser darin Manches vorhersah, was nicht in Erfüllung gegangen ist. Ein schlechter Prophet hat aber einen mißlichen Stand in der Welt. Abbé Lamennais urtheilt über ihn in dem Tageblatt le Monde, de Pradt sey einer jener rührigen Geistlichen gewesen, die sich in alle Welthändel mischen wollen, und doch nichts Rechtes zu Stande bringen. Nun hat sich zwar de Pradt gerühmt, er habe zu der Restauration beigetragen, und die verbündeten Mächte bewegen helfen, die ältere Bourbonenlinie anzuerkennen und wieder auf den Thron zu setzen. Diese Behauptung wird aber nicht allgemein geglaubt; dies kann man jedoch nicht leugnen, daß er bei der Berathschlagung im Talleyrandschen Hause wegen der Wiedereinsetzung Ludwigs XVIII. zugegen war, und bei seiner Rede- und Schreibseligkeit muß er doch wohl etwas dabei gesagt haben. Das Beste, was man jezt zu seinem Ruhme thun könnte, wäre wohl, daß man die schönsten Stellen aus allen seinen Schriften herauszöge und in einer Sammlung drucken ließe; denn unstreitig hat er, so flüchtig er schrieb, Stellen, welche den bestgeschriebenen in der französischen Literatur zur Seite gesezt werden können. — Ein weit mehr betrauerter Mann, welchen Paris kürzlich verloren hat, ist der berühmte Wundarzt Dubois, ein Mann, der fünfzig Jahre lang seine Fertigkeit im Operiren zur großen Bewunderung seiner Zeitgenossen ausgeübt hat. Ein geschickter Wundarzt in einer Hauptstadt ist beinahe ein Halbgott; Alles strömt ihm zu, Alles hofft Wunder von seiner Hand, und wenn keine andere Hülfe mehr wirksam ist, rechnet man noch auf die Wirksamkeit seines kühnen Schnittes. Prinzen und Taglöhner, Reiche und Arme flehen ihn an und hoffen auf die Wunder des Mannes. Ehrenstellen, Titel, Vermögen, Alles fließt ihm zu, und er kann sich als einen wahren Retter der Menschheit betrachten. Dubois war, wie Dupuytren, wie so manche andere Männer, die seitdem berühmt geworden sind, arm, schutzlos aus der Provinz gekommen, hatte sich troz aller Hindernisse emporgeschwungen und sich durch sein großes Talent und seinen ausdauernden Fleiß eine höchst ehrenvolle Stellung erworben. Er war Professor an der medizinischen Fakultät, hatte ein außerordentlich zahlreiches Auditorium, und fast alle ausgezeichneten Wundärzte in und um Paris, ja sogar in den entfernten Provinzen sind seine Schüler. Auch strömten stets fremde Studenten, aus England besonders, zu seinen Vorträgen und zu seinen Operationen im Hospitale herbei; Alle sind seine Bewunderer geworden und ihm mit warmer Anhänglichkeit zugethan geblieben. Er war allgemein geachtet, reich und konnte ein sehr bequemes Leben führen. In den Zeitungen hat man, bei Erwähnung seines Todes, gerühmt, daß er täglich Morgens die Armen empfing, ihnen unentgeltlich Rath ertheilte und sie auch operirte. Das ist allerdings sehr löblich, aber glücklicherweise kein einzelner Fall. Es gibt hier wohl keinen ausgezeichneten Arzt oder Wundarzt, der nicht wöchentlich den Armen einige Stunden ausschließlich widmete. Ich habe klagen hören, daß Dubois etwas rauh in seiner Sprache gewesen sey. Wenn die Leute ihm ihr Leid geklagt und ihren Schaden gezeigt hatten, sagte er manchmal: „Abschneiden! kein anderes Mittel mehr!“ oder auch wohl: „Ihr kommt zu spät, dem Uebel ist nicht mehr abzuhelfen;“ und wenn sich Leute an ihn wendeten, die, ohne gerade arm zu seyn, doch in ihrem Aeußern keinen Wohlstand verriethen, pflegte er auch wohl zu fragen: „Wer wird mich aber bezahlen?“ Aehnliche Vorwürfe von Härte, Unempfindlichkeit und Eigennutz hat man fast allen großen Wundärzten gemacht; sie lassen sich durch ihren Stand entschuldigen. Ein Mann, dem jährlich einige tausend Menschen durch die Hände gehen, muß, wenn er fünfzig Jahre lang sein Amt geübt hat, gegen alle Leiden abgestumpft seyn, und würde bei großer Empfindlichkeit nicht so sicher operiren. Und was den Eigennutz betrifft, so bedenke man, daß ein geschickter Wundarzt Tag und Nacht bestürmt wird; er kann sich doch nicht Allen unentgeltlich hingeben; er steht den wirklich Armen bei, dies ist genug, von Andern ist er völlig berechtigt, Honorar zu verlangen; denn wenn sie nur wenig aufbringen können, warum wollen sie gerade von dem ersten Operateur bedient werden, zu dem die Reichen oft nur mit Mühe gelangen? warum wenden sie sich nicht an minder berühmte und auch weniger fordernde Wundärzte? Aber freilich wäre ein Wundarzt, der mit einer ungemeinen Fertigkeit und Wissenschaft unerschütterliche Geduld, große Leutseligkeit und echte Humanität verbände, beinahe mehr, als was ich oben sagte, ich meine mehr als ein Halbgott. Ich zweifle, ob ein solcher Wundermann je erscheinen wird. — Doch nun ist es Zeit, zu andern Tagesbegebenheiten überzugehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mainz, April.

Inschrift zu Gutenbergs Denkmal.

Die Gutenbergskommission hat sich endlich entschlossen, am 24sten Juni dieses Jahrs das Monument aufzurichten, und jezt definitiv die von Hofrath Dr. Müller in Göttingen verfaßte Inschrift gewählt. Es gab, ehe man über leztern Punkt zur Entscheidung kam, und auch noch nachher gar Mancherlei zu berathen und zu bedenken. Die Inschrift lautet folgendermaßen:

Vorderseite.

Joannem Gensfleisch de Gutenberg
Patricium Moguntinum
Aere per totam Europam collato
Posuerunt cives
MDCCCXXXVII.

Rückseite.

Artem, quae Graecos latuit latuitque Latinos,
Germani solers extudit ingenium.
Nunc, quidquid veteres sapiunt sapiuntque recentes,
Non sibi, sed populis omnibus id sapiunt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 40. Mittwoch, 19. April 1837.

Lyrische Dichtkunst.

Lieder von Niclas Müller, Buchdrucker in der Offizin der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Eingeleitet von Gustav Schwab. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1837.

Ein und dieselbe Person hat diese Lieder verfaßt, gesezt und gedruckt. Sie sind von der Art, daß sie die Auszeichnung verdienen, die schon in dieser Art der Veröffentlichung unter einer so berühmten Firma liegt. Der Verfasser hat den einleitenden Worten Schwabs eine kleine Selbstbiographie beigelegt. Er ist in Langenau bei Ulm geboren von armen Eltern, die andern Leuten dienen mußten. Durch Pietisten aber, mit denen sein Vater umging, und durch einige alchymistische Bücher wurde sein Geist frühe angeregt; durch Zufall lernte er Uhlands Gedichte kennen, und um Gelegenheit zu haben, noch mehr Bücher zu lesen und sich geistiger Thätigkeit hinzugeben, wurde er Buchdrucker, wanderte nach Ungarn, kehrte wieder zurück, kam nach Stuttgart, wo er in der J. G. Cotta'schen Offizin arbeitete, sein poetisches Talent im Stillen ausbildete, und mit Schwab und dessen Freunden befreundet wurde. Jezt ist er im Begriff nach England zu gehen, um sich dort in der Buchdruckerkunst zu vervollkommnen.

Die Gedichte des achtungswürdigen Jünglings tragen das Gepräge einer tiefen Gemüthlichkeit und eigner, nicht geborgter Einbildungskraft. Er widmet sich vorzugsweise der Natur:

Das Echo.

Als ich, irrend unter Buchen,
Ging so traurig in dem Hain,
In der Einsamkeit zu suchen,
Wo die Liebste möge seyn.

Rief ich unter Waldesbäumen
Sehnsuchtsvoll: wer liebet mich?
Da ertönte aus den Räumen
Süß die Antwort: Ich, Ich, Ich!

Und es heilten diese Töne
Meinen tiefen Liebesschmerz;
Jene unbekannte Schöne
Hatte nun mein ganzes Herz.

In den Thälern, in den Auen,
Auf den Bergen, überall
Hofft' ich nun ihr Bild zu schauen,
Horchte ihrer Stimme Schall.

Aber nirgends konnt' ich finden
Ihre heißersehnte Spur,
Und es zog mich aller Winden
In die Ferne tiefer nur.

Aber wo ihr Ton mich lenkte,
Ward mir immer leicht die Brust;
Was mir nicht ihr Anblick schenkte,
Gab mir doch der Ahnung Lust.

Denn in jedem neuen Haine
Rief mir Antwort solcher Ton,
Jedes kleine Thal hatt' eine
Liebste mir bereitet schon.

Und weil ich der Liebe Klagen
Nun so süß gestillet fand,
Fing es endlich an zu tagen
In des Herzens Dämmerland.

Und ich fühlte heißes Brennen
Stets gestillt auf grüner Flur,
Und so lernt' ich endlich kennen
Die Geliebte, die Natur.

Und von nun an will ich singen
Von der Schönen, die mich liebt,
Und wird mir ein Lied gelingen,
Ist's nur sie, die mir es giebt.

Das innige Versinken des Gemüths in die Natur, der geheime Verkehr der Seele mit dem Zauber der Natur, die Verwandtschaft gewisser Seelenzustände mit der äußern Scenerie der Natur sind die ältesten und reinsten Quellen der Poesie, und sie waren für unsern Dichter noch nicht erschöpft. Viele seiner Empfindungen erscheinen in dieser Beziehung noch eben so neu, als schön, z. B.:

Auf der Höhe.

Ihr Lüftlein, weht um meine Brust
So kühl auf dieser Höh',
Mit eurem Spiel in froher Lust
Verweht ihr all mein Weh.

Ich kehre, frei von meinem Schmerz,
Zurück in's enge Thal;
Dort oben treibt ihr euren Scherz
Mit meiner Sorgenqual.

Der Tannenbaum.

Schlanke Tanne, trägst den Gipfel
Zu den Wolken hoch und hehr,
Und bewegest deine Wipfel
Stolz im Winde hin und her.

Wohl darf ich das Haupt erheben
Ueber andre Bäume stolz,
Denn ich bin für's Menschenleben
Gar ein vielbedeutend Holz.

Denn mein Gipfel gibt die Wiege
Für ein neues Dichterkind,
Darum schauk' und darum biege
Ich so lustig ihn im Wind.

So ein Holz, das Stürme schaukeln,
Taugt vor allen gut dazu;
Träume werden es umgaukeln,
Wiegen ein in süße Ruh.

Und mein Stamm, der fest und stille
In die Erde bohret sich,
Gibt die Bretter zu der Hülle
In dem kühlen Grab für dich.

Drum im Herzen still bewahre,
Was du hast an mir gesehn;
Denke: daß oft Wieg' und Bahre
Nahe bei einander stehn.

So auch das sinnreiche

Frühlingslied des Todtengräbers.

Nun grünet Wald und Wiese,
Die Blumen alle sind erwacht,
Mein Todtengarten steht in Pracht,
Gleich einem Paradiese;
Nur unten in der Erde Schooß
Da schlummern Alle, Klein und Groß,
In Dunkel noch geborgen,
Bis an den großen Morgen.

Wie freu' ich mich der Wonne,
Wann einst die Saat, die ich gesät,
Zu neuem Leben aufersteht
In ew'ger Frühlingssonne!
Bald sink' auch ich in's kühle Grab
Zu meinen Leichen all hinab rc.

Zu den schönsten Gedichten der Sammlung gehört auch das

Wanderlied.

Ich gehe, Stadt, um deine Mauer,
Der Fußpfad soll mich seitwärts führen:
Es hält mich ab ein süßer Schauer
Von deinen Fenstern, deinen Thüren.

Ich bin schon einmal drin gewesen,
Da hat ein Zauber mich bestricket,
Von so viel schönen, jungen Wesen,
Die aus den Fenstern dort geblicket.

Ein Wanderer in Sommertagen
Mit schwerer Bürde auf dem Rücken,
Sollt' er noch so viel Liebe tragen,
Müßt' ihn die Last zu Boden drücken.

Ferner die zwei kleinen lieblichen Liedchen:

Herzens-Flug.

Wie kommt's, mein Herz, wie kamst du zu dem Fliegen,
Wer hat die neue Gabe dir geschenkt,
Daß du bald hohe Berge hast erstiegen,
Und bald in tiefe Thäler dich gesenkt?

„Die Liebe lieh mir ihre schnellen Flügel,
Die tragen hoch mich wie des Sturmes Wind;
Nun flieg' ich über Berge fort und Hügel,
Und sink' in Thäler wie ein Zephyr lind."

* * *

Beginn den Flug noch einmal, Herz, zu schauen
In jenes Thal nach ihrem kleinen Haus,
Und wenn sie dann zum Himmel blickt, dem blauen,
Zu ihrem Fenster liebebleich hinaus:

So senke dich als eine fromme Taube
Hernieder auf das strohbedeckte Dach,
Und girre bei der Nacht, damit sie glaube,
Die Liebe sey zu jeder Stunde wach.

Das sind echte lyrische Klänge, und wir würden deren noch mehrere anführen können, wenn es der Raum gestattete. Natürlicherweise sind nicht alle Lieder gleich ausgezeichnet, in einigen ist Bild und Gedanke weniger ansprechend, in andern ist der Vers zu leicht behandelt, z. B.:

Das Wolkenschloß.

Es sprachen mitsammen die Lüfte:
Wir wollen uns bauen ein Haus;
Wir machen mit Flammen die Düfte,
Und bauen ein Schloß daraus.

Sie raffen mit mühendem Sorgen
Zusammen nun jeglichen Duft,
Und schaffen mit frühendem Morgen,
Am Abend da ziert's die Luft.

Der Wind, es erblickend, ihr Vater,
Sah, daß es der Erde gefiel,
Geschwind es erdrückend ihr, trat er
Hinein in der Kinder Spiel.

Nun gingen darüber die Straßen,
Dem Donner und Blitze zur Bahn,
Da fingen gar über die Maßen
Die Kinder zu weinen an.

Hier ist das Bild doch etwas unklar und der dritte Vers in der Form hart. Indeß sind originelle Bilder, wenn auch unklar, und ungewohnte Formen, wenn auch hart, immer die Kennzeichen des jungen, noch nicht ganz durchgebildeten, aber kräftigen und echten Dichtergeistes, und für den Kenner erquicklicher als die klaren, aber gemeinen Bilder und glatten, aber seelenlosen Verse, die durch eine Unzahl von Nachahmern in der neuern Lyrik so häufig geworden sind.

Länder- und Völkerkunde.

11) Kurzgefaßte Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten evangelischen Missionäre, nebst einer Uebersicht der Ausbreitung des Christenthums durch die Missionen. Herausgegeben von C. Ch. G. Schmidt. Erstes Bändchen. Leipzig, Hinrichs, 1836.

Eine gedrängte und übersichtliche Geschichte der sämmtlichen, aus dem Schooß der neuen Kirche hervorgegangenen Missionen, im Gegensatz gegen die ältern der Jesuiten. Das Wirken so vieler Männer unter Entbehrungen und zum Theil Gefahren in den entlegensten Welttheilen und unter den fremdesten Völkern hat etwas Rührendes und Erhebendes. Dieses Wirken geht nicht von einer geschlossenen Gesellschaft aus, wie die der Jesuiten war, sondern von freiwillig Associirten in allen Himmelsgegenden, die Kosten werden bestritten durch freiwillige Beiträge, das Missionsamt selbst wird lediglich übernommen durch Freiwillige. Hier fallen auch alle die politischen Nebenabsichten weg, die einst die Gesellschaft Jesu verfolgte. Je uneigennütziger und apostolischer aber die evangelischen Missionen bisher waren, um so mehr wollen wir ihnen wünschen, daß sie es bleiben, und daß sie nicht im Glück und bei allzu glänzenden Erfolgen degeneriren. Sie sind in einigen Südseeinseln bereits zur politischen Herrschaft gelangt, und viele Reisende haben schon geglaubt, daß dies eine Klippe für sie geworden sey, indem sie die Demuth und Stille und den Freudenmangel des äußern Lebens, die immer nur freie Wahl seyn sollen, den ehemals so muntern Südsee-Insulanern gewaltsam aufgedrungen hätten.

Wir erhalten folgende Uebersicht der Missions-Gesellschaften:

In Großbritannien und Irland.

Die Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß, seit 1701, hat Missionäre in Ostindien.

Wesley-Methodistische Missions-Gesellschaft, s. 1786, hat Miss. in West- und Südafrika, auf Ceylon, in Ostindien, in den Ländern des mittelländischen Meeres, in Australien, im südlichen stillen Meere und in Westindien.

Baptisten-Missions-Gesellschaft, seit 1792, hat Miss. auf Ceylon, in Ost- und Westindien und im indischen Archipelagus.

Londoner Haupt-Missions-Gesellschaft, s. 1795, hat Miss. in Südafrika und auf den afrikanischen Inseln, in Ost- und Westindien, auf der malayischen Halbinsel, im Mittelmeere, in Sibirien, in China, im indischen Archipelagus und im südlichen stillen Meere.

Schottische Missions-Gesellschaft, s. 1796 — im asiatischen Rußland und in Ostindien.

Kirchliche Missions-Gesellschaft in Schottland, s. 1801 — in Ostindien.

Missions-Gesellschaft zu Glasgow, in Südafrika.

Kirchliche Missions-Gesellschaft in London, s. 1800 — in Westafrika, auf Ceylon, in Ostindien, im Mittelmeere, in Australien und unter den Indianern in Nordamerika.

Londoner Gesellschaft zur Bekehrung der Juden, s. 1818 — im Mittelmeere. (Besonders eifrig wirkt gegenwärtig als Judenbekehrer der Miss. Joseph Wolff, selbst ein geborner Jude.)

Allgemeine Baptisten-Missions-Gesellschaft, seit 1816 — in Ostindien.

Ueberdies unterhält auch die britische und ausländische Bibel-Gesellschaft, seit 1804 mehrere Miss. im Mittelmeere.

Auf dem Festlande von Europa.

Missions-Gesellschaft der Brüdergemeine zu Herrnhut, s. 1732, hat Miss. in Südafrika, in Westindien, in Süd- und Nordamerika, in Labrador und Grönland.

Basler Missions-Gesellschaft, s. 1816 — in Westafrika, in Ostindien, im asiatischen Rußland und Persien.

Berliner Missions-Gesellschaft, s. 1823 — in Südafrika. (Eine Missions-Schule wurde ebendaselbst vom Prediger Jänike schon im Jahr 1800 gestiftet.)

Desgl. Verein zur Bekehrung der Juden, s. 1822.

Rheinische Missions-Gesellschaft, s. 1829 — in Südafrika und auf Borneo.

Niederländische Missions-Gesellschaft, s. 1797 — im ind. Archipelagus.

Französ. protestantische Missions-Gesellschaft zu Paris, s. 1723 — in Südafrika.

In Asien ist außer der Baptisten-Missions-Gesellschaft zu Serampore (den Dänen gehörig) in Ostindien, seit 1799, welche eine bedeutende Anzahl von Missionären ebendaselbst unterhält, noch der Missions-Verein und das Lehrer-Seminar, oder Bischofs-Collegium, in dem der britischen Herrschaft unterworfenen Ostindien, zu Kalkutta, zu bemerken, eine Stiftung, die von der Londoner Missions-Gesellschaft ausgegangen, mit ihr in Verbindung steht, und vornämlich zur Bekehrung der Hindus bestimmt ist. Auch besteht seit 1808 in Malakka eine anglo-chinesische Mission, und seit 1818 ein anglo-chinesisches Collegium.

In Afrika ist ein Missions-Seminar in Sierra-Leone gegründet worden, das zunächst die Bekehrung der benachbarten Negerstämme zum Zweck hat — und auch in Australien oder Südindien besteht auf Otaheiti bereits seit 1818 eine eigene Missions-Gesellschaft für die zahlreichen Inseln der Südsee.

Zulezt aber müssen wir noch der nordamerikanischen Missions-Gesellschaften. die seit mehr als 20 Jahren mit den alt-englischen rühmlich wetteifern, mit gebührender Anerkennung gedenken.

Vorzüglich thätig beweisen sich fortdauernd die Allgemeine Missions-Gesellschaft — seit 1810 — und die bischöfliche Missions-Gesellschaft, die eine große Anzahl Missionäre nicht nur unter den Indianern, in Amerika selbst, sondern auch auswärts in der Südsee auf den Sandwichs-Inseln, und in den entferntesten Gegenden, in Afrika, im Mittelmeere, in Griechenland und auf den griechischen Inseln, in Ostindien und China, unterhalten, und eigene Druckereien auf Hawaii und Malta und in Bombay haben, aus denen bereits eine Menge Bibeln in mehreren Sprachen hervorgegangen sind. Auch an Missions-Seminarien fehlt es nicht; unter andern befindet sich ein solches in Boston.

Noch theilen wir hier eine andere Uebersicht der evangelischen Heidenmissionen mit, die einer englischen Zeitschrift vom Jahr 1834 entnommen ist, und von welcher versichert wird, daß sie mit der größten Sorgfalt abgefaßt sey. Sie gibt zugleich einen Ueberblick der Stationen und Schulen in den verschiedenen Ländern, wo die Missionäre gegenwärtig in Thätigkeit sind.

Länder	Missionäre	Stationen	Schulen
West-Afrika	22	15	20
Süd-Afrika und die Inseln	77	52	118
Am Mittelmeere	43	25	22
China und Ostindien . . .	148	105	765
Ceylon u. die ostind. Inseln	47	28	234
Australien und Polynesien	59	58	1122
Süd-Amerika u. Westindien	162	118	23
Nord-Amerika u. Grönland	100	56	41
Summa	658	455	2345

Unter den Biographien einzelner ausgezeichneter Missionäre ist die des Herrn Schwarz, der in Ostindien und namentlich am Hofe Tippo Saibs eine sehr ehrenvolle Stelle einnahm, die anziehendste.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 94.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 20. April 1837.

— Liberty plucks justice by the nose.

Shakespeare.
Measure for measure.

Gretna Green.

(Beschluß.)

Wie sehr indessen auch die nah bei einander gelegenen vier Trauungsanstalten in Bezug auf Eleganz und Respektabilität sich unterscheiden, die wesentlichen Requisiten haben sie unter sich gemein. In jeder gibt es Fremdenzimmer; beim Zöllner an der Sarkbrücke zwei, in Gretna-Hall sechs, bei Elliott und Sowerby bei Jedem eins; und der Witz derer, die hier gehaust, hat allenthalben in gereimter und ungereimter Rede an Fenstern und Wänden sich ausgelassen; Lob des betreffenden Wirths und mysteriöse Anspielungen bilden den Hauptinhalt. Dann führt jeder Wirth, wie schon angedeutet, ein genaues Trauregister, und da die Parteien sich eigenhändig einschreiben, so würde die Durchsicht gewiß unterhaltend und der Besitz eines solchen Buchs für einen Autographen- oder Curiositätensammler von unermeßlichem Werthe seyn, wenn nicht alle vier Wirthe ihre Trauregister als heilige Geheimnisse bewahrten. Endlich hat Jeder erforderlichen Falls einen Stellvertreter, der Zöllner in der Person eines Schneiders, der Wirth von Gretna-Hall in seinem Sohne, Elliott in einem Schuhmacher und Sowerby in seinem Schmiedgesellen. Wider diese Substitutionen ist durchaus nichts einzuwenden, denn alle Betheiligten sind dabei im Gewinne; die Substituten empfangen einen Theil der Traugebühren, und preßhaft geängstigte Paare entschlüpfen vielleicht unersetzlichem Verluste, dem der letzten rettenden Minuten; in der Hauptsache aber gilt es gewiß ganz gleich, ob die Trauung von einem Straßengeldeinnehmer oder von einem Schneider, von einem Schmiede oder dessen Gesellen verrichtet wird. Das Kluge dieser Maßregel hat jedoch erst seit einigen Jahren eingeleuchtet, und wahrscheinlich, weil der Gedanke sehr nahe liegt, hat er aus der Ferne herüber kommen müssen. Wenn bis dahin ein Trauer durch Krankheit oder Abwesenheit seinem Gewerbe entzogen war, von wem ließ er sich vertreten? Von dem Kutscher oder Postillon, der die Flüchtigen überbracht hatte. Da geschah es eines Tags, daß eine, bei dem Zöllner vorgefahrene Engländerin in dem, zum Behufe des Trauens eingetretenen Manne ihren Postillon erkannte. „Nein! nimmermehr!“ rief sie, und kein begütigendes Wort des Geliebten machte ihren Entschluß wanken. „So lassen Sie sich von einem Schneider trauen,“ sagte der Postillon, dessen verletzte Würde den geziemenden Respekt übermeisterte, und dem der Abstand vom Könige zum Bettler nicht größer dünkte als der zwischen einem Postillon und einem Schneider. — „Lieber von einem Schneider!“ versetzte die Dame. Der Schneider war zufällig zur Hand und vollzog seine erste Trauhandlung mit so viel Geschick, daß der Zöllner, die

Erfahrung nutzend, ein Abkommen mit ihm traf, welches in den drei andern Trauungsanstalten schnell die erwähnte Nachahmung fand.

Daß nicht bloß englische, sondern auch schottische Liebespaare den Bund ihrer Herzen in Graitney oder Springfield bestätigen lassen, versteht sich so gut von selbst, als daß nicht alle Traulustigen zu Wagen, sondern bei Weitem mehrere bescheiden und unverfolgt zu Fuße ankommen. Gleichwohl sind es nur diese Umstände, was die Zahl der jährlich im Durchschnitt dort Getrauten glaublich macht, ohne von dem in Heirathsangelegenheiten allerdings starken Eigenwillen der schönen Engländerinnen etwas zu stark zu zeugen. Eine statistisch genaue Angabe ist nicht möglich; das folgt schon aus dem Geheimhalten der Trauregister. Die mündlichen ungefähr Soundsoviel der einzelnen Trauherrn sind verdächtig, weil spezielle Rücksichten sie veranlassen können, die Ansätze zu schmälern oder zu steigern. Soll indessen eine Zahl genannt werden, so entfernt man sich schwerlich weit von der Wahrheit und sagt eher zu wenig als zu viel, wenn man auf die vier Trauinstitute jährlich achthundert Ehepaare annimmt. In Betreff der zu entrichtenden Gebühr findet natürlich keine Bestimmung Statt. Zu Wagen Ankommende zahlen als Standespersonen nach Belieben; doch erwartet der Trauende nicht unter zwei Guineen. Der gesprächige Wirth von Gretna-Hall sagte mir, der Prinz von Capua habe ihm eine Banknote von einhundert Pfund Sterling überreichen lassen, und der gleichgültige Ton, mit welchem er das sagte, berechtigt zu der Vermuthung, daß der Mann entweder verwöhnt oder unbescheiden ist. Wer keine Eile hat und nicht übertheuert zu werden wünscht, pflegt wegen des zu entrichtenden Betrags sich im Voraus zu verständigen, und da Viele aus der Nachbarschaft bloß um der Ersparniß willen hier einsprechen, so sehe ich keinen Grund, die Versicherung zu bezweifeln, daß in Springfield — denn dem Zöllner und dem Wirthe von Gretna-Hall habe ich solches nicht nachreden hören — für manche Trauung die Valuta einiger Gläser Whisky bezahlt worden sey.

Nur der leichtfertigste Frevler an den heiligsten Interessen der Menschheit wird das Unwesen, wie ich es hier geschildert, belachen können. Der einzige Vertheidigungsgrund ruht in der alten kirchlichen Satzung, und obschon es wahr ist, daß, so lange diese besteht, auch jenes vom strengen Rechte geschützt werden muß, die Richter daher keinen Tadel verdienen, die für Paisley gegen die Geistlichkeit entschieden — warum denn die kirchliche Satzung bestehen lassen und mit der Ursache nicht die Wirkung vernichten? Oder wenn die Satzung zu ehrwürdig ist, als daß die Art der Gegenwart sie fällen dürfte, warum nicht wenigstens die Aeste abhauen, in deren dunkelm Schatten der Mißbrauch jedem Angriffe trozt? — Wen nach Beantwortung dieser Fragen verlangt, suche sie in den betreffenden Verhandlungen der schottischen Geistlichen bei Gelegenheit ihres Zusammentritts — ihrer General-Assembly — vom Jahre 1826. Er suche sie, sage ich, denn das Finden will ich nicht verbürgen. Auch haben in der That die versammelten Geistlichen selbst die auf Abänderung des Statuts dringenden Gründe entweder nicht gefunden oder nicht finden mögen: — für unantastbar erklärten sie die Satzung, für gotteslästerlich den damit getriebenen Mißbrauch.

Ueber die Bildung der Gebirge.

(Fortsetzung.)

Eine solche unterirdische Erhebung und Aufrichtung der ursprünglich horizontal geschichteten Flötzgebirge verspricht allerdings eine umfassende Lösung der obbemerkten Widersprüche. Indem sich die Urgebirge in der durch die Gebirgszüge bezeichneten Linie emportrieben, richteten sie die ihnen aufgelagerten Flötze an sich in die Höhe, welche nun zum Theil mantelförmig an ihnen emporstehen, zum Theil übereinander stürzten, auf das Mannichfachste zusammengebrochen und zertrümmert.

Jedenfalls hat eine gewaltsame Erhebung der Urgebirge bei der Bildung der jetzigen Erdoberfläche unleugbar eine sehr große Rolle gespielt. Sämmtliche Urgebirge, wo sie zu Tage gehen, erscheinen wellen- und kuppenförmig emporgetrieben; die Flötzgebirge der Schweizer wie der Tyroler Hochalpen sind sichtbar durch unterirdische Erhebung der Urgebirgsmasse aufgerichtet; selbst die reinen Flötzgebirge, wie der Jura, sind theilweise, nämlich da, wo sie Kuppen bilden, vulkanisch gehoben; daher sie denn auch dort vielfach geschmolzen und krystallisirt oder in dolomitische Masse verwandelt sind, wobei die Talkerde wohl aus keiner andern Quelle in den Kalk kommen konnte, als aus dem glühenden Urgesteine.

Auf eine höchst eclatante Weise bestätigt sich diese v. Buchsche Hypothese in der Bildung der Berner Hochalpen, wie sie Professor Hugi von Solothurn in seiner 1830 im Druck erschienenen naturhistorischen Alpenreise beschreibt. Die Stelle des aus der Tiefe Emporsteigenden und die Flötzgebirge Emporhebenden vertritt in den Schweizergebirgen der Granit. Wo der Kalk unmittelbar auf Granit aufliegt, erleiden seine untern Schichten eine äußerst auffallende Veränderung: die sonst dunkle Farbe des Gesteins wird weiß und der sonst flachmuschlige Bruch sehr bestimmt körnigt, mannichmal sogar blasig und zellig; die Farbe wird gewölkt, der Kalk geht in Dolomit über. — Merkwürdiger noch ist die Thatsache, welche Hugi als constantes, durch die Bernischen Hochalpen hindurchgehendes Vorkommen beobachtet haben will: daß über dem Flötzgebirge, welches auf Urgebirg ruht, noch einmal Urgebirge, eine Art Granit erscheint, welcher den Kalk

deutlich überlagert und sich über demselben nicht selten noch über 1000 Fuß aufthürmt und meist die höchsten Hörner formirt. Oft erschien das Urgebirge über das Kalkgebirge überhängend und von ihm so weit abstehend, daß zwischen beiden Klüfte entstehen, worin sich Hugi mit seinen Begleitern, auf Kalk ruhend und von Granit gedeckt, gegen den Regen schützen konnte. In diesem aufgelagerten Hochgranite erscheinen nun wieder Stöcke oder Lager von Kalk, welche aber bloß in dem Urgebirge aufgerichtet stecken und sich darin auskeilen. Die Schichtungs- und besonders die Außenflächen dieses Kalks erscheinen mit quarzigen Zellen bedeckt. — Man wird kaum umhin können, diesen Hochgranit als eine aus der Tiefe emporgestiegene Masse zu betrachten, welche sich über das durchbrochene Kalkgebirge her ergossen und darüber aufgetrieben, den Kalk selbst in der unmittelbaren Berührung geschmolzen, dadurch seine Struktur in's Krystallinische umgesezt, ihm an manchen Stellen Talkerde mitgetheilt und ihn dadurch in Dolomit verwandelt, an andern Stellen dagegen Trümmer des Kalkgebirges mit sich in die Höhe gerissen. Eine ähnliche Erscheinung, welche eben so deutlich für vulkanische Erhebung spricht, zeigt sich im Jura. Wo hier der Muschelkalk regelmäßig und ungestört, mehr oder weniger horizontal sich hinlagert, zeigt er keine Veränderung; wenn er aber zerbricht und senkrecht sich austreibt, dann über- und umlagert ihn Gyps und er selbst erleidet eine Veränderung in's Blasigte und Körnigte, und zwar so, daß ungefähr die drei nächstangrenzenden Schichten gradweise von der Umänderung ergriffen sind, die erste im höchsten Grade ergriffen, porös und zellig, die zweite körnig und krystallinisch wird, die dritte bloße Spuren anfangender Veränderung zeigt.

Besonders schön und klar springt diese feurigflüssige Erhebung der Urgebirge bei reinen, nicht durch Flözgebirge verdeckten Urgebirgsformationen in die Augen. Mancher unserer Leser ist wohl auch schon auf einer dominirenden Höhe des Schwarzwaldes gestanden. Wenn er das ihn umringende Gewimmel der sich gegen das Rheinthal vorschiebenden Gebirgszüge überblickte, so konnte er nicht wohl ein treffenderes Bild für den wunderbaren Anblick finden, als das eines von Osten herangedrückten Wogenzuges, der gegen das Rheinthal hin erstarrt stillgestanden und sich aufgethürmt. Wie die Wellen einer großen Woge, drängen sich die Gebirgszüge hinter- und aufeinander, ihre Thäler als tiefe Furchen zwischen sich. Im Allgemeinen korrespondirt der Zug der Hauptthäler den Querfurchen des von Osten herangedrückten Wogenzuges, und sie erstrecken sich demgemäß ihrer größern Länge nach von Norden gegen Süden, oder umgekehrt. Nur die Ausläufer der Gebirgszüge gegen das Rheinthal zu brechen in der Richtung des Wogenzuges von Osten nach Westen ab und schieben sich bunt durcheinander, wie sie eben in allseitiger Begegnung Raum gefunden. Steigt man herab in ihre Thäler, so sieht man, wie sich die Wellen der Gebirgsmasse rechts und links in einander geschoben, wie die Krümmungen und Windungen der Thalwände genau einander korrespondiren, jeder vorspringenden Ecke ein einspringender Winkel gegenüber steht und umgekehrt; wie, wo noch ein freier Raum geblieben, die gepreßten Adern der Gebirgsmasse sich aufgeworfen. Die schönen, rundlichten Kuppen, welche den Abfall des Schwarzwaldes gegen das Rheinthal zieren, sind Wellenköpfe, die bauchigten Formen der einzelnen Berge gleichen Aufwürfen eines örtlich in's Stocken gerathenen und angesammelten unterirdischen Flusses; die Reihen bauchigt aufgetriebener Berge, woraus die gegen das Rheinthal auslaufenden Gebirgszüge bestehen, stellen eben so viele Pulsationen der unter steten Hemmungen vordringenden Gebirgsadern vor; die sanft ausgeschweiften, vor- und zurückspringenden Thalwände bilden Wellenlinien, wie sie sich nur auf flüssigem, wogendem Grunde erzeugen konnten.

Es dürfte eine eben so gewagte als undankbare Mühe scheinen, bei der allem Anschein nach so befriedigenden und so glänzend sich bestätigenden Hypothese einer allgemeinen vulkanischen Erhebung der Urgebirge, wodurch die Flözgebirge emporgerichtet worden, sich nicht beruhigen zu wollen. Der Verfasser ist auch weit entfernt, an den von L. v. Buch und Andern beobachteten Punkten eine vulkanische Erhebung des Urgebirgs bezweifeln zu wollen. Er könnte es sogar dahingestellt seyn lassen, ob die Hypothese einer vulkanischen Erhebung allgemein zureicht, um die jetzige Gestaltung der Flözgebirge durchgängig zu erklären, wiewohl sich sehr gegründete Bedenken dagegen erheben ließen. So scheinen namentlich die Juragebilde mit langgestreckten Bergrücken, im Gegensatze der kuppenformigen, insbesondere aber die Juragebilde mit weitausgedehnten Hochebenen, wie die schwäbische Alp, kaum vulkanisch erhoben seyn zu konnen. Wir gestehen wenigstens, uns keinen Begriff von einer vulkanischen Gewalt bilden zu konnen, welche einen so weit ausgedehnten Gebirgsstock, wie die schwäbische Alp, so gleichformig und ruhig, fast ohne alle Spur vulkanischer Zerstörung und Umwandlung des Gebirgs, hätte heben können; auch fehlen alle Spuren der sonst die Erhebungen des Urgebirgs bezeichnenden kuppen- und wellenförmigen Aufwürfe. Die örtlichen Durchbrüche vulkanischer Massen am Fuße der schwäbischen Alp können wegen ihrer Unbedeutenheit nicht als Spuren jener vulkanischen Erhebungsgewalt angeführt werden, denn diese hätte, wenn sie einmal einen Durchbruch gefunden, wohl ganz andere Spuren hinterlassen. Sie werden sich wenigstens viel leichter als Folgen, denn als Ursachen der Ablagerung jener Flözgebirge erklären.

Eben so unerklärlich scheint die Bildung der Nagelflühgebirge innerhalb der Grenzen der vulkanischen Erhebungstheorie zu seyn. Der Rigi z. B., so wie der nahe Roßberg bestehen durchaus aus Flötznagelflüh, die, sehr regelmäßig geschichtet, ihre Gebilde südöstlich einsenkt. Im Allgemeinen sind die Gerölle vollkommen abgerundet, wie es nur nach langer Reibung möglich ist. Sie liegen in einem kalkigten Bindemittel, das meist selbst wieder aus gerollter feiner Masse zu bestehen scheint. In den verschiedenen Geröllschichten sind Bruchstücke der verschiedenartigsten Flötzformationen durcheinander gemischt. Wir finden Alpenkalke von den verschiedensten Abänderungen in Farbe und Korn; dann finden sich, jedoch seltener, Sandsteine, Grauwacke und Rogeneisenstein; häufiger ist wieder der Liaskalk, dann der Liasschiefer, Mergel und Mergelkalk, und endlich der neuere Kalk des Jura. Mit Einem Worte: der Rigi umschließt die ganze Suite der Flötzformationen durch- und untereinander. Vom Urgebirge ist selten ein Stückchen eingemischt, und wo ein solches vorkommt, gleicht es merkwürdigerweise keiner der Urgebirgsformationen aus der Umgegend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Schluß der italienischen Oper. Komische Oper. Chollet.

Die italienische Oper ist pünktlich am lezten März geschlossen worden, wie sie auch pünktlich am ersten Oktober sich wieder öffnet. Kaum ist die lezte Vorstellung zu Ende, so reisen die Virtuosen auch schon nach England, um dort sogleich zu Anfang Aprils die Season hindurch singen zu können. Seit einigen Jahren hat London und Paris nur Eine italienische Truppe, und die beiden Hauptstädte senden sich alle halbe Jahre ganz schwesterlich die vortreffliche Truppe zu, welche dadurch ungeheure Gehalte bekommt, und gar keine Unterbrechung zu ihrem Nachtheil zu fürchten hat. Um neue Stücke hat sich der Direktor Laurent im lezten Halbjahr nicht sehr bemüht, und schwerlich wird er geneigt seyn, sich künftig sehr nach denselben umzusehen; denn die beiden Opern Marlianis und Costas, die er auf die Bühne gebracht, haben nicht gefallen, und das Publikum hat lieber ältere Opern von Rossini, Bellini und wenigen Andern hören wollen. Ueberhaupt geht man nicht der Abwechslung wegen in dieses Schauspielhaus. Es ist unter den Reichen Sitte, Logen im Théâtre italien zu haben, und dort dreimal in der Woche sich in großem Putze zu zeigen und den vollkommensten Gesang zu hören, den es gibt. Da die Königin, aus Italien gebürtig, mit ihrem Hause diese Oper ziemlich oft besucht, so trägt auch dieses zum Flor der Unternehmung bei, und kein Fremder versäumt, den Vorstellungen beizuwohnen, so viel es ihm Zeit und Vermögen erlauben; denn nirgends kann er ein vollkommeneres Ganze, ein in allen seinen Theilen besser ausgeführtes Opernstück hören, als hier. Zuweilen haben sparsame Volksdeputirte über den großen Aufwand geklagt, den diese Oper dem Staate verursache; allein ich glaube, es gibt viel schlechter angewendete Summen; solch eine vortreffliche Truppe, von einem gleich vortrefflichen Orchester unterstüzt, ist eine wahre Schule des Theatergesanges, und übt sicher großen Einfluß auf die einheimischen Virtuosen. Wie manche schöne Stimmen, die man in Pariser Concerten, öffentlichen sowohl als häuslichen, zu hören das Vergnügen hat, haben sich nach der italienischen Oper und durch dieselbe gebildet! Durch das Abtreten der italienischen Truppe hat nun die französische große Oper freien Spielraum; aber dieselbe wird wieder durch die komische Oper beschränkt, welche in der lezten Zeit außerordentlich fleißig war, obschon sie eine Zeit lang von ihrem Postillon de Longjumeau zehren konnte, der nun beinahe achtzigmal gegeben worden, obschon weder Scribe noch Auber daran gearbeitet haben, und der ohne Zweifel die hundertste Darstellung erleben und wahrscheinlich ein bleibendes Bühnenstück werden wird. Der Postillon wird von dem Sänger Chollet vortrefflich gegeben. Von diesem Sänger erzählte neulich ein kleines Tageblatt folgende Anekdote, die aber nicht sehr wahrscheinlich ist; indessen tragen sich oft sehr unwahrscheinliche Dinge zu. Zu Anfang der Restauration war Chollet, damals noch sehr jung, Musikant bei der Nationalgarde und Serpentbläser in der Kirche St. Germain l'Auxerrois, welche das Volk seitdem so übel zugerichtet hat, und die nun allmählig verfallen wird, wenn die Regierung nicht bald sie restauriren läßt. Einst wohnte Ludwig XVIII. mit seinem Hofstaate einem feierlichen Gottesdienst in jener Kirche bei. Die Nationalgarde bildete das Spalier vom Schlosse bis zur Kirche, und die Musik der Legion, wozu Chollet gehörte, kam nahe am Eingange der Kirche zu stehen. Hier stieg der König mit großer Beschwerlichkeit aus seinem Wagen, und wurde vom Pastor an der Spitze der Geistlichkeit unter einem Thronhimmel empfangen, wobei der Pfarrer, der alten Etikette zufolge, eine lange Anrede an den Monarchen hielt. Diesem fiel nichts so beschwerlich, als lange stehen zu müssen. Er wandte sich deßhalb an seinen Neffen, den Herzog von Berry, und sagte leise zu ihm: „Berry, das dauert mir zu lange.“ — „Wenn Ew. Majestät wollen,“ antwortete dieser, „so soll es gleich aus seyn.“ — „Ja, thue, was dir gut dünkt,“ versezte der König. Sogleich raunte der Herzog einem Adjutanten etwas in's Ohr; dieser entfernte sich, und alsbald erscholl die Militärmusik mit großer Trommel, Trompeten und Trombonen, so daß an kein Anreden mehr zu denken war. Der König wurde processionaliter auf's Chor geführt, wo ein wohlgepolsterter Sessel für ihn bereit stand. Als der Musiklärm nicht mehr nöthig war, verließ Chollet seine Reihe und begab sich in die Sakristei der Kirche, um dort eine Alba überzuwerfen und im Chore das Amt eines Serpentbläsers während des Gottesdienstes zu verrichten; denn damals hatten alle Kirchen noch Serpens; jezt überläßt man die hölzernen, rauh schnarrenden Instrumente den Landstädten und Dörfern, und hat die so gelehrt benannten Ophicleides, auch wohl Bässe, um den Gesang zu unterstützen. Chollet hatte aber in der Eile vergessen, seinen Degen abzuschnallen, und ließ daher, als er mit seinem Serpent über das Chor schritt, ein sonderbares Geklirre hören, welches großes Aufsehen unter den Polizeibeamten erregte, welche um des Königs Person wachten. Einige wollten sogar eine Degenspitze unter dem Chorhemde haben hervorragen sehen. Die Beamten flüsterten einander ihre Besorgniß zu, der unbekannte Serpentbläser habe einen Mordanschlag auf den König; es wurde beschlossen, ihn nicht aus dem Auge zu verlieren und in aller Eile einen Polizeikommissär herbeizurufen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 32.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 20. April 1837.

Berlin, im Januar 1837.

(Fortsetzung von Nr. 20.)

Richten wir eine gleiche Aufmerksamkeit auf das große Bild von *Begas*, *Heinrich IV. im Burghof zu Canossa* (c. 9' h.): der Kaiser als Büßender im Thor; darüber auf dem Altan der Papst und Mathilde, Gefolge hinter ihnen; unten vor den Stufen der Thür im Halbkreis theilnehmende Gestalten. Der harrende und ausharrende Kaiser, der, baarfüßig auf der Staffel, mit der linken Schulter gegen die Thür, den Kopf nach rechts herüberneigt, zeigt in braunem Haar und Barte das Gesicht eines Mannes, dessen Charakter, stark in Leidenschaft, einen kochenden Trotz in die Ruhe einer störrischen Geduld versenkt hat. Gregor, der, über ihm aufrecht stehend, die Finger auf die Brüstung des Balkons aufsezt, ein hoher, knöcherner Alter mit Silberhaar unter der schwarzen Sammtkappe und langem weißen Bart, mit großem, ungeirrtem Auge, geschlossenem Mund, strengen Zügen, ist ein Bild selbstständiger und zweckbewußter Festigkeit. Mathilde ist bittend. Unten, für uns links vom Kaiser, sizt ein Knabe an der Staffel und blickt fragend hin nach dem düstern Büßer. Ein Schloßbeamter, mit Baret und Kette, hebt die gefalteten Hände, ein Bettler neben ihm Kopf und Arme flehend empor. Weiter vor, uns den Rücken und nicht ganz das Profil bietend, hat sich ein geschmücktes Fräulein in's Knie gelassen, indem es die zitternden Hände ausstreckt; an ihrer Seite blickt ein Knabe mit schönem arglosen Gesicht aus dem Bilde heraus. Weiter rechts liegt auf den Knieen, einwärts gewendet, eine weibliche Gestalt, zu der ein junger Priester spricht, der neben ihr auf einem Steine sizt. Wieder nach innen schließt sich nun, von der Seite gesehen, die aufragende Gestalt eines Ritters an, der, die eine Hand auf dem Schwerte, die andere, mit aufgeworfenem Antliz, betheuernd und nicht ohne Empörung erhebt. Noch näher dem Kaiser, wird unter jenem das schwarzumflorte Haupt und schmerzvolle Gesicht einer Frau sichtbar, die hier kniet und mit der Hand über der Stirne sich den Kopf hält. Dann steht hier an der Seite bei einer Säule des Portals ein kleines Mädchen, wehmuthvoll dem Kaiser zugewendet. So wird rings um ihn für ihn gefleht, während er schweigt, das Auge senkt, auf Niemand achtet und ohne Bitte, nur in der That die Büßerpflicht erfüllend, Erledigung abwartet. — Indem man diese Anordnung, welche die Hauptfiguren in der Mitte über einander stellt, und die Beziehungen ihres Verhältnisses an einem Kreise passiv und sympathetisch Theilnehmender entwickelt, der Form antiker Tragödie verglichen hat, die aus dem Kreise eines Chors den Sinn der Hauptgestalten widerscheinen läßt, hat man schon ausgesprochen, worauf ich, nach dem Zusammenhang mit dem Obigen, hier hinzuweisen hätte, daß die Auffassung mehr lyrisch als historisch ist. Die Handlung und ihre historischen Motive können in diesem Moment sich nicht auseinandersetzen. Zwar erscheint von dem grandiosen Zwecke des Pabstes die Form als Physiognomie, von der Schuld und kämpfenden Energie des Kaisers die Form als Charakter der Gestalt, von dem historischen Vorgang die Form, daß er außerordentlich, theils demüthigend, theils empörend sey, an der Mimik der Umgebenden; aber eben immer nur die Form. Der Inhalt liegt nur als verborgene Wurzel in dem hervorgewendeten Gefühl eines Charakter-Gegensatzes und einer Peripherie von Gemüthsbewegungen. Darum ist die Darstellung lyrisch. Der mannichfaltige Antheil des Chors gibt zu erkennen, daß der Vorgang, in seinem Werthe nicht beschränkt auf die tragischen Personen, eine allgemeine Bedeutung habe; aber eben hierin wird das Lyrische *dadurch* ganz überwiegend, daß diese Untergeordneten um keiner andern Ursache willen da sind und durch kein anderes Thun gruppirt sind, als um ihre Empfindung vorzutragen. Der *historische* Chor dieser Tragödie, einerseits die empörten Sachsen, die, wider Heinrichs Gewalt, seine Zwingburgen, seine Eidbrüche bewaffnet, am Pabste einen Bundesgenossen gefunden, andererseits ein Anhang, den

der Kaiser noch in Franken, und ein anderer, welchen er an Italienern hatte, die dem Pabst unwillig waren; dann, hier und dort, einerseits die Gläubigen in Volk und Kirche, die der Hoheit geistlicher Macht und ihrem Bann sich unterwarfen, andererseits die Gegner römischer Hierarchie im Volke und auch in der Kirche selbst — dieser so getheilte historische Chor, dessen Gegensätze in beide Parteien, in den Staat und in die Kirche, in's italienische Volk und in's deutsche durcheinandergriffen — dieser historische Chor erscheint hier nicht. Es war wohl ganz unmöglich, ihn erscheinen zu lassen. So mußte ein lyrischer an seine Stelle treten, dessen Einzelne verschiedene Stände und Geschlechter repräsentiren, und die Stufen der Sympathie passiv und etwas zu gleichartig darstellen. Im sinnlichen Eindruck herrscht die Wahrnehmung vor, daß dies zur Erklärung versammelte, gleichsam mit der Erklärung beauftragte Figuren seyen. Indem dann zugleich die Art, wie Kaiser und Pabst, dieser vertikal über jenem, da stehen, mehr Wahrheit des Gedankens als der unmittelbaren Erscheinung hat, läßt sie diese Gestalten, die einander nicht sehen, auch, nach der Natur des Moments, gegen einander in keiner mimischen Thätigkeit sich aussprechen können, dagegen dem Beschauer direct ihren Charakter zeigen — es läßt, sage ich, die Darstellungsart auch diese Gestalten als Ausgestellte erscheinen, die nicht sowohl handeln, als sich selbst repräsentiren. Aus diesen Gründen ist der nothwendig überwiegende Eindruck der einer vom Künstler ausgehenden, gegen den Beschauer geöffneten Darstellung; einer Darstellung, welche, ähnlich wie im Lessing'schen Bilde, eigentlich bei jeder Figur wieder von Neuem anhebt, indem der Werth jeder Figur nicht im Ausdruck einer unmittelbaren Beziehung zur Nebenfigur, sondern in dem ihres Charakters und seiner allgemeinen Beziehung zum Mittelpunkt besteht. Eine historische Charakteristik zeigt uns einen in Personen eingefleischten, durch sie, hin und her sich entwickelnden Gedanken in seinem thätigen Uebergang, der die Motive in unmittelbare Bezüge auf einander bringt. Dies ist weder hier, noch im Lessing'schen Gemälde, auch nicht im Bendemann'schen, es ist in Hildebrandt's Bild nur ganz einseitig der Fall: allemal aus der einen Ursache, daß der gewählte Moment selbst gar nicht der einer sich entwickelnden historischen Handlung, sondern vielmehr einer überwiegend passiven Pause in der Handlung ist, welche jeder dieser Künstler auf seine Weise beschaulich zubereitet hat. Aus solcher Wahl entsteht immer mit Nothwendigkeit eine Form des Vortrags, die im Allgemeinen zu weit, nämlich mehr symbolisch als historisch, im Besondern zu eng, nämlich gespaltene Charakteristik dieser und wieder dieser Gestalt ist, ohne thätige Verknüpfung derselben. Die Charakteristik ist bei Hildebrandt in seinen Prinzen sehr lieblich, bei Bendemann im Propheten und der nächsten geschlossenen Gruppe großartig, bei Lessing geistreich mannichfaltig und ernst anziehend. Die Charakteristik ist bei Begas in Gesicht, Stellung und Miene, so des Kaisers wie des Pabstes, treffend und sinnig. Der Kaiser, wenn ich ihn für sich und als Gewandfigur betrachtete, machte mir einen bedeutenden Eindruck, indem das Bezeichnende sich einfach und sicher darstellte. Die aufgesetzte Hand Gregor's, sein unverrückter Blick sagten mir, was sie sollten. Indessen schadet der Größe dieses Eindrucks die relative Kleinheit dieser Hauptfiguren, vor welchen die breiter und näher hervorgestellten Nebengestalten sich sinnlich mächtiger dem Auge entgegenheben. Im Besonderen ist Vieles zu rühmen; die zwanglos vollendete Technik in Gewanden und Stofftönen; Anmuth und Leben besonders der Kinderköpfe; die große Helligkeit und malerische Reinheit des Ganzen. In dieser Lichthaltung und den poetisch motivirten Tönen ist das große Talent nicht zu verkennen, welches im magischen Reiz der Lurley und in der einfachen Anmuth eines kleinen Gemäldes von Begas, der zwei Mädchen nach Uhland, so vortheilhaft hervorstach. Hier aber frage ich nach der Historie; und die historische Wahl des Vorgangs finde ich nicht dramatisch und tragisch genug, sondern auch hier mehr elegisch entwickelt. Das sey ferne von mir, den Gegenstand zu mißbilligen. Es gab Stimmen, die meinten, er beleidige den Protestantismus. Welchen Protestantismus? Das müßte ein recht schwachseliger Protestantismus seyn, und der nichts Besseres verdiente, als recht tüchtig beleidigt zu werden. — Wie? War diese Geschichte nicht wirklich einer der bedeutendsten Momente jenes Kampfes, der Jahrhunderte lang das Blut unserer Väter und ihre Gemüthskräfte hingenommen hat? Und daran sollte man nicht erinnern dürfen, woran die Geschichte so sauer gearbeitet hat? Wie? War es nicht etwas Großes, wenn für das Volk, welches sein Kaiser treulos zum Gegenstande seiner Gewalt und Willkühr entwürdigen wollte, im fernen Süden ein Anwalt stand, der, gestützt auf göttliche Gebote, dem weltlichen Herrn verkündigte: er habe mit der Herrscherpflicht das Recht zu herrschen verwunden? War es nicht etwas Großes, daß die höchste weltliche Macht vor der Idee einer heiligen Gerechtigkeit sichtbar in den Staub sich beugen mußte? Und der erste entschiedene Vertreter des zeitlichen Rechtes dieser Idee, gesetzt auch daß seine Zwecke nicht rein, seine Mittel gewaltthätig waren, bleibt er darum nicht durch seine Entschlossenheit und unbeugsame Standhaftigkeit bewundernswürdig, nicht bewundernswürdig durch die Macht, die er zu seiner Zeit — und das, was er festgesetzt, durch sechs Jahrhunderte hin bis auf den heutigen Tag behauptet hat? Eine solche Geschichte kann kein odiöser Zufall seyn, von dem man sich nur wegzuwenden hätte. Eine so wirksame, so fortgepflanzte

Macht muß irgendwo mit einer tiefen Nothwendigkeit zusammenhängen. Sie verdient Betrachtung. Auf der andern Seite, wenn der Kaiser, der an seinen Willen alle Gewalt gewendet hatte, nun, nachdem sie gescheitert war, doch Energie genug besaß, unter Gefahren und Beschwerden das lezte bittere Mittel der eignen Unterwerfung, der Bußleistung, durchzusehen — ist nicht auch das denkwürdig, nicht Beweis einer raschen und zähen Willenskraft, werth, ins Auge gefaßt zu werden? Das lehrt man jezt so ziemlich in jeder protestantischen Schule; und die bornirten Protestanten, die in den drei Tagen zu Canossa weiter gar nichts sehen als eine ärgerliche Geschichte, fangen an auszusterben. An Werth also, an historischer Bedeutung, fehlt es dem gewählten Gegenstande keineswegs. Es liegt nur in der Anordnung, wenn die Wirkung nicht streng historisch ist. Daß die Hauptgestalten zu wenig bildliche Gegenseitigkeit und erscheinende Beziehung auf einander haben, daß sie über einem deklamatorischen Chor in der beschränkten Größe eines knapp ersparten Raums zu unmittelbar gleich an den Beschauer sich herauswenden, hat zur Folge, daß die Phantasie nicht sowohl sich hineingezogen fühlt in einen Vorgang, der seine Erfüllung in sich selbst hätte, als vielmehr aufgefordert wird, einen Raum in sich zu bilden, in welchem der Sinn, der so dicht an sie tritt, Bewegung gewinne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nekrolog.

Carle Vernet.

(Beschluß.)

Während des Directoriums führte Carle Vernet keine Gemälde aus, aber er zeichnete viel; aus jener Zeit stammen sein vom Bliz erschrecktes Pferd, sein Tod des Hippolyt, sein Pferderennen im römischen Corso, sein Wagenrennen der Alten und noch viele andere allgemein bekannte Zeichnungen her.

Hatte die Epoche von 93 die Römer nachgeäfft, so wollte die von 95 durchaus griechisch werden. Unter tausend andern Karrikaturen des Alterthums brachte man damals in Paris die olympischen Spiele wieder auf. Carle Vernet, der ein eben so gewandter Turner, als Zeichner, Maler und Witzbold war, gewann den ersten Preis beim Wettrennen auf dem Champ de Mars, woran alle famösen Incroyables jener Zeit Theil nahmen. Der Director Larévellière-Lepaux, welcher den behenden, schnellfüßigen Sieger krönte, sagte zu ihm, indem er ihm den ersten Preis überreichte: M. Vernet, votre nom est accoutumé aux triomphes.

Unter dem Consulat erhielt Carle Vernet von Lucian Bonaparte, dem damaligen Minister des Innern, den Auftrag, die Schlacht bei Marengo zu malen, welche jedoch erst im J. 1814 vollendet wurde. Die Ursache dieser langen Verzögerung ist zu merkwürdig, als daß wir sie hier ganz übergehen sollten. Der Kriegsminister Berthier, der von Napoleon mit der Abfassung des officiellen Siegesbulletins beauftragt war, hatte dem Maler einen Schlachtplan geliefert; aber die Abfassung des Bulletins war noch nicht definitiv angenommen und festgesezt; es fanden zwischen den Generälen, die bei Marengo commandirt hatten, mehrere Conferenzen statt, denen Carle Vernet jedesmal beiwohnen mußte. Die Generäle Kellermann, Dupont und Boudet behaupteten, ihnen gebühre die Ehre des Siegs und nach ihren Aussagen hatte Jeder den Ausgang der Schlacht entschieden; diese Widersprüche machten für den Maler einen neuen Schlachtplan nöthig, nachdem derselbe schon seine Arbeit nach dem mitgetheilten ersten entworfen hatte. Vernet wollte die erste Skizze nicht aufgeben und führte danach ein Gemälde aus, welches ihm Berthier abkaufte, und verschob die Ausführung des von der Regierung bestellten Bildes bis auf spätere Zeiten.

Zu Anfang des Kaiserreichs malte er die Uebergabe von Madrid und den Morgen vor der Schlacht bei Austerlitz, welche früher im Museum des Luxemburg waren, gegenwärtig aber in Versailles sind. Das zulezt genannte Gemälde trug ihm das Ehrenkreuz ein, welches er im J. 1808 zugleich mit Gros, Girodet und Prudhon erhielt. Außerdem führte er während des Kaiserreichs noch zahlreiche Genrebilder aus, unter denen ein Jagdstück besonders erwähnt zu werden verdient. Das Gemälde stellt eine Hirschjagd bei Auteuil vor und man sieht darauf den Kaiser, wie er auf einen großen Vierundzwanzigender anlegt. Das Bild ist in die Leuchtenberg'sche Sammlung zu München übergegangen. Im J. 1810 wurde Carle Vernet zum Mitglied des Instituts ernannt. Gegen das Ende seiner Regierung hatte der Kaiser ihm noch aufgetragen, den heiligen Ludwig, wie er vor Damiette landet, zu malen. Die Composition sollte 53 F. Umfang haben und war für die Madeleine bestimmt; der Sturz des Kaiserreichs verhinderte die Ausführung dieses Gemäldes.

Vernet's Schlacht bei Marengo wurde in dem Salon der hundert Tage ausgestellt und fand großen Beifall. Während der Restauration aber erlitt dieses Kunstwerk mit noch vielen andern das Schicksal der Verbannung in einen düstern Speicher des Louvre, aus dem es mit seinen gefangenen Brüdern durch die Julirevolution an's Tageslicht wieder hervorgezogen wurde; es ist gegenwärtig in der historischen Gallerie des Versailler Museums aufgehängt. Dieses Gemälde gehört unstreitig zu den besten

Erzeugnissen Carle Vernet's; ich kenne kein neueres Werk der Malerei, welches die schwierige Aufgabe, die strategischen Evolutionen auf der Leinwand zu fixiren, so glücklich gelöst hätte. Die Ausführung ist kühn, kräftig; die Farben sind mit saftigem, nervigem Pinsel aufgetragen; Pferde und Menschen sind wie von einem gleichen Schlage elektrisirt; kurz das Ganze verräth Leben und Bewegung gleichmäßig in allen seinen einzelnen Theilen. Jede Episode ist mit derselben Vollkommenheit behandelt und doch schadet diese Vollkommenheit der Details keineswegs der Vollkommenheit des Ganzen; eine Klippe, woran die meisten Schlachtenmaler scheitern.

Während der Restauration arbeitete Carle Vernet sehr fleißig. Mit Stolz und Freude sah er zu gleicher Zeit das Talent seines Sohnes wachsen und gedeihen, welcher den Ruhm seines Vaters sobald erreichen sollte. In dieser Periode führte er die Belagerung von Pampeluna und eine bedeutende Anzahl von Genrebildern, Zeichnungen und witzigen Chargen aus, worin ihn seither kein Maler erreicht hat.

Im J. 1824 lud die Stadt Avignon, die Geburtsstadt Joseph Vernet's, die Familie Vernet zur feierlichen Einweihung ihres neu gegründeten Museums ein. Carle nahm diese Einladung an und begab sich mit seinem Sohne Horace und dessen Tochter, welche seither den Maler Paul Delaroche geheirathet hat, auf die Reise nach Avignon, wo man ihnen die größten und schmeichelhaftesten Ehrenbezeugungen erwies.

Im J. 1827 wurde Carle Vernet zum Ritter des heil. Michaelordens ernannt, zu derselben Zeit, als sein Sohn zum Officier der Ehrenlegion erhoben ward. In eben diesem Jahre wurde Horace Vernet Mitglied des Instituts und diese Ernennung erneuerte einen besonderen Fall im Leben Carle's. Er war der erste Sohn gewesen, der mit seinem Vater zu gleicher Zeit auf den Bänken der Akademie gesessen; und er war nun auch der erste Vater, welcher zugleich mit seinem Sohne Mitglied des Instituts war.

In der Ausstellung jenes Jahres sah man von Carle Vernet ein neues Jagdstück, eine Rückkehr von der Jagd, welches der reiche Baron Schickler gekauft hat.

Die Regierung hatte schon seit einiger Zeit bei Carle Vernet ein großes Gemälde bestellt, das Ludwig XVIII. nach der Rückkehr nach Frankreich auf dem Wege nach Notre Dame zum Vorwurf haben sollte. Kaum aber war der Carton des Gemäldes angefangen, als Horace Vernet zum Director der französischen Akademie in Rom ernannt wurde, wohin ihm sein Vater folgte. Das war im J. 1828. Carle nahm zwar seine Leinwand mit nach Rom, hat auch an dem Bilde weiter fortgearbeitet, aber es war nach seiner Rückkehr aus Rom im J. 1834 noch nicht beendet und ist in Rom zurückgeblieben. Der ganze Hintergrund davon ist fertig, so wie auch die Portraits der Herzogin von Angoulême und Ludwigs XVIII. nebst der Königl. Staatskarosse mit acht Pferden. Diejenigen, welche dies Gemälde gesehen haben, versichern, daß der Maler darauf sein ganzes Talent in hohem Grade beurkundet und dies Werk nach seiner Beendigung zu dem Besten gehört haben würde, was er je geliefert.

Um dieselbe Zeit fing er auch in Rom sein leztes Bild an: eine Veduta aus der Umgebung Roms, welches er hier vollendet hat. Es ist im Besitz des Lord Pembroke.

Obschon ziemlich bei Jahren, war Carle Vernet dennoch ein rüstiger Mann; seine Hand hatte noch Festigkeit, und das leztgenannte Gemälde, welches er in seinem 78. Lebensjahre gemalt hat, verräth durchaus keinen unsichern Pinsel. Er liebte muntere Gesellschaft und machte noch fast alle Tage seinen Spazierritt im Bois de Boulogne; auch pflegte er sich jeden Abend in's Café de Foi in der Gallerie Montpensier des Palais-Royal zu begeben, wo er der älteste Standgast war. Am 19. November v. J. erschien er daselbst zum lezten Male; am folgenden Tage klagte er über Unwohlseyn und war genöthigt, das Zimmer zu hüten. Am 27. November Morgens gab er in den Armen seines Sohnes den Geist auf.

Paris, Januar 1837.

Nachrichten vom Februar.

Neue Kupfer- und lithographische Werke.

Düsseldorfer Künstleralbum. Eine Reihe von Randzeichnungen von der Hand sämmtlicher Mitglieder der Düsseldorfer Malerschule zu Gedichten von Robert Reinik, dem Herausgeber, der zugleich Dichter und Maler ist. Den Zeichnungen gibt noch der Umstand einen besondern Werth, daß sie fast sämmtlich von der eigenen Hand der Künstler radirt sind.

Paris. La tapisserie de Nancy, gravures au trait de M. V. Sansonetti, texte de M. Ach. Jubinal. Bei Aubert und Techner. Der im Jahr 1477 nach dem Tode Karls des Kühnen von den Lothringern eroberte Teppich, der in einigen Zimmern des Königl. Gerichtshofs zu Nancy hängt, bildet eine allegorische Darstellung, die in einer besondern Schrift: La nef de santé, avec le gouvernail du corps humain etc. Paris 1507, bei Ant. Berard, erläutert ist.

Souvenirs de vieux Paris, exemples d'architecture de tems et de styles diverses. Dreißig Ansichten, von dem Gr. Turpin de Crissé gezeichnet und mit historischen Notizen von der Prinzessin von Craon, der Gräfin v. Meulan 2c. versehen. 15 Bogen Text. Fol. 2te Auflage.

Von dem Ancien Bourbonnais, das früher Hr. Ach. Allier herausgab, ist die 21ste Lieferung erschienen. (6 Fr.) Das Werk dürfte 25 – 30 Lieferungen enthalten.

Lecoq, Description pittoresque de l'Auvergne. Dritte Lieferung: Vichy et ses environs. 8. 15¼ Bogen und 8 Lithographien. 5 Fr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 95.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 21. April 1837.

O süße Zeit herzinniger Gefühle
Der Kindlichkeit!
Wie denk' ich dein so gern im Weltgewühle,
Du süße Zeit!

Salis.

Die beiden Gefangenen.

Eine Novelle.

Viele Leser erinnern sich wohl noch einer kleinen Erzählung, welche wir unter dem Titel: des Onkels Bibliothek, vor mehreren Jahren (1832, Nr. 95—103) mitgetheilt haben. Einer unserer Mitarbeiter hatte aus Laune das der Genfer Bibliothèque universelle entnommene französische Original, sowohl was Gedanken, als was Situationen betrifft, in ein deutsches Gewand gekleidet und dem geistreichen Franzosen wirklich mit Glück nachgedichtet, indem die Novelle, so viel wir wissen, von den Meisten als deutsches Produkt hingenommen wurde. Vor Kurzem enthielt nun das Genfer Journal ein anderes ähnliches Stück desselben Verfassers, das sich jenem genau anschließt, sofern darin die kleinen Jugendbegebenheiten erzählt werden, welche den in „der Bibliothek des Onkels“ so anziehend und lebendig geschilderten vorangehen. Eine Bearbeitung, wie die frühere Erzählung sie erfahren, wäre bei der neuern ungleich schwieriger; allein abgesehen davon, beschränken wir uns schon deßhalb auf eine bloße Uebertragung, um den Leser beobachten zu lassen, auf welch interessante Weise in einem Schriftsteller, der wahrscheinlich der Abstammung nach beiden Nationen, der französischen und der deutschen angehört — er heißt Topfer — der Geist beider verschmolzen ist.

* * *

Ich kenne Leute, die vor der Ladenthüre ihres Vaters aufgewachsen sind; von dieser Lebensweise her ist neben dem, daß sie ihnen zu einer gewissen praktischen Menschenkenntniß verholfen hat, ein gewisser Hang zum Gaffen, die Vorliebe für das Straßenleben, eine eigenthümliche Trivialität der Ideen, sind Moral und Vorurtheile des Stadtviertels an ihn hängen geblieben. Sie sind jezt Advokaten oder Pfarrer; was auch aus ihnen geworden, sie haben von der Ladenthüre gute und schlimme, in jedem Fall unvertilgbare Eindrücke in ihren Beruf herübergenommen. Andere lebten um dieselbe Zeit, das heißt um das fünfzehnte Jahr, in einem kleinen Stübchen, das auf einen schweigsamen Hof, auf kahle Dächer sah. Bei diesen entwickelte sich ein Hang zum Nachdenken; auf der Straße wußten sie wenig Bescheid, desto genauer hatten sie ein paar Nachbarsleute beobachtet, und sich eine nicht so ausgebreitete, aber dafür tiefere Menschenkenntniß erworben. Und wie oft, wenn ihnen die Außenwelt gar nichts bot, lebten sie mit sich und in sich selbst, während der andere, der Straßenjunge, vor beständiger Zerstreuung weder Lust noch Zeit hatte, mit sich selbst Bekanntschaft zu machen. Werde er Advokat oder Pfarrer, der Junge

im Stübchen bleibt ein anderer Mensch als der vor der Ladenthüre. — Und nun nehme man noch, was der junge Mensch von seiner Wohnung aus Alles vorgehen sieht: die Leute, die vorbeiwandeln, das Geräusch an der Tagesordnung, die täglichen heitern oder unangenehmen Auftritte, und die Nachbarschaft, und was zufällig vorfällt — o welch ein verwickelter Proceß ist die Erziehung! Der Vater sucht nach wohl erwogenem Plane, mit Ernst und Liebe Geist und Herz seines Sohnes eine gewisse Richtung zu geben; aber die ganze Außenwelt, das Geräusch, die menschliche Umgebung, was zufällig passirt, verschwört sich wider ihn oder unterstüzt ihn, je nachdem es kommt, und er kann diese Einflüsse weder aufheben, noch ihrer Mitwirkung entrathen. — Später allerdings, nach dem zwanzigsten, fünf-und-zwanzigsten Jahr macht die Lokalität wenig mehr aus. Die Wohnung mag heiter seyn oder düster, reich oder armselig, sie ist fortan keine Schule mehr. In diesem Alter hat der Mensch seine eigentliche Laufbahn bereits betreten, er ist mitten in der Wolke, die ihm so eben noch fern am Horizont der Zukunft zu schweben schien; die Seele nimmt nicht mehr Alles auf als Stoff ihrer träumerischen Thätigkeit, die Außenwelt spiegelt sich darin, läßt aber keinen Eindruck mehr zurück.

Ich wohnte zu Genf in einem abgelegenen Quartier, hinter St. Peter, dicht beim Gefängniß, de l'Evéché genannt. Ueber den Wipfel einer Achazie weg sah ich ein Stück der gothischen Kirche, den Untertheil des großen Thurms, ein Mauerloch am Gefängniß, und dahinter durch eine Oeffnung den See mit seinen Ufern. Was war Alles hier zu lernen, wenn ich nur wollte! Wie viel hatte ich hiemit vor andern Jungen meines Alters voraus! Ich bin stolz auf diese Schule, wenn ich sie auch schlecht genüzt: sie ist edler als die Schwelle der Ladenthüre, sie ist reicher als das einsame Stübchen ohne Aussicht; aus ihr hätte müssen ein Dichter hervorgehen, wenn der Stoff meines Gehirns dazu geschaffen gewesen wäre.

In solcher Umgebung verlebte ich in tiefem Frieden die köstliche Zeit der ersten Jugend, wenig mit meinem Lehrer, mehr mit mir selbst, gar viel mit Eucharis, Galathea, vor allem aber mit Estella beschäftigt. Es gibt eine Zeit im Leben — sie kommt nur einmal und geht schnell vorüber — wo Herrn von Florians Eclogen einen ganz eigenthümlichen Zauber haben: ich war just in dem Alter. Wie liebenswürdig erschienen mir jene jungen Schäferinnen, wie naiv ihre kostbaren Redensarten und nach Rosenwasser riechenden Gefühle, wie entzückend ländlich ihre zierlichen Mieder, ihre hübschen Schäferstäbe mit flatternden Bändern! Die artigsten Mädchen in der Stadt waren in meinen Augen nicht halb so geistreich und grazios, nicht halb so gefühlvoll — und dies war die Hauptsache — als meine geliebten Schäferinnen. Auch herrschten sie unbeschränkt in meinem Herzen, und meine jugendliche Einbildungskraft getraute sich, ihnen die Treue zu bewahren. O Liebesgefühl der ersten Jugend, erster, lieblicher, spielender Schimmer eines Feuers, das später so oft bis auf das Leben brennt und frißt! Welch unendlicher Reiz, welch reiner, himmlischer Genuß in den Regungen eines Gefühls, das so viele Stürme in seinem Schoße birgt!

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Bildung der Gebirge.

(Fortsetzung.)

Wie sollten sich innerhalb der Theorie einer vulkanischen Erhebung der Flötzgebirge diese Geröllschichten erklären, namentlich ihre Anhäufung am Fuße der Haupterhebung, zum Theil ferne von ihrem Muttergesteine, zu den ungeheuern Massen 4 — 5000 Fuß hoher Berge? — Sollten sie etwa der Schutt von Gebirgen seyn, welche bei der allgemeinen Erhebung in Trümmer gegangen, von der Höhe der Alpen herabgerollt und unten zusammengebacken? Allein wie konnten bei einer noch so gewaltsamen Erhebung ganze Gebirge in so kleine Bruchstücke zerschmettern! Wie konnte sich die ungeheure Schuttmasse, wenn sie auch von der höchsten Höhe der Alpen herabstürzte, auf dem kurzen Wege so durchgängig und allseitig abrollen! Schon die Masse mußte die Trümmer vor schneller Abschleifung schützen. — Wollte man die Gerölle nach und nach durch Gebirgswasser herabführen und so einzeln abrollen lassen, so geben wir die Masse der Nagelflühgebirge, so wie die Mischung ganz verschiedenartiger Gerölle, deren Muttergesteine großentheils gar nicht in der Nähe liegen, zu bedenken; wobei erstere Schwierigkeit zwar durch beliebige Millionen von Jahren, leztere dagegen wohl ganz und gar nicht zu heben ist. — Wie konnten sich endlich diese Schuttmassen aus den Schlünden, worin sie sich gesammelt haben müßten, wieder zu diesen hohen Bergen anthürmen? Etwa wieder durch eine vulkanische Erhebung? die aber erst nach Millionen von Jahren auf die große vulkanische Hauptrevolution gefolgt wäre; ein Vulkanismus, dessen ungeheure Gewalt, wenn nicht schon das erste Mal, doch wenigstens in der Wiederholung an Unbegreiflichkeit grenzt.

Diese Unzulänglichkeiten der Erhebungstheorie wären vielleicht Grundes genug, um, wenn auch nicht an der örtlichen Wahrheit derselben für gewisse Punkte, wie die von L. v. Buch beobachteten, doch an ihrer allgemeinen Wahrheit für die gesammte Flötzformation zu zweifeln.

Allein der Verfasser fühlt sich nicht berufen, in Widerspruch mit geologischen Autoritäten, wie sie die Erhebungstheorie für sich hat, zu treten, und läßt demnach diese Hypothese in jedem beliebigen Umfange, den man ihr geben will, bestehen. Er geht einen Schritt weiter hinter die erste Voraussetzung jener Theorie, eben die vulkanische Erhebung des Urgebirges, zurück und fragt nach der Ursache derselben. Wie und wodurch entstand jene wellenförmige Erhebung des Urgebirges, welche nach einer vielleicht mehrere Meilen tief gegangenen Erstarrung der Oberfläche des Urgebirges eingetreten? Welche Gewalt vermochte das in horizontaler Ebene, auf mehrere Meilen hinab erstarrte Urgebirge in seinem durch eine feste Krystallrinde gedeckten, glühend flüssigen Grunde zu erregen, daß es örtlich einsank bis zur Tiefe des Meeresgrundes, an andern Stellen dagegen wellenförmig emporstieg, die Flötzgebirge durchbrach und an sich emporrichtete, sie in sich zersprengte und zusammenstürzte?

Diese wohl unabweisliche Frage nach der von L. v. Buch nachgewiesenen Erhebung des Urgebirges zu den ungeheuren Wogen des Alpenzuges, zudem aber auch die nicht durch vulkanische Erhebung erklärbare Gestalt und Beschaffenheit anderer Flötzformationen brachten den Verfasser auf den Gedanken: die Flötzgebirge möchten wohl **kosmischen** Ursprungs seyn und erst durch ihren Herabsturz auf die oberflächlich erstarrte Erde einerseits die Urgebirgsrinde eingebrochen, andernseits dagegen die in der Tiefe noch glühendflüssige Urgebirgsmasse sammt den Trümmern der oberflächlichen Rinde wellenförmig emporgetrieben haben. Vermöge dieser Hypothese wäre der Ort der regelmäßigen Ablagerung und Schichtenbildung der Flötzgebirge gar nicht auf der, erst bis zu den Urgebirgen fertigen Erde, sondern in dem Himmelsraume gelegen gewesen, und die Flötzgebirge wären als fertige Gebilde von dem Himmel gefallen und über die Urgebirgsrinde hergestürzt.

So erklärte sich wenigstens die widersprechende Struktur der Flötzgebirge ganz einfach. Die enorme Gewalt des Stoßes, welchen sie beim Auffallen auf die Urgebirgsrinde erlitten, reicht hin, um die mannichfachste Zertrümmerung und Einstürzung ihrer Schichten zu erklären, wie auf der andern Seite einzusehen ist, daß die ursprüngliche Schichtung, namentlich in der Mitte größerer Massen, selbst den furchtbarsten Stoß mannichfach überdauern konnte. Es wird sich besonders einleuchtend vorstellen lassen, wie die oberflächlich erstarrte Urgebirgsrinde an einigen Stellen eingedrückt und dafür an andern Stellen wellenförmig emporgetrieben werden konnte, wie die, über solchen empordringenden Urgebirgswellen entzweibrechenden Flötze sich auf beiden Seiten mantelförmig herabsenken mußten. Es stellen sich die emporstehenden Zacken und Kämme als die hervorragenden Trümmer und Enden senkrecht eingesunkener Schichten dar. Es wird begreiflich, wie das Flötzgebirge das eine Mal in ein von ihm eingedrücktes Urthal hinab zusammenbrechen, das andere Mal über einem von ihm aufgetriebenen Urkamm auseinander reißen konnte. Es wird überhaupt anschaulich, wie es durch den Stoß des Aufsturzes in weithin auslaufende Schluchten zerspringen konnte, welche sich durch Abfall von oben und Ausfüllung von unten zu Thälern formirten, in festerem Gestein hingegen, wie z. B. bei Pfäfers, noch ganz als die Urschluchten dastehen.

Der Gedanke, die Flötzgebirge als vom Himmel gefallen zu betrachten, dürfte höchst paradox erscheinen; um ihn in seinem ernstlichen Sinne und seiner wahren Bedeutung erscheinen zu lassen, ist nöthig, auf die muthmaßliche Entstehung der Erde und des Sonnensystems überhaupt zurückzugehen.

Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, sondern darf als ausgemittelter Grundsatz der Geologie vorausgesetzt werden, daß die Erde sich aus flüssigem Zustande herausgebildet hat. Dafür spricht, außer der krystallinischen Beschaffenheit der Urgebirge, welche immer einen vorausgegangenen flüssigen Zustand voraussezt, die runde Gestalt der Erde überhaupt, namentlich aber ihre Abplattung unter den Polen und die Ansammlung und Erhebung ihrer Masse gegen den Aequator: eine Wirkung der durch die Schwungkraft der Rotation verminderten Schwere, welche sich indessen nur in flüssigem Zustand der Masse realisiren konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, April.

Girandola. Kunst und Künstler. Gemäldeausstellung.

Die Fremdenwelt beginnt Rom zu verlassen. Villen und Campagna schmücken sich wieder mit hellem Grün; die Wohnungen werden gelüftet, man beeilt sich, Häuser in Albano und Frascati zu miethen. Die **Girandola**, welche am Ostermontage von der Engelsburg abgebrannt wurde, und mit ihren, dem Ausbruch eines Vulkans ähnelnden, ganz Rom in blendender Beleuchtung zeigenden Feuergarben, ihrem Funkenregen und ihren Rädern, welche das alte, imposante Gebäude in allen Formen umspielten und sich glänzend im Tiberstrome spiegelten, in der schwarzen Nacht einen magischen Effekt hervorbrachte — die Girandola war eine Art Signal zum Abzuge derer, welche es auf eine weitere Reise oder gar ein Lebewohl abgesehen haben; und wenn die Desertion bis jezt nicht stärker gewesen ist, so ist die Witterung daran schuld, welche unter andern Seine Heiligkeit verhinderte, am Ostertage die Benediction von der großen Loggia der Façade der Peterskirche herab zu ertheilen, und welche uns überdies um die Kuppelbeleuchtung brachte. In Neapel hat die Cholera gänzlich aufgehört, und wenn die Quarantänen noch nicht aufgehoben sind, so können sie um

so weniger lange mehr bestehen, da das ganze Volk murrt, und man im gesammten Staate die Folgen der Absperrung empfindlich spürt. Es unterliegt also keinem Zweifel, daß die Verbindung bald wieder hergestellt seyn wird. Rom ist diesmal wunderbarerweise von der Seuche verschont worden, wie Florenz vor drittehalb Jahren, als im nahen Livorno eine große Sterblichkeit herrschte. Auch die Grippe ist noch nicht zu uns gelangt, während sie in der Hauptstadt Toskana's die Hälfte der Bevölkerung auf's Krankenlager geworfen hat. — Unter denen, die bald von uns zu scheiden denken, nennt man **Thorwaldsen** und **Wagner**. Beide wollen ihr Vaterland wieder besuchen: der Erstere, um sein oft besprochenes Museum einzurichten, der Andere, um für die Aufstellung seines vor Kurzem vollendeten großen Frieses für die Walhalla selbst thätig zu seyn. Von dem Festmahle, welches Wagnern neulich gegeben ward, ist schon anderwärts die Rede gewesen; bei der Abreise des Professors **Gerhard**, welcher vor seiner beabsichtigten Rückkehr nach Deutschland eine Reise nach Griechenland unternommen hat, versammelten seine zahlreichen Freunde sich zu einer ähnlichen Feier. — Der ungünstigen Zeitverhältnisse ungeachtet, welche einen empfindlichen Mangel an Aufträgen herbeigeführt haben, sind unsere Künstler unermüdet thätig. Englische Bildhauer sind namentlich mit Büsten beschäftigt, worunter manche lobenswerthe sind. Das Modell zu der früher erwähnten Gruppe von **Wolff**, eine verwundete Amazone darstellend, die von einer andern gehalten wird, ist vollendet, und die schon früher erregten Erwartungen sind in hohem Grade in Erfüllung gegangen. Es ist eine Composition von ernster und großartiger Schönheit, ausgezeichnet durch edle Einfachheit, und gleich gelungen im Ausdruck, wie in der Gruppirung. Je mehr dies Werk dazu beiträgt, den Ruhm des Künstlers zu vermehren, um so sehnlicher muß man wünschen, daß es, in Marmor ausgeführt, im deutschen Vaterlande eine seiner würdige Stelle und die Anerkennung finde, die ihm nirgends fehlen kann. Auch **Tenerani's** Kreuzabnahme ist beinahe vollendet; seine Psyche, ohnmächtig hingesunken, gelangt nach Florenz in den Besitz des Fürsten Conti. — Die **Gemäldeausstellung** (bei deren Erwähnung in einem frühern Briefe, Nr. 75, irrthümlich Nettuno für Neapel geschrieben wurde) ward vor ihrem Schlusse noch durch einige Bilder bereichert, unter denen ein Seestück von **Gmelin**, eine große Gebirgslandschaft im Sturme von **Marko**, und ein Blumenstück von **Senff** zu nennen sind. Der geringen Zahl der Werke ungeachtet, brachte übrigens diese Ausstellung Dinge zum Vorschein, bei denen man sich billig fragen mußte, wie es möglich sey, daß man so etwas machen, und, wenn es in einer unglücklichen Stunde entstanden, den Muth haben könne, es irgend einem Menschen vorzuzeigen? Einige Sepiablätter, römische Veduten, namentlich architektonische, von einem Neapolitaner, Namens **Bianelli**, erinnerten zwar sehr an französische und englische Muster, erfreuten aber durch große Leichtigkeit und Geschmack in der Auffassung, wie in der Ausführung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, April.

(Beschluß.)

Chollet. Nourrit. Das Theater Castellane.

Der Polizeikommissär kam, setzte sich in der Sakristei mit seinem Aktuar vor einen Tisch und befahl, den muthmaßlichen Conspirator ohne Aufsehen aus dem Chore zu rufen. Man ging also auf Chollet zu und bat ihn, in die Sakristei zu kommen, wo man ihm etwas Wichtiges zu sagen habe. Chollet weigerte sich mit der Aeußerung, er könne mitten im Gottesdienste, wo seine Gegenwart unentbehrlich sey, unmöglich die Cantoren sitzen lassen. Dies erregte noch mehr Argwohn; zuletzt bedeutete man ihm, wenn er nicht gutwillig komme, müsse man Gewalt brauchen. Nun gab er nach, und erstaunte nicht wenig, als er einen Mann in schwarzem Kleide hinter dem Tische sitzen sah, vor welchen er geführt wurde. Ihm ahnte gar nicht, was man von ihm wolle. Der Polizeikommissär fragte nach Namen und Stand, und sagte dann: „Ihr seyd beschuldigt, mit bösen Anschlägen umzugehen.“ — „Böse Anschläge? nein wahrlich, ich habe keinen einzigen!“ — „Weßhalb seyd Ihr auf's Chor gegangen?“ — „Je nun, um meine Pflicht als Serpentbläser zu thun.“ — „Ihr wolltet noch etwas Anderes, denn Ihr tragt heimliche Waffen.“ — „Keine außer meinem Gardistendegen.“ — „Nun ja, dieser Degen ist es gerade, was Euch verdächtig macht. Was wolltet Ihr damit thun?“ Er hatte viele Mühe, der Polizei zu beweisen, daß er ganz unschuldigerweise seinen Degen hängen lassen, um gleich bei der Musik zu seyn, wenn der König aus der Kirche träte. Man begriff es endlich und ließ ihn lachend wieder los. Als er ein geschickter Sänger geworden war, verließ er die Kirche und widmete sich der Bühne, auf welcher er nun als der beste Sänger der komischen Oper glänzt. — Von der großen Oper ist dagegen der beste Sänger, Nourrit, so eben abgetreten, nachdem er durch eine prachtvolle und wahrhaft feierliche Benefizvorstellung vom Publikum Abschied genommen hatte. Dies war eine bedeutende Tagesbegebenheit; denn an dem Abtreten eines beliebten Virtuosen nimmt ganz Paris Antheil; es läßt sich daher nicht zweifeln, daß der Saal gedrängt voll war. Nourrit ist noch in seinem besten Alter, und man sieht nicht ein, was den gefeierten Sänger bewogen hat, so früh die Bühne zu verlassen, welche Mühe haben wird, ihn zu ersetzen. Wahrscheinlich hatte er seine Forderungen zu hoch gespannt, und ist daher vom Direktor entlassen worden. In Robert dem Teufel hatte er die Hauptrolle, und er ist in diesem Stücke über 140mal aufgetreten. Meyerbeer hat der Direktion eine neue Oper zugesagt; wann sie aber fertig wird, weiß er wohl selbst nicht. Zuweilen läßt Meyerbeer Monate vergehen, ohne das Geringste in Musik zu setzen. Kommt aber einmal der musikalische Geist über ihn, so geht es Tag und Nacht fort, bis die unternommene Arbeit vollendet ist. — Die Privatdarstellungen in dem Castellane'schen Hotel werden immer stärker besucht, und die Zeitungen fangen schon an, von denselben Bericht zu erstatten, als ob es öffentliche Schauspiele wären. Anfangs begnügte man sich mit Lustspielen und Vaudevilles; jezt wird schon von Opern gesprochen, die einstudirt werden. Zulezt wird vielleicht ein förmliches Theater aus dieser Privatbelustigung. Nicht minderes Aufsehen hat das von der schönen Prinzessin Belgiojoso veranstaltete Concert sammt Lotterie und Markt zu Gunsten der armen Italiener in Frankreich erregt. Wenn sich eine junge, reizende Prinzessin an die Spitze eines Wohlthätigkeitsvereins stellt, so muß die Sache gelingen; auch ist die Einnahme beträchtlich gewesen. Warum hat das Schicksal keine mitleidige deutsche Prinzessin nach Paris geführt, um auch den vielen darbenden Deutschen hier aus der Noth zu helfen?

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Lamartine.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 41. Freitag, 21. April 1837.

Länder- und Völkerkunde.

12) Alphons von Lamartine's Reise in den Orient in den Jahren **1832** und **1833**. **Erinnerungen, Empfindungen, Gedanken und Landschaftsgemälde.** Aus dem Französischen von Gustav Schwab und **Franz** Demmler. Vier Bände. Stuttgart, **Metzler, 1835.**

Diese Uebersezung des berühmten Reisewerks zeichnet sich durch Solidität aus; alles Metrische ist von Schwab übertragen. Das Original selbst darf im Allgemeinen als bekannt vorausgesezt werden, und wir erlauben uns nur einige Bemerkungen darüber. Herr von Lamartine sezt ein wenig den Herrn von Chateaubriand fort. Auch ihn ergriff im Gegensaz gegen das Extrem von französischer Frivolität eine Leidenschaft für das Christenthum; auch er theilt freigebig seine schwärmerischen Empfindungen mit; auch er mußte, um gleichsam seinen Glauben durch eine That zu besiegeln, das heil. Grab selbst aufsuchen. Wie christlich wir nun immer denken und empfinden, so sagt unserem deutschen Geschmack doch nicht überall jenes sentimentale Zerfließen und jene echt französische Schönrednerei zu, die Herrn von Lamartine überall begleiten. Wir wollen je die tiefste Empfindung kürzer, trockner, männlicher ausgedrückt haben. Aber wir müssen Herrn von Lamartine die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß der Strom seiner Rührungen uns beständig an einem reizenden Ufer vorüberführt, wo die Phantasie und der Verstand reiche Nahrung finden. Er mischt den empfindungsvollen Phantasien als echter Dichter die vortrefflichsten Schilderungen ein, er malt als echter Landschafts- und Genremaler, und auch sein geschichtsphilosophisches oder politisches Raisonnement ist das liebenswürdige und verständige eines Franzosen, der sich über die Gemeinheit und Eitelkeit der Tagsparteien zu echter Humanität erhoben hat.

Der glückliche Dichter fuhr mit Frau und Tochter, Freund und Dienerschaft über das Mittelmeer, Carthago vorüber nach Griechenland, von da Cypern vorüber nach Palästina. Sehr richtig ist die Bemerkung, die er über Cypern macht. „Die Insel ist auf allen ihren Theilen fruchtbar; Orangen, Oliven, Feigen, Weintrauben, Baumwolle, Alles geräth hier, selbst das Zuckerrohr. Dieses gelobte Land, dieses schöne Königreich für einen Kreuzfahrer oder für einen Genossen Napoleons nährte sonst bis zwei Millionen Menschen; nun besteht die ganze Bevölkerung aus dreißigtausend griechischen Einwohnern und einigen Türken. Nichts wäre leichter, als sich dieser Herrschaft zu bemächtigen; ein Abenteurer

würde mit einer Handvoll Soldaten und einigen Millionen Piastern Alles gewinnen; aber Europa, welches Colonien so sehr nöthig hätte, ist dagegen, daß man eine zu seinen Gunsten daraus macht; die Eifersucht der Mächte käme den Türken zu Statten, sie würde den Samen der Zwietracht in die Eroberung streuen, und der Eroberer hätte das Loos des Königs Theodor. — Wie Schade, es ist ein schöner Traum; acht Tage würden ihn in Wirklichkeit verwandeln."

Unter den zahlreichen Schilderungen der orientalischen Gegenden, Sitten und Menschen zeichnen sich die von Jerusalem selbst weniger aus (da ohnehin hier kaum etwas Neues zu sagen war), als die des Libanon, der Drusen, Maroniten, Metualis, Ansarier. Vom h. Lande sagt er: „Als wir auf der andern Seite dieses Hügels angekommen waren, zeigte sich uns das ganze heilige Land, das Land von Kanaan; es war nicht das nackte, steinige, unfruchtbare Land, das Gewimmel von niedrigen, kahlen Bergen, wie man uns das gelobte Land vorstellt auf das Wort einiger befangener Schriftsteller hin, oder einiger Reisenden, welche in der Eile, anzukommen und zu beschreiben, von den unermeßlichen, mannichfaltigen Besitzungen der zwölf Stämme Nichts gesehen haben, als den Felsenpfad, welcher zwei Tagereisen weit von Jaffa nach Jerusalem führt; — von ihnen getäuscht, erwartete ich Nichts, als Das, was sie beschrieben; das heißt ein Land ohne Ausdehnung, ohne Horizont, ohne Thäler, ohne Ebenen, ohne Bäume und ohne Wasser; ein Land, dessen ganze Füllung in einigen grauen oder weißen unbedeutenden Bergen besteht, wo der räuberische Araber im Schatten einiger Schluchten sich verbirgt, um den Vorüberziehenden zu plündern. — So ist vielleicht die Straße von Jerusalem nach Jaffa; aber hier ist Judäa, wie wir es am ersten Tage gesehen haben von der Höhe der Hügel, welche die Ebene von Ptolemais einfassen; wie wir es wieder gefunden haben auf der andern Seite der Hügel von Sebulon, von Nazareth, und am Fuße des Berges Hermon oder Karmel; wie wir es durchstreift haben in seiner ganzen Breite und Mannichfaltigkeit von den Höhen, welche Tyrus und Sidon beherrschen, bis zu dem See Tiberias, von dem Berge Tabor bis zu den Gebirgen von Samarien und Nablus, und von da bis zu den Mauern von Sion."

Die Drusen findet der Verfasser noch geheimnißvoll. „Die Religion der Drusen ist ein Mysterium, welches kein Reisender je zu durchdringen vermochte. Ich habe mehrere Europäer kennen gelernt, die schon seit langen Jahren mitten unter diesem Volke lebten, und die mir gestanden, in dieser Hinsicht Nichts zu wissen. Lady Stanhope macht gewiß eine Ausnahme von allen Andern durch ihren fortwährenden Aufenthalt unter den Arabern dieses Stammes und durch die Ergebenheit, welche sie diesen Menschen einflößt, deren Sprache sie spricht und deren Sitten sie angenommen hat, aber auch sie wußte mir Nichts zu sagen, als daß die Religion der Drusen ein Mysterium sey. Der größte Theil der Reisenden, welche über sie geschrieben haben, nimmt an, ihre Gottesverehrung sey nichts, als ein Schisma des Mahomedismus. Ich bin überzeugt, daß sie sich täuschen. Ausgemachte Thatsache ist, daß die Religion der Drusen ihnen erlaubt, alle Gottesdienste der Völker, mit denen sie zusammen sind, äußerlich mitzumachen; daher kam die Meinung, sie seyen schismatische Mahomedaner. Daran ist nichts Wahres. Sie beten das Kalb an, dies ist das einzige Bethätigte. Sie haben Einrichtungen, wie die Völker des Alterthums. Sie sind in zwei Kasten getheilt, die Akkals oder die, welche wissen, und die Djahels oder die, welche nicht wissen; je nachdem ein Druse zu dieser oder jener Kaste gehört, übt er diese oder jene Form des Gottesdienstes. Moses, Mahomed, Jesus sind Namen, die bei ihnen in Achtung stehen. Sie versammeln sich einen Tag in der Woche, jeder an dem Ort, der dem Grade entspricht, zu dem er gelangt ist, und hier verrichten sie den Gottesdienst. Während der Ceremonien sind Wachen ausgestellt, daß kein Profaner den Eingeweihten nahen kann. Augenblicklicher Tod wäre die Strafe der Verwegenen. Die Frauen werden zu diesen Mysterien zugelassen. Die Priester oder Akkals sind verheirathet. Sie haben eine Priesterhierarchie. Das Haupt der Akkals oder der Pabst der Drusen wohnt in dem Dorfe El-Mutna. Nach dem Tode eines Drusen versammelt man sich um das Grab, und vernimmt Zeugnisse über sein Leben; sind die Zeugnisse günstig, so ruft der Akkal: Sey dir der Allmächtige gnädig! sind sie ungünstig, so schweigt der Priester und die Umstehenden. Das Volk glaubt allgemein an Seelenwanderung; wenn das Leben des Drusen rein gewesen ist, so wird er als ein von dem Glück begünstigter, tapferer und von seinen Mitbürgern geliebter Mann wieder ins Leben treten, war er niedrig und feig, so wird er unter der Gestalt eines Kameels oder eines Hundes wiederkehren." Damit hängt auch die mystische Weisheit der Lady Stanhope zusammen, die Herr von Lamartine besuchte und von deren Originalität er eine eben so ausführliche als anziehende Schilderung macht. Sie nahm den Dichter günstig auf, ließ ihn zwar nicht in das Innerste ihrer Mysterien hineinblicken, erregte aber desto mehr sein Staunen und seine Neugier. Unter den heiligen Gegenständen ihrer Umgebung befand sich z. B. eine weiße Stute. „Lady Esther sagte mir es nicht ausdrücklich, aber sie ließ mich merken, daß, obgleich die Bestimmung der weißen Stute

weniger heilig sey, sie dennoch ebenfalls eine geheimnißvolle und wichtige habe, und ich glaubte zu errathen, daß Lady Stanhope sie für sich selbst bis auf den Tag aufbehielt, wo sie an der Seite des Messias in dem wieder eroberten Jerusalem ihren Einzug halten würde."

Der Verfasser hatte das Unglück, seine geliebte Tochter durch den Tod zu verlieren. Sein Schmerz darüber ist eine Episode der Reisebeschreibung. Er sezte inzwischen seine Wanderungen durch den Libanon und nach Damaskus fort. Die Ruinen von Baalbeck erschienen ihm so großartig, daß er sie weit über alles sezt, was Italien und Griechenland in der Art besitzen. Der Besuch der großen Stadt Damaskus, und der uralten Cedern auf dem Libanon sind wieder Glanzpunkte des Werks. Den Rückweg nahm er über Tripolis, Rhodus, Constantinopel, von dem er, so bekannt es ist, doch eine die Phantasie fesselnde Schilderung entwirft.

Aus seinen Beobachtungen der morgenländischen Sitten entlehnen wir folgende gewiß sehr richtige Bemerkung: „Für ein vorurtheilsfreies Auge ist zwischen dem Adel, der Schicklichkeit und der ernsten Grazie der arabischen, türkischen, indischen, persischen Sitten und den unsrigen kein Vergleich. Man merkt an uns die neugebackenen Völker, welche kaum aus der rohen, plumpen, unvollkommenen Civilisation getreten sind: an ihnen die Kinder von gutem Hause, Völker, welche eine alte Weisheit und Tugend geerbt haben. Ihr Adel, welcher Nichts ist, als die Nachkommenschaft ursprünglicher Tugenden, steht auf ihrer Stirne geschrieben, und ist allen ihren Gebräuchen eingeprägt: Pöbel gibt es bei ihnen nicht." Ob die Schilderung der morgenländischen Schönen zu viel Schmeichelei enthält, können wir nicht beurtheilen: „Es ist das Auge der Frauen von Italien, aber sanfter, schüchterner, von Zärtlichkeit und Liebe durchdrungen; — es ist der Wuchs der griechischen Frauen, aber gerundeter und gelenkiger, mit lieblicheren, anmuthigeren Bewegungen. — Ihre Stirne ist breit, eben, weiß, glatt, wie die der schönsten Frauen von England oder der Schweiz, aber die regelmäßige, gerade und breite Linie der Nase gibt der Physiognomie mehr Majestät und antiken Adel. — Die griechischen Bildhauer wären noch vollkommener gewesen, wenn sie ihre Modelle von asiatischen Frauengesichtern genommen hätten! Und es ist für einen Europäer, der an die leidenschaftlichen Züge, an die angespannten zusammengezogenen Gesichter der europäischen Frauen, namentlich der in den Salons, gewöhnt ist, so wohlthuend, Gesichter zu sehen, so einfach, so rein, so ruhig, als der Marmor, der aus dem Steinbruch kömmt, Gesichter, welche nur Einen Ausdruck haben, den der Ruhe und der Zärtlichkeit, und in denen das Auge eben so schnell und leicht liest, als in den großen Schriftzügen einer herrlichen Prachtausgabe. — Die Gesellschaft und die Civilisation sind offenbar Feinde der schönen Gesichter. Sie vervielfachen zu sehr die Eindrücke und Empfindungen, und da die Physiognomie unwillkürlich das Gepräge von diesen annimmt und behält, so wird sie verwirrt und verfälscht; sie hat Etwas Verworrenes und Ungewisses, das seine Einfachheit und seinen Reiz zerstört, es ist eine Sprache, welche zu viele Worte hat, und welche nicht mehr verständlich ist, weil sie zu reich ist."

Von Constantinopel kehrte Herr von Lamartine zu Lande zurück über Servien, wo er den Fürsten Milosch besuchte. Im Anhang theilt er arabische Dichtungen mit, etwas französisch zugestuzt, doch ohne aus dem nationalen Charakter zu fallen. Endlich macht den Schluß ein politisches Resumé, worin der Verfasser sagt: „Das Uebermaß des Lebens bei uns kann und muß sich nach jenem Welttheil abladen; das Uebermaß der Kräfte, das uns zu schaffen macht, kann und muß sich nach jenen Gegenden ziehen, wo die Kraft erschöpft und eingeschlafen ist, wo die Bevölkerung verkümmert und erstarrt, wo die Lebensthätigkeit des Menschengeschlechts erstirbt. Das türkische Reich stürzt zusammen, und bietet von Tag zu Tag mehr einen Tummelplatz für die Anarchie und die entfesselte Barbarei: Ländereien ohne Völker, und Volksmassen ohne Führer und Herrscher; diesen Einsturz des ottomanischen Reichs darf man nicht erst herbeirufen, indem man den Koloß mit Gewalt umstürzt, er kommt voraussichtlich durch sein eigenes Wirken, durch die Nothwendigkeit seines Wesens zu Stande; er kommt zu Stande wie alle von dem Geschick bestimmten Ereignisse, ohne daß man Jemand die Schuld davon zuschieben könnte, ohne daß es weder den Türken noch Europa möglich wäre, ihn zu hintertreiben. Die Bevölkerung, in sich selbst aufgerieben, stirbt durch ihre eigene Lebensunfähigkeit, oder vielmehr sie ist eigentlich schon nicht mehr. Die muselmanische Race ist auf Nichts zurückgesunken in den sechzigtausend Quadratmeilen, aus denen ihr ungeheures fruchtbares Gebiet besteht; ausgenommen eine oder zwei Hauptstädte, gibt es beinahe keine Türken mehr. Werfen wir einen Blick auf jene reichen, wunderbaren Gestade, und suchen wir das ottomanische Reich: wir finden es Nirgends; die stumpfsinnige Verwaltung, oder vielmehr die tödtende Trägheit der erobernden Race der Kinder Osmans hat überall eine Wüste hervorgerufen oder den überwundenen Racen möglich gemacht, sich zu vermehren und auszubreiten, während sie selbst sich verminderte und von Tag zu Tag erlosch." Allein wem empfiehlt Herr von Lamartine das Colonisiren? doch wohl nicht seinen Landsleuten, die durch ihre ganze Geschichte hindurch bewiesen haben, daß sie sich nicht darauf verstehen.

13) Geographisch-historische Beschreibung des Landes Palästina, von F. G. Crome. Erster Theil. Mit einer Karte. Göttingen, Vandenhöck und Ruprecht, 1834.

Eine äußerst ausführliche Geo- und Topographie, systematisch aus den besten Quellen zusammengetragen, nach der Eintheilungsweise und mit der detaillirten Ausführung wie Ritters Erdkunde. Zuerst wird das Land charakterisirt nach den Gebirgszügen, Flußgebieten und allen geognostischen Verhältnissen, dann folgt die Beschreibung der Städte, Alterthümer ꝛc.

14) Handbuch der Geographie, von Dr. W. F. Volger. Vierte, stark vermehrte Auflage. Zwei Bände. Hannover, Hahn, 1836.

Schon früher haben wir dieses Werk empfohlen, dessen Güte sich durch die günstige Aufnahme, die es beim Publikum gefunden hat, erprobt. Wir begnügen uns daher, diese vierte Auflage einfach willkommen zu heißen.

15) Lehrbuch der allgemeinen Erdkunde für höhere Gymnasial- und Realklassen, so wie für Hauslehrer und zum Selbstunterricht von Dr. Karl Andrée. Mit 4 lithographirten Tafeln. Leipzig, Schumann, 1836. 8. S. 484.

In Einem Bande, größtentheils nach Balbi und Woodbridge bearbeitet, den unermeßlichen Stoff in verhältnißmäßiger Abkürzung darbietend.

Unterhaltungsschrift.

Die neueste Blumensprache, oder neue, sinnige und vollständige Deutung der Blumen, nebst der bisherigen orientalischen. Mit Namenweiser der Deutungen und einem Anhang, die Farbensprache und das Sträußebinden enthaltend. Ein Taschenbuch für Liebende von Guido Reinhold. Leipzig, Eisenach, 1836. Mit 2 colorirten Abbildungen. 8. S. 64.

Die Blumensprache ist uralt, wie schon viele der ältesten Blumennamen beweisen. Im Occident herrscht in den Namen die Beziehung auf Religion und Zauberei, oder spielender Witz vor, der bloß Aehnlichkeiten heraushebt; im Orient wurden dagegen bei der dortigen Abgeschlossenheit des andern Geschlechts die Blumen stumme Boten der Liebe und in diesem Sinne ihre Deutung stereotyp. Von dort haben wir denn auch von Zeit zu Zeit diese Liebessprache bei uns einzuführen gesucht, und vorliegendes kleine Buch ist ein neuer Versuch dazu. Unsere Sitten aber gestatten der unverblümten Rede Zugang genug, und die Blumensprache wird unter uns nie förmlich eingeführt, oder auch nur allgemein verständlich werden, weil sie nicht aus der Noth entspringt.

Wir können das kleine Buch empfehlen, denn es enthält eine große Menge wirklich sehr poetischer Deutungen, z. B.:

Aehre, geknickte, getäuschte Hoffnung.
Amaranth, Liebe in Trauer.
Amarillis: mein Herz bleibt kalt vor deinem Purpurmantel.
Aster, entschwundene schöne Tage.
Brennessel, Mädchenbosheit.
Buchsbaum: warum so spröde in der Hoffnung Grün.
Camille, Eifersucht.
Citronenblatt, Abschied. (So wie man bei Begräbnissen den Leidtragenden eine Citrone reicht).
Cypresse, Tod der Liebe.
Eisenhut, Drohung.
Epheu, Treue und Ausdauer.
Erdbeerblüthe, künftiger Genuß.
Espe, Bitte um Schutz vor Verfolgern.
Flachsblüthe, Frage, ob das Herz die Liebe der Treue halten wird? ob das Kleid auch den Mann macht?

Und so fort. Einige Deutungen sind schwankend, zum Beispiel:

Goldlack, gefüllter (Cheiranthus cheiri, gelbe Levkoye, gelbe Veiel, gelbe Viole, Lack). Soll nach andern Blumensprachen bald edlen Ernst oder Nachdenken, bald Vergehen vor Sehnsucht bedeuten. — Wir meinen, die schöne wohlriechende Blume lasse sich lieber als Sinnbild beglückender Reize denken. — Orientalisch: Was Du mir gibst, und wäre es ein halbes Nichts, es ist mir heilig, denn es kommt von Deiner Liebe.

Haselnuß, die Frucht, eignet sich nur dann in einen Strauß, wenn sie noch im grünen Kelche ist, läßt dann die Deutung zu: durch Hindernisse zum Ziel. — Orientalisch kann man freilich auch reimen: Haselnuß, — ich bitte noch um einen Kuß.

Wo der Verfasser Rückerts Verse anführt, hätte er denselben auch nennen sollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 96.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 22. April 1837.

Sey's Ergreifen, sey es Raffen,
Wenn es sich nur faßt und hält!
Allah braucht nicht mehr zu schaffen,
Wir erschaffen seine Welt.

Goethe.

Ueber die Bildung der Gebirge.

(Fortsetzung.)

Nicht nur unsere Erde, sondern auch unser gesammtes Sonnensystem scheint sich ursprünglich in aufgelöstem und flüssigem Zustande befunden zu haben. Dafür spricht einmal das, sich bei allen Weltkörpern desselben wiederholende Moment kugelförmiger Gestalt mit polarischer Abplattung, sodann die merkwürdige Zusammenstimmung aller Bewegungen sämmtlicher planetarischer Körper unseres Sonnensystems fast in einer Ebene und in einerlei Richtung. Es laufen alle Planeten in einer und derselben Richtung um die Sonne, in welcher diese sich selbst um ihre Axe dreht. In der nämlichen Richtung rotiren die Planeten je um ihre eigene Axe. Es ist dieselbe Richtung, in welcher die Nebenplaneten um ihre Hauptplaneten und mit diesen um die Sonne laufen. Die merkwürdige Zusammenstimmung dieses verwickelten Systems der mannichfaltigsten Bewegungen kann kein Zufall seyn, sondern muß ihren Grund in einem ursprünglichen Zusammenhange haben, in welchem die Weltkörper unseres Sonnensystems einst miteinander gestanden und worin sie diese gemeinschaftliche Bewegung angenommen haben. Ein solcher Zusammenhang läßt sich aber wohl kaum anders denken, als daß diese Weltkörper vermöge einer allgemeinen Auflösung ihrer Masse einst ein zusammenhängendes Ganzes ausgemacht haben, welches sich um den Aequator der Sonne in der Ebene der Ecliptik als eine scheibenförmige Atmosphäre angelagert haben mag; wenn man nicht noch weiter zurückgehen und selbst die Sonne in dieses allgemeine Chaos auflösen und sich als Mittelpunkt des Systems erst daraus niederschlagen lassen will.

Eine glänzende Wahrscheinlichkeit geben dieser Annahme einer ursprünglichen chaotischen Auflösung unseres Sonnensystems die interessanten Beobachtungen der sogenannten Nebelsterne durch Schröter und Herschel. Diese räthselhaften leuchtenden Massen, welche sich zum Theil durch keinerlei Vergrößerung in einzelne leuchtende Punkte auflösen lassen, ja deutliche Expansionen und Contraktionen zeigen, scheinen in der Bildung begriffene Embryonen von Weltsystemen zu seyn; so daß die weltlichen Dinge nicht nur im Kleinen, sondern auch im Großen, selbst als Weltkörper, einem Werden unterworfen zu seyn scheinen, auf dessen verschiedenen Stufen das eine System von Weltkörpern jezt erst sich entwickelt, das andere seine Blüthezeit feiert, das dritte vielleicht baldigem Tode entgegen geht. Eines der merkwürdigsten Gebilde dieser Art ist der Nebelfleck im Orion. Seine unregelmäßige Gestalt ist veränderlich, und man hat ihn schon innerhalb weniger Tage sich nach einigen Seiten ungeheuer ausdehnen, nach andern sich zusammenziehen gesehen. Die

Stellen, innerhalb welcher solche plötzliche Veränderungen vor sich gehen, übertreffen öfters an Umfang unser ganzes Planetensystem. Endlich hat man schon solche ungeheure Strecken mit einem ungewöhnlichen Licht aufflammen sehen. Manche dieser Lichtnebel zeigen in ihrer Mitte bereits eine Verdichtung, den Anfang des künftigen Centralkörpers. Unter diesen in der Mitte sehr verdichteten Nebeln fand Herschel viele, welche nicht rund erschienen, sondern ein sehr abgeplattetes, linsenförmiges Sphäroid vorstellten. Diese Gestalt kommt zu oft vor, als daß man sie für zufällig halten könnte, zumal da eine fast genaue Gleichheit beider Hälften für die Vermuthung spricht, daß wir den Querschnitt eines runden, sehr abgeplatteten und der Scheibenform sich annähernden Körpers sehen. Eine solche Abplattung zur Scheibe um den Aequator des Centralkörpers müßte in einer flüssigen Masse durch einen ungeheuern Grad von Rotationsgeschwindigkeit hervorgebracht werden. Es ist also wahrscheinlich, daß manche jener Nebel bereits einen Centralkörper formirt, mit ihm eine gemeinsame Axenumdrehung angenommen und sich dadurch um seinen Aequator scheibenförmig angelagert haben, während andere sich noch in ganz chaotischem Zustande befinden.

Diese Gründe und Analogion setzen es wohl fast außer Zweifel, daß die Weltkörper unseres Sonnensystems sich ursprünglich in chaotischer Auflösung befunden und daraus niedergeschlagen haben. Diesen Niederschlag haben wir uns wohl ungefähr so vorzustellen, daß zuerst die Hauptmasse sich zur Sonne concentrirte und nun eine gemeinsame Rotation der Sonne mit der übrigen Masse begann, welche mit ungeheurer Geschwindigkeit zu denken ist. In Folge dieser Rotation sammelte sich die übrige Masse scheibenförmig in der Aequatorialebene des Centralkörpers, außer den wenigen Ueberresten, welche nun als Kometen umherirren. Jene in der Aequatorialebene der Sonne angelagerte scheibenförmige Masse zerfiel in eben so viele Bahnen, als wir jezt Hauptplaneten zählen. In jeder Bahn bildete sich einer oder mehrere Mittelpunkte der Anziehung, welche die gesammte Materie derselben nach und nach aufsammelten. Gelingt es einem der anziehenden Punkte, eine überwiegende Masse um sich aufzurollen, so tritt er als Hauptplanet auf; gelingt dies dagegen mehreren gleichermaßen, so entstehen coordinirte Planeten oder Asteroiden.

Kehren wir zur Erde und zu unserm Gegenstande zurück, so wird uns, um zuerst einen Blick auf die Urgebirge zu werfen, ihre Struktur nicht in Zweifel lassen, auf welche Stufe des kosmischen Bildungsprocesses der Erde wir ihren krystallinischen Niederschlag zu versetzen haben. Die durchgreifende, übrigens in einander gleichsam zerdrückte krystallinische Bildung der Urgebirge läßt wohl kaum einen Zweifel zu, daß sie sich in einem zähen, feurigflüssigen Zustand formirt haben. Die Ursache dieses ihres feurigflüssigen Zustandes ist auch unschwer zu errathen: es war die Verbrennung ihrer metallischen Grundlagen in Sauerstoff. In dem Momente, als das Flötzgebirge auf die Erdrinde niederstürzte und die Urgebirge emportrieb, war die Urgebirgsmasse bereits oberflächlich erstarrt und fest geworden. Dies springt deutlich an den zerspaltenen und durcheinander geworfenen, übrigens regelmäßig gebildet gewesenen Schichten der aufgetriebenen Urgebirge in die Augen. Indessen konnte diese Erstarrung und Festwerdung der Urgebirgsrinde auf der andern Seite noch nicht besonders tief gegangen seyn, denn an andern Stellen, wie z. B. auf der Höhe der Berner Hochalpen, so wie in den durch Spalten des Flötzgebirges heraufgedrungenen vulkanischen Gebilden, stieg noch flüssige Urgebirgsmasse aus der Tiefe herauf, die doch wohl höchstens einige Meilen tief sich befunden haben konnte. Halten wir den lezteren Punkt fest, so werden wir darin leicht einen Grund zu der nunmehr apodiktisch auszusprechenden Behauptung finden, daß der Ort der Bildung und des Niederschlags der Flötzgebirge aus wässerigter Auflösung gar nicht auf der Oberfläche der Erde und der oberflächlich erstarrten Urgebirgsrinde liegen konnte; und zwar aus dem einfachen Grunde, weil diese noch so glühend seyn mußte, daß sich gar kein Wasser in tropfbarem Zustande an der Oberfläche der Erde hätte halten können.

(Der Beschluß folgt.)

Die beiden Gefangenen.

(Fortsetzung.)

Meine Leidenschaft machte mich selig und unglücklich: lezteres, weil ich mich ihr nicht unbesorgt überlassen konnte, und zwar in Folge eines sehr ernsten Auftritts, den ich vor Kurzem mit meinem Lehrer gehabt. Anlaß dazu gab Telemachs edles Benehmen auf der Insel der Calypso, wo er, der Regung der Tugend folgend, von Eucharis scheidet, welches Benehmen wir eben mit einander in schlechtes Latein übersezten. Da heißt es: „Et il précipita Télémaque dans la mer.“ Et Telemachum in mare praecipitavit; so hatte ich übersezt, da fiel es Monsieur Ratin, so hieß mein Lehrer, bei, mich zu fragen, was ich von diesem Verfahren Mentors denke? Diese Frage sezte mich nicht wenig in Verlegenheit; wußte ich doch schon sehr gut, daß man vor seinem Lehrer dem weisen Mentor nichts Schlimmes nachsagen darf. Ich dachte in mir nicht anders, als Mentor sey hier einmal recht brutal zu Werk gegangen, gab aber zur Antwort: Telemach sey gut davon gekommen, daß er die salzige

Wege nur habe kosten müssen. „Sie haben meine Frage nicht gefaßt," erwiderte Monsieur Ratin: „Telemach liebte die Nymphe Eucharis; nun ist aber die Liebe die verderblichste, verächtlichste, mit der Tugend unverträglichste Leidenschaft. Ein Jüngling, der liebt, verfällt der schlimmsten Weichlichkeit; er taugt zu nichts mehr als zu seufzen, wie Herkules zu den Füßen der Omphale. Der weise Mentor konnte daher zu keinem trefflicheren Mittel greifen, wollte er Telemach vom Rande des Abgrunds zurückreißen. Sehen Sie wohl, diese Antwort hatte ich erwartet."

So erfuhr ich denn auf mittelbarem Wege, daß mein Zustand sehr bedenklich, daß ich schon gewaltig vom Pfad der Tugend gewichen sey; denn das sah ich klar ein, ich liebte Estella so innig als Telemach seine Eucharis. Ich beschloß also in meinem Innern, ein so sündhaftes Gefühl zu bekämpfen, das mir früher oder später ein Unglück über den Hals bringen konnte, weil Monsieur Ratin das Heilmittel des weisen Mentor so gar admirabel fand.

Des Lehrers Worte hatten übrigens einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, indessen weit weniger so weit ich sie verstand, als sofern sie mir dunkel, mystisch waren. Während ich, um nicht in den Abgrund zu stürzen, ein höchst unschuldiges Gefühl unterdrückte, grübelte meine Einbildungskraft über den bedeutungsvollen Worten Monsieur Ratins. Dies war meine erste Liebe. Sie hatte, als ein reines Luftgebilde, weiter keine Folgen, aber die Art und Weise, wie Monsieur Ratin hemmend in ihre Entwicklung gegriffen, ertheilte meinen folgenden Liebschaften einen eigenthümlichen Charakter, wie aus dem Folgenden zu ersehen seyn wird.

Das Gefängniß, von dem ich gesprochen, hat gegen meine Wohnung nur ein einziges vergittertes Fenster in einer schwarzen, schauerlichen Mauer. Ich erinnere mich noch wohl, daß der Anblick dieses Lochs mir damals nur das Gefühl von Schrecken und Entrüstung gab: nach meinen Begriffen bestand die Gesellschaft aus lauter ehrlichen Leuten; der Gedanke, daß Jemand stehlen oder gar einen umbringen könne, war mir gräßlich, und die Gerechtigkeit, welche die Guten vor Ungeheuern schützte, erschien mir wie eine hehre Matrone, die gar nicht furchtbar genug strafen konnte. Seitdem habe ich freilich anders denken gelernt. — Die Kinder sind in ihrem Urtheile absolut, eben weil es ein beschränktes ist. Die Fragen haben für sie nur Eine Seite und sind darum ganz einfach: die Lösung erscheint ihrem richtigen, aber einseitigen Urtheilsvermögen leicht und unwidersprechlich. Daher kommt es, daß man von den sanftesten oft harte Worte hört und die weichmüthigsten nicht selten grausame Gedanken äußern. Von den Weichmüthigsten war ich nun eben nicht, aber dergleichen begegnete mir oft, und wenn ich einen Menschen in's Gefängniß führen sah, so fühlte ich inniges Bedauern mit den Schergen, während ich den Verbrecher auf's Aeußerste verabscheute. Dies war nicht Grausamkeit, nicht niedrige Gesinnung, es war nur Unschuld. Eines Tags sah ich einen vorbeiführen, gegen den sich vollends mein ganzes Herz empörte, den Mitschuldigen eines abscheulichen Mörders. Sie hatten mit einander einen alten Mann umgebracht, um ihn zu berauben, und, als sie bemerkten, daß ein Kind zugegen gewesen, auch diesen schuldlosen Zeugen auf die Seite geschafft. Der eine war hingerichtet, der andere, wegen mildernder Umstände oder dergleichen, nur zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt worden. Während er, im Begriff, seinen Kerker zu betreten, unter meinem Fenster wegging, betrachtete er aufmerksam die Häuser umher. Sein Auge begegnete dem meinigen, und er lächelte, als kennte er mich! Dieses Lächeln machte einen tiefen, schrecklichen Eindruck auf mich. Den ganzen Tag brachte ich es nicht aus dem Kopfe; ich beschloß, mit meinem Lehrer davon zu reden, und er ergriff die Gelegenheit, mir vorzustellen, wie viel Zeit ich damit verderbe, aus dem Fenster zu sehen.

Mein Lehrer war, wenn ich daran denke, eine wunderliche Figur: streng von Sitten und pedantisch, achtungswürdig und lächerlich, gravitätisch und komisch, so daß der Eindruck, den er auf mich machte, imponirend und burlesk zugleich war. Sittlich strenge Grundsätze üben aber, wenn der Mann ihnen im Leben consequent treu bleibt, eine solche Gewalt über die Gemüther, daß Monsieur Ratin, so komisch er mir erschien, ungleich stärker auf mich einwirkte, als wenn er weit geschickter oder vernünftiger gewesen wäre, aber die Lehren, welche er mir predigte, selbst minder streng befolgt hätte. — Er war ganz ausnehmend züchtig. Im Telemach übersprangen wir ganze Seiten als unmoralisch, und er suchte äußerst ängstlich zu verhindern, daß ich mich für die verliebte Calypso interessirte; ich würde, hieß es immer, in der Welt nur zu viel gefährlichen Weibern begegnen, die ihr auf ein Haar glichen. Vor dieser Calypso hatte er, trotz ihrer Eigenschaft als Göttin, einen tiefgefühlten Abscheu. Die meisten lateinischen Autoren lasen wir nie anders als in den vom Jesuiten Jouvency gereinigten Texten, und wir überhüpften noch manche Stellen, welche der züchtige Jesuit hatte passiren lassen. So kam es, daß ich mir von gar vielen Dingen schreckliche Begriffe machte, und dabei vor Monsieur Ratin auf's Aengstlichste meine unschuldigsten Gedanken verbarg, wenn sie auf's Entfernteste an Liebe und an Calypso erinnerten. — Es ließe sich viel hierüber sagen. Diese Methode wirkt vielmehr aufreizend als mäßigend, nicht sowohl vorbeugend als comprimirend, sie erzeugt statt Grundsätzen nur Vorurtheile,

und was das Schlimmste ist, sie befleckt fast nothwendig die Unschuld, jene zarte Blume, die von einem Hauche welkt und nie zweimal blüht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, April.

(Fortsetzung.)

Heilige Woche. Kirchenmusik.

In der heiligen Woche feiert die Kirchenmusik ihren Triumph in der Sixtinischen Kapelle. Ein Vorgeschmack ernsterer Tondichtung war schon während der Fasten gegeben worden. Zuerst wurde in den großen Räumen des venetianischen Pallastes, welchen der österreichische Botschafter bewohnt, die Schöpfung in einer Weise ausgeführt, welche an die Leistungen deutscher Musikfeste erinnerte; hierauf im Pallast Torlonia, im Borgo — der schönen Wohnung, welche Bramante für den Cardinal Hadrian von Corneto baute, und die sich unter den so oft überladenen und schwerfälligen römischen Pallästen durch ihre edle Eleganz auszeichnet — das Miserere des Marcello, eine der vorzüglichsten unter den zahlreichen Compositionen dieser Art im weniger strengen Style. — Einem Wetter zum Troz, das mit dem Großfürsten Michael von den Ufern der Newa hergekommen zu seyn schien (am Morgen des Gründonnerstags waren alle Dächer mit Schnee bedeckt), füllte eine zahllose Menge den Vatican und die Peterskirche, welche leztere man erst dann in ihrer ganzen überwältigenden Größe und Majestät verstehen und bewundern lernt, wenn man sie bei Festen, wie am Ostertage, gesehen hat. Die Riesengestalten Michel Angelo's schauten von Decke und Wand der Sistina ernst herab wie Geister längst vorübergegangener Jahrhunderte, bald von einzelnen Sonnenblicken vorübergehend, aber hell erleuchtet und wie in runden Formen hervortretend, bald gespenstisch verschwindend im Halbdunkel. Es ist nicht möglich, einen Ort zu finden, wo Alles so gleichmäßig und so mächtig zusammenwirkt, einen gewaltigen Effekt hervorzubringen, wie hier der Fall ist: Lokal, Ausschmückung, Costüme, Ceremonien und Musik bilden ein großes Ganze, in welchem die bewunderungswürdigste Harmonie waltet. In diesen Räumen muß man die Lamentationen, die Improperien Palestrina's, das Stabat mater Pergolesi's, das Miserere Allegri's und Bai's hören, begleitet und unterstüzt von dem einfach-großartigen Gregorianischen Gesang, und von den ergreifenden Compositionen der Passion, welche am Palmenfest und am Charfreitage von verschiedenen mit einander abwechselnden Stimmen vorgetragen werden. Je mächtiger man von der Schönheit und Würde dieser Musik durchdrungen und angeregt wird, und je bereitwilliger man sich selber gesteht, sie sey die einzige, deren Charakter vollkommen übereinstimmt mit den Empfindungen und der Stimmung, welche der Gottesdienst in uns erwecken soll, um so mehr wird man überrascht, wenn man findet, daß diese Musik verhältnißmäßig neuern Zeiten angehört, und daß sie im 15ten und 16ten Jahrhundert in einem Zustande war, der mit dem Wesen dieser musterhaften Compositionen den grellsten Gegensaz bildet. Das Tridentinische Concil wollte den mit ausschweifenden Künsteleien überladenen Canto figurato völlig aus der Kirche verbannen; Giovanni Pierluigi von Palestrina war es, dessen reines, frommes, melodisches Gemüth denselben rettete. Die Lebensbeschreibung dieses großen Mannes, ein Werk des würdigen Abate Baini, dessen Bemühungen um Aufrechthaltung der Reinheit der Tonkunst nicht genug gepriesen werden können, enthält einen Schaz von Bemerkungen, die uns ein lebendiges Bild des Unwesens geben, welches um die Mitte des 16ten Jahrhunderts in Italien herrschte, eine Zeit, wo der Katholicismus, dem Untergange nahestehend, nach langer Lethargie zu einer gewaltigen, eben so tief eingreifenden, wie nachhaltigen Regeneration sich ermannte, und Allem, was mittelbar oder unmittelbar mit ihm in Berührung stand, einen neuen, ernsten Charakter aufdrückte. Ein paar Angaben mögen hinreichen, das damalige Treiben zu bezeichnen. Die Worte der Liturgie waren ganz vernachlässigt; man hörte das Kyrie, Sanctus, Agnus nicht mehr, die Componisten nahmen auf die Worte selbst keine Rücksicht: die Meßmusik wurde geschrieben, wie eine Instrumentalsymphonie; der Text konnte dann zusehen, wo und wie er ein Unterkommen fand. Man ließ endlich die Worte wohl ganz weg, und bezeichnete nur den ersten Theil mit Kyrie, den zweiten mit Christe und so weiter bis zum lezten Agnus. Auch wurden mit der Liturgie andere Texte vereinigt. Man schrieb z. B. eine Messe, deren Thema die Melodie des Ave-Maria des Gregorianischen Gesanges war: drei Theile sangen nach obenangeführter Weise das Kyrie, Gloria, Credo, der vierte das ganze Ave-Maria. So sind zwei Messen von Crist. Morales, und selbst Palestrina's erste gedruckte Messe: Ecce Sacerdos magnus. Das Archiv der Vaticanischen Kapelle besizt eine Menge Werke dieser Art.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 90.

Der Nebel.

Räthsel.

Roth or braun, or schwarz or weiß,
Gilt mir ziemlich gleich;
Weib or Mann — auf mein Geheiß
Füllen sie mein Reich;
Nord or Süd, or West or Ost,
Ich bin überall,
Augenlicht ist meine Post,
Bote mir der Schall.
Jung or alt,
Warm or kalt,
Alle weiß ich zu durchdringen,
Geist und Mark,
Schwach or stark,
Unter's Joch zu bringen.

J. G. M.

* Ob die deutsche Sprache statt des langen „oder"
Nicht ein kurzes Wörtchen schon seit lange foder',
O ihr Aristarchen! mögt ihr nun entscheiden,
Aber mich einstweilen um dieß „or" beneiden,
Das, ein englisch Wörtchen, doch von deutschem Stamme,
Wieder an den Busen fliegt seiner Amme.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 13.

Sonnabend, 22. April 1837.

[170] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat März 1837.

Größere Aufsätze.

Der rothe Pfeifensteinbruch. Sage der nordamerikanischen Indianer. — Die Sallaschen auf den Karpathen — Volksaufklärung in Schweden und Norwegen — Die Benedictinerabtei zu Szkalka. — Die Actiengesellschaften in Portugal. — Die Schlacht bei Konieh. — Die Maramaros. — Das Grundeis in den sibirischen Strömen. — Die Seeküste des Departements Nieder-Charente. — Der Virginier und der Yankee. (Nach Chevalier.) — Die arabische und persische Literatur des 19. Jahrhunderts. 1) Allgemeine Uebersicht der arabischen Literatur. 2) Persische Literatur. — Die Sklaverei in Paraguay. — Reise durch die mexikanischen Provinzen Tamaulipas, Cohahuila und Texas von Lundeus. — Astronomische Entdeckungen Sir J. Herschels. — Der neue russische Tarif. — Versammlung der Maronneger und Vergifter. — Englands Fortschritte: Beschäftigung des Volks. — Der Haifischfang in Rußland. — Reiseskizze von Madrid nach Pau. — Ueber die Geologie Aegyptens. — Auszug aus der Zeitschrift Australien. — Der Staat Michigan. — Europäische Erinnerungen von Fenimore Cooper: Reise von England nach Paris. — Ein Abenteuer in Spanien. — Die Disciplin der ostindischen Armee. — Etwas über die verschiedenen Arten von Schafen. — Der Mulatte Lislet Geoffroy. — Briefe über den spanischen Krieg: Sechster Brief. — Das Landvolk in Nordhumberland. — Alexander von Puschkin.

Chronik der Reisen.

Reise durch einen Theil von Kleinasien und Armenien von J. Brant, englischem Consul zu Erzerum. 1) Reise nach Diarbekir. 2) Rückreise über Kaisarieh und Tokat. — Die Insel Borneo. — Schomburgs zweite Expedition in's Innere von Guiana. — Neueste Nachrichten von der Euphrat-Expedition. — Reise von den Sandwich-Inseln nach China und Aufenthalt daselbst: 1) Reise nach Canton. 2) Aufenthalt in China. — Entdeckungen in Australien.

Kleinere Mittheilungen.

Das Klima von Griechenland. — Die Ebenen ostwärts der Felsengebirge. — Die Schlangenzauberer in Aegypten. — Europäische Bevölkerung in den französischen Besitzungen in Afrika. — Ungewöhnliche Kälte durch einen Windstoß. — Seltsamer Nachwuchs der Haare. — Cedernwälder auf dem Taurusgebirge. — Statistische Notizen aus den Vereinigten Staaten in Betreff der neuern Reduction der Zölle. — Geologische Notizen: Angebliche fossile Menschenknochen in Candia. Vulkanischer Ausbruch auf Guadeloupe. — Ueber das Verschwinden des Po bei Martiniana. — Ueber die Lage von Tlemcen. — Ueber einige Vulkane in Südamerika. — Die Werften von Alexandrien. — Das etruskische Museum in Rom. — Vertheilung der Ranunkelarten in den verschiedenen Welttheilen. — Ungeheures Tau. — Chinesische Medicin. — Zahl der Leichname, welche im J. 1836 an der Morgue zu Paris ausgesezt wurden. — Inschriften in Südarabien. — Baktrische Münzen. — Zuckerbereitung aus der Frucht der Cactus opuntia. — Blonder Stamm in Afrika. — Alte Urkunden in der Normandie. — Bevölkerung des russischen Reichs. — Der Fluß Lena. — Literarische Notizen: Aufgefundene Fortsetzung von Fleury's Kirchengeschichte. Bestimmung der Periode von Ramses II. — Ueber das Manna der Wüste, den Drachenblutbaum und die Aloepflanze von Socotra, von L. Wellstead. — Ein merkwürdiger geschnittener Onyx. — Die russische Marine. — Das Giftthal auf Java. — Sterblichkeit unter den Schwarzen am Macquarie. — Lord Kingsborough. — Ueber die Dariken. — Ueber die angelsächsischen Münzen. — Berichtigende Bemerkung über das Giftthal in Java. — Statistik der Bevölkerung von Mexiko.

Inhalt des Literaturblattes.

Die drei Gräber. Ein Bruchstück aus einer Todtengräbererzählung. Von S. T. Colridge. — Etwas von Hölderlin. — Ueber das Poetische in der modernen Poesie Frankreichs. Zweiter Artikel. Balzac und Victor Hugo. — Erinnerung. Von Lamartine. — Dramatische Poesie in England. Zweiter Artikel. — Der Abend. Von Lamartine. — Der Golf von Baja. Von demselben. — Allerseelentag. Von Beranger. — Karl VII. Von demselben. — Alastor oder der Geist der Einsamkeit. Von Shelley.

---

[117]

Bericht
über
die Verlagsunternehmungen für 1837
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

*1. Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: E. Avenarius.) Jahrg. 1837. 52 Nummern (von 1—2 Bogen). gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Preis des Jahrgangs 3 Rthlr.

Wird Freitags ausgegeben.

Die Allgemeine Bibliographie gewährt eine möglichst vollständige und schnelle Uebersicht der im deutschen Buchhandel erschienenen Schriften, wie der für Deutschland wichtigen oder interessanten des gesammten Auslandes, verbunden mit Notizen über künftig erscheinende Werke, Subscriptions- und Pränumerationsunternehmungen, Preisherabsetzungen, Auctionen, Bücherverbote, antiquarische Kataloge u. s. w., Alles zur leichtern Uebersicht unter bestimmte Rubriken geordnet. Genaue alphabetische und systematische Register erleichtern den Gebrauch.

*2. Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1837. Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von Ernst Gotthelf Gersdorf. Elfter Band und folgende. (Beigegeben wird:

Allgemeine Bibliographie für Deutschland) gr. 8. Preis eines Bandes von etwa 50 Bogen auf gutem Druckpapier 3 Rthlr.

Das Repertorium erscheint regelmäßig am 15. und 30. jedes Monats in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet.

Der Allgemeinen Bibliographie für Deutschland und dem Repertorium der deutschen Literatur wird ein beiden Zeitschriften gemeinschaftlicher

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 1½ Gr. für die Petitzeile oder deren Raum. Besondere Beilagen, als Prospecte, Anzeigen u. dgl., werden mit der Bibliographie wie mit dem Repertorium ausgegeben und dafür die Gebühren mit 1 Rthlr. 12 gr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

*3. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrg. 1837. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. gr. 4. Auf feinem Druckpapier 12 Rthlr.

Wird Dienstags und Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

*4. Isis. Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1837. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) gr. 4. 8 Rthlr.

*5 Allgemeine medicinische Zeitung. In Gemeinschaft mit Dr. J. B. Friedreich und Dr. C. Hohnbaum herausgegeben von Dr. Carl Pabst. Jahrg. 1837. Wöchentlich 2 Nummern von 1 Bogen. gr. 4. Auf feinem Druckpapier. 6 Rthlr. 16 gr.

Wird Dienstags ausgegeben.

Diese Zeitschrift, deren letzte Jahrgänge bei A. Pierer in Altenburg erschienen, wird von nun an wieder in meinem Verlage herausgegeben und auf deren Redaction besondere Sorgfalt verwandt werden. Probenummern sind auf Verlangen zu erhalten.

Zu den unter Nr. 3, 4 und 5 genannten Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden zwei Groschen berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Rthlrn. werden Anzeigen u. dgl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Rthlr. 12 gr. der Isis oder der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet.

*6. Das Pfennigmagazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. (Herausgeber: Friedrich Brockhaus.) Jahrg. 1837. 52 Nummern. (Nr. 197—248) Mit vielen Abbildungen. Klein Folio. Auf Velinpapier 2 Rthlr.

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.

Der erste Jahrgang des Pfennigmagazins in 52 Nummern (Nr. 1—52) kostet sauber geheftet 2 Rthlr., der zweite Jahrgang in 39 Nummern (Nr. 53—91) 1 Rthlr. 12 gr., der dritte Jahrgang in 52 Nummern (Nr. 92—143) 2 Rthlr., der vierte Jahrgang in 53 Nummern (Nr. 144—196) 2 Rthlr., und es sind fortwährend Exemplare davon in guten Abdrücken zu erhalten.

Das Pfennigmagazin bildet zugleich die Fortsetzung des in meinen Verlag übergegangenen Sonntagsmagazins, welches selbstständig nicht ferner erscheinen wird.

Das dem Pfennigmagazin beigefügte

Intelligenzblatt

eignet sich vorzüglich für alle das gesammte deutsche Publikum betreffende Ankündigungen. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden nur 5 Gr. berechnet, Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 18 Gr. für das Tausend beigelegt.

*7. Das Pfennigmagazin für Kinder. (Herausgeber: A. Kaiser.) Jahrg. 1837. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Kl. 4. Auf Velinpapier 1 Rthlr.

Wird monatlich ausgegeben.

Der erste, zweite und dritte Jahrgang kosten cartonnirt jeder 1 Rthlr.

*8. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Sechsten Bandes drittes Heft und folgende (Nr. XLIII und folgende). Gr. 8. Geh. Preis des Heftes von 6—7 Bogen auf gutem Druckpapier 12 gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

[135] **Englische Literatur.**

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist neu erschienen:

Captain Marryat complete Works, 10 Vol. with the portrait of the Author. 8. Subscriptionspreis 10 Rthlr.

Jeder Band ist auch einzeln zu 1½ Rthlr. zu haben.

1) Peter Simple, 2) Japhet, 3) The Pacha, 4) Newton Forster, 5) Jacob Faithful, 6) The Naval Officer, 7) The Kings Own, 8) The Pirate and the 3 Cutters, 9) Mr. Midshipman Easy, 10) Rattlin the Reefer.

Bulwer, E. L., complete Works, 11 Vol. with the portrait of the Author. 8. Subscr.-Pr. 11 Rthlr.

Einzeln jeder Band à 1½ Rthlr.

1) Pelham, 2) England and the English, 3) Pilgrims on the Rhine, 4) The Disowned, 5) Eugene Aram, 6) Devereux, 7) Paul Clifford, 8) Last days of Pompeji, 9) Falkland etc., 10) The Student, 11) Rienzi.

Murray, L., English Grammar adapted to different classes of learners etc. 47 Edition. 8. cart. 1 Rthlr.

— — English Exercises adapted to the English Grammar. 42 Edition. 8. cart. 18 gr.

Voigtmann, C. T., a new critical Pronouncing Dictionary of the English language, published on an entirely new plan. Royal 8. sauber cartonn. 2⅔ Rthlr.

Alle diese Werke sind auf Velinpapier und vorzüglich schön gedruckt, und eignen sich durch ihren innern wie äußern Gehalt zu angenehmen Geschenken für Gebildete.

---

[175] So eben ist bei **Orell, Füßli u. Comp.** in Zürich erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Mord,

verübt an

Ludwig Lessing

aus Freienwalde,

gewesener Rechtscandidat an der Universität in Zürich.

Eine aktenmäßige, geschichtliche Darstellung der gegen die Eingeklagten geführten Untersuchung, die Entscheidungsgründe und das Urtheil des Criminalgerichtes des Kantons Zürich. 8. In Umschlag geheftet. 6 gr. oder 24 kr.

(Vorräthig in Stuttgart bei Beck u. Fränkel; in Augsburg bei Karl Kollmann; in Frankfurt bei S. Schmerber und in der Jäger'schen Buchhandlung; in Leipzig bei Hermann und Langbein; in Wien bei Karl Gerold.)

Kritiken verbürgen den Werth dieses durch vorzügliche Eleganz und Wohlfeilheit sich auszeichnenden Albums. S. Preuß. Staatszeitg. Nr. 43, Voß'sche Ztg. Nr. 307, Spener'sche Ztg. Nr. 304, Berliner Conversationsblatt Nr. 151, Ztg. für elegante Welt, Didaskalia Nr. 29 rc. rc.

Schlesinger'sche Buch- u. Musikhdlg. in Berlin.

---

[169] **Wichtiges Schulbuch.**

Beim Eintritt eines neuen Schulsemesters machen wir uns zur Pflicht, an folgendes vorzügliche Lesebuch zu erinnern.

Allgemeines Lesebuch

zur Erwerbung und Bewahrung der gemeinnützigsten Kenntnisse für Stadt und Land,

so wie für Schule und Haus.

Nach den besten Quellen bearbeitet

von

Michael Desaga.

Zweite Auflage. Erster Theil.

Mit Königl. Würtembergischem Privilegium.

Auch unter dem Titel:

Faßlicher Unterricht

in der

Natur-, Himmels- und Erdkunde.

gr. 8. 36 kr. rhein. oder 9 gGr. sächs.

Desselben 2r Theil, auch unter dem besondern Titel:

Faßlicher Unterricht

in der

Menschen- und Weltkunde.

Mit zwei chronologischen Uebersichtstafeln der Weltgeschichte und der Erfindungen, und einem vollständigen Sachregister.

gr. 8. 36 kr. rhein. oder 9 gGr. sächs.

Die beste Empfehlung dieses Buches glauben wir, außer dem glänzenden Erfolge, daß kurz nach Vollendung der ersten starken Auflage schon die zweite nöthig wurde, durch folgende Schlußworte einer Recension über dasselbe in der Allgemeinen Schulzeitung, 1832 6s Heft, 1ste Abthlg. Nr. 69, zu geben:

„Der rühmlich bekannte und von uns seiner verschiedenen pädagogischen Werke halber mehrfach belobte Hr. Verf. liefert hier ein Lehrbuch der gemeinnützigen Kenntnisse, wie wir deren noch keines besitzen; und mögen auch die Werke eines Wagner, Hempel, Schlez, Schwabe u. A. wegen ihrer eigenthümlichen Vorzüge noch von Vielen geschätzt werden, so ist doch hier Außergewöhnliches geleistet. Die Anordnung des Ganzen, die Ausscheidung des Unzweckmäßigen, die reine Sprache sind Vorzüge, welche wir an gar manchem Buche der Art vermissen, und zeugen zugleich von dem außerordentlichen Fleiße und der großen Sorgfalt, welche Hr. Desaga auf die Bearbeitung seines Werkes anwendete. Wir heißen solches dankbar willkommen in der Reihe der vorzüglichsten Bücher der Art und hegen zugleich die vollkommene Ueberzeugung, daß es dem Verfasser nicht darum zu thun ist, als Schriftsteller zu glänzen, sondern einzig darum, sich durch die Gediegenheit seiner durchdachten Arbeiten um die Bildung des heranwachsenden Geschlechtes wahre Verdienste zu erwerben. Je mehr das hier ausgesprochene Urtheil die innigste Ueberzeugung des Ref. ist, der eine Menge solcher Schriften schon mit einander verglichen hat, um so mehr lebt er der freudigen Hoffnung, daß dieses nützliche Buch bald in recht vielen Schulen und Lehranstalten zum Heil und Frommen der Jugend Eingang finden werde.“ Druck und Papier sind vorzüglich schön.

Nicht minder günstig hat sich die Ilmenauer Literaturzeitung für Lehrer im 4. Heft des laufenden Jahrgangs darüber ausgesprochen, und mit diesen beiden Competenzen vereinigen sich eine Menge Stimmen höherer und niederer Behörden, von Lehrern, Erziehern und Eltern auf die ehrendste und aufmunterndste Weise.

Wir glauben hierdurch jeder weitern Empfehlung überhoben zu seyn, welche der Name des verdienten Verfassers schon von selbst in sich trägt, und, indem wir nur noch auf den Werth und Vorzug des vollständigen Sachregisters aufmerksam machen, bemerken wir, daß wir geneigt sind, trotz des äußerst billigen Preises, die Anschaffung in größerer Anzahl noch durch möglichst billige Bedingungen zu erleichtern.

August Oswald's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

---

[154] **Shakespeare's**

Plays and Poems

in One Volume.

Pracht-Ausgabe

in Lederband mit Goldschnitt.

Wie bisher zum Subscriptionspreis von * 4 Rthlr. 16 gr.

Die in meinem Verlage erschienene Ausgabe von **„Shakespeare's Plays and Poems“** hat sich unausgesetzt des entschiedensten und allgemeinsten Beifalls zu erfreuen gehabt, wozu die Sorgfalt, welche bei ihrer Herstellung in Hinsicht auf Vollständigkeit, typographische Schönheit und Correctheit angewendet wurde, gewiss das Ihrige beigetragen hat. Um auch die äussere Gestalt dieser Ausgabe der innern Gediegenheit entsprechend zu machen, werde ich dieses Werk von jezt an nur

in geschmackvollem Lederband mit Goldschnitt

ohne Preis-Erhöhung

verkaufen, um den Verehrern des grossen Britten die von ihm nachgelassenen Schriften in der würdigsten Ausstattung in die Hände zu legen.

Zur Rechtfertigung der hier oben gemachten Bemerkung der Vollständigkeit, lasse ich nachstehend das Verzeichniss des Inhalts folgen, in der Ueberzeugung, dass es Alles biete, was Shakespeare's Verehrern nur irgend wünschenswerth ist, und was nur irgend beitragen kann, die Lectüre oder das Studium des Werkes angenehm und nutzreich zu machen.

Inhalt meiner Ausgabe von Shakespeare's Werken:

Dr. Johnson's Preface. — Sketch of the Life of Shakespeare by A. Chalmen. — Appendix: 1) Shakespeare's Will from the Original. 2) Chronological Order in wich the Plays of Shakespeare supposed to have been written. 3) Editions of Shakespeare's Works. 4) Plays ascribed to Shakespeare. 5) Account of the Portraits of Shakespeare. — Preliminary Remarks to the Plays and Poems. — 37 Plays. — Miscellaneous Poems. — Notes. — Glossary. —

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen auf diese Ausgabe an.

Leipzig, 21. März 1837.

Ernst Fleischer.

№ 97.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 24. April 1837.

— Ein schlimmer Bursche!
Keck, rasch, verständig, naseweis, geschickt.

Shakespeare.
Richard III.

Die beiden Gefangenen.

(Fortsetzung.)

Uebrigens war Monsieur Matin, so voll er von Latein und Alterthum stak, im Grunde ein guter Mann und nicht sowohl streng als wortreich. Bei Gelegenheit eines Dintenflecks citirte er Seneca, hatte ich einen leichtfertigen Streich gemacht, so stellte er mir Cato von Utica als Muster vor; aber etwas war ihm in den Tod verhaßt, etwas vergab er nie, das Lachen ohne sichtbaren Grund. Im Gelächter erblickte er die seltsamsten Dinge, den Zeitgeist, das frühreife Laster, den sichern Vorboten eines ruchlosen Lebens. Ueber diesen Punkt konnte er ewig lang, auf's Leidenschaftlichste fortpredigen, und ich schrieb dies einer Warze zu, die er auf der Nase hatte.

Diese Warze war von der Größe einer Kichererbse, und darauf saß ein kleiner Büschel sehr zarter und äußerst hygrometrischer Haare; denn ich hatte die Bemerkung gemacht, daß sie je nach der Witterung steif oder kraus waren. Ich konnte sie oft während des Unterrichts höchst naiv, als eine Curiosität, ohne einen Gedanken an Spott betrachten; dann wurde ich aber barsch angefahren und wegen meiner Zerstreuung gescholten. Zuweilen wollte sich durchaus eine Mücke darauf setzen, trotz des zornigen Abwehrens meines Lehrers, und er erklärte dann rasch darauf los, damit ich in den Text sehen und den wunderlichen Zweikampf nicht bemerken sollte. Aber just dies sagte mir, daß etwas vorging, und in unbezwinglicher Neugier schlug ich verstohlen die Augen nach seinem Gesichte auf. Je nachdem ich nun etwas sah, kam mich das Lachen an, und wenn die Mücke nicht bald abzog, so platzte ich los. Dann donnerte Monsieur Matin, ohne im Geringsten zu thun, als merkte er den Anlaß des Aergernisses, gegen das unvernünftige Lachen im Allgemeinen und stellte mir vor, welch schreckliche Folgen das haben müsse.

Und herzliches Lachen ist doch ein so großer Genuß! eine verbotene und darum köstliche Frucht! Die Zeit hat es mir entleidet, nicht die Predigten meines Lehrers. Um aber so recht genußreich zu lachen, muß man Schüler seyn und, wo möglich, einen Lehrer haben, dem eine Warze mit ein paar neckischen Härchen auf der Nase sitzt. Diese Warze ist mir seitdem oft in den Sinn gekommen, und ich bilde mir ein, alle sehr reizbaren Leute haben so ein physisches oder moralisches Gebrechen, eine verborgene oder zu Tag liegende Warze, weßhalb sie meinen, ihre Nebenmenschen wollen sich über sie lustig machen. Man lache nicht vor Leuten der Art, man lacht sie aus; man spreche nicht von Finnen oder Linsen, das sind Anspielungen;

nicht von Cicero, von Scipio Nasica und dergleichen, man bekommt Händel mit ihnen.

Es war die Zeit der Maikäfer. Sie hatten mir sonst vielen Spaß gemacht, aber jezt interessirten sie mich nachgerade nicht sehr; man wird schnell alt! Wenn ich aber so, allein in meinem Zimmer, in tödtlicher Langeweile an meinem Pensum arbeitete, war mir die Gesellschaft eines Maikäfers schon recht. Allerdings war nicht mehr davon die Rede, ihn am Faden fliegen zu lassen oder an einen kleinen Wagen zu spannen; für solch kindischen Zeitvertreib war ich schon zu erwachsen; läßt sich aber mit einem Maikäfer sonst nichts anfangen? Ei, nein doch: zwischen jenen Kinderspielen und dem ernsten Studium des Naturforschers hat man noch manche Stufen zu übersteigen.

Ich hatte einen unter einem umgestürzten Glase. Der Maikäfer kroch mühsam hinauf, fiel wieder herab, und so immer fort. Zuweilen fiel er auf den Rücken, und dies ist, wie Jedermann weiß, ein großes Unglück für einen Maikäfer. Bevor ich ihn aufrichtete, sah ich zu, wie er mit Engelsgeduld langsam seine sechs langen Beine im leeren Raum herumschwenkte, in der unerfüllbaren Hoffnung, sich an etwas anklammern zu können. Die Maikäfer, dachte ich, sind doch entsetzlich dumm! — Einmal half ich ihm dadurch, daß ich ihm meine Feder hinstreckte, und dies brachte mich auf die herrlichste Erfindung. Mein Maikäfer hatte sich an den Federbart angehängt, und hier ließ ich ihn sich erholen, während ich eine Zeile schrieb und dabei mehr bei seinen Evolutionen war als bei denen Julius Cäsars, aus dem ich gerade übersezte. Fliegt er auf, oder läuft er an der Feder herab? An welch zarten Fäden hängt alles Geschick! Entschloß er sich zum Ersteren, so war es um meine Erfindung geschehen, ohne daß ich etwas davon ahnte. Zum Glück machte er sich auf den Weg abwärts; als er der Dinte näher kam, hatte ich Vorboten, eine Ahnung, daß sich etwas Großes vorbereite. So ahnte Columbus sein Amerika, noch ehe er die Küste erblickte. Jezt ist der Maikäfer am Schnabel der Feder, jezt taucht er seinen Rüssel in die Dinte — Schnell ein weißes Blatt! — gespannte Erwartung! — Der Rüssel drückt sich auf's Papier und zieht, während das Thier vorschreitet, einen Dintenstreif aus. Zuweilen, ob aus Genialität, oder weil ihm der Vitriol schlecht zusagt, hebt und senkt der Maikäfer im Gehen wechselnd den Rüssel und bildet dadurch eine Reihe von Punkten und die wunderbarsten Zeichnungen. Ein andermal macht er einen Bogen und dann, sich anders besinnend und umkehrend, noch einen: da steht ein S! Dies sehen und von einem Blitzstrahl geblendet werden, war Eins! Ich setze das Wunderthier, den Rüssel wohl mit Dinte geladen, auf die erste Seite meines Schreibhefts, nehme einen Strohhalm, steure damit sorgsam und kunstreich seinen Lauf und zwinge ihn so, selbst meinen Namen zu schreiben. Ich brauchte zwei Stunden dazu, aber welch ein Meisterstück!

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Bildung der Gebirge.

(Beschluß.)

Während der Erdkern in dem einen Theile der Erdbahn sich nach und nach bis zu den Urgebirgen ansammelte und aufrollte — ein Zeitraum, auf welchen wir Jahrhunderte oder Jahrtausende in willkührlicher Zahl rechnen können — und noch geraume Zeit nachher, während welcher die Oberfläche des Urgebirgs erstarrte, bildete sich in verschiedenen andern Theilen der Erdbahn das Flötzgebirge, aus wässerigter Auflösung in ebenen Schichten sich niederschlagend. Es durchschiffte die Erdbahn in langen und breiten Flötzen, bis diese nach und nach mit dem indeß zum Planeten herangewachsenen Erdkern zusammentrafen und von ihm aufgesogen wurden, was um so eher sich einmal treffen mußte, weil sie eine ungleich größere, nicht durch Rotation um sich selbst verlangsamte Geschwindigkeit hatten.

Allein, wird man einwenden, die Flötzgebirge, wenn sie sich unabhängig vom Erdkörper formirten, mußten kugelförmige Körper bilden und die Flötzformationen müßten daher schaaligt gekrümmt erscheinen, während sie sich als lange und breite, gerade gestreckte Flötze darstellen. Wir glauben indeß nicht, daß diese Einwendung mehr für sich hat, als die bloße, aber nicht einmal constante Analogie der übrigen Weltkörper unseres Sonnensystems; denn der Ring des Saturns macht offenbar eine Ausnahme von dem allgemeinen Gesetz, wonach sich die kosmische Materie in kugelförmige Körper concentriren soll. Der Ring des Saturns hat in sich selbst keinen Mittelpunkt der Gravitation, die erste Bedingung der Kugelbildung gefunden, sondern er hat denselben in seinem nächsten Centralkörper. Ganz analog dem Ringe des Saturns lassen wir nun die Flötzgebirge sich niederschlagen. Wie dieser fanden sie in sich selbst keinen dominirenden Mittelpunkt und schlugen sich nun, der einzig in ihnen wirksamen Gravitation gegen die Sonne folgend, so nieder, daß sie gleichsam Segmente eines in der Ebene der Erdbahn um die Sonne sich anlagernden Ringes bildeten.

Die verschiedenen Flötzformationen mögen sich bei ihrer Bildung im Himmelsraume in der von den Geognosten beobachteten Reihenfolge niedergeschlagen haben, denn der Ort des Niederschlags ändert hieran nichts. Nur dürften manche geognostische Anomalien in der gewaltsamen,

durch unsere Hypothese gebotenen Procedur des Niedersturzes und dessen Zufällen eine erwünschte Lösung finden. Auch wird, wenn mehrere in verschiedenen Himmelsgegenden gebildete Flötze angenommen werden, das relative Alter der Formationen etwas zweifelhaft. Was die versteinten Ueberreste einer organischen Schöpfung anbelangt, so konnte auch diese nur ferne von der glühenden Rinde des Urgebirges existiren. Uebrigens muß die größere Masse der Seegeschöpfe bereits in dem aufgelösten wässerigten Urzustande der Masse gelebt haben, denn sie schlugen sich gleich mit den ältesten Formationen der Flötzgebirge in ungeheurer Menge nieder. Ein großer Theil dieser marinischen Schöpfung rettete sich jedoch durch mehrere Niederschläge hindurch und zieht sich in die organische Schöpfung der spätern Formationen hinein, welche sich in den beliebig groß zu denkenden Zwischenräumen der spätern Niederschläge gebildet.

Die Flötzgebirge mußten eine ungeheure Masse Wasser, aus welchem sie sich niedergeschlagen, mit sich führen, welches sich theils in eingeschlossenen Kesseln erhalten, theils atmosphärenartig um sie her gelagert haben mochte. Es konnte nirgends hin von ihnen abfließen, da es durch seine Schwungbewegung so wie durch die mit der Masse der Flötzgebirge wachsende Anziehung derselben an seinen Niederschlägen festgehalten war. Uebrigens mußte diese freie Wassermasse auf's Mannichfachste zerstörend und zertrümmernd die ungeheuren Flötze umströmen, ganze Schuttgebirge mit sich führen und diese zu feinerem und gröberem Gerölle abrunden. Bei dem Niedersturze der Flötzgebirge auf die Erde mußte dieses in der freien Wassermasse schwebende Schuttgerölle theils unter die Trümmer des nachstürzenden Gebirges begraben, theils zu den Flötznagelflübgebirgen, deren Entstehung sich hiemit erklärt, emporgetrieben und gepreßt werden. Jene in Kesseln eingeschlossene Seen mußten ihre Gebirgswände mannichfach durchbrechen und den Fuß der Gebirge weithin mit Gerölle und Trümmergestein überschwemmen.

Endlich reiht sich die Erhebungstheorie in unsere Hypothese, in der sie zugleich ihre Begründung findet, natürlich und nothwendig ein. Denn nehmen wir an, daß das Urgebirge zur Zeit des Niedersturzes der Flötzgebirge oberflächlich zwar erhärtet war, hingegen in seiner Tiefe sich noch in glühendem, zähflüssigem Zustande befand, so mußte, wenn der ungeheure Flotz auf die Erde niederstürzte, die Urgebirgsrinde, da wo er zuerst auffiel, tief eingedrückt, ihre noch flüssige Grundlage ungeheuer comprimirt und gezwungen werden, an andern Orten wellenförmig anzusteigen und das Flötzgebirge zu heben oder wenigstens sich durch seine Risse und Sprünge einen Ausweg zu suchen. Die Erhebungstheorie wird indessen folgende wesentliche Modifikationen erleiden: die Erhebung des Flötzgebirges durch emporgestiegenes Urgebirge wird örtlich beschränkt auf die Stellen, wo jenes sichtbar an diesem emporgerichtet oder selbst vulkanisch aufgetrieben ist; an allen andern Stellen dagegen, wo vulkanische Spuren fehlen, liegt in dem Niedersturze des Flötzgebirges selbst die zureichende Erklärung seiner Formen. Sodann kehrt sich das Causalverhältniß zwischen der Ablagerung des Flötzgebirges und der Erhebung des Urgebirges um, indem das Gewicht der Flötzgebirge im Allgemeinen das Urgebirge emporgetrieben und nur örtlich wiederum das leztere jenes gehoben hat. Endlich ist der Ausdruck einer vulkanischen Erhebung nur noch in dem allgemeinen und unbestimmteren Sinne feurig-flüssiger Durchbrüche zu verstehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

Der Charfreitag.

Schwerlich hat ein Buch die Presse verlassen, das in Form von Briefen oder Beiträgen, von Bildern oder Ansichten englische Gewohnheiten und Gebräuche, Sitten und Gesetze bespricht, ohne daß die Trübseligkeit des englischen Sonntags einige Seiten füllt. Das also ist bekannt, daß es in England an Sonntagen, Kraft des Gesetzes, weder Bälle, noch Concerte, weder Theater, noch irgend eine Art öffentlicher Lustbarkeiten gibt. In seinen vier Pfählen ist der Engländer Herr, und er könnte da ungestraft singen und geigen, tanzen und springen; aber er thut es nicht, einmal, weil seine Großväter und Großmütter es nicht gethan haben, und die Klette nicht fester am Rocke hängt, als der Engländer an dem väterlichen Herkommen, und zweitens, weil jeder Vorübergehende und die ganze Nachbarschaft sich darüber scandalisiren würden, und der praktische Engländer jedes Aergerniß scheut. Daß Religiosität kein nationales Gefühl heißen darf, möchte schon daraus folgen, daß die größere Hälfte der Londoner Volksmasse Sonntags die Branntweinladen besucht. Jeden Abend an Wochentagen ist es in der Ordnung, alle fünf Minuten einem oder einer Betrunkenen zu begegnen; Sonntags begegnet man der doppelten Zahl. Indessen sind auch alle Kirchen voll, und würden übervoll seyn, wenn nicht in den meisten eine Art Entrée an den Schließer oder die Schließerin von Allen bezahlt werden müßte, die daselbst keinen eigenen Platz besitzen. Ein Viergroschenstück ist das Wenigste, was ein anständiger Mensch geben kann. In einigen, auf Spekulation gebauten Kapellen bekommt man für vier Groschen bloß einen Stehplatz, und muß acht Groschen zahlen, wenn man sitzen will. Am theuersten ist die Eintrittsgebühr da, wo der Eintritt vollends frei seyn sollte: in der königlichen Kapelle des St. Jamespallastes. Mindestens eine halbe Krone muß hier der goldbordirte Thürsteher in der Hand fühlen, ehe er Einlaß gewährt. Der englische Ausschließungssinn rechtfertigt alles dies durch die Nothwendigkeit eines Mittels, die Klasse der Armen von der der Reichen, die Zerlumpten von den Gutgekleideten abzusondern. Ist das christlich? Die Londoner geben zu, daß es das nicht ist; aber sie sehen hierin das kleinste von zwei Uebeln, und wollen lieber dem christlichen, als ihrem Ausschließungssinne entsagen. Inzwischen

hat man doch neuerlich begriffen, daß es sonderbar ist, zwanzig gute Christen mit ihrer sonntäglichen Unterhaltung auf die Kirche und nur Einem der Zwanzig Platz in der Kirche anzuweisen, denn so steht das Verhältniß der Londoner Bevölkerung zu der Räumlichkeit der Kirchen, und deßhalb werden seit einiger Zeit auf dem Wege der Subscription Fonds gesammelt, die Hauptstadt Großbritanniens mit fünfzig und einigen neuen Kirchen zu bereichern. Das Gesagte muß es doppelt auffallend machen, daß, während London an zwei-und-fünfzig Sonntagen kein Volksfest kennt, es etwas dergleichen am Charfreitage besizt. Der Charfreitag und der Weihnachtstag sind nach englischem Geseze das ganze Jahr hindurch die zwei alleinigen Feiertage, an denen Handel und Gewerbe — mit Ausnahme der Branntweinschenken, der Obsthändler und der Zuckerbäcker vor und nach dem Gottesdienste — ihre Laden schließen müssen. Der Charfreitag ist das ganze Jahr hindurch der einzige Tag, an welchem sogar viele protestantische Engländer sich zum Fasten verpflichtet fühlen und ihre saftigen Fleischspeisen gegen Eierkuchen und Salzfische vertauschen. Gleichwohl finden sich gerade am Charfreitage die zahlreichen Mitglieder zweier Clubs, der sogenannten Westmoreland- und Cumberland-Ringervereine — wrestling societies — auf den Wiesen eines als gewöhnliches Stelldichein der Duellanten unter dem Namen Chalk-farm bekannten Wirthshauses zusammen, um hier ihre große jährliche Preisbalgerei zu halten. Das geschah denn auch am lezten Charfreitage, und da das Wetter von der Art war, wie Balglustige es besser sich nicht wünschen können, der Boden trocken und die Luft zum Frieren frisch, so waren die Mitglieder sehr vollzählig und daneben eine große Volksmenge auf dem Plaze. Das Ringen dauerte mehrere Stunden; dann wurden die Preise vertheilt. Der erste bestand, wie gewöhnlich, in einem schweren silbernen Pokal, die übrigen in goldenen und silbernen Tabatièren. Hierauf ließen die Ringer mit gesegnetem Appetite sich zu dem in der Chalk-farm für sie bereiteten Mahle nieder, und aßen und tranken, bis die Nacht längst aufgehört hatte, sich zum Charfreitage, und die Ringer, sich zu den nüchternen Menschen zu rechnen. Ihrem Beispiele folgten Tausende von Zuschauern, und in welcher andern christlichen Stadt wird wohl der Charfreitag auch nur von dem kleinsten Theile der Bewohner mit dergleichen öffentlichem Unfuge begangen? Aber nichts ist daran schuld, als die Strenge der englischen Sonntagsfeier, dieses wahrhaften Landesgebrechens, das die niedern Volksklassen demoralisirt und die höhern zur Scheinheiligkeit zwingt. Seltsam genug, daß die Majorität des Parlaments in dieser Beziehung mit einer Art negativer Blindheit geschlagen ist. Die Mehrzahl sieht vollkommen ein, daß es thöricht wäre, die Sabbathfeier noch strenger zu machen, aber sie sieht nicht ein, wie gut es wäre, die betreffenden Kirchengeseze aufzuheben. Das Parlament besizt bekanntlich in einem Master Agnew ein Mitglied, das bei jeder Sizung auf Schärfung der Sabbathsfeier anträgt. Ginge es ihm nach, so dürfte des Sonntags kein Wagen fahren, kein Reitpferd aus dem Stalle, kein Schornstein rauchen und kein Mensch etwas Anderes thun, als dreimal zur Kirche gehen und die übrige Zeit zu Hause beten. Auch während der jezigen Sizung hat er seinen Antrag bereits wiederholt und ist wie immer damit durchgefallen. Doch zählt er eine ziemliche Zahl Gleichgesinnter, und bei einem, ihm zu Ehren vor Kurzem gegebenen Gastmahle trieben die Versammelten den Unsinn wirklich so weit, den Beschluß zu fassen, daß das Parlament unermüdlich angegangen werden solle, die verfallende Ehre Gottes aufrecht zu erhalten. Gott bessere es! und dürfen die Cumberland- und Westmoreland-Ringerclubs einen Sonntagnachmittag zu ihrer jährlichen Preisbalgerei wählen, so werden sie hoffentlich nicht länger den Charfreitag entweihen. W. S.

Rom, April.

(Beschluß.)

Kirchenmusik. Santa Filomena.

Man hielt sich keineswegs an biblische oder andere fromme Texte; Gassenhauer und Volksmelodien jeder Gattung wurden benuzt. In einer Messe von Hobrecht singt beim ersten Kyrie der Tenor: Je ne vis oncques la pareille, beim Christe: Bon temps, beim zweiten Kyrie: Ou le trouveray, beim Sanctus: Gracieuse gente monnyere, beim Hosannah: Quand je vous dys le secret de mon coeur, und beim Benedictus: Madame, faites moy sçavoir. Die Verschiedenheit der Texte findet sich auch in den Motetten. In einem Musikstücke von Jusquin del Prato singt eine Stimme: Ave regina coelorum, die zweite: Regina coeli, die dritte: Alma redemptoris mater, die vierte: Inviolata, integra et casta. Dies wurde von Vielen nachgeahmt; es entstand dadurch eine solche Confusion, daß man nicht ein Wort, nicht eine Sylbe verstehen konnte. So kam es, daß, als Pabst Nicolaus V. einmal den Cardinal Dominicus Capranica um sein Urtheil über den Gesang seiner Kapelle befragte, er von diesem zur Antwort erhielt: „Es ist mir, als hörte ich eine Heerde junger Schweine, die aus allen Kräften grunzen, ohne auch nur einen articulirten Laut, geschweige denn ein Wort hervorzubringen.“ Wir lachen vielleicht, wenn wir solche Dinge lesen; was aber sollen wir dazu sagen, wenn in unsern Tagen Kirchen- und Opernmusik im Bunde stehen, wenn erstere in heilloser Verweichlichung untergegangen ist? Man trete in die erste beste römische Kirche: man wird „Cari luoghi vi trovai“ aus der Somnambula, und „Da che ti viddi fatal giovinetto“ aus der Parisina und hundert andere Melodien von Bellini und Donizetti als Intermezzo's hören, nachdem „Di tanti palpiti“ schon aus der Mode gekommen. Eine sentimentale Arie aus der heute gegebenen, neuesten Oper wird morgen zu einem Walzer arrangirt, übermorgen zu einem Orgelpräludium, und der Unfug wird geduldet. Wundern muß man sich, daß die Gemeinde nicht mitpfeift. Messen und Litaneien scheinen bisweilen von der Tarantel gestochen; aber kein Tridentiner Concil schreitet ein, die Profanation zu stören. Solche Erscheinungen zeigen sich denn natürlich nicht allein, sie gehen Hand in Hand mit andern, welche die Zeit charakterisiren helfen. Auch jenseits der Alpen hat man von dem Scandal vernommen, welcher sich von den tausend Mirakeln der Santa Filomena herschreibt. In den römischen Kupferstichbuden wird gegenwärtig das ächte Porträt der neuen Heiligen ausgeboten, das von den bisher zum Vorschein gekommenen bedeutend verschieden ist. Es ist nichts anders als ein Stich nach der reizenden Flora des Titian, die sich in der florentinischen Galerie befindet. Das etwas leichtfertige Costüm ist beibehalten; zu den Blumen, die das Original in der Rechten hält und welche die Benennung veranlaßt haben mögen, hat man ihr einen Pfeil, in die Linke eine Märtyrerpalme gegeben, und darunter steht: „Santa Filomena vergine e martire.“ Und gläubige Personen blicken andächtig auf zu dem metamorphosirten Bilde der blonden Geliebten des venetianischen Malers.

Rt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Ritter.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 42. Montag, 24. April 1837.

Länder- und Völkerkunde.

16) Die Erdkunde von Asien, von Karl Ritter. Vierter Band. Der allgemeinen Erdkunde fünfter und sechster Theil. Zweite, stark vermehrte und umgearbeitete Auflage. Berlin, Reimer, 1835, 1836.

Wir haben bereits bei Gelegenheit der frühern Bände (Literaturblatt 1835 Nr. 41) den Versuch gewagt, dieses größte geographische Werk der Neuzeit mit so wenig Worten zu charakterisiren, als es der uns eng gemessene Raum gestattete. Herr Karl Ritter hat sich das unschätzbare Verdienst erworben, der bisher immer etwas trocknen Wissenschaft der Geographie ein neues und das höchste Interesse zu leihen durch Anknüpfung aller geschichtlichen und socialen Erscheinungen an ihren heimathlichen Boden. Er hat im Großen ausgeführt, was Alexander von Humboldt zuerst in Bezug auf die Pflanzen lehrte. Wie nämlich Humboldt der Botanik ein neues und höheres Interesse verlieh, indem er in seiner Physiognomik der Pflanzen uns ihre natürlichen, an Klima und Boden und an die Nachbarschaft gewisser Gattungen gebundenen Gruppen zeigte, so daß uns nun das Blumenstück zum Rang eines Landschaftgemäldes erhoben scheint; so ist nun Ritter mit der ganzen Erde, und was auf ihr gedeiht, verfahren, und seine Erdkunde ist eine Physiognomik aller Welttheile und Länder nach ihren physischen, socialen und geschichtlichen Bedingungen. Dieses Verfahren ist nicht genug zu schätzen, weil es in die Wissenschaft, die sonst jedes lebendige Ganze zerschlägt, um dann die einzelnen todten Theile zu seciren, wieder eine belebende Kraft bringt. Die Geographie gewinnt, wenn man jedes Land in genauester Beziehung zu dem mit ihm zusammengewachsenen Volk und zu seiner Geschichte und Kultur betrachtet; und auch die Geschichte gewinnt, wenn man auf ihre Dekoration, auf die physischen Bedingungen der Völkerbildung mehr Rücksicht nimmt.

Herr Ritter verbindet mit dem aufmerksamsten Sammeln aller neuen und neuesten Reiseberichte und officiellen Aufnahmen im Gebiet der Geographie, Statistik und Nautik zugleich eine gründliche und mit Liebe gepflegte Kenntniß der Alten und ihrer geographischen Weltansicht, so wie aller ihrer noch auf uns gekommenen Reiseberichte. Indem er nun das alte Asien systematisch durchmustert, und man möchte sagen Meile für Meile von einem Gebirg, von einem Fluß zum andern uns das Land klar hinzeichnet und aus den Nebeln befreit, in die es noch größtentheils gehüllt war, verfehlt er nie, die äußerst interessanten Berichte der Alten mit

den neuern zu vergleichen und daraus das ehrwürdige Alter so vieler Erscheinungen, die Asien ausschließlich eigen sind, zu beweisen. Neben dieser geschichtlichen Seite ist besonders die naturwissenschaftliche dieses Werkes anziehend. Der Charakter der einzelnen Klimate und Länder springt uns erst klar in die Augen, indem wir die Gebirgsarten, Stromgebiete, die Pflanzen- und Thierwelt kennen lernen, die dann neben den geschichtlichen Erinnerungen, den alten Denkmälern, der Architektur des Landes ꝛc. uns das Bild vervollständigen.

Die vorliegenden Bände haben Ostindien zum Gegenstande, der fünfte die östliche Halbinsel Malacca, das Birmanenreich, dann die westliche Halbinsel, deren Beschreibung im sechsten Bande fortfährt. Der Sammlerfleiß des Verfassers erscheint in allen diesen Darstellungen bewundernswerth. Als einzelne Episoden treten die Geschichte der ersten muhamedanischen Eroberungen in Indien, die Rückblicke auf Alexanders Zug und auf das alte baktrische Reich, die Beschreibung der zahlreichen ältesten Tempel und Bauwerke, die Monographien der Palme, des Pfeffers, Zimmets, Banianenbaums, des Opium, der Diamanten, Perlen, Löwen und Elephanten hervor; der größte Reichthum von Notizen ist aber über alle Theile der Landesbeschreibung ausgebreitet, so daß das Werk einem unermeßlichen Strome gleich mächtig und zugleich vielfarbig vor unserm staunenden Auge vorüberrauscht.

Die äußere Ausstattung ist dieses großen Werkes nicht würdig. Der vortreffliche Inhalt und der theure Preis steht in keinem Verhältniß zu dem nichts weniger als rühmlichen Druck und Papier.

17) Asia von Dr. Heinrich Berghaus. Sammlung von Denkschriften in Beziehung auf die Geo- und Hydrographie dieses Erdtheils zur Erklärung seines Karten-Atlas. Erste bis dritte Abtheilung. Gotha, Perthes, 1832—1835. 4.

Die neuesten und authentischesten Hülfsmittel aus England standen dem Verfasser zu Gebote, um diese Arbeit, die in ihrer Art nicht weniger riesenhaft ist, als die Ritter'sche, zu der Vollendung zu bringen, in der sie uns vorliegt. Die Karten sind hier die Hauptsache. Dem Auge aufs klarste und genaueste zur Anschauung und Uebersicht zu bringen, wie Asien nach den neuern und sichern Forschungen aussieht, war der Hauptzweck des Verfassers, der Text ist nur Erläuterung des Bildes. Die großen Karten (Hinterindien, der persische Golf, die Philippinen- und Sulu-Inseln, Assam, die chinesische Küste, Syrien, Arabien, chinesisches Meer) gehören zu den vortrefflichsten der neuern Zeit in jeder Beziehung, dem Inhalt wie der Form nach, und wer gleich uns mit besonderer Liebe an dem asiatischen Studium hängt und lange genug mit unvollkommenen Karten sich hat behelfen oder im Dunkeln tappen müssen, wird das Vergnügen kennen, das die Erscheinung so ausführlicher und klarer Karten gewährt. Während Geschichts- und Naturfreunde überhaupt an dieser Bereicherung der Kenntniß Asiens sich erfreuen werden, wird der Text besonders für Geographen von Fach wegen der genauen nautischen Berichtigungen und Entdeckungen, namentlich im persischen Golf und an der bisher wenig bekannten Küste Chinas von höchstem Interesse seyn.

18) Allgemeine Länder- und Völkerkunde. Nebst einem Abriß der physikalischen Erdbeschreibung. Ein Lehr- und Hausbuch für alle Stände, von Dr. H. Berghaus. Erster Band. Stuttgart, Hoffmann, 1837.

Bei allem, was den Namen Berghaus auf der Stirne trägt, darf man etwas Gediegenes voraussetzen. Dies findet man auch hier in reichem Maße. Nur möge uns die Frage erlaubt seyn, ob diese Masse von Barometermessungen und Zahlen und Tabellen den populären Zweck eines Lehr- und Hausbuchs erfüllen? Für ein solches sind sie offenbar zu gelehrt und ausführlich. Höchst interessant besonders für den Meteorologen wegen einer Menge neuer, z. B. aus den Tagebüchern der preußischen Seefahrer entlehnten Beobachtungen, über Wärme und Kälte, Luft, Wind und Wasser, eignen sich doch diese Untersuchungen als solche, und zumal in solcher Weitläuftigkeit, nicht für ein Lehr- und Hausbuch, das nur kurzgedrängt die Resultate enthalten sollte. Indem wir also der Leistung allen schuldigen Respekt zollen, hätten wir nur einen andern Titel gewünscht.

19) Edinburger Cabinets-Bibliothek für geschichtliche, geographische, naturhistorische und biographische Kenntnisse. Aus dem Englischen von Dr. Diezmann, Sporschil ꝛc. Mit Bildnissen. Erster bis zehnter Theil. Leipzig, Hartleben, 1836.

Daß sich Untersuchungen dieser Art in Deutschland häufen, beweist, wie sehr der historische und praktische Sinn noch immer im Steigen ist. Daß man sich dabei an die Engländer hält, Bridgewaterbücher, Edinburgh Librarys ꝛc. übersezt ist natürlich, und dieser Einfuhrhandel sehr zu begünstigen gegenüber der Ueberschwemmung mit französischer Flitter- und Giftwaare. Auch sind diese wissenschaftlichen Arbeiten der Engländer ihren breiten Romanen vorzuziehen.

Die vorliegenden Bändchen enthalten 1. 2. Leben und Reisen der ersten englischen Seefahrer, Drake, Cavendish und Dampier, kurze Darstellungen, die uns

in die ältere Zeit, in die Illusionen der ersten Entdeckungen, des ersten Seeruhms, in die schönen Jugendjahre der englischen Marine versetzen. 3. 4. Frasers Darstellung von Persien im Auszug. Wir haben über das höchst interessante Werk, Literaturblatt 1830, Nr. 85, ausführlich gesprochen. 5. 6. Russels Gemälde der Berberei. 7. 8. Humboldts Reisen in den Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents, natürlich nur ein sehr beschränkter Auszug, der wohl überhaupt nicht in die englische Gallerie gehörte, da wir bereits das Original und mehr als einen Auszug davon haben. 9. 10. Russels Palästina. Der Plan, jedes Tableau in zwei Bändchen zusammenzudrängen, ist zu billigen, denn leider ist es eine üble Angewöhnung, namentlich der englischen Reisebeschreiber, sich in den Worten unnöthig auszubreiten, und man kann ohne Schaden daran stutzen. Doch läßt sich dies Verfahren schwerlich auf größere und ihrem Inhalt nach durchgängig interessante Werke, wie z. B. das von Humboldt, ausdehnen.

20) Iter Italicum. Von Dr. Fr. Blum. Vierter und lezter Band. Das Königreich Neapel, nebst Nachträgen und Register zu allen vier Bänden. Halle, Anton, 1836.

Der Schluß eines vortrefflichen Werks, das zwar nur zum Nachschlagen geschrieben ist, aber jedem, der in einer wissenschaftlichen Absicht nach Italien reist, durch den Reichthum von Notizen, die es gewährt, unentbehrlich wird. Es verzeichnet alphabetisch alle Ortschaften Italiens, wo irgend etwas literarisch Wichtiges und was dort zu finden ist an Inschriften, Manuscripten, Bibliotheken &c.

21) Die toskanische Insel Pianosa und deren Colonisirung. Von Zuccagni-Orlandini. Herausgegeben von Alfred Reumont. Mit einer Karte. Leipzig, Brockhaus, 1836. 8. S. 32.

Die genannte kleine Insel liegt zwischen Elba und Corsika. Der Verf. bezweckt einen Aktienverein zum Behuf ihrer Cultivirung. Das ist recht löblich. Wenn sich aber Europa einmal auf das Colonisiren und Cultiviren unbebauter Länder ernstlich einlassen wollte, so gäbe es wohl noch größere Inseln, welche dieser Mühe verlohnen würden, z. B. Cypern.

22) Der Kanton Schwyz, historisch, geographisch, statistisch geschildert. Beschreibung aller in demselben befindlichen Berge, Seen, Flüsse, Heilquellen, Flecken, Dörfer &c., von Gerold Meyer von Knonau, St. Gallen und Bern, Huber u. Comp., 1835.

Herr Meyer von Knonau, dessen Beschreibung des Kanton Zürich wir vor nicht langer Zeit in diesen Blättern rühmlich erwähnten, entwirft hier ein eben so vollständiges Gemälde vom Kanton Schwyz. Zuerst skizzirt er die Geschichte und die Alterthümer, dann beschreibt er die physische Beschaffenheit des Landes, ferner den Volksstamm, seine Beschäftigungen und Sitten, endlich Staat und Kirche nach ihrer gegenwärtigen Verfassung und Verwaltung. Auf diese allgemeinen Uebersichten folgt eine Anweisung, das Land zu bereisen, und ein alphabetisches Verzeichniß aller einzelnen Lokalitäten. Der Verf. hat hier derselben beinah ängstlichen Genauigkeit sich beflissen, wie bei seinen frühern Arbeiten, und wir wiederholen, daß sie insofern wahre Muster der Vollständigkeit und Treue sind, was man in unserer Zeit um so mehr anerkennen muß, als gemeine Buchhändlerspeculationen nicht selten gerade im Gebiet der Geographie und Topographie die liederlichsten Compilationen zu Tage gefördert haben, von denen so fleißige Arbeiten, wie die vorliegende, nicht scharf genug unterschieden werden können.

Das Werk des Herrn Meyer von Knonau wird auch solchen Lesern, die nicht unmittelbar das kleine Land Schwyz bereisen wollen, durch seine historische und naturwissenschaftliche Seite von Interesse seyn.

23) Zürich im Jahre 1837. Nach den natürlichen und geselligen Verhältnissen geschildert für Einheimische und Fremde. Zürich, Hoffmann. 8. S. 66.

Eine kleine Brochüre, die mehr Raisonnement als scharf charakterisirende Beschreibung enthält, doch den Eindruck, den das in jüngster Zeit so schön aufblühende Zürich auf ein unbefangenes Gemüth macht, ziemlich treu wiedergibt. Zürich zeichnet sich in der That unter allen Schweizerstädten durch die Fortschritte aus, die es gemacht hat. Und wodurch hat es sie gemacht? Durch weise Mäßigung im Sturm, durch Förderung der Bildung inmitten roher Leidenschaften und durch eine deutsche Tendenz im Gegensatz gegen die französische.

Kunstgeschichte.

Handbuch der Geschichte der Malerei von Constantin dem Großen bis auf die neuere Zeit. Von Dr. Franz Kugler. 1ster Bd. A. u. d. T.: Handbuch der Geschichte der Malerei in Italien seit Constantin dem Großen. Berlin, Duncker und Humblot, 1837. XIX u. 366 S.

Ueber den Zweck und die Abfassung des vorliegenden Buches spricht sich der Verf. in der Vorrede folgendermaßen aus: „Der Verf. wünscht mit diesem Handbuche einem Bedürfnisse entgegenzukommen, welches er selber lebhaft genug empfunden hat, als er zuerst — ohne

weitere Anleitung — bemüht war, eine Uebersicht von dem Entwicklungsgange der Malerei zu gewinnen. Es fehlt an einem kurzen, leichtverständlichen Faden, der den Unerfahrnen in die verschiedenen Hauptrichtungen der Kunst, und namentlich in die bedeutenden Untersuchungen der jüngsten Zeit einführt. Was demnach anfangs zum eignen Studium zusammengetragen war, durch Anschauung der wichtigsten Werke der Malerei bereichert und gesichtet, dann zu kunstgeschichtlichen Vorträgen geordnet wurde, bietet sich hier dem nachsichtigen Urtheil des Kenners dar; auf selbstständigen Werth macht das Buch keinen Anspruch, es hat nur die Absicht, eine Brücke zu den werthvollern Leistungen der Kunstliteratur zu bilden. — Dies Buch ist demnach wesentlich als eine Compilation zu betrachten. Der Standpunkt, von welchem aus die mannichfach vorhandenen Mittel benuzt worden sind, bemüht sich, dem der neuesten Kritik nahe zu kommen, vornämlich jene Behandlungsweise, welche zuerst in den Forschungen des Herrn von Rumohr einen wissenschaftlichen Grund gewonnen hat. — Die Quellen, aus denen die Arbeit zusammengestellt wurde, und in denen der Leser eine weitere Belehrung findet, sind der Hauptsache nach überall angegeben. — Einzelnes dürfte hie und da als das Ergebniß eigner Anschauung von Seiten des Verf. zu bemerken seyn, namentlich im 2ten Theile bei den Betrachtungen über deutsche Kunst, welche in einigen Punkten näher kennen zu lernen der Verf. mehrfach Gelegenheit hatte. — Indeß war die Absicht des Verf. zugleich dahin gerichtet, so viel als möglich seine eigenthümliche Ansicht und Auffassungsweise zu bewahren. Vielleicht ist hierdurch manche Schroffheit, Einseitigkeit oder — wenn man es gelinder bezeichnen will — manche Subjectivität im Urtheil erzeugt worden. — Die Rechtschreibung ist mit Vorsatz nicht überall genau durchgeführt worden, da Raffaele dem Verf. stets fremd geblieben, in Raphael aber den hohen Meister schäzt und liebt. Auf gleiche Weise schreibt er auch lieber Johann von Eyck und Hans Hemling statt Jan. — Es war der Wunsch des Verlegers, dem Buche zugleich den Charakter eines Reisehandbuchs zu geben, welches auf das Wichtigere, was sich von Werken der Malerei an den verschiedenen Orten befindet, aufmerksam machen könnte. Das Ortsverzeichniß am Schluß der beiden Bände ist besonders für eine solche Benutzung des Werkes ausgearbeitet. Vollständigkeit konnte hierbei natürlich nicht im Plane des Verfassers liegen, doch dürfte das Angegebene für denjenigen, der, vorläufig vielleicht, nicht tiefer einzudringen geneigt ist, schon hinreichend seyn."

Bei dieser Offenheit, mit welcher sich der Verf. über die Entstehungsweise, Form und Zweck seines Buches ausspricht, können wir nur hinzusetzen, daß er wirklich für den beschränkten Zweck, den er sich selbst gesezt, das Versprochene geleistet hat. Sein Buch, ohne auf neue Forschungen und Ansichten einzugehen, gibt eine gute Uebersicht der Entstehung und Fortbildung der neuern Kunst in Italien, und wird für diejenigen, die es unter den vom Verf. selbst angegebenen Bedingungen als Reisehandbuch brauchen wollen, wie für die, welche daraus eine vorläufige Kenntniß der Kunstgeschichte schöpfen wollen, nicht ohne Nutzen seyn. Denn außerdem, daß er eine anschauliche Schilderung der stufenweisen Entwicklung der modernen Malerei aus der antiken gibt, so knüpft er später bei den neu sich bildenden Kunstschulen an den Namen jedes Meisters eine ziemlich genaue Beschreibung seiner einzelnen bedeutenden Gemälde an. Freilich würde es für Manchen vielleicht interessanter seyn, genauere Berichte über die Lebensverhältnisse der ausgezeichneten Künstler zu finden, die nur sehr dürftig eingestreut sind; doch wird auch die bestehende Abfassung des Buchs, das sich mehr mit den Kunstwerken und ihren Schicksalen, als mit den Künstlern beschäftigt, nicht Wenige befriedigen.

Wir geben zum Schluß eine Anzeige des Inhalts. Das Ganze ist in sechs Bücher getheilt. 1stes Buch, die Kunst des christlichen Alterthums. Es nennt die ersten symbolischen Anfänge christlicher Malerei, die in den Katakomben Roms in wenigen Resten übrig sind, die Darstellungen musivischer Kunst und die völlige Erlöschung der griechischen Kunst vom 9—13ten Jahrhundert und schildert kurz die byzantinische Malerei jener Zeiten. — Das 2te Buch gibt das erste Studium der Entwicklung durch die Meister des 13ten Jahrhunderts in Venedig und Florenz und ihre Werke. (Tafi, Salseruci, Cimabue 2c.) — 3tes Buch. Zweites Studium der Entwicklung. Meister des 14ten Jahrh. und ihre Nachfolger. Es zerfällt in drei Abschnitte. 1. Toskanische Schule. Giotto und seine Nachfolger. Meister von Siena und ihre Nachfolger. 3. Oberitalienische Schulen. — 4tes Buch. Drittes Studium der Entwicklung. Meister des 15ten Jahrh. und ihre Nachfolger. In den vier Abschnitten werden die Meister 1. der toskanischen Schule, 2. der von Padua und Venedig, 3. der von Umbrien und der Meister einer verwandten Richtung, 4. der Schule von Neapel genannt. — 5tes Buch. Periode der Blüthe und des Verfalls. Meister des 16ten Jahrh. Der Verf. spricht hier im 1sten Abschnitt von Leonardo da Vinci und seinen Nachfolgern; im 2ten von Michel-Angelo Buonarotti und seinen Nachfolgern; im 3ten von andern Meistern von Florenz (Baccio della Porta, bekannter als Fra Bartolomeo, Mariotto Albertinelli, Fra Paolo da Pistoja; im 4ten von Raphael; im 5ten von den Schülern und Nachfolgern Raphaels; im 6ten von den Meistern von Siena und Verona; im 7ten von Correggio und seinen Schülern; im 8ten von den Schulen in Venedig und im 9ten vom Verfall der Kunst. — 6tes Buch. Restauration und neuer Verfall. Meister des 17ten und 18ten Jahrh. 1ster Abschnitt, Eklektische Schulen. 2ter Abschnitt, Naturalisten. 3ter Abschnitt, neuere Bestrebungen.

Uebrigens gibt ein Ortsverzeichniß die bedeutendsten Städte und Sammlungen, wo die im Buch verzeichneten Gemälde zu finden sind; ein anderes Verzeichniß gibt eine alphabetische Zusammenstellung der Künstler, nebst Nachweisungen, wo im Buche von ihnen und ihren Werken gesprochen wurde. Endlich ist auch eine Uebersicht der Quellen angehängt, woraus der Verfasser geschöpft hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 98.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 25. April 1837.

Erstaunenswürdiges soll gerathen,
Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß.
Goethe.

John Kockerills Etablissement zu Seraing bei Lüttich.

Von Dr. A. Poppe.

Es ist zu bedauern, daß wir von diesem industriellen Etablissement, welches in kolossaler Größe und Ausdehnung und ungeheurem Aufwande mechanischer Kräfte in ganz Europa schwerlich seines Gleichen finden dürfte, noch keine nähere, in die Details der Industrie und Technik gehende Beschreibung besitzen. Den einzigen Aufschluß über diese interessante Fabrik verdanken wir dem Franzosen Nisard, welcher in seinen, der Revue de Paris einverleibten „souvenirs de voyage“ in lebendiger, poetischer Sprache eine äußerst anziehende Beschreibung davon gibt und den Leser spielend in die rauchende, feuerspeiende Cyklopenwerkstätte einführt. Ohne auf die nähere Untersuchung der verschiedenen technischen Operationen und der dazu verwendeten Maschinen, so wie auf numerische Angaben einzugehen, gewährt diese Beschreibung einen Ueberblick über das Ganze, welcher die Größe dieses Riesenwerks ahnen läßt. Es dürfte vielleicht denjenigen, welche Nisard's Artikel über Kockerill und seine Fabrik in der Beilage zu einer Nummer der allgemeinen Zeitung gelesen haben, nicht uninteressant seyn, wenn ich die Notizen, welche ich mir im November des verflossenen Jahrs über dieses Etablissement durch eigene Anschauung verschafft habe, gleichsam als Supplement jener Beschreibung anschließe.

Der Eintritt in Kockerills Fabrik wird seit neuerer Zeit den Fremden sehr erschwert, und Mancher, wenn auch mit den besten Empfehlungsbriefen versehen, mußte seitdem unverrichteter Dinge abziehen. Der überhandnehmende störende Zudrang der Fremden, und die Kunstgriffe, durch welche der Eintritt nicht selten erschlichen wurde, haben Kockerill veranlaßt, eine Beschränkung hinsichtlich des Einlasses in sein Etablissement zu Seraing eintreten zu lassen. Er machte seinen Entschluß öffentlich bekannt, daß kein Fremder, wer es auch sey, Zutritt erhalte, wenn er sich nicht persönlich bei ihm selbst gemeldet und ihm seinen Stand und den Zweck seiner Reise mitgetheilt habe. Hat John Kockerill dem Fremden die Erlaubniß, die Fabrik in Augenschein nehmen zu dürfen, ertheilt, so wird dieser in der Regel von einem Commis so schnell wie möglich durch die Maschinensäle und Werkstätten hindurchgeführt. Die Annahme von Trinkgeldern ist den Arbeitern und Aufsehern bei Strafe der Entlassung verboten. Da Kockerill eben in Geschäften auf längere Zeit verreist war, so mußte ich auf die Hoffnung, den interessanten Mann persönlich kennen zu lernen, verzichten. Ich wandte mich daher an seinen Schwiegersohn Pastor, directeur en chef, welcher auf die Empfehlungsschreiben von zwei sehr achtungswerthen Häusern keinen Anstand

nahm, mir die gesuchte Erlaubniß zu ertheilen. Der Führer, welchem Pastor mich anvertraute, war weder ein auf dem Comptoir noch in der Fabrik selbst arbeitender Mann, sondern zu meinem Vergnügen ein junger Deutscher, welcher, von dem preußischen Ministerium an Kockerill empfohlen, sich bereits seit einem halben Jahr seiner technischen Ausbildung wegen in Seraing aufhielt.

John Kockerills Etablissement in Seraing umfaßt: eine große Maschinenfabrik, beinahe ausschließlich für Dampfmaschinen, eine Dampfkesselfabrik, eine Dampfwagenfabrik, große Stab- und Blechwalzwerke, ein Eisenbahnschienenwalzwerk, einen Hochofen, sechzehn Puddlings- und viele Flammenöfen, eine Schmiedewerkstätte mit 80 Feueressen, eine Modellirwerkstätte, ein Atelier für die Zeichner, eine besondere große Werkstätte zur Ausbesserung der Werkzeuge und Geräthe, zwei Steinkohlenbergwerke, eine Erzgrube, und endlich eine Kratzen- oder Krempelfabrik. Die Anzahl der in dem ganzen Etablissement unmittelbar beschäftigten Arbeiter beläuft sich auf 2400. Zwei-und-zwanzig Dampfmaschinen von 12 bis zu 250 Pferdekräften sind zum Betriebe der Maschinerie auf dem ganzen Werke in Thätigkeit, und repräsentiren zusammengenommen die Kraft von beinahe tausend Pferden. Die Dampfmaschine, welche auf einer der Kohlengruben das in der Tiefe sich sammelnde Wasser zu Tage fördert, wird wohl an Größe von keiner andern in der Welt übertroffen; sie hat 400 Pferdekräfte, arbeitet aber in der Regel nur mit der Hälfte dieser Kraft; der an der Ausgußmündung des Pumpwerks sich ergießende Wasserstrom ist so reichlich, daß er ein Wasserrad bequem in Umdrehung setzen und eine Mühle betreiben könnte.

Die ganze Anlage, aus vielen einzelnen massiven Gebäuden bestehend, ist, die Kohlengruben ausgenommen, von einer hohen Mauer in Form eines Vierecks eingeschlossen, und macht durch die Unzahl ihrer riesigen Schornsteine, durch die aus denselben herausschlagenden Flammen, durch die dicken, unaufhörlich emporwirbelnden Rauch- und Dampfwolken, welche in einiger Höhe über dem Etablissement sich zu einer einzigen schwarzen Wolke vereinigen, und durch das ungeheure Getöse, welches Tag und Nacht aus diesen Mauern hervordringt, einen unvergeßlichen Eindruck. Die Entfernung des Werkes von den Ufern der Maas beträgt etwa 1000 Schritt. Um nun für den Waarentransport eine bequeme Verbindung mit der Maas herzustellen, hat Kockerill einen Kanal angelegt, welcher sich in dem Hofraume der Fabrik in ein weites Bassin endigt. So werden die Waaren unmittelbar in der Fabrik selbst eingeschifft. Man kann sich von der ungeheuern Consumtion an Brennmaterial einen Begriff machen und von dieser wieder auf die enorme Produktion schließen, wenn man bedenkt, daß die zwei großen, mit dem Etablissement in Verbindung stehenden Steinkohlengruben den Bedarf der Kohlen für dieses einzige Werk nicht erschwingen können, sondern daß Kockerill genöthigt ist, dieselben noch überall aus der Umgegend zu beziehen. Deßgleichen liefert ihm sein Hüttenwerk in Charleroi nur einen, allerdings großen Theil des Roheisens. Jeder der sechzehn Puddlingsöfen producirt wöchentlich 300 Centner. Bei Nacht sieht man in Lüttich in der Richtung nach Seraing den Himmel beständig wie von einer fernen Feuersbrunst geröthet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die beiden Gefangenen.

(Fortsetzung.)

Ich war dieser Operation wegen an die Helle zum Fenster gerückt. Eben schrieben wir am lezten Buchstaben, da rief eine Stimme in gedämpftem, dringendem Tone: „Guter Freund!“ Ich sah schnell auf die Straße und bemerkte Niemanden. „Hier!“ rief es wieder. „Wo?“ fragte ich. — „Im Gefängniß.“ — Ich merkte jezt, daß der Bösewicht, dessen schauerliches Zulächeln mich so erschüttert, mir aus dem Mauerloch gegenüber zurief; ich fuhr zurück bis hinten in mein Zimmer. — „Fürchten Sie sich nicht,“ sprach die Stimme weiter; „ich bin ein ehrlicher Mann.“ — „Spitzbube!“ rief ich jezt, „wenn du nicht schweigst, rufe ich der Schildwache unten!“ — Es blieb eine Weile still; bald aber fing er wieder an: „Als ich damals vorbei kam, sahen Sie heraus, und ich dachte, der junge Herr hat gewiß ein gutes Herz, hat Mitleid mit einem unglücklichen Schlachtopfer schlechter Menschen.“ — „Schweige!“ rief ich hinüber, „du Spitzbube hast einen alten Mann, ein Kind umgebracht!“ — „Ach! so glauben auch Sie, was die böse Welt mir Schuld gibt! und sind noch so jung! Gott und der ehrwürdige Herr Pastor wissen, daß ich unschuldig bin!“ — Er brach ab, weil unten Jemand vorbei ging: es war ein Polizeidiener. Ich besann mich einen Augenblick, ob ich ihm rufen solle; aber bereits hatte sich meine Leichtgläubigkeit gefangen gegeben, und ich unterließ es. Es war mir überdies, als beginge ich damit einen Verrath, weil sich der Gefangene auf mein gutes Gesicht verlassen; ich hätte eine Aeußerung Lügen gestraft, die meiner Eitelkeit schmeichelte. — Da der Mensch nichts mehr sagte, sah ich herein und wandte mich wieder zu meinem Maikäfer.

Guter Gott! ich fühlte es, ich erblaßte. Schreckliches, unersetzliches Unglück! Vor Allem ergriff ich den Uebelthäter und warf ihn zum Fenster hinaus, sodann betrachtete ich mit Entsetzen das gräßliche Unheil, das er angerichtet. Ueber das vierte Kapitel des dritten Buchs de bello gallico zog sich ein langer Dintenstrich an den linken Rand des Buchs; hier war es dem Maikäfer zu steil gewesen, hinabzusteigen, er hatte sich daher nordwärts

gewandt, war vom Buch auf das Schreibzeug gekrochen und hier in den Abgrund, in die Gehenna, in die Dinte gefallen, zu seinem und meinem Unglück. Hier mußte er leider inne geworden seyn, daß so nicht fortzukommen sey, er war daher umgekehrt und in voller Trauertracht wieder über das vierte Kapitel de bello gallico hergezogen, wo ich ihn fand und in den Boden zu sinken meinte. Gigantische Kleckse, ganze Dintenseen und Ströme, eine lange Reihe furchtbarer Katastrophen, ohne eine Spur von Genialität! schwarzer, schrecklicher Anblick! Denn man wisse, das Buch war der Elzivir meines Lehrers, ein Elzivir in Quart, ein seltener, kostbarer, unersetzlicher Elzivir, mir mit den dringendsten Warnungen anvertraut und auf die Seele gebunden. Ich war verloren.

Ich trocknete die Dinte mit Fließpapier auf und dachte ernstlich über meine Lage nach. Ich fühlte mehr Angst als Reue, und der furchtbarste Gedanke dabei war mir, die Geschichte mit dem Maikäfer gestehen zu müssen. Was mußte mein Lehrer dazu sagen, daß ich meine Zeit auf so schmähliche Weise tödtete, mit gefährlichen und, gewiß genug, unsittlichen Kindereien tödtete! Ich zitterte; da flüsterte mir Satan Trostsprüche in's Ohr: Satan ist ja immer um den Weg in der Stunde der Versuchung. Er schlug mir eine ganz kleine Lüge vor: in meiner Abwesenheit mußte die schlimme Katze der Nachbarin in's Zimmer gekommen seyn und das Dintenfaß auf den Julius Cäsar geworfen haben; da ich zwischen den Lehrstunden nicht auszugehen hatte, so wollte ich sagen, ich habe fort müssen, um eine Feder zu kaufen; da die Federn im Schranke lagen, so wollte ich gestehen, daß ich den Schlüssel gestern beim Baden verloren; da ich gestern nicht hatte baden dürfen und auch nicht gebadet hatte, so wollte ich sagen, ich habe es ohne Erlaubniß gethan; das Geständniß dieses Fehlers machte das Ganze sehr wahrscheinlich, und diente zugleich, meine Gewissensbisse zu lindern; ich gestand ja großmüthig einen Fehltritt ein, und damit war ich in meinen Augen so gut als gerechtfertigt. Dieses spekulative Meisterstück war eben fertig, da hörte ich Monsieur Ratin die Treppe heraufkommen. In der Verwirrung machte ich das Buch zu, wieder auf, wieder zu, schnell wieder auf: ich besann mich, daß die Bescheerung für sich selbst sprechen und mich der schrecklichen Verlegenheit überheben würde, davon anzufangen.

Monsieur Ratin legte, ohne das Buch zu bemerken, seinen Hut ab, rückte einen Stuhl zu, nahm Platz und schneuzte sich. Nach Fassung ringend, schneuzte ich mich gleichfalls; da sah mich Monsieur Ratin starr an, denn die Nase war im Spiel. Ich merkte nicht, daß er sondirte, warum ich mich zugleich mit ihm geschneuzt; ich meinte, er habe das Unheil entdeckt und schlug die Augen nieder; sein Schweigen und sein forschender Blick waren mir schrecklicher, als wenn er mich mit Fragen bestürmt hätte, worauf ich gefaßt war. Endlich, in feierlichem Tone: „Monsieur, ich lese auf Ihrem Gesicht —" — „O nein, Monsieur." — „Doch! sage ich Ihnen —" — „Gewiß nicht," unterbrach ich ihn; „die Katze hat's gethan!" Monsieur Ratin wechselte die Farbe; diese Antwort schien ihm denn doch gar zu respektwidrig, und er wollte eben losbrechen, da fiel sein Blick auf den ungeheuern Klecks, und er fuhr auf, und ich instinktmäßig mit. Jetzt galt es, den Sturm zu beschwören: „Während ich fort war — die Katze — ich mußte eine Feder kaufen — die Katze — ich hatte den Schrankschlüssel verloren — gestern im Bad — die Katze —" Während ich so stotterte, wurde Monsieur Ratins Blick so schrecklich, daß ich es nicht mehr aushielt und ohne Uebergang das Bekenntniß meines Verbrechens vom Herzen schüttete. „Es ist nicht wahr, Monsieur Ratin — ich hab's gethan!" — Langes Stillschweigen. — „Wundern Sie sich nicht," sprach er endlich mit feierlicher Stimme, „wenn der Unwille mich sprachlos macht; ja, wo soll ich Worte finden, um auszudrücken —" Da kam eine Mücke herbei — ein Lachwölkchen strich über mein Gesicht. Wiederum langes Schweigen. Endlich erhob sich Monsieur Ratin: „Sie hüten zwei Tage lang das Zimmer, um über Ihre Aufführung nachzudenken, und ich selbst werde mich besinnen, was bei so bewandten Umständen zu thun ist." Sprach's, ging, schloß ab und nahm den Schlüssel mit.

Das aufrichtige Geständniß hatte mich erleichtert, sein Abzug nahm die Last der Scham von mir, und so glichen die ersten Augenblicke meiner Gefangenschaft so ziemlich einer glücklichen Befreiung; und ohne die Verpflichtung, zwei Tage lang an meine Sünden zu denken, wäre mir ganz wohl zu Muth gewesen, wie einem immer nach einer überstandenen schweren Krisis ist. Ich machte mich also daran, nachzudenken, aber die Gedanken wollten nicht kommen. Ich besah meinen Fehltritt um und um, konnte aber nichts so Schlimmes daran entdecken, die Lüge ausgenommen, und diese hatte ich ja durch das Geständniß, durch das, wie ich mich beredete, freiwillige Geständniß gutgemacht. Indessen der Ordnung wegen hatte ich ihn gerne bereut, und da mir dies so gar sauer geschah, so fürchtete ich nachgerade, ich könnte doch schon recht verdorbenen Herzens, recht unsittlich seyn, wie Monsieur Ratin sagte, und nahm mir fest vor, fortan nicht mehr zu lachen.

So weit war ich, da ging unten der Kuchenmann vorbei; es war seine gewöhnliche Stunde. Ganz natürlich kam mich die Lust an, Törtchen zu speisen; ich nahm aber Anstand, dieser Versuchung des Fleisches gerade jetzt nachzugeben, da ich an meinem Seelenheil arbeiten sollte, und so ließ ich den Mann warten und schreien und blieb ruhig sitzen. Wer aber dergleichen Handelsleute kennt, weiß, wie zudringlich sie gegen ihre Kunden sind. Der

meinige ließ sich dadurch, daß ich mich nicht am Fenster zeigte, nicht abschrecken; im Gegentheil, im festen Vertrauen auf meine Leckerhaftigkeit, schrie er in einem fort; nur hing er an das Substantiv **Törtchen** das verführerische Adjektiv **ganz warm**, und dieses Adjektiv rüttelte allerdings an meiner Moralität. Zum Glück wurde ich das gewahr und war auf meiner Hut. — Indessen war es nicht recht, daß ich dem guten Mann seinen Irrthum nicht benahm und ihn um seine Zeit brachte; ich ging daher an's Fenster, um ihm zu sagen, ich wolle heute keine Törtchen. „Geschwind!“ rief er herauf; „ich habe Eile!“ — Ich habe bereits gesagt, er kannte mich ungleich besser, als ich selbst. „Nein,“ erwiderte ich, „ich habe kein Geld.“ — „Ich borge.“ — „Und ich mag keine.“ — „Glaub's nicht.“ — „Und ich habe viel zu thun.“ — „Rasch!“ — „Und ich bin eingesperrt.“ — „Ei! das wird mir zu lang!“ sprach er und griff nach seinem Korb, als wollte er fortgehen. Diese Pantomime machte einen gewaltigen Eindruck auf mich. „Halt!“ rief ich, und in wenigen Augenblicken schwebten in einer kunstreich an eine Schnur befestigten Mütze zwei Törtchen — ganz warm. — „Dummer Maikäfer!“ dachte ich im Essen; „vier Flügel haben und in ein Dintenfaß fallen! Ohne diese unbegreifliche Dummheit hätte ich ruhig am Pensum fortgeschrieben, wäre vernünftig gewesen, Monsieur Ratin zufrieden, und ich auch; ich log nicht, wurde nicht eingesperrt — dummer Maikäfer!“ — Glücklicher Einfall! ich hatte jezt einen Sündenbock; ich lud ihm allgemach alle meine Vergehen auf, und so kam wieder köstliche Ruhe in mein Gewissen. Etwas, denke ich, trug der Umstand dazu bei, daß Monsieur Ratin im Uebermaß seines Zorns ganz und gar vergessen hatte, mir eine Arbeit aufzugeben. Zwei Tage vor mir, und nichts zu thun, zwei Feiertage — konnte ich mir eine willkommenere Strafe denken?

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Zeitungsindustrie.

Ich habe vor einigen Monaten der Verschwörung (einer bloß merkantilischen, versteht sich) Meldung gethan, welche die neuaufgekommenen Tageblätter gegen die ältern angezettelt. Indem sie sich als Vierzigfranken-Blätter ankündigten, sezten sie die großen Herren unter den Journalisten in nicht geringen Schrecken; denn das Publikum, dem es nicht gleichgültig ist, jährlich vierzig Franken an Zeitungsabonnement sparen zu können, besonders das Publikum in der Provinz, dem es nur um Thatsachen zu thun ist, und welches sich um das Parteiwesen und um eine geschicktere literarische Redaktion oft sehr wenig bekümmert, verließ in Menge die Achtzigfranken-Blätter und nahm Abonnements bei den Vierzigfranken-Blättern; dies schien ihm der klarste Gewinn, den es machen konnte. Vergebens bewiesen die vornehmen ältern Tageblätter, daß es nicht möglich sey, ein großes Tageblatt für ein jährliches Abonnement von vierzig Franken zu liefern. Die Abonnenten dachten: die Unternehmer der neuen Journale mögen zusehen, wie sie bestehen können; unsere Sache ist dies keineswegs; so lange die neuen Blätter bestehen, sind wir so klug und sparen jährlich vierzig Franken. Auch suchten die Unternehmer der neuen Tageblätter ihre Leser in Hinsicht der Solidität ihrer Unternehmungen zu beruhigen. Sie behaupteten, die Kosten würden größtentheils durch die vielen bezahlten Intelligenznachrichten und kaufmännischen Anzeigen bestritten, so daß sie keineswegs verlieren, sondern im Gegentheil viel gewinnen müßten, indem solche Intelligenznachrichten theuer bezahlt werden. Die großen und vornehmen Tageblätter mußten nun doch in etwas nachgeben, wenn sie nicht in allzu nachtheiligem Lichte gegen ihre jungen, muthigen und wohlfeilen Nebenbuhler stehen wollten. Zu vierzig Franken herabsinken, konnten und wollten sie nicht; denn dadurch hätten sie den neuen Unternehmern Recht gegeben und sich einen bedeutenden Schaden zugefügt. Sie beschlossen daher, die Preise der bezahlten Ankündigungen bedeutend herabzusezen, und um deren desto mehr aufnehmen zu können, vergrößerten einige ihr Format, der Temps besonders, der zu einer ungeheuern Ausdehnung angewachsen und jezt unstreitig das größte aller französischen Tageblätter ist. Wahrscheinlich wird dies Beispiel von den andern Achtzigfranken-Blättern nachgeahmt, so daß die ältern Tageblätter größer und theurer, die jüngern kleiner und wohlfeiler seyn werden. Das Herabsezen des Preises der Ankündigungen war aber ein Meisterstreich, den die Vierzigfranken-Blätter tief empfinden müssen; sie können unmöglich ihre Ankündigungen wohlfeiler geben, sonst könnten sie gar nicht bestehen, denn auf die Ankündigungen hatten sie ja, ihrem eigenen Geständnisse zufolge, am meisten gerechnet. Sie sind auch ganz verduzt über den unerwarteten Streich; an Vergrößerung können sie nicht denken, denn für vierzig Franken ein Blatt, so groß als le Temps, geben zu wollen, ist gar nicht denkbar. Vielleicht ersinnen auch sie wieder etwas zu ihren Gunsten; vielleicht auch entschädigt sie wirklich zulezt die große Anzahl der Abonnenten. Bereits gibt es Druckanstalten in Paris, wo mehrere Journale zugleich gedruckt werden. Dies muß minder kostspielig seyn, als wenn jedes Tageblatt seine eigene Druckerei hätte. Das Publikum gewinnt aber bei dieser starken Concurrenz, wie immer. Wie leicht und wohlfeil läßt sich jezt in Frankreich reisen! Wie sehr hat die allgemeine Betriebsamkeit manche Artikel herabgesezt und den wenig Begüterten zugänglich gemacht, die sonst nur mit großen Kosten dergleichen sich anschaffen konnten, und sie folglich entbehren mußten. Ich führe nur als Beispiel das künstliche Selterserwasser an, welches sonst nur bei den Apothekern oder in großen Fabrikanstalten zu haben war, und jezt bis in die geringsten Schenken gedrungen ist, wo man sich dieses Wasser für eine Kleinigkeit verschafft. Beinahe eben so geht es mit dem Zucker, dem sogenannten kölnischen Wasser und einer Menge anderer Fabrikate. Es ist ein so reges Leben unter den Unternehmern, daß fast täglich neue Prospektus erscheinen, wodurch man den Beutel des Publikums in Anspruch zu nehmen sucht, und Aktien zu vielversprechenden Unternehmungen anbietet. So ist kürzlich eine Gesellschaft entstanden, welche es sich zum Zwecke macht, liegende Güter wohlfeil anzukaufen und dieselben theuer wieder abzusezen. Es fehlt ihr nur noch an hinreichenden Kapitalien, um ihre Geschäfte zu beginnen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 33.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 25. April 1837.

Nekrolog.

François Gérard.

François Gérard wurde im J. 1770 zu Rom geboren, wo sein Vater sich mit einer Italienerin verheirathet hatte. Mancherlei Umstände nöthigten die Familie Gérard, nach Paris zurückzukehren; hier entwickelten sich bald die Anlagen des Kindes und da der Knabe durchaus Künstler werden wollte, so schickte ihn sein Vater, als er kaum 11 Jahre alt war, in das Atelier des Bildhauers Pajou, welches er zwei Jahre nachher verließ, weil er mehr Beruf zum Zeichnen und Malen in sich verspürte. Er wurde darauf ein Schüler von Brunet, einem mittelmäßigen Maler jener Zeit, der Mitglied der französischen Akademie war und in sehr großem Ansehen stand; David selbst hatte eine Zeit lang in seiner Werkstätte gearbeitet. Bei den damaligen französischen Meistern war es hergebrachte Regel, daß ein Zögling erst mehrere Jahre hindurch sich einzig und allein mit Zeichnen beschäftigen mußte, bevor er von Pinsel und Palette Gebrauch machen konnte. Dieser lästige Zwang wollte der ungeduldigen Natur Gérards nicht behagen; kaum hatte daher David mit seinen Horaziern der Malerei eine neue Bahn gebrochen, als Gérard keinen Augenblick mehr zögerte, das Atelier seines akademischen Lehrmeisters mit dem des kühnen Neuerers zu vertauschen, welcher bald alle jungen Leute um sich versammelte, deren Namen in der modernen französischen Kunstgeschichte so berühmt geworden sind. Zugleich mit Gérard arbeiteten noch Gros, Girodet, Guérin, Fabre von Montpellier u. A. in Davids Werkstätte.

Gérard bewarb sich zweimal um den ersten Preis, welcher ihm die Aufnahme als Zögling der französischen Akademie zu Rom verschaffen sollte; die Erlangung desselben schien damals allen jungen angehenden Künstlern die nothwendige Bedingung einer erfolgreichen Existenz und die Garantie einer glorreichen Zukunft. Allein das erste Mal im J. 1789 wurde Gérard von seinem Mitbewerber Thévenin besiegt, welcher später als Geschichtsmaler einen nicht unbedeutenden Ruf erlangt hat und viele Jahre als Director der französischen Malerschule zu Rom vorstand. Gérard erhielt nur den zweiten Preis; er sollte aber auch im folgenden Jahre den Sieg nicht erringen; denn kaum hatte er den gegebenen Gegenstand zu behandeln angefangen, als der Tod seines Vaters ihn an der Ausführung seiner Arbeit verhinderte. Durch diese Unfälle keineswegs entmuthigt, unternahm er im J. 1791 eine Reise nach Rom, um sein Talent auszubilden; allein auch darin wurde er gestört; er war genöthigt, seinen Aufenthalt in Rom abzukürzen und noch gegen das Ende desselben Jahres nach Paris zurückzukehren, weil sonst sein Name auf die Liste der französischen Emigrirten eingetragen worden wäre. Kurze Zeit nach seiner Ankunft in Paris starb auch seine Mutter und überließ ihm die Sorge für die Erziehung seiner zwei jüngeren Brüder und seiner jungen Tante, welche er aus Italien mitgebracht hatte und die er kurze Zeit nachher heirathete. Das hinterlassene elterliche Vermögen war sehr unbedeutend und er befand sich daher in einer sehr gedrückten Lage, welche ihm zunächst nur an die Befriedigung der dringendsten Lebensbedürfnisse zu denken erlaubte. Glücklicherweise traf es sich, daß die Gebrüder Didot in Paris damals die Herausgabe Virgil's, Racine's und anderer Dichter veranstalteten und einen Künstler suchten, welcher ihnen die Zeichnungen zu diesen Ausgaben lieferte. Die Gebrüder Didot wandten sich an David und baten ihn, sich mit dieser Arbeit zu befassen; derselbe lehnte den Auftrag ab, sagte aber, er habe in seinem Atelier zwei junge Zöglinge, welche den Wünschen der Verleger gewiß vollkommen entsprechen würden. Das waren Gérard und

Girodet, welche alle beide damals in mißlichen Umständen lebten und deßhalb gerne die verlangte Arbeit übernahmen, weil sie darin die Mittel ihrer Existenz fanden; Gérard lebte lange Zeit von dieser einzigen Ressource. David hatte ihm eine kleine Wohnung im Entresol des Louvre verschafft, wo aber der Raum für größere Arbeiten äußerst beschränkt war. Es verflossen mehrere Jahre, bevor seine Lage sich nur einigermaßen besserte; troz des anhaltendsten Fleißes nahm er kaum so viel ein, um seine Familie anständig zu ernähren; er konnte nicht einmal die Zeit gewinnen, ein Oelgemälde auszuführen. Im Jahr 1794 entwarf er seine Skizze „die Erstürmung der Tuilerien am 10. August,“ welche von der Regierung gebilligt wurde; er erhielt den Auftrag, die Skizze auszuführen; allein der damals so häufige Wechsel der Regierungen erlaubte ihm nicht, diese reiche Composition auf die Leinwand zu übertragen.

Diese Skizze und die zahlreichen Vignetten, welche er alle Tage für den Buchhandel arbeitete, trugen indeß viel dazu bei, ihm einen gewissen Ruf zu verschaffen. Der Salon von 1794 war eröffnet, und seine Freunde, welche darum wußten, daß er das David'sche Gemälde: „der Tod Lepelletier's“ fast ganz ausgeführt hatte, weil David damals mit Arbeiten überhäuft war, drangen sehr in ihn, doch noch vor dem Schluß der Ausstellung ein Bild zu vollenden und in den Salon zu schicken. Aber seine bedrängte Lage machte die Verwirklichung dieses Wunsches fast unmöglich; die Zeichnungen für die Buchhändler, womit er seinen Lebensunterhalt gewann, ließen ihm wenig oder gar keine Zeit übrig und er konnte diese Ressourcen nicht aufgeben wegen eines Bildes, dessen Verkauf durchaus ungewiß war. Unter diesen Umständen erbot sich Isabey der Aeltere, welcher als Miniaturmaler jährlich eine hübsche Summe erübrigte, seinem minder glücklichen Collegen und Freunde für ein kleines Gemälde 50 Louisd'or zahlen zu wollen, wenn sich Niemand fände, der eine größere Summe dafür gäbe. Auf diese Sicherheit hin unternahm Gérard seinen Belisar, welchen er in 18 Tagen vollendete. Da der Salon schon einige Tage gedauert hatte und die Gallerie schon ganz besezt war, wurde das Bild auf einer Staffelei ausgestellt, welcher Umstand nicht wenig zu seinem Erfolge beigetragen haben mag. Es gefiel allgemein; zwei Tage nach seiner Ausstellung kaufte es der damalige holländische Gesandte in Paris, Herr Mayer, für 100 Ld'r.; derselbe nahm es mit in seine Heimath, von wo es zulezt in die Leuchtenbergische Gallerie zu München übergegangen ist.

Der günstige Erfolg dieses Bildes hatte jedoch für den Künstler kein anderes Resultat, als den Unterschied von 50 Louisd'or, welche der holländische Gesandte mehr bezahlt, als Herr Isabey garantirt hatte; von dem eigentlichen Werthe seiner Malerei und von den Lobeserhebungen, welche seine ersten schönen Porträts des Hrn. Isabey und der Mademoiselle Brogniart erfahren, wurde wenig in Anschlag gebracht; er erhielt weder von der Regierung noch von Privatleuten neue Aufträge und Bestellungen. Er sah sich daher in die Nothwendigkeit versezt, auf eigne Kosten und eignes Risiko ein neues Gemälde anzufangen, wenn er im künftigen Salon etwas ausstellen wollte. Während dieser zwei Jahre malte er seine Psyche, worauf er die meiste Mühe verwendet und noch in seiner lezten Zeit den größten Werth gelegt hat. Diese Meinung ist sehr natürlich. Gérard war ein höchst bescheidener, anspruchsloser Künstler und gehörte am allerwenigsten zu denen, welche sich eine übertriebene Vorstellung von dem Werthe ihrer Arbeiten machen; im Gegentheil, er übte eine strenge Kritik über seine eignen Werke aus; troz dem daß sein Homer, als Pendant zum Belisar, im Salon von 1814 allgemeinen Beifall gefunden hatte, war er doch nicht damit zufrieden und hat das Gemälde, als seiner unwürdig, mit eigner Hand zerstört. Rücksichtlich der Psyche aber befand er sich in einer ganz besonderen Lage; dies Bild repräsentirte in seinen Augen zwei unter Mühe, Sorge, Arbeit und Entbehrungen aller Art hingebrachte Jahre, und wer wird es ihm verargen, daß das Andenken an die Schmerzen einer so peinlichen Geburt ihn stets in seiner Meinung bestärkt hat? Lieben doch die Aeltern gewöhnlich diejenigen von ihren Kindern am meisten, deren Zukunft die bangsten Besorgnisse einflößt und welche sich am wenigsten in ihren Willen und in ihre Rathschläge fügen wollen. Der Maler der Psyche befand sich in dem nämlichen Falle. Jenes Gemälde brachte ihm die wenigste Freude und den meisten Kummer. Kaum war es in dem Salon von 1787 ausgestellt, als alle Journalisten darüber herfielen und es zerzauseten, obschon es besser war, als die meisten Productionen der damaligen Zeit, welche übertriebene Lobsprüche erhielten. Das machte, weil der arme Vignettenzeichner keine Gönner in der Presse hatte und auch kein Vermögen besaß, um sich Weihrauchspender zu kaufen.

In den ersten Augenblicken ließ sich das Publikum, wie gewöhnlich, das Urtheil der Presse aufdringen und die zunächst folgenden Jahre verlebte Gérard in drückenderen Umständen als je. Allmählig aber kam man von der vorgefaßten Meinung zurück, welche ohnehin gar keinen Grund hatte, und drei Jahre später wurde die Psyche von den Herren Darcet und Lebreton für 6000 Fr. gekauft. Diese traten das Gemälde dem General Rapp für 15,000 Franken ab, nach dessen Tode es von der französischen Regierung für 30,000 Fr. gesteigert ward.

Von jener Zeit an bis zum Ende des Kaiserreichs stellte Gérard fast in jedem Salon eine gewisse Anzahl von Porträts aus, die ihm viel Geld einbrachten und die Gelegenheit verschafften, alle berühmten Personen seiner

Zeit zu malen. Er vollendete nach und nach die Porträts des ersten Consuls, der Madame Bonaparte, Bernadotte's, Tayllerand's, Canova's, des Marschalls Soult, der Generäle Foy und Moreau, der Königin Hortense, der Demoiselle Mars, Talma's, Regnault de Saint Jean d'Angely's, Ducis', Corvisart's, der Madame Recamier und Madame Staël, welche er als Corinna auf dem Vorgebirge von Sunium darstellte. Außerdem hat Gérard fast alle Monarchen Europa's porträtirt, welche sich während ihres Aufenthalts in Paris im Jahr 1814 von ihm malen ließen.

Unter dem französischen Consulat waren die ossianischen Gedichte Macpherson's sehr beliebt in den Salons von Paris und der erste Consul bestellte bei Gérard ein ossianisches Gemälde für seine Wohnung in Malmaison. Gérard entledigte sich als talentvoller Künstler dieses Auftrags; aber man sieht es seiner Arbeit auf den ersten Blick an, daß dieser phantastische Gegenstand der eigenthümlichen Beschaffenheit seines Genies wenig zugesagt hat; sein nerviger, fester, positiver Pinsel war wenig geeignet zur Hervorbringung von geisterhaften Gestalten und verschwimmenden Formen, seine Phantasie selbst war darin eben so wenig heimisch; er wandte sich daher wieder andern Arbeiten zu, die seinem strengen Talente freieren Spielraum gestatteten.

Im Salon von 1808 stellte er die „drei Alter des menschlichen Lebens" aus, ein Gemälde in einem ernsten Styl gehalten, charaktervoll und ganz die Wirkung hervorbringend, welche der Künstler beabsichtigt hatte. Der Gegenstand ist in der philosophischen Weise Poussins behandelt; die Ausführung ist gelungen zu nennen; über dem Ganzen hat der Künstler eine Ruhe, eine Melancholie verbreitet, welche den Beschauer zum Nachdenken anregt, eine Wirkung, welche die Maler jener Zeit selten beabzweckten. Es wurde von der Königin Caroline gekauft, welche es mit nach Neapel nahm, wo es geblieben ist. Eine Copie davon sehen wir in der Gallerie des Palais-Royal. Wie alle übrigen Werke Gérards, ist auch dieses durch den Kupferstich sehr bekannt geworden.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, im Januar 1837.

(Fortsetzung.)

Mit Einem Wort: In ächten Historien muß der sichtbare Zustand ganz Handlung seyn; in den Historien unseres Salons ist, in allen, zu viel Zustand und zu wenig Handlung dargestellt. Seht die alten Historien an! die kirchlichen — denn, was Gott gemacht hat, wird doch wahrscheinlich das Beste bleiben. Seht hier die Darstellung von Zuständen, die ihrer Natur nach die passivsten sind, die sich erdenken lassen, Kreuzschleifung, Kreuzabnahme, Grablegung. Und nun seht, wie viel Motive unmittelbarer Thätigkeit, von Figur zu Figur entwickelt, die Consequenz einer lebendig bestimmten Handlung ergeben. Nun zeigt mir auf den großen historischen Tafeln unseres Salons nur drei Figuren, die wirklich unmittelbar etwas mit einander zu thun hätten. Seht bei Hildebrandt: Zwei schlafen, der dritte betrachtet sie, und der vierte sagt: Donnerwetter! Ich muß sie doch umbringen! — Seht bei Lessing: Ein Prediger, dessen Fanatismus an sich mehr Zustand als That ist, und eine Schaar Umhergelagerter in ihren Zuständen. — Seht bei Bendemann: Zwei tragen mit einander einen Todten; die sind durch eine unmittelbare Nothwendigkeit beschäftigt; die Andern leiden und trauern gesondert. — Seht bei Begas: Der Kaiser darf nicht reden, der Pabst darf Niemanden ansehen; die Andern sind, Jedes in seiner Weise, ergriffene oder bittende Zuschauer. — Immer eine Symbolik von Charakteren oder Gefühlen, oder von beiden, aber ohne den verbindenden Puls eines lebendig fortschreitenden Processes. Solche symbolische Zusammenstellung kann nur bei der vollendetsten Erhabenheit und Schönheit des Styls befriedigen. Auf diesen großen Styl hat aber Bendemann allein hingearbeitet. Und doch reicht bei den andern Bildern die bloß symbolische Charakteristik, so wie sie da ist, mehr bedacht auf das Rührende oder physiognomisch Treffende als auf das Großartige — es reicht, sage ich, diese Charakteristik bei dem Mangel unmittelbarer Thätigkeit um so weniger aus, je mehr die Vorstellungen — dieser Prinzenmord, die Hussitenpredigt, die Kaiserbuße — aus Geschichten entnommen sind, die nur in einer gedrängten Consequenz von Thaten ihren wahren Sinn erfüllt haben. — Es war in den Anfängen der christlichen Kunst, daß sie von solchen Vorzügen der Charakteristik und Gefühls-Symbolik — natürlich bei geringerer Technik als jetzt — ausging, mit ihnen ansetzte. Durch lange Uebung in gleichartigen Gegenständen kam der große Styl, kam die motivirte Energie der Handlung hinzu. Diese Vorzüge fehlen unserer Historie; natürlich, denn es fehlt ihr diese Uebung. Und anstatt ihr diese Uebung zu verschaffen, erhebt man einen Triumphgesang: „Wir stehen nicht mehr zurück gegen die großen Epochen älterer Kunst!" Fragt doch die wackern Künstler selbst, welchen mit solchem Preise wenig gedient ist! Sie werden Euch sagen, wie tief sie es empfinden, daß die Sonne jener Tage ihnen nicht mehr scheint, nicht die Maiensonne der Tage des Leonardo, des Rafael, nicht die Herbstsonne des Veronese oder des Rubens.

Das zeigte sich auch in den heiligen Historien auf der Ausstellung. In diesen ist am meisten die symbolische

und beschauliche Anlage anwendbar; aber am meisten wird auch der große Styl in Anordnung und Gestaltung erfordert, der in keiner erfüllten Weise zu sehen war. Die größte Tafel der Ausstellung war von Wilhelm Schadow, Christus im Schoße der Maria, Altarbild, für die Pfarrkirche in Dülmen, gestiftet vom rheinwestphälischen Kunstverein. Die Stiftung macht dem Verein, der ernste Sinn dem Künstler Ehre. Es ist nichts, was der Kirche oder des Gegenstandes unwürdig wäre, in der Auffassung oder Haltung des Bildes; es ist in Gedanke und Ausführung ein ehrenwerthes Bild. Aber eine andere Frage ist die nach der Vollendung der großen Aufgabe. Es findet hier seine volle Anwendung, was ich so eben bemerkte, daß jene Symbolik, welche die Figuren mehr isolirt als verbindet, um so verpflichteter ist, durch großartige Raumerfüllung und tiefsinnige Gestaltung den Mangel gegenwärtiger Bewegung zu ersetzen. Hier nun ist die Auffassung ganz symbolisch und ungemein einfach. Unten am Stamm des hohen Kreuzes hat sich die Mutter des Heilandes niedergelassen; sein Leichnam, auf den ihr Haupt sich bückt, liegt von ihrem Knie hinab hingestreckt. Im offenen, breiten Raume rechts und links stehen ruhig, direct herausgewendet, zwei Engel in Meßgewändern, die Marterwerkzeuge in Händen. Diese einfache Darstellungsart hat ihr Recht, ist auch wohl öfter vorgekommen. Ich will nur zunächst bemerken, warum die minder symbolische der natürlichen Abnahme vom Kreuz mir bedeutungsvoller erscheint. Zweierlei ist auszudrücken: daß das Erlösungsopfer vollbracht sey, und daß es ein heiliges, unserer tiefsten Theilnahme und Andacht, unserer Liebe und Anbetung würdiges Opfer sey. Das Erste, die Vollendung des Opfers, erscheint in keiner andern Weise so fühlbar und unmittelbar wirkend, als wenn der edle, kostbare Leib in der Mitte des ganzen Bildes, eben gelöst vom Kreuze, in haltenden Armen ruhig herabgelassen wird und mit der Schwere des Todes niedersinkt in sehnsüchtig empfangende Hände. Das Andere, die dankbare Wehmuth, die Liebe und Andacht, findet im Bilde selbst den schönsten Ausdruck, wenn wir edle Menschengestalten mit Anstrengung und mit Zartheit beschäftigt sehen, den theuren Leichnam auf die schonendste Weise von den Kreuzesbanden zu lösen und herabzunehmen, wenn die Mutter mit schmerzvoller Liebe in ihre Arme seine Hand nimmt, zu seiner Hand ihr bleiches Antlitz neigt, Jünger mit ergebungsvoller Trauer die heilige Hülle des Erlösers unterstützen, treue Weiber knieend, anbetend, mit Thränen seine Füße netzen. So ist im Bilde selbst das Opfer Gegenstand der verehrenden, frommen Scheu, des innigsten Schmerzes, der treusten Liebe, der hingegebenen Andacht. Und was wir empfinden sollen, müssen wir bei solchem Anblick empfinden, der es in aller Sprache menschlicher Gestalt und Erscheinung ausspricht. Bei der einfacheren Vorstellung, wie Schadow sie gewählt hat, erregt das Motiv und Angesicht der Mutter, typisch und würdig, Ernst und Rührung; der Leichnam des Heilands erscheint nicht so bedeutend, wie unsere Ehrfurcht und Liebe sich ihn denkt; den Hauptraum aber nehmen die Engel ein. Nun ist der Gedanke wohl richtig, daß dies dem menschlichen Gefühl schmerzlichste Opfer in der himmlischen Ordnung ein Gegenstand ruhiger Feier sey; aber die Ruhe dieser Engelgestalten kann sich in der Darstellung nicht unterscheiden von einer solchen, die eben bloß ungestörtes Daseyn, nicht, wie es hier seyn soll, höherer Geist und Frucht der Ueberwindung ist. Was vielmehr bei dieser Erscheinung, nach Dimension und heller Farbenwirkung, das Auge am meisten füllt, das sind die Meßgewänder, ein äußerlicher Schmuck, dessen symbolischer Sinn nicht mit erscheint. Die Klarheit der Angesichter, die sanfte, stille Festigkeit der Stellung in der Nähe des tiefernsten Opfers hat etwas Wohlthätiges; aber viel tiefer ist diejenige Ruhe, die aus der vollen und durchgefühlten Innigkeit schmerzvoller Liebe und andächtiger Sorge sich von selbst erhebt und die Feier nicht äußerlich gegen den Beschauer herauskehrt, sondern sie innerlich in den Getreuen durch ihre Heiligen, die seinem Leichname dienen, empfinden läßt. Es ist in jener Symbolik zu wenig geistige Erhabenheit, zu wenig seelenvolle Schönheit. Einer ähnlichen Betrachtung unterliegt das andere Bild von Schadow, Christus mit den beiden Jüngern auf dem Wege nach Emaus (halbe Figuren in Lebensgröße). Der Vorgang ist hier so leise, so wenig handelnd; es ist so unmöglich, das Vorher und Nachher, wodurch erst die Bedeutung des Augenblicks voll wird, mit hereinzumalen, daß die Vorstellung nur durch den tiefsinnigsten Ausdruck der Köpfe und durch die schönste Würde der Christusgestalt in sich befriedigend werden könnte. Allein Christus erscheint mehr von Leiden ermattet als göttlich, der Jünger zu seiner Linken hat zwar einen natürlichen Ausdruck steigender Aufmerksamkeit und Begierde zu verstehen; ist aber ein gewöhnlicher Mensch ohne Tiefe. Der Jünger zur Rechten, der mit niedergeschlagenen Augen und stillklarem Gesicht aufrecht mit fortwandelt, soll das innerliche Aufgehen des Glaubens, der nicht sieht und doch selig wird, bezeichnen; aber das thut kein gesunder Mensch, daß er mit geschlossenen Augen neben Einem geht, dessen Rede ihn ergreift. Die Historie braucht Gedanken, die Fleisch werden können, und Formen, die Geist werden können. Es ist aber schwer, daß der Gedanke: noch nicht erkannt zu haben, was man bald erkennen wird, Fleisch werde, und daß ein Moment eines unhörbaren Gesprächs Geist werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 99.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 26. April 1837.

Komm, schick dich, Lenz, mit frohem Recken
Zu all den Streichen an,
Die du auch sonst dem alten Recken,
Dem Winter angethan.

Lenau.

An den Thronfolger Mai.

17ten April 1837.

Deines hochgebornen Vaters launenhafte Gnaden sind,
Daß ich's unterthänigst sage, nachgerade wie ein Kind.
Ganz unwürdig seines Namens zeigt sich Serenissimus,
Also daß es jeden wahren Patrioten kränken muß.
Mit des Windes scharfer Geißel peitscht er seine Unterthanen,
Schadenfrohen Beifall kräht sein Höflingsschwarm, die Wetterhahnen.
Seine zügellose Garde rauscht wie ein Kosakenheer,
Zu der ruhigen Bürger Schrecken über Haus und Pfad einher;
Sind des Grüns geschworne Feinde: wie ein Halm hervor sich streckt,
Mit dem weißen Leichentuche plötzlich ist er zugedeckt.
Bängliche Gerüchte gehen und man zischelt sich in's Ohr,
Die Verfassung umzustürzen hab' Minister Blasius vor.
Hoflakaien unterliegen ist der Sonne Excellenz,
Und das Land will man verbieten selber dem durchlauchti-gen Lenz.
Kein Gefühl beweist dein Vater, keins für seines Volkes Schmerz,
Und man sieht, in seinem Busen schlägt ein liedlos, kal-tes Herz.
Ja er heuchelt süße Mienen, bis er uns an sich gelockt,
Und mit winterlichem Gruße höhnisch wieder überflockt.
Seine Großen hüllen sich in Wolken bis herab zum Knie,
Ueberall ist dumpfe Gährung, überall ist Anarchie.
Dringend muß ich dich beschwören: Kronprinz, wahre deinen Thron,
Komm zu Hülfe der bedrängten, lecken Constitution!
Ueberflügle den Tyrannen, schmilz ihm seines Busens Eis,
Und entwölke der Magnaten finstern, unzufriednen Kreis!
Wenn du nichts vermagst mit Güte, o so komm mit Heeresmacht,
Zeuch mit Lanzen, Fahnen, Glocken in die große Frei-heitsschlacht!
Lad' in deinen Bund die Sonne, schick' sie vor mit Siegs-gewalt,
Daß vor ihrem Schild der Feinde Trotz erschreckt zu-rückeprallt!
Freudethränen werden thauen, jeder ruft: Viktoria!
Der Tyrann muß schmählich enden und der echte Fürst ist da!
Alle Herzen an dem Throne, hoch in Lieb' und Lust erhöht,
Huld'gen deiner königlichen, lang ersehnten Majestät.

Hermann Kurtz.

John Kockerills Etablissement zu Seraing bei Lüttich.

(Fortsetzung.)

Der erste Saal, in welchen ich geführt wurde, ist für die Fabrikation kleinerer Dampfmaschinen von sechs bis zu vierzig Pferdekräften, von Pumpwerken und hydraulischen Pressen bestimmt. Hier sind eine Menge von Maschinen zum Abdrehen und Ausbohren der Cylinder in Thätigkeit; besonders fällt eine ganze Reihe eben so einfach als zierlich gebauter senkrechter Bohrmaschinen zum Bohren von Löchern bis zu einem Zoll Durchmesser in die Augen. Am meisten überraschte mich die Bemerkung, daß von diesen vielen Bohrapparaten, deren Zweck einer und derselbe ist, dennoch keiner dem andern der Construktion nach gleicht, obgleich ihnen einerlei Prinzip zu Grunde liegt. Mein gefälliger Begleiter gab mir hierüber folgenden Aufschluß. Jeder Arbeiter hat hier Gelegenheit und Freiheit, sein mechanisches Talent auszubilden; diese Fabrik ist für ihn eine Schule, worin er sich zum künftigen Mechaniker heranbildet; macht er eine Erfindung, oder leitet ihn sein Nachdenken auf eine Verbesserung an der zu seiner Unterstützung ihm zugewiesenen Maschine, wodurch er seine Arbeit zu erleichtern oder zu vervollkommnen hofft, so steht ihm nichts im Wege, diese Erfindung praktisch auszuführen, und Kockerill selbst begünstigt den Arbeiter in seinem Vorhaben. So kommt es, daß jene Bohrmaschinen in ihrer Einrichtung variiren, indem jeder Arbeiter den unentbehrlichen Apparat, welcher ihm seine Löcher bohrt, als sein Eigenthum betrachtet, mit welchem er nach seiner Bequemlichkeit jede Veränderung vornehmen kann, die ihm gutdünkt. — Die Bohrapparate, wohl zwanzig an der Anzahl, sind an schlanken Pfeilern angebracht und nehmen kaum den Raum von einem Quadratfuß in Anspruch. Sie erhalten, so wie die Drehbänke, ihre Bewegung von der Dampfmaschine. Braucht der Arbeiter an dem Metalle, welches er gerade bearbeitet, ein Loch, so begibt er sich an seine Bohrmaschine, sucht die passende Bohrspitze aus und befestigt sie an das Ende der umzudrehenden Spindel. Diese Bohrspindel geht durch die eigentliche Bewegungsaxe, welche zu dem Ende hohl ist, so hindurch, daß sie zwar mit dieser Axe rotiren muß, ohne jedoch der Freiheit, sich auf und nieder zu bewegen, beraubt zu seyn. Nachdem der Arbeiter die Maschine in's Geschirr gerückt, d. h. mit dem umlaufenden Triebwerk in Verbindung gesezt hat, legt er das zu durchbohrende Metall auf ein kleines Tischchen unter die Spitze des mit unglaublicher Schnelligkeit umlaufenden Bohrers. Er hat die Wirkung des Bohrers ganz in seiner Gewalt; indem er nämlich seinen Fuß auf eine Art Tretschemel sezt, senkt sich der Bohrer, vermöge eines einfachen, mit dem lezteren verbundenen Mechanismus, herab und greift in das Metall ein, und dies um so kräftiger, je nachdem der Arbeiter den Druck seines Fußes auf den Tretschemel verstärkt. Ist das Loch fertig, so zieht er seinen Fuß zurück, stellt die Maschine, und der Bohrer steigt, durch ein Gegengewicht gehoben, von selbst in die Höhe. Ein Loch von sechs Linien Durchmesser ist innerhalb drei Minuten durch eine einen Zoll dicke Metallplatte gebohrt.

In den folgenden Sälen, welche ich durchwanderte, erregt die Fabrikation der Dampfmaschinen vom größten Kaliber und der schönen englischen Cylindergebläse besonderes Interesse. In diesen Räumen werden jene furchtbar kräftigen Kolosse erbaut, welche man in den Steinkohlenbergwerken aus den tiefsten Gruben das Verderben drohende Wasser saugen und oben in Strömen von sich geben sieht. Ein ungeheurer Aufwand mechanischer Kräfte concentrirt sich in diesen Sälen; man ist überrascht, verhältnißmäßig nur wenige Arbeiter zu erblicken, und doch gehen aus diesen Räumen riesenmäßige Werke hervor, welche auf die Anstrengung von tausend Menschen schließen lassen. Eine Maschine erzeugt die andere.

Auf einer großen Drehbank wurde eben die fünf Zoll im Durchmesser haltende Kolbenstange zu einer Dampfmaschine von 150 Pferdekräften abgedreht. Der Körper läuft um seine Axe, während das Schneidewerkzeug an einer langen Schraube mittelst einer Schraubenmutter der Länge der Maschine nach langsam, aber sicher sich fortbewegt. Man kann die Geschwindigkeit dieser Seitenbewegung durch Versetzung des Räderwerks bis auf einen gewissen Grad erhöhen, während die Geschwindigkeit des rotirenden Cylinders unverändert bleibt; in diesem Falle schneidet der Stahl Schraubengewinde in die cylindrische Stange, anstatt sie glatt zu drehen, und die Drehbank verwandelt sich in ein Schraubenschneidzeug.

Ich zählte fünf Maschinen zum Hobeln des Metalls; vier derselben sind bestimmt, um ebene Flächen bis zu sechs Fuß Länge, und eine fünfte, um Flächen bis zu sechzehn Fuß Länge zu bilden. Diese Metallhobelmaschinen sind ein Triumph des menschlichen Scharfsinns. Der zu bearbeitende Gegenstand ist auf einer Art Schlitten befestigt, welchem eine langsame, aber durchaus gleichförmige und ruhige Bewegung ertheilt wird, wobei die Metallplatte unter dem senkrechten, feststehenden Schneidestahl hinwegstreift. Hat der Schlitten einen Weg von der Länge des zu hobelnden Metallstücks zurückgelegt, so kehrt er von selbst wieder zurück; während dieser Bewegung schneidet jedoch der Stahl nicht, sondern gleitet in der eben geschnittenen Bahn erfolglos, und weicht sogar zurück, wenn etwa Spähne seine angenommene Lage hemmen. In dem Moment aber, wo die Bewegung von Neuem

wechselt, rückt der Schneideapparat, um an einer andern Stelle angreifen zu können, um die Breite des Schnittes zur Seite. Mit Bewunderung betrachtete ich das ruhige und sichere Spiel dieser Maschine, welche kaum eines Aufsehers zu bedürfen schien, den langsamen, aber unaufhaltsamen Gang des Schlittens, die präcisen und subtilen Seitenbewegungen des Schneidestahls; mit dem Gefühle der Achtung vor der Größe des mechanischen Genies betrachtete ich die Kunstgriffe und den Scharfsinn, womit der geniale Erfinder jene mannichfaltigen und heterogenen Bewegungen zu erzeugen wußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die beiden Gefangenen.

(Fortsetzung.)

Entzückendes Gefühl! schlafen können nach Herzenslust, nichts zu thun haben, träumen! und das in jenem Alter, wo der Mensch so gerne mit sich selbst umgeht, wo das Herz so liebliche Selbstgespräche hält, wo der Geist so gar nicht ekel ist im Genießen; wo Luft, Himmel und Land zu uns spricht, wo jede Mauer uns etwas sagt, wo eine Acazie eine Welt ist, und ein Maikäfer ein Schatz! Warum kann ich sie nicht noch einmal leben, jene seligen Stunden! Wie bleich scheint jezt die Sonne, wie langsam schleichen die Stunden, wie schaal ist die Zeit der Muße! Ich besitze mehr, als ich zu hoffen berechtigt war, aber ich sehne mich zurück in die Jahre der Sehnsucht. Ihr köstlichen Frühlingsmorgen, du blauer Himmel, du herrlicher See, ich weiß, ihr seyd die alten; aber wo ist der Schimmer, der euch umfloß, wo ist jener unaussprechliche Zauber, die Lust, die Hoffnung, das süße Geheimniß? Wohl ergözt ihr meine Augen, aber meine Seele füllt ihr nicht mehr aus; so lachend, so herausfordernd tretet ihr mir entgegen, und ich bleibe kalt; soll ich euch wieder lieben wie einst, muß ich rückwärts in den Jahren — und was dahin ist, kehrt nicht wieder! Bitteres Gefühl! Aber dieses Gefühl zieht sich durch alle Poesie hindurch, ist wohl gar eine Hauptquelle derselben. Kein Dichter zehrt nur von der Gegenwart, alle greifen zurück; ja noch mehr, durch die Täuschungen des Lebens werden ihnen jene Erinnerungen ein Bedürfniß, und sie verlieben sich in dieselben; sie umkleiden sie mit einem Zauberschein, wie ihn die Wirklichkeit nicht hatte, sie schaffen sich ein glänzendes Phantom und beweinen, was sie nicht besessen.

Die Jugend ist das poetische Lebensalter, sofern sie dasjenige ist, wo der Mensch sich Schätze sammelt, keineswegs aber, wie Manche meinen, die Zeit, wo man dieselben nützen kann. Mit dem reinen Gold, das die Jugend aufhäuft, weiß sie nichts anzufangen. Kommt aber die Zeit, wo es ihr Stück für Stück entrissen wird, dann geht ihr die Ahnung auf, wie viel sie besessen; durch den Verlust lernt der Mensch seinen Reichthum, durch die Sehnsucht seine entschwundenen Freuden schätzen. Dann schwillt das Herz, die Einbildungskraft entzündet sich, der Gedanke schwingt sich in die Wolken, und Virgil stimmt seinen Gesang an. — Wie ist es nun aber mit jenen unbärtigen Poeten, welche überlaut in einem Alter singen, wo sie, wenn sie wahre Dichter wären, übrig genug zu thun hätten, in der Stille zu genießen und zu empfinden, ganz leise die köstlichen Düfte einzusaugen, die sie später in ihren Schöpfungen wieder von sich geben sollen? Frühreife Mathematiker gibt es — man denke an Pascal; aber Dichter nimmermehr! Ein Homer mit sechzig und mehr Jahren ist begreiflicher als ein Lafontaine, der hinter den Ohren noch nicht trocken geworden. Vor dem zwanzigsten Jahre mag das Genie einige Blitze werfen; vor dieser Frist und geraume Zeit nachher hat nie ein Dichter seinen Höhepunkt erreicht. Aber wie viele entfalten ihre Schwingen weit früher! Wie geht es aber? sie flattern eine Weile, liegen bald am Boden und verkriechen sich sofort in Journale und Coterien. Lafontaine lernte sich sehr spät, vielleicht gar nie kennen; und macht ihn nicht gerade dies zum Dichter? Man lese nur seine Vorreden: fällt es ihm von Weitem ein, er sey mehr als andere Leute? Und dies ist nicht Bescheidenheit; er ist nicht einmal eitel genug, um bescheiden zu seyn; es ist reine, unmittelbare Natur. Er singt, weil es ihm Genuß ist; an Beruf oder Tendenz denkt er dabei gar nicht. Er war, wie man weiß, ein recht einfältiger Mensch: machte er sich doch weiß, Phädrus sey sein Lehrmeister, und vergaß, Ludwig den Großen zu loben! Er stieß die Marquis vor den Kopf und brachte sich um einen Jahrgehalt, und wußte gar nichts davon. Ein rechter Gimpel gegen so viele geistreiche Poeten!

———

Indessen wußte ich doch nicht recht, was ich eigentlich mit meinen Feiertagen anfangen sollte. Eben besann ich mich deßhalb, da hörte ich ein Geräusch im Nebenzimmer. Ich sah durch das Schlüsselloch: der Nachbarin Katze und eine ungeheure Ratte waren hintereinander. Im ersten Augenblick nahm ich Partie für die Katze, die eine gute Freundin von mir war, und ich sah auch gleich, daß sie gute Wünsche wohl brauchen konnte: denn sie blutete bereits am Maule und drang nur schüchtern auf den verzweifelten Feind ein. Nachdem ich dem Kampf eine Weile zugesehen, begann der Muth und die Gewandtheit des schwächern Theils, einem so furchtbaren Feind gegenüber, mich zu interessiren, und ich beschloß, strenge Neutralität zu beobachten. Dies wurde mir aber schwer, da ich bemerkte, daß die Ratte und ich hinsichtlich der Elzivirs in gleicher Verdammniß waren: sie hatte sich in

einem Loch verschanzt, das sie in einen dicken, am Boden liegenden Folianten genagt. Ich war rasch entschlossen, sie zu retten: ich gab der Thüre einen tüchtigen Fußtritt, um die Katze zu verscheuchen, und machte meine Sache so gut, daß die Thüre aus dem Schlosse sprang.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Unternehmungen auf Aktien.

So sehe ich eine Ankündigung eines andern Unternehmens, welches in Herausgabe eines Intelligenzblattes: l'Echange, bestehen soll, dessen Unternehmer den Leuten das Ueberflüssige abnehmen und ihnen dagegen das gewünschte Nöthige in's Haus schaffen wollen. Gesezt, sie haben schöne Gemälde, möchten aber lieber stattliche Reitpferde dafür haben, so brauchen sie sich nur an l'Echange zu wenden, und bekommen, was sie verlangen. Auch gibt l'Echange sogleich ein Probeblatt, worin unter andern eine Aktie des Echange gegen Waaren angeboten wird; sicher ein recht vernünftiger Einfall von dem Unternehmer. Auch Abbé's sieht man in dergleichen Unternehmungen verwickelt. So habe ich eine Ankündigung vor mir mit großen Buchstaben, Conservateur de la Foi, eine Art Kirchenzeitung, die von lauter Abbé's abgefaßt werden soll, und wozu man ein Kapital von 150.000 Franken verlangt; da diese nun, nach der geringsten Berechnung, über zwei Millionen eintragen werden (denn der Ertrag wird immer bestimmt ausgerechnet), so erhellt aus dem Prospektus, daß die Leute, welche aus purer Andacht oder auch aus etwas Gewinnsucht Geld dem Conservateur de la Foi zuwenden wollen, dasselbe vierzehnfach wieder einnehmen. Bei dieser Aktiensucht ist es einem spekulirenden Kopfe eingefallen, ein eigenes Blatt für Ankündigung und Besprechung der Aktienunternehmungen zu gründen, und daraus kann sicher etwas Gutes, oder doch etwas Interessantes entstehen, wenn nämlich der Verfasser die Schicksale so vieler auftauchenden Spekulationen genau angeben, und das Publikum dadurch belehren, warnen oder aufmerksam machen will. Bereits hat auch l'Actionnaire seine Laufbahn begonnen, und gibt in einem der ersten Hefte eine Uebersicht von einigen hundert, auf Aktien betriebenen Unternehmungen in Frankreich, mit Angabe des gegenwärtigen Preises der Aktien, woraus sich sogleich das Glücken oder Verunglücken der Unternehmen ersehen läßt. Da findet man denn, daß eine Aktie des Constitutionnel, die ursprünglich nur 5000 Fr. kostete, zu 178.000 Fr. verkauft wird, wahrscheinlich das beste in Frankreich bestehende Unternehmen. Ein anderes Tageblatt, le Courrier français, das seine Aktien zu demselben Preise ausgegeben hatte, wie der Constitutionnel, hat sie nur auf 8400 Fr. bringen können, was aber noch immer ein schöner Gewinn ist. Noch glänzender ist der Erfolg der Gazette des Tribunaux, deren Aktien zu 1000 Fr. jezt 26.000 Fr. werth sind. Ein Journal des Notaires hat seine Aktien von 7000 Fr. bis zu 15.500 emporgetrieben, ein Beweis, daß es viele Notarien in Frankreich gibt; denn wer sollte sonst ein so specielles Blatt halten? Auch ein Pfennigmagazin, das sogenannte Magazin pittoresque, hat Glück gemacht; denn seine Aktien zu 1000 Fr. stehen auf 2600. Es war aber auch das erste und beste von allen. Dagegen hat ein Nebenbuhler, Musée des familles, den Verdruß gehabt, seine Aktien von 1000 Fr. auf 550 herabsinken zu sehen. Eine sonderbare Rolle spielen unter diesen Unternehmungen die Chateaubriandschen Memoiren, die erst künftig erscheinen sollen. Die Aktien dazu werden schon an der Börse verkauft, also etwas, was noch nicht da ist, und dessen Erscheinen durch einen Zufall leicht verhindert werden kann. Ich wundere mich daher auch gar nicht, daß die zu 500 Fr. ausgegebenen Aktien vor der Hand nur 400 werth sind. Dagegen besteht ein Verein, der Gerüste da aufschlägt, wo sie verlangt werden. So etwas begreift Jedermann; daher sind auch die Aktien der Echaffaudages-machines schon von 500 auf 650 gestiegen, haben also mehr Kredit in der Welt, als die Chateaubriandschen Memoiren. Die Omnibus, eine scheinbar so blühende Unternehmung, haben ihre Aktien an Werth doch bloß verdoppelt. Neben der neuen und prächtigen Magdalenenkirche hat man vor wenigen Jahren einen sehr gut eingerichteten, bedeckten Markt angelegt. Die Verkäufer genießen hier die größte Bequemlichkeit, und das Publikum kann gemächlich im Trocknen handeln und kaufen; dennoch wirft das Unternehmen nicht allein keinen Gewinn ab, sondern bringt Verlust: die Aktien zu 1000 Fr. des Magdalenenmarktes werden nur zu 550 abgesezt, so wie die des Entrepôt du Marais, wovon ich neulich sprach, nur 625 Fr. kosten. Nicht besser ist es einer Compagnie ergangen, welche die großen Heiden in der Umgegend von Bordeaux urbar machen und bepflanzen wollte, und welche ihre 5000 Franken starken Aktien zu 3600 hat herabsinken sehen. Ein ähnliches Schicksal ist dem Unternehmen der Eisenbahn zwischen Lyon und St. Etienne widerfahren, woraus man sieht, daß die nüzlichen Unternehmen nicht immer diejenigen sind, welche am besten gelingen. Freilich ist die Eisenbahn zwischen Lyon und St. Etienne, die erste beträchtliche, in Frankreich angelegte, sehr mangelhaft ausgefallen. Es fehlte damals an nöthiger Erfahrung und Geschicklichkeit, und es ist daher nicht zu verwundern, daß der Handelsstand dieser Eisenbahn seine Waaren nicht gern anvertraut. Da nun, wie gesagt, täglich neue Unternehmungen emporkommen, so wird der Actionnaire vollauf zu thun haben, wenn er das Publikum mit allen diesen oft sonderbaren Spekulationen bekannt machen will. Indessen möchte ich Niemand rathen, den Actionnaire als einzigen Führer in diesem Wirrwarr von Spekulationen zu nehmen. Allerdings gibt es unter den vielen Planen einige, die einem Bedürfnisse abhelfen, und wenn sie mit Umsicht und Sparsamkeit ausgeführt werden, gelingen müssen; allein die Mehrzahl der Plane ist das Werk müßiger Leute, welche auf Kosten der Aktionnäre zu leben und wo möglich sich zu bereichern gedenken, oder von Dummköpfen, welche Alles vorhersehen und Alles berechnen, ausgenommen die unübersteiglichen Hindernisse, die sich ihrem Unternehmen nothwendig in den Weg stellen müssen, oder die nicht einmal so viel Verstand haben, daß sie das Unnüze ihres Plans einsehen. Wenn z. B. Vorschläge zum Anlegen eines neuen Theaters in Paris gemacht werden, so müßte das Publikum wahrlich große Lust haben, sein Geld wegzuwerfen, wenn es an dergleichen Unternehmen Theil nehmen wollte; denn wenn auch das einzige Beispiel des Palais-royals Theaters die Aktionnäre locken kann, so gibt es zehn andere Beispiele von Theatern, die sich nur mit großen Aufopferungen aufrecht halten. Nun hat man freilich bei der lezten Volkszählung gefunden, daß die Bevölkerung bedeutend zunimmt; aber mit zwanzig Theatern scheint doch dem Schaubedürfnisse der Pariser Bevölkerung bis zur nächsten Volkszählung hinreichend abgeholfen zu seyn. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 43. Mittwoch, 26. April 1837.

Länder- und Völkerkunde.

24) K. von Spruners historisch-geographischer Handatlas. Erste Lieferung, mit 8 illuminirten Karten. Gotha, Perthes, 1837.

Endlich ist wieder etwas für die Geographie der mittleren Zeiten geschehen. Die ältere der Griechen und Römer hat wegen der antiken Richtung unserer Gymnasialbildung immer Bearbeiter gefunden; die mittlere ist aber beinahe unverantwortlich vernachlässigt geblieben, und so dankbar wir die wenigen Leistungen dafür immer anerkannt haben, so konnte sie doch wahrlich dem Bedürfniß nicht genügen. Allerdings mußten erst bedeutende Geschichtsstudien vorangehen, um das Chaos des Besitzes in der Zeit des Lehnwesens und der Hierarchie zu entwirren. Doch hielt man eben diese Studien allzu lange für zu undankbar, um sie mit gleicher Liebe zu pflegen, wie die antiken. Nur die Langeweile und gesicherte Ruhe des Klosterlebens erschuf ein Chronicon Gottwicense; nur Lokalinteressen gestatteten Specialuntersuchungen über einzelne Landschaften. Im Ganzen aber fehlte der Sinn und die Theilnahme für die mittlere Geographie selbst des Vaterlandes. Es wäre eine Schande für einen Gymnasiallehrer in Deutschland, nicht die Grenzen des alten Baktra zu kennen, und unsre gelehrten Akademien setzen wohl Preise auf die Ermittlung der Grenzen zwischen Korkyra und Karthago; aber wie sich Nustrien zu Austrasien verhalten; welches der Umfang des heiligen römischen Reichs deutscher Nation zur Zeit seiner Blüthe war; in welchem Verhältniß geistlicher und weltlicher Grundbesitz zu einander standen; wie noch vor den Zerstücklungen des Lehnwesens die älteste Eintheilung Deutschlands in Gaue sich auf einer Karte ausnehmen würde; wo die Grenzen der deutschen Sprache sind; wie nach und nach Frankreich auf Kosten Deutschlands von kleinem Anfang groß und breit geworden, Deutschland von groß und breitem Anfang klein und schmal; welches die Grenzen der alten Herzogthümer, der noch jezt vorherrschenden Stämme waren, ehe sie zerstückelt und verzerrt wurden rc., das alles sind Fragen, auf die eben deßhalb, weil sie so nahe liegen, keine deutsche Schule oder Akademie verfällt.

Herr von Spruner hat auf den Grund der zum Glück schon zahlreichen neuern Specialgeschichtsforschungen die alten politischen Eintheilungen durch Karten dem Auge anschaulich gemacht und mit mehr Kritik und in schärferer Ausführlichkeit, als dies irgend bisher geschehen ist. Er selbst sagt in den Vorbemerkungen: „Ein historischer Atlas, wie er seyn soll, kann und muß wie eine

gute Geschichte nur aus den Quellen selbst bearbeitet werden, er muß diese so viel als möglich gleichsam wiederspiegeln, muß bildlich das darstellen, was jene erzählend berichten, muß nicht allein die Lage der merkwürdigen Orte jeder treffenden Periode bezeichnen, sondern auch, aus rein historischen Quellen, wie aus Urkunden geschöpft, die jedesmalige äußere Gestaltung des Landes, seine Eintheilung, die Sitze der merkwürdigen Geschlechter u. s. w. angeben; kurz, wie schon gesagt, für die treffende Periode den Anforderungen entsprechen, die wir an eine gute geographische Karte für unsere Tage stellen. — Ohne mich dem Wahne überlassen zu wollen, als entspräche die vorliegende Arbeit diesem Ideale, glaube ich doch, daß jeder billige und unbefangene Beurtheiler, wenn er erwägt, wie schwierig, zeitraubend und selbst kostspielig ein solches Unternehmen ist, mir wenigstens zugestehen müsse, daß ich mit allem Ernst und aller Liebe zur Sache nach Erreichung desselben gestrebt habe. — Wie viele Quellenangaben müssen nicht oft durchgangen und verglichen werden, um ein Factum genau zu begründen, um eine Grenzstrecke von wenig Linien auf dem Papiere festzustellen? Wo der Historiker das Schwankende durch Worte bezeichnen kann, verlangt man hier eine festgehaltene Darstellung, deren doch nur eine möglich ist, und hier, wie nicht leicht irgendwo, heißt es: „hic Rhodus, hic salta." Und bei alledem ist für dieses Fach der Geschichte, für die Geographie des Mittelalters noch so wenig vorgearbeitet und dies Wenige noch überdies oft so in Ansichten abweichend in einzelnen Dissertationen, Monographien, Vereins- und Provinzialschriften zerstreut, daß es die größte Mühe kostet, es nur kennen zu lernen, geschweige denn zu sammeln und zu benutzen." Der Verfasser will übrigens erst nach Beendigung des Atlasses ein „Handbuch der Geographie des Mittelalters" herausgeben und hofft dafür noch sachkundige Beurtheilungen des Atlasses benutzen zu können.

Die erste Lieferung enthält: 1. die Welt der Alten, 2. das römische Reich im 4ten Jahrhundert, 3. Europa im 6ten Jahrhundert, 4. Italien unter den Longobarden, 5. dasselbe unter den sächsischen und fränkischen Kaisern, 6. Oberitalien unter den Hohenstauffen, 7. Italien von 1270 — 1450, 8. Italien von 1450 — 1792. Wo Raum übrig blieb, sind jeder Karte kleine Nebenkärtchen angefügt mit Specialitäten. Herr Leo, der das mittelalterliche Italien besser studirt hat, als wir, hat den italienischen Karten großes Lob gezollt. Italiener selbst mögen dies bestätigen und sich beim deutschen Fleiß bedanken. Auf die Karten, welche Deutschland darstellen werden, sind wir am begierigsten, und wünschen sehnlichst, daß wo möglich die alten Gaue, als Grundlage aller spätern Eintheilungen, bezeichnet und die ältern Ortschaften so reichlich als möglich aufgenommen werden möchten, weil uns hier die Specialität gerade als das erscheint, was uns am lebendigsten in die Vorzeit zurückversetzen kann. Wir sind übrigens weit entfernt, dem würdigen Verfasser in dieser Beziehung Unmögliches zuzumuthen. Es fehlt noch an Vorarbeiten. In jeder Gegend sollte sich schon ein Alterthumsfreund gefunden haben, der die alten Burgen und Klöster und die Physiognomie des Landes, wie sie vor Jahrhunderten war, treu aufgefaßt hatte, und der General-Geograph sollte nur die Mühe haben, solche Einzelheiten zu combiniren. Dazu ist noch weit hin, aber wir wünschen, Herr von Spruner möge wenigstens einige am besten untersuchte Gegenden so speciell behandeln und dadurch ein Beispiel geben, das Nachahmung fände.

25) Deutschland und seine Bewohner, ein Handbuch der Vaterlandskunde für alle Stände, von K. Fr. Vollrath Hoffmann. Vier Bände. Stuttgart, Scheible, 1835.

Herrn Hoffmanns Verdienste um die Verbreitung gemeinnütziger geographischer Kenntnisse durch seine Handbücher sind anerkannt. Was er für die Orientirung im eignen Vaterlande gethan, verdient besondere Auszeichnung. Er geht von der physischen Geographie aus, charakterisirt zuerst die Gebirgszüge und Gebirgsarten, die Flüsse, Klima, Pflanzenreich und Thierreich; dann das Volk, Sprache und Mundarten; endlich die einzelnen Länder in ihren gegenwärtigen politischen und statistischen Verhältnissen. Zuerst Oesterreich, dann Bayern, Würtemberg, überhaupt Süd- und dann Norddeutschland; bei jedem Lande eine historische Skizze, eine Gesammtübersicht der statistischen Massen und Zahlen, dann ein gedrängtes Verzeichniß aller erheblichen Ortschaften mit ihren Merkwürdigkeiten. Am Schluß ein ausführliches Register.

26) Neues Handbuch für Reisende in Deutschland und nach den wichtigsten Städten der Nachbarstaaten. Nebst einem Anhang einer großen Anzahl nützlicher und interessanter Notizen für Reisende. Von Dr. F. W. Streit, k. preuß. Major. Mit einer Postkarte. Heidelberg, Frankfurt und Leipzig, 1836. 8. S. 730.

Der Verfasser geht von den deutschen Hauptstädten als Centralpunkten aus, und verfolgt von da an die Routen nach allen Richtungen, und macht von jeder

wieder kleinere Abstecher zur Seite. So zuerst A. von Berlin aus 1. nach Hamburg. Abstecher nach Schwerin, 2. nach Strelitz, 3. nach Stralsund. Abstecher nach Rügen, 4. nach Stettin. Abstecher nach Freienwalde, 5. nach Königsberg, 6. Danzig, 7. Posen, 8. Breslau, 9. Dresden. Abstecher nach der sächsischen Schweiz, 10. Leipzig. Abstecher nach Halle und Dessau, 11. Kassel über Halle, 12. Kassel über Brandenburg, 13. Braunschweig. Dann folgt der Centralpunkt B. Braunschweig, von da aus wieder eine Menge Routen mit Abstechern, dann die Centralpunkte C. Breslau, D. Dresden, E. Frankfurt am Main, F. Hamburg, G. Kassel, H. Karlsruhe, I. Leipzig, K. München, L. Stuttgart, M. Wien.

Auf den Routen sind alle Städte und irgend bedeutende Punkte mit ihren statistischen und topographischen Merkwürdigkeiten verzeichnet, und zwischen denselben die Entfernungen, die Stationen, die Posteinrichtungen, Zeit des Abgangs und der Ankunft der Eilwägen, Dampfschiffe ꝛc.; ferner eine Nachweisung über die jedes einzelne Land besonders behelligende Literatur, so weit sie Reisenden von besonderem Interesse ist. Endlich sind überall die besten Gasthöfe angegeben und das Nachschlagen durch ein genaues Register erleichtert, daher das Werk in der That als ein sehr brauchbares Reisehandbuch empfohlen werden kann.

27) Das malerische und romantische Deutschland in 10 Sektionen, mit 260 Stahlstichen. Erste Sektion, die sächsische Schweiz von A. Tromlitz, mit 30 Stahlstichen. Erste Lieferung. Leipzig, Wigand.

Ein neues Unternehmen, das die Theilnahme des Publikums verdient. Es existirt in der That noch keine systematische Sammlung der schönsten Landschaftsbilder und Prospekte von Städten in Deutschland. Nur einzelne, von Reisenden besonders häufig besuchte Gegenden, wie die Rheinlande und die Schweiz haben sich häufiger Abbildung erfreut. Eine Sammlung aber, worin durch die Auswahl der am meisten charakteristischen Partien des Nordens und Südens gleichsam ganz Deutschland dem Auge anschaulich gemacht würde, von Rügen und Helgoland bis in die Alpen, und vom Riesengebirge bis zu den römischen Ruinen von Trier und dem schönen Brügge, eine solche Totalübersicht müßte noch weit anziehender seyn, als die bisherigen Provinzialsammlungen.

Die Redaktion ist an solche Männer vertheilt, die ihre Lokalkenntniß bereits bewährt haben, oder denen man sie zutrauen darf, für jede Hauptprovinz einem betrauten Mann. Die Zeichnungen sind ebenfalls, so weit uns bisher bekannt worden, in bewährten Händen, so daß man von der Wahl der Ansichten wie von der Ausführung sich in künstlerischer Beziehung etwas versprechen darf, und endlich sind auch die Stahlstiche, so weit sie uns vorliegen, sehr schön. Möge dieses echt vaterländische Unternehmen wohl gedeihen.

28) Wegweiser für die sächsisch-böhmische Schweiz für Reisende. Mit 1 Karte und 12 Ansichten. Meissen, Gödsche. 12. S. 228.

Ein praktisches Büchlein für Fremde, die sich in der sächsischen Schweiz umsehen wollen, Verzeichniß aller interessanten Partien und Wege, die man zu machen hat ꝛc.

29) Historisch-topographisches Taschenbuch von Jena und seiner Umgebung, besonders in naturwissenschaftlicher und medicinischer Beziehung, herausgegeben von J. C. Zenker (unter Mitwirkung vieler Professoren von Jena). Mit dem Plane von Jena und einem geognostischen Profil. Jena, Frommann, 1836.

Ein Werk ähnlich dem, das unlängst Herr von Leonhard über Heidelberg geschrieben hat, eine sehr gute Beschreibung von Jena, seiner Universität, seinen Anstalten, seinen Umgebungen, und besonders seiner physischen Beschaffenheit, seiner geognostischen Verhältnisse, der zahlreichen Versteinerungen in seinem Kalk, seiner Flora und Fauna. Auf das Historische ist weniger Rücksicht genommen.

30) Führer durch Cöln, von J. C. Vulpius. Mit Lithographien. Deutsch und französisch. Cöln, Renard und Dübyen, 1836. 12. S. 30.

Eine kurze Beschreibung der vorzüglichsten Gebäude in Cöln, des Doms, der St. Cunibertskirche, des Schauspielhauses, der Regierung, der St. Gereonskirche, der Apostelkirche, des Rathhauses und einiger andern alten Häuser und Kirchen, und zugleich jede in Steindruck abgebildet.

31) Taschenbibliothek für Reisende. Wegweiser durch die Rheingegenden von Mainz bis Cöln. Mit 1 Karte. Stuttgart, Köhler, 1837. 16. S. 366.

Ein kleines Taschenbuch, worin man die nöthigen Nachweisungen über die Reisegelegenheiten und sodann

alle Merkwürdigkeiten der Ufer auf beiden Seiten durch die man reist, verzeichnet findet. Es existiren bekanntlich schon mehrere solche Handbücher, das vorliegende zeichnet sich durch den geringen Raum aus, den es in der Tasche des Reisenden einnimmt.

32) Taschenbibliothek für Reisende. Wegweiser durch Stuttgart und die Umgegend. 12. S. 16. Wegweiser durch Heidelberg, Mannheim und Schwezingen. 12. S. 63.

Von derselben Art, äußerst kurz und nur das Merkwürdigste zusammenfassend.

33) Geographische Beschreibung von Würtemberg. Als Grundlage des ersten geographischen Unterrichts, so wie zur Selbstbelehrung, von L. Völter. Stuttgart, Metzler, 1836. 8. S. 256.

Ein ausführliches und gutes Handbuch, umfassend sowohl die physische als politische Geographie des Landes und eine Charakteristik des Volksstammes. Auch auf das Historische ist Rücksicht genommen und sollte in allen solchen Lehrbüchern, mehr als bisher geschehen ist, genommen werden, wenigstens scheint es uns bei einer für den Jugendunterricht bestimmten Geographie zweckmäßig, das Gedächtniß der Schüler möglichst durch anziehende Fakta zu unterstützen, bei denen man den Ort, wo es geschehen, nicht mehr vergißt, und die für gewisse Gegenden überhaupt ein lebhaftes Interesse erwecken.

34) Rippoltsau und dessen Heilquellen, von Frhrn. von Fahnenberg. Baden, Scotzniowsky, 1836. 8. S. 56.

Eine Schilderung des in neuerer Zeit besonders sehr in Aufnahme gekommenen Bades im Schwarzwalde, und die Beweisführung, daß für die Bequemlichkeit der Gäste in dem Maße mehr gesorgt worden sey, in welchem die außerordentliche Heilkraft seines Wassers bekannter geworden.

35) Topographisch-statistisches Wörterbuch der preußischen Monarchie, von F. W. Heidmann. Zwei Bände. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1836.

Zwei Großoctavbände, auf jeder Seite zwei Spalten, auf jeder Spalte ungefähr 30 Ortsnamen und bei jedem nur kurz angegeben, in welchem Regierungsbezirk und Kreis er liegt, wie viel Einwohner er hat und an welches nächste Postamt man addressiren muß, damit ein Brief dahin gelange, so daß jeder Artikel nur 2–3 Zeilen begreift. Recht brauchbar, um die Correspondenz zu rectificiren.

36) Statistik und Topographie des Regierungsbezirks Düsseldorf, von Dr. J. G. v. Viebahn. Erster Theil. Düsseldorf, Schreiner, 1836. 4.

Ein sehr ausgedehntes Werk, mit der vollständigsten Verzeichnung alles zur Natur-, Landes- und Volkskunde des gedachten Bezirks Gehörigen, mit vielen statistischen Tabellen. Möchten von ganz Deutschland so klare, meisterhaft vollständige Uebersichten vorliegen.

37) Der preußische Staat, entworfen und gezeichnet von R. v. Bennigsen-Förder. In Stein gest. von Pohlmann. In Commission der Creuz'schen Buchhandlung in Magdeburg, 1836.

Ein großes Blatt liegt vor uns. In der Mitte die geo- und hydrographische Karte von Preußen, umher in kleinerem Maßstab eine geognostische, Bergwerks-, Volksdichtigkeits-, Militär-, Agrikultur-, Handel- und Industrie-, Justiz-Verwaltungs-, kirchliche, ethnographische, Vegetations- und eine Karte, auf der die allmähligen Erwerbungen des Hauses Hohenzollern verzeichnet sind. Auf einem verhältnißmäßig engen Raum sind hier allerdings außerordentlich viel Thatsachen combinirt und zur klarsten Anschauung gebracht.

Mährchen.

Tausend und ein Tag. Morgenländische Erzählungen. Aus dem Persischen, Türkischen und Arabischen übersezt von J. F. von der Hagen. Zweite wohlfeilere Ausgabe. Elf Bände. Prenzlau, Kaisersberg, 1836. 12.

Das bekannte Seitenstück zur Tausend und einen Nacht. Die schöne Farrüchnas, Tochter des Königs von Kaschmir, wird durch einen Traum betrogen, alle Männer für untreu zu halten. Ihre Amme aber, um sie von dieser thörichten Einbildung zurückzubringen, erzählt ihr eine Menge Geschichten, durch welche alle Tugenden der Männer ins glänzendste Licht gestellt werden. Der großmüthige Charakter beginnt den Reigen, dann folgt der gehorsame und vielgetreue Ehemann, dann der standhafte Liebhaber 2c. Diese Erzählungen sind sehr artig und eine weit bessere Lektüre als so viele hundert fade Romane der Neuzeit. Sie haben im Styl und in der ganzen Behandlung die größte Aehnlichkeit mit denen der Tausend und einen Nacht. Die erste Auflage dieser Uebersetzung erschien 1827. Wir haben sie damals schon empfohlen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 100.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 27. April 1837.

Als ich noch ein Knabe war,
Sperrte man mich ein —
Doch du warst mein Zeitvertreib,
Goldne Phantasie,
Und ich ward ein warmer Held,
Wie der Prinz Pipi,
Und durchzog die Welt.

Goethe.

Die beiden Gefangenen.

(Fortsetzung.)

Nur der Foliant lag noch am Boden; der Feind hatte sich geflüchtet, mein Alliirter war verschwunden, ich aber hatte einen schlimmen Streich begangen. Dieses Zimmer war eine Polterkammer meines gerade verreisten Onkels, voll alter Bücher und bestaubten Geräthes: in der Mitte eine baufällige Elektrisirmaschine, ein paar Kasten mit Mineralien, am Dachfenster ein alter, zerrissener Kanapé. Der Bücher wegen, damit ich nicht darüber käme, war diese Kammer beständig abgeschlossen, und Monsieur Ratin sprach von ihr immer nur in zweideutigen, mystischen Ausdrücken, wie von einem verdächtigen Ort. Der Zufall war somit meiner Neugier trefflich zu statten gekommen. Ich wollte physikalische Experimente anstellen, aber die Maschine ging nicht; ich trieb eine Weile Mineralogie und nahm dann den Folianten auf. Die Ratte hatte im Großen daran gearbeitet; auf dem Titel las man nicht viel mehr als Dictio... „Ein Dictionnär!“ dachte ich; „nun, das ist kein gefährliches Buch. Aber was für ein Dictionnär?“ — Ich schlug das Buch auf: oben an der Seite war ein Frauenname zu lesen, darunter ein altväterischer Text, mit Latein vermischt, ganz unten Noten. Und von was war die Rede? von Liebe! Ich wunderte mich nicht wenig. In einem Dictionnär! wer hätte das gedacht! Liebe in einem Dictionnär! Aber die Folianten sind gewaltig schwer; ich ließ mich daher auf dem Kanapé am Dachfenster nieder, der herrlichen Landschaft, die es einrahmte, gleichgültig den Rücken kehrend.

Der Name, auf den ich gestoßen, hieß Heloise. Eine Frau, die Latein schrieb! eine Aebtissin, die einen Liebhaber hatte! Ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand. Heloise lebte im Mittelalter; Klöster, düstere Zellen, Glockenthürme, hübsche Nonnen, bärtige Mönche, ernste Gebäude auf bewaldeten Höhen über See und Thal, wie Pommiers mit seiner Abtei am Fuß des Salève: das war mein ganzes Mittelalter. Heloise, das schöne, fromme Kind, fesselte mich ganz, sowohl durch ihre natürlichen Reize als durch die Nonnentracht, die ich ihr gab. Ich hatte zu Chambery die Schwestern vom heiligen Herzen Jesu gesehen, und darnach bildete ich alle meine Nonnen, im Nothfall selbst die Päbstin Johanna. — Aber eine Nonne und verliebt! Ich merkte, daß ich an ein recht schlechtes Buch gerathen war, und der Gedanke, daß sich ein Wörterbuch mit dergleichen Geschichten befasse, that meinem Respekt vor dieser sonst so achtungswürdigen Bücherclasse großen Abbruch. War es doch, als sänge auf einmal Monsieur Ratin, oder der weise Mentor von Wein und Liebe und Lied' und Wein!

Ich legte indessen das Buch nicht weg, wie ich hätte sollen; im Gegentheil, durch die ersten Sätze angelockt, las ich den ganzen Artikel, und immer weiter gelockt, las ich Noten, Latein und Alles. Es kamen sonderbare Sachen vor, bald unendlich rührend, bald wieder ganz eigen geheimnißvoll. Aber die Ratte hatte die Geschichte vielfach verstümmelt, und ich meinte nachgerade ärgerlich, die Katze habe doch ganz Recht gehabt. In nicht completen Büchern möchte man just das am liebsten lesen, was fehlt. Die Lücken reizen die Neugier ungleich mehr als die Blätter sie befriedigen. Selten kommt mich die Versuchung an, ein Buch aufzuschlagen, aber die Düten mache ich alle auf und lese sie. Und beim Gewürzkrämer das Zeitliche segnen, ist gewiß kein so hartes Loos, als beim Buchhändler elendiglich schmachten.

Längst hatte ich die Geschichte ausgelesen, und noch war ich ganz darin versunken.

— Fürwahr, höchst seltsam, wunderseltsam!
Und rührend war's, unendlich rührend war's!

Das Buch auf den Knien, den Blick der von der Abendsonne vergoldeten Landschaft zugekehrt, war ich nach Paraclet versezt; ich wandelte durch die Mauern, ich sah im finstern Kreuzgang die trauernde Heloise, ich war verschmolzen mit Abälard und betete die unglückliche Geliebte an. Diese Bilder flossen bald mit den Eindrücken der Außenwelt zusammen, und ich fühlte mich auf dem alten Kanapé in eine glänzende Welt voll poetischer, schwärmerischer Gefühle versezt. — Aber außer dem, was ich gelesen, außer der Abendluft und der herrlichen Landschaft, die ich am Dachfenster überblickte, schlichen sich noch andere Eindrücke in mein Gemüth, als Nahrung für die geschäftige Phantasie. Durch den Straßenlärm, durch das Hämmern der Handwerker und das Gesumme im Hafen klangen fern her, vom Abendwind getragen, die ersterbenden Töne einer Drehorgel an mein Ohr. Da wurden mit einem Mal alle Gefühle inniger, die Bilder lebendiger, der Abendhimmel reiner, glänzender; in zauberhafter Frische lag die ganze Schöpfung vor mir, und in ätherblauen Höhen umdufteten mich tausend Blumen. — Heloise war allgemach in den Hintergrund getreten; ihr Schatten verschwand unter den alten Buchen, hinter den gothischen Pfeilern; Jahrhundert um Jahrhundert wich zurück, die blauen Kuppen der Vergangenheit tauchten unter am Horizont, ich kam herauf zu bekannteren Ufern, verwandteren Zeiten, befreundeteren Wesen; die Orgel brach ab, und ich erwachte zur Wirklichkeit. Das große Buch, das mir schwer auf den Knien lag, war mir gleichgültig geworden, und ich legte es ruhig auf das Brett.

Wie schaal ist die Welt nach solchen Augenblicken der Verzückung! wie wehe thut der Fall aus den lichten Höhen der Phantasie auf den öden Boden der Wirklichkeit! Der Abend erschien mir trübselig, mein Zimmer jezt ein wirkliches Gefängniß, meine Muße eine drückende Last. — Armer Junge! der du gerne in dieser Himmelsluft der Poesie athmen, empfinden, lieben möchtest, und kraftlos zurücksinkst, ich bedaure dich! Manche Täuschung steht dir noch bevor; noch oft wird deine Seele im süßen Wahnsinn von der Erde weg sich gen Himmel schwingen wollen, noch oft, eben so oft, wird die schwere Kette ihren Flug hemmen, bis sie endlich, dem Joche sich fügend, ruhig den Pfad des gemeinen Lebens verfolgt. — Doch so weit war ich zum Glück noch nicht, und just auf dem Pfade des gemeinen Lebens war mir ein Wesen entgegengetreten, an das sich in mir alle jene süßen Regungen knüpften, für das ich schwärmen konnte, wann und so lange ich wollte. Dieses Wesen wurde zur Stunde meine Heloise, nicht die unglückliche, nein, nur die liebende, nicht die Sünderin, nein, so himmlisch rein als himmlisch schön; und als stände sie vor mir, richtete ich glühende Worte der Sehnsucht und Begeisterung an sie.

(Die Fortsetzung folgt.)

John Kockerills Etablissement zu Seraing bei Lüttich.

(Fortsetzung.)

Die Hobelmaschine liefert eine ebene Fläche, welche sich mittelst Meißel und Feile in dieser Vollkommenheit und mathematischen Genauigkeit unmöglich darstellen läßt. Man zeigte mir den Krummzapfen einer Dampfmaschine, welcher so eben die Hobelmaschine verlassen hatte; ich bemerkte wohl auf beiden bearbeiteten Grundflächen die parallelen Streifen, Spuren des Schneidzeugs; ein nach allen Richtungen an die Fläche gelegtes Lineal ließ aber nicht die geringste Unebenheit wahrnehmen.

Unter den Maschinen zum Ausbohren der großen gußeisernen Dampf- und Gebläsecylinder machte mich mein Begleiter auf einen ganz neuen, in seiner Construktion von der gewöhnlichen Art abweichenden Apparat aufmerksam. Es ist die schönste Maschine im ganzen Etablissement und die einzige auf dem Continent. Sie bohrte in diesem Augenblick einen 72 zölligen Dampfmaschinencylinder aus. Der leztere ist in horizontaler Lage an ein solides Gestell befestigt, während in seinem Innern ein Rad, auf dessen Peripherie vier oder fünf schmale Meißel vom feinsten Stahl vertheilt sind, langsam umläuft und die Cylinderwand bearbeitet. Dieses Rad bewegt sich nicht nur um seine Axe, sondern es schreitet zugleich der Axe entlang weiter, aber so unmerklich langsam, daß der angreifende Stahl während einer ganzen Umdrehung kaum um eine Linie vorgerückt ist. Der Mechanismus, welcher diese

subtilen, sanften und dabei so sicheren Bewegungen erzeugt, ist eben so eigenthümlicher als sinnreicher Art, und läßt sich durch bloße Worte nicht beschreiben; durch die Anwendung des sogenannten Sonnenrades und der Planetenräder gewinnt das Ganze ein besonderes Interesse. Die Maschine bedarf keiner Aufsicht; hat man ihr das Tagwerk angewiesen, so geht sie unbeachtet ihren ruhigen Gang fort, bis sie eines Tags ihre Arbeit vollbracht hat.

Schon glaubte ich durch die Dreh- und Cylinderbohrwerke, durch die Löcherbohrmaschinen und Hobelmaschinen alle möglichen Fälle der Bearbeitung, deren das Metall auf mechanischem Wege fähig ist, erschöpft, als man mir noch eine andere merkwürdige Maschine zeigte, welche prismatische Löcher, Schlitze oder Rinnen in das Metall arbeitet. Ich sah sie leider nicht im Gange. Das Prinzip dieser Maschine ist einfach, und sie hat hinsichtlich ihrer Bewegungen einige Analogie mit einer gewöhnlichen Sägmühle. Ein stählerner Meißel, welchem mittelst eines Krummzapfens eine auf- und niedergehende Bewegung ertheilt wird, sticht die verlangten Vertiefungen aus. Nach jedem Niedergange des Meißels rückt das Material, welches auf einem beweglichen Gestelle befestigt ist, um ein Minimum vor, auf ähnliche Weise wie bei der Sägmühle der Baumstamm nach jedem Schnitte einen Impuls erhält. Der ausnehmend schöne, solide und exakte Bau der Maschine, die nach den richtigsten mechanischen Grundsätzen angeordnete Stellung der einzelnen Organe, die mit mathematischer Schärfe nach der Epicykloide gekrümmten Däumlinge lassen den aufmerksamen Betrachter, auch wenn die Maschine ruht, auf einen eben so sanften als sichern und wirksamen Gang schließen.

In das Atelier der Dampfwagen kam ich eben zu rechter Zeit, um Augenzeuge zu seyn, wie der äußere schmiedeeiserne Reif um das große gußeiserne Treibrad gelegt wurde. Die geschmiedete prismatische Stange wurde rund gebogen, an ihren Enden zusammengeschweißt und sodann in glühendem Zustande auf die Peripherie des gußeisernen Rades getrieben. Dieses wurde nun mit seinem noch glühenden Reif mit Hülfe eines Krahnen emporgewunden und, in horizontaler Lage schwebend, alsbald in ein rundes, mit Wasser gefülltes Bassin herabgesenkt. Durch die plötzliche Zusammenziehung befestigte sich der Reif auf's Innigste an das Rad. Diese Werkstätte bildet nicht ein durchaus abgeschlossenes, für sich bestehendes Ganze, woraus der Dampfwagen mit allen seinen Details vollendet hervorgeht, sondern sie begreift hauptsächlich die Zusammensetzung und Ajustirung der Lokomotive, Munitions- und Transportwagen, so wie die Fabrikation der weniger wichtigen Theile, z. B. der Gestelle, Rauchfänge, Tragfedern, Röhrensysteme u. s. w., in sich. Der Dampfkessel kommt aus der allgemeinen Dampfkesselwerkstätte, und die feineren, wesentlicheren Theile, wie Cylinder, Steurung, Kolbenstangen, Excentrika u. s. w., aus der Maschinenfabrik. Kockerill lieferte für die russische Eisenbahn einen Dampfwagen nebst Munitionswagen für 40,000 Fr. frei nach Petersburg. Er mußte ihn am 28sten August 1836, bei 100 Fr. Strafe für jeden Tag Verzug, zu Antwerpen einschiffen. Er lieferte ferner für dieselbe Eisenbahn sechzehn Untergestelle für Transportwagen, wozu Pawels in Brüssel die Obertheile anfertigte.

Jenes ansehnliche Gebäude, aus dessen Innerem ein betäubendes Getöse hervordringt, umschließt das Departement der Dampfkessel. „In diesen Räumen," äußert sich Risard, „muß man den Annehmlichkeiten einer Belehrung und Explikation an Ort und Stelle entsagen. Es ist ein helles, durchdringendes Getöse, welches das Trommelfell zu zerreißen droht. Unter den unaufhörlichen Schlägen des Hammers seufzen diese hohlen, schmiedeeisernen Kolosse, und ihre Seiten hallen wider gleich denen des trojanischen Rosses." Man sieht hier in der That Dampfkessel von solcher Größe, daß vier-und-zwanzig Personen bequem darin Mittagstafel halten könnten. Sie sind aus gewalzten, rektangulären Eisenplatten zusammengesezt, welche mittelst zahlloser dicker, eiserner Nägel aneinander genietet werden. Bevor das Zusammennieten erfolgen kann, müssen die runden, zur Aufnahme der Nietnägel bestimmten Löcher durch die Platten geschlagen werden. Zu dieser Operation bedient man sich einer einfachen und sehr wirksamen Durchschlagmaschine. In einem massiven gußeisernen Gestelle bewegt sich eine starke, senkrechte Schraubenspindel, deren unteres Ende mit dem auf und nieder beweglichen, zum Durchschneiden bestimmten Stempel in Verbindung steht, während das obere Ende ein horizontales eisernes Schwungrad von fünf Fuß Durchmesser trägt. Zwei Männer arbeiten an der Maschine. Nachdem der eine die Platte, da wo das Loch durchgeschlagen werden soll, unter den Stempel gebracht hat, geben beide, einen Handgriff fassend, mit vereinten Kräften dem Schwungrad einen heftigen Impuls, worauf der niedergehende Stempel mit unwiderstehlicher Kraft aus der untergehaltenen Metallplatte ein kreisrundes Stück von fünf Linien Durchmesser ausscheidet. Die Löcher werden reihenweise in gleichen Distanzen und so nahe bei einander ausgeschlagen, daß die Nagelköpfe des fertigen Kessels nur einen geringen Raum zwischen sich lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Erde.

Die du am weichen Mutterherzen
Gewiegt mich durch den Aether trägst,
Im Kindheitstraum von Wonn' und Schmerzen,
An's große Herz den Säugling legst,

Nicht Frevel durfte dich entweihen,
Nicht Sündenfluch und Menschenqual;
Du schwebst dahin durch höh're Reihen,
Ein Fünkchen in dem Sternensaal!

Du ewig sich erzeugend Leben,
Mit Staub und Asche neu gedüngt,
Du nimmer rastend, kräftig Streben,
Im Blut- und Thränenbad verjüngt!

O Heimath erster Frühlingsspiele,
So blüthenhell für uns geschmückt!
Vertröstend zeigst du Sonnenziele,
Wenn Gram die kleinen Herzen drückt.

Mit Duft und Licht und Klang und Farben
Erfreust du uns, du schimmernd Land,
Und können Wunden nicht vernarben,
So legst du sanft doch den Verband.

Vermagst du Thränen nicht zu stillen,
Und ist ein Herz zu schwer und müd,
Dann eilst du's sorglich zu umhüllen
Und singst ein leises Schlummerlied.

Ja, grünend Eiland, du uns Wiege
Und Grab auf weiter Sonnenbahn,
Wohin in dir ich wohl einst fliege
Im Aethermeer, mein flücht'ger Kahn?

An welchem Ufer darf ich landen?
Den Geist treibt Sehnsucht weit voraus,
Troz deinen Rosen-Dornenbanden:
Hier bin ich, dort im Vaterhaus!

Einst grüß' ich dich vom Sonnensterne,
Du kleines, blasses Nebellicht
Am Himmelsrand dort kalt und ferne,
Und deine Seufzer hör' ich nicht!

Emma v. N.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Eisenbahnen.

Endlich regt sich auch bei uns das Gefühl der Nothwendigkeit von Eisenbahnen. Ich meine damit, was bis da nur Phantasie und Verlangen einiger Wenigen war, scheint zum populären Bewußtseyn geworden. Man gewöhnt sich daran, den unbedingten Vortheil und die unbedingte Nothwendigkeit zu erkennen, wenn der Hauptimpuls bei Vielen auch nur der Gedanke ist, daß man gegen die Nachbarn nicht zurückbleiben darf. Von den drei projektirten preußischen Bahnen stehen die Aktien derjenigen, welche Berlin mit der Leipzig-Dresdener Bahn verbinden soll, schon bedeutend über Pari, die der Stettiner Bahn sind vollständig gezeichnet, und die der Frankfurt-Berliner dürften noch schneller vergriffen seyn, sobald es zur Unterzeichnung kommt. Damit ist freilich noch nirgends Hand an's Werk gelegt, und noch ist man im Ringen und Kämpfen um Vorfragen, deren Beseitigung indessen jezt noch zu bezweifeln, Thorheit wäre. Die eiserne Nothwendigkeit klopft an's Thor. Die Vorurtheile und der Eigensinn mögen sich noch so lange dagegen stemmen, einer Naturkraft vermögen sie nicht zu trozen. Die sich in ein sentimentales Gewand kleiden: daß die kleinen Städte darunter leiden und zu völliger Unbedeutendheit herabsinken werden, daß viele Gewerbe, wie das der Hauderer und Gastwirthe, untergehen dürften, und wie die aus dem Winkel herbeigezogenen Argumente heißen mögen, sind schon so durch Thatsachen und Berechnungen widerlegt, daß sie nicht anders mehr in Betracht kommen, als wie artige Fächer, hinter denen eine wohlbekannte Physiognomie sich noch einmal zu verbergen strebt. Wie viel Landstädte im ganzen Staate werden denn die drei Bahnen berühren! Und die sie berühren und die nahe liegen, werden sie nicht durch das Zuströmen aller Provinzialen nach der Eisenbahn vielleicht mehr an Frequenz gewinnen, als je auf direktem Wege! Erinnert das nicht an den Text jener französischen Oper, wo ein Gutsherr die Straße, die über sein Gut führt, niemals reparirt, damit er das Vergnügen hat, recht viel umgeworfene Wagen, und demzufolge Gäste in seinem isolirten Schlosse zu bewirthen zu haben? Und wäre das ein Nachtheil für den Staat, wenn das Geschlecht der nautae et caupones in etwas abnähme, was aber nicht der Fall seyn wird? Viel ernster und betrübender ist die Opposition von einer andern Seite. Unsere Posteinrichtung ist ein vortreffliches Werk, und die Ehre wird ihrem Schöpfer, auch wenn sie einem noch vollkommeneren Institute gewichen seyn wird, nicht genommen werden. Sein Ruhm ist um so größer, als dieser Vorwärtsschritt zu einer Zeit unternommen wurde, wo man von anderer Seite rückwärts zu gehen anfing. Aber muß nun deßhalb, weil die Post, wie sie ist, trefflich ist, ein Institut angefeindet werden, welches evident noch trefflicher ist? Der Ruhm seines Begründers wird nicht verloren gehen; aber gesezt, er stände auf dem Spiele, wenn es ganz untergehen müßte, ist dies nicht noch viel mehr dann der Fall, wenn der Widerstand gegen das bessere neue Institut deßhalb hartnäckig fortgesezt wird? Es ist notorisch, daß in diesem Augenblicke nur noch die ungeheuern Entschädigungsforderungen der Post die Thätigkeit zur Inswerksezung der Eisenbahnen hemmen. Nur hinsichtlich der kleinen Potsdamer ist ein Abkommen getroffen; bei den übrigen soll nicht allein der wirkliche Schadenersaz gefordert, sondern auch der mögliche, künftige Gewinn zur Liquidation gekommen seyn. Die hochherzige, erklärte Willensmeinung unsers Kronprinzen zu Gunsten der Eisenbahnen hat schon sehr vortheilhaft gewirkt. Doch mehr als das wirkt: Rußland geht voran. Also müssen alle jene Schranken zusammenstürzen, und unsere Nachfolge macht sich von selbst. Herr von Gärtner, der Erbauer der Petersburger Bahn, die in so geringer Zeit fertig wurde und ungewöhnliche Resultate lieferte, hat durch seine Anwesenheit hier nicht wenig Zweifelnde belehrt. — Es ist indeß, wenn auch erklärlich, doch merkwürdig und beachtenswerth, wie noch immer von einer andern Pulssance her, als die genannten, ein wenigstens passiver Widerstand sich kund gibt. Von unsern Börsenmännern und Papierhändlern kann noch immer ein großer Theil zu Aktien kein Vertrauen gewinnen, die, wie sie sagen, kein Staat garantirt hat, und deren Sicherheit zur Zeit nur in etwas zusammengekarrtem Schutt und aufgeworfener Erde besteht, welche ein Plazregen fortspülen kann. Daß die Idee in diesem Staube von festern Stoffen ist, als die bestempelten Papiere, kann diesen freilich schwer begreiflich gemacht werden; aber es beweißt, daß die Zeit dieser Papiermänner auch ihrem Ende nahe ist. Und das ist kein Unglück.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 34.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 27. April 1837.

Berlin, im Januar 1837.

(Fortsetzung.)

Ittenbach (Düsseldorf) hat ebenfalls Christus in der Mitte zweier Jünger (halbe Figuren unter Lebensgröße) vorgestellt, wie er zu ihnen spricht: „Was suchet Ihr?" — Im Ausdruck der Köpfe zeigt sich Talent und Bedacht, und in der Ausführung ein verständiger Fleiß. Auch scheint mir bei solchen halben Figuren, die nothwendig mehr juxtaponirt werden müssen als componirt werden können, das kleinere Format günstiger. Das Bild macht einen sinnigen Eindruck, dessen Bedeutung zwar beschränkt, aber anregend und durch einen gemessenen Ernst zum Nachdenken auffordernd ist. — Ganze Figur und lebensgroß ist der Christus an der Säule von J. B. Hübner (Altarbild für die St. Andreaskirche in Düsseldorf). Die Auffassung ist höchst einfach. Die Hände unter dem Rücken an die Pfeiler gebunden, gegen den Beschauer gewendet, das Haupt mit der Dornenkrone etwas geneigt, von den Hüften ab mit schlicht niederhängendem Mantel bekleidet, steht Christus innerhalb einer niedern Umschränkung, an welcher der Stäupbesen lehnt. Was die Wirkung betrifft: schienen den Meisten die Formen, so sauber sie gemalt sind, doch zu schwächlich, und der Ausdruck zu passiv. Ich kann diesem Urtheile nicht widersprechen; wenn ich gleichwohl an der Art der Behandlung auch die Achtung des Künstlers vor dem Gegenstande mit sehen konnte, und solche Simplicität, die in gemäßigter Erscheinung den leidenden Zustand ausdrückt, wenigstens höher schätzen muß, als die vollendetste Körperlichkeit, wenn sie mit Hintansetzung des Sinnes sich selbst zeigt. Die Göttlichkeit aber im Leiden zu zeigen, ist eine Forderung höchster Höhe, die nothwendig nur selten erreicht werden kann. Ein kleines Bild, auch von Hübner, Kinder und Schutzengel, ist von blumengleicher Zartheit in Sinn und Farbe. — Zart empfunden und mit sichtbarer Liebe gemalt ist auch C. Deger's Maria, das Jesuskind anbetend, welches vor der knienden, Hände faltenden Jungfrau auf einer Rasenbank liegt. Umher ist warme, friedliche Landschaft. Die Figuren etwa 2/3 Lebensgröße. Was aus Motiv und Miene der heiligen Mutter und aus der Stimmung ihrer ganzen Erscheinung, der reinen Weiße der Haut, dem weichen Goldglanz des zarten, niederwallenden Haares den Beschauer anspricht, ist die herzliche und zärtliche Liebe des Künstlers selbst. Man fühlt eine anmuthige Seele, eine sanfte Frömmigkeit. In dieser Stimmung ist die Gestalt der Maria mehr zusammengefühlt, als von organisch ausgewachsenem Leben. Man sieht auch, daß der Künstler nicht ins Schwächliche kommen wollte. Bei großer Zartheit der Hände, Schläfe, des Halses, sind die Körperformen rund und nicht ohne Fülle. Die Figur im Ganzen aber macht minder den Eindruck individueller Reife, als vielmehr einer Auffassung, die sich innerhalb dieser und jener Gefühlslinie achtsam bewegt und ihre Bewegung mit klaren, anmuthigen Farbentönen ausfüllt. Mit den sanft-innigen Werken der alten sienesischen Weise kann man diese Darstellung nur der Grundstimmung und ihrem lyrischen Charakter nach vergleichen. Die Ausführung ist ganz verschieden. Jene Alten befinden sich auf einer Stufe der Darstellung, die zwar das wirkliche Leben nicht erreicht, aber natürlich und geschichtlich gegeben, harmonisch mit ihrer ganzen Auffassung und darum in sich organisch ist. Wenn sie daher nicht eigentlich modelliren können: so paßt die eigentliche Abschattung und der melodische Fluß der Farbe gut und natürlich zu ihrer lieblichen lyrischen Stimmung, und die Zeichnung, wenn auch mit Unvollkommenheiten der natürlichen Formen, drückt doch ein Gefühl für lineare Schönheit, edle Figuration und

Motive, zugleich naiv und stylisirt, hinreichend aus. Hier dagegen ist diese Stylschönheit weniger, mehr nur eine anspruchslose Natürlichkeit in Motiv und Gewandung erstrebt; hinwieder in der malerischen Durchführung mehr bestimmte Modellirung mit Fleiß erreicht, als jene Meister sie haben konnten. Durch Beides verräth unser Künstler, daß er einer Periode angehört, die in ihrer Technik von der wirklichen Natur und auf die wirkliche Natur ausgeht, dazu auch die Mittel hat; im Styl aber von keiner so glücklichen Nothwendigkeit und unbefangenen Begeisterung geleitet ist. Bei jenen Meistern sieht man eine herzliche Absicht, schön zu stylisiren, die sich glücklich rundet; hier sieht man eher eine Zurückhaltung, die nicht stylisiren, nur das Gefühl und die Bedingungen der Erscheinung wahrhaft, ohne gewählte Schönheit, aber in treuer Ausbildung geben will. Dabei läßt doch das vorherrschende Moment sanftmüthiger Empfindung die Gestalt selbst zu keiner gediegenen Objectivität kommen. In so fern ist auch hier der öfter bemerkte Widerspruch in der Historienmalerei fühlbar: der Widerspruch zwischen Conception und Ausführung; die leztere, im Verhältniß zur Idealität der ersteren, schon zu sehr die der wirklichen, selbstständigen Erscheinung, und die erstere, die Empfindung, doch noch zu lyrisch, um solche Selbstständigkeit der Erscheinung völlig zu gestatten. — Hiermit stimme ich gar nicht Denjenigen bei, welche diese fromme Auffassung und Empfindung selbst mißachten. Sie spricht sich allerdings noch lauter genug aus, um das Bild liebenswürdig zu machen. Behüte mich Gott, sie wegzuwünschen; mehr nur wünsche ich dieses Glaubens, noch stärkere Frömmigkeit und Andacht, daß ihr die göttliche Schönheit, nach der sie strebt, in reiner Fülle zu Theil werde.

Daß solche Empfindung oder wenigstens ein Sinn für heilige Gegenstände aus manchen Werken der Düsseldorfer Schule gut hervorscheint, hat man schon um der Kunst willen zu ehren. Diese Tendenz, mit Treue verfolgt, kann zur Ausbildung in Würde und Anmuth führen. Denn keine Gegenstände sind geeigneter, von der Empfindung zur Begeisterung und vom lyrischen zum historischen Styl zu leiten, als die heiligen. Weit mehr ist das Umhergreifen nach poetischen Situationen oder geschichtlichem Stoff zerstreuenden Irrungen ausgesezt und weniger geeignet, im Ganzen eine stetige Fortleitung schulmäßiger Progressen zu ergeben. Schule aber braucht's immer, auch für die geistigen und gemüthlichen Motive, wenn Tüchtigkeit Eigenthum einer Mehrzahl werden soll. — Darum sah ich mit Antheil eine Pieta von P. Götting (halbe Figg.), mit Gefühl entworfen, fleißig gearbeitet; die Skizze einer Grablegung von Demselben, die nicht ohne bildlichen Charakter ist, obwohl sie strenger motivirt werden müßte; das Gemälde von Ehrhardt: Christus, Maria und Martha (Figuren unter Lebensgröße), mit Verstand geordnet und von ruhigem, zusagenden Ausdruck. Auch das andere Gemälde des leztern jungen Künstlers, die Tochter Jephtha's, zeigt sein Talent auf gutem Wege. An die Jungfrau, die zum Opfertode bestimmt ist, schmiegen sich theilnehmende weibliche Gestalten. Linien und Motive der Gruppe haben eine löbliche Anmuth. Daß die Jungfrau selbst, während ihre Gespielinnen gebeugt klagen, mit einem geistig erheiterten Schmerz emporblickt, finde ich schön. — An E. Duncker's „Jakob und Rahel“ ist auch die Anlage in anmuthigen Verhältnissen der Zeichnung und Gruppirung zu loben, obgleich die malerische Ausführung noch schwach; an A. Zimmermann's „Christus, Maria und Martha“ umgekehrt die kräftige Färbung zu schätzen. Aus der Conception in Mengelberg's „Tod Mose“ hätte, glaube ich, eine geübtere Malerhand wohl etwas machen können. „Petri Befreiung“ von A. G. Lasinsky d. J. kann man in einzelnen Beziehungen loben.

Fehlt auch solchen Versuchen noch die Energie belebender Composition und malerisch-tiefer Wirkung: so mag ich sie doch weit lieber sehen, als jene Einzelfiguren oder phantasirten Portraits, die Mode zu werden drohen. Diese sind nun vollends die Bestätigung der traurigen oben ausgesprochenen Wahrheit, daß unserer Historienmalerei, außer einiger lyrischen Poesie, das Portrait imprägnirt sey. Oder ist diese Beschränkung auf eine einzelne unthätige Figur Bescheidenheit? Scheu vor den Schwierigkeiten gemessener Composition oder dramatischer Bewegung? Dann freilich verändert sich der Standpunkt gleich. Wenn ein Strebender vorerst einmal alle seine Kraft concentriren will, um nur eine Gestalt zur vollen Wahrheit zu bringen und seine Mittel an ihr erschöpfend durchzuproben: so kann diese Isolirung ganz zweckmäßig seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nekrolog.

François Gérard.

(Beschluß.)

Im Salon von 1810 gab Gérard 14 Porträts und sein großes Gemälde der Schlacht von Austerlitz, welches Napoleon bei ihm bestellt hatte, um einen Plafond von 42 F. Länge und 16 F. Breite auszufüllen. Obschon Gérard nie ein Pferd gezeichnet hatte, so überwand er doch alle Schwierigkeiten eines Schlachtgemäldes mit Glück und Erfolg. Da er sich nicht dazu verstehen konnte, seinem Bilde die verlangte Ausdehnung

zu geben, suchte er den übrigen Raum auf folgende Weise auszufüllen: er stellte nämlich vor, als ob sein Gemälde eine aufgerollte Tapete wäre, die an den vier Enden von vier großen Figuren gehalten würde, wodurch er wenigstens so viel Raum ersparte, als diese Gestalten einnahmen, und das eigentliche Gemälde also um eben so viel kleiner machen konnte. Diese vier Figuren, welche sich seither der Kupferstich des Napoleon'schen Grabmals auf St. Helena angeeignet hat, sind die Göttinnen des Rufs, des Siegs, der Dichtkunst und Geschichte. Der Künstler hat in ihrer Darstellung ein ungemeines Talent bewährt. Was das Gemälde selbst anbelangt, so ist es hinlänglich bekannt und weitläufig besprochen; einzelne Theile desselben haben eine eben so scharfe Kritik, als andere ein gerechtes Lob erfahren. Auf der Ausstellung des Jahres 1810 erregte es unter den Parisern einen wahren Enthusiasmus und von jener Zeit an wurde der Ruf des Malers europäisch. Bei der Anwesenheit der Verbündeten in Paris empfing Gérard von den fremden Monarchen die schmeichelhaftesten Ehrenbezeugungen. Die Kaiser von Oestreich und Rußland und der König von Preußen besuchten an einem und demselben Tage sein Atelier und bewilligten ihm nach einander mehrere Sitzungen, um ihr Porträt malen zu lassen.

Die Ereignisse des Jahres 1814 unterbrachen die Arbeiten, welche Gérard im Auftrag des Kaisers zur Ausschmückung mehrerer Säle im Louvre und in den Tuilerien angefangen hatte. Im Jahr 1816 bestellte Ludwig XVIII. bei ihm ein neues Gemälde, welches die Schlacht bei Austerlitz ersetzen sollte, die nach dem Sturze des Kaiserreichs in die Kehrichtkammer wandern mußte. Ludwig XVIII. hatte ihm die Wahl des Gegenstandes überlassen; Gérard wählte den Einzug Heinrichs IV. in Paris zu seiner Darstellung, führte aber das Bild in solchen Verhältnissen aus, welche es zu dem eigentlichen Zwecke untauglich machten. Das Werk wurde im Jahr 1817 ausgestellt und erhielt gerechten Beifall und die schmeichelhafteste Anerkennung von Seiten seines königlichen Gönners; der Maler wurde in den Adelsstand erhoben und empfing außerdem das Officierskreuz der Ehrenlegion und die Stelle als königlicher Hofmaler. Diese Gunst des Hofes und den Beifall des Publikums rechtfertigte allerdings vollkommen der innere Werth des Gemäldes; denn unseres Erachtens ist der Einzug Heinrichs IV. in Paris Gérard's Meisterwerk, wo sein Talent in voller Kraft und concentrirter Stärke hervortritt. Seine früheren und späteren Werke ermangeln keineswegs vortrefflicher Eigenschaften; aber weder der Belisar, noch Philipp V., noch die Pest in der Stadt Marseille, noch die Krönung Karls X. halten den Vergleich mit dem Einzug Heinrichs IV. aus. Nirgends hat der Künstler seine leichte, gefällige, aber sorgfältig gearbeitete und durchdachte Compositionsanlage in so hohem Grade beurkundet; der Vortrag ist klar und verständlich; die Personen sind trefflich in Scene gesezt, die Handlung der Einzelnen in Beziehung zum Ganzen springt auf den ersten Blick in die Augen; nur macht sich vielleicht in der allgemeinen Disposition dieses historischen Drama's eine gewisse Emphase bemerkbar, welche indeß die wirkliche Größe des Bildes wenig beeinträchtigt; die Köpfe aller dargestellten Personnagen sind tadellos gezeichnet und würdevoll gehalten; hie und da im Beiwerk ist die Zeichnung etwas vernachlässigt; nirgends aber begegnen wir einer Spur von armseliger, kleinlicher Auffassung und Darstellung, welche uns so oft die neueren Kunstwerke verleiden. — Die Köpfe dieses Bildes sind unter der Leitung Gérard's fast alle gestochen worden; von seinen übrigen Werken kennen die Leser die neuesten gewiß auch nach Kupferstichen; denn diese Ehre ist fast allen Gérard'schen Werken widerfahren. Unter seinen lezten Arbeiten, welche er mehr oder weniger vollendet zurückgelassen hat, ist besonders eine von den vier Figuren merkwürdig, welche die französische Regierung bei ihm bestellt hatte, um damit den „Saal der sieben Kamine" im Schloß von Versailles auszuschmücken. Diese Figur stellt den „gallischen Muth" vor, personificirt in der Gestalt eines jener unbezwinglichen Barbaren, welche sich zur Zeit der Völkerwanderung hordenweise auf das südliche Europa stürzten. Es ist ein großer, gewaltiger Mann mit breiten Schultern, blauen Augen, langem Bart und röthlichem Haar, wie uns Tacitus die alten Germanen schildert. Der Gallier Gérard's ist in aufrechter Stellung abgebildet, bis an die Brust nackt, mit der Lanze bewaffnet, gerade bereit, in die Schlacht zu gehen. In seiner ganzen Person liegt ein Ausdruck von Kraft, Muth, Energie und wilder Ungebundenheit; die Ausführung ist überaus gelungen. Die drei andern Figuren, die Milde, die Beharrlichkeit und das Genie, sind zwar ebenfalls gut aufgefaßt und wieder gegeben; doch verrathen Gedanke und Ausführung nicht dieselbe Kraft. Wir wollen jedoch damit keineswegs sagen, daß dieser Mangel an Kraft Schwäche seines Talents sey; dieses tritt vielmehr auch so, wie sonst, in seiner ganzen Specialität hervor. Die Anwendung von kleinlichen Kunstgriffen und Hülfsmitteln widerstrebte von jeher der Naturanlage Gérard's; man hat ihm zwar solches aufbürden wollen, aber sehr mit Unrecht.

Im Privatleben war Gérard ein durchaus geachteter Mann; sein Haus war lange Zeit der Sammelplatz aller in Paris lebenden Notabilitäten. Männer von allen Parteien und allen Nationen trafen sich in seinen Soiréen, welche er einmal wöchentlich zu geben pflegte. Seit 25 Jahren ist so leicht kein bedeutender Fremde nach der französischen Hauptstadt gereist, der nicht den Salon bei

Gérard besucht hätte. Besonders glänzend waren diese Zusammenkünfte während der Restauration; seit der Julirevolution lebte Gérard zurückgezogener. Er war dem verbannten Monarchen persönlich sehr verpflichtet und hatte in den vertrautesten Verhältnissen sowohl mit dem Grafen von Artois als mit Karl X. gestanden; er hielt es daher für eine mit seiner persönlichen Würde und seinem Gewissen unverträgliche Sache, am neuen Hofe zu erscheinen: er arbeitete fleißiger als je und versammelte einen kleinen Kreis von ergebenen Freunden und jungen, hoffnungsvollen Künstlern um sich, in deren Umgang er seine Mußestunden verbrachte. Einige Wochen vor seinem Tode beehrte ihn die Exkönigin Caroline, die Gräfin von Lipano, mit ihrem Besuche; der Künstler sah diese Dame zum ersten Mal nach 30 Jahren wieder, die er in ihrem siebenzehnten Jahre porträtirt hatte. Er starb ganz unerwartet am 11. Januar; sein Leichenbegängniß fand drei Tage nachher mit großer Feierlichkeit statt; Alles, was in Paris von Celebritäten im Fache der Politik, Wissenschaft und Kunst anwesend war, schloß sich seinem Gefolge an und begleitete ihn an die lezte Ruhestätte. Man kann wohl sagen, daß mit dem Tode dieses Malers eine eigene Periode der französischen Kunstgeschichte geschlossen ist. Gegenwärtig hat die Malerei, welche man in den lezten Zeiten übereingekommen ist, die klassische oder die David'sche Schule zu nennen, nichts mehr mit den Leidenschaften des lebenden Geschlechts zu schaffen. Die Repräsentanten und Werke jener Malerschule gehören fortan der Geschichte. Mit Gérard ist der lezte und würdigste Zögling jener kalten, aber strengen, oft erhabenen Malerschule, in welcher sich der französische Kunstgeist während des Kaiserreichs offenbarte und bethätigte, zu Grabe gegangen. Er war der einzige noch übrig gebliebene Jünger David's, der sich bei den Streitigkeiten der Gegenwart betheiligt glauben konnte; sein Tod legt jezt seinen Feinden Schonung und Mäßigkeit auf. Jedenfalls hinterläßt Gérard einen Namen, welcher in der Kunstgeschichte immer mit Achtung genannt werden wird. Eine neue Schule ist derjenigen gefolgt, woraus er hervorgegangen und welche er mit Glanz vertreten hat; unter den drei Männern jener Schule, deren Verdienst stets mehr und mehr anerkannt werden wird, ist Gérard einer von denen, welcher zunächst eine gerechte Würdigung anzusprechen hat. Viele von den vorgefaßten Meinungen über David und Gros sind in den lezten Jahren aufgegeben worden; es ist keine Frage, daß sich nicht auch über kurz oder lang eine Meinungsänderung in Bezug auf Gérard kundgeben werde.

Paris, im Februar 1837.

Nachrichten vom Februar.

Neue Kupfer- und lithographische Werke.

Paris. Bei Bellizard, Dufour u. Comp. erscheint im Laufe dieses Jahres, in einem Foliobande von 22 lithographirten oder gestochenen Tafeln, der dritte Theil der merikanischen Sammlungen des durch seine Arbeiten über die Trümmer von Palenque bekannten Reisenden Fr. v. Waldeck unter dem Titel: Voyage pittoresque et archéologique dans la province de Yucatan (Amérique centrale) pendant les années 1834 — 36. Das Werk ist dem Herausgeber der Mexican antiquities, Lord Kingsborough, zugeeignet. (Preis 100 Fr. schwarz und 155 Fr. color.)

London. History of the Antiquities of Huddon Hall, by S. Rayner, nebst erläuterndem Text. Das ganze Werk wird auf 52 Tafeln die Ansichten und architektonischen Einzelnheiten dieses schönen mittelalterlichen Rittersitzes darstellen.

Literatur.

Paris. Histoire de l'art moderne en Allemagne, par le Comte Athanase Raczynski. Tome I. Düsseldorf et le pays du Rhin. Excursion à Paris. Paris, 1836. 4.

Almanach de M. M. les fabricans de bronze réunis à la ville de Paris, pour l'année 1837. 18. $2^2/_3$ B.

P. F. Sageret, Almanach des bâtimens, des travaux publics etc. Année 1837. (29r Jahrgang.) 18. 10 Bogen. 3 Fr. 50 Cent.

J. A. Gregoire. Notice explicative des objects d'art qui decorent la nouvelle église N. D. de Lorette à Paris. 8. 75 Cent.

J. Vatout. Le Chateau d'Eu, notices historiques, 5 Vol. 8. $146^1/_2$ B. (Beschreibung des dem Könige eigenthümlich zugehörigen Schlosses in der Normandie und der daselbst befindlichen Sammlungen.)

De l'art chrétien. Par A. F. Rio. Paris, Debécourt. 1836. 8.

Toulouse. Roucoule, Catalogue raisonné de la Galerie de peinture du Musée de Toulouse. 12. 17 Bog. (1 Fr.)

Nancy. F. de Saulcy, Observations numismatiques. Nr. 5. 6.

Berlin. Zeus und Aegina. Eine der Königl. Akademie d. Wissensch. 1835 vorgelegte Abhandlung von Theodor Panofka. Berlin, 1836. 4. Mit 2 Abbildungen.

Der Tod des Skiron und des Patroklus. Ein Vasenbild des Königl. Museums. Zur Bestätigung der äginetischen Statuenordnung und zur Restauration der Königshalle in Athen, herausgeg. von Dr. Theodor Panofka. Berlin, 1836. (23 S. und 4 lithogr. Tafeln in Roy. Quart.)

Ueber die Anfertigung und die Nuzanwendung der farbigen Gläser bei den Alten. Von Heinrich v. Minutoli, Kön. preuß. Generallieutenant ꝛc. Berlin, bei Steffen. 1836.

Paris. L. W. Bougron, sur quelques monumens et morceaux d'art d'Anvers et de Bruxelles. 8. 1 Bogen.

Grille de Beuzelin, Statistique monumentale. Rapport a Mr. le ministre de l'instruction publ. sur les monumens historiques des arrondissemens de Nancy et de Toul. 4. $20^1/_2$ B. (ist ein Anhang der dritten oder archäologischen Abtheilung der vom Ministerium herausgegebenen Documens inédits sur l'histoire de France.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 101.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 28. April 1837.

Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und, bildsam, vor den mächt'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

Schiller.

John Kockerills Etablissement zu Seraing bei Lüttich.

(Fortsetzung.)

Das Zusammennieten des Dampfkessels selbst nimmt drei geübte Männer und einen Knaben als Handlanger in Anspruch. Zwei Arbeiter stehen an der äußern Seite und der dritte im Innern des Kessels mit gewichtigen Hämmern in Bereitschaft. Der Knabe macht einen Nagel oder eigentlich konischen Keil von 2½ Zoll Länge und ½ Zoll größten Durchmesser in einer kleinen tragbaren Esse glühend, und reicht ihn dem im Kesselraume befindlichen Arbeiter. Dieser steckt den Nagel durch das Nietloch und treibt ihn mit seinem Hammer gewaltsam hinein, worauf die beiden auf der Außenseite stehenden Arbeiter das hervorragende Ende breit schlagen und zu einem Kopfe von der Form eines stumpfen Kegels hämmern. Ist dies geschehen, so vertauscht der eine dieser Männer seinen Hammer mit einem andern hammerähnlichen Werkzeuge, dessen Basis eine halbkugelförmige Vertiefung von ungefähr acht Linien Durchmesser enthält; diese Vertiefung setzt er auf den Nagelkopf und zugleich thut der Andere, welcher indessen seinen Hammer mit einem schwereren vertauscht hat, mehrere kräftige Schläge auf den Rücken des Instruments. So wird ein halbkugelförmiger Kopf auf der äußern Seite des Dampfkessels gebildet, während der Kopf auf der innern Seite cylindrisch bleibt.

Von der Dampfkesselwerkstätte führte mich mein Begleiter in das Lokal der Walzwerke, zu deren Betreibung zwei Dampfmaschinen, jede zu fünfzig Pferdekräften, aufgestellt sind. Das Walzen der Eisenbahnschienen gehört wohl zu den interessantesten Operationen im ganzen Etablissement. Hier vereinigt sich die furchtbarste Maschinenkraft mit der bewunderswerthesten Geschicklichkeit der Arbeiter zur Darstellung eines Fabrikats, welchem die Resultate der neuesten Zeit eine nationale Wichtigkeit gegeben haben. Das Eisenbahnschienenwalzwerk wurde von Pastor eingerichtet; es ist gegenwärtig für die belgischen Eisenbahnen in beständiger Thätigkeit, und seine Produkte haben sich an der Brüssel-Antwerpener Eisenbahn bereits bewährt. Die Schiene hat bis zu ihrer Vollendung acht Einschnitte, welche durch eben so viel Paare Walzen an ihrer Berührungslinie gebildet werden, zu passiren. Die ersten drei Einschnitte haben quadratische Form, die folgenden nähern sich immer mehr der eigenthümlichen, zwiebelähnlichen Gestalt des Schienenquerschnitts. Ein prismatisches Eisenstück von etwa drei Fuß Länge und fünf Zoll im Gevierte kommt in weißglühendem Zustande vom Puddlingshammer unter das Walzwerk und geht nach zwei Minuten als vollendete, fünfzehn Fuß lange Schiene aus demselben hervor. Die erste Hälfte der Einschnitte dient

mehr zum Strecken des Metalls, die zweite Hälfte gibt ihm die dem Zwecke entsprechende Form. Der sechste Einschnitt bildet, vermöge der Excentricität der untern Walze, die fünf Bogen, welche der Schiene ein wellenförmiges Ansehen geben. * Im lezten Einschnitte geht die Bildung der kaum zwei Linien tiefen und acht Linien breiten Rinnen vor sich, welche auf beiden Seiten längs der Schiene sich hinziehen und bei der Anlage der Eisenbahn zur Aufnahme der eisernen Befestigungskeile dienen. Auf jeder Seite des Walzwerkes hängt ein großer Haken an einer Kette herab. Die Kette endigt sich oben in eine eiserne Rolle, welche auf einer Art Eisenbahn läuft. Zwei Arbeiter stehen auf jeder Seite des Walzensystems; so wie die glühende Schiene hervorkommt, packen sie dieselbe mit ihren Zangen, legen sie auf den Hacken und bringen sie auf diese Weise leicht und schnell vor den Einschnitt eines andern Walzenpaars. Wollen die Walzen nicht gut packen, so wird etwas Kohlenstaub zwischen dieselben gestreut. Die Arbeiten am Walzwerke gehören zu den anstrengendsten und gefahrvollsten; kurz vor meiner Ankunft war ein Arbeiter, der den umlaufenden Walzen zu nahe kam, ein Opfer seiner Unvorsichtigkeit geworden; seine beiden Hände wurden von den Walzen zugleich ergriffen, und in einem Moment, da sich die Walzen sehr schnell drehen, waren beide Arme ausgerissen.

Wenige Schritte von den Walzwerken sind mehrere kolossale Scheeren von seltsamer Gestalt in furchtbarer Thätigkeit. Sie sehen aus wie Köpfe mit ungeheuern Rachen, welche unaufhörlich nach Nahrung schnappen. Der lange Hebelarm, auf welchen die bewegende Kraft mittelst einer excentrischen Scheibe wirkt, ist nämlich rechtwinklicht von dem schneidenden Kopfe abgebogen und ragt durch einen Schlitz in ein Souterrain hinab, so daß man nur den Kopf der Scheere in Bewegung sieht, was beim ersten Anblick einen an das Komische grenzenden Eindruck macht. Dieser Eindruck verwandelt sich jedoch in einen beinahe unheimlichen, wenn man eine solche Scheere zolldicke kalte Eisenstangen und Platten wie Papier zerschneiden sieht. Meine Ueberraschung wurde noch durch den Umstand erhöht, daß dieselbe Scheere, welche so eben vor meinen Augen eine 1½ Zoll dicke Eisenstange in Stücke zertheilt hatte, ein von mir hingehaltenes Blatt Papier eben so scharf wie die feinste Papierscheere durchschnitt.

(Der Beschluß folgt.)

* Der Zweck dieser fünf Ausbauchungen jeder Schiene ist folgender. Die Schiene wird bei Anlegung der Eisenbahn von drei zu drei Fuß, also fünfmal ihrer ganzen Länge nach, unterstützt. Nun ist klar, daß das Bestreben einer auf der Bahn ruhenden Last, die Schiene zu biegen, in der Mitte zwischen zwei Stützpunkten am größten ist und gegen die Stützpunkte hin sich vermindert; deßwegen gibt man der Schiene in der Mitte zwischen zwei Lagern ihre größte Höhe und läßt diese gegen die Lager hin allmählig abnehmen, woraus die wellenförmige Gestalt hervorgeht. Soll jener Zweck der Unveränderlichkeit des Biegungsvermögens vollkommen erfüllt werden, so müssen die Bogen, der Theorie gemäß, nach einer Parabel gebildet seyn.

Die beiden Gefangenen.

(Fortsetzung.)

Man sieht, ich war verliebt; ja, schon seit acht Tagen, und seit sechsen hatte ich die Geliebte mit keinem Auge gesehen. Wie es unglücklich Liebenden geht, hatte ich in den ersten Tagen gehofft und gehofft, war dann auf Zerstreuungen verfallen, und diese waren mir, wie man gesehen hat, gar schlecht bekommen. Am Abend nun, von dem eben die Rede gewesen, war meine Leidenschaft durch die romantische Geschichte, die ich gelesen, nicht wenig gestachelt worden; ich hatte es satt, meinen eigenen Schatten zu apostrophiren, und in dieser Stimmung kam es mir auf einen verzweifelten Streich nicht an. — Im Zimmer über dem meinigen konnte ich nämlich, wenn ich den Muth dazu hatte, meine Geliebte sehen; sie war jezt eben allein. Durch die Dachlücke in der Rumpelkammer, und nur durch sie, gelangte ich über das Dach weg hinauf.

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, um so weniger, da ich, ehe ich es mir versah, auf dem Dache stand. Ich sezte mich, um Muth zu sammeln und meinen Anschlag genau in's Auge zu fassen; denn dieser erste Schritt hatte mir so starkes Herzpochen verursacht, daß ich im Begriffe stand, wieder hineinzugehen. Vorerst aber hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als mich platt auf das Dach niederzuwerfen und mich unsichtbar zu machen; denn eben sah ich Monsieur Ratin in der Straße unten.

Als ich mich von diesem Donnerschlag etwas erholt, wagte ich es, den Kopf aufzuheben und vorsichtig über den Rand des Daches hinunterzusehen. Weit und breit kein Monsieur Ratin mehr! Gewiß genug kommt er jezt die Treppe herauf, und ehe eine Minute vergeht, ertappt er mich auf meiner verliebten Wanderschaft! Das Gefühl der Reue und der Zerknirschung überfiel mich mit Macht; wie leicht wurde es mir jezt, einen schweren Fehltritt zu bereuen! Da auf einmal erblickte ich Monsieur Ratin wieder, und die Reue war wie weggeflogen: er war durch ein Gäßchen gegangen, und jezt wandelte er weit weg ruhig seines Wegs, abwärts vom Hause. Nicht lange, so hatte ich ihn aus dem Gesicht verloren; ich sah aber ein, daß ich hier nicht bleiben konnte, ohne daß ich Gefahr lief, vom Gefängnißfenster aus gesehen zu werden, in das ich von meiner Höhe mit Schauder weit hineinblickte. Ich machte mich also rasch auf den Weg; zudem brach die Dämmerung ein, ich mußte eilen, wollte ich das Tageslicht noch nützen, und wenige Schritte brachten mich

wirklich vor das Fenster, das ich suchte. Es war offen. Mein Herz pochte laut; so gewiß ich wußte, daß die Geliebte allein war, ich mußte es mir oft vorsagen, um es zu glauben. Ich zögerte; da hörte ich auf einmal mir zurufen: „Nur hinein! Sie werden nicht verrathen, junger Herr!“ Es war die Stimme des Gefangenen: schon beim ersten Worte verlor ich völlig den Kopf, sprang rasch in das Zimmer, stieß eine reich gekleidete Dame um und fiel mit ihr in's Zimmer.

Was in den ersten Augenblicken nach dem Sturze vorging, weiß ich nicht zu sagen; ich war bewußtlos. Als ich zu mir kam, fiel mein erster Blick auf das Frauenzimmer, das mit dem Gesicht am Boden lag und keinen Laut von sich gab. Fast bis an den Boden gebückt, schlich ich hin. „Madame!“ sagte ich leise, mit bebender Stimme. — Keine Antwort. — „Madame!!“ Alles still. — Schrecklicher Zufall! Eine vornehme Frau todt, umgebracht, von einem Schüler umgebracht! Der kritische Leser wird sagen, ich huldige dem modernen Geschmack und führe gewaltsam eine schreckliche Situation herbei. Nicht doch: die Dame war eine Gliederpuppe; ich befand mich im Arbeitszimmer eines Malers.

Mein Erstes war, daß ich die Dame aufhob; sie lächelte entsetzlich albern mit ihrem rosigen Gesicht, obgleich ihre Nase beträchtlich Schaden genommen. Ich besserte ein wenig daran; aber die Sache war zu unbedeutend gegen das Unheil im Ganzen, als daß ich mich lange damit aufgehalten hätte. Denn die Dame war mit der Nase an den Farbenkasten gefallen, dieser war umgestürzt und hatte Pinsel, Blasen, Paletten und Oel in das Zimmer ausgeschüttet. Ich wollte ein wenig aufräumen; aber auch dies war zu sehr eine Kleinigkeit gegen das Unheil im Ganzen, als daß ich mich damit hätte aufhalten mögen. Denn der Farbenkasten war wider eine hohe, wackligte Staffelei gefallen; diese war umgeschlagen und hatte im Fallen einen hübschen Herrn, der an seinem Nagel dem ganzen Wesen zugesehen, gerade vor die Brust getroffen. Die Staffelei und der Herr waren zusammen auf die Lampe niedergekommen, und diese hatte den Spiegel zerbrochen und eine Oelflasche umgeworfen. Die Verheerung war schrecklich, und die Dame lächelte in einem fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die türkische Musik in Deutschland.

Das Folgende ist eine treffliche Probe der französischen Leichtfertigkeit im Auffassen fremder Sitten und Zustände, und im Wiedererzählen dessen, was man nicht gehört. Dabei dient es als Warnungstafel gegen die Kunstwerke ästhetischer und witziger Reisebeschreiber, die deutschen nicht ausgenommen. Auch die gepriesene deutsche Gründlichkeit schlummert nicht selten, und unsern modernen Aesthetikern ist es ohnehin sehr gut gelungen, diese altväterische Tugend sich abzugewöhnen. Die türkische Musik des Franzosen mag ihnen ein Spiegel seyn, wie sich manche ihrer Skizzen in den Augen der Einheimischen ausnehmen.

* * *

Auf dem Schlosse . . . in Oberschwaben konnte man schon der Mühsale in den Bivouaks vergessen, und die ausnehmende Artigkeit des Schloßherrn und das gute Leben bei ihm thaten gar wohl nach dem Elend in Polen. Ich lag im Standquartier beim Bruder des Fürsten, dem Grafen Ferdinand, der in einem benachbarten Dorfe Pfarrer war; fast täglich nahm er mich zur Tafel auf's Schloß. Die deutsche Sprache ist ausnehmend reich an Titulaturen, und man braucht oft mehrere Zeilen, um dem unbedeutendsten Titel seine volle Ehre anzuthun. So lange ich da war, sprachen die beiden Brüder französisch, und sparten damit wenigstens zehn Seiten in der Viertelstunde. Am Geburtstage der Fürstin war Graf Ferdinand am frühen Morgen auf den Beinen, seine Dienerschaft hatte die Gallarobe an, er selbst trug seine Insignien als Canonikus von Augsburg, ich war in großer Uniform. Wir brachen nach dem Schlosse auf; „heute wird es sehr hübsch in *** werden,“ sagte der Graf unterwegs; „es kommen viele Leute, und heute Abend haben wir türkische Musik.“ — „Was heißt dies?“ — „So ist's alle Jahre am Geburtstag.“ — „Aber was ist denn türkische Musik?“ — „Sie werden es schon sehen, Sie sollen überrascht werden.“ — Sämmtliche Junker aus der Umgebung hatten sich eingefunden; es war Vorstellung mit der vollen, in solchen Fällen üblichen Etikette, großes Frühstück u. s. w. Eben trank man nach dem Mittagessen den Kaffee, da erscholl auf einmal unter den Fenstern eine furchtbare Katzenmusik. „Ah! die türkische Musik!“ rief es im ganzen Zimmer. — „Wer ist,“ so hatte ich früher einmal den Grafen Ferdinand gefragt, „der kleine Mann mit dem Schnurrbart, der sich selbst so wohl gefällt?“ — „Es ist der Offizier, der damals das Contingent des Fürsten dem kaiserlichen Heere zugeführt hat; bis Alles wieder in's alte Geleise kommt, dient er als Hofkavalier und Geschichtschreiber.“ — „Geschichtschreiber?“ — „Ja, wir haben ein Buch in unserer Familie, in das alle Tage geschrieben wird, was der Fürst thut.“ — „Alle Tage! Wenn es aber nichts zu schreiben gibt?“ — „Es gibt immer etwas. Das Buch wurde zur Zeit der Kreuzzüge angelegt und bis jezt fortgeführt; Sie können leicht denken, daß wir großen Werth darauf legen. In diesem Buche protestiren wir gegen den schnöden, an uns begangenen Raub: der Fürst wird darin immer als Souverän behandelt, und vom König ist so wenig die Rede, als existirte er gar nicht.“ — „Das Buch ist also ein Roman?“ — „Wie Sie wollen; aber mein Bruder ist einmal Souverän, und muß es unter allen Umständen bleiben. Unsere späten Enkel sollen keine Lücke in unserer Geschichte merken.“ — „Aber wie ist's mit der historischen Wahrheit?“ — „Was liegt daran!“ — „Die arme Nachwelt! wie wird sie hinter das Licht geführt!“ — Der Herr Geschichtschreiber nun war der Maestro der türkischen Musik; er begleitete diese Charge neben seinen übrigen Aemtern, und spielte zudem eigenhändig die Clarinette. Der Hofmeister blies die Flöte, die Jäger das Horn, und sämmtliche Dienerschaft, mit Cymbeln, Triangeln, Glockenspiel, ja ich glaube gar mit Küchengeschirr bewaffnet, machte den tollsten Lärm, der je ein Trommelfell zerrissen hat. Sämmtliche Musiker waren türkisch gekleidet, in alte Fetzen, die den Sarazenen zur Zeit Richards Löwenherz abgenommen seyn mochten. — Ich trat zum Grafen F., einem französischen Ausgewanderten, der früher russischer Obrist gewesen und

jezt Kammerherr und Oberküchenmeister des Königs von Würtemberg war. „Wie kann man," sagte ich zu ihm, „eine solche Kazenmusik in Deutschland machen, wo die Leute, so zu sagen, geborne Musiker sind? Wie kann der Fürst bei seinem Verstande Vergnügen daran finden? denn sehen Sie nur sein Gesicht an, es strahlt von Wonne." — „Dasselbe habe ich mich gar oft gefragt," erwiderte er; „ich weiß aber nur, daß man seit undenklicher Zeit in diesem Schloß an Gallatagen türkische Musik macht. Das muß sich aus den Kreuzzügen herschreiben; einer der Ahnen des Fürsten mag aus dem heiligen Land Instrumente heimgebracht haben, die er den Sarazenen abgenommen; man hat an seinem Geburtstag darauf gespielt, und das hat sich denn fortgeerbt, wie Alles hier zu Lande. Sehen Sie nur die Instrumente an: sie sind uralt, seltsam, nirgends findet man dergleichen. Der deutsche Adel hat die Manie, zu repräsentiren; aber das Sinnen und Trachten der Jeztwelt geht immer nur dahin, es den Vorfahren nachzuthun. Ich wollte wetten, über tausend Jahre zur selben Stunde macht man hier im Schlosse türkische Musik mit den nämlichen Bratpfannen." — Der Fürst ist selbst Musiker, und diese tolle Musik macht ihm innige Freude. Warum? Bei dieser Musik denkt er an nichts weniger als an Musik, er denkt an die Großthaten seiner Ahnen, an die Kreuzzüge, an das lange Schwert seines Großvaters, den Panzer seines Urältervaters, den Helm seines Ururältervaters. Wenn er in gewähltem Kreise musicirt, so ist er ausübender Liebhaber; jezt ist er nicht Musiker, er ist Fürst, und an diesem Tage ist ihm das Höllenconcert lieber als die süßesten Harmonien des trefflichsten Orchesters.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortsezung.)

Droschkenwesen. Thiergarten.

Berlin zunächst kümmert jezt eine andere Sorge: was aus dem öffentlichen Fuhrwerk werden wird? Zu ihrer Zeit waren die Droschken ein offenbarer Fortschritt; aber auch sie haben ihre zeitgemäße Vortrefflichkeit überlebt, und es ist an der Zeit, daß ein besserer und freierer Verkehr eintritt. Aber hier steht fast noch mehr im Wege, als den Eisenbahnen. Daß man den ersten Unternehmern auf mehrere Jahre ein Privilegium ertheilte, war billig; das gebührte dem Rechte der Idee, der gewagten Auslage. Daß dies Privilegium erneuert wurde, nachdem die Unternehmer in wenigen Jahren außer vollkommenem Ersaz einen ungeheuern Gewinn gemacht, wurde bedauert, da die ihnen auferlegten Verbesserungen gegen den Vortheil, der ihnen ausschließlich blieb, doch nur unbedeutend waren. Seitdem sind die Stimmen, welche eine freie Concurrenz für alle Fuhrleute verlangen, so laut und dringend geworden, daß sie sich nicht mehr unbedingt abweisen lassen. Mit dem Herbste erlischt das vorliegende Privilegium, und es soll alsdann diese freie Concurrenz, wenigstens dem Buchstaben nach, eintreten. Doch nur mit zu viel Grund befürchtet man, daß es in der Wahrheit nicht der Fall seyn wird. Eine gewisse polizeiliche Aufsicht ist gewiß nothwendig; die Bedingungen, welche man denen, die sich jezt melden, auferlegt, sollen indessen mehr abschreckend als anlockend seyn. Dazu kommt die apathische Lässigkeit, welche leider noch immer in dem Bürgerstande herrscht, der hiebei betheiligt ist. Zu gewohnt an eine lange polizeiliche Bevormundung ihres Thun und Treibens, ermangeln sie der Energie, welche erfindet und verbindet. Ohne daß Mehrere sich zusammenthun, werden nur Wenige begütert genug seyn, um die geforderte Caution leisten und die Ausgaben bestreiten zu können. Der industriellen Betriebsamkeit der Juden fällt in der Regel der Gewinn aller Unternehmungen anheim, wo mehr von einem Handel, als von einem Produciren die Rede ist. Dies war hier der Fall, und wird es auch wahrscheinlich noch für lange Zeit bleiben. Die Unterrichteten sehen voraus, daß der Zustand des öffentlichen Fuhrwerks, wenn jenes Privilegium erlischt, den Bedürfnissen des Publikums nichts weniger als entsprechen wird. Unordnung, Unzuverlässigkeit, mangelnde Controle (die bei den Droschken das Beste war) wird allgemeine Klagen und den Wunsch des Publikums erzeugen, daß man zur alten Ordnung zurückkehre. Welchem Wunsche wird jezt mit mehr Zuvorkommenheit gelauscht, als diesem? Die Droschkenentrepreneurs werden sich großmüthig zeigen, und man sieht das alte gute Privilegium schon restaurirt. An künstlichen Manövern deßhalb soll es ebenfalls nicht fehlen; aber man will das Publikum erst empfinden lassen, welche Noth bei der freien Concurrenz dasselbe erwartet. Lange dauern kann dieser Druck freilich nicht, auch hier pocht eine eiserne Nothwendigkeit an's Thor, daß es besser werden muß; allein daß diese in einer Stadt wie Berlin so lange pochen muß, ist beklagenswerth, und wenn die Schuld zunächst auch unsere Mitbürger trifft, die sich nicht zu regen verstehen, und denen der Gemeinsinn für Unternehmungen fehlt, so thut sich doch die sehr natürliche Frage auf: woher diese Nichtregsamkeit im Bürgerstande, woher dieser mangelnde Gemeinsinn, woher diese spießbürgerliche Scheu vor dem Neuen? — In Anregung ist bei dieser Gelegenheit auch wieder der Vorschlag gekommen, Omnibus in unserer Stadt einzuführen, welche jezt groß und volkreich genug für diese wohlthätigen Institute wäre. So dringend und einleuchtend nun auch die Vorschläge lauten, hört man doch noch nicht, daß Kapitalisten und Fuhrleute zusammentreten, etwas in's Werk zu sezen, was sich von selbst machte, wenn nur eine thätige Hand es angriffe. Der große pecuniäre Vortheil läßt sich fast mathematisch berechnen. Einst werden diese Communicationswagen gewiß in's Leben treten; aber es ist Zehn gegen Eins zu sezen, daß nicht unsere bemittelten Fuhrherren, sondern ein israelitischer Spekulant, der vielleicht ohne alle Mittel ist, die Idee ausführt, das Privilegium erhält und den Gewinn in die Tasche steckt.

Die frommen Wünsche eines großen Theils des Publikums für den alten Thiergarten, wie er war, sind nicht in Erfüllung gegangen. Beil, Hacke, Karst wüthen unablässig fort, um den Waldcharakter völlig auszurotten und daraus einen großen Garten zu machen. Man ist schon von dem äußersten Punkt der Fasanerie bis an das Brandenburger Thor gelangt, und wenn man aus diesem heraustritt, sieht man jezt eine lange Reihe Tannenbäume, welche eine der Hauptalleen einschlossen, abgehauen am Boden liegen. An den Bäumen ist freilich nicht viel verloren, sie waren, zu fern der väterlichen Bergluft, verkümmert; aber der breite neue Weg, mit Kies und Sand festgestampft und weit hinleuchtend, verscheucht diejenigen, welche hier einen schattigen, dunkeln Gang gerne betraten. Der Name Thiergarten dürfte nun billig auch mit einem entsprechenderen vertauscht werden, denn von allen Thieren, die einst darin gehaust haben mögen, scheinen nun auch die lezten, welche eine Zuflucht fanden, die Eichhörnchen, angewiesen, diese aufzugeben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 44. Freitag, 28. April 1837.

Pädagogik.

1) Ideen zu einer Revision des gesammten Schulwesens, von J. P. E. Greverus, Rector und Prof. des Gymnasiums zu Oldenburg. Oldenburg, Druck und Verlag der Schulze'schen Buchhandlung, 1836.

Ein sehr lesenswerthes Buch, worauf wir Schulvorsteher, noch mehr aber Schulbehörden, dann aber Alle aufmerksam machen möchten, die da begreifen, daß Schulen, je mehr sie National-Erziehungsinstitute werden, für vernünftigen Bestand, wie für heilsame Entfaltung des bürgerlichen Lebens von höchster Wichtigkeit sind. — Der Verfasser, obwohl Philolog von Fach, ist doch weit mehr Schulmann mit Leib und Seele. Daher dreht sich bei ihm Alles um die Fragen nach dem wahren Ziel der Jugendbildung und nach den Mitteln, es zu erreichen. Kein Lehrgegenstand, ja keine Methode ist ihm darum Selbstzweck, sondern beide gelten ihm nur, als so weit sie jenem Ziele angemessen sind. Dies ist der einzige, des Schulmannes würdige Standpunkt. Bildung zur Humanität kann ein solcher nur wollen, und dieser Bildungszweck schließt bei jedem besonnenen Mann, und daher auch bei unserm Verfasser, die Rücksicht auf künftigen Beruf vielmehr ein, als aus. Derselbe verlangt daher außer Elementarschulen noch Volksschulen, Gewerbschulen, höhere Bürgerschulen, Gymnasien, polytechnische Schulen und Universität, und zwar will er ganz recht, daß ländliche und städtische Volksschulen, obwohl beiden die realistische Tendenz eigen seyn soll, doch unterschieden, daß ländliche Gewerbschulen errichtet und ganz anders eingerichtet werden, als städtische. Für Städte verlangt er außer den Elementarschulen eigentliche Volksschulen mit besonderer Rücksicht auf die um Lohn dienende Klasse, dann niedere Bürgerschulen für künftige Handwerker, ferner höhere Bürgerschulen für künftige Kaufleute, Künstler und Kunstgewerbleute, endlich die polytechnische Schule. Die Trennung der eigentlichen Volksschule scheint überflüssig. — Die Schule erklärt der Verfasser für eine direkt für den höchsten Staatszweck arbeitende Anstalt, indem der Staat keine höhere Aufgabe habe, als: Entwicklung aller bürgerlichen Gesellschaftsverhältnisse zu humanen; während Polizei- und Rechtsinstitute ihm nur indirekt, nämlich negativ dem Staatszweck dienende Anstalten sind. Wenn aber hieraus vom Verfasser gefolgert wird, daß die Schule auch eine Staatsanstalt sey, wie Polizei- und Rechtsinstitute, so scheint dies zu rasch gefolgert. Erstlich müßte dann der Begriff des Staates über alle Verwechslung mit dem der Regierung hieraus entwickelt seyn; wobei

dann Schulen auch als Communal-, ja als Privatanstalten existiren könnten. Die nächste Zukunft dürfte es freilich erleben, und für sie wird es vielleicht nothwendig werden, Alles, auch jede Schule unter unmittelbaren Einfluß des Staates zu stellen. Aber ob die Alles verschlingende Gewalt des Staates, als äußerer Form und Regel aller menschlichgeselligen Verhältnisse, das Ziel sey, worauf das menschliche Leben angelegt ist, das ist eine andere Frage. Doch vindicirt der Verfasser dem Staate im Grunde nur ein Oberaufsichtsrecht über die Schule; und das ist ihm vernünftigerweise nicht streitig zu machen. Noch weniger wollen wir läugnen, daß es für den Lehrer, wie dermalen die Sachen fast überall stehen, nur wünschenswerth seyn kann, wenn er als Staatsdiener überall befugt wäre, Verkehrtheiten und Anmaßungen der Eltern und Communen von Amtswegen entgegen treten zu können. — Mit Recht fordert der Verfasser Emancipation der Schule von der Kirche, nicht von jener unsichtbaren, allein wahren, geistigen Kirche, sondern von jener äußeren, die sich immer noch über dem Staate dünkt, und sich wenigstens neben und, wo möglich, auch gegen ihn geltend zu machen sucht. Er verlangt eine nicht bloß geistliche, sondern eine pädagogische Inspektion durch gehörig organisirte Schulbehörden, und nähert sich in seinen Vorschlägen weit mehr den vom Ref. im zweiten Heft seiner pädagogischen Blätter gemachten, als Gräfe in seiner Brochüre über die Organisation des sächsischen Schulwesens. Hierüber werden wir uns noch näher bei Gelegenheit eines andern Werkes, das besonders von Schulbehörden handelt, aussprechen. Eben so berühren wir hier nicht näher, was der Verfasser meistentheils Treffendes über Bildung, Wahl, Anstellung, Besoldung der Lehrer, über Bildung des Gemüthes und des Körpers sagt, die er mit Recht mehr und zweckmäßiger berücksichtigt wissen will, als immer noch geschieht. Der praktische, vielerfahrene Schulmann tritt uns jedoch am meisten in den Abschnitten entgegen, wo er von den einzelnen Schulen redet. Für die Volksschulen verlangt er, wie der um das Volksschulwesen hochverdiente Probst Zerrenner in Magdeburg, Einführung des wechselseitigen Unterrichts. Eigenthümlich, wenn gleich an Fichte und Pestalozzi erinnernd, ist und hat unsern vollen Beifall die Idee, den Elementarunterricht nicht mit Lesen und Schreiben, sondern mit geregelten Leibesübungen, denen Anschauungs- und Sprachübungen sich anzuschließen hatten, zu beginnen, und erst, wenn auch die einfachsten Rechnen- und Zeichnenübungen schon angestellt worden, zum eigentlichen Trivium überzugehen. — Ganz besondere Berücksichtigung verdienen aber die über Gymnasien und ihre Einrichtung dargelegten Ansichten. Auf diesem Gebiete ist der Verf. ganz zu Hause und gänzlich frei von philologisch-grammatischem Pedantismus, in dem Maße, daß er nicht ansteht, der Hamilton-Jacototschen Lehrmethode Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er verwirft die grammatistische Lehrart, die wohl nie mehr auf die Spitze getrieben worden ist, als gegenwärtig auf den meisten deutschen Gymnasien. Aber die Früchte solcher Verkehrtheiten bleiben auch nicht aus. Die Ertödtung des jugendlichen Geistes, die längst den Stockphilologen prophezeit worden ist, tritt da am entschiedensten hervor, wo ihre Methode am consequentesten durchgeführt wird. Und hinterdrein fangen dieselben Herren an, zu klagen, daß in der Jugend, wenn sie ins Jünglingsalter trete, gar nicht, oder sehr selten mehr wissenschaftlicher Geist, noch weniger Sinn für Poesie sich rege. Sonst freilich konnte sich der junge Mensch von euren grammatischen Plagen noch erholen durch Lektüre deutscher Klassiker, oder durchs Treiben von Lieblingsstudien. Jetzt aber überhäuft ihr ihn auch außer der Schule mit einer Menge grammatischer, rhetorischer, kritischer Quisquilien, verbietet ihm jede andere, als die vorgeschriebene Lektüre, und so muß der Geist, aller Lebenslust beraubt, verwelken, ehe er zur Blüthe gelangt ist! Das unerquickte Gemüth, die ungebildete Phantasie verlangen aber ihr Recht, und sie werfen sich dann dem Mysticismus, oder der schreckenlosesten Lüderlichkeit, oder — denn der dem verschmachten nahe gebrachten Seele ist der nächste, beste Trunk recht, den der Zufall ihm bietet — der Demagogik in die Arme, während der einseitig ausgebildete Verstand nur noch in einer eben so spitzfindigen, als abstrusen Philologie Befriedigung findet, in welcher dialektische Kopfüberstücke für Tiefsinn, ja für Manifestationen des göttlichen Geistes selber ausgegeben werden. Sapienti sat.

Jedoch sehen wir ab von den Folgen einer verkehrten Methode, die sie nothwendig herbeiführen mußte, weil sie naturwidrig ist. Oberster Grundsatz aller Erziehung und alles Unterrichtes ist, die Wege mit Bewußtseyn und Umsicht zu wandeln, welche die Natur uns zeigt. Wir lernen aber die Muttersprache zuerst ohne Grammatik durch den Gebrauch; die Grammatik ist eben so das lezte Stadium der Entwicklung einer jeden Sprache, gerade wie Poetik und Rhetorik später sind, als Poesie und praktische Redekunst. Daß nach Erwerbung des natürlichen Gebrauches der Sprache Kenntniß ihrer Gesetze und Regeln zur Sicherung und Begründung eines gebildeten und veredelten, richtigen Gebrauches derselben förderlich, ja nothwendig sey, möchten wir nicht einmal bei der Muttersprache läugnen, noch weniger aber bei einer fremden, gleichviel, ob neueren oder alten. Herr Rector Greverus läßt daher zwei Jahre aus dem Lateinischen übersetzen, Uebersetztes auswendiglernen, macht nach und nach auf die Verschiedenheit der Formen rc. rc. aufmerksam, ist seinen Schülern Lexicon und Grammatik,

und erst, wenn nach zwei Jahren die Schüler ihr lateinisches Lesebuch ohne Hülfe verstehen, ja auch Lateinisch über dessen Inhalt Auskunft geben können, dann erst tritt Grammatik, Lesen einzelner Schriftsteller ꝛc. ein. Die Vortheile, welche aus dieser naturgemäßen Methode fließen, sind nicht allein für das Lateinlernen, sondern für alle Gymnasialstudien bedeutend. Man braucht namentlich weniger Zeit für die alten Sprachen und gewinnt Zeit für andere, dem künftigen Gelehrten, wie jedem Gebildeten unentbehrliche Kenntnisse, die den Geist von einer Seite bilden, welche beim einseitigen Sprachstudium gewöhnlich verkümmert.

Es kann der allgemeinbildende, eigentliche Elementar-Unterricht weiter ausgedehnt und bis dahin fortgesezt werden, wo sich Talent und Neigung zu diesem oder jenem Beruf schon laut genug ankündigen. Doch wir fürchten, schon umständlicher uber dieses Werk uns verbreitet zu haben, als mit dem Zwecke dieser Blätter vereinbar ist; und so beschränken wir uns, nur noch auf die kräftige Protestation gegen die Geisteszwangsveranstaltungen hinzuweisen, welche unsere Universitäten, das Palladium unserer nationalen Geisteskultur, hie und da schon betreffen haben, oder noch betreffen dürften. Schickt nicht gedankenlose Wortwisser, Menschen, die vor lauter Lernen noch zu keinem selbstthätigen Denken gekommen, die geistig, wie leiblich noch halbe Kinder sind, zur Universität, so dürft Ihr die Universitäten nicht zu Schulen degradiren.

2) Die Mädchen- und Frauenwelt. Ein Lehrbuch für alle Verhältnisse des weiblichen Lebens, von Leontine Günther. Leipzig, Friese, 1835.

Dieses Buch ist recht gut gemeint und es herrscht in ihm eine gute Gesinnung vor; und wenn junge Mädchen keine andere Gelegenheit haben, sich über das zu unterrichten, was zu einer zweckmäßigen, vernünftigen Führung des weiblichen Lebens gehört, so werden sie in diesem Buche viele gute Rathschläge finden. Dieselben sind in der, unter gebildeten Frauen gewöhnlichen Art, sich über ihre Angelegenheiten und Interessen vernünftig auszusprechen, abgefaßt. Reflexionen, Gründe der Klugheit, Schicklichkeit, Moral und Religion sind abwechselnd angeführt, auch wohl gehäuft, um diese oder jene Maxime zu empfehlen oder zu verwerfen. Als Text, der hier nach allen Beziehungen ausgeführt, umschrieben und ausgelegt wird, läßt sich die, verschiedenen Kapiteln des Buchs als Motto vorgesezte Sentenz Schillers betrachten:

> Nichts Schön'res kenn' ich, was ich mir auch wähle,
> Als in der schönen Form die schöne Seele.

Und wirklich enthält dieser Spruch die Quintessenz aller Lebensweisheit, nach welchem eine gebildete Frau zu trachten vermag. — In Bezug auf die abgehandelten Gegenstände bemerken wir folgendes: die Verfasserin geht fein genug von Betrachtung des allen Frauen natürlichen Wunsches, liebenswürdig zu seyn und zu gefallen, aus, und rechtfertigt denselben, sofern er nicht ausarte ꝛc. Daran knüpft sich sehr einfach Alles, was über Schönheitspflege, über Kleidung, äußeren Anstand sich sagen läßt, und wie die Pflege der Schönheit auf Pflege der Gesundheit zurückgeführt und mit Ordnungsliebe und der Pflicht, keine Leidenschaft in sich herrschend werden zu lassen, verbunden wird, so führt die Lehre vom Anstande ꝛc. auf die von der Bildung des Gemüthes und Geistes über. Es ist hier überall das Maßhalten empfohlen, und jedes Extravagiren über die Schranken der Weiblichkeit als dasjenige bezeichnet, was das Weib nur unglücklich machen könne. — Ehe von eigentlicher, an gewissen Gegenständen zu vollziehender Geistesbildung die Rede ist, wird die Uebung in den weiblichen Tugenden der Geduld, der Treue, der Wahrhaftigkeit ꝛc. eingeschärft. Später wird zwar gegen Vielwisserei der Frauen mit Recht gesprochen, wie gegen alles Prahlen mit Kenntnissen und Einsichten; gleichwohl wird eine etwas überfüllte Musterkarte des Wissenswürdigen entrollt. Lob verdient, daß die Verfasserin der französischen Sprache und besonders dem französischen Geplapper die gebührende Geringschätzung bewiesen und dagegen die italienische Sprache hervorgehoben hat. Ebenso fehlt unter den zur Lektüre empfohlenen deutschen Klassikern, und mit vollkommenem Recht, Goethe. Denn, wie man auch über diesen Dichter, der eine Zeit lang den Gipfel des deutschen Parnaß für sich allein usurpirt hatte, denken mag: das scheint gewiß, daß der größere Theil seiner Werke, besonders aber seine Romane, keine Frauenlektüre sind. Die äußere Form, in welcher hier alle Lehren und Vorschriften mitgetheilt werden, ist die Form von Briefen, welche an eine Nichte gerichtet sind, die uns als aufblühende Jungfrau entgegentritt und die wir später in den wichtigsten Lebenslagen, in welche ein Frauenzimmer kommen kann, erblicken: in der ersten Liebe, als Waise, Erzieherin, Braut, Ehefrau, Mutter, beim Tode geliebter Kinder, endlich als Wittwe.

3) Erziehungslehre für gebildete christliche Mütter. In Vorlesungen von Dr. G. A. F. Sickel, Schuldirector in Magdeburg. Magdeburg, Heinrichshofen, 1835.

Da unstreitig Alles auf die erste Erziehung der Kinder ankommt, diese aber bis zu der Zeit, wo „der Knabe sich stolz vom Mädchen losreißt“ vorzugsweise den Müttern zukömmt; so ist eine Erziehungslehre für

Mütter gewiß ein, seinem Zweck nach höchst dankenswerthes Werk, ja es ist, wenn es nur einigermaßen seinem Zweck entspricht und gehörig benuzt wird, nothwendiger und heilsamer, als jedes andere Erziehungswerk. Wenn irgend wodurch ein sicheres Fortschreiten der Menschheit gewährleistet werden kann, so kann dies nur durch vernünftige Jugenderziehung geschehen, aber durch die öffentliche, in Schulen und Instituten zu verleihende gewiß nicht, wenn dieselbe nicht auf vernünftige, häusliche, den Müttern vorzugsweise zukommende Erziehung sich stützen kann. — Dieses war schon dem pädagogischen Reformator Pestalozzi klar, als er sein „Buch der Mütter“ schrieb; und derselbe Gedanke liegt Jean Pauls geistvoller „Levana“ zu Grunde. Auch haben beide Bücher eine große Wirkung hervorgebracht: sie haben im Allgemeinen das Recht der Mütter auf die erste Erziehung der Kinder, welches durch bloß wissenschaftliche, Unterricht und Kenntnißmittheilung einseitig befördernde Pädagogen angezweifelt oder vernachlässigt worden war, wieder geltend gemacht; sie haben die Frauen selbst vielfach wieder auf ihren wahren und edelsten Beruf hingewiesen, und namentlich hat Jean Pauls Levana vielen vornehmen und gebildeten Frauen das Gewissen gerührt und sie wenigstens dahin gebracht, ihrer Mutterpflichten nicht so ganz uneingedenk zu seyn, und sie nicht so ganz bloß als ein nothwendiges Uebel anzusehen, wie leider noch immer viel zu sehr Mode ist. — Das Erweckende, Anregende, für die erste Kindererziehung Begeisternde, was in Pestalozzi's und Jean Pauls erwähnten Schriften liegt, hat gegenwärtige Erziehungslehre nicht; allein sie ist instructiver, wenigstens für die mittlere Capacität, die bekanntlich diejenige ist, auf welche man am meisten rechnen muß. In dieser Hinsicht wird dieselbe allgemeineren Nutzen stiften, als jene beiden, zumal da sie zwar in einem ernsten, mehr für männliche Leser geeigneten Ton, aber doch in edler Einfachheit und Popularität abgefaßt ist. Sie enthält ferner nicht allein einen großen Reichthum von Vorschriften, welche bei den mannichfaltigen Vorkommenheiten der physischen, moralischen und intellektuellen Erziehung der Kinder zu beobachten sind; sondern sie stellt auch die Ziele, welche sich eine vernünftige und religiöse Kindererziehung zu setzen habe, auf, und rechtfertigt sie. Und wie denn jede Seite den vielerfahrenen und vielversuchten Erzieher eigner und fremder Kinder verräth, so zeigt sich auch darin die genaue Kenntniß der Menschen und besonders des Familienlebens, in dessen Grund- und Bodenlosigkeit zu blicken, der Lehrer leider nur zu oft Gelegenheit hat, daß der Verfasser nicht müde wird, Eltern und insbesondere die Mütter darauf hinzuweisen, wie ihr eigenes Denken, Sprechen und Thun vor allen Dingen ein musterhaftes seyn müsse, wenn das Werk der Erziehung gelingen solle. Wir fürchten, daß diese, ans Gewissen der Eltern gerichteten Worte manche derselben gegen das gute Buch einnehmen werden; wir aber können den Verfasser darum nur loben. „Solls besser werden, werdet selbst erst besser“ — bleibt buchstäblich wahr. Predigen, ermahnen, warnen, strafen schadet mehr, als es nuzt, wenn das eigene Leben der Prediger nicht ihrem Wort entspricht, statt ihm erst Kraft und Nachdruck zu geben. Wer da will, daß sein Kind wahrhaftig werde, sey wahrhaft in allen Stücken; wer es fromm machen will, sey selber fromm; wer es fleißig haben will, sey selber fleißig &c. Dann wird es weniger Worte und weniger Strafen bedürfen; und was alsdann noch weit mehr den Erfolg der Erziehung gewährleistet, ist, daß das Erziehungsgeschäft eben dann den Erziehenden ein inneres Anliegen, ein Bedürfniß und keine Last oder Nebensache seyn wird. Alle Lehren, Ermahnungen und Strafen werden von solchen Eltern meistentheils die rechten seyn und recht und zur rechten Zeit angewendet werden; und den Kindern selbst werden sie um so eindringlicher, zur Besserung nöthigender erscheinen, je weniger sie in ihnen einen Widerspruch mit dem entdecken können, was sie täglich von den Eltern sehen und hören.

W. B. Mönnich.

Länder- und Völkerkunde.

38) Reisehandbuch durch das Königreich Ungarn mit den Nebenländern und Dalmatien, nach Serbien, Bukarest und Constantinopel. Von Adolf Schmidt. Wien, Gerold, 1835. 8. S. 600.

Ein für Fremde, die nach Ungarn reisen, und vorzüglich auch für solche Leser, die es nur durch Beschreibungen kennen lernen wollen, sehr zweckmäßig eingerichtetes Buch. Der Verfasser häuft nämlich nicht bloß Notizen zusammen, sondern er beschreibt und auf eine so anziehende Weise, daß viele seiner Schilderungen, z. B. die des Karpathengebirgs, uns aufs lebendigste in die Wirklichkeit versetzen. Bei weniger bekannten Ländern ist dieses Beschreiben durchaus nothwendig, um die Reisenden erst aufmerksam zu machen. Ueberdies hat es der Herausgeber auch an den zu Reisehandbüchern erforderlichen Notizen in Betreff der Entfernungen, Stationen, Reisegelegenheiten und an den geschichtlichen und statistischen Nachweisungen nicht fehlen lassen, und ein gutes Register erleichtert das Nachschlagen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 102.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, den 29. April 1837.

— As in the sweetest bud
The eating canker dwells, so eating love
Inhabits in the finest wits.
Shakespeare.

Die beiden Gefangenen.

(Fortsetzung.)

Durch diese Katastrophe, durch so schreckliche, unerwartete Eindrücke war mein Liebesfeuer etwas gedämpft worden. Während ich in großer Verlegenheit bin, was unter diesen Umständen zu thun ist, erzähle ich, in wen ich verliebt war, und wie ich es geworden.

Das Zimmer über dem meinigen war das Atelier eines geschickten Porträtmalers. Er hatte große Gewandtheit darin, die Leute zugleich zu treffen und schöner zu machen. Glücklich, wer die edle Kunst so treiben kann! trefflicher Köder! Karpfen und Hechte, ja Robben und Seekälber kommen munter herbei und beißen mit Lust in die Angel, und danken noch dem Fischer. — Seltsamer, ewig und überall reger Trieb der Eitelkeit! Kaum hat einer etwas vor sich gebracht, so ist unter den ersten Anschlägen, die sie ihm eingibt, sicher der Entschluß, sein interessantes, originelles, im Grunde recht liebenswürdiges Gesicht auf die Leinwand bringen zu lassen. Sie flüstert ihm zu, er sey diese Ueberraschung seiner Mutter, seiner Frau, dem Herrn Onkel, der Frau Tante schuldig. Sind sie alle todt, so lautet es, man müsse die Kunst unterstützen und einem armen Teufel etwas zu verdienen geben. Ist der arme Teufel reich, so gibt es noch hundert Rubriken: man hat eine leere Wand in seinem Zimmer, ein Stück, zu dem man einen Pendant haben möchte u. s. w. Die Eitelkeit will ihn einmal auf der Leinwand haben, zuckersüß, frisirt, mit herrlicher Wäsche und glacirten Handschuhen; man soll ihn betrachten, bewundern, soll nicht nur seine bedeutenden Züge erkennen, sondern ihm auch seinen Reichthum, seinen Adel, sein gutes Herz, seinen Witz, seinen Wohlthätigkeitssinn, seinen feinen Geschmack ansehen, und was ihn sonst noch alles zu einem ganz absonderlichen Wesen macht, das tausend Vorzüge schmücken, seine Fehler gar nicht gerechnet, die selbst Vorzüge sind. Die Kunst des Porträtmalers ist durchaus auf das Prinzip der menschlichen Eitelkeit basirt; ein Künstler, der dies nicht glaubt oder sich nicht daran kehrt, und aus einem Hecht einen Hecht, aus einem Seehund einen Seehund macht, mag ein großer Maler seyn, aber er ist ein erbärmlicher Porträtirer und kann im Bettelhaus sterben.

Mein Maler nun hatte alle fashionabeln Gesichter zu conterfeien, und es verging kein Tag, wo nicht hübsche Equipagen ihre Herrschaften ausluden und vor unserer Hausthüre warteten. Es war ein herrlicher Zeitvertreib für mich, die Pferde sich die Fliegen abwehren zu sehen, die Kutscher pfeifen oder mit der Peitsche klatschen zu hören. Außerdem wußte ich gewiß, daß ich die Personen, deren Gesichter ich von meinem Fenster aus nicht sah,

nach ein paar Tagen ganz bequem und so lange ich wollte, betrachten konnte. Der Maler pflegte nämlich zwischen den Sitzungen seine Gemälde vor das Fenster hinaus auf eisernen Trägern an die Sonne zu stellen. Ich durfte nur aufwärts sehen, so befand ich mich in der allerbesten Gesellschaft: Milords und Baronen, Herzoginnen und Gräfinnen. Diese Leute am Nagel sahen sich an, ich sah sie an und wir sahen einander an.

Am vorigen Montag nun hatte mich das Rasseln eines Wagens an's Fenster gerufen: eine glänzende Equipage, vier Pferde, prächtiges Geschirr, reiche Livree. Der Wagen hielt, zwei Lakaien halfen einem schwachen, alten Mann heraus; ich merkte mir den kahlen Scheitel, den Kranz von Silberhaaren, um ihn wieder zu kennen, wenn er in die Galerie käme. Nach ihm stieg ein junges Mädchen aus; die beiden Bedienten traten jezt zurück, der Alte nahm den Arm des Mädchens, und sie gingen langsam in's Haus; ein großer Wachtelhund hüpfte hinter ihnen her.

Diese Scene machte einen tiefen Eindruck auf mich, nicht etwa bloß, weil ein hübsches junges Mädchen, das einen schwachen Alten unterstüzt, an sich ein rührendes Bild ist; nein, in meiner verliebten Stimmung hatte ich in der liebenswürdigen, von Reiz und Anmuth umflossenen Nymphe die Sterbliche erkannt, die mir so oft im Traum erschienen; die gestalt- und gegenstandlosen Gefühle, die einige Zeit her mein Herz bewegten, hatten auf einmal Form und Objekt erhalten. — Etwas an der jungen Dame hatte noch einen besondern Reiz für mich: ihr höchst einfacher Anzug. Bei so unverkennbaren Zeichen großen Wohlstands nichts als ein Strohhut, ein weißes Kleid, und doch so viel Eleganz, so hohe Grazie, daß ich mich getraute, ihr, und wäre sie an fremdem Ort allein, ohne alle Abzeichen höhern Standes, an der Haltung, am Gang, am ganzen Wesen ihren Rang anzusehen, ihren Reichthum, ja selbst die edle Aufopferung, welche sie über der zarten Sorge für einen Greis den Huldigungen der männlichen Welt entsagen ließ. — Und dann — ich darf es wohl sagen — war ich durch die Gesellschaft vor meinem Fenster bereits verdorben: Vornehmheit, Reichthum, hoher Anstand, feine Manieren, geschmackvolle Kleidung, Alles dergleichen hatte einen unwiderstehlichen Reiz für mich. Ueber dem Betrachten dieser Figuren war mir alles Gemeine, Ordinäre, war mir mein Stand und Meinesgleichen zuwider geworden. Unter diesen Umständen konnte es fast nicht fehlen, daß ich mich urplötzlich in die junge Antigone verliebte; meine Leidenschaft war aber so reiner, so hoher Art, daß es mir gar nicht einfiel, mich zu fragen, ob es nicht so eine Kalypso sey, von denen Monsieur Matin so viel zu sagen wußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

John Kockerills Etablissement zu Seraing bei Lüttich.

(Beschluß.)

Mitten unter den großen Fabrikgebäuden steht abgesondert ein von Außen unansehnliches Gebäude. Ohne zu ahnen, welch ungeheure Kräfte in diesem Raume wirken, tritt man ein. Vier Cylindergebläse, durch eben so viele mächtige Dampfmaschinen, von denen zwei 150 Pferdekräfte besitzen, bewegt, fallen sogleich in's Auge. Diese Blasmaschinen versehen den Hochofen, die Puddlings- und Flammenöfen, so wie auch achtzig Schmiedefeuer durch unterirdische, nach allen Richtungen hin divergirende Röhrenleitungen, mit Wind. Es ist gewiß ein seltenes und merkwürdiges Schauspiel, vier Dampfmaschinen von dieser Größe so dicht neben einander in Thätigkeit zu sehen, daß man nicht ohne alle Gefahr zwischen ihnen durchpassiren kann. Wie ich die massiv eisernen Schwungräder von 24 Fuß Durchmesser, wie durch überirdische Kräfte getrieben, mit Federleichtigkeit umlaufen sah, konnte ich mich eines leichten Grauens nicht erwehren; denn kurz vorher hatte ich Gelegenheit gehabt, auf der Kohlengrube Guley bei Aachen mich von den entsetzlichen Wirkungen eines Schwungrades zu überzeugen. Wenige Stunden vor meiner Ankunft war nämlich das Schwungrad der Kohlenförderungsmaschine, wahrscheinlich in Folge des zu sehr beschleunigten Ganges oder einer schadhaften Disposition seines Kranzes, zersprungen, und die abfliegenden, viele Centner schweren Stücke hatten die ganze Steurung der Dampfmaschine zerschmettert und eine $1\frac{1}{2}$ Fuß dicke Mauer eingeschlagen; der Maschinenwärter war mit einem Beinbruch davon gekommen und sonst glücklicherweise Niemand beschädigt worden.

Bemerkenswerth ist die Vorrichtung, welche Erz und Kohlen auf die Gicht des Hochofens hinaufschafft. Es führt nämlich eine schiefe Fläche von 45° Neigung, worauf eine Eisenbahn angelegt ist, auf die Höhe des Hochofens. Auf dieser Eisenbahn steigt ein auf vier Rädern ruhendes Gestelle, dessen hintere Räder, um eine horizontale Plattform herstellen zu können, bedeutend höher sind als die vordern, auf und nieder. Erz und Kohlen werden in den Magazinen von Weibern in große Weidenkörbe gefüllt, auf kleine Karren geladen und auf schmalen Eisenbahnen, welche den Hofraum nach verschiedenen Richtungen durchkreuzen, an den Fuß der geneigten Ebene geschoben. Auf der erwähnten Plattform haben ungefähr zwölf Körbe Platz. Ein auf der Höhe der Gicht angebrachter Mechanismus mit Aus- und Einrückvorrichtung, Bremsung u. s. w., welcher durch Dampfkraft in Bewegung gesezt wird, zieht den Plattformwagen mittelst einer Kette empor; sobald dieser oben angekommen ist, wird die Maschine gestellt, und nachdem die zwölf vollen Körbe mit eben so viel leeren

vertauscht worden sind, steigt der Apparat wieder die schiefe Fläche hinab, an deren Fuß unterdessen eine neue Ladung in Bereitschaft steht.

Die Modellirwerkstätte bildet einen geräumigen Saal, worin wohl sechzig Schreiner mit der Anfertigung hölzerner Modelle beschäftigt sind. Auch sie finden in der Kraft des Dampfes mächtige Unterstützung. Ich bemerkte in dem Saale eine Menge kleiner Cirkularsägen von kaum drei Fuß Durchmesser, welche mit rasender Geschwindigkeit umlaufen; sie machen 800 Umdrehungen in der Minute. Gegen diese Säge drückt der Arbeiter aus freier Hand das Stück Holz, welches er durchsägt haben will, an und hat in fünfzehn Sekunden ein Brett von sechs bis acht Fuß Länge durchschnitten. Der Lärm, welchen diese Operation verursacht, ist so ohrzerreißend und Mark und Bein durchdringend, daß einer, welcher nicht daran gewöhnt ist, wohl daran thut, sich die Ohren zu verstopfen.

In einem besondern Lokale sind die geschicktesten Techniker und Architekten mit der Entwerfung von Maschinenplanen und deren Details beschäftigt. Die einzelnen Maschinentheile werden mit rothem Stifte, so weit es möglich ist, in natürlicher Größe, und mit mathematischer Genauigkeit auf glattgehobelte Bretter aufgezeichnet und so den Arbeitern in der Maschinenfabrik übergeben. Ohne einer näheren Anleitung zu bedürfen, ohne über den Zusammenhang des Ganzen nachzudenken, führt der Arbeiter den ihm zugewiesenen Maschinentheil getreu nach dem Plane aus, indem er die Dimensionen mit Cirkel und Maßstab abmißt. So trifft es sich, daß eine Dampfmaschine gleichzeitig vielleicht in hundert Händen ist; der eine bohrt den Cylinder aus, der zweite dreht die Kolbenstange ab, der dritte verfertigt den Krummzapfen, der vierte die Schiebventile, der fünfte das Parallelogramm, der sechste das Excentricum, der siebente die Steurungsstange und sofort; Keiner bekümmert sich um den Andern. Und alle diese Stücke, aus so vielerlei Händen hervorgehend, passen bei ihrer Zusammensetzung eben so gut, wie von einer einzigen mächtigen Hand geformt, zusammen und bilden ein in allen Theilen vollkommen harmonirendes Ganze. Diese bis in die kleinsten Details gehende Arbeitstheilung kann nur einen günstigen Einfluß auf die Güte des Fabrikats haben; denn ein Fabrikarbeiter, welchem die Ausführung einer der genannten Maschinentheile zukommt, ist Jahr aus, Jahr ein nur mit diesem speziellen Zweige beschäftigt, weßwegen er auch dies Geschäft mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit und Pünktlichkeit handhabt; und da Kockerill über eine große Anzahl der geübtesten Arbeiter verfügen kann, so ist nicht zu verwundern, wenn die aus seinem Etablissement hervorgehenden Maschinen mit den besten englischen die Concurrenz bestehen.

Den Beschluß meiner Wanderung in diesem Labyrinthe von Maschinensälen, Magazinen und Werkstätten machte die Besichtigung des für die Zusammensetzung und Ajustirung der Maschinen bestimmten Lokals. Hier sieht man fertige Maschinen in Reih und Glied aufgestellt, ihrer Versendung nach allen vier Himmelsgegenden wartend; andere werden von dem eigends hiezu aufgestellten Personal, in Anwesenheit der erfahrensten Techniker zusammengesezt, untersucht und ajustirt. Wer den Einfluß kennt, welchen der geringste Fehler in der Construktion, eine für das Auge kaum bemerkbare Abweichung von der berechneten und vorgezeichneten Form, auf den Gang der Dampfmaschine ausübt; wer bedenkt, wie der leiseste Makel in der Güte und Solidität der Produkte den Kredit einer Fabrik zu schwächen und ihre Concurrenz niederzudrücken im Stande ist, wird die Genauigkeit und Schärfe, mit welcher man hier bei der Zusammensetzung der Maschinen zu Werke geht, und die scheinbar unbedeutendsten Abnormitäten rügt, nicht für übertrieben halten. Bei meinem Eintritt in dieses Departement der Technik fand ich eben eine für ein Steinkohlenbergwerk bestimmte Wasserforderungs-Dampfmaschine von 150 Pferdekräften mit 76zölligem Cylinder unter den Händen der Ajusteurs. Das künftige Tagewerk dieser Maschine war, 100,000 Kubikfuß oder 5,600,000 Pfund Wasser innerhalb 24 Stunden auf eine Höhe von 1000 Fuß zu heben. Seitwärts lag der dreißig Fuß lange und 320 Centner schwere gußeiserne Balancier noch auf der Erde.

Nach einem fünfstündigen Aufenthalte verließ ich Seraing mit dem Bewußtseyn, das großartigste, über alle Concurrenz erhabene Etablissement dieser Art gesehen zu haben, und mit dem Gefühle der innigsten Achtung vor dem Genie, welches dieses Riesenwerk gegründet hat und in seinen Fugen zusammenhält. Kockerills Unternehmungsgeist hat sich indessen nicht auf die Gründung eines einzigen Etablissements beschränkt. Außer der Fabrik, über welche ich in der vorliegenden Beschreibung einen Ueberblick zu geben versucht habe, besizt Kockerill in Lüttich dicht neben der École du commerce eine große Baumwollenspinnerei in einem mächtigen Gebäude mit acht Stockwerken, eine mechanische Weberei, Kammgarnspinnerei und noch eine zweite kleinere Maschinenfabrik, woraus alle diejenigen Maschinen hervorgehen, welche er zu dem mechanischen Betrieb seiner Fabriken nöthig hat, in Charleroi ein Eisenhüttenwerk, in Verviers und Aachen eine Spinnerei und Merinoweberei, in Ardennes bei Namur eine Kattundruckerei mit Cylindern und eine Fabrik zur Verfertigung des endlosen Papiers, zu Kottbus in Preußen eine Streichgarnspinnerei, in Stollberg ein Zinkwerk, zu Przedborz in Polen eine Tuchfabrik, in Barcelona eine Baumwollenspinnerei, in Surinam ein Depot von Zuckermühlen und Dampfmaschinen. Er richtet gegenwärtig in Algier mehrere Dampfmahlmühlen ein, und ist damit beschäftigt, in Belgien Flachsspinnereien

und Webereien zu etabliren. Man schließe hieraus, welch industrieller Geist diesen Mann beseelen muß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Beschluß.)

Thiergarten. Neubauten. Jährige Kunstausstellung. Raupach.

Ein Garten ist etwas sehr Schönes, verdienstlich ist es, aus Sandwüsten lachende Gärten zu schaffen. Auch dichte Urwälder zu lichten, wo Schlangen und wilde Thiere nisten und Räuber sich verbergen, mag verdienstlich seyn, obschon Europa selten mehr zu dieser herkulischen Arbeit auffordert; aber wo ein paar alte Bäume und etwas Buschwerk in der Nähe einer großen Stadt zu einem anmuthigen Wäldchen seit einem Jahrhundert verwachsen sind, sollte man doch Respekt davor haben, und da es nicht für nothwendig achten, Licht hinein zu bringen, wo kaum Schatten gewachsen ist. Platz, um englische Parkpartieen anzulegen, findet sich um Berlin hinlänglich, und vom Kreuzberge bis zum ehemaligen Thiergarten hätte der Raum sich besonders dazu geeignet. Gewiß werden die Grasplätze, wenn der Winter wirklich einmal weichen sollte, woran man jezt zweifeln möchte, in den ersten Sommern einen heitern, grünen Anblick gewähren, auch mögen einzelne schöne Bäume kommenden Geschlechtern Schatten geben, dafür ist aber alles Dickicht geopfert, überall Durchsicht, und das Auge mag sich wenden, wohin es will, es trifft auf die Linien der gelben Wege, die troz ihrer Krümmungen an nichts weniger erinnern, als an natürliche. Wer weckt die Todten wieder? und die Reformatoren haben das für sich, daß eine nächste Generation den alten Zustand nicht vermißt, weil sie ihn nicht kannte. – Ob in der Stadt selbst so viel gebaut werden wird, als im vorigen Jahr, ist zweifelhaft; bei dem verlängerten Winter wird noch kaum angefangen. Wenige Jahre fortgesezte Thätigkeit wie im vorigen, und in fünf Jahren gewönne Berlin ein anderes Ansehen. Die Tendenz zum Schönbau macht, auch unter den Bürgern, erfreuliche Fortschritte. Troz des puritanischen und klassischen Widerwillens dagegen, sieht man mehr und mehr Häuser ihre Fronten gegen die Straße zu mit Farben und Bildern ausstaffiren, was, wenn es auch nicht immer an sich schön ist, wenigstens die bisherige Monotonie unterbricht. Auch die Balkone werden bei neuen Häusern beliebt, und würden, nebst den Plattformen, welche allmählig die spitzen Ziegeldächer verdrängen werden, der Stadt ein freundliches, südlicheres Ansehen geben, wenn nicht die polizeilichen Vorsichtsmaßregeln zu ängstlich wären. Durch die neue Erfindung des Kommissionsrath Dorn, Dächer mittelst Lehm und Theer flach abzudecken, eine Erfindung, die von ungeheuern Folgen für die nordische Architektur seyn wird, deren materielle Erläuterung aber nicht in diese Blätter gehört, können nämlich auf leichte und wenig kostspielige Weise die Häuser, statt der unförmlichen Spizdächer, mit Altanen und Platteformen versehen werden, ohne daß ein Durchregnen zu besorgen ist; denn die neue Masse hält weit fester zusammen, als die Dachziegel. Und welche Veränderung in unsern nordischen Städten, wenn plözlich alle Spizdächer verschwänden!

Nach langen Kämpfen dafür und dawider ist jezt der Beschluß durchgegangen, daß in jedem Jahr eine Kunstausstellung stattfinden soll. Mit diesem Herbste wird der Anfang der jährigen gemacht. Der Haupteinwand dagegen war, außer dem herkömmlichen Widerstand gegen alles Neue, der einer zu großen Arbeit, welche den akademischen Lehrern und Beamten dabei erwüchse. Dies wird sich leicht beseitigen lassen, besonders da auch die Mittel bedeutend wachsen werden. Der würdige Veteran Schadow dürfte indeß, wenn man dem Gerüchte trauen darf, schon in diesem Jahr seine durch so lange Jahre ehrenvoll verwaltete Direktorstelle niederlegen. Eine Augenoperation, der er sich unterzogen, hat ihm zwar den Gebrauch der Augen wiedergegeben, doch aber nachtheilig auf seine Constitution gewirkt. Bei einer unermüdlichen Geistesthätigkeit und Heiterkeit läßt sich doch das Bedürfniß nach Ruhe nicht unterdrücken. Da sein Sohn Wilhelm Schadow in seiner ganz verschiedenen Geistesrichtung schwerlich den Aufenthalt in Berlin wünschen dürfte, wäre unter unsern Künstlern Rauch wohl unbedingt derjenige, welcher den nächsten Anspruch auf diesen Ehrenposten hätte, obschon eine Observanz den Wechsel zwischen Bildhauern und Malern zu bestimmen scheint; allein ein anderes Gerücht will, daß man jezt, nachdem die Kunst zu so hohen Ehren gekommen, aus der Direktorstelle eine Hofsinecure machen und einen Künstler nur als Vicedirektor bestellen möchte. Mögen alle Musen die Kunst vor diesem Schicksal bewahren! Wir brauchen nicht bis nach Dresden zu gehen, um zu erfahren, welche Richtung alsdann die Kunst nimmt, wir brauchen nur unser Theater zu betrachten, um zu wissen, was es bedeutet, wenn, auch in der besten Absicht, aus einem nationalen Kunstinstitut ein Hofinstitut wird.

Raupachs „Hohenstaufen“ werden jezt auf dem königlichen Theater nach der historischen Reihenfolge aufgeführt. Das ist recht und zu billigen. Man gibt dem Publikum einen historischen Cursus, der günstig wirkt. Poesie wird freilich ihm dadurch nicht eingeimpft, aber es lernt in treu plastischen Gestaltungen die großen Männer der größten Periode der deutschen Geschichte kennen, und es ist ein Unterricht, der lebendiger, wärmer eindringt, als das beste Geschichtsbuch und der beste historische Vortrag. Es gehört jezt zur Mode, gegen Raupach zu Felde zu ziehen. Was ihm mangelt, um ein Shakespeare, Goethe, Schiller, Heinrich Kleist zu seyn, das wissen und fühlen wir Alle; weßhalb in bekannten Phrasen und neuer Bitterkeit das immer wieder aufwärmen! Warum ihn nicht nehmen, wie er ist? Eine Größe ist er, seine Schwächen liegen zu Tage; es ist an uns, das herauszunehmen, was an ihm eigenthümlich, wirksam, zu bewundern ist. Und dessen ist wahrhaftig nicht wenig. Eine solche logische Schärfe und Consequenz, eine so großartige Ruhe, eine solche Kraft, Alles, was er ergreift, rhetorisch zu bewältigen, ist bewunderungswürdig. Ja, wenn diese Größe andere Größen tödtete, wenn aufkeimende Talente, in denen der Urquell der Poesie frisch sprudelte, dadurch erdrückt würden, dann möchte es Zeit seyn, gegen Raupachs Bewältigung der deutschen Bühnen mit Ernst anzukämpfen. Aber wo regt sich nur eine Spur davon? Wenn er nicht wäre, gäbe es noch mehr Trivialitäten und Spielereien aus dem Französischen, oder Gott weiß woher. Weder Calderon noch Shakespeare, noch Goldoni und Kleist, noch Goethe und Schiller würden das Repertoire füllen. Die Misere würde sich nur noch mehr breit machen. Er ist der Einzige, der die Würde des Kothurns erhält. Das ist ein Verdienst, woran man halten sollte, und nicht täglich, was Jeder kann, der seine Alten gelesen hat, ihm nachweisen, daß diese Würde auf eine andere Weise besser zu erhalten wäre.

Beilage: Monatsregister April.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Ein und dreißigster Jahrgang.

1 8 3 7.

Mai.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollona
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1837.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unserer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Nro. 38.

Bestand und Wirken des Kunstvereins in München. (Schluß.) Archäologie. (Forts.) — Kunstausstellungen. — Museen und Sammlungen. — Netrolog.

Nro. 39.

Nachrichten aus Rom. — Archäologie. (Forts.) — Bauwerke. — Malerei. — Bildnerei. — Denkmäler.

Nro. 40.

Archäologie. (Schluß.) — Nachrichten aus Rom. (Schluß.) — Denkmäler.

Nro. 41.

Der Pariser Salon im Jahr 1837.

Nro. 42.

Der Pariser Salon im Jahr 1837. (Forts.) — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 43.

Der Pariser Salon im Jahr 1837. (Forts.) — Alterthümer. — Versteigerung. — Literatur. — Kupferwerke. — Kupferstich. — Lithographien.

Literatur-Blatt.

Nro. 45.

Werke über Oesterreich. 1) Geschichte des Hauses Habsburg von dem Fürsten E. M. Lichnowsky. — 2) Oesterreich unter Albrecht II., von Franz Kurz. — 3) Geschichte der Regierung Ferdinands I. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen von F. B. v. Bucholz. Pädagogik. 4) Die Eckernförder Elementarschulen-Einrichtung ꝛc. Dargestellt von M. C. M. Müller. — Länder- und Völkerkunde. 39) Ludwighs malerische Reise von Pesth über Semlin, Belgrad, Mehadia nach Orsova. Mit politisch-historisch-statistischen Bemerkungen und vorzüglicher Berücksichtigung der Bäder von Mehadia, Sliács, Stuina, Trenesin.

Nro. 46.

Werke über Oesterreich. 4) Die Höfe und Cabinette Europas im achtzehnten Jahrhundert, von Dr. Förster. — 5) Historische Darstellung der Allein-Regierung Josephs II., insbesondere der Reaction gegen den Geist seiner Anstalten, von Dr. Groß-Hoffinger. — 6) Geist der Gesetze Kaiser Josephs II., von Demselben. — 7) Erzherzog Carl und der Weltstreit von 1792—1815, von Demselben. — 8) Wiener Skizzen aus dem Mittelalter, von J. E. Schlager. — 9) Bilder und Träume aus Wien. — 10) Prag in seiner jetzigen Gestalt. Humoristisches Charaktergemälde.

Nro. 47.

Sternkunde. 1) Die Wunder des Himmels, oder gemeinfaßliche Darstellung des Weltsystems, von J. J. Littrow. — 2) Geschichte der Entdeckung des allgemeinen Gravitations-Gesetzes durch Newton, gemeinfaßlich dargestellt von J. J. Littrow. — 3) Sterngruppen und Nebelmassen des Himmels, von Demselben. — 4) Die Doppelsterne, von Demselben. — Werke über Oesterreich. 11) Darstellungen aus dem steyermärkischen Oberlande, von F. L. Weidmann.

Nro. 48.

Sternkunde. 5) Aufsätze über Gegenstände der Astronomie und Physik für Leser aus allen Ständen von H. W. Brandes, aus des Verfassers hinterlassenen Papieren von seinem Sohn C. W. H. Brandes. — Biographie. Fahrten eines Musikanten, herausgeg. von L. Bechstein.

Nro. 49.

Sternkunde. 6) Jahrbuch für 1837, herausgegeben von H. C. Schumacher. — Länder- und Völkerkunde. 40) Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde, herausgegeben von J. G. Sommer.

Nro. 50.

Sternkunde. 7) Das Weltsystem oder die Entstehung und Bewegung der Sonne, der Planeten, Monde und Kometen, von Dr. F. Klee. — 8) Die zweite große Weltenkraft, nebst Ideen über einige Geheimnisse der physischen Astronomie oder Andeutungen zu einer Theorie der Tangentialkraft, von W. v. Biela. — 9) Fundamentalgrundsätze einer metaphysischen Kosmologie und Bewegungslehre, von J. U. Ewery.

Nro. 51.

Werke über Spanien und Portugal. 1) Geschichte des Aufstandes, Befreiungskrieges und der Revolution in Spanien, vom Grafen Toreno. — Denkwürdigkeiten aus der spanischen Revolution, gesammelt und herausgegeben von J. B. von Pfeilschifter. — 3) Memoiren des Friedensfürsten Don Manuel Godoy. Unter den Augen des Fürsten nach dem spanischen Manuscript ins Französische übersezt von J. G. d'Esmenard. Aus dem Französischen von Dr. Diezmann. — Sternkunde. (Schluß von Nr. 50.)

Nro. 52.

Werke über Spanien und Portugal. 4) Spaniens Schicksale in der neuesten Zeit, von der Rückkehr Ferdinands VII. 1814 bis zur Einberufung der constituirenden Cortes. Von *r. — 5) Augustin Chaho, Reise in Navarra während des Aufstandes der Basken. Deutsch von L. v. Alvensleben. — Sternkunde. 10) Mond-Karte von Beer und Mädler.

Nro. 53.

Werke über England und Irland. 1) Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert. Geschichte von England von J. M. Lappenberg. 2) Coopers Geschichte Englands von den frühesten Zeiten bis zum Jahr 1835. Nach der 22sten Original-Ausgabe übersezt von F. A. Rüder. — 3) Thomas Moore's Geschichte von Irland. Aus dem Engl. übersezt von Dr. A. Schäfer. — 4) Dasselbe Werk übersezt von Peter Klee. — 5) Aus dem Tagebuche eines in Großbritannien reisenden Ungarn.

Nro. 54.

Werke über England und Irland. 5) Aus dem Tagebuche eines in Großbritannien reisenden Ungarn. (Schluß.) — Werke über Spanien und Portugal. 6) Geschichte des spanischen Volks. In gedrängter Uebersicht dargestellt von Dr. B. Guttenstein. — 7) Geschichte der europäischen Staaten, herausg. von Heeren und Ukert. Geschichte von Portugal, von Prof. Dr. H. Schäfer. — Sternkunde. 11) Populäre Himmelskunde oder allgemein faßliche Betrachtungen über die großen Wunderwerke des Weltalls, von Dr. Gelpke. — 12) Der Sternenhimmel, mit christlichem Auge zur Erhebung des Herzens betrachtet, von G. H. Daub. — Biographie. Militärische Memoiren des britischen Capitäns Moyle Scherer, enthaltend die kriegerische Laufbahn des Herzogs von Wellington, übertragen von G. Nagel.

Nro. 55.

Römische Geschichte. 1) Ed. Gibbons Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reichs, aus dem Engl. übersezt von J. Sporschil. — 2) Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung ꝛc., von Prof. W. Drumann. — 3) Das Römerreich vom Ursprunge des Staats bis zum Untergange der Weltherrschaft Roms, von Dr. Ernesti.

№ 103.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 1. Mai 1837.

— Undique elegit, qui divisi in factiones plausuum genera condiscerent operamque navarent cantanti sibi.

Sueton.

Die Claqueurs der Pariser Theater.

Ich wette Hundert gegen Eins, daß es ein Claqueur war, welcher zuerst das Sprichwort in Umlauf gesezt hat: es gibt kein dummes Handwerk, sondern nur dumme Menschen. Kann man sich in der That ein stupideres Gewerbe denken, als dasjenige, welches einzig und allein darin besteht, mit den Händen zu klatschen, wenn ein Schauspieler auf die Bühne tritt, und wenn er die Bretter wieder verläßt, nachdem er mit mehr oder weniger Kunst einige mehr oder weniger geistreiche Redensarten hergesagt hat? Und doch gewinnt man bei der Ausübung dieses Gewerbes in Paris ein ganz ansehnliches Vermögen, wird Wähler, oft gar wählbar, und hat die Aussicht, in die Deputirtenkammer zu kommen und zu den Hofbällen eingeladen zu werden. Die Angeführten dabei sind die, welche auf das von den Claqueurs gegebene Lärmzeichen mitklatschen, ohne dafür bezahlt zu seyn.

Der Ursprung der Claqueurs schreibt sich aus einer Zeit her, wo ein schlechter Autor und ein mittelmäßiger Schauspieler entweder aus Eigennutz oder Eigenliebe das Bedürfniß fühlten, einen Spießgesellen und Gevatter zu haben, der ihnen in den Stunden der Geburtswehen hülfreiche Hand leiste, um das Publikum über den wahren Werth und Gehalt ihres Talents zu täuschen. Die Einrichtung einer Claqueursanstalt wurde übrigens durch eine ganz richtige Beobachtung der im Allgemeinen etwas dickhäutigen menschlichen Natur veranlaßt. Der Einzelne kommt nicht leicht aus dem Gleichgewicht; sind aber zehn Personen beisammen und Einer davon fängt an zu gähnen, zu lachen oder zu weinen, so darf man sicher darauf zählen, daß die Andern das Gähnen, Lachen und Weinen auch nicht lange halten können.

Schon bei den alten Griechen finden wir Claqueurs. Die Gesetzgeber wollten sie durchaus verbannen und stellten bei den Theatern eigene Beamte an, nämlich die sogenannten Mastigophoren, welche speziellen Auftrag hatten, den Claqueurs und andern Ruhestörern Stillschweigen zu gebieten. Die natürliche Folge solcher Edikte und Verbote war, daß die Claqueurs allerlei Mittel und Wege ersannen, wie sie das Gesetz umgehen könnten. Je heimlicher und verborgener, desto mächtiger und bedeutender wurde der Einfluß der Claqueurs. — Die alten Römer, welche den Griechen Alles nachäfften, entlehnten von ihnen auch die Gesetze über die Theater. Bei den Spielen des Cirkus und bei den Vorstellungen im Theater war es strenge verboten, in die Hände zu klatschen, Bravo zu rufen, oder die Kleider zu schwenken. Nachdem diese drei ursprünglich gebräuchlichen Arten von Beifallsbezeugungen verpönt waren, was thaten die Claqueurs? Statt der bisher üblichen Zeichen brachten sie andere auf, fest

überzeugt, daß das Publikum sie maschinenmäßig von ihnen annehmen werde. Man erhob z. B. ein mehr als leises Geflüster oder ein dumpfes Gebrumm; man schlug mit einem Ziegelstein oder mit einem irdenen Topfe wider die steinernen Stufen, worauf die Zuschauer saßen. Da aber die römischen Mastigophoren diese Arten von Beifallsbezeugung noch zu geräuschvoll fanden und sie bei Strafe des Stäupens untersagten, so nahmen die Claqueurs ihre Zuflucht zu einer ganz einfachen Pantomime; sie kreuzten nämlich die Daumen, und erhoben zugleich die Arme über den Kopf, oder sie standen auf, legten die Hände vor den Mund und schritten in dieser Stellung auf den Künstler zu, welchen sie beklatschen wollten. Da mache einmal Jemand ein Mittel ausfindig, so verstockte Köpfe zu bändigen! Alle Legislatoren Roms hätten ihr Latein darüber verlernt. Daher geschah es auch vielleicht in einer Art von Verzweiflung, daß die römische Regierung in den ersten Zeiten des Kaiserreichs eine eigene Zunft von Claqueurs einsezte, welche das ausschließliche Privilegium hatten, nach den besten Ueberlieferungen der Kunst Beifall zu klatschen. Diese aus lauter kräftigen jungen Leuten gebildeten Zunftgenossen hießen juvenes schlechtweg und waren in verschiedene Cohorten abgetheilt, deren Anführer curatores, magistri juvenum oder juventutis genannt wurden. Diese Claqueurszunftmeister haben zu einer gewissen Zeit bis an 400,000 Sesterzien, etwa 40,000 rheinische Gulden, Gehalt bekommen. Das Staatsbudget konnte wahrlich nicht zweckmäßiger verwendet werden. Als Nero auf dem Theater sang, begnügten sich die Claqueurs nicht mehr damit, in die Hände zu klatschen; sie riefen dem Kaiser zu: wie unvergleichlich schön! welch göttlicher Gesang! Erhabener Augustus! unsterblicher Apollo! zur Bekräftigung dessen Burrhus und Seneca den Zuschauern ein Zeichen gaben, den Enthusiasmus der offiziellen Klatscher zu theilen. Da beeilte sich natürlich Jedermann, mit Hand und Mund Beifall zu steuern.

Der römische Koloß, auf allen Seiten von den Barbaren gerüttelt und geschüttelt, stürzte zusammen und zog Künste und Wissenschaften mit in seinen Fall hinein. Man kann nicht ohne schmerzliches Gefühl an Alles denken, was in diesem allgemeinen Brande verloren gegangen und unter dieser schrecklichen Finsternißlawine begraben worden ist. Aber mit dem größten Unglück ist doch immer noch ein Glück verbunden: die Zunft der Claqueurs wurde mit unter den Trümmern verschüttet. Habt Dank dafür, Barbaren! Wir sehen die Claqueurs erst Jahrhunderte lang nachher wieder zum Vorschein kommen; unter der Regierung des großen französischen Königs par excellence kriechen sie aus ihrem Versteck wieder an's Tageslicht hervor. Zu jener Zeit machten sie sich dadurch bemerklich, daß sie dem Stümper Pradon den Sieg über Racine davontragen halfen. Als Lehrlingsarbeit war das ein Meisterstück, denn die Claqueurs hatten noch keine eigentliche Organisation erhalten. Erst mehrere Jahre nachher verwandte ein französischer Cavalier sein Genie darauf, die Armee der Claqueurs zu discipliniren, und erfand jene wunderbare Taktik, wozu, troß der Verbesserungen und Fortschritte, welche die Kultur seither in allen Dingen in's Leben gerufen hat, dennoch keine wesentlichen Zusätze mehr gemacht worden sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die beiden Gefangenen.

(Fortsetzung.)

Und wer meint, ein Schüler, ein angehender Jüngling liebe nicht innig, nicht mit voller Seele, weil er dabei nichts hofft und sich nichts denkt, der irrt gewaltig. Das können nur Leute meinen, die nie jung, oder auf der Schulbank in den Partikeln und im que retranché sehr stark waren; Schüler mit trefflichem Gedächtniß, gescheitem Kopf, kühlem Herzen, zahmer Einbildungskraft, und dreimal im Jahr belobt und gekrönt; Musterschüler, Muster in Monsieur Ratins Sinn, künftige Monsieur Ratins. — Sie sind jezt Pfarrer, Sachwalter, Krämer, Poeten, Lehrer; sie seyen aber wo sie wollen, im Laden oder auf der Kanzel, in der Bank oder auf dem Parnaß, sie sind Musterpfarrer, Musterkrämer, Musterpoeten, lauter Muster, nichts als Muster, und das will schon viel heißen. — Ich sollte nicht herzinnig, mit unbegrenzter Hingebung geliebt haben, weil ich wußte, daß außer toller Schwärmerei nichts dabei herauskam? ich sollte meiner Liebe nicht Alles zum Opfer gebracht haben, weil ich, im gewöhnlichen Sinn, nichts davon hatte? Nicht doch! für einen einzigen Blick des lieben Mädchens hätte ich Monsieur Ratin gegeben, für ein Lächeln von ihr hätte ich alle Elzivirs in der Welt in's Feuer geworfen.

Sie kamen die Treppe herauf; als sie an meinem Stockwerk vorüber waren, machte ich leise die Thüre auf; da kam der Wachtelhund, munter, schmeichelnd, zu mir heran und rannte in mein Zimmer. Ein prächtiges Thier! Abgesehen von der schönen Bildung und dem reinlichen, glänzenden Seidenhaar, hatte er in seinem Wesen, in seinen Bewegungen, ja in seinen Manieren etwas Zierliches, Liebenswürdiges, und ich ertappte mich darüber, daß ich ihn, des Unterschieds unserer beiderseitigen Natur vergessend, ordentlich beneidete: war er doch ein vornehmer Hund, ein Hund, der ganz familiär mit Personen umging.

die so hoch standen, daß sie sich aus meinem tiefen Respektsgefühle gar nichts machten, ein Hund, den das schöne Mädchen lieb hatte, dem ich so gar nichts war. Ich las, was auf seinem Halsbande stand: ich hatte richtig vermuthet, sie war eine Engländerin.

Als der Hund fort war, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als mich auf's Horchen zu legen: ich lehnte mich zum Fenster hinaus; über mir am offenen Fenster sprachen der Maler und der Alte mit einander, das junge Mädchen sagte nichts. — „Sie bekommen da," sagte der Alte, „ein trübseliges Gesicht zu malen; das Original wird aber bald das Conterfei allein in der Welt lassen, und so will ich freundlich gebeten haben, es so wenig trübselig zu machen, als es immer angeht; ich möchte nicht gerne ein Schreckbild für meine Enkel seyn. — Wahrhaftig," fuhr er munter fort, „es ist nicht Eitelkeit, wenn ich mich in dem Alter und mit solchem Aussehen malen lasse, und ich denke wohl, die meisten, welche Ihnen sitzen, wissen den Zeitpunkt besser zu wählen ..." — „Nicht immer, Mylord," erwiderte der Maler; „eine so ehrwürdige Gestalt ist wohl noch eine größere Seltenheit als Schönheit und Jugendfrische." — „Sie machen mir Complimente; ich nehme sie an: man wird mir bald keine mehr machen ... Lucie, ich thue dir wehe! aber, liebes Kind, warum kannst du auch nicht so ruhig in die Zukunft blicken, wie dein Vater? Ich bitte dich: wenn wir uns trennen müssen, wer von uns beiden verliert am meisten? Seyen Sie Richter zwischen uns, mein Herr." — „Entschuldigung, Mylord! ich denke wie Miß Lucie: eine solche Trennung muß für Sie beide so schmerzlich seyn, daß Sie wohl besser gar nicht daran dächten." — „Sehen Sie, just dies nenne ich Schwachheit, und davon möchte ich meine Tochter heilen. Diese Schwachheit finde ich natürlich, wenn davon die Rede ist, daß der Mensch in der Blüthe des Alters weggerafft und um manch schönes Jahr, auf das er sicher rechnete, gebracht werden kann. Ereilt einen der Tod aber erst an der natürlichen Grenze des Lebens, erscheint er nur wie der Schlaf nach einem mühevollen Tagewerk, hat ein Vater, der in der Liebe seines Kindes glücklich war bis zum lezten Augenblick, keinen Wunsch mehr, als in seinen Armen zu entschlummern — ist denn dies ein so trauriges Bild, daß man die Augen davon abwenden muß? ... Lucie, warum weinen? .. Entschuldigen Sie, mein Herr, über diesen Punkt zanken wir uns gar oft, ich und Lucie; das Porträt brachte mich darauf, sonst wäre ich nicht so frei gewesen, hier den Streit aufzunehmen ..."

Ich behorchte mit Entzücken diese Bruchstücke des Gesprächs. Wie viel sagten sie mir! und zudem bekam dadurch das schöne Mädchen einen unendlich interessanten Anstrich von Schwermuth und rührender Kindesliebe. Ach! dachte ich, so herrliche Pferde, so unterthänige Lakaien, ein so prächtiger Wagen, so viel Luxus, so viel Anlaß zu Freude und Eitelkeit, und die Königin über dieses Alles steht thränenfeuchten Auges und grämt sich, daß sie nicht immer um ihren alten Vater seyn kann!

Am nämlichen Tage noch kam das Porträt in die Galerie, freilich erst als Skizze; aber ich erkannte sogleich den schönen alten Mann. Er war links auf der Leinwand; rechts befand sich ein großer leerer Raum, der sich nach meiner Meinung schlecht ausnahm. Aber bei der zweiten Sitzung wurde das Gemälde hereingenommen, obgleich die junge Miß diesmal allein gekommen war, und dies bestärkte mich in der Vermuthung, daß der leere Raum für ihr Bild bestimmt sey, und daß ich endlich ihr Gesicht zu sehen bekommen werde.

„Sie hatten versprochen, Miß," hörte ich den Maler sagen, „eine Skizze des Punkts im Park zu bringen, an den Ihr Herr Vater gesezt seyn möchte." — „Ich habe sie," war die Antwort; „sie ist im Wagen." — Sie trat an's Fenster und rief: „John, bring me my album! — Aber," fuhr sie munter fort, „John ist ja nicht da!" Allerdings hatten ihre Leute einen armen Teufel bei den Pferden gelassen und thaten sich in einem benachbarten Kaffeehaus gütlich. „Ich hole es," rief der Maler; aber ich war ihm zuvorgekommen, und schon flog ich wieder die Treppe herauf, das Album der jungen Miß an meine Lippen drückend. Ich hoffte bis zur Thüre des Ateliers zu kommen und hier im Fluge ihr Gesicht zu sehen, aber der Maler kam mir entgegen. „Großen Dank! gibt es doch keinen artigeren Burschen!" und damit nahm er mir das Buch aus der Hand.

Ich kehrte an meinen Lauerposten zurück, ruhiger als ich gegangen, und hatte damit sehr Unrecht: ich war um Worte gekommen, deren jedes unschätzbaren Werth hatte. — „Der artige Junge! er versteht also englisch?" — „Sehr gut; er macht gewöhnlich den Dolmetscher zwischen mir und Ihren Landsleuten. Ein lieber Junge! nur Schade, daß er sich nicht der Kunst widmen darf, wozu er Neigung und Talent hätte." — Der Maler stand auf und fuhr dann fort: „Ich muß Ihnen doch etwas zeigen... Hier! eine Skizze, von ihm am Fenster hier entworfen — der See, ein Stück des Gefängnisses; der zerlumpte Hut hier an der Schnur, in den die Vorübergehenden ein Almosen werfen sollen, deutet auf den armen Gefangenen, dem der Anblick dieser schönen Natur versagt ist." — „Recht artig componirt!" sagte sie, „und mit viel Gefühl! .. Warum widmet er sich aber nicht der Kunst, da er so viel Beruf dazu zeigt?" — „Seine Vormünder! sie wollen einen Juristen aus ihm machen." — „Vormünder? So ist er eine Waise?" — „Schon lange; er hat nur einen alten Onkel, der ihn erziehen läßt." —

„Armer Junge!" sagte die junge Engländerin im Tone inniger Theilnahme.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, April.

Gutenberg. Kunstverein. Eisenbahn. Fort Hardenberg.

Die Angelegenheit des Gutenbergsdenkmals geht nachgerade zu Ende, und mit dem 24sten Juni, dem Johannistage, wird Johann Gutenbergs Statue am Orte der Wiege des großen Erfinders enthüllt dastehen. Dann werden wir für ein dreijähriges Harren entschädigt werden, und große Feste an uns vorübergehen sehen, der Erinnerung des großen Mitbürgers geweiht. Schon trifft die Kommission große Vorbereitungen; ein Festcomité ist ernannt, von dem man überzeugt seyn darf, daß es seine schöne Aufgabe würdig lösen werde. Die Reden auf dem Platze werden vom Bürgermeister der Stadt Mainz, vom Präsidenten des Kunstvereins und von dem Präsidenten der Gutenbergskommission gehalten, die Liedertafel nebst andern nachbarlichen Musikvereinen veranstalten am Enthüllungstage ein großes Musikfest, wobei Löwe's großes Oratorium: „Gutenberg," (Text von Giesebrecht) zur Aufführung kommt. An den beiden darauf folgenden Tagen beginnen die Volksfeste. Ueber das Festprogramm deliberirt indessen im Augenblicke das Comité, weßhalb noch keine weitern Details darüber angegeben werden können. Die Zeit, in welche das Fest fällt, ist geeignet, eine große Fremdenmenge hier zu versammeln, da die Rhein- und Badereisen damit zusammenfallen, wo ohnehin unsere Stadt und Gegend das Asyl der reiselustigen Welt sind. Außerdem ist es gewiß, daß aus den bedeutendern deutschen Städten Deputationen eintreffen werden. Crozatier in Paris hat den Erzguß auf sehr würdige Weise vollendet, und wir finden, daß diese Meisterarbeit mit 25,000 Fr., welche ausbedungen worden, nicht zu theuer bezahlt ist. Thorwaldsen in Rom hat für die Modellirung nichts angenommen; aber dafür steht auch der Däne dem Deutschen um so viel näher. Daß die Statue im Louvre in Paris ausgestellt worden sey, wie man Anfangs beabsichtigte, um einen Ertrag für das Unternehmen zu erzielen, davon vernehmen wir nichts, und man scheint diese Idee in der lezten Zeit aufgegeben zu haben, da man mit der Errichtung des Denkmals eilte. Wer weiß aber auch, ob die Ausstellung etwas abgeworfen hätte! Die Franzosen, die Männer der freien Presse, haben sich für den Erfinder der Presse und für sein Denkmal wenig interessirt. Der König der Franzosen war der Einzige, der zu unserm europäischen Unternehmen etwas beitrug. — Der Anschluß unsers Kunstvereins an den rheinischen Kunstverband (Straßburg, Karlsruhe, Mannheim, Düsseldorf, Darmstadt, Mainz) kann als ein Ereigniß bezeichnet werden, das von den schönsten Folgen seyn kann und wird. Unsere jährlichen Kunstausstellungen werden nun Bedeutsamkeit erhalten, und nicht bloß von den Beiträgen hiesiger Künstler abhängen; was in den Ausstellungen jener Städte Vorzügliches zu Tage kommt, werden wir in unserer Ausstellung, die zulezt stattfindet, vereinigen. — Die Angelegenheit der Mainz-Frankfurter Eisenbahn, die seit einem Monate so viel von sich reden machte, ist immer noch nicht in der Art entschieden, daß man hoffen könnte, das Werk werde unverzüglich begonnen. Zwar ist die Concession der Staatsregierung da, das Expropriationsgesez ist da, die Kapitalien sind da, und man könnte auf der Stelle zur Nivellirung schreiten; doch das neue Frankfurt-Wiesbadener Projekt macht die Sache bedenklich; es kam unerwartet und ungemein störend. Wird nämlich auch auf der rechten Seite des Mains eine Eisenbahn gebaut, so ist, obwohl diese sich unmöglich rentiren kann, die schöne Aussicht für unsere Bahn auf der linken Mainseite zur Hälfte wenigstens getrübt; denn es wird dieser der wohl zu beachtende Personentransport nach den Taunusbädern dadurch entzogen. Dieses Frankfurt-Wiesbadener Unternehmen, kommt es zu Stande, kann wohl in der ersten Zeit der Agiotage durch Aktienhandel (das Unternehmen geht von sieben reichen Banquiers zu Frankfurt aus) Gewinnst abwerfen; aber es wird ein Ruin seyn für die, welche sich mit großen Summen daran betheiligen, und die Absicht haben, auf Dividenden zu warten. Denn so viel leuchtet wohl Jedem ein, daß unsere Mainz-Frankfurter Eisenbahn keine isolirte bleiben kann, sondern daß sie bestimmt ist, dereinst in Verbindung zu treten einerseits mit dem Mannheim-Baseler Unternehmen, und andererseits mit den Bahnen, die früher oder später nach dem nördlichen Deutschland hin gezogen werden, wodurch unsere Bahn von selbst der Mittelpunkt eines großen Eisenbahnsystems wird, das den Süden mit dem Norden auf die einfachste Weise verbindet. Welche Vortheile, bei unserer ohnehin so glücklichen Lage, unserer Mainz-Frankfurter Bahn aus diesem großartigen Projekte entspringen müssen, leuchtet Jedem ein, und nicht weniger, daß die Bahn auf der rechten Mainseite verdammt ist, ewig auf einen Personentransport zwischen zweien Städten (Frankfurt und Wiesbaden) beschränkt zu bleiben, welcher noch dazu nur im Sommer bedeutend ist. Wie nöthig es also im Interesse der Unternehmer der Bahn auf der rechten Seite wäre, daß sie ihr Projekt mit dem unsrigen verschmelzen, liegt am Tage. Sie haben aber einmal die Caprice, das Projekt durchzusezen, und sie werden es zu spät bereuen. — Einer der entferntesten Theile unserer Festung, das Fort „Hardenberg," hat seit Kurzem darum eine Bedeutung bekommen, weil die politischen Gefangenen des Frankfurter Attentats dahin versezt worden sind. Das Fort liegt äußerst romantisch, Vater Rhein fließt ruhig und freundlich daran vorbei, und man wird veranlaßt, dort oben friedlich-poetische Betrachtungen anzustellen. Uebrigens sollen sich die Leute äußerst behaglich in ihrer neuen Lage befinden, wenigstens ist es bekannt, daß ihnen von Seiten der Militärbehörde eine sehr humane Behandlung zu Theil wird. Es ist ihnen erlaubt, unter Aufsicht mehrere Stunden des Tags im Hofraume sich zu bewegen und Anverwandte zu sehen; sie erhalten gute Kost, Lektüre, kurz Alles, was sich mit ihrer Lage verträgt. — Auch mit unserer Festungsgarnison ist eine Veränderung eingetreten. Das österreichische Regiment Langenau, das mehr als zwanzig Jahre hier in Garnison lag, und fast einheimisch hier war, hat Mainz verlassen, und an dessen Stelle ist aus Oesterreich ein anderes Infanterieregiment, Fleischer, gekommen. Dieser Truppenwechsel hat hier wahres Bedauern erregt; denn die hiesige Bevölkerung stand mit diesen Truppen auf einem sehr freundschaftlichen Fuße, und man war die Leute schon so gewöhnt, daß man an Trennung nicht denken mochte. Wir zweifeln indessen nicht, daß bald ein ähnliches Verhältniß mit dem neuen Regiment hergestellt seyn wird; denn mit dem österreichischen Soldaten, in dessen Charakter Gutmüthigkeit und Wohlwollen die Hauptzüge sind, läßt sich sehr leicht und gut leben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 45. Montag, 1. Mai 1837.

Werke über Oesterreich.

1) Geschichte des Hauses Habsburg von dem Fürsten E. M. Lichnowsky. Erster Theil, von den frühesten Nachrichten bis zu dem Tode König Rudolf des Ersten. Mit vier Kupfertafeln. Wien, Schaumburg u. Comp., 1836. gr. 8. S. XXIV. 346. CLXXIV.

Ein in vieler Beziehung merkwürdiges Werk, nicht nur weil es die erlauchte Literatur bereichert, sondern weil es der Anlage nach ein neues Muster für Specialgeschichte aufstellt. Während andere Geschichtschreiber die Quellen mehr oder weniger vollständig kannten, darunter nach Willkür wählten, davon nach Belieben einige nannten, andere nicht nannten, hat der Verfasser des vorliegenden Werks gewissenhaft und systematisch alle nur möglichen Quellen seiner Geschichte gesammelt, geordnet, dem Leser vorgezählt und zu jedem ein kurzes Urtheil über deren Reichhaltigkeit und Glaubwürdigkeit hinzugefügt; so daß er selbst dazu auffordert, jede etwaige Lücke seines Quellenstudiums zu bemerken, jede etwaige falsche Beurtheilung einer Quelle zu berichtigen. Dazu kommt noch eine Urkundensammlung und ein Tagebuch, worin chronologisch der Inhalt unzähliger anderer, minder wichtiger Urkunden angegeben sind.

Auf dieser vortrefflichen Grundlage kann nun freilich der eine Baumeister so, der andere anders bauen. Die speciellste Kenntniß der Thatsachen vorausgesezt, kommt es erst noch auf die Auffassung an. Die Auffassung ist aber gewissermaßen klimatisch, und wenn wir gleich die guelfische Politik Rudolfs I. im Gegensatz gegen die ghibellinische der gestürzten Hohenstaufen nicht durchaus in dem Lichte sehen, wie Fürst Lichnowsky, so legen wir auf diesen Unterschied, als auf etwas Natürliches, gar kein Gewicht, sondern sind ihm für einige neue Fakta verbunden, durch deren Mittheilung er unsere Ansicht bestätigt, ohne es zu wollen. Wenn nämlich die persönliche geheime Zusammenkunft Rudolfs mit dem Papst *vor* der Kaiserwahl, wenn die Unterhandlungen mit der Fürstenaristokratie durch Friedrich von Zollern *vor* der Kaiserwahl eben so gewiß ausgemittelt sind, als die Thatsache, daß Kaiser Rudolf schon am Krönungstag seine drei Töchter den vornehmsten Wahlfürsten vermählte und *nachher* durch die gehorsamste Unterwürfigkeit unter den Papst einer- und durch Annahme der sein kaiserliches Ansehen einschränkenden Willebriefe der Fürstenaristokratie andrerseits die Bedingungen erfüllte, *ohne* die man ihn gar nicht gewählt haben würde,

so ist klar, daß Rudolf nur ein Werkzeug der guelfischen Politik war. Es konnte auch nichts anderes seyn, denn der Papst, die französische Partei und die nach Provinzial-Unabhängigkeit trachtenden deutschen Fürsten waren Sieger, das deutsche Einheits- und Nationalinteresse in den Ghibellinen besiegt. Habsburg war von der guelfischen Politik so abhängig, daß es sich auf Befehl des Papstes dazu hergeben mußte, Ungarn einem französischen Prinzen erobern zu helfen, zum großen Schaden des Reichs, das nunmehr von drei Seiten her durch die päpstlich-französische Allianz umgarnt wurde. Habsburg war von der guelfischen Politik so abhängig, daß es seine Tochter dem Sohn jenes Karl von Anjou vermählte, durch den Deutschland den empfindlichsten Schimpf erlitten. Erst in späterer Zeit, als das mächtiger gewordene Haus Habsburg jener päpstlich-französischen Allianz entgegentrat, befand es sich auf einem unabhängigen Standpunkt. Bei der außerordentlichen Vollständigkeit der Quellen und Erwähnung aller gleichzeitigen Nachrichten vermissen wir das merkwürdige Gedicht des Schulmeisters von Eßlingen, das sich im Manessischen Codex befindet. Es ist zwar feindselig gegen Rudolf, aber eine Stimme der Zeit, die ein unparteiischer Geschichtschreiber nicht hätte unabgedruckt lassen sollen.

Wir legen, wie gesagt, keinen Werth auf die politischen Theorien, die sich mit dem Meridian verändern; doch finden wir es nicht unmerkwürdig, daß der Fürst Lichnowsky, wenn auch von anderm Standpunkt aus, die Politik des Hauses Habsburg genau so prädicirt, wie der selige Schneller. Uns will es aber scheinen, daß man der Geschichte ein wenig Gewalt anthut, wenn man ihre mannichfaltigen Erscheinungen einander ähnlich machen will, wo sie es keineswegs sind. Wenn der Herr Fürst in der Vorrede festzustellen sucht, daß das Haus Habsburg das historische Princip vertrete und von jeher vertreten habe, so stimmt das doch keineswegs mit der wirklichen Geschichte durchaus überein. Als Rudolf von Habsburg auftrat, war der Ghibellinismus, die alte Kaisermacht das historische, der Guelfismus dagegen, die vom Papst geleitete Rebellion der Reichsfürsten gegen ihr geheiligtes Oberhaupt, und die Unterordnung dieses Oberhaupts unter die Willkür der Fürstenaristokratie war das revolutionäre Princip jener Zeit. Wollte aber der Herr Fürst einwenden, Gott sey älter als der Kaiser und insofern der Papismus als das historische Princip zu behaupten, so können wir nicht umhin, ihn auf die spätere Zeit zu verweisen, in welcher Habsburg, im Erbbesitz der Kaiserwürde, unwillkürlich ghibellinisch werden mußte. Es wäre sehr kurzsichtig, wenn man die ghibellinische Reaktion gegen das Papstthum, die allerdings erst unter Joseph II. energisch und offen hervortrat, in früheren Perioden verkennen wollte. Was hatte nicht Max I., Karl V., Maximilian II., selbst der bigotte Ferdinand II. und Leopold I., Joseph I., Karl VI. mit dem päpstlichen Stuhl beständig zu schaffen, wenn auch meistens nur geheim. Wie oft, ja fast immer, stand der Papst im geheimen Bunde mit Frankreich, so oft dieses den Kaiser anfiel! Wir wollen nicht noch weiter untersuchen, inwiefern etwa die großen innern Umgestaltungen in verschiedenen Provinzen des österreichischen Kaiserstaats, welche radikale Ausrottungen des alt Historischen waren, an dessen Stelle sehr moderne Verhältnisse traten, für das historische Princip vindicirt werden könnten. Es genügt uns, angedeutet zu haben, daß man Tendenzen von heute nicht auf Jahrhunderte, und die Conservativpolitik alter Geschlechter schwerlich auf die Erwerbungspolitik junger Geschlechter zurückdatiren kann.

2) Oesterreich unter Albrecht II. Von Franz Kurz, reg. Chorherrn und Pfarrer zu S. Florian. Zwei Theile. Wien, Kuppfer und Singer, 1835.

Wir verdanken dem Herrn Kurz schon mehrere der ausgezeichnetsten specialgeschichtlichen Werke, so namentlich das über den großen Aufstand der Oberösterreicher unter Fadinger im dreißigjährigen Kriege, über Friedrich den Schönen und Albrecht den Lahmen. Hier beschreibt er das Leben Kaiser Albrechts II. Bekanntlich hat dieser Kaiser nur sehr kurze Zeit regiert, und seine frühere Geschichte als Herzog von Oesterreich ist durch den Hussitenkrieg, der allein allen Ruhm jener Zeit verschlungen hat, in den Schatten gestellt worden. Herr Kurz zieht nun diese weniger bekannte Geschichte ans Licht. Sie ist für Oesterreich insbesondere sehr interessant, denn es war eine Periode der Anarchie und wildesten Fehde. Die Vormünder des jungen Albrecht, die Herzoge Leopold und Ernst, befehdeten sich aufs grimmigste um die Vormundschaft; jener mit ungrischen und mährischen Räubern, dieser mit den über Oesterreichs Verluste schadenfrohen Bayern im Bunde, und Beide das Werkzeug ihrer Bundesgenossen und Untergebenen, welche die allgemeine Auflösung des Rechtszustandes nur benutzten, um zu rauben. Die fremden Zuläufer, der zügellose Adel, ja die Herzoge selbst wetteiferten, das unglückliche Landvolk zu mißhandeln. Da Ernst vorzüglich auf Bayern und den Adel sich stützte, hielt sich Leopold an die fremden Räuber und den Pöbel, hezte den leztern in Wien auf, ließ die reichen Rathsglieder hinrichten und berauben und einen Rath aus dem niedersten Haufen wählen ꝛc. Endlich trat Kaiser Sigismund als Obmann auf, versöhnte die Vormünder, nahm sich des Mündels

an und bestimmte ihn zu seinem Schwiegersohn und Erben. Der junge Albrecht trat im Vertrauen auf eine solche Stütze bald energisch auf, konnte aber seine Kraft nur gegen Wehrlose geltend machen, gegen die Ketzer und Juden, die er aufs grausamste verfolgte, nicht aber gegen den übermüthigen Adel, der sich an Gehorsam noch nicht gewöhnen wollte, und am wenigsten gegen die Hussiten, die das ihm anvertraute Mähren und Oesterreich selbst furchtbar heimsuchten. Albrechts Verfahren in Mähren gegen die Andersdenkenden kam dem der Hussiten an Grausamkeit gleich. Wenn man bedenkt, daß er, den Hussiten das Feld räumend, mehrere hundert Dörfer des ihm anvertrauten Landes in Brand stecken ließ, da die Einwohner mit den Hussiten zu fraternisiren Miene machten, so begreift man, wie rachlustig die mährischen Brüder ihrerseits werden mußten. Ueber die bisher im Detail wenig oder gar nicht bekannten Einfälle der Hussiten in Oesterreich theilt Herr Kurz so viel mit, als ihm möglich war, aus sehr unvollständigen Quellen zu ergänzen. Interessant und neu ist die Notiz, daß der böhmische Adel, der beständig eine Mittelmacht zwischen dem Kaiser einer- und den wilden Hussiten andrerseits zu constituiren trachtete, nachdem der von ihm herbeigerufene polnische Koribut den Erwartungen nicht entsprochen hatte, und der Adel weder ohne König bleiben noch zu Sigismund zurückkehren wollte, sein Auge auf den Herzog Friedrich von Tyrol warf, der als früherer Feind Sigismunds den Hussiten annehmlich seyn konnte, und zugleich als geborner Habsburger Böhmen dem habsburgischen Hause erhalten haben würde, da der Haß der Böhmen gegen Albrecht viel zu groß war, als daß sie diesen als Sigismunds Erben in Böhmen hätten anerkennen sollen. Gleichwohl zerschlug sich diese Intrigue, weil Albrecht und Sigismund dagegen waren. Schon aus dieser einzigen Bemerkung wird der kundige Leser entnehmen, wie viele und mancherlei neue Aufschlüsse dieses schöne Werk enthält.

3) Geschichte der Regierung Ferdinands I. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen von F. B. von Bucholz. Siebenter Band. Wien, Schaumburg und Comp., 1836.

Ohne uns in weitere Polemik gegen den einseitig katholischen Standpunkt des Verfassers einzulassen, wiederholen wir das Lob dieses großen und mühevollen Werks, sofern es eine ungeheure Menge von Thatsachen gesammelt und diplomatisch treu mitgetheilt hat, die den Leser in den Stand setzen, selbst zu urtheilen. Der vorliegende Band beginnt mit der Verrätherei des sächsischen Moritz und reicht bis zum Jahr 1562, umfaßt also den Passauer Vertrag, den Religionsfrieden, den französischen und türkischen Feldzug, die Fehde gegen den wilden Markgraf Albrecht, die tragische Katastrophe Georgs in Siebenbürgen, Moritzens, Karls V. und des Tridentiner Concils Ausgang, also eine der interessantesten Epochen der deutschen Geschichte. Sofern diese Epoche zugleich eine der bekanntesten und von zahlreichen Forschern bearbeitet ist, bemerken wir, daß der Vorzug der vorliegenden Bearbeitung in den Erörterungen der Diplomatie Ferdinands I. und Karls V. und der Verhältnisse in Ungarn und Siebenbürgen liegt. Eine der ausführlichsten Episoden ist die Geschichte des Kardinal Georg Mertenhausen (Martinuzzi), der eine so große Rolle in Siebenbürgen spielte und dieses Land gern dem türkischen Einfluß entrissen und unter den österreichischen gebracht hätte, wenn man seinen Rathschlägen gefolgt wäre. Er äußerte unter andern: „Ferdinand würde wohl thun, öffentlich zu verkünden, daß er den Bauern Freiheit geben wolle, damit man seine Sorgfalt für alle Klassen erkenne, und Gott durch diese den Bauern gegebene Freiheit leichter versöhnt werde. Die Türken böten den Bauern die Freiheit an, und hätten dadurch manche Raizen zum Abfall gebracht, denn in der Unterdrückung glaube der Mensch solchen Worten leicht, wenn er gleich in noch ärgere Knechtschaft falle. Zu solchem Abfall aber geben wir allein Anlaß, da wir die Bauern in solcher Unterdrückung halten, daß wir, nur daß ihnen Weib und Kinder nicht entrissen werden, sonst alle Art von Grausamkeit gegen sie üben." Gewiß eine merkwürdige Aeußerung. Georg, den der Papst kurz zuvor auf Ferdinands Verwendung zum Kardinal gemacht hatte, wurde auf des General Castoldo Befehl gemeuchelmordet, und der Papst sagte nur: man hätte ihn entweder nicht zum Kardinal empfehlen oder nicht ermorden sollen. Diese Details gehören zu den interessantesten des vorliegenden Werkes, das übrigens auch in den Partien, die von der deutschen Politik und von dem Streit mit den Protestanten handeln, eine rühmenswerthe Ausführlichkeit beurkunden, und überall durch Citate und eigene Worte der Zeitgenossen den Leser in den Stand setzen, sich sein eigenes Urtheil zu bilden.

Pädagogik.

4) Die Eckernförder Elementarschuleneinrichtung rc. Dargestellt von M. E. M. Müller, Director der Bürgerschule zu Pirna, und K. Fr. G. Baumfelder, Oberlehrer rc. zu Dresden. Dresden, Grimmer, 1835.

Lange Zeit hat man sich in Deutschland gegen den wechselseitigen Unterricht gesträubt, mit Recht abgestoßen

durch die gar zu maschienenmäßige Form, die ihm ihre Gründer, Bell und Lancaster, gegeben haben. Allein schon der Pater Girard in der Schweiz wußte zu seiner Zeit das Gute darin vom Fehlerhaften zu sondern und jenes in so wohlthätige Anwendung zu bringen, daß er beim Einzug der Jesuiten in Freiburg im Uechtland außer Thätigkeit gesezt wurde. Vor einigen Jahren hat Herr Probst Zerrenner in Magdeburg bereits einen sehr günstigen Bericht über die Form des wechselseitigen Unterrichts erstattet, welche demselben im Holsteinischen gegeben worden ist; auch ist der wechselseitige Unterricht in Magdeburg seitdem eingeführt worden. Gegenwärtige Darstellung gibt uns einen doppelten Bericht über den wechselseitigen Unterricht, wie derselbe in Eckernförde geordnet ist. Beide Berichterstatter, von der königl. sächsischen Regierung dahin geschickt, sprechen sich für den wechselseitigen Unterricht in Elementarschulen aus, sobald er auf die ähnliche Art wie in Eckernförde ertheilt wird. — Die ausführliche Schilderung desselben und die umständlichere Darlegung der Gründe für ihn müssen wir denen selbst nachzusehen überlassen, die sich näher dafür interessiren. Wir beschränken uns auf Hervorhebung einiger wesentlicher Punkte. Die Eckernförder Schuleinrichtung unterscheidet sich von der Bell-Lancasterschen darin, daß

a) bei jener der Lehrer, wie in andern Schulen, den eigentlichen Unterricht besorgt und nicht das Zulernende, wie der Bell-Lancasterlehrer, bloß von Gehülfen vorsagen und vormachen läßt; die Gehülfen haben in Eckernförde nur das schon vom Lehrer Gelehrte und Geübte zu repetiren und weiter einzuüben;

b) die Gehülfen werden aus den Schülern zwar gewählt, aber immer nur auf zwei oder drei Tage, und dies nur einmal in einem Monate, so daß nach der Reihe fast alle Schüler, die kleinsten Anfänger ausgenommen, als Gehülfen gebraucht werden; — eine Einrichtung, welche sowohl Eitelkeit als Vernachlässigung im Weiterlernen unmöglich macht. Ferner ist Gesetz, daß ein Schüler den Gehülfendienst nur bei solchen Mitschülern zu versehen hat, denen er in dem betreffenden Lehrgegenstande mindestens um drei Stufen voran ist;

c) durch diese Stellung des Lehrers und der Gehülfen fällt der die eigentlichen Bell-Lancasterschulen treffende Vorwurf eines bloß gedächtnißmäßigen, mechanischen und geisttödtenden Abrichtens weg und alle Vortheile dieser Schulen werden in doppelt und dreifach höherem Grade erreicht. Wir führen nur einige an.

So lange es ein frommer Wunsch bleiben wird, daß kein Lehrer mehr als dreißig Schüler zu unterrichten habe, kann nur durch die Gehülfenschulen den großen Uebelständen abgeholfen werden, welche überfüllte Classen in disciplinarischer und unterrichtlicher Hinsicht unvermeidlich mit sich führen. Es kann sogar durch diese Schulen das stufenmäßige Fortschreiten der Schüler und das individuelle Bedürfniß jedes Einzelnen weit mehr in Betracht gezogen werden, als selbst in Schulen, welche nur dreißig, ziemlich gleichartige Schüler unter einem Lehrer ohne Gehülfen haben. Es werden — ein unberechenbarer Vortheil — dadurch, daß die Schüler der Reihe nach zur selbstthätigen Förderung des Lernens und der guten Zucht herbeigezogen werden, eben dieselben mit weit größerem Eifer für Fleiß, Aufmerksamkeit und gutes Betragen erfüllt. Wie dies in der Natur der Sache liegt, so hat es die Erfahrung überall, wo diese verbesserte wechselseitige Schuleinrichtung eingeführt worden ist, bestätigt. Die etwas militärische Ordnung, welche allerdings in diesen Schulen herrscht, ist dem Kindesalter, wie wir aus den Kinderspielen wissen, durchaus gemäß; und sie kann unter der Oberleitung eines nur einigermaßen umsichtigen Lehrers nur wohlthätig wirken.

W. B. Mönnich.

Länder- und Völkerkunde.

39) Ludwighs malerische Reise von Pesth über Semlin, Belgrad, Mehadia nach Orsova. Mit politisch-historisch-statistischen Bemerkungen und vorzüglicher Berücksichtigung der Bäder von Mehadia, Sliács, Stulna, Trencsin. Zwei Theile. Hildburghausen, Kesselring, 1835.

Das Interessanteste an dieser Reiseschilderung ist die Beschreibung der auf dem Titel genannten, in der übrigen Welt wenig bekannten Bäder. Außerdem bietet sie wenig Neues dar. Die Donaureise nach Semlin und Belgrad ist schon von andern oft beschrieben worden. Auch der Besuch des Verfassers beim Pascha von Belgrad hat nur insofern etwas Eigenthümliches, als jener den seltsamen Einfall hatte, diesem eines seiner wenig bekannten Werke „Theon“ zu überreichen, dessen huldvolle Aufnahme er berichtet. Die historischen und antiquarischen Notizen, die der Verfasser überall einstreut, sind schätzenswerth.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 104.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienstag, den 2. Mai 1837.

Entsinnst du dich der kleinsten Thorheit nicht,
In welche dich die Liebe je gestürzt,
So hast du nie geliebt;
Und hast du nicht gesessen, wie ich jetzt,
Den Hörer mit der Liebsten Preis ermüdend,
So hast du nicht geliebt.

Shakespeare.

Die beiden Gefangenen.

(Fortsetzung.)

Was ich da hörte, brachte mich außer mir: sie bedauerte mich! Mehr brauchte es nicht, um mich stolz darauf zu machen, daß ich eine Waise war, um mein ärgstes Unglück in Seligkeit zu verwandeln. O! warum konnte ich ihre Gedanken nicht an mich fesseln! Aber das Gespräch wendete sich auf andere Gegenstände, und ich erfuhr aus ein paar abgebrochenen Reden, daß sie in acht Tagen nach England zurückreisen wollten. Was sollte dann aus mir werden, allein mit Monsieur Ratin! Ich war recht von Herzen betrübt. — England, reizendes Land, dem die Schiffe mit geschwellten Segeln zufliegen, lachende Ufer, schattige Parks, wo die jungen Misses so schwermüthig lustwandeln! Hier — wie reizlos Alles! wie fade! Ich sah hinaus auf den See: er war gar nicht schön! — Wenn sie geht — wenn andere Menschen sie vorbeikommen sehen — wenn sie zur Mittagszeit auf staubiger Straße fährt und ihr Blick auf die grünen Bäume fällt, auf die frischen Wiesen — warum stehe ich nicht unter dem Baum, auf der Wiese! Schöne Miß, du siehst? — Warum liege ich nicht vor den Füßen ihrer Rosse! Ich sähe ihre Angst, und sie hätte wieder Mitleid mit mir!

Die Sitzung war vorüber und ich erwartete in der höchsten Ungeduld, das Gemälde in die Gallerie kommen zu sehen; aber der Abend brach an, es erschien nicht, eben so wenig die folgenden Tage. Man hat gesehen, durch welche Umstände ich an die Dachlücke kam, und da konnte ich dem Verlangen nicht widerstehen, in das Atelier hinauf zu klettern und die Züge der Geliebten meines Herzens zu betrachten. Ich habe erzählt, welche Katastrophe dies zur Folge hatte, und wie ich trostlos das angerichtete Unheil betrachtete. Ich nehme dort meine Geschichte wieder auf.

Diesmal fühlte ich nur zu gut, daß es rein um mich geschehen war. Erst einen Elzivir zu Schanden richten und lügen, dann eine Thüre erbrechen, verbotene Bücher lesen, über das Dach klettern, ein Atelier verheeren, einen Mannequin umwerfen, ein Gemälde zerreißen — eine furchtbare Kette von Verbrechen! und Monsieur Ratin wußte, was das erste Glied derselben war: das unvernünftige Lachen. — Was war zu thun? aufräumen? reinigen? unmöglich! der Schaden war zu groß. Eine Geschichte erfinden? so eben, beim Maikäfer, hatte ich die Erfahrung gemacht, daß dies nicht so leicht war. Gestehen? lieber Alles in der Welt! es wäre herausgekommen, daß ich verliebt war, und ich sah im Geiste, wie bei der bloßen Ahnung einer solchen Immoralität Monsieur Ratin alles Blut in's Gesicht schoß und schon sein Blick

mich vernichtete. Ich beschloß, mich auf dem Wege, auf dem ich gekommen, sachte in mein Zimmer zurückzuziehen, die Thüre der Kammer zu schließen und fleißiger zu arbeiten als je, und dies sowohl, um mir selbst die gräßlichen Gedanken zu vertreiben, als um Monsieur Ratin von der Fährte abzubringen: konnte er doch kaum an meinem moralischen Verhalten zweifeln, wenn ich ihm als Proben meines Fleißes recht viele sauber geschriebene und sorgfältig ausgearbeitete Pensen vorlegte. Da indessen der Abend stark hereinbrach, so glaubte ich meinen Abzug noch etwas verschieben zu müssen, damit es finster wäre, wenn ich wieder über das Dach stieg, und der Gefangene mich nicht sehen könnte.

Diese Zeit benützte ich, um meine Neugierde zu befriedigen. Ich fand bald das an die Wand gelehnte Gemälde und nahm es an die Helle. Es war beinahe vollendet: die junge Miß, in zierlicher Haltung, saß neben ihrem Vater, und ihre zarte Hand ruhte leicht auf dem Halse des schönen Wachtelhunds. Alte Buchen beschatteten den Sitz, und durch eine Oeffnung sah man ein schönes Schloß auf einer sanften Anhöhe und darüber weg das Meer. Das liebe Gesicht mit dem sanften Zug von Schwermuth erregte in meinem Busen einen Sturm der leidenschaftlichsten Gefühle; aber nicht lange, so überfiel mich wieder in seiner ganzen Bitterkeit der Schmerz, daß ich ihr nichts war, nichts seyn konnte, daß sie so bald von hier, von mir scheiden mußte. In den Blick ihres schönen Auges versunken, rief ich in mir: „Warum bist du nicht meine Schwester? Ich wollte dir ein lieber Bruder seyn! wir wollten mit einander den guten alten Mann recht glücklich machen! — Wie frisch ist das Grün, wo du bist! zum Garten wird die Wüste, die du betrittst! — Lucie! meine Lucie!“ —

Die Nacht war angebrochen; traurig nahm ich Abschied vom Gemälde und war bald in meinem Zimmer, kurz ehe man mir Licht und mein Abendessen brachte. Aber bei meiner heftigen Aufregung war ich weder hungrig noch schläfrig, und ich machte mich flugs an die Arbeit, um Monsieur Ratin, ob er mich nun früh oder spät überfiel, augenfällige Proben meines Fleißes und meiner aufrichtigen Besserung vorlegen zu können. — Erst Virgil, dann Cäsar, dann drei Seiten Composition; über der vierten schlief ich ein.

Um Tages Anbruch ward ich durch eine Stimme aufgeschreckt, welche aus voller Kehle ein geistliches Lied sang. Ich horchte: es war der Gefangene. Er sang etwas gedämpfter fort, endlich hörte er auf. Daß der Mann so fromm war, gefiel mir nicht übel. Nach einer Pause rief er herüber: „Sie sind heute Nacht recht fleißig gewesen.“ — „Singt Ihr jeden Morgen so?“ unterbrach ich ihn. — „Von Kindheit auf. Wie wollte ich mein Unglück tragen ohne den Trost der Religion!“ — „Aber die Religion hätte Euch auch vom Verbrechen abhalten sollen, weßhalb Ihr im Gefängniß sitzt.“ — „Junger Herr, ich bin unschuldig! Gott hat es zugelassen, daß meine Richter falsch gerichtet, Gottes Wille geschehe! — Und gerne ergäbe ich mich in mein Schicksal, hätte ich nur neben der leiblichen Nahrung auch die Seelenspeise — aber ich habe keine Bibel.“ — „Was!“ rief ich, „man versagt Euch die Bibel!“ — „Was versagt man dem nicht, den man ausgestoßen, mit Füßen getreten . . .“ — „Eine Bibel müßt Ihr haben! Ihr sollt eine haben! Ich bringe Euch meine eigene!“ — „Guter, junger Herr,“ sagte er mit gerührtem Tone, „zu mir kommen — das geht nicht! Und ich litte es schon gar nicht: ein so furchtbarer Anblick ist nicht für so junge Augen! . . . Wissen Sie aber, warum ich Sie eigentlich angesprochen? Als ich Sie gestern den Kuchen an der Schnur hinaufziehen sah, da dachte ich: gibt es denn keine gute Seele, die so dem armen Gefangenen zum Brode des Lebens verhilft!“ — Wie ein Blitz durchschoß mich da ein Gedanke: „Habt Ihr eine Schnur?“ — „Durch Gottes Zulassung habe ich eine; ich hob sie einzig zu diesem Zwecke auf.“ — „Ihr sollt eine Bibel haben!“ unterbrach ich ihn; „Ihr sollt eine haben!“ — Und ganz vergnügt, daß ich dem Unglücklichen Gutes thun konnte, eilte ich zum Schrank, um die Bibel zu suchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Claqueurs der Pariser Theater.

(Fortsetzung.)

Es gibt gegenwärtig in Paris kein Theater, welches nicht seine eigene stehende Bande von Claqueurs aufzuweisen hat, und es wird hier kein Stück in Scene gesetzt, ohne daß man es zuvor gegen das Auspfeifen versecurirt hat. Es sind nicht bloß die mittelmäßigen und schlechten Autoren, welche sich von den Schaaren der Claqueurs unterstützen und beschützen lassen; alle dramatischen Dichter ohne Ausnahme greifen zu diesem Mittel künstlichen Erfolgs. Seit der Wiedergeburt der Claqueurs hat man es auf den Pariser Theatern allgemein so gehalten. Der Dichter Lemière vergaß sich sogar so weit, daß er aus dem Hintergrund einer Loge seine eigenen Werke beklatschen half. Dorat wandte fast sein ganzes Vermögen daran, um seine Stücke mit Glanz durchzubringen. Man erzählt, daß er nach der ersten Aufführung seines Regulus den Schauspielern noch 700 Franken für gewisse Auslagen schuldig war, bei welcher Gelegenheit Laharpe zu ihm sagte: noch zwei oder drei solcher Succeſſe

und Sie sind ein ruinirter Mann! Die beiden ersten jezt lebenden dramatischen Schriftsteller Frankreichs lassen kein neues Stück zur Aufführung bringen, wenn nicht alle ihre Freunde der ersten Vorstellung beiwohnen und die Verpflichtung über sich genommen haben, um jeden Preis zu klatschen. Wehe dem armen Dichter, welcher diese gewöhnlichen Hülfsmittel verschmähen und das Publikum allein zum Schiedsrichter über die Vortrefflichkeit seines Werks bestellen wollte; er könnte ganz sicher darauf rechnen, eine schreckliche Niederlage zu erleben. Eine fein angesponnene Kabale würde ihn bald überzeugen, daß es gefährlich ist, als einzelner Kämpe gegen die Legionen „der Römer" in die Schranken zu treten. Mit diesem klassischen Namen, dessen Ursprung ich weiter nicht anzugeben weiß, bezeichnet man nämlich die Pariser Claqueurs; vielleicht haben sie ihn deßhalb erhalten, weil sie gegenwärtig Herrn der Bühnenwelt sind, wie weiland die alten Römer Herrn der politischen.

Eine erste Vorstellung in Paris ist in der That etwas Merkwürdiges, und der nur oberflächlich oder gar nicht in Coulissengeheimnisse eingeweihte Zuschauer, welcher zufällig einer solchen Aufführung beiwohnt, ahnt nicht im Entferntesten, wie viel Mühe, Sorge und Geld der Erfolg eines Dramas dem Autor kostet, der am Ende des Stücks von dem begeisterten Parterre mit unbändigem Geschrei herausgerufen wird. Wenn der arme Autor nach zwei-, dreimonatlicher Anstrengung endlich die lezte Zeile seines lezten Akts niedergeschrieben hat und sich nun mit einem tiefen Stoßseufzer in seinen Lehnstuhl, wenn er anders einen Lehnstuhl besizt, zurücklehnt, weil er glaubt, jezt sey Alles abgemacht und er brauche nur in aller Ruhe den Succeß abzuwarten, so ist das weit gefehlt; denn von diesem Augenblicke geht die liebe Noth erst recht an. Im Fall er noch unbekannt ist, muß er zunächst den anmaßenden Dünkel des Theaterdirektors, den ewigen Aufschub des Lesecomités, die zahlreichen Launen der Schauspieler und die noch zahlreicheren Caprieen der Schauspielerinnen geduldig ertragen und am Ende sich noch auf Gnad und Ungnade in die Bedingungen des obersten Chefs der Claqueurs fügen. Schon geraume Zeit vorher werden die Verhandlungen rücksichtlich des lezten Punktes eingeleitet. Der Chef de Claque, euphemistisch entrepreneur de succès genannt, ist bei den Privat- und Generalproben zugegen, man sucht ihm so viel als möglich den Geist des Stücks — wenn nämlich welcher darin ist — begreiflich zu machen; man deutet ihm die Kraftstellen, die effektvollsten dramatischen Situationen, welche beklatscht werden müssen, und endlich den günstigen Augenblick an, wo er mit seinen „Leuten" den Erfolg des Stücks erobern soll. Der Schauspieldirektor und die Akteurs ermangeln nie, diesen Lehren und Anweisungen des Autors noch einige besondere Instruktionen und Empfehlungen beizufügen. Mit den Schauspielern verständigt sich der Chef de Claque weniger leicht, als mit dem Direktor und Autor; man predigt ihm sehr weitläufig und sorgfältig vor, daß er ja die Geseze der künstlerischen Hierarchie beobachten müsse; den ersten Rollen dürfen allein die gigantischen Beifallsbezeugungen zu Theil werden; die Nebenrollen müssen sich mit den Brosamen begnügen. Dieser will gleich beim ersten Auftreten günstig empfangen werden; Jenem liegt nicht viel daran, ob man ihn während der ersten beiden Akte beklatscht, wenn er nur im dritten und vierten nicht vergessen wird; ein Anderer endlich wünscht von Anfang bis zu Ende unter lautem Beifall zu spielen, und nach dem Herunterlassen des Vorhangs außerdem noch gerufen zu werden. Da das ungewöhnliche Mühe verursacht, so gibt er auch dem Chef de Claque noch ein Extratrinkgeld à zwanzig Billets, um daraus ein eigenes Peloton „Römer" zu seiner speciellen Bedienung anzustellen. Nachdem Jedermann die feste Ueberzeugung gewonnen hat, daß der „Chef" alle Andeutungen begriffen und alle Empfehlungen behalten hat, sezt der Theaterdirektor den Tag für die erste Vorstellung fest.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, April.

Erdbeben. Frühlingsfeste. Mozarts Denkmal.

Die Erdstöße, welche man in Wien und an andern Orten des österreichischen Kaiserstaates am 14ten März Nachmittags bemerkte, sind auch in einigen Gegenden Prags, insbesondere am rechten Ufer der Moldau, doch ziemlich leicht, fühlbar geworden. In den Umgebungen der Sternwarte wurde, so wie in den meisten Theilen Prags, keine Spur des Erdbebens wahrgenommen, und die astronomischen Uhren zeigten nicht die mindeste Veränderung in ihrem Gange. Die Witterung war und blieb heiter, das Barometer vor und nach jener Zeit im Steigen begriffen, und stand um zwei Uhr auf 27 Zoll $7^{6}/_{10}$ Linien, um sechs Uhr auf 27 Zoll $8^{1}/_{10}$ Linien Pariser Maß, das Reaumursche Thermometer zeigte um zwei Uhr $8^{1}/_{10}$, um sechs Uhr $5^{2}/_{10}$ Grad Wärme. Auch zu Altbunzlau, dem Stift Hohenfurt und in andern Ortschaften Böhmens wurde diese Erderschütterung verspürt. Wenige Tage nach dieser Naturerscheinung sind wieder bedeutende Fröste eingetreten, und der Frühling hat überhaupt in sehr rauher Gestalt, meist in Schnee gehüllt und von Stürmen begleitet, debütirt, und täuschte zum großen Theil die Erwartungen der schönen und frommen Welt auf die ersten heiligen und Lenzfeste und Promenaden. Das Josephsfest mit seinem Jahrmarkt vor der Kirche wurde verschoben; aber in der Charwoche erhöhte das rauhe Wetter die Verdienste der Andächtigen, welche die heiligen Gräber besuchten, und unsere Longchampstage (der Osterdienstag im Baumgarten, und der Mittwoch, der Schuhmacherzunft geweiht,

in den Umgebungen des Dorfes Nusle) waren so wild und stürmisch, daß man kaum erwartet hätte, an beiden Tagen die Menschen in so langen Zügen, den Elementen trozend, hierhin und dorthin wandern, reiten und fahren zu sehen. Im Baumgarten hatte sich, wie gewöhnlich, nebst den niedern und mittlern Klassen auch die gesammte fashionable Welt versammelt, die am folgenden Tage die große Wiese, als den eigentlichen Tummelplaz des Volksvergnügens, nur umfuhr; denn fast Niemand stieg aus, sich in das bunte Gewühl zu mengen, das, in verschiedene Gruppen getheilt, sich auf mannigfaltigste Art, doch, wie das bei böhmischen Volksfesten immer der Fall ist, ohne große Lebhaftigkeit ergözte. Zahllose, mehr und minder verstimmte Leierkasten bildeten die ambulanten Orchester, um welche sich Tanzkreise gestalteten, die zum Theil fast eben so taktlos, wenn auch nicht so heftig walzten, als die elegante Jugend auf unsern Bällen und Reunionen. Dazwischen erhob sich hie und da ein Kram mit Gebäck und Obst, sammt den Spieltischen und Bänken, und selbst auf der Erde waren hie und da Lottobogen ausgebreitet, wo ein paar Kreuzer eingesezt wurden, und Pomeranzen, Bäckerwaaren und Kuchen das große Loos bildeten. Das Gedränge war ungeheuer, und auf dem Fußpfade wogte die stillfröhliche Menge gleich dem Mühlbache dahin. Wie ein Memento aber, um der Munterkeit Sordinen aufzusezen, schien es, als habe man die Gesammtzahl der Blinden und Krüppel — darunter Figuren, die von Natur expreß dazu geformt schienen, an Höllenbreughels Bilder und die abenteuerlichsten Verrenkungen des ersten Mimikers der Theater zu London und Paris, Klischnig, zu mahnen — des böhmischen Königreichs zur Feier des Schusterfestes verschrieben, welche, die Erstern mit Adjutanten, die Andern meist allein, mitten im Wege knieten, den Wallern gleichsam den Pfad abschneidend, und ein Höllengeschrei erhoben, welches als Antidotum gegen das Mitleid diente, das ihre Hülflosigkeit in jedem wohl organisirten Herzen erregt haben würde, wenn man ihnen nicht so sehr angesehen, daß ihnen das Betteln ein Gewerbe, ihre Gebrechlichkeit das erwünschte Handwerkszeug sey, das sie ungern mit geraden Gliedern vertauschen würden, weil man in diesem Falle vielleicht die unverschämte Forderung an sie stellen dürfte, zu arbeiten. — Zum Vortheil des Fonds für ein Monument W. A. Mozarts in Prag hat der Verein für Kirchenmusik bereits ein Concert gegeben, das sehr zahlreich besucht war, und meistens Mozartsche Compositionen enthielt, und in den ersten Tagen des nächsten Monats soll ein zweites, von dem Conservatorium der Musik veranstaltet, folgen; aber schon haben sich Diskussionen über den Plaz erhoben, auf welchem das Denkmal errichtet werden dürfte. Nach der ersten Idee sollte es in einer Kirche angebracht werden; doch sagt man, der Erzbischof von Prag wolle dies nicht gestatten, da Mozart weder ein Potentat, noch ein Geistlicher gewesen sey, und die Gesinnungen, welche dieser geistliche Oberhirt bisher an den Tag gelegt hat, verleihen einer solchen Ansicht große Wahrscheinlichkeit. Andere haben vorgeschlagen, man solle auf Kosten der Stadtgemeinde einen Saal bauen, der nie zu Bällen, sondern nur zu Concerten verwendet werde, diesem den Namen: „Mozartssaal“ beilegen, und darin bloß die einzige Büste des größten deutschen Meisters aufstellen. Direktor Weber soll überdies den guten Gedanken haben, neben dem großen Monumente eine Büste des Tondichters in der kaiserlichen Bibliothek aufzustellen, und einer vollständigen Sammlung seiner Werke nächst derselben ein eigenes Fach zu widmen. Sollten die eingehenden Summen nicht hinreichen, das Denkmal großartig und des Tonmeisters würdig auszuführen, so thäten die Böhmen wohl besser, sich dem deutschen Mozartsverein anzuschließen, und die Spenden ihrer Verehrung mit jenen der übrigen Staaten zusammenzuschmelzen.

(Der Beschluß folgt.)

Mainz, April.

(Beschluß.)

Messe. Liederbuch für die Veteranen der großen Armee.

Unsere lezte Ostermesse war in commerzieller Hinsicht etwas besser, als man von unsern Messen ohne Großhandel erwartet. Die neuern Zollverhältnisse haben günstig und ungünstig auf unsere Messen gewirkt; günstig, weil nun wieder unser nachbarliches Nassau für unsern Handel nicht mehr Ausland ist, wodurch es den nassauischen Ortschaften möglich wird, ihre Luxusbedürfnisse von hier zu beziehen; ungünstig aber, weil die rheinhessischen Landkrämer, die sonst ihre Waaren meist von hier bezogen, dieselben nun von Frankfurt, das auch dem Zollvereine angehört, kommen lassen. — Wichtiger als der Meßhandel waren die Sehenswürdigkeiten, die auf unserer Messe immer eine bedeutende Rolle spielen. Alles wurde diesmal von Loissets Reitkünstlern, Pantomimen, Tänzern, Jongleurs &c. überragt. Man muß gestehen, Baptist Loisset hat eine Gesellschaft vereinigt, die wahrhaft Großartiges leistet, sey es im Circus auf den herrlichen, ungemein gut dressirten Pferden, sey es auf der Bühne, wo pantomimische Ensemblestücke in seltener Vollendung ausgeführt werden. Man sprach aber auch während der Anwesenheit dieser Kunstreiter nur von Loisset und seinen genialen Produktionen; Theater und Concerte wurden darüber fast ganz vergessen. Eine anspruchslosere Sehenswürdigkeit waren die astronomischen Apparate des Mechanikus Scharf aus Thorn in Preußen, eines Mannes, der uns auf eine schlichte Weise die Astronomie und ihre Räthsel besser veranschaulicht, als manche gelehrte Vorträge von Männern des Faches. Es haben sich bei Scharfs Ausstellungen nicht viele Leute eingefunden; aber die, welche kamen, sind gewiß befriedigt weggegangen, und haben mehr Nutzen aus seiner Ausstellung gezogen, als sie erwartet. Scharf hat vortheilhafte Zeugnisse von den ausgezeichnetsten Astronomen des nördlichen Deutschlands. Man wird ihm gewiß im südlichen Deutschland, das er jezt bereist, gerne dieselben Zeugnisse geben. — Von Professor Niklas Müller dahier ist dieser Tage ein Liederbuch für die rheinhessischen Veteranen der großen Napoleonschen Armee erschienen, welches Werk für unsere Provinz ein eigenthümliches Interesse hat. Es ist berechnet für die Feste und geselligen Zusammenkünfte jener greisen Krieger. Der Dichter besingt die großen Erinnerungen der Veteranen in ihrem Verhältnisse zu dem Helden des Jahrhunderts, ferner die großen Erinnerungen der Vaterstadt (Gutenberg, Heinrich Frauenlob u. s. w.), und endlich bietet er den Veteranen für alle Lagen des Lebens ein Lied. Diese Dichtungen zeichnet das Einfache der Gedanken und Gefühlsergüsse aus, und man sieht gleich, daß sie für ernste, bejahrte Männer gesungen sind. Das Werk ist nur in der Anlage etwas zu umfangreich.

Beilage: Kunstblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 35.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 2. Mai 1837.

Berlin, im Januar 1837.

(Fortsetzung.)

Wenn es sich aber um ein Kunstwerk, als solches, und um die Erreichbarkeit einer solchen Kunstaufgabe handelt: so scheint mir klar, daß mit diesem Monismus einer Erscheinung, die bloß um ihrer selbst willen, oder bloß um sich besehen zu lassen, und im Uebrigen beziehungslos da steht, allerlei Gefahr verknüpft sey. Für die Auffassung die Gefahr, ins Abstracte zu gerathen; eben weil sie, von keiner besondern Beziehung geleitet, auf ein Wesen ausgeht, das an sich zu erscheinen werth sey. Für die Ausführung die Gefahr, in eine bloß sinnliche, geistlose Wahrheit und Materialität zu sinken: eben weil die Gestalt, von keiner wirklichen Thätigkeit näher bedingt und beseelt, doch recht da seyn soll. Für die Wirkung die Gefahr fehlzuschlagen. Denn Figuren, die zu andern des Bildes in Beziehung stehen, erscheinen in demselben Grade gegenüber vom Beschauer unbefangen, können daher desto reiner wirken; für sich Eingerahmte, auch wenn sie die Augen niederschlagen, wie Wittich's „Edelfräulein" und Blanc's „Goldschmieds-Töchterlein, oder halb abgewendet sind, wie Steinbrück's „Thisbe", können doch nicht verfehlen, daß sie nur sich zeigen. Sie erscheinen daher leicht pretensiös. Nur wenn sie durch physiognomische Tiefe, oder durch die reinste Anmuth ihrer Beschaffenheit, kurz durch die höchste Vollendung, wirklich die Pretension erfüllen, wird man dieselbe als gerechtfertigten Anspruch oder als liebliche Adresse empfinden. Ich kann daher nicht glauben, daß eine solche Unternehmung leichter sey, als eine Composition, sobald sie denselben Anspruch macht, schönes, in sich vollendetes Kunstwerk zu seyn. Denn sie fordert, um zu befriedigen, einen Geist der Auffassung, ein Leben der Zeichnung und eine Reife der Technik, mit welchen der Künstler, der sie besitzt, auch zu einer Composition schon ganz befähigt wäre, welche, in sinniger Zusammenstellung, oder in belebter Handlung, leichter Poesie entwickeln kann. Man sah das an der Johanna d'Arc von H. Stilke. Halbe Figur, profilirt, steht sie geharnischt mit der Fahne vor dem Altar einer Kirche, aufblickend zum heiligen Bilde. Dieses und der Altar erscheinen, im Verhältniß zur Raumerfüllung durch die Figur selbst, nicht anders als wie das Beiwerk eines Portraits. Die Intention wie sie sich darstellt, ist: die Jungfrau von Orleans als solche zu zeigen, nur im Motiv des andächtigen Aufblicks. Ein ideales Portrait also; der Katalog sagt: „nach einer geschichtlichen Darstellung," vielleicht also auf ein traditionelles Portrait basirt. Gleichwohl scheint es, als habe der Künstler bei der Auffassung empfunden, was ich im Allgemeinen von solchen isolirenden Auffassungen sagte, daß die Gefahr des Abstracten nahe liege. Er hatte eine Heldin darzustellen; das Heldenthum zeigt sich im Handeln; aber handelnd wollte er sie nicht darstellen; nur ihre Figur. Wenn diese sich in Physiognomie und Formen als Figur einer Heldin aussprechen sollte, konnte die Schwierigkeit solchen Ausdrucks in der Unthätigkeit leicht Ursache werden, daß die Phantasie in Uebertreibung, in Darstellung einer Heldin in abstracto, die nur diesen Begriff oder diese Ansicht ausspräche, gerathen wäre. Das scheint der besonnene Künstler gefühlt und gemieden zu haben, und dadurch in den entgegengesetzten Mangel gerathen zu seyn. Denn er hat ein gesundes Mägdlein, aber von unbedeutender Gestalt, und ein gutartiges, ziemlich blühendes Gesicht, aber ohne Tiefe und Charakterschönheit dargestellt; und es widerfuhr ihm wirklich, was ich sagte, daß in solchen Fällen der Ausführung drohe. Sie sank ins Gewöhnliche, Geistarme. Die Leute glaubten daher nicht, daß dies Johanna d'Arc sey. Wer doch zeichnen und malen kann, wie Stilke, würde viel sicherer in einer Composition von dramatischem Leben die Vergegenwärtigung der Heldin erreicht haben. Das beweisen die kleinen Bilder, die er im Untersatz des Rahmens, als Verzierung, auf Goldgrund getuscht, angebracht hat. Jedes Auge verweilte daran mit Wohlgefallen, weil man dabei etwas zu denken und zu empfinden hatte. Auf der einen Seite die Jung-

frau, wie sie, vor dem König knieend, ihren wunderbaren Beruf antritt; auf der andern ihr Tod auf dem Scheiterhaufen; in der Mitte eine Schlachtscene, die ganz vortrefflich componirt ist. Hoch zu Roß und kraftvoll zustoßend mit der Lanze sprengt die Heldin hinein unter die Ritter, die vor ihr hinstürzen im Gewühl einer unaufhaltsamen Flucht. Hier ist Energie und Schönheit; auch die beiden andern Gruppen haben Styl und Sinn. Dies Leben, diesen Styl sollte das Hauptbild haben. — Was die andern Gemälde dieser Klasse betrifft: so ist an Wittich's „Edelfräulein" (halbe Figur, lebensgr.) wohl der Stoff nett ausgeführt und der Farbeneindruck gefällig; an Blanc's „Goldschmieds-Tochter" (ganze Figur, den Ring anprobirend) das Motiv nicht ohne Anmuth; aber der Gedanke ist beidemal zu arm, um in solcher Dimension sich auszustellen. — Steinbrück's „Thisbe" und dann seine „Genovefa" sind freilich schon mehr Compositionen; denn diese Figuren befinden sich wenigstens in einer bestimmten Situation. Dieser bestimmte Moment ist indeß bei der „Thisbe" auch mehr nur Mittel für die Figur, sich zu präsentiren; bei der Heiligen ist er ihr Zustand und Motiv. Die „Thisbe" hat Vielen gefallen. Wer dürfte zweifeln, daß dies poetische Mädchen ein „zu malender Gegenstand" sey, nach dem Goethe ihm diese Kategorie gegeben. „Eine so zarte wie einfache Darstellung," sagt er, „gäbe jene jugendlich unverdorben, reife Jungfrau Thisbe, die an der gesprungenen Wand horcht. Wer den Gesichtsausdruck und das Behaben eines blühenden, in Liebe befangenen Mädchens, dem Ort und Stelle einer Zusammenkunft ins Ohr geraunt wird, vollkommen darzustellen wüßte, sollte gepriesen werden." Die Darstellung hier ist wirklich zart und einfach. Die Jungfrau (in ganzer Figur und halber Lebensgröße) steht vor der gesprungenen Mauer, welche den Grund des Bildes macht und mit der Ecke nah am Rahmen nur noch einen schmalen Seiten-Einblick gestattet. Vor der Mauer ein Brunnen. Thisbe, den Krug in der Rechten, lehnt mit der linken Seite an der Wand, den geneigten, niederblickenden Kopf zum Lauschen gewendet. Sie ist eine „jugendliche" schlanke Jungfrau. „Der Gesichtsausdruck" ist ruhig; das „Behaben" nicht sowohl „befangen in Liebe," als unbefangen. Das Kleid, in antiker Weise tiefgegürtet, an der Hüfte umgerollt, läßt den anmuthigen Rücken und Oberkörper bloß. Man kann, während sie lauscht, die angenehme Figur, die mit Delicatesse gemalt ist, den schönen, länglichen Arm, das einfache, hübsch gelegte Motiv des rothen Gewandes und die zarten Füße betrachten. Naivetät hat die Erscheinung wohl weniger als seine Zeichnung und ein ökonomisches Maß von Sinnlichkeit und Styl in ihrer Art. Diesen Styl, dies Einstimmen des Vortrags zur Natur der Aufgabe vermisse ich bei dem andern größeren Gemälde, bei der lebensgroßen Genovefa. Es ist die Verlassene mit ihrem neugebornen Kinde in der Wildniß allein. En face gesehen, sizt sie im Gehölz am Stamm eines Baumes, in braunem Gewand, das blonde Haar aufgelöst, die Hände um das nackte Kind, das zwischen ihren Knieen liegt, gerungen, mit flehendem Aufblick das Antlitz gen Himmel erhebend. Schon kommt auch aus dem Waldpfade nah hinter ihr die Hirschkuh heran. So viel man vom Walde sieht, ist natürlich ausgemalt; auch die junge Frau macht den Eindruck einer wirklichen Erscheinung, die ihre Bedrängniß und Anrufung des Himmels natürlich ausspricht. Aber Beides müßte, meines Erachtens, anders aufgefaßt seyn, um die Poesie der Legende würdig wiederzugeben. Der Wald, der sich hier nur als äußere Bedingung der Lage und nächste Umgebung sichtbar macht, ohne in seinem Verhältniß zur Figur das Gefühl einer weiten, tief-einsamen, mächtigen Natur zu gewähren, ist darum auch mehr der besonderen Localität um ein Porträt herum, als einem poetisch angeschauten Raume zu vergleichen. Die Art, wie er sich natürlich darstellt, reicht hin, um uns prosaisch zu erzählen: Diese junge Mutter ist ohne Obdach und Beistand, ohne hülfreiche Menschen; nicht aber um uns die Empfindung der schauerlichen und auch wieder beschaulichen, wilden und auch wieder unschuldigen, reichen und wunderbaren Natur zu geben, welche der Phantasiegrund für Genovefa's Lage, die Wildniß der Legende, ist. Auch daß die Hirschkuh bei scheinbarer Nähe klein oder verkürzt, wenigstens ihrem bildlichen Momente nach nur wie ein leichter Nebengedanke, ohne configurative Beziehung, herankommt, läßt sie und läßt die Stämme und Zweige hinter und über der vor ihnen sitzenden Figur mehr als staffirendes Beiwesen, denn als poetisch mitstimmenden Grund und mitentwickelte Momente der Situation empfinden. Das eigentliche Bild ist also hier nur die hingelagerte Frau. Und sie könnte auch so noch ganz ein historisches Bild seyn, wenn das Motiv edel, Gestalt und Antlitz bedeutend genug wäre. Nach meinem Gefühle aber ist schon die äußere Lage, wie Genovefa sizt, auf etwas abschüssigem Rasen, für die Auffassung störend. Eine gewisse Unsicherheit über die Ruhe oder mögliche Dauer dieser Lage beeinträchtigt die Aufmerksamkeit auf die Gestalt oder die unmittelbare Aufnahme ihres Eindrucks. Und nun auch hievon abgesehen, sind Form und körperliche Haltung der Heiligen, an sich betrachtet, zwar verständlich, auch nicht eben mißfällig, aber doch ohne bedeutende Schönheit, ohne tiefe Empfindung einer zu großem Leiden und heiliger Verklärung fähigen und bestimmten Gestalt. Verglichen mit den Charakteren einer solchen, der Genovefa der Legende, ist die hier vorgestellte zu sehr ein gewöhnliches Wesen, ihr Motiv zu sehr ein zuständliches, zu wenig seelenvoll. Der sehr kleine, nackte Schmerzenreich, der

an ihren im Schooß gerungenen Händen gleichsam hängt, als ein unförmliches Bischen Mensch, zudem den Fingern zu entrutschen droht, macht durch alles dies einen ärmlichen Eindruck. Kopf und Aufblick der Mutter ist wohl das Lebendigste und Empfundenste im Bilde; allein was sich darin ausspricht, ist ein gutartiges, im Schmerz und Kummer noch fromm hoffendes Wesen, nicht aber ein Vorbild tiefen, standhaftesten Leidens und reiner, sich vollendender Heiligung. Die Züge sind individuell, der Ausdruck wahr, beides mehr in prosaischem Sinne, als so, wie jene Begeisterung es schaut, für welche die Gestalt zum lautern Ausdruck göttlichen Schicksals und heiligen Berufs, so zu einer idealen Erscheinung wird, an der sich bis in die Linien und über die ganze Oberfläche der Geist dieser Bestimmung und die Andacht der Phantasie darstellt. Es ist somit auch hier der Styl, der zu Grund liegt, mehr der des Porträts als der Historie. Man kann diesem Bilde, wie einem guten Porträt, das Wohlgetroffene des Ausdrucks, des zeitlichen Moments, nachrühmen. Aber die göttliche Seite des Moments, eine reine Stärke, die das Gefäß des Leidens zu ihrem Bilde macht, eine selige Würde, die in den Schmerz niedergeht, müßte in diesen Ausdruck verschmolzen seyn, damit er historisch wäre. — Die Thisbe ist abstracter (mehr Figur um ihrer selbst willen als Lebensbild) und stylisirter; die Genovefa ist individueller, mehr lebenswahr, aber nicht genug stylisirt. — Die künstlerische Gestaltung wird, wie gesagt, einem einseitigen Neigen nach diesem oder jenem Extrem stets da um so mehr ausgesezt seyn, wo sie einzelne Figuren sich vornimmt. Ihr Motiv bildet in der schaffenden Phantasie schwerer sich aus, weil ihm das leitende Gegengewicht anderer mitgedachter und bezogener Bildfiguren fehlt; ihre Bedeutung ist zu bestimmen und zu entwickeln schwerer, weil die natürliche Entwickelung ihrer Fülle durch Gegensätze einer Handlung oder Gründe und Stufen einer Composition abgeschnitten ist.

(Die Fortsezung folgt später.)

Die Eingangsthür am Ständehaus zu Kassel.

Unter den Schönheiten, welche das nunmehr vollendete Ständehaus zu Kassel auszeichnen, verdient besonders die Arbeit und der wohlgelungene Eisenguß der Eingangsthür rühmliche Erwähnung. In einer Breite von 8 Fuß und einer Höhe von 15 Fuß öffnet diese Thür den Eingang zu dem reich gemalten Atrium, dessen Beschreibung, so wie der innern Ausschmückung des Gebäudes wir später nachliefern werden. — Diese Thür ist nach Ruhl's Entwurf ausgeführt; in acht Felder eingetheilt, von denen die beiden an der Schlußform der Thür befindlichen halbrund sind und im Rahmenstück feststehen. Die sechs andern Felder enthalten reiche Arabeskenverschlingungen, aus Motiven der Byzantiner geschöpft, und sind durchbrochen, auf der Rückseite mit Glas verschlossen, wodurch der Zug im Gebäude entfernt und das Atrium reichlich erhellt wird. Die Art einer solchen Erleuchtung ist ganz neu, und verdient um so mehr Anerkennung der Architekten, als hierdurch die Aufgabe gelöst wurde, eine vollständige Erleuchtung einer bei geschlossenen Thürflügeln gewöhnlich düstern Vorhalle zu erlangen.

Sinnreich sind in den Arabesken der mittlern Füllungen die Greife erdacht, mit denen der Erfinder gleichsam die Wächter des Hauses zu bezeichnen scheint.

Die Rahmenstücke sind mit stark profilirten Rosen beschlagen, die in hervorstehenden Spitzen enden, wie man sie häufig an den Thüren florentinischer Paläste findet — auch die Thürgriffe in Form graziös bewegter Delphine erfunden.

Durch den gelungenen Guß dieser Thür hat sich die Eisengießerei zu Veckerhagen rühmlichst ausgezeichnet, — deren technischer Leitung Herr Hütteninspector Pfort vorgesezt ist.

Nachrichten vom März.

Akademien und Vereine.

Leipzig, 21. März. Die hiesigen Kunstfreunde, welche sich bisher größtentheils an den Dresdener Kunstverein angeschlossen hatten, haben sich nun auch zur Bildung eines eigenen Vereins entschlossen und ihr Unternehmen so glücklich ausgeführt, daß in wenigen Wochen bereits über 600 Aktien am Orte selbst (à 5 Thlr.) gezeichnet wurden und die Subscription noch immer im lebhaften Fortschritt ist. Dem geistigen Leben unserer Stadt wird dadurch eine neue, bisher fast ganz verschlossene Nahrungsquelle eröffnet werden. Bekanntlich besizt Leipzig keine öffentliche Kunstsammlung; der Verein sezte sich daher zum Zweck, alle zwei Jahre eine Ausstellung von Werken lebender ausgezeichneter Meister zu veranstalten, von dem Ertrag der Aktien und der Eintrittsgelder bei der Ausstellung Kunstwerke anzukaufen und dieselben theils zur Bildung eines Museums der Stadt Leipzig zu verwenden, theils unter die Mitglieder des Vereins zu verloosen. Diese Verloosung soll alle zwei Jahre stattfinden und es werden dazu zwei Drittheile der vorhandenen Geldmittel bestimmt. In den Jahren, in welchen keine Ausstellung stattfindet, läßt der Verein einen Kupferstich oder eine Lithographie nach einem der von ihm erworbenen Kunstwerke unter die Mitglieder vertheilen. Die unentgeltliche Verwaltung übernimmt ein Directorium unter controlirender Mitwirkung eines Ausschusses. Die Eröffnung der ersten Ausstellung ist auf den 15. September d. J. festgesezt.

Braunschweig. Am 15. Febr., dem Todestage Lessings, wurde auf dem hiesigen Marienkirchhofe von Seiten des Kunstklubbs eine Gedächtnißfeier vollzogen.

Darmstadt, 7. März. Der Erbgroßherzog und die Erbgroßherzogin haben das Patronat über den hier seit zwei Jahren wirksamen Verein für Wissenschaft, Literatur und Kunst angenommen.

Berlin. In der Versammlung des wissenschaftlichen Kunstvereins am 15. März las Herr Bauinspector Hesse „über die noch vorhandenen Trümmer des alten Syrakus.“ Hr. Hofrath Förster berichtete über die hohe Anerkennung, welche die Bilder von Bendemann, Begas und Lessing in Paris gefunden haben. Der Geschichtsmaler Hr. Däge hatte zwei kleine Oelbilder, „Maria mit dem Kinde“ und „Landmädchen, die zwei Dominikanern beichten,“ ausgestellt. Hr. Kunsthändler Lüderitz hatte mehrere so eben bei ihm erschienene Lithographien, unter andern „des Goldschmieds Töchterlein“ nach Nerenz von Oldermann und Sprick und Hildebrandt's „Söhne Eduards“ von Jentzen eingesandt. Allgemein wurde das Bedauern ausgesprochen, daß gerade dieses Bild nicht mit nach Paris gewandert ist. Es befindet sich gegenwärtig auf der Ausstellung zu Hannover. Noch mehrere treffliche Lithographien von Wild, Fischer, Tempeltei wurden vorgelegt. Unsere Steinzeichner thun es den Parisern und Münchnern vollkommen gleich, allein die hiesigen Steindrucker gehen noch nicht mit gleicher Sorgfalt zu Werke, wie die der genannten Städte.

London. In der Königl. Literaturgesellschaft las der Sekretair Hogg's Aufsatz über zwei Inschriften aus den Zeiten des Kaisers Claudius, welche sich auf die Niederlage des Caractacus durch den Proprätor von Britannien, P. Ostorius, beziehen. Ferner ward Hrn. Cullimire's Abhandlung über die Epoche Amon-Me-Ramses des Großen, aus den astronomischen Bildwerken in dessen Palast in Theben hergeleitet, vorgelesen.

Statistik der Kunst.

Dresden, 16. März. Die Staatsregierung trifft viele Maßregeln zur Hebung und Förderung der Kunst. Wie man für Sculptur, Architectur und Kupferstecherkunst drei von der Akademie gewissermaßen unabhängige Ateliers gebildet und unter die Leitung ausgezeichneter Männer dieser Fächer gestellt hat, so bemüht man sich ebenfalls, für Malerei einen der ausgezeichnetsten Künstler Deutschlands zu gewinnen.

St. Petersburg, 22. Februar. Künftig sollen in allen Gouvernements-Städten beständige Ausstellungen von Natur-, Gewerbe- und Kunst-Erzeugnissen angeordnet werden.

Persönliches.

München, 2. März. Hr. v. Raczinsky hat einen Ausflug nach Italien unternommen, zum Behufe der Herausgabe des zweiten Bandes seiner Kunstgeschichte, der die süddeutsche, namentlich die Münchener Schule enthalten soll, und wobei auch die neuere Kunst in Italien berücksichtigt werden wird. Dieser zweite Band wird gegen 150 schöne Holzschnitte enthalten; einen wichtigen Theil der Stahl- und Kupferstiche und Steinzeichnungen werden die Gemälde der hiesigen Meister einnehmen.

2. März. Kaulbach beschäftigt sich diesen Winter über, da er an seinem großen Gemälde, die Hunnenschlacht, nicht arbeiten konnte, mit Zeichnungen für den Frhrn. von Cotta, und es werden 24 Stahlstiche nach jenen Zeichnungen erscheinen, welche Scenen aus Goethe's Faust darstellen.

Rom, 11. März. Professor Martin Wagner, Generalsecretair der Akademie in München, hat den von S. M. dem König von Bayern ihm aufgetragenen Fries für die Walhalla vollendet. Auf diese Veranlassung wurde ihm von den deutschen Künstlern am 7. d. ein Fest bereitet, welchem viele angesehene Personen beiwohnten. Am Schlusse des Gesanges eines vom Maler N. J. Fried gedichteten Liedes setzte Thorwaldsen dem Meister die Lorbeerkrone auf, und in demselben Augenblicke zeigte ein Transparentgemälde die Walhalla, wie sie bei Regensburg prangen wird.

Der Hülfsdirector des Vatikanischen Museums, Bildhauer G. Fabris, ist vom Pabst mit dem Ritterkreuz des St. Georgenordens geziert worden.

Wien. Ein Weber zu Istrien, Namens Trevisan, hat es durch eigene Anstrengungen, zu denen er erst im Mannesalter durch ihm zufällig zu Gesicht gekommene Gemälde angeregt ward, so weit gebracht, daß er im vorigen Jahre in dem Franciscanercollegium in Mitterburg das berühmte Abendmahl des Leonardo da Vinci, für welches ihn Goethe's Abhandlung in Kunst und Alterthum begeistert hatte, in einer Art copiren konnte, die sich über das Mittelmäßige erhebt. Mehr als 20 Portraite und zwei Altarblätter beweisen überdem, daß Trevisan ungewöhnliches Talent hat, und es wäre zu wünschen, daß diesem unbemittelten Naturmaler in einer Kunstschule Gelegenheit zur ferneren Ausbildung gegeben würde.

Stuttgart, 1. März. Thorwaldsen ist der württembergische Friedrichsorden verliehen worden.

Berlin, 20. März. Der bisherige Oberbaurath Hagen ist zum Geheimen Oberbaurathe und der bisherige Assessor Busse zum Oberbaurathe und Mitgliede der Oberbaucommission ernannt worden. Professor Gerhard, Archäolog des Königl. Museums (jetzt auf einer Reise nach Griechenland begriffen), Professor Tieck und Professor Wichmann haben den rothen Adlerorden 1r Klasse erhalten.

Hamburg. Dem Domherrn Meyer allhier ist für sein jüngstens Werk: „Russische Denkmäler“ ein schmeichelhaftes Handschreiben von Sr. Maj. dem Könige von Bayern zu Theil geworden.

Paris. Der hier ansässige, aus Berlin gebürtige Goldarbeiter Karl Wagner ist, in Anerkennung seiner hohen künstlerischen Ausbildung in seinem Fache, vom König der Franzosen zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden.

St. Petersburg, 4. März. Der Kaiser hat dem Architekten Stakenschneider für die Entwerfung der Pläne des neuen Colonna'schen Palais, eine reich mit Brillanten besetzte Dose verehrt.

22. März. Der jetzt hier anwesende französische Reisende, Hr. Rifaud, hat die Erlaubniß erhalten, sein Werk über Aegypten Sr. Maj. dem Kaiser zu dediciren.

Preisbewerbung.

Haag, 18. März. Die Königl. Akademie der bildenden Künste in Amsterdam hat zum 22. Mai den Concours zu dem zweijährigen großen Preise in der Baukunst eröffnet, welcher in einer Pension von 1200 Gulden auf vier Jahre besteht, um den Studien in Italien oder anderswo obzuliegen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 105.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 3. Mai 1837.

Ihr fühlet nicht, wie schlecht ein solches Handwerk sey!
Wie wenig das dem ächten Künstler zieme!

Goethe.

Die Claqueurs der Pariser Theater.

(Fortsetzung.)

Uebrigens ist das Amt eines Chef de Claque nicht so leicht zu versehen als man glauben möchte; es ist schon vorgekommen, daß unzeitig gespendeter Beifall ein ganz gutes Stück verdorben hat. Ein Kind kann aber auch einsehen, welches Unheil daraus entstehen muß, wenn der Chef de Claque klatschen läßt, wo es mäuschenstill seyn sollte, oder wenn er die Stellen zu applaudiren vergißt, worauf der ganze Erfolg hauptsächlich berechnet war. Die erste Eigenschaft, welche ein ehrenwerther Entrepreneur de Succès besitzen muß, ist ein angenehmes Aeußere und höfliches Betragen, um mit Anstand in der Gesellschaft von Autoren und Schauspielern, mit denen er in stetem Verkehr ist, erscheinen und sich präsentiren zu können; ferner erfordert sein Amt wenn auch nicht ausgebreitete Kenntnisse, doch einigen Unterricht und einige Fassungskraft, um alle die Weisungen, welche ihm der Dichter ertheilt, zu begreifen und zu behalten. Ein gutes Gedächtniß darf gleichfalls nicht fehlen, damit er sich alle Aufträge des Direktors, der Schauspieler, des Souffleurs u. s. w. fest einprägt und keine groben Böcke in der Ausführung schießt. Redlichkeit und Rechtschaffenheit sind ferner zwei für einen Chef de Claque sehr wünschenswerthe Eigenschaften, weil es ihm sonst begegnen könnte, daß er die versprochene, ausbedungene Anzahl von Claqueurs nicht vollständig lieferte, sondern in der Zerstreuung einen ansehnlichen Theil der Freibillette verkaufte; endlich bedarf dieser Ehrenmann eines großen Vorraths von Geduld, Langmuth und sogar von Philosophie, da er mehrere Male hinter einander der Probe von fünf ewig langen Akten beiwohnen muß, ohne die mindeste Ungeduld und Langeweile kund zu geben.

Darf man sich unter diesen Umständen noch verwundern, daß ein guter Chef de Claque so außerordentlich selten ist, und daß es in ganz Paris höchstens drei gute Claqueurschefs gibt, während man doch wenigstens dreißig gute Akteurs auf den verschiedenen Bühnen der Hauptstadt zählt? Ein Chef de Claque, der, wie der erlauchte Robert Macaire sich ausdrückt, „die Poesie seines Gewerbes vollkommen begriffen hat,“ wird sehr gesucht, und die Theaterdirektionen streiten sich wetteifernd um den Besitz seiner Person und machen ihm wechselnd die vortheilhaftesten Anerbietungen. Der fixe jährliche Gehalt, welchen er von der Direktion erhält, beläuft sich in der Regel auf zwei- bis dreitausend Franken baar Geld. Außerdem bekommt er täglich eine gewisse Anzahl Billette für's Parterre und die Galerie, wovon er einen Theil an seine Leute abgibt und den Rest mit Rabatt für seine Rechnung verkaufen

läßt. Ferner erhebt er sowohl von den Schauspielern als von den Autoren eine Contribution an Billetten. Leztere fügen gewöhnlich noch kleine Trinkgelder bei, welche sich monatlich doch leicht auf fünfzig bis sechzig Franken belaufen mögen. Die Schauspieler, welche sich auf dieselbe Weise in klingender Münze empfehlen, werden je nach dem Verhältniß des erlegten Handgeldes bedacht. Es kostet mehr, wenn man sich zu Anfang oder beim Schluß der Vorstellung beklatschen läßt, als wenn man bloß während des Stücks Beifall haben will. Ein Debütant, der nur bei seinem ersten Erscheinen auf der Bühne applaudirt wird und nach Beendigung seiner Rolle stillschweigend abtritt, hat sich sicher nur für den ersten Akt empfohlen.

Vermittelst dieser mannichfaltigen Contributionen ist, wie man sieht, das Amt eines Chef de Claque sehr einträglich und findet daher viele Liebhaber. Um dasselbe zu erlangen, braucht man aber nicht bloß Verstand und Talent, sondern auch Geld; es ist bekannt, daß diese Stellen zu sehr hohen Preisen verkauft werden, wie die Notariate in Frankreich. So ist z. B. Vacher für 20,000 Franken der Nachfolger Mouchette's am Theater français geworden. Oft verhandeln auch die Theaterdirektoren diesen Platz gegen eine ansehnliche Summe; die Gazette des Tribunaux und die übrigen Pariser Journale haben kürzlich einen solchen Vertrag zwischen einem entrepreneur de succès und einem der hiesigen Theaterregisseurs bekannt gemacht (s. Morgenblatt Nr. 32, 1837). Leblond an der Opera comique und Sauton am Gymnase dramatique haben sich troz ihres hohen Einkaufspreises doch ein ganz hübsches Vermögen erworben; lezterer hat nach seinem Tode seinen Erben nur die bescheidene Rente von 15,000 Franken hinterlassen. Leblond und Sauton waren beide lahm; ich weiß nicht, ob diese körperliche Schwäche eine Folge ihres Postens gewesen; die Geschichte berichtet über diesen Punkt nichts, es wäre aber nicht ganz unmöglich, denn dieser ehrenwerthe Stand hat auch seine Nachtheile. Leblond z. B. widerfuhr die traurige Ehre, durch einen Befehl des Kaisers aus Paris verbannt zu werden, weil er ganz im Widerspruch mit seinen optimistischen Gewohnheiten eine Kabale angezettelt hatte und ein Stück auspfeifen ließ, das Napoleon unter seinen speziellen Schutz genommen. Indem er sich eines Tags diese Unannehmlichkeit und noch mehrere andere in's Gedächtniß rief, äußerte er ganz ernstlich folgende Ansicht: „Unsere Kunst ist mit vielen Lasten und Beschwerden verknüpft, und wenn mir der Himmel einen Sohn schenkt, werde ich nimmermehr meine Einwilligung dazu geben, daß er auf's Theater geht."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die beiden Gefangenen.

(Fortsetzung.)

Während ich suchte, war es mir, als hörte ich vom Gefängniß herüber leises Wimmern. Ich horchte. „Seyd Ihr es?" rief ich hinüber. Er gab keine Antwort, aber das Wimmern dauerte fort, nur lauter noch und kläglicher. — „Was ist's? was fehlt Euch?" rief ich ängstlich. — „Schreckliche Schmerzen!" erwiderte er; „und mir ist nicht zu helfen! ... Eines der Eisen ist zu eng für mein Bein; dieses ist davon hoch geschwollen, das Eisen drückt darauf und — Oh! Oh!" schrie er, schnell abbrechend. — „Sprecht aus, armer Mann!" — „. . peinigt mich auf's Gräßlichste! Kein Auge kann ich zuthun, darum sah ich Sie auch heute Nacht arbeiten." — „Armer, armer Mann! Aber warum verlangt Ihr nicht, daß man Euch Erleichterung verschafft?" — „Man kommt nur alle fünf Tage zu mir . . . Oh! — noch drei Tage — dann will ich's ihnen sagen . ." — „Herzlich dauert Ihr mich! Könnte ich denn nicht . ." — „Nichts, gar nichts, gutes Kind! — Ich müßte . . . Ihre Theilnahme lindert ordentlich meine Schmerzen . . . ich müßte . . . Oh! Ah! Ah! . ." — „Ihr müßtet — was?" — „Barmherziger Gott! Blut! ... das Eisen ein klein wenig weiter machen können —" — „Eine Feile!" rief ich, „eine Feile! — Wartet! in meiner Bibel . . ."

Ich hatte eine Feile zur Hand, ich legte sie rasch in die Bibel, schnell war sie von einem Bindfaden umschlungen; jezt fiel es mir aber schwer auf's Herz, daß ich eingesperrt war. Indessen fuhr der Gefangene fort auf's Kläglichste zu winseln; jeder Schrei war mir ein Stich in's Herz, und schon dachte ich daran, meine Thüre zu sprengen, da sah ich zu meiner großen Freude unten einen Lumpensammler vorüber gehen. — „Halt!" rief ich ihm zu; „binde dies an die Schnur an der Mauer da drüben. Geschwind! es ist für einen armen Mann." — Der Lumpensammler band das Buch an, rasch wurde es aufgezogen, und es hatte kaum das Fenster erreicht, so raßelte der Schlüssel in meinem Schloß.

Es war Monsieur Ratin. Er fand mich an der Arbeit. „Ich habe," fing er an, „gestern im Aerger über Ihre Aufführung vergessen, Ihnen für die zwei Tage etwas aufzugeben." — „Ich habe etwas ausgearbeitet," erwiderte ich zitternd. Er betrachtete die Arbeit mit einigem Mißtrauen, denn solches war ihm noch nicht vorgekommen. Nachdem er sich überzeugt, daß die Aufsätze wirklich während meiner Gefangenschaft gefertigt worden, fuhr er fort: „Es ist lobenswerth, daß Sie selbst den Gefahren des Müßiggangs aus dem Wege gegangen sind. Ein junger Mensch, der nichts zu thun hat, kommt auf

die nichtswürdigsten Dinge, denn er ist ganz den schlimmen Gedanken preisgegeben, die in Ihrem Alter im müßigen Gehirn spuken. Denken Sie an die Grachen: warum machten sie ihrer Mutter so große Freude? weil sie schon frühzeitig fleißig und geordnet waren." — „Ja, Monsieur," sagte ich. — „Sie haben nichts gegessen?" fuhr er fort, da er mein Nachtessen unberührt dastehen sah. — „Nein, Monsieur." — „Es soll mich freuen, wenn ich daraus abnehmen darf, daß Ihre gestrige Aufführung Ihnen recht von Herzen leid thut." — „Ja, Monsieur." — „Haben Sie ernstlich darüber nachgedacht?" — „Ja, Monsieur." — „Sehen Sie jezt ein, daß Ihr unvernünftiges Lachen eine Ungezogenheit, daß es ganz respektwidrig war?" — „Ja, Monsieur." (In diesem Augenblick kam Jemand die Treppe herauf!) — „Wie Sie dann logen?" — „Ja, Monsieur." (Die Thüre des Ateliers ging auf!) — „Wie aus dem Lügen . . ." — „Ja, Monsieur." (Oben ein Schrei des Entsetzens!) — „Was bedeutet der Lärm?" — „Ja, Monsieur." (Oben laute Verwünschungen, ganze Prosopopöen; ich meinte umzusinken!)

Ich nahm mich indessen gewaltig zusammen, um Monsieur Ratins Aufmerksamkeit von den Prosopopöen abzulenken. „Als Sie gestern fort waren . . ." fing ich an. — „Still!" unterbrach er mich, auf den Lärm im Atelier horchend, der immer ärger wurde. — „Alles hin!" schrie der Maler aus Leibeskräften; „es muß Jemand in's Fenster gestiegen seyn!" — Er trat an's Fenster und rief herab: „Julius! sind Sie gestern Abend immer zu Hause gewesen?" — „Ja," sagte Monsieur Ratin, vortretend, „und auf meinen Befehl." — „Denken Sie, mein Atelier ist verwüstet, Gemälde verdorben, die Staffelei am Boden! — und Ihr Zögling muß Alles mit angehört haben."

„Darf ein armer Gefangener ein Wort mitsprechen?" rief es da aus dem Mauerloch im Gefängniß herüber; „ich habe Alles mit angesehen, ich kann Ihnen Alles sagen." — „Nun, so sprecht." — „Gestern Abend war große Gesellschaft auf dem Dach, gerade unter Ihrem Fenster: nicht weniger als fünf Katzen. Sie wissen, wenn der Teufel der Eifersucht in die Bursche fährt —" — „Macht's kurz!" rief Monsieur Ratin. — „Da gibt's Spektakel. Die Kätzin machte die Spröde —" — „Macht's kurz, sage ich!" rief Monsieur Ratin noch einmal; „das gehört nicht zur Sache!" — „Ei doch! ohne die Eifersucht der vier Liebhaber —" — „Julius," sprach Monsieur Ratin, „gehen Sie einen Augenblick auf die Treppe hinaus." Das ließ ich mir nicht zweimal sagen.

„Sie miauten zusammen, daß es eine Lust war," fuhr der Gefangene fort; „aber das Frauenzimmer sah keinen an und puzte sich die Schnautze mit dem Sammtpfötchen: ganz wie Penelope unter den Freiern." — „Weiter!" rief der Maler; „rasch!" — „Da auf einmal fiel es einem ein, dem andern die Pfote etwas unsanft auf die Nase zu legen. Dieser nahm das Ding übel; die andern kommen herbei, und jezt geht's los! Man sah nichts mehr als einen Pelzklumpen; ein wahrer Teufelslärm! Auf einmal macht Penelope einen Satz in's Atelier, und der helle Hauf ihr nach. Weiter sah ich nichts, aber nach dem Gerumpel dachte ich mir, sie müssen etwas umgeworfen haben, und dadurch müsse wieder etwas umgestoßen worden seyn. Es war gegen acht Uhr."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Linz, April.

Die Eisenbahn von Budweis nach Linz.

Um die bis jezt einzige deutsche Eisenbahn von größerer Erstreckung kennen zu lernen, zugleich auch, um auf dem nächsten Wege in's Salzburgische zu gelangen, schlug ich von Prag aus die weniger besuchte Straße über Tabor nach Budweis ein. Die böhmischen Dörfer sind jezt größtentheils sehr freundlich und gut gebaut, und die schlechtesten nicht schlechter als in den Marken und andern norddeutschen Provinzen; auch findet man meistens Reinlichkeit in den großen, von Wohlhabenheit zeugenden Gasthäusern, wenn sie auch den österreichischen nicht gleichkommen. Die Farbe der Häuser in den Dörfern und Städten ist fast durchgängig weiß, wie überall in Oesterreich, außer in Tyrol, wo man namentlich im Ziller- und im Passeierthal in den Dörfern bunte Farben sieht, und wo die kleinen zierlichen, spizen Kirchthürme, grün, weiß und schwarz angestrichen, den Dörfern einen heitern Charakter geben. Die böhmischen Städte haben hohe Häuser, und die bazarartigen Marktpläze, mit Arkaden unter den Häusern, übertreffen an Größe und Schönheit diejenigen in den meisten deutschen Städten. Die auffallend vielen großen Brandstätten in Böhmen lassen auch dort auf die nachtheiligen Wirkungen der hohen Brandversicherungen schließen. Die uralte Kreisstadt Tabor, mit etwa 4000 Einwohnern, liegt malerisch auf einem Bergrücken, an dessen Fuße die Luschniz sich freundlich durch das lachende Thal schlängelt. Die Erinnerung an den furchtbaren Ezißka lebt dort noch fort, und die schöne Hauptkirche, wie das Rathhaus bewahren noch Waffen und andere Ueberreste aus jener wilden Zeit; doch darf man die bigotten Einwohner nicht ohne Gefahr der Verkezerung an Ezißka erinnern. An der Westseite der Stadt erblickt man die Ueberreste der alten Ezißkaburg in einem alten Thurm, in welchem Grillparzer seine Ahnfrau hausen läßt, deren Geist aber durch das treffliche Bier, das man jezt dort braut, gebannt zu seyn scheint. Von Tabor führt die schöne Straße über Berg und Thal nach der größern Kreisstadt Budweis, die schon als Bischofssiz mehr Bedeutung hat, und jezt durch die von dort aus beginnende Eisenbahn noch besonderes Interesse und Leben gewonnen hat. Der große, regelmäßige Marktplaz, ringsum von hohen, weißen Häusern umgeben, unter welchen zum Theil Arkaden fortlaufen, erinnert an die Städte in Oberitalien, Tyrol und Schlesien, wo man dasselbe findet, nur daß dort die freundliche Heiterkeit vermißt wird, welche die böhmischen Städte auszeichnet, und die besonders in

Budweis erfreut, wo der Anblick des Marktplatzes wirklich großartig ist. — Der Ritter v. Gerstner regte zuerst die Idee an, die Moldau mit der Donau durch eine Eisenbahn zu verbinden, deren Bau derselbe im Jahr 1826 begann, indem sich eine Aktiengesellschaft bildete, die nach und nach immer mehr ihre Rechnung bei dem Unternehmen zu finden scheint, da die Eisenbahn allmählig bedeutend verlängert worden ist. Anfangs ward sie nur $8\frac{1}{2}$ Meilen lang fortgeführt und kostete 920,000 fl. C. M.; doch ward sie bald bis zu $11\frac{1}{2}$ Meilen verlängert, so daß sie auf 1,200,000 fl. C. M. zu stehen kam. In den ersten Jahren kamen die Aktionnärs nicht zu ihren Zinsen, weßhalb die Strecke von Lest bis an die Donau, bei Linz, unvollendet blieb. Doch im Jahr 1832 ward auch diese vollendet, und Kaiser Franz eröffnete die Bahn mit seiner Gemahlin feierlich. Später ward sie bis Wels und 1835 bis Lambach verlängert, und ist jezt bis nach Gmünden fortgesezt, so daß nun auch die Traun mit der Donau verbunden ist, indem die Salzschiffe aus dem Salzkammergute von Ischl ab auf der Traun und von Hallstatt über den Hallstätter und Traunsee bis nach Gmünden gehen, von wo dann das Salz auf der Eisenbahn über die Donau, und von da weiter nach Böhmen hinein wohlfeil und schnell geschafft wird. Ganz Böhmen wird auf diese Weise leicht mit dem ihm fehlenden Kochsalz aus dem unerschöpflichen österreichischen Salzkammergut im Traunviertel versorgt, und überhaupt hat sich seitdem der Verkehr auf dieser Straße außerordentlich vermehrt, und der Wohlstand hebt sich dadurch zusehends mit jedem Jahre. Eine Menge prächtiger, massiver Gebäude, Magazine und Gasthäuser, wie auch Wohnungen für die Aufseher sind längs der Straße zum Theil unglaublich schnell aufgeführt worden, und das ganze Unternehmen dient zu einem neuen Beleg für die schon so vielfältig in andern Ländern gemachte Erfahrung, welche die ängstlichen Berechner der Gegenwart nicht gelten lassen wollen: daß Handel, Verkehr, Leben und Wohlstand sich in dem Maße vermehren, als für die Erleichterung derselben mehr gesorgt wird, so daß also nicht der schon vorhandene Verkehr, der oft sehr gering ist, weil die Bedingungen zu seiner Entwicklung fehlen, sondern der von der Zukunft zu erwartende, und sicher von selbst sich findende zur Norm für die Berechnung bei Anlegung von Eisenbahnen und ähnlichen Unternehmungen dienen muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prag, April.

(Beschluß.)

Theater.

Was unsere Bühne betrifft, so gibt es wohl in jeder Stadt manchmal Zeiträume, wo ein eigener Unstern über allen Produktionen der dramatischen Musen zu walten scheint, und eine Reihe von Novitäten hinter einander verunglückt. Auch hier in Prag haben wir schon manche dergleichen Epochen erlebt, und es ist noch ein Glück für Schauspieler und Direktion, wenn dieser Guignon in die Sommermonate fällt, wo man sich überhaupt mehr um die Naturkoulissen bekümmert, welche die Sonne durchschimmert, als um die lampenbeleuchteten Säle und Tempel, Boudoirs und Kerker, die der Theatermaler auf die Leinwand pinselt; da fallen einige Stücke durch, und bis zum Herbst oder Winter klärt sich der Theaterhimmel auf, und eine freundliche Sonne lächelt der Bretterwelt. Heuer aber ging der Unstern gerade mit den Wintermonaten, der Epoche der alljährlichen Benefizien, an, und da folgte denn auf das Mißfallen einiger Stücke auch das allgemeine Mißtrauen gegen die nachfolgenden, leere Häuser und betrübte Benefizianten. Seit dem „Pariser Taugenichts“ (der nun doch ganz verboten ist) sind zwei Trauerspiele, drei Schauspiele, drei Lustspiele, vier Possen, eine Oper und ein Ballet — also in Summa vierzehn Novitäten — ganz durchgefallen, und nur eine Oper („die Puritaner“) und ein paar theatralische Kleinigkeiten haben einen theilweise günstigen Erfolg gehabt; vorzüglich reich an dergleichen ungenießbaren Bühnenfrüchten waren die lezten Wochen, welche uns nicht allein die matteste aller Donizettischen Opern: „der Verwiesene aus Rom,“ sondern auch den vielbesprochenen „Johannes Guttenberg“ aus der Fabrik der Mad. Birch-Pfeiffer brachten, die beide verdienten Fiasco gemacht haben. „Das geraubte Kind,“ Schauspiel in zwei Akten nach Bayard von C. W. Koch, ist wieder einmal eines der Dramen, welche uns Frankreich zuzusenden scheint, um unser Gefühl auf die Folter zu spannen, das aber zum Glück für unsere Nerven die Saiten so gewaltig spannt, bis sie reißen, und man das „tiefe Gefühl“ lächerlich findet. So übertrieben als es ist, wurde es auch in den beiden Hauptrollen gespielt. Eine Mährchenposse: „der falsche Mondbewohner,“ hat das Publikum bis zu der Aufführung recht gut unterhalten. Man nannte nämlich einen hiesigen Kaufmann, einen Schauspieler und einen Buchhändler als dessen Verfasser, man kam zu allen hiesigen Kritikern und Novellisten und erzählte ihnen, sie figurirten in demselben wohlgetroffen, was die Klugen nicht glaubten, während einige junge Literaten und literarische Dilettanten in der Stadt herumliefen und erzählten: „Morgen werde ich auf der Bühne repräsentirt.“ Endlich erschien das Stück, die Hauptpersonen, bestehend aus Recensenten, Novellisten, Redakteurs und einem Affen, sahen Niemand gleich, und das Ganze wurde ausgezischt. Der Verfasser hat Shakespeare und Schiller, Goethe und Lichtenberg, Jean Paul und Graf Platen gelesen, aber zum Unglück auch den „Dorfbarbier“ gesehen, und aus der Episode mit dem afrikanischen Handwerksburschen die „Idee“ zu seiner Mährchenposse entlehnt. „Kean“ von Alexander Dumas ist, von Dr. Wollheim übersezt, auf unsere Bühne gekommen. Der zweite Titel: „Leidenschaft und Genie,“ war überflüssig, denn der Repräsentant des Kean zeigte wenig Leidenschaft und kein Genie, und es ist ein großer Beweis für den Theatereffekt des Stücks, daß es troz einer grausamen Verstümmelung durch die Scheeren der Direktion, Regie und Censur, wie troz einer fast in allen Theilen ungenügenden Besezung doch seit langer Zeit das erste war, welches einigermaßen ansprach. Gerle und Horns „Vormundschaft“ ist noch immer nicht gegeben, und das Interesse, welches das Publikum an dieser dramatischen Erscheinung zu nehmen schien, dürfte bis zur endlichen Aufführung ganz erkaltet seyn. — Unser wackerer Historiker Franz Palacky hat eine Reise nach Rom unternommen, um in den Schätzen der Vaticanischen Bibliothek einige wichtige Urkunden zur Fortsezung seiner „Geschichte Böhmens“ aufzusuchen und zu benützen. — In der Judenstadt, worin man es mit der polizeilichen Aufsicht in Bezug auf die Hinfälligkeit der Gebäude nicht so genau zu nehmen pflegt, als in den christlichen Stadtvierteln, ist vor einigen Tagen um die Mittagsstunde ein kleines Haus eingestürzt; obgleich kein Mensch dabei das Leben eingebüßt haben soll, so dürfte doch dieser Vorfall eine heilsame Warnung seyn, und die Reparatur mancher andern schadhaften Häuser zur Folge haben.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 14.

Mittwoch, 3. Mai 1837.

Goethe in Zwei Bänden.

[181] In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Goethe's Werke.

Ausgabe in Zwei Bänden.

Mit Stahlstichen und einem Facsimile der Handschrift Goethe's.

Format wie Schiller in Einem Bande.

Zweiten Bandes erste Abtheilung:

Subscriptionspreis für beide Bände 24 fl. oder 14 Rthlr.

Diese, mit einer Anzahl nie gedruckter, ja zum Theil erst jezt (durch die Ordner seines Nachlasses) aufgefundener Gedichte und dramatischer Fragmente des grosen Dichters bereicherte Ausgabe reiht sich im Formate ganz der von Schiller in Einem Bande an. In Schönheit des Papiers und Druckes übertrifft sie noch unsere neuern Ausgaben von Schiller, welche so allgemeinen Beifall gefunden haben, und wird überdies **durch eine Reihe von Stahlstichen nach den ausgezeichnetsten Künstlern** geschmückt werden. Gleichwohl ist der Preis im Verhältnisse nicht höher als die Ausgabe Schiller's in Einem Bande, und ansehnlich wohlfeiler als der Pariser Nachdruck, der im Pränumerationspreis schon 24 fl. kostet, dem nur das Bildniß Goethe's und dessen Facsimile beigegeben ist, und der auch in Correctheit und Eleganz der Ausstattung weit hinter dieser Ausgabe zurücksteht.

☞ **Die zweite Abtheilung, womit das Werk beendigt ist, wird nach der Herbst-Messe fertig. Mit Vollendung des ganzen Werkes hört der Subscriptionspreis auf, und tritt ein verhältnißmäßig erhöhter Ladenpreis ein.**

Stuttgart und Tübingen, im April 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[117]

Bericht
über
die Verlagsunternehmungen für 1837
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 13.)

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint:

* 9. **Altdeutsche Blätter** von *Moritz Haupt* und *Heinrich Hoffmann.* Zweiten Bandes erstes Heft und folgende. gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Band in 4 *Heften* (1835—36) kostet 2 Thlr. 4 Gr.

10. **Becker** (Wilh. Gottlieb), Augusteum. Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von *Wilhelm Adolf Becker.* Dreizehntes und vierzehntes (leztes) Heft. Die Kupfertafeln in Royalfolio, der Text in gr. 8.

Das erste bis zwölfte Heft (Taf. I—CXLII, und Text Bogen 1—22, 1832—34) kosten im Subscriptionspreise 22 Thlr. 12 Gr. In der ersten Auflage kostete jedes Heft 9 Thlr. 16 Gr. Nach der vor Kurzem mir wiederholten Versicherung des Herausgebers sollen die lezten Hefte dieses Werkes nun bald erscheinen. Die bisherige Verzögerung fällt mir nicht zur Last.

11. **Bibliothek deutscher Dichter** des 17ten Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesezt von Karl Förster. Dreizehntes Bändchen und folgende. 8. Auf feinem Schreibpapier. Geh.

Das dreizehnte Bändchen wird Hoffmannswaldau und Lohenstein enthalten. Erstes bis zwölftes Bändchen (1822—31) kosten 16 Thlr. 8 Gr.

* 12. **Bibliothek** klassischer Romane und Novellen des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. 23ster Band und folgende. gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Diese Fortsetzung wird mit Manzoni's „Die Verlobten" beginnen, dann sollen zunächst Cervantes' „Persiles und Sigismunde" und die „Novellen" desselben folgen. Die ersten 22 Bände, 1825—30, enthaltend:

I—IV. Don Quixote von Cervantes, übers. von Soltau. 2 Thlr. 12 Gr. — V. Landprediger von Wakefield von Goldsmith, übersezt von Oelsnitz. Zweite Auflage. 15 Gr. — VI—IX. Gil Blas von Le Sage. 2 Thlr. — X. Leben des Erzschelms von Quevedo, übers. von Keil. 12 Gr. — XI—XIV. Tom Jones von Fielding, übers. von Lüdemann. 2 Thlr. 12 Gr. — XV. Niels Klim von Holberg, übers. von Wolf. 15 Gr. — XVI. Ortis von Foscolo, übers. von Lautsch. 15 Gr. — XVII—XIX. Delphine von Staël, übers. von Gleich. 1 Thlr.

20 Gr. — XX–XXII. Dekameron von Boccaccio. 2 Thlr.
kosten zusammen anstatt 13 Thlr. 5 Gr. nur acht Thaler.

*13. **Bilder-Conversations-Lexicon** für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In alphabetischer Ordnung. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Elfte Lieferung und folgende. gr. 4. Auf gutem Druckpapier. Geh. Preis der Lieferung 6 Gr.

Auf die Auswahl und Abfassung der Artikel wird die größte Sorgfalt verwendet, die Wohlfeilheit des Werkes (die ersten 11 Lieferungen, 83 Bogen mit 259 Holzschnitten und 16 Landkarten enthaltend, 2 Thlr. 18 Gr.) macht es auch den minder bemittelten Ständen zugänglich und gewiß zu einer nützlichen Hausbibliothek für den Bürger und Landmann.

Mit dem Buchstaben E wird binnen sehr kurzer Zeit der erste Band dieses Werks geschlossen seyn. Um ein schnelleres Vorschreiten des Bilder-Conversations-Lexicons herbeizuführen, ist die Veranstaltung getroffen, daß neben dem mit F beginnenden zweiten Bande gleichzeitig auch der Druck und die Ausgabe des dritten, mit dem Buchstaben M anfangenden Bandes erfolgen soll. Die Subscribenten werden nun also bald in Besitz des auf vier Bände berechneten Werks kommen und sollen dabei in keiner Weise eine sorgfältige Bearbeitung vermissen.

Auf dem Umschlage des Bilder-Conversations-Lexicons werden Anzeigen ꝛc. gegen Berechnung von 4 Gr. Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum inserirt, sowie gegen eine Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend demselben beigeheftet.

*14. **Conversations-Lexicon**, oder allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. gr. 8. Jede Lieferung auf weißem Druckpapier 16 Groschen, auf gutem Schreibpapier 1 Thlr, auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Die erste bis zweiundzwanzigste Lieferung (A–W) dieser achten, umgearbeiteten, vielfach verbesserten, zweckmäßig vervollständigten und bis auf die neueste Zeit fortgeführten Originalauflage sind erschienen. Die letzten zwei Lieferungen werden zur Ostermesse ausgegeben.

*15. **Cuvier** (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere, und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersezt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. In sechs Bänden. Fünfter Band. gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Band (Säugthiere und Vögel, 1831) kostet 4 Thlr., der zweite Band (Reptilien und Fische, 1832) 2 Thlr. 8 Gr., der dritte Band (Mollusken, 1834) 2 Thlr 16 Gr, der vierte Band (Anneliden, Crustaceen, Arachniden und ungeflügelte Insekten, 1836) 2 Thlr. 8 Gr. Der fünfte Band wird mit der großen Klasse der Insekten: Coleoptera beginnen und noch einige der folgenden kleinen Klassen enthalten.

* 16. **Encyklopädie**, allgemeine, der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A–G, herausgegeben von J. G. Gruber. Neunundzwanzigster Theil und folgende.

Zweite Section, H–N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Vierzehnter Theil und folgende.

Dritte Section, O–Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. Neunter Theil und folgende.

Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

*17. **Ergänzungen der allgemeinen Gerichtsordnung** und der allgemeinen Gebührentaxen für die Gerichte, Justizcommissarien und Notarien in den preußischen Staaten, des Stempelgesetzes, Salarienkassenreglements, sammt der Instruction für die Oberrechnungskammer, wie auch die Verordnungen der General-Commissionen, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, die allgemeine Gerichtsordnung, die allgemeinen Gebührentaxen, das Stempelgesetz, das Salarienkassenreglement und die Instruction für die Oberrechnungskammer abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerial-Verfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und Register, herausgegeben von F. H. v. Strombeck. Vierter Band. Enthaltend die Nachträge zur dritten Ausgabe derselben, bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Ferdinand Leopold Lindau. gr. 8. Auf Druck- und Schreibpapier.

Erscheint binnen Kurzem. Die ersten drei Bände (1829–30) kosten auf Druckpapier 5 Thlr. 16 Gr., auf Schreibpapier 7 Thlr. 12 Gr.

18. **Ergänzungen des allgemeinen Landrechts** für die preußischen Staaten, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, das allgemeine Landrecht abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und Register, herausgeg. von F. H. v. Strombeck. 4ter Band. Enthaltend die Nachträge zur dritten Ausgabe derselben, bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von F. L. Lindau. gr. 8. Auf Druck- und Schreibpapier.

Erscheint binnen Kurzem. Die ersten drei Bände (1829) kosten auf Druckpapier 6 Thlr., auf Schreibpap. 8 Thlr.

19. **Ersch** (Johann Samuel), Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. gr. 8. Auf gutem Druckpapier, auf feinem franz. Schreibpapier, und auf demselben Papiere in gr. 4. mit breitem Rande.

Zweiten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der schönen Künste. Bearbeitet vom Prediger *C. A. Rese* in Halberstadt.

Der Druck ist bis zum 32sten Bogen fortgerückt und es fehlt nur wenig zur völligen Beendigung dieser Abtheilung.

Vierten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der vermischten Schriften. Bearbeitet von Dr. *C. A. Geissler* in Wien.

*20. **Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste.** Zweiter Band, in einzelnen Abtheilungen: Mineralogie, Krystallographie, Geologie, Versteinerungskunde, Chemie, Berg- und Hüttenkunde, Meteorologie. Mit vielen eingedruckten Holzschnitten. 16. Auf feinem Velinpapier. Geh.

Der erste Band mit 221 Abbildungen (1836) kostet 2 Thlr. — Die einzelnen Abtheilungen siehe unter Nr. 32–38.

21. **Funck** (Z.), Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen. Zweiter Band. Jean Paul. Iffland und Devrient. Bretzner. 8. Auf feinem Druckp. Geh.

Der erste Band, E. T. W. Hoffmann und F. G. Wetzel (1836), kostet 1 Thlr. 16 Gr.

22. **Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich** unter König Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Prof. Friedrich Brömmel. Siebenter Theil und folgende. gr. 8. Auf Druck- und Schreibpapier.

Die ersten 6 Theile (1827—33) kosten 10 Thlr. 16 Gr.

*23. **Heinsius** (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexicon, oder: Vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, der Preise rc. Achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von Otto August Schulz. Elfte Lieferung und folgende. gr. 4. geh. Jede Lieferung auf gutem Druckpapier 20 Gr., auf Schreibpapier 1 Thlr.

Der erste bis siebente Band (1812—29) kosten im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch einzelne Bände werden zu verhältnißmäßig billigern Preisen gegeben.

*24. **Hoepstein** (Albert), Praktisches Handbuch der Buchführungskunde für den deutschen Buchhandel zur klarsten Geschäfts- und Vermögensübersicht. Zweite Abtheilung. Schmal gr. 4. Auf Velinp. Geh.

Die erste Abtheilung, Inventur (1836), kostet 16 Gr.

*25. **Most** (Georg Friedrich), Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Im Verein mit mehreren praktischen Aerzten und Wundärzten Deutschlands herausgegeben. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. In zwei Bänden. Neuntes Heft und folgende. gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Das erste bis achte Heft enthält den ersten Band und Bogen 1—28 des zweiten (die Artikel Abarticulatio bis Melanosis). Der Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen ist 20 Gr.

26. **Raumer** (Friedrich von), Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Sechster Band und folgende. gr. 8. Auf gutem Druckpapier und extrafeinem Velinpapier.

Durch die zweimalige längere Anwesenheit des Verfassers in England in den Jahren 1835 und 1836 ist das Erscheinen der Fortsetzung dieses mit so überaus großer Theilnahme aufgenommenen Werks etwas unterbrochen; doch kann ich die Versicherung geben, daß der Verfasser nun wieder seine Zeit der Vollendung desselben widmen wird, wie denn endlich die Früchte der Benutzung englischer Archive die Besitzer für die Unterbrechung entschädigen werden.

Der erste bis fünfte Band (1832—35) kosten im Subscriptionspreise auf Druckpapier 14 Thlr. 16 Gr., auf Velinpapier 29 Thlr. 8 Gr.

*27. **Ross** (Ludovicus), Inscriptiones Graecae ineditae. Fasc. II. gr. 4. Geh.

Das erste Heft (1834) kostet 1 Thlr. 8 Gr.

28. **Schmid** (Reinhold), Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Uebersetzung und Erläuterungen. Zweiter Theil. gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Theil, den Text nebst Uebersetzung enthaltend (1831), kostet 2 Thlr. 6 Gr.

*29. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neunter Jahrgang. Mit einem Bildnisse. gr. 12. Auf feinem Druckp. Cart.

Der erste bis fünfte Jahrgang dieses Taschenbuchs (früherer Preis 9 Thlr. 16 Gr.) sind zusammen im Preise herabgesetzt auf 5 Thaler. Einzeln kostet jeder 1 Thlr. 8 Gr.; der sechste, siebente und achte aber, wie bisher, jeder 2 Thlr.

*30. **Taschenbuch dramatischer Originalien.** Herausgegeben von Dr. Franck. Zweiter Jahrgang. Mit Kupfern. 8. Auf feinem Velinp. Geb. mit Goldschnitt.

Der erste Jahrgang (1836), mit 5 Kupfern, kostet 3 Thlr. 8 Gr. — Für den zweiten Jahrgang haben die ausgezeichnetsten dramatischen Dichter Beiträge zugesagt.

*31. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1838. Mit einem Bildnisse und sechs Stahlstichen. 16. Auf feinem Velinpapier. Geb. mit Goldschnitt. 2 Thlr.

Im Preise herabgesetzt sind die frühern Jahrgänge der Urania, 1830—34; sie kosteten bisher 10 Thlr. 6 Gr., sind aber jetzt zusammengenommen für fünf Thaler, einzeln aber für 1 Thlr. 8 Gr. jeder zu haben. Von den Jahrgängen 1835, 1836 und 1837 kostet jeder 2 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

[167] **Zur Uebung der**

französischen Sprache

für gebildete Mütter und Töchter, für Erziehungs- und Lehranstalten ist erschienen:

Conseils à ma Fille

par

Bouilly.

Bearbeitet und mit einem Wörterbuch versehen von

Professor G. Kißling,

Hauptlehrer an der Realanstalt zu Heilbronn und öffentlichem Lehrer der französischen Sprache an dieser Anstalt und an dem Gymnasium daselbst.

2 Bändchen in eleganten Umschlag geb. 1 Thlr. sächs. od. 1 fl. 45 kr. rhein., roh 21 Gr. sächs. od. 1 fl. 36 kr. rh.

Unterricht und Uebung in der französischen Sprache sind für Mütter und Töchter jeder gebildeten Familie, für die Anstalten, welchen die Letzteren anvertraut sind, ein wesentlicher und unerläßlicher Gegenstand; besonders in jetziger Zeit, wo die Sprache durch so bedeutungsvolle Ereignisse und Beziehungen gesteigertes Interesse gewonnen hat, und für Manche derselben das Binde- und Lösungsmittel geworden ist. Dennoch besitzen wir in Deutschland nur wenige Uebungsbücher, welche für diese Sphäre bearbeitet wären und noch wenigere, welche ihre Bestimmung für dieselbe erfüllen. Es hat sich also der Herr Verfasser, welcher alle Stufengänge im Unterrichte der französischen Sprache in eigener Wirksamkeit und Erfahrung durchgegangen, welcher durch die Herausgabe mehrerer theoretischen Werke: seines **Lesebuchs zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische für Unterricht und eigene Uebung**, seiner mit unbedingtem Vorzug aufgenommenen Bearbeitungen von Florian's Guillaume Tell, Numa Pompile, Voltaire's Charles XII., seinen Beruf vor dem größern Publikum bewährt hat, ein unverkennbares Verdienst erworben; indem er das vorliegende Werkchen, welches als Rath und Muster von edler Weiblichkeit schon in seinem Mutterlande nach kurzer Zeit neun zahlreiche Auflagen erlebt hat, für das Bedürfniß von deutschen Lehranstalten, von Müttern, die in Unterricht und Belehrung ihrer Töchter Beruf und Genuß finden, von Lehrerinnen, welche sich dazu bestimmt haben, so bearbeitet hat, daß Entwicklung des sittlichen Gefühls, praktische Lebensansichten und der Reichthum von andern Kenntnissen,

welchen es einschließt, mit der Erlernung der Sprache gleich laufen; während die Leztere, durch seine eigenthümliche Methode, seinen beispiellosen Fleiß und seltene Faßlichkeit in der Erklärung, auf eine Weise gefördert und befestigt wird, welche bis jezt noch in keinem Hülfsmittel geboten ist.

Wir machen uns daher zum besonders angenehmen Anliegen, auf diese Erscheinung aufmerksam zu machen, und werden die Anwendung des Werkchens auf jede mögliche Weise zu begünstigen und zu erleichtern suchen.

Heidelberg, April 1837.

August Oswald's
Universitäts-Buchhandlung.

---

[188] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder

von

Niclas Müller.

Eingeleitet von

Professor Gustav Schwab.

8. broch. Velinp. 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Das Publikum erhält hier die Lieder eines jungen Dichters, der, von der Natur ausgestattet und erzogen, ihr auch die Kunst verdankt, die sich in seinen seelenvollen und eigenthümlichen Poesien überraschend offenbart. Er hat erst mit dem zehnten Jahre eine Dorfschule besucht und mit dem vierzehnten sie verlassen, um ein Gewerbe zu erlernen und zu treiben. Nie hat er Latein, noch durch Unterricht sonst etwas über das Gewöhnlichste hinaus gelernt. Der Frömmigkeit strenger Eltern, dem eigenen Gemüthe, sparsamer Bekanntschaft mit guten Büchern und dem deutschen Wanderleben verdankt er seine ganze Bildung, deren Früchte er in dieser Liedersammlung veröffentlicht. Sie ist sein dreifaches Eigenthum, das Produkt seiner Kunst und seines Gewerbes: er hat diese Lieder gedichtet, gesezt und gedruckt.

Stuttgart und Tübingen, im April 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[164] **Neue Moden-Zeitung.**

Seit Beginn dieses Jahres erscheint bei uns:

Eilpost,

neue Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Moden,

welche sich bereits einer allgemeinen Verbreitung zu erfreuen hat. Es erscheint davon wöchentlich regelmäßig eine Nummer von 1½ Bogen Text in gr. 4. auf Velinpapier gedruckt (enthaltend: interessante Erzählungen und Novellen, kurze Notizen über Kunstgegenstände und Musik, Berichte über die neueste schönwissenschaftliche Literatur und aus der Bühnenwelt, Miscellen, Anekdoten u. s. w., sowie Correspondenzen über die neuesten Erscheinungen im Gebiete der Moden), mit einer äußerst fein gestochenen und eben so sauber colorirten Kupfertafel, die neuesten Moden darstellend, und außerdem jährlich noch 24 Porträts das allgemeine Interesse ansprechender Personen (mit kurzen Biographien) oder Abbildungen anderer, besonders interessanter Gegenstände als **Extrakupfer ohne Preiserhöhung**.

In den bis jezt erschienenen Nro. befinden sich u. a. als Extrakupfer die Porträts von **Ludwig Napoleon Buonaparte, Guizot, Franz Mühlfei** (ungarischer Räuber in Nationaltracht), **Amalie**, Königin von Griechenland und **Otto I.**, König von Griechenland (Beide in reichem griechischen Nationalcostüm); was die Modenkupfer anlangt, so wird darauf der größte Fleiß verwendet, und dürften dieselben die meisten in ähnlichen Zeitschriften an sauberer und geschmackvoller Ausführung übertreffen.

Der Preis für den vollständigen Jahrgang aus circa 80 Bogen Text mit 52 Modenkupfern (gegen 200 Figuren) und 24 Extrakupfern bestehend, ist äußerst niedrig auf 6 Rthlr. — ohne Kupfer auf 3 Rthlr. — und der Moden- und Extrakupfer allein auf 4 Rthlr. gestellt.

Neu eintretende Abonnenten können diese Zeitschrift auch vom zweiten Viertel- oder Halbjahre an ohne Preiserhöhung erhalten, falls sie sich nicht zur Abnahme des ganzen Jahrganges entschließen sollten.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungs-Expeditionen (für leztere durch die Königl. Sächs. Zeitungs-Expedition in Leipzig) gratis zu erhalten, bei welchen wir etwaige Bestellungen baldigst zu machen bitten, damit die Zusendung regelmäßig erfolgen kann.

Leipzig, im März 1837.

Expedition der Eilpost für Moden.
G. Wuttig. Ed. Meißner.

---

[138] **Schwerz Ackerbau.**

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anleitung

zum

praktischen Ackerbau

von

Joh. Nep. von Schwerz,

früher Director der Königl. Würt. Versuchs- und Unterrichts-Anstalt für den Landbau zu Hohenheim, Commenthur des Würt. Kronordens.

1ster Band mit 15 lithographirten Tafeln.

Zweite vermehrte Auflage.

Mit dem Portrait des Verfassers.

Subscriptionspreis 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 14 Gr.

Wir übergeben hier den ersten Band obigen Werks des berühmten Veteranen der Landwirthschaft, dessen echt klassischer Werth längst allgemein anerkannt, und das durch die geachtetsten öffentlichen Blätter als eines der besten Werke über den Ackerbau empfohlen ist. — Der Herr Verfasser hat diese neue Auflage mit einer Vorrede und einem Lebensabrisse begleitet.

Um dieses vortreffliche Werk, das bisher 14 fl. kostete, auch dem minder bemittelten Landwirthe zugänglich zu machen und den Segen seines Inhalts möglichst zu verbreiten, haben wir eine Subscription für diese neue Auflage eröffnet, und zwar zu 8 fl. 6 kr. oder 4 Rthlr. 18 Gr. für alle drei Theile, welche je zu ⅓ bei Ablieferung der einzelnen Theile zu entrichten ist.

Der zweite und dritte Band werden rasch nachfolgen, so daß in möglichster Kürze das Werk vollständig in den Händen der verehrlichen Subscribenten seyn wird. Mit dem Erscheinen des dritten Bandes hört der Subscriptionspreis auf und tritt der Ladenpreis von 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gr. ein.

Stuttgart, im März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 106.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 4. Mai 1837.

— Ich bebe vor Sorge; da seh' ich
Meine Sünden vor mir, so viel ich deren begangen.
Niemals war ich in größerer Noth, noch schlimmer geängstigt.

Reineke Fuchs.

Die beiden Gefangenen.

(Fortsetzung.)

Durch den Dienst, den der Gefangene mir hier leistete, fühlte ich mich auf's Aeußerste gedemüthigt; um so mehr, da die freche Lüge nach so frommen Aeußerungen, der leichtfertige Ton nach so großen Schmerzen alle Theilnahme, die der Mensch mir eingeflößt, plötzlich verwischte. Auch hätte ich, das traue ich mir zu, ihn auf der Stelle Lügen gestraft und dem Maler Alles bekannt, wäre nur Monsieur Ratin nicht um den Weg gewesen; aber so — bei meinem Verbrechen war Liebe im Spiel!

Allermittelst war der Wagen unten vorgefahren; bereits kamen die junge Miß und ihr Vater die Treppe herauf. — „Sie kommen, um zu sitzen!" rief der Maler in Verzweiflung. „Ihr da drüben, Ihr sagt uns einfältiges Zeug vor! Das Gemälde hier hatte ich an die Wand gelehnt, und ich finde es umgedreht. Seit wann kehren Katzen Gemälde um? — Ein Mensch muß durch das Fenster hereingestiegen seyn! — Julius, haben Sie etwas gesehen?" — „Julius, jagen Sie den Hund hinaus!" sprach im nämlichen Augenblick Monsieur Ratin; denn eben schnopperte der hübsche Wachtelhund an seinem neuen Regenschirm. Eilends jagte ich ihn bis in den Giebel hinauf, damit der Maler indeß seine verfängliche Frage vergäße.

Als ich wieder im Zimmer war, hörte ich, wie er seine Besuche empfing und sie bat, die schreckliche Unordnung in seinem Zimmer zu entschuldigen. — „Wenn Sie nicht morgen abreisten," fuhr er fort, „so würde ich Sie ersuchen, mir ein andermal zu sitzen." — „Leider läßt sich unsere Abreise nicht verschieben," erwiderte der Alte; „aber ich bitte recht sehr, lassen Sie sich durch uns ja nicht abhalten, auf der Stelle die nöthigen Schritte zu thun, um dem Thäter auf die Spur zu kommen." — Jetzt stieg der Maler selbst auf das Dach hinaus, um die Lokalität zu recognosciren.

Zum Glück dachte Monsieur Ratin nicht entfernt daran, daß ich im Geringsten in diese Geschichte verwickelt seyn könnte. Nachdem er seinen Regenschirm sorgsam in den Ueberzug geschoben, trat er wieder zum Tisch und blätterte in meinen Büchern, um mir Pensen aufzugeben. „Da Sie," sprach er, „mir Ausarbeitungen vorgelegt, und ich sehe, daß Sie in sich gegangen . . ." Bei diesen Worten kam der Maler herein und sagte: „Sagen Sie mir doch, haben Sie kein Zimmer . . . Ah ja! hier! Wollten Sie wohl so gut seyn und mir aufschließen? Nur von dort konnte man auf's Dach gelangen, und wir wollen doch sehen, wie man in dieses Zimmer kam." — „Recht

gerne," sagte Monsieur Ratin; er holte den Schlüssel aus einer verschlossenen Schieblade und steckte ihn in das gestern von mir möglichst wieder hergestellte Schloß, während ich, bleich vor Schreck, starr in ein Buch sah.

Während die Herrn Inspektion hielten, hörte ich Lärm im Gefängniß drüben. Mehrere Stimmen sprachen heftig durch einander, ein paar höchst verdächtige Worte schlugen an mein Ohr, die Schildwache horchte auf und die Leute auf der Straße blieben stehen. „Ich hab' den Strick!" schrie einer; — „und ich die Feile!" ein anderer; — „hier unter dem Stein!" — „Wahrhaftig!" hörte ich im selben Augenblick Monsieur Ratin sagen, „das ist sein Schnupftuch! Wäre es möglich! . . Julius!"

Die Thüre stand offen; ich lief davon, bebend vor Entsetzen, ohne einen andern Gedanken, als mich für den Augenblick den Qualen der Angst und der Scham zu entziehen. Ich hatte aber kaum hundert Schritte in der Straße gemacht, da sah ich, umblickend, neben einem Polizeibeamten den ehrlichen Lumpensammler, wie er gerade nach meinem Zimmer hinaufwies. Jetzt ging ich rascher zu, und kaum war ich um die Ecke, so lief ich aus Leibeskräften bis in die Nähe des Thors, und durch dieses schlich ich mich sofort, scheu nach den friedlichen Polizeisoldaten umschauend, die daselbst Wache hielten. Im Gehen hatte ich Zeit, über meine Lage nachzudenken; sie erschien mir völlig trostlos. Kehrte ich um, so ergab ich mich nicht nur Monsieur Ratin auf Gnade und Ungnade, sondern fiel gewiß genug der Polizei in die Hände, und dieser Gedanke ängstigte mich auf's Furchtbarste. Unter diesen Betrachtungen, mit von der Angst beflügelten Schritten ging ich in Einem Zuge bis zu einer Wiese in der Nähe von Coppet, und hier, auf fremdem Gebiete, ruhte ich endlich aus. Aber selbst an diesem abgelegenen Fleck glaubte ich mich nicht sicher vor Verfolgung. Ich sah beständig auf die Landstraße hinüber, und so oft ein Esel oder ein Fuhrwerk Staub aufwirbelte, meinte ich schon, die ganze Gensdarmerie sey auf den Beinen, mich aufzusuchen. Meine Unruhe wurde immer größer, und am Ende faßte ich einen raschen Entschluß: nach Lausanne wollte ich, wo sich eben mein Onkel aufhielt, und alsbald schlug ich die Richtung dahin ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Claqueurs der Pariser Theater.

(Fortsetzung.)

Der Claqueur en chef wohnt, wie bereits bemerkt, allein den Proben bei; bevor er seine Leute zum Kampfe führt, versammelt er sie beim Marchand de vin an der nächsten Ecke; hier hält er Musterung über sein Heer und haranguirt die Truppen. Er ertheilt seine Befehle und fordert unbedingten Gehorsam; keiner seiner Untergebenen darf sich unterstehen, zu applaudiren, wenn er nicht das Signal dazu gegeben hat. Seine Mannschaft besteht nicht immer aus gut disciplinirten und eingeübten Leuten; wer das glaubt, ist im Irrthum. Die Pariser Claqueurs scheiden sich in drei besondere Abtheilungen. Zur ersten Classe gehören alle diejenigen, welche für's Klatschen bezahlt werden; dies sind les intimes, nicht zu verwechseln mit den ordinären „Römern," sondern erprobten Kriegern gleichzustellen, welche schon oft im Feuer gestanden und bei mehr als einer Gelegenheit Beweise von Bravour, Talent und Geschicklichkeit abgelegt haben; sie bilden die Kerntruppen, die Avantgarde; ihre Anzahl ist aber nicht so beträchtlich, als man wohl glaubt. Die Majorität des Heers liefert die zweite Abtheilung der Claqueurs, welche man „Neutrale" nennt. Dies sind die Truppen des Centrums; ihr gewöhnlicher Platz ist im Parterre unter dem Kronleuchter, weßhalb man sie auch mit dem Titel chevaliers du lustre beehrt. Sie erhalten noch keinen Sold in baarem Gelde, sondern bloß eine Anzahl Freibillette; wenn sie sich am Abend einer ersten Vorstellung tapfer zeigen, regalirt sie der Chef de Claque nach dem Schluß des Theaters mit einem Litre Wein zu zwölf Sous, stößt mit ihnen an und macht ihnen Hoffnung auf baldiges Avancement und fixe Anstellung. Die dritte Classe endlich besteht aus claqueurs amateurs, d. h. aus solchen, welche, wunderbar genug, noch dafür bezahlen, um die Rolle der Claqueurs zu übernehmen. Da es nämlich in Paris viele Leute gibt, welche wahre Theaternarren sind, aber nicht so viel Geld aufzuwenden haben, um jeden Abend ein Billet an der Kasse zu kaufen, so wenden sie sich an den Chef de Claque, welcher ihnen Billette zum vierten Theil des festgesetzten Eintrittspreises erläßt, dabei aber die ausdrückliche Bedingung macht, das neue Stück beklatschen zu helfen.

Nachdem nun die Musterung beendet und die alten sowohl wie die neuen Soldaten in Reih und Glied angetreten sind, führt der Oberfeldherr sein Armeecorps in die Schlacht. Wenn ein notorisch schlechtes Stück durchzubringen ist, überläßt die Direktion diesen Hülfstruppen das Parterre, das Orchester, die Galerie und das Amphitheater. In diesem Falle machen die Claqueurs auch nicht, wie sonst, Queue am Haupteingang des Theaters, sondern sie werden schon vor der Oeffnung der Kasse durch verschiedene Nebenthüren in den Saal gelassen, wo sie alsdann Zeit und Muße genug haben, sich auf die vortheilhafteste Weise zu postiren und so ein Stück „Arbeit" aus Einem Gusse zu liefern, das sich gewaschen hat. Der Claque-Napoleon ordnet seine Brigaden gewöhnlich divisionsweise, indem er unter die neuangeworbenen Truppen

immer einige Bataillone der alten Garde vertheilt, so daß die Rekruten der Claqueurs-Amateurs von allen Seiten umzingelt und gezwungen sind, ihre Pflicht zu thun. Er selbst bildet den Mittelpunkt des Ganzen; von seiner Einsicht, von seinem Scharfblick hängt der ganze Erfolg des Werkes ab; er leitet jede Bewegung seiner Soldaten, gibt die Signale, eröffnet das Pelotonfeuer der Beifallsbezeugungen, spornt die Trägen an, liest den Ungeschickten den Text und theilt endlich nach gewonnener Schlacht Ehrenkreuze und Belohnungen an diejenigen aus, welche sich um den Autor verdient gemacht haben. Unmittelbar unter dem Befehle des Claqueurschefs steht sein Ordonnanzoffizier, welcher seinen Obern bei seinen wichtigen Funktionen thätig und eifrig unterstützt. Nur stellt sich der Ordonnanzoffizier nicht, wie sein Oberbefehlshaber, an die Spitze der Truppenkolonnen, sondern er hält sich meistens in den hintersten Reihen, um die Arriergarde zu befehligen und darüber zu wachen, daß die „Römer," welche der erste Feldherr nicht übersehen kann, gleichmäßig am Gefechte Theil nehmen.

Außer den drei erwähnten Abtheilungen der „Römer" gibt es nun noch mehrere andere, welche verschiedene Namen haben, je nach der Rolle, welche sie für den Abend durchzuführen beauftragt sind. Nicht alle Römer sind Claqueurs im engern Sinn; diese bilden allerdings die zahlreichste Classe. Worin ihr Amt besteht, ist allgemein bekannt; um demselben mit Erfolg und Würde vorzustehen, braucht man nichts weiter, als zwei kräftige Fäuste oder, um in der Kunstsprache zu reden, zwei tüchtige „Waschhölzer." Die zweite Classe sind die Chuteurs, deren Amtsthätigkeit beginnt, wenn einzelne unzweideutige Zeichen des Mißfallens oder der Langeweile im Publikum laut werden; ihre Amtspflicht ist, den Ruhestörern Stille zu gebieten und zu verhindern, daß gepfiffen wird. Die dritte Classe bilden die Lacher und Greiner, les rieurs und les pleureurs, welche unter beiden Geschlechtern gewählt werden und die schwierigste Rolle haben. So oft nämlich ein Witz oder eine komische Situation im Stück vorkommt, müssen die Lacher und Lacherinnen sogleich auflachen, um dem Publikum ihre Lachlaune mitzutheilen. Sie kitzeln gleichsam die Zuschauer und zwingen sie fast wider Willen zum Lachen. Ein guter Lacher, ein rieur comme il faut, ist für einen Claqueurschef ein seltenes, kostbares Meubel; das Lachen eines Rieur darf durchaus nicht einfältig seyn noch den mindesten Anschein von erkünstelter Munterkeit haben, sondern muß frei, herzlich und natürlich erscheinen. Der Lacher in den Variétés und im Palais-royal muß ein unbändiges Gelächter aufschlagen, welches die bewundernswürdigen Dummheiten und Tölpeleien Odry's und Alcide Tousez's hervorzurufen scheinen; der Lacher im Gymnase dramatique und im Vaudeville dagegen muß schon ein feineres, zierlicheres Lächeln an den Tag legen, um zu beweisen, daß er das geistreiche, studierte Spiel Bouffé's und Arnals zu würdigen versteht.

(Der Beschluß folgt.)

Moden.

Der Kleidertracht geht es heutzutage gerade wie der bildenden Kunst, der Schauspielkunst, der Literatur: der kritisch-eklektische Pol der Kulturbatterie hält den produktiven nieder. Deutsche Maler malen byzantinisch, französische malen raphaelisch, ein Kritiker, der noch nie einen Claude Lorrain gesehen, findet, diesem oder jenem Landschafter fehle noch gar viel von Claude Lorrains Gluth, und seit die Maler nicht mehr Handwerksmeister, sondern Professoren und Hofräthe sind, ist unvermerkt die Kunst abhanden gekommen. Ueber den rationellen Bemühungen, der Bühne recht feste, würdige Grundlagen zu geben und den Schauspielern anständige Pensionen für sich und ihre Wittwen und Waisen zu schöpfen, ist die Kunst der Darstellung fast zur Fabel geworden, und der Strom der ehemals sogenannten schönen Literatur hat sich in einen seichten See ausgebreitet, auf dem sehr talentvolle Leute angelnd umherfahren, welche schon als Jünglinge die Entdeckung gemacht, sie seyen bloß kritische Köpfe. Seit die vornehme Welt in Masse dem Schneider in's Handwerk greift, haben wir, das heißt erst die Franzosen, dann wir, nichts mehr, was den Namen einer Tracht verdient, einer äußern Sitte, nach der sich ein Zeitalter bezeichnen läßt; seit man in eleganten Cirkeln Geschichte studirt, um dem einen Jahrhundert diese, dem andern jene Phantasie, wie die Franzosen es nennen, zu entlehnen und sich mit Ueberlegung lächerlich zu machen, seitdem steckt kein Mensch mehr so recht mit eitler Befriedigung in seinem Kleide. — Die französischen Journale sind die fortlaufenden Digesten, nach welchen die deutschen Schneider beiderlei Geschlechts Recht sprechen; aber die Gesetzestexte sind gegenwärtig schrecklich verworren, weil, zum großen Unterschied von ehemals, der Gesetzgeber so viele sind; und so kommt es, daß man bei uns vielleicht nie öfter als gegenwärtig beim Anblick mancher Frau in der modischsten Toilette zum Ausruf veranlaßt wurde: Summum jus summa injuria! — Während die englischen Zeitungen sich selten mit Gegenständen des Putzes und der Toilette beschäftigen, außer wenn sie bei der offiziellen Beschreibung eines königlichen Drawing-room keine Feder und keinen Brillanten vergessen, geben in neuerer Zeit fast alle französischen Journale umfassende, freilich meist sehr stark mit historischem und anderm Esprit versezten, und dadurch für die Schneider deutscher Nation ungenießbar gemachten Modeberichte. Die Berichterstatter sind meist Damen und die Sprache dieser Artikel ist überaus seltsam, kabbalistisch; man meint in einem Buch über Alchemie zu lesen. Kann z. B. ein ehrlicher Mann wissen, was une bande seulement liserée d'un ourlet roulé au bord de la rivière de jours ist? Auf's Genaueste wird hier der Anzug zergliedert, in dem die Gräfin A. bei einem Morgenconcert erschien, oder Madame B. in der Soirée der Herzogin von C., welche ihrerseits durch diese oder jene „fantaisie" überraschte. Manches kommt hier vor, was die deutschen Schönen denn doch schwerlich. Eines ist mir neulich aufgestoßen, was sie gewiß nicht nachmachen. Die Marquisin von F. hat nämlich einen Wochenklub gestiftet, in welchem jedes Mitglied in einem costume de fantaisie erscheinen muß, d. h. in einem

Kleide, deßgleichen keines je gesehen worden. Der schöne Zweck der Verbindung ist Hebung des so tief gesunkenen Costüms. Die Toilette, welcher die Majorität den Vorzug zuerkennt, wird statutenmäßig gezeichnet und im Archiv der Gesellschaft aufbewahrt. „Ein höchst interessanter Anblick," sagt die Berichterstatterin, „diese Masse origineller „Phantasien," dieser Cirkel, der nicht sowohl einer Soirée als einem Maskenballe gleicht, dieser Wettstreit von ein paar Dutzend jungen Weibern, einander in Koketterie zu überbieten." — Durch Zufall bin ich in dieser wunderlichen Literatur etwas belesen. Den Leserinnen freilich könnte ich aus dem oben berührten Grunde nichts Didaktisches bieten, wenn es auch weniger überflüssig wäre; für die Männer aber, welche etwas auf sich halten, will ich gelegentlich und in möglichster Kürze das Uniformirungsprogramm des laufenden Frühjahrs hersetzen. — Die Beinkleider bleiben anliegend und die Röcke kurz; der Ermel läßt, nach wie vor, die ganze Hand sehen, und der ganz weiche Kragen legt sich, vom Halse abstehend, auf die Schulter. Den Rock schließt eine Reihe seidener, platter, bedeutend großer Knöpfe. Die herrschende Farbe ist ein fast schwarzes Grün, vert Gray genannt; es nähert sich dem Myrthengrün, nur ist es noch dunkler. Dunkelbraun, was zu Negligéüberröcken so trefflich paßt, geht nicht mehr. Die gestreiften oder gerippten englischen Zeuge zu Morgenbeinkleidern sind fast wie diesen Winter, nur heller. Blaßgrau oder röthlichgrau steht vortrefflich zum Graugrün und einer Chamois- oder citrongelben Weste. — Die modischen Westen von Ziegenhaar haben sehr einfaches Dessin und ausnehmend frische Farben: citrongelb mit weißen Streifen, abrikosenroth mit Rippen, strohgelb mit schwarz oder weiß getupften Streifen. — Auf den Morgenüberröcken trägt man Krägen von velours lustré, dessen Effekt ganz eigenthümlich ist: er spiegelt wie moirirter Astrachan. — Die Hemden mit Jabots sind jetzt so allgemein, daß die andern ordentlich auffallen; die einfachsten sind allerdings die geschmackvollsten, indessen unterliegen die Details der Falten und des Jabots den Launen der Koketterie. Der Jabot darf übrigens keines Falls über zwei Finger breit seyn. — Die verschiedenen Gesichtsbildungen haben die Wahl unter zwei Hutformen: die eine, à la d'Orsay genannt, ist niedrig, die Krempe vorne etwas herabgebogen; die andere, à la française, ist ziemlich hoch mit ganz platter Krempe. — Die Stiefeln bleiben definitiv vorne rund, obgleich die breit abgeschnittenen besser stehen und bequemer sind. Ueber die souliers de ville läßt sich noch nichts mit Bestimmtheit aussagen. — Unter Heinrich VIII. von England fragt der Lord Kämmerer:

Is it possible, the spells of France should juggle
Men into such strange mysteries?

jezt fragt so weder ein Kämmerer noch sonst Jemand mehr, und wenn die Leser die Fortsetzung dieser Notizen wünschen, so will ich mich einer so lohnenden Arbeit nicht entziehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Linz, April.

(Fortsetzung.)

Die Eisenbahn von Budweis nach Linz.

Die Eisenbahn von Budweis nach Gmünden erscheint freilich als ein schwacher Versuch gegen die Riesenunternehmungen in England und Amerika, wo freilich andere Mittel zu Gebote stehen, so daß selbst die neue Eisenbahn zwischen Brüssel und Antwerpen, auf welcher in fünf Monaten über 200,000 Reisende befördert worden sind, da man nur jährlich auf 100,000 gerechnet hatte, nicht mit den englischen zu vergleichen ist. Die Budweiser Eisenbahn gehört zu der Klasse der Schienenwege. Die Schienen sind völlig flach, und die Räder haben gegen das Abgleiten auf ihrer Peripherie angegossene, an beiden Seiten hervorstehende Ränder von drei bis vier Zoll Höhe. Zwar ist die Reibung bei dieser Art Eisenbahnen stärker, und die Bewegung langsamer, aber auch sicherer, weil die Räder nicht leicht aus der Bahn gehen können, wenigstens nicht beim Gebrauch der Pferde. Die Eisenschienen ruhen auf hölzernen Pfählen, die horizontal auf der Bahn liegen, so daß nur die Schienen hervorragen. Die Reibung ist noch immer sehr groß, denn aus der Kiesbahn, die in der Mitte der Schienen für die Pferde geebnet ist, werden durch die Tritte derselben öfters kleine Steine in die Nähe der Schienen aufgeworfen, auch ist die Verbindung der Schienen noch sehr mangelhaft, da man jedesmal den Uebergang des Rades über die Verbindungsstellen durch einen schwachen Stoß empfindet, so daß die Bewegung auf der Eisenbahn der auf den Dampfschiffen sehr ähnlich ist. Dazu kommt noch, daß oft die Schienen durch die Schwere der auf sie drückenden Last und durch die Stärke der Reibung sich lösen und einzelne Schienen aufspringen, so daß die Aufseher fortwährend beschäftigt sind, sogleich hinter den Wagen nachzusehen und neue Schienen einzulegen, wo es nöthig ist. Die Bahn ist zur Zeit nur mit einem schmalen Geleise versehen, und zwar nur für Pferde eingerichtet, weil es in Böhmen an Steinkohlen fehlt. Große Schwierigkeiten und Hindernisse waren bei Anlegung der Budweiser Eisenbahn auf dem sehr ungleichen, oft bergigten und felsigten Terrain zu überwinden, und der Reisende wird auf derselben an vielen Punkten an die Riesenwerke erinnert, welche neuerlich die thätige österreichische Regierung hat vollenden lassen, an die herrliche Straße über das stilfser oder wormser Joch, durch das Veltlin, nach dem Comersee hinunter bis Mailand, so wie an die Straße in Tyrol über Ampezzo nach Venedig und an die über Finstermünz, die in die stilfser Straße fällt. Die beiden leztern kenne ich nicht; die erstere Straße aber übertrifft an Kühnheit noch bei weitem Napoleons berühmte Straße über den Simplon. Auch bei Anlegung der Budweiser Eisenbahn, neben welcher die schöne Chaussee für den gewöhnlichen Verkehr mit gemeinen Wagen fortbesteht, hatte man mit großen, aber glücklich überwundenen Hindernissen und Schwierigkeiten zu kämpfen; denn sie mußte so viel als möglich in gerader und horizontaler Richtung, über Berge und Thäler, durch Wälder und über Flüsse angelegt werden, weßhalb sie oft die bald über, bald unter ihr fortlaufenden Chausseen und andere Wege durchschneidet. Dazu waren kostbare Brücken über Flüsse und Abgründe erforderlich, und es mußten längere oder kürzere Strecken der Bahn durch im Wege stehende Felsen geführt werden, deren Sprengung oder Aushöhlung unsägliche Arbeit und große Kosten verursachte. Höchst überraschend ist es nun, wenn man fast in horizontaler Richtung diese Berge und Thäler passirt, und sich dabei bald oben, bald unten befindet, jezt hohe Berge und Felsen, dann tiefe Abgründe neben und unter sich erblickt, oder durch dunkle Felsengewölbe ungehindert, in sanfter, gleichmäßiger Bewegung, wie auf dem Dampfboot, fortgetragen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 36.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 4. Mai 1837.

Bestand und Wirken des Kunstvereins in München im Jahr 1836.

Die Gesellschaft des Münchener Kunstvereins besteht nunmehr dreizehn Jahre; sie ist in fortwährendem Wachsthum begriffen; die Zahl ihrer Mitglieder stieg im verflossenen Jahr von 1602 auf 1712, und würde bedeutend größer seyn, wenn nicht der Tod diesmal mehr Namen gelöscht, als in vielen früheren Jahren zusammengenommen. Der Beitritt hoher Herrschaften wird immer als ein besonders erfreuliches Ereigniß bezeichnet, und so wird es in den Annalen unseres Kunstvereins herausgehoben, daß die verw. Kaiserin von Oestreich und der König von Württemberg sich unter die Zahl der Mitglieder haben aufnehmen lassen. Der Verein zählt 422 Künstler, die größtentheils in München wohnen. Die Einnahme des Vereins belief sich auf nahe an 21,000 Gulden; davon wurden nahe an 16,000 Gulden zum Ankauf von Kunstgegenständen verwendet. — Die ununterbrochenen Ausstellungen dauerten fort und enthielten in diesem Jahre 438 Oelgemälde, 26 Miniaturen, 4 Porzellangemälde, 18 Aquarell- und 1 Guachegemälde, 22 in Oel gemalte Studien, 10 Zeichnungen, 9 Kupfer- und Stahlstiche, 32 Lithographien, 14 plastische Arbeiten, sämmtlich von hiesigen, und 134 Kunstwerke von fremden und verstorbenen Künstlern.

Unter den Arbeiten neu angekommener Künstler erregten besonders die des jungen A. Achenbach aus Düsseldorf Aufsehen, und er hatte das Glück, daß zwei auf dem Verein ausgestellte Gemälde von ihm zu ziemlich hohem Preis in den Privatbesitz unsers Königs übergingen.

Die Verbindung mit andern Kunstvereinen ward, wie bisher, auf den Austausch von Vereinsgeschenken beschränkt. Sich an die Ausführung des Planes für gemeinschaftliche Ausstellungen anzuschließen, wie er von mehreren nord- und westdeutschen Kunstvereinen ausgeführt wird, liegt so sehr außerhalb der Einrichtung unsers Vereins, daß der Gedanke daran, wenn nicht aufgehoben, doch aufgeschoben werden mußte.

Betrachten wir nun die zur Verloosung vom Schiedsgericht angekauften Gegenstände, so finden sich unter 87 Nummern 81 Gemälde. Unter diesen 81 Gemälden zählt man zwei und fünfzig Landschaften und ein einziges historisches Bild; die übrigen 28 sind Thier- und Architekturstücke, Genrebilder und Uebergänge. — Was ist die Ursache dieser höchst auffallenden Erscheinung? Die gewöhnliche Antwort ist: „Unsere Historienmaler sind vom König so beschäftigt, daß ihnen keine Zeit für Arbeiten bleibt, die wir acquiriren könnten.“ Mich dünkt, diese Antwort ist irrig. Eine nähere Einsicht in die hiesigen Verhältnisse stellt es heraus, daß außer Cornelius, Schnorr, Heß und Zimmermann nur die wenigen Künstler historischen Fachs im Auftrag des Königs beschäftigt sind, die jenen bei der Ausführung ihrer großen Werke behülflich sind. In Hohenschwangau waren für Se. Kön. Hoheit den Kronprinzen W. Lindenschmitt und Glinck von Seiten der Historienmaler beschäftigt. Dagegen zweifle ich nicht, daß das Verzeichniß der Mitglieder gegen hundert Historienmaler zählt, deren Kräfte wenigstens theilweise zur Verfügung des Vereins stehen würden. Sagt man nun: „es wird von diesen nichts Erhebliches angeboten,“ so liegt auch hierin ein Irrthum. Es sind historische Bilder dem Schiedsgericht angeboten worden, deren Werth und deren Preis nicht nur mit vielen angekauften Genrebildern und Landschaften im Verhältniß stand, sondern die sich auch des beifälligen Urtheils gerade derjenigen Meister zu erfreuen hatten, die das Vertrauen des Königs in so hohem Grade rechtfertigen. Andere Gründe, über deren Triftigkeit mir kein Urtheil zusteht, übergehend, wird es sich eher der Mühe verlohnen, auf die Folgen einer so scharf ausgesprochenen Gleichgültigkeit gegen die Historienmalerei aufmerksam zu machen, wie sie sich bei dem diesjährigen Ankauf ziemlich unzweideutig schon herausstellen.

Die Kunst, so lange sie nicht ganz auf Abwege geräth, hat es immer mit Darstellung und Ausbildung von

Erzeugnissen des Geistes zu thun, wofür ihr — je nach dem Maße der Lebhaftigkeit oder Eigenthümlichkeit der Phantasie des Künstlers — die Wirklichkeit mit Mitteln an die Hand geht. Dieses Uebergewicht des Geistes tritt vornehmlich in der Historie hervor, die nur im Zustand der größten Dürftigkeit für ihre Begebenheiten, Scenen und Charaktere die Wirklichkeit anspricht; allein es zeigt sich auch bei vorherrschender Achtung vor der Historie im Genre und in der Landschaft; denn auch hier ist ein wesentlicher Unterschied, ob der Künstler ein Bild seiner Phantasie mit Hülfe wirklicher Gestalten oder Gegenden, oder ob er die leztern allein darstellt. Ja selbst auf die Auffassung des Wirklichen hat der Zusammenhang mit der Historie noch Einfluß, in so fern diese den Sinn für Linie, Maß und das Charakteristische schärft. — Ganz frei von sich selbst macht sich der Geist nie und wenn er es auch aufgibt, Eigenes zu denken, immer wird er Eigenes fühlen. Dies aber gerade ist die Klippe. Verfolgen wir den Landschaft- oder Genremaler, dessen Talent nicht durch die Historie (oder, was gleichviel ist, durch inwohnenden historischen Sinn) geleitet ist, so sehen wir ihn mit Vergnügen das wirkliche Leben und seine Zufälligkeiten nachbilden, und wie für ihn selbst in der Ueberwindung der Schwierigkeiten ein nachhaltender Reiz liegt, so haben seine Arbeiten durch das Gepräge des die Natur in Liebe bezwingenden Geistes für den Beschauer einen gleichen Werth. Sobald aber das Talent sich der Natur bemeistert, mit Leichtigkeit alles Sichtbare nachbildet und der Wiederholung inne wird, die ihm das Weiterstudiren nicht mehr so dringlich macht, ist der Gipfel erstiegen und nun geht's im besten Fall eben fort, meistentheils aber bergab. Dazu kommt, daß das individuelle Gefühl, wie ich oben sagte, statt der Phantasie sich geltend macht und den Künstler in enge Grenzen des Daseyns, einen Genremaler etwa in die bayrischen Bauernstuben ꝛc., einen Landschaftmaler auf Dämmerungen, oder Aussichten auf die Fläche oder auf Wasserspiegel ꝛc. einschließt und unvermeidlich zum Ueberdruß führt, oder wenigstens die Elastizität der Kräfte schwächt. Nur an die Offenbarung des Unsichtbaren sezt der Mensch immer wieder neue Kräfte; alles Andere ist ja schon da und besser, als er's machen kann, sagt er zulezt.

Ist nun das Gesagte wahr, so folgt daraus, daß, wo Kunstanstalten anfangen, sich gegen die Bestrebungen der Historie gleichgültig zu verhalten, sie ihrem künstlerischen Verfall entgegen gehen. Und überblickt man die Ankäufe unsers Kunstvereins von diesem Jahr und vergleicht die Werke der begabtesten Künstler mit ihren früheren Leistungen, so muß man sagen: die meisten haben uns durch leztere ein Recht auf Erwartungen gegeben, die sie wenigstens nicht übertroffen haben. Ich wiederhole: der Grund liegt nicht an dem Einzelnen und seinem Talent, sondern in der Richtung im Allgemeinen.

Hierbei ist eines Umstandes zu gedenken, der meines Erachtens wohl zu beherzigen wäre. Wie der Kunstverein allmählig die Historie beseitigt, so hat die Akademie früher schon Genre und Landschaft aus ihrem Bereich verbannt. Das sollte nicht seyn. Nirgends sollten schöpferische Kräfte — denn wie schnell verarmt ein Zeitalter daran! — gering geschäzt, immer beachtet, gepflegt und ihrer möglichen Vollendung zugeführt werden. Der Sinn für Genre und Landschaft wird weder im Publikum, noch unter Künstlern unterdrückt, wenn eine Akademie denselben nicht unterstüzt, wenn sie aber sich seiner leitend annimmt, kann er — wenn auch nicht zu großen, doch — zu erfreulichen Resultaten führen; jedenfalls aber kann sie dem gänzlichen Verfall vorbeugen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Archäologie.

1. **Lettres d'un antiquaire à un artiste sur l'emploi de la peinture historique murale dans la décoration des temples et des autres édifices publics ou particuliers chez les Grecs et les Romains; ouvrage pouvant servir de suite et de supplément à tous ceux qui traitent de l'histoire de l'art dans l'antiquité. Par M. Letronne. Paris, Heideloff et Campé. 1835. 8. XVI. 524.**

2. **Peintures antiques inédites précédées de recherches sur l'emploi de la peinture dans la décoration des édifices sacrés et publics, chez les Grecs et chez les Romains; faisant suite aux Monuments inédits, par M. Raoul-Rochette. Paris, Imprimerie Royale. 1836. 4. XIII. 470.** Mit 15 colorirten Platten.

Ob die griechischen Maler in der blühendsten Periode ihrer Kunst von Perikles bis auf Alexander den Großen ihre Werke ausschließlich auf Holz oder auch auf der Wand ausgeführt haben, darüber stand bisher in der Archäologie keine systematisch ausgebildete Theorie fest. Daher erblickten auch die berühmtesten Kenner des Alterthums in den Stellen der alten Schriftsteller nach dem natürlichsten Sinn der Worte bald Tafel- bald Wandgemälde. Niemand nahm Anstoß daran, daß von Wand-

gemälden nach Verhältniß seltener die Rede ist, als von Tafelgemälden; denn man fand dies, vermöge der jeder dieser beiden Arten von Malerei eigenthümlichen Technik und der natürlich sich darbietenden Analogie der neuern Kunst, natürlich. Um so mehr mußten die beiden Schriften der französischen Akademiker in Widerspruch mit den bisher bestehenden Ansichten treten, indem die eine überall Wandgemälde, die andere überall Holzgemälde statuirt. Den ersten Anlaß zu diesem Streit gab eine Vorlesung von Herrn Architekt Hittorff über polychrome Architektur, wovon in den Annalen des archäologischen Instituts 1830 T. II. p. 263 ein Auszug gegeben ist. Herr Hittorff stellte hier den Satz auf, daß die Griechen ihre Gebäude nicht nur von Außen bemalt, sondern auch die innern Wände ihrer Tempel, Hütten und Paläste mit historischen, auf der Wand selbst ausgeführten Gemälden bedeckt haben. Dieser Behauptung gab er eine so weite Ausdehnung, daß sie Widerspruch erregen mußte. Dies geschah durch Herrn Raoul-Rochette in drei Vorlesungen, die er im Institute hielt und nachher im Journal des Savans 1833 drucken ließ. Hr. Raoul-Rochette stellte sich eben so schroff auf das andere Extrem und behauptete, es gebe in der blühendsten Periode der Kunst gar kein Beispiel von historischen Gemälden auf der Wand. Gegen diese These richtete Hr. Letronne seine Briefe an Hrn. Hittorff, worin er Hrn. Rochette's Vorlesungen Schritt vor Schritt, beinahe Wort vor Wort prüft und zu widerlegen sucht. Hr. Rochette fühlte sich aber dadurch so wenig in seiner Ansicht irre gemacht, daß er ein Jahr darauf sein System in einem großen Quartbande auseinandersezte und im weitesten Umfang geltend machte.

Zum Voraus möchte es bedenklich erscheinen, wenn zwei in ihrem Fache so bedeutende Gelehrte, gestüzt auf dieselben Thatsachen, auf so schroff entgegengesezten Extremen stehen, bei einem von beiden die ausschließende Wahrheit zu vermuthen; um daher unsere Leser nicht durch ein leeres Raisonnement zu ermüden und sie in den Stand zu setzen, sich selbst ein Urtheil zu bilden, wollen wir ihnen die Hauptpunkte des Streites vor Augen legen.

Die Hauptbasis, worauf Hr. Rochette sein System begründet, bilden einige Stellen der Alten, worin von Tafelgemälden, welche die Wände von Tempeln und Hallen zierten, unverkennbar die Rede ist. Synesius, Bischof von Cyrene, der im Jahr 502 p. C. nach Athen reiste, sagt in seinem 54. und 135. Briefe, daß der römische Proconsul die Tafeln, worauf Polygnot seine Kunst niedergelegt hatte, aus der Poecile weggenommen habe. Nach der Eroberung von Ambracia führte der Sieger, M. Fulvius Nobilior, Statuen, Gemälde und andere Kunstwerke hinweg, um damit seinen Triumph zu schmücken. Die Ambracier schickten darauf Abgeordnete nach Rom, um sich über die harte Behandlung ihrer Stadt zu beklagen. Als diese ihren Vortrag vor dem Senat hielten, so sagten sie unter Anderm: Conjuges, liberos, in servitium abstractos, bona adempta; et quod se ante omnia moveat, templa tota urbe spoliata ornamentis; simulacra Deorum, Deos immo ipsos, convulsos ex sedibus suis, ablatos esse; parietes postesque nudatos, quos adorent, ad quos precentur et supplicent, Ambraciensibus superesse. Liv. 38, 40. Aus dieser Stelle sehen wir deutlich, daß die Gemälde auf den Wänden und Thürpfosten der Tempel angebracht seyn mußten, da sich die Abgeordneten über die entblößten Wände und Thürpfosten beklagen. Cicero in der vierten Rede gegen den Verres c. 55 spricht ausdrücklich von historischen Gemälden auf Holz, womit die innern Wände des Minerventempels in Syrakus bekleidet gewesen seyen (his autem tabulis interiores templi parietes vestiebantur). Ferner erzählt Cicero de Invent. 2, 1: Die Krotoniaten haben in der blühendsten Zeit ihrer Republik den Wunsch gehabt, den Tempel der Juno Lucinia mit Gemälden zu schmücken. Sie haben sich daher an den Zeuris gewendet, der ihnen mehrere Gemälde lieferte, von denen einige bis auf Cicero's Zeit an der Stelle geblieben waren. Unter den bei dieser Gelegenheit ausgeführten Gemälden war auch das berühmte Gemälde der Helena, welches später Augustus aus dem Tempel entführte. Hier ist wieder deutlich ausgesprochen, daß dieses Heiligthum zu Kroton mit Tafelgemälden geschmückt war. Auf diese vier Beispiele, die auf eine Art erzählt sind, daß über den Sinn gar kein Zweifel seyn kann, gründet Hr. Rochette sein ganzes System und erklärt alle andern Stellen, wo über die technische Ausführung der Gemälde nichts bemerkt ist, in demselben Geiste. „On sera convaincu,“ sagt er p. 207, „que dans d'autres occasions semblables, où il s'agit de travaux de peinture exécutés par des artistes célèbres, tels que ceux de Phidias, dans l'Olympieion d'Athènes, de Polygnote, au Lesché de Delphes, de Protogène, aux Propylées, c'est toujours de cette manière, qu'il faut entendre les témoignages classiques qui les concernent.“ Diesem Grundsaß gemäß zählt denn Hr. Rochette in dem Abschnitt: „des tableaux consacrés dans les temples par un motif religieux et servant à la decoration des lieux sacrés“ p. 87 — 115 achtzehn Tempel und Heiligthümer auf, die alle mit Gemälden auf Holz geschmückt waren, und p. 144 — 208 in dem Abschnitt: „des peintures historiques employées à la décoration des édifices d'Athènes“ vermehrt er diese Anzahl mit zwölf weitern, die wir der Wichtigkeit der Monumente wegen namentlich aufführen. 1) Der Tempel des Theseus. 2) Die Poecile. Daran knüpft er 3) die von Philostratus beschriebene Gemäldegallerie in Neapel. 4) Das Grabmal der Xenokles in

Sicyon. 5) Gemälde von Zeuxis in dem Tempel der Venus zu Athen. 6) Gemälde des Phidias in dem Tempel des Jupiter Olympius. 7) Die Propyläen. 8) Die Lesche in Delphi. 9) Der Tempel der Minerva Area zu Plateä. 10) Gemälde im Erechtheum. 11) Gemälde des Euphranor in einem Porticus im Ceramicus. 12) Gemälde des Kleagoras im Lyceum. Wenn nun schon durch diese zahlreichen Monumente, deren Ausschmückung mit Tafelgemälden für Hrn. R. Rochette über allen Zweifel erhaben ist, die Allgemeinheit dieses Gebrauches erwiesen seyn soll, so wird ihm diese Ansicht zur unumstößlichen Gewißheit durch eine Stelle des Plinius, in der er scheinbar den Wandmalern allen Ruhm abspricht. Er sagt nämlich XXXV, 10, 40: Sed nulla gloria artificum est, nisi eorum, qui tabulas pinxere; eoque venerabilior apparet antiquitas. Non enim parietes excolebant dominis tantum, nec domos uno in loco mansuras, quae ex incendiis rapi non possent. Casula Protogenes contentus erat in hortulo suo. Nulla in tectoriis Apellis pictura erat. Nondum libebat parietes totos pingere. Omnis eorum ars urbibus excubabat, pictorque res communis terrarum erat. Diese Stelle führte schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts einen Akademiker von Cortona, Venuti, auf die Ansicht, daß die besten Gemälde des griechischen Alterthums auf Holz ausgeführt und in die Wand eingefaßen worden seyen, daß hingegen die Wandgemälde einen untergeordneten Rang behauptet haben; und diese Ansicht proclamirt auch Hr. Rochette p. 72 als das Resultat seiner Untersuchung. „C'est effectivement là la vérité; c'est le problème de la peinture antique réduit à sa plus simple comme à sa plus juste expression, c'est le résultat que je me crois d'avance autorisé à proclamer, comme étant conforme, sur tous les points, à l'examen de tous les faits de la question.“ Dies sind die Hauptpunkte, auf die Hr. Rochette seine Theorie gegründet hat, und diese scheint ihm durch die zahlreichen Zeugnisse des Alterthums so unwiderleglich festgestellt, daß er nicht nur fünf unleugbare Beispiele von Wandgemälden als Ausnahmen von der Regel p. 181 und 199 zugesteht, sondern p. 201 noch zwei weitere Beispiele liefert, die er seinem Gegner zu beliebigem Gebrauch anbietet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom, 4. März 1837.

Hier rüstet sich Alles zur Abreise. Thorwaldsen geht nach Ostern über München nach Kopenhagen ab. Mit ihm wird Wagner reisen, der die herkulische Arbeit seines (für die Walhalla bestimmten) Frieses nun auch materiell beendigt hat. Nächsten Dienstag (7. März) hat man ihm ein großes Mittagsmahl zur Feier dieses frohen Ereignisses veranstaltet. Die Urtheile auch der bedenklichsten und schärfsten Kritiker stimmen darin überein, daß diese Arbeit durch Originalität und Geist an die höchsten Leistungen neuerer Zeit herantritt. In solchem Betracht stellt man sie sogar allen ähnlichen Kunstwerken voran. Die Compositionen sind unendlich reich und voll der überraschendsten Mannichfaltigkeit, daß man bei jeder neuen Entwickelung des lang hindurchgehenden und mit wunderbarer Genialität durchgeführten historischen Zusammenhangs von neuem Staunen ergriffen wird. In einer der lezten Darstellungen hat der Künstler sein eigenes Porträt und das seiner Mitarbeiter bei einem Gelage angebracht, dem, wie es scheint, ein Bußprediger naht. Pettrich leert eine Feldflasche, Schöpf trägt mit ritterlichem Anstand eine Bratenschüssel herbei. Der Meister selbst schaut mit einer großartigen Ruhe dem bunten Gewirre des Lebens zu, wie ein antiker Philosoph. Endlich ist dabei auch noch der als Pferdemaler ausgezeichnete Künstler Prestele angebracht, dessen Rath sich Wagner bei der Ausführung der über alle Erwartung herrlichen, edlen Roßgestalten bedient zu haben scheint.

Herr von Rhoden hat so eben eine seiner schönsten landschaftlichen Compositionen vollendet. Das Bild, welches gesegnete Thäler einer überaus anmuthigen und schönen Gegend darstellt, wird allgemein als eines der gelungensten Werke des Künstlers bewundert. Nicht bloß die klassische Behandlung und fleißige Ausführung, sondern ganz besonders auch die poetische Empfindung, welche das Ganze aus einem Guß und voll der reichsten Anmuth geschaffen hat, stellen dieses Werk so ausgezeichnet hin.

Von Bildhauerarbeiten zeichnen sich E. Wolff's Leistungen stets vor allen durch eine verständige Ausführung und gründliches, ehrenwerthes Studium aus. Ein Amor mit der Löwenhaut, die er über den Kopf gezogen, und der Keule, auf die er sich leicht aufstüzt, wird vor seinen früheren Werken wegen der Grazie und Formenschöne, die man darin wahrnimmt, bewundert. Dem Vernehmen nach ist diese liebliche Statue an den Münchener Kunstverein zur Ausstellung abgegangen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 107.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 5. Mai 1837.

Ach, in schweigender Nacht ging mir die Todtenerscheinung,
Unsre Freunde, vorbei!
Ach, in schweigender Nacht erblickt' ich die offenen Gräber
Und der Unsterblichen Schaar!

Klopstock.

Oft in the still night.

Nach Th. Moore.

Oft in der stillen Nacht,
Eh Schlummer mich gebunden,
Erinn'rung in mir wacht
Von Tagen, die entschwunden,
Von Lust und Leid
Der Jugendzeit,
Liebworten, schon gesprochen.
Manch Aug', das schien,
Ist trüb, dahin,
Manch frohes Herz gebrochen.
So in der stillen Nacht,
Eh Schlummer mich gebunden,
Erinn'rung in mir wacht
Von Tagen, die entschwunden.

Wenn ich mir rufe nah
Die Freunde, treuverbunden,
Die hin ich fallen sah
Wie Laub in Wintersstunden,
Ist mir's so weh,
Als ob ich geh
Durch öde Gastmahlshallen,
Wo Licht und Kranz
Erstorben ganz,
Geblieben ich von Allen.
So in der stillen Nacht,
Eh Schlummer mich gebunden,
Erinn'rung in mir wacht
Von Tagen, die entschwunden.

Nic. Müller.

Die Claqueurs der Pariser Theater.

(Beschluß.)

Der Greiner und die Greinerin sind das Gegenstück des Lachers und der Lacherin; diese sind die festen Stützen des Vaudeville, jene die unerschütterlichen Säulen des Dramas; beide aber sind den Pariser Theatern gleich unentbehrlich. Der Greiner gibt das Thränensignal; bei den rührendsten Stellen des Dramas ist er der Erste, welcher sein Taschentuch herauszieht und sich schnäuzt; das beste und bequemste Mittel, die Rührung zu erheucheln. Da die Traurigkeit eben so ansteckend ist als die Freude, so fangen in einem Nu die Logen und Galerien auch an, sich zu schnäuzen und die Thränen abzutrocknen, um hinter den Greinern, welche mit gutem Beispiel vorangegangen,

nicht zurückzubleiben. Wer das Amt eines Greiners gut verstehen will, braucht gleichfalls viel Takt und Geschmack. Eine gewöhnliche Nase und ein gewöhnliches Schnupftuch sind dazu nicht hinreichend; die Greiner der Boulevardstheater bilden daher auch eine eigene Specialität und haben als solche Titel und Besoldung, so daß man sie nicht füglich durch andere Subjekte ersetzen kann. Die erste Vorstellung eines neuen Melodrams in der Gaité, im Ambigu comique oder an der Porte St. Martin hat mehr als einmal um mehrere Tage hinausgeschoben werden müssen, weil die Greiner gerade nicht bei der Hand, sondern den Sonntag vorher auf der Courtille bei Desnoyers dergestalt zerbläut worden waren, daß sie in keiner anständigen Gesellschaft sich sehen lassen durften. Die Greiner des schönen Geschlechts müssen außer dem Schnäuzen und Weinen auch im Nothfalle in Ohnmacht fallen, wenn nämlich das Stück auf Hervorbringung von schauder- und schreckenerregenden Gefühlen berechnet ist.

Die vierte und lezte Abtheilung der „Römer" sind die Aboyeurs, die „Bölker," wie man bei mir zu Lande sagt. Ihre Hauptbestimmung ist, aus vollem Halse zu schreien, und ihr Hauptverdienst, starke Lungen zu haben. Sie sind auch verpflichtet, die Chuteurs zu unterstützen. Läßt sich ein schrillender Ton vernehmen, und können die Chuteurs der Störung nicht Meister werden, so erheben sich die Aboyeurs in Masse und schreien: à bas le carliste! oder à la porte le républicain! je nach den Umständen. So wird der vernünftige, opponirende Theil des Publikums eingeschüchtert, zum Schweigen gebracht; denn wo solche Argumente einem entgegengesezt werden, thut man am klügsten, zu verstummen. Gewöhnlich beginnt das Amt der Aboyeurs erst am Schluß der Vorstellung, dann brüllen sie nämlich so lange l'auteur! l'auteur! bis der Vorhang in die Höhe geht und ein Schauspieler vortritt, welcher die drei herkömmlichen Verbeugungen macht und den Namen des Verfassers dem begeisterten Publikum mittheilt. Nun fangen die Aboyeurs auf das Signal des Claqueurchefs an, Bravo zu schreien und in die Hände zu klatschen; denn in diesem feierlichen Augenblick ist das ganze Claqueurscorps streng dazu angehalten, zu applaudiren; der Aboyeur, der Chuteur, der Lacher, der Greiner, alles klatscht in die Hände, und die verschiedenen Classen verschmelzen in eine einzige, in die der Claqueurs. Der Succeß des neuen Stücks ist im Sturm erobert und am folgenden Tage steht in allen Pariser Journalen zu lesen, der Name des Verfassers sey unter stürmischem Beifallsklatschen genannt worden.

Nachdem ich den Leser mit den verschiedenen Ober- und Unterabtheilungen des modernen Römerheers bekannt gemacht habe, kann er sich überzeugen, daß die Organisation desselben verwickelter ist, als das Publikum gemeiniglich glaubt. Außer den vielen Tugenden, welche einem guten Chef de Claque nothwendig sind und welche ich weiter oben aufgezählt habe, muß er auch noch die Eigenschaft besitzen, sich bei der Anwerbung seiner Leute als ein Mann von Takt und seltener Menschenkenntniß zu zeigen, damit er Jedem das Amt zutheilt, welches seinen natürlichen Anlagen am besten zusagt. So kann z. B. mancher „Römer," welcher sein Lebenlang ein schlechter, jämmerlicher Claqueur bleiben würde, einen ganz trefflichen Lacher abgeben; und mancher Andere, der ein abscheulicher Greiner ist, würde sich vielleicht zum köstlichsten Aboyeur qualifiziren. Alles das verdient sorgfältige Berücksichtigung; denn nur ein scharfblickender General kann für den Sieg einstehen.

Die Beschaffenheit eines dramatischen Succesſes hängt ganz von dem Chef de Claque ab, dessen Hülfe jeder Dichter ansprechen muß. Es gibt nun aber mehrere Arten von Succeß, und der dramatische Autor kommt mit dem Chef de Claque so oder so überein, je nachdem er einen Succeß erster, zweiter oder dritter Qualität haben will. Einen Erfolg lezter Art verbürgt der Chef de Claque mit vierzig Claqueurs, vier Chuteurs, drei Lachern, fünf Greinern und acht Aboyeurs, also mit einem Armeecorps von sechzig Mann. Um einen Succeß zweiter Qualität zu erringen, ist etwa eine Verstärkung von vierzig bis fünfzig Mann nothwendig, so daß etwa 100 Köpfe mitwirken. Für einen Succeß erster und bester Qualität, wie ihn Herr Harel, der Theaterdirektor an der Porte St. Martin gewöhnlich arrangirt, sind erforderlich: hundert-fünfzig Claqueurs, fünfzehn Chuteurs, dreißig Lacher, eben so viele Greiner, fünf-und-vierzig Aboyeurs, im Ganzen also 270 Mann. — Nicht bloß an Abenden der ersten Vorstellung leisten die „Römer" den Autoren und Direktoren ihre gefälligen Dienste, sondern jeden Abend ist eine gewisse Anzahl davon in die Parterres aller Pariser Theater vertheilt, um dem Publikum „einzuheizen," wie der Kunstausdruck lautet. Selbst die große Oper mißtraut dem Glanze und der Wunderpracht des Schauspiels, welches sie zum Besten gibt, und besoldet noch bei jeder Vorstellung ein Peloton von Claqueurs, um Sänger und Tänzer beklatschen zu lassen, denen ihr Talent ohnehin den Beifall des verständigen, kunstliebenden Publikums sichert. Außer den Abenden der ersten Aufführungen ist der Chef de Claque nie im Saale gegenwärtig; unmittelbar nach der ersten Vorstellung überläßt er seinem Premierlieutenant die Leitung des Heers, und er selbst besorgt ein anderes, höchst wichtiges Geschäft, nämlich „das Waschen der Billette" (le lavage des billets). Da die Leser wahrscheinlich nicht wissen, was das bedeutet, will ich diesen Ausdruck verständlich machen.

Der Claqueur wird nämlich für seine Arbeit von der Administration des Theaters und den Dichtern bezahlt, die seine Mitwirkung in Anspruch nehmen; man gibt ihm

indessen als Sold nicht viel baares Geld, aber desto mehr Billette, welche er für seine Rechnung am Eingang des Theaters verhandeln läßt, und das nennt man hier zu Lande lavage des billets. Es sind nun aber nicht bloß die Claqueurs, welche von den geschenkten Billetten Vortheil ziehen, sondern auch manche hiesige Dichter, Schauspieler und Theaterdirektoren betreiben das Waschen der Billette und wissen kleine Profite damit zu machen, welche am Ende des Monats den Waschern nicht unbeträchtliche Summen einbringen. Der ehemalige Regisseur des Theater français, Jouslin de Lasalle, ist gegenwärtig in Untersuchung wegen unerlaubten Waschens von Billetten. Auch hat der Polizeipräfekt kürzlich den Handel mit Billetten vor den Theatern verboten; allein es ist Herrn Delessert mit seinem Verbot ergangen, wie Herrn Gisquet mit seiner Ordonnanz, welche den Theaterdirektionen gebot, das Schauspiel um eilf Uhr zu schließen; d. h. die Vorstellungen dauern vor wie nach bis über Mitternacht hinaus und der Handel mit Billetten vor den Theatern blüht wie sonst unter den Augen der Polizeisergeanten. Dieser Handel ist übrigens ein ziemlich sicherer Barometer, ob der Succeß des Stücks im Steigen oder Fallen begriffen ist. So lange die Einnahme gut geht, bleiben die Billettverkäufer ganz übermüthig unter dem Peristyl des Theaters und warten ruhig die Käufer ab; im Maße aber, als die Einnahme schmäler wird, werden die Wäscher auch geschmeidiger, zuvorkommender, emsiger und aufdringlicher, sie bieten alsdann jedem Vorübergehenden ihre Waare an, und wenn die Kasseneinnahme ganz aufgehört hat, sieht man sie nach allen Seiten hin und her rennen und ihre Billette zur Hälfte des Preises ausbieten; sie hängen sich Einem wie Kletten an die Kleider und lassen Einen nicht eher los, als bis sie ein Billet untergebracht, d. h. „eine kleine Wäsche eingebaucht" haben. Bei den neuen Stücken der Variétés trifft man während der Abende der ersten Vorstellungen die Billetverkäufer vor dem Café Veron, am Ausgang des passage des panoramas; eine Woche später verrennen sie einem schon den Weg in der Mitte des Passage, und noch acht Tage später begegnen sie einem auf dem Börsenplatz und in der Rue Montmartre.

Die beiden Gefangenen.

(Fortsetzung.)

Verbannt seyn ist immer ein trauriges Loos, aber das Kind ist es schon wenige Schritte von der Schwelle des Vaterhauses. Kaum drei Meilen lag die Vaterstadt hinter mir, und mir war, als stände ich allein, hülflos in der weiten Welt. Mit recht schwerem Herzen ging ich das Ufer des Sees entlang, der eben noch zu Hause so lachend vor mir gelegen. Je weiter ich kam, desto mehr überwältigten mich diese Gefühle, und ein paar Mal, da ich an der Straße ausruhte, überfiel mich der Jammer so mit Macht, daß ich beinahe umgekehrt wäre und mich meinem Lehrer ausgeliefert hätte. — Aber es war zu spät; zudem war ich so rasch gegangen, daß ich mich bald so nahe bei Lausanne als bei Genf, so nahe bei meinem Onkel als bei Monsieur Ratin befand. Dieser Umstand richtete mich mächtig auf; mein Gemüth wurde nach und nach ruhiger, bereits fing ich wieder an, an die junge Miß zu denken und den Faden der verliebten Träume wieder aufzunehmen, in denen ich Tags zuvor um diese Zeit so selig gewesen. In dieser zauberischen Natur tauchte ihr Bild noch lieblicher in mir auf; es floß zusammen mit der herrlichen, heitern Luft, mit dem blauen Duft der Berge, mit dem frischen Grün der lachenden Ufer, und das Gefühl, verbannt zu seyn, war kein bitteres mehr.

Köstliche Naturkraft der Jugend! Habe ich hier wirklich mich geschildert? bin ich der junge Bursche, der leichtfüßig am Ufer hinwandert und mit den spielenden Wellen, mit dem grünen Ufer Savoyens, mit dem uralten Schlosse Hermance verliebte Blicke wechselt und allen Raum zwischen Himmel und Erde mit dem mächtigen Gefühl in seinem Busen bevölkert?

Mit Einbruch der Dämmerung ging ich von der Straße ab und bat um Obdach in einem Bauerhause. Ich theilte mit den Leuten ihre Suppe und das harte Lager, gab das einzige Geldstück, das ich in der Tasche hatte, und brach mit Tagesanbruch wieder auf. Ich war ohne Mütze fortgegangen, und die aufgehende Sonne schien mir lästig in's Gesicht; ich trat daher häufig unter das Vordach eines Bauerhauses, um mich zu erholen, aber die sonderbaren Blicke der Bewohner oder der Vorübergehenden verscheuchten mich immer bald wieder. Ich meinte, sie müßten mir meine Verbrechen ansehen, weil sie mich so neugierig betrachteten, da doch bloß meine Jugend und mein sonderbarer Aufzug Schuld daran waren.

Hinter dem friedlichen Dorfe Allaman sieht man links von der Straße prächtige Eichen am Saume eines ausgedehnten Gehölzes. In ihrem Schatten liegt der ganze See vor einem ausgebreitet: gegen das Wallis hin trifft das Auge auf die majestätische Alpenwand, gegen Genf schweift es weithin über einen sanften Höhenzug, der am Ende mit dem Himmel zusammenfließt. Dieses schattige Plätzchen war gar zu einladend, und ich ließ mich daselbst nieder, um das schwarze Brod zu verzehren, das ich von den Bauern erhalten.

Mit Jubel dachte ich daran, daß ich jezt bald meinen Onkel umarmen dürfe. Es trieb mich so mächtig zu ihm, daß der entfernte Gedanke, mein Wunsch könnte nicht in Erfüllung gehen, mich auf's Tiefste niederschlug. „Onkel! guter Onkel!" dachte ich mit schwellendem Herzen; „nur sehen will ich dich! nur bei dir will ich seyn!"

In diesem Augenblick kam auf der Landstraße ein Reisewagen mit sechs Pferden einher, eine dichte Staubwolke hinter sich. Die Postillons knallten lustig und die Bedienten schlummerten sanft auf dem Bocke. Bereits war der Wagen etwa zweihundert Schritte an meinem Platze vorüber, da hielt er an, ein Bedienter stieg ab und kam auf mich zu. Ich wollte mich schon aus dem Staube machen, da glaubte ich John, den Lakaien der jungen Miß, zu erkennen. — „Sind Sie,“ fragte er, „der junge Mensch, „der gestern aus dem Hause hinter St. Peter durchgegangen ist?“ — „Ja.“ — „So kommen Sie mit mir.“ — „Wohin?“ — „Zum Wagen. Ihr Lehrer macht schöne Gesichter! Ei, ei!“ — „Wo ist mein Lehrer?“ — „Er sucht Sie überall. Leichtfertiger Junge!“

Nach diesen Redensarten argwohnte ich, Monsieur Ratin möchte sich den Reisenden angeschlossen haben; ich weigerte mich daher, mit John zu gehen, da sah ich von Weitem ein weißes Kleid aus dem Wagen steigen. Sogleich sprang ich auf und lief der jungen Miß zu, damit sie nicht auf der staubigen Straße zu gehen hätte; als ich aber näher kam, mußte ich vor Scham und Herzklopfen meinen Schritt mäßigen, und am Ende blieb ich, mehrere Schritte von ihr, ganz stehen. — „Sie sind Monsieur Julius, nicht wahr?“ rief sie mir freundlich zu. — „Ja, Mademoiselle.“ — „Ei! wie sind Sie von der Sonne verbrannt! Kommen Sie doch in den Wagen. — Ihr Lehrer hat sehr bange um Sie, und es freut mich recht sehr, daß wir Sie getroffen haben.“ — „Steigen Sie ein, junger Herr,“ rief der Alte aus dem Schlage, „steigen Sie ein; wir sprechen ein wenig von Ihrer Geschichte. — Sie sind wohl recht müde.“ — Ich stieg ein und der Wagen fuhr davon.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Linz, April.

(Fortsetzung.)

Die Eisenbahn von Budweis nach Linz.

In all dieser Hinsicht gewährt diese Fahrt viel Unterhaltung und Abwechselung, neben der großen Bequemlichkeit und Wohlfeilheit, wenn auch in Hinsicht der Schnelligkeit und sonst noch Manches zu wünschen übrig bleibt. Das Geräusch der Wagen und die ziemlich gleichmäßigen schwachen Stöße, welche durch den Uebergang der Räder über die Verbindungspunkte der Schienen entstehen, erinnern, wie gesagt, an die Dampfschiffe. Das Geleise der Wagen ist noch enger, als das der gewöhnlichen, schon sehr engen Wagen in Oesterreich, die aber nach einer neuern k. k. Bestimmung bald eine breitere Spur bekommen werden. Die für die Eisenbahn eingerichteten Wagen haben aber dennoch einen viel größern Raum zum Transport der Personen und Frachten, da sie nach allen Seiten hin weit über die Achsen hinausreichen. Das untere Gestell ist ganz von Eisen; jeder Wagen kann vorne und hinten bespannt werden, so daß er nicht umgewendet zu werden braucht, wenn er das Ende der Bahn erreicht hat. Doch sind auch für diesen Zweck an bestimmten Stellen der Bahn, in der Nähe der Auslaufspunkte, bewegliche Kränze, mit Eisenschienen versehen, angebracht, auf denen der Wagen leicht umgedreht werden kann. Das Pferd geht in einer Gabeldeichsel, und ein zweites und drittes, u. s. w., bei größern Frachten, aufwärts von Linz nach Budweis, eines hinter dem andern, wie vor den großen Frachtwagen der Kärrner in Frankreich und Italien. Da nur ein Geleise vorhanden ist, so sind an bestimmten Stellen Ausweichungsplätze eingerichtet, wo die nach genauer Berechnung jedesmal eintreffenden Transporte die etwa zur selben Zeit entgegenkommenden Wagen erwarten müssen. Doch kommt es vor, daß bisweilen auch an andern Stellen die Wagen sich begegnen, wenn sie die Zeit nicht genau beobachtet haben, wo denn die kleinere Zahl der Personenwagen, nachdem die Passagiere abgestiegen, seitwärts aus dem Geleise gehoben werden muß, bis der größere Transport der Lastwagen vorübergefahren ist. Diese Operation geht schneller und leichter von Statten, als man glauben sollte, kommt jedoch nicht häufig vor, und soll eigentlich ganz vermieden werden, da die Lastwagen an den Ausweichungsplätzen warten sollen, bis die um diese Zeit zu erwartenden Personenwagen passirt sind. Die Bahn selbst hat, wie schon bemerkt, noch ihre großen Mängel. Am leichtesten springen die Schienen aus an den Ausweichungsstellen, wo auch die Wagen oft leiden, indem durch einen Stoß an den scharfen Kanten der Durchschnittspunkte, auf welche die Räder nicht immer genau treffen, die eisernen Achsen — besonders an den schwerbeladenen Salzwagen, aber auch bisweilen an den Personenwagen — plötzlich brechen, und dadurch eine Verzögerung oder völlige Hemmung der Fahrt veranlassen. Dies begegnete auch mir auf der Rückfahrt von Wels nach Linz, wo die Achse eines Salzwagens, der in der Mitte eines großen Wagentransportes sich befand, gebrochen war, so daß alle nachfolgenden Wagen stehen bleiben mußten, weßhalb die den Transport ereilenden Personenwagen nicht vorbei konnten. Allen solchen Uebelständen wird aber gewiß mit der Zeit, durch größere Vervollkommnung der Bahn, der Schienen und der Wagen, abgeholfen werden. Unglücksfälle aber, wie der, daß ein Postillon ein paar Tage vorher aus Unvorsichtigkeit vom Wagen gefallen und von der Last der schweren Räder zerschmettert worden, können immer nur durch Vorsicht und Aufmerksamkeit verhütet werden. Trotz dieser Unvollkommenheiten ist aber doch der Verkehr auf dieser Eisenbahn schon sehr bedeutend, da Menschen und Lasten leicht, schnell und sehr wohlfeil weiter befördert werden; denn man zahlt auf den bedeckten, sehr bequemen und zum Theil eleganten Wagen, die der Länge nach parallellaufende, breite, gepolsterte Sitze für je neun Personen, also für siebenundzwanzig enthalten, etwa 2½ Silbergroschen für die Meile, und auf den offenen, ebenfalls bequemen Wagen noch nicht volle zwei Silbergroschen. Dabei kommt man so schnell als auf dem Eilwagen fort, und fährt weit sanfter, gefahrloser, und hat fast gar keinen Staub zu leiden. Von Budweis aus fuhr ich in einer sehr geräumigen Kutsche, mit sechs breiten Sitzen im Innern des Wagens, der an einen größern angehakt war. Beide zusammen wurden von zwei Pferden gezogen, welche auf diese Weise mehr als fünfzig Personen bequem im Trabe fortschafften, so daß die achtzehn Meilen lange Strecke von Budweis bis Linz in dreizehn Stunden zurückgelegt ward, wofür man 2 fl. 16 kr. C. M. bezahlte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 46. Freitag, 5. Mai 1837.

Werke über Oesterreich.

4) Die Höfe und Cabinette Europas im achtzehnten Jahrhundert. Von Dr. Förster. Zwei Bände. Mit einem Urkundenbuch. Potsdam, Riegel, 1836.

Was Herr Förster über Wallenstein, Friedrich Wilhelm I. und jezt wieder über Karl VI. geschrieben hat, verdient die Anerkennung und den Dank der Mitwelt, da er theils bisher unbenuzte Quellen eröffnet, theils das bisher sehr ungeordnete Material gesichtet und zum Ueberblick gebracht hat. Bei diesem lezten Werk hat er wohl ein wenig zu sehr geeilt, und in leicht erklärbarer Freude über neu Mitzutheilendes manches Aeltere, das in seiner Geschichte nicht hätte fehlen dürfen, übersehen. Nicht zu gedenken des Theatri Europaei, der über diese Periode sehr reichhaltigen Frankfurter Relationen, des Nürnberger historischen Bildersaals, Ringhs Leben Josephs I. rc., so scheint uns der Verfasser den Briefen Eugens nicht genug Gewicht beigelegt und die versificirte Lebensbeschreibung Karls VI. von Conlin gar nicht gekannt zu haben. Hier hätte er aber zur Bereicherung seines Werkes sehr anmuthige Schilderungen des Hofes, der kaiserlichen Rundreisen rc. gefunden, z. B. den Empfang Karls VI. und seiner jungen Gemahlin in Linz und das ungemein naive Benehmen der Oberösterreicher.

Es ist sehr gut, daß man in neuerer Zeit auf das unter allen Perioden unsrer Geschichte bisher von der Forschung am meisten vernachlässigte Zeitalter zwischen dem dreißigjährigen und siebenjährigen Kriege zurückkommt; denn vielleicht ist keine Periode so lehrreich für uns, als gerade diese. Wenn es Herr Förster vermocht hätte, seinen Gegenstand aus einem nationalen Standpunkte zu betrachten, so würde sein Werk an Interesse viel gewonnen haben; indessen sind wir längst gewohnt, nur von österreichischer, oder preußischer, oder bayerischer, oder badischer rc. Geschichte zu hören und die Weltbegebenheiten demgemäß aus den verschiedensten Sehwinkeln anzusehen. Herr Zschokke findet in seiner bayerischen Geschichte die Allianz Bayerns mit Frankreich gegen Oesterreich im spanischen Erbfolgekriege ganz natürlich, und lobt und preist die Bayern darum, daß sie für Frankreich auf ihre deutsche Brüder losgeschlagen hätten. Ob Bayern dadurch die heiligste Pflicht gegen das Reich verlezte, das deutschen Gesammtinteresse auf Jahrhunderte gefährdete, darum kümmert sich Herr Zschokke nicht. Er läßt einen gefangenen Bayern, dem ein Oesterreicher dergleichen patriotische Vorwürfe macht, einfach antworten: „ich bin ein Bayer.“ In den österreichischen Geschichten werden jene Begebenheiten freilich aus einem patriotischeren und dem deutschen Nationalstolz geziemenderen Standpunkt aufgefaßt; allein nachdem man gesehen hat,

wie sich Oesterreich einer schlimmen Lage noch so ziemlich mit heiler Haut entzogen hat, achtet man auf die Schmach und Gefahr der übrigen Reichsglieder nicht mehr, und der österreichische Standpunkt hört nach jedem Friedensschluß schon wieder auf, der deutsche zu seyn. Niemand hat dies klarer erkannt und sarkastischer ausgesprochen, als Prinz Eugenius, der nebst dem General Thüngen der einzige wahre Patriot jener Unglückszeiten war. Eugenius wollte nämlich einen deutschen Landsturm organisiren und die Franzosen, die nicht nur Straßburg genommen, sondern auch auf dem rechten Rheinufer die schamlosesten Plünderungen systematisch trieben, in Masse zurückjagen, und Thüngen ließ auf eigene Hand jeden französischen Mordbrenner, den er einfing, lebendig verbrennen. Aber die deutschen Fürsten waren zu uneinig und kraftlos, um die in Deutschlands Gesammtkraft schlummernden Schrecken zu wecken und ließen sich alles gefallen. In Lothringen wurden sammt dem Fürsten alle einheimischen Beamten vertrieben und Franzosen an ihre Stellen gesezt, dagegen alle junge Männer in französische Regimenter gesteckt, alles herzogliche Privatvermögen, alle Kunstschätze, die Bibliothek rc., die Kassen fortgeschleppt und das Land mit unerschwinglichen Steuern belegt. Straßburg wurde durch Verrath genommen, alle Städte im Elsaß, in der Rheinpfalz, im Badischen, im Bisthum Speyer, niedergebrannt. Daßselbe Schicksal traf eine Menge würtembergische Städtchen und Dörfer, als der Administrator des Herzogthums von den Franzosen gefangen wurde und das Land sich weigerte, eine so ungeheure Summe für ihn zu zahlen, als sie verlangten. Von Philippsburg und Breisach aus plünderten die Franzosen systematisch die deutschen Provinzen aus. Auch Freiburg im Breisgau war lange Zeit eine französische Stadt. Der Jammer und die Schande von jener Zeit ist bisher noch nie im gehörigen Zusammenhange erzählt worden. Da so wenig Einheit unter den Deutschen war, das grenzenlose Elend der Westprovinzen abzuwenden und die französischen Räuber zu züchtigen, so erfolgte, was nicht mehr zu verhindern war. Die Gefährdeten suchten sich bei Frankreich in Gunst zu setzen, so die meisten rheinischen Kurfürsten und kleinen Herren; Ehrgeizige aber suchten, nachdem sie den Respekt vor Kaiser und Reich verloren, mit Frankreichs Hülfe es vollends zu zerstören und in der allgemeinen Anarchie sich selbst zu vergrößern, so Bayern. Der Kampf führte also damals keineswegs zu einer großartigen Erhebung der Nation, sondern zu einer immer ärgern Demoralisation. Es war ein psychologisches Phänomen. Während die Ereignisse von der Art waren, daß sie den furchtbarsten Rachegeist einer Nation entflammen mußten, geschah nicht das mindeste Großartige der Art, das Volk selbst stand nirgends auf als in Tyrol, die Fürsten selbst debattirten viel in höchstem Eifer, einige ärgerten und grämten sich sogar todt, aber es geschah nichts Großes. Prinz Eugenius sprach mehr als einmal seine Verwunderung aus, wie es doch möglich sey, daß eine so große, starke Nation, wie die deutsche, sich so gefühllos alles von Frankreichs Frechheit könne gefallen lassen. Thüngen, der schon ein Auge verloren, mühte sich in wüthendem Schmerz ab, einzeln das Unmögliche zu leisten. Eugenius hätte ihn nach dem Tode Ludwigs von Baden gerne an die Spitze der Reichsarmee gestellt, aber es war nicht möglich. Die Fürsten wollten diese Ehre keinem gemeinen Edelmann gönnen, und der Kaiser übertraf alle Andern an Phlegma und an jener merkwürdigen Sorglosigkeit, die sich mitten in Gefahren und öffentlicher Schande mit dem feinsten Raffinement des Hofceremoniels beschäftigt und nichts Wichtigeres kennt, als das Arrangement eines Feuerwerks.

Diesen Kaiser nun, Karl VI., der das Phlegma und die unglückliche Politik Leopolds I. und Josephs I. erbte, hat Herr Förster hier mit diplomatischer Ausführlichkeit und Treue geschildert. Er verlor durch den Abfall Englands von der deutschen Sache die Vortheile der großen Siege, die Eugen und Marlborough bereits erfochten hatten. Er verlor nach Eugens Tode durch die üble Hofwirthschaft, die er gestattete, auch das Heldenheer, das ihm Eugen erzogen, denn man ließ es verhungern, abdanken, demoralisiren, so daß nun auch im Türkenkriege die Lorbeern Eugens verloren gingen. Dagegen war er der Begründer jenes sinnlichen Wohllebens, das die Wiener noch bis auf den heutigen Tag charakterisirt. Der Contrast dieses Wiener Hoflebens mit der allgemeinen Calamität des Reichs ist so stark als möglich, und das Bild des Kaisers in der ungeheuern Allongeperrücke erhält dadurch eine eigenthümliche Folie.

5) Historische Darstellung der Allein-Regierung Josephs II., insbesondere der Reaction gegen den Geist seiner Anstalten. Von Dr. Groß-Hoffinger. Stuttgart und Leipzig, Rieger und Comp., 1837.

6) Geist der Gesetze Kaiser Josephs II. Von Demselben, daselbst.

Die Reformen Josephs II. sind hier aus dem richtigen Standpunkt aufgefaßt und im Zusammenhange vollständiger als bisher zur Uebersicht gebracht. Der Verfasser geht nämlich von dem Standpunkt aus, daß der edle Kaiser das Beste wollte, und daß, wenn er

auch in seinen Berechnungen manche Täuschung hätte vermeiden können, es doch weit weniger seiner Unklugheit, als dem bösen Willen seiner Gegner zuzuschreiben ist, wenn alle seine Plane mißlangen, denn dieser böse Wille würde ihn unter allen Umständen bekämpft haben, wenn er auch vorsichtiger zu Werke gegangen wäre. Ferner hält der Verfasser den Gesichtspunkt fest, aus welchem die Josephinischen Reformen im Geist unserer vorgeschrittenen Zeit beurtheilt werden müssen, d. h. er rechtfertigt die vortrefflichen Absichten des Kaisers durch die Thatsache, daß Vieles, was er gewollt hat, trotz alles Widerstandes, den er noch erfuhr, durch die Allgewalt der Zeit gleichsam von selbst geworden ist. Sehr richtig faßt der Verfasser die Motive des Widerstandes gegen Josephs Reformen folgendermaßen zusammen: „Joseph hatte die verdunkelten Seelen, vieler in Unwissenheit und Barbarei versunkener Völkerschaften aufzuhellen, und hier verschworen sich die finstere Schwärmerei des Aberglaubens, die Starrsinnigkeit des Unverstandes, die Habsucht und der Eigennutz Jener, die dem herrschenden Glauben Vorurtheile ernährten, gegen ihn. Joseph hatte das fehlerhafte Gleichgewicht des Rechtszustandes herzustellen, aber hier bedrohten ihn die Bevorrechteten durch die eigene Gewalt ihrer Rechte, und die Beeinträchtigten, durch lange Knechtschaft erlahmt, konnten die von Fesseln befreiten Hände nicht brauchen, ihren Befreier zu unterstützen. Joseph hatte die Unwirthschaft im Staate zu heben, aber diese war eine Quelle des Wohlstands für Vornehme und Geringe, und sie ließen sich den gewohnten Genuß nur mit Gewalt entreißen. Joseph hatte den Nationalfleiß zu beleben, aber das schlaftrunkene Volk murrte gegen den Störer seiner süßen Trägheit."

Das waren in der That die wenig ehrenwerthen Motive aller der Hindernisse, die man den für Völkerfreiheit und Völkerglück so wohlthätigen Reformen Josephs in den Weg legte. Der Verfasser spricht auch von den auswärtigen Intriguen gegen Joseph, durch welche die hierarchisch-aristokratische Opposition in Oesterreich selbst verstärkt wurde, und erörtert insbesondere die Polemik, die Johannes Müller gegen Josephs Reformen eröffnet hat. Endlich hat er gezeigt, wie namentlich auch der Mißbrauch der von Joseph eingeführten Freiheit dieser selbst geschadet habe. Joseph hob die Leibeigenschaft auf; sogleich stand unter den Wallachen Horja auf, gab vor, ein kaiserlicher Agent zu seyn, mordete 120 Edelleute, zerstörte gegen 300 Schlösser. Joseph gab die Presse frei; sogleich wurde Oesterreich mit unzüchtigen und zugleich unendlich faden und geistlosen Schriften überschwemmt. Joseph erließ das berühmte Toleranz-Edikt; sogleich glaubten die Illuminaten ein Recht zu haben, über die Religion zu spotten, und indem sie den Kaiser vergötterten, machten sie das Volk glauben, er sey ganz ihrer Meinung. Man erinnere sich nur, was Blumauer alles schrieb.

Das Haupthinderniß, woran Josephs Reformen scheiterten, war aber dessen Durchfahren durch die Nationalitäten. In seiner Lage war es ihm freilich nicht zu verdenken, daß er seinem Staate Einheit zu geben wünschte durch ein Gesetz, durch eine Verwaltungsnorm; aber er wünschte etwas Unmögliches. Er vergaß die verschiedenen Nationalitäten und Bildungsstufen seiner Völker, und konnte als der erste Lothringer (denn sein Vater hatte nicht regiert) nicht mehr ändern, was die Politik der Habsburger seit Jahrhunderten festgestellt. Haus Habsburg nämlich, ursprünglich in der guelfischen Politik groß gezogen, hatte seine ungeheuren Erwerbungen immer nur in einem hierarchisch-imperatorisch-europäischen Sinne auf Kosten der deutschen Nationalität gemacht; es hatte sich zu oft auf auswärtige Verbindungen gestützt (zuerst auf den Papst und das Haus Anjou gegen die Ghibellinen, dann wieder auf den Papst und Spanien gegen die Reformation) und war endlich seiner größern Ländermasse nach immer mehr slavisch, magyarisch und welsch geworden und nach Süden und Osten vorgerückt, während es im Norden und Westen immer mehr von seinen deutschen Stammlanden verlor (die Schweiz, Elsaß, Lothringen, Vorderösterreich, Burgund, die Niederlande, Schlesien und die Lausitz). Joseph versuchte vergeblich, den österreichischen Kaiserstaat wieder mehr zu germanisiren, durch Einverleibung Bayerns, durch Einführung der deutschen Sprache in ganz Ungarn ꝛc. Es ist merkwürdig, daß gerade die beiden Stände, Geistlichkeit und Adel, die nicht an einer Nation hängen, sondern eine Corporation innerhalb der verschiedensten Nationen bilden, und auf die bisher gerade die Habsburger sich bei ihrer europäischen Politik gestützt hatten, jetzt die Nationalität als Waffe gegen den wohlwollenden Kaiser gebrauchten, nicht um National-Unabhängigkeiten, sondern nur um ihre Standesprivilegien zu vertheidigen.

Das vorliegende Werk ist in einem so freisinnigen Geist geschrieben, daß wir das hinsichtlich der verschiedenen Meinungen, die über den Verfasser in Umlauf sind, bemerkenswerth gefunden haben.

7) Erzherzog Karl und der Weltstreit von 1792 bis 1815. Von Demselben, daselbst, 1836.

Eine gute Zusammenstellung der bekannten Begebenheiten, aber ohne neue Aufschlüsse. Man kann

diese auch jezt noch nicht verlangen. Wir sehen den erhabenen Feldherrn, an den aller Ruhm und alle Hoffnung der kaiserlichen Heere sich knüpften, auf eine durchaus für unser profanes Auge unregelmäßige und unerklärliche Weise aus dem Geheimniß der in Wien beliebten Kriegsdispositionen hervortreten und wieder darin verschwinden; einmal zum Oberbefehl berufen, ein andermal wieder nicht, einmal bloß für die erste, ein andermal bloß für die zweite Hälfte eines Feldzugs, einmal keck und offensiv in schwieriger Lage, ein andermal durch geheime Befehle zurückgehalten in günstiger Lage. Wir sehen ihn, der in der Zeit des Unglücks allein Lorbeern sammelte, in der Zeit des Glücks außer Thätigkeit gesezt und ohne Theilnahme an den lezten Lorbeern. Am besten hat Napoleon diese eigenthümliche Stellung des Erzherzogs Karl zu den österreichischen Feldzügen charakterisirt, indem er 1797, als der Erzherzog zu spät zum Commando der in Italien bereits gänzlich aufgelösten Armee berufen wurde, in die Worte ausbrach: bisher haben wir Armeen ohne Feldherrn geschlagen, jezt bleibt uns nur noch ein Feldherr ohne Armee zu schlagen übrig.

8) Wiener Skizzen aus dem Mittelalter von J. E. Schlager. Erste und zweite Reihe. Mit Kupfern. Wien, Gerold, 1836.

Obgleich dieses Werk zunächst nur für Wien Interesse hat, so ist es doch bei der Uebereinstimmung der städtischen Verwaltungen und Sitten im Mittelalter auch als ein Beitrag zur allgemeinen Städtegeschichte zu betrachten und mit großem Dank anzuerkennen, besonders in den Theilen, die sich auf alte Rechtsverhältnisse, auf altstädtisches Bauwesen, auf Vertheidigung und Rüstung und auf Volkssitten beziehen. Die zwanglos einander folgenden Aufsätze betreffen: das Wiener Pferderennen, das schon 1382 vorkommt; Original-Urkunden zur Geschichte der Juden in Wien; die Feldzüge, Waffenzeug, Schießübungen und Zeughäuser der Wiener; alte Topographie des Petersplatzes; die Festung Wien und der Stadtgraben; das Spinnenkreuz am Wiener Berge; alte Topographie des Hohenmarkts; das Bäckerschupfen (betrügerische Bäcker wurden in einer Art Käfig, der aber offen war, über einer Pfütze aufgehängt, und mußten, wenn sie nicht verhungern wollten, zulezt vor den Augen des jubelnden Volks hinunterspringen); Feierlichkeiten, fürstliche Einzüge, Turniere der berittenen Bürger, die öffentliche Feier der Sommersonnenwende (Johannisfeuer). Im 2ten Theil: der alte Kirchenritus zu St. Stephan, die Palmenweihe, Pumpermette, Fußwaschung, Freitagsprozession, Passionsspiel ꝛc. und der Wolfssegen. Ob dieser so wichtig genommene Wolfssegen sich, nach des Herausgebers Angabe und nach der schon ältern Meinung, auf die Gefahren bezieht, in die einmal die Wiener durch Wölfe gekommen seyen, möchten wir bezweifeln. Unsere Vorfahren fürchteten sich vor wirklichen Wölfen nicht, wohl aber spielt der Wolf im heidnischen Aberglauben eine große Rolle, und es scheint uns wahrscheinlich, daß der kirchliche Segen ursprünglich gegen etwas Dämonisches gerichtet war; Wiener Hofsitte und Hofhaltung von 1441, die etwas einfacher ist, als die unter Karl VI.; die Wiener Hofschranne von 1570, ein sehr interessanter Beitrag zur Rechtsgeschichte; fortgesezte Urkunden zur Geschichte der Juden; die Seelhäuser und Regelschwestern; Topographie des Stephans-Freythofes; kleine Chronik. Zum Schluß noch eine Notiz über die Spinnerin am Kreuz bei Wienerisch-Neustadt, dem Pendant zu der ganz ähnlichen Säule am Wiener Berge. Der Herausgeber sagt, die ursprünglich einfachen Kreuze am Wege seyen nach barbarischen Zerstörungen im Kriege schöner wieder erneuert worden und das gothische Schnitzwerk habe durch seine feinen Verzierungen das Volk veranlaßt, sie gleichsam für steinerne Spinnweben zu halten.

9) Bilder und Träume aus Wien. Leipzig, Volckmar, 1836.

Ein Sittengemälde Wiens in einzelnen Tableaux, wobei die öffentlichen Vergnügungen und das Theater besonders hell beleuchtet hervortreten, in einem leichten und bequemen, zuweilen frivolen, doch deßhalb der Sache keineswegs unangemessenen Tone, denn obgleich der Verf. kein Wiener ist, so hat er doch gutes Naturell genug gehabt, in Wien Wiener zu werden und die Feder in Heiterkeit und Lust zu tauchen.

10) Prag in seiner jetzigen Gestalt. Humoristisches Charaktergemälde. Meißen, Gödsche, 1835.

Ein ähnliches Buch, doch weniger leicht und ungezwungen im Humor. Der Verfasser hätte vielleicht besser gethan, die ernsthafte Seite allein herauszukehren und einfach zu beschreiben, anstatt daß er sich pikirte, auch humoristisch reflektiren zu wollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 108.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 6. Mai 1837.

Sie bauten deutsches Wohngemach
Auf fremden Grundes Quelle; —
Sie bauten, dem Aeußern gleich,
Sich auch nach innen Staat und Reich.
Rückert.

Briefe aus der Normandie von J. V.

12ten März 1837.

Das Land.

Seit vier Jahren — ich mußte oft nachrechnen, um zu glauben, daß es nur vier Jahre und nicht eben so viele Jahrzehende — hatte ich Deutschland nicht wieder gesehen; das Geschick, der Zufall, mein Glück oder mein böser Stern hatten mich in Frankreichs Hauptstadt festgebannt, und ich hielt oft, wie die Zeit mich zu betrügen schien, auch das Meilenmaß für eine Lüge. Nur hundert und etliche Stunden von Paris fließt der Rhein, und an seinen Ufern wohnen Deutsche, und das Land, die Berge, die Bäume, jede Quelle spricht die deutsche Sprache. Und hier? Wie ist Alles so ganz anders! die Natur und die Menschen blieben mir ferne, wie sie mich auch zu sich hinzogen, wie ich mich auch ihnen anzuschließen strebte. Ich hörte ihre Sprache, verstand die Worte, aber ihr Wesen blieb mir fremd. Wenn es mir oft unter den kalten Menschen zu enge wurde in der großen Stadt, floh ich wohl hinaus, in der freien Natur meinem Herzen Luft zu machen. Aber dann kam es mir stets vor, als sey die Natur so kalt, so berechnend wie die Menschen, und ich ahnete eine Wechselwirkung zwischen beiden, die mich erschütterte und mich erhob.

Was ich in der Umgegend von Paris oft geahnet, die Wechselwirkung zwischen dem Menschen und der Natur, wurde mir hier in der Normandie nur noch klarer. Die alten Normanen waren deutschen Stammes, und es fließt des deutschen Blutes noch viel in den Adern des heutigen Normannen. Das Land aber ist rein deutsch: in den Städten muß man bei jedem Schritt an Deutschland denken, und auf dem Lande lächelt uns jeder Hof und jede Hütte, der Baum und die Hecke wie alte Bekannte an, und rufen uns auf deutsch ihr: willkommen! zu. Man könnte Nürnberg oder Köln an die Stelle hinsetzen, wo Rouen steht, oder Nürnberg neben Rouen, und um die lezte Straßenecke Nürnbergs in die erste Straße Rouens einbiegend, würde man sicher nicht merken, daß man aus einer deutschen Stadt in eine französische eingetreten.

Der Normanne hat noch heute die Grundzüge des germanischen Charakters. Er ist gutherzig und bieder, kräftig, fleißig und tapfer; und in all diesen Eigenschaften, die man allerdings oft genug auch bei den übrigen Franzosen findet, unterscheidet er sich von diesem durch seine Ausdauer. Der Franzose ist leicht erregbar, zum Guten wie zum Schlimmen, und ist gerade durch diese Erregbarkeit dem Wechsel ausgesezt. Der Normanne hält fest an dem, was er einmal recht gewollt hat, und arbeitet still fort, bis er sein Ziel erreicht. Kein Bewohner einer französischen Provinz, mit Ausnahme vielleicht des

Elsäßers, hat eine solche Anhänglichkeit an sein Geburtsland wie der Normanne. Er kennt das Heimweh wohl nicht in dem Grade wie der Schweizer und der Süddeutsche, aber doch wie der Norddeutsche, und sein Herz pocht in lauten Schlägen, wenn er das vielbekannte Lied: La Normandie, singen hört. Er hängt mehr als beinahe alle andern Franzosen an dem Bestehenden, an der alten Gewohnheit. Wie der Schwabe, sprach er Jahrhunderte lang von dem alten, guten Rechte, und die meisten, wenn auch noch so absoluten Regierungen in Frankreich sahen sich genöthigt, dies alte, gute Recht anzuerkennen, wenigstens zum Scheine, und mit diesem Scheine begnügte sich der Normanne denn auch meist und verleugnete auch hier seine Herkunft nicht. Denselben Gegensatz zwischen Heimathsliebe und Wanderlust, der sich im deutschen Charakter ausspricht, findet sich auch beim Normannen, und wie der Germane aller Stämme, so ist auch der Normanne ein Abenteurer. Fast alle Entdeckungen, die die Franzosen in fremden Weltgegenden gemacht haben, danken sie dieser Eigenschaft der Normannen, deren Seewölfe vor Zeiten der Schrecken aller Kauffahrer und selbst der Kriegsflotten waren, so wie die Schiffe der Normannen noch heute alle Meere durchfurchen. Endlich könnte man in Frankreich eben so gut sagen: querelle normande, wie man sagt: querelle allemande; denn der Normanne ist von allen Franzosen derjenige, der die meisten Prozesse hat und in ihnen einen wahren Genuß findet. Ich kenne in Rouen einen Mann, der mit seinem Neffen, seinen einzigen Erben, den er herzlich liebte, einen Proceß anfing wegen eines Formfehlers in einem Contrakte, den der Neffe zu vernichten und durch einen andern zu ersetzen erbötig war, worein aber der Onkel nicht willigte, um die schöne Gelegenheit, nach vielen verlorenen Processen auch einmal einen zu gewinnen, nicht aus der Hand zu geben. Und dergleichen Beispiele wiederholen sich oft genug, weßwegen denn auch der Advokatenstand in der Normandie in sehr blühenden Verhältnissen lebt, und trotz der Revolution und ihren Neuerungen noch immer Küche, Keller, Schweinstall und Hühnerhof von den Geschenken seiner Clienten gefüllt sieht.

Wie der Normanne dem Deutschen, so ist die Normandie Deutschland nahe verwandt. Die Städte zeichnen sich, wie die alten deutschen, meist durch ihre gothischen Kirchen und Stadthäuser, durch enge Gassen, so wie durch große, hohe, dunkle Häuser mit kleinen, engen Fenstern aus. Das Aeußere ist ihnen beim Hause, wie den alten Deutschen, Nebensache, das Innere Hauptsache; die deutsch-normännische Gemüthlichkeit braucht nur so große Fenster, als nöthig ist, um Licht zu erhalten und ungestört im Innern des Hauses walten zu können. Auf dem Lande sieht man, wie in Deutschland und England, eine Menge einzeln gelegener Höfe mit einem Erdwalle, der das Haus und den Obstgarten umgibt und so den altdeutschen Hag bildet, und wie in Deutschland, sieht man in der reichen Normandie viele dieser Höfe und ihre Nebengebäude mit Stroh bedeckt. Um diese Höfe herum aber blühen die schönsten Fruchtfelder von ganz Frankreich, und normännischer Fleiß und Ausdauer, mit Hülfe von Gesetzen, im Geiste des alten Germaniens, die Freiheit und Selbstständigkeit schützen, haben hier in Mitten Frankreichs eine Insel geschaffen, die ein Paradies an Fruchtbarkeit und Fülle ist.

Die Normandie ist die reichste Provinz von ganz Frankreich. Ackerbau, Viehzucht, Fabrikation und Handel stehen auf einer so hohen Stufe, wie, wenigstens in diesem Umfange, kaum irgendwo Europa. Die Oberfläche des Landes beträgt ungefähr ein Siebzehntel von ganz Frankreich; auf derselben wohnten (1832) 2,645,798 Menschen, etwa der zwölfte Theil der Einwohnerzahl von Frankreich, und die Territorialeinkünfte betrugen (1833) 176,200,000 Fr., was etwa den neunten Theil aller Territorialeinkünfte von Frankreich ausmacht, so daß hier die Erde ungefähr doppelt so viel einträgt, wie in den übrigen Theilen von Frankreich. Der Ertrag eines Hectars ist im Durchschnitte für ganz Frankreich 28 Fr. 55 Cent., für die Normandie 53 Fr. 69 Cent. In dem Departement Seine inférieure ist dieser Ertrag auf Ackerland 100 Fr., auf Weinbergen 112 Fr., auf Wiesen 84 Fr., auf Holzungen 108 Fr.; die Normandie liefert jährlich etwa 5,600,000 Hectolitres Weizen, 1,316,000 Hect. Roggen und Mangkorn, 1,731,000 Hect. Buchweizen, 1,475,000 Hect. Gerste, 414,700 Hect. Kartoffeln und 2,668,000 Hect. Hafer. Die Viehzucht ist in eben so blühendem Zustande: 89,340 Ochsen, 9144 Zuchtochsen, 302,797 Kühe, 54,673 Farse und 311,041 Pferde (1816) sind ein Beweis dafür. Die Normandie liefert jährlich an 2,300,000 Kilogramme Schurwolle, und zwar hievon etwa 60,000 Kilogr. Merinowolle und 540,000 Kilogr. Metiswolle. Ein einziges Arrondissement des Unterseinedepartements, das von Neuchatel mit etwa 85,000 Einw., liefert 1,621,921 Hect. Apfel- und Birnenwein. In Bezug auf Handel und Industrie ist die Normandie ebenfalls der blühendste Theil von ganz Frankreich. Havre ist seine erste Handelsstadt; Rouen, Elbeuf, Colbert sind durch ihre Manufakturen berühmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die beiden Gefangenen.

(Beschluß.)

Ich war so überwältigt, daß ich kein Wort sagen konnte. Heftig pochte mir das Herz vor Verwirrung, vor

Scham, vor Seligkeit, und glühende Röthe überzog mein sonneverbranntes Gesicht. In der Hand hatte ich noch das lezte Stück meines schwarzen Brods. — „Sie haben, scheint es, keine guten Bissen bekommen,“ so fing der Alte an; „in welchem Gasthof haben Sie eingekehrt?“ — „Bauern haben mich heute Nacht beherbergt.“ — „Und wohin wollten Sie heute?“ — „Nach Lausanne.“ — „So weit?“ fragte die junge Miß; „ohne Kopfbedeckung?“ — „Und wäre es viel weiter! fort! immer fort, bis ich bei meinem Onkel bin!“ Und die Thränen traten mir in die Augen. — „Er hat sonst Niemanden mehr,“ sagte sie zu ihrem Vater, und dabei warf sie mir einen Blick der Theilnahme zu, so entzückend, wie ich es nur in meinen kühnsten Träumen am Fenster gesehen.

„Liebes Kind,“ fuhr der gute Alte fort, „Sie bleiben bei uns bis Lausanne, und dort übergeben wir Sie Ihrem Onkel. Aber Sie haben da einen bösen Streich gemacht! vor was war Ihnen denn so gar bange?“ — „Von mir, Mylord, hat der Gefangene die Feile. Ich kann Sie versichern, er litt schreckliche Schmerzen; er wollte nur eines seiner Eisen etwas weiter machen.“ — „Nun, das war ja nur Gutherzigkeit. In Ihrem Alter braucht man noch nicht zu wissen, weßhalb ein Gefangener einzig und allein eine Feile borgt. Aber wie ist es mit dem Atelier? Sie waren es? nicht wahr?“ — „Ja, Mylord. Dem Maler hätte ich es gesagt, meinem Onkel, Ihnen; — aber ich fürchtete mich vor Monsieur Ratin.“ — „Das muß ein schrecklicher Mann seyn, dieser Monsieur Ratin. Was wollten Sie aber eigentlich im Atelier? Haben Sie das Porträt meiner Tochter umgekehrt?“ — Ich wurde roth bis an die Augen. Er fing an zu lachen. „Ha, ha! Ei, ei! da haben wir's! denn wegen meines Gesichts geschah es gewiß nicht. Nun, Lucie, so werde doch böse!“ — „Nichts weniger, Vater,“ erwiderte sie mit entzückendem Lächeln. „Ich weiß, Monsieur Julius ist ein Freund der Kunst, er zeichnet selbst recht schön, und da ist es wohl sehr natürlich, daß er gerne das Stück eines guten Malers gesehen hätte.“ — „Lucie,“ sagte der Alte mit leisem Muthwillen,“ du brauchst auch nicht zu wissen, daß, wenn man ein Bild umdreht, worauf du gemalt bist, es einzig geschieht, um dein Gesicht zu sehen.“ Da er sah, wie ich mich schämte, fuhr er fort: „Sie dürfen nicht roth werden, mein liebes Kind; meiner Achtung, seyen Sie dies versichert, thut dies keinen Eintrag, und meine Tochter verzeiht Ihnen; nicht wahr, Lucie?“

Nach diesen Worten trat eine verlegene Pause ein, doch nur ich konnte meiner Verwirrung nicht gleich wieder los werden. Nicht lange, so hatte ich vielerlei Fragen zu beantworten, welche die lieben Leute an mich richteten. Der Alte wurde nun noch munterer und herzlicher als bisher; die junge Miß blieb zurückhaltender, bewies mir aber nicht weniger aufrichtige Theilnahme. So oft ich sie ansah, durchströmten mich berauschend die süßesten Gefühle.

Allermittelst waren wir ganz nahe an die Stadt gekommen. „Wird Sie Ihr Onkel hart anlassen?“ fragte der Alte. — „O nein, Mylord, und wenn auch, ich freue mich so auf ihn, daß ich mich deßhalb nicht sehr grämte.“ — „Lieber Junge!“ sagte Lucie auf englisch. — „Ich will Sie ihm doch selbst übergeben. Rue de Chêne, sagen Sie? — John, bei Nr. 3 Rue de Chêne vorgefahren!“

Ich fürchtete jezt nur, wir möchten meinen Onkel nicht zu Hause treffen; aber als der Wagen hielt, erfuhr ich von einem kleinen Kind, er sey oben. „Er soll herunterkommen!“ rief ich dem Kinde zu. — „Nein, wir gehen hinauf,“ sagte der Alte; „wohnt er hoch oben?“ — „Nur über eine Treppe,“ erwiderte das Kind. Und wie beim Maler leitete die junge Miß den Vater sorgsam in's Haus, und ich hätte ihre Fußstapfen küssen mögen.

Eben war der Onkel nach Hause gekommen. Kaum erblickte ich ihn, so warf ich mich ihm an den Hals. — „Du, Julius!“ rief er; „und ohne Hut, Kind! aber in guter Gesellschaft, wie ich sehe. — Nehmen Sie gefälligst Platz.“ — Ich ließ seine Hand los, um Stühle herbeizurücken.“ — „Wir sind nur hier,“ sagte der Alte, „um den Jungen selbst Ihrer väterlichen Obhut zu übergeben. Er hat einen leichtfertigen Streich begangen, allerdings, aber er hat ein gutes, sehr gutes Herz. Er selbst wird Ihnen erzählen, was Alles uns das Vergnügen seiner Begleitung verschafft hat, und weßhalb wir uns die Freiheit genommen, bei Ihnen vorzusprechen. Adieu, junger Freund,“ sagte er und schüttelte mir die Hand; „hier eine Karte mit meinem Namen, damit Sie wissen, wer ich bin, wenn Sie je einmal unsere Bekanntschaft erneuern wollen, was mich herzlich freuen soll.“ — „Adieu, Monsieur Julius!“ sagte Lucie und reichte mir die Hand. — Mit thränenschweren Augen sah ich ihnen nach.

So kam ich wieder zu meinem guten Onkel Tom. Nach ein paar Tagen gingen wir nach Genf zurück; er that mich weg von Monsieur Ratin und nahm mich zu sich.

So trat ich in das erste Jünglingsalter. In des Onkels Bibliothek erzähle ich, wie sich drei Jahre später dieser Zeitraum schloß. *

---

* Ich muß wegen meines nicht ganz ordnungsmäßigen Verfahrens um Entschuldigung bitten. Des Onkels Bibliothek ist bereits im Jahr 1832 erschienen; sie bildet das Mittelstück der kleinen Geschichte; der Anfang liegt hier vor und der Schluß soll nächstens erscheinen.

Anm. des Verf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Linz, April.

(Fortsetzung.)

Die Eisenbahn von Budweis nach Linz.

Auf den Lastwagen rechnet man für jedes Pferd hundert Centner, abwärts nach Linz – da sich die Bahn, wegen der tiefern Lage der Stadt im Donauthal, besonders gegen das Ende zu, abwärts neigt – und für die Fahrt von Linz nach Budweis achtzig Centner; wogegen man sonst bei dem gewöhnlichen Lastentransport auf ein Pferd, wenn ich nicht irre, höchstens zwanzig Centner zu rechnen pflegt, so daß also auf der Eisenbahn ein Pferd vier- bis fünfmal schwerere Lasten, mit geringerer Anstrengung, fortzuschaffen im Stande ist, da es fast nur zu laufen hat, indem der Wagen von selbst fortgleitet, wenn er einmal im Zuge ist. Man sieht häufig Transporte von zwanzig und mehr Salzwagen aneinandergekettet, die dann von mehreren Pferden hintereinander gezogen werden. Bis jezt beschränkt sich der Gütertransport fast nur auf Salz und Eisen, weil die Bahn noch zu isolirt dasteht, und auch zunächst vorzugsweise nur für den Salztransport eingerichtet ist. Wird sie aber bis Prag verlängert, und von dort bis an die sächsische Eisenbahn, die im Entstehen ist, fortgeführt, so wird dann eine Verbindung der österreichischen Staaten, wie mit dem schwarzen Meere, so mit der Nord- und Ostsee hergestellt werden, wenn, wie nicht zu bezweifeln, die übrigen projektirten Eisenbahnen zu Stande kommen. Die Folgen solcher Verbindungen sind gar nicht zu berechnen, und Oesterreich wird dann, durch die gleichzeitig ausgeführte Verbindung der Donau mit dem Rhein, bei den großen Hülfsquellen und Reichthümern des Landes, weitere Gelegenheit zur Belebung des Handels und Verkehrs finden, und vielleicht mit der Zeit dem schon über den größten Theil von Deutschland ausgedehnten Zollverbande beitreten, was nur wohlthätige Folgen für die ganze Entwicklung des Staates in materieller Hinsicht haben kann. Was wird das reichbegabte Ungarn werden, wenn es in den freien Verkehr mit den übrigen Staaten hineingezogen wird! und was wird es schon jezt leisten, wenn die Dampfschifffahrt auf der Donau vollkommenen in Gang gebracht seyn wird. – Wie sehr das Publikum die bequeme und wohlfeile Fahrt auf der Eisenbahn zu schätzen weiß, ergibt sich daraus, daß sich z. B. auf der Fahrt von Linz nach Wels eine Gesellschaft von etwa 130 auf den verschiedenen Wagen vertheilter Personen befand, und daß etwa eben so viele uns auf andern Wagen entgegenkamen. Dasselbe wiederholt sich am Nachmittag, da die Wagen zweimal am Tage abgehen. Besonders benutzen auch die fröhlichen Linzer die Eisenbahn zur Fahrt nach dem, eine Stunde von Linz, hart an der Bahn, entzückend gelegenen Vergnügungsorte St. Margarethen, von wo aus Kaiser Franz mit seiner Gemahlin im Jahr 1832 die Bahn eröffnete. Zur Erinnerung an diese Feierlichkeit ist auf dem schönsten Punkte dieser Gegend ein Denkmal errichtet worden. Es war gerade am Sonntag Nachmittag, als ich beim heitersten Wetter auf der Fahrt auf der Eisenbahn mich diesem Glanzpunkte der Linzer Umgebungen näherte. Schon einige Meilen vor Linz wird die Fahrt immer interessanter. Immer höher erhoben sich die Berge, und schon blickten aus der Ferne die hohen steirischen und salzburger Alpen herüber. Seitwärts öffnete sich bald links, bald rechts die Aussicht in schöne Gründe, mit frischem Grün der Wiesen und des Laubholzes. Plötzlich erblickt man einen Theil des reichen, üppigen Donauthals, im Hintergrunde die Alpen, die mit der ganzen reizenden Aussicht neckisch eben so schnell wieder hinter Berg und Wald verschwinden. Auf einmal aber breitet sich auf der höchsten Höhe das ganze herrliche Landschaftsgemälde vor den entzückten Blicken des überraschten Reisenden aus. Ich hatte die Lage von Linz oft rühmen hören, aber so reizend hatte ich sie nicht erwartet. Es vereinigte sich aber an jenem Abend auch Alles, um den Genuß vollkommen zu machen. Der heiterste Himmel lag über dem weiten, in üppiger Fülle prangenden Donauthale, über welches die milden Strahlen der Abendsonne sich ergossen. Im nächsten Vordergrunde die überreichen, goldenen Weizenfelder, auf denen die Garben an den Querstäben der regelmäßig in die Erde gepflanzten hölzernen Stangen malerisch aufgeschichtet waren; hinter diesem goldenen Reichthum das frische Grün der Donauwiesen, mit üppigem Graswuchs, und die reichen Baumgruppen an den bebuschten Ufern des schwellenden Silberstroms, der, unzählige Inseln bildend, in vielfachen Windungen mächtig dahinrauscht. An demselben sah man das schöne Linz gelagert, das mit seinen großen, weißen, freundlichen Häusern und schönen Kirchen, nebst dem stattlichen Schloß auf der Höhe am Donauufer, ringsum im weiten Kreise von zwei-und-dreißig runden Festungsthürmen umgeben, einen reizenden Mittelpunkt bildet, der des seltenen Schmuckes einer solchen Umgebung würdig ist. Rechts gegen Westen erschien malerisch der nahe hohe Pöstlenberg, mit seiner freundlichen Kirche und einem der Festungsthürme; im Hintergrunde aber, gegen Süden, erblickte man ringsum die herrlichen Alpen, vom röthlichen Schimmer der untergehenden Sonne beleuchtet, was dem ganzen Gemälde erst seine Bedeutung gab. Es gehörte zur Vollendung des Bildes, die Hunderte der festlich gekleideten Männer und Frauen aus allen Ständen, in malerischen Gruppen gelagert, im Genusse der schönen Natur und ihrer reichen Gaben schwelgen zu sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Charade.

1.

Er lustig,

2. 3.

und sie so flatterhaft;
Sie immer beweglich, er voller Kraft;

1. 2. 3.

Doch wird sie mit ihm verbunden,
Hat sie ihre Richtung gefunden:
Sie dreht ihm stets den Rücken zu,
Und richtet sich dennoch in jedem Nu
Nach seinen windigen Launen;
Ist sie nicht ein Weib zum Erstaunen?

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 15.

Sonnabend, 6. Mai 1837.

[189]

Anzeige einer neuen Ausgabe der GESTA ROMANORUM.

In Unterzeichneter wird erscheinen:

GESTA ROMANORUM.

Neu herausgegeben von

Dr. Adelbert Keller.

Inhalt:

I. Lateinischer Text, mit Proben von Bearbeitungen in andern Sprachen.
II. Allgemeine Abhandlungen. Die Novellenliteratur des Mittelalters. — Novellensammlungen. — Gesta Romanorum. — Orientalische und classisch-antike Elemente; Geschichte, Sage, Legende. — Entstehung der Sammlung; Verfasser, Ort und Zeit der Abfassung. — Die verschiedenen Umgestaltungen des Buchs unter andern Völkern und in andern Zeiten. — Handschriften und Drucke.
III. Literarhistorischer Commentar über die einzelnen Erzählungen, Angabe ihrer Quellen und der verschiedenen ältern und neuern Bearbeitungen und Nachahmungen.

Stuttgart und Tübingen, im April 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[183]

Neue Musikalien,

welche bei B. Schott's Söhnen in Mainz erschienen sind:

Auber, Les chaperons blancs. In 3 Acten, franz. u. deutsch. Clavier-Auszug. 16 fl. 12 kr.
— — Fav.-Stücke aus dem ehernen Pferd f. 2 Flöten arrg. 2 fl.
— — Fav.-Stücke a. Action f. die Flöte arrg. 24 kr.
— — „ „ Action f. Flöte mit Guitr.-Begl. arrg. 48 kr.
Benedict, Fantasie f. Flöte über Th. a. d. Puritanern. Op. 27. 1 fl. 30 kr.
Benedict & Beriot conctt.: Duo f. Pfte. und Violine 2 fl. 24 kr.
Busschop, 6 Kirchengesänge 1. 2. 3 u. 4stimmig mit oblig. Orgel u. willkürl. Vell. u. Contrebasse-Begl. in Part. 2 fl. 15 kr.
Carcassi. Melange f. Guitr. a. d. Oper Sarah v. Grisar. Op. 62. 48 kr.
Czerny, gr. Fantas. für Pfte. üb. Th. a. Gustav. Op. 360. 1 fl. 30 kr.
Eykens, Fantas. üb. Th. a. Robert d. Teufel für Pfte. Op. 10. 1 fl. 12 kr.
Grisar, Sarah. Clav.-Ausz. mit franz. und deutsch. Text. 8 fl. 6 kr.
Hammer, Laura-Walzer f. Pfte. 18 kr.
Herold, Der Zweikampf. Kleiner Clavier-Auszug mit franz. u. deutsch. Text für den Umfang jeder Stimme arrg. v. Diabelli. 1 fl. 18 kr.
Herz H., 3e Concert f. Pfte. mit Orch.-Begl. Op. 87. 12 fl. 36 kr.
— — Dasselbe für Pfte. mit Guitr.-Begl. Op. 87. 6 fl. 36 kr.
Herz H., 3 Salonstücke f. Pfte. Op. 91. Nr. 1. Die Jagd. Nr. 2. Mazurka. Nr. 3. Mouvement perpétuel. jedes 1 fl. 12 kr.
— — Fantas. u. Variat. f. Pfte. üb. e. Cavat. a. Norma. Op. 90. 2 fl.
Hünten, Fr., 24 kleine fortschreitende Stücke mit Fingersatz f. Pfte. Op. 85. Nr. 1. 2. 3. jedes 1 fl.
— — Brill. Variat. f. Pfte. üb. e. Romanze a. „Le mauvais oeil." Op. 88. 1 fl. 12 kr.
— — Schweiz u. Tyrol. 4 kleine Stücke als Variat. u. Rond. f. Pfte. Liv. 1. 2. jedes 1 fl. 12 kr.
— — Uebungsstücke, Tonleitern und Etuden a. d. Pfte.-Schule. Liv. 1. 2. jedes 1 fl. 21 kr.
— — Sammlung fortschreitender Stücke a. d. Pfte.-Schule. 4 Hefte. jedes 54 kr.
Mercadante, Sammlung von 8 Arietten und 4 Duetten, ital., deutsch und franz. mit Pfte.-Begl. 4 fl. 48 kr.
Neuss, erste Sammlung mehrstimmiger Gesänge f. Sopran- u. Altstimmen mit und ohne Orgel-Begl. enth. Composit. von Lachner, Löwe, Fanny Rink, Seyfried, Tomaschek. 36 kr.
Spamer, Auswahl instruct. amusanter Stücke f. d. Pfte. 4händig mit Fingersatz. Op. 12. Liv. 1. 2. jedes 1 fl. 30 kr.
— — Frohsinn und Laune. Walzer f. Pfte. 4händig Op. 14. 1 fl. 12 kr.
— — Hugenotten-Walzer, ebenso. Op. 15. 1 fl. 12 kr.
Tulou, Récréations musicales. Sammlung von 20 Fantas., Variat. etc. f. Flöte mit Pfte.-Begl. Op. 65. 8 Hefte. jedes 1 fl. 30. kr.
Galopp f. Pfte. a. d. ehernen Pferd. Nr. 475. 8 kr.
— — Um halber Neune. Nr. 473. 8 kr.
Hammer, Kukuksgaloppe f. Pfte. Nr. 474. 8 kr.

In Stuttgart sind diese Musikalien zu haben bei

G. A. Zumsteeg.

[119] **Bericht**
über
die Verlagsunternehmungen für 1837
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 14.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

* 32. **Anleitung zum Selbststudium der Mineralogie.** Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. geh.

* 33. **Anleitung zum Selbststudium der Krystallographie.** Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. geh.

* 34. **Anleitung zum Selbststudium der Geologie.** Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. geh.

* 35. **Anleitung zum Selbststudium der Versteinerungskunde.** Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. geh.

* 36. **Anleitung zum Selbststudium der Chemie.** Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. geh.

* 37. **Anleitung zum Selbststudium der Berg- und Hüttenkunde.** Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. geh.

* 38. **Anleitung zum Selbststudium der Meteorologie.** Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. geh.

Nr. 32 — 38 bilden einzelne Abtheilungen des unter Nr. 20 erwähnten Werkes.

* 39. **Bericht vom Jahre 1836** an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von Karl August Espe. gr. 8. Auf gutem Druckpapier. geh. 10 gr.
Der Bericht vom Jahre 1835 kostet auch 10 gr.

* 40. **Bidder** (F. H.), Neurologische Beobachtungen. Mit zwei lithographirten Tafeln. 4. (Dorpat, 1836.) Auf gutem Druckpapier. geh. 20 gr.

* 41. **Böttiger** (K. W.), Karl Aug. Böttiger, kön. sächs. Hofrath, Oberinspector der königl. Alterthumsmuseen zu Dresden u. s. w. Eine biographische Skizze von dessen Sohne. (Aus den „Zeitgenossen" besonders abgedruckt.) Mit K. A. Böttiger's Bildniß. gr. 8. Auf gutem Druckpapier. geh. 16 gr.

* 42 **Cervantes Saavedra** (Miguel de), die Leiden des Persiles und der Sigismunde. Mit einer Einleitung. gr. 12. Auf gutem Druckpapier. geh.

43. — — Novellen. Mit einer Einleitung. gr. 12. Auf gutem Druckpapier. geh.

* 44. **Cobbet** (William), englische Sprachlehre in einer neuen und faßlichen Darstellung der auf ihre richtigen und einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln. Für Schulen und zum Selbstunterricht. Mit vielen Uebungsstücken und einem besondern Anhange für Kaufleute. Für Deutsche bearbeitet. Zweite verbesserte Aufl. gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Die neue Ausgabe dieser zweckmäßig und faßlich gearbeiteten, wahrhaft praktischen englischen Sprachlehre, deren Original sich der größten Verbreitung in England und Frankreich erfreut, wird in vielfach verbesserter Gestalt bei einem billigen Preise mehr und mehr sich den verdienten Beifall sichern.

* 45. **Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur.**

Nach Vollendung der achten Auflage des Conversationslexikons, welche bis zur Ostermesse erfolgt, werde ich in passender Form zu diesem Werke eine Ergänzung liefern, welche namentlich der neuern Zeit gewidmet seyn soll. Sie wird, wie ich nicht zweifle, allen Besitzern dieser achten, wie der früheren Auflagen des Conversations-Lexikons, so wie des Conversations-Lexikons der neuesten Zeit und Literatur, an welches sie sich wesentlich anschließen wird, sehr willkommen seyn. Speciellere Mittheilungen behalte ich mir für später vor.

* 46. **Conversations-Lexikon,** oder Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. Registerband. gr. 8. Auf Druck-, Schreib- und Velinpapier.

Dieser Registerband soll ein wahrer Index zu dem vielverbreiteten Werke werden und den Besitzern das Auffinden aller der verschiedenartigen Mittheilungen desselben erleichtern, dadurch also noch wesentlich dessen Brauchbarkeit erhöhen.

* 47. **Dante Alighieri's** lyrische Gedichte. Italienisch und deutsch herausgegeben von Karl Ludwig Kannegießer. Zweite, verbesserte Auflage. gr. 8. Auf feinem Druckpapier.

Früher erschien in meinem Verlage: Die göttliche Komödie des Dante. Uebersezt und erklärt von K. L. Kannegießer. Dritte, sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit einem Titelkupfer (Dante's Bildniß) und geometrischen Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses. gr. 8. 1832. 3 Thlr.

* 48. **Eckermann** (J. P.), Gespräche mit Goethe in den lezten Jahren seines Lebens. 1823 — 32. Zwei Theile. Zweite, mit einem Register versehene Ausgabe. 8. Auf feinem Druckpapier. geh. 4 Thlr.

* 49. — — Dasselbe. Erste Ausgabe. Namen- und Sachregister. 8. Auf feinem Druckpapier. geh. 4 gr.

* 50. **Eichthal** (Gustave d'), Les deux mondes. Servant d'introduction à l'ouvrage de M. Urquhart: La Turquie et ses ressources. Publié avec l'autorisation de l'auteur. (Avec une carte.) gr. 8. Auf feinem Druckpapier. geh. 1 Thlr. 16 gr.

* 51. **Ikonographische Encyclopädie der gesammten** Medicin und Chirurgie. Herausgegeben von den Professoren DD. Osann, Kluge, Dieffenbach, Jüngken und Leibarzt Dr. Großheim, und redigirt von Dr. Friedrich J. Behrend. In acht Abtheilungen: I. Medicinisch-klinische Abtheilung (Hautkrankheiten, Eingeweidewürmer, Auscultation, Cyanose, Atrophien). II. Chirurgisch-klinische Abtheilung (Geschwüre, Syphilis, Muttermäler, Polypen, Vorfälle u. s. w.). III. Augen- und Ohrenkrankheiten, und dazu nöthige Operationen. IV. Chirurgische Operationen, Instrumente und dazu nöthige Bandagen, auch Bruchbänder. V. Beinbrüche und Verrenkungen und dazu nöthige Bandagen. VI. Orthopädische Apparate. VII. Zahnheilkunst. VIII. Geburtshülfe. Das Ganze etwa 150 Tafeln, zum Theil colorirte Abbildungen in Folio mit ausführlichem Texte.

Ein binnen Kurzem erscheinender Prospect wird das Nähere über dieses wichtige Werk mittheilen, welches sich zu den bis jezt vorhandenen Kupferwerken wie eine Encyklopädie zu Monographien verhalten, und gewiß bei dem durchgehends festgehaltenen Gesichtspunkte praktischer Brauchbarkeit die größte Theilnahme im medicinischen Publikum finden wird.

52. **Ersch** (Johann Samuel), Literatur der schönen Künste seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue

fortgesezte Ausgabe vom Prediger C. A. Rese in Halberstadt. gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Vergl. Nr. 19.

53. **Ersch** (Johann Samuel), Literatur der vermischten Schriften seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesezte Ausgabe von Dr. C. A. Geissler in Wien. gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

* 54. **Hille** (Karl Christian), die Bäder und Gesundbrunnen Deutschlands und der Schweiz. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Badereisende. Zwei Theile in mehreren Heften. Mit Karten und Plänen. 8. Auf feinem Druckpapier. geh.

Dieses Werk wird, nächst einer Einleitung, welche die Geschichte der Bäder, eine kurze Uebersicht der Arten der Bäder und der Gesundbrunnen, die verschiedenen Ansichten über die Entstehung der Mineralquellen und eine allgemeine Bade- und Brunnendiätetik umfaßt, in neun bis zehn Heften die Bäder und Gesundbrunnen, wie sie sich nach ihrer geographischen Lage am besten gruppiren, behandeln. Zunächst werden erscheinen, verbunden mit der Einleitung, die Bäder Böhmens, dann die Schlesiens und der Grafschaft Glatz, die Ost- und Nordsee-Bäder, die Soolbäder und übrigen Bäder des nördlichen Deutschlands mit denen von Sachsen u. s. w.

* 55 **Julius**, die amerikanischen Besserungs-Systeme, erörtert in einem Sendschreiben an Hrn. W. Crawford, Generalinspector der großbritannischen Gefängnisse. gr. 8. Auf gutem Druckpapier. geh. 8 gr.

(Der Beschluß folgt.)

---

[201]

Wochenblatt

für

Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel.

Die drei neuesten Nummern dieses Blattes enthalten: Anweisung, wie ein guter Saatlein selbst erzogen werden kann. — Anbau der Brunnenkresse. — Ueber den Werth des Salzes als Dungmittel. — Schwarze Ziegel. — Die monatlichen Verrichtungen in der Viehzucht und Viehhaltung. — Ergebniß der Ablämmerung bei der Landes-Stammschäferei in Hohenheim im Winter 1836 — 37. — Rigaer Leinsamen.

Preis des ganzen Jahrgangs 1 fl. 30 kr., um welchen Betrag das Wochenblatt durch alle Postämter Würtembergs postportofrei bezogen und täglich in das Abonnement eingetreten werden kann.

Stuttgart, 30. April 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[159] In Unterzeichneter ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Andreas.

Novelle von Georg Sand (Madame Dudevant).

Aus dem Französischen, nebst einer Nachrede von Ludwig. Elegant geheftet. 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 10 gr.

Zur Empfehlung dieses vorzüglichsten Werkes der gefeierten Verfasserin erlauben wir uns hier nur eine Stelle aus der Kritik dieser Uebersetzung im Phönix anzuführen:

„Es ist ein Beweis, daß Frankreich jezt nicht mehr so fern von Deutschland liegt, als damals, da Goethe seinen Faust schrieb; die ersten Geister verschiedener Nationen werden bald nur einer einzigen Nation Gepräge tragen, das — der Menschheit. Goethe's Grethchen ist eine ächte deutsche Natur, G. Sand's Genovefa im Andreas ist Goethe's Grethchen im neunzehnten Jahrhundert. Dasselbe Herz, dieselbe Unschuld, dieselbe Liebenswürdigkeit; und doch ist diese Genovefa gewiß eine ächte Französin. Goethe's Grethchen sieht liebend zum Manne hinauf, und zieht ihn erst nach ihrer Apotheose zu sich empor; Sand's Genovefa sieht den Mann unter sich, und neigt sich erst im Tode herab zu ihm. — Die Uebersetzung ist vortrefflich. Die Nachrede ist ein sehr schätzenswerther Beitrag zur jetzigen Culturhistorie, präcis ausgehülst, und im elegantesten Salonstyl.

Die Buchhandlung von R. F. Hergt in Coblenz.

---

[178] Ankündigung eines echt christlichen Werkes.

D. J. Köppen.

Die Bibel,

ein Werk der göttlichen Weisheit.

Dritte vermehrte Auflage.

Herausgegeben und mit vielen Zusätzen vermehrt von

Dr. J. G. Scheibel.

Zwei starke Bände. gr. 8.

Leipzig, 1836 u. 1837, bei Friedrich Fleischer.

Preis $2\frac{1}{2}$ Rthlr.

Das Wiedererscheinen eines so guten christlichen Werkes in einer Zeit, wo oft, sogar von Gelehrten, der feste Glaube an die göttliche Offenbarung durch die heilige Schrift, mehr als jemals bedroht und zu erschüttern gesucht wird, darf gewiß bei wahren Freunden der christlichen Religion nur Freude erregen. Es wird dem theilnehmenden Publikum mit der festen Hoffnung übergeben, daß sein tüchtiger Kerngehalt auf's Neue wahren Glauben und Erbauung fördern und viel Gutes wirken wird.

---

[163] Bei **Th. Chr. Fr. Enslin** in Berlin erscheint so eben und wird an alle Buchhandlungen versandt:

Die Pest des Orients,

wie sie entsteht und verhütet wird;

drei Bücher

von

Dr. C. J. Lorinser,

Kön. Preuss. Regierungs-Medicinalrath etc. in Oppeln.

gr. 8. 30 Bogen, mit Titelvignette. 2 Rthlr. 12 gr.

Ferner zeige ich an, dass von dem

Handwörterbuch

der

gesammten Chirurgie und Augenheilkunde

zum

Gebrauche für angehende Aerzte und Wundärzte

vom

Prof. Dr. Blasius in Halle,

die erste Hälfte des zweiten Bandes, D bis Fractura enthaltend, erschienen und an alle Subscribenten versandt ist, auch das ganze Werk binnen Kurzem vollständig in deren Händen seyn wird; dabei wiederhole ich meine Versicherung, dass es den

Umfang von vier Bänden zu 50 Bogen und den Preis von 12 Rthlrn. nicht überschreiten soll, letzteren auch nicht einmal bei vermehrter Bogen- oder Bändezahl.

---

[143] **Schiller's Dichtungen,**

nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem inneren Zusammenhange. Von H. F. W. Hinrichs. Erster lyrischer Theil. gr. 8. 21 Bogen. Velinpapier. broch. 1837. 1¾ Rthlr.

Der Herr Verf. hat hier gesucht, den Streit über den poetischen Vorrang Goethe's oder Schiller's, durch die Betrachtung des Verhältnisses beider großen Dichter zu einander, in ihrer eigenthümlichen Bildung und von ihrem besonderen Standpunkte aus, zu erledigen, und sich bemüht, in der Darstellung der Gedichte Schiller's den poetischen Entwickelungsgang zu zeigen, und den kritischen Einfluß, den seine nächsten Freunde, Goethe, Herder, Wieland, Wilh. v. Humboldt u. A., auf denselben gehabt haben. Die Schrift ist daher ein fast unentbehrliches Supplement zu Schiller's Werken, indem sie sich zugleich der neusten Ausgabe dieser Werke im Aeußern würdig anschließt.

Rom im Jahrhunderte des Augustus,

oder Reise eines Galliers nach Rom ꝛc. Nach dem Franz. des Dezobry bearbeitet von Th. Hell. In 4 Bändchen. 1s u. 2s Bändchen, mit einem Plane. 8. 1837. geh. 1⅚ Rthlr.

In diesen, Bulwer's Pompeji übertreffenden Schilderungen wird römisches Leben, Sitte und Verfassung gar treffend dargestellt, und den belehrende Unterhaltung Suchenden eine geistreiche Lectüre dargeboten.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

---

[174] Bei uns erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Dodekaton,

oder

Neueste Erzählungen und Novellen von zwölf der der beliebtesten französischen Schriftsteller.

Herausgegeben von Fr. v. R.

2 Bände. 8. br. 2 Rthlr. 18 gr. oder 4 fl. 30 kr.

Erster Band: 1) Der unbekannte Gott von George Sand. 2) Belphegor von Löwe Weimar. 3) Der Graf von Bagnères von Roger de Beauvoir. 4) Die Seelen des Fegfeuers von Prosper Merimée. 5) Handeln ist besser als reden von Alfred de Musset. 6) Der Liebestrank von Stendhal.

Zweiter Band: 7) Die letzte Liebe von Emile Souvestre. 8) Soldaten-Erinnerungen von Dufongeray. 9) Die rechte Hand des Messire de Giac von Alexander Dumas. 10) Sie ist mit der Angst davon gekommen, dramatisirtes Sprüchwort von Alfred de Vigny. 11) Ausflug in die Normandie von Jules Janin. 12) Beate von A. Barbier.

„Dieses Buch," so schließt eine französische Kritik ihre Anzeige, „dieses Buch tritt unter den glücklichsten Auspicien ins Leben;" und schwerlich dürfte irgend eine Literatur einen ähnlichen Verein von so vielen ausgezeichneten Namen und Talenten aufzuweisen haben, als es in der vorliegenden Sammlung der Fall ist. Die Uebertragung besorgte dieselbe Meisterhand, welcher wir bereits die von Balzac's Vater Goriot und dem Buch der Mystik verdanken, und sie ist ein neuer Beweis, daß es, um deutsche Leser mit einer interessanten Erscheinung aus fremder Literatur bekannt zu machen, eben eines solchen Bearbeiters bedürfe, der, vertraut mit dem Geist beider Sprachen, ihre Vorzüge und Eigenthümlichkeiten so zu verschmelzen versteht, daß dadurch die Uebersetzung das vollkommene Gepräge eines Originals erhält.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

---

[177] Bei **E. Mauritius** in Greifswald ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Propaedeutik

der neutestamentlichen Theologie

von

Conrad Stephan Matthies,

ausserord. Professor der Theologie zu Greifswald.

Preis 2 Rthlr. 7½ Sgr.

Da dieses Werk zum ersten Mal in streng methodischem Fortschritt und als ein wissenschaftliches Ganzes den Inhalt aller der Disciplinen entwickelt, die sich auf das N. T. beziehen, also systematisch zusammenfasst, was bisher nur als Einleitung, Grammatik, biblische Theologie u. s. w. für sich behandelt worden ist, so darf es nicht bloss auf reinscientistische Bedeutsamkeit, sondern auch auf praktischen Werth um so höhern Anspruch machen, als sich dasselbe zugleich durch gedrängten Sachreichthum und übersichtliche Darstellung zum besten Hülfsmittel für das Studium eignet.

Papier und Druck sind vorzüglich.

---

[179] Bei **Wilhelm Küchler** in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sismondi, J. C. L. Sismonde von, Forschungen über die Verfassungen der freien Völker. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von August Schäfer. 30 Bogen. gr. 8. geheftet. 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr.

Diese neue gediegene Schrift über einen der wichtigsten Gegenstände des menschlichen Wissens ist das gereifte Werk langjähriger Studien eines Mannes, dessen schriftstellerischer Ruhm bereits durch viele ausgezeichnete Geisteswerke begründet ist. Die Erfahrung fast eines halben Jahrhunderts, das so reich an Ereignissen für das sociale Leben war, ging an ihm nicht ohne Erfolg vorüber, bevor es dem Druck übergeben wurde. Werthvolle Anmerkungen von der Hand des gewandten Bearbeiters beigefügt, geben dieser Uebersetzung einen entschiedenen Vorzug vor dem Originale. Den Gebildeten aller Stände, insbesondere aber allen Staatsmännern, Abgeordneten, Journalisten und Rechtsgelehrten darf dies treffliche Werk mit Recht empfohlen werden.

---

[184] In der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fr. Silcher,

Zwölf Volkslieder für vier Männerstimmen. IIte Auflage. 2s Heft. Op. 8. geh. Preis 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

№ 109.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 8. Mai 1837.

Adieu, débris fameux de Grèce et d'Ausonie,
Adieu, Corrège, Albane, immortel Phidias,
Adieu les arts et le génie!

Delavigne,
dévastation du musée.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

Von A. Detmold.

Erster Brief.

Wenn ich damals, im August vorigen Jahrs, als ich Ihnen auf dem alten Schlosse zu Baden-Baden das Versprechen gab, Ihnen Briefe aus und über Paris zu schreiben, schon gewußt hätte, wie hastig und eilig hier die Zeit, wie kurz hier das Leben ist, wie es einem hier unmöglich wird, sich einmal zu besinnen und zu überlegen — was Sie an Allem sehen können, was hier passirt — und welche Schwierigkeiten es daher hier hat, Briefe zu schreiben, namentlich für einen Deutschen, der sich besinnen muß, selbst wenn er nur einen Brief schreiben will — wenn ich dieses und Anderes damals schon gewußt hätte, ich würde jenes Versprechen nicht gegeben haben. Ich hatte nun nicht sowohl meinerseits es vergessen, als vielmehr gehofft, Sie würden, aus der Muße des Badelebens zu Ihren Geschäften zurückgekehrt, Ihrerseits es vergessen haben. Offenherzig muß ich demnach gestehen, daß Ihr Brief mit der Erinnerung an jenes Versprechen und der direkten Aufforderung, Ihnen meine Ansichten über den diesjährigen Salon mitzutheilen, mir etwas ungelegen kam und daß ich mich dieser Aufgabe eben nicht gern unterzogen habe. Ich sage das nicht, um den nachfolgenden Mittheilungen in Ihren Augen irgend einen Werth beizulegen, sondern nur um denselben gleich von vornherein den Umstand, daß ich durchaus invita Minerva schreibe, als Entschuldigung vorzuhängen.

Meine Ansicht über den Salon und französische Kunst im Allgemeinen — so lautet Ihr Wunsch! — Sie wissen nicht, welche Aufgabe das ist, ungefähr als wollte man eine Beschreibung des Chaos verlangen. Und ich glaube, daß Sie, namentlich vermöge Ihrer Stellung, sich doch noch eher vom Chaos als vom Pariser Salon eine Vorstellung machen können. Wahrlich, diese Aufgabe ist meinen Kräften gegenüber nicht gering, wenn ich auch nur bedenke, wie schwer es schon an und für sich ist, über Werke der bildenden Kunst zu reden, und wie doppelt schwer, da ich zu Ihnen reden soll, der Sie die Bilder nicht gesehen. — Was mich bei dieser Aufgabe tröstet, sind die hiesigen Journalartikel über den Salon; wenn ich sehe, wie leicht deren Verfasser die Sache genommen, sie, die doch zu einem Publikum redeten, das ihre Artikel mit den Bildern vergleichen konnte, und was sie diesem Publikum geboten, so bekomme ich Muth und Leichtsinn und lache über meine deutsche Schwerfälligkeit. Legen Sie aber deßhalb meinen Ansichten nicht mehr Gewicht bei, als einem französischen Feuilletonartikel, mit Ausnahme meiner Unparteilichkeit, wenigstens in Betreff der Künstler.

Dieser Pariser Salon ist ein seltsames Ding, und mir ist er besonders wunderbar vorgekommen. Ich hatte mich mit deutscher Gründlichkeit dermaßen in den Carneval vertieft, daß, als nun nach dem Ende und gerade während der Nachfeier desselben, dem Mi-Carême, der Salon eröffnet wurde, ich noch immer inmitten der Opernbälle und des tollsten Maskenspaßes zu seyn glaubte. Wie gesagt, es war Mi-Carême, und auf den Boulevards drängten sich die Wagen mit Masken. Ich ging nach dem Louvre, und als ich in die Räume trat, in denen ich heimischer war als irgendwo in Paris, weil ich seit fünf Monaten fast täglich dort war — die Räume, wo ich gewohnt war, Rembrandt, Claude le Lorrain, Rubens, Tizian und Raphael an den Wänden zu sehen — als ich in diese Räume trat, glaubte ich wirklich, ich sey auf einem Maskenballe und sehe den wahnsinnigen Galopp tanzen. Statt der wohlbekannten alten Meister das tollste Gewirr neuer Bilder! Man hat nämlich hier in Paris, wo man Lokale für Alles besizt, keines für die alljährlich wiederkehrende Kunstausstellung, und da ist man auf die ingeniöse Idee gekommen, die alten Bilder im Louvre für die Dauer der Ausstellung zu verhängen und auf diese Weise dieselben Räume, wo man sonst die Schöpfungen alter Kunst bewundert, für den Salon zu benutzen. So ist es eine wirkliche Maskerade — die alten Meister haben neue Bilder vor ihrem ernsten Antlitze hängen. Nur ist der wichtige Unterschied zwischen dieser und den andern Maskeraden, daß auf den lezteren unter den bunten, prächtigen Kleidern allerlei Lumpenvolk steckt, statt daß im Louvre während des Salons gerade das Umgekehrte Statt findet. — Hier in Paris, wo alle öffentlichen Anstalten mit einem grenzenlosen Luxus ausgestattet sind, wo für das kleinste Bedürfniß des Publikums mit einer Genauigkeit gesorgt ist, welche zeigt, daß das Volk hier wirklich der Souverän ist — hier hat man keine besondern Räume für die alljährliche Kunstausstellung, eine der wichtigsten Phasen im hiesigen gesellschaftlichen und öffentlichen Leben! Meine Vaterstadt Hannover hat auch, freilich erst seit wenigen Jahren, eine Kunstausstellung, aber noch kein apartes Lokal dazu; als ich nun sah, daß hier in Paris, der Hauptstadt von Europa, dasselbe der Fall, fühlte ich ordentlich einen Stolz als Hannoveraner, da ich eine so bedeutende Aehnlichkeit zwischen meiner Vaterstadt und Paris entdeckte, was mir früher nicht hatte gelingen wollen. Wahrlich, es ist bettelhaft für eine Nation, wie die französische, und eine Stadt wie Paris, daß ein solches Lokal fehlt, welches seit einer langen Reihe von Jahren alljährlich auf's Neue nöthig ist. Und nun welche unverantwortliche Barbarei, die herrlichen alten Bilder im Louvre mehrere Monate hindurch zu verhängen, wodurch nicht allein die Freunde wahrer Kunst, die diesen Genuß so lange entbehren müssen, und die Künstler, die während dieser Zeit nicht im Louvre arbeiten können, sondern — was weit schlimmer ist — die Bilder selbst bedeutend leiden, da sie durch den Staub, der vier Monate hindurch auf ihnen liegt, nicht wenig ruinirt werden.

Beinahe sollte man glauben, es liege diesem Umstande — daß die alten Bilder während der Erscheinung der neuen eklipsiren — eine Absicht zu Grunde, und wenn das nicht ist, so ist es wieder eine Bestätigung der alten Wahrheit, daß den Franzosen Alles zum Glück ausschlägt, selbst der Umstand, daß es an einem Lokale für den Salon fehlt. Dadurch nämlich, daß man während der zweimonatlichen Dauer des Salons, einen Monat vorher und einen Monat nachher die alten Kunstwerke nicht sehen kann, wird eine Vergleichung unmöglich gemacht, die bei der Ausgesuchtheit und Vortrefflichkeit der alten Bilder für die Schwachheit der neueren doch gar zu gefährlich wäre. Man sollte wahrlich so etwas vermuthen, namentlich da diejenigen Räume des Louvres, wo die Antiken aufgestellt sind, während der Dauer des Salons — obgleich diese Räume durchaus nicht für den Salon benuzt werden — dem Publikum unzugänglich sind, aus welchem Grunde, weiß ich nicht, wenn es nicht ist, um eine Vergleichung dieser antiken Sculpturen mit den ausgestellten neuen zu verhüten. Dagegen sind während der Dauer des Salons die Säle des egyptischen Museums (— das sonst geschlossen ist —) dem Publikum geöffnet. Auch hievon weiß ich keinen Grund, als vielleicht weil neben den Häßlichkeiten egyptischer Kunst die neufranzösische denn doch labend und erquickend erscheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Der Fleiß, die Ausdauer der Bewohner der Normandie ist unstreitig vielfach die Quelle dieses blühenden Zustands der Provinz; aber es ist nicht zu verkennen, daß auch die Institutionen, die die Normannen hieher verpflanzten, hiezu sehr viel und wohl am Ende die Hauptsache beigetragen haben.

Die Normannen waren ein paar Jahrhunderte der Schrecken von ganz Europa, und seit einem Jahrtausende wird ihr Name da, wo sie durchzogen, mit innerem Schauer genannt; denn sie waren furchtbar im Kampfe und ihre Siegesgesetze oft schrecklich für den Besiegten. Aber wo sie hinkamen und lange genug blieben, um säen zu können, da legten sie einen Keim in den Boden, der goldene Früchte trug, und dieser Keim hieß: Freiheit. Sieger und Besiegte ernteten die schöne Frucht, die er trieb. Schon Carl der Große sah im Geiste, daß diese kecken Söhne des Nordens zu gewaltig, zu frei, zu kräftig

für seine entarteten Franken waren; und als er in dem Hafen von Maguelone ihre Segel erblickte, da weinte der eisenharte Besieger der Mauren und Sachsen Thränen, die zu einer blutigen Prophezeihung für sein Volk wurden. In diesen Thränen aber lag gegen ihn selbst die härteste Anklage, und wer weiß, ob er nicht eher über sich selbst, als über seines Volkes zukünftiges Unglück weinte. Denn wahrlich, ohne Carl des Großen endlose Kriege, ohne seine Herrschsucht, die seines Volkes Kraft auffraß, wie der Rost den gesunden Stahl, die es zwang, seine Freiheit zu verkaufen, um das Leben zu fristen, und die den Rest der freien Männer auf den Schlachtfeldern nutzlos opferte, würden die Normannen nie im Stande gewesen seyn, die Franken so zu Paaren zu treiben, wie dies nach Carls Tode geschehen ist. Es ist überhaupt eine eigene Sache um die großen Männer in der Geschichte, und die meisten sind eher die verwöhnten Schooskinder einer Vergangenheit, die ihnen Alles vorgearbeitet hat, als die starken Väter einer von ihnen geschaffenen Zukunft. Und nur weil die Völker ein zähes Leben haben, und oft erst ein Jahrtausend später an den Eiterbeulen sterben, die ihnen eine Hetzjagd, wie die eines Carls des Großen, zugezogen hat, und sie unterdeß mitunter ganz frisch ausgesehen haben, geht man in ihrer Krankheitsgeschichte nicht bis auf den Ursprung zurück. Wenn Carls des Großen ganzes Streben einen Sinn haben soll, so muß man ihm die Absicht unterstellen, die germanischen Völker zu einer Einheit zu zwingen, ein einiges Germanien als den Erbhalter Roms zu schaffen. Aber die, die ihm diese Absicht wohlfeilen Kaufes unterstellen, kümmern sich wenig darum, daß der große Carl sie selbst Lügen strafte, indem er das einige Germanien unter seine Söhne theilte. Aber wenn er dies nicht wollte, was beabsichtigte er denn? Man fragt seit einem Jahrtausend bei der Geschichte an, ohne daß diese eine Antwort gab; denn sie sagt uns nur, daß er die Institutionen Germaniens zernichtete, indem er das Volk in den Gerichten durch bestellte Richter ersezte, indem er seine Kraft brach, es zwang, sich und seine Freiheit zu verkaufen, daß er endlich viele Schlachten geliefert, viele Völker unterjocht, und ein großer Kriegsheld und Herrscher gewesen. Seine Nachfolger waren nicht mehr im Stande, den Streifzügen der Normannen sich zu widersetzen, denn sie stritten unter sich um das einige große Reich des Kaisers, und fanden ein Volk vor, dessen lezte Kraft der große Kaiser vergeudet hatte. Ein paar tausend Normannen reichten jezt hin, in das Herz des Frankenreichs vorzudringen, und Alles niederzuschmettern, was sich ihnen zu widersetzen wagte; denn sie waren tapfer, wie vor Carl die Franken, und sie waren frei, was diese nicht mehr waren, und im Gefühle ihrer Freiheit waren sie stolz, keck, gewaltig und unbesiegbar. Im Jahr 876 eroberte Rollo Rouen; er durchzog von hier aus Frankreich mit seinen siegreichen Schaaren, und Rollo, der kecke, wilde Normann, der Führer jener ungebändigten Schaaren, von denen alle zeitgenossischen Chroniken beinahe wie von wilden Thieren, Pest und Hungersnoth sprechen, wurde der Gesetzgeber seines Volks, und diese Gesetze eines Barbaren waren die Ursache des schnellen Aufblühens und der Keim zum spätern Wohlstande des Landes. Seine Gesetzgebung bekundet, daß er seine Normannen, ihre Freiheit und Selbstständigkeit so hoch achtete, als sie selbst sie schätzten. Jeden, der die öffentliche Ruhe störte, traf nach derselben die Verbannung, und die strengste Strafe war über den Diebstahl verhängt. Die Wirksamkeit dieser Strenge, oder wohl noch mehr den rechtlichen Sinn des Volkes beweist eine Anekdote, welche die Geschichte aufbewahrt hat. Rollo, ermüdet von der Jagd, legte sich im Walde von Roumare nieder, um auszuruhen. Er hing sein werthvolles Armband an einen Baum und vergaß es nachher wegzunehmen. Und so hing es hier drei Jahre lang, ohne daß Jemand es wagte, oder es über sich gewinnen konnte, es sich zuzueignen.

Nachdem Rollo mit dem Könige der Franzosen Friede geschlossen, berief er seine Stände, um mit ihnen über das Beste des Landes zu berathen, und die Versammlung bestand aus den Bischöfen und Baronen, aus den Mairen und Schöffen der Städte und aus den Vorstehern der Hundert- und Zehntgemeinden, so wie überdies noch aus vielen andern weisen Männern (sacyes hommes). Es waren dies die Vertreter der Geistlichkeit, des Adels, der Städter und des Landvolkes, also der g a n z e n Bevölkerung. In Frankreich gab es zu jener Zeit kein Volk mehr, denn Carl der Große, noch mehr die nach ihm kommenden Könige hatten dasselbe ganz aus dem öffentlichen Leben verdrängt, und erst vier hundert Jahre später, im 14ten Jahrhundert, berief zum ersten Male wieder Philipp der Schöne den Tiers-état zu den Sitzungen der Generalstaaten. Wie Rollo für die Vertretung des Volkes sorgte, oder besser, wie ihn das germanische Princip, wie Herkommen und Sitte der Normannen ihn hierzu zwangen, so zwangen sie ihn auch, für eine gute Rechtspflege zu sorgen. Der S c h i q u i e r der Normandie, eine Art Geschwornengericht, war der höchste Gerichtshof, der bald in Rouen, bald in Caen, Bayeux, oder Falaise zu Gericht saß und das Volk gegen Unrecht in Schutz nahm.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, April.

Der Admiralitätsplatz im Carneval.

Seit einigen Tagen ist unser Carneval vorüber, während welchem die heiter-kalten Wintertage, die hier bei dieser vorgerückten Jahrszeit eine seltene Erscheinung sind, den

Eisbergen und Schaukeln ungewöhnlich viel Volk zuführten. Der dafür bestimmte Admiralitätsplaz wimmelte von frohen Schaaren, welche ihre Freude durch lautschallende Gesänge kund thaten; denn soll der gemeine Russe, gleichviel, ob bei der Erholung oder der Arbeit, froh seyn, so muß er singen. Nächst zwei großen, ununterbrochen von den Volkshaufen besezten Eisbergen und einer Menge mit den verschiedenartigsten Zierrathen aufgepuzten Schaukeln, denen vorzüglich der weibliche Theil und die Jugend dieser Klassen zusprechen, hatte man sechs elegante hölzerne Häuser für die Kunstleistungen der Gaukler und Jongleurs, in ziemlichen Entfernungen von einander, zur Verhütung jeder Feuersgefahr und damit die schreckliche Katastrophe des vergangenen Jahrs sich nicht erneure, aufgebaut. Diese Baracken pflegen jedoch seit einigen Jahren vorzugsweise nur von den höhern Klassen besucht zu werden, denn das Volk muß sich hier in den Ausbrüchen seiner wilden Freude genieren, und spricht daher viel lieber und mit Leidenschaft den Eisbergen und Schaukeln zu, wo es sich zwanglos seiner tollen Lust überlassen kann. Soll der gemeine Russe den Freudenbecher der Lust in vollen Zügen nach seiner Weise leeren, so müssen keine Einflüsse von außen störend auf ihn wirken. Die höhern Klassen vermißten dießmal die Seele des ganzen Carnevals, die Lehmannsche Gesellschaft, welche im vergangenen Sommer, nach mehreren erlittenen harten Unfällen, bei Nacht und Nebel von hier verschwand. Sie hatte es wirklich in pantomimischen und Balletdarstellungen zu einer außerordentlichen Kunsthöhe gebracht, und in der Carneval- und Osterwoche drängten sich alle Stände des hohen Publikums mit solcher Wuth zu ihrer Baracke, daß man oft nur mit Lebensgefahr sie betreten konnte.

Der Nationalcharakter eines Volks spricht sich am deutlichsten bei seinen Jahresfesten aus. Der achttägige Carneval ist eines der beliebtesten Nationalfeste in Rußland, auf den sich die Volksklassen schon Monate zuvor freuen, auf dessen Genuß sie sich durch Ersparnisse vorbereiten. Sobald nach beendigter Messe um zwölf Uhr Mittags die Trompeter der Baracken das Signal zum Beginn der Volkslustbarkeiten gegeben haben, sieht man gegen ein Uhr das Volk von allen Seiten schaarenweise, in gesonderten Gruppen, welche in der Regel aus dem Hausvater, der Hausmutter, den ältern Kindern und dem Hausgesinde bestehen – eine ihnen noch gebliebene Tugend ihrer Altvordern – dem Plaze zuströmen, der nun bis zum Einbruch der Nacht nicht leer wird. Ein Theil der Menge umringt gaffend die Baracken; ihr größtes Vergnügen ist hier, den Frazen des Polichinells zuzusehen, welche derselbe vorne auf dem Balkon unentgeltlich zum Besten gibt. Er beabsichtigt dabei, sie zur angehenden Vorstellung in die Baracke zu locken; doch dies gelingt ihm troz aller Mühe nicht oft, denn unser gemeine Mann ist sehr genau, obgleich er sich meistens, wenigstens in den Hauptstädten, ein schönes Geld verdient. Ihm thun die zehn Kopeken Silber weh, die er für seinen Plaz in der Baracke opfern müßte. Verschwender sind in dieser Klasse große Seltenheiten; sehr häufig findet man aber in ihr Leute, die durch Enthaltsamkeit und Sparsamkeit sich ein für ihre Verhältnisse ansehnliches Kapital erworben haben. Die Gewinnsucht ist überhaupt eine der vorherrschendsten Leidenschaften des Russen.

(Die Fortsezung folgt.)

Linz, April.

(Beschluß.)

Linz und das Donauthal.

Die Linzerinnen verdienen vollkommen den Ruf der Schönheit, und ihr schlanker, aber kräftiger Wuchs, und die feinen, frischen Gesichter unter den blanken Goldhäubchen bilden den reizendsten Contrast weiblicher Zartheit und kriegerischer Amazonentracht. Diese Häubchen von Golddraht sind berühmt, wie die fetten Linzer Torten, und finden sich auch in Innsbruck und andern Gegenden von Oesterreich, und es wird mit denselben ein großer Luxus getrieben, da sie nicht selten 80 – 100 fl. Schein (20 – 25 Rthlr.) ja noch weit mehr kosten. Ueberhaupt zeugt der Reichthum und Luxus in der Kleidung von dem wirklichen Reichthum des schönen, glücklichen Landes, das ein fröhliches, gutmüthiges und glückliches Volk bewohnt, welches in Ruhe und Frieden die Fülle der Gaben genießt, die die gütige Hand des Schöpfers verschwenderisch über das herrliche Land ausgebreitet hat. Die enganschließende Kleidung der kräftigen, schön gewachsenen Männer aus dem Volke, der farbige, meist grüne oder gelbe Federhut, wie die Tyroler ihn tragen, die bunten Bänder, die lebhaften Farben der ganzen Tracht erinnern überhaupt schon sehr an den Süden. – Mit der untergehenden Sonne fuhren wir hinab in das Thal zur Stadt, wo uns ein großes, neugebautes Gasthaus, hart an der Eisenbahn, in der Vorstadt vor der Donaubrücke aufnahm. Uebrigens geht die Bahn ohne Unterbrechung über die Brücke fort, und der eigentliche Absteigeplaz ist jenseits derselben, am rechten Ufer der Donau, außerhalb der Stadt.

Linz ist auch im Innern eine schöne, freundliche Stadt, wo Alles auf lebhaften Verkehr und Wohlhabenheit schließen läßt. Die hohen, weißen Häuser in den breiten Straßen, die großen, schönen Pläze, die Nähe des prächtigen Stroms, über den eine breite hölzerne Brücke führt, geben der Stadt etwas Großartiges, und Vieles erinnert unwillkührlich an Innsbruck, das aber schon mehr italienischen Anstrich hat, besonders durch die noch flachern Dächer, mit Altanen und Treppen, und das ringsum von den nahen, mit Schnee bedeckten Alpen umgeben ist, deren weiße Häupter überall über die hohen Häuser in die engen Straßen hineinschauen. Das reiche, üppige Donauthal bei Linz gewährt einen lieblichern Anblick, wogegen das romantische Innthal bei Innsbruck, ungeachtet seiner Fruchtbarkeit, einen ernstern Charakter an sich trägt. – Am folgenden Morgen bestieg ich den hohen Bestlenberg beim heitersten Wetter. Die reiche Gegend erschien nun im Lichte der Morgensonne, und der höhere Standpunkt gewährte auch nach Westen hin, über das Donauthal bis zu den salzburger Alpen eine reiche Aussicht, dessen ungeachtet ziehe ich den vorher beschriebenen Punkt vor. Auf dem Bestlenberge befindet sich neben der freundlichen Kirche, etwas tiefer, einer der zwei-und-dreißig Festungsthürme, die von dem Erzherzog Maximilian von Este neu erbaut sind. Linz ist durch diese Thürme zur Festung geworden, ohne in enge Mauern eingeschlossen zu seyn. Rings um die Stadt, im weiten Kreise, auf beiden Seiten der Donau, erblickt man die Thürme, von denen sich drei-und-zwanzig auf dem linken und neun auf dem rechten Ufer befinden. Die Stadt stellt so ein verschanztes Lager dar, und kann im Kriege Bedeutung gewinnen. Ein solcher Thurm hat achtzig Fuß im Durchmesser, dreißig Fuß Höhe über dem Boden und ein Souterrain von zehn Fuß, in welchem die Munition und der Brunnen befindlich sind. Die dreißig Fuß über der Erde zerfallen in drei gleich hohe Stockwerke, deren unterstes Vorräthe enthält; das mittlere dient zur Wohnung für die Besazung, in dem obern befindet sich eine Anzahl Wurfgeschüz. Auf der Plattform stehen zehn sechzehnpfündige Kanonen; ein Graben umgibt den Thurm, und jenseits desselben ein Erdmantel von gleicher Höhe mit dem Gebäude.

Beilage: Literaturblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 47. Montag, 8. Mai 1837.

Sternkunde.

Wir haben von der bedeutendsten, oder wenigstens umfangsreichsten, neueren Arbeit des wackern Wiener Astronomen Littrow, nämlich von seinen:

1) Die Wunder des Himmels, oder gemeinfaßliche Darstellung des Weltsystems. Von J. J. Littrow, Director der k. k. Sternwarte zu Wien. 3 Theile. gr. 8. Mit dem Bildnisse des Verfassers und astronomischen Abbildungen. Stuttgart, Hoffmann, 1836.

in unsern vorjährigen Nrn. 89 und 90 eine ausführliche Anzeige gegeben, müssen aber in Bezug auf dieses Werk gegenwärtig nachträglich anführen, daß die ganze Auflage desselben indeß bereits vergriffen, und daß selbst schon ein neuer, sehr sauberer Abdruck davon in Einem Bande erschienen ist. Von den Zusätzen, die diese neue Auflage enthält, ist aber zugleich ein besonderer Abdruck veranstaltet worden, welcher den Besitzern der ersten Auflage gratis nachgeliefert wird.

Außer diesem größeren Werke hat der unermüdliche Verfasser unterdeß noch drei kleinere Schriften, nämlich:

2) Geschichte der Entdeckung des allgemeinen Gravitationsgesetzes durch Newton. Gemeinfaßlich dargestellt von J. J. Littrow. Wien, Beck, 1835. gr. 8.

3) Sterngruppen und Nebelmassen des Himmels. Mit 3 Kupferplatten. Von Demselben, daselbst, gr. 8.

4) Die Doppelsterne. Mit 1 Tafel. Ebenso.

an das Licht treten lassen, welche höchst interessante Materien aus dem Gebiete der Sternkunde mit eben so viel Gründlichkeit als Klarheit und Popularität behandeln.

In der That beschäftigt sich gleich die, wie gesagt, der Entdeckung der allgemeinen Gravitation durch Newton gewidmete, erste dieser Schriften, mit einem der bedeutendsten Gegenstände unserer Wissenschaften; ja, der menschliche Geist hat vielleicht selten einen größern Fortschritt, als durch die Entdeckung dieses Himmelsgesetzes gemacht. Diese Entdeckung, in ihrem ganzen Umfange und in ihrer mathematischen Entwicklung, war Newton vorbehalten, und begründet vorzugsweise die Unsterblichkeit seines Namens; aber man darf, um gerecht zu seyn,

nicht unerwähnt lassen, daß auch schon andere Weltweise vor dem englischen Geometer richtige und tiefe Einsichten von der allgemeinen Schwere gehabt haben. * Der große deutsche Astronom Kepler äußert Gedanken darüber, welche den Begriff ziemlich vollständig andeuten, und eine schöne Ahnung der Gesetze der Himmelsbewegung einschließen. Er sagt in der Vorrede seiner berühmten Astronomia nova ausdrücklich: „die Schwere sey eine gegenseitige Affection verwandter Körper zur Vereinigung; zwei Körper würden, wenn Nichts sie hindere, nach Maßgabe des gegenseitigen Verhältnisses ihrer Massen, auf einander zurücken, so daß z. B., wenn nicht Erde und Mond durch andere Kräfte in ihrer Bahn zurückgehalten werden, die Erde sich um $^1/_{54}$ gegen den Mond, der Mond aber um $^{53}/_{54}$ gegen die Erde bewegen müsse.“ — Auch schreibt er schon dem Monde die Erregung der Fluth zu, und bemerkt ausdrücklich, daß dieser Weltkörper das Wasser der Erde ganz zu sich empor heben würde, wenn die Erde aufhöre, es an sich zu ziehen.

Die Lesung der Kepler'schen Schriften war hinreichend, der Meinung von der allgemeinen und wechselseitigen Schwere mehrere Anhänger zu verschaffen. Fermet (französischer Weltweiser des 16ten Jahrhunderts) gedenkt in seinen Schriften nicht nur der Erklärung der Schwere durch ein gegenseitiges Anziehen, wobei sich die Körper gegenseitig so zu nähern suchen, daß der größere den kürzeren Weg mache, sondern er fand, nach dem Zeugnisse seines Landsmannes, des Jesuiten Mersenne, daß ein zwischen der Oberfläche und dem Mittelpunkte einer Kugel befindlicher materieller Punkt weniger gravitire, weil es die äußeren Theile rückwärts anziehen, woraus er schloß, daß die Schwere in dieser Rücksicht, wie der Abstand vom Mittelpunkte abnehme. Roberval, ebenfalls ein französischer Naturforscher jener Zeit, gab unter dem Namen Aristarch von Samos ein Buch heraus, worin er allen Theilen der Materie die gegenseitige Schwere als eine wesentliche Eigenschaft beilegt, welche mache, daß sie sich zu runden Massen bilde. — Es ist gewiß interessant, dem menschlichen Verstande in seinen allmähligen Bemühungen um endliche vollkommene Entdeckung einer großen Wahrheit zu folgen.

Niemand aber hat vor Newton die Lehre von der Gravitation so allgemein übersehen, als Dr. Hook. (An attempt to prove the motion of the Earth. London, 1677. 4.) „Ich will, sagt er, ein Weltsystem erklären, das von allen andern unterschieden ist, aber mit den Lehren der Mechanik vollkommen übereinstimmt. Es gründet sich auf die drei Voraussetzungen, daß alle Himmelskörper nicht allein gegen ihren eigenen Mittelpunkt, sondern innerhalb ihrer Wirkungskreise, auch wechselseitig gegen einander selbst schwer sind; daß alle Körper, die eine einfache und geradlinige Bewegung haben, dieselbe in gerader Linie fortsetzen, wenn nicht irgend eine Kraft sie beständig ablenkt und zwingt, einen Kreis, eine Ellipse, oder irgend eine andere Curve zu beschreiben; und daß endlich die Anziehung um so stärker wird, je näher der anziehende Körper ist.“ Er fügt hinzu, das Gesetz, nach welchem diese Kraft zunehme, habe er noch nicht untersucht; die Entdeckung desselben könne aber der Sternkunde sehr nützlich werden. — Demnach konnte er dasselbe nie angeben, wie viel er auch dazu aufgefordert wurde; und seine Muthmaßungen, welchen Tiefsinn sie auch verrathen, stehen noch sehr weit hinter Newtons erhabenen Demonstrationen zurück.

Dieser tiefsinnige Forscher fand die Lehre von der allgemeinen Gravitation in dem angegebenen Zustande, als er sich im Jahre 1666 durch eine damals in England grassirende Pest genöthiget sah, Cambridge zu verlassen, und eine Zuflucht in seinem Geburtsorte Woolsthorpe zu suchen. Die bekannte Anekdote, daß ein, von einem Baume fallender Apfel sein Nachdenken auf die Gesetze der Schwere gelenkt habe, ist zwar oft in Zweifel gezogen worden, hat aber in der neuesten Zeit doch wieder viel Glauben gefunden. Jener Baum, von dem man sich die Sache erzählte, ist bis zum Jahr 1826, wo er durch einen Sturm umgestürzt worden, ein Gegenstand allgemeiner Beachtung gewesen; und jezt, nach seinem Falle, hat man noch aus seinem Holze einen Stuhl geschnizt, der an derselben Stelle steht. Suum cuique, selbst den Bäumen! — Sey es mit dem Apfel indeß wie ihm wolle, so urtheilte Newton nach seiner eigenen Darstellung in den „Principia“ über die Kraft selbst, welche der Fall desselben veranlaßt, daß, da diese Kraft in ihrer Wirksamkeit auch auf den höchsten Bergen noch keine merkbare Abnahme erleidet, ihr Einfluß sich wohl gar bis zum Monde erstrecken, und diesen Weltkörper in seiner Bahn um die Erde erhalten könne, wiewohl sie in einer so großen Entfernung eine bedeutende Verringerung erfahren möge. Sein ganzes Bestreben ging

* Man ersieht aus mehreren Stellen des Lucrez, daß die allgemeine Schwere schon ein Grundsaz des Epikureischen Systems gewesen sey; ja, er zieht (de rerum natura. I. v. 983 sqq.) die kühne Folgerung daraus, daß die Welt ohne Grenzen sey: „denn, sagt er, wenn es eine Grenze derselben gäbe, so würden die Körper daselbst gegen keine äußere weiter schwer seyn, und also durch ihre Schwere gegen die inneren herabgetrieben werden.“ — Es ist kaum möglich, anzunehmen, daß diese und ähnliche Stellen Newton unbekannt geblieben seyn sollten, zumal da sie sein Landsmann und Zeitgenosse, Gregory, sorgfältig zusammengestellt hat. N.

nun dahin, das Gesetz jener Verringerung nach Maßgabe der wachsenden Entfernung zu bestimmen, und er gelangte mit Beihülfe mehrerer Analogien aus der planetarischen Bewegung zu dem Satze: „daß die Schwere, bei wachsender Entfernung vom anziehenden Körper, nach dem Quadrate dieser Erfahrung abnehme, und also z. B. in einer doppelten Entfernung viermal kleiner werde.“ Demgemäß müßte der Mond, welcher 60 Erdhalbmesser von der Erde absteht, also z. B. in 1 Minute Zeit nur durch $1/_{3600}$ des Raumes fallen, den die nahe an der Oberfläche der Erde fallenden Körper in der nämlichen Zeit durchlaufen, und welcher, nach den Gesetzen des freien Falles, bekanntlich $3600 \times 15^1/_2$ Fuß beträgt, d. h. der Mond müßte in 1 Minute etwa $15^1/_2$ Fuß gegen die Erde fallen.

Diese Größe aber, um die sich der Mond der Erde, in Folge der Gravitation der lezteren, solchergestalt in 1 Minute nähert, d. h. um welche er durch diese Kraft von seiner tangentialen Richtung abgelenkt wird, findet sich bei der Centralbewegung durch den Sinus versus des Bogens ausgedrückt, welche dieser Himmelskörper während der nämlichen Zeit in seiner Bahn zurücklegt, und welcher 32 Secunden 56 Tertien beträgt. Wenn also Newtons Schlußfolge richtig war, so mußte sich der Sinus versus dieses Bogens für einen Kreis, dessen Radius 60 Erdhalbmesser beträgt (in Fußen ausgedrückt), $= 15^1/_2$ Fuß finden, und dies war die entscheidende Probe. Newton stellte diese Berechnung sogleich an, sezte dabei aber den Erdhalbmesser, nach den damaligen Schätzungen, zu klein voraus, und fand also den gesuchten Sinus versus natürlich auch zu klein, nämlich statt $15^1/_2$ Fuß nur $13^1/_3$ Fuß. Wie klein diese Differenz ist, so bestimmte sie den vielleicht zu gewissenhaften Geometer doch, von einer so vortrefflichen Combination sogleich abzustehen; und die ganze, so hochwichtige Untersuchung blieb darüber gegen zehn Jahre liegen. Man erinnert sich auf diese Veranlassung daran, daß die Entdeckung von Keplers bekanntem dritten Himmelsgesetze durch einen ähnlichen Irrthum einen ähnlichen Aufenthalt erfuhr. Tantae molis erat doctrinam condere novam! könnte man, Virgil parodirend, ausrufen. — Erst nach zehn langen Jahren also, im Jahr 1676, welches wir demnach als das eigentliche Geburtsjahr dieser großen Entdeckung zu bezeichnen haben, ward Newton durch einen Zufall veranlaßt, diese Untersuchung wieder vorzunehmen. Unterdeß hatte Pecard in Frankreich seine bekannte Gradmessung ausgeführt, wodurch man die Größe des Erdhalbmessers richtiger zu schätzen im Stande war; und als Newton mit diesen genaueren Daten seine Rechnung wiederholte, so fand er zu seinem freudigsten Erstaunen, daß der gesuchte Sinus versus wirklich $15^1/_2$ Fuß betrage, wodurch also das große, eben von uns angeführte, durch alle Himmel gehende Gesetz bestätigt war. — Was ich hier aber so trocken hin erzähle, ist in unserm Werke mit all der, der Größe des Gegenstandes angemessenen malerischen Schönheit vorgetragen, und ich kann mich nicht enthalten, wenigstens diese Stelle wörtlich abzuschreiben. „Als Newton, heißt es bei unserm Verfasser, im Verlaufe seiner Rechnung zu bemerken glaubte, daß das von ihm so lange und so sehnsuchtsvoll gesuchte Resultat wirklich heraus zu kommen scheine, überfiel ihn die Wehmuth der Freude, und er konnte sein angefangenes Werk nicht vollenden. In dem Vorgefühle, daß er am Vorabende des wichtigsten Tages seines Lebens, daß er an der Schwelle der glänzendsten Entdeckung stehe, welche je ein Mensch gemacht hat, wurde er von einem so heftigen Beben aller Nerven ergriffen, daß er sich gezwungen sah, einem eben zu ihm hereintretenden Freunde die gänzliche Vollendung seiner Rechnung zu überlassen; und er erlebte nun die hohe Freude, seine so lange gehegten Ideen vollkommen bestätigt und seine glückliche Vermuthung auf das schönste bewährt zu sehen.“

Dies ist die Geschichte von Newtons großer Entdeckung, wie wir sie so gedrängt und übersichtlich als möglich aus dem Werkchen haben zusammen fassen können, dessen Detail dem Leser einen um so größeren Reiz gewähren wird, wenn er dasselbe an dem von uns hiermit gebotenen Hauptfaden verfolgt.

Die beiden andern hiernächst noch zu betrachtenden Schriften, welche sich angegebenermaßen mit den Sterngruppen und Nebelmassen des Himmels, gleichwie mit den Doppelsternen beschäftigen, gehören, ihrer Natur nach, in der Darstellung zusammen. Sie verbreiten sich über die erhabensten Resultate der neueren astronomischen Forschung, und zeigen uns das Universum in einer Herrlichkeit, Grenzenlosigkeit und Mannichfaltigkeit neuer Formen, welche kein für Gegenstände dieser Art irgend empfängliches Gemüth ungerührt lassen können.

Man begreift bekanntlich unter diesem Ausdrucke der „Doppelsterne“ Gruppen von zwei, oft auch von mehreren Sternen (für welchen Fall sie den Namen der vielfachen Sterne erhalten), welche so außerordentlich nahe bei einander erscheinen, daß sie sich auf den ersten Anblick gleichsam gedoppelt darstellen, und von denen einer meistens Centralgestirn rücksichtlich des oder der übrigen ist, und von diesen umkreist wird.

(Der Schluß folgt.)

Werke über Oesterreich.

11) Darstellungen aus dem steyermärkischen Oberlande. Von F. L. Weidmann. Mit 1 Kupfer und 1 Karte. Wien, Gerold, 1834. 8. S. 228.

Eine sehr anziehende Schilderung des bisher so wenig bekannten steyermärkischen Gebirges. Der Verf., der im Gefolge Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Johann vielmal unter den günstigsten Umständen das Hochland durchreist ist, auch schon viel Einzelnes darüber hat drucken lassen, war besser als irgend ein Anderer im Stande, ein solches Werk abzufassen. Er nahm den Flecken Schladming zum Mittelpunkt seiner Excursionen. „Dieser Flecken prangte einst als bedeutende Bergstadt, reiche Bürger trieben hier Gewerbe, und der Wohlstand Schladmings war auf eine hohe Stufe gestiegen. Die Stürme der Reformation und des Bauernkrieges verwehten dieses Glück, zerstörten diesen Zustand. Die protestantischen Bauern des Oberlandes traten in unseliger Verblendung im Jahr 1525 zu offener Fehde gegen die bestehende Ordnung der Dinge zusammen. Verminderung der Abgaben, gleiche Vertheilung derselben an alle Stände, Freiheit der Religonsübung, der Wildbahn, des Holzschlages, Fischfanges ꝛc. mit den Waffen in der Hand heischend, verbanden sie sich mit den, in offenem Aufstande gegen ihren Landesherrn befindlichen Salzburgern, und lieferten bei Schladming unter Anführung ihres Obersten, Michael Gruber von Bramberg, dem Landeshauptmann von Steyer, Sigmund von Dietrichstein, ein Treffen, in welchem sie den Sieg errangen. Mehr als 3000 Katholiken, darunter viele Edelleute, blieben auf dem Schlachtfelde. Feldflüchtig warf sich der Rest der Geschlagenen hinter die festen Zinnen der Bergstadt Schladming, aber Gruber folgte ihnen, und errang im Einverständniß mit den Bürgern die Stadt. Die roheste Grausamkeit befleckte nun den Sieg. Auf dem Hauptplatze der Stadt wurden 32 Adelige enthauptet. Aber schon nahte der Rächer. Niclas Graf von Salm erschien mit den kaiserlichen Völkern. Schladming wurde mit stürmender Hand erobert, die Rebellen vernichtet, die Stadt zerstört und in die Reihe der Marktflecken herabgesetzt. — Der Protestantismus waltete indessen in der Steyermark noch immer so kräftig fort, und artete gegen das Ende des Jahrhunderts wieder in solchen Widerstand gegen die oberste Gewalt aus, daß die gänzliche Erstickung desselben beschlossen ward. Eine Hofcommission, bestehend aus dem Freiherrn Andrä von Herbersdorff, dem Abte von Admont und Alban von Moosheim, unterstützt durch die bewaffnete Macht, begann am Ende des Jahres 1599 ihr Geschäft. Am 4. November dieses Jahres wurden alle protestantischen Kirchen in und um Schladming zerstört, die Auswanderung der Pastoren verfügt, und die Bewohner mußten zu dem Glauben ihrer Väter zurückkehren. So blieb es, bis das Toleranz-Edikt Kaiser Josephs II. die freie Religionsübung wieder gestattete. Die Stürme hatten nun ausgetobt. Friedlich erkannten die Protestanten die Huld des Fürsten, welcher ihnen ein so köstliches Gut wieder verlieh, und in Eintracht leben seither die biedern Aelpler, wenn auch verschiedenen Bekenntnisses.“ Noch zeigt man am Ramsauerstein eine Felsenkanzel, von wo in den Zeiten der Verfolgung gepredigt wurde. Unter den Ausgewanderten werden die berühmten Familien Herzberg und Finkenstein genannt. Rührend ist die Schilderung der Geduld, mit welcher die Bauern und Hirten in den höchsten Gebirgsdörfern länger als ein Jahrhundert als heimliche Protestanten lebten, bis sie, durch Josephs Toleranz-Edikt berechtigt, plötzlich in großer Anzahl sich zu erkennen gaben und neue Kirchen bauten. Sie stehn im wohlverdienten Ruf patriarchalischer Tugenden. Inzwischen hat sich Schladming nicht mehr zu seinem frühern Flor erhoben, und auch die reichen Silberbergwerke, die durch Ermordung und Vertreibung der fleißigen Bergleute eingingen, liegen noch unbefahren.

Der schönste Berggipfel dieser Gegenden ist der Hochgolling, von dem ein schöner Stahlstich beiliegt. Dieser 9047 Fuß über dem adriatischen Meer erhabene Berg, so wie die Hochwildstelle wurde von Erzherzog Johann zum ersten Mal bestiegen. In ihrer Nähe liegt der höchst romantische Schwarzensee, dessen delikate Fische längst als geistlicher Leckerbissen berühmt sind, und dessen leichte Kähne nach der Schilderung Weidmanns liebliche Senninnen schaukeln. In Steyermark gehn nicht wie in der Schweiz die jungen Männer, sondern die Mädchen mit dem Vieh auf die Alpen. Ihre Gefahren beim Mähen des an den schroffesten Felsenwänden spärlich wachsenden Grases, und wobei manche schon verunglückt ist, werden theilnehmend beschrieben. Manches Bild aus diesem Senninnenleben verdiente einen Maler, z. B. das Gebet der Senninnen an einem Felsblock, auf den ein Kreuz gepflanzt ist, unterwegs wenn sie mit der Heerde zur Alp aufsteigen. Ueberhaupt ist das Sittengemälde, das der Verfasser von den Steyermärkern, von ihren Gebräuchen, von ihrem berühmten Nationaltanz ꝛc. entworfen hat, sehr heiter und anziehend. Schade, daß er ihrer zahlreichen Volkssagen und Mährchen nur obenhin gedenkt und eine Sammlung derselben wünschenswerth findet; er hätte sie gleich selbst geben sollen. — Auf der Seite gegen Salzburg ist der Thorstein oder Dachstein der erhabenste Gipfel dieses Gebirges. Thor erinnert an den altdeutschen Gott. Sollten nicht Sagen dieses Berges erhalten seyn?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 110.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 9. Mai 1837.

Ich sah die großen Lenkungen
Beschloßner Völkerrettung,
Berechnete Verschrenkungen
Zukünft'ger Weltverkettung:
Wie, für einander gegenseits
Bestimmt, sich suchend allbereits,
Sich fand Geist und Gefäße,
Daß ihn, der es besäße.

Rückert.

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Die Folgen dieser Institutionen zeigten sich sehr bald, und während im übrigen Frankreich oft die schrecklichste Hungersnoth herrschte, während das Volk dort so unglücklich als möglich war, hob sich die Normandie schon unter dem zweiten Herzoge, Wilhelm Langschwert, zu einer Blüthe, die selbst die ewigen Kämpfe mit den Franzosen nicht zu vernichten im Stande waren.

Alle Herzoge haben die ursprünglichen Institutionen, die sie aus ihrem Mutterlande mitbrachten, im Allgemeinen geachtet, wenn auch Beispiele genug vorkommen mochten, wo sie dieselben im Einzelnen zu umgehen wußten. Selbst der kecke Robert, dem der Schrecken, welchen sein Schwert verbreitete, vielleicht ein Scherz, den er selbst auf dem Sterbebette machte,* den Namen: der Teufel, erwarb, der den Adel verhöhnte, indem er Harlotte, die Tochter eines Gerbers von Falaise, zu seiner Frau und zur Mutter Wilhelm des Eroberers machte, achtete die Gesetze seiner Ahnen. Und derselbe Wilhelm der Eroberer, in dessen Adern plebejisches und fürstliches Blut sich mischten, wie in seinem Herzen Kraft und Stolz, der das Geschick und dessen Fingerzeige, als es ihn durch Stürme in Fecamp festhielt und als er beim Aussteigen aus seinem Schiffe auf Englands Boden fiel, Lügen strafte; der Aebte und Prälaten in ihre Grenzen zurückwies, den Adel durch einen Gottesfrieden und das Volk durch eine gesetzliche Feierstunde, nach welcher sich Jeder in sein Haus zurückziehen mußte, meisterte — selbst Wilhelm achtete dieselben, und wagte nicht, seinen Zug nach England zu beginnen, ohne zuvor den Adel, die Geistlichkeit und den dritten Stand um Rath gefragt zu haben. Eine Anekdote aber, die die Geschichte aufbewahrt hat, zeigt, wie auch das Volk das Andenken seines Rechts nicht verloren und wie es dem Fürsten selbst gegenüber es zu behaupten wußte. Wilhelm, der Eroberer Englands, war gestorben und sollte in Caen begraben werden. Als aber seine Leiche bei seiner Grabstätte niedergesetzt wurde, da hörte man aus der Menge hervor den Haroruf der alten Normannen erschallen. Ein schlichter Bürger von Caen, Namens Asselin, trat hervor und sagte: „Der König, den ihr begraben wollt, hat nicht allein die Nation durch seine Waffen unterjocht, er hat mich persönlich verfolgt und mit dem Tode bedroht. Jetzt, da er selbst todt ist und

* Er war, als er aus Palästina zurückkam, unterwegs krank geworden und ließ sich von vier Mohren auf einer Bahre tragen. Ein Normann, der ihm in diesem Aufzuge begegnete, fragte ihn, ob er keine Botschaft in seine Länder mitzugeben habe. „Du sagst," antwortete Robert, „daß du mich von vier Teufeln hast in's Paradies geleiten sehen."

da ich seine Ungerechtigkeit überlebt habe, will ich nicht, daß er mir das Friedensasyl schuldig seyn soll. Die Erde, wo ihr ihn beisetzen wollt, ist mein Eigenthum, dessen er mich beraubt hat. Der Urheber des Unrechts ist nicht mehr, aber das Unrecht hat ihn überlebt. Ich berufe mich auf Rollo, auf den Gründer, auf den Vater dieses Staats. Er hat gesagt: „Je mächtiger ein Mann, desto mehr Unterthänigkeit ist er dem Gesetze schuldig." Das war die Rede eines schlichten Bürgers, dem Erben der Macht und des Ansehens Wilhelm des Eroberers gegenüber. Und dieser achtete das Recht des Bürgers und zahlte ihm den Preis, den er für das Grab eines Königs, seines Feindes, forderte. Es liegt in dieser einzigen Anekdote mehr Stoff zu einer Würdigung des Zustandes des damaligen normannisches Volkes, als in allen Gesetzen jener Zeit zusammen.

Die Normandie übte von dem Augenblicke an, wo sie durch Germanen zu einem eigenen Herzogthume erhoben war, den entschiedensten Einfluß auf das Geschick Frankreichs aus. Schon der dritte Herzog der Normandie gab Frankreich ein neues Königsgeschlecht, das der Capets. Richard I., Herzog der Normandie, war Hugo Capets Vormund und die Seele der Generalstaaten von Nayon, wo (987) Lothar entsezt und der Graf von Paris als König ausgerufen wurde. Erst von jezt an wurde Paris die Hauptstadt Frankreichs, und in diesem Umstande allein liegt ein Gewicht, das nicht wieder aufhörte, sich in den Wagschalen der Geschichte geltend zu machen. Robert, der Teufel, sicherte Heinrich I. seine Krone gegen seine eigene Mutter Constanze und seinen Bruder, und seit Wilhelm dem Eroberer drehte sich über anderthalb Jahrhunderte die Geschichte Frankreichs um die Normandie wie das Rad um seine Achse.

Der Einfluß der Normandie auf ganz Europa war nicht minder bedeutend, wenn man bedenkt, daß es Normannen waren, die den Pabst in Italien schützten und ihm zugleich Gesetze vorschrieben, und daß es ein Normanne war, der durch die Eroberung Englands die Institutionen dieses Landes änderte und seinen Einfluß auf die Verhältnisse des Continents begründete. Unter Johann ohne Land, dem Neffen und Nachfolger Richards Löwenherz, kam (1204, 292 Jahre nach Rollo) die Normandie wieder an Frankreich. Aber die Wiedervereinigung mit lezterem hat weder den Charakter des Volks noch die Bedeutung der Provinz in der Geschichte des Mutterlandes geändert. Der Geist der Selbstständigkeit, der durch die germanischen Institutionen in's Volk übergegangen war, zwang schon Ludwig X. (1315), eine neue Charte normande zu geben, die später oft bestätigt, beinahe in allen königlichen Ordonnanzen angeführt, aber allerdings noch öfter umgangen wurde; denn wie die Deutschen späterer Zeiten überhaupt, begnügten sich auch die Normannen damit, daß man ihr Recht wenigstens in der Form anerkenne. Später sah das sechzehnte Jahrhundert noch ein anderes normännisches Gesetzbuch, die Coutume de Normandie, von dem edlen Kanzler l'Hopital verfaßt, entstehen, und so mußte man noch in dieser Zeit der allgemeinen Rechtlosigkeit den Institutionen der alten Normannen Gerechtigkeit widerfahren lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Ich weiß, Sie lieben, vermöge Ihrer Gemüthsart als Minister und Mann der Administration, die allgemeinen Betrachtungen nicht sehr — Sie wollen Thatsachen. Deßhalb will ich einige Bemerkungen und Reflexionen, die sich mir bei Prüfung der allgemeinen Physiognomie des Salons aufdrängten, für einen folgenden Brief aufsparen und Sie ohne Vorrede gleich mitten in die bunten Räume führen. Zuerst einige Blicke auf die Geographie und Statistik des Salons.

Da nun erstaunen Sie zuerst über die enorme Quantität der ausgestellten Kunstwerke. Ueber drittehalbtausend waren eingeschickt, die Jury hat aber etwa vierhundert ausgeschlossen, so daß jezt 2130 Nummern wirklich ausgestellt sind. Sie dürfen aber diese Quantität nicht mit dem Maßstabe einer deutschen Ausstellung messen, wo jede Zeichnung, jedes Miniaturbildchen seine eigene Nummer hat: hier sind oft zehn, fünfzehn, zwanzig Zeichnungen oder Miniaturen unter einer Nummer encadrirt. Und dann ist es vor Allen ein anderer Umstand, nämlich der Flächenraum, die Größe der einzelnen Bilder, was eine hiesige Ausstellung so ganz verschieden von einer deutschen erscheinen läßt. Wenn auf einer deutschen Ausstellung ein Bild von fünf oder sechs Fuß Höhe oder Breite erscheint, so ist das schon etwas sehr Großes, während hier Bilder von fünfzehn bis zwanzig Quadratfuß etwas ganz Gewöhnliches sind. Welch ungeheure Räume sind nun aber auch mit diesen Arbeiten angefüllt! — Wenn Sie die prachtvolle Treppe des Louvre hinaufgestiegen sind (— die nur während des Salons zugänglich ist, da man die übrige Zeit des Jahrs zum Museum nur auf einer Seitentreppe gelangt —) treten Sie erst in einen Entreesaal, der Oelbilder und einige Zeichnungen enthält. Aus diesem gelangt man in einen großen, herrlichen Saal, gewöhnlich „le grand salon" genannt, der für eine Gemäldegalerie nicht zweckmäßiger, nicht schöner eingerichtet seyn kann; er ist außerordentlich hoch und von oben erleuchtet. Sonst (d. h. wenn nicht

Salon ist) sieht man hier die Hochzeit zu Cana, von Paul Veronese, die Schlacht bei Eylau, von Gros, die Alexanderschlachten, von Lebrün, den Untergang der Medusa, von Géricault, und andere Bilder von ungeheuren Dimensionen. Aus diesem Saal tritt man in die Hauptgalerie, in welcher man sonst die eigentlichen Schätze des Musée royal bewundert. Diese von beiden Seiten erleuchtete Galerie, welche die Tuilerien mit dem Louvre verbindet, ist von einer wahrhaft wunderbaren Länge; gerne gäbe ich Ihnen die Maße an, mein Guide de Paris sagt aber bloß, sie sey „la plus longue de l'univers." Und nun findet sich außerdem noch für Zeichnungen und Kupferstiche und dergl. eine lange Galerie und eine eben solche für die Skulpturen.

Betrachtet man die vorhandenen Werke in Betreff des dargestellten Gegenstandes, so wundert man sich — das heißt, wenn man noch nicht lange in Paris ist, — über die enorme Anzahl von Portraits —: ein ganzes Drittel der Bilder sind Portraits. — Unter den andern zwei Dritteln prävaliren die Darstellungen aus der Geschichte alter und neuer Zeit, namentlich das s. g. genre anecdotique. Bilder, die ihren Stoff aus der Mythologie oder dem classischen Alterthum entlehnt hätten, fehlen; die Reaktion gegen die David'sche Schule ist jezt so vollendet, daß sich, glaube ich, kein einziges Bild findet, das auch nur seinem Gegenstande nach an jene Zeit erinnerte. (Ein ungeheures Bild von Gigour, Antonius und Cleopatra, hat die Jury — ich weiß nicht recht, weßhalb — ausgeschlossen.) Unter diesen geschichtlichen Bildern ist natürlich die größte Zahl aus der französischen Geschichte; die meisten stellen Schlachten vor. Die Bestellungen für das Museum der französischen Geschichte zu Versailles haben zu einer Menge solcher Bilder Veranlassung gegeben. — Der religiösen Bilder sind auffallend viele vorhanden. Dagegen scheint es befremdlich, daß die Zahl der eigentlichen Genrebilder nicht größer ist; ich verstehe hier unter Genrebildern Scenen aus dem Volksleben und verwandte Darstellungen heitern oder traurigen Inhalts, jedenfalls aber nicht ohne diesen Inhalt — also nicht Pferdebilder, Interieurs u. dgl. — Die Landschaft ist mit sehr wenigen Ausnahmen durchweg Prospektmalerei.

Soll ich nun gleich von vornherein, und ehe ich zu den einzelnen Werken übergehe, den Hauptcharakterzug der jetzigen französischen Kunst andeuten, wie ich ihn mir aus dem, was ich im Salon und sonst hier gesehen (namentlich in der Sammlung der Werke lebender französischer Künstler im Luxemburg), abstrahirt habe, so würde ich als solchen angeben müssen: enorme Herrschaft über die Technik, Geläufigkeit im Erfinden und Machen, das allerbrillanteste und geistreichste Machwerk; dabei aber Schwäche, ja Ohnmacht, Vernachlässigung und oft gänzlicher Mangel in Betreff des geistigen Inhalts des Kunstwerks. Ich komme wohl später darauf zurück, wie sich dieser Charakter bei den einzelnen Genre's manifestirt; deßgleichen in wie fern er als Ausfluß des allgemeinen Nationalcharakters gelten mag. Für jezt begnüge ich mich, statt einer weiteren Ausführung dieser meiner Ansicht vom Charakter französischer Kunst, ein paar Auszüge aus Journalartikeln mitzutheilen, von denen der eine vor einem Jahre, der andere erst kürzlich erschienen ist, die Ihnen aber beide wohl unbekannt geblieben seyn werden, weil der erste in einem Blatte stand, das eben kein großes Publikum gefunden hat, der zweite aber in einer politischen Zeitung, wo man ihn so leicht nicht suchen wird. Beide charakterisiren die französische Kunst, namentlich gegenüber der deutschen, und stimmen durchaus mit dem überein, was ich so eben als Hauptcharakterzug hiesiger Kunst angeben zu müssen glaubte. Der erste Artikel ist in den Hannöverschen Kunstblättern für 1836 enthalten.

„Während der Deutsche seine Gedanken aus dem tiefsten Grunde des Gemüths schöpft, und über ihrer Durchbildung bis zu einer schwärmerischen Melancholie sich darein versenkt, und nicht selten alle von Außen gegebenen Verhältnisse darüber vergißt, denkt der sanguinische Franzose an diese gerade zuerst, vorzüglich an den éclat, und bemüht sich nicht sonderlich, den Stoff in seinen innersten und geheimsten Beziehungen zu erfassen, indem ja eben dadurch auch die Wirkung eine feinere und erst bei tieferem Eingehen in das Kunstwerk vollkommen verständlich werden würde, wodurch offenbar die Wirkung auf den ersten Blick — der éclat — beeinträchtigt würde. Die Franzosen behandeln überhaupt Alles mehr nach der Oberfläche und nach Convention und Berechnung, als aus unmittelbarem Gefühle und innerer Ueberzeugung. Sie betrachten den Stoff zu ihren Kunstwerken lediglich aus dem ethischen Gesichtspunkte, unbekümmert um seine übrige Natur. So werden sie in der Art der Auffassung einer heidnischen Mythe und eines christlichen oder biblischen Sujets keinen wesentlichen Unterschied machen. Sie wissen sich mit Gewandtheit in den Gegenstand hinein zu phantasiren, ohne ihn, wie es seyn sollte, in sich aufzunehmen und an ihn zu glauben. Namhafte Pariser Maler geben ganz naiv als Grund ihrer Vorliebe für Sujets aus dem alten Testamente die Ueberzeugung an, daß diese bei allem Wechsel der Moden und Ansichten stets interessant blieben und hinsichtlich der Kostüme besonders vortheilhaft wären. Für wen aber die biblischen Sujets nichts weiter als interessant und vortheilhaft für das Kostüm sind, dem dürfte ihre würdige Darstellung sicher mißlingen. Und das bewährt sich denn auch in der That bei den meisten biblischen Gemälden der Franzosen. Bei allen Vollkommenheiten des Effekts und des Machwerks fehlen ihnen gerade die Hauptrequisite — Einfalt des Gemüths

und Weihe des Glaubens, — und wo diese sich geltend machen wollen, sind sie erkünstelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, April.

(Fortsetzung.)

Carneval. Leistungen der archäographischen Expedition.

Wir kehren zum Admiralitätsplatze zurück. Bei den Eisbergen und Schaukeln herrscht das regste Leben. Dutzende von Schlitten fliegen von den erstern hinunter, in den leztern sitzen Männer, Weiber und Kinder gedrängt übereinander und lassen sich entweder durch Menschen oder durch Pferde herumtreiben. Diese Vergnügungen kosten im Vergleich zum Schauspiel in den Baracken nur eine Kleinigkeit und werden von den Volksklassen leidenschaftlich geliebt. Was nicht von den Bergen rutscht, postirt sich als Zuschauer an der Barriere, und findet hier stundenlang Unterhaltung. Die Kühnheit, Geschicklichkeit, Gewandtheit, womit der gemeine Mann die spiegelglatte Fläche pfeilschnell hinabfliegt, auf einem höchst einfach construirten Schlitten, wobei er selten allein ist, sondern in der Regel sein Liebchen zwischen den Knien sitzen, ja wohl gar noch einen Rivalen hinten auf dem Rücken hat, erscheint wirklich staunenswerth. Unterdessen haben sich auch eine Menge Herumträger mit Nüssen, gesottenen Eiern, gepreßtem Ikra, Kalatschen (eine Art großer Kringel von Mehl und Wasser), Meth und Quas eingefunden; die Volksmenge fängt an die Bedürfnisse des Magens zu spüren; den stärksten Absatz finden die Nuß- und Methverkäufer, andere halten sich an Eier, gepreßten Caviar und Quas, haben so ihren Mittag gehalten und sind bis zum Nachtessen gesättigt. Man muß sich oft wundern, wie einfach und gering die Kost unsers gemeinen Mannes ist, wenn man dabei seine stets starke Constitution und sein blühendes Aussehn bedenkt. Bei den meisten hat indessen die karge Kost im erwähnten Sparsamkeitstrieb ihren Grund. Daß man in den spätern Tagesstunden in allen Straßen eine Menge Trunkener, theils noch auf eigenen Füßen wankend, theils von Andern geleitet, nach Hause kehren sieht, fällt uns Einheimischen gar nicht mehr auf. Denn der gemeine Russe wird von dem Wahne beherrscht, er könne keines seiner Feste würdig begehn, wenn er nicht dem Bacchus in vollem Maaße opfere. Am Montag nach der Carnevalswoche beginnen die großen, sieben Wochen dauernden griechischen Fasten. Am Morgen dieses Tages ist der Admiralitätsplatz wie durch Zauber umgewandelt. Wo wenige Stunden zuvor noch die rauschendste Freude herrschte, gewahrt man jezt allgemeine Zerstörung, und nach drei Tagen ist jede Spur der Zurüstungen verschwunden. Das Volk sieht gelassen zu, wie die Gegenstände, an welchen es sich noch vor wenigen Stunden so sehr ergözte, in Trümmer gehen; es fühlt selbst keinen Trieb mehr, seine Lust zu erneuern, wenn sie ihm auch von der Regierung gestattet würde. Die Religion hat von diesem Tage an die Freude verpönt, und ihre Gebote zähmen es mitten in seiner wildesten Lust. Nachdem der gemeine Mann während der Carnevalswoche Sinnengenüssen aller Art gefröhnt hat, ist er plözlich mit diesem Tage auf das strengste Fasten verwiesen. In der ersten Woche besteht seine Nahrung fast nur aus einigem Gemüse, und man muß sich wirklich wundern, wie er sich so sieben Wochen durch zu erhalten vermag, und dabei geht er in froher, gemüthlicher Stimmung seinen Arbeiten nach. Ein großer Trost bleibt ihm bei seinen harten Entbehrungen: den Branntwein haben ihm die Fasten nicht verboten, und er darf nach wie zuvor der Flasche zusprechen.

Bekanntlich fertigte unsere Akademie der Wissenschaften im Jahr 1829 eine besondere archäographische Expedition, bestehend aus den Herren Strojew und Berednikow, zur Bereisung Rußlands ab, welche die Aufgabe hatte, alle alten Bibliotheken und Archive zu besuchen, und aus ihnen die wichtigsten Denkmäler in Beziehung auf vaterländische Geschichte, Diplomatik, Jurisprudenz 2c. zu sammeln. Während sechs Jahren hat diese Expedition 14 Gouvernements des Reichs besucht, gegen 200 Bibliotheken und Archive, theils der weltlichen, theils der geistlichen Jurisdiktion angehörend, besehen und für ihre Zwecke nach Möglichkeit ausgebeutet. Die Hauptbibliotheken befanden sich in den Klöstern. In jener Rücksicht zeichneten sich durch Reichhaltigkeit derselben vor andern aus: das Synodalkloster in Moskau, das Sophienkloster in Nowgorod, das Troizwo-Sergiewsche, 60 Werste von Moskau entfernt, das Solowezkische bei Archangel. In jedem fanden unsere Archäographen einige hundert Manuscripte, die sie benutzen konnten. Nur die wenigsten gehörten indessen der ersten Epoche der slavisch-russischen Literatur an, die meisten dem 15ten, 16ten und 17ten Jahrhundert. Die Klöster erhielten den größten Theil ihrer Büchersammlungen durch Personen, die zum Mönchthum übergingen und bei ihrem Abscheiden dem Kloster, in dem sie ihre lezten Lebensjahre verbracht hatten, dieselben schenkten. Durch die vorherrschende Neigung der Mönche, kirchliche und andere Manuscripte fleißig zu copiren, vermehrten sich die Klosterbibliotheken ebenfalls ansehnlich. Bemerkenswerth bleibt es, daß in den Klosterarchiven selbst die ältesten Urkunden ganz und unverlezt waren, während sich bei den weltlichen Behörden keine einzige aus einer frühern Epoche als aus dem 17ten Jahrhundert vorfand. Die leztern Sammlungen waren meistens Ueberbleibsel der wojewodschen Kanzleien und der Landdirectionen, die bei der allgemeinen Reform der Civilbehörden zu Anfange des 18ten Jahrhunderts außer Kraft gesezt wurden. — Sibirien, im vorigen Jahrhundert vom Akademiker Müller einer archäologischen Musterung unterworfen, so wie die südlichen Gouvernements, blieben von diesen Forschungen ausgeschlossen. Die Bereisung der westlichen liegt der Expedition nun zunächst vor, ist aber von der Regierung vorläufig aufgeschoben worden. Die vorgefundenen Schriften bestanden theils in Reichsakten, Diplomen, Ukasen, gesezlichen Instructionen 2c., theils in Werken aus der slavisch-russischen Literatur. Die Expedition sonderte diese verschiedenartigen Materialien streng ab; nächstdem sammelte sie eine Menge in die kirchlichen Alterthümer, die Diplomatik, Paläographie 2c. einschlagende Notizen. Die wichtigsten ihrer Aktenstücke legte sie im Jahr 1834 der Akademie vor. Der Kaiser befahl, bei dem Departement der Volksaufklärung eine besondere Commission zu organisiren, welche ohne Verzug zur Herausgabe dieser Actensammlung zu schreiten hätte. Diese supplirte die aufgefundenen Acten mit Auszügen aus Handschriften, die sich in den hiesigen Bibliotheken, der öffentlichen Kaiserlichen, der der Eremitage, der Akademie der Wissenschaften und des Rumänzow'schen Museums vorfanden und fügte der Sammlung noch an 110 in den genannten Bibliotheken neuaufgefundene Urkunden hinzu, welche nun überhaupt 1420 Nummern zählt und unter spezieller Aufsicht der Commission gedruckt, in vier Bänden erschienen und Jedermann zugänglich geworden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 37.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 9. Mai 1837.

Archäologie.

1. **Lettres d'un antiquaire à un artiste sur l'emploi de la peinture historique murale etc. Par M. Letronne.**

2. **Peintures antiques inédites précédées de recherches sur l'emploi de la peinture dans la décoration des édifices etc. Par M. Raoul-Rochette.**

(Fortsetzung.)

Betrachten wir denn auch diese Stellen etwas näher. Plinius XXXV, 11, 40 sagt von dem Maler Pausias: pinxit et ipse penicillo parietes Thespiis, cum reficerentur quondam a Polygnoto picti. Hier ist deutlich ausgesagt, daß Polygnot auf die Wand gemalt habe, und daß dieses Wandgemälde etwa ein Jahrhundert später von Pausias wiederhergestellt worden sey. Nach Paus. V, 11, 5 schmückte Panänus die Mauer, welche als Schutzwehr um die Statue des Olympischen Jupiters herum aufgeführt war, auf drei Seiten mit Gemälden. Von demselben Meister sagt Plin. XXXVI, 23, 55: In Elide aedes est Minervae, in qua frater Phidiae Panaenus tectorium induxit lacte et croco subactum, ut ferunt. Hier wird zwar nicht ausdrücklich gesagt, daß Panänus diese Wände bemalt habe, aber der künstlich gemachte Ueberwurf läßt nach Hrn. Rochette's eigenem Zugeständniß an keinen andern Zweck denken, als den, die Wand zur Aufnahme von Gemälden zuzubereiten. Ferner ließen Varro und Murcena während ihrer Aedilität im Jahr 68 a. C. in Lacedämon Gemälde, die auf Backstein-Wänden ausgeführt waren, ausschneiden und, in hölzerne Rahmen gefaßt, nach Rom bringen, Vitruv. II, 8, 9. Plin. XXXV, 49. Endlich erzählt Pausanias X, 38, 9 von einem Tempel der Artemis bei Oeanthea in Lokris, auf dessen Wänden verblichene Gemälde waren, von denen kaum mehr etwas zu sehen war: *γραφαὶ δὲ ἐπὶ τῶν τοίχων ἐξίτηλοί τε ἦσαν ὑπὸ τοῦ χρόνου καὶ οὐδὲν ἔτι ἐλείπετο ἐς θέαν αὐτῶν.* Die zwei weiter von Hrn. Rochette beigebrachten Stellen betreffen 1) das Polemarcheion zu Phlius, das von Sillar aus Rhegium gemalt war. Polemon bei Athenäus V, 55. p. 210 B. sagt davon: *κατὰ τὴν Πολεμάρχειον στοὰν γεγραμμένην ὑπὸ Σίλλακος τοῦ Ῥηγίνου, οὗ μνημονεύουσιν Ἐπίχαρμος καὶ Σιμωνίδης.* Dies würde also wenigstens in das fünfte Jahrhundert v. Chr. fallen, da Epicharmus und Simonides des Sillar Erwähnung thun. 2) Die Einfassung der Quelle Kyrene in Korinth, worauf die Erlegung der Freier durch Ulysses gemalt war. Paus. II, 3, 3 sagt: *περίβολός ἐστιν· ἐν δε αὐτῷ γραφὴ τὸ Ὀδυσσέως ἐς τοὺς μνηστῆρας ἔχουσα τόλμημα.* Allein diese beiden Stellen sprechen nicht mit der Bestimmtheit von Wandgemälden, daß die entgegengesezte Erklärung, wie sie an so vielen Stellen von Hrn. Rochette angewendet wird, nicht auch hier möglich wäre. Wir verzichten daher darauf, sie zu Gunsten unserer Ansicht anzuführen, und versuchen es, unsere Argumentation mit den fünf von dem Gegner selbst zugestandenen Stellen zu führen.

Wir wollen annehmen, daß wir in den Berichten der alten Schriftsteller gerade dasjenige Verhältniß der Wandgemälde zu den Gemälden auf Holz antreffen, wie es in der Wirklichkeit stattfand. Ist diese Annahme unrichtig, so trifft der Nachtheil des falschen Calculs jedenfalls unsere Ansicht, für die sich so wenige ausdrückliche Zeugnisse finden. Wir wollen ferner annehmen, — mit wie viel Recht, wird sich später zeigen —, daß alle von Herrn Rochette beigebrachten Stellen vollkommen richtig erklärt seyen; so hätten wir denn, gegenüber von unsern fünf Monumenten mit Mauer-Gemälden, 1) die vier oben angeführten Fundamental-Stellen; 2) die achtzehn an verschiedenen Punkten der hellenisch civilisirten Welt aufgezählten Tempel und Heiligthümer; 3) die zwölf in Athen und an andern Orten befindlichen Monumente, von denen wir aber die Poecile schon unter Nr. 1 mitgerechnet, hier also in Abzug zu bringen

haben. Dies wären also drei und dreißig gegen fünf. In Voraussetzung, daß wir in unserer Aufzählung manches nur nebenbei angeführte Monument übergangen haben, setzen wir 4) noch siebzehn weitere mit Tafel-Gemälden geschmückte Gebäude; und somit hätten wir denn 50, sage fünfzig, Monumente, welche mit Gemälden auf Holz ausgeschmückt waren, gegen fünf, welche Wandgemälde hatten: also — Eins gegen zehn. Und doch, selbst bei diesem Verhältniß, das wir mit Verzichtleistung auf allen eignen Vortheil, mit sichtbarer Begünstigung der entgegengesezten Ansicht, ermittelt haben, werden wir niemals zugeben, daß die Wandmalerei nur eine Ausnahme von dem gewöhnlichen Verfahren, und ein untergeordneter Grad der Kunstübung gewesen sey; wir behaupten im Gegentheil, es liegt ganz in der Natur der diesen beiden Arten der Malerei eigenthümlichen Technik, daß die Gemälde auf Holz ungleich häufiger sind, als die Gemälde auf der Wand. Man betrachte doch die Kirchen, die Klöster und Paläste in Rom und Toscana. Auf welcher Seite steht denn die Mehrzahl, auf der Seite der mit Fresken oder der mit Holz- und Leinwand-Gemälden geschmückten? Und an wie wenige Kirchen, Casino's und Villa's, die al fresco ausgemalt sind, knüpfen sich berühmte Namen, wie die eines Masaccio, Fiesole, Michel Angelo, Rafael, Giulio Romano, Correggio, Leonardo da Vinci, Guido Reni! Dennoch aber zählt Niemand die Fresko-Malerei zu den Ausnahmen oder zu den untergeordneten Kunstzweigen; weil die Erfahrung zeigt, daß sich die Gelegenheiten, ganze Wände mit Fresko-Gemälden zu bedecken, selten darbieten, während es die Mittel von Corporationen oder einzelnen frommen Donatoren viel leichter machen, einzelne Gemälde auf Holz oder Leinwand zu stiften: und auf diese Art ist es ganz natürlich, daß man ungleich häufiger Gebäude mit Holz- oder Leinwand-Gemälden als mit Fresken geschmückt findet. So war es auch im Alterthum, denn gewisse Analogien, welche auf die Natur der Sache gegründet sind, bleiben unter sonst ganz verschiedenen Umständen stets dieselben. Daraus erklärt sich auch der Ausspruch des Plinius: nulla gloria artificum, nisi eorum, qui tabulas pinxere; denn abgesehen davon, daß ein Staffelei-Gemälde einer weit größern Vollendung fähig ist, als ein Gemälde auf nasser Wand, das immer eine gewisse Eile nöthig macht und keine Nachbesserung zuläßt, so hat der Staffelei-Maler den besonderen Vorzug, daß er seine Arbeiten nach allen Seiten hin verbreiten kann, und daß sie vor möglichen Unfällen gerettet werden können; Fresken aber sind an Einen Ort gefesselt, und ist dieser Ort vollends ein Privathaus, was Plinius nach dem ganzen Zusammenhang seiner Stelle im Auge hat, so ist es um den Ruhm des Künstlers ganz geschehen.

Dem Gesagten zufolge würden wir also selbst in dem Falle, daß es mit allen von Hrn. Rochette aufgeführten Daten seine vollkommene Richtigkeit hätte, noch immer weit entfernt seyn, an die alleinseligmachende Kunst der Tafelmalerei zu glauben. Die Sache wird sich aber noch bedeutend anders herausstellen, wenn wir nachweisen, daß die gegebenen Thatsachen zum großen Theile nichts weniger als fest stehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bestand und Wirken des Kunstvereins in München im Jahr 1836.

(Fortsetzung.)

Das historische Bild, das das Schiedsgericht angekauft, ist von dem Conservator des Vereins, Herrn A. Klotz, und stellt eine Verkündigung Mariä vor; die Figuren etwa 1 F. hoch. Die Auffassung ist eigenthümlich, nicht sowohl kirchlich-religiös, oder symbolisch, als dramatisch. Man sieht, es lag dem Künstler daran, sich den Moment zu vergegenwärtigen. Nacht bedeckt die Landschaft, die Lichterscheinung des Engels schwebt links über der auf die Knie gesunkenen Jungfrau, die mit ausgebreiteten Armen Erstaunen und Ergebung ausspricht. Das Bild ist mit Liebe und Fleiß gemalt und in seinen Einzelheiten durchgebildet; die Lichtwirkung concentrirt.

Unter den Genrebildern zeichnet sich durch Größe und Tüchtigkeit der Arbeit ein Gemälde von Simonsen aus, das Verdeck eines griechischen Piratenschiffs. Man befindet sich auf dem Schiff selbst und übersieht nur einen kleinen Theil desselben; nur ein ganz schmaler Streifen über dem Schiffsrand läßt auf das Meer schließen; vom Mast und Segel ist im Verhältniß nur wenig sichtbar. Auf allerhand Gepäck und Geräth liegen schlafend oder einschlafend mehrere durch ihre Physiognomie und Tracht interessante südländische Gestalten; ein wacher Räuber sieht mit Aufmerksamkeit jenseit des Bildes. So vortrefflich dieses Bild gezeichnet und gemalt ist, so erhebt es sich doch nicht über den Werth wohlgeordneter Studien: weder durch die Form noch durch den Gedanken sind die Einzelheiten verbunden. Ich bin nicht der Meinung, die vor diesem Gemälde öfter geäußert worden, daß es mit Wenigem, etwa mit der Andeutung eines Schiffs in der Ferne oder dergleichen, seine Rundung erhalten würde; wie es ist, ist es in sich vollkommen, das Spiegelbild eines Moments; aber der Spiegel der Kunst soll ein Diamant seyn, der das Licht verwandelt, ehe er's zurückwirft.

Zwischen Genre und Historie hat sich Gräfle mit seinem Tode Tasso's gestellt (die Figuren auch etwa 1 F. hoch). Der Sterbende liegt auf einem Ruhebette unter karmoisinrothen Vorhängen. Ein Mönch legt ihm die Hand auf's Herz, dem lezten Schlage lauschend; von zwei andern, die vor dem Bette knieen, betet der eine, der andere hält ein Licht, und vor dasselbe seine Hand und beleuchtet damit die ganze Scene. Das volle Licht fällt auf den Sterbenden. Der Contrast von Licht und Nacht macht große Wirkung. Sobald irgend ein Mittel der Darstellung diese selbst überwiegt und als Motiv derselben austritt, tritt das Kunstwerk aus der historischen Bahn, und Van Schalken's kluge und thörichte Jungfrauen werden nie auf den Ruhm eines reinhistorischen Bildes Anspruch machen, so große Bewunderung sie erregen und verdienen.

Von den Landschaften zeigt die große Abendlandschaft von Fohr historische Bestrebungen in dem oben angedeuteten Sinn. Hier wiegt bei weitem die Conception vor, der düster glühende Himmel, die weite Einöde, die mächtigen, dunkeln Eichen am Waldstrom würden selbst ohne die Staffage (Mazeppa aufs Roß gebunden, von Wölfen verfolgt) einen dieser ganz entsprechenden Eindruck machen. Ausführung aber und technische Behandlung bleiben meiner Einsicht nach hinter dem Gedanken zurück, was ich für ein glücklicheres Verhältniß achte, als wenn großer Kunstaufwand um wenig oder nichts gemacht wird.

Ein Bild, das von seltenem technischen Talent, Leichtigkeit der Production und Kenntniß des Materials zeugt, ist die große Landschaft von Zimmermann. Es ist eine Gegend zwischen Ebene und Gebirge bei wechselnder Tagsbeleuchtung. Die Natur in ihren Erscheinungen, Lufttöne, Wolkenbildung, Farbenspiel, auf Flächen und Hügeln, Baumformationen u. s. w. kann kaum feiner und richtiger beobachtet werden, als der Künstler bei diesem Bilde sie beobachtet hat. Allein die Anordnung desselben scheint weniger von ihm als von der Wirklichkeit selbst und all ihren Zufälligkeiten getroffen worden zu seyn.

Chr. Etzdorf's großes Gemälde eines norwegischen Felsenthals gehört zu den interessantesten Werken der diesjährigen Periode.

Genre und Landschaft vereinigen sich leichter mit einander, als eines von ihnen mit Historie; beide haben es mit Auffassung des wirklichen Lebens zu thun. Das seltene Talent, das Leben, wenigstens einzelne Erscheinungen, ganz in Weise der Wirklichkeit zu denken und sodann darzustellen, besizt Bürkel; aber die sichere Anordnung seiner Gemälde zeigt, daß sie von ihm und nicht vom zufälligen Aeußern herrührt. Die Gemälde dieses Meisters fangen an, selten zu werden; in der lezten Zeit zeigte er überdies eine Vorliebe für den Winter, der doch nicht Jedermanns Freund ist (obschon seine Schmiede im Walde, ein Bild voller Schnee, das er vor Kurzem ausgestellt, Alles übertrifft, was man in dieser Weise bisher hier gesehen); um so erfreulicher ist es, daß das Schiedsgericht von ihm ein Bild angekauft, das sich durch Inhalt, Ausführung und Größe als eines seiner allerwerthvollsten hinstellt und obendrein den Reiz einer dem Künstler bisher fremden tief-kräftigen, saftigen Färbung hat. Wir befinden uns in dem Hochgebirg vor einer Alpenhütte; die Sennerin steht Wasser schöpfend am Brunnen, Vieh liegt im fetten, glänzenden Gras, ein Saumthier steht daneben, anderes kommt den Berg herauf; ein Hirt schreit, den Hut schwenkend, den Jubelruf in die Tiefe, einem Nachkommenden entgegen; eine weite Aussicht eröffnet sich ins ebene Land, das im Morgen-Sonnenschein vor uns liegt, Schwalben schweben im reinen, frischen Himmelsblau.

Auch von der entgegengesezten Art, der Verbindung von Landschaft und Historie, befindet sich ein Bild unter den angekauften Gegenständen, das Aufmerksamkeit verdient; es ist eine erdichtete Landschaft von Krug (aus Koburg?), Sonnenuntergang hinter Meer und Hügeln, eine Hütte im Vorgrund; die Gestalten, womit die Scene belebt ist, zeigen sich als die Aeltern des Tobias, erfreut über die Rückkehr des Sohns, der mit dem Engel den lezten Hügel in der Ferne überschreitet. Hier spricht sich Phantasie und Gefühl aus, das unter guter Leitung zu etwas Tüchtigem zu führen verspricht. Hier freilich muß die Natur noch nachhelfen.

Ich hebe nun noch im Allgemeinen aus der Zahl der angekauften Bilder folgende aus, ohne damit über die, die ich übergehe, ein Urtheil aussprechen zu wollen. Von Sagstätter zwei Genrebilder, von denen das eine Dorfpolitiker, im Disput über den Donau-Main-Kanal, vorstellt, mit vortrefflicher Charakteristik der Köpfe und vornehmlich des Wirths, den der Disput, aber nicht sein Inhalt interessirt. Schade, daß Sagstätter das Theater, auf dem seine Leute spielen, so dürftig ausstattet! Ihm sollten Teniers und Ostade das Gemüthliche schildern lehren. H. v. Mayer, gefangene italienische Räuber, von Dragonern escortirt. Völker, ein neapolitanisches Mädchen mit ihrem Bruder am Meeresufer, nach der Ferne sehend und winkend. Solche Bilder werden immer als Fragmente erscheinen, da die ganze Handlung der Dargestellten sich auf ein Jenseit des Rahmens, das Jeder beliebig sich ausfüllen kann, sich bezieht. Merk, ein alter Bauer gibt seinem Jungen Unterricht im Zitherspielen. Evers, die Werkstatt eines Holzschnitzers, und ein Knabe, der Ostereier verzehrt.

Im Uebergang zur Landschaft stehen der Entenhof von Lorenz Quaglio, eine Idylle aus dem bayrischen Gebirg; Marr's verunglückte Schlittenfahrt im Walde, mit derbem Humor gedacht: Ein dummer Bauernjunge

ist Fuhrmann, der Schlitten ist von der Straße herab in einen Graben gestürzt; der Bauer, ein offenbar ziemlich unfähiger Held, stürzt schreiend von seinem Hintersitz; der dicke geistliche Herr, der vor ihm gesessen, scheint sich in sein Unglück zu finden, indem er das weiche Schneebett unter sich und des Bauern junge Frau, seine Nachbarin, über sich fühlt. — Habenschaden, eine anmuthige ländliche Scene vor einem Dorf, bei angenehmem, halbsonnigem Wetter wird Wäsche gewaschen, der Pflug, mit Kuh und Pferd bespannt, zur Bestellung des Ackers, ein Hirte treibt seine Schafe vor sich her.

Bilder, in denen es vorzüglich um Darstellung der Thiere zu thun ist, sind zwei freundliche Idyllen von Karl Heß, Kühe am Wasser, und die Heimkehr vom Felde; Pferde an einem Brunnen von A. Adam, und eine heimkehrende Heerde von Benno Adam. Frisch hat Hunde in verschiedenen Aeußerungen der Leidenschaft in Bezug auf ein Stück Fleisch mit großer Lebendigkeit und guter Technik, Holm Hühnerhunde auf der Jagd dargestellt.

Architekturbilder sehr verschiedener Auffassung sind angekauft worden von A. v. Bayer, S. Quaglio u. A. Ersteres eine sonnenbeschienene weiße Vorhalle, in der der Abt Cölestin von St. Gallen sitzt, ist durch die künstlerische Behandlung eines ziemlich gleichgültigen Stoffes; lezteres, die ehemalige Minoriten-Kirche zu Rothenburg an der Tauber, durch den Gegenstand, durch die Architektur dieser Kirche und die vielen vorkommenden Sculpturen interessant. — Von Dom. Quaglio und von W. Gail hat leider die diesjährige Sammlung kein Bild.

Von den vielen Landschaftmalern, deren Werke außer den genannten diesmal zur Verloosung kamen, nenne ich nur noch die Namen: Ed. Schleich, Kaufmann, Altmann, Zwengauer, Seeger, Ott, B. Stange, Carl, Kaiser, Vollmer, Steingrübel, Crola (eine sehr schöne kleine Waldpartie mit Heidevorgrund), Moosbrugger, Metzinger u. s. w. Von Rottmann, Heinlein und Chr. Morgenstern leider nichts. Dagegen die lezten Bilder des im Lauf des Jahres verstorbenen Landschaftmalers Heilmaier.

Drei Werke der Sculptur, die nach Schwanthaler's Modell von Stieglmaier in Erz gegossene Statuette des H. Holbein; Tobias mit dem Fisch, ein Relief in Gyps von K. Kaulbach, und ein von Pfeilen durchbohrter, an einen Baumstamm gebundener Leichnam (S. Sebastian?), über halblebensgroße Figur in Gyps, von Stürmer aus Berlin, vermehrten die Zahl der Gewinne auf eine erfreuliche Weise.

(Der Beschluß folgt.)

Nachrichten vom März.

Nekrolog.

Frankreich. Am 15. März starb zu Montpellier der lezte ausgezeichnete Schüler der David'schen Malerschule, Xavier Fabre, im Alter von 70 Jahren. Er hatte vor Kurzem dieser seiner Vaterstadt seine Sammlungen geschenkt und dadurch das jezt dort bestehende schöne Museum begründet. Er gewann im Jahr 1787 den großen Preis bei der Pariser Akademie mit dem Bilde: „der Tod des Sebecias,“ ging darauf nach Rom, wo er einen Tod Abels, einen heil. Sebastian, Milo von Kroton für Lord Bristol, und Philoktet auf Lemnos malte, welche Bilder sich durch reine Zeichnung, schöne Farbe und breite, schöne Ausführung empfahlen. Im Jahr 1793 flüchtete er auf Veranlassung Basseville's mit sämmtlichen Zöglingen der französischen Akademie von Rom nach Neapel, wo er sich niederließ und meistens Bildnisse malte. Veranlassung hierzu gab ihm hauptsächlich das freundschaftliche Verhältniß, in welches er dort mit der Gräfin Albani und dem berühmten Alfieri trat, nach dessen Tod er bei der Gräfin Albani blieb. Sie sezte ihn zum Erben ihrer wissenschaftlichen und Kunstschäze ein, die zum Theil von Alfieri herrührten. Fabre vermachte jedoch der Stadt Florenz, um ihr ein Zeichen seiner Dankbarkeit zu geben, Alles, was zur Bibliothek, den Werken und Papieren des großen Dichters gehörte, und brachte bloß die Kunstschäze, die er theils selbst gesammelt, theils durch das genannte Vermächtniß erhalten hatte, vor wenig Jahren nach Montpellier. Er schenkte die ganze Sammlung der Stadt, welche ein geräumiges Local zu ihrer Ausstellung aufrichten ließ und dem so gebildeten Museum seinen Namen gab. Er hatte sich den bescheidenen Titel eines Conservators desselben für seine Lebenszeit vorbehalten. Fabre starb an einem heftigen Anfall von Gicht, an der er seit langer Zeit gelitten hatte. Er war seit 1816 correspondirendes Mitglied der französischen Akademie.

Zu Paris starb an demselben Tage der älteste der dort lebenden Maler, Bonvoisin, geb. 1752. Er hatte den großen Preis bei der Kön. Akademie erhalten, und sein Gemälde: Herkules und Apollo um den Dreifuß streitend, verschaffte ihm die goldene Medaille.

Kunstausstellungen.

Hannover, 14. März. Die Zahl der Gegenstände der seit dem 24. v. Monats eröffneten Kunstausstellung ist bereits auf 569 angestiegen, meist Gemälde, einige Zeichnungen und Aquarelle, wenige Sculpturen. Frankreich und England haben Einiges geliefert; die Niederlande werden durch viele Bilder, Italien sogar durch eines repräsentirt. Das Meiste gehört natürlich dem Vaterlande. Wir haben sehr Ausgezeichnetes, es ist aber nicht dutzendweise vorhanden. Die Schaulust des Publikums ist, im Vergleich mit den frühern Ausstellungen, vermindert, aber das Kunstgefühl der Einzelnen höher gebildet; das zeigt sich vorzüglich in der Art der Einkäufe.

Berlin, 11. März. Der Antiquitätensammler Hr. Fr. Helm aus Frankfurt a. M. hat die berühmten Gobelins Ludwigs XVI. im Saale des Hotel de Russie ausgestellt. Diese, welche Ludwig XVI. dem Pabste Pius VI. schenkte, wurden früher alljährlich am Frohnleichnamsfeste in der Peterskirche öffentlich gezeigt, von den Franzosen aber wieder nach Frankreich gebracht und versteigert. Sie stellen dar: Salomons Urtheil, Esther vor Ahasverus, Susanna's Todesurtheil, und Joseph, wie er sich seinen Brüdern zu erkennen gibt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 111.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 10. Mai 1837.

> Wie sehr die Hervorbringungen der bildenden Künste das geistige Leben der Zeit abspiegeln, kann man besonders bei den alljährlichen Kunstausstellungen sehen. — Nicht zu verkennen ist eine sehr große technische Fertigkeit, welcher aber meist die Schöpferkraft, das poetische Princip mangelt: man wähnt zuweilen den Teufel der h. Therese zu sehen, welcher Alles vermag, nur nicht zu lieben.
>
> . . . . . t
>
> Paris im Jahr 1836.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Den zweiten Passus entlehne ich der Hannöver'schen Zeitung, Jahrg. 1837, Nr. 62. „Tiefe politische Bewegung ist der Kunstübung nie förderlich gewesen. Der Moment, dessen Erfassen und Genießen, ist Alles in den Zeiten, die sie beherrscht; jede geistige Richtung geht unter im Materiellen; Alles bewegt sich nach Außen, und nur dahin, weil es einzig auf diese Weise sich geltend machen, wirken und damit genießen kann. Wo aber die Bewegung stark ist, da sind es auch ihre Produktionen; wie im Guten, so im Schlechten, sind sie kräftig, vollkommen und ganz. Bei solcher bewegten äußeren Richtung aber kann die höhere Kunst, die ein stilles, inneres Gemüthsleben als erstes Bedingniß verlangt, nie gedeihen. Es tritt ein anderes aus ihr hervor, das sich mit jener nie verträgt, dennoch aber, wie jede ganze Erscheinung, aller Achtung werth ist. Wie ein Franzose mit entschiedener Sicherheit in's Leben schreitet, so geht er auch an die Kunst. Er zweifelt nicht; er weiß, was er muß — wirken; er will — und die Wirkung ist sein. Diese Sicherheit ist es auch vorzüglich, die ihn zum Herrn dessen macht, was immer der kecken Kraft weicht, zum Herrn des Materials. Das ist allerdings ein Großes, aber das Wesen der Kunst ist nicht allein darin begründet. — Was dem Franzosen abgeht, das ist einmal der zur Kunst nothwendige tiefe Ernst, und dann die innere Freudigkeit des Schaffens: er schafft nicht, weil er muß, aus innerem Drange, sondern weil er dadurch Herr der äußern Nothwendigkeit wird und es ihn und andere vergnügt. Während ein fleißiger Deutscher vor seiner Leinwand sitzt, sich abhärmt, fastet und betet, jeden Strich bedenkt, den er machen könnte, oder würde, oder müßte, und vor Scrupeln nicht weiß wo aus noch ein, geht solch ein Franzose ganz zuversichtlich an's Werk und streicht gleich ein paar Fuß mit den buntesten, schönsten Farben an, riskirt die halsbrecherischsten Pinselstriche, amusirt sich vor Allem ganz vortrefflich und läßt es sich nicht einfallen, daß es später dem Beschauer vor seinem Werke anders gehen könne; und das ist Alles, was er verlangt. Er weiß, wie gesagt, daß es wirken müsse — wie? das ist ihm sehr gleich. Darum ist es ihm auch gleich, ob er ein Aquarellbildchen von einigen Zollen oder ein wandgroßes Gemälde macht: es ist ihm nur im Maße verschieden.

Daß es Ausnahmen, sehr rühmliche Ausnahmen gibt, ist keine Frage; aber sie bestätigen ja eben die Regel. Und daß die Besseren die Schwäche ihrer Nation fühlen und anerkennen, beweist eine Aeußerung von Gérard, einem der ausgezeichnetsten französischen Maler, der, mit Leib und Seele seinem Volk angehörend, dasselbe

gewiß nicht ohne Grund gegen ein anderes heruntersetzte. Er sagte kurz vor seinem Tode einem Deutschen: l'art est impossible chez nous; le Français est un peuple immoral, et où il n'y a pas de moralité, l'art est impossible. C'est à vous, c'est en Allemagne que l'art est allé! voilà un peuple vierge! — Dasselbe Gefühl ist es ohne Frage, was vielen, nicht einmal besonders begabten Deutschen in der neuesten Zeit große Anerkennung in Frankreich verschafft hat. Die deutsche Tiefe war es, die sie mitbrachten, die einem Gefühl begegnete, welches gottlob in keiner Menschenbrust, Zeit und Verhältnisse seyen welche sie wollen, ganz auszurotten ist."

Als Corollarium zu diesen Andeutungen über den Charakter der französischen Kunst füge ich noch folgende aphoristische Bemerkungen bei. — Die den meisten französischen Malern eigene Herrschaft über die Technik besticht den Deutschen Anfangs in einem solchen Grade, daß er die großen Mängel, für welche jene Virtuosität denn doch keinen Ersatz leistet, ganz übersieht und vergißt. In Vergleich zu den Franzosen sollte man glauben, daß kein Deutscher malen könne. Nirgends eine Spur, daß der Maler sich gequält hätte (das thut er auch nicht), allenthalben eine dreiste, sichere, breite Behandlung, nirgends Aengstliches oder Geleckteş; im Gegentheil, die meisten Bilder haben etwas Skizzenhaftes und Unvollendetes, das ihnen aber einen eigenen Reiz verleiht. Das Vergnügen, das man an dieser geistreichen Skizzenhaftigkeit empfindet, verliert sich jedoch bald und macht oft einem wahren Widerwillen Platz, wenn man sieht, welch große Menge von Bildern so ist, und daß diese Bilder doch nicht Skizzen seyn sollen, die durch das Unvollendete, geistreich Hingeworfene, ich möchte sagen Jungfräuliche der ersten Conception so sehr reizen und anregen, daß es nicht solche Skizzen, sondern fertige Bilder seyn sollen, und daß jener Reiz deßhalb nur ein künstlicher, ein erborgter ist, der mangelnde Eigenschaften verbergen soll, der zwar für den Augenblick bestechen, aber nicht dauernd fesseln kann. Sehr selten, daß man ein Bild fertig nennen könnte; es sieht meist aus, als hätte der Maler nur recht schnell abkommen wollen, was auch wohl der Fall seyn mag. Wenn der hiesige Künstler — ich rede von der Mehrzahl — ein solches halbfertiges Bild gibt, dem das Flüchtige, Skizzenhafte ein geistreiches Ansehen verleiht, so gibt er damit Alles, was er hat, was er kann; das Bild trügt aber durch jenen geistreichen Anstrich dermaßen, daß man meint, wenn der Künstler nur eben gewollt hätte, würde er etwas ganz Außerordentliches haben geben können, nur Schade, daß er gerade nicht gewollt. Man meint, er habe mit seinen Vermögen hausgehalten, habe nur den Leuten nicht die Lust verderben wollen, Bilder bei ihm zu bestellen; denn wäre das Bild so beschaffen, daß man sieht, der Mann hat sein Bestes gethan und gegeben, wer wollte dann bei ihm für die Folge ein Bild bestellen, von dem man im Voraus glauben müßte, daß es schlechter seyn würde als das gegenwärtige? — Wegen der nur skizzirenden, flüchtigen Virtuosität der Mehrzahl französischer Künstler sind gerade ihre Aquarelle so vortrefflich und reizend; denn von diesen erwartet und will man weiter nichts als Skizze, nichts als eine flüchtig hingeworfene geistreiche Composition, welche die inneren Bezüge des Stoffs nicht erschöpft, nur effleurirt. Ueber die so häufig nur skizzirende und deßhalb trügerische Thätigkeit der französischen Maler beklagt sich schon Diderot in seiner Kritik des Salons von 1765. Er stellt dabei auf seine Weise höchst geistreiche, wenn auch oft sophistische Betrachtungen an, und erzählt dazu Geschichten, die nicht besser passen können, die man aber nicht weiter erzählen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Der Einfluß der Normandie auf das Geschick Frankreichs tritt auch später noch mehrere Male klar in der Geschichte hervor; und zwar zuerst in den Kämpfen zwischen England und Frankreich, die von 1339 an über 120 Jahre wütheten; dann aber besonders zur Zeit der Reformation. Nirgends in Frankreich fand die Reformation so viele und so ergebene Anhänger als in der Normandie; der selbstständige Geist des Volks, der sich durch Jahrhunderte hindurch erhalten hatte, der blühende Zustand der Provinz, der dem Volke Zeit ließ, über sich selbst und seinen Glauben nachzudenken, der verhältnißmäßig hohe Bildungsstand des ganzen Landes, endlich die geistige Verwandtschaft mit den Ländern, die zuerst sich für die Kirchenreform erklärt hatten, mußten in diesem Theile Frankreichs den Anhängern der Reformation Eingang und Schüler verschaffen, und bald war die Mehrzahl des Volkes derselben gewonnen. Dann aber begannen die Verfolgungen. Das Parlament zu Rouen war Marias von Medicis Mordwerkzeug, und schleuderte seine Brandfackeln in das ganze Land nach allen Seiten hin, wo ein Gedanke aufzutauchen wagte. Coligny flehte im Namen der unglücklichen Normannen zu den Füßen Franz II. um die Gnade der Geistesfreiheit, und die Antwort, die er erhielt, waren neue Scheiterhaufen, neues Jammergeschrei der unglücklichen Opfer in der Normandie. Da erhob sich das Volk, und das Parlament mußte aus Rouen fliehen und schlug seinen Sitz in Louviers auf. Rouen aber wurde von den königlichen Truppen belagert, mit Sturm genommen, und die Anhänger der

neuen Lehre besiegelten dieselbe abermals mit ihrem Blute. Condé und Coligny fanden die Kämpfer, mit welchen sie bald dem Könige Gesetze vorschreiben sollten, in der Normandie, und der Leztere beherrschte die ganze Provinz von Caen aus, bis der Friede von Amboise beide Heere vereinigte, um gemeinschaftlich die Engländer aus Havre zu vertreiben. Die Bartholomäusnacht machte endlich Alles still, und fortan wurden in Frankreich nur noch Nachklänge des Kampfs zwischen Katholicismus und Protestantismus gehört, die zulezt in einem größern Kampfe verhallten, der in der Schule begann und von hier aus auf die Rednerbühne, den Wahlplatz und die Guillotine überging, und wer weiß wo dereinst endigen wird. Wie sehr aber der Protestantismus in der Normandie Wurzel gefaßt hatte, beweist der Umstand, daß nach der Aufhebung des Edikts von Nantes nicht weniger als 185,000 Normannen auswanderten und über 26,000 Wohnungen leer ließen.

Die Geschichte der Normandie zeigt uns eine Wahrheit, auf die wir oft in der Geschichte der neuen Zeit stoßen: hier vor Allem beurkundet sich der Beruf des germanischen Prinzips als der Weltpropaganda dieser Zeit. Mit Feuer und Schwert treten die Söhne des Nordens hier auf, und Anfangs sehen wir Nichts als Zerstörung, und die Menschheit stößt einen Jammerruf aus, als ob die Geißel Gottes über sie gekommen. Aber noch sind die Trümmer der unter ihrem Fuße zusammengebrochenen Städte nicht aufgeräumt, noch rauchen die niedergebrannten Wohnungen, und wir sehen die Keime einer andern Zukunft, die Keime der Freiheit und des Wohlstandes aus der Erde sprießen, und der Hülferuf der gescheuchten Menschheit war nur der Vorbote des Freudenjubels oder des stillen Wohlbehagens der nächsten Nachkommen. Die Geschichte der Normandie scheint aber auch die Unfähigkeit des germanischen Prinzips, einen bleibenden Staat zu begründen, zu bestätigen. Allerdings verschwand die Normandie als solche nach ein paar Jahrhunderten aus der Geschichte, und tauchte in der von Frankreich unter. Bedenkt man aber, daß ihr Fortbestehen nur deßwegen unmöglich war, weil sie eine Kolonie von England wurde und die hieraus entstehenden Verhältnisse den Blick und das Interesse eines großen Theils der Einwohner der Normandie von England ab und nach Frankreich hinlenkten, daß endlich die gräßliche Einfalt eines Johann ohne Land wohl mehr als Alles, was als germanisches Prinzip in der Normandie keimte, die Ursache der Wiedervereinigung des Landes mit Frankreich ist, so hört sie auf, ein Beweis für diese Ansicht zu seyn. England dagegen ist ein Beweis für das Gegentheil, für die schaffende und erhaltende Kraft des germanischen Prinzips. Die urdeutschen Institutionen haben hier den vollständigsten Sieg davon getragen, und was Fremdes in den englischen Gesetzen geblieben ist, war nicht im Stande, jene aufzuwiegen oder sie in ihrem Fortschritte zu hindern.

In Deutschland selbst und in den zunächst aus dem Untergange Roms hervorgegangenen germanischen Staaten hat nur das Schwert die Römer besiegt, nie das germanische Princip bleibend das römische. Das Kaiserthum, das ganze Gesetzesgebäude in Deutschland waren stets mehr römisch als germanisch, und wenn hier sich eine Unfruchtbarkeit gezeigt hat, so ist dies nur die Folge einer Ehe zwischen Gattungen, die sich fremd sind und nicht miteinander zeugen können; nur die Folge des fortbestehenden Kampfes zwischen Rom und Germanien, der die Kräfte absorbirt und an keine neuen Schöpfungen denken läßt. In Frankreich war dies lange ebenfalls der Fall; aber endlich besiegte, wie die römische Sprache die später eingewanderte, so auch das römische Princip das germanische. Erst am Ende des vorigen Jahrhunderts trat das leztere wieder in die Schranken, und es war mehr als eine Aefferei, wenn Napoleon an Carl den Großen dachte. Der Kampf dauert fort; wie er enden wird, wissen die unterirdischen Mächte, die den Faden des Geschicks spinnen. Aber schon dieser zweitausendjährige Kampf zeugt wenigstens für die innere Lebenskraft des deutschen Geistes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, April.

Literarische Thätigkeit.

Wer die hiesigen Verhältnisse nicht kennt, möchte sich billig darüber wundern, daß Rom in literarischer Hinsicht so gar wenig produzirt. Wir wollen die literarische Thätigkeit in Italien im Allgemeinen nicht höher anschlagen, als sie wirklich verdient; wir leugnen nicht, daß sie der in Frankreich, in England, in Deutschland bei weitem nachsteht, daß ein großer Theil dessen, was die italienischen Pressen hervorbringen, in unaufhörlichen und bald zum Maculaturwerden verurtheilten neuen Auflagen und Nachdrücken besteht; aber es wäre eine schreiende Ungerechtigkeit, wenn man das, was in der Lombardei, im Piemontesischen, in Toskana, selbst in Neapel geschieht, verkennen wollte. In Rom und im Kirchenstaate (seit einigen Jahren selbst Bologna nicht ausgenommen) wird indeß fast gar nichts produzirt, selbst die bloß materielle Thätigkeit der Druckereien fehlt. Rom besizt gegenwärtig nicht einen einzigen Dichter von einigem Ruf, geschweige denn einen Mann, der sich mit Manzoni oder Niccolini, oder auch nur mit Pellico, Grossi, Rossini vergleichen ließe. Auch die Historiographie ist übel daran: zu nennen ist der einzige Coppi, gewissenhaft und fleißig, aber mehr Sammler und Ordner, denn selbstständiger Autor. Von geographischen und statistischen Wissenschaften ist nicht die Rede. Im Fache der Naturwissenschaften ist eigentlich nur der Fürst von Musignano (Carl Luzian Bonaparte) thätig; er ist ein begüterter Mann, und lithographirt und druckt auf eigene Kosten in seiner Villa sein großes Werk über die Fauna Italiens. An alte classische Literatur

wird auch nicht viel gedacht, so wie Italien sich überhaupt mit Nachdrücken der Autoren in usum Delphini oder den in Turin erscheinenden behilft. Ein weißer Rabe ist der Vitruv des Marquis Marini, ein Prachtwerk in vier Quartbänden, zu dessen Herausgabe der Genannte eine eigene Druckerei, Kupferdruckerei und andere Ateliers im Palazzo Pio, dem alten Pompejustheater, anlegte, und mit seltener Aufopferung 50,000 Scudi verwandte, die ihm wohl nur zum Theil durch den Debit zurückkehren dürften. — Die Fächer, worin noch irgend etwas gearbeitet wird, sind Archäologie und lokale Literatur. Zu lezterer hat der Italiener von jeher Neigung gehabt; in der erstern ist es seit Fea's Tode ziemlich stille geworden. Am fleißigsten ist Nibby, der eben jezt ein dreibändiges Werk über die Campagna und die umliegenden Gegenden der Volsker, Sabiner u. s. w. als Begleiter der bekannten Gellschen Karte drucken läßt, von dem man erwarten darf, daß es viel Gutes enthalten und manche Irrthümer seines vielbenuzten Viaggio antiquario von 1819 verbessern werde. Der Fürst v. Arsoli hat ein Buch über die jezt seiner Familie (Massimi) gehörende Villa Montalto-Negroni bei den Diocletianischen Thermen, Felix Peretti's (Sixtus V.) jezt ziemlich verwahrloste Schöpfung, geschrieben, und darin manche interessante Notizen über diesen hochliegenden Theil der Stadt, über dessen Zustand vor der Zeit des großen Pabstes, dem er seine Regeneration verdankt, und die von demselben dort vorgenommene totale Umwandlung, nebst vielen Dokumenten und Inschriften mitgetheilt. Von Wichtigkeit ist auch die Schrift von Promis über Alba (Antichità di Alba Fucense), den Schauplaz des lezten Kampfes der Hohenstaufen. Kupferstichwerke, wie die von Pistolesi und Guerra über den Vatican, das über die Basiliken des Lateran, St. Maria Maggiore u. s. w., gehen ihren Gang fort, lassen aber in der Ausführung gar zu viel zu wünschen übrig. Auf Kosten der Regierung wird ein Werk über die sämmtlichen Obelisken Roms erscheinen, was bei dem gegenwärtigen Stande unserer Kunde von den Hieroglyphen sehr dankenswerth ist, da man sich des Zoegaschen Buches doch nur in einzelnen Theilen bedienen kann. — Das unübersteigbare Hinderniß, welches sich hier der literarischen Thätigkeit in den Weg stellt, ist die Censur; denn das andere, welches große Unternehmungen fast unmöglich macht, der Nachdruck, besteht auch im übrigen Italien. Mit der Censur hat man aber schweren Stand, sobald es sich von etwas Anderm als Antiquitäten handelt. So kommt es, daß z. B. die vom Grafen Alberti veranstaltete Sammlung von Dokumenten zur Geschichte Torquato Tasso's und des Hofes von Ferrara anderwärts (in Lucca) gedruckt werden muß. In Toskana schlug man, ehe auch dort die Censur strenger wurde (vor 1830), in zweifelhaften Fällen einen Mittelweg ein: man druckte auf den Titel die Firma: Lugano oder Capolago, oder schlechtweg Italia, wie auf Ausgaben des Machiavell, des Botta und andern höchst gefährlichen Büchern. — Auf die in Rom erscheinenden Zeitschriften übt die Censur bei weitem den nachtheiligsten Einfluß aus. Wir wissen freilich nicht, ob das alte Giornale arcadico ohne sie besser seyn würde; gewiß ist, daß es jezt nur mit Mühe fortbesteht. Das Album, eine Art Pfennigmagazin, ist wohl eines der bessern in seiner Art, namentlich was die Abbildungen betrifft. Auch zählt es unter seinen Mitarbeitern manche geachtete Namen; aber hier glaubt man tausend Rücksichten beobachten zu müssen, ehe man seine Meinung über etwas ausspricht; daher die völlige Farblosigkeit. Der Abate de Luca gibt Annali delle Scienze religiose heraus, denen es nicht an einzelnen gutgeschriebenen Artikeln mangelt.

(Die Fortsezung folgt.)

St. Petersburg, April.

(Beschluß.)

Literatur. Memoiren des Fräuleins Durow.

Ueber Diplomatik, politische Geschichte, kirchliche Verfassung, Gesezkunde, Staatsorganisation des alten Rußlands, vom 14ten bis zum Anfang des 18ten Jahrhunderts enthält diese Sammlung schäzbare Beiträge, die den künftigen Geschichtschreibern Rußlands wichtige Hülfsmittel zur Aufhellung der bisher in so tiefes Dunkel gehüllten alten Geschichte dieses Staats an die Hand geben. Mit lebhaften Farben finden sich in derselben die Administrativ- und Gerichtsverfassung, die Art der Steuererhebung, der Handel, die Industrie, ja selbst das Volksleben geschildert. Auch zur Kunde der alten slavischen Sprache trägt diese Urkundensammlung viel bei. — Nächstens werden nun die Herren Strojew und Berednikow ihre Reise in die westlichen Gouvernements des Reichs antreten, die in dieser Hinsicht noch gar nicht erforscht sind. So wird also die im Ministerium des öffentlichen Unterrichts niedergesezte Kommission für die ersten Jahre hinlänglich beschäftigt seyn. Dessenungeachtet gedenkt sie ehestens ein großes Werk zu unternehmen, nämlich die systematisch geordnete Herausgabe unserer alten geschichtlichen Jahrbücher und aller andern vaterländischen Geschichtsquellen. — Die seit anderthalb Jahren vom Hofrath Semenow unternommene Uebertragung aller fremden Schriftsteller, die über Rußland seit dem 15ten bis zum Anfang des 18ten Jahrhunderts geschrieben haben, ist ein zweites wichtiges Hülfsmittel zur Erweiterung unserer Kenntnisse über die Geschichte, Geographie, Statistik und das Volksleben des alten Rußlands. Da über hundert solcher Schriftsteller gesammelt wurden, so wird dieses Werk, welches unter dem Titel: Bibliothek der fremden, über Rußland handelnden Schriftsteller erscheint, zwölf Bände fassen. Der erste Band ist bereits erschienen. Ihn füllen Barbaro, Kontarini, Kampense und Paul Jovian; sie gehören mit zu den interessantesten Schriftstellern über Rußland. Jedem Aufsaz hat der Redakteur erläuternde Bemerkungen, die vorzüglich zur Aufklärung der von den Ausländern größtentheils sehr verdrehten Eigennamen dienen sollen, beigefügt. Den sehr genauen Uebersezungen sind stets die ganz unverlezt gelassenen Originaltexte angehängt. — Bei der gegenwärtigen auffallenden Armuth der russischen Literatur an gehaltvollen Erzeugnissen, machen die Memoiren eines Fräulein Durow großes Aufsehen. Unfreundliche Lebensverhältnisse zwangen Fräulein Durow, im fünfzehnten Lebensjahr unter dem veränderten Namen eines Herrn von Alexandrow Dienste in der Kavallerie zu nehmen. Sie wohnte mit der ganzen Armee den Feldzügen von 1806 und 7, wie den unweit merkwürdigern von 1812, 13 und 14 bei, und bezeugte in mehreren Rencontres mit dem Feinde ungewöhnlichen persönlichen Muth und Tapferkeit. Ihr Geschlecht ward endlich erkannt. Der verewigte Kaiser Alexander, dies vernehmend, gewährte ihr eine huldvolle Audienz, überhäufte sie mit den schmeichelhaftesten Lobeserhebungen, erlaubte ihr, seinen Namen zu tragen, und hing ihr mit höchsteigener Hand den militärischen Verdienstorden des St. Georgenkreuzes um. Nach erfolgtem Frieden nahm sie im Range des Stabsrittmeisters mit Verleihung einer jährlichen Leibrente ihren Abschied. Sie privatisirt jezt in unserer Mitte, und zeigt sich öffentlich nur im männlichen Costüme. Man kann sich denken, daß diese zwei Bände umfassenden Memoiren für's vaterländische Publikum das größte Interesse haben, da der lezte dreijährige Feldzug reich an den wichtigsten Ereignissen war, und das Geschlecht der Heldin eine Menge der seltsamsten Situationen herbeigeführt hat.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 16.

Mittwoch, 10. Mai 1837.

[203] Bei uns erschien und ist bereits an die betreffenden Buchhandlungen als Fortsetzung versandt:

Beschreibung der Stadt Rom

von

Ernst Platner, Carl Bunsen, Ed. Gerhard und *Wilh. Röstell.*

Mit Beiträgen von *B. G. Niebuhr* und einer geognostischen Abhandlung von *F. Hoffmann*. Erläutert durch Pläne, Ansichten und Aufrisse von den Architekten *Knapp* und *Stier*, und begleitet von einem besondern Urkunden- und Inschriftenbuch von *Eduard Gerhard* und *Emiliano Sarti.*

gr. 8. III. Band 1ste Abtheilung. 7 fl. od. 4 Rthlr. 12 Gr.

Bilderheft dazu, 2te Abtheilung in 12 Blättern. 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im April 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[196]

Neue Musikalien,

im Verlage

von

N. Simrock in Bonn a. R.

Czerny, Ch., Op. 416. Rondeau grazioso sur l'air ital. favor. Non giova il Sospirar pour Piano solo. 1 fl. 24 kr.

— — Op. 433. 64 Etudes preparatoires et progr. pour servir au developpement du mecanisme et l'expression des Pianistes avancés Cah. 1. 2. 3. 4. à 1 fl. 24 kr.

— — Op. 435. Récreations musicales pour les Pianistes. 6 Melodies choisies de V. Bellini av. Variat. dans le Style brill.

No. 1. de la Somnambula. 42 kr.
„ 2. de Norma. 42 kr.
„ 3. de la Straniera. 42 kr.
„ 4. de Norma. 42 kr.
„ 5. de Montecchi et Capuletti. 42 kr.
„ 6. de Norma. 42 kr.

— — Op. 438. Les Progrès du jeune Pianiste. 8 thèmes fav. var. à l'usage des jeunes élèves avancés.

No. 1. Thème de Donizetti, Elisir d'amore. 35 kr.
„ 2. „ de C. M. de Weber, Jägerchor du Freischütz. 35 kr.
„ 3. „ de Bellini, I Puritani. 35 kr.
„ 4. „ Auber, Le Cheval de Bronce. 35 kr.
„ 5et6. „ Bellini, Norma. à 35 kr.
„ 7. „ Donizetti. 35 kr.
„ 8. Romance françoise. 35 kr.

— — Op. 440. 3 Melodies choisies av. Variations dans le Style brill. et moderne.

No. 1. Thème de Donizetti, Barcarole de Marino Falliero: Or che in Cielo. 56 kr.
„ 2. „ de Bellini, Cavat. de Bianca e Fernando: Ascolta o padre. 56 kr.
„ 3. „ de Donizetti: Jo l'udia de Torquato Tasso. 56 kr.

Hünten, François, Op. 84. Les fleurs d'Italie. 3 Airs variés p. le Piano.

No. 1. Barcarole. 1 fl. 10 kr.
„ 2. Cavatine de Bellini. 1 fl. 10 kr.
„ 3. Air de Caraffa. 1 fl. 10 kr.

— — Op. 86. Une chanson des montagnes. Air varié pour le Piano. 1 fl. 10 kr.

— — Op. 87. Le prémier succès. 2 morceaux faciles et brillans sur des thèmes de Mercadante et Bellini p. le Piano:

No. 1. La tête de bronze. Thème de Mercadante. 42 kr.
No. 2. La Norma. Thème de Bellini. 1 fl. 10 kr.

Felix Mendelssohn Bartholdy, Op. 36. Paulus, grosses Oratorium in 2 Abtheilungen. Partitur mit deutsch und englischem Text. 37 fl. 20 kr.

— — Die vollständigen Orchesterstimmen dazu. 33 fl. 36 kr.

— — Op. 19. 6 Lieder ohne Worte, 1stes Heft. Neue Ausgabe. 1 fl. 24 kr.

— — Op. 30. 6 Lieder ohne Worte, 2tes Heft. 1 fl. 24 kr.

Spohr, Louis, Op. 94. 6 deutsche Lieder für Alt oder Bariton, mit Piano. 1 fl. 52 kr.

---

[120]

Bericht

über

die Verlagsunternehmungen für 1837

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Schluß aus Nr. 15.)

*56. **Allgemeiner Kalender für das deutsche Volk und Land.** Auf das Jahr 1838. Mit vielen Abbildungen. 4. Auf gutem Druckp. Geh.

Es wird das Bestreben der Verlagshandlung seyn, in diesem Kalender allen Ansprüchen an ein gutes Volksbuch zu genügen.

*57. **Kannegießer (Karl Ludwig)**, Abriß einer Geschichte der Philosophie. Zum Gebrauche für Gymnasien. gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*58. — — Deutsches Declamatorium. Mit biographischen und literarhistorischen Nachweisungen. In drei Abtheilungen. Erster Theil. Für die beiden untern Classen eines Gymnasiums. Zweiter Theil. Für die mittlern Classen eines Gymnasiums. Dritter Theil. Für die obern Classen eines Gymnasiums. gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Jede dieser Abtheilungen wird einzeln zu haben seyn. Die ersten beiden sind namentlich auf den Gebrauch in Elementar- und Bürgerschulen berechnet. Die Eigenthümlichkeit dieser Sammlung besteht theils in der Sonderung des Stoffes nach je zwei Classen, theils darin, daß die Stücke nicht bloß aus den bekanntern, sondern auch aus den minder bekannten guten Dichtern der neuesten Zeit genommen sind, für die beiden ersten Classen auch aus gelungenen Umbildungen mittelalterlicher Gedichte gewählt wurden, daher als

Beispielsammlung des Besten der deutschen poetischen Literatur dienen können.

* 59. **Kathâ sarit sâgara.** Die Märchensammlung des Soma Deva. Sanskrit und deutsch herausgegeben von Hermann Brockhaus. gr. 8. Auf feinem Velinpapier. Geh.

Ein Fragment hiervon: Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa, erschien 1835 und kostet 6 Gr.

* 60. **Körte** (Wilhelm), Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen. Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfaßt. gr. 8. Auf gutem Druckp.

Ich beabsichtige dieses für ein sehr großes Publikum bestimmte Werk in Heften auszugeben und behalte mir vor, bei dem Erscheinen des ersten binnen Kurzem das Nähere bekannt zu machen.

* 61. **Kritiken des Werkes von Friedrich von Raumer:** England im Jahr 1835, aus dem Morning Chronicle, den Times, dem Dublin Review, Foreign quarterly Review und Edinburgh Review. gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 8 Gr.

Friedrich von Raumers „England im Jahr 1835, 2 Theile, 1836, kostet 5 Thlr.

* 62. **Krug** (Wilhelm Traugott), Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Fünfter oder Supplementband. gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Auch unter dem Titel: Encyklopädisches Lexicon in Bezug auf die neueste Literatur und Geschichte der Philosophie.

Die ersten vier Bände (1832—34) kosten 11 Thlr.

63. **Die englische Landwirthschaft.** Nach dem von der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse zu London herausgegebenen Werke: „The British husbandry" für Deutschland bearbeitet. Zwei Bände. Mit vielen Holzschnitten. gr. 8. Auf gutem Druckp.

64. **Leben und Briefwechsel George Washingtons.** Nach dem Englischen des Jared Sparks im Auszuge bearbeitet. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Erster Band und folgende. gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

* 65. **Leopardi** (Giacomo), Gesänge. Nach der in Florenz 1831 erschienenen Ausgabe übersezt von Karl Ludwig Kannegießer. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh.

* 66. **Löffler** (Franz Adam), Ueber die Gesetzgebung der Presse, ein Versuch zur Lösung ihrer Aufgabe auf wissenschaftlichem Wege. Erster Bestandtheil. Entwicklung der preßlichen Sach- und Rechtsbegriffe. gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

* 67. **Manzoni** (Alessandro), Die Verlobten. Geschichtlicher Roman. Deutsch von Eduard von Bülow. Zweite verbesserte Auflage. Mit einer Einleitung. gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh.

68. **Martens** (Charles de), Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Deux volumes, gr. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Eine Fortsetzung der im Jahr 1827 von Herrn Baron von Martens veranstalteten Sammlung der „Causes célèbres du droit des gens" (2 Bände, 4 Thlr. 12 Gr.), welche sich aber allein auf Rechtsfälle der neuern Zeit beschränken wird.

* 69. **Most** (Georg Friedrich), Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Im Verein mit mehreren praktischen Aerzten und Wundärzten Deutschlands herausgegeben. Supplementband zur ersten Ausgabe. gr. 8. Auf gutem Druckp. Geh.

Dieser Supplementband wird die Bereicherungen enthalten, mit denen der Verfasser die zweite Ausgabe sorgfältig ausstattete.

70. **Most** (Georg Friedrich), Encyklopädie der Staatsarzneikunde. gr. 8. Auf gutem Druckp. Geh.

Das Nähere über dieses Werk wird in einem besondern Prospekte später mitgetheilt werden.

* 71. **Passavant** (J. D.), Giovanni und Rafael Santi's Leben und Werke. Zwei Bände. Mit einem Atlas. gr. 8. Auf feinem Druckpapier. Cart.

Ich behalte mir vor, über dies für die Kunstgeschichte gewiß sehr bedeutende Werk, auf dessen Bearbeitung wie typographische und artistische Ausstattung die größte Sorgfalt verwandt wird, später noch besondere und ausführliche Mittheilungen zu machen.

72. **Posgaru,** Vater und Sohn. Eine Novelle. Zwei Theile. 8. Auf feinem Velinpapier. Geh.

* 73. **Raumer** (Karl von), Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan. Ein Versuch. Beilage zu des Verfassers „Palästina." Mit einer (sehr schön in Kupfer gestochenen) Karte. gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 12 Gr. Des Verfassers „Palästina" (1836) kostet 1 Thlr. 12 Gr.

74. **Schmid** (Karl Ernst), Lehrbuch des gemeinen deutschen Staatsrechts. Zweite, umgearbeitete und vervollständigte Ausgabe. gr. 8. Auf gutem Druckp.

* 75. **Schopenhauer** (Johanna), Richard Wood. Ein Roman. Zwei Theile. 8. Auf feinem Druckpapier.

* 76. **Schubert** (G. H. v.), Die Symbolik des Traumes. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Anhange aus dem Nachlaß eines Visionärs: des J. Fr. Oberlin, gewesenen Pfarrers im Steinthal, und einem Fragment über die Sprache des Wachens. gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Anhang besonders unter dem Titel:

* 77. — — Berichte eines Visionärs über den Zustand der Seelen nach dem Tode. Aus dem Nachlaß Johann Friedrich Oberlins, gewesenen Pfarrers im Steinthal, mitgetheilt. Nebst einem Anhange über die Sprache des Wachens. gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 12 Gr.

* 78. **Vitruvii** de architectura libri decem apparatu praemuniti emendationibus et illustrationibus refecti thesauro variarum lectionum ex codicibus undique quaesitis et editionibus universis locupletati tabulis centum quadroginta declarati ab *Aloisio Marinio*. Accedunt compendium architecturae emendatum et indices tres. Opus in quatuor volumina distributum. Folio. (Rom, 1836). Auf feinem Velinp.

Diese neue Ausgabe des klassischen Schriftstellers, die Frucht langjähriger Studien, verdient die größte Beachtung Aller, welche sich mit demselben beschäftigen, wie sie namentlich auch eine Zierde jeder öffentlichen Bibliothek bilden wird. Dem kritisch berichtigten und erläuternden Texte, welcher die beiden ersten Theile umfaßt, geht eine fünffache Einleitung über das Leben Vitruvs, über die Handschriften, Ausgaben, Uebertragungen und Commentare seiner Werke voraus. Der dritte Theil enthält eine Zusammenstellung aller in den Handschriften und Ausgaben vorkommenden verschiedenen Lesarten und drei Indices. Den vierten und lezten Theil endlich bilden 140 Kupfertafeln, theils zur Erläuterung, theils zur Zierde dieser Ausgabe neu entworfen, mit Nomenclatur. — Der Preis aller vier Bände wird etwa 100 Thlr. seyn.

* 79. **Winkler** (Eduard), Vollständiges Reallexicon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde. Enthaltend Erläuterungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer und toxicologischer

Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakognostischer Commentar jeder Pharmakopöe für Aerzte, Studirende, Apotheker und Droguisten. Zwei Bände. gr. 8. Auf feinem Velinpapier.

Dieses Werk wird im Aeußern ganz mit Most's Encyklopädie (Nr. 25) übereinstimmen und wie diese in Heften von 12 Bogen erscheinen.

80. **Witte (Karl)**, System des preußischen Erbrechts, mit steter Beziehung auf gemeines Recht. gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

81. **Zinckeisen (Joh. Wilh.)**, Frankreich im Jahr 1836. Skizzen und Ansichten in zwei Theilen. I. Politik und gesellschaftliche Zustände. II. Literatur und Kunst. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*82. — — Lafayette. Eine Biographie. gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Am Schlusse dieser Mittheilungen sey es mir vergönnt, auf meinen sorgfältig gearbeiteten und mit einem Autoren-Register versehenen, jetzt durch einen Nachtrag bis Ende 1836 vervollständigten **Verlags-Catalog** (7 Bogen) aufmerksam zu machen, welcher durch alle Buchhandlungen auf Verlangen zu haben ist.

Um den von vielen Seiten an mich ergangenen Anforderungen zu entsprechen, habe ich mich entschlossen, den Preis des

Allgemeinen
Bibliographischen Lexicons
von
Friedrich Adolf Ebert.

Zwei Bände in gr. 4. 1821—27.

welche bisher auf Druckpapier 20 Thlr., auf Schreibpapier 26 Thlr. 16 Gr. kosteten,

in der Ausgabe auf Druckpapier auf **10 Thlr.**,
in der auf Schreibpapier auf **13 Thlr. 8 Gr.**

zu ermäßigen, für welchen Betrag das Werk durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist.

Ich halte es für überflüssig, zur Empfehlung dieses allgemein so vortheilhaft bekannten klassischen Werks mich ausführlicher auszusprechen.

---

[202] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Correspondenzblatt
des
königl. würtemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band X. Jahrgang 1836.
Zweiter Band. Drittes Heft.
Mit zwei Steintafeln.

gr. 8. Preis des Jahrgangs in 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt:

I. Aufsätze und Abhandlungen. 1) Untersuchung des specifischen Gewichtes des Saftes verschiedener Runkelrübensorten, von Prof. Plieninger. 2) Die mittlere Temperatur der Sommermonate im Jahr 1836, von Prof. Plieninger. 3) Ueber den Erfolg mehrerer bei dem Legen der Kartoffeln gemachten Versuche, von Beyhold. 4) Beschreibung der von Fabrikpächter Haller in Hohenheim erfundenen Räderzapfenschneidmaschine. Nebst Zeichnung. 5) Der neuseeländische Flachs, Phormium tenax. Von Prof. Plieninger. — II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. Auszüge aus den Protokollen der Centralstelle. a) Preisertheilung für Oelseifer-Bereitung. b) Gerben mit Weintraubenkernen. c) Zur Naturgeschichte des Herzkäfers. d) Der Riesenkohl. e) Ueber die gesetzliche Länge der Weinpfähle. f) Die Seidenfabrik zu Sulz a. N. g) Zeugniß. — III. Beiträge zur Vaterlandskunde. Eilfter Jahresbericht über die Witterungs-Verhältnisse in Würtemberg vom Jahr 1835, von Prof. Plieninger. — IV. Auszüge und Notizen. 1) Ueber die Verwüstungen der Maikäfer. 2) Ueber Anwendung des Chlors zu Steigerung der Keimkraft der Samen. 3) Anwendung des Photometers (Lichtmessers) zu Messung verschiedener Hitzegrade. — V. Literatur. 1) K. Conte Morena, populäre Anleitung über die Bohrung und Verfertigung der sogenannten artesischen Brunnen für Techniker und Nichttechniker. 2) P. Partsch, die artesischen Brunnen in und um Wien, von Frhrn. v. Jacquin. 3) Die denkwürdigen artesischen Brunnen zu Oberdischingen in Würtemberg, in geognostisch-hydrographischer und constructiver Beziehung. Ausführlich dargestellt von A. C. Bruckmann. — Allgemeine Inhaltsübersicht. Sachregister. Namenregister. Meteorologische Tabellen aus Stuttgart: 1836 Tab. XI. u. XII. November und December, nebst Jahrestabelle.

Stuttgart und Tübingen, im April 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[168] Kürzlich ist erschienen:

Metrische Gebete,
zur
Erbauung an Fest- und Wochentagen
in
allen Zeiten und Stimmungen
herausgegeben von
Dr. G. Fr. W. Schulz,
Königl. Bayr. Consistorialrath zu Speyer.

8. geh. 12 kr. rhein. oder 3 Gr. sächs.

Gegenstand und Name des Herrn Herausgebers werden dieser kleinen Sammlung erbaulicher Gebete um so gewisser eine günstige Aufnahme bereiten, als jeder den gesteigerten Eindruck in der Form von Gedichten erkennt, wie er sich bei Witschels Morgen- und Abendopfern, Strack Eloah und mehreren Andern so allgemein bewährt hat.

Heidelberg, April 1837.

August Oswald's
Universitäts-Buchhandlung.

---

[186] **Für Aerzte und Brunnengäste.**

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Homburg und seine Heilquellen.
Von
Dr. Ed. Chr. Trapp,
Landgräflich Hessischem Medicinalrath.

Mit Titelkupfer und Karte.

8. broch. Preis 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Ohne Beschreibung und Analyse erfreuten sich diese Heilquellen seit mehreren Jahren schon zahlreicher Besuche, und die Mehrzahl verließ sie hergestellt und gestärkt. Die große Aehnlichkeit mit dem Kissinger Ragozzi und die von Herrn Professor Liebig in Gießen gegebene Analyse, nach welcher in einem Pfund Curbrunnenwasser 48.64 Kubikzoll freie Kohlensäure enthalten sind, werden immer mehr die Aufmerksamkeit der Aerzte und der Hülfesuchenden auf diesen Curort

lenken. In diesem Werkchen finden Aerzte und Laien alle Nachweisungen, die sie wünschen können.

Darmstadt, den 10. April 1837.

Carl Wilhelm Leske.

---

[198] **Einladung zur Subscription.**

In meinem Verlage wird erscheinen:

Histoire de la Civilisation morale et religieuse des Grecs depuis le retour des Héraclides, jusqu'à la domination des Romains par P. van Limburg-Brouwer, Docteur en medecine, philosophie et lettres, professeur à l'Université de Groningue, membre de l'Institut royal des Pays-bas, etc.

Sechs Bände.

Der Preis ist 2 Gr. per Bogen, allein die Subscribenten empfangen die Exemplare auf Velinpapier.

Die Subscriptionslisten sind bei Herrn J. A. Barth in Leipzig zu bekommen.

W. van Boekeren in Gröningen.

---

[200] **Universalkochbuch.**

Vollständiges

Koch-Buch

für

Stadt und Land,

für

Deutsche, Franzosen und Engländer,

oder

gründliche Anleitung

zur schmackhaften Zubereitung aller bekannten Speisen, für den häuslichen Tisch sowohl, als für die Tafeln der Reichen und Vornehmen.

Ein unentbehrliches

Hand- und Hausbuch

für Mütter und Töchter, Gastgeber, Mundköche und Conditoren, ein willkommenes Erinnerungsbuch für Jeden, der den Gaumenreiz und schmackhaften Haustisch liebt.

In 1300 gründlich geordneten Vorschriften zusammengestellt, zur Auswahl für das Verhältniß jeder Küche und Kasse und für den nationellen Geschmack des Süddeutschen und Norddeutschen, des Franzosen und Engländer verglichen mit den besten Werken, welche für die edle Kochkunst in Wien und Paris, in Stuttgart und Berlin erschienen sind,

von

einem vieljährigen Koche,

der in sämmtlichen genannten Städten seine Kunst geübt hat.

Zwei Theile,

ganz gebunden in Sarsinette 2 fl. 12 kr.,
gebunden in halb Sarsinette 2 fl.,
roh 1 fl. 48 kr.,

ist nun vollständig erschienen

und trägt in dem Titel um so mehr seine Empfehlung, als alle Leser und Leserinnen denselben durch den Inhalt aufs vollständigste gerechtfertigt finden werden. Der Preis ist für den Reichthum des Gelieferten fast über Beispiel gering, und das Buch sollte daher in keiner geordneten Haushaltung fehlen, wo man auch die Pflicht ehrt, durch wohlschmeckende Nahrung dem Leben Reiz und Gleichgewicht gegen so manche bittere Kost des Geschickes zu bieten. Es eignet sich daher besonders auch zum Angebinde für heranwachsende Jungfrauen, die sich zur häuslichen Bestimmung bilden, für angehende Hausmütter etc., und wird auch den Erfahrenen noch viel Neues bringen. Aber auch für Kunstköche, Conditoren, Gastwirthe und ihre Gehülfen, sowie für die Verehrer der höheren Gastronomie wird es sich als getreuer Rathgeber bewähren, der sie zu keiner Stunde, zu keiner Jahreszeit und in keiner Stimmung im Stiche läßt.

Heidelberg, April 1837.

August Oßwald's
Universitäts-Buchhandlung.

---

[204] Vor einigen Wochen verliefs bei uns die Presse und wurde sogleich an die betreffenden Handlungen die als Fortsetzung benöthigten Exemplare versandt, von:

Pusch, Georg Gottl.,

Geognostische Beschreibung von Polen, sowie der übrigen Nordkarpathen-Länder.

Zweiter (lezter) Band 7 fl. oder 4 Rthlr.
Geognostischer Atlas dazu in 10 grofsen colorirten Blättern 24 fl. oder 14 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen, im April 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[191] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Geist und Sinn der

Hahnemannischen Heillehre und ihre Psoratheorie,

nebst einem Worte der Zeit an alle Homöopathen, die Hahnemann's System unbedingt, oder nur theilweise annehmen und befolgen.

Von

G. H. G. Jahr,

homöopathischem Arzte und derzeitigem Vorsteher des homöopathischen Vereins in Zürich.

72 Seiten in 8. In farbigem Umschlag geheftet.
Preis 8 Gr.

Düsseldorf, bei J. E. Schaub.

---

[194] Bei Rubach in Magdeburg erschien so eben:

Preußische National-Encyklopädie

oder Wörterbuch alles Wissenswerthen aus dem preußischen Vaterlande in Hinsicht auf Natur, Leben, Geschichte, Erdbeschreibung, Gesetzgebung, Verfassung, Kultur, Wissenschaft, Literatur, Kunst, Industrie, Handel und Civilisation.

1ste, 2te und 3te Lieferung.

Jeden Monat erscheint regelmäßig eine Lieferung von 8 Bogen gr. Median. Velinp. à 8 Gr.

---

[197] Bei Eduard Anton in Halle ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leschke, J. W., christlich-religiöse Gesänge. Dritte stark vermehrte Auflage. 8. Velinpap. cart. 20 Gr. (25 Sgr.), weiß Druckpap. geh. 16 Gr. (20 Sgr.)

№ 112.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 11. Mai 1837.

— Ville roturière, ville d'hier, sans souvenirs et sans noblesse.

Jouy.

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Den 16ten März.

Havre.

Man braucht sich nur den Plan von Havre anzusehen, um sich gleich zu überzeugen, daß es eine neue Stadt ist. Die Straßen sind meist nach der Schnur gemessen und geregelt, und so baut man nur in neuerer Zeit, oder besser, so baut man nur, wenn man Städte anlegt und sie sich nicht — um in einem mir gerade jezt nahe liegenden Bilde zu sprechen — angeschwemmt haben. Die alten Städte entstanden, indem man erst ein Haus an diese oder jene Stelle baute, dann wieder eines, und so fort, bis endlich ein Dorf, ein Flecken, eine Stadt daraus wurde. In der neuern Zeit ist es oft der Gedanke eines Einzelnen, der eine Stadt schafft und dann sie gleich in regelrechter Form baut. — Franz I. ist der Gründer von Havre, an dessen Stelle vorher nur einzelne Fischerhütten standen. Er wollte in dieser Stadt eine Vormauer gegen die Einfälle der Engländer in die Normandie errichten, was ihm auch theilweise gelungen zu seyn scheint, denn mehrmals wurde Havre von den Engländern vergebens beschossen. Eine andere Absicht, die er bei der Erbauung der neuen Stadt hatte, ist dagegen gänzlich fehlgeschlagen. Die Stadt sollte Françoisville heißen und seinen Namen somit verewigen. Aber der Zufall und das Geschick sprachen veto, und so hieß die Stadt erst Havre de Notre-Dame de Grace, dann Havre de Grace, eine Zeitlang gar Havre de Marat — so spielt das Geschick mitunter: Franz I., Notre-Dame de Grace und Marat! — und endlich schlichtweg Havre, was wohl der bezeichnendste Name ist. Gegenwärtig ist zum zweiten Male eine Vergrößerung der Stadt notdwendig geworden, und es wird sicher nicht lange dauern, bis man wieder, wie unter Ludwig XVI., die Ringmauern niederreißt, um dem Handel größeren Spielraum zu geben. Ueberhaupt ist es für den Handel in Havre lästig, daß die Stadt eine Festung ist.

Es gibt große und viele Bücher über die Geschichte von Havre. Aber man braucht nur die Straßen zu durchziehen, um sich zu überzeugen, daß diese glatten Häuser und Häuschen keine Geschichte haben. Es geht Havre wie dem schlichten Manne, von dem die Nachbarn nichts Gutes und nichts Böses zu sagen wissen, wie dem braven Könige, von dem die Nachwelt kaum den Namen kennt. Die Geschichte ist überhaupt meist nur die Chronique scandaleuse der Welt, sie weiß nur, daß sich dort ein paar Völker, von falschen Freunden gehezt, in den Haaren gelegen haben, hier eine Maitresse Millionen verpraßt, dort ein Minister das Volk und den Fürsten in endloses Unglück gestürzt, und dort ein Eroberer sich einen Triumphbogen

aus Schädeln gebaut hat. Was darüber hinaus geht, ist selten der Rede werth befunden worden. Havre hat nur wenige solcher Scandalosa oder sogenannten historischen Ereignisse erlebt. Während der Hugenottenkriege wurde es von den Anhängern des neuen Glaubens, oder des übertünchten alten Glaubens — der mich stets an einen roth und weiß bemalten gothischen Dom erinnerte — an die Engländer abgetreten, was sie aber dadurch wieder gut machten, daß sie nach dem Frieden mit ihren Glaubensfeinden gemeinsam auf die Fremden losgingen und Havre für Frankreich wieder erobern halfen. Dann wurde Havre noch ein paar Mal belagert, und einmal wurden ein paar Prinzen in die von Richelieu gebaute Citadelle gesperrt. Das ist aber auch ungefähr Alles, was sich in Havre geschichtlich Merkwürdiges ereignete. Der Rest seiner Geschichte dreht sich um ein paar tausend, auf seinen Werften gebaute Kriegs- und Handelsschiffe, um so und so viel Ballen Baumwolle, so und so viel Kisten Zucker, so und so viel Fässer Wallfischthran und andere höchst friedliche, unhistorische Sachen und Ereignisse.

Wenn man die Straßen der Stadt durchzieht, so wird es einem noch klarer, daß sie nicht alt ist. Die lezten Jahrhunderte seit Franz I. waren so flach, so prosaisch und gehaltlos, wie keine vorher. Alle großen Interessen, das Volk, die Kirche, der Glaube waren aus der Geschichte abgetreten oder rangen den Todeskampf im Bauernkriege und in der Reformation. Von nun an machte nur die Laune eines Ludwig XIV., oder eines Höflings, oder einer begünstigten Schönen Geschichte, oder was man seit drei Jahrhunderten bis zu Ende des vorigen so zu nennen beliebte. Diese flache Gehaltlosigkeit aber theilte sich der ganzen Welt mit, und was auch geschah, was auch gedacht und gesprochen und selbst gebaut wurde, trägt den Stempel dieser Oede. In Havre steht er an jedem Hause, an den Kirchthüren und über dem Altare in unverkennbaren Zügen. Die Stadt ist das Bild der Zeit, in der sie entstand, und wer diese Zeit kennt, kann, ohne ein Wort über die Geschichte Havres gelesen zu haben, das Jahrzehend, oder wenigstens das Jahrhundert angeben, über welches hinaus kein Haus in dieser Stadt reicht. Unter allen öffentlichen oder Privatgebäuden der Stadt ist kaum ein einziges, das in Bezug auf seine Architektur oder seine Geschichte Erwähnung verdiente. Die Mairie, die Douane, das Arsenal, die Kirchen sind so, wie man sie aus dem vorigen und vorvorigen Jahrhundert allerwärts sieht. Der Thurm Francois I., der den Eingang des Hafens wahrt, ist nur durch seine kolossalen Mauern merkwürdig, und nur durch seine schöne Aussicht und einen Fahnentelegraphen, welcher mit den Schiffen und dem Observatorium auf der Hève korrespondirt, interessant. Die Straßen sind breit und schön, und besonders die Rue de Paris, die lebendigste, gewerbreichste der Stadt, nimmt sich Abends, wenn in ihr die Bewohner von Havre beim Scheine der Gasbeleuchtung lustwandeln, ganz gut aus.

Das eigentliche Leben aber regt sich auf den Quais der verschiedenen Bassins. Es gibt der leztern außer dem Avant-port drei: das Bassin de la Barre, das du Commerce und das du Roi. Das erstere ist das größte, das lezte das kleinste. Jedes der beiden ersten kann ungefähr zweihundert Schiffe fassen, und man sieht in denselben beständig mehrere hundert aus allen Theilen der Welt. Wer um die Bassins herumgeht, kann sich in die Zeiten der babylonischen Sprachverwirrung versezt glauben. Hier flucht ein Engländer oder ein Deutscher; dort singt ein Spanier oder ein Italiener ein Lied; hier wieder die kräftige Stimme eines Schweden, und dort die Nebelsprache eines Holländers. Weß Landes man auch sey, man kann sicher seyn, hier heimathliche Töne zu hören. Und wie wimmelt es auf diesen Quais! In dem Vorhafen kommen die Fischerkähne und die Dampfschiffe an oder fahren ab; da laufen die Abreisenden hinzu, da kommen die Freunde den ankommenden Reisenden entgegen, und haben ihre liebe Noth, sie aus den Händen der Packträger loszuwinden. Die Fischer tragen ihre Netze herbei, oder laden die Frucht des Tages aus. Auf den Quais des Bassins de la Barre wird beständig aus- und eingeladen, und tausend Hände sind beschäftigt und regen sich im Takte nach dem eintönigen Gesange der Matrosen. Hier sieht man meist die Auswanderer, die schon auf dem Lande Schiffbruch gelitten zu haben scheinen, die Reste ihrer Armuth in die Schiffe tragen. In dem Bassin du Commerce werden an der Nordseite meist die Wallfischfahrer, und weiter oben die Holzschiffe ausgeladen, und man riecht die erstern schon von Weitem, und hört bei den leztern heimathliche norddeutsche Töne. An der Südseite ist das Leben noch reger durch die Schiffe, die ausgebessert werden. Hier wird ein Schiff auf die Seite gelegt, dort hebt sich ein anderes, ausgerüstet zum Kampfe gegen Wellen und Wogen; aber eines der schönsten Schauspiele, die man hier sehen kann, bietet sich dar, wenn die Schiffe gebrannt werden. Ich weiß nicht, ob das Harz, das man dazu verwendet, oder das betheerte Werg, das abgebrannt wird, oder das Meerwasser, das man in's Feuer sprizt, der Flamme dieses Farbenspiel gibt; aber ich habe nie schöneres, helleres Feuer gesehen, als hier. Haushoch leckt die Flamme in den goldenen, glühenden Farben des Regenbogens an den Schiffen hinauf, wirbeln die schwarzen, phantastischen Dampfwolken um die Masten. Das Feuer ist immer eines der schönsten, erhabensten Schauspiele: es ist Leben, es ist Lust, Tanz und Jubel des sich seinem Körper entwindenden Feuergeistes; aber hier ist die Flamme die wahre Poesie des Feuers, und ich müßte in Flammen schreiben können, um sie zu beschreiben.

Die Quais sind die Stadt, sind die Seele ihres Lebens, und dort muß man sich umsehen, dort wohnen, wenn man einen Begriff von Havre haben will. Alle Straßen ringsum sind nur gleichsam die Vorstädte, nur die Adern, die dem Herzen das Blut zuführen. Wir sprechen noch oft von dem Herzen Havres; aber für heute genug.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Als Repräsentant des Charakters und der Thätigkeit der ganzen jetzigen französischen Malerei kann man einen Künstler ansehen, von dem ich gleich hier Einiges beibringen will, da er merkwürdigerweise dieses Jahr nichts ausgestellt hat, ich meine Horace Vernet. Er ist mit seiner ungeheuren und so unendlich vielseitigen Thätigkeit in Deutschland zu bekannt, als daß ich Sie hier noch mit Auseinandersetzung seiner Vorzüge und Fehler zu behelligen brauchte. Eine immensere Herrschaft über die äußeren Mittel — Zeichnung wie Farbe — haben wenige Maler besessen, malen kann er wie kein Lebender; aber nun producirt er auch in infinitum, er malt, was verlangt und nicht verlangt wird, religiöse, historische, Genrebilder, kurz alles Mögliche. Oft scheint er ganz zu vergessen, daß ein Bild etwas mehr seyn solle als eine bemalte Leinwand in einem vergoldeten Rahmen. Selten befriedigen seine großen Bilder, die schon vermöge ihrer Dimension einen dieser angemessenen innern Gehalt verlangen; in kleineren Bildern, namentlich Darstellungen moderner Schlachten, ist er unübertrefflich, gerade weil hier vielleicht ein solcher Gehalt am wenigsten in Anspruch genommen wird. — Geistreicheres, und, wenn man einmal das Genre gelten läßt (wie denn doch das am Ende nicht anders geht), in seiner Art Vortrefflicheres kann man nicht sehen, als den Kampf an der Barrière von Clichy (im Luxemburg), die Schlachten bei Valmy und Jemappes (in des Königs Privatsammlung im Palais-royal) und ähnliche Darstellungen. Zu bemerken ist noch, daß Vernets Bilder das unfertige Aussehen weniger haben als Arbeiten anderer Künstler, die freilich nicht so viel können als er. Vielleicht sein bestes Bild ist die (durch Kupferstiche auch in Deutschland bekannt gewordene) Beichte des verwundeten Räubers (im Besitz des Königs). Das Sujet ist interessant und anregend, und Vernet hat es vortrefflich aufgefaßt und behandelt. Zugleich hat er aber in diesem Bilde einen wahrhaft erstaunlichen Beweis seiner Meisterschaft im Helldunkel gegeben. Der Räuber liegt auf einem Karren, der von weißen Ochsen gezogen wird, die Mönche, die ihn umgeben, sind weiß gekleidet, eben so die Weibergruppe daneben. Und nun geht die ganze Scene in der Morgendämmerung vor sich, die Sonne geht eben an den Bergen des Hintergrundes auf, kein einziger ihrer Strahlen beleuchtet die Handlung im Vorgrunde, wo doch Alles bis in das Kleinste klar ist. Und in dem Schatten des Vorgrundes nun das gehäufte Weiß der Gewänder, Ochsen, Gebäude u. s. w., und im Hintergrunde der anbrechende Tag. — Daß Vernet trotz, und vielleicht wegen der früheren außerordentlichen und übertriebenen Anerkennung seines Talents, jezt hier bedeutend abgelehnt wird, hat theils darin seinen Grund, daß hier nichts lange in Gunst bleiben kann, theils in einigen andern Umständen, die zu erwähnen ich wohl später bessere Gelegenheit finde.

Da ich nun einmal von einem Künstler geredet, von dem nichts im Salon ist, der aber als Repräsentant der französischen Malerei zu bedeutend ist, als daß man ihn ignoriren dürfte (auf einige andere ausgezeichnete Künstler, die im Salon nichts haben, komme ich wohl später), so will ich hier noch diese Einleitung benutzen, um einem großen Todten meine Ehrfurcht zu bezeugen — ich rede von Leopold Robert. Seine Werke sind in Deutschland hinlänglich bekannt, ich schweige auch deßhalb davon und erwähne ihn hier hauptsächlich nur, um Sie zu bitten, von alle dem, was ich über neufranzösische Kunst etwa Ungünstiges gesagt habe, oder vielleicht noch sagen werde, durchaus nichts auf Robert zu beziehen. Bei einer Technik, die nur hier in Frankreich so meisterhaft existirt, findet sich in Roberts Werken ein geistiger Inhalt, wie er sonst bei keinem andern französischen Künstler angetroffen wird; es weht in ihnen eine Poesie, die weder diesem Lande, noch auch, möchte man sagen, dieser Zeit angehört. Es ist in Robert ein deutsches Element, so daß man wohl versucht werden könnte, ihn, den Schweizer, für Deutschland zu vindiciren; seine Kunstbildung ist jedoch eine rein französische. — Im Palais-royal befinden sich mehrere kleinere Bilder von ihm (u. a. das Begräbniß des ältesten Sohnes, des Ernährers der Familie); im Louvre das Blumenfest (der Frühling), sein berühmtestes Bild: die Schnitter (der Sommer), und beim Bankier Paturle die Fischer (der Herbst); in diesem seinem lezten Bilde klingen in die süßmelancholische Stimmung, die seine früheren Werke athmeten, schon schmerzlichere Töne hinein. — Zur höchsten Ehre der Franzosen sey es gesagt, daß sie Robert auf eine Weise anerkennen, wie sich dessen in Deutschland kein Künstler, selbst der allergrößte nicht, zu erfreuen haben würde. Roberts Tod ist ein um so größerer Verlust für die französische Kunst, als er derselben mit seinem überragenden Talente wohl ohne Zweifel besser als die andern Künstler, die sich um die Hegemonie streiten, eine andere und heilsamere Richtung gegeben haben würde, welche die Mitte gehalten hätte zwischen dem Realismus, der in Delaroche,

Delacroix u. A. seine Propheten findet, und der hier in Frankreich — wo Alles so leicht ausartet, denn Jeder geht, um den Andern zu übertreffen, einen Schritt weiter als dieser — so gefährlichen Tendenz von Ingrès.

(Schluß des ersten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

Das Hydrooxygengasmikroskop. Die Schröder-Devrient.

Eine so lehrreiche als angenehme Abendunterhaltung gewährt noch immer L. Döbler mit dem von Carey in London erfundenen Hydro-Oxygen-Gasmikroskop im hiesigen naturhistorischen Hörsaale. Das dabei angewendete Licht faßt die Leuchtkraft von achtzig Argandschen Lampen in sich. Sie ist so gewaltig, daß man dabei den Schatten von der Flamme eines Wachslichts deutlich wahrnehmen kann. Von 20 000 bis mehrere Millionen Mal kann ein Gegenstand mit diesem Mikroscop vergrößert werden. Welch unendliche Varietät an Größe und Gestaltung unter den schwimmenden Bewohnern eines Wassertropfens, wie unter den Geschöpfen, welche unserm Auge am Käse wie belebter Staub erscheinen! Durch das Mikroskop dem menschlichen Blicke erst zugänglich gemacht, erscheinen uns Wesen, auch mit Hülfe des Glases noch kaum erkennbar, und andere, die dem unbewaffneten Auge ebenfalls entgehen würden, in einer schon recht respektabeln Größe und zum Theil in wahrhafter Schreckensgestalt. Höchst interessant ist es zu sehen, wie diese uns ganz unbekannten Mitbewohner der Erde und des Wassers einander bald liebkosen, bald bekriegen, ja wohl gar verzehren. Besonders ergözlich schießen die schnellen Wasserinsekten hin und her, voll Liebe und Haß, wie die Verhältnisse es mit sich bringen, worein die Natur sie zu einander sezte. Und welch ein ungeheurer Abstand zwischen den Vergrößerungen der Produkte der gewaltigen Natur und der durch die schwache Menschenhand hervorgebrachten! Während Carey's Mikroskop an einem Schmetterlingsflügel zum Probierstein seiner Vollkommenheit wird, würdigt dieses Vergrößerungsinstrument den feinsten Spitzengrund zu einem höchst liederlich gearbeiteten Artikel herab. Am anziehendsten sind die Darstellungen der Krystallisation von Kochsalz, Baryt und Salmiak. Mit Blitzesschnelle fahren die Dünste daher, um in die regelmäßigsten, bewunderswürdigsten Krystallgestaltungen überzugehen. Des Unternehmers Zweck scheint lediglich dahin gerichtet, seinen Zuschauern den großen Gewinn der Wissenschaft durch diese neue Erfindung klar herauszuheben, und einen Kreis Gebildeter um sich zu vereinen, denen es ebenfalls um den wissenschaftlichen Ernst allein zu thun ist. Legte er es darauf an, die mehr auf angenehme Unterhaltung ausgehenden Besucher seiner Darstellungen mitzugewinnen, so müßte es ihm ein Leichtes seyn, durch größere Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der leztern alle Abende eine ungleich ansehnlichere Versammlung bei sich zu sehen. — Am Ostertage legten die Seelen aller Freunde des Gesanges, der Schauspielkunst und der Grazie tiefe Trauer an. Der Trost, daß troz dem beharrlichen Schnee des diesjährigen Kalenderfrühlings die Nachtigallen doch nun nicht lange mehr ausbleiben können, wurde den Menschen durch den Ausflug unserer Schröder-Devrient nach England völlig verleidet. Es gibt hier eine ziemliche Anzahl einheimischer und fremder Virtuosen und Virtuosinnen, welchen von Kennern und Liebhabern, nach dem Grade ihrer Kunsthöhe, Würdigung und Bewunderung zu Theil wird, und der gute Geschmack, verbunden mit dem Wunsche des Genusses einer ausgezeichneten Kunstleistung, füllt Bühne und Säle, wo eine solche stattfindet. Aber die Schröder-Devrient gehört zu den wenigen Auserwählten, deren jedesmaliges Auftreten einen allgemeinen Enthusiasmus erregt. Und dieser gilt zunächst ihrem süßen, seelenvollen Gesang, dann ihrer zur hinreißendsten Natur gewordenen Schauspielkunst, dann der unwiderstehlichen Grazie einer holden Gestalt und jeder ihrer Bewegungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom, April.

(Fortsetzung.)

Verkehr mit dem Auslande.

Ein großer Uebelstand für den Fremden, welcher einen längern Aufenthalt in Rom macht, ist die Schwierigkeit des literarischen Verkehrs mit dem Auslande. Index und Douane tragen das Ihrige dazu bei, dies Uebel zu vergrößern. Nicht als ob die Maßregeln des erstern verhinderten, irgend ein Buch zu lesen: die Verurtheilung erfolgt in den meisten Fällen so spät, daß das Werk, wenn es überhaupt irgend ein Interesse besizt, längst bekannt geworden ist. Das einzige verbotene Buch, von dem wir uns nicht erinnern, ein Exemplar gesehen zu haben, ist Guerrazzi's toller Roman, l'Assedio di Firenze, in Paris gedruckt, und selbst von der liberalen Partei für übertrieben gehalten. Die Bücher werden aber durch die genannten Maßregeln vertheuert; denn wenn auch ein römischer Libraio sich nicht scheut, dem Ersten Besten eine verbotene Schrift zu verkaufen, ohne daß man eben nöthig hätte, eine Erlaubniß des Padre Maestro del Sacro Palazzo zu diesem Behuf vorzuzeigen, so zieht er doch seinen Vortheil davon, und rechnet Einem an den Fingern vor, wie viele Nebenunkosten er hat, um sich zu rechtfertigen, wenn man ihm bemerkt, er fordere gerade das Doppelte von dem, was das fragliche Buch in Paris oder Brüssel kostet. Meist sieht man in Italien wie in Deutschland die belgischen Nachdrücke, und so fast nichts als neue französische Romane, oder englische in spät ankommenden Galignanischen und Baudryschen Ausgaben. Geschichtliche oder wissenschaftliche Werke zu erhalten, ist schwer, und gehört nicht selten zu den Unmöglichkeiten. Deutsche Bücher sieht man natürlicherweise gar nicht, außer bei wenigen Privatpersonen. Die Herbeischaffung im Allgemeinen ist mit eben so großem Zeitverlust, wie mit bedeutenden Auslagen verknüpft. Ein Institut von der Art des trefflichen Vieusseuxschen in Florenz, wo man die wichtigsten literarischen Novitäten des Auslandes vorfindet, und dessen Werth man doppelt schäzen lernt, wenn man einige Zeit in andern italienischen Städten zubringt, fehlt gänzlich, wenn auch neuerdings ein etwas besseres Lesecabinet als das auf Piazza Sciarra eröffnet worden ist. Hier findet man auf einem Nebentischchen selbst das Journal des Débats, welches zum großen Leidwesen einer Menge alter Leser aus den beiden Café's verschwunden ist, die es hielten, seit es in einem Korrespondenzartikel ein paar Wize über die hiesigen Verhältnisse gemacht hat. Die Kaffeehäuser müssen sich nun mit den meist schlechten, zum Theil unlesbaren italienischen Zeitungen und der einzigen Gazette de France begnügen, die auch wohl ehestens, ihrer legitimen Gesinnungen ungeachtet, verboten werden dürfte, weil es überhaupt gefährlich ist, französische Zeitungen zu lesen, namentlich so lange Franzosen in Ancona sind.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 38.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 11. Mai 1837.

Bestand und Wirken des Kunstvereins in München im Jahr 1836.

(Beschluß.)

Ich gehe nun zu dem Gewinn über, der ein jedes Mitglied trifft, auf das s. g. Vereinsgeschenk. Uebersieht man die frühern Bemühungen, diesem einen allgemein ansprechenden Inhalt zu gewinnen, und vergleicht sie mit dem zuletzt eingeschlagenen Weg, so muß man gestehen, daß man noch nie so richtig gegangen. Glücklicher Weise ist auch die Ausführung des Gedankens vollkommen gelungen und der Verein gibt seinen Mitgliedern diesmal ein Geschenk, das des ungetheiltesten Beifalls sich zu erfreuen hat.

Eugen Neureuther hatte im Jahr 1835 den Auftrag erhalten, das Dornröslein von Grimm in seiner Weise zu bearbeiten und die Zeichnung auf Stahl zu radiren. E. Neureuther ist bekannt durch seine arabeskenartigen originellen Randzeichnungen zu Goethe's Gedichten, zu denen anderer deutscher Klassiker, zu bayrischen Volksliedern, zur Lenore, zu des Pfarrers Tochter von Taubenhain ꝛc. Sein Talent, unterstützt durch gründliche Studien der vegetabilischen und animalischen Natur, der romantischen und ländlichen Architektur ꝛc. äußert sich vorzüglich in glücklicher Verwendung und Verbindung alles bildnerischen Materials und durch eine unerschöpfliche Phantasie für Wendungen, Anordnungen, Einfälle und Zusammenstellungen. Die vorkommenden Gestalten sind alle wahr gedacht und in einem der Cornelius'schen Schule verwandten, jedoch immer frei gebildeten Style gezeichnet. So geist-, formen- und phantasiereich indeß alle bisherigen Arbeiten von ihm sind, so scheinen doch alle nur Vorstudien für seine o. g. Arbeit für den Kunstverein, das Dornröslein von Grimm, zu seyn.

Zwei Momente bietet die Geschichte für die bildliche Darstellung, entweder den Schlaf oder das Erwachen. Neureuther wählte das erstere.

Die Zeichnung ist $1^{3}/_{4}$ Fuß breit und $2^{1}/_{4}$ Fuß hoch, übertrifft also schon der Dimension nach alle bisherigen Blätter des Vereins. Die wesentlichsten Beziehungen des Mährchens sind auf diesem Blatte zu einem malerischen Ganzen vereinigt.

Folgen wir dem Aufbau der Composition, so stellt sich unsern Blicken zunächst das Schloß dar, darinnen die Königstochter, vom Stich der Spindel getroffen, den hundertjährigen Schlaf schläft. Wilde Rosen wachsen innen und außen und umranken Säulen und Wände, das ganze Schloß bis in die höchsten Dachspitzen. Alles liegt — der Prophezeihung zu Folge — im tiefsten Schlaf. Drei Abtheilungen des Schlosses neben einander sind uns aufgethan. Am Eingang der mittleren sitzen König und Königin, zwei edle und im romantischen Styl gehaltene Gestalten, gestützt auf Blumenranken, die dem Kopf einer phantastischen Mährchengestalt (die die Tafel mit der Inschrift: „Das Dornröslein von Grimm" hält) entwachsen und, in wildes Rosengestrüpp ausgehend, Saal und Schloß bekleiden. Links öffnet sich die Aussicht auf Stall und Hof; der Pferdeknecht ist über dem Striegeln des Pferdes, der Jäger über dem Liebkosen der Magd, diese über dem Rupfen einer Henne eingeschlafen; die Dachshunde hocken da mit zugedrückten Augen, die Tauben auf dem Dache, die Schwalbe im Neste; die Katze ist auf der Mäusejagd umgefallen; ja das Heubündel ist im Aufziehen auf den Heuboden hängen geblieben; auf der andern Seite die Küche: die Köchin ist auf den Bratspieß gesunken, an dem die Hühner über erloschener Flamme nicht braten; der Koch hält den Küchenjungen beim Haar, doch der Kochlöffel, mit dem er ihn zu prügeln gedacht, liegt unschädlich in der todten Hand; alles lebendige Geflügel steckt die Köpfe unter die Federn, steht auf einem Bein, oder kauert am Boden. Wo die Dornen am dichtesten sich um die Festsäulen vor dem Schlosse ranken, sieht man die in sie verwickelten Helden, die, den Zauber zu lösen, vor der Zeit gekommen. Mit Laune weicht der Künstler hier vom Wort des Mährchens ab,

und übersezt die „Königssöhne“ in allerhand vergeblich sich Mühende. Hier hängen in bedauernswürdiger Lage Ritter und Knappen, Maler und Musikanten, Spieler, Trinker und Fromme — sie sind alle zur Unzeit gekommen. Lebendig ist nur, hoch in ihrem Dachstübchen, das alte, nie jung gewesene Weib (das Uhland in seiner Paraphrase dieses Mährchens so schön die Stubenpoesie nennt) und spinnt beim düstern Schimmer der Lampe noch immer an ihrer alten — Perrücke. — Aber ihr Stündlein hat geschlagen; denn der Königssohn, der, der Weissagung zu Folge, die Königstochter erwecken soll, ist schon glücklich ins Schloß gedrungen, und wir sehen, wie er sich über die Schlummernde beugt, um sie mit seinem Kuß zu erwecken.

Diese ganze Darstellung ruht gewissermaßen auf einer Staffel, auf welcher nicht nur das ganze Mährchen mit leserlicher Schrift geschrieben steht, sondern in welcher auch die beiden erklärenden Anfänge der Erzählung bildlich dargestellt sind, nämlich die Prophezeihung des Frosches an die Königin Mutter im Bade, und die Prophezeihung der bösen und der guten Fee über die neugeborne Prinzessin. Zwei Postamente zu beiden Seiten des Vorgrundes tragen die Statuen zweier Sänger, uns zu erinnern, daß wir uns im Reich der Phantasie und Dichtkunst befinden. Die obengenannte Mährchengestalt mit der Tafel sizt auf einer Säule, die die beiden prophetischen Bilder scheidet und auf einem Sockel ruht, den der Künstler, dieser Meister lustiger Einfälle, mit bestem Humor verziert. Zwischen einem Affen, dem Symbol der Nachahmung, und einer burlesken, nachsinnenden Figur, sizt über Fröschen und Insecten, das Schild mit dem Monogramm und den Pinsel in der Hand, des Künstlers eigne, ins Lächerliche gezogene Gestalt.

So reich ist die Composition, daß ich, der ich das Blatt täglich an- und durchsehe, bisher noch immer etwas Neues, irgend einen versteckten Scherz, einen lustigen Einfall gefunden habe, und so befriedigt sie die doppelten Ansprüche an Klarheit der Darstellung und Reichthum der Ausschmückung.

E. Neureuther ist gegenwärtig in Italien. Wir dürfen erwarten, daß das dortige Volksleben und die südliche Natur in seiner frischen und glücklichen Phantasie sich in neuen erfreulichen Dichtungen abspiegeln wird.

Für das nächste Jahr hat das Schiedsgericht eine Handzeichnung von Peter Cornelius, Scene aus Romeo und Julie von Shakespeare, bestimmt, deren Stich Professor E. Schäfer in Frankfurt a. M. übernommen.

Nachschrift. Am 16. Februar fand die Verloosung statt, bei welcher das mit allgemeiner und froher Theilnahme aufgenommene Ereigniß erfolgte, daß mehrere Namen höchster Herrschaften — des Königs von Württemberg, der Königin Karoline, des Kronprinzen von Preußen, der Herzogin von Leuchtenberg ꝛc. — aus dem Glücksrad gezogen wurden, und daß ferner mehrere der besten Bilder an auswärtige Mitglieder, z. B. die Seeräuber von Simonsen an Hrn. v. Hormayr in Hannover, eine große Landschaft von Seeger an Gräfin Julie von Egloffstein, ein Architekturbild von A. v. Bayer an die Fürstin von Brezenheim in Wien ꝛc. kamen.

Archäologie.

1. **Lettres d'un antiquaire à un artiste sur l'emploi de la peinture historique murale etc. Par M. Letronne.**

2. **Peintures antiques inédites précédées de recherches sur l'emploi de la peinture dans la décoration des édifices etc. Par M. Raoul-Rochette.**

(Fortsetzung.)

Betrachten wir einige der attischen Monumente, welche als Normen des reinsten Kunstgeschmackes stets den ersten Rang einnehmen. Der Tempel des Theseus ist eines der wenigen Monumente, an denen die Cella erhalten ist. Diese war nach Pausan. I, 17 von Micon und Polygnot mit Gemälden ausgeschmückt: ob diese auf der Wand oder auf Holz ausgeführt gewesen seyen, wird von Pausanias nicht bestimmt gesagt, denn sein Ausdruck: τοῦ δὲ τρίτου τῶν τοίχων ἡ γραφή ist zwar für die Annahme von Wandgemälden günstig, kann aber auch von Holzgemälden, die an der Wand hingen, oder darein eingelassen waren, erklärt werden. Nun finden sich aber an den Wänden der Cella mehr oder minder beträchtliche Ueberbleibsel von Stuck, und auf den nackten Seiten der Wände bemerkt man regelmäßige Meißelschläge, wodurch die Wand rauh und zum Festhalten des Stuckes tauglich gemacht wurde. Was ist nun natürlicher, als die Vermuthung, daß die von Pausanias erwähnten Gemälde auf diesem Stuckbewurf ausgeführt gewesen seyen? und Herr Fr. Thiersch glaubte sogar farbenlose Umrisse von Figuren darauf zu entdecken. Herr Rochette hingegen behauptet p. 148, daß die über dem Sockel sich befindende Vertiefung von einem halben Zoll, die in einer Höhe von etwa 15 Fuß durch einen Fries von demselben Vorsprunge wie der Sockel geschlossen wird, keine andere Bestimmung haben könne, als die, um die Tafeln der Gemälde darein einzusetzen. Diese Vermuthung ist scharfsinnig, aber das Daseyn des Stuckes an den Wänden ist damit nicht erklärt, und es ist kein Grund

abzusehen, warum das für die Wandgemälde bestimmte Feld nicht um einen halben Zoll vertieft werden konnte, um auf diese Art durch den Vorsprung der Wand seinen natürlichen Rahmen zu bekommen. Der Einwurf p. 149 „il est sans exemple et sans raison, qu'en peignant sur le mur on n'ait pas peint à fleur du mur,“ will nichts besagen: denn *ohne Beispiel* ist eine solche Vertiefung bei Wandmalereien allerdings, nicht nur nach Herrn Rochette's Theorie, der überall keine Wandmalerei gelten läßt, sondern auch nach der unsrigen, weil wir außer dieser Cella kein anderes Monument dieses Zeitalters mit sicheren Spuren von Wandgemälden kennen: *sans raison* wäre diese Vertiefung aber durchaus nicht; im Gegentheil wäre sie ein weiser Schutz für die Gemälde. Wenn ferner Hr. Rochette p. 117 großes Gewicht auf die Bemerkung legt, daß sich an diesen Wänden der Cella keine Spur von Farben mehr finde, während die Reliefs am äußeren Friese noch sichtbare Reste davon zeigen, so finden wir dies ganz natürlich, denn mit der Verwandlung dieses Tempels in eine christliche Kirche wurden diese Reste des Paganismus vernichtet, die Reliefs aber mußte man unangetastet lassen, wenn man das Gebäude nicht beschädigen wollte. Somit haben wir zwar keinen stringenten Beweis, aber überwiegende Gründe der Wahrscheinlichkeit, in diesem Gebäude Wandgemälde anzunehmen, und diese Gründe werden noch verstärkt durch eine neuerlich gemachte Entdeckung in einem andern attischen Monumente, wovon wir weiter unten sprechen werden.

Gehen wir über zu der στοὰ Ποικίλη. Wir haben in Betreff der hier befindlichen Gemälde Polygnot's bereits oben erklärt, daß das Zeugniß des Synesius unwiderleglich auf Holzgemälde hinweise; wenn aber Hr. Rochette dasselbe auch von den Gemälden des Panänus, der die Schlacht von Marathon malte, beweisen will, so scheint er uns dies mit seinen beigebrachten Beweisen nicht zu erreichen. Für entscheidend hält er die Stelle des Aeschines contr. Ctesiph. p. 575: Προσέλθετε οὖν τῇ διανοίᾳ καὶ εἰς τὴν στοὰν τὴν Ποικίλην· ἁπάντων γὰρ ὑμῖν τῶν καλῶν ἔργων τὰ *ὑπομνήματα* ἐν τῇ ἀγορᾷ *ἀνάκειται*. Τί οὖν ἐστιν, ὦ Ἀθηναῖοι, ὃ ἐγὼ λέγω; ἐνταῦθα ἡ ἐν Μαραθῶνι μάχη γέγραπται. Τίς οὖν ἦν ὁ στρατηγός; οὑτωσὶ μὲν ἐρωτηθέντες ἅπαντες ἀποκρίναισθε ἄν, ὅτι Μιλτιάδης. Besonderes Gewicht legt Hr. Rochette auf die Ausdrücke ὑπομνήματα — ἀνάκειται, indem ἀνατιθέναι und ἀνακεῖσθαι speciell von beweglichen Gegenständen, die an einem geheiligten oder öffentlichen Ort geweiht werden, gebraucht werde. Allein wir haben bereits an einem andern Orte dargethan, daß diese Ausdrücke auch von Tempeln, Thesauren und andern unbeweglichen Gegenständen gebraucht werden, somit auch auf Wandgemälde angewendet werden können. Noch weniger besagend ist die Bemerkung p. 155, daß auf dem Gemälde des Panänus die Hauptpersonen im Portrait dargestellt gewesen, daß aber die hiezu erforderliche Genauigkeit in einem Wandgemälde, das mehr Eile und Freiheit voraussetze, nicht leicht zu erreichen sey. Wir erinnern in dieser Hinsicht nur an die Fresken der Villa Massimi in Rom, wo Führig die Portraits der ganzen Familie sehr sprechend auf einem Felde ausgeführt hat, und an die meisten Fresken von Zimmermann in der Pinakothek zu München, wo mehrere Scenen mit Portraits bereits ohne alle Schwierigkeit vollendet sind. Somit scheint es uns, daß bei den Gemälden des Panänus über die Art ihrer Ausführung kein entschiedenes Urtheil gefällt werden könne.

Der Verwandtschaft des Gebäudes wegen springt Hr. Rochette von der Poecile auf die Gemäldegallerie in Neapel über, welche Philostratus der Aeltere beschreibt. Von dieser heißt es in bestimmten Ausdrücken, daß die Gemalde in die Wand eingelassen gewesen seyen (ἤνθει γραφαῖς, ἐνηρμοσμένων αὐτῇ πινάκων), Prooem. p. 4 ed. Jacobs, und dies wird gewiß Jedermann gerne glauben, auch ohne die Auctorität von einem Dutzend Gelehrter, welche diesen natürlichen Sinn in diesen Worten gefunden haben. Wir lassen die Frage über die sehr problematische Realität dieser Gallerie dahin gestellt seyn, denn die Notiz von Gemälden, welche in die Wand eingelassen waren, behält, wie Hr. Rochette richtig bemerkt, ihren Werth auch in dem Falle, wenn die Gemälde nirgends als in den Declamationen des Sophisten existirt haben. Aber jedenfalls müssen wir annehmen, daß diese Sammlung erst unter den römischen Kaisern, wahrscheinlicher im zweiten als im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, gebildet worden sey. In dieser Zeit war zwar die Wandmalerei sehr allgemein, aber Meisterwerke, wie sie Philostratus beschreibt, wurden nicht mehr ausgeführt: daher ist es ganz natürlich, daß diese Sammlung aus Holzgemälden, die aller Orten her zusammengekauft wurden, bestand, und diese Gemälde waren in die Wand eingelassen: allein daraus würden wir nicht wagen zu schließen, daß dies sechs oder sieben Jahrhunderte vorher in den Tempeln und Hallen Griechenlands eben so gewesen sey: Hr. Rochette beweist aber daraus mit Zuversicht p. 159: „que dans la plupart des édifices publics, qui furent ornés de cette manière — c'est toujours de *tableaux appliqués à la muraille* qu'il faut entendre ce genre de décoration toutes les fois, qu'il s'agit de peintures d'un certain ordre, de peintures historiques, provenant de maitres habiles.“ Von dem Ausdruck des Philostratus über die in die Wand eingelassenen Tafeln nimmt Hr. Rochette sofort Veranlassung, eine Stelle des Pausanias II, 7, 4, eben so zu erklären. Es heißt hier von dem Grabmal der Xenodice in Sicyon: πεποίηται δὲ οὐ κατὰ τὸν ἐπιχώριον τρόπον, ἀλλ' ὡς ἂν τῇ

γραφῇ μάλιστα ἁρμόζει. Er findet es hier wegen der (nach unserer Ansicht sehr entfernten) Aehnlichkeit mit dem kaum angeführten Ausdruck des Philostratus ganz evident p. 165, daß das Grabmal so gebaut gewesen sey, um ein Gemälde exact darein einzulassen. Wir halten es kaum für nöthig, über das Willkührliche dieser Erklärung uns weiter auszulassen: da wir aber vor kurzer Zeit von einem hochgeschätzten Gelehrten, dessen Anregung wir den Geschmack für diese Studien großentheils verdanken, die Aeußerung gelesen haben, daß er in Uebereinstimmung mit Hrn. Rochette p. 424 das Gemälde des Nicias, welches auf dem aus weißem Marmor aufgeführten Grabmal bei der Stadt Tritäa in Achaja (Paus. VII, 22, 4) befindlich war, für ein Tafelbild halte, so veranlaßt uns dies, über diese Bilder auf Grabmälern unsere Ansicht auszusprechen. Vor allem müssen wir aber hier die Ansicht von Hrn. Rochette, daß diese Gemälde auf einer der Wände der Grabeskammer eine Bekleidung der Hauptseite (face principale) gebildet haben, zurückweisen: denn nach seinem erklärenden Zusatze: „c'est de cette manière, en effet, que la peinture avait été le plus souvent employée à la décoration des temples, des portiques et des grands édifices de l'antiquité grecque" können wir dies nicht anders verstehen, als daß er die Gemälde nach der innern Seite verlege; allein dies geht grammatisch nicht an, weil γραφαῖς, αἵ εἰσιν ἐπὶ τοῦ τάφου, nicht von Gemälden im Innern des Grabmals verstanden werden kann, und der Natur der Sache nach wissen wir es eben so wenig als Hr. Letronne zu erklären, wie Pausanias zu einer Zeit, wo der Paganismus noch blühte, in das Innere der Grabmäler eindringen konnte. Wir unsers Theiles sind überzeugt, daß hier weder an Tafelgemälde, noch an einen auf den weißen Marmor aufgetragenen Stuckbewurf gedacht werden darf, sondern daß diese Gemälde auf der Fläche des Marmors selbst ausgeführt waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom März.

Kunstausstellungen.

Rom, 11. Februar. Die Ausstellung des hiesigen Kunstvereins hatte im Januar nur einige vorzügliche Werke aufzuweisen. Catel hatte eine italienische Landschaft mit weidendem Vieh und ein kleineres historisches Gemälde, René's leztes Verweilen auf dem heimathlichen Boden, aus dem Chateaubriand'schen Romane, Rittig eine Kreuzigung Christi und „Michel Angelo in seiner Werkstatt, vom Pabst Julius II. besucht"; Flacheron, aus Lyon, zwei Landschaften; Marco, der immer mehr Anerkennung findet, zwei kleine Landschaften, der Engländer Newbott eine Aussicht von Trinita de' Monti, mit dem sogenannten Tempietto, dem Wohnhaus Claude Lorrain's im Vorgrunde, geliefert. Von dem Schotten Derew sieht man drei Thierstücke mit nicht ganz gelungenen Nachahmungen der Wouvermann'schen Pferde; von Foly (früher in München) die Königstochter nach Schiller's Ballade: der Taucher; eine Madonna mit dem Christuskinde, und ein vor einer Kirche schlafendes Bettlermädchen. Lindau, aus Dresden, hat seinen Improvisator ausgestellt; Schubert, aus Sachsen, Glaube, Liebe, Hoffnung in drei allegorischen Figuren. Von Ronco ist Christus und die Madonna in zwei Bildern da. Außerdem bemerkt man Portraits von Senff und dem Schotten Allan, mehrere Landschaften von Monti und Carnevalscenen von Caffé. Zum Februar sind viele neue Anmeldungen, zum Theil von ältern Meistern, eingegangen.

Museen und Sammlungen.

Rom. Das Diario di Roma vom 11. Februar gibt eine Beschreibung des vom Pabst im Vatikan eingerichteten neuen etruskischen Museums, welches bekanntlich den Namen des Gregorianums führen wird. Es enthält viele Merkwürdigkeiten und Kostbarkeiten an Sarkophagen, Bronzen, Vasen ꝛc. und wurde am 2. Februar, dem Tage der Erhebung des jezigen Pabstes auf den Stuhl Petri, eröffnet.

Kiel. Der Etatsrath und Land-Commissair Jochims in Schleswig hat kürzlich der Universität Kiel seine aus 150 Oelgemälden bestehende Sammlung zum Geschenk gemacht.

Copenhagen, 21. Februar. Für das Thorwaldsen'sche Museum sind nun vorläufig in verschiedenen Kreisen 56,000 Thaler unterzeichnet worden. Dreißig junge Künstler von verschiedenen Fächern haben sich vereinigt, jeder eine Arbeit auszuführen. Sämmtliche Arbeiten sollen verloost werden und die Einnahme dem Fond des Museums zufallen. Das Comité hat bis jezt, aus einem edlen Nationalstolze, die Beiträge der hiesigen fremden Diplomaten abgewiesen. Da jedoch zur würdigen Ausstattung der Anstaltung eine Summe von 200,000 Thalern erforderlich seyn dürfte und in Schlesien und Holstein das Publikum eben nicht geneigt scheint, das Unternehmen zu unterstüzen, so wird zur Feier eines europäischen Namens doch wohl eine europäische Subscription in Anspruch genommen werden müssen.

Das Königl. Münz- und Medaillenkabinet hat wieder einen bedeutenden Zuwachs durch Geschenke des Staatsministers Grafen Moltke, des Barons von Langenau, des Geheimen Legationsraths Brönstedt u. A. erhalten.

London. Unsere lezte größte antiquarische Acquisition für das britische Museum ist der basaltene Sarg, der auf dem Luxor mit dem Obelisken nach Europa kam. Er ist länglich-viereckig und äußerlich und innerlich mit senkrechten Linien von Hieroglyphen bedeckt, unter denen sich die Cartouche einer Königin befindet. Rosellini bezeichnet diese in seinem Werke Thl. 2. tav. 9 — 8 152 b. als eine Gattin Psammetich's I.; andere Entzifferer geben dagegen an, daß die auf dem Sarkophage genannte Königin die Tochter jener Königin und des Psammetich sey. Wilkinson schreibt die Cartouche in seiner Materia hieroglyphica dem Amasis zu. Gewiß war dieser einer der Sarkophage, welche Cambyses gewaltsam öffnen ließ.

Nekrolog.

Zu Rom starb am 8. März der berühmte portugiesische Maler Professor D. A. de Sequeira, Präsident der Akademie der schönen Künste in Lissabon, geb. den 10. Aug. 1768.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 113.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 12. Mai 1837.

On! on! you noblest, now attest,
That those, whom you call'd fathers, did beget you!
Be copy now to men of grosser blood!

Shakespeare.

Die noblen Passionen.

Von Wilhelm v. Chézy.

Einleitung.

Unter den so mannichfachen Neigungen und Leidenschaften, welche der Menschen Sinn und Gemüth bewegen, befindet sich eine vielumfassende, und im geselligen Verkehr höchst wichtige Klasse, welche nicht besser, als mit dem einmal angenommenen ausländischen Namen der noblen Passionen sich bezeichnen läßt, weil die darunter verstandenen Begriffe Beschäftigungen aussprechen, deren Ausübung so Vielen als der Fürsten, Grafen und Herrn schönste und angemessenste Erholung erscheint, weil sie einem adligen Sinn überaus wohl anstehen, und weil diejenigen von ihnen, welche etwa aus nicht ganz reinen Quellen entsprangen, gut zu einem über die niedern Sorgen des gewöhnlichen Lebens erhabenen Daseyn passen, und fast unzertrennlich davon scheinen. Die noblen Passionen können, wie alles Große, freilich so sehr in's Gemeine gezogen werden, daß sie ihres Namens nicht länger würdig sind; um sie allesammt aber recht zu üben, so daß sie diesen Namen nicht schänden, gehört dazu: ein männliches, unerschrockenes Herz, ein starker, wehrhafter Leib, ein großmüthiger Sinn und irdischer Reichthum, verbunden mit Rang und Ansehen.

Die glänzendste der noblen Passionen ist diejenige, welche vor allen diesen Namen führt und welche auch vor allen dazu dient, einen Großen dieser Erde zu bewegen, sogar zu nöthigen, auch seine minder vom Glück gesegneten Standesgenossen und andere wackere Leute seiner Lust theilhaftig zu machen, so daß das Waidwerk um desto edler wird, je mehr Gäste und Jäger den Jagdherrn umgeben. Um das Waidwerk zu üben, wie es recht zu dem Namen paßt, muß einer, alle oben angeführten Eigenschaften mit einander verbindend, ein echter und gerechter Cavalier * seyn; und in solchem Fall ist auch das schönste Lob der Persönlichkeit eines hohen Herrn, wenn es von ihm heißt, er sey ein großer Jäger, wie weiland Kaiser Max.

Die gewöhnlichen ritterlichen Uebungen, worunter namentlich die Künste des Reitens, Fechtens, Schießens und Tanzens verstanden werden, sind unter den noblen Passionen nicht zu übersehen. Zwar sind sie noch viel weniger, denn das Waidwerk, ausschließliches Eigenthum

* Nach der ehemaligen Anwendung dieses Wortes verstehen wir in diesen Blättern unter Cavalier sowohl die Mitglieder des eigentlichen Adels, als auch diejenigen, welche nach heutigen Begriffen sogar über den hohen Adel sich dünken, während sie nur, in Anbetracht der äußern Erscheinung, demselben sich anreihen.

der Hochgestellten, aber eben deßhalb muß ein ritterlicher Mann sich in ausgezeichnetem Grade ihrer befleißigen, damit er mit gutem Beispiel andern vorangehe und es nicht etwa von einem jungen Edelmann heiße: er sey nicht besser als ein lateinischer Reiter, schieße wie ein Sonntagsschütz, fechte wie ein Student, tanze wie ein Handwerksbursch, welche alle diese Künste nur gelegentlich zu treiben pflegen, wie ihre Armuth an Mitteln, ihr Mangel an Muße es ihnen just gestatten. — Ohne großmüthigen Sinn und glänzende Stellung ist es nicht wohl möglich, Künste und Wissenschaften zu beschirmen und zu befördern, weßhalb das Mäcenat vorzugsweise den noblen Passionen angehört. — Diesen benannten Neigungen folgen noch drei, welche, obschon sie von Untugenden herstammen und durchaus nicht unerläßlich scheinen, dennoch sich schwer vermeiden lassen, weil ein männliches Gemüth sich allzusehr zu ihnen hingezogen fühlt; diese sind: die Galanterie, das Spielen und das Zechen, welche, wenn sie nicht mit der gehörigen Noblesse vereinigt werden, im Stande sind, selbst aus dem hoffnungsvollsten jungen Cavalier einen höchst ordinären Unhold zu machen.

Die Reihe der noblen Passionen, welche in diesen Blättern geschildert werden soll, möge das ihrige beitragen, den Hohen und Edlen einen Spiegel vorzuhalten und den in Berufsgeschäften befangenen Leser mittelbar zu ermahnen, seine bescheidenen Ansprüche auf Theilnahme an den noblen Passionen ja nicht zu weit auszudehnen, sondern fein seine Pflichten mit seinen Neigungen in Einklang zu bringen, auf daß nicht ein böser Dorn sein Gewissen stachle, wenn er mitten in der Lustbarkeit sich sagen muß, daß er, Zeit und Mittel vergeudend, die Hoffnungen seiner Eltern schmählich täuscht, oder den eigenen Herd untergräbt. Unsere theure Jugend aber, die, von edlen Vätern stammend, durch Geburt und Mittel zu hoher Stellung berufen ist, sollte durchgehends und allgemein die Tugenden der ritterlichen Ahnen sich aneignen, sie in Einklang bringend mit den gerechten Ansprüchen der neuen Zeit. Sie sollte, jeglicher Gemeinheit fremd, selbst ihre Schwächen zu veredeln wissen, wie einst Heinrich IV., der tapfere Max Emanuel und der starke August. Ihr sollten Geiz und Habsucht, die gemeine, lichtscheue Liederlichkeit, die brutale Rohheit, die verweichlichte Ueberfeinerung gleich fremd bleiben.

Wahrlich, der Adel trägt auch einen Theil der Schuld, wenn die neue Zeit seine stolzen Häupter unter ihren ehernen Tritt beugt; es ist aber nicht unsere Aufgabe, den Verfall des Adels zu erörtern, sondern wir wollen nur von Vergnügungen und Zerstreuungen reden — von den noblen Passionen, denen vollkommen zu genügen, sich Lust, Fähigkeit, Muße und Mittel vereinigen müssen, und an denen Theil zu nehmen jeglichem so weit verstattet sey, als er dadurch nicht seine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft gefährdet. — Schmach und Hohn aber allen, welche reich, prahlerisch und karg zugleich, die noblen Passionen zu gemeinen Steckenpferden herabwürdigen! Da findet sich statt der Großmuth und Freigebigkeit schnöder Geiz, statt ehrenvollen Aufwandes die Verschwendung in unwürdigen Sphären, statt edler Leidenschaft die gemeine Neigung, und statt des Adels nur ein Wappenschild, öfter sogar nur ein Pergament.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Zweiter Brief.

Das klassische Prinzip Davids, das einst eine so heilsame Reaktion gegen die Unnatur und Unkunst Bouchers und der andern Künstler aus der Zeit Ludwigs XV. bewirkt hatte, war nach allen Richtungen hin erschöpft und mußte, abgelebt wie es war, andern Tendenzen den Platz räumen. Diese machten sich denn auch bald geltend und gingen — wie ja denn die Kunst, sie sey Malerei oder Poesie, stets dieselbe ist — mit literarischen Revolutionen Hand in Hand. Die Romantik, dieses Lieblingskind deutscher Poesie, fiel in Frankreich ein; um's Jahr 1823 begannen die Kämpfe. Das klassische Prinzip unterlag, die Romantik siegte, in der Literatur wie in der bildenden Kunst. Die französischen Künstler gewannen bei diesem Siege ein neues, großes Terrain für ihre Schöpfungen, und außerdem viel Zeit für ihre Vergnügungen. Man brauchte nun nicht mehr die Antike zu studiren, noch auch das Nackte, denn die Romantik geht, namentlich hier in Frankreich, gekleidet in Schaube, Wamms, Barett und Schnabelschuhen. Der Sieg der Romantik ist jezt so vollständig, daß mir auch kein einziges Bild aus der klassischen Mythologie oder Geschichte aufgefallen ist; dagegen ist das Mittelalter und die neuere und neueste Geschichte vollständigst exploitirt. Wie viel das Aeußere in Frankreich gilt, wissen Sie, und welche Rolle es in der Malerei spielt, habe ich oben schon angedeutet. Was nun bei Darstellung romantisch-historischer Stoffe an Gedanken abging, wurde durch Streben nach Effekt, Treue des Kostüms und der Beiwerke und dergleichen Aeußerlichkeiten ersezt, und von dieser Seite haben viele dieser Bilder wirkliche Verdienste und bedeutendes Interesse. Sonst sind sie meist auf das liederlichste componirt; von der Zeichnung Rechenschaft zu fordern, verbietet meist das Kostüm; gemalt aber sind sie stets vortrefflich. Die Bücher

mit Illustrationen, die hier jezt so sehr an der Tagesordnung sind, haben gewiß einen höchst schädlichen Einfluß auf die Kunst: es gilt hier, eine schnelle, geistreiche Composition zu geben, Flüchtigkeit ist kein Vorwurf, sondern nothwendig; sie sollen nichts, als den Leser einen Augenblick fesseln, wenn er das Blatt umwendet. Manier, der Fluch aller französischen Kunst seit mehr als hundert Jahren, ist unausbleiblich, ja nöthig. Diese Illustrationen wachsen in's Unendliche; ihr Einfluß, der schon jezt sichtbar ist, wird sich noch schlimmer geltend machen. Sie gehören wirklich zu den Zeichen der Zeit, die große, ernste Kunstwerke ablehnt: es soll Alles zu Scheidemünze vermünzt werden, à la portée de tout le monde. Es ist das demokratische Prinzip, das Prinzip Jeremy Benthams, das Alles einreißt: nicht bloß das „Glück," auch die Kunst wird „generalisirt." — Die Leute haben am Ende Recht, Gott mag's wissen!

Sie sehen, wie übel Sie berathen sind, wenn Sie von mir etwas über den Salon erfahren wollen: ich komme vor lauter Vorreden, Excursen und Reflexionen nicht zur Sache. Ich hätte nun noch manche solcher Betrachtungen auf dem Herzen, doch will ich sie später einzuschmuggeln suchen und nun wirklich über Bilder des Salons reden.

Bei solchen Elementen und Dispositionen zur Mittelmäßigkeit, wie wir sie obigen Andeutungen nach nun in der französischen Kunst finden, sollte man denn glauben, daß das Lob eben noch nicht absolut, sondern nur relativ groß sey, wenn man sagt, Paul Delaroche ist der größte der lebenden französischen Historienmaler. Ich meine das aber ohne Vergleichung und ohne Restriktion. Delaroche ist ein ausgezeichneter Künstler, und würde als solcher nicht bloß hier, sondern auch in Deutschland gelten; ja er ist in diesem Augenblicke (hier bleibt nichts lange in Gunst) in Deutschland mehr anerkannt als hier, um so mehr, da eine ziemlich starke Partei — ich glaube die Anhänger von Ingrès — alles Mögliche anwenden, um den Ruhm Delaroches zu verkleinern.

Delaroche hat zwei große historische Bilder — Figuren lebensgroß — ausgestellt, die wohl die ausgezeichnetsten des Salons sind; beide aus der englischen Geschichte, die der Künstler vorzugsweise zu lieben scheint, beide aus der Tragödie vom Untergange König Karl Stuarts: das erste Karls Minister und Günstling Strafford auf seinem Gange zum Schaffot, von seinem Unglücksgefährten, dem Erzbischof Laud von Canterbury gesegnet, das zweite Karln selber, in der Mitte der Soldaten, die ihn bewachen und verhöhnen, darstellend.

Thomas Wentworth, Earl von Strafford, der mächtige Lieblingsminister Karls I., war ein ausgezeichneter Mann, der nur vielleicht der Constitution gegenüber seine Stellung nicht recht begriff und dem königlichen Willen seines Herrn zu viel nachgab. Er fiel, das erste Opfer in dem großen Kampfe zwischen Volk und König, er fiel, seinem Posten getreu, ein verantwortlicher Minister, büßend für die Fehler seines Gebieters. Es war im Jahr 1641, acht Jahre vor Karls Tode, als das Haus der Gemeinen den Minister vor dem Hause der Lords des Hochverraths anklagte. Troz seiner Schuldlosigkeit, seiner rührenden und beredten Vertheidigung, troz dem, daß Karl selbst für ihn redete, ward er verurtheilt. Strafford wußte, wofür und weßhalb er sterben mußte. Deßhalb schrieb er, als Karl zauderte, seine Einwilligung zu der Vollziehung des Urtheils zu geben, selbst an den König und bat ihn um jene Einwilligung, denn er wußte, daß dieselbe eine Förmlichkeit sey, über die sich der Parteihaß doch leicht weggesezt hätte, deren Verweigerung aber dem König höchst gefährlich werden konnte. Er schrieb, er wolle gerne sterben, und wünsche nur, sein Leben möge das Opfer der Versöhnung seyn zwischen König und Volk. Karl gab darauf seine Einwilligung, und Straffords Kopf fiel. Seine Richter hatten die Grausamkeit gehabt, die von ihm erbetenen geistlichen Tröstungen seines Freundes und Kollegen Laud, Erzbischofs von Canterbury, zu verweigern, der, ebenfalls Liebling Karls, für die Kirche das gewesen war, was Strafford für den Staat, nämlich allzubereitwilliger Diener des königlichen Willens, und der gleich Strafford angeklagt und zugleich mit ihm im Tower eingekerkert war. Als nun Strafford auf dem Gange zum Richtplatz an dem Kerker seines Freundes vorbei kam, rief er: „Mylord, Ihren Segen und Ihr Gebet!"

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, April.

(Beschluß.)

Fremde Journale. Lamennais. Mittelalterliche Kunst.

Wenig Ausländisches findet hier Gnade. Vor deutschen religiösen Journalen hat man eine geheime Furcht, denn man schwebt immer in der Besorgniß, selbst bei Treugeglaubten auf irgend einen Nachgeschmack moderner Philosophie zu stoßen, welche bekanntlich eine Erfindung des Satans, und ärger denn Arianismus und Pelagianismus ist. Spuken ja doch die ärgsten Kezereien in den dogmatischen Schriften deutscher Professoren! Man könnte sich aber beruhigen: im Religionsfreund und in der Athanasia wird selbst der Großinquisitor keine Philosophie aufspüren. In Frankreich ist die Gefahr noch größer, weil die Franzosen weit größern Lärm schlagen, als ihre speculativen überrheinischen Nachbarn. Glücklicherweise verficht der Ami de la Religion bis jezt mit gewaltigem Eifer die Interessen des nichtgallicanischen Katholizismus. Belgien ist das Land der Verheißung.

Freilich haben die Brüsseler Buchdrucker den T—l im Leibe, und überschwemmen die Welt mit wohlfeilen und portativen Diebsdrücken von allem Schlechten, was die französische Literatur produzirt; aber dabei feiert man in den schönen Ebenen Flanderns und Brabants einen Triumph, wie man ihn sich anderseits wohl kaum hätte träumen lassen. Das belobteste Organ dieser andern Partei, die an Zahl, Ansehen, Einfluß immer noch sehr bedeutend ist, wenn auch manche Defectionen stattgefunden haben, und die noch immer im Siegestaumel schwelgt, ist das in Lüttich erscheinende Journal historique et littéraire, eine Reisebeschreibung der Wallfahrten und Missionen, eine Literaturzeitung der Legendensammlungen und Breviarien. Man würde sich sehr täuschen, wenn man glaubte, das Journal historique habe einen harmlosen Charakter: es führt das scharfschneidende Schwert der Controverse, es thut einen Nothschuß nach dem andern, wenn es irgendwo Licht sieht, es wirft den gesunden Menschenverstand als Ballast über Bord, wenn es auf rasches Fahren ankommt, es greift mit gleicher Wuth Dinge wie Personen an, und glaubt sich allein berufen und auserwählt, zu wachen und zu arbeiten. Aber Leute von der Art dieser Scribenten sind bei all ihrem devoten Eifer und ihrer eifrigen Devotion nicht einmal im Stande, die Sophistik eines Lamennais zu Boden zu werfen, wenn sie nicht von selber fällt. Das Buch: Affaires de Rome, hat übrigens hier im Ganzen weniger Aufsehen gemacht, als man hätte vermuthen können. Es ist zwar nur in wenigen Exemplaren hergekommen, aber viel gelesen worden. Angriffe wie dieser können nicht im Stande seyn, der päbstlichen Macht, selbst wenn sie auf schwachen Füßen stände, was nicht der Fall ist, ernstlichen Schaden zuzufügen. Die Basis des Buches, oder vielmehr des Planes, dessen Entwicklung und Vertheidigung es enthält, ist so lustig, daß sie mit den tollsten Hirngespinnsten politischer Schwärmer in dieselbe Kategorie gestellt werden muß. Und doch ist diese Ansicht von dem gegenwärtigen Stande der Kirche und von der Nothwendigkeit ihrer volksthümlichen Regeneration noch bei weitem das Interessanteste. Ueber Rom und römische Angelegenheiten ist nicht viel darin enthalten. In allem Uebrigen, was nicht auf Frankreich Bezug hat, waltet große Oberflächlichkeit und Unkunde lokaler Verhältnisse vor. Und — dies ist nun einmal die eigene Schuld des Verfassers — auch jezt noch zweifeln Viele an seiner Aufrichtigkeit, Niemand aber an seiner Inconsequenz. Es heißt, der Abbé Lacordaire, welcher sich noch immer unter uns befindet, sey mit einer Gegenschrift beschäftigt. — Von Lamennais ehemaligen Mitarbeitern am Avenir war der Graf von Montalembert im verflossenen Winter längere Zeit hier. Er hat sich neuerdings fast ausschließlich mit der geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Seite des Mittelalters befaßt, und sein schöngeschriebenes Buch über die heilige Elisabeth zeugt von dem Ernst seiner Studien und seiner Gesinnung. Auf diesem Felde bleibt auch in Italien noch unendlich viel zu thun übrig. Ein Franzose, A. F. Rio, der einige Jahre in diesem Lande zubrachte, hat es unternommen, eine Geschichte der christlichen Poesie in ihrem Princip, ihrem Stoff und ihrer Form zu schreiben. Der zweite Theil, welcher die italienische Kunstgeschichte enthält, ist zuerst erschienen: er umfaßt die Zeit von dem Wiederaufleben der Malerei bis zu ihrem Verfall im sechzehnten Jahrhundert. Bedeutende Einwirkung der zum Theil in Deutschland geltenden Ansichten ist in diesem Buche nicht zu verkennen. Der Verfasser ist geneigt, das Abgehen vom Typischen, wie es bei den Florentinern stattfand, als Anfang des Verderbnisses, und das Streben der Umbrischen Schule als höchste Blüthe der christlichen Kunst zu betrachten. Läßt sich nun auch Manches gegen den Grundgedanken, in diesem Umfange genommen, sagen, und fehlt es im Detail nicht an vielerlei Irrthümern, so ist diese Schrift doch sehr zu beherzigen und interessant in ihrer consequenten Durchführung. Rt.

Dresden, April.

(Fortsezung.)

Abschied der Schröder-Devrient.

Der Enthusiasmus, welcher die zum lezten Male vor der Abreise auf der hiesigen Bühne in der Rolle der Euryanthe erscheinende Schröder-Devrient empfing, verfehlte nicht, den ganzen Abend, bei jeder schicklichen Gelegenheit, in Händeklatschen, Bravo und Herausrufen immer von Neuem aufzurauschen. Im Beifallssturme nach der Oper, als der mächtig erklungene Wunsch, sie noch einmal zu sehen, von ihr gewährt wurde, flatterte die reizendste Blumenpracht ihr entgegen. Sodann erschien Fräulein Wüst in der sehr vorzüglich von dieser gesungenen Rolle Eglantinens, die Feier des Austritts durch Recitirung des folgenden Gedichts von A. Peters noch zu erhöhen, und Euryanthen-Devrient einen Lorbeerkranz aufzusezen:

Vom Hasse frei, frei von des Todes Banden,
In die sie schlug das rächende Geschick,
Kehrt Eglantine jezt zu Euryanthen,
Voll Liebe zu der Liebenden zurück,
Um huldigend im Tempel der Kamönen
Die Priesterin, die scheidende, zu krönen.

Zwar ist's die Freundin nur, durch gleiches Streben
Mit dir verwandt, und gleichen Herzensdrang,
Die seine Krone dem Verdienst zu geben,
Den Lorbeerzweig für dich zum Kranze schlang:
Doch das Gefühl, womit sie ihn geschlungen,
Theilt jede Brust, vom Geist der Kunst durchdrungen.

Denn was die Göttin, die hier thront und waltet,
Nur selten ihrer Freunde Blick enthüllt, —
Du hast der Kunst Geheimniß uns entfaltet
Und dargestellt in der Vollendung Bild,
Und darum schmückt dich an der Göttin Throne
Bewundrung Aller mit des Ruhmes Krone.

Du scheidest jezt, und fern von unsrer Mitte
Wird neuer Lorbeer deine Stirn umziehn,
Drum tönt zum Abschiedsgruß dir nach die Bitte:
Laß in dem Kranz die Hoffnung uns erblühn,
Daß, wie dich auch das Ausland mag erheben,
Du treu uns bleibst, wie wir dir treu ergeben.

Die dabei von der Wortführerin noch besonders ausgedrückte Bitte freudiger Rückkehr fand den willkommensten Nachhall in den offenbar aus tiefbewegter Seele aufwogenden Worten der Gefeierten und ihrer Zusage. Allgemein hofft man auf die gewisse Erfüllung derselben, obschon, dem Vernehmen nach, nicht nur England, sondern besonders auch Frankreich Alles aufbietet, den höchsten Schmuck unserer Oper für immer an sich zu bringen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 48. Freitag, 12. Mai 1837.

Sternkunde.

(Schluß.)

Die Doppel- und vielfachen Gestirne müssen daher als Systeme einer höheren Weltordnung betrachtet werden, bei welchen sich, statt daß in den gewöhnlichen Sonnensystemen, z. B. im unsrigen, Planeten um eine Sonne laufen, vielmehr Sonnen um eine Sonne bewegen. * Dergleichen Doppelgestirne kennt die Astronomie, so weit die Tiefen des Himmels ihren Instrumenten überhaupt noch zugänglich sind, schon weit über 6000; und unerachtet sie sich kaum erst ein halbes Jahrhundert mit Verfolgung dieses Gegenstandes beschäftigte, so ist es ihr doch schon gelungen, aus den indeß beobachteten durchlaufenen Bögen auf die ganze Umlaufszeit mehrerer dieser Wandelsonnen zu schließen. Solchergestalt ist z. B. ermittelt worden, daß die Wandelsonne γ Virginis 513 unserer Jahre gebraucht, ehe sie den ganzen Umlauf um ihre Centralsonne, d. h. also ihr Jahr, vollendet, daß die Wandelsonne 61 Cygni 452 unserer Jahre dazu verwendet u. s. w.; und man hat ein Recht zu schließen, daß die Umlaufszeit anderer solcher Wandelsonnen auf viele Tausende von Jahren steigen, und daß diese Bewegung, eben ihrer außerordentlichen Langsamkeit wegen, von uns kaum bemerkt wird. Es ist ferner bemerkt worden, daß ihr Lauf nach Art der Planeten um unsere Sonne, in Ellipsen erfolgt, und man ist sogar dahin gelangt, die Axen dieser Ellipsen, ihre Excentricitäten u. s. w. zu bestimmen, und sich zu überzeugen, daß der Centralstern seinen Platz in dem einen Brennpunkte dieser Ellipse hat. Eine solche Bewegung um einen Centralkörper ist aber eine nothwendige Folge des oben angegebenen Newton'schen Attractionsgesetzes. Man kann mit vollkommner geometrischer Schärfe zeigen, daß dieses Gesetz jene elliptische Bewegung zur Folge, und daß, umgekehrt, diese elliptische Bwegung jenes Gesetz zur Ursache haben muß. Und so wie in unserm Systeme jede einzelne Planetenbeobachtung, bei ihrer genauesten Uebereinstimmung mit der Theorie der elliptischen Bewegung, mit Recht als ein neuer Beweis der Richtigkeit dieser Theorie selbst betrachtet wird; eben so sind auch die unzähligen Beobachtungen der Doppelsterne, die genau mit der für sie berechneten elliptischen

* Das vollständigste Werk, welches wir bis jezt über diese merkwürdigen Doppelgestirne besizen, ist: „Struve, Ueber Doppelsterne. Dorpat. 1827. 4.“ (Literaturblatt v. 1828. N. 1. 2.) Von demselben Gelehrten wird aber in diesem Augenblicke eine neue Arbeit über denselben Gegenstand angekündigt, ein über 130 Bogen starkes Werk, an welchem jezt unter Aufsicht der kaiserlichen Akademie zu Petersburg gedruckt wird, und auf welches wir hierdurch vorläufig aufmerksam machen. M.

Bahn übereinstimmen, gleich viele Beweise, daß dasselbe Gesetz der Schwere, welches in unserm Sonnensysteme herrscht, auch in den Systemen der Doppelsterne herrschen muß, und daß dieses Gesetz daher, im strengsten Sinne des Wortes, ein allgemeines, für alle Systeme geltendes und durch die ganze endlose Natur gehendes sey.

Der Centralstern unterscheidet sich übrigens von den, ihm satellitenartig beigegebenen Wandelsonnen nicht bloß durch seine Größe, welcher Umstand also eine neue Aehnlichkeit mit unserer, den zugehörigen Wandelsternen an Größe auch so sehr überlegenen Sonne bildet; sondern, was ganz besonders merkwürdig erscheint, auch durch die Farbe. Gewöhnlich erglänzt der Centralstern in einem schönen weißen (seltener in einem gelblichen oder röthlichen) Lichte, während sich der Satellit nur in blauer oder blaugrüner Farbe zeigt. Wahrscheinlich gehören die Sterngruppen, zu welcher wir jezt mit dem Verf. übergehen, ebenfalls in die Kategorie der so eben beschriebenen vielfachen Sterne, von denen sie sich nur durch die noch größere Zahl, der diese Gruppen bildenden Sterne unterscheiden. Man versteht nämlich unter „Sterngruppen“ diejenigen isolirten lichten Stellen des Himmels, die sich, wenigstens durch bessere Fernröhre, noch durchaus in einzelne Sterne auflösen lassen. Sie gewähren meistens das Ansehen von kugelförmigen, mit Sternen dicht erfüllten Räumen, welche, isolirt und gleichsam wie Aerostaten, am Himmel zu schwimmen, und große, von allen übrigen abgesonderte Sonnenfamilien zu bilden scheinen, während sich in ihrer Mitte ein größerer und lichterer Stern, wiederum eine Centralsonne zeigt, zu welchem die übrigen Körper des Systems abermals in dem Bezuge von Wandelsonnen stehen mögen. Die Anzahl der Sterne, welche in einer solchen sphärischen Gruppe enthalten sind, zu zählen, würde meistens ein ganz vergebliches Bestreben seyn. Nach Herschels Schätzungen sind da oft zehn- bis zwanzigtausend Sterne in einen Raum zusammengepreßt, dessen Fläche kaum den zehnten Theil der Vollmondsfläche beträgt. Gegen die Mitte, also nach dem Centralkörper hin, nimmt die Helle dieser kugelförmigen Sterngruppen immer zu, und zwar ist diese größere Helle eine Folge der größeren Gedrängtheit der Sterne, eine Erscheinung, welche, wie Herschel erwiesen hat, nicht etwa bloß optisch, sondern wirklich physisch ist. „Es scheint, fügt der Verfasser diesen Auseinandersetzungen hinzu, übertrieben und phantastisch zu seyn, diese Tausende in einem so kleinen Raume zusammengepreßten Sterne für Sonnen zu halten, gleich derjenigen, die uns leuchtet, und ihre gegenseitigen Abstände, welche wir kaum mehr unterscheiden können, in demselben Verhältnisse groß anzunehmen. — Aber was ist dort oben, wo uns jeder Maßstab fehlt, noch groß oder klein zu nennen? Da selbst die größten dieser Sternkugeln, in denen sich gleichwohl das Licht von zehn- und zwanzigtausend Sonnen vereinigt, mit freien Augen kaum bemerkt werden können, so muß wohl ihre Entfernung von uns so ganz außerordentlich seyn, daß uns jeder Maßstab dafür gebricht, und unsere Einbildungskraft über Erfindung eines Begriffes dafür ermüdet.“

Hinsichtlich der eigentlichen Nebeln ist zuerst zu bemerken, daß man zwei wesentlich verschiedene Arten derselben kennt. Wenn man die eigentliche runde Sterngruppe, wie wir sie oben beschrieben haben, durch ein schwächeres Rohr betrachtet, so erscheint sie auch bloß als ein Nebel; mit einem besseren, wie eine Mischung von Nebel und Sternen, und mit einem sehr starken Fernrohre endlich als ein ganz in einzelne Sterne aufgelöstes Aggregat. Allein bei den eigentlichen Nebeln ist dem nicht so, hier wird auch durch das allerstärkste Teleskop nur die Helligkeit des Nebels vermehrt, und der allgemeine Lichtzustand derjenigen Einheit und Gleichförmigkeit näher gebracht, welche Herschel mit dem Namen milchiger Nebel bezeichnet. Es gibt ganze große Gegenden des Himmels von mehreren Quadratgraden, welche völlig mit dieser Nebelmasse erfüllt sind. Diese Nebelfelder, wenn wir so sagen dürfen, zeichnen sich nicht bloß vermittelst des helleren Lichtes, durch welches sie vom übrigen dunkeln Grunde des Himmels verschieden sind, sondern auch durch ihr eigenthümliches schuppen- oder fleckenartiges Ansehen aus, welches sie unsern sogenannten Lämmerwolken ähnlich macht.

Der Verfasser gibt eine Darstellung der Hauptformen dieser Himmelsnebel. „Mehrere zeichnen sich durch ihre wahrhaft erstaunliche Größe aus, indem sie, selbst in den ungeheuren Entfernungen, um welche sie von uns abstehen, noch sehr beträchtliche Räume des Himmels, wie gesagt, oft von vielen Quadratgraden einnehmen. Da sie aber an den meisten Stellen sehr lichtschwach, in den Grenzen unbestimmt und gleichsam verwachsen sind, so kann man sie nur mit den allergewaltigsten Fernröhren in ihrer ganzen Ausdehnung verfolgen. Um aber hiernächst wenigstens einen allgemeinen Begriff von jener ganz ungeheuren Ausdehnung mancher dieser Nebelfelder zu geben, wollen wir ein solches, welches 8 Quadratgrad einnimmt (Rectascension: 0^{t} 36; Poldystanz: 47°), genauer betrachten, wobei man sich daran erinnern muß, daß die Scheibe der Sonne oder des Vollmondes, wie uns diese Gestirne erscheinen, etwa den vierten Theil eines Quadratgrades am Himmel bedecken. Unter dieser Voraussetzung nimmt das hier zu betrachtende Nebelfeld einen Raum der Himmelsfläche

ein, den erst 32 um einander gestellte Vollmonde erfüllen würden, und der Durchmesser dieses Feldes beträgt beiläufig $3^{1}/_{2}$ Grad, vielleicht der Sonne an Größe gleich zu setzenden. Nun erscheint der Durchmesser des nächsten Fixsternes noch nicht unter dem Winkel einer Secunde; und wenn wir also die Entfernung des Nebelfeldes von der Erde nur der Entfernung dieses Fixsterns von uns gleich setzen, welches bestimmt noch unendlich viel zu wenig ist: so würde sich also der Durchmesser des Nebelfeldes zum Durchmesser unserer Sonne verhalten, wie $3^{1}/_{2}$ Grad zu 1 Secunde, d. h. wie 12600 zu 1, oder: der Durchmesser dieses Nebelfeldes faßt den Durchmesser unserer Sonne, welcher gleichwohl mehr als 100 mal größer ist, als der, 1720 Meilen betragende Durchmesser unserer Erde, mindestens 12600 mal. — Herschel hat die Flächenräume aller solcher von ihm beobachteten Nebelfelder in eine Summe gebracht, und die Gesammt-Ausdehnung derselben über 200 Quadratgrade, also fast dem 200sten Theile * der ganzen Himmelskugelfläche gleich gefunden. Die Menge des Nebelstoffes, welcher durch den ganzen Himmelsraum verbreitet ist, scheint daher an das Ungeheure zu grenzen, wenn sie nicht vielmehr in der That unendlich ist!

Außer diesen aber gibt es auch verhältnißmäßig kleinere Nebel, von denen indeß mehrere dennoch die Oberfläche des Mondes übertreffen. Diese sind nun aber alle viel bestimmter begrenzt, ohne daß es jedoch irgend eine bestimmte Gestalt für sie gäbe, indem sie vielmehr unter allen möglichen, selbst den bizarrsten Formen erscheinen. Wo sich bei diesen Nebeln eine regelmäßigere, mehr ausgebildete Gestalt vorfindet, da scheint dies allemal auf Unkosten ihrer Ausdehnung erfolgt zu seyn; und man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß diese Nebel nichts als Zusammenballungen des durch das ganze Universum verbreiteten Welterschöpfungsstoffes sind, der sich auf verschiedenen Stufen der Verdichtung und Formbildung befindet, bis in der Kugel die Bedingung des Hervorgehens eines neuen Gestirns erreicht ist. Der Schöpfungsakt wäre, nach dieser erhabenen Vorstellung, im Allgemeinen kein geschlossener, sondern eben so unendlich in der Zeit, als die Ausdehnung der Himmel ein Unendliches im Raume. Freilich erliegt das menschliche Begriffsvermögen unter der Größe dieser Vorstellung; aber die Idee des Unendlichen ist dem Menschen, als solchem, auch nur erst noch in der Andeutung zugänglich. — Vollkommen kreisrunde Nebel, welche man ebenfalls häufig beobachtet, zeigen sich viel kleiner und heller als alle übrigen, und das Licht nimmt bei ihnen nach dem Mittelpunkt stufenweis und regelmäßig zu. „Es scheint daher, heißt es mit den Worten des Werkes, als wenn bei ihnen die Verdichtung gegen den Mittelpunkt bereits weiter vorgeschritten sey, und daß sich in den Massen, welche vorher noch auseinanderstrebten, allmählich ein Gleichgewicht und ein regelmäßiges Ablagern hergestellt habe. Oftmals hat die oben erwähnte Lichtzunahme vom Umkreise nach dem Mittelpunkte hin nur sehr allmählich statt, so daß sich die eigentliche Grenze zwischen dem helleren Kerne und der umgebenden kugelförmigen Hülle nicht recht angeben läßt. Bei andern, schon in der Formation vorgeschrittenen Nebelmassen ist die Hülle gleichmäßig matt erhellt, und von dem kleinen lichten Kerne scharf getrennt. Wieder bei andern hingegen ist die (atmosphärische *) Nebelhülle nur sehr schwach erhellt, und dafür der Mittelpunkt, der eigentliche Kern, an Glanz und Lichtstärke schon einem wirklichen Fixsterne ähnlich. Die Centralkraft der Gravitation hat dann bei diesen Nebelsternen, wie wir die Körper dieser lezteren Kategorie wohl benennen dürfen, alle dichteren, vorher noch durch die ganze Nebelmasse zerstreuten Theile in diesem engeren Kernraum vereiniget; der um den Mittelpunkt comprimirte Nebelstoff hat schon Sternnatur angenommen, und die weiteren Umhüllungen enthalten nur noch den wolkenartigen Ueberrest der Urmasse, deren successive Metamorphosen endlich die neue, die werdende Sonne erzeugen. Denn noch ist sie nicht völlig entwickelt, noch nicht ganz zu einem eigentlichen Sterne geläutert, da sie sich noch in dieselben Dünste eingehüllt findet, aus welchen sie entstand, und aus welchen sie vielleicht noch jezt die Mittel zu ihrer Nahrung und Erhaltung zieht, wie sich der Embryo des künftigen Huhns aus der umgebenden Masse des Eies ernährt und bildet. ** Nach Tausenden, vielleicht nach Millionen von Jahren, wird denn endlich auch der Rest dieser Umhüllung bis auf die rein atmosphärischen oder photosphärischen Stoffe, absorbirt seyn, und der neue Stern wird dann in der Verklärung eines jungen Weltkörpers dastehen.

Mit dieser Andeutung eines fortgehenden Schöpfungsakts im Universum, als einer solchergestalt durch alle Analogie, in Verbindung mit der unmittelbarsten Beobachtung, bestätigten Idee, schliessen wir die Anzeige dieser Schriften.

Dr. Nürnberger.

* Die ganze Ober- (oder vielmehr Inner-) Fläche der Himmelskugel (gleichwie jeder andern Kugel) beträgt nämlich 41252 Quadratgrade. N.

* Das heißt die zur Bildung der künftigen Atmosphäre oder Photosphäre verbleibende Nebelmasse.

** Ein vollkommen paßlicher Vergleich! N.

5) Aufsätze über Gegenstände der Astronomie und Physik für Leser aus allen Ständen von H. W. Brandes, aus des Verfassers hinterlassenen Papieren von seinem Sohn C. W. H. Brandes herausgegeben. Mit 1 Kupfer. Leipzig, Göschen, 1835.

Populäre Aufsätze über die Größe der Erde, die Entfernung des Mondes, Sonnen- und Mondsfinsternisse, die Marsbahn, den Halley'schen Kometen; dann allgemeine Blicke in die Ordnung des Weltgebäudes, die Totalität aller sichtbaren Gestirne betreffend, was für noch ununterrichtete Leser besonders interessant seyn dürfte; endlich über das bekannte Brockengespenst (ein optisches Phänomen), über Abbruch und Anwachs an den Meeresufern und über die Fata Morgana. Brandes hat viele andere Schriften zur Astronomie und Physik geschrieben und besaß in hohem Grade die Eigenschaft, klar und gemeinverständlich zu seyn.

Biographie.

Fahrten eines Musikanten. Herausgegeben von Ludwig Bechstein. Drei Theile. Schleusingen, Glaser, 1837.

Wenn die Leser den persönlich äußerst jovialen und liebenswürdigen Verfasser kennen würden, dürfte ihnen die Lektüre dieses Werks noch ungleich mehr Genuß gewähren; doch ist es ihm gelungen, so viel von seiner Laune in das Buch überzutragen, daß es nicht verfehlen wird, die heitere Stimmung seines Urhebers auch unter den Lesern zu verbreiten.

Der Verfasser, ein Freund und Landsmann des Herausgebers, ein munteres Thüringer Blut, kam in der Zeit der patriotischen Gährung, d. h. des Wartburgfests, auf die Universität und nahm ohne alle Schwärmerei an dem Theil, was damals an der Tagesordnung war, und was Jean Paul so gut mit dem Namen der „Dämmerungen für Deutschland" bezeichnet hat. Lustig und guter Dinge, nichts weniger als Fanatiker, wurde er doch nach der Katastrophe, die Kotzebues Tod bezeichnet, zu den Verdächtigungen verurtheilt, die damals auch die unschuldigsten Glieder der Burschenschaft trafen, und um ihnen zu entgehen, fiel er mit einem andern Studenten auf den abenteuerlichen Plan, nach Südamerika zu gehn und für die Unabhängigkeit der neuen Republiken zu kämpfen. Sie ließen sich in London anwerben, verzehrten ihr Geld, wurden von dem Unterhändler betrogen und mußten ihr Heil in Paris versuchen, wo sie, (kurz vorher noch glühende deutsche Patrioten) aus Noth gemeine Soldaten wurden. Auf der Insel Corsika stationirt, machte der Verfasser einen unglücklichen Fluchtversuch, brachte sich aber durch sein musikalisches Talent bald in eine bessere Lage. Er fing nämlich an, Concerte zu geben, bloß aus der Erinnerung, da es ihm gänzlich an Noten gebrach. Aber sein Genie ersezte alles, er erntete allgemeinen Beifall und sezte sich in den Stand, den einem deutschen Patrioten so unanständigen französischen Soldatenrock wegzuwerfen und in die Heimath zurückzukehren.

Aber sein Unstern wollte, daß er, noch halb als Student angesehn, in Würzburg mit einem Renommisten zu thun bekam. Er lachte zufällig über etwas im Gespräch mit einem Andern, der Renommist bezog das Gelächter auf sich und stieß eine grobe Beleidigung aus. Vergebens erklärte der Verfasser, daß an ihn nicht entfernt gedacht worden sey. Dies wurde ihm nur als Feigheit ausgelegt und, um Mißhandlungen zu entgehen, sah er sich gezwungen, das Duell anzunehmen, und streckte den nichtswürdigen Renommisten auf den ersten Schuß todt nieder. Da waren auf einmal wieder alle seine Hoffnungen zerstört. Er mußte zum zweiten Mal flüchten. Es war die Zeit der Griechenvereine. Von ihnen expedirt, ging er nach Hellas ab.

Er schildert nun ausführlich seinen Aufenthalt in Griechenland, wo er nach der Niederlage bei Arta beinah ein Räuberleben zu führen genöthigt war, und wo die besten Freunde an seiner Seite im Elend verschmachteten. Er selbst rettete sich nach Smyrna, wo er sich wieder durch sein musikalisches und geselliges Talent Freunde und Gönner verschaffte. Nach Europa zurückgekehrt, verweilte er längere Zeit in der Schweiz als Musiklehrer auf dem alten Felsenschloß der Grafen von Lenzburg, das in ein Erziehungsinstitut verwandelt worden war, und kehrte endlich nach Thüringen zurück, wohin ihn seine alte, ihm treu gebliebene Liebe rief, und wo er endlich eine sorgenlose Ruhe fand.

Da so viele Opfer der patriotischen Dämmerungsperiode tragisch geendet haben, so erfreut es, hier einmal einen durchaus fröhlichen Charakter kennen zu lernen, der auch das härteste Mißgeschick mit unverwüstlicher Laune und Gemüthlichkeit ertrug. Die Erzählung ist natürlich, einfach, ungeschmückt. Immer noch hört man den muntern Studenten.

Berichtigungen.

S. 101. Sp. 2. Linie 5 v. u. l. nach Zeit und Ort statt von Zeit und Ort.
„ 103. „ 2. „ 25 v. o. ist und zu streichen.
„ 104. „ 1. „ 7 v. o. l. Ausbeutung statt Ausbreitung.
„ 106. „ 1. „ 13 v. o. l. Tod statt Lob.
„ 109. „ 2. „ 6 v. u. l. aller statt aber.
„ 111. „ 2. „ 1 v. u. l. Verunglückter statt Unglücklicher.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 114.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 13. Mai 1837.

Man warf ihm Staub auf sein geweihtes Haupt,
Den schüttelt' er so mild im Gram sich ab,
Im Antlitz rangen Thränen ihm und Lächeln,
Die Zeichen seiner Leiden und Geduld.

Shakespeare.
Richard II.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Diesen Moment hat Delaroche gewählt. Wir sind im Tower, in einem Gange desselben, zu dem eine Treppe hinaufführt. Strafford, aus seinem Kerker herausgetreten, kniet in der Mitte des Bildes: eine schöne, edle Gestalt, das würdevolle Haupt entblößt und gesenkt, in der schwarzen Tracht jener Zeit, den Ordensstern noch auf dem Mantel, über ihm ein Kerkergitter, aus dem sein Freund Laud die Hände segnend herausstreckt; etwas hinter Strafford sein Vertheidiger oder eine Magistratsperson, an den sich ein junger Mann, wahrscheinlich Straffords Sohn, weinend anlehnt; ganz im Vordergrunde, die Treppe hinabsteigend und deßhalb nur bis an die Knie sichtbar, ein Offizier, der Strafford zum Tode führen soll, in der Hand ein Schwert und das Todesurtheil.

Das zweite Bild zeigt uns den lezten Akt der Stuartstragödie. Karl ist Gefangener; das Parlament hat ihm während seines Processes das Haus des Sir Robert Cotton, das nahe bei Westminsterhall befindlich, zum Gefängniß angewiesen; dort hat er von den Soldaten, die ihn bewachen, fortwährend die gröbsten Beleidigungen zu erdulden. — Wir sehen in einem, im Geschmacke damaliger Zeit verzierten Gemache Karl in der Mitte des Bildes an einem Tische sitzen, umgeben von Soldaten. Er ist gekleidet, wie ihn die Porträts von Vandyk zeigen, einfach schwarz, aber geschmückt mit den Zeichen seiner Würde, wie er sie in bessern Tagen zu tragen gewohnt war, das Ordensband auf der Brust, den großen Stern auf dem Mantel. Karl bewahrte seine königliche Würde bis zum lezten Augenblick; als König keinen andern Richter denn Gott anerkennend, protestirte er fortwährend gegen die Competenz des Gerichtshofs. König noch im lezten Augenblicke, stieg er im Schmucke seiner Würde auf's Schaffot; ganz anders wie Ludwig XVI., in dem erst das Königthum erniedrigt und in den Staub getreten war, ehe es an seine Person ging, der als Privatmann, zwar würdevoll, aber nur als Privatmann, als Louis Capet, nicht als König sich vertheidigte, verurtheilt wurde und auf's Schaffot stieg, nicht wie Karl im königlichen Mantel, sondern im blauen Ueberrock. Karl fiel mit dem Königthum, Ludwig erst später.

Karl, den wir auf dem Bilde Delaroche's ganz von vorne sehen, hat gelesen; er hält, den linken Arm auf den Tisch gestüzt, das Gebetbuch noch in den Händen, und hat nur einen Augenblick aufgehört, weil ihn die pöbelhaften Beschimpfungen seiner Wächter stören. Zu seiner Rechten hat sich einer derselben über seinen Stuhl gelehnt und bläst ihm den Tabaksdampf, vielleicht noch Schlimmeres, in das königliche Antlitz. (Karl rief

bekanntlich bei einer solchen Beleidigung eines Soldaten aus: „Poor souls, they would treat their generals in the same manner for sixpence!") Zu seiner Linken sitzt ein Anderer, die Flasche in der einen Hand, die andere mit dem Glase hoch erhoben, einen Toast auf des Königs Feinde ausbringend. Den König kümmern diese Beleidigungen nicht, ruhig, unbeweglich schaut er vor sich hin, zum Bilde heraus. Im Vorgrunde hat sich einer der Soldaten über den Tisch gelehnt und schläft, ohne durch des Königs Gegenwart genirt zu seyn. — Diese drei Wächter drücken durch ihre Handlungen nur den halb willenlosen, pöbelhaften Haß der rohen Menge aus, die — wie sie geleitet wird — heute anbetet, morgen verflucht. Weiter dem Hintergrunde zu, hinter dem Tische sitzt aber ruhig ein anderer Wächter, dessen Antlitz weit gefährlichere Intentionen ausdrückt als jene durch ihre beleidigenden Handlungen; er hat die Hände in das Degengefäß gefaltet, die Beine übereinander geschlagen, auf den Rost des Kamins gestützt, und wendet das Gesicht dem König zu, um zu sehen, welchen Eindruck auf denselben die Beleidigungen der Soldaten machen, die er vielleicht angehezt hat. In seinen stechenden Blicken malt sich der bösartigste Parteihaß; er weiß, was er will, und warum er haßt. An der Säule des Kamins lehnt, ein Bild der stillen, unterdrückten Trauer, des Königs treuer Kammerdiener, Thomas Herbert. Hinter der Hauptgruppe am Tische stehen zwei Soldaten, die beide unwillig auf die Niederträchtigen sehen, die den König beschimpfen, der jüngere aufrecht in kriegerischer Stellung, als wolle er dreinschlagen, der Aeltere traurig und als wolle er ihn zurückhalten. Im Hintergrunde an einem Fenster, durch das man Westminster erblickt, wo des Königs Richter thronen, ist eine Gruppe von Soldaten, stehend und sitzend, die auf einen aus ihrer Mitte horchen, welcher mit heftigen Geberden, auf Westminsterhall zeigend, zu ihnen redet.

Beide Bilder Delaroche's verfehlen den Eindruck nicht, den der Künstler beabsichtigte, als er uns mit dem ganzen Aufwande seiner Mittel würdig und standhaft getragenes Unglück vor die Augen führte. Die hiesigen Kritiker haben viel Wesens davon gemacht, daß König Karl, wie er so ruhig die Beleidigungen seiner Wächter erträgt, an einen verspotteten Christus erinnere. Ich glaube, das ist wahr, diese Erinnerung drängt sich unwillkührlich auf; die Physiognomie des Königs und sein langes, gescheiteltes Haar verstärken diese Aehnlichkeit noch. Vielleicht hat sogar der Künstler so etwas beabsichtigt. In meinen Augen ist das aber kein Vorzug des Bildes, sondern gereicht ihm eher zum Nachtheil, und vielleicht ist das der Grund, weßhalb ich das erste Bild, Strafford, diesem vorziehe. Jene Erinnerung an die Verspottung des Heilands hat etwas, was, mir wenigstens, den Eindruck des Bildes verdirbt. Wenn Christus verhöhnt wird — in keiner Darstellung aus dem neuen Testamente spricht sich das Prinzip des Christenthums reiner aus — so duldet er den Hohn, weil er will; er ist Gott, er könnte die Beleidiger vernichten, aber er erträgt ruhig, gerade weil er Gott ist. Karl Stuart aber duldet jenen Hohn, nicht weil er will, sondern weil er muß, weil er gar nicht anders kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Waidwerk.

(Fortsetzung.)

Uebersicht.

In Germaniens Urwäldern war jeder freie Mann ein geborner Krieger und Jäger, und erfüllte in dieser doppelten Bestimmung seines Lebens Zweck und Ziel; auch waren dazumal Krieg und Jagd so nahe verwandt, wie sie es heute noch sind in Amerikas grünen Wildnissen; denn der Bär, der Wolf und der unbändige Ur waren eben so gefährliche Gegner als der römische Soldat, oder dem Deutschen der Deutsche. Aus der freien Leute Mitte erhoben sich zwar, lange bevor Karl der Große das Kreuz an den Ufern der Weser aufpflanzte, bereits schon Häuptlinge, aber erst mit dem Beginn des Reiches wurden die ehemals Freien und Gleichen theils zu unmittelbaren Freiherrn, theils zu Lehensträgern der Freiherrn, und endlich zum Theil auch Unterdrückte, denen neue Edle ihre ursprünglichen Rechte entzogen, wie zum Beispiel die althergebrachte Freiheit des Waidwerks auf der Erde und im Wasser. Und als im Laufe der Zeiten Herrn und Grafen für sich nahmen und ihren Nachfolgern als Erbe hinterließen, was ihnen der König nur als seinen Verwaltern zu treuen Handen hatte vertrauen wollen, da wurden aus des Königs Richtern, Schaffnern und Bannerträgern erbliche Reichsfürsten, und aus den Dienern derselben erbliche Lehensträger, so wie anderwärts wieder kleinere Besitzer des Reiches Unmittelbare blieben. Unter diesen Gestaltungen wurden die Vorrechte, die wir im Allgemeinen Regalien zu nennen pflegen, immer bestimmter, und die Berechtigten wachten immer strenger darüber, daß ihnen keines geschmälert werde. — Auf diese Weise ward nun die Jagd ausschließliches Eigenthum der Edlen, auf welche die Neigungen und Pflichten der ehemaligen Freien übergegangen waren, nur daß, wenn auch immer noch der Krieg ihr Geschäft blieb, doch die Jagd weder Nothwehr noch Erwerbsquelle mehr, sondern vorzüglich ihre Lustbarkeit und ihr Stolz war. Und aus diesen Zeiten stammt diejenige Gestalt des Waidwerks, welche seine Uebung zu einer adligen Beschäftigung erhob.

Die neuere Art der Kriegsführung mit Fußvolk und mit Feuerwaffen veränderte durchaus die Stellung der

unmittelbaren Grundherrn zum Reiche, der mittelbaren zu den großen Lehensherrn, welche der Hoheitsrechte immer mehr erwarben, so daß endlich der Reichsverband nur ein leerer Schall war, der nach und nach verhallte. Und als der westphälische Friede einer gewaltigen Umwälzung sein Siegel aufgedrückt hatte, näherten sich die rauhen Sitten des Mittelalters mit starken Schritten der Verfeinerung; aus dem Turnier der schwergeharnischten Lanzenbrecher bildete sich das Ringelrennen, und aus der Jagdlust erwuchs la noble passion, bei deren fürstlicher Ausübung kein möglicher Schmuck des Luxus fehlen durfte, wie bei der stolzen Jägerei des kaiserlichen Hofes, so auch im Gefolge des kleinsten Freiherrn. Zwar waren Aufwand und Pracht der Jägerei in früheren Zeiten nichts weniger als unbekannt, aber in der lezten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zeigte sich darin eine glückliche Mischung von ritterlicher Mannhaftigkeit, wie sie sich durch die Stürme des dreißigjährigen Krieges gerungen, und von Verfeinerung, die von da an nur zu bald in Ueberfeinerung und Haarbeutelei übergehen sollte, aber noch auf dem rechten Punkte hielt, so daß wir diesen Zeitpunkt sehr wohl für das goldene Alter der edlen Jägerei erklären mögen, so wie überhaupt aus dem Geiste jener Zeiten sich etwas Besseres hätte entwickeln können, als das steife, pedantische achtzehnte Jahrhundert, wäre nicht, gleich einer Sündfluth, von Frankreich aus die Leichtfertigkeit hereingebrochen, um sich mit der schwerfälligsten Schulfuchserei zu verbinden.

Das Waidwerk zerfällt in Abtheilungen, die von Erde, Luft und Wasser den Namen führen. Die Jagd der Thiere auf der Erde und der Vögel theilt sich in die hohe und niedere; die Jagd im Wasser, insofern sie das Fangen der Fische bezweckt, heißt Fischerei, während die Fischottern, Biber und Duckenten zwar, wie ihre Nachbarn, die Fische, zu den Fastenspeisen gehören, aber dennoch unter die Gegenstände der niedern Jagd gerechnet werden.

Die hohe Jagd nun ist das eigentlich fürstliche und adlige Vergnügen, das des Namens der noblen Passion ganz würdig ist; ihre vorzüglichsten Gegenstände sind der edle Hirsch, der ritterliche Keuler, der Auerochs und die Gemse, so wie die Vögel des Hochgebirgs, welche beim Falzen geschossen werden: der Auerhahn und der Birkhahn (welcher auch Spill- und Schildhahn heißt), endlich von reißenden Thieren der Bär. — Die niedere Jagd ist schon mehr allgemeiner Zeitvertreib, sey es nun, daß sie als Treibjagen oder mit dem Vorstehhund ausgeübt werde. Sie erfordert nichts als einige leicht zu erwerbende Erfahrungen und durch Uebung zu erlangende Fertigkeit im Schießen, so daß die vereinzelte und nur zeitweise Ausübung derselben zu den Vergnügungen des größeren Publikums gehört und einer etwas starken Leibesbewegung zur Beförderung des Blutumlaufs gleich zu achten ist. Dennoch gehört auch die niedere Jagd in das Gebiet der noblen Passion und wird, wenn auch nicht in Hinsicht des Gegenstandes, eben so edel als die hohe durch die Art der Ausübung; namentlich gehört hieher das Hetzen der Füchse und Hasen mit dem Windhund und berittener Jägerei. Für vornehm gilt, auch unsern jetzigen Begriffen nach, das uralte Vogelstellen auf dem Herd, von dem ein Kaiser einst den Beinamen erhielt, obschon sonst das Fangen in Netzen und Fallen nicht mehr sonderlich hochgeachtet wird. Die Anglomanie hat auch das Angeln zu einer adligen Beschäftigung gestempelt; doch ist es allein die Mode, welche diesem ungeselligen, nüchternen Vergnügen eine nur vorübergehende Währung gibt. Die Falknerei, welche einst einen der edelsten Zweige des Waidwerks bildete, ist seit Langem gänzlich abgekommen, sollte aber, schon wegen des fürstlichen Aufwandes dabei, wieder in Aufnahme gebracht werden, und zwar nach jenem großartigen Zuschnitt, dessen sie sich in frühern Zeiten erfreute, und wodurch die Hofhaltungen des Mittelalters den entscheidenden Schritt zu derjenigen Ausbildung des Waidwerks thaten, welche im 17ten Jahrhundert, wie wir oben erwähnten, in solchem Glanz sich zeigte. Die Jagd mit Stoßvögeln ist, dem Range nach, die Zwillingsschwester der hohen Jagd, deren Ausübung, ohne sie, immer noch mangelhaft bleibt, obschon der Gegenstand der Falknerei dem kleinen Waidwerk angehört.

In unsern Tagen wird die Jagd mit stets abnehmendem Glanz ausgeübt, doch können wir immerhin noch sehr ausgezeichnete Mitglieder im Orden der noblen Passion finden, und auch solche, welche alles Waidwerk in einer weitumfassenden Vereinigung mit Lieb und Lust zu betreiben wissen, wodurch sie zeigen, daß die Kunde von einer noch prachtvolleren Vergangenheit mehr denn ein Mährlein sey, so wenig diese Kunde glaublich klingt in Ländern, wo Besitzer und Pächter durch die Jagd Geld gewinnen möchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mechanische Holzschnitzerei.

Eine neue Erfindung.

Nach einer in französischen Blättern enthaltenen Ankündigung, welche mehr Vertrauen verdient, als sonst Manifeste der Art, weil sie von einem ehrenwerthen Manne, dem Professor Blanqui, herrührt, ist kürzlich in Frankreich eine sehr interessante Erfindung gemacht worden, die bedeutende Folgen haben kann. — Die Kunst der Bildschnitzerei in Holz war im Mittelalter mit größter Meisterschaft geübt worden, die neuere Zeit hatte die mühselige Kunst vernachlässigt und darüber fast verlernt; durch die Erfindung nun, von der hier die Rede ist, wird die schwierige, abschreckende

Handarbeit der Mechanik überantwortet, sie verspricht sich zur Bildnerei in Holz zu verhalten wie Kupferstich und Kupferpresse zur Zeichnung, und bald soll die Dampfmaschine Holz schnitzen, wie sie bereits Leinwand webt und Mousselin stickt. — Mit wenigen Worten wird sich ein Begriff von der Sache geben lassen. — Im vorigen Jahr hatte ein Mann, Namens Grimpé, eine Methode erfunden, in wenigen Minuten und mit dem Aufwand von wenigen Pfennigen Flintenschäfte zu schneiden, und die Regierung war mit ihm wegen Lieferungen für die Armee in Unterhandlung getreten. Er war aber hiebei nicht stehen geblieben; es gelang ihm, seine Maschinerie auf alle Formen, selbst die unregelmäßigsten, anzuwenden, und jezt liefert er Tischlerwaare und Bildschnitzerei aller Art. Seine Maschinen bohren Löcher nach entgegengesezten Richtungen, machen Einschnitte von ungleicher Länge und schneiden mit bewundernswürdiger Genauigkeit und Regelmäßigkeit feines Bildwerk, bald vertieft, bald erhaben. Er getraut sich, jede beliebige Zeichnung mit seinen Schneideeisen auszuführen, und mittelst derselben verrichtet der gemeinste Arbeiter Wunder. Zu gleicher Zeit und wunderbar schnell werden Holzschuhe, Rollen, Ornamente für Meubeln, Felder für Thüren und Getäfel, Felgen und Naben fabrizirt, so leicht wie Schwefelhölzer. — Die verziertesten Stücke kosten kaum etwas mehr als die einfachsten. Man kann jezt ein Paar Holzschuhe aus einem Stück Erlenholz für ein paar Centimen schnitzen, und die Façon einer Rolle kommt nur auf zwei Sous. Bereits liegen über fünfzig Muster von Getäfel mit Bildwerk vor, und die ausgezeichnet schöne Arbeit daran ist die Sache weniger Stunden. Das feinste Simswerk wird so rasch und sicher gebildet, wie mit einem Hobelstoß. — Diese wichtige Erfindung muß, wie immer das Wohlfeilerwerden der Bedürfnisse, vermehrte Consumtion zur Folge haben. Schon die Fabrikation der Holzschuhe und Stühle wird dadurch neuen Schwung erhalten, und man wird fortan in Privathäusern und öffentlichen Gebäuden die Zimmer, fast zum selben Preise wie mit gemeinem Schreinwerk, mit reich verziertem Holze im Geschmack der Renaissance täfeln können. Das seit langer Zeit ziemlich vernachlässigte einheimische Holz wird wieder zu Ehren kommen, namentlich das Nußbaumholz, das sich an alten geschnitzten Kirchenstühlen so prächtig ausnimmt. Der Arme, wie der Reiche gewinnen dabei: jenem wird manches Stück Schreinwerk zugänglich, und dieser kann sich mit einem Schmuck umgeben, dem man wegen des Zeit raubenden und darum theuren Arbeitslohns längst entsagt hatte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

(Fortsetzung.)

Mollière's Tartüffe.

Zu den hiesigen vorzüglichsten Bühnennovitäten gehörte das einem alten Mährchen entlehnte Drama von Raupach: „die Schule des Lebens.“ Als eine ganz besondere Denkwürdigkeit aber ist wohl der Versuch der Aufführung von Mollière's „Tartüffe“ zu betrachten. Tartüffe? riefen die Theaterfreunde beim Erblicken des Komödienzettels. Ein Kopfschütteln gesellte sich gewöhnlich zu dem Ausrufe. Der Eine fand unsere Zeit überhaupt wenig geneigt, sich Kunstwerke aus der berüchtigten Periode der großen Puderwolken auftischen zu lassen. Ein Anderer, schon wegen des berühmten Namens Mollière toleranter, hatte nichts dagegen, wenn das Stück, wie billig, nach neuer Weise zugestuzt würde. Ein Dritter wünschte besonders das nicht mehr übliche Versteckensspiel des in der deutschen Bearbeitung Herr v. Seelheim geheißenen Hausherrn, erst unter einem verhangenen Tische, dann auf dem Sopha, daraus verbannt zu sehen. Einem Vierten hatte man im Vertrauen gesagt, daß nicht nur dieses Verstecken, sondern sogar das ganze alte Costüm darin zum Vorschein kommen werde, und dieser prophezeihte den nahen Ruin des hiesigen und des gesammten deutschen Theatergeschmacks überhaupt, wenn man sich zu solchen Abgeschmacktheiten herablassen wolle. Ein Fünfter — doch mit Einem Worte, eine Menge Anderer noch stellten meist dem Unternehmen ein höchst ungünstiges Prognostikon. Das Lustspiel begann bei sehr vollem Hause, und das alte Costüm machte gar keinen unangenehmen Eindruck, zumal die Rollen trefflich besezt, und auch die meisten Schauspieler und Schauspielerinnen bemüht waren, gleich dem genialen Maler, dessen Pinsel die allzu herben und abstoßenden Cruditäten der Mode in Familiengemählden zu mildern und zu dämpfen sucht, Perrücken und Kleidungsstücke dem modernen Auge in einzelnen Partien etwas gefälliger zu appretiren. Das erwähnte Versteckensspiel blieb ebenfalls nicht weg. Ueberhaupt bestrebte man sich, die Zeit des alten Mollière ganz unverändert wiederzugeben. Wider alles Vermuthen jener, einen trostlosen Ausgang theils Besorgenden, theils Hoffenden, dauerte die Empfänglichkeit und Theilnahme des Publikums vom Anfang bis zu Ende. Seine gespannte Aufmerksamkeit wurde durch nichts unterbrochen, als durch den lauten Beifall, den ihm bald das Stück, bald die Kunst der Schauspieler abzunöthigen verstand. Man darf den Künstlern insgesammt nachrühmen, daß sie das Ihrige beitrugen, dem alten Lustspiele mit großem Fleiß und rühmlicher Anstrengung sein vollkommenes Recht widerfahren zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 108.

Windfahne.

Räthsel.

Nach Lucchese.

Uns Schwestern sieht man oft in großer Zahl
An Fenstern prangend stehn und auf Balkonen;
Die minder schönen freilich allzumal
Verstecken sich in hintern Regionen.

Spazieren gehen läßt man uns doch nie,
Gefangen müssen wir zu Hause bleiben,
Und uns mit Harmonie und Melodie,
So gut es gehen will, die Zeit vertreiben.

Zwar mehr als Ein Narr unter dem Balkon
Seufzt auch für uns, und läßt mit Wind sich stär en;
Daß man sie aufzieht, wißt ihr andern schon,
Sie aber wollen nun auch gar nichts merken.

Doch Einer, der das Fingerspiel versteht,
Entlockt uns, wenn er will, die schönsten Sachen;
Es freut ihn, doch nicht lange, denn er geht,
Nicht ohne unsre Fenster zuzumachen.

J. G. Fl.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 115.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 15. Mai 1837.

Weiche, Jägerpöbel, weiche!
Nur die auserwählte Schaar
In Dianens weitem Reiche
Bringt ihr würdig Opfer dar.
Hirschgerechte Jäger, auf!
Auf, Dianens Lieblingssöhne!
Unser Freudenlied ertöne
Bis zum Göttersitz hinauf.

v. Wildungen.

Das Waidwerk.

(Fortsetzung.)

Die hohe Jagd.

Der beneidenswertheste Vorzug der Hohen und Reichen auf dieser Welt ist der, daß sie von jeder Lust des Lebens beinahe den leichten Champagnerschaum schlürfen zu können scheinen, ohne daß der Becher mit der Hefe sich ihnen, wider ihren Willen, zu den Lippen drängen dürfte. Vor allem bietet ihnen das Waidwerk nur das, was es von Vergnügen in sich hegt, und verlangt dagegen allein Liebe und Lust zu seinem fröhlichen Treiben, und die ritterlichen Eigenschaften, ohne deren Besitz ohnedies Niemand sich so leicht dazu hingezogen fühlt. Die eigentlichen prosaischen Mühseligkeiten, von der obersten Anordnung und Leitung an, bis zum Geschäft des Treibers, fallen willigen Dienern anheim, und für des Herrn Vergnügen und Lustbarkeit allein müht sich der Oberjägermeister, arbeitet und führt der Waidgesell den Leithund und richtet die andern Hunde ab, jeglichen nach seinen Fähigkeiten, so daß er den Schweißhund lehrt, das angeschossene Wild zu verfolgen, den Saufinder, des Ebers Lager anzuzeigen, den Hetzhund, die widerstrebende Beute frisch zu packen und zu decken, den Bracken, der Fährte folgend, Laut zu geben; und der Erste wie der Lezte des Gefolgs und der Dienerschaft setzen ihren höchsten Ruhm darein, daß des Jagdherrn Lust recht ungestört von Statten gehe.

Die hohe Jagd, in ihrem größten Glanz, wird auf deutsche Art als eingerichtetes Jagen, auf französische als Parforcejagd betrieben. Das deutsche eingerichtete Jagen gilt für die prächtigste Gattung, ist aber minder mannhaft, seit die Saufeder und der Fänger schier überall von dem Geschoß verdrängt wurden; die Parforcejagd ist gewöhnlich minder feierlich, aber um so ritterlicher. Beschwerlicher noch ist das nächtliche Anspringen des falzenden Hahnes, aber die Pracht des Geleites und der Anordnung dabei bezieht sich nicht auf die Augenblicke, darinnen diese Jagd, still und vorsichtig, auf einsamen Bergeshöhen ausgeübt wird, sondern auf das Verweilen in den unwirthlichen Wäldern, in hochgelegenen Jägerhäusern oder Hütten, wo an jedem Tag der Jagd wenigstens zwanzig Stunden müssig hingebracht werden müssen.

Ein Hauptjagen einzurichten, erfordert nicht wenig Kenntnisse, Mühe, Zeit und Kosten. Wochenlang muß das Wild nach und nach aus weitem Umkreis in den abzusteckenden Bezirk getrieben werden, unter der Leitung einer zahlreichen und wohlerfahrenen Jägerei. Eine große Menge von Leuten ist vonnöthen, um zu treiben, zu wachen, die

Lappen zu stellen, und dann die Tücher. Nichts Kleines sind die Zeuge, die Zeugwagen und die Bespannung derselben, so wie der Holzaufwand, den allein schon die nächtlichen Wachfeuer verursachen.

Das Einrichten jedoch ist die Sache der Jägerei, die belehren zu wollen, diese Blätter sich nicht anmaßen; wenn ein Laie aber über die sehr alte Art, solches zu bewerkstelligen, genau sich unterrichten will, so verweisen wir ihn auf Döbels Jägerpractica. Der wackere Döbel, der älteste Schriftsteller über die gesammte Jagd- und Forstwissenschaft, ein Mann, der als Lehrbube und Jägerbursche seine Laufbahn begonnen, ist für praktische Jäger immer noch ein geachteter Lehrer, und viele neue Autoren (wie z. B. Honau über Zucht und Dressur der Jagdhunde) haben aus dem Schatz eigener Erfahrungen wenig mehr und nichts Besseres schöpfen können als aus seinem Werk. Und da er noch dazu den Glanz des edlen Waidwerks erlebt, obschon den allmählichen Verfall bereits dunkel ahnend, so ist es wohl um so verzeihlicher, wenn auch in diesen Blättern manche seiner Darstellungen und Lehren sich wiederspiegeln, besonders da es ja unser Zweck ist, vielfach auf das Jägerleben der Vorfahren hinzudeuten, und das Bild davon nur aus ältern Ueberlieferungen uns klar machen können.

Die Meinung, welche der alte Waidmann über das deutsche eingerichtete Jagen ausspricht, zeichnet so klar die Ansicht seiner Zeit darüber, daß wir uns das Vergnügen nicht versagen können, die folgende Stelle aus seinem Werk wörtlich anzuführen. „Hauptjagen," schreibt er, „sind zuweilen über die Maßen nöthig, aber auch dabei nützlich und plaisirlich. Nöthig sind sie, wenn das Wildpret sich zu sehr mehret und den Unterthanen das Getreide, Kraut und Gras abäset. Damit nun die Unterthanen dieses Alles erhalten mögen, so siehet die hohe Landesherrschaft, wenn sie darin aller- und unterthänigst suppliciren, dahin, daß die Zahl des Wildes eingezogen und vermindert werde. — Hingegen sind sie auch sehr nützlich, denn dadurch wird nicht nur des Landesherrn Zehrgarten und Küche mit gutem Wildpret versehen, sondern es sind Allerhöchst- und Höchstdieselben auch allezeit so gnädigst, das Meiste davon zu verschenken; die größte Nutzbarkeit aber kommt daraus, daß der Landmann die auf den Feldern liegenden Onera und Abgaben seiner hohen Landesherrschaft abtragen kann. — Wie nun der Landmann den größten Nutzen davon hat, so lassen sich die hohen Landesherrschaften daran begnügen, daß sie den Unterthan dadurch erleichtern, und behalten einzig und allein das Plaisir für sich, daß sie sothanes Wildpret durch ein Jagen erlegen, und haben ihre Freude an dem Staate, so dabei gemacht wird. Ja, ein Jeder, welcher dergleichen Jagd nur gesehen, wird gestehen müssen, daß das Plaisir dabei eine recht königliche und fürstliche, diesen Hohen der Welt eigenthümliche Lust und Ergötzung sey und immer bleiben werde."

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Was nun die Ausführung der beiden Bilder anbetrifft, so sind dieselben auf's Tiefste durchdacht, vortrefflich angeordnet und gezeichnet und auf das Allermeisterhafteste gemalt. So vortrefflich auch die meisten französischen Künstler malen, so übertrifft doch, wie ich glaube, Delaroche sie alle: nicht als ob er gerade ein größerer Meister der technischen Mittel wäre, sondern gerade weil er seine Herrschaft über dieselben auf eine Weise zu verstecken weiß, die dem Gedanken hinlänglich Raum gibt, sich geltend zu machen; er zeigt weder die enorme, meist kokettirende Virtuosität, wie man sie bei Horace Vernet findet, noch auch sieht man, wie bei vielen Andern, zu sehr das Material. Innerer und äußerer Reichthum stehen bei Delaroche in harmonischerem Gleichgewichte als bei den andern französischen Historienmalern. — Die Nebenwerke, z. B. die Kostüme u. s. w. können nicht malerischer arrangirt und zugleich treuer studirt und dargestellt werden. Aus diesem lezten Umstande, dem auf die Beiwerke verwendeten Fleiß, machen Viele hier ihm einen Vorwurf: gewiß mit Unrecht, denn so wenig auch eine allzugroße Naturtreue in großen religiös- oder symbolisch-historischen Darstellungen, die einen großen, erhabenen Styl erfordern, zu entschuldigen ist, so ist sie denn doch bei dergleichen anekdotisch-modern-historischen Bildern immer mit Dank anzunehmen, um so mehr, da Delaroche niemals dem Studium und der Darstellung der Beiwerke Hauptsachen unterordnet, und diese Nebensachen in keinem seiner Bilder mehr gelten und bedeuten wollen, als sie gerade sollen. — Jener Vorwurf wird dem Künstler hauptsächlich von der Ingres'schen Partei gemacht. Ingrès ist der französische Künstler, der dem Streben nach einem reinen und erhabenen Styl alles Andere unterordnet, und der also gewiß — wenigstens dieses Strebens wegen — die allerhöchste Anerkennung verdient. Wie Ingrès nun hier in Frankreich, wo brillante Mittel und Effekt so viel gelten, diese Anerkennung gefunden hat, ist beinahe räthselhaft, und mir, der ich von Ingrès nichts gesehen habe, durchaus unerklärlich. Daß man annimmt, die Partei, welche Delaroche durch seinen Succeß und seinen Ruhm gegen sich aufgebracht, sey froh gewesen, in Ingrès einen Künstler zu finden, den sie Delaroche entgegenstellen konnte, da namentlich die Prinzipien beider so verschieden, ist gewiß ein Unrecht gegen Ingrès, der nach dem, was

seine Freunde von ihm sagen, ein großer Künstler seyn muß. Wie gesagt, ich begreife die Sache nicht recht, da ich von Ingrès kein einziges Bild (nur einen Plafond im Louvre) gesehen habe, und ich ohne Autopsie hier in Frankreich, wo Alles von Parteiansichten bewegt ist und eine feile Presse sich zu Allem hergibt, auf Niemandens Urtheil trauen möchte. Daß von Ingrès hier so wenig oder eigentlich nichts zu sehen ist, rührt wohl daher, daß derselbe bei seinem Streben nach hohem und erhabenem Styl — ein Streben, das bei ihm vielleicht mehr Vorsatz und Prinzip, als innere Nothwendigkeit und Beruf ist — nicht jedes Sujet brauchen kann und daher nicht viel zu produciren im Stande ist. Nach jenem Plafond allein ihn zu beurtheilen, würde ich für Unrecht halten, da das eine Aufgabe ist, bei welcher ein Künstler unmöglich alle seine Kräfte entwickeln kann. Eine Composition, die Calamatta nach ihm gestochen, Ludwig der Heilige, dem die Jungfrau erscheint, kommt mir eben nicht besonders vor.

Um von dieser Digression auf Delaroche zurückzukommen, bemerke ich noch, daß derselbe ein drittes, und zwar ein religiöses Bild ausgestellt hat, eine heilige Cäcilia, die Orgel spielend, die ihr von zwei Engeln vorgehalten wird. Abscheulicher als dieses Bild kann man sich nichts denken. Delaroche, dessen Technik sonst bald an Rubens, bald an Rembrandt erinnert, hat in diesem Bilde seine schönen Mittel verschmäht und nun einmal durch das ganz Entgegengesetzte zu wirken gesucht. Er hat sich die alten byzantinischen Maler zu Vorbildern genommen, seine sonst so schöne, breite Behandlung hat er in die allertrockenste verkehrt. Er scheint geglaubt zu haben, die Wirkung und Vortrefflichkeit mancher der alten Vorraphaelschen Meister bestehe lediglich in der Technik, und da hat er denn diese nachgeahmt: Innigkeit und religiöses Gefühl hat er nicht geben können. Mit allen seinen Bemühungen, die z. B. bei den Verzierungen (im byzantinischen Geschmacke) in das Penible gehen, hat er nichts erreicht als einen wahren Degout gegen dieses Bild. — Das zeigt, wie weit Delaroche, trotz seiner vortrefflichen Darstellung des anekdotisch-historischen Genre, noch bis zur höchsten Aufgabe der Kunst hat.

Dieses Bild von der heil. Cäcilia war Ursache, daß ich von Delaroche, trotz der beiden andern Bilder, Anfangs viel ungünstiger dachte als jetzt. Ich hielt ihn nämlich für einen Comödianten, der im Besitz schöner Mittel auf die Menge zu wirken sucht, coûte qui coûte. Tritt er aber aus der Rolle heraus, die die Natur ihm angewiesen, so wird er abscheulich. Ich suchte in all seinen frühern Bildern, die ich in Original oder Copie zu sehen bekommen konnte, Bestätigung dieses Vorurtheils, und wenn man sucht (und namentlich wenn man etwas Advokat ist), so findet man. Als einen Hauptcharakterzug seiner Bilder glaubte ich zu entdecken, wie er durch den Contrast zu wirken sucht, und wie er aus der Geschichte nur solche Momente wählt, wo dieser Hebel großes Spiel hat. So die drei Bilder, die von ihm im Luxemburg sind: Joas als Kind von seiner Tante gerettet, kindlichlächelnd inmitten des Verderbens, das ihn bedroht; die Kinder Eduards, unschuldig und harmlos dem Tode geweiht; die mächtigste Fürstin ihrer Zeit, Elisabeth von England, auf dem Fußboden sich windend in Gewissensqualen; dann Jane Gray, trotz ihrer Unschuld und Schönheit auf dem Schaffot; Cromwell, der kühne Usurpator, am Sarge seines geopferten Königs; die beiden Bilder von Richelieu und Mazarin: der Erstere, alt, krank und sterbend in prächtiger Barke, mit sich führend als Gefangenen den jungen blühenden Cinq-Mars, schön und lebenslustig, aber wie Richelieu dem Tode entgegengehend; dann Mazarin sterbend im Bette, aber geschminkt und umgeben von schwatzenden und scherzenden Damen, und lächelnden kartenspielenden Hofleuten, von denen einer dem Sterbenden seine Karten zeigt und ihn fragt, was er spielen solle. — Alles das überdachte ich mir, und machte Delaroche den Vorwurf, er sey ein Comödiant und spekulire auf die Empfindungen seiner Zuschauer. Das schlechte religiöse Bild diente mir dann als Beweis. Aber ich that dem Künstler gewiß mit diesem Vorwurf Unrecht. Die ganze moderne Kunst — und die Poesie noch mehr als die Malerei — spekulirt auf die Empfindungen der Leser und Zuschauer, wo die antike Kunst sie erzwang. Daß Delaroche aus der Geschichte gerade möglichst dramatisch-wirkende Momente wählte, ist eher ein Lob als ein Tadel, namentlich da er Franzosen zum Publikum hat, und Jeder sich seinem Publikum etwas accomodiren muß, wenn er verstanden und goutirt seyn und wirken will, namentlich in jetziger Zeit, wo ein Künstler nicht so leicht erwarten darf, ein Publikum nach sich und seinem Willen zu bilden. Das schlechte religiöse Bild beweist nur, daß Delaroche eben kein Genie, sondern nur ein Talent ist, und daß er nur zu jenen historischen Darstellungen Fähigkeit hat, zu andern nicht. — Welch eigenthümliches, tief-poetisches Talent der Künstler aber besitzt, hat er gerade durch die Art der Auffassung mehrerer seiner Stoffe gezeigt, und durch das ungesucht Ueberraschende, ich möchte sagen, die Pointe, die er denselben gegeben hat. Ich erinnere hier an die Kinder Eduards und Cromwell, die beiden Bilder, die hauptsächlich in Deutschland seinen Ruhm gegründet, gerade weil es bei denselben nicht nöthig war, das Original gesehen zu haben, sondern weil die elendeste Lithographie hinreichte, um die Schönheit des Gedankens empfinden zu lassen. — In der Regel, oder wohl immer, stellt der Künstler die Handlung, den Augenblick der That dar. Nicht so Delaroche. Mit tiefem poetischen Gefühl ging er in dem einen Bilde — den Kindern Eduards — einen Schritt zurück, und gab den Augenblick vor der That, die

Erwartung derselben, die wie Gewitterschwüle auf dem Bilde liegt. Bei Cromwell und Karl Stuart ging er umgekehrt einen Schritt weiter und zeigte den Moment nach der That, die Reflexion nach Vollendung derselben, die That, die sich noch einmal selbst anschaut und kühn das eigene starre Antlitz betrachtet, um ihrer Vollendung gewiß zu seyn: ein Akt, in dem sich gewissermaßen symbolisch die ganze fürchterliche Größe und die ungeheure Bedeutung des Geschehenen spiegelt.

(Schluß des zweiten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

(Beschluß.)

Molière's Tartüffe. Die grüne Bude. Neubauten.

Der Hauptcharakter in Molière's „Tartüffe“ wurde von Porth mit teuflischer Wahrheit meisterhaft durchgeführt. Köstlich zeigte sich Pauli, als Hausherr, erst in seinem, durch nichts zu erschütternden Glauben an die über jeden Zweifel erhabene Tugend und Frömmigkeit des heuchlerischen Tartüffe, und auch nachher, wie er, durch die That überführt, zu den entgegengesetzten Empfindungen gebracht worden. Ueberaus glänzend zeigte sich Madame Werdy als Mutter des Hausherrn. Da sie sogleich in der ersten Scene auftritt, so trug sie unstreitig viel dazu bei, für Molière's Werk eine günstige Aufnahme einzuleiten. Vorzüglichen Theil an Erreichung dieses Zwecks muß man ferner Madame Böhler-Devrient als Kammermädchen Dorine nachrühmen. So seltsam auch das absolut Diktatorische im Munde eines Kammermädchens, selbst gegen den augenscheinlich in keiner zweideutigen Relation mit Dorinen stehenden Hausherrn, unsern heutigen Verhältnissen und Gewohnheiten nach, sich ausnimmt, gelang es doch ihrem Takt und ihrer Gewandtheit, hauptsächlich in Ton und Mienen, ein Medium herauszufinden, wodurch es glaublich erscheint, daß sie, sogar bei einem so auffallenden Benehmen und einer so schroffen Emancipation von dem gewöhnlichen Verhältnisse, sich im Hause behaupten kann. Dem Fräulein Bauer gebührte um so aufrichtigerer Dank für das Angemessene und Abgewogene ihres Spiels als Elmire, da diese Rolle, obschon als sehr wichtig in Gang und Wendung des Stücks eingreifend, doch keineswegs zu den dankbaren sich zählen läßt. Obschon dem Lustspiele Tartüffe vielleicht, weder in der Anlage, noch in der Ausführung der eigenthümliche Meisterstempel des Dichters in dem Grade von Kraft und Klarheit aufgedrückt ist, wie manchen, besonders seiner kleinern Lustspiele, und der Tartüffe seine große Berühmtheit ohne Zweifel zunächst zufälligen Umständen und treffenden satirischen Zügen zu verdanken haben mag, so gereicht es doch der Bühnendirektion zur wahren Ehre, das Stück wieder, seinem ganzen Wesen nach, vorgeführt zu haben. So vieles auf die Allgemeinheit der Menschennatur Gegründete und überhaupt, dem Wesen und der Form nach, wahrhaft Tüchtige darin, das zum Theil immer mehr in Vergessenheit geräth, kann nicht ohne heilsame Wirkung auf das Publikum, wie auf Schauspieler und Dichter bleiben.

Die bisher bloß „zur Erinnerung für Freunde“ bestimmt gewesene Schrift: „Kreuz- und Quergedanken eines Ignoranten vor den Düsseldorfer Bildern über die Düsseldorfer Bilder und manches Andere.“ hat nunmehr, laut dem Dresdener Anzeiger, in einer zweiten, durchgesehenen Auflage dem Buchhandel sich anvertraut. Ob der sich diesmal als Verfasser bekennende Heinrich Paris wirklich ein Mann oder nur eine sorgfältigere Maske für das Fräulein sey, dem man das Werkchen verdanken zu müssen glaubt, dürfen diejenigen gerade am wenigsten zu erörtern wagen, denen Zweifel dagegen aufsteigen. Welche Indiskretion, einer absichtlich dicht verschleierten Dame auf öffentlicher Straße in's Gesicht sehen zu wollen!

Den mit Linden besezten, unter dem Namen der Neustädter Allee bekannten, geräumigen und angenehmen Spazierplatz, der sich vom Ende des Marktes unserer Neustadt an, durch die ganze stattliche Hauptstraße bis nach der Kaserne hinzieht, kennt Jeder, der in Dresden gewesen ist. Er entsinnt sich auch vermuthlich der grünangestrichenen Bude, die, wenn er vom Markte her durch die Allee kam, ihm zur Rechten liegen blieb. Es ist ein kleines, im Innern recht hübsch eingerichtetes Ding, die „grüne Bude“ genannt, das sich vor langen Jahren dort, halb aus Bescheidenheit, halb aus Furcht, in eine Ecke drückte und sich bis jezt, troz mancher Betrachtungen von Seiten der Freunde der Symmetrie, behauptete. Die grüne Bude gehört gewissermaßen zu den hiesigen Wahrzeichen der eleganten Welt. Besonders nimmt, zumal im Sommer, die männliche Eleganz dort ihr Absteigequartier, um bei einem Glase Eis oder Limonade die Nachmittags vorüberströmende weibliche Eleganz aus den Fenstern zu beobachten. Wer sich in die mancherlei Luftschlösser, Spekulationen, Intriguen, in die Verwickelungen und Verstrickungen des socialen Lebens nur ein wenig hineinzudenken weiß, kann daraus abnehmen, daß die grüne Bude eine vielgestaltige geschichtliche Existenz errungen hat; kann ich doch sogar hinzufügen, daß einer meiner Bekannten sich schon im Stillen zu ihrem Historiographen constituirte und nächster Tage darüber ein eigenes Werk an das Licht stellen wird. Je tiefer nun die sonach, wenn nicht auf weltgeschichtlichem, doch auf stadthistorischem Grunde ruhende kleine Erfrischungsanstalt in die hiesigen Gewohnheiten eingewachsen ist, desto größer war der Unwille gegen ein in der Nacht vom 31sten März zum 1sten April wider sie gerichtetes Attentat. Eine von außen, dem Vernehmen nach durch den Schornstein hineingeworfene Petarde verursachte eine Explosion, welche das leichte Brettergebäude auseinandertrieb. Erst kurz zuvor hatte die Wirthschaft, die aus Mangel an Platz die Nacht nicht dort zubringt, sich hinwegbegeben. Uebrigens war das luftige Gebäude schon am folgenden Tage interimistisch wieder zusammengeflickt. — Der unermüdeten hiesigen Baulust verdankt Dresden so eben die Hoffnung auf eine bedeutende Verbesserung. Die durch den Löbdauer Schlag in Friedrichstadt nach Tharand und Freiberg führende Straße gewährte seither einen wahrhaft befremdenden Anblick. Während im ganzen Königreiche Sachsen neuerlich nur noch sehr wenige nicht umgerissene Stücke Landes anzutreffen sind, hatte sich dort ein ziemlich großes dicht vor den Thoren der Residenz erhalten. Die Ursache war die Geringhaltigkeit des Bodens der dortigen Gemeindegrundstücke. Diese sind nunmehr einzeln an den Meistbietenden verkauft worden. In dessen Verfolg entsteht so eben zu beiden Seiten der überaus stark befahrenen Straße, durch den Plan der neuen Eigenthümer, Häuser mit Gärten anzulegen, ein ungemeines Leben. Das Baumaterial ist zum Theil schon herbeigeschafft, und man beeilt sich, der ganzen, seither wenig erfreulich sich darstellenden Gegend die lange fruchtlos gewünschte freundliche Umgestaltung nicht länger vorzuenthalten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

④

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 49. Montag, 15. Mai 1837.

Sternkunde.

6) Jahrbuch für 1837, herausgegeben von H. C. Schumacher, mit Beiträgen von Bessel, Hansen, A. von Humboldt, Moser, Olbers und Paucker. Mit einer Lithographie. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1837.

Ausgezeichnete Namen stehn an der Spitze dieses neuen Jahrbuchs. Es ist wesentlich der Astronomie und ihren Nebenwissenschaften gewidmet, aber so eingerichtet, daß es auch Lesern, die nicht gerade vom Fach sind, die interessantesten Mittheilungen macht. Es enthält die astronomische Ephemeride für das Jahr 1837; sodann eine sehr lehrreiche Abhandlung über die Sternschnuppen von Olbers; eine allgemeine Uebersicht des Sonnensystems von Hansen, die in größter Kürze das Wichtigste klar zusammenfaßt; ein Bericht über die Erscheinungen, welche der Halley'sche Comet gezeigt hat, von Bessel; über zwei Versuche, den Chimborazo zu besteigen, von Alexander von Humboldt; Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers, von Gauß; Vergleichung verschiedener Maaße und Gewichte 2c.

Die Abhandlung über die Sternschnuppen ist in so vieler Beziehung merkwürdig, daß wir uns nicht enthalten können, das Wesentlichste daraus mitzutheilen. Sternschnuppen und Feuerkugeln sind einander so ähnlich, daß keine Grenze zwischen ihnen gezogen werden kann. Sie fallen in allen Zonen, zu allen Jahreszeiten. Man glaubte sonst, sie lassen eine gallertartige Materie zurück, die man daher auch Sternfall genannt hat. In neuerer Zeit ist erwiesen, daß mit ihrer Erscheinung der Fall der sogenannten Meteorsteine zusammenhängt. Ihre wissenschaftliche Erforschung ist neuern Ursprungs. „Die ältern Naturlehrer waren bald mit Erklärung dieser schönen Meteore fertig. Sie hielten sie für fette, ölichte, schwefelichte Dünste in unserer Atmosphäre, die sich auf irgend eine Art entzündeten, und so in langen schmalen Streifen liegend, einen sich schnell bewegenden hell leuchtenden Funken darstellten. Als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Wirkungen und Erscheinungen der Electricität näher bekannt wurden, wollten unter andern Beccaria und Vasalli sie bloß für electrische Funken halten: eine Meinung, deren große Schwierigkeit besonders Reimarus und Lichtenberg zeigten. Später mit den verschiedenen Gas-Arten, besonders den brennbaren bekannt, schrieben Lavoisier, Volta, Herbert, Toaldo, Green u. A. sie dem leichten Wasserstoffgas zu, das sich seiner Leichtigkeit wegen in den obern Regionen der Atmosphäre ansammeln sollte. Aber Dalton hat erwiesen, daß eine solche Ansammlung nicht stattfinden kann,

sondern daß sich auch das Gas nach dem Mariottischen Gesetz durch die ganze Atmosphäre verbreitet. De Luc behauptete, daß gewisse Phosphor erzeugende, aus der Erde aufsteigende und in der Luft feuerfangende Ausdünstungen das Wesen der Sternschnuppen bildeten. — So lag ungefähr die Sache, als Chladni seine berühmte Abhandlung: „Ueber den Ursprung der von Pallas gefundenen und anderer ihr ähnlichen Eisenmassen," Leipzig, 1794), herausgab. Aus den von ihm sorgfältig gesammelten Beobachtungen von Feuerkugeln bewies er, daß diese Meteore nicht in unserer Atmosphäre entstehen, sondern ihr fremde, im Weltraume sich mit planetarischer Geschwindigkeit bewegende Massen sind, die, wenn sie unserer Erde in ihrem Laufe um die Sonne begegnen und in die Erd-Atmosphäre gerathen, sich entzünden und leuchtend werden, und wenn sie darin zerspringen, Steine und Eisen, auch wohl seltener andere Materien herabfallen lassen. Halley, Wallis, Pringle, Rittenhouse, Maskelyne u. A. hatten schon die Feuerkugeln für kosmisch erklärt; allein ohne zu wissen und zu ahnen, daß Stein- und Eisenmassen mit ihnen herabfallen. So sehr Chladni's Behauptung anfangs befremdete, und so strenge man bisher jedes, auch durch noch so gute Zeugnisse beglaubigtes Herabfallen von Steinen aus der Luft als fabelhaft, abergläubisch und unmöglich verworfen hatte, so sahe man sich doch bald durch wiederholte Erfahrungen genöthigt, die Thatsache des Herabfallens von Steinen mit der Erscheinung einer Feuerkugel zuzugeben: besonders da auch Howard zeigte, daß alle diese herabgefallenen Steine unter sich ähnlich sind, und aus einer sonst auf unserer Erde nicht anzutreffenden Composition von Eisen, Nickel, Kiesel-Erde u. s. w. bestehen."

Eine scharfe Beobachtung der flüchtigen Erscheinung selbst unternahm zuerst Brandes und Benzenberg, die von verschiedenen Standpunkten aus die Höhe und Geschwindigkeit der Sternschnuppen ausmaßen. Der Erstere hat diese mühevolle Untersuchung später mit seinen zahlreichen Schülern fortgesezt, und so ist denn ermittelt worden, daß die Sternschnuppen in sehr verschiedener Höhe, von 3 bis 30 Meilen, ja einige noch höher, eine sogar über 100 Meilen hoch geflogen sey. Die meisten fielen abwärts, einige stiegen aber auch aufwärts. Vorherrschend war ihre Bewegung von Nordost nach Südwest, also „der Bewegung der Erde entgegen." Chladni verwarf nun seine frühere Meinung, da ihr das Aufwärtssteigen einiger Sternschnuppen allzu sehr widersprach; allein er kehrte zu ihr zurück, nachdem er sich die Aufwärtsbewegung durch eine Bewegung in Curven oder im Zickzack erklärt hatte. Olbers war der Erste, der an den Mond dachte und die Meteorsteine für vulkanische Auswürfe desselben erklärte. „Allein als es später durch Brandes Beobachtungen völlig erwiesen wurde, daß die Feuerkugeln und Sternschnuppen mit einer relativen Geschwindigkeit von 4 bis 8 Meilen in unsere Atmosphäre kommen, war der Ursprung dieser Körper aus dem Monde so gut als ganz widerlegt. Daß Massen und Steine mit einer Geschwindigkeit von 7500 bis 8000 Fuß in der Secunde auf dem Monde in die Höhe geworfen werden, schien sehr möglich und glaublich. Aber eine mit dieser Geschwindigkeit vom Monde ausgeworfene Masse kann nur mit einer relativen Geschwindigkeit von 35,000 Fuß in der Secunde bei der Oberfläche der Erde ankommen. Da aber die Sternschnuppen bei ihrem Eintritt in unsern Dunstkreis im Mittel eine relative Geschwindigkeit von 5 deutschen Meilen = 114,000 Pariser Fuß in der Secunde haben, so müßten diese mit einer Geschwindigkeit von fast 110,000 Fuß in einer Secunde vom Monde ausgeschleudert seyn, was man doch wohl für ganz unmöglich halten wird. — Also diejenigen Sternschnuppen und Feuerkugeln, die eine planetarische Geschwindigkeit von 4 bis 8 Meilen in einer Secunde haben, kommen nicht vom Monde. Ob es noch unter den Körpern, die wir als Sternschnuppen sehen, einzelne, sich langsamer bewegende Mondauswürflinge gebe, lasse ich dahin gestellt seyn. Mir ist es nicht wahrscheinlich, und ich halte den Mond in seinem jetzigen Zustande für einen sehr ruhigen Nachbar, der bei seinem Mangel an Wasser und Luft keiner kräftigen Explosionen mehr fähig ist."

„Die von außen mit planetarischer Geschwindigkeit in unserer Atmosphäre ankommenden Sternschnuppen muß man also als kleine Massen ansehen, die nach den Gesetzen der allgemeinen Schwere in Kegelschnitten, und höchst wahrscheinlich in Ellipsen um die Sonne kreisen, bis sie in die Atmosphäre eines Planeten gerathen, sich darin entzünden und entweder ganz darin verzehren, oder unter dieser oder jener Form herunterfallen, oder auch nach durchstreifter Atmosphäre diese wieder verlöschend verlassen, und dann ihre weite, freilich bei ihrem Durchgange durch den erlittenen Widerstand und die starke Anziehung des Planeten mehr oder weniger geänderte Bahn um die Sonne zu beschreiben fortfahren."

Zur Unterstützung dieser Hypothese führt Olbers die merkwürdige Thatsache an, daß zuerst am 12. November 1799 von Humboldt und Bonpland eine ungeheure Menge Sternschnuppen im Osten beobachtet wurden, die sich am 13. Nov. 1831, an demselben Tage 1832, 1833, am folgenden Tage 1834 und um dieselbe Zeit 1836 wiederholt haben. „Der wichtigste Umstand aber ist, daß alle diese Tausende von Sternschnuppen und Feuerkugeln, nach dem Zeugniß der mehrsten Beobachter und des Prof. Olmsted selbst, beständig von derselben Stelle am Himmel nahe bei γ Leonis, oder wenigstens von dem Raum innerhalb der sogenannten Sichel, welche die

Sterne γ, ε, μ und ν des großen Löwen bilden, ausgingen, unerachtet dies Gestirn während der langen Dauer der Beobachtung seine Höhe und sein Azimuth so sehr veränderte. Dies gibt einen unumstößlichen Beweis, daß diese Sternschnuppen nicht an der Rotation unserer Erde theilnahmen, sondern von außen aus dem Weltraume in unsere Atmosphäre kamen.“

„So ist also der kosmische Ursprung nicht bloß der eigentlichen Feuerkugeln, sondern auch der Sternschnuppen dieser Art völlig erwiesen, und man muß mit Arago nach diesen wundernswürdigen Erfahrungen annehmen, daß außer den Planeten und Kometen noch Milliarden kleiner Körper um die Sonne laufen, die uns nur sichtbar werden, wenn sie in unsern Dunstkreis dringen und sich darin entzünden. — Unwillkürlich wird man hier an die Hypothese erinnert, die die vier neuen Planeten Ceres, Pallas, Juno und Vesta als Bruchstücke eines größeren, gewaltsam zertrümmerten, ehemals zwischen Mars und Jupiter um die Sonne kreisenden Planeten ansehen will. Bei dem Zerspringen und Zerschmettern eines solchen Planeten müssen außer den größern Bruchstücken auch unzählig viel kleinere oder ganz kleine in den Weltraum geschleudert worden seyn, und nun in mancherlei elliptischen Bahnen um die Sonne laufen. Ich bin indessen weit entfernt, diese Entstehungsart für etwas mehr als eine bloße Hypothese auszugeben.“ Allerdings wäre es sehr gewagt, dieser Vermuthung unbedingt zu trauen; da alle Hypothesen, die eine dauernde Wirkung einer vorübergehenden Zerstörung voraussetzen, höchst gewagt sind, z. B. die Hypothese, daß die Sonne verbrenne, daß das Meersalz von aufgelöstem Steinsalz herrühre 2c. Der ewig sich gleich bleibende fortdauernde Licht- und Wärmeproceß in der Sonne hat sicher nichts gemein mit dem Verbrennen eines sich zuletzt nothwendig verzehrenden Stoffes; so auch die Salzung des Meers nicht mit einer Sohle, und so auch sind die Sternschnuppen sicher nicht übrig gebliebene Funken eines längst vorübergegangenen Feuerschlages, sondern Erscheinungen eines fortdauernden kosmischen Processes. Herr Olbers hat dies selbst erkannt, sich daher in einem Nachtrag also erklärt: „Es scheint, daß überhaupt eine sehr große Menge der planetarischen Molecülen, die die Sternschnuppen bilden, in Bahnen um die Sonne gehen, die die Ebene der Erdbahn zwischen dem 18ten und 21sten Grad des Stiers schneiden. Diese einander sehr nahen, unter sich fast parallelen Bahnen bilden gleichsam eine gemeinschaftliche Straße für viele Myriaden, ja für viele Millionen dieser winzig kleinen Asteroiden, die in nicht sehr verschiedenen Umlaufszeiten, vielleicht von 5 oder 6 Jahren, ihre Umkreisung der Sonne vollenden. Auch auf dieser gemeinschaftlichen Straße scheinen sie sehr ungleich vertheilt; bald in einem dichten Schwarm zusammengedrängt, bald weiter von einander gesondert. Im Jahr 1799 und 1833, vielleicht auch 1832 ging die Erde durch einen solchen dichten Schwarm: in andern Jahren, so wie auch 1831, 1834 und 1836 begegnete sie nur einzelnen, wenn gleich vielen Sternschnuppen-Asteroiden. Vielleicht gehen mehrere solcher dichteren Schwärme auf dieser Straße einher: vielleicht aber müssen die Erdbewohner jezt bis 1867 warten, ehe sie dies merkwürdige Phänomen in seiner ganzen Pracht, die es 1799 und 1833 hatte, sich wieder erneuern sehen. Allein auch in der Zwischenzeit bleibt es höchst wichtig, daß die Naturforscher aller Länder in den benannten Novembertagen jedes Jahres auf die jedesmalige Erscheinung dieser periodischen Sternschnuppen, wie man sie mit Recht zur Unterscheidung von den das ganze Jahr hindurch sporadisch vorkommenden genannt hat, die sorgfältigste Aufmerksamkeit richten.“

Auch die Abhandlung über den Halley'schen Kometen von Bessel bietet viele neue Bemerkungen dar, deren Resultat folgendes ist: „Jede Wirkung eines Körpers auf einen anderen kann in zwei Theile zerlegt werden, deren einer für alle Theile des lezteren gleich ist, während der andere aus den Unterschieden der Wirkung auf verschiedene Theile entsteht. Diese beiden Wirkungen trennen sich in den Erfolgen, welche sie haben, die Anziehung der Erde durch die Sonne erzeugt z. B. durch ihre allen Theilen der Erde gemeinschaftliche Wirkung die Umlaufsbewegung derselben; der Unterschied der Anziehungen auf verschiedene Theile der Erde zeigt sich in den Erscheinungen der Ebbe und Fluth und in der Vorrückung der Nachtgleichen. Je größer die Entfernung der beiden Körper von einander ist, desto kleiner ist der zweite Theil der Wirkung, vergleichungsweise mit dem ersten. Dieses ist allgemein und findet also auch bei den Kometen seine Anwendung. Wenn ein Komet aus großer Entfernung zu der Sonne herabkömmt, so muß die allen seinen Theilen gemeinschaftliche Wirkung der Sonne früher merklich werden, als die zweite. Jene kann, weil sie allen Theilen gemeinschaftlich ist, keinem Theile des Kometen eine Eigenschaft mittheilen, welche sie allen andern nicht auch mittheilte; sie kann also auch nicht die Polarisirung erzeugen, welche wir an den Kometen bemerkt haben; aber sie kann eine Verflüchtigung der Masse des Kometen hervorbringen, welche sich an allen Punkten seiner Oberfläche zeigt und welcher vermuthlich die runden Nebelhüllen zuzuschreiben sind, von welchen wir die Kerne jedesmal umgeben sahen, wenn sie sich noch in weiten Entfernungen befinden. Ich nehme nun an, daß die flüchtig gewordenen Theilchen der Sonne feindlich polarisirt sind, daß also der Raum um den Kometen mit so polarisirter Materie gefüllt ist und fortwährend damit gefüllt wird. Später

erst kann der zweite Theil der Wirkung der Sonne merklich werden; dieser allein kann die Polarisirung des Kerns des Kometen, wenn sie nicht ursprünglich vorhanden ist, erzeugen und die vorzugsweise Ausströmung nach der Sonne hervorbringen. Zeigen die Beobachtungen diese beiden Erscheinungen, wie bei dem Halley'schen Kometen der Fall war, so kann nicht geleugnet werden, daß die Ausströmung, indem sie aus dem der Sonne zugewandten, also ihr freundlich polarisirten Theile der Oberfläche hervorgeht, auch dieselbe Polarisirung besizt, oder der Sonne freundlich ist und sich ihr folglich zu nähern sucht. Daß die ausgeströmten Theilchen dennoch von der Sonne zurückgestoßen werden, wie die Beobachtungen außer Zweifel setzen, erkläre ich dadurch, daß der Raum, in welchem die Ausströmung stattfindet, schon mit der Sonne feindlich polarisirter Materie gefüllt ist, wodurch die entgegengesezten Polaritäten sich ausgleichen und die ausströmenden Theilchen desto mehr von ihrer ursprünglichen Eigenschaft verlieren und desto mehr die entgegengesezte annahmen, je weiter sie sich von dem Kerne des Kometen entfernen. In einer gewissen Entfernung von dem Kometen findet sich dann nur der Sonne feindlich polarisirte Materie, welche also die Abstoßungskraft erfährt, welche die Beobachtungen gezeigt haben. Durch diese Ansicht werden die verschiedenen Erscheinungen, welche ich an dem Kometen wahrgenommen habe, untereinander in Verbindung gebracht. Ich bin übrigens der Meinung, daß die Stärke der wirkenden Polarkraft von der Entfernung des Kometen von der Sonne abhängig ist; auch daß nicht angenommen werden darf, daß die vorzugsweise der Sonne zuströmende Materie genau dieselben Eigenschaften besize, welche die von der Oberfläche des Kerns im Allgemeinen ausströmende besizt. Specifische Unterschiede dieser Art haben sich an den Schweifen einiger Kometen gezeigt. Der Schweif des Kometen von 1769 hatte z. B. zwei verschiedene Schenkelpaare, welche aus der Theorie nur hervorgehen, wenn man der Ursache, durch welche ich oben ein Schenkelpaar, wie es der Komet von 1811 zeigte, erklärt habe, für verschiedene Theilchen zwei verschiedene Werthe beilegt. Der Komet von 1807 zeigte zwei Schweife, welche in gleicher Richtung von dem Kerne ausgingen, deren einer länger und gerader, der andere kürzer und stark gekrümmt war; die Erklärung dieser Erscheinung fordert, daß man der Kraft, mit welcher die Sonne auf die den Kometen verlassenden Theilchen wirkt, für verschiedene Theilchen zwei verschiedene Werthe gebe. — Die allerauffallendste Form hat der Schweif des Kometen von 1824 gezeigt: er bestand aus zwei Theilen, deren einer der Sonne zu, der andere von ihr abgewandt war. Diese Ausnahme von der allgemeinen Regel wird, der dargelegten Ansicht zufolge, möglich, wenn man annimmt, daß die Polarisirung des Kometen und die Ausströmung zu der Sonne sich eingefunden haben, während der den Kern umgebende, feindlich zur Sonne polarisirte Nebel noch nicht oder noch nicht in hinreichender Menge vorhanden war. In diesem Falle konnte die der Sonne freundliche Polarisirung nicht neutralisirt werden, und die dieselbe besitzende Materie konnte eben so ungehindert zu der Sonne gehen, als die entgegengesezte von ihr ab."

Länder- und Völkerkunde.

40) Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde. Herausg. von J. G. Sommer. Für **1837.** 15ter Jahrgang. Mit **7** Stahltafeln. Prag, **1837.** S. CLIX und **289.**

Ein Taschenbuch, das sowohl seiner innern als äußern Ausstattung nach nur empfehlend erwähnt werden kann. Zuerst sezt der Verf. seine „Allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen und Entdeckungen" fort; und eben so unterhaltend und interessant folgen dann 1. Streifzüge durch einige Länder am indischen Ocean, besonders nach Caunter's Oriental Annual for 1836, worin namentlich Tanjore, Seringapatam, Bombay, Muscate und andere Orte genau in ihrem sittlichen und bürgerlichen Zustand beschrieben werden. 2. „Altes und Neues in Andalusien" gibt eine kurze gedrängte Geschichte dieses Theiles von Spanien seit den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Es ist dies wohl nur ein Zoll, der dem Bedürfniß der Gegenwart gebracht wird, welche jenen Landstrich aufs Neue zum Kriegsschauplatz gemacht hat. Da hier nur eine Zusammenstellung des schon Bekannten gegeben wurde, hat uns die Abhandlung über „die Inseln Tristan da Cunha" von höherm Interesse geschienen. Auch der Aufsaz „Moskau" nach de Bussierre, Ritchie und Erman bearbeitet, bietet manches Neue, was selbst Mayer in seinen größern, umfangreichern russischen Denkmälern nicht berührt. Nicht uninteressant ist auch, was über Künste und Gewerbe der Chinesen nach dem Werke von Davis „The Chinese" und über Haiti nach Hanna Tales of a Visit to some Parts of Haiti etc. gesagt worden ist. Die sieben Stahltafeln, alle dem Oriental Annual 1836 entlehnt, tragen sämmtlich die Schönheiten und Mängel englischer Stahlstiche an sich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 116.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 16. Mai 1837.

Blüthen, Blumen, wohl empfunden,
Bleiben ewig Immortellen.

Goethe.

Nachruf an Fräulein Agnes Schebest.

Thema.

Nachtigallen haben Flügel;
Ach, das ist uns wohlbekannt,
Nun so fern durch Thal und Hügel
Agnes eilt zum fremden Land.

O, wie süß sind Nachtigallen,
Bringen Blüthenduft und Mai;
Jeder Busen athmet frei,
Wo die Wonnetöne schallen.
Eine gibt es doch vor Allen,
Die des Frühlings Wunderspiegel,
Der entgegen Herzen wallen;
Aber ach! — die Nachtigallen —
Nachtigallen — haben Flügel!

Agnes Schebest heißt die Eine,
Mit den Augen wunderklar,
Die, wie Schmerz und Wonne weine,
Macht in Tönen offenbar.
Sie, die Liebliche, die Reine,
Priesterin der Kunst genannt,
Zeigt im huldigsten Vereine
Wie sich Glanz und Demuth eine,
Ach! es ist uns wohl bekannt!

Wen hat nicht ihr Strahl entzündet?
Wem ihr Leid mit Himmelslust
Nicht durchströmt die glüh'nde Brust?
Aller Liebe Wunder kündet
Sie der Welt, der Schleier schwindet,
Aller Herzenstiefen Siegel
Sprengt ihr Zauber — o, wo findet
Sehnsucht sie, die uns entschwindet
Nun so fern durch Thal und Hügel?

Bald doch wird sie wieder kommen,
Wird auf Nachtigallenschwingen
Uns den Frühling wiederbringen,
Mit dem Himmelsklang, den frommen,
Süßen Bildern — hoch willkommen!
Schallt ihr dann am Neckarstrand —
Aber bald heißt's, schmerzbeklommen:
Wieder ist sie uns entnommen,
Agnes eilt zum fremden Land!

Wie der Frühling lächelnd scheidet
Und von Süd nach Norden zieht,
Wie ein süßer Klang entflieht,
Wie der Rose Duft entgleitet
Und nach Fernen sich verbreitet,

So von Land zu Land sie flieht.
Einst auch von der Newa Strande
Sagen, wie am Neckarstrande,
Thränen, die der Wehmuth Spiegel:

„Nachtigallen haben Flügel,
„Ach! das ist uns wohl bekannt,
„Nun so fern durch Thal und Hügel
„Agnes eilt zum fremden Land!“

Stuttgart, den 8ten Mai 1837.

Helmine v. Chézy,
geborne Freiin v. Klencke.

Das Waidwerk.

(Fortsetzung.)

Jene Zeit, die so reich war an Wild aller Art und an edlen Jägern, sah auch Jagden, von denen die größte Zahl unserer Mitlebenden kaum einen Begriff hat, weil fast überall das Waidwerk seine einstige Würdigkeit verloren und ihm der feierliche Ernst fehlt, der, obschon er nicht ohne einen gewissen Beischmack von Pedanterie war, viel dazu beitrug, den Jägern und der Jagd eine wirkungsreiche Folie zu leihen. Denkt euch einen lustigen, freien Plan, mitten im Walde gelegen, in weitem Eirund von hohen Tüchern umspannt; das ist der Laufft, in den das Wild zum Schuß getrieben werden soll. Hier erhebt sich ein lustiges Bretterzelt, geschmückt mit Laubgewinden, Zweigen und wehenden Wimpeln, welches in der Jägersprache der Schirm heißt, an dessen rechter Seite die gesammte Jägerei in ihren schönen grünen Röcken, geschmückt mit Hirschfänger und Hornfessel, sich aufgestellt hat, voll ungeduldigen Stolzes den Augenblick erwartend, da die Lustbarkeit beginnen soll, welche sie mit Aufwand all ihrer Kräfte, Künste und Erfahrungen seit so langer Zeit vorbereitet. — Da wird es mit einem Male laut auf dem Weg, der kürzlich erst durch das Gestrüpp des Waldes frisch gebahnt worden; zwischen den Stämmen hindurch blinken die gallonirten Kleider rasch einhersprengender Vorreiter; über den weichen Boden fliegen sechs- und vierspännige Kutschen, oft rauschend unter der Berührung gestreifter Aeste; bald neben, bald hinter den Kutschen galoppirt auf muthigen Rossen das zahlreiche Gefolge, eine Schaar geladener Gäste, der Schwarm der Hofherrn, Junker und Pagen, und hinterher der Troß der Stallknechte. Plötzlich öffnet der Laufft die zu diesem Behuf eingerichtete Pforte, durch welche der flüchtige Zug dem Schirm zueilt, begrüßt von dem Jubel der harrenden Jäger. Alsbald füllt sich das Bretterzelt; um den Fürsten reihen sich die vornehmsten der Gäste, die Damen und Cavaliere, während die Büchsenspanner die Gewehre in Bereitschaft setzen, Roß und Wagen den Platz räumen und der Laufft sich schließt. Endlich gibt der Oberjägermeister das Zeichen; die Hüte schwenkend und das Jagdgeschrei ausstoßend, zieht die Jägerei in Reih und Glied dem hinabgelassenen Rolltuch* zu, gefolgt von den Hunden und ihren Führern, bis am Rolltuch die Hatzhunde abschwenken, um sich in die Hatzschirme neben dem Schirm zu begeben; die Jagdhunde folgen den Jägern, bis sie, bei beginnendem Treiben, gelöst werden. Der Oberjägermeister begibt sich in seine Loge beim Rolltuch, um anzuordnen, wann dasselbe auf- oder zuzumachen; eben da stehen auch hinter einem Schirm Trompeter und Pauker, um jeden jagdbaren Hirsch, der zum Laufft kommt, anzublasen.

Nun beginnt es, im Jagen sich zu regen; von den Zeugen her rücken die Treibleute vor, die gelösten Hunde geben Laut auf den Fährten. Endlich senkt sich das Rolltuch und in wilder Flucht zeigt sich ein Hauptshirsch, weit hinter sich die lautenden Bracken; er verdoppelt seine Schnelligkeit, da urplötzlich das Schmettern der Trompeten, das Wirbeln der Pauken ihn schreckt und scheucht, bis vom Schirm her ein Pulverblitz aufgeht und unter dem Knall noch des Schusses der Flüchtige zusammenstürzt. Dem Jagdherrn gebührt der erste Schuß, und er hat sich dieser Ehre würdig bewiesen; die Höflinge aber haben keine Muße, ihrer Bewunderung Worte zu leihen, denn dem ersten Hirsch folgt rasch ein zweiter, ein dritter, ein vierter, begrüßt von der grellen Musik und dem knatternden Gewehrfeuer; der Andrang beim Rolltuch wird so groß, daß des Oberjägermeisters scharfer und geübter Blick sich verwirrt und er nicht mehr im Stande ist, vor unjagdbaren Hirschen und vor Schmalthieren den Laufft zu sperren; diesen folgen Rehe und Damwild, und auch Meister Reinecke weiß keinen andern Ausweg vor den Hunden. Die flinken Büchsenspanner können kaum schnell genug mehr laden, und mancher Schuß geht in's Blaue, so hitzig werden bei dem Anblick des zahlreichen Wildes die Schützen, vorzüglich aber die Damen, so daß die Fröhner oft in nicht geringer Gefahr schweben, wenn sie die erlegten Stücke herbeischleppen, die Hatzhunde, wenn sie losgelassen werden, um die Fehler der Schützen gut zu machen, die Waidleute, wenn sie den Hatzhunden folgen, um die angeschossene Beute abzufangen, die jagdbaren Hirsche mit dem Hirschfänger, die schlechten mit dem Knicker.

* Das bewegliche Tuch, welches das umstellte Jagen vom Laufft trennt. — Wegen einiger andern, aus dem Zusammenhang leicht verständlichen Ausdrücke der Jägersprache bitten wir den Leser, sie uns gelten zu lassen, weil wir sie nicht überall vermeiden können, obschon wir in Anwendung derselben uns der möglichsten Zurückhaltung befleißigen.

Unter der Niederlage des Rothwildes bietet sich alsbald den Blicken ein neues Schauspiel; aus dem Jagen brechen die Sauen, und mit erneuter Lust gehen die edlen Jäger an's Werk. Aber nun gilt es nicht allein, die Kunst des Schützen zu bewähren; hier läßt der kühne Cavalier ein Hauptschwein auflaufen, dort versucht ein vorwitziger Page seine ungeübten Kräfte an einem Frischling, während sein Gespan, der Schnelligkeit und Gewandtheit seines Rosses, so wie den kaum erlernten Künsten der Reitbahn vertrauend, mit der Saufeder sich an einen schlechten (d. h. noch nicht ausgewachsenen) Keuler wagt, das Beifallslächeln der Damen zu gewinnen, die vielleicht kaum seiner Acht haben. Und indem die schwache Hand des unbärtigen Knaben an einer Seite sicher das Ziel trifft, geschieht es wohl, daß an der andern die starke Faust eines ritterlichen Mannes wankt und des Keulers Hauer ihm die Seite trifft, so daß er, schwerverlezt, hinweggetragen werden muß; aber das stört nicht die Lust, denn fort und fort krachen die Büchsen, schmettern beim Rolltuch die Trompeten, wirbeln die Pauken, geht das rasche, bunte Treiben fort, bis endlich beim linken Flügel die Jägerei sich wieder zeigt, die Hüte mit Brüchen geschmückt, und gegen den Schirm ziehend das Waldgeschrei erhebt, worauf Flügel- und Hüfthörner das Jagen abblasen; so wiederholt sich noch zweimal das „Jo ho, hochdo, ho!“ wonach immer ein Satz geblasen wird. Die Feuerrohre schweigen jezo und die Büchsenspanner athmen hoch auf; dem Jagdherrn naht der Oberjägermeister, um ihm den Bruch aufzustecken, worauf denn dieser „allezeit so gnädig ist, den Hut abziehend, für das Jagdplaisir sich zu bedanken.“ Nun stecken Herrn und Damen Brüche auf, als Ehrenzeichen von gefällten Haupthirschen, „denn um schlechte Hirsche darf kein Bruch aufgesteckt werden.“

Sobald die Ehrenzeichen des grünen Reises vertheilt sind, wandelt der Oberjägermeister sein freundliches Antlitz in die strengste Amtsmiene, um zu fragen, ob nicht etwa wer von Wildpret anders gesprochen als ein echter Waidmann soll, mit den Füßen auf und über die erlegten Stücke getreten und geschritten, oder „sich sonsten unrein im Jagen verhalten?“ — So nun einer sich etwas dergleichen hat zu Schulden kommen lassen, wird er angezeigt, denn die Jagdgenossen passen immer einander auf, um sich gegenseitig zu fangen und das Blatt schlagen zu sehen, was durchaus keine Beschimpfung, „auch den Rechten nach,“ bedeutet. Das Waidmesser wurde nach der von Alters hergebrachten Weise noch im achtzehnten Jahrhundert gegeben, bis in neuern Zeiten die Gewohnheit entstand, die Strafe durch ein Trinkgeld für die Jägerei abzukaufen. Das Verfahren war folgendes. Der Verurtheilte mußte, nachdem er sein Seitengewehr abgegeben, sich quer über den stärksten der gefällten Hirsche legen, wobei an manchen Höfen die umherstehenden Cavaliers und Jäger ihre Waidmesser ein wenig aus der Scheide zuckten, und der, welcher dies vergaß, der gleichen Strafe verfiel. Dem Liegenden wurden die Rockschöße zurückgeschoben, und der Oberjägermeister trat hinzu, oder der erste Hofjäger, wenn der Verurtheilte kein Edelmann war. Sobald der Verwalter des Strafamtes das Messer zuckte, bliesen die Jäger auf ihren Hüfthörnern. Bei dem ersten „Pfund“ sprach der Schlagende mit „wohllautender Stimme“: „Jo ho! das ist für meinen gnädigsten Fürsten und Herrn;“ bei dem andern: „Jo ho! das ist für Ritter, Reiter und Knecht;“ beim dritten: „Jo ho! das ist das edle Jägerrecht.“ Worauf die Jägerei das Waldgeschrei erhob, und der Gestrafte mit einem Krazfuß sich zu bedanken hatte.

Den Schluß des fröhlichen Tages bildeten von jeher die Tafelfreuden und volle Becher; und da Waidleute bekanntlich recht wacker trinken können und wollen, so ist es nicht mehr als billig, daß auch die Jägerei nicht nur mit der nothwendigen Atzung, sondern auch mit überflüssigem Getränk versehen werde, damit männiglich sich vollzechen möge nach der Väter Weise. Doch heutzutage pflegen meistens die Herrschaften nach beendeter Jagd sofort heimzufahren. Zu bemerken ist noch, daß, wenn im Jagdrevier ein größeres Wasser sich befindet, das Wild eingesprengt und von dem am andern Ufer errichteten Schirm oder von Kähnen aus erlegt wird. Ein See oder Teich gibt dazu die beste Gelegenheit, und es ist schön anzusehen, wenn das Wild über die klare Fläche hinrudert; ein Fluß macht schon mehr Mühe, weil das Zeug quer über gezogen werden muß. — Die Wasserjagden waren einst so beliebt, daß manche Herrn irgend ein geringes Bächlein in ihrem Revier dämmen ließen, um wenigstens einen See en miniature daraus zu bilden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Moden.

Die Tracht unserer Zeit im weitesten Sinn ist der sprechendste Ausdruck ihrer nivellirenden, bürgerlichen, um nicht zu sagen demagogischen Richtung; aber auch die Reaktion macht sich äußerlich, jedoch nur in der Nähe, vielfach bemerkbar. Das Jahrhundert strebt immer mehr dahin, die charakteristischen Unterschiede der Stände zu verwischen. Ohne die Epauletten des Offiziers und seinen abstechenden Kragen nähme sich die größte Gesellschaft auf hundert Schritte, wo die Wunder der „Recherche“ verschwinden und der adlige Stempel auf den Gesichtern und die Goldprobe des Geschmeides unkenntlich werden, für einen Chinesen ganz so aus, wie für uns ein Trupp wilder Neuseeländer: einer ist wie der andere, und die Cultur hat sie in einen künstlichen Naturzustand versezt. Den wider den Geist der Zeit in der Aeußerlichkeit Protestirenden, für die wir Gottlob! kein gangbares deutsches Wort haben, und die wir unter den Titeln Elegans und Fashionables begreifen, vertritt das Gespenst des guten Geschmacks den lockenden Rückweg zu den großartigen Ausschweifungen einer frühern Zeit; und so bleibt ihnen nichts

übrig, als sich dem Detailluxus und der sogenannten Recherche in die Arme zu werfen. Diese kostbaren Feinheiten leuchten freilich nicht so weit hin, als ein rothes gallonirtes Kleid oder eine majestätische Schleppe; daher erweisen die sich mit Allem befassenden Pariser Journale unsern eleganten Vorbildern den erwünschten Dienst, daß sie dem Publikum vorrechnen, wie viel man sich Dinge kosten läßt, die der gemeine Beobachter gar nicht zu schäzen weiß und übersieht. Ich gebe ein paar Beispiele, wie weit der Luxus nur in den Außenwerken der Toilette, gleichsam in den kleinen Montirungsstücken, getrieben wird. — Was ist ein Band? ein bloßes Beiwerk, etwas, was nie als Hauptpuz auftritt, sondern im Gegentheil ein Ganzes voraussezt und zu ihm passen muß. Aber manche feine Pariserin hat ein Inventarium von Bändern, das 800 Fr. werth ist. Wie Manche, in Frankreich wie bei uns, wäre froh, wenn sie einen Schmuck von diesem Werthe hätte! Madame so und so besizt einen Muff von Marabouts, der 25 Louis'dor gekostet hat; freilich mag er leicht zwei ganze Winter aushalten. Die Rechnungen der jungen Fashionables für Stöcke und Reitpeitschen betragen häufig 100 Louisd'or und mehr jährlich. Die Stöcke, und besonders die Reit- und Jagdpeitschen sind aber auch gegenwärtig wahre Kleinode: sie sind von gefirnißter Seide, und die silbernen und goldenen Griffe, meistens Thierköpfe vorstellend, sind mit echten Steinen besezt. Die Knöpfe der modernen, sehr theuren Stöcke bestehen aus Rhinoceroshorn mit guillochirtem Golde eingelegt. — Auf der lezten Fahrt nach Longchamps trug einer eine englische Weste zur Schau, die 600 Fr. gekostet hatte. — Aber der gewichtigste Artikel im Budget einer feinen Toilette sind die Handschuhe. Schon mancher Unterlieutenant hatte keinen bittereren Schmerz, als daß ihm seine Gage nicht erlaube „d'être bien ganté.“ Freilich, welch hinfälliges Ding ist ein Handschuh! Nicht nur ist das Blaßgelb ausnehmend delikat, das Leder liegt so straff an der Haut, daß die Nähte eine Soirée, in der man fast nichts anfaßt, unmöglich überdauern. Oft braucht ein junger Herr drei frische Paare des Tags: einmal wenn er ausreitet oder im Tilbury ausfährt, dann wenn er sich zum Diner, endlich wenn er sich zum Ball oder Schauspiel ankleidet. Unter diesen Umständen sind 1600 Fr. des Jahrs für Handschuhe nicht zu viel. Handelt es sich aber vollends von Damenhandschuhen, da ist es im Augenblick um ein Bankbillet von 500 Fr. geschehen. Fächer, Bouquet und Operngucker haben die mit Atlas besezten Handschuhe, welche Morgens sechs, sieben Franks gekostet, bald dienstunfähig gemacht, und wer zu leben weiß, zieht keinen Handschuh zweimal an.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Das Königsfest.

Dieses Jahr konnte der April noch recht füglich zu den Wintermonaten gezählt werden, und es trat der sonderbare Umstand ein, daß am 1sten Mai, dem sonst von den Dichtern so gepriesenen Tage, kein grüner Baum zu schauen war. Am 1sten Mai, des Königs Namenstage, hatte sich indessen glücklicherweise das bisher und auch nachher immer trübe Wetter plözlich aufgeheitert, so daß das Pariser Volk an diesem Tage zugleich das Fest des Frühlings und des Königs feiern konnte. Die ihm gebotenen Belustigungen hatten nichts Besonderes; sie bestanden, wie gewöhnlich, in der Vertheilung von Lebensmitteln an Hülfsbedürftige, statt des ehemals öffentlichen Herumwerfens des Brodes und Fleisches; in zwei Theatern unter freiem Himmel in den Champs élysées, auf welchen, wie in den vorigen Jahren, Gefechte mit vielem Gewehrfeuer gegeben wurden, an denen sich Tausende von Zuschauern in der Sonne belustigten; in einer Kletterstange mit einer Krone, an welcher silberne Uhren, Bestecke und Trinkgeschirre im Sonnenglanze den Kletterern zulächelten, aber schwer zu erringen waren; in mehreren Tanzorchestern, ferner in einem Abends im Tuileriengarten gegebenen Concerte, und dem alle diese Herrlichkeiten des Tages beschließenden Feuerwerke auf dem Kay d'Orsay. Freies Schauspiel wurde diesmal nicht gegeben; auch im vorigen Jahr war dieses sonst mit allen Pariser Volksfesten verbundene Zubehör weggeblieben. Wahrscheinlich ist dabei Unfug vorgefallen, den man künftig vermeiden will. Das Angenehmste war der Anblick, den die Champs élysées darboten: hier hatte sich wieder unter den Baumalleen ein unabsehbarer Jahrmarkt gebildet, welcher die Regierung nichts kostete; Hunderte von Buden und Zelten waren schnell aneinander gereiht worden, und außerdem boten noch eine unzählige Menge von Krämern und Gewerbsfleißigen allerlei unter freiem Himmel aus. Hier hatten wieder hundert spekulirende Köpfe auf den Hang der Menschen zum Ziehen der Loose aus dem Glückstopfe gerechnet, und boten den Vorübergehenden eine Menge kleiner Waaren, auch Naschwerk gegen Loose an. Ein Sou ist eine Kleinigkeit; der Vorübergehende widersteht selten der Versuchung, die Kleinigkeit gegen die Hoffnung eines Gewinnstes hinzugeben. Die obligate Zahl zwölf ist bald voll, es wird gezogen, und eilf in ihrer Hoffnung Getäuschte schleichen sich davon, und auch der Zwölfte, vom Glück Begünstigte hat eben nicht Ursache, sich desselben zu rühmen; denn was er gewinnt, ist meist nur verworfene Waare und von sehr geringem Werthe. Aber die Krämer verstehen die Kunst, die Sachen so glänzend auszustellen, und streichen sie mit einer solchen Suada heraus, daß sich Hunderte und Tausende dadurch locken lassen. Unter diesen vielen Buden und Zelten ragten einige große hervor, Kaffeehäuser und Restaurants, welche die Palläste in dieser leinenen Stadt waren. Dieser Jahrmarkt, an dem die Regierung gar keinen Antheil hat, ist im Grunde das Interessanteste am ganzen sogenannten Volksfeste, und die Kosten des leztern könnten beinahe sogar erspart werden, ohne daß man viel dabei verlöre. Ueberhaupt ist es schwer, eine so ungeheure Volksmenge zu belustigen, wenn sie nicht selbst zu ihrer Belustigung beitragen will. Die paarmal hunderttausend Franken, welche ein solcher Tag kostet, schaffen für sich keine Volksbelustigung; auch ist man genöthigt, die Herrlichkeiten zu vertheilen, und zwar an den beiden, am weitesten von einander entfernten Enden der Stadt, damit das Volk nicht allzuweit zu gehen habe, um daran Theil nehmen zu können, und dieses Zertheilen vermindert natürlich die Größe des Schauspiels; zwei einzelne Feuerwerke zum Beispiel thun nie die Wirkung eines einzigen großen; aber wenn, wie diesesmal, das Königsfest in eine ruhige Zeit fällt, und wenn das einzige Frühlingswetter, womit Paris in diesem Jahr bescheert worden, gerade einen solchen Tag verherrlicht, so ist Jedermann zufrieden, und das Königsfest findet die Pariser in der besten Stimmung.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 39.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 16. Mai 1837.

Nachrichten aus Rom.

Es ist nicht lange her, seit die Vaticanische Gemäldesammlung von Neuem in ein anderes Local gewandert ist. Aus der Gallerie, die sie noch im verflossenen Jahre einnahm, ist sie in vier dicht an die Stanza dell' Incendio stoßende Gemächer gebracht worden. Wenn nun für einige Hauptbilder das gewonnen ist, daß sie mehr Raum haben und nicht Bild an Bild gedrängt ist, eines die Wirkung des andern vernichtend, wie leider so oft in Sammlungen geschieht: so ist hinwiederum für andere das Licht so ungünstig als möglich, und man kann sich kaum eine ungeeignetere Aufstellung denken. Das Local ist übrigens einfach und dem Zwecke angemessen. — Im ersten Saal finden wir die großen Werke vereinigt, welche den Stolz dieser Gallerie ausmachen: die Transfiguration, die Madonna von Fuligno, die Krönung Mariä aus Monte Luce, die Krönung aus S. Francesco in Perugia (neuerdings von Stölzel gestochen) und Domenichino's Communion des h. Hieronymus (Nr. 1 — 5). — Hier nun wird das Auge nicht durch die Masse beunruhigt und geängstet, und kann in Ruhe diese vortrefflichen Bilder genießen, denen die hohen und breiten Wände sehr zu statten kommen. Desto schlimmer sieht's im zweiten Saal aus: auch hier ist die Zahl nicht groß, aber die Beleuchtung ist die allerunvortheilhafteste, so daß die Gemälde nicht die geringste Wirkung zu machen vermögen. Man sieht hier: Andrea Sacchi's Sanct Romuald mit seinen Jüngern, das lezte und immer beachtenswerthe Werk dieses Malers; N. Poussin's Marter des h. Erasmus, Guido Reni's Madonna mit zwei Heiligen, und dessen Kreuzigung Petri; Valentin's Martertod der h. Processus und Martinian; M. A. Caravaggio's Grablegung Christi, und Tizians Madonna mit mehreren Heiligen (Nr. 6 — 12): zum Theil höchst unangenehme und unerquickliche Bilder, vor welchen Niemand lange verweilen wird. Auch von der Anordnung im dritten Gemach ist nichts besonders Rühmendes zu sagen; die Bilder sind übrigens großentheils ganz unbedeutend. Der Ordnung der Aufstellung folgend, finden wir von Baroccio eine heilige Familie, auf der Flucht ausruhend, neu hinzugekommen und im Bunsen-Platner'schen Werke (1833) nicht erwähnt; vom Perugino die drei kleinen Halbfiguren aus der Benedictinerkirche in Perugia, St. Benedict, Sta. Flavia, Sta. Placida, denen man zum Theil auch wohl andere Namen gibt (vgl. Mezzanotte, della Vita e delle opere di Pietro Vannucci. 1836. p. 65); von Baroccio die h. Michelina, von Guercino Maria Magdalena, Halbfigur, ebenfalls neu. Von Beato Angelico sieht man die Darstellungen in kleinen Figuren aus dem Leben des h. Nicolaus von Bari, von Sacchi Sanct Gregor, vom Pinturicchio die Krönung der Madonna, aus Fratta, von Guercino Maria Magdalena von Engeln umgeben, und Christ mit Thomas, vom Baroccio eine Verkündigung, und endlich den sogenannten Correggio aus dem Hause Marescalchi in Bologna, der Heiland in den Wolken sitzend, gegen dessen Originalität sich starke Zweifel erhoben haben, wenn auch das Bild, so viel wir wissen, früher immer für ein Werk des Allegri gegolten hat. Die genannten tragen die Nummern 13 — 23. — Im vierten und lezten nun ist man wieder in jeder Hinsicht besser daran. Hier sieht man ein Viehstück, dem Paul Potter zugeschrieben, das sich indeß an diesem Orte ausnimmt, wie Saul unter den Propheten; das interessante Fresco des Melozzo von Forli, Pabst Sixtus IV. und sein Bibliothekar Platina, wovon bei Erwähnung eines Umrisses desselben in der Ape italiana bereits in diesen Blättern (1835. S. 239) die Rede war; Perugino's Auferstehung des Heilandes und dessen vortreffliches Bild, die Madonna mit dem Schutzheiligen von Perugia, ehemals in der Rathhauskapelle der genannten Stadt. Aus der Peruginischen Schule ist das Presepio von Todi, welches so lebhaft an das leider halb untergegangene Jugendwerk Rafaels erinnert, das aus dem Hause Ancajani in Spoleto an das Berliner Museum überging und von

Ed. Eichens in der jüngsten Zeit sehr wacker gestochen worden ist. Von dem alten Carlo Crivelli ist eine Pietas hinzugekommen, ein merkwürdiges, wenn auch keineswegs schönes Bild, mit der Aufschrift: Opus Caroli Crivelli Venet. — Es bleiben noch zu erwähnen: das Bildniß eines venetianischen Dogen, angeblich des Andrea Gritti und von Tizians Hand, ehemals im Hause Aldrovandi in Bologna; eine heilige Familie von Benvenuto Garofalo, früher in der Sammlung des Capitols, welche an Garofalo's keinen Mangel leidet; S. Helena, von Paul Veronese, gleichfalls einst auf dem Capitol; von Rafael die Predella der Krönung Mariä: Verkündigung (nicht Geburt Christi, wie Platner S. 423 hat), Epiphanie und Darbringung im Tempel; Mantegna's berühmte Pietas, aus dem Hause Aldrovandi, wo auch jezt noch manches Gute zu finden ist; zulezt Rafael's theologische Tugenden, welche einst die Altarstaffel der Borghesischen Grablegung bildeten, unter der sie auch von Amsler gestochen worden sind. Die erwähnten Bilder sind mit den Nummern 24—35 bezeichnet. Die ausführlichsten Notizen über dieselben findet man in der „Beschreibung der Stadt Rom“ (II. 2. S. 415—436) und in der Indicazione antiquaria P. II. Galleria di quadri al Vaticano (Rom, 1836). — Wie neuerdings verlautet, ist es schon wieder problematisch, ob die gegenwärtige Anordnung dieser Sammlung beibehalten werde. Die immerwährende Abänderung kann übrigens diesen Bildern, wovon einige schon sehr gelitten haben, gewiß nicht vortheilhaft seyn. Im Vorbeigehen muß hier gesagt werden, daß in den lezten Jahren viele der oben erwähnten Gemälde auf Kosten der Päbstlichen Chalkographie in Kupfer gestochen worden sind. Leider sind aber diese Stiche fast ohne Ausnahme sehr mittelmäßig und einige ganz schlecht, so daß sie der Kunst weder zum Vortheil noch zur Ehre gereichen. Auch das unter Pius VI. (durch Volpato) begonnene Kupferstichwerk über die Stanzen Rafaels ist in seinen Haupttheilen vollendet worden. Al. Fabri und Vinc. Salandri haben die neueren Platten geliefert.

Sonst ist im Fache des Kupferstichs nichts Bedeutendes zum Vorschein gekommen. Man sticht berühmte und gesuchte Blätter von Morghen und Longhi nach, wie es in Hildburghausen und New-York Mode ist, selbst zwei- und dreimal, leistet aber aus eignen Mitteln nichts, was der Rede werth wäre. Rom besizt gegenwärtig in diesem Fache nicht einen Künstler von großem Rufe. Fremde müssen herkommen. Toschi beabsichtigt, wie man sagt, einen neuen Stich der Schule von Athen, ein Unternehmen, dem die allgemeinste Theilnahme nicht mangeln würde. Ueberhaupt wäre (dies sey gesagt, ohne Volpato's Verdienst im Geringsten schmälern zu wollen) in den Stanzen noch Vieles für den Kupferstecher zu thun. Ein junger Russe hat einen Stich der Transfiguration unternommen, von welchem man sich Gutes verspricht. Bekanntlich ist Desnoyers mit derselben Arbeit beschäftigt. Ein paar Deutsche liefern Radirungen, die von Talent zeugen; darunter sind die sehr ähnlichen und charakteristischen Porträts berühmter hier lebender Künstler: Thorwaldsen, Wagner, Reinhart, Koch, von C. Küchler, und ein Blatt von Busse: Macbeth's erstes Zusammentreffen mit den Hexen, nach einem Koch'schen Gemälde, vorzugsweise zu nennen. Seit Pinelli's Tode scheint kein Römer im Führen der Radirnadel große Gewandtheit zu besitzen, außer etwa in architektonischen Darstellungen. Unter leztern verdienen namentlich die Blätter des Architekten Rossini, dessen neuestes Werk eine Sammlung der antiken Triumphbogen enthält, Beachtung. Im Landschaftlichen zeigt sich neuerdings etwas mehr Geschick. — Meli, welcher in Darstellungen aus dem Volksleben Talent beweist, läßt seine Compositionen von Andern stechen. In seiner neuen Sammlung: La Caccia. Costumi di Roma, findet sich manche ergötzliche Scene.

(Der Beschluß folgt.)

Archäologie.

1. Lettres d'un antiquaire à un artiste sur l'emploi de la peinture historique murale etc. Par M. Letronne.
2. Peintures antiques inédites précédées de recherches sur l'emploi de la peinture dans la décoration des édifices etc. Par M. Raoul-Rochette.

(Fortsetzung.)

Herr Dr. Roß hat uns in seinen Notizen über die alte Lithochromie* die interessante Nachricht gegeben, daß sich auf den zahlreichen im Piräeus gefundenen Grabsteinen nicht nur auf dem Aëtom und auf der Wulst unter demselben Spuren polychromatischer Verzierung gezeigt haben, sondern daß er auch schon im J. 1833 im Piräeus einen Grabstein entdeckt habe, auf dessen unterer Fläche deutlich die Umrisse und Reste der farbigen Ausführung dreier in eine Gruppe vereinigter, auf den glatt polirten Marmor gemalter Figuren sich zeigen. Später fand er auf Syros zwei ähnliche von Rheneia gekommene Cippen, deren Figuren aber weniger deutlich zu erkennen waren, und vor nicht langer Zeit entdeckte er bei Gelegenheit der Arbeiten

* S. unser Blatt 1837. Nr. 15.

zur Ausfüllung des Sumpfes am Piräeus neun bis zehn solcher Cippen mit theils mehr theils minder deutlichen Spuren der Bemalung. Die nächste Anwendung, die wir von dieser Entdeckung zu machen haben, scheint uns die zu seyn, daß wir den Gedanken, man habe auf ein aus weißem Marmor aufgeführtes Grabmal ein Tafelgemälde aufgenagelt oder in die äußere Wand eingelassen, aufgeben, und die mit dem Bericht des Pausanias am natürlichsten zusammenstimmende Ansicht von Malerei auf der glatten Fläche des Marmors aufnehmen. Somit erblicken wir in dem von Pausanias beschriebenen Gemälde des Nicias eine Familienscene, wie sie gewöhnlich auf den Cippen vorgestellt sind, und da ein Nicias ein solches Grabmal bemalte, so treten wir weiter der von Hrn. Roß aufgestellten Vermuthung bei, daß auch an diese Cippen erprobte Künstler Hand angelegt haben werden: und so dürfen wir die Hoffnung, noch einige Reste der griechischen Malerei zu entdecken, wenigstens nicht ganz aufgeben.

Doch wir nehmen den Faden unserer Untersuchung wieder auf. Hr. Rochette spricht p. 176 ff. von den Propyläen: „L'édifice des Propylées est un de ceux dont je crois pouvoir prononcer avec le plus d'assurance quelles peintures qui s'y trouvaient étaient sur bois.“ Hr. Rochette beruft sich vornehmlich auf den Ausdruck des Pausanias I, 22, 6: ἔστι δὲ ἐν ἀριστερᾷ τῶν προπυλαίων οἴκημα ἔχον γραφάς, ein Ausdruck, den Pausanias X, 38, 6 von der Gemäldesammlung in einer Capelle des Arthemisions zu Ephesus gebrauche. Er beruft sich ferner darauf, daß unter diesen Gemälden manche Porträts waren, z. B. von Alcibiades, von dem Dichter Musäus, von einem Athleten. Darauf fährt er fort: „Maintenant, que j'ai fortifié par de nouvelles raisons l'opinion, que j'avais d'abord exprimée au sujet des peintures de cet édifice, il doit m'être permis d'y ajouter une seconde fois l'observation tirée de l'état actuel du monument, dans ce qui en subsiste encore de nos jours, observation, qui conserve toute sa valeur, en dépit des objections, dont elle a été l'objet. C'est ce qu'il me serait facile de démontrer, si cette refutation importait le moins du monde au succès de l'opinion que je défends. Mais il me convient mieux, de toute manière, d'alléguer en sa faveur un témoignage, tellement positif et d'une telle autorité, qu'il n'y aura plus rien à y opposer de la part des partisans de l'opinion contraire. Dieser schlagende Beweis ist die Schrift des Polemon περὶ τῶν ἐν Προπυλαίοις πινάκων, welche Harpokration s. v. λαμπάς anführt. Da nämlich πίναξ ein Gemälde auf Holz bezeichnet, so soll dieser Titel ein authentischer Beweis dafür seyn, daß in dieser Gallerie nur Tafelbilder gewesen seyen. Uns waren die von Hrn. Rochette beigebrachten Gründe schon früher nicht überzeugend und wir haben unsere Bedenklichkeiten bereits anderwärts ausgesprochen. Die Bemerkung des Pausanias, daß einige der Gemälde verblichen (ἀφανεῖς) gewesen, schien uns, wie Hrn. G. Hermann, auf Wandgemälde zu passen: die Wand des Gebäudes, welche eben so wie im Theseon mit Hammerschlägen gepickt ist, scheint dadurch zum Festhalten des Kiesbewurfes vorbereitet, und dieser Stuck zur Ausführung von Wandgemälden bestimmt: auch der Titel von Polemons Werk steht dieser Annahme nicht entgegen, denn er kann, wie so viele Titel, a parte potiori gegeben seyn, und vielleicht haben wir jezt, drei Monate, nachdem wir diese Bedenklichkeiten niedergeschrieben haben, eine authentische Bestätigung derselben durch das Monument selbst zu erwarten. Die allgemeine Zeitung vom 13. März 1837 theilt uns einen Auszug aus dem griechischen Courier Nr. 65 vom 7. Februar über die Ausgrabung der Propyläen mit. Hr. Pittakis, welcher an der Stelle von Dr. Roß die Oberaufsicht über die Alterthümer führt, begann die Arbeit am 26. Oktober 1836. Die Pinakothek, welche den nördlichen Flügel der Propyläen bildet, die Stoa vor ihr und die Propyläen selbst wurden ganz gereinigt. In der Pinakothek entdeckte man die zwei Fenster, welche zu beiden Seiten der Thür liegen. Diese haben noch ihre alten Gemälde erhalten (αὗται σώζουσιν ἔτι τὰς ἀρχαίας γραφάς), welche mit rothen, blauen und grünen Farben ausgeführt sind. Nach dem natürlichen Sinn dieser Worte müssen wir dabei an wirkliche, in den Nischen dieser Fenster angebrachte Gemälde denken, wie es auch der Berichterstatter für die Augsburger Zeitung, dessen Worte wir beibehalten haben, aufgefaßt hat: in diesem Falle hätten wir für unsere früheren Vermuthungen eine authentische Bestätigung, und diese wäre uns über allen Zweifel erhaben, wenn der Bericht von Hrn. Dr. Roß abgefaßt wäre: bei dem uns unbekannten Berichterstatter des griechischen Couriers aber und bei Hrn. Pittakis selbst sind wir nicht ganz sicher, ob sie unter γραφαὶ ἀρχαῖαι nicht bloß farbige, mit rother, grüner und blauer Farbe in die architektonischen Glieder gemalte Verzierungen verstehen, und daher enthalten wir uns, positive Folgerungen aus dieser Entdeckung zu ziehen, bevor wir bestimmtere Nachrichten über die Beschaffenheit dieser γραφαί haben. Wollten wir uns aber erlauben, nach dem Vorgang von Hrn. R. Rochette unsere Ansicht auf zum Theil noch unsichere Prämissen zu gründen, so könnten wir diesen Bericht schon jezt zu Gunsten unserer Ansicht benützen und, mit Umkehrung des oben aufgestellten Verhältnisses, sämmtliche von Hrn. Rochette angenommene Tafelgemälde, mit Ausnahme von sechs bis acht, für Wandgemälde erklären.

(Der Beschluß folgt.)

Nachrichten vom März.

Bauwerke.

Braunschweig, 4. März. Die Ständeversammlung hat 22,869 Thlr. zum Bau des Herzogl. Residenzschlosses bewilligt.

Regensburg, 22. Februar. Es soll der Plan vorliegen, den beiden Thürmen unsers herrlichen Domes eine neue, dem Style des Gebäudes mehr angemessene Bedeckung zu geben. Die Restaurationen im Innern sind schon weit vorgeschritten.

Wien. Der Nachricht, daß der Stephansthurm abgetragen werden solle, wird von Wien aus widersprochen. Auch hört man nicht, daß durch die unlängst zu Wien stattgefundenen nicht unbedeutenden Erdstöße irgend Schaden an diesem Bauwerke angerichtet worden.

Zur Restauration des Carlsteins in Böhmen hat der Kaiser von Oesterreich 7000 fl. Conv. Münze verwilligt.

28. Februar. Der Bau der Pobrücke bei Casale wird in diesem Jahre beginnen.

Malerei.

Wien. In der Türkei haben sich die guten Aussichten für Portraitmaler plötzlich geschlossen. Der Sultan hat, in Folge der Aufregung, die die Aufstellung seines Bildnisses im Gerichtszimmer Arz Obazzi veranlaßt hatte, dasselbe wieder entfernen lassen.

Nürnberg, 1. März. Unter den jezt im Dürer-Hause ausgestellten Bildern bemerkt man ein vom hiesigen Kunstverein zur nächsten Verloosung besonders bestelltes, anderthalb Fuß hohes Gouache-Gemälde von J. A. Engelhart, darstellend den Tod des lezten fränkisch-thüringischen Herzogs Heden II. und seines einzigen zwölfjährigen Sohnes Thüring, welche beide den 21. März 717 in der Schlacht bei Vincy fielen. Eine Beschreibung der Handlung findet sich in Lommel's altem Franken, Heft 4.

München, 5. März. Die Säle des Kunstvereins sind außerordentlich besucht, da jezt die von Stieler gemalten Portraits des Königs und der Königin von Griechenland daselbst ausgestellt sind.

Paris. Der Herzog von Orleans hat bei Gigoux eine Copie seines großen Bildes „Cleopatra" bestellt, dessen von der Jury zurückgewiesenes Original er gekauft haben würde, wenn es sich für die Größe seiner Zimmer gepaßt hätte.

Die Stadt Autun hat bei Horace Vernet ein Bild bestellt, welches die Heldenthat des Obristen Changarnier in dem Feldzuge gegen Constantine darstellt.

Der Deputirte Paturle hat das in der Kunstausstellung befindliche Gemälde von Winterhalter, den Decamerone, um 10,000 Fr. gekauft; der Werth seiner Sammlung wird schon auf 400,000 Fr. geschäzt.

Die 30 Fuß hohe und 40 Fuß breite Copie des Michel Angelo'schen jüngsten Gerichts von Sigalon ist seit einiger Zeit in Toulon und sollte in Paris zur Ausstellung kommen, allein kein Fuhrmann wollte den Transport übernehmen, da erst vor Kurzem auf einen starken Schadenersaz wegen eines unterwegs beschädigten Gemäldes erkannt worden war. Die Gesellschaft der Unternehmer von Frachtfuhrwerken verlangten für den Tansport 15,000 Fr.

Rom, 25. Februar. Joseph Haberzettel, der vormals vom Kaiser von Rußland unterstüzt ward und bereits 1831 eine treffliche Copie von Rafael's Verklärung Christi geliefert hatte, hat so eben die Copie eines andern klassischen Kunstwerkes, der Abnahme vom Kreuze von Daniel da Volterra, für seinen hohen Gönner vollendet. Ueberdem wird derselbe Künstler in Kurzem zwei große Gemälde eigener Composition ausstellen, von denen das eine für die Capelle der Kaiserl. Akademie der schönen Künste bestimmt ist.

Bildnerei.

Kopenhagen, 20. Februar. Die für den Fronton der neuen Frauenkirche bestimmte Gruppe von Thorwaldsen, Johannes der Täufer, ist noch immer nicht ausgepackt, weil, da der Meister selbst hier erwartet wird, die Sache seiner eigenen Leitung überlassen werden soll.

Haag, 17. März. Die Buchhändler E. A. Vieweg und G. L. Koppman haben eine Unterzeichnung für eine Gypsbüste L. J. Koster's, welcher hier für den Erfinder der Buchdruckerkunst ausgegeben wird, eröffnet. Hr. Roger wird dieselbe anfertigen. Der Preis ist 12 und 14 Gulden.

Nürnberg, 2. März. Dieser Tage ist das Modell zu Dürer's Standbild aus Rauch's Werkstatt unbeschädigt angelangt und in einem der untern Säle der polytechnischen Schule aufgestellt worden. Einfach und anspruchslos steht Dürer vor uns. Die Rechte, gesenkt, hält Pinsel und Reißfeder, um die ein Lorbeerreis sproßt, die Linke faßt unter der Brust den Mantel zusammen, der Kopf mit dem vollen Schmuck der Federn ist etwas vorwärts geneigt, während der Körper mehr auf dem rechten Fuße ruht und der linke nur leicht aufgesezt ist. Der Faltenwurf ist natürlich-edel und ungesucht, der Pelz ungemein leicht und weich, die Hände, die langen Haare, das gefaltete Hemde, Alles, bis auf die Strümpfe und Schuhe hinab, großartig behandelt und trefflich ausgeführt. Mit dem Guß ist Burgschmidt beauftragt.

München. In unserer Kunstwelt ist auch diesen Winter Vieles geschehen. Die Werkstätte von Schwanthaler ist in größter Thätigkeit; die Modelle zu den Figuren des östlichen Giebels der Walhalla sind im Kleinen von ihm vollendet. Sie stellen die Schlacht im Teutoburger Walde dar. Hermann in der Mitte, ihm zur Rechten die eindringenden Deutschen, zur Linken die weichenden Römer, Varus, sich selbst den Tod gebend; gegen die Winkel des Giebels Gruppen von Verwundeten und Gefallenen.

Wien, 14. März. Aus den seit 2 Jahren eröffneten Serpentinsteinbrüchen bei Einsiedel in Böhmen erhielt das hiesige Kunstkabinet eine zierlich gearbeitete Krone mit Scepter, welche die Actionnaire dem Kaiser bei seiner Anwesenheit zu Einsiedel im Jahr 1836 überreichten.

Rom, 16 März. Die Statue zu Schillers Monument für Stuttgart wird, nebst den dazu gehörigen Basreliefs, bereits eingepackt und zugleich mit den Marmor-Basreliefs, die Professor Wagner für die Walhalla ausgeführt hat, in einigen Tagen nach München abgehen.

Denkmäler.

St. Petersburg. Die Prinzessin Baratinski hat sich hier an die Spize einer Subscription gestellt, die zu Gunsten des Shakespeare zu Stratford am Avon zu errichtenden Denkmales eröffnet worden ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 117.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 17. Mai 1837.

O cives, cives, quaerenda pecunia primum est,
Virtus post nummos!

Horat.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Den 17ten März.

Die Bewohner von Havre.

Die Kaufleute.

Die Bewohner von Havre, 30 — 35,000 Seelen, sind ein buntes Gemische von Kaufleuten, Seeleuten und Arbeitern, von Franzosen und Fremden. Der Kaufmannsstand ist natürlich der erste und besteht aus den Repräsentanten aller handelnden Nationen; Franzosen, Engländer, Amerikaner, Italiener, Schweden, selbst Russen, und eine Menge Deutscher und Schweizer treiben sich auf der hiesigen Börse durcheinander und radbrechen mit mehr oder weniger Glück die französische Sprache. Die große Mehrzahl derselben will hier nur ihr Glück so schnell als möglich machen, um sich dann zurückziehen und von den Renten leben zu können. Sie sind hier nicht zu Hause; man braucht nur die Börse anzusehen, um sich davon zu überzeugen: diese ist so klein und unbedeutend, daß sie die Menge der gegen vier Uhr zuströmenden Kaufleute nicht zu fassen im Stande ist, so daß dieselben gezwungen sind, sich vor der Börse unter freiem Himmel zu versammeln und hier dem Sturme und dem Winde — dem Winde in Havre! — Troß zu bieten. Seit vielen Jahren spricht man vom Bau einer neuen Börse, aber es scheint die Sache nur sehr lau betrieben zu werden, und man wird dies natürlich finden, wenn man bedenkt, daß eben diese Fremden, die in ein paar Jahren Havre verlassen, sich nur als momentan an die Stadt gebunden betrachten und kein besonderes Interesse haben können, ein Opfer zu bringen, um die künftige Handelschaft von Havre mit einer Börse zu dotiren.

Wenn man die Pariser, oder die Frankfurter, oder sonst die Börsen großer Handelsplätze gesehen hat, so muß der Contrast zwischen diesen und der von Havre, unstreitig der ersten Handelsstadt Frankreichs, auf den ersten Blick auffallen. In Paris ist der Anblick der Börse, wenn auch meist tief verletzend für den, der die Leidenschaft hinter den kalten Zügen hervorleuchten sieht, doch imposant. Es stehen dort die Feldherrn und ihre Adjutanten fliegen hin und her und tragen die Ordre der Commandirenden auf die Flanken und in's Centrum und eilen zurück, um Berichte zu bringen und neue Aufträge zu erhalten. Es entscheidet sich dort oft das Geschick Europas, und in dem Gewühle und Geschrei glaubt man den Hülferuf der Völker durchzuhören. Ein Weltsclavenmarkt könnte nicht bewegter, nicht ergreifender seyn. Eben das Gefühl, daß es sich hier um das Weltheil handelt, daß Minister stürzen, wenn das eine oder das andere Heer zurückweicht, daß Kronen und Throne auf dem Spiele stehen, daß Völker in der Wagschale liegen, gibt uns im Tempel

Mammons einen schauerlichen, aber großartigen Eindruck. In Havre dagegen gleicht die Börse nur einem Ameisenhaufen. Alles windet sich durcheinander, wie ein wirrer Knäuel, keiner gibt Befehle, keiner scheint zu gehorchen. So viel Ballen Baumwolle zu so und so viel sind zu haben; so viel Kisten Zucker liegen im Entrepot, so viele sind bestellt und so viele unterwegs. Es sind dies auch Interessen, aber die Welt merkt nichts davon, ob 100,000 Ballen Baumwolle mehr oder weniger ankommen, und höchstens ein Hundert Fabriken, ein paarmal hunderttausend Fabrikarbeiter sind dabei unmittelbar betheiligt. Man kann ganz leicht an der Börse von Havre vorbeigehen, ohne nur zu ahnen, daß hier die ganze Handelswelt der ersten Handelsstadt von Frankreich versammelt ist, und etwa glauben, man habe sich hier nur versammelt, um eine öffentliche Versteigerung vorzunehmen. Die Börse hat hier nicht das Dramatische des Verkehrs wie in den großen Bankstädten, aber sicher auch nicht das Tiefverletzende desselben.

Wer übrigens den Havrer Handelsstand näher kennen lernen will, muß sich auf dem Cercle du Commerce einschreiben lassen. Wenn die Börse einen schlechten Begriff von der Bedeutsamkeit des Havrer Handels geben könnte, so macht der Cercle du Commerce dagegen einen ganz andern Eindruck. In einem der schönsten und größten Häuser der Stadt stehen schöne große Säle, theils zum Lesen, theils zum Spielen, theils zur gesellschaftlichen Unterhaltung eingerichtet und auf's Pomphafteste möblirt, jedem Fremden offen, der durch eines der Mitglieder eingeführt wird. Man findet hier fast alle Blätter und Zeitschriften der Hauptstadt, mehrere englische Zeitungen, auch eine deutsche, die Hamburger Börsenhalle, und eine ziemlich ausgesuchte Bibliothek. Man braucht nicht lange hieher zu kommen, um zu merken, weß Geistes die hier hausende Generation ist. Gleich in dem Hauptsaale an dem Mittelpfeiler ist eine schwarze, mit goldenen Buchstaben beschriebene Tafel in einem schönen goldenen Rahmen zu sehen, und die goldnen Buchstaben besagen, daß vor zehn oder zwölf Jahren Louis Philipp, damals Herzog von Orleans, jetzt König der Franzosen, den Cercle du Commerce mit seiner Gegenwart beehrt habe. Ueber dieser Ehrentafel hängt das Bild des Königs. An derselben Stelle hing vor nicht sieben Jahren Ludwig XVIII., und wer weiß, wer in sieben Jahre dort hängen wird? Vorerst ist aber Ludwig XVIII. in ein Nebenkabinet verbannt, wo er auf bessere Zeiten hoffen mag. Der Havrer Kaufmann ist sehr gut königlich und im Augenblick philippistisch gesinnt, da der König eben Philipp heißt. Er ist ein Feind alles dessen, was wie Bewegung aussieht, und gehört oft zu den furieux de modération. Ich war vor zwei Jahren gerade während des Aprilprocesses hier, und entsinne mich eines Zwiegesprächs. „Alle (die Aprilangeklagten) sollte man zum Tode verurtheilen!" sagte einer der friedsamen Kaufleute. Ein anderer, gemäßigterer antwortete: „Alle! — das wäre doch zu streng, selbst grausam. Es könnten ja auch Unschuldige darunter seyn." — „N'importe!" erwiderte der Erste. „Uebrigens sind keine Unschuldige unter ihnen, sie sind alle Monstres und Brandstifter!" — „Aber wenn nun dennoch ein Unschuldiger darunter wäre?" fragte in bescheidenem Scrupel der Zweite, und der Erste schrie: „Es gibt keine Unschuldige unter ihnen, das ist unmöglich! Die Köpfe ab! die Galeere ist eine wahre Kinderei für solche Monstres!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Waidwerk.

(Fortsetzung.)

Minder kostspielig und feierlich als das große eingerichtete, ist das Bestätigungsjagen, aber für den gewöhnlichen Gebrauch um so angemessener, als der Jagdherr nicht wochenlang sein Vergnügen hinausschieben muß; denn wenn zu guter Zeit im Sommer die Jäger mit den Leithunden auszogen, so kann der Herr immer wissen, wo es etwas zu schießen gibt und darnach in größter Schnelle ein Jagen anordnen. Dazu gehört übrigens ein angemessener Wildstand, wie er sich nur selten mehr findet, und vollkommene Jäger, wie sie heutzutage nicht überall mehr anzutreffen; denn aus den Waidleuten sind an vielen Orten ganz und gar Holzbeschauer geworden, die oft sogar noch scheel angesehen werden, wenn sie mit Gewehr und Hund einherziehen, wo die Jagd nicht mehr der Herrschaft, sondern des Pächters ist. Auch ist der Leithund da, wo es weder Hirsche noch Sauen gibt, nicht wohl zu arbeiten und zu führen; doch ist er dann auch sehr entbehrlich.

Der Leithund ist des hirschgerechten deutschen Jägers Stolz und Zier, weßhalb auch Gesell sein gewöhnlichster Name; und wenn zum Behuf der schnell einzurichtenden Jagd in einem Bezirk bestätigt werden soll, steht großentheils des Jägers Ehre in des Hundes Macht; er erntet hier den Lohn, wenn der Hund gut, den Hohn, wenn der Hund schlecht gearbeitet ist.

Auch bei dem Bestätigungsjagen wird der Distrikt mit den hohen Zeugen umstellt und das Wild in den Laufft getrieben, den kein Rolltuch sperrt; doch wird ein minder großes Revier auf einmal in Anspruch genommen, so daß die Wildbahn geschont bleibt und das Vergnügen sich vervielfachen läßt. Die Pracht und der Aufwand dabei können indessen dieselben bleiben, wie bei einem eingerichteten Jagen. Der Schirm im Laufft des bestätigten Saujagens muß gehörig erhöht seyn, um die Damen sicher zu stellen, und es ist auch gut, ihn mit einem Ofen zu versehen, weil diese Jagd am besten in der kalten

Jahreszeit anzustellen ist; von den Cavalieren jedoch wäre billig zu erwarten, daß sie zu Fuß die Hauptschweine auflaufen ließen und darauf zu Roß die schlechten Keuler und Bachen. Frischlinge soll man nur mit dem Hirschfänger fangen. — Diese Art der Jagd ist sehr ritterlich und vornehm, wird aber leider bald ein Mährchen seyn.

Das Kesseljagen bedarf keiner weitern Vorbereitungen, insofern der Jagdherr sich auf seine Jäger und ihre Hunde verlassen kann. An Zeug ist nicht viel nöthig dabei, weil von außen nach innen zu getrieben wird, und sogar der Leithund für den Augenblick entbehrlich, wenn der Jäger früher fleißig war und den Wildstand auswendig weiß. Für die Schützen werden keine besondern Schirme verfertigt. — Kesseljagen heißt auch ein vollkommen umstelltes, sobald kein Laufft dabei angebracht ist.

Nachdem wir nun von der deutschen Jagd gesprochen, wie sie großen Herrn und edlen Jägern wohl ansteht, wollen wir, bevor wir zur Parforcejagd übergehen, noch von einigen andern Arten des adligen Waidwerks in Kürze reden, die theils an und für sich lobenswerth, theils auch bloß zulässig sind, insofern nur dabei die Hauptsache nicht vernachlässigt wird.

In einem Zwinger wilde Thiere zu halten und diese untereinander kämpfen zu lassen, war eine schon von den alten Römern hergebrachte Sitte; diese Thierkämpfe aber stehen bloß in einer sehr fernen Beziehung zum Waidwerk, haben jedoch immer mehr Bedeutung als ihr trauriges Surrogat: Hahnen- und Wachtelkämpfe. Auch kam es nicht selten vor, daß mannliche Jäger sich mit irgend einer wilden Bestie im Zwinger in einen Kampf einließen, um dieselbe auf gut waidmännisch zu erlegen. — In dieselbe Kategorie gehören die spanischen Stiergefechte. — Ein ehemaliges Hoffest war das Fuchsprellen, das ordentlich zu vollführen, starker und gewandter Jäger Geschäft war; manchmal wurden auch auf diese Weise Juden in die Höhe geschnellt, doch nicht bei öffentlichen Festlichkeiten; heutzutage ist dieser gute Brauch gänzlich abgekommen. — Das Streifjagen ist eine Lustbarkeit, die der Jagdherr auch ganz allein sich machen kann (mit dem gehörigen Gefolge seiner Jagdleute, versteht sich). Er zieht mit den Hatz- und Fanghunden an die Dickichte, darinnen an demselben Morgen erst Hauptschweine, schlechte Keuler oder grobe Sauen bestätigt worden. Dort werden die Finder gelöst, welche, sobald sie gefunden, das Schwein verbellen und stellen, worauf der Jäger möglichst schnell mit den Hatzhunden nachzieht und das Wild, wie es von den Packern gedeckt ist, abfängt, oder, nach der neueren, minder ritterlichen Art, schießt. Für die Hunde ist die Saujagd ziemlich gefährlich, denn es heißt: „wer Schweinsköpfe essen will, muß Hundsköpfe dran wagen;“ doch kann man die Hunde durch eine Art Panzerhemd sichern, nur daß sie dadurch an ihrer Flüchtigkeit verlieren. — Das Treibjagen ist die heutzutage noch beliebteste Art; die alten Jäger hielten nicht sonderlich viel darauf, würden aber die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn sie sähen, wie jezt auf den meisten der verpachteten und verödeten Jagdreviere getrieben wird, so daß es oft ein Spott und eine Schande ist. Dazu kommt, daß in vielen Ländern die Jagdfrohnden abgeschafft sind, und man den Bauern Geld und gute Worte noch obenein geben muß, damit sie nur treiben. Wird aber ein Klopfjagen gut eingerichtet und geführt, so ist es wohl die zweckmäßigste Art, um Hasen und Füchse zu schießen, und auf dem Brachfeld gar lustig anzusehen. Doch bemerken wir dies nur beiläufig, da wir hier von der hohen Jagd zu reden haben, wozu billig auch die Raubthiere gerechnet werden sollten, den Fuchs etwa ausgenommen, den zu erlegen jedoch überall heilsam und lobenswerth ist. Auf jeden Fall halten wir es für passend, hier dieser interessanten Classe einige Bemerkungen zu widmen, obschon der Bär allein von ihnen zur hohen Jagd gehört.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Greenacre.

Seit im September 1834 ein nach London übergesiedelter Deutscher — sein Name war Nikolaus Steinberg und das schmerzliche Ereigniß ist damals von mir berichtet worden — seiner Gattin, seinen vier Kindern und zulezt sich selbst in einer finstern Nacht den Tod gegeben, hat in London manches Leben unter Frevlerhänden ausgeblutet und ist manche Greuelscene zur Kenntniß des Publikums gelangt. Aber von all diesem menschlichen Elende, der dunkeln Kehrseite jedes civilisirten Vereins, hat in der öffentlichen Beachtung nichts so entschieden sich hervorgedrängt als das, durch die politischen Blätter wohl überall bekannt gewordene, allerdings schauderhafte Verbrechen eines Mannes, Namens Greenacre, der eine Frau, mit welcher er versprochen gewesen, ermordet, zerstückt und die Stücke des Leichnams da und dort versteckt hatte. Schwerlich hat sich je die Rohheit und die Wuth des Londoner Pöbels, namentlich des weiblichen, in furchtbarerer Gestalt gezeigt, als bei diesem Proceß. So oft die Verbrecher in's Verhör geführt wurden, war der Volkszulauf unermeßlich. Die vom Gefängniß zum Gerichtshaus führenden Straßen waren jedesmal dicht angefüllt. Es erregte Schauder, auch nur im Vorübergehen die Ausdrücke der Wuth zu hören, die in Bezug auf die Angeschuldigten von Mund zu Mund flogen, und die Ungeduld wuchs, je länger der Verzug dauerte, und die Gemüther erhizten sich mehr und mehr, je mehr die Harrenden froren. Die Haufen standen so dicht, daß es einem Reiterregiment Mühe gekostet haben würde, durchzubrechen, und es war oft nicht zu begreifen, wie ohne Verlesung der Aufruhrakte, vor welcher im Allgemeinen selbst der roheste Engländer Respekt hat, und ohne einige zur Unterstützung herantrabende blaue oder rothe Gardekürassier-Eskadrons, denen Jeder es ansieht, daß sie mehr thun können als imponiren, das Duzend unbewaffneter Polizeidiener im Stande seyn sollte, den Wagen Raum zu verschaffen und die Gefangenen gegen die laut

angedrohten Mißhandlungen zu schützen. Auf allen Straßen sangen Bänkelsänger das Lied von der erwürgten Frau; in High-Holborn eröffnete ein Spekulant eine Schaustellung, wo gegen Erlegung der größten englischen Kupfermünze, eines Penny, der Verbrecher bei der Blutarbeit gezeigt wurde, er und sein unglückliches Opfer nach der Phantasie des Künstlers getreu in Wachs bossirt und bunt genug mit den grellsten Farben bemalt; gräßliche Abbildungen des gräßlichen Beginnens wurden hoch auf Stangen umhergetragen mit Unterschriften, die das lesende Publikum benachrichtigten, welche Zeitung die ausführlichsten Berichte liefere; ein Sonntagsblatt, Weekly despatch, beschenkte seine Abnehmer am ersten Sonntage nach Greenacre's Verhaftung mit drei Holzschnitten, der erste ein Brustbild des Mörders, der zweite ein Conterfei des in Spiritus gesezten Kopfes, der dritte ein Facsimile von Greenacre's Namenszug; das Geschenk machte in einem Absaze von nahe an hunderttausend Exemplaren sich bezahlt, und die für den folgenden Sonntag hundert und fünfzigtausend Mal abgezogene Weekly despatch wiederholte das Geschenk und vermehrte es mit einem Brustbilde der verhafteten, für mitschuldig geltenden Sarah Gale, und einer Ansicht des Hauses, in welchem der Mord begangen worden; längs des Strandes, des Hauptummelplazes der Zeitungsexpeditionen, hingen vor und hinter den Fenstern fast aller dieser Offizinen gewaltige Bogen, auf denen geschrieben oder gedruckt die Worte standen: fürchterlicher Mord, schaudererregende Missethat, gräßliche Zerstückelung, und ähnliche, die Neugier fesselnde Ausdrücke, kurz, seit Jahren ist die Neugier des Londoner Pöbels nicht voller befriedigt oder sein Mitleid schmerzlicher verwundet worden, als durch den Edgeware Straßenmord, wie die That überall kurzweg heißt, weil das erste Stück des Körpers in jener Straße gefunden wurde. James Greenacre ist unerwartet ein öffentlicher Charakter geworden, und sollten die Memoiren seines Lebens ungeschrieben bleiben, so dürfte daran wenigstens Mangel an Stoff nicht Schuld seyn. Neben Materialien zu einer interessanten Lebensbeschreibung liefern Zeitungen und Pamphlets genügende Incidenzpunkte zu Schaudernovellen und Schauderdramen im neuesten französischen Geschmacke, und ob die Materialien wahr oder erdichtet, die Incidenzpunkte möglich oder unmöglich – welcher Freund der neuesten französischen Literatur stellt wohl solche einfältige Fragen? Wer einen Mord begangen, kann auch Räuber und Brandstifter seyn, wer eine Frau in Stücken zerschnitten, kann auch seine leiblichen Kinder lebendig auf dem Roste gebraten haben, und wer das Blut Eines Menschen über sich gebracht, der hat wahrscheinlich seit seiner Jugend in Menschenblut gewühlt.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Mai.

(Fortsezung.)

Feste. Abschied der Taglioni.

Es werden nun andere Feste angekündigt und vorbereitet; die Feier der Vermählung des Herzogs von Orleans wird von der Regierung sowohl, als von der Stadtbehörde abermals mit Volksfesten, oder eigentlich mit Festen für das Volk bezeichnet werden; aber schwerlich wird man etwas Anderes geben können, als was man bisher erfunden; der Jahrmarkt in den Champs elysées, welche unterdessen sich bestens mit Grün bekleiden werden, wird wieder das Beste thun müssen, und das Nüzlichste wird wieder das seyn, was nicht in die Augen fällt, ich meine die Vertheilung von Unterstüzungen an die Nothleidenden. Für leztere, besonders für die Lyoner, sorgt man eben jezt auch in der reichen Pariser Welt. Bereits hat man zu ihrem Besten ein prächtiges Concert gegeben, und ein Opernball wird jezt zu ihren Gunsten veranstaltet; aber um die Reichen herbeizuziehen, müssen solche Belustigungen mit großer Pracht angelegt werden, welche freilich dem Gewerbsfleiß, aber nicht immer den Nothleidenden zu Gute kommen, und was dann in der Kasse an baarem Gelde übrig bleibt, ist zuweilen leider nicht so beträchtlich, als man hätte erwarten sollen. – Wenn Dichtern und Naturfreunden diesmal die Frühlingslust verdorben wurde, so hatten dagegen Theater- und Concertunternehmer desto besseres Spiel; denn je schlechter die Witterung, desto bessere Aussicht für die Theater, welche niemals voller sind, als wenn das Wetter die Pariser hindert, anderswo sich umzutreiben. Der öffentliche Abschied der Tänzerin Taglioni, das heißt ihre Benefizvorstellung, war zu einem wahren Feste geworden, dem die zahlreichen Bewunderer der unübertrefflichen Anmuth dieser Tänzerin beiwohnten, und das, vom Direktor mit außerordentlicher Pracht und Mannichfaltigkeit ausgestattet, bis um ein Uhr nach Mitternacht währte, so daß die Zuschauer hier einen Genuß hatten, wie sie ihn kaum erwarten konnten. Gesang, Tanz und Concertstücke wechselten mit einander ab, und man mußte sich hier vielmehr über das Zuviel, als das Zuwenig beklagen. Die Taglioni scheint auf lange Zeit, vielleicht auf immer für die französische Bühne verloren; wenigstens ist ihr diesmaliges Abtreten als ein förmlicher Abschied behandelt worden. Daß sie ihre vortheilhafte Anstellung an der hiesigen Oper aufgibt, ist um so auffallender, da sie als erste Tänzerin anerkannt war, und ihr Niemand diesen Ruhm streitig machen konnte; allein es gibt in der Coulissenwelt so manche Begebenheit, welche dem Publikum dunkel bleibt, daß man auch diesmal vermuthen kann, die Taglioni habe sich nicht so gut gestanden, als das Publikum glaubte. Nicht leicht zu begreifen ist es, wie die Operndirektion fast zu gleicher Zeit zwei ihrer glänzendsten Gestirne, Nourrit, den Sänger, und Taglioni, die Tänzerin, hat können fahren lassen; denn wie kann sie hoffen, starken Zuspruch zu haben, wenn gerade dasjenige fehlt, was am meisten das Publikum herbeizog? Nun werden zwar Nachfolger versprochen, denen viel Rühmliches nachgesagt wird; aber ehe diese den Ruhm ihrer Vorgänger erworben haben, kann lange Zeit vergehen, und schon oft ist das Publikum durch solche vielversprechende Ankündigungen getäuscht worden. Uebrigens hat die Taglioni hier Beweise von Anerkennung und Hochachtung erhalten, die, ihrer Eigenthümlichkeit halber, ihr besonders schmeichelhaft seyn müssen. So hatte neulich die legitimistische Partei einen Subscriptionsball zu Gunsten derjenigen veranstaltet, welche einen Gnadengehalt vom Hofe Karls X. bezogen, und seit der Julirevolution nur noch einen geringen Theil davon beziehen. Seitdem veranstaltet die alt-royalistische Partei fast jährlich einen solchen Benefizball, und diesmal besonders hatte sie ihn mit vieler Pracht angelegt. Da es im Grunde auf eine wohlthätige Handlung ankam, so hatten auch manche hohen Beamten der jezigen Regierung subscribirt, und überhaupt mehrere Personen, welche nicht gerade der legitimistischen Partei angehören, z. B. die italienische Fürstin Belgiojoso, welche kurz vorher, wie ich bereits gemeldet, ein glänzendes Concert mit einer Lotterie oder einem sogenannten Fancymarkt zu Gunsten der armen Italiener in Frankreich, besonders der verbannten und geflüchteten, veranstaltet hatte, und zwar mit dem besten Erfolg; denn obgleich der Eintritt vierzig Franken kostete, war ihr Hotel doch überfüllt gewesen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Petit

Dictionnaire portatif

allemand-français et français-allemand.

Extrait du Dictionnaire de poche complèt de l'Abbé Mozin,

contenant les termes les plus nécessaires et leur prononciation; à l'usage des écoles réales et des instituts des deux sexes

par

l'Abbé Mozin et le **Dr. Elsenbach.**

2 Volumes.

Preis 1 fl. 30 kr. oder 20 Gr.

Kleines

deutsch-französisches und französisch-deutsches

aus dem

vollständigen Taschen-Wörterbuch Mozin's von ihm und von Dr. Eisenbach

bearbeitetes

Hand-Wörterbuch,

enthaltend

die gemeinnützlichsten Wörter nebst der Aussprache.

Zum Gebrauche der Real-Schulen und Lehranstalten beiderlei Geschlechter bearbeitet.

Zwei Theile.

Dieses Dictionnaire, welches an Vollständigkeit und Reichthum Alles übertrifft, was bisher in diesem Fache geleistet worden ist, und dessen Druck bei Weitem größer und für die Augen weniger angreifend ist, als der des Dictionnaire de poche, kann mit Recht dem Sprachkundigen ebensowohl als dem Anfänger, dem Uebersetzer und Geschäftsmann empfohlen werden.

Das Bedürfniß Aller wird mit demselben befriedigt werden. Uebrigens ist es neben der Gediegenheit und dem Reichthum dieses Wörterbuchs auch noch der ungemein niedrige Preis desselben, der es ganz besonders empfiehlt, und zur Einführung in Schulen und Anstalten, so wie zur Anschaffung für minder Bemittelte geeignet macht.

Der Preis für beide Theile, von 55½ Bogen, ist nämlich unerachtet der gegen die frühere Berechnung bedeutend vergrößerten Bogenzahl nur auf

1 fl. 30 kr. oder 20 Gr.

festgesezt. Bei **25** und mehreren Exemplaren wollen wir denselben sogar nur auf

1 fl. 12 kr. oder 16 Gr.

stellen; jedoch ist bei diesen Preisen baare Bezahlung verstanden.

Nouveau

Dictionnaire de poche

allemand-français et français-allemand,

contenant

les mots reçus dans les Dictionnaires modernes de langues ou sciences, la pronounciation de ceux qui peuvent offrir quelque difficulté, quantité de phrases etc., propres à en indiquer les diverses acceptions, ou à empêcher de les confondre, les noms propres de personnes, de pays, villes, fleuves etc., qui diffèrent dans l'une ou l'autre des deux langues,

par

l'Abbé Mozin.

Deux Volumes.

Neues
deutsch=französisches und französisch=deutsches
Taschen=Wörterbuch,

welches

die in den neueren Wörterbüchern über Sprachen und Wissenschaften aufgenommenen Wörter, die Aussprache der schwierigeren, viele die verschiedenen Bedeutungen derselben anzeigende und der Verwechselung vorbeugende Redensarten und Erklärungen, wie auch diejenigen Eigennamen der Personen, Länder, Städte, Flüsse 2c., die in beiden Sprachen nicht gleich lauten, enthält.

Von

Abbé Mozin.

Der frühere Ladenpreis dieses Taschenwörterbuchs in 2 Theilen war 4 fl. 30 kr.; um dasselbe aber wegen seiner Gemeinnützigkeit auch in Schulen und für Minderbegüterte käuflich zu machen, haben wir diesen, bei der großen Bogenzahl immer noch sehr billigen Preis auf

3 fl. oder 2 Rthlr.

für unbestimmte Zeit herabgesezt.

Französische Sprachlehre (Grammaire française) in einer neuen und faßlichen Darstellung, die auf die einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln, durch viele Beispiele erläutert, und sowohl für Anfänger als solche, welche schon Fortschritte in der französischen Sprache gemacht haben und sich darin vervollkommnen wollen. Von **Abbé Mozin.** Zehnte, umgearbeitete und verbesserte Ausgabe. Preis **1 fl. 24 kr.** oder **20 Gr.**

Diese Sprachlehre enthält außer der größtmöglichsten Ausführlichkeit einen besondern Abschnitt über den französischen Versbau, was gewiß für manche Lehrer oder Liebhaber der französischen Sprache von besonderm Interesse seyn dürfte.

Vollständiger Auszug (Abrégé complet de la gramm. franc.) der französischen Sprachlehre, oder: Neue und leichte Art, französisch zu lernen durch Darstellung der wesentlichsten Regeln in beiden Sprachen, nebst vielen französischen und deutschen Uebungen über dieselben. Von **Abbé Mozin.** Vierte, mit mehreren Uebungen vermehrte Ausgabe. Preis **1 fl. 12 kr.** oder **16 Gr.**

Dieses Werk ist insbesondere für die deutsche Jugend und für die Schulen bestimmt. Da alle Redetheile in beiden Sprachen abgehandelt sind, so haben die Schüler den Vortheil, daß sie sich mit den beiderseitigen Kunstausdrücken der Sprachlehre bekannt machen können.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[205] **Für Leihbibliotheken.**

Bei Ed. Bühler in Magdeburg erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Masseloup, Der Corregidor. Historischer Roman. 12. geb. 21 Gr.

— — Der Hochmuthsteufel. Eine komische Erzählung. 12. geb. 21 Gr.

Meerfels, Die Familie Walldorf. Ein historischer Roman a. d. J. 1813—1815. 12. geb. 1¼ Rthlr.

Schönfeld, Fr. v., Myrthenblüthen. Ein Cyklus von Liebesnovellen. 12. geb. 1¼ Rthlr.

---

[190] Im Verlage der Gebrüder Bornträger in Königsberg erschienen im Laufe des Jahres 1836 nachstehende Werke:

Codex diplomaticus Prussicus. Urkundensammlung zur älteren Geschichte Preußens aus dem königl. geheimen Archive zu Königsberg, nebst Register, herausgegeben von Prof. Joh. Voigt. 1ster Band. gr. 4. Preis 1 Rthlr. 16 Gr.

Ellendt, Fr., Lateinisches Lesebuch für die unteren Klassen der Gymnasien. 5te Auflage. 8. 12 Gr.

Hendewerk, C. L., Obadiae Prophetae Oraculum in Idumaeos, hujus populi historia perscripta, et version. antiq. commentariisque tam patrum eccl. quam interpretum recent. adhib. in ling. lat. transl. et enucleat. 8. maj. 1 Rthlr.

Kreyssig, W. A., Der deutsche Bauernfreund, oder deutlicher und kurzer Unterricht von den bisherigen Verbesserungen und Fortschritten der Landwirthschaft, wie solche mit sicherm und großem Vortheil auch von den deutschen Bauernwirthschaften angewendet werden können. gr. 8. 16 Gr.

Mrongovius, C. C., Dokladny Nimiecko-Polski Slownik, ausführliches deutsch=polnisches Wörterbuch. 2te vermehrte und verbesserte Auflage in 4 Lieferungen oder 96 Bogen gr. 4., jezt complet. Preis 4 Rthlr. 9 Gr.

Der polnisch=deutsche Theil erschien 1835. Preis 4 Rthlr. 12 Gr. Das ganze Werk vollständig 8 Rthlr. 21 Gr.

Rösselt, Fr., Kleine Geographie für Töchterschulen und die Gebildeten des weiblichen Geschlechts. 3te verb. Auflage. gr. 8. 18 Gr.

Das Handbuch der Geographie desselben Verfassers, in drei Bänden, erschien in einer zweiten sehr verbesserten Auflage i. J. 1834. Preis 4 Rthlr. 20 Gr.

Provinzial=Sanitäts=Berichte des königl. Medicinal=Collegiums zu Königsberg für d. J. 1834 in 2 Abtheilungen, für 1835. 1stes Semester. gr. 4. 1 Rthlr. 16 Gr.

Rosenkranz, C., Zur Geschichte der deutschen Literatur. gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Sachs, L. W., Das Opium. Ein pharmacologisch-therapeutischer Versuch. gr. 8. 1 Rthlr. 10 Gr.

Sachs, L. W., und **F. P. Dalk**, Handwörterbuch der praktischen Arzneimittellehre, zum Gebrauche für angehende Aerzte und Physici. 3ten und lezten Bandes 1ste, 2te und 3te Lieferung (der Ausgabe in Lieferungen 15te, 16te und 17te Lieferung). gr. 8. Preis 2 Rthlr. 12 Gr.

Die früher erschienenen Bände I und II, lezterer in 2 Theilen (oder Lieferung 1 — 14) kosten 12 Rthlr.

NB. Das Werk wird bestimmt im Jahr 1837 beendigt werden.

Schubert, F. W., Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa. gr. 8. 1sten Theiles 2ter Band (Frankreich und das britische Reich). 2 Rthlr. 20 Gr.
- 1sten Theiles 3ter Band (die Reiche Spanien und Portugal). 2 Rthlr. 4 Gr.

Im Jahr 1835 erschien der erste Band (allgemeine Einleitung und das russische Reich) 1 Rthlr. 16 Gr.

NB. Dieses Werk wird ununterbrochen fortgesezt.

Ulrici, Franz, Ergänzungen der Verordnungen über den Mandats-, summarischen und Bagatell-Proceß, über das Rechtsmittel der Revision und Richtigkeitsbeschwerde, über die Exekution in Civilsachen, und über den Subhastations- und Kaufgelder-Liquidationsprozeß; enthaltend eine Zusammenstellung aller hierauf Bezug habenden bis 1836 ergangenen, abändernden und erläuternden Geseße und Ministerialrescripte, nebst chronologischem Verzeichnisse der lezteren und Register. 1ster Theil. gr. 8. 12 Gr.

(Der 2te und lezte Theil ist so eben erschienen, 31 Bogen. 2 Rthlr.)

Voigt, Joh., Geschichte Preußens, von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens, 7ter Band. Nebst Plan der Schlacht von Tanneberg und einer lithographirten Zeichnung. gr. 8. 3 Rthlr.

Die früher erschienenen 6 Bände kosten 18 Rthlr. 12 Gr.

NB. Der 8te und lezte Band erscheint im Jahr 1838.

— — Die westphälischen Femgerichte in Beziehung auf Preußen, aus den Quellen dargestellt und durch Urkunden erläutert. gr. 8. 1 Rthlr. 6 Gr.

Wagenfeld, Dr. L., Allgemeines Vieharzneibuch, oder gründlicher, doch leicht faßlicher Unterricht, wonach jeder Viehbesitzer die Krankheiten seiner Hausthiere auf die einfachste und wohlfeilste Weise, auch ohne Hülfe eines Thierarztes leicht erkennen und sicher heilen kann. 3te vermehrte und verbesserte Auflage, mit 9 lithographirten Tafeln. gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

---

[217]

Wochenblatt
für
Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel.

Inhalt von Nro. 18:

Die äußern Mängel und Gebrechen des Pferdes. Mit einer Abbildung, welche die Beschreibung nachstehender 36 Gebrechen veranschaulicht und deutlich macht: 1) die Genickbeule; 2) der graue Staar; 3) der Nasenausfluß; 4) die Zahnfistel; 5) die Drüsenanschwellung im Kehlgange; 6) der Kropf; 7) der Aderkropf; 8) der Mähnengrind; 9) der Widerristschaden; 10) die Brustbeule; 11) die Narben am Buge; 12) die Stollbeule; 13) die Vorderkniegalle; 14) die Flußgallen; 15) die Schaale oder der Leist; 16) die Hornkluft; 17) der Knieschwamm; 18) die Raspe; 19) das Ueberbein; 20) der Sehnenklapp; 21) der Hornspalt; 22) der Brandfleck; 23) der Satteldruck; 24) der Flankenbruch; 25) der Nabelbruch; 26) der Hodensackbruch; 27) der Rattenschweif; 28) die Sprunggelenkgalle; 29) die Raspe; 30) die Hasenhake oder das Rehbein; 31) die Köthengalle; 32) die Mauke; 33) die Piphake; 34) der Spath; 35) der Blutspath; 36) der Straubfuß. — **Die Baumwollenstickerei in Winterlingen.**

Preis des ganzen Jahrgangs 1 fl. 30 kr., um welchen Betrag das Wochenblatt durch alle Postämter Würtembergs postportofrei bezogen und täglich in das Abonnement eingetreten werden kann.

Stuttgart, den 9. Mai 1827.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[218] **Prachtausgaben à 4 Kr. die Lieferung.**

Im Verlag der Klassiker in Stuttgart haben so eben die Presse verlassen:

Die ersten 6 Lieferungen von:

Der sinnreiche Junker
Don Quixote
von La Mancha.

Von

Miguel Cervantes de Saavedra.

Aus dem Spanischen übersezt;
mit dem Leben von Miguel Cervantes nach Viardot,
und einer Einleitung
von

Heinrich Heine.

Zwei Bände.

Mit 800 Bildern und Vignetten von T. Johannot.

Bedingungen der Subscription:

Das Werk erscheint mit 800 meisterhaft gestochenen Vignetten in Wochenlieferungen

à vier Kreuzer.

Das Ganze besteht aus 200 Lieferungen, und wird in 20 Monaten vollständig geliefert. Probe des Drucks, des Papiers und der artistischen Ausstattung des Werks überhaupt, ist in jeder soliden Buchhandlung einzusehen, auch der Prospectus unentgeltlich zu erhalten. Vorausbezahlung wird nicht verlangt.

---

[215] Bei uns ist erschienen und bereits an die Sortiments-Buchhandlungen versandt:

Wessenberg, J. H. von,

sämmtliche Dichtungen.

5tes Bändchen.

Subscriptionspreis broch. 18 Gr. oder 45 kr.

Den Subscriptionspreis für

alle 5 Bändchen zusammengenommen 3 Rthlr. 12 Gr. oder 3 fl. 45 kr.

lassen wir, da nun das Werkchen beendigt ist, noch auf unbestimmte Zeit fortbestehen.

Stuttgart und Tübingen, im April 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 118.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 18. Mai 1837.

Jede Thierart ist gleichsam eine Charaktermaske: es gibt an sich komische Thiere, so wie andere, die wir erhabene oder tragische nennen könnten. Der Bär steht in der Mitte zwischen Ernst und Komischem.

G. Zimmermann.
Morgenblatt 1836. Nr. 259.

Das Waidwerk.

(Fortsetzung.)

Das vornehmste aller europäischen Raubthiere ist der Bär; jezt ein seltener Gast deutscher Wälder auf hohen Gebirgen, doch ehmals des Jägers stets erwarteter Feind, noch im vorigen Jahrhundert vielfach in Bärengärten und in Zwingern gehegt, und sogar oft genug in den Klüften der Gebirge zu finden. Der Bär ist stark und groß, friedlich, wo ihn nicht Hunger oder Zorn bewegen, in gereiztem Zustand aber furchtbar, dabei, troz seines plumpen Ansehens, schnell und gewandt, und, bei allem Anschein trägen Stumpfsinns, mit scharfen Sinnen und guten Geistesgaben ausgerüstet. Er lebt gewöhnlich gepaart mit einem und demselben Weibchen und ist, im gefangenen Zustand, ein guter Nachbar für seines Gleichen. — Ein junger Bär läßt sich sehr gut erziehen und abrichten, doch muß man sich hüten, ihn zu reizen, damit nicht seine angeborene Wildheit hervorbreche, die ihn leichtlich sogar der Dankbarkeit gegen den eigenen Erzieher vergessen machen könnte. So hatte der Kurfürst von Sachsen und König von Polen, August der Starke, einen Bären eine Zeitlang um sich, den er selbst erzogen und mit dem er zu spielen pflegte, gleichwie mit einem Hündlein. Ein besonderes Vergnügen fand der König daran, seinen Zögling auf allerlei Weise zu necken und sich an dessen spaßhaftem Zorn zu ergözen; aber eines Morgens, da August beim Frühstück dem Bären eine Semmel etliche Mal vorhielt und schnell zurückzog, wurde der Geneckte im Ernste wild, richtete sich brummend empor und ging auf den König los, der mit der linken Hand den Tisch ergriff, um die Bestie sich vom Leib zu halten, mit der rechten aber einen Hirschfänger, womit er den immer ärger wüthenden Gegner endlich fällte. Unterdessen war, von dem Lärm gelockt, das Hofgesinde herbeigekommen und wollte den schwerverwundeten Bären vollends abfangen; da gebot der König, denselben in ärztliche Pflege zu geben und ihn wo möglich herzustellen. Dies gelang, und August wollte, furchtlos, wie er war, den Bären wieder zu sich nehmen, gab aber dem Zureden zärtlich für seine Sicherheit besorgter Lippen nach und sandte denselben nach Hohenstein in den Bärengraben. Dort lebte der verbannte Günstling traurig und mürrisch, sich von seinen Genossen absondernd; einige Augenblicke wehmüthiger Freude genoß er, wenn der König, der dies bei seinen Besuchen auf Hohenstein nie vergaß, zu ihm an's Gitter trat. Den Scheidenden begleitete der Bär stets mit herzzerreißendem Geheul, wobei der starke August sich kaum der Zähren soll erwehrt haben. Nach des unglückseligen Bären Tod kam es erst an den Tag, daß vor jenem verhängnißvollen Auftritt in des Königs

Kabinet ein Hofdiener dem Thier das Frühstück gestohlen hatte, so daß es grimmig geworden aus lauter Hunger.

Auch verstehen die Bären Scherz, bis zu einem gewissen Grad nämlich. Sie werden nicht im Ernste bös, wenn in den Zwingern, wo sie jezt noch gehegt werden (wie zu Bern im Bärengraben, oder zu Paris im Pflanzengarten), das lose Volk sie mit Leckerbissen an Schnüren neckt; aber sie stellen sich, wenn sie den Spaß merken, gar bald an, als gäben sie auf das Spiel nicht Acht, und erhaschen dann im Nu die Beute, bevor der Neckende von dem anscheinend plumpen, schwerfälligen Gesellen sich dessen versieht. So erzählen Jäger auch folgenden Zug: ihrer zwei begegneten einst einem Bären; der erste schoß und fehlte, des andern Kugel streifte, worauf jener sich niederwarf, dieser einen Baum erkletterte. Ohne sich um den Liegenden, der ihm nicht weh gethan, zu kümmern, kletterte der Bär dem andern nach, höher und immer höher, bis zum Gipfel, wo er die Branke hob und dem bebenden schlechten Schützen einen Schlag gab, der den getroffenen fleischigen Theil sehr zerfezte, womit zufrieden der Bär wieder bedächtig zurückletterte und davonging.

Weil der Bär, wenn er sich einmal angesiedelt hat, gerne bleibt und seine bestimmten Wechsel einhält, so kann man ihn recht wohl mit Klotzfallen fangen, mit Selbstschüssen erlegen. Auf dem Pürschgang oder auf den Ständen beim Treiben ist es rathsam, daß immer zwei Schützen beisammen, und nicht nur mit Feuerwaffen, sondern auch mit guten Seitengewehren versehen seyen. Wenn der Jäger Leib gegen Leib mit dem Bären kämpfen muß und demselben keinen Fang beibringen kann, soll er ihm eine Branke weghauen; von einem höhern Standpunkt aus, etwa von einem Baum, mag er den Nachklimmenden zwischen den Augen fangen oder auch ihm die Tatzen durchschlagen.

Vor einigen Jahren machte ein Deutscher eigens die Reise nach Polen, um dort einen Bären zu erlegen. Sein sarmatischer Gastfreund ließ ihm zu Ehren ein Treibjagen anordnen, stellte aber den Gast, für dessen Sicherheit besorgt, an einen verlornen Posten. Der Deutsche ahnte, nachdem er lange auf seinem Platz gestanden, ohne nur die Treiber zu vernehmen, den Zusammenhang und wandte sich zu seinem neben ihm kauernden Begleiter, einem leibeigenen Knecht, an dessen rostiger Flinte das Schloß mit Draht angestickt war. „Ich möchte wohl einmal einen Bären schießen.“ — „So?“ grinete der Polak und schielte seitwärts mit verdächtigem Lächeln. — „Kennst du dies Geldstück?“ — „O ja! das ist ein blanker Kaiserthaler.“ — „Wenn ich den Bären zum Schuß bekomme, sollst du den Thaler haben.“ — „Das ist Euer Spaß, Herr.“ — „Mein voller Ernst, auf Cavaliersparole!“ Der Knecht dachte nach, erhob sich und winkte dem Deutschen, zu folgen, pfiffig dabei mit den Augen zwinkend. (Die Forts. folgt.)

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Es wurde mir überhaupt damals hier vieles klar, was mir in Paris ein Räthsel geblieben. Ich sah, worauf Ludwig Philipp rechnen konnte oder mochte, und warum er so rasch zu Werk ging. Aber er sollte bedenken, daß in der Revolution die Männer des Schreckens in Havre nicht einen einzigen Kopf abzuschlagen für nothwendig hielten. Auch darin liegt eine Lehre, und eine bessere als in den blutigen und ungefährlichen Worten auf dem Cercle du Commerce.

Den meisten meiner Pariser Freunde war, was Fonfrède, der Ultradoctrinär, schrieb und sagte, unerklärlich, oder man erklärte es sich, indem man sagte: „c'est un fou!“ Ich war in Havre gewesen und verstand ihn halbwegs, und seit ich wieder hier bin, ist mir jedes Wort klar; denn hier fand ich, daß er wirklich mit seinen Ansichten der Vertreter einer Partei, und zwar der des Handels ist. Er kommt aus einer Seestadt, ich glaube Bordeaux, wo ungefähr derselbe Geist, dieselben Interessen wie hier in Havre herrschen mögen, und wo man daher wohl denkt wie hier. „Wir haben es lange genug mit den Kammern versucht, und es ist klar, daß mit ihnen nichts anzufangen. Sie haben bis jezt nichts Gutes gethan, wohl aber viel Gutes verhindert. Die ganze Deputirtenkammer ist so stupid als möglich; nur eine starke Staatsgewalt kann Frankreich retten, und die Kammer glaubt nichts Besseres zu thun zu haben, als dieselbe zu schwächen, ihr mehr und mehr Fesseln anzulegen. Die Advokaten herrschen in derselben, und diese suchen nur Chikanen. Wir aber, wir wollen Ruhe haben, und nur Ruhe; wir haben die Freiheit bis an den Hals satt und wissen vor Freiheit nicht mehr wo aus noch ein. Ein aufgeklärter Absolutismus nur kann Frankreich retten und vor zukünftigen Gefahren sichern.“ Das ist so ungefähr das Raisonnement, das hier im Cercle du Commerce an der Tagesordnung ist und sicher die Mehrzahl des hiesigen Handels für sich hat. Nur scheinen sie, wie Fonfrède mitunter selbst, kein rechtes Vertrauen in diesen aufgeklärten Absolutismus zu setzen, denn am Schlusse dieses oft nach den verschiedensten Melodien abgesungenen Liedes heißt es stets: ça va mal, et Dieu sait comment ça finira! Man sieht aber aus alle dem, daß Fonfrède und mit ihm die Doctrinärs, die auf den aufgeklärten Absolutismus mit vollen Segeln lossteuerten, nicht so in die Luft bauen, als man in Paris meist glaubt. Wie lange das Gebäude dauern würde, wenn man sie fortbauen ließe, wen es wahrscheinlich in seinem Sturze begraben würde, das sind andere Fragen. Ich zweifle aber, ob die Mitglieder des Cercle du Commerce, wenn sie hierüber nachdächten, etwas anders thun würden, als nur noch lauter rufen: Dieu de Dieu, ça va

mal! denn vorerst hat das Alles noch keinen Einfluß auf den Preis der Baumwolle, des Zuckers u. s. w., die, wie in Paris die Rente, ihr politischer Wärmemesser, das Alpha und Omega ihres socialen Glaubensbekenntnisses, die ultima ratio ihres ganzen Seyns sind.

Seeleute.

Nach dem Kaufmannsstande kommt in Havre der der Seeleute. Die Schiffskapitäne und Lieutenants bilden in demselben die Aristokratie, die Steuermänner, die Lootsen und Fischer den Mittelstand, und endlich die Matrosen das Volk, die Canaille.

Die Kapitäne haben hier eine eigene Gesellschaft, einen cercle des capitaines, und man findet in demselben eine cordiale Aufnahme, wenn man von einem der Kapitäne eingeführt wird. Unter dieser Klasse der Seeleute findet man viele derbe Kernnaturen, oft sehr unterrichtete und natürlich vielgereiste Leute; oft aber tritt auch nur die Rohheit hervor. Es verlezt sicher jedes fühlende Herz, wenn man diese Leute über die Matrosen sprechen hört und wie sie alle nur Ein Mittel kennen, mit denselben fertig zu werden, und wie dies einzige Mittel in Prügeln mit dem Tauende besteht. Im Jahre 1830 herrschten in Frankreich ein paar Wochen lang des Menschen würdige Ideen, und in Folge dieser wurde der alte Seemannscodex, der ungefähr so statuirte, wie hier die Kapitäne denken, abgeschafft. Seit der Zeit ist das Schlagen eigentlich verboten; aber wenn die Kapitäne auf dies Kapitel kommen, sieht man bald, daß sie sich's als eine Art Heldenthat anrechnen, wenn sie, dem Gesetze zum Troz, ihre Allgewalt in ein paar Faustschlägen geltend gemacht haben. Und dann hört man auch mitunter die Klage, daß die Matrosen bereits in Folge der Abschaffung dieser Strafe in den Prügeln eine Ehrenverletzung sehen und sich des mißhandelten Kameraden annehmen. — Die Kapitäne sind meist alle kleine Paschas, die kein Gesetz als ihren Befehl kennen. Auf der See mag dies oft nothwendig seyn, aber auch sicher oft mißbraucht werden, und ich entsinne mich einer Geschichte, wo der Kapitän einen jungen Mann, der mit ihm zugleich einer schönen Reisenden den Hof machte, in das Unterdeck consignirte, um den lästigen Nebenbuhler los zu werden, und daß dieser so den größten Theil der Reise in der stummen Gesellschaft der Kaffeeballen und Zuckerkisten machen mußte, bis, auf festem Lande angekommen, ein paar Kugeln, die sie wechselten, und ein zerschossener Arm, den der Kapitän davontrug, Alles wieder in's Gleichgewicht brachten. Der Mangel eines Seegesetzes oder besser eines Prügelcoderes ist das ewige Klagelied der Schiffskapitäne in Havre, und es vergehen sicher nicht acht Tage, daß das Journal du Havre, von einem sehr tüchtigen Seemanne, Corbier, der auch durch seine Seeromane bekannt ist, redigirt, nicht einmal wenigstens zum Echo dieses Klageliedes wird. Alle Seeleute sind darüber einverstanden, daß ohne Prügel bei den Matrosen nichts auszurichten ist. Dachten doch fast alle Offiziere eben so in Bezug auf die Landsoldaten, und sind doch noch heute die edlen Lords in England derselben Meinung; und troz dem hat die Erfahrung in Frankreich und in Deutschland das Gegentheil bewiesen. Freilich müßte man die Prügel durch etwas Anderes ersetzen, freilich müßte man dazu die Matrosen selbst erst entthieren, und auch die Zeit wird kommen, wenn erst die Menschheit und Menschlichkeit bei der Gesetzgebung ein kräftiges Wort mitzusprechen gelernt hat, und die legale Abschaffung des Prügelns allein hat schon, wie oben angedeutet, sehr wohlthätig gewirkt. Nur der tiefe moralische Standpunkt, auf dem die Matrosen stehen, kann diese Strafe nothwendig machen; aber sind erst die Matrosen durch Erziehung und Unterricht, die ihnen bis jezt versagt waren, zu Menschen geworden, so werden sie selbst am kräftigsten dafür sorgen, als Menschen behandelt zu werden. Es ist dies aber nicht unmöglich, sondern sogar leicht, wenn die Regierungen Matrosenschulen anlegen, wie viele schon Soldatenschulen angelegt haben, wenn sie nicht mehr dulden, daß unreife Knaben, wie die ältern Matrosen, sich selbst überlassen, was sie auf der See erwerben, auf dem Lande verschlemmen. Nur zehn Jahre lang brauchten solche Matrosenschulen, in welchen jeder Schiffsjunge während seiner Anwesenheit auf dem Lande täglich mehrere Stunden Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und in dem zum Seemannsstande Nothwendigen erhielte, zu bestehen, und der ganze Stand wäre ein anderer. Nur wenn man die Thierheit dieser der Verwilderung schutzlos preisgegebenen Menschen an der Wurzel angreift, ist eine Reform möglich. Der Ruf nach einem Prügelcoder ist ein Beweis, daß man nur das Uebel sieht, ohne sich um seine Quelle zu kümmern, ohne an seine Heilung von innen heraus zu denken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Die Taglioni auf dem karlistischen Balle.

Auf dem Subscriptionsballe zu Gunsten der von der Gnadenliste Gestrichenen sah es nicht weniger glänzend aus, und besonders paradirte der alte Adel aus der Vorstadt St. Germain. Für Fremde, welche solche Leute jezt so selten öffentlich auftreten sehen, da diese Klasse in ihren Hotels oder auf den Landgütern versteckt lebt, war der Ball im Theater Ventadour eine vortreffliche Gelegenheit, die Herren und Damen kennen zu lernen, deren historische Namen sonst viel Aufsehen erregten, und die sich seitdem zu einer

freiwilligen Unthätigkeit verdammt haben. Die Zeitungen haben es ihnen nachgerühmt, daß sie sehr glänzend sich geschmückt, sehr schön getanzt und sehr viel Champagner getrunken haben. Bei diesem Balle nun hatte Dlle. Taglioni versprochen, öffentlich aufzutreten, das heißt zu tanzen, wie sie zu tanzen pflegt, meisterhaft. Als sie nun mit ihrem Vater sich in einer Loge niedergelassen hatte, kamen die sogenannten Dames patronesses und fragten an, ob es ihr beliebe, mit Jemand zu tanzen, und wem sie diese Ehre zudenke. Die adeligen Damen also, welche in den Tuilerien zu tanzen verschmähen, ließen sich so weit herab, daß sie eine Operntänzerin um ihre Wünsche befragten, und es als eine Ehre ansahen, wenn sie Jemand aus ihrer Mitte als Partner auswählen wollte. Was hätten sie für eine geborene Prinzessin mehr thun können? Die Taglioni aber erwiderte sehr höflich, wie die Zeitungen versichern, sie wolle an den Contretänzen keinen Antheil nehmen, sondern bloß den von ihr zugesagten Tanz ausführen, und gegen die Mitte des Balls kam sie von ihrer Loge herab und erschien mit ihrem schön gepuderten Vater, um ein Menuet nebst Gavotte nach altem Brauche auszuführen. Und die Damen, wovon einige vielleicht noch die Tänze des alten Hofes zu Versailles gesehen hatten, mußten gestehen, daß man dort niemals ein Menuet mit solcher Anmuth getanzt habe. Als dieser Tanz zu Ende war, zog sich die Taglioni zurück, und nun begannen die Soupers und das viele Champagnertrinken mit Toasts, welche die Aufmerksamkeit der Journalisten auf sich gezogen haben, da unter denselben manches Politisch-legitimistische mit untergelaufen seyn soll, was indessen als Wirkung des Champagnerrausches leicht verziehen wird. Auch haben die legitimistischen Herren und Damen der Vorstadt St. Germain seit 1830 so wenig Ursache und Gelegenheit zur Jovialität, daß man ihnen eine kleine Ausschweifung bei Gelegenheit einer wohlthätigen Handlung wohl vergeben kann. Einige Tage darauf reiste Dlle. Taglioni mit ihrem Vater nach London ab, und diese Abreise war denn wieder mit besondern Ehrenbezeugungen verbunden; denn ich weiß nicht, wie viele Verehrer ihres Talents und ihrer Person zu gleicher Zeit abreisten, einige, um sie bis zur Küste zu begleiten, andere sogar, um sich mit nach England einzuschiffen und dort sich die Freude zu machen, sie abermals auf der Bühne glänzen zu sehen. So etwas verdient in den Pariser Berichten angemerkt zu werden; denn obschon große Talente hier stets von allen Ständen geehrt und gefeiert worden sind, so glaube ich doch nicht, daß diese Verehrung sich je auf eine solche Art geäußert hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Mai.

(Beschluß.)

Greenacre.

Bis vor Jahr und Tag bewies die Schnelligkeit des englischen Gerichtsverfahrens — bei Criminalangelegenheiten, denn wo es um Mein und Dein sich handelt, da ist die englische Justiz eine endlose Schraube — sich auch in der Kürze der Zeit, welche den Ausspruch eines Todesurtheils von dessen Vollstreckung trennte. Sobald der Richter dem schuldig Befundenen angekündigt hatte, daß er am Halse aufgehenkt werden solle, bis er todt sey, fand die Hinrichtung meist schon am zweiten Tage statt, und ohne sehr wichtige Ursache durfte sie nicht über den dritten hinaus verzögert werden. Das ist jetzt anders; das englische Criminalrecht fängt an, sich zu humanisiren. Aus seinem mit Blut geschriebenen Gesetzbuche ist seit Kurzem manches Blatt gerissen worden, und eine gänzliche Umwandlung zur Milde steht dem starren Codex nächstens bevor. Zu den einleitenden Schritten gehört eine Parlamentsakte, welche jedem zum Tode verurtheilten Verbrecher eine vierzehntägige Frist gewährt, sowohl sich vorzubereiten auf seine letzte Stunde, als durch weitere Geständnisse sich das Herz zu erleichtern, oder, dafern seine Verurtheilung ein Irrthum unterliegt, mittelst einer Vorstellung an den Staatssekretär des Innern einen Justizmord zu verhindern. Dieser Wohlthat des neuen Gesetzes wurde auch der verurtheilte James Greenacre theilhaftig. Der Morgen des zweiten Mai wurde zur Hinrichtung bestimmt, und Tausende und Abertausende versammelte das gräßliche Schauspiel. Schon am Vorabende fanden sich die Neugierigen zahlreich ein, entschlossen, die Nacht auf offener Straße zuzubringen, und mit dem ersten Grauen des Morgens begann aus allen Theilen der Stadt eine kleine Völkerwanderung nach dem Newgategefängnisse. So lange die immer dichteren Haufen in der Nähe des Executionsplatzes nicht allen Verkehr sperrten, etablirte sich eine Art von ambulirendem Jahrmarkt, dessen sämmtliche Verkaufsgegenstände Greenacre's Namen trugen. Den besten Absatz fanden indessen Greenacre-Branntewein und Greenacre-Kuchen. Schlag vier Uhr Morgens öffnete sich das große Thor des Gefängnisses, und die Zimmerleute traten heraus, das Schaffot zu bauen; ein lautes Hurrah hieß sie willkommen. Bald nachher wurde die Plattform hervorgerollt, von welcher der Verbrecher aus dem Leben scheidet, und drei schauderhafte Jubelrufe begrüßten das furchtbare Brett. Dasselbe Geschrei wiederholte sich ein zweites und drittes Mal, in den Augenblicken, wo der Querbalken aufgerichtet wurde und dann der Henker den Strick an die herabhängende Kette befestigte. Von jetzt an wuchsen Lärm und Gedränge mit jeder Minute. Die Polizei hatte alle Hände voll zu thun, die ohnmächtigen Frauen aus dem Getümmel zu entfernen, und mehrere halb zerquetschte Kinder konnten nur über die Köpfe von Hunderten hinweg in Sicherheit gebracht werden. Ein Viertel vor acht Uhr begann das Läuten des Glöckchens auf der St. Sepulchrekirche, ein Zeichen der nahenden Hinrichtung. Wie schrillend aber auch der Schall der Glocke, noch durchdringender war das Winseln und Aechzen derer, die jetzt von den, mit äußerster Anstrengung dem Mittelpunkte zudrängenden Haufen an Mauern und Brüstungen gepreßt wurden. Schlag acht Uhr bestiegen der Henker und sein Gehülfe die Plattform, prüften die Festigkeit des Querbalkens und der Schlinge, und stiegen wieder hinab, nachdem sie Alles tüchtig befunden, und der laute Jubel des Volkes folgte ihnen. Hut ab! donnerte es nun durch die Reihen; in wenigen Minuten waren alle Köpfe entblößt. Nehme dies jedoch Niemand für einen Beweis achtungsvoller Scheu; es war nichts als der Ausdruck schaulustiger Neugier, denn kaum wurden die Gerichtsdiener sichtbar, welche dem Verbrecher bei der Hinrichtung voranschreiten, als die Masse sich in furchtbaren Verwünschungen gegen Greenacre ergoß und mehrere Stimmen laut forderten, man solle ihm Glied für Glied abreißen. Noch stürmischer tobte das Geschrei, als Greenacre erschien. Bleichen Gesichts, aber festen Schrittes bestieg er das Schaffot, und ohne zu warten, bis der Henker Hand an ihn legte, überlieferte er sich ihm. Schnell war der Knoten befestigt, und ehe noch der Geistliche das Stoßgebet beendet, wurde der verhängnißvolle Riegel weggezogen. Greenacre fiel, bloß ein Zucken der rechten Hand verrieth den letzten Kampf, dann war er todt, war die rächende Strafe des Gesetzes erfüllt, war Alles ruhig bis auf das fortdauernde Jubeln der Menge. W. S.

Beilage: Kunstblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 40.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 18. Mai 1837.

Archäologie.

1. **Lettres d'un antiquaire à un artiste sur l'emploi de la peinture historique murale etc. Par M. Letronne.**

2. **Peintures antiques inédites précédées de recherches sur l'emploi de la peinture dans la décoration des édifices etc. Par M. Raoul-Rochette.**

(Beschluß.)

Werfen wir denn einen Blick auf Hrn. Rochette's Art zu argumentiren. Wir glauben, wenige Zeilen weiter oben dargethan zu haben, daß die Existenz von Tafelgemälden in dem Tempel des Theseus auf keine Weise erwiesen werden kann, ferner daß in der Poecile nur ein Theil, nämlich die Gemälde des Polygnot, mit Sicherheit als solche angenommen werden können: nichts desto weniger aber behandelt Hr. Rochette diese beiden Monumente als feststehende Data, von denen aus man, in Ermangelung bestimmter Nachrichten, auf die Einrichtung anderer Monumente schließen dürfe. So sagt er p. 169: „Je vais reprendre l'examen des monuments attiques décorés de peintures; et maintenant qu'il est avéré par l'exemple du Theseion et par celui du Poecile, que ces peintures étaient exécutées sur bois et appliquées aux murailles, il nous sera plus facile d'apprécier la nature de peintures, placées dans d'autres édifices, dont la détermination est restée encore incertaine.“ Und so schließt er denn p. 173 in Betreff des Tempels der Dioskuren (Paus. I, 18, 1), der Minerva Polias (vielmehr Erechtheum, Paus. I, 26, 5), des Dionysos (I, 20, 3), des Aeskulap (I, 21, 4), des Porticus im Ceramicus (I, 3, 3), wo die Ausdrücke für keine der beiden Ansichten entscheidend sind, zuversichtlich auf Wandgemälde: „la certitude acquise, que les peintures de Micon et de Polygnote, au Theseion et au Poecile, étaient sur bois, forme déja une présomption bien grave à l'égard des autres peintures, qui étaient ou des mêmes artistes, ou du même âge, ou du même ordre;“ und derselbe Schluß wiederholt sich p. 179 und an andern Orten. Wenn diese Art zu argumentiren erlaubt ist, was wenigstens Hr. Rochette, der sie in so weiter Ausdehnung anwendet, zugestehen muß, so können wir, gestützt auf die in Rücksicht der Propyläen uns gewordene, obwohl verschiedener Deutung fähige, Nachricht, mit demselben oder mit noch größerem Rechte in all den angeführten Monumenten Wandgemälde erblicken: und daß dies so gewesen sey, wird uns durch eine anderweitige Betrachtung wahrscheinlich. Lesen wir nämlich die Geschichte der Kunstplünderungen, wie sie von den römischen Proconsuln und Kaisern mehrere Jahrhunderte hindurch systematisch fortgesetzt wurden, so können wir uns nicht genug wundern, wie Pausanias im Zeitalter der Antonine noch so viele Gemälde der berühmtesten Meister in Athen und im übrigen Griechenland antreffen konnte. Herr Rochette widmet der Erzählung des Kunstraubes einen eigenen Abschnitt, um dadurch den materiellen Beweis für die Allgemeinheit der Holzmalerei zu führen; und wir geben ihm gerne zu, daß die weggeführten Gemälde, mit sehr wenigen Ausnahmen, deren eine wir oben erwähnt haben, auf Holz gemalt gewesen seyen. Aber eben dies macht es uns wahrscheinlich, daß diejenigen Meisterwerke, welche zurückgelassen wurden, nicht entführt werden konnten, weil sie auf der Wand fest saßen. Am auffallendsten ist uns diese Bemerkung in Absicht der Werke Polygnot's. Von diesem berühmten Meister war zur Zeit des Plinius (35, 35) in Rom nur ein einziges Gemälde, unerachtet es nicht an Liebhabern fehlte, die gerade auf Kunstwerke von einem alterthümlichen Styl großen Werth legten: ist es wohl wahrscheinlich, daß diese ihre gierigen Hände so lange von diesen Kunstwerken

entfernt gehalten haben sollten? Sollten die zwei großen Compositionen in der Lesche zu Delphi, deren jede aus siebzehn in drei Reihen über einander geordneten Gruppen bestand, so ganz unangetastet geblieben seyn, wenn sie auf Tafeln gemalt waren? Eben so wie Nero von der Statuen-Gruppe der griechischen Helden, welche um den Kampf mit Hektor loosten — ein von den achäischen Städten nach Olympia geweihtes, von Onatas ausgeführtes Werk — die neunte, den Ulysses vorstellend, nach Rom versezte (Paus. V, 25, 5), so hätte sich gewiß mancher mächtige Kunstliebhaber eine einzelne Gruppe aus diesen berühmten Gruppen belieben lassen, und er hätte sich aus deren Wegnahme um so weniger ein Gewissen zu machen gehabt, da der Ort, in dem sie sich befanden, eine Lesche, also kein heiliges Gebäude war. Waren hingegen die Gemälde auf der Wand ausgeführt, wie es für die Größe und Eintheilung der Composition ohnedies am vortheilhaftesten war, so erklärt sich diese vollständige Erhaltung ganz natürlich. Sollte es sich nun vollends bestätigen, daß das von Pausanias I, 22, 6 erwähnte οἴκημα ἔχον γραφὰς in den Propyläen wirkliche Wandgemälde enthielt, so hätten wir einen Grund weiter, in dem Bericht desselben Schriftstellers X, 25, 1: ὑπὲρ δὲ τὴν Κασσοτίδα ἐστὶν οἴκημα γραφὰς ἔχον τῶν Πολυγνώτου eine Hinweisung auf Wandgemälde in der delphischen Lesche zu erblicken. Wie schon gesagt, könnten wir die für unsere Ansicht günstige Deutung des erwähnten Berichtes auf den größten Theil der von Hrn. Rochette behandelten Monumente ausdehnen, und auf diese Art mit Hrn. Hittorff und Hrn. Letronne die Wandmalerei als einzige Königin auf den Thron setzen. Allein — μηδὲν ἄγαν ist ein leider zu oft überhörter Ausspruch des delphischen Gottes. Daher bleiben wir, ganz abgesehen von diesem neuen Datum, bei unserer alten Ansicht: die Wandmalerei wird uns fortan neben der Tafelmalerei in gleichem Range des Kunstwerthes ein Eigenthum der schönsten Periode griechischer Kunstübung bleiben.

Wir sehen voraus, daß wir uns durch unser juste milieu den Dank keines der beiden Herren Akademiker erworben haben; allein Becomplimentirung war auch nie für uns Zweck des Schreibens, wir überlassen dies den Hofleuten und Domestiken der Literatur; auf der andern Seite fühlen wir uns aber vollkommen frei von einer durch Parteilichkeit geleiteten Streitsucht, und leben der festen Ueberzeugung: ehe fünf Jahre verflossen sind, wird diese Streitfrage durch Hülfe neuer Entdeckungen auf eine Weise entschieden seyn, die allen weitern Streit abschneiden wird. Jedenfalls haben die umfassenden Untersuchungen, welche durch diesen gelehrten Streit veranlaßt worden sind, die Sache so weit geführt, daß keine der Entdeckungen, die wir in unsern Tagen, namentlich von Athen aus, zu erwarten haben, vereinzelt stehen oder unbeachtet bleiben wird: und von diesem Gesichtspunkt aus wünschen wir sehr, daß ein mit der europäischen Gelehrsamkeit vertrauter Mann, wie Hr. Dr. Roß, ferner an der Spitze der griechischen Alterthümer stehen möge. Wäre dies der Fall, so würde der Bericht über die Ausgrabung in den Propyläen mit solcher Bestimmtheit abgefaßt seyn, daß wir entweder sichere Folgerungen für unsern Zweck daraus ziehen, oder ihn völlig bei Seite setzen könnten.

Zum Schluß erwähnen wir noch der schönen Beigaben zu Hrn. Rochette's Werk, die nach dem Titel zwar den Hauptgegenstand ausmachen, durch den Umfang seiner vorausgeschickten Bemerkungen aber, und den kleineren Druck, mit dem die Erklärung derselben gedruckt ist, mehr als Anhang erscheinen.

Pl. I — V stellt fünf durch ihre Verbrechen und einen tragischen Tod berühmt gewordene Heroinen dar, die Canace, Pasifae, Scylla, Mirra, Fedra, deren Namen so, wie wir sie hier geschrieben haben, in lateinischer Schrift auf den Gemälden beigesezt sind. Sie schmückten ehemals ein Zimmer in der Villa der Munatia Procula an der Straße nach Ardea, und hängen gegenwärtig im Museo Borgia im Vatikan, in starkem Contrast des sittlichen und künstlerischen Werthes gegen die sittsam verhüllte Braut (nova nupta verecundia notabilis) auf der benachbarten Aldobrandinischen Hochzeit. Pl. VI stellt ein Opfer der heroischen Zeiten dar, nach den Bruchstücken einer gemalten Vase. Pl. VII gibt eine Abbildung der Diana von Herculanum, mit genauer Angabe der polychromen Bemalung. Pl. VIII — XI gibt die Abbildung einer in ihrer Art vielleicht einzigen, jedenfalls sehr vollkommenen Vase von Salamis, wo auf weißem Grund mit vier Farben, gelb, roth, blau und grün, gemalt ist. Man sieht darauf atheniensische Frauen am Grabe ihrer Angehörigen. Pl. XII. Die Hoffnung nach einer Mosaik en relief. Pl. XIII. Concert griechischer Frauen auf einem mit Wachs gemalten (κεκηρογραφημένον) Gefäß von Centorbi, welches ein ganz einziges Monument ist. Pl. XIV. Fragmente von Glasmalerei en relief. Pl. XV. Ein Leichentanz, nach einem Gemälde in einem Grabe von Ruvo.

Für diejenigen, welche mit Hrn. Rochette's Schriften bekannt sind, brauchen wir kaum zu bemerken, welcher Reichthum von interessanten, großentheils neuen Kunstnotizen in der Erklärung dieser Monumente ausgebreitet ist: überhaupt enthalten die beiden besprochenen Werke so wichtige Forschungen über die Geschichte der alten Kunst, daß sie stets einen ehrenvollen Platz in der archäologischen Literatur einnehmen werden, selbst wenn die Zeit über beide oder eines von beiden Systemen den Stab gebrochen haben wird. Darum fühlen auch wir uns ge-

drungen, beiden Herren unsern innigsten Dank zu bezeugen für die vielfache Belehrung, die wir aus ihren Werken geschöpft haben.

Tübingen, 18. März 1837.

Chr. Walz.

Nachrichten aus Rom.

(Beschluß.)

Der Maler Sigalon aus Nimes hat vor einiger Zeit im Auftrag der französischen Regierung eine Copie des jüngsten Gerichts der Sixtinischen Capelle in der Größe des Originals vollendet. Diese riesige Arbeit wurde vor ungefähr drei Jahren begonnen: wenn man aber in Anschlag bringt, wie viele Zeit durch Störungen, welche von der Bestimmung der Capelle unzertrennlich sind, und andere ungünstige Verhältnisse eingebüßt worden ist, so kann man nicht mehr denn achtzehn wirkliche Arbeitmonate berechnen. Und wo es darauf ankam, ein solches Werk auszuführen, ist diese Frist gewiß keine lange. Das allgemeine Urtheil hat sich dahin ausgesprochen, daß dem Künstler sein schwieriges Unternehmen vollkommen gelungen ist. Die Schwierigkeiten dabei waren zwiefacher Art: sie bestanden sowohl in denen, die im Allgemeinen mit dem Versuch verknüpft sind, ein Fresco mit getreuer Beibehaltung des Effects in Oel zu copiren, als auch in solchen, die in diesem besonderen Falle vom Zustande des Originals abhängig sind. Wenn nun lezteres auch bei weitem nicht so sehr gelitten hat, als von Manchem behauptet wird, und das Hauptübel mehr in allgemeiner Dunkelung und Unscheinbarwerdung der Farben als in Anderm besteht: so mag es doch nicht leicht gewesen seyn, in einer Copie die Wirkung ahnen zu lassen, welche das Original einst hervorgebracht haben muß, ohne der Harmonie und Wahrheit zu schaden. Und eben darin hat Hr. Sigalon sich sehr umsichtig und geschult erwiesen, und ist mit rühmenswerther Mäßigung verfahren. Die kolossalen Figuren sind mit kräftigem und freiem Pinsel gemalt; die Behandlung des Colorits ist sehr passend; die Zeichnung ist treu. Als man die unermeßliche Leinwand in einem der Räume der Diocletianischen Thermen aufgestellt sah, wohin der Künstler sie hatte bringen lassen, um die einzelnen Theile (das Ganze bestand der Länge nach aus drei großen Stücken) zusammenzufügen und in Uebereinstimmung zu bringen, konnte man sich lebhaft der Zeit Pauls III. erinnern, als Buonarotti sein Werk vollendet und aufgedeckt hatte. — Je gegründeter die Befürchtung ist, daß das Fresco, selbst bei sorgfältiger Bewahrung, einem unvermeidlichen Untergange entgegen gehe, desto lobenswerther ist die Ausführung einer Copie in den nämlichen Dimensionen, welche, mit Gewissenhaftigkeit behandelt, ohne Zweifel weit mehr dazu beitragen wird, einen möglichst richtigen Begriff von dem Urbilde zu geben, als kleine Nachbildungen, so verdienstlich einige derselben auch seyn mögen. — Das Gemälde wurde gleich nach seiner Vollendung von dem Künstler selbst nach Marseille gebracht, um nach dem Orte seiner Bestimmung (den Petits-Augustins zu Paris) zu gelangen. Hr. Sigalon wird später nach Rom zurückkehren, um die Propheten und Sibyllen der Decke der Sixtina ebenfalls zu copiren.

Hier möge auch mit verdientem Lobe der vortrefflichen Nachbildungen der Transfiguration und der Madonna von Fuligno gedacht werden, welche Hr. A. Constantin aus Genf auf Porzellan ausgeführt hat, und welche zur Zeit noch hier zu sehen sind. Mit Recht ist C. in Frankreich wie in Italien als der erste Künstler in diesem Fache berühmt. Eine Reihe seiner besten Arbeiten, namentlich Copien florentinischer Bilder, besizt der König Karl Albert von Sardinien; andere, darunter die Schule von Athen, finden sich im Palast der Tuilerien. Es ist kaum glaublich, mit welcher Sorgfalt, mit welchem liebevollen Eingehen in den Geist und Charakter des Originals diese Bilder ausgeführt sind, welche eine bedeutende Dimension haben, und bei denen man ja nicht an Porzellangemälde denken muß, wie man sie wohl hie und da sieht. Hr. Constantin ist ein gründlicher Zeichner, und langjährige Uebung und Studium haben ihm eine große Sicherheit in Hinsicht der Berechnung des Effects gegeben, was bei dieser Art Malerei, wo die Platte in den Ofen gebracht wird und die Farben sich verändern, von besonderer Wichtigkeit ist. Die Nüancirungen sind vollkommen, und der Ton des ganzen Bildes kann in der sorgfältigsten Copie in Oelfarben nicht besser wiedergegeben werden. Die Dauerhaftigkeit des Materials und die Unverwüstlichkeit der Farbe sind bei diesen schönen Werken ein großer Vorzug und erhöhen ihren Werth namentlich für kommende Zeiten.

Das Museum etruskischer Alterthümer, eine Schöpfung des regierenden Pabstes, ist unterdessen eröffnet worden. Es nimmt eine Reihe kleiner Gemächer und eine Art Corridor ein, im zweiten Geschoß an der großen Treppe des Museo Pio Clementino. Zuerst findet man die Terracotten, dann die Bronzen, worunter die zu Todi gefundene und schon viel besprochene Statue des Mars mit einer Inschrift, die bis jezt noch nicht entziffert worden, und eine schöne weibliche Gewandfigur, zu Vulci in den Campanarischen Ausgrabungen entdeckt, von Einigen für eine Minerva Ergane, von Andern für eine Tanaquil gehalten. Thorwaldsen hat den Kopf daran restaurirt. Verschiedene Pateren, Kandelaber, Ornamente u. s. w. sind von großer Schönheit. In demselben Gemache

sieht man die Reste des bronzenen Kolosses, angeblich Kaiser Trajan, in der Gestalt Neptuns, die bei der Reinigung des Hafens von Civitàvecchia 1835 gefunden wurden und bisher im Appartamento Borgia aufgestellt waren, so wie die hübsche kleine Statue eines spielenden Knaben, die schon längst dem Museum gehört. — Die Vasensammlung ist minder ausgezeichnet durch die Menge des Vorhandenen, als durch die große Schönheit und den Kunstwerth vieler Bilder. Man findet darunter das prächtige Gefäß mit der Darstellung des Apollo auf dem Dreifuß, den Jason als Drachenbeute, Zeus und Aegina, Achilleus, eine Amazonenschlacht u. v. a., die zum Theil bereits illustrirt worden sind. Wie es heißt, steht dieser Sammlung eine nicht unbeträchtliche Vermehrung bevor: Seine Heiligkeit interessirt sich persönlich dafür. Jedenfalls ist das neue Museum Gregorianum eine erwünschte Bereicherung der großen Sammlungen, womit mehrere Päbste bereits den Vatikan geschmückt haben. Das Local ist zum Theil nicht besonders vortheilhaft. Eine ausführlichere Notiz über das Vorhandene kann vielleicht später geliefert werden. Bei Gelegenheit der Eröffnung ist eine Medaille von Girometti's Hand erschienen.

Bei dieser Veranlassung dürfte es am rechten Orte seyn, einiger anderen Denkmünzen zu erwähnen, welche unter der Regierung Pabst Gregors XVI. geprägt worden sind. Eine derselben bezeichnet die Besitznahme des Lateran; sie hat auf der einen Seite des Pabstes Bildniß, auf der andern zwei Engel in Wolken, Tiara und Schlüssel tragend, mit der Umschrift: S. Sedis. Lateran. possess. prid. Kal. Jun. MDCCCXXXII. Sie ist von Girometti. Von Gius. Cerbera ist eine andere zur Erinnerung an die im Hafen von Civitàvecchia vorgenommenen Arbeiten, die gleichfalls des Pabstes Bildniß, und als Revers eine sitzende Frau mit der Mauerkrone, im Hintergrund den Hafen mit seinen Mauern und Thürmen zeigt. Inschrift: Centumcell. urbe. amplificata. Portu. reddito. tutiore (anno VI.). — Eine kleine Medaille von G. Cerbera hat auf dem Revers Christus, der dem Petrus die Füße wascht, mit der Inschrift: Tu Dominus et Magister, und unten: Exemplum dedi vobis. Die Ausführung dieser Denkmünzen ist eben nicht zu tadeln, erhebt sich aber nicht über das Gewöhnliche. Am mißlungensten freilich ist jene, welche zur Erinnerung an den Durchstich des Monte Catillo bei Tivoli und die Bildung der neuen großen Cascade des Anio geprägt worden ist. Sie ist von ungewöhnlicher Größe und hat auf beiden Seiten geschmacklose landschaftliche Darstellungen, Ansichten des Flusses und der Ufer ober- und unterhalb des Sturzes. Die Inschriften sind: Tiburtes Catillo perforato inducto Aniene servati anno Domini MDCCCXXXV. — Gregorius XVI. ausu romano sacri principatus anno II. inchoavit, V. perfecit. — Man weiß, daß das Unglück, welches die Stadt Tivoli im Jahr 1826 heimsuchte, den Gedanken veranlaßte, dem Anio einen andern Lauf zu geben. Der Plan des Architekten Folchi wurde angenommen, und man bohrte durch den nahen Monte Catillo einen Emissar von 294 Meter Länge, der sich in zwei Abtheilungen scheidet, durch welche der Strom seine Wassermasse unterhalb der sogenannten Grotte der Sirenen in das Thal hinabwälzt.

März, 1837. Rt.

Nachrichten vom März.

Denkmäler.

London, 24. Februar. Am 20. ward in einer in der Crown and Anchor Tavern, unter Hrn. Hume's Vorsitze, gehaltenen Versammlung die Errichtung eines Denkmals für die Märtyrer der Parlamentsreform beschlossen, die in den Jahren 1793 und 94 unter Pitt's Ministerium der Felonie angeklagt und zur Deportation verurtheilt worden waren.

5. März. Zu Newcastle upon Tyne ist beschlossen worden, dem Bewirker der Parlamentsreform, Grafen Grey, eine kostbare Denksäule zu errichten.

Paris. Das Monument, welches der Obrist Zettner dem General Kosziusko unfern Paris hat errichten lassen, besteht aus einem Erdhügel, der jährlich erhöht werden muß.

22. Februar. Die Freunde Börne's haben eine Subscription eröffnet, von deren Ertrag dem Verstorbenen ein Denkmal errichtet werden soll. Die mit der Leitung der Subscription beauftragte Commission besteht aus den Herren Cormenin, David (dem Bildhauer), Savoye, A. Hamberg und S. Strauß.

Braunschweig, 19. März. Die Gedächtnißfeier der im Jahr 1809 hier erschossenen Schill'schen Krieger, die feierliche Bestattung ihrer irdischen Ueberreste und die Einweihung des ihnen errichteten Monuments fand heute statt. Der Commandeur des preußischen Garde-Husaren-Regiments, Obrist Graf von Pückler, ein ehemaliger Schill'scher Krieger, hielt an den Stufen des Denkmals eine Rede. Hr. Fr. von Vechelde hat in einem eben erschienenen Schriftchen nähere Nachrichten über alle das Denkmal betreffende Umstände mitgetheilt. Die Särge wurden neben dem Denkmal eingesenkt, welches auf der Stelle steht, wo die dreizehn Krieger vor 28 Jahren erschossen worden sind. Oben auf dem Denkstein, welcher mit passenden Inschriften versehen ist, steht ein eisernes, mit einem Lorbeerkranze geschmücktes Kreuz, welches auf der einen Seite die Worte enthält: „Sie fochten für deutsche Freiheit," und auf der andern: „Ruhe ihrer Asche und ewiges Heil ihren Seelen."

Frankfurt, 13. März. Auf Anregung des Kunstvereins ward unlängst eine Versammlung von 50 Männern aus allen Ständen zu einer Berathung zusammenberufen über das für Goethe zu errichtende Denkmal. Thorwaldsen hat, wie man hört, die Ausführung desselben bereits übernommen. Die Kosten sollen hier gesammelt werden, und wenn auch Beiträge von auswärtigen Verehrern des Dichters gerne angenommen werden, so soll doch deßhalb keine öffentliche Aufforderung ergehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 119.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, den 19. Mai 1837.

— Falsche See, du Amme rauher Tugend
Und grauser Laster!

Falconer.

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Der Mittelstand der Seeleute ist, wie überall, der eigentliche Kern. Man findet unter den Steuermännern, Oberbootsmännern, Lootsen und Fischern oft tüchtigere Leute als in irgend einem Stande. Daß es kräftige, biedere, tapfere Naturen unter den Steuermännern gibt, glauben mir die Leser auf's Wort, seit Coopers und andere Seeromane Mode geworden. Sie haben die Schule des Lasters und der Rohheit durchgemacht, ohne in ihr unterzugehen, und schon das ist ein Beweis für ihren innern Werth. Die meisten sind unwissend, wenn es sich von dem in der Schule erlernten Wissen handelt, sie können selten geläufig lesen und schreiben; dagegen haben sie auf ihren Reisen vieles gesehen und einen Schatz von praktischen Kenntnissen gesammelt, wie man sie in jedem andern Stande nicht selten vergebens suchen würde. Sie haben überdies ein Selbstgefühl, ein Bewußtseyn ihrer Männlichkeit, eine Keckheit, wie man sie nur im täglichen Kampfe mit einem gewaltigen Elemente erwirbt; sie sind meist religiös, denn sie haben alle oft genug erfahren, daß des Menschen Kraft nur ein Spielball in der Hand der empörten Natur ist. Ich habe einen Steuermann und ein paar Oberbootsleute hier kennen gelernt, und gestehe gerne, daß ich oft genug ihre Gesellschaft der eines Pariser Salons, wo die Notabilitäten der Tagesliteratur versammelt sind, vorziehen würde. Ich entsinne mich eines Zugs, der beweist, wie fein oft diese Männer im betheerten Wamms fühlen. Einer meiner Bekannten hier speiste regelmäßig an einem Tische, wo stets mehrere Steuermänner und Oberbootsleute aßen; Joseph hieß einer der leztern. Eines Tags, da mich mein Freund eingeladen hatte, entspann sich über dem Essen zwischen Joseph und einem Handelsmanne ein Wortwechsel, in welchem Joseph sehr heftig wurde, dem Kaufmann, der, ich weiß nicht mehr wie, sein Ehrgefühl beleidigt hatte, sehr derbe Wahrheiten sagte, endlich sogar aufsprang, und durch einen Faustschlag auf den Tisch, der die Gläser tanzen machte, die Kraft seines lezten Beweisgrundes, seiner steinharten Faust, zeigte. Dann aber entfernte er sich rasch, als ob er fühlte, daß er wenigstens in Bezug auf die andern Gäste sich vergessen habe. Es war dies das einzige Mal, daß ich an diesem Tische, wo ich oft speiste, und wo gewöhnlich offene Herzlichkeit und derbe Kernwitze herrschten, etwas Aehnliches sah, und ich lobte schon im Geiste das feine Gefühl, das den aufbrausenden Steuermann bewogen hatte, sich zu entfernen. Aber ich wurde noch mehr überrascht, als ich nach etwa einer Stunde aus dem Wirthshause hinaustrat und Joseph, der auf mich gewartet zu haben schien, mich bat, mit ihm zur Seite zu treten.

Hier erklärte er mir, daß es ihm unendlich leid thue, seinem Gefühle nicht Schranken gesezt und so auch uns beleidigt zu haben, und daß er mich deßwegen um Verzeihung bitte.

Eine eigene Abtheilung unter den Seeleuten bilden die Fischer und die Lootsen. Leztere sind eine eigene Classe von Staatsbeamten, berufen, die Schiffe in den Hafen hinein und hinaus zu führen und denselben im Sturme, in der furchtbarsten Gefahr beizuspringen. Und mehr als ihre Amtspflicht treibt sie ihr Muth, selbst wenn die Gefahr noch so drohend ist, mit ihren kleinen Schiffchen dem Sturme Troz zu bieten und den in Todesnoth Schwebenden zuzueilen. Ich möchte sie die Priester des Meeres nennen, die den Sterbenden zur Seite stehen, aber nicht um ihnen den lezten Segen zu geben, sondern um ihnen Muth und Vertrauen einzuflößen und sie der kalten Hand des Todes, die aus dem empörten Meere nach den Geängstigten greift, das eigene Leben wagend, zu entreißen.

Die Lootsen und Fischer sind die moralischsten, an Körper und Geist gesundesten unter allen Seeleuten. Der Grund liegt nahe: sie haben eine Familie. Sie sind Väter, Söhne, Brüder, und kehren beinahe täglich in den Kreis der Ihrigen zurück. Wer an dem hohen moralischen Berufe der Familie zweifeln könnte, brauchte nur hieher zu kommen und diese Lootsen und Fischer mit den übrigen Matrosen zu vergleichen. Beide Classen haben dieselbe Beschäftigung, dieselbe Erziehung, leben auf demselben Elemente, unter denselben Einflüssen, und sind doch in ihrem innern Wesen so verschieden: denn die Familie ist der Tempel der Sittlichkeit in dieser Welt; hier wird der Keim gelegt, der einst eine gesunde Frucht trägt, und nur Lieblosigkeit oder Liebessattheit können es wagen, an diesem Heiligthum zum Frevler zu werden.

Die Matrosen sind das Volk, die Plebs des Seemannsstaates; ich habe gesagt die Canaille, und wahrlich nicht, weil ich Volk und Canaille für gleichbedeutend halte, sondern weil eben das Matrosenvolk zur Canaille herabgesunken ist. Ich möchte bezweifeln, ob es eine tiefere Stufe auf der Leiter der Menschheit gibt, als die, worauf der gewöhnliche Matrose steht. Beim ersten Anblick fiel es mir schon auf, daß die meisten kleinliche, verzwergte, schwächliche Gestalten sind. Ich hatte mir unter ihnen nach allen Seeromanen und Reisebeschreibungen ein Athletengeschlecht gedacht, und fand nur krüppelhaft verkümmerte Menschen und nur selten einen kräftigen Mann. Auf den ersten Blick liest man in den bleichen Zügen dieser Unglücklichen, die nur durch die Glut eines wilden Auges belebt sind, die öde Verwilderung ihres Innern. Ihr Leben ist die gräßlichste Strafe, die man zu ersinnen im Stande wäre, und Wehe denen, die hier helfen könnten und nicht helfen! Alles vereinigt sich, um diese Menschen als Menschen zu vernichten. Ohne Bildung und Erziehung geht der Knabe zur See und tritt in die Schule der verworfensten Rohheit. Dann theilt sich sein Leben in zwei Hälften: während er auf der See lebt, ist er allen Entbehrungen, und dabei der gräßlichsten Verführung zum Laster ausgesezt, und oft der Rohheit eines Kapitäns oder eines Steuermanns hülflos preisgegeben. Aus dem Schiffe tritt er dann in ein Leben über, das für ihn keine Gesellschaft, keine Familie hat; auf die Arbeit von mehreren Monaten folgt ein eben so lange dauernder Müßiggang. Das sind Uebergänge, aus welchen selbst ein erprobter Mann nicht immer siegreich hervorgehen möchte. Aber diese verlassenen Geschöpfe, Schiffe im Sturm ohne Steuer und Compaß, müssen nothwendig in demselben untergehen. Bei ihrer Ankunft im Hafen erhalten die Matrosen die Summe, die sie in vier, sechs, zwölf und oft mehr Monaten auf der See verdient haben, und mit diesem Gelde stürzen sie sich in die Arme des Lasters, bis der lezte Heller durchgebracht ist. Ich habe welche gesehen, Thiere, oder was schlimmer, verthierte Menschen, auf deren stieren Zügen die Sattheit stand, und die dennoch mit wahnsinniger Gier immer fortschwelgten. Ich habe Scenen hier gesehen, wobei sich mir die Haare sträubten. Ich entsinne mich eines Processes, der eines der gräßlichsten Bilder aufstellte, die je die Geschichte des Verbrechens aufgezeichnet hat. — Zwei Freunde eilten zusammen nach ihrer Ankunft in eine Kneipe, und nachdem sie mehrere Tage nicht nüchtern geworden, entspann sich spät in der Nacht zwischen ihnen ein Streit und sie forderten sich heraus. Vor dem Hause fielen die beiden Matrosen über einander her, und die Zeugen, die sich bedächtig nicht herauswagten, sagten, sie haben mehrere Stunden den Kampf und das Geheul dieser wilden Thiere gehört, bis endlich gegen Morgen Alles stille geworden. Als man auf die Straße kam, fand man Beide neben einander, Beide in ihrem Blute schwimmend, den Einen todt, den Andern vom Branntwein berauscht und vom Kampfe ermattet, schnarchend neben der Leiche seines Freundes. Und diese Leiche bot das furchtbarste Bild dar, das je ein Menschenauge gesehen haben mag; denn sie war zerrissen wie von einem heißhungrigen Thier. Mit den Zähnen hatte der Freund den Freund zerfleischt, hatte sich fest in ihn verbissen, bis er ermattet von ihm abgesunken war. — Ich wollte ich könnte das Bild mit Blutfarben malen und es denen vorhalten die hier abhelfen könnten.

Beinahe täglich kann man in Havre, wenn auch nicht so gräßlich endende, doch immer Kämpfe sehen, in welchen von dem Menschen nur das Thier übrig bleibt. Man spricht viel von Verbesserungen, von Reformen, von neuen Schulen in Frankreich; aber wenn diese nicht bis in die tiefsten Schachte der Gesellschaft eingreifen, so werden sie nie die Gesellschaft selbst ändern. Es ist, als ob unsere Staatsbaukünstler nicht sähen, daß der Boden durch

Cloaken und Moorgrund verdorben ist, und daß die schönen Gebäude, die sie aufführen, den verpesteten Dünsten, die aus jenen steigen, ausgesezt sind. Nur wenn der Boden gesund, wird man in den Pallästen ruhig leben können und die Pest nicht zu befürchten haben.

Das Waidwerk.

(Fortsezung.)

So gelangten sie mitten im Dickicht an eine kleine, freie Stelle, die abschüssig sich an einem Bächlein erhob. „Dort kommt er heraus. Haltet Euch still und laßt ihn Euch auf den Leib kommen. Fehlt Ihr, so treff' ich ihn; darum ohne Furcht.“ Der Deutsche zog ein verdrießliches Gesicht ob des Zweifels an seiner Fertigkeit und an seinem Muth und warf einen verächtlichen Seitenblick auf des Begleiters jämmerliches Geschoß, indem er den Hahn seiner eigenen, glänzenden Büchse spannte, aus deren sicherem Rohr so manche Kugel die flüchtige Gemse, den Edelhirsch, den falzenden Hahn und in der Luft den Raubvogel schon ereilt hatte. — Und horch! nicht lange, so brach es gewaltig durch die Aeste und Reiser des Gestrüpps, der Deutsche legte sich in's Feuer, und urplötzlich erschien eine dunkelbraune Riesengestalt, die beim Anblick der zwei Männer sich emporrichtete; denn der Bär flieht wohl vor einem entfernten Lärm, nie aber vor dem Feind, den er sieht. Da entsank dem überraschten Deutschen zugleich das Herz und das Gewehr, und er sprang seitwärts; der Polak aber streckte, ohne damit aufzufahren, ganz ruhig die rostige, schlechtgeflickte Flinte vor sich hin, so daß sie den Bären schier berührte, und schoß denselben durch's Herz.

Als beim Abschied der Schloßherr des erlegten Bären Fell in des Gastes Schlitten zu bringen befahl, nach der Polen Brauch, schritt endlich der Deutsche, die unverdiente Ehre ablehnend, zum Geständniß des wahren Hergangs. Wir haben dies Abenteuer aus seinem eigenen Munde vernommen, und er brauchte sich dessen um so weniger zu schämen, als er seit der Zeit mehr als einen Bären erlegt hatte.

Der Bär wird auch mit schweren Hatzhunden gejagt, und ihn bei solchen Gelegenheiten mit dem Fangeisen anzunehmen, ist eine recht adlige That. Doch braucht auch kein Prinz sich zu schämen, ihn dabei auf den Kopf zu schießen, denn es gehört viel kaltes Blut dazu, ihn recht zu treffen, und ist gefährlich, ihn nur zu streifen. In Siebenbürgen soll es nicht zu den Seltenheiten gehören, einen einzelnen Mann zu sehen, der mit dem Bären ringt und ihn mittelst eines kurzen Messers erlegt.

Der Wolf ist auf dem europäischen Festland immer noch viel häufiger zu finden, als wünschenswerth, und wird in sehr kalten Wintern, wenn ihn der Hunger an Wohnungen und Ställe lockt, oder der Durst von den versiegten oder gefrorenen Waldbächen zu den großen Strömen treibt, auch angebauten und zahlreich bewohnten Gegenden gefährlich; seine gewöhnliche Farbe ist grau, sehr selten schwarz, seine Gestalt vorne breit und stark, hinten aber schmal, so daß sein Gang sehr unbeholfen und kreuzlahm aussieht. Der Wolf gehört in allen Beziehungen zum Hundegeschlecht, und aus seiner Vermischung mit demselben entstehen die sehr geschäzten Wolfshunde; dennoch ist er des Hundes geborner Feind, und so sehr in seinen natürlichen Anlagen ihm entgegengesezt, daß er nie gezähmt wird, wäre er auch noch in den Tagen der Blindheit eingefangen und auf's sorgfältigste erzogen worden. Bei kaltem Wetter rotten sich die Wölfe zusammen, und welch Unheil sie dann anzurichten im Stande sind, davon geben noch aus unsern Zeiten Berichte Kunde, welche oft fabelhaft lauten, aber meistens nur allzuwahr sind. — Da vernehmt ihr mit Grausen von dem Schlitten, der auf der Schneebahn über Polens endlose Haiden fliegt, von flüchtigen, schnaubenden Rossen gezogen, ohne daß die Geißel nöthig hätte, ihre dampfenden Flanken zu treffen, denn sie hören hinter sich die heulenden Wölfe, die langsam dem Anschein nach, aber dennoch mit sicherer Schnelligkeit, wie die Strafe auf der Spur des Verbrechens, folgen, die Nase auf der Fährte; von einem reisigen Zug, dessen Karabiner, Pistolen und breite Klingen nur dazu dienten, die Beute der angreifenden Bestien zu vermehren, denn die Wölfe zehrten nicht bloß Mann und Roß, sondern auch ihre erlegten Brüder auf; von dem einsamen Reiter, der zur Winterszeit sich in den Bergen der Auvergne verspätet: ein Knabe, den auf seinem Lager das ferne Geheul der Raubthiere nicht entschlummern ließ, vernimmt mit einemmal ein herzzerreißendes Hülfsgeschrei, welches immer näher kommt, so daß er, troz Angst und Kälte, sich nicht enthalten kann, aufzustehen und an's Fenster zu treten, wo er im Mondschein den Reiter herbeieilen sieht, und hört, wie derselbe vor dem Wirthshaus um Einlaß und Hülfe schreit, ohne daß ihm eine andere Antwort wird, als hinter ihm ein scheußliches Geheul, wobei das Roß sich bäumt, wild ausschlägt, und, von den Sporen auf's Neue getroffen, von dannen stiebt, während ein Rudel Wölfe um die Ecke biegt, von denen einige mit ihren unhörbaren Tritten * und die Nasen am Boden vor der Wirthshausthüre die Fährte suchen, und die andern heulend und bellend, die Nasen im Wind, an der Mauer unter dem hohen Fenster des lauschenden Knaben hinaufstehen, bis jene die Spur wieder annehmen, und diese, da sie die nahe Beute am Fenster nicht zu erreichen vermögen, ihnen folgen, mit unheildrohender Genauigkeit

* „Pas de loup“ ist bei den Franzosen sogar sprichwörtlich geworden.

die Fährte des Reiters einhaltend, der jezt rettungslos verloren ist, denn weit und breit ist keine Menschenwohnung mehr, die ihn schirmend aufnehmen könnte. — Einzeln, und namentlich am hellen Tag, ist der Wolf selten furchtbar, und es ist schon vorgekommen, daß einen solchen ein entschlossener Mann mit einem derben Knittel todtgeschlagen hat. Auch wird behauptet, daß ihn der Klang einer Geige in die Flucht treibe. In England ist seit dem Beginn des 15ten Jahrhunderts, in Schottland seit der Mitte des 16ten kein Wolf mehr zu treffen; dagegen findet man deren noch in Frankreich und manchmal in Rheinpreußen, höchst selten in Tyrol, nicht allzuoft in der Steiermark und den Gebirgen von Oesterreich, und häufiger wieder in Ungarn, Polen, Rußland.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

Ancillon.

Der mörderische Winter holt noch im Frühling seine Nachopfer. An Krankheiten, die alle in der Grippe ihre Wurzel haben, fehlt es in keinem Familienkreise, um uns die Lust an dem endlichen und schnellen Grünwerden zu verkümmern. Unter den namhaften Todten der lezten Wochen sind zwei, deren Namen in sehr verschiedenen Sphären glänzten, aber bedeutend jeder in der seinen, der Minister Ancillon und der Schauspieler Schmelka. Ancillons Tod kam nicht unerwartet, obwohl er einige Monate zuvor, troz seiner Jahre, noch in voller Manneskraft erschien. Bekanntlich hatte der neun-und-sechzigjährige Staatsmann noch im vergangenen Sommer ein drittes Ehebündniß geschlossen, und die, welche seine unverwüstete Natur kannten, sahen ohne Verwunderung darin einen Bund, den nicht diplomatische Rücksichten geknüpft hatten. Was Ancillon, der Abkömmling einer altberühmten Predigerfamilie, als Geistlicher, als Pädagog, Philosoph, Schriftsteller und Staatsmann gewesen, was er gewirkt und hinterlassen, darüber ist hier nicht der Ort zu sprechen. Und wenn er es wäre, so sind die Rücksichten bei Männern von seiner Bedeutung gerade in diesem Augenblick bedeutender als das Interesse, welches den Schriftsteller antreiben könnte, seine Ansichten über den ausgezeichneten Mann auszusprechen. Ein Berliner Prediger von der französischen Kolonie, welcher seine Laufbahn als Minister der auswärtigen Angelegenheiten beschloß, wäre vordem ein Phänomen gewesen; aber Wunder der Art sind jezt zwar nicht alltäglich, haben aber ihren Lüstre verloren, seit auch in anderer Art die Wege zum Staatsministerium ihre alten Geleise verlassen haben, und die Ansichten, zu denen sich das Individuum bequemt, über manche Klüfte des Standes und der Fachstudien hinwegführen, welche ehedem als unübersteigbar galten. Also fehlte seinem Aufsteigen von Anbeginn die Theilnahme, welche die leicht im Urtheil fertige Menge in der Regel durchzuckt, wenn ein Bürgerlicher zu den hohen Staatswürden erhoben wird, die gewöhnlich nur Adeligen reservirt bleiben. Ancillon, obwohl dreimal verheirathet, hinterläßt keine Kinder. Auch sein Vermögen erweist sich, wider Erwarten, unbedeutend, da doch bekannt ist, daß er, von Hause her wohlhabend, sein Besitzthum durch Erbschaften und Anfälle anderer Art sehr vergrößert haben mußte. Auch erreichten seine Ausgaben schwerlich in lezter Zeit seine Einnahmen. Den Nießbrauch seiner Hinterlassenschaft hat Ancillon seiner Wittwe, einer Dame, die aus einer angesehenen belgischen Familie stammt, vermacht. Die an Klatscherei streifenden Gerüchte über die Verkümmerung der lezten Tage des ausgezeichneten Mannes, aber Gerüchte, die sich so laut machen, daß ein Korrespondent sie nicht mit Stillschweigen übergehen darf, scheinen durch die lezten Worte des Sterbenden widerlegt, der Allen, die ihn pflegten und ihm nahe standen, das schönste Zeugniß gab. Ancillons Begräbniß war, seinem Wunsche gemäß, sehr einfach, aber würdig. Unter den königlichen Prinzen, die in Person seiner Hülle folgten, befand sich auch unser Kronprinz, der mit treuer Liebe durch sein ganzes Leben seinem Erzieher anhing.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, Mai.

(Fortsezung.)

Die Oper.

Diese Verehrung rührt daher, weil Dlle. Taglioni ganz ihrer Kunst lebt, und ihr Talent nicht dazu benuzt, um, wie so manche andern Bühnenheldinnen, ein lockeres Leben zu führen. Sie ist eine Künstlerin, die man zu gleicher Zeit bewundern und hochachten kann; denn über ihren Lebenswandel hat die öffentliche Meinung bisher nichts als Gutes geurtheilt. Solch eine Erscheinung ist eine Seltenheit, und aller Ehre werth. Seitdem nun die Taglioni abgereist ist, fehlt dem Ballet die Hauptzierde; aber glücklicherweise besizt die Oper einen solchen Reichthum an Balletten und Tänzerinnen, daß sie immer noch im Stande ist, die Zuschauer sehr mannichfaltig zu unterhalten. Auch hat sie einige auftauchende Talente zu Debüts bereit, um sogleich nach dem Abgang der größern Gestirne dieselbe am Opernfirmamente erscheinen zu lassen. So hat jezt die Oper statt des abgegangenen Nourrit, welcher die Hauptrollen in den Meyerbeerschen Opern so vortrefflich gegeben hat, einen Sänger Namens Duprez, welcher den besten Willen hat, ein anderer Nourrit zu werden, und es vielleicht auch wird. Einige spanische Tänzer haben seit dem Carneval, wo sie auf den Opernbällen ihre Kunst zeigten, sich auf den kleinern Theatern umhergetummelt, und da sie eine ganz eigene Art zu tanzen haben, welche mit dem künstlichen Tanze der Oper wenig gemein hat, und doch nicht ohne Anmuth ist, so haben sie den Parisern wohl gefallen; ein Kunstrichter in dem Tageblatte le Siècle behauptet sogar, nur diese Spanier seyen echte Tänzer; in Paris sehe man vortrefflich und kunstreich hüpfen, sich umdrehen, auf einem Beine sich schwenken, aber nur diese Spanier tanzen. Derselbe Kritiker hat einen sonderbaren Einfall: er bedauert, daß man jene Tänzer nicht an der Oper behalten habe. Es wäre, meint er, höchst interessant, wenn die Oper zu den Bolero's und Fandango's spanische Tänzer hätte, zu den indischen Tänzen Bayaderen und zu den arabischen und maurischen egyptische Almés. Freilich wäre dies etwas ganz Neues; allein Tänzerinnen lassen sich nicht so gut aus Indien und Egypten verschreiben, als Baumwolle und Indigo, und dann müßte man vielleicht mit dem Tanze auch noch die Musik aus jenen Ländern holen; diese aber möchte den Parisern schlecht behagen, und wahrscheinlich würde es den Bayaderen und Almés gehen, wie jezt den spanischen Tänzern: sie würden einigemal die Reichen in der Oper ergözen, dann aber sich zu den kleinern Theatern herablassen, vielleicht gar in einem Lustgarten oder auf einer Jahrmarktbühne ihre dramatische Laufbahn beschließen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 50. Freitag, 19. Mai 1837.

Sternkunde.

7) Das Weltsystem oder die Entstehung und Bewegung der Sonne, der Planeten, Monde und Kometen. Von Dr. Franz Klee, prakt. Arzt. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann, **1836**.

8) Die zweite große Weltenkraft, nebst Ideen über einige Geheimnisse der physischen Astronomie oder Andeutungen zu einer Theorie der Tangentialkraft. Von Wilh. von Biela. Mit **10** erläuternden Steindrucktafeln. Prag, Kronberger und Weber, **1836**.

9) Fundamental-Grundsätze einer metaphysischen Kosmologie und Bewegungslehre von J. U. Ewertz. Riga, Häcker, **1836**.

Drei gleichzeitig über denselben Gegenstand, doch ganz unabhängig von einander geschriebene Werke. Es sind Versuche, theils die Kepler-Newtonschen Gesetze noch näher zu bestimmen, theils die Ursache aller Himmelsbewegungen überhaupt zu erklären.

Herr Klee charakterisirt den großartigen Schwung in diesen Bewegungen sehr klar: „Die Sonne ist gemäß der ungeheuren Größe ihrer Masse im Stande, alle Glieder ihres ganzen Systems zu beherrschen und zu bewegen, indem sie an Umfang jeden andern Weltkörper weit übersteigt, unsere Erde z. B. beinahe 1,400,000 Mal, und alle Planeten und Monde unseres ganzen Planetensystems zusammengenommen ungefähr 782 Mal übertrifft. Vermöge der gewaltigen Anziehung, welche fortwährend zwischen der Sonne und den Planeten statt findet, streben diese beständig mit großer Kraft, sich ihrem Centralkörper, d. h. der Sonne, zu nähern und würden wirklich zu ihr hinfahren, wenn sie still stünde; da diese ungeheure Kugel sich aber mit einer großen Schnelligkeit um ihre Axe dreht, so müssen die Planeten auch an dieser gewaltigen Bewegung Theil nehmen, indem ein jeder vorzüglich von dem ihm zugewendeten nächsten Theile der Sonne stark angezogen, überwältigt und demgemäß in der Richtung der Rotation mit fortgezogen und gleichsam herumgeschleudert wird. Da die Masse der Sonne so außerordentlich groß ist, so kann nicht nur eine Hemisphäre, sondern selbst schon ein kleines Segment davon hinreichen, jeden einzelnen ihm gegenüber stehenden Planeten zu beherrschen. Da nun die Planeten von den ihnen zugewendeten Theilen der rotirenden Sonne fortwährend bewegt werden, so bekommen sie mit der Bewegung zugleich auch eine angemessene Schwungkraft, streben demnach auch in gerader Linie fortzufahren, und sie würden sich wirklich von der Sonne weiter entfernen, wenn

sie nicht beständig durch die ungeheure Anziehung, welche fortwährend zwischen ihnen und der ganzen Masse der Sonne obwaltet, zurückgehalten würden. Da also eine Tangential- und Centrifugalkraft, wie auch eine Centripetalkraft gleichzeitig mit einander auf die Planeten einwirken, so müssen sie nach den Gesetzen der krummlinigen Bewegung eine kreisförmige Bahn um die Sonne beschreiben, und zwar in einer Entfernung von derselben und mit einer Geschwindigkeit, welche den verschiedenen Verhältnissen der Stärke, worin jene Kräfte mit und gegen einander wirken, angemessen sind. — Geschähe die Umdrehung der Sonne mit einer größern Schnelligkeit, so würden dadurch die Planeten schneller bewegt, würden somit eine größere Tangential- und Centrifugalkraft bekommen, und demnach auch sich weiter von der Sonne entfernen. Wenn im Gegentheil die Umdrehung der Sonne mit einer geringeren Schnelligkeit geschähe, so würden die Planeten langsamer bewegt, sie bekämen also eine geringere Tangential- und Centrifugalkraft, müßten demnach auch der Centripetalkraft mehr folgen und demgemäß sich der Sonne mehr nähern. Die Planeten laufen in ihrer Bahn um die Sonne nicht alle mit gleicher Geschwindigkeit, weil die Größe ihrer Masse und ihrer Entfernung von der Sonne, wie auch die Neigung ihrer Bahnen gegen die Ebene des Sonnenäquators, sehr verschieden ist. Ein Planet muß in seiner Bahn desto schneller fortrücken, je mehr er von dem ihm zugewendeten Theile der Sonne beherrscht und in der Richtung ihrer Rotation fortgezogen wird; und dieses geschieht in einem desto bedeutenderen Grade: 1) je kleiner seine Entfernung von der Sonne, 2) je kleiner seine Masse, und 3) je kleiner der Winkel ist, unter welchem er die Ebene des Sonnenäquators durchschneidet, d. h. je weniger seine Bahn von dieser Ebene abweicht. Daher kömmt es auch, daß diejenigen Planeten, deren Entfernung von der Sonne, und deren Masse kleiner ist, ihre Bahn verhältnißmäßig schneller durchlaufen, als diejenigen, welche von der Sonne weiter entfernt und an Masse größer sind. Daher kömmt es auch, daß alle Planeten während der Sonnennähe in gleichen Zeiten größere Bogen beschreiben, als in der Sonnenferne. — Für die Annahme, daß die Planeten auf die eben beschriebene Weise von der Sonne bewegt werden, spricht besonders noch die Erscheinung, daß die Monde ebenso laufen, als wenn sie von ihren respectiven Centralkörpern, d. h. von den Planeten in Bewegung gesezt würden; daß nämlich die Monde ihre Bahnen verhältnißmäßig desto schneller durchlaufen: 1) je größer der respective Centralkörper ist, 2) je schneller er sich um seine Axe dreht, 3) je kleiner die Masse des Mondes, und 4) je kleiner seine Entfernung von dem respectiven Centralkörper ist, wie in der Folge noch gezeigt werden wird."

Sodann erklärt Herr Klee mit außerordentlichem Scharfblick die Schwankungen in der Hauptbewegung der Planeten: „Wie bekannt, laufen die Planeten nicht beständig in der Ebene des Sonnenäquators, auch nicht mit ihr parallel, sondern durchschneiden dieselbe unter verschiedenen größern und kleinern Winkeln. Jeder Planet muß also abwechselnd von einer Sonnenhälfte zur andern übergehen, und dabei sich von der Ebene des Sonnenäquators desto weiter entfernen: 1) je größer der Winkel, unter welchem er die Ebene des Sonnenäquators durchschneidet, und 2) je größer der Halbmesser seiner Bahn ist. Es fragt sich nun, woher kömmt es, daß die Planetrn beständig abwechselnd von einer Sonnenhälfte zur andern übergehen? — Diese Frage ist leicht zu beantworten, wenn man die früher bereits angegebenen Gesetze der Tangential- und Centrifugalkraft und die verschiedene Schnelligkeit der Bewegung in verschiedenen Punkten der Sonnenoberfläche wohl berücksichtigt. Wie vorher schon gezeigt wurde, hat die Tangential- und Centrifugalkraft auf der Erde und ebenso auch auf der Sonne an verschiedenen Punkten der Oberfläche eine verschiedene Richtung; sie steht nämlich nur unter dem Aequator senkrecht auf der Umdrehungsaxe, so daß sie mit der Ebene des Aequators zusammenfällt; in allen Graden der nördlichen und südlichen Breite aber neigt sie sich zur Ebene des Aequators, so daß alle Körper, welche durch die Rotation der Erde oder der Sonne eine Tangential- und Centrifugalkraft erhalten, zugleich auch eine bestimmte Tendenz nach der Ebene des Aequators bekommen. — Die Richtung der Tangential- und Centrifugalkraft der Planeten kann in verschiedenen Graden der nördlichen und südlichen Breite nicht genau senkrecht auf der Umdrehungsaxe der Sonne stehen, sondern muß sich nach der Ebene ihres Aequators hinneigen, weil der auf der Umdrehungsaxe senkrechte Durchmesser der Sonne von den Polen ab gegen den Aequator hin an Größe immer zunimmt, so daß in der Ebene des Aequators die Masse der Sonne am meisten angehäuft ist, sich also auch am weitesten über die Umdrehungsaxe erhebt und mithin den Bahnen der Planeten am meisten nähert. Daher werden die Planeten nach der Seite gegen den Aequator hin von der Sonne stärker angezogen, als nach der Seite gegen die Pole, sie bekommen somit ein Streben, gegen die Ebene des Sonnenäquators hinzufahren, müssen folglich auch während ihres Umlaufes um die Sonne die verschiedenen Grade ihrer nördlichen oder südlichen Breite durchlaufen und gegen die Ebene des Sonnenäquators hinfahren, und zwar langsamer oder schneller, je nachdem sie von der Sonne langsamer oder schneller herumgeschleudert werden, d. h. je nachdem die ihnen von der Sonne aus mitgetheilte Tangential- und Centrifugalkraft schwächer oder stärker ist. Diese

Tendenz nach der Ebene des Sonnenäquators würde viel bedeutender erscheinen, wenn die Planeten leichter und schneller von der Sonne herumgeschleudert werden könnten, wenn z. B. die Rotation der Sonne schneller von Statten ginge, oder wenn die Masse der Planeten und ihre Entfernung von der Sonne geringer wäre. — Indem also die Planeten um die Sonne laufen, erleiden sie beständig die Einwirkung von mehreren Kräften, deren Richtungen mehr oder weniger von einander abweichen, und welche dadurch, daß sie gleichzeitig mit und gegen einander wirken, die Bewegung und Richtung der Planeten fortwährend modificiren. Es wirken nämlich außer der Centripetalkraft, welche die Planeten beständig gegen den Mittelpunkt der Sonne hinzutreiben strebt, auch eine Tangential- und Centrifugalkraft, welche die Planeten beständig in der Richtung der Rotation der Sonne, d. h. parallel mit der Ebene des Sonnenäquators fortzutreiben und zugleich von der Sonne selbst zu entfernen strebt, und ferner die vorwaltende Anziehung von Seiten der Aequatorialgegend der Sonne, welche die Planeten beständig gegen die Ebene des Sonnenäquators fortzubewegen strebt. Da nun die Planeten jeder dieser verschiedenen Kräfte und Richtungen nicht ganz, sondern nur theilweise folgen können, so müssen sie die Diagonale derselben und demnach um den Mittelpunkt der Sonne einen Bogen beschreiben, und, indem sie in der Richtung der Rotation der Sonne fortlaufen, zugleich unter einem mehr oder weniger spitzen Winkel gegen die Ebene des Sonnenäquators hinfahren. — Wenn die Planeten auf solche Weise gegen die Ebene des Sonnenäquators hinfahren, so werden sie auf dem ganzen Wege dahin nicht stets mit gleichgroßer Kraft bewegt, sondern nach und nach immer stärker, je mehr sie sich der Ebene des Sonnenäquators nähern; weil die Tangentialkraft derjenigen Sonnentheile, in deren Gewalt sie sofort nach und nach übergehen, wie auch diejenige Kraft, welche dieselben fortwährend gegen den Aequator hinzutreiben strebt, selbst bis zur Ebene dieses Kreises stets zunimmt. Da also die Planeten auf dem ganzen Wege bis zur Ebene des Sonnenäquators immer stärker von der Sonne bewegt werden, so wächst ihre eigenthümliche Schwungkraft dermaßen, daß dieselben nicht nur bis zur Ebene des Sonnenäquators hineilen, sondern auch selbst dann, wenn sie dieselbe wirklich erreicht haben, gemäß des Ueberschusses von Schwungkraft, welchen sie bis dahin gewonnen haben, in der bisherigen schiefen Richtung noch längere Zeit fortfahren, und demnach über die andere Hemisphäre der Sonne weiter fortlaufen, so daß sie sich nach und nach wieder von der Ebene des Sonnenäquators entfernen und in entferntere Breitegrade übergehen. — Da aber die Planeten während der Zeit, wo sie sich wieder von der Ebene des Sonnenäquators entfernen, ebenfalls die beiden oben erwähnten Einwirkungen der Sonne erleiden (wovon die eine sie beständig in der Richtung der Rotation, d. h. parallel mit der Ebene des Sonnenäquators fortzubewegen, und die andere sie beständig gegen diese Ebene selbst hinzutreiben strebt), so muß diejenige Tendenz der Schwungkraft, vermöge welcher die Planeten die Ebene des Sonnenäquators durchschnitten haben und weiter in entferntere Breitegrade fortzufahren streben, nach und nach wieder abnehmen. In dem Maße nun, als diese Tendenz wieder abnimmt, gewinnen die eben erwähnten beiden Einwirkungen der Sonne mehr Einfluß, so daß sie die Richtung des Planetenlaufes nach und nach mehr modificiren und endlich ganz umändern. Die Planeten werden also durch diese beiden Einwirkungen der Sonne von der schiefen Richtung, welche sie (gemäß der eigenthümlichen Tendenz ihrer Schwungkraft) bisher befolgten, nach und nach mehr abgelenkt, sodann in der Gegend des Wendepunkts einige Zeit parallel mit der Ebene des Sonnenäquators, also genau in der Richtung der Rotation der Sonne fortbewegt, und dann wieder nach und nach in einer schiefen Richtung gegen die Ebene des Sonnenäquators hingetrieben, und sie müssen von da ihren Lauf wiederum fortsetzen, und zwar auf die nämliche Weise und aus der nämlichen Ursache, wie solches schon vorher geschehen war und eben beschrieben worden ist. Die Planeten müssen also während ihres Umlaufes um die Sonne abwechselnd von einer Hemisphäre zur andern übergehen, somit einmal in nördlicher, das anderemal in südlicher Richtung fortlaufen, folglich bald mehr bald weniger von der Richtung der Rotation der Sonne abweichen. Daher kommt es, daß ihre Tangential- und Centrifugalkraft, und mithin auch ihre Bahngeschwindigkeit und ihre Entfernung von der Sonne periodisch abwechselnd zu- und abnehmen muß.“ Daher ihre elliptische Bahn ꝛc.

Die Rotation der Planeten, durch welche wieder der Umschwung der Monde um dieselben bedingt ist, erklärt Herr Klee: „Während des Umlaufes um die Sonne bekommen nämlich nicht alle Theile eines Planeten eine gleich große Schwungkraft; sondern der eine Theil bekömmt eine stärkere, der andere eine geringere Schwungkraft, je nachdem die Bogen, welche dieser oder jener Theil in gleichen Zeiten um die Sonne beschreibt, kleiner oder größer sind. Da nun der Theil des Planeten, welcher der Sonne zugewendet und am nächsten ist, den kleinsten Bogen beschreibt, jener Theil aber, welcher von der Sonne abgewendet und am weitesten entfernt ist, den größten Bogen beschreibt, so muß dieser entfernteste Theil gemäß seiner größeren Schnelligkeit auch eine größere Schwungkraft bekommen, während der entgegengesetzte nächste Theil gemäß seiner geringeren Schnelligkeit die geringste Schwungkraft bekömmt. Da nun dieser

Unterschied der Schnelligkeit und Schwungkraft in den verschiedenen, einander diametral entgegengesezten Theilen des Planeten während des ganzen Umlaufes um die Sonne sich beständig erneuert, so muß dadurch der Planet um seine Are gedreht werden, und zwar in der Art, daß der mit der größten Schwungkraft begabte Theil in der Bahn weiter voraneilt, da hingegen derjenige Theil, welcher die geringste Schwungkraft besizt, mehr zurückbleibt. Die Umdrehung muß also in der nämlichen Richtung geschehen, in welcher die Planeten ihre Bahnen um die Sonne durchlaufen. Diese Umdrehung nun kann schneller oder langsamer erfolgen, je nachdem die Schnelligkeit und Schwungkraft des äußersten, von der Sonne am meisten entfernten Theiles, die des ihm diametral entgegengesezten, der Sonne zugewendeten Theiles mehr oder weniger übertrifft. Die Differenz zwischen der Schnelligkeit und Schwungkraft der verschiedenen, einander diametral entgegengesezten Theile muß desto größer ausfallen: 1) je größer der Durchmesser des Planeten ist, weil dann der Unterschied zwischen den von diesen Theilen in gleichen Zeiten beschriebenen Bögen desto größer ausfällt; und 2) je größer die Schnelligkeit ist; womit der Planet in seiner Bahn fortrückt. Die Umdrehung eines Planeten muß also desto schneller erfolgen, je mehr ihre beiden Causalmomente, nämlich die Größe seines Durchmessers und die Schnelligkeit seines Kreislaufes, dabei concurriren."

Aber die Lage der großen Are der Planetenbahnen ändert sich fortwährend, indem die Endpunkte derselben, d. h. die Apsiden, nicht beständig an derselben Stelle im Himmelsraume bleiben, sondern immer weiter von Westen nach Osten fortrücken, und sofort nach und nach alle zwölf Zeichen des Himmels durchwandern. Diese Bewegung der Apsidenlinie beträgt bei der Erde jährlich nach Laplace 36″ 7, nach Andern nur 11″ 8. Dies erklärt nun Herr Klee also: „Da die Planeten von der Sonne gemäß ihrer Rotation beständig in einer kreisförmigen Bahn fortgezogen und gleichsam herumgeschleudert werden, so können sie vermöge des Ueberschusses an Schwungkraft, welchen sie in jeder Hälfte ihrer Laufbahn bekommen, am Ende derselben immer etwas weiter nach Osten fortfahren, so daß mithin der Anfangspunkt der folgenden Hälfte der Laufbahn etwas weiter ostwärts stattfinden muß. Da nun jede Planetenbahn durch die große Are in zwei Hälfte getheilt wird, und die Sonnennähe wie auch die Sonnenferne zugleich als Endpunkt der einen und als Anfangspunkt der andern Hälfte der Planetenbahn zu betrachten ist, so müssen die Punkte der Sonnennähe und der Sonnenferne immer etwas weiter von Westen nach Osten fortrücken."

Auf ähnliche Weise erklärt er die Abnahme des Winkels, unter welchem die Planetenbahnen die Ebene des Sonnenäquators durchschneiden, die Abnahme des Winkels, welchen der Aequator der Erde mit der Ebene ihrer Bahn bildet (Schiefe der Ekliptik), das Vorrücken der Nachtgleichen und die Annäherung der excentrischen Planetenbahnen an die Kreisform, was der geneigte Leser im Buche selber nachlesen muß, da uns die Ausführung hier zu weit führen würde.

So weit bleibt die äußerst interessante Untersuchung auf dem Gebiete der Erfahrung und erklärt bestimmte mechanische Wechselwirkungen. Am Schluß hat Herr Klee aber auch die Frage nach der ursprünglichen Ursache aller dieser Wirkungen zu beantworten gesucht. Wer gab dieser so schönen und regelmäßigen Bewegung der Himmelskörper den ersten Stoß, durch die sie überhaupt möglich wurde? Oder mit andern Worten: wenn alle Bewegung im Planetensystem von der Rotation der Sonne abhängt, was bewirkte alsdann ursprünglich die Rotation der Sonne? Herr Klee meint, sie könne wohl durch eine höhere Centralsonne bedingt seyn, deren Bewegung sie folge, wie die Planetenrotation der Sonnenrotation. Aber alsdann entsteht wieder die Frage: warum rotirt jene höhere Centralsonne? Herr Klee nimmt nun an, Elektricität sey die ursprünglich bewegende Kraft. „Bekanntlich haben alle elektrische Körper die Eigenschaft, andere ungleichnamig elektrische Körper anzuziehen und die gleichnamig elektrischen abzustoßen. Da nun bei einer solchen Anziehung sogleich eine Ausgleichung der Elektricität erfolgt, und da die mit einander in Wechselwirkung getretenen Körper gleichnamig elektrisch werden, so müssen dieselben auch bald wieder einander abstoßen. Ein größerer Körper kann demnach, so lange er eine bedeutende Elektricität entwickelt, beständig neue Materie anziehen und dagegen diejenige Materie abstoßen, welche durch Annäherung und Wechselwirkung mit ihm gleichnamig elektrisch geworden ist. Daher vermag ein jeder Körper, welcher eine starke Elektricität äußert, in der Luft eine beständige Strömung hervorzubringen, indem er fortwährend auf allen Seiten die durch ihn elektrisch gewordene Luft abstößt und dagegen andere Luft anzieht, und diese Luftströmung verhält sich in Betracht ihrer Stärke und Dauer genau ebenso, wie die Elektricität, wodurch sie hervorgebracht wird, wie man dieses bei manchen elektrischen Experimenten und namentlich auch bei Gewittern sehen kann."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 120.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 20. Mai 1837.

— Ich zeichne Alles auf: —
Gemälde, dies und das — das Fenster dort —
Um's Bett der Vorhang so — hier auf den Teppich
Figuren so und so. —

Shakespeare.
Cymbelin.

Eine Vision Swedenborgs.

Bist du schon einmal, geneigter Leser, in der alten Stadt Gothenburg gewesen? Dorthin will ich dich jezt führen.

Siehst du jene engen, finstern Gassen, deren jede zu einem point de vue einen alterthümlichen Brunnen hat? jene schmalen, schwärzlichen Häuser mit den vorgebauten Giebeln, mit Spuren von alter Malerei auf den gefurchten Mauersteinen? die breiten Steinsitze vor den gewölbten Hausthüren? Alles das ist trübe und finster; du hättest nicht den Muth, einen jener Sitze einzunehmen, und thust du es dennoch, so zwingt dich dazu das abscheuliche Pflaster, auf dem du dir die Füße wund getreten. Kaum aber hast du deinen Platz eingenommen, nachdem du eine zudringliche Bettlerin und ein halbes Dutzend zerlumpter Kinder fortgetrieben, so fühlst du nach und nach deinen Unmuth schwinden. Du siehst mit einem weniger mißtrauischen Blick die gegenüberstehenden Häuser an; manche von ihnen wollen dir sogar schon gefallen. Der Geist des Mysteriösen kommt über dich; es ist dir im zunehmenden Dämmerschein, als erzählte man dir eine Gespenstergeschichte und als wäre gerade diese dunkle Gasse, dieses alte Giebelhaus dir gegenüber, mit dem Steinbilde des heiligen Georgs auf der Spitze, der halbverfallene Brunnen dort, der Schauplatz dieser Geschichte. Du vergißt, indem du dem unsichtbaren Erzähler zuhörst, das schlechte Pflaster und deine ermüdeten Füße. Eine tiefe, melancholische Träumerei erfaßt dich auf deiner einsamen Steinbank; es vergeht eine Stunde, und die ganz besondere Anstrengung eines kleinen, dicken Herrn, der hinter dir steht, ist endlich nöthig, um dich aus deinem gefährlichen Schlafwachen zu reißen, mit dem du deinen Eintritt in die alte Stadt Gothenburg gefeiert hast.

Der kleine, dicke Mann ist der Herr des Hauses, vor dem du sitzest und das bereit ist, dich als seinen Herrn zu empfangen. Das heißt, es ist eines von den Häusern, die, statt der mangelnden Gasthöfe, sich den wenigen Fremden darbieten, welche nach Gothenburg verschlagen werden. Du folgst dem geschäftigen Mann durch einen weiten Vorsaal, eine Rumpelkammer voll Waarenballen und alten Gemälden, deren einige die ganze Wand bedecken, über eine kleine Steintreppe, die du mühsam erkletterst und dann in ein Gemach trittst, in dem die Dämmerung, die auf der Straße herrschte, schon in völlige Nacht übergegangen ist. Dennoch merkst du, daß du dich in einem kleinen, seltsam winkeligen Raume befindest, denn tappend geräthst du an eine Menge vorspringender Ecken. Der hellste Platz ist ein Erker; auf den flüchtest du dich, bis der Wirth mit den zwei hohen Armleuchtern wieder erscheint und die Kerzen alle Räthsel deines abenteuerlichen Aufenthalts dir enthüllen.

Es ist nichts Geringeres als das Schlafgemach der Königin Christine, in dem du hausest. Wahrlich, eine Ehre, die du gewiß zu schätzen wissen wirst. Dort sieht ihr Porträt auf dich herab; es ist gerade über der Einfassung von Holz angebracht, die in Mannshöhe die Wände des Zimmers umgibt und das künstlichste, noch wohlerhaltene Schnitzwerk zeigt. Die Hohlkehle und Decke prangen in Stuck, hie und da noch vergoldet und Spuren eines kleinen Plafondbildes zeigend. Ein Tisch auf sechs gedrehten Füßen steht mitten in der Stube, und ein altes Stück Gobelin breitet sich in malerischer Draperie als Teppich über seine Platte; drei Stühle mit spitzen, hohen Lehnen und ebenfalls verblichener Stickerei reihen sich als stumme Gefährten um den Tisch. Das kostbarste Möbel ist aber das Bett. Wahrlich, ein Alterthümler könnte Freudenthränen über ein Bett wie dieses vergießen. Alle seine Reize lassen sich durchaus nicht mit wenig Federzügen schildern. Man müßte ein ganzes Buch füllen, und wenn dieses geschehen wäre, so brauchte es noch ein zweites, um anzuzeigen, auf welche Weise man in einem solchen Bett schlafen muß. Denn ein gewöhnlicher Schlaf, wie man ihn, ohne zu denken und zu überlegen, dreihundert und fünf-und-sechzig Mal im Jahre wiederholt, würde ein solches Bett nur entweihen. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man es ein Kunstwerk im „großen, heroischen Styl" nennt; das ist es in der That. Es steht auf einer Erhöhung von zwei Stufen und hat zehn Fuß in der Länge und sechs in der Breite. Mit seinem Dach, das auf die Weise eines chinesischen Pavillons ausgebogen ist und von dem sich schwere Falten grüner Seidenvorhänge, in den alten Fabriken von Lyon gearbeitet, in einem eben so malerischen als üppigen Fall herabstürzen, bildet es ein Zimmer im Zimmer. In Paris käme ein geiziger Hauseigenthümer in Versuchung, es apart als Stube zu vermiethen, und ein französischer Gelehrter würde darin einziehen mit seinem Tintenfaß, seiner Katze und seiner Bibliothek. Dieses kostbare Bett, dieses merkwürdige Zimmer und diesen alterthümlichen Erker darin nahm ich in Besitz im September des Jahrs 18—. Ich hoffe, mein Leser, daß die Umgebung, die ich dir eben geschildert, dich vollkommen in die Stimmung versetzen wird, die günstig ist, um eine Vision Swedenborgs zu hören, welche ich dir erzählen will.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Waidwerk.

(Fortsetzung.)

Die beste Art, die Wölfe auszurotten, ist die, sobald sie in einem Revier sich zeigen, möglichst schnell ein Hauptjagen einzurichten; denn Fallen, Eisen und Gruben, so wie das Schießen auf dem Anstand sind wohl als gelegentliche Hülfsmittel gut, reichen aber nicht aus, weil die Wölfe weder bestimmte Wechsel halten, noch an einem Orte lange weilen. Der Anfang eines Hauptjagens auf Wölfe wird eben so gemacht, als sollten Hirsche und Sauen umstellt werden; sobald dies geschehen, wird das im Kreis befindliche Rothwild so viel als möglich von den Raubthieren abgeschieden, indem man es über durchgestellte Falltücher treibt, die vor den Wölfen, wenn sie nahe kommen, stets aufgezogen werden; die Sauen treibt man hinaus, indem man sie unter den Zeugen durchbringt; keineswegs jedoch ist es rathsam, einen Laufft anzulegen, sondern die Schützen sollen sich in's Jagen stellen, und darinnen die rege gemachten Wölfe schießen. Für die Jäger ist dabei so wenig Gefahr, daß davon zu reden nicht der Mühe lohnt; doch sollen ungeübte Schützen davonbleiben, weil die Wölfe, so lahm sie aussehen, dennoch sehr flüchtig und nicht leicht zu treffen sind. — Sie werden wohl auch eingelappt und unmittelbar darauf getrieben, mit Hunden zum Schuß gebracht oder gehezt, zuweilen auch in aufgestellte Garne gesprengt und darinnen mit zweizinkigen Gabeln, gleich den Heugabeln, erlegt, oder, wie die Waidleute sagen, todtgeschlagen. Da übrigens mehr daran liegt, die Wölfe zu vertilgen, als sie zum Jagdvergnügen aufzubewahren, wie mit dem Wildpret geschieht, oder doch geschehen sollte, so ist es gut, in Gegenden, wo sie sich öfters zeigen, alle Nebenhülfsmittel zu ihrer Ausrottung anzuwenden, und namentlich auch die Wolfsgärten nicht zu vergessen, die wohl mehr noch nützen, als Gruben, Fallen, Eisen, Selbstschüsse und Schießhütten, wenn sie zweckmäßig angelegt und versehen werden.

Der Luchs und die wilde Katze sind fast überall sehr selten und stets nur gelegentliche Gegenstände der Jagd; der Fuchs hingegen gibt stets noch einen schätzenswerthen Anlaß zu Jagdvergnügungen, vorzüglich in England, woselbst auch durch die Benennung „Fuchsjäger" auf gewisse Weise das bezeichnet wird, was wir etwa durch den Beinamen eines wilden Jägers oder eines Nimrods ausdrücken. Deßhalb können wir nicht umhin, erst noch einen Blick auf die englische Fuchsjagd zu werfen, bevor wir dem Hauptgegenstand der noblen Passion, dem Hirsch, uns wieder zuwenden. Auf dem Heideland von Leicestershire steht ein unbedeutendes, aber als Dorado der englischen Jäger berühmtes Städtlein, Melton-Mowbray, wo zur Jagdzeit sich die vornehmsten Waidleute versammeln, wenn man anders mit dieser Benennung Leute bezeichnen darf, deren Treiben nur einen leichten Beischmack vom edlen Waidwerk hat, so daß es eigentlich mehr in das Fach der Reitkunst gehört und sich durch nichts so sehr an die noble Jägerei anschließt, als durch

die großen Kosten; denn es ist gewiß für einen Privatmann aller Ehren werth, wenn er allein an die Meute und die Rosse jährlich ungefähr 50,000 Gulden wendet. Die Jagd selbst wird dort in Leicestershire, das wir vor allen andern nennen, da es der Tummelplatz der vornehmen Jäger ist, auf gutes Glück hin begonnen, ohne daß der Fuchs vorher wäre bestätigt worden. Die Reiter sind ungefähr zur Mittagsstunde auf dem Platz, wo die Meute, um zu suchen, in die Gebüsche von Stachelginster gelassen wird. Unter den Jägern herrscht gewöhnlich keine Ordnung, und es ist alles Mögliche, wenn man sie dahin bringt, nicht vor dem Fuchs herzureiten; jedenfalls aber stürzt ein ganzer Haufen nach, sobald die erste Koppel einen Fuchs hinaussprengt, ohne nur den übrigen Hunden Zeit zu lassen, ebenfalls die Fährte anzunehmen, durch welche Uebereilung nur allzuoft die Jagd verdorben wird, und jedenfalls die zurückgebliebene Meute, wenn sie nicht gar in Gefahr kommt, zusammengeritten zu werden, indem sie zwischen den Pferden durch den vordersten Hunden nachzukommen trachtet, doch wenigstens die Witterung des Fuchses verlieren muß. Im guten Fall kommt endlich wohl die ganze Meute zusammen, dafür werden aber der Jäger, die gewöhnlich an zweihundert stark sind, immer weniger, was bei dem von Gräben, Hecken und Gehegen durchschnittenen Boden kein Wunder ist. Bis die Hunde den Fuchs haben, etwa nach Verlauf von anderthalb Stunden, in denen wenigstens zehn englische Meilen zurückgelegt und allenfalls die Pferde einmal gewechselt wurden, finden sich von hundert Jägern kaum sechs auf dem Platz, die übrigen kommen theils bald, theils später nach, oder auch gar nicht, und dann noch glücklich genug, wenn sie nicht Hals und Bein gebrochen, oder gar ihre edlen Rosse zu Schanden geritten haben. Wenn Lord Chesterfield nach seiner ersten Fuchsjagd ganz treuherzig seine Genossen fragte, ob denn je ein Mensch zum zweiten Male eine solche Jagd mitmache? so darf man hinzufügen, daß ein echter Waidmann ihm von ganzem Herzen beistimmen müsse. Einem deutschen Jäger sind auch die rothen Röcke der brittischen Fox-hunters ein Greuel, den sein an das lustige Grün gewöhntes Auge schwer verwindet.

Nach dieser Abschweifung wollen wir im nächsten Abschnitt zum edeln Hirsch zurückkehren, um diejenigen Leser, welchen wir in den vorhergehenden Blättern einen nothdürftigen Begriff von der deutschen Jagd beibrachten, über das Wesen der Parforcejagd in so weit zu belehren, als es für Laien allenfalls wünschenswerth seyn dürfte. Wenn wir übrigens von der entschwundenen oder entschwindenden Herrlichkeit des Waidwerks reden, so ist es minder unser Zweck, zu belehren, als in der cavaliermäßigen Aufführung der Väter den Söhnen einen Spiegel vorzuhalten, in welchen sie nicht ohne wehmüthige Betrachtungen werden blicken können; denn zu der Zeit, als es noch edle Jäger ganz nach dem Herzen Gottes gab, da umgaben auch den Fürsten als Räthe die Grundherrn, deren Nachkommen jezt sich müssen schulmeistern lassen von Rednern, gewählt und besoldet von ihren ehemaligen Unterthanen, jezt nur noch ihre Grundholden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Komische Oper. Variétés. Vaudeville. Arnal.

Mit ihren neuen Stücken ist die große Oper in der lezten Zeit nicht sehr glücklich gewesen. Nidermayers „Stradella" ist ein zu schwacher Versuch für ein solches Theater, auf welchem man gewohnt ist, Meyerbeers energische, Rossini's bezaubernde und Aubers gefällige Compositionen zu hören; auch sind fünf Aufzüge zu viel für ein Stück, worin immer nur von Singen und Nachstellungen die Rede ist. Diese Oper wird also wahrscheinlich sich zu Dlle. Bertins „Esmeralda" gesellen müssen, die zwar noch nicht ganz verlassen ist, aber doch auch keine großen Lebenszeichen von sich gibt. Zuweilen nimmt der Operndirektor einen Aufzug daraus, fügt ein beliebtes großes Ballet bei, oder ein kurzes Ballet und einen Aufzug aus einer andern Oper, und somit bekommen die Zuschauer und Zuhörer ein buntes Allerlei, das ihnen nicht zu mißfallen scheint, da dieses Verfahren sich oft wiederholt. Für diejenigen, welche nicht gerne lange Opern hören, und in der großen Oper mehr Unterhaltung als Kunstgenuß suchen, das heißt für mehr als die Hälfte der Zuhörer, ist dies auch ganz angemessen. Dagegen ist die komische Oper so glücklich, daß sie mit ihrem „Postillon de Longjumeau noch einige Zeit ausreichen kann, und nicht nöthig hat, ihre Stücke dem Publikum „in Stücken" einzugeben. Diesem Postillon zur Seite werden dann noch einige andere Operetten gegeben, als l'Ambassadrice, les deux reines und einige mehr, die Beifall genug haben, um einige Modenhändler zu bewegen, ihre neuen Modewaaren nach diesen Operetten zu benennen; aber ich glaube, Esmeralda und Stradella haben ebenfalls die Ehre gehabt, ihre Namen zu Modenzeugen herzugeben. — Bayard, der oft ein Mitarbeiter Scribe's und anderer beliebten Vaudevilledichter gewesen, auch mehrere Stücke allein geschrieben und mit Beifall gegeben hat, ist jezt Direktor des Variétéstheaters, welches sich noch immer durch populäre Stücke in der öffentlichen Gunst zu erhalten sucht. „Der Student und die vornehme Dame," „jung und alt," ein neues Vaudeville, das Bayard mit Scribe und Melesville gedichtet, und „der Proceß des Fandango" sind die Stücke, welche auf seinem Theater am meisten gegeben werden, die beiden ersten fast täglich; lezteres dient bloß dazu, die spanischen Tänzer einzuführen, und ist für sie gedichtet. Das Vaudeville gibt fast täglich „Polly" und eine Posse: „le Cornet à piston," in welcher der komische Arnal die Hauptrolle spielt. Das Cornet à piston ist in den lezten Jahren ein so beliebtes Instrument geworden, daß man es nicht allein in der Militärmusik, sondern auch in der Tanz- und Orchestermusik eingeführt hat, und daß es bereits mehrere Lehrer gibt, welche Unterricht im Spielen desselben ertheilen. Bei Musards Abendconcerten, so wie bei den Julliens chen spielt dieses Instrument eine Hauptrolle wegen der eingelegten Solostücke für dasselbe. Eben bei

Musard hat sich zuerst ein Tonkünstler Namens Dufresne als Virtuose auf diesem Instrumente gezeigt, und seitdem gilt er noch immer für den besten Cornet à piston-Spieler, den Frankreich besizt. Ein Vaudevilledichter hat nun Arnal, den Hauptkomiker der Vaudevillebühne, zu einem Cornet à piston-Spieler gemacht, welcher Schulden halber Paris verläßt, und sich mit Empfehlungen nach London begibt, beides sehr gewöhnlich unter Künstlern und Nichtkünstlern, dort aber, wegen der Namensgleichheit, von einem reichen Sonderling für einen eben erwarteten Whistspieler gehalten wird, wodurch ein höchst possierliches qui pro quo entsteht, welches Arnal auf's Beste zu benutzen weiß. So geringfügig nun auch dieser Inhalt ist, so belustigt sein Spiel doch das Publikum ungemein, und diese Posse wird wahrscheinlich noch einige Monate lang gegeben werden können. Von diesem Arnal behauptete neulich eine Zeitschrift, er sey außer dem Theater nichts weniger als lustig, wie man denn überhaupt bemerkt, daß sehr viele Komiker zur Traurigkeit und zur übeln Laune gestimmt sind. Die Erscheinung läßt sich schon durch die Langeweile erklären, welche die Komiker nothwendig überfallen muß, wenn sie lange aufgetreten sind, um das Publikum zu belustigen. Wenn Arnal fünfzigmal als Cornet à piston-Spieler das Zwerchfell der Zuschauer erschüttert hat, so kann er unmöglich die Sache für so lustig halten als das Publikum, und muß oft in Versuchung gerathen, zu gähnen, wenn das Publikum lacht, und, falls er anders ernste Betrachtungen anzustellen pflegt, es für ein trauriges Schicksal halten, alle Abende Possen zu machen, wenn er auch gar nicht dazu aufgelegt ist. Zwar ist der rauschende Beifall des Publikums geeignet, seinen Muth aufzurichten; aber nach und nach verliert auch dieses Reizmittel seine Wirkung. Arnal hat einigemal bei Hofe spielen müssen, und hier, wie es scheint, außerordentlich gefallen; aber auch dieses ist kein wirksames Mittel gegen den Spleen. Deshalb verlassen hier auch die meisten Komiker die Bühne, sobald sie sich die Mittel, ein ruhiges und gemächliches Leben zu führen, gesichert haben.

Dg.

Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

S c h m e l k a.

Schmelka hinterläßt den unbestrittenen Ruf, einer unserer ersten Komiker gewesen zu seyn. Hätte ihn sein Geschick anderwärts hingestellt, als früher auf die Berliner Bühne, dann auf unser Königsstädtisches Theater, und hätte ihn das Publikum selbst aufgefordert, ernstere Anforderungen an sein Talent zu machen, so würde er auch als Künstler einen sehr hohen Rang behaupten. Aber die seltene, ihm eingeborne vis comica ward nur zu oft durch den rauschenden Beifall verführt, nur gefallen zu wollen. Dennoch steigerte sich in vielen Rollen dies Geborne zu wirklichen künstlerischen Gestaltungen. Wer aber hat sie aufgefaßt? wo bleiben sie? Dreißig Jahre, und was er war, ist vergessen. Trauriges Loos des Mimen: das Höchste, Beste, was von seiner Kunst auf die Nachwelt kommt, ist ein Name! In der lezten Zeit trat Schmelka nur selten und wenig bedeutend auf. Weniger mochte es Altersschwäche seyn, die ihn hinderte, als der Zustand seines Theaters, der auch in ihm keine reine Freude mehr erzeugen konnte. Er lebte in dem Dorfe Pankow, eine Meile von Berlin, treu gepflegt von einer bewährten Lebensgefährtin, an die ihn seltene Bande treuer Neigung durch eine lange Reihe von Jahren fesselten. So hatte auch er den Gatten derselben, den einst berühmten Schauspieler Scholz, einen kindisch gewordenen Greis, gepflegt, bis derselbe vor einigen Jahren, fast neunzig Jahre alt, in seinen Armen gestorben war. Verbindungen dieser Art werden vor dem Forum der strengen Sittlichkeit nicht gebilligt; aber selten, daß sie mit gleichem Zartgefühl und ähnlicher Aufopferung, über die Periode der Sinnlichkeit hinaus, durch ein ganzes Lebensalter treu gepflegt werden. Schmelka allein erhielt den Veteran, der eine glänzende Jugend gehabt, und die Familie desselben, die ohne ihn in hülfloser Armuth versunken wäre, wie dies bei berühmten Schauspielern im Alter nicht selten der Fall ist. Auch hatte der alternde Scholz seine junge Gattin nur als Pflegerin geheirathet, und die Bande der katholischen Ehe ließen keine Lösung zu, um dem moralischen Geseze zu genügen. Man gönne daher unserm Publikum, einen sittlichen Charakter in einem Verhältniß zu erblicken, das in der Theaterwelt selten schwer genommen wird, dafür aber desto öfter in Zügellosigkeit ausartet. Schmelka erfreute sich im Leben der Achtung seiner Mitbürger, und es spricht vielleicht noch mehr für ihn, wenn man weiß, daß er seine künstlerische Laufbahn unter einer Seiltänzertruppe angefangen hat. Diesem Umstande verdankte nebenbei der Schauspieler eine Gelenkigkeit des Körperbaus, welche dem Komiker außerordentlich zu statten kam, und sein Alter lange den Zuschauern zum Geheimniß machte. Im Augenblick, wo ich dies niederschreibe, wird hier bekannt gemacht, Schmelka habe auf seinem Todtenbette ausgesagt: er heiße eigentlich nicht Schmelka, sondern sey der legitime Abkömmling einer alten reichsfreiherrlichen Familie. Ein unwiderstehlicher Drang zum Theater habe ihn aber schon frühe dem Kreise der Seinen entführt; nie im Leben habe er diesen Schritt bereut. Seine Schonung gegen diese Familie ging so weit, daß er starb, ohne den Namen derselben ausgesprochen zu haben. Ist das Wahrheit, oder eine Komödie, eine Phantasie auf dem Sterbebette? Ein Mysterium waltete schon über seinem Lebenslauf. Niemand hat seinen Geburtstag oder sein Alter je von ihm erfahren. Vermuthlich war er viel älter, als er sich ausgab.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 114.

Die Orgelpfeifen.

Räthsel.

Ein Jäger jagt
In wilder Posse,
Ob's nachtet oder tagt,
Die schwarzen Rosse,
Die sich zum Zähmen
Doch nie bequemen.
Seine goldene Peitsche knallt,
Daß es weithin hallt.
Er jagt sie, als hätten sie Adlerflügel,
In großer Hast über Thal und Hügel;
Sie schleudern Steine von ihren Hufen
Bei seinem Pfeifen und grellem Rufen;
Er jagt sie, bis sie im Schweiße stehn,
Und er mit ihnen muß untergehn.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 121.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 22. Mai 1837.

Tu, quid ego et populus mecum desideret, audi!
Horat.

Bitte.

An Ludwig Uhland.

Wir hören stets und immer wieder
Des Tadels Wort voll Unbedacht:
„Nun ist versiegt der Born der Lieder,
„Und ohne Gold der edle Schacht,
„Die Sterne, die so freudig flimmerten,
„Die Blüthen, die so lieblich schimmerten,
„Verloschen ist die ganze Pracht.

Wir glauben's nicht. In andrer Weise
Sind dir die Kräfte nun gestählt,
Du hast im Leben schöne Kreise,
Ein männlich Wirken dir erwählt,
Hast dich den Recht und Licht Verbreitenden,
Den Volksvertretern, wacker streitenden,
Der schon Erprobte, beigezählt.

Doch Wandrer, die am Quell getrunken,
Der durst'ger stets die Trinker macht —
Wir sind's, an deinen Strom gesunken,
Der uns verlockend angelacht.
Nun tranken wir, und immer mächtiger
Ist uns nach deines Liedes prächtiger,
Klangvoller Woge Durst erwacht.

Du botest Wein, doch kaum zum kosten,
Durch deinen Cyprier Fortunat;
Nun läß'st das Schwert du noch verrosten,
Das Conradin umgürtet hat;
Du weihest Schildeis der Zertrümmerung,
Uns macht des Vogts Geschick Bekümmerung,
Der wirthlich uns entgegentrat.

Drum halte nicht das frische Rauschen,
Zum unersetzlichen Verlust
Der Freunde, die vergebens lauschen,
Zurückgedrängt in deine Brust;
O laß hervor den lieblich quellenden
Verhaltnen Strom, den brausend schwellenden,
Laß brechen ihn durch unsern Wust!

Ausschütte deiner Kunst Gesänge,
Wie unser Herz sie sonst erfreut,
Des Kampfs, des Ruhms, der Liebe Klänge,
Den blühnden Reichthum, wieder heut.
Sey wie der Baum, der windgeschüttelte,
Von eines Jünglings Arm gerüttelte,
Der Blüthenflocken niederstreut.

K. Gödeke.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

Dritter Brief.

Ueber Delaroche bin ich, wenn auch nicht ausführlich, doch weitläufig gewesen; bei den andern Künstlern, die Sujets desselben Genre's wie Delaroche bearbeitet haben, kann ich desto kürzer seyn. Ich glaube schon erwähnt zu haben, daß eine große Zahl dieser Art Bilder durch die Bestellungen für das Museum zu Versailles, und zwar für dessen Hauptabtheilung, Nationalgeschichte, veranlaßt worden; ich kann nun nicht umhin, über den Gedanken, der bei Errichtung dieses Museums, so wie bei Wahl der Sujets für die zu bestellenden Bilder, dominirt hat, Einiges zu sagen. — Bekanntlich wird von diesem Museum ein großer Lärm gemacht; aus dem Louvre sind seit langer Zeit täglich große Transporte von Kunstwerken dahin abgegangen, bedeutende Bestellungen sind gemacht worden, die gouvernementalen Journalisten behaupten, die Civilliste habe für dieses Museum und die dazu nöthige Einrichtung und Reparatur der Gebäude bereits fünf-und-zwanzig Millionen aufgewendet; das streng bewahrte Geheimniß, womit die ganze Sache behandelt wird, die Unmöglichkeit — hier, wo sonst bei gehöriger Kenntniß und Benutzung der Mittel und Wege Alles möglich ist — die Arbeiten zu sehen; die stets als eine große Nationalfestlichkeit angekündigte Eröffnung desselben, Alles das spannt die Erwartung auf das, was man nun am Ende dort zu sehen bekommen wird, auf's Höchste. Ich gestehe nun, daß ich, insofern es erlaubt ist, über eine Sache, die man nicht kennt, ein Urtheil zu äußern, die Idee, nicht sowohl der ganzen Einrichtung und Verschönerung von Versailles, als jenes Museums der Nationalgeschichte, und hauptsächlich die Wahl der Sujets aus dieser Geschichte, auf keine Weise goutire. Am wenigsten kann ich über die Veränderungen und Verschönerungen im Schlosse urtheilen; aber schon die Idee einer Veränderung dieser historisch so merkwürdigen, so ganz den Charakter ihrer Zeit tragenden Ruine mißfällt mir. Jede Veränderung wird, namentlich bei den Franzosen, die so sehr im Tage und im Geschmacke des Tages befangen sind, eine Modernisirung seyn. Als man Napoleon vorschlug, Versailles auf einige Zeit zu bewohnen, wozu denn Reparaturen nothwendig gewesen wären, erwiderte er: „Ich werde mich wohl hüten; ich würde dort doch nie zu Hause (chez moi), sondern immer nur bei Ludwig XIV. seyn." Durch jene fünf-und-zwanzig Millionen wird Versailles nun einen großen Theil seines historisch-monumentalen Charakters einbüßen, und das ist Schade, denn es gibt in Frankreich kein Monument, das so sehr und so ganz das Siècle de Louis XIV. repräsentirte, als gerade Versailles.

Jene Veränderungen im Schlosse gehen aber hier den Salon nichts an; ich will von dem Museum reden, das dort eingerichtet wird. Ich weiß nicht, was an alten oder neuen Kunstwerken (d. h. solchen, die nichts mit der französischen Geschichte zu thun haben) schon dort ist oder noch hinkommt; ich glaube, man wird nur diejenigen Sachen nehmen, deren Stoff aus der französischen Geschichte entlehnt ist (und an diesen wäre denn eben so viel nicht gelegen, mit Ausnahme jedoch der herrlichen Bilder von Rubens aus dem Leben der Maria von Medicis), und dann, was von irgend guten Kunstwerken sich noch in den Rumpelkammern und auf den Böden des Louvre befindet; denn die hiesigen Galerien zu demembriren, um die von Versailles zu schmücken, würde ein ungeheurer Vandalismus seyn. Jene dort nun eingerichtete Sammlung von Kunstwerken liegt im Allgemeinen auch außerhalb des Kreises meiner Betrachtungen, ich will nur von deren Hauptabtheilung, den Bildern aus der französischen Geschichte, dem bereits so genannten „Musée Louis Philippe" reden.

Der König liebt, wie die Kunst im Allgemeinen, so besonders die historischen Bilder; seine Sammlung im Palais-royal ist für beides Zeuge, und für den lezteren Umstand namentlich noch die daselbst befindliche Galerie von Darstellungen aus der Geschichte des Palais-royal. Diese sind freilich zum größten Theil sehr unbedeutend, woran theils die Künstler, theils die gegebenen Sujets Schuld waren; denn was soll selbst der ausgezeichnetste Künstler aus Sujets machen, wie sie sich dort dargestellt finden, z. B. wie auf einem unter Louis XV. im Palais-royal gegebenen Balle, dem, glaube ich, der König von Dänemark beiwohnt, ein Herzog fällt und sich das Bein bricht? — Für Versailles hat nun Louis Philipp ein Museum der Nationalgeschichte im allergrößten Styl beabsichtigt. Die französische Geschichte bietet ein großes Feld dazu, eine Menge schöner Sujets zu Bildern dar; es kommt nur darauf an, wie für jenes Museum die Stoffe ausgewählt, und dann, wie die Künstler ihren Stoff bearbeitet haben. — Da das Museum noch nicht eröffnet ist, muß man sich, um einen Leitfaden zum Urtheil zu haben, an diejenigen für dasselbe bestimmten Bilder halten, die im Salon sind. Es sind deren eine bedeutende Anzahl und ihre Sujets sind aus allen Epochen der französischen Geschichte, man kann also über den Gedanken, der bei Auswahl der Stoffe geleitet hat, wohl ein Urtheil fällen. Louis Philipp war als Begründer einer neuen Dynastie mehr wie einer seiner Vorgänger zu einer unparteiischen Auswahl geeignet, da jene bei einer solchen Gelegenheit mehr die Geschichte ihrer Vorfahren, ihrer Familie, als die des Landes berücksichtigt haben würden, und die Geschichte der Fürsten ist nicht immer die des Landes. Ich kann nun nicht glauben, daß die getroffene Auswahl gerade die allerbeste und von allen Einwürfen frei sey. Zuvörderst scheint mir eine höchst unglückliche Art Vollständigkeit beabsichtigt zu seyn; so geht es aus

mehreren Bildern des Salons hervor. Ich citire nur die (von A. Scheffer gemalte) Schlacht von Clovis aus dem Jahr 196, ein Bild, das doch unmöglich auf historische Treue Anspruch machen kann; und will man Bilder haben, bei denen Kunstwerth die Hauptsache ist, wozu denn Sujets geben, die oft so unmalerisch sind? Von der beabsichtigten Vollständigkeit noch ein Beispiel. Ein großer Theil dieses nationalhistorischen Museums besteht aus Porträts von Fürsten u. dergl., und auch hiebei hat man auf eine beinahe komische Weise eine äußere Vollständigkeit zu erreichen gesucht. Von den berühmten Personen nämlich, von denen kein Porträt existirte, hat man Phantasieporträts malen lassen. Zwei solcher Porträts sind im Salon, beide lebensgroß, ganze Figur, von Steuben gemalt. Das eine soll den Prinzen Louis von Frankreich vorstellen, der beinahe zwei volle Monate des Jahrs 1102 Generallieutenant des Königreichs während der Krankheit seines Bruders Karl VI. war; das zweite den Herzog von Burgund, Johann ohne Furcht, geboren d. 28sten Mai 1371.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Vision Swedenborgs.

(Fortsetzung.)

Vorher laß mich dem Herrn Petitot gute Nacht wünschen, der noch immer vor mir steht und mein Ohr ermüdet durch den langen Bericht der unerhörten Schicksale, die nöthig waren, um einen begüterten Tabakshändler aus der Rue St. Martin, mitten aus dem herrlichen Paris nach dem uralten Gothenburg zu verschlagen. Der Herr Petitot hat diese Laune Fortunas erfahren, und sein Haar ist davon grau geworden und seine Züge haben jählings gealtert. „Denn," sagte er, „man sieht hier keine Menschen, man hat hier nur Umgang mit Phantomen, denen die bleiche Sonne des Nordens nur einen spärlichen Anschein von Leben verleiht. Es ist eine Stadt der Barbaren, und diese Barbaren sind von der feindseligen, kalten, gespenstischen Natur. Sehen Sie hier," fuhr er in einem wehmüthigen Tone fort, indem er ein Buch unterm Arm hervorholte, „dies ist eine alte Chronik; meine Tochter blättert manchmal darin und ich brauche sie als Fremdenbuch, um auf den wenigen freien Blättern hinten die verehrten Namen der Herrn Reisenden einzutragen. In diesem jammervollen schweinsledernen Bande ist nun die ganze trostlose Geschichte enthalten; da erfährt man, wie es seit der Gründung dieser Stadt hergegangen. Ich wage nicht, die fremden Namen der Könige und die Geschichten ihrer Kriege und Friedensschlüsse nachzusprechen, denn in Wahrheit, mein Herr, alle diese Namen klingen sehr „gothisch." Es gibt Beispiele, daß Leute sich bei der Anstrengung, sie auszusprechen, die Zunge auf eine so unheilbare Art verdreht haben, daß sie nachher nicht mehr im Stande waren, eine menschliche Sprache zu reden. Gott schütze mich vor einem solchen Unglück! Nur soviel habe ich aus jenen Blättern gesehen, daß die Leute alle entsetzlich getrunken, und wenn sie nüchtern wurden, einander todtgeschlagen haben. Meine Tochter meint, dies hätten sie alles aus Liebe zur Poesie gethan, und das gäbe Stoff zu den schönsten Romanen. Das kann seyn, ich lese keine Romane. Schlafen Sie wohl, mein Herr, im „Bett der Königin Christine."

Mit diesem Wunsche entfernte sich Herr Petitot, und ich blieb allein. Die Chronik lag auf dem Tische aufgeschlagen, die beiden Lichter brannten daneben, eine tiefe Stille herrschte. Ich sah auf das Bild der Königin. Es war dasselbe blasse Gesicht mit der großen Nase, den hervorstehenden, wasserblauen Augen und mit dem preziösen Lächeln um den Mund, das ich so oft gesehen, und das, da alle Bilder einander gleichen, das Original gewiß treu wiedergegeben haben muß. Es erweckte, je länger ich es ansah, desto weniger Lust in mir, mit ihr bekannt gewesen zu seyn. Die Caprieen dieser sonderbaren Frau sind nicht anziehender Natur. Es ist so viel Seltsamkeit ohne Größe, so viel Prätension ohne wahren Gehalt. Sie theilte im vollen Maße den Fluch, der fast auf allen schwedischen Königen ruht, den Fluch des Abenteuerlichen, ohne durch hervorstechende Eigenschaften des Geistes oder Charakters diesem Fluch seine empfindlichste Spitze zu nehmen. Wäre sie ein Mann gewesen, sie hätte Schweden in's Verderben gestürzt; sie war ein Weib, und machte es nur lächerlich. Sie stieg die Stufen des Throns herab ohne Würde, um dann wie eine Närrin durch ganz Europa zu laufen, immerdar durch Wünsche gepeinigt, das wieder zu erbetteln, was sie leichtsinnig von sich geworfen. Durch übelgeordnete Gelehrsamkeit, durch kleinliche Ränke verbitterte sie sich den Rest eines verlornen Lebens, und erkämpfte sich endlich ein Grab in der Peterskirche, in dem sie ruhmlos verschwand, gefolgt von den Verwünschungen ihrer Landsleute und dem Gespötte des Pabstes und der Cardinäle, die sie zu ihren Erben eingesetzt.

Ihr Aufenthalt in Gothenburg war ein heimlicher, und ging ihrer Abdikation kurz vorher. In diese Stadt hatte sie den Nuntius des Pabstes hinberufen, um mit ihm über ihre religiösen Zweifel zu disputiren. Die Krone, die sie verachtete, ließ sie in ihrem Pallast zu Stockholm zurück, und kam hieher nach Gothenburg als Gräfin Görtz, gefolgt von einem einzigen Kammerherrn und ihrer vertrauten Freundin Ebba Sparre. Als die Damen die Schwelle des Hauses betraten, glitt der Königin, indem man sie aus der Sänfte hob, der Mantel von den Schultern und fiel auf's Pflaster. Ebba Sparre hob ihn auf und klagte über die Flecken, die die Hermelinverbrämung bekommen. „Meint Ihr, Fräulein," sagte

ihr Christine leise mit jenem scharfen, unweiblichen Tone, der ihr im Augenblicke der Aufwallung eigen gewesen seyn soll, „daß ich den Mantel meiner Väter seiner makellosen Weiße berauben werde? Seyd ohne Furcht: durch mich soll er einst seinen vollen Glanz bekommen. Mein Vater hat ihn in Blut getaucht, ich will ihn in der Quelle des Segens wieder reinigen.“ Ebba Sparre verhüllte ihr Antlitz, denn sie sah in den scharfen, fast höhnenden Zügen der stolzen Frau den traurigen, ganz Schweden niederbeugenden Entschluß schon auf das Bestimmteste ausgedrückt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

v. Oertzen. Der verschwundene Student. Die Todesstrafe.

Ich habe Ihnen diesmal eigentlich nur von Todesfällen und tragischen Begebenheiten zu schreiben, wenn anders die criminalistischen zu leztern gehören. Der mecklenburgische Minister v. Oertzen starb hier. Nach allen Stimmen war er einer der ausgezeichnetsten Männer und ein Wohlthäter seines Landes; mein Bericht aus Berlin für Ihr nicht-politisches Blatt hätte indeß den Vorfall nur der entsezlichen Umstände wegen zu erwähnen. Aus andern Blättern werden Sie bereits wissen, daß der Unglückliche in einem Spiritusdampfbade verunglückt ist. Noch schwebt ein Dunkel darüber, ob man, und wer mit dem Lichte dem hülflos Badenden zu nahe gekommen ist, und wer dabei seine Pflicht versäumt hat oder nicht? Auch hier muß man die Resultate der Untersuchung abwarten, ehe man dem Gerüchte glaubt, welches stets bereitwillig ist, die Schuld auf Namen zu wälzen, die, sey es mit Recht oder Unrecht, über die alltäglichen sich erheben. — In ein neues Dunkel hüllt sich die Geschichte des verschwundenen Studenten. Sie erinnern sich des Vorfalls aus meinem frühern Berichte. Nach Monaten hat man seine Leiche in der Spree gefunden. An der Kleidung und andern Merkmalen ist die Identität des verwesten Körpers mit dem vermißten Helmuth Helm außer Zweifel gesezt. Aber ein erstes Problem: um seinen Hals hängt die Uhrkette (mit der Uhr), welche früher dem Gerichte anonym übersandt worden. Also war die Recognition der ersten Kette eine Täuschung der Phantasie, die nach etwas Wunderbarem verlangte. Da dem Körper weder Uhr noch Kleidungsstücke fehlen, so gewinnt die Annahme, daß er zufällig im Wasser verunglückt sey, die höchste Wahrscheinlichkeit. Vermuthlich befand er sich doch in einem so trunkenen Zustande, daß er irgendwo am Wasserrande das Gleichgewicht verlor. Aber ein neues Problem: vollständig angezogen war der Körper, sogar der Mantel ist da, aber die Stiefeln fehlten! Wer zufällig verunglückt, zieht sich nicht vorher die Stiefeln aus, eben so wenig, wer etwa die Absicht hat, sich zu ersäufen, was anzunehmen übrigens nichts berechtigt; endlich fallen die Stiefeln einem todten Körper im Wasser eben so wenig ab, als man sie von den geschwollenen Füßen leicht herunterziehen kann. Eine wizige Lösung wird genannt: der Verunglückte sey in einen Kahn gestiegen, den er im trunkenen Zustande für seine Stube angesehen. Er habe sich die Stiefeln ausgezogen, und im Glauben, in's Bett zu steigen, sey er über Bord gestiegen. Daß Trunkene sich angekleidet zu Bett legen, kommt wohl vor; das Räthsel der Geschichte ist aber damit noch nicht gelöst, und wird es vielleicht nie werden.

Der Portepéefähnrich v. Arnstädt, welcher in Frankfurt an der Oder seinen Lehrer und Vorgesezten, den Lieutenant Wenzell, aus Rache und mit Vorbedacht kaltblütig ermordet, ist hingerichtet worden. Ich sagte in einem frühern Briefe, seine Begnadigung, die man damals fürchtete, hätte unberechenbar traurige Folgen nach sich gezogen. Die Ansicht, daß sie alle militärische Disciplin untergraben haben würde, hat glücklicherweise die philanthropischen Rücksichten diesmal überwältigt. Unser Volk ist gewiß nicht blutdürstig, ein blühender, jugendlicher Mann, kaum dem Knabenalter entwachsen, auf dem Schaffotte, hat gewiß etwas Ergreifendes; die herzzerreißenden Klagen einer Mutter am Fuß desselben, zu wem spricht das nicht? Und doch war hier nur ein Gefühl der Genugthuung, der Befriedigung im ganzen Publikum. Also gibt es doch Fälle, wo der Tod, den das Gesez verfügt, wie eine Nothwendigkeit erscheint, gegen die alle unsere Argumente, aus Himmel und Erde, aus den Geboten der Religion, aus den Winkeln der Philosophie herbeigeholt, ohnmächtig sind. So lange dies Gefühl im Volke deutlich und klar spricht, ist an eine Aufhebung der Todesstrafe nicht zu denken. Es würde in vielen Fällen als eine so revolutionäre, willkührliche Maßregel erscheinen, wie etwa, wenn ein philosophischer Fürst, durchdrungen von der Ueberzeugung der Wahrheit einer Philosophie, die dem Christenthum entgegen ist, die Kirchen seinem christlichen Volke verschließen wollte. Bis das Himmelreich insoweit auf Erden erscheint, daß die Kriege und das Blutvergießen im Großen aufhören, werden alle Versuche, die Todesstrafe aufzuheben, scheitern, oder, wo die Willkühr sie momentan durchsezt, werden sie die Opposition der Meinung des Volkes gegen sich haben. „Abscheu gegen das Verbrechen, Mitleid mit dem Verbrecher!“ heißt das sentimentale Gefängnißmotto bei den blutdürstigen Spaniern. Die Todesstrafen waren civilrechtlich darnach fast durch die Usance abgeschafft. Welches Volk aber, so zerrüttet es in sich sey, so grausamen Gesezen es gehorche, möchte mit der Civilisation der Spanier tauschen! — Eben wieder ein Fall, wo das populäre Gefühl beim Gedanken, daß eine Begnadigung erfolgen könne, schaudert. Ein Dienstmädchen hat ein uneheliches Kind. Der Vater soll ein Offizier seyn. Ob dieser aufgehört hat, die Alimente zu zahlen, oder welches der Beweggrund sey, genug, das schon vier Monate alte Kind ist verschwunden. Es sey gestorben, sagt die Mutter zu ihren Verwandten; aber diese selbst zeigen den Fall der Polizei an. Inzwischen wird in einem Graben der gräßlich zerfressene Körper eines vier Monate alten Kindes gefunden. Der Polizeiinspektor erscheint plözlich um Mitternacht, ein Licht in der Hand, am Bette des Mädchens, rüttelt die ängstlich Träumende auf und fragt sie mit ernster Stimme: „Wo ist dein Kind?“ — Vom mitternächtlichen Schrecken übermannt, bricht der Schauer der Wahrheit durch. Sie bekennt auf's Vollständigste. Sie hat das unglückliche Kind langsam mit Schwefelsäure, die sie ihm theelöffelweise eingegeben, umgebracht. Unter gräßlichen Convulsionen ist es im Arme der Mutter gestorben. Und wenn sich beweisen ließe, daß es ein Wahnsinn war, welche Macht auf Erden darf eine Gesellschaft zwingen, einen solchen Wahnsinn in ihrer Mitte zu dulden!

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 51. Montag, 22. Mai 1837.

Werke über Spanien und Portugal.

1) Geschichte des Aufstandes, Befreiungskrieges und der Revolution in Spanien, vom Grafen Toreno. 1ster bis 4ter Band. Leipzig, Lit. Museum, 1836.

Die zusammenhängendste und durchdachteste Geschichte, die über die berühmten spanischen Kriege bis jezt geschrieben wurde, daher sie auch den Leser fesselt, weiter zu lesen. Ungewiß, ob es allen Lesern so gegangen ist, als uns, müssen wir doch das Bekenntniß ablegen, daß troß der wärmsten Theilnahme für das so unglückliche und heldenmüthige Volk die zahlreichen bisherigen Darstellungen seiner Kämpfe uns gewöhnlich langweilten, weil sie durch ewige Wiederholungen kleiner militärischer Coups und durch eine Verworrenheit, die nirgends klare Orientirung zuläßt, unerträglich werden.

Graf Toreno bemerkt sehr mit Recht, der ganze blutige greuelhafte Kampf hätte vermieden werden können, und Spanien hätte die Früchte der Aufklärung brechen können, ohne einen so ungeheuern Preis dafür zu geben: „Napoleon, von dem Rufe unterrichtet, den er in Spanien genoß, verfolgte muthig sein kühnes Unternehmen, benahm sich aber übrigens mit einem Takt und einer Klugheit, die den Erfolg möglich und selbst wahrscheinlich machten. Zwei Wege boten sich ihm zum Ziele, gemäß der Verschiedenheit der Zeiten. Vor dem Aufstand zu Aranjuez wäre die Entfernung der königlichen Familie nach Amerika das Zweckmäßigste gewesen; Spanien, verwaist und von seinen Königen verlassen, hätte dann Napoleon als seinen Fürsten und Retter begrüßt. Die neue Regierung würde sich leicht befestigt haben, wenn sie einige Verbesserungen gemacht, den Nationalstolz geschont, und einige alte Gewohnheiten, nöthigen Falls selbst gewisse Vorurtheile beibehalten hätte. Es war also ein glücklicher Gedanke Napoleons, hierin das sicherste Mittel zu sehn, sich Spaniens zu bemächtigen, aber eine große Unklugheit, nachdem sein erster Plan an den Umständen gescheitert, nicht das einzige, ihm übrige, anzuwenden, was sich ihm in Ferdinands Verheirathung mit einer Prinzessin von kaiserlichem Geblüt so günstig darbot. Er würde in seinem Schützling einen unterwürfigeren und ehrerbietigeren König gefunden haben, als in einem seiner Brüder. Zur Zeit seiner Reise nach Italien hatte Napoleon diese Idee noch nicht verworfen, sondern behielt sie noch einige Zeit bei. Portugals Beispiel flößte ihm später den Gedanken ein, in Spanien zu wiederholen, was ihm gutes Glück in dem Nachbarlande verschafft. Die Besetzung der Festungen ohne Widerstand zu finden, und das Eindringen seiner Armee in die innern Provinzen bestärkte diesen gefährlichen Plan, und sobald er ihn beschlossen, konnte ihn nichts wieder davon abbringen.“

Da der Verfasser ein Spanier ist, so wird es Niemand einfallen, nach der patriotischen Tendenz seines Werkes zu fragen. Die Spanier genießen den unbestrittenen Vorzug, daß man sie keines Vaterlandsverraths fähig hält, und ihre Literatur hat keins jener niederträchtigen Bücher aufzuweisen, womit leider die deutsche überschwemmt ist, jener Bücher, in denen das eigene Vaterland und seine Anstrengungen verspottet und der Feind gepriesen wird. — „Die Nachricht von den Ereignissen des 2. Mai hatte überall Schauder verbreitet, und als die Abdankungen, Treulosigkeiten und schändlichen Vorgänge zu Bayonne zur Kenntniß des Volks kamen, so wurde der Ruf des Unwillens und des Kriegs, den mit bewundernswerther Entschlossenheit die Hauptstädte der Provinzen ertönen ließen, in Dörfern, Weilern, Flecken und Städten wiederholt. Frauen und Kinder, Jünglinge und Greise, von Zorn und Vaterlandsliebe entflammt, verlangten laut und einmüthig eine schnelle, vollgültige und schreckliche Rache. Spanien wurde, so zu sagen, stark, kraftvoll und voll Kühnheit wieder geboren, und seine aufgeregten, insurgirten, nach Rache dürstenden Provinzen zeigten sich, wie Vellejus Paterculus sie schildert: tam diffusas, tam frequentes, tam feras. Je unerwarteter und heftiger die Beleidigungen gewesen, je schrecklicher und außerordentlicher war der öffentliche Enthusiasmus. Die Geschichte liefert uns kein größeres Beispiel eines so schnellen und einstimmigen Aufstandes gegen eine fremde Invasion. Als ob ein überlegter Plan, ein höherer Verstand diesen glorreichen Entschluß geleitet hätte, so erhoben sich die mehrsten Provinzen von selbst und fast an einem Tage, ohne daß einige von ihnen die geringste Kenntniß von dem Aufstande der andern hatten, und alle voll gleicher Begeisterung und gleichem Heldenmuth.“ In diesem Geist und Styl ist das ganze Geschichtswerk geschrieben.

Die Vaterlandsliebe verleitet den Verfasser übrigens nicht, die von Seiten der Spanier begangenen Fehler zu übersehen. Besonders streng urtheilt er über die Feldherrn, und bedauert, daß die Begeisterung seiner Landsleute oft ungeschickten Führern anvertraut gewesen sey.

Bei der so schwierigen Darstellung der Kriegsoperationen hat sich der Verfasser möglichster Klarheit beflеißigt und das militärische Interesse berücksichtigt, ohne das nationale und politische des großen Kampfs je aus den Augen zu lassen, wie z. B. aus folgender Bemerkung erhellen mag: „Mehrere sind zweifelhaft geblieben, ob man Saragossa habe vertheidigen sollen, oder nicht; Andere haben mit mehr Grund gemißbilligt, daß man so viele Truppen in seinen Ringmauern behalten. Offenbar hätte man die zurückweisen sollen, welche sich nach der Schlacht bei Tuleda dahin geflüchtet, und sich auf die Anfangs vorhandenen 14,000 bis 15,000 Mann beschränken sollen. Diese Streitkräfte, verbunden mit einer Bevölkerung voller Enthusiasmus, wären hinreichend gewesen, dem Feinde zu imponiren und ihn lange vor Saragossas Mauern aufzuhalten. Der Entschluß, die Stadt zu vertheidigen, scheint uns aber klug und nützlich. Die bei der ersten Belagerung Saragossas erworbenen Lorbeeren hatten den Namen dieser Stadt so glänzend gemacht, daß ihre schnelle Unterwerfung die ganze Nation entmuthigt haben würde. Andrerseits hinderte der Widerstand Saragossas nicht allein die Occupation mehrerer andern Provinzen, und verminderte die Kampflust der furchtbaren Legionen des Feindes, sondern sie vermied auch, daß dieselben Männer, welche hinter den Mauern der Häuser so viel Tapferkeit zeigten, sich nicht mit ihrer wenigen Erfahrung, im freien Felde, an die kampfgewohnten französischen Schaaren wagten, zumal da uns die öffentliche Ungeduld öfters nöthigte, unkluger Weise eine Schlacht zu wagen.“ Im großen Völkerkriege sind großherzige Thaten, die einen ungeheuern moralischen Eindruck machen und einen unsterblichen Ruhm hinterlassen, mehr werth, als bloß mathematisch berechnete Operationen.

Von unserm Landsmann Oberst Schepeler, der den Krieg im spanischen Dienst mitgemacht und später beschrieben hat, spricht Graf Toreno mit hoher Achtung. Doch wird der deutsche Leser leider nur zu oft beschämt durch die Erinnerung an die Rheinbundtruppen, die Napoleon gegen das spanische Volk hezte. Welche Schande und ewige Schmach für ein so großes Volk, wie das deutsche, daß es sich in der ungerechtesten Sache von einem fremden Tyrannen zum Schergen und Henker eines edlen Volkes brauchen ließ. Die Franzosen haben wenigstens auf eigene Rechnung gesengt und gebrennt, es aber auf fremden Befehl thun müssen — pfui! Man soll freilich nicht mehr daran zurückdenken, meinen Viele; allein wir meinen, es sey sehr wohlgethan, ehemaliger Schande zu gedenken, damit man sich vor neuer hüte, zumal da in jüngster Zeit wieder ein so großer Eifer herrscht, uns dem Ausland, wenn nicht politisch, doch geistig und moralisch unterthan zu machen.

2) Denkwürdigkeiten aus der spanischen Revolution. Gesammelt und herausgegeben von J. B. von Pfeilschifter. Aschaffenburg, Pergay, 1836.

Ein interessantes Buch. Der Herausgeber hat nicht wie so viele andere deutsche, englische oder französische Berichterstatter die Berichte fremder Militärs oder fremder, fast ohne Ausnahme einseitiger und nicht selten rein aus der Luft gegriffener und zu augenblicklichen Zwecken fabrizirter Zeitungsartikel combinirt, sondern unmittelbar spanische Quellen mitgetheilt, spanische

Bearbeitungen übersezt und eine sehr reichhaltige Uebersicht über die dahin einschlagende spanische Literatur gegeben, die Titel aller von Spaniern selbst über die großen Begebenheiten seit 1808 niedergeschriebenen Aktenstücke, Memoires oder Flugschriften, so wie der Zeitungen. Diese historische Arbeit dürfte sonach wohl das Gediegenste seyn, was bisher aus der Feder eines Publicisten geflossen ist, der sich durch seine überspannten Theorien als Convertit mit der öffentlichen Meinung längst überworfen und nur ein äußerst kleines Publikum gefunden hat. Seine Theorien verläugnen sich auch in dem vorliegenden Werke nicht. Aber sie treten hinter die Thatsachen zurück. Das Werk hat wirklich historischen Werth, sofern es berichtigt, die Seichtigkeit und Unzuverlässigkeit der bisherigen Compilationen und die bessern Quellen nachweist.

Die Reihe der Aufsätze ist folgende: Spaniens Zustand im Jahr 1808, Fragment aus der historia de la guerra de España contra Napoleon Bonaparte, — Eröffnung der Cortes von 1810 von D. Miguel de Lardizabal y Uribe, — das Dekret von Valencia vom 4. Mai 1814, — die Verschwörungen von 1814—1819 aus Julians précis historique, — die Empörung des Generals Porlier aus der Zeitschrift Colmena, — die Verschwörung von Valencia, aus Van Halens Memoiren, — die Geschichte der Nationalarmee von San Fernando, von San Miguel und Miranda, — mißglückter Aufstand in Cadix, vom Obersten Santiago Rotalde, — Riegos Kreuzzug, von San Miguel und O'Donnel, — über die Restauration Spaniens, vom Herausgeber 1825 geschrieben, — Literarischer Anhang.

3) Memoiren des Friedensfürsten Don Manuel Godoy. Unter den Augen des Fürsten nach dem spanischen Manuscript ins Französische übersezt von J. G. d'Esmenard. Aus dem Französischen von Dr. Diezmann. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann, 1836.

Während Vaterlandsverrath, sittliche Verdorbenheit und was immer den Gegensatz gegen die heroischen Tugenden eines Volks bildet, in vielen andern von Napoleon unterjochten Ländern, z. B. in Deutschland so ziemlich vertheilt war, drängt sich diese Schattenseite im spanischen Volk beinah nur in ein einziges Individuum zusammen, in die kolossale Schlechtigkeit des sogenannten Friedensfürsten. Dieser Eine steht dem ganzen Volk gegenüber, und wenn das spanische Volk sich rühmen darf, so treu zusammengehalten, so einstimmig gegen den fremden Eroberer gekämpft zu haben, wie kein anderes Volk in Europa, so hat doch auch kein anderes einen politischen Charakter aufzuweisen, der an Verworfenheit sich mit Godoy messen könnte, an dem die persönliche Fadheit, das total Bedientenmäßige mit dem erstaunlichen Schicksal, das er über Spanien herbeiführte, in gar keinem Verhältniß stehn würde, wenn nicht die neuere Zeit überhaupt erwiesen hätte, daß der in ihr mächtig gewordne Dämon der Gemeinheit die ältern nur zu klugen politischen Dämonen, die Macchiavelli so trefflich geschildert, an Macht weit übertroffen hat.

Sternkunde.

(Schluß.)

„Der größere runde Körper, welcher beständig an allen Punkten seiner Oberfläche Stoffe anzieht und abstößt, und ebenso auch von diesen Stoffen angezogen und abgestoßen wird, kann aber gemäß solcher Anziehung und Abstoßung sich nur in der Art bewegen, daß er sich um seine Axe dreht."

Aus dem großen chemisch-elektrischen Proceß in der Sonne erklärt nunmehr Herr Klee auch die Erzeugung der Planeten und Kometen als vulkanische Ausbrüche, eine Hypothese, mit der wir uns nicht vereinigen können.

Herr von Biela, der berühmte Entdecker der nach ihm benannten Kometen, vereinfacht die Erklärung der Himmelsbewegungen durch den Satz, daß die Tangentialkraft allein erforderlich sey, den Centralkörper um seine Axe rotiren zu machen, da dieser Körper sonst troz aller seiner Centripetalkraft keine Bewegung haben, sondern nur in seinen Theilen rund zusammenhängen würde. Er steht also nicht im mindesten an, zu behaupten, daß die Rotation der Sonne, anstatt das Kreisen der Planeten zu bewirken, vielmehr von ihnen bewirkt werde. Was er nun weiter daraus folgert, können wir aus Mangel an Raum nicht ausführen. Das Resultat ist: „Wie einfach sind nicht die Einrichtungen und Verhältnisse in unserm Sonnensysteme! — Die Abstände der Secundärkörper von ihren Centralkörpern nehmen nach einem harmonievollen Gesetze zu; die Tangentialkräfte verhalten sich wie die Quadratwurzeln aus diesen Abständen; die Umlaufszeiten wie die Kuben der Tangentialkräfte; die Centripetalkräfte wie deren Biquadrate, und die Geschwindigkeiten wie die Tangentialkräfte selbst. Und es scheint nach allem Vorhergehenden, daß die Annahme einer ursprünglich die Ausdehnung des ganzen Gebietes des Sonnensystems ausfüllenden elastisch-flüssigen Umgebung des ersten Kernes der sich bildenden Sonnenmasse, welche durch die bei ihrem Zusammenfahren entstehende Elektricität vom Centro der Verdichtung aus in drehende Bewegung versezt wurde, vollkommen genüge, die Rotation der Centralen und die Tangentialkräfte der Secundärkörper aus einer einzigen

Grundursache herzuleiten, da wir früher streng bewiesen haben, daß Rotation des Centralen und Tangentialbewegung der Secundären im genauesten Zusammenhange stehen."

Also auch hier wieder zulezt die Elektricität.

Von besonderm Interesse ist, was Herr von Biela über die Kometen sagt: „Das Wenige, was wir von dem Ursprunge der Kometen mit einigem Grunde vermuthen zu dürfen glauben, besteht in Folgendem: Die Kometen von sehr kurzen Umlaufszeiten sind rechtläufig, ihre Bahnen haben nur kleine Neigungen zum Sonnen-Aequator, sie zeigen fast gar keine Schweife, und ihre mittlere Entfernung fällt zwischen Mars und Jupiter, wie also ihre Umlaufszeiten um die Sonne zwischen die Umlaufszeiten dieser beiden Planeten fallen. Sie scheinen eine Uebergangsstufe von den wahren Kometen, deren zweiter Brennpunkt weit außerhalb der Planeten liegt, deren Bahnen sehr excentrisch und nach allen möglichen Himmelsgegenden gerichtet sind, zu den kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter zu bilden, und nicht unpassend würde man diese vier kleinen Körper Planetoiden, und die Kometen mit kurzen Umlaufszeiten Kometoiden nennen können. — Der Ursprung der Kometoiden und der Tangentialkräfte, welche bei ihren Bewegungen thätig sind, kann mit dem Ursprunge der Planetoiden gleichzeitig und gleichartig gewesen seyn, und diese Kräfte können ebenfalls von dem allgemeinen Umschwunge des Urfluidums unsers Sonnensystems herrühren. — Die Anziehungskraft der Sonne könnte vielleicht auch auf die Kometoiden und Kometen anders wirken, als auf die Planeten, da die Kometenmaterie von dem Planetenstoffe wahrscheinlich gar sehr verschieden ist. Während sich in der Planetenmaterie beide Arten der Elektricität vereinigt befinden und einander das Gleichgewicht halten, könnte der Kometenkern eine der Sonnenelektricität ungleichnamige Elektricität allein besitzen, welchen Kern eine durchsichtige nichtleuchtende Hülle von beide Elektricitäten isolirender Materie umgibt, außerhalb welcher sich wieder eine der Sonnenelektricität gleichnamige Elektricität sammelt. So wird der Kometenkern von der Sonne angezogen, die äußere Kometenhülle wird aber von der Sonne abgestoßen, und bildet, wo deren beträchtlich viel vorhanden, jenseit einen Schweif."

Das dritte der obgenannten Werke von Herrn Ewertz verfährt etwas summarisch, d. h. philosophisch. Es statuirt von vorn herein eine absolute Flieh- und Ziehkraft und weist die Frage nach deren Ursache mit der Antwort ab: sie sind eben absolut. Seine Ansicht ist im Wesentlichen: „Eine radialiter (von einem Mittelpunkte nach allen Richtungen strahlig divergirend) ausdehnende, eine radialiter (von allen Richtungen nach einem Mittelpunkte strahlig convergirend) anziehende Kraft, welche beide Kräfte in geraden, einander entgegengesezten, Richtungen wirken, und die ursprüngliche Rotation sind die einfachen Mittel, durch welche das höchste Wesen Raum, Zeit und Materie ins Daseyn gerufen hat. Ein Raum an und für sich, und ein leerer Raum ist nämlich nirgend und niemals vorhanden, und an sich gar nichts Reelles. Der Raum ist nur durch die ausdehnende Kraft entstanden, und zugleich auch mit materiller Substanz angefüllt. — Die ursprüngliche (positive) ausdehnende Kraft ist unermeßlich und unendlich, insofern als an und für sich ihre Wirksamkeit gar keine Zeit erfordert, und der durch ihre Wirkung entstehende Raum mit einem Schlage ins Daseyn gerufen ist, und also auch mit einem Schlage sein Maximum erreicht. Nach dem Aufhören der raumerweiternden Wirkung der positiven ausdehnenden Kraft, hebt die Wirksamkeit (der ebenfalls insofern unermeßlichen und unendlichen negativen ausdehnenden Kraft) der Schwere an, als der ganze, durch die Wirkung der positiv ausdehnenden Kraft entstandene materielle, d. h. mit materieller Substanz erfüllte Raum mit einem Schlage in einen Punkt zusammenfällt, also mit einem Schlage sein Minimum erreicht. Wirkte daher in der Körperwelt nur die positiv ausdehnende Kraft allein, bis ihre Wirkung, der Raum, ein Maximum erreichte, und hörte ihre Wirksamkeit dann mit dem Beginnen der Wirksamkeit der Schwere auf, so würde abwechselnd erst ein Raum ohne Körper, und dann ein Punkt ohne Körper, und beides außer aller Zeit vorhanden seyn. — Damit der, durch die Wirksamkeit der ausdehnenden Kraft entstehende Raum Dauer erhalte, erhält er, indem er entsteht, zugleich durch die ursprüngliche Rotation eines höchsten Centralkörpers eine Bewegung nach der Richtung dieser Rotation mitgetheilt, wodurch die an und für sich unermeßliche ausdehnende Kraft dergestalt beschränkt wird, daß die ursprüngliche, strahlig von einem Mittelpunkte nach jeder Richtung in geraden Linien raumerweiternde Wirksamkeit derselben dahin abgeändert ist, daß jeder einzelne Raumpunkt sich nicht in geraden Linien von dem zurückstoßenden Centralkörper entfernen kann, sondern in krummen Linien um denselben sich bewegen muß."

Herr Ewertz gesteht, daß seine Ansicht, wie die der frühern Naturforscher, einen ersten Stoß, der die Bewegung hervorgerufen, voraussetze, aber er glaubt, mehr als seine Vorgänger geleistet zu haben, indem er diesen Stoß als einen absoluten und stetigen annimmt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 122.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 23. Mai 1837.

— Jeder Ort
Hat seine Geister.
Des Wachen flüchtigster Gedanke schließt
Des Traumes Pforte dem Gesindel auf.

Prior.

Eine Vision Swedenborgs.

(Fortsetzung.)

Ich dachte noch über diese seltsame Bekehrungsgeschichte nach, als die Glocke der nahen Cathedrale von Gothenburg zwölf schlug. Ich saß noch immer vor der aufgeschlagenen Chronik, das Haupt auf beide Arme gestützt, und mein Auge verlor sich in den gekräuselten Lockenbau einer sonderbaren Perrücke, die auf dem Kopfe Karls XII. saß. Sein Bild lag eben vor mir aufgeschlagen. Da war es mir plötzlich, als sähe ich vor mir zwischen den beiden Lichtern dieselben labyrinthischen Locken sich erheben. Sie schimmerten röthlich und warfen ihre Schatten auf eine bleiche Stirn und auf ein paar geschlossene Augen, die jenseits meines Sitzes hinter dem Tische auftauchten, wie Banquos Geist beim Gastmahl Macbeths. Immer höher steigend zeigte das Bild mir die blutige Wunde, die es in den Laufgräben von Friedrichshall erhalten. Mein Haar sträubte sich zu Berge und ein kalter Schauder überwältigte meine Glieder. In demselben Augenblicke hörte ich es neben mir knistern; ein Frauenfuß bewegte sich mit leisem Auftreten hinter meinem Stuhl, ich blickte um mich und begegnete den großen Augen Christinens, die mich mit dem Ausdruck des Erstaunens und der Neugier anblickten, halb hinter einem weiten schwarzen Schleier hervor, der ihre ganze Gestalt einhüllte. Unter dem Schleier flimmerte in bleichen Lichtern ein mächtiges Corset von Silberbrokat, an das sich eine Robe von weißem Atlas schloß. Die blonden, spärlichen Locken, die vorne gescheitelt herabhingen, wurden am Hinterhaupte durch eine kleine diamantene Krone festgehalten. Die Königin sah noch viel blasser aus als alle Porträts, die von ihr existiren, sie darstellen. Sie spielte ängstlich mit dem Fächer, und ihre zitternden Lippen schienen etwas zu stammeln, das meinem Ohre entging; vermuthlich mochte ihr die Gegenwart der Könige Gustav Adolph und Karl XII. beschwerlich fallen, denn der Erstere war ebenfalls, während ich meine Blicke auf die Königin Christine richtete, eingetreten, in seinem Koller von Elendsleder, in seinem Küraß, den man noch in der Kunstkammer zu Dresden zeigt, und in seinen gewaltigen Reiterstiefeln, mit denen er in der Affaire von Lützen figurirte. Der Aufenthalt im Elysium hatte dem materiellen Ausdruck seiner derben Züge nichts geraubt; es war dasselbe felsenfeste, ehrliche Gesicht mit den klaren Kindesaugen und dem trotzigen Braunroth auf den dicken, schwülstigen Wangen, die, nach der Weise der Lefzen eines Bullenbeißers herabhängend, mit dem stämmigen Halse in Eins zusammenstoßen. Auf diesem unbeugsamen Halse, auf diesem Nacken, der von einem Stier geborgt schien, stand die ganze Geschichte des dreißigjährigen Kriegs verzeichnet,

dieses verzweifelten Kriegs, der durch den wüthendsten Haß, durch den grenzenlosesten Eigensinn der Fürsten sich auszeichnete und der fast ein halbes Jahrhundert hindurch Deutschland in Blut tauchte. Durch solche Hälse und solche Nacken siegte Luther. Der Königin Christine schien die derbe Gegenwart von so viel Kraft und Willen unbequem zu werden, sie empfand das ihr widerwärtige protestirende Element in seiner ganzen Schärfe, und ihre Nerven unterlagen dem Eindruck. Ich sah sie immer bleicher werden und immer heftiger zitternd sich hinter einer schwarzen Gestalt verbergen, die ihr Worte des Trostes zuzuflüstern schien. Aber der König Karl, bekannt durch seine Verachtung der Frauen, kümmerte sich wenig um den Zustand seiner hohen Anverwandten; er schritt auf sie zu, seine Augen blitzten und sein röthliches Haar wirbelte sich wie in Flammen empor. Er schien bereit, hier ein eben so rasches und ungerechtes Strafgericht zu halten, wie er es sich im Leben gegen den unglücklichen Patkul erlaubt hatte, aber die plötzliche Erscheinung eines neuen Ankömmlings verhinderte ihn daran. Dieses war ein Mann, der mit den Geistern so vertraut zu verkehren schien, wie mit seines Gleichen. Er wandelte mit dem leichten, unbefangenen Schritte eines Hofmanns durch die Reihe der Schatten, und sie wichen ihm ehrerbietig aus. Seinem kronenlosen Haupte beugten sich die gekrönten. Seine offene, jugendliche Stirn zierte die Heiterkeit eines Kindes, doch in dem Strahl der dunkeln Augen offenbarte sich die Majestät einer Seele, die gewohnt ist, die Kräfte der Erde zu ihrer Verfügung zu wissen. Dieser Mann war Emanuel Swedenborg.

Ich erwachte davon, daß eine Stimme mir seinen Namen zurief. Mit Staunen blickte ich auf und erkannte, daß ich auf meiner Chronik von Gothenburg eingeschlafen war. Die Lichter waren herabgebrannt und verbreiteten eine ungewisse Helle. Allein in meinem Zimmer, sah ich mit Schrecken, wie gefährlich es ist, über einer Chronik einzuschlafen. Gleich einem verfolgten Feldherrn, der sich hinter die Mauern und Gräben einer Festung wirft, so zog ich mich jezt schleunigst zurück in das „Bett der Königin“ und verschanzte mich mit dem schweren Seidenbollwerk der Draperien von Lyon. Aber umsonst: das einmal aufgestörte Reich der Geister verfolgte mich auch hieher. Der Name Emanuel Swedenborg tönte unaufhörlich in mein Ohr, und lebhaft stand die Gestalt des Mannes, wie ich sie im Traume gesehen, vor mir. Ich ließ alle Bilder der Phantasie vor mir vorübergehen, die sich an diesen Namen knüpfen, und rief in mein Gedächtniß alle seltsamen Geschichten, die man von ihm sich erzählt. Eine, die weniger bekannt seyn dürfte als die andern, möge hier ihren Platz finden.

Jedermann weiß, daß der berühmte Seher in seiner Jugend ein einfaches, stilles, durch nichts sich auszeichnendes Leben führte, und daß erst mit dem vierzigsten Jahre seine Missionen, seine himmlischen Korrespondenzen, seine Zusammenkünfte mit Verstorbenen und seine prophetischen Traumgesichte ihren Anfang nahmen. Von einem bestimmten Tage, einer genau anzugebenden Stunde an betrachtete er sich als ein Wesen besonderer Art, als ein Werkzeug der unmittelbaren Offenbarungen Gottes. Der ruhige Staatsbürger, der unbefangene, fröhliche Mensch, der treue, mittheilende Freund erstarb und der Prophet Gottes stand da, glühend von der geheimnißvollen Flamme, die sofort ihr Feuer der kalten, selbstischen Zeit mitzutheilen strebte. Von dieser Periode an, die er abwechselnd in bewegten Zuständen auf Reisen, unter seinen Freunden in Stockholm und auf dem Lande zubrachte, datiren sich seine Schriften, die in großer Anzahl und rasch aufeinander folgten. Es ist hier nicht der Platz, von dem System, das in diesen Werken enthalten, zu reden; die neueste Zeit hat ihren Blick mit Aufmerksamkeit darauf gerichtet, und die geistreichsten Forschungen sind über die Lehren dieses merkwürdigen Mannes angestellt worden. Hier haben wir es nur mit einem kleinen Vorfall aus seinem Leben zu thun, der Manchem sogar unbedeutend erscheinen wird, der gewöhnt ist an die neuesten, extravaganten Berichte aus diesem dunkeln Gebiet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Betrachtet man nun die eigentlich historischen Bilder, so findet man, daß es meist Schlachten sind. Die Darstellung einer Schlacht ist aber eine höchst üble Aufgabe. Von vornherein muß der Künstler auf vollständige Erfassung seines Stoffs verzichten: es ist keine einzelne Handlung, die seine Aufgabe bildet, sondern eine Reihe gleichzeitiger und sich einander folgender; er kann daher nur Episoden, deren eine, allenfalls zwei geben. Hat die darzustellende bestimmte Schlacht eine solche markante Episode gehabt, die sie in Verbindung mit Kostüm, Porträts u. s. w. gerade als diese Schlacht und keine andere charakterisirt, so ist die Wahl gut zu heißen, vorausgesezt noch immer, das heißt vom Gedanken eines Museums der Nationalgeschichte ausgehend, daß die Schlacht für die Geschichte wichtig war. Aber nun die Darstellung von Schlachten, wie sie mehrfach im Salon sind, die gar nichts Markantes, Charakteristisches haben, als im Nothfall das Porträt des Feldherrn! Und nun gar Schlachten aus jener Zeit, aus der man weder Porträts noch Kostüme kennt, wie jene Schlacht bei Tolbiac unter Clovis! — Dem Künstler bleibt nun

nichts anderes übrig, als die banalen Motive von Schlachtbildern: ein Feldherr hoch zu Roß, wehende Banner, nach Erfindung des Pulvers im Hintergrunde Pulverdampf, im Vordergrunde einige Todte mit den üblichen traditionellen Verkürzungen, zerstreute Armaturstücke, dann gestürzte, sich bäumende Pferde, die man dem Rugendas ableiht, das ist Alles; das Kostüm natürlich immer sehr treu gehalten, wo möglich das Porträt des Feldherrn angebracht, und ist im Hintergrunde eine belagerte oder andere Stadt, so wird von dieser ein getreuer Prospekt gegeben. — Daraus folgt nun aber nothwendig, daß alle solche Schlachtbilder sich mehr oder weniger ähnlich sehen müssen. Das ist auch mit denen im Salon der Fall, und gerade daraus leite ich einen Vorwurf für die Auswahl der Sujets her, die meist auf Schlachten, und nicht einmal immer auf sehr wichtige, welt- oder nationalhistorische Schlachten gefallen ist. — Für moderne Schlachten hat Horace Vernet eine ganz neue und denselben sehr angemessene Darstellungsart erfunden: nämlich panoramenartige Darstellungen der ganzen Schlachtlinie, vielleicht mit Episoden im Vorgrunde; in dieser Art sind mehrere der modernen Schlachten des Salons gearbeitet, z. B. Bellangé's ungeheure Bataille von Wagram. Bei dieser Darstellungsweise sind die Figuren stets weit unter Lebensgröße; später komme ich wohl auf dieses Genre zurück.

Die Mehrzahl der be- und ausgestellten Schlachtbilder mit Figuren in Lebensgröße besteht aus jenen banalen Motiven, und sehen sich die einzelnen sehr ähnlich; bisweilen hat ihnen der Künstler durch irgend einen Nebenumstand einen individuellen Charakter zu geben gesucht, z. B. der Schlacht bei Fleurus durch den Luftballon. Dergleichen ist jedoch etwas sehr Unwesentliches. — Sind nun aber solche Darstellungen von Schlachten viel mehr als jener Holzschnitt in alten Chroniken, der, immer ein und derselbe, stets wieder in den Text eingedruckt wird, sobald dieser von einer Schlacht handelt? Bei Eindruckung dieses Holzschnitts hat der Chronikschreiber keineswegs verlangt, der Leser solle denselben nun für die getreue Abbildung der beschriebenen Schlacht halten; bewahre! — dieses Bild hat vielmehr nur einen symbolischen Charakter, es soll nur eben anzeigen, daß gerade da, wo es sich findet, von einer Schlacht gehandelt wird. Die Schlachtbilder für Versailles sind, wie gesagt, wenig mehr. Und jene Phantasiebilder sind gleichfalls chronikmäßig; denn in solchen, mit Holzschnitten verzierten alten Historienbüchern kommt keine bedeutende Person, kein König, kein streitbarer Held, auch aus der uraltesten Zeit vor, daß nicht gleich irgend ein dazu stets vorräthiger Stock eingedruckt wäre, ein Brustbild, mit der Krone auf dem Haupt oder dem Schwert in der Hand. — Das ganze historische Museum zu Versailles wird, den Bildern im Salon nach zu urtheilen, nur eine Historie von Frankreich seyn, angefertigt für Leute, die nicht lesen können oder wollen: von Kunstwerth, fürchte ich, wird nicht viel die Rede seyn. Ueber diesen Punkt nun wäre noch Einiges zu sagen.

Mit Bestellung von Bildern ist es immer ein eigenes Ding. Ich rede hier nur von Frankreich; in Deutschland arbeitet der Künstler fortwährend eben so sehr um Ruhm, als um Geld; hier in Frankreich aber wird er, wenn er einmal Ruhm erlangt hat, oft nur um Geld arbeiten; ein schlechtes Bild schadet ihm, ist sein Ruf einmal gegründet, weiter nicht. Daß nun ein Künstler ein bestelltes Bild, dessen Idee er nicht empfangen hat, die er nur ausbrüten soll, dessen Stoff ihm nicht convenirt, und das im Voraus schon seinen Eigenthümer kennt, daß er ein solches nicht mit der Liebe, nicht mit der Sorgfalt behandeln wird, wie ein ihm ganz eigenes, das sich noch erst einen Liebhaber und Käufer suchen soll, ist ganz natürlich. Doppelt schlimm ist es nun mit Bestellungen von Seiten des Gouvernements. Theils werden diese nicht so gut als andere bezahlt, theils kann der Künstler, hat das Bild nur die akkordirte Größe und wird es nur am bestimmten Tage abgeliefert, so ziemlich geben, was er will; ein Privatmann bestellt wohl nicht anders ein Bild, als wenn er Liebhaber und Kenner ist: hier muß der Künstler also, um sich keinen Unannehmlichkeiten auszusetzen, schon nicht ganz schlecht arbeiten; die Bestellungen eines Gouvernements gehen aber nicht sowohl von eigentlicher Kunstliebe aus, sondern werden nur von äußern Gründen veranlaßt; die Kritik ist also bei einem vom Gouvernement bestellten Bilde nicht so streng.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Prinzessin Victoria.

Der nächste 24ste Mai macht die Prinzessin Victoria mit dem achtzehnten Lebensjahr zur Königin mündig. Dieses Ereigniß ist der Politik zu wichtig und der Oeffentlichkeit zu interessant, als daß man nicht gerade jezt die königliche Jungfrau schärfer in's Auge fassen sollte, und die jüngste Vergangenheit bot noch dazu mehrfache nähere Veranlassung. Obschon in England der Monarch nicht seine, sondern die vorherrschende politische Meinung repräsentirt, so wünscht doch jede politische Partei aus mehr als einem Grunde, wäre es auch nur, weil dem Könige die freie Verfügung über so viele, hohen Rang und reiche Einkünfte gewährende Stellen zusteht, am Throne einen Halt zu finden; dieser Halt gibt allerdings kein Uebergewicht, denn seit Jahren behaupten die Whigs das Ruder der Regierung, wiewohl so ziemlich alle Hofämter in den Händen der Tories sind. Aber ein theilweiser Besiz ist immer auch etwas, und es gibt ja so Viele, denen Hofluft Lebensluft ist. Daher kommt es, daß auch in England die politischen Ansichten des Monarchen keineswegs ohne Werth und Geltung sind, und daß diejenige Partei

im Staate, die am Hofe nur geduldet, nicht begünstigt wird, selbst wenn sie politisch herrscht, eben so aufmerksam wie die persönlich begünstigte die Sinnesrichtung des muthmaßlichen Thronerben verfolgt und beide ihn zu gewinnen suchen. Noch verschlungener und interessanter gestaltet sich dieses Ringen, noch reger ist die Aufmerksamkeit, noch größer der Spielraum für Intriguen, wenn allem Anscheine nach die Krone des Herrschers künftig auf der Stirn einer Königin ruhen soll. Das ist gegenwärtig der Fall, und manche Umstände haben nicht wenig dazu beigetragen, die Fäden recht sichtbar zu machen, welche die Zukunft der Prinzessin zu lenken wünschen. Sie lebt bei ihrer Mutter, der Herzogin von Kent, und diese hält sich nicht bloß fern vom Hofe des Königs, sondern steht auch auf der Seite der Whigs, weßhalb diese am Throne der Königin Victoria den Halt zu finden hoffen, der ihnen am Throne König Wilhelms fehlt, und die Tories mit diesem Halte ihre lezte Stüze zu verlieren fürchten. Alles kommt in dieser Beziehung auf die künftige Umgebung der Königin und die Persönlichkeit ihres künftigen Gemahls an. Beides nähert sich der Entscheidung: jenes muß sich entscheiden, sobald Prinzessin Victoria mit dem erfüllten achtzehnten Jahr ihren eigenen Hofstaat bildet, und dieses kann sich entscheiden, sobald sie geneigter ist, das Beispiel Charlottens, als das der jungfräulichen Elisabeth nachzuahmen. Vor einigen Monaten schien es, als sollte die leztere Entscheidung der erstern vorgreifen. Junge Prinzen aus dem Fürstenhause Sachsen-Coburg hatten sich einige Zeit in London aufgehalten, und waren als nahe Verwandte der Prinzessin Victoria viel um sie gewesen. Bald nachher kam König Leopold von Belgien, zugleich Oheim jener jungen Prinzen und der Prinzessin Victoria, mehr als halb incognito nach England herüber, wohnte bei der Herzogin von Kent und stattete dem Könige bloß einen kurzen Besuch ab. Das reimte man denn schnell so zusammen, daß sein Zweck die Verabredung des Heirathsbundes gewesen, er sich darüber mit Mutter und Tochter verständigt und die Einwilligung des alternden Königs Wilhelm kaum des Einholens werth geachtet worden sey. Wahr oder nicht wahr, Whigs und Tories gaben in seltener Uebereinstimmung ihre Unzufriedenheit damit zu erkennen. Jezt hört man nicht weiter davon sprechen; die Sache ruht oder scheint zu ruhen, und nur das erscheint bemerkenswerth, daß die gegen König Leopold im englischen Volke herrschende Abneigung sogar stark genug ist, Tories und Whigs über einen Punkt Eines Sinnes zu machen.

(Die Fortsezung folgt.)

Berlin, Mai.

(Beschluß.)

Verbrechen im Gefängniß. Eisenbahnen.

Ein anderer Fall, der sich auch eben erst ereignet. Ein Gefangenwärter auf der Stadtvogtei weist einen inhaftirten Buben wegen Unfugs zur Ruhe, und der Bube stößt ihm ein Messer viermal in den Leib. Der Beamte, der ein wackerer Soldat gewesen, ist gestorben. Den Buben brauche man deßhalb nicht wieder zu tödten, werden Philanthropen meinen, man brauche ihn nur unschädlich zu machen. Aber er war schon unschädlich gemacht, denn er saß fest, und doch hatte er eine Messerspize gefunden. Und wenn jeder Staat das Doppelte, das Vier-, ja das Zehnfache, was er jezt schon dafür gibt, auf seine Criminalgefängnisse verwendet, Mauern sind nur von Stein, Thüren von Holz, und Eisen weicht dem Rost, dem Scheidewasser und der Feile. Die Messerspizen, durch die desperate Sträflinge ihre unschuldigen Wärter umbringen, werden in jedem Jahr gefunden. Dem Criminalgericht der Stadt Berlin (Stadtvogtei, im Gegensaz zu Hausvogtei), welches einen neuen Direktor in der Person des Kammergerichtsraths Bonseri erhalten, steht übrigens eine durch seinen jährlich anwachsenden Geschäftsverkehr nöthig gewordene Umformung bevor.

Heute grünt es und sproßt, die Nachtigallen singen, die Lerchen steigen wirbelnd über die üppigen Saaten, und der Frühling scheint als Sommer aufbrechen zu wollen, und vor zehn Tagen lag eine Schneedecke um unsere Stadt, und wir lasen von erfrornen Menschen und verschütteten Wagen und Transporten; die Zeitungen erzählten fünf Tage lang alte Anekdoten, denn die Posten waren ausgeblieben. Doch ich melde Ihnen damit keine Berliner Neuigkeit; Sie haben zu Hause dasselbe erlebt. Der Schnee ist geschmolzen, die Chausseen sind wieder trocken, aber Eisenbahnen sind darunter nicht zum Vorschein gekommen. Im Gegentheil scheint es, als hätte das Schneewasser die Spuren, die wir entdeckt hatten, wieder fortgewaschen. Das plözliche Ausscheiden des Ministers Rother aus dem Ministerium der Bau- und Wegeangelegenheiten hat eine peinliche Stockung und noch peinlichere Ungewißheit hervorgerufen. Geschehen muß etwas, aber was und wann? sind Fragen, auf die noch selbst eine diplomatische Antwort fehlt. Herr v. Rother hielt die Berlin-Leipziger Bahn über Risa für die dringendste, und seine Begünstigung war durchgreifend, wie es seyn mußte. Er scheiterte, weil sie auch ausschließend seyn sollte. Das Recht ist hüben und drüben; Rother wollte einerseits dem Spekulationsschwindel nicht die Hand bieten, andernseits drang ihm die Ueberzeugung, daß dem Staate wie dem Publikum die Mittel fehlen, alle die projektirten Bahnen zugleich und auf Einmal nicht allein zu unternehmen, sondern auch wirklich auszuführen, das Interdict gegen die Projekte auf, welche an Dringlichkeit jenem einen nach seiner Ansicht nachstanden. Das Steuerruder ist ihm entwunden, und es herrscht ein peinliches Interregnum. In dem Ausgeschiedenen war wenigstens ein feuriger, strenger Wille; die Erwartenden müssen nun harren, bis ein anderer Wille irgendwo aufsteht, um dem nun wieder regierenden Ansichkommenlassen ein Ende zu machen. Noch immer entscheidet sich die Mehrzahl im unterrichteten und vermögenden Publikum für die Risaer Bahn. Die direkteste Verbindung mit Leipzig und Dresden, als dem Mittelpunkte Deutschlands und dem Stapelplaz des Handels, ist von einer generellen Wichtigkeit, gegen welche sogenannte patriotische Rücksichten, wie etwa die Bahn auf eine längere Strecke im Inlande zu behalten, nicht in Betracht kommen. Nächstdem steht die Stettiner Bahn fest; sie wird wahrscheinlich zuerst angefangen werden, obwohl die Verhandlungen mit der Post noch im weiten Felde sind. Eben so regt sich, besonders von großen Kaufleuten unterstüzt, sehr viel Thätigkeit für die Frankfurt-Berliner Bahn, obgleich für diese noch nicht einmal die Concession ertheilt ist. Dagegen grenzt es an's Unbegreifliche, daß die Potsdamer Bahn, die concessionirt, wo die Abfindung mit der Post regulirt ist, wo Häuser und Grundstücke längst angekauft sind, noch immer nicht angefangen wird, und der Argwohn, daß gerade diese erste und für Berlin so wichtige Bahn mehr als Börsenspiel wie als ein reelles Werk unternommen worden, gewinnt im Publikum an Stärke. Möchte, wenn Sie diesen Brief drucken, der Inhalt dieser Zeilen nicht mehr wahr seyn, und man vom Reden zum Handeln übergegangen seyn.

Beilage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 41.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 23. Mai 1837.

Der Pariser Salon im Jahre 1837.

I.

Eine sechs- oder siebenjährige Erfahrung sollte doch nachgerade gelehrt haben, ob die alljährlich wiederkehrende Ausstellung von Werken der Malerei und Sculptur ihren Zweck zum Nutzen und Frommen der Kunst erreiche oder nicht. Allein dem ist nicht so und die Stimmen sind in dieser Hinsicht getheilter als je. Um sich über die aufgeworfene Frage zu verständigen, müßte man zunächst feststellen, an welchen bestimmten, untrüglichen Merkmalen man überhaupt erkennen kann, ob die Kunst und die Künstler bei dieser neuen Anordnung gewonnen oder verloren hätten. Wenn man darauf genügend zu antworten weiß, so wird die Beantwortung der ersten Frage nicht mehr schwierig seyn; aber das anzugeben, ist eben keine Kleinigkeit. Mit dem Gedeihen, Wachsen und Blühen der Kunst verhält es sich ziemlich wie mit dem Gedeihen, Wachsen und Blühen des Staates; das Schätzen desselben ist so verwickelt, daß die Pessimisten und Optimisten, je nach ihrem Gutdünken, zwei gerade entgegengesezte Gemälde davon entwerfen, welche beide plausibel erscheinen. Es ist daher nicht so leicht, als man sich gewöhnlich einbildet, genau zu bestimmen, ob die Kunst im Abnehmen oder im Zunehmen begriffen; noch schwieriger ist es, die Ursachen davon auf eine unumstößliche Weise zu begründen.

Eine der hervorspringendsten Thatsachen der gegenwärtigen Kunst in Frankreich ist der Reichthum und die Mannichfaltigkeit der Erzeugnisse, welcher Umstand auf eine große Thätigkeit des Gedankens und der Arbeit hindeuten würde. Unter dem ancien régime vor der ersten französischen Revolution, wo bloß die Akademiker und ihre Agréés das Recht hatten, ihre Werke im Louvre auszustellen, betrug die Anzahl der für den Salon eingesandten Kunstwerke nie mehr als 3—400. Auf der ersten allgemeinen Ausstellung, welche im J. 1790 stattfand, und wo die besten Gemälde des vorjährigen Salons noch einmal zum Vorschein kamen, zählte man 794 Artikel. Während der Republik, des Consulats und des Kaiserreichs belief sich die Zahl der ausgestellten Kunstwerke etwa auf 1000. Unter der Restauration stieg sie auf 1400; in den ersten Jahren nach der Julirevolution vermehrte sich die Anzahl bis auf 3318 und während der vier lezten Jahre variirt sie zwischen 2100 und 2500.* Dabei ist zu bemerken, daß die gegenwärtigen Ausstellungen jedes Jahr stattfinden, während sie früher nur alle zwei Jahre stattfanden. Troz dem bringen die jezt lebenden Künstler zwanzigmal so viel Werke hervor, als die unter dem ancien régime, achtmal so viel als die der Republik und des Kaiserreichs und viermal so viel als die der Restauration. Das ist offenbar ein Zeichen von Fruchtbarkeit, und Fruchtbarkeit ist hinwiederum meistens ein Zeichen von Kraft. Alle schönen Kunstepochen waren fruchtbar. Die einzelstehenden Genies sind selten; sie erscheinen in der Regel haufenweise und schießen auf einmal, gleich einer reichen Ernte, aus dem Boden hervor, nachdem Dürre und Unfruchtbarkeit vorangegangen, welche nach ihrem Verschwinden leider auch wieder eintreten. Wenn man die zwei- bis dreitausend Werke sieht, welche hier jährlich in den Gallerien des Louvre ausgestellt sind, — wobei wir noch gar nicht einmal die übrigen zwei- bis dreitausend in Anschlag bringen wollen, welche jedes Jahr zurückgewiesen werden, — so könnte man leicht in Versuchung gerathen, an eine jener Epochen zu denken, wo die Kunst, wie ein kräftiger, saftiger Baum, ohne Mühe und Anstrengung reichlich Blüthen und Früchte spendet. Prüfen

* Es wurden ausgestellt im Salon

vom Jahre	1834	1835	1836	1837
Gemälde	1956	2175	1856	1865
Sculpturwerke	189	156	156	130
Kupferstiche	81	96	61	60
Lithographien	71	78	45	55
Architektonische Zeichnungen	17	32	26	40
Total:	2314	2536	2144	2150

wir diese Fruchtbarkeit etwas genauer: ist sie aus eignem Antrieb hervorgegangen, ist sie natürlich und das freie Ergebniß der vorzüglichen Güte des Bodens, oder ist sie künstlich und mit Anstrengung durch gewaltsame Mittel ins Leben gerufen, wie jene Aloen, welche in unsern Treibhäusern während einer Nacht zehn Fuß hoch wachsen und das Glasdach ihres Gefängnisses sprengen? Ich glaube fast, daß die umfangreiche Entwickelung der neuern französischen Kunst etwas Analoges mit der lezteren Erscheinung hat. Zum Theil ist es Modesache, im Louvre auszustellen, und jeder Künstler beeifert sich, seinen Nacken unter das Joch der Mode zu beugen. Ferner muß man bedenken, daß die ganze französische Kunst in Paris concentrirt ist, wo die Regierung bei bekannten Künstlern viele Gemälde bestellt und die unbekannten Künstler noch am ersten Käufer für ihre Werke finden. Diese und noch andere Umstände bewirken die unendliche Fruchtbarkeit und Mannichfaltigkeit der Kunstwerke, welche dem Pariser Publikum jedes Jahr zwei Monate lang zur Beschauung dargeboten werden.

Wenn es nun wahrscheinlich ist, daß die jährliche ungeheure Arbeit der französischen Künstler nicht sowohl das Resultat einer unwiderstehlichen Begeisterung und der Bedürfnisse der Massen, als vielmehr größtentheils die Frucht einer äußeren, vorübergehenden Aufregung ist, so läßt sich daraus schon der Schluß ziehen, daß die Kunstprincipien selbst nicht sehr befriedigend seyn mögen und die schönen Künste demnach keine Spontaneität und Originalität haben, mithin der unterscheidendsten und bezeichnendsten Merkmale jeder freien, ureignen Schöpfung ermangeln. Das ist in der That der herrschende Fehler der meisten Erzeugnisse neuerer französischen Maler, Bildhauer und Architekten. Es ist wahr, dieses Uebel ist schon alt und datirt nicht von gestern; es ist nicht allein in Frankreich zu Hause, sondern überall, seitdem der Athem frommer Andacht und dichterischer Begeisterung aufgehört hat, die Gemüther zu beleben und die Einbildungskraft zu erfüllen. In jedem Lande hat die Kunst nur eine gewisse Zeit. Diese Wahrheit lehrt die Erfahrung, und man muß sie so lange annehmen, bis eine andere, ebenfalls durch die Erfahrung bewiesene Wahrheit die erste aufhebt.

Es fällt uns keineswegs bei, die heutigen Künstler mit denen aus dem goldenen Zeitalter der Malerei und Sculptur vergleichen zu wollen, sondern wir werfen bloß einfach die Frage auf: sind denn die lebenden Maler und Bildhauer der Gegenwart selbst nur ihren nächsten Vorgängern überlegen? ist der Salon von 1836 und 1837 besser als die Ausstellung vom Jahre 1805 oder 1810? Damals brachte der Salon Gemälde von Gros, Gérard, Géricault, Michallon, Prud'hon, Granet, David, Girodet. Wenn wir etwa zwei oder drei Künstler ausnehmen, welche die eben genannten überflügelt haben und auf gleicher Stufe mit den alten Meistern stehen, — gibt's denn heutzutage in Frankreich noch Künstler, welche sich rühmen können, mit jenen gefeierten Repräsentanten der französischen Malerschule von gleicher Stärke zu seyn? Hier zu Lande hört man die Behauptung oft aussprechen, und Viele glauben an die Richtigkeit des Satzes, daß seit zehn Jahren sich eine förmliche Revolution und Umwälzung in der Kunst bewerkstelligt habe; was mich anlangt, so halte ich dafür, man hätte besser daran gethan, zu sagen: eine Abwechselung, eine Veränderung. Man hat sich eingebildet, eine neue Bahn einzuschlagen, indem man lediglich nur andere, neue Gegenstände zur Darstellung wählte; man hat geglaubt, einen Schritt vorwärts zu thun, indem man nur neben austrat und in eine alte Wagenspur einbog. Früher suchten die französischen Künstler die Form, jezt suchen sie die Farbe; jene ahmten die alten Griechen nach, diese beten die alten Florentiner als ihre Vorbilder an; jene studirten das Antike, diese studiren das Gothische; jene malten Nymphen, Flußgötter, die Flügel Cupido's, die griechischen und römischen Helden in ihrer grandiosen Nacktheit; diese malen gegenwärtig Heilige, Madonnen, Engelflügel, Helden und Ritter aus dem Mittelalter in schwerer, eiserner Rüstung; jene stellten die Schlachten Napoleons und ihn selbst als General, als ersten Consul und als Kaiser dar, diese zeigen uns in ihren Bildern die Julirevolution von 1830, die Barrikaden, die Emeuten, die Einnahme des Stadthauses, und Alles, was an der „großen Woche" hängt. Worin, frage ich, war denn jene Schule absurder als die heutige? worin zeigt sich die jetzige origineller als jene? Ich weiß es nicht. Ich will gerne zugeben, daß die gegenwärtigen Künstler rücksichtlich der mechanischen Ausführung an Fingerfertigkeit und Farbenpracht gewonnen haben, was allerdings ein Fortschritt genannt werden darf; aber sie haben darüber das Zeichnen verlernt, was ohne Zweifel ein Rückschritt, wenigstens ein großer Verlust ist. Was die Principien, Methoden u. s. w. anlangt, welche keine Kunst füglich entbehren kann, so scheint die moderne französische Schule ihre Prätention und Ehre darin zu setzen, gar keine Principien und Methoden zu haben. Die alte David'sche oder klassische Schule hatte eine fixe, feststehende und an und für sich ganz gute, vernünftige Theorie, welche sie leider bis ins Formelle und Pedantische übertrieb. Durch strenge, unerbittliche Einheit der Principien fiel diese in Monotonie und Einförmigkeit; durch gänzlichen Mangel an Principien fällt jene in Schmiererei und Buntscheckigkeit.

In jeder von beiden Kunstperioden hat es in Frankreich gewandte Meister, ja sogar Genies gegeben; aber sie sind auf gleiche Weise Trümmer der Vergangenheit, von welcher alle einen Schein wiederzugeben sich bestreben.

In den Zeiten, welche den mächtigen Offenbarungen des Kunstgenius folgen oder vorangehen, gibt es wohl Maler, aber keine Malerei, Architekten, aber keine Architektur: und wir leben gerade in der Mitte eines jener Zwischenreiche. In solchen Tagen arbeitet jeder Künstler nach seiner Kraft und Einsicht, und aus diesem Gesichtspunkt wollen wir jezt prüfen, was die französischen Maler und Bildhauer dieses Jahr geleistet haben.

II.

Wir heben auch diesmal, wie gewöhnlich, mit den symbolischen Gemälden an, welche in großer Anzahl vorhanden sind. Die religiöse Malerei, die während der Republik und des Kaiserreichs fast ganz in Vergessenheit gerathen, kam besonders während der Restauration wieder in Aufnahme. Sie wurde damals von der Politik und der Regierung ins Leben gerufen, welche der Kunst sowohl wie der Wissenschaft eine religiöse Tendenz zu geben trachtete und beide als Vehikel ihrer Ideen über moralische und materielle Wiedergeburt der alten Monarchie gebrauchte. Die gleichsam mit Gewalt in diese neue Bahn gedrängten Künstler folgten dem Anstoß und gingen frisch ans Werk, aber ohne Ueberzeugung, Liebe und Begeisterung. Die Julirevolution unterbrach diese religiöse Geistesrichtung; kriegerische und revolutionnäre Ideen bemächtigten sich der Köpfe und führten die Künstler auf die Quellen gleichzeitiger Begebenheiten und früherer Ereignisse der französischen Nationalgeschichte zurück, woraus seither unläugbar die besten Werke hervorgegangen sind. Die jetzige Regierung hat diese Tendenz größtentheils sehr begünstigt, indem sie in den beiden lezten Jahren allein gegen 80 Schlachtgemälde und andere historische Bilder fürs Versailler Museum bestellt hat. Die Bestellungen religiöser Gemälde für Kirchen und Capellen sind seit sechs Jahren immer seltener geworden; von den 50 symbolischen Bildern, die voriges Jahr im Salon befindlich waren, hat die Regierung nur etwa 3 oder 4 angekauft. Die Mannichfaltigkeit und große Anzahl symbolischer Compositionen, welche dies Jahr wiederum auf der Ausstellung figuriren und die von den Künstlern aus freiem Antrieb gewählt worden sind, scheint auf den ersten Anblick eine Rückkehr zur religiösen Malerei anzudeuten, wenn man etwa nicht annehmen will, daß die Hoffnung, ein symbolisches Bild an eine fromme Gemeinde oder Familie zu verkaufen, bei vielen Künstlern der wahre Beweggrund eines solchen Verfahrens gewesen. Jedenfalls läßt sich eine besondere Vorliebe für die höhere religiöse Malerei in diesem Augenblicke nicht abläugnen. Die Zöglinge der französischen Akademie in Rom schickten sonst nur alte Griechen und Trojaner nach Paris, jezt senden sie nichts als Märtyrer, Heilige und Engel. Die jungen angehenden Maler zeigen die meiste Thätigkeit in diesem Fache; wenn dieser religiöse Eifer unter den französischen Künstlern fortdauert und anhält, wäre es nicht unmöglich, daß binnen einigen Jahren die Bibel und die christlichen Legenden auf dieselbe Weise zum Lieblingstext der französischen Kunst erhoben würden, wie vor zwanzig Jahren Homer und die mythologischen Fabeln.

Dieser Gang der Malerei und Sculptur in Frankreich ist nichts als der Widerschein von den Ideen und Meinungen, welche in gewissen Regionen der französischen Philosophie und Literatur an der Tagesordnung sind. In dieser Beziehung ist die jetzige religiöse Malerei in Frankreich ein wahres, ächtes Kind des Zeitgeistes. Die modernen französischen Dichter sind bekanntlich lauter Neubekehrte; sie seufzen, beten und schlagen unaufhörlich an ihre Brust; ihr geistiges Leben ist eine fortwährende Buße und Kasteiung; sie schöpfen ihre Begeisterung fast ausschließlich nur im Jordan und in der Cisterne von Siloe; sie bringen dem Herrn Lobgedichte dar und singen nur fromme Choräle; sie fühlen eine lebhafte Vorliebe für die Feuchtigkeit alter Kathedralen; sie erzittern bei den Schwingungen der Glocke, welche zum Abend- und Morgengebet läutet, und ihre Pulse klopfen höher beim Anblick einer Dorfkirchthurmspitze; kurz, um vollkommen loyale katholische Christen zu seyn, fehlt ihnen nichts als der fromme Glaube und seine Werke. Man nennt ihre Poesie eine „christliche"; ob sie es wirklich ist, haben wir hier nicht zu untersuchen. Nach diesen jungen Dichtern kommen die jungen Philosophen, welche ebenfalls große Ansprüche auf Christenthum machen; sie theilen sich in mehrere Kategorien. Es gibt schlechtweg Mystiker, welche vermöge anhaltender Selbstbeschauung, wie die türkischen Mönche durch ewiges Anschauen ihrer Nasenspitze, die Ueberzeugung gewonnen haben, daß ihr Inneres leer sey, und nun ihre Tage damit zubringen, die dunkeln Tiefen ihrer leeren Seele zu ergründen. Alle irdischen Dinge, welche sie in diesen Abgrund werfen, um ihn auszufüllen, verrinnen und verlieren sich darin, wie im Faß der Danaiden; woraus sie ganz einfach den Schluß ziehen, daß nur himmlische Gegenstände fähig sind, ihn auszufüllen. Die Anhänger dieser contemplativen Sekte sind zwar zahlreich genug, aber ihr Christenthum hat noch keine streng abgeschlossene Form angenommen; sie haben zwar religiöse Gesinnungen, aber keine Religion; sie träumen, zweifeln, räsonniren, epilogisiren, hüten sich indessen einen Schluß zu ziehen; sie sind es, welche in der Literatur das sogenannte genre intime exploitiren; wir erinnern nur an Saint-Beuve. Einige von diesen Mystikern verlieren über ihren Grübeleien den Verstand; die meisten jedoch befinden sich sehr wohl dabei. Den christlichen Mystikern gegenüber stehen die christlichen Politiker, welche wiederum in zwei abgesonderte Klassen zerfallen. Die Einen gehen von dem Factum aus, daß Christus die Gleichheit und Bruderliebe

den Menschen gepredigt hat und für das Volk ans Kreuz geschlagen worden ist; sie machen gar keine Umstände, ihn als den Vorläufer der französischen Revolution, als den eigentlichen Stifter und Gründer des demokratischen Princips und der Volkssouverainetät zu betrachten; sie muthmaßen sogar, — eine bestimmte Versicherung geben sie gerade nicht, — daß Maximilian Robespierre im Grunde nichts weiter gewesen, als ein zweiter Heiland, der dem ersten in jeder Hinsicht an die Seite zu stellen sey. Diese Einschmuggelung demokratischer Ideen auf Golgatha wollen sie durch die ganze Geschichte der römisch-katholischen Theokratie beweisen, welche, wie sie behaupten, nichts als eine Entwickelung derselben Ideen ist; denn als Princip habe die römische Kirche die unbedingte Gleichheit, als Mittel zur Erreichung derselben die allgemeine Wahlfähigkeit und Wählbarkeit, als Zweck das Wohl Aller und das Interesse der Massen anerkannt. Der Chorführer dieser christlichen Politiker ist Buchez, welcher den gottlosen Philosophen des vorigen Jahrhunderts wegen ihres Hasses gegen das Christenthum einen Krieg auf Leben und Tod erklärt hat und in der katholischen Religion eine neue Quelle des socialen Fortschritts zu finden glaubt; man brauche nur die Priester, die kirchlichen Dogmen und den äußeren ceremoniellen Cultus wegzulassen, so habe man aus der alten Religion eine ganz neue geschaffen. Diese Art historisch-politischen Christenthums scheint neuerdings an Bedeutung gewinnen zu wollen. Schon voriges Jahr haben wir in unserm Bericht über den Salon ein Gemälde erwähnt, welches offenbar ein Ausfluß dieser Ideen war. Der Künstler hatte nämlich den Heiland Arm in Arm mit der Freiheitsgöttin dargestellt; dieselbe trug eine phrygische Mütze und hielt eine Weltkugel in der Hand, auf welche Christus das Wort „fraternité“ eingräbt. Das in diesem Jahre ausgestellte Scheffer'sche Bild ist in ähnlichem Geiste gearbeitet, wie wir sogleich sehen werden.

Die zweite Fraktion der christlichen Politiker schlägt einen gerade entgegengesezten Weg ein und will nur die kirchliche Hierarchie beibehalten wissen, um darnach den Staat zu modelliren; diese mögen manches Gute an sich haben; sie üben aber wenig Einfluß auf die bildenden Künste.

Eine lezte Klasse von neufranzösischen Christen sind die Christen aus Liebhaberei oder nach der Mode; für sie ist das Christenthum lediglich eine Geschmacks- und Modesache. Sie sind leidenschaftliche Bewunderer und Anbeter der Malerei des vierzehnten Jahrhunderts, der mittelalterlichen Sculptur und Architektur; ihre Bewunderung artet nicht selten in Manie, Abgötterei und Albernheit aus. Sie neigen in Demuth ihr Haupt vor den unförmlichen Fratzen, wenn man ihnen sagt, es seyen Heiligenbilder; Gemälde auf Goldgrund scheinen ihnen allein zulässig, und sie finden ein Bild nur vollständig und tadellos, wenn es weder Perspective noch Bewegung hat. Von Rafael loben sie nur seine erste Manier; später habe er nichts als Grisetten gemalt; sie wissen allerlei mystische Gründe für die kleinsten, unbedeutendsten Details der gothischen Baukunst anzugeben und behaupten, daß die griechische und römische Architektur reine Anachronismen seyen. Der Rundbogenstyl der Ecole des beaux Arts ist ihnen unausstehlich; von Säulen begreifen sie nur die Vendomesäule; die korinthische Säulenstellung der Madeleine und Börse treibt ihnen die Schamröthe in's Gesicht; wenn sie könnten, wie sie wollten, würden sie die Madeleine sammt der Börse, das Pantheon sammt dem Louvre u. s. w. zerstören und von öffentlichen Monumenten in Paris nichts übrig lassen, als Saint Germain des Prés, Saint Germain l'Auxerrois, den Thurm von Saint Jacques de la Boucherie, die Sainte Chapelle und allenfalls noch Notre Dame. Etwas Aehnliches ereignete sich in Frankreich vor etwa 30 — 40 Jahren, nur im ganz umgekehrten Sinne. Es handelte sich damals ums Etruskische, wie es sich heutzutage ums Gothische handelt. Eine Statue, welche in jener Zeit auf wahre Schönheit Anspruch machte, mußte durchaus ein wenig von der ägyptischen Steifheit und Unbeweglichkeit an sich haben, und ein Gebäude ohne dicke, dorische Säulen, glaubte man, würde jeden Augenblick einstürzen. Um jene Zeit trugen die Männer die Toga und die Damen häkelten ihre Kleider mit goldenen Schnallen über'm Knie fest; man brachte der Natur Brandopfer dar und auf den Altären der Göttin der Vernunft dampften geweihte Räucherpfannen ihre Wohlgerüche aus. Heutiges Tags trägt man Bocksbärte und spitze Schuhe, weite, herabhängende Aermel und über'm Kamin seines Schlafzimmers hängt man ein Muttergottesbild auf. Die Pariser behaupten, daß das Beispiel unsrer deutschen Künstler in Rom diese religiöse Geistesrichtung in Frankreich hervorgerufen.

Dem mag seyn wie ihm wolle, so viel ist gewiß, alle die eben angeführten Hauptelemente des modernen Christenthums in Frankreich finden wir in den bildenden Künsten wieder; die Maler besonders haben sich diesen Einflüssen nicht entziehen können oder wollen; die meisten unter ihnen behandeln christliche Gegenstände in ihren Gemälden auf ähnliche Weise wie die neuen Philosophen die christliche Religion in ihren Büchern. Das Christenthum ist für sie eine Art Mythologie geworden, welche der Kunst so lange den Stoff zu symbolischen und allegorischen Darstellungen geliefert hat. „Die heilige Therese“ von Gerard und der „Johannes in der Wüste“ von Champmartin (gegenwärtig in der heil. Rochuskirche), so wie noch einige andere religiöse Gemälde französischer Künstler waren bereits in diesem modernen,

weltlichen Sinne gearbeitet. Dies Jahr stellt sich Ary Scheffer mit seinem „Christus, die Leidenden tröstend,“ an die Spitze jener Schule, welche in der Behandlung religiöser Kunstwerke den Glauben und die Traditionen der alten Meister durch philosophische Anschauungen zu ersetzen sucht. Dem Scheffer'schen Bilde gebührt unsers Erachtens unbedingt der Preis des diesjährigen Salons, und wir wollen es daher zunächst besprechen.

A. Scheffer ist unbedingt der poetischste Maler unter den Neuern; er hat den Geist der alten Balladen auf eine seltene Art sich anzueignen und auf die Leinwand zu übertragen gewußt und sich mit dem Mark der Dichtungen Byrons, Schillers und Bürgers genährt. Alle seine früheren Schöpfungen tragen das Gepräge einer wehmüthigen, nachdenklichen Stimmung in einer unbeschreiblich zarten Grazie, mit einem leichten Anflug von sentimentaler, kränkelnder Schwärmerei; Leonore, Margarethe, Medora, Eberhard der Greiner und Franzeska und Paolo da Rimini sind seine Hauptwerke. Troß aller Mängel, die man dem Künstler vorwerfen kann, wie z. B. etwas vernachlässigte Zeichnung, schwache Modellirung, zu häufige Anwendung von erdartigen Farbentönen und Lasur, troß allem dem läßt sich ihm das Verdienst von Originalität nicht absprechen; in den vier Gemälden, welche er dies Jahr ausgestellt, ist ein großer Fortschritt rücksichtlich der Ausführung bemerkbar; der Christus ist das bedeutendste darunter. Scheffer hat keine einzelne Begebenheit aus dem Leben des Erlösers, sondern einige seiner Worte in Handlung gesezt: „Ich bin gesandt, zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen, die zerstoßenen Herzens sind, zu predigen den Gefangenen, daß sie los seyn sollen, und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig seyn sollen.“ Diese einfachen Worte, welche uns der Evangelist Lucas aufbewahrt hat, dienen dem Künstler als Text seines Bildes. Dominichino hat denselben Gegenstand, aber auf eine ganz andere Art behandelt; vier Frauen von verschiedenem Alter, in knieender Stellung, repräsentiren den Schmerz in den verschiedenen Lebensepochen; das Kind weint, die Jungfrau trauert, die Mutter blickt wehmüthig in die Zukunft, und die Großmutter leidet. Oben in lichter, blauer Luft, auf heiteren Wolken schwebt Maria mit dem Jesuskinde im Arm, welches Blumen auf die Unglücklichen herabstreut. Es war natürlich, daß ein katholischer Maler seinen Gegenstand so auffaßte, wie Dominichino; Scheffer, als Künstler des neunzehnten Jahrhunderts, wollte aber nicht dieselben Symbole anwenden. Alle die gewaltigen Veränderungen, welche seither in dem Glauben der Massen vorgegangen, alle Zweifel und Neuerungen, welche der menschliche Geist seit jener Zeit erlitten, machen sich in dem Scheffer'schen Bilde bemerklich. Um der Allegorie eine zugleich religiöse und philosophische Bedeutung zu geben, und um dadurch auf eine poetische Weise jene Quelle von Tröstungen und Hoffnungen auszudrücken, welche die Religion den Leidenden und Betrübten öffnet, mußte sie der Maler von einem andern Standpunkte, als dem dogmatischen und traditionellen auffassen und sie ins weiteste Gebiet der Geschichte und Menschheit versetzen. Das hat wenigstens Ary Scheffer gethan. Sein Christus ist von Unglücklichen umgeben, deren Schmerzen nicht individuell, sondern allgemein menschlich und heilig sind. Zu den Füßen des Heilands beugt sich eine unglückliche Mutter über den entseelten Leichnam ihres einzigen Kindes, welches die heißesten Thränen und der laute Jammer nicht wieder zu erwecken vermögen; sie weint und klagt, wie die Rahel der heiligen Schrift, welche nicht getröstet seyn wollte. Zur Linken Christi sehen wir die weinende Magdalena, welche vertrauensvoll sich nähert; nicht weit davon hebt sich ein in eine dreifarbige Fahne gehüllter junger Mann mit Mühe vom Boden auf und richtet dankbare Blicke auf seinen Erretter und Befreier; seine Brust ist von Wunden durchbort und aus seinen Zügen spricht eine muthige Ergebung in sein Unglück. Der Künstler hat in dieser Figur einen Repräsentanten des unglücklichen Polens verewigt. Ihm zur Seite steht ein Grieche, als Symbol unterdrückter Nationalfreiheit, und ein Neger, als Sinnbild persönlicher Sklaverei. Im Vordergrunde bemerken wir ein junges Mädchen, deren Schönheit durch Herzenspein vor den Jahren zerknickt ist; ferner eine alte Nonne, welche ein halbes, unter Buße und Geißelung im Innern eines Klosters zugebrachtes Jahrhundert ungewiß gelassen hat, ob diese Lebensart wirklich ein Glück und eine Wohlthat sey. Zur Rechten Christi hat der Künstler einen armen, alten Steuermann hingestellt, den die Last der Jahre zu Boden drückt; neben ihm steht, auf seinen Spaten gestüzt, der Taglöhner, dessen ganzes Leben nichts als eine lange Marter ist und der die Mutter Erde oft vergebens um Nahrung anfleht, welche er nur kärglich im Schweiß seines Angesichts gewinnt. Aus dem Hintergrunde tritt leise, langsam, zögernd der Selbstmörder heran, der an Allem zweifelt, aber doch an Gott nicht zweifeln kann. Hinter dem alten Steuermann sehen wir den Kopf des Scheffer'schen Faust, den der Künstler ohne Zweifel hierher gesezt hat, um die Eitelkeit der Metaphysik zu beweisen; der lezte Repräsentant der irdischen Leiden, welche Scheffer auf seinem Bilde versammelt hat, ist ein Unglücklicher mit erloschenem Auge, belorbeertem Scheitel und hagerem Gesicht, ein Unglücklicher, dessen Verzweiflung so weit geht, daß er an die himmlische Vergeltung fast den Glauben verloren hat; er allein dreht dem Heiland den Rücken; er denkt nur einzig und allein über den schmählichen Undank der Menschen nach; denn er

verdiente Würden und Ehren, und statt dieser sind ihm die Lumpen und die Kost eines Gefangenen zu Theil geworden. Ahnet Ihr nicht schon bereits, wer jener Unglückliche ist? Wie groß auch die Qualen der Uebrigen seyn mögen, sie würden diesen ihren Unglücksgenossen doch noch bedauern, wenn er ihnen sein Schicksal erzählte. Es ist kein Anderer, als Torquato Tasso, der verkannte, mißhandelte Dichter.

Inmitten dieser Leidensgruppe sizt der Erlöser, ruhig und geduldig; seine Figur trägt einen unaussprechlichen Charakter von Mitleiden, Herzensgüte und Liebe; welche himmlische Milde in seinen Zügen! welche göttliche Tröstungen in seinen Bewegungen! So reicht man die Hand, wenn man Heilung und Rettung verspricht, wenn man in die Welt gesandt ist, zu heilen die zerstoßenen Herzen und zu verkündigen den Gefangenen, daß sie frei und ihrer Fesseln ledig seyn sollen. Sehet seine verwundeten Hände, seine mit Blutstropfen getränkten Kleider; er hat auch die Ungerechtigkeit und die Barbarei der Menschen erfahren; er ist verkannt, verhöhnt, verfolgt, gemartert und gepeinigt worden; er hat den Schmerzensbecher bis auf den lezten Tropfen ausgeleert; darum ist er gerade so wohlwollend, so sanftmüthig, so mitleidend; gerade weil er das Unglück erprobt, tröstet er es und verzeiht seinen Feinden, anstatt sich an ihnen zu rächen. Was die Religion nur Trostreiches versprechen, was die Moral und Philosophie nur Schönes gebieten kann, finden wir demnach in dem Scheffer'schen Bild vereint ausgedrückt.

Was die Ausführung desselben anlangt, so bleibt dieselbe keineswegs hinter dem Gedanken zurück, und es ist sogar, wie schon oben bemerkt, ein bedeutender Fortschritt in dieser Hinsicht nicht abzustreiten; wenn man z. B. eins der ersten Scheffer'schen Gemälde, seinen Gaston de Foix vor Ravenna, mit dem Christus dieses Salons vergleicht, so kann man dem Künstler nicht genug Glück wünschen und Bewunderung schenken wegen der Metamorphose, welche er den Muth und die Ausdauer gehabt hat, mit sich selbst vorzunehmen. Es ist zu verwundern und verdient Nachahmung, wie Scheffer, mitten unter den vielen Lobsprüchen, welche seinen Werken gerechter Weise zuerkannt wurden, dennoch die Mängel seiner ersten kühnen, aber sehr unbestimmten, lockern Manier erkannt und sich nach und nach einem, obschon weniger anziehenden und weniger leicht faßlichen, aber dafür desto vernünftigeren, wahreren Gefühl zugewandt hat; eben so preiswürdig ist es, daß er immer mehr und mehr eine reinere Zeichnung, eine größere Genauigkeit der Umrisse und einen sorgfältigeren Fleiß in allen Theilen, bis auf die geringsten Details herab, erstrebt, und über diesem Streben nach Vollendung und Wahrheit dennoch keineswegs an Kraft, Grazie, Ausdruck und Originalität verliert, lauter Eigenschaften, welche diesen Künstler von jeher ausgezeichnet haben. Will man ein ganz strenger, skrupulöser Richter seyn, so ließe sich vielleicht sagen, daß das Licht in seinem Christus nicht gehörig vertheilt und die Modellirung etwas flach sey; aber wer mag nur daran denken, solche ärgerliche Chikane an einem Werke geltend zu machen, dessen Gedanke und Technik so vollkommene Schönheiten aufzuweisen hat? In den neuern Kunstausstellungen findet man nicht leicht eine besser disponirte Scene und einen so schönen Christus. Was kann man Ergreifenderes sehen, als die Mutter mit dem todten Kinde, was Rührenderes, als das Profil der Matrone, was Ausdrucksvolleres, als den jungen Polen und das junge Mädchen? Alles dies ist nicht bloß fein, sondern es ist tief gedacht, ja es ist eine poetisch und philosophisch wahre Auffassung; als ganz vortrefflich muß der Faltenwurf der Gewänder gerühmt werden und die Sorgfalt fürs Detail bis ins Genreartige. Eine solche Symbolik, wie sie uns aus dem Scheffer'schen Christus entgegentritt, welche zugleich eine so unmittelbare Sprache zum Gemüth hat und ohne Umweg malerische Anschaulichkeit besizt, besonders bei dieser Sammlung so vieler Figuren, bei dieser edlen, einfachen Zusammenstimmung aller Linien der Gruppe, endlich bei der großen Harmonie des Farbeneindrucks, nimmt eine wesentliche Stelle in der höheren Malerei ein. Wir müssen dem Künstler Glück wünschen, daß er mit so großer Sicherheit ein Werk, wenn auch nicht von rein kirchlichem, doch von philosophisch-christlichem Style geschaffen, in dem nichts stört und zerstreut, in dem nichts aus der Stimmung herausfällt, und das also geeignet ist, ernste Gedanken und sociale Betrachtungen in dem Beschauer zu erwecken. Unserer Ansicht nach ist der Christus von Ary Scheffer das Hauptwerk des diesjährigen Salons und bezeichnet eine neue Epoche religiöser, symbolischer Malerei; wir hielten es daher für zweckmäßig, uns so weitläufig darüber zu erklären und so lange dabei zu verweilen.

In einem dem Scheffer'schen Ideengange schnurstracks entgegengesezten Systeme ist das Bild von Signol gemalt, welches einen ähnlichen Gegenstand, wie das Scheffers darstellt; es stellt nämlich „die christliche Religion" vor, „wie sie Hülfe und Trost den Leidenden und Betrübten bringt." Signol hat sich in seiner Composition streng an den alten Glauben, an die heiligen Traditionen und Dogmen der katholischen Kirche gehalten. Seine Leidenden sind die Mutter, die Frau und die Kinder eines Mannes, welcher so eben den Geist aufgegeben hat; seine Trostbringer sind Priester, welche ihm das heilige Abendmal gereicht haben; sein Heilmittel wider Verzagtheit und Verzweiflung ist eine allegorische Erscheinung, wo die Religion den dornengekrönten Heiland zeigt. Diese Scene ist ganz vortrefflich, obschon zu wünschen wäre, daß sie klarer und leichter verständlich sey. Die Familie

ist sehr glücklich um den Sterbenden gruppirt; die Stellungen der einzelnen Figuren, der Ausdruck der Köpfe, Alles stimmt mit dem dargestellten Gegenstande zusammen; auf allen Gesichtern lesen wir einen ergebenen Schmerz. Ich weiß nicht, warum der Maler die Kinder unbekleidet gelassen hat; diese kleinen nackten Geschöpfe liegen auf kalten Steinen und dauern Einen wirklich. Die Gruppe der Priester und Chorknaben ist nicht gelungen. Die Erscheinung selbst ist prächtig, obschon sie nicht, wie in den Verzückungen der Heiligen, recht eigentlich Bezug auf den übrigen Theil des Gemäldes hat; denn außer dem Beschauer sieht sie Niemand. Dieses neue Werk Signol's hat in vieler Hinsicht große Aehnlichkeit mit einer andern mystischen Allegorie, welche dieser junge Künstler aus Rom im Jahr 1835 auf die Ausstellung schickte und welches wir in diesen Blättern besprochen haben; es stellte die Religion am Grabe Christi vor. Sein Todter von diesem Jahre liegt ganz eben so auf dem Todtenbett, wie der Erlöser in seinem Grabe von Golgatha ausgestreckt lag, und seine Religion, eine weibliche Gestalt, in ein langes weißes Gewand gekleidet, hat auf beiden Bildern denselben frommen, engelsreinen Charakter. Es läßt sich nicht läugnen, daß dieses Gemälde ein Werk von wahrhaft kirchlichem Style ist und ganz geeignet, Andacht und heilige Sammlung in dem Beschauer zu erwecken. Hierzu wirkt schon die ernste, große Ruhe in den Linien der Gruppen, dann aber auch das Milde, Sanfte und gleichsam Feierliche der gesammten Farbengebung, welche auf diesem lezteren Bilde zwar noch nicht ganz kräftig, aber doch ungleich besser ist, als auf dem erstgenannten. In der Austheilung der Farben für die Gruppen der Priester und der Leidtragenden wählte der Künstler dunkle und gebrochene Farben, welche, ohne geschwächt zu seyn, sich zu einer sanften Harmonie vereinigen; oben aber in lichter, blauer Luft, auf heitern Wolken schwebt der Erlöser, und auf eine erquickliche Art spielen die blauen Luftfarben in den strahlenden Glanz der Glorie über. Die Gestalt selbst würden wir nicht sowohl luftig und transparent finden, was überdies auch nicht einmal zu rühmen wäre, sondern der Körper und das herabfallende, weiße, nebenbei gesagt untraditionelle, Gewand Christi ist vielmehr rings umher angeleuchtet, und das Ganze schwimmt gleichsam in einem milden Lichte. So viel ist gewiß, daß dieses Bild Signols einen sichtbaren Fortschritt des Künstlers beurkundet und die Hoffnungen rechtfertigt, welche sein erstes Auftreten erweckte.

Ganz in altchristlicher Weise, wenn auch nicht in altchristlichem Geiste, hat Paul Delaroche seine heilige Cäcilie gemalt. Um in der Behandlung dieses Gegenstandes alle Erinnerungen an Rafael und Dominichino zu vermeiden, welche beide vor ihm denselben Gegenstand gewählt, und um doch nicht den Traditionen der alten Meister untreu zu werden, hat Delaroche die Zeit und Manier der ersten florentinischen Maler zum Muster genommen. Die Heilige sizt in einem antiken Sessel und spielt mit der rechten Hand auf einer kleinen Orgel, welche zwei knieende Engel mit langen weißen Flügeln ihr hinhalten; die Linke hängt über die Stuhllehne herunter und scheint von der Anstrengung auszuruhen; diese Hand ist wunderbar schön. Die Heilige schlägt die Augen gen Himmel auf, ihre Physiognomie trägt den Charakter himmlischer Entzückung und Sanftmuth; ihre Züge sind äußerst lieblich; es ist Schade, daß wir nur drei Viertel ihres holden Angesichts schauen. Das Stück, welches die Heilige improvisirt, muß sehr fromm seyn und zum Herzen sprechen; das scheinen wenigstens die beiden Engel anzudeuten, welche ihr zuhören und kaum die Thränen zurückhalten können. Das Ganze ist mit unendlicher Grazie und Delicatesse gemalt. Der Engel mit dem violettfarbigen Kleide gleicht auffallend der heiligen Cäcilie. Ueber das Ganze hat der Künstler das hellste Licht ausgegossen; der Hintergrund ist so klar und lebhaft als der Vordergrund; es befindet sich auch nicht der geringste Schlagschatten auf dem Bilde. Wir gestehen offen, der religiöse Glaube hat bei der Ausführug dieser Composition nicht den Vorsitz gehabt; das Gemälde Delaroche's ist als christliches Kunstwerk nicht frei von Coquetterie, aber Jedermann findet es „hübsch" und wir dürfen dem Maler den Ruhm nicht absprechen, daß er durch den freundlichen Charakter, welchen er der heiligen Cäcilie geliehen, selbst viele seiner Feinde entwaffnet.

Die Composition Bezard's, der Engel und das Kind betitelt, deren Gegenstand einer Elegie des Bäckers und Naturdichters Reboul entlehnt ist, erinnert ebenfalls, wie die von Delaroche, an den Styl der alten florentinischen Malerschule. Leider sind die Farben zu neu und frisch, so daß das Ganze wie ein starker Anachronismus aussieht. Der Gedanke des Bildes ist übrigens äußerst zart, die Anordnung verdient Lob und die Details sind mit Glück und Geschmack behandelt. Bezard hat außerdem noch eine größere Composition ausgestellt, welche, als Allegorie, sich auch an die symbolische Malerei anschließt. Im Katalog steht das Gemälde also angegeben: „Das Geschlecht der Bösen herrscht auf Erden, nachdem es die göttliche Gerechtigkeit von derselben verjagt hat." Dieser Gegenstand ist nicht recht klar und die Behandlung desselben ist es noch weniger; ohne die Erklärung des Katalogs würde das Gemälde für Jedermann ein Räthsel bleiben; die Arbeit daran ist nicht ohne Verdienst. In jener verworrenen Menge, wo Gewaltthätigkeit, Hinterlist, Raubgier und alle Schandthaten der Bösen sich tummeln, sieht man einzelne gute Gruppen und Figuren.

Den alten Meistern des vierzehnten Jahrhunderts nachgeahmt ist ferner das Gemälde von Rivoulon, der

heilige Martin von Tours, wie er unter einem der Stadtthore von Amiens seinen Mantel zerschneidet und die Hälfte davon einem Armen mittheilt. Um den Hauptgegenstand herum sind in dem Rahmen selbst noch mehrere Begebenheiten aus dem Leben des Heiligen ausgeführt; überall stoßen wir auf ganz hübsche Einzelheiten, welche aber doch die etwas prätentiöse Nachahmung alter Bilder keineswegs rechtfertigen. Offenbare Nachahmungen sind ferner: „der Tod des heiligen Joseph" von Demoussy, welches ein Rembrandt ohne Licht ist; die „Mutter Gottes mit dem Kinde" von Delaval, nach Mignard, und ein „Christus unter den Kindern" von Robert Fleury, nach Scheffer; endlich „die Juden in der Gefangenschaft zu Babylon" von Romain Cazes, nach Lehmann.

Dieser junge Künstler, welcher gestern noch Schüler war, ist heute schon Meister und macht schon Schule; Cazes ahmt ihm in jeder Hinsicht nach, sogar in der etwas sonderbaren Art und Weise, wie man den Namen auf die Leinwand schreibt. Lehmann machte sich vor zwei Jahren zuerst durch seine „Abreise des jungen Tobias aus dem älterlichen Hause" bekannt, welches Gemälde im Salon von 1835 allgemeine Lobsprüche und einstimmigen Beifall erntete. Diese unerwartete Aufmunterung von Seiten des nachsichtigen Publikums und der sonst unbarmherzigen Kritik, welche beim Erscheinen seines ersten Werkes vom Aufgang eines neuen Sternes sprach, hat den jungen Maler erdrückt, oder vielmehr in eine Lufthöhe versezt, wo er nicht mehr frei athmen kann. Die „Tochter Jephta's," sein zweites Bild, stand bereits hinsichtlich der Schönheit, Einfachheit und Grazie weit hinter dem ersten zurück. Die Composition im Ganzen, der Geschmack in der Zeichnung, die Farbengebung, die Disposition der Figuren, die Wahl des Beiwerks, kurz Alles, selbst die Form des Rahmens und die Art und Weise, wie der Künstler seinen Namen innerhalb des goldenen Saums eines Kleides angebracht, das Alles, sage ich, verrieth ganz deutlich das Streben nach Effect und den prätentiösen Versuch, durch den Aufwand kleiner Mittel Großes zu erreichen, durch Nachahmung den Anschein von Originalität zu gewinnen und durch kalkulirte Berechnung den Charakter von Naivetät herauszubringen. Auf dem Lehmann'schen Bilde des diesjährigen Salons, die Heirath des Tobias darstellend, finden wir so ziemlich dieselben Personagen, wie auf der Abreise des Tobias; außer dem jungen Manne, dem Engel, dem Vater und der Mutter, sehen wir diesmal noch die Braut. Der Maler hat nämlich den Augenblick dargestellt, wo Raguel die Hand seiner Tochter Sarah nimmt, sie Tobias in die Hand schlägt und spricht: „Ich gebe sie dir nach dem Gesetz Mose; der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs sey mit Euch und helfe Euch zusammen und gebe seinen Segen reichlich über Euch." Die Scene geht unter einer Palmlaube vor, die einzelnen Theile derselben sind jedoch ohne allen Zusammenhang. Die Züge des alten Tobias tragen keinen Ausdruck frommen, patriarchalischen Charakters; der junge Tobias, der sich, ich weiß nicht warum, an den Stamm eines Palmbaumes lehnt, hat ein weibisches, einfältiges Gesicht; der Engel steht wie eine Salzsäule daneben, ganz unbekümmert um das, was in seiner Gegenwart vorgeht; die Mutter Hanna verbirgt ihr Gesicht und Sarah wendet den Kopf weg, indem sie dem Vater ihre Hand entgegenstreckt. Dieser Kopf hat ganz dieselben Fehler, wie alle die weiblichen Köpfe der Tochter Jephta's; er ist zweimal so lang als breit; die Augen sind so groß, daß sie beinahe die ganze Breite der Stirn einnehmen, so daß die Nasenwurzel kaum zwischen ihnen Platz finden kann; die Arme Sarah's sind rund und an der Handwurzel kurz abgeschnitten. Die Draperien brechen sich in geraden, steifen Falten; die Farbentöne sind rauh, undurchsichtig, eher neben einander hingekleckst, als in einander verschmolzen; die Carnation ist hart und polirt, wie Elfenbein, nach Art des van der Werfft; die Gebirge im Hintergrunde scheinen aus Thonerde zusammengeknetet, der Himmel kann in Holland nicht trüber seyn, — das Alles, dünkt mich, ist mehr als hinreichend, um unsere Anklage von Manierirtheit zu rechtfertigen. Deßwegen wollen wir aber doch „die Heirath des Tobias" nicht für das Werk eines Schülers ausgeben, der weder zu zeichnen, noch zu malen und zu erfinden weiß; sondern wir halten diese Composition für das Werk eines jungen Künstlers von Talent, Geschmack, Kenntnissen und Anlagen, der in fernen Regionen sucht, was er unter der Hand hat, und der sich viel besser stehen würde, wenn er weniger Prätentionen machte und sich von seinem Stolze nicht zu Irrthümern verleiten ließe, die sein Talent unfehlbar in den Abgrund des Verderbens führen werden. Dies Bild ist troz seiner vielen Mängel dennoch keine von den gewöhnlichen Productionen, welche auch nicht die mindeste Spur von Theilnahme in dem Gemüth des Beschauers erwecken; es will betrachtet und geprüft seyn. Alles, was der Künstler hat hineinlegen wollen: Einfachheit, Ruhe und patriarchalische Sittenreinheit, ist nicht darin; aber ohne es zu ahnen, hat Lehmann ein richtiges Gefühl der Form, die selbst durch die systematischen Uebertreibungen der Zeichnung hindurchblickt; endlich trägt das Ganze jenen unbeschreiblichen Reiz, den jeder Künstler von Talent über sein Werk verbreitet, selbst wenn er eine falsche Richtung eingeschlagen hat. Das tröstet uns Etwas über die Zukunft eines angehenden Künstlers, den die Natur mit schönen Anlagen ausgestattet, und den wir für stark genug halten, um ihm auch einmal die nackte Wahrheit sagen zu dürfen.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 123.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 24. Mai 1837.

> Es ist nichts in der Haut,
> Was nicht im Knochen ist.
> Vor schlechtem Gebild jedem graut,
> Das ein Augenschmerz ihm ist.
>
> Goethe.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Den Beweis für diese, die hiesigen Künstler hart anklagenden Behauptungen kann ich durch die Mehrzahl der in Rede stehenden, von der Civilliste bestellten Bilder führen; den meisten sieht man die Unlust und Flüchtigkeit, die Stiefväterlichkeit, mit welcher der Künstler sie behandelt hat, gar zu deutlich an. Das Museum wird also — vorausgesezt, daß die andern Bilder desselben, die ich nicht gesehen habe, nicht besser sind — nicht sowohl als Sammlung von *Kunstwerken*, sondern nur als Sammlung von Darstellungen historisch bedeutender Momente und Menschen gelten können. Ueber die dann — wenn der Kunstwerth wegfällt — wohl zu fordernde historische Treue habe ich schon oben geredet; wo sie möglich war, ist sie gewiß beachtet, aber wie ist sie bei Schlachtbildern, und sie bilden die Mehrzahl, möglich? Ich glaube deßhalb am Ende, man hat gar nicht viel auf dieselbe gehalten, wofür auch die Phantasieporträts Zeugen sind.

Was nun endlich die *Bedeutung* der gewählten Sujets *für die Geschichte* betrifft, so läßt sich ohne tiefe Forschungen und Untersuchungen von keinem historischen Ereigniß sagen, daß es unbedeutend oder unwichtig sey; von solchen Untersuchungen über die gewählten Sujets werden Sie mich indeß wohl gern dispensiren. Ein großer Theil der dargestellten Momente ist nun eben nicht das, was man gewöhnlich historisch-bedeutend nennt, ausgezeichnet durch ein Epoche machendes Ereigniß. Die Auswahl mag sehr schwer gewesen seyn, jene markanten Ereignisse sind oder scheinen oft unmalerisch, oder auch geben sie oft zu unangenehmen Ideenverbindungen Veranlassung. Diesem lezteren Umstande ist es vielleicht zuzuschreiben, daß aus der *Militär*geschichte der ersten Revolution eine Masse Bilder vorhanden ist, während aus der viel wichtigeren innern Geschichte, der Geschichte der eigentlichen Revolution, Darstellungen fehlen. Das erklärt sich wohl durch den ganz natürlichen Widerwillen des Bestellers dieser Bilder gegen jene inneren Revolutionshändel und seine Vorliebe für die Schlachten jener Zeit, die persönliche Erinnerungen enthalten, welche oft und breit genug geltend gemacht worden sind.

Wie ich mehrfach schon erwähnt, stellen die meisten dieser Bilder *Schlachten* vor, d. h. *Siege* der Franzosen. Frankreichs Geschichte ist an solchen sehr reich von den ältesten Tagen an bis auf die neueste Zeit (*exklusive*). Militärgeschichte und Landesgeschichte sind nicht immer ein und dasselbe, und jedenfalls sind diese Schlachten für die erste interessanter als für die zweite. Ich will einige der Hauptbilder nennen; über den Kunstwerth der einzelnen brauche ich mich, bei den meisten wenigstens, nicht

in Details einzulassen; ich beziehe mich auf das oben im Allgemeinen darüber Gesagte.

A. Scheffer: Schlacht bei Tolbiac im Jahre 496. Clovis — auf einem durchaus modernen Pferde — ruft, als sein Heer weicht, den Gott der Christen an. Lebensgroß, unbedeutend. — Schnetz: Schlacht unter den Mauern von Paris im Jahre 886. Die Normannen stürmen die Stadt, Graf Eudes macht einen Ausfall und treibt sie zurück. Lebensgroß, unbedeutend. — Eugen Delacroix: Schlacht bei Taillebourg im Jahre 1242. Sieg des heiligen Ludwig über die Engländer. Lebensgroß, unbedeutend. Diese beiden Epitheta: „lebensgroß und unbedeutend,“ kann man nun noch auf viele der bestellten Bilder anwenden, ich will Sie aber nicht damit ermüden. Das Bild von Delacroix ist, wie ich glaube, sogar noch mehr oder weniger als unbedeutend, nämlich bedeutend schlecht. Und Eugen Delacroix gilt als einer der Coryphäen französischer Kunst!

Ich habe von Delacroix noch ein paar Bilder gesehen, die in der Sammlung des Luxemburg sind; diese sind, obgleich um vieles besser als dieses Schlachtbild, doch auch nicht so ausgezeichnet, als ich, des Künstlers Ruf zufolge, erwarten mußte. Woher nun dieser große Ruf? — Man darf sich hier in Paris über den Ruhm eines Künstlers nicht wundern und nie erstaunen, wenn seine Leistungen in keinem Verhältniß mit seiner Renommee stehen; mit Geld und Bekanntschaften kann man sich hier leicht den Ruf eines großen Künstlers verschaffen, denn die Presse ist über die Maßen feil und gibt sich zu Allem her, und das große Publikum kann nicht prüfen, sondern glaubt treuherzig, ein Bild sey vortrefflich und ein Künstler ausgezeichnet, wenn es ihm hundert und aber hundert Journale versichern. (Umgekehrt, dem Publikum ein Kunstwerk zu verleiden, das es einmal liebgewonnen hat, gelingt der Presse nicht so leicht). Auf diese Weise, durch die Journale, ist hier schon manche literarische und künstlerische Renommee gemacht worden, und hat sich dann auch wohl einige Jahre gehalten, und länger hält so leicht hier keine Renommee, selbst die echte nicht; man hat sie dann vergessen, wie man hier Alles bald vergißt. — Wenn man die Schlacht des heil. Ludwig mit dem Ruhme Delacroix's zusammenhält, könnte man nun meinen, dieser Ruhm sey auch ein künstlich gemachter. Beinahe hätte ich das auch geglaubt, namentlich als kurz vor Eröffnung des Salons in einem vielgelesenen Journale ein langer, ausführlicher, enthusiastisch-panegyrischer Artikel über Delacroix erschien, worin derselbe über alle Künstler neuerer Zeit und nur den allergrößten vergangener Jahrhunderte gleich, seiner Vielseitigkeit wegen aber selbst über diese gestellt wurde. Kurz darauf ward der Salon eröffnet, und über das enorm große Bild von Delacroix erscholl nur eine und sehr laute Stimme der Verdammung, gegen die mehrere Journale vergebens anzukämpfen suchten. Jenes Blatt nun, das über den Salon zu berichten hatte und doch nicht unbedingt loben konnte, zog sich mit einer echt französischen Wendung heraus und sagte, der frühere Artikel habe so sehr alles von Delacroix reichlich verdiente Lob erschöpft, daß ihm, dem jetzigen Berichterstatter, bei einer Kritik dieses Künstlers nur das unangenehme Geschäft der Ausnahmen und Restriktionen übrig bliebe; nun ward auch ein leiser Tadel versucht, der aber dann gleich wieder durch enormes Lob ersäuft wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Vision Swedenborgs.

(Fortsetzung.)

Als Emanuel Swedenborg im Jahr 1746 Schweden verließ, um in England eine seiner Abhandlungen drucken zu lassen, blieb in Gothenburg eine Dame zurück, die mit ihm in der vertrautesten Freundschaft lebte, in jenem Seelenbunde, der allein den Anforderungen des schwärmerischen Propheten genügte. Der Baron Silverhielm, ein Verwandter Swedenborgs, hat uns ein anziehendes Bild von dieser Frau hinterlassen. Er beschreibt sie weder als sehr jung noch als sehr schön, aber über ihr ganzes Wesen war jener Zauber ausgegossen, der den zartesten und bleibendsten Reiz einer edlen Weiblichkeit ausmacht. Ihre Gestalt war groß und schlank, ihr Gesicht blaß und leidend, aber von der innern Heiterkeit einer gesunden Seele durchleuchtet. Jedes ihrer Worte, jede ihrer Mienen gab Zeugniß von der Reinheit ihres Gedankens. Sie konnte eben so innig fühlen als klar denken; keine Spur von Fanatismus oder mystischer Schwärmerei haftete an dem ungetrübten Spiegel dieses reinen Bewußtseyns. Und dennoch war sie die Freundin Swedenborgs, die Vertraute eines Geistersehers, die Theilhaberin der Geheimnisse des phantastischen Schwärmers, wie ihn die Welt nannte. Das war das Mysteriöse im Charakter der edlen Gräfin. Wir dürfen darüber nicht vorschnell aburtheilen: die klarsten und verständigsten Seelen haben oft einen geheimnißvollen Gottesdienst, in dessen Heiligthum sie die Welt nie blicken lassen; ein solcher Gottesdienst war vielleicht die Liebe der Gräfin zu unserm Seher. Lüften wir den Schleier nicht! Gewiß aber scheint es, daß es hier die Geister waren, die sich liebten, denn wie wir gleich hören werden, war der Zwischenraum von hundert Meilen, der die Körper trennte, kein Hinderniß für die Zusammenkünfte, die diese Liebenden hielten.

Der Name der Gräfin ist nicht bestimmt genannt; gewiß war es einer jener altschwedischen Namen, die sich alle auf kron, hielm oder sparre, flycht und

stjerna endigen und gewöhnlich mit Adler, Löwe oder König anfangen, und die fast alle einen so prächtigen Klang haben, als verdienten sie alle die Träger alter, großer geschichtlicher Erinnerungen zu seyn. Auch kann ihr Taufname kaum anders gewesen seyn als Ulrike Eleonore, zwei Namen, in die sich ein stolzer, melancholischer Klang mischt und die fast mit Bestimmtheit eine Person bezeichnen, die bleich, von hoher Gestalt, schwarzem Haar und edlem, obwohl etwas kaltem Anstande ist. Und gerade so erschien die Gräfin dem, der sie zum ersten Mal sah in ihrem einsamen Pallast zu Gothenburg, ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Gesellschaft, nur von den Bildern ihrer Ahnen umgeben, die eben so stolz, eben so schweigend und mit eben so viel Selbstbewußtseyn und Sicherheit als sie selbst aus den goldnen Rahmen niederschauten, mit denen die hohen Säle geschmückt waren. Der Schwarm einer ausgedehnten Dienerschaft hielt sich in weiter Entfernung, um die Ruhe und Abgeschiedenheit der Gebieterin nicht zu stören. Aber wozu diese Ruhe, diese Abgeschiedenheit? Vielleicht um über die seltsamen Entdeckungen ihres Freundes zu grübeln, von denen die Engel ihm täglich neue zukommen ließen? In jenem kleinen Saale, in den das Licht getrübt durch dunkelblaue Vorhänge einfällt, wo weiche Teppiche jedes Geräusch, selbst das ein knisternder Seidenschuh hervorbringt, fern halten, wo keine Uhr ihre leisen Zeitmaßschläge austönen läßt, vielleicht in diesem mysteriösen Saale, auf jenem Kanapee von weißem Atlas, mit silbernen Sternen gestickt, saßen der Geisterseher und die Gräfin, und er erzählte ihr mit verhaltenem Athem, mit jener leisen Prophetenstimme, die den geheimsten Nerv zu treffen weiß, von seinen Reisen auf die Planeten, von den Geschöpfen auf dem Uranus und Saturn, von den Bewohnern des Mondes, die er klein wie Kinder von sechs Jahren gefunden, und die Gräfin kann ein kleines, weltliches Lächeln nicht verbergen, als ihr der Freund von den Pallästen des himmlischen Jerusalems erzählt, die von Edelsteinen und Perlen schimmern und mit redenden Blumen umgeben sind. Aber sie lächelt nicht, da er von den Engeln spricht, wie sie alle einst Menschen waren und menschlich noch an dem Geschicke Theil nehmen, das hier unten die Herzen trifft. Diese Lehre ist zu schön und tröstend, als daß der Busen einer Frau sie von sich weisen sollte. Es ist so rührend, eine geliebte Seele auch in jenen Wohnungen des ewigen Friedens um uns beschäftigt zu wissen, besorgt um jeden unserer Schritte und glühend von dem Wunsche getrieben, die noch im Dunkeln kämpfende Schwesterseele durch ihr Mitwirken zum Licht hinauf zu lenken. Das Bild eines Engels, wie es uns die heiligen Bücher und mit ihnen die glänzendsten Epopeen der Dichter geben, zeigt uns einen Boten der Allmacht, schön, prächtig, ohne eigenen Willen, ohne den mindesten Beweggrund eigener Theilnahme streng die Gebote des Herrn vollziehend. Einem solchen Geiste liegt das Geschick des Menschen zu fern; nur mit geheimem Unwillen entfaltet er den kostbaren Schmuck seiner reinen Flügel, um ihn in das wogende Meer der unreinen, qualmenden Dämpfe der Erde zu tauchen, einer Erde, die er nie gekannt, auf der er nie selbst gelitten und geweint, auf der kein Herz schlägt, das zu brechen oder zu trösten er eigenen Antrieb fühlte. Unerbittlich und gefühllos wie sein Flammenschwert ist auch der Engel, der das unglückliche Elternpaar aus dem Paradiese treibt, um ihnen eine kalte, düstere Erde zum Wohnplatz anzuweisen. Swedenborg war mit diesen Engeln gar nicht zufrieden. Er fand, daß, wenn es die höchste Weisheit für nöthig achtete, Botschaften an die Sterblichen zu bestellen, diese Botschaften am sichersten in den Händen der Liebe ruhten, und wo war eine vorsorgendere, zartere Liebe zu finden, als in dem Busen eines Wesens, das selbst einst geliebt und gelitten hatte? Er ging also mit raschen Händen daran, den lieben Herrgott von einer lästigen Schaar gefühllos disciplinirter Sklaven zu befreien, um ihm dagegen eine Art gemüthlichen Haushalts zu geben, der nach sanftern, geläutertern Begriffen sich besser dazu eignete, Vollstrecker seines Willens zu seyn. Diese Engel Swedenborgs sind Seelen verstorbener Menschen. Diese neuen Engel, diese Engel aus seiner Fabrik stellte er nun der Gräfin Ulrike Eleonore vor, und vielleicht erlaubte er sich dabei die Anspielung, wie ihm diese Lehre besonders gefalle, da er jezt gleichsam der einstigen Versorgung seiner schönen Freundin gewiß seyn könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Mai.

Gutenbergs Denkmal.

In diesem Augenblicke langt Gutenbergs Statue, in Crozatiers Werkstätte meisterhaft gegossen, aus Paris hier an. Die Leute sind hoch erfreut, daß endlich das lang ersehnte, für Mainz so bedeutungsvolle Denkmal sich in unsern Mauern befindet, und daß nun Hoffnung da ist, dasselbe in einigen Monaten auf dem Gutenbergsplaze prangen zu sehen. Der Termin zur Inauguration mußte indessen abermals um zwei Monate verschoben werden (auf den 25sten August), weil das Piedestal immer noch nicht vollendet ist. Im Ganzen war dieser Aufschub willkommen, einmal, weil man dadurch mehr Zeit für die Vorkehrungen zu den Festlichkeiten gewann, und dann, weil im August sich wohl doppelt so viele Fremden in unserer Stadt befinden, als im Juni, wo kaum noch die Saison in unsern nachbarlichen Taunusbädern begonnen hat. — In Betreff der Statue hat der berühmte Professor David der Gutenbergscommission, welche ihn um sein Gutachten über die Crozatiersche Arbeit bat, wohlwollend Folgendes geantwortet: „Herr Präsident, um dem Vertrauen zu entsprechen, womit Sie mich zu beehren die Güte hatten, habe ich mich beeilt, die von

Thorwaldsen modellirte und von Crozatier in Erz gegossene Statue Gutenbergs zu besichtigen. Ich schäze mich glücklich, dem Talente dieses geschickten Gießers das gerechte Lob ertheilen und bestätigen zu können, daß er sich in diesem Werke seines Rufs würdig bewiesen, und mit seltenem Glücke und mit der größten Treue die Schöpfung des berühmten Meisters in Erz nachgebildet, und ihr so Festigkeit und Dauer für eine lange Zukunft gegeben hat. Wenn andere Künstler von der Ciselirung Gebrauch machen, welche dem Bildwerke eine Glätte gibt, die dem Auge schmeichelt, durch welche aber, wenn sie einem unerfahrenen Arbeiter anvertraut wird, die Form des Modells wesentlichen Abänderungen ausgesezt ist, so verschmäht Crozatier diese Behandlungsweise, und gerade dieses gibt seinen Arbeiten in den Augen der Künstler den großen Vorzug, der sich in der Statue von Gutenberg, welche der reinste Abdruck des Modells ist, so glänzend bewährt u. s. w." Wenn einer der größten jezt lebenden Meister der Bildhauerkunst in dieser Weise von dem Monumente spricht, so müssen wohl alle andern, tadelnden Stimmen verstummen. Professor Regnier (Professeur des humanités am College de St. Louis) in Paris schreibt uns unter andern Folgendes: „Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr ich bei meiner lezten Anwesenheit in der Werkstätte Crozatiers von diesem Meisterwerke ergriffen wurde. Es ist unmöglich, etwas Vollkommeneres zu liefern. Besonders ist der Kopf der Statue bewundernswürdig, in welchem der hohe Geist des großen Mainzers und die ganze Zukunft seiner Erfindung so kräftig ausgeprägt ist." Daß solche Urtheile unsere Bevölkerung in Wonne versetzten, läßt sich denken. Die Mainzer brachten große Opfer für dieses patriotische Unternehmen, und sie brachten sie gerne; dafür war es aber auch ihr einziger Wunsch, dem unsterblichen Sohne unserer Stadt das würdigste Monument zu sezen, und dieser Wunsch ist nun erfüllt.

London, Mai.

(Fortsezung.)

Prinzessin Victoria.

Der Eifer der Tories hatte noch nicht Zeit gehabt, sich abzukühlen, als eine, die nahe Einrichtung des Hofstaates der Prinzessin Victoria betreffende Kunde sie mit neuer Besorgniß überschüttete. Es verlautete, Lord Durham, der englische Gesandte am russischen Hofe, sey im Begriff, St. Petersburg zu verlassen und nach England zurückzukehren, um, der Absicht der Herzogin von Kent gemäß, bei der bevorstehenden Volljährigkeit ihrer erlauchten Tochter an die Spize ihres Hofstaates zu treten. Wie da die Tories schäumten! Nun, es war auch kein Spaß für sie. Ihre schlimmste Furcht muß sich verwirklichen, wenn Lord Durham das Vertrauen der Prinzessin Victoria, den Vorsiz in deren Rathe gewinnt, er, der kluge Hofmann, der gewandte Diplomat, der Mann von Kenntniß Geist und Talent, der entschiedene Whig, der — in Einem Worte Alles, was die Tories zur Verzweiflung treiben kann — der erklärte Anhänger Daniel O'Connells. „Das engste Band der Natur, riefen sie, mag die Prinzessin ferner wie jezt an ihre Mutter knüpfen, das engste Band der Politik verknüpft sie mit dem Könige. Seinem und seinem Ermessen allein ist es anheimgegeben, Form und Umfang ihres künftigen Hofstaats zu bestimmen, den Betrag ihres Jahrgeldes durch seine Minister dem Parlamente vorschlagen zu lassen und, ohne Befragung der Minister oder des Parlaments, die Personen zu ernennen, welche ihren Hof bilden sollen. Die Herzogin von Kent hat weder bis zum 24sten Mai, noch nachher auch nur einen Schatten von Recht, sich in das Geringste zu mischen, was den Hofstaat der Prinzessin Victoria betrifft." — Man brauchte nur das tägliche Hofcirkular zu überblicken, um es auffallend zu finden, daß, je näher die Prinzessin Victoria dem Tage ihrer Mündigkeit kam, sie und ihre Mutter mehr und mehr aus der unmittelbaren Nähe des Königs und der Königin verschwanden, ja, bloß bei Haupt- und Staatsactionen, wo ihr Außenbleiben ein zu grober Verstoß gegen die Etikette gewesen seyn würde, den Hof mit ihrer Gegenwart schmückten. Desto mehr zeigten sie sich öffentlich, desto zahlreicher wurden ihre Soiréen, und es war nicht zu leugnen, daß, wenn die Herzogin von Kent nicht die Absicht hegte, sich und ihre Tochter populär zu machen, sich eine Partei zu bilden und Kensingtonpallast — den Ort ihres Aufenthalts in London — dem St. Jamespallaste gegenüberzustellen, ihr ganzes Thun einer solchen Absicht täuschend ähnlich sah. Aber ein Ereigniß der jüngsten Zeit sezt es fast außer Zweifel, daß die Herzogin eine solche Absicht hegt, und sich sogar nicht scheut, nöthigenfalls die äußere Achtung gegen König Wilhelm zu verlezen. Es ist bekannt, daß König Wilhelm aus einer Verbindung, welche die Kirche nicht einmal zur linken Hand geheiligt hat, eine zahlreiche Familie besizt. Die männlichen Glieder derselben führen deßhalb vor ihren Namen den üblichen Zusaz Fiz und die weiblichen sind adlig vermählt, diese aber wie jene stehen hoch in der Liebe ihres Vaters und somit hoch in der Achtung seines Hofes. Man behauptet, die Herzogin von Kent habe in dieser Beziehung stets mit abweichender Strenge geurtheilt und erklärt, in ihren Augen sey Sittenreinheit des Hofes unerläßliche Pflicht des Regenten, und der Wunsch, der Prinzessin gleiches Sittlichkeitsgefühl einzuprägen und sie für das zu erziehen, was sie eines Tages seyn soll, Musterbild weiblicher Tugend, sey einer der vornehmsten Gründe gewesen, warum sie sich vom Hofe abgesondert. Nun geschah es, daß die älteste jener Königstöchter, der Liebling ihres Vaters, die Gemahlin des im Jahr 1835 zum Lord de l'Isle and Dudley creirten, ursprünglichen Sir Philipp Charles Sidney, am 10ten April im Kensingtonpallaste verstarb, wo sie das einträgliche und durchaus geschäftslose Amt einer Oberaufseherin bekleidete. Der König ehrte den Tod seiner Tochter und bezeugte den Schmerz des Vaters, indem er sein, für den nächstfolgenden Tag angeseztes Lever und mehrere, für die laufende Woche angeordnete Gastmahle aufhob. Die Königin gab einen öffentlichen Beweis der Achtung für die Gestorbene und für den Schmerz ihres königlichen Gemahls, indem sie einen anberaumten Galatag um eine volle Woche verlegte, und selbst der türkische Gesandte äußerte seine Theilnahme, indem er die lezte der drei Feten, mit denen er das Wiegenfest seines Herrschers beging, obschon zu derselben außer dem Lord Mayor keine öffentlichen Beamten, sondern bloß reiche Kaufleute und andere respektable Bürger eingeladen waren, acht Tage später hielt. Aber die Herzogin von Kent empfing am zweiten Abende nach dem Hintritte der Königstochter neben dem Gemache, in welchem jene im Tode schlummerte, eine zahlreiche Gesellschaft an ihrer Tafel, und war freundlich und lächelnd wie immer. Auch war es wohl seltsam und gewiß kein Zeichen von Achtung gegen den König, daß sämmtliche Minister sich unter den Gästen befanden, während, wenn ihr Außenbleiben eines Vorwandes bedurft hätte, sich ihnen solcher in einer, gerade an jenem Abend das Parlament beschäftigenden Debatte von hoher Wichtigkeit ungesucht geboten haben würde.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 52. Mittwoch, 24. Mai 1837.

Werke über Spanien und Portugal.

4) Spaniens Schicksale in der neuesten Zeit, von der Rückkehr Ferdinands VII. 1814 bis zur Einberufung der constituirenden Cortes. Von *r. Leipzig, Fest, 1836.

Alles Elend, das Napoleons Invasion über die Spanier verhängte, vergißt man über dem Heldenmuth des Volks, um so mehr, da ihn ein glücklicher Erfolg krönte. Spaniens Geschichte ist bis dahin tragisch, aber herzerfreuend und erhaben. Darum machen die folgenden Ereignisse einen um so unerfreulichern Eindruck. Man wird von der Höhe der Volksbegeisterung und des Freiheitskampfs so ganz unerwartet in die Niedrigkeit des Despotismus, der Intriguen, des Verraths hinabgezogen, daß man kaum begreift, wie eine solche Umwandlung möglich war.

Der ungenannte Verfasser hat die schwierige und unerquickliche Mühe nicht gescheut, die mit dem schwersten Fluch beladene Regierung der Neuzeit im Zusammenhange darzustellen und den Faden der Geschichte aus den verworrenen und widersprechenden Berichten zu entwirren. Er beschränkt sich übrigens auf einen allgemeinen Umriß, in einem mäßigen Bande. In die feinsten Details konnte er nicht überall eingehn, noch weniger Aktenstücke mittheilen, deren wichtigste, die diplomatischen, noch nicht zugänglich sind.

Ferdinand VII. hatte sich noch durch nichts bemerklich gemacht, als durch eine Verrätherei gegen seinen eignen Vater und durch seine Feigheit und Devotion gegenüber Napoleon. Während er sich zu allem hergab, was Napoleon von ihm verlangte, und ihm kriechend schmeichelte, rettete ihm sein Volk die Krone. Was that nun der König nach seiner Rückkehr? Er täuschte die Cortes, die alles für seine Rückkehr gethan, durch süße Worte, bis er unter der Geistlichkeit und dem Pöbel eines großen Anhangs versichert war und sogar die Armee (die den Cortes grollte, weil diese ihr den erforderlichen Sold nicht verschaffen konnte) durch trügliche Versprechungen. Dann hob er die Cortes auf, vernichtete alle Denkmäler der Freiheit, ließ der Statue der Nation auf offnem Platz förmlich den Kopf abschlagen, stellte alle aufgehobenen Klöster wieder her, deßgleichen die blutige Inquisition, unterwarf die jungen Officiere der Adelsprobe und schloß die bürgerlichen Helden davon aus, belohnte die berühmten Guerillaführer, die unsterbliche Thaten vollbracht und Jahre lang die äußersten Gefahren und Mühen für ihren König erduldet, mit einer bloßen Aussicht auf verächtliche Anstellungen in der wiederzuerrichtenden altmodischen Miliz.

Minas stolzes Herz empörte sich über so ungeheuern Undank, er mußte fliehen. Wer murrte, den traf das Henkerbeil, das hinfort unermüdet arbeitete und die edelsten Häupter des Volks als Opfer hinraffte. Im Jahr 1815 saßen 51,000 Patrioten gefangen, darunter viele der edelsten Frauen und Mädchen, die in Nonnenklöstern sogar körperlich mißhandelt wurden. Ein Priester, der von christlicher Milde zu predigen wagte, wurde auf eine wüste Insel verbannt, dort erst die christliche Lehre zu lernen. Porlier sammelte die Unzufriedenen, aber auch er erlag und ward erdrosselt. Da aber die Armee sich gänzlich in ihren Hoffnungen getäuscht sah, da sie vernachlässigt blieb, da der König alle Einkünfte des Landes auf die Kirche verwendete und in der Armee selbst eine quälende Polizei einführte, Verdächtigungen und Hinrichtungen der bravsten Soldaten, Zurücksetzungen ꝛc., so näherten sich die Militärs den alten Cortes wieder und bereuten ihren frühern unklugen Zwist. Die Folge war die Revolution von 1820. Was der König unter der Leitung der neuen Cortes that, war allerdings gezwungen; doch bezeichnet es seinen Charakter, daß er sich so tief vor den Freiheitsmännern demüthigte, so sehr heuchelte. Eine französische Armee gab ihm die absolute Gewalt zurück. Am 30. September erließ er noch ein Amnestiedekret; am 1. Oktober hob er schon alle Akte der bisherigen Regierung auf und am 4. folgte die Proscription aller Freisinnigen, im schreiendsten Widerspruch gegen das Dekret, das er erst fünf Tage zuvor erlassen. Auf einem 25 Fuß hohen Triumphwagen zog er in Madrid ein, von Menschen gezogen. Auf dem Triumphbogen stand die Inschrift: „flieht Alle, die dem König nicht treu waren.“ Die Errichtung der königlichen Freiwilligen wurde nun das große Mittel, die despotische Gewalt aufs Neue zu befestigen. Aus dem niedrigsten Pöbel gewählt, ausschließlich bewaffnet und von Pfaffen angeführt, übten diese Rotten durch das ganze Land unumschränkte Gewalt und mordeten oder plünderten Alle, die ihnen als Opfer bezeichnet wurden. Viele Tausende fanden nur in der Flucht ihre Rettung. Die Morde wurden zu Festen erhöht. Der König bewilligte eine bedeutende Summe, um Riegos Hinrichtung festlich zu begehn.

So wie der Sieg der absoluten Gewalt entschieden war, und die constitutionelle Partei gänzlich darniederlag, verlangte die Diplomatie, sogar Rußland, daß dem Morden Einhalt gethan werden möge, und der König, vor jeder stärkern Macht devot, gehorchte. Da sezte nun sein Bruder Don Carlos an der Spitze der Geistlichkeit und der königl. Freiwilligen mit dem Minister Calomarde und dem Trappisten das vom König verlassene System fort und trat mit dem König in Opposition, was um so natürlicher war, als der König schwer an der Gicht darniederlag. Der Zwiespalt unter den Siegern belebte die Hoffnung der Besiegten; Empecinado erhob sich, unterlag aber, und dieser berühmte Stifter des Guerillasystems, dem Ferdinand mehr als irgend Jemand seine Krone dankte, ward erdrosselt. Das Aufstreben der Liberalen hätte naturgemäß den Ultras von des Don Carlos Partei das Uebergewicht verschafft, da sich der König auf sie hätte stützen müssen; wenn nicht die vierte Heirath des alten gichtischen Königs alle Erwartungen durchkreuzt hätte. „Schon am 20. Juli erfuhr der Hof, daß die schöne, junge, lebenslustige Prinzessin Marie Christine von Neapel erwählt worden sey, welche in dem Rufe stand, schon im Wochenbette gewesen zu seyn. Gerade dies aber soll ihr eben Ferdinands Neigung erworben haben, der um jeden Preis noch einen Erben zeugen und so seinen gehaßten Bruder Don Carlos von der Erbschaft des Thrones ausschließen wollte. Die junge Gemahlin erlangte auf den an Geist und Körper gleich schwachen Gemahl einen Einfluß, wie ihn der Hof noch bei keiner der drei ersten gesehen hatte. Zwei Geliebten, die den König bisher gängelten, eine Pepa Malagurza, und die schöne Gemahlin des königlichen Günstlings Salcedon, mußten schnell entfernt werden. Bald verbreitete sich auch zum großen Verdrusse der apostolischen Partei, welche um jeden Preis diese Vermählung hatte hintertreiben wollen, die Kunde, daß die junge Königin schwanger sey, wo es denn an boshaften Gerüchten um so weniger fehlte, da die frühere Unfruchtbarkeit und die äußerst zerrüttete Gesundheit des Königs, der noch zwei Monate vor der Vermählung im Streit mit Don Carlos einen schweren Fall gethan hatte, Stoff genug hergab. Jedoch war der König so ganz von den Rosenfesseln der Liebe umwunden, daß er den wichtigsten Schritt that, welchen er je hätte wagen können. Er hob das salische Gesetz auf, welches die Frauen seines Regentenstammes von der Thronfolge ausschließt, so lange noch ein männlicher Erbe da ist. Er wollte auf solche Art den Bruder Don Carlos auch dann vom Throne ausschließen, wenn die Königin nicht von einem Prinzen, sondern einer Prinzessin entbunden würde.“ Dieser Schritt machte die Feindschaft zwischen Ferdinand und Don Carlos unversöhnlich. Die Liberalen bauten darauf ihre Hoffnung, Don Carlos aber benuzte die schwere Erkrankung des Königs, Posto zu fassen. Er ließ den bewußtlosen König die Zurücknahme der pragmatischen Sanction unterzeichnen, beseitigte die Königin durch furchtbare Drohungen und freute sich schon, Herr zu seyn. Da lebte der König wieder auf, erfuhr alles, und gerieth in so heftigen Zorn, daß er seinen Bruder verbannte und die mißhandelte Königin zur Regentin einsezte. Von nun an trat Mäßigung gegen die Liberalen ein, obgleich die Hoffnungen

derselben noch keineswegs erfüllt wurden. Endlich starb der König.

Ueber die nun folgende Regierung der Königin sagt der Verfasser kurz und gut: „Die lebenslustige Königin, welche als Regentin im Namen ihrer Tochter mit einem beigeordneten Regierungsconseil, Ferdinands lezter Anordnung gemäß, herrschen sollte, hatte nun die Wahl, im Sinne des Verstorbenen zu regieren, d. h. sich der apostolischen Partei in die Arme zu werfen und diese so dem Don Carlos abtrünnig zu machen, oder zu den Liberalen überzugehen. Das Erstere war selbst dem Verstorbenen nie gelungen, und um die leztere Partei offen zu ergreifen, fehlte es ihr an Muth; hiervon aber war nun eine Folge das unselige Schwanken zwischen Wollen und Nichtwollen, Gehen und Stehenbleiben, jenes widrige, zum Spott gewordene Juste Milieu, wie es seit dem Bürgerkönigthum in Frankreich aufgekommen, und wodurch bis jezt zwar der äußere Friede Europas, aber nichts gethan worden ist, was Vertrauen für die Zukunft einflößen könnte." Zu allen Uebeln dieses verwirrten Zustandes kam nun noch die gänzliche Erschöpfung der öffentlichen Kassen, die Cholera und der Aufstand der baskischen Provinzen, den Don Carlos benuzte. „Wenn Don Carlos nichts vorausgehabt hätte, so stand ihm doch der klare, feste Wille zur Seite, und ein gewisses Ziel vor Augen, in Madrid dagegen ging der Parteienkampf und das Spiel der Intrigue, das Wollen und Nichtwollen, das Geben mit der einen, das Nehmen mit der andern Hand ununterbrochen fort und lähmte im Verein mit der schrecklichen Finanznoth darum alle Kräfte, die zur schleunigen Unterdrückung des Carlistenaufstandes vonnöthen gewesen wären, obschon, indem sie immer vereinzelt und zersplittert in Bewegung gesezt wurden, viel größere Opfer dem Lande aufgebürdet wurden, als bei rascher, concentrirter Verwendung nöthig gewesen wäre."

Nach dem durch alle Ereignisse durchgehenden Gesetz des Gleichgewichts bemerken wir eine um so entschiedenere Hinneigung der Königin zu den Liberalen, so oft Don Carlos Vortheile erringt; daher die Aufhebung aller Klöster, eine Maßregel, die übrigens ihre naturnothwendigen Folgen haben muß, die über den Dynastiestreit hinaus dauern werden. Mit Recht bemerkt der Verfasser: „So steht nun jezt die Lage der Dinge, so weit sich nach den alle Tage widersprechenden Zeitungsberichten darüber urtheilen läßt, und keiner wagt es wohl, den Ausgang, welchen dies Schauspiel nehmen wird, zu bestimmen. Es zeigt sich nur, wohin der Despotismus führe: zur Anarchie; wohin die Bigotterie und der Aberglaube leitet: zur Verachtung des Ehrwürdigen, zum Unglauben. In Barcelona forderte man die Mönche auf, Messen für die im Kampfe gefallenen Stiere zu lesen! Sonst herrschte in Spanien immer erst der Priester, und dann kam der König als zweite Person. Er befahl, daß Alles zur Ohrenbeichte kommen sollte, und Alles kam. Solche unnatürliche Macht hat sich durch eine Verachtung und Verfolgung gerächt, welche um so heftiger ist, je anmaßender jene geübt wurde." Zwischen dem krassesten Jesuitismus und dem krassesten Voltairianismus in der Mitte wird Spanien noch lange Zeit brauchen, bis es beide Extreme überwindet, und würde sie brauchen, wenn auch nicht auswärtige Mächte dazu mitwirkten, Spaniens Wiedergeburt aufzuhalten.

5) Augustin Chaho, Reise in Navarra während des Aufstandes der Basken. Deutsch von L. v. Alvensleben. Mit dem Porträt Zumala-Carreguys. Grimma, Verlags-Comptoir, 1836.

Nicht im besten Styl geschrieben, aber reich an Schilderungen, die uns den Kriegsschauplatz in Spanien sehr lebendig vergegenwärtigen. Der Verfasser schreibt ein wenig emphatisch, altspanisch eitel, und vergißt nie, uns daran zu erinnern, daß er selbst die Ehre habe, ein Baske zu seyn. Er führt uns über Bayonne in die Berge dieses Volks, zeigt sie uns bei heitern Spielen, malt ihre fröhlichen Sitten und ergießt sich dann in das unbegrenzte Lob ihres Heldenmuths, wobei er auf ihre frühere Geschichte Rückblicke wirft. Endlich charakterisirt er auch den Boden und die Produkte des Landes. Seine Schilderungen sind oft sehr anziehend, z. B.: „In den malerischen Thälern Biscaya's und Guipuzkoa's staunt der Reisende, wenn er den Kopf erhebt, auf scheinbar unzugänglichen Höhen die Reihen der Arbeiter zu erblicken, die nach gleichem Takt sich bücken und aufrichten. Bei diesem Anblicke erkennt er das arbeitsame Volk des Occidents und staunt, daß junge Mädchen mit anmuthigem, zuweilen schwächlichem Wuchse und halb nackt den ganzen Tag lang diese anstrengende Arbeit aushalten können. Mit Sonnenuntergang endlich hört die Arbeit auf, die Reihen werden gebrochen und die Laïas zu Boden geworfen. Zugleich ertönen die heitern, gellenden Töne einer Pfeife, begleitet von der baskischen Trommel, und dieser Zauberklang verbannt besser als die Ruhe die Müdigkeit selbst bis zur Erinnerung. Die Gruppen beleben sich sogleich; junge Mädchen und Bursche geben sich die Hände und tanzen auf den Flächen der Felsgipfel leichte Ronden. In den Gesang der Jungfrauen mischen sich die lauten Stimmen der Bergbewohner, und oft hat die Nacht schon ihre Schatten in die Thäler hinabgesenkt, und die Tänzer verschwinden in der Dunkelheit, wenn das Tambourin und die Pfeife noch ihre Töne durch das Echo verkünden. — Einige Beobachtungen der Art haben wahrscheinlich die geistreiche Bemerkung Voltaire's veranlaßt, wo dieser die Basken mit einem einzigen Zuge

schildern wollte, indem er sie ein kleines Volk nennt, das auf den Höhen der Pyrenäen singt und tanzt. — Die Basken sind Seefahrer, vortreffliche Seeleute, und bei Gelegenheit gefährliche Korsaren. Wollte ich die Thätigkeit malen, würde ich als Vorwurf die Häfen Biscayas wählen. Ein Umstand, der den Reisenden auffällt, ist, daß die Frauen die Schiffe beladen und die Lastträger machen. Man würde sie mit einigem Schmerze schwere Lasten tragen sehen, wenn nicht ihr leichter Gang, ihr munteres, mit der größten Zungenfertigkeit geführtes Gespräch und ihr ausgelassenes Lachen verriethen, daß die Anstrengung sie nicht niederzudrücken vermag. Oft habe ich zwei junge Mädchen von schlankem Wuchse gesehen, welche, beide Hände auf die Hüften gestützt, auf ihren Köpfen denselben Ballen trugen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, und kokettirend neben einander mit leichten, abgemessenen Schritten hergingen. Der Tag endet mit Tänzen."

Aber seine Provinzial-Eitelkeit geht gar zu weit. Er will die Spanier nicht als seine Landsleute erkennen. Er behauptet den alten Nationalunterschied der Basken und ist so wüthend erbittert auf die Castilianer, daß er ihnen nichts von all ihrem alten Ruhme gönnt, sondern denselben für die Basken vindicirt: „Die Basken haben nicht nur die Mauren aus Spanien vertrieben, o Castilianer, sondern auch eure Provinzen zum Theil bevölkert, wie sie allmählig die Eroberung sicherten. Ihre Colonien erhielten sich dort frei und abgesondert, ehe sie mit eurer knechtischen Bevölkerung sich mischten, und man sieht aus den Briefen des Gil-Perez, daß verschiedene Stämme des Fürstenthums von Toledo, unter andern der von Valverde und Alcontras, noch im 16ten Jahrhundert den vardulischen oder guiruzkoischen Dialekt der baskischen Sprache redeten. Die Basken haben für euch die canarischen Inseln entdeckt; sie haben euch Amerika gezeigt, haben Christoph Columbus begleitet. Der Seefahrer Sebastian Cano, welcher zuerst die Welt umsegelte, und sein Gefährte Elorriaga, waren Beide Guipuzkoer. Peter von Navarra erwarb sich in euren italienischen Feldzügen den Beinamen des großen Capitains ꝛc." In Amerika selbst, sagt er, wurden die Basken sogleich Freunde der Indier und Feinde der Castilianer: „Weit entfernt, den Castilianern nachzuahmen, zeigten die Basken sich als Freunde der Indier, sie entfernten sich gegen dieselben nicht von der Menschlichkeit, deren göttliches Muster der tugendhafte Las Casas wurde. Der richtige Sinn unserer Bergbewohner trug den Sieg über die höllischen Einflüsterungen des religiösen Fanatismus davon. Die theologische Engherzigkeit der castilianischen Mönche, die unfruchtbare Spitzfindigkeit ihrer Rechthaberei und die tiefe Unwissenheit der Vandalen und Gothen, die ihren Fahnen folgten, konnten keinen Vergleich mit dem höheren Geiste der amerikanischen Civilisation und dem Reichthume ihrer künstlerischen Entwicklung aushalten." Die neue Freiheit des spanischen Amerikas muß unter diesem Gesichtspunkt nun ebenfalls lediglich als ein Werk der Basken erscheinen.

Dieses Stockbaskenthum ist übrigens charakteristisch genug, und der Verfasser spricht wahrscheinlich nur aus, was tausende seiner Landsleute denken. Aus der alten National-Eifersucht läßt sich die gegenwärtige Erbitterung im nördlichen Spanien vielleicht noch sicherer herleiten, als aus dem politischen Fanatismus.

Sternkunde.

Eine der schönsten Arbeiten im astronomischen Fache ist die

10) Mond-Karte von Beer und Mädler,

von der uns drei Blätter vorliegen (das Ganze besteht aus vier). Die Bearbeiter derselben, die früher schon eine sehr schätzbare Darstellung des Mars nach ihren eignen Beobachtungen herausgaben, haben das schwierige Werk mit außerordentlicher Genauigkeit und unsäglichem Fleiß ausgeführt. Bekanntlich ist die in Dresden begonnene sehr ausführliche Mondkarte nicht fortgesezt worden. Was Schröter in seinem selenotographischen Atlas geliefert, ist zwar bis jezt noch nicht wieder erreicht und eine der bewundernswürdigsten Leistungen des deutschen Fleißes; allein diese zahlreichen Blätter, die einzelne Gegenden des Mondes behandeln, ließen immer noch eine größere Mondkarte, auf der man das Ganze übersehen kann, zu wünschen übrig, da die alte Mercatorsche doch nicht mehr für das Bedürfniß unserer Zeiten ausreicht. Hier haben nun die Herren Beer und Mädler das Ihrige gethan, und wir können nur wünschen, daß auf dieselbe Weise wie diese Generalkarte, auch Specialkarten geliefert werden möchten. So vortrefflich nämlich die Karten Schröters sind, so können und müssen sie doch, seit es Fraunhofersche Fernröhre gibt, noch an Genauigkeit übertroffen werden, denn Schröters großes Instrument zeigte ihm zwar die Gegenstände auf dem Monde sehr ausgedehnt, aber keineswegs in der Schärfe, wie man sie schon durch geringere Instrumente von Fraunhofer sehen kann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 124.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 25. Mai 1837.

This must crave —
An if this be at all — the most strange story.
Shakespeare.
Tempest.

Eine Vision Swedenborgs.

(Fortsetzung.)

Es lag nichts Auffallendes darin, daß sich der Seher und die Gräfin über die Natur der Engel unterhielten, aber das konnte sonderbar erscheinen, daß sie diese Unterhaltungen jeden Abend regelmäßig in dem Saale des Pallastes zu Gothenburg auf demselben Sopha mit den silbernen Sternen fortsezten, obgleich Swedenborg in London an seinem Traktat über „das wahre Christenthum“ arbeitete und die Gräfin auf einem Hofball zu Stockholm sich langweilte. Ihre Geister, abgelöst von den Fesseln der Materie, gehüllt in ein Scheinbild ihres Körpers, fanden sich zusammen an dem vertrauten, bekannten Platz. Regelmäßig um dieselbe Stunde sah der alte Hausverwalter die Kerzen im Saal sich entzünden und den Baron und die Gräfin sich einfinden. Niemand wagte, diese Geisterunterhaltung zu stören, und nur sehr wenige wußten darum.

Plötzlich starb die Gräfin und die Unterhaltungen hatten nun ein Ende. Der Schmerz Swedenborgs war grenzenlos. Er schloß sich ein und war lange Zeit für seine vertrautesten Freunde selbst nicht sichtbar. Die Erde hatte sich gerächt; unwillig darüber, daß er sich immer nur mit dem Himmel beschäftigte, hatte sie ihm eine ihrer schönsten Gaben geraubt; sie ging daran, eine Form zu zerbrechen, die ihr vor tausend andern so glücklich gelungen war. Man braucht nicht Geisterseher zu seyn, um die Größe eines Schmerzes, wie er hier den armen Swedenborg traf, zu ermessen. Dennoch war der Verlust der irdischen Erscheinung seiner Freundin nicht der heftigste Schlag, der ihn traf; sein nagendster Kummer bestand darin, daß er nicht wußte, wo sie geblieben war. Was nützte seine ganze Theorie der Engel, wenn die Gräfin Ulrike Eleonore kein Engel geworden? Welcher Sterbliche durfte hoffen, es zu werden, wenn diese erhabene, reine Seele nicht aufgenommen wurde? O das war unerklärbar! Vergeblich forschte er unter den himmlischen Boten, die ihn besuchten, keiner wußte von dem neuen Schwesterengel. Sollte sie auf dem Saturn seyn? Unmöglich, das ist der Planet der Prüfung, und wozu sollte sie einer solchen noch unterworfen seyn? Auf der Venus? — noch viel weniger. Es wohnen dort große, korpulente und unwissende Geschöpfe; was soll sie in der Mitte solcher Wesen, die hier auf der Erde sie schon genug gequält haben in Soiréen, auf Spaziergängen, am Spieltisch und am Hofe? — Aber wenn sie auf dem Jupiter, dem Saturn, der Venus u. s. w. nicht war, und auch nicht unter den Engeln — wo war sie denn? Diese Frage zehrte an dem Leben des Geistersehers. Bei alle dem war die Gräfin erst fünf Tage todt, und man konnte also noch hoffen, von ihr Nachricht

zu erhalten. In der Nacht des sechsten Tages saß ihr Freund wach in seinem Zimmer zu Stockholm, beschäftigt mit jenen quälenden Zweifeln, die sein System zu erschüttern drohten. Die Stunde kam heran, wo gewöhnlich die Zusammenkunft, von der wir gesprochen, Statt fand, und siehe da, mit dem verhallenden Ton der Glocke stand die Gräfin im Gemach, mit ihrer gewohnten Miene voll milder Freundlichkeit. Sie war noch bleicher wie sonst und in ihren Blicken lag etwas wie ein leiser Vorwurf. Sie zeigte mit einem bedeutsamen Wink auf die Gegend des Herzens und verschwand. Das war das Werk von wenigen Sekunden. Der Seher blieb entsezt und verwirrt zurück. So sehr es ihn Anfangs beglückt hatte, die Verlorene wieder zu sehen, so hatte ihm doch bei näherem Anblick die Miene ihres stummen Antlitzes keineswegs gefallen. Es sank ihm wie eine schwere Last auf's Gewissen, und er peinigte sich mit Gedanken, ob er nicht durch irgend ein Versehen die Freundin im Leben oder im Tode gekränkt. Der Wink auf's Herz schnitt in das seinige. Seine Angst stieg mit jeder Stunde, die er in einer der fürchterlichsten Nächte seines Lebens verwachte, endlich erreichte sie eine Stärke, die er sich unfähig fühlte länger zu ertragen. Er reiste in größter Eile nach Gothenburg ab, wohin die Leiche der Gräfin gebracht worden war.

Er langte an; man sagte ihm, daß die Beerdigung noch nicht Statt gefunden, und zwar auf Befehl des Arztes, weil an dem Körper noch kein Symptom des wirklichen Todes sich zeigen wolle. Der Baron hört nur halb diese Erklärungen, er durchbricht die Schaar der trauernden und bestürzten Dienerschaft und tritt mit flüchtigen und leisen Schritten in den Saal, wo die schöne Gräfin auf ihrem Paradebett liegt, in der glänzendsten Hofkleidung, geschmückt mit Brillanten und die Brust mit dem breiten amaranthfarbenen Ordensbande der Stiftsdamen der heiligen Anna geziert. Das Licht von vier- und-zwanzig kolossalen Armleuchtern vereinigt sich auf der stolzen Gestalt und dem feinen, bleichen Gesichte, auf dem jedoch immer derselbe Ausdruck des Kummers schwebt. Die Erzählung, aus der wir unsere Skizze schöpfen, sagt nicht, was Emanuel Swedenborg am Sarge der Gräfin Ulrike Eleonore gedacht und empfunden. Gewiß war es ein sehr mysteriöses Zusammentreffen; nur so viel ist bekannt, daß er nach einer kleinen Weile unter dem Ordensbande einen Chrysolithen, in Form eines Octogons geschliffen, ablöste, der von den Kammerfrauen, die die Leiche gekleidet, als Agraffe, um das Band zu halten, angeheftet worden war. Als der Stein seinen Platz am Busen der Todten verlassen, nahm das Antlitz derselben die vollkommenste Ruhe und Heiterkeit an; jede Spur des Mißmuths und Vorwurfs war verschwunden. Dieser Stein war ein magischer und besaß die Eigenschaft, Körper und Geist zusammenzuhalten, so daß, erst als er entfernt wurde, die Gräfin wirklich todt war. Beruhigt über ihr Schicksal, kehrte Swedenborg wieder nach Stockholm zurück. Man hat nicht erfahren, ob er die Freundin später unter den Engeln gefunden, höchst wahrscheinlich jedoch hat er sie dort nicht vermißt, da er von dieser Zeit an ein noch eifrigerer Begründer und Verfechter seines Systems wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Man würde Delacroix sehr Unrecht thun, wenn man glauben wollte, er verdanke seinen Ruf lediglich solchen, hier so vielfach gebrauchten Mitteln; dieser Ruf ist wohlbegründet und verdient; um ihn aber zu erklären und mit dem schlechten Bilde im Salon in Einklang zu bringen, muß man zurückgehen zu den Anfängen der jetzigen Tendenzen und der durch diese hervorgerufenen Kämpfe. Delacroix war einer der ersten, vielleicht sogar der allererste, der in Frankreich den Kampf gegen das Gespenst des David'schen Princips eröffnete. Enges Anschließen an die Natur (so weit es ohne zu mühsames Studium möglich) statt an die Antike, ein kühnes Hinwerfen der Composition, statt dieselbe über den hergebrachten Leisten zu schlagen, völlige Freiheit in der Wahl des Sujets statt der früheren Beschränkung derselben auf das klassische Alterthum, Vorwaltenlassen der Farbe statt der Form, das waren, mehr oder minder klar ausgesprochen, seine Tendenzen. Die Kämpfe jener Zeit sind bekannt; eine große Anzahl Anhänger sammelte sich um Delacroix, dessen Name nun Parteizeichen ward. Und als diese Partei siegte, unter dem Zujauchzen der durch ein abgelebtes Princip unendlich gelangweilten Nation, da war Delacroix's Ruhm natürlich sehr groß. Er besaß nun zwar ein bedeutendes Talent, das hinreichte, den Kampf zu eröffnen und fortzusetzen, und das auch im ersten Siegesrausche noch Stich hielt; aber bewahren diesen Ruhm, das heißt fortwährend ihm genügen, konnte er nicht. Andere und kräftigere Geister bemächtigten sich der Richtung und überflügelten die Vorkämpfer. Das ist überall der Fall, in Leben und Kunst: die Ersten fallen in der erstürmten Bresche und die Nachfolgenden steigen über ihre Leiber. — Was Delacroix's Werke immer noch auszeichnet, ist eine warme Farbe und eine höchst lebendige Composition, der er nur zu sehr Styl, Schönheit und selbst die Wahrheit unterordnet. — In neuerer Zeit haben seine Bewunderer viel Lärm von einem Bilde gemacht, das ein paar Algierische Frauen in ihrem Gemache, lebensgroß, auf einem Teppich niedergekauert, Algierisch-natürlich, aber unschön, darstellt. Ich habe dieses Bild

in Luxemburg gesehen und mich gewundert, wie man einen so unbedeutenden Gegenstand mit einem solchen Aufwande von Dimension, Farbe und Künstlerruhm behandeln kann. — Das Schlachtbild im Salon ist namentlich durch das verwirrte Ensemble ganz ungenießbar. — Das ist die Geschichte von Delacroix's Rufe, wie ich mir dieselbe aus seinen Werken herausgelesen habe.

Ich kehre zu den für Versailles bestimmten Bildern zurück. — Heinrich Scheffers Schlacht bei Cassel im Jahre 1328 erwähne ich nur, um mich zu wundern, wie man ein historisch so unwichtiges Ereigniß für die Darstellung auswählen konnte. Philipp VI. metzelt mit seiner zahlreichen, wohlgerüsteten Armee von Rittern ein Heer von flamländischen Bauern nieder! — Ich übergehe die aus der Geschichte des fünfzehnten, sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gewählten, von Colin, Feron, Jollivet, Hesse, Larivière, Pingret u. a. dargestellten Ereignisse, deßgleichen das kolossale und nicht schlechte, aber uninteressante Bild von A. Couder, Einnahme von Yorktown im amerikanischen Freiheitskriege unter Rochambeau und Washington im Jahre 1781, und komme auf die aus der neuesten Zeit, nämlich der Geschichte der ersten Revolution und Napoleons, gewählten Ereignisse. Wie ich schon oben erzählt habe, sind aus dieser Zeit, das heißt aus den Kriegshändeln, nicht aus den eigentlichen Revolutionshändeln derselben, viele Momente gewählt; aus dem Jahre 1793 sind fünf Schlachten genommen und eben so viele aus dem Jahre 1794. In diesen Bataillenstücken sind die Figuren theils, wie bei den meisten andern Bildern für Versailles, lebensgroß, theils weit unter Lebensgröße, nämlich nur einige Zoll hoch. Ueber diese leztere Art Schlachtbilder müssen Sie mir einige Worte erlauben.

Wie schwierig schon an und für sich die Darstellung von Schlachten, habe ich schon oben erwähnt; ganz eigenthümlich und bedeutend vermehrt wird diese Schwierigkeit, wenn die Schlachten der neueren Zeit angehören, wo kein malerisches Handgemenge wilder und buntartigst kostümirter Krieger mehr existirt, wie Salvator Rosa, Bourguignon u. a. sie gemalt. Der Krieg ist vergeistigt, das heißt, er ist nicht mehr ein Werk der rohen Kraft, sondern des Geistes, der Berechnung, und die Schlacht ist ein künstlich-complicirtes Spiel, in der die Position, die Artillerie, die aufgeworfenen Werke u. dergl. wichtige Punkte sind; nicht die Kraft des Soldaten, sondern die Kunst des Feldherrn ist die Hauptsache. Alle diese Hauptelemente sind gänzlich undarstellbar, und was darstellbar, ist unmalerisch. Denn was kann es unmalerischeres geben, als lange, gerade Linien gleichförmig gekleideter Soldaten! — eine Reihe Automaten, alle eine und dieselbe Bewegung machend, das Gewehr ladend oder feuernd oder dergleichen; selten oder niemals eigentliches Handgemenge, das Hauptagens das Geschütz. Viele Künstler haben sich durch das Symbolische zu helfen gesucht; denn so kann man doch wohl eine Darstellung nennen, die von einer ganzen Schlacht nur den Feldherrn zeigt mit seinem Generalstabe, im Hintergrunde Pulverdampf und flatternde Fahnen. — Hier nun hat Horace Vernet mit vielem Glücke eine neue Bahn gebrochen, auf welche Weise, habe ich oben schon angedeutet: er gibt panoramenartige Darstellungen fast der ganzen Schlachtlinie mit einzelnen mehr oder weniger markirten Episoden, natürlich nun die Figuren sehr klein. Aus diesem Grunde — der Kleinheit der Figuren wegen — kann man ein solches Schlachtbild kaum mehr ein historisches Bild nennen, wenigstens dem Begriffe nach, den man gewöhnlich mit dieser Bezeichnung verbindet; es ist vielmehr Genrebild. Ohne diesen Unterschied weiter zu untersuchen, will ich nur erzählen, daß in dieser Manier mehrere der Schlachtbilder im Salon behandelt sind. V. Adam, Lami, Bellangé u. A. haben ihre Stoffe auf diese Weise bearbeitet; andere Schlachten neuerer Zeit, z. B. Mauzaisse's Schlacht bei Fleurus u. a., zeigen Figuren in Lebensgröße, den Feldherrn in banaler Umgebung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Mai.

Tasso und Eleonore. Manuscripte des Grafen Alberti.

Es gibt wenige Episoden der neuern Geschichte, über welche so viel geschrieben und gestritten worden ist, wie über Torquato Tasso's Verhältniß zur Prinzessin Eleonore von Este. Von jeher haben die Meisten ein solches angenommen. Wenige haben es ganz in Abrede gestellt. Viele wollten nur die platonische Leidenschaft eines Dichters darin finden, wie Dante's Empfindungen für Beatricen. Andere nehmen an, daß dies Verhältniß wirklich die Ursache der langen Gefangenschaft Tasso's gewesen sey. Unterdessen zeigte man in dem verödeten Ferrara jedem Reisenden das Loch, in welchem der Dichter des befreiten Jerusalems sieben Jahre lang geschmachtet haben soll, und erzählte wohl von seiner Liebe zu der schönen Prinzessin, und von dem durch den Bruder belauschten Kusse, der in seinen Folgen beinahe so verhängnißvoll gewesen wie jener, den an demselben Orte Parisina dem Sohne ihres Gatten gab. An überzeugenden historischen Beweisen hat es immer gefehlt: das Haus Este ließ es sich angelegen seyn, die Sache so viel als möglich mit einem Schleier zu bedecken. Auch in dies nächtige Dunkel ist endlich der Tag gedrungen. Eine Menge von Handschriften, welche ursprünglich größtentheils dem Verfasser des Pastor Fido, Joh. Bapt. Guarini, gehörten, dann an das Haus Falconieri in Rom und aus dessen Bibliothek durch Kauf in die Hände des Grafen Alberti gelangten, liefern über Tasso's Leben in Ferrara, über seine Liebe zu der Prinzessin und seine dadurch veranlaßte Gefangenschaft Aufschlüsse, welche man bei den Biographen des Dichters und den Geschichtschreibern der Zeit vergebens sucht. Leider tragen sie nur zu sehr dazu bei, allen poetischen Nimbus zu vernichten, und uns unbarmherzig in die Wirklichkeit hineinzuziehen.

Wir dürfen dasjenige, was man in jeder Lebensbeschreibung Tasso's findet, als bekannt voraussetzen. Ein-und-zwanzig Jahre alt, kam er nach Ferrara; die Schwestern des Herzogs Alphons, Lucrezia und Eleonora, standen jene im 31sten, diese im 30sten Lebensjahre. Der Dichter, dem die freundlichste Aufnahme zu Theil wurde, machte Beiden den Hof und Eine auf die Andere eifersüchtig. Er richtete an Beide Poesien, er erhielt von Beiden Geschenke und Gunstbezeugungen. Der Herzog war gegen ihn sowohl Anfangs, als er sich noch im Dienste seines Bruders, des Cardinals von Este, befand, als später, als er zur Zahl seiner eigenen Hofleute gehörte, ungewöhnlich günstig gesinnt: wir wissen es aus Tasso's Briefen, die dieser Epoche angehören, und aus vielen andern Dokumenten. Es müssen also wichtige Beweggründe vorhanden gewesen seyn, um diesen Fürsten auf eine Weise umzustimmen, daß er mehr denn sieben Jahre lang mit unerbittlicher Hartnäckigkeit Tasso im Irrenhause schmachten ließ, und ihm niemals verzieh, auch nachdem er ihm nothgedrungen die Freiheit wiedergegeben hatte. Das Benehmen des Herzogs ist erklärt, wenn wir erfahren, daß der Dichter seinen vertrauten Umgang mit der Prinzessin Eleonore so wenig geheim zu halten wußte, daß die Ehre der Familie einen entscheidenden Schritt zu erfordern schien, und die Erklärung, Tasso sey ein Wahnsinniger, mit den daraus erwachsenden Folgen für das beste, vielleicht das mildeste Auskunftsmittel gehalten wurde. Das Verhältniß scheint 1566 begonnen zu haben, und währte bis 1577. In diesem Jahr war es, wo es dem Herzog bekannt wurde, und Tasso's ersten gezwungenen Aufenthalt in San Francesco, seine Flucht und, nach seiner übelberathenen Rückkehr, seine Einsperrung in St. Anna zur Folge hatte, von wo er erst 1586 entlassen wurde. Die Beweise, daß seine Neigung erwidert ward, sind die vollgültigsten: es sind die eigenen Briefe Eleonorens. Diese Briefe geben ein deutlicheres Bild von ihr, denn Alles, was über sie gesagt worden ist. Sie sind geistreich, witzig, bedeutungsvoll, gewandt, klar, in ernsthaften Angelegenheiten sehr bestimmt, entschieden und zum Ziele gehend, weder leidenschaftlich, noch, mit wenigen Ausnahmen, blumenreich (worin sie sich von denen Tasso's sehr unterscheiden), das Gefühl mehr durchblicken lassend als aussprechend. Vielleicht nur in zweien — und diese sind in der bedrängtesten Lage geschrieben — ist ein Mangel an Fassung und gewohnter ruhiger Ueberlegung zu bemerken. Der Styl entspricht vielleicht eben so wenig der Meinung, die man sich gewöhnlich von der Prinzessin machen mag, als es mit ihrem Bildniß der Fall ist. Sie war groß und gut gewachsen; ihr Gesicht hatte eine gewisse Fülle, das Haar braun, die Stirne frei, die Augen groß und schön; um Nase und Mund ein wenig einnehmender Zug; der Ausdruck im Ganzen trübe, dabei aber etwas Herbes, vielleicht Verbissenes. In diesem Kopfe ist Charakter, aber wenig Anmuth; in dem Blick spiegelt sich ein bewegtes, vielleicht auch, der äußern Ruhe ungeachtet, nicht friedliches Inneres.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Prinzessin Victoria.

Sieben Tage lag Lady Sophia eine Leiche im Kensingtonpallaste, ohne daß die Herzogin von Kent hinsichtlich ihrer Lustbarkeiten die geringste Abänderung traf. Am achten Tage wurde die Leiche abgeführt, um in der Gruft der alten Familie Sidney auf Schloß Penshurst in der Grafschaft Kent beigesezt zu werden. Es war ein stattlicher Zug. Ein Herold zu Pferde eröffnete ihn; dann kamen zwei Stabträger zu Pferde, dann vier Pagen zu Pferde. Voran der von sechs, mit schwarzem Sammt und hohen Straußfedern geschmückten Rossen gezogenen Bahre wurde ein von schwarzen Federbüschen umwogter Himmel getragen. Zahllose Trauerkutschen folgten, die Wagen des Königs, der Königin, des ganzen Hofes. Aber von den Carossen der Herzogin von Kent und ihrer erlauchten Tochter war nichts zu sehen. Der Herzog von Sussex, der Liebling des englischen Volkes, der Freund der Herzogin von Kent und, weil ein strenger Whig, ein seltener und wenig willkommener Gast an des Königs Hofe, er hatte zum Leichenzuge seinen Wagen gesendet, die Herzogin nicht. Konnte es ein deutlicheres Zeichen geben, daß die Herzogin strenger denkt als er und, als Mutter der Thronerbin, zu eiserner Unbeugsamkeit sich verpflichtet glaubt? Was die Herzogin von Kent anders weder erwarten konnte, noch wahrscheinlich erwartete, geschah. Die Tories und die Toryblätter waren Feuer und Flamme über die Unschicklichkeit des Gastmahls und über die beim Leichenzuge bewiesene Auflehnung gegen die Gefühle des Königs. Die Whigs und die Whigblätter rechtfertigten das Leztere mit den streng-sittlichen Grundsätzen der Herzogin und mit der Nothwendigkeit, in der moralischen Erziehung ihrer Tochter keine Lücke entstehen zu lassen. Das Gastmahl dagegen wurde von den Whigblättern entweder ganz mit Schweigen übergangen, oder nur als etwas Geschehenes ohne Commentar erwähnt, und die Herzogin muß daraus erkannt haben, daß sie in dieser Beziehung ihre Consequenz zu weit getrieben, daß sie etwas gethan, was zu schroff gegen die englische Sitte verstößt, um selbst vom Parteigeiste gebilligt zu werden, und daß sie hiedurch, ohne Nutzen für ihre politische und zum Nachtheil ihrer persönlichen Geltung, der Verletzung eines Gebotes der Schicklichkeit sich schuldig gemacht hat. In den meisten civilisirten Ländern verschließt das Haus, unter dessen Dache ein Todter ruht, jeder lauten Lustbarkeit die Thüre, und in England vollends beschränkt sich diese Rücksicht keineswegs auf die eigentlichen Familienglieder des Hauses, sondern erstreckt sich auch auf diejenigen, die selbst von den stolzen Römern zur Familie gezählt wurden und noch heutigen Tages im freien Amerika zur Familie gehören, auf die Dienstleute. Eine Einladung in England rückgängig zu machen, weil ein Diener oder eine Dienerin des Hauses plötzlich gestorben, ist Herkommen. Unter diesen Umständen galt das Benehmen der Herzogin mit Recht für ein öffentliches Aergerniß, und die den Ausländern im Allgemeinen nicht sehr holden Eingeborenen tadelten an der ausländischen Fürstin doppelt, was eine eingeborene Fürstin sich nie erlaubt haben würde. Nach solchen Vorgängen ist es leicht begreiflich, daß England dem 24sten Mai, als dem Tage, der Prinzessin Victoria zur Königin mündig macht, mit großer Spannung entgegen sieht. Entweder muß der König an diesem Tage der Herzogin von Kent mit dem festen Willen des Herrschers entgegentreten, und in Bezug auf das Thun und Lassen ihrer Tochter seinen Willen über den ihrigen stellen, oder Prinzessin Victoria wird kaum umhin können, wenn auch leise, doch verständlich genug für das scharfe Gehör der Politik, die Grundsätze anzudeuten, die sie bei Empfang der Krone zur Basis ihrer Regierung machen will.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 42.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 25. Mai 1837.

Der Pariser Salon im Jahre 1837.

III.

Paul Delaroche ist gegenwärtig ohne Widerrede der populärste von allen französischen Malern, besonders seitdem sein Schwiegervater, Horace Vernet, auf diesen Ruhm zu Gunsten seines Eidams verzichtet zu haben scheint. Das Publikum liebt Delaroche vorzugsweise und drängt sich vor jedem seiner Gemälde, wie vor einem interessanten Schauspiel. Dieser Künstler hat keineswegs durch die Darstellung von Scenen aus dem Leben der alten Gardegrenadiere, noch durch das Schmeicheln anderer französischer Nationalvorurtheile seinen Ruf erlangt; sondern, im Gegentheil, Delaroche hat alles Mögliche dazu beigetragen, die englische Geschichte seinen Landsleuten bekannt zu machen; er gefällt sich hauptsächlich in Darstellung von dramatischen Scenen und blutigen Catastrophen, womit die Blätter des großbritannischen Geschichtsbuchs angefüllt sind. Den Erfolg und Beifall, welchen seine Werke finden, verdankt Delaroche vorzüglich der fast immer glücklichen Wahl seiner Sujets, dem bisweilen etwas melodramatischen Interesse seiner Compositionen und der weisen Vorsicht, dem Publikum nur reife und sorgfältig ausgeführte Gemälde darzubieten. Seit dem im Salon vom J. 1831 befindlichen „Tode der Jane Gray“ hatte Delaroche nichts als ein kleines Staffeleigemälde, „der Tod des Herzogs von Guise,“ ausgestellt; es darf uns daher nicht wundern, wenn er diesmal außer seiner „heiligen Cäcilie“ noch mit zwei historischen Bildern größeren Umfangs hervortritt.

„Das englische Parlament hatte Karl I. während seines Prozesses das in der Nähe von Westminster-Hall gelegene Haus Sir Robert Cotton's zur Wohnung angewiesen, wo der König jeden Tag die gröbsten Schmähungen von den Soldaten erlitt, die beauftragt waren, seine Person zu bewachen.“ Das ist der Gegenstand des größten der beiden historischen Bilder P. Delaroche's. Die Scene hat der Künstler folgendergestalt disponirt: In der Mitte des Bildes sitzt Karl I. an einem Tische, eine Bibel in der Hand. Ein Soldat lehnt sich gerade über seinen Armsessel und bläst ihm den Dampf seiner Pfeife ins Gesicht. Der König hat die Bibel in seinen Schooß sinken lassen; er schlägt die Augen auf und betrachtet den rohen Gesellen ohne Erstaunen, ohne Zorn und Ingrimm; der Ausdruck seiner Züge deutet vielmehr auf ein wehmüthiges Mitleiden, ohne Beimischung von stolzer Geringschätzung und oberlehnsherrlicher Verachtung. Diese Andeutung ist meines Erachtens sehr richtig gefühlt und auf eine treffliche Weise ausgedrückt. Der König ist edel und einfach; er erregt das Interesse des Beschauers, ohne seiner Würde im mindesten etwas zu vergeben. Die Figuren der ihn verhöhnenden Soldaten sind weniger lobenswerth; der, welcher ihm den Dampf in die Augen bläst, lehnt sich mit etwas zu prätentiösem Vorbedacht über den Armstuhl des Königs; eine solche Ungeschliffenheit begeht man mit mehr Nonchalance und weniger Berechnung. Der zweite Soldat, welcher mit Karl I. an demselben Tische sitzt und ein Glas in die Höhe hebt, ist eine Figur Tenier's im vergrößerten Maßstabe. Ein dritter Soldat, ganz im Vordergrunde, nimmt für eine so unbedeutende Personnage, als er vorstellt, viel zu viel Platz ein, zumal da man ihn nur von hinten sieht. Ein viertes Individuum, wahrscheinlich ein Officier, hat seine Beine der Länge nach ausgestreckt und sitzt gemächlich vor dem Herde, indem er bloß ein klein wenig den Kopf nach dem Könige herumdreht und dazu die gleichgültigste Miene von der Welt macht. Am Kamine steht ein alter Diener des Königs, welcher seinem Herrn auch im Unglück treu geblieben und als Zeuge der Schmach, die man seinem königlichen Gebieter anthut, heiße Thränen vergießt, welche bei solchen Gelegenheiten leider sehr fruchtlos sind. Außerdem befinden sich auf dem Bilde noch zwei andere Figuren, welche indeß nur angebracht sind, um die Leinwand ganz auszufüllen, und sich mehr damit befassen, sich dem Publikum darzustellen, als auf das Drama zu achten, wo sie doch eine Rolle zu spielen haben.

Der Vorwurf, den man dieser Composition machen kann, ist, daß es ihr an Nerv und Kraft gebricht. Die Figur Karls I. ist trefflich, unübertrefflich; aber in den ihn umgebenden Soldaten erkennt man keinen von jenen wilden Puritanern, die Karl I. auf's Schaffot führten. Das ist kein Feind, den sie tödtlich hassen und bewachen, sondern bloß ein Kriegsgefangener, den sie nicht entwischen lassen sollen. Wo sind jene Fanatiker, die ihrem König ins Gesicht spieen, als er dem Henkertode entgegenging? Je mehr würdevolle Ergebung das Opfer der Parteiwuth zeigte, desto stärker mußte die Brutalität seiner Henker hervortreten. Wie effectvoll ist z. B. nicht der Contrast, den Tizian uns vorführt, indem er den Heiland auf seinem Gange zum Kreuzestode mit den mannichfachsten Schmähungen überhäufen läßt: der Eine sezt ihm die Dornenkrone auf, der Andere geißelt ihn bis aufs Blut, ein Dritter zeigt mit Fingern auf ihn u. s. w. Die englische Geschichte bot ähnliche Details über die Hinrichtung Karls I., und diese Details hätte der Künstler benutzen können. Das Beiwerk ist nicht mit demselben Geschmack, wie in früheren Werken desselben Malers, angeordnet; die Stoffe, wie die übrigen Accessorien, sind allerdings mit vieler Kunst und Vollendung gemalt; aber es ist über die ganze Leinwand ein gewisser Farbenflimmer verbreitet, welcher nicht befriedigt. Wenn man den glänzenden Marmorfußboden, die geblümte Tapete, die blanken Fensterscheiben sieht, glaubt man wirklich nicht, sich in einem Zimmer zu befinden, aus dem man eine Wachtstube gemacht hat. Troß der zinnernen Bierkrüge und der am Boden herumliegenden Stücke von irdenen Pfeifen, welche übrigens eben so sauber aussehen, als alle übrigen Möbel, wird der Beschauer doch unwillkührlich an ein Boudoir erinnert, so freundlich ist das Zimmer des armen Gefangenen, der seinen Kopf nicht mehr lange behalten wird. Endlich sind die Cromwell'schen Soldaten in viel zu feines, schönes Tuch gekleidet; die groben Rundköpfe von 1649 hielten bekanntlich eben so wenig auf reine Wäsche und elegante Kleidung, als die französischen Sansculotten von 1793, und wollten sich gerade durch vernachlässigtes Aeußere vor den übrigen auszeichnen. Delaroche hat hier die saubere und geschmückte Ausführung zu weit getrieben; außerdem daß sie der historischen Wahrheit zu nahe tritt, schadet sie auch unbedingt dem Effect, der nicht so groß ist, als man von der Schönheit des Gegenstandes und von der wirklich unübertrefflichen Figur Karls I. zu erwarten berechtigt war.

Die zweite von Delaroche gewählte Scene ist folgende: „Als der Graf Strafford aus seinem Gefängniß im Thurm von London nach Towerhill hinabgeführt ward, wo er enthauptet werden sollte, kniete er unterwegs vor dem Fenster des Kerkers nieder, in welchem Loud, der Erzbischof von Canterbury, gefangen saß, und rief seinem alten Freunde zu: Mylord, Euren Segen! Der Greis streckte seine zitternden Hände durch die Gitter des Gefängnisses hindurch und erflehte vom Himmel Gnade für seinen Freund." Die Hauptfigur dieser Composition, der knieende Graf Strafford, ist eben so tadellos als Karl I. Zwei Personen begleiten den Grafen; der eine ist ein Greis, der andere ein junger Mann, wahrscheinlich der Sohn oder der Bruder Strafford's; beide Figuren sind rührend und edel; die Haare des Jüngern sind vielleicht etwas zu impertinent blond. Von dem Prälaten sehen wir nur ein Auge und zwei dürre Hände, welche zwischen den Eisenstangen des Kerkers hindurchlangen, was den Beschauer jedenfalls befremdet; denn sie scheinen wie aus der Mauer hervorgewachsen. Die Situation an und für sich ist gewiß rührend; sie würde auf dem Theater eine unermeßliche Wirkung auf den Zuschauer hervorbringen, welcher die Stimme des Erzbischofs hört; auch in der Poesie wäre sie ganz vortrefflich, weil der Dichter die Mauer hinwegzaubern, jede handelnde Person beschreiben, und ihr alle mögliche Gefühle leihen kann: in der Malerei aber ist die materielle Ausführung dieser Idee unmöglich. Der Beschauer sieht in einem Bilde nur das, was man ihm unmittelbar unter die Augen bringt; hinter der Leinwand ist für ihn nichts mehr da, als der Rahmen. Wie kann man aber pathetisch seyn, wenn man nichts als Arme malt? Um einem Drama unsere Theilnahme zuzuwenden, müssen wir die Personen kennen gelernt haben; wie sollen wir aber ihre Bekanntschaft machen, wenn wir ihre Portraits nicht sehen? Das menschliche Antlitz hat Thränen, Leben und Sprache; wir müssen dem Helden ins Gesicht sehen können, wenn wir wissen wollen, was in seinem Innern vorgeht und was er auf dem Herzen hat. Die Hände des Erzbischofs scheinen nicht durch das Gefängnißgitter hindurchzulangen, um den Grafen Strafford zu segnen, sondern um den Beschauer zurückzustoßen, der sich vielleicht durch den Anblick des Unglücklichen erweichen lassen möchte, Thränen zu vergießen. Dies ist ein Hauptfehler des Bildes. Die Figur des wachhabenden Officiers, welche nach dem Grafen zugewandt ist und als die vierte Person den vierten Theil der Composition einnimmt, ist ein wenig schwerfällig; auch kann man diesem Officier denselben Vorwurf machen, wie den Soldaten Cromwell's; er hat eine viel zu sorgfältig gebürstete Uniform für Jemand, der nicht auf die Parade, sondern auf den Richtplatz geht. Die Farbe dieses Bildes ist im Allgemeinen befriedigender als im ersten; die Zeichnung ist in beiden Compositionen rein und tadellos. Unserer Ansicht nach beweisen diese zwei lezten Werke Delaroche's, troß ihrer Mängel, einen sichtbaren Fortschritt, und es steht zu erwarten, daß das Talent dieses Künstlers aus jeder ferneren Probe immer vollendeter hervorgehen wird.

Das bemerkenswertheste Gemälde nach den eben genannten Bildern ist ohne Zweifel die Hussitenpredigt von Lessing. Die deutschen Blätter haben das Werk unseres Landsmannes in so erschöpfenden Beurtheilungen gewürdigt, daß wir auf unser specielles Gutachten verzichten und uns darauf beschränken, die Meinungen der französischen Kunstrichter kurz anzugeben. Man findet, daß der Prediger etwas zu theatralisch behandelt sey und den Charakter eines zu wilden Fanatismus an sich trage; im Uebrigen gesteht man aber zu, daß die Figur mit Energie durchgeführt sey. Ungetheilten Beifall spendet man den Zuhörern, deren ruhige Haltung einen um so auffallenderen Contrast mit der übertriebenen Begeisterung ihres Predigers bilde; besonders lobt man die glückliche Gruppirung und die gewissenhafte Sorgfalt in der Ausführung des Lessing'schen Bildes. Mit der Farbengebung will sich die hiesige Kritik nicht versöhnen; sie wirft Hrn. Lessing, wie Hrn. Bendemann vor, daß ihr Colorit zu kalt und matt sey und räth der deutschen Malerschule dringend an, über der Idee die Farbe nicht zu vergessen. Heinrich IV. in Canossa, von Begas, ist weniger bemerkt worden und die Feuilletonnisten haben das Gemälde nicht ausführlich besprochen.

Von den historischen Bildern größeren Umfangs verdienen noch folgende besonders hervorgehoben zu werden: ein Gemälde von Eugène Roger, einem Zögling der französischen Akademie zu Rom. Dasselbe stellt den Augenblick dar, wo einige Diener am Tage nach der Schlacht bei Nancy den Leichnam Karls des Kühnen wiederfinden. Die Scene ist glücklich componirt; die Gruppe, welche sich um den Leichnam des Herzogs drängt, ist gut aufgefaßt und dramatisch wiedergegeben; auf den Gesichtern der Umstehenden drückt sich eine wahre Trauer und tiefes Mitleiden aus; der Körper Karls des Kühnen endlich ist sorgfältig studirt und modellirt. Die Gruppe der Bewaffneten zur Linken auf dem dritten Plane verdient weniger Lob; ihre Haltung ist steif, theatralisch und prätentiös. Die Zeichnung aller dieser Figuren gibt jedoch wenig Blößen; das Colorit dagegen ist erdfarben, bleiern und übermäßig phantastisch; die Lebenden sehen beinahe eben so blau aus, wie die Todten. Wahrscheinlich kommt das daher, weil der Künstler seinem Gemälde einen recht düstern Anstrich geben wollte, so daß er seine Composition systematisch verdorben hat; denn in der Anordnung der Draperien bemerkt man einige Seidenstoffe, welche eine glanzende Palette kundgeben.

Weniger bemerkenswerth ist eine andere große Leinwand von Ferret, „Johann von Aubigné vor dem Schaffot zu Amboise.“ Der alte Aubigné, welcher am Fuß des Schaffots seinen Sohn segnet und ihn, wie einen zweiten Hannibal, Rache gegen die Katholiken schwören läßt, ist eine energische, charakteristische Figur; die übrigen Einzelheiten des Gemäldes kann man nicht recht prüfen; das Colorit ist an und für sich sehr dunkel und düster, und da das Bild an einem schlecht erhellten Platze hängt, so schadet dieser Umstand doppelt. Das Gemälde Brune's haben wir mit Fleiß nicht zu den symbolischen Bildern gerechnet, obschon es einen biblischen Gegenstand darstellt, nämlich die Liebesscene zwischen Loth und seinen Töchtern. Es ist gerade die Contrepartie von der keuschen Susanne und den zwei Greisen, die sie im Bade überraschen; nur kommt hier zur Unzucht noch Blutschande hinzu, und unter allen Liederlichkeiten, welche die Bibel in einem so naiven Tone berichtet, kenne ich keine, welche die Geschichte Loth's an Monstruosität überträfe. Hr. Brune hat diesen garstigen Gegenstand mit viel zu viel Talent in der Manier der venetianischen Malerschule behandelt, für welche bereits seine vor drei Jahren ausgestellte „Versuchung des heiligen Antonius“ eine lebhafte Vorliebe zeigte. Loth's Töchter sind schöne Courtisanen, über deren nackte Formen der Maler magische Lichteffecte ausgegossen hat. Jedenfalls hätte Hr. Brune besser daran gethan, einen andern Gegenstand zu wählen oder den gewählten wenigstens anders zu benennen. Wie groß auch das Verdienst dieses Gemäldes rücksichtlich der Zeichnung und Ausführung seyn mag, so gestehen wir doch offen, daß es uns durchaus nicht aufgefallen wäre, wenn die Jury es zurückgewiesen hätte. — Die Geschichte des Leviten von Ephraim ist auch nicht viel moralischer, als die der Töchter Loth's; sie gehört ebenfalls zu den Abnormitäten der heiligen Schrift. Hr. Caminade bringt aber doch nicht die ganze Geschichte in seinem Bilde zur Anschauung. Der Levit bemerkt hier nicht den Leichnam seiner Frau beim Fortgehen aus dem Hause seines Gastes; er hat ihn schon gefunden und läßt ihn auf einen Esel festbinden, um ihn fortzuschaffen. Seine Gesichtsmuskeln sind krampfhaft zusammengezogen und in seinen Zügen liest man mehr Wuth als Kummer; dieser Ausdruck war allerdings passender für einen Mann, der den Körper seiner Frau in zwölf Theile zu zerschneiden sich anschickt, um sie unter die zwölf Stämme Israels zu vertheilen und diese zur Rache seiner beleidigten Ehre aufzurufen. Das Gemälde Caminade's zeichnet sich übrigens durch correcte Zeichnung, durch kräftiges Colorit und fein ausgearbeitete Details rühmlichst aus. Die zwei Esel, welche auch ihre Rolle auf dem Bilde spielen, sind ganz vortrefflich gemalt. — „Der Einzug Karls VIII. in Neapel“ von Féron gehört zu den undankbaren Gegenständen, deren Handlung oder vielmehr deren Factum nichts darstellt, welches auf den Geist des Beschauers einwirkt und in ihm irgend eine Stimmung hervorruft; eine banale Ceremonie muß, wenn sie gefallen und anziehen soll, eine glänzende Disposition, ein kräftiges Colorit, mit einem Worte blendende Eigenschaften aufzuweisen haben, und diese mangeln der

Féron'schen Composition durchaus. Die Anordnung ist sehr gewöhnlich; und da der Künstler ohne Zweifel Licht und Luft über seine Leinwand verbreiten wollte, hat er dem Ganzen eine platte Durchsichtigkeit verliehen. Hier und da kommen einige indirecte Erinnerungen aus dem Einzug Heinrichs IV. in Paris von Gérard vor. Mit einem Wort, Hr. Féron hat sich streng an das herkömmliche Programm eines Triumphzuges gehalten: der König unter einem von vier Cavalieren getragenen Thronhimmel, Leute auf den Knieen, königliche Diener zu Pferde, das sind die Hauptelemente aller Gemälde, welche ähnliche Gegenstände behandeln. Féron's Bild ist im Auftrag des Königs für Versailles gemalt. Hr. Debay hat „die Zusammenkunft Heinrichs VIII. und Franz I. im Lager des Drap d'or" ausgeführt, fast in derselben gewöhnlichen Weise, wie Féron den Einzug Heinrichs VIII. in Neapel; auch hier ist die Farbengebung blaß, kalt und einförmig, die Anordnung ohne Geschmack und Originalität. „Die Heirath Napoleons mit Marie Louisen" von Rouget ist schon besser componirt; die Gruppen sind gut vertheilt, die Farben harmonisch, und das Ganze verräth einen Schüler der alten französischen Manier.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom März.

Denkmäler.

Darmstadt, 15. März. Gestern fand in dem Hoftheater eine Vorstellung zu Gunsten des in Salzburg projectirten Mozart-Denkmals statt; die Einnahme betrug, einschließlich eines reichen Beitrags von Seiten des Großherzogs, 1290 fl. 48 kr.

Wien, 2. März. Dem Vernehmen nach ist bereits eine Entscheidung über das Denkmal des verewigten Kaisers Franz getroffen. Es soll in einer Trajanssäule bestehen, auf der sich die Statue des Monarchen in der österreichischen Feldmarschalls-Uniform, mit dem Kaisermantel umgeben, befinden wird. Die ganze Säule soll aus Bronze gegossen, und sowohl die Modellirung als die Ausführung dieses nationalen Denkmals dem hiesigen Professor Schaller übertragen werden.

Porto, 14. Februar. Das Monument, welches in der Kirche der Lapa, an der rechten Seite des Hauptchors und des Hochaltars, zur Aufbewahrung des Herzens Don Pedro's errichtet ward, ist nun vollendet. Das Herz war am 12. während einer feierlichen Messe auf einem prachtvollen Sarkophage vor dem Hochaltar ausgestellt, um später wieder beigesezt zu werden.

Medaillenkunde.

Berlin, 20. März. Aus der Loos'schen Medaillenmünze sind in neuerer Zeit wieder mehrere Medaillen hervorgegangen. Die erste, von König gefertigt, bezieht sich auf die Vermählung der Prinzessin Elisabeth mit dem Prinzen Karl zu Hessen und bei Rhein. Die Hauptseite ist mit den Bildnissen der Neuvermählten geschmückt und trägt die Umschrift: Elisabetha Regia Princeps Borussiae et Carolus Princeps Hassiae Rhenanae. Auf der Kehrseite windet Hymen den festlichen Kranz. Unter seinen ausgebreiteten Fittigen bemerkt man zur Linken den preußischen Adler, zur andern den gekrönten Löwen, während dort ein Genius dem Gotte der Ehe eine Lilie, hier eine Rose darbringt. Umschrift: Principum amor, populorum concordia. Im Abschnitt ist der Vermählungstag mit den Worten bezeichnet: Nuptiae Augustorum celebratae Berolini die XXII Octobris MDCCCXXXVI. Die zweite ist dem Fürsten von Metternich gewidmet und zeigt auf der Hauptseite dessen Bildniß, auf der Rückseite die Securitas nach der Art, wie die Alten sie abzubilden pflegten, die Rechte sorglos über das Haupt gelegt und an einen Säulenstumpf gelehnt, auf welchem der Oelzweig liegt. An ihrer linken Seite erhebt sich der Herrscherstab, während die linke auf einem Füllhorn ruht. Die Figur der Sicherheit trägt die Mauerkrone und der Herrscherstab den österreichischen Adler. Auf der Säule ist das Metternich'sche Wappen angebracht und an dieselbe lehnt sich das Staatsruder. Diese Medaille ist von Held gearbeitet. Von demselben ist eine Medaille für die Stadt Stralsund auf das 50jährige Dienstjubiläum ihres Bürgermeisters, Dr. D. E. Kühl, verfertigt worden, welche jedoch verändert werden mußte, da der Jubilar acht Tage vor seinem Ehrenfeste starb.

Stockholm, 7. März. Die Akademie der freien Künste läßt eine Medaille zum Andenken an die Ernennung des Kronprinzen zum Kanzler der Akademie prägen.

Alterthümer und Ausgrabungen.

Neapel, 18. März. In Pompeji hatten im Laufe vor. Woche mehrere kleine Ausgrabungen statt. Unter andern ward ein verschlossener eiserner Kessel, noch auf dem Herde stehend, gefunden. Die große Ausgrabung wird für die Königl. Familie erst bei eintretender guter Witterung vor sich gehen, wobei jedoch Niemand ohne besondere Protection Zutritt hat.

Rom. In der lezten Sizung der archäologischen Akademie las der Director des Kircher'schen Museums, der Jesuit G. Secchi, eine Abhandlung über die etruskische Inschrift der bei Todi aufgefundenen Statue vor. Er erklärte dieselbe; aber seine Erklärung, im Vergleich mit der frühern, durch Visconti bekannt gemachten, beweist, wie wenig Zuverlässigkeit noch in der Kenntniß der etruskischen Schriften besteht. Hr. S. liest die Inschrift: Acial. Truti. Vispu. nume. Vepe, welches, in das Lateinische übersezt, Areial Quirinus, Vibi. F. nomine Vibius heißen soll, und von Hrn. S. so erklärt wird, als ob die Statue dem Lucumo Vibenna, welcher in dem Kriege des Romulus gegen Tatius dem erstern zu Hülfe kam, geweiht worden wäre. Truti soll dabei ein Ehrenname, gleichbedeutend mit Quirinus, seyn. Acia Vispu Vepe werden als Namen erklärt. Das Merkwürdige dieser Erklärung ist, daß sie mit der von Visconti gegebenen auch nicht in einem Worte übereinstimmt. Uebrigens lasen beide Erklärer die Inschrift rückwärts.

Bonn. Bei dem Fundamentgraben eines Hauses an der Bonn-Coblenzer Landstraße hat sich kürzlich ein römisches Grabdenkmal mit wohlerhaltener Inschrift, deren vollständige Deutung noch nicht erfolgt ist, gefunden. Es wird wahrscheinlich im Bonner Museum vaterländischer Alterthümer welches unter der Leitung des Professors v. Schlegel steht aufgestellt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 125.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 26. Mai 1837.

Pictoribus atque poëtis
Quidlibet audendi semper fuit aequa potestas.
Horat.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Von den Schlachtbildern in Vernets Manier ist das bedeutendste Bellangés Schlacht bei Wagram; ich gebe hier etwas in's Detail, um die Darstellungsweise einigermaßen anschaulich zu machen. Denken Sie sich eine Leinwand, etwa zwanzig Fuß hoch und eben so breit, und auf dieser nun eine panoramatische Ansicht der Schlacht in der sogenannten Cavalierperspektive, d. h. von einem Berge oder einer andern Höhe herab gesehen; gerade wie die Merianschen Schlachtpläne im Theatrum Europäum. Denken Sie sich ferner auf dieser ungeheuren Leinwand die Figuren des Vordergrundes höchstens sechs Zoll hoch, so haben Sie einen ungefähren Begriff von der Ausdehnung dieser enorm großen Composition. Man übersieht eine ungeheure Ebene, im Hintergrunde die Donau und Wien, und auf dieser Ebene erblickt man nun wie in einem Panorama jene schreckliche Schlacht, in der zweimalhunderttausend Mann gegen einander rangen. Eine Menge episodischer Details machen sich im Vor- und Mittelgrund bemerkbar, ohne jedoch dem Totaleindruck des Ganzen zu schaden; man sieht Napoleon auf seinem Schimmel, angeschrien von einem Haufen Verwundeter, den Herzog von Istrien, dem das Pferd unter dem Leibe getödtet wird, Davoust, das Dorf Wagram stürmend u. dergl. m. Arrangement, Zeichnung und Malerei dieses Bildes sind geistreich und lebendig; eine ganz vorn im Vordergrunde durch ein Kornfeld jagende Batterie leichter Artillerie ist vortrefflich.

Von den für Versailles bestimmten Bildern, welche friedliche Sujets behandeln, erwähne ich nur: Rouget: die Trauung Napoleons mit Maria Luise; ein mittelmäßiges, höchst langweiliges, großes Bild mit einer Masse Porträtfiguren in Lebensgröße, und dann aus der Geschichte Louis Philipps die Aufrichtung des Luxor-Obelisken am 25sten Oktober vorigen Jahrs, von F. Dubois gemalt.

Soviel über die im Salon befindlichen Bilder für das Versailler Museum der Nationalgeschichte; ich spreche schließlich den Wunsch und die Hoffnung aus, daß die besten Werke dieses Museums nicht im Salon seyn mögen; denn was davon dort ist und was ich eben besprochen, ist wahrlich nicht sehr bedeutend. Was nun die andern, nicht für Versailles bestellten historischen Bilder des Salons betrifft, so kann ich mich über dieselben kürzer fassen.

Die Mehrzahl derselben ist höchst unbedeutend; es sind ebenfalls, größtentheils wenigstens, Darstellungen aus der französischen Geschichte. Drei unter diesen Bildern

zeichnen sich aus: Monvoisin's „Conventssitzung vom neunten Thermidor," Rogers „Tod Karls des Kühnen" und „die Cholera" von Lafaye.

Monvoisin's Bild: Conventssitzung vom neunten Thermidor, hat mich immer vor allen andern historischen Bildern des Salons interessirt, obwohl es auf bedeutenden Kunstwerth eben keinen Anspruch macht. — Zuerst ist es die welthistorische Bedeutung des dargestellten Moments, die mich anzog; dann liebe ich es aber auch aus Aerger über die offiziellen Bilder von Versailles. Jene Schlachten und Siege sind zwar höchst glorreich für die französische Nation; was liegt aber der Geschichte z. B. an einer Handvoll Siege Napoleons, gegen den einen neunten Thermidor gerechnet? Wäre die Hälfte jener Siege Niederlagen gewesen, Frankreich und die übrige Welt wäre doch immer das, was sie jezt ist; aber ohne den neunten Thermidor —? Darum kann ich einen kleinen Aerger nicht unterdrücken, daß so viele Bilder mit viel unwichtigeren Schlachten und andern Haupt- und Staatsaktionen für Versailles angefertigt worden, daß man aber, so viel ich weiß, an eine Darstellung des neunten Thermidor nicht gedacht hat. Es wäre seltsam, wenn es unterblieben wäre wegen unangenehmer Erinnerungen, welche die Porträts einiger Männer jenes Tags zurückrufen könnten: jener Tag und jene Männer gehören der Geschichte an, und die Geschichte enthält für alle Könige, auch für die, welche nicht früher mit Robespierre u. A. persönlich befreundet waren, unangenehme Erinnerungen, weßhalb sie auch so fleißig ignorirt wird; aber unangenehme Erinnerungen hier in Paris vermeiden wollen, ist doppelt seltsam, hier, wo jeder Stein spricht.

Und welch ein Tag war jener neunte Thermidor! Der Wagen der Weltgeschichte, der so lange über Stock und Stein gegangen war, fern von all den schön gebahnten Wegen und den hergebrachten Geleisen, der im wüthenden Galopp davongerissen ward, so daß mehrere Leute übergefahren wurden und das Leben verloren, und daß denen, welche bis dahin gemeint hatten, sie wären die Kutscher und leiteten den Wagen, daß denen von dem tollen Rennen Hören und Sehen verging, oder wie Einige sagen, daß ihnen Hören und Sehen nun erst kam — dieser Wagen that — das war am neunten Thermidor — auf einmal einen Ruck und lenkte um zu den alten Geleisen. Dieser Tag hat bewiesen, daß Robespierre kein Staatsmann war, dieser Tag, den seine Fehler herbeigeführt haben. Sein Hauptfehler war die Eitelkeit: er war nicht ehrgeizig, aber eitel. Bei einem Staatsmann ist der Ehrgeiz kein Fehler, die Eitelkeit aber ein sehr großer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Vision Swedenborgs.

(Beschluß.)

Es war schon heller Tag, so hell nämlich, als er in dem Hause des Herrn Petitot zu leuchten pflegte, wohin er den Weg über die hohen Gebirgsgiebel der Nachbarhäuser nehmen mußte, als ich, aus einem unruhigen Schlummer erwachend, die schweren Seidenvorhänge zurückschlug. Die spukhaften Träume der Nacht hatten den mit eichenem Schnitzwerk und vergoldetem Stuck verzierten Raum verlassen. Das Bild der Königin färbte ein blasser Sonnenstreif mit einem zarten Erröthen, das der stolzen Frau sehr gut zu Gesichte stand.

Ich knöpfte mich in einen weiten Ueberrock, denn der Morgen war kühl, und ich nahm mir vor, noch einen Gang durch die alte Stadt zu machen. Um nach dem Wetter auszuschauen, trete ich in den Erker, da fällt ein Blick auf den mir gegenüberliegenden Ausbau, und hinter den hellen Scheiben des tief herabgehenden Fensters drüben sehe ich eine Dame sitzen, die Niemand anders seyn kann als die Gräfin Ulrike Eleonore. Wahrlich, sie selbst — es ist kein Zweifel. Das ist die große, hohe Gestalt; sie sizt, die rechte Schulter und den Rücken mir zugewendet, ein Buch in den zarten, feingebauten Fingern haltend, in einer weiten Robe von hellgelber Seide, die in wenigen großen, aber prächtigen Falten auf dem Teppich sich ausbreitet. Ihr Haupt ist gesenkt und das schwarze, gescheitelte Haar, das in schweren Locken herabfällt, läßt den weißen Nacken, den Contour der Wange und das zartgebaute Ohr sehen. Die alterthümliche Lehne des Stuhls mit dem Schnitzwerk und dem gepreßten Goldleder macht die weichen, schönen Formen, die sich daran stützen, nur noch bemerkbarer. Das Ganze mit der Einfassung des mit grünen Draperien umschlossenen Fensters bildet ein reizendes Gemälde, in dessen Anschauen ich mich so sehr vertiefte, daß ich mehrere Mal Herrn Petitots Morgengruß überhörte und ihn selbst nicht eher bemerkte, als bis er sein freundliches, rundes Gesicht zwischen die schöne Gräfin und mich geschoben hatte.

Er kam, um mich zum Spaziergange abzuholen. „Wie geschlafen," fragte er mich, „in dem Bette der Königin?" — „Schlecht, liebster Herr Petitot," erwiderte ich, indem ich ihn mit mattem, überwachtem Blicke ansah. „Die Phantome, über die Sie am Tage klagen, haben mich in der Nacht heimgesucht, und ich versichere Sie, daß sie dann noch viel giftigerer und hartnäckigerer Natur sind, wenn sie in der Stille und Dunkelheit kommen."

Herr Petitot lächelte vornehm. „Wir Franzosen," sagte er, „glauben an keine Gespenster; das ist eine Nationaltugend bei uns. Dazu ist unser Blut zu leicht und

unser Geist zu spottsüchtig. Haben Sie jemals in Paris von Gespenstern gehört? Aber hier in Gothenburg mag es welche geben; ich glaube es wohl. Sind sie Ihnen etwa heute Nacht in die Nähe gekommen?" Ich warf einen scheuen Blick auf die Chronik, die noch immer mit dem Bildniß des Königs Karl auf dem Tisch aufgeschlagen lag, und sagte schnell: „Lassen wir das, lieber Herr Petitot; Sie sind ein aufgeklärter Mann noch aus der alten Schule, ich will mich vor Ihnen mit meinen Träumereien nicht compromittiren. Ihre Tochter würde mich schon besser begreifen, da sie ohnfehlbar die Romane und Theaterstücke der neuen Schule liest. Aber wie gesagt, lassen wir das und sagen Sie mir lieber, was ich von jener schönen Gestalt da drüben im gelben Kleid denken soll?"

„Ach die!" nahm Herr Petitot das Wort. „Die ist freilich ganz aus der neuen Schule: die arme Person ist verrückt. So hübsch sie ist und so allerliebst sie sich von Weitem ausnimmt, hat sie doch in diesem, von schwarzen Locken überhangenen Köpfchen keinen Funken Verstand. Es ist ein närrisches Buch in dem zierlichsten Einband, ein verrücktes Liedchen, von den kunstreichsten Lippen vorgetragen, ein Bild, von einem Meister gemalt, aber von einem Stümper überpinselt, ein —" — „Ihr Name?" unterbrach ich den eifrigen Redner im Fluß seiner Metaphern. „Ja, der Name," erwiderte er mit langsamem, affektirtem Schnarren der Stimme, „der Name kommt nicht über meine Lippen. Das fordern Sie nicht von mir, mein Herr. Voltaire hat herrliche Namen in seinem Candide zusammengebracht. Was sagen Sie zum Beispiel von dem Namen Thonder-ton-tronkh? aber ich sage Ihnen, der Name der Frau da drüben klingt noch viel gothischer als das Landgut des Barons in Westphalen." — „Also es ist eine verheirathete Dame?" fragte ich, den Blick immer auf den reizenden Gegenstand unserer Untersuchungen gerichtet. „Wie man's nehmen will," erwiderte Herr Petitot ziemlich einfältig. „Der Bräutigam oder der Mann, ein Offizier aus der königlichen Garde, hat sie am Abend der Hochzeit verlassen, weil gerade bei dem heiligen Akte der Trauung, wie man sagt, ihr Wahnsinn auf eine besonders excentrische Weise ausgebrochen ist. Dieser Wahnsinn hat aber seine Quelle von dem Buche her, das Sie dort, in rothen Maroquin gebunden, in den weißen, kleinen Händen der Dame sehen. Das ist ein Buch, in dem die sonderbarsten Dinge stehen, ein Buch, das der Staat öffentlich verbrennen sollte, ein Buch, das nie in die Hand eines Menschen kommen sollte, der müssige, einsame Stunden hat." — „Aber mein bester Herr Petitot, Sie gerathen ja ganz in Eifer. Sollten Sie vielleicht im Stande seyn, den Namen dieses Buches mir anzugeben?" — „O ja, das bin ich," entgegnete der Gefragte. „Es ist keiner von den völlig unaussprechbaren: der Verfasser heißt Swedenborg.

Der Name erschreckte mich. In der Verbindung, wie er hier ausgesprochen wurde, hatte er etwas Dämonisches. In dem Moment wandte sich die junge Dame mir gegenüber, und zwei Augen, in deren himmlischem Glanze die ganze Theorie der Engel geschrieben standen, sahen mich mit erstauntem, fragenden Ausdrucke an. Noch nie hat die Geisterwelt so mächtige Boten an mich abgesendet als diese Augen. Es war nur ein flüchtiger Blick, sie senkten sich gleich wieder, aber ich glaubte, wie durch ein schnelles Licht erleuchtet, die tiefsten Geheimnisse der Lehre Emanuel Swedenborgs offen vor mir daliegen zu sehen. — Ich glaubte jezt an die Geschichte der Gräfin Ulrike Eleonore.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Beschluß.)

Prinzessin Victoria.

Die lezten Osterferien des Parlaments brachte der fürchterliche O'Connell meist in Irland zu. In einer öffentlichen Versammlung sprach er dort von der bevorstehenden Volljährigkeit der muthmaßlichen Thronerbin, und wie zweckgemäß es sey, ihr beim Antritte derselben die Ergebenheit, die Gesinnungen und Wünsche des irischen Volkes mittelst Adressen zu erkennen zu geben. In allen Distrikten liegen jezt Adressen zur Unterzeichnung, und es wäre nicht zu verwundern, wenn solche, wie schon oft geschehen, der Prinzessin auf einem Schiebkarren überbracht werden müßten. Mehrere englische Städte haben ähnlichen Entschluß gefaßt, und so handelt es sich gegenwärtig bloß darum, ob Prinzessin Victoria die Deputationen nach Antritt ihrer bedingten Mündigkeit wird empfangen dürfen oder nicht? Denn nur in gewisser Hinsicht und in spezifischem Sinne weist die englische Constitution dem muthmaßlichen Erben oder der muthmaßlichen Erbin des Throns nach erfülltem achtzehnten Jahr einen andern Standpunkt an, als früher. Vor dem achtzehnten Jahr nämlich ist der muthmaßliche Thronerbe, politisch betrachtet, ein zu Allem unfähiges Kind. Stirbt der König und ist der Nachfolger noch keine achtzehn Jahre alt, so kann er oder sie keine Handlung des Souveräns anders vollziehen, als durch einen Regenten. Ist der Nachfolger beim Tode des Königs volle achtzehn Jahre alt, so tritt er unverzüglich in alle Vorrechte des Souveräns und regiert kraft seines oder ihres angeerbten Rechtes in eigener Person. Folgt nun hieraus, daß der muthmaßliche Thronerbe während des zwischen dem vollendeten achtzehnten und dem vollendeten ein-und-zwanzigsten Jahre — dem englischen Termine des Mündigwerdens — liegenden Zeitraums, politisch betrachtet, bloß insofern aufhört ein Kind zu seyn, als er oder sie, im Fall der Thronerledigung, zu Uebernahme und eigener Führung des Regiments fähig ist: so springt auch in die Augen, daß, dafern König Wilhelm weder bis zum nächsten 24sten Mai, noch vor dem erfüllten ein-und-zwanzigsten Jahre der Prinzessin Victoria mit Tode abgeht, diese, streng genommen, nicht an erstgenanntem Tage, sondern

drei Jahre später ihre Mündigkeit erreicht. Bleibt der Thron besezt, so gilt nach der englischen Constitution der englische Termin der Volljährigkeit, das ein-und-zwanzigste Jahr, auch für den muthmaßlichen Thronerben: er bleibt bis dahin dem Willen des Herrschers unterworfen, und so unterliegt es keinem Zweifel, daß König Wilhelm Macht und Gewalt hat, das Benehmen der Prinzessin bei Gelegenheit ihres nächsten Geburtstags zu regeln, und ihr das Abweisen aller etwa erscheinenden Deputationen mit oder ohne Adressen zu befehlen. Wird nun der König von seinem Rechte Gebrauch machen? wird er der Prinzessin befehlen, die Adressen entgegenzunehmen, oder abzulehnen? oder wird er stillschweigend das Eine wie das Andere der Discretion der Prinzessin überlassen? und wenn diese ihn um Verhaltungsbefehle bittet, was wird er antworten? Whigs und Tories besprechen und lösen diese Fragen natürlich nach ihren individuellen Wünschen. „Nein,“ sagen die Tories, „der König wird den Deputationen jeder Farbe zu erkennen geben lassen, wie es sein souveräner Wille ist, daß keine solche Annäherung an die Person seiner Nichte, kein so unschicklicher Versuch statt finde, der muthmaßlichen Thronerbin im Voraus ein politisches Glaubensbekenntniß, ein Pfand ihres künftigen Regierungssystems abzudrängen.“ — „O,“ rufen die Whigs, „wir zweifeln gar nicht, daß die häuslichen, unverantwortlichen Rathgeber des Königs ihm solches Verfahren andeuten werden; wir bezweifeln auch nicht, daß er in diesem Sinne handeln wird. Allein das behaupten wir, wenn der König seine verantwortlichen Minister hören will, so werden diese ihm ein entgegengesetztes Verfahren anrathen, und der König würde dann besser thun, ihrem Rathe zu folgen. Was gewinnt er durch das Verbot? Er bestätigt die Volksmeinung, daß Prinzessin Victoria nicht mit ihm, sondern mit der Mehrzahl des Volkes stimmt, und erreicht gerade das Gegentheil von dem, was er bezweckt. Er wünscht die Adressen zu unterdrücken, und hunderttausendfach werden sie im Volke umhergeben, und was seinem Befehle gemäß Prinzessin Victoria nicht entgegennehmen darf, das wird sie zweimal lesen und dreifach erwägen.“ — Wir wollen sehen, welchem der Rechenmeister der Entschluß des Königs am 24sten Mai Recht gibt.

W. S.

Rom, Mai.

(Fortsezung.)

Tasso und Eleonore.

Es kann nicht geleugnet werden, daß Tasso in der Prinzessin Eleonore eine treue und wachsame Rathgeberin in seinen oft verwickelten und gefährdeten Angelegenheiten am Hofe und in der Welt besaß. In vielen Fällen scheint er ihrer durchgehends richtigen und leidenschaftslosen Ansicht, ihrem Blicke, der klarer war als der seine, Folge geleistet zu haben; wohl ihm, wenn er es immer gethan hätte! Aber sein Leichtsinn und seine unverzeihliche Unvorsichtigkeit (wenn man sein unerklärliches Benehmen nicht mit einem härtern Namen belegen will) stürzten ihn in den bodenlosen Abgrund. Auch dann, als das Ungewitter, welches er selber heraufbeschwören geholfen, sich entlud, wandte Eleonore, deren Ruf er so wenig geschont, sich nicht von ihm ab. Sie half ihm zur Flucht aus dem Kloster S. Francesco, im Moment, wo er in's Irrenhaus gebracht werden sollte; das zweite Mal war er taub gegen ihre Warnung, oder wurde durch unbekannte Umstände am Entkommen gehindert, und in S. Anna beweinte er jahrelang das Geschick, das er selbst verschuldet. Daß Reue und Gewissensbisse die Prinzessin quälten, wissen wir durch ihre eigenen Worte. Zwei Jahre nach Tasso's Einsperrung starb sie, in einem Alter von fünf-und-vierzig Jahren. Tasso gedenkt ihrer und ihres Todes nicht mit einer Zeile; er mochte glauben, ihr Herz sey ihm entfremdet, weil ihm keine Tröstung von ihr zukam. Wer aber kann ihre Lage und die Hindernisse beurtheilen, mit denen sie einerseits durch ihren Bruder, andernseits durch den Kerkermeister, den Prior Agostino Mosti, umgeben war? Ein Blatt ist übrig, auf welchem sie sich bei Alphons für den Gefangenen verwendet, freilich ist die Verwendung sehr lakonisch. Es ist das Sonett: Figlie d' Alcide ad immatura morte, welches der Unglückliche den Prinzessinnen sandte. Unten steht: Lucrezia fa le sue raccommandagioni, dann: Ed Leonora fa le sue. Von der Villa Bel Riguardo aber, wohin das Blatt dem Herzoge zugesandt worden war, kam es zurück mit der einzigen Antwortzeile: E perchè non le facciano più, fa le sue Alfonso.

Rosini ist in seiner interessanten Schrift über die Ursachen von Tasso's Gefangenschaft zu dem Resultate gekommen, daß zu freie Verse der Grund derselben gewesen seyen. Aus des Dichters eigenen Bekenntnissen geht dies hervor. Unter den erwähnten Manuscripten finden wir die Verse, und es bleibt keinem Zweifel unterworfen, an wen sie gerichtet waren. Nicht ohne schmerzliche Empfindung kann man diese Papiere und Briefschaften durchsehen. Nachdem das schlecht bewahrte Geheimniß zum Theil offenkundig geworden war, leistete Tasso, vom Herzog in die Enge getrieben, diesem einen Eid, Alles von ihm Geschriebene und Erzählte sey erdichtet und eine Ausgeburt der Phantasie; er willigte ein, sich für geistesabwesend erklären und in einem Kloster heilen zu lassen. Daß diese Sache im ersten Augenblick weniger Aufsehen erregte, als man vermuthen könnte, liegt wohl in dem Umstande, daß die ganze Verhandlung sehr geheimnißvoll war, und der Dichter schon früher durch sein reizbares und unstätes Wesen, seinen „Umor malinconico,“ wie seine Zeitgenossen es nannten, zu manchen sonderbaren Scenen Veranlassung gegeben hatte. Aber die Prüfung dünkte dem Ungeduldigen bald zu hart; er begann sich zu ängstigen, er widerrief, was er geschworen, als er sah, daß seine Bitten unerhört blieben, er beleidigte den Herzog auf das Gröblichste, entging (wie schon gesagt) der über ihn verhängten Strafe durch die Flucht, kehrte zurück, sey es nun aus eigenem Antriebe oder in die Falle gelockt, und überlieferte sich selbst durch neue Inconsequenzen in die Hände seiner Gegner. Man würde sich in großer Verlegenheit befinden, wenn man bei einem Tasso den gewöhnlichen Maßstab anlegen wollte und müßte. Noch nach sieben Jahren, längst nach der Prinzessin Tode, war Alphons so gereizt gegen ihn, daß er, als ein Fürst nach dem andern ihm vorstellte, er könne seinen Gefangenen unmöglich länger für verrückt ausgeben, in dem an Guarini erlassenen Befehle, die Aktenstücke zum Proceß zusammenzustellen, mit eigener Hand schrieb: er thue es, damit man sich überzeuge, daß die fürstliche Ehre nicht gestatte, daß diesem Manne ein ander Loos zu Theil werde, und daß er auch dies nur seiner großen Barmherzigkeit zu danken habe. Nur dem Kunstgriff Guarini's, wodurch ein Theil der Papiere unterschlagen wurde, verdankte Tasso seine Befreiung.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 53. Freitag, 26. Mai 1837.

Werke über England und Irland.

1) Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert. Geschichte von England von J. M. Lappenberg. Erster Band. Mit einer Karte. Hamburg, Perthes, 1834.

In der großen Heeren-Ukertschen Sammlung eine der gründlichsten und gehaltvollsten Arbeiten. Zwar erscheint für Leser, die bloß die Resultate und vom Detail der Geschichte nur das Anziehende und in der Erzählung Interessante verlangen, dieses Werk etwas zu gedehnt. Der erste, 631 Seiten umfassende Theil, geht nur bis zur normännischen Eroberung im Jahr 1066, und der Geist ermüdet ein wenig bei der gar zu ausführlichen Geschichte der kleinen angelsächsischen Könige und ihrer unaufhörlichen kleinen Kriege. Allein da die ältere angelsächsische Geschichte bisher eben noch keinen so gründlichen und genauen Forscher gefunden hat, als Herr Lappenberg, so müssen wir ihm für seine äußerst fleißige Arbeit dankbar seyn, als für die erste ihrer Art, und dürfen von einer so umfassenden Geschichtsforschung nicht verlangen, was die Geschichtschreibung leisten kann, wo ihr jene schon hinlänglich vorgearbeitet hat.

Zuerst gibt der Verfasser Rechenschaft über sein Quellenstudium, dessen Reichthum in der That überrascht. Dann schildert er Britannien unter den Römern, das kurze Zwischenreich des Carausius, eines Deutschen (Menapiers), der die Verbindung mit Sachsen und somit die große sächsische Eroberung einleitete. Diese wird nun mit größter Ausführlichkeit beschrieben; nicht nur die romantischen Begebenheiten Hengists und Horsas, sondern auch die weniger interessanten aller spätern Ankömmlinge. Die Sagen von König Artus werden erörtert, und der ersten Blüthenzeit des angelsächsischen Reichs seit der Vereinigung unter Egbert und bald unter dem berühmten Alfred wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Dann folgt die Unglückszeit der Dänischen Einfälle und Usurpation, die kurze Restauration unter Eduard dem Bekenner und endlich der traurige Untergang der alten angelsächsischen Dynastie und Volksfreiheit durch die neue normännisch-französische Dynastie und Feudalaristokratie. Die Aufgabe der folgenden Theile wird nun seyn, den Kampf dieser beiden Elemente und die Reaction des angelsächsisch-demokratischen Geistes in den Parlamenten, in der Reformation und in der Revolution des 17ten Jahrhunderts zu schildern.

2) Coopers Geschichte Englands von den frühesten Zeiten bis zum Jahr 1835. Nach der 22sten Original-Ausgabe übersezt von F. A. Rüder. Zerbst, Kummer, 1836.

Eine sehr kurze Geschichte. Nur 301 Seiten in

Duodez. Jeder Regent hat sein besonderes Capitel, hinter dem noch ein kurzes Verzeichniß sogenannter merkwürdiger Begebenheiten, Züge aus der Sitten- und Kulturgeschichte, Naturereignisse ꝛc. folgt. Nach unsern Begriffen von Geschichtschreibung läßt dieses Cooper'sche Werk alles zu wünschen übrig, denn sie ist bloß Regentengeschichte und nicht Volksgeschichte, und unterläßt nicht nur, die große innere Entwicklung in scharfen Zügen zu zeichnen, sondern erzählt sogar die Kriegsereignisse auffallend trocken. Nie hat wohl ein größeres Volk einen erbärmlicheren Geschichtschreiber gefunden. Wir Deutsche haben uns insbesondere über die Ignoranz oder den bösen Willen des Verfassers zu beklagen, sofern er weder des Unrechts gedenkt, das uns England zugefügt, noch die Hülfe gerecht würdigt, die es von uns erhalten hat. Des schändlichen Verraths, wodurch nach Marlboroughs Absetzung Prinz Eugenius im Stich gelassen wurde, wird hier mit keiner Sylbe gedacht. Die treue Hülfe Blüchers in der Schlacht bei Waterloo wird nur verächtlich, ohne Nennung des großen Feldherrn, mit den Worten erwähnt: „ein starkes Corps Preußen, welches dem Herzog von Wellington zu Hülfe kam." Und nicht ein Wort weiter. Hier hätte der Uebersetzer, wenn er es je der Mühe Werth fand, ein so elendes Buch zur Kenntniß deutscher Leser zu bringen, wenigstens berichtigende Noten geben sollen.

2) Thomas Moore's Geschichte von Irland. Aus dem Englischen übersezt von Dr. A. Schäfer. Erster Band. Würzburg, Stahel, 1835.

3) Dasselbe Werk übersezt von Peter Klee. Erster Band. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann, 1835.

Warum wieder zwei Uebersetzungen desselben Werks? Möchte doch die Concurrenz endlich einmal Regeln zum gemeinen Besten unterworfen werden; Walter Scott und dergleichen Futter für alle Leihbibliotheken verträgt wohl mehrere Uebersetzungen, nicht aber ein Geschichtswerk, wie das vorliegende, das so viele Leser doch nicht findet, um zwei Verlagshandlungen zugleich hinreichend zu befriedigen. Dann verliert eine, verlieren wohl gar beide die Lust zu ähnlichen Unternehmungen, und es bleibt ein andermal ein gutes und nützliches Geschichtswerk unübersezt, weil vorher einmal eins ohne Noth doppelt übersezt wurde. Diese Bemerkung drängte sich uns um so ungezwungener auf, als wir mehrfach schon im Fall waren, zu beklagen, daß vortreffliche Geschichts- und Reisewerke der Engländer nicht übersezt wurden.

Herr Moore hat leider noch nicht mehr als den ersten Band geliefert, der ausschließlich die älteste Geschichte Irlands umfaßt. Er überläßt sich den antiquarischen Untersuchungen mit einer Liebe und Ausführlichkeit, wie sie den Schriftstellern des Reformationszeitalters eigenthümlicher war, als denen unsers flüchtigen Revolutionszeitalters, und es gehört einige Geduld dazu, wenn man kein Irländer ist, sich durch alle Kleinigkeiten dieser langen Untersuchung durchzuwinden. Wir wollen ihm nicht in das Chaos der Vermuthungen über die älteste Bevölkerung Irlands folgen, und heben deßfalls nur eine Stelle hervor, die uns von besonderm Interesse erscheint. Er macht nämlich auf eine gewisse, Irland eigenthümliche Gattung von Rundthürmen aufmerksam und sagt: „Während in keinem Theile des europäischen Festlandes irgend ein Gebäude von ähnlicher Bauart entdeckt worden ist, hat man in der Nähe von Bhaugulpore, in Hindostan, zwei Thürme gefunden, welche die vollkommenste Aehnlichkeit mit den irländischen haben. In allen Eigenheiten ihrer Gestalt, — der Thüre oder dem Eingange, der sich mehrere Fuß über dem Boden befindet, — den vier Fenstern, in der Nähe des Gipfels, die nach den vier Cardinalpunkten gerichtet sind, und dem kleinen geründeten Dach, — sind jene indischen Tempel, nach der Beschreibung derselben zu urtheilen, den Rundthürmen vollkommen ähnlich; auch glaubt man, daß sie, gleich diesen, einer nunmehr erloschenen und sogar vergessenen Form der Gottesverehrung angehört haben. Einer der Einwürfe, die man gegen die Annahme, daß die irischen Thürme Feuertempel waren, erhoben hat, nämlich der, daß es zu einem solchen Ende nicht nothwendig war, sie so hoch zu machen, wird durch die von einigen Pyrea's, oder Feuertempeln der Guebern, gegebene Beschreibung zur Genüge widerlegt. Einige von diesen, sagt man uns, wurden fast 120 Fuß hoch gemacht, welches die Höhe des höchsten der irischen Thürme ist; und ein einsichtsvoller Reisender sagt, einen von ihm selbst in der Nähe von Bagdad gesehenen Feuerthurm beschreibend: „der beigefügte Abriß wird die Aehnlichkeit dieser Pfeiler mit jenen, in Irland so gewöhnlichen, alten Säulen zeigen. — Auf die merkwürdige Aehnlichkeit, die, wie gesagt, zwischen den Säulentempeln in der Nähe von Bhaugulpore und den Rundthürmen Irlands herrscht, sich stützend, trägt ein neuerer scharfsinniger Geschichtschreiber kein Bedenken, den Ursprung des irischen Volks aus jener Gegend abzuleiten; und daß wenigstens ein Aufguß der Bevölkerung aus jener Gegend, in irgend einem frühern Zeitpunkte, stattgefunden hat, scheint keineswegs eine allzugewagte Annahme zu seyn. Die Meinung, daß Iran und die westlichen Theile Asiens ursprünglich der Mittelpunkt waren, von welchem aus sich Menschen nach allen Gegenden der Welt verbreiteten, scheint durch die Sagengeschichte der meisten Völker, so wie durch die Resultate philologischer und antiquarischer Forschungen bestätigt werden."

Von besonderm Interesse ist die Eifersucht, mit

welcher Thomas Moore die berühmten Lieder Ossians für Irland in Anspruch nimmt und sie den Schotten abspricht, denen sie Macpherson widerrechtlich zugeschrieben habe. Er sagt: „Dies ist nur einer von den vielen Versuchen schottischer Schriftsteller, die geschichtlichen Verwandtschaften zwischen den zwei Ländern zu verwirren, und selbst zu verkehren, in der Absicht, nicht bloß jene hohen Heldennamen und romantischen Sagen, die der Zwielichtsperiode der irischen Geschichte, mit der wir uns gegenwärtig beschäftigen, angehören, sondern auch die ausgezeichnetsten jener zahlreichen Heiligen und Gelehrten, welche, wie man weiß, in einer spätern, und von dem Lichte der Geschichte stärker beleuchteten, Periode unsere Jahrbücher verherrlicht haben, als das Eigenthum Schottlands in Anspruch zu nehmen. Dieser Plan, durch den Umstand, daß beide Länder den gemeinschaftlichen Namen Scotia führten, besonders begünstigt, entwickelte sich schon im dreizehnten Jahrhunderte, zur Zeit, als der Anspruch Eduards auf eine Lehns-Oberherrlichkeit über Schottland die Einwohner dieses Landes zu dem Entschlusse bewog, die Unabhängigkeit der schottischen Krone zu behaupten, und als sie zum ersten Male Anspruch auf ein Schema eigener Alterthümer machten, durch das sie jenes des Mutterlandes, von welchem sie es theilweise entlehnten, zu verdrängen und zu verdunkeln suchten." Folgt nun die lange Auseinandersetzung dieser Verfälschungen. Da sie so lange fortgesezt wurden, erscheinen sie wirklich als etwas Seltsames, nehmen aber nicht Wunder, wenn man bedenkt, daß Irland auch in jeder andern Rücksicht immer mißhandelt und zurückgesezt und zu fremden Zwecken ausgebeutet wurde.

Mit Recht macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß das Christenthum in Irland (troß der stark daselbst vorherrschenden Druidenlehre) ohne alle Gewaltthat nur durch friedliche Bekehrung einzelner Apostel, besonders des h. Patrik eingeführt worden sey, und daß sich schon in sehr früher Zeit Irländer auch wieder als Apostel anderer Länder, als berühmte Heilige und Gelehrte ausgezeichnet haben.

5) Aus dem Tagebuche eines in Großbritannien reisenden Ungarn. Pesth, Heckenast, 1837. 8. S. 230.

Sechsundzwanzig Capitel, von dem jedes ein besonderes Tableau darbietet, die meisten Beschreibungen, einige vorzugsweise Beurtheilungen enthaltend. Die Nationalität des Verfassers läßt uns, wenigstens in gewisser Beziehung, ein originelles, vielleicht abnormes Urtheil erwarten; allein wenn wir irgend etwas charakteristisch Ungarisches in diesem Werke finden, so ist es nur die außerordentliche Frische und Lebhaftigkeit des Geistes, etwas Jugendliches und etwas von jener modernsten Ritterlichkeit, die, der echten Kunst der Magyaren sich bewußt, das wilde Roß der Zeit sicher über das breite Grab der europäischen Aristokratie hinüber zu spornen hofft, und mit der Ruhe des Kriegers auf die Gefallenen und Fallenden sieht, festen Blicks der Zukunft vertrauend, während jene nur in der Vergangenheit ihr Heil finden. Laßt uns sehn, wie ein ungarischer Edelmann über die Aristokratie in Frankreich und England urtheilt (S. 172): „In Frankreich war es immer ein Kampf gegen die Personen, in England gegen die Principien der Aristokratie. In Frankreich war der Adel ganz vom Volke getrennt, selbst in Paris lebte er entfernt vom plebejischen Anblicke und Geräusche des Volkes, und seine Palläste, zwischen den Hof und den Garten gebaut, zeigten gegen die Gasse nur eine kahle Mauer, die den Blick in das Innere verwehrte. Das Volk aber, gereizt durch diese Absonderungen, drängte sich dahin, wo man es ausschloß, und zerstörte den Pallast, den es nicht sehen durfte. In England dagegen hat die Persönlichkeit mit den Grundsätzen nichts zu thun, und die schreiendsten Gegensätze sind in dieser Hinsicht an der Tagesordnung. Der wüthendste Radikale verlezt nie die aristokratischen Formen der Gesellschaft, der eingefleischteste Tory wird nie der Berührung mit dem Volke übermüthig ausweichen, und der liberalste Lord Englands, Graf Durham ist der stolzeste Pair der drei Inselreiche. In Frankreich fiel die Aristokratie verkörpert, Kopf für Kopf unter dem Beile der Guillotine, während in England das Princip fällt, ohne Blut und Thränen — eine geistige Gewalt durch eine größere geistige Gewalt. In Frankreich schloß sich der Adel unzertrennlich dem Hofe an, eine Lücke blieb zwischen ihm und dem Volke, und sein Sturz riß das Königthum mit sich; in England dagegen bleibt die Pairie durch ihre jüngern titellosen Söhne mit dem Volke verbunden, ihre Interessen waren nie ausschließlich Hofinteressen, und sie blieb treu ihren Grundsätzen, der Königsgewalt so gut als dem Willen des Volkes sich entgegenstellend, ihre Sache nicht mit der eines Herrscherstammes verknüpfend. So geschah es, daß jede Veränderung in der Grundverfassung langsam und nur durch moralische Kräfte herbeigeführt wurde, und eine Revolution im Geiste der französischen unmöglich war. Der gesunde praktische Sinn der Engländer schüzte sie stets vor Ausschweifungen, und nur wenn ihn die Wolken des finstern Religionsfanatismus umnachteten, floß Blut; aber auch nur dann. Leider liegt die Möglichkeit einer solchen Erschütterung noch immer im Charakter dieser Nation, während ihre frivolen Nachbarn jenseits des Kanals sich für politische Schwärmerei jeden Augenblick aufzuopfern bereit sind, aber ihr Blut für viel zu kostbar halten, um für den religiösen Glauben

auch nur einen Tropfen davon zu wagen. Sonderbar bleibt auf jeden Fall dieser Gegensatz bei den Engländern, daß sie gerade den Krieg wegen materiellen Interessen mit geistigen Waffen führen, und bei der Collision der religiösen Meinungen lieber an die physische Kraft appelliren, wie man es täglich in dem Zusammenprallen der Katholiken und Protestanten in Irland sieht." Man kann sich nicht verhehlen, daß diese Betrachtungen eines jungen Ungarn ein sehr gesundes Auge verrathen.

Auch über Ungarn selbst spricht er, und wie es uns scheint, mit seltener Aufrichtigkeit und der richtigsten Orientirung: „Erst unlängst erfuhren sie durch Herrn von Raumer Einiges über Preußens Städteordnung, daß aber Ungarn, jenes so wenig und so schlecht gekannte Ungarn seit Jahrhunderten ähnliche Institutionen besizt, die besonders als der einzig richtige Schlüssel der hieroglyphischen Stellung dieses Landes interessant sind, daran denkt Niemand. Sonderbar — beinahe ein Jahrtausend ist verflossen, seit dieses Volk von der Grenze Chinas nach Europa drang, und es blieb noch immer den übrigen Völkern fremd, als wäre es noch von der chinesischen Mauer umgeben, über die nur einzelne verworrene Stimmen manchmal heraustönen, aus denen der Eine schnell ein Heldengedicht zusammenschmiedet, der Andere eine Klage gefesselter Leibeigenen, um die sich aber Beide wenig kümmern. Und doch haben Beide Unrecht. Ungarn ist nicht von jener stolzen Adelsunabhängigkeit befangen, die über den Sklavenketten Leibeigener sich erhebt, und die in Polen zu Grunde ging; es will zwar nicht mehr da stillstehen, wo es seit einem Jahrhunderte geblieben war, aber isolirt und fremd dem westlichen Europa, sucht es sich nationell zu entfalten, ohne, von einem tollen Freiheitsschwindel ergriffen, fremde Institutionen sich einimpfen zu wollen und nach Systemen, die in die Luft gestellt sind, zu haschen. Sein Leuchtthurm aber, zu dem es immer bei dem Steuern nach dem Hafen des öffentlichen Wohls hinblickt, ist seine Municipalverfassung. — In den Händen der vom Adel frei gewählten Municipalbeamten ruht die ganze richterliche Gewalt, und die Administration des Comitates, die leztere jedoch nur, insofern ihr der Adel beistimmt, der jedes Jahr sich viermal versammelt, in dringenden Fällen auch mehrmals, um Rechenschaft von den Municipalbeamten zu fordern und über die allgemeinen Maßregeln der Regierung sich zu berathen, — sie anzunehmen oder zu verwerfen. Ungarn besizt keine repräsentative, aber eine Mandariat-Verfassung. Jedes Comitat wählt zwei Deputirte und versieht sie mit Instruktionen, an die sie sich um so genauer halten müssen, als die Adelsversammlungen, der die Deputirten die Verhandlungen stets mittheilen müssen, das Recht haben, sie vom Landtag abzuberufen, die Instruktionen nachträglich zu ändern oder zu vervollständigen. Auch dieses Recht bleibt nicht bloß auf dem Papiere, und noch bei dem unlängst geschlossenen Landtage gab es Beispiele von geänderten Instruktionen, von zurückberufenen Deputirten. — Die große Anzahl der Comitate, und ihre singillative Unbedeutendheit ist bei dieser Verfassung das Gegengewicht gegen jenen beschränkten und kleinlichen Provinzialgeist, der über seiner nächsten Umgebung das Wohl des Ganzen vergißt, wie man es oft den Schweizerkantonen vorgeworfen hat." Ungarn hat inzwischen mit der Ausgleichung seiner Nationalitäten mehr zu schaffen, als mit allen politischen Fragen. „Die erobernden Ungarn bildeten den Adel und behielten die Regierung; Ausländer, meistens Deutsche, siedelten sich in den Städten an und erhielten Privilegien, die unterjochten slavischen und walachischen Stämme, die alten Besitzer des Landes, wurden Sklaven. Doch dieses Verhältniß besteht nicht mehr, die Bauern an der Theiß und untern Donau wurden Ungarn, der Adel Croatiens und der Grenzcomitate Polens wurde slavisch, und häufige Adelsverleihungen der Könige vermischten die Nationalitäten. Nur das Bürgerthum blieb mit wenigen Ausnahmen deutsch und gelangte eben deßhalb in seiner isolirten Stellung zu keiner Bedeutung im Lande." In neuester Zeit strebt Ungarn weit mehr nach nationeller Einheit als nach politischer Freiheit, und diese ist oft nur Vorwand für jene: „Alle diese heilsamen Gesetzesentwürfe, die sämmtlich von der Regierung genehmigt wurden, erregten nicht halb so viel Zufriedenheit im Lande, als die Erhebung der ungrischen Sprache zur Gesetzessprache. Seit Jahrzehnden war dies das höchste Verlangen des Landes, das, durch die scharfe Sonderung der Stände, der Nationen und Religionen ganz zersplittert, sich nach einem Bande sehnte, wodurch es zu einem Ganzen vereinigt werden konnte. Dazu kam noch die Nationaleitelkeit; die todte lateinische Sprache ruhte schwer auf der Brust des aus dem Scheintode erwachenden Nationallebens, und die Ungarn wollten Geseze haben in einer Sprache, die sie noch an der Mutterbrust lernten, und nicht in dem lärmenden Staube der Schule, und sie wollten sich gleichstellen den übrigen Völkern Europas, die alle das Joch des barbarischen Klosterlateins abgeworfen haben und mit ihrem Fürsten in der Sprache sprechen, in welcher sie denken und fühlen lernten. Allgemein war dieser Wunsch in Ungarn, nur die drei Comitate Croatiens sträubten sich dagegen und verfochten ihre slavische Nationalität mit einer Bitterkeit, die vielen Ungarn beinahe den Wunsch einer Trennung von diesem Lande wünschenswerth machte."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 126.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 27. Mai 1837.

Den Himmel und die Hölle birgt die Brust;
Vom Engelslächeln zum Gebrüll des Teufels
Ist nur ein Augenblick.

Milton.

Lieder aus Italien.

Der gefangene Räuber.

Von Sabinerbergen nieder
Wallt das braune Räuberweib,
Schmiegend ihres Knäbleins Glieder
Sorglich fest an ihren Leib.

Wie sie tritt durch Roma's Pforte,
Glocken, Trommeln und Gebet!
Ist's ein Fest, ist Markt am Orte?
Beides hier gar nahe steht!

Affen, Charlatane, Springer,
Auf dem Seile Gauklertritt!
Jezt an fremder Bestien Zwinger
Lenkt das Räuberweib den Schritt.

Ab und auf in wildem Saße
Tobt ein Königstiger hier,
An den Käficht schlägt die Taze,
Glühend flammt das Aug' dem Thier.

„Mutter, warum sperrt dies gute,
Schöne Thier so fest man ein?“
„„Kind, weil's durstig lechzt nach Blute,
Weil's unbändig, wild im Frein.““

Ruhig nebendran im Bauer
Sizt ein fremdes Täublein zart,
Senkt das Haupt in milder Trauer
In's Gefieder weißbehaart.

„Mutter, warum schließt dies gute,
Fromme Vöglein auch man ein?
Dieses lechzt doch nicht nach Blute?“
„„Kind, weil's trägt zwei Flügelein.““ —

Kapitols Steintreppen stiegen
Sie jezt auf im Menschenstrom,
Wo du sahst nach Kränzen fliegen
Deine alte Kraft einst, Rom!

Wo du jezt auch deine echte,
Rauhe, ungeschwächte Kraft,
Doch gefahn, in Kerkernächte,
Deine Räuber, hingeschafft!

Seht an's Fenster klimmen einen
Der Gefangnen, pfeilgeschwind!
Zu ihm hebt das Weib den Kleinen:
Siehe deinen Vater, Kind!

Und zum Kind durch Eisenstangen
Blickt der Mann so blaß und mild,
Küßt es lachend, ob die Wangen
Auch ein Thränenstrom durchquillt;

Hat es an den Mund gerissen,
Herzt das Kind, fast möcht' es schrei'n,
Doch da hat es denken müssen
Dort der Taube, fromm und rein.

Doch wie Lebewohl sie sagen,
Sträubt sein Haar sich auf in Wuth,
Seine Fäust' an's Gitter schlagen,
Und sein Auge rollt in Gluth.

Ach, des Kindes Arm' umschließen
Scheu die Mutter, angsterfüllt;
Da hat bang es denken müssen
Dort des Königstigers wild.

Molo di Gaeta.

Wenn ich zur See ein Schiffer wäre,
Vorbei dies Ufer könnt' ich nie!
Je hellre Luft, je stillre Meere,
So sichrer litt' ich Schiffbruch hie!

Willst du, o Herr, nicht, daß ich strande,
Thürm' auf im Sturm den Wogenschwall,
Verhüll in Nebel diese Lande,
Gürt um's Gestad der Brandung Wall!

Denn dieser Sturm von Sonnenlüften,
Von Blüthengluth und Lorbeernacht,
Von Schmeichelwinden, Frühlingsdüften
Ist's, der mich hier noch scheitern macht.

Viel tausend Blumenfesseln schwingt es
Von jenen Bergen her nach mir,
In Lüften rauscht's, aus Büschen singt es:
O bleibe hier, o bleibe hier!

Maid vom Gebirge, deine Augen,
Leitsterne, dran mein Blick gebannt,
Sie mochten diesmal eben taugen,
Mein Schiff zu locken auf den Strand.

Weh, von den glühenden Granaten
Geschossen wird es in den Grund!
Geentert wird es von Piraten,
Den Blüthenranken, kriegrisch bunt!

Sie springen an des Bords Altane,
Und klettern rings empor in Hast,
Die Rose, deine Flaggenfahne,
Zu pflanzen auf Kastell und Mast.

Dann laß mich ruhn vor deiner Schwelle,
Und schaun auf's weite Meergebiet,
Und in dein Aug', das tiefe, helle,
Und singen laut mein Schifferlied.

Von deinen Bergen hat nie einer
Gehorcht von Meer und Sturm dem Klang,
Und von Schiffbrüch'gen hat noch keiner
Gestimmt so fröhlichen Gesang.

Anastasius Grün.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Robespierre's Eitelkeit war durch mehrere Vorgänge im Frühling 1794 gekränkt worden; statt zu handeln, schmollte er wie ein gekränktes Weib. Beinahe zwei Monate verlor er mit diesem müßigen Schmollen, und seine Feinde nützten die Zeit, die er verlor. Als er nun endlich sah, es sey Gefahr im Verzuge und er müsse handeln, da hatten jene indeß so viel Muth und damit auch Kraft gewonnen, daß sie, die er früher hätte erdrücken können, ihn überwanden, als es zum Kampfe kam. Es war ein ungeheurer Kampf, ein Ringen auf Leben und Tod, am neunten Thermidor 1794. Es war aber nicht bloß der Mann und seine Partei, die an diesem Tage unterlagen, es war das Princip, das mit ihm fiel. Robespierre war die fleischgewordene Revolution, die tyrannisch und voller Schrecken über Frankreich herrschte. Darum, als Robespierre unterlag, unterlag auch die Revolution, und das ist die Bedeutung des neunten Thermidor für die Geschichte.

Nach diesen Betrachtungen, die Sie meinem Aerger, diesen Gegenstand nicht für die historische Galerie von Versailles behandelt zu sehen, zu Gute halten müssen, gehe ich zu dem Monvoisinschen Bilde über, das durch eine Masse Porträts ein doppeltes Interesse hat. — Der Künstler führt uns mitten in die Stürme jener Sitzung. Von der rechten Seite bis in die Mitte des Bildes ziehen sich, amphitheatralisch in die Höhe steigend, die Sitze der Conventsmitglieder, jene Bänke, von denen die obern die fürchterliche „Montagne“ ausmachten, während die untern „Plaine“ und „Marais“ genannt wurden. In der Mitte erblickt man die Rednertribüne, über ihr die des Präsidenten mit den Sitzen der Sekretärs. So viel über

das bei diesem Gegenstande so schwierige Arrangement des Lokals. Der dargestellte Moment ist, wie Robespierre vergebens das Wort verlangt, wie er, von Allen verlassen, unter den Verwünschungen seiner Feinde erliegt und der Convent auf Talliens Antrag das Anklagedekret gegen ihn erläßt. Der Convent ist in wildester Verwirrung. Vergeblich bewegt Thuriot, der den Präsidentenstuhl in diesem Augenblick einnimmt, die Ordnung gebietende Klingel. Auf der Rednertribüne steht Tallien, einer der Hauptfaiseurs des neunten Thermidor; Tallien, „à qui l'excès de la peur avait donné du courage;“ umgeben von seinen Freunden, schwingt er den Dolch, womit er den Tyrannen zu ermorden droht, wenn der Convent nicht das Anklagedekret erlasse. St. Just, der enthusiastische Verehrer Robespierres, hat eine Rede gehalten, um seinen Freund, sein Idol zu rechtfertigen und dessen Feinde anzuklagen, er kann die Rede aber nicht vollenden und wird von der Tribüne herabgestoßen, die von der Gegenpartei occupirt wird. Unter der Tribüne nun, dem Vordergrunde zu, erblicken wir die Hauptperson des Tages, den fürchterlichen Pedanten, den blutigen Doktrinär Maximilian Robespierre; der Zauber, der ihn umgab, ist gewichen, wo er früher nur ergebene Bewunderer und enthusiastisches Beifallrufen traf, findet er jezt Verwünschungen und Anklagen und wüthende Feinde. Vergebens hat er vom Präsidenten das Wort verlangt, alle seine Feinde erhalten es, nur er nicht, seine Montagnards fallen von ihm ab, da erniedrigt er sich und wendet sich zu den Männern der „Plaine,“ die er so sehr verachtet hat, und fordert deren Beistand gegen jene „Räuber;“ ein Stillschweigen der Verachtung ist die Antwort. Vergebens apostrophirt er auf's Heftigste den Präsidenten, das Gebrüll seiner Feinde übertäubt ihn, das schreckliche Anklagedekret wird votirt, die Stimme selbst versagt ihm, „es ist Danton's Blut, das dich erstickt!“ ruft ihm Einer zu; so unterliegt er. Monvoisin hat ihn dargestellt, wie er Hülfe fordernd seine Hand gegen die „Plaine“ ausstreckt; sein häßliches Gesicht ist von Wuth verzerrt. Neben ihm sizt auf einem Tragsessel der gelähmte Couthon im Schlafrock; der jüngere Robespierre steht neben seinem Bruder und erklärt, daß er dessen Schicksal theilen wolle, Lebas ebenso. Diese Gruppe ist umgeben von feindlich gesinnten Conventsmitgliedern, die mit Verwünschungen auf sie einstürmen. Links im Vordergrunde einzelne Gruppen Deputirter, Merlin de Thionville mit Schnurrbart, Federhut und Säbel, Legendre und Andere, Alle in heftiger Theilnahme an den Vorgängen. Etwas gesondert von ihnen steht einzeln ein Mann, gepuderten Hauptes, im braunen Frack; er hat in jeder Hand ein Papier, und seine Mienen drücken Angst und Ungewißheit aus. Das ist Barrère, der Anakreon der Guillotine. Die Kämpfe des neunten Thermidor waren vorauszusehen; es war nur die Frage, wer siegen würde, der Convent oder Robespierre, der die Zauber seines so lange gefürchteten Namens und die Commune für sich hatte. Barrère hatte sich — so erzählt eine verläumderische Sage — vorgesehen, und zwei Reden mit in die Sitzung genommen, eine für Robespierre, die andere gegen ihn. Von dieser leztern machte er nachher Gebrauch. Der Künstler hat diese Tradition benuzt.

Das sind etwa die Hauptgruppen dieses figurenreichen Bildes, auf dem fast keiner der Männer fehlt, die damals eine Rolle spielten. Alle sind, wie ich schon erzählt habe, Porträts. Die Figuren des Vordergrundes sind etwa fünfzehn Zoll hoch. Die Aufgabe, die sich Monvoisin gestellt hatte, war gewiß eine höchst schwierige, und wenn sein Bild auch vielleicht in mancher Hinsicht einige Schwächen zeigt, so muß man doch gestehen, der Künstler hat seine Aufgabe trefflich gelöst. Die Composition ist höchst lebendig, das Licht glücklich genug arrangirt. Den bösen Punkt der Costüme hat er mit vielem Geschick überwunden: die Costüme sind fast durchaus sehr getreu, und doch meist sehr malerisch behandelt, und die Einförmigkeit derselben ist glücklich vermieden; eben so sollen die vielen Porträts meist sehr ähnlich seyn. St. Just ist wohl zu jugendlich dargestellt; er war zwar noch sehr jung, aber hier erscheint sein Gesicht fast knabenhaft. Zu tadeln ist vielleicht, daß die meisten Gesichter einen zu gleichförmigen Ausdruck haben, den der Wuth, oder vielmehr, daß der Künstler für die Darstellung dieser Erregung fast nur einen einzigen Typus hat. Obgleich nun alle Beiwerke, Costüme u. dgl., mit einer bei einem solchen Bilde sehr lobenswerthen Genauigkeit und Treue beachtet sind, obgleich man nichts vermißt, nicht einmal das Schooßhündchen des abscheulichen Couthon, das er stets in seinem schmutzigen Schlafrocke trug, das ihn selbst in den Convent begleitete, und das wir hier unter dem Tragsessel seines Herrn sich ängstlich ducken sehen, als wenn es wüßte, daß bei dem Lärm rund umher es sich auch mit um sein Brod handle, obgleich der Künstler in diesen Sachen mit vieler Ueberlegung zu Werke gegangen ist, so habe ich doch einen Fehler im Costüme bemerkt, der mich sehr geärgert hat. Da kein Journalkritiker, die sonst weit geringfügigere Sachen mit wichtiger Miene traktiren, diesen Verstoß beachtet hat, so hatte ich die Absicht, eine historische Abhandlung über denselben für ein hiesiges Journal zu schreiben; allerlei Umstände haben mich aber von diesem Vorsatze abgebracht, was mir jezt, da der Salon seinem Schlusse nahe ist, eigentlich leid thut. Ihnen wird die Sache nicht so bedeutend erscheinen: hier aber, wo man auf historische Treue in solchen Nebensachen wahrhaft ängstlich hält, ist dieselbe schon der Mühe werth. Jener Fehler betrifft das Costüme Robespierre's.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Mai.

(Beschluß.)

Tasso und Eleonore. Ausgaben alter italienischer Dichter.

In einem Korrespondenzartikel, wie der gegenwärtige, ist es nicht möglich, über alle diese Umstände, wie über des Dichters Stellung am Hofe zu Ferrara im Allgemeinen, und zu Eleonorens Schwester, der Herzogin Lucrezia von Urbino, im Besondern, auch nur in der Kürze sich zu verbreiten. Vielleicht findet sich ein andermal Gelegenheit dazu. Eine eigentliche Geschichtserzählung könnte aber nur durch Benutzung sämmtlicher Handschriften möglich gemacht werden, woran für jezt nicht zu denken ist. Die Sammlung derselben ist bei weitem reicher und bedeutender, als man glauben möchte: sie besteht aus einer Menge ungedruckter Poesien und Entwürfe, aus Briefen Tasso's und vieler Zeitgenossen, Notizenbüchern, selbst Stickereien u. a. d. An der Authentizität zweifelt Niemand mehr, seitdem die Geschichte der Manuscripte völlig bekannt geworden ist. Der Inhalt selbst zeugt aber schon hinlänglich für die Echtheit. Der Großherzog von Toskana hatte einmal die Absicht, die ganze Sammlung zu kaufen, aber die Unterhandlung zerschlug sich wieder. Jezt hat der Besitzer begonnen, eine Auswahl derselben mit geschichtlichen Erläuterungen, Facsimile's und Bildnissen herauszugeben, deren erstes Heft, welches sich ausschließlich mit Lucrezien von Este beschäftigt, kürzlich erschienen ist. Der Fortgang dieses Unternehmens bietet mir wohl Gelegenheit, später darauf zurückzukommen.

Man wird schon aus den kurzen obigen Andeutungen ersehen haben, daß für einen dereinstigen Herausgeber der lyrischen Gedichte Torquato Tasso's noch sehr Vieles zu thun bleibt. Derjenige, welcher sich in unsern Tagen die meisten Verdienste um diesen Autor erworben hat, ist Professor Rosini zu Pisa, der Verfasser der Nonne von Monza und der Luise Strozzi. Das höchst mittelmäßige Schauspiel „Torquato Tasso," in welchem er nicht glücklicher gewesen ist, als Goldoni und Rota, hätte man ihm allenfalls mit Freuden erlassen. Mit vielleicht nur einer glänzenden Ausnahme, ist der arme Tasso überhaupt auf der Bühne so unglücklich gewesen, wie im Leben. Ueber Italiener, Franzosen, Deutsche, Skandinavier hat er sich um die Wette zu beklagen. Nun hat ihn, nach allem poetischen Ach und Weh, der Maestro Donizetti auch endlich musikalisch jammern lassen, ohne daß es ihm besser geglückt wäre, als seinen Nebenbuhlern in Poesie und Prosa. — In seiner lezten Ausgabe der Gedichte hat Rosini auch die Varianten der Modenesischen Manuscripte benuzt, und sich darüber in einen eben so ärgerlichen als unnützen Streit mit dem bekannten Antiquar Carreboni verwickelt; denn die italienischen Gelehrten zanken sich eben so gerne und mit gleicher Erbitterung und Hintansezung alles Anstandes, wie die deutschen. Carreboni könnte gewiß Manches mittheilen, aber er scheint die sogenannte Ehre des Hauses Este, welche durch eine gewissenhafte Aufdeckung des Thatbestandes wahrscheinlich weniger leiden würde, als durch unzureichende Verheimlichung, mit einer Aengstlichkeit zu hüten, daß von ihm wenig zu erwarten seyn würde, selbst wenn ihm, was wohl nicht der Fall ist, die Hände frei gelassen wären. Die Herausgabe des von Guarini 1586 über Tasso erstatteten Berichts, dessen Original sich im Estensischen Archiv befindet, wäre sehr wünschenswerth. Wenn übrigens die Ausgaben der Werke eines verhältnißmäßig neuern Dichters so mangelhaft sind, so kann man sich vorstellen, daß es mit den ältern nicht glänzend aussieht. Hier bietet sich nun der Kritik ein unermeßliches Feld dar. Wie mangelhaft die bisherigen Drucke der frühern Trecentisten sind, hat Karl Witte einmal durch einige Beispiele gezeigt. Dante's Lyrica liegen noch gewaltig im Argen; vor einiger Zeit ward in Florenz eine neue Ausgabe veranstaltet, die mir aber noch nicht zu Gesicht gekommen ist. In Rom ist es nicht immer leicht, sich das zu verschaffen, was in Toskana und in der Lombardei gedruckt wird. Ja Bücher, die in Perugia oder Macerata erschienen sind, kann man bisweilen nur dann erlangen, wenn man Bekannte an diesen Orten hat. Der Buchhandel ist bloße Krämerei. Doch, um auf Dante zurückzukommen, wie lange war der Text der Vita nuova und des Convito völlig unlesbar! Um die Divina Commedia haben Tausende sich bemüht, und doch bleibt selbst hier Manches zu thun. Petrarca ist, wie man glaubt, mindestens in unsern Tagen besser gefahren, und man folgt so ziemlich allgemein der Ausgabe Marsands. Das von diesem Paduaner Professor herausgegebene Verzeichniß der italienischen Codices der Pariser Bibliothek ist aber, bei allem Sammlerfleiß, so höchst unkritisch, daß es für seine Arbeiten zur Herstellung des Textes der Gesänge zum Lobe Madonna Laura's kein günstiges Vorurtheil zu erwecken im Stande ist.

Rr.

Auflösung des Räthsels in Nr. 120.

Der Gewittersturm.

Räthsel.

Wie heißt der Wunderdoktor doch,
Er liegt in einem tiefen Loch,
Und wenn er kommt an's Tageslicht,
So siehst du gern sein hell Gesicht.

Und läuft er in ein wildes Haus,
Wie schreit er roh aus dem heraus!
Doch findet er ein zärtlich Herz,
Wie weint er da vor Liebesschmerz!

Und stößt er auf ein lustig Blut,
So lacht er, daß ihm's wehe thut,
Doch bei dem Melancholikus
Spricht er nur Aerger und Verdruß.

Er hat manch schöne Cur gethan,
Vom Tod gerettet manchen Mann,
Doch auch, obwohl er immer lacht,
Viel treue Kunden umgebracht.

Als Junge hat er ausgetobt,
Als Mann die beste Kraft erprobt,
Und wenn er milder wird als Greis,
Verdienet er den ersten Preis.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 18.

Sonnabend, 27. Mai 1837.

[211] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat April 1837.

Größere Aufsätze.

Die Stellung Persiens. Montpellier. Die Ruthenen. Bilder aus Paris. 2) Kunsterinnerungen aus dem Louvre. Das neuere Aegypten; Surrogate für Wein. Das Fest des Nils. Skizzen von Lima: 1) Der Hafen Callao; Weg von da nach Lima; Schilderung der Stadt. 2) Theater; Stiergefechte; Promenaden; früherer Reichthum; die Einwohner und ihre Lebensweise. 3) Früchte. Jahreszeiten. Handel. Der Handel von Canton. Bilder aus China: Familienzwiste und Republicium aus den Kommunen. Geheime Sekten. Briefe über die lezten Schicksale des brittischen Reisenden Davidson. Literarische Nachrichten aus Paris. Neusüdwales in den lezten vier Jahren. (Auszug aus einer neuen dortigen Zeitschrift). Der Schlangentanz. Gefangenschaft mehrerer amerikanischen Matrosen auf den Pelewinseln. Weitere Entdeckung von Theewäldern in Assam. Die Sodaseen in den Steppen Ungarns. Neurußland. (Auszug aus Skalkowsky's Werken.) Das Land zwischen dem Indus und Hydaspes. Krankheiten und Aerzte in Chili. Der Winter zu Madrid. Die Maldiven. Ueber die Handelswege in Nordafrika und die Wichtigkeit von Konstantine. Einiges über Sind. Brasilianisch-portugiesischer Sklavenhandel. Forschungen in Centralguiana. Dramatische Unterhaltungen der Hindus. Die Pelzcompagnie in St. Louis am Missisippi. Abd-el-kader und seine Gefangenen: 1) Das Lager des Sultans. 2) Die Truppen des Sultans. 3) Tribut; Verbindung mit Marokko; Spionen. 1) Die neue Hauptstadt Tekedemta. Ueber die Bereitung der Damascenerklingen. Die Kanäle in Frankreich. Ueber die Naturgeschichte der kanarischen Inseln. Ueber Avancement. Stellenkauf und Halbsold in der englischen Armee. Die Menschenfresser in Indien. Eine Vampyrgeschichte aus Kreta. (Aus Pashley's neuerschienenen Travels in Crete.)

Chronik der Reisen.

Inßreise von Tavoy über das Gebirge nach Siam. Die Arruinseln. Nr. 90. Honigbergers Reisen im Orient. Entdeckungsreise der Herren Arbousset und Dumas in das Land der Ligbovas. Bruchstücke aus dem Reisetagebuche des Wagnergesellen Döbel: 1) Reise vom Berg Sinai nach Kairo und Aufenthalt daselbst. Französische Reisende in Abyssinien.

Kleinere Mittheilungen.

Herstellung des Palastes Heinrichs IV. zu Pau. Bevölkerung Roms. Neue Composition zur Darstellung anatomischer Gegenstände. Geologische Notizen: Auffindung eines fossilen Rhinoceroskopfes in Rußland. Notiz über Cutsch. Reste eines Dinotheriums. Entdeckung zahlreicher Thierreste im Departement du Gers. Erdbeben bei Quebeck. Literarische Notizen: Ueber die Form der Bücher und die Geschichte der Buchbinderei. Ueber die angelsächsische Literatur. Das Georg Nameh von Mullah Firuz. Neue mongolische Grammatik. Inschriften in Armenien und Georgien. Botanik der Nilgherries. Unfall des Luftschiffers Elaton. Das sogenannte Pinnatuch auf den Philippinen. Entdeckung neuer Insekten durch Crosse. Das Loiredelta. Entzündung der Baumwolle durch Leinöl. Beabsichtigte Reise nach dem westlichen Afrika. Ein elektrisches Kind. Die Republik Andorre. Karthagische Alterthümer. Heuschrecken in China. Miscellen aus indischen Journalen: Zahlreiche Strafen unter den europäischen Truppen. Protestantische Unduldsamkeit der Engländer gegen Katholiken. Führung der Verwaltung in der Landessprache im Nerbudda-Distrikt. Sendung von Mohun Lal nach Multan. Kostspieligkeit der Rechtspflege. Versezung von bengalischen Kulis nach Mauritius. Verordnung über die Eide der Moslims und Hindus. Vermächtniß der Begum Sumru an eine Propaganda-Kapelle. Ausdehnung des Handels auf dem Indus. Abschaffung des Zwangs bei dem Wagenziehen in Conjeveram. Einführung der Todesstrafe in Bhurtpur. Unterdrückung der Thugs. Nachrichten vom Cap.

Inhalt des Literaturblattes.

Historische Bilder aus dem italienischen Mittelalter. Alastor oder der Geist der Einsamkeit. Neugriechisches: Klephtenlieder; der Krüppel; kein Vergessen; die stolze Schöne. Die Schwalen. Von Beranger. Wir sind zu sieben. Von Wordsworth. Der Bund. Von Schelley. Kauft alten Kleiderstaat oder moralisch-politische Betrachtungen eines Pariser Kleidertrödlers. Von Beranger. Kapitän Marryat. Horaz Smith. Wie wunderhübsch sie ist. Von Beranger. Die Herzogin von La Balliere. Ein Drama von F. L. Bulwer. Der todte Klephte. Gleichgültigkeit gegen die Poesie in England. Der lezte Mensch. Von Campbell. Jules Janin. Von August Bassiere. Die Flüchtlinge. Von Schelley. Schmerz des Scheidens. Paris. Von Barbier. Hiobs Tröster.

---

[215] **Neue Musikalien,**

welche bei B. Schott's Söhnen in Mainz erschienen sind:

Adam, Le Postillon de Longjumeau, einzelne Nr. im Clav.Auszg. mit frz. u. deutsch. Text von 18 kr. bis 1 fl. 30 kr.

— — 10 einzelne Piecen a. dems. mit Guitr.Begleit. arrg. von 9 kr. bis 54 kr.

Auber, Ouvert. f. Pfte. a. „Die Botschafterin" 48 kr.

— — Dieselbe f. Pfte. mit Violine-Begleit. 1 fl.

Beauplan, O ma cavall. Ballade frz. u. deutsch mit Pfte. od. Guitr. 18 kr.

Bertini, gr. fantas. üb. e. Cavat. von Rubini in Strasiera gesungen f. Pfte. Op. 113. 2 fl.

Grisar, 3te Sammlung seiner Romanzen mit Pfte. od. Guitr. franz. u. deutsch 1 fl. 48 kr.

Herz, Recreations musicales, Rondos, Vart., Fant., v. Labarre f. d. Harfe arrg. 4 Hefte, jedes 2 fl. 24 kr.

Küffner, 35ts Potpr. f. Pfte u. Flt. od. Viol. üb. Th. a. Lobes Pürtin v. Grenada. Op. 266. 2 fl.

— — 38ts Potpr. Ebenso a. Aubers ehernem Pferd. Op. 272. 1 fl. 48 kr.

Panky, Pest-Hymnus f. Männerstimmen mit Begl. von 3 Posaunen u. Contrebasse oder Pfte. Partr. Clavier-Auszug u. einzelne Sing- u. Instr.-Stimmen Op. 38. 3 fl.

Panseron, 2stimmige Barcarole „Chanson sur vie Napolitain" frz. u. deutsch mit Pfte. oder Guitr.-Begl. 27 kr.

Rink, Der Choralfreund od. Studien für Choral spiel, 5ter Jahrg. Subscpt.-Pr. f. 6 Hefte. 1 fl. 48 kr.

Rummel, Introd. Vart. u. Finale f. Pfte. üb. e. Th. a. „Somnambula." Op. 83. 1 fl. 30 kr.

— — Dieselben f. Pfte. zu 4 Hde. Op. 83. 2 fl. 24 kr.

Troupenas, Die Oase, Romze. frz. u. deutsch mit Pfte. od. Guitr. 18 kr.

In Stuttgart sind diese Musikalien zu haben bei **G. A. Zumsteeg.**

---

[187] # Neue Verlagswerke

von

Johann David Sauerländer

in Frankfurt am Main,

welche durch alle Buchhandlungen zum beigesetzten Preise zu beziehen sind:

Bibliothek

klassischer

Schriftsteller Nordamerika's.

Erster und zweiter Band.

James Paulding's amerikanische Romane.

1r und 2r Theil.

Wohlauf, nach Westen!

12. 18 gr. fl. 1. 12 kr.

In dieser neuen Sammlung, welche nur das Gediegenste der nordamerikanischen Literatur aufnimmt, zeichnet obiges Werk durch die Frische romantischer Schilderungen und durch den rein sittlichen Charakter sich vorzüglich aus.

Der Name Paulding gehört in Amerika zu den gefeierten, und mit Recht nennt man ihn den Lieblingsschriftsteller der Bewohner der neuen Welt. Mit Vorliebe schildert er das Leben der Hinterwälder, die Gefahren und Schrecken der Wildnisse, der Wälder und Ströme, die Einsamkeit der neuen Ansiedler, ihre Kämpfe mit Rothhäuten, Tigern und Wölfen, die großartige Natur seines Vaterlandes, das Anmuthvolle und erhabene der Scenerien der neuen Welt u. s. w. Seine Charaktere sind stets anziehend und so mannigfaltig, als das Leben sie beut. Die Darstellung ist rasch bewegt, dramatisch, und fesselt stets die Aufmerksamkeit des Lesers. Beachtenswerth ist die moralische Tendenz, welche jedem seiner Romane zum Grunde liegt, und um deren Willen man seine Werke der Jugend mit Nutzen in die Hand gibt. Der sittliche Adel der Grundsätze unseres Verfassers hat viel zu dem großen Beifall beigetragen, welchen er selbst bei dem ernst-strengen Anglo-Amerikaner fand.

Wir geben die Romane Pauldings in einer geschmackvollen und treuen Bearbeitung nach der ganz neuen zu New-York erscheinenden Original-Gesammtausgabe. Die folgenden Theile sind unter der Presse und werden rasch folgen.

Geschichte Spaniens und Portugals

zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden, von Dr. und Professor J. Aschbach.

Zweiter Theil. Die Geschichte der Almohaden und der christlichen Pentarchie auf der pyrenäischen Halbinsel. gr. 8. Ausgabe auf Velinpapier Rthlr. 2. 6 gr. fl. 4; auf Druckpapier Rthlr. 1. 18 gr. fl. 3.

Dieses vorzügliche historische Werk hat auch im Auslande rühmliche Anerkennung gefunden, und vom ersten Theile ist bereits eine Uebersetzung in Frankreich erschienen.

Der erste Theil enthält die Geschichte der Almoraviden, des castilischen Kaiserreichs und der Entstehung des Königreichs Portugal. Ausgabe auf Velinpapier Rthlr. 3. fl. 5. 12 kr. Auf Druckpap. Rthl. 2. 12 gr. fl. 4. 30 kr. — Mit obengenanntem zweiten Theil ist das Werk geschlossen. Preis des Ganzen: Velinpapier Rthlr. 5. 6 gr. fl. 9. 12 kr. Druckpap. Rthlr. 4. 6 gr. fl. 7. 30 kr.

Marienbüchlein,

Gesänge aller Zeiten und Völker zu Ehren der Allerheiligsten Jungfrau. Ein Buch der Andacht und frommen Erhebung. Von Dr. J. B. Rousseau. In gepreßten reich mit Gold verzierten Saffiandecken Rthlr. 2. fl. 3. 36 kr.

Diese durch ihren ansprechenden Inhalt wie durch seinen frommen Zweck gleich ausgezeichnete Schrift hat eine so freundliche Aufnahme gefunden, daß der Verleger sich veranlaßt sieht, dem innern Gehalt durch diese sorgfältige äußere Ausstattung zu entsprechen.

Ausgabe in Saffian mit Goldschnitt Rthlr. 1. 12 gr. fl. 2. 42 kr. — Dasselbe geheftet Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr.

Lord Byron's sämmtliche Werke,

herausgegeben von Dr. und Prof. Adrian.

Ausgabe in 12 Bänden in gr. 12. Mit 26 feinen Stahlstichen.

Erste Lieferung. 3r, 5r, 8r und 12r Theil. Ausgabe auf Velinpapier in englischem Cartonband. Rthlr. 4. fl. 7; auf Druckpapier in Congrev-Umschlag Rthlr. 3. fl. 5. 15 kr.

Die überreiche Gedankenfülle, das überströmende Gefühl, die für alles Große und Schöne glühende Begeisterung dieses wahrhaft einzigen Dichters, seine glänzende Phantasie, die Kraft und Zartheit des Ausdrucks, die hinreißende Darstellungsgabe sichern ihm die bleibende Anerkennung der Gebildeten aller Nationen.

Der ausgezeichnete Werth dieser deutschen Uebersetzung der sämmtlichen Werke Lord Byron's wurde nicht nur in den vorzüglichsten kritischen Blättern Deutschlands ehrenvoll anerkannt, sondern auch das für ächte dichterische Schönheit empfängliche Publikum hat dem Unternehmen eine seltene Theilnahme zugewendet, und den Verleger dadurch veranlaßt, eine mit 26 Stahlstichen von den ersten Meistern unserer Zeit geschmückte Ausgabe zu veranstalten, um auch deren äußere Erscheinung mit dem hohen Gehalte der Dichtungen in Einklang zu bringen.

Frühere Ausgaben:

Lord Byron's sämmtliche Werke. Uebersetzt von Mehreren, herausgegeben von Dr. Adrian. 12 Theile. gr. 12. Mit dem Bildnisse Byron's, von C. Barth in Stahl gestochen. Auf geglättetem Velinpapier Rthlr. 8. 12 gr. fl. 14. Auf weißem Druckpapier Rthlr. 6. 18 gr. fl. 11.

Gallerie zu Lord Byron's Werken.

Dritte und lezte Lieferung mit 7 Stahlstichen.
gr. 8. geh. 20 gr. fl. 1. 30 kr.

Preis der ersten Lieferung in 11 Blättern Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr. Der zweiten Lieferung in 7 Blättern 20 gr. fl. 1. 30 kr. Des Ganzen Rthlr. 2. 16 gr. fl. 4. 48 kr.

J. F. Cooper's sämmtliche Werke,

94—99s Bändchen.

Aufenthalt in Frankreich, Ausflug an den Rhein und zweiter Besuch in die Schweiz.

2 Theile. 12. Ausgabe auf Velinpap. Rthlr. 1. 4 gr. fl. 1. 48 kr. Auf Druckpap. 18 gr. fl. 1. 12 kr.

Noch ehe die Uebersetzung dieses Werkes begonnen war, hatte der interessante Inhalt binnen wenigen Monaten bereits eine zweite Auflage des Originals nöthig gemacht. Die Schilderungen mehrerer historischer Personen, aus näherm Umgange und durch die Ereignisse neuerer Zeit vermittelter Berührung, verleihen diesen Denkwürdigkeiten aus dem Leben eines beliebten Schriftstellers einen seltenen Reiz. Mehrere Glieder der vorigen wie der jetzigen französischen Dynastie, manche einflußreiche Männer und deren Thun und Treiben ziehen hier dem beobachtenden Blick vorüber, und vor allen fesselt die Theilnahme des Lesers eine mit Liebe entworfene und mit gewissenhafter Treue durchgeführte Schilderung Lafayette's, des Menschenfreundes, des Helden zweier Jahrhunderte. Wer Cooper's Sinnes- und Schreibart kennt, wird daher in diesem neuen Erzeugnisse manche angenehme Ueberraschung erfahren, daher alle weitere Empfehlung unnöthig wird.

Museum Senckenbergianum.

Abhandlungen aus dem Gebiete der beschreibenden Naturgeschichte. Band II. Heft 2. Mit 5 schwarzen und 1 colorirten Tafel. gr. 4. Geh. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Inhalt: Ueber Estheria dahalensis *Rüppell*, eine neue Gattung der Daphniden, von *H. Strauss-Dürkheim.* Beiträge zur Flora von Abyssinien, von Dr. *Georg Fresenius.* Novae Species Algarum, quas in itinere ad oras maris rubri collegit *Eduardus Rüppell*, cum observationibus nonnullis in species rariores antea cognitas. Auctore *Jacobo G. Agardh*, Phil. Dr. — Mittheilungen über einige zur Fauna von Europa gehörige Vögel, nebst Abbildung und Beschreibung eines neuen mexicanischen Vogels als Typus einer neuen Gattung. Von Dr. *Eduard Rüppell.*

Inhalt der früher erschienenen Hefte: Beiträge zur Petrefactenkunde, von *Hermann von Meyer.* — Zoologische Miscellen von Dr. med. *Adolph Reuss.* — Beiträge zur Flora von Aegypten und Arabien, von Dr. med. *Georg Fresenius.* — Beschreibung des im rothen Meere vorkommenden Dugong (Halicore), von Dr. *E. Rüppell.* — Nachricht von den Brütenplätzen einiger tropischer Seevögel im stillen Ocean, von *F. H. von Kittlitz.* — Zoologische Miscellen von Dr. med. *Adolph Reuss.* — Beiträge zur Flora von Aegypten und Arabien, von Dr. med. *Georg Fresenius.* — Beschreibung mehrerer neuer oder wenig gekannter Arten des Geschlechtes Acanthurus, im stillen Ocean beobachtet und nach dem Leben abgebildet von *F. H. von Kittlitz.* — Zoologische Miscellen von Dr. med. *Adolph Reuss.* — Kürzere Mittheilungen. — Neuer Nachtrag von Beschreibungen und Abbildungen neuer Fische, im Nil entdeckt von Dr. *Eduard Rüppell.* — Ueber die Pflanzenmissbildungen, welche in der Sammlung der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft aufbewahrt werden, von Dr. *Georg Fresenius.* — Die Torfgebilde von Enkheim und Dürrheim, hauptsächlich in Rücksicht ihrer animalischen Einschlüsse, dargelegt von *Hermann von Meyer.* — Beiträge zur Flora von Abyssinien, von Dr. *Georg Fresenius.* (Resedaceae. Cappărideae. Najadeae. Alismaceae. Lemnaceae. Nymphaeaceae. Coniferae. Dipsaceae. Valerianeae.)

* Das dritte Heft des zweiten Bandes wird bald nachfolgen.

Der erste Band von drei Heften kostet Rthlr. 4. 16 gr. fl. 8. 10 kr., das erste Heft des zweiten Bandes Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Das Sprachgeschlecht der Titanen.

Von

Dr. J. von Xylander,
Königl. bayer. Hauptmann.

Darstellung der ursprünglichen Verwandtschaft der tatarischen Sprachen unter sich und mit der Sprache der Hellenen und Andeutung der zunächst daraus hervorgehenden Folgen für die Geschichte der Sprachen und Völker. gr. 8. Rthlr. 2. 16 gr. fl. 4. 30 kr.

Auf dem Wege grammatischer und lexikalischer Vergleichung wird in dieser Schrift nachgewiesen, daß die tatarischen Sprachen sowohl unter sich, als mit der Sprache der Hellenen ursprünglich verwandt sind, und daß der tungusische Dialekt der Mandschu selbst als ein Urdialekt des Griechischen betrachtet werden könne. Auf dieses Resultat gestützt, glaubt der Verfasser in den Tungusen und andern Stammverwandten die Nachkommen derselben Scythen nachweisen zu können, von welchen Herodot berichtet, in den Scythen die Stammväter der Hellenen, und in den Tataren der Tartarei die Titanen des Tartarus zu finden, so wie auch, daß alle in diese Untersuchung gezogenen Sprachen nur als verschiedene Entwicklungsstufen oder Dialekte eines und desselben Uridiom's erscheinen.

Dieses mag genügen, die Bedeutung dieses Werkes für Sprachkunde und Geschichte zu bezeichnen.

---

[185] **Für Lehrer und Schüler höherer Classen.**

Die zweite vermehrte und verbesserte Auflage der deutschen Geschichten aus dem Munde deutscher Dichter ist unter dem veränderten Titel erschienen:

Dr. Carl Wagner's
(Lehrer am Großherz. Gymnasium zu Darmstadt)

Poetische Geschichte der Deutschen.

Vorzüglich für den Unterricht in der deutschen Sprache und Geschichte.

Preis als Schulbuch 1⅙ Thlr. oder 2 fl. 6 kr. Elegant carton. mit 4 bildlichen Darstellungen geziert 1½ Thlr. oder 2 fl. 42 kr.

Zur Herausgabe dieser poetischen Schilderungen aus der vaterländischen Geschichte bewog den Verfasser die Hoffnung, durch sie die Bildung der deutschen Jugend in geschichtlicher, patriotischer und ästhetischer Hinsicht zu fördern. Daß man diese Idee und deren Ausführung treffend und zweckmäßig fand, bezeugen die vielen günstigen Recensionen und die bald eingetretene Nothwendigkeit einer neuen Auflage. Schiller, Rückert, Uhland und Klopstock bilden die Grundlage, nächst ihnen ist aus Walther v. d. Vogelweide, Herder, Auersperg, Arndt, Körner, Schwab und

Goethe am meisten mitgetheilt. Die Sammlung bietet diesmal auch manches Neue und bisher Ungedruckte. Die erweiterten sprachlichen und historischen Bemerkungen werden oft auch **dem** nicht unwillkommen seyn, der die Dichterstellen schon kennt. — Daß sich die lyrischen Stücke vorzüglich zu Uebungen im Declamiren und Recitiren eignen, bedarf kaum einer besonderen Erwähnung. — Wenn bei Einführung in Schulen wenigstens 25 Exemplare zugleich genommen werden, so findet ein um ein Drittel erniedrigter Partiepreis statt, so daß solche 19 ⅝ Thlr. oder 34 fl. 44 kr. zu stehen kommen; jede Buchhandlung gewährt dieselben Vortheile. Die cartonirte Ausgabe mit Kupfern empfiehlt sich besonders zu einem gehaltvollen Weihnachtsgeschenk für Knaben und Jünglinge.

Darmstadt, 1. April 1837.

C. W. Leske.

---

[220] **Reisebücher**

von

Dr. A. Schreiber.

(Auch in französischen und englischen Ausgaben.)

Im Verlage von **J. Engelmann** in Heidelberg, und durch alle Buchhandlungen zu haben:

1) Handbuch für Reisende am Rhein, von seinen Quellen bis Holland. 4te Aufl. m. 3 Karten br. 5 fl. od. 3 Thlr. 8 gr. — 2) Taschenbuch von Mainz bis Düsseldorf ꝛc., die Bäder des Taunus, die Mainreise bis Aschaffenburg ꝛc. 2te Aufl. m. 1 Karte br. 3 fl. od. 2 Thlr. — 3) Von den Quellen des Rheins bis Mainz, Süddeutschland, Elsaß, Schweiz, Tyrol, Salzburg ꝛc. mit 2 Karten, geb. 4 fl. 30 kr. od. 3 Thlr. — 4) Auszug von Vorigem: Handbuch f. Reis. i. d. Schweiz ꝛc. mit 1 Karte, br. 1 fl. 45 kr. od. 1 Thlr. 4 gr. — 5) Sagen vom Rhein und v. Schwarzwalde. 2te Aufl. 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.; Dieselben französ. m. 32 Kupf. 2te Aufl. geb. 5 fl. 36 kr. od. 3 Thlr. 16 gr.; Engl. m. 33 Kupf. geb. 4 fl. 48 kr. od. 3 Thlr. 4 gr.

Geib, K., Die Volkssagen der Rheinlande in Romanzen u. Balladen. 2 Bde. m. 43 Kupf. geb. 8 fl. od. 5 Thlr. 8 gr. — **Streit, Dr. F. W.**, Neues Handbuch für Reisende in Deutschland und nach den Hauptstädten der Nachbarstaaten etc. geb. mit 1 Karte, 6 fl. od. 4 Thlr. — **Dahl, J. K.**, Historisch-statistisches Panorama des Rheinstroms von Bingen bis Coblenz. Ausgabe von 1835, mit 1 Karte, dem Panorama vom Niederwald, Ansicht vom Rheinstein ꝛc. br. 2 fl. 36 kr. od. 1 Thlr. 18 gr. — **Taschenbuch der Conversation** in engl., deutsch., franz. u. ital. Sprache, 3te Aufl. br. 3 fl. oder 2 Thlr. — **Engelmann, Dr.**, Anleit. f. Reis. nach Heidelberg, m. 1 Karte u. 1 Kupf. br. 2 fl. od. 1 Thlr. 8 gr.

---

[216] **Fortsetzung von Menzels Taschenbuch.**

In der Unterzeichneten ist erschienen und so eben versandt worden:

Taschenbuch

der

neuesten Geschichte.

Mit fünf Portraits. Neue Folge. Geschichte des Jahres **1834**. Erste Abtheilung.

12. brochirt. fl. 2. 24 kr. oder Rthlr. 1. 12 gr.

In vorliegendem Werke übergeben wir dem Publikum eine Beschreibung der interessantesten Weltbegebenheiten, welche sich im Jahre 1834 im westlichen Europa zugetragen haben, nämlich die Geschichte von **Frankreich, England, Spanien und Portugal**, mit den Portraits **Talleyrands, A. Carrels, Daniel O'Connells, Zumalacarreguy's** und der Königin **Donna Maria**. Frankreichs steter Ministerwechsel, so wie die damit verbundenen Umtriebe, Englands Bestrebungen für die Reformbill und die noch andauernden Kämpfe auf der pyrenäischen Halbinsel sind mit eben so lebhaften als naturgetreuen Farben geschildert, und gewähren dem Leser ein vollendetes Bild dieser Nationen. Wir hoffen daher mit Zuversicht, daß diese Serie sich gleich ihren Vorgängerinnen, die unter der Aegide des als Geschichtschreiber und Publizist so verdienten Herrn Dr. **Menzel** erschienen sind, einer günstigen Aufnahme zu erfreuen haben werde.

Stuttgart und Tübingen, April 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[219] **Die Mörderin M. A. Birnbaum** aus Nürnberg, hingerichtet in München am **12. Nov. 1836.** Aktenmäßige Darstellung ihrer verübten unmenschlichen Grausamkeiten. Ein höchst merkwürdiger Beitrag zur Geschichte der Ausartung des menschlichen Herzens. gr. 8. München **1837**, bei Fleischmann. Preis **8** gr. oder **30** kr.

Der Leser wird zurückschaudern bei den unmenschlichen, aber planmäßig und beharrlich durchgeführten Mißhandlungen, durch welche die Birnbaum ganzer 15 Jahre hindurch der braven Tochter eines Beamten den langsamen Tod bereitete. Dieser in seiner Art einzige Criminalfall wird in ganz Deutschland die höchste Aufmerksamkeit rege machen.

---

[229] Im Verlage von **F. A. Brockhaus** erschien so eben:

Richard Wood.

Roman

von

Johanna Schopenhauer.

Zwei Theile. 8. Auf feinem Druckpapier. 4 Thlr.

Dieser neueste Roman der berühmten Verfasserin wird den zahlreichen Freunden ihrer Schriften eine äußerst willkommene Erscheinung seyn.

Auch veranstaltete ich eine neue wohlfeile Ausgabe von dem bekannten Roman:

Die Tante.

Zwei Bändchen in Taschenformat. Cart. 1 Thlr. 16 gr. da die größere Ausgabe desselben sich vergriffen hat.

Bei dieser Veranlassung mache ich auf die sehr hübsche und äußerst wohlfeile Taschenausgabe der

Sämmtlichen Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

24 Bände. Mit dem Bildnisse der Verfasserin.

Auf feinem Druckpapier 8 Thlr., Velinpapier 12 Thlr.

I. u. II. Karl Ludwig Fernow's Leben. 2 Theile. — III. Ausflucht an den Rhein. — IV. u. V. Johann van Eyck. 2 Thle. — VI. Die Jahreszeiten. — VII-IX. Gabriele. 3 Theile. — X-XII. Sidonia. 3 Theile. — XIII. u. XIV. Die Tante. 2 Thle. — XV. u. XVI. Reise durch England und Schottland. 2 Theile. — XVII. u. XVIII. Reise durch das südliche Frankreich. 2 Theile. — XIX-XXIV. Kleine Erzählungen und Novellen.

mit dem Bemerken aufmerksam, daß einzelne Bände von dieser Ausgabe nicht abgegeben werden, wohl aber sind die meisten derselben in größern Ausgaben zu haben.

Leipzig, im April 1837.

F. A. Brockhaus.

№ 127.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 29. Mai 1837.

Waken, lords and ladies gay!
The mist has left the mountain grey,
Springlets in the dawn are streaming,
Diamonds on the brake are gleaming;
And foresters have busy been,
To track the buck in thicket green;
Now we kome to chaunt our lay:
„Waken, lords and ladies gay!“

Walter Scott.

Das Waidwerk.

Von W. v. Chézy.

Zweiter Artikel.

Die Parforcejagd, deren Gegenstände der Hirsch, und dann nebenbei das Wildschwein sind, hat noch viel von jenem kecken Anstrich, von jener vorwärtsstrebenden Rastlosigkeit, welche das Waidwerk des Mittelalters auszeichneten, bei welchem, wie wir schon erwähnten, nicht die Pracht des Geleites und der Anordnung für das eigentliche Vergnügen galt; denn jeglicher begehrte, mit eigener Mühe und Gefahr das Wild selbst zu finden und zu fällen, wie wir vom starken Sigfried im Nibelungenlied lesen, und vom ritterlichen Kaiser Max vielfach vernehmen. Davon nun ging in spätern Zeiten noch Manches auf die deutsche Jagd über, das sich wieder nach und nach verlor, oder noch verliert, wie auch die französische Parforcejagd von ihrem eigenthümlichen Gepräge vielleicht Einiges eingebüßt hat, aber nichtsdestoweniger ein echt adeliges Vergnügen bleibt. Wenn die englische Fuchshetzerei Pferde und Hunde zur Hauptsache macht, so hat sie darin Aehnlichkeit mit der Parforcejagd, nur daß die leztere edler ist, nicht allein in Hinsicht auf ihren Gegenstand, sondern auch, weil sie auf gut waidmännisch betrieben wird.

Die Erziehung und Verpflegung der Hunde ist eine schwierige Angelegenheit, und mindestens eben so wichtig als die eigentliche Dressur. Sie müssen im Zwinger gehalten werden, gesunde, stets reinliche und trockene Ställe bewohnen, und je für eine gewisse Anzahl von Jungen ist es sogar nothwendig, eine eigene Milchkuh zu haben, so daß eine mannichfache Bedienung durch sie in Anspruch genommen wird. Die besten Parforcehunde sind die englischen und französischen, die bei starkem, gedrungenem Körperbau dennoch sehr flüchtig sind. In England wird bei den Meuten Alles auf die Reinheit der Racen gehalten, und es ist in der That bejammernswerth, daß dort eine so große Anzahl der vortrefflichsten Hunde zu nichts Anderm verwendet wird, als den Fuchs über Stock und Stein zu sprengen. Derselbe Fall ist es mit den englischen Pferden, so daß für das jezt übliche tolle Hetzen der Fuchsjäger ein halbzüchtiges gar nicht mehr ausreicht, während schon ein solches für die Parforcejagd sich vortrefflich eignet, und sogar vor den Vollblutpferden manchen Vorzug, in Rücksicht auf seine Bestimmung, besizt; denn wenn es gut zugeritten wird, ist es gelenkig auf dem Vordertheil und sezt sich gern auf die Hanken, welche beide Eigenschaften ein brittischer Reiter selten zu schätzen weiß; er verlangt einzig und allein von seinem Roß die Schnelligkeit des Vogelflugs und die Fähigkeit, über die höchsten Hecken und die breitesten Gräben zu setzen, zu

welchem Behufe er hin und wieder Vollblutpferde gebraucht, meist aber Stutzschweife (Cock-tails), die entstehen, wenn ein von einem edelblütigen und einem halbblütigen Thiere abstammendes Pferd wieder mit reinem Blut gepaart wird. Das gewöhnliche englische Jagdpferd, wenn es auch nur von einem Halbbluthengst und einem Zugpferd stammt, ist ein schönes und kraftvolles Thier, sieht stattlich aus und trägt den Kopf gar stolz auf dem langen Hals, wobei der Nacken leicht gebogen erscheint. Doch bedürfen wir heutzutage keiner englischen Zucht mehr, da in verschiedenen Gegenden des Festlandes ganz vortreffliche Thiere zu finden sind, bis auf die eigentlichen Rennpferde, denn in diesem Fach behaupten die Racen von Newmarket immer noch den Vorzug.

Schon mit der ersten diätetischen Erziehung der Parforcehunde beginnen auch die Anfangsgründe der Dressur, indem diejenigen, welche eine Meute ausmachen sollen, im Zwinger so viel als möglich zusammengewöhnt, und schon sehr frühe zu Gehorsam und Aufmerksamkeit angehalten werden. Im vierten Monat bereits werden sie je zu zweien an einen alten Hund gekoppelt, auf die Art, daß ein Weibchen zwei junge Männchen, und umgekehrt, ein Männchen zwei Weibchen zu führen hat. Von da an geht die Dressur immer weiter, bis endlich die Meute durch das Trainjagen ganz ferm gemacht wird; das Trainjagen aber geschieht auf künstlicher Fährte, die ein Jäger hervorbringt, indem er die Läufe eines kurz vorher geschossenen Hirsches an der Leine hinter sich herschleppt, in raschem Trabe fortreitet, und sowohl den Anfang dieser künstlichen Fährte, als auch die Widersprünge und Rückgänge verbricht (mit einem Bruch bezeichnet), so daß die nachfolgenden Jäger ganz genau sehen können, ob die Meute die Spur einhält, und im Stande sind, die vorkommenden Fehler zu verbessern. Auf diese Weise hat die Jägerei vollauf zu thun, um die Meute abzurichten, nicht geringe Arbeit durch die Dressur der Pferde und durch andere Pflichten, unter denen das Suchen und Bestätigen mit dem Leithund eine der wichtigsten ist; dafür aber ist der Tag der Jagd auch wieder ein Ehrentag und ein Fest für sie, der für alle aufgewendete Mühe und Arbeit reichlich entschädigt.

Die glänzende Gesellschaft, welche sich auf dem Stelldichein versammelt, zählt schwerlich so viel der edelsten und theuersten Pferde, als sie sich bei Melton-Mowbray schaaren; dafür aber sitzen in den Sätteln Reiter, die sich stolz neben den vorgebeugten, sitzlosen Fuchshetzern dürfen sehen lassen, während sie dabei noch die Zuversicht hegen können, hinter einer wohlgeordneten und geleiteten Jagd ihren kecken Ritt zu machen; sie wissen bereits, wo der Hirsch steht, der heute ausersehen worden, und wie viel Enden er zählt, und keiner von ihnen denkt daran, die Ordnung zu stören, sondern sie lassen die Jägerei und die Meute voranziehen und horchen fleißig auf die Zeichen, welche das Gelaut der jagenden Hunde, die Hornfanfaren der Jäger ihnen geben, sobald der Hirsch lancirt (aufgesprengt) und etwa von anderm Wild abgesondert worden, seinen Stand verlassen und sich in ein Dickicht gezogen hat. Nun werden die Lancirhunde gestoppt, * die Meute unter dem Blasen zur Anjagd auf die Fährte gelegt und, sobald sie Laut gibt, die Fanfare „bonne chasse“ geblasen, worauf die edlen Jäger sich theilen, um auf allen Seiten vorzugreifen und wo möglich den Jagdhirsch zu Gesicht zu bekommen. Die rüstigern wagen sich durch das Dickicht, die bequemern bleiben meist auf den gelichteten Alleen, auf denen auch in leichten Wagen die Damen nachfahren können, obschon just diese, keck durch ein stattliches Amazonenkleid, gar oft sich den erstern gesellen, und den Platz im Wagen alten Herren überlassen. Nun aber kommt es darauf an, daß die Jägerei alle Aufmerksamkeit anwende, um die Hunde auf der richtigen Fährte zu halten, und um stets ihrer Sache gewiß zu seyn, wenn sie der Gesellschaft ein Zeichen zu geben hat; denn ein falsch angebrachter Ruf der Fanfare verwirrt die Jagd, und kann sie auch ganz verderben.

(Die Fortsetzung folgt.)

* „Stoppen“ ist ein gutes, altes Wort, aber jezt nur noch im Hochdeutschen in der Jägersprache gebräuchlich, wo es heißt: die Hunde anhalten.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Robespierre ist auf Monvoisins Bilde ganz historisch getreu costümirt, wie die Memoiren erzählen, daß er an jenem Tage gekleidet war. Er trug seinen blauen Frack und die Weste mit den großen Klappen, und Nankinhosen — es war ein heißer Julitag — und dabei weiße Strümpfe und Schuhe. Es wird in den Memoiren expreß bemerkt, daß es dasselbe Costüm war, welches er als Oberpriester am Feste des höchsten Wesens, dem Tage seines höchsten Triumphes, getragen hatte. Als er nach langem Schmollen am neunten Thermidor wieder im Convent erschien, hatte er sein bestes Zeug angezogen, voller Hoffnung des Sieges. Jenes Costüm hatte zwar schon zu einer andern Festlichkeit gedient, vielleicht aber hatte er es absichtlich gewählt, um durch dasselbe an jenen Tag des Triumphes zu erinnern, wo er dem Vaterlande durch Einsetzung eines höchsten Wesens so wichtige Dienste geleistet; vielleicht und wahrscheinlich trug er dies Costüm und kein anderes aus Gründen der Oekonomie, weil er kein anderes besaß, und diese Vermuthung wird durch den Umstand bestärkt, daß, als man am zehnten Thermidor in seiner Wohnung

inventorisirte, die Kasse dieses Gebieters von Frankreich nur in fünfzig Franken bestand, welcher Umstand ebenfalls und mehr als jeder andere beweist, daß Robespierre kein Staatsmann war. Auf Monvoisin's Bilde nun ist er, wie bemerkt, historisch-treu costümirt, statt der weißen Strümpfe und Schuhe hat ihm aber der Künstler Stiefeln mit gelben Stulpen gegeben. Und jene weißen Strümpfe werden doch gerade mehrfach in den Memoiren erwähnt. Sie waren ihm nach den fürchterlichen Stunden im Stadthause und seiner zweiten Gefangennehmung ganz auf die Fersen herabgefallen. Mit schrecklich zerschossener Kinnlade lag er die Nacht hindurch in einem der Commissionszimmer des Nationalpallastes auf einem Tische, den Kopf auf einen Aktenkasten gestützt, das Blut sich mit Papierstreifen abwischend und die Vorgänge in gänzlicher Apathie anstarrend; als nun endlich, es war gegen Morgen, ein Wundarzt erschien, ihn zu verbinden, da — so wird erzählt — richtete er sich plötzlich allein in die Höhe, glitt von dem Tisch herab, warf sich in einen Stuhl, und das Erste, was er that, war, daß er jene heruntergefallenen Strümpfe wieder in die Höhe zog: worin man denn, wenn man will, jenen ihm ganz eigenthümlichen Pedantismus erkennen könnte, der sich in Allem, was er that, selbst in den größten Kleinigkeiten, offenbarte und der ihn solchergestalt selbst in den lezten schrecklichen Stunden nicht verließ.

Kein einziges Bild des Salons ist so von der Menge belagert als das Monvoisin's; es ist freilich nicht der Kunstwerth, sondern der Gegenstand, der die Beschauer anzieht. Da ich den Salon nicht bloß um der Kunstwerke willen, sondern auch des Publikums wegen besuche, so ist mir das Publikum, das sich vor diesem Bilde sammelt, immer besonders interessant. Es ist nicht gerade der Beaumonde, der sich vor demselben einfindet, weder die altadligen Markisen und Düchessen des Faubourg St. Germain, die einen alten Groll auf Robespierre haben und ihn auch im Bilde nicht mögen — sie können ihm die Guillotine nicht vergeben — noch auch ist es jener Adel der Chaussée d'Antin, der sich zwar nicht auf alte Pergamente, aber auf neue Bankbillets gründet; diese Leute mögen Robespierre auch nicht: theils machen sie es jenen nach, theils können sie ihm die fünfzig Franken nicht vergeben. Nein, der Beaumonde ist es nicht gerade, den man vor dem neunten Thermidor findet. Hauptsächlich waren es Leute aus der sogenannten arbeitenden Classe, Handwerker und Tagelöhner, die ich vor dem Bilde sah; Sonntags war an Monvoisin's Bild auf dreißig Schritt nicht anzukommen. Außer jenen aber standen auch junge, sehr ernst blickende Männer aus der gebildeteren Classe häufig vor demselben. Ein Freund sagte mir, die eine Hälfte jener Männer seyen Republikaner, die andere Mouchards, welche (leztere, die Mouchards nämlich) das Gouvernement in den Salon schickt, um ihnen Kunstsinn beizubringen. Die Sympathien jener republikanischen Partei mag denn eine Darstellung des neunten Thermidors, des Endes der Revolution, wohl mächtig genug anregen, und jene Leute aus der arbeitenden Classe interessirt das Bild gerade deßhalb so sehr, weil diese ganze ungeheuer zahlreiche Classe jener Partei angehört und noch immer auf Realisirung jener republikanischen Chimäre hofft. Und es ist schauerlich und für einen ordentlichen Menschen, welcher Deutscher ist, wahrhaft entsetzlich, mit welch unerschütterlichem Glauben die Leute an diesem revolutionären Wahne hängen. Und außer jenen Handwerkern u. s. w. und jenen Männern, die vermuthlich Republikaner oder Mouchards waren, sah ich auch noch eine andere Sorte Leute häufig vor dem Bilde stehen, nämlich sehr alte, hochbejahrte Männer, die neugierig unter der Masse Porträts, die das Monvoisin'sche Bild enthält, herumsuchten. Es waren Leute, die das Jahr 1794 frisch und rüstig gesehen hatte und die wohl nach einem Bekannten auf dem Bilde forschten: vielleicht waren sie mit in den Tribünen gewesen am neunten Thermidor und waren mit davon gelaufen, als das Anklagedekret votirt ward. Auch eine alte Frau sah ich mehrmals vor dem Bilde stehen und dasselbe aufmerksam betrachten, eine sehr bejahrte, aber noch rüstige Person mit einem seltsam verwitterten Gesichte, das man nur zu sehen bekam, wenn sie zu dem Bilde aufblickte, da es sonst von einer unmodischen schwarzseidenen, mit schwarzen Spitzen besezten Kaputze beinahe ganz verdeckt wurde. Sie suchte gar ängstlich auf dem untern Rahmen des Bildes, wo der Künstler die Explikation der vielen Porträts angebracht hatte: vielleicht war sie die Verwandte oder Geliebte eines Conventsmitglieds gewesen und mochte wohl noch manches Merkwürdige zu erzählen wissen von jener Zeit und jenen Männern. Wer solchen Spuren nachzugehen sich Zeit und Mühe nicht verdrießen lassen wollte, könnte wohl noch manches Interessante hier in Paris auffinden.

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber die Gewebe der alten Egypter.

In der Sizung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 15ten Mai las der Physiker Dutrochet eine Abhandlung vor über die vegetabilischen Stoffe, aus denen die Binden bestehen, womit die egyptischen Mumien umwickelt sind. Sie hat neben dem antiquarischen auch ein praktisches Interesse. — Nach der bisher in der Gelehrtenwelt geltenden Ansicht bestehen die Gewebe, welche man in den alten egyptischen Gräbern findet, aus Baumwolle; namentlich die Uebersezer und Commentatoren des Herodot, und auch Forster in seiner Abhandlung „über den Byssus der Alten" waren dieser Meinung. In neuerer Zeit nun haben Thompson und Bauer zu praktischen Zwecken durch mikroscopische Beobachtungen zu ermitteln gesucht, wie sich die feinsten Fäden

des Leins und der Baumwolle nach Bau und Form unterscheiden. Sie fanden, daß erstere fast durchgängig cylindrisch, leztere platt gedrückt und schraubenförmig gewunden sind. Diese Charaktere bleiben in allen Geweben, ja selbst in dem aus dem einen oder dem andern Stoff verfertigten Papiere kennbar. Ist zu Wollenzeugen Baumwolle mit der Wolle zusammen kardätscht worden, so läßt sich der Betrug nur durch mikroscopische Beobachtung der eigenthümlichen Form der Baumwollenfäden, so aber leicht entdecken. In den Mumienbinden nun fanden die Beobachter lauter cylindrische Fäden, zum Beweis, daß sie aus Lein bestehen. Dutrochet wiederholte diese Beobachtungen und gelangte zum selben Resultat. Will man, sagt er, den Bau der feinsten Theile des Leins genau sehen, so muß man Fäden von alter Leinwand nehmen, wo durch häufiges Waschen der natürliche Zusammenhang der Fäden, der durch das Rösten des Flachses nicht beeinträchtigt wird, ganz aufgehoben ist. Hier zeigt es sich nun, daß im Lein zwei streng unterschiedene Arten von Fasern vorkommen: die einen gleichen mikroscopischen Bambusrohren, etwa 1/250 einer Linie im Durchmesser haltend, die andern sind ganz glatt und gerade, und um's Doppelte dünner. Diese zwei Sorten von Fäden nun, die man an neuer Leinwand sogleich bemerkt, unterscheidet man eben so deutlich an den Mumienbinden, überhaupt an den Geweben aus egyptischen Gräbern. Alle die zahlreichen Muster der leztern, welche dem Beobachter zu Gebot standen, mit Ausnahme eines einzigen, aus thierischem Stoff bestehenden, zeigten sich unter dem Mikroscop als Linnengewebe. Manche geben an Feinheit unsern schönsten Mousselinen nichts nach, und in diesen findet man nur äußerst wenige von den gröbern, gegliederten Fäden. Dies mag von der Beschaffenheit des Leins selbst, vielleicht aber auch daher rühren, daß die Zubereitungsart der Egypter der Neigung der gegliederten Fasern, an den Knoten zu springen, Vorschub that. — Um zu sehen, ob nicht manche egyptische Gewebe aus Hanf bestehen, unterwarf er auch diesen der Untersuchung: er zeigt dieselben zwei Sorten von Fasern, nur sind sie hier zweimal so stark und von denen des Leins immer leicht zu unterscheiden. Er konnte in keinem egyptischen Zeug Hanffäden entdecken. — In dem neuen großen französischen Werk über Egypten sieht man unter den Malereien aus den Grüften von Elethya auch ein reifes Flachsfeld; einige Arbeiter sind beschäftigt, die Pflanzen auszureißen, andere ziehen die Stengel durch einen Rechen oder Kamm, um die Saamen abzustreifen. Man sieht schon hieraus, daß der Lein im alten Egypten im Großen gebaut wurde. Am Ende erinnert Dutrochet noch daran, daß nach Herodot die Gebräuche der alten Egypter häufig das Widerspiel der anderer Völker waren. Dies hat sich an den egyptischen Geweben, den unsrigen gegenüber, an einem unbedeutenden, aber immerhin bemerkenswerthen Punkte bestätigt: die Fäden sind nämlich durchgängig nach der entgegengesezten Seite gedreht.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Mai.

Die Osterwoche. Das Fest des St. Georgenordens.

Erlauben Sie mir, daß ich die Grippe, die sich gleich nach der Cholera bei uns einstellte, überspringe und Sie vorzugsweise von den Festen und Lustbarkeiten, die uns die beiden leztvergangenen Monate gebracht haben, unterhalte. In einen Bericht über die Cholera wollte ein Bericht über den Carneval nicht hineinpassen; ich kann ihn aber leicht und, worauf es beim Nachholen vor allen Dingen ankommt, kurz nachholen. Der diesjährige Carneval hatte vom Carneval wenig mehr, als den Namen; dies ist zu einer Zeit erklärlich, wo Tanz und Spiel dem Tod im eigentlichsten Verstande steuerpflichtig sind. Dagegen hatten die Fasten vom Fasten diesmal vielleicht mehr, als den Namen, obgleich die Kirche mit Dispensationen von ihren strengen Regeln freigebiger und zuvorkommender war, wie sonst. Die Fastenzeit, und noch mehr die Osterwoche, haben in München ihr eigenthümliches Gepräge. Während jener sieben Wochen ist der Besuch der Kirchen in hohem Grade erhebend und erquickend, weil dann die Musik, die echte Priesterin der Religion, ihr heiliges Amt versieht, und es jedem Herzen kund thut, daß sie die Mittlerin ist zwischen Gott und den Menschen. Die Charwoche — dieser mystische Gedankenstrich auf der Runentafel des Jahrs — ladet am Gründonnerstag und stillen Freitag die Andacht und die Neugier zum Besuch der heiligen Gräber ein. Geheimnißvolle Dämmerung, nur am Altar helles, von roth gefärbten Lampen ausgehendes Licht, welches auf das Bild des bleichen Erlösers fällt und seine Wunden allein beleuchtet, dumpfer, monotoner, gedrückter Gesang: Alles dies verwandelt die Neugier leicht in Andacht und die Andacht in Zerknirschung. Nun kommt der warme, frische, sonnige Ostertag. „Christ ist erstanden!“ Ein Pulsschlag seines Lebens durchzuckt die Welt; das Grab hat zum ersten Male eine Rückzahlung gemacht, das Herz zittert nicht länger vor einer Nacht, die keine ewige ist. Da schmückt sich jede Kirche mit Laub und Blumen; das Kreuz, das schwarze, melancholisch-düstere, wird aufgebaut aus unzähligen Lichtern, jubelnd erbraust die Orgel, die Posaune, die wunderbare, die bald flüstert und bald donnert, redet darein, wie eine Stimme von oben. Jezt schließt die Kirche einstweilen den Reigen ihrer Feierlichkeiten; das Leben tritt wieder in seine Rechte. Einen Uebergang von ernster kirchlicher Feier zur profanen Lustbarkeit bildet das auf den 24sten April fallende Ritterfest des Ordens St. Georgii; es beschwört die Schatten einer längst versunkenen Zeit herauf und macht, insofern hier dieselben Personen die fast gespenstische, in Nebel zerrunnene Vergangenheit und die klare, feste Gegenwart repräsentiren, einen eigenen Eindruck. Der Aufzug der Ordensritter, die Erscheinung des Königs, als Großmeisters, ist imposant und zieht die Zuschauer in Masse herbei. Die aufzunehmenden Ritterschaftscandidaten erscheinen mit bloßem Haupt, in weißen, seidenen Röcken und braunen Schnürstiefeln; auf sie folgen in blausammtenen Mänteln und weißen Kleidern, auf dem Haupt spanische Hüte mit nickenden Federn, die Ritter, sammt dem Großprior, endlich, im reichen Hermelinmantel, im Kreise festlich costümirter Hofbeamten und der Hatschiere mit ihren Partisanen, der Großmeister selbst. Der Zug verfügt sich in der angegebenen Ordnung von der Residenz nach der Theatinerkirche; hier angekommen, leisten die Ritterschaftscandidaten den Eid, daß sie an König und Vaterland mit unverbrüchlicher Treue halten, Frauen und Waisen beschützen und an der unbefleckten Empfängniß der Mutter Gottes nimmer zweifeln wollen; dann werden sie mit den Insignien der Ritterwürde bekleidet und kehren in die Residenz zurück; wo sie eine Rittertafel erwartet.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 54. Montag, 29. Mai 1837.

Werke über England und Irland.

5) Aus dem Tagebuche eines in Großbritannien reisenden Ungarn. Pesth, Heckenast, 1837. 8.

(Schluß.)

Allerdings läßt sich der Widerspruch zwischen der Forderung, Siebenbürgen, Dalmatien ꝛc. mit Ungarn zu vereinigen, und der, überall innerhalb des ungrischen Reichs die magyarische Sprache vorherrschen zu machen, nicht leicht vereinigen, und die edeln Ungarn werden von der einen oder andern Forderung etwas ablassen müssen.

Doch wir sollen ja eigentlich nicht von Ungarn, sondern von England reden. Kehren wir über den Kanal zurück und folgen dem Reisenden in die große Weltstadt an der Themse, zum altgelehrten Oxford, zum dampfenden Birmingham, nach Wales, Irland, Schottland. Zuerst schildert er London und die Engländer in einer Gesammtansicht, dann speciell einen englischen Sonntag, aus dessen Beschreibung wir eine Stelle hervorheben, die uns besonders bemerkenswerth erschienen ist: „Der Sonntag, dieser behagliche Tag der Ruhe, an dem sonst überall die Sorgen des Wochentages mit dem Staube, der auf den Sonntagsröcken ruhte, zugleich weggebürstet werden, wo der Glaube in der Kirche, und die Fröhlichkeit auf öffentlichen Vergnügungsorten für Augenblicke den Unterschied der Stände aufhebt, diese heitern Saturnalien des Christenthums haben in England ihre fröhliche Bedeutung verloren, es sind Tage der Trauer und der Reue geworden, an denen die Fröhlichkeit und ihr Ausdruck, die Musik, zur Sünde werden, und eine finstere Stille ihre Rabenflügel über das ganze Land ausbreitet. — Es ist gar nicht zu berechnen, welchen Eindruck diese judäisirende Heilighaltung des Sonntags auf den Charakter der untersten Klassen hat, indem sie an dem einzigen Tage, an dem die Arbeit ruht, die Museen und Theater schließt, den Tanz und die Musik verstummen läßt, und dadurch die Erziehung und Verfeinerung des Volkes durch die Kunst ganz unmöglich macht. Das Volk aber, das sich nicht auf diese Art vergnügen darf, findet leicht einen andern Tröster in der Aufregung des politischen und religiösen Fanatismus, und in der Branntweinschenke. — Noch unbekannt mit den religiösen Gebräuchen der verschiedenen Sekten und Kirchen, wollte ich die merkwürdigsten Kapellen und Bethäuser besuchen, denn bloß die High Church besitzt Kirchen. Der Zufall führte mich zuerst in eine katholische Kapelle. Ich muß gestehen, daß ich, obgleich Protestant, von der Feierlichkeit des Ortes und der Handlung aufs Tiefste ergriffen ward, — und wie sollte man auch nicht ergriffen werden, wenn man den Gottesdienst, der sich sonst vor allen andern mit äußerm Glanze und Herrlichkeit zu umgeben pflegt, hier ärmlich erscheinen sieht, kaum es wagend,

öffentlich aufzutreten? — Ganz verschiedenartig war das Interesse, das eine Versammlung von Quäkern darbot; still und schweigend saßen auf der einen Seite die Männer mit bedecktem Haupte, die Weiber mit ihren grauen Seidenhüten auf der andern Seite des Saales, dessen Wände kahl und nackt, jeder, auch der kleinsten Verzierung entbehrend, dastanden. Eine Viertelstunde lang unterbrach nicht das mindeste Geräusch die Todtenstille, die hier herrschte, da stand plötzlich ein ältliches Frauenzimmer am obern Ende des Saales auf und fing an mit halblauter Stimme zu reden; leider war ich zu entfernt, um ihre Worte verstehen zu können. Doch kaum hatte sie geendet, als eine melancholische weibliche Gestalt sich unweit von mir erhob und unter Thränen, mit innerster Zerknirschung eine lange Rede hielt von der Liebe und der Reue, und noch einmal von der Liebe, — sie kam immer auf diesen Punkt zurück. Ich bedauerte, daß dieser Apostel der Liebe nicht schöner war, denn die unschöne Gestalt verwischte jeden Augenblick den Eindruck der Rede. Die ganze Versammlung schien unaufmerksam, ein jeder war in seine eigenen Gedanken vertieft. — Von hier aus ging ich in eine Methodistenkapelle. Wie bei den Quäkern waren auch hier mehr Frauenzimmer als Männer, doch man sah schon elegantere Toiletten, Equipagen und Livréediener standen vor der Thüre. Der Gottesdienst bestand aus einem Wechsel von Gesang, Vorlesung aus dem neuen, noch mehr aus dem alten Testament, Gebet und Liturgie. Die Anwesenheit des Predigers und Chorsängers auf zwei Kanzeln, und das Gemisch von Kanzelreden des Einen, Vorlesung des Andern, und des Gesanges der Versammlung, gab dem Ganzen etwas Dramatisches. — Theatralischer noch war eine Masse von Menschen draußen auf Smithfield, wo ein gut gekleideter Mann, mit gewaltiger Stimme und heftiger Bewegung puritanischen Unsinn über einen Text aus dem alten Testamente auskramte. Es ist merkwürdig, daß alle Sekten in England sich viel öfter auf das alte, als auf das neue Testament berufen, daß ihr Gott ein zorniger Gott der Rache, und nicht ein vergebender der Liebe ist, ein Gott, der die Freude haßt, der Gott der Anachoreten aus der Wüste. Diese traurige Richtung des Geistes wird leider immer allgemeiner, und Sir Andrew Agnew's lächerliche Bill zur strengen Heilighaltung des Sonntags hat auch in der letzten Parlamentssitzung einige neue Stimmen gewonnen. Doch dies ist die natürliche Folge der Einrichtungen Englands. Das Maschinenwesen, das Geldmachen drückt das Geistige im Menschen nieder, der Begriff des Nutzens herrscht im Leben und in der Politik, und so muß natürlich jene Reaktion eintreten, die sich durch puritanische Strenge gegen jedes Vergnügen äußert, und durch den nüchternsten Spiritualismus. Und dies ist die schwärzeste Schattenseite Englands, die Schlange die unter Rosen versteckt ist, denn wenn je eine gewaltsame Erschütterung England schwanken machte, dann werden sich bilderstürmende Schüler von John Knox in hinlänglicher Menge finden, die sich beeifern werden, das jetzige sociale Gebäude umzustürzen, und ein trauriges Leichenhaus aus seinen Trümmern zu errichten."

Dann folgt eine Schilderung des großen Zucht- und des berühmten Irrenhauses (Bedlam), ferner: Colosseum, Astley, Adelaide Street Gallery, Zoological Garden, ein Meeting in der Crown und Anchor Tavern. Der Anblick der in London gesammelten Kunstschätze hat den Verfasser zu einer allgemeinen Betrachtung über „Weltkunst" veranlaßt, worin es unter anderm heißt: „Es ist eine oft gemachte Bemerkung, daß die Bildergallerien viel häufiger besucht werden, als die Statuensammlungen, in denen man sich eines geheimen Schauders nicht erwehren kann. Es wird uns unheimlich unter den Marmorgestalten; sie erscheinen uns wie die Thongebilde des Prometheus, die auf den Funken warten, der sie beleben soll. Gemälde sind freundlicher für uns, an tausend Fäden hängen sie mit unserm Leben, mit unserm Glauben, mit allen unseren Interessen zusammen, während wir in den Statuen nur die zerstückelten Glieder eines todten Kolosses sehen, denn selbst die moderne Sculptur ist nur ein schwacher Nachhall der alten Plastik, abhängig von ihr, nicht von der Gegenwart. Und doch wäre es nicht schwer, auch aus diesem Labyrinthe mit dem Ariadnefaden der Geschichte sich herauszuwinden und die innige Verbindung der Gegenwart mit dem Alterthume durch massenhafte Zusammenstellung der Monumente der für die Kultur der Menschheit wichtigsten Völker zu zeigen. Für keine Sammlung der Welt ist dies so leicht, wie für das britische Museum, in dem schon jezt die griechische Kunst durch die Elgin und Phigalian Marbles, die römische durch die Sammlungen von Townley und Hamilton, die ägyptische durch die kolossalen Monumente der französischen Expedition, die das Kriegsglück hieher geführt hat, und durch die neuesten Erwerbungen so würdig repräsentirt werden, wo überdies ein Schatz persischer Reliefs und indischer Statuen unbeachtet und verstaubt, wie in einem Magazine aufgehäuft liegt, und nur der Wille fehlt, um durch einige Schiffsladungen chinesischer und tibetanischer Sculpturen diese Sammlung zu vervollständigen, um in einer Reihe von Monumenten die vollständige Geschichte der Kultur und der Kunstentwicklung des Menschengeschlechtes vor sich zu haben. Für den Künstler sind die Resultate einer solchen Sammlung unberechenbar; er würde sehen, wie nur das Nationelle sich in der Kunst erhält, und das Fremde, so vorzüglich es auch ist, zulezt doch untergehen muß. Er würde sehen, wie die griechische Kunst durch Alexander in den furchtbaren Boden Asiens gesäet, den er mit seinem Schwerte gepflügt hatte, nirgends

trotz ihrer Schönheit Früchte tragen konnte, daß sie, wie man es auf der Reihenfolge der parthischen und bactrischen Königsmünzen sieht, bald von dem persischen und indischen Wesen verschlungen ward. Nur am Hofe der Ptolemäer konnte sie dadurch fortbestehen, daß sie ganz mit dem Aegyptenthume verschmolz, welches schon früher den Einfluß der persischen Plastik bei dem Einfall des Kambyses von sich gewiesen hatte, aber auch in ihr keine Veränderung bewirkte. Noch einmal vermischten sich die Künstler dieses Landes mit den Fremden, als Hadrian seinen Liebling hier verlor, und durch Kunstgebilde ihm die Unsterblichkeit geben wollte; aber der Römer ward eben so wenig Aegypter, als der Aegypter ein Nachahmer des polycletischen Canon. — Trotz dem, daß alles dies nicht mehr neu ist und schon oft wiederholt wurde, wollen unsere Maler noch immer Raphaels oder Fra Angelico's werden, unsere Bildhauer denken noch immer an Michel Angelo und Phidias &c. Größer noch als das künstlerische, wäre das rein menschliche Interesse bei dieser Sammlung. Da würde zuerst der Indier erscheinen &c."

Nachdem der Verfasser einen Blick auf die Parteien in England geworfen, führt er uns nach Windsor, Oxford, Blenheim, Salisbury, Wiltonhouse, Stonehenge, an die Ufer des Avon und der Wye, von Bath bis Monmouth, Birmingham, Warwickcastle. Indem der Verfasser die beiden leztern Orte contrastirt, macht er eine sehr liebenswürdige Bemerkung: „Dieser Gegensatz Birminghams und des nahen Warwick, wo die Aristokratie und das Erstgeburtsrecht so glänzend erscheinen, erklärt jenen Fehler so vieler geistreichen Männer, die gleich dem „Verstorbenen" lieber auf die Vergangenheit hinblicken und ihre Poesie zurückwünschen, als auf die Zukunft, wo sie nichts als nüchternes Geldmachen sehen, wo der Geist dem Körper dient. Sie vergessen gänzlich, daß der Geist zulezt doch überall siegt, und daß es gerade die ausschließende Usurpation der Aristokratie in England war, die das Volk zwang, sich dem Industrialismus in die Arme zu werfen, und durch den Goldglanz des Geldes den Nimbus der Geburtsaristokratie zu verdunkeln, daß die nüchterne Sparsamkeit und das unpoetische Anhäufen von Kapitalien das natürliche Gegengewicht, die nothwendige Folge der verschwendenden Vergangenheit sey, die heilsame Krise der Krankheit. So lange im Frühling noch Rosen glühen, so lange Jugend, Sonnenschein und Liebe nicht von der Welt verschwinden, so lange fürchte ich nicht, daß die Poesie zum Himmel zurückkehre; sie ist viel zu stark, als daß sie durch Dampfmaschinenrauch, Fabrikengeklapper und das nüchterne Klingen des Goldes untergehen könnte." Außer Warwickcastle fielen dem Reisenden besonders zwei neue Bauten auf, in denen bürgerlicher und adeliger Stolz wetteifern: „Es ist ein Beweis des Dichtergenies des Baumeisters Herrn Hopper, und des Geschmacks des Besitzers Herrn Pentland, der, ein Repräsentant des titellosen Kaufmannsreichthums, durch Erbauung dieses Marmorschlosses Penrhyn den Fehdehandschuh hinwarf vor die Füße der Geburtsaristokratie des adelstolzen Englands, und ein Denkmal des alten ritterlichen Styles errichtete, dem sich im ganzen Inselreiche keines gleichstellen kann, das selbst Warwick, diese herrlichste Blume im Garten Englands, an Pracht überragt. Der Marquis von Westminster aber, der reichste Lord Englands, hob den Handschuh auf und erbaute bei Chester Eatonhall im reichsten vollendeten gothischen Style. Fünfmalhunderttausend Pfund verwandte er darauf, aber der eiserne Wille und die Genauigkeit des Kaufmanns fehlten, und das Ganze ist nicht in allen seinen Theilen von gleichförmiger Harmonie, und der Styl nicht durchgehends gleich rein. — Ja dieses Penrhyn Castle ist ein bedeutsames Warnungszeichen für die Aristokratie, denn wenn einmal das Geld auf diese Weise auftritt, dann widerstehe ihm, wer da kann."

Durch Nordwales, Liverpool, Manchester, Cumberland führt uns der Verfasser nach Irland, dessen Elend er mit der ihm eignen Wärme und Lebhaftigkeit beschreibt; endlich führt er uns nach der altberühmten Fingalshöhle auf Staffa, in die schottischen Hochlande und nach Edinburgh, wo er, veranlaßt durch das Edinburgh Rewiew, einen Blick auf Englands Literatur wirft.

Das Buch gehört zu den interessantesten Reisewerken der neuesten Zeit. Keinem unsrer Leser wird die frische Färbung der Sprache, die scharfe und klare Auffassung entgangen seyn, die schon aus den wenigen mitgetheilten Proben zu erkennen sind.

Werke über Spanien und Portugal.

6) Geschichte des spanischen Volks. In gedrängter Uebersicht dargestellt von Dr. B. Guttenstein. Erster Band. Mannheim, Hoff, 1836.

Diese Geschichte ist in ziemlich blühendem Styl geschrieben, was wir um so lieber loben, als in der großen Menge populärer Geschichtswerke, mit denen die Speculation der Buchhändler gegenwärtig den literarischen Markt überschwemmt, neben der Gründlichkeit sogar die schöne Schreibart vermißt wird. Inzwischen macht der Verfasser, wie es uns scheint, gar zu viele Worte und dehnt die Geschichte ohne Noth aus, so daß sie einer „gedrängten Uebersicht" sehr unähnlich wird. Der erste Band ist ziemlich stark und geht doch nur bis ans Ende des 14ten Jahrhunderts. Wie viel Bände müssen also noch folgen, wenn die spätere weit interessantree Geschichte gleich ausführlich behandelt werden soll. Auch ist das

Durcheinanderwerfen von Geschichte und Geographie nicht zu billigen. Entweder sollte nur in der Einleitung Land und Volkssitte ꝛc. beschrieben werden, oder nur im Text je an der passendsten Stelle, nicht aber willkürlich hier und dort.

7) Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Uckert. Geschichte von Portugal, von Prof. Dr. H. Schäfer. Erster Band. Hamburg, Perthes, 1836.

Portugal hat, als ein kleines und entlegenes Land, auf die Geschichte der übrigen Welt durch nichts eingewirkt, als durch seinen Handel und durch seine großen Colonien. Seine Geschichte wird daher auch erst am Ende des 15ten Jahrhunderts welthistorisch. Der erste Band des vorliegenden Werkes reicht nur bis zum Ende des 14ten Jahrhunderts und umfaßt mithin die frühere, minder wichtige Geschichte Portugals. Der Verfasser hätte ihm einen größern Reiz verleihen können, wenn er auch den Zustand Portugals unter den Römern und Arabern mit in Betracht gezogen hätte. Statt dessen beginnt er sogleich mit dem Grafen von Burgund, der 1095 mit der Hand Theresens, der Tochter des kleinen spanischen Königs von Leon, auch die Belehnung mit Portugal empfing, das er den Arabern erst entreißen mußte. Heinrichs Sohn Alfons eroberte mit Hülfe deutscher Kreuzfahrer (Flamänder und Friesen) die große Stadt Lissabon, und schon seine Mutter hatte als Vormünderin während seiner Minderjährigkeit die Unabhängigkeit Portugals von Spanien behauptet. Seitdem nehmen nun äußere Kämpfe theils gegen die noch nicht ganz vertriebenen Araber, theils gegen die eifersüchtigen Nachbarkönige Spaniens, und innere Kämpfe theils in der Königsfamilie selbst, theils mit Geistlichkeit und Adel, den ganzen Raum der portugiesischen Geschichte ein. Die Ritterorden spielen dabei eine verhältnißmäßig große Rolle. Poetisch anziehend ist besonders das Schicksal der berühmten Inez de Castro und das Leben ihres Gemahls Pedro. Das meiste politische Interesse erregt aber die klare und ausführliche Auseinandersetzung des Gemeindewesens.

Sternkunde.

11) Populaire Himmelskunde oder allgemein faßliche Betrachtungen über die großen Wunderwerke des Weltalls, von Dr. Gelpke. Fünfte verbesserte Auflage. Mit 8 Kupfern. Hannover, Hahn, 1837.

Wir beschränken uns darauf, die neue Auflage dieses schon früher von uns besprochenen Werkes anzuzeigen. Es ist den ersten Fassungskräften in der Astronomie ununterrichteter Leser vollkommen angemessen, und in den spätern Auflagen ist der etwas exklamatorische Styl, ohne daß das warme Interesse für die Sache darunter gelitten hätte, gemäßigt worden.

12) Der Sternenhimmel, mit christlichem Auge zur Erhebung des Herzens betrachtet von G. H. Daub. Essen, Bädecker, 1836.

Eine fromme Betrachtung, die Sehnsucht des Herzens nach dem Fernen und Hohen ausdrückend, übrigens ohne Resultat für die Wissenschaft. Die Theologie thäte wohl, außer solchen allgemeinen Gefühlen auch bestimmte Gedanken über das Verhältniß der auf unserm Planeten offenbarten Religion zu andern Himmelskörpern auszusprechen.

Biographie.

Militärische Memoiren des britischen Capitains Moyle Scherer, enthaltend die kriegerische Laufbahn des Herzogs von Wellington. Uebertragen von Gustav Nagel. Zwei Bände. Hannover, Jänecke, 1836.

Eine gute Zusammenstellung aller Kriegsthaten des Helden, der nie einen Enthusiasmus für sich erwecken konnte, weil er den Beweis liefern wollte, daß Napoleon nicht durch, noch für die Völker, sondern nur durch und für die Aristokratie besiegt worden sey. Seine ersten Feldzüge in Indien entlehnen alles Romantische nur von den Dekorationen, nicht vom Helden noch von seiner Sache. Seine spätern Feldzüge in Spanien zeigen ihn als einen neuen Cunctator, als einen charakterfesten, geschickten, alles wohl berechnenden Mann, allein es ist nicht möglich, sich für ihn zu erwärmen, und er selbst schien nichts so geflissentlich damals schon zu vermeiden, als die freudige heitere Volksliebe. Selbst seine Siege für die Spanier verbitterte er durch ganz unnöthige Grausamkeiten, Plünderungen spanischer Städte ꝛc. Wohl in keinem modernen Charakter spricht sich so entschieden eine Flucht vor allem Liebenswürdigen aus. Der obligate Bösewicht, der die schlechteste Sache gegen die beste vertritt, ist in den Ausbrüchen wüthenden Hasses oder boshafter Schadenfreude doch nicht so widerwärtig, als der zur Schau gestellte Tugendheld, der große Retter und Befreier, der für die beste Sache gefochten und gesiegt hat, und der zu all dem Volksjubel nur eine saure Miene macht und nur ein eiskaltes verächtliches Lächeln zucken läßt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 128.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 30. Mai 1837.

Zog seinen Umriß leicht und klar,
Man konnte sehn, was gemeint da war.
Mit wenig Farben er colorirt,
Doch so, daß er das Aug frappirt.
Zugleich er auch noch wünscht' und wollt',
Daß man dabei was denken sollt'.

Goethe.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Das zweite jener drei Bilder, die ich oben auszeichnete, stellt ebenfalls den Fall eines mächtigen Mannes, das Ende einer vielgefürchteten Herrschaft vor. Ich meine das große Bild von Eugen Roger, der „die Auffindung des Leichnams Herzogs Karl des Kühnen am Morgen nach der Schlacht bei Nancy" (— Figuren Lebensgröße —) gemalt hat. Ich hebe dieses Bild hervor, weil es einestheils wirklich verdient, vor vielen andern des Salons ausgezeichnet zu werden, und weil viele Journalisten, mehr als ihm gebührt, Lärm von demselben gemacht haben, und Sie vielleicht zu wissen wünschen, was an der Sache ist. E. Roger soll den Journalen nach noch ein sehr junger Mann seyn, und da würde denn das Bild für seine Schwächen doppelte Nachsicht, und für seine Vorzüge doppeltes Lob verdienen; der Künstler ist indessen schon in Italien gewesen und kann daher nach deutschen Begriffen nicht mehr jene Nachsicht in Anspruch nehmen.

Der Leichnam des Herzogs Karl wurde am Morgen nach der unglücklichen Schlacht bei Nancy von den Dienern des Herzogs gesucht; eine Wäscherin aus dem Hause des Herzogs (ich erzähle nach Barante, weil ich finde, daß Roger nach diesem Autor gearbeitet hat) entdeckte an einem der ausgeplünderten, nackten Leichname, die an und in einem zugefrorenen Teiche lagen, einen kostbaren Ring. An diesem und einigen andern Zeichen erkannte man den Herzog, dessen Gesicht durch eine große Kopfwunde und zum Theil auch durch die Wölfe, welche Nachts die Leichname zu fressen angefangen hatten, unkenntlich geworden war. Das ist der von Roger gewählte Moment. Ganz vorn im Bilde ist das Ufer eines zugefrorenen Teichs (die Schlacht fiel im Januar vor), aus welchem ein Stück Leichnam hervorragt, ein anderer, wie jener ebenfalls ganz nackte Leichnam — und das ist gerade der herzogliche — liegt, mit den Füßen und der einen Hand noch im Eise, seiner ganzen Länge nach quer fast über die ganze Breite des Bildes. Neben, oder vielmehr, vom Beschauer ab, hinter dem Leichnam knieen drei Personen, in der Mitte ein Mädchen, jene Wäscherin, links zu des Leichnams Häupten ein Page oder Kammerdiener, rechts des Herzogs Kämmerer Olivier de la Marche. Rechts zwischen der Wäscherin und dem Kämmerer bückt sich ein Page herüber, links zwischen der Wäscherin und dem Pagen, zu den Häupten der Leiche, erblickt man des Herzogs portugiesischen Arzt Mathias Lupi. Zwischen diesem und dem in der zweiten Linie stehenden Pagen ragt die Hände faltend und gen Himmel schauend des Herzogs Kaplan Dionys

hervor. Man hat also über der der Länge nach ausgestreckten Leiche **drei** Figuren, über diesen **zwei** und darüber endlich **eine**. Ich detaillire dergestalt die einzelnen Figuren, um darauf aufmerksam zu machen, wie einförmig und auf eine Weise, daß man die Absicht und den Mechanismus der Gruppirung allzudeutlich sieht, die Composition arrangirt ist. Die Journale sagen, die Composition sey sehr durchdacht, das ist ganz richtig, aber man wird es nur zu sehr gewahr; und wenn das erste ein Lob ist, ist das zweite ein Tadel. Die ganze Gruppe bildet die bekannte **Pyramide**, auf eine freilich so sehr **arrangirte**, in die Augen fallende Weise, daß der Künstler, dies selber fühlend, durch einen, oben nicht aufgezählten Pagen, von dem man nichts sieht als den Kopf und eine Hand, und der dem Kämmerer auf der rechten Seite der Gruppe über die Schulter blickt, die pyramidale Monotonie seiner Composition etwas zu brechen gesucht hat; das Wenige, was man von diesem Pagen sieht, gehört offenbar nicht in das Ganze der Composition hinein, sondern ist angeflickt, denn man kann dasselbe, der ganzen Composition unbeschadet, sich sehr gut wegdenken. Die Basis jener Pyramide bildet der Leichnam, seiner ganzen Länge nach **ausgestreckt**, neben ihm sieht man drei **Knieende**, zwischen und über diesen Knieenden sieht man zwei **gebückt Stehende**, und zwischen diesen beiden endlich **aufrecht**, als Schluß der Gruppe und Spitze der Pyramide, den Kaplan: die Figuren sind also so arrangirt wie Soldaten bei einem Bataillon carré. Uebrigens sind die Bewegungen und der Ausdruck der Figuren angemessen, und die Handlungen der Einzelnen so zweckmäßig mit einander verbunden, daß man darüber beinahe das Absichtliche des Arrangements übersieht. Der Page links hält den Kopf der Leiche, den die Wäscherin mit der rechten Hand von dem Schilfe des Teichs, worin er gelegen, säubert, während sie mit ihrer linken den Arm des Leichnams hält, an dessen Hand sie den Ring entdeckt hat; der rechts knieende Kämmerer ist beschäftigt, diesen Ring abzuziehen. Und hier in Frankreich, wo der Maler in der Regel seine Composition auf den ersten Wurf fertig arrangirt, mag es immer schon als ein Verdienst ohne Restriktion zu loben seyn, wenn eine Composition dergestalt durchdacht worden wie die Rogersche. An dem Bilde ist ferner die, hier gleichfalls seltene, reine und korrekte Zeichnung mit Lob anzuerkennen; die Farbe dagegen ist durchaus verfehlt, vielleicht ebenfalls aus zu großer Absichtlichkeit. Das ganze Bild ist nämlich fast ganz und gar blau und violett. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß der Künstler durch diese Häufung von Blau und Violett die kalte, dunkle Färbung eines Wintermorgens hat ausdrücken wollen; das wäre aber eine unglückliche Idee. Der Himmel ist von blauschwarzen Wolken bedeckt — das lasse ich gelten, es ist ein kalter Januarmorgen; das Eis des Teichs im Vordergrunde ist blau — passirt gleichfalls; nun aber sind all die acht lebenden Figuren mit Gewändern bekleidet, die entweder ganz oder zum Theil violett sind. Die beiden Leichname des Vordergrundes sind natürlich blau gefroren, und so hat das Bild etwas so Kaltes und Unerfreuliches, und durch den in seiner ganzen frostigen Nacktheit daliegenden, übrigens mit bedeutendem Verständniß gezeichneten Leichnam, selbst etwas so Widerliches, daß man des Bildes nicht froh werden kann. Und dann hat es, troß seiner Dimension und seiner geschichtlichen Treue, durchaus nichts Großes, wahrhaft Historisches; das Bedeutende, Welthistorische, Tragische des Moments drängt sich keinen Augenblick auf; mir wenigstens ist es nie bei Betrachtung des Bildes eingefallen, jener nackte, blutige Leichnam sey Alles, was von einem großen, mächtigen Herrscher und seiner Herrlichkeit nach vier-und-zwanzig Stunden übrig geblieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Waidwerk.

(Fortsetzung.)

In einem wildreichen Revier nehmen die Hunde, auch die besten, leicht Change an, * theils die ganze Meute, theils nur ein Theil; oft überschießen sie, aus allzugroßem Eifer, bei Widersprüngen und Rückgängen, die Fährte, manchmal so sehr, daß diese kalt wird und die Jägerei den Hirsch auf's Neue lanciren muß. Von diesen und ähnlichen Vorfällen wird die Gesellschaft durch die Fanfare in Kenntniß gesezt und hernach, wenn Alles wieder in Ordnung ist, „gute Jagd" geblasen. Die Stoppfanfare deutet auch an, daß die Hunde zurückgehalten werden, weil ihnen durch Widersprünge und Rückgänge der Hirsch zu nahe gekommen, die Fanfare à la vue meldet, daß der Jäger den Hirsch gesehen hat oder noch sieht, wobei **Tayaut! Tayaut!** gerufen wird, und hier besonders muß der, welcher zuerst ruft oder bläst, seiner Sache ganz sicher seyn.

Wenn der Jagdhirsch an ein Wasser kommt, so schwimmt er durch und die Hunde ihm nach, wenn nicht gleich Jemand bei der Hand ist, sie zu stoppen; wenn es aber gelingt, die Meute noch diesseits zu halten, so setzen einige Jäger mit einem Theil derselben über, legen diese wieder an und jagen fort, während die Gesellschaft den Widergang abwartet, der selten unterbleibt, wenn nicht etwa drüben der Hirsch Hallali wird. Sobald die Fanfare

* Die rechte Fährte verlassen und eine andere annehmen.

il bat l'eau ertönt, vereinigen die am Ufer vertheilten Jäger sich auf's Neue, um den Hirsch herüberschwimmen zu sehen und gleich darauf die Meute wieder anzulegen. Manchmal geschieht es bei der Gelegenheit, daß der Hirsch sich nicht aus dem Wasser bringen läßt, und dann bleibt nichts übrig, als daß der Jagdherr ihn auf den Kopf schieße, für welchen Fall einer der Piqueurs auch immer eine Pürschbüchse mitzuführen hat, und daß vor dem Wasser das Hallali geblasen und gerufen werde.

Auf dem Land wird der Hirsch so lange gehezt, bis er nicht weiter kann und sich stellt, das heißt, bis er Hallali ist. Dies verkündet die Fanfare der Gesellschaft, die sich auf dem Platz vereinigt, während zwei Jäger von den Rossen steigen, sich dem athemlosen, vorne durch die Hunde beschäftigten Hirsch vorsichtig von hinten nähern und ihm die Hessen, die starken Sehnen am Sprunggelenk, durchschlagen; nun stürzt er auf die Hinterläufe, die Hunde fahren zu und der Fürstenruf wird geblasen, worauf der Jagdherr den Hirsch absängt, während die Jägerei den Handschuh abzieht, den Hirschfänger halb aus der Scheide zuckt und unter den Tönen der Fanfare Hallali ruft.

Der rechte Vorderlauf gebührt dem Jagdherrn als das erste Ehrenzeichen, die andern Läufe werden nach dem Range vertheilt und an die Hirschfänger gehängt; die übrige Gesellschaft sammt der Jägerei steckt Brüche auf. Der Hirsch wird aufgebrochen, bis zum Kopf zerwirkt, das beste Wildpret hinweggenommen und das übrige in kleinen Stückchen der Meute vorgeworfen, worauf die Jagd abgeblasen wird und der Zug sich zur Rückkehr ordnet, insofern nicht etwa eine neue Meute herbeigebracht und noch ein zweiter Hirsch lancirt wird, was in heißen Tagen, wo der erste, seiner Feiste wegen, gar zu bald Hallali geworden, leicht vorkommen kann.

Im Munde der ältern französischen Jäger war Chantilly mit seinen Ställen und den Rossen, mit seinen Zwingern und den Rüden, mit seinen Forsten und den Hirschen darin hochberühmt, und sie vergaßen selten, auch die Hubertusmesse zu preisen, welche alljährlich am Tage des Patrons aller Waidmänner (am 3ten November) in der Schloßkapelle gesungen wurde, wobei der Priester die Hunde des Prinzen einsegnete. — Zu Chantilly war es, wo Condé dem reisenden Czar Paul ein prächtiges Gastmahl gab. Und als der Kaiser aller Reußen den weiten, gewölbten, so eigenthümlich gebauten Saal mehr noch lobte, als selbst die fürstliche Einrichtung desselben, da lächelte der Wirth und meinte, die Ausstattung sey freilich nur für den Augenblick da, zu Ehren des gekrönten Gastes, die Säulenhalle aber, von dauernder Bestimmung, nichts mehr und nichts weniger als ein Stall. Paul war entzückt über diesen Scherz, und in der Freude seines Herzens deutete er von fern den Wunsch an, noch in derselben Nacht einen Hirsch zu hetzen, wobei er jedoch nicht verhehlte, daß er die Ausführung für unmöglich halte. In diesen Aeußerungen mochte sich wohl auch eine kleine Bosheit, eine Art Rache für den Scherz bergen; diese jedoch verfehlte ihren Zweck, denn Condé kam nicht aus der Fassung, flüsterte nach einer Weile mit dem unbefangensten Gesicht irgend einem Pagen einen Befehl zu, und gab sich dann wieder ganz den Pflichten eines aufmerksamen Wirthes hin. Draußen aber ward es laut und rege. Durch das Schloßthor flogen reitende Boten, um des Prinzen Vasallen aufzubieten, und nicht lange, so ertönte auf den umliegenden Dörfern die Lärmglocke, bei deren Schall die Landleute sich vor den Kirchen sammelten, um des Herrn Befehle zu vernehmen. Unterdessen war im Schloßhof die Jägerei in voller Thätigkeit; ein Theil zog schleunig zu Holz, um Alles zu ordnen, was der erhaltene Befehl erheischte; die Meute folgte bald zum Rendezvous, die Besuchknechte ließen sich angelegen seyn, nochmals den Hirsch zu bestätigen, den der Jagdmeister unter denen, deren Stand ihm angesagt worden, ausgesucht hatte, und trafen Anstalt, seine Wechsel zu verlappen, damit er nicht in der Dämmerung zu Feld ziehe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Friedhofblumen.

I.

Hier senkt man zwischen bunten Blumen
Die schwer und leicht Entschlaf'nen ein,
Und über beiden deckt die Erde
Als Blumenbeet den schwarzen Schrein.

Und Knaben kommen dann und Mägdlein,
Und brechen von den bunten ab;
O, laßt sie blühen, lieben Kinder,
Die Blumen sind von einem Grab!

II.

Zehn Jahr' und eins vielleicht darüber,
Seit man den Lezten hier begraben —
Wie doch das Unkraut und die Büsche
Die Blumen überwuchert haben!

Ob jene, die hier weiland kamen,
Und sie mit treuen Händen pflegten,
Ob jene, die hier sonst geweinet,
Sich Alle schon zur Ruhe legten?

III.

Vor moos'ger Säule da, der Ernste
Trägt wohl um lang Gestorb'ne Trauer?
Er liest den Spruch und liest den Namen,
Er ist ein neubegier'ger Schauer.

J. V. Kutscheit.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Mai.

(Beschluß.)

Der Bockskeller. Pranger. Der Schauspieler Jost.

Mit dem 1sten Mai ist, alter Sitte gemäß, der Bockskeller wieder geöffnet und das Ziel aller derer geworden, die gerne trinken, oder gerne beobachten. Der Bockskeller ist ein altes, häßliches Gewölbe, dem der fröhliche Schmuck frischer, grüner Tannenzweige, mit denen man ihn besteckt hat, kaum besser steht, als einer Matrone die bunten, flatternden Bänder, womit sie sich die Reize der Jugend kokettirend zurückzukaufen sucht; im Hintergrunde, an einer Wand, befindet sich ein uraltes, mit der Jahrszahl 1518 versehenes Basrelief, welches den Genius vorstellt, der im Keller vorzugsweise waltet, den Bock nämlich, der, den Rausch vieler Leute trefflich symbolisirend, hinten und vorne ausschlägt, weil er ausgelassen ist. In diesem Keller nun wird das Bier der Biere, der Bock, volle sechs Wochen hindurch geschenkt. Die Bereitung dieses Biers ist ein Regal, es war das erste, welches (nach der Tradition auf Befehl eines Herzogs, dessen Gemahlin aus Sehnsucht nach Bier, dem in ihrem Vaterland gewöhnlichen Getränk, bis zum Tode erkrankte) in München gebraut ward, und hat — seltenes Glück! — im Laufe der Jahrhunderte so wenig an innerer Güte, als an Ruf eingebüßt. Besonders Abends verlohnt sich ein Gang in den Bockskeller der Mühe; denn er ist auf angemessene Weise, d. h. sparsam und simpel, erleuchtet; die Gesellschaft ist aus allen Ingredienzien zusammengesezt, und so zahlreich, daß der Einzelne Mühe hat, zur Befriedigung seiner Bedürfnisse zu gelangen; Niemand ist, bürgerlich oder intellectuell, so hoch gestellt, daß er sich nicht gerne auf ein halbes Stündchen in den tollen Wirbel mischte, ohne darum, wie Fett, obenaufschwimmen zu wollen. Diese heitere Verschlingung aller Stände zu einem Ganzen zeichnet München und überhaupt Bayern vor so manchen andern deutschen Städten und Staaten gar vortheilhaft aus, hauptsächlich vor den verknöcherten Hansestädten, wo man alle Zwischenräume zwischen Menschen nach Zollen und Linien admißt. Der Bock wird nicht in den gewöhnlichen, sondern in wohlgeformten, pokalähnlichen Gläsern, die beim Anstoßen klingen und nicht bloß klappern, und die ausschließlich in diesen sechs Wochen zum Vorschein kommen, ausgeschenkt; ein Hauptspaß (von der Vorzeit auf die Gegenwart vererbt, wie der Bockskeller und der Bock selbst) soll es dabei für die geringere Volksclasse seyn, von diesen Gläsern die geleerten unbemerkt als Trophäen einzustecken. Genug vom Bockskeller, denke ich, für diejenigen, die ihn nicht besuchen können und gewiß für die, die ihn besucht haben. — Eine Volks lustbarkeit anderer Art (leider muß man den Akt, der Ab schreckungstheorie zum Troz, so nennen!) gehört Gottlob nicht zu denjenigen, die der Mai regelmäßig bringt. E war die Ausstellung eines zum Tode verurtheilten, mit le benslänglicher Kettenstrafe begnadigten Raubmörders am Pran ger. Das Herbeiströmen der Menge zu diesem furchtbarste aller Schauspiele beleidigt mich immer im Innersten, w und unter welchen Verhältnissen es mir auch entgegentrete ich weiß nicht, ob ich mein Gefühl für krankhaft halte muß, aber ich sehe in jener Schaustellung der sittlichen Fäul niß den eigentlichen Gnadenstoß einer entarteten Natur, de sie völlig knickt, und ich glaube, die Justiz sollte keine Straf diktiren, die im Zuschauer wie im Verbrecher nur das Be stialische aufregen kann. Sie sollte es um so weniger thun als nur das Beil, aber keine Festung die Gesellschaft vo der Rückkehr — selbst vor der gesezmäßigen — eines ausge stoßenen Mitgliedes völlig sichert, und als sich vielleicht Ker ker und Ketten verwinden und vergessen lassen, doch gewi kein Pranger.

Jedem Fremden, der München besuchte, hat sich woh die Bemerkung aufgedrungen, daß es dieser Stadt, im Vergleich zu so mancher andern, ungleich weniger bedeutenden, noch immer an einem angemessenen Gasthof fehle. Die Zurückbleiben der hiesigen Spekulanten hinter den wirklichen Bedürfnissen der sich mehr und mehr ausdehnenden Stadt, in deren Mitte sie leben, ist in unsern Tagen seltsam genug und hat der Polizei zu einer Bekanntmachung Anlaß gegeben worin sie demjenigen, der sich zur Einrichtung eines solche Gasthofs verstehen will, und die dazu nöthige Summe nach weisen kann, die unentgeldliche Ertheilung des Privilegium verheißt; eine Maßregel, die unstreitig in Hinsicht der Be quemlichkeit der von allen Seiten auf München zuströmende Fremden an der Zeit ist, und wohl schwerlich erfolglos bleibe wird. — Ich spreche nicht gerne vom Theater, da heutzutag das Bild des Lebens, wo möglich, noch farbloser und ver waschener ist, als das Leben selbst. Diesmal aber muß i eine Ausnahme machen. Ein wahrhaft bedeutender Künstle Jost aus Hamburg, der bis jezt in dem Maße, wie e sie verdienen möchte, vielleicht noch keine Anerkennung ge funden hat, ist hier für das Fach des verstorbenen Vespe mann engagirt und hat, nachdem er zuvor mehrere Gast- un Proberollen gegeben, neulich als Ludwig der Eilfte im Stü gleiches Namens von Delavigne debütirt. Die Kraft, wom er dies grauenhafteste Gespenst der Geschichte, diesen bode losen Heuchler, der Gott, die Welt und sich selbst zu betr gen sucht, diesen zusammengebrochenen, fast nur noch a Schatten umgehenden König, der mit entsezlicher Angst d hohle, ausgesogene Existenz, die ihm nichts mehr zu biete vermag, wie ein leztes Brett im Ocean, umklammert, die Erscheinung rief, ja mit der er, was mehr sag will, uns Delavigne's neufranzösische Romantik vergeß machte, war erstaunlich, verschaffte ihm auch den allgemei sten Beifall. Möge er sich in der Liebe und Gunst d hiesigen Publikums befestigen, wie er sich in seiner Kun befestigt hat!

Beilage: Kunstblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 43.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 30. Mai 1837.

Der Pariser Salon im Jahre 1837.

(Fortsetzung.)

Im Allgemeinen zählt man dies Jahr viel weniger eigentlich historische Gemälde als sonst; die mythologischen Scenen sind ganz aus der Mode gekommen; im J. 1824 bestand der achtzehnte Theil des Salons aus mythologischen oder heroischen Compositionen; voriges Jahr waren unter der Masse der ausgestellten Gemälde nur noch drei Scenen aus der alten Götter- und Heldenwelt; dies Jahr sehen wir auch nicht eine einzige. Von größeren geschichtlichen Bildern bleiben uns daher nur noch die zu erwähnen übrig, welche die laufende Zeitgeschichte eingegeben hat. Gleichzeitige Begebenheiten rufen selten Meisterwerke hervor. Diese Bemerkung ist auf alle Zeiten, besonders in Frankreich, anwendbar. Erinnert man sich z. B. noch eines einzigen historischen Gemäldes aus der Regierungszeit Ludwigs XIV.? Und diese Epoche gehört doch mit zu den glorreichsten der französischen Geschichte und hätte billig gleichzeitige Künstler zu dauerhaften Werken begeistern können. Dieser Umstand ist mit wenigen Ausnahmen allen Dynastien begegnet; die Medicis und Heinrich IV. hatten das seltene Glück, an Michel Angelo und Rubens zwei Künstler zu finden, welche ihren Glanz und ihren Ruhm in gleichzeitigen Meisterwerken verherrlichten; Napoleon dagegen fand keinen Maler und Bildhauer, der seine unsterblichen Thaten in so erhabenen Schöpfungen der Nachwelt überliefert. Ueberhaupt ist es mit der Malerei, wie mit der Poesie und dem Drama: die nächste lebende Wirklichkeit widerstrebt ihr; die Einbildungskraft begreift vorzugsweise das Vergangene und das Ideale. Daher kommen uns die Gelegenheitsgemälde gewöhnlich wie Gelegenheitsgedichte vor. Man muß ein ungewöhnliches Talent besitzen, um als Künstler das zu sehen und wiederzugeben, was man mit den Augen und den Gefühlen der Mitwelt gesehen und gefühlt hat. Es ist oft nicht sowohl Schönheit und Erhabenheit, als die nöthige Perspective, welche diesen Gegenständen fehlt. Weiter hinausgerückt und anders aufgefaßt, würden sie ganz gute Gemälde abgeben; in der Nähe gesehen, wird ihr ideeller Charakter durch die Prosa der Wirklichkeit erstickt.

Diese Betrachtungen stimmen uns zur Nachsicht gegen die Bilder, welche Begebenheiten unserer Tage behandeln. Hr. Biard, dessen geistreicher Pinsel übrigens viel Lob verdient, hat den jetzigen König der Franzosen dargestellt, wie er in der Nacht vom 5. auf den 6. Juni 1832 die auf dem Carousselplatze campirende Nationalgarde besucht. Die Ausführung dieses Bildes hat manches Gute; aber das Ganze ist höchst mittelmäßig und wird nur von Wenigen bemerkt, während die übrigen von demselben Maler ausgestellten Genrebilder, worauf wir später zurückkommen werden, ganz unnahbar sind, weil die sich davor drängende Menschenmenge dem ruhigen Beobachter jede Annäherung verbietet. Mit mehr Muße kann man dagegen „die Heirath der Königin der Belgier" von Court betrachten. Diese klare, in einem blendenden Lichte schwimmende Leinwand zieht die Blicke aller Vorübergehenden auf sich; nichts verführt den gemeinen Mann mehr, als ein Gemälde im Sonntagsputz; Jedermann findet Gefallen an dieser netten, reinen Ausführung, welche allen Personnagen ein so heiteres, frisches, rosenfarbenes Aussehen leiht; man freut sich über alle diese Figuren in weißer Wäsche, welche das Licht zurückprallen macht und es in matte Strahlen bricht. Hr. Court ist ein wahrer Hofmaler und Hofmann geworden; er opfert sein ganzes Talent, welches sich auf eine so glänzende Weise in dem „Tod Cäsars" ankündigte, der Kunst und dem Bestreben zu gefallen auf; sein Bild ist so fein polirt, seine Figuren sind so sorgfältig costümirt, ihre Wäsche, ihre Jabots, Manschetten und Vatermörder sind so schön gestreift, daß Einem beim Herantreten unwillkührlich ein Wohlgeruch von Stärkewasser in die Nase bringt. Auffallend erscheint es, daß die Capelle von Compiegne, wo die Ceremonie stattfindet, so wunderbar hell erleuchtet ist, daß so viele Personen darin Platz finden können, ohne daß auch nur eine einzige den geringsten

Schatten auf ihren Nachbar wirft. Die Anordnung der Scene ist wenig mannichfaltig und die meisten Anwesenden machen eine zu gleichgültige Miene; die Haupthandlung endlich geht in einem Winkel der Kirche vor, welches dem Effect des Bildes unbedingt schadet.

Links vom Lehmann'schen Bilde, dem Scheffer'schen Christus gerade gegenüber, hängt Bendemann's „Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem." Dieses in Deutschland allgemein bekannte Kunstwerk ist bereits von den überrheinischen Kritikern in öffentlichen Blättern so vielfach und so ausführlich besprochen worden, daß wir es für überflüssig halten, unsere persönliche Meinung darüber mitzutheilen. Wir beschränken uns darauf zu berichten, daß es hier im Allgemeinen eine günstige Aufnahme gefunden; man tadelt an demselben eine etwas affectirte Symmetrie in der Anordnung und eine für den orientalischen Himmel zu blasse und zu kalte Farbengebung; Viele behaupten auch, daß der Kopf des Propheten, obgleich wunderbar schön gemalt, dennoch nicht Charakter und Erhabenheit genug habe, um den Mittelpunkt der Composition zu bilden. Darüber sind Alle einig, daß, trotz dieser Mängel, welche übrigens durch prächtige Details aufgewogen werden, der Bendemann'sche Jeremias das Werk eines ausgezeichneten Künstlers sey, von dessen Zukunft Deutschland mit Recht Glorreiches erwarten dürfe.

Unter den französischen Malern religiöser Gegenstände ist Achille Deveria in einem unverzeihlichen Irrthum befangen, indem er nämlich den Mangel an religiösem Gefühl und heiliger Salbung durch sträfliche Hübschthuerei und profane Coquetterie in seinen Bildern zu ersetzen sucht. Schon bei seiner „Kreuzigung" des vorigen Salons haben wir diese Fehler hervorgehoben; wir erneuern unsere Vorwürfe diesmal rücksichtlich des „heiligen Sebastian, dessen von Pfeilen durchbohrten Körper heilige Frauen vom Baume losbinden." Der Märtyrer ist ein schöner junger Mann, der jedem Leibgardenregimente Ehre machen würde, und die heiligen Frauen, welche den Leichnam salben, scheinen sehr unheilig; sie könnten eher für graziöse Soubretten aus dem Zeitalter der Pompadour, als für fromme Schwestern aus den ersten Zeiten der katholischen Kirche gelten. Wir wollen es nicht bestreiten, eine von diesen Frauen ist ganz allerliebst; ihr Gesichtchen ist voller Schalkheit, ihr Wuchs schlank, ihr Fuß niedlich, und ihr Unterrock steht ihr ganz vortrefflich; aber ich glaube fest, der nachsichtigste Geistliche würde seine Kirche für Deveria's Gemälde verweigern, und der größte Bewunderer der eleganten Zeichnung und des harmonischen Colorits Deveria's wird ihm den argen Verstoß gegen alle Regeln religiöser Malerei nicht verzeihen. Schopin läßt sich in seinen „Märtyrern Ciliciens" denselben Fehler zu Schulden kommen. Dieses Gemälde, welches in einer schlecht erleuchteten Ecke aufgehängt ist, ermangelt durchweg des strengen Styls, welcher bei symbolischen Darstellungen durchaus erfordert wird. Wie seine „Beatrix Cenci", welche der Künstler vor zwei Jahren ausstellte, ist es zu elegant zu geschmückt, zu niedlich. Es war allerdings nicht unpassend, die Frauen, welche den wilden Thieren des Circus vorgeworfen und von grausamen Henkersknechten mit Pfeilen getödtet werden, lachenden Mundes zu malen; denn sie kosten schon im Voraus die himmlische Glückseligkeit; aber sie durften nicht lächeln, wie vornehme Damen auf einem Balle, denen man Galanterien sagt; der Ausdruck ihrer Freude mußte nichts Irdisches, Unlauteres an sich tragen; die Wonne und Seligkeit der Engel mußte um ihre Lippen schweben. Hr. Navez aus Brüssel ist auf noch gröbere Abwege gerathen in seinem Gemälde der „Ehebrecherin." In der Behandlung eines so ernsten Gegenstandes war die Coquetterie durchaus nicht gestattet; wenn dieselbe in der Malerei überhaupt schon verwerflich und unzulässig ist, erscheint sie hier doppelt strafbar. Es ist nicht in Abrede zu stellen, man findet in dem Navez'schen Bilde einige angenehme, ansprechende Details, welche der Menge gefallen, die sich leicht durch falschen Glanz und Schimmer blenden läßt; die weinende, händeringende Courtisane ist ein bewundernswürdig schönes Weib; aber wo sehen wir den Erlöser? wo bleibt die Parabel? Jene auseinander gehäusten Figuren in halber Lebensgröße bilden eine verworrene, unverständliche Scene. — Auf eine höchst befremdende, bizarre Weise hat Jean Bremond den „Tod Mariens" dargestellt. In der Mitte seines Bildes, auf einer eleganten Bahre, liegt eine schöne Italienerin, welche der Künstler für die Mutter des Heilandes ausgibt; ihr zur Seite stehen die Apostel, der heilige Petrus mit den Schlüsseln des Paradieses und der heilige Johannes; hinter jener Madonna bemerkt man noch drei mystische Figuren mit weißen Gewändern umhüllt, so daß man von ihrem Körper nicht das Geringste wahrnimmt; über dem Ganzen schweben niedliche, kleine, dickwangige Amorinen, welche Hr. Bremond sich die Freiheit nimmt, Engel zu nennen; und noch nicht zufrieden mit allen diesen absurden Elementen seiner Composition, hat er den heiligen Personnagen, welche wir so eben aufgezählt haben, noch eine Menge Volks beigesellt, wovon die Einen in grüne Mäntel, die andern in rothe Talare gekleidet sind, welche ein Kreuzfeuer von schreienden Farben auf den Zuschauer machen, daß es ihm für seine Augen bange wird. Trotz aller diesen Monstruositäten kann man einzelnen Figuren des Gemäldes sein Lob nicht versagen; das Colorit ist glänzend und die Perspective namentlich wohl beachtet. Wenn der Maler auf seine abgeschmackte Originalität verzichtet, so zweifeln wir nicht, daß er Ersprießliches leiste. — Vauchelet hat denselben Gegenstand, wie Bremond

behandelt, sich jedoch mehr an die Tradition und Weise der alten Italiener gehalten. Die Apostel zeigen nicht genug würdevollen Schmerz und christliche Ergebung; die beiden Frauen zu den Füßen Mariens sind trefflich gruppirt; die Composition ist mit Talent durchgeführt und hinsichtlich der reinen Zeichnung kann man dem Maler nur Lobsprüche ertheilen. — Ganz auf Effect berechnet ist der „Christus unter den Armen" von Célestin Nanteuil; der Künstler hat bei der Ausführung die Rembrandt'sche Farbengebung vor Augen gehabt; die energischen Gegensätze von Licht und Schatten sind ihm aber wenig gelungen, und dann ist sein Gefolge von Kranken und Bettlern abschreckend häßlich; man glaubt den Erlöser in einem der alten Pariser Wunderhöfe zu sehen. Lestang hat die „Auferweckung des Lazarus" nicht ohne Talent gemalt; im Vergleich mit dem „Tod des Dichters Camoens", welchen derselbe Künstler vorm Jahre auf der Ausstellung hatte, ist dies Gemälde offenbar ein Fortschritt, namentlich was materielle Ausführung und Gewandtheit des Pinsels anbelangt. Die Figur des Lazarus ist brav gehalten, nur in den Mienen der Umstehenden liest man keineswegs jenes allgemeine Erstaunen, welches die Wiederauferstehung eines Todten natürlich hervorrufen mußte. Eine bemerkenswerthe Composition ist „Joseph, wie er den Gefangenen ihre Träume im Kerker auslegt." Der Verfasser ist Boischevalier, ein Schüler Ingres', welches namentlich in der Anordnung des Bildes hervortritt. Wir sehen den jungen Israeliten mit den beiden Ministern Pharao's im Gefängniß. Den Mundschenken hat Joseph durch seine Traumdeutung bereits beruhigt; er sizt zusammengekauert in einem Winkel; der Oberbäcker aber hat so eben sein Todesurtheil empfangen; die drei Körbe auf seinem Haupte, von denen er geträumt und welche die Vögel leer gegessen, sind drei Tage, und nach drei Tagen wird Pharao sein Haupt erheben und ihn an den Galgen henken lassen und die Vögel werden sein Fleisch essen. Die Figur des Bäckers ist ein wenig karrikirt, hat aber doch einen seltenen Ausdruck von Angst, Schauder und Todesfurcht. Die Gestalt Josephs ist durchaus gelungen zu nennen; sein Kopf ist schön, seine Haltung edel und seine Bewegung würdevoll. — Wir sind noch unschlüssig, ob wir ein Gemälde Lefebvre's, „den Schutzengel des Studiums" darstellend, mit zu den symbolischen Bildern zählen sollen oder nicht. Die Idee des Malers war ohne Zweifel, ausdrücken zu wollen, daß das Studiren ein sicherer Schutzengel ist und vor Laster und Ausschweifungen bewahrt. Der Gegenstand ist gerade nicht übel gewählt, aber die Ausführung hätte besser seyn können. Die Art übrigens, wie der Künstler ihn aufgefaßt hat, ist halb christlich, halb moralisch-philosophisch und schadet sehr der Klarheit; eine einfache Allegorie wäre besser, verständlicher gewesen; jezt weiß Niemand, warum der Maler Engel und Teufel zu Hülfe ruft, um seinen Gedanken klar zu machen.

Von den übrigen religiösen Gemälden erwähnen wir noch als mehr oder minder lobenswerth: Saint Clair, der erste Bischof von Nantes, die Blinden heilend, von Flandrin, einem der ausgezeichnetern Schüler der französischen Akademie zu Rom; der heilige Medardus, von Dupré; Johannes der Täufer, von Thevenin; Jesus auf dem Weg zum Kreuzestod, von Holfeld. Außerdem gibt es noch zahlreiche Kreuzigungen, englische Grüße, Anbetungen der Magier und Anbetungen der Hirten, welche sich weiter durch nichts bemerklich machen und die wir daher mit Stillschweigen übergehen.

Die Damen haben sich dies Jahr, wie immer, auch in religiösen Compositionen versucht; aber der Pinsel, welcher schon ohnehin für eine weibliche Hand schwer zu führen ist, scheint natürlich noch schwerer, wenn er sich an symbolische Gegenstände wagt. Den Beweis davon liefert Mademoiselle Georgine Gérard mit ihrer „heiligen Therese." Der Kopf ist hübsch und nicht ohne Ausdruck; aber die Tinten sind matt und überall tritt der Mangel an Kraft hervor. Madame Deherain hat schon eine festere Hand. Ihr Gemälde, „Martha und Maria" darstellend, ist geistreich angeordnet und die Farbengebung ist nicht ohne Verdienst. Die beiden Frauen sind schön, besonders Maria, aber Christus ist schwach. Ein anderes historisches Gemälde von Madame Deherain, „Glaube, Liebe, Hoffnung," bildet eine ganz hübsche Gruppe; die Ausführung läßt jedoch Manches zu wünschen übrig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom März.

Alterthümer.

London. Hr. Bate hat, um seinen Beruf zum Copiren der Medaillen des brittischen Museums mittelst seiner Maschine für das bei Tilt erscheinende Kupferwerk (welches 80 Hefte à 5 Platten und 8 Münzen nebst Revers enthalten wird) darzuthun, der Literary Gazette einige Proben beigefügt, unter denen sich insbesondere ein Ariadne-Kopf durch die täuschende Nachahmung des Reliefs auszeichnet. Uebrigens hat der bekannte erste Münzmedailleur Pistrucci, der nebst mehreren andern Sachkennern über den Werth der Bate'schen Maschine im Verhältniß zur Collas'schen vernommen ward, die Meinung abgegeben, daß beide Maschinen besondere Vorzüge besitzen, daß die Collas'sche die Münzen gleichsam perspectivisch wiedergebe, während die Bate'sche sie von oben gesehen (?) darstelle. Doch sey der mit der leztern ausgeführte Stich hart und flach. Wenn man die Vorzüge der beiden Maschinen in einer vereinigen könne, so würde man etwas sehr Vollkommenes erhalten.

Versteigerung.

Copenhagen. Von der Gemäldesammlung des Conferenzraths Brugge hier ist nun die erste Abtheilung in öffentlicher Auction versteigert worden. Diese bestand in 155 Oelgemälden einheimischer Künstler. Man fand hierunter zwar keine große Zahl von Meisterwerken, dagegen aber verschiedene, theils seltene, theils bemerkenswerthe Bilder, welche die Ausbildung mehrerer Künstler in der einen oder andern Periode nachweisen. Am höchsten bezahlt wurden ein ausgezeichnetes Gemälde von Professor Dahl von 1818, das Friedrichsburger Schloß im Mondschein vorstellend, nämlich mit 295½ Rthlr., und ein vortreffliches Portrait von Balthasar Denner von 1719, den Künstler selbst vorstellend, mit 140 Rthlrn. Ein seltenes Stück, Christians III. Gemahlin vorstellend, von 1550, ward mit 100 Rthlrn. bezahlt. Manche Stücke wären vielleicht theurer weggegangen, wenn nicht der Winter Fremde abgehalten hätte, hierherzukommen, und wenn der Katalog im Ausland bekannt geworden wäre.

Literatur.

Copenhagen. Das wichtige Werk des Ritters Brönstedt: On the bronzes of Siris in the british Museum erscheint hier bei Brummer in einer mit Anmerkungen vermehrten deutschen Uebersetzung.

Berlin. Das Denkmal Friedrichs des Großen von Dr. Fr. Förster. Mit einer Abbildung. Berlin, Kuhr. 1837.

Aschaffenburg. Die Miniaturen und Manuscripte der K. Bayerischen Hofbibliothek zu Aschaffenburg, von Joseph Merkel, nebst 11 Tafeln mit Umrissen. Aschaffenburg, bei Theod. Pergay.

Paris. F. M. Poissy et O. A. Barbier, Mode d'indication du placement des ouvrages de peinture etc., exposés au musée royal. 8½ Bog. Vorläufer eines größeren Werkes über die Ausstellung.

Explication des ouvrages de peinture etc., exposés au musée royal le 1er Mars 1837. 12. 9⅔ Bog. 1 Fr.

Lettres sur l'exposition Lyonnaise. 8. 3½ Bog. Lyon. (2 Fr. 50 Cent.)

L'art a Lyon en 1836. Revue critique de la première exposition. 4. 5 Bog. u. 2 Kupfer. Lyon. (1 Fr. 25 Cent.)

Padua. Pietro Estense Selvatico, sulla cappellina degli scrovegni nell' arena di Padova, e sui freschi di Giotto in essa dipinti, osservazioni di ec. con. 20 tav. 8. Preis 7 L. 85 C.; auf Velinpapier 15 L. 66 C.

Neapel. Le antiche ruine di Capri; gezeichnet von Francesco Alvino.

Rom. Antichi monumenti sepolcrali scoperti nel ducato di Ceri. Herausgegeben von P. E. Visconti.

Kupferwerke.

Paris. Le musée de Versailles per Reveil. 1ste Lieferg. 60 Ct.

Bonillon et Normand, Paris moderne ou choix de maisons construits dans les nouveaux quartiers de la capitale et de ses environs. Livr. 30 — 32 (letzte). Jede Lieferg. 2 Fr.

Gourlier, Biet, Grillon et Tardieu, Choix d'edifices publics construits ou projetés en France. Livr. 33 — 35. Fol. 6 Kupfer. Der erste Band ist mit 36 Lieferungen beendigt. Das Ganze wird aus 12 Bänden mit etwa 240 Kupfern bestehen. Preis der Lieferung 10 Fr.

Jollois, Mémoire sur les antiquités du Dép. du Loiret. 4. 25½ Bogen mit 29 Kupfern. 35 Fr. Es sind nur 110 Exemplare abgezogen.

Chateaux pittoresques de la France ancienne et moderne. Livr. 1 — 3. 4. 2½ Bog. Text. 6 Kupfer und 2 Frontispize. Jedes Heft 1 Fr. 50 Cent. Das Ganze soll 100 Hefte enthalten.

Rheims pittoresque ancien et moderne. Livr. 1 — 5. 8. Jede Lieferung 1 Bogen mit 1 Kupfer.

Album du pays de Rheims. Livr. 1 — 3. 4. 4½ Bogen mit 1 Kupfer.

C. P. Cantener, Vues pittoresques des Vosges, dessinées d'après nature par Collignon. Livr. 1 — 4. 1 Bog. mit 4 Kupfern. Jede Lieferung, deren im Ganzen 6 seyn werden, 1 Fr. 50 Cent.

Berlin. Arabische und altitalienische Bauverzierungen, von Professor Hessemer zu Frankfurt a. M. 18 u. 21 Heft mit 20 Blättern. Berlin, bei Reimer. Preis 2 Thlr. das Heft. Das Werk wird aus 10 Heften, jedes mit 10 Tafeln bestehen, die sämmtlich (von M. Delius) mit Farben gedruckt sind.

London. In dem so eben bei Hering in London in groß Folio erschienenen Werke über die Groß-Siegel von England (Preis 2 Pfd. 10 Schill.), die auf 58 Tafeln mittelst der Collas'schen Copirmaschine dargestellt sind, ist es interessant, den Fortschritt der Kunst an den verschiedenen Siegeln von den frühesten Zeiten bis auf die jetzige zu beobachten. Das von dem gegenwärtigen Münzgraveur Wyon gestochene große Siegel des jetzt regierenden Königs (Taf. 57) ist die Krone des ganzen Werkes.

Turner, Rivers in France. Uferscenen der Loire und Seine, gezeichnet von Turner, gestochen von Willmore, Branchard, Fischer rc. 8.

Gallery of portraits, siebenter und letzter Band. Das von der Society for the diffusion of Knowledge herausgegebene Werk enthält nun 168 Portraits berühmter Gelehrten, Künstler und Staatsmänner aller Nationen und Zeiten. Preis 7 Pfd. 7 Schill.

Kupferstich.

Paris. Bei Rittner und Goupil ist ein Stich der Ruchière nach einem Gemälde von Perignon erschienen Tasso, der in Rom ankommt, um auf dem Capitol gekrönt zu werden. Das Bild war auf der Kunstausstellung von 1819 zu sehen.

Lithographien.

Berlin. Schröder'sche Kunsthandlung. Das Portrait des Geschichtsmalers Th. Hildebrandt, nach Begas, von L'Oeilliot de Mars. Krigar's Aschenbrödel von Wil und Devrient. Die Berliner Sonntagsjäger, nach Cal Schulz von Devrient.

Vom Zeichnenlehrer Ulbeleck in Meiningen ist eine Copie einer Kreuzesabnahme nach Hannibal Caracci lithographirt erschienen. Das Original befindet sich in der Gemäldegallerie des regierenden Herzogs von S. Meiningen 7 F. 2 Z. hoch, 5 F. 6 Z. breit.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 129.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 31. Mai 1837.

Mein Geist, bewegt von innerlichem Streite,
Empfand so sehr in diesem kurzen Leben,
Wie leicht es ist, die Heimath aufzugeben,
Allein wie schwer, zu finden eine zweite.

Platen.

Erinnerung an A. Graf von Platen.

Canzone.

Ein Jahr entwich, seit du im fernen Süden,
Getrennt von Allen, die dich Freund benannten,
Die lezten Seufzer hauchtest in die Lüfte,
Und ein Verbannter ruhst du bei Verbannten,
Die dort gebettet ihren Leib, den müden.
Stets frischer Schatten, nie versiegte Düfte
Umziehn die stillen Grüfte,
In denen Aeschylos und du geborgen
Vor allen Stürmen, die die Welt durchtoben,
Vor Erdenfreuden und vor Erdensorgen,
Die lebend euch die Brust in Seufzern hoben.
Du bist erlöst, wir aber sehn beklommen,
Daß allzufrüh der Erde du entnommen.

Du ließest hinter dir die theuren Auen
Des Vaterlandes, um hinauszuwallen
In's fremde Land, im Busen tausend Qualen.
Vom Schnee der Alpen hörten wir erschallen
Das lezte Lied von stolzem Selbstvertrauen.
Die Gipfel glühten noch in Sonnenstrahlen,
Nacht war es in den Thalen:
Du wandtest dich zum lezten Mal zurücke
Zum Vaterland. Sobald der Morgen tagte
Flogst du entgegen lang erträumtem Glücke
Voll Ungestüm; doch deine Stimme klagte
Zu bald, das Glück der Heimath sey entschwunden
Und kein Ersatz im fremden Land gefunden.

Du weiltest nirgends. Mit beklommnem Herzen
Durchzogst du flüchtig lenzgeschmückte Räume
Und fühltest nimmer dich der Angst entschlagen:
Das Bild der Heimath zeigten deine Träume,
Dein Wachen trübte sich mit Heimwehschmerzen.
Trost suchend stiegst du in den Schacht der Sagen,
Doch blieb der Grund zu klagen.
Und wenn die Vorzeit deine Kraft erweckte,
Dann kam die Gegenwart, die dich ergreifend
Aus flücht'ger Ruh von Neuem wieder schreckte;
Und deine Blicke, nach der Zukunft schweifend,
Erspähten nichts, wodurch dir Trost verliehen,
Denn durch den Erdball sahst du Kämpfe ziehen.

Prophetenworte warfst du in die Wogen
Der Leidenschaft, die brausend dich umschäumten,
Doch keiner glaubte deinen scharfen Lauten:
Die Schwärmer, die vom Glück der Zukunft träumten,
Und die ein Glück der Gegenwart sich logen,

Weil sie das Glück an ihrem Herde schauten,
Die Hörer alle trauten
Dem Seher nicht und nicht den droh'nden Zeichen,
Zu denen bebend wir die Blicke hoben.
Einst werden sie, ich fürcht' es, bang erbleichen,
Wenn West und Ost im wilden Kampfe toben;
Du aber weilst in himmelslichten Räumen
Und siehst die Welt geschreckt aus süßen Träumen.

Was du gewollt, du hast es nicht errungen:
Zwar manches Herz gewannen deine Lieder,
Und mancher Blick ward feucht bei deinem Scheiden;
Doch lächeln nun sie heiter alle wieder,
Und Vielen ist umsonst dein Lied erklungen,
Denn ihren Götzen, dran den Blick sie weiden,
Sie mögen ihn nicht meiden.
In Freundesherzen pflanztest du die Triebe
Holdsel'ger Kunst, und deine Freunde wollen
Sie auferziehn mit Lust und treuer Liebe,
Daß sie gedeihn zum Lenz, zum blüthenvollen.
Dann mögen endlich jene dich erkennen,
Die deinen Namen bitter höhnend nennen.

K. Gödeke.

Das Waidwerk.

(Fortsetzung.)

Als nun die zehnte Stunde schlug, meldete der Prinz dem Czar, daß Alles zur nächtlichen Jagd bereit sey, und die Gesellschaft stieg zu Pferde. Paul hatte das kaum ausgesprochene Gelüst längst vergessen, und war höchlich verwundert, den scherzhaften Wunsch so schnell, wie durch den Zauberstab einer Fee, sich erfüllen zu sehen. Zum Stelldichein ritten die Jäger durch eine Doppelreihe aufgestellter Fackelträger, und der alte Forst, von vielen tausend Lichtern erhellt, bot einen mährchenhaften Anblick dar; der Hirsch in seinem Dickicht mochte wohl glauben, draußen glänze noch der Tag, und hatte sich bisher nicht gerührt, als endlich die Lancirhunde ihn aufsprengten und er, plötzlich von einem Feuermeer umgeben, vor den Fackeln zurückprallte und, seiner Sinne nicht mehr mächtig, geradeaus durch die beleuchteten Alleen stob, da auf seiner Fährte die Meute lautete. Rechts wie links hinderte ihn der Lichtglanz, in's Dickicht zu fliehen, und so ging sein Pfad nur geradeaus, bis irgend ein hellloderndes Feuer mitten im Weg, oder ein prasselndes Bouquet von Raketen ihn wieder in einen Seitengang schreckte. Diese Jagd glich dem Treiben des Hackelbergers, wenn er, unter Hörnerruf und Peitschengeknall, von grellen Blitzen beleuchtet, unter den Hufen seiner Rosse den rollenden Donner, mit der gespenstigen Schaar durch die düstern Wolken im Sturme reitet, zuweilen die Wipfel der alten Eichen streifend und knickend, daß der Raubvogel und der Schuhu krächzend aufflattern, das gescheuchte Wild sinnlos an Stämme und Steine prallt und der Landmann unter dem wankenden Strohdach, sich vielfach bekreuzend, alle Heiligen zu seinem Schutze ruft. — Endlich stellte sich der Hirsch, mehr noch aus Verwirrung und Schreck, als aus jener Ermüdung, welche einer langen und anstrengenden Flucht zu folgen pflegt, und eine Jagd nahm ein Ende, die in der Geschichte des Waidwerks kaum ihres Gleichen finden mag.

Die Hubertusmesse von Chantilly war zwar weder so unerhört, noch so abenteuerlich als jene Hirschjagd bei Fackelschein, aber es muß dennoch kein alltägliches Schauspiel gewesen seyn, die ganze Schloßkapelle mit andächtig aufhorchenden Hunden gefüllt zu sehen. Die Hauptmasse bildeten die Parforcemeuten, und um diese schaarten sich, unter der Aufsicht besonderer Führer, die klugen, treuherzigen Leithunde, die falschen, spitzbübischen Windhunde, die ehrenfesten Hatzhunde und Packer, die Saufinder, die Schweißhunde. Die Aufseher, mit langen Gerten bewaffnet, sorgten dafür, daß ihre Zöglinge mit dem gehörigen Anstand zuhörten und den Segen empfingen, der sie für ein ganzes Jahr zu ihrem Beruf stärken sollte. — Diejenigen, welche in dieser Ceremonie eine Entweihung des Heiligen zu sehen geneigt sind, mögen bedenken, daß es keine wirkliche Entweihung gibt, als die aus bösem Willen hervorgeht, und da die Hubertusmesse für die Hunde in gutem Glauben gestiftet wurde, so ist es billig, sie als das anzusehen, was sie in der That war: als eine sehr schickliche Zugabe zum übrigen Jagdaufwand, denn bekanntlich ist Gottseligkeit zu allen Dingen nütz.

Viele Leute wollen behaupten, die Parforcejagd sey ein grausames, rohes Vergnügen, und komme deßhalb durch die fortschreitende Civilisation immer mehr in Abnahme. Wenn an dieser Behauptung etwas Wahres ist, so liegt dies wenigstens nicht im Hintersatz, denn so weit ist es lange noch nicht mit der Civilisation gekommen, daß sanfte Regungen unsere Vergnügungen zu hindern im Stande wären. Hohe und Niedere ergötzen sich ohne die geringste Anwandlung von Mitleid, wenn vor ihnen auf der Scene eine Ballettänzerin nach dem Klang der Musik sich außer Athem hetzen läßt; sie lassen zu ihrer Augenlust den Seiltänzer auf dem Tau nach der Kirchthurmspitze die schwindelerregende Bahn wandeln und hegen dabei höchstens so viel Theilnahme, daß sie die von einem innern, nicht unbehaglichen Grausen begleitete Erwartung, den Waghals stürzen zu sehen, sich nicht selbst eingestehen mögen; und wenn nur die Menschlichkeit des Jahrhunderts die Frage zu lösen hätte, wir würden alle Tage das fröhliche Geschrei der Jäger, den Scha

der Hörner, das Knallen der Peitschen, das Gelaut der Hunde vernehmen. — Das Abkommen der Parforcejagd hat aber Gründe, die so wenig sich verbergen lassen, daß die noch dazu meistens nur geheuchelte Empfindelei im Verhältniß zu ihnen immerhin ehrenvoll genug erscheint.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Um schließlich noch einmal kurz zusammenzufassen, was an diesem Bilde lobwürdig ist und bei des Künstlers Jugend zu bedeutenden Hoffnungen berechtigt, hebe ich die durchdachte Composition, die korrekte Zeichnung, das Streben nach Ernst und Styl und das glückliche, hier so seltene Entferntseyn von Manier hervor. Ich sage absichtlich nur Streben nach Styl, nicht Styl selbst. Es ist namentlich in der Behandlung noch zu viel Kleinliches, ich möchte sagen Natürliches. Styl ist in einem historischen Bilde eigentlich unerläßlich, ja er macht dessen Wesen aus, und der Styl gerade, nicht aber bloß die Dimension oder der Gegenstand wird am Ende den ganzen Unterschied zwischen historischen und Genrebildern ausmachen (unter historischen Bildern verstehe ich in diesem Augenblicke auch die aus der heiligen Geschichte, nicht bloß die aus der Profangeschichte, von denen ich in diesem Briefe rede und denen ich im folgenden die religiösen Bilder entgegen setzen werde). Der Styl aber will wohl Natur, deren er sich als Mittel zum Zweck zu bedienen hat, nicht aber Natürlichkeit. Leztere kann nie Aufgabe der Kunst seyn, sonst wäre eine Wachsfigur ein größeres Kunstwerk als der Apoll von Belvedere. Doch entschuldigen Sie, ich gerathe hier in ein epinöses Kapitel, über das sich viel sagen ließe, wenn ich nicht überzeugt wäre, es würde Sie theils langweilen (und dieses recht aus Herzensgrunde und gründlich zu thun, behalte ich mir noch für folgende Briefe vor), theils Ihnen schon bekannt seyn.

Das dritte der oben von mir genannten Bilder ist „die Cholera zu Paris,“ von Prosper Lafaye. Wie auf dem Roger'schen, so ist auch auf diesem Bilde ein Leichnam Mittelpunkt der Handlung, ein Leichnam, oder vielmehr, was jedoch gleichbedeutend ist, ein Cholerakranker. Dieses sehr große Bild (Figuren Lebensgröße) hat ein seltsames Sujet, das man ohne die Erklärung des Katalogs nicht recht versteht; höchst wahrscheinlich ist es bestellt worden. Das Livret sagt in wörtlicher Uebersetzung Folgendes zur Erklärung: „Da das Gerücht sich verbreitet hatte, es seyen Vergiftungen entdeckt worden und man habe dieserwegen die Aerzte selbst in Verdacht, so begab sich die Menge, stets das Schlimme zu glauben bereit, vor das Hotel Dieu, und suchte zu verhindern, daß man Kranke in dasselbe hineinbringe. Einer der in demselben angestellten Aerzte, voll Unwillen über jene Verläumdung gegen einen Stand, der unter so schrecklichen Umständen die größten Beweise von Pflichteifer gab, hob die Decke von einem der Kranken ab, um der Menge den Zustand zu zeigen, in welchem derselbe sich befand. (Ausgezogen aus den Journalen jener Zeit.)“ Die Art und Weise, wie Lafaye diesen Stoff aufgefaßt hat, ist einfach und natürlich. Aus der Thüre des Hotel Dieu, zu welcher einige Stufen hinaufführen, ist der Arzt herausgetreten und hebt von dem auf einer Tragbahre liegenden Kranken die Decke ab; zugleich redet er demonstrirend zu der aufrührerischen Menge, die auf beiden Seiten des in der Mitte des Bildes stehenden Arztes in wilden Gruppen ungewiß ist, soll sie stürmen oder zurückweichen. — Was dieses Bild auszeichnet, ist die meisterhafte Behandlung, was die Malerei betrifft, die Zeichnung könnte hie und da sorgfältiger seyn. Aus dem Arzte in seinem modischen Costüme war nicht viel zu machen, in den Pöbelgruppen dagegen ist viel charakteristischer Ausdruck, und der Kranke (oder Todte) ist in einer schönen Verkürzung vortrefflich gezeichnet und noch besser gemalt. Uebrigens hat der Leichnam Karls des Kühnen auf dem Rogerschen Bilde mehr Cholerakrankes als dieser Körper hier, was man indeß Lafaye, der dadurch das Widerliche vermieden hat, immer Dank wissen mag. — Ich habe dieses Bild unter den andern historischen Bildern des Salons hervorgehoben, weil es eines der besten ist, die Versailler Bilder mitgerechnet; nur Schade, daß dem Stoffe durchaus kein Interesse abzugewinnen ist. Was daraus zu machen war, hat Lafaye geleistet.

Soviel über die historischen Bilder des Salons, unter denen ich, nicht ganz dem gewöhnlichen Sprachgebrauch gemäß, alle die aus der Profangeschichte verstanden habe, Dimension und Behandlung mochten seyn welche sie wollten. Im folgenden Briefe werde ich Einiges über die religiösen oder Bilder aus der heiligen Geschichte berichten.

(Schluß des dritten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Vorbereitungen zur Vermählung des Herzogs von Orleans.

In den lezten zwei Jahrhunderten haben drei deutsche Prinzessinnen auf Frankreichs Thron gesessen, die vierte wird in diesen Tagen erwartet, und während Tapezierer,

Vergolder, Feuerwerker hier, in Fontainebleau, in Versailles, überall alle Hände voll zu thun haben, blättern die politischen Wetterpropheten im hundertjährigen Geschichtskalender, wo so mancher Tag blutroth gedruckt steht, und stellen der neuen Brautfahrt das Horoscop. Und höchst bedeutsame Erinnerungen knüpfen sich an die Namen jener drei Fürstinnen; ihrer Brautfahrt folgten jedesmal in kurzer Frist die heftigsten Ungewitter, gerade die Stürme, welche vorzüglich die Witterung der neuern Zeit constituirt haben: Richelieu und Mazarin, die Bürgerkriege und die Befestigung der unumschränkten königlichen Macht, Marat und die Revolution, Talleyrand und die Restauration — Anna von Oesterreich, Marie Antoinette von Oesterreich, Marie Louise von Oesterreich. Die Anhänger des Julusthrons, wenn sie abergläubisch sind, mögen froh seyn, daß die sehnlich Erwartete Helene von Mecklenburg heißt. — Die Feste, welche sich vielfach vorbereiten, werden äußerlich im Grunde dieselben seyn, wie die bei Anna's, Marie Antoinettens und Marie Louisens Vermählung; nach den pomphaften Programmen der Journale ist freilich Alles einzig, nie gesehen; aber die Fortschritte des Menschengeistes in Zuckerbäckerei, Verzierungskunst, Feuerwerkerei sind nicht der Rede werth. Der Hauptunterschied liegt im Sinne deren, welche in den gestickten Rock schlüpfen, um den Festen offiziell beizuwohnen, und im Kalkul deren, welche die Hand in den Beutel stecken, um sie zu bezahlen. Sonst dachte man in der lustigen Sprachverwirrung der Höfe und ihrer Feste so wenig an die Sündfluth, als beim babylonischen Thurmbau; jezt bringt man es zu keiner rechten Lust, kaum mehr zu einem tüchtigen Hochmuth vor dem ewigen Gedanken, ob man unter den Männlein und Fräulein Plaz finden werde, welche dereinst eine neue rettende Arche aufnimmt. Sonst erhob man Taxen zu Krönungen und Beilagern, frischweg, um der Sache selbst willen; man raisonnirte nicht, wie ersprießlich es sey, das Gold aus der ganzen Volksmasse in Wetterwolken zu sammeln, und es dann da und dort als befruchtenden Regen niederfallen zu lassen; jezt wird ein fürstliches Festprogramm von derselben Rücksicht diktirt, welche Bälle, Concerte, Lotterien für die Armen veranstaltet. So wird die Stadt Paris einen großen Theil der von ihr zur Feier des Orleansschen Beilagers ausgesezten Summen zu wohlthätigen Zwecken verwenden: 38,000 Fr. für die Wohlthätigkeitsanstalten, 12,000 Fr. um die armen Kinder in den Kleinkinderschulen zu kleiden, 30,000 Fr. für die Primärschulen zur Aufmunterung, 60,000 Fr. zur Vertheilung unter die Hülfsvereine der Gewerbe. Auch bei den Festen, welche die Stadt Paris geben wird, hält sie mit Selbstbewußtseyn den Gedanken des Nüzlichen fest: so wird das Stadthaus, dessen innere Ausstattung dreißig und mehr Jahre alt ist, ganz neu gemalt, möblirt und dekorirt, um den Lyoner Seidewebern und zahllosen Pariser Arbeitern zu thun zu geben. Auch die Kunst ist nicht vergessen, oder vielmehr die Künstler: in einem Saale des Stadthauses sollen die Porträts aller berühmten Männer, welche Paris geboren, Krieger, Staatsmänner, Künstler, Schriftsteller, darunter sogar zwei Frauen, aufgestellt werden. Diorama's, an denen alle Feenkünste der heutigen Malerei erschöpft sind, sollen Prinzessin Helene an die Lieblingspläze ihres Heimathlandes zurückzaubern. „Bereits," schreibt ungefähr das Journal des Débats, „sind die verschiedensten Gewerke in der regsten Thätigkeit. Man baut Ballsäle, zimmert tragbare Festungswerke, wandelt Höfe in Säle, Säle in Gärten um. Der geschmackvollste Puz wird vorbereitet; die Diamanten wandern aus den Schmuckkästen, die Thaler aus den Truhen, um aller Orten Früchte zu bringen hundertfältig. Maler, Bildhauer und Schnizer, Zimmerer, Juweliere, Goldschmiede, Feuerwerker, Näherinnen, Modehändlerinnen legen keinen Augenblick die Hände in den Schooß. Lyon liefert seine Stoffe, Vincennes seine Raketen, Paris seine lustigen Erfindungen, seinen Luxus, seinen Reichthum, seine Jovialität. Die Feuerwerke, dergleichen man noch nichts gesehen, kosten 40,000 Fr.; einzig in seiner Art wird ferner das nächtliche Fest auf dem Marsfelde seyn: zehntausend Mann Linientruppen sollen, bei Beleuchtung von bengalischem Feuer, ein in der Mitte des Plazes erbautes Fort angreifen und vertheidigen. Die Artillerie liefert alles zu dieser Feerei erforderliche Feuerwerk, und die französische Artillerie behauptet ja dans ces jeux de la pyrotechnie l'admirable supériorité qu'elle a su depuis long temps s'assurer dans les combats. — Paris kann zufrieden seyn. Die Feierlichkeiten in Fontainebleau, die Feste auf dem Stadthaus, die Schauspiele, die Versailles bieten wird, ziehen von allen Seiten Schaaren von Neugierigen herbei. Bereits hat sich die Masse der Neugierigen mehr als verdoppelt; wie wird es erst in vierzehn Tagen, in drei Wochen werden? Paris zehrt nicht nur ein halbes Jahr, es bereichert sich an dieser Herrlichkeit, an diesem denkwürdigen Ereigniß, das noch viel länger ganz Frankreich im Gedächtniß bleiben und segensreich in die ferne Zukunft wirken wird." — In Erwartung all dieser Pracht und Herrlichkeit wünschen wir aufrichtig, daß die festlichen Tage kein Omen schwarz zeichnen möchte, wie den 30sten Mai 1770 und den 1sten Juli 1810. — Bälle, Manövres, Feuerwerke u. dgl. kann man auch anderswo geben, aber dieses Beilager könnte, wenn man dem Gerüchte traut, durch etwas bezeichnet werden, was man nur hier wagen, was nur von hier ausgehen darf. Frankreich hat zwar sein althergebrachtes Recht, im Costüm für den civilisirten Weltkreis den Ton anzugeben, ziemlich ungekränkt behauptet, aber der französische Hof im eigentlichen Sinn hat sich längst der Diktatur in diesem Fache begeben. Die jungen Prinzen scheinen es nun versuchen zu wollen, diese schöne Prärogative wieder an sich zu nehmen, und in dieser Beziehung principes juventutis orbis terrarum zu werden. Sie haben nicht nur den ambulirenden Diplomaten im Gefolge des Herzogs von Broglie eine eigene Tracht mitgegeben: habit français à la Louis XIV., d. h. eine Art knapp anliegenden Ueberrocks mit goldenen sogenannten Brandebourgs und großem unaufgeschlagenem Hut; sie sollen entschlossen seyn, in Fontainebleau selbst in einem neualten Costüm zu erscheinen, und dieses bestände im reich mit Gold und Silber gestickten Leibrock des siebzehnten Jahrhunderts und im Federbarett. Mehrere, namentlich ministerielle Blätter besprechen diese bevorstehende Neuerung mit Wohlgefälligkeit, und sie sezen hinzu: wenn die Prinzen zu dieser vernünftigen Tracht sich bequemen, so muß sie unfehlbar allgemein Nachahmung finden. — Seht euch vor, ihr guten Deutschen, damit euch die Revolution nicht unvorbereitet treffe!

Auflösung des Räthsels in Nr. 126.

Der Wein.

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 55 u. Monatsregister Mai.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 55. Mittwoch, 31. Mai **1837.**

Römische Geschichte.

1) Ed. Gibbons Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reichs, aus dem Englischen übersezt von Johann Sporschil. Leipzig, **1836.** kl. Fol.

Die Wichtigkeit der römischen Kaisergeschichte ist allgemein anerkannt. Um so auffallender ist es, daß sich dieselbe bei den Deutschen keiner so großen Beachtung zu erfreuen hatte, wie andere Theile der alten Geschichte. Es liegt nicht in unserm Plane, hier den Ursachen dieser Erscheinung nachzuforschen. So lange nun das herrliche Werk des großen Engländers unübertroffen dasteht, kann eine neue Uebersetzung desselben, wenn sie sich nicht auf bloße Verdeutschung des Originals beschränkt, nicht zu den überflüssigen Erscheinungen der historischen Literatur gezählt werden. Wir besitzen allerdings schon lange eine gute Uebersetzung dieses Werkes, welche durch die Ermässigung des Preises in der neuesten Zeit auch minder bemittelten Lesern und Freunden der alten Geschichte zugänglich gemacht wurde. Allein seit Erscheinung derselben ist für manche Partie der Geschichte, welche in dem kolossalen Werke uns vor Augen geführt werden, viel und für manche Theile sehr Vorzügliches geleistet worden, was bei der ersten Uebersetzung des englischen Meisterwerkes nicht berücksichtigt werden konnte, weil es noch nicht vorhanden war. Hätte also Herr Sporschil seiner Uebersetzung einen wesentlichen Vorzug vor der frühern verschaffen wollen, so hätte er sie, nach unserer Meinung, mit Anmerkungen begleiten müssen, um theils Irrthümer zu berichtigen, theils Lücken zu ergänzen, und manche Vorurtheile zu beseitigen. Durch diese Einrichtung hätte er den Werth des Buches für unsere Zeit wesentlich erhöht. Ferner fängt Gibbon seine Geschichte erst mit dem Falle des Römerreiches an. Er berührt zwar im Eingange die innern Verhältnisse des weströmischen Reiches seit der Verwandlung der Republik in eine Monarchie; allein einen Abriß der politischen oder äußern Geschichte von Augustus an vorauszuschicken, lag nicht in seinem Plan. Daß aber ein solcher für das größere Publikum in unserer Zeit höchst wünschenswerth wäre, unterliegt wohl keinem Zweifel. Daher glauben wir, daß Herr Sporschil seiner neuen Uebersetzung zum Besten des Publikums eine gedrängte Uebersicht der Kaisergeschichte bis zur Zeit der Antonine hätte vorausschicken sollen. Allein er hat weder dies gethan, noch seine Uebersetzung mit neuen Anmerkungen begleitet, so daß wir, so schön auch die Uebersetzung selbst ist, ihr doch keinen andern Vorzug vor der frühern einräumen können, als daß sie von

Unbemittelten durch die Erscheinung in Heften leichter gekauft werden kann.

2) Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Nach Geschlechtern und mit genealogischen Tabellen von W. Drumann, Prof. der Geschichte zu Königsberg. Königsberg, Gebrüder Bornträger, 1834. VIII und 558 S. Zweiter Theil, 1835. 630 S. gr. 8.

Trotz ihrer Wichtigkeit wurde die Bearbeitung der römischen Geschichte in der neuern Zeit doch auf eine auffallende Weise bei den Deutschen vernachlässigt, bis endlich der sel. Niebuhr durch sein großartiges Werk, das auch als Fragment den Stürmen der Zeit trotzen wird, Theilnahme erweckte. Seit der Erscheinung der ersten Auflage seiner Geschichte Roms ist manches für die weitere Aufhellung derselben geschehen; Zachariä und Ramshorn haben fast zu gleicher Zeit die wichtige Periode des Dictators Sulla beleuchtet, und es steht zu hoffen, daß die Begeisterung, welche Niebuhr unter seinen Zuhörern weckte, noch reichliche Früchte bringen werde. Unter allen Schriften aber, welche seit dem Tode des großen Staatsmannes und Historikers über Roms Geschichte erschienen, ist keine, welche, sey es in Bezug auf den Umfang oder auf die große Bedeutung, mit der oben genannten in die Schranken treten könnte. Der Verfasser setzte sich zur Aufgabe, das Leben und den Charakter der Römer zu schildern, welche den Uebergang der republikanischen Verfassung zur monarchischen vermittelten, oder das Bestehende zu retten suchten. Wir sehen, daß bei großer Gährung, insbesondere wenn Jeder sich frei zu seyn dünkt, die Massen dem Einflusse Einzelner unterliegen. Diese hat daher der Geschichtsforscher vorzüglich ins Auge zu fassen, und nach ihnen ihre thätigsten Werkzeuge; er geht dann zu den Quellen der Erscheinungen zurück. Herr Drumann hat diesen Weg eingeschlagen. Sein Werk ist aber deßhalb keine Sammlung von Lebensbeschreibungen, sondern eine auf Lebensbeschreibungen gegründete Geschichte Roms innerhalb der angegebenen Grenzen. So gibt er im ersten Theile ein Leben des Antonius, im zweiten des Clodius. Nicht alle Geschlechter aber, deren die Geschichte in Ciceros Zeiten gedenkt, konnten in Betracht kommen, und wiederum nicht alle Familien derjenigen Geschlechter, welche aufgeführt wurden; denn nicht alle standen zu des Verfassers Aufgabe in Beziehung; über manche sind die erforderlichen Nachrichten in möglichster Kürze eingestreut. Daß der Verfasser in den genealogischen Reihen nicht immer gleich weit zurückging, müssen wir sehr bedauern; denn nur zu leicht begegnet es dem Einzelnen, daß er etwas für unwichtig hält, was einem Andern bedeutsam erscheint, und in jedem Falle wäre es interessant gewesen, alle Ahnen und Nachkommen der Männer zu kennen, um die es sich handelt. Da es Herrn Drumann rathsam schien, das Seyn des Einzelnen, obgleich es nur ein Theil des Ganzen ist, doch auch als ein in sich Geschlossenes darzustellen, von der Abkunft, den häuslichen Verhältnissen, der Persönlichkeit und dem Privatleben genauere Kenntniß zu nehmen, als es eine allgemeine Geschichte gestattet, so wählte er die alphabetische Ordnung. Allerdings ist sie für den Leser die bequemste; allein dadurch mußte er nicht bloß die Zeitfolge aufopfern, und z. B. den dritten Bürgerkrieg schon im ersten Theile behandeln, sondern es geht auch bei aller innerer Vortrefflichkeit des Werkes der mächtige Eindruck verloren, den dasselbe gemacht haben würde, wenn die Ereignisse in chronologischer Ordnung dargestellt worden wären.

Nun zum Einzelnen. Der erste Theil enthält die Geschichte der Aemilier, der Afranier, Annier, Antistier und Antonier; die lezteren spielen die Hauptrolle. Sehr treffend ist (S. 64) die Schilderung des M. Antonius, der nach Cäsars Ermordung bis zur Schlacht bei Actum eine so bedeutende Rolle spielte. Die politische Bedeutung des Antonius begann zu der Zeit, wo er mit Julius Cäsar (55 v. Chr.) in nähere Berührung kam. „War er (S. 66) bis dahin in seinem öffentlichen Leben vom Zufalle bestimmt, so trat er nun unter Cäsars Leitung. Die Thaten des Eroberers von Gallien begeisterten ihn, den verschuldeten Schwelger lockten die Schätze des freigebigen Helden, sein Einfluß, sein Glück, ein Bürgerkrieg, welcher nicht mehr zweifelhaft war, ließen hohe Ehren, einträgliche Provinzen, Vernichtung der Schuldbücher hoffen. Cäsar dagegen erkannte in dem kühnen und leidenschaftlichen Manne aus einer angesehenen, aber verarmten Familie ein tüchtiges Werkzeug, ihn da zu ersetzen, wo er nicht selbst seyn konnte, und nie hat er sich weniger geirrt."

Daß Brutus und Cassius (S. 385) im Herbste erlagen, war nach Herrn Drumanns Ansicht das Werk des Antonius. „Sein erfinderischer Geist, seine Entschlossenheit und die Schnelligkeit seiner Bewegungen entriß den Feinden den Sieg, während Octavian, immer krank und zum Theil unter diesem Vorwande, nur den von ihm gegebenen Anstoße folgte." Wir zweifeln keineswegs, daß auch hier des Antonius Schlauheit sich geltend machte; allein zur Besiegung des Brutus und Cassius waren eben keine sonderlichen Anstrengungen

erforderlich. Die eine Hälfte des republikanischen Heeres unterlag weniger der feindlichen Uebermacht, als dem Heißhunger nach Beute, und Cassius entleibte sich in voreiliger Verzweiflung; bei den Andern herrschte Trotz und Verzagtheit, Ungehorsam und Mißtrauen.

Der zweite Theil enthält die Geschichte der Asinier, der Cäcilier, der Calpurnier, der Cassier, der Claudier, der Cölier, der Cornelier und Cornificier. Die größte Würdigung unter diesen verdienten die Claudier und die Cornelier. Es freut uns, daß Herr Drumann den Charakter der Claudier so richtig aufgefaßt, und die wichtigsten Nachrichten über dieses merkwürdige Geschlecht so vollständig gesammelt hat.

Mit besonderer Aufmerksamkeit und Umsicht ist die Geschichte der Cornelier behandelt, namentlich des Cornelia Sulla Felix, dessen Namen in den Jahrbüchern der Römer so viele Blätter füllt. Auch diejenigen, welche die Werke Zachariä's und Ramshorns über diesen wichtigen Mann schon gelesen, und aus denselben sich näher mit ihm vertraut gemacht haben, werden in diesem noch gar manche Aufklärungen finden, und Vieles von einer richtigeren Seite dargestellt sehen. Wir glauben, daß es unsern Lesern nicht unangenehm seyn werde, zu vernehmen, welches Urtheil Herr Drumann über Sulla's Einrichtungen und den Erfolg derselben fällt (S. 504): „Aus dem allen geht hervor, daß die Wiedergeburt der Republik an sich unmöglich war, und daß auch im entgegengesetzten Falle Sulla sich nicht dazu eignete, sie zu bewirken. Um den Zustand der Römer zu verbessern, mußte man mit der Verbesserung der Sitten, mit der Volkserziehung den Anfang machen, diese aber hatte große Schwierigkeiten, da es sich nicht darum handelte, ein jugendliches und bildsames Volk der Tugend zu gewinnen, sondern ein entartetes zunächst vom Laster zu entwöhnen. Das war jezt nur noch eine Aufgabe für einen Monarchen. Rom verabscheute die Monarchie, und war noch stark genug, sich ihrer zu entwehren; auch der Ausgezeichnete konnte nur im Dienste einer Partei das Ruder führen, und nur so lange, bis ihr der Sieg gesichert war. Sulla's Dictatur glich der Regierung schwacher Fürsten, welche einer Kaste anheim fallen; er vermochte die streitigen Interessen nicht gegen einander auszugleichen, und keine Einheit der Bestrebungen herzustellen. Die Nobilität wurde zur Trägerin der Republik, zur Stütze des Staates bestimmt, und erhielt als solche durch bedeutende Vorrechte eine äußere Weihe; ein auf innere Vorzüge, auf sittliche Würde gegründetes Ansehen und Vertrauen schien überflüssig. Die schon früher angemaßten Vorrechte wurden ihr durch die Cornelischen Gesetze wiedergegeben und vermehrt; die Gesetze aber bedurften selbst des Schutzes, und man erwartete ihn von den Veteranen. Sie gewährten ihn aus Eigennutz, um im Besitze ihrer Güter zu bleiben; unter veränderten Umständen mußten sie eben so bereit seyn, zum Umsturze der Verfassung mitzuwirken, da sie übrigens mit den Optimaten nichts gemein hatten. Wenn dieses Gegengewicht verschwand, so konnte die Volkspartei sich wieder erheben; sie war unterdrückt, aber nicht vertilgt; seit Rom sein Bürgerrecht mit Italien theilte, verbreitete sie sich über die ganze Halbinsel; Müssiggang und Schwelgerei, das Laster also und als dessen Folge die Verarmung, verstärkte sie durch jene Veteranen, und abermals das Laster, Verschwendung, Rachsucht und Ehrgeiz ließ sie unter den Optimaten selbst Führer finden, M. Lepidus, Catilina, Clodius, Cäsar und deren Helfer. — Aber auch von der inneren Richtigkeit seines Unternehmens abgesehen, konnte Sulla nie ein zweiter Romulus werden. Seine Heilmittel waren ärger, als das Uebel. Durch Blutvergießen bahnte er sich den Weg zur Gesetzgebung, und sein Leben stand mit dieser in stetem Widerspruche. Durch die Proscriptionen verlor sich die ohnehin geringe Achtung vor Magistrat, Gesetz und Eigenthum; die Gewalt erhob sich über das Recht; die Krieger geboten; sie waren im Felde durch Sulla's Nachsicht von der Zucht entwöhnt, und ehrten auch weniger die Pflichten des Bürgers; durch ihn selbst waren sie dadurch angeleitet, von ihren Anführern Rechenschaft und Gesetze zu fordern, sie zu verlassen oder zu tödten, fremdes Gut als das Ihrige zu betrachten und es müssig zu verschwenden. In ihren Colonien erhielten sie einen Vereinigungspunkt, und um so frecher begehrten sie, als ihnen von dem Raube nichts mehr übrig blieb, von Neuem zu rauben; sie wurden der Schrecken der Optimaten, und gleiche Verzweiflung machte die vorigen Besitzer ihrer Güter zu ihren Bundesgenossen. So untergrub Sulla sein Werk, ehe und während er es schuf, und durch sein Beispiel schien er zu dessen Zerstörung aufzufordern.“ Diese Beispiele geben auch ein deutliches Bild von dem einfachen und der Geschichte durchaus angemessenen Style des Verfassers.

3) Das Römerreich vom Ursprunge des Staats bis zum Untergange der Weltherrschaft Roms. Für Kenner und Freunde der Wissenschaften, vornämlich des klassischen Alterthums, zur Veredlung des Geistes und des Herzens. Von Dr. J. H. M. Ernesti. Leipzig, Hartmann, 1836. XIV und 450 S. 8.

Um über das vorliegende Werk nicht unbillig zu urtheilen, um das Publikum mit dem Geiste, der dasselbe

beseelt, in Kürze bekannt zu machen, wollen wir die Worte des Verfassers anführen, welche er in seiner Vorrede über die Entstehung dieser Schrift mittheilt. „Es findet auch die Autorschaft in dem unermeßlich weiten Feld jeder Kunst und Wissenschaft, und nicht anders in dem unbegrenzten Gebiete der Sittlichkeit, zu unsern Zeiten viel Niederschlagendes ꝛc. Gleichwohl offenbarten sich selbst während und nach der Zeit der politischen Kämpfe, der verheerenden Kriege Wirkungen, erfreulich den Künsten und Wissenschaften, so wie ihrem Wachsthume. Wie nach den Kriegen in der lezten Periode des römischen Freistaates mit dem Zeitalter Augusts, so in den neuesten Zeiten, wo in aller und jeder Hinsicht (?) so viel Aehnliches mit der Römerwelt sich findet, deren Geschichte, wie die der Griechenwelt, nicht nur zum gründlichen Studium der Alten, sondern auch zur Bildung und Anwendung nicht eifrig und anhaltend genug erforscht werden kann. Mit diesem Sinne, auf diese Weise des bisher Erwähnten habe ich das Römerreich bearbeitet. Unerschöpflich ist das Studium der Griechen und Römer zur Geistes- und Herzensbildung."

Soll aber der große Zweck, den sich Herr Ernesti vorgesteckt hat, erreicht werden, so muß er anders verfahren, als er es gethan hat. In der vorliegenden Schrift ist die ganze römische Geschichte von den frühesten Zeiten bis zum Untergange des weströmischen Reiches fast nicht ausführlicher behandelt (S. 1—148), als man sie in einem ausführlichen Lehr- oder Handbuche der allgemeinen Geschichte findet. Daher sind die großartigsten Beispiele von Vaterlandsliebe und Frömmigkeit, von Tapferkeit, Uneigennützigkeit und Gerechtigkeit, von Edelmuth und Sittsamkeit mehr angedeutet, als eigentlich erzählt. Wie läßt sich wohl erwarten, daß bei einer so compendiösen Darstellung das Gemüth des Lesers mit Begeisterung erfüllt, und zur Ausübung ähnlicher Tugenden angespornt wird? Wir sind der Ueberzeugung, daß dieses hohe Ziel nur dann erreicht wird, wenn man die römische Geschichte umständlicher behandelt, und mit einer Begeisterung für alles Große und Edle, mit einem solchen Abscheu vor allen Schlechtigkeiten und Untugenden erzählt, wie dies Sallustius und Tacitus gethan haben. Ueberdies hat der Verfasser bei der frühesten Geschichte auf die Forschungen der neuern Geschichtschreiber viel zu wenig Rücksicht genommen, und die Mährchen von Romulus und Remus, die Sagen von Evanders und des Aeneas Wanderungen nicht anders behandelt, als es Livius gethan hat. Wenn wir auch nicht billigen, daß man die Resultate der neuesten Forschungen an die Stelle der alten Ueberlieferungen sezt, so glauben wir doch mit allem Rechte verlangen zu müssen, daß jene in den Anmerkungen nach Verdienst gewürdigt werden. Ungleich ausführlicher sind Roms Alterthümer und Staatsverfassung behandelt, und theils aus den Quellen, theils durch sorgfältige und zweckmäßige Benützung neuerer Hülfsmittel so gut entwickelt, daß wir nur bedauern müssen, daß der Verfasser nicht auch der Geschichte eine eben so große Ausführlichkeit gab. Unter den einzelnen Partien der Geschichte hat er auf die Entwicklung der Ursachen, welche den Verfall und Untergang der Republik herbeiführten, besondere Rücksicht genommen. „Die Alten, sagt er, sezten diese in den Verfall der Disciplin, welche Sitten und Handlungsarten, Patriotismus und Erziehung in sich begreift; vorzüglich leztere, welche eine Liebe zur Staatsverfassung, selbst bis zum Enthusiasmus, erzeugt. Rom war ein Freistaat, wo die Vortheile auf Seiten der Reichen und Hohen waren, die Armen und Niedern sich gedrückt fühlten, nach den Zeiten mehr oder weniger. Der Römer Tugenden, eigene Tugenden, waren zuvörderst große Frugalität, und nächst der Natürlichkeit, Einfachheit, Spärlichkeit, Strenge der Sitten und Abhärtung des Körpers. Durch die Erziehung bekamen die Römer einen angewöhnten Gehorsam gegen die Geseze, und dieser gründete sich vorzüglich auf die häusliche Verfassung. Gesez war das Höchste, was der Römer kannte; man hegte auch gegen die Vorfahren, die sie gegeben hatten, die größte Ehrfurcht. Dazu kam noch die Religion, die, als Staatsreligion, in alle Verhältnisse der Menschen und Bürger verschlungen, bloß für diese Nation war, und der römische Staat hatte über Alles, was die Religion betraf, die Oberaufsicht: wie groß war die Ehrfurcht gegen das göttliche derselben auch darum, weil die Vorfahren sich zu derselben gehalten hatten, durch sie der römische Staat emporgekommen war! So gab Alles den Römern Sitten, die mehr galten, als Geseze. Abscheu vor Weichlichkeit, Luxus, Ausschweifungen, Strenge in Ansehung des andern Geschlechts gehörten zu Roms republikanischen Sitten. Aber welchen Zustand der Sitte unter den Römern finden wir in dem lezten Jahrhundert ihrer Freiheit!"

Wenn sich gegen eine Gleichstellung der gegenwärtigen Zeit mit dem Jahrhundert nach den Kriegen in der lezten Periode des römischen Freistaats auch Manches einwenden ließe, so findet doch in der That eine gewisse Analogie in der Gleichgültigkeit statt, mit der man jezt, wie damals, die guten alten Sitten zu Grunde gehen läßt und nicht bemerken will, daß sie unersezlich sind.

d.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Ein und dreißigster Jahrgang.

1837.

Juni.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt.
Dann werden selbst der Apollona
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1837.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände" enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus grössern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt" Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts" für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt" in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts" eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt" bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt." — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der Jahrgang für 6 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der Jahrgang nur 10 fl.

* * *

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 20 fl.

Der Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 10 fl.

Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 6 fl.

das „Kunst-Blatt“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Nro. 47.

Der Pariser Salon im Jahr 1837. (Forts.) — Kunstausstellungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 48.

Der Pariser Salon im Jahr 1837. (Forts.) — Kunstausstellungen.

Nro. 49.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunstwissenschaftlichen Inhalts aus den Gemäldesammlungen von Berlin und Dresden. — Kunstausstellungen. — Museen und Sammlungen.

Nro. 50.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunstwissenschaftlichen Inhalts ꝛc. (Forts.) — Bauwerke. — Bildnerei. — Denkmäler.

Nro. 51.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunstwissenschaftlichen Inhalts ꝛc. (Forts.) — Numismatik. — Malerei.

Nro. 52.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunstwissenschaftlichen Inhalts ꝛc. (Forts.) — Mosaik. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Literatur-Blatt.

Nro. 56.

Römische Geschichte. 4) Geschichte der Römer, ihrer Herrschaft und Kultur, von Erbauung Roms bis zum Untergange des weströmischen Reiches, zur allgemeinen Belehrung und Unterhaltung, so wie zum Gebrauch in Gymnasien, Real- und höhern Bürgerschulen, dargestellt von Dr. Fiedler. — 5) Denkwürdigkeiten des alten Roms, für alle Freunde der älteren Geschichte, vorzüglich für die reifere Jugend bearbeitet von J. E. Gailer. — 6) Ueber die Politik des Marcus Agrippa in Bezug auf die römische Staatsverfassung, von Dr. Frandsen. — 7) Ferienschriften von Carl Zell.

Nro. 57.

Werke über England und Irland. 6) Großbritanniens Gesetzgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel, statistisch und staatswirthschaftlich erläutert von dem königl. bayer. Ministerialrath E. Th. Kleinschrod. — Römische Geschichte. 8) Lucius Cornelius Sulla, dargestellt von Dr. Zachariä.

Nro. 58.

Werke über England und Irland. 6) Großbritanniens Gesetzgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel ꝛc., von E. Th. Kleinschrod. (Schluß.) — Römische Geschichte. 9) Geschichte der römischen Beredsamkeit von Erbauung der Stadt Rom bis zur Auflösung des weströmischen Reichs, nach den Quellen bearbeitet von A. Westermann.

Nro. 59.

Werke über England und Irland. 7) Biographische und kritische Geschichte der englischen Literatur von S. Johnsons bis zu W. Scotts Tode, von Allan Cunningham. Aus dem Englischen von A. Kaiser. — 8) Versuch über die englische Literatur und Betrachtungen über den Geist des Menschen, der Zeiten und der Revolutionen von Chateaubriand. — Reisen. 1) Skizzen über Deutschland und die Deutschen. Mit Bemerkungen über Oesterreich, Ungarn, Polen und die Schweiz von einem in Deutschland reisenden Engländer. — 2) Empfindsame Reisen. Nebst einem Anhang von Reise-Berichten, -Skizzen, -Episteln, -Satiren, -Elegien, -Jeremiaden ꝛc. aus den Jahren 1832 und 1835, von L. Rellstab.

Nro. 60.

Römische Geschichte. 10) Geschichte der römischen Literatur, von Dr. Joh. Chr. Felix Bähr. — Reisen. 3) Reiseplaudereien von Hofr. Dr. G. v. Reinbeck.

Nro. 61.

Naturkunde. 1) Ansichten über Natur- und Seelenleben von J. H. F. Autenrieth, Kanzler der Universität Tübingen. Nach seinem Tode herausgegeben von seinem Sohne H. F. Autenrieth.

Nro. 62.

Naturkunde. 1) Ansichten über Natur- und Seelenleben von J. H. F. Autenrieth. (Schluß.) — 2) Paley's natürliche Theologie mit Bemerkungen und Zusätzen von Lord Brougham und Sir Charles Bell. In deutscher Bearbeitung herausgegeben von Dr. H. Hauff. — 3) Die gesammte Anthropologie, neu begründet durch allgemeine Biosophie und als zeitgemäße Grundlage der Medicin im Geiste germanisch-christlicher Wissenschaft. Für Aerzte und Nichtärzte von Prof. Dr. Leupoldt.

Nro. 63.

Naturkunde. 4) Untersuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellsehen von Dr. Passavant. — 5) Der Mensch nach den verschiedenen Seiten seiner Natur, oder Anthropologie für das gebildete Publikum, von Dr. Burdach. — 6) Der Mensch in Beziehung auf sein Werden, Bestehen und auf seinen Tod, naturgemäß erforscht von Adolf Beszeln. — 7) Gott und das Wichtigste aus der Natur, von Dr. Hoffbauer. — 8) Vorträge aus dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Oekonomie, gehalten vor einem Kreise gebildeter Zuhörer in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg, herausgegeben von dem Prof. K. E. v. Bär.

Nro. 64.

Reisen. 4) Reisebriefe aus Belgien. Mit einigen Studien zur Politik, Geschichte und Kunst, von Dr. Löbell. — 5) Fragmentarische Mittheilungen über eine Reise durch Holland und einen Theil von Belgien im Herbst 1834, von K. Fr. H. Stelzer. — Naturkunde. 9) Einleitung in das Studium der Naturwissenschaft. Nach dem Engl. des J. F. W. Herschel von Dr. Weinlig. — 10) Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde, von Arago. Aus dem Französischen übersezt von C. v. Remy.

Nro. 65.

Naturkunde. 11) Polemische Blätter zur Beförderung der speculativen Physik, herausgegeben von H. Steffens. — 12) Ueber das Licht, vorzugsweise über die chemischen und physiologischen Wirkungen desselben. Ein Versuch von Dr. Landgrebe. — 13) Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände, von Prof. Oken. — 14) Die Geschichte der Natur, als zweite gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte, von Dr. G. H. v. Schubert. — 15) Naturgeschichte der drei Reiche. Zur allgemeinen Belehrung bearbeitet von G. W. Bischoff u. A. — 16) Leitfaden zum Unterricht in der Naturbeschreibung und Naturgeschichte durch Tabellen und deren Erläuterung, von Dr. Nietsch. — Badeliteratur. Homburg (vor der Höh) und seine Heilquellen, von Dr. Trapp. — Erinnerungen an das Seebad von Helgoland. In Briefen von Dr. Salomon. — Meine kleine Seereise oder die Fahrt nach Helgoland, von *r.

Nro. 66.

Naturkunde. 17) Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche. Ein Versuch von K. E. A. v. Hoff. — 18) Der heutigen Physik Widerlegung durch Folgerung aus Sinneswahrnehmungen, in Bezug auf Luftdruck, Elementarkräfte und Bewegung. Ein neues System, von R. Tschiffely. — Badeliteratur. Wanderungen im Schwarzwalde, insbesondere nach den Kurorten Teinach, Wildbad, Baden und durch das Murgthal nach Rippoldsau. In Briefen von A. Arnold.

№ 130.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 1. Juni 1837.

Oui, c'est la chose comme elle est,
Et point du tout conte frivole.
Je suis homme d'honneur, j'en donne ma parole,
Et vous m'en croirez, s'il vous plait.

Molière.
Amphitryon.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte. *

Von

Dr. Nürnberger.

Wir müssen unsern Spruch nochmals mit den Crosse'schen Entdeckungen anheben, da die Außerordentlichkeit derselben Zweifel, ja Plaisanterien hervorgerufen hat, wodurch die Sache in das Ungewisse und Lächerliche herab gezogen werden könnte. Statt uns auf denselben Ton einzulassen, was mit der Würde der Wissenschaft, die wir hier vertreten, unverträglich scheint, begnügen wir uns, ganz einfach zu bemerken, daß das angeführte Factum selbst, nämlich: die Erzeugung (oder Darstellung) lebender Geschöpfe durch Anwendung des Crosse'schen Verfahrens auf Hornstein allermittelst außer allen Zweifel gesezt worden ist. Bei der lezten Versammlung der Royal-Institution zu London las Dr. Faraday eine Abhandlung über die neue Entdeckung Crosses, betreffend die Bildung oder Wiederbildung ** von Insekten in Hornstein, und erklärte ausdrücklich, daß, wie vielfach diese Entdeckung bezweifelt werde, doch so viel gewiß sey, daß Crosse, durch längere Anwendung des Volta'schen Stroms, aus Kieselerde und Potasche lebende Thiere erhalten habe. Auch legte Faraday dergleichen Insekten vor. — In der Versammlung der Ashmole'schen Gesellschaft zu Oxford am 6ten März zeigte ferner Professor Buckland an, daß Crosse, einer neueren Mittheilung zufolge, neuerdings Hunderte von Insekten durch längere Anwendung des elektrischen Stromes seiner mächtigen galvanischen Säule * auf eine Mischung von Kieselerde und Salzsäure in das Leben gerufen habe. Dieselbe Thierart bildete sich auch in der reinen Kieselerde (welche Crosse, wie wir in unserm vorigen Berichte weitläufiger auseinander gesezt haben und des Folgenden wegen hier nochmals wiederholen, aus pulverisirtem Feuersteine oder Hornsteine erhalten hatte), ohne Hinzumischung der Salzsäure, niemals aber ohne Mitwirkung des Volta'schen Stromes. ** Lezterer Umstand scheint mir entscheidend

* Vergl. den vorlezten dieser Berichte in Nr. 68 ff. dieser Blätter.

** Man vergleiche unsern vorigen Bericht.

* Ich habe oben den Ausdruck „Volta'scher Strom" gebraucht, gleichwie ich hier „elektrischer Strom der galvanischen Säule" sage. Beide Ausdrücke sind, wie ich nochmals bemerke, gleichbedeutend, da das Ganze der Entdeckung den beiden Naturforschern Galvani und Volta angehört.

** Es geht uns, beim Schlusse des gegenwärtigen Aufsatzes, und zwar aus der lautersten Quelle, noch eine anderweitige Bestätigung dieser Entdeckungen zu, und wir können

und ist eben das Hochwichtige der großen Crosse'schen Entdeckung, indem man nach diesem Umstand kaum umhin kann, dem galvanischen Strome eine solche belebende Kraft beizulegen, um Organismen niederer Ordnung entweder aus der Materie selbst in das Daseyn zu rufen, oder Falls man die, in meinem vorigen Berichte dargestellten Ehrenberg'schen Entdeckungen zu Grunde legt, doch wenigstens aus einem Todesschlafe von mehreren Jahrtausenden wieder zu erwecken. Die englischen Naturforscher haben sich, nach Anhörung des Buckland'schen Vortrags, für die erstere Ansicht entschieden, indem sie die Crosse'schen Insekten zu einer höheren Thierclasse als die Ehrenberg'schen Infusorien zählen; und ich mache, auf die Gefahr hin, nochmals mit Paracelsus verglichen zu werden,* kein Geheimniß daraus, daß ich, wenigstens was die zu Grunde liegende Kraft des Volta'schen Stroms betrifft, ihre Meinung theile. Die Zeit wird diese wunderbare Sache näher aufklären.

Nicht weniger auffallend, aber erklärlicher, ist eine Erscheinung, welche bei der am 20sten April eingetretenen totalen Mondfinsterniß, wenigstens für gewisse Punkte der Erde,** Statt fand. Da nämlich die Erde, wenn eine Mondfinsterniß eintreten soll, offenbar zwischen der Sonne und dem Monde stehen muß, um letzteren zu verhindern, von den Strahlen der ersteren beleuchtet zu werden, so scheint es auf den ersten Blick unmöglich, daß sich beide Gestirne während eines solchen Ereignisses am Himmel zeigen können: die Sonne muß wirklich unter dem Horizonte des Beobachters stehen, wenn sich der Mond verfinstert über demselben darstellen soll. Gleichwohl trat am 20sten April der sehr seltene Fall ein,*** daß beide Gestirne: die Sonne im Untergehen, der verfinsterte Mond im Aufgehen, zugleich am Himmel sichtbar wurden, und zwar in Folge der Strahlenbrechung. Die Strahlenbrechung zeigt bekanntlich die aufgehenden Gestirne schon im Horizonte, wenn sie eigentlich noch darunter stehen, und erhält eben so die schon untergegangenen noch eine Zeitlang sichtbar. Als nun am 20sten April die totale Mondfinsterniß begann (8 Uhr 43 Minuten Abends mittlere Berliner Zeit), so ging die Sonne, abgesehen von der Strahlenbrechung, eben unter für eine von der Nordküste Novazembla's durch die Lofoden, die Schetlandsinseln und Irland gegen das Ostcap Brasiliens und die Falklandsinseln gedachte Linie; und beim Ende der totalen Finsterniß lief diese Linie des Sonnenuntergangs von Spitzbergens Süd- und Islands Westküste zur Mündung des Maranhon und weiter mitten durch Südamerika. Alle Gegenden also, welche auf und zwischen diesen beiden Linien liegen, erblickten den total verfinstert aufgehenden Mond und das durch die Refraction gehobene Bild der eben untergehenden Sonne zugleich über ihrem Horizonte. — Für die beiden Linien des gleichzeitigen Sonnenaufgangs gilt begreiflich das Umgekehrte, indem man dort das, von der Refraction über den Horizont erhobene Bild der aufgehenden Sonne und den total verfinstert untergehenden Mond zugleich am Himmel erblickte.

Ich mußte über diese seltene und merkwürdige Erscheinung so ausführlich sprechen, da sie Zweifel erregen könnte und in der That schon im Alterthume als etwas Wunderbares betrachtet worden ist. Der ältere Plinius, dem sie bekannt war, bezeichnet sie so;* und erst der griechische Astronom Cleomedes († um 430 n. Chr.) kam auf den Gedanken der Strahlenbrechung, welche denn auch die einzige mögliche Erklärung abgibt. Aus demselben Grunde der Strahlenbrechung haben auch die Leser am 20sten April den Mond, seiner totalen Verfinsterung unerachtet, noch immer in einem rothen Schimmer, der bekannten Brechungsfarbe des Sonnenlichts beim Auf- und Untergange, am Himmel erblickt, eben weil gebrochenes Sonnenlicht in den Schattenkegel der Erde gelangt und solchergestalt auch den Mond, während seines Verweilens in diesem Schattenkegel, trifft.

(Die Fortsetzung folgt.)

auf den Grund des Zeugnisses so vieler achtenswerthen und competenten Männer den behaupteten Thatsachen unser Zutrauen unmöglich versagen.

* Unser Korrespondent in Nr. 68 dieser Blätter hat nur den Engländer Crosse mit Paracelsus verglichen.
Anm. d. Red.

** Der Liverpool Mercury, welcher zuerst auf diesen Umstand aufmerksam gemacht hat, irrt jedoch, wenn er die allgemeine Sichtbarkeit der Erscheinung, von der wir hier sprechen wollen, behauptet. Sie trat aus den oben entwickelten Gründen, allerdings für gewisse Gegenden der Erde, aber nicht für alle diejenigen ein, wo gleichwohl die Mondfinsterniß selbst sichtbar war.

*** Ich finde, daß dieselbe Beobachtung bei der großen Mondfinsterniß vom 19ten Juli 1750 zu Paris gemacht worden ist. Auch war sie ja schon den Alten bekannt.

* H. N. II. 15. „Mirum, quanam ratione, cum solis exortu umbra illa hebetatrix sub terra esse debeat, semel jam acciderit, ut in occasu luna deficeret utroque super terram conspicuo sidere." — Wenn Plinius auch keine Erklärung des Phänomens beibringt, so sieht man doch auch hier wieder, mit welcher Genauigkeit er wenigstens beobachtet hat.

Das Waidwerk.

Dritter Artikel.

Auerhahnen- und Gemsjagd.

In den hohen Wäldern der Alpen, auf den einsamen Höhen des Schwarzwaldes und auf manchen andern Waldgebirgen singt im Frühjahr der Auerhahn sein Liebeslied,

durch das er nicht nur die zärtlichen Hennen, sondern auch den Jäger lockt; und wo, hoch über den Waldungen, im Mai noch der Schnee die Felsen deckt, da schlägt und rollt auf der weißen Fläche der dunkle Birkhahn und streicht, mit den Flügelspitzen den Schnee streifend, dahin, wo der erfahrene Waidmann ihn erwartet. — Das Erlegen des Auerhahns steht bei den edlen Jägern in hohem Ansehen, und der Schwarzwald darf sich rühmen, alljährlich auf seinen wildesten Höhen die stolzesten Auerhahnjagden zu sehen; denn wie in den Felsen der Steiermark der berühmte Enkel des ritterlichen Kaisers Max allen Jägern mit edlem Beispiel vorangeht, so leuchtet auch bei uns als Muster männlichen Thuns der Landesherr und sein erlauchtes Haus, wie in allem Waidwerk, so auch in der Jagd auf den scheuen Vogel des Gebirgs, die ein Probirstein ist für alle Eigenschaften, welche ein Waidmann besitzen soll.

Die Gebirge des Schwarzwalds sehen für den, welcher die Felsen der Alpen kennt, beim ersten Anblick nicht sonderlich hoch und gewaltig aus, und erheben in der That sich kaum bis an die lezte Grenze der Forstvegetation, die nur der Feldberg und der Belchen überragen, der Kandel völlig erreicht; dennoch aber sind sie hoch genug, um den stärksten und geübtesten Bergsteiger auf harte Proben zu stellen, wenn er ihre steilen Halden zu erklimmen, ihre vielfachen Schluchten zu durchklettern hat. Dabei haben die waldigen Höhen die besondere Eigenschaft, daß sie oben fast immer sumpfig sind und vielfache Seen sich auf ihnen finden, deren einer, der Mummelsee, vor allen bekannt und genannt ist.

Zur Zeit, wann dort oben in den weiten Berggehegen der Auerhahn zu falzen anfängt (gewöhnlich um Walpurgis), hat der Waidgesell fleißig am Abend aufzupassen, wo der Hahn sich auf einem Baum niederläßt; denn auf derselben Stelle bleibt er, wenn er nicht zufällig verscheucht wird, bis er gegen Morgen die Hennen zu locken beginnt, die sich nach angebrochener Morgendämmerung unter dem Baum sammeln; läßt sich Abends beim Einfallen der Hahn nicht vernehmen, so muß der Jäger nach Mitternacht ihn belauschen. Dieses Beginnen heißt: den Hahn verhören, und entspricht ganz dem Bestätigen des rothen und schwarzen Wildprets, nur daß es, wenn nicht schwerer, doch beschwerlicher ist.

Die Jagdgesellschaft muß ihr Nachtlager im hohen Gebirg nehmen, und dieser Aufenthalt ist es, welcher allein, wie wir bereits erwähnten, den Anlaß gibt, die Jagd zu einer Festlichkeit zu machen, besonders wenn eigens zu dem Behuf erbaute Jagdschlößchen bereit stehen, die edlen Waidleute aufzunehmen, wie in den Umgebungen Badens sich ihrer zwei finden, auf der Herrenwiese und auf dem Kaltenbrunn. Doch möge nun die Schützen ein wohleingerichtetes Schlößchen, eine Köhlerhütte oder auch ein Lager auf dem Moos unter dem Dach der Tannen aufnehmen: sobald die Mitternacht kommt, naht auch für sie der Augenblick des Ausbruchs, je nach den Umständen früher oder später, und jeden Einzelnen führt auf besondern Wegen, oft stundenweit vom Platz des Lagers, ein revierkundiger Waidgesell durch Schluchten, Sümpfe und alle Hindernisse des Bodens, die noch die Dunkelheit erhöht; und hier theilt der Fürst mit dem geringsten seiner Jäger die Mühseligkeit, welche immer noch groß genug bleibt, wenn auch durchgehauene Falzwege sie in etwas erleichtern. — Je näher der Schütz dem Stand des Hahns kommt, desto größer wird die Vorsicht, die er anwendet, sich nicht vernehmbar zu machen, bis jener endlich von Weitem sich meldet. Wenn sein Ohr nicht geübt genug ist, den fernen Ton zu unterscheiden, zupft ihn der Begleiter, um ihn aufmerksam zu machen. Nun beginnt das Anspringen. Es ist nämlich zu wissen, daß der Hahn, indem er falzt, immer eine gewisse Reihe von Tönen ausstößt, die er mit einem Zungenschnalzer plötzlich endigt; während dieses Lockrufs, dessen einzelne Sätze die Jäger Spiel nennen, vernimmt der sonst unnahbare Vogel nicht den vordringenden Lauscher, der während dessen immer den Augenblick wahrnimmt, ein paar Sprünge zu machen, so weit er kann, denn sobald der Hahn schweigt, darf sich nichts mehr rühren; das Knistern eines dürren Reises, das Rauschen eines Blattes ist dann im Stande ihn zu scheuchen, und oft ist der Jäger genöthigt, in der unbequemsten Lage das Beginnen eines neuen Spiels abzuwarten. Einem jungen Waidmann klopft bei diesem Anlaß, je näher er kommt, das Herz so gewaltig, daß er den Vogel dadurch aufzuschrecken fürchtet, und fieberhafte Ungeduld schnürt ihm die Kehle, bis er endlich unter oder neben dem Baume steht, auf welchem er das Falzen hört, ohne den Hahn sehen zu können, den dichtes Gezweig verbirgt. Nun ist es Regel, unter der beim Anspringen beobachteten Vorsicht, wo möglich einen Punkt zu suchen, von dem aus der Baum sich gegen den Himmel zeichnet, aufzupassen, wo eine dunkle Masse sichtbar wird, die sich bald duckt, bald hebt, und den verliebten Vogel während des Falzens zu schießen. Es ist schon vorgekommen, daß ein Schütz in der Dunkelheit einen Klumpen Schlingkraut in den Aesten für den Hahn hielt und diesen der Knall des verirrten Schusses nicht von dannen trieb, so vertieft war er im Eifer, seine Sehnsucht zu verkünden.

Die Falzwege werden wohl auch ganz bequem gemacht oder gar mit Dielen belegt; doch läßt sich dies nicht stets ausführen und ist manchmal eine unnütze Mühe, da öfters der Hahn für gut findet, sich einen andern Baum zu wählen als den, zu welchem der Weg führt. Der einzige bisher bekannte Versuch, den Hahn zu Pferd anzuspringen, ist nicht glücklich ausgefallen. Das Pferd, von einer kleinen Race, war abgerichtet worden, auf einen Druck

der Wade immer zwei Sprünge zu machen und dann bis zur Wiederholung des Zeichens still zu stehen, während der Reiter weder beim Sprung noch beim Stillstehen die auf dem Hals hängenden Zügel anrührte; aber beim ersten Versuch im Wald rutschte das Thier auf den feuchten Brettern des Falzwegs, stürzte und des Herrn gespanntes Geschoß ging so unglücklich im Fallen los, daß es tödtlich getroffen ward. — Jedenfalls scheint das Ansprengen des Reiters dem Charakter dieser Jagd nicht zu entsprechen und die reizenden Schwierigkeiten derselben in Mißmuth erregende Unmöglichkeiten zu verwandeln. — Welche Anziehungskraft aber diese Art des Waidwerks ausübt, zeigt deutlich der Umstand, daß auch die Wilderer so außerordentlich dafür eingenommen sind, obschon sie stets der Hahn mehr kostet, als er ihnen einbringt, selbst wenn es ihnen gelingt, die gesuchte Beute zu erlegen. Das Erlegen des Birkhahns auf den Schneefeldern ist in gewisser Beziehung minder schwierig, namentlich für den Schützen, dem das Anspringen und die dabei so häufig vorkommenden Wechselfälle erspart werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Mai.

Grippe. Theater.

Während unsere römischen Nachbarn am Morgen nach dem lezten berüchtigten Moccoliabend ihren Pasquino durch einen Zettel verziert hatten, der die dem römischen Hof bedenkliche Inschrift trug: „prova di una opera seria,“ besingt unser Völkchen in einem harmlosen Scherz die veränderte Laufbahn eines jungen Mannes, der seine Praxis als Arzt aufgab und in den Dienst des Mars übertrat.

Ha cessato d'ammazzare,
Si ha fatto militare,

wiederholt die Volksmelodie aller Ecken, die Schuld der hiesigen Aerzte und die Unschuld der Krieger auf diese unzweideutige Weise verherrlichend. Inwiefern man berechtigt sey, sich über das italienische Militär lustig zu machen, lasse ich dahingestellt; die Aerzte aber müssen durch einen eigenen Grad von Unwissenheit und Charlatanerie die geringe Achtung sich verdient haben, in welcher sie in Italien namentlich beim Mittelstande und beim gemeinen Mann stehen. Ihr Benehmen während der Cholera war auch nicht geeignet, ihren Kredit wiederherzustellen oder zu mehren; und hätte nun die Grippe auch noch einen irgendwie gefährlichen Charakter gehabt, so wären Aerzte und Arzeneien vollends außer Cours gekommen. Hier aber suchte uns dies Uebel durchaus auf schonende Weise heim, obwohl in der Woche vor Ostern Alles krank war und, wahrscheinlich etwas übertrieben, 2/3 der ganzen Bevölkerung bettlägerig gewesen seyn sollen. Daß die Krankheit wirklich nicht allein in andern Städten Toskana's, sondern auch namentlich hier in Florenz stark um sich gegriffen hatte, zeigten die damals fast verlassenen Cafe's, welche, namentlich die berühmteren, für den gesunden oder kranken Zustand der Stadt untrügliche Thermometer zu seyn pflegen. Das elendeste Frühlingswetter mag dazu beigetragen haben, die Anwesenheit dieses ungebetenen Gastes über alle Gebühr bei uns zu verlängern. „Anche il cielo ci abbandona!“ klagen die italienischen Poeten, und in der That ist die Beobachtung richtig, daß man seit einigen Jahren keinen eigentlichen Frühling mehr kennt. Man hat einen Winter, wie im Norden, in den Monaten, welche sonst Frühling und Sommer hießen, viele trübe, naßkalte, einzelne brennend heiße Tage; jenes Blau, welches sonst von Mitte Aprils bis gegen den 20sten August etwa in ungetrübter Heiterkeit den italienischen Himmel bildete, und die Landleute oft zu jener Aeußerung zu bringen pflegte: „non sa piu piovere,“ ist ganz abhanden gekommen. Ehemals forderte jede der vier Jahrszeiten ihre eigene, angemessene Kleidung; daran denkt jezt Niemand mehr; höchstens vertauscht man noch im Juni, Juli und August die Winterkleidung mit einem leichtern Sommeranzuge.

Das Theaterpersonal in der Pergola hat sich, der Grippe ungeachtet, männlich gehalten, und während der Fastenzeit in ungefähr zwanzig Vorstellungen fortwährend den Marino Faliero gegeben. Die Besezung war wirklich in den Hauptpartien ausgezeichnet; über die Ungher und über Coselli berichtete ich Ihnen schon früher; jezt will ich nur hinzufügen, daß Duprez den Fernando gab, und nach einer ziemlich langen Abwesenheit mit Beifall aufgenommen wurde. Duprez hat weder einen besonders frischen, noch einen umfangreichen Tenor; er weiß dies aber, und hält mit seinen Mitteln so Haus, daß der Mangel im Ganzen wenig fühlbar wird, und dem Uneingeweihten sogar für gute Schule gelten kann. Ob er wirklichen Kunstforderungen zu genügen vermöge, wird sich jezt, da er für die französische Oper in Paris gewonnen ist, gar bald herausstellen. Die Frühlingssaison hat man mit „Torquato Tasso“ begonnen. Da diese Oper, eigens von Donizetti für Ronconi gesezt, hier jezt von diesem gegeben wird, hatte man ein Recht, wenigstens etwas Ungewöhnliches zu erwarten; es ist aber die alte italienische Leierei, die immer in derselben Art wiederkehrt und einem allen Geschmack an Musik, wenigstens an solcher Musik, im Innersten verleiden muß. Es ist unbegreiflich, wie man solches Zeug noch in deutschen Blättern loben kann. Donizetti hat unstreitig bedeutendes Talent, die Vielschreiberei aber hat ihn schon im Belisar und in mancher andern Oper weit unter Rossini und Bellini trivial gemacht. Es hält schwer, die Schönheiten des M. Faliero und des Elixir d'Amore hier wiederzuerkennen. Ronconi, wie schon früher einmal erwähnt, der beste und musikalisch am richtigsten gebildete Baryton in ganz Italien, leistet, was man in solcher Lage irgend vermag; die Mazzarelli (Prinzessin Leonore), vor einem Jahr als Adalgisa in der Norma kaum mehr als vielversprechende Anfängerin, durch den Vortrag des berühmten Trinkliedes in der Lucrezia Borgia plözlich zur musikalischen Celebrität gestempelt, hat für eine solche Rolle in ihrer Altstimme ein bedeutendes Minus von Tönen; aus ihren dunkeln Augen aber strahlt das Feuer einer ganz und gar sizilianischen Leonore wieder, die, wie die Florentiner sagen, „mit den Augen lächelt,“ (ride cogli occhi) daß sie schon deßwegen gerne gesehen wird. Und dennoch blieb das Haus jeden Abend leer; selbst das große Ballet: „der portugiesische Renegat,“ lockte keine Zuschauer an. Jezt ist man bedacht, das Publikum durch eine Buffooper von Ricci, die einstudirt wird, wieder zu versöhnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 44.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 1. Juni 1837.

Der Pariser Salon im Jahre 1837.

IV.

Das Genre ist, wie die leichte Literatur, in Frankreich jedes Jahr sehr ergiebig; es beschränkt sich hauptsächlich auf die Darstellung von Scenen aus dem bürgerlichen Leben und todten Naturgegenständen; es ist mitunter komisch, niemals tragisch. Das Schöne, das Große, das Erhabene, die Poesie sind dem Genre unzugänglich. Die materielle Vollkommenheit in der Nachahmung sind gewissermaßen seine Hauptzwecke. In diesem Sinne ist das Genre demnach ein untergeordneter Nebenzweig der Kunst.

Die Griechen scheinen die Genremalerei den Zimmerverzierern und Vergoldern überlassen zu haben. In Italien kam sie erst auf, als die großen Schulen sich ihrem Verfalle zuneigten; sie entwickelte sich besonders in der venetianischen Schule, welche von allen italienischen Malerschulen unbedingt die prosaischste war. Der Geschmack für diese Art von Malerei nahm bald überhand und wurde immer allgemeiner; er herrschte ausschließlich in der niederländischen Schule vor, welche fast nur Genremaler aufzuweisen hat; in der deutschen und englischen Schule wurde er gleichfalls prädominirend.

In Frankreich, wo die Kunst fast immer den Traditionen der alten Italiener treu geblieben ist, hat die Genremalerei nie einen bedeutenden Einfluß und Umfang gewonnen. Unter der Regierung Ludwigs XIV. war sie beinahe unbekannt; in der lezten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts blühte sie eine Zeit lang, verschwand aber wieder unter der Republik und dem Kaiserreich. Wir kennen nur die Namen von vier oder fünf französischen Genremalern, die einigermaßen berühmt geworden sind: Valentin, Oudry, Watteau, Chardin, Greuze, Lenain, und unter diesen gibt es noch einzelne, welche man eben so gut zu den Historienmalern rechnen könnte. Uebrigens sind sie mit den Teniers, Dow, Paul Potter, A. Kupp, Rembrandt und so vielen andern gar nicht in Vergleich zu stellen und nehmen auch nur den zweiten Rang in der französischen Schule ein.

Seit 15 oder 20 Jahren scheinen die Franzosen den ganz entgegengesezten Weg eingeschlagen zu haben. Die Genremalerei ist gegenwärtig der hervorstechendste Charakterzug der französischen Schule. Die meisten der berühmtesten französischen Maler neuerer Zeit, wie Horace Vernet, Paul Delaroche, Granet, Decamps, Bellangé, Biard u. s. w. sind Genremaler. Im Genre zeigen sich ohne Widerrede die größten, freiesten Talente; hier allein tritt Spontaneität in der Manier und wahre Originalität in der Ausführung hervor. In den höheren Regionen der Kunst lebt man, wie gesagt, nur von Erinnerungen, Traditionen, veralteten Systemen und redlichen Absichten. Die Künstler haben nie so viel raisonnirt und philosophirt, als heutzutage. Bevor sie zu malen anfangen, legen sie sich die Frage vor: ob es denn wirklich eine moderne Kunst gibt und wie sie beschaffen seyn muß? als ob das ihre Sache wäre, um die sie sich zu bekümmern hätten. Mit den Poeten ist es noch schlimmer bestellt. Sie wollen durchaus, daß ein Gedicht entweder eine politische, oder eine religiöse, oder eine sociale Tendenz habe; mehrere von diesen bilden sich ein, daß, wenn sie 8 bis 10,000 Verse zusammengereimt, sie ein eben so großes Kunstwerk als die Bibel und die Iliade zu Stande gebracht hätten, und sie würden ihre Mühe für verloren halten, wenn sie nichts als reine Poesie gedichtet. Diese nachtwandelnden, grübelnden Poeten und Maler, welche die Tendenz des Jahrhunderts aufsuchen, vergessen, daß den kommenden Jahrhunderten die Auflösung dieses Räthsels vorbehalten ist. Die Kunst würde nur gewinnen, wenn sie weniger in die Tiefe ginge; die Ueberlegenheit der modernen Genremaler beweist es. Es ist ein wahres Glück, daß es heutzutage noch Künstler gibt, welche ein Pferd, einen Hund, einen Topf mit Levkoien und einen Kessel malen, wie man ehemals einen Heiligen, einen Engel, eine Hölle und ein Paradies malte, nämlich ganz einfach und ohne geheimnißvolle Umschweife. In der Zeit, worin wir

gegenwärtig leben, ist es nicht so leicht, als man sich einbildet, in einem Pferde nur ein Pferd, nichts mehr und nichts weniger und nichts Anderes, zu sehen. Seitdem man die Mikroskope und Teleskope der Physiker auf die moralische Welt gerichtet hat, will sich Niemand mit dem einfachen Gebrauch seiner Augen begnügen. Die, welche das natürliche Gesicht noch behalten haben und anwenden, gehören bereits zu den seltenen Ausnahmen, welche gleich Jedermann bemerkt. Einige französische Genremaler haben diese Eigenschaft unbestritten erhalten.

So oft ich noch von Genrebildern gesprochen habe, ist es mir nie in den Sinn gekommen, eine Definition davon zu geben, weil dieselbe nothwendig Widerspruch finden würde. Das Wort „Genre" ist nicht sehr alt, aber sein Ursprung ist nichts desto weniger in eben so dicke Nebel gehüllt, als der Ursprung des Menschengeschlechts. Jedermann braucht das Wort „Genre" und zwar in einer gewissen Bedeutung, wie es scheint, weil man sich versteht, ohne gerade genau zu wissen, was es heißt und bezeichnet. Wenn wir daher versuchen wollten, es zu erklären, so würde seine Klarheit sofort verschwinden; man thut besser daran, es in jenem vagen Ohngefähr zu lassen, dem zufolge es etwas bedeutet. Die meisten Worte aller Sprachen befinden sich übrigens in demselben Falle. Wir beschränken uns deßhalb darauf, zu bemerken, daß alle Gemälde und Künstler, welche wir weiter unten aufführen, für uns Genrebilder und Genremaler sind.

Die Gemälde, welche das Privilegium haben, die Blicke der Menge zu fesseln, sind nicht zahlreich; gewöhnlich gibt es nur zwei oder drei in jeder Ausstellung, welche die Gunst des Publikums in einem ausschließlichen Grade gewinnen. Vor zwei Jahren war es „der Tod des Herzogs von Guise" von Delaroche; im vorjährigen Salon theilte sich die Vogue zwischen der „Eberjagd" von Horace Vernet und der „Revue der Nationalgarde" von Biard; auf der diesjährigen Ausstellung bezauberte ein Gemälde unseres Landsmanns Winterhalter alle Blicke.

Winterhalter, dessen für jeden französischen Mund unaussprechlicher Name voriges Jahr zum erstenmal im Katalog des Salons figurirte, debutirte bekanntlich mit einem hübschen Bilde, il dolce far niente betitelt. Das war eine Gruppe von jungen Männern, Frauen, Mädchen und Kindern in neapolitanischem Kostüm, die halb sitzend, halb liegend, halb schlafend, halb blinzelnd, im Schatten schöner Bäume ausruheten und den unbeschreiblich süßen Genuß des Nichtsthuns einathmeten. Ueber das Ganze hatte der Künstler eine glühende Mittagssonne verbreitet und einen ächt italienischen Charakter. Das Nichtsthun ist zwar eine süße Sache in jedem Lande und zu jeder Jahreszeit; aber besonders süß ist es in den südlichen Ländern und im Sommer, gegen zwei, drei Uhr Nachmittags, wenn auch nicht das leiseste Lüftchen weht und man in der ganzen Landschaft weit und breit kein anderes Geräusch, als den einschläfernden Gesang der Heuschreckengrillen hört. In dem Augenblick ist keine andere Lage als die horizontale möglich; ohne die Mücken würde man glauben, man sey im Paradiese. Das Bild, welches Winterhalter dies Jahr ausgestellt und Décameron betitelt hat, ist dem Far niente in vieler Beziehung ähnlich. In dem anmuthigen Garten einer prächtigen italienischen Villa, der an die Gärten Armidens erinnert, ist eine Gruppe von 10 jungen Männern und Frauen versammelt, welche eine von den hundert galanten Novellen des Dichters von Certaldo erzählen hören, die auf Befehl der nach solchen Erzählungen sehr lüsternen Königin von Navarra ins Französische übertragen wurden. Hr. Winterhalter hat auf seiner Leinwand gleichfalls eine Uebersetzung des Werks von Boccacio geliefert und zwar eine sehr gelungene. Die Gruppe der Erzählenden ist allerliebst; keine Figur gleicht der andern und jede ist wunderbar schön. Der Künstler hat seinen Personen nicht sowohl die kräftige Schönheit gegeben, welche den Zügen eine edle Leidenschaft, ein tiefes Gefühl leiht; sondern er hat seine Gestalten vielmehr mit einer weichen, wollüstigen Schönheit ausgestattet, wie sie Heinse in seinen Romanen geträumt und Friedrich Schlegel in seiner Lucinde preist. Es ist nicht wohl möglich, in einem so kleinen Raum mehr mannichfaltige Anmuth und Schönheit, geistvolle Eleganz und Feinheit zu concentriren. Hie und da tritt vielleicht ein wenig Affectation hervor; manche weibliche, übrigens wunderschöne Köpfe erinnern an englische Kupferstiche; der junge Mann in rothen Hosen, dessen Figur zur Hälfte in Halbtinten gemalt ist, kann nicht idealer gedacht werden; alle Stellungen der Figuren sind natürlich, und die auf dem Rasen sitzenden Frauenzimmer finden alle eine passende Gelegenheit, auf die ungezwungenste Weise von der Welt ihre niedlich geformten Füße bewundern zu lassen; außerdem sind sie in so romantische und phantastische, aber immer geschmackvolle Kostüme gekleidet, daß man die Augen von diesen holden Erscheinungen nicht wegwenden mag. Fürwahr, man athmet vor dem Winterhalter'schen Bilde eine Atmosphäre von Paphos und Knidos, und ein französischer Kritiker sagt mit Recht, daß Hr. Winterhalter mit seinem Pinsel dasselbe gethan hat, was Parny mit seiner Feder. Ich weiß nicht, ob der Anblick des Winterhalter'schen Décameron nicht eben so verlockend und gefährlich ist, als die Lectüre des Décameron von Boccacio. Indem wir diese Behauptung aufzustellen geneigt sind, sprechen wir vielleicht von moralischem Standpunkte aus einen Tadel gegen den Maler aus; von dem künstlerischen Standpunkte dagegen aus kann dieser Vergleich Herrn

Winterhalter nur schmeichelhaft erscheinen. Hr. Paturle, der Deputirte und Besitzer der Leopold Robert'schen „Fischer", hat das Winterhalter'sche „Décameron" für 10,000 Franken angekauft.

Die „Brunnenscene bei Neapel" ist von demselben Künstler in demselben Styl gearbeitet, wie das Décameron. Es hat uns viel Mühe gekostet, dieses kleine Gemälde zu entdecken, weil es fast ganz von der Menge der großen Bilder erdrückt ist. Es hat dieselben Eigenschaften, dieselbe Vollendung, wie das vorhin genannte; nur statt 4 hat es kaum 1½ Quadratschuh Umfang. Man kann sich nichts Graziöseres, Entzückenderes vorstellen, als jene Gruppe von vier jungen Mädchen, welche unter dem Schutz einer dicken Weinlaube, durch welche einige Sonnenstrahlen hereindringen, dem Gesange eines jungen Neapolitaners zuhören. Eine davon, welche ihre nackten Füße auf einer steinernen Bank ausstreckt, ist zum Verlieben schön. Wenn man einer von den andern den Vorzug geben müßte, so könnte es nur das schöne Kind seyn, welches seinen Arm in den Brunnen taucht, oder vielleicht die Brünette, welche ihren Kopf an jene weiße Marmorsäule lehnt und unter ihren stolz und majestätisch gewölbten Augenbrauen tödtliche Blitze hervorschleudert. Das Mädchen, was in Robert's „Schnittern" auf dem Wagen sizt, hat kein vollkommneres Oval, kein lieblicheres Lächeln als dieses Mädchen in der Winterhalter'schen Brunnenscene. Dieses kleine Bild ist ein Meisterstück, und eben so viel werth, als die von Robert in dieser Art. Wenn es auch nicht die erhabene, erhöhte Stimmung der Robert'schen Bilder hat, so hat es dagegen mehr Leichtigkeit, Grazie und Anmuth.

Einer der beliebtesten französischen Genremaler ist gegenwärtig Biard, welcher leztes Jahr die „Revue einer Dorfnationalgarde", vor zwei Jahren „den gutmüthigen Gendarmen" und den „Sklavenhandel", und in den früheren Salons die „herumstreichenden Komödianten" und den „Bonhomme tropique" ausgestellt hat. Biard ist ein wahrhaft origineller Künstler, der Niemanden copirt und den noch Niemand copirt hat. Er beweist durch sein Beispiel mehr als jeder Andere, daß man mit Beharrlichkeit und andauerndem Fleiße seine eigene Natur besiegen kann. Die Gabe des Colorits war ihm fast gänzlich versagt; man sieht es noch jezt seinen Bildern an, daß der Pinsel in seiner Hand lange ein widerspenstiges Instrument gewesen, welches seiner Auffassung nicht nachkommen wollte. Seine Farbe war gewöhnlich fahl und einförmig; in seinen besten Scenen bemerkte man einige Verwirrung und Unordnung, welche nicht sowohl von der schlechten Anordnung der Gruppen und Figuren, als von der Gleichförmigkeit des Farbentons herrührten. Man mußte ganz nahe an seine Bilder herantreten, um die Einzelheiten zu unterscheiden und das Ganze klar aufzufassen. Das Licht mangelte, und in Folge dessen auch der Raum und das Relief. Man findet zwar noch gegenwärtig in den Werken Biard's einige Spuren der ursprünglichen Abwesenheit von Perspective und Färbung; in seinem „Duquesne, der nach der Bombardirung Algiers im J. 1683 die europäischen Sklaven befreit," hat z. B. der Hintergrund des Gemäldes nicht Tiefe genug, und das Piratennest, welches man durch das Takelwerk des Schiffes hindurch sieht, erscheint viel zu nahe im Verhältnisse zu der Entfernung, welche die den übrigen Gegenständen angepaßte Ausdehnung andeutet. Im Vordergrund dagegen macht Biard diese Mängel wieder gut; hier zeigen sich seine wahren, tüchtigen Eigenschaften: eine muntere, übersprudelnde Laune, eine glückliche Beobachtungsgabe, welche ohne Aufwand künstlicher Mittel vom Sentimentalen zum Komischen überspringt und dem Beschauer bald eine Thräne der Rührung, bald ein herzliches Gelächter entlockt, endlich ein tiefes Gefühl für Form und Ausdruck. Alle diese schätzbaren Eigenschaften finden wir in hohem Grade in dem eben erwähnten Bilde wieder; die Composition zeigt uns eine ernste und rührende Scene, welche zugleich durch angenehme Details anheitert. Die Folgen eines Schiffbruchs haben einen andern Charakter: hier vermählt sich das Burleske mit dem Schrecklichen, was leider in unserer sublunarischen Welt oft vorkommt. Man möchte laut auflachen über das närrische Kostüm und die befremdenden Grimassen jener Wilden, wenn man nicht zu gleicher Zeit die Gegenstände sähe, welche in ihnen die Ausbrüche jener wilden Freude hervorlocken, nämlich eine Gruppe nackter Weiber und Kinder, welche die Wellen ans Ufer geworfen haben, und für welche die Cannibalen einen Scheiterhaufen bereiten. Diese Gruppe ist, was die Ausführung anlangt, sehr schön und zeichnet sich besonders aus. Das Familienbad ist stets von einer großen Menge Zuschauer belagert und erregt mitunter ein schallendes Gelächter. Es ist in der That eine drollige Scene. Indessen finde ich, daß jener Dickwanst von Philister mit herabhängendem Unterleib, der sein Buch unterm Arm, seine Brille auf der Nase und seinen Regenschirm überm Kopf, zögernd und mit sauertöpfischer Miene seine Füße ins Wasser steckt, ein sehr wenig schmeichelhaftes Schauspiel bietet. Der Künstler hätte vielleicht besser daran gethan, wie die Söhne Noah's zu handeln und einen Mantel über die Blößen unserer Väter zu werfen. Das kleine Genrebild: die getheilten Honneurs, gefällt mir ungleich besser; man kann nichts Komischeres sehen, als den Spießbürger, welcher mit dem Orden der Ehrenlegion und seiner Gemahlin vor einem Posten vorübergeht, der dem Ritter der Ehrenlegion das Gewehr präsentirt, für welche Ehrenbezeugung der Mann mit dem militärischen Gruße und die Frau mit einem graziösen Knickse dankt. Das ist ein kleines Meisterwerk,

worin sich der launigste Muthwille offenbart. Ein gleiches Lob kann man dem Harem ertheilen, einer allerliebsten Karrikatur auf orientalische Sitten.

Hr. Decoene aus Brüssel scheint denselben Weg, wie Hr. Biard, einschlagen zu wollen. „Wie! Ihr eßt Fleisch an einem verbotenen Tage! Ihr werdet dafür ....“ Mit diesen Worten, welche den Titel des Decoene'schen Gemäldes ausmachen, begrüßt ein Pfarrer seine Beichtkinder, welche er eines Freitags Mittags besucht und bei einem Schinkenschmause antrifft. Dieser spaßhafte Einfall, welcher hier zu Lande etwas abgenuzt ist, hat in Belgien noch eine zeitgemäße Bedeutung, weil die katholische Geistlichkeit in diesem Lande einen großen Einfluß ausübt und noch größere Ansprüche geltend macht. Das Gemälde ist demnach in seiner Weise eine Vertheidigungsrede zu Gunsten der Gewissensfreiheit und eine Motion zur Abschaffung der Fasten. Die Scene ist ganz angenehm zu sehen, die Details sind geistreich und das Ganze ist nicht ohne Glück und Geschmack angeordnet; das Colorit ist der bei weitem schwächste Theil des Bildes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstausstellung in Kassel.

Das unterzeichnete Comité des Kurhessischen Kunstvereins wird, wie in den beiden Vorjahren, vom ersten bis lezten September d. J. die dritte Ausstellung von Werken lebender Meister veranstalten.

Die Künstler, welche geneigt sind, dabei zu concurriren, werden daher ersucht die Sendung ihrer Werke spätestens gegen den 20. August hierher an den Conservator des Vereins, Hrn. Professor Zusch, zugleich mit der Benachrichtigung gefällig bewirken zu wollen, ob und zu welchem Preise solche verkäuflich sind, dieser auch die Bezeichnung des Gegenstandes oder dessen kurze Beschreibung beizufügen.

Es wird gebeten, jedes Gemälde, höchstens zwei, in eine Kiste, wohlverwahrt zu verpacken.

Die durch den Transport verursachten Kosten trägt der Verein. Auf den Fall des Nichtverkaufs wird um gleichzeitige weitere Bestimmung der eingesendeten Werke ersucht.

Kassel, am 24. April 1837.

Das Comité des Kurhessischen Kunstvereins.

Der Präsident:	Der Secretär:
Ober-Bau-Director	Ober-Bau-Rath
Bronins.	**Kühnert.**

Nachrichten vom April.

Persönliches.

München, 22. März. Der Architekt Heideloff in Nürnberg, welchem diese Stadt mehrere Bauwerke in alterthümlichem Styl verdankt, ist zum Conservator ernannt worden.

Paris, 19. April. Dem Medailleur David ist von den Kammern eine Pension von 2400 Fr. bewilligt worden.

Nekrolog.

München. Am 9. April starb in Hohenschwangau der in der Kunstwelt rühmlich bekannte Architekturmaler Dom. Quaglio plötzlich an einem Schlagfluß. Er war 1788 geboren. Die Stadt Füßen hat ihm in ihrer Mitte eine würdige Leichenfeier veranstaltet. Die Welt verliert an ihm einen der ausgezeichnetsten Architekturmaler, einen Künstler von großer Auffassungsgabe und Gewandtheit in Behandlung der schwierigsten Gegenstände. Bei seiner unermüdlichen Thätigkeit hat er eine große Anzahl von Gemälden, Lithographien, Radirungen und Zeichnungen geliefert. Zu wünschen ist, daß die vortrefflichen Zeichnungen, die er auf einer Reise nach Italien für den englischen Kunstfreund, Hrn. Gally Knight, zum Behuf einer Geschichte der italienischen Architektur des Mittelalters gefertigt hat, bald von diesem herausgegeben werden. Seiner lezten Beschäftigung im Auftrag Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen, das Schloß Hohenschwangau einzurichten und dessen Verzierung anzuordnen, unterzog er sich mit rastlosem Eifer und dem glücklichsten Erfolge. (Vergl. die biographische Skizze über ihn im Kunstblatt vorigen Jahres S. 299 ff.)

Dresden. Am 4. April verstarb hier der Kupferstecher Chr. Ernst Stölzel, Lehrer an der Kunstakademie. Sein vorzüglichstes Werk ist die Krönung der heil. Jungfrau nach Rafaels Bild in der vatikanischen Sammlung.

Paris, 31. März. Der ausgezeichnete Geschichtsmaler Coutan ist dieser Tage hier gestorben und heute begraben worden. Er läßt eines der großen Gemälde, welche die Deputirtenkammer schmücken sollen, unvollendet zurück; auch hatte er einen bedeutenden Antheil an der Decorirung der Kirche Notre Dame de Loretto, in welcher seine Leichenfeier stattfand.

Akademien und Vereine.

Berlin. In der Gesammtsitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften verlas Hr. Panofka eine Abhandlung: „Argos Panoptes, aus Zeugnissen alter Schrift und Kunst ans Licht gestellt,“ worin er namentlich auf eine sehr alte Volcentische, im Besitz des Hrn. W. Hope in London befindliche Vase aufmerksam macht, auf welcher der Argos merkwürdiger Weise, als ein vom Kopf bis Fuß, vorn und hinten, mit Augen bedeckter Mann dargestellt ist. — In der Sitzung am 6. Februar theilte Hr. C. Ritter die Hauptergebnisse seiner Untersuchungen über die architektonischen Denkmale an der großen Königsstraße, zwischen Indien, Persien und Bactrien mit, welche unter dem Namen Topes seit Kurzem in großer Anzahl entdeckt worden sind. Der Verfasser wies den genauen Zusammenhang derselben mit dem Religionssystem der Indier auf das Scharfsinnigste nach.

Posen. Hier hat sich unlängst ein Kunstverein für das Großherzogthum Posen constituirt, der bereits nahe an 1000 Mitglieder zählt und schon dieses Jahr um Johannis eine Kunstausstellung veranstalten wird, zu der man bereits auf 600 Gemälde versprochen hat. Der Verein ist übrigens in den Cyclus der ostpreußischen Vereine von Königsberg, Danzig, Stettin und Breslau aufgenommen worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 131.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 2. Juni 1837.

Zu solchen Seligkeiten,
Vom Weichling nie gekannt,
Winkt täglich dem Geweihten
Dianens Zauberhand.

v. Wildungen.

Das Waidwerk.

(Fortsetzung.)

Uebrigens ist die Jagd auf das edle Geflügel in einer Art immer belohnend, auch wenn sie fehl schlägt, weil sich stets seltene Bilder vor den Blicken entrollen, welche ungewöhnliche Beziehungen des in der Civilisation lebenden Menschen zu der wilden Natur darbieten; denn die nächtlichen Gänge bei Fackelbeleuchtung und in der ersten räthselhaften Morgendämmerung durch den Hochwald, das Nachtlager auf moosbewachsenem Gestein, das Erwachen des Tages auf der Höhe, während noch tiefe Nacht Thäler und Schluchten deckt, das glitzernde, blendende Schneegefild als Vordergrund zu den tiefliegenden, noch in Duft und Dämmerung träumenden Matten der bebauten und bewohnten Niederung, dies Alles und noch manches andere bildet Gegensätze zum gewöhnlichen Leben, die ihre Wirkung selten verfehlen und sich dem Gedächtniß um so tiefer einprägen, je weniger der Beschauer an solche Eindrücke gewöhnt ist. Doch soll damit nicht gesagt seyn, daß die Gewohnheit einen empfänglichen und gebildeten Sinn dafür abstumpfe, denn was sie an der einen Seite dem Reiz der Neuheit nimmt, das ergänzt sie auf der andern durch die Behaglichkeit des wohlverstandenen, mithin ungestörten Genusses.

Wenn wir erst jezt von der **Gemsjagd** zu reden anfangen, so verfahren wir allerdings nicht in derjenigen Ordnung, die ein systematischer Leser von uns zu verlangen vielleicht berechtigt wäre; doch verleitet uns dazu die Betrachtung, daß wir diesen Abschnitt nicht besser schließen mögen, als mit derjenigen Jagd, welche die Mehrzahl der deutschen Waidmänner nur vom Hörensagen kennt und die eigentlich nur in ihrer felsigen Heimath etwas gilt, während anderwärts davon so tolle und abenteuerliche Fabeln erzählt werden, daß viele Leute sich entschlossen haben, gar nichts mehr zu glauben, woran aber diesmal nicht die Jäger schuld sind, obschon sie allgemein als Erzlügner verschrieen werden, sondern meist Reisebeschreiber, die von der ganzen Sache nichts verstehen.

Die Gemsjagd ist geschichtlich ehrwürdig durch den Namen Kaiser Maximilians, der sich selbst nichts lieber nannte, als einen „Gemsensteiger,“ auf dem grünen Hut den „Gamsbart“ trug und ein Schütze war, den keiner noch übertroffen, bis etwa auf des Amerikaners Cooper fabelhaften Jäger, dessen Kugel den Rehbock in voller Flucht zwischen den Augen trifft, näher dem rechten oder linken, oder gerade in der Mitte, wie es just begehrt wird, und der sonst noch Kunststückchen ausführt, die Kaiser Max so wenig für möglich gehalten haben würde,

als unsere Zeitgenossen selbst, die doch mit Schrot schießen und dabei sich noch etwas einbilden, wenn sie unter zehn Wachteln nur drei fehlen.

Die Art und Weise des kaiserlichen Waidmanns war, die Gemsen auf dem Pürschgang zu erlegen, wie es noch heutzutage meist geschieht und wozu ein ganz erfahrener Jäger und unerschrockener Kletterer erfordert wird. — Ein gewöhnliches Treibjagen bietet wenig Vergnügen, denn die angestellten Schützen müssen auf öden Klippen viele Stunden lang warten und es dennoch dem guten Glück überlassen, ob auch nur eine Gemse zum Schuß gebracht wird, weil es unmöglich ist, in den Felsen so sicher die Wechsel zu verstellen, wie dies in den Forsten ausführbar ist. Hingegen ist ein eingerichtetes Hauptjagen wohl zu bewerkstelligen, befriedigt aber nicht denjenigen, der es liebt, den Gemsbock in seinen eigenthümlichen Revieren aufzusuchen, denn dies ist der eigentliche Reiz dabei, so wie beim Erlegen des Auergeflügels, das sicherlich nicht zur hohen Jagd gerechnet würde, wenn es in den Niederungen umherflatterte wie die Feldhühner. Vor einigen Jahren wurde bei Berchtesgaden ein großes Jagen auf Gemsen eingerichtet, und es war ihrer eine große Menge zusammengetrieben worden. Hier zeigte sich König Ludwig als einen echten und gerechten Waidmann, denn in Betrachtung, daß nur der sich solle rühmen dürfen, eine Gemse erlegt zu haben, der sich auch die Mühe gegeben, die Felsen zu erklimmen, legte er sein Geschoß bei Seite, ließ der Gesellschaft bedeuten, dasselbe zu thun und sich mit ihm als friedliche Zuschauer an dem malerischen Schauspiel zu ergötzen, das die vom Gebirg zum und in den See getriebenen Rudel darboten.

Die Gemsjagd ist bei weitem nicht so gefährlich, als viele Leute behaupten wollen; nur sey der Jäger schwindellos und fest auf seinen Füßen, dann wird ihm das Emporklimmen an steilen Felswänden, das Hinabsteigen auf schmalen Kämmen, das Abfahren an Schneehängen oder über Geröll nicht furchtbar scheinen, mithin auch nicht furchtbar seyn; er trage die breitsohligen Bundschuhe, wie sie der Aelpler trägt, und er mag mit Sicherheit auf jegliche Felsenspitze springen, wo nur zwei Menschenfüße Platz finden; vor allem aber sey er der Reviere und der Wetteranzeigen kundig, oder mit einem erfahrenen Führer versehen, denn die eigentliche Gefahr bringen die Nebel, welche den überraschten Wanderer in weiße Schleier hüllen, so daß er die eigenen Füße nicht mehr erblickt, nahen aber höchst selten so ganz unversehens, daß es nicht mehr möglich wäre, die schlimmsten Spitzen oder Abhänge vorher zu verlassen und wenigstens einen jener Pfade zu erreichen, auf denen von hundert zu hundert Schritten leitende Steinhaufen zusammengetragen sind, die zu irgend einer Sennhütte führen. — So ist die Gefahr der Gemsjagd in den Gebirgen beschaffen, auf welchen der Verfasser dieser Blätter in freudiger Jugend dem Waidwerk oblag, und wahrscheinlich ist es nicht anders auf den Alpen der Schweiz, so daß auch dort das Unglück nur den Leichtsinn oder die Unbesonnenheit trifft, wo nicht einer jener Zufälle sich offenbart, von denen wir glauben möchten, daß sie „geschrieben standen.“

Die Jagd auf Auerochsen besteht bei uns nicht mehr, und wir können nichts darüber angeben, als was vor einiger Zeit die Zeitungen aus Polen meldeten, daß nämlich dort in einem gewissen Reviere deren gehegt werden und bei Todesstrafe verboten ist, einen zu erlegen; eine Jagd, die ausnahmsweise angestellt wurde, scheint übrigens dargethan zu haben, daß man die ganze Sache nicht recht angegriffen. Doch können wir, bei dem Mangel aller genaueren Nachrichten, dies nicht mit Bestimmtheit behaupten. — Unsere Vorfahren erlegten den Ur auf ihre mannhafte Weise und rotteten ihn aus; auf einer solchen Jagd gewann des jungen Babenbergers kecker Muth der kaiserlichen Gnade ein Pfand ab, das später durch Verleihung der österreichischen Gauen gelöst wurde.

(Schluß des dritten Artikels.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Ich setze hiemit eine andere wichtige astronomische Neuigkeit in Verbindung, nämlich die am Ende des März gemachte Beobachtung eines der bedeutendsten Sonnenflecken, über welche Beobachtung mir eine Notiz von dem verdienstvollen Astronomen Pastorf zu Buchholz (unfern Frankfurt an der Oder) vorliegt. Dieser Sonnenfleck nahm etwa den 500sten Theil der ganzen (Kugel) Oberfläche der Sonne ein, indem er nahe an 200 Millionen Quadratmeilen groß war, indeß jene ganze Sonnenoberfläche bekanntlich über 100,000 Millionen Quadratmeilen enthält. Gleichzeitig waren noch neun andere Sonnenflecke, ebenfalls von sehr bedeutender Größe, sichtbar; das Merkwürdigste der Erscheinung bestand aber darin, daß sich alle diese Flecke deutlich von sehr glänzendem Lichtgewölk umflossen zeigten, welches seine Farbe und seinen Ort sichtlich veränderte, und in dessen Umgebung jene Flecke selbst sich gleichsam wie schwarze Crater ausnahmen. Diese Beobachtung bestätigt vortrefflich die in diesen Blättern schon öfters geltend gemachte, besonders von Herschel vertheidigte Ansicht über die eigentliche Natur der Sonne, welcher Ansicht gemäß dieses Gestirn an und für sich ein dunkler, aber von einer Lichtsphäre eingehüllter Körper ist, woraus folgt, daß die Flecken nur entstehen, indem sich Oeffnungen in dieser Lichtsphäre bilden, durch welche

man, wie durch Crater in das Innere eines Vulkans, so auch bis auf den dunkeln Sonnenkern hinab blicken kann. Diese Meinung von der physischen Beschaffenheit der Sonne wird noch durch einen andern, seltener erwähnten Umstand auffallend bestätigt. Allermeistens werden nämlich die Sonnenflecken nur in der Nähe des Sonnenäquators gefunden. Die Risse in der Lichtsphäre aber, welche angegebenermaßen die Erscheinung der Flecken verursachen, sind eine offenbare Folge von großen, in dieser Sonnenhülle vorgehenden Revolutionen, welche leztere durch die Arendrehung des großen Sonnenkörpers begünstigt werden. Die Gewalt dieses lezteren Impulses ist nun unter dem Aequator am bedeutendsten, und die Rotationsgeschwindigkeit eines Punktes des Sonnenäquators ist zugleich viermal größer als beim irdischen Gleicher.* Die Entstehung der Flecken vorzugsweise in der Sonnenäquatorialzone folgt also aus der Rotation, gleichwie dieser leztere Grund umgekehrt keinen Zweifel über die angegebene Natur der Erscheinung übrig läßt. Die Sonnenflecke sind demnach, eben wie es die neueste Beobachtung, welche uns auf diese wiederholten Betrachtungen geleitet hat, oben so treffend bezeichnet, gleichsam Crater, in welche man, durch die getrennte Lichtsphäre hindurch, bis auf den dunkeln Sonnenkörper hinabsieht und deren oberen Rand das dort zusammengehäufte Lichtgewölk gleichsam umwogt. — Diese neue Beobachtung von Pastorf schließt sich so genau an Herschels Behauptungen über die Naturbeschaffenheit des Sonnenkörpers an, daß man darüber gar keinen Zweifel mehr hegen darf.

Indem wir von diesen astronomischen Betrachtungen zu physikalischen übergehen, begegnen wir zunächst einer sinnreichen thermometrischen Uhr, einer Erfindung von Jürgensen zu Kopenhagen, deren zwar schon in einer der vorjährigen Sitzungen der Pariser Akademie der Wissenschaften durch Arago ehrenvolle Erwähnung geschehen ist, über deren Einrichtung wir uns aber erst seitdem näheren Aufschluß haben verschaffen können. Diese Uhr gibt nämlich die mittlere Temperatur an, welche im Laufe eines ganzen Tags Statt gefunden hat. Die Spirale der Uhr ist zu dem Zwecke so construirt, daß sie mit eintretender Temperaturveränderung ihre Länge und also die Anzahl der Schwingungen hinreichend verändert. Kennt man nun die Mitteltemperatur, bei welcher die Uhr genau richtig geht, d. h. 86,400 Sekundenschläge in 24 Stunden mittlerer Zeit macht, so läßt sich natürlich aus einer Veränderung dieser Anzahl von Schlägen, welche sich durch bloße Vergleichung des Standes der thermometrischen Uhr mit jeder andern genauen Uhr ergibt, auf eine größere oder geringere Veränderung der Länge der Spiralfeder, und also, da diese Länge von der Temperatur abhängt, auf leztere schließen. Die große Bequemlichkeit einer solchen Uhr wird besonders von denjenigen erst recht gewürdigt werden, welche mit Bestimmung der mittlern Tagestemperatur nach dem bisherigen Verfahren beauftragt gewesen sind, und zu dem Zwecke ein gewöhnliches Thermometer im Laufe des Tages mehrmals äußerst genau ansehen, die verschiedenen Stände notiren, addiren und daraus das arithmetische Mittel nehmen mußten. Eine vervollkommnete Mechanik ist also auch in diesem Falle wieder dahin gelangt, dem Menschen einen Zeitaufwand und eine Mühe abzunehmen; aber was wird der Sterbliche am Ende mit so viel disponibel werdender Zeit und so viel Kräften anfangen, wenn die Mechanik zulezt noch dahin gelangt ist, ihm alle und jede eigene Anstrengung zu ersparen? Die Frage ist ernster, als viele Leser meinen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Der Sonnenäquator ist etwa 100mal größer als der irdische. Die Rotation der Sonne dauert etwa 25 irdische Tage; also legt der rotirende Punkt des Sonnenäquators in 25 Tagen 100mal so viel Weg zurück als ein Punkt des irdischen Aequators in einem Tag, d. h. seine Geschwindigkeit ist viermal größer.

Aus der Tagesgeschichte.

Das geraubte Kind.

Wir würden einen Preis für die beste Novelle über den folgenden Stoff aussezen, wenn bei dergleichen überhaupt etwas herauskäme.

Am verflossenen 20sten Mai waren alle Straßen Londons, die nach Old-Bayley führen, mit bewegten, neugierigen Haufen angefüllt. Vor den Assisen steht Georg Hammon, 41 Jahre alt, Porträtmaler, angeklagt, einen Gaukler, James Baldwin, absichtlich um's Leben gebracht zu haben. Der Angeklagte gesteht Alles zu, erklärt aber, er erkenne sich in seinem Gewissen als nicht schuldig. Der Richter ruft: „So merkt auf! Eure Mitbürger, Eure Pairs werden Euch richten. Gott sey mit Euch!“ Der Schreiber verliest die Anklageakte, der öffentliche Ankläger hält seinen Vortrag und schließt so: „Geschworne, mit Rührung erkennen wir es an: nie ist ein Fall vorgekommen, der dringender eure Nachsicht in Anspruch nimmt, als der des unglücklichen Hammon. Doch überlaßt es unserm gnädigen Könige, die Strafe zu mildern, ja sie ganz zu erlassen. Eure Pflicht ist es, euer Schuldig über den Mann zu sprechen, damit Jedermänniglich es erfahre, wie Niemand das Recht hat, selbst Gerechtigkeit zu üben.“ Der Richter fragt den Angeklagten, ob er noch etwas zu sagen habe, und dieser nimmt das Wort: „Mylord und ihr Herrn, mit Freude lege ich, der ich nie im Leben wegen des geringsten Vergehens vor Gericht gestanden, meine Ehre und mein Leben in eure Hände. — Es sind jezt drei Jahre, da verlor ich ein Kind, ein kaum vierjähriges Mädchen, das einzige Pfand eines lieben Weibes, einer Heiligen, die jezt im Himmel ist; ich

verlor es — es starb nicht wie seine Mutter in meinen Armen; ich verlor es — es ward mir gestohlen; und es war so gut, so schön, mein Alles auf dieser Welt! — Mylord und ihr Herrn, von dem, was in mir vorging, sage ich nichts. Mein kleines Besitzthum ging für Ankündigungen, für fruchtlose Nachforschungen darauf: ich verkaufte meine Möbeln, meine Gemälde, Alles. Drei Jahre lang durchzog ich jede Stadt, jeden kleinen Flecken in diesen drei Königreichen; überall suchte ich mein Kind, nirgends fand ich eine Spur von ihm. So oft ich mir durch Porträtmalen so viel verdient hatte, daß ich wieder Ankündigungen einrücken lassen konnte, kam ich hieher nach London zurück. Da, an einem Freitag, am verflossenen 14ten April, ging ich durch Smithfield und bemerkte mitten auf dem Markte eine Truppe Luftspringer. — Ein Kind stand auf dem Kopfe und drehte sich auf einer Art Hellebarde im Ring herum. Ein Strahl aus der Seele der Mutter muß die meinige durchzuckt haben, daß ich es so wieder erkannte. Ja, es war mein armes Kind! Seine Mutter wäre ihm zugelaufen, hätte es in die Arme geschlossen; aber ich — ich stürzte mich auf den — auf den Menschen — und — ich weiß nicht, wie es zuging, wie ich schwacher, sanfter Mann das konnte — ich riß ihn nieder an seinen bunten Lappen, ich stieß ihn gegen den Boden — ich brachte ihn um! — Wohl hat es mich nachher gereut, aber im Augenblick that es mir nur leid, daß ich ihn nur Einmal umbringen konnte." — Richter. Dies sind keine christlichen Gesinnungen, obwohl natürlich und begreiflich. Wie sollen Gott und die Geschwornen Euch vergeben, wenn Ihr selbst nicht vergebt? — „Ich weiß nicht, was Ihr, Mylord, und die Geschwornen über mich verhängen, aber das fühle ich: Gott hat mir vergeben. Ihr wißt nicht — ich wußte es selbst nicht, was der — der Mensch mir gethan. Gute Leute brachten das Kind zu mir in's Gefängniß; aber es war nicht nur nicht mehr so hübsch wie sonst — ich hörte es fluchen, ich fand es verkrüppelt in Elend und Verderbniß, und es kannte mich nicht mehr! Es kannte mich nicht mehr — wißt ihr, was das heißt? Er hat mir das Lächeln meines Kindes, er hat mir seine Seele gestohlen, der Elende — und ich habe ihn nur Einmal umgebracht!" — Die Jury spricht nach nur augenblicklicher Berathung ihr nicht schuldig. Man mußte Hammon ein Geleite nach Hause geben, sonst hätten ihn die versammelten Weiber im Triumph davongetragen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Mai.

(Fortsetzung.)

Die Charfreitagsprocession in Prato.

In dem uns benachbarten Prato wurde die dort eigenthümliche und nur alle drei Jahre wiederkehrende Procession des Charfreitags diesmal besonders feierlich begangen. Hier im Süden steht diesem Aufzuge kaum etwas Aehnliches zur Seite; die Kreuztragung, welche im bayerischen Hochgebirge auf entsprechende, aber durchaus passendere Weise dargestellt wird, bildet hiezu ein Gegenstück, das dennoch so viele Verschiedenheiten darbietet, daß man füglich aus diesen beiden Processionen die verschiedenen Volkscharaktere deduziren könnte. Diesmal war das Wetter so unfreundlich, wie es nur seyn konnte; der Regen goß den ganzen Tag in Strömen herab. Da aber kein Beispiel existirte, daß der Zug des schlechten Wetters wegen je unterblieben, so ließen die Pratesen den Muth nicht sinken, beklagten freilich, daß ihre fünfzigtausend Fremde, die sich sonst einfinden sollen, wo nicht gänzlich, doch zum größten Theil fehlen würden, vertrösteten aber dennoch stets auf den Abend. Gegen vier Uhr etwa ließ der Regen nach; von Florenz kamen einzelne Kutschen an, zahlloses Landvolk aber strömte aus den näher liegenden Dörfern herbei. Gegen ein Uhr in der Nacht machte der Zug von St. Francesco sich auf den Weg, wo bis dahin bei der auf einem prächtigen Katafalk ruhenden, hölzernen Statue des Christus von den Stadtsoldaten die Ehrenwache gehalten wird. Obwohl die Stadt klein ist und nur die Hauptstraßen durchzogen werden, dauert die ganze Procession doch leicht an drei Stunden. Voraus schreiten zwei schwarzgekleidete Signori des Städtchens, welche dem zu beiden Seiten aufgereihten, jetzt plötzlich verstummten Volk das Silenzio bedeuten, und dieses durch einen Wink mit dem Taschentuch gebieten, wo sich noch irgend eine flüsternde Stimme vernehmen läßt. Es folgt die römische Kavallerie, immer ein Führer mit zwei Reihen von Gemeinen, diese durch Küraße und Helme, jener überdies noch durch einen prächtigen, an spanische Tracht erinnernden Sammtmantel stattlich herausgepuzt. Es wird kein Commando irgend einer Art vernommen; es herrscht die tiefste und allgemeinste Stille, welche nicht einmal durch die Hufe der Pferde unterbrochen wird. Die Sitte heischt, daß ihnen die Eisen für diesen Abend abgelöst werden. Zunächst schließt sich nun die römische Infanterie an, welche nebst der ihnen folgenden, passenden Musik den eigentlichen heiligen Zug vorbereitet und eröffnet. Es beginnt dieser mit dem schwarz verschleierten Crucifix, dem die Leidenswerkzeuge von Knaben nachgetragen werden, welche die untersten Weihen empfangen haben. Jedem dieser Träger zur Seite gehen zwei andere Knaben mit Wachskerzen, denen wieder jedesmal zwei schwarzgekleidete Bürger und zwei Männer von der Brüderschaft des h. Franz, diese mit Pechfackeln, die Seite decken. Diese gewaltig lange Reihe beschließt die Geistlichkeit des Orts, in einem solcher Feier angemessenen, aber immer prächtigen Ornat. Jedes Paar von ihnen hat wieder einen Knaben in der Mitte, welcher eine weiße Fahne trägt, auf welcher mit großen goldenen Buchstaben in lateinischer Sprache die Worte angebracht sind, welche auf das Ende Christi Bezug haben. Die Todtenstille wird nun auf einen Augenblick von den Klageliedern des geistlichen Sängerchors unterbrochen, der der früher genannten, mehr denn lebensgroßen, nackten Figur Christi voranschreitet. Diese, nun ein wandernder Katafalk, wird auf einer Sammtbahre unter einem schwarzen Baldachin vorübergetragen und von dem zahlreichen Gefolge einer barmherzigen Brüderschaft begleitet, deren Wald von Fackeln in der dunkelsten, von keinem Stern erhellten Nacht einen magischen Reflex auf den alten Dom Prato's warf. Gedämpfte Töne der mit schwarzem Flor überzogenen Pauken verkünden dann die Nähe der Madonna, die, eine lebensgroße, aufrechtstehende, hoch emporgetragene Figur in Trauerkleidern, auf Hals und Brust mit einigen silbernen Votivtäfelchen geschmückt ist. Der Rest der Brüderschaft mit einer nicht geringen Anzahl von Fackeln bildet ihr Gefolge, Stadtsoldaten mit gesenkten Flinten und die römische Kavallerie den Nachtrab, endlich das in unzähliger Menge nachströmende Volk das Ende des ganzen Zugs.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 56. Freitag, 2. Juni 1837.

Römische Geschichte.

4) Geschichte der Römer, ihrer Herrschaft und Kultur, von Erbauung Roms bis zum Untergange des weströmischen Reiches, zur allgemeinen Belehrung und Unterhaltung, so wie zum Gebrauch in Gymnasien, Real- und höhern Bürgerschulen, dargestellt von Dr. Franz Fiedler, Oberlehrer am Gymnasium in Wesel. Leipzig, 1836. VIII und 448 S. 8.

Es fehlt zwar nicht an Werken, welche Roms Geschichte für die Unterrichtung der Jugend, so wie für Belehrung und Unterhaltung des gebildeten Publikums behandeln, und erst in neuester Zeit sind deßfalls zwei Werke von Gailer und Ernesti erschienen. Das Werk, welches Herr Fiedler verfaßte, entspricht seiner Bestimmung ungleich besser. Er erzählt mit Uebergehung alles dessen, was ohne gelehrtere Kenntnisse nicht verstanden werden kann, in einer allgemein faßlichen Sprache die wichtigsten Thatsachen im Zusammenhange, hebt die anziehendsten Partien aus der Kultur und Sittengeschichte hervor, beschreibt uns die Eigenthümlichkeit der Verfassung, ihre Ausbildung und ihren Verfall mit großer Umsicht. Zu den Vorzügen des Werkes verdient auch die Einrichtung gezählt zu werden, daß er die geographischen Namen so viel als möglich aus der neuern Geographie erklärt, und die Lage der Oerter so bestimmt hat, daß man sie auch auf neuern Landkarten finden kann, während gerade diese Nachweisung in den meisten historischen Lehr- und Handbüchern fehlt. Und doch ist es durchaus nöthig, bei jeder Begebenheit auch den Ort sich zu vergegenwärtigen, wo sie geschah, weil sonst unser historisches Wissen ohne Haltung ist, und gleichsam bodenlos in der Luft schwebt. Noch größere Anerkennung aber verdient der Fleiß und die Umsicht, womit der Verfasser, so weit es der Umfang seines Werkes erlaubte, die Verfassung des römischen Staates geschildert hat. Es wäre nur zu wünschen, daß der Verfasser die Entwicklung der Künste und Wissenschaften deutlicher nachgewiesen, und der Kaisergeschichte eine größere Ausführlichkeit gegeben haben möchte. Auch die Sagengeschichte, die er zwar viel wissenschaftlicher erzählt, als es in andern Lehr- und Handbüchern geschieht, dürfte durch eine größere Würdigung der Forschungen von Niebuhr, Schlegel und Wachsmuth noch viel mehr an Gründlichkeit gewonnen haben. Um das bisher besprochene Werk in das gehörige Verhältniß zu den Büchern von Gailer und Ernesti zu setzen, müssen wir noch bemerken, daß in den leztern zwei Werken die römischen Alterthümer mit besonderer Aufmerksamkeit in einem

eigenen Anhange behandelt sind, die Herr Fiedler natürlich nur in so weit berücksichtigen konnte, als dies zum Verständniß der Geschichte nothwendig war. Die typographische Ausstattung des Buches verdient Anerkennung; der Preis (1 fl. 48 kr.) ist billig.

5) Denkwürdigkeiten des alten Roms, für alle Freunde der älteren Geschichte, vorzüglich für die reifere Jugend bearbeitet von J. E. Gailer, Lehrer an dem Lyceum in Tübingen. Zwei Abtheilungen, mit 76 lithographirten Tafeln. Reutlingen, 1834. VIII und 329 S. gr. 8.

Ein Werk über Rom, welches die Geschichte und die Alterthümer seiner Bewohner umfaßt, ist für das gebildete Publikum ein großes Bedürfniß. Wir wollen die vielen Vorzüge der römischen Geschichte von Fiedler nicht verkennen, und keineswegs in Abrede stellen, daß sie über die innern Verhältnisse, über Künste und Wissenschaften vielfache und sehr schätzbare Aufschlüsse enthalte; allein eine vollständige Uebersicht der römischen Alterthümer gibt sie nicht. In dieser Beziehung finden wir das Unternehmen des Herrn Gailer sehr rühmlich. Sein Werk besteht aus zwei Abtheilungen, von denen die erste die Geschichte, die zweite die Archäologie enthält.

Wir wollen zunächst die Geschichte, welche viel ausführlicher seyn dürfte, etwas näher in das Auge fassen. Der Verfasser beginnt dieselbe mit Aeneas, und geht nach einer kurzen Darstellung seiner Wanderungen auf Romulus über; die geographische Uebersicht Italiens ist in einem Anhange beigefügt. Nach unserm Dafürhalten muß die Geographie eines Landes, welche den Schlüssel zum Verständnisse der Geschichte enthält, den Anfang machen. Es ist aber nicht genug, die einzelnen Provinzen anzuführen, sondern es muß auch die Beschaffenheit des Bodens und das Klima geschildert, und der Einfluß desselben auf die physische und geistige Beschaffenheit des Volkes gezeigt werden, was der Verfasser leider nicht gethan hat.

An die Geographie Italiens sollte sich eine Uebersicht der einzelnen Völker, welche dieses Land bewohnten, anreihen. Diese fehlt im vorliegenden Werke gänzlich. Und doch ist es eine bekannte Sache, daß Rom in der frühesten Zeit fast der unbedeutendste Ort war, und seine Größe erst durch die Unterwerfung der übrigen Völker Italiens erlangte. Auch werden z. B. die Etrusker, Samniter in den alten Schriftstellern sehr oft erwähnt, so daß man schon deßhalb einen Abriß ihrer Geschichte in einem für Studirende bestimmten Werke nicht übergehen kann. An die Lateiner und Etrusker knüpft sich die Entstehung der Stadt Rom. Man kann den Ursprung derselben durchaus nicht verstehen, wenn man nicht die Beziehung der zuletzt genannten Völkerschaften zu derselben kennt.

Wir wünschten, daß Herr Gailer erst die Bedeutung der Wanderungen des Aeneas nach Latium erklärt, und dann gezeigt hätte, daß Rom von den Etruskern gegründet, und durch Ansiedelung der Lateiner am Fuße des palatinischen Berges erweitert wurde. Ueberhaupt bedauern wir, daß er die neuern Forschungen gar nicht beachtete, wodurch sein Werk doch Studirenden erst recht nützlich geworden wäre. Wenn man auch nicht verlangen kann, daß die Resultate der neuesten Forschungen, welche von der Erzählung des Livius völlig abweichen, in den eigentlichen Text aufgenommen werden, so dürfen sie deßhalb doch nicht mit Stillschweigen übergangen, sondern sie müssen in den Anmerkungen in möglichster Kürze mitgetheilt werden, um die Studirenden in den Stand zu setzen, den Gehalt der verschiedenen Sagen gehörig beurtheilen zu können. Bei der Geschichte der Republik sind besonders die samnitischen, die punischen und die Bürgerkriege so kurz dargestellt, daß man kaum eine allgemeine Uebersicht gewinnen kann; die Kaisergeschichte ist noch kürzer gefaßt. Es ist allerdings wahr, daß diese für die Jugend in gewisser Beziehung anstößig ist. Allein dies ist nur dann der Fall, wenn sie nicht mit der gehörigen Umsicht behandelt wird.

Die zweite Abtheilung, welche die Archäologie enthält, dürfte ebenfalls viel ausführlicher seyn. Der Verfasser gibt uns zuerst eine Beschreibung der Stadt Rom, geht dann auf die gottesdienstliche Verfassung, die Staatseinrichtung und das Kriegswesen der Römer über; den Schluß bildet eine kurze Darstellung der häuslichen Verhältnisse. Wir glauben, daß auch die Leistungen in Kunst und Wissenschaft in einem Werke, das für die studirende Jugend bestimmt ist, beachtet werden müßen. Hätte der Verfasser von der Geschichte der römischen Literatur nur eine gedrängte Uebersicht gegeben, dabei aber die Forschungen der neuesten Zeit gehörig gewürdigt, so würden wir ihm Dank wissen.

Den Schluß des Werkes bildet a) ein kurzer geographischer Ueberblick sämmtlicher zum Römerstaat gehörigen Länder und b) ein kurzer geographisch-geschichtlicher Abriß von dem alten Griechenlande, wegen der zu Rom gehörenden griechischen Staaten, der besser weggeblieben wäre, da sich Griechenland nicht nur so beiläufig abthun läßt.

Da der Verfasser von der Nützlichkeit bildlicher Vorstellungen aus eigener Erfahrung überzeugt zu seyn glaubte, so richtete er sein Werk so ein, daß es eine fortlaufende bildliche Reihe der merkwürdigsten Ereignisse enthielte, weil durch die Anschauung solcher Bilder auch

der Zusammenhang des Ganzen eher im Gedächtnisse haftet. Wir sind der nämlichen Meinung. Nur glauben wir, da die Steindrücke nicht zum besten sind, so wäre es besser gewesen, wenn die 52 Abdrücke, welche sich auf die Geschichte beziehen, ganz weggeblieben, und bloß die zur Archäologie gehörigen, welche viel besser sind, beigegeben worden wären.

6) Ueber die Politik des Marcus Agrippa in Bezug auf die römische Staatsverfassung von Dr. P. S. Frandsen. Altona, 1835. 31 S. gr. 4.

Unter den vielen Männern, welche bei Augustus in besonderem Ansehen standen und durch dasselbe auf die Umgestaltung der römischen Republik großen Einfluß ausübten, stehen, wie bekannt, Mäcenas und Agrippa oben an. Ihre Geschichte muß nach allen Beziehungen vorerst beleuchtet werden, ehe sich eine gründliche und allen Anforderungen entsprechende Würdigung des Kaisers Augustus erwarten läßt. Das vorliegende Werkchen soll bloß zur Ankündigung eines größern Werkes über Agrippa dienen, und nach dieser Probeschrift zu urtheilen, hat er sich fleißig mit den Quellen der Geschichte des Augustischen Zeitalters beschäftigt, und einen gesunden Sinn. Zuerst beweist er, daß Agrippa keineswegs Republikaner war, wie man bisher fälschlich glaubte. Die Hauptursache dieses Irrthums lag in einer Rede, die nach Dio Cassius Agrippa gehalten haben soll, um den Augustus zur Wiederherstellung der Republik zu vermögen. Unbegreiflich ist es, wie sich diese Ansicht fast bei allen Gelehrten Eingang verschaffen konnte. Woher soll Dio dieselbe genommen haben? Wer kann glauben, daß, wenn Agrippa wirklich sich hierüber gegen den neuen Imperator geäußert hätte, er seine Gedanken in einem solchen rhetorischen Gewande vorgetragen hätte, oder daß sein ganzer Vortrag zur Kenntniß des Publikums gelangt sey? Man sieht, wenn man die Rede des Mäcenas betrachtet, durch die er den August von der Nothwendigkeit überzeugt, die Regierung zu behalten, auf den ersten Augenblick, daß beide Reden das Machwerk eines Rhetors oder des Dio selbst seyen, daß Agrippa bloß deßhalb bei Dio für die Republik sprechen muß, um dann von Mäcenas desto glänzender und vollständiger widerlegt zu werden. Im zweiten Kapitel trägt der Verfasser die positiven Gründe für seine Ansicht vor. Derjenige, welcher bedenkt, daß Agrippa schon als achtzehnjähriger Jüngling als Ankläger gegen Cassius auftrat, daß er dem Augustus die Weltherrschaft nicht bloß erkämpfte, sondern ihm auch später bei allen wichtigen Angelegenheiten die größten Dienste leistete, wird gewiß zur Ueberzeugung kommen, daß Agrippa dies nicht gethan haben würde, wenn er die monarchische Regierungsform nicht für die passendste gehalten hätte. Im dritten Kapitel wird das Verhältniß zwischen Agrippa und Augustus erörtert. Hier hat sich Herr Frandsen offenbar von einem Vorurtheile leiten lassen. Er meint, Agrippa habe aus ehrgeizigem Streben nach einem Ziel mit Augustus sich selbst an dessen Stelle setzen wollen. Diese Vermuthung können wir durchaus nicht theilen, da sie sich weder durch die Quellen begründen, noch aus dem Charakter und Benehmen des Augustus erklären läßt. Wie hätte Agrippa, um nur auf diesen Punkt aufmerksam zu machen, alle Unternehmungen in der Art fördern können, in welcher er es that, wenn er den Gedanken gehabt hätte, die römische Herrschaft für sich in Anspruch zu nehmen? Warum Augustus den Agrippa in den Orient entfernte, ist dunkel, und dürfte schwerlich auf eine für Alle gleich befriedigende Weise jemals aufgeklärt werden. Der Verfasser betrachtet diese Entfernung als ein durch die Unzufriedenheit und den Neid des Augustus befohlenes Exil. Eher möchte dieselbe in einem gespannten Verhältniß zwischen Marcellus und Agrippa gesucht werden dürfen. So wenig uns dieses Kapitel genügte, so sehr hat uns das vierte angesprochen, in welchem der Verfasser von Agrippa als Schwiegersohn des Augustus und muthmaßlichen Thronerben handelt.

7) Ferienschriften von Carl Zell, Doctor der Philosophie und Professor der alten Literatur an der Universität zu Freiburg. Freiburg im Breisgau, Wagner, 1833. IV und 210 S. 8.

So freundlich die beiden ersten Sammlungen der Ferienschriften von dem Publikum aufgenommen wurden, eben so wohlwollend dürfte auch diese dritte empfangen werden, welche vier sehr gehaltvolle Abhandlungen über das klassische Alterthum und einige sehr schöne Gelegenheitsgedichte enthält. Die erste Abhandlung erörtert die Ansichten des Aristoteles über den Sinn des Geschmackes. Nachdem sich der Verfasser längere Zeit mit den übrigen Schriften des Stagiriten beschäftigt hatte, wünschte er mit den naturwissenschaftlichen Werken dieses großen Philosophen näher bekannt zu werden, und dies war die Veranlassung zu diesem Aufsatze. Obwohl sich Herr Zell nur auf eine historische Darstellung der Aristotelischen Ansichten, ohne alle weitere Beurtheilung und Erörterung des naturwissenschaftlichen Inhaltes, beschränkte, so dürften doch die Resultate seiner Forschungen den Naturhistorikern nicht minder erwünscht seyn, als sie es für die Gelehrten und Freunde des klassischen Alterthums sind. Für die letzteren hat auch die zweite Abhandlung über eine auf der Insel Chios gefundene

griechische Inschrift besonderes Interesse. Unter den Einrichtungen des öffentlichen Lebens der Hellenen gehören die gymnastischen und musikalischen Wettkämpfe zu den interessantesten. An den Kultus geknüpft, und darum mit besonderer Würde und Bedeutsamkeit versehen, machten sie zugleich einen Haupttheil der öffentlichen Unterhaltungen und Volksfeste aus. Anfangs war diese öffentliche Feier nur auf Leibesübungen eingeschränkt; bald aber, bei der steigenden Entwicklung der griechischen Bildung, traten geistige Uebungen hinzu, und beide zusammen stellten in ihrer Verbindung jene Harmonie leiblicher und geistiger Kräfte im vollkommensten Lichte dar. So wie im Staate jeder für sich etwas gelten wollte, und dadurch das republikanische Wesen entstand, so war überhaupt fast keine Aeußerung leiblicher oder geistiger Kraft, keine Fertigkeit und Kunst, ja sogar kein natürlicher, ohne persönliches Verdienst zugetheilter Vorzug, der sich nicht öffentlich geltend zu machen strebte. Man pflegte die Namen der Sieger in öffentlichen Gedenktafeln aufzuzeichnen. Solcher Protokolle der gymnastischen und musikalischen Wettkämpfe, gleich allen andern öffentlichen Urkunden nach der Sitte des Alterthums auf Stein oder Erz geschrieben, haben sich mehrere erhalten. Die bedeutendsten darunter sind einige attische und ganz besonders, obgleich aus später Zeit, einige böotische, der Stadt Thespias angehörig, nicht weit von dem Helikon, dem Sitze der Musen, gefunden. Zu dieser Klasse von Inschriften gehört nun auch die oben bezeichnete, über welche sich Herr Zell mit großer Kenntniß der Verhältnisse des Alterthums verbreitet. Daß nur Chier unter den Siegern erscheinen, beweist, daß diese Festspiele nicht so allgemein bekannt oder so bedeutend waren, daß sich viele fremde Theilnehmer hätten einfinden können. Die Verbindung der Musen mit Hercules ist hierbei eben so bedeutsam als gewöhnlich. Erscheint ja doch dieser Gott, als Hercules Musagetes, so oft in der Gesellschaft der Musen, so wie er mit Hermes als Schutzpatron der Gymnastik galt. Jener Verbindung der beiden Gottheiten entspricht bei den hier verzeichneten Festspielen sehr angemessen die Verbindung der gymnastischen und musikalischen Wettkämpfe. Von den musikalischen und poetischen Wettkämpfen finden wir aufgezeichnet: Das Vorlesen, die Rhapsodie und zwei Arten des Citherspieles, freilich im Vergleich mit andern solchen Protokollen keine sehr lange und mannichfaltige Liste, die jedoch die wesentlichsten der bei solchen Gelegenheiten üblichen Produktionen enthält.

Ungleich anziehender für **alle** Leser, die auf Bildung Anspruch machen, ist die dritte Abhandlung über **Tacitus als Staatsmann in seinem praktischen Leben**, die wir als die Krone des Werkchens bezeichnen zu dürfen glauben. Zu einer vollständigen Darstellung der ganzen Individualität des großen Geschichtschreibers gehört die **Darstellung seines Thuns und Wirkens im praktischen Leben**. Diese große Lücke, die sich in allen Lebensbeschreibungen des Tacitus zeigt, hat Herr Zell ausgefüllt. Die Resultate seiner Forschungen sind in Kürze folgende. Bei dem Anfang seiner politischen Laufbahn unter Vespasian und Titus gab dem Tacitus sowohl die geringere Bedeutung der Aemter, als die Art und Weise der damaligen Regierungen wenig Gelegenheit, seine politischen Gesinnungen zu zeigen. Eben so können wir aus seinem spätern Amtsleben weniger bezeichnende Züge erwarten, weil dieser Theil in die glücklicheren Zeiten Nerva's und Trajans fällt, wo Conflikte politischer Interessen und Ansichten nicht leicht vorkommen konnten. So blieben also fast ausschließlich die fünfzehn Jahre der Regierung Domitians übrig, welche des Tacitus kräftiges Mannesalter, seine Prätur und seine Wirksamkeit als Senator in sich begreifen. Tacitus gehörte, wenn auch nicht innerlich im Gemüthe, doch äußerlich in seiner Amtsthätigkeit und überhaupt in politischer Hinsicht zu den Gemäßigten, und wenn er auch die edleren Charaktere unter denjenigen anerkannte, welche mehr von den idealen Ansichten der stoischen Philosophie und den Erinnerungen der Republik bei ihrem praktischen Wirken ausgingen, als von dem Boden der Wirklichkeit, so war er dennoch weder enthusiastischer Bewunderer, noch Nachfolger, das Nützliche und Ausführbare dem Glänzenden, aber Nutzlosen vorziehend. Bei seiner genauen Kenntniß der Schicksale des römischen Reiches mußte er die Nothwendigkeit der monarchischen Verfassung einsehen, und konnte in seinem praktischen Leben die Ansichten, Wünsche und Träume derjenigen nicht theilen, welche aus historischen Reminiscenzen und philosophischen Ideen dem Principat selbst wiederstreben zu müssen glaubten. Um so weniger mußte er sich zu denjenigen hingezogen fühlen, welche aus bloßer Eitelkeit, aus unlauterem Ehrgeiz oder leidenschaftlicher Feindseligkeit eine ähnliche Sprache führten. Er ist gegen leztere so sehr auf seiner Hut, daß er auch da vor falschen Darstellungen warnt, wo sie gegen Tyrannen gerichtet waren.

Die vierte Abhandlung enthält Betrachtungen über die Wichtigkeit des Studiums der klassischen Literatur für die Bildung unserer Zeit und ist mit vieler Wärme geschrieben.

d.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Wolfgang Menzel**.

№ 132.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 3. Juni 1837.

— Quae nunc gens acceptissima nostris
Et quos praecipue fugiam, properabo fateri.
Juvenal.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Den 21sten März.

Havre.

Gesellschaften.

Wir sind in der Charwoche; Ostern, das Fest der Freude, ist vor der Thüre und auf den Dächern und auf der Straße liegt der Schnee einen halben Fuß hoch und auf den Fensterscheiben stehen die Träume der Nacht in Blumen und Arabesken vereist. Schlechtes Wetter ist überall ein böser Gast, in einer französischen Provinzialstadt aber ein wahres Unglück. In ganz Havre nicht ein einziges Lesekabinet, und die Kaffeehäuser die leibhaftige Prosa des deutschen Philisterthums mit obligatem Dominosteingeklirre auf den kalten marmornen Tischplatten! Das deutsche Philisterthum, das Schlaraffenleben in den deutschen Wirthshäusern und in den Familienzirkeln der kleinern Städte ist der Kirchhof der Kraft, das Treibhaus der Beschränktheit. Aber es hat dennoch seine poetische, oder soll ich sagen seine gemüthliche Seite? In den französischen Provinzialstädten gibt es ungefähr so viele Philister als in Deutschland; sie sind so kleinlich, so gehaltlos wie ihre germanischen Wahlverwandten, aber sie sind meist kälter, berechnender und schaler. Ich bin nicht in einer einzigen deutschen Dorfkneipe gewesen, wo ich nicht wenigstens einen originellen Schulmeister, Küster, Glöckner, Pächter oder Taglöhner gefunden hätte, nicht in Einer Stadtschenke, wo nicht der Gevatter Schneider, Schuster oder Schmidt den Gästen das Bier mit einem kernhaften Eulenspiegelwitze gewürzt hätte. Ich entsinne mich nicht, je in Frankreich einer ähnlichen Erscheinung begegnet zu seyn, und die Franzosen selbst erkennen an, daß ein solcher Nachkömmling des hochseligen Eulenspiegels für Frankreich eine ausländische Waare ist, denn sie nennen ihn le lustig de la société. Bis in die kleinsten Städte hinab ist in Frankreich Alles der Affe eines Pariser Musters, und was uns in Paris durch seine Großartigkeit, durch seine Neuheit wenigstens auffällt, wenn auch nicht anzieht, erregt in der Provinz dadurch, daß es eine Nachahmung, eine fratzenhafte Satire des Pariser Lebens wird, inniges Mitleiden, oft Kopfschmerzen und meist Gähnen und Langeweile, wenn man eben aus Paris kommt und dort, was in der Provinz noch neu ist, bereits vor Monaten, oft vor Jahr und Tag an Altersschwäche sterben sah und zu Grabe geleiten half. In einer französischen Provinzialstadt muß man entweder zum Einsiedler werden oder, was noch gräßlicher ist, Dominospieler, wenn man nicht die Mehrzahl der Abende sich tödtlich langweilen will. Ich habe zwar bis jezt nur in Havre, Rouen und Nancy gewohnt, und kann daher nur von diesen französischen Städten — Straßburg ist deutsch — sprechen, aber von dort verbürge ich, daß man nur die obige schreckliche Alternative hat.

Aber die Gesellschaften? Ja, da sprudelt der Esprit. Noch schmerzt mich der Kopf vom Genusse desselben in Paris, und nun gar der mit dem Wasser der Langeweile versezte, aus Feuilletonsartikeln und Reminiscenzen der Hauptstadt abgezogene bittersüße Essiggeist alter verlegener Aepfel! Mich ekelte überhaupt selbst in der Hauptstadt der Esprit, das gebrannte Wasser des Wițes, überall an, wo er aufgetischt wurde. In der Provinz erscheint er nur noch schaler, weil er ausgeschossene Waare ist, die man in Paris nicht anbringen konnte. Der Himmel bewahre mich in alle Zukunft vor einem spirituellen Menschen, vor einer spirituellen Gesellschaft! Ich kenne nur Ein größeres Uebel, das ist ein sentimentaler, tanzender Thee; denn ich will es im Falle der Noth noch erlauben, daß man den Geist, den Verstand, oder, um ja nicht mißverstanden zu werden, den Esprit nothzüchtigt, aber wer dies mit dem Gemüthe, dem Gefühle versucht, wird wirklich zum Verbrecher. Man steinige ihn, um gerecht zu seyn; er verdient's. Ueberdies ist das Gefühl noch ungleich leichter zu erheucheln, als Esprit, und schon deßwegen die Sünde, das Verbrechen gefährlicher, und somit nach Feuerbachs und überhaupt jeder ehrlichen Abschreckungstheorie viel strafbarer. Ich habe mich oft genug täuschen lassen, wenn mir eine schöne Seele ein nach der Vogelorgel ihrer Frau Mama eingelerntes Stückchen hochsentimentaler Freundschaft und Liebe vorleierte, und habe daher ein Recht, strenge gegen die germanische Erbsünde zu seyn. Mit den Vogelorgelstückchen des Esprits ist mir nie etwas Aehnliches begegnet, und so hege ich keinen Groll gegen ihn. — Um ein recht spiritueller Mensch zu seyn, und in Paris ziemlich sicher, in der Provinz zweifelsohne beim monde comme il faut Glück zu machen, braucht man nur eine gute Dosis Unverschämtheit und Frivolität, und eine gelöste Zunge. Wem es einfallen sollte, zu denken, ehe er spricht, wer sich herausnehmen wollte, etwas Verständiges oder Sinniges zu sagen, wäre ein verlorner Mann. Eine Geschichte mit etwas Scandal über Herrn X. oder die Dame Y., eine Antwort, die nicht Ja und nicht Nein sagt, und wo möglich alle anwesenden Damen überhebt, Proben ihres eigenen Esprits abzulegen, eine stets fertige Anekdote, eine Stadtneuigkeit, gehörig gemischt und mit der hinlänglichen Zugabe leichtverdaulicher Redensarten, dies ist das beste Recept, der wahre Nürnberger Trichter des Esprits.

Der Esprit ist die Modekrankheit des Geistes in Frankreich, die Sentimentalität die des Gefühls in Deutschland. Beide zehren an des Mannes Kraft und sind der nagende Wurm jeder Tüchtigkeit hier und dort. Der Unterschied ist nur der, daß die Spiritualität jede Elendigkeit zu vertheidigen, die Sentimentalität sie zu entschuldigen im Stande ist, daß die erste aus jeder Großthat eine Dummheit, und die lezte aus jeder Dummheit eine Großthat zu machen versteht. Es ist schwer zu sagen, welche Schale sinken würde, wenn man beide auf die Wage legen wollte.

Wenn mir die französischen Spirituellen unleidlich waren, so sind dagegen die deutschen Geistreichen viel lustiger. Ich war stets froh, wenn ich in Gesellschaft oder in der Literatur einem solchen begegnete. Ein Affe ist und bleibt ein Affe, und wenn man seinen Sprüngen lange und oft zusieht, wird die Sache sehr langweilig; aber wenn ein Bär einem Affen seine Sprünge nachmachen will, so wird die Sache gefährlich, denn das ist zum todtlachen. — Hier in der Provinz machten die spirituellen Gesellschaften oft einen ähnlichen Eindruck auf mich, denn auch ihnen fehlt die Pariser Geschliffenheit, der man am Ende gerne Einiges zu Gute hält. Meist aber war die Sache nur langweilig, denn es gibt nichts Schrecklicheres, als Mittelmäßigkeit. Die Spirituellen der Provinz sind zu gut, um vollkommen und immer zur Farce zu werden, und zu schlecht, um zu unterhalten. Und was das Schlimmste ist, man merkt nur zu bald, daß das Alles nicht Natur, daß es nur Nachahmung der Pariser Mode, eine aus einem Feuilleton, einer Revue auswendig gelernte, nur halbbegriffene Rolle ist.

Einen Ersatz für solche Gesellschaften des monde comme il faut findet man mitunter hier und dort in dem Kreise einer Familie, die selbstständig genug ist, der Mode zu trotzen. Ich glaube kaum, daß es viele solche gibt, und ich schätzte mich glücklich in dem Hause meines Freundes, eines Schweizers, einen tüchtigen Mann, zwei liebenswürdige Frauen und zwei natürliche, kindliche Kinder gefunden zu haben, bei denen Herz und Verstand die Sprache der Natur verstehen und sprechen.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Mit einer großen und reinen Freude erwähne ich einer schönen optischen Vervollkommnung, welche für die beobachtende Astronomie von außerordentlicher Wichtigkeit zu werden verspricht; ich meine Duwe's (eines Berliner Künstlers) achromatische Oculare. Die Leser erinnern sich aus unsern frühern Berichten, welch außerordentliche Anstrengungen von den berühmtesten Optikern unserer Zeit, den beiden Dollonds, Frauenhofer, Plößl, Reichenbach u. s. w. gemacht worden sind, um den Refractoren einen höheren Grad von Vollkommenheit zu verleihen, und wie viel dadurch auch wirklich erzielt worden ist. Gleichwohl betrafen fast alle diese Bemühungen nur die Objective der Refractoren, welche denn freilich in Absicht auf Helligkeit, Vergrößerung und Farblosigkeit der Bilder kaum mehr

etwas zu wünschen übrig ließen; die Achromasie der Oculare dagegen bestand mehr dem Namen als der That nach, indem sich höchstens die Mitte des Bildes farbenfrei zeigte, nach den Seiten hin aber gewiß farbige Ränder, ja selbst Verzerrungen des Bildes Statt fanden. Diesem großen Uebelstande nun hat Duwe eben ein Ende gemacht, indem er seine Oculare, gleichwie es die Objective längst sind, ebenfalls aus zwei verschiedenen Glasarten, dem Crown- und Flintglase, zusammensezte, durch deren geschickte Vereinigung bekanntlich sowohl die aus der verschiedenen Brechbarkeit des Lichts herrührende Farbenzerstreuung, als selbst die Abweichung wegen der Gestalt der Gläser aufgehoben werden kann. Auch hat sich diese vortreffliche Erfindung schon bei den ersten Versuchen bewährt: das schöne Fernrohr der Herren Beer und Mädler, den bekannten Autoren der neuen Mondkarte, von der in unsern Blättern so oft die Rede gewesen, ist sogleich mit einem solchen Duwe'schen achromatischen Ocular versehen worden, und Mädler versichert, schon in der ersten, nicht einmal ganz heitern Nacht eine Menge von Gegenständen auf der Mondoberfläche damit wahrgenommen zu haben, die ihm bei siebenjähriger Beobachtung niemals zu Gesicht gekommen. Auch war es ihm mit demselben Ocular gelungen, die Stellung des jezt sichtbaren weißen Flecks in der nördlichen Polarzone des Planeten Mars * wiederholt zu bestimmen, was früher ebenfalls nicht möglich gewesen. Durch ein solches Ocular zeigt sich das ganze Bild in einer, bei starken Vergrößerungen sonst ganz ungewöhnlichen Reinheit und Nettigkeit, und alle Verzerrung fällt weg. Diese neuen Oculare, welche unsern Blick in das Universum so sehr schärfen, sind demnach als eine der wichtigsten Bereicherungen der ausübenden Optik zu betrachten.

(Die Fortsezung folgt.)

* Unter den verschiedenen veränderlichen Flecken, die man auf dem Mars wahrnimmt, zeichnen sich nämlich ganz besonders zwei blendend weiße von kreisförmiger Gestalt aus, welche den Nord- und Südpol dieses Planeten umgeben. Da sie wechselsweise, und zwar jeder zu derjenigen Zeit am hellsten und größten erscheinen, wenn der betreffende Pol eben Winter hat, um die Zeit der Marsäquinoctien aber, wo also die Sonnenwirkung auf beide Polarzonen ziemlich die nämliche ist, auch ziemlich gleich werden, so darf man, bei der großen Aehnlichkeit der Wirkungen, auch auf gleiche Ursachen schließen, und diese Erscheinung also, gleichwie auf der Erde, von Winterschnee ableiten. Die Schiefe der Ekliptik auf dem Mars, wovon bekanntlich die Jahreszeiten abhängen, beträgt fast 29 Grad, also gegen 6° mehr als bei uns; das Marsjahr und also auch der Marswinter ist über dies fast noch einmal so lang als auf Erden: es ist also sehr wahrscheinlich, daß sich Schnee und Eis, oder wenigstens das Surrogat dieser bei uns so beschaffenen Dinge dort mehr aufhäufen. Ganz besonders merkwürdig ist aber noch, daß umgekehrt die Marspolarschneefelder im dortigen Sommer der betreffenden Hemisphäre dem Ansehen nach so sehr zusammenschmelzen, wogegen die Pole der Erde mit ewigem Eis und Schnee bedeckt bleiben. Wäre die Nähe der Sonne die einzige Ursache der Wärme, so könnte jener Umstand nicht eintreten, da der Mars so viel weiter als die Erde von der Sonne absteht. Die Sonnenstrahlen regen also wohl nur die eigene Wärmethätigkeit der Planeten an, und die entfernteren Planeten sind von der Vorsehung mit einem größeren solchen eigenen Wärmevermögen ausgerüstet. — Diese Betrachtungen gehören zu den wichtigsten, die man über die physische Natur unseres Planetensystems anstellen kann; sie zeigen die ganze Nichtigkeit der Folgerungen, welche aus der größeren oder geringeren Entfernung der verschiedenen Weltkörper unseres Systems vom Centralgestirn auf die Temperatur derselben gezogen worden sind. Gewiß verhält es sich mit der Erleuchtung nicht anders; und die an und für sich schon so sonderb..re Behauptung, daß die fernsten Planeten, Saturn und Uranus, in eisiger Kälte und kaum erhellter ewiger Nacht erstarren müßten, welche eigentlich wie eine Anklage der Natur klingt, daß sie keine weiteren Hülfsmittel kenne, wird durch die hier aufgestellte, so einfache, so natürliche, ja nothwendige Annahme ganz und gar beseitigt.

Das Trousseau der Herzogin v. Orleans.

Daß für die Prinzessin Helene von Mecklenburg ein Trousseau vorbereitet wird, das an Reichthum, Pracht und Geschmack Alles bis jezt Gesehene übertrifft, versteht sich von selbst, und ist weit weniger merkwürdig und für Viele erfreulich, als daß dieser Gegenstand in Paris ungleich mehr und lebhafter besprochen wird, als die Wunder des Luxus und der Mode, welche seiner Zeit der Herzog von Berry vor seiner neapolitanischen Braut ausbreitete. Man erhält natürlich über den Inhalt jenes kostbaren Trousseau nur fragmentarische Notizen, aber immerhin mehr, als wir nacherzählen könnten; denn wie soll man Dinge schildern, deren Reiz oder vielmehr charme „insaisissable" ist? Wer erfaßt nach einer bloßen Beschreibung die kokette Zierlichkeit eines Hausrocks von weißem indischem Casimir, mit weißer Seide gefüttert? oder die seltsame Vornehmheit eines, in ganz anderem, ernsterem Genre gehaltenen dito von dunklem Casimir mit wunderlichem chinesischem Dessin, mit Blumen und Vögeln untereinander? Wir beschränken uns heute auf einige der merkwürdigsten Gegenstände. Als eines der wundervollsten Stücke, wobei sich ein neuer origineller Gedanke in der einfachsten Form verkörpert hat, wird gerühmt ein mit Stroh durchwirktes Kleid. Die Beschreibung, welche uns nicht ganz klar ist, sezen wir im Original her; die Leserinnen, für die wir hier allein schreiben, werden mit dem eigenthümlichen Interpretationstalent des Geschlechts den Sinn vom Blatte lesen. Dinge der Art klingen ohnehin in der Uebersezung so fatal als der französische Esprit in den Copien des jungen Deutschlands. — Figurez vous, heißt es, une broderie, brillante et délicate comme la soie, aussi souple, aussi légère que la soie, ayant si peu fatigué une mousseline de l'inde, que l'on cherche le passage de l'aiguille, et q'on n'en trouve pas la trace. Quadrille dentelée en lozanges, volant surmonté de quelques bouquets jetés, choisis avec une application pleine de finesse et d'esprit. Ce sont des épis et des barbeaux, images parlantes de ce fil naturel dont l'effet est d'une douceur extrême sur le tissu transparent. — Sogar der geheime Artikel der Strumpfbänder — Allem nach freilich nur Paradestrumpfbänder — ist

ausgeplaudert worden. Sie bestehen aus getriebenem Golde von der reichsten Arbeit und stellen aufgerollte Schlangen vor. Die verschiebbaren, elastischen Schuppen sind mit kostbaren Steinen besezt, und das Ganze schillert buntfarbig und golden, wie eine Eidechse nach der Häutung. — Die Stadt Paris wird der Prinzessin ein Möbel überreichen, das diese Wunder der Toilette würdig ergänzt, nämlich einen prachtvollen Psychespiegel ganz aus Malachit und Bronze, woran die besten unter den vortrefflichen Pariser Bronzearbeitern ihre Kunst erschöpfen werden. Vier Säulen von Malachit, umschlungen von trefflich gearbeiteten Blumengewinden und mit Sokeln und Kapitälen von vergoldeter Bronze, halten drei Spiegel; diese breiten sich an der Hinterwand in einer ebenen Fläche aus und gleichen einem mit Gold eingelegten venetianischen Spiegel. Ist nun aber die junge Braut zum Ball geschmückt, will sie sehen, ob nichts an der Toilette fehlt, ob sie wirklich auch die Ballkönigin seyn wird, so braucht sie nur an einer Feder zu drücken, und die Spiegel stellen sich mittelst eines sinnreichen Mechanismus so, daß sie ihr Bild wenigstens zehnmal, von allen Seiten erblickt. — Die Verzierungen oberhalb des Spiegels, gleichfalls in Malachit und Bronze, sind in großartigem, einfachem Styl: Liebesgötter, welche Guirlanden winden und befestigen, Vasen aus Malachit, reich mit Bronze verziert, in der Mitte ein von zwei Liebesgöttern gehaltener Schild mit einer Inschrift.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Mai.

(Beschluß.)

Die Charfreitagsprocession in Prato. Neue Kunstwerke.

Die bunte Mischung, das Theatralische dieser Procession wird Jedermann einleuchten, und Manchem heidnisch genug dünken. Die Todtenstille aber, welche ganz allgemein ist, und während einer Stunde, daß sich Alles an einem vorüberbewegt, kaum durch ein leises Geflüster gestört, und höchstens durch den schweren Tritt der im Hintergrund vorübereilenden Landleute auf einen Augenblick unterbrochen wird, bildet zu allem übrigen Treiben dieses stets beweglichen, immer geschwäzigen Volks, das sonst kaum zum Pabst am Frohnleichnamstage mit Ruhe und Andacht hinaussieht, einen höchst merkwürdigen Contrast, und gibt dem ganzen Feste eine außerordentlich ernste, feierliche Haltung. Das Ganze endet zulezt auf dem Plaze vor der Kirche St. Francesco mit einer großen Illumination und einer Predigt eines Kapuzinermönchs, von der man nun schon deßwegen nichts vernimmt, weil mit den unzähligen Lichtern auch Allen die Sprache wiedergegeben ist. — Das kleine Prato sezt in dieses Fest seine Nationalehre, und bietet allen möglichen Aufwand und gewiß nicht unbedeutende Kosten auf, um diese Procession würdig zu begehen. Man zählt zwei- bis dreihundert meistens guter Pferde, welche die Gutsherrn an diesem Tage ihren Pächtern überlassen, um die Charge dieses oder jenes römischen Hauptmanns mit Ehren zu bekleiden.

Sie werden von den achtundzwanzig Statuen berühmter Toskaner gehört haben, welche hier jezt durch gemeinschaftliche Beiträge aller Stände angefertigt (Jeder verpflichtet sich, monatlich zwanzig Crazien beizusteuern), und zur endlichen Ausfüllung der bis dahin leer gebliebenen Nischen der Uffizi verwandt werden sollen. Florenz sah diese Hallen ein einziges Mal in der neuesten Zeit an einem schönen Carnevalstage in diesem Sinn durch lebende Bilder verziert. Vielleicht gab dies den ersten Anlaß zu diesem Unternehmen; der zweite wird billig in dem Wunsch gefunden, durch Errichtung solcher Monumente Nacheiferung bei dem jüngern Geschlecht zu erwecken. Dazu kommt jezt ein anderweitig praktisches Interesse: man wünscht junge Bildhauer auf diese Weise passend zu beschäftigen. Und wenn man weiß, in wie bedrängten Umständen manche, und unter ihnen selbst Künstler von bedeutendem Talent, hier leben, kann man diesem Unternehmen nur den besten Fortgang wünschen. Santarelli, um ihn zu nennen, einer von den wenigen Italienern, welche Basreliefs mit Glück behandeln, bekannt durch das Monument der Gräfin d'Albany in St. Croce, den Bacchuszug im Pallast Pitti und durch zwei Reliefs am Piedestal der von Pampeloni ausgeführten, kolossalen Statue Peter Leopolds in Pisa, sah sich in der lezten Zeit bei Lust und Liebe zur Arbeit ohne alle Bestellungen. Jedermann bedauerte es, aber für ihn wollte kein Graf Demidoff erscheinen. Da stirbt der französische Maler Xavier Faber in Montpellier und hinterläßt ihm sein sehr bedeutendes Vermögen. Alle, die Santarelli kennen, wünschen ihm von Herzen Glück, und hoffen, daß er nun, in einer unabhängigen Stellung, noch Ausgezeichneteres und Größeres in seiner Kunst leisten werde. Jedermann verwundert sich aber, daß Faber diesen jungen Mann, der ihm nahe angehören soll, so lange in Sorgen und in wirklich arger Noth schmachten lassen konnte. — In der Galerie der Uffizi ist neulich wieder eine schöne Büste des Mino aus Fiesole zum Vorschein gekommen, die den Rinaldo di Luna vorstellt. Sie hat das Eigene, nicht, wie die andern Büsten dieses Künstlers, gerade vor sich hin zu sehen, sondern mit dem Kopf nach der linken Seite gebogen zu seyn. — Von dem bekannten Professor Ciampi ist wieder ein Band seiner italienischen Uebersezung des Pausanias erschienen, der namentlich eine ausführliche Polemik gegen Quatremère enthält, und dem Pausanias seine Ehre gegen Mißverständniß und Schmähungen vindiciren soll.

Räthsel.

Ich bin ein Gewächs, das alle Jahr
In tausend Dörfern zu finden war;
Doch grün sind meine Blätter nicht,
Auch wenn sie stehn in gutem Licht.

Ich bin kein Strauch und bin kein Baum,
Ansieht man mir die Pflanze kaum,
Doch spross' ich jährlich neu empor,
Eh noch das Jahr sich ganz verlor.

Der Boden, drauf ich wuchs, ist weich,
Und darin einem Acker gleich,
Daß, wer ihn recht sorgfältig baut,
Von ihm auch edle Früchte schaut.

Ich lehr' euch in die Zukunft sehn,
Wie's nächstens wird am Himmel stehn,
Und ob die Erde mit ihrem Schwarm
An Festen reich wird oder arm.

Auf meinen Blättern findet man,
Wo, wer Geld hat, einkaufen kann,
Und allerlei wohlgemeinten Rath,
Dem oft nichts fehlet als die That.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 19.

Sonnabend, 3. Juni 1837.

[241]

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung

der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von

Dr. E. Widenmann und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesezt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes“ zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein Paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

I. Lfg.

Irlands gegenwärtiger Zustand.

Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Diese von einem vieljährigen, im Lande selbst wohnenden Beobachter abgefaßte Darstellung schildert die innern Zerwürfnisse dieses unglücklichen Landes, dessen Zustand seit mehreren Jahren einen so mächtigen Einfluß auf die Verhältnisse Englands ausübt, mit einer historischen Wahrheit, der keine politische Ansicht einen Eintrag thun kann. Diese historische Wahrheit ist es, welche allein eine klare Darstellung eines solchen Zustands möglich macht, und der der Verfasser, dessen politische Ansichten vielleicht mannichfach anstoßen, unerschütterlich treu geblieben ist.

II. Lfg.

Algier wie es ist.

Mit einer Karte von Algier und dem Mittelmeer.

Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 Gr.

Die beste Empfehlung dieser zweiten Lieferung mag darin bestehen, daß sie die schmucklose Erzählung eines Augenzeugen enthält. Wir haben angemessen erachtet, diesem Hefte eine Karte des Mittelmeers und der umliegenden Länder beizufügen, welche jezt, wo das Mittelmeer jeden Augenblick der Schauplatz mannichfacher Begebenheiten werden kann, gewiß von hohem Werthe ist, um so mehr, als das gesammte Mittelmeer, seitdem Aegypten, Syrien und Kleinasien, um der Nordküste von Afrika nicht zu gedenken, in den Kreis der europäischen Politik hineingezogen worden, eine weit größere Wichtigkeit als früher erhalten hat.

III. Lfg.

Alexander Burnes's

Reisen in Indien und nach Bukhara.

Erster Band.

Mit einer Abbildung.

I. Gesandtschaftsreise nach Lahur und Fahrt den Indus hinauf: Veranlassung der Reise. Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche die Eifersucht der Emirs von Sind der Fahrt auf dem Indus entgegenstellten. Reise von Tatta nach Heiderabad. Reise nach Bakkar. Das Land Bhawal Khans. Reise durch das Land der Sikhs. Lahur. — **II. Reise nach Bukhara:** Reise nach Lahur und Aufenthalt daselbst. Herrn Courts Instruktionen zur Weiterreise. Reise durch den Pentschab an den Indus. Peschawer. Reise nach Cabul. Cabul. Reise über den Hindukusch. Ernste Verlegenheiten. Reise nach Khundus. Balkh. Bukhara. Aufenthalt im Königreich Bukhara. Reise in der Wüste der Turkomanen. Khorasan. Reise unter den Turkomanen des kaspischen Meers. Reise durch Persien.

Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

IV. Lfg.

Ausflug auf die Prairien

zwischen dem Arkansas und Red-river,

von

Washington Irving.

Preis 1 fl. oder 16 Gr.

V. Lfg.

Alfred Reumont's

Reiseschilderungen.

Die Johannisfeste zu Florenz. Die alten Gefängnisse zu Florenz. Briefe über das Casentim 1831. Ausflug in die toskanischen Maremmen im Frühling 1832. Ein Besuch auf Malta, Navarin und Modon. Konstantinopel im Ramadan 1833. Konstantinopels Wasserleitungen. Die Russen am Bosporus 1833. Fahrt nach Syra und Aegina. Athen. Ein Besuch auf der Küste von Albanien. Skizzen von Corfu. Eine Apenninen-Tour.

Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

VI. Lfg.

Briefe in die Heimath,

geschrieben zwischen Oktober 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die vereinigten Staaten von Nordamerika nach Meriko.

Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 Gr.

VII. Lfg.

Alexander Burnes's

Reisen in Indien und nach Bukhara.

Zweiter Band.

1) Der Indusstrom und die angrenzenden Länder. 2) Anhang. Die Länder von der Nordwestgrenze von Indien. 3) Geographische Bemerkungen über die Länder zwischen Indien und dem kaspischen Meere. 4) Historische Skizzen der Länder zwischen Indien und dem kaspischen Meere. 5) Der Handel von Mittelasien. 6) Anhang. Ueber baktrische Münzen und Alterthümer. Mit einer Karte.

Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

VIII. Lfg.

Ein Besuch auf der Insel Island

im Sommer 1834

von

John Barrow jun.,

Verfasser der Reisen im Norden von Europa.

Mit Holzschnitten.

1) Reise von London nach Tronyem. 2) Reise von Tronyem nach Röraas und Besuch bei den Lappländern. 3) Reise von Tronyem nach Island. 4) Reikiavik und dessen Umgebung. 5) Reise nach den Geysern. 6) Die Geyser. 7) Havnefiord und Bessestad. 8) Stappen und Snäffell Jökul. 9) Statistisches. 10) Abschied von Island.

Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

IX. Lfg.

Südafrikanische Skizzen

von

Thomas Pringle.

Aus dem Englischen übersezt.

Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

1) Ankunft der Auswanderungsgesellschaft in Südafrika. 2) Reise nach dem angewiesenen Wohnort. 3) Erste Begründung der Colonie in Glen-Lynden. 4) Landwirthschaftliche Verhältnisse. 5) Rückblicke auf die Empörung der Grenzboers im Jahr 1815. 6) Ausflug des Verfassers nach dem Missionsorte Enon. 7) Vergrösserung und Zustand

der Colonie. 8) Das Thierreich des Caplands. Jagdbegebenheiten. 9) Reise des Verfassers nach der Capstadt. 10) Herausgabe einer Zeitung und gewaltsame Unterdrückung derselben. 11) Reise nach der östlichen Grenze; die Niederlassung Albany. 12) Rückkehr nach Glen-Lynden. Verhältnisse der Hottentotten und Buschmänner. 13) Geschichtliche Rückblicke auf die Unterdrückung des Hottentottenstammes. 14) Die Kaffern und ihr Verhältniß zur Colonie. 15) Christliche Missionäre in Südafrika. Rückkehr des Verfassers nach England.

X. Lfg.

M e x i k o

in den Jahren 1830 bis 1832.

Vom Verfasser
der
„Briefe in die Heimath."
Erster Band.
Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

1) Allgemein Statistisches und Physiographisches. Mexiko als Zielpunkt europäischer Auswanderung betrachtet. 2) Fragmente zur Specialstatistik einzelner Staaten und Territorien der Föderation, in alphabetischer Ordnung. 3) Justizwesen. 4) Kirchenwesen. 5) Oeffentlicher Unterricht. 6) Oeffentliche und Privatgeselligkeit.

XI. Lfg.

Montenegro und die Montenegriner.

E i n B e i t r a g
zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks.
Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 Gr.

Die Länder zwischen dem schwarzen und adriatischen Meere sind so wenig bekannt, und das, was darüber in verschiedenen Büchern mitgetheilt ist, meist so sehr durch mangelnde Sprachkenntniß entstellt, daß jeder Beitrag zu dieser Kenntniß, wenn er aus einer competenten Quelle kommt, willkommen seyn muß. Daß aber diese Quelle eine solche seye, wird Jeder ohne Mühe erkennen, wenn wir als den Verfasser dieser Schrift Herrn **Wuk Stephanowitsch Karadschitsch**, den bekannten und berühmten Herausgeber der serbischen Volkslieder nennen, der seine Materialien an Ort und Stelle sammelte, und durch seine Herkunft schon hinreichend befähigt ist, um über die nationalen Verhältnisse jener Völker ein gültiges Urtheil zu fällen.

Verschickt wird eben:

XII. Lfg.

Francis Grund,

Amerika und die Amerikaner

in ihren socialen, moralischen und politischen Beziehungen.

Unter der Presse befindet sich:

XIII. Lfg.

M e x i k o.

Zweiter Band.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[221] In der Creuzbauer'schen Buchhandlung in Carlsruhe ist so eben erschienen:

Die Martins-Vögel,

Bilder aus dem vierzehnten Jahrhundert,
mit Arabesken aus unserer Zeit,
von
Wilhelm von Chézy.
8. geh. 1 Rthlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.

Dieses Buch — von dem Verfasser des „fahrenden Schülers" — schildert in einer Reihe von höchst lebendigen Abenteuern die interessanten Geschichtsmomente, die sich mit der Zeit des gefürchteten Schläglerbundes verflochten haben: Den Judenmord zu Straßburg; des Domdechanten von Ochsenstein Entführung nach Windeck; den Angriff auf die Würtemberger Grafen von Wildbad; das freisame Stegreifleben des „gleißenden Wolfs" von Wunnenstein u. s. w.

Die reichsbürgerlichen Zustände der Straßburger, ein Halsgericht des Markgrafen von Baden, Rudolfs des Langen, die hohe Jagd der Herren von Eberstein u. A. sind eben so viele merkwürdige und nach sorgfältigen Studien entworfene Zeit- und Sittengemälde. Die wundersame schöne Szenerie, die sich, Abenteuer für Abenteuer so mannigfach wechselnd, nach und nach aus den Tiefen des Schwarzwaldes bis zum Fuß der Vogesen aufrollt, begleitet harmonisch die äußerst bewegte Handlung des Romans, den ein Rahmen von Arabesken aus dem Badeleben neuester Zeit umgibt. Diese letzteren, lustig, scharf, in kecken Umrissen, verdanken ohne Zweifel den Stunden des fröhlichen Uebermuthes ihren Ursprung, und liefern den pikantesten Contrast zu den dunkelschattirten Wald- und Reiterbildern der „Martins-Vögel."

№ 133.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 5. Juni 1837.

Die Lehre von der Elektricität ist da, wo man gewöhnlich passirt, so abgetreten und abgesucht, daß an der Herrstraße nichts mehr zu gewinnen ist: man muß querfeldein marschiren und über die Gräben setzen.

Lichtenberg.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Wir haben sofort einer wichtigen elektrischen Entdeckung des Professors Santi Lenari zu Siena zu erwähnen, nämlich der früher schon oft, aber bis jezt immer vergeblich versuchten Auffindung eines Verfahrens, um aus dem durch seine elektrischen Eigenschaften so bekannten Zitteraal einen wirklichen elektrischen Funken zu ziehen. — Der Zitteraal, Zitterfisch (Gymnotus electricus) ist, wie sich die Leser zuvörderst zu erinnern belieben, ein besonders in den Gewässern von Surinam vorkommender Fisch, welcher, so lange er lebt, eine besondere, sehr starke Elektricität besizt, * mittelst welcher er Menschen und Thieren, die ihm hinreichend nahe kommen, einen betäubenden Schlag versetzen kann. Menschen, die diesen Fisch im Wasser berühren, werden dadurch auf die unangenehmste Weise erschüttert, Fische oft sogar getödtet. Diese Elektricität scheint im Schwanze des Fisches am stärksten zu seyn; sie pflanzt sich im Wasser oft auf eine Entfernung von fünfzehn Fuß und darüber fort. Daß die Commotion eine wirklich elektrische sey, geht daraus ganz unzweifelhaft hervor, daß der Schlag am heftigsten ausfällt, wenn man den Fisch mit einem guten Leiter der Elektricität, z. B. einem Metallstabe, berührt, wogegen man nichts empfindet, wenn man dazu einen sogenannten Nichtleiter, z. B. eine Stange Siegellack, wählt. Die erste Beobachtung dieses Fisches scheint man dem durch seine Pendelbestimmungen so bekannten französischen Akademiker Richer zu verdanken, welcher im Jahre 1671 nach Cayenne ging, und erzählt, daß es daselbst einen drei bis vier Fuß langen Fisch gebe, dessen Berührung den Arm erstarren mache und Schwindel errege. Vollständige Aufklärung über die eigentliche Natur des Vorgangs verdankt man aber dem berühmten englischen Anatomen Hunter, welcher sich ein Exemplar dieser merkwürdigen Fischart zu verschaffen gewußt und zergliedert hatte. Die erschütternden Werkzeuge nehmen nach ihm mehr als den dritten Theil der Länge des ganzen Thiers ein; an jeder Seite liegen zwei dazu dienende Organe, welche aus dem Rückenmarke sehr starke Nerven bekommen, mit einer Menge kleiner Blutgefäße versehen sind und am Ende des Schwanzes in eine Spitze auslaufen. Nach Hunter unterwarf ein gewisser Schilling, Arzt der Kolonie zu Surinam, den Zitteraal neuen Untersuchungen, und entdeckte eine Beziehung zwischen

* Ich bemerke, daß diese elektrische Eigenschaft nicht auf den Zitteraal eingeschränkt ist, sondern daß man jezt noch mehrere damit ausgerüstete Fischarten kennt. Im stärksten Grade scheint sie jedoch dem Zitteraal beizuwohnen, wie sie denn auch an demselben zuerst wahrgenommen worden ist.

seinen elektrischen Kräften und dem Magnetismus, dergestalt, daß dem Thiere die ersteren geraubt werden, wenn man es mit einem armirten Magnetstabe berührt.* Der Hauptstreit betraf aber die Frage: ob die elektrische Entladung des Zitteraals im Wasser von einem sichtbaren elektrischen Funken begleitet sey oder nicht? Der englische Naturforscher Walsh behauptete Ersteres und wollte Augenzeuge der interessanten Erscheinung eines solchen, den Schlag des Zitteraals begleitenden, selbst unter dem Wasser sichtbar gewordenen Lichtes gewesen seyn. Andere Naturforscher wendeten dagegen mit einem Scheine des Rechtes ein, daß das Wasser bekanntlich schon der Erweckung der künstlichen Elektricität sehr hinderlich sey, und die Erscheinung des Funkens unter demselben daher alle Wahrscheinlichkeit wider sich habe.** Diesem Streit über die Möglichkeit, dem Körper des Zitteraals einen wirklichen, sichtbaren, elektrischen Funken zu entlocken, ist nun, wie gesagt, durch die Entdeckung des Professors Santi Lenari für immer ein Ende gemacht. Eine ausführliche Beschreibung des dabei von ihm angewendeten Verfahrens, dessen detaillirte Darstellung sich für die Tendenz und den Umfang unserer Blätter, welche die Gegenstände für die Unterhaltung wohl effleuriren, aber nicht gelehrt erschöpfen wollen, nicht eignet, findet sich im lezten Decemberhefte des Indicatore Sienese.

Wie zahllose Thatsachen auch bereits für die Identität der Elektricität und des Magnetismus sprechen, so scheint doch eine ganz kürzlich von dem französischen Naturforscher Peltier gemachte Entdeckung an Merkwürdigkeit alle frühern, hieher gehörigen Beobachtungen zu übertreffen. Peltier hat nämlich wahrgenommen, daß, wenn man einen Kupferstreifen genau in die Richtung des magnetischen Meridians bringt, und diesen Streifen dann mit einem andern Streifen desselben Metalls streicht, positive (vulgo Glas-) Elektricität entsteht, sobald dies Streichen in der Richtung von Norden nach Süden erfolgt, negative (oder Harz-) Elektricität aber, wenn das Streichen in der entgegengesezten Richtung, also von Süden nach Norden, vorgenommen wird. Diese Entdeckung, deren bloße Ankündigung die ganze Aufmerksamkeit der Leser erregen muß, da die damit ausgedrückten Beziehungen fast wunderbar erscheinen, steht zwar in ihrer eigentlichen Kategorie noch isolirt da, gehört aber im Allgemeinen, wie gesagt, in die große Classe der Indicien für die enge Verwandtschaft der Naturagenten, welche wir mit dem Namen der Elektricität und des Magnetismus belegen, und unter diesen verschiedenen Benennungen bis jezt immer noch getrennt haben, obwohl sich die Gründe dieser Trennung mit jedem Tage vermindern.

(Der Beschluß folgt.)

* Bei andern Versuchen soll sich diese Wirkung des Magnets auf den Zitteraal nicht bestätigt haben. Sie scheint mir gleichwohl aus der jezt erwiesenen Identität zwischen Elektricität und Magnetismus zu folgen.

** Dieser Einwand ist nicht treffend. Wenn man in einem finstern Zimmer zwei Chalcedone in einem Eimer Wasser an einander reibt, so sieht man deutlich ein Licht hervorbrechen, welches unzweifelhaft elektrischer Natur ist.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Den 22sten März.

Havre.

Der Markt.

„Er ist ein gereister Mann," wollte sonst etwas sagen, hat aber heute seine Bedeutung gänzlich verloren. Es gibt Leute, die die meisten Länder Europas durchflogen, alle Hauptstädte gesehen haben, die über jedes Bauwerk, über jedes Museum, über alle Künstler mitsprechen können, und die, bei Lichte besehen, so neu, so grün in dieser Welt sind, als ob sie nie über die Schwelle des väterlichen Hauses gekommen wären, oder wenigstens die Grenze ihres Kirchspiels nie überschritten hätten. Die Diligencen, die Dampfschiffe, die Eisenbahnen sind die Hebel dieses Fortschrittes. Man reist jezt viel und ist auf Reisen wie zu Hause. Eine Postwagengeschichte, eine Table-d'Hotegesellschaft, ein Salonsempfang u. s. w. sind meist Alles, was man von Reiseerfahrungen mit nach Hause bringt. Ich lobe mir die Zeit, wo man noch sein Testament machte, wenn man von Cöln nach Frankfurt, von Nürnberg nach München oder gar von Stuttgart nach Paris reiste. Vierzehn Tage unterwegs über eine Strecke, die man jezt beinahe in eben so viel Stunden macht, gaben Gelegenheit zu Bekanntschaften, zu Abenteuern, zu Situationen, in welchen man allen Wiz und allen Verstand zur Hand nehmen mußte. Das war die romantische Zeit der Reisen. Ein zerbrochenes Wagenrad auf der unfahrbaren Straße war das Geringste, was einem begegnen konnte, und war gar nichts gegen einen Sumpf, in dem man stecken blieb, weil man den Irrwischen — jezt eine gänzlich ausgestorbene Nation — gefolgt war; und endlich gar ein Räuberanfall und dergleichen. Die klassische Langeweile hat sich in die Reisen, ich möchte beinahe sagen in's ganze Leben eingeschlichen, seit sie von den Brettern vertrieben ist. Eine einfältige Trias — die Einheit des Orts, ein Postwagen, die Einheit der Zeit, in vier-und-zwanzig Stunden an Ort und Stelle, die Einheit der Handlung, eine kaum angesponnene und nicht halb abgesponnene Postwagenintrigue — hat

den romantischen Wechsel des Zufalls, die kecken und unverhofften Verwicklungen und Entwicklungen der guten alten Zeit abgelöst. Wer übrigens bei so bewandten Umständen noch etwas auf Reisen lernen will, dem rathe ich, in Handelsstädten die Börse, in Fabrikstädten die Arbeiterkneipen und überall die Kirche, die Schule und den Markt zu besuchen. Vielleicht lernt er da etwas, wenn er Augen zum Sehen und Ohren zum Hören mitgebracht hat.

Wer in Paris gewesen ist und nicht dann und wann ein paar Stunden auf dem Marché des Innocents — die schönste Ironie, die der Zufall je erdacht, als er bei der Taufe eines Ortes Gevatter stand — zugebracht hat, schweige, gehe in sich und thue Buße, so oft in seiner Gegenwart von Paris die Rede ist. Hier erst erklärt sich die Epoche, wo die Weiber der Hallen eine Rolle in der Geschichte spielten, hier erklärt sich die Revolution, die erste, die zweite und die dritte, die da kommen wird, und alle nachfolgenden. Die Franzosen wären sicher nicht halb so kecke Revolutionärs, wenn die Französinnen sie nicht auf Schritt und Tritt beschämten, sie zum Handeln zwängen. Auf dem Markte der unschuldigen Kinder zweifelte ich nicht einen Augenblick, daß die Weiber zuerst die Fahne des Aufruhrs geschwungen, und wäre es auch nur ihre Schürze gewesen, daß sie den Bajonetten getrozt und die Macht eines Königs allein und waffenlos verhöhnt. Denn hier sieht man zu jeder Stunde Weiber der bewaffneten Macht, aller Autorität eines hochwichtigen Polizeidieners gegenüber eine Keckheit entwickeln, von der man in Deutschland kaum eine Ahnung hat und die selbst in Frankreich alle Männer beschämen könnte. Ich habe oft in Paris Männer sich halbe Stunden lang zanken und streiten sehen, ohne daß es zu einer handgreiflichen Demonstration kam; aber hier auf dem Markte der unschuldigen Kindlein hörte ich zwar mitunter auch Weiber einander Scheltworte zuwerfen, aber das waren nur freundschaftliche Neckereien, und so oft es ernst wurde, war der Kampf beinahe entschieden, ehe ich recht wußte, daß er begonnen hatte. Einmal hörte ich zwei Marktweiber sich zanken, sah einen Augenblick nach einer andern Seite hin und dann wieder auf sie, und siehe, die Eine hatte ihren Holzschuh, die Andere ein Kartoffelmaß zur Waffe gemacht, und Beide waren kampfunfähig durch die Wunden, die sie sich in den zwei Sekunden, die ich weggesehen, wechselseitig geschlagen hatten. Das Volk ist der beste Beobachter des Volks, und es schreibt die Resultate seiner Bemerkungen in scharfen Zügen in einem Sprichworte, in einem Volkswitze nieder, und so sagt man in Frankreich: les hommes se disputent, les femmes se battent. — Es gibt dies Stoff genug zum Philosophiren, hier nur so viel: wer das Volk kennen lernen will, versäume keinen Markttag.

Havre ist eine Handelsstadt und überdies eine Seestadt. In diesen beiden Worten liegt ihr Charakter. Ohne den Handel und ohne die See würde die Stadt selbst nicht eristiren, und ohne die Kaufleute und die Seeleute wäre der Rest der Havrer Bewohner nicht der Rede werth. Auf dem Markte zu Havre wird das so klar als möglich. Alle Marktbesucher, mit Ausnahme der Fischer, die früh Morgens hinkommen und die Ausbeute des gestrigen Tags verkaufen, sind die gewöhnlichsten Alltagsmenschen, die man sich nur denken kann, und wie oft ich auf dem Markte hin und her zog, wie sehr mich das Gemische von in- und ausländischen Früchten, die der Handel und der Ackerbau feilbieten, die einladenden Gemüße, die bunten, wunderlichen Erzeugnisse der See als Bild ansprachen, so wenig zogen mich die Menschen an, troß der normännischen Trachten, troß der hohen, helmartigen Gauchoise (Haube) der Weiber. Sie waren alle sehr brave, prosaische Käufer und Verkäufer, und ich entsinne mich kaum, je unter ihnen einen Streit gesehen oder einen Witz gehört zu haben. Man lobe oder tadle das, mir ist es einerlei.

Nur zwei Erscheinungen auf dem Markte fielen mir auf. Zuerst eben die Fischer. Morgens, ehe noch der eigentliche Markt beginnt, kommen sie schwer beladen angezogen und bieten in großen flachen Körben ihre Fische und Muschelthiere feil. Oft ist ein eigener Verkäufer da, wie es scheint, von Gesetzes wegen zu diesem Vorhandel berufen, der dann durch eine Glocke die Käuferinnen zusammenklingelt; oft sah ich aber auch die Fischer selbst den Handel besorgen, und hiebei zeigten sie sich ganz ihres Elements und ihrer Lebensart würdig. Sie sind ja gewohnt, dem Sturme zu trotzen, ihm ruhig und schweigend zuzusehen, und so legen sie ihre Waare aus, sagen mit einem Worte den Preis und lassen die umstehenden Detailverkäufer und Verkäuferinnen den Preis schelten, einen den andern überbieten, ohne ein Wort zu dem lumpigen Zungensturme zu sagen, bis der Preis erreicht ist, den sie für billig halten, und sie dann zusagen, das Geld einstreichen und schweigend von dannen ziehen.

Eine zweite nicht uninteressante Erscheinung auf dem Markte sind die einkaufenden Engländer. Man hat mir oft gesagt oder ich habe es oft gelesen, die Engländer seyen das Volk, das am meisten auf eine gut besezte Tafel hält. Ich glaube es gerne, nach den hier auf dem Markte Einkaufenden zu urtheilen. Mit einer Bedachtsamkeit, mit einem scrupulösen Kennerblicke, der dem besten Feinschmecker Ehre machen müßte, sehen sie sich jeden Kohl, jeden Fisch an. Sie blättern ordentlich in dem Buche, das vor ihnen aufgeschlagen liegt, prüfen die Controversen zwischen der einen und der andern Lesart, und erklären sich nach weidlicher Ueberlegung für den Turbot links oder die Scholle rechts auf dem Fischtische. Wie viele schwere

Verdauungsstunden es gekostet haben mag, bis sie zu dieser Meisterschaft gekommen sind! Es sind diese Engländer die Vertreter einer hier lebenden kleinen Kolonie zurückgezogener, auf halben Sold gesezter Offiziere der Land- und Seemacht Albions, oder von den Ersparnissen eines zwanzigjährigen Handels in Ruhe und Zurückgezogenheit lebender Krämer. Gott segne ihre Studien!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Das Theater Castellane. Literarische Notabilitäten.

Seit die Tageblätter so groß sind und derselben so viele erscheinen, und zwar frei und ungehindert, wird Alles in ihren Bereich gezogen, und wenig Merkwürdiges entgeht ihrer Aufmerksamkeit. So sind denn auch die Darstellungen auf dem Privattheater des Grafen von Castellane so umständlich besprochen worden, als nur irgend eine öffentliche Darstellung auf den Pariser Theatern je besprochen worden ist. Ganz Paris konnte wenigstens im Geiste den Darstellungen beiwohnen; denn nicht allein wurde angegeben, wer unter der Oberleitung der Madame Sophie Gay oder unter der der Herzogin von Abrantes aufgetreten war, und in welcher Rolle, sondern sogar, wie die Personen gekleidet waren. Fast der ganze Text der Oper: l'Abencerage, ist in den Tageblättern abgedruckt worden, besonders folgende schöne Arie, die einen Victor Hugo'schen Anklang hat:

Vierge modeste,
Hourie céleste
Du paradis;
Comme l'étoile
Sous ton long voile
Tu resplendis!
Flot de lumière
Qui desaltères
Mon oeil charmé,
Et dont la flamme
Anime l'ame
Du bien-aimé!
Viens que j'aspire
Ton doux sourire
Plein de parfum!
Viens et repose
Ta lèvre rose
Sur mon front brun!

Und dieser Operntext ist der erste bekannte Versuch einer jungen Dame, Mad. Collet, deren ebenfalls junger Mann erst vor kurzer Zeit aus Italien zurückgekehrt ist, wo er auf Kosten des Staats sich einige Jahre aufgehalten, um sich in der Tonkunst auszubilden, da er in der Pariser Kunstschule einen der ersten Preise davongetragen hatte. Er hat den Operntext seiner Frau in Musik gesezt. Man lobt diese Musik sehr; indessen muß man sie öffentlich hören, um darüber ein gültiges Urtheil fällen zu können. Der auf dem Castellane'schen Liebhabertheater erhaltene Beifall ist Collet insofern nüzlich, als er wahrscheinlich keine abschlägige Antwort zu fürchten hat, wenn er sich bei einem der Operntheater mit einer neuen Oper oder Operette meldet. Das Debutiren wird einem jungen dramatischen Tonkünstler in Paris stets sehr erschwert; Collet hat es vermuthlich seiner interessanten Frau zu danken, daß ihm die Bahn nun geebnet ist. Der dichtenden Frauen, besonders jungen, besizt Paris jezt eine solche Menge, daß sie im Nothfall den männlichen Parnaß hätten ersezen können, wenn die böse Grippe diesen hinweggerafft hätte. Dies wäre nun recht löblich und erfreulich, wenn die dichtenden Damen den Staat nichts kosteten. Hat aber eine dichtende Dame hier viel Niedliches oder Rührendes gedichtet und sich in der Literaturwelt einen Ruf verschafft, so bewirbt sie sich um eine Pension, damit sie fortan ruhig dichten und die Lesewelt mit neuen Geistesprodukten erfreuen könne. Ist sie schön, jung und anmuthig, so fehlt es ihr nicht an Fürsprechern bei den Ministern, und dann bleibt die gehoffte Pension nicht lange aus. Diese Pensionen sind zwar nicht beträchtlich, aber die Zahl der Schriftstellerinnen, welche Anspruch darauf machen, ist es desto mehr. Es gibt jedoch auch wieder Manche, welche dieser Hülfe nicht bedürfen, und vom Schicksal vortheilhaft genug bedacht worden sind, um ein ganz unabhängiges Leben führen zu können, wie z. B. Mad. Dudevant, welche im Besize eines beträchtlichen Vermögens ist. Die literarischen Notabilitäten, wie man hier die berühmten lebenden Schriftsteller bezeichnet, spielen in Paris eine große Rolle, und deßhalb belehren die Tageblätter das Publikum nicht allein über die geistigen Leistungen derselben, sondern auch über ihren Lebenswandel, und sogar über ihre häuslichen Einrichtungen. Vergebens haben mehrmals ernsthafte Leute behauptet, das Haus eines jeden Menschen müsse für die Außenwelt verschlossen und ohne Fenster seyn; für eine freie Presse gibt es keine solche fest ummauerten, dicht verschlossenen Häuser; der Späherblick der Neugierde dringt überall durch, und die sogenannten Notabilitäten müssen sich mit der Ueberzeugung trösten, daß man nicht so neugierig seyn würde, wenn die Herren und Damen weniger berühmt wären. So hat denn eine hiesige Wochenschrift, le cabinet de lecture, angefangen, die Celebritäten zu mustern, zu schildern und sie in ihrem häuslichen und gesellschaftlichen Wandel zu beschreiben. Da bisher kein Duell erfolgt ist, leider das gewöhnliche Zeichen der Mißbilligung der Betheiligten, so sollte es scheinen, als ob die dem Publikum vorgeführten Personen die Schilderung für nicht so ganz abnorm hielten. Einige Züge daraus können auch das Ausland belustigen. Der Verfasser der Skizzen gibt sich für einen Belgier aus, und thut, als ob ihm Jemand bei einer Vorstellung in der großen Oper die merkwürdigen Figuren zeige, welche jezt in der Pariser Literaturwelt glänzen. Zuerst sieht er Mad. Dudevant am Arme Charles Didier's, Verfassers des gewaltig ernsten Romans Rome souterraine, vorübergehen, eine kleine, zart geformte, dreißigjährige Frau, mit einem edeln, sogenannten bourbonschen Gesichte; sie ist auf eine etwas auffallende Art, aber doch geschmackvoll gekleidet, trägt ein seidenes, sehr gebauschtes Kleid, mit einer Mantille von grünem Sammt und außerordentlich breiten Spizen. Ein schöner Juwel glänzt auf ihrer Stirne. Eine Menge junger Künstler gesellen sich zu ihr und bilden ihren Hofstaat; aber Alfred de Musset, mit dem sie eine Reise nach Italien gemacht haben soll, sucht ihren Anblick zu vermeiden, und stiehlt sich davon.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 57. Montag, 5. Juni 1837.

Werke über England und Irland.

6) Großbritanniens Gesetzgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel, statistisch und staatswirthschaftlich erläutert von dem k. bayer. Ministerialrath E. Th. Kleinschrod. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836. 8. S. 479.

Der Verfasser befand sich in England während des Winters 1834 auf 35 in Aufträgen des königl. bayerischen Staatsministeriums, unter welchen auch jener begriffen war, von der Gewerbsverfassung, den hierauf sowohl als auf commercielle und staatswirthschaftliche Gegenstände bezüglichen Regierungs-Anordnungen, von den statistischen Arbeiten und wichtigen öffentlichen Anstalten im Industriefach genaue Kenntniß zu nehmen. Er hat seinen Auftrag nunmehr mit großer Gewissenhaftigkeit erfüllt und theilt in vorliegendem Werke die Resultate mit.

Die Einleitung enthält eine allgemeine Betrachtung über Englands Staatskräfte, insbesondere über den großen Aufschwung seiner Industrie und seines Handels und deren Verhältniß zur Agrikultur. In lezterer Beziehung macht er folgende interessante Bemerkungen über die vielbesprochenen Korngesetze: „Bewegungen in der Agrikultur bedürfen mehr Zeit für ihren Kreislauf, als jene im Handel und in Manufakturen; Rückwirkungen auf dieselben werden länger und stärker empfunden, und Kapitalien können bei ersterer mit gleicher Leichtigkeit wie bei den übrigen Industriezweigen weder angelegt, noch aus derselben zurückgezogen werden. Wenn daher die gegenwärtigen Beschwerden über die gedrückte Lage der Agrikultur und die daraus abgeleiteten Folgerungen zum großen Theile, wie auch aus der so großen Divergenz der Ansichten hervorgeht, als übertrieben gelten müssen, und vielleicht in einer Revision der Landtaxe, welche das Ziel der Beschwerden zu seyn scheint, ein befriedigendes Abkommen gefunden wird, so stellt sich dagegen nach den eigenthümlichen Zuständen jenes Landes die Aufhebung des Korngesetzes und die unbedingte Freigebung des Getreidehandels als eine höchst bedenkliche, die Agrikultur mit einer wirklichen Umwälzung bedrohende Maßregel dar, so häufig selbe auch theils von dem einseitigen Interesse der Parteien im Lande, theils von Schriftstellern des Auslandes mit oberflächlicher Zuversicht anempfohlen wird. Unstreitig würde die erste und unmittelbarste Folge derselben in der Reduction der Rente von den bessern Bodenklassen und in dem gänzlichen Aufhören derselben von den geringern bestehen, welche daher sogleich außer Kultur gesezt würden. Hiedurch verliert der

Eigenthümer des Bodens die Differenz des Werthes zwischen einem höher oder geringer rentirenden Boden im ersten, und zwischen kultivirtem Boden und Weideland im zweiten Falle. Allein verhältnißmäßig noch weit höher stellt sich die Benachtheiligung des Pächters dar, welcher das in die Verbesserung des verlassenen Bodens aufgewandte Kapital absolut verliert, da er es nicht zurück zu ziehen vermag. Bei dem bekanntlich allgemein verbreiteten Pachtsystem der englischen Ländereien würden diese Verluste ungeheuer seyn. Die erste Folge der Freilassung würde daher, allgemein ausgedrückt, als eine plötzliche und gewaltsame Uebertragung des Eigenthums von einer Klasse an die andere, nämlich von der ackerbauenden Klasse an die Manufakturbesitzer (wegen der durch wohlfeilere Getreidepreise niedrigern Arbeitslöhne) erscheinen. Nicht minder ungünstig würde diese Maßregel auf den Zustand der Arbeiter, und zwar aller Klassen derselben zurückwirken. Es wird kaum in Abrede gestellt werden können, daß der gemeine Arbeiter überhaupt niemals eine andauernd höhere Bezahlung zu erringen vermag, als zur Bestreitung der gemeinen Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens erfordert wird. Jede durch besondere Umstände bewirkte momentane Erhöhung der Löhne über diese Grenze trägt den Keim ihrer Zurücksetzung in sich selbst, durch steigende Concurrenz und Bevölkerung als unmittelbare Folge des höhern Verdienstes. Der natürlichste und sicherste Regulator der Arbeitspreise ist daher der große Durchschnittspreis der Lebensmittel, welcher zulezt auf den Getreidepreisen basirt ist. Hieraus folgt jedoch ferner, daß der natürliche Preis des Getreides für den Arbeiter von geringerer Bedeutung ist, da sich nach diesem der Preis seiner eigenen Waare, nämlich der Arbeit von selbst regulirt. Allein er leidet bei einem künstlichen niedern Preise, indem seine Arbeit nach dem Maße des Sinkens der Getreidepreise regulirt wird, während die Preise vieler anderer Artikel nicht zugleich und in gleichem Maße fallen. Da endlich durch das Verlassen der geringeren Ländereien unter obigen Bedingungen eine noch weit größere Zahl von Agrikulturarbeitern, als dies bisher schon wegen des Sinkens der Preise der Landarbeit der Fall war, gewaltsam und plötzlich den Manufakturdistrikten zugewendet würde, so entstünde hieraus nothwendig ein gleichzeitiges allgemeines Sinken der Löhne für die Fabrikarbeiter, daher eine zweite gleich große Benachtheilung für beide Arbeiterklassen. Vergebens würde man gegen diese Betrachtungen einwenden, daß die Noth der Arbeiter nur kurze Zeit währen, daß der steigende Absatz der Manufakturartikel, sowohl durch die freie Getreideeinfuhr, als durch die wohlfeilere Fabrikation wegen der niedern Getreidepreise bewirkt, den Manufakturen einen weit größern Aufschwung verleihen würde; daß zwar die Agrikulturarbeit sehr vermindert, um so viel mehr aber die arbeitende Bevölkerung in Fabrikarbeiten beschäftigt werde; daß es endlich richtigen, staatswirthschaftlichen Principien angemessen sey, den Kapitalien und der Arbeit jene Richtung zu verleihen, welche der Natur des Landes, den Talenten der Nation am besten entspricht und die vortheilhafteste Anwendung erwarten läßt; da nun, wie klar bewiesen sey, Getreide in England nicht so wohlfeil als in andern Ländern producirt werden könne, so erschiene es offenbar vortheilhafter, diese einseitige Richtung zu verlassen und sich der Hervorbringung mehr gewinnreicher Artikel der Industrie zu widmen. Wohl unterliegt es keinem Zweifel, daß durch ein solches System der Ackerbau zerstört, und dagegen eine noch größere Höhe des Manufakturbetriebes, wenigstens für einen gewissen Zeitraum erreicht würde; allein ließe sich erwarten, durch einen solchen, ganz von den Chancen des Welthandels abhängigen Erwerb der Gesammtheit eine solide Basis des Nationalwohlstandes zu gründen? Würde das große Staatsbedürfniß, und vor allem die Verzinsung der öffentlichen Schuld, welche nicht auf bestimmte Gegenstände des Eigenthums oder Einkommens radicirt, sondern allein dem guten Glauben, der Redlichkeit der Nation anheim gegeben ist, unter solchen Umständen gesichert seyn? Erscheint endlich eine solche Veränderung als ein wünschenswerther Zustand des Landes, entsprechend den Neigungen der Nation, dem Glücke der Gesammtbevölkerung, beitragend zur innern Nationalkraft und zur Bewahrung der Unabhängigkeit eines großen Volkes? Wer es wagen wollte, diese Fragen zu bejahen, würde zugleich in dem Falle seyn, auch die großen Vorzüge in Abrede zu stellen, welche das Land in ackerbauender Hinsicht wirklich besizt; als: seine natürliche Bodengüte; die unerschöpflichen Vorräthe an künstlichen Düngerarten, den Wasserreichthum für Bewässerung, das günstige Klima und die Vorliebe eines großen Theils der Bevölkerung für ländliche Beschäftigung. Ohne Zweifel waren es diese Rücksichten, welche die vorzüglichsten Staatsmänner bewogen, neben steter Bekämpfung des Ausschließungssystems, unter diesen selbst Huskisson, die Getreidefrage unberührt zu lassen; bei welcher übrigens, abgesehen von den angeführten Verhältnissen Englands, der Agrikulturzustand von Irland noch besonders in Betracht zu ziehen ist. Die jährliche Getreide- und Mehleinfuhr aus Irland nach England und Schottland beträgt durchschnittlich gegen zwei Millionen Quarters Körnerfrüchte aller Art und gegen eine Million Centner Mehl. Sollte daher bei einer unbedingten Oeffnung der englischen Seehäfen für fremdes Getreide diese irländische Einfuhr vermindert werden, oder ein bedeutendes und anhaltendes Sinken der Preise eintreten, so läßt sich bei

der bekannten Zersplitterung der Grundpachte in lezterem Lande in die kleinsten Parcellen die Steigerung der Noth und des allgemeinen Elends ermessen, welche jenen unglücklichen Bewohnern ohnedies bereits in so großem Maße zu Theil geworden ist. Daß indeß Verbesserungen des gegenwärtigen Getreidegesetzes nicht ausgeschlossen sind, daß namentlich die Umbildung der nach den jeweiligen Preisen veränderlichen Zollsätze in eine fixirte ständige Eingangsabgabe wünschenswerth sey, um den beständigen Schwankungen ein Ziel zu setzen, und dem innern wie dem äußern Getreidehandel eine sichere Basis zu gewähren, ist bereits vielseitig anerkannt, und eine Abhülfe in dieser Beziehung darf ohne Zweifel von der erleuchteten englischen Gesetzgebung in nächster Zukunft erwartet werden."

Der speciellen Untersuchung des Gewerbwesens geht eine Statistik der Bevölkerung vorher, aus deren genauen Angaben wir ersehn, daß England und Wales allein im Jahr 1700 — 5,100,000, im Jahr 1800 — 9,200,000 und im Jahr 1830 — 13,800,000 Einwohner zählten. Ein ungeheurer Theil dieser Bevölkerung lebt nun der Industrie, deren unermeßlicher Aufschwung, deren allgemeine und specielle Gesetzgebung, deren Verhältniß zum Wohlstand und zum sittlichen Zustand des Volks nun aufs ausführlichste erörtert wird. England hat in dieser Beziehung mehr Erfahrungen gemacht, als irgend ein anderes Land in Europa, daher hat es in seiner Gesetzgebung für Industrie mannichfache Verbesserungen vorgenommen, wie sie das praktische Bedürfniß erzeugte. „Die Uebung des Common law, welches den Gerichtshöfen zu Grunde liegt, durch die allmählige bessere Einrichtung derselben stets mehr sich entwickelte und befestigte, und durch deren Entscheidungen und Präcedentien, welche als Gewohnheitsrecht gelten, eigentlich in steter Fortbildung begriffen ist, kämpfte fortwährend gegen die Gewerbsmonopolien, welche in ältern Zeiten, dieser Bestimmungen ungeachtet und unter den mangelhaften Einrichtungen der Gerichtshöfe, im Uebermaße verliehen wurden, und namentlich in der Regierungsperiode der Elisabeth ganze Bände ihrer Verordnungen füllen, indem der Grundsatz mit Glück durchgeführt wurde, daß vor den Gerichten keine Verleihung gelten könne, welche einen monopolisirenden Charakter, sey es nun für die Ausübung irgend eines Gewerbszweiges überhaupt, oder innerhalb eines gewissen Bezirkes, an sich trägt. Nicht minder wirkte diese Uebung des common law auf die allmählige Abschaffung der Monopolien der Krone, wovon sich bis auf die heutige Zeit nur eines, nämlich die Verwaltung der Posten, wegen der großen Wichtigkeit dieser Anstalt für den Verkehr, und bei allgemein anerkannter Nothwendigkeit ihrer Stellung unter die öffentliche Autorität, wiewohl durch zahlreiche Parlamentsakten geregelt, und in ihren Taxen bestimmt, erhalten hat. Im Einklang mit diesen Grundgesetzen der Nation und den Principien der Gerichtshöfe stehen die Ansichten der vorzüglichsten staatswirthschaftlichen Schriftsteller. Die Erfahrung aller Orte, wird in dieser Beziehung angeführt, habe hinreichend dargethan, daß jedes directe Eingreifen der Gesetzgebung in irgend einen Zweig ehrlichen Erwerbes, durch Verbote, Beschränkungen, oder Ermunterung des einen auf Kosten eines andern, sey es nun in der Agrikultur, in den Gewerben oder im Handel, die Fortschritte des allgemeinen Wohlstandes nur gehindert habe, und daß die beste Politik des Gesetzgebers nur darin bestehen könne, die inländische Betriebsamkeit nicht beschränken oder reguliren zu wollen, sondern sich mit dem einfachen Schutze derselben gegen Betrug oder Thorheit zu begnügen." Noch ist dieser richtige Grundsatz nicht überall anerkannt, und das Theoretisiren, so wie die Leidenschaft des trop regner macht sich außerhalb England noch gar vielfach geltend. (Der Schluß folgt.)

Römische Geschichte.

8) Lucius Cornelius Sulla, genannt der Glückliche, als Ordner des römischen Freistaates, dargestellt von **Dr. K. L. Zachariä**, großh. bad. geh. Rathe ꝛc. Erste Abtheilung. Heidelberg, **1834. XII** und **196** S. Zweite, **1834. 182** S. 8. Preis 4 fl. 48 kr.

Die erste Abtheilung beschäftigt sich mit Sulla's Leben. Die Darstellung seiner Abstammung, Erziehung und seines Jugendlebens hat uns vollkommen entsprochen. Nur wünschten wir, daß der Verfasser, wo er von dem Interesse spricht, welches Sulla an der Literatur nahm, auf eine Stelle des Cornelius (Attic. c. 4.) verwiesen hätte, wodurch er seine Behauptung viel stärker hätte begründen können. Noch ungleich anziehender ist die Erörterung der auswärtigen Verhältnisse des römischen Freistaates zu der Zeit, da Sulla seine öffentliche Laufbahn betrat, und die Abtheilung von dem Stande der Parteien in dem römischen Freistaate. Die Verhältnisse des Ritterstandes haben wir noch in keinem Werke so genau gezeichnet gefunden, wie in dieser Schrift; auch die Versuche der Gracchen sind höchst richtig aufgefaßt und deutlich beleuchtet. Die Darstellung des Krieges gegen Jugurtha hat außer vielen andern Vorzügen auch das große Verdienst, daß der Verfasser auf einen andern Umstand aufmerksam machte, der bisher wenig oder gar nicht beachtet wurde. Gewöhnlich schreibt man den langsamen Gang desselben einzig der Charakterlosigkeit der Feldherren zu. Allein Herr Zachariä macht auch auf einen andern Punkt aufmerksam, den man wohl in das Auge fassen muß: „Der Krieg, sagt er,

hatte einen eigenthümlichen Charakter; er hatte denselben Charakter, den Kriege, auf demselben Schauplatze geführt, auch jezt noch haben. — Vom Nilthale bis an die Säulen des Herkules erstreckt sich eine lange Ebne; da, wo einst die Könige Numidiens und Mauretaniens geboten, im Süden von einer Bergkette, dem Atlas, mehr oder weniger in ihrer Breite beengt; damals vielleicht mehr fruchtbaren Boden umfassend, als jezt, doch schon damals von todten Sandstrecken durchschnitten und nach Süden hin begrenzt. Auf diese Gestalt und Beschaffenheit des Bodens läßt sich der gesammte gesellschaftliche Zustand und insbesondere die Kriegskunst der Völkerschaften oder Stämme, welche damals, unter Jugurtha und unter dem mit ihm verbündeten Könige von Mauretanien, Bocchus, gegen die Römer fochten, als bedingt durch jene Ursache, zurückführen. Dieselbe Ursache beurkundet ihre Wirksamkeit auch in dem Leben und in den Kriegen der heutigen Bewohner Nordafrikas, wenn schon die Stämme, welche jezt in dem Numidien und Mauretanien der Vorzeit hausen oder herumschweifen, größtentheils nicht altafrikanischer, sondern neuerer, arabischer Abkunft sind. Wie damals, so ist auch jezt bei den Stämmen Nordafrikas ein jeder wehrhafte Mann Soldat. Alle sind beritten. Diese Reiterei umschwärmt von allen Seiten den Feind. Sie sucht ihn in wasserarme Gegenden zu locken oder von dem wirthbaren Lande abzuschneiden. Erleidet sie eine Niederlage, so löst sie sich auf, um sich, vom Feinde fern, wieder zu vereinigen. Durch Verschüttung der Brunnen erschwert sie dem Feinde das Nachsetzen, bald aber kehrt sie zurück, nicht selten stärker nach der Niederlage, als sie vor derselben war. Das Unglück, das Nahen des verfolgenden Feindes hat mit dem geschlagenen Stamme andere bisher friedliche Stämme vereiniget. Kriegsmuth ist eine gemeinsame Tugend, aber eben so ist die List und Verschlagenheit ein Grundzug des National-Charakters. In einem gänzlich offenen Lande müssen diese Stämme, auf einen Angriff ausgehend, ihr Nahen und auf der Flucht ihren Rückzug desto künstlicher verbergen. Gegen einen solchen Feind, in einem solchen Lande, hatten damals die Römer Krieg zu führen. So hoch bei ihnen die Kriegskunst stand, so war doch das Fußvolk der Kern eines römischen Heeres, und so war doch ein römisches Heer sowohl deßwegen, als wegen der geregelten Aufstellung und schweren Bewaffnung der Legion von einem solchen Feinde besonderen Gefahren ausgesezt. Und so wenig auch der Stolz der Römer die geheimen Künste der Politik verschmähte, so war doch auch der Feind in diese Geheimnisse eingeweiht. Kein Wunder daher, wenn dieser Krieg seine Wechselfälle hatte; kein Wunder, wenn Jugurtha's Fall länger sich verzögerte, als es die stolze Ungeduld des römischen Volkes erwartet hatte.“ Auch der Krieg gegen die Cimbern und Teutonen, so wie der Zeitraum von der Beendigung des Kampfes mit diesen Völkern bis zum Ausbruche des Bundesgenossenkrieges ist sehr gut durchgeführt. Noch ungleich schöner aber ist die Darstellung des Krieges mit den italienischen Bundesgenossen. Daran reiht sich Sulla's Consulat, die Schilderung der in Rom erfolgten Unruhen, der Krieg gegen Mithridates und der Bürgerkrieg bis zu Sulla's Dictatur. Das folgende Kapitel, worin uns Sulla als Dictator vorgeführt wird, hat uns, so viele Vorzüge und eigenthümliche Ansichten es im Allgemeinen enthält, doch wegen einiger Vorurtheile, welche sich zeigen, nicht ganz befriedigt. Die lezten Abschnitte über Sulla's Lebensende, seinen Tod, über seine Körperbeschaffenheit und Familienverhältnisse enthalten viele wichtige Aufschlüsse. Die Bemerkungen über Sulla's Geistesgaben und Charakter und die Vergleichung dieses Mannes mit Marius, Tiberius und Napoleon, welche den Schluß des ersten Theiles bilden, zeugen von einem umfassenden und gründlichen Studium. Wir wollen zum Belege, wie tief der Verfasser in den Geist dieser Männer eindrang, nur eine Stelle ausheben: „Marius war niederer Abkunft, ein Mensch ohne Erziehung, ein ausgezeichneter Soldat, nach und nach von einer Stufe zur andern gestiegen; Sulla war der Abkömmling eines patricischen Geschlechts, sorgfältig erzogen. Marius sah nur sich, Sulla auch das Gemeinwesen, auch den Freistaat, die Aristokratie. Sulla war stolz, Marius ehr- und ruhmsüchtig. In den Jahren schon weit vorgerückt, wohlbeleibt und von den Schwächen des Greisenalters gebeugt, begab sich Marius dennoch, als er sich um den Kriegsbefehl gegen Mithridates bewarb, täglich auf den Campus Martius, um hier, indem er mitten unter Jünglingen sein Roß tummelte, und andere kriegerische Uebungen vornahm, zu zeigen, daß er noch die zu den Anstrengungen eines Feldzuges erforderliche Körperkraft habe. Sulla legte die Dictatur nieder, als er noch weit jünger, als damals Marius, war. Beiden waren alle Mittel recht, wenn sie nur zum Ziele führten. Gleichwohl war Marius veränderlich, wankelmüthig, Sulla aber immer derselbe. Jenen beherrschten, und dieser benüzte nur die Zeitumstände. Jener vernichtete seine persönlichen Feinde, dieser die Gegner des Planes, welchen er zur Wiederherstellung des Freistaates entworfen hatte. Jener verfolgte Einzelne, dieser ganze Massen.“ Die zweite Abtheilung, welche Sulla's Ordnungen enthält, hat uns ganz besonders angesprochen. Der Verf. beurkundet überall eine gründliche Forschung. Das eigenthümliche Licht, das er über Sulla's Individualität und öffentliche Wirksamkeit verbreitet, zeigt einen Mann, der seiner Aufgabe ganz gewachsen ist, und die Klarheit und Ruhe seiner Darstellung zieht den Leser an. Druck und Papier sind schön.

d.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 134.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 6. Juni 1837.

Parmi nous le sentier qui mene aux deux collines,
Ainsi que tout le reste, est parsemé d'épines.
A la Chine sans doute il n'en est pas ainsi?

Voltaire.
Épitre au roi de la Chine.

Der Schweif des Drachen.

Eine chinesische Erzählung.

In den Tempeln des Fo erzählen sich die Priester folgende tragische Geschichte.

Als der Gott einst auf einer kolossalen Sonnenblume sich träumend gelagert hatte, schuf er um sich her eine frische, kühlende Dämmerung. Diese zu durchbrechen, wagte ein kecker Lichtstrahl. Der zürnende Gott bannte den Eindringling mit dem Blick seines Auges fest an eine Stelle, und der Strahl nahm die zarte, ätherische Gestalt an, wie sich die Phantasie die menschliche Seele denkt, schon umhüllt von dem Scheinbilde ihres einstigen Körpers. „Du sollst Mensch werden!" rief Fo. „Ich will dich herabsenden auf die Erde und du sollst einer von denen seyn, die der Welt die Wahrheit lehren unter der Form der Schönheit, mit Einem Wort ein Dichter." — Die Seele zitterte freudig; sie bestrebte sich, dem Gotte ihre Dankbarkeit, ihr Entzücken darzulegen. „Triumphire nicht zu früh!" rief Fo unwillig; „bedenke, daß du eine Strafe verdientest für deine Unachtsamkeit, die Schatten, die ich um mein Lager gesammelt, zu durchbrechen. Ich bin nicht in guter Laune, wie du siehst, und ein Glück, das ein Gott in schlechter Laune gewährt, ist nicht viel besser als ein Unglück."

Diese Worte Fo's stimmten das Entzücken der armen Seele um Vieles herab. Sie wagte jezt nicht mehr, ihre Blicke aufzuschlagen, und erwartete in ängstlicher Spannung die Beschlüsse ihres Richters. „Ich will dir," hob dieser wieder an, „im Bilde deine künftigen Schicksale zeigen. Sieh hinab, was du erblickst, ist die Erde, der Schauplatz, den ich dir zu deinen Leiden und Freuden bestimmt habe. Die breite Straße, die sich uns zeigt, ist der Weg nach Peking. Zwei bemerkenswerthe Gegenstände bewegen sich darauf: ein einsamer Fußgänger und ein prächtiger Palankin, von vielen Sklaven getragen und einer glänzenden Eskorte zu Fuß und zu Pferde begleitet. Der einsame Fußgänger bist du, der Mann im Palankin ist der Gouverneur einer Provinz, der nach Peking reist, um dem Kaiser Rapport über die Führung seiner Geschäfte abzustatten."

„Ach!" rief die arme Seele, „warum, o großer Gott, bringst du mich mit einer solchen widerwärtigen Fratze zusammen? Ich empfinde den lebhaftesten Ekel, wenn ich diese Gestalt betrachte, auf die Gemeinheit und dummer Stolz ihre Stempel gedrückt haben." — „Laß das gut seyn," entgegnete der Gott; „bemerkst du das goldgestickte Zeichen auf der Brust des Mandarins?" — „Freilich wohl, es ist dasselbe, das auch ich an mir trage." — „Du irrst," sagte Fo. „Der Drache auf der Brust des Gouverneurs ist viel größer und hat einen dreimal längern

Schweif als dein Drache." — „Ach, was liegt an solchen Jämmerlichkeiten!" — „Urtheile nicht voreilig!" rief der Gott mit ernster Stimme. „Laß uns jezt unsere Reisenden beobachten. Erzähle, was du siehst."

Die Seele gehorchte dem Gebot. „Aber sage mir zuerst," rief sie zu Fo, „wie soll ich mich selbst kenntlich machen? welchen Namen gibst du mir?" — „Fo-ha-ti," entgegnete der Gott. „Der arme Fo-ha-ti!" fuhr die Seele fort, „er scheint auf das Angreifendste von der Hitze zu leiden. Wie wohl thäte ihm der Schatten von einem der unzähligen Sonnenschirme, die sich um die Wette bemühen, auch den leisesten Lichtglanz von dem Kürbiskopf des Gouverneurs abzuhalten! Was hör' ich? in dieser Hitze muß der arme Fo-ha-ti noch ein langes Gedicht vorlesen? Er, der kaum so viel Athem übrig hat, um seine gerechten Verwünschungen über den sandigen Weg, den Staub und die Hitze auszustoßen!" — „Und dennoch," warf der Gott lächelnd dazwischen, „ist dieses Gedicht noch sein Trost, denn er ist der Verfasser desselben, und keine Hitze, kein Staub, kein Ungemach können einem Dichter beschwerlich fallen, wenn er seine eigenen Verse vorliest."

„Jezt," fuhr die Seele in ihrem Berichte fort, „hält die Karavane an. Es wird unter einem angenehmen Gebüsch von Mandel- und Feigenbäumen eine Tafel gedeckt. Der Mandarin sezt sich daran; er verzehrt beim Schalle einer sanften Musik die köstlichsten Leckerbissen. Wie, und man ladet Fo-ha-ti nicht ein, dieses Mahl zu theilen? Erkläre mir das, gütiger Gott. Ich kann mir nicht denken, daß jener Fettballen, jenes rohe und gemeine Geschöpf edler seyn soll, als der, den du geschaffen hast, die Menschen zu bessern, zu erfreuen und zu belehren. Und warum hat Jener Sonnenschirme, Trabanten, Mahlzeiten und einen Palankin, und Fo-ha-ti hat nichts von allem dem?" — „Der Grund davon ist der dreimal längere Schweif des Drachen," entgegnete Fo mit Ernst.

Die Seele richtete ihren Blick wieder auf die Erde und rief: „Während wir sprachen, hat sich die Scene unten verändert. Der Mandarin und Fo-ha-ti sind im Begriff, bei Hofe, wohin sie Beide beschieden worden, zu erscheinen. Welch ein Schwarm, welch ein Gewühl vornehmer Hofbeamten! Wie das durcheinander rennt und mit den Schellen klingelt, die den Saum eines jeden Staatsrockes zieren! Für wen breitet man den herrlichen Teppich dort aus, wem gibt die Wache die Ehrenbezeugungen, wen zu begaffen stürzt sich die Menge herbei? — O mir ahnet, das sind die Auszeichnungen, die man dem Genie erzeigt, so will man den ehren, auf dessen Stirn die Gottheit ihren Stempel gedrückt, es gilt Fo-ha-ti's Empfang! Dort kommt er! Aber was sehe ich? die Wachen stoßen ihn zurück, da er die festliche Treppe besteigen will, der Pöbel lacht ihn aus und ist nahe daran, ihn zu beschimpfen; zum Glück zieht ihn eine elende, halb possenhafte Gestalt, die sich seiner annimmt, aus dem Getümmel fort. In den Augenblick schreien alle Stimmen ein lautes Willkommen; der Palankin des Gouverneurs wird herangetragen, und ihn zu empfangen, steigt ein Prinz von Geblüte die zwei obersten Stufen des Pallastes herab ihm entgegen. Die Tonnenfigur des Mandarin watschelt in die geöffneten Säulengänge und verliert sich unter goldflimmernden Teppichen und Wolken köstlicher Wohlgerüche. Was ist denn das? Offenbar ist man bei Hofe im Irrthum und hält den Mann im Palankin für Fo-ha-ti." — „Nicht doch," erklärte gütig der Gott; „bei Hofe irrt man sich nicht so gröblich. Sahst du nicht, daß der Oberceremonienmeister mit einem kleinen Zollstab in der Hand erschien, und daß er damit in Gedanken den Schweif des Drachen beim neuen Ankömmling maß? Seine Ehrerbietung wuchs mit jedem Zoll, den er noch zuzusetzen fand. Bei dir nahm er sich kaum die Mühe, seinen Maßstab nur anzulegen."

„Ich höre vorlesen!" rief die Seele freudig. „Fo-ha-ti's Triumph kann jezt nicht ausbleiben, denn er liest dem Kaiser sein Gedicht vor. Der Kaiser ist selbst Dichter, es kann also nicht fehlen, daß er die Schönheiten von Fo-ha-ti's Poesie anerkennt. O wie tief wird jezt der Gouverneur sinken, den ich unter den Zuhörern erblicke! denn in diese Schranken darf er sich nicht wagen. O wie schön, wie erhaben der Strom der Verse daher rollt! Wie blendend und zugleich wie gediegen sind diese Gedanken, die ich mich freue, einst zu denken! Das Auge des Kaisers ist auf Fo-ha-ti geheftet, ein paar Damen im Gefolge der Kaiserin vergießen Thränen, Alles im Saal verharrt in andachtsvollem Schweigen."

Die Seele des künftigen Dichters verstummte einige Momente, dann brach sie unwillkührlich in einen Ruf der Verachtung aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beschluß.)

In das elektrische Gebiet gehört ferner die Erzählung eines Vorfalls, welcher sich in der, vielen Leser wohl noch erinnerlichen Gewitternacht vom 4ten auf den 5ten December v. J. zugetragen hat und dessen Zuverlässigkeit wir verbürgen. In dieser Nacht befanden sich zwei Gensdarmeriewachtmeister aus Breslau und Steinau zu Pferd auf dem Wege von Parchwitz nach Steinau. Sie verfolgten ihre Straße und bemerkten die Blitze des Gewitters, ohne Donner zu vernehmen, als ungefähr nach

zehn Uhr plötzlich eine so vollkommene Finsterniß eintrat, daß sie den Weg nur mit größter Mühe halten konnten. Nach einigen Minuten erhob sich ein von Schloßen begleiteter Orkan, und hierauf wurden sie mit Erstaunen sowohl an ihren Kleidern als am Reitzeuge matte Flammen in den verschiedensten Gestalten gewahr, womit sie gleichsam ganz überschüttet waren und die sich namentlich an allen spitzen Gegenständen, den Ohren der Pferde, den Falten der Mäntel u. s. w. zeigten. Erst nach mehr als 400 Schritten gelangten sie aus diesem elektrischen Luftkreise. Auch auf dem Thurmdach der evangelischen Kirche zu Steinau bemerkten sie solche elektrische Flammen. — Diese seltene, aber gar nicht unerhörte elektrische Erscheinung gehört zu den sogenannten Elmsfeuern (St. Elmusfeuern, Helenafeuern, Castor und Pollux), und war schon den Alten bekannt. Plinius d. A., dieser unermüdliche Sammler und vortreffliche Naturforscher, erzählt (H. N. II. 37.), er habe oft Sterne auf den Lanzen der Soldaten und den Masten der Schiffe gesehen. Zwei solcher Sterne seyen Anzeichen einer glücklichen Fahrt und würden von den Schiffern unter dem Namen Castor und Pollux verehrt; Einer allein, den man Helena nenne (daher die obigen Namen), bedeute Unglück. Dergleichen sehe man auch zuweilen an den Häuptern der Menschen, „mira ratione, wie er sich ausdrückt, „et in naturae majestate abdita." Aehnliches erwähnen Seneca, Hirtius, Livius. Den Schiffern ist dieses Phänomen sehr bekannt und wird von den Portugiesen Corpo santo, von den Engländern Comozant, von den Niederdeutschen Weerlicht (Wetterlicht) genannt. Der Name St. Elmus ist allem Anscheine nach das verstümmelte „Helena" der Alten. Auch an neueren Beobachtungen solcher elektrischen Flammen sowohl am menschlichen als thierischen Körper fehlt es nicht. Jallabert und de Saussüre, die bekannten französischen Naturforscher, sahen bei einem Gewitter auf den Alpen Funken an ihren Fingern, dem Hutknopfe u. s. w., und der Engländer Nicholson bemerkte Wetterlichter an den beiden Ohren seines Reitpferdes, wobei viele andere Personen dasselbe an ihren Pferden wahrnahmen und einem der Kopf des seinigen ganz in Feuer zu stehen schien, also ganz wie im oben erzählten Fall. Die Erklärung dieser Erscheinung gründet sich sehr einfach auf die Theorie der elektrischen Spitzen, indem bekannt ist, daß zugespitzte Enden leitender unisolirter Körper — wie hier die spitzen Ohren der Pferde — die Elektricität leicht und auf große Entfernungen annehmen; eine solche Spitze saugt nicht sowohl aus den Wolken selbst als aus der umgebenden Luft die elektrische Materie in großer Menge ein. Wenn daher, wie im vorliegenden Falle, besonders bei einem durch Sturm zertheilten Gewitter, in der Luft ungewöhnlich viel Elektricität vorhanden ist, so dringt dieselbe in die vorhandenen spitzen Körper ein, und zeigt daselbst den schwirrenden Lichtschein, welcher unsern, mit jener Theorie der elektrischen Spitzen nicht vertrauten Gendarmen so wunderbar erscheinen mußte.

Der diesjährige Spätwinter hat große Aufmerksamkeit und noch mehr Bekümmerniß erregt. In lezterm Bezuge gibt nun zunächst die Cölnische Zeitung Vielen Trost, indem sie aus der dortigen Chronik vom Jahr 1726 anführt:

„Nach Ostern ist viel Schnee gelegen
In Städten, Feldern, allerwegen,
Und haben dennoch durch göttliche Güt
Die Trauben vor Pfingsten noch alle verblüht;
Jakobi trug man Trauben herein,
Und wuchs dies Jahr noch ein köstlicher Wein."

Nun fiel im Jahr 1726 Ostern auf den 21sten April, und der Schnee muß also damals noch viel später gelegen haben, als heuer; und da, nach der Versicherung der Cölner Chronik, gleichwohl der Segen des Herrn nicht gefehlt hat, so dürfen wir uns also auch diesmal damit schmeicheln. Indeß sind wir freilich schon seit einer ziemlichen Reihe von Jahren gewohnt, den Winter zeitig von uns scheiden zu sehen, und der Eintritt einer sehr bedeutenden Sommerwärme lange vor dem Sommersolstitium hat mir sogar zu mannichfachen Betrachtungen in diesen Blättern Veranlassung gegeben. Späte Schneefälle sind aber gar kein unerhörtes Ereigniß; für die Marken wenigstens, auf welche ich meine diesfallsigen Untersuchungen habe einschränken müssen, finden sich dergleichen häufig angemerkt. So erfolgte im Jahr 1705 noch am 25sten und 26sten Mai ein so ungeheurer Schneefall zu Berlin, daß die Aeste der schon belaubten Bäume brachen, und die damals noch junge Lindenallee sehr litt. Nach den vorliegenden Notizen darf man für die Mark Brandenburg durchschnittlich alle fünf Jahre einen Schneefall im Mai annehmen; ja zu Berlin fiel am 22sten Juni 1821 ziemlich viel Schnee.* Es verdient dabei noch eine ganz besondere Bemerkung, daß die Frühlingskälte ihren Sitz, nicht wie die eigentliche Winterkälte ihren Centralpunkt in Nordosten, sondern meistens in Südost, ja in Südwest zu haben scheint, gleichsam als wenn der Kälteproceß dort auch, nur erst später, eintreten müsse. Leser, welche auf die Windrichtung bei Spätfrösten aufmerksam gewesen sind, werden diese Bemerkung oft selbst gemacht haben.

---

* Ich erinnere mich, daß zu Magdeburg, welches doch etwa ½° südlicher liegt als Berlin, Ende Juni's 1797 hoher Schnee fiel. Er schmolz schnell, und das Jahr war reich an Getreide und Obst.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsezung.)

Galerie der literarischen Notabilitäten.

Nicht weit von da ragt der lange, kraushaarige Alexander Dumas hervor; dann erscheint ein 36 — 38jähriger, ernsthaft aussehender, mit einem Schnurrbarte versehener Mann, Frédéric Soulié, Verfasser des Romans: die beiden Leichname, und sehr schlechter Kritiken im Journal la Presse. Dann Nestor Roqueplan, Bruder eines bekannten und beliebten Malers; Roqueplan, der Schriftsteller, war einer der Mitarbeiter am alten Figaro, kam 1830 durch die Julirevolution empor, stand seitdem in gutem Einverständnisse mit den Machthabern, wirkte sich ein Privilegium als Direktor des Theaters an der Porte St. Antoine aus, ist jezt der verantwortliche Herausgeber des Tageblattes la Charte de 1830, und schreibt zuweilen auch in der Revue de Paris geistreiche Aufsäze unter dem falschen Namen Paul Vermond. Dann erscheint wieder eine weibliche Celebrität, Delphine Gay, jezt die Frau des Erfinders der wohlfeilen Presse. Diesen Erfinder weiß Jedermann sogleich zu nennen; es ist der berüchtigte Emile de Girardin, der jezt eben wieder ein riesenhaftes Unternehmen ausführt, nämlich sein sogenanntes Panthéon littéraire in hundert Bänden, den Band zu zehn Franken, wornach das Exemplar eines solchen Panthéon littéraire tausend Franken kosten wird. Obschon nun diese Summe sehr hoch klingt, so beweist der Unternehmer doch, daß nichts ökonomischer ist, als sich ein Exemplar seines Pantheons anzuschaffen. Dies meint und beweist er nämlich so: ein jeder Band des Pantheon soll so viel enthalten, als in vier gewöhnlichen Oktavbänden enthalten zu seyn pflegt. Für zehn Franken bekommt man also so viel, als man sonst für vierzig Franken erhält; man gewinnt hier demnach bei jedem Bande eine beträchtliche Summe. Der Mann bedenkt aber nicht, daß von manchen klassischen Werken, die er in seinem Pantheon wieder abdruckt, bereits viele gute und wohlfeile Ausgaben vorhanden sind. Andererseits muß man es ihm jedoch Dank wissen, daß er ältere und seltene Werke wieder abgedruckt hat, von denen keine wohlfeilen Ausgaben vorhanden waren, z. B. vom Geschichtschreiber Froissart u. A. Em. de Girardin hat sich vom Ministerium des öffentlichen Unterrichts eine Subscription auf zweihundert Exemplare seiner Sammlung zu verschaffen gewußt, welche also, wenn die Regierung die Exemplare so theuer als das Publikum bezahlt, 200,000 Franken kosten werden. Unter den vom Staate ertheilten Aufmunterungen zu nüzlichen Unternehmungen ist diese gewiß eine der beträchtlichsten, welche jemals bewilligt worden sind; nur die Herausgabe der sogenannten Lemaire'schen lateinischen Klassiker hat den Staat zwei- oder dreimal mehr gekostet. Dafür stimmt Em. de Girardins Tageblatt la Presse auch einen ziemlich ministeriellen Ton an; dies wäre noch verzeihlich, wenn besagtes Blatt es sich nicht zur Aufgabe zu machen schiene, jede Art von edler Aufopferung, von Hingebung zu großen Zweken zu verunglimpfen und herunterzumachen. Die Frau, oder nach Andern die Schwiegermutter des Herausgebers, Sophie Gay, schreibt in dem Girardinschen Tageblatte Aufsäze unter dem Namen Vicomte de Launay. Em. de Girardin selbst ist ein kleiner, blonder, junger Mann, sehr kurzsichtig und von ziemlich vornehmem Aussehen. Dann erscheint Henry Berthoud, ein schöner, blaß aussehender Mann, mit einem prächtigen Spazierstocke, worauf H. B. unter einem Ritterhelme eingegraben ist. Dieser Schriftsteller beutet die romantische Geschichte des französischen Flanderns aus, hat bereits zehn Bände solcher romantischen Geschichten geschrieben, gibt das Musée des Familles heraus, und ist ein fleißiger Besucher der Oper und herzlicher Bewunderer der Operntänzerinnen. Neben ihm erscheint Veron, der Wunderdoktor, welchem es gelungen ist, drei ganz verschiedenartige Dinge beim Pariser Publikum in Aufnahme zu bringen, nämlich erstens die große Oper selbst, die auch seit seinem Abtreten noch fortblüht, dann die Revue de Paris, die aber, seit er die Redaktion niedergelegt, keinen so guten Fortgang mehr hat als sonst, und dann zulezt die sogenannte Pâte de Regnault, ein in den Intelligenzblättern sehr gerühmtes Mittel gegen Brustübel. Bei all diesem ist Dr. Veron sehr häßlich, wie das Cabinet de Lecture aussagt. Den Beschluß der Heerschau macht der bekannte Eugène Sue, von welchem jenes Cabinet auch mehr zu erzählen weiß, als von allen Uebrigen, und wenn ich nicht irre, so ist es in dieser Hinsicht meist gut berichtet. Eugène Sue, heißt es, ist ein dicker, wohlbeleibter Mann, der zwei bis drei Zoll hohe Absäze an seinen Stiefeln trägt, und ein echter Dandy in der ausschweifendsten Bedeutung des Wortes. Er hat eine bräunliche Gesichtsfarbe, ist sehr behaart, hat die Nase etwas zur Seite gedreht und trägt einen kleinen, mit Edelsteinen verzierten Spazierstock. Im Sommer hält er sich zu St. Brice bei seinem Schwager Caillard auf, einem der Theilnehmer an den sogenannten Messageries de Lafitte et Caillard, im Winter aber bewohnt er seine merkwürdigen Zimmer in der Caumartinstraße, wovon sogleich die Rede seyn soll. Er besizt ein jährliches Einkommen von 20 — 30,000 Franken, das er dem Fleiße seines Vaters, des Chirurgen Sue, verdankt. Als dieser noch lebte, mußte sich der Sohn mit Wenigem behelfen. Er war angehender Wundarzt auf einem Schiffe im mittelländischen Meere; dieses war die einzige Gelegenheit, die er hatte, sich mit dem Seewesen bekannt zu machen, worüber er jezt so interessante Romane schreibt. Ich glaube aber, das Cabinet de Lecture ist hier nicht gut unterrichtet; denn ich habe gehört, E. Sue habe auch Amerika besucht. Seine Wohnung in der Caumartinstraße ist mit außerordentlichem Luxus möblirt, und zwar völlig im Geschmack der Vergangenheit, das heißt der sogenannten Renaissance und des Zeitalters Ludwigs XIV. Das Cabinet de Lecture schlägt die Kosten der Ausstattung zu 100,000 Fr. an. Erstlich ist das Arbeitszimmer des Romandichters mit lauter geschniztem Eichenholz, antiken Bronzearbeiten, alten flamändischen Gemälden, Waffen und allerlei Raritäten ausgeschmückt, und die bemalten Fenster lassen nur ein sehr gedämpftes Licht durchschimmern. Im Salon erblickt man überall damastene Ueberzüge, verschnörkelte Möbeln mit Einfassungen von Bronze, eingelegte oder lackirte Tische und Schränke, chinesische und japanesische Vasen, alte seidene Tapeten u. s. w. Das Speisezimmer endlich ist in dem Uebergangsstyle der Regierungszeit Ludwigs XIII. ausgeschmückt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 45.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 6. Juni 1837.

Der Pariser Salon im Jahre 1837.

(Fortsetzung.)

Hr. Clément Boulanger hat dies Jahr ein Gemälde auf der Ausstellung, welches einen bedeutenden Fortschritt in seiner Manier beurkundet. „Der Genius der Künste, das Elend und die Unabhängigkeit dem Reichthum und der Sklaverei vorziehend,“ war eine falsche, manierirte Composition, an welche der Künstler vor zwei Jahren sein schönes Talent ohne allen Nutzen verschwendet hatte; seine „Procession der Gargouille“ ist in einem ganz andern System gearbeitet. „Alle Jahre am Saint-Romainstag,“ heißt es im Katalog, „hatte die Geistlichkeit von Rouen das Recht, einem oder mehreren zum Tode Verurtheilten das Leben und die Freiheit zu schenken. Das ganze Domkapitel und sämmtliche Brüderschaften begaben sich in feierlichem Umzuge mit großem Pompe nach dem Thurm Saint-Romain, wo der Verurtheilte, nachdem man ihn mit ernsten Worten zur Besserung ermahnt, den Chormantel des heiligen Romanus dreimal um seine Schultern nahm, welches seine Befreiung bezeichnete. Darauf wurden ihm seine Eisen abgenommen und er selbst, mit Blumenguirlanden bekränzt, wurde von vier jungen Mädchen in das Haus seiner Eltern geführt.“ Die Ausübung dieses Begnadigungsrechts ist der Gegenstand des Boulanger'schen Bildes, und die Details, welche wir so eben angeführt haben, finden wir auf dem Gemälde wieder. Ganz verschieden von den beiden Künstlern die wir weiter oben besprochen haben, besizt Boulanger eine äußerst glückliche Gabe des Colorits; das Einzige, wovor er sich zu hüten hat, ist, sie nicht zu mißbrauchen und die Wahrheit nicht über dem Scheine zu vernachlässigen. Die ganze weitläufige Scene, welche seine Procession darbietet und die sich oben von der Treppe des Thurms bis in eine Seitenstraße hinein erstreckt, ist von einem prächtigen Lichte beleuchtet; jedoch hat sich Hr. Boulanger keineswegs begnügt, seinem Gemälde dies einzige Verdienst zu geben; er hat keineswegs die Details dem Ganzen und die Form der Farbe geopfert. Das Architektonische des Bildes ist mit einer gewissenhaften Sorgfalt ausgearbeitet und seine Figuren sind mit gleichem Fleiße behandelt. Der Künstler hat sich selbst in einem Winkel des Bildes hinter zwei Bettlern angebracht, von wo er die ganze Procession vorüberziehen sieht. Wenn er aus diesem Versteck heraus die Urtheile vernehmen kann, welche das Publikum über sein Gemälde fällt, so muß er sehr häufig seine Eigenliebe geschmeichelt fühlen.

Hr. Camille Roqueplan hat eine originelle, glänzende Art zu malen; er weiß den Scenen, welche er darstellt, sehr gewandt das Pittoreske und Poetische abzugewinnen; nur in den Details wäre ihm etwas mehr sorgfältige Ausführung zu wünschen. „Die holländische Subscription“ ist eine ganz hübsche Composition, welche geistreich behandelt und fein colorirt, im Allgemeinen einen ganz angenehmen Eindruck hervorbringt; aber die Details sind nicht genug ausgearbeitet; man mag so nahe treten als man will, so ist es doch unmöglich, sich zu überzeugen, ob die dargestellten Personnagen Augen haben oder nicht. „Jean Gaston de Medicis“ von demselben Künstler gefällt mehr, weil die sehr beschränkten Verhältnisse dieser Leinwand dem Beschauer nicht wohl gestatten, in eine weitläufige Untersuchung der Details einzugehen, und das Ganze macht einen äußerst lieblichen Eindruck. Mitten unter seinen Lieblings-Vergnügungen, in einer wunderschönen Landschaft, hört der Großherzog von Toscana einem jungen Hirten zu, der den Dudelsack spielt und den er später zu seinem Hofcapellmeister machte; um ihn herum ist seine Familie im Grase gelagert und theilt das Vergnügen, welches die ländliche Musik ihnen allen gewährt; selbst die Hunde leihen den Tönen ein aufmerksam gespiztes Ohr. Diese Composition gehört mit zu den besten Genrebildern des Salons.

Die „Jagdmahlzeit“ von Duval-Le-Camus ist eine durch geistreiche Anordnung, Wahrheit, Grazie und Feinheit der Details ausgezeichnete Composition. Beim

Anblick derselben ruft man sich in Wirklichkeit jene glückliche Momente im Leben eines Jägers zurück, wo man mit vollem Büchsenranzen und leerem Magen, in Gesellschaft lustiger Cameraden auf dem Grase eine Mahlzeit hält und das unaussprechliche Vergnügen kostet, einen rasenden Heißhunger und einen brennenden Durst zu stillen und dabei mit einigen lebhaften Gesten und Demonstrationen seine unschuldigen Heldenthaten aufzutischen. Alle Personnagen dieses Gemäldes sind Portraits; die todten und lebendigen Thiere sind mit gleicher Aufmerksamkeit behandelt. Die übrigen kleinen Compositionen, welche derselbe Künstler noch auf die Ausstellung geliefert hat, wie „der gute Dorfpfarrer," „die Liebe in der Vendée," „ein Invalide der englischen Marine, der im Park von Greenwich Ingwerbier erhält," u. s. w. verdienen ebenfalls Lob.

Die Dichter haben vielfach die Gegenstände zu Genrebildern geliefert. Hr. Friedrich Bouterweck hat die Abschiedsscene Romeo's und Juliens nach Shakespeare gemalt. Die Composition ist nicht ohne Glück angeordnet; was die Ausführung anlangt, so finden wir sie ein wenig zu geleckt; jedoch tritt darin ein gewissenhaftes Bestreben nach Vollendung hervor. Die „Familie von Sonnino" desselben Künstlers ist ein ganz hübsches Bild, worin das Gesuchte sich weniger offenbart. Hr. Karl Müller aus Stuttgart hat gleichfalls den Abschied Romeo's und Juliens dargestellt; hier ist die Scene weniger graziös behandelt als bei Bouterweck; dafür aber macht Hr. Müller andere Verdienste geltend: seine Zeichnung ist rein, seine Farbengebung natürlich, ohne Affectation, und seine Formen sind richtig gewählt. Hr. Goldschmidt, dessen „Toilette einer Algier'schen Frau" im vorigen Salon eine günstige Aufnahme gefunden, zeigt uns diesmal einen jungen Florentiner, der ein Mädchen bittet, einen Ring von ihm anzunehmen. Die Anordnung der Scene verräth ein tiefes Gefühl für Form und Ausdruck; die Gesichter der beiden Liebenden sind für italienische Naturen vielleicht etwas zu schwärmerisch und der Maler hat wohl einen zu großen Theil der deutschen Sentimentalität hineingelegt. Wir sind jedoch weit entfernt, ihm deßwegen einen Vorwurf zu machen; das Bestreben, einem Kopfe einen gewissen Ausdruck geben und in dem Beschauer eine gewisse Stimmung hervorrufen zu wollen, erscheint uns immer anerkennungswerth und lieblich, zumal wenn es, wie in dem Goldschmidt'schen Bilde, mit Erfolg gekrönt wird. Rücksichtlich der materiellen Ausführung hat Hr. Goldschmidt im Verhältniß zu seinem Bilde von vergangenem Jahre einen offenbaren Fortschritt gemacht; die Carnation ist lebhafter geworden und die Figuren treten mehr hervor. Die Behandlung der Stoffe ist mit gleichem Fleiße und gleichem Glücke, wie auf seinem ersten Bilde, ausgefallen, und wir können in dieser Hinsicht unser günstiges Urtheil vom vorigen Jahre nur wiederholen. Der „Götz von Berlichingen auf seinem Todtenbette" von E. de Balthazar ist eine nicht ohne Gewandtheit, aber kalt behandelte Composition. Hr. Jaquand hat noch zwei Episoden des Lamartine'schen Gedichts „Jocelyn", zwei ganz hübsche Portraits, gemalt, welche in der Manier des Künstlers seit dem „Tode Menzikoffs" abermals einen Fortschritt verkünden. Die Figuren treten hervor und seine sonst sehr vagen Umrisse gewinnen an Bestimmtheit; die Details sind ebenfalls nicht mehr so vernachlässigt, wie früher. Nur in der Scene, wo sich Jocelyn dem Bischof zu Füßen wirft, ist Jocelyn zu jung und Laurence hat ein zu langes Gesicht. Hr. Guet hat in dem Hugo'schen Roman „Notre Dame de Paris" den Gegenstand zweier Gemälde gefunden, die sich durch eine saftige Farbe und große Feinheit der Töne auszeichnen. Das Helldunkel ist besonders in dem kleinsten der beiden Bilder, Phoebus und Esmeralde bei der Falourdel, sehr glücklich behandelt. Die Zeichnung könnte mehr Festigkeit haben; die Unbestimmtheit derselben merkt man besonders in den Gesichtszügen und in dem Ausdruck. Der „Claude Frollo" von Hrn. v. Rudder, gleichfalls der Hugo'schen „Notre Dame de Paris" entlehnt, gleicht ganz den so beliebten Schwarzkünstlern und Goldmachern der niederländischen Maler. Die Details des Arbeitszimmers oder vielmehr des Laboratoriums dieses zweiten Doctor Faust sind auf eine sonderbare Weise zusammengestellt; der Anblick des Ganzen, von einem hellen Lichte beleuchtet, ist ganz freundlich und pittoresk. In „Heloise und Abälard" einer Seits und „Sargines und Sophie von Agremont" andrer Seits hat Hr. Durupt ebenfalls zwei, zwar etwas koquette, aber doch ganz hübsche Pendants gemacht, wo die Liebe der Wissenschaft zwei Anhänger und Adepten gewinnt. Rücksichtlich Sargines und Sophiens haben wir historisch nichts zu sagen; was Abälard auf dem Durupt'schen Bilde anlangt, so ist er offenbar zu jung. Hr. Durupt hat bei der Ausführung seines Gemäldes nicht daran gedacht, daß der berühmte Autor des Sic und Non wenigstens zwanzig Jahre älter war als Heloise. Was ferner die Astronomie anbetrifft, welche Abälard Heloisen lehrt, so kann das nur die Astronomie seyn, wie sie die Bibel gibt, und es war von dem Maler etwas sehr gewagt, seinem Helden eine Himmelskugel in die Hand zu geben, drei Jahrhunderte vor Galiläi.

Der Gedanke des Hrn. Debacq, alle Künstler, die sich durch ihre Werke und durch ihre Aufopferung im 16. Jahrhundert um Frankreich verdient gemacht haben, zu malen und der Gegenwart wieder in Erinnerung zu bringen, ist patriotisch und als solcher lobenswerth. Vor mehreren Jahren zeigte dieser Künstler den Jean Goujon, wie er auf seinem Gerüste, an der Fontaine des Innocenz arbeitend, in der Bartholomäusnacht erschossen wird.

Diesmal hat er den Bernard Palissy dargestellt, wie er seinen Quälgeistern, den Gläubigern, dem Jammer seiner Frau und dem Geschrei seines eigenen Elends Trotz bietet und seine Möbeln zerschlägt, um seine thönernen Vasen zu brennen, welche man noch heutzutage bewundert und um sehr hohen Preis kauft. Die Farbentöne des Gemäldes sind rauh; die Zeichnung ist schwerfällig und hart, was ohne Zweifel daher kommt, weil die meisten der dargestellten Personnagen im Allgemeinen dicker und untersezter Gestalt sind. — Hr. Achille Deveria hat denselben Gegenstand wie Hr. Gallait behandelt, von dem wir schon bei Gelegenheit der historischen Genrebilder gesprochen. Beide zeigen uns den „Besuch Michel Montaigne's bei Tasso im Narrenhause zu Ferrara;" Deveria's Ausführung ist ohne Frage schwächer als die Gallait's. Außerdem hat das Gefängniß Tasso's noch das Motiv zu einer kleinen geschmackvollen Composition von Madame de Leonay geliefert.

„Der Genius Venedigs auf den Trümmern seiner Stadt" von Odier ist eine allegorisch gut aufgefaßte Figur, deren Ausführung jedoch Manches zu wünschen übrig läßt. Der „Selbstmord" von Wachsmuth ist eine düstere, triste, aber vorzüglich gemalte Scene; der „Napoleon in Valencia" von demselben Künstler ist ein Staffeleigemälde, welches man nicht recht beurtheilen kann, weil es zu hoch hängt. Hr. Debon hat einen Zug aus dem Leben Peter Mauclercs, Herzogs von Bretagne, gemalt und in seinem Gemälde ein kräftiges Gefühl für Ausdruck und Farbe an den Tag gelegt; leider sind diese guten Eigenschaften auf die betrübendste Weise dem Geschmack fürs Häßliche und Schreckliche geopfert worden. Hr. Couveley hat gleichfalls in seinen ungeordneten, durcheinandergeworfenen Skizzen, „der Glöckner in der Bretagne" und in der Scene „eines jungen Hirten und eines Mädchens" die glückliche Gabe eines warmen Colorits und eines kecken Farbenauftrags verschwendet. Wenn Severn diese Eigenschaften besäße, so würde sein „Ende eines Balles in Venedig" eins von den schönsten Genrebildern des Salons geworden seyn. Die Scene seines Gemäldes ist trefflich arrangirt und die Figuren sind aufs Feinste gezeichnet; die junge Frau, welche lachend ihre Gondel besteigt, ist wunderschön; leider mangelt der ganzen Composition das Leben, nämlich ein kräftiges Colorit.

Pigal und Gros-Claude sind zwei bei den französischen Troupiers und Bonnen sehr beliebte Genremaler; des Leztern „Trinker", welcher militärisch grüßt, ist eine lustige Figur, nicht übel gemalt. Sehr unvollständig ausgeführt sind der „Zahnausreißer" und der „Küster" von Pigal, zwei übrigens höchst komische Gestalten. Die „Pferdetränke" von Lansac ist ein ganz ergötzliches Genrebild, welches wahrscheinlich der Jockeyklub ankaufen wird. Ich erwähne ferner noch einige hübsche Scenen aus dem häuslichen Leben der Bretagne von Fouquet, welche sich durch geistreiche Details und saftigen Farbenauftrag auszeichnen; ferner fünf oder sechs Compositionen von Colin aus Nismes, etwas schwach in der Execution; mehrere artige Grisettenscenen von Franquelin; den Aufstand Masaniello's zu Neapel von Visone, sehr verworren; die Verzweiflung eines jungen katholischen Geistlichen von Cassel; eine Räuberscene in Spanien von Louis Canon, welche sich besonders durch kecke Pinselstriche und kräftige Farbentöne bemerklich macht; verschiedene Darstellungen aus dem Alltagsleben von Couguet, glücklich colorirt, aber schlecht gezeichnet; zwei Gebirgsbewohner aus der Umgegend Roms von Oscar Gué; römisches Kneipleben von Gaugiran-Nanteuil; Landleute aus den Albanergebirgen von Gabriel Scheffer; endlich eine Leonore von Steinheil, eine graziöse Nachahmung der altdeutschen Malerschule.

Die Nachahmungen der niederländischen Malerschule sind häufiger; von den Gemälden, welche offenbar in dem Geiste dieser Meister gearbeitet waren, führen wir an: Das Innere eines Familienzimmers im 17. Jahrhundert von van Schendel, wo die geringsten Details bis aufs Aeußerste vollendet sind; das Innere einer Küche von Charles Beranger, mit einer seltenen Geduld gearbeitet; der heilige Vincent de Paula, den Leichnam des Grafen von Bussy bewachend, von A. Couder; endlich die Wiedergenesung von Cousin.

Besonders hervorgehoben zu werden verdient ein Genrebild von Hauguet, „das Abfallen der Blätter" betitelt. Ein armer, schwindsüchtiger Arbeiter sizt auf der Bank vor seinem Hause, um die lezten Sonnenstrahlen zu genießen; er ist in eine dicke wollene Decke eingewickelt und hat alle Mühe, sich zu erwärmen; seine Frau und seine älteste Tochter begreifen den ganzen Umfang des Schmerzes, den ihnen der Verlust des Kranken bereiten wird; Noth, Jammer und Verzweiflung malen sich zugleich in ihren Zügen, obschon sie es zu verhehlen suchen; aber die beiden kleinsten Kinder wissen noch nicht, was der Tod ist, und sie spielen ruhig zu den Füßen ihres Vaters, der vielleicht morgen stirbt. Dieses kleine Gemälde ist voll Wahrheit und Gefühl; die Anlage ist glücklich, die Zeichnung im Allgemeinen correct, nur die Farbe entbehrt der Kraft und Festigkeit.

Der „Christus, die aufgeregten Wellen des Meeres beschwichtigend," von Hrn. Levasseur, ist eine sonderbare Composition, welche an die Manier des englischen Malers Martin erinnert. Auf der einen Seite Wolken, Regen und Wind, welche auf den Wink des Erlösers davonziehen; auf der andern Seite scheint die Sonne im strahlendsten Lichte. Die Figur Jesu, der in der Nähe

von dem Schiffe seiner Schüler auf dem Wasser geht, erklärt das Wunder. Dies ist übrigens das einzig lobenswerthe Detail; alles Uebrige, Himmel, Meer, Luft, Personen, ist falsch.

Ary Scheffer hat ebenfalls zwei Genrebilder im Salon: „Die Klage der Jungfrau,“ nach Schiller, und „das Gebet Rahel,“ nach Edgar Quinet's Ahasverus; beide zeichnen sich durch ein hohes poetisches Gefühl aus und machen dem Pinsel Scheffer's alle Ehre.

Wir beschließen die Reihe der Genregemälde mit der Aufzählung von Werken, welche die Damen hervorgebracht haben: Die „Geburt“ und das „Gelübde“ von Madame Brune, machen sich durch Sentimentalität im Ausdruck, correcte Zeichnung und eine bei Damen ungewöhnlich solide Farbengebung bemerklich; in der „Wittwe Scarron“ von Georgine Gérard zeichnen sich besonders zwei weibliche Figuren aus, die im Vordergrunde angebracht sind und den Maurergesellen, welcher der Wittwe Scarron prophezeiht, daß sie eines Tages die Krone von Frankreich tragen werde, mit großen Augen messen. Der Hintergrund des Bildes ist über alle Begriffe schwach und mittelmäßig. „Eduard IV. bei Elisabeth Gray“ von Mademoiselle Irma Martin und die „Königin Maria Leczinska, die Nichten der Herzogin von Mazarin empfangend“, von Mademoiselle Adèle Martin, verdienen wegen der Sorgfalt, womit die Stoffe und Möbeln gemalt sind, angeführt zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Radirungen.

Unter die besten neuern Radirungen gehört das große von Neureuther für den Münchener Kunstverein radirte Blatt: Dornröslein, nach Grimms deutschen Sagen, welches in Hinsicht der Composition bereits in diesen Blättern besprochen worden ist. Es gehört aber auch in Hinsicht auf Behandlung der Radirnadel zu den geistreichen Blättern; der Künstler hat eine große Arbeit daran gewendet und das Ganze mit einer Vollendung und Freiheit ausgeführt, die eine sehr geübte Hand voraussetzt. Die Radirnadel eignet sich für Neureuthers Talent ganz vorzüglich und wir wünschen, daß er sie öfter gebrauchen möge, da er sicherlich mehr dadurch erreicht, als durch die Lithographie.

Einige schöne landschaftliche Blätter von Preller in Weimar verdienen nächst jenem Erwähnung. Er hat das große Gemälde der Wartburg, welches er für die Frau Großherzogin von Weimar gemalt, mit etwas veränderter Staffage in einem ziemlich großen Blatt, 9'' Höhe, radirt und mit geistreicher und kräftiger Nadel wiedergegeben. In Kurzem wird von ihm eine Folge von kleineren Blättern erscheinen, worin Naturgefühl und freie, kräftige Behandlung überraschend hervortreten. Die große Meisterschaft, mit welcher er den Baumschlag in Oelbildern behandelt, zeigt sich mit eben so viel Wahrheit als Originalität auch in diesen kleinen Arbeiten seiner Nebenstunden, welche bald zu den von Liebhabern gesuchten Blättern gehören werden.

Ein größeres Unternehmen macht der als Dichter und Maler bekannte Hr. Reinick in Düsseldorf. Er hat eine Subscription auf eine Ausgabe seiner Lieder in groß 4to eröffnet, welche mit Randverzierungen, von 50 Düsseldorfer Künstlern radirt, begleitet werden soll. Der Subscriptions-Anzeige sind sechs Probeblätter beigefügt, unter welchen besonders das von Hildebrandt durch einfach-schöne Erfindung und eine geistreiche Nadel sich auszeichnet. Eben so das von Sonderland, eine launig erfundene und mit Leichtigkeit behandelte Groteske. Vier andere, die Verkündigung der Hirten von Keller nach Schadow, mit Arabesken von Becker und Steinbrück, und die einem Textblatt unterlegte Elfenlandschaft von Achenbach suchen das Auge hauptsächlich durch Sorgfalt und Eleganz der Behandlung zu gewinnen. Der Subscriptionspreis beträgt für das schwarze Exemplar 5 Rthlr., farbig 10 Rthlr. Dies Unternehmen ist um so mehr zu rühmen, als es höchst wünschenswerth ist, daß unsere ausgezeichneten Maler sich auch wieder häufiger der lang vernachlässigten Radirnadel bedienen möchten, um ihre Gedanken einer größeren Anzahl von Kunstfreunden mitzutheilen, als die ist, denen ihre Gemälde zu Gesicht kommen können.

Nachrichten vom April.

Akademien und Vereine.

Frankfurt a. M. Der hiesige Kunstverein hat in dem Bericht über die Generalversammlung am 11. December 1836 interessante Mittheilungen über zwei Unternehmungen zu Ehren Goethe's gegeben. Der Verein hatte sich bereits seit einiger Zeit ernstlich mit dem Project eines Denkmals für Goethe beschäftigt, als ihm bekannt wurde, daß einige Privatpersonen ein ähnliches Unternehmen gemacht hatten. Auf nähere Erkundigung erfuhr man, dasselbe sey schon so weit ausgeführt, daß es nicht mehr angemessen sey, sich demselben anzuschließen. Die Aufstellung dieses beinahe vollendeten Denkmals wird jedoch nicht völlig öffentlich seyn; daher hat der Verein beschlossen, sich dadurch nicht abhalten zu lassen, ein selbstständiges Unternehmen im Sinne vollkommener Oeffentlichkeit zu beginnen. So werden dem Dichter nun zu gleicher Zeit zwei Denkmale in seiner Vaterstadt gesetzt werden. (Vgl. die Nachricht aus Frankfurt vom 27. März, Art. Bildnerei.

Berlin. In der Sitzung des wissenschaftlichen Kunstvereins am 18. April hielt Hr. Bötticher einen Vortrag über den in einer Kirche Goslars befindlichen angeblichen Altar des Crodo. Er legte genaue Zeichnungen der einzelnen Theile dieses Denkmals des Alterthums vor und wies nach, daß dasselbe zu nichts Anderem als zur Aufbewahrung von Reliquien gedient habe. — Hr. Professor Wach zeigte einige ihm vom Hrn. Elsasser aus Sicilien gesandte Farbenskizzen vor, unter denen sich auch die der verfallenen Kirche von San Spasimo befand. Hr. Hofbaurath Stüler legte eine Sammlung der verschiedenen Marmorarten vor, welche von alten Bauwerken Griechenlands, insbesondere Athens, herrührten, was die anwesenden Bildhauer, wegen der Vergleichung des pentelischen und des parischen Marmors mit dem von Carrara, besonders interessirte.

№ 135.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 7. Juni 1837.

O die elenden Zeiten! Tugend wird an Handwerksleuten nicht geachtet! —
Es gibt kein besser Zeichen von einem wackern Gemüth, als eine harte Hand.

Shakespeare.
Heinrich VI.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Den 25sten März.

Arbeiter.

Der Arbeiterstand ist in ganz Frankreich derjenige, der am wenigsten verdorben ist, in dem noch ein Keim ruht, der für die Zukunft eine Frucht verspricht. Der Adel ist mit Ludwig XV. untergegangen, und die Bourgeoise hat ihren Hirschpark in der Börse gefunden. Heute ist in Frankreich der Arbeiterstand in der Lage, in welcher sich früher die Bourgoisie befand; diese ist seine Aristokratie, wie früher der Adel die des Bürgerstandes. Er sieht oder glaubt sich zurückgedrängt, unterdrückt, und das ist eben das unwandelbare Gesetz der Menschheit, daß der unterdrückte Theil der Gesellschaft, der gegen das Unrecht ankämpfende, stets der bessere ist; daß in der Unterdrückung selbst sein besseres Ich hervortritt und sich im Kampfe stählt. Die Juden mußten, um einen Moses zu haben, erst durch die egyptische Gefangenschaft durchgehen, und ein Maccabäus ging erst aus der babylonischen Knechtschaft hervor. Die Christen waren, so lange sie verfolgt wurden, die reinsten, edelsten Vertreter der Menschheit, und die Verläumdung mußte ihnen Unsinn andichten, weil ihr Leben makellos war. Die Arbeiter in Frankreich sehen sich nun einmal, wie es die Aufstände in Paris und Lyon, noch mehr die vielen Associationsprocesse hinlänglich bewiesen haben, für unterdrückt, für übervortheilt an. Sie fordern eine bessere Stellung, und es liegt in der Natur der Sache, daß Jeder, der etwas Besseres, als was ihm zu Theil wird, fordert, vor Allem suchen muß und wird, zu zeigen, daß er eines Bessern würdig ist. Das ist der Schlüssel zum Geheimniß der höhern Moralität der Unterdrückten, aller Oppositionen gegen die Mehrzahl. In Frankreich findet man aus diesem Grunde beinahe überall sehr brave, sehr tüchtige Arbeiter, und die Classe als solche, die von diesem Geiste des Höherstrebens ergriffen ist, erscheint in der Mehrzahl besser, weniger selbstsüchtig, weniger unmoralisch als die, denen sie eben Egoismus und Immoralität vorwirft. So kommt hiezu noch, daß die Arbeit selbst an und für sich moralisirt, daß sie vor Ausschweifungen schützt.

Der Arbeiterstand in Havre theilt sich in zwei Classen: solche, die für die Ausrüstung der Schiffe und im Hafen arbeiten, und gewöhnliche Handwerker. Die Hafenarbeiter stehen sich ganz besonders gut; sie werden gut bezahlt, was aber ihre Lage noch bedeutend verbessert, ist, daß bei dem Aus- und Einladen der Schiffe stets für sie ein Erkleckliches abfällt. Sie können so ihre Familien mit Zucker, Kaffee und Aehnlichem versehen, und sind meistens noch im Stande den Rest an die Kleinhändler zu verkaufen und so Einiges zu erübrigen. Diese glückliche Lage macht,

daß sie mit ihren Verhältnissen, und somit auch mit der Regierung im Ganzen recht zufrieden sind. — Die Calfaterer bilden eine eigene Classe, eine Art geschlossene Zunft, in die sie nur die Söhne der Calfaterer als Lehrlinge aufnehmen. Sie verdienen täglich etwa acht Franken, und sehen in diesem bedeutenden Lohn ihr Verdienst, und halten ihr Geschäft, das hauptsächlich darin besteht, die Ritzen der Schiffe mit Werg zu verstopfen, die Kupferplatten an die Schiffe anzuschlagen u. s. w., für eines derjenigen, zu denen ganz besondere Talente nothwendig sind. „Mein Jean ist ein Esel, aus dem wird nie ein rechter Calfaterer; er soll daher Uhrmacher werden," so hörte ich einst einen dieser hochgestellten und sich hoch stellenden Schiffscalfaterer sagen. — Die in den Werften arbeitenden Schiffszimmerleute, Segelmacher ꝛc. sind in einer weniger glücklichen Lage; doch stehen auch sie sich ziemlich gut und kommen meist am Ende zu einem kleinen Kapital, da Wind und Wetter Jahr aus Jahr ein ihnen zu thun geben. Indessen gibt es unter ihnen schon Unzufriedene, und ich lernte einen solchen kennen, der ein demokratischer Legitimist war, etwa im Sinne der Gazette de France. Auch bei ihm sah man gleich den Einfluß seiner Stellung. Er war fleißig und rüstig, aber sein Verdienst reichte nicht aus, seinen Kindern den Unterricht geben zu lassen, den er für nothwendig hielt; deßwegen kaufte er mitunter von dem, was er erübrigen konnte, hier und dort ein Buch, studirte dasselbe über Nacht und gab dann das Erlernte, so gut es ging, an seine Kinder ab. Es ist dies ein Beispiel, das sich im Arbeiterstande des heutigen Frankreichs oft wiederholt, und ich entsinne mich, wie tief es mich rührte, als bei einer Preisvertheilung der association polytechnique zu Paris, nachdem alle Schüler ihre Preise erhalten hatten, auch der Name eines Arbeiters aufgerufen wurde und dann Einer der Lehrer erklärte: dieser Mann, der vom Unglücke zur Arbeitslosigkeit verdammte graue Vater einer zahlreichen Familie, besuche, während die Kinder für ihn und seine kranke Frau das tägliche Brod erarbeiten, unausgesezt die Vorlesungen, um das Erlernte nach Hause zu tragen und seinen Söhnen und Töchtern unter der Arbeit und in den Freistunden zu übermachen. Dies sind Züge, die gleich Lichtblicken eine bessere Zukunft versprechen.

Die gewöhnlichen Handwerker in Havre sind schlimmer daran als in den meisten andern Städten Frankreichs; denn das Leben ist in Havre so theuer, wie sonst in Frankreich nur in Paris, und die Arbeit wird im Verhältniß lange nicht so gut bezahlt. Es erklärt sich daher leicht, daß in diesem Stande schon mehr Unzufriedenheit herrscht, und wirklich gibt es hier viele Handwerker, die der Regierung feindliche Gesinnungen hegen. Wie überall, findet man in diesem Stande sehr tüchtige Leute. Oft aber tritt unter den Arbeitern in Frankreich die Theorie als That auf und stößt dann auf eigene Faust die Gesetze um. Auch davon lernte ich ein Beispiel kennen. Ein Schreinergeselle verdiente täglich etwa zwei Franken, und sollte dafür wohnen und sich selbst, eine Frau und fünf Kinder ernähren und kleiden. Das aber wäre in Havre ein wahres Kunststück. Mein Geselle raisonnirte also folgendermaßen: „Ich bin ein ehrlicher Arbeiter, stehe frühe auf und lege mich spät zu Bette und meine Arme sind nicht müssig. Mein Gewissen ist also beruhigt, wenn ich nicht zahlen kann, was mir zum Leben nothwendig ist. Da ich aber keinem armen Krämer oder Arbeiter etwas schuldig bleiben will, so miethe ich mich stets bei einem möglichst wohlhabenden Mann ein und wohne so lange bei ihm, bis er mich austreibt. Ich habe nur zwei Betten, einen Tisch und drei Stühle für sieben Leute, und das Gesetz erlaubt nicht, mich zu pfänden. So haben meine Kinder Brod und der Hauseigenthümer am Ende des Jahrs nur hundert Franken weniger." Ich hatte kaum den Muth, ihm zu widersprechen, denn das Unglück stand mit ziemlich klaren Zügen auf dem Gesichte dieses Mannes geschrieben; aber ich fühlte, wie dies Raisonnement der erste Ring der Kette ist, durch welche Lacenaire sich auf das Schaffot raisonnirte.

Die Handwerker in Havre stehen abgeschlossener als sonst in den meisten Städten Frankreichs und wohl auch Deutschlands. Schon daß man die Stände hier so ziemlich genau unterscheiden kann, ist Havre eigenthümlich. Es ist dies die natürliche Folge der Gestaltung der hiesigen Gesellschaft. Beinahe jede Classe hat ein eigenes Interesse, eine eigene Lebensart: der Kaufmannsstand ist auf sein Comptoir und die Börse beschränkt; die Seeleute sind überall ein eigener, sich suchender und andere mehr oder weniger abstoßender Stand; die Hafenarbeiter stehen ebenfalls den Handwerkern ziemlich fern. Eine Folge dieses Zustands ist, daß sich bei ihnen viel Alterthümliches, viel Zunftmäßiges, wenn es auch durch die Revolution aus den Institutionen ausgemerzt worden ist, in den Sitten erhalten hat. Sie sind noch immer moralisch, wenn auch nicht gesetzlich in Gewerke, corps d'état, abgetheilt, halten mehr als sonst zusammen und feiern noch jährlich ihre Zunftfeste. Ich habe im vorigen Jahre zweien solcher Feste, dem der Schmiede am Tage des heiligen — wie heißt er denn, der Schmiedeheilige? — und dann der Schreiner am Tage der heiligen Anna beigewohnt. Doch diese Feste verdienen eine eigene Beschreibung, und ich finde dazu vielleicht einmal Gelegenheit.

Der Schweif des Drachen.

(Fortsetzung.)

„Was hast du vernommen?" fragte der Gott, der sich wieder träumend auf die Sonnenblume zurückgelehnt hatte. „Solltest du es glauben?" erwiderte die Seele, „nachdem ich mein göttliches Gedicht geendet, fordert der

Kaiser den Mandarin auf, sein Urtheil über die Verse zu sagen. „Sie sind sehr schön," erwidert der Dickbauch, „aber wenn du es nicht übel nimmst, Majestät, mir fällt so eben eine kleine, anmuthige Fabel ein, die ich in einer müssigen Stunde selbst einmal in Reime gebracht; denn du mußt wissen, Herr, auch dein geringer Knecht macht Verse." „Laß sie hören!" ruft der Kaiser, und der Gouverneur recitirt ein läppisches Mährchen, betitelt: „die gelbe Fliege." Der Kaiser lächelt, seine nahe Umgebung lacht und die entferntere bricht in ein wildes Gewieher aus. Der ganze Hof findet die „gelbe Fliege" über alle Maßen geistreich, und der Mandarin gilt von dem Augenblicke an für den witzigsten Kopf und den besten Dichter im ganzen himmlischen Reiche. Die Damen, die früher bei Fo-ha-ti's Versen geweint haben, wissen sich nicht anders zu entschuldigen, als daß sie schon lange Zeit an überreizten Nerven leiden, wodurch sie gezwungen werden, bei jedem noch so unbedeutenden Anlaß in Thränen auszubrechen; man bedauert sie. Als man zur Tafel geht, bleibt durch ein Versehen des Obereeremonienmeisters kein Platz leer für Fo-ha-ti. Er schleicht sich aus dem Pallaste. Noch auf der Treppe begegnet ihm der Hofbuchhändler. „Freund," ruft dieser den Dichter an, „du hast gewiß mit dem übrigen Trabantengesinde hinter der Thüre gelauscht, als der wunderbare neue Dichter sein Werk vorlas; kannst du mir nicht, wenn auch nur einige Verse, aus dem Gedächtniß recitiren? Ich mache dann in der Geschwindigkeit die fehlenden Strophen dazu, und morgen schon lege ich das Buch zu den Füßen der Majestät." — „Ich kann dein Verlangen in seinem ganzen Umfange erfüllen," ruft Fo-ha-ti freudig; „denn sieh, hier ist das Manuscript ganz und vollständig." Der Buchhändler besah sich den Titel. „Ach!" sagte er nach einer Pause in gleichgültigem Tone, „von diesem Gedicht habe ich sprechen hören, allein es hat kein Glück gemacht. Das Meisterwerk, von dem ich rede, ist die „gelbe Fliege." Kannst du es mir verschaffen, so rechne auf meine Erkenntlichkeit."

Die Seele hatte mit dem größten Unwillen diesen Bericht abgestattet. „Wirst du mir nun glauben," sagte Fo, „daß der Zollstab des Ceremonienmeisters auch hier seinen Einfluß geäußert hat? Der Mandarin ist einer von den vielen, die unrechtmäßig zum Besitz ihrer Stelle gelangt sind und die dafür großmüthig monatlich bedeutende Summen in den kaiserlichen Schatz fließen lassen. Du begreifst, daß, um diese Summen nicht zu verlieren, die „gelbe Fliege" ein Meisterstück der Dichtkunst seyn muß. Doch laß dich nicht abschrecken; entferne dich vom Boden des Hofs, der längst schon aufgehört hat, ergiebig für die Künste zu seyn. Mische dich unter die große Menge, und du wirst sehen, daß dein Gedicht Beifall findet und gelesen wird."

Die Seele richtete mit einem Ausdruck trüben Nachsinnens ihre Blicke wieder auf die Erde. Was sie hier bemerkte, war in kurzgefaßter Uebersicht Folgendes. Fo-ha-ti hatte den Hof verlassen, und sein Drang, sich anerkannt und geschätzt zu sehen, trieb ihn, sich zuerst unter die vornehmern Kreise der Hauptstadt, die zum Theil seine Standesgenossen waren, zu mischen. Hier bemerkte er bald in Rücksicht der Meinungen ein unseliges Schwanken. Ein Theil der hohen Gesellschaft Pekings affektirte mit dem Hofe gespannt zu seyn, und behauptete, den Interessen des Volks sich anschließen zu müssen. Dennoch wollten sie keines der Opfer bringen, die man von ihnen zum Besten des Ganzen verlangte. Ein anderer Theil wünschte sich die Zeiten der ärgsten Despotie zurück, eine dritte Abtheilung, und zwar die zahlreichste, zeichnete sich dadurch aus, daß sie nicht wußte, was sie wollte, und diese Schwäche den wahren, die wahre Mitte haltenden Patriotismus nannte. Mit diesen drei Parteien sezte sich Fo-ha-ti in Berührung. Sie ergriffen ihn und sein Buch als Parteisache, und zankten sich darüber, statt im ruhigen Genuß Belehrung und Vergnügen zu schöpfen. Endlich kamen Alle überein, daß der Schweif des Drachen heutzutage den Werth eines Buches bestimmen müsse. Einige fanden, daß Fo-ha-ti's Drache einen noch zu langen Schweif habe, Andere meinten, er müsse wenigstens fünf Zoll länger seyn, wieder Andere behaupteten, damit Fo-ha-ti's Werke gefielen, müsse er einen Drachen ganz ohne Schweif haben.

Wüthend über diese elenden Streitigkeiten, entlief Fo-ha-ti den vornehmen Kreisen und miethete sich, ziemlich entfernt von der Hauptstadt, in einem Landhause ein, wo er ungestört mehrere Wochen über der Hervorbringung eines neuen Werkes zubrachte, und darüber seine frühern Leiden vergaß. Er hätte sich ganz von der Welt getrennt, wenn es ihm möglich gewesen wäre, den Umgang der Menschen zu entbehren. Da er dieses nicht vermochte, hielt er, bevor er sich wieder in Gesellschaft mischte, folgendes Selbstgespräch: „Ich war ein Thor, jene eitle und müßige Menge um Theilnahme anzusprechen, die nur dem Schein nachgeht. Ich will mir ein würdigeres Ziel setzen, und um die Gunst der Weisen und Philosophen meiner Zeit werben. Diese Geister stehen zu hoch, um sich an die Erbärmlichkeiten zu stoßen, an denen bis jezt alle meine Plane gescheitert sind. Ich werde mit ihnen sympathisiren, und wir werden gemeinschaftlich wirken."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Mai.

Kettenbrücke. Journale. Neue Synagoge.

Die Streitfrage, ob und wo eine Kettenbrücke über die Moldau angelegt werden soll, ist, troz vieler Sitzungen und Berathschlagungen, noch immer nicht entschieden. Noch fehlen sechshundert Actien zur Deckung der Kosten, auch geht die Willensmeinung des Monarchen dahin, daß zur Errichtung derselben durchaus keine Art von Zwang eintreten,

und dieses patriotische Werk bloß durch ganz und in jedem Sinne des Wortes freiwillige Theilnehmer zu Stande gebracht werden soll. — Das „Panorama des Universums“ hat sich im Ganzen, seit es die Fahne der Pfennigmagazine verlassen, sehr verbessert. Die Stahlstiche, welche an die Stelle der Holzschnitte traten, sind nicht ausgezeichnet, doch meist nett, die typographische Ausstattung sehr anständig und der Inhalt wenigstens theilweise recht gut. Auch die „Bohemia“ hat dem leidigen Nachdruck entsagt; doch wissen wir nicht, ob die Leser dabei besser fahren, insbesondere, da sie viele ihrer Spalten mit schlechten Wortwitzen und forcirtem Humor, Lobhudelei und Klatschereien, vorzüglich aber mit einer höchst uninteressanten Polemik füllt. Auch die „Erinnerungen“ vermag der geistreiche Dr. Legis, troz Honorar und Dukatenprämien für die beste Erzählung (wir wissen nicht, ob der Kotzebue'sche Grundsaz gilt, daß die beste Erzählung auch eine gute seyn muß), zu keiner rechten Journalgestalt zu erheben. — Im Laufe dieses Jahrs sollen wir noch drei neue Zeitschriften erhalten, die erste unter dem Namen „der Novellist,“ welche der junge Literator W. Umlauft projektirt, eine zweite: „Ost und West,“ mit der Tendenz, die slawischen Novitäten dem Publikum in Uebersezungen, Auszügen und Anzeigen vorzulegen, von Rudolph Glaser, die dritte wird von Dr. Feistmantel redigirt, deren Firma noch nicht bekannt gemacht worden ist. So werden wir auf einmal einen Sprung von der Armuth zum Ueberfluß machen, und es ist nur zu wünschen, daß nicht die Eine die Andere erstické. — In der Kunstausstellung der hiesigen Akademie zeichnender Künste waren leider die Porträts die in ihrer Art lobenswerthesten Gegenstände. Das höhere Genre ist zwar reich in der Zahl bedacht, doch befindet sich leider wenig Ausgezeichnetes darunter. Unter die erfreulichen Ausnahmen gehören zwei Köpfe des Akademiedirektors Kadlik, ein heiliger Petrus und ein Armenier, die sich durch Charakteristik und tiefen Sinn hervorheben. Der junge böhmische Maler Gustav Kraymann, der sich zu seiner Ausbildung in Rom befindet, hat mehrere Genrebilder in einer zwar etwas sonderbaren, aber genialen Manier eingesandt, die Sensation machten. — Die Judengemeinde hat auch hier nach dem Beispiele Wiens eine Synagoge für den gereinigten Gottesdienst erbauen und sehr geschmackvoll in gothischem Style dekoriren lassen. Sie wurde am Namenstage des Kaisers mit dem ersten feierlichen Gottesdienste eröffnet. Eine große Gesellschaft von Adeligen, Gelehrten und andern Personen der gebildeten Stände, unter ihnen der Landeschef und Commandirende, wohnten dieser Feierlichkeit bei, welche durch ihren morgenländischen Charakter und pittoreske Anordnung ein sehr anziehendes Bild darstellte. Das Costüm ist theils so kleidsam, theils paßt es zu der orientalischen Physiognomie viel besser als unsere Kleidung, und wir begreifen nicht, warum die Juden nicht von unserer französischen Mode zu demselben zurückkehren. Auch der Gesang ist vortrefflich und dem in vielen christlichen Kirchen weit vorzuziehen. Zur Abhaltung der Einführungsrede war Dr. Sachs aus Berlin hieher verschrieben worden, dessen Vortrag schön und rein ist; auch enthielt die Rede über den Text aus Davids Psalmen: „Sende dein Licht und deine Wahrheit, daß sie mich leiten und bringen zu deinem heiligen Berge und zu deiner Wohnung!“ viele schöne Stellen, wenn es ihr gleich an Einheit fehlte, und der Redner mitunter in heftige Polemik gegen diejenigen ausbrach, welche sich der Einführung des neuen Gottesdienstes widersezt hatten. Ein paar uralte Rabbiner, welche demselben wahrscheinlich nur ungerne beiwohnten, saßen still und in sich gekehrt an der linken Seite in ihrem Betstuhle, und das Kopfschütteln des Einen — eines ehrwürdigen Greises mit einem Patriarchenantliz und Silberbart — bei allen ähnlichen Stellen war schier unheimlich anzusehen. An der Seite der beiden Alten saß der Vorbeter, ein von Gesundheit strozender junger Mensch von kaum zwanzig Jahren, gleichsam neben der alten die neue Zeit repräsentirend.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Galerie der literarischen Notabilitäten.

Der Besitzer dieser sonderbaren Wohnung hat ganz eigene Gewohnheiten. Die angekommenen Briefe z. B. muß ihm der Bediente auf einem silbernen Teller darreichen. Ferner will er gar nicht das Ansehen haben, als ob er äße. Hat er daher Freunde zu Tische gebeten, so läßt er für sich nur ein Ei und eine Carafine Selterserwasser auftragen. Da der Mann aber stark und fett ist, so argwöhnt man, er entschädige sich Abends im Geheimen für das freiwillige Fasten; auch behaupten Leute, die ihn als Schiffschirurgen gekannt haben, er habe damals sehr guten Appetit gehabt. Es könnte jedoch seyn, daß ihm seitdem die Lust zum Essen vergangen ist; dann könnte man sich aber immer noch darüber verwundern, wie man bei einem Ei, etwas Selterserwasser und Seeromaneschreiben so wohlbeleibt aussehen könne. Wahrscheinlich war Balzac an dem Abend, als der Belgier die Oper besuchte, nicht gegenwärtig, sonst würde er ihn mit seinem kostbaren Spazierstocke nicht vergessen haben; denn er gehört so gut als Eugène Sue zu den Notabilitäten und Sonderlingen von Paris, obschon er keine 25,000 Franken jährlich einzunehmen hat, es sey denn, daß seine Werke sie ihm einbrächten; denn Balzac ist fleißig und genießt eines großen Schriftstellerruhms, wenigstens in der Welt, welche sich bei den Lesekabinetten abonnirt. Die strengen Kritiker in den Tageblättern lassen ihn diesen Ruhm nicht ungestört genießen, und bestreiten seine Ansprüche auf den Titel eines genialen Autors. Balzac hat bekanntlich damit angefangen, Romane unter dem falschen Autornamen Horace de St. Aubin zu schreiben; es waren noch unreife Früchte seines jugendlichen Geistes, und die Genialität war eben nicht das vorherrschende Element in denselben, weßhalb sie auch kein großes Aufsehen erregten; aber nach einer Pause trat er unter seinem wahren Namen auf, und lieferte von nun an Werke andern Schlages. Jezt gingen seine Geistesprodukte schnell ab, und durch diesen Absaz ermuthigt, hat der schlaue Mann auch seine frühern Werke wieder drucken lassen, und unter seiner jezigen Firma wieder in Umlauf gesezt. Sie werden nun gelesen, weil sie von Balzac herrühren, und man auch gerne sehen will, wie der Mann schrieb und dichtete, als er noch ein unbekannter Schriftsteller war; aber zur Vermehrung seines Ruhms werden sie schwerlich beitragen. Wie Balzac, hat ein anderer Schriftsteller, welcher in seinen frühern Schriften unter dem Namen Sebastian Bach aufgetreten war, die Hülle abgeworfen und heißt jezt de Ferrières. Wahrscheinlich wird ein dritter junger Autor, welcher sich durch zwei Romane gute Aufnahme in der Literaturwelt verschafft und seinen falschen Namen Louis Lavater beliebt gemacht hat, in seinen spätern Schriften seinen wahren elsässischen Namen Ludwig Spach bekennen. Auch in der Theaterliteratur gibt es einige pseudonyme Dichter; es sind aber meistens junge Leute, um deren wahre Namen das Publikum sich bisher nicht viel bekümmert hat.

Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 20.

Mittwoch, 7. Juni 1837.

[236]

Uhlands Gedichte.

Elfte Auflage.

So eben hat bei uns die Presse verlassen und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Ludwig Uhland.

Elfte Auflage.

Mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahl gestochen.

8. Velinpapier in Umschlag brochirt. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 12 Gr.

„Der Deutsche verlangt einen gewissen Ernst, eine gewisse Größe der Gesinnung, eine gewisse Fülle des Innern, weßhalb denn auch Schiller von Allen so hoch gehalten wird. Ueberhaupt: der persönliche Charakter des Schriftstellers bringt dessen Bedeutung beim Publikum hervor."

Mit diesen Worten Goethe's übergeben wir, nachdem die zehnte Auflage von Uhlands Gedichten vergriffen worden ist, den Freunden deutscher Poesie die elfte.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1837.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[243] So eben sind bei Metzler in Stuttgart erschienen:

Zeittafeln
der
allgemeinen Geschichte
von
F. F. Romig.

4. Velinp. geb. Preis 1 Thlr. preuß. od. 1 fl. 45 kr.

Diese Zeittafeln — die reife Frucht einer gewissenhaften Arbeit von einer langen Reihe von Jahren — umfassen neben der politischen Geschichte auch die Kultur- und Religionsgeschichte, Literatur, Kunst und Erfindungen. — Den Geschichtskundigen eine möglichst sichere Unterstützung anzubieten, den Liebhabern der Geschichte einzelne Züge zum Bilde derselben darzustellen, den Anfängern die wichtigsten Ereignisse anzuzeigen, welche für ihre historischen Studien als leitende Punkte dienen können, war die Aufgabe, die der Hr. Verf. sich gesezt hat. Keine Erscheinungen zu übergeben, welche auf die Entwicklung der Menschheit von besonderem Interesse gewesen sind, und aufzunehmen, was zur Bezeichnung ihres geistlichen und sittlichen Standpunktes in jeder Periode gehörte, war sein besonderes Augenmerk. Dem ausgezeichneten innern Werthe entsprechend, ist auch die Ausstattung in Druck und Papier vorzüglich, und dennoch der Preis so billig, daß die Einführung in Unterrichts-Anstalten dadurch sehr erleichtert wird, deren Vorsteher und Lehrer wir bitten, diese Zeittafeln sich zur Einsicht zu verschaffen und selbst zu prüfen.

Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz.

---

[212] In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Polytechnisches Journal,
herausgegeben
von den
D. D. Dingler und Schultes.
Erstes Aprilheft.

Inhalt: Vignoles Eisenbahnsystem mit hölzernen Längenbalken als Unterlage. I. Kostenanschlag eines Yards einer doppelten Schienenbahn nach der gewöhnlich gebräuchlichen und der von mir vorgeschlagenen Methode. II. Holzbahnensystem des Hrn. W. J. Curtis in Deptfort. III. Holzbahnensystem des Hrn. Jopling. IV. Holzbahnensystem des Hrn. W. Thorold. Mit Abbildungen. Ueber die neueren Verbesserungen an der pneumatischen Eisenbahn des Hrn.

Pinkus. Mit Abbild. Lassell, über das Gießen und Schleifen von Spiegeln für Telescope. Mit Abbild. Spilsbury's Verbesserungen an den Maschinen und Apparaten zum Ausprägen und Pressen von Metallen und andern Substanzen. Mit Abbild. Findons verbesserter Apparat zur Speisung der hydraulischen Abtritte mit Wasser. Mit Abbild. Hogans Verbesserungen an den Hüten, Kappen und Mützen. Alberti, über das Seilbohren im Kalkgebirge. Mit Abbild. Ueber die vielkammerigen, nicht schlagenden Schießgewehre des Hrn. John Webster Cochran aus New-Hampshire. Perkins verbesserter Apparat zur Erzeugung von Eis und zum Abkühlen von Flüssigkeiten. Mit Abbild. Zeller, Beschreibung der großherzoglichen Brauerei in Oberweimar. Mit Abbild. Bussy, Beschreibung eines neuen Verfahrens zur Gewinnung des Jods und Broms. Barruel, über das Vorkommen von Salpetersäure oder einer stickstoffhaltigen Säure in der käuflichen Schwefelsäure, und ein Verfahren, wodurch man sie davon befreien kann. Griffiths Bemerkungen über die Krystallisation der Salze. Ueber einen neuen Aether, welcher den Weinen ihren eigenthümlichen Geruch ertheilt. Beleuchtung des Zier'schen Geheimnisses in der Runkelrübenzucker-Fabrikation. — Miszellen. Dixons Apparat zur Verhütung der Explosionen der Dampfkessel. Letzter halbjähriger Bericht der Liverpool-Manchester-Eisenbahn-Compagnie. Eisenbahnen erleiden durch Schnee weniger Hemmnisse als Landstraßen. Wichtige Verbesserung an den Drahtbrücken. Ueber ein neues optisches Instrument des Hrn. Plateau. Bereitung des sogenannten weißen indischen Feuers. Rickets Gasofen. Sochets Apparat zum Destilliren des Seewassers. Zubereitung der sogenannten türkischen Perlen und der Pastilles du Serail. Abdrücke von Medaillen und Münzen mit Hausenblase zu nehmen. Schutzmittel gegen das Rosten der Metalle. Glasur für Geschirre aus Kupfer und Gußeisen. Allards Maschine zur Verfertigung von Tischbestecken. Bereitungsart einiger neuerer Chocoladepräparate. Hicks Apparat zum Brodbacken. Masters's Patent-Sardelleneßenz. Die London-Kautschuk-Compagnie und Anwendung von Ammoniak als Auflösungsmittel für Kautschuk. Ueber die Fabrikation von chinesischem Papier in Frankreich. Ueber ein von Hrn. Isoard erfundenes Musikinstrument, Aeolicorde genannt. Wohlfeiler Anstrich für Thüren, Geländer u. drgl. Ueber einen neuen, von den HH. Pelletan und Legavrian erfundenen Apparat zur Runkelrübenzucker-Fabrikation. Zäune aus Draht. Vorschrift zur Bereitung eines einfachen guten Lab. Frankreichs Getreideproduktion.

Zweites Aprilheft.

Inhalt: Ashbowne's verbesserter Apparat, welcher zur Erleichterung des Zuges der Wagen auf den gewöhnlichen Landstraßen an den Rädern angebracht werden kann. Mit Abbild. Egen, über die Versuche auf der Elberfelder Probeeisenbahn, und Bestimmung der Tragkraft gußeiserner und gewalzter Schienen. Spurgins verbesserte Leiter für den Bergbau und für verschiedene andere Zwecke. Mit Abbild. Sewells Verbesserungen an den Maschinen zur Tull- oder Bobinnetfabrikation. Mit Abbild. Champions Verbesserungen an den Maschinen zum Spinnen, Zwirnen und Dubliren der Baumwolle und anderer Faserstoffe. Mit Abbild. Wrights Verbesserungen an den Maschinen und Apparaten zum Reinigen und Zurichten der Bettfedern und Flaumen. Mit Abbild. Ueber einige akustische Geräthe von der Erfindung des Herrn John Harrison Curtis. Mit Abbild. Dorns Dachbedeckung für flache Dächer. Pontifex Verbesserungen im Fabriciren und Raffiniren von Zucker. Mit Abbild. Ueber die Stärkmehlbereitung mit Gewinnung des Klebers. Eine gekrönte Preisschrift des Hrn. Emile Martin. Resultate, welche sich bei der Anwendung des Cabrol'schen Apparates an einem der Hohöfen der Hüttenwerke des Aveyron ergaben. Virlet, über den Hohofenbetrieb mit Holz. Pattinsons Verfahren, das Blei durch Krystallisation silberarm zu machen. Gay-Lussac, über die Zersetzung des kohlensauren Kalks mittelst der Hitze. Cox, über die Bereitung der Gallenseife, welche sich hauptsächlich zum Filzen und Walken der Wollentücher eignet. — Miszellen. Englische Patente. Preisaufgaben, den Krapp betreffend. Pearce's Signallaterne für Dampfboote. Einfache Methode das Rauchen der Schornsteine bei Dampfmaschinen zu verhindern. Ueber den Gang der Arbeiten am Themse-Tunnel. Eisenbahnen durch London geführt. Ueber Hrn. Sire's Eisenschmelzproceß. Oberflächliche Verstählung des Stabeisens. Löthen des Zinks nach Moor. Aetzwasser für Stahl. Leichte Bereitungsart des Platinmohrs. Masons Verbesserungen in der Fabrikation von Schießgewehren. Ueber die Erzeugung von verschiedenen Dessins im Holz. Ueber eine blaue und eine gelbe Mahlerfarbe aus Wolfram. Ueber Kautschukauflösungen zu Wasserdichtmachungen von Leder und Zeugen. Ueber die Anwendung des Kautschuks zur Verfertigung wasserdichter Feuerspritzenschläuche. Ueber die Art des Gerbens von Pelzwerk in Marocco. Fabrikation von Bittersalz aus Magnesit. Einmaischungsmethode für das Branntweinbrennen aus Kartoffeln. Amerikanisches Patent um das Sauerwerden des Biers zu verhindern. Prüfungsmittel bei Verfälschung des Mehles mit Kartoffelsatzmehl. Entschlichtung baumwollener und leinener Gewebe mit Pfeifenthon. Baumwollenausfuhr aus Amerika und aus Ostindien. Verschiedenheit der Milch nach der Zeit, zu der sie gemelkt wird. Ueber das Abpflücken der Blüthen der Kartoffelpflanzen. Mittel gegen den Brand des Getreides. Ersprießliche Folgen der Vertheilung der Gemeindegüter.

* * *

Von diesem sehr gemeinnützigen und wohlfeilsten Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 24 — 36 Kupferplatten bestehend, und welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Ein dieses Journal begleitender Anzeiger nimmt einschlägige Dienstgesuche, Waaren- und Maschinen-Anbietungen, Bücheranzeigen u. s. w. gegen sehr billige Inserationsgebühren auf, und die Verlags-Expedition besorgt die einschlägige Correspondenz.

Stuttgart und Augsburg, im Mai 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[239] **Literarische Anzeige.**

In der Creuzbauer'schen Buchhandlung in Carlsruhe erschien so eben:

Bismark, Generallieutenant Graf von, die K. Preußische Reiterei unter Friedrich dem Großen, oder der General der Cavallerie Freiherr von Seydlitz. 8. geh. Mit 1 Portrait und 3 Plänen. 1 Rthlr. 18 Gr. oder 3 fl. rhein.

Chézy, Wilhelm v., die Martinsvögel. Bilder aus dem vierzehnten Jahrhundert mit Arabesken aus unserer Zeit. 8. geh. 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr. rhein.

Auszug aus dem technischen Gutachten des Comité für Eisenbahnen im Großherzogthum Baden. gr. 8. geh. Mit 2 Karten. 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr. rhein.

Agnese Schebest in Carlsruhe. Eine Kunst-Abhandlung. 12. geh. 8 Gr. oder 36 kr. rhein.

Goethe in Zwei Bänden.

[235] In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Goethe's Werke.

Ausgabe in Zwei Bänden.

Mit Stahlstichen und einem Facsimile der Handschrift Goethe's.

Format wie Schiller in Einem Bande.

Zweiten Bandes erste Abtheilung:

Subscriptionspreis für beide Bände 24 fl. oder 14 Rtblr.

Diese, mit einer Anzahl nie gedruckter, ja zum Theil erst jezt (durch die Ordner seines Nachlasses) aufgefundener Gedichte und dramatischer Fragmente des großen Dichters bereicherte Ausgabe reiht sich im Formate ganz der von Schiller in Einem Bande an. In Schönheit des Papiers und Druckes übertrifft sie noch unsere neuern Ausgaben von Schiller, welche so allgemeinen Beifall gefunden haben, und wird überdies durch eine Reihe von Stahlstichen nach den ausgezeichnetsten Künstlern geschmückt werden. Gleichwohl ist der Preis im Verhältnisse nicht höher als die Ausgabe Schiller's in Einem Bande, und ansehnlich wohlfeiler als der Pariser Nachdruck, der im Pränumerationspreis schon 24 fl. kostet, dem nur das Bildniß Goethe's und dessen Facsimile beigegeben ist, und der auch in Correctheit und Eleganz der Ausstattung weit hinter dieser Ausgabe zurücksteht.

Wesentlich unterscheidet sich diese Ausgabe von allen früheren:

1) Durch übersichtliche Zusammenstellung und Aufeinanderfolge des Gleichartigen und Verwandten.
2) Durch vieles bisher Niegedruckte, das, wie eben gesagt Neuhinzugekommen, und zwar aus allen Gattungen der Poesie, namentlich **Lieder**, **Distichen**, **Epigramme**, **Invectiven**, **Gedichte zum Divan**; **Fragmente vom ewigen Juden**, von **Hanswursts Hochzeit**, von **Tragödien**, **Singspielen** und **Romanen**, **Schema einer Fortsetzung der natürlichen Tochter** und der **Pandora**; ein Lustspiel: **die Wette**; endlich eine große Anzahl neuer Maximen und Reflexionen, so wie interessante biographische Einzelnheiten, die theils in die Annalen eingeschaltet, theils einzeln abgedruckt worden.
3) Durch Angabe der Zeit, in welcher jede Production entweder entstanden, oder doch zuerst durch den Druck bekannt gemacht worden. Dieser Anzeige ist ein sehr genaues Inhalts-Verzeichniß hinzugefügt, und das Neuhinzugekommene immer mit einem Sternchen bezeichnet.

Eine summarische Jahresfolge soll am Schluß des zweiten Bandes angehängt werden.

☞ **Die zweite Abtheilung, womit das Werk beendigt ist, wird nach der Herbst-Messe fertig. Mit Vollendung des ganzen Werkes hört der Subscriptionspreis auf, und tritt ein verhältnißmäßig erhöhter Ladenpreis ein.**

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[233] **Neue Literarische Erscheinung.**

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben,

redigirt von **Rudolf Glaser**,

herausgegeben von **Jakob Sambs.**

Jährlich zweiundfünfzig Bogen in gr. 4. Velinpapier, in vierundzwanzig Lieferungen mit zwölf Musikbeilagen (Lieder-Compositionen). — Vierteljährige Pränumeration auf dreizehn Bogen in sechs Lieferungen mit drei Musikbeilagen 1 fl. 45 kr. C.-M. (1 Thlr. 4 Gr.) — Halbjährige 3 fl. 30 kr. C.-M. (2 Thlr. 8 Gr.)

Den Debit besorgen: für Böhmen **Borrosch und André** in Prag; — für die übrigen Länder des österr. Kaiserthums **Mörschner und Jasper** in Wien; — für das Ausland **F. A. Leo** in Leipzig.

Am 1. Juli 1837 erscheint die erste Lieferung.

Diese Blätter werden, mit Ausschließung alles Nachdrucks, vorzugsweise Berichte über Literatur und Leben aller slavischen Völker und Uebersetzungen aus allen slavischen Literaturen, wie auch sonstige interessante, belletristische und populärwissenschaftliche Mittheilungen enthalten. Viele ausgezeichnete Literatoren des In- und Auslandes haben sich dieser Unternehmung bereits angeschlossen. Der ausführliche Prospektus ist in allen Buchhandlungen zu haben.

---

[205] **Für Lesezirkel und Leihbibliotheken**

beachtenswerthe Anzeige.

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in Breslau ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Zizine.

Nach dem Französischen des **Ch. Paul de Kock**, von Dr. **Julius Sincerus.**

2 Theile. Eleg. broch. 1 Thlr. 18 Gr.

Die außerordentlich günstige Aufnahme, die diesem Romane in der Original-Sprache zu Theil wurde,

machte eine deutsche Uebersetzung wünschenswerth. Die bereits erschienenen Beurtheilungen dieser Ausgabe sprechen sich äußerst vortheilhaft darüber aus.

Bei dem für belletristische Werke beispiellos billigen Preise, hat die Verlagshandlung weder Kosten noch Mühe gescheut, diesem Romane eine allen Anforderungen entsprechende, moderne äußere Ausstattung zu geben, so daß sich diese Ausgabe auch ganz besonders zu Geschenken eignen dürfte.

---

[221] In meinem Verlage sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Wilhelm Müller.

Herausgegeben und mit einer Biographie Müllers begleitet von

Gustav Schwab.

Zwei Bändchen in Taschenformat. geh. 2 Thlr. 16 Gr.

Diese einzige vollständige Sammlung der Gedichte des lieblichen Sängers ist mit der Einleitung ausgestattet, welche sein Freund Gustav Schwab der Sammlung seiner kleinern Werke beigab, die in meinem Verlage unter dem Titel erschienen:

Vermischte Schriften von Wilhelm Müller. Herausgegeben und mit einer Biographie Müllers begleitet von Gustav Schwab. 5 Bändchen. Mit Bildniß. 16. 1830. 6 Thlr.

Gesänge des Grafen Giacomo Leopardi nach der in Florenz 1831 erschienenen Ausgabe übersetzt von Karl Ludwig Kannegießer. gr. 12. geh. 16 Gr.

Leipzig, im April 1837.

F. A. Brockhaus.

---

[188] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder

von

Niclas Müller.

Eingeleitet von

Professor **Gustav Schwab.**

8. broch. Velinp. 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Das Publikum erhält hier die Lieder eines jungen Dichters, der, von der Natur ausgestattet und erzogen, ihr auch die Kunst verdankt, die sich in seinen seelenvollen und eigenthümlichen Poesien überraschend offenbart. Er hat erst mit dem zehnten Jahre eine Dorfschule besucht und mit dem vierzehnten sie verlassen, um ein Gewerbe zu erlernen und zu treiben. Nie hat er Latein, noch durch Unterricht sonst etwas über das Gewöhnlichste hinaus gelernt. Der Frömmigkeit strenger Eltern, dem eigenen Gemüthe, sparsamer Bekanntschaft mit guten Büchern und dem deutschen Wanderleben verdankt er seine ganze Bildung, deren Früchte er in dieser Liedersammlung veröffentlicht. Sie ist sein dreifaches Eigenthum, das Produkt seiner Kunst und seines Gewerbes: er hat diese Lieder gedichtet, gesetzt und gedruckt.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[240] **Nachricht für Forstmänner, Landwirthe, Guts- und Wald-Besitzer.**

Hartig's

forstliches und forstnaturwissenschaftliches

Conversations-Lexicon

in zweiter revidirter Auflage, mit dem Bildniß des Verfassers.

gr. 8. broch. Preis 8 fl. 45 kr. oder 5 Rthlr.

Dieses forstliche und forstnaturwissenschaftliche Conversations-Lexicon ist dazu bestimmt, den Forstleuten, Waldbesitzern und allen Geschäftsmännern, die mit dem Forstwesen in einige Berührung kommen, und die sich viele Forstbücher nicht anschaffen können oder wollen, oder die keine Zeit haben, sie zu lesen, eine Schrift in die Hand zu geben, worin sie über jeden Gegenstand des Forstwesens und der dazu gehörigen Naturwissenschaften genügende Belehrung finden können. Zum bequemen Nachschlagen ist die alphabetische Ordnung gewählt, und das Inhaltsverzeichniß unter verschiedene Hauptrubriken gebracht worden; wodurch das Aufsuchen und Nachschlagen noch mehr erleichtert ist. — Um aber die Hauptrubriken oder die Hauptabtheilungen nicht zu sehr zu vervielfältigen, sind nur folgende gemacht worden:

1) Atmosphärologie. 2) Bodenkunde. 3) Botanik. 4) Chemie und Physik. 5) Entomologie. 6) Besondere Naturgeschichte der Holzpflanzen. 7) Holzzucht und Waldbau. 8) Forstschutz und Forstpolicei. 9) Forstbenutzung und Forsttechnologie. 10) Forsttaxation und Betriebseinrichtung. 11) Forstdirection, und 12) Insgemein.

Je nachdem ein Gegenstand von mehr oder weniger Wichtigkeit ist, ist er weitläufiger oder kürzer abgehandelt. Doch wird man auch bei den kurz abgefertigten Artikeln die nöthigste Belehrung finden. Wo aber eine Sache, wegen der engen Grenzen dieses Buches, nicht vollständig genug abgehandelt werden konnte, da haben wir Schriften angezeigt, in welchen man genügende Belehrung finden kann. Nur dadurch ist es gelungen, dem Buche einen mäßigen Umfang zu geben, und dessen Ankauf für Jeden nach Möglichkeit zu erleichtern. — Von der Reichhaltigkeit dieses Lexicons wird man überzeugt werden, wenn man sich die Mühe geben will, das Inhaltsverzeichniß zu lesen. Dadurch wird man auch auf manche Gegenstände aufmerksam werden, die man sonst in diesem Buche vielleicht nicht gesucht haben würde.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[249] In allen deutschen Buchhandlungen ist nachstehendes, so eben erschienene Werk zu haben:

Trutz den ††† Frauen!

Von Dr. und Prof. **Mannlieb.** Mit 1 in Kupfer gestochenen Ehestands-Thermometer.

geh. 12 Gr. oder 54 kr. rhein.

Es ist nicht zu zweifeln, daß dieses Buch von allen Ehemännern mit Beifall aufgenommen wird.

---

[250] An alle deutsche Buchhandlungen ist so eben versendet worden:

Der Brief. Minna. Der Barmherzige. Drei Erzählungen von **Henriette Hanke,** geb. **Arndt.** geh. 1 Rthlr. 20 Gr.

Liegnitz, den 27. April 1837.

J. F. Kuhlmey.

№ 136 & 137.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 9. Juni 1837.

Fluellen. – By Cheshu, I am your majesty's countryman! I care not whow know it; I will confess it to all the world.

Shakespeare.
Henry V.

Rede,

gehalten zu Stuttgart am Schillersfest, den 30. Mai 1837.*

Das Erwachen der Natur ruft uns, wie jedes Jahr, so auch diesmal, an diese Stelle. Wir sind gewohnt, mit dem Frühlingsfeste das Andenken des Mannes zu feiern, der den deutschen Namen verherrlicht hat, wie keiner vor ihm, des mächtigen Geistes, dem unser Volk mit vollem Bewußtseyn schon so Vieles dankt, dessen ganze Größe aber, die wir, zu nahe stehend, nur zu ahnen und zu schätzen vermögen, erst spätere Geschlechter messen und vollkommen würdigen werden.

Der Dichter, der so vielen Völkern, dem Spanier, dem Franzosen, dem Britten, dem Italiener, dem Schweizer, ein Blatt ihrer Geschichte mit unvergänglichem Zauberschein vergoldet hat, gehört der Welt an; sie mag ihn bewundern, mag ihn genießen, so gut sie kann; ihn lieben, auf ihn stolz seyn, können nur wir, können nur Deutsche. Im Augenblick seines Todes rief das bedrängte Deutschland in bitterer Wehmuth: er war mein! jezt ruft es in begeisterter Freude: er ist mein! und es verkörperte dieses Gefühl in einer schönen That, die vom innigen Verbande aller Länder deutscher Zunge Zeugniß ablegt: das Denkmal, das wir in Kurzem in unsern Mauern zu begrüßen hoffen, erhebt sich einst als bedeutungsvolles Wahrzeichen der geistigen Einheit des deutschen Volks und seiner Vaterlandsliebe.

Eines der reinsten, erhabensten Gefühle, die Gott in des Menschen Brust gelegt, ist „der Trieb zum Vaterlande," und dieses Gefühl äußert sich kaum je begeisternder, als wenn ein ganzes Volk, das hinter sich eine große Geschichte hat und an seiner Zukunft nicht verzweifelt, sich um das Banner eines Genius sammelt, in dem es den echten Vertreter seines ganzen Wesens, seines Geistes, seiner Sprache anerkennt. Aber es gibt noch ein anderes, heimlicheres, und nicht minder süßes Gefühl, ein Gefühl, das auch beim Manne die Stunde und die Stimmung findet, wo es das ganze Herz ausfüllt: die Liebe zur nächsten Heimath, zum heimischen Gau.

Schwaben! wer kann es uns verargen, wenn wir rufen: er war unser! keiner, der im Vaterlande noch eine Heimath sein nennt, wo Erde, Wasser und Luft die geliebte Mundart zu sprechen scheinen, in der er die ersten Laute gestammelt; wo sich an Bach und Strom, an Gebirg und Thal, an Baum und Thurm die unvergeßlichsten, liebsten Erinnerungen, die Bilder der Kindheit knüpfen! Der strebende wie der beschauliche Patriotismus ist die Tugend des Mannes, die heiße Liebe zum Land, das man vom Berg hinter dem Heimathorte

* S. den Bericht am Ende des Blatts.

überblickt, ist der liebenswürdige Trieb der Kindheit und ersten Jugend, und es ist so süß, sich in diese Zauberwelt zurückzuversetzen!

Als Strebenden, als Schaffenden habt ihr euch Schiller längst und oft gedacht, oft habt ihr in des Mannes ernstes, bedeutendes Gesicht geschaut und darin gelesen. Führt euch nun einmal das Bild des Knaben vor, der das Licht erblickt unter demselben Himmel wie wir, der aufwächst in derselben äußern Natur wie wir, dieselben Spiele spielt, dieselben Lieder singt, dieselben Gebete spricht, dessen Phantasie um dieselben Bergwipfel und Burgen fliegt; seht ihn auf dem dornenvollen und doch in der Erinnerung so goldenen Pfad durch Schule, Kirche und Kinderlehre, seht ihn, wie sein Gemüth die Bilder aus der Geschichte unserer gemeinsamen Heimath aufnimmt, wie er durch Ueberlieferung lieben und hassen lernt, Menschen und Dinge, die man nun einmal in diesem Winkel des Reichs liebt und haßt; denkt euch, wie in ihm, gleich in uns allen, der Zwiespalt zwischen der angebornen, durch Alter und Geschichte ehrwürdigen Mundart und der hochdeutschen Feder sich allgemach schlichtet; denkt euch, wie er seine ersten Ideale unter unsern Müttern sucht und findet — haltet diese Gedanken fest, und ihr werdet den Mann eurem Herzen wunderbar nahe gebracht fühlen, werdet euch mit ihm durch ein Band verknüpft fühlen, das eben durch die unauslöschlichen Eindrücke der Kindheit seine Stärke und seine Bedeutung erhält.

Das Urtheil der Welt hat Schiller längst dem Kreise der größten Geister aller Zeiten und aller Länder beigesellt; in unser aller Phantasie ist er dort eingebürgert; auch sind wir gewohnt, wenn von Männern die Rede wird, die Deutschlands Stolz und Segen waren, unter den ersten seinen Namen zu nennen. Aber das Gefühl, dem wir eben Worte gegeben, treibt und berechtigt uns, noch einen andern Kreis zu beschreiben, der ihn uns noch näher bringt: Schiller ist uns einer der Großen, die das Schwabenland geboren.

Seit die Schwaben nicht mehr Vorkämpfer der deutschen Heere sind, haben sie dem großen Vaterlande zahlreiche geistige Streiter gestellt, Männer, groß in Staat und Kirche, in Kunst und Wissenschaft, ein tüchtiges, viertheiliges Heer. Seine Führer nennen sich: Kaiser Friedrich, Reuchlin, Keppler, Schiller. Schwaben! schaart in Gedanken um diese glorreichen Namen die Hunderte, die in allen Zweigen menschlicher Bestrebung tüchtige Rüstzeuge des Geistes waren, und nah und fern dem schwäbischen Namen den guten Klang erhalten haben: versenkt euch in den Gedanken, und wer keinen Stammgenossen, keinen Landsmann aus Stadt, Gau, Provinz mit Stolz den Seinigen nennt, mag eure Empfindungen schelten.

Und in diese Regung mischt sich nichts von Selbstsucht und Selbstgenügsamkeit. Man hat uns die deutschesten Deutschen genannt; man hat damit ausgesagt, daß sich in uns manche guten Seiten des deutschen Charakters mit dem gehörigen Maß von Fehlern besonders stark ausprägen. Zu der Summe deutscher Tugenden, die oft Schwächen, deutscher Schwächen, die oft Tugenden werden, zählt sich auch zartes historisches Gewissen und Mangel an Selbstsucht. Was der Franke, was der Sachse nicht thut, das werden wir gewiß unterlassen. Kein echter Deutscher, weß Stamms er sey, pocht in eitler Einbildung auf einen großen Mann, weil er sein Stammgenosse ist; keiner zerrt ihm am Lorbeer, weil er es nicht ist; keiner sucht ihm den ebenbürtigen Nebenmann unter den großen Lichtern des Gaus. Wahres Talent und Genie, wo es auch auftauche und reife, schreibt jeder ohne Anmaßung und ohne Neid in das große Buch des Vaterlandes, auf Rechnung des ganzen Volks. Dieser unbefangene Blick, wo von geistigem Ruhme die Rede ist, überhebt den Deutschen, trotz der mannichfachen Gestaltung des Landes, der engherzigen Selbstgenügsamkeit und macht ihm den idealen Begriff des Vaterlandes zu einem natürlichen und geläufigen. — Könnte er doch hier stehen bleiben! Bis hieher ist der Mangel an Selbstsucht eine reine Tugend; aber die Kehrseite heißt Mangel an Selbstgefühl. Er verschmäht es, einen Begriff festzuhalten, der manchem Volke der höchste ist; er weiß es zu gut, der Genius ist ein Saatkorn in Gottes Hand, das er ausstreut, da und dort, überall, nach unerforschlichem Gesetze; der Menschengeist ist ihm stets eine freie, allgemeine Naturkraft, Gottes Geist; er wiegt nicht mit verschiedenem Gewicht, wenn es deutsche Vortrefflichkeit, und wenn es fremde gilt, und die allzugewissenhafte Skale, nach der er Menschengröße mißt, umfaßt die Welt.

Wir alle wissen, wie dieser mit unserem ganzen Wesen innig verwobene Trieb dahin gewirkt hat, das deutsche Volk groß zu machen, indem er es in Wissenschaft und Kunst rasch und überall auf die Höhen der Menschheit führte; wir wissen, wie er Deutschland schwach gemacht hat, indem er den Begriff des Vaterlandes lockerte und den Nationalstolz zu einer Schwachheit stempelte. Wir wissen nicht, welche Geschicke dem deutschen Volk, diesem künstlichen Werkzeug in der Hand der Vorsehung, bevorstehen; wir wissen nicht, ob es berufen ist, einmal stolz zu seyn auf seine Einheit und seine Kraft. Aber das fühlen wir, die erste Bedingung zu Stolz und Kraft ist innige Liebe zu den Trefflichen, die unmittelbar unseres Blutes und unseres Stammes sind. Ein großes Volk kann einmal keine gleichförmige Masse seyn, es muß freie, selbstbewußte Glieder haben, deren Eigensinn und Eigenwillen ein großherziger Gedanke zügelt; und wie der häusliche Herd die Grundlage ist aller Bürgertugend, so

kräftigt sich auch die Liebe zum großen Vaterland an jenem eingeborenen Gefühl für Stammverwandtschaft. Kann doch kein Stamm seine Zierden anders lieben als um Deutschlands willen! Laßt alle die Größten, deren Wiege in den Stromgebieten des Neckars und der jungen Donau gestanden, an euch vorübergehen — wem galt ihr ganzes Streben und Wirken? wo weist es hin? wem kommt es zu gut? — Dem schwäbischen Lande? — Was ist Schwaben? Die Geschichte hat längst dafür gesorgt, daß es nicht mehr ist als ein Laut, der nur tief in der Brust des Eingeborenen einen Wiederhall findet; in keiner Länderkarte, in keinem Buche neuer Urkunden ist sein Namen zu finden, seine Feste schwebt in wesenloser Luft über dem Gipfel von Hohenstaufen, und seine Grenzen bezeichnet nur das Gefühl des aus der Fremde heimkehrenden Schwaben. — Nein, in den Jahrbüchern deutscher Poesie, deutscher Kunst und Wissenschaft stehen ihre Namen verzeichnet, und unsere Vaterlandsliebe entzündet sich eben an dem Gedanken, daß so viele Männer, deren Blut in unsern Adern fließt, rüstig, mit Wort und That, an dem großen, wunderbaren und wunderlichen Bau gearbeitet, der die Geschichte der Deutschen heißt.

Und du vor Allen, Unvergeßlicher, Unsterblicher! wie könnten wir vergessen, daß dich derselbe Boden geboren, dieselbe Luft genährt, dieselbe Sitte erzogen, wie uns und unsere Kinder! In Stunden, wo wir mit Wehmuth und Sehnsucht der Zeit gedenken, da diese Thäler noch unsere Welt waren, da die ganze Natur für uns die tief wurzelnde Mundart dieser Gauen redete, taucht dein kindliches, uns, wenn auch nie gesehen, so vertrautes Bild in uns auf; blicken wir aber empor zu deinem männlichen, lorbeerbekränzten Haupte, so erfüllt uns nur der Gedanke an Deutschland, und wenn wir rufen: du bist unser! so steht nur das vor unserer Seele, was du Deutschland warst, was du ihm bist, und noch seyn kannst, in der Trübsal, wie im Triumphe.

Der Schweif des Drachen.

(Fortsetzung.)

Bei diesem Vorsatz beharrte Fo-ha-ti und löste zugleich den unglücklichen Drachen von seinem Kleide. „Den Leuten," dachte er, „die ich jezt aufsuche, kann diese unnütze Figur nur lächerlich erscheinen, denn sie erinnert an die eiteln und kleinlichen Unterscheidungen der Welt." Er hüllte sich in ein einfaches Gewand, er legte absichtlich jede Umgangsmanier ab, die an seinen Stand und die Kreise, die er früher besucht, erinnern konnte, und so nahte er sich den Philosophen, von denen Peking und die Umgegend einige berühmte aufzuzählen hatte. Man nahm ihn mit Zuvorkommenheit auf, denn jede Schule schmeichelte sich mit der Hoffnung, durch seinen Beitritt die Zahl ihrer Anhänger vermehrt zu sehen; aber gerade das war es, was Fo-ha-ti nicht beabsichtigte. Er wollte keiner Schule angehören, er wollte in möglichster Freiheit seinen Beruf erfüllen, die Menschen mit der Wahrheit unter der Form des Schönen vertraut zu machen. Er wollte es erzwingen, daß, troz des Mangels aller äußern Zeichen, die innere Ueberzeugungskraft siegen müsse.

Die Philosophen zogen sich nach Verlauf einiger Monate von ihm zurück, Fo-ha-ti war darüber äußerst verwundert und stellte einen derselben zur Rede. „Vergieb," sagte der vorsichtige Pti-sing, „du weißt, daß ich unter meinen Genossen für den liberalsten, unbefangensten gelte; man wirft mir sogar vor, daß meine Toleranz sehr nahe an Schwäche grenze, und dennoch muß ich dir aufrichtig bekennen, daß selbst mich ein Umstand abhält, dein näheres Vertrauen zu suchen. Ich bemerke nämlich an deinem Kleide kein Zeichen, das mich über deine Absichten und deine Gaben in's Klare sezte." — „Bedarf es dessen unter Philosophen?" rief Fo-ha-ti verwundert. „Genügt es nicht, zu wissen, daß ich die Absicht habe, die Menschen zu bessern, und daß mir der Himmel die Gabe ertheilt hat, dieses auf eine eben so eindringliche als gefällige Weise zu thun?" — „Recht schön," entgegnete Pti-sing. „Zu jeder andern Zeit, glaube ich, wäre auch nichts weiter nöthig, aber heutzutage —. Ich bitte dich, dort in jenem Laden verkauft man Kleider mit allen möglichen Stickereien. Ist dir nicht erlaubt, einen Drachen auf deinen Rock sticken zu lassen, so versuche doch wenigstens einen Skorpion darauf zu heften, wie du einen bei mir siehst, und der in der Entfernung täuschend wie ein Drache aussieht. Dann wird sich Alles machen lassen, und ich bürge dir, daß du in wenigen Wochen das Haupt einer sehr angesehenen Partei seyn sollst."

Der arme Fo-ha-ti bedurfte keines Skorpions weiter, um sein Herz mit Gift zu füllen; dennoch verzweifelte er nicht. Die Werke, die er geschrieben, die schmerzlichen Erfahrungen, die hier in Kürze zusammengedrängt erscheinen, nahmen gleichwohl zwei Drittheile der besten Lebensjahre Fo-ha-ti's weg. Er beschloß, den Rest anzuwenden, das Leben zu genießen, und nun einmal sich zu leben, da es ihm so schwer, ja fast unmöglich gemacht wurde, andern zu leben. Er suchte zu dem Ende seine Jugendfreunde wieder auf, die er auf einige Zeit verlassen, aber nicht vergessen hatte. Sein Herz erwärmte sich bei dem Gedanken, in der Mitte dieser treuen Genossen Tage zuzubringen, die weder der Neid noch der Ehrgeiz zu vergiften im Stande wären. Aber er irrte sich. So herzlich, so vertrauensvoll man ihn früher empfing, da er noch nichts geschrieben hatte, so kalt und so voll Rücksichten benahmen

sich dieselben Leute jezt, da er sich einen Namen gemacht. Es ist ein peinigendes Gefühl, die Superiorität desjenigen anzuerkennen, mit dem man sich früher auf gleicher Stufe stehend betrachtet hat. Fo-ha-ti wurde mit Schreck gewahr, daß seine frühern Freunde aus Neid in Feinde sich verwandelt hatten; nur Einer aus der Menge fuhr fort, die alten Gesinnungen des Vertrauens und der thätigen Theilnahme zu hegen. Fo-ha-ti hielt ihn für edler und empfänglicher als die übrigen, und schloß ihm sein ganzes Herz auf. Ein unglücklicher Zufall entdeckte ihm die wahren Gesinnungen dieses Freundes, der sich auf Fo-ha-ti's Vorwürfe mit großer Freimüthigkeit entschuldigte. „Glaubst du denn," sagte er, „daß ich es so geduldig ertragen hätte, neben dir mich in den Schatten gestellt zu sehen, wenn ich nicht zum Glück ein Gegengewicht in die Schale hätte werfen können? Und dieses Gegengewicht besteht in meinem höhern Range, wie der Drache auf meiner Brust anzeigt. Die Menge, die uns zusammen gehen sah, hat demnach immer mich für den Beschützer und dich für den Beschüzten gehalten." — „Aber ist das uneigennützige Freundschaft? ist das die Bewunderung meines Talents?" fragte Fo-ha-ti. „Ich weiß es nicht," erwiderte Jener kalt; „aber es ist der Gang der Welt."

Beide trennten sich auf immer. Fo-ha-ti war von Neuem genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Dieses Mal ließ er die Mauern Pekings weit hinter sich. Der berühmteste Dichter des himmlischen Reichs konnte in dessen Hauptstadt kein Plätzchen finden, wo er sein Haupt in Ruhe hinlegen mochte. Es fehlte nur noch, daß auch die Liebe ihn täuschte, und diese härteste und empfindlichste Prüfung blieb nicht aus. Fo-ha-ti hätte kein Dichter seyn müssen, wenn er sich nicht das Mädchen ausgesucht, das die schönsten schwarzen Augen, den graziösesten Wuchs und das bezauberndste Lächeln zeigen konnte. Er las ihr an einem schwülen Sommernachmittage seine Gedichte vor, und die schöne Ki-oh war das erste Mädchen in China, das während des Vorlesens nicht versteckt gähnte, nicht mit ihrer Busenschleife spielte, nicht leise mit ihrer Gefährtin plauderte oder zum Fenster hinausguckte. Fo-ha-ti war entzückt von so viel Theilnahme und Aufmerksamkeit, und noch denselben Abend machte er ihr seine Anträge. Die reizende Ki-oh erröthete, und obgleich ihre schönen Lippen weder ja noch nein sagten, so hatte Fo-ha-ti doch gute Gründe, die Sache für abgemacht zu halten. Die Eltern gaben mit Freuden ihre Zustimmung, und zum ersten Mal ward es dem glücklichen Poeten so wohl, ungeneckt von den Träumen des Ehrgeizes, von Neid und Rangsucht nicht verfolgt, sich im Besitz einer uneigennützigen Liebe zu sehen, die sich in der reinsten Bewunderung seines hohen Talents aussprach.

(Der Beschluß folgt.)

Sieben Sonette auf Agnese Schebest.

1.

Du wagtest, größter Dichter aller Zeiten,
Das Urbild eines Jünglings uns zu malen,
Und drin zu sammeln so viel geist'ge Strahlen,
Daß Uebermaß ihm muß den Tod bereiten.

Im Sturm will er der Liebe Thron erstreiten;
Die stolze Jugend will der Welt nicht zahlen,
Auf kurzer Brücke lieber über Qualen
Vom Erdenhimmel in den ew'gen schreiten.

So stürmt der kühne Träumer an der Spitze
Der schönsten Schaar von blühenden Gestalten
Geraden Wegs zum ew'gen Göttersitze,

Und kämpfend, ew'ge Jugend zu erhalten,
Getroffen sinken sie nun zwar vom Blitze:
Doch siegten sie — sie werden nie veralten.

2.

Wo ist der Jüngling, der es dürfte wagen,
Dies zarte Wolkenbild in sich zu bannen,
Der Liebestreue kriegerischen Mannen
Für alle Zeit die Fahne vorzutragen?

Die Stimme wo, die Nachtigallenschlagen
Zugleich mit Donnerrollen kann umspannen?
Das Auge wo, deß Tiefblick nicht, von wannen
Er komme, nicht, wohin er geh', kann sagen?

Und wo das Herz, das seine tiefsten Klagen,
Die Thränen, die vom Herzen blutig rannen,
Kann lächelnd zeigen, ohne zu verzagen?

O Jüngling — trankst du aus den Zauberkannen,
So laß dich nicht von Furien höhnisch jagen
Auf jene falschen Bretter! Flieh von dannen!

3.

Und doch, dort wandelt Romeo heldentüchtig —
Und thränenweich, der Sohn der Liebesleiden,
Voll Lebensgluth — und doch bereit zu scheiden,
Voll Gier — und doch im Tod noch himmlisch züchtig.

Grüßt, Dichter, uns dein eigner Geist hier flüchtig?
Wo nicht, so mußt du jenes Bild beneiden;
Denn das entzückte Herz schwankt zwischen beiden,
Und ich bin, ach! auf beide eifersüchtig.

Wer das Geheimniß schönster Jünglingsseelen
So selig lächelnd kann der Welt vertrauen,
Der muß ein göttlich Herz im Busen hehlen.

Ein Fremdling bist du, Holder, selbst zu schauen.
Aus unserm Kreis wird dich der Dichter stehlen,
Und ihm am Arme gehst du ohne Grauen.

4.

So flüstre denn an Juliens Balkone,
So süß, daß sich entzückt die Blumen neigen,
Die Sterne selbst in ihren Sphären schweigen
Und stillstehn, lauschend ob dem Wundertone!

Flicht dir um's Haupt der Liebe Rosenkrone,
Die bald sich wird als Dornenkrone zeigen!
Wag's, zur Geliebten kühn geheim zu steigen!
Vom Wuchrer Schmerz nimm Eine Nacht zum Lohne!

Zwei Leben schon hat rasch der Tod zerschnitten.
Was kümmert's dich, in Liebestraum verloren?
Ach! scheidend hast du mehr als Tod erlitten.

Doch, nun sich Julie selbst mit ihm verschworen,
Ist Tod dein Freund. Du klopfst mit holden Bitten,
Zu früher Pilger, an den finstern Thoren.

5.

Da du nun eintratst in die finstre Klause,
Die blasse Rose noch einmal zu schauen,
Die ew'ge Ruhstatt hier dir zu erbauen,
Und mit dem Tod sprachst wie das Kind vom Hause; —

Als du dich neigtest nun zum lezten Schmause
Auf Juliens Lippen, — o in Lust und Grauen
Schienst du dahin zu schmelzen und zu thauen!
Still war's, als ob dem Tode selber grause.

Da flossen Thränen; nicht von meinen Wangen:
Ich bin, mit dir zu sterben und zu siegen,
In den seemüden Nachen ohne Bangen,

Verzweifelter Pilot, mit dir gestiegen.
Wie süß, wenn nun die lezten Klammern sprangen,
Uns durch die Wogen still umarmt zu wiegen!

6.

Wie still ist's hier! Nur düstre Lampen glimmen.
Hier ist der Ort, wo Schönheit Würmerspeise,
Und blüh'nde Jugend ähnlich wird dem Greise.
Der Tod sizt hier in ewigem Ergrimmen.

O horch! Da tönt die süßeste der Stimmen:
Ein Schwan singt hier auf seiner lezten Reise;
Der Tod selbst neigt sich lächelnd, scheinet leise
In kurzes Selbstvergessen zu verschwimmen.

Kein Grab — ein Himmel ist der Ort zu preisen;
Denn, wenn die Götter diese Stimme hören,
So müssen sie all überallher reisen,

Und kommen, aus dem Schlaf die Todten stören,
Und um dich, schöner Sterbesücht'ger, kreisen
In liebesgluthberauschten Lebenschören.

7.

Nun weiß ich's denn. Der all dies Spiel getrieben,
Der einer Jünglingsbrust geheimste Tiefen
Und alle Wonnen, Schmerzen, die drin schliefen,
Und vor das thränenfeuchte Aug' geschrieben:

Kein Jüngling war's; der wäre todt geblieben,
Bis ihn die Engel aus dem Traume riefen
Und mit ihm nach des Himmels Thoren liefen;
Denn so zum zweiten Mal kann man nicht lieben.

Ein Mädchen war's. Unglaublich scheint die Kunde;
Noch stürmen doppelt unsrer Seelen Wogen,
Wir bluten an zwiefacher süßer Wunde.

Sie — achtet kaum, wie sie uns hold betrogen,
Und ist schon mit dem Lorbeerblatt im Munde
Zu ihrem Dichter lächelnd heimgeflogen.

E. Reinhold.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Den 24sten März.

Havre.

Volksgebräuche und Volkssitten.

Wenn man den Reisebericht eines Wanderers, der Asien, Afrika, Amerika, Australien, oder auch nur etwa Lappland oder die Türkei durchzogen hat, zur Hand nimmt, so kann man ziemlich sicher seyn, hie und da interessante Notizen über die Sitten und Gebräuche des Volkes zu finden. Nach so etwas sucht man aber meist vergebens in unsern modernen Reisebilderschreibern. Sie haben viel Wichtigeres zu thun: sie haben uns zu sagen, daß sie bei dem Herrn Grafen gespeist, daß sie sich mit der Frau Gräfin geistreich unterhalten oder mit der hübschen Kammermagd geschäkert, daß sie gestern unpäßlich gewesen, und uns deßwegen keinen Brief von gestern zu lesen geben. Die kleine Welt, was will sie gegen den großen Mann, der sie, wenn er wild wird, in die Tasche steckt! Alles dreht sich in diesen Bilderbüchern um das Hauptbild, das, wie der Bock unter einer Schaar Hämmel, über Alles, was ihn umgibt, hinausstrahlt und mitleidig darauf herabsieht. Es gibt aber freilich noch einen andern Grund, warum den Reisebeschreibungen, wenn es sich von civilisirten Völkern handelt, alles Charakteristische abgeht, nämlich die scheinbare oder wirkliche Charakterlosigkeit dieser Völker. Sie sind auf den ersten Anblick

Alle über Einen Leisten geschlagen, und die Unterschiede fallen nur dem auf, der in die Tiefen der Gesellschaft hinabzusteigen weiß, was aber oft eben so beschwerlich ist, als die Einfahrt in die Schachte einer Erzgrube, und wobei man mitunter den blankgebürsteten Gesellschaftsrock etwas beschmuzt. Schon deßwegen mag es zur Ausnahme gehören. Eines wollte ich, daß ein Beduine oder ein Chinese wirklich einmal eine Reise durch die Länder Europa's machte und uns eine Reisebeschreibung gäbe: es genügt wohl, nur total außer dem Bereiche der täglichen Gewohnheiten des etwas langweiligen Europa's zu stehen, um die Sache höchst interessant zu finden. In Havre gehört das Volk ganz zur Classe der civilisirten, d. h. abgerundeten, abgestumpften und ausgefeilten Europäer, und auf den ersten Anblick gleichen sich diese wie ein Ei dem andern, und es ist schwer, etwas Originelles, etwas Charakteristisches aufzufinden.

Eines Abends kam ich spät von einem Ausfluge in die Umgegend zurück, und zog, ein deutsches Lied pfeifend, nach Hause. Jenseits der Brücke, die über das Bassin du Roi in das Quartier St. François führt, ist ein ziemlich großer Platz, auf den die Straßen des Quais des Casernes, des Quais Marimotte und die Rue Royale auslaufen. Hier angekommen, wunderte ich mich nicht wenig, als ich einen großen Kreis von Tänzern und Tänzerinnen sah, die zu dem Liede einer Frau, dessen Refrain stets von der Menge im Chor wiederholt wurde, im Ring herumsprangen. Als das erste Lied aus war, begann eine andere Sängerin ein zweites, und so fort, und immer wirbelte die ganze Gesellschaft im Kreise, und stets mehrte sich die Zahl der Tänzer, denn alle Vorübergehenden, Bekannte oder Fremde, schlossen sich an und tanzten und sangen mit. Ich wurde am Ende selbst in den Jubel mit fortgerissen, als eine rothwangige Normännin mir die Hand bot, und ich ließ mich gerne mit fortreißen. Die tollste Lust herrschte hier und kannte weder Convenienz, noch Ziererei. Jedes neue Lied, oft voll kecken Witzes und leicht zu deutender Zweideutigkeiten, gab dem Rundtanze wieder neues Leben. Eine halbe Stunde mochte dies gedauert haben, dann brach sich der Kreis, und die lange, bunte Reihe, Hand in Hand, zog hüpfend und tanzend durch die Straßen bis zu einem andern Platze, wo sich die Runde wieder herstellte und der Tanz von Neuem begann. Nur die Ermattung und die späte Nacht machten dem Feste ein Ende. Der Kreis wurde allmählig immer kleiner, und erst als meine Nachbarin ebenfalls ermattet ihre Hand sinken ließ, trat auch ich zurück; ich begleitete sie und ließ mich von ihr belehren, was dies Alles zu bedeuten habe. Es war heute ich weiß nicht mehr welches Heiligen Fest; er war der Schutzpatron der Bäcker, und ihm zu Ehren durchjubelten die Bäcker die Straßen, nachdem sie in einer Schenke zu Ingouville ebenfalls ihm zu Ehren in Lust und Freude zu Mittag gespeist hatten. Ich hörte, daß sich diese Tänze und Feste an den Tagen der Schutzpatrone dieses und jenes Gewerbes wiederholen, was ich später bestätigt fand. Es sollte mir nicht schwer werden, diese Feste auf das römische und normännische Heidenthum zurückzuführen. Aber ich spare dies für eine künftige Preisfrage auf und begnüge mich vorerst mit dem echt heidnischen Charakter dieser bacchantischen Bäckergesellen und Gesellinnen, die dem heiligen N. N. und seinem Martyrthume und seiner Abstinenz zu Ehren die Nacht zum Tage und den tollen Jubel zu einem Gottesdienste machen.

Außer diesen Festen habe ich noch hier und dort in Havre Einiges gesehen, was wie eine charakteristische Volkssitte aussah. Geburt, Hochzeit und Begräbniß sind die drei Hauptereignisse des Lebens, und sie geben den Völkern die nächste Gelegenheit, sich in ihrer Art und Weise auszusprechen. Seit aber die Civilstandsregister auch hier die Menschen nach dem Normalkamme zu scheeren begonnen haben, werden die originellen Volkssitten immer seltener; dennoch ist hier und dort ein Restchen geblieben.

Namentlich die Heirath gibt Gelegenheit, den Charakter des Normannen schlagender hervortreten zu lassen. Acht oder vierzehn Tage vor der Hochzeit werden die Ehecontrakte verabredet. Zu diesem Ende kommen gewöhnlich die Brautleute mit ihren Eltern in dem Hause der Braut zusammen. Die jungen Leute mögen sich mitunter aus Liebe heirathen, meist ist die Sache aber nur eine Handelsspekulation, und die Eltern sehen sie sehr selten für etwas Anderes an. Deßwegen wird denn auch der Ehecontrakt gerade wie ein Handelsgeschäft diskutirt; die Eltern der beiden jungen Leute suchen sich bei demselben wechselseitig zu übertölpeln, es wird geschachert und disputirt, und bis auf fünf oder zehn Franken sucht der Eine den Andern hinauf oder hinabzuschrauben. Alles, was die Braut mitbringt, wird vorerst spezifizirt, geschäzt und in den Contrakt eingetragen, nachdem die Alten über den Preis lange gestritten haben und endlich einverstanden sind. Dann kommt das Gebot der Eltern des Bräutigams, das von den Eltern der Braut gewöhnlich als unzureichend verworfen wird; sie suchen erst ein paar tausend Franken, dann ein paar hundert, und wenn dies nicht gehen will, wenigstens fünfzig Franken mehr zu erhalten, bis auch dies Kapitel endlich beiderseitig angenommen ist. Dann werden die Bedingungen auf den Sterbefall festgesezt, und diese fallen meist dahin aus, daß, wenn der eine oder andere Theil sterbe, ehe Kinder aus der Ehe hervorgegangen, das Eingebrachte an seine Familie zurückfalle. Oft sucht der Bräutigam seine Liebe dadurch zu bekunden, daß er die eingebrachten Geräthschaften und Kleider der Braut — bis auf den lezten Strumpf wird Alles geschäzt — über ihrem Werth

anschlägt, was dann zur Folge hat, daß nach dem Tode der leztern, in dem eben unterstellten Falle, ein guter Theil seiner Habe in die Hände seiner Schwiegereltern übergeht. Man erzählte mir ein paar Fälle, wo diese ohne Erbarmen das Eigenthum des armen Wittwers öffentlich verkauften. Processe in Menge entstehen aus diesen Contrakten, und es hat beinahe das Ansehen, als ob man beim Abfassen derselben stets mehr an diese Processe als an das Glück der Kinder dächte, und sich mehr gegen jene vorzusehen, als dieses zu sichern suchte. An einer andern Stelle komme ich auf die Proceßsucht der Normannen zurück.

Bei den Hochzeiten geht es natürlich lustig zu. Geschmaust, getrunken, gesungen und getanzt wird von rechtswegen. Ein ziemlich allgemeiner französischer Volksgebrauch ist das Lösen des Strumpfbandes. Die Braut bindet hier in der Normandie die Strümpfe mit einem blauen und weißen Bande (in Paris seit 1830 blau, roth und weiß), und gegen das Ende der Tafel kriecht einer der Gäste, in der Normandie meist ein Knabe, unter den Tisch, löst das Strumpfband und zeigt es unter Jubel und Beifallrufen der Gesellschaft vor, worauf dasselbe in kleine Stücke zerschnitten wird und jeder Gast ein blaues und weißes Läppchen als Ehrenzeichen in's Knopfloch steckt. — Auch die Garçons und die Dames d'honneur findet man so ziemlich in ganz Frankreich bei den Hochzeiten. Sie sind die Ehrenwächter der Braut und müssen dafür einstehen, daß dieser den Tag über kein Leid an ihrer Ehre geschehe. Jeder Kuß, den der Bräutigam der Braut während der Hochzeit gibt oder stielt, ist ein Schandfleck für sie, und so oft Braut und Bräutigam, die natürlich ihre Wachsamkeit zu täuschen suchen, sich einen raschen Kuß geben können, erhebt sich der höhnende und neckende Jubel aller Anwesenden gegen die Garçons und die Dames d'honneur. Gelänge es aber gar Braut und Bräutigam, sich in einem unbewachten Augenblick heimlich zu entfernen, so erhebt sich augenblicklich ein fürchterlicher Sturm. Alles tobt auf die Garçons und Dames d'honneur ein, und diese durchsuchen das Haus vom Keller bis auf den Speicher, bis sie die Sünder gegen den Ehrencoder gefunden und im Triumphe zurückführen. — Diese Sitte ist sinnig genug, und sicher aus einem guten Volksgefühle entstanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Mai.

(Beschluß.)

Mozarts Denkmal. Theater.

Die zweite große musikalische Akademie zum Besten des Fonds für ein Mozart in Prag zu errichtendes Denkmal hat das Conservatorium der Musik gegeben, und sie war sehr besucht, was aber eigentlich mehr der vortrefflichen Wahl der Nummern und dem guten Rufe dieses Orchesters, als der Vorliebe für das Prager Monument zuzuschreiben ist; denn man hält es noch immer für gerathener, sich dem Salzburger Verein anzuschließen, welchem selbst die hohen Glieder des Kaiserhauses und viele hiesige angesehene Personen ihren Antheil zuwenden, als eine eigene Unternehmung zu begründen. — Die wichtigste Neuigkeit unserer Bühne war das Preislustspiel: die Vormundschaft, wenn auch nicht an sich eben wichtig; denn es ist nicht zu leugnen, daß in der Aufführung manche bedeutende Mängel hervortreten, die im Lesen unbemerkt bleiben, und es wahrlich keinen Ueberreichthum des deutschen Lustspiels andeutet, wenn dieses kleine, lockere Spiel einer oft wohl zu wenig geregelten Laune unter mehr als sechzig Lustspielen allein als preiswürdig erkannt werden konnte. Wichtig erscheint aber die Sache in ihren Consequenzen, und schon durch das viele Gerede, welches das kurze Leben dieses Lustspiels bereits aufgeregt hat. Die Prager Bühne ist die dritte, welche es in ihr Repertoire aufgenommen, die „Theaterrevue,“ worin es abgedruckt wurde, ist noch nicht einmal gehörig beurtheilt, und schon ist mehr über die „Vormundschaft“ geschrieben worden, als ihr ganzer Umfang beträgt. Hier war man in der ersten Zeit sehr gespannt, ja man freute sich sogar darüber, daß zwei Böhmen einen ausländischen Preis errungen, und hätte man es damals gleich aufgeführt, so wäre ihm der größte Beifall sicher gewesen. Aber der literarisch-patriotische Enthusiasmus wurzelt nicht tief im böhmischen Geiste, er war lange vor der Darstellung verraucht; ja man schien es ihnen fast übel zu nehmen, daß sie nach so hohen Dingen gestrebt, und war gegen die Sache gleichgültig geworden. Noch bevor das Stück hier zur Aufführung kam, hatten die „Bohemia“ und die Wiener Blätter die glücklichen Erfolge aus Stuttgart und Wien berichtet; doch das leztere schien dem Werke eher Unheil als Glück zu verkünden. Es herrscht zwischen Wien und Prag eine eigene literarische Antipathie (die sich auch bei dem Schauspiel von Pannasch: „die Christnacht,“ zischend aussprach), so daß ein Stück, welches in der einen dieser beiden Städte sehr gefällt, gewöhnlich in der andern kalt aufgenommen wird. So standen die Aktien, als endlich das Preislustspiel ziemlich gut gegeben wurde und unbestrittenen Beifall erhielt, so daß am Schlusse sogar der Verfasser verlangt wurde, und zwar, obschon er länger als billig auf sich warten ließ, ohne einen einzigen mißbilligenden Ton. Die zweite Vorstellung war von Seiten der Schauspieler sehr lau und bis an's Störende unordentlich, und auch das Publikum war nicht mehr so gut gelaunt. Auch die „Bohemia“ besprach die „Vormundschaft,“ und dabei kam eine wichtige Entdeckung im Gebiete der Aesthetik zu Tag: der Referent behauptet nämlich: „Novellen, wenn sie Kunstwerth haben, seyen schon halb dramatisirt.“ — „Die gefährliche Tante,“ Originallustspiel in vier Aufzügen von Albini, ist eben nicht sehr originell, auch mitunter etwas langweilig, doch hat es einige Effekte und recht drollige Momente, die man nicht eigentlich Situationen nennen kann. Es ist schade, daß der Verfasser die Stadt nicht nannte, wo sich die Handlung dieser Tante zugetragen haben soll. Es ist ein wahres Utopia für poetische Gemüther, da dort selbst die Polizei so kunstsinnig ist, daß sie den Scandal der Kunstliebhaber in Schuz nimmt. Das wäre ein Wohnplaz für Raupachs Fräulein von Kiekebusch, das sich so bitter kränkt, weil die Polizei durchaus keinen Sinn für das Romantische hat. Das Stück hat übrigens ziemlich gefallen, obschon die Vorstellung nicht eben fleckenlos war. — Den

interessantesten Bühnengast des heurigen Jahrs haben Sie uns in Demoiselle Stubenrauch zugesandt, welcher eine etwas pomphafte Vorankündigung in der „Bohemia“ ein schweres Spiel machte; doch zeigte sich uns zum Glücke Dem. Stubenrauch ganz als die Künstlerin, selbst eine ziemlich hoch gesteigerte Erwartung nicht nur zu erfüllen, sondern, besonders im Lustspiel, sogar noch zu überbieten. Schon die Wahl ihrer Gastrollen war mannichfaltig und mit Geschmack getroffen, die Zusammenstellung höchst sinnig, da sie aus mehreren dramatischen Antithesen bestand. Wie die Dulderin „Griseldis“ zu der bezähmten Ehefeindin „Donna Diana,“ so bildete auch Schillers hehre Johanna d'Arc einen Gegensaz zu dem verzogenen Schooßkind Franziska in „Liebe kann Alles,“ und die in verschmähter Liebe sich verzehrende Gräfin Orsina zu der listigen Elsbeth von Wolfenburg im „Turnier zu Cronstein.“ Zwei gar sonderbare Pendants waren: die königliche Büßerin „Maria Stuart“ und — „die Wittwe,“ Drama in vier Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer. Diese Wittwe war in gewisser Hinsicht die bewundernswertheste Leistung der Künstlerin, da sie in ihren andern Gastdarstellungen meist Charaktere vorfand, die sie nur wiederzugeben nöthig hatte, hier aber sich aus den heterogenen Elementen einzelner Effektmomente älterer Dramen ein Ganzes zu bilden hatte und auch bildete. Mad. Birch-Pfeiffer hat hier einmal (sans comparaison) wie Rossini im „Wilhelm Tell“ französisch componirt; daher ist das Stück auch nicht so gemein, dagegen aber noch krasser und bizarrer, als ihre übrigen Dramen. Ein großes Verdienst „der Wittwe“ ist es, daß sie auf die sogenannte „schöne Sprache“ verzichtet; diese Laute besprechen ohnedies Alles so lang und breit in endlosen Repetitionen, wenn sie nun auch noch nach Bildern haschten, das Stück ginge nimmermehr zu Ende. Bewundern mußten wir die große Belesenheit in der dramatischen Literatur, welche die Dichterin hier entfaltete; denn wir begegnen in dieser „Wittwe“ nicht allein Müllner und Grillparzer, nebst den Worten und Gedanken mancher andern Neuern, sondern auch Shakespeare, von dem wir seit dem „Sammtschuh“ keinen Anklang in ihren Schauspielen gefunden hatten. — Nachzurechnen, wie oft Dem. Stubenrauch an den neun Theaterabenden hervorgerufen wurde, ist in Prag bei den Gastrollen ausgezeichneter Künstler eine mühselige Sache, und Sie werden uns diese Arbeit gern erlassen. Lieber besprächen wir die Vorzüge der Künstlerin, wir wissen aber, daß Sie dergleichen nicht lieben, daß Sie Ihr einheimisches Theaterpersonal nicht tadeln mögen oder können, und daher möglichst am Grundsaz festhalten, es auch nicht zu loben oder loben zu lassen. — Ein paar Novitäten der leztern Zeit waren: „Shakespeare in der Heimath, oder die Freunde,“ Schauspiel in vier Akten von Karl v. Holtei, dem es Gott verzeihen möge, was für eine langweilige Person er aus dem unsterblichen Dichter des Hamlet gemacht hat; dann „die Bekanntschaft im Paradiesgarten, die Entführung in dem Himmel und die Verlobung im Elysium,“ Lokalposse mit Gesang in drei Abtheilungen von Friedrich Hopp, Musik von Julius Hopp. Die Schauspieler begnügen sich gar nicht mehr, ihre Benefizstücke selbst zu schreiben; ganze Familien derselben vereinigen sich, um Thalia, Komus und Jokus und Euterpe auf Einmal in Verzweiflung zu bringen.

Stuttgart, 31sten Mai.

Schillers Fest. Schillers Denkmal.

Wir pflegen jährlich das Andenken unseres großen Landsmanns, Schillers, um die Zeit seines Todestags zu feiern und dabei zugleich das Erwachen der Natur zu begrüßen. Diesmal ist lezteres so spät erfolgt, daß das Fest bis zum 30sten Mai verzögert werden mußte. Dafür ist es, neben der alten Liebe und Begeisterung, mit ungewöhnlichem Glanze gefeiert worden. Bisher hatte die Beschränktheit und das ungünstige Terrain des Gartens, auf den man dennoch verwiesen war, die größte Einfachheit der Anordnungen geboten. Im vorigen Jahre aber ist dieser Garten, die sogenannte Silberburg, von der Museumsgesellschaft angekauft und von dieser für ihre Zwecke umgestaltet worden. Damit bot sich auch für das Fest ein ansprechenderer Raum, und so scheute der Liederkranz, der gewöhnliche aufopfernde Unternehmer des Festes, keine Kosten, um nicht nur Ohr und Gemüth, sondern auch das Auge durch heitern Schmuck zu vergnügen. Vom jungen Architekten Leins war eine große Tribüne, in deren Mitte eine Säule die kolossale Büste des Dichters trug, eben so sinnreich als geschmackvoll aufgebaut worden. — Rede, Gesang, Deklamation (die Kraniche des Ibicus, gesprochen von Seydelmann) wechselten in verständiger Ordnung. Die gebräuchliche Festrede wurde von Hoffänger Krebs gesprochen. Wir theilen sie, wie jedes Jahr, in diesen Blättern mit. Häufig verfehlen solche Vorträge die gehörige Wirkung an Ort und Stelle, weil die Verfasser zu sehr darauf reflektiren, wie sich die Sache nachher im Druck ausnehmen werde; denn von einer Rede, die nicht gedruckt würde, haben wir kaum einen Begriff. Behält dagegen der mit so kizlichem, nicht selten undankbaren Geschäft Beauftragte vorzüglich den Effekt des lebendigen Vortrags unter freiem Himmel im Auge, componirt er in diesem Sinne gleichsam mit dem Dekorationspinsel, so muß er sich bescheiden, daß seine Massen und Contouren auf dem Papier nicht die Wirkung thun, wie ein Stück musivischer Beredsamkeit, das weniger an das augenblickliche Gefühl des Hörers, als an die Kritik des Lesers appellirt. — Zum Schluß des Festes wurde, wie immer, das schöne Frühlingslied von Ritter mit der herrlichen Composition von Lindpaintner gesungen, und es bewährte auch diesmal seine begeisternde Kraft. — Das Modell der Statue Schillers hat, wie aus den Zeitungen bekannt ist, die gefährliche Reise von Rom nach München auf's Glücklichste überstanden. Mit vollem Vertrauen sehen wir es jezt in den Händen des kunstreichen Gießers, und während das Monument diese lezte Operation durchmacht, werden wir Zeit haben, das Material zum Fußgestell zu wählen und herbeizuschaffen, und uns nach einem anständigen Plaze umzusehen. Da die Vernunft gebietet, das Denkmal auf einem Plaze in der Stadt aufzustellen, so kann bei der Constitution Stuttgarts die Wahl am Ende nicht schwer fallen. — Der Druck des Schilleralbums, von dem wir vorläufig nur versichern können, daß es in typographischer Hinsicht ein sehr schönes Werk werden wird, hat jezt endlich begonnen. Die Verzögerung ist vorzüglich dadurch veranlaßt worden, daß sich das Comité noch entschloß, eine vortreffliche Zeichnung des Thorwaldsenschen Modells in Stahl stechen zu lassen und dem Album beizugeben. Die bereits vorliegenden Proben versprechen eine sehr gelungene Arbeit, und da sich das Bild so sehr vervielfältigen läßt, so wird es in Deutschland ohne Zweifel sehr populär werden.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 46 u. Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 46.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 8. Juni 1837.

Der Pariser Salon im Jahre 1837.

V.

Die Gründung des historischen Museums zu Versailles hat den Pariser Salon seit zwei Jahren mit einer beträchtlichen Anzahl von Schlachtgemälden bevölkert, die sämmtlich auf Bestellung der Regierung ausgeführt worden sind. Jeder nur irgend bekannte Künstler hat eine Schlacht aus der Geschichte Frankreichs zu malen gehabt; die Mehrzahl derselben scheint sich keinen recht genauen Begriff von der schwierigen Erfüllung dieses Auftrags gemacht zu haben; denn die meisten Werke dieser Gattung tragen den Stempel der Uebereilung, Ohnmacht und Mittelmäßigkeit. Die bestellten Kunstwerke, welche zu einer gewissen Zeit um einen gewissen Preis fertig seyn müssen, gerathen in der Regel schlecht; Zeugen dafür sind, nächst den Schlachtgemälden des dies- und vorjährigen Salons, auch die Gemälde in der Notre Dame de Lorette. Horace Vernet hatte bekanntlich drei große Bataillen auf der Ausstellung von 1836, welche er, wie seine Freunde versicherten, binnen acht Wochen vollendet. Aus diesen Compositionen scheinen die diesjährigen Schlachtenmaler ein Recept gezogen zu haben, welches untrügliche Mittel an die Hand gibt, wie man eine große Leinwand binnen Kurzem in ein Schlachtgemälde umschaffen könne. Dieses Recept ist auf alle Zeiten ohne Unterschied anwendbar; man braucht nur die Kostüme und den Schnitt der Pferde zu verändern. Von einer 30 Fuß großen Leinwand nimmt man 15 Fuß für den Himmel und die Luft und 10 Fuß fürs Terrain. Auf dem übrig bleibenden Raum vertheilt man so confus als möglich drei Paar Stiefeln, ein halb Dutzend Pferdebeine und eben so viele Pferdeschwänze, einen Sattel, einen Zügel, einen Arm, einen Schenkel, eine Hand, viel Staub, einen Reiter oder Fußgänger, welcher durch ein Fernrohr sieht, und dann kann man das Ganze ad libitum Schlacht bei Austerlitz, Schlacht bei Leipzig, Schlacht an der Katzbach benennen. Es liegt natürlich nicht in unserm Plane, die Schlachtgemälde, welche nach diesem Recepte angefertigt sind, zu kritisiren; der Raum dieser Blätter gestattet uns nur diejenigen zu besprechen, welche nach andern Regeln ausgeführt sind.

„Die Schlacht auf der Brücke von Taillebourg" von Eugène Delacroix verdient zunächst Erwähnung. Wie alle Werke dieses Malers, so hat auch die „Schlacht von Taillebourg" heftige Controversen erregt; man versichert sogar, daß die Jury das Bild zurückgewiesen haben würde, wenn nicht die Stimme des Hrn. Delaroche sich zu Gunsten Delacroix's erklärt hätte. Dies Gemälde bestätigt aufs Neue, daß Delacroix noch immer das ist, was er bei seinem ersten Auftreten gewesen: ein kühner, kräftiger Colorist, voll Energie und Leidenschaft, wunderbar verworren; ein Künstler, der neben großen Schönheiten und Vorzügen sich die ärgsten Mängel zu Schulden kommen läßt. In keinem seiner früheren Gemälde hat Delacroix vielleicht mehr Kühnheit und Kraft offenbart, als in seiner Schlacht von Taillebourg; in keinem ist er aber dafür auch auf größere Abwege gerathen. Die Scene geht auf dem ersten Brückenbogen vor. Der heilige Ludwig, des Wartens müde, hat voller Ungeduld seinem prächtigen Schimmel die Sporen in die Seiten gedrückt und sich mit einem kühnen Satze auf die Brücke geschwungen, wo er sich allein mitten unter den Feinden befindet. Er hält sich aufrecht in den Steigbügeln; er hat bereits zwei englischen Rittern mit seiner schweren Streitaxt das Hirn gespalten und hebt diese eben wieder auf, um einen neuen Schlag zu führen. Ueber einem Wamms von blauem Sammt trägt der König ein goldenes Panzerhemd; sein Visier ist geöffnet; eine Krone schmückt das Haupt. Diese Figur, voller Kraft und Ausdruck, bildet den Mittelpunkt des Bildes. Vielleicht hätte der Maler besser daran gethan, seinen Helden nicht so zu bewaffnen, wie den Bischof von Beauvais zu Bouvines, was überhaupt zu dem Charakter des heiligen Ludwig nicht recht passen will, der niemals aus bloßer Lust und aus Muthwillen, sondern immer aus Politik oder Frömmigkeit Krieg führte; Delacroix hätte ihn vielmehr darstellen

sollen, wie Lebrun gewöhnlich seinen Alexander darstellt, nicht sowohl als Soldat, sondern als General, der den Kampf leitet, ohne selbst mitzukämpfen, sich aber dennoch allen Gefahren preisgibt. Um seine Person herum hat der König bereits das Terrain gesäubert; unmittelbar zu den Füßen seines sich bäumenden Rosses liegt ein zu Boden geschmetterter Krieger, der sich mit der einen Hand an die Brustriemen des Pferdes anzuklammern sucht und mit der andern den Stumpf eines abgebrochenen Schwertes nach dem Bauch des Pferdes richtet, dessen Blut schon aus mehreren Wunden hervorrieselt. Jener englische Graf ist gleichfalls so eben von dem kräftigen Streiche der königlichen Streitart getroffen worden; Roß und Reiter wälzen sich am Boden; ein treuer Knappe sucht seinem Herrn wieder aufzuhelfen und ihn aus dem Getümmel zu schaffen. Diese Gruppe ist vortrefflich. Nicht minder gelungen ist ein feindlicher Reiter, der so eben seine Lanze einlegt und sich anschickt, den König zu durchbohren, und ein anderer, der, von seiner Tartsche gedeckt, sich im Sattel herumdreht und einen Hieb gegen den heiligen Ludwig führen will. Inzwischen sind die Kampfgenossen des heiligen Ludwig ihrem Könige nachgeeilt; die Einen suchen die Brücke zu erstürmen und machen den sie vertheidigenden Engländern mit ihren langen Piken den Garaus; ein französischer Edelmann parirt den weitausgeholten Schlag des feindlichen Reiters mit seinem breiten Degen; der, welcher seine Lanze auf den König einlegt, hat nicht Zeit seinen Stoß zu vollenden. In diesem Augenblick bedeckt sich die Brücke mit Franzosen; das Kriegsgeschrei: Montjoie Saint Denis! erschallt; das französische Banner flattert heran und der König ist gerettet. Im Hintergrunde sehen wir ein entsetzliches Gedränge von Pferden, die ihre schlanken Hälse und schnaubenden Nüstern emporstrecken und eine unbändige Kampfbegierde verrathen und den Geruch von Pulverdampf und Blut mit Wollust einzuathmen scheinen. Der Vordergrund des Bildes ist angefüllt mit den Brückenmauern und Truppen, welche wegen des allzugroßen Gedränges mit den Bannerträgern nicht über die Brücke hinüber gekonnt haben und jezt das jenseitige Ufer durch Schwimmen zu erreichen suchen; sie erklimmen das feste Land mit unsäglicher Anstrengung. Das Handgemenge wird immer allgemeiner. Dieser Theil des Gemäldes, so wie der Mittel- und Hintergrund ist mit einer unglaublichen Kühnheit, fast möchte man sagen Wildheit, behandelt. Unter den bäumenden Pferden bemerkt man besonders ein großes gelbes Pferd, das seinen aus dem Steigbügel herabhängenden Reiter hinter sich herschleift und den steilen, schlammigen Boden hinanzuklimmen trachtet; ein englischer Reiter, der sich seinem Emporklimmen ohne Zweifel widersetzen wollte, ist mit seinem Rosse in den Morast gesunken, und ein kleiner Page, den er hinten mit sich aufs Pferd genommen hat, bemüht sich vergebens, dem heranschwimmenden Pferde zu wehren. Mehrere Soldaten, mit ihren Aexten kämpfend, haben das Ufer glücklich erreicht; andere schlagen sich noch mit den Engländern, welche sie in den Fluß zurückzudrängen suchen. Im rechten Vordergrunde gewahren wir zwei schwimmende Pferde ohne Reiter von musterhafter Zeichnung und Ausführung. Ueber das Ganze hat der Maler einige tiefe, schwere und stürmische Wolken ausgebreitet; der düstere Himmel, der tadellos wiedergegeben ist, stimmt ganz vortrefflich zu der blutigen Scene und dem mörderischen Gemetzel, das unter ihm vorgeht. Mit einem Wort: das Ganze trägt den Stempel, welchen das Genie allein seinen Werken aufzudrücken weiß; aber mit Recht wundert man sich über einzelne Unvollkommenheiten des Bildes, welche man von einem Künstler wie Delacroix nicht erwarten sollte. Warum ist z. B. das Pferd des heiligen Ludwig so schlecht gezeichnet, während man unmittelbar daneben so herrliche Studien von Pferden bemerkt, daß sie selbst Géricault nicht verläugnen würde? Wozu noch die hie und da hervortretende Affectation der Häßlichkeit? wozu die mitunter grimassirende Zeichnung? Ferner ermangelt das Bild der Tiefe; alle Kämpfenden scheinen sich auf demselben Plane zu schlagen; die Perspective des Terrains ist nicht genau beobachtet. Der lezte Vorwurf endlich, den man dem Maler mit einigem Rechte machen kann, ist die Verwirrung, welche in seinem Bilde herrscht; wir meinen damit nicht etwa jene Verwirrung, welche ein Handgemenge, ein Schlachtgedränge unvermeidlich hervorruft, sondern die Verwirrung, welche sich, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, in den Theilen einer und derselben Figur, eines und desselben Ganzen kundgibt. Man hat eine unsägliche Mühe, alle diese zerstreuten Köpfe, Arme und Beine zusammenzustellen und an einander zu fügen, um ganze Figuren und Körper daraus zu bilden; für die Menge, so wie für alle diejenigen, welche die „Schlacht von Taillebourg" nur mit den zerstreuten Augen der Neugierde ansehen und sich nicht die Mühe geben wollen, in dieser Verwirrung die ausgezeichneten Eigenschaften des Künstlers herauszusuchen, bleibt das Gemälde unerfreulich und unverständlich. Es ist nun einmal der unverbesserliche Fehler Delacroix's, die Form dem Effect, die Zeichnung der Färbung zu opfern; aber die Künstler, deren Genie originell ist, muß man nehmen wie sie sind, weil ihre relativen Mängel von ihren hohen Vorzügen unzertrennlich sind. Wenn man die Arbeit nicht scheut, alle die Figuren, welche auf dem Delacroix'schen Bilde sich bewegen, zusammenzusuchen, welches schöne Schauspiel tritt Einem da aus dieser auf den ersten Anblick verworren scheinenden Scene entgegen; welche Fülle und Lebenskraft, welche Energie und Anstrengung! Daß Delacroix

als Colorist ausgezeichnet ist, bestreiten selbst seine bittersten Gegner nicht; wir brauchen daher wohl kaum zu bemerken, daß er auch diesmal über sein ganzes Gemälde den strahlenden Schimmer seiner reichen, blendenden Palette ausgegossen hat; besonders bewundert man einige kühne und glückliche Lichteffecte, z. B. die Reflere von Weiß auf Weiß an dem Pferde des heiligen Ludwig. Kurz, trotz der offenbaren Mängel, welche Jedem sogleich in die Augen springen, wendet man doch am Ende immer wieder die Blicke dem Delacroixschen Gemälde zu und findet desto mehr Gefallen, je länger und je aufmerksamer man es betrachtet; einen solchen Reiz und eine solche Kraft üben die zwei großen wesentlichen Bedingungen der Malerei, Colorit und Lebensfülle, auf den Beschauer aus.

Neben der „Schlacht von Taillebourg" hängt „die Aufhebung der Belagerung von Paris im J. 886" von Victor Schnetz, Mitglied der französischen Akademie. Der Künstler scheint seiner früheren Manier ganz entsagt zu haben, und in dem diesjährigen Bilde erkennt man kaum den Verfasser „der heiligen Genofeva" und „des Sirtus V." wieder. Die Anordnung der Scene ist steif, die Zeichnung trocken, die Farbe falsch und blaß; nirgends eine Spur von Wärme, Leben und Effect. Nur in der Haltung einiger Belagerer und Belagerten liegt einige Energie; alle übrigen Figuren machen eine höchst akademische Positur. Das Licht, welches über die ganze große Leinwand in Profusion und ohne poetische Absicht ausgegossen, ist bald gelb, bald rosenfarben. — „Die Schlacht in den Dünen unter dem Befehl des Marschalls Turenne, am 14. Juni 1658," von Larivière, ebenfalls Mitglied der Akademie, ist einfach und klar angeordnet; das Terrain ist gut behandelt; die Hauptfigur, der Marschall Turenne zu Pferde, ist nicht streng und edel genug; das Pferd, worauf der Marschall im Galopp davonsprengt, ist schwerfällig, und der Aide-de-Camp, welcher seine Befehle empfängt, ist sehr ungraziös; ein alter, auf dem Boden liegender Soldat, der sich aufrichtet, um den Feldherrn vorüberreiten zu sehen, ist eine charaktervolle Figur und das Beste am ganzen Bilde. — Hr. Alaux hat eine Episode aus der „Schlacht von Villaviciosa" gemalt, wie nämlich der Herzog von Vendome nach dem Siege auf einem Karrengaul Philipp V. von Spanien die von seinen rebellischen Unterthanen eroberten Fahnen überreicht. Der Himmel ist für einen spanischen Himmel etwas zu kalt und umwölkt; die handelnden Personen sind jedoch wohl empfunden und ausgeführt; jede hat ihren eigenen Charakter und tritt hinlänglich hervor. Der Styl des Malers ist rein und edel, wie in seinem historischen Portrait des „Marschalls Ranzau," welches Hr. Alaur vorm Jahre ausgestellt hatte. — „Die Schlacht bei Fleurus" von Mauzaisse befriedigt wenig. Zeichnung, Farbe, Ausdruck, Alles ist weich, gleichsam baumwollenartig. Die französischen Soldaten, welche sich bei Fleurus schlugen, waren keine Milch- und Blutgesichter, sondern ausgehungerte, wilde Krieger. Die Figur des Generals Jourdan in der Mitte des Bildes ist viel zu kalt, auf dem ersten Plane bemerkt man einen schön gezeichneten und gemalten Leichnam eines ungarischen Grenadiers, nicht weit von einem niedergestürzten Pferde, welches, nebenbei gesagt, unter aller Kritik ist. Den Hintergrund begrenzt ein weiter Horizont. Von dem Schrecken, welchen einige durch feindliche Haubitzen in die Luft gesprengte Pulverwagen unter den Soldaten anstifteten, von der muthigen Aufopferung der Arrièregarde, welche durch ihre Kühnheit die französische Armee rettete und den Sieg entschied, sehen wir nichts auf dem Mauzaisse'schen Bilde; die eigentliche Schlacht hat der Maler nicht dargestellt; jedoch ist der historische Luftballon, den die Franzosen bei Fleurus anwandten, um die Stellung des Feindes zu mustern, nicht vergessen worden. — Hr. August Couder hat dies Jahr die Generäle Washington und Rochambeau bei der „Einnahme von York-Town, am 19. Oktober 1781" gemalt. Die Gruppe der beiden Generale ist glücklich angeordnet; der General Rochambeau scheint ein Portrait zu seyn; Washington hat den Ausdruck ruhevoller Würde, vielleicht herrscht etwas zu viel Ruhe in seinem Gesichte. Auch kann man wohl von dieser Gruppe sagen, daß sie von der Haupthandlung zu weit entfernt ist und dem Kampfe zu fremd bleibt. Die übrigen Figuren sind auf diesem Bilde mit gleicher Wahrheit und mit gleichem Geschick disponirt; hinter Washington sehen wir den General Lafayette; die knieende Figur eines jungen Mannes, welcher aus seiner Tasche ein Fernrohr hervorholt und links im Vordergrunde angebracht ist, verräth ein seltenes Zeichnertalent. Das Colorit ist in diesem Bilde Couder's eben so angenehm und wahr, als in seiner „Schlacht bei Lawfeld," welche wir in unserm vorjährigen Berichte lobend erwähnt haben. — Im großen Salon carré haben wir nur noch ein Schlachtgemälde hervorzuheben, nämlich die „Schlacht bei Zürich, am 25. September 1799" von Bouchot. Der Künstler hat den Augenblick gewählt, wo der General Massena dem Chef des Generalstabs, Oudinot, und dem Adjutanten Reille seine Befehle ertheilt. Dieses Gemälde erinnert allerdings durch einzelne hervorstechende Eigenschaften an das „Leichenbegängniß des Generals Marceau," welches im Salon vom Jahre 1835 eine so günstige Aufnahme fand und sofort den Ruf des Hrn. Bouchot begründete. Die Anordnung der Scene ist einfach und richtig combinirt. Die Hauptfigur des Generals Massena ist schön, würdevoll und hat den edeln Charakter eines Feldherrn, der dem Tode unerschrocken ins Auge blickt und die Bewegungen seines Heeres mit Sicherheit leitet. Der Verwundete auf dem ersten Plane ist gleichfalls noch

eine schöne, charakteristische Figur; aber diese beiden Figuren bilden auch allein das ganze Gemälde; sey es nun Mangel an Zeit, sey es Unentschlossenheit, oder sonst irgend eine Ursache, genug der Maler hat seine Leinwand nicht hinlänglich ausgefüllt. Schon in seinem „Leichenbegängniß des Generals Marceau“ hatte er die Schwierigkeit eines Hintergrundes dadurch umgangen, daß er den ganzen Raum mit den Dünsten eines bequemen Nebels ausfüllte. Diesmal hat er die nicht minder große Schwierigkeit, welche der Anblick einer Schlacht darbietet, dadurch beseitigt, daß er den Raum mit einem nicht minder bequemen Pulverdampf anfüllt. Ueber diesem Pulverdampf sehen wir jedoch die schneebedeckten Spitzen der Alpen, welche die Perspective ganz gut begrenzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom April.

Versteigerungen.

Paris, 9. April. Gestern ist die Versteigerung der Gemäldegallerie des Herzogs von Berry beendigt worden. Am letzten Tage kamen die schönsten Bilder dieser Sammlung zum Verkauf und einige derselben gingen zu bedeutenden Preisen weg. Der Graf Demidoff hat den „Frieden von Münster“ von Terbourg für 45.500 Fr., die „Viehweide“ von Paul Potter für 57.000 Fr. und ein Bild von Ostade für 81.100 Fr. an sich gebracht. Ein Wouwermann ward für 55.600, und das „Schinkenfrühstück“ von Teniers für 24.500 Fr. verkauft. Die Gallerie hat im Ganzen 680.000 Fr. reinen Ertrag gebracht. Sehr wenige Bilder scheinen in Frankreich geblieben zu seyn.

Am 27. April begann die Versteigerung der von dem berühmten Gérard hinterlassenen Gemälde, Skizzen und Zeichnungen. Mehrere Tage vorher war der Zutritt zur Beschauung derselben geöffnet. Man bemerkte unter andern Bildnissen von Gérards Hand die des Kaisers Napoleon, der Kaiserin Marie Louise, Murats, Karls X., der Herzogin von Berry und Canova's, alle nach dem Leben gemalt. Eben so war eine ziemliche Anzahl gemalter Compositionen vorhanden, z. B. die Hoffnung, Hylas und die Nymphe, zum Pendant für Daphnis und Chloe bestimmt, und 4 Skizzen von allegorischen Figuren, welche im Großen zu Versailles ausgeführt worden sind. Drei andere Skizzen enthalten den Tod des Philopömen, den Tod des Curtius und den Heldenmuth der Clölia. Unter den Zeichnungen sind eine Psyche, welche das Orakel um Rath fragt, eine Scene vom 10. August in der gesetzgebenden Versammlung, und 24 Bildnisse der bei der Krönung Karls X. anwesenden Personen. Vier und zwanzig andere Portraitskizzen stellen die berühmtesten Personen dar, welche Gérard von 1796 bis 1836 gemalt hat; Monarchen, Prinzen, Prinzessinnen, Generale, Diplomaten, berühmte Frauen und Künstler. Mehrere derselben im Großen wiederholt, sind ebenfalls noch dort vorhanden, so wie das unvollendete Bild: Hektors Bestattung, in welchem Gérard alle Größe und Anmuth seines Pinsels gezeigt hat. — Die Gemälde sind indessen weit mehr nach dem historischen als nach dem artistischen Werthe bezahlt worden. Das Bildniß Canova's 1210 Fr., das Brustbild des ersten Consuls in grüner Uniform 2000 Fr., Napoleon in seinem Cabinet der Tuilerien, kleines Bild, 1000 Fr., das Bildniß Talma's 800 Fr., das der Lady Jersey, sehr gut gemalt, 220 Fr. Unter den Compositionen und Skizzen Salmacis, welche den Hylas ins Wasser zieht, 5600 Fr.; die Schlacht von Austerlitz (im Kleinen) 690 Fr., Saladin 500 Fr., Amor und Psyche, verkleinert, 245 Fr.; die Pest von Marseille 199 Fr.; die Sammlung von Bildnissen der Zeitgenossen dagegen, 84 an der Zahl, 11.500 Fr.; ein kleines Bild von Leop. Robert 1250 und eine Skizze von Géricault 570 Fr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 58. Freitag, 9. Juni 1837.

Werke über England und Irland.

6) Großbritanniens Gesetzgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel, statistisch und staatswirthschaftlich erläutert von dem k. bayer. Ministerialrath C. Th. Kleinschrod. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836. 8. S. 479.

(Schluß.)

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen entwirft der Verfasser eine Statistik aller Gewerbe in England, indem er sie alle namentlich nach alphabetischer Ordnung aufführt. Begreiflicherweise nehmen die Baumwollenmanufakturen die erste Stelle ein, über die sich daher der Verf. auch am ausführlichsten ausläßt. In Bezug auf die ausnehmend fortgeschrittene Maschinerie spricht er die Bewunderung aus, die deßfalls der menschlichen Erfindungskraft gebührt. Doch kann er nicht umhin, sich aufs stärkste gegen die das Manufakturwesen begleitende sittliche und physische Verderben auszusprechen. Er bemerkt: „1) der Arbeiter hat keine Hausarbeit; er lebt außer seiner Wohnung, und sucht sie nur auf, um sich einen Moment von großer Erschöpfung zu erholen. Allein da auch die Frau und erwachsene Kinder von 12 Jahren an in demselben Falle sind, so findet er häufig keine wohl zubereitete und gesunde Nahrung in seinem Haus, und gewöhnt sich um so mehr an den Genuß stärkerer Reizmittel, Colonialwaaren und dergleichen, und an den Besuch der verderblichen Branntweinschenken; 2) entsteht durch die Fabrikarbeit in den Cotton-Mills Trennung aller Familienglieder; die ganze Familie besteht aus einem Aggregat von Personen, von denen jede in einer Art Selbstständigkeit von ihrem eigenen Verdienste lebt; 3) findet dieser Lebensweise gemäß keine elterliche Beaufsichtigung der Kinder statt; leztere erwerben sich selbst schon in zartem Alter größtentheils ihren Unterhalt, und gewöhnen sich hiedurch an eine früh ihrem Charakter nachtheilige Unabhängigkeit; 1) ist die Einwirkung schlechten Beispiels um so verderblicher, als die Fabrikarbeit bei Ermanglung wahrer Beschäftigung eine große Menschenmenge in einem Raume vereinigt; 5) endlich geht hieraus die traurigste Folge, nämlich eine völlige Zerstörung aller Häuslichkeit hervor, indem auch die Frauen ihre Zeit in den Manufakturen zubringen, also auch den Mädchen fast alle Gelegenheit entzogen ist, sich in der häuslichen Oekonomie zu unterrichten. — Weniger nachtheilig erscheinen die Wirkungen der Fakrikarbeit auf die Gesundheit der Arbeiter, als solche nach den laut

gewordenen Stimmen hierüber, wobei es an großen Uebertreibungen ebenfalls nicht mangelt, geschildert worden. Es haben vielmehr gründliche ärztliche Untersuchungen ergeben, daß der Aufenthalt in den Fabriken eine absolute Benachtheiligung der Gesundheit und Lebensverkürzung, so durch Einathmung des feinen Staubes der Baumwollen- oder Wollenfasern, des Oelgeruchs der Maschinen, des Aufenthalts vieler Personen in einem Raume, nicht zur Folge habe; wiewohl allerdings gewisse körperliche Leiden den Umständen gemäß häufig damit verknüpft sind. Dahin gehört insbesondere die erhöhte Temperatur der Baumwollenwerkstätten, welche zu mehreren Arbeiten technisch erforderlich ist. Eine zwölfstündige Arbeit in warmen Räumen, wodurch die Herzbewegung leicht beschleunigt wird, erhöht die Reizbarkeit und erschlafft das Muskelsystem; die beständige Achtsamkeit auf die einförmige Bewegung der Maschine, welche, wenn auch keine anstrengende Arbeit, doch auch keine Ruhepunkte verstattet, wirkt in gleicher Art deprimirend auf die Funktionen des Nervensystems, und beides zusammen bringt nach vollendeter Arbeitszeit einen Grad von Erschöpfung hervor, welcher bei weit schwereren Arbeiten unter andern Umständen nicht empfunden wird. Der Mangel an häuslicher Pflege und der häufige Genuß des Branntweins vergrößert das Uebel. Vollkommene Gesundheit und Lebensfrische mangeln daher den Arbeitern zum großen Theil, und ihre Krankheiten, aus Einer Ursache entsprungen, tragen einen gleichförmigen Charakter. Der Unterschied der Sterblichkeit in den Manufakturdistrikten gegen jene mit vorherrschender Agrikultur zeigt sich daher allerdings nach der lezten Bevölkerungsaufnahme bedeutend."

Vorzügliche Rücksicht verdient auch die demoralisirende Wirkung einer rein mechanischen Thätigkeit, die sich immerwährend gleich bleibt, und die weder die Entwicklung eines besondern Kunstgeschicks, einer selbstthätigen Phantasie, noch die Hoffnung auf Erfolge in der Zukunft und einen edeln Ehrgeiz zuläßt. Durch die Fabrikarbeit verliert der Mensch Vergangenheit und Zukunft, und es bleibt ihm allein eine nüchterne und armselige Gegenwart. Blickt der Erwachsene zurück, so sieht er sich von früher Kindheit an immer vor denselben Rädern und Spuhlen, und seine Vergangenheit hat nichts, das sich irgend von seiner Gegenwart unterscheide und ihm zu einer romantischen Ferne würde; blickt er in die Zukunft, so sieht er dieselbe Aussicht bis an sein Grab vor sich. Er hat keine Spannkraft mehr, um einen andern Beruf zu ergreifen. Das Wenige, was er verdient, lohnt nicht der Mühe, gespart zu werden, zumal nicht für entfremdete und undankbare Kinder. Also greift er zur Branntweinflasche.

Am traurigsten ist das Schicksal der Kinder, die nicht einmal freiwillig jene Sklaverei des mechanischen Dienstes wählten, und denen man auch durch die humansten Gesetze keine wesentliche Erleichterung verschaffen kann. Der Verfasser zeigt „die großen Schwierigkeiten in der Ausführung mehrerer Bestimmungen des Statuts, namentlich was die Arbeitsstunden betrifft, indem einestheils bei dem großen Antheil der Kinderarbeit an dem Manufakturbetrieb bei dem frühern Aufhören der erstern auch die der Erwachsenen eingestellt werden müßte; daher in mehreren großen Fabriken, um dem Statute Folge zu leisten, die Kinder en Relais zur Ergänzung der Arbeitsstunden gestellt wurden; anderntheils aber Kinder unter 13 Jahren, welche nach dem Statut innerhalb eines gegebenen Termins ganz von der Arbeit entfernt werden sollen, bei diesem Manufakturbetriebe sehr nützliche Dienste leisten und für mehrere Verrichtungen vorzugsweise zu brauchen sind; endlich was die größte Schwierigkeit ist, weil die Löhne für die Kinder bei Verminderung der Arbeitsstunden sich nach Verhältniß so gering berechnen, daß den Eltern hiedurch keine wesentliche Erleichterung ihres Unterhalts mehr zugeht, folglich die Kinder ganz ausbleiben. Auch können viele Kinder nicht früher ohne die Eltern, welche auch in Fabriken arbeiten, entlassen werden, ohne sie der Hülflosigkeit oder dem Müssiggang in den Straßen &c. preiszugeben."

Von der Industrie geht der Verfasser zum Handel über und erwägt speciell die wichtigsten Handelsverhältnisse Englands insbesondere zum Continent und zu Indien und China. „Erfreulich für Deutsche ist die Thatsache, daß die eben so weise als kräftige Handelspolitik eines deutschen Staates es war, welche das tief gewurzelte englische Ausschließungssystem erschütterte und zeitgemäße Modifikation auch für europäische Staaten herbeiführte, nachdem zu jener Zeit nur die amerikanischen Freistaaten eine volle Reciprocität in ihrem Schifffahrts- und Handelsverkehr mit England, und zwar, wie bemerkt, schon mehrere Jahre früher (1815) erreicht hatten. Preußen erklärte nicht nur im Jahr 1823, daß die hohe Belastung seiner Schiffe in englischen Häfen eine ähnliche der englischen Fahrzeuge in preußischen Seehäfen zur Folge haben werde, sondern sezte diese Drohung auch bald darauf wirklich in Ausführung. Zu gefährlich schien dieses Beispiel für die übrigen, auf keinem bessern Fuß in den brittischen Seehäfen behandelten europäischen Mächte, um dasselbe lange bestehen zu lassen, und die dringende Petition der Schiffseigner und Handelsleute nöthigte die brittische Regierung zu einem schleunigen gütlichen Abkommen mit Preußen, welches die Reihe der Handelsverträge Englands mit europäischen Staaten

eröffnete. — Die Rücksichten auf den Zustand der Colonien endlich, und die wichtigen Veränderungen, welche sich kurz vor und nach dem allgemeinen Frieden in den dortigen Verhältnissen ergeben hatten, waren nicht minder geignet, eine liberalere Schiffahrts- und Handelspolitik herbeizuführen. Die Moderationen des Navigationssystems, welche durch die Bildung der nordamerikanischen Staaten veranlaßt wurden, mußten nothwendig durch die allmählige Freiwerdung der Colonien des ganzen amerikanischen Continents eine angemessene Erweiterung erhalten. Den Anfang machte Brasilien, welches durch die Versetzung des Hauses Braganza dahin mit seinem Sitze von selbst aufgehört hatte, Colonie zu seyn, und Großbritannien keine Wahl übrig ließ, als dasselbe in Hinsicht auf Schiffahrt und Handel nach europäischem Fuße zu behandeln. — Dasselbe Princip erstreckte sich allmählich auf die übrigen Länder Amerikas, welche in kurz auf einander folgenden Zeiträumen in die Reihe selbstständiger Staaten eintraten. Bei den brittischen Besitzungen Westindiens zeigte sich, daß eine längere einseitige Ausschließung derselben vom größeren Weltverkehr einer richtigen Politik gerade entgegen lief. Die Einfuhr verschiedener Artikel erster Nothwendigkeit in diese Colonien auf amerikanischen Schiffen war von den Vereinigten Staaten durch Retorsionen lange schon faktisch erzwungen worden, bis das englische Parlament sich zur Legalisirung dieses Verkehrs entschloß (1822)." Die Freigebung des chinesischen Handels veranlaßt den Verfasser insbesondere, sich den schönsten Hoffnungen für den allgemeinen Handelsverkehr zu überlassen.

Schließlich charakterisirt er die Zollverhältnisse Englands, mit sehr genauen Angaben, dann das Bankenwesen, den Verkehr mit den Colonien, und innerhalb Englands selbst den Straßen- und Kanalbau, Eisenbahnen rc., so daß dieses ganze Werk uns eine überraschende Einsicht in alle industrielle und merkantilische Verhältnisse Englands gewährt und uns vollkommen darin orientirt.

Römische Geschichte.

9) Geschichte der römischen Beredtsamkeit von Erbauung der Stadt Rom bis zur Auflösung des weströmischen Reichs. Nach den Quellen bearbeitet von A. Westermann. Leipzig, J. A. Barth, 1835. XIV und 351 S. gr. 8.

Wie in der neuesten Zeit der römischen Geschichte eine größere Theilnahme und Aufmerksamkeit geschenkt wird, so zeigt sich auch ein reger Eifer, die Leistungen der Römer in der Wissenschaft sorgfältiger zu erforschen, und man kann es in der That als eine sehr erfreuliche Erscheinung betrachten, daß das Vorurtheil, als seyen dieselben überall in die Fußstapfen der Griechen getreten, und nicht im Stande gewesen, aus ihrem Innern etwas Großes hervorzubringen, mehr und mehr verschwindet. Allerdings läßt sich nicht läugnen, daß sie, wie ihr ausgezeichneter Geschichtschreiber Sallustius sagt, lieber große Thaten ausführten, als die Werke Anderer aufzeichneten, daß sie bei ihrem zunächst auf das Praktische gerichteten Sinn die größte Aufmerksamkeit auf das öffentliche Leben und das Wohl des Staates richteten. Allein wer wird deßhalb glauben, daß eine Nation, welche in kurzer Zeit so viele und so große Männer aus ihrer Mitte hervorgehen sah, nicht fähig gewesen sey, auch in der Wissenschaft unvergängliche Werke zu schaffen? Wer die Menge der Redner, Geschichtschreiber und Dichter, die von Carthago's Untergang bis zur Schlacht von Actium auftraten, überschaut, und die Regsamkeit im Augustischen Zeitalter einer nähern Würdigung unterwirft, der zweifelt gewiß nicht mehr, daß die Römer auch zu geistigen Schöpfungen Kraft und Geschicklichkeit genug in sich hatten, und für Kunst und Wissenschaft nicht unempfänglich waren. Kein Zweig der Literatur aber war ihrem Charakter so angemessen, in keinem haben sie mehr und Größeres hervorgebracht, als in der Beredtsamkeit und in der Rechtswissenschaft. Bähr hat nicht mit Unrecht in seinem vortrefflichen Werke über die römische Literatur der Beredtsamkeit eine ganz besondere Beobachtung geschenkt. Allein in einem Werke, welches das ganze Gebiet der römischen Literatur umfaßt, war es nicht möglich, sie mit gleicher Vollständigkeit zu behandeln.

Der erste Abschnitt umfaßt den Zeitraum bis zur Vertreibung der Tarquinier. Wir verkennen nicht, daß der Verfasser mit der Geschichte der Römer sehr vertraut ist, und auch die Anfänge derselben sorgfältig studirt hat; doch glauben wir, daß er, wenn er sich einzig an die Quellen gehalten und neuern Ansichten nicht zu viel Gewicht beigelegt hätte, Manches in diesem Abschnitte von einer rechten Seite dargestellt haben dürfte. Der zweite Abschnitt umfaßt die Zeit bis zum Jahr 734, in welcher die römische Beredtsamkeit sich allmählich entwickelte, blühte und ihre höchste Vollendung erreichte. Der Verfasser hat denselben sehr zweckmäßig in drei Perioden abgetheilt, von denen die erste vom Jahr 244 bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts geht, und die Entwicklung schildert, die zweite aber, welche ihrer Ausbildung unter griechischem Einflusse gewidmet ist, den Zeitraum von 600—679 enthält, und die dritte (679—734) eine sehr vollständige Uebersicht von ihrer Vollendung gibt. In der ersten Periode sehen wir, wie nach der

Vertreibung der Tarquinier, während das Gebiet des anfangs kleinen römischen Staates von Jahr zu Jahr eine größere Ausdehnung gewinnt, die geistigen Kräfte in jugendlicher Schönheit sich entfalten, und die Beredtsamkeit, welche bereits im Senat und bei dem Volke großen Einfluß verschafft, allmählig beachtet und gepflegt wird. Vorzüglich hat uns die Vergleichung, welche der Verfasser zwischen der Entwicklung der Griechen und Römer anstellt (S. 23) sehr angesprochen, wenn dieselbe auch gleichwohl manche Beschränkung erleiden dürfte: „Während der Römer reiner Verstandesmensch ist, ist der Grieche reiner (?) Gefühlsmensch. Die reiche idealisirte Mythologie der Griechen, ihr lebendiges, vielgefeiertes Heroenthum, ihr abenteuerliches, durch so manche Sage und Erinnerung gehobenes Seeleben, und die dadurch erzeugte vielfache Berührung mit fremden Nationen hatte bei ihnen die Phantasie zur vorherrschenden Geistesthätigkeit ausgebildet, diese wiederum die Poesie frühzeitig hervorgerufen und der Vollendung nahe gebracht, der Geschichte anfangs durch Hinneigung zum Abenteuerlichen einen dichterischen Anstrich gegeben, und, verbunden mit inniger, kindlicher Anschauung der Natur, auf der einen Seite die Kunst, auf der andern die Philosophie ins Leben gerufen. Dieser Fülle von geistigen Anregungen geben sich die Griechen mit ganzer Seele hin, in ihr lernten sie frühzeitig Ersatz suchen für die Mühseligkeiten des Lebens, während die Römer sich die Bekämpfung dieser Mühseligkeiten zur Hauptaufgabe des Lebens machten, und keinen würdigern Schauplatz ihrer Bestrebungen kannten, als das Forum und das Schlachtfeld. Auch die Griechen hatten ihren Markt, auch sie bestanden zahllose Kämpfe auf Tod und Leben; allein das öffentliche Leben in Griechenland war doch ein ganz anderes, als das Leben in Rom. Während die Römer alles (?) um des Nutzens willen thaten, und alles scheinbar Unnütze ausschlossen, ergriffen die Griechen jede Sache um ihrer selbst willen, bei ihnen stand alles sinnlich und geistig Wahrnehmbare in engem Zusammenhange. Ihr öffentliches Leben war Geselligkeit in höherer Potenz (?), nichts blieb ausgeschlossen, was dieser Geselligkeit einen höheren Reiz verleihen konnte. Aber eben darin liegen auch die Mängel des griechischen Staatslebens. Es fehlte den Griechen die tiefere Auffassung desselben, und wiewohl sie von glühendem Patriotismus und Freiheitsliebe beseelt waren, fiel es ihnen doch leichter, politisches Ungemach zu ertragen, als zu verhüten; was den Römern Zweck war, das Staatsleben selbst, war ihnen nur Mittel; daher ging ihnen so oft über der Nebensache die Hauptsache verloren. Auch die Sprache der Griechen entspricht ganz ihrem Charakter; in ihr zeigt sich ganz dieselbe Beweglichkeit und technische Verschlungenheit, doch ohne das Imposante und den wie aus einem Gusse entstandenen römischen Numerus; Einzelnes mehr an einander gereiht durch die feinen Fäden der unerschöpflichen Partikeln, als aus einander heraus entwickelt, aber voll der Zartheit, die ein unbefangenes, im sinnlichen Anschauen der Natur geläutertes Gemüth beurkundet, und mit einem Reichthum ausgestattet, der nicht einzelne Theile der Wissenschaft, sondern in vollendeter Terminologie alles sinnlich und geistig Wahrnehmbare in sich begreift."

Die Behandlung der zweiten und dritten Periode dieses Abschnittes, d. h. der Ausbildung von Vollendung der römischen Beredtsamkeit ist sehr gelungen. Daß einzelne Irrthümer sich eingeschlichen, und noch einige Redner hätten aufgeführt werden sollen, sieht Jeder, der mit dem Gegenstande vertraut ist; allein wie leicht begegnet es auch dem sorgfältigsten Forscher, bekannte Dinge zu übersehen, wie leicht entschlüpfen bei einer so großen Menge von Namen und Thatsachen der Feder Irrthümer! Wer wollte deßhalb des Verfassers redliches Streben verkennen! In der dritten Periode hat uns vorzüglich die Darstellung des Cicero angesprochen. Während unter den großen Rednern seiner Zeit Brutus, Calvus, Pollio und Andere sich an die attische, Hortensius aber an die asiatische Schule der griechischen Beredtsamkeit halten, vereinigt er die Vorzüge beider in sich, wodurch es ihm denn auch gelang, sich auf jene Stufe der Vollendung zu erheben, die ihm Niemand streitig machen kann.

Der dritte und lezte Abschnitt enthält die Geschichte der Beredtsamkeit unter den Kaisern. Der Verfasser hat ihn wiederum in zwei Perioden abgetheilt, von denen die erste den Zeitraum bis auf Hadrian (30 v. Chr. bis 117 n. Chr.), die zweite aber jenen bis zum Untergange des weströmischen Reiches (v. 117 bis 476 n. Chr.) umfaßt. Dieser Abschnitt beschäftigt sich mit der Schilderung des Verfalles und des Unterganges der römischen Beredtsamkeit. Als die Freiheit unterging, verlor auch die Beredtsamkeit ihre Bedeutung, und artete in Deklamation aus. So vortrefflich Quintilian war, so konnte er doch die alternde Kunst nicht mehr verjüngen. Interessant wäre es, wenn Herr Westermann, der für die Geschichte der Beredtsamkeit besondere Vorliebe zu haben scheint, auch die Geschichte der neuern Beredtsamkeit, wenigstens die der Engländer und Deutschen behandeln würde.

d.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 138.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 10. Juni 1837.

> Tasso. — Gibt's keinen Schmerz, der mir erlassen bliebe?
> Was that ich denn, daß meine arme Seele
> Gefoltert wird mit unerhörter Qual?
>
> J. C. v. Zedlitz.

Der Schweif des Drachen.

(Beschluß.)

Seiner Erinnerung immer ferner trat der fatale Drache. Doch hatte er es seinem Diener erlaubt, das Zeichen wieder auf sein Kleid zu heften, das den Philosophen zu gefallen abgelöst worden war. Er ergötzte sich, wenn Ki-oh bisweilen in kindischer Neugier die Stickerei betrachtete und, sie immer genauer in Augenschein nehmend, ihre Arme zärtlich um seinen Nacken schlang und mit ihrem Haupt an seiner Brust ruhte. Solche kleine Tändeleien erfrischten von Neuem die Phantasie Fo-ha-ti's und begeisterten ihn zu den zartesten und schönsten Schöpfungen seiner Muse. Er verlebte einige glückliche Monate, aber es waren nur Monate. Er fing schon an, sich ganz geschützt vor den Verfolgungen der Welt zu wähnen, als gerade diese Verfolgungen den bösartigsten Charakter annahmen.

Es war wiederum an einem schwülen Sommernachmittage, als Fo-ha-ti mit einem Heft eben beendigter Lieder zu dem Gartenpavillon hinaufstieg, wo ihn die schöne Ki-oh gewöhnlich zu erwarten pflegte. Auf der Terrasse vor dem Pavillon saß Ki-oh's Zofe und war eben beschäftigt, den Rest der Theetassen zu leeren, die sie nach beendigtem Frühstück hatte hinwegtragen müssen. Sie blickte auf und erkannte mit Verwunderung Fo-ha-ti, der eben so verwundert vor ihr stehen blieb. „Wer ist bei deiner Gebieterin?“ fragte er in ruhigem Tone. „Niemand,“ antwortete das Mädchen. „Aber ich sehe hier zwei Tassen,“ fuhr der Dichter fort; „nothwendig muß also Jemand mit deiner Gebieterin Thee getrunken haben.“ — „Ach!“ rief die Zofe, „jetzt fällt's mir ein; sie hat ihre Lieblingskatze aus der zweiten Tasse trinken lassen.“ — „Sonderbar!“ sagte Fo-ha-ti mit erstaunter Miene, „ich habe doch noch nie gehört, daß Katzen Thee trinken. Ich bin neugierig, dieses Schauspiel mit anzusehen.“ Er machte sich mit diesen Worten Platz und drängte die Zofe zurück, die ihm den Weg vertreten wollte. Noch war keine Spur von Argwohn in seine Seele gekommen, so fest überzeugt hielt er sich von der Treue seiner Auserwählten. Es fiel ihm ein, indem er langsam die Stufen des Pavillons hinaufstieg, daß Ki-oh ihn diesmal nicht erwartete, weil es der erste Tag des Monats war und er um diese Zeit gewöhnlich sein Zimmer, eines alten, religiösen Gebrauchs wegen, nicht zu verlassen pflegte. Leise öffnete er die Thür und bemerkte durch das Gitter, das halb vorgeschoben war, wie ein dicker, unförmlicher Mann, der ihm bekannt dünkte, seiner Geliebten die Hand küßte. Offenbar war dieses die Katze, welche die zweite Tasse Thee ausgetrunken.

Fo=ha=ti stellte sich hinter das Gitter, um das Gespräch der Beiden zu belauschen, denn er konnte sich nicht denken, was Ki=oh, die, wie sie so oft gestanden, ihn für den schönsten und geistreichsten Mann hielt, jezt bewegen konnte, mit einem Mann so angelegentlich zu verkehren, der offenbar der häßlichste und, wie es aus seinem Gespräch hervorging, auch der albernste aller Männer zu seyn schien. Sie lauschte seinen abgeschmackten Worten und zeigte nicht die mindeste Anwandlung von Langeweile; kein verstecktes Gähnen, kein Spiel mit der Busenschleife, kein Hinausgucken aus dem Fenster. „Ach!" rief Fo=ha=ti bei sich selbst, „diese Zeichen von Aufmerksamkeit, deren allein ich mich für würdig hielt, wie sind sie hier unwürdig verschwendet!" Er konnte diesen Gedanken nicht so leise denken, daß nicht dabei ein schmerzlicher Seufzer seinen Lippen unwillkührlich entschwebt wäre; die Sprechenden wandten sich um, und Fo=ha=ti's Auge traf auf den gewaltigen Drachen, der das Kleid des wohlbekannten Gouverneurs schmückte.

Die schöne Ki=oh erschrack heftig und wäre in der ersten Bestürzung ohne Zweifel davon gelaufen, wenn Chinesinnen von guter Erziehung überhaupt laufen könnten. Diese hier hatte Füße, die kaum fünf Zoll maßen, und mit solchen Füßen entläuft man nicht, sondern man bleibt ruhig sitzen und bietet jeder Gefahr Trotz, sogar wenn es ein beleidigter Liebhaber ist, der da kommt, sich zu rächen. Die schöne Ki=oh behauptete also ihren Platz auf dem Divan, dem Mandarin gegenüber, und zeigte nun ihrerseits, daß sie nicht ganz ohne Dichtertalent geboren war, indem sie den Poeten zu überreden suchte, daß Alles sich auf die sonderbarste Weise zufällig so getroffen. Aber der gute Fo=ha=ti hörte nichts als das Schnarchen seines Widersachers, der gleich beim Beginn des Streites, der ihn langweilte, sich dem Schlafe überlassen; er sah nichts als den verhaßten Drachen auf der Brust des Schläfers und fühlte nichts als die erzwungenen Liebkosungen eines treulosen Geschöpfs, das alles anwendete, ihn, nachdem sie ihn betrogen, nun noch zum Narren zu halten.

„Nun gut!" rief Ki=oh entrüstet, „so glaube, was dir gefällt! Ich werde mich jedenfalls zu trösten wissen. Erfahre meine wahre Denkungsart: Du bist ein berühmter Dichter; es schmeichelte mir, daß ich es gerade war, die dich zu fesseln verstand, aber hier — ist ein mächtiger Mandarin, in der Gunst des Kaisers und des Hofs hochstehend, mit einem mächtigen Drachen auf der Brust! — Du begreifst, wenn Dichter überhaupt im Stande sind, die allergewohnlichsten Dinge zu begreifen, daß ich nothwendig ihn dir vorziehen mußte. Eine schuldige Schonung von meiner Seite war es, daß ich den mächtigen Herrn hinter deinem Rücken empfing. Die Intrigue hätte lange so fortgehen können, wenn du nicht unvorsichtig selbst den Schleier zerrissen hättest." — „Ach, überall der Drache und nichts als der Drache!" Mit diesem Ausrufe sagte sich die arme Seele von jedem weitern Berichte los. Sie stand trüb und gebeugt vor dem Gotte, der von seiner Sonnenblume herab sie mit einem mitleidigen Lächeln betrachtete. „Nun!" rief er nach einer Pause, „gelüstet dich noch so sehr nach dem Berufe eines Dichters?" — „Ach," entgegnete die Seele mit dem schmerzlichsten Klageton, „gütiger Gott, laß mich lieber der ärmste Lastträger werden, der dort an der Straßenecke, gebeugt unter dem aufgeladenen Gewichte, sein spärliches Mahl verzehrt, oder der Wanderer der Wüste, der den heißen Sand Afrikas mit wankenden Schritten durchfurcht; nur wirf mich, mit dem Bewußtseyn deiner Gottheit im Busen, nicht unter die Füße der hochstehenden Gemeinheit." — „Erfülle deinen Beruf!" rief Fo mit schrecklichem Ernste, und die Seele Fo=ha=ti's begann ihre irdische Wanderung.

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Bei den Begräbnissen treten ebenfalls eigenthümliche Gebräuche hervor. Die katholische Gemeinde hat, wie an vielen Orten in Frankreich, keinen Leichenwagen; die Todten werden daher sämmtlich von den dazu bestellten Leichenträgern zu Grabe gebracht. Es gibt dies den Leichenzügen eine höhere Feierlichkeit. Der Wagen ist schon eine Art Grab, der Sarg ist unserm Blicke entzogen und wir stehen ihm bereits ferner, als wenn er vor uns hergetragen wird. Oft sieht man in Havre hinter der Leiche alle Bedienten und überhaupt das Gesinde des Verstorbenen herziehen, und wenn diese Sitte selbst ganz sinnig ist, so wird sie durch die Art, wie man die Leidtragenden mit einem großen Klackhute und langen Florschleifen aufpuzt, zur Farce. Nach den Bedienten kommt mitunter ein langer Zug von Armen, die man Pleureurs nennt. Diese tragen dann meist ein großes Brod unter dem Arme, um so aller Welt kund und zu wissen zu thun, daß der Tode noch im Sterben für sie gesorgt habe, wenn er auch im Leben vielleicht durch schnöden Wucher das Geld gewonnen hat, mit dem das Brod bezahlt wird. — Die Leichenschmäuse findet man in der Normandie wie beinahe allerwärts wieder, und sie erklären sich — gegenwärtig ein Unsinn und eine Verhöhnung der Trauer — durch die Verhältnisse früherer Zeiten, wo noch die Städte selten waren und die Freunde und Bekannten von den viele Stunden im Umkreise liegenden Höfen zusammen kamen und natürlich eines Labetrankes bedurften. — Eigenthümlich — mir wenigstens neu — ist es, daß man

den Priestern, welche die Leiche begleiten, auf einer großen Schüssel ein paar weiße Handschuhe anbietet, die sie nehmen, ruhig in die Tasche stecken und ihre alten Handschuhe anbehalten oder ohne solche dem Zuge folgen. So werden hier die guten Seelsorger zu Handschuhkrämern, und die Mehrzahl der Leichenhandschuhe mag auf dem nächsten Balle die Hand einer lebensfrischen, im tollen Tanze dahinjubelnden Schönen umschließen. Die Extreme berühren sich. Die Protestanten haben einen Leichenwagen, und da geht Alles prosaisch-protestantisch zu. Der Protestantismus ist noch ein gräßlicherer Feind der Poesie des Lebens als selbst die Chausseen, die Eisenbahnen und die Postwagen. Das ist noch zu bemerken, daß man auch hier, wie an so vielen Orten, nicht ohne ein Kapital von 80 — 100 Franken sterben kann, wenn man mit Ehren unter die Erde kommen und nicht im Tode noch auf Borg leben will.

Wenn ich nicht zufällig während meiner Anwesenheit in Havre eine Art von Tagebuch führte, so würde mich nichts daran erinnert haben, daß heute Charfreitag ist. In den Straßen das tägliche geschäftige Leben und Treiben, die unter freiem Himmel vor der Kirche zur Börse versammelte Kaufmannschaft, der Markt, auf dem wie gestern und vorgestern Käufer und Verkäufer debattiren, all das ist so himmelweit verschieden von der Feiertagsruhe eines Charfreitags in Deutschland, daß man nur an diesem Tage hier in Havre durch die Straßen zu gehen braucht, um sich zu überzeugen, wie sehr die christliche Religion in den Sitten des französischen Volks bereits angegriffen ist. Es wird schwer, unmöglich seyn, sie zu restauriren, und wenn sich, wie man oft sagt und wie dies wirklich der Fall zu seyn scheint, im Volke wieder das Bedürfniß eines religiösen Gefühls — mehr ist es sicher noch nicht — regt, so wird dies nur das Feld seyn, auf dem dereinst ein neuer Samen gesäet werden kann, aber schwerlich wird es einem hinsterbenden Stamme neue Kraft geben.

Der Festtag und selbst die drei Grade unter 0 verhinderten einen Charlatan nicht, auf offenem Markte unter freiem Himmel seine Waare feil zu bieten. Es ist charakteristisch genug, daß in dem aufgeklärten Frankreich diese Menschen noch immer ihr Wesen treiben können und für ihre wunderthätigen Mittel noch immer Käufer finden. Ich hörte mitunter den Wunsch äußern, daß die Regierung denselben ihr Handwerk niederlegen möchte; aber bei Lichte besehen, wäre dies die höchste Ungerechtigkeit; denn seit Robert Makaire Minister, Pair, Deputirter, Advokat, Arzt und selbst Seelsorger werden kann und, wie man sagt, mitunter geworden ist, wäre es eine Verleugnung aller Blutsverwandtschaft, diesen Straßenmakaires in den Weg treten zu wollen. Ich habe ihnen oft mit Freuden zugehört und die natürliche Beredsamkeit der Franzosen bewundert. Ich kann versichern, daß mich die Rede, die der eben in Havre Anwesende gestern hielt, erbaut hat, wie selten die der Herrn Guizot, Thiers, Mauguin, und nur mitunter haben mir die Herrn Fulchiron und Bugeaud — die Bajazo's der Andern — noch mehr Freude gemacht als jener.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Trousseau der Herzogin v. Orleans.

Die Leserinnen werden über all den Putz und Schmuck, welcher der präsumtiven Königin der Franzosen zu Füßen gelegt worden ist, ausführlich durch die Modezeitungen belehrt werden. Ich glaube ihnen aber hier im Voraus Glück wünschen zu dürfen, daß der erhabene Vorgang des Trousseau der Prinzessin Helene, für die nächste Zukunft wenigstens, eine große Gefahr von ihnen abgewendet hat. Auf einmal war die platte Tracht des achtzehnten Jahrhunderts, wer weiß durch welches unverwahrte Thor, in das Hoflager der Mode eingebrochen, und hatte den benedeiten Gigot, und was dazu gehört, vom Throne gerissen. Zwar hatte sich auch hier der raisonnirende, auf das Nützliche gerichtete Geist unserer Zeit sogleich geltend gemacht: die Weiber fügten sich unter das Joch der offenen Kleider, der Watteau'schen Schäferhüte, des Kopfputzes vom Jahr 1770; aber gegen die engen Ermel, die kahlen Schultern, kurz gegen die unlieblichen und, weil sie keinen Mangel verdecken, gefährlichen Formen sträubten sie sich aus allen Kräften und suchten sie möglichst zu umgehen. Doch die Sache war mißlich: jeden Tag konnte die Verschwörung einiger stolzen Schönheiten mit junonischen Schultern dem edlen Widerstand ein Ende machen. Die weibliche Welt beruhige sich jetzt: „l'homme qui a donné sa pensée au grand travail de la toilette de la princesse" hat definitiv den Ausspruch gethan: keine platten Ermel! — Im Fluge nur ein paar Beispiele: ein Kleid von Gros de Naples mit satinirten braunen und schwarzen Carreaux hat Ermel, die an die Tracht des sechzehnten Jahrhunderts erinnern: sieben Bouillons über einander, der unterste nur zwei Finger hoch, die andern immer größer, der oberste unter einem mit einer Franse besetzten Jockey halb versteckt; ein Kleid von himmelblauem Mohr hat Ermel mit fünf Bouillons, je mit Seidenspitzen dazwischen; der vorne zugespitzte Leib ist à la tyrolienne mit breiten Falten drapirt. — Mit Stolz dürfen wir sagen: es war ein Mann, der dem vordringenden Ungeschmack zugerufen: bis hieher und nicht weiter! Ein Schneider hat hier mehr Segen gestiftet, als Ludwigs XI. und Dom Miguels Barbiere je Böses gethan. Der Name des Edlen sey unvergessen: er heißt Monsieur Mathias. Eine Schriftstellerin sagt hierüber in einem Pariser Journal: „Warum sollten wir es nicht gestehen? wenn sich ein Mann zufällig auf weibliche Toilette versteht, so hat er vor uns den großen Vorzug, daß er neben einem caprizilösen Geschmack sich ganz seinen durchdachten künstlerischen Conceptionen hingeben kann: sein Standpunkt ist ein viel höherer, weil er sich um die Ausführung nicht zu kümmern braucht und die Detailarbeit seinem Genius keine Fesseln anlegt." — Daher herrscht auch wirklich in Allem, was beim Trousseau der höhern Schneiderei angehört, der Gedanke, und über Negligés, Peignoirs, Algériens, Roben aller Grade, Hüte

und Hauben ist ein poetischer Zauber ausgegossen. — Das ganze Trousseau war in Fontainebleau äußerst pompös ausgestellt; mitten auf der Estrade stand die sogenannte Corbeille für die Shawls und den Schmuck: ein prächtiges, aus Perlmutter, Schildkröte, Bronze- und Silberverzierungen bestehendes, aber etwas plumpes Stück; denn fünf Lakaien hatten daran zu tragen, als noch nichts darin war. Rings umher waren die übrigen Herrlichkeiten geschmackvoll geordnet. Die Prinzessin erhält von den verschiedenen Gliedern der königlichen Familie fünferlei Schmuck: aus lauter Brillanten, aus Brillanten und Rubinen, aus Brillanten und Türkissen, aus Brillanten und Smaragden, endlich einen ganz aus Perlen; zusammen, mit den Ringen u. s. w., im Werth von 700,000 Fr. Das Brautkleid ganz aus Spitzen hat 6000 Fr. gekostet. — Die bekannten Maler Roqueplan und Boulanger haben aus Auftrag fünf Fächer für die Prinzessin gemalt; die Bilder stellen vor: die Hochzeit der Maria, die Hochzeit zu Cana, einen Spaziergang im Parc, eine Jagdscene, Genien, welche das Bildniß der Prinzessin malen. Die Fassungen sind bei den einen von reinem Gold mit Edelsteinen, bei den andern von geschnitztem Elfenbein. Jene sind nicht nur, nach der jetzigen Mode, sehr groß, sondern auch sehr schwer. „Wenn," sagt ein Pariser Blatt mit einem Anflug von unverschämter Skepsis, „die in Paris verfertigten Handschuhe und Schuhe wirklich die rechte Proportion haben, so sind bei der Herzogin von Orleans Hand und Fuß tadellos, ja wirklich hübsch." — Aber nicht genug, daß man für die Prinzessin die reichste Ausstattung vorbereitet, man war wohlwollend darauf bedacht, vor ihrem Einzug in Fontainebleau, vor ihrer Aufnahme in die Elite der französischen Gesellschaft alles Transrhenanische, Hyperboräische von ihr abzustreifen, sie äußerlich vollkommen zu degermanisiren. „Bei ihrer Ankunft zu Melun trug die Prinzessin einen, mit Federn etwas überladenen italienischen Strohhut, et sa toilette, quoique très-fraiche, conservait encore un peu d'étrangeté." Aber in Melun sollte sie den Ritterschlag der Mode empfangen: hier harrte ihrer Palmyre, die große Pariser Schneiderin, mit ihrem ganzen Personal. Sofort wurde das Maß genommen, die Scheeren fuhren durch die Zeuge, die Nadeln flogen, und im Nu war eine Toilette improvisirt, in der sich die deutsche Fürstin sehen lassen konnte. Der Hof mußte indessen zwei Stunden länger ihrer Ankunft harren, und es kann ihn nicht gereut haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Der Geburtstag der Prinzessin Victoria.

Der 24ste Mai ist vorüber, Prinzessin Alexandrina Victoria ist nun fähig, sobald König Wilhelm die Augen schließt, die Krone Großbritanniens zu tragen; und was weiter? In der Hauptsache weiter nichts, als daß viele Menschen in London mit der Feier des 24sten Mai vollkommen zufrieden, viele Andere hingegen gleich unzufrieden sind. Da die Prinzessin mit ihrer Mutter im königlichen Parke von Kensington wohnt, Kensington ein, in London einbezirktes Dorf und der Park vom Morgen bis Abend dem Publikum geöffnet ist, so zweifelte fast Niemand, daß theils dort, theils im anstoßenden Hydepark Festlichkeiten aller Art stattfinden würden. Man sprach von Revuen und Manövers, von einem lustigen Markte und einem brillanten Feuerwerke, von Spiel und Tanz, und ehe es Mittag geworden, wußten Tausende, von ihrer Schaulust dahin getrieben, daß sie sich geirrt hatten. Früh Morgens erhob sich auf dem in den Park schauenden Thurme der alten Dorfkirche die englische Flagge, und gleichzeitig ward eine dergleichen vor dem Pallaste aufgepflanzt, diese überragt von einer weißseidenen Fahne mit dem himmelblau geschriebenen Namen Victoria. Eine Stunde später rückte eine Bande Spielleute in den umschlossenen Hofraum, stellte sich unter die Fenster der königlichen Jungfrau und brachte ihr einen Morgensegen, dem sie am offenen Fenster zuhörte. Das war die Summe der öffentlichen Morgenfestlichkeiten. Die Privatfeier im Innern des Pallastes beschränkte sich auf den Empfang von Gratulanten, insoweit solche zur königlichen Familie oder zur Umgebung der Herzogin von Kent gehörten. Hundert Andere, die in den stolzesten Carossen vorfuhren, kamen bloß, ihre Karten abzugeben. Mit ihnen kam der Abend, und bei der endlich einmal wie Frühling webenden Luft stürzte die Londoner Bevölkerung auf die Straßen, eine Illumination zu sehen, von welcher ganze Distrikte keine Spur und nur einzelne Häuser eine Art Daseyn zeigten: hie und da ein von bunten Lampen gebildeter Stern, ein auf gleiche Art behangenes P. und V., und höchstens ein in Oel getränktes Porträt des gefeierten Wiegenkindes. So unbedeutend demnach die öffentliche Feier des vielbesprochenen Tages war, ist doch der Grund weniger in der Theilnahmlosigkeit des Volkes zu suchen, als in der Lauheit der Behörden, in der deutlichen Abneigung höchsten Ortes, dem Tage Glanz zu geben, und in der, Vielen daraus erwachsenen Schüchternheit, das Mißfallen einflußreicher Personen zu erregen. Kein ausdrückliches Verbot hat irgend Jemand die Hände gebunden; aber es hat nicht an Winken und Machinationen gefehlt, die Feier des Tages zu verhindern. Seit Prinzessin Victoria für die präsumtive Thronerbin gilt, ist ihr Wiegenfest vom König und von der Königin mit einem glänzenden Balle im alten St. Jamespallaste begangen worden. Es war lange zweifelhaft, ob er dieses Jahr stattfinden werde; endlich wurde er angekündigt und ist auch gehalten worden, aber ohne den König und ohne die Königin. Beide konnten die zwischen ihnen und der Herzogin von Kent obwaltende Spannung nicht deutlicher an den Tag legen, als indem sie den 24sten Mai in Windsor zubrachten, und nicht den entferntesten Theil nahmen an einem Ereignisse, das für die Herzogin und deren Tochter von so großer Bedeutung ist. Was auch bei diesem Entschluß den Ausschlag gegeben, ob die im Laufe der lezten Monate markirter gewordene Verschiedenheit politischer Ansichten, oder die strenge Consequenz, welche die Herzogin beim Tode der Lady Sophia de l'Isle beobachtet hat und mit welcher sie das Vatergefühl des Königs verlezt haben mußte, oder eine gewisse unangenehme Regung in der Brust eines, sein Leben liebenden Fürsten beim Gedanken, sich noch im Besitze seiner Kraft von der Erbin seiner Krone, die nicht einmal seine Tochter ist, zur Hälfte beerbt zu sehen — die Motive wiegen gering gegen das Resultat, das natürlich dem Balle seinen Glanz nahm und die Schnürbrust der Hofleute noch enger schnürte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 21.

Sonnabend, 10. Juni 1837.

[253] Fortsetzung von Kunth Enumeratio plantarum.

Carl Sigism. Kunth,

Enumeratio

Plantarum omnium hucusque cognitarum secundum familias naturales disposita,

adjectis characteribus, differentiis et synonymis.

Tom. II.

Auch unter dem besondern Titel:

Cyperographia synoptica

sive

Enumeratio cyperacearum

omnium hucusque cognitarum,

adjectis characteribus, differentiis et synonymis.

Preis fl. 5 oder Rthlr. 3 Rthlr.

Unter obigem Titel ist im Verlag der Unterzeichneten der zweite Band einer vollständigen Zusammenstellung aller bis jezt bekannten Gewächse erschienen. Die Einleitung ist getroffen, daß wo möglich zu jeder kommenden Messe ein Band herausgegeben, somit das Ganze binnen wenigen Jahren geliefert werden wird; das Manuscript — eine Frucht langjähriger Studien — liegt, vollständig geordnet, für den Druck bereit.

Das Zeitgemäße, ja Nothwendige eines solchen Unternehmens ist in der gebildeten Welt längst und vielseitig gefühlt. Die Botanik hat in neuerer Zeit Bereicherungen erhalten, wie kaum irgend ein Zweig des menschlichen Wissens; täglich sich häufende Entdeckungen in allen Welttheilen haben die Reihen der bekannten Vegetabilien in's Unabsehbare vermehrt und verwirrt, die vorhandenen systematischen Werke durchaus lückenhaft und ungenügend gemacht und eine neue Aufzählung und Ordnung der gesammelten Schätze, einen vollständigen Ueberblick über das ganze Reich, als dringend nothwendig dargestellt.

Indem der Vf. diese mühevolle Arbeit übernahm und eben so umfassend als gediegen ausführte, erwirbt er sich neue Ansprüche auf den Dank aller Freunde der Pflanzenkunde und den anerkannten europäischen Ruf, dessen er längst genießt.

Ueber den Inhalt des früher erschienenen ersten Theiles nebst einem Supplementbande erlauben wir uns Folgendes zu bemerken: Es gibt derselbe unter dem besondern zweiten Titel: Agrostographia synoptica etc. die vollständige Zusammenstellung aller bis jezt bekannten Gräser, und bildet somit auch ein abgeschlossenes Werk für sich.

Für Correctheit des Druckes und äußere Ausstattung ist von der Unterzeichneten bestens gesorgt.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[222] Die

neuen Verlags-Unternehmungen

und neuen Auflagen

der Buchhandlung

Josef Max & Comp. in Breslau.

Erstes Halbjahr 1837.

☞ Die mit Preisen bemerkten Bücher sind bereits erschienen, die andern ohne Preise befinden sich großentheils unter der Presse.

1) **General-Sanitäts-Bericht von Schlesien,** für das Jahr 1834. Herausgegeben von dem Königl. Medicinal-Collegio zu Breslau. Referent der Medicinalrath Dr. Ebers. gr. 8. 1837. Geheftet, circa 23 Bogen.

Bisher sind erschienen: Erster Jahrgang 1830. 10 Bogen. Preis 15 gr. oder 18¾ Sgr.; Zweiter Jahrgang 1831. 21 Bogen. Preis 1 Rthlr. 6 gr. oder 7½ Sgr.; Dritter Jahrgang 1832. 30 Bogen. Preis 1 Rthlr. 6 gr. oder 7½ Sgr.; Vierter Jahrgang 1833. 1s und 2s Halbjahr. 34½ Bogen. Preis 1 Rthlr. 16 gr.

2) **Braniß, Prof. Dr. Chr. J.,** Geschichte der Philosophie von Kant bis auf die gegenwärtige Zeit. 2 Bände. gr. 8. 1837 50 Bogen.

Eine Geschichte der Philosophie der neuesten Zeit zu erhalten, ist als ein Bedürfniß längst gefühlt worden; die obige des Hrn. Prof. Braniß wird den Anforderungen entsprechen, welche die Wissenschaft daran zu machen berechtigt ist.

3) **Cicero's auserlesene Reden.** In neuer wortgetreuer Uebersetzung und durch Einleitungen und Anmerkungen erläutert. 3 Bändchen. 8. 1837. circa 21 Bogen.

Wir dürfen versichern, daß diese neue Uebersetzung von Cicero's Reden, alle bisherigen an Treue und Genauigkeit übertreffen wird. Wir bringen sie in einer eben so eleganten, als zugleich überaus wohlfeilen Ausgabe, und um sie Allen zugänglich zu machen, werden die Bändchen, ein jedes für wenige Groschen, auch einzeln abgelassen. Die Erscheinung derselben steht bald zu erwarten.

4) **Ebers, J. J. H.,** Spohr und Halevy, und die neueste Kirchen- und Opern-Musik. 8. 1837. Geheftet. 6 Bogen. 8 gr.

5) **Eöka,** die schlesische Landschaftsfrage. Beitrag zu den neueren Verhandlungen über das Sachverhältniß. Nebst einem Anhange: Die Literatur dieses Instituts. gr. 8. 1837. Geheftet. 5 Bogen. 8 gr.

6) **Gaupp, Prof. Dr. E. T.,** Recht und Verfassung der alten Sachsen. In Verbindung mit einer kritischen Ausgabe der Lex Saxonum. gr. 8. 1837. 15½ Bogen. 1 Rthlr. 8 gr.

7) **Hagen, Fr. H. von der,** Nordische Heldenromane. 1r—3r Band. Wilkina- und Niflunga-Saga oder Dietrich von Bern und die Nibelungen. 2te verbesserte Auflage. 8. 1837. circa 60 Bogen.

8) **Handel, Chr. Fr.,** (Superintendent und Stadtpfarrer in Neisse) Evangelische Christenlehre, mit und nach den Hauptstücken des Katechismus für den Schul- und Confirmandenunterricht. Fünfte aufs Neue durchgesehene und vervollständigte Auflage. 8. 1837. 6 Bog. 3 gr.

9) **Jean Paul,** Dr. Katzenberger's Badereise. Nebst einer Auswahl verbesserter Werkchen. 3 Bändch. 3te Aufl. 8. 1837. circa 35 Bog.

10) **Knobel, Prof. Dr. A.,** der Prophetismus der Hebräer, vollständig dargestellt. 2 Bde. Gr. 8. 1837. circa 50 Bogen.

Dieses Werk, welches einen hochwichtigen Gegenstand der biblischen Alterthums-Wissenschaft, Geschichte und Theologie behandelt, und längst dringendes Bedürfniß war, wird unfehlbar Anfangs Juni d. J. die Presse verlassen. Man wird es dem Hrn. Verfasser, welcher seit einer Reihe von Jahren als akademischer Lehrer der alttestamentischen Kritik und Exegese seinen besonderen Fleiß mit dem besten Erfolge widmet und als theologischer Schriftsteller bereits ziemlich bekannt ist, jedenfalls Dank wissen, daß er es unternahm, eine sehr fühlbare Lücke in der theologischen Literatur, gründlich und vollständig auszufüllen. Da das Werk zunächst den biblischen Prophetismus mit historischer Treue darstellt, dabei aber auch die außerbiblischen Analogien und fremden Meinungen, so wie die über den Prophetismus im Ganzen wie im Einzelnen vorhandene Literatur berücksichtigt, so ist zu erwarten, daß es bei allen theologischen Parteien unserer Zeit Anerkennung finden werde, zumal es, obwohl wissenschaftlich gehalten, doch sehr klar und allgemein verständlich geschrieben ist.

11) **Morgenbesser, M.,** Geschichte Schlesiens. Ein Leitfaden für Schüler. 2te Auflage. gr. 8. 1837. 5 Bogen. 3 Sgr.

Dieser Leitfaden ist überall so brauchbar befunden worden, daß die erste starke Auflage in der kurzen Zeit von nicht drei Monaten sich absezte. Von dem größern Werk desselben Verfassers:

Geschichte Schlesiens. Ein Handbuch. Mit einem Vorwort von K. A. Menzel, Consistorial- und Schulrath. gr. 8. 38 Bog. Ladenpreis 1 Rthlr. 18 gr.

erschien im Jahre 1833 die zweite verbesserte Auflage, und diese ist innerhalb Schlesien noch für den wohlfeilen Pränumerationspreis von 1 Rthlr. 6 gr. zu haben.

12) **Morgenbesser, M.,** Schlesischer Kinderfreund, ein Lese- und Lehrbuch für die Stadt- und Landschulen Schlesiens. 1r Thl. 6te Aufl. 8. 1836. 16 Bogen. 4 gr. netto.

13) **Morgenbesser, M.,** Schlesischer Kinderfreund, ein Lese- und Lehrbuch für die Stadt- und Landschulen Schlesiens. 2r Thl. 5te Aufl. 8. 1836. 16¾ Bogen. 4 gr. netto.

Die sich wiederholenden neuen Auflagen der Lehrbücher des Hrn. Rector Morgenbesser gereichen diesen zur besten Empfehlung, und beweisen, daß sie für Schulen zweckmäßig und brauchbar abgefaßt sind.

Im Jahre 1836 erschien:

Morgenbesser, M., Erstes Lesebuch für Stadt- und Landschulen. 5te Auflage. 8. 7½ Bogen. 2 Sgr. netto.

und im Jahre 1834:

Morgenbesser, M., Wandfibel in 13 Tafeln, entworfen nach dessen Erstem Lesebuche, aber auch zu jedem andern Lesebuche brauchbar. Fol. 8 gr.

14) **Müller, Dr. Eduard,** Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten. 2r Bd. gr. 8. 1837. 28¼ Bogen. 2 Rthlr.

Mit diesem Bande ist dieses an neuen Ansichten, Ergebnissen und Ideen über die antike Kunst so reichhaltige Werk, welches nun auch in einer zweiten Recension in den Berliner Jahrbüchern als ein bedeutendes anerkannt worden ist, geschlossen. Der erste Band erschien im Jahr 1834 und kostet 1 Rthlr. 8 gr.

15) **Müller, Dr. Julius,** Professor in Marburg, die christliche Lehre von der Sünde. 2 Bde. gr. 8. circa 50 Bogen.

Die Erscheinung dieses für die Auffassung unserer gesammten christlichen Glaubenslehre und Dogmatik so wichtigen Werkes steht in einiger Zeit zu erwarten. Diese vorläufige Anzeige wird gewiß sehr Vielen eine willkommene und erfreuliche seyn.

16) **Nacht, Tausend und Eine.** In arabischer Sprache. Nach einer Handschrift aus Tunis, herausgegeben von Dr. Maximilian Habicht. 7r Bd. 8. 1837. circa 28 Bogen.

Die ersten 6 Bände kosten 18 Rthlr.

17) **Nösselt, Fr.,** Kleine Weltgeschichte für Töchterschulen und zum Privatunterrichte heranwachsender Mädchen. 7te vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. 1837. 7⅓ Bogen. 6 gr.

Von demselben Verfasser:

Lehrbuch der Weltgeschichte für Töchterschulen. 3 Bände. Mit Stahlstichen. gr. 8. 3 Rthlr. 20 gr.

erschien die fünfte Auflage, und von dem

Lehrbuch der deutschen Literatur für das weibliche Geschlecht. 4 Bde. gr. 8. 3 Rthlr. 20 gr.

die zweite verbesserte Auflage, beide im J. 1836.

18) **Steffens, Henrich,** die Revolution. Eine Novelle. 3 Bände. 8. 1837. Geheftet, circa 60 Bogen.

Dieses längst erwartete Werk hoffen wir binnen vier Wochen vollständig ausgeben zu können.

19) **Steffens, Henrich,** Gebirgs-Sagen. 8. 1837. Geheftet, circa 20 Bogen.

Dieses Werk wird im Juli d. J. die Presse verlassen.

20) **Steffens,** Die Familien Walseth und Leith. Ein Cyclus von Novellen. 3te verbesserte Aufl. 6 Bändchen. 8. 1837. Geheftet, 60 Bogen.

— — Die vier Norweger. Ein Cyclus von Novellen. 2te verbesserte Auflage. 6 Bändchen. 8. 1837. Geheftet, 75 Bogen.

22) **Tieck, Ludwig,** gesammelte Novellen. Vermehrt und verbessert. 5r bis 8r Bd. 8. 1837. Geheftet, circa 70 Bogen.

Diese mit vielem Beifall aufgenommene Ausgabe der gesammelten Novellen Ludwig Tieck's ist die erste, welche durch ungemein wohlfeile Preisstellung, bei sehr eleganter Ausstattung, auch dem Minderbegüterten zugänglich gemacht worden ist.

Band 1 — 4 (70⅛ Bogen) erschienen im J. 1835 und kosten 3 Rthlr.

23) **Watson, Hewett Cottrell,** Bemerkungen über die geographische Vertheilung und Verbreitung der Gewächse Großbritanniens, besonders nach ihrer Abhängigkeit von der geographischen Breite, der Höhe und dem Clima. Uebersezt und mit Beilagen und Anmerkungen versehen von C. T. Beilschmied. 8. 1837. 18¼ Bogen. 1 Rthlr. 8 gr.

24) **Wendal, S. J. F.,** die Stiefmutter. Ein Briefwechsel, gesammelt und mitgetheilt. 8. 1837. Geheftet. 12 Bogen. 12 gr.

25) — — Bermudez, oder die Schule der Leiden. Aus der Geschichte Fortunio's, Königs von Navarra. 8. 1837. Geheftet. 15 Bog. 18 gr.

Nach dem Urtheil der öffentlichen Kritik gehören die Wendal'schen Schriften zu den ausgezeichnetsten Erscheinungen unserer neuesten Literatur, und empfehlen sich durch tiefe Lebensanschauung und anziehende Darstellungsform, wie durch reine und edle Gesinnung den gebildeten Männern und Frauen aller Stände.

26) **Wentzel, A.,** (Ober-Landes-Gerichts-Rath und Director des Königl. Fürstenthums-Gerichts zu Neisse.) Das Preußische Strafrecht aus den jezt geltenden gesetzlichen Bestimmungen in fortlaufendem Texte zusammengestellt. gr. 8. 1837. 31½ Bogen. 2 Rthlr.

Zemplin, Dr. A., Geheimer Hofrath, die Brunnen- und Molken-Anstalt zu Salzbrunn. 2s Bändchen. Für Aerzte. 8. 1837. Geheftet. circa 12 Bogen.

Das erste Bändchen: Für Brunnengäste, dritte verbesserte Auflage, erschien im J. 1835 und kostet 12 gr.

---

[238] **Jezt vollständig**

sind bei Metzler in Stuttgart erschienen:

E. L. Bulwer's Werke,

übersezt von

Fr. Notter und Gust. Pfizer.

61 Bändchen. 16. geh.

Troz der Concurrenz zweier andern Taschen-Ausgaben und einer Reihe Octav-Ausgaben von Uebersetzungen der Bulwer'schen Romane hat der Werth und die gewissenhafte Sorgfalt der Uebertragungen dieser Stuttgarter Taschenausgabe einen so glänzenden Erfolg verschafft, daß nun über 6000 Exemplare verkauft sind und bereits eine zweite Auflage der ersten 30 Bändchen erschienen ist. — Sämmtliche Romane und Novellen, welche Bulwer bis jezt herausgegeben, finden sich vollständig und ohne Auslassungen in den vorliegenden 61 Bändchen, welche zusammen über 8300 Seiten enthalten und dennoch nur

6 Rthlr. 9 gr. Preuß. oder 10 fl. 42 kr.

kosten; ein Preis, durch den sich diese Ausgabe zugleich als weit die wohlfeilste von allen vorhandenen deutschen Uebersetzungen Bulwer's herausstellt, wie Jeder sich selbst überzeugen kann. Bei der fortwährend sehr starken Nachfrage und dem nicht mehr bedeutenden Vorrathe ist vorauszusehen, daß in kurzer Zeit vollständige Exemplare nicht mehr geliefert werden können. Wer diese Meisterwerke des anerkannt vorzüglichsten jezt lebenden Romanendichters zu erwerben wünscht, beliebe daher die Bestellung zu beschleunigen.

So lange es der Vorrath erlaubt, wird noch jeder Roman einzeln abgegeben zu nachstehenden Preisen: Eugen Aram, 6 Bändchen, 18 gr. oder 1 fl. 12 kr.; Pelham, 6 B., 18 gr. od. 1 fl. 12 kr.; Devereux, 7 B., 21 gr. od. 1 fl. 24 kr.; die Pilger des Rheins, 4 B., 12 gr. oder 48 kr.; Paul Clifford, 7 B., 21 gr. oder 1 fl. 24 kr.; die lezten Tage Pompeji's, 6 B., 18 gr. oder 1 fl. 12 kr.; der Verstoßene, 8 B., 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.; Falkland und Arasmanes, 2 B., 6 gr. od. 24 kr.; der Gelehrte, 2 B., 6 gr. od. 24 kr.; Rienzi, 7 B., 21 gr. od. 1 fl. 24 kr.; England und die Engländer, 6 B., 18 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs und der Schweiz.

---

[242] **Preisherabsetzung von Homers Odyssee von Joh. Heinr. Voss.**

Wir finden uns veranlaßt, von der in unserm Verlag erschienenen Auflage von

Homers Odyssee von J. H. Voß, mit einer Homerischen Welttafel, einer Karte des Kefallenischen Reichs und einem Grundriß vom Hause des Odysseus,

den Preis auf **2 fl.** oder **1 Rthlr. 8 gr.** herabzusetzen.

Durch besondere Umstände war es uns seither nicht möglich, dem so vielfach ausgesprochenen Wunsch, Homers Odyssee einzeln abzugeben, zu entsprechen; um so mehr gereicht es uns jezt zum Vergnügen, anzeigen zu können, daß die Odyssee nun getrennt von der Iliade — welche beide zusammen seither 8 fl. 6 kr. od. 4 Rthlr. 12 gr. kosteten — um 2 fl. od. 1 Rthlr. 8 gr. durch jede solide Buchhandlung zu beziehen ist.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[248] **Anzeige.**

Bei Unterzeichnetem ist so eben erschienen:

Sybrandt Westbrook,

oder

des Holländers Heerd.

Ein amerikanischer Roman von J. K. Paulding in New-York. Ins Deutsche übertragen von Karl Andree. Sauber broschirt. Preis 1 Rthlr. 18 gr.

Der im vorigen Jahre in meinem Verlage erschienene Roman: „Die Kentuckier" von demselben Verfasser hat diesem ein so großes Publikum verschafft, daß es einer Anpreisung des obigen neuen Romans nicht bedarf, der neben lebendiger Darstellung interessanter Situationen schöne Charaktere aufstellt und durchführt und des Lesers Theilnahme mit den ersten Seiten fesselt und denselben bis zum Schlusse in lebhafter Spannung erhält.

Leipzig, im Mai 1837.

Ludwig Schumann.

[230] In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Sprichwörter
und sprichwörtlichen Redensarten
der
Deutschen.
Nebst den
Redensarten der deutschen Zech-Brüder
und
Aller Praktik Großmutter,
d. i. der Sprichwörter ewigem Wetter-Kalender.
Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfaßt
von
Dr. Wilhelm Körte.

Kauf, Leser, kauf!
Meinst, für Sprüchwörter seyst zu klug? —
Lauf, Gesell, lauf,
Bist noch lange nicht klug genug! —
Willst Du dies Buch nur etwa leihen,
Wird es schwerlich Dir gedeihen:
Soll's Dich lehren, soll es Dich laben,
Mußt Du es zu eigen haben!

Sehr treffend sagt der Herausgeber dieser eben so interessanten als lehrreichen Sammlung in der Einleitung:

„So wie die Bibel das Buch ist aller Seelen und göttlicher Offenbarung, so ist dieses ein Buch aller Stände, wie aller weltlichen Klugheit. — Lehret die Bibel uns Gott schauen, fürchten und lieben, so lernen wir in diesem Buche die Welt erkennen, fürchten, lieben und uns in ihr vor Schaden zu hüten. — Hat es doch unser Herr selbst gesagt: „Die Kinder dieser Welt sind klüger in ihrem Geschlecht, denn die Kinder des Lichts." — Die Sprüchwörter sind aber ganz eigentlich die wahren „Kinder dieser Welt"; harmlos schließen sie sich gern den „Kindern des Lichts" an, die ein Gefühl für ihre hellen, klugen Augen haben. Endlich kann man sich dieses Buchs auch als eines Gedanken-Lexikons bedienen; etwa so wie man eines Reim-Lexikons gebraucht. Die Gedanken, welche das Sprichwort meist so reichlich darbietet, kann man sich zum Theil noch erfolgreicher zu Nutzen machen, als die einzelnen Sprichwörter selbst!"

„Die Sprichwörter sind hier alphabetisch geordnet, theils nach dem Haupt-Worte oder Begriffe, theils nach dem Anfangs-Worte. — Um sie in einen geselligen, gewissermaßen dramatischen Verkehr mit einander zu bringen — so daß sie sich selbst einander erläutern, berichtigen, beschränken, widerlegen oder bestärken — so sind sie numerirt; hinter den einzelnen Sprichwörtern aber sind die mit ihnen in Bezug stehenden durch die Nummern derselben angezeigt worden."

Erläuternde Anmerkungen zu richtigerm Verständniß sind, wo es nöthig erschien, vom Herausgeber hinzugefügt. Auch wurden, um fruchtbare Parallelen, Vergleichungen und auffallende Contraste herbeizuführen, auch um dem Ganzen mehr Mannichfaltigkeit zu verleihen, vielen Sprichwörtern die entsprechenden anderer Völker beigegeben, so viel dazu nur irgend der Stoff zu Gebote stand.

Das Ganze ist auf vier Lieferungen berechnet, die in Zwischenräumen von 6 — 8 Wochen erscheinen; jede Lieferung kostet 16 gr.

Leipzig, im April 1837.

F. A. Brockhaus.

[246] Bei Georg Joachim Goeschen in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Leben in seiner Blüthe,
oder
Sittlichkeit, Christenthum und Erziehung
in ihrer Einheit.
Von
Prof. Dr. F. H. C. Schwarz,
Großherzoglich Badischem geheimen Kirchenrathe 2c. 2c.
gr. 8. Preis $2\frac{1}{2}$ Rthlr. 3 fl. 45 kr. C. M. $4\frac{1}{2}$ fl. rhein.

Das vorliegende Werk ist der Schwanengesang des wenige Tage nach Beendigung des Druckes verewigten gefeierten Verfassers; es bildet ein schätzbares Vermächtniß für jeden Gebildeten. Denn nicht nur der Lehrer, der Mann vom Fache, besonders aber auch Väter und Mütter finden hier einen Schatz von Erfahrungen über Erziehung niedergelegt, wie solche nur aus der Feder des Nestors unserer Pädagogik fließen konnten.

---

[256] **Technologisches Lexikon,**
oder:
Genaue Beschreibung aller mechanischen Künste, Handwerke, Manufakturen und Fabriken, der dazu erforderlichen Handgriffe, Mittel, Werkzeuge und Maschinen, mit steter Rücksicht auf die Bedürfnisse der neuesten Zeit, auf die wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen, der dabei anzuwendenden geprüftesten chemischen und mechanischen Grundsätze und einer vollständigen Literatur aller Zweige der Technologie, sammt Erklärung aller dort einschlagenden Kunstwörter,
in alphabetischer Ordnung.
Von
D. Joh. Heinrich Moritz Poppe,
Hofrath und ordentl. Professor der Technologie in Tübingen, und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.
5 Bände gr. 8. mit 47 Kupfertafeln.
Preis 26 fl. 21 kr. oder 16 Rthlr.

Unter die ersten literarischen Bedürfnisse unserer Zeit gehört zuverlässig ein technologisches Lexikon, welches alle Zweige der Technologie, mit Hinweglassung alles Fremdartigen, in möglichster Vollständigkeit umfaßt und nicht etwa bloß ein Verzeichniß von technischen Wörtern mit kurzen und magern Erklärungen ausmacht. Ein solches Werk muß die Beschreibung der mannichfaltigen Arbeiten in den verschiedenen technischen Gewerben, nebst den dazu gehörigen Handgriffen, Mitteln, Instrumenten, Maschinen 2c. mit den nöthigen Abbildungen dieser Vorkehrungen und Geräthschaften enthalten, um so für jeden Technologen, Fabrikanten, Künstler, Handwerker und Liebhaber der technischen Künste ein ähnliches Handbuch, aber noch in größerer Ausführlichkeit abzugeben, was Gehlers und Fischers Wörterbücher für den Physiker und Liebhaber der Physik sind.

Der Hr. Verfasser hat sich überall bei einer bündigen Kürze der größtmöglichen Deutlichkeit befleißigt. Ueberflüssige Artikel, die nicht in das Gebiet der Technologie gehören, sind hinweggelassen, und überhaupt die Grenzen der Technologie so genau zu treffen gesucht worden, daß kein Raum unnütz durch fremdartige Gegenstände verloren gegangen ist.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 139.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 12. Juni 1837.

Es ist ein großer, unermeßlicher
Verstand in der Natur: selbstständige
Gedanken stehn vor mir, und doch verknüpft
Und abgetrennt; wir buchstabiren sie,
Doch wer vernimmt den Sinn des Ganzen? Wer
Sah dir, o Urgeist, in das Angesicht?

Herder.

Das Mikroscop.

Mit offnem Aug', mit ernstem Blick, von Ehrfurcht gegen Gott erfüllt,
In meine Kammer tret' ich ein, wo sich manch Wunder mir enthüllt.
Noch ist es um mich tiefe Nacht, und Schweigen schauert um mich her,
Ein Wink, ein Zug, und Licht erwacht, und wimmelt ein Gestaltenmeer.

So stand in Urnachtfinsterniß der Herr, als er mit Donnerruf
In's Chaos rief: Es werde Licht! und Sonnen und Aeonen schuf.
Da wirbelten im ew'gen Raum die Welten, die entzündeten,
Die wonnetönend seinen Tag verkünden und verkündeten.

Da schrieb der Weltgeist schöpferfroh, der erste Dichter aller Zeit,
Mit Feuer schrieb er und mit Fluth ein Buch, das ewig sich erneut;
Ein Buch, das übermächtig groß aus seiner Allmacht Willen quoll;
Ein Spiegel seiner Majestät, gleich wunderbar und wundervoll;

Ein Epos, das vom Anbeginn der Welt erzählend, stolz beginnt,
Das, von Vernichtungen durchzuckt, die Fäden rastlos weiter spinnt;
Darin die Wasserschlange rauscht und mit dem Leviathan spielt,
Darin der Mund des Donners mit dem Thurm von Babel Zwiesprach hielt.

Das ist ein Buch, darin mit Lust mein Auge blätternd sich ergeht,
Darin ein frischlebend'ger Hauch, der Schöpferodem Gottes, weht,
Und jedes Wort den Namen nur des Herrn, des ewigen, enthält,
Darin ein Funke jeder Stern und jeder Tropfen eine Welt.

Das ist das große Buch Natur, davor ein Isisbildniß strahlt,
Mit lichter Liebeslohe hat's aurorafarben Gott gemalt;
Und auf das weite Weltall streut das Wunderbild so hehres Licht,
Daß hell das All die Strahlen nur von Gottes Liebe spiegelnd bricht.

In diesem Buche liest mein Geist, mein Herz, mein freudetrunkner Blick;
Aus diesem Buch voll Segen träuft, wie Thau von Hermon, mir mein Glück.
Aus seinen Blättern kündet mir vernehmlich ein erhabner Klang
Von dem, was Mosis Geist geschaut, was Hiob sprach und David sang. —

Es werde Licht! — Was wendest du dein Auge, Schüler? Glanz umfließt
So blendend uns, daß sich erschreckt dein Auge fast geblendet schließt!
Schau hin auf jene Wand! Was siehst du dorten in dem Strom des Lichts?
Ein heller Kreis — so trat das Licht, von Gott gerufen, aus dem Nichts.

Und nun? — da wird der Kreis zum Meer, darin es wimmelt, wogt und wallt,
Darin es kämpft, verfolgt und flieht in mannichfacher Ungestalt.
Dort schwimmt ein Eiland, Riesenschilf umgibt zerbrochen seinen Strand,
Lebend'ge Blumen rings umher, gleich Glocken mit gefranstem Rand.

Wenn dort ein Räderwirbelthier weit öffnet seinen Glockenmund,
Und kreisend wie Charybdis Fluth ein Meer sich stürzt in seinen Schlund,
Und in dem Meere fortgerafft sich Myriaden Wesen drehn,
In einem Tropfen, Gott! so klein, daß Augen kaum den Tropfen sehn; —

Wenn ein Atom, das kaum im Flug' das Aug' des Sterblichen entdeckt,
Als Kugel fliegt und fliegend dann polypengleich vier Arme streckt, *
Wenn einer Tulipane gleich vor dir die Blüthe prangt vom Moos, **
Ein Säulenschaft von Meisterhand dort aufragt, rufst du: Gott ist groß! ***

Ich zeige dir Korallenmoos, das längst dem Meeresschooß entwandt;
Mit feuerfarbnen Zinken steht es da vor dir im glühen Brand.
Der Fackeldistel Afrikas vergleichst du jene Moosgestalt,
Und diese Flechte dem Gehörn des Elenns, das den Pol umwallt.

Wenn reden könnte dieser Stoff, der wundersam gegliederte,
Wenn er, der ewig schweigende, dein fragend Wort erwiderte,
Dann spräche dieses Blatt vom Tang vielleicht, uns flüsternd zugekehrt:
„Ich habe der Undinen Sang tief, tief im Meergrund zugehört."

* Der hygroscopische Samenstaub des Equisetum.
** Jungermannia complanata.
*** Die Fragmente kleiner Seeigelstacheln erscheinen als die schönsten cannellirten farbigen Säulen.

„Ich sah, was nie dein Auge sieht, o Mensch, der du mich staunend siehst,
Vernahm, was nie dein Ohr vernimmt, wie sehr du lauschend dich bemühst.
Was du begreifst, ist solch ein Theil des unermeßnen ew'gen Alls,
Als ich der Meereswälder Theil, ist Tropfen eines Wogenfalls."

Erbebe Schüler nicht, wenn so die Kreatur vernichtend spricht;
Es ist der Geist, der in uns wohnt, ein Ausstrahl doch von Gottes Licht,
Der unterwürfig unserm Wink den Troz der Elemente macht,
Und diese Wunder dir enthüllt in ihrer Herrlichkeit und Pracht.

Sieh — zitternd in dem hellen Raum schwimmt Feuchte, rein und ätherklar,
Da blizt ein Diamant — ein Baum streckt Zackenäste wunderbar;
Dort fliegen Speere, Strahl an Strahl, ein Wald wächst von Krystall: vielleicht
Daß sich in dieser Schöpfung dir das Werden eines Sternes zeigt.

Wer weiß, ob nicht im Weltenall gigantisch solche Bäume stehn,
In Wunderfarben prangend und so überirdisch anzusehn;
Und ob nicht Geister, rein wie sie, dort leuchtend wandeln vor dem Herrn,
Der hier in einem Körnlein Salz dir Ahnung gibt von einem Stern?

Wer weiß, ob nicht, was sichtbar kaum dem Menschenauge hin sich stellt,
Titanengroß vor Engeln steht, und den Elohim wohlgefällt?
Wer sagt uns, was groß oder klein vor dessen Blick erscheinen mag,
Vor dem ein Tag wie tausend Jahr, und ein Jahrtausend nur ein Tag?

Sieh, Schüler, im belebten Staub, im Naß, das zum Krystall erstarrt,
Im Ocean des Tropfens sieh des Ewigen Allgegenwart.
Die Monas freut im Tropfen sich, im Schilfsmeer wühlt der Behemoth,
Der Aetna donnert, dort erlischt ein Stern — im Weltall waltet Gott.

Du betest, Schüler! Bete still und laß vom Glanz verklärt uns stehn,
Und denken Gott, deß Allmacht wir enthüllt im kleinsten Werke sehn!
Zum Tempel wird, von ihm erfüllt, der enge Raum der uns umschließt,
Zum Hochaltar der Kreis, auf den ein Ausstrom seiner Klarheit fließt.

Lies in dem ew'gen Alkoran, lies in der Bibel Gottes, Sohn!
Dies Buch umgibt dich rings, du stehst allorts mit ihm vor seinem Thron.
Im Buch lies, das für uns die Hand, die Weltsysteme leitet, schrieb,
Im Buch des Lebens lies, darin auch Raum für deinen Namen blieb;

Wo zwischen jeder Zeile steht, was Geister selbst mit Beben füllt,
Was, wie du forschest, wie du fragst, kein Hohepriester dir enthüllt.
Wie Chaosdunkel herrscht im Raum, darin die Sonnen leuchtend ziehn —
Wir sehn die Goldschrift, doch die Nacht ist klar durchschaubar nur für Ihn.

Und wenn ich so versenke mich in deine Herrlichkeit, o Gott,
Prallt wie von einem Panzer ab an mir der Hasser Hohn und Spott;
Und von den Augen fällt es mir wie Schuppen, und ich sehe klar,
Wie klein und nichtig vieles, was ich groß und wichtig träumte, war.

In meiner dunkeln Kammer, wo dein Glanz die weiße Wand bestrahlt,
Und riesengroß auf sie die Pracht kaum sichtbarer Gebilde malt,
Die zauberhaft, so oft ich will, an meinem Blick vorüberzieht,
Quillt meine stille Thräne dann dir Dank, o Gott, die Niemand sieht.

Ludwig Bechstein.

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Es thut mir sehr leid, daß ich kein Stenograph bin und daß mir die Kälte nicht erlaubte, Noten zu nehmen. Ich übersezte sonst die ganze Rede, und sie würde ein Muster parlamentarischer Beredtsamkeit seyn, sie würde selbst Herrn Thiers beschämen, oder auch nicht. Die Rede war wenigstens in ihrer Form aus dem Stegreif gehalten, denn der honorable Redner begann damit, daß er seine Zuhörer versicherte, er werde kurz seyn, da das Wetter keine langen Reden erlaube, und er befürchten müsse, seinen Zuhörern lästig zu werden. „Je serai court, Messieurs! je n'abuserai pas des moments precieux de mon estimable et honorable auditoire.“ Ich wette, diese goldenen Worte des Charlatans kommen wenigstens in hunderttausend Reden der ersten Orateurs Frankreichs und Englands vor, und in vieren unter fünfen seit 1830 in Frankreich. Und um die Aehnlichkeit noch auffallender zu machen, begann dann der honorable Charlatan eine kleine Rede, die eine gute Stunde dauerte.

In der Deputirtenkammer sagt man: „Meine Herren! die Staatswissenschaften haben große Fortschritte gemacht, man hat neue Systeme erfunden und angewendet, und wir leugnen nicht, daß dieselben oft sehr gute Resultate gehabt haben. Aber sollen wir deßwegen die Erfahrungen unserer Väter gering schätzen, sollen wir das Gute, was unsere Voreltern aus dem Kreise ihres Wissens zu ziehen verstanden, verwerfen? Nein, meine Herren! halten wir uns an die alten Erfahrungen, sie sind durch tausendjährige Anwendung erprobt, wogegen die Resultate des Neuen oft sehr zweifelhaft geblieben sind.“ Ich citire hier den Moniteur auf mehr als hundert Seiten, und verweise auf die Nummern vom 1sten April 1832, 33, 34, 35, 36 und 37. Der Marktschreier aber sagte: „Meine Herren! die medizinischen und chirurgischen Wissenschaften haben große Fortschritte gemacht, man hat neue Systeme erfunden und angewendet, und ich leugne nicht, daß dieselben oft sehr gute Resultate gehabt haben. Aber sollen wir deßwegen die Erfahrungen unserer Väter gering schätzen, sollen wir das Gute, was unsere Voreltern aus dem Kreise ihres Wissens zu ziehen verstanden, verwerfen? Nein, meine Herren! halten wir uns an die alten Erfahrungen: sie sind durch tausendjährige Anwendung erprobt, wogegen die Resultate des Neuen oft sehr zweifelhaft geblieben sind.“

Dann nehmen wohl die Herren in der Kammer ihr Portefeuille zur Hand, öffnen dasselbe, holen die Dokumente und Gesetzesvorschläge hervor, und fahren fort: „Unsere Nachforschungen über den Zustand Frankreichs haben in uns die unumstößliche Ueberzeugung hervorgerufen, daß in dem vorliegenden Falle die von vielen, gewiß sehr achtbaren, aber im Strudel der Neuerungen mit fortgerissenen Mitgliedern der Kammer vorgeschlagenen Maßregeln zu weit gehen, daß sie gefährlich sind, daß dagegen die bestehenden Institutionen seit lange den Fortschritt Frankreichs gesichert haben, auf den Sitten und Bedürfnissen des Volkes beruhen, und somit ihre heilbringenden Folgen haben werden und nicht angegriffen werden dürfen.“ Unser Charlatan rief, indem er sein Portefeuille, ein altes, gewaltiges Herbarium, in dem eine Menge Pflanzen aufgeklebt waren, emporhielt und durchblätterte: „Meine Forschungen über den Zustand des menschlichen Körpers haben in mir die unumstößliche Ueberzeugung hervorgerufen, daß in den Fällen, die ich sogleich anführen werde, die von gewiß sehr achtbaren, aber im Strudel der Neuerungen fortgerissenen Aerzten vorgeschlagenen Mittel zu weit gehen, daß sie gefährlich sind, daß dagegen die alten Kräutermittel, die seit Jahrtausenden die Menschheit vor Krankheiten geschützt und diese geheilt haben, in der Natur begründet sind und nicht angegriffen werden dürfen.“ — „Wir haben,“ fährt Herr

Thiers fort, „beide Systeme studirt, gegen einander gehalten, die Resultate erwogen, und die Erfahrung, immer der beste Probestein der Wahrheit, hat sich allwärts für uns ausgesprochen.“ Der Marktschreier aber sagte: „Ich habe beide Systeme studirt, gegen einander gehalten, die Resultate erwogen, und die Erfahrung, immer der beste Probestein der Wahrheit, hat allwärts die Unfehlbarkeit meines Tranks bewährt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Das Stadthaus und die Hochzeit des Herzogs von Orleans.

Wir haben Hochzeit und Hochzeitfeste gehabt, oder eigentlich Fontainebleau hat Beides gehabt; aber die Pariser, auf deren Vergnügen man vor Allem bedacht seyn muß, weil sie es sind, welche Dynastien ab- und einsetzen, die Pariser werden nicht vergessen werden. Eine ganze Reihe von Festen wird schon seit vierzehn Tagen für sie vorbereitet, und sie, die höflichsten Leute von der Welt, rüsten sich ihrerseits, dem König die Ehre heimzugeben. Nie hat wohl der Grèveplaz ein sonderbareres Ansehen gehabt, wie eben jezt, und ein Fremder, welcher sich bei seinem Eintritte in Paris plözlich auf diesen Plaz versezt sähe, würde gar nicht klug daraus. Ehe nämlich noch von der Heirath des königlichen Prinzen die Rede war, hatte der Stadtrath beschlossen, die neben dem Rathhause befindlichen Häuser anzukaufen und abbrechen zu lassen, um dadurch freien Plaz um das Stadthaus herum zu gewinnen, und dasselbe allenfalls vergrößern zu können. Nun standen aber die Häuser gedrängt in engen Gassen neben diesem Rathhause, das übrigens mit den alten Häusern und engen Gassen völlig übereinstimmte; denn es ist auch alt und häßlich, und hätte füglich mit abgebrochen werden können. Vor einigen Jahrhunderten soll es sehr schön gewesen seyn, und hie und da stößt man auf sehr künstliche Sculpturen; aber jezt gleicht es eher einem Gefängnisse, als dem Versammlungshause der Vorsteher der Hauptstadt. Im vorigen Jahr hat man die Façade mit Kitt wieder ausgeflickt; sie ist aber dadurch noch häßlicher geworden; denn um die ausgeflickten Stellen zu verbergen, hat man die ganze Façade mit einer grauen Farbe überstrichen, wodurch das Alter des Gebäudes angedeutet werden soll; diese Farbe geht hie und da ab, wird weißlich und gibt dem Ganzen ein widerliches Ansehen. Man hat jezt in Paris einen sehr großen Respekt vor den Gebäuden aus Königs Franz I. Zeit, der sogenannten und vielgepriesenen Renaissance, und ahmt den Styl der Baukunst jener Zeit sogar nach; aber das Hôtel de ville schreibt sich aus dem Anfang jener Epoche her, und es fehlen ihm die Schönheiten, welche die Meisterwerke jener Zeit auszeichnen. Deßhalb glaube ich auch, daß nicht viel verloren gewesen wäre, wenn man das ganze Rathhaus wie die neben stehenden Häuser behandelt, und bloß die Sculpturen gerettet, oder wenn man das Gebäude zu einem andern Zwecke bestimmt und ein ganz neues Rathhaus nach jezigen Bedürfnissen erbaut hätte. Die Kosten wären doch vielleicht nicht größer gewesen, als die Erweiterung und Isolirung des alten Gebäudes erheischen wird, und der Herr Präfekt würde nicht jedesmal, wenn es darauf ankommt, ein Fest im Namen der Stadt zu geben, allerlei sonderbare Vorkehrungen treffen müssen, wie eben jezt, indem das Gebäude zu klein zu solchen Festen ist. Man baut Zimmer und Treppen von außen an, schlägt Wände ein, verwandelt die Rathssäle in Tanz- oder Speisesäle, und kehrt Alles im Hause um. Da nun, wie gesagt, das Abbrechen von einem halben Hundert Häuser von der Rathsversammlung beschlossen und der Anfang damit gemacht war, kam die Heirath des Kronprinzen, und die Nothwendigkeit oder Schicklichkeit, ihm ein Stadtfest zu geben, mithin das Rathhaus zu einem Festhause umzuwandeln und den Grèveplaz zu verzieren.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Mai.

(Beschluß.)

Der Geburtstag der Prinzessin Victoria.

Wenn durch diese Vorgänge die Freudenbezeugungen am Hofe gelähmt wurden, so hatte etwas Anderes den Eifer der Behörden und damit die Freudenbezeugung im Volke abgekühlt. Ich habe früher der Adressen erwähnt, welche in Irland und England vorbereitet wurden, um der Prinzessin am Tage ihrer, obschon bedingten Volljährigkeit überreicht zu werden, ich habe bemerkt, wie es ungewiß sey, ob der König von seinem, ihm nach der Constitution zustehenden Rechte, dies zu verhindern, Gebrauch machen werde. Der kizliche Punkt ist diplomatisch umgangen worden. Das Sammeln von Adressen vermochte der König ebensowenig zu verbieten, als deren Veröffentlichung durch das Organ der Presse. Dagegen, scheint es, wurde die Herzogin von Kent selbst bewogen, die Adresselustigen zu zügeln. Auf mehrere an ihren Ceremonienmeister ergangene Anfragen, ob und zu welcher Zeit sie und ihre Tochter geneigt wären, Glückwünschungsadressen entgegen zu nehmen, lauteten die Antworten in den verbindlichsten Ausdrücken dahin, die Herzogin und ihre Tochter haben bereits so viele Beweise von Liebe und Anhänglichkeit erhalten, daß eine Vermehrung derselben ihnen fast unmöglich dünke; sie werden sich jedoch glücklich fühlen, b l o ß e Glückwünschungsadressen am Tage nach der Geburtstagsfeier zu empfangen. Der Herzogin wurde ohne Zweifel die Wahl gelassen zwischen solcher Antwort und einer gänzlich ablehnenden, und sie entschied sich für erstere, weil sie leztere zu vermeiden wünschte, und außerdem der Ton ihrer Antwort die Beschränkung ihres eigenen Willens deutlich genug anzeigen mußte. Aber b l o ß e Glückwünschungsadressen, auf welche Prinzessin Victoria nichts zu erwidern brauchte als ihren „tiefgefühlten Dank,“ waren nicht der Zweck derer, welche die Adressen zu Dolmetschern politischer Gesinnungen und die Antworten zu einer Art politischer Gewähr machen wollten. Das lähmte den Eifer der Behörden, und da das Volk zu Bezeugung seiner Freude einen Tummelplaz haben muß, so fehlte ihm mit diesem die Gelegenheit zu jener. In solchem Sinne sprachen die Beschlüsse der öffentlichen Versammlungen in London sich aus, deren Gegenstand die Entwerfung von Adressen war und daher geschah es, daß unter den drei- oder vierundzwanzig, welche am erwähnten Tage der Prinzessin Victoria überreicht wurden, nicht eine einzige aus London und aus Irland sich befindet. Ob die politische Partei, zu welcher der Hof gehört, staatsklüger gehandelt haben würde, die Volksmeinung unbeschränkt reden zu lassen, dürfte schwerer zu beantworten seyn als die, welchen Eindruck des Königs und der Königin Theilnahmlosigkeit an der Feier des 24sten Mai auf das Gemüth der Prinzessin und ihrer Mutter gemacht habe.

W. S.

Beilage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 59. Montag, 12. Juni 1837.

Werke über England und Irland.

7) Biographische und kritische Geschichte der englischen Literatur von S. Johnsons bis zu W. Scotts Tode, von Allan Cunningham. Aus dem Englischen von A. Kaiser. Leipzig, Weidmann, 1834.

8) Versuch über die englische Literatur und Betrachtungen über den Geist des Menschen, der Zeiten und der Revolutionen von Chateaubriand. Zwei Bändchen. Stuttgart, Metzler, 1836.

Zwei sehr verschiedene Bearbeitungen der englischen Literargeschichte. Die kurze des Engländers ist für uns Deutsche vielleicht zu kurz, weil sie Manches als bekannt voraussezt, was es bei uns noch nicht ist, da wir noch bei weitem nicht alle die englischen Dichter übersezt haben, die darin erwähnt werden. Das Werk des Franzosen ist für uns etwas zu französisch, d. h. es raisonnirt mehr, als es charakterisirt, und sieht die englische Literatur von einem nationell einseitigen Standpunkt an. Beide Werke leisten daher für ein deutsches Publikum noch nicht das, was nur ein Deutscher leisten könnte, der die vollkommenste Kenntniß der englischen Bücherwelt besäße.

Herr Cunningham gibt kurze biographische und kritische Portraits von 108 Autoren, wie in einem Conversationslexikon, nur nicht alphabetisch, sondern nach der Zeitfolge geordnet und nach den Fächern: Dichter, Roman und Novelle (deren Verfasser doch wohl auch Dichter zu nennen wären), Geschichte, Biographie, Drama, Kritik. Sein Urtheil ist solid, praktisch, aber ein wenig prosaisch; das heißt, er weist mit Recht alle öde Phantasterei, und grillenhafte Tändelei, alles, was die Schranken der Natürlichkeit und Sitte überschreitet, zurück; aber er hat nicht Gefühl genug für das Geniale des Schmerzes oder der Verruchtheit, nicht Blick genug für die Grazie des Gräßlichen, und er lobt auf der andern Seite etwas zu viel die hausbackne Natürlichkeit, auch wo sie, wie bei Walter Scott, wirklich nicht mehr aus dem Genie, sondern aus der Fabrik geliefert wurde. Wir sind ganz mit ihm einverstanden, die frechen Tendenzen des Lord Byron zu verwerfen, aber wir glauben gleichwohl für Lord Byrons Genie mehr Bewunderung hegen zu müssen; ja wir glauben, daß er durch seine Lage, Ueberreizungen aller Art und angeborne Charakteranlage in jene tristen und diabolischen Stimmungen kam, die man noch öfter nachgeahmt als getadelt hat, und die bei ihm allein natürlich und verzeiblich erscheinen, während sie bei Heine die jämmerlichste Affektation und Nachäfferei sind. Dagegen möchten

wir Walter Scott nicht ein gar so ausschweifendes Lob zuerkennen, als womit Herr Cunningham ihn zu überschütten beliebt hat. Walter Scott hat große Vorzüge, er hat die idealisirende Sentimentalität aus ihren öden und gestaltlosen Nebelhöhen zur lebendigen, greifbaren Wirklichkeit heruntergezogen und umgekehrt die Alltäglichkeit zur historischen Bedeutung erhoben. Durch ihn trat der historische Roman an die Stelle sehr abgeschmackter Familien- und genial seyn sollender Künstlerromane. Auch hat er einen Reichthum von Gestalten und natürlichen Charakteren, wie wenig Dichter vor ihm. Doch hat er eben solche Gestalten zu sehr fabricirt, und mit der Natur weit mehr kokettirt, als Byron mit der Unnatur. Scott überläßt sich nie so genial dem Zuge der Natur, wie Byron sich dem Zuge seiner unanständigsten Begierde überließ. Er berechnet immer wie ein Krämer und Philister, auch wo es schön wäre, ganz unbefangen zu seyn; während Byron, wie ein wahnsinniger Engel, enthusiastisch den Teufel küßt und seine eigne Schönheit dabei gänzlich vergißt. Dann ist doch Walter Scott auch so breit, so unausstehlich breit.

Am Schlusse des kleinen Werkes spricht der Verfasser mit vieler Bitterkeit von Undank des englischen Volks gegen seine Genies: „Man hat von mir verlangt, ich solle den Einfluß angeben, welchen Männer von Talent hier zu Lande genießen; das kann mit drei Worten geschehn: sie genießen keinen. Die Redaktoren von zwei, drei Hauptzeitungen haben beim Volke und bei der Regierung mehr Gewicht, wie alle Dichter, die seit fünfzig Jahren lebten. Der Einfluß der Männer von Genie ergibt sich aus ihrer Geschichte. Chatterdon nahm Gift, weil er kein Brod finden konnte, Johnson wurden die Mittel verweigert, seine Gesundheit außer Landes herzustellen; Burns hatte bei seinem Tode kein Brod und keinen Penny im Hause; Crabbe starb als armer Pfarrer, dem keine Beförderung zu Theil ward; Scott rieb sich auf, indem er seine Vermögensumstände herstellen wollte, und sein Vaterland weigert sich, seine Bibliothek vor dem Verkauf in der Auktion zu retten. Byron starb im Exil und das Land verwünschend, dessen Zierde sein Genius ist; Coleridge ist um seine kleine Pension gekommen; Wordsworth verkauft Stempelpapier; Southey bekommt täglich eine Pinte leichten Wein vom Könige; Moore hat an der Poesie gefunden, daß sie sich, wie die Tugend, selbst belohnt; Hogg benagt am Yarrow einen Hammelknochen, und Wilson lebt von der Moralphilosophie. Damit nehm' ich Abschied von diesem Gegenstande.“

Das Werk des Herrn von Chateaubriand ist in mehrfacher Beziehung merkwürdig. Dieser berühmte Pair gehört zu den wenigen Männern Frankreichs, die da begriffen haben, daß ihre Landsleute auf dem bisherigen Wege der seichtesten Aufklärerei (ohne Religion und Moral und sogar ohne wissenschaftliche Bildung) und der eitelsten Freiheitsprahlerei (ohne Sitten, die allein der Freiheit Dauer versprechen) wie auf einer schiefen Fläche abwärts gehn. Die wenigen Franzosen dieser Art fühlen trotz aller patriotischen Leidenschaft für Frankreich doch das Bedürfniß, sich mit dem Auslande zu beschäftigen, und das, was sie dort sehn, mit den Verhältnissen Frankreichs zu vergleichen; ferner auch in die Vergangenheit zurückzugehn, das französische Bewußtseyn etwas weiter zurückzudatiren und namentlich auf die Religion, als auf die älteste und reinste Quelle, aus der Völker ihre Kraft schöpfen, hinzuweisen. Schon der leztere Umstand ist allein hinreichend, sie in Frankreich lächerlich zu machen.

Nachdem Herr von Chateaubriand aus dem verdorbenen Paris in die Unschuldswelt der Tropenländer (Atala) und dann in den Schooß des Christenthums (Genie des Christianismus, Reise zum h. Lande) geflüchtet ist, fühlt er sich noch am Ende seiner Tage durch einen neuen Gegensatz gegen das Pariser Wesen angezogen, durch England. Vielleicht daß er bemerkt hat, sein Wirken für das Christenthum habe nicht viel gefruchtet, und Frankreich werde vielleicht mehr geneigt seyn, durch den Ernst der Engländer auf sich wirken zu lassen. Oder folgte er unbewußt und ohne besondere Absicht jenem horror vacui, der ihn von der französischen Literatur zu der englischen trieb.

Nichts ist liebenswürdiger, als das Geständniß, das er ablegt, er habe früher, als Anhänger der antiken Schule, die Vorzüge der romantischen und insbesondere Shakespeares verkannt, er sey aber auch jezt noch — als Franzose — nicht im Stande, gewisse Schönheiten des englischen Dichters zu goutiren, so sehr sie auch in England bewundert würden. Das ist aufrichtig. So sollten sich verschiedene Nationen immer gegen einander ausdrücken, und einander lieber nicht begreifen zu können eingestehen, als einander mißkennen. Die Stelle lautet: „Ich habe früher Shakespeare mit der klassischen Brille gemessen; ein vortreffliches Instrument, um die Ornamente von gutem oder schlechtem Geschmack, die vollkommnen oder unvollkommnen Einzelnheiten wahrzunehmen; aber ein Mikroskop, das zur Betrachtung des Gesammtwerks nicht taugt, da der Fokus der Linse nur auf Einen Punkt geht und nicht die ganze Fläche befaßt. Dante, gegenwärtig einer der Gegenstände meiner höchsten Bewunderung, zeigte sich meinen Blicken in derselben verkürzten Perspektive. Ich wollte eine Epopee nach den Regeln finden in einem freien Epos, das die Geschichte der Ideen, der Kenntnisse, der Glaubensweisen, der Menschen und der Ereignisse einer ganzen Periode umschließt; ein Werk, ähnlich den vom Geist der alten Zeiten durch

und durch gesättigten Domen, wo die Zierlichkeit und Mannichfaltigkeit der Einzelnheiten der Größe und Erhabenheit des Ganzen gleich kommen. — Nach dem Urtheil Samuel Johnsons — und dies ist die allgemeine Ansicht der Engländer — besaß Shakespeare noch mehr Genie fürs Komische als fürs Tragische; die Kritik bemerkt, daß bei den pathetischsten Scenen dem Dichter das Lachen anwandelt, während in den komischen Scenen ihm nie ein ernster Gedanke kommt. Wenn wir Franzosen Mühe haben, die vis comica des Falstaff zu empfinden, während wir den Schmerz der Desdemona wohl verstehen, so ist dies darum, weil die Völker verschiedene Weisen haben, zu lachen, aber eine und dieselbe, zu weinen."

Die Betrachtungen über Milton sind besonders, vielleicht unverhältnißmäßig ausführlich. Dagegen die über Lord Byron auffallend kurz. Wir hätten erwartet, hier den französischen Romantiker vom englischen oder den Christen vom Atheisten reden zu hören, allein Herr von Chateaubriand spricht nur als älterer Autor vom jüngern mit einer unbegreiflich gereizten Eigenliebe: „Wenn es wahr wäre, daß René einigermaßen der einzigen Person zu Grund läge, welche unter den verschiedenen Namen: Childe-Harold, Conrad, Lara, Manfred, der Giaour auftritt, wenn zufällig Byron mir von seinem Leben mitgetheilt hätte — so wäre es eine Schwäche von ihm gewesen, daß er mich nie nannte? So wäre ich einer der Vorfahren gewesen, die man verläugnet, wenn man zur Macht gelangt ist? Kann Lord Byron ganz und gar mich nicht gekannt haben, er, der beinah alle französischen Autoren, seine Zeitgenossen, anführt? Hat er nie von mir reden gehört, als die englischen Journale, wie die französischen, zwanzig Jahre lang in seiner Nähe widerhallten von dem Streit über meine Schriften, als die New-Times eine Parallele zogen zwischen dem Verfasser des Geistes des Christenthums und dem Dichter des Childe-Harold?"

Wenn übrigens Herr Cunningham über den Undank des englischen Volks gegen seine Genies klagte, so stimmt Herr von Chateaubriand eine Klage über Frankreich an, die noch bitterer ist: „Die Wahrheit hatte früher Mühe durchzudringen; es fehlt ihr an Vehikeln; die tägliche und freie Presse fehlte ihr; die Literaten bildeten eine Welt für sich; sie beschäftigten sich gegenseitig mit einander, ohne daß das Publikum von ihnen Kunde nahm. Heutzutage, wo die anschwärzenden oder bewundernden Journale **zum Sturm oder zum Sieg blasen**, müßte man einen großen Unstern haben, wenn man nicht zu seinen Lebzeiten erführe, was man gilt. Wenn bei diesen widersprechenden Urtheilen unser Ruhm früher beginnt, so geht er auch schneller zu Ende; Morgens ein Adler, Abends eine Rohrdommel. — So ist die menschliche Natur, besonders in Frankreich; wenn wir einige Talente besitzen, so beeilen wir uns, sie herabzuwürdigen. Nachdem wir sie an den Himmel erhoben, schleppen wir sie nachher im Koth; dann suchen wir sie wieder auf und dann verachten wir sie aufs Neue. Wer hat nicht binnen einigen Jahren zwanzigmal die Meinung über denselben Mann sich ändern sehen? Gibt es denn auf der Erde heutzutage noch etwas Gewisses und Wahres? Man weiß nicht, was man glauben soll; man bedenkt sich bei Allem, man zweifelt an Allem; die lebendigsten Ueberzeugungen erlöschen über Nacht; wir mögen keine berühmte Namen dulden; es ist, als ob man uns das entzöge, was man bewundert; unsre Eitelkeit wird eifersüchtig bei dem geringsten Erfolg, und wenn er ein wenig andauert, peinigt sie uns fast zu todt. Man ist insgeheim nicht allzusehr betrübt darüber, wenn ein Mann von Verdienst stirbt; es ist gleich ein Nebenbuhler weniger; das unwillkommene Aufsehen, das er erregte, hinderte, die Stimme der Dummen und das Kreischen der Mittelmäßigkeiten zu hören. Man beeilt sich, den Verstorbenen in drei oder vier Journalartikeln einzusargen; dann spricht man nicht mehr von ihm; man öffnet seine Bücher nicht mehr; man plombirt seinen Ruf in seinen Schriften, wie man einen Leichnam in seiner Bahre einschließt, und schickt Alles mit Gelegenheit der Zeit und des Todes der Ewigkeit zu. — Heutiges Tages altert Alles in ein paar Stunden; in einem Augenblick welkt eine Reputation, geht ein Werk vorüber. Die Poesie hat das Schicksal der Musik; ihre Stimme, frisch bei der Morgendämmerung, ist bis Sonnenuntergang gebrochen. Jeder schreibt; Niemand liest ernsthaft. Ein dreimal genannter Name wird schon lästig. Wo sind die Erlauchten, die, eines Morgens erwachend, vor einigen Jahren erklärten, es habe Nichts vor ihnen existirt, sie hätten einen unbekannten Himmel, eine unbekannte Welt entdeckt, sie seyen entschlossen, durch ihr Genie die angeblichen, bisher so thörichterweise bewunderten Meisterwerke in ihrer erbärmlichen Blöße hinzustellen? Die sich im Jahr 1830 die **Jugend** nannten — wo sind sie? Seht da die großen Männer von 1835, welche die Alten von 1830 als Leute von Verdienst, in ihrer Zeit, aber als jezt abgenüzt, vergangen, zurückgeblieben ansehen. Bald werden die Wickelkinder in den Armen ihrer Ammen ankommen; sie werden lachen über die Achtzigjährigen von sechzehn Jahren, über diese 10,000 Poeten und 50,000 Prosaiker, welche sich jezt in allen Ecken und Winkeln Frankreichs mit Ruhm und Melancholie bedecken. Wenn man zufällig von der Existenz dieser Schriftsteller keine Notiz nimmt, tödten sie sich, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen. Eine neue Chimäre! Man hört nicht einmal auf ihren lezten Seufzer. Was verursacht diesen

Wahnsinn, diese Verwüstung? Der Mangel des Gegengewichts für die menschlichen Thorheiten — der Religion."

Wir glauben nicht nöthig zu haben, daran zu erinnern, daß wir, die deutsche Jugend in dieser Weise nicht durch das französische Beispiel verführen zu lassen, seit Jahren eifrig kämpfen. Uebrigens ist die deutsche Copie diesen „französischen Zuständen" frappant ähnlich bis auf die „neue Chimäre" des Selbstmords. Man denke an Charlotte Stieglitz und Carl von Hohenhausen.

Reisen.

1) Skizzen über Deutschland und die Deutschen. Mit Bemerkungen über Oesterreich, Ungarn, Polen und die Schweiz von einem in Deutschland reisenden Engländer. Erster Band. Leipzig, Lit. Museum, 1837.

In Bezug auf den Titel ist zu bemerken, daß Oesterreich und die Schweiz auch mit zu Deutschland gehören und nicht wie Polen und Ungarn davon gesondert werden können, wenn von deutscher Nationalität die Rede ist. Der Reisende scheint ein anständiger, lebenserfahrner Mann von ruhigem Charakter zu seyn, den zu begleiten in der Lektüre wie im Leben angenehm ist. Er ging über Hamburg, Lübeck, Rügen, Schwerin nach Berlin. Er schildert Land und Volk, die Merkwürdigkeiten der Städte 2c., was uns freilich alles nicht mehr neu ist. Obgleich er als Engländer unser Vaterland mit fremden Augen ansehen mußte, tritt diese fremde Auffassung doch nicht sehr charakteristisch hervor. Er theilt die Vorliebe der Mistreß Trollope für unsre Landsleute, denkt billig über das, was uns noch mangelt und auch wo er tadeln zu müssen glaubt, drückt er sich nur mit einer freundlichen Ironie aus. Dagegen verirrt sich auch zuweilen sein Lob, z. B. indem er in Berlin die Bemerkung macht: „Hardenberg, der größte Minister, den Preußen je seyn nannte, kann beinahe für den alleinigen Retter des Landes gelten." Hardenberg kam erst ans Ruder, nachdem durch Stein, Scharnhorst, Stägmann 2c. in Preußens Unglückszeit die großen Reformen des Staats bereits ausgeführt oder wenigstens vorbereitet waren und er erntete Lorbeern, die Andere gepflanzt hatten. Man darf ihn auf Kosten seiner Vorgänger um so weniger allein preisen, wenn man an den Antheil denkt, den er im Gegensatz gegen Blüchers militärisches Vorwärtsstreben an den diplomatischen Retardationen genommen. Da übrigens Hardenberg unter andern auch mitwirkte, Ostfriesland den Engländern zu überlassen, so wird sich Niemand über das enthusiastische Lob, das dieser Minister von Seiten des Engländers erfährt, wundern.

Der Verfasser machte einen kleinen Ausflug nach Posen und Warschau, dann durch Schlesien über das Riesengebirge nach Böhmen, durch die sächsische Schweiz nach Dresden, Leipzig, Weimar, Nürnberg, Würzburg, an den Rhein. Süddeutschland ist in diesem Theile noch nicht besprochen.

2) Empfindsame Reisen. Nebst einem Anhang von Reise-Berichten, -Skizzen, -Episteln, -Satiren, -Elegien, -Jeremiaden 2c. aus den Jahren 1832 und 1835. von L. Rellstab. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus, 1836.

Wir müssen bekennen, daß wir früher weit bessere Sachen von Rellstab gelesen haben, und daß wir uns mit der neuen von ihm adoptirten Manier eines forcirten Humors nicht befreunden können. Nur eine Probe: „Doch ich will den Leser von einem andern Frühstück unterhalten; er mache sich auf etwas Ungeheures gefaßt. Noch im Finstern waren wir von Fulda abgefahren und langten mit der Morgensonne in Neuhof an. Die Nacht war kalt gewesen; feuchter Nebel lag auf den Höhen; wir klapperten vor Frost. Der Doctor, Archäolog und Diplomat, that zum Morgengebet einige derbe Flüche (in denen ich die Feinheit des diplomatischen Styls durchaus nicht wieder erkannte) auf den verwetterten Wagen, in dem er gesessen habe wie ein krummgeschlossener Unterofficier zur Zeit Friedrichs des Großen, dem ein Mann von der Corporalschaft desertirt war. Er beschloß, und ich bestärkte ihn darin, eine Petition an den Bundestag deßhalb einzureichen; eine energische Note voll Salz und Pfeffer gegen alle Postverwalter Deutschlands; ein Manifest gegen den Fürsten von Thurn und Taxis, kurz eine Art vulkanischen Produkts in der Literatur. Alles rieb sich die Hände und stampfte mit den Füßen. Man beschloß einen Spaziergang der Post voraus, um sich zu erwärmen. Sacre Dieu! Wie viel Reihen Zähne klapperten hier gegen einander! Da geschah es, — der Leser fasse sich, — daß der junge Graf, mein gestriger Begleiter, den ich bisher für einen Menschen gehalten hatte, sich als Kannibale zeigte. Wovor dieser schaudert, worauf seit Aeonen kein Teufel gekommen ist, das that er öffentlich unter der Sonne des Himmels. Er frühstückte! — Aber was? — Roben Schinken. — Nun? ist das ein Verbrechen? — Morgens um 5 Uhr fast. Aber was aß er dazu in dieser kalten Morgennebelluft? Brod? — Er hätte sich als Mensch gezeigt. — Pfeffer, Salz, Senf? — Alles menschlich. — Arsenik? — Schlimm, aber doch verzeihlich. — Nun, was denn ins Teufels Namen? — Eine rohe Citrone, die er anbiß wie Adam im Paradiese den Sündenapfel, so wahr eine Sonne leuchtet! — Allmächtiger! Entsetzlich! — Freilich; uns lief es kalt über den Nacken. Ich hätte lieber einen Karaiben den Skalp seines Feindes mit den Zähnen herunterreißen, oder den Ugolino mit blutigen Lippen am Schädel des Bischofs von Florenz nagen sehen, als dieses Gräßliche, Unerhörte, wofür die Natur kein Gleichniß, die Sprache keinen Namen hat. — Schaudernd stiegen wir wieder ein und fuhren mit dem unheimlichen Wesen weiter."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 140.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 13. Juni 1837.

The hare has heard the hunter's cries,
And from the deep-mouth'd thunder flies;
She starts, she stops, she pants for breath,
She hears the near advance of death.

Gay.

Das Waidwerk.

Vierter und lezter Artikel.

Die niedere Jagd.

Obschon die hohe Jagd sich als Hauptgegenstand der noblen Passion darstellt, so schließt die niedere sich dennoch innig und eng ihr an, besonders in unsern Tagen, wo es in manchen Ländern kaum einen Hirsch mehr gibt; daher beschränkt das Jagdvergnügen manches edlen Waidmanns sich nur auf diese, welche dabei auch nicht von denjenigen verschmäht wird, die mit Lust zu andern Zeiten wieder Hirsche und Sauen erlegen; denn jegliches Ding hat seine Zeit und die Abwechslung ergözt. Die niedere Jagd verliert, wie wir schon angedeutet, nur dann ihr adliges Gepräge, wenn sie, zeitweise und vereinzelt ausgeübt, zu dem allerdings sehr ehrenwerthen Steckenpferd eines kleinen Besitzers, eines Geschäftsmanns, eines Bürgers wird.

Die Gegenstände der niedern Jagd sind vorzüglich: das Reh, der Hase, das Kaninchen, der Dachs, das Geflügel des Feldes, Waldes, Sumpfes und Wassers, als Rephühner, Wachteln, Lerchen, Drosseln, Fasanen, Schnepfen, Becassinen, Wildenten und Wildgänse, und mehrere andere Thiere, je nach der Gelegenheit des Orts. In ihr Gebiet gehören, nach dem Jagdrecht, die Raubthiere insgesammt, außer dem Bären, wobei jedoch noch zu bemerken ist, daß nach den gewöhnlich angenommenen Rechtsbegriffen Jedermann befugt ist, Bären und Wölfe auf beliebige Weise zu erlegen, in seinem Eigenthum den Fuchs zu fangen und die Raubvögel zu vertilgen, wobei meist noch für Bären, Wölfe und Raubvögel eine Prämie zugestanden wird, die nicht so bös gemeint ist, als aus dem Protokoll jenes französischen Dorfschulzen hervorzugeben scheint: „Heute zeigte uns N. N. einen von ihm erlegten Wolf; wir schnitten ihm die Ohren ab und entließen ihn.“

Die vornehmste Art der niedern Jagd ist das Hetzen der Hasen und Füchse auf freiem Felde, dann das Treibjagen; die übrigen Arten sind minder prächtig, aber für den Liebhaber höchst ergötzlich und empfehlenswerth. Die dazu nothwendigen Hunde sind die Windhunde, Vorstehhunde, deutsche Bracken und Dachshunde. — Das Hetzen der Füchse mit der Parforcemeute haben wir bereits im vorigen Abschnitt episodisch geschildert, das der Hasen geschieht mit dem Windhund, der übrigens auf dieselbe Art Füchse und Kaninchen fängt, wobei der Jäger auch im Nothfall zu Fuß seyn kann.

Der Windhund mit seinem langen, schmalen Kopf, spitzigen Rachen und den hellen Augen erinnert beim ersten Anblick an eine Schlange, mit der er auch die

bösartige Falschheit gemein hat; dabei ist er ein listiger und verschlagener Dieb und muß dieser schlimmen Eigenschaften halber streng unter steter Aufsicht gehalten werden, und dies um so mehr, da ihm gewöhnlich der Hunger noch ein Sporn zum Stehlen ist, denn er darf täglich nur eine Mahlzeit zu sich nehmen, um nicht etwa an seiner Leichtigkeit einzubüßen. Einen Hasen zu hetzen, läßt man einen Strick (d. h. zwei oder drei zusammengekoppelte und eingehezte Windhunde) los, nachdem man entweder zu Pferd den Meister Lampe zufällig, oder zu Fuß mit dem Hühnerhund aufgestoßen hat; in leztern Fall, wo der Jäger nicht schnell genug folgen kann, muß der stärkste unter den Windhunden abgerichtet seyn, den andern das Anschneiden des erlegten Wildes zu wehren, weßhalb er der Retter heißt. Doch ist das Hauptvergnügen dieser Jagd, den hetzenden Hunden zu Roß zu folgen, namentlich wenn man so glücklich ist, einen Solofänger zu besitzen, d. h. einen Windhund, welcher im Stande ist, ganz allein einen Hasen zu fangen, welche Fähigkeit ihm niemals durch die Dressur beigebracht werden kann, sondern lediglich eine Naturgabe ist, weßhalb auch diese Hunde sehr theuer bezahlt werden. Da die Windhunde ihre Beute mit den Augen erspähen und ihre Blicke die Verfolgung leiten, so gehört zum Hetzen ein freies, weites Revier; wo ein solches mit Feldhölzern bestanden ist, werden die Hunde an die Wechsel gelegt und Hasen oder Füchse hinaus und ihnen zugetrieben. — Die kleinere Art der Windhunde heißt Windspiele und wird zum Hetzen der Kaninchen gebraucht, nachdem man diese durch Dachshündchen aus dem Bau getrieben und dessen Röhren verstopft hat. Ein Pferd von edler Race, das oft den hetzenden Hunden folgt, wird leicht so leidenschaftlich, daß es stets den Hasen selbst im Auge behält und oft dem Reiter allein die Obliegenheit läßt, auf Gräben und andere Hindernisse im Wege aufzumerken, so daß einer meinen sollte, es gedenke mit den eigenen Zähnen den Flüchtling zu greifen.

Das Treibjagen ist das Seitenstück zu dem eingerichteten Hauptjagen und dabei, ganz im Verhältniß zu seinem minder wichtigen Gegenstand, auch geringerer Vorbereitungen bedürftig. Große Herrn lassen zur Winterszeit gedielte und bedeckte Stände einrichten; sonst werden die Schützen im Holz auf die Wechsel gestellt, im freien Feld auf eine gewisse Entfernung von einander, am besten auf hundert bis hundertzwanzig Schritte, so daß zwischen ihnen nichts durch kann, ohne einem oder dem andern auf Schußweite nahe zu kommen, und es doch nicht so leicht möglich ist, daß einer den andern aus Uebereilung treffe, oder wenigstens im schlimmsten Fall schwer verletze.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Ich könnte diesen Vergleich noch weiter fortsetzen, denn unser Wunderdoktor sagte: „Meine Herrn! ich gehöre nicht zu denen, die Ihnen ein Spezificum für alle Krankheiten anbieten, wie viele meiner Kollegen. Es sey ferne von mir, diejenigen, die mir ihr Vertrauen schenken, täuschen zu wollen, und nur täuschen kann man wollen, wenn man ein Mittel gefunden haben will, das für alle Krankheiten gut seyn soll. Nur der Tod heilt alle Uebel; oui, Messieurs! und die, die ein Mittel für alle haben, haben mit dem Tod ein Bündniß geschlossen. (Er machte diesen Witz wirklich.) Mein Studium der Natur und der Krankheiten, der Kräuter und des Menschen haben mir unumstößlich bewiesen, daß ein solches Mittel für alle Krankheiten unmöglich ist.“ Hier folgte dann ein langer Beweis, warum dies unmöglich. In den wunderbarsten medizinischen Ausdrücken sprach er von den verschiedenen Krankheiten, dem Sitz derselben rc., bis er endlich sagte: „Ich suche, meine Herrn, nur die Wahrheit, nur das Heil der Menschheit, und deßwegen beschränke ich mich darauf, meinen Trank nur in vier Fällen für probat zu erklären. Und die eklatantesten Erfahrungen,“ hiebei zog er ein großes Glas voller Würmer hervor und drehte dasselbe, ohne sich zu unterbrechen, in der Hand herum, „in zwanzigjähriger Praxis haben bewiesen, daß dasselbe in diesen vier Fällen,“ dabei hob er das Wurmglas als wie zum Schwur in die Höhe, „stets unmittelbar und sicher wirkt.“ — Es sollte nicht schwer seyn, auch hier Parallelen im Moniteur zu finden. Endlich rückte der Charlatan, nachdem er noch Gott weiß was Alles im Sinne und Tone, mit Mienen und Gebehrden der parlamentarischen Beredsamkeit gesprochen hatte, mit den vier Krankheiten hervor, die sein Trank unfehlbar curire, und diese waren keine andern als Taubheit, Magenübel, Rheumatismus und Würmer: das Wurmglas war eine Bandwurmtrophäe, seine Vendomesäule. Getrunken, als Oel in's Ohr gegossen, oder eingerieben, wirkte das Spezificum nach Umständen, und für dies Wundermittel verlangte der gute, menschenfreundliche Mann nur zehn Sols, sage nur zehn Sols. Das war freilich ein arger Schnitzer gegen alles parlamentarische Herkommen, und wenn ich mich bis dahin hätte täuschen und ihn für irgend einen verkleideten Minister, conseiller d'état, oder simpeln Deputirten, der seinen Spaß mit uns treibe, nehmen können, so hörte jezt alle Täuschung augenblicklich auf. Ich sah ihn mit Verachtung an — zehn Sols! — drehte ihm den Rücken und ging meines Wegs.

Ich kam mit einigen Empfehlungsschreiben hier an und muß gestehen, daß sie mir hier und dort einen sehr

freundlichen Empfang und manche frohe Stunden verschafft haben. Aber die Bekanntschaften, die der Zufall macht, sind gewöhnlich ganz anderer Art. Ich lernte hier, ich weiß nicht recht wie, einen schlichten Schreiner kennen, und versichere, daß ich mich an seinem tannenen Tischchen zwischen ihm und seiner braven Frau so heimisch fühlte wie sonst selten in einem Salon. Das Herz sprach hier in Prosa, klar und deutlich, und ich hatte nie nöthig, nach dem versteckten Sinne eines geschraubten Wortspiels zu suchen. — Faites comme nous! war die gewöhnliche Formel, mit der mich Antoine einlud, sein Mittag- oder Abendbrod mit ihm und seiner Frau zu theilen, und ich würde noch öfter geantwortet haben: je veux bien, hätte ich nicht befürchtet, lästig zu fallen, obgleich ich nie sah, daß die guten Leute die geringsten Umstände machten. Und an diesen Abenden, hinter neuen Tischen, Bettstellen, Kinderwiegen u. s. w., die hier aufgestellt waren, habe ich oft mehr gelernt als an dem flackernden Kaminfeuer in den getäfelten Zimmern der Welt comme il faut, wo ich meinen Zoll der Langeweile oder der stillschweigenden Ironie abtrug.

Gestern Abend besuchte ich meinen Freund Antoine. Seine Frau saß am Herde und hatte ein vorgestern Abend geborenes Knäblein auf dem Schoße. Wir plauderten wohl eine halbe Stunde mit einander, und nichts hätte mich ahnen lassen, daß diese Frau erst gestern ein Tagewerk vollbracht, das sonst Wochen und Monate lang sich in jeder Miene, jeder Bewegung, im Aussehen und in der Sprache der Weiber zu verrathen pflegt. Dieselbe Rüstigkeit des Geistes, dieselbe frohe Laune, dieselbe kräftige Sprache wie gestern. Während wir sprachen, trat die für den jungen Staatsbürger bestimmte Amme herein. Sie kam, um das Kind abzuholen. Es gibt wohl unter allen Pariser, und leider jezt beinahe französischen Gewohnheiten keine, die so tief in das Leben eingreift, als die, die Kinder gleich nach der Geburt einer Amme zu übergeben, sie aus dem väterlichen Hause zu verbannen und ihnen die mütterliche Pflege zu entziehen. Ich wunderte mich, dieselbe in der Provinz, noch mehr aber, sie in dem Hause eines rüstigen, sonst ziemlich klar sehenden Handwerkers wieder zu finden, und freute mich, als auf meine Frage die Mutter mir antwortete, daß ein Brustübel sie leider verhindere, dem Herkommen Troz zu bieten. So wurde denn der Bündel des Reisenden, dessen Alter erst nach Stunden gezählt werden konnte, geschnürt. Hemden, Windeln, Mützen und Bettzeug wurden zusammengepackt und in eine Wiege, die als Koffer diente, gelegt. Ich habe als Knabe in den Jahren, wo Napoleon noch die älteren Söhne unserer Mütter in die Schlachten nach Spanien oder Rußland führte, ich habe hier auf dem Hafendamm, wo mit dem Losbinden eines Taus ein Weltmeer zwischen Liebende tritt, Abschiede gesehen, die mir oft in bösen Träumen wieder vor die Seele treten; aber nie ist mir ein Thräne heißer auf's Herz gefallen, wie die, die sich die Mutter aus den Augen wischte, als sie ihrem Kinde, das sie vor wenigen Stunden zum ersten Willkomm geküßt, jezt schon einen Abschiedskuß geben mußte. Noch kannte das Kind seine Mutter nicht, noch konnte es ihren Gruß nicht nachlallen, und mußte sie schon verlassen, wurde hinausgestoßen in eine Welt, die ihm fremd war, wurde von der Brust einer Mutter gerissen und an die einer Fremden gelegt, die nur berechnete, wie viel sie durch ihren Dienst verdiene. Was weint ihr denn, ihr Väter und Mütter, die ihr euern Sohn, den angehenden Mann, nachdem der Keim der Liebe zum Baume geworden, in die Welt hinausschickt? Trägt er nicht euer Bild und ihr seines im Herzen? Aber hier eine Trennung, der kein Zusammenleben voranging, eine Trennung von dem Sohne, den die Mutter gestern noch unter dem Herzen getragen, den sie eben erst der Welt unter Schmerzen geboren! Hier nur Liebe auf der einen Seite, und nicht einmal Erkennen, nicht eine Ahnung dieser Liebe auf der andern! Es war eine schwere Thräne, die aus dem Auge der Mutter auf ihr grobes Winterwamms herabrollte; und sie hatte sie mehr angegriffen, als die körperlichen Leiden; denn sie winkte bald ihrem Manne, daß er mich hinausführen möchte, damit sie sich — das Wochenbett stand nämlich in der Wind und Wetter ausgesezten Boutique — zu Bette legen könnte.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

Der Tiger und die Zeichnerin.

Orpheus hat seiner Zeit Tiger, Panther und Löwen mit Sang und Saitenton zahm und horchend gemacht. Dies ist gar nicht zu verwundern; wer könnte dem Zauber der Töne widerstehen? Ich habe hier vor Kurzem etwas bewundert, wodurch bewiesen wird, daß hier immer noch die Kraft besteht, welche wilde Bestien ergreift, mild, zahm und sogar fühlend macht. Unstreitig haben Sie auch in Deutschland Advinent mit seiner Menagerie gesehen. So kam er denn vor einiger Zeit auch hieher, und wir fanden, daß er es in der Erziehung dieser Ungethüme noch viel weiter gebracht hat, als der berühmte Martin, der doch im Grund nichts that, als sich mit einem alten Löwen und einer kleinen Hyäne herumbalgen. Seinen Tiger ließ er in Ruhe, und versicherte immer, mit diesen Thieren sey nichts anzufangen, sie seyen keiner Erziehung fähig; gerade wie viele Lehrer, die sich nur Mühe geben mit den jungen Leuten, die besondere Anlagen haben, Andere aber vernachlässigen, weil sich mit ihnen nicht brilliren läßt. Dies war ganz anders bei Advinent, dem Pestalozzi und Fellenberg der Ungeheuer. Man mußte ihn sehen, wenn er in den Käfig der großen, furchtbaren Hyäne trat, mit welcher herrschenden Sicherheit er sich Alles mit dem erschrecklichen Thiere erlaubte, ihr das vorgeworfene Fleisch wegnahm und ihr nicht einmal verstattete, darüber zu mucksen. Doch dabei blieb es nicht, das

Unthier mußte den Rachen weit aufreißen, er zwängte seinen Kopf zwischen die Zähne, und in dieser Stellung schoß er eine Pistole an den Ohren der Hyäne los. Ihr geringstes, selbst unwillkührliches Zucken, die kleinste Bewegung mit den Kinnladen hätte ihm wenigstens einen blutigen Kopf gekostet. Daran war aber nicht zu denken, im Gegentheil, man sah, welche Mühe sich die Bestie gab, ihre Zähne auseinander zu halten, um dem Herrn und Meister nicht wehe zu thun. Aehnliches nahm Advinent mit dem Tiger, einer mächtigen, schönen Kaze, vor. Ihr riß er zwar das Fleisch nicht weg, erlaubte ihr aber nicht, es zu fressen, packte sie an den Vorderbeinen, ließ sie so springen und tanzen, wie es ihm beliebte. Dieser Tiger war in allen seinen Stellungen, Lagen und Bewegungen gar anmuthig. Dies bewog eine unserer jungen Damen zu dem Entschluß, ihn nach der Natur zu zeichnen. Sie sezte sich also in den Morgenstunden, wo wenig Beschauer kamen, vor den Käfig hin und sah dem Tiger mit ihren freundlichen Augen in's Gesicht, und wartete lange, bis er eine hübsche Stellung oder Lage angenommen, ja, wenn er eingeschlafen und zusammengekauert lag, ließ sie ihm keine Ruhe: der Wärter mußte ihn aufregen und necken. Die ersten Tage war er unwillig darüber, hernach aber zeigte er sich gefälliger, und wenn Fräulein M. mit ihrer Mappe vor dem Käfig saß, erhob er sich, ging umher, richtete sich auf, schlang seine Tazen um das Eisengitter, als wenn er ihr sie reichen wollte, legte sich nach Kazenart spielend und rollend auf den Rücken, besonders wenn sie ihm etwas in Molltönen und im Largo vorsang. Bald war zwischen den Beiden ein solches Einverständniß entstanden, daß Advinent behauptete, Fräulein M. könnte allein zu dem Tiger in den Käfig gehen, er würde ihr gewiß nichts thun. Nach zehn Tagen hatte sie ihn endlich in fünf verschiedenen Stellungen gezeichnet. Alles war fertig, sie legte ihre Zeichnungen zusammen, band ihre Mappe zu, zog ihre Handschuhe an und winkte dem Thier ein freundliches Lebewohl zu: Adieu, adieu, mon cher Hassan, je te remercie bien, und damit ging sie. Hassan sah ihr bis zum Ausgang nach und legte sich dann wieder zum Schlafen nieder, was er vorher um keinen Preis gethan hätte; denn er war wirklich galant gegen die Zeichnerin geworden.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, Juni.

(Fortsezung.)

Bauten. St. Germain l'Auxerrois.

In Paris richtet man mit Geld wahre Wunder aus, und nirgends wird so schnell gearbeitet als hier, wenn die Arbeiter gut bezahlt werden. Somit sieht man denn einerseits ein halb Hundert Häuser wie mit einem Zauberschlage oder wie eine Operndekoration verschwinden, und andernseits ungeheure Gerüste zu dem Feste aufrichten. Der ganze Plaz ist voll von Baumaterialien; aber unaufhörlich wird weggeräumt, und in wenigen Tagen werden die fünfzig Häuser wie weggeblasen seyn. Um die Verwirrung noch größer zu machen, arbeitet man gerade an dem Quai, welcher sich vom Grèveplaze östlich längs der Seine erstreckt, bis zur neuen Hängebrücke, der sogenannten Ludwig-Philipps-Brücke. Da diese so hoch angelegt ist, daß die Wagen, welche den Quai entlang zogen, bisher unter dem Ende der Brücke wegfuhren, so muß der ganze Quai erhöht werden, eine um so nöthigere Arbeit, da derselbe bisher beim Austreten des Flusses überschwemmt wurde, und noch im vorigen Jahr ganz unter Wasser stand. Nun denke man sich aber die aus der Nothwendigkeit, einen langen und breiten Quai beinahe zehn Schuh zu erhöhen, und den Hausbesizern längs dieses Quais das Straßenpflaster bis zu ihrem ersten Stockwerke zu erheben, entstehende ungeheure Arbeit, und dies Alles zu eben der Zeit, da in der Nähe die Häuser eingerissen und die Gerüste errichtet werden, und das beständige Hin- und Herfahren der Wagen und der Zulauf der Neugierigen nicht abgewehrt werden kann. Natürlich soll Alles fertig seyn, wenn die Stadt ihr Fest gibt. Hat man Eile in Paris, so nimmt man einige Hundert Arbeiter mehr, an Geld und gutem Willen fehlt es nie, und somit wird Alles pünktlich fertig. — Einem andern Gebäude war schon lange der Untergang gedroht, nämlich der alten Kirche St. Germain l'Auxerrois, welche so heißt zum Unterschied von einer andern alten St. Germainskirche, welche auf dem linken Seineufer steht und die ehemalige Abteikirche der Benediktiner ist. Erstere steht der großen Façade des Louvre gegenüber, und wurde bekanntlich vom Volke im Jahr 1831 inwendig geplündert und ausgeräumt, weil der Pfarrer es gewagt hatte, ein Todtenamt zu Ehren des Herzogs von Berry darin feiern zu lassen. Seitdem befand sich die Gegend ohne Pfarrkirche und mußte eine entferntere besuchen. Die Regierung wagte es nicht, sie wieder öffnen zu lassen. Nicht einmal die nöthige Reparatur am Aeußern wurde vorgenommen; man ließ lieber das dem Wind und Regen bloßgestellte Gebäude ohne Fenster, als daß man den Volkszorn wieder hätte reizen mögen, und manche Tageblätter drangen auf das Niederreißen des Gebäudes, wie man denn überhaupt mit dem Niederreißen sehr flink ist, und sich einbildet, eine Stadt sey schön, wenn sie ungeheure leere Pläze habe. Glücklicherweise ist seitdem ein Geist der Mäßigung und Erhaltung über die Pariser gekommen; auch hat der Geschmack für alterthümliche Baukunst zugenommen, und sogar die Architekten, welche sonst alles Alte niederreißen wollten, um griechische Tempel zu bauen, wurden weise und sprachen von der Ehrwürdigkeit gothischer Kirchen. Die Minister haben aber klüglich die Amnestie dazu benuzt, gleich hintendrein die Wiedereröffnung der Kirche St. Germain l'Auxerrois zu verordnen, obschon es nicht möglich war, Gottesdienst darin zu halten; denn sie lag voll von Schutt und Trümmern. Seitdem wird unaufhörlich an dem Ausbessern und Wiederherstellen des Innern und Aeußern gearbeitet, und unter dem Schuze der Amnestie hat die Kirche vom Volke nichts mehr zu fürchten. Indessen wird sie sicher nicht so lange mehr stehen, als sie bereits gestanden hat; denn erstens ist sie baufällig und kein Meisterstück gothischen Styls, und zweitens gefällt das Projekt, eine breite Straße vom Louvre bis zum Hôtel de ville anzulegen, und somit die Kirche als ein im Wege stehendes Gebäude bei Seite zu räumen, den Parisern zu sehr, als daß sie nicht beständig auf die Ausführung des Projekts bringen sollten, bis sich die Regierung endlich genöthigt sehen wird, dem allgemeinen Wunsche nachzugeben und die Kirche nebst Hunderten von Häusern niederzureißen, besonders wenn, wie zu hoffen steht, der lange Friede fortfährt, die Stadtkasse zu füllen, und die Pariser durch die Geseze gezwungen werden, starke Steuern zu zahlen, damit ihrer Verschönerungslust Genüge geleistet werden könne. Zwar werden wir durch die Ankündigung von einer Menge von Banquerotten im Handel erschreckt; allein ich weiß nicht, welcher Staatsökonom bewiesen hat, daß dies ein Zeichen einer blühenden Handelsepoche sey, weil man nur dann viele Fallissements sehe, wenn viel spekulirt und unternommen werde.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 47.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 13. Juni 1837.

Der Pariser Salon im Jahre 1837.

(Fortsetzung.)

In der langen Gallerie finden wir zunächst die „Schlacht bei Cassel, am 21. August 1328," von Henry Scheffer, dem Bruder des berühmten Malers gleiches Namens. Seither hatte sich das Talent des jüngeren Scheffer nicht sowohl kräftig und energisch, als zart und graziös in seinen Compositionen gezeigt, von denen die „Verhaftung der Charlotte Corday" die bekannteste ist; es stand zu besorgen, daß der Künstler in der Ausführung eines großen Schlachtgemäldes nicht glücklich seyn werde, allein er hat alle Klippen gewandt vermieden und so ein neues Talent offenbart. Seine Composition ist klar und wohlverstanden; die zahlreichen Personnagen, welche sich darauf bewegen, sind glücklich, ohne Verwirrung und Unordnung gruppirt, und man übersieht ganz leicht alle Theile des bis in seine geringsten Einzelheiten sorgfältig ausgearbeiteten Bildes. Leben, Bewegung und Handlung treten dem Beschauer überall entgegen; das ist ein schreckliches Handgemenge, wo wir edle, geharnischte Ritter auf geharnischten Pferden arme niederländische Bauern zu Fuß über den Haufen stoßen sehen, die weder Klingen von Toledo, noch Rüstungen von Mailand zu ihrer Verfügung haben. „Mit Gottes Gnaden und Willen," sagt Froissard, „vollbrachten alle diese Edelleute so rühmlich die Schlacht, daß auch nicht ein Einziger von jenen 16,000 Niederländern entwischte; solches geschah im Jahre der Erlösung 1328, am heiligen Bartholomäustage." — Hr. Schopin hat nicht, wie Hr. Scheffer, sein Talent geschmeidig zu machen gewußt, um sich in einem neuen Gegenstande mit Glück zu versuchen. Seine „Schlacht bei Hohenlinden, am 3. December 1800" ist eben so behandelt, wie seine „Märtyrer Ciliciens" und seine „Familie Cenci", nämlich in jener rosenfarbenen, etwas koketten und geschmückten Manier, welche dem Künstler eigen ist. Die Figur des commandirenden Generals Moreau ist gelungen; aber die übrigen Personen sind ohne Leben und Charakter, wie Theaterstatisten um den Hauptschauspieler herum gruppirt. — „Die Schlacht bei Güntersdorf, am 16. November 1805" von Féron ist schwach; das Kostüm und die Stellung des Haupthelden Murat ist nach Gros copirt; die übrigen Figuren sind ohne Ausdruck; das Colorit ist ohne alle Durchsichtigkeit, der Hintergrund ohne Tiefe. „Den Einzug Karls VIII. in Neapel" von demselben Maler, eine große, reiche Procession, wo man Gold, Silber, Hermelinmäntel, Scharlach, Kürasse und wehende Federbüsche in Masse glänzen sieht, haben wir bereits oben erwähnt. — Es sind jezt noch die Schlachtgemälde übrig, wo die handelnden Personen nicht in Lebensgröße, sondern in kleineren Verhältnissen, etwa wie in der „Schlacht bei Montmirail" von H. Vernet, ausgeführt sind. Unter diesen ist ohne Widerrede das beste „die Schlacht bei Wagram, am 6. Juli 1809" von Hippolyt Bellangé. Seine Leinwand kann etwa 15 — 20 Quadratschuh Umfang haben und seine Soldaten auf dem ersten Plan sind Figuren von 6 Zoll; darnach kann man sich einen Begriff von der unermeßlichen Ausdehnung dieser Composition machen. Hr. Bellangé hat nicht bloß das ganze Schlachtfeld bis zu den Ufern der Donau und bis vor die Thore Wiens in seinem Bilde vorgeführt, sondern auch das ganze 28ste Bulletin der französischen Armee in Handlung gesezt. Die Scene ist folgendermaßen disponirt: Links hinter einem verfallenen Gemäuer hält der Kaiser mit seinem Generalstab; die Figur Napoleons ist ein wenig steif und sein Pferd ist etwas zu unruhig; der Gruppe fehlt es übrigens nicht an Wahrheit, noch an Mannichfaltigkeit. Napoleon macht eine befehlende Bewegung mit der Hand und gibt nicht auf die zu seinen Füßen zusammengekauerten Verwundeten Acht, von denen einige sich aufrichten, um mit einem lezten Athemzuge Vive l'empereur! zu schreien, andere die Hände ausstrecken, um Trost oder Belohnung zu erbetteln. Weiter links sehen wir die Artillerie ihre Kanonen aufpflanzen; auf dem zweiten Plan stürzt sich die Cavallerie in gedrängten Eskadrons

in den Kampf, da wo er am hitzigsten ist; die Bewegung dieser Cavalleriecharge ist ganz vortrefflich ausgedrückt. Hier wird dem Herzog von Istrien sein Pferd unterm Leibe getödtet, dort nimmt der Marschall Davoust das Dorf Wagram im Sturm ein; kurz wir finden alle Einzelheiten der Schlacht wieder; das Bild ist ein vollständiges Panorama von Cavalleriechargen, Manövern und allen übrigen Zufällen einer Schlacht. Der Hintergrund ist gut perspectivisch behandelt, der allgemeine Ueberblick befriedigt sehr und man findet ein großes Vergnügen daran, die Einzelheiten zu analysiren. — Hr. Eugène Lamy hat „die Schlacht bei Wattignies unter Jourdans Oberbefehl, am 16. October 1793,“ in der Manier Bellangé's behandelt. Auf seiner Leinwand sieht man ebenfalls eine klare Darstellung der einzelnen Schlachtepisoden und sehr hübsche Gruppen. Seine Farbe ist kräftig und keck. „Die Einnahme von Mastricht, am 4. November 1794,“ von demselben Maler, zeichnet sich durch dieselben Eigenschaften wie die „Schlacht bei Wattignies“ aus.

In dem Compositionsgenre der Herren Bellangé und Lamy sind noch zu nennen: „die Schlacht bei Albeck, am 11. Oktober 1805“ von Beaume, deren Anordnung und Ausführung löblich; „die Einnahme von Breda, am 12. Februar 1793“ und „die Einnahme von Gertruydenberg, am 5. März 1793“ von Hippolyt Lecomte, angefüllt mit geistreichen Details und einigen vollendeten Gruppen, deren Farbe aber im Allgemeinen zu blendend und hell ist; „die Einnahme von Menin, am 24. Oktober 1793“ und „die Schlacht bei Wardt, am 22. December 1793“ von Victor Adam, zwei Bilder, wo das Arrangement und die Ausführung nicht minder glücklich ausgefallen ist als die Farbe; „die Uebergabe von Tortosa, am 2. Januar 1811“ von Charles Remond, unbedeutend; „die Schlacht bei Elchingen, am 15. Oktober 1805“ von Camille Roqueplan, deren Effect im Allgemeinen nicht abzusprechen ist, aber wo die Vernachlässigung der Form und die beispiellose Flüchtigkeit, womit Erde, Wasser, Himmel, Rauch, Pferde und Menschen nur gleichsam angedeutet sind, den Beschauer beleidigen; „die Einnahme von Ypern unter Pichegru, am 17. Juni 1794“ von Philippoteaux, und endlich „die Einnahme von Bommel, am 28. December 1794“ von Charles Mozin, zwei Gemälde, deren Wirkung im Allgemeinen schwach ist, weil die Farbe keine Kraft und kein Relief hat, welche aber mit aller möglichen Sorgfalt ausgearbeitet sind.

Wir könnten nun noch eine Menge kleiner Schlachtgemälde aufführen, wo man bald ein gut gemaltes Pferd sieht, das man beim Hufschmidt beschlagen läßt, bald einen umgestürzten Pulverwagen bemerkt, welcher die beste Wirkung hervorbringt; aber es will uns bedünken, daß ähnliche Details für unsere Leser höchst überflüssig und langweilig wären, und wir ziehen es daher vor, zum Beschluß „die Schlacht bei Tolbiac“ von Ary Scheffer zu besprechen. Diese Schlacht besteht fast aus einer einzigen Figur. Das ist ein Fehler und ein Unglück; aber diese Figur ist prächtig, vortrefflich. Der Frankenkönig Chlodwig sieht sein Heer weichen; in der Verzweiflung streckt er seine Arme gen Himmel und gelobt, den Gott der Christen anzuerkennen und an ihn zu glauben, wenn er ihm den Sieg über seine Feinde verleihen wolle. Die Bewegung Chlodwig's ist mit vieler Poesie ausgedrückt und der Kopf meisterhaft schön. Der Frankenkönig, sein Pferd, sein von einem Lanzenstoß durchbohrter Begleiter, Alles das bildet eine Gruppe voll wilder Energie und von großem Effect. Aus dieser Gruppe besteht, wie gesagt, das ganze Gemälde; die übrigen Figuren sind weniger vollendet und fast ganz vernachlässigt; es ist unmöglich zu erkennen, ob die Franken vorrücken oder sich zurückziehen; aber der Chlodwig verwischt diese Unvollkommenheiten; das Gemälde Scheffer's würde ganz vollkommen seyn, wenn es den Titel trüge: „Reiterportrait Chlodwigs in der Schlacht bei Tolbiacum im J. 496.“

VI.

Die Landschaften sind in gegenwärtiger Ausstellung sehr zahlreich. Unter den componirten Landschaften verdienen zunächst die der Herren Aligny und Bertin Erwähnung. Obschon ersterer einen mythologischen Gegenstand, nämlich „Prometheus an den Felsen des Caucasus geschmiedet,“ und lezterer ein biblisches Sujet, nämlich „Jesus am Oelberg,“ zur Darstellung gewählt hat, so tritt doch in ihren Compositionen sowohl in den Vorzügen, welche sie auszeichnen, als in den Mängeln, welche sie entstellen, eine große Analogie hervor. Das Werk des Aligny ist etwas prätentiös, wir geben es gerne zu; es ist aber in einem großartigen Style gedacht. Sein Titane Prometheus, ganz auf dem lezten Plane angebracht, ist eine kleine Figur, bei der keine Seele an jenen himmelstürmenden Riesen denken wird, obschon der Körper und die Füße von einem Felsen zu einem andern hinüberreichen. Es ist wahr, Poussin hat eben dies Verfahren angewandt, um dadurch den gigantischen Wuchs Polyphems anzudeuten; aber in dem Aligny'schen Gemälde drückt weder jene Lage des Prometheus, noch die verhältnißmäßige Kleinheit des Geiers, der ihm die Eingeweide zerfleischt, dieselbe Idee auf eine klare Weise aus. Da der Mensch für den Menschen der natürliche Maßstab und der gewöhnliche Vergleichungspunkt ist, so tragen nicht sowohl die umgebenden Gegenstände dazu bei, den Prometheus so sehr zu vergrößern, daß er uns wie ein Riese erscheint, sondern die umgebenden Gegenstände treten zurück und werden immer kleiner, je nachdem Prometheus als Mensch hervortritt. Einige andere Figuren, wie die Nymphen, denen die Schmerzen des

Prometheus Thränen auspressen, und eine „Tochter der Luft“, welche die Blätter eines Rosenloorbeers zurückbiegt, um die Ursache des Jammergeschrei's zu erfahren, womit der Titane die Luft erfüllt, sind zu weit von dem Hauptgegenstande des Bildes entfernt und keineswegs geeignet, um jenen Mangel zu verbessern, der den Effect der Landschaft beeinträchtigt. Die Natur dieses Bildes ist rauh, unwirthlich und in Aufruhr begriffen. Im Hintergrunde ein flammenspeiender Berg; im Vorgrunde ein brausender Gießbach, der zwischen Felsen hervorschießt; ein Bild des Wassers und Feuers, welche die Erde aushöhlen und aufwühlen. Einige Reflexe der untergehenden Sonne werfen über den ganzen ersten Plan einen unheimlichen Schatten und verbreiten über das Ganze einen matten ziegelrothen Farbenton. Der Maler glaubte ohne Zweifel, daß diese Freiheit des Vortrags und der Ausführungsweise für die Darstellung eines fabelhaften Gegenstandes am passendsten sey; aber diese Ansicht scheint uns irrthümlich und wir halten dafür, daß man in der Behandlung jedes übernatürlichen, mythologischen und biblischen Sujets die Materie durch die Form wieder gut machen und durch die unermüdlichste Sorgfalt in den zur Form gehörigen Details das verbessern muß, was die Materie an und für sich Unglaubliches hat.

In diesem Sinne ist der „Christus am Oelberg“ von Ed. Bertin gemalt. Obschon die Naturgegenstände durch ihre Anordnung dazu beitragen, den hier vorhandenen Ernst der Scene zu unterstützen und zu heben, so sind sie doch vollkommen wahr wiedergegeben. Der Himmel, das Terrain, die dicken Wipfel der Cypressen, die knieförmig gebogenen Wurzeln der Oelbäume, kurz Alles auf diesem Bilde trägt einen ernsten Charakter, wie er für jene Einöde paßt, wo die Leiden des Erlösers anfingen; jedes Einzelne ist mit demselben liebevollen Fleiß behandelt, wie das Ganze, welches wir nicht oft finden. Was man dem Bertin'schen Gemälde vorwerfen kann, ist ein bläulicher Farbenton, der dem Auge widerstrebt. Der Engel, welcher dem Heiland den Schmerzensbecher reicht, ist überaus gelungen; die Figur Jesu dagegen läßt viel zu wünschen übrig.

Aligny hat außer seinem „Prometheus“ noch zwei componirte Landschaften auf der Ausstellung, nämlich „wie Jesus seinen Jüngern erscheint“ und „die Unterredung Jesu mit der Samariterin“, und von Ed. Bertin haben wir noch die „Ansicht einer Einsiedelei in der Nähe von Viterbo.“ Diese Werke, weniger großartig aufgefaßt und leichter ausgeführt, als die, welche wir so eben besprochen haben, sind auch verhältnißmäßig vollkommen. Sie bieten übrigens keineswegs dieselben Vergleichungspunkte dar. Seiner Natur und Anlage nach hat das leztere eigentlich gar keine Perspective; die Gegenstände des Hintergrundes befinden sich fast auf dem ersten Plane; in den beiden lezteren dagegen breitet sich vor unsern Augen ein unermeßlicher Horizont aus. Im Ganzen genommen scheinen uns diese beiden Landschaften Aligny's den „Prometheus“ zu übertreffen; in beiden findet man einen reinen, edeln Styl, harmonische Linien, Licht, Luft, Perspective und eine natürliche, geschmackvolle Anordnung.

Die „Schäferscene“ von Marilhat, deren Gegenstand dem griechischen Roman von Daphnis und Chloe entlehnt ist, rechtfertigt den Ruf, welchen dieser junge Künstler sich mit seinem ersten Bilde gemacht hat. Diese „Hirtenscene“ ist eine wahre arkadische Landschaft. Der Himmel, welchen der Maler über diese herrliche Gegend ausgebreitet hat, erinnert an Claude Lorrain; und alles Uebrige auf dem Bilde, die Fernen, die Felsen, die Wiese, der Baumschlag, ist in demselben edeln Style behandelt; die Gruppe der Zuhörer des Schalmeyenbläsers Philotas ist glücklich angeordnet; die einzelnen Figuren hätten etwas ausführlicher gearbeitet werden können. Hr. Marilhat hat mit gleichem Erfolg bewiesen, daß er auch eine Landschaft nach der Natur zu copiren versteht. Seine „Ansicht des Grabmals von Abou-Mandour in der Gegend von Rosette“ erinnert lebhaft an die Ansicht des Grabmals von Abou-Nebjar bei Fouah“, welche derselbe Künstler vor zwei Jahren ausgestellt und der Lord Seymour angekauft hat. Wie dort, so zeigt uns der Künstler auch hier die schwarze, fette Erde Aegyptens, seine hohen, breitblättrigen Pflanzen, seine schlanken Palmen, deren Wipfel beinahe die weißen Minarets der Moscheen erreichen, und jene drückende Hitze der Tropenländer und jenen gänzlichen Mangel an kühlender, erquickender Luft, welcher die dünnsten Halme aufrecht stehen läßt und das Wasser wie Oel stillstehen macht.

Hr. Corot hat dies Jahr einen „heiligen Hieronymus“ gemalt, den man als den Pendant zu seiner im Salon von 1835 ausgestellten „Hagar in der Wüste“ betrachten kann. In beiden Gemälden sehen wir dieselbe Natur und dieselbe Ausführungsweise; ein durchschnittenes, unebenes, felsiges Terrain mit einigen wenigen magern Bäumen, die aus einem steinichten Erdreich hervorwachsen, und mitten darunter eine kleine Gruppe, so daß es dem Beschauer scheint, als sey der Rahmen des Bildes viel zu groß für die dargestellte Scene und als habe der Maler einige Mühe gehabt, seine Leinwand zu bedecken. Es läßt sich indeß nicht abstreiten, daß Hr. Corot mit gewissenhafter Geduld und vielem Fleiße arbeitet.

Hr. Brascassat ist ohne Frage der beste Thiermaler, den die Franzosen jezt aufzuweisen haben. Sein „Stierkampf“ ist ein prächtiges Bild, welches mit wunderbarer Treue die Wuth jener „Könige der Wiesen“ darstellt, wenn sie wegen einer jungen Färse an einander gerathen. Vielleicht hätte der Maler seinen Gegenstand

besser in kleinern Verhältnissen behandelt. Uebrigens ist die Landschaft, wo das Gefecht vor sich geht, ganz allerliebst und bringt eine um so angenehmere Wirkung hervor, da sich durchaus kein künstliches Haschen nach Effect darin offenbart. Brascassat liebt besonders umwölkten Himmel und ungleiches Terrain. Seine andern, kleinen Compositionen, welche er dies Jahr unter dem Titel: „Landschaften und Thierstücke“ noch ausgestellt hat, sind in minder großen Verhältnissen aufgefaßt und verdienen unbedingtes Lob.

Hr. Giroux zeigt uns eine „Ansicht aus den französischen Alpen,“ vom sogenannten „Weltende“ aus. Um die Scene zu beleben, hat der Maler zwei Jäger hinter einem Felsen versteckt, welche auf Gemsen lauern, die sich oben unter einem Wassersturze baden; diese Figuren sind jedoch nur dazu da, um das in dem Bilde vorwaltende Gemüthsleben zu unterstützen; sie bilden eine einfache und anspruchslose Staffage. Schon von weitem erkennt man in diesem Gemälde die dem Künstler eigenthümliche Manier; Hrn. Giroux's Pinsel leihet den Details seiner Bilder, besonders den Blättern und Gräsern, etwas Spitzes, Stachlichtes, wodurch die Leinwand das Ansehen erhält, als wären tausend kleine Lichtfünkchen darüber ausgegossen, so daß man kaum wagen würde, die Hand darauf zu legen, aus Furcht, man möge sich die Finger an glühenden Kohlen verbrennen. Die neue Composition Giroux's ist nicht frei von dieser Manier; im Uebrigen ist der Alpencharakter treu wiedergegeben; jene langen, schmalen Aussichten, welche die beschränkten Gebirgshorizonte darbieten, jene spielenden Streiflichter, jene raschen Abwechselungen von Licht und Schatten, jene wilde und üppig wuchernde Vegetation, jene brausenden Waldbäche, welche sich gegen die Felsen aufthürmen und sich einen unterirdischen Durchgang aushöhlen, kurz alle poetischen Elemente einer rauhen Gebirgsnatur, deren Reiz man nur begreift, wenn man sie genossen hat und deren Andenken sich dem fühlenden Beschauer ewig einprägt, finden wir auf dem Giroux'schen Bilde wieder, welches bei allen denen, die das wunderbare Schauspiel einer Alpengegend kennen, angenehme Eindrücke erwecken muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom April.

Kunstausstellungen.

Hannover. Die Kunstausstellung ist am 31. März geschlossen worden. Die Einnahme der beiden lezten Tage fiel den Armen zu. Die Kauflust hat nachgelassen. Es mögen an unsern kunstsinnigen Vicekönig und Privatpersonen einige dreißig Oelgemälde und eben so viele Zeichnungen und Aquarelle abgesezt worden seyn. Die Wahl des Schiedsgerichts fiel mehrentheils auf Genrebilder und kleine Sachen. Dem eigentlichen Zwecke der Kunstvereine, die Historienmalerei zu heben, kann mit den beschränkten hiesigen Mitteln weniger genügt werden. Die Actionnairs wollen Gewinn machen, und da von der Zufriedenheit jener das Bestehen der Kunstvereine selbst großentheils abhängt, so muß dem Verlangen durch den Ankauf zahlreicher Gegenstände genügt werden. Es wurden 42 Gemälde und 48 Zeichnungen, Radirungen rc. mit 4540 Rthlr. angekauft, so daß auf 1925 Actien 90 Gewinne kamen. Der erste Gewinn, das große biblisch-historische Bild von Oesterley, welches der Verein für 100 Louisd'or bei dem Künstler bestellte, ist einem Prediger in Lüneburg zugefallen.

Hamburg, 20. April. Heute wurde die sechste Ausstellung unseres Kunstvereins eröffnet. Das Verzeichniß enthält 6 Nummern von Leistungen in verschiedenen Kunstgattungen, 455 Nummern Originalgemälde, 15 Nummern Copien und 107 Nummern Miniatur-, Wasser-, Pastell- und Gouache-Farben-Gemälde.

Danzig, 1. April. Hier ist gegenwärtig die zweite Kunstausstellung, welche der hiesige Kunstverein veranstaltet hat, eröffnet. Bei dieser Gelegenheit erscheinen daselbst Kunstblätter (alle zwei Tage ½ Bogen in Octav), welche zur Förderung des Kunstsinnes zu wirken bestimmt sind. Der Katalog zählt weit über 600 Nummern.

Copenhagen, 6. April. Seit wenigen Tagen ist die hiesige Kunstausstellung eröffnet, nachdem die Königl. Akademie am 31. vorigen Monats ihre gewöhnliche jährliche Sizung unter dem Präsidium des Prinzen Christian gehalten und Preise unter die ausgezeichnetsten Schüler vertheilt hatte. Die Ausstellung, deren Katalog diesmal nur 270 Nummern enthält, unter denen sich 20 Handwerksarbeiten befinden, scheint weit hinter denen der vorigen Jahre zurückzustehen. Es finden sich allerdings mehrere sehr werthvolle Arbeiten; sie verschwinden aber unter der Masse des Mittelmäßigen, ja Schlechten. Hervorgehoben zu werden verdienen: Eckersberg's großes, für das Christiansburger Schloß bestimmtes Stück: König Frederik IV., welcher eine Abtheilung der neuen Landmiliz mustert; Raadsig's Bischof Rembert, wie er christliche Gefangene loskauft; Blunck's Familie, welche sich zum Carneval puzt; Baerentzen's Portrait Sr. Königl. Hoh. des Prinzen Christian; Holm's Gemsenjagd; Prömmel's Rhede von Neapel; Sonne's zwei treffliche römische Scenen; Mayer's Knabe, der von seinen Eltern ins Kloster geführt wird rc. Auch ausländische Künstler haben die Ausstellung mit mehreren ausgezeichneten Arbeiten geziert, unter andern Hottenroth mit einem trefflichen Familienstück; Agricola hat eine Ansicht von Neapel, und Horace Vernet das Portrait eines Arabers eingesendet. Unter den Bildhauerarbeiten zeichnet sich vorzüglich aus: Freund's großer Taufstein, Bissen's Büsten von Hotten, Oersted und Mynster, und von Christensen ist eine schöne Medaille in Veranlassung der Heimsendung von Thorwaldsen's Arbeiten da.

Akademien und Vereine.

London. In einer Zusammenkunft hiesiger Numismatiker wurde am 22. December v. J. eine numismatische Gesellschaft gestiftet. An der Spize des leitenden Comité steht Dr. Lee als Präsident; zu Sekretairen wurden die HH. J. Cullimore und J. Y. Akermann gewählt. Die Gesellschaft hält monatlich eine Sizung. Der Beitrag der Mitglieder beträgt eine Guinee jährlich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 141.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 14. Juni 1837.

> Il n'y a plus ni pères, ni mères, ni enfans; tous se connaissent à peine, comment s'aimeraient ils? Chacun ne songe plus qu'à soi. Mais que les mères daignent nourrir leurs enfans, les moeurs vont se réformer d'elles-mêmes. L'attrait de la vie domestique est le meilleur contre-poison des mauvaises moeurs.
>
> Rousseau.

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Wenn es in Frankreich nur selten — in Paris und in den höhern Ständen der Provinz kaum je — eine Familie gibt, so ist das Ammenwesen daran vor Allem Schuld. Wer die Familie für ein Unglück, für einen Hemmschuh der Fortschritte hält, mag darin ein Glück sehen, ich aber halte es für das höchste Unglück. Die Familie, wie sie sich in Deutschland gestaltet hat, ist unstreitig eine Pflegschule des Philisterthums; aber es ist nicht gerade eine Familie nothwendig, um Philister zu schaffen, wie uns die französische Bourgeoisie, der Milchbruder des deutschen Philisterthums, beweist. Die Aufhebung der Familienbande würde das Philisterthum nichts weniger als zerstören; dagegen würde ohne Familie jede Moralität, das Gefühl der eigenen Würde und die Achtung derselben in allen andern Menschen, jedes Rechtsgefühl sehr bald verschwinden; denn die Familie lehrt Recht und Unrecht ehren, fühlen, bevor man es in der Schule begreifen lernt, und gerade diese Ahnung, dieses Gefühl wird zum Gewissen, während der Begriff nur zur Ueberzeugung führt. Gegen jenes ist kein Sophismus im Stande anzukämpfen, während diese sich, je nachdem man Gründe sucht und findet, oder zu finden glaubt, anders gestaltet. Das ist eine der Hauptursachen alles Uebels in Frankreich, und Robert Makaire, den ich nun einmal für den sprechendsten Typus der heutigen höhern französischen Gesellschaft halte, hat sicher die Milch einer Säugamme getrunken und wurde in einer Pension erzogen, wo er keine Liebe zu seiner Mutter lernte, und so ganz ruhig seinen eigenen Sohn bestiehlt, und zwar von Rechtswegen und aus Ueberzeugung, nach dem altrömischen Grundsatze, daß der Sohn die Alimente zur Pflege seines alten Vaters hergeben müsse. Bei der Amme findet das Kind nur Leibesnahrung, wenn je diese, und wächst wild in die Welt hinein, ohne je von der Sonne der Mutterliebe beschienen zu werden. Und aus dieser trostlosen Lieblosigkeit tritt das Kind heraus, um an der Hand einer Bonne abermals in Zweifel zu bleiben, ob es diese mehr lieben, oder der Mutter eher gehorchen soll. Von der Bonne kommen dann die Kinder in die Pensionen und lernen hier das Laster kennen, das in solchen Pflanzschulen der Jugend wie das Unkraut wuchert, oder wie der Wurm den Baum benagt und ihm das Mark aussaugt. An die Stelle des Gehorsams, den die Zuneigung des Vaters und der Mutter ihnen abgewinnen, tritt das Gesetz der Schule, das sie nicht begreifen, an die Stelle der lebendigen Liebe der todte Buchstabe. In dem Lehrer endlich lernen sie nur einen Zuchtmeister sehen, den zu täuschen, zu hintergeben,

ihr erster Gedanke beim Aufstehen, ihr lezter beim Schlafengehen, ihr Morgengebet und ihre Abendandacht wird. So ausgebildet tritt der Jüngling, der junge Mann — um mit den Franzosen zu sprechen — endlich frei in die Gesellschaft ein. In jedem Geseße sieht er die Wiederholung des Schulunsinns, den er durch zehnjähriges Tragen einer für ihn durch nichts erklärten Fessel hassen gelernt hat; in jeder Obrigkeit erblickt er den Schulmeister, der ihn nach Laune züchtigt, und den zu hintergehen seine Lust, sein Studium war. Vielleicht brauchte man nur dies zu bedenken, um sich zu erklären, wie es den Franzosen so leicht wurde, alle Fesseln des Herkommens während ihrer Revolutionen zu sprengen, aber auch, wie es ihnen so schwer wird — unmöglich, bis dem Urübel abgeholfen — nach dem Umsturze Neues, Dauerndes aufzubauen.

In Frankreich gibt es Leute, die ahnen, wo der Grund des Uebels ist. Guizot scheint ihn mitunter mit dem Finger zu berühren; aber ich wette, auch er hat seine Kinder einer Säugamme übergeben, denn er sieht nur die Wunde, nicht aber die Quelle des Uebels, und deßwegen konnte er ein Gesetz vorschlagen, das den Eltern sogar von Rechtswegen die Kinder entreißen und sie der Zuchtruthe des Lehrers auf Gnade oder Ungnade übergeben sollte. Mein Freund Antoine, dem ich einige von diesen Bemerkungen mittheilte, sah das Alles sehr wohl ein, und ein kernhafter Fluch über die Nothwendigkeit, sein Kind einer Amme zu übergeben, war seine bejahende Antwort.

Wir traten bald wieder in die Stube oder Boutike ein — der Franzose ist in Bezug auf den Raum der begnügsamste Mensch, den es gibt — und fanden seine Frau ruhig im Bette. Wäre ich ein Maler, so könnte ich ein schönes Genrebild vom heutigen Abend in mein Portefeuille niederlegen: im vordern Theile der Boutike die aufgehäuften Möbeln, Bettstellen, Nachttischchen, Wiegen, Stühle und Tische aller Art, durch zwei große Schreine von dem Hintergrunde getrennt. Hinter einem dieser Schreine rechts das Wochenbett der Frau, und um sie herum ein halbes Dutzend Mütterchen, alte und junge Weiber, die nach und nach zum Besuche kamen und Glück wünschten, links mein Freund Antoine und ich am Kamin bei einem flackernden Feuer, auf dem ein Dreifuß einen Fleischkessel trägt. An der einen Seite das Gekicher, die Erzählungen, die Glückwünsche, der gute Rath der Weiber für die Wöchnerin, und auf der andern wir Beide im ernsten Gespräche über den Zustand der Arbeiterclasse in Havre, mitunter in die Politik übergreifend und zulezt wieder auf Gebräuche und Sitten in Havre zurückkommend; zwischen beiden Gruppen die Wartefrau hin und her gehend, bald der Wöchnerin und bald dem Fleisch auf dem Herde ihre Sorge und Pflege angedeihen lassend. Es wäre ein schönes Bild.

In Bezug auf Sitten und Gebräuche in Havre fragte ich meinen Freund, ob gerade bei der Geburt eines Kindes nichts Bemerkenswerthes vorkomme. Ueber die geweihten Kerzen, welche in der Kindbettstube angezündet werden, war er hinaus und dachte nicht an sie, wie wohl an Manches nicht, was ihm zu gewöhnlich scheinen mochte. Nur in Bezug auf das Lever der Wöchnerin erzählte er mir, ihr erster Ausgang sey in die Kirche, wie in Deutschland, wenigstens in katholischen Landen. Dort werde sie gesegnet und dabei zwei Brode eingeweiht, wovon das eine der Priester bekomme — der überdies noch Geld erhalte — und das zweite der Frau bleibe, die es zu Hause unter Freunde und Verwandte vertheile, was dann, wie recht und billig, zu einem Schmause Veranlassung gebe, da man selbst gesegnetes Brod nicht gut trocken und ohne Fleisch essen könne. — Am Tage, wo der junge Weltbürger getauft wird, findet abermals ein Schmauß statt, bei dem nur der Pathe, die Pathin und die allernächsten Verwandten, sodann alle kleinen Kinder von Freunden und Bekannten, so wie die der nächsten Nachbarn eingeladen und festlich mit Kuchen und Zuckerwerk bedient werden. Dieser Gebrauch ist sinnig genug, da man durch denselben den neuen Gespielen, Freund und Verwandten gleichsam in den Kreis seiner künftigen Genossen einführt. In Lothringen habe ich in einzelnen Dörfern den Gegenfüßler dieses Gebrauchs beobachtet. Wie hier zur Taufe, so werden in Lothringen alle Gespielen eines verstorbenen Kindes zur Todtenwache eingeladen und dabei mit Reisbrei bedient. Die Normannen scheinen das Leben von einer frohern Seite aufzufassen als die Lothringer.

Die Besuche der Wöchnerin hatten sich, während wir über dies und jenes plauderten, nach und nach entfernt, und ich wunderte mich, daß es beinahe eilf Uhr war, als ich zu Hause ankam.

Das Waidwerk.

(Fortsetzung.)

In wildreichen Gehegen ist diese Jagd sehr ergötzlich, wenn auf dem Felde vor den Treibern die Hasen schaarenweise schon von weitem sich sehen lassen, einzeln heran fliehen, und vor den Schüssen, welche die ersten empfangen, die übrigen zurückprallen, bis der Lärm der Treiber sie wieder vorwärts scheucht und sie so, von einer zu der andern Seite sinnverwirrt hin und her rennend, endlich einer nach dem andern entweder fallen, oder durchbrechend ihre Wolle retten, vielleicht nur, um im nächsten Trieb von dem Bleihagel ereilt zu werden; und am Saum des Gehölzes oder mitten darin, wenn Gezweig und Laub unter der Flucht des Rehs kracht und prasselt, der Ha[illegible]

mit unhörbaren Tritten naht, der Fuchs bedächtig einhertrabt, oft sich rettend durch seine schlaue Bedachtsamkeit, der schwere und doch sehr schnelle Flug des Fasans zwischen den Wipfeln der Bäume rauscht, über welche die Schnepfe rasch dahin streift, während von Ferne die Hunde auf den Fährten lauten, die Treiber an Bäume und Stauden schlagen und von allen Seiten die Gewehre knallen. Also mag eine auserlesene Gesellschaft edler Jäger sich recht wohl auf angemessene Weise beschäftigen und nach vollbrachtem lustigem Tagewerk sich den Freuden der Tafel hingeben.

Ebenso steht das Führen des Hühner- oder Vorstehhundes einem wackern Waidmann sehr gut an. Der Hühnerhund ist für die niedere Jagd das, was der Leithund für die hohe: der unzertrennliche Gefährte, der Stolz des Jägers. Die Racen der Hühnerhunde sind bei uns sehr verschieden, meist aus den buntesten Vermischungen hervorgegangen, und unsere Jäger pflegen auch minder nach dem Stammbaum zu fragen, als zu begehren, daß der Hund die erforderlichen Eigenschaften besitze und von angenehmem Aussehen sey, das auch gewöhnlich das untrügliche Kennzeichen seiner Fähigkeiten ist, wenn an dem anmuthig gebildeten Kopf ein schlaffer Behang, etwas tief angesezt, niederfällt, die Augen frisch, keck und treuherzig dreinschauen, und derbe, doch nicht plumpe Tatzen an zierlichen Läufen die breite Brust, den schmalen Leib stützen und in leichter Flucht tragen. — Die vorzüglichste Bestimmung des Hühnerhundes ist, das Geflügel des Feldes und Waldes im Lager aufzusuchen und, stillstehend, dasselbe seinem Herrn anzuzeigen, wo es dann heißt: „er steht,“ was dem Zeichnen des Leithundes in seiner Art entspricht; das Suchen lehrt ihn die Natur, das Stehen (auch „Markiren“) die Dressur, welche, indem sie bloß der natürlichen Anlage ein wenig nachhilft, hierin leichteres Spiel hat als in den andern Lehrgegenständen; denn der Hund muß lernen, dem aufgestoßenen Wild nicht nachzueilen, außer es sey ihm befohlen, und das erlegte oder angeschossene auf den Ruf „Apport!“ zu greifen und säuberlich herbeizutragen. Wie vor dem Geflügel, muß er auch vor Hasen stehen und diesen ebenfalls nicht ohne Befehl nacheilen, welch leztere Eigenschaft in der Jägersprache heißt: „der Hund ist hasenrein,“ wodurch er bei Treibjagen ein angenehmer und brauchbarer Begleiter wird. Der Hühnerhund ist „ferm,“ wenn er aufmerksam und fleißig sucht, nah oder weit, wie es just begehrt wird oder nothwendig scheint, ruhig steht, vollkommenen Appell hat (d. h. auf den ersten Ruf oder Pfiff sich augenblicklich zu seinem Herrn begibt und überhaupt in allen Dingen Folge leistet), gut, auch aus dem Wasser, apportirt und hasenrein ist, worunter nebenbei auch verstanden wird, daß er gar kein Wild verfolgt. — Jungen Hühnerhunden von ganz fermen Alten scheint nicht selten die Dressur großentheils schon angeboren zu seyn, und der Lehrer hat viel weniger Mühe mit ihnen als mit andern, deren Alte nicht zur Jagd gebraucht worden oder ungenügend abgerichtet waren.

Bei der Jagd mit dem Vorstehhund kann ein Schütz sich die meiste Fertigkeit erwerben; am leichtesten zu treffen sind die im Spätsommer und Herbst schwerfälligen Rebhühner, minder leicht im Aufstehen die Fasanen und Schnepfen, und, ihres geringen Umfangs wegen, die Wachteln, am schwersten aber die Becassinen, die in unregelmäßigem Zickzack fortstreichen. Der Schuß auf Rebhühner, Fasanen und Schnepfen ist übrigens viel schwieriger, wenn sie bei Treibjagen im Holz aufgestoßen werden, und da sie bei solchen Gelegenheiten gar zu oft mit dem Blei im Leibe noch eine Strecke fortflattern und in's Dickicht fallen, so ist auch hier der Hühnerhund von besonderem Nutzen, so wie fast unentbehrlich in der tiefen Dämmerung beim Erlegen der Schnepfen auf dem Strich im Frühjahr. — Ueberhaupt scheint der Hühnerhund seine eigentliche Bedeutsamkeit erst gewonnen zu haben, seit durch die eigene Richtung der Schützenkunst die niedere Jagd sich ausgebildet hat; denn so gut die frühern Jäger mit der Kugel zu schießen wußten, so fremd war ihnen die Fertigkeit, die Schrote dem fliegenden Vogel nachzusenden, den sie in Netzen und Schlingen zu fangen vorzogen, wobei der Hund oft entbehrlich, und wenigstens stets des Aufsuchens angeschossener Stücke und des Apportirens überhoben war. Vor hundert Jahren etwa gab es an manchen Höfen eigene Federschützen, die wegen ihrer Geschicklichkeit, im Flug zu treffen, hochgeachtet waren, während heutzutage mit unsern kürzern, leichtern und doch so sicher tragenden Doppelflinten auch ein Dilettant es bald bis zu einem gewissen Grade der Fertigkeit bringen mag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Die Heirath des Herzogs von Orleans und die Presse.

Der Unternehmungen und Spekulationen ist jezt kein Ende, und zulezt wird kein Bedürfniß mehr unbefriedigt bleiben, so wachsam sorgt die Spekulation für alles, was den Menschen angenehm oder nützlich seyn kann. Indessen hilft alles Spekuliren nicht viel, wenn widrige Umstände eintreten, welche der Mensch nicht abzuwehren vermag; wie z. B. der kalte und regnerische Frühling, welcher Mißwachs und Theurung befürchten läßt. Zwar ist ein Anschein von Frühling mit der mecklenburgischen Prinzessin gekommen (dies sey ohne Schmeichelei gesagt); allein es ist doch noch kein warmer, heiterer Frühling, sondern nur etwas, das

ungefähr so aussieht. In Paris aber müßte es sonderbar zugehen, wenn die Märkte nicht voll wären von frühen Gemüsen und Früchten. Die Gärtner wissen schon ohne den Frühling fertig zu werden und ihre Produkte zur gehörigen Zeit zu bringen, die Sonne mag nun darüber geschienen haben oder nicht. Natürlich lassen sie sich für ihre Mühe hinlänglich belohnen; was kümmert dies aber so manche reiche Familien, welche hier ihre ungeheuern Einkünfte verzehren, und sich kaum darnach erkundigen, ob das Jahr gut oder schlecht ist. Die Furcht vor einer Mißernte gibt indessen den legitimistischen Blättern, die ohnehin jezt Alles mit finsterer Miene ansehen, gute Gelegenheit, das allgemeine Elend den Zubereitungen zu den Festen entgegenzusezen, um dadurch die Fröhlichkeit des Pariser Volks herabzustimmen. Diese Blätter haben überhaupt jezt ein trübseliges Tagewerk; denn um in ihrer Rolle zu bleiben, müssen sie Alles herabsezen, was Andern Freude macht, und können nur die von ihnen recht schwarz ausgemalte Kehrseite hervorheben. Wie viel Ungünstiges haben sie nicht an der Heirath des königlichen Prinzen entdeckt! „Wenn noch die alten Bourbons herrschten,“ sagen sie, „so hätte der Sohn Ludwig Philipps eine glänzende Partie machen können; dann hätte er sogar auf die Hand der Tochter der Herzogin von Berry Anspruch gehabt; aber nun hat er an einem der kleinsten Höfe Deutschlands eine Frau suchen müssen, und bekommt mit derselben weder Land noch Geld.“ Auch die Prinzessin wird von den legitimistischen Journalisten nicht besser behandelt, obschon sie dieselbe noch nicht einmal gesehen haben. Sie lassen ihr nicht den geringsten Reiz, legen ihr ein linkisches Benehmen bei, sprechen von der mise tudesque und den grellen Farben ihrer Kleider bei ihrem Einzug in Frankreich, und spotten über ihre Bekanntschaft mit Cousins philosophischen Schriften. Aber ihr größter Fehler in den Augen der legitimistischen Partei ist ihre protestantische Religion; die Quotidienne sieht schon Schaaren protestantischer Prediger hinter ihr her in Frankreich triumphirend einziehen und alles Ansehen und alle Macht an sich reißen. Nach den Ultrablättern ist es eine arge Zeit, wo man eine protestantische Prinzessin auf die Stufen des französischen Thrones stellt. Würde man dergleichen je unter der vorigen Dynastie erlebt haben? Allein sicher konnte die französische Regierung den Protestanten in Frankreich, welche nach der Rückkehr der Bourbonen aus der Emigration so schrecklich beunruhigt wurden, keine bessere Bürgschaft der allgemeinen Toleranz und Religionsgleichheit geben, welche einen Hauptpunkt in der Verfassung Frankreichs bildet, als dadurch, daß sie eine protestantische Prinzessin für den künftigen Thronerben wählte. – Der derbe Fonfrède, welcher unter den vorigen doktrinären Ministern eigens von Bordeaux nach Paris gekommen war, um das Journal de Paris zu schreiben und den Ministern mit seinen gewagten Vorschlägen vorzueilen, ist seit der Einsezung der gemäßigten Ministerialregierung wieder nach Bordeaux zurückgekehrt, und das Journal de Paris, worin die Fonfrède'schen Aufsäze für unbefangene Beobachter kurzweilig zu lesen waren, ist wieder unbedeutend geworden, wie es zuvor war. Dagegen haben die ultraliberalen Blätter, besonders die kleinern, wie le Charivari, le Corsaire, täglich kleine Ausfälle und Sticheleien über die Heirath bei Hofe und die dadurch veranlaßten Feierlichkeiten. Wenn die legitimistischen Blätter weinerlich sind, so werden die Blätter der radikalen Partei satirisch. Man ist aber an diesen schneidenden Contrast gewöhnt, und die Damen, welche überhaupt neutraler sind als die Männer, haben in gegenwärtigem Augenblicke nichts Wichtigeres im Sinne, als das Streben, einem der großen Feste in Paris, besonders einem Ballfeste beizuwohnen. Die Modehändlerinnen und Puzmacherinnen sind in diesem Monate höchst wichtige Personen, und ihr Ansehen steigt schneller und höher als das Thermometer.

Dg.

Genf, Juni.

(Fortsezung.)

Der Tiger und die Zeichnerin.

Am folgenden Morgen, um die Zeit, wo Fräulein M. sonst kam, stand Hassan auf, leckte sich zuerst, ging wohlgemuth im Kreise herum, blieb bald stehen, legte sich dann in verschiedenen Stellungen nieder, erhob sich wieder, drehte und wendete sich, wie ein akademisches Modell, sprang dann wieder auf, sah ungeduldig nach der Thüre, und gab nichts darauf, wenn ihm seine Wärter schmeichelnd zuredeten. Sie kam aber nicht. Nun wurde Hassan mürrisch, heulte furchtbar, fletschte seine Wärter grimmig mit den Zähnen an, und bei dieser Stimmung des Thiers hielt es Advinent nicht für gerathen, Abends in seinen Käfig zu gehen und die gewöhnlichen Exerzitien mit ihm vorzunehmen. Hassan fraß sogar weniger als sonst, und ließ verächtlich einen schönen Knochen liegen. Am folgenden Morgen um neun Uhr wieder dieselbe Aufregung, dasselbe Hoffen und Harren, dieselbe fröhliche Beweglichkeit, so lange er denken konnte, sie werde kommen, deren freundliche Gestalt, deren Lächeln, deren wohltönendes Zureden einen tiefen Eindruck auf sein Tigerherz hervorgebracht hatten. Eine Stunde darauf war er aber so furchtbar wüthend und unbändig, daß Advinent bang um ihn wurde. Er ging also zu Fräulein M., erzählte ihr den Vorgang und bat sie um einen Besuch bei Hassan, um zu sehen, ob er dadurch nicht wieder ruhig werde. Welches Mädchen fühlte sich nicht durch solche Bitte geschmeichelt? Sie ging mit ihm, und kaum war sie in die Menagerie getreten, so wurde Hassan wie umgewandelt. Die Freude und das Entzücken des Thiers nach seinem frühern Toben war sehr merkwürdig; gleich legte er sich nieder, mit dem Kopf lauschend auf der Erde und die Augen unverwandt auf das Mädchen gerichtet; dann ging er zu all seinen frühern Lieblingsstellungen über und that Alles, um ihr freundliches Zureden zu verdienen und sie länger festzuhalten. Nach einer Viertelstunde verließ sie ihn aber wieder; er sah sie nicht ohne Bewegung fortgehen, blieb jedoch hernach ruhig. Seine Wuth erneuerte sich in der Folge immer, wenn Fräulein M. zwei Tage hintereinander ausblieb. So habe ich Hassan selbst einmal von unbändigem Heulen und Toben zu der Freundlichkeit eines Schooßkäzchens übergehen sehen, als Fräulein M. eintrat. Ich glaube mit Advinent, sie hätte ihn an einem Band durch die Straßen führen können. – Dicht neben Hassans Käfig waren andere Thiere, auf welche weibliche Schönheit und Anmuth keinen Eindruck machte. Rechts ein verbrießlicher Eisbär, dem in seinem Gewahrsam gar schlecht zu Muthe war, und der besonders von der Wärme unsers Clima's viel zu leiden schien, weßhalb man ihm dreimal des Tages fünfzig Eimer kaltes Wasser über Kopf und Rücken gießen mußte, und der immer die Bewegung machte, als wolle er unter die Eisschollen fahren; links der Repräsentant eines andern Pols, ein zierliches Zebra, das aber ganz still und bewegungslos stand.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 60. Mittwoch, 14. Juni 1837.

Römische Geschichte.

10) Geschichte der römischen Literatur, von Dr. Joh. Chr. Felix Bähr, großh. bad. ordentl. Professor und Oberbibliothekar an der Universität zu Heidelberg. Supplement-Band. Die christlich-römische Literatur. Erste Abtheilung. Die christlichen Dichter und Geschichtschreiber. Karlsruhe, 1836. VIII und 159 S. 8.

In der christlichen Poesie, wie sie sich in den ersten Jahrhunderten der allgemeineren Verbreitung des Christenthums entwickelte, lassen sich zwei verschiedene Richtungen unterscheiden, die zugleich den eigenthümlichen Charakter dieser Poesie und ihr Verhältniß zur älteren, heidnisch-römischen bestimmen. Es ist nämlich die christliche Poesie jener Zeiten einerseits eine darstellende und erzählende, eine didaktisch-paränetische und eine panegyrische, ganz in der Form und dem Geiste der späteren heidnisch-römischen, die eigentlich nur in diesen Zweigen überhaupt etwas zu leisten vermochte, nachgebildet daher auch in Sprache und Ausdrucksweise der früheren klassischen Zeit, denen auch die heidnischen Dichter der späteren Periode folgten, indem man, wie diese aus der Geschichte oder aus den Mythen der Vorzeit ihren Stoff entlehnten, eben so hier aus der biblischen Geschichte, so wie selbst aus spätern Traditionen den Stoff der Dichtung entnahm, und diesen in keiner andern Weise behandelte, als daß man, getreu an die historische Ueberlieferung sich haltend, diese ohne eigene Zuthat, meistens auch ohne weitere dichterische Ausschmückung, in einer poetischen Form, die den Mustern früherer heidnischer Zeit nachgebildet war, wiedergab.

Aber neben dieser Richtung, welche in der beschreibenden Poesie sich entfaltete, erscheint auch schon frühe eine andere und zwar freie Richtung der Poesie, hervorgerufen zunächst durch die aus dem Orient stammende und frühe schon in den christlichen Gemeinden eingeführte Sitte des Gesangs bei ihren öffentlichen Zusammenkünsten. Wenn es natürlich war, daß man dazu zunächst einzelne Psalmen oder Stücke aus den Propheten und andern Theilen der heiligen Schrift wählte, und diese in eine dem Zweck des Gesangs entsprechende Form gebundener Rede zu bringen suchte, so war doch damit auch zugleich eine natürliche Veranlassung, ein Anstoß gegeben, wo das gläubige Gemüth dem Drange seines Herzens folgen und seine Gefühle in begeisterten Liedern aussprechen, damit aber ein Gedicht eignen Ergusses schaffen konnte, das, unabhängig und frei, auch gleich in der Sprache des alten Heidenthums, doch in Anlage und Inhalt, in Behandlungs- und Darstellungsweise

einen von den Produktionen des Heidenthums ganz verschiedenen, der christlichen Welt eigenthümlichen Charakter zeigen mußte. Entbehrte doch die römische Welt schon längst aller wahren Lyrik, die ohnehin in Rom nie rechten Eingang hatte finden können, und selbst in der Blüthezeit als eine fremde, in Rom eingeführte Pflanze erscheint. Die echte römische Lyrik zeigt sich uns erst wieder in einigen ausgezeichneten christlichen Dichtungen. Wenn nun, besonders in den ersten Jahrhunderten, jene erstere Richtung der beschreibenden und darstellenden Poesie im Ganzen zahlreichere und dem Umfange nach größere Produktionen aufzuweisen hat als diese, im Kirchenlied sich hauptsächlich entfaltende Blüthe christlicher Lyrik, so ist dies zum Theil aus natürlichen Ursachen erklärlich, zum Theil lag dieses aber auch in den Verhältnissen der Zeit und der besondern Stellung des Christenthums, welches, indem es sich über alle Theile der römischen Welt ausbreitete, auch dieser Art der Mittheilung und Belehrung in der Form gebundener Rede noch nicht entbehren konnte. Mit der Ausbildung und Vervollkommnung des Kirchengesangs, insbesondere durch die Bemühungen eines Damasus, Ambrosius, Gregorius I. entwickelte sich bald auch das Kirchenlied, und mit ihm die christlich-kirchliche Lyrik in einer bestimmten freien und ziemlich gleichmäßigen Art und Weise, in der sie sich auch im Ganzen fast durch das ganze Mittelalter erhalten, und auch hier noch manche köstliche Frucht getrieben hat. Aber auch früher, namentlich in den ersten Zeiten ihrer Entwicklung, hat diese Poesie Ausgezeichnetes geliefert, was, wenn man auf die Gediegenheit des Inhalts, auf die Tiefe und Erhabenheit religiöser Gefühle sieht, mit den heidnischen Poesien der frühesten Zeit, denen sie allerdings in der mindern Reinheit der Sprache nachstehen mögen, vor denen sie aber durch größere Selbstständigkeit und poetischen Schwung sich auszeichnen, füglich zusammengestellt werden kann, zumal da das alte Rom, wie schon oben bemerkt worden, der lyrischen Poesie nie sehr günstig war, und in dem Hymnus oder dem religiösen Liede so gut wie nichts leistete, indem des Römers religiöse Ansicht, bald in trübem grobsinnlichen Aberglauben verfinstert, bald poetischen Zwecken dienend, sich nicht zu der innern Freiheit und dem Bewußtseyn erheben konnte, das der Poesie, zunächst dem Kirchenlied, allein Leben und Seele zu geben und sie für Hohes und Edles zu begeistern vermag. Je freier und selbstständiger diese christlich-römische Lyrik auftrat, um so mehr mußte sie auch von der ältern heidnischen, für einen bestimmten Stoff gegebenen Form sich entfernen, und deßhalb in der Sprache wie in dem Versbau einen schon mehr veränderten Charakter annehmen, der ihrem Geiste und Wesen entsprechender war; man mußte hier weit eher von den alten Vorbildern und Mustern abkommen, und damit in größere Freiheit oder vielmehr Nachlässigkeit, was die strenge Beobachtung der Gesetze der Prosodie und des Rhythmus betrifft, verfallen. Wir können der Umsicht, mit welcher der Verfasser diesen interessanten Theil seines Werkes behandelte, und seiner Genauigkeit nur Bewunderung zollen, und glauben, daß ihm jeder Gebildete Dank wissen wird, daß er diesem bisher zu wenig beachteten Theile der römischen Literatur seine ganze Aufmerksamkeit zugewendet hat. Wir wollen nur auf die Beschaffenheit der Geschichtschreibung in der christlich-römischen Welt noch einige Blicke werfen. Aus denselben Ursachen, welche eine christlich römische Poesie und Literatur überhaupt hervorgerufen haben, sehen wir auch eine Geschichtschreibung hervorgehen, die mit den übrigen Zweigen christlich römischer Literatur eine gemeinsame Wurzel und selbst in den verschiedenen Richtungen, in welche sie sich theilt, einen gemeinsamen Mittel- und Ausgangspunkt hat. Dieser Mittelpunkt ist die christliche Lehre, deren Ausbreitung und Vertheidigung auch auf diesem Wege eben so gut, wie durch poetische Darstellungen bewirkt werden sollte, sey es auch nur durch einfache historische Notizen oder chronologische Berechnungen, so daß also die Geschichte selbst in dieser einfachsten chronikartigen oder chronologischen Form einen apologetischen Charakter annimmt, den sie mit der Erreichung bestimmter christlicher Zwecke in Verbindung bringt. Wir sehen diese christlich-theologische Richtung schon bei dem Schriftsteller, den man als den lezten in der Reihe römischer Geschichtschreiber anzuführen pflegt, bei Orosius. Wie die Anhänger des Heidenthums in den Schrecknissen der Zeit und in den unerhörten Unglücksfällen, welche die meisten Provinzen des weströmischen Reichs durch die wiederholten verheerenden Einfälle barbarischer Völker betrafen, nur die Strafe des Abfalls von dem alten Götterdienst und den Zorn der beleidigten Götzen des Heidenthums erkennen wollten, so sollte durch diese Geschichte der Ungrund dieser Behauptung nachgewiesen, und zugleich dargethan werden, wie gegen alle diese Leiden, die von jeher in der Welt geherrscht, nur das Christenthum Trost und Hoffnung im geduldigen Ausharren und in ruhiger Unterwerfung unter den ewigen Rathschluß der göttlichen Vorsehung zu verleihen vermöge. Dieser Zweck, der so bestimmt in des Orosius kürzerer Weltgeschichte, so wie in des gleichzeitigen Augustinus größerem Werke de civitate Dei hervortritt, zeigt sich selbst in den chronikartig abgefaßten oder rein chronologischen Geschichtsbüchern der christlichen Zeit, die mit Eusebius oder vielmehr mit seinem lateinischen Bearbeiter Hieronymus vom Schlusse des vierten Jahrhunderts an beginnen, und bis ins achte Jahrhundert herab reichen.

Neben dieser chronikartigen und rein chronologischen

Behandlungsweise der Geschichte tritt aber auch fast zugleich mit demselben Hieronymus gegen Ende des vierten Jahrhunderts eine andere Richtung hervor, deren natürlicher Ursprung gleichfalls in der Ausbreitung der christlichen Lehre und in den Kämpfen, womit dieselbe begleitet war, zu suchen ist, die Biographie nämlich. Erst mit dem sechsten Jahrhundert treten uns einige Männer entgegen, deren Leistungen schon eher der Geschichte, als solcher, anzugehören scheinen, obwohl auch ihre Entstehung durch christlich-kirchliche Zwecke hervorgerufen war, mit welchen zugleich die Verhältnisse und die Lage der Völker, bei denen sie entstanden, in Betracht zu ziehen sind. Wir rechnen dahin zunächst die Werke eines Jornandes, Gregorius und Paul Winfrid. Sie waren die Geschichtschreiber von Völkern, die, meist roh und ungebildet, aber kräftig und stark, sich mitten unter gebildeten Nationen neue Wohnsitze und eine Herrschaft gegründet hatten, die für sie die natürliche Veranlassung ward, Bildung und Kultur der Besiegten und Unterjochten zugleich mit der christlichen Religion anzunehmen, wodurch in ihnen ein Bedürfniß entstand, die mündlichen Ueberlieferungen und Sagen der Vorzeit in Verbindung mit der Geschichte der eigenen ruhmwürdigen Thaten durch schriftliche Aufzeichnung dauernd zu erhalten und der Nachwelt zu überliefern. Auch diesen Theil des Werkes hat der gelehrte Verfasser mit aller Gründlichkeit und Unbefangenheit behandelt, so daß wir mit gespannter Erwartung der Fortsetzung und Vollendung des schönen Buches entgegen sehen. Die typographische Ausstattung verdient alles Lob.

d.

Reisen.

3) Reise-Plaudereien von Hofrath Dr. Georg von Reinbeck. Zwei Bändchen. Stuttgart, Brodhag, 1837.

„Reise-Plaudereien — nichts weiter: zunächst Erinnerungen genußreicher Zeiten und erlebter merkwürdiger Ereignisse zu eigenem Frommen. In solchen Erinnerungen liegt ein hoher Genuß, besonders für einen Greis, der sein Leben in ihnen noch einmal, und zwar in seinen belebtesten Momenten, durchlebt. Wer aber mag bloß für sich plaudern? Was einem Interessantes begegnet ist, mag man gern Andern erzählen. Sey dies eine Schwachheit; doch wird der geneigte Leser vielleicht dem gegenwärtigen Erzähler zugestehen, daß er bei einem reichen, bewegten Leben in den merkwürdigsten Momenten einer bedeutenden Vergangenheit wohl leicht in den Irrthum verfallen konnte, es werde sich Manches in seinen Plaudereien finden, was Unterhaltung gewähren könne, denn höher steigern Plaudereien, wenigstens diese, ihre Ansprüche nicht." Mit diesen Worten leitet der in seinen Jahren noch ungewöhnlich rüstige und muntre Verfasser, der sich noch in der jüngsten Zeit als Vorsteher des für Schillers Denkmal begründeten Vereins durch seine unermüdete und mit dem glücklichsten Erfolg gekrönte Thätigkeit besonders verdient gemacht, sein Werkchen ein.

Er schildert uns zuerst einen Ausflug nach Wien im Jahr 1811, verbreitet sich besonders über das damalige Wiener Theater und über die literarischen Illustrationen jener Zeit. Auch auf die Kunstfragen geht er ein und vertheidigt bei Gelegenheit die Kunstschulen und Kunstakademien gegen die Vorwürfe, die unlängst der berühmte Maler Koch dagegen erhoben hat. Er gibt zu, daß allerdings auf diesen Schulen die liebe Mittelmäßigkeit, statt sie von der Kunst auszuschließen, systematisch zur Kunst erzogen wird; daß jungen Leuten, die zu allem andern besser taugen, als zur Kunst, der Dünkel, Künstler seyn zu wollen, eingeimpft wird, — allein er glaubt, daß dies kein Unglück sey, wenn man nur die Forderungen der Kunst bis dahin herabstimme, wohin jene Mittelmäßigkeit des Talents reiche. Er glaubt, die Kunst dürfe nicht bloß einseitig ihren höchsten Idealen nachtrachten, sondern müsse sich auch zum gemeinen Leben herablassen, um dasselbe zu verschönern, und alsdann seyen gerade die Mittelmäßigkeiten, die nicht zu Raphaels und Michel Angelos taugen, sehr zweckmäßig für die ästhetischen Bequemlichkeiten, Ornamente, Mobiliar rc. anzuwenden, und gerade je mehr in unsern Tagen die materielle Tendenz überwiegen zu wollen scheine, um so mehr sey zu wünschen, daß ihrer Wildheit der Zügel der Grazie angelegt werde durch eine ins gemeine Leben selbst eindringende, nicht vornehm davon sich isolirende Kunst. Diese Ansicht ist eine ganz richtige und wird durch das Beispiel des Alterthums bestätigt, in welchem die Kunst keineswegs so vom Leben getrennt war, wie bei uns, sondern das Leben durchdrang. Allein wir fürchten, daß es die Absicht unsrer Akademien nicht ist, sich zur Ornamentirung herabzulassen, und daß auf der andern Seite bei den Künstlern, die dem Comfort dienen, also zunächst in Fabriken, auch keineswegs der höhere Zweck festgehalten wird, das Leben durch die Kunst zu verschönern, sondern daß man hier dem schlechtesten Geschmack fröhnt, um nur der Mode zu huldigen oder durch einen Reiz der Neuheit Käufer zu locken. Leider ist es unter uns noch nicht so weit gekommen, daß wir unser häusliches Leben, unsre Wohnungen, unsre Trachten einem Gesetz der Schönheit unterwürfen, wie es die Alten thaten und wie es selbst noch im Mittelalter geschah. Wenn also die Kunst sich zum Dienst des Lebens herabläßt, fällt sie in der Regel der Gemeinheit anheim, und daraus erklärt sich zur Genüge die Neigung

der bessern Künstler, sich in eine vornehme Absonderung von Leben, in ein ideales Gebiet zu retten.

In dem Ausflug nach dem Salzkammergut im Sommer 1834 ist von München, also wieder von der Kunst die Rede, dann aber desto mehr von der schönen Gebirgsnatur, deren Eindrücken sich der Verfasser mit heiterer Seele überließ.

Der Ausflug nach Weimar im Oktober 1806 ist in mehrfacher Beziehung interessant. Der Verfasser kam ins Gedränge der Schlacht von Jena und versezt uns lebhaft in jene Scenen der wirklichen Gefahr und der noch größern Angst, in jene Tage, die Deutschland nie hätte erleben sollen, weil in ihnen die öffentliche Schande culminirte. Weimar wurde damals geplündert. „Der General-Superintendent brachte von einem im Dickicht gefundenen preußischen Munitionswagen einige Dutzend Patronen nach Hause, die — als man sie untersuchte — zwar mit Pulver gefüllt waren, allein oben auf befand sich statt einer Kugel von Blei eine von weichem Thon mit Bleiruß polirt. Waren den armen Preußen solche Patronen ausgetheilt, so war es kein Wunder, wenn sie nichts ausrichten konnten. Herr Vogt trug mehrere zur Herzogin ins Schloß. — War das Verrath? oder Betrug? — Die französische Behörde hörte davon und requirirte den Wagen sogleich. — Jezt zog man auch Erkundigungen ein, wies den Bekannten und Freunden ergangen sey, und man hörte mit Ueberraschung die Kunde: Geheimerath Goethe habe sich mit seiner Hausverwalterin, Demoiselle Vulpius, kirchlich trauen lassen. — Die Dame war in jeder Hinsicht ausgezeichnet praktischer Natur. Sie hatte, überzeugt, daß der Geheimerath, wie sie ihn nannte, wo's aufs Handeln ankam, gänzlich rathlos sey, und daß sie für den Riß stehen müsse, sobald der Ausschlag zweifelhaft wurde und eigentlich für Freund oder Feind zu sorgen war, sich mit reichlichen Vorräthen versehen, und unten im Hause Tische mit Speise und Getränk aufstellen lassen, daß jeder Herzutretende gleich Befriedigung fände und der Geheimerath oben in seinen Zimmern nicht belästigt würde. Sie selbst war dabei geschäftig. Dies war für den ersten Anlauf sehr verständig berechnet, und bald erhielten die beiden Mitglieder der Ehrenlegion, Goethe und Wieland, Sauvegarden, und Marschall Augereau nahm bei Goethe Quartier. Der Marschall sah die Geschäftigkeit der Demoiselle Vulpius und ihre verständigen Anordnungen, Goethe stellte ihm seinen Sohn vor, — und es war sehr natürlich, daß er die unten geschäftige Hausfrau für Goethe's Gattin hielt und überrascht war zu hören, daß sie zwar die Mutter des einzigen Sohnes Goethe's, aber nicht seine Gattin sey. — Er überredete Goethe, sie als solche anzuerkennen und dazu diesen Augenblick zu benutzen, wo die Aufmerksamkeit des Publikums getheilt sey und nicht lästig fallen werde, und als es geschehn war, wars geschehn." — Der Verf. vergaß über diesen Anekdoten nicht das öffentliche Unglück, und mit wahrem Vergnügen haben wir die Klagen gelesen, in die er bei diesem Anlaß ausbricht. Deutschlands Zerstücklung, das Unwesen der kleinen Höfe, die falsche Kultur, die oben aufgeklebte Ueberbildung bei gänzlicher Roheit und Verwahrlosung der Massen, der Mangel jedes Nationalgefühls und großer Männer, die dem Sturm der Zeit gewachsen waren, das Alles wurde dem Verfasser, wie allen gebildeten Deutschen jener unheilvollen Zeit plötzlich klar, und man mag sich daraus die Umstimmung der Gemüther und die Erhebung von 1813 erklären. Damals schrieb der Verfasser: „Es ist um Deutschland geschehen! Oder vielmehr, es war schon längst damit vorbei, und was noch Deutsch schien, war der Staub, der noch die Form trug, wie der Menschenstaub im Sarge: die geringste Erschütterung, und alles zerfällt in Asche und Graus, wozu es bereits vermodert ist. Norddeutschland schien noch ein fester gesunder Korper, und er löset sich auf und verblutet gröstentheils an seinen eigenen Wunden. — Die Sachsen! — Armes Preußen! — Kam irgend ein Staat der Idee eines sich in sich selbst ausbildenden Vereins nahe, so warst Du es: und welch ein Bollwerk für deutsche Bildung stürzt mit Dir dahin! — Wie wird jezt die Deutschheit mit Füßen getreten werden! O Ihr deutschen Männer und Frauen, erhaltet sie in Eurem Busen, die heilige Würde des Deutschen! Aber wo findet man noch deutsche Männer und Frauen? Welch ein Menschenschlag bewohnt noch Deutschlands blühendste Fluren? Wo ist nur noch eine Spur von Gemeingeist? — Was erblickt der Beobachter? — Egoisten, wie es nur welche geben kann! Keine Menschenwürde! Keine Dankbarkeit! Eitelkeit und Dummheit; Liederlichkeit in den Wirthschaften; Zügellosigkeit unterm Volke; Jämmerlichkeit unter den Vornehmen. Viel Maulwerk und keine That. — In der Brust des Deutschen ist Deutschland aufgelööt."

Der vierte Ausflug ging in die rauhe Alp 1824, der fünfte ins Appenzellerland und in die Vorkantone der Schweiz, und hier herrscht wieder die gemüthliche Naturschilderung vor.

Uebrigens scheint der Verfasser zu der ältern ehrenwerthen Klasse von Schriftstellern zu gehören, die mehr wissen, als sie sagen (wogegen jezt gar viele Jüngere unendlich mehr sagen, als sie wissen). Er lebte in frühern Jahren lange in Petersburg, und könnte uns wohl manches Interessante aus der Periode des Kaisers Paul mittheilen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 142.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 15. Juni 1837.

Des Waldes Pracht, die Herrlichkeit der Flur,
Das stille Schaffen liebender Natur,
Die Liebe fühlt, die Liebe faßt es nur.

v. Feuchtersleben.

Schloss Hochdorf.

Eine Erzählung.

Der Abend hatte sich bereits gesenkt; ein noch junger Mann ging langsamen Schrittes durch eine Buchenwaldung des nördlichen Deutschlands, still die Wunder der Natur um sich her betrachtend. Der einsamste Fußpfad führte durch das Dickicht des Waldes, welches, von majestätischen Buchen, einzelnen Eichen, Tannen, Fichten und Gebüsch jeder Art gebildet, den Eindruck der allervollkommensten Abgeschiedenheit gab. Kein Blick in die Weite gewährte irgend eine Abwechslung; die Natur zeigte sich in ihrer einfachsten Herrlichkeit, jede Abstufung des frischesten Grüns entfaltend, vom hohen Baume bis auf das niedrige Moos am Boden. Säulenartig stiegen hier Bäume empor, die schönen Kronen erst hoch oben gegen den blauen Himmel auseinander breitend, indessen volle, bis an den Boden reichende Zweige den Stamm anderer fast verhüllten. Unzählige Kräuter sproßten zwischen dürren Blättern, einen von Blumen durchwirkten Teppich bildend; die Niederungen hauchten jenes eigenthümliche Aroma des Waldes aus und erfüllten die feuchtwarme Atmosphäre mit Balsamduft. So gering anscheinend die Mittel, so groß dennoch der Eindruck. Ein Wald, ein Fußpfad, nichts weiter, und dennoch so viel. — Der einsame Wanderer erreichte das Ufer eines Baches, welcher leise murmelnd vorüber floß; hier hielt er die Schritte an, warf sich auf den moosbedeckten Boden und beschaute sinnend die klare Fluth, welche nach der Hitze des Tags Kühlung auszuströmen schien. Den Rücken gegen einen Baumstamm gelehnt, saß er lange in Gedanken versenkt, die, wenn man nach dem Ausdrucke seiner Züge hätte schließen wollen, nicht alle erfreulicher Art seyn mochten. Wolken bedeckten die Stirne, Wehmuth zuckte um den Mund, leuchtete aus den bedeutungsvollen Augen. Endlich sprang er empor und gelangte, rasch weiter gehend, bald bis an des Waldes Grenze. Der Fußpfad schlängelte sich durch Saatfelder fort, deren herrliches, eben vollständig entfaltetes Grün einem großartigen Rasen glich, rings von Wald umkränzt, an dessen Rande einzelne malerisch gruppirte Tannen einen melancholischen, aber reizenden Abstand gegen die leuchtende Saat zu ihren Füßen bildeten. Der Pfad führte allmählig zu einer Höhe, von welcher man, rückwärts blickend, weit über die Gipfel der Bäume hinweg in entlegener Ferne Dörfer, Wiesen und am Saume des Horizonts das Meer erblickte. Flüchtig betrachtend, verweilte der Wanderer und setzte bald seinen Weg fort, der ihn aus dem Bereiche der Kultur einer unwirthbaren Heidegegend zuführte. In meilenweiter Ausdehnung lag eine Landstrecke dem Blicke vor, welche denselben vielleicht augenblicklich anziehen, aber nicht

angenehm fesseln konnte. Den Vorgrund bildete schwarze, braune, graue Heide in allen ihren Abstufungen, nur durch einzelne Birken belebt, die hier, in der vollkommensten Entwicklung malerischer Schönheit, gleichsam der aufgeregten Bewunderung bewußt, die schlanken Zweige entfalteten und senkten; hin und wieder kleine Gebüsche von Zwergeichen und am Boden die goldene Geniste in reichster Blüthenfülle, nicht duftend, aber glänzend, und über den Vorgrund hinweg allmählig wellenförmig sich erhebende Hügel, und dann Kirchen, Dörfer, Waldungen, Alles aus bläulichem Dufte wie geheimnißvoll hervortretend, und mehr verheißend als in Wirklichkeit bietend. Die Heide, welche hart am Rande der Saatfelder eine tiefe, jäh sich senkende Schlucht bildete, war von denselben durch ein Geländer aus Birkenstämmen getrennt, welches, roh und unzierlich zusammengefügt, doch als Verschönerung des Vorgrundes gelten konnte. Auf dasselbe lehnte sich der junge Mann; er hatte die herrlichsten Länder Europas mit Anerkennung gesehen, aber hier, beim Anblick der braunen, öden, bläulich verhüllten Heide füllte sich sein Auge mit Thränen. „Unvergeßlich!“ murmelte er leise, „ewig und immer unvergeßlich!“ Er bückte sich zu einem Büschel Geniste herab, und einen vollen Zweig derselben abbrechend, fügte er hinzu: „Dieselben Blüthen nicht mehr, aber noch dieselben Gefühle; ewig, ewig dieselben Gefühle!“

Sechs Jahre früher ritt derselbe junge Mann dieser Gegend auf einem andern Wege zu; damals zählte er kaum fünf-und-zwanzig Jahre und war von einem nur um zwei Jahre älteren Freunde begleitet. Beide ritten neben einander und unterhielten sich mit Erinnerungen und Plänen, Vergangenes und Gegenwärtiges fröhlich berührend und verflechtend. Je näher sie dem Ziele ihrer Reise kamen, um so größere Ungeduld zeigte der Aeltere, welcher endlich voran ritt, wodurch das Gespräch sich einsylbiger gestaltete. „Links, Glenorvan, nach der Höhe dort!“ Auf diesen Zuruf wandte der Angeredete sich halb im Sattel und entgegnete verwundert: „Links, der Höhe zu, in jene Einöde?“ — „Allerdings:

> Dort oben auf jenem Berge,
> Da steht ein weißes Haus,
> Da schauen am Abend und Morgen
> Zwei Mädchen nach uns aus.“

Jener lachte: „Wohl, das ist etwas, vorausgesezt daß sie schön sind, wie der eigentliche Text des Liedes verheißt. Wie kann man aber, jung und reizend, in eine Wüste sich vergraben?“ — „Lieber Freund, diese Einöde enthält Schätze, von denen Ihre Philosophie sich nichts träumen läßt. Aus Nacht und Dunkel treten die Sterne hervor, und selbst in den ödesten Steppen finden sich ab und an durch ihre Umgebung doppelt willkommene Blüthen. Es liegt in der Natur des Menschen, bei eigener Unvollkommenheit von außen her stets Vollendetes zu begehren. So denkt man ganz einfach, in schönen Gegenden müsse ein schöner Menschenschlag wohnen, wogegen rauhe, unwirthbare Landstrecken bescheidenere Ansprüche einzuflößen pflegen, und dort eben tritt uns zuweilen das Schöne überraschend, wenn gleich nicht unerwünscht entgegen. Sie, Glenorvan, haben sich vielleicht selten Betrachtungen hingegeben, welche gleichwohl ein sehr nachdenkliches Interesse erregen. Allem Anscheine nach möchte die Natur sich nicht allein für den Menschen, sondern auch für sich selber so unvergleichlich schmücken. Millionen Blüthen entfalten ihre schönen, glänzenden Kelche, ohne daß ein menschliches Auge sie je erblickt, sie blühen dem versengenden Strahle der Sonne, dem Abendthau, den funkelnden Sternen, dem Monde, dessen sanftes Licht ihre Färbung so zauberhaft hervorhebt. Tausend vielfarbige, zierliche Schmetterlinge, tausend bunt gefiederte, prachtvolle Vögel erreicht nie ein menschlicher Blick. Sind sie erschaffen, die Seligen zu erfreuen, welche auf diese Erde zurückblicken? Oder empfindet vielleicht auch der Vogel, das Insekt die eigene Schönheit und beglückt dadurch, was ihn umgibt und zu ihm gehört? In dieser Harmonie, dieser Ueberfülle der schöpferischen Allmacht liegt Anbetungswürdiges. Wie unermeßlich über irdisches Bestreben erhaben, welches nur zur Schau stellt, wo Bewunderung im Gebiete des Möglichen liegt! Wie leicht entdeckt man bei menschlichem Wirken da Vernachlässigung, wo das Auge der Beachtung nicht hinzudringen pflegt! Auf gewöhnlich unbesuchten Gartenpfaden sprossen Gräser empor, und die nicht der allgemeinen Besichtigung zugänglichen Räume der Häuser werden weniger zierlich, ja zum öfteren weniger reinlich gehalten. Wie groß dagegen die Natur! Wir betreten eine Einöde, und zögern, die Blumen zu vernichten, welche überall zu unsern Füßen emporsprossen; wir blicken umher und betrachten entzückt den herrlichen Baum, der seine Blüthen so sorglos entfaltet, als ob eine Welt sie bewundern werde, indessen vielleicht während seiner Dauer ein günstiger Zufall nur einmal ein menschliches Auge darauf lenkte.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Waidwerk.

(Fortsetzung.)

Da es nicht in unserem Plane liegen kann, einen Leitfaden für Jagdliebhaber auszuspinnen, so übergehen wir die verschiedenen einzelnen Zweige der niedern Jagd vom Erlegen des Rehes an bis zum Ueberlisten des Fuchses und dem Schießen der über den Spiegel schwirrenden Lerche, und schweigen von allen Kunststückchen, deren der schlaue Waidmann sich dabei bedient; nur eines, wa

unseres Wissens die eigenthümliche Erfindung eines unserer ersten Jäger ist, sey hier anzuführen vergönnt. Wenn er im freien Felde eine Schaar wilder Gänse antrifft, die bekanntlich sehr scheu und vorsichtig sind, so umreitet der Jäger, die Pistole in der Hand, sie in weitem Kreis, der immer enger und enger wird, wobei er sich jedoch hütet, sein Gesicht oder den Kopf des Pferdes ihnen zuzukehren; so werden die Vögel, welche überhaupt vor einem Roß keine Scheu hegen, mit der Erscheinung vertraut, haben der allmähligen Annäherung nicht Acht und lassen oft bis auf zwanzig Schritt den Schützen ankommen, der nicht eher seine Waffe zu erheben pflegt, als bis sie aufstehen, worauf dann die Kugel ihr Opfer ereilt.

Wie jezt der Federschütz unserer Tage das Gefieder aus der Luft holt, da **warf** sonst der Waidmann den adligen Vogel, den Falken, Sperber oder Habicht. Der Falke, als der vornehmste, hat dieser Jagd den Namen verliehen, so wie allem, was damit zusammenhängt. Die Falknerei ist eine uralte Kunst und war das prächtigste Waidwerk des Mittelalters, denn Ankauf, Wartung, Bedienung und Schmuck der edlen Vögel waren stets sehr kostspielig und ausgesucht und die feierlichen Jagden von großem Aufwand begleitet. Wir besitzen noch ausführliche Werke über Falknerei aus verschiedenen Zeiträumen, und zahlreiche Schilderungen, so daß wir im Stande wären, uns ganz gut darüber zu unterrichten und bald die allenfallsigen Lücken durch eigene Erfahrungen auszufüllen. — Wie der Kaiser sich den geräumigen Falkenhof erbaute, worin eine Schaar von Falkeniren die Stoßvögel hegte, wartete, zähmte und abrichtete, so suchte der ärmste Junker wenigstens einen Sperber zu besitzen, den er auf der behandschuhten Faust trage, und mehr als einmal gaben Domherren Aergerniß, indem sie mit ihren Vögeln in der Kirche erschienen.

Das Zähmen der Falken geschah durch Wiegen und Wachhalten, das drei Tage und Nächte hinter einander fortgesezt und etwa von Halbjahr zu Halbjahr wiederholt wurde, das Abrichten des gezähmten Vogels auf dem Felde draußen. Bei der Jagd waren die Jäger gewöhnlich zu Roß, hielten den (vermöge einer Kappe) **geblendeten** Falken an Riemen (Fesseln genannt) auf der Faust und nahmen ihm die Kappe erst ab, wenn sie ein Wild wahrnahmen, auf das sie ihn zu lassen gedachten; sobald sie nun bemerkten, daß der Falke die Beute sah, lösten sie die Fesseln und ließen ihn steigen, d. h. sie warfen ihn. — Nun strebte der Falk das Wild zu überfliegen, um von oben darauf zu stoßen, und dieses suchte hingegen alsobald ihm auszuweichen; hier galt es, daß die Jäger beide nicht aus den Augen ließen, oder, wenn der Falk zu hoch stieg, um noch gesehen zu werden, auf den Schall der Rollschellen an seinen Fängen horchten und schnell nacheilten.

Die anziehendste Jagd dieser Art war auf den Reiher, der in weiten Kreisen, höher und höher steigend, dem Verfolger auswich, bis dieser endlich die Höhe gewann und herabstieß, aber dann nicht immer des Sieges gewiß war; denn der Reiher legte den Kopf auf den Rücken, streckte den Schnabel in die Höhe, so daß sich oft der Falk darauf spießte, oder, wenn dies nicht erfolgte, sich doch ein heftiger Kampf entspann, wobei sie beide der Erde immer näher kamen, und mithin den Zuschauern, wenn diese flink und erfahren genug waren, sie im Auge zu behalten und ihnen zu folgen. Da galt es, wacker zu reiten, und auf solcher Jagd war es, wo die burgundische Maria, mitten unter ihrem prächtigen Hofstaat niederstürzend, den Fall that, der ihr das junge Leben kostete. Das heutige Geschlecht weiß von der Falknerei kaum etwas mehr als den Namen, und noch läßt sich der Waidmann erwarten, der bestimmt ist, die adelige Kunst wieder zu erwecken, welche einst nicht minder, denn Friedrich der Rothbart, auch der große und ritterliche Saladin übte und liebte, und die vom eisigen Island bis an Persiens fernste Grenzen bekannt war.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Der Elephant. Die Grenzsperre. Strafsystem.

Kaum war Advinent mit seiner Menagerie weg, so kam eine Elephantin, die ihr Führer für die berühmte Mamsell Dick ausgab, die vor einigen Jahren in Franconi's Cirkus zu Paris so viel Wunderdinge gethan und sogar in einem Drama handelnd mitgespielt hatte. Sie war es aber nicht, die „gewichtige Künstlerin,“ sondern eine andere, ganz gewöhnliche, ziemlich alte Person ihrer Art, die zwar einige der gewöhnlichen Fertigkeiten besaß, aber wahrscheinlich irgend einen geheimen Kummer hatte, so daß sie manchmal sichtlich übler Laune war. In solcher Stimmung, zudem in einem Augenblick, wo der Cornak nicht zugegen war, trat ein junger Mann nahe zu ihr, hob ihre dicken Lippen auf und versuchte ihr in den Mund zu sehen. Eine solche Vertraulichkeit muß der Mamsell zu stark geschienen haben, denn wie Brunehild Günther'n, so hob sie den Forscher auf, schlang den Rüssel um seinen Leib, drückte ihn zusammen und hob schon einen ihrer plumpen Füße auf, um ihn darunter zu thun und ihn dann auf Elephantenart zu bearbeiten. Auf den Schrei der Andern, denn dem jungen Mann war bereits die Stimme ausgegangen, eilte der Cornak herbei, und auf seinen Zuruf ließ sie den armen Menschen los, der bewußtlos nach Haus geführt wurde. Glücklicherweise hatte sie ihn an der Brust und den obern Rippen umschlungen und gedrückt; zwar war ihm gleich der Athem ausgegangen und das Blut aus Mund und Nase geströmt, aber bis zur gänzlichen Erstickung war es doch nicht gekommen, und nach vierzehn Tagen konnte er wieder ausgehen. Unsere

Polizei aber verbot den Zugang zu dem Elephanten, den der Cornak für halb wüthend erklärte und keinerlei Verantwortung seinetwegen übernehmen wollte. Er rieth selbst dazu, ihn zu tödten; da man aber schon vor mehreren Jahren einen Elephanten mit Kanonenkugeln im Festungsgraben getödtet hatte, der auch der Wuth nahe seyn sollte, worüber hernach bedeutende Zweifel erhoben wurden, so wollte man nicht gleich wieder zum Aeußersten schreiten, sondern es wurde beschlossen, das Thier für's Erste in einen Festungsgraben zu führen, es da einzuschließen und zu beobachten. Dies geschah. Als Alles für die Aufnahme der Mamsell von 125 Jahren bereit war — denn man hatte ihr gegen Regen, Wind und Wetter einen Bretterverschlag gemacht — sagte der ungalante Cornak zu ihr: viens! und gleich sezte sie sich in Bewegung und folgte ihm durch die Stadt in den Festungsgraben. Kaum war sie darin, so kamen ein Duzend Sappeurs herbei und stachen hinter ihr einen ziemlichen Graben aus, breit und tief genug, um ihr das Entkommen unmöglich zu machen. Im Anfang gefiel ihr das Arbeiten der Leute, und sie fand besonders an denen Behagen, die Montur trugen; sie sah ihnen mit ihren klugen Augen lange zu, nahm oft einen Rüssel voll von der frisch aufgeschaufelten Erde und warf sie ihnen auf den Pelz; besonders liebäugelte sie mit einem, der eine neue, stark mit Roth ausgeschlagene Polizeimüze hatte; später mochte ihr aber doch der Gedanke kommen, der Graben werde gezogen, um sie einzusperren; sie ward übler Laune, ging in ihren Verschlag und fing an die Bretter loszubrechen und die Pfähle auszureißen. Es war merkwürdig zu sehen, mit welcher Geschicklichkeit sie sich dabei benahm, und wie ihr mit den Riesenkräften ihres Rüssels und ihrer Beine Alles leicht von Statten ging. In einer halben Stunde lag die ganze Hütte zu Boden, und sie wendete sich, nach vergeblichen Versuchen, auf der entgegengesezten Seite zu entkommen, wieder zu den Sappeurs und ihrem Graben, der indessen viel breiter und tiefer geworden war. Es schien ihr nun die höchste Zeit, wieder nach Hause zu gehen, denn sie mochte das Ganze nur für einen Spaziergang halten; sie versuchte daher auf eine oder die andere Weise über den Graben zu kommen, und bei einem Versuch wich die lockere Erde unter ihren Füßen und sie rutschte hinein. Wir erschraken Alle darüber, denn wir wußten nicht recht, wie man ihr wieder heraushelfen sollte. Sie aber reckte den Rüssel aus dem Graben, arbeitete mit dessen Haken in die Erde, hielt sich da fest und rutschte dann auf den Knien hinauf wie ein kleiner Bube. Dies Alles ging mit großer Leichtigkeit von Statten. Seitdem lebt sie im Stadtgraben, und nimmt sich da besser aus als die Bären in Bern. Man hat ihr für die kühlen Nächte eine neue, stärkere Hütte gebaut, und sie ist gleichsam das Adoptivkind der Stadt geworden, die Zierde eines unserer schönsten Spaziergänge, der Tranchées, wo sie in ihrem geräumigen Graben nach Belieben herumgeht, sich mit Aepfeln, Orangen, Semmeln und kleinen Kuchen werfen läßt, und bei guter Laune gar komische Dinge vornimmt. So hatten ihr die Buben vor einigen Tagen einen alten Frauenzimmerhut hinuntergeworfen; lange amüsirte sie sich mit dem Ding, kehrte und warf es hin und her, und sezte es sich endlich auf den Kopf zwischen die zwei großen Höcker. Es ist selten bei uns, einen Elephanten so gut, von allen Seiten und in allen Stellungen zu sehen, da sie in ihren Verschlägen dem Zuschauer gewöhnlich zu nahe stehen und sich nicht frei bewegen können, ihrer Natur, Stimmung und Laune gemäß. Sie begreifen, was das für ein Fest ist für unsere liebe Jugend, ja in Genfs Schulannalen spielt der Elephant eine große Rolle; denn seit ihn die Buben und Mädchen täglich und stündlich unentgeldlich sehen können, wollen sie nicht mehr so lange bei ihren Lektionen sizen, wie sonst, und die Schulregenten hört man jezt immer von der guten vorelephantischen Zeit reden.

So fehlt es uns in Genf nie an lustiger Aufregung. Vor einigen Monaten war es der blocus hermétique des Hauses Thiers u. Comp., der allerdings bei unserer vielfachen Geschäfts-, Familien- und Gesellschaftsberührung mit Frankreich viel Unangenehmes hatte, aber auch eine Menge komischer Scenen herbeiführte. Viele gingen eigens nach Ferney, um sich von den dort aufgestellten Gendarmen zurückweisen zu lassen, und dies in der Folge Kindern und Kindeskindern erzählen zu können, die es kaum glauben werden. An einem Sonntag Morgen erscheint ein Mann, von Genf kommend, bei dem Gendarmenposten in Ferney. „Monsieur," heißt es da, „l'on ne passe pas." — „Mais il faut bien que je passe, l'on m'attend à l'église." — „Monsieur, je suis faché, mais vous ne passerez pas." — „Mais je dois prêcher à l'église protestante." — „L'on saura se passer de vous." — „C'est impossible car, je vous le repète, je dois y prêcher." — „C'est égal, vous ne passerez pas." Der junge Geistliche war eben im Begriff umzukehren, als ein protestantischer Einwohner von Ferney ihn sah und hinzutrat, um den Gendarmen aufzuklären. „Ah, Monsieur est le prédicateur?" sagte dieser; „que ne le disiez vous pas tout de suite? passez, s'il vous plait." Der gute Mann wußte nicht, daß prêcher und prédicateur Einerlei sey. Aehnliche krasse Unwissenheit findet man noch ziemlich häufig bei den Franzosen; dies vergißt man jedoch gern, wenn man den offenen Geist, die schnelle, klare Auffassung und den bestimmten Ausdruck beobachtet, der auch Unwissenden in unserer Gegend eigen ist, und der die Franzosen zum ersten Gesellschaftsvolk der Erde macht. — Aber nicht alle Blocusgeschichten waren so lustig. Wir sahen auch eine Mutter, die nach Paris eilte, um dort ihren todtkranken Sohn zu sehen und zu pflegen. Sie wurde an der Grenze zurückgewiesen, und alle Verwendungen der hiesigen Behörden für sie halfen nichts: sie mußte in Verzweiflung zurückbleiben und überdies die Nachricht erhalten, daß ihr Sohn gerade an dem Tag und in der Zeit voll Sehnsucht nach seiner Mutter starb, wo sie bei ihm in Paris angekommen wäre. — Während man so unmenschlich gegen uns verfuhr, war Gasparin, der Kabinetschef des französischen Ministers des Innern, hier, um unser Strafarbeitshaus kennen zu lernen und genaue Erkundigung über alle Verhältnisse und Erfahrungen desselben einzuziehen, weil die französische Regierung stark damit umgeht, das Straf- und Bußsystem, das einzig richtige, menschliche, statt des Bagnosystems in Frankreich einzuführen. Um in Allem klar zu sehen und das im Sinn und Zweck Analoge, aber im Einzelnen der Ausführung Verschiedene mit einander zu vergleichen, ging Gasparin auch nach Lausanne und beschäftigte sich da mit der Prüfung des Strafarbeitshauses, einer trefflichen Anstalt, von der das Morgenblatt schon vor einigen Jahren ausführlich gesprochen hat. Die Resultate beider Häuser für wahre Besserung der Sträflinge sind merkwürdig und erfreuend, immer aber würde ich das Genfer vorziehen, weil hier die durch das strengste Schweigen peinlicher werdende Lage der Sträflinge tiefer und dauernder in ihre Gemüther eingreift und Recidivfälle zu großen Seltenheiten macht, die in Lausanne ziemlich oft vorkommen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 48.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 15. Juni 1837.

Der Pariser Salon im Jahre 1837.

(Fortsetzung.)

Hr. Cabat hat zwei Landschaften ausgestellt, von denen eine „Ansicht aus dem Departement der Indre“ sich durch frappante Naturwahrheit auszeichnet; die Bäume und das Terrain sind wunderbar schön ausgefallen; der Effect eines Regenschauers ist vortrefflich wiedergegeben und in der ganzen Composition herrscht eine vollkommene Harmonie, welche man in den Bildern dieses Künstlers sonst nicht zu finden gewohnt ist. Von Lapite erhielten wir eine „Ansicht von Viviers, im Departement der Ardèche,“ welche mit einer großen Freiheit des Vortrags, ohne Manierirtheit und Nachahmung fremder Methoden gemalt ist. Der Weg längs des Ufers, das Rhonethal, Wasser und Himmel, Alles trägt das Gepräge vollkommener Naturwahrheit. Hr. Lapite hält eine richtige Mitte zwischen zwei entgegengesezten Extremen der französischen Landschaftsmalerei, zwischen allzu großer Nachlässigkeit und allzu kleinlicher Sorgfältigkeit. Da er einen richtigen Blick und ein tiefes Gefühl hat, so findet man bei ihm die ächte Naturwahrheit, wie sie in jeder copirten Landschaft vor allen Dingen erforderlich ist. Dasselbe Lob verdienen noch mehrere andere der neuern französischen Landschaftmaler, namentlich Gué, Thuillier, Rémond, J. Coignet und Robert.

Mercey entfernt sich ein wenig von der Manier der eben genannten Maler; seine Wahrheit ist keine reine Naturwahrheit mehr, sondern nähert sich schon der conventionellen Wahrheit; nichts desto weniger kann man seiner Behandlung Keckheit und Festigkeit nicht absprechen. In den Vorgründen seiner Landschaften bemerkt man einige Härte oder wenigstens ein affectirtes Streben, den Gegenständen darauf so viel Relief zu geben, daß sie in die Augen springen und man sie fast mit der Hand greifen zu können meint. Diesen Mangel abgerechnet, wofern das überhaupt ein Mangel ist, kann man dem Uebrigen nur Lob spenden. Seine verschiedenen Ansichten aus Tyrol zeichnen sich durch tiefe Horizonte, schöne Lichteffecte und glückliche Contraste zwischen den Tönen der Erde, des Himmels und des Baumschlags aus.

Watelet ist, wie Mercey, ein durch die Bravour und Keckheit seines Vortrags bekannter Landschaftmaler. In seiner „Ansicht der Tuchfabriken der Stadt Viennè, im Departement der Isère,“ vermissen wir einige seiner guten Eigenschaften; namentlich die Saftigkeit und Leichtigkeit des Pinsels. Hr. Just Veillot sucht durch glänzende Lichteffecte die Kraft des Vortrags zu erreichen; seine herrlich beleuchtete „Ansicht vom Schlosse Villebusières“ ist gewissermaßen nur skizzirt, unvollendet. Hr. Veillot scheint in gewisser Hinsicht den Poussin zum Muster zu nehmen. Ein gründliches Studium dieses Meisters wird ihm beweisen, daß Poussin, ohne die Idee des Ganzen in den Details aufgehen zu lassen, doch nie verschmähte, jedes Baumblatt sorgfältig zu vollenden. Denselben Rath könnte man Hrn. Godefroy Jadin ertheilen, welcher „das Wohnhaus jenes Malers in der römischen Campagna“ dargestellt hat. Hr. Jadin sucht den Haupteffect seiner Gemälde durch eine warme Farbengebung und eine wohlverstandene Anordnung der Massen hervorzubringen. In dieser doppelten Hinsicht besizt er unstreitig viel Talent; aber mit Recht kann man dagegen einwenden, daß die Natur nicht so beschaffen ist, wie er sie malt, und daß, wenn man die Natur wiedergeben will, man z. B. die Baumblätter anders andeuten muß als durch einen grünen oder gelblichen runden Klecks.

Theodor Gudin gab diesmal eine „Ansicht aus der Umgegend von Algier,“ worin der Luftton und die Lichteffecte vielleicht übertrieben waren. Die starken Gegensätze zwischen den Farbentönen des Himmels und der Erde, welche abwechselnd von Ockergelb in Berlinerblau übergehen, würde man selbst kaum dann gestatten können, wenn es sich darum handelte, irgend ein Ungewitter in den Tropenländern darzustellen. Die Wahrheit ist in dem Gudin'schen Bilde offenbar dem Effect geopfert und der wahre, vollkommene Künstler sucht den Effect durch

die Wahrheit hervorzubringen. Die Landschaften des Hrn. Gudin, „ein Sturm an der Meeresküste“ und „eine Aussicht aufs Meer“ sind in einer etwas schwülstigen, pathetischen Manier gemalt, welche allerdings der Masse gefällt, dem gebildeten Kenner aber wenig zusagt. Das Beispiel Gudins hat auf Hrn. Christian Brune nachtheilig eingewirkt; derselbe hat eine „Ansicht aus dem mittäglichen Frankreich“ ganz in dem System seines Meisters gemalt. Er treibt das Haschen nach Contrasten wo möglich noch weiter als Hr. Gudin; wenn dieser von Gelb zum Berlinerblau übergeht, so springt jener von Purpurroth auf Veilchenblau über. Diese Liebhaberei thut den Gemälden beider Künstler viel Schaden; denn Brune sowohl als Gudin beweisen gerade durch den Aufwand von forcirten Eigenschaften, daß sie auch ohne so große Anstrengungen und falsche Proceduren den gewünschten Effect erreichen könnten. Von Baccuet sah man eine Reihe ganz hübscher Darstellungen griechischer Gegenden ausgestellt, welche im Allgemeinen eine einfache und kräftige Wirkung hervorbringen. Der Pinsel dieses Malers ist breit und leicht; vielleicht geht ihm einige Feinheit ab, zumal in den Vorgründen, wo er die Gegenstände nicht bis ins Detail ausarbeitet.

Sehr mannichfaltig sind die Landschaften, welche das Innere von Städten darstellen. Das Bemerkenswertheste in diesem Fach sind: „die Ansicht von Dinan in der Bretagne“, von Dagnan, und „der Quai von Santa Lucia in Neapel“ von Justin Ouvrié. Hr. Dagnan hat seit seiner „Ansicht von Avignon“, welche er im J. 1835 ausstellte, große Fortschritte gemacht. Außer einigen zu gesuchten Lichteffecten im Hintergrunde des Gemäldes, wo der obere Theil der Stadt befindlich, haben wir weiter nichts zu tadeln gefunden; der Vordergrund ist ganz trefflich. Das klare, durchsichtige Wasser des Kanals, die mit einem kräftigen Pinsel gemalten Gegenstände, die am Ufer zerstreut herumliegen, der Hügel und die Straße zur Rechten in einem angenehmen Helldunkel, alles das bildet eine großartige, schöne Composition. Der Quai Santa Lucia in Neapel von Justin Ouvrié beweist gleichfalls einen Fortschritt; besonders ist die rechte Partie, wo man das Wasser und die Felsen im Hintergrunde sieht, gelungen zu nennen.

VII.

Es geschieht ohne Absicht, daß wir das Portrait nach den Genrebildern und Landschaften besprechen. Unseres Erachtens schließt sich das Portrait unmittelbar an die großen Historiengemälde an. Das Portrait vereinigt alle Schwierigkeiten und alle glänzenden Verdienste, welche die Malerkunst aufzuweisen hat; es fordert nicht nur eine allgemeine, sondern auch eine besondere, einzige, feststehende Wahrheit, welche weder einen Typus, noch ein conventionelles Verfahren, noch Manier zuläßt. Seinem Modelle gegenüber muß der Portraitmaler alle aus der Schule mitgebrachten Gewohnheiten und jede Vorliebe für einzelne Tinten und Effecte ablegen, um nichts weiter zu sehen, als eine individuelle Natur, welche zu verändern ihm nicht zusteht. Wie ein Schauspieler auf der Bühne, muß er ferner seine Idee und seinen Charakter, welche er in seine Compositionen übertragen kann, ganz außer Acht lassen, um einzig und allein die Ideen und den Charakter dessen im Auge zu behalten, den er copirt, damit er zugleich das physische und moralische Wesen darstellt, ihm eine doppelte Aehnlichkeit ausdrückt und ihm nicht bloß Leben, sondern sein persönliches Leben, sein Ich leiht. In diesem delicaten Theile eines guten Portraits, in der dazu erforderlichen wohlverstandenen Anordnung, offenbart sich eine wahrhafte Kunst zu componiren, was man nicht allgemein annimmt. Ein Individuum ruhig auf dem Stuhle sitzend darzustellen, seinem Blick die ihm natürliche Richtung zu geben, seine Arme ungezwungen herunterfallen zu lassen, ist oft mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Unter den älteren Meistern haben viele, welche sich im historischen Fach auszeichneten, es nicht gewagt, sich im Portrait zu versuchen, oder ihre Versuche sind unglücklich ausgefallen. Manche große Portraitmaler dagegen haben alle Arten von Sujets mit gleichem Glück behandelt; Zeugen dafür sind Tizian, Velasquez und Rembrandt. Van Dyk hat übrigens diesen Zweig der Kunst auf eine Stufe der Vollendung gehoben, daß die Portraitirkunst sich jeder andern keck zur Seite stellen darf.

In unserm berechnenden Jahrhundert, wo Alles, die Berühmtheit sowohl als die Zeit, discontirt und taxirt wird, begnügen sich leider die Maler nur selten mit der Carriere Van Dyks. Gewöhnlich richten sie es so ein, daß sie aus ihrem Handwerk zwei Theile machen, wovon der eine Ehre und Ruf, der andere Geld und Capital einbringt. Das lezte Loos ist namentlich dem Portrait zugefallen, welches dadurch gewissermaßen aufgehört hat, ein eigener Zweig der Malerkunst zu seyn, und so zu sagen ein Zweig der Industrie geworden ist. Dieser Umstand erklärt zugleich drei Dinge, welche sich nicht von selbst erklären; erstlich die große Anzahl von Malern, welche durch ihre Arbeiten mit Rabatt sich in den verschiedenen Klassen der Gesellschaft möglichst viele Kunden zu verschaffen suchen und ohne Talent von einem Stand leben, der für die meisten lediglich ein Handwerk ist; ferner die große Anzahl von garstigen Portraits, womit eine eben so wenig liberale als aufgeklärte Eitelkeit alle Häuser von Paris überschwemmt und nicht bloß die gewirkten Seidentapeten der reichsten Salons, sondern auch die schwarzen Wände der ärmlichsten Wohnungen behängt; endlich die große Anzahl von abscheulichen Portraits

welche regelmäßig jedes Jahr auf die Ausstellung kommen und den hinter ihnen verborgenen Van Dyks zuzurufen scheinen:

Tyran, descente du trône et fait place à ton maitre.

Diese Betrachtungen, welche wir schon bei einer der früheren Ausstellungen zu machen Gelegenheit hatten, scheinen jedes Jahr eine positivere Anwendung zu finden. Versuchen wir indeß, aus jener Menge die Werke auszuscheiden, welche wirklich in das Bereich der Malerei gehören und worin der Künstler ein wahrhaftes Talent offenbart hat. Unsere Kritik kann sich dabei jedoch nur auf die allgemeinen Eigenschaften der Ausführung beschränken; einige wenige Fälle ausgenommen, können wir das Hauptverdienst eines Portraits, die Aehnlichkeit, nicht würdigen.

Als das beste Portrait des Salons betrachtet man ziemlich allgemein das Portrait des Herrn Arago von Henry Scheffer. Dasselbe genügt allen Anforderungen körperlicher und geistiger Aehnlichkeit. Auf diesem Bilde sehen wir nicht bloß die sprechende Figur des Hrn. Arago, sondern auch die Figur des berühmten Sternkundigen. Auf jener reinen, etwas breiten, aber fein gebildeten Stirn, auf jenen festgeschlossenen, ernsten Lippen, in jenen schwarzen, spähenden Augen, in jener bestimmten, fast stolzen Haltung liest man die Gewohnheit des Nachdenkens und die unergründliche Thätigkeit eines Forschergeistes. Alles das sind wesentlich moralische, geistige Dinge, welche ohne Uebertreibung und ohne Anstrengung auszudrücken, keine Kleinigkeit für einen Maler ist. Henry Scheffer hat seine Aufgabe mit Glück gelöst. In dem Arago'schen Portrait, so wie in dem weiblichen Portrait desselben Künstlers, ist der technische, materielle Theil nicht minder glücklich behandelt. Einige blaue Töne in der Carnation abgerechnet, verdient die Ausführung unbedingtes Lob. Köpfe, Hände, Stoffe, Hintergründe, Alles ist aufs Feinste, Vollkommenste ausgearbeitet.

Court hat dies Jahr wiederum mehrere Portraits im Salon, welche seinem Pinsel Ehre machen. Dieser Maler besitzt alle erforderlichen Eigenschaften dieses Fachs: feste Zeichnung ohne Härte, weder zu blendendes, noch zu blasses Colorit und geschmackvolle Anordnung. Die Carnation ist wahr, die Beiwerke sind mit großer Sorgfalt behandelt, ohne daß jedoch die dargestellten Figuren darunter leiden. Die meiste Aufmerksamkeit erregte das Portrait des Generals Allard, jenes tapfern Abenteurers, der den Indianern von Lahore die Taktik und die Disciplin der Napoleonischen Armeen gelehrt hat. Champmartin scheint der Historienmalerei ganz entsagen zu wollen; denn seit seinem „Johannes in der Wüste" hat dieser Künstler nur Portraits ausgestellt. Das Talent Champmartins ist äußerst mannichfaltig und geschmeidig; in seinen Portraits zeigt er uns mit gleichem Erfolg die Gestalten jedes Alters; es gelingt ihm gleich gut, die angenommene Gravität eines mit Bändern und Ordenssternen behangenen Diplomaten und die schüchterne Naivetät eines jungen Mädchens wiederzugeben. Seine Manier ist dagegen sehr einförmig; er braucht seine Namensunterschrift unter keines seiner Werke zu setzen; denn man erkennt ihn schon von weitem. Er hat einen weichen, sanften, gerundeten Vortrag, dessen Farben lebhaft und dessen Umrisse wenig scharf sind, welcher in einer gewissen Entfernung das Fleisch des Gesichts und der Hände ganz gut wiedergibt, das in der Nähe aber faserig und zu dick aufgetragen scheint. Dieser Mangel tritt besonders in den Haaren hervor.

Das Portrait der Madame M. von Lehmann zeichnet sich durch eine breite, correcte Zeichnung aus; die Farben desselben lassen Vieles zu wünschen übrig; sie sind matt und durchschlagend, was offenbar ein wesentlicher Mangel ist, wenn es sich darum handelt, die frische Carnation der Damen zu malen. Amaury-Duval ist in denselben Fehler gefallen. Die Zeichnung in seinen Portraits, besonders der Arme und der über einander gekreuzten Hände, ist ganz vortrefflich, aber die Farbe ist nicht allein schwach, sondern auch durch und durch falsch. In den Augen ist auch keine Spur von Feuchtigkeit, in den rothen Lippen fließt kein Tropfen Blut und in den Conturen des Gesichts herrscht auch nicht die mindeste Rundung. L. Boulanger scheint sich, wie Court und Champmartin, aufs Portrait legen zu wollen; wir zweifeln indeß, ob es mit gleichem Erfolg geschehen werde. Boulanger ist ein junger Künstler, mit einer reichen Einbildungskraft und poetischen Anlagen ausgestattet; „der Lobgesang der Judith", welchen wir im Salon von 1835 sahen, war eine schöne symbolische Composition, einfach und grandios angeordnet und in einem reinen, strengen Style aufgefaßt, welcher an die alten Italiener erinnerte. Seinem ursprünglichen Talente nach scheint uns Boulanger einen größeren Beruf zur Behandlung poetischer und symbolischer Gegenstände, als zur Darstellung wirklicher, lebender Individuen zu haben. So hat er sehr mit Unrecht in seine Werke des diesjährigen Salons, welche vor allen Dingen Natürlichkeit und Wirklichkeit erforderten, viel zu viel romantische Phantasie gelegt. Die Menschen, welche er portraitirt hat, gleichen eher leidenschaftlich aufgeregten Theaterhelden, als gewöhnlichen Leuten im alltäglichen Verkehr. Zwei davon sind wahre Gespenster und könnten ganz füglich den Schatten Banquo's im Macbeth vorstellen. Das Portrait des fruchtbaren Romanschreibers Balzac, der in einer Franciscanerkutte abgebildet ist, macht sich durch seine Energie bemerklich. Die Farben sind lebhaft und stark aufgetragen und das Ganze bringt eine pittoreske Wirkung hervor. Ein weibliches Portrait von Winterhalter

ist mit derselben Feinheit und Eleganz gemalt, wie einige Figuren seines „Decameron“; die zwei oder drei Portraits, welche Hesse ausgestellt hat, sind in reinem Style gehalten und ermangeln nicht eines eigenthümlichen Lebens. Zwei weibliche Portraits von August von Chatillon, wo wir auf dem einen namentlich einen schönen weiblichen Nacken bewundern, zeichnen sich durch geistreiches Arrangement, correcte Zeichnung und kräftige Farbengebung aus. Vielleicht könnte man dem Künstler vorwerfen, daß er bei seinen beiden Modellen dieselben Mittel angewandt hat, um Effect hervorzubringen; beide tragen Blumen in ihren pechschwarzen, glänzenden Haaren, beide sind in Trauer gekleidet, der Hintergrund ist dunkelbraun und das Fleisch drückt sich reliefartig auf dieser düstern Umgebung ab, ganz wie wir es in den Gemälden Ribera's sehen. Das weibliche Portrait von Guignet verdient noch besonders hervorgehoben zu werden. Die Landschaft, worin die Dame sizt, ist vielleicht etwas schwerfällig, besonders im Vorgrund; die Figur selbst aber ist lobenswerth. Die Anordnung verräth Geschmack und Sorgfalt; die Haltung ist zwar ein wenig gesucht, der Kopf aber wunderbar schön in Form und Ausdruck. Hr. Dubufe ist noch immer der gesuchteste Portraitmaler; es gehört zur Mode, sich von ihm malen zu lassen. Er hat dies Jahr acht Portraits ausgestellt, worunter das der Gräfin Lehon, der Frau des belgischen Gesandten zu Paris, das bemerkenswertheste ist. Das Schönste daran ist die Anordnung der Toilette. Hr. Dubufe malt Sammet, Seide und Gaze ganz meisterhaft. Von der Darstellung der Person indeß kann man nicht dasselbe sagen. Der rosenfarbene Ton der Wangen gleicht eher einer künstlichen Farbe, welche man durch feine Schminke hervorbringt, als der frischen Carnation eines jugendlichen Bluts; die Taille ist dermaßen geschnürt und zusammengepreßt, daß es der Dame unmöglich seyn würde, Athem zu holen; die Hände und Füße endlich sind accurat so, wie die Hände und Füße der Damen, welche in den Pariser Modejournalen figuriren. Ein französischer Schriftsteller sagt: „Der Geist, den man gern haben möchte, verdirbt den, welchen man wirklich hat.“ Mit der Schönheit verhält es sich eben so wie mit dem Geist, und wenn der Maler in seiner Galanterie so weit geht, daß er den Gesetzen der Natur Hohn spricht, welche dem Körper des Menschen gewisse Verhältnisse festgesezt hat, so versündigt er sich gegen seine Kunst; um zu schmeicheln, wird er zum Verräther, um zu gefallen, erregt er das Mißfallen, und indem er die Schönheit über alle Schranken treiben will und die Bedingungen der menschlichen Natur mit Füßen tritt, schafft er zulezt nur Ungeheuer. — Hr. Lepaulle gehört ebenfalls der Dubufe'schen Schule an, welche vor allem expeditive Mittel der Ausführung liebt. Lepaulle hat in diesem Salon nicht weniger als vierzehn Gemälde, darunter sind eilf Portraits, wovon eins den Künstler selbst darstellt. Hervorstechende Eigenschaften haben wir in keinem bemerkt. Wir erwähnen jezt noch einige ähnliche Portraits von Paulin-Guérin, Steuben, Monvoisin, Bouchot, Joux, Rouillard, Charpentier, Léon Viardot, Belloc, Krummholz, Baille, Cornu, Vigand, Amadée Faure, Bazin, Demoussy, Dulong, Brocas, Jules Laure, Amiel und der Madame Brune, Madame Céleste Pensatti, Mademoiselle de Varennes, Mademoiselle Gautier, Belloc, Lafon, Elisa Fremaux u. s. w.

Von den Studienfiguren führen wir endlich noch an das Portrait des Herzogs von Orleans, Regent von Frankreich während der Krankheit Karls VI., und das Portrait Johanns ohne Furcht, Herzogs von Burgund, von Steuben, wo namentlich die Kostüme aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit großem Fleiße und historischer Genauigkeit behandelt sind. Ein junges Mädchen, mit einem alten vergoldeten Gebetbuch in einer schönen Landschaft sitzend, ist eine allerliebste Studienfigur von Amiel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom April.

Kunstausstellungen.

Rom, 6. März. Die Februarausstellung des hiesigen Kunstvereins enthielt Werke von mehreren Künstlern, die bisher immer Gegner desselben gewesen waren. Catel lieferte ein großes Bild, die Umgegend von Lucca darstellend; Lindau, aus Dresden, zechende Jäger vor einem Wirthshause in der Campagna, durch sich beißende Hunde gestört; Reinhart zwei Landschaften; Karl Morgenstern, aus Frankfurt a. M., ebenfalls zwei Landschaften; de Francesco, aus Neapel, mehrere anziehende Landschaften aus seinem Vaterlande; der Engländer Dessoulavy Rom vom Monte Mario aus gesehen, mit der Villa Madama zur Rechten; A. Marinoni, dieselbe Ansicht in andrer Beleuchtung, dann den Wasserfall des Velino bei Terni, ein Seestück, und eine Ansicht des Anio bei Subiaco; Monti das Kloster Grotta Ferrata; Denew Pferdebilder; Voogd, aus Holland, Kühe, die vor einem Gewitter von der Weide fliehen, und Pferde und Kühe in Ruhe bei Torre di Schiavi; Cavalleri, aus Turin, ein Familiengemälde mit lebensgroßen Figuren; Lebedeff, russischer Pensionär, zwei Ansichten aus dem Albanergebirge; Bianelli, aus Neapel, zehn Specialzeichnungen, Ansichten von dem alten Rom; Porcelli, vier treffliche Genrebilder; Bianchini, „Petrarca sieht in der Kirche der heiligen Clara zu Avignon zum erstenmal seine Laura“; F. Natorp, aus Preußen, die Ermordung der Kinder Eduard's IV.; Prestel, aus Frankfurt a. M., vier kleine Bilder mit Pferden, Hirschen und Rehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 143.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 16. Juni 1837.

— Divitibus contingunt gaudia solis?
Horat.

Das Waidwerk.

(Beschluß.)

Wo das Werk des Jagens und Erlegens aufhört, beginnt das Fangen in Netzen und Schlingen, das oft sehr einträglich und nützlich, aber nur auf eine Weise edel ist, seit Kaiser Heinrich der Finkler aus den Händen der abgeordneten Reichsfürsten die Krone auf dem Vogelherde im Wald nahm. Fast scheint es, als habe diesmal die Poesie allein die Beschäftigung geadelt, denn sie verleiht dem Aufenthalt in der einsamen, traulichen, von grünen Reisern versteckten Hütte den hauptsächlichsten Reiz. Draußen rauschen die Wipfel der grünen Bäume, pfeifen, schmettern und singen die Lockvögel in verborgenen Käfigen oder mit gestuzten Flügeln, drinnen in dem engen, aber zierlich geschmückten Kämmerlein, das etwa acht Schuh lang und breit ist, lauert hinter dem grünen Flor des Schiebfensters der Vogelsteller, bis ein Flug auf den Herd fällt, gelockt von dem Lied der gezähmten Sänger und von der gestreuten Atzung; nun zieht der Lauscher die Schnur und das Schlagnetz klappt in die Höhe. — Die poetischen Zauber solchen Aufenthalts bilden den ebenbürtigen Gegensatz zu den andern mehr ritterlichen Arten des Waidwerks, sey es, daß im Kämmerlein eine Gesellschaft sich dränge, sey es, daß der Vogelsteller wachen Träumen sich hingebe, daß ein Ulrich von Lichtenstein hier Minnelieder sinne, oder daß verschwiegene Liebe von der Welt sich sondere.

Der Fischfang mit der Angel hat einige Analogie mit dem Vogelstellen, scheint aber dennoch die allerlezte Abstufung des Waidwerks und eines edlen Jägers kaum würdig zu seyn. Da jedoch das Angeln eine aus England zu uns verirrte Mode ist, und der brittischen Abkunft wegen für vornehm gilt, so glaubten wir es nicht gänzlich mit Stillschweigen übergehen zu dürfen. — Der berühmteste Angler der früheren Zeit war Isaak Walton, dessen Haus noch zu London gezeigt wird. Er war seines Gewerbes ein Kaufmann und hinterließ ein schätzbares Werk über das Angeln, das für einen gemüthlichen Bürger von stillen, nüchternen Gewohnheiten allerdings eine geziemende Erholung abgibt, welche nicht leicht im Stande ist, seine Stellung zu gefährden; denn obschon es im Sprichwort heißt: „Fische fangen und Vögel stellen, verdirbt gar manchen jungen Gesellen,“ so ist dieses dahin zu verstehen, daß diese Beschäftigungen oft der Jugend Anlaß und Vorwand zum Müssiggang geben, aber nicht an und für sich unzulässig sind.

Somit glauben wir, die Abhandlung vom Waidwerk schließen zu können, das wir in seinem ganzen Umfang betrachtet haben, insofern nämlich unser Zweck es zu

erheischen schien; und es mag hier der Platz seyn, zum Schluß noch einen Blick auf diejenigen zu werfen, welche mit Unrecht dem angeborenen Jagdtriebe sich hingeben, der nicht minder im Bauern lebt als im Fürsten und Edelmann, nur mit der verschiedenen Wirkung, daß er diese ehrt und schmückt, jene in's Verderben lockt.

Das Verhältniß der heutigen Wildschützen ist gewiß ganz anders aufzufassen, als es diejenigen thun, welche von ihren Schreibstuben aus das Erlegen des Wildes als ein allgemeines Menschenrecht vertheidigen, das unverjährbar sey gegen das historische Recht, wobei sie nicht bedenken, welch gefährliches Geschenk durch die Zurückgewinnung dieses sogenannten Menschenrechts sie dem Landmann machen wollen, dessen Wohlseyn sie, die Weltbeglücker, doch vor allen Dingen im Auge behalten sollten, statt ihm das schimmernde Nessuskleid über die Schultern zu werfen. — Wenn schon, leider nur allzuoft, der jagdberechtigte Bürger sich hinreißen läßt, sein Gewerb zu vernachlässigen, wie viel mehr der Wildschütz, dem Haus und Hof gleichgültig werden, den dabei die geringe Gefahr, der er sich aussezt, frech macht, und der Gewinn, den er zu Zeiten erringt, zu Verschwendung und Uebermaß reizt; denn seit die Leidenschaft ihn seinem Herd entfremdete, sind der Wald und das Wirthshaus ihm zur Heimath geworden, das Zechen seine Lust, das Spiel sein Lebenszweck. So bringt er in der Ausübung seines unveräußerlichen Menschenrechts sich mit Weib und Kind an den Bettelstab, und es ist kein Wunder, wenn er, den sein wüstes Leben unbändig macht, in der Verzweiflung den Kopf verwirkt, wenn auch nicht verliert. Die Nachsicht des Gesetzes aber trägt nicht wenig dazu bei, die niedere Classe zu Wildfrevlern zu erziehen, und wenn wir größere Strenge empfehlen, so geschieht dies weniger in der Meinung, ein aristokratisches Vorrecht zu vertheidigen, obwohl Mancher dies für unsere eigentliche Absicht zu erklären nicht ermangeln wird, als vielmehr im Interesse der ganzen bürgerlichen Gesellschaft, darinnen jeglicher in seiner Bahn bleiben soll, ohne gewaltsam abzuweichen.

Wir hoffen hiemit für Leser, die uns nicht etwa mit Gewalt mißverstehen wollen, unsere Darstellung zwar nicht völlig entwickelt, aber doch in ihren Hauptbeziehungen zur Anschauung gebracht zu haben, und werden uns glücklich schätzen, wenn es uns gelang, auch nur einem von denen, welche wir meinen, zum Herzen gesprochen zu haben.

Schloss Hochdorf.

(Fortsetzung.)

Glenorvan drehte den Kopf zu seinem Freunde zurück. „Vortrefflich, Alles, was Sie sagen, obwohl es von der wünschenswerthen Hauptsache gänzlich ableitet. Brechen Sie endlich Ihr geheimnißvolles Schweigen, erzählen Sie mir von den Schätzen dieser Wüste. Blüht hier die Blume, welche nur der Mondstrahl küßt, der Abendhauch erfrischt? Sind wir die ersten glücklichen Sterblichen, welche in diese Abgeschiedenheit eindringen?“ Der Befragte bekämpfte mühsam ein Lächeln und entgegnete achselzuckend: „Wenn ich Ihnen nicht so von Herzen gut wäre, wenn ich nicht auch zu Ihren Schwächen mich unbegreiflicherweise hingezogen fühlte, so würde Ihr Abspringen von jeder ernsten Betrachtung mich längst zurückgestoßen haben. Immer und immer sind es Frauen, auf welche Sie Ihr einziges Augenmerk richten.“

Glenorvan lachte: „Nicht so sehr, als Sie denken, lieber Freund; wäre es aber auch, so müßten Sie, als Naturfreund, das begreiflich finden. Sie entlehnen Ihre Gleichnisse von den Blüthen der Einöde, für mich dagegen sind reizende Frauen die lieblichsten Kinder der Wüste. Uebrigens muß ich doch bemerken, daß ich immer, seltene Ausnahmen abgerechnet, den Umgang interessanter Männer jeder Unterhaltung mit Weibern weit vorgezogen. Zu solcher Bevorzugung ist indessen leider wenig Anlaß vorhanden, denn unser Geschlecht ist im Ganzen, und glorreicher Ausnahmen nicht zu gedenken, herzlich langweilig, und wo es mir so erscheint, wende ich mich ausschließlich den Frauen zu, bei denen man, selbst bei geringen Verdiensten, viel gelten kann, was auch als Vorzug zu betrachten.“

Waldorf, Glenorvans Begleiter, erwiderte schalkhaft: „Leider, das eben ist Ihr Verderben: die Damen verziehen und verwöhnen Sie und mögen das Ende verantworten.“ — „Glauben Sie mir, darum werden sie sich wenig kümmern; Frauen gleichen den reizenden Ephemeren und erheben, unbesorgt um die Dauer ihrer Existenz, sich selten mit ihren Betrachtungen über den Augenblick hinweg. Die Verantwortung dessen, was etwa aus mir werden möchte, werde ich wohl selber übernehmen müssen. Doch die Zeit verfliegt völlig nutzlos; soll ich, so nahe dem Ziel, wirklich nicht erfahren, wen ich antreffen werde?“ — „Zwei reizende Mädchen, wie ich es Ihnen verhieß. Die Eine, und Ihr Scharfsinn mag ausfinden, welche es ist, hat mich einst unwiderstehlich gefesselt, und dieses Einst bezieht sich auf eine ziemlich nahe Vergangenheit. Ich habe diese Neigung bekämpft, aber ein Widerhaken der lieblichsten Verleitung liegt in meiner Brust und wird dort ruhen, denke ich, bis kein Schmerz und kein Glück sie mehr bewegt. Sie müssen dieses holde Wesen sehen, um Alles begreiflich zu finden. Sie ist gefallsüchtig, wenn Sie wollen, aber es ist das süßeste, natürlichste Sehnen nach Beifall, welches mir jemals vorgekommen; es gibt keine Erklärung dafür. Sie wollte mir gefallen, und ich, der ich so gar leicht nicht zu fesseln bin, wurde ihr Sklave,

so sehr sie es nur wünschen mochte; auch ich gefiel ihr, aber es war ein flüchtiges Wohlgefallen, leicht verwischt, wie schnell entstanden. Während dieser kurzen Zeit, die Tage ließen sich zählen, war ich unendlich beglückt. Kein Wort von Neigung kam über unsere Lippen, und doch — kaum weiß ich, ob Sterbliche solcher Seligkeit würdig sind; ich wenigstens mußte es wohl nicht seyn, denn mein Glück floh dahin wie ein Traum, dessen Anfang, dessen Ende gleich unbegreiflich bleiben. Ein einziger Blick in ihre schönen Augen sagte mir, daß mein Bild sich nicht mehr darin abspiegele; ich war besonnen genug, nicht erwerben, erzwingen zu wollen, was eine Himmelsgabe ist und nicht erworben, nicht erfleht werden kann." — „Und sie bezeigte Ihnen niemals wieder gleiche Gunst?" — „Nie, eine solche Rückkehr hätte überdacht seyn müssen, und ihre Huld war unüberlegt, unwillkührlich, und eben deßhalb unschätzbar." — „Und nun führen Sie mich gleichem Verderben entgegen? Oder wünschen Sie vielleicht, durch mich gerächt zu werden?"

Waldorf lächelte: „Diese Frage macht Ihrer Bescheidenheit Ehre, indessen bin ich immer der Meinung gewesen, jeder müsse Verfechter seiner eigenen Angelegenheiten seyn; hätte ich mich rächen wollen, wer weiß, ob mir die Mittel dazu gefehlt haben würden? Kein Gedanke an Zürnen ist mir je in den Sinn gekommen, ich habe dieses liebliche, vielleicht Manchem unerklärliche Räthsel vollkommen begriffen und es so unaussprechlich geliebt, daß diese Neigung mich weit über die gewöhnlichen Leidenschaften der Abgunst, des Nachtragens, des Mißwollens hinweg gehoben hat. Von Vergebung, von Rache kann gar keine Rede seyn, wo nie Unwillen Statt fand." — „Ich gestehe Ihnen, daß ich zu solcher Höhe mich nicht emporschwingen kann. Hätte sie mir entschiedene Vorliebe gezeigt und ohne Grund wieder entzogen, ich würde Alles daran gesezt haben, diese Neigung wieder zu erlangen, um sie dann mit Kälte zu verlassen. Diese Befriedigung meines Stolzes würde ich mir nie haben versagen können. Ich lasse nicht mit mir spielen." — „Und haben nie mit der Ruhe Anderer gespielt?"

Unmuthig wendete Glenorvan sich ab; bei lebhaften Gemüthserregungen pflegten seine Augen sich wie in sich zurückzuziehen, wobei dann ihr Stern einen stechenden Ausdruck annahm: so auch jezt; er seufzte leise und entgegnete: „Ihnen halte ich Vieles zu Gute, auch solche Fragen, die leicht auszusprechen, aber schwer zu beantworten sind. Wer kann, wer mag in einer einzigen Erwiderung Rechenschaft über ein ganzes Leben ablegen? Zugestanden, daß ich in solcher Beziehung mich nicht ganz frei fühle, würden Sie deßhalb im Stande seyn, die tausend Fäden zu entwirren, welche ein armes Menschenherz umspinnen, und nicht immer aus dem Labyrinthe, sondern oft tief, tief in dasselbe hineinführen? Wenige fehlen im Leben aus Vorsatz, wie es denn überhaupt nicht viel vereinzeltes Handeln gibt; die Verkettung der Umstände, das Herbeiführen derselben liegt nur nicht jedem Blicke klar vor. Wo ist der gewandte Schwimmer, welcher, fortgerissen im Strudel, demselben augenblicklich zu entkommen vermag? Halb gezwungen, halb im Vertrauen auf eigene Kraft, läßt er sich treiben, weiter und immer weiter, und es wird zum Umlenken zu spät und die Wellen schlagen über ihm zusammen." — „Sie sind ein Sophist, aber ein liebenswürdiger, und man sollte Ihnen, um ihres Besten willen, niemals gestatten, ihr eigener Anwalt zu seyn. — Der Herr des Hauses ist Ihnen bekannt, Sie wissen, daß er ein achtungswerther, feiner, aber ziemlich beschränkter Mann ist; vielleicht aber mögen Sie nicht ahnen, wie sehr er den Ultraaristokraten beizuzählen sey. Aehnliches Hängen an Adel, Titel und Formen hat mir vor der Bekanntschaft mit ihm nur als unverbürgte Legende vorgeschwebt. Schon Ihr Name würde Ihnen, wenn auch andere Gründe nicht vorlägen, die beste Aufnahme sichern, welche gleichwohl auch mir zu Theil werden wird, dem ähnliche Vorzüge fehlen; denn wahre Vornehmheit gefällt sich darin, tiefer gestellten Personen in geselliger Beziehung mit Auszeichnung zu begegnen. Eine Hausfrau finden Sie leider nicht, der Baron ist Wittwer, und in seinem vortrefflich eingerichteten Hause auf's Vollständigste den Wirth machend, gestattet er seinen Töchtern nur so viel Antheil daran zu nehmen, als sich mit ihrer Jugend und seinen Ansichten verträgt. Zu den kleinen Eigenheiten des Barons gehört das Begehren, seine Töchter nie anders als in den feinsten weißen Stoffen zu sehen, und diese an sich ganz einfache Gewohnheit hat auf mich unwiderstehlichen Zauber geübt; so gewiß ist es, daß jeder denkbare Begriff der Reinheit bei den Frauen auf entzückende Weise anzieht. — Lenken Sie in die Baumreihe zur Rechten, Glenorvan, in wenigen Augenblicken sind wir am Ziel."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Lausanner Cantine. Luftschifferei.

Nicht bloß unser Strafarbeitshaus übt Gerechtigkeit, selbst die Elemente scheinen sich dies vorgenommen zu haben. Sie wissen, bei dem Lausanner Schützenfest im vorigen Sommer gehörte die große Cantine zu den Merkwürdigkeiten: ein großes, aus Balken und Brettern bestehendes Gebäude, ohne stützende Säulen, wo nicht nur an dreitausend Menschen sitzend zu Mittag essen, sondern auch die Speisen und

Getränke bequem um alle Tische herumgetragen werden konnten, und wo überdies noch die Rednerbühne, die Bänke für die Damen und zwei grosse Tribünen für die Musik Platz fanden. Bei den Mittagsmahlen wurden in zahlreichen, längern und längern Toasten Schmähungen ausgesprochen gegen fremde Völker und Fürsten, selbst die, denen die Schweiz viel verdankt, ferner die lächerlichsten Grosssprechereien, Verheissungen und Drohungen, an denen freilich der reichlich fliessende Ivorner Wein und die grosse Hitze bedeutenden Antheil hatten; kurz, das Gebäude musste fest seyn, denn es stand gegen all diesen windigen Unfug. Im Vertrauen auf diese erprobte Solidität kaufte es ein Genfer nach dem Fest, zerlegte und stellte es bei Genf wieder auf, wo es zum Lustort dienen sollte, für Essen und Trinken, Tanz und Musik. Darüber waren aber unsere Genfer Luftgeister unwillig, schickten einen ihrer tüchtigen, handfesten Winde, und der warf das Festhaus mit einem Ruck über den Haufen.

Es gibt bei uns Leute, die mit jenen Luftregionen vertraut sind und Genaues darüber berichten können. So liess sich neulich ein Genfer Gelehrter, der viele Luftfahrten mit wissenschaftlichem Sinn gemacht hat, bei Gelegenheit der Greenschen Excursion von London nach Nassau folgendermaßen vernehmen: „Von dem Augenblicke an, wo man im Ballon die Erde verläßt, bis zu der äussersten Höhe, wo der Mensch noch in der Atmosphäre athmen und leben kann, ergreift ihn eine Reihe der verschiedensten Empfindungen und Eindrücke. Der angenehmste Moment ist unstreitig, wenn man die Erde verläßt, bis zur Höhe von ungefähr 1800'; denn in diesem Raum fühlt man nur Angenehmes, und wird an die süssanmuthigen Träume erinnert, wo man fliegt und mit der Leichtigkeit einer Taube oder einer Schwalbe auf und ab in den Luftschichten schwebt; nun ist der Traum zur Wahrheit geworden. Die Ansicht der Natur von oben hat zuerst etwas ganz Bezauberndes. Je mehr sich der Horizont entwickelt und erweitert, desto bestimmter zeigen die Flüsse ihre Beugungen; immer mehr Städte, Dörfer und andere Wohnungen treten zwischen ihnen hervor, leicht werden Landstrassen von geringern Wegen und diese von Fusspfaden unterschieden, ja es ist nicht ohne Interesse, ihre Verbindungen unter einander in einem flachen, bekannten Lande zu verfolgen, wie auf einer Landkarte. Erzeugnisse und Früchte lassen sich noch gut unterscheiden nach Farbe und Gestaltung; denn in dieser geringen Höhe sieht ein Kornfeld noch ganz anders aus als eines mit Luzerner Klee, ein Wald anders als ein Weingarten. Ueber 1800' werden die Gegenstände auf einmal auffallend kleiner; die Menschen sehen schon aus wie Insekten; die Atmosphäre wird bedeutend kühler. Sind mehrere Personen in der Gondel, so beginnt nun das Sprechen; denn bisher band die Bewunderung und das Staunen über so viel Schönheit die Zungen. Es wird herüber und hinüber gefragt, man spricht sich aus über neue Empfindungen und Gefühle. Die rasche Aufsteigung hebt den Ballon bald auf 5000' oder 5600'; die Kälte nimmt zu und man hat oft Brausen vor den Ohren; um sich den Andern verständlich zu machen, muß schon mit Anstrengung gesprochen werden; denn das Vehikel des Tons, die Luftdichtheit, hat bereits sehr abgenommen. Die Ausdehnung des Wasserstoffgases im Ballon, welche schon mit dem Augenblick beginnt, wo man die Erde verläßt, nimmt immer mehr zu und macht es nöthig, das Ventil häufig zu öffnen, um es aus dem Ballon zu lassen.

Mit 12,000' Höhe wird die Kälte gewöhnlich sehr streng, auf der Erde aber zeigt sich wenig mehr mit Bestimmtheit, sondern fliesst zu confusen Massen in einander. Die Landstrassen sehen aus wie kleine weisse Schnüre, grosse Ströme werden zu Gossen; der Himmel ist zwar rein und klar, aber sein Blau geht schon sehr in's Dunkle. Steigt man noch 6000', also auf eine Höhe von 18,000', so gewahrt man nur noch sehr grosse Massen auf Erden; wird dann unten eine Kanone abgefeuert, so zittert das ganze Himmelsgewölbe und der Ballon in ihm. Werden auf dieser Höhe Vögel losgelassen, so fallen sie, oder können nur mit grosser Mühe fliegen; denn ihre Flügel finden an der verdünnten Luft nicht Stütze genug. Mit 21,000' gelangt man auf den lezten und höchsten Punkt, wo die meisten Menschen noch athmen und leben können, wo aber volle Einsamkeit und Isolirung herrscht. In dieser Höhe kann man es jedoch meist nur wenige Minuten aushalten wegen der unerträglichen und scharfen Kälte, so wie bei der Schwere in allen Gliedern, die mit jedem Augenblick zunimmt. Die Stimme hört man nur noch mit grosser Mühe und Anstrengung, kleine Thiere sterben. Alle Beobachtungen müssen so schnell als möglich gemacht werden; denn es ist da kein Bleibens, und der Ballon, der in dem unermeßlichen Raum der einzige sichtbare Gegenstand ist, scheint seiner Zerstörung nahe, so unbändig strömt das Wasserstoffgas aus. Ueber dem Ballon in der Höhe des Luftkreises herrscht tiefes Dunkel, und hier hört alles physische Leben auf.

Der Verlust an Gas und oft seine Verdichtung durch die Kälte machen, daß der Ballon schnell sinkt; die Luft wird bald wieder athembarer und weniger kalt; die bisher nur als eine grauliche, ungestalte Masse erscheinende Erde wird in ihren Einzelnheiten wieder sichtbar, ihre Theile, Formen und später auch ihre Erzeugnisse treten von Neuem hervor; es ist, als sähe man das Leben aus der Erdoberfläche keimen und sich immer mehr verbreiten, grösser und mannichfacher werden. Bäume sehen noch aus wie kleine, zarte Pflanzen; bald entwickeln sich die Massen ganz und es treten Städte, Dörfer, Wälder und Wiesen deutlich hervor. Später werden auch Menschen und Thiere sichtbar und Töne bringen herauf. Ginge es so fort, so wäre der Ballon bald auf der Erde; aber der geschickte Luftschiffer weiß durch Auswerfen des Ballastes diesen prosaischen Moment noch einige Zeit, manchmal noch eine Stunde lang zu verschieben, um die Spitzen der Thürme, um die Baumgipfel und hohen Dächer zu flattern wie ein Riesenschmetterling, wo es dann sehr unterhaltend ist, den Allarm der Menschen und besonders der Thiere zu sehen, die voll Angst und Unruhe sind, hin und her rennen, sich mit den Ihrigen flüchten und verstecken; denn sie ergreift die Gegenwart eines wundersamen, unbekannten Wesens, dessen Gestalt sie mit Furcht und Schrecken erfüllt. Manchmal kann der Aeronaut selbst wieder zu 1800' bis 2000' aufsteigen. Vom höchsten Interesse ist es besonders, wenn sich bei seiner Ascension unter ihm gerade ein Gewitter mit einer Menge von Erscheinungen bildet, die nur wenig Menschen sehen und bewundern können. Die Bildung und Gestaltung der Wolken, die mächtigen Processe, die in ihnen vorgehen, und die der Aeronaut aus sicherer, blauer Höhe beobachten kann, erfüllen das Gemüth wechselnd mit Staunen, Bewunderung, Verehrung und Furcht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Autenrieth.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 61. Freitag, 16. Juni 1837.

Naturkunde.

1) Ansichten über Natur- und Seelenleben von J. H. F. Autenrieth, Kanzler der Universität Tübingen. Nach seinem Tode herausgegeben von seinem Sohne H. F. Autenrieth, ordentl. Lehrer der Heilkunde zu Tübingen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

Zwar unvollendet, nur aus einzelnen Bruchstücken zusammengesezt, ist dieses Werk des verewigten Kanzlers Autenrieth doch eins der interessantesten und werthvollsten der neuern Zeit, werthvoll nicht bloß durch das darin niedergelegte Wissen eines unsrer berühmtesten Aerzte und Naturforscher, sondern vorzüglich auch durch die edle Tendenz. Sein Zweck ist nämlich, das Daseyn einer immateriellen geistigen Welt außerhalb der materiellen Natur durch aus der Natur selbst entlehnte Beweise festzustellen. Er greift den Materialismus gerade von der Seite an, auf welcher derselbe sich am stärksten verschanzt wähnt. In unsrer Zeit nun, in der man aus Langerweile wieder angefangen hat, zu allen Ungezogenheiten des vorigen Jahrhunderts zurückzukehren, und auch die sittenlose Literatur und den Materialismus wieder aufwärmt, den Geist verdammt, und das Fleisch, die Materie, die Sinne von der alten Tyrannei des Geistes emancipiren will, — in einer solchen Zeit verdient das Wort eines ausgezeichneten Naturforschers, das sich für den Geist ausspricht, doppelte Beachtung.

Der Verfasser weist nach, wie die Lebenskraft etwas von dem belebten Stoff Getrenntes, einem höhern stofflosen, rein geistigen Reich Angehöriges seyn müsse. „Es sprechen aber vorzüglich jene Wiederbelebungsversuche, wie die Fähigkeit vieler Thiere und Pflanzen, verlorne gegangene Theile ihres Körpers wieder zu ergänzen, für die Annahme, Lebenskraft als etwas vom organischen Körper Trennbares und für sich irgend eine Art von Selbstständigkeit Besitzendes anzusehen, das zwar, wenn in demselben organischen Körper thätiges Leben in einem Theile bleibt, auch beim Leblostwerden eines andern Theils im Raume verharren und sich auf das Leben des lebendbleibenden Theils zurückziehen kann, wie bei jenen erfrornen Kaninchenohren, das aber auch aus dem ganzen Körper zurücktreten und unter günstigen Umständen auch wieder zu ihm treten kann, wie bei den Fischen und Fröschen von Franklin und Ellis, und das endlich auch gänzlich zurückgezogen von dem organischen Körper in seiner unsichtbar gewordenen Selbstständigkeit bald eine Beziehung zu ihm behält, bald diese Beziehung

für immer verlieren kann, wie bei den ganz gefrornen Fischen, deren einige einer Wiederbelebung, andere aber ihrer nicht mehr fähig waren. — Unläugbare Erfahrungen der vielfachsten Art sprechen also dafür, als Grund der eigenthümlichen Erscheinungen, welche alle lebenden, sogenannten organischen Körper zeigen; eine eigene Lebenskraft anzusehen, der ein Daseyn auch unabhängig von diesem Körper, den sie sich erst bildet, zukommt, wie wir auch berechtigt sind, im Magnete das Daseyn einer eigenen, nicht etwa schon durch das Daseyn des Eisens gegebenen Kraft anzunehmen. — Ist schon durch unser Ich das Daseyn einer geistigen Einheit in uns erwiesen, läßt sich von dieser zeigen, daß annehmen, sie sey Ausfluß körperlichen Organismus, in sich einen Widerspruch enthalte, und geht dagegen schon aus der Betrachtung des Selbstbewußtseyns hervor, daß, dieses Daseyns eines immateriellen geistigen Princips ungeachtet, jenes Selbstbewußtseyn nur das Resultat einer unterscheidenden Vergleichung sey, welche die Seele bloß mit Hülfe ihrer Organe bei verschiedenen Eindrücken, die sie erhält, anstellen kann, so folgt daraus, daß die verschiedenen Abstufungen dieses Resultates, so weit sie nicht durch stärkeres oder schwächeres Wollen der Seele selbst, nämlich ihre größere oder geringere Aufmerksamkeit auf sich selbst, erzeugt werden, sondern unwillkürlich sind, allein Folge stufenweiser Zunahme und Abnahme des organischen Lebens seyen. Es folgt, daß also alles allmählige Schwinden der Empfindung, der willkürlichen Handlung, des Selbstbewußtseyns, und zuletzt des sichtbaren Lebens selbst nur ein allmähliges Schwinden und zuletzt Aufhören der Manifestation des Geistes im Körper erweise, die von diesem abhängig ist, aber gar nichts für ein Schwinden oder Aufhören des Geistes selbst beweise. Wahr ist schon das Sprichwort: wie einer lebte, so stirbt er. Und daß, was der Geist rein Geistiges und ihm Angehöriges gewonnen hat oder verloren, Unabhängiges von allem Körperlichen, und nicht mehr auf körperliche Triebe und körperliche Fertigkeiten sich Beziehendes, er auch, verlassen von der gehörigen Manifestation entsprechenden Stärke der organischen Lebenskraft, wenigstens in seinem Willen behalte, davon zeigen sich dem beobachtenden Arzt so oft die überraschendsten Spuren in den letzten Augenblicken Sterbender, mitten in allen Verwirrungen des Wahnsinnigen und in den Aeußerungen des Willens beim kraftlosen Greise und dem, welcher durch Krankheit für immer körperlich verändert worden ist. — Dankt das Kind sein Ich dem geistigen Ich seiner Eltern, oder nur ihrem Körper den Anfang des seinigen? Wenn Infusionsthierchen, die vollkommen willkürliche Bewegung zeigen, aus Stoffen sich bilden, in denen, wie in den Pflanzen, nie ein freies, geistiges Princip wirkte, wenn zu einer Zeit, wo in der Polypenmutter keine Aeußerung eines geistigen Ichs sich zeigt, im Kinde doch eine vollkommene entsteht, eben so gut, als zur Zeit, wo in der Mutter die vollkommenste Aeußerung statt hat; so kann das Ich des Kindes nicht den Grund seiner Entstehung im Ich der Mutter haben, weil es im ersten Fall keine solche Mutter hatte, im zweiten keine entsprechende Folge des verschiedenen Zustandes der angenommenen Ursache zeigt. Die Essig- und Kleister-Aelchen, aus diesen seelenlosen Pflanzenstoffen entsprossen, bewegen sich nicht nur lebhaft, sondern sie sind so vollkommene Thiere, daß sie zweierlei Geschlecht besitzen, und einmal entwickelt, sich selbst durch Begattung, Eier- und lebendige Junge-Gebären weiter fortpflanzen. Vom Armpolypen bemerkt Trembley (S. 325), daß es oftmal geschehe, daß die Hälfte, welche beim Zerschneiden noch keine Jungen hatte, noch vorher, ehe sie wieder Nahrung zu sich nehmen konnte, und ihr die Fangarme wachsen, vollkommene Junge treibe, in einem Uebergangszustand also schon sie treibt, wo das Stück für das ältere Polypen-Ich schon aufgehört zu haben scheint, Organ zu seyn, und für ein neues eigenes Ich noch nicht als solches sich ausgebildet zu haben. Auch die Menschenmutter, wenn sie empfängt, oder der Vater, wenn er zeugt, wird sich keiner Theilung der geistigen Einheit seines Ichs oder einer Verminderung desselben bewußt, und doch hat das Kind ein eigenes geistiges Ich. Zeigt sich aber unser geistiges Ich, das nicht vom Körper entsteht, selbst schon (unabhängig von seinem Körper und in sich, wie früher bemerkt worden) als ein geistig bestimmtes Produkt, so müssen wir auch auf einen Zustand desselben, sey es auch nur in seinen bestimmenden Ursachen, schließen, der früher ist, als es mit einem Körper bekleidet wird. — Seine Erscheinung in der Welt bei der Zeugung eines ihm als Organ tauglichen Körpers ähnelt dann dem Erscheinen des Magnetismus in einem Eisenstück, welches, in den magnetischen Meridian gebracht, einen Schlag erhielt. Vor dem Eisenstab war die magnetische Kraft schon vorhanden, aber ohne ihn hätte sie für uns ihr Daseyn nicht beurkundet, und einmal verbunden mit dem Eisenstab wird sie eine ihm auch in jeder Richtung außer dem magnetischen Meridian folgende Kraft. Der Akt der einzelnen Zeugung ist willkürlich, und so weit für das Gezeugte zufällig. Aber die Summe aller Zeugungen ist durch höhere Gesetze bestimmt, da auf der einen Seite die stärksten Triebe der Natur zu ihr aufrufen, und mit anscheinender größter Verschwendung sie auch im Thierreich immer aufs Neue die vorbereitenden Keime ausstreut, unbekümmert darum, wie viel derselben belebt werden können, auf der andern Seite die Masse des Stoffes, der zur Entwicklung

höhern organischen Lebens nothwendig ist, immer dieselbe bleibt. — So wird es selbst bei der generatio aequivoca, bei der Zeugung neuer Organisationen ohne Eltern, wahrscheinlich, daß die Lebenskraft es ist, die zu geeignetem Stoffe, wie Magnetismus unter günstigen Umständen zum Eisen, zutritt, nicht aber daß der zusammentretende Stoff erst die Lebenskraft erzeugt. Wenn in einem Aufguß von Heu die mannichfachsten Arten von Infusionsthierchen sich bilden, und, in demselben Aufguß auf einander nach und nach folgend, ganz verschiedene Arten von Infusorien entstehen, die jedoch mit dem Vertrocknen des Aufgusses alle wieder zu Grunde gehen, so ist auch dieses im Kleinen nur dasselbe Schauspiel, was die auf einander folgenden Schöpfungen, welche die Erdoberfläche bedeckten, im Großen darboten. Wenn das Jahr darauf neues Heu mit Wasser übergossen wurde, und von Neuem die nämlichen Infusorien darin entstanden, so hatten diese auch keine Eltern, da von ihres Gleichen alles längst vorher zu Grunde gegangen war, ohne daß zu dem neuen Heu ein übrig gebliebener Keim hätte gelangen können. — Schon aus dem Umstand, daß einerlei Nahrung, z. B. Fische, unter einerlei Himmelsstrich in derselben Nähe des Meers und an demselben Ufer den Eskimo, seinen Hund und den Eisbären, mittelbar oder unmittelbar, von ihrem unentwickeltsten Keime an ernährt und jedes zu seiner Größe wachsen läßt, daß ferner die verschiedenartigsten Pflanzen neben einander in einem und demselben Boden wachsen, ohne daß darum je eine Art dieser organischen Geschöpfe in die andere überginge, daß aber auch umgekehrt der Mensch ein Mensch bleibt, er mag bloß von Fleisch oder bloß von Vegetabilien leben, Wasser oder Wein trinken, schon hieraus läßt sich auf die Selbstständigkeit der Lebenskraft der Arten, ähnlich der des Magnetismus oder der Elektricität, schließen. Leztere muß, um sie als Beispiel anzuführen, selbst in demjenigen Zustande, wo die Vereinigung ihrer zwei entgegengesetzten Formen, der positiven und negativen Elektricität, sie überhaupt für uns ganz aus der Raumwelt verschwinden läßt, in irgend einer Weise noch seyn. Denn sie kann nicht jedesmal, so oft sie aufs Neue wieder erweckt oder, geschieden in ihre zwei Formen, in ein von uns erkennbares Daseyn gerufen wird, aus Nichts oder bloß gleichsam als Fortsetzung der ihre Erscheinung veranlassenden Umstände entstehen, weil sie durch die verschiedenartigste Veranlassung, durch mechanisches Reiben fester Körper, durch chemische Auflösung oder Scheidung, durch Contact verschiedener Metalle, oder durch ungleiche Vertheilung der Wärme hervorgelockt, doch immer wieder als dieselbe mit unveränderten Eigenschaften hervortritt. Ganz gleiche Wirkung aber, besteht sie nicht im Hervortreten von etwas schon vorher für sich Bestehendem oder Selbstständigem, kann nicht durch Verschiedenes, soll sie bloße Folge von diesem seyn, erzeugt werden, oder, unter verschiedenen Umständen kann nie unselbstständiges Gleiches, sondern es muß nothwendig ein Verschiedenes erscheinen. Daß wir aber, ihrer Selbstständigkeit ungeachtet, die Lebenskraft nicht, wie die Elektricität, die Wärme, das Licht, auch unmittelbar an sich mit irgend einem unserer Sinne wahrnehmen, kann gegen ihr Seyn als einer ebenfalls selbstständig geschaffenen Thätigkeitsquelle nichts beweisen, da ja auch die magnetische Kraft an sich auf keinerlei Weise auf uns wirkt, und wir auf ihr Daseyn nur aus den Bewegungen, welche unter bestimmten Umständen das Eisen oder einige andere Metalle zeigen oder nicht zeigen, schließen. — Wie die Imponderabilien aus irgend einem allgemeinen, von uns nicht erkennbaren Vorrath hervortreten müssen, um als einzelne Erscheinung da oder dort in der Raumwelt auftreten zu können, eben so zeigen die Erscheinungen des Lebens in den von einander getrennten Individuen, wenn sie mit einander verglichen werden, Spuren, daß ein allgemeiner, bloß dynamischer und unkörperlicher Zusammenhang unter allem, was organisch lebt, statt habe, daß also die Lebenskraft des Individuums wahrscheinlich auch nur gesonderter Ausfluß einer allgemeinen Quelle dieser Art von selbstständigem dynamischen Wesen sey. Wie die magnetische Kraft, was die magnetischen Pole auf der Erde erweisen, ein über diese verbreitetes Ganzes ist, und dessen ungeachtet jeder einzelne Magnet, obschon seine besondere Kraft nur Ausfluß der allgemeinen ist, in dem Ordnen von Feilspänen um sich her seinen eigenen, in sich schließenden, magnetischen Wirbel zeigt, und wie die allgemeine magnetische Kraft für sich zu schwach ist, frei liegende Feilspäne von ihrem Platze zu bewegen, oder dem Längedurchmesser derselben eine bestimmte Richtung zu geben, sie aber, im einzelnen Magnet fester geheftet an den wägbaren Stoff des Eisens, dieses auf sichtbar werdende Art bewerkstelligen kann, so scheint sich auch die Lebenskraft in jedem einzelnen organischen Geschöpf als in sich geschlossen werdende Concentration einer allgemeinen Kraft, die nun enge verbunden mit körperlichem Stoffe als greifbare Erscheinung unter den übrigen Körpern auftritt, darzustellen."

Mit bewundernswürdigem Scharfsinn beweist der Verfasser aus einer Menge der interessantesten Beispiele, wie die Lebenskraft ganz frei den Körper verlasse, ganz oder theilweise, und auch nach Umständen wieder in ihn zurückkehre, beim Gefrieren, im Scheintod, bei Verstümmelungen ꝛc. Nachdem dieser Beweis geführt ist, schreitet der Verfasser zum zweiten und zeigt, wie die Lebenskraft ganz unabhängig von den Individuen oder

Körpern, in denen sie sich äußert, eigenthümliche Gesetze habe, und in deren Erfüllung mit den Individuen, d. h. mit dem Stoff nur gleichsam spiele. Er weist dies zunächst an einzelnen Beispielen, dann aber im ganzen Umfang der organischen Natur nach. Die Lebenskraft tendirt stets zum Gleichgewicht und stellt es wieder her, so oft es gestört ist, wobei die Individuen, d. h. der Stoff bloß Mittel zum Zweck ist. „So spricht sich im Menschengeschlechte nach jeder Pest die auffallende Erscheinung aus, daß selbst vorher lang unfruchtbar gewesene Frauen alsdann empfangen und sogar Zwillinge häufiger werden, als vor der Pest. Aber auch zwischen verschiedenen Arten gleicht sich Vermehrung oder Verminderung der Individuen aus. Wie z. B. das immer mehr und mehr zunehmende und über die Erde sich stärker verbreitende Menschengeschlecht mit seinen Hausthieren und den Pflanzen seines Feldbaues allmählig in gleichem Verhältnisse die übrigen wilden Kinder der Natur vermindert, so ersezt sich umgekehrt auch vorausgehende Verminderung der Zahl der Einzelwesen einer Art von Pflanzen häufig schnell wieder sogar durch Vermehrung der Zahl einer andern Art von Gewächsen. So überziehen sich die niedergebrannten Strecken von Fichtenwäldern in Canada zwar nicht wieder mit Fichten, aber bald mit häufig emporsprossenden Birken, Pappeln und Weidenarten. So veranlaßt eine Witterung, welche das Getreide auf den Aeckern mißrathen läßt, ein desto stärkeres Wachsthum von Unkräutern; darum glaubt oft der Landmann, Getreide wandle sich wirklich in Trespe, Lolch oder Windhaber um. Der Strom des Lebens, könnte man sagen, dem einige seiner Ausflußcanäle entzogen wurden, ergießt sich desto stärker durch andere, oder er bildet selbst nach einiger Zeit neue. — Der Grund bestimmter Verhältnisse, welche zwischen den verschiedenen lebenden Gestalten statt haben, muß zum Theil in der gemeinschaftlichen Quelle aller Lebenskraft schon vor der Einkörperung ihrer geschiedenen Ausflüsse in organischen Stoff liegen. Uebersieht man die Bevölkerungslisten ganzer Länder, so findet sich, aller Zufälligkeiten ungeachtet, ein sich gleich bleibendes Verhältniß zwischen der Zahl der Knaben, die geboren werden, und der Zahl der Mädchen. Die Zahl der reif gebornen Knaben überwiegt zwar etwas die der Mädchen, eigentlich aber werden, wenn man hierzu rechnet, daß mehr Mädchen-Embryonen als Embryonen männlichen Geschlechts abortirt werden, gleich viel Kinder von beiderlei Geschlecht erzeugt. Da nun also, wenn ein Elternpaar, wie es oft der Fall ist, beinahe nur Knaben allein, oder allein Mädchen erzeugt, nothwendig dagegen ein anderes körperlich mit dem ersten durchaus nicht zusammenhängendes Elternpaar eben so viel Kinder entgegengesezten Geschlechts erzeugen muß, so muß es auch eine über das ganze Menschengeschlecht sich verbreitende gemeinschaftliche Quelle der Lebenskraft für diese Nachkommenschaft beiderlei Geschlechts seyn, welche, wenn aus ihr auf der einen Seite mehr Lebenskraft mit dem Charakter des einen Geschlechts individualisirt wird, den ihr nun bleibenden Ueberschuß von dem entgegengesezten Geschlechts-Charakter bestimmter Kraft in andern Zeugungen nothwendig hervortreten ließe."

Dasselbe Gesetz wird auch außerhalb der menschlichen Gattung in der Natur nachgewiesen. „Nicht ohne Wahrscheinlichkeit glaubt Brongniart, erst als Pflanzen die Erde überzogen hätten, seyen aus ihrer Atmosphäre die ungeheuren Kohlenmassen gekommen, welche jezt mit noch erkennbaren Resten von Gewächsen vermischt und zum Theile sichtbar aus solchen bestehend, die mächtigen, so weit verbreiteten Steinkohlenlager bilden, wie noch gegenwärtig die Gewächse die Kohlensäure der Atmosphäre anziehen, und, sie zersetzend, die Kohle, die einen beträchtlichen Theil ihres festern Stoffes bildet, in sich aufnehmen, um absterbend dieselbe als schwarze Dammerde oder Torf zurückzulassen. Ehe aber jene Pflanzen der Vorwelt die Atmosphäre von der Kohlensäure befreit hätten, die, im Uebermaß geathmet, den Thieren tödtlich ist, hätten keine Luftthiere leben können. Nachdem aber die Atmosphäre begonnen habe, durch die Gewächse reiner zu werden, seyen zuerst kaltblütige Amphibien erschienen, welche schon in einer auch noch minder reinen Luft athmen können. Nur dann aber seyen warmblütige Säugthiere aufgetreten, als auch für sie durch schon lange fortgesezte Thätigkeit des Pflanzenreichs die Luft athembar geworden sey. — So zeigen sich in der Verbindung des organischen Lebens mit unserm Erdball, in der Uebereinstimmung von hierauf sich beziehenden Thatsachen, Hinweisungen auf einen zusammenhängenden Weltorganismus schon in der wechselsweisen Anziehung der organischen selbstständigen Lebenskraft und der Erde, und in der Uebereinstimmung der verschiedenen Schöpfungs-Epochen mit dem verschiedenen Zustande der Oberfläche unsers Planeten. Die Schöpfung stellt sich unserm Verstande, je tiefer er in sie eindringt, um so mehr als eine unendliche wundervolle Panorganosis dar. — Daraus aber, daß vor unserer Schöpfung schon mehrere vernichtet wurden und neue wieder erstanden, wird es höchst wahrscheinlich, daß auch das Ende der gegenwärtigen Schöpfung nur der Uebergang zu einer neuen Metamorphose gesteigerten organischen Lebens seyn werde, die der Analogie nach wieder durch eine neue Katastroph eingeleitet eintreten wird."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 144.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 17. Juni 1837.

Du siehst mein Vaterhaus, so deutscher Art,
Als ob's ein Engelpaar in luft'ger Fahrt,
Wie einst Lorettos Gnadenhaus, hieher
Gerad' vom Rhein getragen über's Meer.

A. Grün.

Die Deutschen in Nordamerika. *

Von Franz Grund.

Die Deutschen und Holländer sind alte Ansiedler in den Vereinigten Staaten und haben in gewisser Beziehung ein legitimes Recht auf den Boden. Die Holländer gründeten, wie bekannt, den Staat New-York und einen großen Theil von New-Jersey, ehe die Kolonie, von den Engländern erobert, das Eigenthum des Herzogs von York wurde. Auch die Deutschen waren unter den ersten Ansiedlern von Pennsylvanien, und unter den tugendhaftesten und gottesfürchtigsten Quäkern, welche William Penn selbst durch seine Predigten zu seinem Glauben bekehrt hatte. Sie gründeten die ersten Papier-, Leinwand- und Tuchfabriken in Amerika, und waren vom Anfang der Kolonie unter denen, welche am meisten zu ihrem Wohlstand und Fortkommen beitrugen. Germantown ward ganz von Deutschen gebaut, noch vor der Gründung von Philadelphia, und Abkömmlinge dieser Ansiedler oder neue Emigranten aus Deutschland stehen jezt an der Spitze der zahlreichen Fabriken jener Stadt.

Die Deutschen kämpften mit den Anglo-Amerikanern in den frühesten Kriegen gegen die Indianerstämme und unterstützten sie lebhaft in ihrem Kampfe für Freiheit und Unabhängigkeit. Die Deutschen von Pennsylvanien errichteten unter sich mehrere Regimenter Milizen, und theilten die Beschwerlichkeiten des Washington'schen Heeres in dem langen Kriege der Revolution. Deutsche begleiteten den Helden in der schwärzesten Nacht des amerikanischen Freiheitskrieges auf seinem Uebergang über den Delaware und erkämpften mit ihm den Sieg bei Trenton. Die Amerikaner waren überall von den Engländern geschlagen und von ihren gefaßten Posten verdrängt worden. Sie mußten alle ihre Vertheidigungslinien am North-River aufgeben und sich nach Pennsylvanien flüchten; das Volk war hungrig und halb nackt und die reicheren Bürger fielen überall von der Republik ab und baten um Gnade bei den königlichen Generalen. Da entschloß sich Washington zum nächtlichen Ueberfall des englischen Lagers, und erkämpfte den vollkommensten Sieg. Sein Wahlspruch war: „die Nacht ist am schwärzesten vor Tagesanbruch.“

Die Frage bei den Deutschen ist nicht mehr, ob man sie dulden soll, oder ob sie Aussicht auf Erfolg haben; sie sind Bürger, deren Arbeit bereits mit Erfolg gekrönt ist.

* Aus dem in Kurzem in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden Werke: Die Amerikaner in ihren socialen, moralischen und politischen Beziehungen, von Fr. Grund. Es ist ursprünglich englisch geschrieben, aber der Verfasser, ein Deutscher, hat die deutsche Ausgabe selbst besorgt und diejenigen Kapitel, welche für Deutschland von besonderem Interesse sind, mit Zusäzen versehen.

Sie besitzen bereits eine politische Macht; denn da sie vom Anfange her dem Plan getreu blieben, beisammen zu bleiben, so haben sie ungeheure Landstrecken unter ihren unmittelbaren Einfluß gebracht, und es gibt jezt ganze Dörfer und Flecken in den Staaten von Pennsylvanien und Ohio, und selbst in dem von Illinois, wo die Einwohner keine andere Sprache sprechen als deutsch. Ihre Macht gründet sich auf den Besitz des Bodens und die merkwürdige Uebereinstimmung ihrer Gefühle und Neigungen. Es ist in der That erfreulich, wenn man jene Deutschen, welche seit Tacitus bis auf den heutigen Tag sich zu keiner gleichförmigen Regierung vereinigen konnten, um das Panier der Freistaaten versammelt sieht, das sie als ihren Führer und ihr Gesetz verehren. Auch ist die Macht der Deutschen nicht stationär, sondern vermehrt sich beständig, sowohl durch ihre Zahl als ihr Besitzthum. Tausende von Deutschen wandern jährlich nach den Vereinigten Staaten und kaufen sich dort an oder erwerben Eigenthum durch anhaltende Thätigkeit. Die Deutschen zerstreuen sich nicht, vermischen sich nicht mit den Amerikanern, sondern vermehren die Ansiedelungen ihrer bereits angesiedelten Landsleute, oder lassen sich in ihrer Nachbarschaft nieder. Sie sind deßhalb schon im Anfange weniger von den Amerikanern als von ihren eigenen Brüdern abhängig, von denen sie alle Mittel zu ihrem Lebensunterhalt beziehen. Ihre eigenen Landsleute übernehmen ihren Unterricht in den Gesetzen und Gebräuchen des Landes, und verweisen ihnen als unbeugsame Demokraten Alles, was nicht mit dieser ihrer Lieblingstheorie übereinstimmt.

Diese Erscheinung ist Anfangs auffallend und in offenem Widerspruch mit dem fast patriarchalischen Leben der europäischen Deutschen. Aber in Amerika haben die Deutschen die freie Wahl ihrer politischen Principien, welche weder den Grundgesetzen des Landes noch seiner Geschichte und den hieraus entwickelten Sitten des Volks zuwider sind. Es ist in der That ein Hauptcharakterzug der Deutschen, daß sie nichts gegen, oder nur ohne ihre Ueberzeugung thun können. Sie sind vielleicht das muthigste Volk, wenn sie sich der Rechtlichkeit ihrer Gesinnungen bewußt geworden, aber auch gänzlich unfähig zu handeln, ehe ihr eigener Grundsatz als eine allgemeine Wahrheit anerkannt ist. Ihre Stärke beruht auf ihrem Gewissen und nicht auf dem Grade der Exaltation, bis zu welchem ihre Leidenschaften gesteigert werden können. Darum begann die Reformation in Deutschland nicht mit einem Aufruf an die Nationalehre oder die Gewinnsucht des Volkes, sondern mit der Verbreitung der Wahrheit in den Gemüthern. Sie war ganz intellektueller Natur, und in diesem Sinne ist sie weiter vorgeschritten als in irgend einem andern Lande. Aber zu offenen Ausbrüchen wird es bei den Deutschen so wenig kommen als bei ihren sächsischen Brüdern, den Engländern. Sie werden kein Gebäude zerstören, ehe sie ein anderes zu ihrer Wohnung eingerichtet haben, und wie ihre sächsischen Brüder einen geflickten Rock einem neuen vorziehen, der für sie nicht paßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schloss Hochdorf.

(Fortsetzung.)

Glenorvan folgte der angegebenen Richtung, legte dann seinem Pferde den Zügel nachlässig auf den Hals und blickte betrachtend umher. „Es ist mir vollkommen unbegreiflich,“ äußerte er, „wie man so viel augenscheinliche Sorgfalt einem so öden Strich Landes hat zuwenden mögen. Jegliches, was sonst in verschwenderischer Fülle der Kunst zu Hülfe kommt, hat hier als erstes Grundelement erst geschaffen werden müssen. Solche Neigungen schlagen eigentlich in das Gebiet der Pädagogen, welche sich mit besonderer Vorliebe verwilderter Gemüther bemächtigen, um diese dem Zustand der geltenden Kultur anzupassen. Wie löblich solche Bestrebungen auch seyn mögen, ewig wird das künstlich Erworbene dem erschaffenen Urbilde nachstehen, und wir sollen uns nur nicht etwa einbilden, daß eine Pflanzung eben deßhalb mit günstigeren Augen angesehen wird, weil wir ihr Gedeihen dem Boden, dem Klima, der Oertlichkeit abrangen. Im Gegentheil, solche Betrachtungen werden nur ein negatives Lob veranlassen, und es wird höchstens heißen: für diese Gegend ganz artig. Ich gehöre nun einmal nicht zu den Bescheidenen und würde darin schlechten Ersatz finden.“

Jezt lag das Wohnhaus dem Blicke vor: ein stattliches Gebäude, welches weder der alten noch auch der ganz neuen Zeit anzugehören schien; gegen jenes sprach die geschmackvolle Form, gegen lezteres die sichtliche Tüchtigkeit des Baus. Hohe Baumreihen entzogen die Wirthschaftsgebäude dem Auge; im innern Hofe befand sich ein großer, von eisernem Gitter umschlossener Rasen, auf welchem seltene Ziegen weideten. Vor dem Hause standen die Diener, zum Empfange der Gäste bereit, an ihrer Spitze der Kammerdiener, ein alter Mann mit gepudertem Haar und dem freundlich-höflichen Ausdruck, welchen man bei den Veteranen dieser Classe in vornehmen Häusern noch anzutreffen pflegt. Der Baron befand sich auf der Mitte der Treppe; seine etwas gedrungene Gestalt, sein edel geformtes, aber vollkommen ruhiges Antlitz paßten vortrefflich zu dem Ausdruck von Würde, der ihn nie verließ. Der Empfang war sehr höflich, und Glenorvan

betrachtete, ein Kenner solcher Dinge, im flüchtigen Ueberblick die prächtige und doch angemessene Verzierung der Vorhalle und des Zimmers, wohin sie geführt wurden. Nach den ersten Begrüßungen wies man den jungen Fremden ihre Gemächer an, wo sie, welche der Ruhe und Erfrischung bedürftig waren, zu verweilen vorzogen, bis Lord Glenorvans Wagen mit ihrem Gepäcke angekommen seyn werde.

In seinem Zimmer warf Glenorvan sich nachlässig auf einen Divan, den Kopf zurückgelehnt, und betrachtete aufmerksam die ihn umgebenden Gegenstände. Die Wände waren mit lichtblauem Damast bezogen, durch vergoldete Leisten abgetheilt, die Malerei in Weiß gehalten. In einer von Säulen getragenen Vertiefung befand sich das Bett mit Umhängen gleich der Wandbekleidung; alle Ueberzüge und Vorhänge waren von gleichem Stoff, die Möbeln zum Ganzen passend, nicht ohne Schnitzwerk und reiche Vergoldung. Am längsten verweilten seine Blicke auf einer kostbaren, mit Rosen gefüllten Vase; angenehme Vorstellungen flogen durch seine Seele; von diesen erfüllt, athmete er sehnsuchtsvoll den Duft der schönen Blumen ein, und als jezt Waldorf zu ihm eintrat, machte er diesen auf jegliches aufmerksam. Waldorf öffnete die Thüre eines anstoßenden Zimmers und vermochte seinen bequem hingestreckten Freund, sich zur Besichtigung desselben zu erheben. Dieses allerliebste Gemach war dem größeren an Wandbekleidung und allem dahin gehörigen vollkommen gleich, nur daß hier über dem Sopha, in prächtigem Rahmen ein großes Bild, angeblich von Salvator Rosa, angebracht war. Es zeigte dem Blick des Betrachtenden ein sehr junges, blondes, höchst reizendes und phantastisch gekleidetes Mädchen, welches einem ihr zur Seite, aber viel tiefer stehenden Krieger einen Becher mit Wein darreichte. Die kräftige Gestalt des Mannes, das dunkle Kolorit, der rohe, Verlangen kund gebende Ausdruck bildeten den seltsamsten und schlagendsten Gegensatz zu ihren ätherischen Reizen. Von wem das Bild auch immer herrühren mochte, sichtlich war es nicht ohne Werth und lag in der Erfindung gleich einem angenehmen Räthsel vor.

Aus den Fenstern dieses Zimmers übersah man einen Theil des Gartens: kunstvoll, in wohl berechneter Mischung des Laubes gepflanzte Boskets, große Rasenflächen, vortrefflich angeordnete und gehegte Blumenstücke und einen künstlich geleiteten Wasserfall, der sich in murmelndem Geplätscher ergoß. Glenorvan übersah sich Alles und kehrte dann zu dem früher eingenommenen Platze zurück.

„Lange," äußerte er, „ist mir keine Einrichtung vorgekommen, die, so weit ich sie zu beurtheilen im Stande bin, so vollkommen harmonisch in allen ihren Theilen wäre. Ich möchte sagen, Alles sey in dem Sinne einer früheren Zeit ausgeführt, welche in ihrer Tüchtigkeit das Halbe gering schäzte. Jegliches paßte damals zu einander; wie selten ist dieses in unsern Zeiten der Fall, wo statt der Consequenz die Mode waltet! In den Schlössern und Wohnungen deutscher Edelleute gewahrt man häufig die Bilder geharnischter und gewappneter Ahnen auf leichten Papiertapeten, und daneben Vorhänge und Bezüge von ähnlichem Werthe. Solche Verletzungen eines richtigen Geschmacks, solcher Mangel an Schönheitssinn und Nachdenken fallen kaum noch auf. Hier befriedigt mich Alles; die ganze Einrichtung gibt mir das Gefühl, als ob ich sie ersonnen und angeordnet hätte." — Waldorf lächelte: „Sie werden hier noch mehr erblicken, was Ihnen gefallen wird, lieber Freund."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juni.

Baulust. Verbesserter Druckfehler. Eisenbahn. Maschinenanstalt.

So sehr auch schon seither die Baulust überhand genommen hatte, so groß wie im jezigen Frühjahr ist sie doch noch nicht gewesen. Es fehlt an Arbeitern in der Gegend, und die aus der Ferne herzueilenden Schaaren nehmen bereits ungemein ab. Auch in den Steinbrüchen fangen hie und da die Hände zu mangeln an, daher die Bausteine im Verhältniß zu dem hoch hinaufgeschraubten Arbeitslohn ebenfalls nicht unbedeutend sich im Preise erhoben haben. Das große Arbeiterbedürfniß der Eisenbahnen droht diese Theurung immer höher zu steigern. Immer auffallender gestaltet die neue Antonsstadt sich um. Besonders wird die Bauznerstraße unkenntlich. Große Gärten, voll Baumschulen und andern Pflanzungen, in denen nur kleine Häuser als ein unentbehrliches Bedürfniß geduldet worden, werden hie und da durch imponirende, umfangreiche Gebäude dem Blicke des Vorübergehenden völlig entzogen, und die steinernen Hüttchen drohen nunmehr bald sich in die Wolken auszudehnen. Zum Glück ist bekanntlich, so gut wie bei den Bäumen, auch bei den Häusern dafür gesorgt, daß sie nicht in den Himmel wachsen. Fast überall werden die veralteten Häuser entweder überbaut oder ganz abgerissen und neue, gewaltig große dafür hingestellt. Unter andern gab es ein Gebäude in der Bauznerstraße, dessen auffallende Irregularität dem Auge allerdings mächtigen Anstoß gab. Sie rührte davon her, daß der unregelmäßig gestaltete Boden, auf dem es errichtet war, gänzlich dazu hatte benuzt werden sollen. Weil der, schon vor einiger Zeit verstorbene Erbauer der Besizer einer ansehnlichen Druckerei gewesen, so wurde dieses Haus bald unter dem Namen des „Druckfehlers" allgemein bekannt. Dasselbe gelangt nun ebenfalls mittelst Verbindung mit dem Nachbarhause zu einer neuen, stark vermehrten Auflage, bei welcher auch die frühere Beleidigung des Auges zum Theil wegfallen wird. — Ungemeines Interesse hat hier die Nachricht des am 25sten April stattgefundenen ersten Versuches der Befahrung des bei Leipzig fertig gewordenen Stückes der Leipzig-Dresdener Eisenbahn erregt. Der Versuch ist sehr günstig ausgefallen, und Prinz Johann hat nicht versäumt, die allgemeine Freude durch seine Theilnahme an der Fahrt zu erhöhen. Das befahrbare Stück

Bahn geht allerdings erst bis zu dem in der Nähe von Borsdorf gelegenen Dorfe Althen; und es wird wegen mancher, Anfangs nicht gekannter Schwierigkeiten und Hindernisse eine weit längere Zeit zur Vollendung der ganzen Bahn erforderlich seyn, als man früher dazu bestimmt hatte. Auch überschreiten die Kosten bei Weitem das zuerst dafür als hinreichend geachtete Geldquantum. Gleichwohl behauptet sich das Vertrauen auf einen künftigen verhältnißmäßigen Ertrag noch immer. Der hohe Stand der Aktien zu 141½ beweist hinlänglich, daß man sich das Beste von diesem nützlichen Unternehmen verspricht. — Bei einer andern hiesigen Aktienentreprise heben sich in Folge der ungemeinen Thätigkeit, welche sie entfaltet, die Erwartungen zusehends. Das ganz nahe bei Dresden sehr reizend an der Elbe gelegene, früher von den Jagdbelustigungen des polnisch-sächsischen Hofes freudig widerhallende Schloß Uebigau bot in der vorletzten Periode nur ein melancholisches Bild lautloser Verödung und des tiefsten Verfalls seiner vormaligen Herrlichkeit dar. Die auf Aktien gegründete Maschinenanstalt, deren Sitz es neuerlich geworden, hat nunmehr die unbehagliche Stille daraus verscheucht und ein sogar weit erfreulicheres Leben, als das frühere, hineingepflanzt. Voll Verlangen sehen alle Gewerbsfreunde dem Ausbau der vor Kurzem vom Stapel gelaufenen neuen Dampffahrzeuge entgegen, der zu den mannichfachen, von der Anstalt unternommenen Arbeiten gehört.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Luftschifferei.

„Die regelmäßige Beschiffung der Luft ist kein Traum. Ohne ungerecht zu seyn, darf man ihre Möglichkeit nicht mit den Chimären und närrischen Versuchen in Physik und Chemie aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert verwechseln; die moderne Wissenschaft in Frankreich hat sie freilich lange schon aufgegeben und überläßt sie den Albertus, die von Zeit zu Zeit noch aufstehen. Der Uebergang vom ärostatischen Princip zur Luftschifffahrt scheint aber ganz natürlich und verständig, auch haben ausgezeichnete Gelehrte aller Nationen die Möglichkeit und Thunlichkeit der Sache ausgesprochen, ja vorher gesagt, besonders in Frankreich, Monge, Guyton-Morveau und Meusnier, deren positive Kenntnisse gewiß nicht in Zweifel gezogen werden können. Auch Fourcroy und Lalande haben sich dafür erklärt. Pauly von Genf, der Erfinder der Percussionsflintenschlösser, hat darin selbst 1804 eine entscheidende Erfahrung gemacht, und erwarb sich bei dieser Gelegenheit die Unterstützung und Protektion des Marschalls Ney.

Die Erfindung des Luftballons brachte Jedermann auf den Gedanken der Luftschifffahrt. Der sterbende Euler beschäftigte sich in seinen lezten Lebensaugenblicken mit der Berechnung der Auffahrt eines Luftballons; Zambeccari wurde das Opfer seines glühenden Forschungstriebs. In den Jahren 1784, 1785 und 1786 beschäftigten sich viele Akademien Frankreichs und des Auslandes mit diesem Gegenstand, und erklärten ihn wegen seiner Folgen für hochwichtig. Aber nun kamen die Politik und die Revolutionsstürme, deren Wuth das Staatsschiff in Frankreich zerbrach; alle großartigen Ideen in der Wissenschaft gingen für einige Zeit unter mit dem Geist der Erfindung und dem Streben nach wissenschaftlichen Untersuchungen. Erst unter Napoleon richteten französische Gelehrte ihre Aufmerksamkeit wieder auf die Aerostatik. Damals unternahmen Biot und Gay-Lussac, Mitglieder der Akademie, eine Luftfahrt, und kurz darauf Gay-Lussac allein. Bei dieser Ascension machte er eine Menge anziehender und wichtiger Beobachtungen, die merkwürdig übereinstimmten mit dem, was das Jahr vorher der Professor Robertson in Hamburg bei seiner Ascension mit l'Hoëst beobachtet hatte. Alle drei waren ungefähr auf vier tausend Toisen oder 24,000' emporgestiegen, mehrere Stunden in dem höhern Luftraum geblieben und einige Meilen weit vom Ort ihrer Ascension wieder herabgekommen. Seit 1785 hatten Dr. Potain und Blanchard Luftfahrten über das Meer versucht, und das kühne Unternehmen war ihnen gelungen. Ersterer fuhr über den an dreißig Meilen breiten St. Georgskanal von Irland nach England, lezterer aber über den Kanal von England nach Calais. Blanchard erhob sich im folgenden Jahr zu einer Höhe von mehr denn fünf tausend Toisen oder 30,000', der höchsten Höhe, die je ein Mensch erreicht hat, wobei ihm wesentlich eine sehr trockene Luft und eine glückliche Constitution seiner Organe zu Statten kamen. Zwanzig Jahre später fuhr Jacques Garnerin mehrmals von Paris in das damalige Departement Donnersberg am Rhein und nach Aachen, schickte auch bei der Krönung Napoleons den sogenannten kaiserlichen Ballon ab, der in sechzehn Stunden die Nachricht von der Krönung des Kaisers nach Rom brachte.

Alle diese Bemühungen, Versuche und Wagnisse blieben aber einzeln, und die Aerostatik machte keine entschiedenen Fortschritte; ja man schien die Vortheile der Luftschifferei ganz aus den Augen verloren zu haben, so daß bis auf den heutigen Tag eine der herrlichsten Erfindungen des menschlichen Geistes mehr zum curiosen Experiment und Spiel geworden ist. Und doch bietet die Aeronautik unendlich größere Vortheile dar, als die Seeschifffahrt mit Segeln oder Dampf; diese Art, Menschen und Waaren durch die Luft zu führen, würde alle Kanäle und Eisenbahnen weit hinter sich lassen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

(Zum Theil nach Lucchese.)

Auf Andrer Kosten such' ich mich zu heben,
Weil ich in dunkler Niedrigkeit geboren,
Vergelte nur mit Undank all den Thoren,
Die mir zu ihrem Schaden Stütze geben.

Wenn ich mich rühmen darf, mit kühnen Schritten
Die höchsten Mauern siegreich zu besteigen,
Wie sollte man nicht auch den Kranz mir reichen,
Den Sieger als Belohnung sich erbitten?

Doch nein! ich theile selbst die besten Kränze
Freigebig aus an manche hohe Stirne,
Zur Freude dem phantastischen Gehirne,
Auf dessen schuld'gem Scheitel ich erglänze.

Im Felde pfleg' ich kräftig auszudauern,
Auf hartem Stein den Mantel nicht zu sparen,
Und mehr als Simson einst mit seinen Haaren,
Zertrümmr' ich wohl mit meinem Barte Mauern.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 145.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 19. Juni 1837.

Pray, which is the head lady?

Shakespeare.
Love's labour lost.

Schloss Hochdorf.

(Fortsetzung.)

Glenorvan folgte seinem Freunde, welcher gekommen war, ihn zum Frühstück abzuholen, und als er einige Stunden später seinen Anzug vor dem Spiegel vollendete, hätte man vielleicht über die Sorgfalt lächeln mögen, womit er diesen, und besonders sein schönes Haar ordnete. Nicht unbeifällig betrachtete er die edeln Züge, welche aus dem Glase ihm entgegensahen, die vortreffliche Form des Kopfes und eine Gestalt, über welche er mit Recht einige Eitelkeit empfand. Die beiden Freunde verfügten sich mit einander in das Wohnzimmer der Familie, welches geschmackvoll, gleich allen übrigen Räumen des Hauses, sich darstellte. Der Herr des Hauses empfing sie, in der Mitte des Zimmers stehend, und stellte Lord Glenorvan seinen beiden Töchtern und einer alten Französin, Madame la Rave vor, welche früher die Erziehung der jungen Damen geleitet.

Glenorvan blickte mit großer Spannung auf die Schwestern, welche im Aeußern wenig Aehnlichkeit mit einander zeigten. Eugenie, die ältere, war groß, schlank, mit feinen Zügen, mit Augen, denen nur die augenblickliche Seelenstimmung, je nach ihren Abstufungen, Glanz und Färbung verlieh, und welche abwechselnd schwarz, braun oder grau zu seyn schienen; sie zeigten wie im Spiegel jede Regung des Gemüths. Ihre natürliche Bläſſe wurde durch dunkles Haar noch mehr hervorgehoben, aber ein feines Lächeln um den lieblichsten Mund milderte nicht selten den ihr eigenthümlichen Ernst. Lord Glenorvan gestand sich auf den ersten Blick, daß diese junge Schönheit denjenigen Frauen beizuzählen sey, welchen man nur einmal im Leben zu begegnen pflegt, welche unvergleichlich sind. — Fanny, die jüngere Schwester, verband mit großer Anmuth und Frische den Ausdruck der lebendigsten Fröhlichkeit und eines geistig regsamen Sinnes. Das Benehmen der jungen Damen verrieth, daß sie daran gewöhnt seyen, Besuche zu empfangen; es war, wie Waldorf geäußert hatte, ungezwungen, aber vornehm höflich.

Nachdem Glenorvans erste Neugier befriedigt, suchte er zu erforschen, welche von Beiden seinen Freund gefesselt haben möge. Diesen, welcher seine Absicht errieth, belustigte der Gedanke, ihn in Ungewißheit zu erhalten, ja wo möglich irre zu führen; demgemäß bewachte er sich mit einer Sorgfalt, welche Glenorvan zu keiner Entscheidung kommen ließ und ihn mit lebhafter Unruhe erfüllte. Gleich erfolglos waren die Nachforschungen, welche er den Schwestern gegenüber anstellte. War es Eugenie, die Waldorfs einnehmendem Wesen nicht zu widerstehen vermocht hatte? Durfte er in ihren bezaubernden Augen ein Gefühl lesen, um welches alle Männer ihn hätten beneiden

mögen? — Ungewiß und dadurch gedankenvoll, wurde er erst durch ein spöttisches Lächeln Waldorfs aus seinem Sinnen gerissen; er gab dasselbe mit Heiterkeit zurück, und da eben das Mittagsmahl aufgetragen war, nahm er sich vor, es durch eine aufgeweckte Unterhaltung zu beleben. Er führte Eugenien, der Baron die jüngere Tochter, und der arme Waldorf mußte seinen Arm der guten Madame la Rape bieten, was jedoch von ihm auf die beste Weise geschah, und ohne daß er den lächelnden Blick erwidert hätte, womit sein übermüthiger Freund ihn streifte.

Ganz so belebt, wie Glenorvan gedacht, war die Unterredung bei Tische nicht; es lag etwas in der verbindlichen, aber förmlichen Höflichkeit des Barons, was auch ihm, wider seinen Willen, eine Fessel anlegte und vorläufig ihm nicht gestattete, sich auf den glänzenden Schwingen der Beredsamkeit zu erheben. Fast hätte er seinen Freund beneiden mögen, welcher so ruhig und einnehmend sprach, wie immer, ohne sichtlichen Wunsch, zu gefallen, wie ohne bemerkbaren Zwang. Die Bewirthung war vortrefflich, nach Glenorvans Ausdruck, in dem Sinne des Ganzen, und nach dem Kaffee zerstreute sich die kleine Gesellschaft. Für die jungen Männer boten ein Billard und ähnliche Spiele, eine ausgezeichnete Büchersammlung, so wie das Besehen der Ställe und Pferde des Barons mannichfache Beschäftigung. Vor dem Thee ward ein gemeinsamer Spaziergang unternommen, wobei der Baron den Führer abgab und seine Gäste auf die überdachte Sorgfalt der Anlagen, so wie auf das Gelingen seiner Bemühungen aufmerksam machte. Als Blumenfreund, und zwar größtentheils aus Eitelkeit, ging es ihm wie manchen andern, welche sich zeigen und andeuten lassen, was in der Art hübsch und selten ist, und häufig in einem Augenblick unglückseliger Verwechslung jede Frucht so undankbarer Studien verlieren. Ueberall, wo, seiner Meinung nach, ein bezeichneter Strauch, eine seltene Pflanze sich vorfand, blickte der Baron mit Befriedigung, mit angenommener Kennerschaft, und indem er sie leicht mit dem Stocke berührte, darauf hin und dann auf Lord Glenorvan. Dieser, welcher die Wahrheit augenblicklich und zu seiner größten Beruhigung durchschaute, denn er wußte, Rosen ausgenommen, fast keine Blume von der andern zu unterscheiden, ahmte jede Geberde des Barons mit einiger Leidenschaft nach, so daß Beide eine ernste, mimische Darstellung gaben, welche dem Eingeweihten als vollkommene Burleske erscheinen mußte. Zuletzt blieb der Baron vor einem Calycanthus stehen, und nachdem er mit dem Stocke denselben als Seltenheit bezeichnet, sagte Glenorvan, der, des Schweigens herzlich müde, einige Ueberbleibsel verdorrter Blumen zu gewahren meinte: „Wie schade, daß dieser schöne Strauch die herrlichen, glänzenden Blüthen bereits abgestreift!“ Der Baron nickte beifällig und Waldorf, der bis dahin mühsam seinen Ernst behauptet, äußerte mit sehr bedeutsamen Blicken auf seinen Freund, wie angenehm es ihm sey, den Begriff von glänzend berichtigt zu sehen, da er bisher nicht geglaubt habe, daß man einer düstern, braunvioletten Blume mit einiger Befugniß ein solches Beiwort gönnen könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Deutschen in Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Mit diesen Zügen der Deutschen wird es leicht seyn, ihre Stellung in den Vereinigten Staaten zu verstehen. Dort widerstrebt ihrem sächsischen Drang nach Familienfreiheit kein geschichtlich oder gesetzlich begründetes Feudalwesen, und sie haben deßwegen die demokratische Form, als ihren Begriffen von Recht, Gerechtigkeit und Menschlichkeit entsprechend, mit demselben Feuereifer ergriffen, mit welchem ihre Vorfahren in Deutschland die Grundsätze der Reformation vertheidigten; sie fühlen sich moralisch von ihrer Tüchtigkeit überzeugt, und statt darüber zu raisonniren, glauben sie daran, wie an die Wahrheiten der Bibel, und vererben diesen Glauben auf ihre Kinder. Jeder neue Ankömmling wird in diesem Glauben unterrichtet und alsbald belehrt, denn im entgegengesetzten Falle klagt man ihn der Abgötterei an. Auf diese Art verbreitet sich ihr Glaube mit der Vermehrung ihres Territoriums; aber nie überschreiten sie dessen Grenzen oder bringen ihren Glauben den Amerikanern auf. Weit entfernt, ihre Lehren den Einwohnern anderer Staaten zu predigen, sind sie schon zufrieden mit dem Genuß eigener Freiheit, und statt als bewegendes Princip in dem Rath der Nation aufzutreten, wird ihr Einfluß bloß durch die Massen fühlbar, welche sie für oder gegen gewisse Maßregeln verwenden.

Aber mit aller ihrer Ruhe und Gelassenheit sind sie nicht im Stande, dem Witz oder Spotte der Amerikaner zu entgehen, und die Ausdrücke „hoch“ und „gemein deutsch“ (high and low dutch) werden in allen möglichen Bedeutungen und Beziehungen auf sie angewendet. Das Gefühl eines gebildeten Deutschen wird nicht sonderlich durch gewisse figürliche Redensarten aus dem Munde schöner Frauen in Anspruch genommen, wie zum Beispiel folgende: eine regelmäßige deutsche * Figur, was so viel als das Gegentheil von Mlle. Taglioni bedeutet; ein deutscher Kopf (etwas viereckig und von nichtssagender

* Das Wort dutch, das im Englischen holländisch heißt, wird in Amerika fast immer für german (deutsch) gebraucht.

Einfachheit); ein deutscher Mund (groß genug, eine gewöhnliche Orange zu fassen, ohne die Schale zu verletzen); ein deutscher Fuß (die höchste amerikanische Idee von Größe und Ausdehnung); deutsche Manieren (Alles, was man will, nur keine feine Lebensart) u. s. w. Diese schönen Epithete werden oft unvorsichtigerweise in Gegenwart von europäischen Deutschen gebraucht, wo man den Fehler dann augenblicklich dadurch wieder gut zu machen sucht, daß man sie versichert, man wende sie nicht auf sie an, sondern auf ihre etwas derben Landsleute in Pennsylvanien; die Deutschen aber sind weit entfernt, diese Ausfälle übel zu nehmen.

Hinsichtlich der amerikanischen Vorurtheile für oder gegen die Deutschen kann ich nur sagen, daß einige ihnen außerordentlich günstig, andere hingegen gegen ihre Interessen sind. Die Neuengländer und die südlichen Pflanzer sind mit der deutschen Literatur vertraut und übertragen einen Theil ihrer Verehrung für jene Wunderwelt des Schönen und Göttlichen, die Schöpfung deutscher Phantasie und Kraft, auf jeden gebildeten Deutschen. Aber während sie Deutschland als ein Feenland bewundern, in welchem man weder wachen und schlafen noch sich bewegen kann, ohne von Genien oder Dämonen entzückt oder gepeinigt zu werden, betrachten sie seine Einwohner als Träumer und seine Philosophen als Mondscheinweber. Eine ähnliche Meinung ist auch in England verbreitet, sogar unter den Literatoren, obschon die Produkte deutschen Genies dort höher geachtet und verstanden werden als in irgend einem andern fremden Lande. Die Amerikaner haben in Bezug auf alle Gegenstände des Geschmacks dasselbe Urtheil wie die Engländer, oder lassen sich das Urtheil der Engländer zur Richtschnur dienen, und halten daher deutsche Ideen und deutsche Philosophie für keine sichern Führer zu praktischen Wahrheiten. Sie haben deßhalb kein großes Vertrauen zu den Gelehrten der deutschen Schule. Zwar achten sie in den Deutschen das Universalgenie und den Aufschwung des Geistes, aber sie haben kein Vertrauen zu ihrer Specialgelehrsamkeit, außer vielleicht in den Elementargegenständen der Erziehung, die sie von der Geschäftsroutine des bürgerlichen Lebens entfernt genug halten, um sie den Deutschen zu überlassen. Deutsche Theologie, Medicin und Jurisprudenz stehen in Amerika unter ihren Preisen, aber nach Philosophie ist gar keine Nachfrage. Sollte ein armer deutscher Auswanderer keine andere, verkäuflichere Waare mit nach Amerika bringen, dann muß er gefaßt seyn, seine Tage in einem öffentlichen Armenhause zu beschließen; denn die Barmherzigkeit Einzelner könnte am Ende doch müde werden, ihn zu unterstützen. Wenn er nicht auf Staatskosten gehenkt wird, so kann er doch darauf rechnen, auf gemeine Kosten begraben zu werden, ob er gleich während seines Lebens Freunde und gelehrte Theilnehmer genug finden mag. Die Amerikaner werden ihn mit Güte aufnehmen und seinem Geist und Charakter die höchste Achtung zollen, ja es werden Viele bereit seyn, ihn mit Geld zu unterstützen; aber die Mehrzahl wird es für rathsam halten, ihn in's Narrenhaus zu sperren. Das Beste, was ihm zu thun übrig bleibt, ist, sich auf ein Landgut zu vermiethen, um sich doch nach amerikanischer Phrase dem Gemeinwesen nützlich zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Kann der Mensch fliegen lernen?

So weit der erste Genferische Sprecher, ein Gelehrter in Physik und Chemie; ihm antwortete sogleich einer unserer ersten Mechaniker, und bekanntlich zählt Genf deren sehr ausgezeichnete. „Man sagt, die Aerostatik, die sich so herrlich ankündigte, so große und kühne Hoffnungen erregte, ist, ungeachtet der Anstrengungen Einzelner, in den Kinderschuhen geblieben, und ist zur Stunde wenig mehr als ein curioses Experiment. Allerdings! das ist sie auch noch nach Greens interessanter Luftreise, und wird es wohl immer bleiben; denn wie will man in aller Welt einen Ballon im Luftraum leiten? woher soll bei voller Windstille die Impulsion kommen? und wie will man gegen widrigen Wind gehen? Auf dem Meer ist dies ganz anders; das Schiff kann da laviren, weil sein Kiel am Wasser ein Medium des Widerstandes, einen Stützpunkt hat, wodurch es den Segeln möglich wird, jeden Wind zu benutzen. Der Ballon hingegen kann nur mit günstigem Wind in der gewünschten Richtung fliegen; das geringste Lüftchen brächte ihn aus derselben. Zwar behauptet man, auf verschiedenen Höhen finden sich Luftströmungen nach allen Richtungen, so daß man nur mit dem Ballon auf- und abzusteigen brauche, um die rechte zu finden. Alle Beobachtungen stimmen aber darin überein, daß solche Strömungen zwar häufig vorkommen, aber lange nicht immer, daß die vorhandenen auch nicht immer dauern, und daß sie lange nicht immer gerade in der Richtung gehen, die man braucht. Schon dieses Suchen der rechten Strömung, dieses Auf- und Absteigen, dieses Verlassen und Wiederaufnehmen wäre mit großen Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten verknüpft. Auf diesem Weg dürfte also wohl die Luft nicht mit Sicherheit und Wahl beschifft werden können. Es gibt aber einen andern, und den zeigt die Natur selbst, diese Meisterin, so reich an Lehren und Mustern. Sie zeigte dem ersten Schiffer die anmuthige Gestalt des Schwans zur Nachahmung, als Ruder zeigte sie ihm die mit Haut überzogenen, breiten, schaufelartigen Schwimmfüße, als vollkommenes Steuerruder den Schwanz des Fisches. Um in der Luft zu schiffen, gibt es nur Ein treffliches Muster — den Vogel. Ganz richtig fühlte dies schon vor Jahren Degen in Wien; seine ersten Versuche gelangen nicht, weil er nicht hinlängliche Kraft in Anwendung bringen konnte, und man lachte ihn in Paris aus. Man hätte ihn bewundern sollen, denn er war der Wahrheit viel näher als alle großen und kleinen französischen und englischen Aerostaten. Außer den Flügeln haben die Vögel die zu deren

unaufhörlicher Schwingung nöthige, außerordentliche Muskelkraft; gelingt es dem Menschen, Beides mit einander zu vereinigen, so wird er gleich dem Vogel, seinem Muster, durch die Lüfte fliegen. Nun fragt sich's nur: ist dies möglich? und wir antworten: allerdings. Um Bewegungen des Aufsteigens, des Sinkens und des Fortschreitens mit Festigkeit und Sicherheit zu machen, dazu sind Flügel ein treffliches Mittel, und viel geeigneter als runde Ballons; Flügel mögen übrigens so groß seyn als sie wollen, die Größe nimmt ihnen nichts von ihrer Macht, wenn nur Kraft genug da ist, sie in Bewegung zu setzen. Der große Raubvogel fliegt eben so schnell und kräftig, nur noch schöner und imposanter, als der Zaunkönig."

(Der Beschluß folgt.)

Dresden, Juni.

(Beschluß.)

Fabrik moussirender Weine. Schlachtgemälde. Theater.

Erfreuliches Gedeihen hat ferner die in der nahen Umgegend gelegene Niederlößnitzer Fabrik moussirender Weine. Bei dem raschen Vorschreiten der Vervollkommnung des Weinbaues durch Benutzung aller Fingerzeige, welche die sorgfältigere Pflege der Rebe und des Mostes in den eigentlichen Weinländern darbietet, mußten wohl die bereits mehreren deutschen Ländern, vorzüglich den Neckar- und Moselgegenden so wohlgelungenen Versuche der Nachahmung des schäumenden Champagners zu einem Gegenstande besonderer Aufmerksamkeit für die inländische Industrie werden. Schon seit mehreren Jahren machten einzelne Weinbergbesitzer zum Theil ein recht günstiges Resultat gewährende Versuche, besonders der um die hiesige Weincultur in mannichfacher Hinsicht sehr verdiente Herr v. Bredow. Der gute Absatz, der diesem „Niederlößnitzer Champagner" nachgerühmt wird, ist von einer recht glücklichen Vorbedeutung für das unter Leitung Sachkundiger vor Kurzem im Großen auf Aktien unternommene Werk. Besonderer Begünstigung erfreute sich solches sogleich bei seinem Beginnen durch die im vorigen Herbste wider alles frühere Vermuthen noch gewonnene gute Lese. Schon war der 20ste Mai zu Einräumung der angeschafften großen Vorräthe von Rebensaft in die geräumigen Keller des neuaufgeführten Gebäudes festgesezt. Man wünschte dabei das allerdings denkwürdige Ereigniß durch eine angemessene Feier zu bezeichnen, als in der Nacht zuvor ein Theil des neuen Kellergebäudes tief in den Boden hinuntersank. Die ganz ungewöhnlichen Regengüsse, welche fortdauernd stattfanden, scheinen daran Schuld zu seyn. Die lithographische Industrie hat nicht unterlassen, dem, ernsthaft genommen, in jeder Hinsicht beklagenswerthen Ereignisse schleunigst auch eine scherzhafte Seite abzugewinnen. Auf einem Querfolioblatte sieht man die beiden, durch das Versinken des nur in Trümmern und hervorstehenden Balken noch zu erblickenden Mittelgebäudes völlig dividirten Seitenflügel und dabei die Aktionäre in den verschiedenartigsten, trostlosesten Attitüden abgebildet. Drei Verse darunter dienen zur Erläuterung. Das Witzigste am Ganzen ist wohl die Ueberschrift des Blattes: Erste Dividende. — Die früher wiederholt erwähnten Kreuz- und Quergedanken eines Ignoranten rumoren hier immer noch fort. Sie haben zu einer geistvollen Gegenschrift Veranlassung gegeben, die einen hier lebenden Schriftsteller von anerkanntem Gehalte zum Verfasser haben soll. Auch ist, dem Vernehmen nach, eine zweite, den Gegenstand betreffende Schrift bereits unter der Presse. — Abermals nimmt ein in dem Canalettosaale auf der Brühlschen Terrasse ausgestelltes Gemälde die Aufmerksamkeit aller Gebildeten in Anspruch. Es ist ein Bataillenstück von ganz außerordentlicher Größe, und der Künstler ein bei der Schlacht selbst in Thätigkeit gewesener Offizier, der schon durch manche frühere, sehr gelungene Bataillendarstellung empfohlene Hauptmann Schubauer. Die Schlacht fand am 12ten August 1812 bei dem Dorfe Podobna statt. Das sächsische Corps stand damals unter dem Oberbefehle des französischen Divisionsgenerals Regnier. Der mächtige Umfang des ungemein reichen Tableaus verbunden mit einer eben so sinnvollen, als fleißigen Ausführung des Ganzen, von den Gestalten des Vorgrundes bis zu den durch die weite Entfernung um die Schärfe des Umrisses gebrachten Gegenständen, gewähren eine sehr anziehende Uebersicht. Zugleich beseelt die einnehmendste Wahrheit und ein recht frisches Leben die einzelnen, mit der größten Mannichfaltigkeit in Handlung und Ausdruck aufgestellten Gruppen. Für die Bewohner Sachsens wird das Interesse an dem verdienstvollen Gemälde dadurch noch besonders gesteigert, daß die große Mehrheit der dargestellten Krieger aus Landsleuten besteht, und von einer bedeutenden Anzahl der Offiziere die wirklichen Porträts aufgenommen sind. Auf einer lithographirten Skizze, welche jedem Beschauer überreicht wird, sind die Namen von drei-und-dreißig dargestellten Kriegern angegeben. Besonders ähnlich sollen seyn die Generale v. Langenau und v. Gablenz, auch Regnier, welcher, auf seinem Rosse sitzend, sich dadurch bemerklich macht, daß außer dem dreieckigen Hute an ihm gar kein militärisches Abzeichen wahrzunehmen ist, und derselbe, die Reitgerte in der Hand, in seinem dunkeln Frack, nur bis an das Knie reichenden, gelben Beinkleidern und Stiefeln mit braunen Stulpen, weit eher einem englischen Gentleman, als dem Oberbefehlshaber eines französischen Armeecorps ähnelt. — Die Natur ist im jetzigen Jahr eine gewaltige Langschläferin gewesen. Im Juni noch nicht einmal ganz mit ihrer Toilette fertig zu seyn! Sie hat sich in vielen Stücken um einen ganzen Monat verspätet. Regen und Kälte traten dem Wonnemonde bis gegen sein Ende hin dergestalt in den Weg, daß er mit weit größerm Rechte der Wassermonat hätte heißen können. Allenthalben Ueberschwemmungen, besonders auch vom Elbstrome, der, wenn er im Winter diesmal ein ganz ungewöhnlich eingezogenes Leben führte, sich in dem nunmehrigen sogenannten Frühlinge desto breiter machte. Sogar die im vorigen Jahr ein furchtbares Kriegsheer bildenden Maikäfer haben von ihrem Monat in diesem Jahr wenig oder gar keinen Gebrauch gemacht. Auch wir Andern wären vielleicht den Anfang des Sommerlebens kaum gewahr geworden, hätte uns nicht das Theater einen Wink gegeben; erstens dadurch, daß nun wieder einige Mal in der Woche auf der kleinen Bühne am Linkschen Bade gespielt wird, und zweitens durch die Pausen, welche manchmal mehrere Tage nach einander im Spielen eintreten. Denn die Ankunft der Schwalben ist gewöhnlich das Signal für mehrere unserer Bühnenhelden und Heldinnen zum Ausfluge nach Siegeskränzen in's Ausland. Zum Glück für die hiesigen Theaterfreunde, lassen es fremde Künstler selten an Versuchen fehlen, die Abwesenden zu ersetzen. So fand die vielgestaltige Kunst des Komikers Lebrün aus Hamburg vielen Applaus, wie großentheils die schönen, vollen Töne der Sängerin Fischer von der Bühne zu Karlsruhe. Raimunds Verschwender gehört zu unsern frischesten Neuigkeiten. Einige Längen abgerechnet, hat man ihn nicht ungern gesehen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 62. Montag, 19. Juni 1837.

Naturkunde.

1) Ansichten über Natur- und Seelenleben von J. H. F. Autenrieth, Kanzler der Universität Tübingen. Nach seinem Tode herausgegeben von seinem Sohne H. F. Autenrieth, ordentl. Lehrer der Heilkunde zu Tübingen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

(Schluß.)

„Im Zusammentreffen aber der Erdrevolutionen mit den allgemeinen und selbst im Meere sich aussprechenden Metamorphosen des gesammten organischen Lebens liegt die Gewißheit, daß auch jene Erdrevolutionen kein Werk des Zufalls sind, welcher überhaupt in der sichtbaren Welt der körperlichen Materien, schon weil ihre eigenen Veränderungen alle bloßen Gesetzen der Nothwendigkeit, nicht einmal den Ergebnissen einer Willkür folgen, an sich unmöglich ist. Eine über den Gesetzen, welchen die Erde, und über denen, welchen die allgemeine Quelle des Lebens in ihren beständigen Veränderungen folgt, stehende Ursache muß also den Veränderungen beider gemeinschaftlich zu Grunde liegen."

Die zwei Gesetze der Lebenskraft, 1) Polarität (Tendenz nach Gleichgewicht der Pflanzen- und Thierwelt, der beiden Geschlechter, des positiven und negativen Pols in allem Lebendigen) und 2) fortschreitende Entwicklung, Bildungstrieb, immer vollkommnere Entfaltung durch schärfere Theilung — werden vom Verfasser wiederholt in mehreren einander ergänzenden Abhandlungen erörtert. Nachdem er aber die fördernde Thätigkeit in dieser geheimnißvollen Kraft nachgewiesen hat, geht er auch zu der hemmenden über. „So gibt es auch ein großes unsichtbares Reich, das wir unmittelbar schlechthin nicht erkennen, dessen Existenz wir aber durch Schlüsse errathen, weil es uns sein Daseyn nur zu kräftig durch seine Folgen, durch Krankheit und Tod, fühlen läßt, das Reich nämlich der unsichtbaren und unfühlbaren Ansteckungsstoffe oder Contagien. Die asiatische Cholera lehrt in unsern Tagen sehr nachdrücklich, daß es unter dem Monde manches durch Anschauung Unverkennbare gebe, wovon unsere Sinnlichkeitsphilosophie sich nichts träumen lassen kann." Er charakterisirt nun diese Seuchen als selbstständige Gattungen lebendiger Wesen in der Reihe der übrigen.

Es ist sehr zu bedauern, daß der Verfasser nicht mehr Zeit fand, seine Ansichten kurz und klar in ein System zu bringen. Die fragmentarische Form und der oft in gar zu vielen Zwischensätzen überfließende Styl machen die Orientirung etwas mühsam; inzwischen ist

das Hauptthema klar und von so hohem Interesse, daß es jeden Leser fesselt.

2) Paley's natürliche Theologie mit Bemerkungen und Zusätzen von Lord Brougham und Sir Charles Bell. In deutscher Bearbeitung herausgegeben von Dr. H. Hauff. Mit 25 Holzschnitten. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1837. gr. 8. S. 464.

Es ist erfreulich, die Uebereinstimmung so vieler Naturforscher wahrzunehmen. Auch des Engländers Werk beabsichtigt, durch die Naturbetrachtung dem Menschen die Wahrheit einzuprägen, daß es einen Gott gebe, und daß er das weiseste und gütigste Wesen sey. Auch er bringt gerade von der Seite her, die der Materialismus für sich in Anspruch zu nehmen pflegt, sehr eindringliche Beweise für die christlichen Wahrheiten.

Mit einer Ausführlichkeit, die dem Werk weit mehr das Ansehen einer naturwissenschaftlichen als theologischen oder philosophischen Schrift gibt, geht er in die Zweckmäßigkeit ein, welche die Natur überall, vorzüglich aber in der Einrichtung der menschlichen Organe auszeichnet. So, um nur ein Beispiel zu geben, führt er die Betrachtung des Auges als ein Heilmittel gegen den Atheismus an: „Abgesehen von seinem Hauptcharakter, daß es ein streng nach den Gesetzen der Optik gebautes Werkzeug ist, bemerken wir, wie alle Beiwerke des Organs eigentlich ängstlich auf seine Sicherheit berechnet sind. Es ruht in einem starken, tiefen, knöchernen Gehäuse, zusammengefügt aus sieben verschiedenen Knochen, die an ihren Rändern ineinander greifen. Innerhalb dieses Gehäuses ist es von Fett umgeben, dem thierischen Stoffe, der für das Organ in der Ruhe wie in der Bewegung am besten paßt. Es ist geschirmt durch die Augbraunen, einen Haarbogen, der gleich einem Wetterdach den Schweiß und die Feuchtigkeit der Stirne von ihm abhält. Noch besser aber wird es durch das Augenlied geschützt. Unter allen Außenwerken des thierischen Körpers kenne ich keinen, der nach Verrichtung und Bau mehr Aufmerksamkeit verdiente, als das Augenlied. Es schützt das Auge, es reinigt es, es schließt es zum Schlafe. Kann bei irgend einem Werk der Kunst der Zweck, den der Künstler sich vorgesezt, deutlicher in die Augen springen, als bei den Diensten, welche das Augenlied leistet? Oder wäre wohl eine Einrichtung denkbar, die diesen Zwecken auf angemessenere, sinnreichere Weise entspräche? Wenn der Beobachter solche Dinge oft übersieht, so geschieht es nur, weil sie ihm zu alltäglich, zu gewöhnlich sind. Wir gehen an den Gegenständen vorüber, die wir immer vor Augen haben, und suchen solche auf, welche selten sind und die Neugierde reizen. Dadurch entgehen uns oft die wichtigsten Beobachtungen, während wir andere verfolgen, die tiefer und wissenschaftlicher scheinen, am Ende aber viel geringere Beachtung verdient hätten. — Um das Auge beständig feucht, rein und durchsichtig zu erhalten, ist eine eigenthümliche Secretion als Waschapparat angeordnet, die Thränen, und das überflüssige salzigte Wasser wird durch ein Loch im Knochen, von Umfang eines Gänsekiels, in die Nase geleitet. Hier verbreitet es sich über die innere Wandung der Nasenhöhle und verdunstet durch den warmen Luftstrom, der in Folge des Aus- und Einathmens beständig durch dieselbe zieht. Könnte wohl eine Röhre zu Abführung des unsaubern Wassers aus einer Färberei oder einem Destillirapparate sinnreicher angebracht seyn? Man sieht leicht, daß Feuchtigkeit für das Auge ein Bedürfniß ist: aber konnte dieses Bedürfniß des Auges die Drüse erschaffen, in welcher sich die Thränen bilden, oder das Loch bohren durch welches sie ausfließen, ein Loch durch einen Knochen? Auch ist zu bemerken, daß diese Vorrichtung bei den Fischen fehlt, da das Element, in welchem sie leben, das Auge hinreichend abspült."

Der Verfasser wirft sich selbst ein: aber wozu diese ängstliche Zweckmäßigkeit? Hätte Gott nicht, wenn er wollte, daß wir sehen, uns einfach sehen lassen können ohne diese vielen Schwierigkeiten? Die Antwort ist: „Nur dadurch, daß die Gottheit sich künstlicher Mittel bediente, konnte sie ihren mit Vernunft begabten Geschöpfen ihre Existenz, ihre Schöpferkraft und ihre Weisheit offenbaren. Es ist die Leiter, auf welcher wir allein zu unserer Kenntniß vom Schöpfer, so weit sich dieselbe aus den Erscheinungen der Natur ziehen läßt, aufsteigen. Nimm sie hinweg, und du nimmst uns jeden Gegenstand der Beobachtung, und bei dem gegenwärtigen Stande unserer geistigen Vermögen auch jeden Grund, jede Basis vernünftigen Nachdenkens." Wir müssen bekennen, daß uns diese Erklärung nicht ganz befriedigt. Es kann bei der Schöpfung eines so herrlichen und großen Werkes, wie die Natur ist, auch nicht entfernt an eine Art von Versteckenspielen gedacht werden, das Gott gleichsam mit den Menschenkindern spiele, und doch würde sich etwas dergleichen bei der Erklärung des Verfassers denken lassen.

Dagegen ist die Erörterung vortrefflich, durch welche der Verfasser darthut, „daß Untersuchungen der Natur unser Gemüth ganz anders stimmen, und einen viel tiefern Eindruck auf dasselbe machen, als wenn wir nur so im Allgemeinen einer ausgesprochenen Formel

über das Daseyn Gottes beipflichten, womit sich viele Leute begnügen und womit wir gar oft uns selbst zufrieden geben;" und daß jene Untersuchungen ganz gewiß in Bezug auf den Schöpfer zwei Dinge beweisen, 1) seine Allmacht, die nirgends eindringlicher sich dem Geist zu rkennen gibt, als in der Betrachtung der Natur, und 2) seine Liebe. Mit großem Scharfsinn beweist der Verfasser, daß im Allgemeinen der Organismus dieselben Zwecke hätte erreichen können, auch wenn seine Thätig- eit nicht mit Wohlseyn und Genuß, vielleicht gar mit Schmerz verbunden gewesen wäre, und daß jenes Wohl- efinden, das ihn im normalen Zustande nie verläßt und sich mehr oder weniger erhöhen kann, eine reine Zugabe göttlicher Güte ist. Beides nun in Betrachtung gezogen, so ergibt sich, daß wenn Gott so allmächtig und so gütig ist, wir auch in Bezug auf unsre Fort- dauer beruhigt seyn müssen. „Vor Allem aber gewinnt Ein wichtiger Glaubenspunkt, der allen Uebrigen In- eresse und Wichtigkeit verleiht, durch den gewonnenen Glauben an Gott Halt und Festigkeit: die Lehre von er Fortdauer nach dem Tode. Die Sache dürfte als offnungslos erscheinen, hätten wir nicht eine Macht ennen gelernt, die einem solchen Werke gewachsen ist, ie unter der Leitung eines intelligenten Willens steht, und das Innerste einer jeden Substanz durchdringt. Ich bin nicht im Geringsten der Meinung jener, welche agen, „es sey ein unglaubliches Ding, daß Gott die Todten auferwecken werde;" ich behaupte aber, man nüsse vor allen Dingen überzeugt seyn, daß *ein Gott* st, in dessen Hand die Ausführung eines solchen Werkes eht. Sind wir erst hierüber mit uns im Reinen, dann heint mir im weitern Verlaufe, so verborgen er uns t, nichts zu liegen, was unsern Glauben daran zu er- hüttern vermöchte. Man nimmt gewöhnlich an, die- nigen, welche die Thätigkeiten der Seele von der Or- anisation des Körpers ableiten, ja den Geist selbst als urch Organisation bedingt betrachten, müßten es noch hwerer finden als Andere, sich einen Uebergang vom ode zu einem andern, selbstbewußten Zustande zu den- n, weil ja die alte Organisation augenscheinlich zerstört ird. Allein ich sehe nicht ein, warum selbst die Anhän- er dieser Meinung die Sache unmöglich finden sollten: ehen ja doch, selbst innerhalb ihrer Hypothese, einer lchen Umwandlung Analogien von Vorgängen zur Seite, ie, wie wir ganz gewiß wissen, von der Gottheit ver- ittelt werden. Bei der gewöhnlichen Fortpflanzung der hiere und Pflanzen wird durch ein Theilchen, das in ielen Fällen über alle Berechnung klein ist, durch einen unkt, durch ein Infinitesimalkörperchen die Organisation nes künftigen Körpers determinirt; von einem solchen heilchen hängt es ab, ob das künftige Produkt eine Pflanze, ein unvernünftiges oder ein vernünftiges Geschöpf, eine Eiche, ein Frosch, oder ein Philosoph seyn wird. Dieses Theilchen, aus welchem in Zukunft eine vollständig organisirte Natur hervorgehen soll, verdankt seinen eigenen Ursprung einem Körper, der früher da war, und obgleich seine Organisation (wie namentlich bei den Pflanzen sichtbar ist) innerhalb jenes Körpers, und vermittelst jenes vorher dagewesenen Organismus begann und bis zu einem gewissen Grade fortgeführt wurde, so geht es dennoch nicht unter und wird nicht zerstört, wenn auch jener frühere Organismus gänzlich sich auflöst, sondern im Gegentheil, es wird gerade hiedurch oft in seiner Entwicklung gefördert; es überdauert alle Veränderungen, die seine bisherige Umhüllung erleidet, und beginnt selbstthätig zu seyn, sobald der Zweck, um dessen willen es geschaffen ward, es erfordert. In dem angegebenen Falle verfolgte nun die Natur den Zweck, eine gewisse Organisation von einem Individuum auf ein anderes überzutragen; dieser Oekonomie analog läßt sich nun eine denken, wodurch sie eine gewisse Organisation aus einem gewissen Zustande in einen andern Zustand versezt."

3) Die gesammte Anthropologie, neu begründet durch allgemeine Biosophie und als zeitgemäße Grundlage der Medicin im Geiste germanisch-christlicher Wissenschaft. Für Aerzte und Nicht-Aerzte von Prof. Dr. Leupoldt. Zwei Bände. Erlangen, Palm, 1834.

Auch diese Schrift, wie die des sel. Autenrieth hat zum Zweck, durch die genaueste Erforschung der (menschlichen) Natur die christlichen Wahrheiten zu bestätigen. Er hält die Vermählung der Wissenschaft mit dem religiösen Glauben für eine der schönsten Erscheinungen unsrer Zeit. „Je weiter wir darin vorrücken, desto gewisser wird es uns werden, daß Vor- und Mitwelt nichts aufzuweisen haben, was religiöses Leben und sittliche Kraft und Reinheit reichlicher und edler zu gewähren vermag, als Wesen und Geist des *Christenthums*, und daß diese wahrhaft die Grundkräfte der Welt sind; desto mehr wird die Zukunft zeigen, welcher segensreichen Beziehungen und Anwendungen das Christenthum noch fähig ist und die irdischen Angelegenheiten bedürftig sind. In gleichem Verhältnisse wird dann auch die Zukunft von Neuem zeigen, daß solche Auffassung, Vermählung und Anwendung des Christenthums — *germanischer* Art und Weise vorzüglich eigen und angemessen ist."

In der Einleitung stellt der Verfasser fest, daß der Mensch das Ebenbild Gottes und der Welt (Mikrokosmos)

sey, und daß die Reife und Gesundheit seiner Entwicklung von dem richtigen Gebrauch abhänge, den er von seiner Freiheit mache. Jeder Mißbrauch dieser Freiheit wirkt zerstörend auf den Menschen selbst oder auf Andere und erzeugt gehemmte Entwicklung, Krankheit, Gift, vorzeitigen Tod. Dies der Ursprung alles Uebels. Aber das Uebel kann wieder nur durch Uebel geheilt werden, daher die wohlthätige Wirkung so vieler Dinge, die man für Unglück hält. Der Verfasser ist nicht abgeneigt, die Cholera einer Gifterzeugung zuzuschreiben, sofern die Ausdünstungen und nervösen Einwirkungen der gegenwärtigen Generation in großen Menschenmassen auf die äußere Luft einwirke. „Jedenfalls geht gar manches Abnorme des menschlichen Organismus, wie Krankheit, nicht bloß beim Individuum als solchem, sondern gemeinschaftlich bei größeren oder kleineren Gliedern des Organismus der Menschheit, wie namentlich sogenannte epidemische, zum Theil auch endemische Krankheiten, mehr aus dem innersten Wesen des Menschen hervor, als daß es von seiner Außenwelt verursacht wäre, die dann ohne Grund angeschuldigt wird und in welcher dann, namentlich in der Luft, Schädlichkeiten, die man Miasmen nennt, als eben gegenwärtig vorhanden ganz ohne Grund und mit Unrecht vorausgesezt werden. Und zum Theil sind solche Krankheiten selber, sie mögen mehr von innen oder von außen verursacht seyn, dem Resultate nach weniger etwas Uebles, Nachtheiliges, als vielmehr Heilsames. Sie sind zum Theil Processe, durch welche oft langeher angehäuftes Mißverhältniß im menschlichen Organismus endlich bis auf einen gewissen Grad wieder ausgeglichen wird. Und wenn dabei, wie bei Seuchen, auch Tausende sterben, so ist dies für den übrig bleibenden Menschheits-Organismus oft mehr nur als reinigende Ausscheidung des am wenigsten richtig und gut Beschaffenen zu betrachten."

Nach dieser Einleitung beginnt der Verfasser zuerst mit der Untersuchung der menschlichen **Gattung**, der die des **Individuums** folgt, nach seinem Organismus, Geschlecht, vegetativen und animalischen, physischen und geistigen Leben im normalen Zustande. Dann entwickelt er die abnormen Zustände und die Mittel, zur Norm zurückzuführen, so daß der leztere Theil ganz dem Arzt angehört, während der erstere mehr allgemeine Physiologie enthält. Von seinem universellen Standpunkt aus sieht der Verfasser auch moralische und intellektuelle Krankheiten der Völker, nicht bloß physische, und indem er ihr Vorkommen insbesondere bei geschichtlichen Uebergangsperioden nachweist, kommt er auch auf die Krankheit unsers Jahrhunderts, Mißbehagen, Zerrissenheit, Unglauben, Negativität rc. zu sprechen; „In der That ist der religiöse Glaube in der Geschichte der Menschheit meistens das tiefste und sicherste Fundament und die mächtigste Triebkraft gewesen; selbst bei noch so unvollkommener Gestalt und bei noch so großen Verirrungen desselben. Das lehrt die Geschichte des Occidents und Orients, der alten und neuen Welt, des Juden- wie des Heidenthums, des Muhamedanismus wie des Christenthums. — Nur in vorübergehenden Epochen verhielt sichs damit anders, und so denn zum Theil auch im europäischen Occident in neuester Zeit von Neuem. Immer sind das Epochen eines Entwicklungs-Umschwungs, in welchen eine alte Entwicklungsstufe vollendet und eine neue begonnen wird. Im Anfang der neuen Stufe erscheint dann die alte in mancher Hinsicht als die niedrigere. Je mehr aber vollends dem Eintritt des neuen höheren Hindernisse in den Weg treten und es von einer Seite her beim Alten zu belassen gestrebt wird, desto leichter entartet das über seine Zeit hinaus Beharrensollende in sich selber. Ein Theil der Menschen richtet dann seine Aufmerksamkeit eben so einseitig auf das erst aufgehende Neue, wie ein anderer auf die Vergangenheit. Leztere überschätzen das Vergehende und seine Vergangenheit, Erstere das Aufgehende und seine weitere Zukunft. Diese halten dann das Bisherige, ohne es hinreichend zu kennen, für im Ganzen übel oder wenigstens für schlimmer als es ist, sie „schütten das Kind mit dem Bade aus," und verfallen namentlich auch in die Täuschung, daß sie eine im besten Falle vorausgehende niedrigere Stufe oder andere Richtung im Ganzen für übel und verfehlt, und die folgende höhere für allein richtig und heilsam halten, und die sie daher da ganz abgebrochen haben wollen, wo es nur fortzuentwickeln gilt. Dazu kommt endlich, daß in solchen Wendepunkten ganze Theile der Menschheit, ganze Völker und Reiche ihre Hauptrolle ausspielen und unfähig werden, Träger des Neuen und Besseren zu werden. Dann tritt vollends der Fall ein, daß sich namentlich auch in der jüngsten Generation fast nur destructives Leben und Streben, die Tendenz nach Vernichtung concentrirt hat, und diese vergreift sich dann zugleich an dem Alten und an dem daraus Fortzuentwickelnden. Und wie in anderen Zeiten und im besseren Falle gerade der religiöse Glaube die Hauptmacht der ganzen Wirklichkeit und ihrer Fortentwicklung zum Besseren ist, so wird in Epochen der zulezt charakterisirten Art das Vernichtungsstreben, die destructive Tendenz auch am meisten gegen den religiösen Glauben gekehrt."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 146.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 20. Juni 1837.

O Deutscher, deine Heimathlieb' ist gleich
Dem Feuerwein, an Duft und Gluthen reich,
Der, wenn er weiter Meere Bahn durchzog,
Nur höh're Gluth und neue Würzen sog.

A. Grün.

Die Deutschen in Nordamerika.

(Fortsetzung.)

In Bezug auf Gewerbe geht es den Deutschen nicht viel besser. Wenn sie nicht bei ihren eigenen Landsleuten Beschäftigung finden (was zwar oft genug geschieht), so ist ihre Aussicht auf Erfolg bei weitem nicht so gut als die der Engländer. Nicht bloß ist ihnen ihre Sprache ein Hinderniß, sondern ihre Leistungen werden von den Engländern und eingebornen Amerikanern überboten, welche wegen ihrer höheren Bezahlung besser zu arbeiten gewohnt sind als die Deutschen, und schon der Ruf der Engländer gibt diesen den Vorzug über alle andern Mitbewerber. — Agrikultur ist die angemessenste Beschäftigung für deutsche Auswanderer; denn es sind nur wenig Beispiele vorhanden, wo sie in der Eigenschaft als Ackerbauer nicht ihr Fortkommen gefunden hätten. Aber jede anständige Beschäftigung ist ihres Lohnes unter ihren Landsleuten gewiß, welche immer geneigter sind, Deutsche als Amerikaner zu unterstützen. Ich rathe daher den deutschen Auswanderern, bei ihrer Ankunft in Amerika nicht länger in den großen Seestädten zu verweilen, als erforderlich ist, um die nöthigen Lebensmittel für ihre Reise nach Westen einzukaufen; denn jede Minute, die sie dort zubringen, ist für sie ein reiner Verlust an Zeit und Geld, und deßwegen ein Hinderniß ihres endlichen Erfolgs. Als Bauer des Bodens haben sie die beste Hoffnung auf Erfolg; denn kein anderes Land hat dieselben Hülfsquellen, oder belohnt so reichlich die Industrie Einzelner, wie die des ganzen Volks. Als Ackerbauer haben die Deutschen einen entschiedenen Vortheil über alle andern europäischen Ansiedler; denn sie finden Freunde, Bekannte, ja selbst eine Heimath in drei oder vier der größten und fruchtbarsten Staaten der Union. Dort ist die deutsche Sprache kein Hinderniß ihres Fortkommens, denn Tausende um sie herum sprechen keine andere. Dort finden sie deutsche Zeitungen, deutsche Kirchen und deutsche Schulen. Ihre Diener der Gerechtigkeit sind Deutsche, ihre Aerzte, und, wenn sie so unglücklich seyn sollten, ihrer zu bedürfen — ihre Advokaten. Es wird ihnen scheinen, als ob ein Theil ihres eigenen Vaterlandes, wie durch Zauberei, nach der neuen Welt verpflanzt worden wäre; sie werden dieselben friedlichen Wohnungen, dieselben Kornfelder, dieselben Obstgärten, und jezt sogar dieselben Reben finden. Jeder Gegenstand, den ihr Auge faßt, wird sie an die Träume ihrer Kindheit erinnern und ihre Liebe zu ihrem Wahlland vermehren. Der Friede, die Ruhe und das häusliche Glück der Deutschen werden sich ihren Sinnen entfalten, nur der Vor- und Hintergrund wird undeutlich und verwischt seyn: sie werden weder Satrapen noch Bettler sehen.

Das westliche Gebiet der Union wird nicht blos von Auswanderern aus den atlantischen Staaten bevölkert; ein großer Theil seiner Bewohner besteht aus fremden Ansiedlern aus der Schweiz und aus Deutschland. Die Irländer, welche zwar in großen Massen nach den Vereinigten Staaten auswandern, ziehen fast immer den Aufenthalt in Städten, mit wechselnder und unstäter Beschäftigung, dem ruhigen Landleben der Deutschen vor, welche sich gewöhnlich mit Agrikultur beschäftigen. Die Vortheile der deutschen Ackerbauer in den Vereinigten Staaten über alle andern Mitbewerber sind zahlreich und mannichfaltig; aber sie entspringen größtentheils aus Ursachen, welche eine nähere Beachtung verdienen.

Die meisten deutschen Auswanderer, wenn wir etwa die geringe Zahl Gelehrter oder politisch Verbannter ausnehmen, ziehen nach Amerika mit dem festen Entschluß, sich dort eine Heimath zu gründen und in ihren Beziehungen als Auswanderer sich gegenseitig beizustehen. Dies ist unstreitig der vorzüglichste Grund ihres Fortkommens. Ohne die Alternative der Rückkehr in ihr Vaterland, sind sie genöthigt, allen ihren Fleiß auf den Anbau des Bodens zu verwenden, und zwar nicht als Abenteurer, um einen Versuch zu wagen, sondern als Landwirthe, entschlossen, dort ihren Wohnsitz aufzuschlagen. Gewöhnlich lassen sie sich in den nordwestlichen Staaten nieder, und auf diese Weise von aller direkten Communikation mit ihrem Vaterlande abgeschnitten, lernen sie bald sich in Amerika zurecht finden, ohne sich durch trübes Hinblicken auf ihre Heimath das Herz schwer zu machen und die Lust zu Thaten zu verlieren. Ihre Art beisammen zu bleiben und ganze Dörfer und Städte auf einmal aufzubauen, macht ihr Exil weniger schmerzhaft. Sie fühlen kaum, daß sie Fremde sind, so lange jeder von ihnen in seinem nächsten Nachbar den Freund seiner Jugend oder den Gespielen seiner Kindheit findet. Auf diese Art behalten die deutschen Auswanderer in den Vereinigten Staaten größtentheils die ihnen angeborene Einfachheit der Sitten und sind durch Sparsamkeit und Fleiß und durch gegenseitige Unterstützung gar bald im Stande, sich bequem einzurichten und ihren Ansiedelungen Einheit und Dauer zu verschaffen. Weniger Handels- und Geldspekulationen ergeben, wenden sie ihre Sorgfalt mehr auf die Verbesserung und Vermehrung ihrer Grundstücke, und werden eben dadurch sicherer wohlhabend und unabhängig. Sie sind zwar weniger unternehmend als die eingebornen Amerikaner, besonders die Neuengländer, und werden deßhalb oft der Plattheit und Unregsamkeit beschuldigt; aber sie stehen dessen ungeachtet keinem Theil der Bevölkerung an Arbeitsamkeit nach und ihre industrielle Ausdauer findet allgemeine Anerkennung. Wenige von ihnen werden durch glückliche Conjuncturen reich, aber selten sind sie nachlässig in der Bestellung ihres Hauswesens, und aus angestammter Neigung sich nur mit Agrikultur beschäftigend, sind sie weniger den Launen des Glücks ausgesezt und des endlichen Erfolges ihres Fleißes gewiß. Ihre Landgüter sind die schönsten in den Vereinigten Staaten, was sie vorzüglich dem Grundsatz verdanken, nie mehr Grundstücke zu besitzen, als sie selbst anbauen können, und diese immer nur für ihren eigenen Gebrauch und nicht aus Spekulation anzukaufen. Ihre Wohnhäuser sind klein und eng, aber die ungeheuren Dimensionen ihrer Scheunen verkünden den Reichthum ihres Besitzes und die Vorsicht und Klugheit thätiger Landleute. Die Verbesserung ihrer Felder liegt ihnen mehr am Herzen als ihre häusliche Bequemlichkeit oder die Ausstattung ihrer Wohnungen. Sie beweisen die größte Sorgfalt für ihr Hornvieh, und ihre Arbeit ist um so ergiebiger, als sich alle Glieder ihrer Familien darein theilen. Dies ist bei den amerikanischen Bauern oder Pflanzern nicht der Fall. Die Männer bestellen ganz allein die Felder, säen, ackern und ernten selbst, treiben das Vieh aus, melken die Kühe, gehen selbst auf den Markt, schaffen das Nöthige zum Haushalt herbei und überlassen den Weibern nur die Sorgfalt für das Innere der Wohnungen und für die Kinder. Deßhalb sind die amerikanischen Weiber, selbst in den niedersten Ständen, so sehr gebildet. Sie haben mehr Zeit als die Männer, sich mit der Literatur des Tags vertraut zu machen, lesen Journale und sind fast immer im Stande, ihren Kindern den nöthigsten Privatunterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen u. s. w. zu ertheilen. In den südwestlichen Staaten, wo gute Schulen selten oder von den Wohnungen der Pflanzer zu weit entfernt sind, versehen die Frauen beinahe gänzlich den Dienst der Lehrer und sind überhaupt viel unterrichteter als die Männer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schloss Hochdorf.

(Fortsetzung.)

Glenorvan überhörte scheinbar die Bemerkung und wandte sich einer Anlage schöner Rosen zu, ohnweit welcher eine Nachtigall voll und schmelzend schlug. Hier verweilte er mit sichtlicher Anerkennung, da kein weiteres Mißverständniß zu befürchten war, und erwiederte auf Eugeniens Frage, ob er die Blumen liebe? mit seiner Beziehung: besonders die Rosen, welche ihn immer wieder und wieder in entzücktes Staunen versetzen, weßhalb er die Worte des Dichters:

> Unmöglich scheint immer die Rose,
> Unbegreiflich die Nachtigall!

in ihrer poetischen Metapher für das Richtigste und Schönste halte, was jemals in ähnlicher Beziehung gesagt worden sey.

Nach langen Umwegen konnte endlich der Baron seinem neuen Gaste den Anblick der Heide nicht mehr verbergen, welche einen grossen Theil des schönen Parks begrenzte. Er lächelte einigermaßen verlegen und sagte, mit der Hand dieselbe bezeichnend: „Hier, Mylord Glenorvan, ein Stückchen Ihrer Heimath." Glenorvan lächelte gleichfalls. „Ich bin," entgegnete er, „wenn auch in Frankreich erzogen, in Deutschland größtentheils gebildet, und obgleich ich immer fast nur im Fluge meine Heimath besuchte, ein zu guter Schotte, um nicht den Bergen und Nebeln meines Vaterlandes die größte Vorliebe zu bewahren. — Die phantastisch gestalteten Höhen, die braune, fade, aber für einen Schotten so reizende Heide, der blaue Dunst, welcher die Fernen verhüllt, und den man im Süden wahr und poetisch als Duft bezeichnet, das Alles ist meiner Phantasie durchaus gegenwärtig, und es gibt Zeiten, wo ich die flinken, abgehärteten Bergbewohner beneide, welche rüstig und jede Beschwerde verachtend, mit derselben Ausdauer und Leichtigkeit das Wild aufspüren und verfolgen, womit sie früher, dem Interesse ihres Clans getreu, des Feindes gewärtig waren oder ihn aufsuchten." Der Baron ging in ein Gespräch über Schottland ein, und so streifte der ihm stets unangenehme Punkt schnell an seinen Augen wie an seinen Gedanken vorüber.

Der Thee wurde in einem reizenden, kleinen Gartensaal eingenommen und sodann von dem Kammerdiener die Thüren eines Nebenzimmers geöffnet, wo Kron- und Wandleuchter angezündet waren und alle Anstalten auf eine musikalische Unterhaltung hindeuteten. Nach einer leichten Verbeugung gegen seine Gäste, trug der Baron ein Violinconcert mit dem Kammerdiener vor; Beide spielten mit großer Präcision und Fertigkeit, ja selbst nicht ohne Geschmack; nächstdem trug Eugenie verschiedene schwierige Sachen auf der Harfe vor, und endlich sangen beide Schwestern einige ältere italienische Compositionen auf wahrhaft entzückende Weise. Mit diesem in der That reizenden Concert wurde der Abend geschlossen. Die Lebensweise im Schlosse war so geregelt, daß dieser Tag mit sehr geringen, und durch die Jahrszeit bedingten Abweichungen als das Abbild aller folgenden erschien; nur die Verschiedenheit und Zahl der Gäste brachte einige Abwechslung hervor.

Als man auseinander ging, begleitete Waldorf seinen Freund auf dessen Zimmer, wo dieser ihm mittheilte, wie der Baron ihn auf's Dringendste eingeladen, seinen Aufenthalt nicht auf Tage, sondern wo möglich auf Wochen und Monate auszudehnen, mit dem Ersuchen, auch Waldorf zu vermögen, daß er solchem Beispiele folge. „Ich," fügte Glenorvan hinzu, „bin fest entschlossen, vorläufig hier zu verweilen, und zwar um so mehr, da ich jezt weiß, daß Sie mein Nebenbuhler nicht sind. Ich hätte es denken können, an Wesen wie Eugenie wagt man sich nicht so leicht." — Waldorf, vor seinem Freunde stehend, betrachtete denselben lächelnd. „Wenn ich manchmal sage, ich wisse nicht, was mich so fest an Sie knüpft, so ist das wohl nicht in jedem Betracht völlig wahr. Eines Grundes bin ich mir wenigstens bewußt, und der liegt in Ihrem unvergleichlichen, unbefangenen Uebermuthe. Mir ist Aehnliches nie vorgekommen, aber ich belustige mich völlig sorglos daran."

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Frack und das grosse Fest zu Versailles.

Der abgeschmackte, unzierliche Frack ist das eigentliche Wahrzeichen der jezigen Welt, und er wird dereinst sein Jahrhundert so gut bezeichnen, als das noble spanische Wamms das seinige. Frankreich hat nicht nur den Frack für die Welt zugeschnitten, es hat auch seit fünfzig Jahren so ziemlich die Geschichte gemacht, und in den Schicksalen des Fracks spiegeln sich wiederum deutlich die verschiedenen Phasen der Revolution. Der Frack ist eigentlich ein Kind aus der Ehe zwischen der Pedanterie des achtzehnten Jahrhunderts und dem aus dem amerikanischen Freiheitskrieg entsprungenen Begriff der Bürgerlichkeit. Auf dem Rücken des Mannes, der später Philipp Egalité hieß, kündigte er, freilich nicht in den Augen der Zeitgenossen, geraume Zeit vorher das Jahr 1789 an. In der Nationalversammlung, im Convent repräsentirte er, als Gegensaz gegen den gestickten Hofrock, die ganze Revolution, und contrastirte in seiner platten Steifheit merkwürdig mit der Draperie der Göttin der Freiheit. Aber nicht lange, so wurde er seinerseits ein aristokratisches Abzeichen; er sah sich von der Carmagnole verdrängt, und von dieser zum Sansculottismus, der äußersten Grenze der Gleichheit, hatte man nur einen Schritt. Von hier an war nun nach allen Naturgesezen eine umgekehrte Bewegung von selbst gegeben, und so sehen wir den Frack wieder in alle seine Ehren eingesezt, als ihn Bonaparte eines Tags zum habit français verschnitt und auf allen Nähten mit Gold besezte. Wir Alle wissen, wie er im Jahr 1830, neben dem grauen Hut, das Symbol der mit republikanischen Institutionen umgebenen Monarchie war; aber seit diese Monarchie nicht mehr nöthig zu haben meint, der argwöhnischen Demokratie die Hand zu schütteln, suchte sie sich allgemach den bürgerlichen Gesellen vom Leibe zu halten, und erfaßte wieder, schüchtern erst, die „pensée de l'habit habillé." Bei Gelegenheit der Vermählung seines Sohnes nun glaubte Louis Philipp, der Napoleon des Friedens, sich auf einmal vollständig mit Livréen umgeben zu dürfen oder zu müssen, von der Simarre des Kanzlers von Frankreich bis zum Bortenrock des Lakaien. Die Weisheit dieser Maßregel im Allgemeinen bleibe dahingestellt; aber den zur Eröffnung des Versailler Museums eingeladenen Deputirten das habit français zumuthen, hieß den Menschen und den Franzosen schlecht kennen. Welch treffliche Gelegenheit für die Volksvertreter, zwei Eitelkeiten auf einmal zu befriedigen! Einmal konnte man seine Unabhängigkeit, seine individuelle

Männerwürde, sammt der in ihren Vertretern angetasteten Würde der Nation auf wohlfeile Weise wahren; und dann — war nicht gerade die Tracht, welche nun einmal den Normalmenschen macht, das heißt der schwarze Frack, das einzige Mittel, sich in der ungeheuren Maskerade zu Versailles bemerklich zu machen? Die Deputirtenkammer bestand auf dem Frack, und wenn sich am Ende nur Wenige im Frack am „banquet monstre" niederließen, so kam dies daher, daß die meisten, nachdem sie die erste jener Eitelkeiten lärmend befriedigt, der zweiten ganz in der Stille entsagten, und im beliebten System der Achselträgerei nach beiden Seiten ihr Interesse wahrten. — Wie einmal die Sachen stehen, ist es hohe Zeit, daß Louis Philipp ein Oberhofmeisteramt einsezt; Euphonismen, wie derjenige, womit das Einladungsschreiben an die Deputirten schloß: l'exécution de cette disposition ne comportera aucune exception, kann höchstens einem Mitglied der Akademie entschlüpfen, aber nimmermehr einem echten Hofmann, der in der Uebung ist. — Das Fest in Versailles, auf das wir werden zurückkommen müssen, war prachtvoll. Die Räume, in welchen Gemälde und Sculpturen aufgestellt sind, haben zusammen über 30,000 Fuß Länge, d. h. man legt, wenn man Alles sehen will, 2½ Lieues zurück. Beim Mahle, zu welchem die Porzellanfabrik von Sevres 1800 Duzende Teller geliefert hatte, nahmen in den Sälen und Galerien 1800 Personen Plaz; Alles ging in bester Ordnung vor sich. Ein sonderbarer Zufall wollte, daß der König just unter dem großen Gemälde von Lebrun saß, welches die absolute Gewalt vorstellen soll; unten steht in goldenen Buchstaben die alte, neuerlich, gleich Allem, wieder aufgefrischte Legende: „le roi gouverne par lui-même." Nach dem Banket wurden im Schloßtheater bei magischer Beleuchtung und furchtbarer Hize zwei Akte von Robert dem Teufel und Molière's Misanthrop aufgeführt; in einer sogenannten Entrée wurde von Corneille, Racine und Molière die Statue Ludwigs XIV. bekränzt; jeder der drei Dichter stand an der Spize des Personals eines seiner Stücke, des Cids, der Athalie, des Misanthrope. Allein die von der Civilliste angeschafften Costüme des Misanthrope sollen 20,000 Fr. gekostet haben. Wohl! hier galt es, ein Stück der Literatur- und Sittengeschichte Frankreichs mit Pomp zu verherrlichen; was soll man aber sagen, wenn eine deutsche Theaterdirektion ihre siechen Kräfte anstrengt, um den Tartüffe „ganz getreu im Costüm der Zeit" zu geben, und zwar nach einer deutschen Bearbeitung, in welcher der ehrliche Orgon Herr v. Strahlheim oder dergleichen heißt, und die andern Personnagen analog kozebuesirt sind? — Nach dem Schauspiel führte der König seine Gäste bei Fackelschein durch das von ihm geschaffene Museum. Der Effekt soll zauberisch gewesen seyn; wir wünschen aber nur, daß es dem Museum, welches den alten Glanz von Versailles einigermaßen auffrischen soll, nicht ergeht wie der Schönen, welcher der Kerzenschein im Ballsaale die wesentlichsten Dienste leistet, und die der impertinenten Probe einer matinée dansante erliegt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Beschluß.)

Kann der Mensch fliegen lernen?

„Große und mächtige Flügel, wie der fliegende Mensch sie brauchte, durch Kunst hervorzubringen, hat gar keine Schwierigkeit; die Anwendung der bewegenden Kraft auf diese Flügel wäre ebenfalls eine leichte Aufgabe der Mechanik. Nun aber kommt die Schwierigkeit: kann der Mensch, wenn er nicht über mehr als seine eigene Körperkraft zu verfügen hat, Flügel in Bewegung sezen, die groß genug sind, um ihn wie den Vogel schwebend in der Luft zu erhalten? Gewiß nicht, selbst das Zehnfache seiner Kraft würde nicht hinreichen. Das Muskelsystem des Menschen ist viel schwächer und viel weniger concentrirt, als das der Vögel; überdies ist der Mensch im Verhältniß zu seinem Muskelsystem viel zu schwer; denn das Körpergewicht ist auch bei dem schwersten Vogel reichlich durch die unglaubliche Muskelkraft aufgewogen, mit der er seine Flügel in Bewegung sezt; überdies erleichtert auch die Federbedeckung seinen Flug. Um fliegen zu können, muß also der Mensch durchaus eine große, fremde Kraft, eine Kraft außer sich verwenden können, eine sehr bedeutende Kraft, die überdies auch weniger unregelmäßig, nicht von Umständen, Ermüdung und dem Zufall abhängig ist, wie die des Menschen. Diese Kraft finden wir in dem mächtigen Dampfprincip, vielleicht nicht im Wasserdampf, dessen Hervorbringung und Anwendung nach dem bisherigen Stand unserer Erfahrungen einen zu schweren Mechanismus erfordern würde, wohl aber in einem der Dämpfe, welche die neueste Chemie entdeckt, aber lange noch nicht hinlänglich untersucht hat, und die, bei geringer Veränderung der Wärme, wechselsweise aus dem gasartigen in den flüssigen Zustand und aus diesem wieder in jenen übergehen, z. B. die flüssige Kohlensäure; ja, auch das Schießpulver kann hieher gerechnet werden. Man bringe es nur dahin, die schnelle Dilation oder Explosion dieser Substanzen zu regeln, so ist das Problem aufgelöst, und der Mensch nimmt Besiz vom Luftreich, das er jezt nur mit Zittern zu betreten wagt. Da sizt er zwischen den zwei mächtigen Flügeln in seiner Gondel, die ihm wie der Vogelkörper zum Ballast und Schwerpunkt dient, und leitet ihre Bewegungen, bald schneller, bald langsamer, bald tief, bald über hohe Berge weg, und stets in gerader Linie, was bei unsern Straßen und Kanälen lange nicht immer möglich ist. Wie alle Erfindungen ihr Kindesalter haben, ehe sie zu männlicher Stärke heranreifen, so wird es auch mit dem Menschvogel gehen. Im Anfang dürfte ihm sogar ein Luftballon nöthig oder dienlich seyn, wie dem Kind ein Gängelband, so lange es noch nicht Kräfte genug hat, um allein zu gehen. Die, welche zuerst eine solche Maschine bauen, werden gewiß nicht gleich alle Schwierigkeiten und Hindernisse überwinden; sie werden besonders mit dem Gewicht der Maschine zu kämpfen haben, und bevor sie die nöthige Größe der Flügel und ihre zweckmäßigste Einrichtung finden, werden sie wahrscheinlich über der Gondel einen kleinen Luftballon anbringen, wie man angehenden Schwimmern Korkranzen oder Blasen zur Hülfe gibt, ehe sie sich recht und leicht über dem Wasser halten können." — Dies sind die Hoffnungen, Aussichten und Plane des geistreichen Genfers, den — wie er launig sagt — nur natürliche Faulheit bisher abgehalten hat, in Paris ein Brevet d'invention zu verlangen und ein Memoire im Institut vorzulesen, was der Sache gleich ein bedeutenderes und europäischeres Ansehen geben würde. Er geht aber damit um, eine Gesellschaft für Luftreitwagen zu gründen, die freilich den Dampfwagen und Eisenbahnen einigen Abbruch thun dürften.

Beilage: Kunstblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 49.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 20. Juni 1837.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunstwissenschaftlichen Inhalts aus den Gemäldesammlungen von Berlin und Dresden.

Neunter Brief.

Dresden, im August 1836.

(Gallerie. Aufstellung ꝛc.)

Du siehst aus der Ueberschrift, lieber Freund, daß ich bereits unter einem andern Himmelsstrich athme und obschon ich noch ganz erfüllt bin von den Erinnerungen an Berlin und so Manches Dir noch zu sagen hätte, so werf' ich mich doch lieber der Gegenwart in die Arme und spreche zu Dir von den neuesten Eindrücken.

Du weißt, daß die Dresdener Gallerie von Alters her eine Art von geistiger Heimath für mich ist, — und wem wäre sie es nicht, der einmal dort vertrauliche Stunden verlebt mit den hohen Abgeschiedenen, zumal in der Zeit seines Erwachens? — ich sagte Dir auch schon öfter, daß jede Sammlung, die ich nach ihr gesehen, sie mir nur auf höhere Höhen gehoben, daß in keiner die Großen der Kunst wir so in ihrer Größe sehen als hier. Du kannst Dir also die Bewegung denken, mit der ich die steinernen Stufen am Ende der Augustusstraße hinaufstieg, die freilich wenig an die des Berliner Museums erinnern.

Ich weiß nicht, ob ich offen über den Eindruck schreiben darf, den das Innere auf mich machte. Vor einigen Jahren hat man die Räume der Gallerie neu eingetheilt, die Decken geweißt und die Bilder umgehängt. Die innere Gallerie ist italienisch geblieben, die äußere deutsch; nur, während man sonst im ganzen äußern Viereck rings herum gehen konnte, ist jezt der Weg durch ein eingesetztes Cabinet, das zur innern Gallerie gehört, gesperrt. Die Säle selbst hat man durch Querwände unterbrochen, um für einige Bilder wenigstens passende Beleuchtung zu gewinnen. Ich weiß es, und wiederhole es mir und Andern, es ist eine sehr schwierige Aufgabe, eine Gallerie einzurichten und zu ordnen; ich weiß auch, daß große Kunstwerke gleich so die Seele füllen, daß man an keinen Mangel irgend einer Art denken sollte; aber ich weiß auch, daß die Wirkung des Schönen wo nicht geschwächt, doch an der Offenbarung ihrer vollen Gewalt gehindert werden kann. Dies ist der Eindruck, den die Gallerie in ihrem gegenwärtigen Zustand auf mich gemacht. Ich kann nicht leugnen, daß es mir wehe thut, mehrere vortreffliche Gemälde an dunkle Orte gebannt zu sehen, noch weniger die Besorgniß unterdrücken, die mir der Zustand vieler Gemälde und zum Theil ihre Aufstellung einflößt. Vor allen sind es die Gemälde Correggio's, der Stolz der Sammlung, denen ich eine Translocation wünschte. In ziemlich beengtem Raum, den Fenstern so gegenüber, daß man nirgends dem Reflex des Lichtes ganz ausweichen kann, sind sie eigentlich der Betrachtung entzogen; ja bei anhaltendem Sonnenschein tritt in ihrer jetzigen Lage für sie Gefahr des Springens der Farbenfläche, wo nicht des Abspringens der Farbe selbst ein.

Was nun die Aufstellung im Ganzen betrifft, nämlich die Zusammenstellung, so fühlt man wohl, hier kann kein historisches Motiv zu Grund gelegt werden. Der große Werth der Sammlung besteht nicht in Vollständigkeit der Namen und Schulen, sondern in der Bedeutung einzelner Gemälde und deren Verhältniß zu ihren Meistern, die in jenen ihren Triumph zu feiern scheinen. Unverkennbar haben die Ordner der Sammlung dies vor Augen gehabt und wenn hier Wünsche übrig bleiben, trägt das allerdings sehr ungünstige Local gewiß zum großen Theil die Schuld. Das Gebäude ist nicht für den Zweck einer Gallerie gebaut; es ist ein großes, einen Hof einschließendes Viereck, mit hohen Fenstern nach der Straße und nach dem Hof und durch eine mitten durchgezogene Wand in zwei Theile getheilt, deren einer sein Licht von der Straße, der andere vom Hof erhält. Natürlich ist außer den erst neuerlich eingesezten Querwänden, kein Raum für die Bilder als der dunkle zwischen

den Fenstern und der eben so hinderliche im vollen Licht, ihnen gegenüber. Obendrein ist das Licht aus dem eingeschlossenen Hofraum nur bei hellem Himmel wirksam genug. Mir ist der Gedanke gekommen, ob sich nicht hier die in München mit so entschieden glücklichem Erfolg angewendete Beleuchtung von oben noch anbringen ließe. Es wäre freilich ein beträchtliches Bau-Unternehmen (das Dach müßte neu construirt werden), allein für ein Heiligthum, nach dem, wie einst nach Jerusalem, halb Europa wallfahrtet, nicht zu groß. Die Hoffenster würden zugemauert und dadurch große Räume für Bilder gewonnen; die Scheidewand zwischen deutscher und italienischer Schule, die meines Wissens nicht so fest steht wie die geographische, die Alpen, nämlich nicht in der Construction liegt, würde weiter nach den äußern Fenstern zu gerückt, so daß ein Corridor entstünde, aus dem man in die innern (nun durch Querwände zu bildenden) Säle gelangen und den man zum Ueberfluß mit der großen Menge unbedeutender Gemälde schmücken könnte, die jezt im Innern unnützer Weise die Blicke auf sich ziehen. Dem Architekten stände es frei, größere und kleinere Abtheilungen, nach einer Seite hin sogar Kabinette zu bilden und bei auf diesem Wege hergestellten vierwändigen Sälen wäre hinreichender Platz und gute, gleichmäßige Beleuchtung dazu für alle Bilder gewonnen.

Indeß bis diese geträumten Räume wirklich werden, laß uns in den wirklichen träumen! Also — (von der Abtheilung der deutschen Kunst hier, wie in Berlin, zu schweigen, da Du ja meine Reise als eine italienische betrachten sollst) — wir sehen hier die wenigen ältern Bilder mit den Ferraresen in einem kleinern Zimmer aufgestellt, im zweiten Tizian und seine Zeitgenossen, im dritten größern Raum die Paul Veronese's und spätern Venetianer, Mailänder und Bolognesen; im vierten Guido 2c., im sechsten die Neapolitaner. Außer diesen sechs Abtheilungen hat man nun eine siebente gebildet, eine Art florentiner Tribune, in welcher nach dem Ausdruck des Katalogs „das Vorzüglichste, was die Sammlung aus der Glanzperiode der Kunst (von florentiner Meistern, von Rafael, Correggio und ihren Schülern und Nachahmern) aufweisen kann, vereinigt ist.“ Ich denke, ich habe mich schon über die Idee einer solchen Tribune gegen Dich ausgesprochen. Ich halte sie wirklich für unausführbar, wenigstens für dem Wesen der Kunst widersprechend. Ja, wenn man sich die Bilder bestellen könnte! Aber nun vergleiche einmal die verschiedenartigen Ansprüche an die Kunst, und die eben so verschiedenartigen Aeußerungen der leztern. Ist eine solche Tribune für den Künstler eingerichtet, der alles Vollendete neben einander verlangt, so entspricht sie dem Kunstfreund nicht, der alles Gute allmählig in sich aufnehmen will, noch einem Andern, den eine Bathseba im Bade neben einer Madonna verwirrt. Wie schwer ist's, das wirklich Gleichartige zusammenzustellen! Haben z. B. nicht die Vorgänger eines Meisters ein größeres Recht auf seine Nähe, als seine Nachahmer? steht nicht ein Brunnen in innigerer Verbindung mit seinen Quellen, als mit einem Topf Wasser, das man daraus geschöpft? Ferner: was soll man ausschließen? Hier hat man die Venetianer ausgeschlossen. Warum? Die richtige Antwort hätte die ganze Idee aufgehoben: „weil des Guten zu viel da ist“ und man die ganze Gallerie in zwei Theile theilen müßte, in die Tribüne und ins Uebrige, oder um die Eintheilung Tertullians für die christliche Kirche anzuwenden, in den ordo (der in der Tribüne einen Platz nahm) und in die plebs, die laici, die am göttlichen Erbe (κλῆρος) keinen unmittelbaren Theil haben. Wollte man den einzig durchgreifenden Zweck einer solchen Tribüne, eine erhöhtere Stimmung zu geben und zu erhalten, erreichen, so müßte man hier nicht eine haben, sondern mehrere, für Rafael eine, für Correggio eine, für Tizian eine u. s. f. und zulezt würde nur eine solche Einrichtung entsprechen, die das Gemälde in eine seiner ursprünglichen Bestimmung am meisten ähnliche Lage versezte, womit denn ohne Weiteres die Idee einer Gallerie aufgehoben wäre. Nun laß uns die hiesige Tribüne aber selbst betrachten. Von der unvortheilhaften Stellung, in welcher sich die Correggio's befinden, sprach ich schon. Wie geht es nun dem Rafael? Die Beleuchtung ist vertrefflich, die Höhen-Entfernung vom Auge ganz passend. Es würde nichts fehlen, wenn nicht etwas zu viel wäre: die Umgebung. Daß man so selten darauf Rücksicht nimmt, daß Gemälde für's Auge sind, wie Musik für's Ohr, und daß keine oder nur ganz consone Töne einen Gesang begleiten können, um ihm seine Wirkung zu sichern. Denke Dir also die Sixtinische Madonna, dieses Werk, in welchem die Kunst nach einer Richtung hin, und zwar in der steilrechten gen Himmel, ihre höchste menschliche Höhe erreicht, diese wahrhafte Gottwerdung des Menschlichen im Bilde, umgeben von einem Dädalus von Giacinto Brandi (aus dem 17. Jahrhundert), einer Magdalena von Antonio Gabbiani (aus dem 18. Jahrh.), von einer heiligen Margaretha im Styl des Empoli (17. Jahrh.), dem Opfer Abrahams von Andrea del Sarte, einer Copie von Rafaels Cecilia, einem räthselhaften Bilde, wo nach einem Leichnam geschossen wird, kleine Figuren in großem Raum von Bacchiacca (um 1557); dem Bildniß angeblich des Herzogs Sforza von Mailand von Leonardo, und der Bathseba im Bade, nebst Verfolg der Geschichte des Urias von Franciabigio.

Was sollen alle diese Dinge um Rafaels Madonna? Es gibt nur zwei Antworten: sie sollen gesehen, oder übersehen werden. Im vorliegenden Fall ist Beides falsch; denn einige trifft das leztere, andere das erstere;

№ 49.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 20. Juni 1837.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunstwissenschaftlichen Inhalts aus den Gemäldesammlungen von Berlin und Dresden.

Neunter Brief.

Dresden, im August 1836.

(Gallerie. Aufstellung ꝛc.)

Du siehst aus der Ueberschrift, lieber Freund, daß ich bereits unter einem andern Himmelsstrich athme und obschon ich noch ganz erfüllt bin von den Erinnerungen an Berlin und so Manches Dir noch zu sagen hätte, so werf' ich mich doch lieber der Gegenwart in die Arme und spreche zu Dir von den neuesten Eindrücken.

Du weißt, daß die Dresdener Gallerie von Alters her eine Art von geistiger Heimath für mich ist, — und wem wäre sie es nicht, der einmal dort vertrauliche Stunden verlebt mit den hohen Abgeschiedenen, zumal in der Zeit seines Erwachens? — ich sagte Dir auch schon öfter, daß jede Sammlung, die ich nach ihr gesehen, sie mir nur auf höhere Höhen gehoben, daß in keiner die Großen der Kunst wir so in ihrer Größe sehen als hier. Du kannst Dir also die Bewegung denken, mit der ich die steinernen Stufen am Ende der Augustusstraße hinaufstieg, die freilich wenig an die des Berliner Museums erinnern.

Ich weiß nicht, ob ich offen über den Eindruck schreiben darf, den das Innere auf mich machte. Vor einigen Jahren hat man die Räume der Gallerie neu eingetheilt, die Decken geweißt und die Bilder umgehängt. Die innere Gallerie ist italienisch geblieben, die äußere deutsch; nur, während man sonst im ganzen äußern Viereck rings herum gehen konnte, ist jezt der Weg durch ein eingeseztes Cabinet, das zur innern Gallerie gehört, gesperrt. Die Säle selbst hat man durch Querwände unterbrochen, um für einige Bilder wenigstens passende Beleuchtung zu gewinnen. Ich weiß es, und wiederhole es mir und Andern, es ist eine sehr schwierige Aufgabe, eine Gallerie einzurichten und zu ordnen; ich weiß auch, daß große Kunstwerke gleich so die Seele füllen, daß man an keinen Mangel irgend einer Art denken sollte; aber ich weiß auch, daß die Wirkung des Schönen wo nicht geschwächt, doch an der Offenbarung ihrer vollen Gewalt gehindert werden kann. Dies ist der Eindruck, den die Gallerie in ihrem gegenwärtigen Zustand auf mich gemacht. Ich kann nicht leugnen, daß es mir wehe thut, mehrere vortreffliche Gemälde an dunkle Orte gebannt zu sehen, noch weniger die Besorgniß unterdrücken, die mir der Zustand vieler Gemälde und zum Theil ihre Aufstellung einflößt. Vor allen sind es die Gemälde Correggio's, der Stolz der Sammlung, denen ich eine Translocation wünschte. In ziemlich beengtem Raum, den Fenstern so gegenüber, daß man nirgends dem Reflex des Lichtes ganz ausweichen kann, sind sie eigentlich der Betrachtung entzogen; ja bei anhaltendem Sonnenschein tritt in ihrer jetzigen Lage für sie Gefahr des Springens der Farbenfläche, wo nicht des Abspringens der Farbe selbst ein.

Was nun die Aufstellung im Ganzen betrifft, nämlich die Zusammenstellung, so fühlt man wohl, hier kann kein historisches Motiv zu Grund gelegt werden. Der große Werth der Sammlung besteht nicht in Vollständigkeit der Namen und Schulen, sondern in der Bedeutung einzelner Gemälde und deren Verhältniß zu ihren Meistern, die in jenen ihren Triumph zu feiern scheinen. Unverkennbar haben die Ordner der Sammlung dies vor Augen gehabt und wenn hier Wünsche übrig bleiben, trägt das allerdings sehr ungünstige Local gewiß zum großen Theil die Schuld. Das Gebäude ist nicht für den Zweck einer Gallerie gebaut; es ist ein großes, einen Hof einschließendes Viereck, mit hohen Fenstern nach der Straße und nach dem Hof und durch eine mitten durchgezogene Wand in zwei Theile getheilt, deren einer sein Licht von der Straße, der andere vom Hof erhält. Natürlich ist außer den erst neuerlich eingesezten Querwänden, kein Raum für die Bilder als der dunkle zwischen

Dresden aus öffentlich gesagt wurde, daß die Restauration aufs Leichteste abzunehmen sey, so verlohnte sich's fast der Mühe an einem wenig gefährlichen Orte den Versuch zu machen und im Fall des Gelingens weiter zu gehen.

Man hätte gewiß gut gethan, lieber deutscher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit sich zu vertrauen, wie in Berlin, wo die Restaurationen mit einer bewundernswürdigen Mäßigung, Ruhe, Consequenz und Genauigkeit an den Gemälden vorgenommen worden sind, so daß es schwer fällt, Altes von Neuem zu unterscheiden.

Ich glaube fast, ich bin noch zu keiner recht frohen Mittheilung gekommen in diesem Brief. Das sind die störenden Umgebungen großer Kunstwerke; man ruht nicht eher, bis man Alles durchgesehen und durchgesprochen, sich ein wenig erboßt und so viel Stimmungen durchgemacht, daß man alle ferneren Mittheilungen auf einen künftigen Brief verspart.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom April.

Kunstausstellungen.

Rom, 1. April. Die Ausstellung des Kunstvereins wird diesen ganzen Monat noch ihre Säle offen lassen. Neuerdings haben schöne Bilder geliefert: Cavalleri aus Turin „Leonardo da Vinci, in den Armen Franz I. sterbend“; Paoletti aus Venedig den Schiffbruch des Marco Visconti auf dem Comer-See, nach einem kürzlich erschienenen Roman von Grossi; Thörmer aus Dresden „Maria Stuart im Castell von Lochleven, von den verbündeten Lords gezwungen, die Entsagungsacte zu unterzeichnen; Schubert einen großen Carton zu einem Bilde: „das Gleichniß vom reichen Manne, Ev. Lucä Cap. XIV.“; Senff ein großes Blumenstück; Dessoulavy eine Ansicht des Schlosses von Genzano im Sabiner-Gebirge; Haushofer, aus der Münchener Schule, einen Sonnenuntergang in der Nähe des Meeres; Reinhart eine Landschaft, in der ein sogenannter Mercante di Campagna vom Pferde gestiegen ist und sich der Ruhe erfreut; Gmelin eine Ansicht der Insel Ischia; Marco, aus Oesterreich, einen Sturm, welcher als die Krone der Landschaftsmalerei betrachtet wird; Pacetti eine Ansicht vom Lago di Castello. Die Bildhauer-Arbeiten sind diesen Monat weniger zahlreich als früher. Der Tyroler Kiesmeyer hat in einem 20 Ellen langen Fries dargestellt, wie Joseph von seinen Brüdern verhandelt wird; von v. Hoyer aus Dresden ist ein sehr gut modellirter Fischerknabe in liegender Stellung da; von Grosmann aus der Schweiz eine Marmorgruppe, „Jesus und Johannes als Kinder“; von Benzoni aus Bergamo eine schlafende Nymphe in Marmor, so wie der Kopf eines Kindes. Laboureur (Römer) hat die Büste des verstorbenen Componisten Bellini geliefert.

Museen und Sammlungen.

London. Dem britischen Museum stehen in Kurzem manche vortheilhafte Veränderungen bevor. Seit der lezten, durch einen Ausschuß des Unterhauses angestellten Untersuchung der Verwaltung der Anstalt, bei welcher sich ein höchst vortheilhaftes Resultat ergeben hat, ist das Parlament sehr freigebig gegen dieselbe geworden, und man rechnet, daß die Bewilligung für das gegenwärtige Jahr 29.000 Pf. St. betragen wird. Innerhalb drei Jahren wird das alte Gebäude niedergerissen und ein neues, geräumigeres an dessen Stelle gesezt werden.

17. April. Die englische Regierung hat der Pariser Schule der schönen Künste Abgüsse der im britischen Museum aufbewahrten Elgin Marbles zum Geschenk gemacht.

Paris, 8. April. In dem Museum zu Versailles zählt man gegenwärtig 1110 Portraits, 784 andere Gemälde und 150 Statuen und Büsten.

Weimar, 28. April. Den hiesigen Kunstsammlungen steht in diesem Sommer eine sehr günstige Localveränderung bevor. Die Sammlung der Kupferstiche und Handzeichnungen, welche sich bisher mit den Gemälden in einem engen Local im Jägerhause befand, wird in einem großen Saale im Fürstenhause aufgestellt, welcher auf Kosten Ihrer Kaiserl. Hoheit der Frau Großherzogin dazu eingerichtet wird. Die berühmten Handzeichnungen von Carstens, mehrere Cartons italienischer Meister, eine kürzlich erworbene Handzeichnung von Raphael und Anderes werden dort eine passende Aufstellung finden; die Kupferstichsammlung ist in den zwei lezten Jahren durch zahlreiche Ankäufe und Schenkungen von Seiten II. KK. HH. des Großherzogs und der Frau Großherzogin sehr ansehnlich bereichert worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 147.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 21. Juni 1837.

Good manners be your speed!
Shakespeare.
Henry IV.

Schloss Hochdorf.

(Fortsetzung.)

Lord Glenorvan hatte die Bekanntschaft des Baron Hochdorf beim Besteigen des Rigi gemacht, wozu man diesen durch mannichfaches Zureden veranlaßt; denn dieser Entschluß stand weder mit seinem Geschmack noch auch mit der ruhigen Würde in Einklang, welche ihn nie zu verlassen pflegte, und die beim Bergsteigen nicht selten gefährdet zu werden pflegt. Glenorvan, obwohl im höchsten Grade gewandt und rüstig, begann dieses Unternehmen gleichfalls mit einigem Ueberdruß und beobachtete nicht ohne Theilnahme den gleichgesinnten Reisenden, welcher, wenn auch seufzend, doch mit der guten Manier eines Weltmanns zu dem Beginnen sich anschickte. Zu Pferde behauptete der Baron den Weg nicht zurücklegen zu können, da er dem Schwindel unterworfen sey, und Glenorvan, der ein Heer von Beschwerden und Widerwärtigkeiten für ihn voraussah, beschloß in gutmüthiger Aufwallung, sein Geschick nicht von dem des Fremden trennen zu wollen. Mit Beharrlichkeit, wenn gleich nicht ohne einige Anwandlung von Ungeduld, blieb er diesem Vorsatze getreu, und Jener, welcher die Absicht des jungen Fremden errieth, kam derselben mit großer Artigkeit entgegen, zuweilen den Rath oder den stützenden Arm desselben annehmend. Beide Männer, an Jahren und Lebensansicht sich völlig ungleich, fühlten dennoch durch das Band ähnlicher geselliger Bildung sich zu einander hingezogen. Der Baron, dem ein lebhafter Verstand abging, der aber diesen Mangel durch Kenntnisse und nachdenkliches Theilnehmen so viel als thunlich ersetzte, redete mit großer Sachkenntniß und im Sinne eines Conservativen über gesellige und Staatsverhältnisse im Allgemeinen, wobei er die Stellung der Schweiz auch individuell berücksichtigte. Glenorvan, weniger überlegt, aber voll lebendigen Eifers, sprach im Gegensatz seine Ansichten als ein Zögling neuerer Systeme und neuerer Zeit aus, wogegen der Baron, höflich ablehnend, manches vorbrachte, was der Beachtung nicht unwerth seyn mochte, aber geringen Eingang fand. Im Laufe der Unterhaltung kamen Vaterland, Name, Wohnort und Ziel der Reise zur Sprache, und Glenorvan erhielt eine herzliche Einladung des Barons, ihn für längere Zeit auf seinem Landsitze zu besuchen, sobald er nach Deutschland zurückkehre. Nachdem er seinen Schützling glücklich auf den Gipfel des Rigi geleitet, verlor derselbe, Glenorvans unbeständiger Gemüthsart gemäß, jegliches Interesse für ihn, und er würde jener Einladung schwerlich jemals wieder gedacht haben, hätte er nicht zufällig nach sieben oder acht Monaten in seinem Freunde Waldorf einen Verehrer des Barons und seiner Familie angetroffen. So erinnerte er sich zu gelegener Zeit dieser Einladung und folgte derselben.

Nachdem einige Tage auf die oben erwähnte Weise vergangen und Glenorvan nichts verabsäumt hatte, Eugenien günstig für sich einzunehmen, kündigte der Baron seinen Gästen die bevorstehende Ankunft eines Hofrath Werding so wie eines jungen Malers an, welchen er zu sich beschieden habe, theils einige Gemälde zu copiren, theils den jungen Damen Anweisung im Malen zu ertheilen. Gegen Glenorvan äußerte der Baron unverholen, wie er gesonnen sey, den Maler nicht mit an seine Tafel zu ziehen, ein Vornehmen, welches jener lebhaft bekämpfte, mit dem Bemerken, wie Künstler jezt überall der guten und besten Gesellschaft einverleibt würden. Zögernd gab der Baron nach, ohne die wahren Beweggründe seines Gastes zu ahnen, welcher sich der Abwechslung freute, welche die Anwesenheit eines jungen, muthmaßlich ungebildeten Mannes an dem Tische des Barons nothwendig hervorrufen mußte.

Beide Herren trafen ein; der Hofrath, ein höchst determinirter Schöngeist, welcher über allen Widerspruch erhaben war und ihn nicht duldete, der Maler, ein gutmüthig blickender Mensch, mit einem Anflug genialer, etwas verschrobener Formen, dem man die Unkunde geselliger Verhältnisse an den Augen absah. Sein Aufenthalt in Rom hatte ihm die italienische Sprache geläufig gemacht, übrigens aber warf er Ausdrücke aus allen Sprachen mit großer Unbefangenheit durcheinander, ohne den eigentlichen Sinn derselben nur zu ahnen. Seine Kleidung war, wenn gleich höchst reinlich, doch nicht besonders sorgfältig, und zum Entsetzen des Barons trug er kein Halstuch. Dieser theilte seine Bekümmerniß darüber Glenorvan mit. „Ich weiß in der That nicht, Mylord — der gute, junge, vortreffliche Mann — ich habe Ihrer Ansicht nachgegeben, aber mir scheint denn doch, daß er eine Halsbinde anlegen müßte.“ — „Künstlermanier!“ entgegnete Glenorvan gleichgültig; „wären Sie ein Maler, oder wäre ich es, wir würden sehr wahrscheinlich uns eben so tragen.“ Der Baron fühlte durch die bloße Voraussetzung, daß er ein Maler hätte seyn können, sich so außer Fassung gebracht, daß er, obwohl mit kummervoller Miene, das Gespräch aufgab und den Gegenstand nicht weiter berührte.

Was Glenorvan vorausgesezt hatte, geschah, der Maler gereichte ihm während einiger Tage zu einer Erheiterung, welche er völlig zwanglos hinnahm, ohne jedoch den Hofrath aus den Augen zu verlieren, der in anderem Sinne ihm zur wahren Belustigung diente; selber übermüthig, war eben Selbstsucht die Eigenschaft, welche ihm am lächerlichsten dünkte und seine Ironie lebhaft anregte. Wenn der Maler mit großer Breite über den Aufenthalt in Rom redete und nach Weise mancher Personen eine Einleitung voranschickte, welche wenigstens auf den Ausgang gespannt machte, ohne doch am Ende irgend Wesentliches mitzutheilen, wenn er mit ungebildeter Aussprache vollkommen unpassender Ausdrücke aus fremden Sprachen sich bediente, so fühlte man sich wohl zu Lach- und Unlust aufgelegt, blieb ihm aber dessen ungeachtet um seiner Gutmüthigkeit willen von Herzen gewogen, wogegen es schwer hielt, für den Hofrath so günstige Gesinnung zu hegen. Glenorvan wußte nun den Maler stets in Streit mit Lezterem zu verwickeln, der ihn kaum ansah und mit großer Ueberhebung seine wirklich artigen Arbeiten vornehm ignorirte. Ueber das angeblich von Salvator Rosa herrührende Bild stritten beide Herrn täglich mit wachsender Erbitterung, wobei Glenorvan sich immer das Ansehen gab, als sey ihm an Entscheidung dieser Streitfrage höchst wesentlich gelegen.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Deutschen in Nordamerika.

(Fortsezung.)

Merkwürdig ist es, daß die Charakterzüge der deutschen Landwirthe dieselben bleiben, wo immer sie sich niederlassen, sey es nun in Pennsylvanien oder im Staate Ohio, in Illinois, oder im Norden von Virginien, in Maryland oder im Thale des Missisippigebietes. Weder der Boden noch das Klima scheinen auf ihre Sitten und Gebräuche einen mächtigen Einfluß zu üben. Selbst die Zeit ist nicht im Stande, ihre Lebensart zu ändern. Die mährischen Brüder, welche unter dem Schutze des Generals Oglethorpe vor ungefähr einem Jahrhundert nach Amerika zogen, waren nicht wesentlich verschieden von denen, welche früher nach Südcarolina und Pennsylvanien auswanderten, und William Penn's eigene Beschreibung der Lezteren entspricht jezt noch den Eigenschaften der Deutschen in diesem Staate.

Die beständig nach Westen ziehenden Neuengländer lassen sich nirgends permanent nieder, sondern bauen bloß ihre Hütten, umzäunen ihre Grundstücke, brennen die Bäume ab, pflügen den Boden um und ziehen dann weiter, zufrieden mit dem hohen Verkaufspreis ihrer verbesserten Ländereien (improved lands), um sechzig oder hundert Meilen tiefer nach Westen einen neuen Schauplatz ihrer Thätigkeit zu finden. Die Deutschen sind weniger dazu geeignet, ihre Ansiedelungen so fabrikmäßig zu betreiben und ihre Häuser und Grundstücke auf den Verkauf einzurichten. Sie sind in ihrer Heimath viel zu sehr an Häuslichkeit gewöhnt, um sich in einem halben Nomadenzustand glücklich zu fühlen, und es fehlen ihnen auch die nöthigen Relationen mit den Einwohnern der Grenzstaaten und der Beistand der Centralregierung, um sich ohne Gefahr den Entbehrungen und Mühseligkeiten solcher Missionen zu unterziehen.

Die zur Ansiedlung von Deutschen geeignetsten Staaten bleiben immer Pennsylvanien, Ohio, Illinois und Mississippi. Weiter nach Süden ist das Klima zu heiß und ungesund, und im Norden, in der Nähe der großen, stillen Gewässer sind die Einwohner ebenfalls endemischen Krankheiten unterworfen. Das Klima von Kentucky wäre zwar den Deutschen zuträglicher, aber Kentucky ist ein Sklavenstaat und als solcher wohl eine Ausbeute für Handwerker, keineswegs aber für Ackerbauer. Die Ehre, neue Staaten zu gründen, überlassen Europäer billig den amerikanischen Schanzgräbern; ihr Besitz macht selten glücklich, und am wenigsten entspräche sie den Wünschen und Hoffnungen der Deutschen. Arbeit und Mühseligkeit warten Anfangs überall auf sie; aber Muth und Ausdauer siegen am sichersten, wo die vielfältigen Niederlassungen und bereits erworbenen Reichthümer ihrer Landsleute den Deutschen einen mächtigen politischen Einfluß verschafft haben, wie dies in den obgenannten Staaten der Fall ist. Uebrigens gehe keiner nach Amerika in der Hoffnung auf ein leichtes Fortkommen. Nichts als Fleiß, thätiger, ausdauernder, unablässiger Fleiß führt zu Wohlstand und Reichthum in den Vereinigten Staaten. Amerika bietet der Industrie zwar ein größeres Feld; aber es fehlt jezt schon nicht mehr an zahlreichen Mitbewerbern, welche den europäischen Einwanderern schwere Pflichten auferlegen, und ohne Umsicht und Arbeitsamkeit ist jede Art Erfolg noch unsicherer als in Europa.

Am allermeisten getäuscht in ihren Erwartungen finden sich politisch Verbannte jeder Art und Demagogen. Statt bei den Amerikanern Theilnahme zu erwecken, finden sie überall genügsame, arbeitslustige Menschen, welche weder Zeit noch Lust haben, sich an abstracten Theorien zu ergötzen, und deren Freiheitsgefühl gewöhnlich weit richtiger und praktischer ist, als die gelehrte Weisheit mancher deutschen Juristen. Das Schlimmste bei der Sache ist, daß die Leztern Niemand finden, der ihrer Belehrung bedürfte, und daher gezwungen sind, auf andere Erwerbsmittel zu denken, als das Predigen politischer Grundsätze, welches in Amerika nur einen höchst mäßigen Gewinn abwirft. Dazu findet sich noch Manches in der Verfassung und dem Volksgeiste der Amerikaner, was den europäischen Ideen eines Gemeinwesens nicht entspricht; so wie in der That gar Vieles vorkommen mag, wovon selbst die eifrigsten Verfechter republikanischer Gleichheit wenig träumen. Viele angesehene Europäer sind gütig genug, sich zu den niedern Ständen herabzulassen; aber in Amerika, wo sich diese Herablassung von selbst versteht, wird ihre Bescheidenheit nicht selten in Versuchung geführt, einen entgegengesezten Ton anzustimmen, der ihnen dann oft übel bekommt. Die eingebürgerten Deutschen in Pennsylvanien sind besonders eifersüchtig auf jede Anmaßung europäischer Einwanderer, und unterstützen lieber thätige, anspruchslose Menschen, als Künstler, Gelehrte oder Weltweise. Praktischer Verstand und Arbeit gelten in Amerika mehr als wissenschaftliche Theorie und Spekulation; und es ist daher leicht vorauszusehen, daß deutsche Handwerker und Bauern dort leichter ihr Fortkommen finden, als jede andere Classe von Auswanderern. — Im Gebiete der Rechtswissenschaft und Politik ist dort nichts anzubringen, was sich nicht auf englischen Ursprung zurückführen ließe, weßhalb Europäer des Festlandes eines Aufenthaltes von mehreren Jahren bedürfen, bis sie, auf die Gemüthsart und Denkungsweise der Amerikaner eingehend, ihr Thun und Wirken ihren neuen Umgebungen anpassen lernen. Daher kommen auch die vielen ungünstigen Berichte deutscher Auswanderer, welche zwar genügend darthun, wie schwer es Manchen fällt, sich in den Vereinigen Staaten, bei gänzlicher Verschiedenheit aller geselligen Verhältnisse, zurecht zu finden, aber keineswegs den Beweis liefern, daß Thätigkeit und Fleiß in Amerika unbelohnt bleiben.

Noch ist zu bemerken, daß es thöricht ist, sich in Amerika in der Absicht niederzulassen, die Arbeit der Armen zu miethen. Der Preis derselben ist hoch, und oft ist sie nicht für Geld zu bekommen. Die meisten deutschen Landleute ziehen mit Recht vor, sich gegen einen gewissen Antheil an dem Ertrage eines Gutes zu verdingen, in der Hoffnung, einst einen Theil desselben zu besitzen, was für sie das sicherste Mittel ist, sich unabhängig zu machen. Proud in seiner Geschichte von Pennsylvanien bemerkt schon den Umstand, wie die arbeitenden Classen in Amerika alle reich würden, während vermögliche Personen, welche mit Geld und großen Ländereien anfangen, nach und nach in Armuth versänken, und führt die Klugheit vieler reichen Deutschen an, die sich zuerst als Knechte verdingten, bis sie hinlängliche Kenntnisse des Klimas und Bodens besaßen, eine größere Wirthschaft auf ihre eigene Rechnung zu betreiben.

Das ruhige Temperament der Deutschen erlaubt ihnen nicht, sich mit Politik zu beschäftigen, obschon ihre Zahl groß genug wäre, eine starke Partei zu gründen. In Pennsylvanien haben sie dessen ungeachtet einen mächtigen Einfluß auf die Regierung, und die Gouverneure dieses Staates sind seit der Revolution stets Deutsche gewesen. Im Staate Ohio, obschon dieser zuerst von Neuengländern kolonisirt ward, leben gegenwärtig nicht weniger als fünf- und vierzig tausend stimmbefugte Deutsche. Der Staat von Newyork, obschon ursprünglich von Holländern angesiedelt, enthält eine zahlreiche deutsche Bevölkerung in mehreren Grafschaften, besonders in der von Columbia, der Heimath Martin Van Buren's, des jetzigen Präsidenten der Republik. Der Staat von Maryland zählt fünf-und-zwanzig tausend stimmfähige Deutsche; die Bevölkerung von Illinois ist beinahe zum dritten Theil deutsch,

und in das Mississippithal strömen Tausende von deutschen Einwanderern. Ich glaube ohne Uebertreibung die Zahl der jährlich von Deutschen oder Abkömmlingen derselben gegebenen Stimmen auf viermalhunderttausend angeben zu können, die in weniger als zwanzig Jahren gewiß auf eine Million anwachsen wird. In der Stadt Neuyork sogar haben die Deutschen einen großen Einfluß auf die Wahl des Bürgermeisters und anderer städtischer Beamten; denn sie haben dort nicht weniger als dreitausend fünfhundert Stimmen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Costa's Oper Malek Adel.

Laporte — das brauche ich wohl kaum zu sagen, obschon ich es im laufenden Jahr noch nicht gesagt habe — ist wieder der diesjährige Pächter des Königstheaters, Einkäufer und Verkäufer der dortigen italienischen Singvögel. Und getreu dem Herkommen, ist es auch dieses Jahr dort gewesen, wie leztes und vorleztes Jahr, und wie die ältesten Sangfreunde es sich anders nicht erinnern: bis zu Ostern war die Oper schlecht unter der Kritik, von Ostern an gab es sich mit ihr, und jezt ist sie so gut, als London sie je besessen. Von der schlechten wollte ich nicht sprechen, von der sich bessernden sprach ich nicht, weil sie nichts Neues zu besprechen bot, und von der möglichst guten zu sprechen, verschob ich bis zum Erscheinen einer verheißenen Neuigkeit, die, wenn sie hier klang, wie sie in Paris geklungen, als einheimisches Produkt der Erwähnung ganz besonders werth seyn mußte. Was ich meine, ist Malek Adel, die endlich zur Aufführung gekommene dreiaktige Oper des hiesigen Concertmeisters Costa. Eine lange Reihe von Gründen berechtigte zur Erwartung eines hohen Genusses. Die Oper ist vergangenen Winter — vergangen laut Versicherung des Kalenders, denn der Witterung nach besteht er noch zu Anfang Juni's — in Paris mit Beifall gegeben worden; zweitens wählte sie der Pariser Rubini zu seinem hiesigen Benefiz; Costa hat die Oper ganz eigentlich für die jezt hier versammelte Gesellschaft geschrieben; die neueste italienische Schule befindet sich gegenwärtig ohne Zweifel im Verfall, und im Reiche der Blinden ist der Einäugige Herrscher; endlich stand Costa Alles zur Seite, was ein Tonsezer sich und seinem Werke wünschen kann: der negative Vortheil, keinen Ruhm auf dem Würfel, und der positive Vortheil, die ganze Leitung in seinen Händen zu haben. Costa ist Dirigent des Orchesters im Königstheater, und das ein tüchtiger Dirigent. Darauf aber beschränkte sich zur Zeit das Anerkenntniß seiner musikalischen Fähigkeiten; denn vom Componistentalente hatte er noch keine überzeugende Probe gegeben. Zu solcher bestimmte er seinen Malek Adel. Mit einem einzigen raschen Schritte wollte er durch ihn sich den Ruhm des Tonsezers gewinnen, und mißlang der Versuch, so konnte er, bei seiner Stellung, nicht einmal einen äußern Umstand zur Entschuldigung anführen. Er kannte die Sänger, für die er geschrieben; er kannte das Orchester, das seine Oper auszuführen hatte; in seiner Macht stand es, Orchester und Chöre zu üben, so oft er wollte; sein Verhältniß zu Laporte gab ihm freie Verfügung über Scenerie und Costüm. — Das Süjet der Oper folgt mit ziemlicher Treue einem, der Geschichte untreuen Originale, der Mathilde der Madame Cottin, einer Novelle, die ihrer Zeit bekannt und beliebt war, seitdem aber durch Walter Scott längst aus dem Gedächtnisse verdrängt worden ist. Der Schauplaz liegt in Palästina während der Kreuzzüge. Richards Löwenherz Schwester Mathilde, die ihn auf dem Heereszuge begleitet, liebt Saladins Bruder, Malek Adel, und wird von ihm geliebt. Wilhelm von Tyrus, ein eifriger Arbeiter im Weinberge des Herrn, leitet die Schritte der schüchternen, unvorsichtigen, unentschlossenen Heldin, und demgemäß wird Malek Adels Uebertritt zum wahren Glauben zur unerläßlichen Bedingung des Bundes gemacht. Sobald aber alle Schwierigkeiten beseitigt scheinen, fällt Malek Adel unter den Schwertern einer Abtheilung des Kreuzheeres, und Mathilde nimmt in einem Kloster auf dem Berge Carmel den Nonnenschleier. Eine Nebenintrigue besteht zwar darin, daß Lusignan, König von Cypern, um Mathildens Hand wirbt, und Josselin, Herzog von Montmorency, in Richards Gefolge, seine Absichten begünstigt; doch ist es Mathildens und Malek Adels Liebe, was die Hauptscenen der Novelle, wie der Oper, bildet, und in lezterer einige Situationen von wenigstens großem melodramatischen Interesse herbeiführt. Dahin gehört vorzüglich Malek Adels Erscheinen im Feldlager der Christen, sein erstes Wiedersehen Mathildens im Nonnengewande und fast jede Scene des dritten Aktes. Alle Kräfte der vereinigten Gesellschaft — und es sind Riesenkräfte — waren in Thätigkeit. Rubini, Ivanhoff, Lablache, Tamburini, die Albertazzi, die Grisi — ich brauche bloß zu sagen, daß diese sämmtlichen Kräfte so zusammen wirkten, als wolle jede die höchste Potenz seyn, und es begreift sich von selbst, daß die Vollkommenheit der Ausführung keinen Wunsch unerfüllt ließ. Dagegen möchte es in hohem Grade zweifelhaft seyn, ob die Composition hinter keinem billigen Verlangen zurückbleibe. Werden Genieblize gefordert, diese zucken nicht; wird Berechnung auf Effekt und Sorgfalt in der Arbeit begehrt, diese finden sich; macht man es zum Prüfstein eines Tonsezers, daß er einen eigenen Styl habe, den hat Costa nicht. Er hat deutliche, vielleicht wider seinen Wunsch und Willen zu deutliche Erinnerungen an Rossini, Weber, Bellini; aber er besizt nichts, dessen entschiedenen Charakter er sein alleiniges Eigenthum nennen könnte, nichts, was, von andern Tonsezern copirt, ihm abgeschrieben heißen müßte. Sein Hauptfehler — deßhalb, weil er ihn mit Andern gemein hat, nicht weniger häßlich — ist die Vorliebe für ohrzerreißenden Lärm, für Trommeln, Pauken und Trompeten, gleich als ob Lärm auch in der Musik ein untrüglicher Ersaz für Ideenarmuth, ein undurchsichtiger Mantel geistiger Blößen wäre. Einzelne Schönheiten, statt mit solchen Mängeln zu versöhnen, heben sie nur desto greller hervor, und das war hier der Fall mit dem ersten Duett zwischen Malek Adel und Mathilde, mit dem Quintett am Schlusse des ersten und mit einem großen Theile des dritten Aktes. Von dem Beifalle also, welcher dem Ganzen der Oper gezollt wurde, obschon er sich stets in den Grenzen bescheidener Mäßigkeit hielt, hat Costa mehr als die Hälfte abzugeben an Sänger und Sängerinnen, an die Garderobeschneider und an die Dekorationsmaler. Wäre es nicht frevelhaft, die Künstler von der Nadel und vom Pinsel neben die Sangeskünstler zu stellen, so möchte ich behaupten, sie haben mit jenen um den Preis gerungen, und seyen eher freiwillig, als besiegt zurückgetreten. Den Chören hingegen ist Costa nicht sonderlich viel Dank schuldig: ihre Leistungen glichen mehrere Male dem Pelotonfeuer schlecht abgerichteter Soldaten. Das gehört zu den verschiedenen Dingen, die in Paris besser sind.

W. S.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 22.

Mittwoch, 21. Juni 1837.

[285] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Paley's natürliche Theologie,

mit Bemerkungen und Zusätzen
von
Lord Brougham und Sir Charles Bell.
In deutscher Bearbeitung herausgegeben
von
Dr. H. Hauff.
Mit 25 Holzschnitten.
gr. 8. in Umschlag brochirt. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

William Paley's natürliche Theologie ist ein in England sehr berühmtes und hochgeschätztes Werk, das seit dreißig Jahren in den verschiedensten Kreisen vielfachen Nutzen gestiftet hat; es ist das unerreichte Muster zahlreicher ähnlicher Abhandlungen. Im vorigen Jahr erschien eine neue Auflage des Buchs mit reichhaltigen Bemerkungen und Zusätzen vom Lord-Kanzler Brougham und dem in anderer Sphäre nicht minder berühmten Physiologen und Chirurgen Karl Bell; dies veranlaßte die deutsche Bearbeitung. — Es wird nicht leicht ein Buch geben, das geeigneter wäre, einerseits eine religiöse Ueberzeugung zu begründen, andrerseits die Lust zum Studium der Naturgeschichte zu wecken und zu beleben. Namentlich der reiferen Jugend, welche sich bereits mit den allgemeinsten Verhältnissen des Thierreichs bekannt gemacht hat, ist das Buch als Anregung und Einleitung zu tieferem Eindringen zu empfehlen. Die Hoffnung, dem allgemein erwachten Triebe zu Naturstudien durch dieses Buch gesunde Nahrung zu geben, hat auch vorzüglich zur deutschen Bearbeitung veranlaßt, bei welcher die eigenthümliche Form des Originals möglichst erhalten worden ist. — Durch Bells einen Anhang bildende, höchst geistreiche Skizzen von mehreren Einzelnheiten der organischen Bildung hat das Werk sehr an Werth gewonnen und ist nicht bloß dem Lernenden interessant geworden.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[257] Bei Friedrich Schultheß in Zürich ist so eben erschienen:

Lebensbilder aus beiden Hemisphären,
vom Verfasser des Legitimen, der transatlantischen Reiseskizzen, des Virey ꝛc.

4r u. 5r Theil. Pflanzerleben. 8. br. 5 fl. 36 kr.
6r Theil. Nathan, der Squatter Regulator, oder der erste Amerikaner in Texas. 8. br. 4 fl.

---

[244] **Anzeige**
für
Mediciner, Apotheker, Pädagogen, Oekonomen, Gärtner, Forstmänner u. s. w.

So eben ist erschienen das 1ste und 2te Heft von:

Dr. A. B. Reichenbach,
Naturgeschichte des Pflanzenreichs
oder Abbildung und Beschreibung der wichtigsten in- und ausländischen Pflanzen.
Nach den besten Quellen bearbeitet.
16 bis 20 Hefte in gr. Quart.

In jedem Hefte werden auf 3 sauber lithographirten Tafeln 20 bis 30 Pflanzenarten abgebildet, und auf 2 bis 3 Bogen 50 bis 60 faßlich beschrieben.

Dieses bereits in mehreren Zeitschriften vortheilhaft recensirte Werk kann, bei seinem den Anforderungen der Wissenschaft vollkommen entsprechenden Inhalte und seinen zahlreichen, naturgetreuen Abbildungen, jedem Freunde der Natur mit vollem Rechte empfohlen werden. Von 6 zu 6 Wochen erscheint ein Heft. Der Preis für ein Heft ist: Illuminirt 12 Gr., Schwarz 6 Gr.

H. Franke'sche Verlags-Expedition
in Leipzig.

In Stuttgart bei Paul Neff zu haben.

---

[247] **Ein neuer Roman von Penseroso,**
bei A. Wienbrack in Leipzig verlegt und an alle Buchhandlungen so eben versandt:

Die beiden Alberts oder der Homöopath.
3 Theile. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Auch in diesem Werke des rühmlichst bekannten Verfassers zeigt sich wieder ganz die vortreffliche Darstellungsgabe, die lebendige Sprache und der treffende Witz, der das Gemüth zu erheitern, die Zeit zu

kürzen und im gebildeten Familienkreise Stoff zur angenehmen Unterhaltung zu geben weiß.

In demselben Verlage erschien auch zugleich von der rühmlichst bekannten Verfasserin **Wilhelmine Lorenz** ein höchst interessanter Roman:

Die Reise nach Rom. 2 Thle. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

---

[255] Ueber die

Blitzableiter,

ihre

Vereinfachung und die Verminderung ihrer Kosten.

Nebst einem Anhang

über das Verhalten der Menschen bei Gewittern.

Eine gemeinfaßliche

Belehrung für die Verfertiger der Blitzableiter, so wie für die Hausbesitzer.

Im Auftrage der

Königl. Centralstelle des landw. Vereins in Würtemberg

verfaßt von deren Mitgliede und wissenschaftlichem Sekretär

Prof. Dr. Plieninger.

Mit 35 Abbildungen auf 3 Steindrucktafeln.

Der Gedanke, durch Aufstellung wohlfeilerer Vorrichtungen zu Abhaltung des Blitzes von den Gebäuden dieser wohlthätigen Einrichtung mehr Eingang auch unter den minder begüterten Einwohnern des Landes zu verschaffen, wurde zunächst durch mehrfache, bei der **Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins in Würtemberg** eingekommene Berichte von Blitzschlägen veranlaßt, welche sowohl auf nicht mit Blitzableitungen versehene Wohngebäude und Scheunen der Landbewohner, als auch auf die, zwar mit metallenen Verzierungen auf den Gipfeln, jedoch nicht mit Ableitungen versehenen Kirchthürme und Kirchen wiederholt, und, mit mehr oder weniger Verwüstungen, in den lezteren Jahren sich ereignet hatten. Die Abfassung dieser Schrift aber soll, wie es der Titel angibt, eben sowohl den Techniker, welcher mit Verfertigung und Aufrichtung der Blitzableiter zu thun hat, in den Stand setzen, mit Hülfe der versinnlichenden Zeichnungen die Einrichtung der wohlfeileren Apparate und die Art ihrer Aufrichtung kennen zu lernen und nachzuahmen, als auch dem Hausbesitzer es möglich machen, durch die, nach dem laufenden Schuh berechneten Preise der eisernen Leitungsstangen, so wie durch die angefügten Kostenüberschläge überhaupt, und durch die, in passender und bündiger Uebersicht mitgetheilten Grundsätze und Erfordernisse bei einer Blitzableitung, die Anbringung und Errichtung eben sowohl, als auch die Kosten derselben für sein Haus nach Maaßgabe von dessen Höhe, Standort, Umgebung, Bauart rc. zu beurtheilen und zu berechnen. Was die vorgeschlagene, von der bisher üblichen abweichende Einrichtung der wohlfeileren Blitzableitung betrifft, so ist dieselbe auf die, seit Jahrzehnten gemachten Erfahrungen gegründet, und daher keineswegs, als auf bloßen theoretischen Ansichten beruhend, für unerprobt und zweifelhaft anzusehen. Die Ersparniß an Kosten, welch leztere sich selbst für ein Privatwohnhaus von der geringsten Höhe und Ausdehnung bei der bisherigen kostspieligen Einrichtung zum Mindesten auf 80—100 fl. belaufen, und deren bedeutender Belang als die Hauptursache anzusehen ist, warum die Errichtung von Blitzableitern sich bis jezt nur auf die grösseren Städte beschränkt hatte, betrifft zunächst die **Auffangstange**, welche, statt massiv von Eisen und von einer Höhe von 15—20 Fuß zu seyn, nach der neuen Einrichtung eine **hölzerne**, in das Sparrwerk befestigte Tragestange, nach Art der bei Pulverhäusern vorgeschriebenen Einrichtung, erhält, auf welcher eine sogenannte Helmspitze von hinreichender Länge und Masse, aus starkem Schmiedeisen verfertigt, verzinnt und mit einer Spitze von Patentsilber armirt, befestigt, und mit einer starken Ableitung bis zu der Zuleitung auf dem Dachgrath versehen wird. Die zweite Ersparniß betrifft die Wahl der, schon von Reimarus empfohlenen und in Norddeutschland allgemein üblichen, jedoch nicht bleiernen, sondern eisernen oder kupfernen, und nicht auf dem Gebäude unmittelbar angenagelten, sondern auf Tragstiften befestigten **Schienen** oder **Flacheisen** statt der Eisenstäbe, welch erstere außer dem Vortheil, bei gleichem Gewichte eine doppelte bis dreifache Oberfläche, also größere Leitungskraft darzubieten, noch durch die Art ihrer Anfertigung und Anbringung vor der Oxydation durch den Regen mehr gesichert sind, als das Stabeisen oder die Drathzöpfe, und bei gleichem Gewichte beinah den dritten Theil des Preises vom Stabeisen kosten. Die dritte Ersparniß betrifft die **Versenkung**, bei welcher die Umwicklung des Stabeisens mit Tafelblei, durch Einlegung des Stabeisens in ein mit Kohlenpulver gefülltes, hölzernes oder thönernes **Versenkungslager**, wie dies in Frankreich in Anwendung ist, erspart wird, eine Einrichtung, welche zugleich auf den Schutz des Versenkungsstabes gegen Oxydation mehr berechnet ist, als die Anwendung des Tafelbleies, da die Berührung des Eisens und des Bleies unter dem Einfluß der Erdfeuchtigkeit nothwendig auf baldige Zerstörung des einen oder des andern oder beider Metalle durch Oxydation hinwirken muß. Durch diese, wie leicht ersichtlich, die Sicherheit der Vorrichtung keineswegs vermindernden Modifikationen wird ein Ersparniß von mehr als der Hälfte der bisherigen Kosten einer Blitzableitung erzielt, welche sich bei niedrigen, ländlichen Gebäuden durch Vereinfachung in der Art der Anbringung und durch Selbstverfertigung der hölzernen Requisite noch weiter treiben läßt. Vorausgeschickt ist eine kurze und populäre Mittheilung der **Hauptsätze** aus der Lehre von der Gewitterelektricität, auf welche bei der Darstellung und Beschreibung der Blitzableitungs-Vorrichtung und der Grundsätze bei ihrer Aufrichtung Bezug genommen wurde, und welche zugleich als Grundlage zu Bekämpfung mancher noch vorhandener, zum Theil abergläubischer **Vorurtheile** gegen die Blitzableitungen benuzt wurden. Den Beschluß macht ein **Anhang** über das **Verhalten der Menschen bei Gewittern**, sowohl in dem mit Blitzableitung versehenen oder nicht armirten Hause, als auch im freien Felde und im Walde. Dieser Anhang, in Verbindung mit der eben erwähnten Einleitung über die Natur der Gewitter-Elektricität, sichert der Schrift zugleich eine Brauchbarkeit für Belehrungen in Sonn- und Werktagschulen; in welcher Beziehung dieselbe von der Königl. Würtembergischen höchsten Staatsbehörde nicht nur zu Anschaffung von Seite der Verwaltungsbeamten für Belehrung der in ihren Bezirken mit Aufrichtung von Blitzableitungen beauftragten Gewerbe, sondern auch zu Anschaffung für die Schulen empfohlen worden ist. — Für Bestellungen in größeren Partien ist der Partien-Preis zu 36 kr. netto per Exemplar festgesezt worden. Der Ladenpreis beträgt 1 fl.

Die zu der wohlfeileren Einrichtung der Blitzableiter, wie sie in vorliegender Schrift angegeben ist, gehörigen sogenannten Helmspitzen und die Schienenstäbe, sofern diese von den gewöhnlichen Schlossern

wegen Mangel an einer hinreichend großen Esse nicht gefertigt werden können, hat die Fabrikschlosserei G. Lachenmaier in Königsbronn, um die in der Schrift angegebenen Preise, verzinnt und mit den patentsilbernen Spitzen versehen, in Vorrath zu fertigen übernommen, woher dieselben, oder auch von dem Lachenmaier'schen Eisenwaarenlager zu Stuttgart, künftig bezogen werden können.

Von demselben Verfasser:

Gemeinfaßliche Belehrung über den

Maikäfer, als Larve und als Käfer,

seine Verwüstungen und die Mittel gegen dieselben;

Ein Beitrag zu der landwirthschaftlichen Fauna.

Für den Bürger und den Landmann nach fremden und eigenen Erfahrungen zusammengestellt.

gr. 8. broch. Preis 30 kr.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[227] Im Verlage von **August Campe** in Hamburg erschien und ist durch die unterzeichnete Buchhandlung zu beziehen:

LE PORTFOLIO,

ou Collection de documens politiques relatifs à l'histoire contemporaine.

Traduit de l'anglais.

Tomes I—III, et IV. Nr. 1—3. (Nos. 1—29.)
Gr. 8. 7 Thlr. 12 Gr.

Die durch äußere Umstände unterbrochene Fortsetzung dieser höchst interessanten Sammlung wird von jezt ab wieder in kurzen Zwischenräumen geliefert werden.

Leipzig, im April 1837.

F. A. Brockhaus.

---

[259] Bei Carl Körner in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen des In- und Auslandes versendet:

Ludwig Börne

als

Charakter und in der Literatur

von

Eduard Beurmann.

Mit Börne's wohlgetroffenem Bildniß und Facsimile.

Eleg. broch. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Der Verfasser, der durch seine scharfsinnige Auffassung und geistreiche Darstellung von Personen und Zuständen bekannt ist, bietet dem deutschen Publikum hier ein umfassendes Bild jenes Schriftstellers, der weniger einem Volke, als der Menschheit überhaupt angehört.

Ludwig Börne wird in der Geschichte der neuesten Zeit, wie in der Literatur immer ein wesentliches Moment bilden. Der Verfasser hat ihn in seiner literarischen Position aufgefaßt, ohne jenen edlen, consequenten Charakter zu übersehen, der Börne mehr galt, als eine Kritik des Schriftstellers. In unserer Zeit der Denkmäler wird Beurmanns Schrift wenigstens zu einem Denkmal Börne's im Herzen Aller, die sich an erhabener Gesinnung kräftigen, Veranlassung geben.

---

[254] **Schwab's Bodensee.**

Die Unterzeichnete erlaubt sich den Reisenden nachstehendes, in ihrem Verlage erschienene Werk in Erinnerung zu bringen:

Der Bodensee

nebst dem

Rheinthal von St. Luziensteig bis Rheinegg.

Ein Handbuch

für

Reisende und Freunde der Natur, Geschichte und Poesie

von

Gustav Schwab.

Mit 2 Karten.

Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 4 Gr.

Dieses Handbuch zerfällt in vier Hauptabschnitte: I. Landschaftliches. II. Geschichtliches. III. Topographisches. IV. Gedichte. Anhang. Die Fahrten beider Dampfschiffe. Durch ein vollständiges Register wird die Brauchbarkeit dieses Buches noch erhöht.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[286] **Vollständige Ausgaben des Corpus juris ed. Beck.**

CORPUS JURIS CIVILIS

EDITIO STEREOTYPA

CURA

Dr. Joh. Lud. Guil. Beck.

II TOMI.

kl. Folio. 230 Bogen. Preis 4 Rthlr.

CORPUS JURIS CIVILIS

RECOGNOVIT ET BREVI ANNOTATIONE INSTRUCTUM

EDIDIT

Dr. Joh. Lud. Guil. Beck.

II TOMI IN **IV** PARTES.

gr. 8. 302 Bogen. Preis 10 Rthlr.

Leipzig, den 31. Mai 1837.

Carl Cnobloch.

☞ Von beiden Ausgaben sind Exemplare in allen Buchhandlungen zu erhalten.

[263] Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ardent Troughton
der verunglückte Kaufmann.
Roman von E. Howard.
Aus dem Englischen
von
C. Richard.
8. Drei Bände. Preis geheftet 3 Thlr.

Die anziehende Geschichte eines jungen Mannes, dessen Lebensglück durch Schiffbruch und eine Reihefolge vernichtender Unfälle scheiterte. Das Buch enthält einen Reichthum ergreifender Situationen, lebendiger Schilderungen, treffender Charakterzeichnungen und überraschender Neuheit. Wir empfehlen es mit voller Ueberzeugung als eine wahrhafte Bereicherung unserer schönen Literatur.

---

[287] **Deutsches Nationalwerk für alle Stände.**

Das erste Heft vom
Handbuch des Wissenswürdigsten
aus der
Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner.
Von Dr. L. G. Blanc,
Domprediger und Professor zu Halle.
Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.
ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Preis der Ausgabe mit Atlas, à Heft 12½ Sgr. oder 10 gGr. oder 45 kr. rhein. oder 40 kr. Conv. Val.

Preis der Ausgabe ohne Atlas, à Heft 7½ Sgr. od. 6 gGr. od. 27 kr. rhein. od. 24 kr. Conv. Val.

Ein unentbehrliches Hand- und Hülfsbuch für alle diejenigen, welche nach Bildung und Vermehrung ihrer Kenntnisse streben; ein herrliches Erinnerungsbuch für alle Gebildete, welche früher Gelesenes und Erlerntes sich wieder ins Gedächtniß rufen wollen.

Wer sich mit dem Inhalt von Blancs Handbuch vertraut gemacht hat, und so in klarer, gedrängter Uebersicht das Wissenswürdigste aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner überblickt, der darf sich dreist zu den Gebildeten zählen!

Halle, im Mai 1837.
C. A. Schwetschke und Sohn.

---

[277] **Schirlitz Vorschule zum Cicero vollständig.**

Bei Carl Wigand in Wetzlar ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schirlitz, Dr. S. Chr., Vorschule zum Cicero. Enthaltend die zur Bekanntschaft mit diesem Schriftsteller nöthigen biographischen, literarischen, antiquarischen und isagogischen Nachweisungen. Ein Handbuch für angehende Leser des Cicero. 6—8te Lieferung. (Bogen 21—33 und Register.) gr. 8. geh. 1 fl. 12 kr. od. 18 Gr. Preis für ein completes Exemplar 2 Rthlr. oder 3 fl. 12 kr. rhein.

Dieses von vielen Schulmännern als nützlich anerkannte und in mehreren Schulen eingeführte zeitgemäße Buch ist nun vollendet, und verdient gewiß die Beachtung aller Herren Philologen, so wie aller Leser des Cicero.

Wetzlar'sche Beiträge für Geschichte und Rechtsalterthümer, herausgegeben von Dr. P. Wigand. 2tes Heft. gr. 8. geh. 36 kr. od. 8 Gr.

---

[278] So eben wurde von C. G. Kunze in Mainz an alle Buchhandlungen versandt:

Lange, Dr. G., Geschichte und Beschreibung der Stadt Worms, nebst den alten Sagen, die sich an dieselbe knüpfen. 8. geh. 1 fl. oder 15 Gr.

Dieses für den Geschichtsfreund interessante Buch enthält auch eine ausführliche Beschreibung des Doms, der Liebfrauenkirche, so wie local-historische Bemerkungen über die an Worms sich knüpfende Sagen von Siegfried und dem großen Rosengarten.

---

[281] **Lieder eines Buchdruckers, von demselben gedichtet, gesezt und gedruckt.**

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder
von
Niclas Müller.
Eingeleitet von
Professor Gustav Schwab.
8. broch. Velinp. 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Das Publikum erhält hier die Lieder eines jungen Dichters, der, von der Natur ausgestattet und erzogen, ihr auch die Kunst verdankt, die sich in seinen seelenvollen und eigenthümlichen Poesien überraschend offenbart. Er hat erst mit dem zehnten Jahre eine Dorfschule besucht und mit dem vierzehnten sie verlassen, um ein Gewerbe zu erlernen und zu treiben. Nie hat er Latein, noch durch Unterricht sonst etwas über das Gewöhnlichste hinaus gelernt. Der Frömmigkeit strenger Eltern, dem eigenen Gemüthe, sparsamer Bekanntschaft mit guten Büchern und dem deutschen Wanderleben verdankt er seine ganze Bildung, deren Früchte er in dieser Liedersammlung veröffentlicht. Sie ist sein dreifaches Eigenthum, das Produkt seiner Kunst und seines Gewerbes; er hat diese Lieder gedichtet, gesezt und gedruckt.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1837.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[295] Bei George Gropius in Berlin ist so eben erschienen und durch alle solide Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Portrait von Friedrich Eduard Beneke,
Doctor der Philosophie und außerordentlicher Professor an der Universität zu Berlin.
Sauber lithographirt ½ Rthlr.

---

[270] Bei Windolff & Striese in Königsberg i. d. N. ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Nieritz, Gustav, Die Abenteurer wider Willen Eine Erzählung aus unsrer ereignißreichen Zeit Zwei Theile. 8. geh. Preis 2⅓ Rthlr.

№ 148.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 22. Juni 1837.

Der deutschen Nation darf man es zum Ruhme nachsagen, daß es ihr beinahe an der Fähigkeit fehlt, die geschmeidig dreist es versteht, jede Wahrheit jedem Vortheil zu Gunsten zu beugen und die heiligen Verbindlichkeiten der kalten Berechnung aufzuopfern.

Frau v. Staël.

Die Deutschen in Nordamerika.

(Beschluß.)

Unter solchen Umständen wird das sogenannte deutsche Votum (German vote) natürlich ein Gegenstand eifriger Bewerbung für Politiker aller Parteien und Grade; und es fehlt zu diesem Zwecke auch nicht an deutschen Zeitungen, wo es Niederlassungen von Deutschen gibt. In Pennsylvanien allein existiren mehr als dreißig deutsche (meistens wöchentliche) Blätter, und im Staat Ohio werden eben so viele gedruckt und ausgegeben. Eine nicht viel geringere Zahl wird in Maryland publicirt, und die „Newyorker Staatszeitung" ist ganz das Organ der deutschen Demokraten jener Stadt. Wären diese vielfältigen Blätter durch irgend eine tüchtige Hauptzeitung einer großen Stadt vereinigt und gelenkt, deren Redakteur die Eigenheiten der Deutschen, die besonderen Verhältnisse ihrer Ansiedlungen und ihre Beziehungen zur Centralregierung verstände, dann könnte man sie zu einem politischen Hebel bilden, welcher fähig wäre, jeder Partei Stärke und Dauer zu geben, für die er sich einmal erklärte. Aber die Deutschen in den Vereinigten Staaten besitzen bis jezt noch kein kräftiges, politisches Organ, das ihren Meinungen und Grundsätzen Nachdruck geben könnte, und ihre Politik ist daher bloß ein Widerschein der herrschenden Doctrinen anderer Staaten: sie sind sich ihrer Macht nicht bewußt, und sind mehr besorgt für die Vermehrung ihrer Zahl als für die Vereinigung ihrer Anstrengungen und die Richtung derselben nach einem bestimmten Ziele.

Die amerikanischen Deutschen sind weniger reizbar als ihre Brüder im Süden und Norden und daher gleichgültig gegen eine Menge anscheinend unwichtiger Fragen, deren Beziehung zu den Grundsätzen der Regierung ihrer Aufmerksamkeit gänzlich zu entgehen scheint. Auf diese Art werden sie oft in ihren eigenen Reihen besiegt und gegen ihren Willen und Vorsatz zu Spielzeugen ränkevoller Parteigänger mißbraucht. Aber bei der ersten wichtigen Staatsfrage, wie zum Beispiel die der Präsidentenwahl, vereinigen sie sich wieder, und ungeachtet aller Anstrengungen ihrer Gegner, sie durch Hinweisung auf ihre Lokalinteressen und Aufregung ihrer Vorurtheile zu entzweien — ein Versuch, welcher in andern Staaten selten gänzlich fehlschlägt — beharren sie in der Wahl ihrer Männer und Grundsätze. Die Deutschen in den Vereinigten Staaten denken nicht viel an Politik, sondern handeln vielmehr nach allgemeinen, höchst freisinnigen Grundsätzen, deren Anwendbarkeit sie nie in Zweifel ziehen, sobald sie ihren Ideen von moralischer Gerechtigkeit entsprechen. Sie lassen sich selten auf Details ein, geben aber fast nie einen Grundsatz auf und sind deßhalb weniger selbstsüchtigen und eigennützigen Einflüssen ausgesezt. Ihr praktischer

Sinn ist republikanisch, und ich habe schon früher bemerkt, daß sie einen gewissen demokratischen Instinkt besitzen. Aber die Zeit wird kommen, wo sie ihre Macht fühlen und eine Partei bilden werden, deren Einfluß die feinsten Berechnungen theoretischer Politiker übersteigen dürfte.

Für die Erziehung der Jugend haben die Deutschen in Pennsylvanien und Ohio wenig gesorgt, besonders im Vergleich mit den Bemühungen der Neuengländer. Im Jahre 1833 waren in beiden Staaten eine große Anzahl Kinder und Erwachsener, die weder lesen noch schreiben konnten, und obschon man seitdem auch dort angefangen hat, Freischulen zu gründen, so stehen diese doch in jeder Beziehung weit hinter denen der übrigen Staaten. Die deutschen Landleute — die bei weitem größere Zahl aller in Amerika einheimisch gewordenen Deutschen — zeigen sogar bei allen Gelegenheiten eine entschiedene Abneigung gegen jede Verbesserung des Unterrichts und der Schulen. Ich erinnere mich noch sehr wohl eines zu Easton in Pennsylvanien ansässigen Deutschen, der auf die Frage, ob es ihn nicht freuen würde, in seinem Städtchen eine Hochschule zu haben, welche seinen Kindern die Mittel einer bessern Erziehung böte, achselzuckend zur Antwort gab, daß seine Söhne dort nichts zu lernen hätten, indem er sie zu arbeitsamen Landwirthen, nicht aber zu müssigen Dieben erziehen wolle, sich von dem Schweiße Anderer zu nähren. Selbst nicht die Aussicht auf größeren Gewinn durch das Zusammentreffen von Studenten aus Neuyork und Philadelphia (Easton liegt mitten zwischen beiden Hauptstädten), war im Stande, seine Besorgnisse wegen des möglichen Mißbrauchs der Gelehrsamkeit zu beschwichtigen, und der Gedanke, daß einer seiner Söhne den Stand eines Ackerbauers für den eines Gelehrten, und dadurch die schlichte Einfalt eines Landsmanns für den höflichen Ton eines Städters vertauschen könnte, war eine wahre Marter für den guten Mann. Freilich ist in der Einfalt dieser Menschen so viel natürlicher Verstand, daß man sie beinahe Klugheit nennen möchte, obschon sie traurig genug gegen die ehrgeizigen Pläne der Neuengländer absticht, welche sich nie zufrieden geben, wenn sie nicht aus ihren Kindern Doktoren oder Advokaten gemacht haben. So entschieden ist die Abneigung der Deutschen gegen das in den Vereinigten Staaten fast allgemein eingeführte System der Freischulen, daß sich in Pennsylvanien eine eigene politische Partei gebildet hat, welche unter dem Namen Anti-Free-School-Party jede Verbesserung des Schulsystems zu hemmen sucht und sogar die gesetzgebende Versammlung dieses Staates mit Petitionen bestürmt, die dort eingeführten Freischulen wieder abzuschaffen.

Dies muß um so mehr auffallen, als die Vorzüge des deutschen Erziehungswesens den Amerikanern wohl bekannt, und die besten deutschen Schulbücher (besonders die preußischen) bereits von ihnen in's Englische übersetzt worden sind. Während die meisten amerikanischen Hochschulen Lehrstellen der deutschen Sprache und Literatur besitzen, haben die Deutschen in Pennsylvanien noch keine einzige gute Elementarschule; und obwohl die Meisterwerke deutscher Classiker bereits amerikanischen Schriftstellern zum Vorbild dienen, lesen die Deutschen in Pennsylvanien noch immer die alten Mährchen und Zaubergeschichten, oder die Lebensbeschreibung des Räuberhauptmannes Rinaldo Rinaldini. Ich selbst habe die dritte amerikanische Auflage dieses Buchs in Pennsylvanien gesehen. Die deutschen Prediger, denen es obliegt, über die sittliche und religiöse Erziehung der Jugend zu wachen und wo möglich die Schulanstalten zu verbessern, besitzen hiezu keinen Muth oder verbauern unter ihren Gemeinden. Deßwegen stehen die Deutschen in Amerika in keinem besonderen Ruf der Intelligenz, obwohl ihre Ehrlichkeit, Thätigkeit, Ausdauer und die Unverderbtheit ihrer Sitten allgemeine Anerkennung finden.

Schloss Hochdorf.

(Fortsetzung.)

Von den Damen aufgefordert, brachte eines Tags der Maler seine Mappen zum Vorschein, welche ansprechende Entwürfe, Skizzen sowohl von seiner als manches befreundeten Malers Hand enthielten, auch hin und wieder ein ausgeführtes Bildchen, alles höchst sauber und sorgfältig gehalten. — Als diese kleinen Schätze vorgelegt wurden, stand der Hofrath verächtlich auf und verließ den Tisch, um welchen die übrige Gesellschaft Platz genommen. Alle sahen aufmerksam auf die Zeichnungen, nur Glenorvan legte gleichgültige Nichtbeachtung an den Tag, zur Verzweiflung des Malers, welcher, jung und nicht sehr gebildet, den Beifall der Vornehmsten als den wünschenswerthesten betrachtete, und immer wieder und wieder ein Interesse anzufachen suchte, welches sich seinem Bestreben hartnäckig versagte. Endlich erlebte er zu nicht geringer Freude ein hastiges Ausstrecken von Glenorvans Hand nach einer Zeichnung, welche er so eben vorlegen wollte. Es war das Bild eines jungen Mannes, und mit sichtlicher Vorliebe in Kreide und Silberstift sorgfältig ausgearbeitet. „Wie schön!“ rief Glenorvan fast unwillkührlich und setzte dann ruhig hinzu: „Ja wohl, wie schön! Ich sah selten einen so ausgezeichneten Männerkopf.“ — „Es ist Porträt,“ entgegnete der Maler. Glenorvan blickte zufällig auf und gewahrte eine Veränderung in Waldorfs Zügen, welche ihn überraschte, er sah zu Eugenie hin, die mit Zwang den Kopf abgewendet hielt. „Porträt?“ wiederholte er fragend. — „Ja, Mylord, es ist das Bild eines Offiziers, eines Deutschen; ich zeichnete es vor einem Jahr in Berlin und behielt eine Copie, um sie al

Studium zu benutzen. So reine und schöne Formen sieht man höchst selten, und doch fehlt diesem Bilde das belebende und gewiß eben so seltene Kolorit. Solch ausgezeichnete Schönheit liegt außer dem Bereiche des Gewöhnlichen, und es würde mir wahren Comfort gewähren, das Bild zu malen." — Fanny lachte über die Anwendung des Wortes Comfort; der Hofrath, welcher sich genähert, äußerte kalt: „Das wären Sie gar nicht im Stande," und der Baron, verlezt durch beide Ungehörigkeiten, machte für den Augenblick jedem ferneren Besehen unter schicklichem Vorwande ein Ende. Glenorvan war in Gedanken versunken und entschlossen, eine Aufklärung von Waldorf zu begehren, als die Ankunft eines Briefs, welcher diesen zu seinem Geschäftskreise zurückrief, ihn für den Augenblick zerstreute und das Bild in Vergessenheit brachte.

Beim Abschiede Abends mußte Waldorf auf allgemeines Bitten die Zusage geben, in spätestens vierzehn Tagen zurückkehren zu wollen. Glenorvan nahm ihn mit auf sein Zimmer, und dort angelangt, löschte er die Kerzen im Wohnzimmer aus, so daß dieses nur durch die im Schlafgemache befindlichen Lichter und durch die glänzenden Strahlen des Mondes erhellt wurde. Er selber lehnte in ein Fenster, während Waldorf im Divan Platz nahm; eine Weile schwiegen Beide, endlich sagte Glenorvan: „Vergebens möchte ich Ihnen schildern, wie sehr Ihr Weggehen mich betrübt, erschüttert wenigstens, denn es gibt mir eine Aufklärung über mich selber, welche ich fürchtete. Ich fühle mich in diesem Augenblick zu keiner Erklärung aufgelegt; daß ich bleibe, da Sie reisen, mag Ihnen genügende Erörterung seyn." Er schwieg und blickte mit einer Art wehmüthigen Sinnens auf den Park, auf die im Mondstrahl zitternden Blätter des wilden Weins, der am Fenster emporrankte. — „Schon in meiner ersten Jugend," fuhr er endlich fort, „versezte ein solches Halbdunkel, bei übrigens ansprechenden Umgebungen, mich stets in eine träumerische, hingebende Stimmung; ich hätte in solchen Augenblicken Alles sagen können, wofür sonst die Seele keine Worte findet, wo die Vorsicht jede Schilderung verbietet. Sie wissen nun doch schon Alles, was ich mittheilen könnte — mit der Wahl ist es vorüber — ich finde hier das Glück oder das Elend meines Lebens." Waldorf entgegnete nicht ohne Bewegung: „Sie sind kein Jüngling mehr, Glenorvan, und der Mann schifft auf dem Meere des Lebens sich nicht ohne die Vorstellung ein, daß, des augenblicklichen Sonnenscheins unerachtet, ein unvorhergesehenes Unheil ihn betreffen und seine Hoffnungen vernichten könne. Nehmen Sie sich wohl in Acht: es ist gut, das Beste hoffen, wichtig, auf das Schlimme vorbereitet seyn. Ich kann, ich darf nicht mehr sagen, und so leben Sie wohl bis auf Wiedersehen! Sie wissen, ja Sie wissen, wie sehr, wie von ganzem Herzen ich Ihnen ergeben bin." Beide drückten sich herzlich die Hand und schieden. Glenorvan blickte noch lange in die unendlich schöne, mildwarme Nacht hinaus, sein Denken ward zum fast bewußtlosen Träumen, er versenkte sich in Erinnerungen, die ihn theils beunruhigten, theils beglückten, und gab sich in bewußter Wehmuth einer Stimmung hin, welche wohl zu Zeiten starke Gemüther übermächtig zu ergreifen pflegt.

Als Waldorf nach drei Wochen, freundlich empfangen, zurückkehrte, konnte seinem, durch Theilnahme geschärften Blick die Veränderung nicht entgehen, welche sich während seiner Abwesenheit begeben. Die Umstände hatten sich freilich auch verändert; der Hofrath und der Maler waren noch anwesend, aber das Bild aus der Mappe des Lezten stand jezt als Original inmitten des kleinen Kreises. Glenorvan war in gehaltener, aber sichtlich unbeglückter Stimmung, der Hofrath, ein entschiedener, aber kalter Verehrer von Eugeniens Schönheit, welchem er sich, vielleicht eben aus diesem Grunde, angeschlossen, in der übelsten Laune, da das Landleben ihn langweilte und er dennoch nicht Energie genug besaß, sich Postpferde zum Fortkommen zu bestellen. Fanny's fröhliche Augen schienen ein wenig nachdenklicher, und durch des Barons gelassene Stimmung blickte ein kleiner Zwang, der von den Elementen seiner Umgebung ausgehen mochte, wogegen der Maler, in unerfahrenem Jugendmuthe, frisch und sorglos fortlebte, ohne die eigenen Verstöße gegen feinere Sitte zu bemerken, oder fremde Verstimmung zu begreifen. Eugenie und Rittmeister Rodewill, dieses war der Name des Fremden, stellten den beobachtenden Blicken als Liebende im edelsten und interessantesten Sinne des Wortes sich dar. In ihrem gegenseitigen Anschauen lag ein geistiges Verlieren, eine so reine, unaussprechliche Zuneigung, daß man dieselbe nicht ohne Rührung gewahren konnte. Waldorf fühlte sich seltsam davon bewegt und gequält: ein gutes Ende schien ihm unmöglich, er litt für seinen Freund und gönnte gleichwohl älteren Ansprüchen ein unverkennbar so wahr, so tief erkanntes Glück; Glenorvan wollte es sichtlich zu keiner Erklärung kommen lassen, und dieses gewahrend, wich nun auch er derselben mit erleichtertem Herzen aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bäder.

Aus dem Elsaße, Juni.

Niederbronn. — In der Reihe der Gesundbrunnen ist bis jezt, mit Unrecht, das Bad Niederbronn im Auslande weniger bekannt gewesen. Die meisten Badgäste (gewöhnlich zwischen 900 und 1500) kommen seit vielen Jahren aus dem Elsaß, dem benachbarten Lothringen, Rheinpreußen, Rheinbayern und Hessen-Darmstadt. Daran ist wohl hauptsächlich die Nähe des elegantern, fashionablern Baden-Baden Schuld, denn die Heilkraft der Quelle ist allgemein anerkannt

und in deutschen Badschriften gerühmt, und die Lage des Ortes in einer der schönsten Gegenden des untern Elsasses. Das Wasser strömt in zwei stets üppigen Quellen hervor, die auf dem Promenadenplatze in zwei Becken gefaßt sind; das eine derselben liefert das Wasser zum Baden, das andere, durch eine gedeckte Halle geschirmt, dient zum Trinken. Die eisenhaltige Kochsalzquelle hat einen salzigen, leicht zusammenziehenden, säuerlichen Geschmack, wie das Wiesbader Wasser, und ist immer in einer mittlern Temperatur von 14° Reaumur. Seiner Wirkung nach ist es leicht purgirend. Niederbronn liegt am Eingang der Vogesen, im Weißenburger Bezirk, auf der Straße von Metz nach Straßburg. Gegen Norden schützt es der in die Ebene hereinreichende Liebfrauenberg; gegen Westen und Süden hin lehnt sich die Vogesenkette, die mit dem Odilienberge, auf dessen Abstufung das Schloß Landsperg wie ein Kind auf dem Mutterschooße sitzt, den Horizont nach dieser Seite beschließt. Gegenüber blinkt uns von unsern Bergen der vaterländische Rheinstrom entgegen, und im Hintergrund dehnt sich der Schwarzwald aus und zeigt uns seine Wälder, seine Thäler, seine Burgen und bis weit zu seinen Füßen herab die freundlichen Dörfer, die sich an ihn schmiegen; Hornisgründe, der Kniebis, die drei Berge von Baden, Schloß und Dorf Alt-Eberstein winken uns brüderlich herüber. — Außer der diätetischen Beziehung, über welche ich auf die treffliche Schrift des Brunnenarztes Dr. Kuhn verweise,* bietet Niederbronn und die Umgegend dem Badgaste noch reiche Ausbeute nach allen Seiten hin. Dem Freunde der Natur und Poesie eröffnen sich die herrlichsten Punkte zu nahen und fernen Spaziergängen: der Wintersberg, der Wasenkopf, Oberbronn, das Jägerthal, das Bärenthal; die freundlichen Schlösser Wasenburg, Falkenstein, Winstein, Hohenfels, Fleckenstein, Arnsburg mit ihren geschichtlichen Erinnerungen und lieblichen Sagen; die neuern Bergvesten Bitsch und Lichtenberg.** — Dem Freunde des Gewerbfleißes stehen die in freudiger Thätigkeit blühenden Eisenwerke der Herren von Dietrich in Niederbronn, Reichshoffen, Jägerthal und Zinsweiler offen, die Papiermühlen, die Eisenwerke von Mutterhausen, die große Krystallglashütte von St. Louis bei Lemberg, die vorzüglichste Frankreichs, in welcher die überraschendsten Kunstprodukte ausgestellt sind, die Erdpechquellen bei Lampertsloch u. s. w. — Den Naturforscher ziehen die zahlreichen Versteinerungen an, die in der Umgegend gefunden werden, und die er in dem täglich sich vermehrenden Kabinette des gelehrten, rüstigen Dr. Engelhardt, Direktors der Zinsweiler Eisenwerke, sorgsam geordnet und bestimmt, beschauen kann. — Dem Archäologen wird die Gegend merkwürdig durch die vielen Münzen, Geräthschaften, Urnen, Grabsteine, Merkuriusbilder u. s. w., die von fleißigen Forschern gefunden worden und deren noch täglich neue entdeckt werden. Die römische Inschrift auf dem Schlosse Wasenburg, so wie die Ueberreste der alten Badeinrichtungen und die über die Haardtebene vielfach verbreiteten Ziegel, Denksteine u. s. w. lassen deutlich auf eine römische Niederlassung in der Umgegend schließen. Das Museum zu Straßburg hat hier schon herrliche Schätze gesammelt, und die Herren Strauß-Dürkheim in Fröschweiler und Dr. Schubringer in Oberbronn besitzen interessante Privatkabinette, deren Bestandtheile sie größtentheils selbst an Ort und Stelle gesammelt haben. — Den Freunden des Rebensaftes sey endlich gesagt, daß in Oberbronn, eine kleine halbe Stunde von Niederbronn, ein herrlicher Wein wächst. — Seit einigen Jahren nimmt die Zahl der Badgäste beträchtlich zu; auch hat das Bad seit der Erbauung des neuen, großen und eleganten Baurhalls und den vielen Verschönerungen, die unter den Herren von Dietrich unternommen wurden, an Freundlichkeit und Bequemlichkeit viel gewonnen. A. St.

* Description de Niederbronn et de ses eaux minérales etc., par J. Kuhn. Paris et Strasbourg, 1835.

** Vier Stunden von Niederbronn liegt das durch Goethe's Friedericke bekannt gewordene Sesenheim, zu dem Engländer und Deutsche oft wallfahrten. In Niederbronn selbst lebt noch ihre jüngste Schwester, in deren Besitz sich einige bis jezt ungedruckte Gedichte Goethe's an seine Geliebte befinden.

Lübeck, Juni.

Travemünde. — In dem nahegelegenen Seebad Travemünde sind bereits die ersten Kurgäste eingetroffen, freilich nur, um vorläufig der erquickenden Luft der Seeküste zu genießen, denn die Seebäder werden wohl schwerlich vor dem 15ten Juni benuzt werden können. Wahrscheinlich wird dieses Seebad sehr besucht werden: der größte Theil der Wohnungen, die mit jedem Jahr vermehrt und verschönert werden, ist bereits für diesen Sommer vermiethet. Auch der Besuch mehrerer hohen Herrschaften ist uns angekündigt, wenn gleich darunter nur einige durchreisende sind; so wird das kaiserlich russische Dampfschiff Ishora, dessen elegante Ausstattung eine europäische Berühmtheit hat, hier erwartet, um den Prinzen Peter von Oldenburg und dessen Gemahlin nach Petersburg zu bringen. Am Seebade selbst sind, außer der Vermehrung der Karren und des aufwartenden Personals, keine wesentlichen Veränderungen vorgenommen worden. Von dem Badearzte Dr. Fr. Lieboldt ist eine kleine Schrift: Die Heilkräfte des Meerwassers (Lübeck, von Rohdensche Buchhandlung. 1837. 12 gGr.), herausgegeben worden, die zum Zweck hat, die Kurgäste über Eigenschaften und Wirkungen des Meerwassers zu belehren, und die beste Benuzung zur Erhaltung und Herstellung der Gesundheit anzugeben. Besonders möchte hervorzuheben seyn, wie der Verfasser die so disparaten Meinungen über die Vorzüge der Bäder an der Nord- und Ostsee in das rechte Licht zu stellen sucht, einen Punkt, den wir selbst Aerzten zur Aufmerksamkeit empfehlen möchten. Es ist nämlich bekannt, daß das Wasser der Nordsee zweimal mehr Salze enthält, als das der Ostsee, und bei Aerzten und Laien die Meinung die Oberhand behielt, daß das Baden an der Nordsee auch wirksamer seyn müsse, als am Strande des baltischen Meeres. Da indeß bei der kurzen Dauer eines Bades in der See (der hohe Wellengang in der Nordsee überschüttet mehr die Badenden mit Wasser, so daß diese Art zu baden kaum den Namen, und wir möchten noch hinzufügen, kaum die Wirkungen eines Bades haben kann), eine Zeit, die sich selten über fünf bis zehn Minuten hinauserstrecken darf, wenn das Baden nicht schaden soll, auf Einsaugung oder Aufnahme vieler wirksamen Theile des Meerwassers nicht zu rechnen ist, so möchte die Wahl des Seebades an der Nord- oder Ostsee in den meisten Fällen ziemlich gleichgültig, und die gepriesenen Vortheile der Nordseebäder mehr eingebildet als begründet seyn. Am Schlusse des eben erwähnten Werkchens findet der Leser einige topographische und historische Notizen über das Travemünder Seebad in der Kürze mitgetheilt, worauf wir demnach den nähere Kenntniß Wünschenden verweisen. — Ueber die sonstigen literarischen Bestrebungen Lübecks läßt sich Weniges sagen. Die Journalistik bewegt sich fast ganz in Lokalinteressen. Wir können uns noch nicht herausarbeiten aus alten Normen und Formen. — Gott besser's!

—dt.—

Beilage: Kunstblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 50.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 22. Juni 1837.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunstwissenschaftlichen Inhalts aus den Gemäldesammlungen von Berlin und Dresden.

Zehnter Brief.

(Tizians Venus, Raffaels Madonna. Der Zinsgroschen? Errata.)

Wenn Du hier über die Brücke gehst, so begegnest Du, je nachdem Du gehst, zu Anfang oder zulezt, einem allbekannten Manne, der Dich mit der aufgehobenen Sanduhr und der geschwungenen Sense an das Durchsickern der Minuten, an das Vorüberrauschen der Zeit mahnt. Wär' ich ein Fürst, der Heilige müßte über allen Thoren, an allen Kreuzwegen stehen, wie er denn hier sein Ansehen recht behauptet und allen Vorübergehenden zuruft: „Nutzet die Zeit!" Er meint dann freilich: „Bleibet stehen, sezet euch auf die Bank eines Pfeilers und sehet hinaus in die schimmernde, glänzende Welt und freuet euch, daß ihr sie mit euern Augen einsaugen, daß ihr aus der Quelle des Lebens mit allen Sinnen schöpfen könnt! Alles, was vor euch liegt, die duftigen Berge, die grünen Wiesen, der glänzende, belebte Strom, der blaue Aether, Alles ist zu euerm Entzücken da und ist euer Eigenthum. Freuet euch!" Ich sezte mich nicht, aber ich ging langsamer, und die Schönheit dieser Erde erfüllte mich ganz. — Was gibt der Natur diese Gewalt des unbedingten Entzückens, das nie in ihr, nur in uns seine Grenze findet? Ist es die Schönheit, so müßte menschliche uns mehr und länger entzücken; ist es Größe, so müßte Andacht und Güte uns ganz anders und ewig ergreifen. Aber der leiseste Tritt des Ichs zerbricht die Schönheit, die Andacht, die Güte. Die Natur hat kein Ich, oder ein so großes, daß das unsre es nicht fassen kann; wir empfinden bei ihr nicht einmal die Möglichkeit des Selbstbewußtseyns, wie doch im Kinde, dessen Blicke und Bewegungen uns bezaubern. Ist das der Zauberring, mit dem sie uns umschließt, so hat die Kunst keine größere Aufgabe, als ihn ihr abzugewinnen. — Unter solchen Gedanken war ich in die Gallerie gelangt und stand, wie aus einem Traum erwachend, vor Tizians Venus. Da ist's ja, was wir suchen! der Meister trägt ja den Ring an seiner Hand! das ist die Schönheit der Erde in menschlicher Form; menschliche Schönheit in der Zone äußerer Natur, Vereinigung des Menschlich- und Göttlich-Leiblichen. Darum wandte diese Schule schon in frühester Kindheit sich zur Natur und verfolgte ihre Spuren auf alle Höhen, in alle Tiefen, keine Verirrungen und keinen Unfall scheuend, darum warb sie mit allen Kräften um ihre Geheimnisse, und warf sich ihr in die Arme und buhlte um ihre Liebe, damit dem natürlichen Menschen sein Recht göttlicher Abkunft noch einmal widerfahre, wie in den Zeiten des pantheistischen Bewußtseyns, und menschliche Schönheit ihre Gewalt ausübe, wie der Himmel, unter dem sie erblühet! — Komme mir Keiner vor solcher Kunstoffenbarung mit Schulbemerkungen über eine verzeichnete Hand! Als ob wir den Werth der römischen Elegien nach den Füßen messen dürften, und nicht vielmehr nach den Schwingen, die sie tragen. Freilich, wer nichts kann als Finger (δάκτυλοι) zeichnen und Füße formen, der zeichne und forme genau! An den Genius aber reicht der Zollstab nicht!

Viel Großes und Herrliches hat Tizian geschaffen, und gewiß nichts, das nicht immer der Bewunderung werth wäre, die es findet; aber in der Richtung, in welcher die Eigenthümlichkeit der Schule sich ausspricht, sah ich ihn nirgends so vollendet wie hier im Bilde der Venus, in dieser Fülle unbewußter Anmuth und Schönheit. — Wie ein Blitz fuhr mir die Verwandtschaft mit Raffael durch den Sinn, wie entfernt auch beide von einander stehen. Wenn wir aber die Doppelklage erheben, daß Bewußtseyn und Beziehung nach Außen die Schönheit verletzen und geistige Erhebung (sogar des Schmerzes) hemmen, und Tizian in der Venus die erste unverlezt dargestellt; war es nicht Raffael, der in der Sixtinischen Madonna eine göttliche Erscheinung mit der Gewalt der

Reflexionslosigkeit hinstellt, und liegt nicht ihre große Macht über die Gemüther gerade in dem Contrast der Größe des Ichs in ihr und dem Schweigen desselben? Recht als wollte uns Raffael zeigen, daß er den Zauberring halte und nach Gefallen brauche, stellt er Barbara in Bezug auf sich und uns, und lehrt uns, daß dadurch gleiche, selbst größere Schönheit gelähmt werde.

Wunderbarer Eindruck, wenn Du, ohne Neues in Dein Auge zu lassen, von Tizians Venus zur Sixtina gehst. Welcher Contrast! Welche Uebereinstimmung! Gleiche Bewegung durch ganz verschiedenen Impuls. Erde als Schöpfung Gottes, Himmel als Heimath der Menschen!

Hast Du Geduld gehabt, mir so weit zu folgen in meinen Betrachtungen, so bleibe noch ein wenig bei mir, vor Raffaels Madonna. Sieh sie an, während ich meine Gedanken habe und sage.

Wie oft begegnen wir in der christlichen Kunst der Mutter mit dem Kinde! Einen ungefähren Maßstab gibt das Berliner Museum an die Hand. Unter den 461 italienischen Bildern älterer Zeit (bis auf die Nachahmer und Akademiker excl.) kommt (mit Ausschluß der Darstellungen von der Geburt Christi ꝛc.) die Mutter mit dem Kinde einhundert zwei und fünfzig mal vor, also immer das dritte Bild die Mutter mit dem Kinde!

Es ist von tiefer, das innerste Wesen unserer Religion aussprechender Bedeutung, daß sie das Kind auf den Altar stellt, ihm die göttliche Ehre erzeigt und Segen aus seinen Händen empfängt. Fragen wir nun nach den ältesten Darstellungen, so finden wir über Byzanz hinaus die Anfänge in dem Lande, wohin das Christkind frühzeitig gerettet worden. Hat Aegypten einmal das heilige Kind bewahrt, warum wollen wir Anstand nehmen, es zum zweitenmale von ihm zu empfangen? Wem sollten nicht bei den Alten ägyptischen Götterbildern von Isis und Horus die ganz verwandten Altartafeln der Byzantiner mit der Mutter und dem Kinde einfallen? Geschichtliche Forschungen werden uns darüber weiter unterrichten, genug daß wir an beiden das gemeinsame Merkmal erkennen, abstracte, starre Gottheiten vor uns zu haben, aber Gottheiten. Im dreizehnten, vierzehnten Jahrhundert erlitten diese eine wesentliche Veränderung: mit der Kunst begannen auch sie sich zu regen, und Blut strömte in ihren Adern; sie fingen an, menschlich zu denken und zu empfinden, und das Wort ward zum zweitenmale Fleisch. Wie sehr es dies geworden, lehren uns vornehmlich die Florentiner am Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts und (in einer andern Weise) die Venetianer. Das aber ist das Gesetz des organischen Lebens, daß Alles zu seinem Anfang zurückkehre, aber anders als es ausgegangen. Und so mußte auch das göttliche Kind, nachdem es vor uns gelächelt, geliebkost, gescherzt, gespielt, ja geschlafen, sich wieder in seine volle Gottheit kleiden, aber erst nachdem es, wie Christus in Judäa, menschliches Leben in sich aufgenommen. Dieses wieder Geist gewordene Fleisch, dieses wieder zur Gottheit gewordene Madonnenbild ist das Sixtinische: kein Lächeln, kein Liebkosen, weder bei der Mutter, noch dem Kinde, keine Bewegung, nicht einmal die segnende; völliges Seyn und Erscheinen und in diesem doch alle Liebe, alle Macht, aller Segen! So ist in der Sixtinischen Madonna der Kreislauf dieser Anschauungen vollendet und drüber hinaus ist für denselben nichts Christliches mehr möglich.

Gehe nun mit mir zum Tizian zurück; denn ich bin heut einmal zwischen diese Magnetberge gerathen und werde hin und her gezogen.

Der Zinsgroschen. Man erzählt, Tizian habe dies Bild zu oder nach der Zeit gemalt, als Dürer in Venedig war, um zu zeigen, daß er sich auch auf die deutsche Art verstünde. Man erklärt damit gewöhnlich die für Tizian wohl sehr auffallende Weise vollendeter Ausführung. Allein für diese hatte er im benachbarten Mailand ganz andere Mitstreiter, ja sein eigner Lehrer konnte ihn zu solchem Beginnen durch seine Werke herausgefordert haben. Eine andere Wahrheit könnte in der Anekdote liegen, und wir sollten nur erst genau nach der deutschen Kunst hinüber sehen und nach dem, was sie von der italienischen scheidet und von Anfang an geschieden hat. Wir sehen leztere mit jenen starren Gestalten beginnen, in denen weder Leben noch Bewegung, und nur wenige Spuren der Menschenähnlichkeit zu sehen ist. Die deutsche hingegen (mit Ausnahme der Kölnischen Schule) hat von früher Zeit an sich an das Leben, an die Wirklichkeit gehalten, und wenn jene, was sie schuf, selbstständig bildete durch die Phantasie, so nahm diese, was sie gab, aus den Händen der Natur. Wir sehen sie somit als nächste Anverwandte der venetianischen Schule. Wie weit sie aber doch davon noch immer entfernt war, sagt uns unter andern Dürer (in einem Brief aus Venedig an Pirkheimer, dem er erzählt): „daß man sein Ding tadle, weil es nicht antikisch Art sey.“ Wir finden also dort noch immer Verbindung mit der idealen Anschauungsweise der Alten, gegenüber der festen Fußes in der Wirklichkeit stehenden deutschen Kunst, dort vor allen freie und breite Zeichnung der Charaktere, hier bis ins Detail dem Leben, ja sogar, was nicht zu verkennen, mit Bezug auf größere Lebendigkeit, dem gemeinen Leben entnommene Züge. Dahin konnte Tizian natürlich nie kommen, wenn er auf deutsche Art malen wollte; wohl aber von seiner Richtung ab- und nach jener einlenken. Vergleichen wir nun mehrere der religiösen Darstellungen Tizians, z. B. die Kirchenväter um die Madonna in trono in der Gallerie Fesch in Rom, die

Himmelfahrt der Maria in Venedig, eine andere in Verona ꝛc., so ist bei aller schlagenden Wahrheit der Färbung und selbst bei mangelnder Feierlichkeit der Anordnung noch immer eine große Kluft bis zum Leben; noch immer sind es Gestalten, die der Künstler — obschon mit Hülfe seiner Naturkenntniß — frei erschuf und an die die Wirklichkeit noch ein zweifelhaftes Recht hat. Namentlich gilt dies von den Charakteren, denen antike Anschauungsweise ihre einfachere, breitere Formen gab. — Ich kann nun nicht ermitteln, wie weit die italienischen Kunstgeschichtschreiber Recht haben mit der o. a. Anekdote vom Zinsgroschen; aber so viel ist augenfällig, daß dieses Bild von andern ähnlichen des Meisters grade durch die mehr der deutschen Schule eigene Individualisirung der Charaktere sich unterscheidet, ja sogar, wie jene, in der Gestalt des Pharisäers nahe an die Karrikatur streift. Dieser Christus ist nicht der Gott auf dem Throne, sondern der in Judäa lebende; kein mystisches Feuer des heiligen Geistes blitzt aus seinen Augen, sondern die Uebermacht eines klaren, uns verständlichen und schuldlosen Menschengeistes. Jeder, auch der kleinste, Zug ist der Wirklichkeit anpassend und vorzüglich das Daseyn kleinster Züge. — Daß Tizian dieß Alles erreichen konnte, ohne Beziehung zur deutschen Kunst, stellt sich klar heraus, wenn wir bedenken, daß ein so dem Leben zugewandtes Auge wohl auch die Motive vollendeter Charakteristik erkennen mußte; hat aber Dürer einigen Theil daran, so müssen wir uns freuen, ein Denkmal zu besitzen, das uns zeigt, was auf der Grundlage deutscher Kunst zu erstreben ist. Jedenfalls zeigt es uns den Meister der venetianischen Schule auf einer zweiten Höhe, die kein Anderer erreicht und auf die er sich selbst nicht wieder begeben. — Wolltest Du ihn nun noch auf einer dritten glänzen sehen, so müßtest Du vor die Bildnisse treten, die von seiner Hand die Gallerie bewahrt, und in denen er als der geliebteste Zögling der Natur, dem sie die Palette aufgesezt, die Töne gemischt, den Pinsel geführt, erscheint.

Dreizehn Bilder von Tizian zählt die Gallerie; nimmst Du dazu das schöne Bild Giorgione's, Jakob und Rahel, die Tafeln Palma's, Bassano's Bildnisse u. A., so tritt Dir die Gallerie in ein glückliches Verhältniß zum Berliner Museum, dem Fuße des Berges, auf dessen Gipfel wir jezt stehen. Doch auch aus der ältern Zeit, namentlich der Venetianer und Ferraresen sind einige Schätze hierher gekommen. Vor Allen ist der Christus von Giovanni Bellin zu nennen, an welchem Typisches und Natürlich-Charakteristisches zugleich und in gleicher Stärke gearbeitet und in dem bereits der Keim Tizianischer Anschauungen liegt. Einen Meister, den Berlins reiche Sammlung nicht hat, finden wir (nach dem Katalog) hier unter den Alten, Ercole Grandi. Ich kann mich nicht besinnen, irgendwo etwas von ihm gesehen zu haben; die beiden kleinen Tafeln hier (23. 24) zeigen ihn als einen Menschen von kräftiger Imagination, von lebendiger, ja leidenschaftlicher Anschauungsweise und im Herben der Zeichnung, den magern, geschnittenen Formen, selbst im braunen Colorit dem Mantegna sehr verwandt. Die vorliegenden Tafeln, höchst wahrscheinlich das Predell eines größern Bildes, stellen die Gefangennehmung und Kreuzigung Christi vor. Auf dem ersten Bild sehen wir links Christus am Oelberg knieend, den Rücken nach uns gekehrt. Die in den Vorgrund hingestreckten Apostel erinnern fast buchstäblich an Scenen, denen man so oft in Italien am heißen Mittag vor Kirchthüren, auf Palaststufen u. s. w. begegnet. — Weiter nach der Mitte des Bildes ist die Gefangennehmung dargestellt; gesenkten Blickes umarmt Christus den Judas; Petrus mit Malchus im Vorgrund nach uns gekehrt. Getümmel, Verfolgung, Gefangennehmung Anderer, Herbeiströmen von mehr Kriegsleuten füllt den übrigen Raum. Auf dem zweiten Bilde begegnen wir dem Zuge nach Golgatha. Voran die Schächer mit auf den Rücken gebundenen Händen; Einer von ihnen wird im Vorbeigehen getränkt. Christus trägt das Kreuz nicht (ein abschreckender Mensch neben ihm thut's), wohl aber wird er, die Hände nach vorn gebunden, von Vielen gestoßen und geschleift. Die Frauen sammeln sich um die sinkende Mutter, deren eine Hand von einer andern Mutter mit einem Kinde geküßt wird. Zwischen ihnen und Christus ein Hauptmann mit stolzem, forschenden Blick; auch ein Trompeter fehlt nicht; Priester zu Pferde, Volk in heftiger Bewegung, begleiten den Zug. Ich halte diese Bilder für sehr bedeutend; unverkennbar sind es Jugendarbeiten und tragen in sich die Elemente selbstständiger, dramatischer Auffassung, die — wenn nicht der Tod dazwischen getreten — andernorts zur Vollendung gekommen seyn müssen. — Daß in diese Zeit und Richtung auch das mit Giotto's Namen fälschlich bezeichnete Bildchen der Geburt Christi (Nro. 1) gehöre, ist (bisher ohne Erfolg für den Katalog) bereits mehrfach gezeigt worden. Wie schwer trennt man sich vom alten Glauben, wenn er auch noch so irrig! So ist ebenfalls in den neuen Katalog jener glänzende Irrthum übergegangen, der die Bathseba im Bade (481 neuer Ordnung) als eine gemeinschaftliche Arbeit Franciabigio's und Andrea's del Sarto hinstellt, bloß weil außer des Erstern Monogramm (auf einem Badekruge, wenn ich mich recht erinnere) auch noch an einer Mauerfläche steht: A. S. 1523, das aber nicht Andreas Sartius, sondern Anno Salutis heißt, schon deßwegen, weil ja doch etwas von Andrea's Hand im Bilde zu sehen seyn müßte, ehe man an seinen Namen denken kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom April.

Bauwerke.

Berlin, 15. April. Das neue Palais des Prinzen Wilhelm, Sohnes Sr. Majestät, ist im Innern wie im Aeußern vollendet und wird in den nächsten Tagen bezogen werden. Sechs Tage war es dem Publikum zum Beschauen geöffnet.

Wiesbaden, 29. März. Mehrere Häuser am Marktplaz sind nebst Hintergebäuden angekauft worden, um eine Baustelle zu einem Palais für den Herzog zu gewinnen.

Paris, 2. April. Man ist gegenwärtig sehr eifrig mit den Arbeiten an der Magdalenenkirche beschäftigt. Maler, Bildhauer, Vergolder, Künstler aller Art drängen sich im Innern in deren Schiffe und im Allerheiligsten, da man die Kirche sobald als möglich zum Gottesdienste zu benuzen wünscht.

Neapel, 17. April. Der abgebrannte Theil des Schlosses wird, während der Hof zu Caserta wohnt, wieder hergestellt und erweitert werden. Der Graben nach dem Molo zu wird ausgefüllt, die an der Vorderseite befindlichen kleinen Gebäude niedergerissen und das Ganze, mit dem Largo di Castello vereint, zu einem großen freien Plaze umgewandelt.

Amsterdam, 11. April. Unsere Stadtregierung hat den Baukünstlern, welche mit drei Entwürfen zum neuen Börsengebäude concurrirt, jedem einen Preis von 500 fl., zwei andern jedem einen Preis von 250 fl., wenn sie ihre Entwürfe der Stadt zum Eigenthum abtreten wollen, zuerkannt.

Norwegen. Zu Eidsvold ist das Gebäude, in welchem am 17. Mai 1814 die norwegische Verfassung unterzeichnet wurde, durch einen Verein von 200 Personen für 5000 Species erstanden und zu einem Nationaldenkmal bestimmt worden.

Constantinopel, 15. März. Durch einen großherrlichen Hattischerif ist das heilige Grab zu Jerusalem den griechischen Priestern überlassen und ihnen gestattet worden, daselbst auf ihre Kosten eine Kirche zu errichten, zu welcher bereits eine sehr bedeutende Summe bereit liegen soll.

Bildnerei.

London. Die trefflichen Thonmodelle des hiesigen Künstlers Cotterill sind, da derselbe seine Arbeiten nie auf die öffentlichen Ausstellungen gibt, fast nur unter den Kunstliebhabern und Kunstgönnern bekannt. Ein Besuch in seinem Atelier muß die größte Bewunderung seines Talents erregen. Seine Bilder menschlicher Gestalten sind ausgezeichnet; vielleicht ohne Gleichen steht er indeß als Pferdebildner da. So hat er neulich für den Marquis von Chandos eine treffliche Arbeit geliefert: „den Reiterangriff des Sir Bevil Granville in der Schlacht von Lansdowne-hill.“ Es ist der Augenblick dargestellt, wo der wackere Ritter sein feuriges Streitroß anhält, um dem Angriff eines Haufens von Pikenträgern zu begegnen, von denen er einen bereits niedergehauen hat. Hinter ihm kommt sein Fahnenträger herangesprengt, um seinem Herrn beizustehen. Das Ganze ist sehr schön gedacht und ausgeführt. Der Tod des Hirsches mit einer Dame zu Pferde, welche den lezten Augenblicken des sterbenden Thieres mit Wehmuth zusieht, ist ein gleich ausgezeichnetes Werk desselben Künstlers.

Paris. Die Statue des Generals Kleber ist am 19. April in dem Atelier des Hrn. Honoré in Paris gegossen worden. Sie soll bei den diesjährigen Julifesten auf dem Paradeplaz in Straßburg feierlich eingeweiht werden.

Frankfurt a. M., 27. März. Goethe's Statue, welche der ausgezeichnete Bildhauer Pomp. Marchesi in Mailand im Modell nun vollendet hat, ist für ein hiesiges Denkmal bestimmt, das aber kein öffentliches werden wird. Goethe ist in einem Armsessel sizend dargestellt, sinnend, einen Crayon in der einen, ein Büchelchen in der andern Hand haltend. Das Gewand hält die Mitte zwischen der römischen Toga und dem Schlafrocke. Er ist im hohen Greisenalter dargestellt und hat daher mehr das Ansehen eines weisen Gesezgebers, als eines begeisterten Dichters.

Kopenhagen, 28. März. Man ist jezt ernstlich darauf bedacht, Thorwaldsen's Werke aufzustellen, so weit die Umstände es erlauben. Die Gruppe Johannes des Täufers wird noch in diesem Sommer das Frontispiz unserer Frauenkirche zieren, und demnächst werden die Bildsäulen der zwölf Apostel ihre Kasten verlassen, um auf den Piedestalen im Innern der Kirche einen würdigern Plaz einzunehmen.

Rom, 16. März. E. Wolff aus Berlin ist beschäftigt, eine lebensgroße Gruppe von zwei Amazonen zu modelliren. Desgleichen hat er die Büste des Professors Gerhard modellirt, der heute nach Griechenland abgereist ist. Sie wird in dem Local des archäologischen Instituts ihren Plaz finden.

Denkmäler.

Athen, 6. März. Der König von Bayern veranlaßte durch einen bedeutenden Beitrag die Gründung eines Denkmals für die in Griechenland verstorbenen bayerischen Militairs. Zu diesem Zwecke begibt sich dieser Tage Professor Imhof nach Nauplia, um sich auf dem dazu bestimmten Plaze selbst über die Ausführung zu orientiren. Der vorläufige Plan besteht darin, den dortigen Vorsprung eines Felsens zu benuzen und daraus einen großen Löwen zu hauen.

Mainz, 1. April. Da nach allen Nachrichten der Guß des von Thorwaldsen modellirten Denkmals Guttenbergs in der Werkstätte des Herrn Crozatier zu Paris höchst gelungen ausgefallen ist, so wurden die dem Künstler dafür zu vergütenden Auslagen (ein Honorar hat derselbe bekanntlich, nach dem Beispiele Thorwaldsens, großmüthig abgelehnt) mit 25,000 Fr. bereits übermacht, und ein Handlungshaus mit dem Transport der Bildsäule in unsere Stadt beauftragt. Unter den vielen eingegangenen Entwürfen zu Inschriften für das Denkmal hat die Commission für jenen entschieden, welcher zulezt vom Hofrath Müller in Göttingen eingesandt wurde.

Prag, 18. April. Das am 9. d. M. zum Besten eines hier beabsichtigten Mozart-Denkmals veranstaltete Concert im großen Sale des Waldsteinischen Palastes hat 600 fl. C. M eingebracht.

Brüssel, 26. März. Es ist nun entschieden, daß Gretry's Monument in Lüttich von Erz seyn wird. Der Gemeinderath hat vorläufig 49,000 Fr. dazu verwilligt.

Kopenhagen, 30. März. Das große Concert, welches in der hiesigen Frauenkirche von einem Musikverein gegeben wurde, und dessen Einnahme für Mozart's Monument in Salzburg bestimmt ist, war äußerst zahlreich besucht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 149.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 23. Juni 1837.

Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz,
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts,
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Schiller.

Prolog,

gesprochen von K. Seydelmann bei der auf dem königl. Hoftheater zu Stuttgart (zum Besten des in Salzburg zu errichtenden Denkmal Mozarts) am 15ten Juni 1837 gegebenen „Entführung aus dem Serail.“ gedichtet von Wolfgang Menzel.

Mozart — nur seinen Namen nennen wir,
Da uns ein sichtbar Bild von ihm noch mangelt.
Denn wie die Saite, wenn sie klingt, dem Blick
In unsichtbaren Schwingungen sich birgt,
Die Lerche unsichtbar von oben singt,
Die Nachtigall bescheidnes Dunkel liebt,
So barg sich Mozart ganz in seinen Tönen,
Und erst die späte Nachwelt will ihn sehn,
Den sie so oft gehört, will seine Statue
Errichtet wissen auf dem heimschen Boden,
Im schönen Salzburg. Diese heil'ge Pflicht
Des Vaterlands zu theilen, sind wir hier,
Gerufen durch den Namen, der für uns
So voll von lieblicher Erinnrung ist,
So lang und wohl bekannt in diesen Mauern,
Vertraut dem Ohr, und immer neu dem Herzen.
Mozart, der schon als Kind im Zauberreich
Der Töne herrschte, ihr geborner König,
Hat ihr beweglich und endloses Meer
Nach seinem Wink gelenkt, im wilden Sturme
Den todesvollen Abgrund aufgewühlt,
Und die erzürnten Wellen wieder sanft
Geebnet zu des Himmels klarstem Spiegel.
Zu Himmelshöhen hob sein Genius
Den reinen Fittich und entwendete
Dem jüngsten Engel spielend seine Noten
Und brachte, wie Prometheus einst das Feuer,
Die süßen Töne zu der Erde nieder.
Doch auch zur Hölle stieg er kühn hinab
Und trat der finstern Geisterwelt Pedal
Mit starkem Fuß, daß die bewältigten
Dämonen grollten und aufschrien vor Schmerz.

Doch diesen Himmel, diese Hölle schließt
Des Menschen Brust ein. Mozarts Genius
Sprach nur in wundervollen Tönen aus,
Was heimlich sich bewegt im innern Meer
Der menschlichen Gefühle. Nur durch eines,
Das über alle andern mächtig herrscht,
Bezwang er die empörten Leidenschaften
Und hielt mit zartem Zügel sie zurück,
Wie Amor einst das schnaubende Gespann
Des Meergotts. Liebe war sein Talisman,
Das innerste Geheimniß seiner Kunst,
Die Seele seiner Töne. Süßer hat
Von ird'schen Lippen ihre Stimme nie

Getönt, und wahrer nie uns offenbart,
Was unser Herz uns selber noch verbarg
Von unbewußt gebliebner Lieblichkeit,
Und von den Wonnen, die im tiefsten Quell
Der Sehnsucht schlummernd, Manchem nie erwachen.
Nie schmeichelte das Ohr so sehr dem Herzen
Und zeigte alle seine Qualen ihm,
Der Leidenschaften Wuth, der Sünde Lockung,
Der Täuschung und verschmähten Neigung Spott,
So wahr und furchtbar, und doch überwunden
Durch jene unaussprechlich tiefe Lust,
Die in der Liebe allen Qualen trozt,
Uns mit des Schreckens Grazien überrascht,
Alltägliches in holdes Wunder umschafft
Und jeden Mißton löset in Accord.

Drum unvergänglich, wie der Herzen Frühling
Stets wiederkehrt den werdenden Geschlechtern,
Wird Mozart blühn in unverwelktem Reiz,
So lang ein zärtlich Auge heimlich weinen,
Ein lächelnd holder Mund sich öffnen wird
Zum Kuß und zum Gesange, ewig neu
In seinen schönen Melodien lebt
Der liebevolle Meister des Gesangs.
Wie unaufhaltsam durch das Thal der Welt
Der Strom der Liebe junge Wellen rollt,
Wird auch von ihm der tönereiche Schwan
Weithin getragen zur Unsterblichkeit.

Schloss Hochdorf.

(Fortsezung.)

So vergingen verschiedene Tage, wie in schwüler Gewitterluft verlebt. Am Abend eines derselben hatte Waldorf sich gegen eilf Uhr in sein Zimmer begeben; er bewohnte seit seiner Rückkehr, da unter des Malers Aufsicht fast alle Zimmer im Schlosse neu aufgemalt und vergoldet wurden, den früher benannten Gartensaal, der ihm als Wohnzimmer diente, und sezte sich an einen Tisch, den Kopf gedanken- und sorgenvoll aufgelehnt, vor sich ein Buch, welches ihn indessen wenig zu beschäftigen schien; da ward plözlich die Thüre geöffnet und Glenorvan trat ein. Waldorf fuhr mit allen Zeichen unwillkommener Ueberraschung empor; jener blieb verwundert und ihn betrachtend stehen. „Wie, Waldorf, bin ich es, der Sie erschreckt?“ Ueber des Befragten Züge flogen die Schatten heftiger Gemüthsbewegung. „Wenn Sie mir wohl, wenn Sie mich erfreuen wollen,“ entgegnete er mit schwankender Stimme, „so lassen Sie mich jezt allein; ich bitte Sie dringend darum.“ Glenorvan sah ihn sehr ernst an. „Und ich kam eben, um mit Ihnen zu reden, so Vieles, so Wichtiges; stoßen Sie mich nicht um einer Grille willen zurück.“ — „Keine, keine Grille, Glenorvan, ich bitte, ich beschwöre Sie nochmals — Gott, wozu zwingen Sie mich! — nun gut, ich will, ich muß allein seyn!“ Glenorvan trat kalt zurück. „Wohl, ich behalte es mir vor, die Erklärung eines so seltsamen Benehmens zu fordern.“ Er wollte gehen, da vernahm man nahende Tritte. „Zu spät! zu spät!“ rief Waldorf mit dem Ausdruck wahrer Verzweiflung; jezt selber betroffen und erschreckt, erreichte Glenorvan gewandt und noch eben zu guter Zeit ein Fenster, wo er sich hinter den zugezogenen Vorhängen verbarg. Waldorf murmelte einige unverständliche Worte, die Thüre wurde vorsichtig geöffnet und Rittmeister Rodewill trat ein.

Beide junge Männer betrachteten sich mit ausdrucksvollen Blicken und schüttelten sich schweigend die Hand. Nach einer Weile sagte der Rittmeister, sichtlich bewegt: „Die lezte Gunst, welche das Geschick mir gewährt, ist zugleich die traurigste; ewig werde ich es mir vorwerfen, daß die edelste, unbescholtenste aller Frauen um meinetwillen einen Schritt thut, den die ganze Welt mißbilligen würde, falls sie ihn erführe. Zu meinem Troste sage ich mir, daß Sie der alleinige Vertraute sind, ich sage, ich wiederhole es mir, und dennoch vermag ich es nicht, mein Gewissen zu beruhigen, welches mich mit tausend Qualen ein Glück büßen läßt, das ich vielleicht, nein, welches ich zuverlässig nicht hätte begehren sollen.“ Waldorf seufzte, von den verschiedenartigsten Gefühlen bestürmt, da zu seiner Erleichterung trat der Rittmeister an die Thüre, welche er langsam öffnete. Eugenie erschien in derselben, weiß gekleidet, wie immer, über dem Kopf einen dunkelrothen Shawl, zum Schuz gegen die Nachtluft, der, eng an's Gesicht schließend, die Stirne unbedeckt ließ und ihr das Ansehen einer Madonna verlieh. Sie trat ruhig ein, Waldorf stand unbeweglich an seinem Plaze, sie grüßte ihn und ging mit fester Haltung der Glasthüre zu, die auf einen halb bedeckten, mit Orangenbäumen besezten Balkon führte, wohin der Rittmeister ihr folgte. Ihre ganze Haltung schien zu sagen: „Ich thue das Ungewöhnliche, aber ich bin dieselbe Eugenie noch und der Achtung nicht minder werth.“

Von sehr begreiflichen Vorstellungen gequält, ging Waldorf, kaum wissend, was er vornahm, im Zimmer auf und nieder; ohne Neugier, die seinem Zartsinn ferne lag, blickte er in dieser Stimmung zuweilen nach der Glasthüre und sah den Rittmeister vor Eugenien stehen, später vor ihr knieen. Nach einer Weile kehrten Beide in den Saal zurück; Eugenie ging jezt rasch dem Ausgange zu, ohnfern desselben blieb sie stehen, warf noch einen Blick auf den geliebten Freund zurück und reichte ihm die Hand. In dem Augenblicke, wo er dieselbe fassen wollte, umschlangen ihn ihre Arme, ein Laut des tiefsten Schmerzes entrang sich ihrer Brust, sie richtete sich empor

und verließ das Gemach. Der Rittmeister stand einige Augenblicke regungslos, dann schwermüthig und schweigend, mit der Hand grüßend, ging auch er.

Waldorf nahte in verstörter Gemüthsstimmung dem Fenster, wo Glenorvan stand; er zog die Vorhänge zurück und sah diesen, den Kopf an das Fenster gelehnt, bleich, fast bewußtlos dastehen. Erschrocken wollte er ihn in seine Arme fassen, da richtete jener sich auf und sagte, nachdem er wie verwundert umher geblickt hatte, mit einem weichen Ausdrucke: „Und dazu boten Sie die Hand? Sie?“ — Waldorf war auf die äußerste Heftigkeit gefaßt, diese Mässigung erschütterte ihn tief; unruhig mit der Hand über die Stirn fahrend, wollte er antworten, aber Glenorvan kam ihm zuvor: „Gute Nacht!“ sagte er tonlos und verließ das Zimmer. Völlig schlaflos brachte Waldorf die Nacht unter traurigen und verdrießlichen Vorstellungen hin.

Am andern Morgen beeilte er sich, seinen Freund aufzusuchen, aber auf dem Wege dorthin trat ihm der Maler so freundlich in der Weg, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, ihn sogleich abzufertigen. — „Ich fühle mich immer ganz erquickt, wenn ich Sie sehe,“ begann dieser; „zu Ihnen habe ich das beste Vertrauen, und Sie sind der Einzige, dessen Anblick mich stärkt und erheitert. Im Anfange fand ich Alles hier im Schlosse so wundervoll, so bezaubernd, und sagte mir oft, die Reichen und Vornehmen dieser Erde seyen doch die einzig Glücklichen, jezt — ach! ich wollte ich dürfte nur wieder fort und wie früher mit Fröhlichkeit oft sorgen und darben. Ueber ein fröhliches Herz geht nichts! Ich habe oft keinen Heller in der Tasche gehabt, aber vergnügt war ich immer; auch hier habe ich lange genug den äußern Umständen widerstanden, aber nun ist es völlig um mich geschehen. Der Baron hat so lange nach meinem Halse gesehen, bis ich ein paar Tücher von dem Kammerdiener geborgt habe, und jezt aussehe wie ein Philister; der Hofrath vertreibt sich die Langeweile durch Grobseyn gegen mich, und Lord Glenorvan, der mir Anfangs so wohl wollte, schließt sich Jenem jezt völlig an, und wird am Ende auch in dessen ganz verkehrte Ansichten über das Gemälde eingehen, denn ich will Ihnen beweisen — nun, wenn Sie Eile haben, erkläre ich es Ihnen ein ander Mal. Rittmeister Rodewill und Fräulein Eugenie — sehen Sie, das ist nun vollends ein Jammer, der mir das Herz bricht.“ — Waldorf hatte jezt völlig zur Genüge und unterbrach ihn lächelnd: „Lieber Freund, der Aufenthalt hier ist für Sie als eine Schule des Geschicks zu betrachten; Sie sollen darin lernen, sich genügsam bescheiden. Nehmen Sie es in dem Sinne und geben sich ohne vieles Grübeln der unbefangenen Heiterkeit Ihres unverdorbenen Gemüthes hin; sehr verfeinerte Menschen sind nicht allemal so unglücklich, als es scheinen mag, denn sie finden eben in einer vollendeten Bildung die Kraft, das Unheilvolle zu ertragen.“ — Der Maler blickte ihn groß an. „Sehen Sie,“ sagte er nach einer Pause, „ich habe mir immer gedacht, wahre Herzensbildung bestehe in dem Bestreben, seine Umgebung zu beglücken; einen andern Begriff habe ich damit nie zu verbinden gewußt.“ — Waldorf nickte ihm zu: „Es mag leicht der einzig wahre seyn; aber adieu! wir sprechen ein ander Mal mehr darüber.“ Er ging und sagte sich lächelnd: „Seine einfachen, kindlichen Ansichten jagen mich förmlich in die Flucht, denn ich möchte doch, er behielte ein wenig Ehrfurcht vor dem ihm Unverständlichen.“

Zum ersten Mal betrat Waldorf Glenorvans Zimmer mit einem spannenden Gefühl; er mußte sich zusammenraffen, bevor er die Thüre öffnete. Dieser saß lesend im Sopha und bot dem Eintretenden durch Zeichen den Platz neben sich an. Er sah ruhig, aber etwas bleich aus; seine Augen hatten eine helle, fast durchsichtige Farbe, welche sie bei heftigen Gemüthsbewegungen anzunehmen pflegten. Waldorf faßte die Hand des Freundes, und als jener es geschehen ließ, begann er mit beruhigtem Herzen seine Rechtfertigung.

Vor einem Jahr hatte er auf dem Landsitze des Barons die Bekanntschaft des Rittmeisters gemacht und schnell wahrgenommen, wie dieser und Eugenie fast beim ersten Anblick die Herzen getauscht. Ueber des Rittmeisters Herkunft schwebte ein seltsames und, wie es schien, nicht aufzuklärendes Dunkel. Einige behaupteten, er sey der Sohn eines Handwerkers und durch ungewöhnliche Fähigkeiten emporgekommen, Andere schrieben ihm eine höhere, aber nicht ehrenvollere Geburt zu, und er selber gab nie auch nur die leiseste Auskunft. Aus seinem Standquartier an der polnischen Grenze durch seinen General zu anderweitiger Beförderung empfohlen, war er plötzlich in der großen Welt erschienen; sehr schön, ausgezeichnet durch Wissen, mit einem etwas verschlossenen, festen Wesen, brach er sich Bahn durch die hemmenden Schranken, und wurde bald der vielfach besprochene Liebling aller höhern Cirkel. So viele, unerwartet errungene Gunst hätte den Rittmeister, Eugenien, oder vielmehr dem Baron gegenüber, ermuthigen können, aber er schien hier unübersteigliche Schwierigkeiten zu ahnen und zog sich mit blutendem Herzen zurück. So stand diese Angelegenheit, als Glenorvan Bekanntschaft im Schlosse machte; Waldorf fühlte sich nicht ermächtigt, und fand es auch zum Theil überflüssig, gegen diesen der Sache zu gedenken. Ruhig überließ er es der Liebenswürdigkeit des Freundes, sich so viel Anerkennung zu erringen, als dieser zu wünschen schien. Da plötzlich tauchte der Rittmeister wieder aus seiner Zurückgezogenheit auf. Seine Verhältnisse hatten sich günstiger gestaltet, er durfte auf schnelle Beförderung und Erhebung in den Adelstand

hoffen, und trat nun freimüthig mit seiner Bewerbung hervor. Der Baron empfing diese mit einigem Erstaunen, und lehnte sie nach einer vertrauten Unterredung mit einer Bestimmtheit ab, welche jede Hoffnung ausschloß.

Rodewill hatte günstige Augenblicke gefunden, sich mit Eugenien zu verständigen; ihr Schmerz glich dem seinigen. Er suchte Waldorf auf, und diesen in sein Vertrauen ziehend, äußerte er, daß Eugenie, von seiner Verzweiflung gerührt, ihm ein leztes Abschiedswort zugestanden, daß sie, da es ihr an Muth fehlte, Madame la Raye in ihr Vertrauen zu ziehen, und sie Fanny aus herzlicher Liebe nicht einmischen wolle, in seinen Vorschlag eingewilligt, ihn auf dem Balkon des Gartensaals zu sehen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Waldorf zu jener Zeit in seinem Zimmer anwesend seyn und dort bleiben solle. Dieser fühlte sich seltsam durch einen Vorschlag bewegt, den er gleichwohl abzulehnen nicht im Stande war. Es war ihm, als handelte er dadurch doppelsinnig gegen Glenorvan. Es ängstigte ihn, durch seine Begünstigung ein so junges, so unbescholtenes Wesen einen Schritt unternehmen zu sehen, der, obwohl völlig unschuldig, doch niemals Billigung finden konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Juni.

(Nachtrag zu Nr. 68.)

M u s i k.

Endlich ist es Sommer, ohne daß es Frühling gewesen; eine Schaar von Sängern schreit am frühesten Morgen schon mir gegenüber in den Baumwipfeln, und gemahnt mich, daß ich wachen soll. Würden wir Büchermenschen uns nur auch so frühe zur Ruhe begeben, wie die Vögel. Auf einen Nachbericht über die hiesige Musik denkend, behorche ich auch die Baumvirtuosen schärfer, und finde, daß sie gar keine Skale haben, keinen bestimmten Ton anschlagen, sondern den Klang in lauter unendlichen Uebergängen hervorziehen. Deßhalb singen dressirte Vögel, wie die Amsel :c., so falsch. Die Tonleiter ist ganz gegen ihre Natur. — Die zweite Hälfte der Abonnementsconcerte brachte noch viel Schönes. Molique gab seine schon anderwärts mit Lob gekrönte große Symphonie aus Ddur. Der trefflich ausübende Meister zeigte sich auch als ein selbstschaffender. Das in einfachem Haydnschen Geist gedachte Andante ging mir besonders zu Gemüthe. Molique wirkt aber noch auf eine dritte Weise. Der Geist seines Spiels geht durch Schule und Nacheiferung auf eine Zahl jüngerer Talente über. Ein solches Vorbild hält von schwächlicher Manier ab, und am Ende zeigt sich, daß ein wahres Kunstziel für den Begabten nicht viel schwerer zu erreichen ist, als ein falsches. Mad. Fischer-Marassa sang noch einmal, und daß sie all ihre Kunst in Passagen und Trillern hören ließ, ist wohl kein Wunder. Welch undenkbare Resignation, wenn sie gemüthlich einfach hätte: „Kennst du das Land :c.," vortragen sollen! Von vierstimmigen Männergesängen gefielen die kunstlosern am besten. Wie doch das Tiefempfundene so unfehlbar uns wieder ergreift! Der ohne Begleitung vorgetragene Saz aus einem bekannten Terzett in „Sargines" rührte das ganze Publikum wahrnehmbar. Dagegen machte die erste Originalouvertüre zu „Fidelio" von Beethoven, als eine ganz willkührliche Composition, keinen besondern Eindruck. Es gibt Ouvertüren, die ich musikalische Bandwürmer nennen möchte: sie währen ungemein lange, könnten aber ihrer organischen Gliederung halber noch unendlich viel länger fortgesponnen werden. Am Palmtage bildete desselben Meisters Oratorium: „Christus am Oelberge," die zweite Concertabtheilung. Man hatte sich von Beethovens Werk einen besondern, dem Tag angemessenen Genuß versprochen. Um so mehr that dann die getäuschte Erwartung wehe; denn wirklich, eines der schwächsten Werke des gefeierten Meisters ist wohl dieses Oratorium, einen imposanten Chor ausgenommen. Von religiösem Styl ist keine Spur; ja es sind, neben kalten, gedehnten Recitativen, Arien, Duette und Terzette darin, denen man, wie ich es aus Aerger that, nur in Gedanken erotische oder komische Texte unterlegen darf, um sie einer Operette würdig zu finden. Wie möchte sich ein Psalm von Palestrina oder Marcello dagegen ausgenommen haben! Doch dergleichen erhalten wir nun und immer nicht. Am grünen Donnerstage gab man „die Schöpfung." Auch das Schönste wird bei recht genauer Bekanntschaft ein Theil von uns, so daß wir davon gesättigt sind und das rechte Gefühl dafür für lange Zeit verlieren. Dies sagte ich mir, ging aber doch zu der Aufführung und blieb bei dem ganz naturphilosophisch gedichteten Chaos bis zum Schlußchor mit unausgeseztem Genuß. — Vier junge Violinspieler trugen vor: „Concertante" von Maurer, welches durch das gewandte und gefühlte Zusammenspiel allgemeinen Beifall fand. Die Composition ist als sehr gelungen bekannt und der Gedanke einer solchen Quadrupelallianz glücklich. Der Eindruck ist sehr befriedigend. Schillers „Bürgschaft," mit Musik von Kapellmeister Lindpaintner, deklamirte Herr Seydelmann. Die frühern Melodramen waren empfindungsreiche, leidenschaftliche Scenen; hier hielt sich die begleitende Musik als eine Gefühl ausdrückende in ihren Schranken. Balladen aber sind erzählend und oft naturschildernd, und hier muß die Musik nothwendig malend werden. Dies muß man also entweder zulassen, oder das ganze Genre verwerfen. — Die von uns früher besprochene und mit wahrem Antheil gelobte Mad. Pollert gefalle in Berlin — verlautet in öffentlichen Berichten — in Spiel und Vortrag. Dem. Schebest war von Karlsruhe zu uns zurückgekehrt. Die Urtheile über ihre Kunst werden immer reiner, je mehr sie diese von verschiedenen Seiten darlegt. Es ist von Karlsruhe aus eine kleine Schrift über ihr dortiges Spiel erschienen, die von einem ihrer wärmsten, wir möchten sagen kunstverliebtesten Verehrer herrührt. Man soll Niemand in einem solchen Enthusiasmus stören; das wahre Schöne, die gelungene Leistung darf uns wohl unvergleichlich erscheinen. Nur wenn die Gesangkünstlerin als unerreichbar bezeichnet wird, wenn der Klang ihrer Stimme, ihre Glockentöne mit Worten nicht sollen geschildert werden können, so möchte eine solche Lobeserhebung der auswärts auftretenden Künstlerin, durch Erregung der Erwartung einer Eminenz des Organs, mehr Nachtheil als Vortheil bringen. Noch andere Kunstliebhaber lernt man beim Auftreten junger, reizender Sängerinnen kennen, die, weniger ätherisch fühlend, in der steigend singenden Lerche auch den Zugvogel sehen, den sie in's Garn fangen und vor lauter Kunstliebe aufspeisen möchten. Ihr Kunsturtheil hat viel Beimischung von Gourmandise.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 63. Freitag, 23. Juni 1837.

Naturkunde.

4) Untersuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellsehen von Dr. J. C. Passavant. Zweite umgearbeitete Auflage. Frankfurt a. M., Brönner, 1837. 8. S. 348.

Dieses interessante Werk zerfällt in zwei Hauptabschnitte, wovon der eine die Theorie, der andere die Geschichte des Lebensmagnetismus enthält.

In der theoretischen Begründung sucht der Verfasser die Einheit eines Lebensprincips in der ganzen Natur durchzuführen. Dies ist Feuer, offenbart als Licht und Wärme, polarisirt als Elektricität und Magnetismus. „Die Wärme der Sonne erregt täglich einen elektrischen Strom und perpendicular auf denselben einen magnetischen. Durch die Ausgleichung der beiden Elektricitäten entsteht Licht. Alles Licht auf Erden rührt unmittelbar durch Mittheilung her, oder entsteht durch Elektricität. Denn durch diese läßt sich auch das Licht erklären, was durch Verbrennen, Druck, Bruch und Reibung entsteht. Wir haben also wesentlich zwei Lichtquellen: Mittheilung des Lichts von leuchtenden Körpern, und durch Elektricität erzeugtes Licht. Könnte man nachweisen, daß jenes, also das Sonnenlicht, auch durch Elektricität hervorgebracht wäre, so wären sämmtliche Lichterscheinungen auf eine Ursache zurückgebracht. Dies ist aber, wenn nicht erweislich, doch aus Folgendem wahrscheinlich. Das meiste elektrische Licht, das auf Erden entsteht, wird durch die elektrische Spannung zwischen Erde und Luft, zwischen dem Erdkern und der Erdatmosphäre, so wie zwischen den Theilen der Atmosphäre, erzeugt. Das elektrische Licht, das bei uns nur in einzelnen Blitzen erscheint, wird häufig in den Tropenländern als ein elektrischer Lichtstrom, als ein anhaltendes starkes Wetterleuchten, beobachtet. Wäre ein dauernderes und stärkeres Ausgleichen der Luft- und Erd-Elektricität auf unserm Planeten, ein beständiges Wetterleuchten und Polarlicht, so wäre die Erde selbstleuchtend, wie die Sonne. Nehmen wir nun einen solchen Zustand in der Sonne an, ein mächtigeres Ausgleichen der elektrischen Spannung zwischen Sonnenkörper und Sonnenatmosphäre, oder auch zwischen den Schichten der lezteren, ähnlich dem elektrischen Funken zwischen Luft und Erde und zwischen zwei Wolken; so wäre das Leuchten der Sonne nicht bloß erklärt, sondern alle Lichterscheinungen aus derselben Quelle abgeleitet. — Davy hat zuerst das schöne Experiment gemacht, eine im luftleeren Raume befestigte Kohle durch die Voltai'sche Säule ins Glühen zu bringen. Das Licht war so stark, wie das der Sonne, und es fand dabei, wie natürlich, keine materielle Veränderung, keine Verbrennung statt. Der elektrisirte Körper war

eine künstliche Sonne.“ Auch das organische Leben ist ein Wärme, Licht, Elektricität und Magnetismus erzeugender Proceß, der durch die Nerven vermittelt wird. Auch durch die Nerven geschehen Wirkungen, die so wunderbar sind, als die Wirkungen des Lichts oder magnetischer und elektrischer Fernwirkungen. „Da die Nervenkraft in ihrer gewöhnlichen Wirkungsweise so entschiedene Aehnlichkeit mit den imponderablen Agentien hat, so ist es um so begreiflicher, daß sie, gleich jenen, auch in einer gewissen Entfernung wirken kann, wobei die zwischenliegenden Medien, wie die Luft, ihr als Leiter dienen. Die angeführten Thatsachen, von der Wirkung der Mutter auf den Embryo, des brütenden Vogels auf das Ei, finden hier ihre Deutung. Eben so der nicht zu läugnende Einfluß, den der Blick, die Berührung, die bloße Nähe mancher Menschen auf andere, besonders auf sensible, ausübt.“ Einer der größten Vorzüge dieses überhaupt klar geschriebenen Werkes ist die außerordentliche Menge von Beispielen aus der Naturgeschichte und ärztlichen Erfahrung, durch welche der Verfasser seine Sätze unterstüzt.

Lebensmagnetismus ist nunmehr als die Wirkung der Nervenkraft, die über die Grenzen des Körpers reicht, von allen andern innerhalb dieser Grenzen eingeschlossenen Wirkungen zu unterscheiden. Sie wirkt hauptsächlich durch Hand und Auge. „Durch die aufrechte Stellung des Menschen ist die Hand ein emancipirtes Organ, das, statt nur der Bewegung des Körpers zu dienen, zu einem umfassenden Werkzeuge des Geistes wird. Durch den Tastsinn findet an der Hand, und namentlich an den Fingerspitzen, ein größerer Verbrauch von Nervenkraft statt, und deßhalb wahrscheinlich ein vermehrtes Ausströmen des Nervenäthers. Diese Wirkung kann nun durch den Willen erhöht werden. Zu allen Zeiten hat man der Berührung, dem Auflegen der Hand auf kranke Theile des Körpers, eine heilende Kraft zugeschrieben, und sie war von den frühesten Weltepochen her das Organ des Segens oder des Fluches. Ein so allgemeiner durch alle Zeiten und Völker verbreiteter Gebrauch kann nicht auf bloßer Willkür oder Convention beruhen; er muß in der Natur des Organs selbst seine Bedeutung haben, und diese beruht darin, daß die Hand das freieste Glied des Leibes am Menschen ist, und daß sie als Tastorgan zum Spender des ausströmenden Nervenäthers bestimmt ist. — So berührt, durch den Naturtrieb geleitet, der Leidende meist die schmerzhafte Stelle. Die Mutter streicht das Kind und beruhigt es dadurch. Hebammen bestreichen oft kreisende Frauen, um ihre Krämpfe zu lindern. Unter mancherlei Formen findet man Bestreichungen der Art als Heilmethode bei fast allen Völkern, oft mit vielerlei Ceremonien verknüpft, die denn wohl dazu beitragen können, die Aufmerksamkeit und Intention des Handelnden, so wie den Glauben des Leidenden zu fixiren. — Die Hand ruht dabei entweder auf den leidenden Stellen, oder auf den Theilen, wo die wichtigsten Nervengebilde sind, also hauptsächlich auf dem Kopfe und auf der Magengegend, als dem Hauptsitze der Gangliennerven. Die eigentlichen Striche, die mit den Fingerspitzen oder der Handfläche geführt werden, sie mögen nun unmittelbar den Körper berühren, oder in einiger Entfernung geschehen, müssen in der Regel, um wohlthätig zu wirken, von oben nach unten, vom Gehirn nach den Extremitäten gemacht werden. — Außer der Hand ist es vorzugsweise das Auge, wodurch der Mensch unmittelbar auf Menschen und Thiere einwirkt. Mit der Hand hat es das gemein, daß es nicht bloß nimmt, sondern auch gibt, nicht bloß empfindet, sondern auch Empfindung verursacht. Während der Geschmacks-, Geruchs- und Gehörsinn bloß aufnehmen, sind Hand und Auge zugleich handelnde, magisch wirkende Organe. Das Auge ist Sehrohr, wodurch die Seele erkennt, Spiegel, in dem sie erkannt wird, und Telegraph, wodurch sie die verborgensten Gefühle verkündet. Die niedrigste Leidenschaft, wie die höchste Würde, spricht sich in diesem transparenten Organe der Seele aus. Hier wird es klar, daß, je unmittelbarer die Wirkung der Nervenkraft ist, um so mehr sie von der Gesinnung und dem Willen abhängig wird; und wir begreifen daher, wie bei der lebensmagnetischen Wirkung sich Thierisches, Menschliches und Göttliches offenbaren kann. Außer diesen beiden Organen, durch welche der Mensch unmittelbar auf Andere wirkt, ist der Odem ebenfalls ein Mittel, um magnetisch einzuwirken. Die Luft ist das allgemeinste und unentbehrlichste Erhaltungsmittel des Lebens. Durchs Ausathmen gibt der Mensch der Atmosphäre verändert wieder, was er ihr durch Einathmen entzog. Der Odem ist Luft, die mit dem Blute in den Lungen in Berührung war, und die dadurch mit animalischer Wärme durchdrungen ist. Wie wir beim Bebrüten der Eier sahen, daß zwar die Wärme hinreicht, die Eier zur Reife zu bringen, daß aber zugleich die organische Thätigkeit auf sie einen Einfluß ausüben kann, so wirkt auch der Odem bei dem Magnetismus nicht allein durch seine Wärme, sondern auch als Leiter der organischen Kraft, und dadurch des sie bestimmenden Willens und Seelenzustandes. Wenn ein Kind über Schmerzen klagt, so bläst ihm die Mutter oder die Amme das Uebel weg, wie sich das Volk ausdrückt. Schon Plinius empfiehlt das Hauchen auf die Stirne als ein Heilmittel (Plinii hist. natur. l. 28. c. 6.) Das Tödten des Rothlaufs, das noch überall im Volke gebräuchlich ist, und wobei die entzündete Hautfläche behaucht, oder meist unter dem Hersagen bestimmter Worte bestrichen wird, ist eine rein magnetische Behandlungsweise. Eine gebräuchliche

Formel dabei ist: „Wildes Feuer hüte dich, das gute Feuer treibe dich.“ Ein sinniger Ausdruck, welcher jeglichen Heilungsproceß bedeutend bezeichnet.“

Aber nicht nur die thätige Nervenkraft geht auf diese Weise über die Grenzen des Körpers hinaus, sondern auch die empfangende. Die Fähigkeit der Sinne, nur an bestimmte Sinnorgane gebunden und in engen Schranken, wird eine allgemeine und fast schrankenlose des Nervensystems überhaupt, des Hirns oder der Ganglien. Daher das Sehen mit verschlossenen Augen, mit dem Magen, durch ein aus dem Hirn strömendes Licht rc. in weite Fernen, durch Wände und Berge. Daher das Fühlen der Metalle und des Wassers unter der Erde rc. Hiefür ist der Verfasser unerschöpflich an den interessantesten Beispielen.

Sofern nun aber dieses Nervenlicht nicht bloß den Raum durchdringt, sondern auch die Zeit, die längst vergessene Vergangenheit und die noch gar nicht erlebte Zukunft aufs deutlichste erhellt, ist auch sein Eindringen in eine unsrer gewöhnlichen Capacität verborgne tiefere Ordnung der Dinge nicht mehr befremdend. Dies beurkundet sich zunächst in einem Verständniß der Natur, welches sich sogar seine eignen Formeln schafft, z. B. jene merkwürdige, im höchsten Alterthum schon bekannte, und im Hellsehen wiederkehrende Zahlenmystik, die mit unserm gewöhnlichen Zahlensystem nichts gemein hat. Während der Verfasser der reinsten Stimmung dieses so fein fühlenden Nervensystems eine Läuterung des ganzen Menschen und eine Annäherung desselben an seinen göttlichen Ursprung erkennt, berücksichtigt er zugleich die Dissonanzen, die in demselben durch die zerstörenden Einwirkungen niederer Naturkräfte bewirkt werden. Er gedenkt der Wirkungen der Opiate, des Bilsenkrauts (das die deutlichste Empfindung des Fliegens erweckt) und andrer Gifte, wobei auch die der berühmten Coca in Südamerika aus Pöppigs neuerm Reisebericht hätte entlehnt werden können.

In dem historischen Ueberblick weist Herr Passavant das Vorkommen des Lebensmagnetismus und das Hellsehn schon bei den ältesten Völkern nach und verfolgt es bei Juden, Indern, Griechen und Römern, bei den nordischen Völkern und im Christenthum.

5) Der Mensch nach den verschiedenen Seiten seiner Natur, oder Anthropologie für das gebildete Publikum. Von Karl Fr. Burdach, Dr. und Prof. zu Königsberg. Stuttgart, Balz'sche Buchhandlung, 1836.

Von diesem Werke sind bis jezt die erste bis vierte Abtheilung erschienen, die fünfte, welche wohl binnen kurzer Zeit erscheinen wird, schließt dasselbe. Der Verf. hat sich besonders durch seine umfassende Physiologie Ansprüche auf den Dank der Aerzte und Naturforscher erworben; in der vorliegenden Arbeit sucht er die genannte Wissenschaft auch einem größern Publikum zugänglich zu machen. Diese Tendenz machte es nothwendig, auch auf die Anatomie des Menschen Rücksicht zu nehmen, zu deren Erläuterung mehrere Kupfertafeln beigefügt sind; zugleich hat er noch die Psychologie in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen, um so dem Titel gemäß ein Gemälde des Menschen nach den verschiedenen Seiten seiner Natur zu entwerfen. Dabei ist indessen der Mensch immer nur im gesunden Zustande ins Auge gefaßt und der Kranke unbeachtet geblieben.

Der Verfasser hat den reichen Stoff sehr zweckmäßig folgendermaßen angeordnet: er beginnt das Werk mit Bemerkungen über die Eigenschaften, Bedeutung u. s. w. des Blutes, macht den Leser mit der Ernährung und Absonderung bekannt, und bespricht sodann die Blutbildung und die Lebenskraft. Die zweite Abtheilung umfaßt das Organ der Seele über das Nervensystem, die sogenannten Außenwerke der Seele (die Muskeln und die Sinnesorgane) und die animale Thätigkeit; die dritte Abtheilung gibt ein gedrängtes Bild des Seelenlebens, und die vierte eine höchst interessante Uebersicht des Verlaufes des Lebens. Als Inhalt der lezten Abtheilung ist angekündigt: das Menschengeschlecht; die Bildungsgeschichte der Oberfläche der Erde; das Reich der organischen Wesen; die Menschheit in ihrem wesentlichen Charakter und in ihrer Entwicklung, die Menschenstämme und Völkerschaften; die Individuen an sich und in ihrem Verhältnisse zur Welt und zu Gott.

Populäre Darstellungen einzelner Wissenschaften sollten immer vorzugsweise von Gelehrten ausgehen, die, wie unser Verfasser, zu den Meistern gehören; denn um sich einem Publikum verständlich zu machen, dem viele der nöthigen Vorkenntnisse abgehen, muß der Verfasser vor Allem selbst über alle zu besprechenden Gegenstände zu klaren Ansichten gekommen seyn. Es gereicht uns zum Vergnügen, versichern zu können, daß die Anthropologie hier einen solchen Bearbeiter gefunden, der seine schwierige Aufgabe vollkommen gelöst hat.

6) Der Mensch in Beziehung auf sein Werden, Bestehen und auf seinen Tod, naturgemäß erforscht von Adolf Beszely. Wien, Kupffer und Singer, 1836.

Auch hier begegnet uns von Neuem das löbliche Streben, die christlichen Verheißungen durch Naturforschung

zu bestätigen. Der Verfasser nimmt einen sogenannten organischen Geist des Menschen an, wie ihn auch das Thier besitzt. Dieser organische Geist tritt aber im Menschen (nicht im Thiere, das keine Seele hat) in ein Verhältniß zur Seele, die einer höhern Ordnung angehört, durch dieses Verhältniß wird er auch, wenn er einst dem Körper entschwebt, mit der Seele in einem andern Leben verbunden bleiben. Man sieht, daß das dieselbe Lehre ist, die unsre Magnetiseurs vom Nervengeiste aufgestellt haben, der als ein verklärter Körper übrig bleibt, wenn der irdische Körper in Staub zerfällt. Eigenthümlich ist die Behauptung, daß die ewige Bestimmung unmittelbar mit der Zeugung eintrete, und daß deßfalls zwischen Embryonen von einem Tage und Menschen, die ein langes Leben aufs reichste zu ihrer Bildung benutzt haben, kein Unterschied sey. In dieser Behauptung ist etwas, das unserm Geschmack nicht zusagt; wir sagen nur Geschmack, da wir dem bloßen Gefühl des Unstatthaften nicht mehr Werth beilegen wollen. Verfolgt man diese kitzliche Untersuchung weiter, so kommt man immer auf das alte Einschachtelungssystem zurück, das alle Individuen ursprünglich in Adam concentrirt enthalten seyn läßt, oder auf die bekannte Urfrage: ob die Henne oder das Ei älter sey? Wo die ewige Bestimmung des Individuums anfängt, ob mit der Geburt, ob mit der Zeugung des Individuums, ob mit der des Urvaters, ob sie nicht schon in der Gattung vorherbestimmt ist, oder ob sie lediglich eigne That ist und folglich erst mit dem Gebrauch der Freiheit anfängt, das wollen wir heute noch nicht entscheiden.

7) Gott und das Wichtigste aus der Natur. Von Dr. G. H. Hoffbauer. Lemgo, Meyer, 1835. 8. S. 147.

Das kleine Werk enthält eine sehr gedrängte Uebersicht der wichtigsten Naturgesetze von der Sternkunde an bis zur Thierkunde hinab, die wieder zur Anthropologie aufsteigt. Der Grundgedanke aber ist, daß das Werk den Meister verkündet und preist, und daß auch schon durch die irdische Natur ein sympathetischer Zug, der sie mit einer höhern Welt verbindet, hindurchgeht.

8) Vorträge aus dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Oekonomie, gehalten vor einem Kreise gebildeter Zuhörer in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg. Erstes Bändchen u. s. w. Herausgegeben von dem Professor K. E. v. Bär. Königsberg, 1834. gr. 8.

Noch zu keiner Zeit war die praktische Richtung der Wissenschaften überhaupt, vornämlich aber der Naturwissenschaften, so sehr die vorherrschende, wie seit einem halben Jahrhundert; die Beschäftigung mit denselben ist jetzt in viele Kreise hindurchgedrungen, wo man sie trefflich nutzen kann und wo man sie dessenungeachtet früher nicht beachtete. So lange unsere Unterrichtsanstalten so wenig im Einklang mit dieser Richtung der Zeit stehen, wie es dermalen noch der Fall ist, muß sich diese nur um so mehr in der Literatur kund geben; und es erklärt sich hieraus zur Genüge die außerordentlich günstige Aufnahme, die mehrere naturhistorische Werke neuerdings gefunden haben, welche, von namhaften Männern bearbeitet, weniger den Gelehrten von Fach, als gebildete Leser überhaupt im Auge haben. In die Reihe solcher populärer Werke über Naturkunde stellt sich auch das gegenwärtige, welches der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg seine Entstehung zu danken hat. Dieser Verein hat seit dem Januar 1832 angefangen, seine Sitzungen öffentlich zu halten, in der Ueberzeugung, daß es von Nutzen sey, die Wissenschaft ins Leben überzuführen. Die Theilnahme der gebildeten Bewohner Königsbergs an diesen Sitzungen zeigte sich sehr lebhaft und gab auch Veranlassung zu der Bekanntmachung der unter dem oben angeführten Titel erschienenen, ursprünglich nicht für die Veröffentlichung auf dem Wege des Buchhandels bestimmten Vorträge, die einen sprechenden Beweis liefern, wie anregend solche Vereine, wenn sie ihre unpassende Abgeschlossenheit aufgeben, auf einen weiten Kreis von Wißbegierigen wirken können. Wir finden hier von Bär einen Vortrag über das allgemeine Gesetz der Entwicklungsgeschichte, von Bujack über die geographische Verbreitung des Weinstocks, von Dove über den innern Zusammenhang der Witterungserscheinungen, von Jakobi über die Benutzung der Naturkräfte zu menschlichen Arbeiten, von Meyer über den Pflanzenschlaf und über den geselligen Wuchs der Pflanzen, und von Moser über die neuern magnetischen Entdeckungen und über die Erscheinungen des Magnetismus der Erde.

Im Anhang sind einige kleinere Mittheilungen von Argelander über das Nordlicht, von Bär über die Chinchilla (ein südamerikanisches Säugethier, dessen Pelz neuerlich sehr geschätzt ist) und von Dulk über Platinfeuerzeuge aufgenommen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 150.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 24. Juni 1837.

O father Abraham, what these Christians are!
Shakespeare.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

Vierter Brief.

Ich weiß, wie Sie über religiöse Bilder oder Darstellungen aus der heiligen Geschichte denken, und daß Sie — wenn gleich aus andern Gründen als ich — auf eine mir höchst schmeichelhafte Weise ganz meiner Ansicht sind, daß dergleichen Darstellungen denn doch am Ende der höchste und würdigste Gegenstand der Kunst seyen. Wir haben, wie ich mich erinnere, im Conversationshause zu Baden eines Nachmittages nach Tisch sehr ausführlich über das Christenthum und bei dieser Gelegenheit auch über christliche Kunst geredet. Da wir über diese Gegenstände einig sind und überdies auch die Sache ad taedium usque in den verschiedenartigsten Schriften traktirt worden, so erlauben Sie mir wohl, ohne weitere Untersuchung über Zulässigkeit, Statthaftigkeit, Nothwendigkeit christlicher Bilder in jetziger Zeit, zu hiesigen Thatsächlichkeiten überzugehen.

Es ist wohl eine nicht zu leugnende Wahrheit, daß der Deutsche bei seinem Ernst, seiner Tiefe, Innigkeit, seinem Gemüthsleben weit mehr Talent zur Religiosität hat als der Franzose. Daraus folgt, daß der Deutsche also auch zur würdigen Darstellung religiöser Gegenstände sich besser qualificirt als der Franzose. Wenn dieses nicht schon a priori durchaus klar und erwiesen wäre, ließe sich's a posteriori demonstriren. Die Franzosen wissen das auch, und religiöse Bilder sind deßhalb auch — ich rede nur von der Jeztzeit — eine seltene Erscheinung. Im ganzen Museum des Luxemburg, der Sammlung von Werken lebender Künstler, ist nur ein einziges, dazu abscheuliches Bild aus dem neuen Testament. In Deutschland dagegen sind gerade die größten Namen, welche die neuere Kunst kennt, durch christliche Kunstwerke berühmt: ich nenne nur Cornelius, Overbeck, Schadow, Veith.

Jezt nun auf einmal erscheint in dem diesjährigen Salon eine, in Betracht des bisherigen Mangels, auffallende Menge religiöser Bilder. — Woher erklärt sich diese Erscheinung, über die einige Feuilletonisten so gewaltig sich beklagen und für die sie zum Theil die seltsamsten Ursachen aufsuchen? Einer dieser Kritiker, und dessen Artikel über den Salon keineswegs zu den schlechteren gehören, sezt erst auseinander, daß jezt die christlichen Sujets als nicht mehr anzusehen seyen, wie die heidnisch-mythologischen, daß aber wegen der im Christenthum befindlichen Poesie dasselbe ebenso wie die heidnische Mythologie dem Künstler höchst vortreffliche Sujets darbiete: der Künstler habe nun zwei Wege, einen christlich-mythologischen Gegenstand zu behandeln, entweder sich anschließend an die Tradition aus der Zeit, wo man noch an das Christenthum glaubte — und diesen Weg

schlage die deutsche Schule, Overbeck, Bendemann, Cornelius u. s. w. ein — oder aber philosophisch, wie die französische Schule. Daß aber christliche Sujets bisher von den französischen Künstlern so wenig bearbeitet worden, habe einen aparten Grund. „Unter der Restauration hätte ein Maler, stolz und unabhängig, wie sie es beinahe alle sind, angestanden, ein mystisches Sujet zu behandeln: man hätte ihn des Jesuitismus und der Kriecherei (courtisannerie) beschuldigen können. Heutzutage ist man sicher, daß er einen solchen Gegenstand aus Vorliebe und künstlerischer Ueberzeugung (par goût et par conviction d'artiste) wählt." Was sagen Sie zu dieser Erklärung? Woher nun aber diese plötzliche Menge christlicher Bilder? Ist es eine innere Nothwendigkeit, der sie entspringen, neues Erwachen des religiösen Sinnes? ist es Antrieb von außen, vielleicht Aufmunterung von Seiten des Gouvernements?

Sollte es sich aus dem Erwachen des religiösen Sinnes erklären? — Alles im Leben, in der Geschichte ist Revolution und Reaktion. Auf die bigotten Zeiten Karls X. folgte — oder vielmehr ging neben ihnen her — der religiöse Indifferentismus vor und nach der Julirevolution. Da wäre es denn ziemlich natürlich anzunehmen, daß nun — denn hier vollenden sich die Epochen schnell und folgen rasch auf einander — eine Reaktion des religiösen Sinnes gegen jenen Indifferentismus sich entwickle. Für diese Annahme ließen sich mehrere Beweise anführen. Niemals sind so viele religiöse Bücher erschienen; die „Nachahmung Christi" erscheint in hundertfachen Uebersetzungen, zum Theil mit dem größten Luxus ausgestattet, die Evangelien deßgleichen mit Encadrements, Vignetten, Stahlstichen und kolorirtem Frontispice, die Kirchenväter, für die Zeit zugerichtet, allerlei alte und neue ascetische Schriften, Legenden, das Leben der heiligen Elisabeth und tausend und abertausend dergleichen Publikationen, die, wenn hier einmal eine Sache en faveur ist, wie die Pilze empor schießen, denn der Enthusiasmus geht hier immer Hand in Hand mit der Industrie. Wenn ich bei einem Buchhändler ein höchst elegant gebundenes, mit Gold und gepreßten Verzierungen reich verziertes Büchlein in die Hand nehme und meine, es sey irgend ein brauchbares, gutes Buch, das man seinem Inhalte angemessen und würdig eingebunden, so ist es jedesmal le Paroissien complet. Fast in jeder Zeitung findet man die Ankündigung von geistlichen Unterhaltungen zwischen Theater- und Konzertanzeigen. Wenn man gelesen, daß „Demoiselle Taglioni oder Demoiselle F. Elsler remplira tel et tel rôle, dansera tel et tel pas" in einer großen Vorstellung in der Académie royale de musique, so kommt ganz unbefangen dazwischen: „M. l'abbé Chatel, oder M. l'abbé Coeur fera une conférence contre le péché originel" oder einen sonstigen Gegenstand, an dem und dem Tage, in der und der Kirche. Die Abbé's Coeur und Chatel sind nämlich ein paar Koryphäen des hiesigen Christenthums, haben jedoch in vielen Punkten bedeutend verschiedene Ansichten; beide haben ihren großen Anhang und heftige Verehrer und Gegner, und wenn sie auftreten, haben sie jedesmal ein großes Publikum. Ich habe mich bis jezt noch für keinen von beiden entschieden, sondern halte von Beiden gleich viel. Wie eigentlich das Verhältniß dieser beiden Koryphäen der Kirche zum Christenthum sey, ist mir, aufrichtig gestanden, noch nicht recht klar geworden; sie verhalten sich vielleicht zu demselben wie jene eben genannten Priesterinnen des Heiligthums der Tonkunst, der großen Oper, die Demoiselles Taglioni und Elsler sich zur Musik verhalten. Ach! die Taglioni verläßt Paris und geht nach Rußland, Paris trauert und schickte, wenn der Kaiser Nikolaus damit zufrieden wäre, was ich aber nicht glaube, gern alle beiden Abbé's, Coeur und Chatel, nach Rußland, um die eine Taglioni zu behalten. Doch mit einem ungeheuren Sprunge, wie er nur bei der Taglioni möglich ist, von dieser zurück zum Christenthum.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schloss Hochdorf.

(Fortsetzung.)

„Sie wurden," schloß Waldorf seinen Bericht, „ein unberufener Zeuge dieses Ereignisses, und obgleich ich im Ganzen nicht ungerne sah, daß Sie, völlig ohne mein Zuthun, die Wahrheit erfuhren, so mußte dennoch meine Lage höchst peinlich seyn. Auf Ihre Verschwiegenheit rechne ich wie auf die meinige; es gibt stillschweigende Verpflichtungen, welche kein Mann von Ehre jemals brechen wird." Glenorvan drückte seine Hand und entgegnete ruhig: „Ich zürne Ihnen nicht, wie könnte ich es? — Mein erstes Gefühl war übermächtiger Schmerz — das ist vorüber, ich bin jezt völlig mit mir einig und entschlossen, ein Ziel zu verfolgen, das ich erreichen werde. Mädchen, wie Eugenie, die dem ungeschärften Blick als fast zu hoch für das irdische Leben stehend erscheinen, sind in Folge ihrer etwas romanhaften Einbildungskraft eben leichter zu gewinnen als andere, bei denen man, dem äußeren Anscheine nach, auf geringere Schwierigkeit rechnen dürfte. Die Begebenheit dieser Nacht versinkt mit dieser einzigen und lezten Unterredung für mich in ewiges Dunkel, ich will sie vergessen und werde sie folglich vergeben. Erinnern Sie sich meiner Vorhersagung: Sie werden, bevor ein Jahr zu Ende ist, Eugenien als Lady Glenorvan begrüßen. Aber Sie, mein Freund — was darf ich für Sie hoffen und wünschen?"

Waldorf blickte ihn ernst und wehmüthig an: „Für mich? — das Glück nicht, welches Sie mir gönnen würden, denn ich werde es niemals erreichen.“ — „Niemals? Und doch, wenn mich nicht Alles trügt —“ — „Reden Sie nicht aus, Glenorvan; es gibt Wunden, an welche man nicht rühren muß, wenn man will, daß sie heilen sollen. Das einmal Ausgesprochene verwischt kein Gott aus der Erinnerung, und ich will, ich darf nicht hören, was Sie sagen könnten. Vieles ist mir klar geworden, was ich früher mißverstand, aber in der Erkenntniß liegt für mich nur Schmerz.“

Der Rittmeister war früh am Morgen abgereist; ihn ausgenommen, versammelte sich die gewöhnliche Gesellschaft zum Mittagessen in sehr verschiedener Gemüthsstimmung. Der Baron zeigte große äußere Ruhe, wenn gleich noch etwas mehr Förmlichkeit als gewöhnlich, aus Glenorvans Zügen sprach Abspannung, aber sein Benehmen war durchaus gelassen; er hätte heiter scheinen können, da jede Selbstbeherrschung ihm geläufig war; aber er verachtete es, eine Zufriedenheit zu äußern, welche ihm fremd war. Der Hofrath, den jede Störung des sittig Gemüthlichen, wie er es zu nennen pflegte, außerordentlich verdroß, befand sich in der übelsten Laune, welche er unter gesuchten Höflichkeitsformen zu verbergen strebte, während er in gelegentlichen Aeußerungen den Maler das ganze Gewicht derselben fühlen ließ. Waldorf war Eugenien gegenüber in eine Stellung versezt, welche er vergebens ganz unbefangen zu nehmen sich bemühte; nicht selten senkte sich sein Auge, wenn ihr Blick ihn traf, was jedesmal ein lebhaftes Erröthen von ihrer Seite zur Folge hatte, das ihn beunruhigte und schmerzte. Fanny bestrebte sich, Fröhlichkeit zu zeigen und die Unterhaltung, welche oft peinliche Störung erlitt, im Gange zu erhalten. Der Maler hatte den Ausdruck von Verwunderung, welcher in günstigen Augenblicken Lachen zu erregen pflegt, jezt aber höchst lästig auffiel. Ungebildete verstehen es einmal nicht, einen Gedanken für sich durchzuarbeiten, immer kommen sie auf ungeschickte Weise damit an den Tag, und so äußerte auch er gegen das Ende der Mahlzeit ein bescheidenes Bedauern über des Rittmeisters Abreise. Die Nennung dieses Namens wirkte gleich einem elektrischen Schlage; Glenorvan wurde auffallend bleich, faßte sich aber augenblicklich und sagte nachlässig: „Ich habe bis daher nicht gewußt, daß der Rittmeister Ihr Freund ist.“ — Gekränkt blickte der Maler vor sich hin: „Mein Freund, Mylord? Ich glaube nicht, eine ähnliche Aeußerung gewagt zu haben.“ — „Das haben Sie allerdings nicht,“ fiel Waldorf ein, „obwohl ich annehmen möchte, daß der Maler sich naturgemäß mit allen Gegenständen befreundet, welche einmal seiner Kunst als Vorwurf dienten. Beiläufig fällt mir ein, daß wir erst die Hälfte Ihrer Kunstschätze gesehen haben, und ich trage großes Verlangen, den ganzen Inhalt Ihrer Mappen kennen zu lernen.“ Fanny mischte sich jezt in das Gespräch, welches, einmal von den bedrohlichen Pfaden abgelenkt, wieder einen ruhigen Gang annahm.

Nach einer Woche erklärte Waldorf die Unmöglichkeit, länger zu bleiben, und seine Absicht, am folgenden Tage abzureisen. Der Hofrath zog ihn im ersten günstigen Augenblick bei Seite und äußerte den Wunsch, ihn zu begleiten. „Sie müssen längst bemerkt haben, lieber junger Mann,“ fügte er hinzu, „daß ich des Lebens hier seit lange überdrüssig bin.“ — Waldorf lächelte: „Nicht so sehr, wie Sie denken; ich habe im Gegentheil Ihr Bleiben als einen Beweis des Wohlgefallens ausgelegt, und sehe jezt zu meinem Erstaunen, daß es ein Opfer war.“ — „Ein Opfer? Trauen Sie mir die Einfalt nicht zu! Ich bin geblieben, weil ich jegliches Aufsehen als etwas mir Mißfälliges zu vermeiden strebe; die Explicationen, welche dem Bestellen der Pferde vorangehen oder nachfolgen, sind mir durchaus widerwärtig. Die moralische Freiheit eines Menschen will Jeder beschränken; es ist unerhörte Anmaßung, aber man findet sie in allen Ständen. Zum Opfer habe ich mich übrigens noch niemals hergegeben, und bedeutenderen Personen mag das wohl überhaupt selten begegnen. Die Leichtigkeit, mit welcher ich alle Verhältnisse durchschaue, mußte mich schnell Langeweile empfinden lassen, denn Gegenwärtiges zu ergründen und Kommendes vorherzusagen, ist hier eine federleichte Aufgabe. Ihr Freund wird die schöne Eugenie heirathen; er hat es sich vorgesezt, und es wird geschehen, es ist so gut wie abgemacht. Der Rittmeister und sie würden das schönste Paar dargestellt haben, welches ein Künstlerauge entzücken kann, aber der bloße Gedanke an diese Heirath war Unsinn. Die Verhältnisse sind durchaus unharmonisch; ich bin auch überzeugt, man würde im Hause sehr schlecht gegessen haben; das pflegt in der Regel die erste Folge solcher widersinnigen Verhältnisse zu seyn. Manche Menschen bedenken durchaus nicht, wie sehr ein schlechter Tisch gegen alle Poesie streitet; das sind höhere Aufgaben, welche zu lösen Begabteren vorbehalten bleibt. Lord Glenorvan gefällt mir übrigens sehr wohl, er ist durchaus Gentleman. Könnte etwas mich von hier treiben, außer meinem freien Willen, so wäre es der Maler, den ich indessen, wie Sie bemerkt haben werden, geringer Beachtung gewürdigt habe. Seine ganze Persönlichkeit ist eine Störung feinerer Lebensverhältnisse; seine Sudeleien habe ich jeder Aufmerksamkeit gleich Anfangs unwerth erachtet. Soll ich übrigens von dem Gemeinen zu dem mehr Ideellen übergehen, so muß ich noch Fräulein Fanny's gedenken, welche Ihnen ein besonderes Interesse einzuflößen scheint, was ich Ihnen, als einem jungen Manne, unbedenklich zu Gute halte. Die ganze Gemüthsanlage dieser Schönen hat eine

prosaische, neckende, obwohl gutmüthige Richtung. Sie besizt mehr Lebhaftigkeit als Verstand, mehr Witz als Klugheit, und es könnte denn doch am Ende keine große Aufgabe seyn, ihr zu gefallen, von welchem Unternehmen ich jedoch ernstlich abrathen würde. Sie sind berechtigt, mehr zu suchen, und dürfen hoffen, mehr zu finden, als hier sich darstellt. Ich meines Theils habe ähnlichen Damen nie lange Geschmack abgewinnen können, so wie ich überhaupt jegliches Ueberheben, was von ihnen an den Tag gelegt zu werden pflegt, von Herzen verachte und mißbillige."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Juni.

(Beschluß.)

M u s i k.

Ferdinand Vogel aus Berlin, ein junger Künstler, gab Orgelconcerte in der Garnisonskirche auf einem neuen, nicht großen, aber trefflichen Instrument von Walker in Ludwigsburg. Ein Orgelvirtuose reist meistens auf Rechnung seiner eigenen Kunstfreude, und erwirbt in einem Jahr kaum die Einnahme einer ersten Tänzerin von einem einzigen Abend. Ich stelle den Genuß jener zwei Stunden den schönsten und edelsten an die Seite, die mir je geworden. Als ich den Abt Vogler hörte, war ich noch jung; Zöllner war der Lezte, den ich spielen hörte. Die Fuge der würdigen Introduktion konnte man sich nicht klarer denken. Es war ein Gesang, in den, wie von allen Seiten herkommend, immer mehr, immer jüngere Schaaren einstimmten und ihn zum vollen, kunstreich verwobenen Chor anschwellten. Choral: „O Haupt voll Blut und Wunden," (was in unserm neuen Gesangbuch in: „Der du voll Blut und Wunden," kühl gewaschen ist). Das ist ja auch der Anfang des Meisterwerks von Graun: „Der Tod Jesu." — „Du, dessen Augen flossen," was mein junges Herz jeden Charfreitag mit der süßesten Wehmuth erfüllt hatte. Diese Rückerinnerung wollte mich fast überwältigen, als die bekannte schöne Melodie, dem Paul Gerhardischen: „Befiehl du deine Wege," entnommen, auf einem Register, wie die weibliche Stimme, begann. Es war, als würde im Hintergrund das Lied von einer einzelnen Person gesungen, näher heran aber trügen von demselben religiösen Gefühl Erfüllte um jenen Gesang sich melodisch-harmonisch schlingende Modulationen vor. Es gewährte das Bild von Verbündeten, zum heiligen Zweck im schönen Element der Töne Vereinten. Vier Männerstimmen, kräftig, warm, harmonisch, zusammengeübt, trugen mehrere Gesänge ansprechend, befriedigend vor. Die vom Concertgeber componirte Symphonie mit Posaunenbegleitung versezte durch ihre Themate und deren Bearbeitung in eine frühere Zeit zurück, was um so mehr Anerkennung verdiente, als unsere musikalische Welt sich eigentlich aus diesem ernst-frommen Element hinausgebildet hat. Das „Halleluja" von Händel, ebenfalls mit Posaunenbegleitung von Vogel für die Orgel bearbeitet, war der eigentliche Höhepunkt des Concerts und, wenn irgend eine Darbringung, so vereinigte diese die Ansichten und Empfindungen der verschiedenartigen Zuhörer zum antheilvollen Beifall. Es war mir, als höre ich das Prachtwerk aus solcher Entfernung, wo Menschen- und Instrumententöne sich deckend in eine großartige Tonmasse zusammenfließen. Wie nämlich die Menschenstimme alle Instrumente nach ihrer Art in sich vereinigt, so enthält die Orgel sie alle nach der instrumentellen Seite hin. Die „Grabestöne" vom Concertgeber waren wohl nicht so recht allgemeinverständlich. Man muß jedem Tondichter, wie dem Poeten und Philosophen, eine gewisse Sphäre der Individualität zugestehen, worin er mit besonderer Liebe und Berechnung sein innerstes und eigenthümlichstes Geheimleben auszudrücken strebt. Wer nicht ganz auf demselben Wege und Felde wandelt, dem wird Manches verborgen bleiben. Zuweilen hängt das Dunkel von dem Schaffenden ab, und was ihn am meisten beschäftigt hat, ist nicht immer das, was dem Publikum am besten einleuchtet. In den „Grabestönen" war ohne Zweifel die Unterwelt, das Reich der Schatten dargestellt, dazu Todesfurcht und Noth der Sterblichen, der Jugend und des Alters, die von unerbittlichen Mächten dahin entrückt werden, unheimliche Natur- und Dämonenstimmen, Hineinblicke in ein Reich der Finsterniß, in ein Reich des Lichts; aber kein beruhigender Choral der Hinterbliebenen, kein Gesang der Abgeschiedenen, der seligen Geister entließ den Hörer in künstlerischer Beschwichtigung. In einer freien Phantasie bewährte der Meister sein ganzes Kunsttalent, seinen schaffenden Genius, seine Virtuosität in Behandlung der Orgel, besonders auch des Pedals. — Einer heitern Schöpfung unsers Musikdirektors Lachner muß ich gedenken, nämlich seiner komischen Oper: „Der Geisterthurm," nach einer Erzählung von Hanisch. Der von F. L. etwas durchsichtig bearbeitete, doch zuweilen recht spaßhafte Text ward durch Lachners gelungene Musik sehr gehoben. Die Ouvertüre bestimmte sogleich das ganze Auditorium zum unverkennbar gefühlten, nicht etwa künstlich hervorgerufenen Beifall. Es waren wohl mitunterlaufende Trivialitäten des Textes, die in der erzählten Posse ganz am Platze seyn mögen, Veranlassung der Wahl von Melodien, in welchen der Tonsetzer Einigen fast zu populär zu werden schien. Das erste Finale und das meiste Uebrige, namentlich einige Ensemblestücke zeigten, daß wohl auch jene Descendenz zum Volk eine geflissentliche gewesen. Ein Terzett und ein Quartett machten als Gesangesglanzstücke den erfreulichsten Eindruck durch die Klarheit und Gemüthlichkeit ihrer Construktion, in welcher sich die Kunst der Tondichtung geflissentlich verbarg, dem Einsichtigen aber sich um so deutlicher kund that; wie denn die ganze Oper zeigte, daß der Meister, was in aller Kunst so oft vermißt wird, mit seinen Mitteln heiter zu spielen wisse.

Auflösung des Räthsels in Nr. 144.

D e r E p h e u.

R ä t h s e l.

Die Zunge, die nicht sprechen kann,
Doch fressen ohne Maul und Zahn,
Die Manchen bis zum Tod erschreckt,
Hat sie sich schnell hervorgestreckt,
Die, wenn sie recht heißhungrig ist,
Stein malmt und Diamanten frißt,
Und doch manch zartes Händchen leckt,
Das nicht einmal im Handschuh steckt:
Wenn sie dein Scharfsinn finden kann,
So sage deine Zung' es an!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 23.

Sonnabend, 24. Juni 1837.

[284] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Cetaceen
zoologisch-anatomisch dargestellt
von
Wilhelm Rapp,
Professor der Anatomie in Tübingen.
Mit Abbildungen.
gr. 8. Preis fl. 3 — oder Rthlr. 2 —

Inhalt.

Vorrede. Geschichtliches. I. Zoologischer Theil. Pflanzenfressende Cetaceen: Manatus. Halicore (Dugong). Stellerus. Aechte Cetaceen: Delphinus. Monodon (Narwall). Physeder. Balaenoptera. Balaena. II. Anatomischer Theil. Von den Knochen. Von den Muskeln. Auge. Gehörorgan. Nasenhöhle. Allgemeine Bedeckungen. Nervensystem. Verdauungswerkzeuge. Athmungswerkzeug. Harnwerkzeuge. Gefäßsystem: Herz, Schlagadern, Blutadern, lymphatische Gefäße. Werkzeuge der Fortpflanzung: männliche Fortpflanzungswerkzeuge, weibliche Fortpflanzungswerkzeuge, Milchdrüse. Erklärungen der Abbildungen.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[228] Empfehlenswerthe Lehrbücher für das Erlernen der englischen und französischen Sprache.

Lloyd, H. E., Theoretisch-praktische englische Sprachlehre für Deutsche. Mit faßlichen Uebungen versehen. Fünfte Auflage. 8. 1837. 22 Gr.

— — Englisch-deutsche Gespräche; ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach J. Perrin bearbeitet. Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten. Siebente Auflage. 8. 1834. 16 Gr.

— — und G. H. Nöhden, Neues englisch-deutsches und deutsch-englisches Handwörterbuch. Zweite Auflage. 2 Thle. gr. 8. 1836. Cart. 2 Thlr. 16 Gr.

Auch unter dem Titel:

A new Dictionary of the English and German languages. In two parts. By *H. E. Lloyd* and *G. H. Noehden.*

— — Uebersetzungsbuch aus dem deutschen in's Englische. 8. 1832. 12 Gr.

— — Englisches Lesebuch. Eine Auswahl aus den besten neuern englischen Schriftstellern.

Auch unter dem Titel:

Gems of the english literature. 8. 1832. 20 Gr.

Hamilton, J., Englisches Lesebuch für Anfänger. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8. 1824. 12 Gr.

Abécédaire français. Suivi des élémens d'arithmétique. 8. 1811. 6 Gr.

Debonale, S., Neue französische Gramatik. Zehnte Auflage. 8. 1832. 1 Thlr.

— — Cours de langue française. Ein Uebersetzungsbuch für Schulen. Siebente Auflage. 8. 1828. 1 Thlr. 8 Gr.

— — Kleine Grammatik für Kinder, mit Uebungen über den Syntax., Dialogen, Erzählungen und einem Vocabular. Dritte verbesserte Auflage. 8. 8 Gr.

Debonale, S., Französische u. deutsche Gespräche. Ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach J. Perrin herausgegeben. Dritte Auflage. 8. 1835. 16 Gr.

Hamburg, Verlag von A. Campe.

Zu beziehen durch

F. A. Brockhaus in Leipzig.

---

[279] In Unterzeichneter ist erschienen, und die bis heute bestellten Exemplare sogleich expedirt worden:

Das Westland. Nordamerikanische Zeitschrift für Deutschland. Herausgegeben von Capl. C. Neyfeld und Dr. G. Engelmann, beide in St. Louis, Missouri. Ersten Bandes zweites Heft von 9 Bogen. (Subscriptions Preis pr. Band von 24 Bogen gr. 8, in drei Heften, 3 fl. 36 kr. oder 2 Thlr. 8 gr.)

Enthaltend: 1. Geschichte der Auswanderung einer deutschen Familie nach dem Westen der Vereinigten Staaten von Nord Amerika, im Jahr 1835. Von Theodor Hilgard, gewes. Königl. Bayr. Appellationsgerichtsrath in Zweibrücken. Eines der ausgezeichnetsten und rühmlichst bekannten, ehemal. Mitglieder des Königl. Bayr. Beamtenstandes, legt hier, als Anfang seiner Auswanderungsgeschichte, mit eben so viel Freimüthigkeit als Scharfsinn, die Gründe dar, welche ihn mit einer zahlreichen Familie und aus glücklichen Verhältnissen zur Auswanderung bewogen. 2. Ueber das Gerichtswesen in den Vereinigten Staaten von Nord Amerika. Eine an Ort und Stelle, von einem mit dem beleuchteten Gegenstand theoretisch und praktisch vertrauten Juristen verfaßte, lebensvolle Schilderung. 3. Briefe, geschrieben auf einer Reise in den südwestlichsten Theilen der Vereinigten Staaten im Jahr 1835. Von Dr. G. Engelmann. Umfassende Beobachtung, klare und lebendige Darstellung, aus Gegenden, welche, bis jetzt noch wenig beschrieben, doch täglich wichtiger werden. 4. Kurze topographisch-statistische Beschreibung des Mississippithales (Fortsetzung). Eben so belehrende wie unterhaltende Schilderung der Ureinwohner in allen Beziehungen. 5. Die Zeitungen in den Vereinigten Staaten, mit besonderer berücksichtigung der in deutscher Sprache erscheinenden Blätter (Beschluß). Vielfache Aufschlüsse über die verschiedenen Zustände und Entwickelungen des deutschen Lebens in den Vereinigten Staaten bietend. 6. Astoria, oder Erzählungen von einer Unternehmung jenseits der Felsengebirge, von Washington Irving. 7. Auszug aus der neuesten Botschaft des Gouverneurs von Missouri, Lilburn W. Boggs. 8. Miscellen: Entdeckung der wahren Mississippiquellen, Veränderungen im Bette des untern Mississippi; Straßenpflaster aus Holz, Militärische Dampferpedition, Steigen der Preise in St. Louis, Bevölkerung von Missouri und Illinois, der Berg des rothen Pfeifensteines.

Das dritte Heft wird schneller folgen, wie bisher, da die Schwierigkeiten, welche einem Unternehmen der Art Anfangs im Wege stehen, gehoben sind.

Heidelberg, im Juni 1837.

J. Engelmann'sche Verlags Buchhandlung.

Das große, weit umfassende Gebiet der Lehre vom Schönen und der schönen Künste ist hier nicht bloß im Titel bezeichnet, sondern wirklich in konzentrirten, eben so gründlichen als geistreichen, mit Reiz und Frische ausgestatteten, freimüthigen, von kritischem Scharfblicke durchwehten Abhandlungen zur schnellen und bequemen Belehrung in lexikographischer Form bearbeitet; es sind hier nicht nur alle ästhetischen Gesetze, sondern auch alle Begriffe und Ausdrücke in der Sphäre jeder einzeln schönen Kunst, fern vom Nebel der Schule, faßlich erklärt, wobei nebst fortlaufenden Original-Ansichten auch die tüchtigsten Quellen alter und neuester Zeit benützt wurden, daher dies Werk, eine Welt von Ideen umfassend, als leichtes Nachschlagebuch für den Gelehrten vom Fache, als Hülfs- und Auskunftsbuch für Literaten, Künstler (besonders Schauspieler, Musiker, Maler, angehende Dichter rc.), wie für Kunstfreunde und Dilettanten überhaupt, höchst nützlich, ja unentbehrlich ist.

Es ist nicht die jetzt nur allzu häufige hohle Marktschreierei, die jedes oft nur sehr mittelmäßige Büchlein nur zur Täuschung der Leser ausposaunet, es ist gerechte Anerkennung des wahrhaft Nützlichen, Würdigen und Tüchtigen, wenn wir diesem für Wissenschaft Kunst und Leben so wichtigen Werke die stärkste Verbreitung wünschen, und darnach streben die allgemeine Aufmerksamkeit darauf hinzulenken, so weit die deutsche Zunge reicht! —

---

[283] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Schiffer-Sagen.

Gesammelt
von
A. v. Sternberg.

2 Thle. 8. in Umschlag brochirt. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt.

Einleitung. — Der arme Thoms oder die versunkene Stadt. — Die rothe Perle. — Meerlilie. — Der Wetterbeschwörer. — Klabauterman. — Die Seelen der Ertrunkenen. — Scylla, ein antikes Schiffermärchen. — Das Märchen von der verliebten Auster. — Das Abenteuer mit den drei Fischen.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1837.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[269] **Für Freunde der Naturwissenschaften.**

In unserm Verlage ist so eben erschienen:

Die Lehre von dem leiblichen Leben des Menschen. Ein anatomisch-physiologisches Handbuch zum Selbstunterricht für Gebildete. Von Dr. A. W. Volkmann, ausserordentlichem Professor der Zootomie in Leipzig. **21 Bgn.** in gr. 8. mit 8 lithographirten Tafeln. Broschirt. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Die meisten der Naturwissenschaften sind in neuerer Zeit durch zweckmäßige Darstellung dem gesammten gebildeten Publikum zugänglich gemacht worden; so die Botanik, Zoologie, Physik, Chemie, zum Theil selbst die Astronomie. Nur die Wissenschaft von dem Bau und den Funktionen des menschlichen Körpers ist in dieser Hinsicht hinter jenen zurückgeblieben. Doch liegt gerade sie den allgemeinen Interessen am nächsten, und manche Lehren derselben greifen so vielfach in das Leben ein, daß die Unbekanntschaft mit denselben kaum ohne Nachtheil bleiben kann. Der Verfasser des vorstehenden Werkes hat die wichtigsten und interessantesten Lehren der Wissenschaft vom menschlichen Körper dem gebildeten Publikum in allgemein faßlicher Form vorgetragen und durch sauber gezeichnete Abbildungen erläutert.

Leipzig, den 1. Juni 1837.
Breitkopf und Härtel.

---

[282] In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Verwandlungen
des
Abu Seid von Serug
oder die
Makamen des Hariri.
In freier Nachbildung
von
Friedrich Rückert.

2 Theile gr. 8. in Umschlag broschirt. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 ggr.

Dieses Werk, des als Orientalist nicht minder denn als Dichter sich auszeichnenden Verfassers, das bei seiner ersten Erscheinung vor zehn Jahren von den Sprachkennern des In- und Auslandes als ein in seiner Art einziges Meisterwerk von selbstschöpferischer Nachbildung mit dem entschiedensten Beifall begrüßt wurde, erscheint hier in erneuter, vervollständigter, und von allem gelehrten Beiwerk befreiter Gestalt, in welcher es nun auch bei der größeren Leserwelt als ein angenehmes Unterhaltungsbuch den verdienten allgemeineren Eingang finden möge.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1837.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[290] Im Verlage von **Eduard Eisenach** in **Leipzig** erscheint auf Subscription:

Vollständiges
Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches
Taschen-Wörterbuch
von
F. A. Webster.

Dieses Werk ist ganz nach dem Plane des durch sechs Auflagen mit allgemeinem Beifalle aufgenommenen **Dictionnaire de Poche par Thibaut** eingerichtet, und demnach für die englische Sprache das, was jenes für die französische ist.

Der Zweck, welchen den Verfasser bei Bearbeitung dieses Wörterbuchs unablässig vor Augen gehabt hat, war der, dem Publikum ein Werk in die Hände zu geben, das bei einem Umfange von 60 und einigen Bogen in Betreff seiner Vollständigkeit und innern Gediegenheit mit Recht an die Seite der bisher erschienenen kostspieligen größern und die Bogenzahl um das Doppelte übersteigenden englischen Wörterbücher gestellt zu werden verdient. — Wie weit der Verfasser diesen Zweck erreicht hat, wird sich aus der an alle Buchhandlungen versandten ersten Lieferung (mit Angabe des Plans und der innern Einrichtung,) ersehen lassen und dem prüfenden Kenner die Ueberzeugung geben, daß das vorgesteckte Ziel erreicht ist, und das Werk auch den strengsten Anforderungen entspricht, in Hinsicht der Oekonomie, typographischen Einrichtung und Correctheit aber gewiß nichts zu wünschen übrig läßt.

Um die Anschaffung dieses an sich schon sehr billigen Werks noch mehr zu erleichtern, hat sich die Verlagshandlung entschlossen, dasselbe auf Subscription in 12 monatlich erscheinenden Lieferungen von 5 bis 6 Bogen herauszugeben und den Subscriptions-Preis auf

4 Gr. für die Lieferung auf weißes Druckpapier, und 5 Gr. auf Velinpapier

festgesetzt.

Der bereits ausgegebenen ersten Lieferung werden die übrigen ohne Unterbrechung allmonatlich folgen und ist eine Verzögerung um so weniger zu befürchten, da das ganze Werk im Manuscripte und der erste Theil bis auf wenige Bogen im Drucke bereits beendigt ist.

Man subscribirt zu bemerkten Preisen in allen Buchhandlungen, wo stets Exemplare zur Einsicht vorliegen.

Sammler erhalten auf zehn Exemplare das elfte gratis.

Leipzig, im Juni 1837.

Eduard Eisenach.

---

[266] In Paris erscheint und wird für Deutschland von Fr. Kistner in Leipzig, in monatlichen Lieferungen, durch alle solide Buch- und Musikhandlungen zu beziehen sein:

Revue et Gazette musicale de Paris rodigée par MM. Adam, Anders, Berton (membre de l'institut) Berlioz, Castil-Blaze, Alex. Dumas, Fétis, F. Halevy (membre de l'institut) Jules Janin, Lessueur (membre de l'institut) Mainzer, Marx, Panofka, Seyfried, Georges Sand etc.

Der 4te Jahrgang dieses interessanten Journals hat mit dem 1. Januar begonnen, und es dankt der so thätigen Mitwirkung obengenannter Männer den großen Succes, den es erhalten. Da es seiner Tendenz nach nicht allein für jeden Musiker, sondern durch interessante Novellen, die auf Musik Bezug haben, und von den ersten Schriftstellern Frankreichs geschrieben werden, für jeden Gebildeten von Interesse ist, so kann es allen Journalzirkeln ganz besonders empfohlen werden.

Der Preis für Deutschland ist ohne Musikbeilagen jährlich 8 Rthlr. mit Musikbeilagen jährlich 12 Rthlr. wofür es alle Buch- und Musikhandlungen liefern werden.

In den nächsten Nummern erscheint: La voix humaine, Nouvelle par Balzac. — Le ton Des, par Georges Sand. — Une nouvelle par Jules Janin. — Cimarosa par Alexandre Dumas.

---

[262] Durch alle Buchhandlungen sind zu den herabgesetzten Preisen zu beziehen:

Biographien deutscher Classiker.

Herausgegeben
von
Dr. H. Döring.

W. v. Göthe's Leben. Mit einem Facsimile. Neue ergänzte Ausgabe. 16. 16 Gr. Jetzt 8 Gr. Velinp. 1 Rthlr. 8 Gr. Jetzt 16 Gr. Nachtrag dazu für die Besitzer der frühern Ausgabe. 4 Gr. Jetzt 2 Gr.

J. G. v. Herder's Leben. Mit dessen Porträt und Facsimile. 8. geh. 1 Rthlr. 18 Gr. Jetzt 20 Gr. Dasselbe in 16. 12 Gr. Jetzt 6 Gr. Velinp. 18 Gr. Jetzt 9 Gr.

F. G. Klopstock's Leben. Mit dessen Porträt und Facsimile. 16. 12 Gr. Jetzt 6 Gr.

A. v. Kotzebu's Leben. Mit dessen Porträt und Facsimile. 16. 18 Gr. Jetzt 9 Gr.

Fr. v. Schiller's Leben. Mit dessen Porträt und Facsimile. 8. geh. 1 Rthlr. 18 Gr. Jetzt 20 Gr. Dasselbe in 16. 12 Gr. Jetzt 6 Gr.

Johann Heinrich Voß. Dargestellt nach seinem Leben und Wirken. 8. geh. 21 Gr. Jetzt 10 Gr.

Vorstehende, mit dem größten Fleiße gearbeiteten Biographien sind als Supplemente zu den Werken dieser Classiker zu betrachten, und daßhalb auch in der Ausstattung denselben gleich. Gewiß wird jeder diese Werke Besitzende auch die Lebensbeschreibungen der großen Schöpfer derselben zu haben wünschen, und es dem Verleger Dank wissen, daß er nun einen so billigen Weg, um dazu zu gelangen, eröffnet hat.

Leipzig, im Juni 1837.

A. F. Böhme.

---

[293] Bei **George Gropius** in Berlin ist so eben erschienen, und durch alle solide Kunst- und Buchhandlungen zu beziehen:

Schinkel, Sammlung architectonischer Entwürfe, enthaltend theils Werke, welche ausgeführt sind, theils Gegenstände, deren Ausführung beabsichtigt wurde. Neueste Folge. I. Heft 3 Rthlr.

6 Blatt und 1 Blatt erklärender Text in deutscher, englischer und französischer Sprache.

Ein neuer Cyclus dieses längst als classisch anerkannten Werkes beginnt mit vorstehendem Hefte, welches folgende Gegenstände enthält:

Nr. 151. 152. Entwürfe zur allgemeinen Bauschule in Berlin. Nr. 153. 154. Entwürfe zur neuen Sternwarte in Berlin. Nr. 155. 156. Entwürfe zu dem neuen Thore in Berlin.

Ornamentenbuch zum practischen Gebrauche für Architecten, Decorations- und Stubenmaler Tapetenfabrikanten 2c. IV. Heft 6 Blatt in farbigem Steindruck. 2 Rthlr.

Es wird zur Empfehlung dieses vortrefflichen Werkes hinreichend sein, zu bemerken, daß es sowohl zum Unterricht, als zu Preisgeschenken von dem Königl. Gewerbe-Institute und der Königl. Akademie der Künste hier selbst benutzt wird.

Das Erechtheion zu Athen, nebst mehreren noch nicht bekannt gemachten Bruchstücken der Baukunst dieser Stadt, und des übrigen Griechenlands. Nach dem Werke des H. W. Inwood mit Verbesserungen und vielen Zusätzen herausgegeben durch A. F. v. Quost Heft VII. 1⅓ Rthlr.

Das 8te Heft so wie der ausführliche Text, wird noch in diesem Jahre folgen, und ist dann dem Publikum in dieser Ausgabe ein Werk dargeboten, welches als Grundlage alles architektonischen Studiums seine Anerkennung bereits in der theuren englischen Ausgabe (28 Rthlr.) gefunden hat. Der Verfasser verdankt den Mittheilungen der Herren Semper und des Königl. Baumeisters in Athen Herrn Schaubert sehr wesentliche Verbesserungen, welche dem Werke, neben dem so billigen Preise desselben, eine große Theilnahme verschaffen müssen.

Der Dom zu Halberstadt, seine Geschichte Architectur, Alterthümer und Kunstschätze. Durch Text, einen Stahlstich, und 6 radirte Blätter versinnlicht und herausgegeben von Dr. F. G. H. Lucanus. 4 Rthlr.

Diesem für die Architectur-Geschichte des Mittelalters so wichtigen Gebäude, fehlte es bisher an nur einigermaßen genügenden Abbildungen, und so ist das vorstehend genannte Werk, welches dasselbe in Grund- und Aufrissen, so wie in mehreren Perspectiven vorführt, gewiß ein willkommener Beitrag zur Erweiterung unserer Kenntnisse.

№ 151.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 26. Juni 1837.

— Möglich scheint
Fast Alles unsern Wünschen; unsrer That
Setzt sich, von innen und von außen, viel,
Was sie durchaus unmöglich macht, entgegen.
Goethe.

Schloß Hochdorf.

(Fortsetzung.)

Waldorf schien an dem Tage dazu bestimmt, ähnliche Erörterungen anhören zu sollen, obwohl diese in ihrer Tendenz völlig von einander abwichen. Glenorvan sprach ihm herzlich und ausführlich von seinem Wunsche, ihn einst mit Fanny vereint zu sehen. Jener hörte schweigend zu und entgegnete endlich: „Ich kann, was Sie äußern, mit einer einzigen Schilderung beantworten. Als ich zuletzt von hier reiste, machte ich einen Umweg, meine Mutter zu besuchen. Als ich die Pfarrwohnung daliegen sah, wo einst der flüchtige, goldene Traum der Kindheit mir verging, daneben das kleine Wittwenhäuschen, welches die Mutter jetzt bewohnt und das damals leer stand, floß mein Herz über von Liebe und Sehnsucht, von tiefem Seelenschmerz. Alles, was ich so eben verlassen, lag wie ein Feenmährchen hinter mir, vor mir die Wirklichkeit mit ihren Freuden, ihren Dornen, ihren hemmenden Schranken. Als ich nun eintrat in's Häuschen, Alles so still, so reinlich fand wie immer, der alte Spitz schwerfällig an mir empor sprang und den schnell erkannten Freund begrüßte, ich die Thüre öffnete und die Mutter am Tische sitzen sah, in ihrer einfachen, geordneten Kleidung, vor ihr ein Erbauungsbuch, zu ihrer Seite das wohlbekannte Spinnrad, da — o Glenorvan, es wäre himmlisch schön, wenn ich sagen dürfte, ich habe nur Freude empfunden! Menschlich schwach war es, daß dieser Freude Wehmuth sich beigesellte, Trauer über Verhältnisse, an sich so gut, so richtig, und die nur ein, durch Welt und Leben verleitetes Herz anders gestalten möchte. — Als meine Mutter ihre liebe Hand nach mir ausstreckte, ich diese ergriff, küßte, an mein Herz drückte, da — in dem Augenblicke war ich Sohn und Mensch, im vorwurfsfreisten Sinne des Worts, sie empfand es auch und liebkoste mich zärtlich. — Nach einer Weile blickte ich sinnend umher: den kleinen Spiegel, das einfache Hausgeräthe, ich hatte Alles gekannt und einst vortrefflich gefunden. Jezt — ich hatte in den Spiegel des Lebens gesehen, und nun war mir nichts mehr gut genug. In einem einfachen Glase standen ein paar Nelken, Blumen, welche meine Mutter stets vorzugsweise geliebt hatte; als Knabe, wie selig war ich, wenn ich sie ihr einsetzen, sie nur berühren durfte; wie sorgfältig trug ich das kleine Glas, als ob mit demselben zugleich die Welt in Trümmer gehen müsse! Mein beleidigter Schönheitssinn fand jezt überall Mängel, nur mein Herz konnte dieselben ausgleichen. Ich sah mich im Geiste mit einer reizenden, verwöhnten, vornehmen Frau am Arme bei meiner Mutter eintreten, ich sah diese sich erheben, mich, die neue Tochter betrachten, ich sah jene in

ungewohnten Verhältnissen befangen und senkte unwillkührlich den Blick, als ob alles schon Wirklichkeit sey."

„Am Grabe meines Vaters fand ich ermuthigende Entschlossenheit wieder. Der Geist des Mannes, welcher fähig war, mich in solcher Abgeschiedenheit so auszubilden, mußte auch jetzt noch rückwirkend die Kraft haben, mich über mich selber zu erheben. Mit Innigkeit, mit unendlicher Liebe vergalt ich reuevoll jeden Gedanken, von welchem meine Mutter gleichwohl keine Ahnung haben konnte. — Was soll ich Ihnen weiter sagen? — Wenden Sie mir nicht ein, daß eben dieses Verhältniß nicht immer bestehen wird: die Nutzanwendung liegt tiefer und ich habe sie wohl begriffen. Gehen Sie Ihren Weg, guter Glenorvan, der Sie hoffentlich zum Glücke führen wird, der meinige muß einsam bleiben, bis es mir gelingt, ein Gefühl zu besiegen, welches ich gleichwohl für unbesiegbar halte."

Monate vergingen, welche Glenorvan abwechselnd in der Residenz und im Schlosse des Barons zubrachte; seine ruhige Heiterkeit sagte dem Freunde mehr als jede Mittheilung, wie er seinem Ziele sich nahe glaube. Waldorf vermied es, ihn zu begleiten, obgleich ihm dringende Aufforderungen dazu wurden; er widerstand dem Wunsche seines Herzens, um größeren Uebeln aus dem Wege zu gehen. Ein Brief Glenorvans, welcher ihm mittheilte, daß Fanny an einem Nervenfieber darnieder liege, bewog ihn endlich, auch ohne besondere Einladung, zu einer Reise nach dem Landsitze des Barons; sein fürchtendes Herz vermochte die Ungewißheit nicht zu ertragen. Auf andere Weise konnte dieser Besuch als ein Abschied betrachtet werden, denn Waldorf war von Seiten der Regierung der ehrenvolle Antrag geworden, einen ausgezeichneten Gelehrten auf einer wissenschaftlichen Reise zu begleiten.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Sind nun diese Erscheinungen, die religiösen Publikationen u. s. w. wirkliche, wie man sagt, Zeichen der Zeit? Stehen die religiösen Bilder des Salons damit in Verbindung? Ist wirklich ein Wiederaufleben des christlich-religiösen Sinnes zu erwarten? Dem Himmel sey Dank, ich glaube nicht. Wenn man weiß, wie die Franzosen, wenn die Religion einmal en faveur ist, die Sache treiben, so hat man im wahren Interesse der wahren Religion und Religiosität Alles von einer solchen Rehabilitation zu fürchten. Die Geschichte lehrt es uns: zweimal war in den lezten hundert Jahren die Religion in Frankreich Mode und en faveur, beide Mal weil der König — der damals den Ton angab, was jezt nicht der Fall ist — eine Passion für dieselbe hatte: das erste Mal in den lezten Tagen Ludwigs XIV., unter der Regierung der Maintenon; ihr Devoument für Thron und Altar zu zeigen, nahmen Höflinge damals zweimal täglich das Abendmahl; auf diese Zeit folgten die Greuel der Regentschaft, die atheistische Philosophie, die formelle Gotteslaugnung des Système de la nature und dergl.; das andere Mal unter Karl X. im Anfange seiner Regierung: wie man jezt bei einer Soirée zur Erbauung der Gäste eine Sängerin oder einen Taschenspieler, oder in neuesten Tagen den Zwerg Mathias Gulio bestellt, so ließ man damals einen Prediger kommen, der zur Unterhaltung der Gäste Proben seiner Geschicklichkeit ablegen mußte. So verzerren die Franzosen — ich meine die Pariser — Alles, was sie treiben, gleich zur Karrikatur, die ihnen selber bald zum Ekel wird. Ist einmal bei ihnen, die so schnell und hastig leben, eine Sache Mode geworden, so treiben sie's gar gewaltig, der Enthusiasmus ist ungeheuer, um so mehr, da, wie ich bereits bemerkt, die Spekulation mit ihm Hand in Hand geht. Dafür ist aber auch eine Sache, die eine Zeitlang Mode gewesen, bald so abgenuzt und verschliffen, so verzerrt und entwürdigt, daß alle Welt, blasirt und übersättigt, mit Ekel sich von ihr abwendet, und dieselbe bald eben so vernachlässigt und verhöhnt ist, als sie früher gesucht und geliebt war. Das war nach jenen eben angedeuteten Epochen (unter Ludwig XIV. und Karl X.) auch mit dem Christenthume der Fall, und das würde, wenn dasselbe wieder in Mode käme, jezt wo keine Autorität mehr respektirt wird, noch in weit höherem Grade als damals der Fall seyn. Das wäre aber ein großes, welthistorisches Unglück! Und wahrlich, die heilige Sache des Christenthums hat in den lezten Zeiten durch Indifferentismus, Pietismus, Jesuitismus, St. Simonismus und andere Sorten Mus, durch heftige Angriffe und ungeschickte Vertheidigung, durch liturgische und polizeiliche Maßregeln, durch Feinde und mehr noch durch Freunde schon genug gelitten. Wenn die Franzosen nun noch einmal sich desselben bemächtigten mit ihrem hastigen Modeenthusiasmus und der gierigen Spekulation (ich meine nicht philosophische, sondern industrielle), würden sie dasselbe gar abnutzen, und eine Reaktion würde nicht ausbleiben, und das wäre schrecklich; denn was ist mehr zu fürchten als eine Reaktion, die, wenn auch Anfangs nur gegen den Mißbrauch gekehrt, doch am Ende auch das Heiligste nicht schonen wird!

Aber, wie gesagt, Gott sey Dank, an eine so verkehrte Rehabilitation des Christenthums ist nicht zu denken. In den angeführten Fällen (unter Ludwig XIV. und Karl X.) war es stets der König, dessen Bigotterie den

Ton angab. Aber Louis Philipp ist nicht bigott, und überdies gibt er auch nicht den Ton an, was man freilich beinahe glauben sollte, wenn man sieht, wie diejenige Passion, die man ihm nachsagt, nämlich Vorliebe für Geldgeschäfte, hier jezt in Gunst ist. Das ist aber lediglich in der Zeit begründet, und diese Sachen gelten jezt, nicht weil der König sie liebt, sondern der König liebt sie, weil sie jezt gelten. Schon das ist ein Beweis, daß an eine Rehabilitation des Christenthums hier so bald nicht zu denken ist. Denn Geld und Christenthum sind ein paar Pole, sie sind unvereinbar: „Niemand kann Gott zugleich lieb haben und den Mammon.“ Daran, daß durch den König das Christenthum rehabilitirt werde, ist also nicht zu denken. — Jene religiösen Publikationen u. s. w. sind wohl verschiedenen kleinen, zusammenwirkenden Ursachen zuzuschreiben, die jedoch auf die Erscheinung der religiösen Bilder im Salon keinen Einfluß haben. — Zum Theil ist es wohl eine Parteicaprice, die sich des Christenthums bedient. Ich meine nämlich den noch immer schmollenden Faubourg St. Germain, der, schon um in seinen Parteiansichten consequent zu bleiben, von dem Christenthum nicht lassen darf und sich ihm um so lieber zuwendet, um etwas Apartes, Exclusives zu haben. Denn das Exclusive ist der höchste Genuß des Menschen der modernen Gesellschaft, er liebt es überall und kennt keine andere Freude als da, wo andere sie entbehren (und das gilt am Ende von Deutschland, so wenig dort eigentlich von einer Gesellschaft die Rede seyn kann, eben so sehr als von Frankreich). Da nun der Faubourg St. Germain, dieser früher so sehr bevorrechtete Theil der Menschheit, nichts Apartes mehr hat als seine politischen Ansichten, die täglich mehr im Course verlieren, da er nichts Exclusives, dessen er sonst so viel hatte, jezt mehr besizt, weder seine Dekorationen, denn die theilen Tausende, noch seine Titel und Wappen, denn auf einen adligen Namen und sonstige Insignien des Adels achtet man hier so wenig, daß sie führen kann wer will, noch sein Geld, seine Hotels, Güter und Landsitze, denn deren haben die Andern noch mehr, noch selbst seine Ahnen, denn jeder Bankier hat in seinem Zimmer Mittelalterlichkeiten und Rüstungen aufgestellt, die seine Vorfahren getragen haben oder hätten tragen können, wenigstens auf Märkten und Messen zum Verkauf, noch seine Verachtung gegen die Proletarier, denn darin sind die Andern noch stärker — da er auf diese Weise nichts, gar nichts Apartes hat, und dessen doch gar zu gern haben möchte, um sich recht scharf von den Andern zu markiren, so hat er sich dem Christenthume besonders eifrig zugewendet, schon aus dem Grunde, weil ein sehr großer und vielleicht der brillanteste Theil der andern Gesellschaft aus religiösen Gründen mit dem Christenthum sich nicht befassen kann. So weit es indeß dieser andern Gesellschaft möglich ist, wird auch in ihr, um sich der alten Noblesse möglichst zu assimiliren, und auch wohl aus Courtoisie gegen die Königin, die sehr religiös ist, und die in diesen Cirkeln ziemlich viel gilt, das Christenthum möglichst favorisirt. Gott möge uns indessen in Gnaden vor einem Christenthum bewahren, wie es aus diesen Elementen zu erwarten wäre, ein elegantes, parfümirtes, satinirtes Christenthum du bon ton mit Vignetten und Stahlstichen von Tony Johannot oder Deveria, und dem Text etwa von Herrn von Balzac. Ich habe die lezten Romane des Herrn von Balzac nicht gelesen; wenn er, der stets das ausspricht, was gerade Wort der Gesellschaft ist, es noch nicht gethan hat, so wird er es doch bald thun, ich meine einen mystisch-christlichen Roman schreiben.

Das ist vielleicht einer der Gründe jener religiösen Publikationen. Einen andern hat man denn wohl in den nie ruhenden Bestrebungen der Priester zu suchen, die natürlich Alles anwenden, um den Katholizismus und damit die eigene Herrschaft zu rehabilitiren. Davon zeugende Thatsachen sind in jüngster Zeit mehrere zur Oeffentlichkeit gekommen, und was verborgen geblieben, ist sicher das Bedeutendste.

Aus ganz andern Motiven als die haute société und die Priester, und namentlich von einer ganz andern Seite her, bei einem ganz speciellen Publikum sucht eine dritte Partei hier dem Christenthum wieder Eingang zu verschaffen. Diese Partei benuzt das Christenthum zu demagogischen Zwecken. Das ist die Partei, deren Prophet Lamennais, deren Evangelium die „Paroles d'un croyant“ und deren vorzüglichstes Journal „le Monde“ ist. Nicht an die bonne société, nicht an den wohlhabenden Mittelstand, sondern an die untersten Volksclassen, an die Armen, Gequälten, Gedrückten wendet sich diese Partei mit ihren gefährlichen Lehren und den aus dem Christenthum geschöpften revolutionären Principien. Was soll ich Ihnen diese fürchterliche Doktrin auseinandersetzen? Sie finden das Glaubensbekenntniß dieser rastlos minirenden Partei in jenen „Worten eines Gläubigen“ enthalten: es ist der Jakobinismus, auf das Christenthum gepfropft. Diese gefährliche, das heißt der zahlreichsten Volksclasse so sehr schmeichelnde Doktrin ist nicht neu. Als Luther das Beispiel religiöser Revolution gab, da standen in dem hartgedrückten Bauernstande (ich rede vom sechzehnten Jahrhundert) Thomas Münzer und ähnliche Propheten auf, und was sie predigten, die revolutionären Principien, die sie auf das Christenthum gründeten, ist mit weniger Modifikation dasselbe Evangelium, das Lamennais verkündet. Wie damals, so findet auch jezt diese Lehre großen Anhang in den Classen, deren Schmerzen sie tröstet, deren Hoffnungen und Wünschen sie schmeichelt, und weder das Christenthum der guten Gesellschaft, noch das der Priesterschaft findet so zahlreiche

Freunde, als das demokratische des Abbé Lamennais. Gott möge uns indessen wie vor jeden andern unächten Ausgaben des Christenthums, so auch vor dieser finstern, schmutzig-blutigen Religion bewahren!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Der Spitalfielder Ball.

Das war ein Ball! — In Spitalfield? — Nicht doch; wie käme ein solcher Ball nach Spitalfield! Spitalfield heißt ein Distrikt Londons, der, so lange er diesen Namen trägt, durch die Armseligkeit seiner Bewohner sich ausgezeichnet hat, nie aber größeres Elend gesehen haben dürfte, als während der lezten zehn oder zwölf Monate. Die Mehrzahl seiner Bewohner sind Seidenweber, und zwar meistens französischen Ursprungs. Der Widerruf des Edikts von Nantes trieb vor hundert und fünfzig Jahren ein halbes hunderttausend gewerbthätiger Menschen aus Frankreich nach England. Darunter waren viele Seidenarbeiter, die sich in Spitalfield niederließen, das damals schon vorzugsweise von eingebornen Gewerbsgenossen bewohnt war. Der Wechsel und die Vermischung der Geschlechter haben von dem französischen Ursprunge kaum einige Namen übrig gelassen, und die dortigen Arbeiter sind jezt durch und durch englisch. Das hat seine Licht-, wie seine Schattenseite. Im Lichte stehen der Fleiß, die Ausdauer, die Kräftigkeit der englischen Arbeiter; im Schatten die Liebe zum Branntweinglase, das Vergessen des morgenden Tags, Verachtung alles Ausländischen und unbeugsame Anhänglichkeit an Hergebrachtem. Die Folgen dieser zwei lezten Eigenheiten liegen auf der Hand. Während tausend deutsche Arbeiter nach Paris und London wandern und, mit Kenntnissen bereichert, in ihre Heimath zurückkehren, fällt es dem englischen Arbeiter gar nicht ein, daß es in Deutschland oder Frankreich etwas zu lernen geben könne, was seinem Meister unbekannt und ihm in seiner Profession von Nutzen wäre. Gleich dem Knaben Otto sagt er: andre Länder sind der Leib und wir Britten das Gesicht; darum sehen wir stolz hernieder auf die andern, schlechtern Glieder. Dieser Stolz macht die englischen Handwerker zu störrischen Feinden jeder Neuerung, und wenn dadurch ihre Fabrikate unverändert dieselben sind, die sie zur Zeit ihrer Väter und Großväter waren, so ist solches auch eine der Ursachen, warum die Erzeugnisse der englischen Maschinen die ausländischen Märkte nur so lange beherrschten, als das Ausland die Maschinen nicht besaß, seitdem aber dies der Fall, die Concurrenz mit ihm kaum auszuhalten vermögen. Es ist allerdings wahr, das stete Eintreten in die Fußstapfen der Väter und Großväter hat in mancher Hinsicht sein unbedingt Gutes, und bei den englischen Professionisten namentlich das Gute, daß sie noch immer die feste, solide Arbeit ihrer Ahnen liefern. Allein das will nicht mehr zum Geiste der Gegenwart passen, ist ein Stilleſteben im allgemeinen Vorwärts und sezt unbehaglichen Rippenstößen aus. Dergleichen empfingen denn die Spitalfielder Seidenweber nach und nach so viele, daß ihnen in der lezten Zeit wenig mehr zu Fristung ihres Lebens übrig blieb, als die Luft, die sie athmeten, und das Wasser, das jeder englische Arbeiter verabscheut. Die Stoffe, die sie bis dahin gewebt, waren fortwährend die edeln, tüchtigen, ehrenwerthen Stoffe, welche die Großväter zu langschößigen Westen und die Großmütter zu prächtigen Reifröcken getragen, welche die Mutter auf ihre Tochter, diese auf ihre Enkelin zum Hochzeitstaat vererbte, und welche unter den Damen der Gegenwart höchstens die Muster der Sparsamkeit zu unsichtbarem Futter verbrauchen. Die Spitalfielder Zeuge kamen gänzlich aus der Mode und wurden nur noch ausnahmsweise zu Gegenständen verwendet, die entweder ein antikes Ansehen haben, oder Zeit und Ewigkeit überdauern sollten. Mit dem wegfallenden Absatze fielen die Bestellungen und wuchs die Verarmung der Arbeiter. Die Franzosen bemeisterten sich des Marktes und trieben die Spitalfielder aus dem Felde, und die Spitalfielder, anstatt im Geiste der Franzosen, im Geiste der Zeit zu arbeiten, neu, leicht und geschmackvoll, klagten über das Unzureichende der Zölle für den Zweck ihrer Beschützung und forderten, damit sie hübsch beim Alten bleiben könnten, daß Gesezgebung und Accise für sie wachen und die englische Modewelt sich nach ihnen richten solle. Die Gesezgebung fand sich nicht berufen, den Anforderungen Gehör zu geben; die Modewelt kleidete sich lieber in ausländische Stoffe wohlfeil und elegant, als in einheimische Zeuge theuer und altfränkisch; das Elend der arbeitslosen Weber überstieg die Kräfte ihrer Armenkassen; das Publikum wurde um milde Unterstützung angesprochen. Der Lord Mayor, der König der City, unter dessen Botmäßigkeit Spitalfield steht, ergriff das gewöhnliche Mittel öffentlicher Sammlungen; reiche Beiträge wurden unterzeichnet, Suppenanstalten errichtet, Kohlen und Brod vertheilt und Tausende der hülfsbedürftigsten Familien von Hunger und Frost errettet. Man brauchte indessen weder Lord Mayor, noch Staatsökonom zu seyn, um in diesen Unterstützungen bloß eine momentane Hülfe und die Nothwendigkeit zu erkennen, den müßigen Händen eine Beschäftigung zu verschaffen, durch welche sie wieder ihre eigenen Ernährer werden könnten. Das Mittel, solches zu bewirken, war leicht gefunden, schwer in Anwendung zu bringen. Es handelte sich darum, den Spitalfielder Stoffen einen Abzug zu eröffnen, und die Schwierigkeit war das Wie. Man wählte zwei Wege. Zuerst wurden die Königin, die Herzogin von Kent und Prinzessin Victoria demüthig gebeten, das Tragen von Spitalfielder Stoffen zu begünstigen, und sobald die Fürstinnen ihre Willfährigkeit durch einige bedeutende Bestellungen bewiesen, die Königin auch nächst den Damen ihres Hofes Allen, die dort erschienen, den ausdrücklichen Wunsch kund gethan, daß sie sich in Spitalfielder Stoffe kleiden möchten, entstand der Gedanke, die Gunst der Fürstinnen für einen großen Ball zu gewinnen. Auch dieser Bitte schenkten die Fürstinnen Gehör, und so bildete sich der Spitalfielder Ball. Den Zweck der Mildthätigkeit im vollsten Umfange zu erreichen, wurden alle Segel eingesezt. Die Königin, die Herzoginnen von Glocester und von Kent und die Prinzessinnen Augusta, Sophia und Victoria erklärten sich zu Beschützerinnen des Balls. Acht Herzoginnen, neun Marquisinnen, achtzehn Gräfinnen, zwei Vicomtessen u. s. w. unterzogen sich als Ladies Patronesses der Ausgabe der Eintrittskarten. Acht Herzoge, drei Marquis, sieben Grafen, neun Vicomtes u. s. w. übernahmen als Comité, von einigen Damen unterstüzt, das Arrangement des Balles. Das geeignetste Lokal, welches London bietet, des Königs Theater, das italienische Opernhaus, wurde gewählt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 64. Montag, 26. Juni 1837.

Reisen.

4) Reisebriefe aus Belgien. Mit einigen Studien zur Politik, Geschichte und Kunst. Von Dr. J. W. Loebell, Prof. in Bonn. Berlin, Duncker und Humblot, 1837.

Die Niederlande werden jezt häufig bereist, und das ist eine erfreuliche Erscheinung; es bringt uns die entfremdeten Brüder wieder näher. Würde man z. B. nach den Zeitungen urtheilen, so wäre Belgien ein ganz französisches Land. Man muß selbst hinreisen, um zu sehen, daß es noch gut altdeutsch ist und das französische Kleid nur übergehängt hat, wie es im vorigen Jahrhundert ja selbst die am meisten von Frankreich entfernt liegenden Provinzen ebenfalls thaten, als unser ganzes großes Vaterland noch an der Gallomanie krank lag.

Der Verfasser ist ein sehr vielseitig gebildeter Mann, besonders in der Geschichte bewandert und ein warmer Freund der Kunst. Er würde sich noch ausführlicher über die Werke der Baukunst und Malerei in Brabant und Flandern ausgelassen haben, wenn ihm nicht das vortreffliche Werk von Schnaase zuvorgekommen wäre. Indessen wird der Kunstfreund immer noch manche interessante Bemerkung bei ihm finden. Sofern er auch über das Theater und dessen gegenwärtigen, durch die französische Richtung herbeigeführten Verfall spricht, läßt sich in ihm der Freund und Anhänger Ludwig Tiecks nicht verkennen, und seine Klagen sind zu gerecht, als daß nicht jeder Mann von Bildung und Geschmack gerne einstimmte.

Von vielem Interesse sind die gelegentlichen historischen Bemerkungen des Verf., z. B. über die vergessene Revolution Lüttichs, über die alte Geschichte Flanderns und Brabants, insbesondere der Städte Gent und Löwen ꝛc. Das Werthvollste aber sind die Betrachtungen über die jüngste Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Belgiens. Wir heben einige Stellen hervor, die uns besonders beachtenswerth erscheinen. „Sich Belgien von einer französischdenkenden Partei ganz erfüllt zu denken, ist ein in Deutschland freilich ziemlich allgemein verbreitetes Vorurtheil, aber ein ganz unbegründetes. Die Partei, die Vereinigung mit Frankreich wollte, ist schon im Anfange der Revolution eine zwar laute, aber schwache gewesen, und jezt höchst unbedeutend, da die dortige Entwicklung der Dinge unter der Dynastie Orleans weder der liberalen noch der katholischen Ansicht in Belgien zusagt. Liebe zu Frankreich, Verlangen in seinen Schooß aufgenommen zu werden, habe ich nirgends ausgesprochen

gefunden, wohl aber Furcht, durch einen neuen Erguß des revolutionär weltbezwingenden Stromes dazu gezwungen werden zu können. Unverkennbar ist eine starke Abneigung gegen Frankreich, wenn sie sich auch nicht wie bei uns auf Geistesbildung, Literatur und Sitte bezieht, sondern ganz anders motivirt und gefärbt ist, und sich bei den Meisten, ich möchte sagen weniger gegen das romanische als gegen das gallische Element in den Franzosen und ihrem Staatsthum wendet. Es wird auch in der Folge nicht an allerlei heimlichen Umtrieben und Versuchen fehlen, den Belgiern das Glück, welches sie dort zu erwarten haben würden, begreiflich zu machen; sie werden aber um so weniger Anklang finden, weil durch die Natur der Dinge selbst die Ueberredungsgründe immer dünner und abgenuzter werden müssen. Die Wahl des Herzogs von Nemours, deren Bestätigung allerdings einer mittelbaren Vereinigung mit Frankreich gleich gewesen wäre, kann gegen diese Behauptung nicht eingewandt werden. Denn vor fünf Jahren glaubten Viele: nur die Wahl zwischen Holland und Frankreich stehe frei, kein drittes sey durchzuführen. Dennoch hatte der französische Prinz beim ersten Scrutinium unter 191 Stimmen nur 89, und erst beim zweiten ward er mit 97 gegen 94 ernannt. König Leopold hatte später 152 Stimmen gegen 43, und von diesen lezteren hielten sich die meisten in der bloßen Negative."

Die Verbindung mit Holland bezeichnet der Verfasser mit Recht als eine unnatürliche. Was er darüber sagt, haben auch wir bereits früher geltend gemacht. * Die Dissonanz Belgien und Holland konnte und kann nur in dem Accord Deutschland aufgelöst werden. Der Verfasser sagt: „Der Katholicismus wurde in Belgien, wie es in Ländern zu geschehen pflegt, wo er durch gewaltsame Bekehrungen in Masse und zahlreiche Vertreibungen befestigt worden ist, einseitiger und düstrer; literarische Entwicklung der Mundart in den germanischen Landschaften konnte schon darum nicht stattfinden, weil sie im Nebenlande ein Organ des Protestantismus geworden war, wie aus demselben Grunde hierin der Süden Deutschlands lange hinter dem Norden zurückgeblieben ist. So sah Süd-Niederland nach dem Norden immer mehr wie zu dem Entfremdeten hinüber, und mancher Grund fand sich nicht nur zum Neide, sondern auch zu Abneigung und Haß. Hatte denn nicht Holland gefordert und durchgesezt, daß ihm die wichtigsten Interessen Belgiens zum Opfer gebracht wurden? Sperrte es nicht die Schelde? Hatte es sich beruhigt, bis es auch jene geringen Anfänge eines Ostendischen Handels wieder zerstört sah? Aber alles dieses Mißgeschick, die dreifache Fremdherrschaft, hatten in den Belgiern weder die Geistesregsamkeit und Rührigkeit noch das Selbstgefühl unterdrücken können. Es zeigte sich zu den Zeiten Kaiser Josephs II. Und das gemeinsame Geschick dieser langen Periode hatte die sonst untereinander gleichfalls sehr verschiedenen Provinzen einander mehr genähert, als es je vorher der Fall gewesen war. Denn die allgemeine Richtung Europas trieb jezt in einem halben Jahrhundert mehr auf Einheit und Verbindung von Provinzen, die unter derselben Regierung standen, hin, als während des ganzen Mittelalters zusammengenommen. — Man hätte demnach im Jahr 1814 überzeugt seyn müssen, daß Belgien weder volksthümlich noch historisch irgend einem vorhandenen Staate so angehöre, daß die Vereinigung mit ihm als eine aus der Natur der Verhältnisse fließende betrachtet werden könne. Nach meinem Dafürhalten mußte Belgien entweder einem Staate ersten Ranges einverleibt werden, keinem ihm an Masse und Volksmenge nachstehenden; oder man mußte ihm schon damals das Recht einräumen, welches man so manchen noch weit unbedeuternden Staaten Deutschlands und Italiens gewährt: unabhängig und selbstständig zu seyn. Es dem Ehrgeiz Frankreichs gegenüber nicht in der Luft stehen zu lassen, gab es ein treffliches Mittel, Aufnahme in den deutschen Bund. Belgien ist zur Trennung von Holland und zur Selbstständigkeit auf einem ganz andern Wege gekommen, während jene Art der Garantie gegen Frankreich, wenn vielleicht auch nicht für alle Folgezeit, doch gewiß für eine geraume Zeit verscherzt ist. Europa aber kann eine solche Garantie nicht entbehren. — Oder soll ich dies vielleicht erst noch beweisen? Freilich gibt es unter uns so gutmüthige Leute, daß sie bei der dermaligen allgemeinen Neigung zum Frieden auch bei den Franzosen allen Ehrzeiz abgethan wähnen. Ich möchte wahrlich nicht Prediger der Zwietracht und Verewigung der Völkerfeindschaften seyn, ich erkenne gern und mit Freuden an, daß unsere Zeit in der gegenseitigen Annäherung der Nationen ersprießliche Fortschritte gemacht hat, und daß es wünschenswerth ist, sie auf diesem Wege beharren zu sehen. Aber darum kann ich mich nicht überzeugen, daß mit dem Jahr 1830 die Geschichte der Welt und der menschlichen Leidenschaften eine andere geworden ist, daß Jeder die alte Haut gewandelt, und

* „Entfremdete Provinzen kann man nur wieder gewinnen durch Einverleibung in den großen Körper eines Reichs, in dem der Geist des Gesammtvolks lebt; Unterordnungen eines Theils unter den Theil erzeugen aber immer nur Haß und Eifersucht und vermehren die Entfremdung." W. Menzels Geschichte der Deutschen. Zweite Auflage. 1834. S. 735.

die alten Begierden ganz abgelegt haben sollte, daß alle die alten Warnungsfabeln ihre Gültigkeit und Anwendbarkeit verloren haben. Die Deutschen scheinen noch immer eher als Andere zu Vergrößerungs-Experimenten einzuladen, und noch etwas von dem Charakter zu haben, den sie sich auf der Costnitzer Kirchenversammlung selbst beilegten, wo sie sich die andächtige, geduldige und demüthige Nation nannten. Frankreich gegenüber haben sie eine tausendjährige Erfahrung, die doch auch etwas sagen will. Von Cambrai bis nach Arles hin, wo ihnen einst alles Land gehörte, ist diese Geschichte in zu großer Schrift geschrieben, als daß sie dem Allerweltsbürgersinn zu Liebe je vergessen werden könnte. Und haben wir denn nicht in der neuesten Zeit wieder Deutsche gesehen, die entgegenkommen wollten? Haben wir ihre Erklärung nicht vernommen, daß sie in einem gewissen Falle, wiewohl mit blutendem Herzen, sich zur Wiederabtretung des linken Rheinufers verstehen würden? Die Franzosen können es uns also wahrlich nicht übel nehmen, wenn wir noch ein wenig mißtrauisch bleiben. Doch sie überheben uns der Mühe, ihr Gelüst durch Vermuthungen und Schlüsse herauszubringen. Ist denn nicht seit der Julirevolution in der Deputirtenkammer unzählige Male gesagt worden, daß das französische Volk seine „natürlichen" Grenzen wieder haben müsse? Und haben denn die Minister darauf jemals etwas anders geantwortet, als daß nur eben jezt der Zeitpunkt noch nicht gekommen sey, daß man sich noch gedulden müsse? Und die Verehrer deutscher Philosophie und Literatur unter ihnen stimmen nicht ab. Noch in den lezten Tagen fand ich beim flüchtigen Durchblättern eines neuesten Buches dieser Art den Rath an Bayern, sich die Zuneigung Frankreichs durch Abtretung seiner Rheinprovinz zu erwerben. — Also bedürfen wir wohl fortwährend der Garantien, der Wachsamkeit und eines tüchtigen Vertheidigungszustandes, freilich nicht gegen solche Rathgeber, aber gegen die, welche das Ding einmal wieder anders würden versuchen wollen. Die Pariser und Wiener Anordnungen haben einen der wichtigsten Bestandtheile des Schutzes der deutschen Westgrenze in die Hände eines nicht zum deutschen Bunde gehörigen Staats gelegt; und indem ich nun frage, hat Deutschland durch die Trennung dieses Staats in zwei verschiedene Theile wesentlich verloren? stehe ich nicht an, diese Frage mit Nein zu beantworten."

Ganz sicher. Aus demselben Grunde ist auch die ewige Uneinigkeit der Schweizer-Kantone eine Bürgschaft, daß sie sich früher oder später wieder dem deutschen Gesammtinteresse anschließen werden. Ja wir fügen noch ausdrücklich hinzu, die Uneinigkeit zwischen Belgien und Holland, wie die zwischen den Schweizer-Kantonen ist eine natürliche und nothwendige, weil die Theile eines natürlichen Ganzen, wenn es gewaltsam aufgelöst wird, sich eben so gewiß magnetisch abstoßen müssen, als sie vom Ganzen magnetisch angezogen wurden. Jeder Versuch, an die Stelle der natürlichen Ganzheit eine neue künstliche zu setzen, z. B. einen deutschen Stamm mit einem ausländischen, oder auch zwei und mehrere deutsche mit Ausschluß der übrigen zu amalgamiren, bleibt unnatürlich und ein Flickwerk, das nicht dauern kann.

Der Verfasser fügt seinen sehr interessanten Bemerkungen noch folgendes bei: „Fragen Sie mich aber, was ich im Lande gesehen, was mich troz der langen Gewöhnung, der großen Vorliebe für das gemächliche französische Wesen, an die Möglichkeit des Gelingens glauben läßt? so antworte ich Ihnen: es ist die in einigen feinen Köpfen entstandene Ueberzeugung, daß das Eindringen in die deutsche Geistesbildung dem wissenschaftlichen Streben der Nation einen neuen Schwung geben würde. Wenn sich jezt, meinen sie, Franzosen und Engländer zur deutschen Literatur hinwenden, wenn sie nicht mehr bloß in den dort aufgespeicherten Vorräthen vielfältigen Stoffes, sondern in der Form und im Geiste derselben Schätze, werth des Hebens und des Benutzens, erblicken, so seyen sie, die germanischen Belgier, noch weit mehr berufen, sich diese Vortheile anzueignen. Daß sie dabei nicht auf halbem Wege werden stehen bleiben können, schreckt sie nicht, es ermuntert sie. Von zwei Leuten, die einander nicht kennen, und in zwei verschiedenen Städten leben, habe ich am Schlusse von Erörterungen über diesen Gegenstand buchstäblich dieselben Worte gehört: oui, l'avenir de la Belgique appartient à l'Allemagne. Ist es ein wahrhaftes Vorgefühl, in dem sie dies aussprechen? Oder täuscht sie die eigne Neigung nur? Die Zukunft wird darüber entscheiden."

5) Fragmentarische Mittheilungen über eine Reise durch Holland und einen Theil von Belgien im Herbst 1834. Von K. Fr. H. Stelzer. Köln, Renard und Dübyen, 1835.

Gleichfalls eine recht lesenswerthe Reise. Der Verfasser war von seiner Frau begleitet und gehört zu den echt deutschen Reisenden, die bei ganz verständiger Beurtheilung der Dinge zugleich ihr Gemüth nicht verläugnen können; denen noch die schöne Himmelsgabe inwohnt, etwas bewundern zu können und die z. B. beim ersten Anblick des Meers noch von einer frommen Rührung ergriffen werden. Unsere Zeit arbeitet dahin, diese edle Eigenschaft der Deutschen, die Gemüthlichkeit, auszurotten, und wir wünschen herzlich, daß die Natur

stärker seyn möge, als die fremde Manier französischer Suffisance und des brittischen nil admirari. Der Verfasser durchreiste die vorzüglichsten Städte Hollands und Belgiens, deren Merkwürdigkeiten er beschreibt. Auf die Werke der Kunst nimmt er vorzugsweise Rücksicht. In die Politik mischt er sich nicht mit besonderer Vorliebe ein. Doch gibt er ein glänzendes und ausführliches Gemälde der Schlacht von Waterloo.

Naturkunde.

9) Einleitung in das Studium der Naturwissenschaft. Nach dem Englischen des John Fred. William Herschel von Dr. A. Weinlig. Leipzig, L. Voß, 1836.

Das Bedürfniß, in der Naturwissenschaft zu generalisiren, kehrt immer wieder, und um so gewisser, je mehr man schon ins Specielle eingegangen ist. Die Naturphilosophie hat zwar viel von ihrem Kredit verloren, da sie die Natur zu sehr a priori zu construiren unternahm; allein nachdem die Empiriker den Sieg über sie gefeiert, haben sie sich doch selbst genöthigt gesehen, allgemeine Uebersichten und Ansichten des Naturgebiets zu versuchen. Sie haben alle das Gute, daß sie nicht ein Haarbreit von der gewissen Erfahrung abweichen; allein es fehlt ihnen die alles durchdringende Idee, sie geben in der Regel nur ein Conglomerat von Beobachtungen, gefallen sich in der Ausmalung kleiner Beispiele und Experimente und vergessen darüber das große Ganze, und sind redselig, und weit entfernt von jener mathematischen klaren Construction der ältern Naturphilosophie. Besonders sind die vielen populären Werke der Engländer dadurch charakterisirt.

Der jüngere Herschel gibt hier nur eine Einleitung in das Studium der Naturwissenschaften, d. h. er spricht sich etwas weitläuftig über den Nutzen und Werth dieser Wissenschaften aus, den wohl in der Welt Niemand bestreitet. Sodann verbreitet er sich über die Methode des Studiums und verlangt, wie billig, daß man immer von der Erfahrung ausgehen solle, da erst durch Sammlung, Vergleichung und wiederholte Forschung im Einzelnen allgemein gültige und unumstößliche Gesetze entdeckt werden können. Endlich gibt er eine Uebersicht der Naturwissenschaften nach ihrer natürlichen Eintheilung.

In Bezug auf die neuern Entwicklungen der Naturwissenschaften bemerkt er mit Recht: „Es gibt keinen größern Gegensatz, als den zwischen den gegenwärtigen reißenden Fortschritten der Naturwissenschaft und ihrer langsamen Ausbildung von den frühesten Zeiten bis zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts.“ Indeß hat der Verfasser nicht alle große Folgerungen daraus zu ziehen gewußt oder sie nicht ziehen wollen. Mit dem Fortschritte der Naturwissenschaft nämlich hängt (nicht bloß als Folge, sondern auch als Ursache) die ganze materielle Richtung unsers Lebens aufs engste zusammen, und es handelt sich hier nicht bloß von einem Contrast in der Geschichte der Wissenschaften, sondern von einem in der Weltgeschichte überhaupt.

10) Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde. Von D. Fr. Arago. Aus dem Französischen übersezt von Carl v. Remy. Erster Theil. Stuttgart, Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung, 1837. gr. 8.

Arago's Verdienste um die Sternkunde und Physik sind so allgemein anerkannt, daß wir von ihm nur Ausgezeichnetes erwarten können. Er verbindet mit dem gründlichsten Wissen eine äußerst gefällige und klare Darstellung. Die vorliegende Schrift besteht aus einer Sammlung der Aufsätze, welche dieser Gelehrte seit einer Reihe von Jahren den bekannten Jahrbüchern des Pariser Längenbüreaus einverleibt hat, die eben durch sie eine so große Zahl von Lesern angelockt haben. Einige von diesen Abhandlungen sind schon früher durch deutsche Zeitschriften — wenigstens in Auszügen — auch bei uns bekannt und günstig aufgenommen worden. Was sie besonders empfiehlt, ist die zweckmäßige Wahl der Gegenstände, indem Arago sich stets bestrebt, solche Materien, welche gerade vorzugsweise die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch nehmen, dem allgemeinen Verständnisse näher zu legen. In diesem ersten Theile sind besonders die beiden Aufsätze über Dampfmaschinen und artesische Brunnen, nicht allein für Gelehrte, sondern überhaupt für jeden Gebildeten, besonders aber für Techniker sehr werthvoll. Außerdem enthält er noch eine größere Abhandlung über den Wärmestand unserer Erde und ferner kürzere Notizen über den sogenannten frostbringenden Mond, über den Thau, über die Temperatur der verschiedenen Thiergattungen u. s. w. Die Uebersetzung ist im Allgemeinen zu loben, wenn auch Remy die Eleganz des Originals nicht erreicht hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 152.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 27. Juni 1837.

On recommande
Grâce allemande.
Béranger.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Alle diese Bestrebungen und Erscheinungen erklären nun zwar jene Publikationen religiöser Bücher, sie haben aber mit den christlichen Bildern im Salon wenig oder nichts zu schaffen. Diese sind durchaus andern Ursprungs, nämlich deutschen: die deutsche Kunst beginnt in die französische einzubrechen. Wenn Sie mich dieser Behauptung wegen der Parteilichkeit für die deutsche Kunst beschuldigen, werde ich mich nicht vertheidigen, sondern dieselbe einräumen. Ich bin gar nicht der Meinung, daß man durchaus nicht parteiisch seyn dürfe, und am Ende: warum sollen denn die Deutschen allein unparteiisch seyn? — Und warum sollte nicht auch die Bekanntschaft mit deutscher Malerei auf die französische Kunst Einfluß haben, wie ihn doch die deutsche Literatur auf die französische unleugbar gehabt hat? Jene Erscheinung der religiösen Bilder, sagte ich, sey Wirkung der deutschen Kunst, und ich glaube, daß diese Rückkehr der Kunst zu ihren eigentlichen und ursprünglichen Stoffen nicht, wie bei der deutschen Kunst, einer aus ihr selbst hervorgegangenen Regeneration zuzuschreiben sey, sondern daß nur das Beispiel der deutschen Kunst jene Wendung veranlaßt; um so mehr, da man hier fast allgemein des Wahnes ist, die deutsche Malerei beschäftige sich ausschließlich mit religiösen Stoffen, und Behandlung eines andern Gegenstandes sey nur eine Ausnahme. Unter den Namen der deutschen Künstler ist vorzüglich der Overbecks hier bekannt, gerade als Maler christlicher Gegenstände. Auf dem Boulevard des Italiens wohnt ein deutscher Kunsthändler, der eines seiner Ladenfenster ganz mit Steindrücken nach Overbeck'schen Compositionen behängt hat. Vor diesem Fenster stehen stets eine Menge Leute, dem Haarputz und andern Kennzeichen nach offenbar Maler, die sich da Motive und Ideen suchen. In einigen Bildern des Salons sind dergleichen Anregungen gar nicht zu verkennen. Man könnte nun meinen, jene Erscheinung, die ich der deutschen Kunst zuschreibe, könne ja aus derselben Quelle entstanden seyn, in welcher die Regeneration deutscher Kunst sich Vorbilder suchte. Das ist aber, wie ich überzeugt bin, nicht der Fall, schon aus dem einen Grunde, weil es an altitalienischen, vorraphaelischen Bildern, die bei jener Regeneration ein so wichtiges Element ausmachten, in den hiesigen Galerien fast durchaus fehlt. Da man damals, als diese Sammlungen gegründet und vermehrt wurden, die Herrlichkeit der vorraphaelischen Kunst noch nicht ahnete, so hat man auch wenig oder nichts aus dieser Zeit aufgenommen; was da ist (an altitalienischen, altniederländischen und altdeutschen Bildern) ward nur des historischen Interesses wegen nicht abgelehnt.

Ich könnte diese meine Ansicht von dem Einflusse deutscher Kunst noch weiter ausführen und unterstützen, fürchte aber, Sie allzusehr mit diesen Auseinandersetzungen zu langweilen; ich füge daher nur noch hinzu, daß es — bei der allgemeinen Unwissenheit der Franzosen über Alles, was Deutschland betrifft, selbst über deutsche Literatur, deren Einfluß auf die französische doch so bedeutend ist — nicht auffallen kann, wenn sie von deutscher Malerei die allerwunderlichsten Begriffe haben, was sich schon daraus erklärt, daß sie wenig oder nichts davon gesehen haben, denn ein Bild kann nicht reisen wie ein Buch. Daß sie meinen, die Deutschen malen nur religiöse Bilder, erwähnte ich schon, und zwar denken sie sich darunter solche, wie sie bei Beginn jener Regeneration wohl zum Vorschein kamen, als eine heilsame und nothwendige Reaktion gegen das hohle, abgelebte akademische Prinzip die Extreme Anfangs nicht vermeiden mochte. Welch herrliche Früchte diese nachher getragen, davon wissen sie nichts, meinen vielmehr, die deutsche Malerei stecke noch ganz in jenem sogenannten Nazarenismus oder Cinquecentismus. So sagte ein allein der Kunst gewidmetes Journal, „l'Artiste," von dem man doch billig erwarten sollte, daß es von dem Stande deutscher Kunst einen Begriff habe, bei Gelegenheit einer sehr unbedeutenden, ganz in jener altdeutschen Manier bis zur Karrikatur gehaltenen Zeichnung (im Salon): „Nous ne savons jusqu'à quel point les admirateurs systématiques s'échaufferont en présence des dessins de M. Hauser, un des adeptes les plus exclusifs de l'école de Dusseldorf; ses dessins, représentant des sujets tirés de la vie de sainte Elisabeth, sont d'une froideur et d'une sécheresse désespérantes." Und bloß aus diesem französischen Begriffe von deutscher Kunst kann ich mir ein anderes Wort eines französischen Kunstkritikers erklären, das mir Anfangs Kopfbrechen genug verursacht hat. Er sagt nämlich bei Gelegenheit der im Salon befindlichen Hussitenpredigt von Lessing: „l'école de Dusseldorff, plus française qu'allemande." Ich kann mir diesen Ausdruck nur so erklären, daß der Verfasser von der deutschen Kunst jenen falschen Begriff gehabt und nun sich sehr gewundert hat, daß das Bild von Lessing diesem Begriffe widerspricht. Da es ihm nun unmöglich war, den Wahn über den allgemeinen Charakter deutscher Kunst ganz fahren zu lassen, meinte er, es sey bloß der — hier dem Namen nach wohlbekannten — Düsseldorfer Schule eigen, daß sie andere als cinquecentistische Bilder liefere und Stoffe behandle, die mit denen französischer Künstler Aehnlichkeit hätten. Deßhalb sagt er gutmüthig lobend: „l'école de Dusseldorff, plus française qu'allemande," wofür die Düsseldorfer sich schönstens bedanken werden.

Jene Rückkehr zu religiösen Gegenständen, und zwar unter Vermittlung der deutschen Kunst, wird hier auch keineswegs ignorirt, wenn gleich vielfach beklagt. Die kleinen Blätter, die solche Tendenzen gar bald wittern und mit ausgesuchter Geschicklichkeit Alles in's Lächerliche zu ziehen wissen — es ist ihr Metier — haben den Malern christlicher Bilder, namentlich wenn sie sich zum Cinquecentismus hinneigen — sie, die man in Deutschland einst Nazarener schalt — bereits einen, diese Tendenz bezeichnenden Spottnamen gegeben, sie nennen sie catholicoquets. Uebrigens zweifle ich nicht, daß diese Richtung hier immer mehr Terrain gewinnen wird, so wenig sie auch bis jezt ernstlich gemeint ist; denn viele der hiesigen Maler haben ein religiöses Bild gemalt, um sich auch einmal an einem solchen Stoffe zu versuchen, aus weiter keinem Grunde. Das sieht man — und mit dieser Wendung kehre ich zum Salon zurück — diesen Bildern auch an.

Aus dem, was ich in einem früheren Briefe über den allgemeinen Charakter der französischen Malerei angedeutet habe, als dessen Hauptzug ich Mangel an Ernst und Tiefe bei vollendetem, brillantem Machwerk angab, werden Sie schon selbst abnehmen, daß dies eben nicht besonders zu religiösen Bildern befähige, die eher das Gegentheil verlangen, und bei denen der Inhalt, nicht aber der Vortrag überwiegen soll. Daß dem also sey und daß die heutigen französischen Maler zu Behandlung christlicher Gegenstände eben kein besonderes Talent besitzen, davon wird man im Salon gar bald überzeugt. Man muß diese Bilder sehen, um einmal einen rechten Begriff zu haben, wie ein religiöses Bild nicht seyn soll. Meisterhaft sind sie zum Theil gemalt, aber von den Hauptrequisiten eines religiösen Bildes, Innigkeit, Tiefe, wirklich religiösem Gefühl, aus dem es hervorgegangen und zu dem es anregt, von dem Allem ist nichts zu finden. Von dem größten Theile derselben sollte man glauben, der Maler habe sich in einer Damengesellschaft befunden und Pfänder gespielt. „Was soll der thun, dem dies Pfand gehört?" — „Er soll hinausgehen und ein religiöses Bild malen," lautet die Ordre, der der Maler denn natürlich gehorcht. Wahrlich, so etwas sollte man als Entstehungsgrund der meisten dieser Bilder annehmen: keine Spur einer inneren Nothwendigkeit; der Maler hat ein religiöses Bild gemalt, weil er nun eben gerade kein anderes gemalt hat, er hätte sonst eben so gut einen andern Gegenstand, z. B. ein Genrebild oder ein Thierstück wählen können. Es ist fast kein einziges religiöses Bild da, mit dem ich eine Viertelstunde allein seyn möchte. Doch gehen wir jezt denselben etwas näher.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schloss Hochdorf.

(Beschluß.)

Während auch Glenorvan sich abwesend befand, wurde Fanny's Krankheit durch einen unglücklichen Zufall

veranlaßt. Beide Schwestern hatten sich in Begleitung des Malers auf eine Höhe begeben, um dort Ansichten aufzunehmen, welche der Baron zu besitzen und hernach im Großen ausführen zu lassen wünschte. In ihre Arbeit vertieft, übersahen sie gänzlich, wie spät es bereits geworden, und rafften endlich, die Pünktlichkeit der Hausordnung erwägend, alles Geräthe erschrocken zusammen, zu schnellem Fortgehen sich anschickend. Ein kleiner See durchschnitt ihren Rückweg, und sie hatten schon am Morgen die Ueberfahrt auf einem Kahn unternommen, um dem bedeutenden Wege längs des Ufers zu entgehen. Der Maler stand bereits in dem kleinen Nachen, und in dem Augenblicke, wo er die Ruder bei Seite legen wollte, sprang Fanny, ohne seine Hülfe abzuwarten, rasch auf den Rand des Kahns, verlor das Gleichgewicht und stürzte in's Wasser. Der junge Mann, welcher sie mit Leichtigkeit hätte erfassen können, sprang, völlig fassungslos, ihr nach, und verzögerte dadurch, indem er auf dem seichten, aber schlammigen Grunde ohne Sicherheit sich bewegte, ihre Rettung höchst unnöthig. Von jeder Wohnung entfernt, mußte sie in den nassen Kleidern über den See geschafft werden; am andern Ufer angelangt, eilte der Maler, alles Erforderliche zu veranstalten, aber eine Erkältung, welche sich gleich Anfangs als gefährlich darstellte, ging in ein Nervenfieber über und bedrohte ihr Leben.

Unter diesen Verhältnissen langte Waldorf an, um die tiefe Bekümmerniß des Barons zu theilen. Fanny hatte an jedem Tage lichte Stunden, wo sie ruhig und besonnen sprach und jegliches sich mittheilen ließ. So erfuhr sie auch Waldorfs Anwesenheit und nächste Pläne. Aufmerksam und nachdenklich hörte sie dieselben an, nur drei Tage waren ihm noch zu bleiben vergönnt. Am dritten Tage äußerte sie gegen ihren Vater, als dieser eben am Abend in ihrer guten Stunde zu ihr eintrat, den Wunsch, sich auf ein Sopha tragen zu lassen, um von Waldorf Abschied zu nehmen. „Da er für so lange, lange Zeit scheidet —“ sagte sie leise und hielt, von Wehmuth überwältigt, inne. Der Baron verstand sie nur zu gut; ergriffen von Schmerz, sah er über alle Formen hinweg und gab seine Einwilligung.

Dieser Abschied war wortarm, aber dennoch unendlich rührend. Als Waldorf eintrat, streckte Fanny ihm die Hand entgegen, er kniete an ihrem Lager hin. Ihr gänzlich farbloses Antlitz hatte einen ernsten, tiefwehmüthigen Ausdruck, ihre vom Fieber glänzenden Augen strahlten unermeßliche Liebe auf ihn herab. „Wir haben einander wohl verstanden,“ sagte sie kaum hörbar. Er bewegte bejahend den Kopf, unfähig, auch nur eine Sylbe zu erwidern, sie wollte noch etwas sagen, ihre Lippen bebten, noch einmal blickte sie ihn an, mit dem vollen Ausdrucke, den solche Empfindung zu geben vermag, dann schieden sie, um sich in dieser Welt nicht wieder zu sehen.

Sechs Jahre später besuchte Waldorf das Schloß wieder, nicht um zu verweilen, um es einmal noch zu sehen. Wie anders Alles! Der Baron ruhte in der Gruft neben seinem Lieblingskinde, Eugenie war als Lady Glenorvan ihrem Gemahl nach Schottland gefolgt, der Rittmeister hatte eine reiche, noch vornehmere Heirath gemacht, als ihm durch Eugeniens Hand zu Theil geworden wäre; er stieg von Stufe zu Stufe, das Glück schien jede Gunst über ihn ausschütten zu wollen, nachdem es ihm die erwünschteste versagt hatte; der Maler war in fremden Ländern einem ungewissen Schicksale entgegen gegangen, und Waldorf allein blickte unverändert, mit demselben treuen Herzen, auf Vergangenes zurück. Alles um ihn her war öde, zum Theil verwildert, nichts erinnerte mehr an frühere Sorgfalt. Unmöglich war es ihm, das Haus zu betreten, Schauer ergriff ihn bei der Vorstellung, die Räume wieder zu sehen, die jezt kein Laut belebte, die früher das Liebste in sich schlossen. Zu Fanny's Grab ging er hin und leise wiederholte er ihre Worte: „Wir haben einander wohl verstanden.“

Ja, er hatte es verstanden, wohl begriffen, dieses Herz, so frei von Selbstsucht, welches sich zum Opfer der Verhältnisse gebracht, und verblutend noch ein Lächeln, den Anstrich beglückender Heiterkeit, für seine Umgebung behalten konnte. Immer klangen die Worte tröstend in seiner Seele wieder: „Wir haben einander wohl verstanden.“

Naturgeschichtliche Notizen.

In der lezten Jahressizung des französischen Instituts hat der bekannte Physiker **Becquerel** einen gehaltreichen Vortrag gehalten „über die Verhältnisse der Physik zur Chemie und den Naturwissenschaften überhaupt.“ Er berührt dabei einige Punkte, welche allgemein interessant sind.

Verwitterung des Granits. — Manche Gebirgsarten, namentlich der Granit, verwittern bekanntlich fortwährend an der Luft. An entblößten Felswänden und einzelnen Blöcken lassen sich die Fortschritte der Verwitterung leicht beobachten; wüßte man nun einerseits, um wie viel das Gestein in einer bekannten Reihe von Jahren oder Jahrhunderten, andernseits, um wie viel es seit Beginn der Zersezung, seit es überhaupt der Luft ausgesezt worden, abgebröckelt ist, so könnte man vielleicht leztern Zeitpunkt annähernd bestimmen. Eine Berechnung der Art ist neuerdings in Limoges angestellt worden. Die Kathedrale dieser Stadt ist vierhundert Jahre alt und aus Granit gebaut, der in der Nähe ansteht. Im Innern ist am Stein kaum eine Spur von Verwitterung zu bemerken, aber außen an der Wetterseite ist sie mehr oder weniger bedeutend und beträgt im Mittel etwa 8 Millimeter (über 5½ Linien). Im Steinbruch dagegen zeigt sich die Granitmasse 1 Meter 62 Millimeter (etwa 5 Fuß 5 Zoll) tief ausgewittert. Angenommen, der Gang der Zersezung der Granitmasse sey der Zeit proportional, so hätte sie vor mehr als 50,000 Jahren ihren Anfang genommen. Allem nach aber ist die Granitwand Anfangs ungleich rascher verwittert als später, wo die obern, überhängenden Theile die untern schüzten. Wäre demnach

die Zersetzung in abnehmender Progression erfolgt, so käme noch eine höhere Zahl heraus. — Durch vielfältige Wiederholung solcher Beobachtungen kann die Geologie am Ende doch zu sichern Resultaten gelangen, welche für die Geschichte der Erde von der höchsten Bedeutung sind.

Gewinnung des Silbers ohne Quecksilber. — Die gemeine Methode, das Silber aus der Gebirgsart zu scheiden, besteht darin, daß man leztere auf kaltem Wege mit Quecksilber behandelt. Das verwickelte Verfahren hat seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, wo es entdeckt wurde, wenig Veränderungen erlitten. Die feingepochte Gebirgsart wird mit Quecksilber, Seesalz, Kupfer- und Eisenvitriol, Kalk und Wasser zu einem Teig angerührt und zu wiederholten Malen durch Pferde oder Maulthiere durchgeknetet. Das Amalgam wird sofort von der Gebirgsart durch Auswaschen, das Silber vom Quecksilber durch Erhitzung geschieden. Erst durch die neuen Fortschritte der Chemie hat man das eigentliche Wesen dieses Processes eingesehen, und in der lezten Zeit ist es nun gelungen, ohne Quecksilber und Feuer, nur durch Seesalz und einige gemeine, überall zu habende chemische Produkte das Silber aus der Stufe zu scheiden. Fortan braucht es also zur Ausbeutung der Silberwerke nichts, als daß sie nahe am Meere oder bei bedeutenden Salzwerken liegen. In Kurzem wird sich die Industrie eines Verfahrens bemächtigen, das neben den augenfälligen pecuniären Vortheilen noch den Vorzug hat, daß man mittelst desselben Silbererze ausbeuten kann, denen bisher weder durch Amalgamirung, noch durch Feuer etwas abzugewinnen war, namentlich die Erze, welche bedeutend viel Kupfer enthalten und an denen bisher die Bemühungen der Metallurgen scheiterten. — Von welcher Bedeutung es ist, daß man bei diesem Proceß das Quecksilber ersparen kann, geht schon daraus hervor, daß nach den Münzregistern von Potosi von 1570 bis 1830, 285 — 286 Millionen Mark Silber, etwa fünfzehn Milliarden Francs, vermünzt worden sind, und daß man bei Gewinnung dieser ungeheuren Summe etwa 286 Millionen Pfund Quecksilber verloren hat, die nach dem jezigen Preise 1500 Millionen Francs werth sind. Diese ungeheure, nur in Potosi verbrauchte Masse von Quecksilber liegt jezt im Flußbett des Pilcomayor, in den aller Unrath aus den Silberwerken von Potosi abfließt. Dies ist eine ganze Quecksilbermine, und die Folgezeit findet wohl leichte und wohlfeile Mittel, sie auszubeuten.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Beschluß.)

Der Spitalfielder Ball.

Die Theilnahme am Balle kostete für die Person zwei Guineen, während diejenigen, die von den Logen zuzusehen wünschten, für eine Loge des ersten oder zweiten Ranges sechs Guineen, für eine des dritten oder vierten Ranges fünf Guineen und für eine des fünften Ranges — keine Loge in keinem Range mehr als sechs Personen fassend — vier Guineen zu bezahlen hatten. Die höchste und hohe Protektion verbürgte die Füllung des Hauses in allen seinen Theilen, und die Höhe des Eintrittspreises — selbst in London und für englische Börsen theuer — berechtigte zu Erwartung eines bedeutenden Ueberschusses. Noch wesentlicher aber hoffte man den Spitalfielder Webern dadurch zu nützen, daß der Saal mit ihren Fabrikaten verziert und jede Dame in ein Gewand von Spitalfielder Seide und jeder Herr in eine Weste von gleichem Stoffe gekleidet seyn sollte. Vielleicht als Controle dieser Bedingung, vielleicht auch um das Aufkaufen veralteter Stoffe zu verhindern, ließen der König und die Königin öffentlich die Muster aushängen, welche Ersterer zu seiner Weste, Leztere zu ihrem Kleide erkoren hatte, ein Wink, der bei einer Gesellschaft, wie die zu erwartende, unmöglich verloren gehen konnte. Als der Ball nach langen Zurüstungen endlich stattfand, da mußte Jeder, der ihm beiwohnte, und nicht für Ballglanz und Ballschönheiten gänzlich abgestumpft war, gleich mir ausrufen: das war ein Ball! Nur Eines fehlte ihm: die Gegenwart beider Majestäten. Da man noch nicht wußte, daß der König ernstlich unwohl sey, so sah man hierin nur eine Bestätigung des Glaubens, daß der König jedes Zusammentreffen mit der Herzogin von Kent und Prinzessin Victoria zu vermeiden wünsche. — Das Innere des zum Ballsaale umgeschaffenen Theaters war köstlich geschmückt. Gewinde von Seide und Atlas bedeckten die Brüstungen der Logen; der erste Rang purpurn mit den eingewebten Insignien des Hosenbandordens, der zweite carmosin mit den Insignien des Bathordens, der dritte hellblau mit den Insignien des heiligen Patricksordens, der vierte seegrün mit den Insignien des heiligen Andreasordens, und der fünfte azurblau mit den Insignien des Guelphenordens. Fünf Mittellogen des ersten Ranges, zur Aufnahme der königlichen Gäste bestimmt, waren in eine vereinigt und in einen geräumigen Balkon ausgebrochen, auf dessen reichen Festons von carmosinem Sammt das königliche Wappen glänzte. Eine stattliche Krone überragte ihn, rechts und links von der brittischen Flagge getragen. Das Parterre war mit der Bühne gleich gelegt, deren Hintergrund eine herrliche Gruppe von Waffen und Rüstungen, von Fahnen und Standarten schloß, und inmitten dieser Gruppe befand sich das Orchester. Die Decke bildeten reiche Seidenstoffe, weiß und rosenfarben, und wem hätte es einfallen können, die Lampen der Kronleuchter zu zählen, deren Licht in Juwelen und Diamanten wiederfunkelte! Bald nach neun Uhr wurden die Thüren geöffnet. Schon eine Stunde später waren die Logen mit künstlichen und natürlichen Schönheiten gefüllt, mit alten Damen, die sich jung geschminkt, und mit jungen Damen, die Veilchen in den Augen, Rosen auf den Wangen und Korallen auf den Lippen trugen. In der Flur des Saales gab es eine Fülle von ditto, und das Gedränge wurde am Ende furchtbar. Gegen eilf Uhr trat Prinzessin Victoria ein, ihr zur Linken die Herzogin von Kent, zur Rechten Prinzessin Augusta. Stehend und unter lautem Jubelruf wurde die künftige Königin von allen Anwesenden begrüßt. Das Chor der vierundsechzig Musiker vermochte kaum durchzubringen mit seinem God save the king! Wer Lust zum Tanzen hatte, suchte sich nun Raum, und die Wiener Walzer und die Berliner Galopps wurden bei Weitem besser gespielt als getanzt. Um ein Uhr entfernten sich die königlichen Hoheiten und um vier Uhr schloß der Ball. Das baare finanzielle Resultat besteht in einem Ueberschusse von mehr als viertausend Pfund Sterling, deren beste Verwendung die Sorge eines besondern Comité ist. Ein noch günstigeres Resultat aber besteht unstreitig darin, daß gegen achttausend arbeitslose Weber durch den Ball Beschäftigung erhalten und die guten Leute sich von der Möglichkeit überzeugt haben, etwas Anderes zu weben, als was ihre Väter und Großväter gewebt. Möge der Impuls länger fortwirken, als es wahrscheinlich ist!

W. S.

Beilage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 51.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 27. Juni 1837.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunstwissenschaftlichen Inhalts aus den Gemäldesammlungen von Berlin und Dresden.

Elfter Brief.

(Correggio.)

Schon von Berlin aus versprach ich Dir über Correggio zu schreiben; es ist mir lieb, daß ich mein Wort halten bis hieher verspart, wo ich diesem Geiste noch einige Fragen vorlegen konnte, die in Berlin nicht zu beantworten waren. Erkennt man in ihm freilich nur die Anmuth und die Wellenlinie, das Helldunkel und das breite, unten zugespizte Oval, so reicht ein Bild schon hin und ich hätte Dir von der Leda und Jo in Berlin viel schreiben können. Ein Andres ist's mit seinen verschiedenen Manieren, deren man hier vier, eigentlich fünf zählt — denn so viel Bilder hat man — zu denen dann noch so viel andere gehören, als anderswo Bilder von ihm vorhanden. Als ob die Manier eines Meisters wie ein Kleid angezogen und abgetragen würde, als ob der Geist zusammengeleimt würde oder aufgemauert wie ein Schloß, an das jeder neue Besitzer ein neues Stück anstößt, und das freilich zulezt verschiedene Manieren zeigt. Als ob Blatt, Blüthe, Frucht verschiedene Manieren eines Baumes wären und nicht Stufen der Entwickelung! Was Correggio ist, ist er ganz und von Anfang an und selbst seine Fehler sind nur Schößlinge seiner Tugenden. Ihn zu erkennen, müssen wir auf den Stand der Kunst seiner Zeit, auf das religiöse Bewußtseyn überhaupt und auf sein Gemüth besonders Rücksicht nehmen. Correggio lebte in einer Zeit (zu Anfang des 16. Jahrhunderts), wo kirchliches Leben und religiöses Bewußtseyn in Italien so tief gesunken waren, daß die Grundlehren des Christenthums (Versöhnung der Welt und Rechtfertigung durch den Glauben) mit andern Alterthümern vergraben lagen und die Nothwendigkeit einer Kirchenreform von einigen wenigen Männern christlicher Bildung am päbstlichen Hofe selbst — doch vergebens — nachgewiesen wurde.* Die Kunst hatte alle Beziehungen zu Religion und Natur durchlebt und in Raffael die Rückkehr aus dem Leben und mit ihm ins Heiligthum gefeiert. In diese Zeit, wo von der Sündhaftigkeit des Fleisches nicht mehr die Rede war, wo überhandgenommene griechische Bildung auch griechische Lebensansicht allgemeiner gemacht, wo der Ernst der Kunst seinen Gipfel erreicht, trat Correggio, dieser von Musen und Grazien mit Gaben überschüttete, heitere, sinnlich-glückliche Mensch ein. Nur wenn sie heiter war, konnte er die Religion brauchen, wenn sie in das Glück des Daseyns, vor allen wenn sie in des Menschen vollste, ohne Reue und ohne Sehnsucht gebrochenen Entzückungen, in die Freuden seines Herzens, seiner Sinne stimmte. So konnte ihn auch eine Kunst nicht rühren, deren Gestalten in feierlicher Langeweile die wenigen Bewegungen machten, die ihnen das Herkommen erlaubt, noch weniger, wenn diese Gestalten gar den Schein des Lebens annahmen ohne die Freiheit desselben, endlich mußte er selbst Raffael und dessen theilweiser Rückkehr zum Alten gegenüber empfinden, daß auch er ein Maler sey, nämlich ein andrer.

Was ist nun das Neue in Correggio? — Fragen wir deßhalb sein frühstes Bild, den heil. Franciscus in der hiesigen Sammlung, das er nach zurückgelegtem achtzehnten Jahre gemalt. Wieder eine Madonna in trono und Heilige umher: die Aufgabe bleibt die vielhundertjährige; die Lösung eine durch und durch neue. Dieses Neue werden wir finden, wenn wir das Bild an seine alte Stelle setzen, für die es der Künstler gemalt, über den Altar, und es mit diesem in Verbindung betrachten. Das Altarbild gehört in der katholischen Kirche zum Altar und also in den Ritus. Der Ritus ist eine symbolische Handlung, d. h. er bildet etwas Ewiges, etwas von den Verhältnissen der Zeit ganz Unabhängiges ab, obschon in

* Vgl. hierüber Ranke's Fürsten und Völker des sechzehnten Jahrhunderts.

der Zeitlichkeit und unter den Gesetzen derselben: er bildet somit keinen Vorgang ab, sondern stellt einen Gedanken hin, diesen aber freilich in Form eines Vorgangs. — Ferner der Ritus ist allgemein kirchlich, ohne besondere Beziehung auf die Gemeinde (als gerade anwesende), noch auf die Mitgeistlichen oder die Ministranten: hier ist nirgends eine persönliche Verbindung. — Endlich der Ritus insbesondere, die ceremoniellen Bewegungen des Priesters beim Segnen, Küssen, Niederknieen, Stufen Auf- und Absteigen 2c. ist eine von Alters her überlieferte, feststehende Form, wie das Wort, dessen er sich bedient. Sie wird betreffenden Falls angelernt und in den meisten Fällen gedankenlos beobachtet; Einige indeß suchen gewisse Natürlichkeit, oder auch wohl Anmuth in die Bewegungen, in die Rede, zu legen, ohne von der Form abzuweichen; noch Andere erfassen ihren ursprünglichen Sinn und beleben sie mit ursprünglichem Geist und Ernst. Käme aber Einer, der nach seinem Gefallen, seinem persönlichen Gefühl sie ausführte, Worte nach seiner Weise wählte, so trennte er sich damit von Kirche und Altar, wie mächtig er auch sonst auf die Gemüther einwirkte.

Alles Gesagte gilt von den (symbolischen) Altarbildern, und Du wirst Dir schon im Lesen die Parallele leicht gezogen haben. Da aber auch in ihnen das Symbol, der Gedanke, in Form eines Vorgangs hingestellt wird, so kann er allerdings in diesen umschlagen: Seh ich Maria mit dem Kind auf dem Thron, und Heilige umher, so kann ich wohl zu der Frage kommen: seit wie lange sind diese schon beisammen, wie lange werden sie es bleiben? und wird ihnen diese abstracte Stellung nicht lästig, die feierliche Miene nicht unmöglich auf die Dauer? Laßt ihnen doch einmal Freiheit und seht, was sie beginnen! Mit diesem, die Basis kirchlich-religiöser Anschauung untergrabenden Gedanken beginnt Correggio: er löst den rituellen Zauber, der die Heiligen fesselt, und läßt sie ihrer Herzensneigung nachgehen und unter sich in Verbindung treten, er dringt keinem mehr die alten geheiligten Bewegungen auf, sondern läßt einen Jeden sich äußern, wie's ihm beliebt. Da aber nun alle diese Vorgänge in seiner Seele sich spiegeln, in dieser Phantasie voll Heiterkeit und Sinnenlust, so werden sie keine andre Farbe annehmen können, als eben die der Heiterkeit und Sinnenlust. So erscheint uns das erstgenannte Bild des h. Franciscus: Lichter Sonnenglanz im Hintergrund, helle Freude und Seligkeit im Vorgrund. Die lang aushaltende Andacht des heil. Franz zur Madonna spielt endlich in eine persönliche Theilnahme hinüber, und Madonna neigt sich mit ausschließlichem Segen, mit mild streichelnder Handbewegung nach ihm herab; der sonst so ernste Bußprediger Johannes schaut mit einer Freudigkeit zu uns heraus, als habe er nichts zu verkündigen gehabt, als die Erscheinung des Kindes, den Beginn der glücklichen Zeit; Antonius wendet sich ab, ich weiß nicht ob vom alten oder vom neuen Dienst; doch zieht ein räthselhaftes, fast ironisches Lächeln um seine Lippen; nur Katharina bleibt in ungestörter religiöser Hingebung dem Kinde zugewandt, das auch noch in angestammter, hier scheinbar angelernter Feier verharrt, und an das der junge Tempelstürmer sich noch nicht gewagt. In seligem Entzücken, keiner Schwingen als der der Freude bedürftig, schwimmen oben in der Luft zwei Engelsknaben, lieblichen Gesichts, geringelten Haupthaars, und selbst in die aus Marmor geformten, die die Platte des Altars tragen, ist der Geist gefahren; die Bezauberung ist auch von ihnen genommen, Blut durchströmt das starre Gestein, und ob sie dem alten Bund angehören, wie jene oben dem neuen, es kümmert sie wenig, leicht und lachend tragen sie ihre Last, wohl wissend, daß die ganze Scene bald vorüber ist und sie hingehen können, wohin die Lust sie führt. Dieser meines Wissens durchaus neue Einfall, karyatidische Figuren durch Farbe zu wirklichen zu machen, charakterisirt scharf den neuen Genius, dem es unerträglich war, irgend etwas, das menschliche Form trug, unbelebt zu sehen.

Aber ganz sich losreißen vom Alten konnte Correggio nicht mit einem Male, und so wie er das Christkind im genannten Bilde noch nicht in die neue Bewegung gezogen, so folgte er auch noch in vielen andern künstlerischen Dingen seinen Vorgängern; er behielt im Allgemeinen die Anordnung bei, seine Zeichnung hält sich am strengen Contour, die Gewänder brechen sich in großen Massen und festen Falten, die Färbung ist tief-kräftig und die Stimmung noch immer feierlich, wie Morgenanbruch.

In diese Zeit nun fällt, wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, ein zweites Bild Correggio's von allerhöchstem Werth, die Kreuztragung in der Gallerie von Parma. Zwar verändert die Aufgabe die Stellung des Künstlers wesentlich; hier gab es weder Ueberlieferung zu brechen, noch konnte Freude und Entzücken Spielraum gewinnen; doch blickt der Geist, wenn ich recht sehe, durch. Zeichnung und Färbung ist, wie beim Franciscus, der alten Schule, namentlich dem Mantegna verwandt (wie jener dem Francia), die Auffassung ist rein dramatisch, als Vorgang gefaßt, als wirkliches Ereigniß, und doch wie geistvoll geordnet, wie sind die Elemente abgewogen, daß die Darstellung sich zur höchsten Macht über unser Gemüth steigert, aber — es beruhigt. Das ist das Große in diesem Bilde, nur dem Correggio Eigene, das sogar dem Raffaelischen Spasimo fehlt. Siehe! in der Mitte des Bildes: Christus, das Kreuz tragend, seine Last fühlend, aber nicht unter ihr erliegend. — Nur die Mutter erlag unter der viel größern Last des Kreuzes, das sie trug, unter ihrem Herzeleid. Rechts von unserm Auge — sie hatte sich schon von der Leidenscene abgewendet

— sehen wir sie hingesunken, zusammengebrochen, aus jedem Gliede scheint der lezte Lebenshauch zu fliehen, den die helfende Magdalena aufzuhalten sich bemüht. Auf diese seelenerschütternde Gruppe — auch uns erfaßt sie durch die Wahrheit der Darstellung, über der wir die leztere vergessen — fällt Christi Blick. Das schwere Kreuz, der nahe bittere Tod beraubt ihn seiner Kräfte nicht; aber kann er der Mutter Schmerz ertragen? Er kann's, wie schwer's ihm wird. Er fühlt es ganz, dieses furchtbare Leiden, doch wenn es tausend Mutterherzen bräche, er ändert's nicht, und der unabänderlichen hohen Bestimmung geht er, wenn auch unter Thränen, doch heiter entgegen. O, er ist unendlich schön, dieser Sieg göttlicher Heiterkeit über die Empörung des tief verwundeten Herzens, dieses leichte Wandeln auf stürmenden Wellen; und doch ist's kein Gott, kein in einen räthselhaften Nimbus gehülltes mächtiges Wesen, dem dieses gelang; nein, das Angesicht so menschlich, so bekannt, so ganz Natur; jede Hand-, jede Fingerbewegung so wahr, so lebendig, ja selbst das Haar, getheilt durch die Zacken der traurigen Krone, wallt wie von selbst über die Schultern nach der Brust. Und neben dieser Gruppe reinster Seelenbewegung ein Roher aus dem Volk, die geballte Rechte zum Schlag erhoben, während die Linke den Heiland vorwärts stößt. Das wußte Correggio wohl, wie grell er die Gefühllosigkeit neben sein Gemälde höchster Zärte stelle, daß sie es doch nicht berühren, noch beschatten, sondern nur seine Wirkung erhöhen konnte. — Verfolgen wir den Vorgang weiter, so stoßen wir, auf der andern Seite Christi, in der Tiefe des Raumes, auf eine neue Scene. Die Mißhandlung Christi kann der Jünger, den er lieb hatte, nicht mehr ertragen: Johannes drängt sich aus der Menge vor, um seinen theuern Meister vor dem Augenblick des Erliegens zu schützen. Unerbittlich stößt ihn die Wache zurück. Siehe dies unbarmherzige Gesicht! dahinter zwei andere mit offener und versteckter Bosheit, daneben den fanatischen Judas und das gleichgültige Gesicht des Gaffers, und neben all dieser Widerwärtigkeit den leidenden Liebesblick des Johannes, der uns für alle Unbill entschädigt und das Gemüth beruhigt.

Sehe ich nun recht, so ist gerade diese Macht des Geistes über widerstrebendes Leiden, ja diese bei höchstem Schmerz noch erhaltene Heiterkeit die Seele des Bildes und Correggio's Eigenthum.

Kennte ich nur das Bild des heil. Petrus (mit drei andern Heiligen) in der Landschaft in Correggio's Vaterstadt, so würde ich an dieser Stelle von ihm reden; denn nach dem, was ich davon gehört und gelesen, fällt es in die Zeit des Uebergangs zu dem zweiten Bilde der Dresdener Gallerie, dem heiligen Sebastian.

Wohl aber möchte ich eines andern herrlichen Gemäldes dieser Zeit gedenken, das auch in der Gallerie von Parma aufgestellt ist: eine Ruhe auf der Flucht (Madonna della scodella). Es war vorauszusehen, daß auch hier Correggio's reichbegabter Genius nicht an die traditionellen Motive sich halten würde, aber dennoch überrascht er durch die gänzliche Neuheit der Auffassung. So zeigt uns dies Bild wieder, wie unendlich viel — bei dem beschränkten Kreis von Darstellungen — in der Kunst von einer neuen, lebendigen Auffassung abhänge, und welche Kraft und Frische darin liegt, wenn ein Künstler im herrschenden Geiste seiner Zeit sich ausspricht.

Das Bild belehrt uns auf den ersten Blick, Correggio habe die Erzählung als solche, ohne weitere Beziehung und Bedeutung genommen. „Die Aeltern Christi fliehen mit dem Kinde nach Aegypten und bleiben daselbst bis zum Tode des Herodes.“ Einen jahrelangen Zeitraum schließt diese Erzählung ein: warum also zeigt ihr das Kind immer als ein neugebornes? Ist nicht bis zur Rückkehr aus dem Kind ein Knabe geworden? Soll die durch Furcht und wunderbare Rettung erregte Stimmung ewig dauern? Aendert sich nicht Alles mit der Zeit? Seht doch dem Ereigniß wirklich zu, geht mit ihm fort und ihr kommt an — dies Bild. Die heiligen drei Könige, der Komet, der Engel der Verkündigung sind — wenn auch nicht vergessen, doch — ins Dunkel der Erinnerung getreten. Obendrein sind Engel ihre tägliche Gesellschaft und haben den Reiz des Außerordentlichen längst verloren. Die heilige Familie ist eine brave geworden, die Gott sichtbarlich schützt in ihrer Verbannung, die das Leben von seiner wochentäglichen Seite auch fassen und ihr einziges, höchstes Glück in der sich entfaltenden Schönheit und Güte des geliebten Kindes erblicken. Engel sind eben hülfreich beschäftigt, eine große Palme niederzuziehen, damit Vater Joseph, der unmöglich hinauflangen oder klettern kann, die Früchte bequemer abpflücken könne, die er dem Kinde hinreicht. Dieses, ein herrlicher Knabe von vier bis fünf Jahren, sorglos an die Mutter angeschmiegt (sie sizt am Boden neben einem kleinen Feuerchen, über dem ein Brei gekocht wird), nimmt die Früchte vom Vater mit der einen Hand und gibt sie mit der andern der Mutter, und recht um uns zu zeigen, daß er dies Amt schon oft verwaltet und die Arbeit völlig verstehe, sieht er gar nicht darauf, sondern auf uns, mit einem unbefangenen, herzlich frohen, fragenden Blick, wie Kinder thun, die sich etwas Fremdem ganz bekannt gegenüber stellen. Wie Joseph am Baume, so findet Maria am Feuer einen Gehülfen, einen Engel, der mit kocht, während ein anderer den Esel, damit er sich nicht, nach besserer Weide suchend, als das verbrannte Gras ihm bietet, verlaufe, vorsorglich an einen Baumstamm festbindet.

Wie also Correggio im vorhergenannten Bilde für das schmerzenreichste Ereigniß die Besänftigung gefunden,

indem er den, dessen Leiden uns zermalmen mußte, im Sieg über jedes, selbst das eindringendste, darstellt und somit ein trauriges Bild im heitern Licht gezeigt, so und noch viel mehr hat er hier von dem Bilde einer sorgenvollen Flucht alle Wolkenschatten weggezogen und das Glück, die Lust, das harmlose Leben von Gott beschützter Menschen geschildert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom April.

Numismatik.

Vom Genfer See, 21. März. Im Rhonethale vom See bis Martigny, wo einst römische Städte, z. B. Epaunum am Fuße des Dent du Midi, standen, werden häufig römische Münzen entdeckt; so fand man auch unlängst zwischen Vesenaz und St. Maurice, einen Fuß unter der Erde, in einer gefirnißten, fast runden Amphora 8 — 900 Kupfermünzen, welche den gewöhnlichen Grünspanüberzug haben, sonst aber gut erhalten sind. Fast alle zeigen auf einer Seite das Brustbild der Kaiser Diocletian, Maximian oder Constantius Chlorus, auf der andern aber verschiedene Attribute, einen Genius und die Inschrift: Genio populi romani. Sie sind meist so groß wie die französischen Zweifrankenstücke.

Malerei.

Rom, 25. März. J. Riepenhausen hat ein großes Bild vollendet, welches den Kaiser Maximilian I. vorstellt, wie er in dem eroberten Kufstein von dem Herzog Erich von Braunschweig-Lüneburg für die Gefangenen der Festung angefleht wird, obgleich der Kaiser, bei seiner Ungnade, verboten hatte, für die Verbrecher zu bitten. Das Bild wird bald nach Deutschland abgehen.

Padua, 6. April. Oeffentliche Blätter haben bereits gemeldet, daß Hr. Dr. Ernst Förster in Aufträgen Sr. Majestät des Königs von Sachsen und Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen in Italien reist, und in Padua das Glück gehabt hat, eine Capelle mit Malereien des 14. Jahrhunderts aufzufinden, die völlig in Vergessenheit gerathen war. Er schreibt uns darüber vorläufig Folgendes:

„Ich habe die Malereien in St. Giorgio de' Lupi unter Staub und Moder hervorgeholt, indem ich die Grenzen des Untergangs erforschen wollte. Die unteren Bilder sind, mit Ausnahme eines einzigen Bildes, das ganz, und eines andern, das halb verloren ist, und einzelner durch Steinwürfe beschädigter Stellen, durchaus wohl erhalten. Die oberen Bilder habe ich noch nicht untersucht. Diese Malereien gehören zu dem Schönsten, was nicht nur das 14. Jahrhundert, sondern überhaupt die Frescomalerei geliefert hat. Manches ist in Farbe und Malerei so schön, daß ich nicht wüßte, wie Tizian es hätte übertreffen wollen. Aber diese Frescokunst ist noch nicht wiedergefunden. Wir haben die Florentinische. Hier sind durchaus andere Mittel.“

Bis zum 8. April hatte er aufgedeckt eine Kreuzigung und die Geschichte der heil. Lucia, vier große Frescobilder, mit denen die Südseite der Capelle geschmückt ist.

München, 10. April. Unter den neuen Kunstwerken erregt ein großes Oelgemälde vom Professor Zimmermann, den Abschied des Tobias vorstellend, durch Reichthum und Schönheit der Gruppen, durch meisterhafte Perspective der Gründe und schöne Behandlung die Theilnahme Aller, die es in seinem Atelier in der Akademie sehen. Eben dort ist Cornelius beschäftigt, zu seinem großen Gemälde, das jüngste Gericht, für die Ludwigskirche, den Carton der Fortsetzung zu zeichnen. Es ist „Gott Vater im Moment der Weltschöpfung“, bestimmt, über dem jüngsten Gericht in die Decke zu kommen, und durch ein drittes Gemälde, den heil. Geist darstellend, ein großes Ganzes zu bilden, das die Schöpfung, Erlösung und das Weltgericht, die religiös-christlichen Ideen der Weltordnung in einem ähnlichen Zusammenhange darstellt, wie der erste Saal der Glyptothek die kosmogonischen der Griechen enthält.

Paris, 8. April. Der Baron Taylor hat in Spanien für Rechnung der französischen Regierung etwa 800 Gemälde für 700,000 Fr. angekauft. In der hiesigen Kirche St. Laurent wurde in der Charwoche eine Sammlung von Tapeten ausgestellt, welche seit drei Jahrhunderten in den Niederlanden in großem Ruhme stand. Sie besteht aus 10 Gemälden, welche Scenen aus dem Leben der Apostel Petrus und Paulus enthalten, ausgeführt nach Zeichnungen, welche Raffael selbst aus Rom an die berühmte Abtei St. Peter und Paul zu Gent auf deren Verlangen sandte. (?) Diese Tapeten sind vollkommen erhalten, und man sagt, der päpstliche Nuntius stehe mit dem Eigenthümer in Unterhandlung, um sie für die Gallerie des Vatikan zu erkaufen.

Berlin, 14. April. Vor einigen Tagen sind die überaus kostbaren großen Vasen abgegangen, die der König in der hiesigen Porzellanmanufactur als Geschenk für den Herzog von Orleans hat anfertigen lassen. Ansichten von Berlin und Potsdam, die gewiß den Vergleich mit den Meisterwerken der Porzellanmanufactur zu Sèvres nicht zu scheuen haben, zieren dieselbe.

Weimar. Die von Ihrer Kön. Hoheit der Frau Großherzogin angeordneten Malereien zur Ausschmückung des neuen Flügels am Großherzoglichen Schlosse sind in raschem Fortgang. Bernhard Neher hat diesen Winter hindurch eine Reihe sehr schöner Cartons für das Zimmer gezeichnet, welches er zu Ehren Schillers in Fresco ausmalt. Vier große Cartons enthalten die Scenen, wie Don Carlos von der Königin Abschied nimmt, Wallenstein, wie er Max und Thekla trennt, Fiesco, welchen Verrina von der Brücke stößt, Don Cesar, wie er Don Manuel bei Beatricen trifft und gegen ihn das Schwert zieht. Ein kleinerer Carton stellt zwei andere Scenen aus der Braut von Messina dar, wie der Fürst sich vom Astrologen seinen Traum deuten läßt, und den Tod Don Cesars. Die drei kleineren Gemälde, welche der Künstler schon im vorigen Herbst in Fresco vollendet hat, und welche Scenen aus Fiesco, Don Carlos und dem Ritter Toggenburg enthalten, lassen durch die Schönheit ihrer Ausführung auch von den größeren etwas Ausgezeichnetes erwarten. Hr. Preller ist eben im Begriff, eine zweite große Landschaft in Oel, eine Partie von Eichbäumen bei Ilmenau mit einer Parforce-Jagd des Großherzogs Karl August, für den Conseilsaal zu vollenden. Dies Bild übertrifft das im vorigen Jahr ausgestellte der Wartburg noch weit an schöner Haltung und Naturwahrheit. In einem kleinen, von Hrn. Hütter mit Arabesken ausgemalten Zimmer malt Hr. Kaiser vier Landschaften, welche Erinnerungen an die Lustschlösser Wilhelmsthal, Belvedere, Dornburg und Tieffurth enthalten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 153.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 28. Juni 1837.

Vincant divitiae; nummorum ereximus aras.
Juvenal.

Die Londoner Stockbörse.

Im gedrängtesten Theile der City von London stehen drei öffentliche Gebäude so nahe beisammen, daß ein Lahmer kaum wenige Minuten bedarf, von einem zum andern zu gelangen. Sie sind mansion-house, die Residenz des Lord Mayor, die royal Exchange oder Börse, der Sammelplatz der handeltreibenden Welt, und die Bank of England. Jeder Londoner weiß die drei Gebäude zu finden, jeder Fremde sucht sie auf, und wie ihr Aeußeres, ist ihr Inneres sehenswerth. Aber so nahe bei der Bank, daß ein paar Dutzend Schritte zu Durchmessung des Zwischenraums hinreichen, steht ein viertes Gebäude, äußerlich minder schön, jedoch durch die Verhandlungen in seinem Innern nicht minder interessant, von dessen Daseyn gleichwohl die wenigsten Londoner und noch wenigere Fremde eine Idee haben. Das ist die Stockexchange, die Stockbörse, der in der neuern Zeit so hochwichtige Vertriebsort aller in der Welt zu Markte gehenden Staatsschulden. Wenn es sonderbar ist, daß ein Platz, der bei Kriegserklärungen und bei Friedensschlüssen ein gewaltiges Wort mitzusprechen hat, in umgekehrtem Verhältnisse seiner Bedeutung bekannt seyn soll, so erscheint es noch seltsamer, daß alle Verhandlungen an jenem hochwichtigen Platze geradezu gesetzwidrig sind. Diese Sonderbarkeit steht indessen mit jener durchaus in keiner Beziehung; es wäre eben so schmeichelhaft als falsch, in der Gesetzwidrigkeit der Verhandlungen einen Grund für die Obscurität des Orts zu erblicken. Ein Gesetz aus Königin Elisabeths Zeit befiehlt sehr nachdrücklich, daß die Londoner Kaufherrn in Angelegenheiten des Handels und Wandels schlechterdings an keinem andern Orte sich versammeln sollen, als an der, zu jener Zeit unter Paukenschlag und Trompetenklang zur royal Exchange proklamirten Kaufhalle. Das Gesetz ist noch in Kraft, und das macht die Verhandlungen an der Stockbörse ungesetzlich. Aber Niemand kümmert sich um das Verbot, und das hält also Niemand vom Besuche der Stockbörse ab. Nein, der Grund, warum der Ort so unbekannt ist, liegt wohl einzig und allein darin, daß er nicht bloß kein öffentlicher, sondern es auch höchst bedenklich ist, ihn zu betreten. Davon später.

Vor zwanzig und einigen Jahren, als der Staatspapierhandel eine Rolle zu spielen anfing, die seitdem zum Inhalte mancher Tragödie für Groß und Klein geworden ist, faßte eine Anzahl Mäkler den Entschluß, einen Verein zu stiften, in welchen bloß Interessenten bei jenem Handel Aufnahme finden sollten, zu dem Zwecke ein besonderes Lokal zu errichten und dahin ihre seitherigen Zusammenkünfte aus der Börsenrotunde zu verlegen. Die Ausführung dieses Plans begründete die jetzige

Stockbörse. Das gewählte Lokal befindet sich in einem Hofe, der Capel Court heißt; die Zahl der Vereinsmitglieder beläuft sich auf achthundert; ein aus dreißig Personen bestehendes Comité hat in Allem, was den Verein betrifft, definitives Entscheidungsrecht, und der erforderliche Aufwand wird theils von den jährlichen Beiträgen, theils von den zehn Guineen bestritten, welche jedes Mitglied bei der Aufnahme zu entrichten hat.

Es gibt vielleicht keine Gesellschaft mit ausführlicheren Statuten. Das Regulativ, die Aufnahme von Mitgliedern betreffend, hat siebzehn Paragraphen und außerdem bestimmt ein Anhang die zu beobachtenden Formen. Jedes Gesuch um Zulassung muß an den Sekretär des Comité gerichtet werden, der es in den üblichen Sitzungen vorträgt, und Jeder ist zulaßfähig, den das Comité dafür erkennt. Um aber solche Anerkennung zu erlangen, muß der Kandidat von drei Personen empfohlen seyn, deren jede mindestens während der lezten zwei Jahre Vereinsmitglied gewesen und bereit ist, sich für ihn mit dreihundert Pfund Sterling zu verbürgen, eine Summe, welche für den Fall, daß der Aufgenommene binnen der nächsten zwei Jahre bricht, zur Befriedigung seiner Gläubiger verwendet wird. Von dieser allgemeinen Regel finden drei Ausnahmen Statt. Schreiber des Hauses, die vier Jahre lang treu gedient, sind aufnahmsfähig, wenn zwei Mitglieder, jedes für zweihundert und fünfzig Pfund Sterling sich verbürgen. Wer die lezten fünf Jahre Mitglied der ausländischen Stockbörse gewesen ist, ohne einen merkantilischen Schmutzfleck auf seinen Charakter gebracht zu haben, bedarf nur der Empfehlung von zwei Vorstehern jener Börse, die jedoch auch hier Mitglieder seyn müssen, oder der Empfehlung zweier diesseitigen Comitémitglieder, und in beiden Fällen keiner Bürgschaft. Ausländer hingegen, die noch nicht naturalisirt sind — wozu unter Andern ein siebenjähriger ununterbrochener Aufenthalt in England erheischt wird — müssen während der lezten fünf Jahre in den vereinten Königreichen gelebt haben und die Empfehlung von fünf Mitgliedern beibringen, deren jedes sich für dreihundert Pfund Sterling verbürgt. Ueber die angebrachten Gesuche entscheidet das Comité durch Stimmenmehrheit; diese Ausschußpersonen aber werden auf ein Jahr von dem ganzen Verein mittelst Ballotirens gewählt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Die markanteste und beste der christlichen Darstellungen — wenn auch nicht als solche — ist das Bild von A. Scheffer, wozu die trostreichen Worte des Evangeliums: „Ich bin gekommen, um zu heilen die, welche gebrochenen Herzens sind und den Gefangenen ihre Befreiung zu verkünden und zu erlösen die, welche unter ihren Ketten erdrückt sind," (Ev. Luc. Cap. 4, v. 18. 19.) den Stoff gegeben haben. — Schon daß Scheffer in diesen Worten den Stoff zu einem Bilde gefunden hat, zeigt ihn uns als denkenden Künstler: es sind auch in dem Bilde Gedanken genug, aber keine christlichen.

Auf einer Wolke in der Mitte des Bildes thront der Erlöser, zu seiner Linken, knieend an ihn geschmiegt, seine Mutter, die Fürbitterin. Seine Hände hat er ausgestreckt gegen die Unglücklichen, die in jenen Worten des Evangeliums bezeichnet sind und die sich in zwei Gruppen zu seinen Seiten befinden: zu seiner Rechten diejenigen, „welche gebrochenen Herzens sind," zu seiner Linken „die Gefangenen." Die Worte des Evangeliums, auf dem obern Rahmen des oben runden Bildes geschrieben und durch die Rundung des Bildes getheilt, bezeichnen noch ausdrücklich die beiden Arten Leidender, die sonst schon an und für sich kenntlich genug sich unterscheiden. Zu des Heilands Rechten kniet eine unglückliche bleiche Mutter mit verweinten Augen und beugt sich über ihr Kind, neben ihr eine weinende Jungfrau und eine abgehärmte Matrone, die lange Leiden geduldet; weiter dem Hintergrunde zu unglückliche Männer, ein junger, mit der Miene des durch Unglück gebrochenen Stolzes, neben ihm ein Greis mit Werkzeug; er hat ein langes Leben hindurch sich abgemüht und wenig Freuden genossen: jezt geht er ein zu seines Herrn Freude. Zwischen diesen und dem Heiland, und von lezterem abgewendet, ruhet in sich versunken ein lorbeergekrönter Mann: es ist Torquato Tasso, der unglückliche, verkannte Dichter, welcher große Schmerzen getragen. Alle diese Leidenden werden nun getröstet und erquickt, mit himmlischer Milde, Trost und Seligkeit verheißend, empfahet sie Christus.

Zu des Erlösers Linken erblickt man nun „die, welche gefangen und unter Ketten erdrückt sind." Hier wird das Bild ganz unchristlich, denn es wird politisch und modern. Es war schon eine gewagte Idee, in der Gruppe zu Christi Rechten, unter den Leidenden, unter bloß symbolischen Trägern eines Begriffes eine bekannte, wirkliche historische Gestalt, Tasso, aufzuführen. Doch läßt man sich das noch gefallen: diese Gestalt ist durch den Zauber der Poesie und des Unglücks, der auf ihr ruht, so verklärt, so bekannt geworden, daß sie immerhin schon als symbolische gelten mag; wie läßt sich der ungeheure Schmerz des verkannten, mißhandelten Dichters schöner und prägnanter ausdrücken, als durch Tassos wohlbekanntes, lorbeerbeschattetes, dornengedrücktes Haupt! — Aber statt nun in der Symbolik zu bleiben, verläßt der Künstler dieselbe und gibt in der Gruppe zu Christi Linken lauter,

wenn auch nicht individuell, doch nationell bestimmte Gestalten. Und das ist noch schlimmer und weniger zu entschuldigen, als wenn er bekannte Individuen dargestellt hätte, denn der Schmerz des Individuums ist ein rein menschlicher, bei dem einer Nation — als solcher — kommt die politische Ansicht der Sache zur Frage. — Scheffer zeigt uns in denen, die „unter ihren Ketten erdrückt sind," eine Reihe Gestalten von politisch unterdrückten Nationen und Parteien. Neben einem Griechen erblicken wir einen Polen, beide in ihrer nationalen Tracht, vor ihnen einen Neger, seine gefesselten Hände mit zornigflehender Geberde. zum Heiland empor hebend; ich sage zornigflehend, denn man kann nicht unterscheiden, ob die schöne energische Geberde eine Bitte um Erlösung von den Ketten enthalten soll, oder eine Anklage gegen die Christen, die ihn in Fesseln geschlagen. Vor diesen drei Gestalten erblickt man im Vordergrunde ausgestreckt die Gestalt eines nackten Jünglings, den Griff eines zerbrochenen Schwertes neben sich. Er ist lange gefesselt gewesen, die Ketten haben ihm die jungen, starken Arme wund und blutig gedrückt; Christus nimmt mit seiner Linken ihm die Fesseln ab und der Jüngling sinkt zurück, wie es scheint, todt oder in Ohnmacht. Da jene andern Gestalten sämmtlich bestimmten Nationen angehören, so quälte ich mich lange, zu entdecken, welchem Volke dieser Jüngling angehöre; denn ich glaubte aus der Nacktheit desselben schließen zu können, daß der Künstler das nationale Costüm als unmalerisch oder aus andern Gründen abgelehnt hatte. Die Journale, die das Bild außerordentlich lobten, nannten jene Figuren, die sich von selbst erklären, nämlich Griechen, Polen und Neger; über den nackten Jüngling gaben sie nichts Näheres an, als daß er schön gezeichnet sey, was man sieht. Die französischen Kunstkritiker sind noch oberflächlicher als die deutschen. Ich habe mich, wie gesagt, lange gequält, was der Jüngling mit dem abgebrochenen Schwerte bedeute, und endlich es herausgebracht. Ueber des Jünglings Leib liegt ein Stück Gewand, dessen Fortsetzung sich unter seinem Rücken herzieht. Dieses Gewand ist aber nichts mehr und nichts weniger als eine dreifarbige Fahne, deren zerbrochener Schaft neben dem Schwertgriffe liegt. Der Jüngling ist also ein Franzose, und der Künstler hat ihn nackt dargestellt, weil er doch unmöglich Redingote und Pantalon anbringen konnte. Es ist ein Franzose, und zwar einer, der für die dreifarbige Fahne, d. h. das Princip der Revolution, gekämpft hat, der unterlegen und eingekerkert ist; es ist ein politischer Gefangener, der nicht mit aus St. Pelagie entkommen ist. Was der Künstler damit andeuten wollte, daß er ihn, da ihm Christus die Ketten abgenommen hat, todt zurücksinken läßt, weiß ich nicht. Soll es eine Erlösung durch den Tod bedeuten? Und wenn das der Fall ist, soll der darin liegende Vorwurf dem Christenthum oder den politischen Unterdrückern des Jünglings gelten? Doch übergehen wir diesen Umstand und fragen wir: hat der Künstler gut und recht gethan, das Allgemeine, das rein Menschliche zu verlassen und bestimmte nationale, politische Gestalten zu Trägern des Gedankens zu machen? Diese Frage muß, sofern es sich von einem religiösen Bilde handelt, bestimmt verneint werden. Die Politik, etwas so Unbestimmtes, Wandelbares, hat nichts zu schaffen mit dem Christenthume, dessen Wahrheiten ewig sind; die Politik kennt keine Wahrheit, und was gilt, gilt nur heute; es hat gestern nicht gegolten, und Keiner weiß, ob es morgen gelten wird. Das Christenthum kennt keine Nationen, nur Menschen; Nation ist ein Begriff der Politik. Und jene Gestalten des Bildes, die rein menschlichen Jammer darstellen sollten, zeigen nationellen, ja Meinungsschmerz. Wo Politik ist, ist Diskussion und die Frage: wer hat Recht? unausbleiblich; diese Frage soll aber nie aufgeworfen werden, wo es sich um das Christenthum handelt. Und ein christliches Bild, als solches, soll nur vom Standpunkte des Christenthums aus betrachtet werden können. — Um nur Eins anzuführen: da ist der Jüngling, ein politischer Gefangener, ein Franzose; er leidet, weil er für das revolutionäre Prinzip gekämpft hat, vielleicht im Kloster St. Mery. Hier haben wir schon politische Diskussion. Der Jüngling hatte eine Ueberzeugung, die ihm heilig war, der er Alles geopfert hat, seine Freiheit und sein junges Leben. Aber war diese Ueberzeugung die richtige, die wahre, das heißt vom Standpunkte des Christenthums aus betrachtet? Die deutschen Theologen, deren Amt es doch ist, werden „Nein" sagen. Ist der Jüngling nicht am Ende mit Recht nach St. Pelagie, Doullens oder St. Michel gekommen? Hat er Recht oder die ihn eingekerkert haben? Die Meinungen darüber sind getheilt, und Louis Philipp und seine Minister und Bankiers sind am Ende eben so gute Christen wie die Republikaner, unter denen es viele Anhänger des St. Simonismus gibt. Wer nun Recht hat, und ob der Jüngling nicht am Ende nach Verdienst leidet, weil er sich gegen seine von Gott und 221 Deputirten eingesezte Obrigkeit empört hat — das ist eine Frage, die ewig unentschieden bleiben wird. Nur Gott weiß es. — Was haben aber politische Diskussionen mit einem christlichen Bilde zu schaffen? — Und nun jener Pole! Wieder dieselbe Ungewißheit. Hat er Recht oder Kaiser Nikolaus? Wer weiß es? Und die Frage ist wichtig, das heißt nur für das Bild; denn von ihrer Entscheidung hängt die andere ab: ist er ein Leidender, Kettentragender oder nicht? wird er vom russischen Gouvernement, wie Einige sagen, unterdrückt, oder — wie anderseitig behauptet wird — beglückt? Und ist das Leztere der Fall, was soll er denn auf dem Bilde in der ihm vom Künstler gegebenen

Bedeutung als Gefesselter, Gedrückter? — Wer hat Recht? Auf diese Frage wird es immer hinauskommen, und kein Sterblicher, selbst Talleyrand nicht, vermag sie zu beantworten. Wenn die Polen die russische Herrschaft abgeschüttelt hätten, oder wenn sie derselben niemals unterworfen gewesen wären, würde der Künstler sie doch nicht als Symbol eines gedrückten Volkes haben darstellen können; und ob sie dann als Individuen, als **Menschen** besser daran gewesen wären, das weiß man nicht, wenigstens nicht mit Gewißheit. Was soll, wenn von einem rein **menschlichen** Leiden die Rede ist, das **nationale**, das **politische**, das immer, wie wir gesehen, erst diskutirt werden muß und stets ungewiß bleibt, und das, **menschlich** genommen, oft nicht einmal Leiden ist? Ein Volk kann politisch unterdrückt seyn und menschlich sehr à son aise, z. B. das ehemalige Venedig, und das Umgekehrte kann gleichfalls Statt finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Juni.

Landlust. Reise des Thronfolgers.

Der Sommer hat bei uns früh und ungemein schön begonnen. Die Witterung ist heiter und mild, mit häufigen befruchtenden Regenschauern, was die junge Vegetation in Gärten, auf Feldern und Wiesen schnell gefördert hat. Diese Vorzeichen lassen uns mit einiger Zuverlässigkeit einen dauernd guten Sommer, ein reiches Getreide- und Fruchtjahr hoffen. In Folge des schönen Wetters verliert unsere Residenz von Tage zu Tage ihre bisherige Lebendigkeit. Alles, was nur den städtischen Mauern sich entziehen kann, flüchtet in die nahen Landumgebungen. Diese Emigration ist aber seit einigen Jahren eine wahre Manie geworden, die mit jedem Sommer mehr zunimmt, zum offenbaren Nachtheil des Familienwohlstandes. Alles will nun im Sommer auf dem Lande leben, Vornehm und Gering, Reiche und Dürftige, der Edelmann, Bürger und Handwerker. Aus leztern beiden Ständen sieht man jezt häufig Personen im Sommer auf's Land wandern, die dies bei ihren Vermögensumständen und Geschäftsverhältnissen gar nicht thun könnten, wollten sie als umsichtige Hausväter handeln. Die Opfer, welche die im Verhältniß der immer stärker werdenden Uebersiedelung steigende Miethe der Landhäuser, die Unterhaltung zweier verschiedener Haushaltungen erheischen, sind viel zu groß für die Tasche des ärmern Bürgers und Handwerkers, deren Geschäft überdem bei den öftern Besuchen, die sie der Familie im Grünen abstatten, offenbar leidet. Die Kunden, die ihren Schneider, Schuster etc. wiederholt nicht zu Hause treffen, oder Monate lang auf die bestellte Arbeit warten müssen, bleiben endlich weg, und somit bringt das Landleben diesen Classen offenbaren Schaden. Diesmal sieht man unser emigrirendes Publikum vorzugsweise Pawlowsk zum Landsiz wählen. Die ganz neue Erscheinung der Eisenbahn in dieser Richtung, die man im Juli beendigt und auf beiden Endpunkten befahren zu sehen hofft, wird für viele Bewohner unserer Residenz ein mächtiger Reiz, sich dort für den Sommer zu etabliren.

Unser Großfürst Thronfolger, der, an Geist und Herz trefflich gebildet, die schönsten Hoffnungen für die künftige Wohlfahrt der dem russischen Scepter unterworfenen Völker gibt, bereist jezt, wie Sie wissen, die innern Provinzen des Reichs, auf welcher Reise selbst ein Theil Sibiriens, nämlich Tobolsk, berührt wird. Sibirien ward bis jezt noch von keinem russischen Fürsten besucht. Diese Reise des Großfürsten gleicht nach den Nachrichten, die wir bis jezt erhalten, einem Triumphzuge, so enthusiastisch spricht sich die Liebe der Bevölkerung in Städten und Dörfern aus. Hier zum Beweise nur Einiges von dem, was ein Einwohner von Twer, in welcher Stadt der Großfürst am 5ten vergangenen Monats eintraf, über diesen Besuch an einen hiesigen Freund schreibt. Dies mag als Beispiel dienen, wie der Prinz in den Städten empfangen wird, denn mit den von der Lokalität bedingten Abänderungen wird sich wohl überall dasselbe wiederholen. „Um die Mitte und gegen Ausgang Aprils begaben sich die meisten unserer, den Winter über hier wohnenden Edelleute auf ihre Landgüter; andere blieben noch, schickten sich aber an, ihnen ehestens zu folgen, und unser Twer glich nur noch einer verödeten Gasse Moskaus, in der die Leere und Langeweile jeden Nachgebliebenen drückte. Am ersten Mai aber (alten Styls) lebte die Stadt plözlich wieder auf. Volksschaaren füllten die Straßen, man hörte wieder Wagengerassel. Aus den Kreisstädten eilte von allen Seiten der Adel herbei, Eilwagen galoppirten durch die Stadt nach Moskau, Diligencen brachten aus Petersburg Musikchöre herbei. Im Kaufhofe und in den Magazinen wimmelte es von Käufern, wie zur Jahrmarktszeit: überall gewahrte man frohe Gesichter und eine gewühlvolle Lebendigkeit. Die unerwartete Nachricht: der Thronerbe Rußlands habe seine Reiseroute verändert, werde jezt Twer besuchen und nicht Wologda, wie es früher beschlossen war, durchfliegt mit Zauberschnelle die ganze Stadt. Mit Entzücken vernimmt sie Jeder; aber in die Freude mischt sich auch die Sorge, dem theuren Gaste einen würdigen Empfang zu bereiten, welchen eine nur dreitägige Frist kaum möglich machte. Doch was vermögen nicht Eifer, Liebe und Ergebenheit! — Die Ankunft des Großfürsten verkündete am 5ten Mai das Glockengeläute aller Kirchen. Das Volk empfing ihn mit den frohsten Ausrufungen. Es wollte die Pferde von seinem Wagen spannen und ihn zur Cathedrale ziehen; doch in der Furcht, es möchte bei dem großen Gedränge auf der über die Wolchow führenden Brücke dem hohen Gast ein Unfall zustoßen, stand das Volk freiwillig von der Ausführung dieses Wunsches ab. In der Kirche sah man den jungen Prinzen in der andächtigsten Stellung sein Gebet verrichten; die gedrängte Menge ward von diesem Anblick innig gerührt und vereinte ihr Gebet mit dem seinigen. Als er aus der Kirche kam, war der ganze von hier zum Schloß führende Weg so dicht mit Menschen besezt, daß man für die Hände nicht Raum hatte. Wo der Großfürst sich näherte, machte ihm zwar Alles ehrfurchtsvoll Plaz, doch ihm allein, seine Suite hatte Mühe, fortzukommen. Ein tausendstimmiges Hurrah begrüßte ihn beim Schloß, wo schon eine Deputation der Kaufmannschaft ihn erwartete, um ihm nach altrussischer Sitte Brod und Salz zu überreichen. Bis in die tiefe Nacht verblieb das Volk in ehrfurchtsvoller Stille, sich seine gegenseitigen Bemerkungen über den Großfürsten mittheilend.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 65. Mittwoch, 28. Juni 1837.

Naturkunde.

11) Polemische Blätter zur Beförderung der speculativen Physik, herausgegeben von Heinrich Steffens. Zweites Heft, zur Geologie. Breslau, J. Max u. Comp., 1835.

Ueber das erste Heft haben wir uns, Literaturblatt von 1830 Nr. 132, ausgesprochen. Herr Steffens hat es unternommen, das Verhältniß der Naturphilosophie zu der jezt bestehenden und nach den mannichfaltigsten Richtungen hin fortdauernd sich entwickelnden Naturwissenschaft nicht bloß anzudeuten, sondern für die Zukunft zu begründen. Er glaubt der Speculation einen um so größern Werth beilegen zu müssen, als dieselbe auf eine wunderbare Weise die Probe der Empirie ausgehalten habe. Mit Recht bemerkt er, daß kein Zweig der Naturwissenschaft in neuester Zeit so große Umbildung erfahren hat, als die Geologie, und er freut sich, daß ihre lezten Resultate gleichwohl nur das bestätigen, was er vor zwei-und-dreißig Jahren damals allein auf Werners Lehre gestüzt. Wir können dies nicht bestreiten, allein ob uns eine so erstaunliche Elasticität der Speculation dieselbe nicht eher verdächtig machen sollte, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Die Speculation hat bekanntlich in gewissen Hauptsätzen, z. B. vom allgemeinen, in polaren Gegensätzen und in graduirter Entwicklung ewig thätigen Leben ꝛc. unter allen Umständen Recht, und diese Hauptsätze sind so wenig neu, daß wir sie von den alten Indern durch das Mittelalter bis auf unsre Tage verfolgen können; allein eben so gewiß ist, daß sie sich mit den vier Elementen der Alten und mit den drei des Paracelsus so gut vertragen, wie mit denen der heutigen Chemie, und mit den sieben Planeten der Alten so gut als mit den elf der Neuern, und daß der Kern von allgemeiner Wahrheit, der in ihnen enthalten ist, sich mit allen Irrthümern verträgt, von denen uns erst die Erfahrung gründlich befreien kann. Wir haben jederzeit der Naturphilosophie das Wort geredet, als einer Wissenschaft, die zu großen Ueberblicken führt, die einzelnen Naturreiche unter einander verbindet und vergleicht, die Inconsequenzen einseitiger Forschungen aufdeckt und dem Laien, der auf keine andere Weise schnell genug das große Ganze der Natur übersehen kann, Ehrfurcht, Bewunderung und Liebe zu den Naturwissenschaften einflößt; allein wenn irgendwo, so ist hier die Speculation verpflichtet, hinter der Erfahrung her zu gehen, ihre Resultate zu ordnen, ihre Abweichungen auszumitteln, Lücken nachzuweisen, auf noch nicht entdeckte Momente hinzudeuten ꝛc., nicht aber der Erfahrung vorgehn und ein für alle mal so viel leisten zu wollen, als die mühsamsten

Forschungen künftiger Jahrhunderte auf dem Wege der Erfahrung leisten werden.

12) Ueber das Licht, vorzugsweise über die chemischen und physiologischen Wirkungen desselben. Ein Versuch von Dr. G. Landgrebe. Marburg, Elwert, 1834. 8. S. 602.

Der Verfasser bezweckte keine neue Theorie des Lichts, sondern nur eine Uebersicht über die durch Erfahrung erprobten Wirkungen desselben auf Minerale, Pflanzen und Thiere. Diese Uebersicht ist außerordentlich reichhaltig und interessant, und dürfte vielen Lesern auch von praktischem Interesse seyn.

Der erste Abschnitt handelt von den chemischen Wirkungen des Lichts auf Metalle, Säuren, Oxyde, Steine ꝛc., und zwar nicht bloß des einfachen, sondern auch des zersezten Lichts in den prismatischen Farbenspektren, unter denen Roth die meiste, Violet die mindeste Wärme entwickelt. Wir können unmöglich hier der Untersuchung zu allen verschiedenen anorganischen Stoffen folgen. Aber die sehr ausführliche und gewiß allen Lesern interessante Abhandlung über den Lichtmagnetismus scheint uns besonders anziehend. Im violetten Spektrum nämlich wird das Eisen magnetisch, was kein anderer Farbenstrahl hervorzubringen vermag. Lange und oft ist diese Thatsache bezweifelt worden, weil viele Physiker nicht im Stande waren, sie zu beobachten; durch immer wiederholte Versuche hat sich aber endlich ausgemittelt, daß es nur auf eine sorgfältige Auswahl der Temperatur und anderer äußerer Bedingungen ankommt, um das schöne Phänomen unfehlbar zu beobachten. Auch einfache Magnete verstärken ihre Ziehkraft, wenn sie der Sonne ausgesezt werden.

Sind die chemischen Versuche mit unorganischen Stoffen insbesondere dem Chemiker wissenswürdig, so erscheinen die folgenden Untersuchungen über die Wirkungen des Lichts aufs Wachsthum, Form, Farbe und Geruch der Pflanzen und endlich auch auf die Thiere und Menschen von allgemeinem Interesse. Auch hier handelt es sich nicht bloß vom einfachen, sondern auch von dem prismatisch in Farbenstrahlen getheilten Licht. „Was aber besonders hieher gehört, ist das sonderbare Phänomen, daß, wenn die Pflanzen im blauen Lichte gerade so wie bei dem Wachsen im Freien sich gegen das Licht neigten und ihm die Oberfläche ihrer Blätter völlig ausgebreitet darboten, dieselben im rothen Lichte sich dagegen davon abkehrten, als ob sie dadurch litten und zugleich die Blätter sich schneckenförmig einrollten. Gewöhnlich nehmen beide, die dem Blau und dem Roth ausgesezten Pflanzen, während der Nacht wieder eine ziemlich verticale Richtung an. So wie aber die Sonne wieder zum Vorschein kam, gingen sie in einander entgegengesezten Directionen wieder aus einander.“ Nicht minder eigenthümlich ist die spiralförmige Windung, welche die Pflanzen nur im Licht erhalten. Desgleichen das Verhältniß der Farbe zum Geruch. Die Herren Schübler und Köhler haben 4200 Pflanzen untersucht, und folgende Uebersicht gegeben, „wobei zu bemerken ist, daß die wenigen schwarz blühenden Arten nur bei Ziehung des allgemeinen Mittels mit in Rechnung gebracht werden.

Farben.	Zahl der Arten.	Riechende Arten dieser Farbe.	Auf 100 dieser Farbe kommen im Mittel	
Weiß	1193,5	187	15,66	riechende
Roth	923	85,4	9,25	„
Gelb	951,3	75,6	7,94	„
Blau	594,5	30,9	5,18	„
Grün	153	12,8	8,36	„
Violett	307,5	23,5	7,64	„
Orange	50	3	6	„
Braun	18,5	1,2	6,48	„
Allg. Mittel	4200	419,3	9,99	„

So wie also die weiß blühenden Arten am häufigsten verbreitet sind, so finden wir sie auch am meisten riechend. Unter den farbigen Blüthen sind die rothen am meisten, hingegen die blauen am wenigsten zur Entwicklung riechender Substanzen disponirt. Im Durchschnitt kommt auf 10 Arten bloß eine riechende. Sondert man nun wieder die angenehm und unangenehm riechenden Arten, so erhalten wir folgende Resultate:

Farbe der Blüthen.	Zahl der Arten.	Riechende Angenehm.	Riechende Unangenehm.	Auf 100 Arten dieser Farbe kommen im Mittel angenehm riechende.	unangenehm riechende.
Weiß	1193,5	755	12	14,66	1,00
Roth	923	76,1	9,3	8,24	1,01
Gelb	951,5	61,1	14,5	6,42	1,52
Blau	595,5	23,3	7,5	3,01	1,26
Violett	307,5	17,5	6,0	5,68	1,95
Grün	153	10,3	2,5	6,73	1,62
Orange	50	1,0	2,0	2,00	4,00
Braun	18,5	0	1,2	„	6,48
Gefärbt-blühende überhaupt	2997,8	189,3	43,0	6,31	1,43

Hieraus ist ersichtlich, daß weiß blühende Pflanzen weit häufiger angenehm riechen, als gefärbt blühende; denn auf 100 weiß blühende kommen im Durchschnitt 14,6 angenehm und nur eine unangenehm riechende, dagegen unter eben so viel gefärbt blühenden 6,3 angenehm und 1,4 unangenehm riechende Art.“ Die Untersuchung führt den Verfasser von dem allgemein bekannten und großen

Phänomen des Wachsthums, der Reife, Ausdünstung ꝛc. der Pflanzen immer auch zu den seltensten hin, z. B. zu dem Leuchten gewisser Pflanzen, der bei Nacht flammenden Aglaophotis der Polyanthes tuberosa, die sogar elektrische Funken schießt, der Rhizomorphen, die, in Bergwerken an altem Holz wachsend, das prächtigste grüne Phosphorlicht strahlen ꝛc.

Der Einfluß des Lichts auf die thierische Bildung ist am auffallendsten in der Färbung der Haut, insbesondere bei den Negern. Davon handelt der Verfasser sehr umständlich. Sodann verbreitet er sich am ausführlichsten über die Phosphorescenz der Thiere, nicht bloß im Meere, sondern überall. Da er sich durchaus auf Erfahrungen stüzt und die merkwürdigsten gesammelt hat, finden wir auch viele ganz abnorme Erscheinungen erwähnt, z. B. bei Krankheitsfällen die eigenthümlichsten Farbenbildungen. „Lecat erzählt von einer französischen Herzogin, welche früher schon vier Kinder geboren hatte, und dann zum fünften Male schwanger wurde. Im siebenten Monat dieser fünften Schwangerschaft wurde das Gesicht, namentlich die Gegend unter den Augen, schwarz, beinahe wie Kohlen aussehend. Die Schwärze verbreitete sich über die Augen, auf die Stirn, über die Hälfte der Nase, und zwar nicht plötzlich, sondern allmählich, während einer Zeit von vierzehn Tagen, wo an den genannten Orten marmorirte Flecken entstanden. Hernach aber wurde das ganze Gesicht schwarz, und es sah aus, als hätte die Patientin eine schwarze Maske vor. Die Lippen waren jedoch dabei roth geblieben, auch war die Farbe der Augen unverändert. Außerdem befand sich die Herzogin wohl; sie hütete sich aber das Gesicht zu berühren, weil die Haut daselbst gegen jede Berührung äußerst empfindlich war. Indeß behielt die schwarze Färbung des Gesichtes nicht immer denselben Grad der Intensität, denn bald war sie heller, bald auch wieder dunkler. Die Haut war weder ölig noch rauh. Drei Tage vor ihrer Niederkunft bemerkte die Patientin, daß das Taschentuch etwas gefärbt war, womit sie sich das Gesicht abgewischt hatte. Auch jezt noch machte ihr die Berührung des Gesichtes Schmerzen. Als sie während der Geburtswehen stark schwizte, und sich mit einem weißen Taschentuche den Schweiß von der Stirne abwischte, war dasselbe dadurch so schwarz geworden, als wäre man mit ihm an einem Ofen herumgefahren, und dies war nicht nur mit einem, sondern mit mehreren Taschentüchern der Fall. Als sie entbunden war, hatte die Stirn wieder ihre frühere weiße Farbe angenommen; nur auf den Wangen waren noch einige schwarze Schatten befindlich. Lecat wußte nicht bestimmt anzugeben, wie lange solche geblieben seyen, indeß nach neun Tagen waren sie sämmtlich verschwunden. Das Kind war übrigens vollkommen gesund.“

Die Lektüre dieses Buchs hat uns großes Vergnügen und Belehrung gewährt und wenn es uns auch über das absolute Wesen des Lichts nicht naturphilosophisch aufklärt, so ist es doch als eine Naturgeschichte der Lichtwirkungen äußerst reichhaltig und anregend für den Geist.

13) Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände, von Professor Oken. 4ter bis 6ter Band. Stuttgart, Hoffmann, 1833—1836. 8.

Oken vereinigt die schärfste Klarheit des Ueberblicks mit einem ungemeinen Reichthum von Specialitäten. Je mehr in neuerer Zeit die leztern sich häufen, um so nothwendiger ist der durchdringende Blick der Orientirung; und Oken ist hierin Meister. Kein Naturforscher ist so sehr geeignet, die Laien anzuregen und für das Studium der Natur zu begeistern, indem er sie sogleich auf Höhen führt, von wo aus sie einen überraschenden Ueberblick genießen. Wir haben uns über die Eigenthümlichkeit der Oken'schen Methode schon in Nr. 111 und 112 des Literaturblatts von 1833, indem wir die ersten Bände des vorliegenden Werkes anzeigten, ausführlich ausgesprochen, begnügen uns daher heute, die Fortsetzung einfach anzuzeigen und die Empfehlung des Werkes zu wiederholen, das wir mit demselben Vergnügen gelesen haben, mit dem wir einst zu den Füßen des Meisters ihm zuhörten.

14) Die Geschichte der Natur, als zweite gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte von Dr. G. H. v. Schubert, Hofr. ꝛc. 1r Bd. Erlangen, Palm u. Enke, 1835. gr. 8.

Eine gedrängte Inhaltsübersicht dieses ersten Bandes wird sogleich eine Haupteigenthümlichkeit dieses Handbuches der Naturgeschichte, welches in gegenwärtiger zweiter Auflage vielfache Bereicherungen erhalten hat, erkennen lassen. Es beschränkt sich nicht, wie fast alle andere, auf die drei Naturreiche, sondern sucht die Natur in ihrer weitesten Ausdehnung als ein Ganzes darzustellen, eine Auffassungsweise, die gegenüber von der gewöhnlich befolgten auch den Vorzug hat, daß der Anfänger in der Wissenschaft von vorn herein von einer beschränkten Betrachtung der Naturerscheinungen bewahrt und sogleich mit der organischen Verbindung, in der sämmtliche Theile der ganzen Natur mit einander stehen, vertraut wird, während er sonst über die Menge einzelner Naturkörper und der Beschäftigung mit ihren Merkmalen und ihren Unterschieden das sie alle umschlingende Band leicht aus den Augen verliert, und damit auf die schönsten Genüsse, welche die Naturkunde darbietet, unwissentlich Verzicht leistet.

Der Verfasser gibt nach einigen erläuternden Bemerkungen über den dem Buche vorgesezten Titel einen kurzen Umriß der Geschichte der Naturwissenschaft, geht hierauf zur Betrachtung des Sternenhimmels über, und kommt dann zu einer allgemeinen Naturgeschichte des Erdkörpers. Er betrachtet hier zuerst das Erdganze, dann das Meer, die Erhöhungen des Festlandes, den Kreislauf des Süßwassers, die Höhlen, den Luftkreis, die Meteore, die Erdbeben und Vulkane, die Bergarten der Erdrinde, die organische Natur des Gebirgs-Innern, das Entstehen der Erdfeste, die Ab- und Zunahme des Gewässers der Erde, die Abnahme und Zunahme der Wärme der Erde, endlich die großen Revolutionen, deren Spuren die Erde an sich trägt. Der zweite Band ist der Mineralogie und Botanik und der dritte der Thierwelt gewidmet. Auf diese zwei Bände werden wir in einer spätern Anzeige zurückkommen und bemerken rücksichtlich des ersten nur noch, daß uns die Gedrängtheit, mit welcher der Verfasser eine unendliche Menge von Thatsachen auf einem verhältnißmäßig beschränkten Raume zusammenzufassen weiß, überrascht hat, und daß die dichterische Begeisterung, die ihn da und dort ergriffen zu haben scheint, dem Buche nur zur Zierde und Empfehlung gereichen kann, da sie auf die gewissenhafte Darlegung der Naturerscheinungen nicht im mindesten störend eingewirkt hat.

15) Naturgeschichte der drei Reiche. Zur allgemeinen Belehrung bearbeitet von G. W. Bischoff, J. R. Blum, H. G. Bronn, K. L. v. Leonhard, F. S. Leuckart und F. S. Voigt. Stuttgart, Schweizerbart's Verlagshandlung.

Von dieser ihrer Bestimmung vollkommen entsprechenden Naturgeschichte liegen uns die 10te bis 20ste Lieferung vor. Hievon gehören 3 Lieferungen der von Leonhard musterhaft bearbeiteten Geologie und Geognosie an, 3 der Botanik, welche Bischoff übernommen hat, 5 der Zoologie, die Voigt liefert. Daß die Herausgeber sich diesem Gelehrten noch beigesellt haben, gereicht dem Unternehmen sehr zum Vortheil. Wir behalten uns vor, auf dasselbe zurückzukommen und es genauer zu besprechen, sobald uns die eine oder andere Abtheilung vollständig zugekommen ist.

16) Leitfaden zum Unterricht in der Naturbeschreibung und Naturgeschichte durch Tabellen und deren Erläuterung. Von Dr. C. F. Nietsch. Hanau, Edler, 1835.

Eine gedrängte Uebersicht des ganzen Naturgebiets, wobei der Verfasser sich wesentlich an Okens bekanntes System gehalten hat. Das einfache Princip, der innere Zusammenhang und die symmetrisch klare Anordnung in diesem System scheint uns allerdings ganz vorzüglich geeignet, Schüler und Laien, die zum ersten Mal in die Naturwissenschaften eingeführt werden, dafür zu enthusiasmiren. Hier kommt es auf den großen Eindruck und auf die Lust, die zum Lernen erweckt wird, hauptsächlich an. Stößt man bei weiterm Forschen auch auf kleine Mängel des Systems, so thut dies nichts zur Sache, wenn man vorher nur zu einem großen Eifer überhaupt geweckt wurde. Der Grundsatz Okens (so viel innere Organe, so viel äußere Gattungen von Pflanzen und Thiere, indem jedem Organ eine Gattung vorzugsweise entspricht) ist so klar und gewährt eine so augenblickliche Orientirung in der Natur, daß er wohl immer der erste Schlüssel seyn muß, den man dem Schüler vor der verschlossenen Pforte in die Hand geben muß.

Bade-Literatur.

Homburg (vor der Höh) und seine Heilquellen, von Dr. Trapp. Darmstadt, Leske, 1837.

Eine ausführliche Beschreibung und Empfehlung der Homburger Bäder, von dem dieselben beaufsichtigenden Arzte; nach Art der unzähligen ähnlichen Badeschriften. Das Homburger Wasser wird vorzüglich für Verstopfungen aller Art empfohlen, und der Verfasser ist unermüdlich in der Erzählung sehr handgreiflicher Beispiele von bösen Krankheiten und glücklichen Kuren durch erwähntes Wasser.

Erinnerungen an das Seebad von Helgoland. In Briefen von Dr. G. Salomon. Hamburg, Perthes und Besser.

Meine kleine Seereise oder die Fahrt nach Helgoland. Von *r. Leipzig, Fest, 1836.

Beides Schilderungen der berühmten Insel Helgoland, die übrigens schon Herr von der Decken viel gründlicher und genauer geschildert hat. Die beiden kleinen Schriften beweisen inzwischen, daß Helgoland in neuerer Zeit stark besucht wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 154.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 29. Juni 1837.

O des blinden Unverstands,
Der verschönern will dein Bild,
Dessen Schöne Gott entquillt!
Allen rufst du: kommt, die ihr
Unter Bürden seufzt, zu mir!
Jedes schlichte Herz versteht,
Was dir aus dem Herzen weht.

Wessenberg.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Und nun der Grieche! Bei ihm kämen, selbst wenn wir von seiner jezt erlangten Selbstständigkeit absehen, dieselben Fragen in Betracht wie bei dem Polen; denn daß sein ehemaliger Herrscher kein Christ, der Russe aber ein solcher ist, kann doch, wenn einmal von Leiden die Rede ist, keinen Unterschied machen; der modus acquirendi eben so wenig, denn der Grieche ward erobert und unterlag in offenem, ehrlichem Kampfe. Vielleicht hat der Türke noch die Länge des Besitzes, die Verjährung für sich. Wie kann man nun aber jezt noch den Griechen als Emblem unterdrückter Nationalität gelten lassen? — ihn, der ja jezt der glückliche Unterthan eines eigenen geliebten Fürsten ist und also das Ziel seines Ringens und Kämpfens, politische Selbstständigkeit, erreicht hat? — Mit demselben Rechte wie einen Griechen, hätte Scheffer auch noch einen Belgier anbringen können, der, früher ohne politische Selbstständigkeit, dieselbe jezt erlangt hat.

Und nun endlich, was sollen alle diese nationalen Gestalten in ihrer Beziehung zu dem Gegenstande des Bildes: „Christus, die Betrübten tröstend," bedeuten? Soll es heißen: „ihr politisch Unterdrückten, tröstet euch mit dem Christenthume?" — Offenbar hat der Künstler das sagen wollen; aber warum hat er denn lauter Völker und Personen gewählt, die sich keineswegs mit den Tröstungen des Christenthums begnügen wollten, sondern das Schwert ergriffen, um sich anderweitige, nicht so weit aussehende Tröstungen zu verschaffen —? Hat er nur solche zeigen wollen, welche unglücklich rebellirten? Dann hätte er auch noch andere darstellen und der Grieche hätte wegbleiben müssen, der ja politische Selbstständigkeit errang. Und mehr als nationale, politische Selbstständigkeit gibt es für ein Volk nicht, absolute Freiheit ist eine Chimäre und schon mit dem Begriffe von Staat und Volk unvereinbar; individuelles, menschliches Glück aber ist durch keine Verfassung bedingt.

Auch noch über den Neger ein Wort. Er trägt seine Fesseln noch und hebt sie halb trotzig, halb flehend zu Christus empor. Bittet er um Erlösung oder zeigt er anklagend die Ketten? Diese Ungewißheit in der vortrefflich ausgedrückten Geberde des Negers ist sehr schön, und so sehr ich — vom Standpunkte der Forderungen aus, die man an ein christliches Bild zu machen befugt ist — die übrigen Nationalgestalten verdammen muß, so laß ich doch den Neger als Symbol persönlicher (nicht bloß politischer) Sklaverei, also eines rein menschlichen Leidens, dem Künstler gern passiren. — Klagt er an vielleicht jene frommen Christen, die Amerikaner? — Der Künstler hat den Neger so wie die andern Gestalten als Embleme leidender

Nationen, nicht als leidende Individuen gegeben: — ist es nun aber wahr, könnte man fragen, daß Christus sie befreien werde von ihren Fesseln? da ja im Gegentheil nicht selten die Unterdrücker (ich meine in alten Zeiten) das Christenthum angewendet, das heißt mißbraucht haben, die Ketten fester zu ziehen?

Um nun aber noch durch ein Beispiel zu zeigen, wie gefährlich es ist und wie Unrecht der Künstler gethan hat, politische Fragen in das Christenthum hinein zu ziehen, will ich noch eins erwähnen. Das Christenthum entscheidet keineswegs die Frage: wer hat Recht, der auf dem Bilde als Unterdrückter dargestellte oder seine Unterdrücker? und die von Entscheidung dieser Frage abhängige andere: ist der Dargestellte wirklich ein Leidender, ein Unterdrückter? Diese Frage ist aber für das Bild von der allerhöchsten Wichtigkeit, noch aus einem andern Grunde als den bereits oben angeführten. Sollte nämlich bloß Völkerschmerz, der Jammer politischer Unterdrückung, der Gram um eine verlorene oder gestohlene Nationalität dargestellt werden, kam also das Christenthum nicht in Betracht, dann mußte der Künstler neben dem Franzosen, dem Polen, dem Griechen, dem Neger (der vielleicht kein Christ ist, d. h. kein getaufter) auch noch einen Juden hinstellen, einen nicht emancipirten Juden, der nicht heirathen oder nicht in's Casino darf. So zeigt sich, wie gefährlich es ist, Fragen der Politik in's Christenthum zu ziehen! — zu welchen Unschicklichkeiten und Unziemlichkeiten eine solche Ansicht, mit Consequenz durchgeführt, bringen würde! Ich wiederhole es, mit demselben Recht, aus denselben Gründen, wie jene andern Nationen, hätte der Künstler einen Juden als Emblem politischer Unselbstständigkeit und Unterdrückung zur Linken Christi hinstellen können. Und welche Verlegenheit, ich bitte Sie, für beide Theile! — Man hätte dadurch zwar das ganz hübsche Motiv gewonnen, daß es aussähe, als hätte sich jener in seinen Schmerzen dem Christenthume zugewendet. Dieser Gedanke wäre aber für das Bild nicht nöthig, ja sogar ein Hors d'oeuvre, denn es handelt sich nur darum, den Schmerz Unterdrückter darzustellen, die Christus alle trösten und erlösen wird, sie seyen Polen oder Russen, Christen oder Juden, Casinofähig oder nicht. Diese Untersuchungen, die mich zu weit führen würden und die auch schon hinreichen, um das Unchristliche des Bildes darzuthun, breche ich hier ab, womit Sie gewiß nicht unzufrieden seyn werden. Doch habe ich über Scheffers Bild noch Einiges zu sagen.

Oben schon erwähnte ich die Ansicht eines französischen Kritikers, der für die französische Schule die philosophische Behandlung des Christenthums in Anspruch nahm, im Gegensatze zu der traditionellen, orthodoxen der deutschen Schulen. Die Sache könnte auf den ersten Anblick etwas Wahres an sich zu haben scheinen, namentlich in der Theorie. Als Muster philosophischer Behandlung stellte jener Kritiker dann das Scheffersche Bild auf. Nun aber — und hier zeigt sich, wie ungegründet jene Theilung ist — ist dieses Bild das einzige der Art im Salon, wo das Christenthum nicht traditionell, sondern, wie jener Kritiker sagte, philosophisch behandelt ist, wo in dasselbe moderne Fragen und Ideen hineingezogen werden. Die vielen andern religiösen Bilder des Salons sind ganz traditionell gehalten und bleiben als solche allen philosophischen und politischen Fragen fern. In auffallend naher Beziehung steht aber das Scheffersche Bild, wahrscheinlich ohne Intention des Künstlers, zu dem revolutionären Christenthum des Abbé Lamennais, ja man könnte es dreist als Frontispice dieser Religion und der Paroles d'un croyant gelten lassen. Es ist das Christenthum, das Tröstungen und Hoffnungen enthält für alle gesellschaftlich und politisch Unterdrückte, Tröstungen und Hoffnungen, wie Lamennais sie aus demselben deducirt. Ich sage Tröstungen und Hoffnungen, denn ohne Hoffnung gibt es keine Tröstung. Wenn man tröstet, ohne Hoffnung zu geben, hat man nur die schlechte Tröstung, zu sagen: „das, was du verloren, deine Freiheit, dein Glück, deine Frau u. s. w. war nichts werth, also gieb dich zufrieden über den Verlust.“ Wenn das aber der Fall ist, daß das Verlorene der Trauer unwerth (das heißt nicht bloß absolut, sondern auch dem, der es verloren, unwerth), wozu dann Tröstung? Also keine Tröstung ohne Hoffnung; das weiß Lamennais aber auch, daß der materialistischen Zeit nicht mit jenseitigen Hoffnungen gedient ist. Die Hoffnungen, die er aus dem Christenthum herleitet, sind von dieser Welt, und an die Hoffnung knüpft sich die That: aide toi, le ciel t'aidera! — Und so ist die ganze Lamennais'sche Religion in Scheffers Bilde dargestellt, das uns nur Revolutionäre, Rebellen zeigt, die Christus tröstet und erlöset. Denn sie alle, die zu Christi Linken stehen, Polen, Griechen und Franzosen sind Rebellen, die sich auflehnen gegen ihren Herrn, und der Neger, wenn er sich auflehnte, ebenfalls und am Ende noch mehr als jene; denn sein Gebieter ist der allerlegitimste, er hat den Neger ehrlich gekauft und bezahlt.

Ob nun nicht auch in den Gestalten zur Rechten Christi dergleichen Lamennais'sche und andere moderne Ideen und Fragen symbolisirt sind, wäre bei solchen Antecedentien (zur Linken Christi) nicht ganz unwahrscheinlich, will ich jedoch hier nicht untersuchen. Uebrigens bin ich fest überzeugt, daß der Künstler jene revolutionären Intentionen, die in seinem Bilde liegen, nicht beabsichtigt hat, so wie dieselben auch hier nicht gerügt worden sind. Im Gegentheil hat der Kronprinz Scheffers Bild gekauft, und zwar für die Kapelle seiner Gemahlin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Londoner Stockbörse.

(Fortsetzung.)

Sämmtliche Vereinsmitglieder zerfallen in drei Classen: in jobbers oder Stockreiter, d. h. solche, die stets bereit seyn müssen, eine limitirte Summe für den Marktpreis zu kaufen und zu verkaufen, wobei wohl zu bemerken, daß der Marktpreis an einem Tage verschiedene Male wechselt; zweitens in brokers oder Mäkler, d. h. solche, die im Auftrage Anderer kaufen oder verkaufen, jedoch für die abgeschlossenen Geschäfte selbst verantwortlich sind und dafür bei kleinen Summen ein Achtel, bei großen ein Sechzehntheil Courtage beziehen, und drittens in speculators, Spekulanten auf eigene Rechnung. Vielfach und streng sind die für alle drei Classen geltenden Vorschriften, um so strenger, weil die meisten Geschäfte aus sogenannten Zeitkäufen bestehen, solche vor dem Gesetze ungültig sind, und es daher vom freien Willen der Contrahenten abhängt, ob sie ihren Verbindlichkeiten gerecht werden wollen oder nicht. Ehe leztern Falls die statutenmäßige Strafe eintreten kann, muß das Nähere vom Comité untersucht werden, und findet dieses vielleicht, daß der fragliche Handel außer den gewöhnlichen Geschäftsstunden von zehn bis vier Uhr geschlossen, ein unrichtiger Abschluß drei Tage lang nicht gerügt oder sonst etwas nicht beobachtet worden ist, was am Ende nur die äußere Form betrifft und deßhalb einen Wortbruch schlecht rechtfertigt, so kann es doch nicht umhin, den für straflos zu erklären, den ein solcher Versteck beschüzt. Hat dagegen ein Mitglied, ohne Entschuldigung der Art, irgend eine der Vorschriften übertreten, deren Gesammtzweck dahin geht, im Interesse jedes Einzelnen das Interesse des Ganzen sicher zu stellen, so besteht von den zwei zu verhängenden Strafen die härteste in der Ausschließung des Schuldigen, die mildeste im Anschlagen seines Namens an eine schwarze Tafel. Bankerott, gleichviel, ob in Folge eigener oder fremder Schuld, zieht zwar ohne Weiteres Verweisung aus dem Vereine nach sich, doch ist Jeder nach Ablauf von sechs Monaten wieder aufnahmsfähig, Falls er inzwischen ein Drittel der den Vereinsmitgliedern zugezogenen Verluste, ohne Unterschied, zu welcher der drei genannten Classen er gehört, aus eigenen Kräften vergütet hat. Das Anschlagen an die schwarze Tafel ist mit keinem weitern Ceremoniell verbunden, wohl aber die Ausschließung. Bevor nämlich ein Diener des Hauses den Namen des betreffenden Individuums ebenfalls an eine schwarze Tafel heftet, führt er drei gewaltige Schläge mit einem tüchtigen Hammer gegen das Getäfel und ruft dann dreimal den Namen mit Stentorstimme aus. Ein so Gebrandmarkter heißt in der wortreichen und witzigen Kunstsprache der Stockbörse eine lahme Ente — a lame duck.

Der nämliche Diener mit der Stentorstimme verwaltet täglich während der Geschäftsstunden das Amt eines Ausschreiers, oder vielmehr eines nachschreienden Echo. Fremde sollen während dieser Zeit keinen Zutritt haben; geschieht es daher, was natürlich sehr häufig vorkommt, daß Jemand ein Vereinsmitglied zu sprechen wünscht, und daß er die wahrscheinlichen Folgen des unerlaubten Eindringens kennt und fürchtet, so wendet er sich an einen Mann, der, mit Tressenhut und Tressenrock, in der Vorhalle auf einer Erhöhung steht, und trägt ihm sein Begehren vor. Dieser schreit sofort, was er jedoch heraussingen — to sing out — nennt, den genannten Namen durch ein in der Wand angebrachtes Sprachrohr, und ein im Innern des Saales stationirter zweiter Diener schreit ihn in die Versammlung, ohne welches Verfahren bei dem hier beständig herrschenden Lärm der Sprachrohrsänger seinen Auftrag gewiß selten an den Mann zu bringen vermöchte. Der Sänger am Sprachrohre genießt ein merkwürdiges Privilegium der Grobheit. „Ich wünsche Herrn Alexander Wilberforce zu sprechen," sagt ihm ein Fremder. Sogleich legt der Mann seinen Mund an das Rohr und singt heraus oder vielmehr hinein: Wilberforce! schlechtweg Wilberforce, ohne das „Herr," worauf man in England so viel hält, und ohne den Alexander, der vielleicht den gemeinten Wilberforce von zehn Namensvettern unterscheidet. Vor zwei oder drei Jahren rief ein Spaßvogel während einer langweiligen Vorstellung im Drurylanetheater plötzlich von der Galerie herab: „Herr Smith, Ihr Haus brennt," und im nächsten Momente war ein großer Theil des männlichen Parterrepersonals auf den Beinen und emsig bemüht, die Thüre zu gewinnen, ein Zeichen, wie viele Anwesende auf den Namen Smith „gingen." Aehnliches ereignet sich oft genug in der Stockbörse. Kaum hat das Echo den Familiennamen des Begehrten nachgerufen, so stürzen oft zwanzig und mehr Namensvettern herbei. Wie groß indessen der schon hiedurch verursachte Lärm seyn mag, er ist doch nur ein schwacher Beitrag zu dem, die Stockbörse im Allgemeinen charakterisirenden Unfuge.

(Der Beschluß folgt.)

Im Achenthale.

(Tyrol.)

Im Sonnengolde, Duft und Glanz der Farben,
Im Wiesenschmelze öffnet sich das Thal
Mit seinen Felsenhörnern, seinen Triften,
Den Hütten und Kapellen ohne Zahl,
Den Silberadern, den geschwätzig hellen,
Und seinen ewigen, granitnen Wällen.

Auf blumbedeckter Matte, nah der Straße,
Sieht man am Kreuze des Erlösers Bild,
Von seinen Gliedern Blut in Strömen fließen,
Das Haupt von Dornen schwer und schmerzerfüllt;
Und Hirtenkinder stehen rosig unten
Und lächeln ahnungslos bei seinen Wunden.

Emma v. Nindorf.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Juni.

(Beschluß.)

Reise des Thronfolgers. Expedition nach Lappland und Nowaja-Semla.

„Aus all den Worten der Liebe und Verehrung, die ich aus dem Munde des Bauern, Kaufmanns und Edelmanns vernahm, leuchtete mir hervor, was der Kaiser bei dieser Reise seines geliebten Sohnes bezweckte. Der Großfürst sollte Rußland, dieses seinen künftigen Herrscher kennen lernen. Rußland sollte bei dieser Bekanntschaft erkennen, wie seine Wohlfahrt auf viele, viele Jahre auf fester Grundlage ruhe. Bei der Audienz, die der Großfürst am folgenden Morgen dem Adel, dem Militär, dem Civil und der Kaufmannschaft gewährte, entzückte sein leutseliges Benehmen Jeden. Um eilf Uhr besuchte der Großfürst die im untersten Stock des Palais befindliche Manufakturausstellung, die der erlassenen Vorschrift gemäß nur aus im Gouvernement producirten Erzeugnissen bestand. Hier zogen folgende Gegenstände vorzüglich seine Aufmerksamkeit auf sich: Stiefeln verschiedener Gattungen, deren man jährlich über eine Million auf einem zum Kanton Kortschewsk gehörigen Landgute der Gräfin Samoilow verfertigt; rothe Juchten, die durch Stärke und Glanz allen Beschauern gefielen; Nägel von allen Größen, deren Fabrikation einer großen Menschenmenge im Kanton und der Stadt Twer einen gewinnreichen Erwerb gewährt; Zucker, dessen Erzeuger einer der ersten in Rußland war, der ein eigenes Schiff hielt, und schon jezt ihrer fünf besizt, mit welchen er direkt aus Indien Zuckersand bezieht, ohne alle fremde Vermittelung. Er erzeugt auf seiner Fabrik jährlich an 50,000 Pud Zucker. Bei der Fayence und dem Glas mußten die Besitzer dem Großfürsten auf seinen Wunsch den ganzen Fabrikationsproceß erklären. Alle in der Stadt bestehenden Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanstalten wurden von dem Großfürsten besucht. Am Abend desselben Tages beehrte er den ihm vom Adel gegebenen Ball mit seiner Gegenwart. Alles, was eine Provinzialstadt an Pracht und Luxus zur Verzierung des Aeußern und Innern ihres Ballhauses nur aufzubieten vermag, war hier herbeigeschafft worden. Die Anfahrt vor dem Hause war brillant erleuchtet. Die Namenszüge Ihrer Majestäten und des Thronfolgers brannten in einem großen Transparentgemälde, zu dessen beiden Seiten zwei Cascaden im Strahlenfeuer rieselten. Der Großfürst wurde bei der Ankunft von den ersten Personen der Stadt an der Treppe empfangen; unterdessen trugen Musiker das so allgemein beliebte, erst jüngst in's Russische übertragene Nationallied God save the king vor. Die ganze Treppe war mit Teppichen und grünem Tuche bedeckt. An den Seiten waren seltene Fruchtbäume und eine verschwenderische Blumenpracht angebracht, die aus großen Spiegeln herrlich wiederstrahlte. Im Ballsall, an dessen Eingang die vornehmsten Damen ihn empfingen, nahm er an mehreren Tänzen Theil. Rührend sprachen sich die Gefühle der Volksliebe für den Prinzen in dem Moment aus, als er um Mitternacht den Ballsaal verließ. Der schön erleuchtete, von vier Straßen durchschnittene Plaz war mit zahllosen Volksschaaren bedeckt, die seiner hier harrten. Kaum wurden sie ihn ansichtig, als sie in die gewohnten Symptome der russischen Volksliebe, in ein mehrmaliges enthusiastisches Hurrahrufen ausbrachen. So wie sich der Wagen in Bewegung sezte, thaten es auch die Tausende, ihn bis zum Schlosse verfolgend. Am folgenden Morgen verließ der Großfürst die Stadt, bedachte aber noch zuvor durch eine milde Spende von 5000 Rubeln die Armen; eine gleiche Gabe hatte er ihnen auch in Nowgorod nachgelassen.“ — Einige Meilen jenseits Twer betrat der Großfürst eine Bauerhütte und verlangte hier eine Kohlsuppe. Sie wird ihm gereicht, aber schlecht und ohne Fleisch angerichtet. Er fragt den Bauern nach der Ursache seiner so großen Armuth und Verlassenheit — er war noch ehelos — gibt ihm eine Note von hundert Rubeln, und vernehmend, er sey auch im Rückstande mit seinen Steuern, noch eine zweite von fünfzig Rubeln. „Heirathest du und dir wird ein Sohn geboren,“ rief ihm dabei der Großfürst zu, „so bin ich Taufpathe und du nennst ihn Alexander.“

Die Akademie der Wissenschaften rüstet für diesen Sommer eine viermonatliche Expedition nach den Küsten Lapplands und Nowaja-Semlas aus, die bis jezt in naturwissenschaftlicher Beziehung noch gar nicht untersucht sind. Sie erhält dazu vom Kaiser ein kleines Kriegsfahrzeug, das ein geschickter Marineoffizier, der schon früher die Ostseite der Insel Nowaja-Semla geometrisch aufgenommen und vermessen hat, führen wird. Der Zweck dieser Expedition ist, eine möglichst vollständige Sammlung der hyperboräischen Flora sowohl Lapplands, als Nowaja-Semlas zu machen, nächstdem physikalische Beobachtungen anzustellen. Im Juli geht sie aus dem Hafen von Archangel ab; unser Akademiker Beer will sich ihr anschließen. Er hofft an der Küste Lapplands einige noch unbekannte Arten Schaalthiere und Fische zu entdecken, auch, wenn sich ihm der Zufall dazu günstig erweist, die Zergliederung eines Wallfisches vorzunehmen, welche Thiere hier bisweilen an's Ufer geworfen werden. — Brunis geniales Produkt, der Schlangenregen, dessen einige unserer Blätter schon rühmlichst erwähnt haben, ist aus Rom glücklich hier angelangt. Noch ist es nicht ausgepackt und erfordert zur Ausstellung einige Zeit. — Der russische Künstler Haberzettel, Pensionär des Kaisers in Rom, ehemaliger Schüler unserer Akademie der Künste, zieht gegenwärtig durch seine talentvollen Arbeiten die Aufmerksamkeit der Kunstwelt auf sich. Ein früheres Bild von ihm nach Raphael, das die Akademie besizt, erwarb ihm schon großen Ruf. Auf Befehl des Kaisers hat er nun noch ein zweites Meisterwerk, die Copie der Abnahme vom Kreuze, von Daniel da Volterra, beendigt. Diese schwierige Arbeit, die bei dem schlechten Zustande des berühmten Originals, das der Zahn der Zeit hart verlezte, fast unmöglich schien, ist ihm vollkommen gelungen, und gibt neben dem früher genannten Tableau unläugbare Beweise von seiner großen Geschicklichkeit. Haberzettel gedenkt in Kurzem noch zwei große neue Gemälde von eigener Composition in Rom aufzustellen. Beide sind fast vollendet; das eine davon ist für die Kapelle der Akademie der Künste bestimmt.

B***g.

Beilage: Kunstblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 52.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 29. Juni 1837.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunstwissenschaftlichen Inhalts aus den Gemäldesammlungen von Berlin und Dresden.

Zwölfter Brief.

(Correggio. Forts.)

Folge mir nun, l. F., vor das zweite (leider durch Palmaroli's Restauration sehr beschädigte) Bild, den h. Sebastian. Hier entwickelt sich Correggio's Eigenthümlichkeit schon freier, und greller treten die Neuerungen hervor. Die Aufgabe immer noch die alte, Madonna in trono (hier auf einem von Wolken), Heilige umher. Aber wie verändert die Scene! — Gehen wir noch einmal zurück in die Frühzeit dieser Darstellung. Woher dort der feierliche Ernst derselben, die Würde und Einfachheit der Anordnung des Styls? Es galt, die Andächtigen daran zu erinnern, daß der allmächtige Gott die Gestalt eines Kindes angenommen, das auf die Verwendung heiliger Männer und Frauen, die Last der Sünde, den Fluch der Verdammniß von ihnen nehmen und sie begnadigen werde. Ein solcher Gedanke forderte größte Deutlichkeit und somit höchste Einfachheit; daher diese gemessene Anordnung in den alten Bildern, daher das Typische (also immer und allgemein Verständliche) in Bewegung, Charakteristik und allem Verwandten; daher dieser deutliche Zusammenhang der Linien, der klare Gegensatz der Massen — kurz das Plastische; daher endlich die größere Gleichgültigkeit gegen Wirkung von Licht und Farbe. — Zwar den Gedanken nicht, aber das Bewußtseyn davon sehen wir allmählig verschwinden, und somit die Form, in der er sich aussprach, erstarren oder sich verwandeln. Für Correggio war der Gedanke nicht da und die Form todt. Wo sie ihm also geboten wird, haucht er sie mit seinem Lebensodem an, und wir sahen die ernsten Heiligen der Vorzeit schon dem Jüngling bei seinem ersten, fast schüchternen Rufe zu neuen Entzückungen folgen. Haben sie diese einmal gekostet, so kehren sie nicht mehr zurück zum Genusse des Weihrauchs und zur Glorie des geweihten Lampenlichts; sie haben kein Evangelium mehr zu predigen, als das der Freude, der Lust, und dazu bedarf es keiner gemessenen Sprache, keiner ruhigen, klaren Darstellung — aus den verworrensten Tönen hört man sie heraus — und nur fern von allem Feierlichen kann sie ungestört sich äußern. Ist da nun noch eine durchgeführte Linie, eine Völligkeit der Form nothwendig, ja am Ort? Nein. Schon die schwimmenden Kinder im ersten Bilde gaben die Richtung an. Aber ein neues Element erscheint, das Element der Freude: das Licht bricht an. War aber im Franciscus der Sonnenglanz noch in der Ferne des Himmels und der Landschaft, und traf nur Wiederschein die Seligen vor uns, so strahlt nun Madonna selbst in der Glorie des Himmellichts, ja sie erscheint selbst als Sonne, in deren Glanzstrahlen die Engels-Wolken-Köpfchen um sie sich baden, und die, als Regenbogenfarben, in den Engeln und Heiligen umher sich brechen. Wie lacht dieser neue Himmel uns an mit seiner heiteren Königin, die mit ihrem herrlichen Knaben, wie Titania auf Wolken daherfliegt! Wie lachend tanzen die Engel umher, und reiten auf Wolken und stürzen sich wie Schaumwellen des Wasserfalls in die Tiefe! Wie haben Rochus und Sebastian so ganz alle Schmerzen brennender Wunden vergessen, daß sie lächelnd stimmen in diesen Tumult der Lust! Und hat man in diesem nur Zeit, nach Zusammenhang, Anmuth, Vollendung der Linien zu fragen? Und thut man's, wird es die Kraft des Bildes schwächen, wenn wir die Verbindung der Linien häufig verloren sehen, Engel mit einem Bein, das oft noch einmal durchschnitten ist, kurz, wachsende Formlosigkeit? — Nein, alles dies gehört zu Correggio und kann nur erst bis zum Extrem getrieben oder nachgeahmt, entgegengesetzte Wirkung haben. Aber noch immer ist die Sonne im Steigen und unser Meister etwa drei und zwanzig Jahr alt.

In dieser Zeit berief ihn Donna Giovanna von Piacenza, das Refectorium ihres Klosters (S. Paolo zu Parma)

mit Fresken auszumalen. Ich sprach oben von dem kirchlich-religiösen Bewußtseyn zu Correggio's Zeit, nämlich vom Mangel desselben. Wem irgend das Gesagte unglaublich erscheint, der darf nur in's Refectorium des Nonnenklosters S. Paolo zu Parma treten und sehen, was die Hand Correggio's den frommen Schwestern zur Erbauung für Bilder aufgestellt: Zur Laubgrotte wölbt sich der Saal, Diana mit einem Schwarm von Liebesgöttern zieht vorüber; Juno ist nackt am Himmel aufgehenkt; Grazien, Parzen und was sonst für Heilige des Homerischen Himmels, strahlend vom Glanze sinnlicher Lust, schmücken die verschiedenen Räume. Bei vollkommener Herrschaft über alles Technische der Kunst, mit der Fähigkeit, sich nach allen Seiten ungehindert, mit größter Leichtigkeit zu bewegen, getragen von dem ebenmäßig zur Reife gekommenen Geist sinnlichen Entzückens, ist es kein Wunder, wenn Correggio nun mit einer Macht an die Sinne schlägt, die, wo sie nicht schwer erregliche oder gelähmte trifft, nicht mehr durch eine andere verdrängt wird, wie sie denn auch ihn selbst jezt fast ausschließlich belebt. Aus jenem Geiste sind die Leda, die Jo in Berlin und die Danae in der Gallerie Borghese in Rom, drei Bilder, in denen jene Lust, von der Friedrich der Große an Voltaire schrieb, daß sie die einzig ohne Reflexion und Relation wahre sey, aufs Ueberschwenglichste ausgehaucht ist, und die reizende Sünderin Magdalena in Dresden, geboren. Nur dem Correggio, diesem „gründlich gebornen Heiden" (wie Goethe den Winckelmann nennt), konnte es gelingen, die verborgenen Freuden der Liebe ans Licht der Kunst zu ziehen, ohne ihren Zauber ihnen zu nehmen, da er's ja in seiner Gewalt hatte, das Licht, das er bis zum Sonnenglanz gesteigert, zur geheimnißvollen Dämmerung zu brechen. So hatte Gemüth und Sinnesart unvermerkt seinen Genius seinem höchsten Triumphe entgegengeführt, und wie er früher mit Freude und Licht uns gewann, so fesselt uns nun der Zauber seines Helldunkels, des Lichts in der Finsterniß.

Ich kann mir die Wirkung dieser neuen Kunst auf die Zeitgenossen nicht groß genug vorstellen, obschon ich gern der Erzählung glaube, daß ihr Erfinder viel Feinde und Neider gehabt habe, Unverständige, die der neue Glanz blendete. — Und indem ich dies denke, stehe ich vor dem vierten größeren Bild der hiesigen Sammlung, der Nacht. Ich erinnere mich recht wohl, daß Ludwig Tieck einmal vor diesem Bilde die Worte des Johannes wiederholte: „Und das Licht schien in die Finsterniß, aber die Finsternisse begriffen's nicht." Lange habe ich diese Worte mit mir herumgetragen; es schien mir die Anwendung so klar, die Absicht so unverkennbar und doch war mir's, als entschlüpfte mir immer des Correggio Geist, wenn ich ihn in die Tiefe christlicher Mystik tauchen wollte, und ich hätte unten — meine leere Hand. So wenig im christlichen Sinne ist die Conception des Bildes, daß es die Christlichseligen, denen das Verständniß eröffnet ist, die Armen am Geiste, die Hirten, gerade als die hinstellt, die das Licht nicht begreifen und davon geblendet werden. Wohl aber führte der in Correggio wirkende Kunsttrieb, der das Helldunkel erfand, ihn zu den Quellen desselben, zu seiner einfachsten und somit stärksten Erscheinung hinauf, und er ergriff mit Freuden die Gelegenheit, die ihm die Aufgabe der Geburt Christi bot, recht eigentlich einmal das Helle im Dunkeln darzustellen, das Licht in die Finsterniß scheinen zu lassen. Mögen des Johannes Worte ihm dabei vor der Seele gestanden haben, — gewiß hat er sie nicht im evangelischen, sondern in seinem Sinne angewendet und wir können uns, ohne seinem Genius Gewalt anzuthun, recht wohl vorstellen, daß er bei den geblendeten und grinsenden Hirten an Leute gedacht habe, die weder das neue Licht der Kunst, noch das in ihm Fleisch gewordene Wort verstanden.

So oft ich vor dieses göttliche Bild trete, erfaßt mich tiefe Wehmuth und mir ist's, als rief' es mir zu: „Ach! ich gehöre nicht hierher, nicht in eine Gallerie! Wie kann die lautlose Sprache der Nacht mitten im Gewirre und Getöse des Tags verstanden werden; baut mir eine stille Zelle und ich will mit euch reden!"

Immer mehr zeigt sich beim Correggio, daß, was Anfangs nur Mittel war, die Darstellung zu beleben und zu verschönen, alle Kräfte an sich reißt und selbst Zweck wird: was um so eher möglich war, da in den meisten Fällen der Sachinhalt der Aufgabe für ihn und seine Zeit etwas ganz Gleichgültiges geworden. Seinem Charakter nach kann er aber nicht auf einer erstiegenen Stufe stehen bleiben, sich nicht mit einem Grade des Ausdrucks begnügen. Wie Kinder, denen man nach ruhigem Spiel ein lautes erlaubt, nach immer lauteren verlangen und nur im Toben zulezt noch wirklich froh sind, wie bei Großen der Walzer die Menuet, jenen die Galoppade verdrängte, so sehen wir Correggio im Ausdruck seiner Freude, seiner Lust sich von Bild zu Bild steigern; bald reichen die gewöhnlichen und natürlichen Bewegungen nicht mehr aus; die Scheu vor Wiederholung treibt ihn bis zur Umkehrung, und die ursprünglich noch gemäßigte Weltlichkeit muß im gradausgesprochenen Gegensaz gegen die Kirche, im klaren Heidenthum sich endigen.

Treten wir unter die Kuppel von S. Giovanni in Parma, von ihm al fresco ausgemalt mit der Krönung Mariä, wahrscheinlich bald nach der Götterlust bei den Nonnen von S. Paolo. Warum sollte er die Cassinensischen Väter karger behandeln, als die Paulinischen Schwestern, warum sollte er ihnen nicht auch eine Freude gönnen für die Stunden ihrer Langenweile unter der

Hora? warum sollte die beglückende Lust des heidnischen Himmels nicht auch in den christlichen dringen oder, wenn das unmöglich, warum sollte nicht Alles in jenem Wohnung machen? Wie dem auch sey, über die Engel in S. Giovanni ist eine Heiterkeit ausgegossen, die wenig an den Altardienst unter ihnen erinnert, und die den wiederkehrenden Festtag im Himmel (eben die Krönung) feiern wie Menschen auf Erden, die beim Kirmeßschmaus und Tanz auch nicht mehr daran denken, daß der Tag der Kirch=Weihe gewidmet ist. Auch Christus, Maria und Johannes können die alte, gewohnte, feierliche Stimmung nicht festhalten. Hat sich doch Maria ganz andern Dingen zugekehrt, als dem Zweck des Tages. Sizt sie nicht mit dem Rücken gegen Christus, und wendet sich nur eben für den Moment, daß ihr Christus wieder einmal die Krone aufsezt, nach ihm um, mit einer Bewegung, die schon ihrer Unbequemlichkeit wegen schnell vorübergehen muß. Johannes ist noch derselbe, den wir auf dem Bilde des heiligen Franz sahen; aber längst ist das lezte Andenken an den ehemaligen Prophetenernst von der Stirne gewischt; die Wunden der Heiligen sind geschlossen und die Chöre der Seligen rufen Evoe!

Wenn einst, als in die sinkenden Tempel der alten Götter der neue Cultus zog und sie stürzte, diese darin unter fremden Namen den alten Dienst sich erhielten, wenn Apollo durch die Krone von den Nägeln des Kreuzes durch Constantin sich zum Christus verwandelte, wenn Isis und Horus die Gestalt liehen für die Gottesmutter mit dem Kind, so konnte, wenn das neue Leben erstarrte oder erstarb, der Geist der alten Götter wieder in die todten Körper fahren und sie nach ihrer Weise regieren. Diesen Rückfall des kirchlich=religiösen Lebens in Italien ins Heidenthum bildlich zu offenbaren, war Correggio berufen. Mit immer steigendem Uebermuth, getragen vom Reichthum seiner Phantasie, sicher durch die Mittel der Kunst, über die er spielend gebot, löscht er den lezten Schimmer der überlieferten Heiligkeit aus, stellt den alten Naturdienst wieder her und erfüllt somit den Kreislauf der Mythe; wie ich's oben beim Raffael schon andeutete, daß über die Sixtina hinaus keine christliche Madonna mehr möglich sey.

Von diesem Standpunkt aus nun sind der heilige Hieronymus in Parma und der heil. Georg in Dresden zu betrachten. Ueber die Fresken der Domkuppel wage ich nicht mich bestimmt auszusprechen, da ich sie unglücklicher Weise nicht bei günstiger, d. h. bei fast gar keiner Beleuchtung gesehen und eine kirchliche Feierlichkeit die Wiederkehr verbot. Jene beiden Gemälde nun tragen so unverkennbare Züge des Heidenthums, daß man eher an einen Bacchus= oder Venusdienst, als an Christum und seine Heiligen denken kann. Mit dem Kind läßt sich unter diesen Umständen wenig mehr anfangen, als mit jedem andern, man läßt es spielen. So weist es beim Hieronymus auf das Buch des wunderlichen, einem Satyr mehr als einem Heiligen ähnlichen Alten, das ein Engel ihm nicht rasch genug umblättern kann; so greift es beim Georg nach dem Modell der dargereichten Kirche, wie ein Kind nach Nürnberger Spielwaare.

Aber die Jungfrau, die vollblühende, an allen Reizen schwellende, gestattet andere Beziehungen. Bleiben wir bei dem Dresdener Bilde. Wie wohlgelitten erscheint der freundliche Alte, der mit dem Kinde sich abgibt; der Blick der Huld, doch ohne Theilname, trifft den Mann von mittleren Jahren im Mönchsgewand, der mit abgelebten, lächelnden Gesichtzügen, ironisch auf die Gemeinde zeigt; Johannes mit süß=leckerer Miene, gebehrdet sich wie ein junger Faun, macht uns auf die neue Gottheit aufmerksam, nach uns gewendet, wie Georg, in dessen ganzem kräftigen und rüstigen Wesen sich das Uebergewicht über die Andern und die Sicherheit des Besitzes ausspricht, der Mars in Vergleich mit Adonis und Vulkan. Auch spielen die herrlichen Buben am Fuß des Altars mit Waffen und Trophäen von ihm und gehören ihm an.

Dahin mußte Correggio auf dem von ihm betretenen Wege kommen, daß man sich vor einem Bilde, das den Altar einer christlich=katholischen Kirche schmückte, des lezten Restes christlicher Vorstellung entäußern muß, um die Schönheit desselben ungetrübt auf sich wirken zu lassen. Daß eine solche Entfernung von der alten Kunst und deren Lebensprincip im Allgemeinen, auch von einer gänzlichen Lossagung des Formellen begleitet seyn, daß auch hier die Verschiedenheit immer greller hervortreten mußte, war natürlich, und so darf es denn nicht verwundern, so wenig Sinn für Einfachheit der Linie und Zusammenhang der Form zulezt mehr zu finden, daß Johannes wie ein gebrochener und gedrehter Stab da steht und im ganzen Bilde kein volles Gewand mehr vorkommt, ja daß vier dreieckige Zipfel vom Johannes herabhängen.

Dennoch ist das Bild ein lebendiges und stimmt ein in den Lobgesang seines Meisters, dieses in sich zur vollendetsten Harmonie gekommenen Genius. Auch über dieses Bild ist Schönheit in vollem Maße ausgeschüttet; es ist mit so vielen Reizen der Lebensfrische, des Genußglücks, der Anmuth und des Scherzes, mit so viel Zauber des Lichts und der Farbe geschmückt, daß es in der That den vollen Blumen= und Fruchtschnüren gleicht, die die ganze Scene bekränzen.

(Der Beschluß folgt.)

Nachrichten vom April.

Mosaik.

Venedig, 30. März. Im Laufe des nächsten Sommers wird ein kolossales Mosaikgemälde, das ehedem die Chornische der alten Kirche St. Ciprians auf Murano schmückte und von dem Kronprinzen von Preußen gekauft worden ist, nach Deutschland geschickt werden. Zwei junge venetianische Künstler haben das außerordentlich schwierige Geschäft der Abnahme des Mosaiks, so wie der Herstellung eines Gerüstes zur unveränderten neuen Aufstellung an irgend einem beliebigen Orte, auf eine Weise vollendet, die jeder Anerkennung würdig ist.

Alterthümer und Ausgrabungen.

Kertsch. Im December v. J. entdeckte der Director des hiesigen Museums in dem 4 Sasch. hohen sogenannten Königsgrabhügel, dessen Aufgrabung im J. 1824 begann, große Mauern, die vielleicht den Eingang zum Grabe bilden. In einem andern dieser Hügel bei Bulganak ist ein kleines viereckiges Grab entdeckt worden, worin man eine Urne mit rothen Figuren auf schwarzem Grund fand, eine Bacchantin darstellend, die mit dem Finger den Kopf eines vor ihr knienden Fauns berührt. Im Hintergrunde steht ein Faun und vor ihm sizt Bacchus. Ueber dieser Gruppe befindet sich ein Genius. In dieser Urne fand man verbrannte Knochen und eine an den Enden mit Löwenköpfen verzierte goldene Kette. Neben diesem Grabe ist ein anderes, worin man goldene Ohrringe von sehr plumper Arbeit, gläserne, aus verschiedenen sinnbildlichen Figuren bestehende Armbänder und eine Lampe in Form eines Hundes fand, worauf das Wort Καρπος, wahrscheinlich der Name des Künstlers, steht.

Alexandrien, 4. März. Die Gesellschaft zur Untersuchung der Pyramiden hat sich aufgelöst, und Hr. Caviglia wird nun die Arbeiten, so weit sie gediehen, bekannt machen.

Athen. Beim Graben des Grundes für ein Haus, das Dr. Treiber und Hr. Origone kürzlich in der Nähe des Theseustempels bauen ließen, fand man die Ueberreste einer Mauer und ein Stück von dem Gesimse einer Säule dorischer Ordnung. Der Aufseher der Alterthümer, Hr. Pittakis, ließ, mit Erlaubniß der Eigenthümer, weitere Nachgrabungen anstellen, und man fand einen Kopf von guter Arbeit, dessen Haarwuchs die Periode der römischen Herrschaft andeutet; ferner ein Piedestal mit drei Worten einer Inschrift, einen sehr schönen Frauenkopf und noch einen Kopf, der einer Statue des Nerva anzugehören scheint. Die Mauer gehörte wahrscheinlich zu einem zu Ehren eines römischen Kaisers errichteten Monumente, das, nach der Form der Buchstaben zu urtheilen, 200 Jahre vor Christi Geburt erbaut worden zu seyn scheint.

Neapel, 15. März. Bei dem lezten Cholerafalle in Salerno, dem Tode einer Nonne, die nicht im geweihten Orte der Kirche beigesezt, sondern für die ein eignes Grab gegraben wurde, stieß man auf einen antiken Marmor, nämlich eine ganz erhaltene schöne Statue des jugendlichen Bacchus.

Rom, 16. März. Die Ausgrabungen bei Vulci sind in diesem Jahre nicht ergiebig gewesen, und man möchte glauben, daß der dortige Boden erschöpft sey. Der Prinz Borghese hat bei dem alten Gabii Nachgrabungen anstellen lassen, wo man in der Nähe des dortigen Tempels Fragmente von Figuren und Gebäuden gefunden hat. Bedeutender sind die in lezter Zeit dort entdeckten Mosaikfußböden mit lebensgroßen Figuren, welche Pferde halten und Peitschen in den Händen haben. Ueber jeder dieser Figuren ist der Name angebracht. Auch bei Tivoli hat der Fürst nachgraben lassen; doch sind, außer einigen Inschriften, die Ergebnisse sehr unbedeutend.

Bologna. Aus der Buchdruckerei Nobili u. Comp. ging gegen Ende Februars der Katalog einer Sammlung äthiopisch-ägyptischer Alterthümer hervor, welche von Dr. Joseph Ferlini an Ort und Stelle angelegt wurde und wohl die vorzüglichste ihrer Art ist. Dem Kataloge geht eine Andeutung über die von Dr. Ferlini in Nubien unternommenen Ausgrabungen vorher, worin jener unternehmende Archäolog kurz über seine Reise bis zu den Quellflüssen des Nils berichtet und die günstigen Verhältnisse erläutert, unter welchen er in den Besiz seiner alterthümlichen Schäze gelangte, und sich so lange in Meroe, der uralten Residenz Nubiens, aufhalten konnte.

Paris. Vor ungefähr hundert Jahren fand man in den Ruinen der Stadt Pergamus in Cilicien eine große antike, mit Sculpturen bedeckte Vase aus weißem Marmor; der Sultan Amurat schenkte sie der Familie Kara-Osman-Oglu, die sie in dem großen Saale eines öffentlichen Bades aufstellen ließ, wo sie als Becken für kaltes Wasser diente, während andere ähnliche, jedoch nicht mit Sculpturen verzierte Vasen in die Moschee der heiligen Sophia nach Constantinopel kamen. Jene in Pergamus gebliebene sah Choiseul-Gouffier und ließ sie abbilden, konnte aber, ungeachtet bedeutender Anerbietungen, die Erlaubniß, sie fortschaffen zu lassen, nicht erhalten. Der bekannte Reisende, Hr. Charles Texier, fand 1835 die Vase noch auf ihrer Stelle in Pergamus und unverlezt. Da er von dem Minister des Innern ermächtigt worden war, über deren Ankauf zu unterhandeln, bat er bei seiner Rückkehr nach Constantinopel den Sultan um die Verwilligung, die Vase von der Stadt Pergamus erkaufen zu dürfen. Der Großherr aber verweigerte dies und machte die Vase der französischen Regierung zum Geschenk. Nach einem Briefe des Hrn. Texier ist sie bereits am 9. Februar aus Pergamus weg und am 11. zu Schiff gebracht worden.

London. Der Oxford Harald berichtet, daß Sir Th. Reid, der englische Consul in Tunis, bedeutende Ausgrabungen in den Ruinen von Carthago veranstaltet und bereits eine Anzahl schöner korinthischer Säulen mit glatten Schäften und sehr gut erhaltenen Capitälern, wahrscheinlich zum Jupitertempel gehörend, auch einen kolossalen Jupiterskopf und eine kleine Hand der Ceres, die ein Füllhorn hält, aufgefunden habe.

New-York, 1. März. Das Morning Chronicle theilt, nach einer zu Chicago, im Staate Michigan, erscheinenden Zeitung genaue Nachrichten über die im fernen Westen Nordamerika's unlängst aufgefundenen Ruinen einer großen halbverschütteten Stadt mit. Dieselben liegen in dem Bezirk von Jefferson, westlich von Milwauckie, am Westufer des westlichen Armes des kleinen Rockriver, unter 42° 30′ nördl. Br. und 12° 50′ w. L. von Washington. Die ganz aus Mauersteinen bestehenden Ruinen haben, nebst der Citadelle, mehrere englische Meilen Umfang, und über deren Urheber sind unter der gegenwärtigen wilden Bevölkerung, bei denen die Stadt Azalar heißt, nur unbestimmte Sagen zu ermitteln.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 155.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 30. Juni 1837.

I know not well, what they are; but precise villains they are, that I am sure of.

Shakespeare.

Die Londoner Stockbörse.

(Beschluß.)

Nach der ängstlichen Prüfung, welcher, den Statuten gemäß, der Lebenswandel eines Candidaten in moralischer und politischer Beziehung vor seiner Aufnahme unterworfen werden soll, kann man nicht anders vermuthen, als daß die Mitglieder der Stockbörse eine Elite der sittlichsten, ehrlichsten Menschen seyen. Durch eine nähere Bekanntschaft mit dieser Elite wird man vollkommen enttäuscht. Bedenkt man ferner den stets respektabeln, oft fürchterlichen Ernst der hier abgeschlossenen Geschäfte, weiß man, daß der Umsatz eines einzigen Tags bisweilen die Summe von zehn Millionen Pfund Sterling erreicht, daß hier im Laufe weniger Stunden oft ein großes Vermögen gewonnen, ein großes verloren wird, daß mancher Spekulant Morgens reich eintritt und Mittags als ein Bettler weggeht, so läßt von den Anwesenden sich gewiß nichts Anderes erwarten als ein gesetztes, der Wichtigkeit ihrer Verhandlungen angemessenes Betragen. Ein zweiter gewaltiger Fehlschuß. Die Kehlenanstrengung des Sängers und seines Echo, das Gesumme mehrerer hundert im Gespräch begriffener Personen, die durchschallenden Worte: Consols, French, Spanish, und wie alle bekannten Staatsschulden merkantilisch abgekürzt werden, ein ganzes Lexikon voll Exclamationen der Freude und des Schmerzes — dies Alles findet man begreiflich; aber darauf ist man nicht gefaßt, die Mehrzahl der Anwesenden gleich einer Rotte aus der Schule kommender, ganz vorzüglich unartiger Jungen sich tummeln zu sehen. Jeder erdenkliche, oft recht grobe Schabernack geht hier im Schwange. Eine besonders beliebte Gemüthsergötzlichkeit besteht darin, sich gegenseitig die Hüte entweder von den Köpfen oder über die Köpfe bis über die Augen, noch besser, bis über die Nase hereinzuschlagen. Leztere Kunstfertigkeit heißt in der Stockbörsensprache: eclipsing, verfinstern. Fällt der Hut bloß über die Augen, ist es eine theilweise, fällt er bis über die Nase, ist es eine gänzliche Finsterniß — partial or total eclipse. Das Wegschlagen der Hüte von den Köpfen heißt: bonneting, Mützenziehen. Doch ist diese Manipulation nicht sowohl ein Schlagen als vielmehr ein kunstgemäßes Berühren — a touch. Der Zeige- und Mittelfinger werden naß gemacht und an den obern Rand des Hutes gelegt, der seinen Tanz aufführen soll; der erste Druck lüftet ihn, der zweite, unmittelbar folgende, sendet ihn dreißig und vierzig Schritte weit durch die Luft. Es gibt Individuen, die in diesem liebenswürdigen Scherzspiele eine wahrhaft bewundernswerthe Geschicklichkeit besitzen. Ein anderes Spiel der Art reißt Stöcke und Regenschirme aus den Händen und läßt sie lustig emporwirbeln. Demnächst sind die Herren der Stockbörse — gentlemen of the Stockexchange pflegen

sie sich zu nennen — sehr gewandte Freunde der edeln Beschäftigung, einander papierne Haarbeutel anzuhängen und die Rücken unversehens mit allegorischen Figuren in Kreide zu bemalen. Andere wissen auf das Ergötzlichste zu miauen, zu krähen, zu quicken, und die Nachahmung ist bisweilen so täuschend, als wäre die Stockbörse der zoologische Garten in Regentspark. Wer jedoch die Herren des Vereins in der vollen Glorie ihrer spaßhaften Ausgelassenheit sehen will, der muß auf irgend eine Weise sich am 5ten November Zutritt verschaffen. Bekanntlich ist dies der Tag, an welchem im Jahr 1605 eine religiöse Verschwörung Jakob I. von England nebst sämmtlichen Mitgliedern des Hauses der Lords und der Gemeinen durch eine ungeheure Pulvermasse in die Luft sprengen wollte; ein Plan, der erst am Vorabend seiner Ausführung entdeckt, und in dessen Folge der vielbesprochene Eid der Treue — oath of allegiance — eingesezt wurde, durch welchen Jeder, der ein geistliches, später auch Jeder, der ein weltliches Amt erhalten wollte, der geistlichen Oberherrschaft des Pabstes entsagen mußte, was mittelbar alle Katholiken von der Anwartschaft auf Aemter ausschloß, und ein Tag, der erst seit zwei oder drei Jahren angefangen hat, in den Straßen Londons durch minder zahlreiche lächerliche Aufzüge begangen zu werden. An diesem Tage nun füllen viele Herren der Stockbörse ihre Taschen mit Schwärmern und anderm Feuerwerke, das sie unter eigenem schallenden Gelächter und unter den kurzweiligsten Capriolen der Beworfenen und Erschreckten losbrennen. Der Spektakel dieses Tags ist so groß, daß in der Regel weniger Geschäfte gemacht als Hüte eingeschlagen und Röcke zerrissen werden.

Sich als Fremder Zutritt zu der Stockbörse zu verschaffen, ist weder an diesem glorreichen 5ten November noch an jedem andern Tage besonders schwer, obschon stets ein bedenkliches Wagniß. Wiewohl nämlich das Lokal keineswegs dem Publikum offen steht, so macht es doch das immerwährende Ab- und Zuströmen der Mitglieder dem Thürsteher geradezu unmöglich, jeden Fremden auszuscheiden und zurückzuweisen. Im Schub ist daher das Innere der Börse, auch ohne besondere Unverschämtheit, ganz sicher zu erreichen; man jubilire aber ja nicht über den glücklichen Erfolg. Wie in deutschen Residenzen jeder Fremde augenblicklich dafür erkannt und beäugelt zu werden pflegt, so auf der Stockbörse, und kaum hat ein Mitglied den Eingedrungenen wahrgenommen, so stellt es sich neben ihn, legt ihm freundschaftlich die Hand auf die Schulter und schreit aus vollem Halse: fourteen hundred, vierzehn hundert. Das ist ein Feldgeschrei, dessen Urheber sofort die Augen aller Anwesenden zufliegen. Im nächsten Momente ist der Fremde umringt und hat wahrscheinlich eine derbe Faust seinen Hut ihm über die Nase gezwungen; wie ein Kreisel wird er gedreht, wie ein Ball von Hand zu Hand geworfen, und ehe er die über ihn gebrachte totale Finsterniß zu zerreißen vermag, befindet er sich vermuthlich vor dem Börsengebäude, vielleicht um einen Rockschoß ärmer, ganz gewiß um einige unangenehme Empfindungen reicher. Ein Fremder kann nur dann erwarten, unangetastet zu bleiben, wenn ein Macedonier, d. h. ein Mitglied von pecuniärem Nachdruck, ihn am Arm einführt und am Arm behält. Ein einziges Mal Loslassen beraubt ihn seiner Sicherheit, und nichts kann ihn dann vor dem schützen, was man den „Hundeschlag" nennt. Wenn diese Behandlung der Fremden die geistige Kultur der Herren der Stockbörse gehörig bezeichnet, so scheint mir ein noch stärkerer Beweis ihrer Geistesarmuth darin zu liegen, daß in einer Zeit, wo je der zehnte Mensch schriftstellert, die englische Literaturgeschichte nur einen einzigen Autor kennt, der Mitglied der Stockbörse gewesen ist, ich meine den verstorbenen, durch sein Werk über Staatsökonomie, in England wenigstens, hochberühmten David Ricardo. Und sollte etwa die Strenge, mit welcher die Herren ihr Heiligthum bewachen, unter Anderm daher rühren, weil sie keine Zeichnung dortiger Charaktere gedruckt zu sehen wünschen? — Wer weiß! Und ist es der Fall, hätten sie etwa Unrecht?

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Was nun die Ausführung dieses Bildes betrifft, so können Sie sich dieselbe gar nicht vortrefflich genug denken. Die Zeichnung ist von einer Korrektheit, Strenge und zugleich Zartheit, wie man sie bei hiesigen Künstlern fast nie antrifft. Vielleicht war das für Scheffer ein Grund, etwas — wenn der Ausdruck nicht zu hart wäre — mit der Zeichnung zu kokettiren; die Conturen sind ungewöhnlich scharf und bestimmt gezeichnet (auf dem Schlachtbilde für Versailles noch weit mehr als auf diesem). Die Malerei kommt der Vortrefflichkeit der Zeichnung gleich, und ist von einer gleichfalls hier sehr seltenen zarten Ausführung und Vollendung: man sieht, das ganze Bild ist bis in die kleinsten Theile mit Liebe gearbeitet und vollendet — es ist fertig. Der Ausdruck der Figuren ist schön, edel und charakteristisch, Christus ist eine herrliche Gestalt, und tiefsinnig-schön und bedeutungsvoll erblickt man an seiner Hand das noch blutende Nägelmahl. Er hat die Schmerzen der Mißhandlung selber an seinem göttlichen Leibe erduldet, darum ist ihm das Leiden nicht fremd. Was die andern Gestalten betrifft, so herrscht namentlich in den weiblichen Physiognomien zu Christi Rechten allzuviel Aehnlichkeit; es ist fast nur ein und dasselbe Gesicht, das mehr oder minder modificirt auch in den Gestalten zu des Heilands Linken wieder zu erkennen ist. (Auch in den andern Bildern Scheffers im Salon, namentlich „Rahels

Gebet," nach Quinets Ahasverus, ist wieder dieselbe Physiognomie und zwar mehrfach wiederholt). — Uebrigens hat sich Scheffers Technik auf eine höchst merkwürdige Weise zu ihrem Vortheil geändert; sein Bild mit den suliotischen Weibern, das im Luxemburg ist, zeigt eine so hingeworfene, selbst vernachlässigte Zeichnung, in der Malerei etwas so Wildes und selbst Skizzenhaftes, daß man, wenn man das Bild des diesjährigen Salons damit vergleicht, von Achtung vor dem ernsten Streben des Künstlers durchdrungen wird, der, obwohl schon bekannt und berühmt, keineswegs still steht, sondern rastlos weiter schreitet. — Die beiden kleinern Bilder Scheffers im Salon sind nicht bedeutend; in dem einen, „Rahels Gebet," ist manches Hübsche, doch auch eine etwas gesuchte Lieblichkeit, und das andere, „des Mädchens Klage," nach Schiller, kann man kaum mittelmäßig nennen.

Es könnte scheinen, als ob ich gegen den Geist, der sich in jenem christlichen Bilde Scheffers manifestirt, ungerecht gewesen sey. Sie haben ja aber nur meine subjektive Ansicht, kein objektives Urtheil verlangt, und die habe ich denn ohne Arrière-pensée gegeben. Um Sie aber in den Stand zu setzen, dieses Bild auch aus einem andern Gesichtspunkte als dem meinigen zu betrachten, will ich Ihnen schließlich die Kritik eines hiesigen Blattes mittheilen, wobei ich noch bemerke, daß dieselbe das allgemeine Urtheil des Publikums ausgesprochen hat, soweit man nach Uebereinstimmung der Journale und sonstiger Aeußerungen schließen kann, daß Scheffer also wohl mit sich und dem Succeß seines Bildes zufrieden seyn darf; denn er hat ja mit seinem Werke eigentlich Alles erlangt, was ein Künstler zu erreichen hoffen kann, nämlich Wirkung und Beifall bei dem Volk, in welchem er lebt, für das er also seine Werke schafft. Jene Kritik lautet folgendermaßen:

„A. Scheffer steht ohne Widerspruch an der Spitze der Schule, welche in der religiösen Kunst die Philosophie dem Glauben substituirt, und sein „Jesus in der Mitte der Betrübten" ist davon das mächtigste Symbol. — Herr Scheffer hat nicht ein Ereigniß aus dem Leben Christi in Handlung gesezt, sondern eines seiner Worte: „Ich bin gekommen, um zu heilen die, welche gebrochenen Herzens sind, und um Befreiung anzukündigen den Gefangenen." Damit diese Allegorie zugleich religiös und philosophisch sey, damit sie auf eine poetische Weise jene Quelle von Tröstungen anzeige, welche die Religion den Betrübten öffnet, mußte sie ausgedehnt werden hinaus über den beschränkten Gesichtspunkt des Andächtigen, hinaus über das Dogma und die Tradition, mußte sie versezt werden in das größere Feld der Geschichte und der Humanität. Das hat Scheffer gethan. Sein Christus ist inmitten aller Schmerzen, der allgemeinsten, der tiefsten, der heiligsten. Auf der einen Seite eine junge Mutter weinend über ihr todtes Kind, wie Rahel in der heiligen Schrift, die nicht getröstet seyn wollte: „et noluit consolari," neben ihr der verkannte, mißhandelte Dichter Torquato Tasso, den sein Lorbeer, dem schönen antiken Glauben zuwider, nicht vor dem Blitze geschüzt hat, und dessen Genius mit Wahnsinn geschlagen ward durch die Ruthe des Unglücks. Auf der andern Seite ein Grieche, lange Zeit das Emblem nationaler Sklaverei, ein Neger, mit Ketten belastet, das Emblem persönlicher Sklaverei, ein Pole, von Wunden durchbohrt, Emblem eines ganzen Volkes, das in einem ungeheuren Morde umkommt (qui périt dans un vaste assassinat), ohne daß die andern Völker es schützen oder rächen. Neben diesen beiden Gruppen Greise, welche das Alter zu Boden drückt, Arbeiter, gekrümmt unter der Ermüdung, diese andern Embleme des Elends der Natur und der Gesellschaft. In ihrer Mitte, im Centrum dieser Gruppe von Leiden, dieses Concerts von Klagen, thront Christus geduldig und resignirt. Sein Antlitz trägt das unaussprechliche Gepräge des Mitleidens, der Güte, der Liebe, seine ausgestreckten Hände wollen diese gebrochenen Herzen heilen und diese Gefangenen befreien. Aber warum diese noch frische Wunde, die seine Hand durchschneidet? warum dieser Blutfleck auf dem Gewande, das seine Brust bedeckt? O das ist ein großer und heiliger Gedanke! Auch er, er hat erfahren die Ungerechtigkeit und Barbarei der Menschen: er ist verkannt, zurückgestoßen worden, überhäuft mit Hohn, zerrissen von Qualen, bis auf die Hefe hat er den Kelch der Bitterkeit getrunken; deßhalb ist er so gut, so milde (tendre), so mitleidig; weil er das Unglück empfunden hat, hat er Mitleiden mit demselben, tröstet er, verzeiht, anstatt sich zu rächen, und gibt Wohlthat für Beleidigung zurück. So vereinigen sich in dem Rahmen dieser mächtigen Composition (dans l'heureux cadre de cette composition puissante) das süßeste Versprechen der Religion und die schönste Vorschrift der Philosophie."

(Schluß des vierten Briefs.)

Bei der Waldkapelle

am Schliersee (im bayerischen Hochlande).

Im altergrauen Gotteshaus
Am Berge ich in Andacht knie;
Dann tret' ich durch das Pförtlein aus:
Ich betete so fromm noch nie.

Nicht Kreuz und Muttergottesbild,
Noch Kerz' und Altar seh' ich hier:
In Weihrauchwolken tief gehüllt,
Den Gott, den Gott seh' ich vor mir!

Die schöne, ewig junge Welt!
Ich seh' das Thal, ich seh' die Höh;
Durch alter Zweige grünes Zelt,
Wie silbert doch der klare See!

So wohl und weh, ich faß' es kaum,
So still, so still wird mir das Herz.
Es liegt vor mir wie Friedenstraum,
In mir wie süßer, inn'ger Schmerz:

Was nie gefunden, stets ersehnt,
Mir oft den Sinn erhellt, getrübt
Das stille Glück, das Jeder wähnt,
Und Keiner findet, Keiner gibt.

Wißt ihr, was Schmerz, was Wonne heißt?
Nur thränenfeucht glänzt uns das Glück;
In Wehmuth spiegelt sich ja meist
Das Nieerstrebte nur zurück.

Emma v. Nindorf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juni.

Reformen der geselligen Verhältnisse. Landleben.

Das jezt in hiesiger Stadt allgemein erwachte Interesse für Kunst scheint von jungem Datum zu seyn, obgleich einzelne Familien schon seit längerer Zeit einen Schaz von Gemälden zusammengehalten haben. Troz der alten Verbindung mit Holland, troz der Wohlhabenheit hatte und hat die Kunst hier in einer freien Stadt mit eigenen Hindernissen zu kämpfen; namentlich hat hier das Leben für Dichtkunst und bildende Kunst wenig anregende Seiten; die Sitten, der Menschenschlag begünstigten dieselben wenig, und ein historischer Grund, eine Tradition fehlte. Erst seit den lezten zwanzig Jahren ist es nach und nach Sitte, mitunter vielleicht Mode geworden, sich mehr für diese Gegenstände zu interessiren, und viele reiche Familien, sich aus dem Handel zurückziehend, fangen an, sie unter die comfortabeln Genüsse zu zählen. Der neue Jungfernstieg ist der Hauptsiz dieser Classe. Leider ist die daran stoßende Esplanade zum Theil verunglückt durch die allen Bauenden auferlegte Verpflichtung, in gleicher Höhe und ein Haus hart an das andere zu bauen. Der Wind rächt sich für solche Aussperrung von den Seiten durch einen heftigen Zug die Straße entlang, und es ist noch die Frage, ob jene Regelmäßigkeit mehr schloß- oder kasernenartig ist. Manche dieser neuen Gebäude sind für eine Geselligkeit eingerichtet, welche erst im Werden ist. Früher drehte diese sich vorzüglich um Diners, indeß wurde auch viel, wohl mehr als jezt, getanzt; die Tafeln waren zum Brechen voll, die Speisen aber weniger fein als jezt. Ein Hauptluxus waren die Brillanten. Nun wird immer mehr auf Liebhabertheatern theils deutsch, theils französisch gespielt, auch Tableaux aufgeführt; besonders aber sind die immer mehr Sitte werdenden glänzenden Polterabende (die Vorabende der Hochzeitfeier) eine Veranlassung zu Maskenzügen, welche doch immer eine gewisse Beziehung haben, komische Züge und Anspielungen zur Anschauung bringen. Auf diese Weise sind die Lokale, welche früher für groß galten, zu enge geworden, und wer ein Fest geben will, hat noch für mehr, als für Essen und Trinken zu sorgen. In einigem Zusammenhang mit diesen Erscheinungen stehen die seit kaum zehn Jahren mehr Sitte werdenden Reisen nach Italien; wohl aus keiner Stadt des nördlichen Deutschlands wallen so viele Familien nach der Stadt St. Peters und St. Januars. Die Ungunst des hiesigen Clima's macht es Manchen wohl auch zur Pflicht; dort werden dann oft Kunstgegenstände zum Andenken gekauft. Freilich kommen nur selten hiesige Schiffe nach Rom und Neapel, um sie mitzunehmen, obgleich seit der Occupation Algiers diese Verbindungen im Zunehmen sind. Die Besorgung über Marseille ist immer noch die beste. Als ein solches Reiseresultat birgt ein Landgut bei Altona den köstlichen Schaz der drei Grazien von Thorwaldsen. Bei all dem haben auch die glänzenderen Feste noch das Gepräge des Familienlebens. — Der Sinn für das Landleben, und zwar für ein ganzes, welches dem Theater und ähnlichen Stadtgenüssen entsagt, deßhalb von dem Berlinischen z. B. sehr verschieden ist, gehört auch zum Charakter der Hamburger. Die Männer, welche den Tag über in der Stadt zubringen, kommen meist Abends auf das Landhaus zur Familie; denn es dürfte nicht leicht eine Stadt bei so vieler Wohlhabenheit so wenige Leute zählen, welche nichts thun. Nur die Senatoren haben einige Tage in der Woche auf dem Lande ungestört zu verleben. Obgleich in der Stadt selbst noch kein Omnibus besteht, so gehen doch mehrere regelmäßig auf's Land. Die Thorsperre, früher, das heißt bis vor wenigen Jahren, mit einer sonst in Deutschland unbekannten Strenge geübt, ist nun vernünftiger regulirt, und wohl nicht zum Nachtheil der Einnahmen. Nach Mitternacht kostet ein Wagen immerhin noch einige Mark. Die Landgüter, welche allerhöchstens und nur an der Elbe hinunter eine Meile vom Mittelpunkt der Stadt abliegen, haben sich seit dem Abzug Davousts neu gestaltet. Damals waren die Bäume auf Kanonenschußweite von den Wällen alle abgehauen, außer an der Elbe hinunter, wo neutrales Gebiet war und jezt herrlicher Baumschlag ist; nur eine einzige Allee von den vielen aus den frühern Zeiten steht noch in St. Georg; auch sie war vor nicht Langem bedroht, englisirt zu werden: quod non fecerunt barbari, fecerunt etc. Die Schattenlosigkeit war damals so groß auf den rasirten Ländereien, daß an den meisten Landhäusern aus jener Zeit ein Schuzdach gegen die Sonne, eine Halle oder Nische, kurz etwas sich findet, was den Schatten der Bäume einigermaßen ersezen konnte. Früher nahmen die Hamburger Anstand, auf fremdem Gebiet sich anzubauen; nun aber haben sie gelernt, daß ihre Häuser auch dort feststehen. Die Abgaben sind freilich auf dänischem Boden schwerer. Die Gegend gegen Wandsbeck hin soll damals frequenter gewesen seyn; das dortige Schloß selbst war der gewöhnliche Siz der Schimmelmannschen Familie. Am dichtesten mit Landhäusern besezt ist jezt die Westseite der großen, äußern Alster, so dicht, daß man sie kaum noch Landhäuser nennen kann, sondern mehr eine Vorstadt. Dort hinaus steht die Hagedornsbuche. Die schönsten Landgüter aber sind jenseits Altona's auf dem hohen Ufer der Elbe, mit sehr schönen Blicken auf den, besonders auch durch die Dampfschifffahrt belebten Strom, bis nach Blankenese hin. Zu den schönsten gehören der Baurische Garten, wo das Entree jährlich eine schöne Summe für die Armen des benachbarten Dorfes abwirft, und der von Baron Vogt angelegte Park in Flottbeck, wo einige riesige Bäume an amerikanische Vegetation erinnern. Treibhäuser finden sich auf sehr vielen Landgütern, und der überseeische Verkehr wird von Manchen sehr gut auch dafür benuzt. Blumen sind ein Hauptluxus, auch der ärmern Classen, wie dies den Fremden aufzufallen pflegt, ein Luxus, welchen jede Familie nach ihren Mitteln sich erlaubt.

E. v.

Auflösung des Räthsels in Nr. 150.

Die Flamme.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 66 u. Monatsreg. Juni.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 66. Freitag, 30. Juni 1837.

Naturkunde.

17) Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche. Ein Versuch von K. E. A. v. Hoff. 1ster bis 3ter Theil. Gotha, Perthes, 1822—34.

Die Veranlassung zur Ausarbeitung dieses ausgezeichneten Werkes war eine Preisaufgabe der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen, die eine gründliche und umfassende Untersuchung über die Veränderungen der Erdoberfläche, welche in der Geschichte sich nachweisen lassen, und die Anwendung, welche man von ihrer Kunde bei Erforschung der Erdrevolutionen, die außer dem Gebiete der Geschichte liegen, machen kann, verlangte. Der Verfasser löste diese Aufgabe so sehr zur Zufriedenheit der genannten Gesellschaft, daß ihm der ausgesetzte Preis zu Theil wurde. Bedenkt man, wie wenig Vorarbeiten der Verfasser zu benutzen hatte, so kann man ihm das Zeugniß nicht versagen, daß er sich durch die umfassende Bearbeitung jenes für die Geologie und Geographie wichtigen Gegenstandes ein großes Verdienst erworben hat. Der erste Band enthält außer der Einleitung die Veränderungen zwischen Land und Meer, der zweite eine Geschichte der Vulkane und Erdbeben, und der dritte die übrigen, das trockne Land und die Inseln treffenden Veränderungen, ferner die aus diesen Untersuchungen sich ergebenden geologischen Resultate und zahlreiche Zusätze zu den zwei ersten Bänden.

Die interessanten Resultate des Werks sind kürzlich folgende. I. Im ersten Theil beweist der Verf. durch Zusammenstellung unzähliger Thatsachen; daß bisher „weder ein allmähliges und fortdauerndes Sinken, noch ein solches Steigen des allgemeinen Meeresspiegels angenommen werden kann; und daß die Erscheinungen, welche man durch eine von diesen Ursachen erklären zu können geglaubt hat, auf ganz anderen Gründen beruhen. Wir glauben auch: daß man sich leicht überzeugen werde, wie ein merkbares Steigen oder Sinken des allgemeinen Meeresspiegels von den allgemeinsten und sichtbarsten Folgen auf alle niedrigen Meeresküsten begleitet seyn müßte, so daß man, wenn Eines von Beiden wirklich einträte, gar nicht nöthig haben würde, die Beweise davon an einzelnen Orten hie und da zusammenzusuchen, sondern daß sie überall auf eine unverkennbare Weise und so sehr in die Augen fallen müßten, daß die ganze Küstengeographie der lezten zweitausend Jahre dadurch umgestaltet worden seyn würde.“

Dagegen gesteht der Verfasser, daß das Abnehmen des Meers von unten her, sofern beständig durch eine ungeheure Menge todter Schaalthiere auf dem Meeresboden neue feste Lagen gebildet werden, und doch die Oberfläche des Meeres dadurch nicht angeschwellt und ausgedehnt werde, noch ein großes Räthsel der physischen Erdkunde sey. „Vielleicht führt die merkwürdige Vertheilung der Wassermasse auf dem Erdballe zu einer Erklärung dieses Phänomens. Bekanntlich ist die südliche Halbkugel der Erde viel tiefer im Wasser eingetaucht als die nördliche. Der wahre Grund dieser Vertheilung des Wassers ist noch unerforscht. Daß aber diese Vertheilung mit der Lage des Schwerpunktes der Erde in einer genauen Verbindung stehen muß, liegt in der Natur der Sache. — Mit mathematischer Zuverlässigkeit aber kann und muß man annehmen, daß die geringste Veränderung, welche in der bestehenden Vertheilung des Flüssigen und Festen auf der Erdkugel vorgeht, eine wenn auch noch so geringe Einwirkung auf die Lage des Schwerpunktes der Kugel äußern muß. Wie also, wenn die Anhäufung der vom festen Lande abgerissenen und in das Becken des Oceans versenkten Theile, von den Gegenden der Erdkugel her, in welchen die große Masse des festen Landes mit ihren Gebirgen hervorragt, und die in den Meeren von geringerer Tiefe lebende organische Welt, mit jeder Erhöhung des Meeresbodens nur die Wassermasse mehr und mehr nach dem Theile der Kugel drängten, in welchem die Eine Ursache der Erhöhung des Meerbodens ganz mangelt, und die Andere vielleicht in einem weit geringern Grade wirksam ist? Wie, wenn die hiernach modificirt werdende Wölbung des allgemeinen die Kugel umgebenden Wasserspiegels den Grund enthielte: warum man gerade an den Küsten desjenigen Theils des festen Landes, der uns seit einem paar Jahrtausenden bekannt ist, das zu erwartende Steigen dieses Spiegels noch nicht hat wahrnehmen können? — Die ungleiche Vertheilung des Wassers auf dem Erdballe; das Hervorragen des bei weitem größern Theiles des Trocknen in der nördlichen Halbkugel, und die fast gänzliche Ueberschwemmung der südlichen bis auf eine noch nicht ergründete, aber wohl die Höhe der höchsten Gebirge übertreffende Tiefe, ist eine Erscheinung, welche von jeher allen Beobachtern aufgefallen ist. Sie muß einen physischen Grund haben, denn in allen diesen Erscheinungen ist nichts zufällig, nichts gleichgültig. Man hat der Gestalt der Erdtheile eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt und zu erklären gesucht, wie es gekommen seyn möge, daß diese sich nach der Südseite zu fast in lauter Spitzen endigen. Man hat diese Gestalt dem fluthenden Wasser zuschreiben mögen, und angenommen: es müsse in der Urzeit eine große Fluth in der Richtung von Süden nach Norden über die Erde gegangen seyn, und die Erdtheile in der Form ausgewaschen haben, in welcher sie sich jezt darstellen. Wenn eine Fluth zu dieser Bildung gewirkt hat, wie allerdings sich aus der Analogie der Thalbildung schließen läßt; so will es uns scheinen, daß sie auch hier auf ähnliche Weise wie die Thalbildung erfolgt seyn werde; denn die großen Erdtheile, in ihrem Verhältnisse zum Weltmeere betrachtet, zeigen sich in der That so wie große Gebirgszüge in ihren Verhältnissen zu den Thälern und Ebenen. Daher würde, unsers Bedünkens, die Ausbildung der Gestalt der ersteren und ihrer spitz zulaufenden südlichen Enden einer von Norden nach Süden und nicht umgekehrt gerichteten Fluth zugeschrieben werden müssen. Zu dieser Ansicht scheint nun allerdings auch die Wahrnehmung der in der südlichen Halbkugel angehäuften größten Menge des Wassers zu stimmen, und in ihr ist vielleicht eine Fortdauer des allmähligen Nachzugs jedes sich in der nördlichen Halbkugel ergebenden Uebermaßes von Flüssigem gegründet, wodurch dann ein Steigen des Meeresspiegels in dieser verhindert werden könnte, oder doch nur höchst langsam erfolgen dürfte.“

II. In Bezug auf die Vulkane ist das Endresultat der äußerst gründlichen Forschung folgendes: „Man sieht hieraus, daß es fast keine Weltgegend gibt, nach welcher nicht irgend einer der Vulkanzüge der Erde seine Richtung nähme, und daß in jeder der Halbkugeln der Erde, man theile dieselbe nach welcher Richtung man wolle, und auch in jeder bekannten Zone sich solche Züge finden. Daher dürfte es — so lange man wenigstens nicht andere als die hier angegebenen Richtungen der Züge durch genügende Beobachtungen zu bestimmen vermag — sehr schwer, wo nicht unmöglich seyn, ein allgemeines Gesetz für die Richtung der Vulkanlinien auf der Erdoberfläche anzugeben. Ein Gesetz dieser Art, welches auf die astronomische Eintheilung der Erdoberfläche einige Beziehung hätte, und auf kosmische Einwirkungen deuten könnte, läßt sich am allerwenigsten auffinden. Aber auch ein aus dem Erdmagnetismus abgeleitetes Gesetz scheint nicht vorhanden zu seyn. — Ein Resultat allenfalls, welches uns aus dem Verhalten der Vulkanlinien auf dem Erdballe hervorzugehen scheint, ist eine große Aehnlichkeit desselben mit dem Verhalten derjenigen Art von Erzgängen in den Gebirgen, welche als Spalten in den festen Gebirgsmassen angesehen werden dürfen. Auch die Vulkanlinien verhalten sich wie solche Spalten, die durch eine eigenthümliche Kraft in linearer, aber darum nicht immer in weitererstreckter, geradliniger Richtung hervorgebracht worden zu seyn scheinen. — Eben so aber verhalten sich auch die Züge der Urgebirge selbst. Daher liegt die Vermuthung in der That sehr nahe, daß die

mit den Vulkanzügen in so inniger Verbindung stehenden, die Erdoberfläche in linearen Richtungen durchziehenden Urgebirgsketten Erhebungen seyn können, von dem allgemeinen Erdvulkanismus in der Zeit seiner größten Thätigkeit hervorgebracht. — Noch dringt unwillkürlich sich der Gedanke auf, daß die größeren Metallniederlagen der oberen Erdrinde in einer genauen Verbindung mit den Wirkungen des alten Erdvulkanismus stehen. Ehemals war es zwar gleichsam ein geognostisches Dogma, daß vulkanische Berge keine Erzniederlagen enthielten. Freilich ein Aetna, ein Vesuv, die ihre Umgegenden auf viele Meilen weit mit halb oder ganz verglasten Substanzen überschütten, zeigen keine Niederlagen der verbrennlichen Metallstoffe. Aber denjenigen hohen Gebirgsketten, welche von allen oben von uns herausgehobenen Merkmalen des alten Erdvulkanismus begleitet sind, folgen auch die ausgezeichnetsten Erzniederlagen in Gängen und in jeder andern Gestalt. Gerade die, wo jene Merkmale am kenntlichsten und auffallendsten erscheinen — gerade diese Gebirgsketten enthalten die reichsten Metallschätze. Der Altai, die Karpathen, das böhmische und sächsische Erzgebirge, die Gebirge von Dauphiné und von Spanien, die Cordilleras de los Andes und die Gebirge von Mexiko geben glänzende Beweise für diesen Satz. Darf man diese Gebirgsketten für Erzeugnisse des durch Oxydation des Erdkernes an seiner Oberfläche erregten alten Erdvulkanismus ansehen, wie er einst in seiner größten Kraft, aber nicht durch partielle Entzündungen und Ausbrüche aus einzelnen Schlöthen, wirkte; so wird man die Erhaltung der dem Kerne entrissenen metallischen Stoffe in den Spalten und Zwischenräumen der gehobenen Gebirgsmassen vielleicht denkbar finden, und nicht im Widerspruche damit, daß dieselben Stoffe in den partiellen Schmelzungsprocessen unserer jezt noch thätigen Vulkane zerstört oder verflüchtiget werden.“

III. Damit hängt überhaupt die geognostische Grundansicht des Verfassers zusammen: „Die Erdbeben, die das Mittel sind, den festen Boden zu erheben und zu versenken, äußern ihre Wirkung — sobald diese überhaupt auf größere Landstriche ausgedehnt ist — immer in linearer Richtung durch dieselben; ja, man kann auf der Erdoberfläche gewisse zwar in ihren einzelnen Theilen mehr oder weniger gebogene, aber im Ganzen einer Hauptrichtung folgende Linien nachweisen, auf denen die Erdbeben lange Zeiträume hindurch sich mehr oder weniger oft wiederholen. Auch die Vulkane, in denen dieselben Kräfte, welche die Erdbeben hervorbringen, nur auf eine etwas andere Weise als bei diesen wirken, liegen auf der Erdoberfläche in gewisse Reihen oder Linien geordnet, die in vielen Gegenden mit den Linien der Erdbeben zusammenfallen. Selbst die meisten der von Herrn v. Buch so genannten Centralvulkane liegen in solchen Reihen. Aber eben so folgen die vornehmsten, ja die allermeisten Höhenzüge auf der Erdoberfläche, die größten wie die kleinsten Gebirgsketten, gewissen, zwar auch in ihren einzelnen Theilen mehr oder weniger gebogenen, doch immer im Ganzen eine Hauptrichtung beibehaltenden Linien, und bilden langgestreckte, verhältnißmäßig schmale Rücken und Körper. — Diese Verhältnisse insgesammt beweisen wohl sehr deutlich, daß sie durch Erhebung des festen Bodens nach bestimmten Richtungen, wie wir dergleichen noch jezt wahrnehmen, hervorgebracht worden sind. Ganz vorzüglich aber wird diese Ansicht dadurch begründet, und das Wirken von Kräften aus dem Innern der Erde auf ihre Rinde dadurch bestätigt, daß die Massen, welche man zwischen den mit Versteinerungen angefüllten Felslagern, da wo diese auseinandergerissen sind, hervortreten sieht, selbst nicht aus solchen Versteinerungen enthaltenden Felsarten bestehen, sich auch überhaupt nicht als ehemalige Bodensätze des Meeres ankündigen, sondern, wesentlich verschieden von diesen und von allen auswässerigen Flüssigkeiten sich bildenden Niederschlägen, sich als mehr oder weniger vollkommen krystallinische und nicht geschichtete Felsmassen zeigen.“ Er vermuthet, die Erde sey einst ganz mit Wasser bedeckt gewesen, und eine Kraft, die mit der innern Wärme der Erde in Verbindung stehe, habe von unten her in vertikaler Richtung die Gebirge aufgeworfen, an die sich dann horizontal die spätern Erdschichten mit den Niederschlägen des Meeres angelegt hätten; und beides, jene vulkanische und diese neptunische Wirksamkeit sey sehr langsam und ohne gewaltsame Katastrophen erfolgt. „Fassen wir alle diese Wahrnehmungen zusammen, die sowohl die Ueberlieferung als die Beobachtung der Natur darbieten; so glauben wir die Ansicht festhalten zu dürfen, daß zu Hervorbringung der größten Veränderungen auf der Erdoberfläche, die sich auf derselben von dem Zeitpunkte an ereignet haben, da der Planet überhaupt zu Aufnahme organischen Lebens geeignet war, es keiner ungeheueren, die jetzigen höchsten Berge übersteigenden Wasserhülle, keines Verlaufens derselben in große unterirdische Höhlen, keiner Meere von Säuren zu schneller Auflösung der Erden, keiner allgemeinen und plötzlichen, über die ganze Oberfläche verbreiteten Katastrophen, weder durch Feuer noch durch Wasser bewirkt, keiner Veränderung der Lage der Erdaxe, und keiner Zerstörung der ganzen organischen Schöpfung bedurft hat; sondern daß alle von uns wahrnehmbaren und wahrgenommenen, oder auf den Grund richtiger Naturbeobachtung vermutheten Veränderungen auf der Erdoberfläche, nur durch die fortschreitende, im Ganzen

zwar allmählich vor sich gehende, doch dann und wann, und hie und da auch schneller und auffallender sich offenbarende Wirkung der uns aus der Erfahrung bekannt gewordenen Kräfte der Natur, im Laufe großer, sehr großer Zeiträume hervorgebracht worden sind. — Ferner, daß das Ziel der Muthmaßungen, zu welchem alle diese Wahrnehmungen uns leiten, die Annahme einer ehemals allgemeinen oder doch weit mehr als jezt ausgebreiteten Wasserbedeckung der Erdoberfläche ist; und daß zu Erklärung einiger Erscheinungen, die durch diese Vorstellung allein noch nicht genügend aufgeklärt zu seyn scheinen, man höchstens die Hypothese von einer ehemals größern eigenthümlichen Wärme des Erdballes, und von seiner langsam fortgeschrittenen Abkühlung zu Hülfe nehmen mag. Weiter hinauf in die Geschichte des Erdballes vermögen, bis jezt wenigstens, weder Ueberlieferung noch Naturbeobachtung den Weg zu zeigen."

18) Der heutigen Physik Widerlegung durch Folgerung aus Sinneswahrnehmungen, in Bezug auf Luftdruck, Elementarkräfte und Bewegung. Ein neues System, von R. Tschiffely. Aachen, Kaatzer, 1835.

Die Theorie vom Luftdruck scheint dem Verf. ein unbegreiflicher Unsinn zu seyn, so daß er sich nicht genug verwundern kann, wie dieselbe so lange selbst von scharf denkenden Physikern festgehalten werden konnte. Er fragt: „Widerspricht das Gefühl z. B. nicht geradezu dem fabelhaften Drucke der 35,461⅓ Pfund, welchen die Luft auf den 16 Quadratfuß messenden menschlichen Körper in der Meeresfläche ausüben soll; welcher Druck aber, in Folge der Theorie, auf dem Gipfel hoher Berge um mehr als die Hälfte abnimmt; und das alles, ohne daß der Patient irgend etwas vom Druck gewahre? Die gewöhnliche Erklärung dieses allerunbegreiflichsten der Phänomene beweist weiter nichts als die absolute Unmöglichkeit seiner Existenz: dieser fürchterliche Druck würde nämlich unbemerkt auf den Körper wirken, weil die eingeschlossene Luft von innen dem äußern Drucke das Gleichgewicht hält. Aber diese innere Luft, wenn der Körper für dieselbe undurchdringlich ist, was die Luftpumpe beweiset, müßte nothwendig sich gegen die innern Theile mit gleicher Macht stützen, als diejenige besizt, welcher sie das Gleichgewicht hält, also würden die festen, zwischen dem Drucke und Gegendrucke gepreßten Körpertheile nicht weniger zerquetscht."

Alle Phänomene, die man bisher auf den Luftdruck erklärte, leitet er nunmehr aus dem horror vacui, aus der Anziehungskraft in der Leere her. Unter den zahlreichen Beweisen für diese Behauptung wählen wir den anschaulichsten aus, der vom Barometer (S. 65) hergenommen ist: „Das Quecksilber, mit welchem eine oben verschlossene Röhre angefüllt ward, strebt durch sein Gewicht, unten auszulaufen. Aber eben dieses Streben unterwärts entwickelt eine Anziehung, die vermögend ist, wie gedacht, eine (ungefähr) 28 Zoll hohe Merkursäule zurück zu halten. So lange also die Metallhöhe nicht über 28 Zoll beträgt, wird kein Sinken, keine Leere im Rohr erfolgen; da sie nun dieses Maß bei Verfertigung der Barometer übersteigt, so sinkt der Merkur bis zu dieser bestimmten Normalhöhe, und begrenzt über sich einen, von aller wägbaren Materie befreiten Raum. — Das alles ist aber bloß mit einem festen Rohr zu erreichen möglich; denn das Gewicht würde in einem weichen, einem Darme z. B., bloß die Anziehung der innern Rohrwand gegen ihre eigenen Theile bis zu deren unmittelbaren Berührung erzeugen; die Flüssigkeit sänke, ihrem Streben gemäß, in den Behälter zurück. Da aber die Festigkeit des Glases der Anziehung widersteht, so wirkt diese leztere allein auf die bewegliche Metallsäule und erhält dieselbe auf ihrer Normalhöhe."

Auf dieselbe Weise erklärt der Verf. die Thätigkeit der Lungen, des Blasebalgs, das feste Zusammenhängen glatter Metallplatten, zwischen denen keine Luft mehr ist ꝛc. Er glaubt aber, daß nicht die Leere schlechthin die Anziehung bewirke, sondern daß sie die Folge der Erregung eines zu den Imponderabilien gehörigen uns verborgenen Stoffes seyn möchte (?).

Bade-Literatur.

Wanderungen im Schwarzwalde, insbesondere nach den Kurorten Teinach, Wildbad, Baden und durch das Murgthal nach Rippoldsau. In Briefen von A. Arnold. Reutlingen, Mäcken jun., 1837. 8. S. 180.

Eine recht lebendige und treue Schilderung der genannten Schwarzwaldbäder und ihrer Umgebungen, wobei nicht nur auf das Eigenthümliche der Bäder, das Gesellige und auf die Schönheit der Natur, sondern auch auf geschichtliche Erinnerungen und Sagen Rücksicht genommen ist. Das kleine Buch wird denen, die den Schwarzwald und seine schönen Bäder bereisen wollen, um so nützlicher seyn, als darüber (wenn man Baden ausnimmt) noch keine zahlreiche und besonders keine neue und neueste Literatur existirt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.